Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich Rthlr. 1. — oder fl. 1. 36 kr. rhein.

Erheiterungen.

Eine Hausbibliothek der Unterhaltung und Belehrung

für

Leser aller Stände.

Herausgegeben von Otfrid Mylius.

Neununddreißigster Jahrgang.

1867.

Erstes Heft.

Inhalt:

Stuttgart.
Verlag von Karl Müller & Comp.
1867.

Prospekt.

Erheiterungen.

Eine Hausbibliothek der Unterhaltung und Belehrung für Leser aller Stände.

Herausgegeben von **Otfrid Mylius.**

1867.

Monatlich 2 Hefte à 5 Bogen hoch Quart in Umschlag geheftet, zum Preise von 16 kr. oder 5 Sgr. pr. Heft.

Diese allgemein beliebte und weitverbreitete Zeitschrift, welche schon seit 38 Jahren besteht und entschieden zu den gelesensten belletristischen Blättern gehört, in keiner nur einigermaßen gutgeleiteten Lesegesellschaft und Leihbibliothek fehlt und hiedurch in Tausende von Händen gelangt, kehrt mit dem beginnenden neununddreißigsten Jahrgang wieder zu ihrer alten Gestalt und Erscheinungsweise zurück, nachdem der Versuch, sie im vorigen Jahr unter der Form einer illustrirten Zeitschrift in noch weitere Kreise zu bringen, an den Folgen der kriegerischen Ereignisse in Deutschland gescheitert hat. Wir werden der vieljährig erprobten Tendenz im Wesentlichen getreu bleiben, ohne uns jedoch gegen zweckmäßige Neuerungen und Verbesserungen des Inhalts zu sträuben, und wollen vor Allem die schwierige Aufgabe zu lösen suchen:

eine Zeitschrift zu seyn, welche das Gediegenste und Beste aller modernen Literaturen an ansprechender Unterhaltung und gemeinnütziger Belehrung in ansprechender Form, streng sittlichem Gehalte und billigem Preise liefert, mit Einem Worte: dem gesammten Leserkreise des gebildeten Mittelstandes eine vollständige Hausbibliothek frischer, spannender und fesselnder, aber auch ansprechender, lehrreicher Lektüre zu liefern.

Die „Erheiterungen" werden sich auch fürder wie bisher auszeichnen durch ihren entschieden deutschen Charakter, ihren streng taktvollen, anständigen und sittlichen, stets aber pikanten und spannenden Inhalt, welcher vorzugsweise besteht aus den

schönsten und spannendsten Erzählungen und Novellen meist deutscher Verfasser, aus interessanten Criminal- und Polizei-Geschichten, Reiseschilderungen und geographischen Charakterbildern; Jagd- und Reise-Abenteuern; Skizzen aus der Naturgeschichte und Völkerkunde; Biographieen von Zeitgenossen und verdienten Männern aus allen Lebenskreisen; aus lebendigen Schilderungen aus der deutschen Kultur- und Sittengeschichte; gemeinnützigen Aufsätzen unterhaltenden und belehrenden Inhalts aus allen Gebieten des Wissens, und aus pikanten Anekdoten und Charakterzügen aller Art.

Außer Beiträgen der bewährtesten deutschen Erzähler werden die Erheiterungen 1867 ihren Lesern vorführen

☛ die Fortsetzungen der Erzählungen: **Der Onkel in Amsterdam, Der Großfürst kommt!** und der Romane: **Das Testament von St. Helena** und **Die Weiße Frau**, vom Herausgeber, — und der Erzählung: **Sneewitchen** von Franz Elling, —

sowie nachstehende weitere werthvolle Beiträge:

Die Herrin van Lindharst; eine Familiengeschichte, und
Der König von Rom; Roman von **Otfrid Mylius.**
Romantische Geschichte des Mannheimer Schlosses.
Der Solitär, oder Cagliostro in Straßburg; historische Novelle.
Auf der Schnepf; Erinnerungen eines alten Hofjägers.
Das unterschobene Testament; der Wechselfälscher; der Reliquienschrein; drei Kriminalgeschichten aus den Aufzeichnungen eines Richters.
Der Californier; — Endlich doch; — Ein Quiproquo; drei Polizeigeschichten.

Die Ahnfrau von Dietrichseck; eine Gespenstergeschichte.
Der Page des großen Friedrich; historische Erzählung aus Preußens Vorzeit.
Der Günstling der Gräfin Lichtenau; hist. Erzählung aus der Zeit Friedrich Wilhelms II.
Eine deutsche eiserne Maske, oder das Geheimniß des Fürstensteins.
Der Zögling des alten Zieten; eine Husarengeschichte.
Die bayrischen Lustschlösser, romantisch geschildert.
Der letzte Kurfürst von Köln, Novelle.
Das Stift zu Einsiedel; aus Schwabens Vorzeit.

Das Bemühen der Redaktion wird auch ferner dahin gehen, den „Erheiterungen" jenen Charakter eines wirklichen Hausbuches für den Familienkreis des deutschen Mittelstandes zu bewahren, der ihnen schon seit einem Menschenalter so großen Beifall und Erfolg gesichert hat. An diesen Stand nun, sowie besonders auch an die Lesevereine in Stadt und Land, die Casinos, Ressourcen, Leihbibliotheken &c. wendet sich der heurige Jahrgang wieder mit der Bitte, ihm eine ehrliche Probe zu gestatten, und ihn einmal auf ein halbes Jahr im Hause einkehren zu lassen, weil er sicher ist, sich dann auf die Dauer lieb und werth zu machen. Im Uebrigen enthalten wir uns weiterer Anpreisung — es soll der Gehalt und Inhalt dieser Zeitschrift für sie werben und sprechen. Wo die „Erheiterungen" auch nur ein halbes Jahr lang in einem Hause gelesen wurden, da haben sie sich stets bleibende Gönner gewonnen.

Die Redaktion: **Otfrid Mylius.**

Zu Bestellungen empfehlen sich alle Buchhandlungen und Postämter. — Jeder neu eintretende Abonnent kann diejenigen früheren Jahrgänge, welche den Anfang der Romane und Erzählungen enthalten, wovon wir nun die Fortsetzung bringen, zu einem ermäßigten Preise beziehen. — Unbefugter Abdruck der in den Erheiterungen enthaltenen Erzählungen wird als Nachdruck gerichtlich verfolgt.

Stuttgart, im Dezember 1866.

Die Verlagshandlung: **Karl Müller & Comp.**

Erheiterungen.

Eine Hausbibliothek der Unterhaltung und Belehrung

für

Leser aller Stände.

Herausgegeben von Otfrid Mylius.

Neununddreißigster Jahrgang.

1867.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Jul. Kleeblatt & Comp.
1867.

Inhalts-Uebersicht.

I. Erzählungen und Novellen.

II. Länder- und Völkerkunde; Reisen.

III. Naturhistorisches; Technologisches.

IV. Biographisches; Literar- und Kulturhistorisches.

V. Abenteuer zu Wasser und zu Land zc.

Erheiterungen.

Eine Hausbibliothek der Unterhaltung und Belehrung

für

Leser aller Stände.

Herausgegeben von Otfrid Mylius.

Neununddreißigster Jahrgang.

1867.

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

1.

Der warme Sonnenschein eines milden Herbst-Nachmittags lag über einer der lieblichsten Landschaften Ober-Deutschlands, und lieh diesem Bilde von bewaldeten Bergen und breiten fruchtbaren Gründen jenen unbeschreiblichen Zauber von voller, satter, bunter Färbung und goldigem Hauch, wie ihm nur der Herbst vorzugsweise von allen Jahreszeiten über ein Gelände von wechselvollen gebrochenen Linien hinhauchen kann. Und gerade diese Gegend war ganz besonders malerisch und ergreifend schön, wenn der Herbst sein farbenreiches Gewand über die Vegetation, seinen duftigen Schleier über die Berge und Thäler, seinen weichen Sonnenschein auf die Hügel, seinen silbernen flimmernden Duft über das wellenförmige Gelände legte, das sich dort westwärts zwischen dem Gebirge und dem Strome hindehnte. Hier am Fuße der Berge, wo über den reichen Schmuck traubenschwerer Rebgelände Obstgärten an den steilen Halden empor laufen und an den bunten Laub- und dunklen Nadelwald stoßen, erhebt sich auf einer vorspringenden kleinen Hügelkuppe Schloß Lindhorst, ein massiger Bau des sechszehnten Jahrhunderts aus röthlichem Sandstein, von vier starken Thürmen flankirt, die aus den buntgefärbten Kronen stattlicher Nuß- und Kastanienbäume emporragen und jetzt, von der schon schrägestehenden Sonne beschienen, weit in das westwärts sich senkende Gelände niederschauen. Der Hügel fällt an der Nordseite ziemlich steil zu einem hübschen Thale ab, dessen Sohle ein klares rauschendes Bergwasser durchströmt, besäumt von Wiesen und Obstgärten. Dem Flüßchen entlang und dem Schooße des Thales zugekehrt, lag das Dörfchen Lindhorst zwischen Blumen und Obstgärten eingebettet mit seinen malerischen Gruppen zerstreuter Häuschen, welche in zwei langen gewundenen Straßenzeilen den Ufern des Flüßchens folgen. Rückwärts und östlich von dem Hügel, worauf das burgartige Schloß Lindhorst liegt, tritt aus dem waldbedeckten Gehäng der Berge noch ein kleiner Hügelsporn hervor, und trägt auf seinem Grat eine hübsche einsame kleine Kirche mit weißgetünchten Wänden und einem viereckigen Thurm mit schlanker Spitze. Ein stiller Friedhof umgibt das Kirchlein, beschattet von einigen Ulmen und Obstbäumen, unter denen am starkgeneigten Gehäng der Hügelseiten sich Reihen von schlichten Gräbern, theils überwuchert von hohem Gras und Unkraut, überragt von zerfallenen hölzernen Kreuzen, theils mit sorglich gehegtem Blumenschmuck hinziehen — ein friedliches idyllisches Bild von elegischer Stimmung, zumal zu dieser Jahreszeit, wo die Vögel schweigsam geworden sind und nur das melancholische Zirpen der Heimchen sich mit dem Säuseln und Flüstern der Espen- und anderen Blätter in den Baumkronen mengt.

Die Sonne wirft ihre schiefen Strahlen auf die Westseite der kleinen Kirche, und die trüben Scheiben der Spitzbogenfenster leuchten und glühen fernhin aus den weißen Wänden heraus, wie Edelsteine aus silberner Fassung. Das Schloß mit seinen Thürmen und Baumkronen wirft seinen Schatten in das schluchtartige Thal zwischen ihm und dem Kirchlein, doch nicht weit genug, um diesen in dasselbe Grau zu hüllen, wie die paar bäuerlichen Hütten, welche da drunten in der Thalschlucht feucht und versteckt liegen, und die ärmsten Leute des Dorfs beherbergen. Ein schmaler Pfad, wie für Ziegen geschaffen, führt von dem Obstgarten hinter Schloß Lindhorst, den Ein- und Ausbuchtungen der Hügelhänge folgend, in weiter Kurve um diese Schlucht, dicht am Waldrande und theilweise zu beiden Seiten gedeckt von dem Buschwerk von Feldahorn und Hollunder, wildem Schneeball, Maßholder und Schlehdornen, welche den Waldtrauf besäumen, theilweise versperrt von dem üppigen Gestrüpp der Brombeerenranken und Hundsrosen, welche die von den Wasserfurchen heruntergeschobenen Geröllhalden bedecken.

Drunten liegt das Dörfchen in lautlosem Frieden. Die Bewohner sind theils auf den Feldern, theils auf dem Wieslande, um Klee und Nachheu einzuholen, oder droben am Flüßchen mit dem Rösten und Brechen des Flachses und Hanfs beschäftigt. Da und dort arbeiten Familien auf ihren Aeckern, um die Kartoffeln einzuheimsen, und mittlerweile

steht das Gespann von Kühen mit dem Karren am Grabenrande und streckt die Hälse nach dem ewigen Klee und wilden Thymian aus, der an den Böschungen wächst. Auf den alten Poppeln am Ufer sammeln sich schreiend ungeheure Flüge von Staaren, um sich zum Wegzuge nach dem sonnigen Süden vorzubereiten. Flüge von Tauben kreisen über dem Gefild, und hoch oben in der Luft ziehen Krähen schreiend woldein zu ihrem Horste. Es ist eines jener ländlichen Bilder, welche das Gemüth in eine ansprechende gedankenvolle Träumerei versetzen, und eine Stimmung wecken, die gerade in ihrer Unklarheit einen gewissen Reiz auf den Müssigen übt.

Diese Wirkung ruft der Anblick und die ganze Erscheinung der Außenwelt unverkennbar auch bei einer stattlichen hochgewachsenen Dame hervor, welche wir in diesem Augenblick hinter den Büschen oberhalb der Thalschlucht auftauchen sehen, die den „Schloßberg" vom „Kirchbuckel" trennt. Ihr graublaues großes Auge blickt in wehmüthig träumerischem Sinnen in's Weite, und achtet nicht des milchweißen zarten kleinen Windspiels, das vor ihr her reviert und forschend in die Büsche und in den Schatten unter dem Brombeeren-Gestrüpp schaut. Ihr volles Antlitz mit regelmäßigen edlen Zügen hat etwas Trauerndes und Ernstes, das zu dem schwarzseidenen Gewande und der schwarzen Mantille von feinem Kaschmir mit breiten schwarzen Spitzen paßt. Ueber dem einfach gescheitelten dunklen Haar, durch welches sich bereits einige Silberfäden schlingen, trägt sie einen schwarzen gestickten Schleier haubenartig gebunden, dessen gezackter Saum hinten auf den schönen vollen weißen Nacken hinabfällt, während die beiden Enden unter dem starken Doppelkinn zusammen gebunden, auf die schöne Büste herunterfinken und das volle Oval des Gesichts so einrahmen, daß die Reinheit seines Teints dadurch noch mehr hervorgehoben wird. Die eine schön gemodelte und runde Hand hält die Enden der Mantille vor der Brust zusammen, die andere spielt unbewußt mit dem zusammengefalteten Sonnenschirmchen von perlgrauer Seide, dessen man sich hier im Waldschatten entschlagen kann. Ein unverkennbares Gepräge von Schönheit, Würde, Anmuth und Selbstgefühl liegt über der Erscheinung dieser Frau, welche trotz ihrer achtundvierzig Jahre noch immer hübsch ist und deren stattliche, trotz eines gewissen Embonpoints schön geformte ebenmäßige Gestalt und Haltung etwas Königliches hat.

Wer könnte zweifeln, wenn er gesehen, woher die Dame kommt, daß er die Herrin des Schlosses Lindhorst vor sich habe, die Gräfin Waal, die Wittwe des Mannes, welcher diese schöne Herrschaft besessen und nun dort auf dem Friedhof des Dorfes zu den Füßen jenes gothischen Denkmals von rothem Sandstein ruht, das sich unter den hohen Fenstern des Chors an der südlichen Mauer des Kirchleins erhebt und den Schatten seiner zierlich ausgemeißelten Fialen und Kreuzblume auf die erblindeten grünlichen Fensterscheiben wirft!?

Dieses Grab ist auch heute das Ziel der abendlichen Wanderung der Gräfin, wie es das gewöhnliche ihrer einsamen Spaziergänge ist. Aus dem grünen Schatten der Büsche herausgetreten, wandelt sie ruhigen, gemessenen Schrittes auf der Sommerseite des Pfades bis zu einem Pförtchen in der Kirchhofmauer, das noch ganz neu und ungebraucht ist und eigens für die Bewohner des Schlosses in die alte Mauer eingebrochen zu sein scheint, öffnet es mit dem mitgebrachten Schlüssel und tritt mit dem Windspiel in den stillen Todtengarten, wo nur das melancholische Zirpen der Heimchen das Echo der gewölbten Vorhalle der Kirche weckt.

Dort am Chor des Kirchleins wurzelt ihr Fuß vor dem Eisengitter, welches auf niedrigem Sockelgemäuer den breiten Denkstein von gothischem Style umschließt. Steinbröckel liegen noch umher und deuten mit dem frischen Goldglanz der vertieften Inschriften darauf hin, daß dieses Denkmal dankbarer Liebe und zärtlicher Pietät noch neu ist. Und der schräge goldene Sonnenschein strahlt voll auf den rothen Sandstein und gleißend und funkelnd glänzt die Inschrift:

„Hier ruhen in Gott:
Hans Detleff Graf Wool,
Erb- und Gerichtsherr von und auf Lindhorst,
königl. dänischer Kammerherr
und Erbmarschall,
geb. zu Roeskilde den 8. Februar 1800,
gestorben den 26. December 186—
Friede seiner Asche
und Ehre seinem edlen Andenken!"

Die Astern und Reseden leuchten und duften auf dem frisch aufgehäuften Grabhügel, Mooskränze mit Immortellen liegen auf den Ecken der Tuffstein-Einfassung, und ein bunter Taxusstrauch zeigt die röthliche Färbung seiner reifenden Beeren zwischen dem dunkelgrünen Nadelwerk. Alles verkündet, daß diese Stätte der dankbaren Verehrung noch spanneu ist, und daß der Besuch der trauernden Wittwe vorzugsweise den Zweck hat, sich von der Vollendung des Denkmals zu überzeugen.

Die Herrin von Lindhorst steht dem Grabdenkmal gegenüber, die Hände halb herabgesunken und vor dem Leibe gekreuzt, das Haupt auf die Brust gesenkt, Thränen in dem großen ausdrucksvollen Auge, die Züge weich von einer tiefen Wehmuth. Ein leises Schluchzen hebt ihre Brust, und dem gepreßten Herzen entsteigen mühsam verhaltene Seufzer. Die reiche, schöne, stolze Frau wird hier an dieser Stelle erschütternd ernst erinnert an die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge, denn der Gatte, welchen hier die kühle Erde deckt, war ihr Eins und Alles, ihr bester Freund, ihr treuester Beschützer auf dieser Erde. Jählings ihr entrissen, lebt er in seinem Bilde noch so sehr in ihrem Herzen fort, daß ihr die Welt mit all ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit trübe und kahl geworden ist, seit er an ihrer Seite fehlt, daß sogar der Anblick ihrer drei Kinder ihr nicht Trost genug geben kann für den Verlust dessen, der ihr so unendlich theuer, dem sie zu solch überwältigendem Danke verpflichtet

war. Und ehe sie sich selber dessen noch versieht, macht sich ihr wilder herber Schmerz, welchen mehr als acht Monate der Wittwenschaft noch nicht abgestumpft haben, in einem leidenschaftlichen Weinen Luft, und auf die niedrige Sockelmauer niederknieend, lehnt sie das Haupt mit dem in beide Hände verhüllten Antlitz auf das gothische Eisengeländer und läßt ihren Thränen ungehemmt den Lauf.

„Mein theurer, geliebter, unvergeßlicher Gemahl!" so denkt sie, oft halblaut unter diesem heftigen Weinen; „warum hat uns der Tod getrennt? Warum durfte ich Dir nicht folgen auf dem dunklen Pfad!... Was ist mir ohne Dich das Leben, dem nur Du Inhalt und Geltung gegeben hast, — das Leben das ich nur Dir verdanke? O mein geliebter Gatte, warum ruhe ich nicht ebenfalls hier neben Dir unter diesem grünen Rasen?... Was bietet mir diese Welt noch, seit ich sie nicht mehr mit Dir theilen kann?... Wie deute ich mir diese unbestimmte bange Angst, diese stete, grundlose, ahnungsvolle Furcht, die mir bleischwer auf der Seele liegt? Ist mir nicht immer als hinge über meinem Haupte eine verderbenschwangere, düstre Wolke, welche jeden Augenblick ihre zerstörenden Blitze auf mich herabsenden könnte? Und doch — was könnte mir drohen, was vermöchte den festen gesicherten Bau meiner Zukunft zu erschüttern, wenn es nicht die nagende Gewissenspein wäre, die wie der ewige Wurm in meiner Seele wühlt? wenn nicht jene erste und einzige absichtliche Unwahrheit meines Lebens mir Tag und Nacht wie ein geheimnißvolles Gespenst vor meinem innern Auge stünde und mich mit entsetzenvoller Unruhe und Reue darüber erfüllte, daß ich vor Dir, dem edlen, offenen Gemüth, dem redlichsten und treuesten Manne, ein Geheimniß gehabt, das Dein schönes rückhaltsloses Vertrauen täuschte? Oh, was ist schmerzlicher, als der Gedanke, daß ich durch jene Täuschung all der reichen erfinderischen Liebe mich unwürdig gemacht, womit Du mich umgeben hattest?... Mein geliebter Gemahl, vergib, verzeihe! ich habe schwer gebüßt durch tausend ängstliche schlummerlose Nächte, durch tausend und aber tausend bange Stunden, und dennoch fühle ich noch keine Sühne in meinem Herzen, weil Du von meiner Seite gingst, ohne daß ich mich Verzeihung heischend zu Deinen Füßen warf und Dir reumüthig meine Schuld gestand, und von Dir Vergebung und Vergessen erflehte! Oh vergib mir nun, verklärter Schatten! Zürne mir nicht wegen jenes Geheimnisses, welches mein ganzes eheliches Leben heimlich vergiftet und mich aus dem Kreise der Fröhlichen hinausgescheucht hat in die Einsamkeit, damit niemand in meinen Zügen das Kainszeichen lese! Verzeih' mir, edler verstörter Mann meiner Liebe! verzeih' mir um all der Liebe und Treue willen, mit welcher ich Dich gleichsam auf den Händen getragen!.... Gib, oder gib mir ein Zeichen Deiner Vergebung, damit jene furchtbare vage drückende Angst von mir weiche, welche schon seit Wochen wie ein Alp auf der Seele liegt und mich beinahe in die Erde drückt, so daß ich sogar vor dem Auge meiner eigenen Kinder erbebe, wie eine mit Schuld und Schmach Beladene, die stündlich fürchten muß, daß die Kinder, die ich unter meinem Herzen getragen, die unaussprechlich theuren Pfänder unserer Liebe, sich mit zerrissenem Gemüthe von mir abwenden, sich meiner schämen und mir fluchen ob dem Elend und der Schmach, welche jene heimliche Unwahrheit, jener stille Hehl meines ganzen Lebens über sie verhängt hat! Ach mein theurer Herr! vergib mir, denn es war damals keine Bosheits-, sondern eine Schwachheitssünde! Ich war jung und gefeiert, eitel und ehrgeizig, ich war so glücklich in dem Gefühl Deiner Liebe, Deiner an dem mein ganzes Herz mit der Innigkeit und Zärtlichkeit hing, deren das Herz eines Weibes nur fähig ist! Ich konnte den Gedanken nicht vertragen, daß ein einziges Wort von mir — ein Geständniß, das mir allerdings Pflicht und Ehre auferlegte — den ganzen Himmel meiner Zukunft zerstören würde; — ich konnte damit keinen Fluch über Dein eigenes Leben verhängen, nachdem ich erfahren hatte, wie Du Jahre lang mit Deiner Familie und Deinen Standesvorurtheilen gekämpft hattest, bevor Du zu der Ueberzeugung gelangt warst, daß nur ich Dich glücklich machen könne!.... O mein verehrter, vortrefflicher Gatte, vergib der Reumüthigen, Verzweifelnden! Oh sende mir aus dem Lande des ewigen Friedens ein einziges Zeichen Deiner Versöhnung! mache Du meinem geheimen Elend ein Ende..."

Ein heftiges Bellen des weißen Windspiels, welches inzwischen unter dem hohen Gras und Gestrüpp des Friedhofs herum gestöbert hatte, schreckte die Dame aus diesem Selbstgespräche, das ihre gedrückte Seele einigermaßen erleichterte. Rasch wandte sie den Kopf nach der Richtung, von wannen das Bellen des Hündchens erscholl, und sah nun erst, daß sie nicht allein war. Dort in der Ecke der Kirchhofmauer, im Schatten eines breitkronigen alten Holunderbusches, saß ein Herr auf einem niedrigen Feldstuhl, eine Mappe auf den Knieen, auf welcher er gezeichnet oder gemalt hatte, und suchte das Hündchen zu beschwichtigen, das erst jetzt seine Anwesenheit ermittelt und mit halb zornigen, halb ängstlichen Lauten seiner Herrin bemerklich gemacht hatte.

Die dunkle Röthe, welche das noch immer interessante Antlitz der stattlichen Dame überflog, der halb verlegene halbentrüstete Blick, welchen die Gräfin dem Fremden zuwarf, als sie sich schnell aufrichtete und zum Weggehen anschicken wollte, entgingen dem Fremden nicht. Er legte seine Skizze in die Mappe, schob diese unter den Arm, raffte den Malerfeldstuhl, den Stock und Plaid auf und kam langsam auf die Dame zu, an welcher er vorüber mußte, um zu dem Pförtchen in der Mauer zu gelangen. Die Gräfin begriff, daß der Fremde ihr das Feld räumen wolle, und verweilte zaudernd, denn diese zarte Rücksicht des Unbekannten gewann ihr einiges Interesse für ihn ab, und sie schenkte seiner Erscheinung soviel Aufmerksamkeit, als die momentane Stimmung ihr erlaubte. Als der Fremde näher kam, erkannte sie in ihm einen Mann von etwa fünfzig Jahren, mit einem graulichen Vollbart, dunklen, sanften, geistvollen

Augen und intelligenten männlichen Zügen; seine Kleidung und sein Gebahren verkündeten einen Mann aus den gebildeten Ständen, und in seiner Erscheinung lag etwas von dem ungezwungenen Freimuth eines Künstlers.

„Verzeihen Sie mir, meine Gnädige, daß ich Sie unbewußt und unwillkürlich gestört habe," sprach er, im Vorübergehen stehen bleibend und nahm den breitrandigen Strohhut ab, der die spärlichen grauen Locken seines halbkahlen Scheitels verdeckt hatte. „Ich weiß es, Madame, wie wohl es einem wunden Herzen thut, sich an den Gräbern seiner Lieben auszuweinen. Auch mir," fuhr er mit leisem Erbeben seiner vollen Baßstimme fort und erhob leicht den Strohhut, den ein breites Band von schwarzem Krepp umgab, — „auch mir hat jüngst der Tod eine theure Lebensgefährtin von der Seite genommen, welche manche Jahre das Licht meines bescheidenen Heimwesens war. Aber jenseit der kurzen Spanne dornenvollen Erdendaseins winkt ja dem Christen die Gewißheit ewiger herrlicher Wiedervereinigung. — Ich war hier und zeichnete, bevor Sie kamen, Madame! der hehre Frieden dieses Orts, die Schönheit seiner Umgebung und die wehmüthig-feierliche Stimmung dieser Abendbeleuchtung mutheten mich so unsäglich an, daß ich nicht vorüber gehen konnte, ohne eine Skizze von diesem Dorfkirchlein und seinem Friedhofe mitzunehmen..."

Die Gräfin nickte stumm, und ihr wehmüthig freundliches Lächeln, ihre Handbewegung luden den Maler zum Bleiben ein, denn sie wollte in diesem Augenblick nicht sprechen, um die Thränen nicht zu verrathen, die eben jetzt in ihrer Stimme lagen.

„Mit nichten, Madame! ich danke," fuhr der Fremde fort; „ich bin mit meiner Skizze zu Ende und will Ihre stille Gedanken-Gemeinschaft mit einem theuren Vorangegangenen nicht stören. Ich hätte allerdings gewartet, bis sie weggegangen gewesen wären, wenn der Hund nicht Laut gegeben hätte. Allein nun wäre ein längeres Verweilen indiscret, und ich bitte nochmals mir nicht zu zürnen.... Guten Abend, gnädige Frau!"

Damit ging er nach dem Pförtchen in der Mauer und war bald aus den Augen der Gräfin verschwunden.

Diese hatte sich auf den Weichstein an der Ecke des Geländers niedergesetzt und den Hund herbeigelockt und beschwichtigt, welcher den Maler bei seinem Weggehen bellend bis auf die Schwelle des Pförtchens verfolgt hatte.

„Ruhig, Fingal! schön, leg' dich hier und schweig'!" flüsterte sie und fuhr mit der schönen runden Hand im schwarz-seidenen Halbhandschuh über den glatten Kopf und Rücken des Thieres. „Stille, mein Hündchen! leg dich; der Herr thut uns nichts zu Leide!" Und als ob das Thier die Bedeutung dieser Worte verstünde, legte es sein Köpfchen auf das Knie seiner Herrin und schaute ihr fragend mit gespitzten Ohren und schweifwedelnd in das feuchte Auge. Der wilde Schmerz war aus ihren edlen Zügen gewichen, und die Wehmuth derselben milde und elegisch geworden.

„Also auch er hat den Verlust einer theuren Gattin zu betrauern?" murmelte sie halblaut, gedankenvoll. „Ob ich wohl laut genug gesprochen, daß er mich hätte hören können?... Nein, ich glaube kaum — er war zu weit entfernt! Und er sprach so weich und tröstlich, so eindringlich, herzlich! Er hätte nicht so sanft zu mir gesprochen, wenn er gehört hätte, welche Selbstvorwürfe meine Seele ängstigen, welcher Schuld ich mich anklagte! — Nein, er hat mich nicht gehört; sein Blick war so sympathetisch und rücksichtsvoll, so sprechend und beredt, als wollt' er sagen: es liegt eine sühnende vergebende Macht im Tode — eben durch die Gewißheit jener ewigen herrlichen Wiedervereinigung, von welcher er sprach. Ob mein geliebter unvergeßlicher Gemahl, darf ich diesen ungeahnten kleinen Zwischenfall mir als ein tröstlich Zeichen der Versöhnung deuten?... Ach ja, gewiß; denn mein Herz ist leichter, gleich als ob Dein theurer Geist mich in dieser Stunde umschwebte und mir jene Ruhe gäbe, welche ich sonst in dem Anblick Deiner redlichen ruhigen Züge, Deines liebreichen Blickes gefunden! — Mein innig verehrter Gemahl," fuhr sie fort, und kniete unwillkührlich, von einem innern Impulse getrieben, wieder auf derselben Stelle wie vorhin nieder, — „mit ehrfurchtsvollem Dank gegen Gott erkenne ich, daß Dein sanfter versöhnender Eindruck noch jetzt von jenseit des Grabes mächtig zu meiner Seele spricht und mir Kraft und Muth und Hoffnung einflößt! — Oh Du, verklärter Geist, wirst nun vergeben, wo Du vor dem Throne des Allwissenden im Glanze jener Klarheit stehst, dort wo selbst unsere geheimsten Gedanken lichter Tag und offene Schrift sind." Und die heißen Thränen quollen wieder, das bekümmerte Haupt neigte sich auf das Geländer herab, und mit des Abends kühlem feuchtem Hauch sanken leise und mählig die Schleier der Dämmerung über den stillen einsamen Friedhof herab.

2.

Eine Wegstunde von dem Kirchlein führt eine schmale Heerstraße, dem Gehäng des Berges abgewonnen, in ziemlich steilem Falle von den Berghöhen zu dem Thale herab. Auf der Nordseite des steilen Berghangs rauscht das Flüßchen in einem tiefen Waldtobel zwischen großen Rollsteinen und hohen Bäumen tosend in tausend kleinen Fällen und Wirbeln über ein steiniges Bett dahin, und die Eschen und Ahorne und Schwarzerlen in der Schlucht drunten sind noch reich belaubt und von sattem Grün, denn die kühle Feuchtigkeit der Wassernähe und des Schattens erhält das Laubwerk frischer als auf den Höhen.

Das Rauschen tönt hohl und dumpf aus dem Tobel herauf und der Waldschatten hüllt die Straße schon in ein geheimnißvolles Dämmer. Der Abendwind wiegt die säuselnden Wipfel der Tannen und Föhren zur Rechten; hoch droben schreien gellend einige Tannenheher, knarren einige alte Stämme unter dem Druck des Windes auf ihre Wipfel. Sonst ist es still im dämmerigen Walde. Da schallt rascher Hufschlag von einigen trabenden Pferden die Straße

herauf und schreckt einige Elstern auf, welche schreiend von ihrem Sitze in den Eschen abstreichen.

Zwei Damen sind es, elastische jugendliche Gestalten, welche in zierlichen Reitkleidern auf edlen Pferden den steilen Waldweg heraufträben, und zwanzig Schritte hinter ihnen folgt ein kleiner Reitknecht auf einem zattigen Pony. Die eine der Damen, eine höchst anmuthige Erscheinung, hemmt jetzt die Gangart ihres Pferdes, läßt die Zügel durch die feinen Finger laufen und gibt dem Thiere mehr Zügel, damit es leichter steige, denn die Straße macht hier eine ziemlich scharfe Wendung mit starkem Fall. Die andere Reiterin aber, von häherm und kräftigerem Wuchs, treibt ihr Thier zu ausgiebigem Passe trotz der Schwierigkeiten des Wegs, unbekümmert um das Keuchen des edlen Braunen und die reichliche Transpiration, welche ihm Brust und Flanken bedeckt.

„Ah, Mally, liebe Mally! du thust dem Thiere weh, wenn du es in dieser Gangart erhältst!" ruft die feiner gewachsene und jüngere der beiden Reiterinnen ihrer Begleiterin nach. „Die Steigung ist zu beträchtlich, als daß Juno diesen Trab lange ertragen könnte!"

Die Angeredete legt die feine Linke, welche eine zierliche Reitpeitsche umschließt, auf die Kruppe des Braunen zurück und wendet den Oberkörper mit kaketter Grazie der Nachzüglerin zu. „Bah, meine Liebe! warum ist Juno ein Pferd geworden?" ruft sie mit einem übermüthigen Lachen, das etwas hart klingt. „Man muß hier etwas rasch reiten, denn es ist kühl und schaurig, und es drängt mich auf die Höhe zu kommen um unsere wackeren Waidmänner zu erreichen! Komm', laß Deinen Rappen ebenfalls wieder Trott gehen, Cäcilie! es ist ennuyant, hier im dunklen Walde so langsam zu reiten. Sind wir nicht bald auf der Höhe?"

„Nicht vor einer halben Stunde, Malwine!" versetzte die Reiterin des Rappens. „Laß uns die Pferde schonen, denn die stärkste Steigung kömmt erst noch!"

Der Braune setzte sich selbst in gemächlichen Schritt und pustete tüchtig, und Comtesse Cäcilie hatte ihre Freundin Malwine von Hopfen bald eingeholt. Diese ließ ihre dunklen Augen forschend über die Waldschlucht hinüber nach den jenseitigen Höhen schweifen und schien von eigenthümlichen Gedanken bewegt. „Diese Bergwälder sind zauberisch schön, liebe Cecy," sagte sie; „ich muß sie dieser Tage einmal im vollen Sonnenscheine sehen," fuhr sie wie im Selbstgespräche fort. — „Und welche mächtigen Tannen und Föhren hier an der Halde hinauf! das muß ja enorme Summen eintragen, wenn sie geschlagen werden! Diese Wälder gehören also alle zu eurer Herrschaft, liebe Cecy?"

„Zum Theil, liebe Mally — nicht alle," gab diese lächelnd zur Antwort. „Der Wald hier zur Rechten und jene dunklen Tannenwälder dort oben auf der Höhe hat Papa gekauft und zum Gute geschlagen. Aber gerade zwischen jenen beiden Waldstrichen, da wo Du eine kleine Einsattelung bemerkst, welche den Schoos oder Ursprung dieser Schlucht hier zu bilden scheint, liegt ein Waldcomplex, den wir nicht besitzen und niemals bekommen werden — der „Bannwald", welcher in der Conversation unserer waldmännischen Gäste und meiner Brüder in den jüngsten Tagen eine solche hervorragende Rolle spielte . . . ."

„Ah, das Waldstück, in welchem der sogenannte ‚Amerikaner' das Jagdrecht ausübt?" fragte Malwine.

„Dasselbe, meine Liebe — seit Jahren ein Zankapfel zwischen meinem Papa und Bruder und einem Manne aus der Nachbarschaft."

„Dem ‚Bannmüller', nicht wahr?"

„Eben demselben, liebe Mally — Du interessirst Dich, scheint es, für diese Zustände, mein Herz?"

„Und warum nicht, Cecy?" versetzte die schöne Reiterin leichthin. „Eine derartige Fehde zweier Häuser hat einen gewissen romantischen Reiz — Montecchi und Capuletti im Gebirge, — freilich das eine der beiden Häuser ein bürgerliches, der Romeo ein . . . ein Bauernsohn, und . . . ."

„Ich soll doch wohl nicht die Julia sein, liebe Mally?" fiel ihr die Comtesse lebhaft und mit aufgeworfenen Lippen in's Wort, ohne jedoch ein flüchtiges Erröthen unterdrücken zu können. „Nein, nein, mein Herz, der Vergleich trifft nicht zu. Ich kenne den jungen Bannmüller kaum vom Sehen, ich habe ihn seit Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen — ich habe noch nicht einmal die Ursache des Streites, welcher meinen seligen Papa mit dem geldstolzen Müller entzweit hat, kennen gelernt. — Ich weiß nur, daß Papa immer äußerte, sein Waldbesitz hätte den doppelten Werth, wenn er den Bannwald kaufen könnte, weil er dann jenen Hochwald dort drüben leichter durchforsten und die schönen Stämme müheloser zu Thal bringen könnte."

„Was natürlich von namhaftem materiellem Werthe wäre, nicht wahr? — Wie hoch, sagtest Du neulich, belaufen sich denn die Erträgnisse dieser eurer Wälder?"

„Ah, ich bitte Dich, Mally, davon sollte ich gesprochen haben?" rief Comtesse Cäcilie erstaunt und skeptisch. „Unmöglich, mein Herzchen! Du irrest Dich in der Person, liebe Malwine; diese Dinge haben mich all mein Leben lang nicht interessirt, und sind mir so fremd wie — wie Sanskrit oder irgend eine andere Sprache des Morgenlandes."

„Ah, das ist thöricht, liebe Kleine! so etwas zu wissen, schadet niemals, denn bedenke, die Erträgnisse eines solchen Gutes üben ja doch einigermaßen Einfluß auf Deine eigene Zukunft, auf Deine materielle Wohlfahrt, denn Deine Mama ist mit ihrem Witthum darauf angewiesen."

Comtesse Cäcilie lachte — ein fröhliches, freisam kindliches Lachen. „Sieh, sieh, da weißst Du wahrlich mehr von unseren Angelegenheiten, als ich, beste Malwine. Ich hielt es niemals für erforderlich, mich über solche Dinge zu informiren. Und woher kennst Du sie denn, meine Liebe?"

„Ich erschnapple unwillkürlich einiges aus den Erörterungen zwischen Deiner gnädigen Mama und dem Erbgrafen Ludwig, Deinem Bruder," versetzte Malwine leichthin, wie um über eine Verlegenheit hinwegzukommen. „Deine lieben

Angehörigen thun mir ja in ihrer herzlichen Gastfreundschaft die Ehre an, mich wie ein Glied der Familie zu behandeln und derartige Dinge sans gêne vor mir zu erörtern. Aber was war denn die Ursache des Streites und der Erbitterung?... Ach so, Du weißt es ja nicht! — Ah ciel, was ist das?"

Die beiden Reiterinnen bogen soeben um eine scharfe Felsenecke, da die Straße hier mit einer kurzen Curve rechts ablenkte, und sahen sich einem leichten Wagen gegenüber, der von zwei Kühen gezogen und von einem Bauer in der rohen Tracht der Gebirgsleute geführt wurde. Der Braune von Fräulein Malwine hielt rechts und war somit dem Wagen am nächsten gekommen und jählings gescheut, so daß die Reiterin um ein Haar abgeworfen worden wäre, wenn nicht Cäcilie schnell besonnen in die Zügel des Thiers gegriffen hätte.

„Grüß' Gott!" sagte der Bauer kurzab, griff an den verblichenen schwarzen Strohhut und wollte vorüberfahren.

Auch Cäciliens Rappe scheute jetzt einigermaßen, und drängte nach der Felswand hin um dem Wagen weiter Bahn zu geben.

„Ah sieh doch, Mally, der Hirsch! das ist es was die Thiere scheu gemacht!" rief Cäcilie kindlich froh; „halt' einen Augenblick, guter Freund, und laß uns das Wild beschauen!.... Ha, welch' ein gewaltiges, herrliches Thier! du lieber Himmel, welch' ein Geweih! keines von allen im Schlosse hat solche Stangen."

„Es ist ein Sechszehnender, Fräulein," sagte der Bauer mit einem ironischen Lächeln; „solches Vieh lauft nicht viel im Walde; wiegt reichlich seine drei Centner und hat sich von lauter Bauernflüchen gemästet. Na, vor dem da sind die Rapsfelder nun sicher!"

Die beiden Damen ritten um den Wagen herum und betrachteten das edle Wild mit sichtlichem Interesse und so nahe, als es die Scheu der beiden Pferde erlaubte.

„Ein kapitales Thier — wunderbar schön!" sagte Fräulein Malwine; „diese feinen kräftigen Füße...."

„Läufe', meine Liebe, oder Du erhältst das Waidmesser!" berichtigte Cäcilie lächelnd.

„Diese mächtige Mähne, diese kräftige Kruppe.... aber woher dieser seltsame Geruch und die Scheu der Pferde?..."

„'s ist ein Brunsthirsch, Fräulein, drum scheuen die Rosse," sagte der Bauer belehrend. „Ja, das war ein kapitaler Schuß, — der trägt seine achtzig Gulden auf ein Haar ein!"

„Und wer schoß das Thier?"

„Das da ist kein 'Thier', ist ja ein Rehbock, und dazu ein recht feister," versetzte der Bauer und hob den Kopf des Rehbocks auf, der neben dem Hirsche auf dem Wagen lag. „Ein starker Sechserbock, wie er im Buche steht."

„Ah, ich wollte fragen, wer den... den Brunst... oder wie Ihr es nennt, den Hirsch erlegt habe?" rief Malwine von Hopfen. „War es der gnädige Erbgraf oder der Herr Lieutenant Graf Waal, oder einer der Gäste?"

„Ha, diese?" versetzte der Bauer mit einem bittern Lachen und einer geringschätzigen Geberde und sein graues kaltes Auge blitzte schadenfroh, während er die kurze Holzpfeife von einem Mundwinkel in den andern schob. „Hahaha, die Stadtherren und solch einen Kapitalhirsch schießen? Ja, das wär' mir 'was! dazu gehört schon eine sichere Hand und ruhig Blut; wenn solch ein Thier aus dem Holze auf Einen dar kommt, da darf die Büchse nicht wanken! den Stadtherren wär's siedend heiß über den Kopf gelaufen, daß ihnen Hören und Sehen vergangen, wenn ihnen der Hirsch da angelaufen wäre..."

„Also der Revierjäger oder Lorenz der Forstgehülfe schoß ihn?" fragte Cäcilie lebhaft, denn der Hohn des alten Bauers berührte sie unangenehm.

„Auch nicht, Fräulein! wär' schade gewesen, wenn der Hirsch da vor den Grünröcken gestanden hätte. Hol' der Teufel die Bauernschinder!" murmelte er in den stachligen Bart. „Nein, Fräulein, es gibt nur Einen, der mit kaltem Blut auf solch einen Hirsch gut ab kommt, und ihn dicht hinter's Blatt schießt, wenn er auf vierzig oder funfzig Gänge flüchtig vor ihm über die Wildbahn fährt, und Dem hat dießmal das Glück gelacht!"

„Nun? und wer ist dieß, Alter? sprecht!" rief Malwine ungeduldig.

„Das ist der ‚Amerikaner', Fräulein! der Hirsch da und der Bock sind im Bannwalde geschossen worden," lachte der Bauer schadenfroh. „Und der ‚Amerikaner' hatte nur eine einfache Büchse und auf den ersten Schuß, bautz! da liegst du! Kaum dreißig Gänge vom Anschuß lag der Hirsch verendet! Ja, ja, das thut ihm keiner von den Stadtherren nach, sag' ich, und darum gönn' ich es ihm. Und da kommt er selber mit dem ‚Bruch' am Hute!" sagte er und deutete mit der Peitsche bergan.

Die beiden Reiterinnen wandten sich enttäuscht und etwas pikirt ab und brachten ihre Pferde wieder in Gang, während der Bauer seine Kühe antrieb. Etwa hundert Schritte vor den Damen schritten zwei Männer in waidmännischem Aufzug rüstig den gewundenen Waldweg herab. Der eine davon war ein untersetzter kräftiger Mann, von Brust und Schultern breit und massiv, mit mächtigen leicht gekrümmten Beinen, die in dunklen Linnenhosen und hohen ledernen Jagdkamaschen steckten. Sein sonnverbranntes pockennarbiges Gesicht zeigte harte eherne Züge, die aber ohne einen gewissen finstern Ernst und Trotz im Ausdruck nicht unangenehm gewesen wären. Ein eisengrauer Vollbart verdeckte die untere Hälfte dieses wild energischen Gesichts, und unter buschigen dunklen Brauen und Wimpern blitzte ein stechend scharfes graues Augenpaar von unsteter Beweglichkeit hervor, das im Verein mit den vorstehenden Backenknochen und dem muskelarmen Antlitz diesem Gesicht etwas von der Physiognomie eines Raubvogels verlieh. Ein alter verwetterter Hut von grünem Filz saß etwas nach dem Nacken

gezogen auf dem starken mächtigen Kopfe und trug als Schmuck eine einzelne Spielhahnsfeder hinten und ein frischgrünes Eichenreis an der Seite. Der Oberkörper steckte in einem grauwollenen Hemde mit grünem Besatz und breitem Kragen, der am Halse weit offen und mit einem lose geknoteten schwarzen Seidentuche leicht umschlungen war. Auf der einen Schulter trug er eine ziemlich schwere und lange einfache Büchse ohne Riemen, auf der andern balancirte er eine Jacke oder Juppe von dickem filzigem Lodenstoff. An der Hüfte trug er eine leichte kleine Waidtasche, auf dem Rücken eine große Pulverflasche von Büffelhorn, in der Hosentasche ein gewaltiges Messer in Messing-beschlagener Scheide.

Sein Gang hatte etwas Watschelndes und Ungraziöses, aber sein Schritt war ausgiebig und energisch wie sein ganzes Gebahren, und nach sehr rüstig und leidenschaftlich für einen Mann von seinem Alter, denn er schien in der Mitte der Fünfzige zu stehen.

Sein jüngerer Begleiter, eine kräftige jugendliche Gestalt von schönem Ebenmaß und blühender Frische, welcher ihn um einen ganzen Kopf überragte, hatte Mühe, mit ihm gleichen Schritt zu halten. In seiner Kleidung verrieth sich ein Bestreben, möglichst waidmännisch zu erscheinen, wie man es häufig an waidmännischen Dilettanten sieht, denen die Aeußerlichkeiten und ein etwas banaler Kitzel der Eigenliebe die Hauptsache von Dianens hehrer Kunst sind. Der dunkelgraue niedrige Jagdhut mit grüner Schnur trug hinten einen großen Gemsbart und darüber einen ganzen Stoß Spielhahnsfedern. Die dunkelgraue Jagdjoppe war nicht nur grün passepoilirt und mit grünem Tuche ausgeschlagen, sondern trug nach große geschnitzte Knöpfe von Hirschhorn. Waidtasche, Jagdmesser und das schöne Doppelgewehr waren span-neu, wie die hohen Jagdstiefeln von Juchtenleder; selbst die kurze Jagdpfeife aus Hirschhorn, aus welcher ihr Träger tüchtig dampfte, verrieth durch ihr glänzendes Silberbeschläg ihren noch jungen Gebrauch.

Als der jüngere Schütze die beiden Reiterinnen ansichtig wurde, reckte er seine hochgewachsene schlanke Gestalt etwas strammer empor, rückte durch eine leichte Bewegung des Kopfes den Hut noch schräger und unternehmender zur Seite, strich mit der Hand über seinen röthlichen Knebelbart, stieß mächtige Rauchwolken unter dem Schnurrbarte hervor, hing die Flinte noch nonchalanter, und geberdete sich überhaupt wie ein Mann, welcher sich bewußt ist, daß er nun eine vortheilhafte Figur mache. Gleichzeitig aber nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, der einen gewissen höhnischen Triumph mit einer künstlichen Gleichgültigkeit verbinden und einigermaßen herausfordernd seyn sollte. Der jüngere Schütze hatte unverkennbar die Absicht, die beiden Damen zu Pferde zu ignoriren; allein je näher er denselben kam, desto mehr verlor er sichtlich etwas von seiner angenommenen Gleichgültigkeit und Zuversicht; seine Augen liefen unstät hin und her und konnten es nicht unterlassen, nach den beiden Reiterinnen hinüber zu schielen, als wollt' er sich vergewissern, daß er auch bemerkt worden sey. Eine leichte Röthe stieg ihm in's Gesicht und die kurze Jagdpfeife in seinem Munde zitterte etwas.

„Guten Tag, meine Damen!" sagte der ältere Schütze, als er an den beiden Reiterinnen vorüberging, und sein scharfer Blick streifte forschend die beiden jugendlichen Gestalten, welche ihre schönen Pferde für einen Moment parirt hatten, um die beiden Schützen vorübergehen zu sehen.

„Schön'n Dank, mein Herr!" erwiderte Malwine ungezwungen und mit einer leutseligen Vertraulichkeit, während Cäcilie nur mit anmuthiger stummer Verneigung den Gruß erwiderte. „Wenn ich nicht irre, so darf man Ihnen zu dem schönen Schusse gratuliren, welcher diesen herrlichen Hirsch gefällt hat!"

„Sehr verbunden, Ma'am," sagte der Amerikaner stehen bleibend und schaute das Fräulein offen an. „So ist es in der That, dieses Kind hier hat den Hirsch geschossen."

„Ein Meisterschuß, wie der Bauer sagte," bemerkte Malwine und heftete ihr graues Auge forschend auf den Schützen; „Sie scheinen ein ganzer Jäger zu seyn."

„Hm, da ist kein Verdienst bei, Ma'am," entgegnete der Amerikaner kühl und treuherzig, und mit ausländischem Accent. „Es ist nicht der erste Hirsch, den ich in's Gras niederlegte, by Javel Jung gewohnt, Alt gethan. Wenn man ja seine dreißig Jahre lang die Büchse führt, lernt man schon sicher abkammen, und dieses Kind hier hat schon manchen Hirsch und Elk und Musethier in den Hirschhimmel geschickt."

„Sie haben es drüben in Amerika gelernt, hör' ich?" sagte Malwine.

„Hm, mehr geübt als gelernt, Ma'am! Wer drüben auf den Prairien von dem Ertrag seiner Büchse leben muß, lernt Kraut und Loth sparen, und nimmt sein Korn fein sicher."

„Da kann Ihr Herr Gefährte wohl von Ihnen lernen, denk' ich," meinte Malwine, die es sich nicht versagen konnte, dem verlegenen Trotz des jungen Mannes ein Epigramm zuzuschleudern.

„Was kann er, by Jove, und profitirt auch davon, wenn gleich ihm heute das Glück nicht wohl wollte. Good-bye ladies!" sagte der Amerikaner, griff leicht an den Hut und folgte seinem Begleiter, der ohne zu grüßen vorüber gegangen war.

„Ein interessantes Individuum dieser Alte, Cecy!" sagte Malwine zu ihrer Begleiterin, als sie einige Schritte weiter geritten waren und drehte sich nochmals nach ihm um. „Er kommt mir vor wie eine der Cooper'schen Gestalten: so ein Stück Lederstrumpf oder Hirschtödter. Und wer ist der Andre mit dem blonden Barte, der ‚Europens übertünchte Höflichkeit nicht kennte'?"

„Erräthst Du es nicht, liebe Mally?" entgegnete Cäcilie mit leichtem Erröthen; „es war Fritz Abt, der junge Bannmüller."

„Ah, der soi-disant Romeo dieses Familienzwistes? Dacht' ich mir's doch gleich an seinem knabenhaften unhöflichen Gebahren. Und doch konnte er nicht unterlassen, zu Dir herüber zu schielen, meine liebe Julia!"

„Ach geh', Mally! Du bist garstig," rief Cäcilie; „ich kann Dich versichern, daß wir beide uns entschieden gleichgültig sind!"

„Ei, Du wirst doch Spaß verstehen, Herzchen!" rief Malwine mit lautem übermüthigem Lächeln und brachte ihren Braunen wieder in scharfen Trab, denn die beiden Jäger waren ihnen aus dem Gesichte. —

„Wer waren die beiden schmucken Mädel, Fritz?" fragte der Amerikaner seinen Begleiter, als er ihn eingeholt hatte.

„Die Blonde war das junge Mädchen vom Schlosse, — die andre kenn' ich nicht, muß auch nicht aus der Gegend seyn, denn ich kenne doch alle jungen Frauenzimmer aus der Nachbarschaft."

„Glaub' ich Dir, Junge, obschon Du verdammt kurz angebunden warst — hast nicht einmal den Hut gerückt vor den beiden Weibsen, die doch meiner Treu einen Gruß werth waren!"

„Das fehlte mir noch, all das Pack von hochmüthigen Aristokraten zu grüßen, die auf uns heruntersehen wie auf eine untergeordnete Race. Und Ihr vergeßt, Alter, daß wir geschworene Feinde sind."

„Mondkalb, wer wird so etwas ein schwaches Weib entgelten lassen?" rief der Amerikaner ironisch. „Und die mit dem hellen Haar hatte ein gutes liebes Gesicht. Auch die Andre war gar nicht hochmüthig, schätz' ich, sondern schien sehr aufgelegt zu einem längern Speech. Hättest Dir nichts vergeben durch einen Gruß, Junge! Obschon ein guter Demokrat, thu' ich doch was ich als Gentleman einer Dame schuldig bin! By Jove, wir sind ja keine Rothhäute, die im Weibe nur eine Squaw sehen! — Aber da sind wir an der Stelle, wo der Steig in's Thal hinunter führt. Ich will den kürzern Fußweg gehen, Junge, damit ich vor dem Wagen nach Hause komme und alles zurüste, um den Hirsch gleich zu zerwirken. Du magst beim Wilde bleiben und gelegentlich aufsitzen, denn Du bist müde. Komm' bald nach mit dem Wagen. Auf Wiedersehen!" Und ohne eine Antwort abzuwarten, stieg er über den Graben, schlug sich in die Büsche und man hörte ihn mit solch raschen Schritten den steilen Pfad hinunterspringen, daß die losen Steine hinter ihm her kollerten.

Eine Viertelstunde später begegneten die beiden Reiterinnen einem leichten Jagdwagen mit drei Sitzen, welcher in vollem Trabe die Straße herunter fuhr und sechs andere Schützen und zwei Jägerburschen trug. Die sechs Herren begrüßten die beiden Damen mit lautem Zuruf, und diese erwiderten den Gruß lebhaft, parirten ihre Pferde, und warteten das Herankommen des Wagens ab.

„Seyn Sie uns willkommen, meine Herren!" rief Malwine von Weitem und nahm die Lorgnette an's Auge. „Nun, Sie kommen wohl ganz mit Beute beladen, hoff' ich?"

Cäcilie hatte nur Augen für einen hübschen jungen Herrn von 27 — 28 Jahren, welcher neben ihrem ältern Bruder auf dem Vordersitze saß und dessen freundliche Blicke schon von Weitem an ihrer edlen zierlichen Gestalt hingen, deren reizende Formen das knappe Reitkleid vortheilhaft hervorhob.

„Guten Tag, Comtesse! wie freundlich von Ihnen und dem Fräulein, uns entgegenzureiten!" rief der eben bezeichnete Herr und nahm den Jagdhut von grünem Tuche leicht und graziös ab, um die beiden Damen zu begrüßen. „Ein Opfer von Ihnen, meine Damen, bei dem schlechten Weg und dem dunstigen kühlen Abend."

„Wir waren so begierig zu erfahren, ob den Herren das große Werk gelungen sey, Herr v. Thiele," erwiderte Malwine mit neckischem Lächeln; „aber wir haben bereits erfahren, daß Ihnen Diana heute nicht hold war — vor einer halben Stunde schon begegnete uns der Kadaver — ah, Pardon, meine Herren vom Waidwerk, wenn ich mich damit nicht waidmännisch ausdrücke! — der Kadaver des prachtvollen riesigen Hirsches, der prosaisch genug auf einem Mistkarren lag und nicht im verdienten Triumphe heimgebracht ward — allerdings auch von zwei sehr gewöhnlichen Schützen begleitet!"

„Was sagen Sie da, Baronesse? der Sechszehnender wäre wirklich geschossen?" fragte Graf Ludwig, welcher den Jagdwagen selber kutschirte, und eine zornige Röthe flog über sein ohnedem strenges, jetzt noch finsterer gewordenes Gesicht. „Bah, es ist eine Ihrer muthwilligen Neckereien, Fräulein!"

„Nicht im mindesten, Graf! ich rede im vollen Ernste! fragen Sie Cecy!"

„Malwine hat die Wahrheit gesagt, lieber Bruder," bestätigte diese. „Der Hirsch ist wirklich geschossen und zwar, wie wir hörten, durch den Amerikaner und im Bannwalde. Der Mann hat es uns selbst bestätigt."

„Also hatte Lorenz doch Recht, Ludwig," sagte Herr v. Thiele zu dem Grafen; „der Schuß hatte dem Sechszehnender gegolten, und wenn er aus der Büchse des Amerikaners kam, so war es kaum anders zu erwarten, als daß . . ."

„Daß er ihn vollends zusammenknallte, denn ich behaupte nochmals: mein Schuß hat ihn nicht gefehlt. Der Hirsch ist also unser, denn beim Hochwild gilt der erste Schuß!"

„Nun, meine Herren, worin besteht denn Ihre Beute, wenn man fragen darf?" rief Malwine den übrigen Schützen auf dem Wagen zu, denn der mühsam verhehlte Ingrimm des jungen Grafen entging ihr nicht. „Hier sehe ich zwei unschuldige Hasen und einen Fuchs, ist das alles? Und was kommt dabei auf Ihre Rechnung, Graf Willibald?" wandte sie sich an einen bildhübschen jungen Mann auf dem dritten

Sitze, dessen braune Augen mit unverhehlter Freude an ihrer graziösen Erscheinung hingen.

„Dieß Haselhuhn hier, meine Gnädige, und der Fuchs," erwiderte der hübsche Dragoner-Lieutenant fröhlich. „Ich bin heute einstweilen Schützenkönig, bis Bruder Ludwig nachweist, daß er den Hirsch getroffen. Einstweilen hat er nur einen Rehbock erlegt, der — unglücklicherweise eine Rehgais ist!" setzte er leiser hinzu und deutete auf ein Stück Wild, das zwischen den Füßen der beiden Jägerburschen auf dem Boden des Wagens lag.

Graf Ludwig hatte die Bemerkung seines jüngern Bruders gehört und ihm einen erbosten Blick zugeworfen. „Und Du sagst, liebe Cecy, der Wagen mit dem Hirsch sey noch vor uns?" fragte er rasch seine Schwester.

„Gewiß, mein Lieber, bespannt mit zwei sehr gemächlich gehenden Kühen. Und den Hirsch hättest also Du geschossen?" setzte sie halb ungläubig hinzu.

„Ich habe einen Schuß auf ihn gethan und bin meiner Sache sicher, wie wir bald sehen werden!" und er peitschte die Pferde zu noch ausgiebigerem Laufe.

Es war hübsch anzusehen, wie die beiden Reiterinnen in der langsam herniedersinkenden Dämmerung neben dem Wagen hertrabten und ihre zierlichen Gestalten sich von dem farbenbunten Abendhimmel abhoben, während beide, und namentlich die lebhaftere Malwine, sich mit den Herren im Wagen unterhielten.

„Und was haben Sie denn heute geleistet, lieber Assessor?" fragte Malwine den Herrn v. Thiele, neben welchem sie hertrabte.

„Ich, meine Gnädige?" rief er und griff lächelnd in seine Jagdtasche, aus welcher er einen winzig kleinen Hasen zum Vorschein brachte; „ich muß mich leider eines Kriminalverbrechens anklagen — Sie sehen, ich habe einen Kindesmord begangen."

Alle lachten, nur Graf Ludwig beharrte in seinem stummem Ingrimm und peitschte auf seine Pferde.

Man hatte nahezu den Fuß des Berges erreicht, als der Graf des Ochsenkarrens ansichtig ward, auf welchem der Hirsch und der Rehbock des Amerikaners lagen. Der junge Graf zügelte die Pferde so jäh, daß sie sich aufbäumten und beinahe auf die Hinterhand stürzten. „Halt, Bauer! halt' an!" rief er herrisch und drohend, und der Groll blitzte aus seinem kalten stolzen Auge.

„Warum? was ist's?" fragte der Bauer lakonisch und voll Phlegma, während Fritz Abt erschrocken und drohend vom Wagen herunter sprang und sein Gewehr aufraffte.

„Der Hirsch ist mein! ich habe ihn geschossen!" rief Graf Ludwig.

„So? Sie thaten es? ist mir nicht bekannt," versetzte der Bauer mit herausfordernder höhnischer Ruhe; „mir hat ihn ein andrer Herr aufgegeben, für den ich ihn jetzt heimführe. Der Herr da, des Bannmüllers Fritz, ist Zeuge."

„Ich sage Dir, halte Deine Thiere an, oder . . ."

„Na, was denn? will der Herr vielleicht meine zwei Kühe schießen?" fragte der Bauer trocken. „Mir einerlei, ich will dann schon zu meinem Geld kommen! Hole mir ein Paar schönere auf dem Schloß. Die beiden Falben da stehen ruhig; die trifft der Herr leichter als den Kapitalhirsch!"

„Canaille!" stieß der Graf zwischen den Zähnen hervor und schwang die Peitsche zum Schlage, aber Herr v. Thiele fiel ihm in den Arm.

„Ludwig, ich bitte, mäßige Dich! bedenke wir haben Zeugen!" flüsterte er dem Grafen zu; „gib Dir keine Blöße vor dem Gesetz!"

„Laß mich, Sigmund! ich will dem Kerl einen Denkzettel geben!" knirschte Graf Ludwig.

„Na, warum schlägt denn der gnädige Herr nicht?" fragte der Bauer ruhig, obschon sein Auge wild blitzte. „Ich lasse mich hauen; aber die Zeche kommt nach — jeder Hieb kostet eine Carolin."

„Du fährst den Hirsch auf's Schloß Lindhorst, Bauer! ich werde dann durch Zeugen darthun, daß ich den Hirsch geschossen und daß er im Bannwalde nur verendet hat," rief der Graf, der sich nicht mehr bezwingen konnte.

„Ich bin gedungen, nach dem ‚Adler' zu fahren, wo der Amerikaner wohnt," versetzte der Bauer trocken. „Wenn der Hirsch da dem gnädigen Herrn gehört, so kann er's dort mit dem Andern ausmachen, der mich gedungen hat . . . . Na, Bannmüller, thu' Er doch auch den Mund auf!"

„Ihr fahrt nach dem ‚Adler', Alter, wie man's Euch geheißen hat!" sagte Fritz, dessen Stimme nun auch vor verhaltener Wuth bebte. „Der Amerikaner wird dann schon für sich selber reden, und ich kann's ihm mit meinem Eid bezeugen, daß er den Hirsch geschossen hat auf seinem eigenen Revier im Bannwalde. Ich war dabei."

„Natürlich — derlei Brüder finden sich immer zusammen," sagte Graf Ludwig erbost. „Aber ich will wohl sehen, ob das Zeugniß von meinen fünf Begleitern und meinem Personal nicht mehr gilt als dasjenige eines . . . . Wildschützen . . ."

„Herrrr!" brauste Fritz Abt auf; „soll das mir gelten?"

Der Graf streifte ihn mit einem unbeschreiblich verachtungsvollen Blick, und rief dann seinen Begleitern zu: „Sie werden mir bezeugen, meine Herren, daß ich auf den Hirsch geschossen habe?"

„Ha, geschossen! wer bestreitet denn das?" sagte der Bauer; „aber schießen ist nicht treffen!"

„Und der Hirsch kam noch kerngesund und flüchtig durch den Bannwald herauf, das bezeug' ich mit meinem Eide," rief Fritz Abt. „Dem Wilde war kein Haar zerschossen."

„Vorwärts, Bauer! ich bin des Streitens satt! Dein Fuhrlohn soll Dir nicht entgehen!" herrschte der Graf; „Du fährst nach dem Schlosse!"

„Na, mir kann's gleich seyn, aber Er wird bezeugen, Bannmüller, daß ich's gezwungen that," versetzte der Bauer

mit einem verstockten Gleichmuth. „Der ‚Adler' liegt ja an der Straße. Da kann Er vorausgehen, Abts-Fritz, und es dem Amerikaner sagen, was es hier gegeben. Ich leg' mich nicht in die Händel, ich arbeit' um mein Fuhrlohn! Geh' Er, Bannmüller; der Gescheidteste gibt nach."

„Recht so, Peter! ich geh' voran," sagte Fritz Abt mit einem höhnischen Lachen; „will's dem Jost sagen und gleich den Bürgermeister mitnehmen, der soll entscheiden! Wollen 'mal sehen, ob's dem hochadeligen Brausekopf so hingeht!" damit lief er rasch voraus und verschwand bald rechts zwischen den Bäumen.

Der Auftritt war nicht nur dem Gerichtsassessor v. Thiele, sondern auch Cäcilien höchst peinlich geworden. Beide bemühten sich, den aufgebrachten Grafen zu beschwichtigen, aber vergeblich. — „He, Anton, herunter vom Wagen!" rief er dem einen Jägerburschen zu; „Du bleibst bei dem Wagen und stehst mir dafür, daß der Hirsch auf's Schloß gebracht wird. Der amerikanische Landstreicher mag mich verklagen; dann will ich mein Recht schon darthun. — Nein, ich bitt' euch, Freunde, laßt mich!" sprach er abwehrend zu seinen Begleitern, deren Ansichten über des Grafen Verfahren getheilt, welche aber theilweise geneigt waren, den unverschämten Bauer höchsteigenhändig abzuprügeln; „ich weiß was ich thue, ich bin kein Kind mehr. Es ist einmal Zeit, den frechen Anmaßungen dieses Gesindels energisch entgegen zu treten. Die Tollheiten von Achtundvierzig sind vorüber, und ich werde die Canaillen fühlen lassen, daß ich hier Grundherr bin!"

„Ich bitte Dich, Ludwig, zügle Deinen Unmuth — Leidenschaftlichkeit hilft in solchen Fällen nie," flüsterte ihm Herr v. Thiele zu; „gönne den Gegnern den Triumph nicht, den sie durch ihre Ruhe über Dich erringen. Dein Recht in dieser Sache scheint mir sogar noch zweifelhaft."

„Wohlan, so probiren wir Gewalt, mon cher! denn diese ist auf meiner Seite," erwiderte Ludwig hart. „Vorwärts, Anton! nimm die Hetzpeitsche und treibe die Ochsen zur Eile."

3.

Der ‚Adler' war das erste Dorfwirthshaus, aber keine gewöhnliche Dorfschenke. Der starke Verkehr von Holzhändlern, Flößern und fremden Touristen, welche diese malerische Gegend besuchten, hatte den industriösen Wirth dieses Hauses, der selbst einen ausgedehnten Handel mit Bauholz, Wein, Getraide, Vieh u. s. w. betrieb und ein wohlhabender Mann war, längst darauf gebracht, ein paar städtisch ausgestattete Fremdenzimmer mit behaglichen Möbeln und guten Betten zu versehen, die in der schönen Jahreszeit selten leer standen. Auch heute saßen zwei Stadtherren in dem kleinen Zimmer neben der getäfelten Schenkstube, harrten ihres Abendbrods, denn sie waren erst vor Kurzem angekommen, und plauderten mit dem Pfarrer des Orts, einem korpulenten freundlichen Fünfziger, der hier gewöhnlich sein Fläschchen Wein trank, wenn ihm die im Zimmerchen brennende Erdöllampe die Anwesenheit fremder Gäste verrieth. Der geistliche Herr liebte es, die Honneurs des Ortes zu machen, und war ein erfahrener Berather Aller, welche in Geschäften oder zum Vergnügen nach Lindhorst kamen.

In der getäfelten Stube saßen am einen Tische einige Viehhändler und Fuhrleute, am andern aber ganz allein Jost Lüning, der ‚Amerikaner', dessen Bekanntschaft unsere Leser vorhin gemacht haben. Er hatte sich an der Ecke auf die Bank gesetzt und lehnte mit verschränkten Armen an der Wand, rauchte seine Pfeife und blickte mit halbgeschlossenen Augen träumerisch in die blauen Ringeln des Rauchs. Vor ihm stand ein großer Kelch und einer jener Steinkrüge, worin man in jener Gegend am liebsten den heimischen Kirschbranntwein verwahrt. Ihm war sichtlich wohl zu Muth und um seine Lippen spielte ein zufriedenes, ja fast schadenfrohes Lächeln. Die Gesellschaft am andern Tisch, das wirthliche Treiben der Hausgenossen störte ihn nicht, denn er schien so tief in Gedanken, daß er nicht darauf achtete. Nur von Zeit zu Zeit wandte er den Kopf und schaute durch das niedrige Fenster in die dunkle Gasse des Dorfs hinaus, als ob er die Ankunft des Karrens erwartete.

„He, Vroni, wie steht es um mein Abendbrod?" fragte er ein halbwüchsiges Mädchen, das den blankgescheuerten Tisch vor ihm mit dem Kehrwisch reinigte.

„Soll bald kommen, Herr," versetzte das Mädchen lächelnd; „der Herr Jost hat wohl Hunger, he?"

„Dumme Dirne, laß den ‚Herrn' zu Hause und nenne mich schlechtweg Jost. Kann es verdammt nicht leiden, immer den Herrn zu hören, — bin Bürger schlechtweg. — Dein Vater noch immer nicht zurück, Vroni?"

„Doch, doch, He — Meister Jost! eben fährt er in die Scheune ein!"

Der hochgewachsene stämmige Wirth trat soeben in die Stube, nahm die Ledermütze ab, entbot den Gästen seinen biderben Gruß und präsentirte sich dann den Gästen im ‚Herrenstübchen', ehe er zu Jost trat. „Na, Ihr seyd zurück, Lüning?" hub er an; „und wie war's?"

„Ganz gut, Herganser," versetzte Jost trocken; „wir haben den Hirsch und einen feisten Rehbock dazu. Die Jäger vom Schloß droben...."

„Ei, was Ihr sagt, Jost!" rief der Wirth und schlug laut in die derben Hände, — „den Hirsch, den Sechszehnender, habt Ihr?"

„Ja doch, Ihr werdet doch verdammt nicht meinen, daß ich flunkere, Mann?" rief der Amerikaner. „Ich hab' ihn, so sicher wie die Bibel. Die Jäger vom Schlosse...."

„Und mit Einem Schusse, Meister Jost? mit einem einzigen...."

„Na ja doch, Seepferd' habt Ihr dieß Kind hier je zwei Schüsse nach Einem Stück Wild thun sehen? die Jäger vom Schlosse trieben mit schlechtem Wind und hetzten alles herüber in den Bannwald, und wenn der Junge der Fritz verdammt besser geschossen hätte . . ."

„Hochwürden Herr Kaplan!" rief der Adlerwirth zur

Thüre herein, „haben Sie's schon gehört? der Lüning hat ihn, hat den Sechszehnender geschossen....“

Dem Amerikaner schien die Sensation unwillkommen, welche diese Nachricht im Herrenstübchen und bei den anderen Gästen hervorrief; und als der stattliche Pfarrherr so eilig als es ihm seine Beleibtheit erlaubte, heraus in die Wirthsstube trat um sich die Nachricht bestätigen zu lassen, brummte Jost nur gleichmüthig: „Nun ja doch, Ehrwürdiger! könnt das Vieh bald selber sehen, denn es muß jede Minute selber kommen!“ damit ging er aus der Stube und blickte von der Hausstaffel in die Nacht hinaus.

Als er wieder hereinkam, war seine Mahlzeit aufgetragen und der Adlerwirth zupfte das Tischtuch zurecht, sichtlich gespannt das Nähere zu erfahren. Jost setzte sich zu Tisch und gab einsylbige Antworten, während er mit gesegnetem Appetit über den gewaltigen Braten herfiel.

„Na, sollt noch Alles hören, Alter!“ brummte er. „Euer Neffe Fritz schnackt verdammt besser als ich; fragt Den. Für jetzt laßt die Metzig öffnen; der Hirsch wird noch heute Abend zerwirkt. Die eine Keule dem Bürgermeister, die andere dem Bannmüller; den einen Bug dem geistlichen Herrn, den andern Euch. Den Ziemer schickt ihr mir in die Stadt; das andere Fleisch den armen Leuten im Ort. Ich will nichts als die Eckzähne, das Geweih, die Decke und die Läufe, hört? den Rehbock könnt Ihr verkaufen, und das Geweih hängen wir dort auf über dem Spiegel.... Nun, was ist's, Fritz? he?“ unterbrach er sich in seiner gemächlichen gedehnten Rede; „was hat denn der Junge?“

Fritz war ganz athemlos in die Stube hereingestürzt, pustend und keuchend, mit erhitztem schweißtriefendem Gesicht.

„Meister Jost,“ rief er, obschon ihm der Athem beinahe fehlte; „er ist fort — sie haben ihn weggenommen!“

„Wen denn, Junge?“

„Den Hirsch — er ist fort!“

„Dummkopf, Du bist übergeschnappt,“ erwiderte der Amerikaner ruhig und goß ihm den Kelch voll Kirschwasser. „Da, trink, und dann rede verständig! Ich werde verdammt nicht klug aus Deinem Geschmack.“

Des Adlerwirths Aufmerksamkeit ward in diesem Augenblick durch den Maler in Anspruch genommen, den wir oben am Kirchlein gesehen, und der jetzt in sein Quartier zurückkehrte, und Fritz hatte Mühe, ruhiger zu werden, obschon seine Miene noch immer die größte Spannung und Aufregung verrieth. Endlich aber war er im Stande, seine Nachricht zusammenhängend vorzutragen, welche natürlich großes Erstaunen und Entrüstung hervorrief. Jost allein bewahrte eine eiserne Ruhe, obschon sein Auge in einem düstern Feuer glühte.

„Ich schätze Du bist nicht klug, Hasenfuß,“ sagte er gelassen; „konntest ja bezeugen, daß dieses Kind hier den Hirsch geschossen habe. Na, um den Ruhm und das Wildpret ist mir's nicht, sondern nur um mein Recht, und bei Jove, das soll mir verdammt keiner antasten. Na, werden ja sehen, wie weit es der junge Gent mir gegenüber treibt! Mit Dir Jungen und dem Bauer hatt' er leichtes Spiel; aber bei Jove! dieses Kind hier steht hoch genug in seinen Schuhen, daß der junge Gent an ihm verdammt seinen Mann finden soll! — Vroni, stell' mir das Essen warm! ich will die Sache erst abmachen.“

„Da kommen sie!“ rief Fritz Abt, denn von draußen scholl Pferdegetrappel und Wagengerassel herein. „Ich will zum Bürgermeister gehen und ihn herbeiholen.“

„Thu' das, Junge, und sei flink. Ich werde sie hier erwarten!“

„Und die Bauern will ich auch aufbieten,“ sagte Fritz.

„Wozu das? laß sie, sag' ich; dieß Kind hier und sein gutes Recht sind genug für diese hochfahrenden Junker! — Nein, Vroni, nimm den Wein wieder fort und auch den Schnaps! ich will ruhig bleiben!“ Er nahm die Thonpfeife wieder auf und rauchte weiter, aber man sah ihm an, daß es ihm Mühe kostete, so gelassen und gleichmüthig zu bleiben, denn hinter ihm drang zum offenen Fenster der Schall verworrener Stimmen herein, unter denen die schnarrende unangenehme des Grafen Ludwig sich besonders hörbar machte.

„Wo ist er denn, dieses Wunderthier von einem Amerikaner? dieser Hirschtödter?“ rief Graf Ludwig höhnisch; „wo habt Ihr denn Euern Trapper und Prairiejäger, Frau Wirthin? Wollt Ihr ihm nicht sagen, daß er sich geneigtest zu mir herausbemühe?...“

„Nur Geduld, junger Mann, Du sollst dieses Kind hier schon kennen lernen,“ murmelte Jost. „Ist der Wagen mit dem Wilde schon hier, Herganser? Nicht? na, dann lassen wir den jungen Hahn noch krähen und die Federn sträuben, Leutchen! Dieß Pferd hier hat schon andere Krieger stille gemacht, als solch einen jungen ungeschildeten Puter.... Ein paar Laternen, Herganser, damit man sich hernach auch in die Augen sehe!“ sprach er mit eisiger Ruhe, und setzte ein frisches Zündhütchen auf. „So, nun sind sie da, schätz' ich, und nun sollen sie dieß Kind hier kennen lernen!“ In der einen Hand eine flackernde Talgkerze, in der andern seine Büchse, trat er aus dem Hause, gefolgt von dem Kaplan und den übrigen Gästen.

Die Nacht war noch nicht ganz heruntergesunken, und die Dämmerung gestattete noch deutlich die Umrisse der verschiedenen Personen zu erkennen, welche in dieser effektvollen Scene mitspielten. Die nicht sehr breite Gasse des Dorfs war gesperrt durch den Jagdwagen, welcher quer vor der Staffel des Wirthshauses angefahren war, und durch die beiden Reiterinnen, welche etwas abseits sich hielten und mit einer Mischung von Interesse und Verlegenheit des Auftritts harrten, welcher sich unter ihren Augen entwickeln sollte, denn die beiden jungen Damen waren unverkennbar nicht ganz sicher, auf wessen Seite das Recht in diesem Streite war, und Comtesse Cäcilie nahm natürlich unbedingt die Partei ihres Bruders. Aus den Nachbarshäusern kamen die Bauern herbei, von dem lauten Schreien des jungen Grafen und dem Auflauf angelockt. Hinter dem Jagdwagen hielt der

Bauernwagen mit dem erlegten Wilde. Der Fuhrmann desselben hatte mit echt bäuerlicher Störrigkeit troß dem Gegenbefehl des Grafen seine beiden Kühe der Einfahrt in den Hofraum des Wirthshauses zulenken wollen, und nun waren die beiden Jagdgehülfen abgestiegen und rissen die Kühe und den Wagen wieder nach der Mitte der Gasse zurück, während der Erbgraf mit der langen Fahrpeitsche in der Hand dabei stand und den Bauer am Arm zurückhielt, ohne sich um das drohende Murren der herbeigeeilten ländlichen Zuschauer zu bekümmern.

Das Erscheinen des Amerikaners auf dem Platz ward mit einer erwartungsvollen Stille von Seiten der Zuschauer begrüßt. Jost drängte sich durch die Weibsleute, welche die Vortreppe des Gasthauses besetzt hatten, um die Sache anzuschauen, und seine Stimme klang ruhig und kalt bei dem Rufe: „He, Haldenbauer, seyd Ihr da mit dem Wildpret?"

„Ja, Herr, da ist es wohl, aber Ihr sollt's nicht haben, sagt der gnädige Herr da," rief der Bauer herauf; „ich nehm' die ganze Bürgerschaft zum Zeugen, daß er mich und mein Vieh mit Gewalt festgehalten hat!"

„Na, es wird ein gnädiges Späßchen von dem Herrn seyn, Haldenbauer! müßt Spaß verstehen! Der gnädige Herr wird ein Bißchen Raubritterchens spielen wollen, wie die alten Herren, die vordem da droben auf Lindhorst saßen. Na, geniren Sie sich nicht, Herr Graf, und betrachten Sie sich den Hirsch nur nach Herzenslust. Können ihn nun bequemer sehen, als heute früh, wo er wohl in vollem Rann an Ihnen vorüber kam. Sehen Sie ihn nur mit Bequemlichkeit an!" sagte Jost so ruhig und gelassen, als ob er keine Ahnung von den wirklichen Absichten des jungen Edelmanns hätte.

„Das werd' ich auch ohne Seine Erlaubniß thun, Mann und hiezu wird morgen bei Tage auf dem Schlosse mehr Zeit und Gelegenheit seyn als hier!" rief Graf Ludwig, dem die Ruhe und die Aeußerungen Josts wie kränkender beißender Hohn erklangen. „Der Hirsch ist mein, und ich werde ihn mitnehmen."

„Wirklich, Herr Graf? Sie werden ihn mitnehmen? Und mit welchem Rechte?" fragte Jost verwundert aber kühl. „So viel mir bekannt, hat dieses Kind hier den Hirsch auf seiner eigenen Pacht geschossen und nicht verkauft. Da müßt' ich denn also verdammt dabei seyn, wenn Sie den Hirsch mitnehmen wollten."

„Der Hirsch war von meinem Jagdpersonal eingekreist und heute früh bestätigt, ward von meinen Leuten getrieben, kam mir schußrecht auf meinem Grund und Boden, ich kam mit meinem Schusse sicher ab, und so ist mein Schuß der erste, und dieser gilt immer bei Hochwild. Wenn daher auch das Wild bei mir nicht fiel, sondern noch in den Bannwald lief, wo einige Schützen dicht an der Grenze anstanden, um versprengtes Wild niederzuknallen, so hab' ich doch kraft meines Anschusses das Recht...."

„Streiten wir nicht nutzlos, Herr Graf," sagte Jost mit schneidender Kälte; „der junge Herr wird diesen versammelten Leuten hier sagen können, von welcher Seite her er geschossen und wo er den Hirsch getroffen, schätz' ich? Will er uns das hören lassen?"

„Ich bin Ihm keine Antwort schuldig, und habe nicht Lust mich hier auf offener Gasse katechisiren zu lassen von einem Burschen...."

„Welcher der Vater eines solchen Heißsporns seyn könnte und als ein freier Mann nur sein Recht vertheidigt, aber auch verdammt dafür einsteht," rief Jost mit erhobener Stimme, welche durch das ganze Dorf hinscholl. „Ich nehme alle Anwesenden zu Zeugen, daß ich dem jungen Manne hier sein Anrecht auf das Klümpchen Fleisch hier nicht streitig mache, wenn's ihm Freude macht, für den Erleger zu gelten, obschon er anmaßend genug ist, einen freien Mann, dem schon mehr Wind um die Nase geweht hat, als ihm, wie einen Vagabunden zu behandeln und wie einen Diener mit ‚Er' anzureden. Da aber dieß Kind hier den Hirsch auch geschossen, genickt, aufgebrochen und aufgeladen und dem Haldenbauer hier aufgegeben hat, da Fritz Abt und der Haldenbauer da als Zeugen hier sind, so schätz' ich, der Hirsch ist vorerst mein. Bei Jove, ich bin lange genug Richter in einer County gewesen, in welcher die ganze Grafschaft Lindhorst verloren gegangen wäre, und habe ganz anderen Leuten in's Auge geschaut, um mich von einem jungen krähenden Hahn einschüchtern zu lassen. He, da sind Sie ja, Herr Bürgermeister? nun entscheiden Sie! Ich werde mich verdammt nicht länger sperren, die beiden Stücke Fleisch herauszugeben, wenn mir bewiesen wird, daß dieß Kind hier sie nicht auf berechtigtem Jagdgrunde geschossen!"

„Das sind wir von Ihnen überzeugt, Meister Lüning," erwiderte der Bürgermeister, ein stämmiger wohlbeleibter Bauer, der mit dem ganzen Aplomb seiner Würde auftrat, und die Gelegenheit nicht ungenützt lassen wollte, sich bei seiner Gemeinde in Respekt zu setzen. Die stramme Haltung des Mannes verrieth den ehemaligen Soldaten, seine Kleidung den wohlhabenden, unabhängigen Bauer. Da stand er denn da, auf seinen derben Stock gestützt, in den hohen ledernen Stiefeln und schwarzen Kniehosen, unter denen die weißen Strümpfe handbreit zu sehen waren; in der schwarzen Manchesterweste mit den silbernen Kugelknöpfen und dem schwarzen langschößigen Rock, auf dem massigen kurzverschorenen Kopfe den niedrigen breitrandigen schwarzen Strohhut, hinter ihm der Büttel und einige alte Bauern, und sah sich würdevoll im Kreise um.

„Nur ruhig, Herr Graf," sagte er mit der Furchtlosigkeit eines Mannes, der mit vollem Bewußtseyn auf seinem Rechtsboden steht. „Keine harten Worte und Schimpfreden, wenn ich bitten darf, gnädiger Herr! Sie sind der Beklagte und werden schon gefragt werden. Ich habe alles mit angehört, und muß bitten, daß Sie die Frage beantworten, welche Ihnen der Herr da, der Amerikaner, gestellt hat: von welcher Seite haben Sie den Hirsch getroffen?"

„Sie wissen, Herr Schulz, daß ich Ihnen hierauf keine

Antwort schuldig bin — ich habe einen befreiten Gerichtsstand," versetzte der Erbgraf geringschätzig.

„Wohlan, so klagen Sie dort, gnädiger Herr; einstweilen nehm' ich den Streitgegenstand in meine Verwahrung, und setze ein Protokoll auf, und beweist mir der Herr da, Meister Jost Lüning, durch Zeugen, daß er den Hirsch geschossen, welcher seit Jahr und Tag unseren Feldern und Aeckern so viel Schaden gethan, so soll er ihn von Rechtswegen haben, und Sie mögen bei Ihrem zuständigen Gericht dann auf Entschädigung klagen, denn der Amerikaner ist mir wohl bekannt als reicher Mann und zu rechtschaffen, um zu wilddieben und zu lügen. Hab' ich Recht oder nicht, Mannen?" wandte er sich an die Gemeinde-Aeltesten hinter ihm.

„Einverstanden! Ja wohl, ganz recht hat Er, Schulz," tönte es im Kreise wieder und die Dörfler murmelten Beifall.

„Ist der Meister Lüning damit einverstanden?" fragte der Schulz.

„Ja, mit Vergnügen, doch möcht' ich vorher den Haldenbauer da fragen, ob keiner der Herren unterwegs noch einen Schuß auf den verendeten Hirsch gethan hat? Man hat solche Dinge auch schon erlebt!"

„Nein, Herr, das hat keiner gethan — das haben sie vergessen," sagte der Haldenbauer hohnlachend.

„Ich weise diese unverschämte versteckte Anschuldigung mit Entrüstung zurück, Schulz, und bitte Sie, den Burschen da zur Ruhe zu verweisen. Im Uebrigen aber protestire ich gegen Ihre willkürliche Verfügung, die mir mein Eigenthum vorenthalten will, und mache Sie verantwortlich, Schulz."

„Thun Sie das immerhin, Herr Graf! ich kann's abwarten. He, Mannen, seht euch 'mal den Hirsch da etwas an, daß ihr ihn morgen früh wieder erkennt, denn einstweilen muß ihn Herganser, der ja Gemeinderath ist, in seinem Fleischkeller aufbewahren, bis darüber entschieden ist, wem er gehört," sagte der Bürgermeister ruhig; „hab' ich Recht oder nicht, Leute?"

„Ganz recht, — in alleweg!" riefen die Bauern.

„Wir wollen sehen, ob Sie das vermögen, Herr Schulz," versetzte der Erbgraf höhnisch. „Heda, meine Leute! ihr werft mir den Hirsch auf den Jagdwagen herüber und wir fahren auf's Schloß — und wenn etwa das Bauernvolk hier Gewalt versuchen wollte, da möge es darauf ankommen, wer Meister bleibt!" fügte er hinzu und erwiderte die finsteren Blicke der murrenden Bauern mit einer sehr bezeichnenden Hinweisung auf die Gewehre seiner Begleiter.

„Gewalt kann nichts helfen, gnädiger Herr, und gefährliche Drohungen straft das Gesetz!" sagte der Schulz; „Büttel und Bürgerschaft, ihr schaaret euch um den Wagen da. Hier bin ich Obrigkeit und hab' allein zu befehlen! Herbei, Bürger!"

„Ludwig, Du gehst zu weit; laß mich ein Wort reden!" flüsterte der Assessor v. Thiele dem Grafen zu, an dessen Seite er unbemerkt getreten war. „Der Schulz ist in seinem Recht; aber noch ist nicht alles verloren. Laß mich vermitteln. — Herr Schulz, Sie erlauben mir — Gerichtsassessor v. Thiele — eine kleine Bemerkung! — Ich habe ein rechtliches Bedenken gegen das von Ihnen eingeschlagene Verfahren, den Gegenstand des Streites in Verwahrung zu nehmen, denn es handelt sich hier um ein Objekt, welches dem Verderben ausgesetzt ist, und da hier Behauptung gegen Behauptung steht und jeder der beiden Schützen den Hirsch getroffen haben will und Herr Lüning vorhin erklärte, daß er das erlegte Wild herausgebe, falls ihm bewiesen werde, daß er die beiden Stücke nicht geschossen, so wird er damit einverstanden seyn, daß Graf Waal sie einstweilen in Verwahrung nehme, wenn ihm bewiesen wird, daß er den Hirsch geschossen ..."

„Dieß Kind hier nimmt sein Wort nicht zurück, Herr, aber auf den Beweis wär' ich verdammt begierig!" rief Jost ruhig.

„Es ist Thatsache, daß der Hirsch an unserer ganzen Schützenlinie vorüber trollte und mehrfach beschossen ward," fuhr Herr v. Thiele in einem Tone fort, welches ebenso sehr überzeugen als gewinnen sollte; — „so wage ich anzunehmen, daß der Hirsch von uns angeschossen ward und flüchtig über die Grenze ging und dort von diesem Herrn ebenfalls beschossen verendete. Nach Waidmannsbrauch aber gilt nicht nur beim Hochwild der erste Schuß, sondern es steht meinem verehrten Freunde dem Grafen Waal auch die sogen. Jagdfolge zu, vermöge deren es ihm gestattet ist, ein auf eigenem Grund und Boden angeschossenes Wild über die Grenze zu folgen und von dem zur Ausübung der Jagd berechtigten Nachbar zu reklamiren. Und auf diesen Grund hin..."

Jost Lüning war der Beweisführung des Assessors mit immer düsterer werdenden Mienen gefolgt und auf dem Punkte gewesen, seinem mühsam verhaltenen Groll Worte zu geben, da hellte sich sein Gesicht plötzlich auf, denn eine volltönende Stimme rief von der Haustreppe herab laut über die Streitenden hin: „Dieser Grund ist mit Verlaub nicht richtig und wider das Gesetz!"

„Wer wagt dieß zu behaupten?" rief Herr v. Thiele aufwallend.

„Ich, Herr Assessor — der Kreisforstrath Zell," versetzte der Sprecher vortretend und nahm seinen Hut ab; es waren jetzt so viel Laternen, Ampeln und Lichter zur Hand, daß man in dem Sprecher deutlich einen der Gäste erkannte, welche vorhin im Herrenstübchen gesessen waren. „Da dieser Gegenstand in mein Fach einschlägt, werden Sie mir hoffentlich auf's Wort glauben, daß unser neues Jagdgesetz weder eine berechtigte Jagdfolge noch ein Vorzugsrecht für den ersten Schuß anerkennt."

„Dann allerdings liegt die Sache anders und ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Forstrath," sagte Herr v. Thiele mit einer artigen Verbeugung nach der Vortreppe hin. „Und dürften wir uns erlauben, in dieser Angelegenheit

an Ihre geschäftsmännische Erfahrung und Sachkenntniß zu appelliren und Sie zum Schiedsrichter zu berufen, falls nämlich unser Herr Gegner damit einverstanden wäre?"

„Ich bin dazu gern bereit, sofern mir beide Theile versprechen wollen, sich meinem schiedsrichterlichen Ausspruch zu unterwerfen," versetzte der Forstrath und kam von der Treppe herunter. Beide Parteien verneigten sich gegen ihn, die Zuhörer drangen näher herbei. „Derartige Streitigkeiten geben häufig zu bitteren Feindschaften und ärgerlichen Prozessen Anlaß," fuhr der Forstrath, ein offener, freundlicher, gebildeter Mann fort. „Jedoch nur im Interesse des Friedens und um mir vielleicht ein späteres Referat in der Sache zu ersparen, habe ich mich in diese Sache gemengt, meine Herren, und möchte nicht indiskret und aufdringlich erscheinen."

„Bitte, mein Herr, wir sind Ihnen sehr verbunden," sagte Graf Ludwig geschmeidig; „seyn Sie überzeugt, wenn ich mir nicht meines Rechts so sehr bewußt wäre, sollte mich der armselige pekuniäre Werth der Sache nicht bewegen..."

„Jenun, dieser Streit ist ungemein leicht zu schlichten, meine Herren," fuhr der Forstrath fort. „Das Gesetz erkennt jedes Stück Wild demjenigen zu, welcher zur Ausübung der Jagd auf dem Territorium berechtigt ist, worauf das Wild erlegt oder verendet gefunden wird. Allein unter rechtschaffenen und gebildeten Jagdpächtern und Waidmännern wird ein derartiges Stück gerne selbst von dem Berechtigten, auf dessen Gebiet es verendet gefunden ward, dem Nachbar herausgegeben, welcher es erwiesenermaßen mit tödlicher Wirkung anschoß. Verstehen Sie mich mein Herr?"

„Vollkommen — dieß Kind hier hat auch verdammt nichts andres gewollt," entgegnete der Amerikaner, dem diese letzte Bemerkung des Forstraths galt. „Fragen Sie, wie und wo der Hirsch von den Herren beschossen worden."

„Er bot uns die rechte Seite zum Schuß und wird dort auch die lethale Verletzung haben," sagte der Assessor zuversichtlich; „es wurden vier oder fünf Schüsse von uns abgegeben."

„Mir bot er die linke Flanke und dort sitzt mein Schuß," bemerkte nun der Amerikaner mit einem trockenen Lachen; „ich gab ihm nur Eine Kugel, aber sie war hinreichend, ihn umzuwerfen. Untersuchen Sie den Hirsch, Herr, ich will verdammt mich theeren und federn lassen, wenn dem Hirsch auf der rechten Seite auch nur ein Haar gekrümmt ist. Laternen her! leuchtet!"

Der Forstrath, der Schulz und Herr v. Thiele untersuchten genau die rechte, nach oben liegende Seite vom Geäse bis zur Blume und fanden auch in der That nicht eine Spur von Verletzung. Dann ward das schwere Wildpret umgedreht und dicht hinter dem Schulterblatt zeigte eine winzig kleine Oeffnung die Stelle, wo die Kugel eingeschlagen hatte. „Da!" sagte Lüning trocken; „nun kann wohl kaum mehr ein Zweifel seyn, wer den Schuß gethan, besonders wenn man das schwere Blei der deutschen Jagdgewehre betrachtet, während dieses alte Krakeleisen solch ein winzig kleines Blei schießt!" und dabei legte er ein kleines konisches Geschoß in die Hand des Forstraths, der mit bewundernde Anerkennung den Hut vor dem Amerikaner abnahm.

„Ich gratulire Ihnen, mein Herr," sagte er; „das war ein Meisterschuß, der solch einen Lohn verdient. Und der Hirsch kam Ihnen flüchtig?"

„Bei Jove, in vollem Run und ein Hund hinterher, der ihn hetzte. Der Pfad über welchen er setzte, war nicht breiter als meine beiden Arme klaftern können. Die Herren trieben mit schlechtem Wind und jagten das ganze Rudel herüber, denn einer der Hunde war gleich nach dem Schießen dahinter her. Das war just die rechte Manier, es mir zuzutreiben. Aber dieß Kind hier hatte nur Einen Schuß und den bekam der Platzhirsch, der zuletzt anlief, — über tausend Schritte von der Grenze. Und nun, Herr, wer hat Recht?"

„Sie unbedingt — Sie hören und sehen selbst, Herr Graf," sagte der Forstrath achselzuckend. „Das sind die Chancen der Jagd. Ein ander Mal mehr Glück! Es ist sehr ärgerlich, allein man sagt ja: Es ist alle Tage Jagetag, aber nicht immer Fahetag."

„Ich bin Ihnen für Ihre Bemühung sehr verbunden und sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, welche ich an gelegenerem Ort zu erneuern gedenke, Herr Forstrath, denn wir haben ohne Zweifel das Glück, Sie noch einige Zeit in unserer Nähe zu haben. Auf Wiedersehen denn, mein Herr," sagte Graf Ludwig mit der verbindlichsten Glätte eines Weltmanns, und schüttelte dem Forstrath die Hand. „Ich werde dafür sorgen, daß der Mann dort keinen zweiten Hirsch mehr schießt..."

„Nein, einen solchen nicht mehr, denn diese sind hier dünn gesäet, und die anderen sollen den Bauern auch nicht mehr lange die Aecker verderben, wenn dieß Kind hier gesund bleibt," murmelte Lüning in seiner trockenen Weise laut genug, um von dem geschlagenen Gegner verstanden zu werden.

„Und daß diese Aasjägerei an unseren Grenzen aufhört," fuhr Graf Ludwig aufwallend fort. „Ich werde meinem Forstpersonal Befehl geben, auf Jeden zu schießen, der sich untersteht, meine Grenze zu überschreiten."

„Ich werde es ebenso machen, zumal mit den Hunden welche den Bannwald aushetzen," versetzte der Amerikaner finster; „wie Du mir, so ich Dir; ein Schurke, der mir beweisen wollte, daß ich je ein fremdes Revier hehlings betreten."

„Und für jeden Schuß auf einen meiner Hunde setze ich eine Kugel auf den Schützen," rief der Graf.

„Unser Blei fliegt ebenso schnell," brummte Jost in den Bart.

„Ich werde schon dafür sorgen, daß dieses Anstehen an meiner Grenze, diese Wilddieberei aufhört!" rief der Erbgraf mit steigender Erbitterung. „Schande genug, daß

unsere Behörden bei Vergebung von Jagdrevieren und Jagdpässen jeden — Vagabunden zulassen!"

„Ludwig! Ludwig, mäßige Dich!" riefen Herr v. Thiele und der Lieutenant v. Waal aus Einem Munde, und suchten den Erbosten zurückzuhalten.

Der Amerikaner war bei diesem Schimpfwort zusammengebebt und bleich geworden; er schleuderte den Leuchter mit der brennenden Kerze von sich, riß das lange Jagdmesser heraus und stieß einen wilden Fluch hervor. „Wenn dieser Schimpf mir gelten soll, dann werd' ich den Rothkopf scalpiren, so wahr mir ..."

„Ruhig, ruhig, Herr! wohin soll dieß noch führen?" sagte der Forstrath und fiel ihm in den Arm; „wollen Sie sich mit dem Gesetz überwerfen?"

„Den Rothkopf soll er mir bezahlen," stieß der Graf hervor und sprang nach dem Jagdwagen, aus welchem er eines der Doppelgewehre riß. Mit bebender Hand suchte er nach dem Täschchen vorn an seinem Jagdrock, worin er die Zündhütchen trug, und das er in seiner ohnmächtigen Wuth nicht finden konnte. Da prallte er plötzlich zurück, denn vor ihm stand die hochgewachsene Dame im schwarzen Seidenkleid und Schleier, die wir oben auf dem Friedhof kennen gelernt haben, erfaßte seine beiden Hände und rief mit tiefbewegter Stimme: „Ludwig, mein Sohn! was beginnst Du? Willst Du Dich und uns alle in Schmach und Unglück bringen? Ludwig, kannst Du Dich soweit vergessen?... Ein Streit, ein Zank auf der offenen Straße? Bedenke doch wer Du bist!"

Graf Wilibald hatte seinem Bruder das Gewehr entrissen, Herr v. Thiele ihn hinter den Wagen geführt, wo Comtesse Cäcilie und Fräulein v. Hopfen in bangster Aufregung hielten und den Ergrimmten zu besänftigen suchten.

Währenddem war auch der Amerikaner von dem Forstrath, dem Schulz, dem Wirth und Fritz Abt hinter den Ochsenwagen gezogen worden, um ihn zu beschwichtigen, denn jedermann sah, daß in dem Manne eine wilde Leidenschaft zum Ausbruch gekommen war, die er nicht mehr länger zu zügeln vermocht hätte. Die Bauern drängten sich auch herzu und versuchten ihn zurückzuhalten, obschon sie ihm Recht gaben.

„Ha, den Vagabunden will ich dem Buben auch nicht schenken, der wie ein schleichender Hunde-Indianer Anderen die Jagdbeute rauben will!" knirschte der Amerikaner. „Warte, Bursche, wir rechnen noch mit einander ab..."

„Um's Himmels willen, Herr Lüning, thun Sie das nicht! sprechen Sie nicht so, um meinetwillen," flüsterte eine Frauenstimme und eine weiche Hand legte sich auf seinen Arm. Und als er ihr in's Gesicht blickte, die so zu ihm gesprochen, da ward der wilde Mann halb verlegen und erfaßte lebhaft ihre Hand.

„Haben Sie es gehört, Ma'am?" fragte er knirschend; „galt es etwa nicht mir?"

„Nein, wahrhaftig nein, Herr Lüning, Ihnen nicht!" erwiderte die stattliche wohlbeleibte Sprecherin, deren städtische Kleidung nicht ohne einige Gefallsucht angeordnet war, obschon sie keinen Hut, sondern nur ein gestricktes Kopftuch von weißer Wolle mit hochrothem Besatz und Troddel trug. „Sie können sich davon nicht getroffen fühlen, Herr Lüning," fuhr sie mit steigender Angst fort; „denn Sie würden sich in den Augen jener Herren eine Blöße geben. Jene würden triumphiren, die doch nicht den Muth haben, Sie offen zu beleidigen ... Oh, ich bitte Sie, Lüning, dulden, tragen Sie um meinetwillen! rufen Sie nicht die Willkür hervor, oder die... die Bosheit, daß man Sie von hier vertreibt!..."

Die Wogen des Ingrimms legten sich beinahe augenblicklich, als er die ausdrucksvollen Augen der Frau mit solcher Angst und Innigkeit auf sich gerichtet sah. Er drückte ihr die Hand. „Sie haben recht, Jacobäa — Ma'am, wollt' ich sagen! Will ihnen den Triumph nicht gönnen, aber es soll doch nicht vergessen sein. Um Ihretwillen mag's ihm heute hingehen; aber ein ander Mal!"

Man hörte den Jagdwagen schon in der Ferne davon rollen, und Herganser und seine Knechte hatten des Halbenbauers Kühe ausgespannt und schoben den Wagen mit dem Wilde in den Hofraum. Die Zuschauerhaufen lichteten sich, denn alles strömte dem Wagen nach.

„Wo ist er? wo ist Herr Lüning?" fragte die jugendlich frische Stimme eines Mannes, der sich durch den Haufen drängte.

„Hier, hier ist der Genannte? wer will etwas von mir? . . . Sie, Herr?" fuhr er mit verdüsterter Miene fort, als er den jüngeren Grafen Wilibald von Waal auf sich zukommen sah; „was ist Ihr Begehren von diesem Kinde?"

„Ihre Hand, Herr, zu einem herzlichen Glückwunsch, denn Sie sind ein kapitaler Schütze, den ich bewundere, Sir," sagte Graf Wilibald mit soldatischer Offenheit. „Bah, Sie werden mir Ihre Hand nicht verweigern wegen eines Mißverständnisses, eines Ereignisses, das ich lebhaft bedaure," fuhr er fort; „mein Bruder hat gefehlt und war im Unrecht. Er hat sich jedoch selbst gerichtet und ich danke Ihnen für die Ruhe und Mäßigung welche Sie beobachtet haben. Ihnen verdanken wir es, daß der Auftritt nicht in eine ekelhafte Scene ausartete, welche nicht mir allein peinlich gewesen wäre, sondern auch einer andern Person, die zufällig in der Nähe war — meiner Mutter."

Jost Lüning hatte dem Lieutenant eine Weile forschend in's Gesicht geblickt, dann wurden seine Züge milder und langsam reichte er dem jungen Grafen die derbe schwielige Hand. „Ist es Ihr Ernst, Herr?" stieß er kurz und skeptisch hervor.

„Weßhalb zweifeln Sie daran, Herr Lüning? Was könnte mich bewegen, diesen Schritt zu thun, wenn nicht ein aufrichtiges Wohlwollen für Sie? Halten Sie mich für ..."

„Nee, nee, Mann! ich halte Sie für einen Gentleman, einen biedern, edlen Charakter, sonst reichten Sie dem

‚Vagabunden' nicht die Hand, die ich herzlich schüttle!" sagte der Amerikaner und aus seinen scharfen Augen fiel ein weicher, milder freundlicher Blick auf das Gesicht des Grafen Willibald, auf welches der volle Schein der Laterne fiel, die ihm der junge Bannmüller mit einer gewissen höhnischen Beflissenheit vorhielt. „Ihr habt eine gute Physiognomie, junger Herr! ganz die Augen und die Stimme von ihr ... und um dieser Aehnlichkeit willen trau' ich Euch, obschon ich sonst ... Na, laßt es gut seyn — mit Euch bin ich nicht böse."

„Ich danke Ihnen, Herr Lüning, und denke, wir werden uns noch besser kennen lernen; einstweilen gute Nacht!"

„Gute Nacht, Sir!" Der Amerikaner stand noch lange wie in Gedanken da, nachdem der Graf schon in der inzwischen eingebrochenen Nacht verschwunden war, und starrte in die graue Dunkelheit. „Ganz ihre Augen und ihr Gesicht — so täuschend ähnlich wie ein Ei dem andern! Und diese Stimme dazu! er zitterte mir durch das Herz wie — wie, ich weiß nicht was — es sprach zu mir wie aus alter, ferner Zeit, — und ich konnte nicht anders; ich mußte mit dem Jungen Frieden machen um ihretwillen," murmelte er halblaut vor sich hin, und versank dann in ein stummes Sinnen.

„He, Jost, der Vetter Herganser läßt fragen, ob der Hirsch noch heute zerwirkt werden soll?" unterbrach Fritz Abt den Amerikaner in seinem Sinnen.

Dieser fuhr sich mit der Hand über die Stirne und sah, daß der Schulz und einige der Bauern noch da standen und ihn betroffen beobachteten. „Nein heute nicht mehr; sag ihm das, Fritz! Morgen, morgen früh bei Tage. — Der Herr von vorhin war doch einer vom Schlosse, nicht wahr?" fragte er den Schulz.

„Freilich, Herr, freilich; der jüngere gnädige Herr war's, der Dragoner-Offizier."

„Und war nicht auch eine Frau da — nicht diejenige, welche mit mir sprach, sondern eine andre, welche den jungen Hitzkopf zur Ruhe verwies?" fragte Lüning beinahe schüchtern; „war mir doch, als hätt' ich ihre Stimme gehört?"

„Ja ganz richtig, Meister Lüning, ganz richtig!" bestätigten der Schulz und die Gemeinde-Aeltesten. „Die gnädige Frau selber war da und hielt den stolzen hochfahrenden Grafen zurück. Und recht Zeit war's, daß sie kam, sonst hätt' es wahrlich noch Blut gegeben. Der hochmüthige Herr kennt sich nicht, wenn er einmal im Zorne ist, und nur die gnädige Frau Mutter kann ihn bändigen. So war's von jeher."

„Von jeher? ja fürwahr, diese Macht hatte sie einst ebenfalls," murmelte Jost gedankenvoll. Dann rüttelte er sich fast gewaltsam aus seinem Sinnen und Träumen auf, schüttelte dem Schulzen und den Bauern dankend die Hand und schritt in den Hofraum des Gasthauses hinein, um nach seiner Jagdbeute zu sehen.

Die Schaaren der zusammengelaufenen Dorfbewohner lösten sich in aufgeregte Gruppen auf, welche langsam ihren Häusern zuschlenderten, oder auf der dunkeln Gasse stehend noch lange das jüngste Ereigniß besprachen, aber ohne Ausnahme Partei für den Amerikaner nahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Guano-Insel Itschaboe.

Die Kriegsbrigg „Donnerkeil" lag im Frühjahr 1846 in der Simons-Bay am Kap der guten Hoffnung vor Anker, als unser Kapitän vom Admiral den Befehl erhielt, sich mit seinem Schiff nach der Insel Itschaboe an der Küste von Angra Peguina zu begeben und dort bis auf weitern Befehl als Wachtschiff zu verbleiben. Es waren in der Kapstadt sehr beunruhigende Gerüchte über die Zustände auf Itschaboe verbreitet, als ob dort eine vollkommene Anarchie herrsche, alle Ordnung und Gesetz ihre Geltung verloren haben, täglich Streit und Händel stattfinden, namentlich zwischen den Bemannungen rivalisirender Schiffe, daß man den Kapitänen von einzelnen Schiffen nicht nur das Landen auf der Insel verboten, sondern sie gezwungen habe, den Hafen zu verlassen, und daß diese Zustände noch bedenklicher werden würden, wenn man nicht bald Ordnung und gesetzliches Ansehen der Behörden wieder einführe.

Zu jener Zeit war die geographische Lage der Insel Itschaboe noch nicht einmal genau bekannt; sie war bis dahin nur selten und nur von holländischen Küstenfahrzeugen besucht worden, bis man entdeckt hatte, daß die ganze Insel vorzugsweise aus einem mächtigen Lager von Guano oder Vogelmist bestand, dessen wichtige Eigenschaften als Düngungsmittel um jene Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der rationellen Landwirthe auf sich gezogen hatte. Auf den meisten damals existirenden Karten der afrikanischen Küste war die Insel gar nicht zu finden, und unter den paar Kapitänen von Kauffahrtei- und Küstenschiffen, welche selbst dort gewesen waren, konnten auch nicht zwei gefunden werden, welche über die geographische Länge und Breite derselben übereinstimmten. So fuhren wir denn vom Kap Volta ab bei Tage unter leichten Segeln der Küste entlang, legten Nachts oft mehrere Stunden lang bei, suchten vergebens nach dem betreffenden Eiland, und liefen in eine Menge kleiner Buchten und Häfen ein, ohne etwas anderes zu finden, als Schaaren von Haifischen, die wir aus ihrer behaglichen Sicherheit aufschreckten, bis am achten Tage endlich die Spähwache im Marskorbe ihr willkommenes „Land, ho!" ausrief, und einige Offiziere in's Takelwerk hinaufstiegen und nach einigen Minuten die willkommene Nachricht brachten, daß wir unserm Ziele nahe seien. Als die Sonne am Himmel höher stieg und den über dem Lande hängenden Dunst lichtete, konnten wir hinter einem kuppelartigen Hügel Land (welches in Wirklichkeit die ersehnte Insel Itschaboe war) und sogar vom Schiffsverdeck aus einen Wald von Masten und Spieren entdecken.

Bald darauf lag die Bucht offen vor unseren Blicken und enthüllte uns eine Flotte von ungefähr 200 Fahrzeu-

gen jeder Art und Größe, von großen Schiffen zu tausend Tonnen Last bis zu kleinen Schoonern von kaum mehr als hundert Tonnen herab; Boote fuhren von Schiff zu Schiff und zwischen dem Land und den Fahrzeugen hin und her, und das Gestade wimmelte von Menschen und, sammt dem Hafen, von Leinwandzelten, daß es wie ein Kriegslager anzusehen war.

Erst als wir die Mündung der Bucht erreicht hatten, vermochten wir Gestalt und Ausdehnung der Insel genauer zu erkennen, die an der einen Seite nur durch einen schmalen Kanal von etwa 60 Ellen Breite vom festen Lande getrennt ist. Das Eiland Itschabae war vor der Anhäufung des Guano auf ihrer Oberfläche nur eine einfache, beinahe kreisrunde etwa tausend Schritte breite Sandbank, welche nun, wo der Guano entfernt ward, immer mehr ihre frühere Gestalt wieder annahm. Die Insel war von Riffen umgeben, gegen welche die Wogen des Oceans von der Seeseite her gewaltig branden. Beinahe vom Wasserrande an stieg der Guano in Gestalt einer Kuppel bis zur Höhe von beiläufig 150 Fuß empor, und irgend ein patriotischer Schiffskapitän hatte auf ihrem Gipfel den britischen Union-Jack (die Staatsflagge) aufgepflanzt und in solcher Weise förmlich im Namen und zu Gunsten der britischen Krone Besitz von der Insel genommen.

Dieß war eigentlich eine der vielen Ursachen des Haders und der Unruhen gewesen, welche hier entstanden waren, denn obschon die Küste von Angra Pequina förmlich von keiner europäischen Macht als Eigenthum beansprucht wird und unter allen Portugal nach das meiste Anrecht daran hätte, da der Name Angra Pequina dieser Küste von einigen früheren Seefahrern geschöpft ward, so hatten die britischen Schiffe mehre fremde Fahrzeuge verhindert, hier eine Ladung Guano einzunehmen. Die hauptsächlichsten Klagen und Beschwerden gingen dahin, daß die Kapitäne gewisser Schiffe welche großen Handelsfirmen in Groß-Britannien zugehörten, den Versuch gemacht hatten, ein Monopol auf den gesammten Guano der Insel in Anspruch zu nehmen, und daß es ihnen zum größten Theil gelungen war, ihren Zweck zu erreichen und selbst nach Befrachtung ihrer eigenen Schiffe nach die „Guano-Gruben" besetzt zu halten, bis andere Schiffe von denselben großen britischen Handelsfirmen einträfen, um ihre Stelle einzunehmen. Ja diese Kapitäne hatten nicht nur anderen Schiffsherren, welche nicht zum Bunde gehörten, die Befrachtung ihrer Schiffe verwehrt, sondern auch den Arbeitern der Insel mit Gewalt verboten, Guano für Andere zu graben. Anderseits behaupteten diejenigen, welche ein früheres Anrecht auf die Ausbeute der Guano-Gruben in Anspruch nahmen, die Eigner ihrer Schiffe seien zuerst im Felde gewesen, und haben mit großen Kosten Anländen und Quais erbaut, ohne welche kein Schiff eine Ladung von der Insel einnehmen kann, wogegen diejenigen, welche nicht zu den Kosten der Erbauung dieser Anländen beigetragen, nun ebenfalls die Wohlthat der Benützung derselben beanspruchten.

Als der „Dannerkeil" in den Hafen einlief, war ungefähr die Hälfte des Guano bereits weggeräumt, und die Oberfläche von welcher derselbe hinweggenommen worden war, bot vom Schiff aus das Ansehen einer dunkelgefärbten zerklüfteten Fels-Klippe. Erst nachdem wir die Insel betreten hatten, konnten wir uns einen richtigen Begriff von der Natur des Guano sowie von der Art und Weise machen, wie derselbe sich in einer solch ungeheuren Menge angesammelt hatte.

Unsre Landung war jedoch nicht so leicht zu bewerkstelligen. Wie schon erwähnt, konnte man den Guano ohne die Hülfe der Quais nicht verladen, und man hätte ohne diese nur bei dem schönsten ruhigsten Wetter überhaupt mit einem Fahrzeuge zu landen vermocht; ja sehr häufig, nämlich meist zwei bis drei Tage in der Woche, war es sogar rein unmöglich, selbst von den Quais aus den Guano in die Boote zu verladen. Nur sehr selten waren die Gewässer des Hafens vollkommen ruhig oder sogar die innere Seite der Insel ganz frei von Brandung. Ein mächtiger Wind aus Norden trieb hochgehende Wogen in die Bucht herein, so daß sich die Brandung mit furchtbarer Gewalt an den Felsenriffen brach, mit welcher das Eiland umgürtet war, und eine starke Brise verursachte eine See, welche alle Ankerung gefährlich machte und die Schiffer nöthigte, eine strenge Wacht zu halten, damit die Schiffe nicht von ihren Ankern liefen oder gegen einander prallten, während bisweilen die Brandung so hoch ging, daß gar kein Boot sich dem Lande sicher nähern konnte. Aus diesem Grunde ward es für nöthig erachtet, damit die Schiffe in den Stand gesetzt wurden, innerhalb einer gewissen Zeit ihre Ladung einzunehmen, daß ein Theil der Bemannung beständig unter den schon erwähnten Zelten am Lande lebte. Die Mehrzahl dieser Leute waren sogenannte Navvies, d. h. Tagelöhner und Eisenbahn-Arbeiter, welche von den vorgedachten großen britischen Handelsfirmen eigens zum Zweck des Guanograbens von Liverpool aus hieher geschickt worden waren. Mehrere Matrosen und Schiemänner von den Schiffen blieben dann gewöhnlich am Lande bei den Tagelöhnern, während das Fahrzeug, wozu sie gehörten, seine Ladung einnahm. Diese Leute am Lande waren mit reichlichen Lebensmittel-Vorräthen versehen, welche von Zeit zu Zeit von den Schiffen aus ergänzt wurden, und waren hiedurch in den Stand gesetzt, ungehemmt an dem Abgraben des Guano zu arbeiten und denselben in Säcke zu füllen, wenn die Brandung allzu heftig war, als daß die Boote an die Quais heran gelangen konnten. So wurde denn immer eine große Menge Guano nach den Anländen heruntergeschafft, um in die Boote gebracht zu werden, sobald die günstigere Witterung es erlaubte. Die Säcke wurden dann so schnell wie möglich nach den Schiffen geschafft und ihr Inhalt in den Raum ausgeleert, wo ihn die Bemannung in Masse verstaute, während die Mannschaft der Boote mit den leeren Säcken nach der Anlände zurückkehrte und eine andre Ladung in Empfang nahm.

Wenn man sich einer Anlände näherte, gleichviel um

zu landen oder eine Bootsladung Guano einzunehmen, so mußte man eine Gelegenheit abwarten und das Boot auf dem Kamm einer hohen Woge einlaufen lassen. War eine Ladung erforderlich, so wurden die bereits auf der Anlände befindlichen Säcke so rasch wie möglich ins Boot geworfen, und die Bootsmannschaft erhielt mittlerweile das Boot in der richtigen Lage, indem sie aus Leibeskräften in die Ankerketten griff; war sodann das Boot geladen, so ließ man es auf dem Kamm einer zurückebbenden Woge wieder auslaufen und die Matrosen standen bereit, ihre Ruder in dem Augenblick zu gebrauchen, wo das Boot über das Riff hinüber war, damit es nicht in die Brandung zurückverschlagen und in Stücke zertrümmert werde.

Hatte man einmal gelandet und die Anlände überschritten, so stand man auf einem Strand von schönem silberigem Sande, der sich bis in den Mittelpunkt der Insel ausdehnte, denn der Guano war, wie ich schon bemerkt, zur Zeit unsers Besuchs bereits zur Hälfte weggeräumt. Ein starker Ammoniakgeruch, außerordentlich unangenehm bis man sich daran gewöhnt hatte, und dem Geruch einer Mischung von Salmiakgeist und Stalldünger zu vergleichen, schwängerte die ganze Atmosphäre der Insel und wurde immer stärker, je mehr man sich der Mauer von Guano näherte, welche nun, da sie gerade bis zum Mittelpunkt der Kuppel durchschnitten war, zu ihrer größten Höhe anstieg und eine dichte Masse von dunkler Schnupftabaksfarbe darbot, obschon die Oberfläche des Hügels von silbergrauer Färbung, unter den Füßen nachgiebig und mit einer kurzen dürftigen Decke von graulichem Gras oder Moos bedeckt war.

Die Masse des Guano war in sogenannte Gruben ausgemessen, nämlich in eine Anzahl von Streifen oder Strichen, welche je 10 bis 12 Fuß von einander entfernt, von dem Strand bis zum Gipfel des Hügels hinaufgezogen waren; jede solche Abtheilung hieß eine Grube und ward von den Eigenthümern der gegenüberliegenden Anlände in Anspruch genommen; das Vorrecht von einer Grube aus zu laden, mußte von den Auswärtigen in der gleichen Weise bezahlt werden, wie der Gebrauch der Anländen. Diese Gruben waren jedoch in ihrem Werthe sehr von einander verschieden, da diejenigen welche durch den mittlern Theil des Hügels liefen, natürlich eine weit größere Menge Guano enthielten, als diejenigen welche in die äußersten Enden einschnitten.

Um den Guano von dem Gipfel des Hügels oder der Kuppe herunterzubringen und ihn am Strande in die Säcke zu füllen, bediente man sich des folgenden Mittels: Man zog eine Linie von der vollen Breite der Grube und davon auf jeder Seite eine Linie rückwärts an beiden Rändern (in folgender Gestalt ⌐). Die Tagelöhner gruben dann einen schmalen Graben etwa 6—8 Fuß tief längs der bezeichneten Linien, und in diesen Graben — rund um die herunterzuschaffende Masse herum — ward ein starkes Tau geworfen, dessen beide Enden bis zum Strande hinunterreichten. Eine große Anzahl Männer erfaßte dann die beiden Enden des Taues und zog aus aller Macht daran, bis die Masse, welche gewöhnlich 4—5 Tonnen wog, allmählig gelockert wurde und krachend herunterstürzte — worauf die Männer davon liefen, um dem Sturze zu entgehen; obschon es zuweilen vorkam, daß diejenigen, welche nicht rasch genug hinwegsprangen, unter dem fallenden Guano begraben und schwer verletzt wurden und zuweilen beinahe erstickten, ehe sie wieder hervorgezogen werden konnten.

Auch das Ausheben des schmalen Grabens auf dem Gipfel war eine unangenehme und schwierige Aufgabe. Wenn die Männer 3—4 Fuß tief gegraben hatten, wurde der Gestank so unerträglich und aufregend für Lunge und Geruchsnerven, daß selbst unter den erfahrensten und geübtesten Navvies keiner über zwei Minuten lang auf einmal daran arbeiten konnte, und ich habe sie mehr als einmal mit furchtbar entzündeten Augen und mit aus der Nase hervorströmendem Blut aus den Gräben heraussteigen gesehen.

Uebrigens schien diese unerträgliche Ausdünstung der Gesundheit derjenigen, welche darin arbeiteten und lebten, gleichviel ob an Bord der Schiffe oder am Strande, nicht nachtheilig zu seyn, und es kamen zwar häufig Unglücksfälle, dagegen nur wenige Beispiele von Krankheit unter den Tagelöhnern wie unter den Matrosen vor. Als wir zuerst auf der Insel landeten, pflegten wir unsere mit dem stärksten Tabak gefüllten Pfeifen anzuzünden, um den Gestank des Guano zu vertreiben; aber nach einiger Zeit wurden wir daran gewöhnt und bemerkten ihn kaum mehr.

Itschaboe war also zu einer frühen Zeit und aller Wahrscheinlichkeit noch viele Jahrhunderte hindurch der erwählte Aufenthalt von Meeresvögeln aller Art und von Robben der größten Gattungen; und die Anhäufung der ungeheuren Guano-Menge war nicht allein durch den allmähligen Niederschlag der Excremente dieser Thiere, sondern auch durch die Verwesung ihrer Körper entstanden. Die Robben waren nun zwar seit dem Erscheinen des Menschen von der Insel hinweggeblieben und durch dessen Nähe verscheucht worden; allein viele Arten von Meeresvögeln und insbesondere Tölpel (Suin fusca und alba) und Fettgänse (Pinguine, Aptenodytes demersa), nahmen hier noch bis zu guter Letzt fortwährend ihren Aufenthalt. So behend und scheu und leicht verschüchtert diese Geschöpfe sind, wenn sie auf dem Wasser ihrer Beute nachgehen, so sehr scheinen sie, wenn am Lande, aus bloßer Trägheit und Dummheit alle Furcht und Scheu aufzugeben. Ich habe selbst mit angesehen, wie sie, Tag um Tag, von den Matrosen verfolgt und mit Stöcken niedergeschlagen wurden, und doch unmittelbar darauf an denselben Ort zurückkehrten. Ich habe beobachtet, wie sie auf dem Gipfel einer Guano-Masse sitzen blieben, ohne sich zu rühren, während dieselbe von den Matrosen mit dem Tau eingerissen wurde, bis sie am Ende sammt dem Guano auf den Strand herunterkollerten; und Abend für Abend gewährte es uns ein ebenso unterhaltendes als anmuthiges Schauspiel, die Flüge von Pinguinen zu beobachten, wenn sie von hoher See, wo sie den ganzen Tag gefischt hatten, zu ihren Löchern im Guano heimkehrten, zu denen sie sich noch fortwährend

am Abend begaben. Es gewährte einen komischen Anblick, sie dann in einer langen Reihe, einen hinter dem andern, daher marschiren zu sehen, mit stattlichem Schritt und so aufrecht wie ebenso viele Soldaten auf der Parade, die weiße flaumweiche Brust im Mondschein glänzend, wie sie mit dem glänzend dunkelgrünen Gefieder ihrer Rücken kontrastirte, so daß sie aus geringer Entfernung förmlich einem Regiment uniformirter Zwerge glichen.

In den Löchern worin sie übernachteten, blieben sie auch wenn sie krank oder altersschwach waren, und verendeten darin. Oft wurden sie von den Tagelöhnern und Matrosen noch lebend aber in den letzten Athemzügen ausgegraben, und niemals wurde eine Guanomässe auf die oben beschriebene Weise umgerissen, ohne daß dieselbe mehrere Bälge von Pinguinen enthielt — nämlich nur die Häute sammt den Federn, denn die Körper waren längst in Guano übergegangen und ein Theil dieser ungeheuren Masse von stickstoffhaltigem Niederschlage geworden. Auch Bälge von ungeheuren Robben, deren Rumpf an Umfang denjenigen eines Ochsen überragt haben mußte, wurden häufig in ähnlicher Weise gefunden; aber die Bälge von Robben und Vögeln, wie wohlerhalten sie auch aus dem Guano ausgegraben worden waren, verfaulten und zerfielen gewöhnlich unmittelbar nachdem sie der Luft ausgesetzt wurden. Da man sie oft in einer Tiefe von 20 bis 30 Fuß unter der Oberfläche des Haufens fand, so waren sie höchst wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten dort eingebettet und begraben. Auch zinnerne Teller und Löffel und Blechgeschirre wurden zuweilen mehrere Fuß tief unter der Oberfläche ausgegraben, welche viele viele Jahre zuvor von Matrosen, die um des Robbenschlags willen auf der Insel gelandet hatten, hier zurückgelassen worden seyn mußten. Eines Morgens entstand ein großer Auflauf an der Straße, und alle Anwesenden, Taglöhner wie Matrosen, liefen in Einer Richtung nach der Höhe des Guanohügels, als ob dort irgend ein besonderes Ereigniß sich zugetragen. Wir liefen natürlich ebenfalls dorthin und kamen gerade noch rechtzeitig, um eine große länglichte Kiste, wie ein roh gezimmerter Sarg anzuschauen, an die Oberfläche gehoben zu sehen. Man hatte diese Kiste aus einer (von der Oberfläche des Hügels an sorgfam gemessenen) Tiefe von 17 Fuß ausgegraben und fand beim Oeffnen derselben darin die vollkommene Gestalt eines Mannes, aber in eine Masse verwandelt, welche so ziemlich dem Guano glich, worin sie begraben gelegen hatte, nur von etwas zäherer und letliger Beschaffenheit. Die Leiche ward unberührt gelassen, bis man den Kapitän des ‚Donnerkeils' von dem gemachten Funde benachrichtigt hatte. Dieser kam sogleich an's Land in Begleitung von vielen Kapitänen der vor Anker liegenden Fahrzeuge, welche ebenfalls die Kunde von der Ausgrabung einer Menschenleiche aus dem Guano vernommen hatten und begierig waren, den auf solch eigenthümliche Weise aufbewahrten Leichnam zu sehen. Inzwischen hatten einige Männer, welche in der Nähe des Sarges standen, die Entdeckung gemacht, daß auf dem Deckel eine rohe Inschrift eingeschnitten war, von welcher aber nur noch einige Buchstaben und Zahlen zu entziffern waren, weil die äußere Oberfläche des Holzes gar porös und schwammig geworden und verwischt war. Die noch ziemlich deutlich erhaltenen Buchstaben „merman", welche offenbar das Ende eines Worts bildeten und die Ziffern „689", unverkennbar ein Theil eines Datums, wurden nach Entfernung des anhängenden Guano bloßgelegt, und anfangs konnte niemand aus diesen Buchstaben und Zahlen klug werden, bis der Chirurg des ‚Donnerkeils' auf den Gedanken kam, die Buchstaben könnten die Endsylben des holländischen Worts timmerman, Zimmermann, die Ziffern ein Theil der Jahrzahl 1689, des muthmaßlichen Zeitpunkts des Begräbnisses jener Leiche, seyn. Diese Auslegung erschien in der That gar nicht unwahrscheinlich. Die ersten holländischen Ansiedler in der Kapkolonie gaben sich viel mit dem Robbenfange ab und hatten wahrscheinlich die Insel oft besucht, welche damals ein Lieblings-Aufenthalt der Robben war; und wenn daher irgend jemand von der Mannschaft der auf den Robbenschlag ausgezogenen Schiffe starb, so wurde er aller Wahrscheinlichkeit nach bisweilen am Lande begraben. Waren also die Vermuthungen des Schiffschirurgen richtig und der Leichnam im Jahr 1689 in einer Tiefe von vier oder fünf Fuß unter der damals vorhandenen Oberfläche des Guano beerdigt worden (und aller Wahrscheinlichkeit nach gruben die Matrosen damals wie heute kein Grab tiefer als 4—5 Fuß), so muß die Oberfläche des Guanolagers sich in dem Zeitraum von 157 Jahren zwischen 1689, dem Datum der Beerdigung, und 1846, dem Datum der Ausgrabung, um zwölf bis dreizehn Fuß erhöht haben. Der Kapitän des ‚Donnerkeils' hatte anfangs die Absicht gehabt, den Sarg mit dem so wunderbar conservirten mumienartigen Ueberbleibsel von einem Stücke Menschheit sorgfältig an Bord seines Schiffes bringen zu lassen um ihn mit nach England zu nehmen und dem Britischen Museum zum Geschenk zu machen; allein bevor sie noch eine Stunde lang der Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzt gewesen waren, zerfielen Sarg und Leichnam in eine rein formlose Masse erdiger Substanz.

Das Klima von Itschaboe und der benachbarten Küste ist für deren geographische Lage — 26° südl. Br. — ziemlich kalt, und die Nächte sind trotz des höchst seltenen Regenfalls häufig von dem schweren Thau sehr kühl und feucht. Wie schon erwähnt, waren die Gewässer des Hafens selten in ruhigem Zustand. So oft der Wind nur einigermaßen nach Norden umschlug, in welcher Richtung die Bucht schutzlos offen war, so wälzten sich gewaltige Wogen, aus der vollen Deining des südatlantischen Oceans entstanden, in den Hafen herein. Unfälle irgend welcher Art kamen beinahe täglich vor, und kaum Ein Schiff legte hier an, welches nicht eines oder mehre Boote verlor, die beim Einnehmen der Ladung unter den Quais von der heftigen Brandung zertrümmert wurden, und dem Verlust der Boote gesellte sich zuweilen auch derjenige von Menschenleben zu.

Rechnet man nun zu diesen Unfällen die häufigen Unglücksfälle am Lande, durch das Einstürzen oder Herunterfallen schwerer Guanomassen u. dgl. m., so liegt klar am Tage, daß Itschaboe gar kein angenehmer Aufenthalt für das Einnehmen einer größern Ladung oder für einen längern Besuch war. Drei große Schiffe scheiterten beim Auslaufen in die See mit einer vollen Ladung Guano an Bord gänzlich auf den Riffen am Eingang der Hafenbucht, weil sie während einer Windstille von den schweren Sturzseen der Fluth erfaßt und so unlenksam gemacht wurden; nur den furchtbarsten Anstrengungen der Matrosen der übrigen im Hafen liegenden Schiffe gelang es, die Mannschaften der gescheiterten Schiffe zu retten, so daß diese Schiffbrüche nur wenig Menschenleben (zwei sogar von Seiten der Retter) kosteten.

Der ‚Donnerkeil‘ blieb im Ganzen vier Monate in Itschaboe. Bei unsrer ersten Ankunft lagen, wie schon erwähnt, über 200 Fahrzeuge binnen der Hafenbucht vor Anker, und der Guano, der ehedem die ganze Insel bedeckt hatte, war zur Hälfte abgeräumt. Bei unserer Abfahrt (wo wir froh genug waren den öden Ort verlassen zu dürfen) ließen wir nur noch drei Schiffe zurück, deren Bemannung, in der Hoffnung die Ladung voll zu kriegen, emsig den Kehricht und die Ueberbleibsel von dem einst so gewaltigen Haufen Guano zusammenraffte. Die Kettenkabel, Wurfanker, Planken und Spieren, welche ehedem die zahlreichen Anländen auf der inneren Seite der Insel gebildet hatten, waren nun sämmtlich von ihren betreffenden Eigenthümern entfernt worden; und wo 8—10 Monate früher ein hoher Hügel schon aus weiter Ferne die Aufmerksamkeit der vorüberfahrenden Schiffer auf sich gezogen hatte, blieb jetzt nur eine, dem Wasserspiegel beinahe gleiche Sandbank, von Riffen umgürtet, über welche die Brandung beständig mit wehmüthigem Gemurmel hereinbrach. Wo noch vor wenigen Monaten beinahe unausgesetzt der geschäftige Lärm menschlicher Thätigkeit ertönt hatte, herrschte jetzt ein ernstes feierliches Schweigen, welches nur das Geschrei der noch immer um ihren frühern Aufenthalt umherfliegenden Meeresvögel unterbrach. Nach wenigen Wochen hatte dann auch das letzte einsame Schiff den Hafen verlassen, und das auf kurze Zeit so plötzlich zu einem bedeutenden Handelshafen emporgehobene Eiland ward nun wieder als eine kahle Wüste von Sand und Felsen den Robben und Seevögeln, seinen früheren Bewohnern, überlassen, und wird bald der gänzlichen Vergessenheit verfallen.

Die kleine Erbin vom Schloß Shaughnessy.

Eine irische Erzählung.

1.

Lieber Freund, als ich Dir versprach, Dir eine ausführliche Schilderung meiner Bekanntschaft im Schloß O'Shaughnessy und der kleinen Peg *) niederzuschreiben, so gabst Du mir, wie Du Dich wohl noch entsinnen wirst, die bündige Zusage, dieses Manuskript nicht eher zu öffnen und zu lesen, als bis Dein Schiff wieder in See gegangen seyn und Dich viele Meilen weit von denjenigen Personen hinweggetragen haben würde, welche in dieser Geschichte figuriren. Ich verlasse mich darauf, daß Du Dein Versprechen hältst und meine Aufzeichnungen nicht eher liesest, als bis der Ocean zwischen Dir und uns liegt, denn in meiner Erzählung kommen einige Personen vor, welche Deine Nachsicht erheischen, wie auch ich ihnen einst Nachsicht angedeihen lassen mußte. Also nun denn zur Sache.

Gorman Tracey und ich sind so nahe mit einander verwandt, daß wir einmal eine gemeinsame Tante oder Großmutter hatten. — „Gorman,“ sagte ich eines Tages zu ihm, „jene alte Dame in Ballyhuckamore ist endlich gestorben, und hat in ihrem Testament zu ihrem Universalerben....“

„Dich eingesetzt, natürlich!“ fiel er mir ins Wort; „Euch reichen Burschen fällt das Weltglück ungesucht in die Schuhe. Du lieber Himmel, wenn ich daran denke, wie mich jene alte Dame zu verhätscheln pflegte, als ich noch ein Knabe war, während sie Dich in ihrem ganzen Leben nicht gesehen! Na, meinetwegen denn! ich wünsche Dir von ganzem Herzen Glück, alter Junge! Meiner Treu, ich beneide Dich um das alte Ballyhuckamore,“ setzte er nachdenklich hinzu.

„Vermuthlich ein armseliges, altes Nest, wie eine Scheune, mit einigen Tagewerken Kartoffelfeld und einem Schweinekoben“, sagte ich geringschätzig.

„Oh, weit gefehlt, Junge! Aber ich schildere es Dir nicht, denn das hieße Perlen vor die Schweine geworfen! — Ja, Ballyhuckamore! Ich möchte nur wissen, ob die kleine Peg O'Shaughnessy jetzt hübsch herangewachsen ist.“

„Die kleine Peg O'Shaughnessy? wer ist denn das?“

„Ja, eine O'Shaughnessy von Schloß Shaughnessy. Aber davon weißt Du nichts und wirst nie etwas davon erfahren, du bigotter protestantischer Sarone!“

„Aber wer war denn jene kleine Peg?“ fragte ich im Weitergehen.

„Eine tollköpfige kleine Hexe die mir Frösche in's Genick zu setzen pflegte. Von einer alten vornehmen Familie, aber entsetzlich arm. Ihr Vater war ein gewaltiger Fuchsjäger und ruinirte sich damals, wo ich in Ballyhuckamore war, täglich noch gründlicher. Ihre Mutter starb aus Gram, und der armen Peg schauten die hübschen winzigen Zehen zu den Schuhen heraus.“

„Und jetzt ist sie herangewachsen, sagst Du?“

„So will es mich bedünken; es ist ja schon wer weiß wie lange her!“

„He, Gorman, sag' mal, gibt es noch mehr hübsche Mädchen in Ballyhuckamore?“

*) Peg, Peggy, = das Diminutiv von Margaret, also eigentlich Gretchen.

Beim Geier, das will ich meinen! Habe all' mein Lebtage keine so große Auswahl davon gesehen. Wenn ich an die Menge von Gästen denke, welche die arme alte Dame an einem Weihnachts-Abend in Ballyhuckamare-Hall um sich versammelte! Ich war immer in ein halbes Dutzend von ihnen zu gleicher Zeit verliebt. Aber davon weißt Du natürlich nichts. Ich glaube wenn ich Ballyhuckamore geerbt hätte, würde ich Peg geheirathet und mich auf dem Gute niedergelassen haben, und nächste Weihnachten sollte es da eine Versammlung von Gästen gegeben haben, von welcher die Urenkel nach gesprochen haben würden, wenn ich Dein Glück gehabt hätte."

„Jenun, laß Dir etwas sagen, Gorman! die Versammlung soll dennoch stattfinden, trotz der Ungunst des Schicksals gegen Dich," erwiderte ich. „Du und ich, wir wollen mit einander hingehen; Du stellst mich dann all den Ballyhuckamores vor, und wir richten ein Hauswärmen an, wie man es noch gar nicht zuvor erlebt hat."

Ich glaube wenn wir nicht gerade Fleetstreet hinabgegangen wären, hätte Gorman den Hut in die Luft geworfen und drei Hurrahs ausgestoßen. Es war im Monat Juli, als wir diese Verabredung trafen; aber sie ward nicht vergessen, als der December herankam.

Du kennst Ballyhuckamare, und ich brauche es Dir daher nicht zu schildern. Nie hat mich ein Ort so angenehm enttäuscht und überrascht. Ein Schneegestöber hatte gerade aufgehört, als wir auf einem kürzeren Wege durch den Wald, wo die dürren Zweige wie Feuerwerk unter den Rädern unsers Wagens krachten, auf das Schloß zufuhren. Eine trübe rothe Sonne ging so eben hinter einem Gehölz unter, zündete anscheinend Funken im Unterholz an, glühte auf den Knorren der alten Eichen, warf einen dunkelrothen Schimmer auf die vom Schnee zusammengewehten Hügel und lagerte einen kühlen düstern röthlichen Schimmer über den trüber werdenden Schatten der entblätterten braunen Bäume vor uns ab. — Gorman war in einer wilden fröhlichen Aufregung, und mich selbst erfüllte die neue Besitzung mit einer lebhaften unerwarteten Freude.

„Komm, laß uns absteigen und dieses Fuhrwerk nach dem Dorfe zurücksenden, wo wir es genommen haben," sagte ich; „auf einer Fußwanderung haben wir mehr Genuß von dieser hübschen Wildniß."

So erreichten wir denn zu Fuße und ohne alles Aufsehen Ballyhuckamare-Hall. — Ich war sehr begierig, das Haus zu sehen, und beschleunigte meine Schritte, als wir auf einem kürzern Wege durch das Lustgehölz auf den freien Kiesplan vor der Fronte des Herrenhauses heraus traten. Ich entsinne mich noch deutlich, daß wie ich dieß that, meine Aufmerksamkeit nicht von dem alten Hause, das düster vor mir aufstieg, in Anspruch genommen wurde, sondern von einer Dame, welche oben an der Vortreppe meines Herrenhauses und vor der geöffneten Thüre meines Schlosses Ballyhuckamare-Hall stund. Und was für eine Dame war das! Sie hielt mit beiden Händen ihr Reitkleid von grünem Sammet so hoch empor, daß man ihren reizenden Fuß und die kleinen Stiefelchen sah, die beinahe ganz in den dicht auf den Treppenstufen liegenden Schnee einsanken. Unter ihrem runden Reithütchen sahen ein frisches brunettes Gesicht und breite Flechten eines herrlichen Haares hervor. Dem Anschein nach war sie etwa 30 Jahre alt, von tadellosem Wuchs und eleganter vornehmer Tournure. In der einen Hand trug sie eine Reitpeitsche. Sie schien gerade über das Wetter mit sich zu Rathe zu gehen. Dieß war so ziemlich alles was ich innerhalb zehn oder zwölf Sekunden an ihr wahrnehmen konnte.

„Tracey," sagte ich, „sind wir nicht an einen unrechten Ort gelangt, oder hast Du einige Freunde eingeladen, die uns hier erwarten? Oder sollte dieß Deine kleine Peg seyn?"

„Bah, Unsinn!" brummte er; „wir sind am richtigen Orte; von Gästen ist mir nichts bekannt, und Peg's Haar ist so weiß wie Flachs. Und wie sollte die arme schäbige Peggy zu einem solch üppigen Aufzuge kommen? Ich habe nicht die mindeste Ahnung davon, wer dieß seyn mag; — vielleicht irgend ein wunderbarer Zugvogel."

Inzwischen war die Dame in's Haus zurückgetrippelt, wohin wir ihr so schnell wie möglich folgten. In der Halle nahmen wir unsere Hüte vor ihr ab, als sie ganz versteinert vor Erstaunen über unsere Ankunft wie eine Bildsäule auf der Schwelle des Salons stand, die Hand auf der Thürklinke desselben. Wir wandten uns nach dem Speisezimmer, wo ein rascher Zug an der Klingel die Wirthschafterin vor uns beschied, die in schwarzer Seide einherrauschte und in einer Haube mit bunten Bändern wie ein Kohlkopf blühte.

„Ach gnädiger Herr," sagte die lebhafte Irländerin, „wie mich das freut! Ich gebe Ihnen mein Wort, ich stehe schon seit heute früh am Fenster und wende keine Minute den Blick von der Allee, und nun kommen Sie uns unbewußt von einer anderen Seite her über den Hals wie der Dieb in der Nacht. Und da ist Lady Fitzgibbon und ihre Freundinnen, die vor zwei Stunden hier angeritten sind, um ein Obdach vor dem Schneegestöber aufzusuchen, und die gnädige Frau lief ebenfalls immer ein und aus und dachte, sie könnte nicht wieder Abschied nehmen, bevor Sie ankämen, Sir! Und das Diner soll in einer Minute parat seyn, Sir!"

„Und wer ist Lady Fitzgibbon?"

„Oh, das ist eine wunderschöne Dame, Sir — eine vornehme Wittwe, Sir, welche Kilbanagher-Park gemiethet und so prächtig eingerichtet hat, daß es selbst Ihnen die Augen blenden würde, Sir! Und sie soll so reich seyn, sagen die Leute, daß sie die Banknoten wie Butterbrod essen könnte."

Ich sah Tracey, er mich an, und wir schauten Beide aus dem Fenster. Es schneite heftiger als je, und ward bereits dunkel. Es blieb also nur Eines zu thun übrig: in wenigen Minuten war ich drunten im Salon und hatte die unbehaglichen Eindringlinge in meine gebetenen Gäste verwandelt, die mir versprechen mußten, unter meinem Dache zu übernachten. Lady Fitzgibbon saß bei Tafel zu meiner

Rechten. Wie reizend sie an diesem Abend war, wie beim Champagner ihre Augen glänzten und wie die schmachtenden Schatten ihrer orientalischen langen Wimpern die Schönheit ihres frischen Teints hervorhoben! Wie weiß ihre Hände waren, als sie uns den Thee einschenkte; wie musikalisch ihre Stimme klang, als sie uns von jedermann in der Nachbarschaft Anekdoten erzählte! Wie reizend und amüsant sie ihre eigene Verwirrung und diejenige ihrer Freundinnen beschrieb, als sie meine Ankunft erfuhren; wie hübsch sie sich über ihr eigenes Aussehen lustig machte! Ein Reitkleid statt einer Gesellschaftsrobe! „Da muß ich eine hübsche Figur machen!" Fürwahr, eine sehr hübsche Figur, dachte ich; und Gorman seinerseits war schon ohne Kampf ihr Sklave geworden.

Wovon sprach sie denn, daß sie meinen Freund Tracey so bezauberte? Ohne Zweifel führte sie ihm alle seine alten Bekanntschaften von neuem vor, denn sie kannte jedermann, diese reizende verführerische Wittwe, und war überströmend mittheilsam über ihre eigenen Angelegenheiten und diejenigen ihrer Nachbarn. Ihre Familie residirte irgendwo in weiter Ferne (vielleicht bei den Antipoden), sie aber war ihre eigene Herrin und behufs einer Luftveränderung in dieses herrliche Land gekommen. Sie residirte hier schon seit einem Jahre, war der Mittelpunkt des geselligen Verkehrs der ganzen Gegend, ward angebetet von Allen die sie kannten. Sie liebte das Vergnügen und war der Ansicht, Nachbarn auf dem Lande müßten gesellig seyn, zumal um die Weihnachtszeit. Dieß waren ungefähr die Thatsachen, welche ich aus ihrer Unterhaltung zusammenlesen konnte.

Ob sie die O'Gradys, Desmonds, Burkes, O'Sullivans kenne? Ach ja, sie kannte sie alle. Auch die O'Shaughnessys? O ja, meinte sie mit einem Achselzucken; Herr Tracey müsse doch gewiß schon von dem armen Sir Pierce gehört haben? — Mit nichten; Tracey zog dieß in Abrede. — „Oh, er hat sich ruinirt, wissen Sie, und ist hernach etwas übergeschnappt," berichtete Lady Fitzgibbon; „er hat, aus Furcht wegen Schulden verhaftet zu werden, schon seit einigen Jahren den Fuß nicht aus dem Hause gesetzt, außer an Sonntagen."

„Und Pe — Miß O'Shaughnessy, wollt' ich sagen?" fragte Gorman. „Ich habe sie früher gekannt; war solch ein hübsches kleines Mädchen."

„Ach ja, das arme Ding! ich glaube sie ist in reiferen Jahren unschön geworden," versetzte Mylady. „Sie zeigt sich niemals. Ich kann nicht begreifen, wie die Leute in jenem alten leeren Schlosse leben können. Neulich hörte ich in der Stadt (beiläufig gesagt nennen wir das Dorf, wo sich das Postamt befindet, hier die Stadt, Herr Humphreys!) einen Krämer über den Ladentisch herüber zu ihr sagen: „Dieses Paket wird nur gegen baare Bezahlung abgegeben, Miß O'Shaughnessy! verstehen Sie?" Das fragliche Paket enthielt nur ein paar armselige Ellen Druckkattun, woraus sich das Fräulein vielleicht ein Kleid machen wollte. Du lieber Himmel, es ist ein recht trauriges Ding um die Armuth!" Lady Fitzgibbon zog ihre Augenbraunen in die Höhe, strich einige Falten ihres reichen grünen Sammetkleides zurecht und sah ganz so aus, als wäre sie im Stande, ein Abendbrod aus lauter Banknoten zu halten.

Mir träumte in jener Nacht, die schöne Lady habe wirklich einen Pack Banknoten verspeist, sey aber nach der Mahlzeit in solche Krämpfe verfallen, als ob sie vergiftet wäre. Es war ein sehr widerlicher Traum und — ich weiß nicht, wie dieß zuging — ich konnte fortan die schöne Wittwe nicht ansehen, ohne daß er mir wieder einfiel.

Und nun, Tom, habe ich Dir eine der Heldinnen meiner Geschichte, nämlich Lucretia Fitzgibbon, vorgeführt. Merke sie Dir wohl, obschon ich fürchte, sie Dir nicht deutlich genug gezeichnet zu haben. Denke Dir ihre prachtvollen Augen, ihre bezaubernden Manieren, den vortrefflichen Fuß auf den sie sich mit der Welt im Allgemeinen zu stellen verstand, und endlich ihren ungeheuren Reichthum. Wir begleiteten sie am folgenden Tage nach Kilbanagher-Park zurück, und, Tom, was für ein Feensitz war das! Keine ehrwürdige alte Haus- und Heimstätte wie Ballyhuckamore, — alles neu, nagelfunkelneu, aber blendend, prachtvoll, üppig und fantastisch wie ein Palast in Tausend und Einer Nacht. Diese kleine Lady war eine wunderbare Frau; welcher feine Geschmack, welcher Kunstsinn, welcher Reichthum! — „Höre, Gorman," sagt' ich zu meinem Freunde, „wie glücklich ist der Mann zu preisen dem es gelingt, des seligen Fitzgibbon (war er nur ein Ritter oder war er Baronet?) Stellvertreter zu werden und seinen Hut als Herr in Kilbanagher-Park aufzuhängen!"

Jetzt aber, Tom, muß ich Dir auch meine andre Heldin vorführen. Tracey's alte Freunde sammelten sich wieder um ihn, und wir standen bald auf vertrautem Fuße mit den angesehensten Leuten in der Nachbarschaft. Mein Freund Gorman hatte sein früheres Ich so ganz vergessen, daß ich mich manchmal in's Mittel schlagen und sein Gedächtniß auffrischen mußte.

„Tracey," sagt' ich eines Tages, „ich werde mein Hauswärmen nicht ohne die kleine Peg O'Shaughnessy abhalten." (Meine Gäste sollten vierzehn Tage bei mir auf dem Schlosse bleiben und jedes Vergnügen genießen, das Lady Fitzgibbon nur ersinnen und ich ihnen verschaffen konnte.) „Sie mag meinethalben zu einer unschönen Person herangewachsen seyn und ein Kleidchen von Druckkattun tragen, aber ich bin nun eben seit dem ersten Mal, wo Du mir von ihr gesprochen hast, neugierig das Mädchen zu sehen. Ihr Vater mag übergeschnappt oder halb blödsinnig, wie die Leute sagen, und Schloß Shaughnessy das armseligste Rattennest im ganzen Königreiche seyn; aber trotz alledem, lieber Junge, mußt Du um der alten Zeiten willen hingehen und ihnen einen Besuch abstatten. Und da wir sie um der neuen Zeiten willen zu unseren Festlichkeiten einladen wollen, so werde ich Dich begleiten."

Gorman machte sich selbst Vorwürfe über seine Nachlässigkeit, und wir brachen mit einander nach der Residenz

des übergeschnappten Sir Pierce und seiner Tochter auf, welche „nie sichtbar war."

Wenn es je eine alte, wilde, verfallene Baracke gab, die außer allem menschlichen Verkehr am Meeresufer stand und wie ein altes Gespensterhaus aussah, so war es dieses sogen. Castle Shaughnessy! Ein weites unebenes Wiesenfeld, zu ungepflegt und ungekämmt, um ein Rasenplatz genannt zu werden, erstreckte sich vom Eingangsthore bis hinunter zu dem zerrissenen, vielfach eingebuchteten Strande. Auf der einen Seite stand eine Kapelle, umgeben von dem Begräbnißplatze der Familie. Die Sturmfluthen einer Winternacht mußten bei hoher See über die Grabsteine hereinbrechen. Kein Baum war ringsum zu sehen, kein Blättchen Epheu hing an des Schlosses Mauern, welche in einer Weise vom Wetter gepeitscht waren, daß man hätte sagen mögen, die Fenster gleichen Augen welche immer weinten. Wir wurden nach einigem Parlamentiren von einem schäbigen alten Dienstmann eingelassen, der mit seinen pfiffigen Augen uns so schlau und argwöhnisch fixirte, als hielte er uns für Wölfe in Schafskleidern. Wir traten zunächst in eine kahle öde Halle, welche aller Möbeln bar war und deren einziger Schmuck noch aus einigen kolossalen Hirschgeweihen und Elennthierschaufeln an den Wänden bestand; das Wartezimmer in welches wir geführt wurden, war ein langer leerer Speisesaal mit Spuren von ehemaligen Wandmalereien und einigen zerbrochenen Scheiben in den klappernden Fenstern, durch welche der Wind pfiff. Dicht unter den letzteren stürzten die zerklüfteten, höhlenreichen gewaltigen Küstenklippen ab, in deren kleinen Buchten und Schlupfhäfen die Fahrzeuge der Schmuggler ein sicheres Unterkommen fanden, und an deren Fuß sich das grüne zürnende Meer in solch gewaltiger Brandung brach, daß der Schaum hoch an denselben hinaufspritzte. Der eintönige dumpfe Donner der Wogen bildete den Baß zu dem Pfeifen des Windes durch die Ritzen und Sprünge des Zimmers.

„Arme, arme Peg!" sagte Tracey und durchmusterte mit den Augen alle die nackten Winkel des Gemach. Wir hatten nämlich in Kilbanagher-Park das Gabelfrühstück eingenommen, und der Kontrast zwischen jener Wohnung und dieser war zum Mindesten ein höchst auffallender.

Der Diener kehrte zurück und führte uns über endlose zerfallene Treppen und Gänge. Sir Pierce war allem Anschein nach noch nicht so blödsinnig, daß er sich eines alten befreundeten Namens nicht erinnerte. Man führte uns in ein kleines Zimmer an der Südseite des Schlosses, wo man die paar spärlichen Ueberreste von Behaglichkeit geborgen zu haben schien, welche den allgemeinen Ruin dieses Hauses überlebt hatten. Die Trümmer einstigen Glanzes machten hier einen wehmüthigen Eindruck, welchen der Bewohner dieser Räume noch verstärkte. Der arme Sir Pierce, ein schwächlicher alter Mann mit einem unruhigen cholerischen Gesichte, saß vor einem Feuer von Torfstücken, das auf dem baufälligen Kaminherde hoch aufgethürmt war. Kein Teppich auf dem Fußboden, keine Vorhänge an den Fenstern, der Lederbezug des Lehnstuhls ganz durchgerieben von dem beständigen Hin- und Herrutschen des Körpers dieses unsteten ungeduldigen Schloßherrn. Ein zahmer Adler saß auf der Lehne eines abgegriffenen dünnen Sophas im Erkerfenster und starrte mit seinem hellen Auge in die untergehende Sonne.

Der alte Mann erhob sich mit einer vornehmen stattlichen Geberde und empfing uns mit dem Benehmen eines Fürsten welcher Unterthanen eine Audienz gibt; als er aber Tracey in's Gesicht schaute, sank er in seinen Lehnstuhl zurück und brach in Thränen aus. Es war im Grunde gar nicht verrückt oder blödsinnig, sondern nur durch Stolz und Mißgeschick einigermaßen aus dem Geleise gebracht. Er nahm bald wieder sein stattliches Wesen an und wandte sich zu dem Diener mit der Weisung: „Heißt irgend jemand von den Leuten Fräulein O'Shaughnessy sagen, daß ich sie zu sprechen wünsche!"

Tracey und ich waren überzeugt, daß der alte Diener der einzige Dienstbote im Hause war, und Sir Pierce's Ausdrucksweise machte daher einen wehmüthigen Eindruck auf uns. Der alte Diener verneigte sein graues Haupt und ging.

Fräulein O'Shaughnessy war spazieren gegangen, kam aber bald zurück und war offenbar durchaus nicht darauf vorbereitet, Besuche zu empfangen. Sie war ein hochgewachsenes Mädchen und in einen schottischen Shawl eingehüllt, welcher alt und verwaschen aussah. Der einzige Ausputz ihres schwarzen runden Hutes war ein dichter schwarzer Schleier, den sie über denselben zurückgeschlagen hatte. Sie erglühte bei unserem Eintritte so sehr, daß ich nachher mit Staunen wahrnahm, wie bleich ihr natürlicher Teint war, als sie den Hut abgelegt und sich neben ihren Vater gesetzt hatte. Ein wunderschönes hellbraunes Auge und eine Fülle von herrlichem blondem Haar liehen ihren edlen regelmäßigen Zügen einen beinahe rührend lieblichen Ausdruck; aber ich mochte sie nicht so genau betrachten, da sie so scheu und stolz erschien. Der Adler hüpfte sogleich vom Fenster hinweg und setzte sich wie eine Schildwache auf die Lehne ihres Stuhls.

Die Unterhaltung mit Sir Pierce war eine unbehagliche; es klang so schneidend kläglich, angesichts einer solch ärmlichen Umgebung ihn so großartig, vornehm und aufgeblasen reden zu hören, sich ein solch vornehmes Ansehen geben zu sehen. Und doch war er durchaus nicht verrückt, sondern wollte uns nur bemerklich machen, daß er O'Shaughnessy von Castle Shaughnessy sey. Er quälte Peg, welche alles mit der Geduld einer Märtyrin ertrug; hier und da schoß eine brennende Röthe über ihres Vaters Gesicht hin oder ein plötzlicher Blitz leuchtete in seinem Auge auf, und dann ward sie bleich und stolz und passiv.

„Laß Wein kommen!" sagte endlich Sir Pierce mit einem vornehmen Air, als ob er wüßte, daß man schon ein Bankett im Hause zubereite.

„Vater, Sie wissen wir haben keinen Wein," erwiderte

ihm Peg bestimmt und sah ihm fest in's Gesicht; „wir haben nichts derartiges im Hause."

Genug, ich will nicht länger bei der Erinnerung an diesen Besuch verweilen. Sir Pieree ward erst weiß, dann dunkelroth im Gesicht, und wir glaubten, es müsse ihn ein Schlag treffen. Peggy warf mir einen flüchtigen Blick voll scheuer Bitte zu, und wir verabschiedeten uns.

„Ach ja, wir haben lange genug an diesem Ort verweilt," sagte Gorman im Weggehen; „arme Peg! sie ist hübscher als jemals."

Wir wandten der Hohlheit, Oede, Leere, dem Schimmel und Rost und der traurigen gefallenen Größe von Schloß Shaughnessy wehmüthig den Rücken. Lady Fitzgibbon plauderte an diesem Tage zu meiner Linken bei Tische, und als die Champagnerkorke zu knallen begannen, war mir, als hörte ich sie oder wenigstens irgend eine Frauenstimme sagen: „Vater, Sie wissen wir haben keinen Wein" — Natürlich war das nur eine Einbildung. Geschmeide und süßes Lächeln hatte Lucretia, aber jener schmerzvolle ernste Ton war ihr nicht eigen.

2.

Ich brauche Dir nicht alle Einzelheiten zu schildern, Tom, durch was für Listen und Hülfsmittel wir Peg O'Shaughnessy bewegen wollten, an der Einweihung meines neuen Hausstandes theilzunehmen. Sie kam gegen ihren eigenen Willen, aber aus Gehorsam gegen die Befehle ihres Vaters. Ich hatte ihr einen Wagen mit Pelzen und Decken entgegen geschickt, denn es war ein bitter kalter Abend, und meine Wirthschafterin, die gute Frau Daly, hatte ehedem in der Familie O'Shaughnessy gelebt und war voll freundlicher Rücksichten für das mutterlose Mädchen. Wir erwarteten sie zur Tafel, aber sie traf nicht ein. Was konnte ihr Ausbleiben veranlaßt haben? Ein Anfall von Verrücktheit bei Sir Pieree, ein Mangel an vollständiger Kleidung, eine Regung von leidenschaftlichem Stolz ob der Aussicht, unter denjenigen zu erscheinen, welche ihr Unglück so oft erörtert hatten? Die an der Tafel versammelten Damen hatten Hunderte von derartigen Winken und Muthmaßungen, jedes Mal begleitet von einem mitleidigen Kopfschütteln oder einer wohlfeilen Phrase der Theilnahme. Ich erinnere mich noch ganz deutlich jenes Abends. Draußen lag heller Mondschein auf dem weiten Schneegefild, in den Häusern brannte in jedem Kamin eine mächtige Gluth, aber alle Läden waren geschlossen, alle Zimmer und Korridore in Ballyhuckamore-Hall voll Licht und Wärme und fröhlichen Lauten des Lebens. Der Salon war ein vollkommenes Bild reinsten Behagens, denn im Kamin brannten dicke Weihnachtsklötze, die gefütterten Vorhänge waren vor den breiten Fenstern zugezogen, um die goldenen Bilderrahmen schlangen sich bereits die glänzenden Guirlanden von Stechpalmen, und die ganze Gesellschaft der Gäste überließ sich einem heitern Sichgehen-lassen. Um das Piano herum hatte sich eine Gruppe gebildet, andere sich paarweise glücklich zusammengefunden, und Lady Fitzgibbon war von einem Kreise aufmerksamer Zuhörer und beeiferter Bewunderer umgeben, unter denen sie die Rollen für künftig aufzuführende Charaden austheilte. Tracey warf mir, über ihre Stuhllehne gebeugt, Blicke voll düsterer Eifersucht zu, weil Mylady ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise mir schenkte. Irgend jemand äußerte, Fräulein O'Shaughnessy würde sich in diesem Kreise ziemlich schlecht ausnehmen, und eine andere Dame gab ihre Ueberzeugung dahin zu erkennen, daß sie nicht kommen werden.

„Doch, doch, sie wird ohne Zweifel kommen," flüsterte Lucretia mit niedergeschlagenen Augenlidern und zur Seite geneigtem Haupte der ihr zunächst sitzenden Dame geheimnißvoll aber gerade so laut zu, daß ich es hören mußte; „was für eine Aussicht bleibt ihr denn in ihrer trostlosen Lage, als die Hoffnung auf eine vortheilhafte Heirath? das Mädchen wird hieher kommen!"

Auf diese Aeußerung hin beseitigte ich die Ursache von Gorman's Eifersucht dadurch, daß ich den Salon verließ und vor das vordere Portal des Hauses hinaustrat und in die Nacht hinausschaute? Was ging es mich an, ob die hübsche Tochter eines zu Grunde gerichteten Fuchsjägers wegen einer Heiraths-Speculation in meinem Hause erschien oder nicht? Aber zwei meiner besten Pferde waren mit dem Wagen fort, um Peggy abzuholen, und ihr ungerechtfertigtes langes Ausbleiben ließ mich befürchten, es habe unterwegs irgend einen Unfall gegeben. Ich ging daher nach den Stallungen hinüber, sattelte mir in aller Stille ein Pferd und trabte gemächlich die Straße entlang, welche dem Meere zu in der Richtung von Schloß Shaughnessy hinführte. Meine Befürchtungen bestätigten sich: auf der Kuppe eines Hügels fand ich den Wagen in ein tiefes, von Schneewehen verdecktes Loch eingesunken und einen Schmied nebst einer Gruppe mehr oder minder müssiger Zuschauer beim Schein einer Laterne damit beschäftigt, die Räder aus dem Loch heraus zu arbeiten. In geringer Entfernung davon stand einer dunkle Gestalt ganz allein und zeichnete sich deutlich von einem beschneiten Zaun ab. Es war Peg, eine kleine Kapuze über den Kopf hereingezogen, den vollen Mondschein auf dem blassen Antlitz.

Ich hörte, daß der Wagen noch lange nicht zum Gebrauch fertig seyn werde, gab daher mein Pferd einem der Männer zur Beaufsichtigung, und machte der jungen Dame den Vorschlag, sie unter meinem Geleite zu Fuße nach Ballyhuckamore zu bringen. Anfangs sträubte sie sich energisch dagegen und ersuchte mich, allein und zu Pferde wieder nach Hause zurückzukehren, weil sie warten wolle, bis der Schmied mit dem Wagen fertig sey. Ich drang jedoch so lange in sie, daß sie mir ihren Arm reiche, bis sie einwilligte.

Unser Spaziergang bot gerade nichts besonderes dar, und doch steht die Erinnerung daran noch ganz deutlich vor meiner Seele. Ich hatte oft denselben Weg zurückgelegt, dieselben Pfade und Biegungen am Saume des Waldes eingeschlagen, denselben Mond durch dieselben Lichtungen der Bäume scheinen gesehen, und doch wußte ich nicht, wie mir geschah, daß mir an jenem Abende dieß alles ganz neu

erschien. Ich versuchte mir diese Erscheinung gar nicht zu erklären, sondern war nur darauf bedacht, meine Gefährtin auszuholen. Sie plauderte mit naiver Gewandtheit und bewahrte bei alledem eine gewisse Regung von trotzigem Stolz in ihrem Benehmen, als fühlte sie sich einem natürlichen Gegner gegenüber und wäre entschlossen, sich durch keinerlei Kunstgriffe dieß aus den Augen rücken zu lassen. Ich gab ihr in diesem Stücke nach, denn ich hielt sie für ein harmloses Kind der Natur, das noch nichts von der Welt wußte.

Als wir dem Schlosse nahe kamen, begann ihre Hand auf meinem Arm zu beben und ihre Antworten wurden zerstreut und verwirrt; endlich blieb sie, von einer Bangigkeit und Scham überwältigt, plötzlich stehen und sagte tief bewegt: „Ich schäme mich tief vor mir selbst, Herr Humphrey, denn ich fürchte mich, Ihr stattliches Haus zu betreten und unter Ihren stolzen Gästen zu erscheinen. Glauben Sie mir, es ist mir wirklich so zu Muthe. Die Armen und Unglücklichen sollten sich von den Reichen und Fröhlichen entfernt halten. Oh, ich wollte fürwahr, ich könnte wieder nach Hause gehen!" und sie brach in ein leidenschaftliches Weinen aus. Jetzt in ihrem Kummer sah ich erst, wie jung sie noch war — eigentlich nur ein schutzloses Mädchen, denn die Zurückhaltung und die Einkehr in sich selbst hatte sie vor den Jahren weiblich gemacht.

„Liebes Kind," hub ich an, — „verzeihen Sie mir, daß ich Sie so nenne, aber ich bin ja um so viel älter als Sie! — der Stolz ist ganz auf Ihrer Seite; ich will Ihnen keine Predigt halten, aber Armuth ist kein Verbrechen, ja noch nicht einmal das größte Unglück ..."

„Oh doch, doch!" fiel sie mir heftig in die Rede; „Armuth ist das grausamste Unglück, nichts demüthigt so tief und zertritt Einen so ganz und gar. Um der Armuth zu entgehen, würde ich...."

„Einen Prinzen heirathen oder eine volksthümliche beliebte Schriftstellerin werden, nicht wahr?" fiel ich lächelnd ein.

„Oder einen Almosenkasten plündern," ergänzte sie mit einem seltsam wilden Ausdruck; „denn die beiden ersten Hilfsmittel stehen außer meiner Machtvollkommenheit." —

Arme Peg, wie oft stiegen jene Worte später in meinem Geiste wieder auf und zeugten gegen Dich! War dieß alles ein kleiner kunstreich angelegter Auftritt, um die Theilnahme eines reichen Mannes zu gewinnen? Thränen, Mondschein, ein holdes Gesicht und eine leidenschaftliche Stimme. Vierzehn Tage später hätte ein Dutzend meiner vornehmen Freundinnen darauf geschworen, Du habest damit nur ein fein gesponnenes Plänchen durchgeführt. Und doch hätte ich nicht abzusehen vermocht, wie durch Deine Veranstaltung der Wagen hätte zerbrechen sollen, Peg. Aber die giftigen Worte Lucretia's lauerten noch in meinem Ohr, obschon ich mir oftmals eingebildet, ich hätte sie von mir gestoßen.

Nach diesem kleinen Ausbruch trocknete sie ihre Augen wie ein Kind, das seine Leidenschaft hinweg geweint, und wir gingen gemächlich weiter. Natürlich nur um ihr Zeit zu geben sich zu beruhigen, schlug ich den längsten Weg nach dem Schlosse ein, denn ich war sehr auf meiner Hut.

„Der Wagen ist bereits hier!" rief ich, denn ich wähnte, denselben Wagen, den wir hinter uns gelassen hatten, vor dem Portal des Schlosses stehen zu sehen. Doch nein, da liefen ja Diener hin und her, huben Koffer und anderes Gepäck vom Wagen, trugen Mäntel und Pelze ins Haus, und ein schwarzer Diener gestikulirte unter der Säulenhalle und gab mit heiserer Stimme Befehle, welche niemand zu verstehen vermochte. Was hatte das zu bedeuten? War irgend eine vornehme Person unerwartet angekommen, wie Aschenbrödel auf dem Hofballe? Auf der Treppe keuchte ein halbes Dutzend kräftiger Männer unter dem Gewicht eines großen eisernen Koffers wie eine Geldkiste, während oben an der ersten Treppenflucht ein hageres kleines Männchen mit gelbem Gesicht in einem bunten pelzbesetzten morgenländischen Kaftan oder Schlafrock stand und die Arbeit der Männer aufmerksam beobachtete. Siechthum und Grämlichkeit sprachen aus jedem Zuge seines Gesichts und sein Auge haftete mit ängstlicher Gier an der herausgeschafften Geldkasse. Die Wirthschafterin lief kopflos unten im Hausgange hin und her und wollte beinahe verzweifeln, weil für den Onkel des Herrn noch kein Zimmer gerichtet war. Hieraus entnahm ich, wer mein Gast war: Giles Humphreys, meines Vaters einziger Bruder, der schon als Jüngling nach Indien gegangen war und seither kaum etwas von sich hatte hören lassen.

Ich drängte mich an den keuchenden Lastträgern auf der Treppe vorüber und stellte mich meinen fremden Verwandten vor; aber er vermochte mir in diesem Augenblick keinen Gedanken zu gönnen und bat mich als Antwort auf meine Bewillkommnung nur dringend, ihm den Weg nach dem sichersten und bestverwahrten Zimmer meines Hauses zu zeigen, damit er die unter ihrer Last wankenden Männer dorthin führen könne.

Ich nahm ihn mit nach meinem eigenen Zimmer, einem großen Gemach am Ende eines langen Korridors, auf welchen beiderseits die Thüren anderer Zimmer mündeten. Man erreichte es mittelst dreier großen Treppenstufen, und es stand in Verbindung mit einem geräumigen Ankleidezimmer. Man setzte die Geldkasse meines Oheims im fernsten Winkel jenes Garderobe-Zimmers nieder, und Giles Humphreys begann nun selbst die Dicke der Läden und die Stärke der Angeln und Riegel an denselben zu untersuchen, und den Durchmesser der Thürfüllungen, die Zuverlässigkeit der Schlösser und den Bart der Schlüssel zu prüfen. Ich hatte die Läden für gut und solid gehalten, aber sie mißfielen ihm. Als er einen derselben etwas öffnete, um argwöhnisch auf die schneebedeckte und mondbeschienene Rasenfläche des Parks hinauszublicken, schnappte irgend ein eigensinniger Epheuzweig zurück, schlug gegen die Fensterscheibe und erschreckte den ängstlichen Mann beinahe zum Tode. Er ließ sogleich das Fenster verschließen und verrammeln und sandte einen reitenden

Boien nach dem Schmied, welcher unsern Wagen ausgebessert hatte, damit ihm derselbe einen eisernen Sperrriegel van der dappelten Länge und Dicke derjenigen mache, welche seit Menschengedenken für hinreichend zum Schutz van Leben und Eigenthum der Bewahner van Ballyhuckamare-Hall gegolten hatten. Dann ließ er ein zweites Paar Vorhänge innerhalb der bereits aufgehangenen und sorgsam zugezagenen behaglichen Gardinen aufhängen, die Fenstersimse und alle Orte, wa nur durch irgend eine Ritze kalte Luft hereindringen konnte, mit Sandsäcken verwahren, das lustig brennende Feuer durch einen wahren Holzstoß aufgehäufter Scheiter schüren und im Kamin die wahre Gluth eines Hachafens anbringen. Erst dann hielt er es für passend von mir Notiz zu nehmen, als er in meinem eigenen Lehnstuhle vornübergebeugt var dem Feuer kauerte und seine knöchernen Finger an der Glut wärmte. Er war erst var wenigen Tagen in England angekommen, hatte mich nicht zu Hause angetraffen und deßhalb hier aufgesucht. Ich neckte ihn mit seinem wunderlichen eisernen Geldkasten, aber er warf mir einen furchtsamen und warnenden Blick zu.

„Stille, mein Neffe!“ versetzte er geheimnißvoll, während der Widerschein der Glut eine ungewöhnliche Röthe über sein pergamentenes Gesicht warf; „dieser Kasten enthält Geld, Reichthümer, Gald, Juwelen. Wähnst Du denn mein Junge, ich habe dart hinten in Indien meine Jugend und Gesundheit umsanst verkauft? Nein, wahrlich, ich habe nicht umsonst dart gelebt, glaub' mir's.“

„Aber warum führen Sie diesen ganzen Werth mit sich herum und quälen sich selbst mit der steten Besargniß um denselben?“ fragte ich; „warum haben Sie die ganze Geschichte nicht in irgend einer Landaner Bank sicher verwahrt?“

„Verwahrt?“ rief er und starrie mich an, als ob ich ein Raubmärder wäre; „wie? ich sallte ein Vermögen aus der Hand geben, das ich so sauer verdient habe? ich sollte irgend einem Spitzbuben von Bankier meine Ersparnisse zum Geschenk machen? Ei ei, Neffe, was für ein thörichter Schuljunge bist Du doch noch! Gib nur Acht, Neffe, mit Zeit und Weile wirst Du die Welt schan besser kennen lernen!“

„Jenun, Onkel, handeln Sie darin ganz nach Ihrem eigenen Gutdünken,“ versetzte ich; „aber jetzt werden Sie doch herunter kommen und sich meinen Freunden varstellen lassen!“

Ich habe schon erwähnt, Tom, daß dieses Zimmer am Ende eines langen Karridors lag. Am untern Ende des letztern ward derselbe van einem kürzern Gang gekreuzt, van welchem die Treppen hinunterführten. Als mein Oheim und ich auf dem Wege nach der Treppe um die Ecke bogen, ward plötzlich vor uns eine Thüre geöffnet, und zwei weibliche Gestalten erschienen auf der Schwelle und zeichneten sich mit deutlichen Umrissen von dem Widerschein des Kaminfeuers ab, welcher aus dem Zimmer hinter ihnen herausdrang. Es war Lucretia Fitzgibbon, welche ihren Arm anmuthig um die Taille von Peg O'Shaughnessy gelegt hatte. Wollte denn die Königin all der Salons in der Pravinz das arme schwarze Schäfchen aus den Bergen bei seinem ersten Eintritt in die Gesellschaft unter ihren Schutz nehmen? *Die Thüren ihrer beiderseitigen Zimmer lagen auf dem Gange einander gegenüber.* Lucretia war freundlich hinüber gehuscht, hatte sich der zitternden Debütantin vorgestellt und sie unter ihre Fittiche genommen. „Wackere Lucretia!“ war ich schon auszurufen versucht gewesen, aber der Schein der Lichter in der Halle fiel auf die Gesichter der beiden hinabsteigenden Damen und der Glanz van Lady Fitzgibbon's Augen und Zähnen kam mir nach falscher var, als er mir je erschienen war. Mylady trug eine weite, bauschige, rauschende, faltenreiche Robe van bernsteinfarbigem Seidenstoffe, besetzt mit schwarzen Spitzen und Diamanten; Peg trug nur ein schlichtes enges Kleid van einem altväterischen Brokat, welches sie aus der Garderabe irgend einer Urgraßmutter hervorgesucht haben mochte; ihr einziger Putz bestand aus gekrempelten Krausen von weißem Muslin um ihren Hals und die Handgelenke und aus einem schwarzen Bande um den Kopf, welches ihr krauses, wellenförmiges, am Hinterhaupt zu einen kleinen Knaten aufgebundenes Haar zusammenhielt. Als sie vor uns leicht die hell erleuchtete Treppe hinunterschwebten, zwickte mich Onkel Giles so heftig in den Arm, daß ich zusammenschrack, und fragte: „Wer ist denn jenes Frauenzimmer, Neffe? Bei allen Diamanten welche jemals funkelten, ich habe seit meinen Knabenjahren keine falche Frau mehr gesehen!“

„Welche meinen Sie denn, Onkel?“

„Nicht die Aufgeputzte in dem gelben Kleide,“ erwiderte er, „sandern die mit dem aufgebundenen Haar.“

Damit begann die Bewunderung meines Onkels für Peg. Im Gesellschaftszimmer fanden wir die Damen in voller Erwartung und sämmtlich entschlossen, dem reichen indischen Nabob zu huldigen, denn die Nachricht van seinem wunderbaren Koffer war zu ihnen gedrungen, und das Herbeiholen des Schmieds hatte keine geringe Aufregung verursacht. Es ging schan das Gerücht, man wolle einige ganz besanders feine Vorlegschlösser, deren geheimen Mechanismus nur Giles Humphreys und sein schwarzer Diener kannten, vor die Thüren der beiden Zimmer legen und die Fenster van außen mit Gittern versehen wie diejenigen eines Gefängnisses. Selbst Peggy's Ankunft war nun eine Begebenheit von untergeordnetem Werthe. Giles Humphreys ward an jenem Abend gefeiert, wie nie zuvar ein Held; er saß in meinem behaglichsten Lehnstuhle in der wärmsten Ecke beim Kamin, trug Ringe van unschätzbarem Werth und gegen alle Etikette einen mit dem kostbarsten Pelzwerk gefütterten Schlafrock; seine hageren Beine lagen auf einem Schemel und sein schwarzer Diener wickelte sie in einen prachtvollen Teppich. Er sprach mit den Damen in einem herausfordernd barschen Tane, während seine Augen ihnen jeden Moment zu huldigen versuchten. Man hätte sagen mögen, der kleine Mann sitze eigentlich auf jenem mit Reich-

thümern und Kostbarkeiten vollgepfropften eisernen Kasten, dessen Inhalt alle im Geiste zu lesen wähnten, obschon derselbe droben in seiner Ecke bescheiden verborgen stand, bedeckt mit einer prachtvollen, von Gold und karmoisinrother Seide starrenden Stickerei. Und als ich spät am Abend den alten Herrn in sein Zimmer hinaufführte, sah ich den schwarzen Diener mit untergeschlagenen Beinen auf dem Kasten sitzen, wie ein Stück grotesker Bildschnitzerei auf einem launenhaften Fußgestell; er begrüßte seinen Herrn mit einer Art Purzelbaum und überreichte demselben noch in meiner Gegenwart ein langes Rohr, aus welchem Giles eine blitzende Degenklinge zog.

„Sieh, das ist mein Schlafgefährte," sagte er mit einem unheimlichen Grinsen, als er mir den Degen zeigte und auf sein Kissen legte; „ich hasse alle Schlösser, einer Feuersbrunst wegen," fuhr er fort und warf einen ängstlichen Blick auf das Kaminfeuer; „ich lasse mich nicht einschließen, damit ich nicht etwa Gefahr laufe, verbrannt zu werden. Aber wenn irgend jemand von den Leuten in Deinem Hause sich unterfangen sollte, sich an jener Kiste dort zu vergreifen, so mag er sich vor dieser Klinge hier in Acht nehmen." Damit schwang er den Degen wieder gegen seinen Schwarzen, und sagte ihn aus dem Zimmer mit dem Auftrage, in die Gesindestube hinunter zu gehen und dort von dem Degen zu erzählen.

(Schluß folgt.)

Hohenbuchbach, der alte Stammsitz der von Puchpeckh.

Rechts seitwärts der Landstraße, welche von Neu-Oetting nach Neumarkt an der Rott geleitet, zeigt man unferne des jetzigen Ortes Stetten auf einer mäßigen und mit Buchen bewachsenen Anhöhe den Platz des ehemaligen Schlosses Hohenbuchbach. Je eine Seite dieses Burgstalles mißt dreißig Schritte und zwischen diesem und einem Fahrwege befand sich in alter Zeit der Vorhof, in den da ein schmaler Steig führte. Wenning sagt in seiner Topographie, daß dieses Schloß 1648 wegen damals nicht bezahlter Franking'scher Brandschatzung abgebrannt und nicht mehr hergestellt, dagegen unterhalb (1658) ein schöner großer Maierhof unter der freiherrlich Mandl'schen Familie gebaut worden sei. Daher der Name Stetten. Seit dieser Zeit ging der Name Hohenbuchbach nahezu verloren. Bevor wir einer nicht uninteressanten Sage über die Zerstörung besagten Schlosses erwähnen wollen, soll etlicher Besitzer gedacht werden.

Adelbert und Tiemo von Puchpach kommen 1148 als Zeugen in einer Urkunde des Klosters Schäftlarn (Monum. boica VIII. Seite 398) vor, Adelbert de Puchpach 1164 wiederholt in gleicher Eigenschaft daselbst. So erscheint Perengerus von Puchpach als Zeuge in einer Schenkungsurkunde an die Kirche des heiligen Erlösers vom Kloster Polling 1178, dann Eimvicus in einer solchen 1186, da Konrad Graf von Moosburg einen Weinberg zu Oberdorf an die Klostergeistlichen Prüfenings übergab *). Heinrich Puchpeck auf Hohenbuchbach starb 1270 und wurde zu Raitenhaslach begraben; dessen Gattin war Friederike Ueberacker. Deren Sohn Conrad Puchpeckh von Puchbach hatte eine Kunigunde von Trennbach zur Gemahlin. Heinrich II. setzte den Stamm zu Hohenbuchbach fort mit Olemut von Maroldingen, und deren Sohn Ortlieb siedelte nach Binabiburg über. Von ungefähr 1370 an saßen die Puchpecke in Binabiburg, wo sie in der dortigen Pfarrkirche eine eigene Capelle mit vielen Grabsteinen und Seelgeräthe hatten. Als Wappen führt diese Familie einen gespaltenen Schild, dessen vordere Hälfte schwarz, die hintere dagegen silbern ist. In der ersten eine silberne, in der zweiten eine schwarze Rose, beide mit goldenem Butzen. Als Kleinod einen einfachen Flug (Adlerflügel) mit denselben Figuren und Farben wie der Schild.

Nun erwarben diese Veste die Pelkhover und von diesen die Höhenkircher. Leider kann nicht gesagt werden, in welchem Jahr diese Burg in den Besitz der Freiherren von Franking, so noch als Grafen blühen, übergegangen ist, wohl aber, daß dieser Edelsitz 1648, also nicht lange vor dem westphälischen Friedensschluß zerstört wurde.

Unter dem Landvolk hat sich die Sage erhalten, daß zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ein schwedischer Offizier nebst etlichen Reitern da als Sauvegarde gestanden, nach anderen da im Quartier gelegen hätte. Der schwedische Offizier besaß ein sehr schönes weißes Windspiel, das ihm über Alles ging und das ihn bisher auf allen seinen Kriegsfahrten begleitet hatte. Der Besitzer von Hohenbuchbach trug jedoch großes Verlangen, sich dieses ausgezeichnet schöne Thier anzueignen, weßhalb er einen falschen Lärm verbreiten ließ, als seien die Kaiserlichen im Anzuge. Seine List gelang vollkommen. Doch da die abgezogenen Schweden sahen, daß man sie nur wegfoppen wollte, dem Offizier auch sein geliebtes Thier fehlte, eilten sie zurück, drangen in die Burg, kehrten Alles zu unterst und zu oberst, und ließen diesen Edelsitz zuletzt in Flammen aufgehen. — Jetzt ist nur mehr der zugewölbte Keller zu sehen, von dem die Sage geht, daß noch eine Menge Wein da vorhanden wäre. Von den Fässern seien die Dauben gefallen und der köstliche Wein befinde sich noch unversehrt in einer dicken Kruste von Weinstein. Hinunter zu steigen, getraut sich Niemand, wohl aber Löcher in das Gewölbe zu schlagen. Unter dem Landvolke geht ferner das Gerede, daß der unterirdische Gang von Aimering, im kgl. Landgerichte Alt-Oetting, welchen Panzer in seinen ‚Beiträgen zur deutschen Mythologie' Seite 60 ausführlich beschrieb und mit einem Plane versah, sich

*) Heinrich von Puchbach, Zeuge in Urkunden des Klosters Kehrembsmünster 1215. (Karl Schiffer I. 77.)

bis zu dieser Burg erstreckte. Ein eisernes Gitter, das etwa siebenzig Schritte von dem Keller des Joseph Bauer von Almering, wo der Eingang ist, sich befindet, verwehrte bisher das weitere Vordringen.

Im Schiff des Heiliggeistkirchleins zu Klein-Benning, liegt ein rother vierreckiger Stein, worauf zu lesen ist: „Herrschafftliche Begräbniß 1713." Die Häuser diesseit des Baches zählt man zu Klein-Benning, die andern zu Sieiten, das ein stattliches Wirthshaus hat. Das neben diesem gelegene Gebäude, nun auch dem Wirthe gehörig, war vordem die Wohnung des freiherrlich Mandl'schen Gerichtshalters. Der Wirth Ignaz Heiber zu Steiten besitzt einen schönen Pürschstutzen mit Radschloß. Die Verzierung am vergoldeten Schloßblech stellt eine Bärenhatze vor. Zwei Bärenbeisser setzen dem Petzen gewaltig zu, während der Jäger ihm mit einer Schweinsfeder zu Leibe geht. Der Schaft ist von Ebenholz und der größte Theil der Garnitur silbern. Am Backenansatze präsentirt sich in Silber das Wappen der aus Böhmen nach Sachsen eingewanderten Familie Schwanberg. Dieselbe hat im Schilde und auf dem Helme einen Schwanen. Als Umschrift bemerkt man: HONS. WILHELM. VON. SSVAMBERGK. 1641. Auf dem gezogenen Laufe steht: Martin Sussebecker macht mich 1641 in Dresden.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß das Geschlecht der Ritter von Puchpeckh noch freudig blüht und dessen beide Stammhalter als Offiziere in der bayrischen Armee dienen.

Das Nitro-Glycerin.

Von Dr. Fr. Barth.

Seit einigen Jahren ist die Zahl der explosiven Stoffe um einen neuen vermehrt worden, welcher an Furchtbarkeit der Wirkung sogar die Schießbaumwolle übertrifft und die merkwürdige Eigenschaft eines tropfbar-flüssigen Stoffes von der Consistenz eines schweren Oeles hat. Dieser neue Explosivstoff, welchem noch eine sehr bedeutende Zukunft sowohl in der gewerblichen wie in der militärischen Technik vorbehalten zu seyn scheint, ist das sog. Nitro-Glycerin, welches schon um deßwillen allgemeiner gekannt und gewürdigt zu werden verdient, als es schon zu mehreren ganz entsetzlichen Unglücksfällen in größtem Maßstabe Veranlassung gegeben hat; wir wollen die Schilderung einer derartigen Explosion hier einreihen, um unseren verehrten Lesern einen Begriff von der unbeschreiblichen Zerstörungskraft der Gase zu geben, welche aus dem Nitro-Glycerin durch eine plötzliche heftige Entzündung entbunden werden.

Aspinwall ist eine kleine Hafenstadt an der Ostküste der Landenge von Panama, der östliche Endpunkt jener Eisenbahn welche über die genannte Landenge führt und die kürzeste Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean herstellt. Das Dampfboot „European", Eigenthum der neugebildeten Dampfschifffahrts-Gesellschaft zur Verbindung Westindiens mit dem Stillen Ocean, war vor etlichen Monaten eines Tags im Begriff, längs der mit obengenannter Eisenbahn in Verbindung stehenden Anlände seine Ladung zu löschen (auszuladen), als ohne alle vorausgehenden warnenden Anzeichen eine Explosion erfolgte, welche nicht nur das Schiff selbst und eine Menge werthvollen Eigenthums am Lande mit Einschluß des Lagerhauses und des Quai (ersteres ungefähr 600 Fuß lang, letzteres auf eine Länge von nahezu 400 Fuß) zerstörte, sondern auch 50—60 Menschen das Leben kostete. Der ganze Schaden, welchen die genannte Explosion anrichtete, soll sich auf mehr als eine Million Dollars belaufen haben. Betrachtet man nun die furchtbaren Opfer an Leben und Eigenthum, welche die Explosion gekostet, ferner die Heftigkeit derselben, welche einem Erdbeben gleichkam, und endlich den Umstand, daß niemand an Bord des „European" auch nur die leiseste Ahnung von einer Gefahr hatte, so wird man uns zugeben, daß der Stoff, welcher diesen Unglücksfall veranlaßte, entschieden zu den allergefährlichsten gehört, welche wir kennen.

Aber wie kann aus dem Glycerin oder Oelsüß, diesem milden, harmlosen, weichen und allerunschuldigsten Stoffe, welchen die Chemie kennt, eine Substanz von solcher Zerstörungsfähigkeit entstehen? werden viele unserer Leser fragen, und darauf antworten wir: einfach durch die Beimischung von Stickstoff und Sauerstoff in Gestalt von Salpetersäure, ganz wie wir aus der weichen nützlichen Baumwolle durch Anwendung von Salpeter- und Schwefelsäure die furchtbar zerstörende Schießbaumwolle entstehen sahen.

Die süße, harmlose Substanz, welche wir Glycerin oder Oelsüß nennen, wurde zuerst im Jahre 1779 von dem ausgezeichneten schwedischen Chemiker Schele entdeckt und gewonnen, als er aus Bleioxyd und Schweinefett Bleiweißpflaster bereitete, und von ihm Oelsüß, Glycerin, d. h. das süße Prinzip des Oels genannt. Der französische Chemiker Chevreul wies viele Jahre später nach, daß dieses Glycerin ein beständiges Produkt bei der Verseifung gewöhnlicher Oele und Fette ist. Es dient zum Maschinenschmieren, zum wasser- und luftdichten Ueberziehen von frischem Fleisch, welches man aufbewahren will, zur Bereitung von Toilettenseifen, Haaröl, Pommaden und zu einer Menge anderer nützlicher Verwendungsarten im menschlichen Haushalt und in den Gewerben. Im Jahre 1847 entdeckte ein junger Italiener, Namens Ascanio Sobrero, ein Schüler des französ. Chemikers Pelouze, die neue Verbindung Nitro-Glycerin, indem er mit Salpetersäure auf Glycerin operirte. Die Mischung zeigte einen höchst explosiven Charakter und ward ein Gegenstand des Interesses für die Chemiker, von welchen viele beim Experimentiren damit seither ab und zu schwere Verletzungen erlitten haben. Allein erst seit Jahr und Tag ist das Nitro-Glycerin ein Handelsartikel und in größeren Mengen bereitet worden, indem man es neuerdings unter dem Namen „Sprengöl" als Sprengmittel häufiger anwandte. Es blieb einem Herrn Alfred Nobel, Ingenieur in einem schwedischen Kupferbergwerk, der Nachweis vorbehalten, daß es als Substanz zu

Sprengungsarbeiten dem Pulver und der Schießbaumwolle weit vorzuziehen sey; und der praktische Nutzen dieser neuen Mischung hat sich im Verlauf des Jahres 1864 und insbesondere im vorigen Sommer glänzend bewährt, wo man es in verschiedenen Bergwerken und offenen Gruben, namentlich in den Zinnbergwerken zu Altenberg im sächsischen Erzgebirge, allgemeiner anwandte. Auch im Eisenbahnbau findet das Nitro-Glycerin jetzt allgemeinere Anwendung beim Sprengen in Tunnels, wie solches zu Anfang dieses Jahres zu Hirschberg in Schlesien geschehen.

Dieses Nitro-Glycerin war dieselbe Substanz, welche in Liverpool an Bord des „European" eingeschifft und von diesem Schiffe auf seiner zweiten (und leider auch letzten) Reise nach Aspinwall mitgenommen worden war. Es bildete eine Sendung, welche aus Deutschland nach Grimsby geschickt, von da mittelst Eisenbahn nach Liverpool befördert und dort, wie es scheint, als irgend eine Art von Oel in die Schiffspapiere eingetragen worden war, ohne daß man die Schiffseigner auf seine gefährlichen Eigenschaften aufmerksam gemacht hatte. Die Sendung bestand in siebzig Kisten (wahrscheinlich Kasten aus Weißblech) davon. Merkwürdigerweise ereignete sich beinahe um dieselbe Zeit, wo der Unfall in Aspinwall sich zugetragen, eine ganz ähnliche Explosion in San Francisco in Californien (nach nordamerikanischen Zeitungen am 16. April), wohin das Sprengöl an Bord des „European" ebenfalls bestimmt gewesen war, um in den Bergwerken von Idaho, Nevada, Colorados rc. verwendet zu werden. Die Explosion in San Francisco kostete fünfzehn Personen das Leben und zerstörte eine Menge Eigenthum an Gebäuden und Waaren. Das Sprengöl war in zwei ölbeschmutzten Kisten, von denen jede ungefähr vier Kubikfuß messen mochte, mit dem Postdampfer „Pacific" nach San Francisco gekommen. Die Explosion in diesem Falle erschütterte die ganze Umgebung auf fünfhundert Schritte in die Runde wie ein Erdbeben und soll auf diese Strecke hin alle Fensterscheiben zerschmettert haben.

Im vorigen November fand auch eine ähnliche Katastrophe im Wyoming Hotel in New-York statt, wo durch eine Explosion vom heftigsten Charakter, deren Ursache damals in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt war, aber nun mit vollster Wahrscheinlichkeit auf nichts anderes als jenes merkwürdige neue chemische Produkt zurückgeführt werden kann, großer Schaden angerichtet wurde. Eine Kiste, enthaltend Muster von chemischen Oelen, war von Hamburg aus im Wyoming Hotel angekommen, wurde beim Abladen heftig auf die Straße gesetzt und explodirte in ungefähr 80 Sekunden mit der furchtbarsten zerstörenden Wirkung. Die Kiste gehörte einem damit ankommenden Herrn, Namens Leers aus Hamburg, woselbst der patentirte Inhaber jenes Sprengmittels, Herr Nobel, das Nitro-Glycerin zuerst in den Handel brachte.

Es ist ein im höchsten Grade unverantwortlicher, obschon angeblich sehr häufig vorkommender Betrug, derartige gefährliche Gegenstände den Schiffen, Eisenbahnen und anderen Transportmitteln unter falscher Bezeichnung zu übergeben und hiedurch Menschenleben und Kaufmannsgüter in große Gefahr zu bringen. Und doch ist es Thatsache, daß sehr oft Schießpulver zu Schiff und Eisenbahn verschickt wird unter der Bezeichnung als „Glaswaaren, sorgsam zu behandeln," oder als „Samen" u. dgl. Ein anderes höchst wirksames Sprengmittel, welches von ausgebrauchter Gerberlohe bereitet wird, ist unter der Bezeichnung von „präparirter Lohe" verschifft worden, und es könnten Dutzende von Fällen aufgeführt werden, wodurch derartige absichtliche Täuschungen mit Leben und Vermögen der Nebenmenschen das frechste Spiel getrieben wurde.

Nitro-Glycerin wird, wie wir schon oben gedacht und wie auch der Name selber andeutet, hervorgebracht durch die Einwirkung von Salpetersäure auf Glycerin. Allein neuerdings findet man es in der Praxis nützlicher, starke Schwefelsäure (Vitriolöl) gemeinsam mit der Salpetersäure anzuwenden. Nach Dr. Sobrero, dem Entdecker der Substanz, sollte man eine Mischung von zwei Unzen Schwefelsäure und einer Unze rauchender Salpetersäure machen, das Gefäß mit dieser Mischung äußerlich mit Eis umgeben und dann langsam eine halbe Unze syrupdicken Glycerins in die Säuren einrühren. Das Glycerin löst sich in den Säuren auf, ohne daß salpetrige Dünste entbunden werden, allein im Verlauf der Zeit nimmt die Mischung ein welliges Aussehen an in Folge der Bildung einer gelblichen öligaussehenden Substanz, welche sich allmählig auf der Oberfläche ansammelt. Das Ganze wird dann in ein Glasgefäß geschüttet, welches ungefähr 50 Unzen kalten Wassers enthält. Das Nitro-Glycerin scheidet sogleich aus und fällt als sehr schwerer Körper auf den Boden des Gefässes; das gesäuerte Wasser wird abgegossen und das Produkt mit Wasser ausgewaschen, bis das Wasser auch nicht die leiseste Spur von Säure mehr zeigt.

Das auf diese Weise erzielte Nitro-Glycerin ist eine hellgelbe Flüssigkeit, welche ungefähr das Aussehen von Olivenöl und ein specifisches Gewicht von 1,6 hat, also stark anderthalbmal so schwer ist als Wasser — eine Eigenschaft, die sich bei dem Gebrauche dieser Substanz als höchst vortheilhaft erprobt. Es ist geruchlos, aber von süßlich-scharfem aromatischem Geschmack, und verursacht, selbst wenn nur in ganz geringer Menge auf die Zunge gebracht, heftigen Kopfschmerz welcher Stunden lang andauert. In Wasser unlöslich, löst es sich in Aether wie in Alkohol leicht auf.

Nobel hat sich, nachdem er mit der heftigen Explosionsfähigkeit des Nitro-Glycerins bekannt geworden war, angelegentlichst bemüht, dieser Eigenschaft eine praktische Nutzbarkeit zu Spreng-Operationen abzugewinnen, und dieß ist ihm weit über seine sanguinischesten Erwartungen hinaus gelungen. Er hat in den meisten europäischen Großstaaten und in den Vereinigten Staaten Patente für seine Erfindung erhalten, und die neue Substanz verdrängt nun rasch das Schießpulver als Sprengmittel in Bergwerken, Steinbrüchen und Tunnel-Arbeiten an Eisenbahnen. Man gewinnt Glycerin aus thierischen und pflanzlichen festen Oelen und Fetten, indem

man diese zersetzt und die Fettsäuren entfernt, die sie insgesammt enthalten; der ölige Charakter wird nicht wiederhergestellt, wenn man das Glycerin mit Salpeter- und Schwefelsäure behandelt. Mit einem Oel verbinden wir gewöhnlich den Begriff einer harmlosen und unschädlichen Substanz, obschon das Oel aus bitteren Mandeln hievon eine Ausnahme macht; allein dieses ist, wie das Nitro-Glycerin, eine Nitrat-Mischung, und derartige Substanzen müssen im Allgemeinen immer mit einem gewissen Argwohn betrachtet werden.

Seit den vorerwähnten Unfällen zu New-York, San Francisco und Aspinwall hat man vielerlei Irriges über das Nitro-Glycerin geschrieben und in Zeitungen abgedruckt, um es in Mißkredit zu bringen. Allein die wesentlichen Dienste, welche diese Substanz als Sprengmittel leistet, wägen seine Nachtheile reichlich auf. Es liefert bei geringeren Kosten weit mehr Arbeit, als Schießpulver und ist nicht gefährlicher, ja kaum so gefährlich als dieses. Es kann bei einfacher Berührung mit Feuer nicht explodiren, denn wenn man ein brennendes Zündhölzchen daran hält oder einen Funken hineinfallen läßt, so brennt das Nitro-Glycerin nur ruhig hin. Es explodirt überhaupt in flüssigem Zustande nur, wenn es bis zu einer Temperatur von 360° Fahrenh. erhitzt wird, und selbst dann gibt es keine Explosion, wenn die Substanz frei der Luft ausgesetzt ist. Um Nitro-Glycerin explodiren zu machen, muß es in einem verschlossenen Gefäß oder in einem geschlossenen Ramme befindlich seyn; schon eine Bedeckung mit Wasser ist hiezu hinreichend. Zur Begründung dieser Angabe erwähnen wir eines oder zwei aus einer Reihe merkwürdiger Experimente, welche eine wissenschaftliche Kommission in Stockholm mit dieser Substanz angestellt hat. Man goß eine Quantität Nitro-Glycerin auf einen flachen Stein; die Flüssigkeit entzündete sich nicht, als man mit einem rothglühenden Eisen an seiner Oberfläche hinfuhr; sie explodirte nicht, sondern brannte ruhig, als man die glühende Stange einige Zeit mit ihr in Berührung ließ. Als man die Stange wegnahm, blieb noch unverzehrte Flüssigkeit auf dem Stein zurück. In einem andern Falle wurde eine Höhlung in einem Stein mit der explosiven Flüssigkeit gefüllt, ein brennender Span in dieselbe eingetaucht und damit umgerührt, worauf das Nitro-Glycerin mit Flamme brannte, aber nicht explodirte. Das Brennen hörte übrigens von selber auf, als der Span vom Feuer verzehrt worden war; er hatte also nur als Docht gewirkt. Und über diesen Fall sagt der Patentirte selbst, daß Nitro-Glycerin fange nicht Feuer wie Terpentin oder Weingeist, sondern seine Flamme gehe aus, sobald die Zündung entfernt werde.

Die Explosion des Nitro-Glycerins ist von einer höchst unbedeutenden Rauch-Erzeugung, wenn überhaupt von irgend welcher begleitet, weßhalb es bei unterirdischen Sprengarbeiten in Bergwerken, Tunnels &c. unberechenbare Vorzüge vor dem Schießpulver hat, weil man sogleich nach der Sprengung fortarbeiten kann, ohne erst den Dampf und Rauch abführen zu müssen. Es läßt sich vorerst noch nicht genau bestimmen, ob nicht unter den Zersetzungsprodukten von Nitro-Glycerin sich Gase von Blausäure oder Hydrocyansäure finden, was man nach den chemischen Elementen woraus das Nitro-Glycerin zusammengesetzt ist, erwarten sollte, allein der Direktor der sehr großen Schieferbrüche der Glynrhonwy-Schiefer-Gesellschaft zu Caernarvon in Nordwales versichert, er habe dem Abfeuern von mehreren Schüssen in einem Stollen angewohnt, sey bei jedem Schuß, unmittelbar nach der Abfeuerung desselben, zur Stelle gewesen, die in einer Entfernung von 70—80 Schritten von der Mündung des Stollens lag und habe keinerlei üble Wirkungen von den Gasen des zersetzten Nitro-Glycerin verspürt. Jedenfalls würde in offenen Gruben oder Steinbrüchen daraus keine Gefahr für die Arbeiter erwachsen, und es ist erwiesen, daß nach einer Explosion dieser Substanz kein fester Rückstand übrig bleibt. Weil ferner durch die Explosion keine Schwärzung stattfindet, kann im Falle von metallischen Erzen auch keine Schwierigkeit vorhanden seyn, den weitern Verlauf des Erzganges aufzufinden, und beim Steinsalz findet kein Abgang statt.

Nitro-Glycerin hat bei der Anwendung zum Sprengen noch weitere Vorzüge vor dem Schießpulver. Einer der überraschendsten ist die im Vergleich zu seinem eigenen Umfang ganz außerordentliche Gewalt im Zerschmettern und Emporstoßen. Die Kosten des Bohrens beim gewöhnlichen Sprengen sind seither sehr groß gewesen, mindestens fünf-, zehn-, ja bei sehr hartem Gestein sogar zwanzigmal so groß, als der Preis des verwendeten Schießpulvers. Der neue Sprengstoff erfordert aber so wenig Bohren, daß die Anwendung desselben schon deßhalb eine wesentliche Ersparniß seyn würde gegenüber von derjenigen von Schießpulver, selbst wenn das letztere umsonst zu haben wäre. Das durchschnittliche Ergebniß ist seither eine Ersparniß von 50 bis 60 Procent auf die Kosten des Sprengens in Steinbrüchen, und von 30—40 Procent in Bergwerken gewesen.

Der Transport, die Aufbewahrung und die Behandlung des Nitro-Glycerins sind in jeder Hinsicht ungefährlich, wenn man nur die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln beobachtet. Man hat es Hunderte von Meilen weit über ganz Europa hin zu Wasser und zu Lande als gewöhnliches Frachtgut verschickt, ohne daß irgend welche Unglücksfälle daraus entstanden, wenn nur die allereinfachsten Vorsichtsmaßregeln gebraucht wurden. Man hat die Vermuthung ausgesprochen, daß die Erschütterung eines Blechkastens bei seinem Hinunterfallen in den Raum des Dampfers „European“ die gräßliche zerstörende Explosion in Aspinwall verursacht haben möchte. Allein der Stoff explodirt nicht in dieser Weise; man hat das Nitro-Glycerin aus einer Höhe von 50 Fuß ohne Wirkung heruntergeworfen. In Hamburg ließ man es in einer Rakete über tausend Fuß hoch steigen und es explodirte beim Herunterfallen nicht. Die Stockholmer Commissäre, welche auf denselben Punkt hin arbeiteten, füllten mehrere Glasfläschchen mit dem Sprengöl und warfen sie mit großer Gewalt von einer Anhöhe auf einen Felsen herunter; die Fläschchen wurden in tausend Stücke zerschmettert, aber ihr Inhalt explodirte nicht. Bei einem andern Experiment

füllten sie, um die Zweifel einiger Beobachter zu befriedigen, drei Glasfläschchen mit Glycerin und erhöhten sie auf ungefähr 39° R. worauf man sie heftig gegen einen Stein schleuderte; sie wurden in Trümmer zerschmettert, aber es fand keine Explosion statt.

Herr Nobel und andere Experimentatoren haben noch eine Menge weiterer interessanter Thatsachen ermittelt. Eine derselben besteht darin, daß das Nitro-Glycerin durch Percussion explodirt werden kann, wenn man eine dünne Schicht davon auf einem Amboß ausbreitet und mit einem Hammer heftig daraufschlägt. Merkwürdigerweise bleibt jedoch die Explosion auf die Stelle unter der Fläche des Hammers beschränkt und man kann daher beinahe ebenso oft einen Knall hervorrufen, als man einen Schlag darauf führt. Eine andere Thatsache ist, daß die explosive Flüssigkeit in der Kälte gefriert und krystallisirt, beim Schmelzen dann aber alle ihre Eigenschaften wieder annimmt. Man kann das gefrorene Nitro-Glycerin sogar dadurch schmelzen, daß man das Gefäß worin das Sprengöl enthalten ist, in Wasser eintaucht. Sein Gefrierpunkt scheint schon auf 6,2° R. zu stehen, und bei jeder Temperatur unter dem niedrigsten der genannten Grade bildet das Nitro-Glycerin wahrscheinlich eine eisige Masse, was ohne Zweifel ein großer Nachtheil davon ist.

Die Anwendungsweise dieses merkwürdigen Stoffes ist folgende: man macht entweder Bohrlöcher in das Gestein oder bedient sich bereits vorhandener Felsenritzen, vorausgesetzt daß sie nicht zu groß sind. Die Bohrlöcher brauchen nicht über einen Zoll im Durchmesser zu haben; in vielen Fällen ist sogar ein halber Zoll weit genug. Ist das Bohrloch wasserdicht, so darf man die Flüssigkeit nur einfach hineingießen; im andern Fall wird das Bohrloch mit Letten ausgekleidet. Hierauf schiebt man einen Papierpfropf bis beinahe auf die Oberfläche des Nitro-Glycerins hinab, steckt eine Brandröhre bis auf das Papier hinunter, wirft dann eine Hand voll Schießpulver in das Bohrloch und verstopft dieses mit Letten oder lockerem Sand. Dieser sogen. Vorschlag oder die Verstopfung der Mündung des Bohrloches braucht nicht hart zu seyn, was ebenso nutzlos als gefährlich wäre. Für flache Bohrlöcher kann man auch Patronen von Nitro-Glycerin anwenden, aber sie sind gerade nicht nothwendig. Auch braucht man sich gar nicht um das Wasser zu bekümmern, welches etwa in einem Bohrloche vorhanden, denn sobald man das Sprengöl hineingießt, sinkt dieses zu Boden vermöge seines größern specifischen Gewichts. Am Ende von Nobels patentirter Brandröhre ist eine besondere Art von Zündhütchen sehr fest angepaßt, durch dessen Entladung das Pulver in Brand gesteckt wird; geschieht die Sprengung unter Wasser, so wird die Explosion des Zündhütchens dem Nitro-Glycerin direkt mitgetheilt. Gewöhnliche Zündhütchen sind aber hiezu nicht zu gebrauchen, sondern Hr. Nobel hat auf die von ihm erfundene und angewendete Art derselben ebenfalls ein Patent genommen.

Die große mechanische Kraft welche das Nitro-Glycerin ausübt, rührt von der Thatsache her, daß es bei der Verpuffung vollständig in Gase verschiedener Arten aufgelöst wird. Das Schießpulver wird in der Praxis nicht gänzlich in Gase verwandelt, und die Veränderung seines Volumens ist daher nicht so groß wie bei dem Nitro-Glycerin. Bei dem letztern findet nicht nur vollständige Umwandlung der Flüssigkeit in Gas statt, sondern in Folge der ungeheuren Hitze, welche bei der Explosion entwickelt wird und die verhältnißmäßig viel beträchtlicher ist als bei der Explosion von Schießpulver, wird die Wirkung und Spannkraft der entbundenen Gase an Volumen noch ungeheuer vermehrt durch die erfolgende Verdünnung derselben. Volumen gegen Volumen gerechnet, verhält sich die explosive Kraft des Nitro-Glycerin gegenüber von derjenigen des Schießpulvers wie 13 zu 1; nimmt man gleiche Gewichte, so leistet Nitro-Glycerin **achtmal** so viel Arbeit als Schießpulver. Ein Pfund dieses Sprengöls kostet gegenwärtig noch soviel wie sieben Pfund Schießpulver, gibt aber dann auch um ein Bedeutendes mehr Nutzeffekt; in zerklüftetem Gestein soll nach angestellter Berechnung und Erfahrung das Nitro-Glycerin 20—30mal mehr Nutzeffekt liefern als Schießpulver.

Wir sehen keinen rechten Grund ein, weßhalb man sich vor der gefährlichen Beschaffenheit dieses neuen Explosivstoffes so sehr fürchten sollte. Die Unglücksfälle, welche durch dasselbe in New-York, San Francisco, Sydney, Liverpool und anderen Orten vermöge Explosionen oder sonst so entstanden sind, entstanden sicher nur aus Unbekanntschaft mit seinen Eigenschaften oder durch fahrlässige Behandlung auf dem Transport nach den Bergwerks-Gegenden, und können durch entsprechende Vorsichtsmaßregeln in der Bereitung und dem Transport dieses werthvollen Materials füglich vermieden werden. Für seinen bestimmten Zweck ist das Nitro-Glycerin erwiesenermaßen ein höchst schätzbares und nützliches Agens, weil seine Anwendung zu Spreng-Arbeiten Mühe und Kosten und Zeit erspart und die Stollen nicht mit schädlichen Gasen füllt. Wenn seine Bereitung und sein Transport zu Wasser und zu Lande erst durch genügende gesetzliche Bestimmungen, welche die Entstehung von Unfällen bestmöglich vorbeugen, geregelt seyn werden, so hat das Publikum von diesem wichtigen Stoffe nichts mehr für Leben und Eigenthum zu befürchten, und man wird von der Furcht vor demselben ebenso sehr zurückkommen, wie von derjenigen vor dem Petroleum.

Eine Begegnung mit Charles Sealsfield.

Von J. W.

Wenn mich in den fünfziger Jahren mein Weg über den East-River führte nach der Stadt der Kirchen (Brooklyn), deren fromme Bewohner übrigens doch den allmächtigen Dollar noch um eine Stufe höher stellen als den lieben Herrgott, versäumte ich selten, bei meinem Freunde, dem Apotheker X. in . . . . street vorzusprechen.

Der Apotheker, ein Junggeselle mit dem ersten Silber-

reif im ohnehin spärlichen Haupthaar, eine stark markirte, etwas spitze Physiognomie, das linke Auge stets nach der entgegengesetzten Richtung des rechten gewendet, was man so gemeinhin wohl Schielen nennt, war ein tüchtiger Pharmazeut und nebenbei ein kreuzfideles Haus. In Ermangelung eines lebenverschönernden Sterns, der ihm das trauliche Halbdunkel seines an die Offizin grenzenden Hinterstübchens aufgehellt hätte, liebte er es, um den massiven, runden Tisch besagten Hinterstübchens einen kleinen Kreis von Freunden zu versammeln, die sich um so pünktlicher einstellten, da in des Apothekers Keller, außer Vitriol, Kastoröl und Leberthran, immer einige Kisten echten Niersteiners oder Deidesheimers vorhanden waren, aus denen um die Zeit des Dämmerstündchens regelmäßig ein langhalsiges Flaschenexemplar nach oben befördert wurde. Wenn der vaterländische Rebensaft in den Gläsern perlte und die gleichfalls zur Disposition gehaltenen Cigarren dampften, lösten sich die Zungen; man plauderte gemüthlich über des Tages Läufe, kritisirte Buchanan's nicht allzu verwickelte Politik, spekulirte über den wahrscheinlichen Verlauf der westmächtlichen Allianz, oder schimpfte über einen neuen Staatsstreich Mayor Wood's, der damals die New-Yorker mit seinen Großthaten in Athem hielt. Mein Freund, der Apotheker, ging ab und zu, wie es seine Geschäfte gerade mit sich brachten, und erheiterte den kleinen Kreis durch seine gelegentlich hingeworfenen, sarkastischen Bemerkungen und treffenden Einfälle.

Eines Abends, es war im Spätherbst 1857, befand ich mich auch wieder in der Apotheke. Ich stand vor dem kleinen Schreibepult, der am Ende des Ladentisches, unweit der Thür zum Hinterzimmerchen, aufgestellt war, und blätterte in den Zeitungen, von denen dort immer ein ganzer Hause zu liegen pflegte, da mein Freund so ziemlich alle in New-York erscheinenden deutschen Blätter hielt. Es waren immer drei bis vier Kunden im Laden, und der Apotheker hatte sammt seinem Gehülfen alle Hände voll zu thun. Das Hinterstübchen war leer; des schlechten Wetters halber hatte sich von der gewöhnlichen Gesellschaft niemand eingefunden.

Da trat ein ältlicher Herr in die Apotheke. Er trug einen breitkrämpigen Filzhut, wie ihn die Geistlichen mancher Sekten zu tragen pflegen, einen weiten, grauen Paletot, dessen Kragen aufgerichtet war, und einen Regenschirm unter dem Arm.

„Möchten Sie mir wohl diese Pillen wieder machen?" sagte er mit gedämpfter, etwas heiser klingender Stimme, ein altes, sehr zerknittertes Rezept über den Ladentisch reichend. Kaum hatte der Apotheker den alten Herrn bemerkt, als er ihm sehr artig entgegen ging, ihn mit einem achtungsvollen Kopfnicken begrüßte und auf einem der bereit stehenden Sessel Platz zu nehmen bat, bis die Pillen fertig seien. Der Herr leistete dieser Einladung inzwischen keine Folge. Er stand einige Augenblicke vor dem Ladentisch, that dann ein paar Schritte nach mir hin, kehrte aber plötzlich rasch nach der Thür um, wo er, nach der Straße blickend, ruhig stehen blieb. Es schien ihn unangenehm zu berühren, daß noch mehrere Personen im Laden waren.

Als der Apotheker, nach einer seiner Büchsen langend, an mir vorüberstrich, flüsterte er mir, mit einem Wink nach dem Fremden, in's Ohr: „Betrachten Sie sich den Mann!"

Ich hatte das schon ohne diese Aufforderung gethan. Die Höflichkeit und Zuvorkommenheit meines pharmazeutischen Freundes, der sonst nicht gerade Alberti's Komplimentirbuch zu seinem speziellen Studium gemacht, deutete mir darauf hin, daß er mit dem Fremden bekannt sei und daß dieser ein Mann von Distinktion sein müsse. Natürlich verdoppelte ich nun meine Aufmerksamkeit und schielte über die Zeitung, die gerade vor mir lag, immer nach dem Herrn im Paletot hinüber. Dieser hatte sich inzwischen wieder in Bewegung gesetzt und ging mit kurzen Schritten vor dem Rezeptirtisch auf und ab. Ein oder zwei Mal kam er ganz in meine Nähe, schien sich sogar zu besinnen, ob er nicht noch etwas näher treten solle, wich aber dann wieder eiligst nach der Thür zurück.

Die hellen Gasflammen gestatteten mir, trotz des steif emporstehenden, das halbe Gesicht einschließenden Kragens, die Züge des Fremden ziemlich deutlich zu erkennen. Etwas Besonderes hatten sie nicht. Das Gesicht war das eines Mannes in höheren Jahren, um den Mund etwas eingefallen, die Haut faltig, aber von einer gewissen gesunden Derbheit, die Nase breit, gewöhnlich, die Stirn gerade, breit und hoch, jedoch ohne jene feine, stolze Wölbung, die als ein sicheres Zeichen hervorragender geistiger Eigenschaften betrachtet wird. Ueber den Ausdruck der ziemlich tiefliegenden, unter buschigen Brauen hervorblinzelnden Augen konnte ich nicht recht in's Klare kommen, da der alte Herr eine Brille trug. Das Haar schien ziemlich spärlich zu sein, und war schon stark ergraut. Zwei schmale Streifchen Backenbart, sorgfältig beschnitten und ausrasirt, liefen über der schmalen Oberlippe zu einem etwas kräftigeren Schnurrbart zusammen, während die Unterlippe eine leise Spur von Kinnbart zeigte. Eine schwarze, hoch heraufgehende Cravatte schloß den Hals eng ein und verlieh, im Verein mit dem oben beschriebenen Bart, der strammen Haltung und dem wettergebräunten Antlitz, dem Aussehen des Fremden einen entschieden militärischen Anstrich. Da es einmal zu meinen Gewohnheiten gehört, aus dem Aeußeren eines mir begegnenden Menschen sofort einen Schluß auf seine Lebensstellung und Beschäftigung zu ziehen, nahm ich mir ganz unwillkürlich auch hier die Freiheit, den meiner Betrachtung empfohlenen alten Herrn in die Rubrik „emeritirter Offizier oder Seemann" einzureihen.

Ich war mit meiner Beobachtung eben zu Ende, als abermals einige Kunden in die Apotheke traten. Das erschien dem alten Herrn allzu viel. Er retirirte wieder in den Hintergrund, näherte sich dem Pulte, vor welchem ich

stand, streckte die Hand aus, als wolle er eine der dort liegenden Zeitungen ergreifen, besann sich aber plötzlich eines Anderen und schoß mit den Worten: „Ich werde die Pillen in einer Viertelstunde abholen," zur Thür hinaus auf die Straße. Diese letztere Bewegung war so unerwartet gekommen, daß wir Beide, mein Freund und ich, dem Fremden ganz verwundert nachschauten; dann begegneten sich unsere Blicke, wir konnten uns eines Lächelns nicht entwehren und rückten einander sogleich näher, um den ersehnten Gedankenaustausch vorzunehmen. Der anwesenden Kunden halber geschah dieß im Hintergrund der Apotheke und mit leiser Stimme:

„Wer ist der Mann?"

„Ein Kollege von Ihnen — ein Schriftsteller."

„Was schreibt er?"

„Romane."

„Sein Name?"

„Ja, da fragen Sie mich zu viel."

„Aber wie heißen seine Romane? Wo sind sie erschienen?"

„Alles Dinge, die ich nicht weiß."

„Wenn Sie aber doch wissen, daß er Schriftsteller ist und Romane geschrieben hat . . . ."

„So viel hat er mir selber gesagt; mehr war nicht aus ihm herauszubringen."

Es versteht sich, daß diese Mittheilung meine Neugierde in hohem Grad rege machte. Der Apotheker spannte sie nicht lange auf die Folter, sondern theilte mir, indem er die zu den verordneten Pillen erforderlichen Ingredienzien zusammentrug und abwog, Folgendes mit:

Der Fremde besuchte seine Apotheke heute wohl zum fünften oder sechsten Male. Er kaufte einige Kleinigkeiten oder ließ sich die Pillen zubereiten, welche er heute Abend wieder bestellt hatte. Anfangs war er sehr einsylbig und zurückhaltend gewesen; während der beiden letzten Besuche aber hatte er sich etwas zutraulicher gezeigt und mit dem Apotheker einige Worte gewechselt. Er mußte wohl ein Freund deutscher Lektüre sein, die ihm jedoch anderweitig nicht viel zu Gebot zu stehen schien, da er die in der Apotheke liegenden Zeitungen, worunter sogar manche älteren Datums, mit sichtbarem Interesse durchflog, doch aber in seinen Antworten auf verschiedene Fragen des Apothekers verrieth, daß er mit der deutsch-amerikanischen Tagesliteratur fast gar nicht bekannt war. Als er vor etwa vierzehn Tagen zum letzten Mal in der Apotheke vorgesprochen, lag zufällig auf dem Schreibepult ein Cooper'scher Roman in deutscher Uebersetzung aufgeschlagen. Er nahm das Buch, las den Titel, blätterte darin herum und legte es dann mit einem eigenthümlichen, vielsagenden Lächeln wieder auf das Pult.

„Lieben Sie diese Lektüre?" fragte der Apotheker.

„Ich muß wohl; habe ich doch selbst früher in dieser Branche Einiges geleistet," lautete die Antwort.

„Sie haben Romane geschrieben?"

„Es mögen ein Dutzend solcher Bände sein."

„Und unter welchem Namen — wenn es nicht unbescheiden ist, zu fragen.

„Unbescheiden? O nein, ich hätte Ihnen ja nichts davon zu sagen gebraucht. Jetzt will ich es doch lieber für mich behalten." Damit war er das letzte Mal zur Thür hinausgegangen.

„Vielleicht war es nur eine scherzhafte Aeußerung von ihm," meinte mein Freund. „Der Mann hat so etwas in seinem Wesen, als ob er sich gern über Andere lustig machte."

„Und doch sieht er mir nicht aus, als ob er sich gerade ein solches Thema zu seinen Scherzen wählen würde," entgegnete ich. „Wer in aller Welt mag er sein?"

Ich rief mir die Namen eines halben Dutzends deutscher Schriftsteller in's Gedächtniß, von denen man gehört, daß sie vorübergehend oder für längere Zeit in Amerika gewesen: — sie waren längst todt oder lebten weit weg unter Verhältnissen, die es sehr unwahrscheinlich machten, daß sie sich noch einmal über den atlantischen Ocean gewagt hätten. In meiner Verlegenheit nahm ich das Pillenrezept vom Tische. Auch dieß gab keinen Fingerzeig, der mir auf die Spur hätte verhelfen können. Es war vor fünf bis sechs Jahren von einem in der wissenschaftlichen Welt bekannten Professor der Medizin in Zürich verschrieben. Die Wirkung der Pillen ging auf Beseitigung von Stockungen in der Leber und dem Pfortadersystem. Die Stelle, an welcher der Name des Patienten zu stehen pflegt, dem die Verordnung gilt, war mit einem Stück alten beschriebenen Papiers verklebt. Meine Neugier wuchs mit jedem Augenblick. Sobald der alte Herr zurückkehrte, mußte ein Versuch gemacht werden, von ihm eine Erklärung über die bei seiner letzten Anwesenheit gethane Aeußerung zu erlangen. Wir verabredeten, daß die Pillen einige Minuten zurückgestellt werden sollten, bis der Fremde wiederkomme. Während er auf ihre Fertigmachung wartete, sollte der Apotheker mich vorstellen, und ich wollte dann dem räthselhaften Collegen sein Incognito abzulocken suchen. Unser Plänchen war nicht übel; — leider hatten wir dabei für's Erste die Zeche ohne den Wirth gemacht.

Etwa zwanzig Minuten nachdem der alte Herr die Apotheke verlassen hatte, trat er wieder herein. Die wartenden Kunden waren inzwischen sämmtlich expedirt bis auf Einen, dessen Medizin soeben schön signirt und verpackt wurde. Als unser Mann erschien, galt der erste forschende Blick durch seine großen runden Brillengläser mir, der ich noch immer den Platz vor dem Pulte behauptete. Es wollte mich bedünken, daß dieser Blick kein besonders freundlicher oder angenehme Ueberraschung verrathender sei. — Mein Freund begrüßte den Herrn mit der frühern Zuvorkommenheit und ersuchte ihn, nur noch wenige Minuten zu warten, die Pillen würden sogleich fertig sein. Inzwischen verließ die andere noch anwesende Person den Laden. Wir drei waren allein.

Der Apotheker machte sich sogleich an die Vollendung der Pillen; vorher aber unternahm er die verabredete Introduktion.

„Mein Herr," wendete er sich mit der ihm eigenen Ungenirtheit an den Fremden, „ich bin so frei, Ihnen meinen Freund, Dr. ***, Redakteur der —— Blätter, langjähriges Mitglied der New-Yorker deutschen Presse, vorzustellen. Ich erzählte ihm soeben, was Sie mir neulich über die von Ihnen geschriebenen Romane mittheilten, und er würde sich glücklich schätzen, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen."

Der alte Herr wickelte sich fester in seinen Paletot, und zog mit der Linken den Kragen höher, während die Rechte hastig nach dem Griff des Regenschirms packte, als ob er damit ausholen wolle. Sogleich blitzte es unheimlich stechend unter den Brillengläsern hervor und über der Nasenwurzel zeigten sich einige Falten.

„Ah, ist es das? ... Freut mich ... Also wegen der Romane — — Ja ja, es verhält sich so, wie ich dem Herrn Apotheker sagte.... Schon etwas lange her... Sie sind wohl auch Arzt?"

„Zu dienen, mein Herr."

„Was meinen Sie zu diesen Pillen? Ist es nicht eine vortreffliche Komposition? Ich finde, daß sie mir sehr wohlthun; im Frühjahr und Herbst kann ich schlechterdings nicht ohne sie auskommen."

„Der Name des Professor ***, der das Rezept geschrieben," sagte ich, einen Blick auf das Papier werfend, dessen Inhalt mir allerdings bereits zur Genüge bekannt war, „ist die beste Bürgschaft für seine Zweckmäßigkeit. Er ist ein vortrefflicher Patholog und hat sich als Kliniker bedeutenden Ruhm erworben. Ihre Romane also—"

„Glauben Sie nicht auch, Doktor, daß es im hiesigen Klima zweckmäßig ist, beim Wechsel der Jahreszeiten systematische Kuren einzuleiten, um den Körper von angesammelten Unreinigkeiten zu befreien und die Thätigkeit der Organe anzuregen?"

„Es mag das unter Umständen allerdings zweckmäßig sein. Um jedoch auf Ihre Romane zu kommen — sie sind also in Deutschland erschienen?"

Der alte Herr blinzelte mit den Augen und kniff den Mund ein. „Habe ich das dem Herrn Apotheker schon verrathen? Ja, in Deutschland und in manchen anderen Ländern."

Ich war höchlich erstaunt. Also gar ein Schriftsteller, den man in andere Sprachen übersetzt hatte! Sollte der Mann nicht etwa seinen Scherz mit uns treiben? Dazu sah er doch zu ernst und respektabel aus.

„Und es sind ihrer wirklich so viele?"

„O ja, auf ein halbes Dutzend mehr oder weniger wird es gar nicht ankommen."

„Unter welchem Namen ließen Sie dieselben an's Licht treten, wenn Sie mir die freilich etwas indiskrete Frage erlauben wollten?"

„Sie redigiren eine Zeitung, Doktor, wenn ich recht verstanden?"

„Wie Ihnen mein Freund, Herr Apotheker ***, vorhin mittheilte."

„Dann werden Sie gewiß die Anonymität Ihrer Mitarbeiter, wenn solche gewünscht wird, aufrecht zu erhalten wissen?"

„Allerdings, mein Herr. Hier handelt es sich aber —"

„Um etwas ganz Aehnliches. Auch ich war Redakteur; auch ich kann schweigen. Guten Abend, meine Herren."

Er steckte sein Pillenschächtelchen in die Rocktasche, legte den Betrag auf den Zahltisch und huschte aus der Thür.

Das war deutlich gesprochen. Der alte Herr hatte uns mit schönster Manier abgetrumpft. Im Stillen waren wir froh, daß niemand von der andern Gesellschaft, die sonst um diese Zeit im Hinterstübchen zu sitzen pflegte, zugegen war; man hätte hinreichende Veranlassung gehabt, sich über uns lustig zu machen.

Von da an gaben wir es auf, das Inkognito des mysteriösen Romanschriftstellers zu enthüllen. Hätten wir aber auch unsere Nachforschungen fortsetzen wollen, es fehlte jede Gelegenheit dazu. Der Fremde ließ sich von Stunde an in der Apotheke nicht wieder blicken; ob die letzte Pillendosis so gut gewirkt, oder ob er weiteren Nachforschungen entgehen wollte und deßhalb seine Pillen anderswo anfertigen ließ, — wir vermochten es nicht zu enträthseln.

Etwa zwei Monate waren verstrichen. Hin und wieder war mir der wunderliche Alte in's Gedächtniß gekommen, und ich legte mir wohl, wenn ich seine ganze Erscheinung und seine Reden meinem Geiste zurückrief, die Frage vor, ob er über seine literarische Thätigkeit die Wahrheit gesagt oder sich nur einen Scherz mit uns erlaubt habe. Genau erwogen, schien für das Eine gerade so viel zu sprechen wie für das Andere. Da sprach eines Morgens der Laufbursche meines Brooklyner Freundes auf meinem Redaktionslokal vor und brachte mir einige Zeilen.

„Kommen Sie unter allen Umständen heute Abend," schrieb der Apotheker. „Wir sollen erfahren, wer unser fruchtbarer, in Deutschland und manchen anderen Ländern gedruckter Romandichter ist."

Natürlich fand mich der einbrechende Abend auf dem Wege nach Fulton-Ferry. Mein Freund hatte mir eine interessante Geschichte zu erzählen. Vor etwa acht Tagen war ein in Brooklyn viel beschäftigter amerikanischer Arzt zu ihm gekommen, der ihm mittheilte, daß er seit gestern einen bejahrten Herrn in Behandlung habe, der sich zu verschiedenen Malen in dieser Offizin Pillen nach dem Rezept eines deutschen Arztes habe anfertigen lassen. Die jetzige Krankheit scheine etwas komplizirter Natur, und er habe deßhalb eine Konsultation vorgeschlagen. Der Kranke wünsche die Zuziehung eines deutschen Arztes und habe ihn gebeten, sich an den Apotheker zu wenden, damit ihm dieser einen

solchen namhaft mache, zu dem er volles Vertrauen habe. Mein Freund hatte einen unsern Bekannten, den Dr. A., vorgeschlagen, der denn auch zur Konsultation gezogen worden war, und seitdem den Patienten mehrmals besucht hatte. Dr. A., gleichfalls ein eifriger Literaturfreund und selbst als Schriftsteller thätig, war schon früher von unserm Abenteuer mit dem räthselhaften Fremden unterrichtet worden, und nahm daher an diesem ein nicht geringeres Interesse als wir selber. Am heutigen Morgen in der Frühe war er in aller Eile nach der Apotheke gekommen mit der Nachricht, daß er das Geheimniß entdeckt habe und am Abend im Stande sein werde, uns den Namen des alten Herrn, der hinsichtlich seiner literarischen Thätigkeit gewiß keine Silbe zu viel gesagt, zu nennen.

Eine Flasche Niersteiner mit den benöthigten Gläsern stand bereits auf dem Tisch, das Cigarrenetui lag einladend geöffnet daneben, als Dr. A. in seiner gewöhnlichen raschen Manier durch die Apotheke in das Hinterzimmerchen polterte. Ihm auf dem Fuße folgte der Apotheker, den Pflasterspatel und eine halb gestrichene spanische Fliege in der Hand.

„Nun, was haben Sie uns zu sagen? Wer ist er?" rief es doppelstimmig, doch wie aus einem Munde, hinter und vor dem ankommenden Doktor.

„Gelt, jetzt seid's schön neugierig," sagte der Doktor, ein guter Oesterreicher, indem er gleich nach der Flasche griff und sich erst ein Glas voll schenkte, dessen Inhalt er behaglich schnalzend über die Zunge fließen ließ. „Sperrt's nur 'mal Mäuler und Nasen auf, die G'schicht' is merkwürdig genug. Der Mann ist nix Geringeres als Sealsfield — Charles Sealsfield wie er leibt und lebt."

(Fortsetzung folgt.)

Das Testament von St. Helena.

Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich

von Otfrid Mylius*).

Zweites Buch**).

1.

Es war ein prachtvoller Sommerabend, dieser Abend des 31. Augusts 1831, als ein bequemer Reisewagen, mit vier kräftigen schweizerischen Postpferden bespannt, die am südlichen Gestade des reizenden Untersees hinführende Landstraße von Steckborn nach Berlingen und Mannenbach entlang rollte. Es hatte am Morgen geregnet, aber den Tag über sich aufgehellt, und die ganze Natur trug daher ein Gewand von unbeschreiblicher Frische und Lieblichkeit; der reiche Laubschmuck der Landschaft stand in seiner vollen Schöne. Der goldigste Sonnenschein lag über dem je nach der Beleuchtung bald schieferblauen, bald hellgrünen See, über dem kleinen Zaubergarten der Insel Reichenau und den fruchtbaren üppigbewaldeten Nordgestaden des Sees. Kräftig und frisch blies der laue Wind über die Wellen des großen Trichters des Untersees daher, und zertheilte den feinen duftigen Schleier, welcher über den Kegelbergen des Hegau lag, so daß sie mit Einem Male, von der Abendsonne voll beschienen, sich keck und deutlich vom klaren Himmel abhoben.

Der Reisewagen enthielt nur drei Personen: eine stattliche blasse Dame von etwa 48 Jahren in tiefer Trauertracht, die Herzogin von St. Leu, die Exkönigin Hortense, — eine jüngere Dame von etwa 30 Jahren, ebenfalls in Trauer: Fräulein Masuyer, die Gesellschafterin und Vorleserin der Königin Hortense — und einen jungen Mann von etwa 23 Jahren, unter Mittelgröße, feingliederig gebaut aber robust und elastisch von Muskeln, blaß von Gesicht, ernst von Miene, aber in seinen Zügen und namentlich in dem Auge etwas von Milde und Herzensgüte, was an das Auge der ihm gegenübersitzenden Dame gemahnte, mit welcher er auch durch den untern Theil seines Gesichts eine unverkennbare Aehnlichkeit hatte: es war Prinz Ludwig Napoleon, der dritte und nun einzig überlebende Sohn des frühern Königs von Holland, Ludwig Bonaparte, und der geistvollen Stieftochter des großen Kaisers, Hortense de Beauharnais. Auch der Prinz trug Trauergewänder, und wie er so auf dem Rücksitze dasaß und träumerisch und gedankenvoll auf den Spiegel des Sees hinausblickte, lag auf seinen Zügen eine gewisse Rührung und Weichheit, welche diesem Gesicht einen wirklicher Adel von Schönheit verlieh.

„Ah, da ist schon Gaienhofen!" flüsterte der Prinz unwillkürlich und deutete mit der Hand hinaus auf den See und dessen jenseitiges Ufer, an welchen aus grünen Obstwäldern ein Kirchthurm und die sonnenbeschienenen Wände eines Herrenhauses hervorglänzten.

„Noch eine halbe Stunde und wir sind zu Hause, mein Lieber," erwiderte die Königin, ebenfalls aus ihren Sinnen erwachend; „ah, ich werde mich wohl fühlen, wenn ich mich wieder in meinem lieben Arenenberg von bekannten Gegenständen und befreundeten Gesichtern umgeben sehe! Wo findet man mehr Frieden und Ruhe, als in der Heimath, meine liebe Valérie?" wandte sie sich an ihre Gesellschafterin.

„Sie haben Recht, Majestät! Ost, Süd und West, daheim das Best!"

„Daheim? Zu Hause? Heimath?!" rief der Prinz beinahe bitter. „Ich bewundere Ihre Genügsamkeit, beste Mama, denn mich dünkt, genau betrachtet sey unser kleines Gut Arenenberg im Grunde nichts Anderes als ein temporäres Asyl in der Verbannung, ein vorübergehendes Obdach unterwegs, ein Nachtquartier auf der Reise nach einem andern, größern Wanderziele."

*) Das erste Buch dieses historischen Romans erschien im Jahrgang 1865 dieser Zeitschrift, S. 37 ffg.; die Fortsetzung wird ohne Unterbrechung nun in diesem Jahrgang erscheinen. Anm. der Red.

**) Fortsetzung des Romans „Neue Pariser Mysterien" von demselben Verfasser. Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten, und jeder unbefugte Abdruck dieses Romans vom Verfasser und der Verlagshandlung als Nachdruck gerichtlich verfolgt werden.

„Jenun, mein lieber Louis, das ist, philosophisch betrachtet, unser ganzes Leben — ein kurzes Nachtquartier auf einer langen Reise zwischen zwei unbekannten Endpunkten," versetzte die Königin; „es kommt darauf an, daß wir uns resigniren, wenn uns auf dieser kurzen Station auch einmal ein minder elegantes und behagliches Zimmer mit schlechten Möbeln und alten Tapeten angewiesen wird. Wie auch immer unsere Umgebung sey: ob reich und üppig, die Hauptsache ist, daß wir darin ruhig schlafen und uns genügen lassen."

„Ihr Gedanke ist vielleicht poetisch sehr schön, liebe Maman, aber vom praktischen Gesichtspunkte aus kann ich ihm nicht beipflichten!" sagte der Prinz lebhaft. „Bleiben wir einmal bei dem Beispiel stehen, welches Sie aufgestellt haben, theuerste Maman, so wird es sich sehr fragen, ob nicht ein Reisender, welcher in einem Hotel ankommt und wegen seines unscheinbaren Aeußern in ein ärmliches Stübchen im dritten oder vierten Stockwerk untergebracht werden soll, dennoch behagliche und angemessene Appartements im ersten Stockwerk erhalten kann, wenn er sich nur mit der gehörigen Energie darum bewirbt? — Meines bescheidenen Bedünkens, Maman, ist Resignation eine Tugend für die Greise und die Gestürzten, aber ein Frevel für diejenigen, welche erst auf die Schwelle des Lebens treten. Die Welt ist meine Auster, mit meinem Schwert will ich sie mir öffnen, Maman!"

„Oh, mein Sohn, denke an Italien, an Bologna, Ancona, Faenza! welche Wunden hat da das Schwert uns geschlagen? Mein armer Napoleon Louis!" seufzte Hortense und eine Thräne fand unwillkürlich den Weg über ihre Wange herab.

„Er muß gerächt werden," murmelte der Prinz; „sie sollen es mir noch bezahlen, jene Oesterreicher und jene Päpstlichen. Noch liegt eine Zukunft vor mir."

„Freust Du Dich denn nicht, mein Sohn, wieder zu Deinen Studien, zu Deinen Freunden und Gefährten, zu Deinen militärischen Uebungen zurückkehren zu dürfen? Hat denn diese stille, den Musen so holde Heimath nicht ebenfalls ihre hohen Reize?"

„Heimath? ist dieser kleine Fleck freien Bodens, dieses karge Asyl eine Heimath, Maman? Niemals; seit ich Paris und Frankreich gesehen, fühle ich mit allen Atomen meines ganzen Wesens, daß Frankreich allein meine Heimath ist, daß ich mit jeder Faser meines Körpers, mit jedem Theilchen meines Geistes nur Franzose bin. Hätte Louis Philipp mir gestattet, als gemeiner Soldat in das französische Heer zu treten und meiner Bürger- und Unterthanenpflicht zu genügen, so würde ich mich in der armseligsten kleinsten Garnison Frankreichs mehr daheim fühlen, als in der ersten Residenz eines andern Landes inmitten der höchsten Kreise. Daß aber jener engherzige Bürgerkönig, jener schlaue Intriguant und Parvenu, klein und undankbar genug dachte, meine Bitte um ein Lieutenants-Brevet abzuschlagen, und uns aus Frankreich auszuweisen, das soll ihm niemals verziehen und vergessen werden."

„Sey nicht bitter, mein lieber Louis," bat die Königin weich. „Man muß ein großes Herz haben und vergeben und vergessen. Die Bourbonen, die alte wie die jüngere Linie, sehen in uns ihre Feinde, und das Bewußtseyn ihrer Schuld und Unfähigkeit läßt sie in uns diejenigen erblicken, auf welche die Nation als ihre Retter blickt. Allein man muß seine Zeit abwarten, mein Sohn; sagten uns nicht alle unsere Freunde, daß der Tag noch kommen wird, wo die Nation erkennt, was sie dem großen Kaiser verdankt — wo die Franzosen wieder einen Mann an ihrer Spitze sehen wollen, anstatt eines entnervten Schwächlings wie Karl X. oder eines Epiciers wie der jetzige Bürgerkönig? Aber eben weil auch mich die Hoffnung mehr als jemals beseelt, daß Frankreich sich der Napoleoniden wieder erinnern wird, wenn es aus dem lethargischen Schlafe erwacht, worein es die Fremden mit ihren Verträgen von 1815 und das Pfaffenregiment der Bourbonen versetzt haben, — eben weil ich zuversichtlich erwarte, daß die stolzen feurigen Franzosen sich auch in den jüngeren Bourbonen täuschen werden, — just darum will ich Dich erinnern, mein lieber Sohn, daß Du Dir und der Sache unseres Hauses schuldest, Dein Leben zu schonen und Dich nicht nur der Zukunft zu erhalten, sondern auch auf dasjenige vorzubereiten, was diese Zukunft bringen wird. Bedenke, daß die Hoffnungen unserer Familie und Partei nur noch auf vier Augen stehen, und daß Dein Vetter, der König von Rom, in den Garnen Metternichs liegt und flügellahm erhalten wird."

„Ich weiß dieß, theuerste Maman, und habe es erwogen," versetzte der Prinz mit einer Ruhe, welche eigentlich über seine Jahre ging. „Allein ich bin nicht mehr der unklare Visionnär und Träumer, der ich vor zehn Monaten war, als wir nach Florenz und Italien reisten, — ich habe drei der schönsten Länder gesehen, habe unter den Fahnen der Freiheit mitgefochten, meine Wiege Frankreich wieder gesehen, habe in feuchte Augen geblickt und den Händedruck von Männern empfunden, welche mir mit tiefer Rührung in der Stimme gestanden, daß sie nicht mehr leben würden ohne die Ueberzeugung, daß Frankreich einst sich der Tage des Glanzes unter dem großen Kaiser und der Wohlthaten erinnern werde, die es von diesem größten Genius der Neuzeit empfangen, und daß mein herrliches Frankreich nur gedeihen könne, wann die Ideen Napoleons des Großen darin ihre Verwirklichung fänden! Ich habe vom Baume der Erkenntniß genossen, meine theure Maman, und sein berauschender aufregender Saft wird mich fortan mit dem unermüdlichen Eifer erfüllen, für Frankreichs Glück und Ehre zu streben und zu wirken, und mich der Nation vorzustellen als ein Franzose bis in die äußerste Haarspitze hinaus."

„Ganz recht, mein Sohn, aber man kann Franzose seyn selbst in der Verbannung! Es sind das Herz, der Geist, die Gesinnung, welche den Franzosen machen!" . . .

„Bah, den Franzosen imponirt nur die That, Maman. Ein Schwächling oder eine Memme Der, welcher nicht selbst seinem Schicksale vorarbeitet, denn das Glück kömmt nur demjenigen entgegen, welcher es sucht!" sagte der Prinz fest. „Nur dem Blinden fällt ein trügerisch vergängliches Glück in den Schoos, aber wie kurz ist seine Dauer!" . . .

„Man hat uns erkannt, Majestät!" sagte Fräulein

Masuyer auf die Leute deutend, welche aus den Häusern traten und freundlich grüßten, denn der Wagen fuhr so eben durch den Flecken Berlingen, und die Kinder und Mütter rannten herzu und riefen: „der Prinz, der Prinz vom Arenaberg, und die Frau Herzogin!"

„Sie sind dankbar, meine Armen, und ich habe mir in den Herzen einfacher Menschen eine Heimath gewonnen," sagte **Königin Hortense**. „Ist das nicht ebenfalls etwas, mein Sohn?"

„O ja, liebe Mama; aber welch' eine größere, reichere und schönere Heimath wäre es erst, wenn man in den Herzen einer Nation die dankbare Ueberzeugung hervorgerufen hätte, daß man ihr Freiheit, Wohlstand, Ruhm, Ehre, politische Größe, das Schiedsrichteramt über die Geschicke der Welt gegeben, daß man sie zur ersten und einflußreichsten Macht Europa's erhoben hätte, wie sie es unter meinem kaiserlichen Oheim war?"

Königin Hortense heftete einen langen stummen Blick auf ihren Sohn, worin sich mütterlicher Stolz mit mütterlicher Besorgniß paarte. Er ist vom rechten Stamme, dachte sie; er entspricht den Hoffnungen, welche auf seinem Haupte ruhen. Die rechte Zeit wird ihn seiner Aufgabe gewachsen finden. „Oh mein Sohn, lerne nur Eines: Eile mit Weile, Zügelung der Leidenschaften, denn der Pendelschlag der Weltgeschichte ist langsamer als der fieberische Puls der Jugend," flüsterte sie und drückte ihm mit unsäglicher Innigkeit die Hand.

Die Zurufe und Begrüßungen der Menge mehrten sich, seit die Leute die Livree der beiden Diener auf dem Bock und Rücksitz des Wagens erkannt hatten, und die Königin beugte sich aus dem Wagenfenster, grüßte nach allen Seiten und hatte Thränen der Rührung in ihren Augen. Dann hatte man die Häuser des Fleckens hinter sich und drüben hinter der leicht gekrümmten Bucht des Ufers ragten die Dächer von Mannenbach aus dem grünen Wald von Obstbäumen und droben an der Stirne des Berges glänzten im Abendstrahl die gelblichen Wände und grünen Jalousieen des Schlößchens Arenaberg hernieder.

„Sehen Sie es dort, meine liebe Valerie! wir sind bald am Ziele," flüsterte Königin Hortense ihrer Gesellschafterin zu und drückte ihr leise die Hand; „nicht wahr, Sie begreifen es, daß ich mich nach Ruhe sehne."

„Oh gewiß, Majestät, und Ihre Gesundheit bedarf derselben — es gehörte Ihre ganze starke Seele dazu, um das zu ertragen, was das Schicksal seit acht Monaten an Bitterkeiten und Mühsalen über Sie ausgegossen hat," versetzte Fräulein Masuyer und führte mit achtungsvoller Zärtlichkeit die Hand der Königin an ihre Lippen.

„Es kommen uns einige Reiter entgegen, mein Prinz," rief der Lakai vom Kutschbocke herab; „sie schwenken die Hüte schon von weitem."

„Das ist unser wackerer tapferer Parquin!" rief der Prinz aufgeregt, beugte sich aus dem Fenster und ließ sein Taschentuch flattern. Die Königin that deßgleichen und eine weiche tiefe Rührung lieh ihren sonst so entschiedenen Zügen eine ergreifende Anmuth.

Bald donnerten die Hufschläge der Cavalcade heran, ein stattlicher hochgewachsener Mann von militärischer Haltung parirte sein kräftiges Pferd dicht am Wagenschlage und salutirte mit Hut und Reitgerte. „Willkommen, Majestät! willkommen, mein Prinz!" rief er mit seiner sonoren Stimme. „Die ganze Nachbarschaft ist auf den Beinen, um Sie festlich zu empfangen. Ah, dem Himmel sei Dank, daß Sie wieder gesund zurück sind. Wir waren Ihrethalben sehr in Sorgen!"

„Willkommen, mein lieber Oberst Parquin! willkommen, mein lieber Herr Ammann! wie freundlich von Ihnen, mich so zu überraschen!" rief die Königin. „Und wie geht es meiner lieben Louise, mein Oberst? und was macht Claire, mein kleiner Liebling?"

„Alle wohl und gesund, Majestät, und voll gespannter Erwartung, Sie wieder umarmen zu dürfen — in wenigen Minuten werden Sie meine Frau und mein Kind sehen," rief der Oberst, schüttelte dann dem Prinzen die Hand und sprengte dem Reisewagen wieder voran, während Herr Ammann von Mannenbach die Königin mit schlichter Herzlichkeit vom Pferde herab begrüßte und über das Befinden seiner Angehörigen ebenfalls Bericht abstattete.

Bald darauf knallten Gewehre und Böller und der Donner der Schüsse rollte über den still im Abendgold leuchtenden See hin. „Ah, das sind die jungen Ammann und Kern und alle die Freunde und Bekannten," sagte der Prinz, und die Freude verdrängte die Gedanken und Pläne des Ehrgeizes auf eine Weile aus seiner Seele; er fühlte es doch, daß auch hier auf diesem Fleckchen Schweizerboden einige Wurzeln seines Wesens hafteten und Arenaberg ihm mehr war als eine vorübergehende Station im Exil. Binnen Kurzem ward der Wagen mit lautem Hurrah empfangen und die Königin und der Prinz sahen an der Straße eine Anzahl junger Männer in eidgenössischer Uniform aufgestellt, welche dem Wagen nachriefen: „Bon jour, Madame. Bon jour, capitaine! Gottwillcho, Herr Houptmä!" Dann Jubelruf von Kindern und Frauen und ein Schwenken von Tüchern und Jubeln, das die Luft erschütterte, und endlich bog der Wagen von der Landstraße ab und in den Weg ein, welcher zum Schlößchen hinüber und empor führt, und hier hielt der Wagen, denn eine Anzahl Damen und Mädchen in festlichen Gewändern hatte sich hier aufgestellt unter einem hübschen einfachen Bogen von Fichtenreis, und erwartete die Ankunft der hohen Frau. Ein Diener in reiferen Jahren öffnete den Wagenschlag, und küßte der Königin mit Thränen in den Augen die Hand. „Willkommen, Majestät! Willkommen, mein Prinz!" sprach er bewegt.

„Guten Tag, mein guter alter Rousseau," erwiderte die Königin ihrem Haushofmeister, und beeilte sich dann den Wagen zu verlassen, denn aus der Schaar der Damen kamen ihr ein junges Mädchen mit einem großen Blumenstrauß in der Hand entgegen gesprungen, und diesem folgte eine feinge-

wachsene zierliche Frau mit einem geistreichen Gesichte und intelligenten Augen. „Meine liebe kleine Claire, willkommen! Und auch Dir guten Tag, meine theure Louise!“ sprach die Königin und drückte nach einander das reizende junge Mädchen, Claire Parquin, und deren Mutter, die Oberstin Parquin, welche vordem als Louise Cochelet ihre Gesellschafterin und Vorleserin gewesen war, tiefgerührt an ihr Herz. „Ach welches Glück, wieder liebe traute Gesichter um sich zu sehen und sich auf heimischem Boden zu fühlen! Wie froh bin ich, wieder mein schönes geliebtes Arenenberg, meinen grau-grünen See vor mir zu sehen! — Aber wie Du groß und hübsch geworden bist, meine liebe Claire!“ wandte sie sich an das junge Mädchen, eine feine, schlanke, zierliche Gestalt mit geistreichen aufgeweckten Zügen und großen intelligenten Augen, eine höchst anmuthige Erscheinung auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau, strich Claire die Locken aus der Stirn und küßte sie innig auf dieselbe. „Ich hoffe Du bist auch recht artig geworden und hast recht viel gelernt, mein liebes Kind! wir wollen sehen, was für Fortschritte meine liebe Kleine in der Musik gemacht hat!“

„Ah, meine theure Pathe, Sie werden mit mir zufrieden seyn,“ rief die Kleine lebhaft aber mit einer feinen, ehrerbietigen und taktvollen Zurückhaltung; „ich spiele und singe schon einige Lieder Eurer Majestät vom Blatte hinweg, z. B. das tief ergreifende La Nostalgie, und das Abschiedslied des französischen Heeres!“

„Gut, meine Kleine! ich hoffe Dich noch heute Abend zu hören! willst Du nicht den guten Louis begrüßen, Deinen alten Petit Oui-oui, meine liebe Claire?“

Die Kleine trat etwas zögernd zu dem Prinzen, dessen ernster gewordene Züge und männlicherer Ausdruck ihr eine gewisse Scheu einflößten; allein kaum erkannte sie der Prinz, welcher unter einer Gruppe von jungen Männern, lauter Altersgenossen und Gefährten, stand, so eilte er auf sie zu, bot ihr die Hand und rief: „Ah, Mademoiselle Claire, fast hätt' ich Sie nicht erkannt, so groß und hübsch sind Sie geworden! Man wagt gar nicht mehr, Sie zu duzen, denn Sie sind ein kleines Fräulein geworden!“

„Und Sie ein recht böser Spötter und Schmeichler, mon petit Oui-oui; ich liebe Sie gar nicht mehr,“ erwiderte Claire schmollend. „Die Reise hat Sie hochmüthig gemacht, und ich habe das nicht um Sie verdient, denn ich habe sehr viel an Sie gedacht und für Sie gebetet, als Sie im Kriege waren.“

„Ah, wirklich, Claire, das hast Du gethan?“ rief der Prinz freundlich und küßte das Mädchen ebenfalls auf die reine Stirne. „Fürwahr, das sieht Dir ganz ähnlich, mein kleiner Engel, und eben darum hat der Himmel Dich auch erhört und mich glücklich errettet, obschon ich sehr krank war. Und dafür werde ich auch lebenslang Dir zu Dank verbunden bleiben!“

„Nun bist Du wieder gut, mon petit Oui-oui; nun lieb' ich Dich wieder!“ rief Claire, fiel dem Prinzen stürmisch um den Hals und flüsterte: „Wenn Du gestorben wärest, Prinz, es hätte mir das Herz gebrochen! Frage nur Rousseau und Mademoiselle Hedwig vom Eugensberg, wie sehr ich mich um Dich grämte!“

Der Prinz zuckte bei dem Namen Hedwig leicht zusammen und sah sich im Kreise der Freunde um, die er jetzt auf das herzlichste begrüßte und sein suchendes Auge blieb auf einer reizenden jugendlichen Gestalt haften, welche sich halb schüchtern hinter die Anderen versteckte und doch kein Auge von ihm abwenden konnte. Und als beider Blicke sich begegneten, flog eine dunkle Röthe über das regelmäßige feine Gesicht des jungen Mädchens und aus den feuchten Augen schoß ein Blitz, der dem Prinzen in die tiefste Seele hineinleuchtete — ein Ausdruck von Liebe und Leidenschaft, wie er nur selten in unbewachten Momenten aus einem Menschenauge flammt. Der Prinz erwiderte diesen Blick ebenso innig aber flüchtig und hatte dann für jede der Damen ein paar freundliche Worte, bis er auch in Hedwigs Nähe kam und auch ihr einige artige Phrasen gönnen konnte, hinter deren banaler Form sich offenbar eine tiefere Meinung und Bedeutung barg.

Hedwigs tiefes Erglühen verrieth dieß deutlich.

„Erlauben Sie mir, mein Prinz, Ihnen diesen kleinen Salam zu bieten,“ sagte das schöne bleiche Mädchen mit bewegter Stimme und reichte ihm einen kleinen Strauß, bestehend aus einer Rose, einem Lorbeerzweig und dem jungen Wedel einer kleinen Palmenart; „Rose, Dornen, Lorbeer und Palme weisen rückwärts und vorwärts in Ihrem Leben, mein Prinz!“

„Ich danke Ihnen für den sinnigen Gruß, Mademoiselle, und hoffe ihn erwidern zu können, wann wir wieder das Vergnügen haben werden, Sie auf Arenaberg zu sehen. Haben Sie gehört, Maman, wie sinnig und verbindlich mich Mademoiselle Hedwig begrüßte? sehen Sie doch?“

Königin Hortense betrachtete den Strauß, nickte der jungen Dame mit ihrem graziösesten Lächeln zu und reichte ihr die Hand, welche Hedwig mit einem ungestümen Enthusiasmus an ihre Lippen zog. Der Busen des schönen blassen Mädchens wogte, ihr großes braunes, geistvolles Auge feuchtete, und über das ganze Antlitz flog etwas wie eine Verzückung hin. „Gott segne Eure Majestät und lasse alle Ihre Hoffnungen und Wünsche in Erfüllung gehen!“ sprach sie wie mit Prophetenton, so daß die Königin sie verwundert anblickte und dann ihr herzlich dankte, worauf sich Hedwig wie beschämt aber still selig und träumerisch hinter die anderen Frauen zurückzog.

„Komm, meine theure Louise! begleite uns im Wagen mit Claire! Der Prinz scheint mit dem Obersten, Herrn Ammann und dessen Söhnen gehen zu wollen,“ sagte die Königin und stieg wieder in ihren Wagen, wohin ihr Frau Parquin und ihre Tochter folgten. Der Reisewagen fuhr weiter, den Hügel hinan und war bald zwischen den Bäumen des Parks verschwunden. Herr Ammann und seine Söhne gaben dem Prinzen noch ein Stück weit das Geleite, und verabschiedeten sich dann auf das herzlichste von Louis Napoleon, der schon damals das Geheimniß besaß, die Menschen für sich

zu gewinnen und dessen verbindliche Artigkeit frisch aus dem Herzen zu quellen schien.

„Endlich sind wir allein, mein Prinz," hub der stattliche Oberst Parquin an, sobald die Anderen außer Hörweite waren. „Geben Sie mir Ihre Hand, mein Prinz, und lassen Sie mich sie innig drücken mit meinem aufrichtigsten Glückwunsch darüber, daß ich Sie wohlbehalten wieder hier sehe. Ich begrüße den Mann in Ihnen, Prinz, der nun im Felde die Feuertaufe empfangen hat. Ich war stolz auf Sie, Prinz Louis, denn ich hörte, daß Sie sich so brav gehalten haben, als die Welt es von einem Napoleoniden erwarten kann; Sie haben sich Pulverdampf um die Nase wehen lassen und erfahren, daß das Herz stark bleiben muß, auch wenn der Tod uns die nächsten Freunde und Brüder hinrafft. Sie haben einen theuren Bruder verloren, mein Prinz, aber er starb für eine gute Sache. Weihen wir ihm ein ehrenvolles, stilles Andenken! Man muß über die Gräber vieler Theuren hinwegschreiten, wenn man ein großes Ziel erreichen soll, mein Prinz."

„Ich danke Ihnen für Ihr treues Mitgefühl wie für Ihren Trost, lieber Oberst," versetzte der Prinz. „Seyn Sie versichert, daß ich es Ihnen nie vergessen werde."

„Bah, keine Phrasen zwischen uns, mein Prinz; Sie wissen, jeder Frank meines Vermögens, jeder Tropfen meines Blutes gehört den Bonapartes und vor Allem Ihnen. Sie haben sich zu Ihrem entschiedenen Vortheil verändert, Prinz; Sie sind gereifter, männlicher geworden."

„Kein Wunder, lieber Parquin! es ist mir ja als läge ein Jahrzehnt zwischen jenem Dezembertage, wo ich mit Maman von hier nach Rom abreiste, und dem heutigen Tage. Und welche Menge von Begebenheiten, Erlebnissen, Anschauungen, Eindrücken liegt dazwischen? Das Wiedersehen meines Vaters und Bruders, die geheimen Gesellschaften in Italien, in welche Bruder Napoleon Louis mich einführte und wo wir so viele ehemalige Offiziere und Soldaten der Armee von Italien trafen und die Patrioten alle uns mit Jubel begrüßten und von den Hoffnungen sprachen, die sie auf uns setzten, und uns daran erinnerten, daß wir durch unsere Herkunft Söhne Italiens seyen; dann die Verschwörungen und Zettelungen in Rom, meine Ausweisung durch die päpstlichen Behörden, der Aufbruch des Aufstandes, der Krieg mit seinen Wechselfällen und Enttäuschungen, da diese Italianissimi vor den Kugeln der Oesterreicher nicht Stand hielten; hierauf meine Flucht nach Frankreich, die Landung in Antibes, die ganze Reise bis Paris, meine Krankheit, die Begegnung mit so vielen treuen und ergebenen Anhängern unserer Sache — ah, mein lieber Oberst, die Luft und der Boden Frankreichs übten eine Wirkung auf mich, die ich Ihnen nicht beschreiben kann. Mir war zu Muth, als gingen Riesenkräfte auf mich über, als wüchsen mir Schwingen, als könnte ich der ganzen Welt trotzen, als ich mich in Frankreich, in Paris sah, und ich hätte zwanzig Jahre meines Lebens darum gegeben, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, die rothen Hosen eines französischen Troupier anzuziehen. Aber Sie wissen ja, wie engherzig und ungroßmüthig der Bürgerkönig an mir gehandelt hat!"

„Ganz so wie ich es von einem Bourbonen erwartete, mein Prinz! um kein Haar anders," versetzte der Oberst. „Und gerade diese Orleans sind eine falsche verkommene Race vom Großvater her. Ich kann mir denken, mein Prinz, wie empfindlich diese abschlägige Antwort eines Gesuchs, welches nur der edelste Enthusiasmus und das ganze elastische Hochgefühl der Jugend eingegeben, Sie berühren mußte. Allein dieser Ex-Schulmeister und Wucherer, dieser schleichende Intriguant konnte Ihnen keinen größern Dienst erweisen, als indem er Ihnen wehrte, in die heutige französische Armee zu treten, und Sie aus Frankreich auswies. Er hat sich selbst gerichtet und seine ganze Regierung, mein Prinz, denn er traut offenbar seiner eigenen Herrschaft keine Zukunft zu, wenn Ihr Dienst in einem französischen Regiment Unruhen veranlassen und Zettelungen begünstigen kann. Jene Memme bebt vor dem Prestige des Namens der Napoleoniden, der Erinnerungen an eine ruhmreiche Vergangenheit. Bah, der Bürgerkönig Paraplute wird deßhalb nicht ruhiger schlafen auf seinem Procrustesbett. Und da alle Welt in Frankreich weiß, wie viel seine Mutter und Schwester der Königin Hortense in den Hundert Tagen zu danken hatte, so richtet er sich auch als Privat-Charakter, denn er verleugnet jene Dankbarkeit, welche die erste Pflicht eines Mannes von Ehre seyn sollte!"

„Und fügte zu dem Undank noch den Hohn," setzte der Prinz mit tiefer Erregung hinzu. „Aber wir waren nicht umsonst in Frankreich, in Paris, mein lieber Oberst. Ich habe manche Hand gedrückt, welche vor Begierde brennt, den Degen wieder zu ziehen, der müssig über dem Kamin hängt, weil sein Herr ihn nicht entweihen wollte unter den Bannern der Bourbonen; ich habe manches Auge feucht gesehen vor Schmerz und Wehmuth über die heutige Erniedrigung Frankreichs und vor sehnsüchtigem Verlangen nach besseren Tagen."

„Ich glaub' es, mein Prinz! ich las die Briefe, welche die Königin Hortense an meine Louise geschrieben hat, und mir ward ganz eng um's Herz. Aber ich freue mich über die Kurzsichtigkeit des Bürgerkönigs: er hätte Sie in Fesseln der Dankbarkeit schlagen können, Prinz, indem er Ihre Wünsche erfüllte; jetzt hat er Sie berechtigt, Ihr Recht schroff geltend zu machen gegen den Usurpator!

„Gewiß, und er soll daran denken, daß ich rücksichtslos ihm auf allen Gebieten gegenübertreten werde. Mein Motto ist: Kampf auf Leben und Tod mit den Bourbonen um Frankreich! — Und doch wäre ich glücklich, diente ich nur als Oberkanonier im französischen Heere."

„Nicht doch, mein Prinz, nur keine leeren Gedanken der Reue und des Bedauerns!" versetzte Oberst Parquin mit freundlicher Mahnung. „In der Armee wären Sie verschwunden wie ein Tropfen im Meere. Sie müssen sich auf ein höheres Piedestal stellen, damit die Welt Sie sieht und auf Sie achtet. Hören Sie 'mal meine Frau darüber reden; die spricht wie ein Buch, und jedes Wort fällt wie eine Granate in die Seele. Und dieses Piedestal ist da, mein Prinz;

Sie sind zu großen Dingen ausersehen! Hat Dr. Wolfson Sie nicht mehr in London getroffen?"

„Wolfson? der Name ist mir ganz fremd, wer ist der Mann?"

„Ein polnischer Arzt, mein Prinz, aus Plock oder Kalisch, — der Vorläufer einer Deputation der polnischen Regierung, welche bereits unterwegs ist, um Ihnen die Diktatur in Polen anzubieten und Sie an die Spitze des heldenmüthigen begeisterten polnischen Volkes zu berufen, damit Sie im Felde und Kabinet demselben die Unabhängigkeit erkämpfen!"

„Sie scherzen, Oberst," sagte der Prinz beklommen und wechselte mehrfach die Farbe.

„Meiner Treu nein, es ist bitterer Ernst, mein Prinz. Sie sind zu höheren Geschicken ausersehen, als auf dem Glacis irgend einer französischen Festung Rekruten Handgriffe an den Geschützen machen und mit blinden Patronen feuern zu lassen. Wenn Sie an der Weichsel oder Düna sich mit den Russen schlagen, wird man mehr von Ihnen reden, als wenn Sie in Metz eine Batterie kommandiren. Und stehen Sie erst an der Spitze des polnischen Volkes, so werden alle Offiziere, welche ehedem unter den Adlern Ihres unsterblichen Oheims gedient haben, ihren Degen dem polnischen Volke anbieten und die Mächte des westlichen Europa's werden, von der öffentlichen Meinung gedrängt, das heldenmüthige Volk in seinem Befreiungskampfe unterstützen. Man wird die Verträge von 1815 zerreißen und ihren Urhebern, jenem elenden Metternich und seinen Spiesgesellen, in's Gesicht werfen."

„Die elenden, fluchwürdigen Verträge von 1815!" knirschte der Prinz halblaut. „Dann wird das geknechtete Frankreich wieder aufathmen. Aber die Sache mit Polen kommt mir so unerwartet, lieber Oberst, daß ich kaum daran zu glauben wage."

„Mein Wort darauf, es ist alles so wie ich Ihnen sage, Prinz! Ich habe selbst mit Doktor Wolfson gesprochen und er hat mit meiner Frau lange Unterredungen gehabt. Er wohnte einige Tage bei uns auf Wolfsberg, und hat uns in Alles eingeweiht, als er Sie nicht hier traf. Die Zeitungen hatten die Königin und Sie schon vor einigen Wochen hieher zurückkehren lassen und darum suchte er Sie hier auf und war sehr unangenehm enttäuscht, Sie nicht hier vorzufinden."

„Wie ärgerlich, daß wir nicht hier waren! Ohne einen kleinen Zwischenfall wären wir schon vor zehn Tagen hier gewesen."

„Dann würde der Doktor Sie noch getroffen haben; er reiste erst heute vor acht Tagen über Paris von hier ab. Er kam von Wien, wo er die vergeblichsten Anstrengungen machte, sich dem Herzog von Reichsstadt zu nähern und ihn für die Aufgabe zu gewinnen, sich an die Spitze der Polen zu stellen, denn an ihn sollte in erster Linie die Aufforderung ergehen. Aber Metternich läßt den Sohn unseres großen Kaisers so sorgfältig hüten, daß kaum ein Fremder zu dem Herzog bringen kann, und das was Dr. Wolfson von Freunden und Bekannten über den Herzog von Reichsstadt hörte, war nicht ermuthigend. Man hat Allem aufgeboten, den Jüngling zu verweichlichen, auf dessen Haupt so große und kühne Hoffnungen ruhen, und er soll ganz ein Prinz des ancien régime seyn. Man kitzelt zwar seinen Ehrgeiz, aber man gibt demselben niemals würdige Ziele; man beschäftigt ihn mit Spielereien und Tändeleien und entnervt ihn durch Weiber. Das sollen sie ja in Wien schon seit den Zeiten des großen Kaisers Joseph trefflich verstehen. Ihre Aktien steigen hiedurch, mein Prinz, und ich gratulire Ihnen dazu von Herzen. Niemand weiß besser als wir, Ihre vertrauteren Freunde, daß Sie die Hoffnungen nicht täuschen werden, welche unsere ganze Partei auf Sie setzt. Das sagte ich auch dem Doktor Wolfson."

„Und was sagte er darauf?" rief der Prinz lebhaft.

„Er war froh, daß es mit dem Herzog von Reichsstadt nichts war, mein Prinz, denn der Gedanke, daß Polen einen Herrscher haben sollte, welcher mehr oder weniger unter österreichischen Einflüssen aufgewachsen und in einer starren Abhängigkeit von den Jesuiten und Priestern erzogen worden, würde einer sehr zahlreichen Partei in Polen sehr mißfallen haben. Es machen sich nämlich dermalen in Warschau zwei divergirende Strömungen geltend, welche die Zukunft des polnischen Reiches und das Gelingen des polnischen Aufstandes gefährden: die Adelspartei welche einen Wahlkönig aus ihrer Mitte, und die Volkspartei welche eine Republik mit einem Diktator an der Spitze will. Zu letztern zählt sich unser Doktor, und er ergriff daher, nachdem ihm der erstere Auftrag nicht gelungen war, mit Freuden die Gelegenheit sich an Sie zu wenden, mein Prinz, dessen Betheiligung an dem italienischen Befreiungskampfe schon jetzt die Augen der Freunde der Freiheit und der Politiker auf Sie gelenkt hat."

„Aber werde ich jemals den Anforderungen entsprechen können, welche eine solche Stellung an mich macht, lieber Oberst?"

„Und warum nicht, mein Prinz, wenn Sie Ihre Energie stählen und sich fest auf die Volkspartei stützen," erwiderte Herr Parquin zuversichtlich. „Werfen Sie sich der polnischen Adelspartei in die Arme, so sind Sie nur ein Spielzeug derselben, ein Scheinregent, selbst wenn man Sie zum Könige wählt. Stützen Sie sich aber als Diktator auf das Volk und helfen Sie demselben zu derjenigen Freiheit und Unabhängigkeit, welche die Edlen und Uneigennützigen erstreben, dann, mein Prinz, werden Sie auch das ganze Volk für sich haben, die Bewunderung und Billigung Europa's verdienen und dann bauen Sie sich vielleicht an den Ufern der Weichsel das intellektuelle Fundament, worauf einst der Thron an der Seine sich erheben wird. Man muß der Befreier eines Volkes seyn, um sich die Liebe und Achtung aller Völker zu verdienen. Sie müssen das Unternehmen Ihres kaiserlichen Oheims fortsetzen, die alten feudalen Throne umzustoßen, und Sie werden den Völkern Europa's als ihr Retter erscheinen."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Verlag von Karl Müller & Comp. — Druck von J. Kleeblatt & Comp.

Eine verhängnißvolle Novelle.

Von Julius von Bauernfeld.

1.

Der 4. Juli 185* war für das kleine, freundliche Kreisstädtchen Findelheim ein überaus festlicher Tag. Schon in den frühesten Morgenstunden hatten Pöllerschüsse und die Tagreveille des dortigen Schützencorps die Bewohner aus dem Schlafe aufgeschreckt; um 10 Uhr Vormittags aber drängte sich Alt und Jung nach der Hauptpfarrkirche am Ringplatze, und die fünf „wirklichen Stadtgardisten" hatten dort nicht wenig zu thun, um in dem Gewühle für die in vollster Parade aufmarschirende Schützen-Kompagnie Platz zu schaffen. Die meisten Häuser waren mit frischem Reisig verziert, und überall sah man Vorbereitungen zu der für den Abend angesagten Illumination treffen, mit welcher Findelheim die Installation seines neu gewählten Bürgermeisters, des reichen Handelsherrn und Fabrikbesitzers Anton Welhardt, verherrlichen wollte.

Der neue Bürgermeister hatte sich zwar schon als Stadtrath bedeutende Verdienste erworben; seine Wahl war aber doch auf viele Gegner gestoßen, und wenn er dennoch durchdrang, so hatte er dies nicht so sehr seinem Anhange, als der Mühe zu verdanken, welche er sich gab, um endlich das zu erreichen was er im Geheimen schon lange ersehnt hatte, denn Herr Welhardt war ungemein ehrgeizig. Diesem Ehrgeize schrieben auch Einige den Umstand zu, daß der kaum 40jährige, und keineswegs häßliche Mann noch Junggeselle war. Man sagte nämlich, er wolle sich mit keinem Mädchen von bürgerlicher Abkunft verbinden, und dieses Gerücht schien in letzter Zeit viel für sich gewonnen zu haben. Der Bruder des Kreishauptmanns, Gerichtsrath Freiherr von Steinberg, war plötzlich gestorben, und die Wittwe desselben bald nach dem Tode ihres Gemahls zu ihrem Schwager nach Findelheim gekommen. Daran war allerdings nicht viel zu verwundern; — was aber den guten Findelheimern nicht recht in den Kopf wollte, war die auffallend kalte Aufnahme, welche die junge und schöne Wittwe bei dem Kreishauptmann fand. Die Gerichtsräthin hatte schon den zweiten Tag nach ihrer Ankunft eine eigene Wohnung in dem entlegensten Theile der Stadt bezogen, und besuchte ihren Schwager höchst selten.

Bei einem solchen Besuche hatte sie nun Herr Welhardt, der im Hause des Kreishauptmanns ein gern gesehener Gast war, kennen gelernt und bewarb sich seitdem eifrig um die Gunst der jungen Wittwe. Doch war er bisher noch nie öffentlich an ihrer Seite gesehen worden. Heute geschah dies nun zum ersten Male, und die guten Bürger staunten nicht wenig, als nach geendetem Hochamte, unmittelbar hinter dem Kreishauptmann, der neue Bürgermeister an der Seite der Gerichtsräthin aus der Kirche trat.

Bei seinem Anblicke wurde es auf dem Platze äußerst lebhaft. Geschäftig trieben die fünf „wirklichen Stadtgardisten" die sich vordrängende Menge zurück, das Schützenkorps präsentirte, die Musik spielte, und dazwischen tönten zahllose Vivats, vermischt mit den schrillen Pfiffen einiger Straßenjungen.

Der Bürgermeister trug die Uniform eines Schützenhauptmanns; er hielt den weißbefiederten Hut in der Hand, und dankte mit sichtlicher Rührung in dem vollen runden Gesichte nach allen Seiten. Dann besichtigte er das aufgestellte Schützenkorps und ließ dieses vor sich defiliren.

Auf dem erhöhten Theile des Platzes, nahe an der Kirche, stand der pensionirte Steuerinspektor Franz Günther bei seiner Tochter und seinem Neffen, dem Amanuensis des Kreisnotars, Dr. Moriz Holm. Dem jungen Mädchen machte das festliche Gepränge viel Vergnügen; es übersah mit heiteren Blicken die Umstehenden, und kicherte manchmal so laut, daß der Vater sie oft ermahnte ruhig zu sein, obschon es mit diesen Ermahnungen nicht besonders ernst gemeint war, da sein Unwille durch das geheime Wohlgefallen an dem hübschen, lebensfrohen Kinde bedeutend gedämpft wurde.

Eben hatte der alte Herr sich wieder unmuthig zu ihr gewandt, als Mathilde plötzlich mit dem Sonnenschirm nach einem Punkte wies, und in helles Lachen ausbrach. Aber auch die Lippen des Steuerinspektors umspielte ein Lächeln, als er nach der angedeuteten Richtung hinsah.

Gerade dem Bürgermeister gegenüber stand der Stadtschreiber Christof Helschwert, ein langer, spindeldürrer Mensch mit einem feuerrothen Gesichte, aus dem eine große, dicke Nase wie ein Karfunkel hervorglänzte.

Er hatte sich durch die dichtgedrängte Menschenmasse glücklich bis in die erste Reihe hindurchgearbeitet, und sah nun, die Arme auf den Rücken gekreuzt, und ohne auf das Murren Derer, welchen er die Aussicht versperrte, im Geringsten zu achten, mit komischer Gravität nach dem Schützenkorps, welches sich, um Raum zur Defilirung zu gewinnen, bis an das Ende des Platzes zurückzog. Aber er hatte bald Ursache seinen stoischen Gleichmuth bitter zu bereuen.

Als sich die Schützenkompagnie in Bewegung setzte, gab ihm plötzlich einer der hinter ihm Stehenden einen derben Stoß, so daß ihm der Hut vom Kopfe, und er selbst mitten in die vorbeimarschirende Musikbande hineinflog, wo er mit Püffen und Fußtritten empfangen und so heftig aus dem Gliede gestoßen wurde, daß er seiner ganzen Länge nach, gerade vor dem Bürgermeister zu Boden fiel

Obgleich dieser komische Vorfall die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, schienen doch der Amanuensis und das junge Mädchen davon gar nichts zu bemerken.

Die Lippen fest an einander gepreßt, die rechte Hand krampfhaft geballt, stand der Doktor da, und sah mit Blicken voll Haß nach der Gerichtsräthin; seine Cousine aber verwendete fast kein Auge von einem mittelgroßen jungen Mann,

der neben dem Bürgermeister stand. Es war der Neffe desselben, Louis Chalerte, wie er sich nannte und schrieb, obschon er eigentlich Ludwig Schallert hieß; — ein echter „Ritter vom getheilten Haar" mit einem blassen, unendlich nichtssagenden Gesichte und spärlichem, aber wohlgepflegtem schwarzen Backenbarte. Er hatte bereits mehrmals herübergesehen, und näherte sich nun, als das Defiliren vorüber war, höflich grüßend, wobei er einen Knaben, der ihm im Wege stand, unsanft auf die Füße trat.

Der Steuerinspektor dankte ziemlich kühl, seine Tochter aber nickte ihm freundlich zu. „Geben Sie doch Acht, Sie Wildfang!" sagte sie und drohte ihm mit dem Finger; „da hätten Sie nun bald den armen Jungen zu Boden geworfen!" Er beugte sich nieder und küßte ihr galant die Hand. „Was kann das Auge des Sterblichen dafür," entgegnete er mit Pathos „wenn es von der Sonne geblendet, irdische Gegenstände nicht zu unterscheiden vermag? — Ich sah nur Sie, mein Fräulein!"

Der Doktor vereitelte die Antwort seiner Cousine; er hatte sich gleich abgewendet und kehrte sich jetzt zu seinem Onkel.

„Wollen wir nicht nach Hause, Onkel?" fragte er ironisch; „die Sonne verbrennt Einem hier den Verstand, ich halte es keine Minute länger aus."

Schallert that als hätte er diese Anspielung nicht verstanden, bot Mathilden den Arm und begleitete sie bis zu ihrer Wohnung, wo er sich empfahl und dem Doktor einen verächtlichen Blick zuwarf, welchen dieser in gleicher Weise erwiderte.

Mathilde war von dem Benehmen des Cousins gegen ihren Begleiter nicht wenig beleidigt, und wartete nur, bis ihr Vater auf sein Zimmer ging, um ihn zur Rede zu stellen.

„Du beträgst Dich seit einiger Zeit erstaunlich unartig, Moriz," sagte sie gereizt; „ich möchte wirklich wissen, was Du gegen Herrn von Schallert hast."

„Möchtest Du?" entgegnete der Doktor freundlich. „Nun, das will ich Dir mit wenig Worten sagen, Thildchen. Mir sind alle jene Leute unerträglich, welche sich bei jeder Gelegenheit vordrängen, immer auf die Verdienste ihrer Verwandten pochen, und dabei von ihrem eigenen Werthe eine so hohe Meinung haben, daß sie sich Jedem überlegen dünken. Und diese Eigenschaften finden sich bei Niemand in höherer Vollendung als bei Herrn Louis; der führt überall das große Wort und will immer Alles besser wissen, als alte, verdienstvolle Männer, welche sich eine reiche Erfahrung gesammelt haben. Ich kann nicht begreifen, daß man ihm seine Arroganz so hingehen läßt, blos weil man weiß, daß der Bürgermeister auf seinen Neffen große Stücke hält, und man es nicht mit einem Manne verderben will, dem unsere Stadt viel Gutes verdankt."

„Oder weil man die geistige Ueberlegenheit dieses Neffen fühlt," bemerkte Mathilde.

„Geistige Ueberlegenheit!" rief der Doktor lachend; „für dieses Kompliment würden sich unsere Honoratioren schwerlich bei Dir bedanken. Nein, sage mir doch, woher kommt nur Deine hohe Meinung von den Fähigkeiten Deines Günstlings? Du mußt doch einen Grund dafür haben, wenn auch — keinen vernünftigen."

„Du hast ein sehr schwaches Gedächtniß, Moriz," entgegnete Mathilde gereizt. „Spielt Herr von Schallert nicht meisterhaft Klavier? Hat er nicht auf unserem Liebhabertheater die schwersten Rollen ausgezeichnet dargestellt? Und bringt nicht fast jede Nummer des in der Hauptstadt erscheinenden „Novellenblattes" eine hübsche Erzählung von ihm? Ich glaube das ist genug, um ihm die Achtung jedes unparteiischen Kunstfreundes zu sichern!"

„Gewaltig viel auf Ein Mal," meinte der Doktor heiter; „aber im Ganzen genommen, doch — nichts. Dein Urtheil über sein Klavierspiel und Schauspielertalent beweist höchstens, daß Du noch nie in der Hauptstadt warst. Du würdest ganz anders sprechen, Thilde, hättest Du einmal einen vorzüglichen Pianisten gehört, oder einen tüchtigen Schauspieler gesehen. Was jedoch seine „hübschen Erzählungen" betrifft, habe ich Dir oft genug gesagt, was von diesen „hübschen Erzählungen" zu halten ist."

„Und Deine Erbitterung gegen Herrn von Schallert," erwiderte sie ärgerlich, „zeigt mir was ich von Deiner Kritik halten darf."

Der Doktor zuckte die Achseln.

„Mit Dir ist schwer streiten, Thilde," sagte er, „weil Du Dich nicht überführen läßt und immer das letzte Wort haben mußt. Uebrigens gestehe ich Dir ein, daß ich gegen Schallert erbittert bin und gewiß mit Recht. Er macht Dir seit einiger Zeit auffallend den Hof, obschon er weiß, daß Du die erklärte Braut meines Freundes Fechner bist, und das, liebe Thilde, ist, um mich des gelindesten Ausdruckes zu bedienen, — höchst unverschämt!"

Mathilde wendete sich unwillig ab.

„Du nimmst Alles gleich zu ernst," sagte sie, „diese kleinen Aufmerksamkeiten, welche mir Herr von Schallert manchmal erweist." —

„Sind der Braut eines Andern gegenüber immer unverschämt," fiel er ihr in's Wort; „und jedenfalls geeignet, den Bräutigam zu kränken."

„Nun, ich habe nie bemerkt, daß sich Fechner dadurch beleidigt gefühlt hätte," entgegnete sie; „er sagte nie etwas darüber."

„Weil er meint, daß Du Schallert lieber siehst als ihn, und er Deiner Neigung kein Hinderniß in den Weg legen will," antwortete der Doktor ernst. „Ist es Dir nicht aufgefallen, wie Fechner stets einsylbig und traurig wird, wenn er hört, daß Schallert bei uns gewesen; und bemerkst Du nicht, daß seine Besuche jetzt seltener werden? Glaube mir, Thilde, Deine Freundlichkeit gegen Schallert hat ihm manche bittere Stunde bereitet!"

Mathilde schien von dieser Mittheilung sehr überrascht. „Das habe ich nicht gewollt," sagte sie weich. „Es thut

mir herzlich leid, wenn Fechner sich wirklich deßwegen gekränkt hat."

Der Doktor faßte ihre Hand. „Ist das auch wahr?" fragte er gespannt.

Sie hielt seinen forschenden Blick ruhig aus.

„Ja, Moriz, sagte sie, „es ist mir recht leid, wenn Fechner sich darüber gekränkt hat; aber er ist selbst daran schuld: warum hat er kein Vertrauen zu seiner Braut?"

„Nun, so wird Alles wieder gut!" rief der Doktor freudig. „Denn liebe Thilde, daß ich Dir es sage: ich selbst habe in Schallert schon den begünstigten Nebenbuhler meines Freundes gesehen."

„Es sieht Dir ähnlich," entgegnete sie, nicht ohne Vorwurf, „Du urtheilst so leicht nach dem Schein."

„Wir wollen nicht von Neuem streiten, Thilde," sagte der Doktor lächelnd; „es wird sich bald zeigen, wer von uns beiden mehr nach dem Scheine geurtheilt hat. Für jetzt aber laß uns Frieden schließen; — Du wirst noch in der Küche zu thun haben, ich will unterdessen mit dem Vater noch eine Parthie Schach spielen."

Der Steuerinspektor ging in seinem Zimmer unmuthig auf und ab. Als der Neffe mit dem Schachbrette in der Hand eintrat, blieb er stehen. „Ihr habt euch wieder gezankt, wie ich merke?" fragte er.

„Ja, Onkel," antwortete der Doktor. „Ich habe Mathilden ein wenig den Kopf zurecht gesetzt wegen ihrer Freundlichkeit gegen Monsieur Louis. Es ist auch zu arg, was sich dieser fade, dünkelhafte Mensch erlaubt, und er steht wahrlich nicht für die Kränkung, welche er durch seine Zudringlichkeit dem armen Fechner verursacht."

„Deinem Freunde geschieht recht," meinte der Steuerinspektor; „warum zieht er sich vor ihm zurück? Schallert würde bald aufhören meine Thilde mit seinen Aufmerksamkeiten zu verfolgen, wollte ihm Fechner nur ein Mal ernst entgegentreten."

„Das kann und darf er nicht," erwiderte Holm. „Fechner riskirt seine Stellung, wenn er sich mit dem Neffen seines Brodherrn überwirft. Du aber könntest der Sache leicht ein Ende machen, Onkel; ein ernstes Wort von Dir wäre ganz am Platze und würde gewiß helfen."

„Nein, Moriz," sagte der Steuerinspektor verdrießlich. „Mir sind Schallert's Besuche nichts weniger als angenehm, und ich lasse ihm das auch merken, aber er achtet nicht darauf, und mehr kann ich nicht thun ohne den Bürgermeister zu beleidigen."

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Ihr seid aber seltsame Leute hier in Findelheim!" sagte er. Da laßt ihr euch alle von diesem Gecken dominiren, blos weil sich jeder fürchtet es mit dem Alten zu verderben. Wie mir scheint, bin ich gerade zu rechter Zeit gekommen, um euch von dieser Stadtplage zu befreien."

„Moriz, mache mir keine Unannehmlichkeiten!" sagte der Steuerinspektor rasch; „es wäre ohnedieß umsonst, denn gegen Schallert kommst Du nicht auf."

„Nun, wir werden ja sehen, Onkel!" entgegnete der Doktor. „Sei übrigens außer Sorge: was ich thue, werde ich auch als Mann zu vertreten wissen. Doch geschehen muß etwas; — ich bin zwar erst drei Monate hier, habe es aber doch schon satt, überall mit diesem arroganten Menschen zusammenzutreffen. Der würde mir am Ende ganz Findelheim verleiden!"

2.

Etwa dreihundert Schritte von Findelheim entfernt liegt ein kleines, der Stadtgemeinde gehöriges Wäldchen.

Das Stadtwäldchen, sonst ein beliebter Belustigungsort, war heute wie ausgestorben. Nur auf einer Bank, hart am Ausgange desselben, saß ein junges, zwar einfach, aber reinlich gekleidetes Mädchen, und sah gespannt und mit einer gewissen Unruhe nach der Stadt hinüber. Da kam auf dem Wege, der von dort nach dem Wäldchen führte, der Stadtschreiber. Er trug von dem erlittenen Unfalle auf dem Marktplatze sehr bemerkbare Spuren an sich. Seine Beinkleider waren am rechten Knie zerrissen, und der Frack, in dessen Besitzer nur durch Secundogenitur gelangt sein mochte, da ihm die Aermel nicht viel über die Ellenbogen reichten, war am Rücken stark getrennt. Am übelsten jedoch war bei dem Falle der Hut weggekommen, dessen vordere Krämpe in die Höhe stand, während die hintere ganz herabhing, und der cylinderförmige Theil viele Brüche zeigte.

Das Mädchen ging ihm einige Schritte entgegen. „Um Gotteswillen, Christof, wie siehst Du aus?" rief sie ihm erschrocken zu.

Helschwert warf einen Blick voll edler Resignation auf seine defekte Toilette. „Ja, das ist nun einmal geschehen," sagte er seufzend; „aber beruhige Dich, Kathi, es hat nichts zu bedeuten; ein leichter Fall, nichts weiter."

Und indem er sie nach einer abseit stehenden Bank führte, erzählte er seinen Unfall während der Parade. Als er geendet, blieb sie vor ihm stehen und sah ihm scharf in die Augen. „Christof," rief sie aus, „Du hast schon wieder getrunken!"

„Was fällt Dir ein, Kathrine!" antwortete er etwas verlegen. „Ich habe Dir es ja versprochen, seit dem Frühstück ist kein Tropfen mehr über meine Lippen gekommen."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Läugne nicht," sagte sie; „Du machst mir nichts weiß; ich seh' Dir es an, Du hast Wein getrunken."

„Wein, nun ja! — Aber nur zum Frühstück," entschuldigte Helschwert; „sonst keinen Tropfen, auf Ehre! Sollte ich heute, wo alle Magistratsbeamten ein Fest feiern, Wassersuppe frühstücken? Das kannst Du doch nicht verlangen, Kathrine! Was würden die Herren sagen! bedenke doch: ich, der künftige Marktscheider in Findelheim, sollte allein mich zurückziehen? das geht doch nicht! Siehst Du das nicht ein?"

Kathrine schien von dieser Rechtfertigung nicht besonders erbaut. „Christof, Christof!" sagte sie mit einem schweren Seufzer, „ich fürchte der Vater hat Recht!"

„Der Vater hat nicht Recht," antwortete der Stadtschreiber. „Das muß ich besser wissen. Er mag ein guter Tischler sein, aber er ist über den Hobel nie hinaus gekommen."

„Schilt den Vater nicht," unterbrach sie ihn sanft; „er meint es herzlich gut mit mir. Erst gestern wieder hat er mit mir über Dich gesprochen."

„So? und was sagte er denn?" forschte der Stadtschreiber. „Hat wohl tüchtig geschimpft? Kann mir es denken! Oder ist's nicht so, Kathi?"

Die Augen des Mädchens füllten sich mit Thränen. „Der Vater meint, Du würdest nie Marktscheider werden," sagte sie.

Helschwert fuhr so rasch von seinem Sitze auf, daß sich der Riß am rechten Knie augenblicklich erweiterte. „Was? ich nicht Marktscheider werden?" rief er aus und warf sich stolz in die Brust. „Ja, wer soll es denn werden, als ich? Schau, ist der jetzige Marktscheider nicht um seine Pensionirung eingekommen, he? Kann Findetheim ohne Marktscheider existiren? Nein! Nun also — warum soll ich's nicht werden? War unser gegenwärtiger Marktscheider nicht Allen zu klein und zu schwach? Bin ich nicht größer und stärker, nicht ebenso grob wie er? Versteh' ich nicht ebenso gut das Marktwesen? Nun also — warum sollte ich zurückgesetzt werden? Oder weiß Dein Vater einen bessern als mich?

„Aergere Dich nicht, Christof," sagte das Mädchen begütigend. „Der Vater meint nur, dazu gehört Protektion."

„Die habe ich auch, und was für Protektion!" prahlte der Stadtschreiber. „Herr von Schallert ist mein Freund, und kann es einen besseren Fürsprecher bei unserm gnädigen Herrn Bürgermeister geben als seinen Herrn Neffen? Da ist mir nicht bange; Du bist in kurzer Zeit Frau Marktscheiderin!"

Aber statt von seinen Worten getröstet zu werden, brach das Mädchen wieder in Thränen aus. „Christof," schluchzte sie, „nimm mir's nicht übel, ich fürchte, wenn Du einmal Marktscheider bist, so — so wirst Du mich vergessen!"

Helschwert machte eine unwillige Geberde. „Dummes Zeug!" fuhr er heraus, „das hat Dir gewiß der Vater in den Kopf gesetzt. Will ich denn meinetwegen Marktscheider werden? Nein! Will ich nicht gleich heirathen, und habe ich nicht schon um Dich bei dem Vater angehalten? Nun also. — Aber er sagt, ich könnte Dich nicht ernähren; wenn ich aber Marktscheider werde, hat er nichts dagegen. Bin ich da nicht gezwungen, Marktscheider zu werden, nur — aus Liebe zu Dir. Und Du machst mir noch Vorwürfe! Das ist abscheulich von Dir!" Er setzte sich wieder auf die Bank und sah mürrisch vor sich hin.

Kathrine trocknete sich die Augen. „Christof," sagte sie, „verzeih' mir, ich habe es ja nicht so übel gemeint! Christof, bist Du noch böse?"

„Nein, Kathrinchen," antwortete der Stadtschreiber zögernd; „ich bin schon wieder gut; ich denke nur auf Morgen."

„Auf Morgen denkst Du? Und warum?"

„Weil ich morgen mich unserm gnädigen Herrn Bürgermeister vorstellen will; und da — ich meine nicht, versteh' mich nur, Kathrinchen, ich glaube — da wäre es gut, wenn ich eher ein Glas Wein trinken würde."

Das Mädchen schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Du wirst Dich doch nicht betrinken, wenn Du zu dem Herrn Bürgermeister gehst!" rief sie aus.

„Wer redet denn vom Betrinken?" entgegnete er ärgerlich. „Es ist eine ganz kuriose Sache, mit so einem Herrn zu sprechen. Da heißt es auf Alles antworten was er fragt, und dazu ist Courage nöthig. Was gibt Einem aber mehr Courage als ein gutes Glas Wein?"

Mit einem stillen Seufzer sah Kathrine ihren Courage-bedürftigen Geliebten an. „Ich sehe es zwar nicht gerne," sagte sie, „aber wenn es schon sein muß, so trinke so viel Du willst."

Der Stadtschreiber nahm den Hut ab, und fuhr mit der Hand durch sein spärliches Haar. „Das wollte ich auch, Kathrinchen," sagte er verlegen; „aber — aber der Wein ist jetzt so theuer, daß — daß — —

„Du hast schon wieder kein Geld?" unterbrach ihn das Mädchen. „Dacht' ich's doch gleich!" Sie griff in die Tasche ihrer Schürze. „Da nimm," sagte sie, ihm einen blanken Silberthaler reichend, „ich bekam ihn gestern von der Frau Pathin auf Wolle. Die Mutter weiß nichts davon; da dachte ich gleich an Dich."

Wie der Blitz griff der Stadtschreiber nach dem Thaler, und seine Augen ruhten verklärt auf dem Silberstücke, ehe er es in seiner Tasche verschwinden ließ. „Ich sollte es zwar nicht annehmen," sagte er dann freundlich; „aber jede Weigerung würde Dich kränken. Also, liebe Kathrine, für jetzt bleibe ich Dein Schuldner. Ich habe Dir schon viel zu verdanken, aber nur kurze Zeit und ich bin im Stande Dir Alles zu vergelten. Darum nehme ich Deine Liebesgabe an; sie wird mir morgen Segen bringen!"

„Gäb' es Gott!" entgegnete das Mädchen aufstehend und reichte ihm die Hand zum Abschiede.

Auch Helschwert stand auf. „Wie, Du willst schon fort?" fragte er.

„Ich muß, lieber Christof," entschuldigte sie, „die Mutter wird schon auf mich warten."

„Nun, so komm mein Zuckerkäthchen," sagte der Stadtschreiber voll Freundlichkeit, und reichte ihr mit einem zärtlichen Blicke den Arm. Aber Kathrine machte eine abwehrende Bewegung.

„Was fällt Dir ein?" rief sie aus; „der Vater darf nicht wissen, daß ich mit Dir zusammen komme; er hat es mir streng verboten, und es gibt einen Verdruß wenn er uns sieht."

„O er mag nur kommen!" prahlte Helschwert. „Er soll an mir seinen Mann finden! Doch kann er uns auch gar nicht begegnen, er muß auf dem Stadthause sein, wo unser Herr Bürgermeister heute das Schützencorps traktirt."

„Nein, Christof," entgegnete Kathrine; „er sagte gestern, daß er bald nach Hause kommen würde, weil er gerade viel Arbeit hat."

Der Stadtschreiber antwortete nicht gleich, doch wurden seine Schritte bedeutend langsamer. Als er sich dem Ausgange des Wäldchens näherte, blieb er plötzlich stehen. „Kathrinchen," sagte er stockend, „ich kann Dir keine Bitte abschlagen. Ich fürchte mich zwar nicht vor Deinem Vater; er soll mir nur kommen! Aber ich — ich — nun Dir will ich keinen Verdruß machen. Wenn Du aber glaubst, daß ich mich fürchte, so" —

„Gewiß nicht," unterbrach sie ihn. „Du thust mir einen Gefallen, wenn Du einen andern Weg einschlägst."

„So lebe wohl, mein Zuckerkäthchen," versetzte Helschwert schnell. „Ich sehe Dich doch morgen, um Dir gleich mittheilen zu können, was der Herr Bürgermeister gesagt hat?"

Sie überlegte eine Weile. „Komme morgen Abends an die kleine Gartenthüre," sagte sie dann, „aber erst nach 8 Uhr."

Der Stadtschreiber drückte ihr die Hand. „Gut, Punkt 8 Uhr bin ich dort," versicherte er freundlich. Dann blieb er zurück, und bog, während Kathrine der Stadt zuging, in einen schmalen Feldweg ein, der nach einem Wirthshause führte."

3.

Zur Feier seines Ehrentages veranstaltete der neue Bürgermeister einen glänzenden Ball, zu welchem natürlich auch die Gerichtsräthin geladen worden war. Freifrau von Steinberg war, ungeachtet sie die erste Grenze der Jugend bereits hinter sich hatte, immer noch eine überaus schöne Dame, und konnte heute, wo ihre regelmäßigen, schönen Züge durch alle Künste der Toilette gehoben wurden, mit Recht eine blendende Erscheinung genannt werden. Nur ein eigenthümlicher Zug von Herzlosigkeit und Selbstsucht um den kleinen, schwellenden Mund und die feine sanft gebogene Nase beeinträchtigte etwas die Schönheit ihrer Gesichtszüge und ließ sich selbst durch das rosigste Lächeln nicht ganz verbergen. Die Gerichtsräthin hatte sich den Nachmittag über mit ihrer Toilette für den Abend beschäftigt, um bei ihrem ersten öffentlichen Auftreten in Findelheim recht glänzend zu erscheinen. Aber trotz des heiteren Festes das sie erwartete, war ihre Stimmung doch keine freudige. Mit finsteren Blicken durchlas sie, wohl zum zehnten Male, einen Brief, den sie heute Nachmittag erhalten, während ihre Zofe, welche mit ihr aus der Hauptstadt nach Findelheim gekommen war, an einem kleinen Tische stand und schweigend zu ihrer Gebieterin hinübersah.

Endlich legte die Gerichtsräthin den Brief bei Seite. „Unverschämt!" rief sie aus. „Er wagt mir zu drohen! Binnen 14 Tagen müsse er das Geld haben, sonst würde er sich direkt an meinen Schwager wenden. Es ist wahr, ohne seine 300 Thaler hätte ich damals kaum hieher reisen können, aber er scheint nicht daran zu denken, daß er wohl das Dreifache von mir geschenkt erhielt. Mich so zu mahnen! Und doch muß ich auf Mittel sinnen ihn zu befriedigen; der Mensch wäre im Stande seine Drohung auszuführen."

„Gnädige Frau könnten es immer darauf ankommen lassen," meinte die Zofe. „Im schlimmsten Falle würde der Herr Schwager doch" —

„Fanni bist Du toll?" unterbrach sie die Gerichtsräthin heftig. „Hast Du vergessen, wie mich der Kreishauptmann empfing; daß er mir vorwirft an dem Ruin seines Bruders Schuld zu sein? Mit Entrüstung habe ich sein Haus verlassen, und wäre vielleicht auch nicht mehr in Findelheim, hätte sich mir nicht unerwartet jetzt die Aussicht geboten hier mein Glück zu finden. Nein, ehe ich ihm das Vergnügen gönne, mich zu demüthigen, reise ich lieber von hier fort und wende mich wieder der Bühne zu, welche ich eigentlich nie hätte verlassen sollen. Aber so weit wird es nicht kommen; ich hoffe Mittel zu finden, den unverschämten Mahner zu befriedigen."

„O, gewiß, gnädige Frau!" fiel die Zofe vorlaut ein; „der Herr Bürgermeister wird jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen, um Ihnen einen Dienst zu erweisen."

Die Gerichtsräthin antwortete nicht sogleich. „Du hast wohl recht, und es bleibt mir auch sonst nichts übrig," sagte sie dann; „doch dieser Schritt kostet mich viel Ueberwindung. Der Bürgermeister hält mich für wohlhabend, er interessirt sich für mich und ich sehe Tag für Tag seiner Erklärung entgegen; aber es ist die höchste Vorsicht nöthig, um nicht Alles mit Einem Schlage zu verderben. Wie gesagt, dieser Schritt fällt mir sehr schwer; über den Erfolg habe ich zwar keine Furcht, nur über die Art und Weise, wie ich dabei vorgehen soll, bin ich noch nicht im Reinen."

Die Gerichtsräthin versank in tiefes Nachdenken, während ihre Hände mechanisch mit dem vor ihr liegenden Fächer spielten. Bald aber wurden ihre Züge heiterer, und als der Neffe des Bürgermeisters kam, um sie zum Balle abzuholen, empfing sie ihn voll graziöser Freundlichkeit. Zur selben Zeit wanderte Dr. Holm nach der Seidenfabrik hinaus um Fechner aufzusuchen. Er fand den Buchhalter noch im Comptoir. Als er den Freund bei sich eintreten sah, streckte er ihm lächelnd die Hand entgegen. „Dich hätte ich nicht erwartet, Moritz!" sagte er. „Ich glaubte Du würdest Mathilden statt des Onkels begleiten, und dachte Dich erst auf dem Balle zu treffen."

„Unverhofft kommt oft," scherzte der Doktor.

„Ich konnte es nicht erleben, bis die Cousine mit dem Anziehen fertig wurde, und da der Onkel heute durchaus mit will, so nahm ich mir vor Dich abzuholen. Wie es scheint bin ich aber aus dem Regen in die Traufe gekommen. Acht Uhr, und Du steckst noch im Comptoir! Willst Du etwa erst nach Mitternacht auf dem Balle erscheinen?"

Fechner zuckte die Achseln. „Ich komme immer zeitig genug," sagte er traurig, „um zuzusehen, wie Herr Schallert mit Deiner Cousine sich unterhält, und sie ihm stets den Vorzug gibt, während sie mich kaum beachtet."

Der Doktor faßte ihn mit beiden Händen an den

Schuliern. „Immer und immer wieder die alten Geschichten!" sagte er halb lachend, halb ärgerlich; „Mensch, ich könnte Dich langweilig finden, wenn Du nicht mein Freund wärest. Wie oft habe ich Dir schon vorgepredigt, jedoch Alles umsonst! Wenn ich nicht so fest überzeugt wäre, daß Du Mathilden innigst liebst, würde ich glauben müssen, daß Du sie aufgeben willst."

Fechner preßte die Hand auf's Herz und seufzte tief auf. „Moriz," sagte er wehmüthig; „es kostet mich das Leben zu sehen, daß sie ihn mehr liebt als mich!"

„Glaube das nicht, Karl! entgegnete Holm rasch. „Mathilde findet Schallert nur interessant, und fühlt sich von seinen Aufmerksamkeiten geschmeichelt, weil sie ihn für einen genialen Schriftsteller hält."

„Woher weißt Du denn das?" fragte Fechner mit ungläubigem Lächeln.

„Aus der sichersten unzweideutigsten Quelle, — nämlich von ihr selbst", erwiderte Holm, und erzählte ihm hierauf die Unterredung mit seiner Cousine. „Du siehst also," setzte er hinzu, „es steht nicht so schlimm als Du fürchtest, und es kommt nur darauf an, Mathilden über Schallerts literarische Verdienste die Augen zu öffnen, um Deinen Nebenbuhler ganz unschädlich zu machen."

Fechner drückte ihm herzlich die Hand. „Ich danke Dir, lieber Moriz, daß Du Dich meiner angenommen," sagte er; „Deine Mittheilung enthält viel Tröstendes für mich, wenn ich auch nicht glauben kann, daß Mathilde je aufhören wird, Herrn Schallert liebenswürdig zu finden."

„Und doch wird das eher geschehen, als Du vielleicht denkst," versicherte der Doktor. „Die beste Waffe, einen Nebenbuhler zu beseitigen ist die, ihn lächerlich zu machen; und diese Ehre soll dem hochgelehrten Herrn von Schallert bald zu Theil werden."

Der Buchhalter schüttelte ungläubig den Kopf. „Wer wollte das wagen, und wie wäre es überhaupt möglich?" fragte er.

„Wer es thun wird?" antwortete Holm. „Nun, diese Heldenthat will ich vollbringen. — Du glaubst das nicht?" fuhr er fort, als Fechner wiederholt den Kopf schüttelte. „Mensch, Du wirst grob! Ich, Friedrich Moriz Holm, Juris Utriusque Doctor und Amanuensis des Protonotars der ehrwürdigen Kreisstadt Findelheim, verspreche Dir, daß Louis Chalerte, diese literarische Autorität, dieses Original aller Laffen, hier bald eine erbärmliche Rolle spielen wird. Und Du glaubst das nicht?"

Die komische Gravität, mit welcher Holm seine Entrüstung ausgesprochen, brachte den Buchhalter wider Willen zum Lachen. „Wußt' ich doch gleich, daß Du nur scherzest," sagte er.

Zu seiner Verwunderung aber wurde der Doktor nun sehr ernst. „Nein, lieber Karl," entgegnete er, „Scherz bei Seite, ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, Schallert wird in kurzer Zeit hier seine Rolle ausgespielt haben. Auf welche Weise das geschehen wird, darf ich Dir aber nicht sagen; — Du kannst vor Mathilden kein Geheimniß bewahren, und würdest Alles verderben. Dringe also nicht weiter in mich; in wenig Wochen, wie ich hoffe, wirst Du Dich überzeugen, daß ich Dir keine Lüge sagte. Doch nun laß uns gehen, Fechner; der Ball muß schon beginnen und wir haben von hier eine halbe Stunde bis Findelheim."

Als Holm mit seinem Freunde in den Ballsaal trat, war eben der erste Tanz beendet.

Fechner wurde von dem Steuer-Inspektor und Mathilden mit einer Strafrede über sein seltenes Kommen empfangen, welche ihn jedoch, da sie herzlich gemeint war, nur erfreuen konnte. Er war bald in ein heiteres Gespräch mit seiner Braut verwickelt, ohne durch den Neffen des Bürgermeisters gestört zu werden.

Schallert hatte nämlich im Auftrage seines Onkels die Honneurs zu machen, und wurde heute von zu vielen Seiten in Anspruch genommen, um sich allein mit Mathilden beschäftigen zu können.

Der Bürgermeister strahlte vor Freude und Vergnügen. Er flog durch den Saal, daß ihm bald der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirne stand; sagte hier einer Dame etwas Verbindliches, unterhielt sich dort mit einem Herrn, und wechselte fast mit jedem seiner Gäste einige Worte. Er verweilte jedoch bei niemand länger, als gerade die Artigkeit erforderte, sondern kehrte immer wieder zu der Gerichtsräthin zurück, und verließ sie nach der ersten Quadrille fast gar nicht mehr.

Die junge Wittwe schien jedoch auf dem Balle sich nicht besonders zu unterhalten. Sie nahm zwar die Huldigungen des Bürgermeisters sichtlich erfreut auf, aber sie blickte oft wie zerstreut vor sich hin, und manchmal hob ein leichter Seufzer ihre Brust, so daß ihr Verehrer sie mehrmals besorgt fragte, ob sie sich unwohl fühle, was sie jedoch immer verneinte.

So kam endlich der letzte Tanz vor der Raststunde, und der Bürgermeister erhob sich, um mit der Gerichtsräthin anzutreten. Aber jetzt hatte die Dame plötzlich heftige Kopfschmerzen und bat sie aus dem Saale zu führen. Voll zärtlicher Aufmerksamkeit geleitete sie der Bürgermeister nach einem kleinen Seitenzimmer, wo er schnell ein Fenster öffnete. Freundlich dankte ihm die Gerichtsräthin für seine Bemühung, wobei sie ihm zugleich versicherte, daß sie sich nun bedeutend erleichtert fühle. Jedoch der Ton ihrer Stimme und der Ausdruck ihres Gesichts schien diese Worte Lügen zu strafen. Der Bürgermeister war auch keineswegs beruhigt. Er theilte der Dame mit, wie er schon den ganzen Abend über an ihr eine traurige Stimmung bemerkt, und äußerte seine Befürchtung, daß irgend ein unangenehmes Ereigniß daran Schuld seyn dürfte.

Die Gerichtsräthin hatte dies längst vorausgesehen und auch gewünscht; aber kein Zug ihres Gesichts verrieth die Freude, welche sie über diese Wendung des Gespräches empfand. Sie antwortete erst nur in allgemeinen Redensarten, aber ihre Worte waren so berechnet, daß sie immer neue Fragen zuließen. Und dabei schien sie von seiner Theilnahme so gerührt, und dankte

ihm auf eine so herzliche Weise, daß der Bürgermeister in seinem Forschen und Fragen nicht nachließ, bis sie ihm endlich das, für diesen vorausgesehenen Foll vorbereitete Mährchen auftischte.

Eine Jugendfreundin, erzählte sie ihm mit scheinbarer Befangenheit, wäre durch schwere Erkrankung ihres Gatten, und andere Unglücksfölle tief in Schulden gerathen, und hätte sie um ein Darlehen von 400 Thalern gebeten, um sich vor der drohenden Pfändung zu retten.

„Mir bleibt nichts übrig," fuhr sie traurig fort, „als meiner lieben Charlotte die nöthige Summe in Baarem zuzusenden, da ihr Gläubiger sich zu keiner Fristverlängerung herbeiläßt, und auch meine Bürgschaft zurückweist. Leider bringt mich aber das für den Augenblick in Verlegenheit! Meine Kapitalien sind auf Grundstücke gegen halbjährige Aufkündigung angelegt, und der Besitzer hat meine Bitte, nur wenigstens 500 Thaler sogleich zu senden, auf artige Weise abgeschlagen. Ich bin daher gezwungen, selbst 500 Thaler aufzunehmen, da ich, um der armen Charlotte aufzuhelfen, ihr jedenfalls eine größere, als die schuldige Summe schicken muß."

Der Bürgermeister hatte längst gewünscht, der von ihm hoch verehrten Dame einen Dienst erweisen zu können, und ergriff daher die Gelegenheit, welche sich ihm jetzt darbot, mit beiden Händen.

„Frau Baronin", sagte er; „Ihr mir unschätzbares Vertrauen ermuthigt mich zu einer Bitte. Gönnen Sie mir das Glück, die nöthige Summe zu Ihrer Disposition stellen zu dürfen." Er hatte bei diesen Worten ihre Hand ergriffen und sah mit einem fast flehenden Blicke zu ihr auf. So sehr sich die Gerichtsräthin auch zu beherrschen wußte, sie konnte dießmal doch ihre Freude nicht ganz verbergen. Aber nur ein leises Zucken um den Mund verrieth, was in ihr vorging, und auch dieses douerte nur einen Augenblick; — dann suchte sie ihm sanft die Hand zu entziehen, und ihr Auge sank wie verschämt zu Boden.

„Herr Bürgermeister," erwiderte sie mit trefflich gespielter Verlegenheit; „Ihr gütiger Antrag überrascht mich so, daß" —

Aber er fiel ihr rasch in's Wort. „Gnädigste Frau," bat er innig, „wenn Sie mich nicht sehr — sehr verletzen wollen, so schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; — es würde mich ungemein kränken!"

Da drückte sie ihm leicht die Hand. „Um solchen Preis wäre meine Weigerung zu theuer erkauft," sagte sie mit einem seelenvollen Blicke; „ich mache also von Ihrer Güte Gebrauch, Heer Bürgermeister, und nehme Ihr hochherziges Erbieten mit tiefem Danke an."

In diesem Augenblicke hatte der Tanz geendet. Der Bürgermeister küßte der Gerichtsräthin ehrerbietig die Hand, und führte sie freudestrahlend zurück in den Saal.

4.

Der Stadtschreiber war bis tief in die Nacht hinein im Wirthshause sitzen geblieben, er hatte sich durch diese Standhaftigkeit auch eine solche Quantität Courage erworben, daß er unter der Last derselben auf dem Heimwege umfiel und liegen blieb bis ihn der Nachtwächter fand und nach Hause führte. Leider wurde ihm seine Ausdauer schlecht gelohnt! Wie wir aus der Unterredung mit seiner Geliebten wissen, hatte er die Absicht, bei dem Stadtoberhaupt um die Verleihung der Marktscheiderstelle zu bitten; — aber der Bürgermeister war on seinem Amtstage so beschäftigt, daß er ihn gar nicht vorließ. Mißmuthig darüber, ging Helschwert nun in die Fabrik hinaus um sein Glück bei Schallert zu versuchen. Er traf diesen zwar im Comptoir, doch mußte auch dort nicht Alles nach seinem Willen gegongen seyn, denn er kehrte sichtlich verstimmt zurück, und kam selbst Nachmittag noch ganz niedergeschlagen in die Notariatskanzlei, wo er in freien Stunden aushilfsweise schrieb.

Dem Amanuensis fiel die Schweigsamkeit seines sonst so geschwätzigen Gehülfen bald auf.

„Nun, Helschwert", fragte er, „wie ist's mit der Marktscheiderstelle? Haben Sie mit dem Bürgermeister gesprochen?"

Der Stadtschreiber warf verdrießlich die Feder auf den Tisch. „Bin gar nicht vorgelassen worden," entgegnete er. „Und der junge Herr thut auch gewaltig vornehm, scheint zu vergessen, was er mir verdankt."

„Ah, Sie waren also bei Herrn Schallert?" versetzte Holm. „Er hat Ihnen doch nicht seine Vermittlung abgeschlogen?"

„Nein," antwortete Helschwert, „aber er vertröstet mich auf nächste Woche, früher könnte es nicht seyn. Will wahrscheinlich die Novelle abwarten," fuhr er grimmig fort; „aber so gescheidt bin ich auch! Noch vor der Novelle muß ich wissen, ob ich Marktscheider werde, sonst fange ich an zu reden."

„So lange werden Sie sich doch gedulden müssen, Herr Helschwert," meinte Holm; „ich glaube koum, daß die Marktscheiderstelle vor dem Erscheinen der Novelle zur Besetzung kommt; es müßte nur seyn, daß diese erst im nächsten Monatshefte abgedruckt wird."

„Was fällt Ihnen ein, Herr Doktor? Das ist nicht zu fürchten, Herr Doktor! entgegnete der Stadtschreiber ärgerlich. „Herr von Schallert hat schon einen Brief darüber erhalten, und mir gleich davon gesagt. Aber ich warte nicht so lange!"

„Jenun, thun Sie was Sie wollen," erwiderte der Doktor trocken; „nur vergessen Sie nicht mir das betreffende Novellenblatt zu bringen."

„O, gewiß nicht!" versicherte der Stadtschreiber freundlich. „Was Sie sagen, ist mir Befehl!"

Holm nahm ein Aktenstück zur Hand, legte es aber gleich wieder bei Seite. „Ja so, — nichts Neues von der Baronin?" fragte er gespannt. Helschwert wohnte nämlich mit der Ge-

richtsräthin in Einem Hause, und seine Zimmerfrau versah bei derselben die gröberen Hausarbeiten.

Dadurch war er in Stand gesetzt, alles was bei der Baronin vorging, zu erfahren, und pflegte dem Doktor, welcher ihn fast täglich befragte, hierüber genau Bericht zu erstatten.

Der Stadtschreiber fuhr rasch von seinem Sitze auf und schlug sich mit der Faust vor den Kopf.

„Bin ich doch heute dumm!" rief er aus; „da hätte ich bald das Wichtigste vergessen." Dann trat er mit geheimnißvoller Miene an den Schreibtisch Holm's. „Zwei interessante Sachen, werden staunen, Herr Doktor," fing er an: „Pro primo war heute Vormittag der Herr Bürgermeister bei der Frau Baronin, soll über eine Stunde dort geblieben seyn; — pro secundo hat die Frau Baronin heute einen Brief mit 300 Thalern abgeschickt. Hören Sie nur, Herr Doktor; dreihundert Thaler!"

Holm sah voll Verwunderung auf. „Wissen Sie nicht, an wen der Geldbrief addressirt war?" fragte er.

„Nein, Herr Doktor, aber werde heute noch auf der Post nachfragen, bin dort gut bekannt."

„Thun Sie das," sagte Holm rasch, „es soll Ihr Schade nicht seyn. Mir liegt sehr viel daran zu erfahren, an wen das Geld abgesendet wurde."

„Können darauf rechnen," versicherte Helschwert geschmeidig. „Ich komme Abends zu Ihnen, sollen dann alles wissen, Herr Doktor."

Er hielt auch Wort; Holm war kaum nach Hause gekommen, als der Stadtschreiber bei ihm eintrat und ihm einen kleinen Papierstreifen übergab.

„Nun, habe ich gelogen?" fragte er mit triumphirender Miene. „Da steht's schwarz auf weiß: Karl Treuwitz, Hofopernsänger. O, ich bringe Alles heraus. Aber es hat nicht wenig Mühe gekostet, mußte auch einige Maas springen lassen, ehe ich's erfuhr. Indessen für meinen großmüthigen Gönner kommt's mir auf ein Opfer nicht an."

Er betonte das Wort „Opfer" sehr stark. Holm legte das Blatt auf den Tisch und griff in die Tasche, welche Bewegung der Stadtschreiber mit sichtlichem Vergnügen beobachtete.

„Ich danke Ihnen, Herr Helschwert," sagte er; „aber ich kann nicht verlangen, daß Sie meinetwegen Schaden haben, nehmen Sie hier eine kleine Vergütung für Ihre Mühe." Und er reichte ihm ein Geldstück. Der Stadtschreiber nahm es mit einer tiefen Verbeugung an, und empfahl sich unter Versicherung seiner steten Dankbarkeit.

* * *

Der Neffe des Bürgermeisters schien, was er auf dem Balle versäumt, wieder einbringen zu wollen; er verdoppelte fast seine Aufmerksamkeiten gegen Mathilde, und bemühte sich wo nur immer möglich in ihre Nähe zu kommen. Daß hiedurch Fechners frohe Hoffnungen wieder zerstört wurden, ist natürlich, und Holm hatte seine ganze Ueberredungskunst nöthig, um ihn zu verhindern, daß er seine Besuche im Hause des Steuer-Inspektors nicht einstellte.

Holm führte offenbar gegen den Nebenbuhler seines Freundes etwas im Schilde, aber er schwieg hierüber hartnäckig und gab auf alle Fragen Fechners stets die Eine Antwort: „Warte nur noch einige Tage und es wird sich viel ändern; mehr darf ich Dir nicht sagen, Du kannst Mathilden gegenüber nicht schweigen." So waren seit dem Balle etwa vierzehn Tage vergangen, als der Doktor beim Nachhausekommen den Stadtschreiber fand, der ihm sogleich mit einem Heft des in der Hauptstadt erscheinenden „Novellenblattes" entgegenkam.

Holm schlug voll Aufregung das Titelblatt um. „Endlich, endlich!" rief er. „Es war höchste Zeit. Wissen Sie nicht, Herr Helschwert, ob Schallert schon ein Exemplar der Baronin überreicht hat?"

„Versteht sich," entgegnete der Stadtschreiber lachend. „Es war gestern Abend große Gesellschaft beim Herrn Bürgermeister, da hat der junge Herr schon gestern alle Exemplare vertheilt."

Holm öffnete die Lade seines Schreibtisches, nahm einen versiegelten Brief heraus und ersuchte den Stadtschreiber, diesen durch seine Zimmerfrau der Baronin übergeben zu lassen.

Die Gerichtsräthin war am Abend zuvor erst spät von der Soirée nach Hause gekommen und daher auch später als gewöhnlich aufgestanden. Ziemlich übel gelaunt, trat sie an's Fenster und sah hinaus; der ganze Himmel war mit bleifarbenen Wolken bedeckt und es regnete unaufhörlich. Aergerlich, ihre gewohnte Morgenpromenade vereitelt zu sehen, setzte sie sich auf den Divan und langte gähnend nach dem „Novellenblatte." „Das paßt gerade für den langweiligen Tag," sagte sie für sich. „Schallert wird mich gewiß schon heute um mein Urtheil fragen. Nun ich hoffe, es soll das letzte Opfer seyn; bin ich nur erst Frau Bürgermeisterin, dann will ich mir schon den unausstehlichen Neffen vom Halse schaffen."

Nachlässig lehnte sie sich in den Divan zurück, und fing zerstreut zu lesen an. Aber sie war kaum über die erste Seite hinaus gekommen, als ihre Zerstreuung nach und nach in eine gewisse Spannung überging. Und je weiter sie las, desto mehr nahm ihre Aufmerksamkeit zu, desto bleicher wurden ihre Züge, und manchmal wieder flog eine tiefe Röthe über ihre Wangen und ihr Auge blitzte zornig auf. Endlich legte sie das Blatt auf den Tisch. „Sollte das nur Zufall seyn?" sagte sie leise und preßte die Hand auf den stürmisch wogenden Busen. „Schallert hat mich nie gesehen, und hier kennt mich niemand. Oder hat er nachgeforscht? Es wäre möglich, denn der unverschämte Mensch sagte mir gestern, dießmal hätte er sicher meinen Geschmack getroffen. Fast muß ich glauben, daß er etwas erfahren. Aber von wem? Winzer ist todt und der Rittmeister wird doch nicht plaudern! Plötzlich zuckte sie zusammen. „Treuwitz!" rief sie laut. „Ja, niemand als der! Wer mir das gesagt hätte! Und ich habe ihm noch die 300 Thaler zugeschickt!"

Sie erhob sich rasch und schritt voll zorniger Aufregung im Zimmer auf und ab. Dann griff sie wieder nach dem

Zeitungsblatt, um ihre Lektüre fortzusetzen, als Fanny eintrat und ihr einen Brief übergab.

Die Gerichtsräthin sah nach der Adresse, deren Schrift ihr ganz unbekannt war. „Von wem?" fragte sie kurz. „Von dem Herrn, der bei der alten Martha wohnt," entgegnete die Zofe.

Kopfschüttelnd lösete die Gerichtsräthin das Siegel und las Folgendes:

„Frau Baronin!

„Obgleich mir bekannt ist, daß sich Herrn Schallerts geistige Produkte von Ihrer Seite keiner günstigen Aufnahme erfreuen, nehme ich mir doch die Freiheit, Sie auf dessen neueste Novelle „die Liebe einer Sängerin" aufmerksam zu machen, da Sie zunächst im Stande sind, die richtige Zeichnung der Charaktere und naturgetreue Schilderung der einzelnen Situationen zu beurtheilen. Sollten Sie jedoch entweder aus Parteilichkeit oder Gedächtnißschwäche meine Ansicht hinsichtlich der Vorzüge dieser jüngsten Novelle Schallert's unrichtig finden, so theile ich Ihnen mit, daß ich außer einigen, von meinem seligen Freund Winzer hinterlassenen Schriften, auch noch zwei, an Herrn Rittmeister Sternau und Dr. Buchholz gerichtete Briefe besitze, welche meine Behauptung außer Zweifel setzen.

„Ich bin fest entschlossen, diese schriftlichen Beweismittel hier in Findelheim, wo nur immer möglich, zu produziren und zugleich den Zusammenhang derselben jedermann, besonders aber dem Herrn Bürgermeister, zu erklären. Sie werden sich in den nächsten Tagen überzeugen, daß ich diesen Entschluß auch ausführe, wenn Sie es nicht vorziehen, noch vor der Entwicklung der ganzen pikanten Angelegenheit, durch schnelle Abreise sich der allgemeinen Bewunderung zu entziehen.

Dr. Moriz Holm."

Als die Gerichtsräthin zu Ende gelesen, schien alles Leben aus ihr gewichen, so bleich und verzerrt sah sie aus. Erschöpft sank sie auf einen Stuhl, und der Brief entfiel ihrer zitternden Hand. „So nah am Ziele Alles zu verlieren!" stöhnte sie, und ein krampfhaftes Schluchzen erstickte ihre Stimme. Erschrocken trat die Zofe zu ihr und forschte voll Besorgniß nach dem Grunde ihres so heftigen Schmerzes. Die Gerichtsräthin schien gar nicht zu hören; erst als das Mädchen sich bückte um den Brief aufzuheben, sprang sie auf und riß ihr das Schreiben rasch aus der Hand.

„Gehe sogleich auf die Post, Fanny, und bestelle zwei Plätze," befahl sie ihr voll Zorn.

Die Zofe rang die Hände. „Gnädige Frau," rief sie erstaunt, „Sie wollen doch nicht jetzt" — —

„Still! thue was ich Dir aufgetragen!" herrschte ihr die Gerichtsräthin zu. „Wir reisen heute noch ab."

„Aber wohin denn, gnädige Frau?" fragte das Mädchen.

Die Baronin sann einige Augenblicke nach. „Vorerst nach Treffberg," sagte sie kurz. „Dort sind wir an der Grenze und können mit der Eisenbahn gleich unsere Reise fortsetzen.

5.

Die Gerichtsräthin hatte ihre Vorbereitungen zur Abreise so schnell getroffen, daß diese erst bekannt wurde, als sie bereits im Postwagen saß. Den nächsten Morgen wußte natürlich schon die ganze Stadt von dem unvorhergesehenen Ereigniß, und auch der Bürgermeister erfuhr davon, als ihm sein Diener das Frühstück brachte.

Er zerbrach sich vergebens den Kopf, was die Dame seines Herzens wohl zu einer so schnellen Entfernung aus Findelheim bewogen haben konnte, und es kränkte ihn sehr, daß sie nicht wenigstens mit einigen Zeilen von ihm Abschied genommen hatte.

Schon wollte er den Bedienten rufen, um ihn nochmals zu befragen, als ihm der Kreishauptmann gemeldet wurde.

Erstaunt über den frühen Besuch und doch auch zugleich erfreut, weil er hoffte, nun einen Schlüssel für dieses ihm unlösbare Räthsel zu erlangen, eilte er selbst hinaus, um den Kreishauptmann nach seinem Studirzimmer zu führen.

Wohl ebenso, oder besser gesagt, noch mehr als der Bürgermeister hatte sich sein Diener über den Besuch gewundert; er machte sich im Vorzimmer zu schaffen, um wo möglich zu horchen, konnte, aber trotz seiner Uebung kein Wort verstehen, da beide sehr leise sprachen. Nur einmal hörte er den Kreishauptmann auffahren: „Ihr Neffe ist ein Schurke!" worauf der Bürgermeister, wie es schien, jenen zu besänftigen suchte. Endlich empfahl sich der Kreishauptmann, der Bürgermeister begleitete ihn bis zur Treppe, und schickte dann gleich um seinen Neffen.

Einige Augenblicke später trat Schallert ein, tänzelte graziös auf seinen Onkel zu, und fragte in süßlichem Tone nach seinen Befehlen.

Der Bürgermeister maß den Neffen, welcher nach der neuesten Mode gekleidet, das Glas herausfordernd im rechten Auge eingeklemmt, und mit dem heitersten Gesichte von der Welt vor ihm stand, mit einem finstern Blicke.

„Ludwig," sagte er dann, „Du verdienst kaum, daß ich mehr mit Dir rede. Es ist mir peinlich, jemand vorzuwerfen was ich für ihn gethan, Dein grenzenloser Undank aber zwingt mich dazu. Ich habe, seit Du bei mir bist, Dir jeden nur möglichen Wunsch erfüllt, und zum Dank dafür beleidigst Du eine Dame, von welcher Du weißt, daß sie meinem Herzen sehr nahe steht. Ludwig, das ist ein schlechter Streich!"

In jedem anderen Falle hätte Schallert gewiß gegen den „Ludwig" protestirt; er pflegte nämlich so oft ihn sein Onkel so nannte, immer ein „Louis, Louis, lieber Onkel!" einzuschalten. Heute aber schien er diese ihm sonst verhaßte Ansprache überhört zu haben, was jedenfalls bewies, daß die Ueberraschung in seinen Zügen nicht erheuchelt war.

„Um's Himmels willen, Herr Onkel," rief er erschrocken aus; „was habe ich verschuldet, daß Sie mir so schwere Vorwürfe entgegen schleudern. Bei meiner Ehre, hier muß eine Irrung Ihr Urtheil trüben, denn ich bin mir nicht bewußt, mich Ihrer Wohlthaten unwürdig erwiesen zu haben."

„Du wagst noch den Ueberraschten zu spielen?" entgegnete der Bürgermeister zornig; „so sage mir, frecher Bursche,

was bewog Dich eine Novelle zu schreiben, durch welche die Baronin Steinberg so beleidigt wurde, daß sie gestern, ohne ein Abschiedswort an mich, die Stadt verließ?"

Schallert's Erstaunen nahm nicht im mindesten ab. „Ich hätte die Frau Baronin durch meine Novelle beleidigt?" fragte er. „Das ist nicht möglich, Herr Onkel! Wer Ihnen das gesagt hat ist ein Lügner."

„Wähle Deine Worte besser," fuhr der Bürgermeister auf. „Nur durch Deine unselige Novelle allein wurde die Frau Baronin so beleidigt; — ihr Herr Schwager hat mir das vor kaum einer Viertelstunde selbst gesagt."

Schallert wurde durch die letzten Worte seines Onkels eher beruhigt, als eingeschüchtert; er athmete so tief auf, als sei ihm eine Zentnerlast vom Herzen gefallen. „Gott sei Dank!" rief er beinahe heiter aus. „So habe ich doch noch Hoffnung, Ihre volle Verzeihung zu erlangen! Herr Onkel, ich bedaure tief das traurige Mißverständniß, welches mir die Sonne ihrer Gnade verdunkelt, aber, bei meiner Ehre! ich bin nur indirekt Schuld. Ich wurde selbst schändlich getäuscht, denn — die Novelle ist nicht von mir, ich erhielt sie — vom Stadtschreiber Helschwert der" — —

Ein zorniges Auflachen des Bürgermeisters unterbrach die weitere Vertheidigungsrede des schändlich getäuschten Dichters.

„Gut ausgesonnen, Herr Neffe!" sagte er. „Wir haben uns bei Zeiten um jemand umgesehen, der das Bad ausgießen soll. Darum also hast Du mir gestern den Stadtschreiber so eifrig empfohlen, um ihm zum Lohne für seine Gutmüthigkeit die Marktscheiderstelle zu sichern? Fürwahr, recht gut ausgedacht, nur schade, daß der Onkel nicht leichtgläubig genug ist, um eine so faustdicke Lüge für baare Münze anzunehmen."

Schallert hob die Augen mit einem flehenden Blicke empor. „Herr Onkel," sagte er voll ängstlicher Hast, „ich kann Sie bei meiner Ehre versichern" — —

„Schweige mir mit Deiner Ehre," fiel ihm der Bürgermeister zornig in die Rede. „Du willst von Ehre sprechen und schämst Dich nicht zu gestehen, daß Du Dich mit fremden Federn geschmückt hast? Wer das thut, hat in meinen Augen alle Ehre verloren!"

Mit einem geringschätzenden Blicke wandte er sich von ihm ab und machte einige rasche Gänge, dann blieb er wieder vor ihm stehen. „Ob Deine Ausrede wahr ist, werde ich gleich erfahren," sagte er voll finstern Unmuth; „glaube aber ja nicht, daß Du dadurch etwas gewinnen wirst. Du bleibst in meinen Augen ein ehrloser Wicht, den ich nicht länger um mich dulden kann. Ruhig, — kein Wort mehr!" fuhr er fort, als der Neffe ihn mit einer bittenden Geberde unterbrechen wollte. „Mag nun, was Du gesagt, wahr sein oder nicht; es bleibt dabei, in drei Tagen verläßt Du mein Haus!"

Und ohne auf die Bestürzung seines Neffen weiter zu achten, zog der Bürgermeister die Glocke, ließ sich von dem eintretenden Diener Rock und Hut reichen und ging nach dem Rathhause.

Längst vor ihm war auch der Stadtschreiber mit gar stolzen, feierlichen Schritten nach dem Stadthause gewandert. Schallert hatte in seiner Freude über das Erscheinen der Novelle endlich sein Wort gehalten, und sich gestern bei dem Onkel für den Stadtschreiber verwendet; er hatte ihn davon auch bereits verständigt und versichert, daß der Bürgermeister schon halb für ihn gewonnen wäre. Helschwert war daher heute früher als gewöhnlich, mit „Courage" wohl versehen, auf dem Rathhause erschienen, und stand nun schon eine Stunde im Vorzimmer, um dem Stadtoberhaupte sein Gesuch persönlich zu überreichen.

Er hatte für diesen feierlichen Augenblick eine eigene Rede einstudirt, welche er zum großen Ergötzen des Rathsdieners fortwährend halblaut vor sich hinbrummte.

Endlich trat der Bürgermeister ein. Geschäftig sprang der Rathsdiener auf, um die Bureauthüre zu öffnen, der Stadtschreiber aber neigte sich bis zur Erde, wodurch ihm der zornige Blick entging, welchen ihm der Gewaltige zuwarf. Er rief ihn schon im Vorübergehen zu sich, und voll freudiger Hoffnung folgte Helschwert. Ehrerbietig blieb er knapp an der Thüre stehen und setzte sich in Positur, um mit der mühsam memorirten Rede zu beginnen. Aber der Bürgermeister kehrte sich sogleich zu ihm: „Haben Sie meinem Neffen eine Novelle geschrieben?" fragte er rasch.

Der Stadtschreiber wurde durch diese Frage etwas frappirt, da er nicht begreifen konnte, wie der Bürgermeister hinter dieses Geheimniß gekommen war. Doch tröstete er sich mit dem Gedanken, Schallert hätte dies seinem Onkel unter vier Augen mitgetheilt, um ihm dessen Protection noch mehr zu sichern. Er antwortete daher ziemlich unbefangen: „Zu dienen, Euer Gnaden, Herr Bürgermeister!"

Da fuhr der Bürgermeister zornig auf. „Also Sie erfrechen sich mir durch Ihr Geschreibsel Verdruß zu bereiten? Nun, diese Unterhaltung soll Ihnen theuer zu stehen kommen?"

Helschwert prallte entsetzt zurück. „Verzeihen Euer Gnaden, Herr —" stammelte er.

„Schweigen!" herrschte ihm der Bürgermeister zu. „Reden Sie erst, wann man Sie fragt. Sie haben für meinen Neffen schon Mehreres geschrieben?"

„Zu dienen, Euer Gnaden, Herr Bürgermeister."

„Und hat er Ihnen irgend einen Plan angegeben, den Sie ihm ausarbeiten sollten?"

„Nein, Euer Gnaden, Herr Bürgermeister!"

Der Bürgermeister stampfte mit dem Fuße. „So geht das Ganze allein von Ihnen aus?" rief er zornig. „Wie konnten Sie sich erfrechen, durch Ihre Schmiererei die Frau Baronin von Steinberg zu beleidigen?"

Helschwert vermochte kaum sich aufrecht zu erhalten. „Euer Gnaden," stotterte er mühsam hervor, „wollen gnädigst verzeihen, ich — ich kann nichts dafür — — ich habe — — die Novelle nicht geschrieben."

Mit einem Satze sprang der Bürgermeister auf den Stadtschreiber zu, faßte ihn am Rockkragen und schüttelte ihn derb. „Elender Schurke!" donnerte er ihn an. „Wollen Sie mich etwa zum Narren haben? Sagten Sie nicht selbst, daß mein Neffe die Novelle von Ihnen erhielt?"

„Erbarmen, Euer Gnaden!“ stöhnte Helschwert; „ich will Alles gestehen. Gott ist mein Zeuge, ich habe die Novelle nicht geschrieben, ich erhielt sie von Herrn Dr. Holm.“

Der Bürgermeister zog die Hand zurück. „Von dem Amanuensis des Kreisnotars?“ fragte er finster. „Dr. Holm ist erst seit wenigen Monaten hier; wie wurden Sie mit Dem bekannt?“

Die Beantwortung dieser Frage bereitete dem Stadtschreiber eine neue Verlegenheit, da er sich zu gestehen fürchtete, daß er in der Notariatskanzlei arbeite. Er sah jedoch ein, daß nur ein aufrichtiges Geständniß den erzürnten Gebieter versöhnen könnte, und antwortete daher, daß er Holm erst im Notariat kennen gelernt habe.

Aber der Bürgermeister nahm von dem Nebenverdienste des Inquisiten keine Notiz, er sah ihn blos eine Weile durchdringend an. „Sie sind also mit dem Doktor nicht intim,“ sagte er dann, „und doch unterstützt er Ihre Betrügereien? Wie kommt es, daß Sie sich gerade an ihn gewendet haben? Oder hat er sich Ihnen etwa selbst angeboten?“

„Zu dienen, Euer Gnaden, Herr Bürgermeister.“

„Lügen Sie nicht!“

„Bei Gott, es ist wahr!“ betheuerte der Stadtschreiber. „Die Novelle gab er mir freiwillig. O hätte ich sie nur nicht angenommen!“

„Und wußte der Doktor, daß Sie für meinen Neffen schrieben?“

„Zu dienen, Euer Gnaden, Herr Bürgermeister.“

„Haben Sie ihm es etwa selbst gestanden?“

„Nein, Euer Gnaden,“ antwortete der Stadtschreiber, der nun in seinem Eifer, den gestrengen Examinator von der Aufrichtigkeit seines Geständnisses zu überzeugen, wieder in den gewohnten Redefluß kam. „Er hat es nur durch Zufall erfahren. Habe dem jungen Herrn vor etlichen Wochen ein Gedicht zum Namensfeste eines Fräuleins machen sollen. Konnte nicht zu Stande kommen, bin dabei in der Notariatskanzlei vom Doktor überrascht worden und er hat mir aus der Verlegenheit geholfen. Aber zum Unglück war das Gedicht für seine Cousine, Fräulein Mathilde Günther, bestimmt. Der Doktor bekam's zu Gesicht, erkannte es natürlich sogleich. So kam Alles heraus und da hat er mir von da an oft geholfen.“

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf. „Ich will annehmen, daß Sie mir die Wahrheit sagten,“ entgegnete er. „Ich hielt Sie übrigens so für zu unbedeutend, um die Frau Baronin zu beleidigen.“

Helschwert machte eine tiefe Verbeugung. „Euer Gnaden“ wollte er anfangen, aber der Bürgermeister schnitt ihm das Wort vom Munde ab. „Genug!“ sagte er barsch. „Wir sind für jetzt fertig, das Weitere werden Sie bald hören. Sie können gehen!“

Helschwert neigte sich bis zur Erde und verließ an allen Gliedern zitternd das Bureau.

6.

„Das war ein Meisterstück, worauf Sie stolz sein können, lieber Holm,“ sagte der Kreisnotar zu seinem Amanuensis, indem er sich die Thränen wegwischte, welche ihm vor Lachen in die Augen getreten waren. „Der Bürgermeister wird nicht schlecht auffahren, wenn er hört, wer ihm eigentlich seine Flamme zur Stadt hinausgeblasen. Er zieht Sie vielleicht schon in einigen Tagen zur Verantwortung.“

„Vielleicht ja, gewiß aber noch heute,“ erwiderte Holm. „Wenn ich Alles so sicher hätte, als daß der Bürgermeister den wahren Verfasser der Novelle jetzt schon weiß!“

„Wie wäre das aber möglich?“ warf der Notar ein.

„Ganz einfach,“ erwiderte Holm. „Der Kreishauptmann ist heute früh in die Fabrik hinaus gefahren; es hat also Sturm gegeben, und der Bürgermeister ohne Zweifel seinen Neffen zur Rede gestellt. Schallert hängt aber ganz von seinem Onkel ab und hat gewiß sogleich den Stadtschreiber genannt, um das drohende Ungewitter von sich abzuwenden. Und Helschwert fällt vor Schreck um, wenn ihn der Bürgermeister nur einmal schief ansieht — der hat sicher am wenigsten gezögert, sich auf mich auszureden. Wie gesagt, ich bin gefaßt darauf, noch heute eine geharnischte Vorladung zu erhalten.“

Holm hatte kaum ausgesprochen, als der Rathsdiener eintrat und ihn ersuchte, zu dem Bürgermeister zu kommen, der ihn zu sprechen wünsche.

„Das geht rasch,“ sagte der Notar lächelnd, als der Diener fortgegangen war. „Jenun, Glück auf den Weg, lieber Holm, Sie werden einen ziemlich schweren Stand haben.“

„Ich glaube kaum,“ erwiderte dieser und griff nach seinem Hute. „Wer solche Beweise in der Tasche hat, wie ich, braucht eine Rechtfertigung nicht zu scheuen.“

In der Hausflur rannte Holm heftig mit dem Stadtschreiber zusammen, der ihn eben aufsuchen wollte. Helschwert machte eine wahre Jammermiene. „Herr Doktor!“ rief er keuchend und focht dabei voll Verzweiflung mit den Händen in der Luft herum, „Herr Doktor, was haben wir Ihnen gethan, daß Sie uns unglücklich machten mit Ihrer Novelle?“ Mich, die Frau Baronin, Herrn von Schallert, meine Kathrine — uns Alle haben Sie in's Elend gestürzt. Die Frau Baronin ist fort, Herr von Schallert soll fort; ich werde nicht Marktscheider, kriege nicht die Kathrine! Was haben wir Ihnen gethan, Herr Doktor? Warum — —“

Zum Glück ging ihm hier der Athem aus und Holm kam endlich zum Wort. Er sagte ihm, daß nur ein Irrthum vorgefallen sei und er eben zum Bürgermeister wolle, um ihm Alles aufzuklären. „Irrthum?“ fing Helschwert wieder an. „Und der junge Herr hat mir aufgepaßt und eine Maulschelle gegeben, und der Herr Bürgermeister hat mich einen Schurken genannt! Das soll ein Irrthum sein? Und ich verliere die Marktscheiderstelle, und die Kathrine und —“

„Halten Sie mich nicht auf!“ unterbrach ihn Holm ärgerlich. „Ich will mit dem Bürgermeister reden und verspreche Ihnen Alles wieder gut zu machen.“ Diese Zusicherung schien den Stadtschreiber zu beruhigen, er begleitete Holm nach dem Rathhause und bestürmte ihn auf dem Wege dahin mit Bit-

ten, die Ungnade des schwer erzürnten Stadtoberhaupts von ihm abzuwenden.

Als Holm bei dem Bürgermeister eintrat, las dieser eben in dem ominösen Novellenblatte. Er legte es sogleich aus der Hand, bot ihm mit kalter Höflichkeit einen Stuhl und fragte dann ohne Umschweife, ob er dem Stadtschreiber wirklich eine von ihm verfaßte Novelle übergeben hätte.

Als der Doktor hierauf ganz ruhig eine bejahende Antwort gab, flog über das Gesicht des Bürgermeisters eine leichte Röthe. „Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, Herr Doktor," sagte er, mühsam seine Aufregung mäßigend, „daß ich die Ehre habe, mich zu den Freunden der Frau Baronin Steinberg zu zählen, welche sich durch Ihre Novelle beleidigt fühlt, und voll Entrüstung gestern von hier abgereist ist. Ich bitte mir nun zu sagen, ob Sie die Absicht hatten, die Frau Baronin mit dieser Erzählung zu kränken, oder vielleicht nur ein unliebsames Mißverständniß zu Grunde liegt?"

„Keines von Beiden, Herr Bürgermeister," entgegnete Holm. „Mit einer bloßen Kränkung der Gerichtsräthin wäre mir nicht gedient gewesen, meine Novelle hatte einen viel ernsteren Zweck, welchen ich auch vollkommen erreichte."

„Und dieser Zweck, Herr Doktor, war?" fragte der Bürgermeister trocken.

„Einen theuern Freund zu rächen, und eine gewissenlose Kokette der verdienten, öffentlichen Verachtung preiszugeben."

Der Bürgermeister sprang wüthend auf. „Herr!" rief er aus, „Herr, wie können Sie wagen, sich in meiner Gegenwart solcher Ausdrücke über die Frau Baronin zu bedienen?"

Holm nahm jedoch diesen Anprall vollkommen gleichgiltig hin. „Ich bin bereit, was ich so eben sagte, vor Jedermann zu wiederholen," entgegnete er ruhig, „wie ich auch im Stande bin, jedes W rt davon zu vertreten. Ein Weib, das einem Manne, dem es seine ganze Existenz verdankt, erst Liebe heuchelt, und, nachdem ihr dieser seine ganze Habe geopfert, ihn mit Spott und Hohn verläßt, ein solches Weib verdient keinen andern Namen als den einer ehrlosen Kokette."

Der Bürgermeister trat mit unwilligem Erstaunen zurück. „Herr Doktor, ich begreife nicht, auf wen Ihre Worte sich beziehen sollen," sagte er; „die Frau Baronin von Steinberg stammt aus einem sehr wohlhabenden Hause und hat gewiß nicht nöthig gehabt, zur Sicherung ihrer Lebensstellung jemand um seine Habe zu bringen."

Holm zuckte die Achseln. „Ihre Verwunderung läßt mich ahnen, daß auch Sie getäuscht wurden," entgegnete er. „Leontine Recke mag vielleicht im Wohlstand erzogen worden sein, später aber waren ihre Verhältnisse nichts weniger als glänzend. Ihr Vater mußte nämlich im Jahr 1849 eines politischen Vergehens wegen in die Schweiz flüchten, und erhielt nach langem Warten endlich dort eine kleine Bedienstung; aber sein Einkommen war so gering, daß die Tochter selbst für ihren Unterhalt sorgen mußte. Ja, Herr Bürgermeister: Leontine arbeitete für Taglohn bei einer Modistin und wäre gewiß nie eine gefeierte Sängerin oder Freiin von Steinberg geworden, hätte sie nicht einen leichtgläubigen Gönner gefunden, der für ihre Ausbildung sorgte."

Der ernste, sichere Ton, mit welchem der Doktor gesprochen, schien dem Bürgermeister zu imponiren; er war in seiner hohen Meinung von der Gerichtsräthin bereits etwas wankend geworden. Er suchte zwar seine Unentschiedenheit vor Holm zu verbergen, fuhr aber doch nicht mehr zornig auf wie kurz zuvor. „Was Sie da sagen, Herr Doktor," antwortete er, „klingt so unwahrscheinlich und widerspricht den Mittheilungen des Herrn Kreishauptmanns in einer Weise, daß — —"

„Sie meinen Worten unmöglich Glauben schenken können," fiel Holm ruhig ein. „Ich habe das wohl voraussehen müssen. Aber Sie vergessen, Herr Bürgermeister, daß ich gleich im Anfang erklärte, meine Anschuldigungen überall vertreten zu können." Er zog dabei einige Briefe aus der Tasche und reichte ihm einen davon, während er die übrigen auf den Tisch niederlegte. „Dieses Schreiben," sagte er, „in welchem Leontine ihren edelmüthigen Beschützer voll Demuth anfleht, sie nicht zu verlassen, dürfte Ihnen beweisen, daß sie bei dem Tode ihres Vaters in sehr bedrängter Lage war."

Zögernd griff der Bürgermeister nach dem Briefe und ein Ausruf der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen, da er die Schriftzüge der Baronin erkannte. Als er gelesen, wendete er das Blatt und sah nochmals nach der Adresse. „Friedrich Winzer?" wiederholte er laut; „dieser Herr ist also jener Freund, den Sie rächen wollten, wie Sie vorhin sagten?"

„Ja, Herr Bürgermeister," entgegnete Holm bewegt. „Winzer ist mein liebster Freund — gewesen! Er hat seine Aufopferung für dieses herzlose, gefallsüchtige Weib vor zwei Jahren mit dem Leben bezahlt. — Winzer war frühe verwaist," fuhr er fort, als er bemerkte, daß der Bürgermeister voll Spannung aufhorchte. „Sein Vormund war ein Freund meines Vaters; so wurden wir schon als Kinder bekannt und haben immer treu zu einander gehalten. Bei seiner Großjährigkeit bat er den Vormund, die Verwaltung seines Gutes noch zu behalten, da er eine längere Vergnügungsreise antreten wollte, bevor er sich ganz seinem Stande, dem Lehrfache, widmete. Ein düsteres Verhängniß führte ihn nach der Schweiz und in die Nähe Leontinens. Sie wußte ihn so zu fesseln, daß er ihr zu Liebe seinen Plan änderte und sich unweit Zürich, wo er eine Lehrkanzel zu erlangen hoffte, ankaufen wollte. So schrieb er wenigstens dem Vormund und bat ihn, seine Besitzung zu veräußern; der aber ahnte nichts Gutes und rieth in der wohlmeinendsten Absicht davon ab. ‚Winzer möge selbst kommen, wenn er seine Grundstücke los schlagen wolle,' antwortete er ihm, ‚er habe zwar aufgehört, sein Vormund zu sein und könne ihn nicht daran hindern, wolle aber für seine Person nichts damit zu schaffen haben.' Vierzehn Tage darauf traf Winzer bei uns ein, fest entschlossen, sein Erbe zu veräußern, und es würde auch damals schon dazu gekommen seyn, wäre nicht Leontinens Vater plötzlich am Schlagfluß gestorben. Der Brief, in welchem sie ihm die Trauernachricht mittheilte — es ist derselbe, den der Herr Bürgermeister eben

gelesen haben — enthielt die dringende Bitte, sich ihrer anzunehmen. Winzer reiste sogleich ab, nachdem er sich wieder mit dem Vormund ausgesöhnt hatte. Den Verkauf seines Grundbesitzes gab er auf, weil er Leontinen nun bewegen wollte, ihm nach seiner Heimath zu folgen. Aber diese wußte bereits, welche Macht sie über Winzer hatte und verstand ihren Einfluß trefflich auszubeuten."

„Von der Natur mit einer herrlichen Stimme begabt, war es von Jugend auf ihr Wunsch gewesen, Opernsängerin zu werden; sie war auch etwa zwei Jahre schon im Gesange unterrichtet worden, und nur die Flucht des Vaters hatte die Erfüllung ihres Wunsches vereitelt. Jetzt schöpfte sie neue Hoffnung, denn Winzer war wohlhabend, also leicht im Stande, die Kosten für ihre Ausbildung zu bestreiten. Doch wider ihr Erwarten willigte er nicht so schnell ein, als sie gedacht, bis sie endlich den letzten Trumpf ausspielte und ihm Herz und Hand nur am Tage ihres ersten Bühnenerfolges zusicherte. Da gab er nach, ungern zwar, aber dennoch."

Der Doktor hielt einige Augenblicke inne, und strich sich mit der Hand über die Stirne.

„Was nun kommt, Herr Bürgermeister," fuhr er dann fort, „läßt sich mit wenigen Worten sagen. Winzer war der Sklave dieses Weibes und stürzte sich, mit wilder Begeisterung für sie, blindlings in sein Verderben. Von Zürich führte er sie nach Mailand, von dort nach Paris, und seine wenigen Briefe waren voll Jubel über die Erfolge seiner Braut. So ging es fort, bis Leontine ihren Kontrakt als Koloratursängerin unterzeichnete und ihrem Wohlthäter, dem Manne, der sie glühend liebte, dem sie Alles verdankte was sie war und je werden konnte, rund erklärte, daß sie sich anders besonnen, und jetzt nicht mehr daran denke, sich mit ihm zu vermählen!"

„Unerhört!" rief der Bürgermeister aus. „Das wagte sie ihm in's Gesicht zu sagen?"

Holm lachte heiser auf. „O, das ist noch nichts," antwortete er, „es kommt noch viel besser. Winzer konnte sich gar nicht in den Gedanken finden sich von ihr zu trennen; er blieb und hoffte noch immer sie zu gewinnen, bis sie ihn so geringschätzend behandelte, daß er endlich doch einsehen mußte, wie verhaßt ihr seine Nähe war. Da verließ er sie; — an Geist und Herz gebrochen, gleichgültig gegen Alles was ihn umgab, kehrte er zurück. Die Kreuz- und Querzüge mit Leontinen hatten enorme Summen gekostet, seine Besitzung war tief verschuldet, an ein Erhalten nicht mehr zu denken; — er vernahm diesen Stand seiner Angelegenheiten mit solcher Theilnahmslosigkeit, als ob ihn das gar nichts anginge. Zum Glück noch fand sich ein Landwirth, der schon lange ein Auge auf die schönen Grundstücke hatte, und einen guten Kaufpreis zahlte. So wurden die Gläubiger befriedigt, und selbst noch ein kleiner Rest für Winzer erübrigt. Außerdem blieb ihm noch ein kleines Haus in der Stadt, welches sein Vater dem Waisenhause vermacht hatte, und von dem er lebenslänglich den Nutzgenuß beziehen sollte. Dort wohnte er und ernährte sich, er, der ehemalige reiche Erbe, mit Stundengeben. Sein Auskommen fand er dabei allerdings, und wäre nur der unvertilgbare Gram in seiner Brust nicht gewesen, so hätte er auch ein recht zufriedenes Leben führen können. So aber raubte ihm jeder Gedanke nach rückwärts seine Ruhe, denn es gab beinahe keine Stunde, in welcher er sich nicht an Leontinen erinnerte. Und werden Sie es glauben, Herr Bürgermeister, daß er noch immer an ihrer Treulosigkeit zweifelte, sich eines Tages hinsetzte, ihr in einem rührenden Briefe seine Lage schilderte und sie nochmals an ihr gegebenes Wort erinnerte? So unglaublich das scheint, es geschah und die Sehnsucht, mit welcher er ihre Antwort erwartete, ist ebenso wenig zu schildern, als sein wilder Schmerz, da sie ihm voll Spott und Hohn zurückschrieb."

Holm nahm bei den letzten Worten einen zweiten Brief vom Tische. „Sie haben Leontinens erstes Schreiben an Winzer gelesen, Herr Bürgermeister," fuhr er fort; „hier ist ihr letztes, ein wahres Muster von Herzlosigkeit. Sie erklärt ihm darin ganz naiv, daß sie nur einem Manne, der Mittel hätte, ihr eine glänzende Zukunft zu bieten, ihre Hand reichen würde."

Der Bürgermeister überflog hastig den Brief und warf ihn dann heftig von sich. „Infam!" rief er voll Entrüstung aus. „Wie kann ein Weib nur so herzlos seyn! Und dieser schändliche Undank brachte Ihren armen, betrogenen Freund unter die Erde?"

„Damals noch nicht, Herr Bürgermeister," entgegnete der Doktor. „Leontinens Brief erschütterte ihn zwar und war jedenfalls ein Nagel mehr zu seinem Sarge; er hätte aber gewiß noch einige Jahre länger seinen Gram ertragen, hätte nicht ein unglückseliger Zufall sie in seine Nähe geführt. Ungefähr ein halbes Jahr darauf brachte nämlich eine der Theaterzeitungen die Nachricht von der Verlobung Leontinens mit dem Freiherrn von Steinberg. Der Gerichtsrath hatte sie in Marienbad kennen gelernt, mit schwerem Gelde ihren Kontrakt gelöst und kam bald darauf mit seiner Gattin nach D. Baron Steinberg war allerdings der Mann der ihr eine „glänzende" Zukunft bieten konnte, er führte selbst gerne ein großes Haus; — der Glanz aber, den seine Frau entfaltete, kam ihm theuer zu stehen. Da gab's Soireen, Bälle, Konzerte, glänzende Tafeln, Alles in Hülle und Fülle. Da wurde gejubelt, gespielt, gezecht und gelacht um die Wette, und dabei dem überzärtlichen Gemahl von der liebenswürdigen Gattin manches sehr unzarte Horn aufgesetzt. Die galanten Abenteuer Leontinens waren in D. ziemlich bekannt. Wohl mag, wie es in solchen Fällen immer geschieht, das Gerücht dabei manches übertrieben haben; daß die Frau Räthin aber mit zwei Herren in einem sehr intimen Verhältniß stand, davon habe ich Beweise. Mit Einem, dem Rittmeister Sternau, traf ich sie einst selbst in einem traulichem tête-à-tête; der andere, Stabsarzt Dr. Buchholz, wohnte bei meiner Tante, und war mir gut bekannt. Er hatte sich einige Monate vor seiner Versetzung aus D. mit der schönen Dame zertragen, wodurch ich manchen pikanten Zug aus ihrem Leben erfuhr. Ein Zufall brachte mich auch in Besitz von zwei zärtlichen Briefen, welche Buchholz bei seiner Abreise in der Lade eines meiner Tante gehö-

rigen Tisches vergaß. Dieser Fund war mir sehr erwünscht, weil ich dadurch einen Beweis mehr in die Hand bekam, und schon damals meinen Racheplan entworfen hatte."

„Schon damals?" fragte der Bürgermeister. „Aber weshalb verschoben Sie dann die Ausführung auf eine spätere Zeit?"

„Ich mußte, Herr Bürgermeister," erwiderte Holm. „So lange der unglückliche Winzer lebte, durfte ich nichts unternehmen; eine Kränkung Leontinens hätte ihn fast noch schwerer getroffen als sie selbst. Erst nach seinem Tode konnte ich mein Vorhaben ausführen, aber ehe ich noch mit meiner Novelle fertig war, machte eine, wenigstens zu jener Zeit noch unvorhergesehene Katastrophe meine Bemühung unnütz. Ich sagte es schon, der Gerichtsrath mußte die Glanzsucht seiner Frau schwer büßen; — er sah sich nach kaum vier Jahren am Bettelstab. Traf ihn bei dieser Entdeckung vor Entsetzen der Schlag, oder nahm er Gift — genug er starb, und wie man in D. meinte, gerade zu rechter Zeit. Die eben nicht sehr trauernde Wittwe aber reiste, oder besser gesagt, flüchtete noch am Begräbnißtage aus der Stadt, nachdem ihr ein Verehrer, der Opernsänger Treuwitz, ein Reisegeld von 300 Thalern verschaffte. Das war jedenfalls gewagt von ihm, da er für sie bürgen mußte, und die Gerichtsräthin, wie sich später herausstellte, einen falschen Aufenthaltsort angab. Ich habe darum sogleich, als ich hier zu meiner Ueberraschung wieder mit ihr zusammentraf, Treuwitz davon verständigt, und zu meinem größten Erstaunen hat die Baronin ihn auch auf sein wiederholtes Mahnschreiben vor etwa 14 Tagen befriedigt."

„Wie? Vor vierzehn Tagen?" fragte der Bürgermeister rasch.

„Ja," entgegnete Holm, „ich möchte nur wissen, wer in Findelheim die liebenswürdige Dame vor dem Eclat, womit Treuwitz drohte, gerettet haben mag. Sollte vielleicht gar" — —

Er sah den Bürgermeister fragend an; dieser nickte ihm zu.

„Ich", sagte er, „ich selbst! Doch lassen wir das, ich kann mir Glück wünschen noch so leicht davon gekommen zu seyn. Und das danke ich Ihnen allein, Herr Doktor. Aber, warum haben Sie denn die Novelle, wie es doch zuerst Ihre Absicht war, nicht unter Ihrem eigenen Namen erscheinen lassen?"

„Ein eigenthümlicher Zufall bestimmte mich, wie man zu sagen pflegt, zwei Würfe mit Einem Steine zu machen," entgegnete Holm etwas verlegen und erzählte dann Fechners Verhältniß zu seiner Cousine und die durch Schallerts zudringliches Benehmen herbeigeführten Verdrießlichkeiten.

„Ich wußte," fuhr er fort, „daß Mathilde Herrn Schallert nur seiner scheinbaren Genialität wegen interessant fand, und bei einer Enttäuschung dieses Interesse sogleich schwinden würde. Wollte ich das aber erreichen, so mußte ich mir Beweise verschaffen, denn meine bloßen Versicherungen, daß die unter seinem Namen erscheinenden Aufsätze eigentlich nicht von ihm herrührten, hätte die Cousine gewiß für Verleumdungen angesehen. Da ich aber nicht erwarten durfte, daß Helschwert gegen Ihren Herrn Neffen auftreten und meine Worte bestätigen würde, so blieb mir nichts übrig als — —"

„Das Manuskript dem Stadtschreiber unterzuschieben," fiel der Bürgermeister ein, „und so meinem Neffen ein entschiedenes Dementi zu geben."

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung," entgegnete Holm, „wenn ich Sie vielleicht dadurch beleidigt habe, Herr Bürgermeister."

„Mich?" fragte dieser lächelnd. „Nicht im Geringsten; Ludwig hat die ihm zu Theil gewordene Demüthigung ganz verdient, und ich will hoffen, daß er daraus eine gute Lehre ziehen wird." Dann trat er auf Holm zu und reichte ihm die Hand: „Herr!" sagte er warm, „Herr, Sie haben mir einen Dienst erwiesen, den ich Ihnen wohl nie vergelten kann! Ich war auf dem besten Wege eine Thorheit zu begehen, und nur Ihre Dazwischenkunft hat mich gerettet. Dafür stehe ich tief in Ihrer Schuld, und wollen Sie mir eine rechte Herzensfreude machen, so bieten Sie mir bald Gelegenheit Ihnen in irgend einer Weise dienen zu können."

Holm drückte herzlich die dargebotene Hand.

„Ihre Güte, Herr Bürgermeister, ermuthigt mich zu einer Bitte," entgegnete er. „Der Stadtschreiber hat sich durch mich Ihren Unwillen zugezogen in einem Augenblicke, wo er um die erledigte Marktscheiderstelle einkommen wollte. Darf ich also eine Bitte wagen, so lassen Sie, Herr Bürgermeister, es den armen Menschen nicht entgelten, daß er, blos um sich die Protektion Ihres Herrn Neffen zu sichern, unbewußt Anlaß zu Verdrießlichkeiten gab." Der Bürgermeister runzelte die Stirne.

„Das ist nichts," sagte er, „Helschwert verdient die Stelle nicht. Er hat Ihre Novelle bei meinem Neffen für seine eigene Arbeit ausgegeben, und solche Winkelzüge sind mir von Grund aus verhaßt."

„Aber er hat dadurch zugleich auch meine Absicht gefördert, Herr Bürgermeister," versetzte Holm; „und ich müßte mir daher immer den Vorwurf machen, sein Glück zerstört zu haben, da er nur auf diese Stelle wartet, um zu heirathen."

„Man hat mir das gesagt," erwiderte der Bürgermeister, von der Beharrlichkeit Holms schon halb besiegt. „Ich würde auch darauf Rücksicht nehmen, denn Helschwert ist nicht ungeschickt und überall zu brauchen; aber — er ergibt sich manchmal dem Trunke und verdient darum den Posten nicht. Uebrigens hängt die Verleihung der Marktscheiderstelle nicht von mir allein ab; Sie wissen selbst, Herr Doktor, daß bei Anstellungen nur Stimmenmehrheit im Stadtrathe entscheidet."

„So bitte ich, wenigstens nicht gegen ihn zu notiren," fiel Holm rasch ein. „Die Stimmen der Herrn Stadträthe werden ihm nicht entgehen, sobald es bekannt ist, daß Herr Bürgermeister nicht dagegen sind, und für das Bekanntwerden will ich schon sorgen."

„Ei, ei! wie aufrichtig mein Lieber!" erwiderte der Bürgermeister lächelnd; „Helschwert kann von Glück sagen, kaum einen Protektor verloren und schon einen noch einflußreicheren gewonnen! — Nun es soll mich freuen, wenn er durchdringt; ich verspreche Ihnen also gewiß nicht gegen ihn zu stimmen."

* * *

Noch denselben Nachmittag hatte Holm Gelegenheit zu sehen, wie sehr sich Schallert, der „schändlich getäuschte Dichter," gedemüthigt fühlte. Holm hatte nämlich Onkel und Cousine eingeladen, Fechner zu besuchen und dann zusammen einen Spazlergang zu machen. Mathilde war gleich dabei, auch der Steuer-Inspektor willigte ein, und so wanderten alle drei unter fröhlichem Geplauder nach der Fabrik hinaus um den Buchhalter abzuholen. Als sie mit diesem aus dem Fabrikgebäude traten, begegnete ihnen Schallert. Er wurde über und über roth, grüßte verlegen, wich dann seitwärts aus und machte sich eilig aus dem Staube. Mathilde und Fechner sahen sich verwundert an, der Steuer-Inspektor hatte aber von der Abreise der Gerichtsräthin und den folgenden Auftritten etwas gehört und fragte nun seinen Neffen ob er wüßte, was das zu bedeuten habe? Holm klärte ihn mit wenig Worten über Alles auf. Er that es in so scherzhaftem Ton, daß sich Fechner und sein Onkel fast vor Lachen ausschütten wollten, und selbst Mathilde sich manchmal eines Lächelns nicht erwehren konnte. Die sarkastischen Bemerkungen des Cousins über die Manie ihres eifrigen Verehrers ärgerten sie zwar, doch trug sie ihm nichts nach. Denn als Holm etwas mit ihm zurückblieb und sie leise fragte, ob sie auf ihn böse sey, schüttelte sie leicht den Kopf und drohte ihm lächelnd mit dem Finger; Holm hatte es errathen: von jetzt an war ihr Schallert noch viel weniger als gleichgiltig.

Fechner konnte seine Freude über die moralische Niederlage seines Nebenbuhlers nicht verbergen. Nur der Stadtschreiber that ihm leid, und er äußerte die Besorgniß, daß ihn der Zorn des Bürgermeisters um die gehoffte Anstellung bringen würde. Als Trost theilte ihm Holm die Versicherung desselben mit. „Ich habe unter den Stadträthen mehrere Bekannte," setzte er hinzu; „und werde mich überall für Helschwert verwenden, denn ich bin schuldig, ihn für die ausgestandene Angst zu entschädigen."

Er führte auch diesen Vorsatz aus. Holm war seiner Heiterkeit und Freundlichkeit wegen an allen Orten gerne gesehen, und daß es ihm gelang, den Neffen des Bürgermeisters zu beschämen, machte ihn erst recht beliebt. So widerstand niemand seinen Bitten, und der Stadtschreiber wurde in der Sitzung einstimmig zum Marktscheider erwählt.

Wer das Glück hat, führt die Braut heim, das machte auch der neue Marktscheider mit seiner Kathrine, welche er an demselben Tage heirathete, wo Fechner mit Mathilden getraut wurde. Er hatte aber vor der Hochzeit dem Schwiegervater versprechen müssen, seinen übergroßen Durst zu bezwingen. Ob er dieses Versprechen gehalten, können wir nicht sagen. Ein bescheidener Zweifel scheint uns jedoch gegründet, denn man lobte allgemein das resolute Wesen des neuen Marktscheiders, und wir haben von ihm selbst gehört, wo er sich sonst die Courage zu holen pflegte.

Am übelsten erging es Schallert; der Bürgermeister war unerbittlich, — er mußte fort. Nur so viel that er noch für seinen Neffen, daß er ihm einen Platz im Comptoir eines entfernten Geschäftsfreundes verschaffte. So reiste denn der „schändlich getäuschte Dichter" schon einige Tage nach dem Erscheinen seiner letzten Novelle in aller Stille nach dem neuen Bestimmungsorte ab. Der „Poeterei" scheint er nach seiner Enttäuschung für immer Valet gesagt zu haben; denn der Name Louis Chaierte ist uns seitdem im „Novellenblatte" nicht mehr zu Gesichte gekommen.

Die Gerichtsräthin war lange wie verschollen. Endlich brachten russische Blätter Nachricht von den Erfolgen einer aus „Italien angekommenen" Sängerin Namens Leontine Leo. — Leontine Leo war Niemand anderes, als die Wittwe des Gerichtsrathes Freiherrn von Steinberg.

Das Pariser Kaffeehaus.

Eine Skizze, von W. Fr.

Ein sonniger Oktobermorgen lacht auf Paris herab. Ich habe mein Frühstück eingenommen, Trauben verspeist und hinterher Käse, und mein Möglichstes gethan, um mir einzubilden (wie die Franzosen es behaupten), diese Mischung verursache ungefähr dasselbe Vergnügen, wie wenn man die schmollenden Lippen einer hübschen Frau küsse, — was jedoch meines Bedünkens ein himmelweiter Unterschied ist.

Wenn man in Paris sein Dejeuner eingenommen hat und gerade nichts besseres zu thun weiß, so geht man in's Kaffeehaus, um eine Tasse schwarzen Kaffee nebst einem petit verre, d. h. einem Gläschen Liqueur, Cognac oder Kirschwasser zu nehmen und eine Cigarre zu rauchen. Mein Weg führt mich in das Café de l'Europe, nach dessen Firma ich gar nicht zu sehen brauche, obschon sie in großen goldenen Buchstaben über der Thüre prangt, denn jener alte Herr in Filzhut, hohen „Vatermördern" und kurzen Kniehosen, welcher seinen Kaffee an einem der kleinen Tische vor dem Eingang schlürft, verbürgt mir zur Genüge, daß ich meinen Weg nicht verfehlt habe. Ich weiß nämlich, daß er niemals ein anderes Etablissement besucht, daß er vielleicht seit vierzig Jahren seinen Kaffee an keinem andern Orte getrunken hat, und bin nahezu geneigt zu glauben, er schlafe vielleicht sogar unter einer der gepolsterten Bänke dieses Café, denn vom frühen Morgen bis zum späten Abend ist dieses pariser Original als unvermeidlicher Stammgast außerhalb oder binnen der glänzenden Säle des Café de l'Europe zu bemerken. Schlürft er nicht seinen Kaffee zu einer Cigarre, so trinkt er seinen Schoppen Bier und schmaucht dazu aus einer Meerschaumpfeife; spielt er nicht Domino, oder Brett, oder Damenbrett, oder Schach, so wird seine Aufmerksamkeit durch eine Parthie Piquet oder Ecarté in Anspruch genommen. Findet man ihn irgend je einmal mit keinem von all' diesen Dingen beschäftigt, so sieht man ihn ingrimmig an seinem weißen Schnurrbart nagen, wie einen Löwen in seinem Lager.

Ich trete in's Café, der dienstfertige Garçon erkundigt sich nach meinen Befehlen und bald erscheinen auf einem silberplattirten Präsentirteller die Tasse und ein Fläschchen mit

Cognac. „Versez (eingeschenkt)!“ ruft jener, und nun erscheint der Kellner Nr. 2 mit der Kaffeekanne in der Hand und schenkt mir mein gutes Maß ein, daß die Tasse beinahe überfließt. Mittlerweile habe ich mich auf dem mit rothem Plüsch gepolsterten Sitze niedergelassen, meine Cigarre angezündet und einen kleinen Schluck Kaffee geschlürft, gerade hinreichend um dem Tabak den rechten Geschmack zu geben, und nun schaue ich mich um.

Hier umschwirrt mich eine Ausstellung der seltsamsten Menschenkinder, welche dem Blicke des Menschenkenners und Physiologen ebenso reiche Beschäftigung geben, wie der Einbildungskraft des Dichters und der Beobachtungsgabe des bildenden Künstlers. Ich rede mir ein, daß ich diese Leute alle kenne und unterscheiden kann, denn was wäre die Muse werth, besäße sie nicht die Kunst, einen Schneidermeister von einem ehemaligen Obersten der Kaisergarde zu unterscheiden, ob auch ihre Röcke vom gleichen Schnitte und ihre Hüte auf der einen Seite genau unter demselben Winkel aufgeschlagen seyen? Von welchem Werth wäre das Ahnungsvermögen oder zweite Gesicht der Muse, vermöchte sie nicht den leichten Paletot von blauem Tuche bei dem mir gegenüber sitzenden Herrn zu durchschauen und in dessen beiden Brusttaschen die Musterfläschchen mit weißem und rothem Wein nebst den Circulären „unseres Hauses“ zu entdecken und zu ermitteln, daß er ein Weinreisender aus Bordeaux ist? In der That, die Muse kennt alle diese Dinge, und so vermag ich denn, soweit es der Raum gestattet, meinen freundlichen Lesern die ganze Gesellschaft zu schildern.

Beginnen wir sogleich mit der Gruppe am nächsten Tische. Diese Herren in weiten rothen Beinkleidern, blauen Ueberröcken mit Epauletten und Decorationen, mit kurz verschorenen Haaren, mit Schnurr- und Knebelbärten ꝛc. sind Offiziere vom 555. Linien-Regiment. Zu dieser Beobachtung gehört freilich kein großer Scharfsinn, denn diese Zahl steht ja auf ihren Tschakos und Knöpfen. Ein famoses Corps, dieses 555. Regiment, das in mancher heißen Schlacht mit seinem gewaltigen Bajonnetangriff den Ausschlag gegeben hat. Jener eisengraue Mann mit der Narbe auf der Stirn, welcher sich in eine solche Aufregung hineingeredet hat, nennt einen Namen, welcher alle elektrisirt — Solferino. Ha, das 555. war mit bei Solferino, und jenem Manne hat dabei ein österreichischer Husarensäbel die Wunde über die Stirne gezogen. „Plom, plom, pouf!“ sagt er und will damit zu verstehen geben, daß ihm auf einen Moment Sterne vor den Augen flimmerten, dann Blut in die Augen lief, ein Schuß dicht vor ihm knallte und er bewußtlos zusammenbrach — eine sehr unangenehme Situation allerdings. Und jener dunkelhäutige Herr mit dem Kahlkopf und dem dünnen stacheligen Schnurrbart, dessen ausgewichste Enden wie zwei Rattenschwänze anzusehen sind, ist mir auch nicht fremd. Er war der Offizier, dem der Kaiser, als er sich und seinen Stab von dem Angriff einer österreichischen Grenadier-Kolonne hart bedroht sah, zurief: „Capitaine, enlevez-moi ça!“ worauf binnen fünf Minuten die Oesterreicher in aufgelösten Gliedern den Hügel hinabgeworfen wurden, dicht gefolgt von den tapferen Fünfundfünfzigern. Die Belohnung für diese That, auf welche er so stolz ist, war jenes hochrothe Bändchen in seinem Knopfloch. Der jüngere Offizier mit den blitzenden schwarzen Augen, hübschen Zügen und dem dunklen Flaum auf der Oberlippe, bekam die goldene Denkmünze auf seiner Brust auch nicht umsonst, denn als Jeanette, die hübsche kecke Marketenderin, auf dem Schlachtfeld von Magenta verwundet zusammenbrach, da stürzte der Unterlieutenant Jean-Jacques Dubois im dichtesten Kugelhagel und der ganzen Feuerlinie einer österreichischen Batterie entlang, vorwärts, um das arme Mädchen aus der Gefechtslinie zu tragen; und wie er das hübsche bleiche Mädchen so in seinen Armen trug, erschien er nicht mit Unrecht als ein echter Held.

He, was für ein alter Knabe von wunderlichem Aussehen ist denn jener dort in dem grünen Reitfrack, breitkrämpigem Hut und der blauen Brille? Die Jahre haben sein scharf markirtes Gesicht mit tiefen unangenehmen Runzeln tättowirt, die namentlich um den Mund in reichster Fülle abgelagert sind, und den Mundwinkeln eine entschieden widerliche Krümmung geben. Jetzt blickt er von seinen Débats auf, und oho, mein Freund, nun erkenne ich Dich, denn wir sind einander viele Hundert Wegstunden von hier schon einmal begegnet, nämlich „Fern im Süd', im schönen Spanien,“ wo der Guadalquivir seine gelben Fluthen am Fuße der Giralda hinwälzt. Damals sah ich Dich nicht an einem weißen Marmortischchen, sondern am grünen Tische eines Spielhauses, und hörte in jenen Tagen mancherlei von Dir und Deiner blauen Brille. Du bist ein abgefeimter, durch alle Wasser gewaschener alter Kerl, und ich weiß manchen Ort in Europa, wo Du nicht mehr Deine Habichtsnase zu zeigen wagen dürftest; aber trotz alledem scheinst Du nun Dein Schäfchen im Trockenen und Dich zur Ruhe gesetzt zu haben. Offenbar gedenkst Du nicht mehr Gefahr laufen zu wollen, daß man Dich auf faulen Sprüngen ertappe, wie ehedem, wo Du Deinen Rücken krümmtest und Dir jenes alternde Aussehen gabst, welches die Leute abhielt, Dich nach Verdienst die Treppe hinunter zu werfen. Schellenkönig! Schellenkönig! ich erinnere mich noch des Auftritts, wo Du nahe daran warst, daß man Dir jenes Kartenzeichen auf die Stirne brannte, um Dich auf Lebenszeit zu brandmarken!

Dort in jener Ecke sitzt eine Gesellschaft junger deutscher Kaufmannsdiener, um ein Glas Kaffee zu trinken und eine Thonpfeife zu rauchen, ehe sie wieder in ihre Comptoirs eilen. Sie lassen sich ihren Kaffee in Trinkgläsern serviren und füllen ihn mit Wasser auf, damit er desto länger währe und die ganze Freistunde ausfülle. Es sind sparsame Jungen, diese deutsche Commis, welche man zu ihrer Ausbildung hieher geschickt hat, und die Monate lang gewartet und manchen Thaler verbraucht haben, bis sie endlich eine Stelle gefunden haben, welche ihnen monatlich 200 Franken einträgt, mit denen sie tant soit mal auszureichen versuchen müssen, wenn sie keine Mutterpfennige einzubrocken haben. Sie sind die getreuen, gern gesehenen Arbeitsbüffel der pariser Comptoirs,

denn die Handelsherren wissen sehr gut, daß diese sacrés allemands durch ihren guten Schulsack, geduldigen Fleiß und ihre Anspruchslosigkeit unendlich hoch über den prätentiösen, wenn auch anstelligeren und beweglicheren Franzosen stehen. Aber es sind echte Deutsche bei alle Dem, denn bei ihrem Domino politisiren und kannegießern sie und geben ebenso viele verschiedene idealistische und hirnverbrannte unreife politische Ansichten preis, als sie Köpfe zählen. Nur in Einem Punkt sind sie einig: sie verwünschen Bismark und seine Blut- und Eisenpolitik, welche ihre Reihen so sehr durch Einberufungen gelichtet hat und die Schuld trägt, daß sie nach dem jüngsten Kriege hinter so manchem lieben Namen im Stammbuche ein Kreuz machen mußten. Alle sprechen mit rührender Liebe vom deutschen Vaterland und verurtheilen doch unerbittlich und schonungslos dessen Einrichtungen, schimpfen über den selig heimgegangenen deutschen Bund und das zu erwartende Bismark'sche Parlament, und hängen dennoch mit ganzer Seele an dem Lande, wo Lieutenants ungestraft Mädchen entehren und Hausknechte umbringen und junge Grafen französische Köche todtstechen dürfen. So ist aber der Deutsche in allen Welttheilen!

Da sind jene Engländer an dem andern Tische doch wesentlich anders geartet, obschon weder so harmlos noch so artig wie unsere jungen deutschen Landsleute! Auch diese Engländer sind noch Jünglinge, stämmige, kernhafte Gestalten, aber sie haben mehr Würde als Anmuth wie junge Bullen, und wenn sie gleich ebenfalls nur zu ihrer Ausbildung über den Kanal herüber gekommen sind, so geschah es doch nicht, um zu arbeiten und sich durch zweckmäßige Thätigkeit mit Landesart und Sitten und ihren betreffenden Berufsarten vertraut zu machen. Gott behüte! sie sind ja Gentlemen, und für einen Gentleman wäre Lohnarbeit eine Schande! Diese jungen Protzen leben von dem Gelde ihrer Väter, und sind herüber geschickt worden, damit pariser Loretten und Lohndiener und vornehme Abenteurer diese jungen britischen Bären glatt lecken sollen, wodurch ihr innerer Mensch nicht eben sonderlich viel gewinnt. Denn wenn Müssiggang aller Laster Anfang ist, so ist er es doppelt in Paris für wohlhabende junge Leute oder solche, welche dienstfertige Wucherseelen finden. In Einem Punkte sind sie vornweg einig, nämlich daß Großbritannien das vollkommenste, freieste und reichste Land unter der Sonne, die britische Nation die erste der Welt und Frankreich ein Nest der Sklaverei und Polizei, aber Paris ein amusanter Ort sey und Palmerston der größte Staatsmann der Neuzeit gewesen. Weniger einig sind sie darüber, wie sie den Tag verbringen sollen, denn selbst der Fremden-Wegweiser in Galignani's Messenger weiß diesen blasirten Jungen wenig neue Aufregung zu bieten, und während der Eine sich am Abend im Hippodrom oder Cirque Napoleon, der Andere im Gaîté oder Ambigu comique, ein Dritter in der Porte St. Martin amusiren will, gedenkt ein Anderer seine ‚Biche' aus dem Quartier de Bréda zu einer Landparthie einzuladen, ein Vierter hat ein Stelldichein mit einer angeblichen deutschen Baronin im Mabile, und ein Fünfter oder Sechster besinnt sich noch, ob er auf den Ball seines Bankiers oder in den Jardin d'Hiver gehen soll, — lauter Zeitvertreibe, bei denen die Tugend nicht sehr gedeihen soll.

Hollah, was für ein Lärm ist das? Zwei Franzosen streiten sich über ihr Kartenspiel, wie es scheint. „Mais, monsieur, excusez etc." — „Non, monsieur, pas-du-tout etc." — „Je vous dis etc." — „Ce n'est pas vrai etc." — „Je joue le roi etc." — „C'est impossible etc." — „Ah, par exemple etc." — „Enfin, monsieur etc." Und das Wortgewitter legt sich allmählig und stirbt endlich zu einer Windstille hin, denn der Eine, welcher am lautesten geschrieen und die Hände am höchsten emporgeschleudert, hat anscheinend seinen mit schwächeren Lungen begabten Gegner überschrieen, und beide beginnen ein neues Spiel, begleitet von unzufriedenem Brummen und Murren von Seiten der überwundenen Parthie.

Aber das Gesumme der Stimmen verliert bemerklich an Stärke, und die Arbeitsbienen unter der Menge schwärmen nach ihren verschiedenen Bienenstöcken zurück. Sechs leere Gläser und eine zerbrochene Thonpfeife sind die einzigen Denkzeichen, welche die jugendlichen Teutonen auf ihrem Platze zurückgelassen haben. Der Kellner reinigt mit seiner Serviette die Stelle, wo vorhin die beiden Franzosen sich über ihre Parthie Piquet gezankt haben. Die Offiziere haben sich mit ihren Degen umgürtet und das Café im Geschwindschritt verlassen. Der alte Bursche im grünen Reitfrack hat irgend einen Streich vor, denn er ist den jungen Engländern beinahe auf dem Fuß gefolgt. Der alte Stammgast mit dem weißen Schnurrbart sitzt allein da und baut einen Thurm aus Dominosteinen. Aber ist denn gar nichts mehr da, was die Aufmerksamkeit des Chronisten fesseln könnte? Ei, meiner Treu, die elegante Dame-du-Comptoir und ihr prachtvoller Zahltisch müssen doch auch ihre Stelle in meiner Schilderung haben. Der letztere ist fast anzuschauen wie die Kanzel in einer englischen Kirche und ist ein Meisterstück von Kunsttischlerei, wundersam anzuschauen als Möbel, wie durch seine Verzierungen und seinen Aufsatz — ein augenfälliger Anziehungspunkt für die Beachtung des Fremden. Eine prächtige Marmorplatte deckt den Obertheil, die Seiten sind reichgeschmückt mit Holzschnitzarbeit, Malerei und Vergoldung. Wie ein Regiment riesiger Grenadiere stehen die großen Liqueurflaschen auf ihrem silbernen Präsentirbrett dem kleineren Behälter für Cognac auf einem gleich eleganten Gestell gegenüber; unter dem Schatten der erstern sind die glänzenden Zuckerschalen in prunkender Fronte aufgestellt, gegenüber den funkelnden Cigarrenbehältern, und das Ganze überragen zwei gewaltige silberplattirte Urnen, geheizt von vielen Dutzenden sprühender kleiner Gasflammen. In die eine Urne werden die Löffel gestellt, deren Stiele den Rand überragend wesentlich zum Glanze der Scene beitragen, und tief in den Eingeweiden der anderen liegen die Kupfermünzen, mit welchen die Freigebigkeit der Gäste die Aufmerksamkeit der Kellner belohnt hat. Und was nun Madame oder Mademoiselle anlangt (je nachdem der eine oder der andere Fall auf sie zutrifft), so sitzt sie hinter

dieser funkelnden Masse, zum Embonpoint geneigt, mit dunklen Augen und reichem wohlfrisirtem Haar, bedeckt mit einem Häubchen das so laut verkündet, als nur ein Häubchen es sagen kann, daß wenn der Galan dieser Dame zu Markte geht, er nicht versäumt, ihr den reichsten Vorrath schimmernder blauseidener Bänder einzukaufen, und die elegante seidene Robe der Dame sitzt so vortrefflich, daß sie alle Reize und Vorzüge ihrer üppig gebauten Gestalt in das glänzendste Licht setzt. Und als Folie dieser Schönheit erhebt sich hinter den runden Schultern dieser Dame ein Spiegel von zehn Fuß Höhe auf sechs Fuß Breite und sorgt genugsam dafür, daß auch nicht der kleinste Reiz der Schönen der Beachtung des Beschauers entgeht, und das ist ein nachahmungswürdiges Beispiel, denn wenn die Schönheit eine Augenwaide für die Menschheit ist, warum sollte man sie da nicht womöglich von allen Seiten in das gebührendste Licht stellen?

Das Café zeigt noch eine besondere Eigenthümlichkeit, welche auf eine der charakteristischen Seiten der französischen Nation ein kennzeichnendes Licht wirft. Wohin Du in einem eleganten Café Deine Blicke auch wenden magst, allenthalben begegnet Dein Auge dem angenehmen Spiegelbilde Deines eigenen Ichs. — Spiegelglas hier, Spiegelglas dort, Spiegel auf allen Seiten. Monsieur wird niemals müde, den hübschesten Mann zu betrachten, den sein Auge jemals gesehen hat, und dieser Mann ist natürlich immer der Sohn seines Vaters. Würde ihm nicht die Möglichkeit einer derartigen permanenten Selbstbespiegelung gewährt, so wäre sein Dasein hienieden in der That ein sehr armseliges. Die Kurve seines Schnurrbarts erheischt eine häufige prüfende Betrachtung; jene Schmachtlocke, welche seine Stirne beschattet, muß geflissentlich in ihrer hübschen Lage erhalten werden, — und welches Vergnügen bereitet es ihm vollends gar, jene Augen, seine eigenen schönen Augen, beständig auf sich selbst gerichtet zu sehen! Jene Nase, quelle horreur! könnte gar ein Schmutzflecken auf ihrer Spitze haben, welches die Wirkung ihrer hübschen Verhältnisse gänzlich verderben würde. Hieraus folgt also, daß ein Spiegel für den Franzosen eines der unabweisbarsten Lebensbedürfnisse ist, und daß er an den öffentlichen Orten, welche er in seinen Mußestunden mit besonderer Vorliebe besucht, jenem Bedürfnisse auf die opulenteste Weise entsprochen findet. Und ein Mann, welcher ein Café etablirt und mit dem ganzen praktischen Scharfblick eines auf seinen eigenen Vortheil erpichten und aufmerksamen Weltmannes ausstattet, versteht in der Regel seine Landsleute allzu gut, um ihnen nicht die Mittel zur Befriedigung ihrer vorherrschenden Schwäche, nämlich ihrer Eitelkeit, an die Hand zu geben.

Hein! la belle France, les beaux Français et les belles Françaises! Gibt es auf der ganzen Erde noch eine solche Nation wie sie? Der gallische Hahn schwingt sich auf seinen Misthaufen und kräht: Que non. Seine Männer von Geist, seine Seemänner und Soldaten und vor Allen jene kleinen Bursche, die man in ein theatralisches halb türkisches Kostüm gesteckt und mit dem imposanten Namen der Zuaven belegt hat — sie alle sind unvergleichlich. Habt ihr je einen Vogel von solch prächtigem Gefieder gesehen, wie der gallische Hahn? Nimm meinen Rath, junger Teutone, und glaub mir, daß es keinen schönern gibt. Streiten kannst Du nicht über diesen Punkt; versuche ihn ja nicht, daß er Dich nicht durch Krähen überschreit, denn darin liegt seine wahre Stärke.

Aber meine Tasse ist leer, meine Cigarre in ein Aschenhäufchen verwandelt, — und ist auch mein Stoff noch lange nicht zu Ende, so ist es doch Zeit, von dem freundlichen und nachsichtigen Leser Abschied zu nehmen.

Der Ausmarsch.

Skizze von Ewald August König.

Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus,
Und du, mein Schatz, bleibst hier?
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm,
Kehr' i ein, mein Schatz, bei dir.
Kann i gleich nit alleweil bei dir sein,
Hab' i doch mein' Freud an dir,
Wenn i komm, wenn i komm, wenn i wiederum komm,
Kehr' i ein, mein Schatz, bei dir!

Die Trompeten schmetterten, es lustig in die Morgenfrühe hinaus, und Alles, was von Messing und Stahl an den Uniformen und Pferdegeschirren, das glänzte und blitzte wie eitel Gold und Silber.

Es war am 3. Juni. Das 11. Husarenregiment rückte von Düsseldorf aus. Wohin es marschirte? Die Leute wußten es nicht, sie wußten nur, daß es in den Krieg ging, in einen Krieg, über den der Genius der Menschheit trauernd sein Antlitz verhüllte.

Die Trompeten schmetterten, die Säbel blitzten, die Rosse schnaubten und wieherten, und die blühenden, kräftigen Jünglinge in der schmucken Uniform warfen gar manchen Blick hinauf zu den Fenstern, aus denen, trotz der frühen Stunde, gar viele blaue und braune Aeugelein auf sie niederschauten.

Auch des Geheimraths blondgelocktes Töchterlein blickte mit ihren großen, schönen Augen den Anrückenden entgegen.

„Denk' du nit, wenn i eine Andere seh',
Dann sei mein' Lieb' vorbei;
Sind auch drauß', sind auch drauß' der Mädele viel,
Lieber Schatz, i bleib' dir treu!"

Ob sie es glaubte? Der Trompeter auf dem rechten Flügel warf einen Blick hinauf, als ob er sie versichern wolle, daß es seine Herzensmeinung sey, und daß er für den, bei dem jetzt ihre Gedanken weilten, einstehen wolle bis in alle Ewigkeit.

Die Wangen des Mädchens erglühten; gewiß, der bedeutsame, herzinnige Blick des schmucken Offiziers, der in diesem Augenblick salutirend vorbei ritt und so wehmüthig zu ihr hinaufschaute, trieb ihr diese Gluth in die Wangen.

Vorwärts! Die Hufe stampften das Pflaster, die Säbelscheiden klirrten und rasselten, Mann an Mann eilten sie vorbei, bis eine Staubwolke sie dem Blick entzog und das Schmettern der Trompeten in der Ferne verklang.

„Gott weiß, wann und wie sie zurückkehren," sagte der Geheimrath, der hinter seiner Tochter stand.

Das Mädchen wandte sich um, eine Thräne perlte in ihren Augen. „Gott allein weiß es," erwiderte sie wehmüthig, das schöne Köpschen schüttelnd; „in seinen Willen müssen wir uns ergeben, unser Aller Schicksal liegt ja in seiner Hand."

Ueberrascht, bestürzt blickte der alte Herr seine Tochter an. „Antonie, diese Wehmuth —"

„Lieber Vater, der Abschied ist stets schmerzlich, es thut wehe —"

„Aber, du lieber Himmel, Kind, was kümmern denn Dich die Husaren?" unterbrach der Geheimrath sie mit wachsendem Erstaunen. „Bedauerst Du, daß fortan die schmucken Offiziere Dich nicht mehr umschwärmen werden? Gib Dich zufrieden, wir werden binnen weniger Tage Landwehr-Regimenter hier haben, und unter den Landwehr-Offizieren gibt es ja auch manchen galanten, ritterlichen Herrn!"

Antonie blickte noch immer schmerzlich sinnend hinunter auf die Straße; die Offizier-Gepäckwagen, die Munitions- und Medizinkarren fuhren langsam vorbei.

„Ach, Vater, nicht den Offizieren traure ich nach, sondern ihm, sagte sie tief aufseufzend.

„Ihm?" fragte der Geheimrath bestürzt. „Wem?"

„Ernst."

„Ernst von —"

„Ja, ja, Vater," fuhr Antonie lebhaft fort, „vergib, daß ich es Dir geheim hielt."

Der alte Herr schüttelte mißbilligend sein Haupt. „Also doch!" sagte er vorwurfsvoll. „Ich habe es befürchtet und doch auch wieder nicht geglaubt. Der Herr Lieutenant war stets so aufmerksam, so zuvorkommend, sein Blick ruhte oft, wenn er sich unbewacht glaubte, verstohlen auf Dir, aber ich dachte und hoffte, der junge Herr werde nicht den Muth haben, förmlich um Deine Hand zu werben."

„Du hofftest es?" erwiderte Antonie, und ein stummer, ernster Vorwurf lag in dem Blick, den sie dem Vater zuwarf.

„Ja, ich hoffte es," fuhr der Geheimrath fort. „Mit schönen Illusionen lockt man keinen Hund hinter dem Ofen vor; man muß nüchtern in die Zukunft blicken, und da frage ich Dich, wirst Du gern auf die Hochzeit warten, bis der Herr Lieutenant Rittmeister geworden ist, oder —"

„Vater —"

„Liebes Kind, ich weiß, was Du sagen willst. Die Jugend setzt über solche Hindernisse sich gern hinweg, sie denkt, ihre Träume müßten unfehlbar in Erfüllung gehen."

„Ueber's Jahr, über's Jahr, wenn man Träubele schneid't,
Stell' i hier mich wiederum ein,
Bin i dann, bin i dann dein Schätzele noch,
So soll die Hochzeit sein!"

klang es aus der Ferne leise hinüber.

„Schließe das Fenster, Antonie. Wann hat die Verlobung hinter meinem Rücken stattgefunden?"

„Gestern Abend, Vater."

„Der Herr Lieutenant war hier?"

„Ja."

„Wann?"

„Du warst kaum in die Gesellschaft gegangen."

Der alte Herr schüttelte abermals das Haupt. „Habe ich doch meinen Freunden so oft gerathen, ihre erwachsenen Töchter nicht allein zu Hause zu lassen," sagte er; „jetzt werden sie mir sagen — na, es ist Gott sey Dank noch nicht öffentlich. Du hast ihm Deine Hand zugesagt?"

„Vater, er besaß mein Herz schon, konnte ich da noch die Hand ihm versagen?"

Das Mädchen hatte sich dem alten Herrn genähert, ihre schmale seine Hand ruhte auf seiner Schulter; dem seelenvollen Blick ihrer tiefblauen Augen konnte er nicht widerstehen.

„Du hättest Dich hinter mich stellen sollen, ihm erwidern müssen, von mir hänge es ab," sagte der Geheimrath, einigermaßen verwirrt; „es thut nimmer gut, wenn man so leichtsinnig — bedenke doch die Aussichten und dazu unter diesen Zeitverhältnissen! Er kann im Kriege rasch avanciren, das ist freilich wahr, eben so gut kann ihn auch eine Kugel treffen, und wenn er dann als Invalide heimkehrt, — was dann?"

„Vater, in solchen Augenblicken, wie die jetzigen, blickt das Herz nicht so schwarz und ängstlich in die Zukunft; es vertraut auf Gott und fügt sich geduldig in das Unvermeidliche," erwiderte Antonie ruhig.

Der Geheimrath wanderte, sichtbar erregt, auf und ab. „Liebes Kind, das sind schöne Redensarten," fuhr er achselzuckend fort; „aber ich finde es erklärlich, daß Du zu ihnen Deine Zuflucht nimmst. Du lieber Gott, ich habe ja nichts gegen den Herrn Lieutenant, im Gegentheil, ich lernte ihn als einen charakterfesten, gutherzigen Mann kennen, wenn man nur Hoffnung hätte, daß der Brautstand sich nicht Jahre lang hinausziehen wird! Gesetzt, er kommt zurück, heute oder morgen, in nächster Woche oder nach einem Jahre, wie lange wird's dauern —"

„Bis zur Hochzeit?" fragte Antonie lächelnd.

„Allerdings! Glaubst Du, über diesen Punkt dürfe man so leichtfertig hinweggehen? Bedenke die Caution, die der junge Herr stellen muß —"

„Dafür ist gesorgt."

Der Geheimrath nahm aus seiner silbernen Dose eine Prise und blickte, während er den Deckel niederklopfte, forschend das lächelnde Mädchen an.

„Gesorgt?" fragte er. „Hm — ich möchte gern wissen —"

„Er hat eine sehr reiche Tante."

„Ganz gut, aber die reichen Tanten sind in der Regel zähe —"

„Ernst ist ihr Universalerbe."

„Das heißt, nach ihrem Tode."

„Gestern hat er die Todesnachricht erhalten."

Der Geheimrath zog die Augenbrauen empor, der halb geöffnete Mund verrieth seine Ueberraschung.

„Er hat gestern Abend die Todesnachricht empfangen?" fragte er.

„Ja, ich selbst habe den Brief gelesen," entgegnete Antonie mit bekräftigendem Kopfnicken. „Ernst sagte mir, er würde um meine Hand nicht geworben haben, wenn ihm nicht die Mittel zugefallen wären, durch die er mir eine gesicherte Zukunft verbürgen könne."

„Wie reich schätzt er die Erblasserin?"

„Vierzigtausend Thaler."

„A la bonne heure, das lasse ich mir gefallen. Na, unter solchen Umständen begreife ich, daß Du sofort zugegriffen hast —"

„Vater?"

„Liebes Kind?"

„Denkst Du, ich habe des Geldes wegen —"

„Herz, man muß sich stets vor übereilten Schritten hüten; ein übereilter Schritt wäre es gewesen, hättest Du dein Jawort gegeben, ohne die Bürgschaft zu besitzen, daß —"

„Und wenn er mit leeren Händen gekommen wäre und diese leeren Hände mir hingehalten hätte, ich würde sie nicht zurückgewiesen haben," unterbrach Antonie mit festem Rufe den alten Herrn, der ob dieser Erklärung mißbilligend sein kluges Haupt schüttelte.

„Na, ich denke, wir lassen einstweilen das Thema fallen," sagte er, während er die Schelle in Bewegung setzte. „Hoffen wir, daß Alles ein gutes Ende nimmt und Dein Verlobter bald und mit heiler Haut zurückkehrt. — Lotte, bringen Sie uns das —" Er brach ab.

Der fragende Blick des Geheimraths ruhte nun mit dem Ausdruck der Bestürzung auf den verweinten Augen und verstörten Zügen des Dienstmädchens.

„Ich glaube gar, Ihr Herz zieht auch mit den Husaren fort?" fragte er.

Das Mädchen nickte schweigend.

„Sie hat also auch Ihren Liebhaber verloren? War wohl der blonde Unteroffizier, der so oft Abends vor der Hausthüre patrouillirte?"

Das Mädchen blickte den Fragenden vorwurfsvoll an. „Ich habe mit dem blonden Unteroffizier nie etwas zu schaffen gehabt," erwiderte sie, „mein Liebster ist der Bursche des Herrn Lieutenants, mit welchem das gnädige Fräulein gestern sich verlobt hat."

„Oho!" fuhr der Geheimrath betroffen auf. „Das weiß Sie auch schon? Na, wenn die es weiß, wird es bald die ganze Nachbarschaft wissen; ich bitte mir aus, daß Sie reinen Mund hält, bis es mir gefällt, die Verlobung zu veröffentlichen."

„Der Herr Geheimrath dürfen sich beruhigen," sagte das Mädchen entrüstet; „eine Plaudertasche bin ich nicht, zumal, wenn es sich um ein zartes Verhältniß handelt. Du lieber Gott, mein armer Franz, der nun in den Krieg muß und vielleicht, Gott weiß wo, todtgeschossen wird, hat mich ja auch gebeten, keiner Christenseele unser süßes Geheimniß anzuvertrauen, und ich habe es ihm versprochen und werde mein Versprechen getreulich halten."

„Brrr, das geht wie ein Spinnrädchen," fiel der Geheimrath ihr in die Rede: also Sie hat sich auch noch vor Thoresschluß verlobt?"

„Gestern Abend."

„Sieh da, wie der Herr, so der Knecht. Na, sorge Sie, daß wir das Frühstück bekommen." Der alte Herr ging hinaus.

Mit der edlen Dreistigkeit, welche die Mitwissenschaft eines Geheimnisses erlaubt, näherte Lotte sich dem Fräulein. „Nur nicht verzagen," sagte sie; „die kommen Beide wieder."

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über die Lippen Antoniens. „Das wissen Sie so gewiß?" fragte sie.

„Ich war gestern bei der Wahrsagerin und ließ mir die Karten legen," fuhr das Mädchen flüsternd fort. „Sie hat mir gesagt, ich werde mich sehr bald verloben, mein Geliebter müsse über das Wasser, aber er kehre zurück und dann würde mein Glück nie wieder getrübt werden. Wenn der Franz zurückkehrt, dann kommt auch der Herr Lieutenant wieder, denn der Franz hat noch gestern gesagt, für seinen Lieutenant ließe er sich in Stücke hauen. — Haben Sie nicht gesehen, der Herr Lieutenant trug das Medaillon, welches Sie ihm gestern Abend gegeben haben, vorne auf dem Kollet, ich sah es glänzen. Ach, ich hätte meinem armen Jungen auch so gern mein Bild gegeben, aber er meinte, das sey ja nicht unbedingt nöthig, er trage mein Bild im Herzen und da werde er es stets bewahren. Und da habe ich ihm denn ein kräftiges, saftiges Butterbrod und eine Flasche voll Rum mitgegeben; Thränen wird er weinen, wenn er das Butterbrod ißt und sich meiner dabei erinnert. Ich möchte gar zu gern noch einmal zum Bahnhofe, wenn Sie mir das erlauben wollten, gnädiges Fräulein. —"

„Gewiß," erwiderte Antonie, indem sie sich erhob. „Ich will für das Frühstück sorgen und Sie entschuldigen, wenn Vater fragen sollte."

„Und wenn der Herr Lieutenant mich sieht und anredet?"

„So sagen Sie ihm, mein Vater habe eingewilligt."

Das Mädchen eilte hinaus: Antonie folgte der Magd in die Küche. —

Ueber's Jahr, da ist meine Zeit vorbei,
Da gehör' i mein und dein,
Bin i dann, bin i dann dein Schätzele noch,
Dann soll die Hochzeit sein!

Der Stabstrompeter winkte, die Musik schwieg.

„Schwadron — haaaalt! Fertig zum Absitzen! Abgesessen!"

Die Husaren standen auf dem Bahnhofe. Die Waggons standen bereit, vor ihnen schon die Böcke, welche den Transport der Pferde in die Wagen rasch und leicht vermittelten. Es war ein bunt bewegtes Leben, in welchem es an heiteren und ernsten Scenen nicht fehlte. Hier der bärtige Landwehrmann, der ernst und schweigend sein Roß in den Waggon führte; dort die frischen, blühenden Jünglinge, die, kaum den Knabenschuhen entwachsen, das Feuer der Begeisterung in Blicken und Mienen trugen; hier der Trompeter, dessen Branntweinflasche durch einen unglücklichen Zufall zertrümmert war und der nun mit einem kräftigen Soldatenfluch die Scherben aus der branntweinduftenden Tasche holte; dort der junge

Offizier, der die dünnen Spitzen seines keimenden Schnurrbärtchens vergeblich emporzurichten versuchte und dies mit einer Miene besorgte, als ob er schon in Wien auf dem Prater stehe und sein Roß erwarte, um die Praterfahrt zu eröffnen. Aber es glitt doch ein Schatten von Wehmuth über sein siegesstolzes Antlitz, als plötzlich — und wie es schien, zufällig — seine Hand das Medaillon berührte, welches am Haken der goldenen Uhrkette hing. Er öffnete es und blickte lange das Bild an, — es war das Bild Antoniens, das niedliche Gesicht mit den großen, blauen Augen, dem Stumpfnäschen, der hohen Stirn und den blonden Locken. Er versank in Sinnen.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden!

Ach ja, wenn das Menschenherz nur den Schmerz der Trennung nicht kennte! Thorheit; würde das Band der Liebe so fest und dauernd die Herzen umschlingen, wenn nicht stets die Trennung es zu zerreißen drohte? Der Gedanke, daß wir einst über kurz oder lang von unseren Lieben scheiden müssen, träufelt gar oft einen bitteren Tropfen in den Kelch der Freude, aber er ist auch der Ambos, auf welchem die Bande, welche sich zu lockern drohen, wieder fest geschmiedet werden.

Aus seinem Sinnen weckte den Lieutenant eine ihm wohlbekannte Stimme.

„Aber ich sage Ihnen, Herr Wachtmeister, daß ich eine Bestellung an den Herrn Lieutenant von... habe, Sie werden mir doch erlauben —"

„Was ist's?" fragte der Lieutenant, näher tretend. „Ah, Sie sind's, Lotte? Na, lassen Sie das Mädchen nur ein, Wachtmeister, sie wird nicht lange bleiben. Das gnädige Fräulein schickt Sie?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant," erwiderte das Mädchen, während es den Korb, den es am Arme trug, niedersetzte, „der Herr Geheimrath weiß Alles."

„Himmeldonner —"

„Er hat eingewilligt," beeilte das Mädchen sich, hinzuzufügen, „Sie sollten nur recht bald wiederkommen."

„Auf Ehre?" fragte der junge Herr, über dessen Antlitz ein freudiges Lächeln glitt.

„Das gnädige Fräulein hat es selbst mir gesagt; sie schickt Ihnen noch etwas für den Marsch, zwei Flaschen Bordeaux und eine Flasche Portwein; werde es Ihrem Burschen übergeben."

„Thun Sie das und sagen Sie dem gnädigen Fräulein, ich lasse recht herzlich danken."

„Und dann," fuhr Lotte fort, während sie ein kleines, zierlich gefaltetes Briefchen aus der Tasche holte; „und dann ist hier auch noch ein kleines Andenken, eine von den schönen blonden Locken des gnädigen Fräuleins."

Der Lieutenant öffnete das Briefchen und drückte verstohlen einen Kuß auf den duftenden Inhalt.

„Das ist in der That das werthvollste Andenken, welches sie mir schicken konnte, auf Taille!" sagte er. „Aber nun gehen Sie, die Mannschaften werden sogleich einsteigen.

„Ich will nur noch die Flaschen Ihrem Burschen bringen, Herr Lieutenant," erwiderte das Mädchen, indem es sich rasch entfernte.

Franz hatte die Geliebte schon bemerkt, aber das Dienstreglement verbot ihm, sich von seinem Pferde zu trennen, so stellte er sich denn vor sein treues Roß, um sie zu erwarten. Sie gab ihm die Flaschen und er legte sie zu dem Uebrigen in seinen Mantelsack.

„Und nun leb' wohl," schluchzte das Mädchen, indem sie dem Geliebten beide Hände reichte; „bleib' mir treu und schreib' mir recht oft."

„Werd's besorgen," erwiderte Franz treuherzig; „gräme Dich meinetwegen nur nicht, ich werde schon suchen, wo ich was finde, wenn ich nichts mehr habe."

Das Mädchen nickte. „Es ist nur mein Kummer, daß ich denken muß, Du kommst irgendwo einmal in Quartier, wo ein hübsches Mädchen Dich zu erobern sucht; man weiß es ja, bei Euch Soldaten heißt es: Andere Städtchen, andere Mädchen! und das würde mir das Herz brechen. Wenn's Dir schlecht geht, schreib mir nur, ich schicke Dir meinen ersparten Lohn, nachher können wir's ja wieder vom Verdienst zurücklegen, und das Butterbrod laß Dir gut schmecken, ich habe ein ganzes halbes Pfund von unseres Herrn feinster Cervelatwurst zwischen die Schnitten gelegt."

Franz nickte schweigend, die Thränen schossen ihm in die Augen, er war eine weichherzige Natur, eine treue Seele. Er blickte dem Mädchen nach, bis sie in der Ferne seinem Blick entschwand.

Das letzte und einzige Liebeszeichen seiner Geliebten, das Butterbrod mit dem halben Pfund Cervelatwurst, hatte er in die Tasche seines Waffenrocks gesteckt, es war ein ziemlich umfangreiches Packetchen, welches neugierig aus der Tasche hervorlugte.

Und neugierig wie das Packetchen, war auch das Roß, welches hinter dem Offizierburschen stand. Es beugte den stolzen Nacken, ein frischer verlockender Duft stieg in seine Nüstern

Franz hatte es nicht bemerkt, seine Gedanken weilten in der Ferne, aber das Lachen der Umstehenden weckte seine Aufmerksamkeit. Er blickte sich um und sah den letzten Fetzen des blauen Papiers, in welches das Butterbrod eingehüllt gewesen war, hinter den breiten Zähnen seines Pferdes verschwinden.

„Einsteigen!" commandirte der Rittmeister.

„Das war Deine Schuld," sagte der Lieutenant, der in diesem Augenblicke neben seinem Burschen stand; „ein anderes Mal wirst Du Deine Gedanken beisammen halten. Na, unser Mantelsack ist gut verproviantirt, deßhalb gräme Dich nicht."

Der Bursche schüttelte den Kopf, es war ja ein Andenken an seine Liebste gewesen, was er verloren hatte!

„Fertig!" rief der Bahnhofinspektor. Die Thüren wurden geschlossen, die Glocke gab das Signal, ein gellendes Pfeifen, und langsam setzte der Zug sich in Bewegung.

Abermals führte das Dampfroß mit rasender Eile eine muthige Reiterschaar hinaus an die Grenze, einen Theil der Landesblüthe, über die jetzt schon der Schlachtensturm verheerend hingebraust ist!

Eine Besteigung der Cima di Jazzi.

Von D. Albrecht.

Im August 1865 fand ich mich in einem der höchsten und in Anbetracht seiner Höhe besten Hotels in Europa, dem Riffelhaus auf dem Riffelberge, einquartiert. Dieser Gasthof liegt etwa 2500 Fuß über Zermatt und mehr als 8000 Fuß über dem Meere, und bietet die herrlichste Aussicht auf den ganzen majestätischen Bergstock des Monte Rosa, des Breithorns und des furchtbaren Matterhorns, welche zwei Drittel des ganzen Horizonts einnehmen und eines der großartigsten und erhabensten Naturschauspiele gewähren, welche man überhaupt im ganzen Gebiet der Alpen genießen kann. Das Riffelhaus ist daher allen Denjenigen, welche sich mit der Naturkunde des Hochgebirgs durch eigene Anschauung befreunden wollen, nicht genug zu empfehlen als Ausgangspunkt für die verschiedenartigsten und genußreichsten Ausflüge. Das Riffelhaus gehört der Gemeinde Zermatt und ist an die Herren Seiler verpachtet, welchen das gute Hotel Monte Rosa in Zermatt gehört, und Zimmer, Betten und Verpflegung lassen im Riffelhause nichts zu wünschen übrig, und die Preise sind sehr mäßig in Anbetracht dessen, daß alle Lebensmittel, welche nicht auf eigenen Füßen den Weg dort hinauf gehen können, auf dem Rücken von Menschen oder Maulthieren hinaufgebracht werden müssen. Da nun aber derartige Nahrungsmittel, welche das Vermögen haben, sich auf eigenen Füßen an den Ort ihres Verbrauchs zu bewegen, beinahe nur auf Ochsen, Hämmel und Schweine beschränkt sind, und in dem Riffelhaus täglich 40—50 hungrige Gäste gespeist werden wollen, so läßt sich leicht ermitteln, welche Menge von anderm Proviant nur mit Mühe dort hinauf geschafft werden muß. Das Hotel auf dem Riffelberge wird vortrefflich geleitet von einer Dame — denn diesen Titel verdient sie in jeder Hinsicht, namentlich aber durch ein überaus taktvolles Benehmen voll ruhiger Würde und Selbstbeherrschung, das unter all dem, Tag und Nacht andauernden Lärm und Gewühl dieses großen Etablissements ihr keinen Augenblick abhanden kommt. Diese Dame von dem vortrefflichsten esprit d'arrangement ist Mademoiselle Marie, die Schwester der einen Frau Seiler im Hotel Monte Rosa in Zermatt, und verdient um des Wohlwollens und der allzeit bereiten Dienstfertigkeit willen, deren jeder von den Strapazen des Wegs angegriffene Wanderer sich von ihr zu erfreuen hat, hier besondere rühmende Erwähnung.

Ich langte an einem Sonnabend Nachmittag im Riffelhaus an, und hatte Mühe, noch ein Unterkommen daselbst zu finden, da kurz vor mir eine Karawane von Engländern angekommen war, welche unter den Gästen des Riffelhauses die überwiegende Mehrzahl bilden. Der Morgen war regnerisch und stürmisch gewesen, aber das Wetter hatte sich am Nachmittag aufgehellt und der prachtvolle Sonnenuntergang versprach für den morgenden Tag das schönste Wetter. Ich begnügte mich, noch einige Stunden in der Umgebung des Riffelhauses hoch über der äußersten Baumgrenze herumzuschweifen und auf den abschüssigen Felsen mit ihrer kahlen bronzefarbigen Decke von Moos und Flechten nach Alpenpflanzen zu suchen, und legte mich bei Zeiten schlafen. Am Sonntag früh ging es im Riffelhause ziemlich stille her, denn unter den englischen Gästen befand sich wenigstens ein halbes Dutzend Geistliche, welche überhaupt unter den britischen Sommerreisenden in der Schweiz eine bedeutende Quote bilden; und da der Brite seine eigenen Sitten und Gewohnheiten allenthalben geltend macht, wohin er sich auch immer verschlagen sieht, so steckte an der Thüre des Speisesaals bereits ein mit Oblate angeheftetes Blatt Briefpapier, worauf mit Bleistift geschrieben stand, daß irgend ein britischer Reverend um 11 Uhr englischen Gottesdienst halte und die Anhänger der englischen Hochkirche hiezu freundlich einlade. Ich will nur kurzweg ehrlich bekennen, daß ich mich als Deutscher von der Einladung ausgeschlossen betrachtete, und mich überreden wollte, da draußen im Freien, im vollen Sonnenschein und angesichts der schnee- und eisgekrönten Häupter der Alpen mit meinen eigenen Gedanken und Gefühlen einen innigern Gottesdienst halten zu können, als unter der Anleitung eines Andern, denn wie konnte ein Mensch daran denken, hier in solcher Umgebung eine Predigt zu halten? Fühlte er lebhaft die Erhabenheit der Umgebung, so mußte er nothgedrungen schweigen; fühlte er zu wenig, so konnten seine Worte niemand befriedigen. Ich sah mich daher schon beim Frühstück nach einem gleichgesinnten Begleiter um, den ich auch in einem jungen Belgier fand, und so brachen wir um 9 Uhr nach dem Gornergrat auf, einem Felsenkamm, welcher aus dem Riffelberge emporragt, und von wo aus das Panorama dieser Hochalpennatur, die der Ausblick vom Riffelhause nur ahnen läßt, wesentlich vervollständigt wird. Hier oben auf dem Gorner-Grat treten erst die verborgenen schönsten Partieen heraus, nämlich die Gesammtmasse des Monte Rosa, der Lyskam und die beiden Spitzen, welche man Kastor und Pollux genannt hat. Das Thal, welches zu des Beschauers Füßen liegt zwischen seinem eigenen Standpunkt und dem unmittelbaren Höhenzuge des Monte Rosa, ist gleichsam gepflastert mit der ungeheuren Masse des Gorner-Gletschers, einem zerklüfteten, rissigen, hügeligen Pflaster, zwischen welchem blaugrün die tiefen Eisspalten heraufgähnen und lange schwärzliche schlangenförmige dunkle Streifen erscheinen. Der Gorner-Gletscher ist in der That auch nur ein ungeheurer Eisstrom, gebildet von verschiedenen Gletschern die sich von den vielen Berghängen heruntersenken und zu einem Ganzen vereinigen, wie die verschiedenen fließenden Gewässer eines Hügellandes sich in der Niederung in einem gemeinsamen Strombett zusammenfinden. Die dunklen Streifen sind die Moränen oder Glätscherwälle, nämlich die zu losen cyklopischen Mauern aufgehäuften Steintrümmer, Erdmassen und Rollblöcke, welche von den umgebenden Felsenhöhen auf den

Gletscher hinabfallen und von diesem fortgeschoben und an seinem Rande zusammengerückt werden, und derartiger Moränen sind ebenso viel als man einzelne Gletscher zählt, denn diese Steinwälle werden alle zusammengeschoben, ehe die einzelnen Eisflüsse das große Strombett des Hauptgletschers erreichen.

Der Ausblick vom Gornergrat ist großartig genug, kann aber vorzugsweise in zwei Hauptbestandtheile zerlegt werden: in starre Felsenhöhen und Schnee; darum ist er ein Schauspiel, welches entschieden aller derjenigen Mittel der Schilderung spottet, mit welchen man die anmuthigen Naturschönheiten dem Verständniß zugänglich macht. Es ist ein Anblick, den man bewundern aber nicht lieben kann; nirgends rühren Spuren des Waltens von Menschenthätigkeit das Harz, denn die grüne Welt der Almen und Waiden mit ihren Heustöcken und Sennhütten liegt weit drunten außer unserm Gesichtskreise, und selbst die obere Grenze der dunkelgrünen Kiefernbäume liegt noch tief unter uns. Rings umher, soweit das Auge reicht, nur steile Felsenkämme und starre Gipfel und Pyramiden, Schneekämme, Schneefelder und Schneegipfel, eine unübersehbar endlose Oede, ewig großartig und fürchterlich, — immer gleich grausig und entsetzlich, ob die schwarzen Gewitterwolken darüber hinfegen, oder ob diese starre Welt von Felsen und Schnee sich klar und deutlich im hellen Sonnenschein vom wolkenlosen Himmel abhebt — kein Lächeln der Landschaft erwidert den goldenen Sonnenschein, wie drunten in den unteren Regionen am Fuß der Gebirge. Das Wort „schön" ist keine passende Bezeichnung für den Eindruck der eintönigen Strenge, unter welchem uns die Erscheinungsformen dieser Hochgebirgsnatur entgegentreten, und Worte überhaupt sind nicht fein und bezeichnend genug für die Schilderung der Einzelnheiten dieser Hochalpenscenen; der scharfen weißen Umrisse von Pyramide oder Rücken, wenn sie in schneidender Schärfe und leuchtendem Glanze sich von dem tiefblauen durchscheinenden Aether abheben; der dichten weißen Massen welche in Bergklüften und Thälern abgelagert sind oder die Kanten und Terrassen der Felsen und ihre schroffsten Spitzen besäumen; — nicht zu gedenken der tausenderlei Farbentöne von Purpur und Blau, welche der Schatten, und der rosigen Lichter, welche Auf- und Untergang der Sonne in diese blendend weißen Massen webt. —

Endlich haben wir das Herz eines ungeheuren Gebirgszugs erreicht und stehen jenen Gipfeln, welche so majestätisch wiewohl noch in meilenweiter Ferne sich am Horizonte erheben, gerade gegenüber — der Fuß dieser Berggipfel wie ihre Häupter selbst sind unserm Auge deutlich sichtbar. Nach gewöhnlicher Schlußfolgerung sollte man nothwendig glauben, daß das, was uns aus der Ferne so ungeheuer erscheine, für uns in der Nähe jetzt noch riesigere und majestätischere Verhältnisse annehmen müsse. Unser Reisehandbuch nennt uns zwar die Höhe der einzelnen Berghäupter in Metern oder Fußen, aber die Sinne nehmen es nicht wahr, denn der Standpunkt, von wo aus wir sie betrachten, liegt ja selbst schon in bedeutender Höhe über dem Meeresspiegel, welche von der Höhe der anderen Berge in Abzug zu bringen ist, und außerdem ist das Auge, wenn es die Berge gleichsam im Profil sieht, nicht im Stande, die kühnen Verkürzungen und die zurückgehenden perspektivischen Linien zu unterscheiden. Erkläre man es sich wie man wolle, es ist eine Thatsache daß in der Aussicht vom Gornergrat die gegenüberliegenden gewaltigen Berghäupter eines wesentlichen Theils ihrer ungeheuren Größe und Majestät entkleidet erschienen. Geht es uns ja mit den Werken des Menschen um kein Haar anders, und bilden sie doch eine lehrreiche Parallele zu dieser scheinbaren Gesetzwidrigkeit. Die Höhe des Strasburger Münsters offenbart sich uns nur in einer Entfernung von einer bis zwei Wegstunden von der Stadt, und den gewaltigen Umfang des Ulmer Münsters oder Kölner Doms erkennen wir auch am besten, wenn wir ihn vom Flachlande aus in einiger Entfernung betrachten.

Doch nun genug von allen eitlen Versuchen, die Erhabenheit des Naturschönen mit bloßen Worten zu malen. Ich setze nun meine Feder an, um meine Wanderung bis auf die Cima di Jazzi hinauf zu beschreiben, einen scheinbar niedrigen milchweißen Kegel welche sich von der sanften Ansteigung des Eisthals aufschwingt und in einer Höhe von 13,240 (nach Anderen 12,527) Fuß gleichsam den Schoos oder die Sackgasse des Gorner-Gletschers bildet. Für meine Besteigung der Cima di Jazzi kann ich keinen andern Grund angeben als den Wunsch, auch einmal einen der höchsten Punkte Europa's erklettert zu haben und mich dadurch vielleicht für andere Fahrten in's Hochgebirge vorzubereiten.

Am Sonntag Abend ward die ganze Gesellschaft im Riffelhause darüber einig, am folgenden Morgen zusammen eine Ersteigung der Cima di Jazzi zu wagen; allein je mehr die Einzelnheiten dieser Aufgabe besprochen wurden, desto lauer ward der Eifer und endlich blieb von der ganzen Gesellschaft niemand mehr dem Vorsatze treu, als eine deutsche Dame und acht Herren, worunter außer mir noch zwei Deutsche. Mir war die Bergfahrt zwar noch neu, aber die Schwierigkeiten schreckten mich nicht ab; was Anderer Beine und Lungen leisten können, das darf ich den meinigen ebenfalls zumuthen, und Ausdauer und fester Wille ist ja am Ende die Hauptsache. Man hatte die erforderlichen Führer von Zermatt heraufbeschieden und Mademoiselle Marie stellte uns dieselben nach der späten Abendmahlzeit in dem dürftig beleuchteten Flur vor dem Speisesaale vor. Es waren kräftige, gesunde, stämmige Leute von einfachem Aussehen, mit purpurrothen Gesichtern, dem Ergebniß der Einwirkung von Schnee und Wind; aber diese Gesichter waren jung und ehrlich und nicht unangenehm. Auch ihre Bedingungen waren nicht unbillig: zehn Franken der Mann für den Ausflug, — ein Aufwand den man gerne macht, um sich einen solchen Schutzengel in Gestalt eines stämmigen Führers in braungrauem Tuch beizugesellen. Ich miethete mir daher ebenfalls einen solchen Mann und machte mich damit zu dem Ausflug verbindlich; aber kaum war dieß geschehen, so überkam mich eine leise Regung von Reue und eine gemischte Empfindung von Trägheit und Unbehagen, verbunden mit einer Vision von jenem Russen, welcher drunten

auf dem Kirchhof in Zermatt begraben liegt, weil er ausgleitete und in eine Gletscherspalte hinunterfiel, von wo man ihn nicht mehr heraufholen konnte, weil das Seil zu kurz war, so daß er im Eise steckend elend erfrieren mußte. Allein der Rubicon war nun überschritten: ich war durch mein Wort gebunden, hatte den pausbäckigen Führer auf jeden Fall zu bezahlen, gleichviel ob ich ging oder blieb, und so ergab ich mich denn in Gottes Namen darein.

Nun bestürmte man die Führer mit Fragen: ob sie denn auch mit allem Nothwendigen versehen, ob die Seile stark genug seyen u. s. w.? Ein Irländer, welcher von Seilen sicher nicht mehr verstand als ich, untersuchte sie und erklärte sie für hinreichend stark; aber ich verließ mich mehr auf Mademoiselle Marie's günstige Ansicht über diesen Punkt. Die arme Mademoiselle ward überhaupt an diesem Abend entsetzlich in Anspruch genommen, sowohl um auf tausend und aber tausend Fragen in den verschiedensten Sprachen und Jargons Antwort zu geben, als um für die wirklichen und eingebildeten Bedürfnisse ihrer Gäste zu sorgen, und die Proviantvorräthe für fünf oder sechs verschiedene Gesellschaften zu beschaffen, welche am andern Morgen Ausflüge machen wollten, — anderer Sorgen gar nicht zu erwähnen. Aber troß alledem blieb sie besonnen, ruhig und voll Selbstbeherrschung und vergaß nichts, sogar nicht einmal die kleinen Düten mit Salz, um die in den Bergsäcken mitgenommenen Nahrungsmittel zu würzen.

Da wir schon um 4 Uhr Morgens aufbrechen sollten, so ging ich früh zu Bett, schlief aber natürlich vor lauter Aufregung höchst unruhig und stand in der Nacht drei- oder viermal auf, um die Sterne über dem Weißhorn glänzen zu sehen. Endlich um 3 Uhr, der gewöhnlichen Morgenstunde der Hochgebirgsfahrer, wurden wir geweckt, nahmen ein hastiges Frühstück, servirt von schlaftrunkener Bedienung, und brachen dann auf. Zuerst stiegen wir bis zum Gipfel des Riffelbergs hinan und dann den steilen und nicht ungefährlichen Pfad hinab, welcher an der Stirn des Berghangs hinunter führt zu dem Punkt, von wo aus man den Weg über das Eis des Gorner-Gletschers nimmt. Bei diesem Hinuntersteigen war eine seltsame Felspartie zu passiren und mein Nachbar, ein untersetzter kräftiger Engländer, vertraute mir an: je nach der Art und Weise, wie jeder von uns diese erste kleine Schwierigkeit überwunden habe, beurtheilten die Führer unsere betreffende Qualifikation zu derartigen Hochgebirgs-Parthieen. Jenun, wenn dieß der Fall war, so erhielt ich sicher von denselben ein Zeugniß Klasse III. b., denn ich hatte mich dabei linkisch genug benommen, aber auch dem Irländer und dem Engländer war es kaum besser ergangen. Drunten auf dem Eis- oder Schneefeld erging mir's etwas besser. Troß der ziemlich geneigten Fläche gaben mir einige derbe Nägel in den Sohlen meiner Jagdstiefeln, die ich mir auf diese Reise mitgenommen, einen ziemlich sichern Fußhalt, so daß mein Führer mich bald ganz allein gewähren ließ, obschon oft Stellen kamen, wo ich gern seine hülfreiche Hand angenommen haben würde. Doch ging es ohne Unfall ab, und als wir ungefähr eine Stunde lang zwischen den Gletscherspalten hingewandelt waren, erreichten wir die Moräne am Fuß des Stockhorns und ruhten hier eine Weile aus, um ein kleines Frühstück unter den Felsen einzunehmen. Hier stießen wir mit einer andern Gesellschaft zusammen, welche schon vor uns vom Riffelhause aufgebrochen war und aus drei britischen Geistlichen und zwei Führern bestand. Einer der Herren war ein berühmter Alpenersteiger, der den Ausflug auf die Cima di Jazi nur als eine Art Morgenspaziergang betrachten und sich gleichsam in seinem Innern vor sich selbst entschuldigen mochte, daß er sich an einer solchen Bagatelle betheiligt habe. Der eine seiner Begleiter war unverkennbar ein ganz in griechischen Partikeln und lateinischen Versen festgerittener vertrockneter Schulmonarch, der andere aber ein weltgewandter freundlicher und umgänglicher Mann von guten Manieren. Dennoch war mit den Herren nicht anzubinden, und wir überließen sie sich selber.

Nach beendigtem Frühstück kletterten wir von der Moräne wieder auf das Eis herunter, welches von diesem Punkte an bis zum Gipfel mit Schnee bedeckt war. Wir mußten uns daher, zur Sicherung gegen verborgene Gletscherspalten, des Seils bedienen und wurden in Zwischenräumen von 6 bis 7 Fuß in folgender Ordnung angebunden: mein Führer voran, dann ich, hierauf der stämmige Engländer, dann der zweite Führer, welcher den Irländer in's Schlepptau nahm. Die blauen Brillen wurden aufgesetzt, die Schleier dicht über das Gesicht gezogen, und nun ging's weiter. Ich muß hier bemerken, daß ich auf der seitherigen etwa zweistündigen Wanderung eigentlich nichts gesehen hatte. Man hatte mir allerdings gesagt, die Sonne gehe auf und einige der Bergspitzen seyen rosenroth angeflogen; allein ich hatte es nicht über mich vermocht, zwei Dinge zu gleicher Zeit zu thun, nämlich mit den Augen den Sehenswürdigkeiten zu folgen und doch zugleich die Blicke auf den Gletscherboden gerichtet zu halten. Auch gestehe ich unumwunden, daß ich in den drei folgenden Stunden wenig Anderes gesehen habe, als den fortwährenden Schnee unter meinen Füßen und ein Paar schwerer Stiefeln und gelbbrauner Beinkleider zwei Armslängen vor mir — allerdings eine sehr beschränkte Aussicht, die ich jedoch nur auf meine eigene Gefahr erweitert hätte. Der Schnee war fußtief, und wenn es mir gelang, meine Füße gerade in die Fußstapfen meines Vormannes zu setzen, so war mir die halbe Mühe erspart; so oft ich aber den Blick von den erbsengrauen Hosen abwandte, so stolperte ich in den unbetretenen Schnee hinein, weßhalb ich — auf die Gefahr hin, lächerlich zu erscheinen — mein dankbares Augenmerk immer auf besagtes Hosenpaar richtete.

Wir mochten ungefähr noch eine halbe Stunde Wegs vom Gipfel entfernt seyn, als wir von einem dichten Nebel und einem Gestöber von Schnee und Hagel überrascht wurden, welche die ganze Strapaze unserer Wanderung zu vereiteln drohten, denn wozu verlohnte sich die Mühe und Anstrengung einer solchen Bergfahrt, wenn man keine Aussicht hat? Das machte mich denn sehr kleinmüthig und mißstimmt,

um so mehr als mir die dünne Luft nun etwas Athmungsbeschwerden machte. Ich hatte seither das Seil zwischen meinem Führer und mir ziemlich locker gelassen und war ihm rüstig nachgestiegen, ja hatte sogar einen Stolz darein gesetzt, eher den dicken Engländer etwas nachzuschleppen. Aber jetzt hätte ich Wunder-was darum gegeben, wenn wir einen Halt von fünf Minuten gemacht hätten, um mich auszuschnaufen zu können; allein trotzdem wäre ich lieber gestorben, als daß ich darum nachgesucht hätte, und gerade in dieser letzten halben Stunde des Kletterns waren Lunge und Beine doppelt angestrengt. Da kam mir mein günstiger Stern zu Hülfe: einer von der vorderen Parthie, der Schulmonarch mit den harten unangenehmen Zügen, fühlte sich unwohl und mußte losgebunden werden und niedersitzen, und nun gab es eine Rast von einer halben Viertelstunde und Zeit zu einem Schluck Cognac. Aber selbst während des Halts gab es nichts zu sehen, denn wir steckten im dichtesten Nebel, und als es nach einiger Zeit wieder vorwärts ging und wir immer mühsamer steigen mußten, da trollte ich denn mechanisch weiter und glaubte jeden Augenblick niederstürzen zu müssen und war schon nahe daran, athemlos zusammenzubrechen, als mit Einem Male die Beine meines Vormanns stille standen und die Kunde erscholl, daß wir den Gipfel erreicht hätten.

Anfangs konnte ich es gar nicht glauben, denn Schnee und Nebel waren in der Farbe einander so ähnlich, daß ich, mir selber überlassen, noch weiter getaumelt wäre; aber nur eine Armslänge trennte den Haltplatz meines Vormannes von dem Rande der Eisleiste und dem 4000 Fuß hohen grausen Absturze der Cima di Jazi gegen Italien hinunter, und mein Engländer gab sich das Ansehen eines erfahrenen Alpenwanderers, zog seine Uhr und sagte in höchst zufriedenem Tone: „Wir haben fünf Stunden und zehn Minuten vom Riffelhause aus gebraucht; mein Reisebuch setzt die Entfernung mindestens auf fünf Stunden fest, und wir haben den Schnee gegen uns gehabt."

Von einer Aussicht war natürlich keine Rede, aber wir hatten ja die Cima di Jazi in fünf Stunden und 10 Minuten erstiegen, und durften mit dem Ergebniß unserer Anstrengung zufrieden seyn. Als der dicke Engländer seinen Athem wieder einigermaßen hatte, stimmte er begeistert das „God save the Queen" an und der Irländer stimmte heiser ein; aber es klang als ob ein paar Gespenster hier oben sängen.

Den Schulmann und seine Gesellschaft hatten wir weit hinter uns gelassen; der gute Mann war offenbar krank und machte seinen Gefährten viel zu schaffen. Da aber hier oben nichts zu sehen und der Wind sehr kalt war und Schnee und Schloffen uns in's Gesicht schlugen, so war es kein großes Vergnügen, hier auf dem Gipfel zu verweilen; es ward daher das Signal zum Umkehren gegeben, und in weniger als zehn Minuten hatten wir rutschend und springend die Strecke abwärts zurückgelegt, zu deren Erkletterung wir beinahe vierzig Minuten gebraucht hatten. Nun ward Halt gemacht und im Schnee ein Gabelfrühstück aus der Faust eingenommen; Ranzen, Bergsäcke und Rollen Stricke bildeten die Sitze. Aber es war bei dem anhaltenden Schneegestöber keinerlei Vergnügen dabei. Nach einer Viertelstunde ging es weiter bergab, aber ohne Ordnung; jeder rutschte oder sprang, wie es ihm gerade einfiel, bis mir die Sache etwas sonderbar und unbehaglich vorkam und ich mir die Frage erlaubte, ob denn dieß seyn müsse, ob man das Schmelzen des Schnees oder irgend eine Gefahr fürchte, daß man so aberwitzig vorwärts eile? Die Führer antworteten: an ein Schmelzen des Schnees sey nicht zu denken, denn obschon wir nun in einer nebelfreien Region seyen und das Schneegestöber aufgehört habe, so scheine ja die Sonne nicht. Der dicke Engländer aber meinte, gleichsam entschuldigend: Alpenfahrer beeilen sich immer in dieser Weise auf dem Heimwege; zuweilen sey es nothwendig, zuweilen auch nicht; aber jedermann suche jeder so schnell wie möglich wieder nach Hause zu kommen, und das Rutschen und Springen sey eine gute Uebung für künftige Bergfahrten.

„Ah so?" sagte ich; „das wußte ich nicht; aber wie steht es dann mit dem Genuß der Aussicht?"

„Aussicht?" wiederholte er mitleidig; „glauben Sie denn, es steige jemand auf die Alpengipfel um die Aussicht zu genießen? Nicht entfernt! jeder macht nur die Tour zu seinem Vergnügen, und um auch da droben gewesen zu seyn und Mitglied des Alpenclubs werden zu können. Glauben Sie denn, ein Fuchsjäger reite nur um die Landschaft zu betrachten?"

„Mit nichten, er reitet zu seinem Vergnügen, Sir," versetzte ich.

„Sehen Sie, wir haben just denselben Beweggrund zu unseren Alpenwanderungen; wir steigen nur zu unserem Vergnügen und zur Befriedigung unserer Eitelkeit."

„Ah mein Herr, das ist ein offenes Geständniß, von welchem ich Akt nehme," gab ich ihm zur Antwort. „Da ich aber den Ausflug unternommen habe, um mir die Natur der Hochalpenwelt einigermaßen zu betrachten, und ich es nicht für nöthig halte, mich für künftige Berg- und Gletscherfahrten einzuüben, und da ich im Heraufwege kaum mehr gesehen habe als die Stiefeln und Hosen meines Führers, und jetzt für mein Geld und meine Mühe auch noch etwas sehen möchte, — so wollen Sie mir erlauben, mit meinem Führer etwas zurückzubleiben und gemächlich hinabsteigend mir die Gebirgswelt behaglicher zu betrachten."

Der Brite und der Irländer lachten mir ziemlich unverholen in den Bart, allein ich ließ sie der Gesellschaft mit dem kranken Schulmanne nachziehen, und so waren sie mir bald aus den Augen verschwunden. Ich reducirte den Geschwindschritt meines Führers auf das Maß eines respektablen Spaziergangs und trug Sorge, oft genug Halt zu machen und die wundervolle Umgebung mit Muße zu betrachten. Und es war ein Schauspiel, welches des Verweilens werth war, denn ein Theil unseres Heimweges geschah in einer Richtung, daß man den ganzen Gebirgsstock des Monte Rosa und die Menge der einzelnen Hörner, welche den Eisstrom des Gornergletschers überragen, ganz deutlich übersehen konnte und nun Gelegenheit genug hatte, mir auf Lebenszeit eine rege Erinne-

rung an diesen Tag einzuprägen. Trotz des gemächlichen Herabsteigens und mehrfachen Stillstandes erreichten wir doch das Riffelhaus kurz vor zwei Uhr, $9^1/_2$ Stunden von der Zeit unseres Aufbruchs an, und ich war mit meinem Ausflug leidlich zufrieden, obschon ich mir gelobt habe, daß es meine erste und letzte Ersteigung eines der Alpenhäupter seyn soll. Am folgenden Tage verließ ich das Riffelhaus und wandte von Zermatt aus meine Schritte wieder nordwärts dem Rhonethale zu, um über Leuk und die Gemmi nach Kandersteg und Thun zu wandern. —

Die kleine Erbin vom Schloß Shaughnessy.

Eine irische Erzählung.

(Schluß.)

3.

Ich war von der Zeit meiner Ankunft in Ballyhuckamore bis zu jenem Abend der Löwe der ganzen Nachbarschaft gewesen und hatte des beglückenden Bewußtseyns genossen, daß ich unter den damals in meinem Hause versammelten Männern der angesehenste war. Allein nun änderte sich alles: die Tage meiner Größe waren vorüber, denn ein mächtigerer als ich war aufgestanden und ein anderer König regierte an meiner Statt. Ich hätte mir nichts daraus gemacht, wenn man Gorman Tracey oder irgend einen von den anständigen jungen Männern unter meinen Gästen an meine Stelle gesetzt hätte; allein es war peinlich und kränkend, die allgemeinen Huldigungen von meinem eigenen männlichen Ich übertragen zu sehen auf das verschrumpfte Gesicht und die kreischende Stimme des Eigenthümers jenes Geldkastens, zu sehen wie die feinsten Damen in Seide und Muslin vor dem Reliquienschrein einer wahren Mumie ihre Kniee beugten, und zu wissen, daß eine herz- und seelenlose Maschine die Schmeicheleien der Mütter hinnahm, daß die reizendsten jungen Mädchen sich dem launenhaften blödsinnigen Eigensinn eines alten Geizhalses fügten. Das Härteste und Unerträglichste für mich war aber, daß Peg O'Shaughnessy gleichsam den Reigen der Sirenen führte, welche um Giles Humphrey's Stuhl herum sangen, denn es ist Zeit hier zu erwähnen, daß mittlerweile das schwarze Schäfchen aus den Bergen sich eine warme Stelle in Deines Freundes thörichtem Herzen erobert hatte. Ich weiß nicht wie es kam, — war es das unerbittliche Schicksal, oder jenes anspruchslose schwarzseidene Kleid, oder jener krause blonde Lockenkopf, oder ein Paar schöner großer nußbrauner Augen, oder war es die sehr süße Stimme voll musikalischer Würde und Wohlklang oder jener schüchterne Schritt, welcher immer zu gestehen schien, daß er seine Befugniß überschreite, wenn er meine Teppiche zu Ballyhuckamore betrat, — was mich nüchternen Menschen in den verliebtesten aller eifersüchtigen Liebhaber verwandelt und mich aller weltlichen Weisheit vergessen gemacht hatte, so daß ich über die Bedeutung einzelner kleinen Bemerkungen grübelte und jedes Lächeln zählte? — Genug, ich vermag es nicht zu sagen wie es kam, aber während jener frostigen Festzeit der Einweihung meines neuen Hausstandes erblühte Peg unter meinen Augen als die einzige Blüthe, welche ich meiner Auszeichnung und Beachtung werth fand und nach deren Besitz mich verlangte. Und doch war viele Tage lang Peg gleichsam Giles Humphrey's rechte Hand. Mir wich sie mit einem Erröthen und einem hastigen Worte aus, aber den griesgrämigen alten Millionnär überhäufte sie mit freundlichen Aufmerksamkeiten und wich beinahe nicht von seiner Seite. Sie goß ihm seinen Kaffee ein, schnitt ihm die Blätter seiner Zeitung auf, las ihm vor, rückte ihm den Schemel zurecht. Ich glaube, sie stickte ihm sogar ein Taschentuch oder etwas derartiges, wie sie so neben ihm saß und ihm ihre bleiche schöne Wange zuwandte. Die sämmtlichen Damen im Salon beneideten sie, und wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, in dieser wahrhaftigen Geschichte jede Sentimentalität zu vermeiden, so könnte ich hier ausführlich schildern, wie es mich zuweilen empörte, daß die Umstände aus meiner Peg ein verzweifeltes Frauenzimmer gemacht hatten, das, um nur der Armuth zu entgehen, bereit war eine Mumie zu heirathen, und wie ich sie zu anderen Zeiten als eine schlaue, berechnende, herzlose Peg verachtete, die nicht einmal meines Mitleids werth war. Aber der Wahrheit gemäß muß ich hier anführen, daß alle im Hause nur von ihr sprachen: im Salon wie in der Küche, vor den Kaminfeuern der Schlafzimmer wie auf den Gängen und Treppen, und an schönen Tagen sogar im Garten und draußen in den Wäldern flüsterte man sich Bemerkungen über sie zu; man beschuldigte sie, den alten Millionnär für sich einnehmen zu wollen; man rühmte das edle Herz von Lucretia Fitzgibbon, welche dem schüchternen freundlichen Mädchen so wohlwollend, ja sogar schwesterlich begegnete und ohne welche Peg eine Fremde unter Fremden gewesen wäre.

Dennoch war unter all' diesen eitlen berechnenden Frauenzleuten eine einzige kleine Dame von geringer Stellung in der Gesellschaft, welche den Muth hatte, die Partei der armen Peg zu nehmen. Diese Dame war so gerecht, zu behaupten, die ganze Gesellschaft halte sich von dem Mädchen fern und kritisire dasselbe; die Arme fühle sich selbst ganz abgeschieden von den übrigen Damen, da sie keine hübschen Morgentoiletten für das Frühstück, keine reichen und eleganten Roben für das Diner, kein schönes Reitkleid zum Ausreiten u. dgl. habe, — ein Mangel welcher gewöhnlich schwer auf einer weiblichen Seele laste; das arme Fräulein O'Shaughnessy habe nur ein einziges, schlichtes, schwarzes Kleid für alle Fälle. Da Peg überdem gewöhnt sei, sich mit ihrem bejahrten Vater abzugeben, so habe sie es ganz natürlich über sich genommen, Herrn Giles Humphrey abzuwarten, der gelind gesagt ein ältlicher Herr sei; sie flüchte daher vor der Theilnahmslosigkeit der übrigen Gesellschaft gleichsam auf den Sitz neben seinem Lehnstuhle wie in einen Sicherheitshafen. Diese Aeußerungen der kleinen Dame von geringer gesellschaftlicher Bedeutung waren meinem Gefühle sehr wohlthuend, und ich dankte es

ihr im Stillen, so oft ich es hörte; aber wer von den Andern achtete darauf?

So standen die Sachen ungefähr, als eines Abends nach dem Diner das Gespräch auf Juwelen kam. Giles Humphrey hatte ziemlich viel Wein getrunken; daher blinzelte er jetzt mit den Augen, lächelte pfiffig und begann mit gewissen prachtvollen Geschmeiden zu prahlen, die er besitze und deren gleichen schon gesehen zu haben wohl niemand in der Gesellschaft sich rühmen könne. Einer der anwesenden Herren, der sich auf derartige Dinge verstand, neckte ihn, er solle diese Kleinodien einmal besichtigen lassen, so daß dem kleinen Manne endlich das träge Blut aufwallte, er nach seinem Zimmer eilte und aus dem eisernen Kasten einen Sack voll Juwelen holte, welche allerdings geeignet waren, sogar irgend einen Prinzen aus Tausend und Einer Nacht in Erstaunen zu setzen. Nie in meinem Leben habe ich eine solche Fülle Hals- und Armbänder, Ohrgehänge, Haarnadeln ꝛc. gesehen, ferner solch' schwere und kostbare Ohrringe, daß sie das Fleisch zarter Ohren zerreißen mußten, und eine Menge von Edelsteinen und Gemmen in allen möglichen Farben, Schliffen und Schnitten. Es waren um Giles Humphrey herum genug blendende Nacken und bis zur Schulter entblößte Arme, an denen er seine Schätze mit Vortheil hätte zur Schau stellen können, aber er ersah nur Peg zu diesem Zwecke und sie mußte alles anprobiren. In ihr welliges goldblendendes Haar steckte er Nadeln, welche von Diamanten blitzten; ihr hing er Dutzende von Ketten und Halsbändern um den Hals, bis dieselbe über ihre Taille hinabhingen und ihre Büste ganz mit funkelnden Edelsteinen bedeckten; an ihr kleines Ohr hing er die schönsten und kostbarsten Gehänge; er entblößte ihr den einen runden weißen Arm und belastete ihn mit schweren, goldenen, Juwelen-besetzten Armbändern. Peg erglühte abwechselnd vor Verlegenheit und lächelte vor Erstaunen und Freude, sich so aufgeputzt zu sehen; sie erschien in diesem seltsamen Aufzuge so wunderlich und strahlend, als wäre sie irgend eine altväterliche Prinzessin aus einer mittelalterlichen illuminirten Legende, die plötzlich in's Leben gerufen worden sei. Manches Auge entdeckte jetzt erst in ihr eine zuvor nicht bemerkte Schönheit; aber nur für meinen Theil war sie schöner erschienen mit dem einfachen Strauß von hochrothen und weißen Blumen am Busen, womit ich sie am Morgen überrascht hatte. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wo Lucretia Fitzgibbon während der fünf oder zehn Minuten von Peggy's strahlendem Glanze war, und entsinne mich nur, daß irgend eine weibliche Stimme (ob es wohl die ihrige war?) in gedämpftem Tone flüsterte, wie schade es sei, daß Peg kein Recht habe diese Juwelen zu tragen, da sie ihr so gut stünden, und daß diese Aeußerung für meinen galanten Oheim das Signal war, ihr eiligst alle diese Geschmeide abzunehmen und mit möglichster Hast wieder in ihre Etuis zu verpacken. Als eines dieser Geschmeide um das andere von ihr weggenommen ward, schwanden Farbe und Lächeln von Peg's Wangen, und meiner aufmerksamen Beobachtung entging nicht, wie je länger desto mehr ein ernster Ausdruck über ihr Gesicht hinlief. Nur ein einziges Mal glühten ihre Wangen wieder auf und ein Blitz sehnsüchtigen Verlangens schoß aus ihren Augen, aber beide schwanden rasch wieder und ließen ihre schönen Züge ernst und gedankenvoll. Ich errieth die Gedanken, welche ihr auf einen Augenblick durch die Seele gezogen waren: wie sehr nur einige wenige von diesen eitlen Kostbarkeiten hinreichen würden, um der Noth ihres armen alten gebrochenen Vaters abzuhelfen und die öde armselige Behausung der O'Shaughnessy's wieder mit einiger Behaglichkeit zu versehen. O Peg, Peg, warum mußte ich jenen Blick bemerken!

Ein Zufall hatte gewollt, daß das letzte der Geschmeide, die sie wieder ablegen mußte, ein gewisses Armband, allzudicht auf die Anschwellung ihres runden Armes hinaufgeschoben worden war, so daß man das Schloß desselben nur mit einiger Mühe wieder öffnen konnte. Wir alle versuchten einer nach dem andern unsre Geschicklichkeit daran und hatten dabei jeder Zeit genug, die Façon und Kostbarkeit dieses Geschmeides zu bemerken. Es war ein breiter massiver goldener Gürtel, mit der feinsten indischen Filigran-Arbeit besetzt, welche in launenhaften Arabesken mindestens tausend der schönsten Edelsteine umgab. Achte wohl auf dieses verwünschte Armband, Tom, denn es wird in meiner Geschichte wieder zum Vorschein kommen.

4.

Ich weiß nicht wie es kam, aber es ist Thatsache, daß von jenem Abend ab Peg O'Shaugnessy zusehends in der Gunst meines Oheims sank. Er wandte sich fortan immer an irgend eine andere anwesende Person, daß sie ihm die Zeitungen vorlese oder seinen Kaffee reiche. Peg ward bald gänzlich aus dem Dienste entlassen und irgend sonst jemand dafür gewonnen, und die Wahl meines Oheims blieb endlich auf Lady Fitzgibbon hängen.

Peg sah sich, nachdem Giles Humphrey gewissermaßen seine Hand von ihr abgezogen, gleichsam wieder hülflos in die Welt hinaus gestoßen. Sie blieb viel in ihrem Zimmer oder zog sich in der Gesellschaft in eine Ecke zurück. Sie ward verlegen in der Unterhaltung und entzog sich der Beobachtung. Sie war nicht beliebt, denn die Leute nannten sie stolz und zurückhaltend. Das mochte auch wirklich der Fall sein, aber die Schuld davon lag nicht an ihr.

Ich für meinen Theil drang ihr keine besonderen Aufmerksamkeiten auf, aber ich bemühte mich, ihr die Furcht vor mir zu benehmen und ein freundliches Einvernehmen zwischen uns herzustellen, was mir auch gelang. Als ich sie genauer kennen lernte, fand ich daß sie eine lebhafte Einbildungskraft und eine große Empfänglichkeit für Freude und Vergnügen hatte; ihr ganzes Wesen war von Natur aus ein sonniges, heiteres; nur das Ungemach der Armuth und Schulden hatte einen düstern Schatten über ihr fröhliches elastisches Gemüth geworfen. Ich gewann sie von Tag zu Tag lieber und hatte kein anderes Verlangen, als sie aus ihrer düstern Nacht der Sorge heraus in den hellen Sonnenschein des Glückes zu stellen. Inzwischen aber grübelte ich viel darüber nach, ob meine Liebe von ihr erwidert werde

oder nicht; ob die niederbeugenden Unfälle und das Ungemach ihrer Lage Peg wohl geldsüchtig gemacht haben; und ob ihrer fürsorglichen Zuvorkommenheit gegen Giles Humphrey, so lange sie bei ihm in Gunst stand, wohl ein selbstsüchtiger Plan zu Grunde gelegen habe? Ich verachtete mich selbst wegen dieser Zweifel und vermochte mich derselben doch nicht zu entschlagen.

Dieser Zustand selbstquälerischer Unruhe ward durch ein Ereigniß welches sich um diese Zeit zutrug, noch gesteigert. Eines Abends hielt Giles Humphrey mich lange in seinem Schlafzimmer auf, und langweilte mich mit seinem wilden selbstsüchtigen Gefasel. Endlich riß ich mich von ihm los und kam eben leise, um niemand zu stören, den Corridor herunter, als mich das Rauschen eines seidenen Frauenkleids stutzig machte; ich blickte auf und sah beim schwachen Schimmer einer trüben Lampe zwei Personen, einen Mann und eine Frau, rasch aus einander und in verschiedenen Richtungen davon gehen. Den Mann erkannte ich deutlich für den schwarzen Diener meines Oheims, und ich kam nach kurzem Besinnen zu dem Schlusse, das Frauenzimmer sey irgend ein thörichtes Dienstmädchen, welches unwillkürlich sogar mit Jacko kokettiren müsse. Dieses Abenteuer störte meine Nachtruhe nicht; als ich aber am folgenden Abend nach dem Diner in's Gesellschaftszimmer trat und mich umsah, vermißte ich Peg und bemerkte auch Lady Fitzgibbon nicht, was mich jedoch sehr gleichgültig ließ. Als ich eine Zeit lang ungeduldig gewartet hatte und Peg doch nicht zum Vorschein kommen wollte, verließ ich das Zimmer, um Frau Daly zu bitten, daß sie nach Peg's Zimmer hinaufgehe und sich erkundige ob sie etwa krank sey. Zuvor jedoch mußte ich nach meinem eigenen Schlafzimmer hinauf gehen und irgend etwas holen, was ich dort vergessen hatte; mein Weg dahin führte mich über den schon mehrerwähnten Corridor, welcher um diese Zeit heller erleuchtet war, als er es in der vergangenen Nacht gewesen. Beim Näherkommen hörte ich dasselbe eilfertige Laufen und dasselbe Rauschen eines Frauenkleides, und sah dießmal den Saum eines schwarzen Kleides verschwinden. Gleichwohl ging einen Augenblick später der schwarze Jacko an mir vorüber. Im Weitergehen sah ich einen weißen Gegenstand vor mir am Boden liegen, gerade an der Stelle, wo das Frauenzimmer verschwunden war; ich hob denselben auf und erkannte in ihm das weiße feine Battisttaschentuch einer Dame, und steckte es in meine Brusttasche ohne es zu untersuchen, obschon ich erst geraume Zeit später in den Salon zurückkehrte. Bei meinem Eintritt gewahrte ich sogleich Lady Fitzgibbon, welche mit meinem Oheim Schach spielte; sie trug dasselbe maisfarbige Seidenkleid, dessen ich schon einmal erwähnt habe und das sie sehr gerne zu tragen schien. Vergebens sah ich mich nach Peg um, die noch immer nicht da war, aber einige Minuten später eintrat, mir sehr bleich erschien und wie gewöhnlich ihr schwarzes Kleid trug. Ihr eintöniger Aufzug hatte mich niemals zuvor belästigt, aber dießmal erschien er mir unangenehm, denn sie war die einzige Dame unter meinen Gästen, welche sich immer schwarz trug. Ich weiß nicht mehr, wie mir der Abend verging; aber beim Zubettegehen untersuchte ich das Taschentuch und fand in dem einen Zipfel desselben das Wappen der Familie O'Shaughnessy fein eingestickt.

Mein lieber Tom, ich brauche Dir nicht erst eingehend zu schildern, wie nach dieser Entdeckung meine Tage bitter und meine Nächte schlaflos waren, in welch manchfacher Weise ich mir alles zu erklären versuchte, was ich wahrgenommen hatte, und wie mich all' dieses vergebliche Grübeln nur noch unglücklicher machte. Ich fand keinerlei Lösung für das Geheimniß, und gab alles weitere Grübeln verzweifelnd auf.

So kam der Weihnachtsabend herbei, eine stürmische wilde Nacht mit einem entsetzlichen Schneegestöber. Die Fenster klirrten unter dem Druck des Windes, welcher den Schnee in dichten Schichten außen an den Scheiben anlagerte. Während wir nach alter Sitte den Mistelzweig aufhingen, lud Lady Fitzgibbon uns alle zu einem Maskenball ein, den sie über drei Wochen zu Kilbanagher Park geben wollte, und zwar meinem Oheim Giles Humphrey zu Ehren, dessen Liebling sie nun war und der sich auf einige Wochen als Gast in ihrem Hause aufhalten wollte und feierlich versprach, auf ihrem Maskenball in der Rolle eines Lappländers oder Eskimo, ganz in Pelze gekleidet, zu erscheinen. Die Einladung erregte eine angenehme Sensation, und man erörterte den ganzen Rest des Tages hindurch die verschiedenen Kostüme, welche getragen werden sollten. Alle waren seelenvergnügt bis auf Gorman Tracey, welcher nun auf Giles Humphrey ebenso eifersüchtig war, als er es zuvor auf mich gewesen. Wo Peg an jenem Abend war und ob sie ebenfalls eine Einladung erhalten hatte, weiß ich nicht; sie schien mir seit jener Begegnung geflissentlich auszuweichen.

Und nun komme ich an die dunkelste Seite aus meinem ganzen Lebensbuche, Tom, an den verhängnißvollsten Theil meiner Geschichte. Das Schneegestöber wüthete in jener Nacht bis ein Uhr Morgens, rüttelte an den Fenstern, heulte die Schornsteine herunter und machte sogar den Fußboden schwanken, daß Einem zu Muthe war als läge man in der Kajüte eines Schiffes. Ich glaube zu Anfang der Nacht schlief niemand, aber gegen zwei Uhr Morgens legte sich der Aufruhr in der Natur, und das ganze Haus lag in den tiefen Schlaf gehüllt, welcher auf ein langweiliges ermüdendes Wachen und ein vergebliches Sehnen nach Schlummer folgt. Obschon aber der Wind sich gelegt, wollte doch die Unruhe die mich erfüllte, nicht weichen, und mit offenen Augen und peinlichen Gedanken lag ich wach auf meinem Bette, nachdem das Heulen in den Schornsteinen und das Klirren der Fenster schon längst aufgehört hatte. Endlich verzweifelte ich ganz an der Möglichkeit des Einschlafens, stand auf, schürte mein Feuer im Kamin wieder an, schraubte den Docht meiner Lampe herauf und schickte mich gerade an, etwas zu lesen, als ich ein leichtes Geräusch auf dem Corridor vernahm. Es war kein Geräusch als

ob jemand gehe oder plaudere, es war nicht der Laut einer geöffneten Thüre oder eines fallenden Gegenstandes, es war überhaupt kein Geräusch das ich in irgend einer Weise beschreiben konnte, sondern gerade nur eine kaum bemerkbare Warnung, daß irgend etwas in meiner Nähe lebendig sey und sich rege.

Es hat eine Zeit gegeben, wo ich eine solche Kleinigkeit kaum meiner Beachtung würdig erachtet hätte, allein die Umstände hatten mich neuerdings peinlich wachsam und argwöhnisch gemacht. Ich haschte mit aberwitziger Begierde nach jedem Schatten, welcher mir einen Schlüssel zu dem Geheimniß zu versprechen schien, über welchem ich Tag und Nacht brütete. Ich sprang also nach meiner Thüre und öffnete dieselbe.

Das Zimmer, welches ich mir selbst angeeignet, nachdem ich meinem Oheim das meinige eingeräumt hatte, war eines von jenen, deren Thüren auf jenen Corridor mündeten, an dessen Ende Giles Humphrey's Zimmer lag. Alles lag in feierlichem Schweigen, als ich die Thüre öffnete. Das helle Mondlicht zeichnete die Gestalt von jedem einzelnen Fenster deutlich auf dem Boden ab, während lange Schatten dazwischen lagen. Ich blickte so schnell den Corridor hinauf und dann hinab, um gerade noch zu bemerken, wie eine Frauengestalt, von Kopf bis zu Fuß in ein weites dunkles Gewand eingehüllt, rasch über eine der mondbeschienenen Stellen in den dunklen Schatten huschte und dann aus diesem wieder in einen andern blaßgrünen Lichtschimmer trat. Einige wenige behende Schritte brachten mich an die Stelle, wo sie einen Augenblick zuvor vorübergehuscht war; allein sie war schon um die Ecke in jenen andern Gang eingebogen, der nach der Treppe hinführte. Ich folgte, aber die Gestalt war verschwunden und nur der schwächste Laut einer leise zugelegten Thüre schlug kaum noch vernehmlich an mein Ohr. Ich kehrte in mein Zimmer zurück, denkender, entrüsteter und verwunderter als je zuvor.

Der Morgen des Weihnachtsfestes brach glorreich an, denn eine rothe Sonne schien prachtvoll durch die beschneiten Baumkronen; mich aber fand jener Morgen behaftet mit furchtbarem Kopfschmerz, mit übernächtigen brennenden Augen und einem bleischweren Herzen. Während ich mich ankleidete, sah ich von meinem Fenster aus Lady Fitzgibbon in ihrem Pelzmantel und Sammethute die Allee hinuntertrippeln, um der ersten Frühmesse in unserer kleinen Dorfkirche anzuwohnen.

Ich suchte ebenfalls sogleich das Freie auf, um mich in der kalten frischen Luft etwas zu stärken. Aber weder christliche Festgedanken noch eine Empfänglichkeit für die winterliche Schönheit dieses Morgens bewegten mein Herz, wie ich so auf und ab ging, denn meine ganzen Gedanken waren bei jener geheimnißvollen Gestalt, die ich im Mondlicht den Corridor hatte hinunterschweben sehen. Ich grübelte über ihre Größe, aber sie hatte eine Statur gehabt, welche mindestens auf ein halbes Dutzend Damen unter meinen Gästen paßte, — über ihre Kleidung, eine Art weiten Schlafrocks, den eine jede tragen konnte, — und über das Zimmer in welches sie entschlüpft war und das eines jener beiden Zimmer auf dem untern Corridor gewesen sein mußte, deren Thüren in der Nähe der Treppe einander gegenüber lagen. Derartige Grübeleien beschäftigten mich, ohne mich irgendwie glücklicher zu machen, bis es Zeit war, zum Frühstück hineinzugehen.

Aber die Hauptsache kam erst: schon in der Halle traf ich einige Personen mit verstörten Gesichtern, andere die vor Erstaunen über irgend eine Neuigkeit Mund und Nase aufsperrten, und inmitten dieser Gruppen Jacko, der unter wildem Geberdenspiel unverständlich und leidenschaftlich in den Tag hinein schwatzte. Die Dienerschaft lief aufgeregt hin und her, die Gäste im Frühstückszimmer schwatzten wild durch einander, und Giles Humphrey rannte wie ein Verrückter im Zimmer auf und ab, das Gesicht ganz grün vor Zorn, mit rollenden Augen, gesträubtem Haar, verstörten Zügen und ungeordneter Kleidung. In der einen Minute rief er die Rache des Himmels auf irgend eine unbekannte Person herab, in der andern rang er die Hände und wimmerte wie ein gepeitschter Schulknabe. Ich erfuhr bald was es gab: Giles Humphrey's eiserner Geldkasten war in der Nacht bestohlen und nicht nur zehntausend Pfund in Banknoten, sondern auch noch Juwelen bis zu einem fabelhaften Betrage daraus entwendet worden.

Ich hörte den Oheim aufmerksam an und ein gespenstisches Licht fiel in das Räthsel der vergangenen Nacht herein. Dann klang es mir in den Ohren wie das Rauschen eines Wasserfalls, und Flammen schwirrten mir vor den Augen. Zum ersten Mal in meinem Leben begriff ich die Möglichkeit, daß ein kräftiger Mann in Ohnmacht fallen könne. Ich schaute nach Peg hinüber, die in einer Ecke des Erkerfensters saß, ihr blasses hübsches Gesicht auf die kleine Hand gestützt, die wirren Locken über ihre Stirne bis beinahe auf die Augen herunterhängend. Ihre Züge zeigten statt des gewöhnlichen stolzen Zurückhaltung um ihren Mund und ihre Stirne einen Ausdruck verwunderten und halb erschrockenen Interesses an dem aufregenden Gegenstande des allgemeinen Gesprächs. Kaum ward der Oheim meiner gewahr, so stürzte er auf mich zu, packte mich wild beim Rocke und schrie mir gellend in's Ohr: „Neffe, schick' sogleich nach einer Abtheilung Polizeimannschaft und laß Deine ganze schurkische Dienerschaft verhaften. Schicke nach....!" — Allein ich will Dich nicht mit der Wiederholung seiner aberwitzigen Wuthausbrüche langweilen, Tom. Die allgemeine Ansicht schien dahin zu gehen, daß nur jemand von den Hausgenossen den Diebstahl begangen haben könne." Man hatte zwar im Erdgeschoß ein Fenster des Ganges nach hinten hinaus geöffnet gefunden, allein hierin war leicht eine List zu erkennen gewesen, denn der Dieb hatte den gröblichen Mißgriff begangen, gerade ein Fenster zu öffnen, welches von außen stark vergittert war. Irgend jemand im Hause hatte sich in den Besitz der Kunde der geheimnißvollen Federn und Schlösser von Giles Humphrey's eiserner Kasse gesetzt.

Mehrere Personen hatten die Kühnheit, Jacko als den Dieb zu verdächtigen, allein sein Herr wollte von keinem Argwohnsgrunde gegen denselben hören; Jacko war seit nahezu dreißig Jahren in seinem Dienste gewesen und hatte ihn nie um einen Heller betrogen; warum sollte er nun ein Verräther geworden sein?

Warum? Weil er vielleicht niemals vorher durch die Künste eines gewandten Weibs in Versuchung gebracht worden war. Hätte ich reden wollen, so würde ich Giles Humphrey gesagt haben: „Es besteht ein Komplott und Ihr Diener Jacko ist darein verwickelt;" aber ich wollte nichts von dem gestickten Battisttuch und dem Rauschen jenes schwarzseidenen Kleides äußern. Ich faßte Peg noch einmal in's Auge; es war noch immer derselbe theilnahmsvolle Blick, welcher dem blassen hübschen Gesicht so gut stand, noch immer ruhte das reizendgeformte Kinn auf der zierlichen weißen Hand, die ich nur mit Widerstreben für schuldig hielt.

Ich nahm mich zusammen, um alle meine Geistesgegenwart aufzubieten und vernünftig zu handeln; ich schickte zunächst einen Boten nach der Polizei und versprach meinem Oheim, keine Mühe zu scheuen, damit er wieder in den Besitz seines Eigenthums gesetzt werde. Das Frühstück stand auf dem Tisch und ich bat meine Gäste Platz zu nehmen und die Erörterung des unangenehmen Ereignisses bis nach eingenommener Mahlzeit zu verschieben. Dem ersten Theil meiner Bitte entsprachen sie gerne — nicht so jedoch dem zweiten. Ich hätte fürwahr nicht erwartet, daß sie den Gegenstand so leicht fallen lassen würden. Jenun, die Erörterung eines solchen Vorfalls an einem Christtags-Morgen in einem eingeschneiten Landhause war ja eine wahre Wohlthat.

Die ganze Gesellschaft war so sehr mit dem allgemeinen Thema beschäftigt, daß niemand seither Lady Fitzgibbon vermißt hatte, welche nun im reizendsten Morgenrock von weißem Kaschmir und frisch gerötheten Wangen eintrat, auf denen noch der kräftigende Hauch des Wintermorgens brannte. Sie tänzelte so fröhlich in's Zimmer herein, daß sie offenbar von dem Vorgefallenen noch nichts erfahren haben konnte. Kaum hatte sie aber ihren Platz an der Tafel eingenommen, als eine Dame neben ihr rasch anhub: „Haben Sie schon gehört, meine Liebe..."

„Nein, ich habe nichts gehört," fiel Lucretia jener leichthin in die Rede; „allein es soll mich sehr freuen etwas zu erfahren, denn ich sterbe schier vor Sehnsucht nach Neuigkeiten. Aber zuvörderst," fuhr sie, sich sammelnd, fort und griff mit der kleinen Hand in die Tasche ihres Morgenrocks, „zuvörderst muß ich einen kleinen Streich wieder gutmachen, welchen ich Ihnen gespielt habe, Fräulein O'Shaughnessy! Als ich heute früh in die Messe gehen wollte, fand ich dieß hier vor Ihrer Thüre liegen, ein hübsches Weihnachtsgeschenk, welches wahrscheinlich dieser Sankt Niklas hier," fügte sie mit einem schelmischen Blicke auf Giles Humphrey hinzu, — „der zu Weihnachten die guten Kinder besucht, dorthin gelegt hat. Fürwahr, es ist eine recht hübsche Ueberraschung für eine Dame, am Morgen, wenn sie ihre Thüre öffnet, ein prachtvolles Armband auf der Schwelle wartend zu finden. Ein solches Glück passirt mir nicht, und ich gestehe, daß ich halb aus Neid und theilweise zum Scherz es aufgehoben und in meinen Muff gesteckt habe. Aber Sie sehen, wenn man in die Kirche geht, kommt man immer gebessert nach Hause, denn ich bin reumüthig zurückgekehrt und fest entschlossen, Ihnen Ihr Eigenthum zurückzugeben!" Damit legte sie lachend neben Peg's Teller jenes selbe prachtvolle Armband, das wir alle jenen Abend an ihrem runden weißen Arm bewundert und auf welches ich Dich, Tom, ganz besonders aufmerksam gemacht hatte.

Peg erglühte bis zum Nacken, schob schnell das Geschmeide von sich und erwiderte barsch: „Es gehört nicht mir, Lady Fitzgibbon."

„Aber ich versichere Sie, meine Liebe, daß ich es vor Ihrer Thüre liegend gefunden habe," sagte diese mit dem unbefangensten Lächeln.

Beim Anblick des Armbandes waren alle plötzlich stille geworden, und nach Lady Fitzgibbon's wiederholter Versicherung, daß dasselbe vor der Thüre von Peg's Zimmer gelegen, ward es um die Tafel herum grabesstille. Mylady selbst sah sich in der Runde um, als ob sie fragen wollte: was habt ihr denn eigentlich? worauf die Dame neben ihr sich zu ihr bog und ihr etwas in's Ohr flüsterte. Lady Fitzgibbon's heiteres brünettes Gesicht verdunkelte sich plötzlich und sie blickte erschrocken drein.

Mich dünkt, erst das schwere verhängnißvolle Schweigen, welches so lange währte, daß es Einem in den Ohren zu zischen begann, machte, daß Peg endlich ihr Auge aufschlug. Sie betrachtete erst das Armband, welches vor ihr auf dem Tische lag und dann der Reihe nach und mit einem fürchterlichen zögernden Blick alle die vielen schweigsamen und bangen Gesichter um den Tisch herum. Aller Augen waren, heimlich oder offen, auf sie gerichtet, und in allen las sie denselben Argwohn gegen sich selbst. Jedes feste Stirnrunzeln der Verdammung, jeder flüchtige Blick des Ekels, jeder bekümmerte Ausdruck des Mitleids sagte ihr deutlich: Du bist entdeckt! — Die hübsche Röthe, die seither auf ihrem Antlitz geglüht hatte, erlosch wie ein Licht das man ausbläst; die Farbe wich von ihren Lippen, ihre Züge wurden starr und weiß, als ob eine eisige Todesstarrheit über sie gekommen wäre. So saß sie stille da, bis das Frühstück hastig beendet war und die anderen Gäste alle nach einander leise aus dem Zimmer gingen und sie allein hier sitzen ließen.

Lady Fitzgibbon übernahm es, Giles Humphrey zu trösten, und ich glaubte, er werde ihr für ihre Mühe jenes Armband zum Geschenk machen; aber dazu war er zu filzig. Die Lady war die einzige von allen meinen Gästen, welche an jenem Weihnachtsmorgen die Kirche besucht hatte. Es begann nach dem Frühstück wieder heftig zu schneien und gab damit jedermann einen willkommenen Vorwand, bis zur Ankunft und zum Wiederabgang der Polizei zu Hause zu bleiben und die Entwickelung der polizeilichen Untersuchung abzuwarten. Ich kehrte so rasch wie möglich wieder nach dem Frühstücks-

zimmer zurück, traf jedoch Peg nicht mehr daselbst. Ich ging nun vor dem Hause in einem bedeckten Gartenwege auf und ab, und suchte in der Einsamkeit meine Gedanken zu sammeln und mit mir in's Klare zu kommen über die Schritte, die ich einschlagen sollte, um Peg vor den entwürdigenden schmachvollen Folgen ihres unbesonnenen Verbrechens zu schützen. Tracey suchte mich hier auf und wir besprachen mit einander die Sache.

„Ich sehe nun, wie es mit Dir steht, alter Junge," sprach er und drückte mir die Hand. „Ich habe es schon seit einiger Zeit bemerkt, daß Du in Peg verliebt bist, und Du thust mir von ganzer Seele leid. Das arme Ding, sich so in's Verderben zu stürzen; aber sie vermochte offenbar jene drückende peinliche Armuth nicht zu ertragen! Um's Himmels willen, Humphrey, blicke nicht so todeswund darein, oder die Leute merken alles auf den ersten Blick. Was willst Du für Peg thun?"

„Ich weiß es noch nicht," erwiderte ich; „irgend ein Mittel muß ersonnen werden, um sie vor dem Verderben zu bewahren. Ich kann sie nach dem Vorgefallenen natürlich nicht wieder sehen, aber ich will sie um jeden Preis vor einer schimpflichen Strafe retten!"

Wir sprachen noch einige Zeit über die Sache und traten dann in's Haus — leider zu spät um durch mein Einschreiten einen peinlichen Auftritt zu verhindern. Zwei Polizeileute waren angekommen und Giles Humphrey hatte sie schnurstracks nach Peg O'Shaughnessy's Zimmerthüre hinaufgeführt. Wunderbarerweise waren beinahe alle Hausgenossen auf der Treppe und den Gängen, als dieser kleine Auftritt vor sich ging. Auf das barsche Pochen der Polizei war gerade die Zimmerthüre geöffnet worden, als Tracey und ich zur Stelle kamen, und Peg stand trotzig auf der Schwelle, ihre zarte schlanke Gestalt hoch aufgerichtet, mit blitzenden Augen und zwei rothen glühenden Flecken auf den Wangen.

„Was wollen Sie?" fragte sie die Männer, welche demüthig vor ihr standen und sich vor ihr zu schämen schienen.

„Um Vergebung, Fräulein," versetzte der Eine; „aber wir haben Befehl, dieses Zimmer zu durchsuchen, und müssen unsre Schuldigkeit thun."

„Wollen Sie dieß zugeben?" wandte Peg sich stolz an Giles Humphrey, welcher brummend und barsch erwiderte, er sei auf niederträchtige Weise bestohlen worden und wolle jeden möglichen Versuch wagen, sein entwendetes Eigenthum wieder zu erlangen, weßhalb die Polizeibeamten jedenfalls das Zimmer durchsuchen sollten. — „Alsdann habe ich nur zu erklären, daß ich diese Kränkung nicht dulden werde! Ich will sehen, ob Sie mit Gewalt in dieses Zimmer zu dringen wagen werden!" entgegnete Peg, verschloß die Thüre hinter sich, und stemmte sich, mit der Hand auf der Klinke, gegen dieselbe.

Auf eine Geberde von Giles Humphrey schickte sich einer der Männer an, ihre Hand von der Thürklinke zu entfernen, als ich vortrat und ihn zurückhielt. „Diese Dame ist mein Gast und ich kann nicht dulden, daß man ohne ihre Einwilligung in ihr Privatzimmer eindringt," sagte ich. „Hier herrscht irgend ein Mißverständniß vor, Leute, welches wir aufzuklären uns bemühen wollen. Mittlerweile können Sie hinunter gehen und sich einen Imbiß und Trunk reichen lassen."

Den beiden Polizisten war ihre Aufgabe offenbar so sehr unliebsam, daß sie sich dieß nicht zweimal sagen ließen, sondern sogleich verschwanden, worauf ich Giles Humphrey beim Arme ergriff und auf mein eigenes Zimmer führte. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, Oheim," hub ich an; „lassen Sie die Geschichte ohne weiteres Aufheben auf sich beruhen, und ich will Ihnen die zehntausend Pfund ersetzen, welche Sie in meinem Hause eingebüßt haben."

Er starrte mir so verblüfft in's Gesicht, als ob er sehen wollte, ob ich im Ernst oder im Spaß rede, und sagte dann: „Ich glaube, Du bist nicht bei Sinnen!"

„Vielleicht bin ich es, vielleicht auch nicht," gab ich zur Antwort. „Aber in beiden Fällen ist mein Geld gleich gut und werthvoll. Schicken Sie die Polizei hinweg, vertuschen Sie die ganze Sache, und ich schreibe Ihnen noch vor Tische eine Anweisung an meinen Geschäftsmann über diese Summe."

Er überlegte sich die Sache mit über einander gebissenen Lippen; dann fragte er: „Aber die Juwelen?"

„Worin bestanden diese, Onkel?"

„In dem Pendant zu diesem Armband hier (der Geier hole die habgierige Dirne und ihre hübsche Larve!), in einem kostbaren Halsband mit Diamanten und einer schönen langen Perlenschnur ..."

„Jenun, diese werden Sie wohl unter keinen Umständen wieder bekommen, wie Sie es auch angreifen mögen, Oheim. Mich dünkt, Sie handeln weitaus am klügsten, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen."

„Warum sollte ich mein Eigenthum nicht wieder finden, wenn ich es suchte?" rief er aufwallend.

„Einfach weil die Person, welche geschickt genug war Ihr Eigenthum zu stehlen, auch so gewandt und besonnen war, die Beute bei Zeiten in Sicherheit zu bringen," gab ich ihm zur Antwort; „folgen Sie meinem Rath; wollen wir das Geschäft abmachen?"

Brummend gab er seine Einwilligung; die Polizisten wurden weggeschickt und ich schrieb ihm die Anweisung auf meinen Bankier.

Es ward allgemein abgemacht, daß die Sache verschwiegen bleiben und vertuscht werde, damit die Leute glauben oder sich wenigstens das Ansehen geben sollten, als glaubten sie, irgend ein gefährlicher gewandter Gauner habe den Diebstahl begangen. Man machte alle möglichen Versuche, den Tag so zu verbringen, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Peg erschien wieder im Salon, als verschmähe sie, sich durch Wegbleiben selbst für schuldig zu erklären, als trotze sie dem Versuch sie durch Mißachtung zu verurtheilen. Aber ich brauche Dir nicht erst zu sagen, Tom, welch' plötzliches Verstummen und was für kalte fremde Blicke sie überall begrüßten, wo sie sich zeigte. Sie war der Gegenstand der leise geführten Unterhaltung in Aller Munde; ihre Armuth und das erduldete Ungemach, der Mangel einer Mutter, ihr Stolz, ihre Sehn-

suchl nach Dingen die außer ihrem Bereich lagen, wurden alle zu ihrer Entschuldigung geltend gemacht, jedoch ohne wirkliche herzliche Theilnahme. Jedes betrachtete den Vorfall von einem besonderen Standpunkte. Wie leise auch die Unterhaltung geführt wurde, Peg begriff dieselbe doch ganz. Wie schuldig sie auch sein mochte, so konnte ich doch sehen, daß ihr darob das Herz im Leibe zu bersten drohte. Ich weinte in jener Nacht wie ein Kind in meine Kissen, die ersten Thränen des Kummers, seit mir ein Bart um's Kinn sproßte, — als ob Thränen oder sogar Blut Peg hätten rein zu waschen vermocht. „Mein Gott!" jammerte ich; „alles was in meinen Kräften stand, habe ich für sie gethan; warum geht sie nicht nach Hause."

Am nächsten Morgen traf ich sie zufällig im Bibliothekzimmer, wo sie allein am Kamin stand und düster über den Rand eines Buches in's Feuer starrte. „Sie werden sich wahrscheinlich verwundert fragen, warum ich Ihr Haus nicht sogleich verlassen habe, Herr Humphrey," hub sie mit einer schmerzlichen unnatürlichen Stimme an; „aber ich warte hier nur in der Hoffnung, dieses Räthsel werde sich noch aufklären." Eine dunkle Röthe flog bei diesen Worten über ihr Gesicht; der stolze gram-umdüsterte Blick ihres Auges raubte mir beinahe meine Fassung, und es gährte in mir ein gewaltiger, krankmachender Kampf zwischen dem Verstande und meinem Herzen, das all' seine Neigungen, seine ganze Liebe auf ein Gesicht gesetzt hatte, das so treu und wahr dreinblickte. Ich liebte dieses Mädchen, aber heirathen konnte ich keine — o Gott, selbst meine Gedanken sträubten sich dagegen, dieses Wort auf Peg anzuwenden. Ich raffte all' meine Kraft zusammen, um ihr eine wahrheitsgetreue Antwort zu geben.

„Fräulein O'Shaughnessy, das Räthsel ist vertuscht worden," erwiderte ich ihr; „ob es jemals aufgeklärt werden kann, das müssen Sie meines Bedünkens besser wissen als ich!" Damit wandte ich ihr den Rücken mit einem Gefühl, als ob ich mir selbst eine tödliche Wunde beigebracht hätte. Ein leises krampfhaftes Schluchzen voll wildem Seelenschmerz drang an mein Ohr, als ich nach der Thüre ging, und lebte noch manches Jahr später in meiner Erinnerung.

Noch in derselben Stunde verließ Peg Ballyhuckamore zu Fuße, ohne sich um irgend jemand zu bekümmern, und schleppte sich mühsam zu Fuße durch den tiefen Schnee nach Schloß Shaughnessy; sie brachte zu dem übrigen Elend ihrer Heimath noch ihre eigene Schmach mit. Tom, Tom! gibt es unter den Sünden der Menschen irgend welche, die ihnen niemals vergeben werden können?

5.

Sobald ich es mit Anstand thun konnte, suchte ich meiner Gäste los zu werden, überantwortete Ballyhuckamore Hall der Aufsicht der Frau Daly und ging auf Reisen. Giles Humphrey nahm seinen Aufenthalt nun in Kilbanagher Park, und auch Gorman Tracey verließ mich, um der reizenden Lady Fitzgibbon einen längern Besuch abzustatten. Einige Wochen später schrieb mir Tracey, er habe um die Hand der hübschen Wittwe angehalten aber einen regelrechten Korb bekommen; und ungefähr nach Jahresfrist las ich in den englischen Zeitungen die Anzeige ihrer Verheirathung mit Giles Humphrey.

Fünf lange Jahre hindurch blieb ich im Auslande. Ich will Dich nicht mit einer Schilderung meines Wanderlebens langweilen, Tom, denn wir haben darüber schon öfter gesprochen. Der 6. April war da, als ich an einem Regenabend seit Jahren zum ersten Mal wieder durch die Londoner Straßen wanderte. Der Anblick der alten wohlbekannten Oertlichkeiten machte mich nachdenklich, und meine Gedanken beschäftigten sich mit der Vergangenheit. Ich wunderte mich, wie ich jenen Stoß zu überleben vermocht habe, welchen der Vorfall mit Peg meinem Gemüthsleben gegeben habe, und wünschte mir im Stillen dazu Glück, daß mein mehrjähriges Wanderleben mich auf einen einsamen Lebensabend als Junggeselle so gut vorbereitet hatte. Es war der erste Abend meiner Ankunft in England, und ich hatte einen einsamen Spaziergang dem Aufsuchen irgend eines meiner alten Freunde vorgezogen.

Ich bog gerade um die Ecke eines der Squares in Westend, als mein Vordringen auf den Trottoirs durch einen jener kleinen Aufläufe gehemmt wurde, welche stattfinden, wenn eine Dame sich anschickt, in vollem Ballcostüme aus ihrem Wagen zu steigen und die Treppe eines Hauses hinanzuellen, wo eine Abendgesellschaft gegeben wird. Heller Lichtschein drang aus den Fenstern des Hauses und aus dem geöffneten Portal. Eine kleine Volksmenge hatte sich angesammelt, und ich mußte nothgedrungen stehen bleiben, um mit den Uebrigen Zeuge dieses Schauspiels zu seyn. Die fragliche Dame war in diesem Falle mit ungewöhnlicher Pracht aufgeputzt, und das Licht der Gasflammen unter dem Portal fiel voll auf ihr Gesicht, so daß ich mit einem unwillkürlichen Erbeben in ihr Lucretia Fitzgibbon erkannte.

Ich konnte mich um so weniger geirrt haben, als ich auf Befragen von dem Kutscher erfuhr, daß der Wagen derjenige von Lady Humphrey sey, und der mir auch die Adresse von deren Wohnung mittheilte. Ich weiß nicht wie es geschah, aber es wandelte mich mit Einem Male ein seltsames Gelüste an, sogleich hinzugehen und Giles Humphrey zu besuchen. Ich hatte noch andere Freunde und Bekannte in der Stadt, nach deren Wiedersehen mich mehr verlangte, als nach demjenigen meines Oheims und seiner Gattin; aber sey dem wie ihm wolle, ich gab an jenem Abend dem unbewußten Drang nach und suchte Giles Humphrey auf.

Ich fand ihn in einem glänzend eingerichteten Hause in einem vornehmen Quartier, — ein zusammengeschrumpfter, gichtbrüchiger, gelähmter Greis, durch Siechthum an den Krankensessel vor seinem Kaminfeuer gefesselt, während seine schöne eitle Frau leichtsinnig in der vornehmen Welt herumschwärmte und das Geld vergeudete, welches er so mühsam zusammengescharrt hatte. Der arme Mann war sichtlich erfreut über meinen Besuch, und nach einer kurzen Unterhaltung fand ich, daß kein obdachloser Bettler in den Straßen verlassener und freund- und freundloser war als er. Der alte

Geizhals verbrachte seine Tage gleichsam in einem eleganten Gefängniß, und Mylady war ein solch schonungsloser und harter Kerkermeister als nur je ein Verbrecher einen solchen gehabt hatte.

Die Lampe auf dem Kaminsims war so tief verhangen, daß wir kaum gegenseitig unsere Züge zu erkennen vermochten, und so saßen wir vor dem Feuer, während drunten die eleganten Wägen vorbeirollten und das Echo der an frählich beleuchteten Portalen gerührten Thürklopfer an unser Ohr schlug, und Giles Humphrey theilte mir seine ganzen Erlebnisse seit der Zeit mit, wo wir uns nicht mehr gesehen hatten. Ich glaube, ich hörte seine weinerlichen Klagen über Lady Humphrey nur darum so geduldig an, weil ich auf seinem armseligen Gesicht schou deutlich die Zeichen eines baldigen Todes sah. Die Mißhandlungen, die er van ihr erfuhr, datirten sich bei thm schon auf den Tag nach seiuer Verheirathuug zurück, wo er entdeckt hatte, daß er, welchen die Aussicht anf ein großes Vermögen geködert, eine arme Abenteurerin geheirathet hatte, welche tief tn Schulden steckte und Gefahr lief, in den Schuldthurm gesteckt und mit Schmach überhäuft zu werden. Seit ihrem Hochzeitstage hatten beide keine friedliche ruhige Stunde mit einander verlebt; sie hatte ihn vom ersten Augenblick an wie einen Gefangenen behandelt, sich seines Geldes und sogar seiner Schlüssel bemächtigt, auch den treuen Jacko ihm abspenstig gemacht und in ihren eigenen Dienst gelockt. Sie führte ein tolles Genußleben und ging allen nur erdenkbaren Vergnügungen außer dem Hause nach, während er, der arme gebrochene Greis, kaum allein durch sein Zimmer zu gehen vermochte. Er war furchtbar eifersüchtig auf die Leute, unter welchen sie thre Zeit verbrachte, auf die Freunde, Bewnnderer und Anbeter, von denen Lucretia in threm Salon umschwärmt wurde, und die Briefe und Geschenke, die sie empfing, verursachten ihm Herzweh. Namentlich schien ihm eine gewisse Schatulle, welche sie bisweilen vor seinen Augen zur Schau stellte, deren Schlüssel er jedoch niemals gesehen hatte, ihm Unbehagen und Unruhe zu machen, so daß der unglückliche Kranke, weicher sein Leben in gänzlicher Einsamkeit hinbrütete, vor Begierde brannte, einen Blick tn das Innere jenes Schmuckkästchens zu thun, ais ob sein Leben von dessen Inhalt abhinge.

Ich saß bis spät in der Nacht bei ihm und mußte ihm versprechen, wiederzukommen und ihn so oft wie möglich zu besuchen. Dieß that ich denn auch, stets bei Nacht, und traf unfehlbar Lucretia niemals zu Hause. Ich wollte sie eigentlich auch nicht sehen und sprechen; ich hegte von damals her eine gewisse Antipathie gegen sie, welche desto tiefer und ernster wurde, je mehr ich von ihrem Treiben hörte. Insbesondere vermochte ich mich je länger desto mehr eines Argwohns nicht zu erwehren, welcher an dem Abend meiner ersten Unterredung mit Giles Humphrey in mir aufgestiegen war; Tag und Nacht klammerte sich jener Verdacht an mich an und kam zuweilen der Ueberzeugung so nahe, daß er mich beinahe zum Wahnsinn trieb. Ich wagte ihn sogar eines Abends gegen meinen Oheim auszusprechen in der offenen Frage: „Sollte es nicht möglich gewesen seyn, daß der Diebstahl in jener denkwürdigen Christnacht durch Lady Fitzgibbon begangen worden ist?"

Giles Humphrey stierte mich betroffen an und erwiderte gedankenlos: „Bah, Du erinnerst Dich ja, daß die kleine O'Shaughnessy mir den Streich gespielt hat. Sie verrieth sich selbst ja dadurch, daß sie ein Armband auf der Schwelle ihrer Thüre fallen ließ. Ich höre übrigens, daß ihre nnredlich gemachte Beute ihr wenig Vortheil gebracht hat, denn thr alter Vater starb elendiglich, die alte Barracke von Schloß ist den Ratten preisgegeben, und die Dirne selbst treibt sich — der Henker mag wissen wo! — in der Welt herum."

Es war nutzlos, mit dem stumpfsinnigen Greise in dieser Weise zu reden; dennoch aber besuchte ich ihn von Zeit zu Zeit und plauderte mit ihm in der vagen Hoffnung, es kännte eines Tags zwischen ihm und seiner Frau zu Erörterungen kommen, welche meinem armen gequälten Gemüthe einige Beruhigung gewährten. Ich bereute nun bitterlich, daß ich damals wegen des begangenen Diebstahls keine genauere Untersuchung hatte anstellen lassen, weil in jenem Augenblicke leicht nutzbare Indicien hätten zu Tage kommen können. Aber meine Reue und mein Bedauern waren jetzt nach fünf langen Jahren rein vergeblich.

Eines Abends besuchte ich Giles Humpheey wieder, und hörte von dem Diener, daß die Dame des Hauses in der Oper sey. Droben fand ich meinen Oheim wie gewöhnlich allein, aber in einer ungewöhnlichen fröhlichen Aufregung. Mit schadenfrohem Lächeln hielt er mir einen Bund Schlüssel vor die Augen und flüsterte: „Bst, stille, mein Neffe! Kein Wort davon! Ich habe endlich ihre Schlüssel erwischt! Wenn sie listig ist, bin ich es auch. Wenn sie mich bestohlen hat, will ich sie wieder bestehlen. Hahaha! ich habe sie überlistet! — Leih' mir Deinen Arm, Neffe, daß ich in ihr Closet hinüberhumpeln und nachsehen kann, was denn dieses Weib in ihrem Schmuckkästchen so sorgfältig verbirgt."

Vergebens versuchte ich ihn davon abzuhalten, aber ich hätte ebenso leicht Feuer in der Hand zu halten unternommen; hätte ich ihm nicht den Arm geliehen, so wäre er auf allen Vieren nach jenem Zimmer hinüber gekrochen. Er fand das Kästchen und den passenden Schlüssel dazu nnd äffnete es. Das erste was mir darin in die Augen fiel, war ein Armband, das ich nur allzu gut kannte. Ich nahm es heraus und zeigte es ihm mit der Frage: „Ist dieß nicht jenes denkwürdige Armband, welches an jenem Weihnachtsmorgen auf Peg O'Shaughnessy's Thürschwelle gefunden ward?"

Er nahm es mir aus der Hand, betrachtete abwechselnd das Armband und mich mit stumpfsinnigem Erstaunen und erwiderte: „Nein, das kann nicht seyn, sie trug jenes Armband heute Abend. Wie kammt es nun hieher?"

„Halt!" rief ich; „sagten Sie mir nicht, ein Zwillingsstück jenes Armbands sey Ihnen damals gestohlen worden? und ebenso eine Schnur Perlen? und ein Halsband mit Diamanten? Da, sehen Sie her!" und mit jedem Geiffe in die Schatulle brachte ich eines jener weiteren Geschmeide zum Vor-

schein. „Giles Humphrey, wie sind jene gestohlenen Kleinodien in den Besitz Ihrer Gattin gekommen?"

Er ließ den Unterkiefer hängen und starrte gedankenlos vor sich hin. „Beim ewigen Himmel, Du hast Recht; wir haben der kleinen O'Shaughnessy Unrecht gethan," murmelte er; „Mylady war durch und durch eine Verrätherin!"

Ich vermag Dir nicht zu sagen, Tom, was in mir vorging und welch' ein Schwanken zwischen Entzücken und tiefem Seelenschmerz in den paar nächsten Augenblicken mein ganzes Gemüth durchbebte. Ein gellender Schrei von Giles Humphrey weckte mich aus meiner Betäubung. Er hatte in dem Kästchen irgend einen Brief gefunden, den er gesucht hatte, und der Schaum stand ihm vor dem Munde.

In demselben Moment, wo ich des Oheims Schrei hörte, machte sich ein Geräusch im anstoßenden Zimmer bemerklich, die Thüre flog auf und Lady Humphrey selbst erschien.

Zum ersten Male seit Jahren trat ich ihr Aug' in Auge gegenüber. Sie war königlich geschmückt und hübscher als je, aber ihre Schönheit war eine gröbere, derb sinnliche. Sie war so eben aus der Oper zurückgekehrt, und wir in unsre Beschäftigung so vertieft gewesen, daß wir weder das Anhalten des Wagens noch das Pochen an der Thüre des Portals vernommen hatten. Was sie gesagt oder gethan haben würde, wenn sie Zeit gehabt hätte, sich von ihrem ersten Schreck zu erholen, weiß ich nicht; allein ehe noch ihr Stirnrunzeln einen düstern Ausdruck über ihr Gesicht geworfen hatte, war ihr armseliger Gatte auf sie zugewankt, hatte ihr den zerknitterten Brief, den er in der Hand hielt, in's Gesicht geschleudert und war dann ohnmächtig zusammengebrochen.

Ich trug ihn auf eine Ottomane, klingelte laut und sandte einen Boten nach dem Arzt. Die unwürdige Gattin und ich standen einander auf zwei Schritte gegenüber und maßen einander über den Sterbenden hin mit finsteren Blicken, während wir ihm die Hände rieben und allem Möglichen aufboten, um ihn wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Selbst in diesem Augenblick vermochte ich mich nicht zu enthalten, sie jenes Diebstahls anzuklagen, denn sie sah die Geschmeide am Boden liegen und war auf einen Angriff vorbereitet.

„Lady Humphrey," hub ich an, — „im Namen des Himmels und angesichts des Todes beschwöre ich Sie, mir wahrheitsgemäß zu sagen, ob Sie jenen Diebstahl in Ballyhuckamore-Hall vor fünf Jahren begangen haben?"

„Ja, ich habe ihn begangen," erwiderte sie hart und sah starr über die Ottomane zu mir herüber; „ich mache gar kein Hehl daraus, und wenn Sie mir vor vier Jahren, nach meiner Verheirathung mit diesem Manne hier, dieselbe Frage vorgelegt hätten, würde ich Ihnen dieselbe ebenso offen beantwortet haben wie heute. Ich bedurfte damals Geld, und nahm es."

„Und Sie warfen den Verdacht auf eine Andre?" rief ich.

Sie zuckte die Achseln. „Etwas mußte geschehen," sagte sie; „es wäre mir gerade damals sehr unpassend gewesen, wenn man in mir die Schuldige erkannt hätte."

„Aber erklären Sie mir in's Himmels Namen all' das Räthselhafte jener Geschichte?" rief ich; „waren Sie es, die auf dem Gange mit Jacko verkehrte? Und dann das schwarze Kleid? — Das gestickte Taschentuch?..."

„Sie sind ein Thor," versetzte sie mit einem harten höhnischen Lächeln und zog die Augbrauen geringschätzig hinauf; „als ob eine Frau nicht die Kleidung einer Andern auf fünf Minuten nachahmen könnte, wenn es in ihrem Plan und Vortheil liegt. Als ob eine Frau nicht das Taschentuch einer Andern aufheben und es wieder an einem beliebigen Orte fallen lassen könnte!..."

* * *

Meine Geschichte, lieber Tom, ist bald zu Ende. Onkel Giles starb nicht, wie ich befürchtet und Lucretia gehofft hatte. Er trennte sich von seiner Frau mittelst eines Advokaten und ging auf's Land, nachdem er Anstalt getroffen, eine Scheidungsklage einzuleiten. Aber es kam nicht so weit: Ende Juni erfuhr ich aus einem Briefe von ihm, daß Lady Humphrey auf einem Ball in Belgravia beim Tanze todt zusammengesunken sey, von einem Herzschlage getroffen. Als ob sie je ein Herz gehabt hätte, die hartgesottene, rücksichtslose Egoistin! Giles Humphrey triumphirte in seinem Briefe auf eine Weise, die mir alle Lust benahm, seiner Einladung Folge zu leisten und zu ihm auf sein Gut zu kommen. Ich war nämlich schon auf der Fahrt im Auslande, um Peg O'Shaughnessy aufzusuchen. Ein ganzes Jahr lang suchte ich vergebens, und vermochte auch nicht den mindesten Aufschluß darüber zu erlangen, wohin sie gekommen und was aus ihr geworden war. Schloß Shaughnessy war herrenlos und unbewohnt; niemand vermochte mir über Sir Pierce's Tochter Auskunft zu geben. Die armen Leute in der Nachbarschaft des Schlosses weinten, wenn sie von ihr sprachen, und wußten nur, daß sie in's Ausland gegangen sey, — eine verzweifelt vage Auskunft, denn unter dem Ausland konnte man die ganze weite weite Welt verstehen.

Den Monat Dezember des Jahres meiner Nachforschung verbrachte ich in Paris, durchwanderte Tag und Nacht dessen offene Straßen und Sackgassen und suchte beeifert und mit fieberischer Gier nach einem flüchtigen Anblick jenes einzigen Gesichts, das meine Augen zu schauen sich so unsäglich sehnten. Ich hatte unbewußt mir eingeredet oder eine Ahnung gefaßt, daß ich sie in Paris finden würde, und deßhalb durchsuchte ich auch Paris mit unermüdlicher Energie früh und spät während dreier langen Wochen. Endlich als ich glaubte, ich sey in jeder Straße, jedem Gäßchen bekannt und kenne selbst jedes Gesicht auswendig, dem ich begegne, entsank mir die muthige hoffnungsvolle Zuversicht, und ich gab verzweifelnd meine Bemühungen auf.

Es war Weihnachtsabend, eine Zeit die mich schmerzlicher als je an die verschollene Peg erinnerte. Tief bekümmert schritt ich durch die Straßen und war just um die Zeit der Abenddämmerung auf dem Heimweg nach meiner Wohnung begriffen, als ich dicht neben meinem Bestimmungsorte den hellen rothen Glast eines Kaminfeuers freundlich durch eines der Fenster in einem großen altväterischen Hause scheinen sah.

Bäume umgaben das alte Gebäude und liehen ihm ein Aussehen von Zurückgezogenheit, obwohl das fragliche Fenster nach dem Wege heraus mündete. Ich weiß nicht welcher ahnungsvolle Drang mich plötzlich antrieb, über die Straße hinüber nach jenem Hause zu gehen und im Scheine der Gaslampe auf einem Messingschild neben der Hausthüre zu lesen, daß dieses Gebäude ein Pensionat, eine Kostschule für junge Fräulein enthielt; ich muß mich noch heute verwundert fragen, wie es kam, daß ich hierauf durch das Fenster in jenes Zimmer zu ebener Erde hineinblickte und zu meiner unaussprechlichen Ueberraschung Peg ganz allein in einem behaglichen kleinen Zimmer am Feuer sitzen sah. Sie starrte gedankenvoll in die Flamme, als hielte ihr Geist einen wehmüthigen Rückblick auf vergangene Weihnachtsabende. Natürlich war Peg Lehrerin in dieser Kostschule, und ich war in den letzten drei Wochen jeden armseligen Tag mehrmals an ihrer Thüre vorüber gegangen. Natürlich pochte ich sogleich an der Thüre und schreckte Peg aus ihrem tiefen Sinnen auf, indem ich mich ihr melden ließ, und endlich stand ich vor ihr und schaute ihr in die lieben Züge, die nur noch hagerer und blässer als vordem und wehmüthiger und lieblicher waren, aber immer noch meine eigenste kleine süße Peg!...

Den Rest kannst Du Dir selbst denken, Tom, wenn ich Dir sage, daß die liebe kleine Peg nun meine Gattin ist. Sie verzieh mir, obschon ich es nicht verdiente; wo ist denn überhaupt ein Mann der vollen Liebe und Hingabe solch' eines Wesens werth!

Wir hatten uns in Paris trauen lassen und reisten nach London, um von da auf mein Gut Ballyhuckamore zu gehen. In London angekommen besuchte ich meinen Geschäftsmann, um ihm meine junge Frau vorzustellen; während ich noch bei ihm war, wurde ihm ein schwarzgesiegelter Brief übergeben, den der Advokat mit einiger Ueberraschung erbrach, durchlas und dann mir reichte. Es war die Anzeige von dem Tode meines Oheims Giles Humphrey, erstattet von dessen Sachwalter. Der halb blödsinnige Greis war an Entkräftung gestorben ohne Testament; ich war sein Universalerbe; aber ich übertrug das ganze Erbe auf meine liebe süße Peg, an welcher das Schicksal so viel gut zu machen hatte. Der Tod des Oheims war mir ein bedeutsamer Wink der Vorsehung gewesen und hatte mich zu dieser Handlungsweise bestimmt. —

Eine Begegnung mit Charles Sealsfield.

Von J. W.

(Fortsetzung.)

Mein Apotheker machte, während er mit den Fingernägeln an seinem Pflasterspatel herumknupperte, ein pudelnärrisches Gesicht, auf dem sich Erstaunen und Verlegenheit die Waage hielten; Erstaunen, daß sein alter romanschreibender Pillenkunde gerade Sealsfield sein sollte, und Verlegenheit, weil es ihm im Augenblick wohl nicht so ganz gegenwärtig war, wer denn dieser Sealsfield eigentlich sei. Die Stellung seiner Augen war antipodischer denn je; während das eine starr am Munde des Doktors hing, spazierte das andere förmlich um die Ecke, um sich bei mir Raths zu erholen, wie man sich dieser Enthüllung gegenüber zu verhalten habe.

Auch ich war nicht wenig frappirt. „Sealsfield?" wiederholte ich ungläubig. „Sealsfield, der große Unbekannte? Warum nicht gar, Doktor? Der ist ja längst verschollen und sehr schwerlich noch am Leben."

Doktor A. ließ sich inzwischen nicht irre machen. Er hatte es aus des Fremden eigenem Munde, und mithin mußten auch wir wohl oder übel daran glauben. Der alte Herr wohnte in einem sehr einfachen Privathause in South-Brooklyn, unweit Hamilton-Ferry, wo er bei einer Wittwe zwei kleine Zimmer gemiethet hatte. Im Hause nannte man ihn Mr. Morton, er empfing jedoch häufig Briefe, die an Mr. Sealsfield adressirt waren. Besuche stellten sich sehr selten ein, der alte Herr führte ein ganz merkwürdig einsames Leben. Vormittags arbeitete er, wobei ihn schlechterdings niemand stören durfte, nicht einmal die Kinder des Hauses, mit denen er sich sonst sehr gern abgab, an deren Spielen er sogar zuweilen mit großer Lebhaftigkeit Theil nahm. Nachmittags gegen drei Uhr verließ er das Haus, um einen Spaziergang zu machen, von dem er sich selbst durch das schlimmste Wetter nicht abhalten ließ. Zwischen sechs und sieben Uhr pflegte er zurückzukehren, unterhielt sich dann ein halbes Stündchen mit der Dame des Hauses oder deren Kindern, worauf er sich nach seinem Zimmer zurückzog, dessen Fenster oft bis lange nach Mitternacht erleuchtet waren. Zwei oder drei Mal in der Woche ging er nach New-York hinüber, und an solchen Tagen pflegte er erst um zehn oder elf Uhr nach Hause zu kommen. Seine Lebensweise war ebenso einfach, wie sie pünktlich war. Er hatte äußerst wenige Bedürfnisse, aß und trank sehr mäßig und versagte sich manche Bequemlichkeiten und Genüsse, die ein Mann seines Alters sonst nur schwer entbehrt. Die Leute im Hause hielten ihn für einen armen Gelehrten und glaubten, daß er durch seine Verhältnisse zu möglichster Einschränkung genöthigt sey.

Als Doktor A. durch den erwähnten amerikanischen Collegen aufgefordert worden war, den Kranken zu besuchen, hatte man ihm nur den Namen Morton genannt. Es war ihm jedoch schon bei den ersten Besuchen aufgefallen, daß mehrere in Deutschland und der Schweiz verschriebene, aus frühern Krankheitsanfällen des Patienten herrührende Rezepte, die ihm zur Einsicht vorgelegt wurden, sämmtlich auf den Namen Sealsfield lauteten. Seine Vermuthung ward zur Gewißheit, als ihm unter den auf Tischen und Stühlen, ja sogar auf dem Fußboden umherliegenden Büchern ein prachtvoll eingebundenes Exemplar von Walter Scott's „Jungfrau vom See" in die Hände fiel, dessen Titelblatt eine von dem großen britischen Unbekannten eigenhändig geschriebene und an den großen amerikanischen Unbekannten, Charles Sealsfield, gerichtete Widmung zeigte. Einem solchen Zeug-

niß hatte der Kranke nicht mehr zu widersprechen vermocht. Der Doktor hatte ihm, wenn auch mit einiger Mühe, endlich das Geständniß abgelockt, daß er wirklich jener gefeierte Schriftsteller sey, der vor mehr als drei Decennien die gesammte Lesewelt dreier großer stammverwandter Nationen, die Bewohner zweier Hemisphären, entzückt und begeistert.

Während der Mittheilung des Doktors hatten sich noch mehrere der gewöhnlichen Stammgäste im Hinterstübchen der Apotheke eingefunden. Alle legten für das gerade obschwebende Thema der Unterhaltung lebhaftes Interesse an den Tag, wenn auch Einer oder der Andere mit den Schriften des Mannes, von dem uns der Doktor erzählte, nur oberflächlich vertraut war. Sehr enthusiastisch zeigte sich namentlich ein deutscher Baron, der die neue Welt der Kreuz und Quere durchzogen hatte, den Süden der Vereinigten Staaten, Meriko und Central-Amerika aus eigener Anschauung kannte und uns gleich bei der ersten Nennung des Namens Sealsfield erklärte, daß es vorzüglich dieser Schriftsteller gewesen, dessen wundervolle Schilderungen Amerika's ihm zuerst die Sehnsucht nach fernen Ländern in's Herz gelegt, daß er aber auch heute noch nicht umhin könne, einen Autor zu bewundern, der, wie er nun aus eigener Erfahrung wisse, Scenerieen, Charaktere und Lebensverhältnisse mit einer Treue und Frische auszumalen verstehe, wie sich dazu in der gesammten englischen, deutschen und französischen Literatur der Neuzeit kein ebenbürtiges Seitenstück finde.

„Wenn ich den Roman als ein dichterisches Totalbild einer bestimmten Lokalität und eines bestimmten menschlichen Gesellschaftskreises definire," schloß er seine enthusiastische Lobrede, „so möchte ich kühn behaupten, daß Sealsfield der größte und vollendetste Romandichter unseres Jahrhunderts sey."

„Oho, oho, unser Baron trägt gern etwas stark auf," meinte der Apotheker, mit dem linken Auge nach mir herüber blinzelnd, als ob er sich von dieser Richtung Succurs verschaffen wolle, den zu leisten ich mich jedoch gerade nicht bemüßigt fühlte. Dafür fand er ihn von anderer Seite.

„Der Baron scheint ganz zu vergessen, daß in diesem selbigen Jahrhundert gewisse Herren Scott, Dickens, Göthe, Gutzkow, Hugo gelebt haben oder zum Theil noch leben, von einem ganzen Bäckerdutzend anderer berühmter Romanschriftsteller gar nicht einmal zu reden," mischte sich ein damals in Brooklyn wohnender sehr gesuchter Portraitmaler in das Gespräch.

„Lassen Sie das gut seyn, meine Herren!" versetzte der Doktor, der mittlerweile seinen Sitz in der bequemen Ecke des alten Ledersopha genommen. „Ich halte es nicht für unmöglich, daß uns der Baron seinen Ausspruch mit guten Gründen belegt. Uebrigens wollen wir ihm deßhalb den Beweis keineswegs schenken."

„Steht mit Vergnügen zu Diensten!" rief der Baron, den sein Thema, vielleicht auch der Niersteiner, zu erwärmen begann. „Ich halte mich an meine vorhin gegebene Definition des Romans. Sealsfield ist Deutscher von Geburt und Erziehung, seine Romane aber spielen ausschließlich in Amerika, schildern amerikanische Scenerieen, Charactere und Zustände. Betrachten wir einen Augenblick seine Vorgänger und Nachfolger auf diesem Gebiet, seyen sie nun europäischen oder amerikanischen Ursprunges. Von Ersteren wären wohl nur die beiden französischen Romandichter Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand zu nennen. Was auch sonst ihre Vorzüge sein mögen, keiner kann als Schilderer spezifisch amerikanischer Dinge und Gestalten sehr hoch gestellt werden. Die deutsche Literatur hat außer Sealsfield selbst nur einen einzigen Schriftsteller, der sich wirklich erfolgreich mit amerikanischen Sujets beschäftigte: Gerstäcker *), und dieser ist nur ein matter Abklatsch jenes, er verhält sich zu Sealsfield wie ein photographisch auf's Papier firirtes Gesicht zum lebendigen Menschenantlitz, wie ein in Wasserfarben ausgeführtes Landschaftsbild zum saftigsten, im herrlichsten Farbenschmelz prangenden Oelgemälde. Glücklicher als die Europäer waren natürlich die Amerikaner selber in der Schilderung ihres Bodens, ihrer Landsleute, ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Cooper und Irving haben Bedeutendes geleistet und sich einen dauernden Namen in der Weltlitteratur erworben; wenn ich sie aber mit Sealsfield vergleiche, kann ich nicht umhin, diesem den Preis der Originalität und des Genies zuzuerkennen. Edgar Poe, Nathaniel Hawthorne, Ralph Emerson, Bryant, Longfellow, die Beecher-Stowe, Percival, Drake und viele Andere haben in Prosa und Poesie den Urwald, das Indianerleben, die Prärie, das wechselvolle Treiben in den großen Seestädten, das Leben der Trapper und Squatter geschildert, und, der Wahrheit die Ehre zu geben, manche ihrer Leistungen können dem Besten, was die deutsche, englische oder französische Literatur geliefert hat, kühn an die Seite gestellt werden. Doch sie Alle werden an Farbenglut, philosophischer Tiefe und Folgerichtigkeit der Ideen, scharfer Charakteristik, dramatischer Entwicklung der Handlung und kernigem Lapidarstyl der Darstellung bei weitem überflügelt von unserem Landsmann Sealsfield. Ich habe seine Werke gelesen in den verschiedensten Phasen meines Lebens, als Jüngling und als gereifter Mann, an den verschiedensten Orten und unter den verschiedensten äußeren Verhältnissen," im stillen Kämmerchen meiner ländlichen Heimath, im Getümmel großer Seestädte, an Bord des Schiffes, umspielt von den Wogen des Oceans, auf der Plantage des südlichen Sklavenhalters, in der üppigen Tropenvegetation Merico's und in den wasserlosen Felsenwüsten der Sierra Madre — immer und überall haben sie denselben belehrenden, anregenden und wahrhaft hinreißenden Eindruck auf mich gemacht; ich überzeugte mich, daß diese Bilder im wahren Sinne des Worts der Natur abgelauscht sind, treu und lebenswahr bis in die

*) Die Liste dieser deutschen Nachahmer Sealsfield's hat sich neuerdings etwas verlängert. Strubberg (Armand), Ruppius, Möllhausen, Kürnberger, Griesinger u. A. haben mit mehr oder weniger Glück amerikanische Stoffe ausgebeutet, ohne daß deßhalb gerade das obige Urtheit eine wesentliche Modifikation erlitten haben möchte.

feinsten, wahrhaft mikroskopischen Züge, so daß jeder Satz, jedes Wort in den zahlreichen und voluminösen Schriften dieses großen Autors seine Bedeutung erhält."

„Viel gesagt, dennoch kann ich dem Baron nicht ganz Unrecht geben," entgegnete der Doktor. „Auch ich entsinne mich deutlich genug der Zeit, als Sealsfield's Werke zuerst in Deutschland erschienen, wie sie damals in allen Schichten der Gesellschaft mit Begeisterung gelesen wurden und namentlich die jüngere Generation für das bis dahin so wenig gekannte Land des Westens entflammten, von einer Meisterhand mit lebendig glühenden Farben ausgemalt. Und in der That, es möchte schwer halten, sich dem mächtigen Eindruck zu entziehen, den Werke wie der „Legitime und der Republikaner," der „Virey" und die „Aristokralen," die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären," die „Land- und Seebilder," das „Kajütenbuch" und manche andere auf jeden denkenden und fühlenden Leser hervorbringen müssen."

„Kann man Sealsfield eigentlich einen populären Schriftsteller nennen?" warf der Apotheker ein.

„Ich weiß, was Sie mit Ihrer Frage ausdrücken wollen," versetzte der Doktor. „Sie hören hier die höchsten Lobeserhebungen einem Autor spenden, den man weder in den Sammlungen der sogenannten Classiker, noch auch in Leihbibliotheken so stark vertreten und gesucht oder in billigen Volksausgaben so weit verbreitet findet, wie so manchen anderen Romanschreiber. Ja, sehen Sie, mit der Classicität und Popularität ist's, zumal in unserem lieben Deutschland, eine eigene Sache. Wir haben Classiker, deren Ansprüche auf diese Bezeichnung nur daher datiren, daß das Erscheinen ihrer Werke in eine Zeitperiode fiel, die man nachträglich ohne Weiteres als die classische zu bezeichnen pflegte, weil sie dem deutschen Dichterparnaß seine strahlendsten Sterne verliehen; Andere, wie z. B. die Mitglieder des Göttinger Hainbunds und der in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts blühenden romantischen Schule, kamen zu dieser Ehre, weil sie einem in der Literaturgeschichte epochemachenden Verein, einer literarischen Clique angehörten, die durch ihre Stifter oder anderweitige Mitglieder Bedeutung gewonnen! Denken Sie an Gleim, Ramler, Leisewitz, Novalis, Matthisson, Tiedge, Klinger und viele Andere; glauben Sie, daß Einer von diesen gegründetere Ansprüche auf die Bezeichnung eines Klassikers hat, als etwa Sealsfield? Gewiß nicht; er stände unter ihnen als ein Riese in der Gesellschaft von Pygmäen, und doch lernt schon jedes Kind in der Schule Jene als „Klassiker" kennen, während Sealsfield's selbst in ausführlicheren literargeschichtlichen Werken oft nur vorübergehend Erwähnung geschieht. Und nun gar die Popularität eines Schriftstellers, von welchen Zufälligkeiten und äußeren Nebenumständen hängt sie nicht ab? Ist nicht bei den eigenthümlichen Verhältnissen des deutschen Buchhandels ein spekulativer, unternehmender Verleger im Stande, einen nur mäßig begabten Autor, vorzüglich auf dem Gebiet des Romans, en vogue zu bringen, während ein zweiter Goethe unbeachtet bleiben oder nur in beschränkten Kreisen zur Anerkennung gelangen würde, wenn seine Werke in die Hände eines jener bezopften, nach der alten Schablone arbeitenden Buchhändler fielen, deren es in Deutschland leider noch so viele gibt. Nomen et omen — es ist als ob das deutsche Wort „Verleger" expreß geschaffen wäre um einen Mann zu bezeichnen, der seine Waare so lange „verlegt", bis sie thatsächlich „verlegen" geworden. Daß neuerdings in dieser Beziehung auch in Deutschland sich Manches gebessert, leugne ich nicht; in den zwanziger und dreißiger Jahren aber, als Sealsfield's Schriften erschienen, war es mit dem deutschen Buchhandel noch übel genug bestellt. Dazu kamen die mancherlei Hemmnisse der Censur, die Einschränkungen der damals in allen deutschen Ländern in voller Blüthe stehenden Polizeiwirthschaft, welcher der freie Geist, der aus des Deutsch-Amerikaners Schriften wehte, ein Dorn im Auge war. Was sagen Sie z. B. dazu, daß in Oesterreich bis zum Jahr Achtundvierzig die Hälfte der Sealsfield'schen Schriften, darunter gerade die besten, anregendsten Werke, auf der Liste der dem buchhändlerischen Verkehr polizeilich entzogenen Bücher standen? Die Gebildeten lasen sie deßhalb doch, sie lasen sie erst recht, aber der Masse des Volks blieben sie unzugänglich. Wo soll da die Popularität herkommen? Ich behaupte, hätte Sealsfield zwanzig bis dreißig Jahre früher geschrieben, er würde als Romanschriftsteller in der Reihe der deutschen Classiker unmittelbar neben Goethe stehen, und hätte er um zwanzig bis dreißig Jahre später, d. h. in unseren Tagen, geschrieben, seine Romane würden bei dem jetzigen Stande der buchhändlerischen Spekulation eine Verbreitung gewinnen, welche derjenigen der Dickens'schen, Dumas'schen oder Hugo'schen Werke nichts nachgäbe."

„Sie nennen da Dickens," fiel der Apotheker dem Redenden in's Wort; „glauben Sie wirklich, Doktor, daß Sealsfield diesem großen Meister in der Schilderung menschlicher Charaktere an die Seite gesetzt werden kann? Glauben Sie ferner, daß er, den geistreichen, aber doch gewaltig oberflächlichen Dumas außer Betracht gelassen, einer Georges Sand ebenbürtig genannt werden darf?"

„Darüber scheint mir nicht der geringste Zweifel obzuwalten," erwiderte der Doktor. „Ich für meinen Theil besinne mich sogar keinen Augenblick, unserem Baron hier zu sekundiren, der wahrscheinlich seinen Liebling Sealsfield hoch über Beide stellt."

(Fortsetzung folgt.)

Das Testament von St. Helena.

Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich

von Otfrid Mylius.

Zweites Buch.

(Fortsetzung.)

1.

Der Prinz schwieg beharrlich; alle seine Gedanken waren nach innen gekehrt. Es arbeitete mächtig in ihm, und die innere Kraft wuchs ihm mit der Aufgabe, welche an ihn her-

antrat. Und welche Versuchung für die feurige Seele eines jungen Mannes von 23 1/2 Jahren war der Ruf, sich an die Spitze eines kleinen aber heldenmüthigen Volkes zu stellen, welches nun seit nahezu einem Jahre den Heeren des kolossalen Rußlands Trotz bot und jeden Fußtritt Landes streitig machte! Er ging den ganzen Tag wie träumend und in sich versunken umher und begrüßte nur zerstreut Frau v. Reding und andere Gäste aus Konstanz und der Nachbarschaft, welche sich auf dem Arenaberg eingefunden hatten. Selbst die hübsche neue Einrichtung seiner Zimmer, womit ihn Königin Hortense hatte überraschen wollen und worunter er mehrere Möbeln und Gegenstände fand, welche seinem jüngst verstorbenen Bruder gehört hatten, schienen ihn nicht lebhaft zu interessiren. Er betrachtete diese Zimmer jetzt kaum mit mehr Theilnahme, als er Zimmer in einem Hotel betrachtet haben würde, welche ihn nur für eine Nacht aufnehmen sollten. Er sehnte sich nach dem Moment, wo alle Gäste fort waren, selbst die treu ergebenen Parquins; dann trat er zur Königin Hortense in ihr kleines Kabinet, wo sie so eben ihre Briefschaften aus dem Reiseschreibepult nahm und fragte erregt: „Haben Sie von dem Besuche eines polnischen Arztes, Dr. Woisson, und von dessen Zwecken gehört, beste Maman?"

„Ja, mein Sohn! Louise Parquin hat mir alles gesagt," erwiderte sie mit leuchtenden Augen; „es ist ein sehr ehrenvoller Ruf, der die ganze Welt erfüllen wird, und doch bin ich noch unentschlossen, ob ich Dir rathen darf, ihm zu folgen!"

„Und warum nicht, Maman? der Ruf einer solch ritterlichen Nation, die ihre Freiheit und Selbständigkeit erkämpfen will, ist dieß nicht ein beneidenswerth hohes und schönes Ziel für den Ehrgeiz eines Mannes?"

„O ja, mein Sohn, das ist er; wie aber, wenn Dir das Geschick noch ein höheres, heiligeres, näher liegendes Mandat auferlegt hätte?" fragte die Königin und ihr wunderschönes Auge flammte begeistert. „Du sollst Dich nicht vorschnell verpflichten, Louis; wir müssen die ganze Tragweite eines derartigen Schrittes erwägen und unsere politischen Freunde darüber hören, ehe Du Dich entscheidest. Warten wir einstweilen die polnische Deputation und ihre Eröffnungen ab, und inzwischen zeige ich Dir das andere höhere Ziel. Für heute aber, mein Sohn, entschlage Dich alles Grübelns. Wir wollen von den Reisestrapazen ausruhen, und mit ruhigem Geiste dann alle politischen Folgen eines solchen Schrittes erwägen!" Und mit einiger innigern Zärtlichkeit als sie sonst zu zeigen pflegte, umarmte Hortense ihren Sohn und hieß ihn dann freundlich sich zu Bette begeben.

2.

Der Antrag der polnischen provisorischen Regierung an den Prinzen, von welchem Oberst Parquin diesem gesprochen hatte, beschäftigte sowohl die Königin Hortense als den Prinzen Ludwig selbst auf das angelegentlichste. Hortensens mütterlicher Stolz und Zärtlichkeit waren in gleicher Weise von dem ehrenden Anerbieten angeregt, welches ihrem Sohne gemacht worden war. Ihre Theilnahme für das unglückliche polnische Volk befürwortete mächtig den Plan, welchen der Reichstag und die Clubbisten in Warschau nach Angabe des Doctor Wosson energisch gutgeheißen haben sollten. Allein die Königin war eine geistvolle Frau und ruhige Denkerin, allzusehr gereift in der Schule des Lebens und des Unglücks, um sich sanguinischen Hoffnungen und Illusionen hinzugeben. Sie war über jenen Zeitpunkt des Lebens hinaus, wo man nur auf die Logik der Leidenschaften horcht, und verleugnete auch hierin in keiner Weise jenen besonnenen staatsmännischen Blick, welchen schon der große Kaiser an ihr so sehr gerühmt hatte. Sobald sie daher von Frau Parquin erfahren, um was es sich für ihren Sohn handle, so hatte sie an mehrere bewährte Freunde, hochgestellte Männer, geschrieben und dieselben um ihren Rath in der fraglichen Angelegenheit gebeten. Und während Prinz Ludwig mit Ungeduld der Ankunft der in Aussicht gestellten polnischen Deputation entgegensah, hatte die Königin nur den Einen Wunsch, die Deputation nicht eher ankommen zu sehen, als bis sie Antwort auf die verschiedenen Anfragen habe. Mittlerweile aber hatte sich der Prinz kopfüber in Studien über Polens Geschichte und Geographie geworfen, und wich Tag und Nacht nicht von seinem Schreibtische, welcher mit Broschüren, Landkarten, Geschichtswerken und literarischem Material aller Art bedeckt war. Er, der niemals müßig ging, schien in diesen Tagen von einem wahrhaft fieberischen Arbeitsdrang erfaßt, welcher seine Mutter einerseits mit Freude, andererseits mit Besorgniß erfüllte, denn sie konnte sich nicht verfehlen, daß diese Anstrengung den Prinzen, dessen Gesundheit noch nicht völlig wiederhergestellt war, beinahe aufreiben müsse. Sie bat sogar den Obersten Parquin, ihrem Sohne abmahnende Vorstellungen deßhalb zu machen, aber dieser lächelte in seiner gewöhnlichen ruhigen Weise und sagte: „Ah, bitte, Majestät, lassen Sie den Prinzen gewähren! Derartige Anstrengungen schaden ihm nicht, denn geruhen Sie mir zu glauben, der Prinz hat eine eiserne Konstitution; alles an ihm ist wohltemperirter Stahl, wie an einem guten Fleuret. Bei seiner unbeugsamen Willenskraft überwindet sein Geist und seine Leidenschaft alle Anstrengungen des Körpers. Und dann, Majestät, dürfen wir ja nicht vergessen, daß die Anstrengungen, welchen der Prinz sich jetzt hingibt, in jeder Hinsicht nur Vorbereitungen auf den ernsten Beruf sind, welchem er entgegen geht — sey es an der Spitze des heldenmüthigen polnischen Heers, sey es in seinem spätern Leben. Ich kenne ja das Leben im Felde, Majestät! ich weiß welche Anforderungen es schon an den einzelnen Offizier macht; nun geruhen Sie zu bedenken, um wieviel höher die Anforderungen sind, welche die Stellnng eines Kommandirenden an den Prinzen machen wird."

„Ah, Sie mögen Recht haben, lieber Oberst, aber darin liegt für mich kein Trost," erwiderte die Königin. „Ich kann mich der furchtbaren Erinnerungen an den jüngsten Frühling in Italien nicht entschlagen, wo mein Mutterherz beinahe zerrissen ward von der Sorge, zwei meiner Söhne im Felde stehen zu sehen. Louis ist im Grunde doch noch allzu jung für einen solch verantwortlichen Posten."

„Sie unterschätzen die Fähigkeiten des Prinzen, Majestät," sagte Parquin lebhaft. „Der Prinz ist beinahe genau in dem Alter, in welchem der große Kaiser den Oberbefehl in Italien übernahm, und Eure Majestät wird mir zugeben, daß der an ihn herantretende Ruf den Prinzen in jeder Hinsicht besser vorbereitet findet, als sein großer Oheim war. Geruhen Eure Majestät nur zu bedenken, um wie viel gebildeter der Prinz ist, als der glorreiche Kaiser war, und wie unschätzbar hoch das Prestige zu werthen ist, welches sich an seinen Namen knüpft!"

„Aber der Kaiser war ein Genie, wie es die Geschichte nur selten aufweist, lieber Parquin!"

„Zugegeben, Majestät, aber der Prinz ist ein Talent, das an das Genie grenzt und unsere kühnsten Hoffnungen übertreffen wird, wie Eure Majestät und ich hoffentlich noch erleben werde!"

„Sie sind ein Schmeichler, lieber Parquin! Sie verderben mir den Prinzen durch diese hohe Meinung von seiner Befähigung!" sagte die Königin lächelnd. „Ihre treue Ergebenheit und Ihr Wohlwollen verblenden Sie!"

„Keineswegs, Majestät, ich bin nur gerecht und zuverlässig," erwiderte der Oberst und zog die schöne Hand der Königin ehrerbietig an seine Lippen „Was wollen Sie auch, meine Fürstin? Sollte ich denn dem Manne nicht vollauf vertrauen, welcher der Mittelpunkt und Leitstern aller unserer Hoffnungen ist?"

„Nun ja, lieber Oberst, aber wenn ich bedenke, welch unglücklichen Ausgang jene Schilderhebung in Italien genommen hat!"

„Bah, Eure Majestät würde den Polen Unrecht thun, wenn Sie ein solch ritterliches, kriegerisches, opfermuthiges Volk wie das polnische mit den hirnverbrannten und großsprecherischen Italienern vergleichen der Gegenwart wollten! Ah, meiner Treu, Majestät, blickt nicht ganz Europa bewundernd auf den heldenmüthigen Kampf, welche jene Handvoll Polen gegen den gewaltigen russischen Koloß unternommen und seither mit überraschendem Erfolge bestanden hat?"

„Allerdings, Oberst," erwiderte die Königin mit einem leichten Seufzer; „aber in Ihren Worten selbst liegt eine düstere Prophezeiung für die Polen: eine Handvoll gegen einen Koloß, lieber Parquin. Und dann, das russische Heer und die russischen Generäle, die wir doch über die österreichischen und päpstlichen und diejenigen der italienischen Staaten stellen dürfen, und dazu die offenbar feindselige Haltung der Mächte Preußen und Oesterreich gegen Polen!"

„Zugegeben, Majestät! allein hält nicht anderseits die Theilnahme von ganz Europa, ja der ganzen gebildeten Welt für das kühne Volk an der Weichsel, welches das russische Joch abgeworfen hat, der Abgunst der beiden Kabinete die Spitze. Wie wenig wird es bedürfen, um ganz Europa zur offenen Unterstützung zu entflammen, wenn erst wieder ein Name von dem Zauberklang eines Napoleoniden an der Spitze desjenigen Volkes steht, welchem aus allen Ländern Europa's die reichsten Spenden zugehen, damit es seinen Kampf gegen den russischen Koloß fortsetze?"

„Mein lieber Parquin, ich fürchte Sie sind vor lauter Theilnahme und Enthusiasmus für die Polen und für die weltgeschichtliche Mission der Napoleoniden ein Bißchen Ideolog," sagte Hortense mit einem leichten Seufzer. „Ich fühle weit nüchterner und skeptischer als Sie, Oberst. Wo war denn die Begeisterung für die Napoleoniden in Frankreich, als man Karl X. verjagte und den Herzog von Orleans auf den Thron berief? Wo regte sich eine Hand für die Italiener und ihre Befreiung, obschon meine beiden Söhne unter den Kämpfen für Italiens Einheit und Freiheit waren? Man muß, fürchte ich, wohl unterscheiden zwischen den idealen Wünschen, welche die sogenannte öffentliche Meinung bilden, und dem Muthe, welcher energische Thaten gebiert zur Unterstützung einer Sache. Ich möchte mich überreden, daß unsere Zeit noch nicht gekommen ist, lieber Parquin! Die Völker müssen erst leidenschaftsloser erkennen, was der Kaiser für sie in seinen guten Tagen thun wollte und gethan hat, ehe ihm die Lügen seiner Minister und die Sorge für Befestigung seiner Dynastie den Blick trübten und ihn zu Handlungen hinrissen, durch welche er — wie ich nie niemals verhehlt habe — sich selbst am meisten schadete!"

„Mag seyn, Majestät, aber Sie werden nicht verkennen, daß es ja ein Lieblingsgedanke des großen Kaisers war, ein selbständiges Polen wiederherzustellen, und daß dazu niemand berufener ist, als der Erbe seines Namens und seiner glorreichen Erinnerungen! Ist daher der Prinz für die polnische Sache gewonnen und an die Spitze der in Waffen stehenden Nation getreten . . . ."

„So fordert er vielleicht den Haß und die Verfolgung der Mächte der heiligen Allianz heraus, welche die schmachvollen Verträge von 1815 zu Stande gebracht haben, lieber Parquin!" fiel ihm Königin Hortense schnell in's Wort. „Ist nicht weit eher zu befürchten, daß die Kabinete Europa's sich trotz aller Meinungs-Verschiedenheiten und Interessen doch in diesem einen Stücke einigen, keinen Napoleoniden mehr aufkommen zu lassen, damit er die Erinnerungen der glorreichen Kaiserzeit und das Gespenst jenes gewaltigen Genius nicht wieder erwecke, vor welchem einst die Dynastengeschlechter in's-gesammt gezittert haben?! — Ah, glauben Sie mir, mein lieber Parquin, ich bin wegen dieser Polen-Deputation in einer furchtbaren Aufregung und einem unsäglichen innern Zwiespalt. Mit dem Stolz und den heiligsten Wünschen des Mutterherzens kämpft der Zweifel der welterfahrenen Frau, die sich zwar keinerlei politisches Urtheil anmaßt, aber doch einst hoch genug stand, um freier als Andere und weiter zu bilden und den Grund mancher Dinge kennen zu lernen! Ich fühle deutlich, daß wenn Louis sich für jene Stellung entscheidet, ich ihn nur mit der schmerzlichsten Besorgniß werde in's Feld ziehen sehen, denn bedenken Sie, lieber Oberst, Er allein unter diesem leidenschaftlichen fremden Volke, dessen Sprache er nicht einmal versteht, und angesichts des nordischen Winters!"

„Der Prinz wird nicht allein seyn, Majestät," erwiderte Parquin lebhaft und tröstend. „Außer mir werden noch einige erprobte Offiziere der großen Armee ihn begleiten und über seine Sicherheit wachen. Ich habe dem Doctor Wolffon bereits mein Wort hierauf gegeben!"

„Sie sind ein Freund, ein wirklicher treubewährter Freund, Parquin! Dank, tausend Dank, mein lieber Oberst! Das ist wenigstens Ein Tropfen Honig in den gallichten Kelch!" — —

* * *

Noch am selben Tage traf ein Brief von einem Freund in Konstanz ein, welcher die Königin benachrichtigte, daß die drei Herren von der polnischen Deputation angekommen seyen, und sich die Ehre erbäten, am folgenden Morgen der Königin und dem Prinzen vorgestellt zu werden. Hortense entließ den Boten mit dem Bescheide, daß die Deputation auf den beifertsten und auszeichnendsten Empfang rechnen dürfe. Aber es kostete sie Mühe, nun ruhig und gefaßt zu erscheinen, wo die Entscheidung so dicht an sie herantrat, und sie verweilte wohl eine halbe Stunde in ihrem kleinen Privatkabinet in der Beletage, bevor sie sich hinreichend gefaßt hatte, um in das Nebengebäude hinüberzugehen und dem Prinzen die Nachricht zu überbringen, welche er schon seit mehreren Tagen mit solcher Ungeduld erwartete.

Es war bereits spät am Nachmittage. Die weiche goldene Septembersonne lagerte mit zauberischem Lichte über der Landschaft, und umwob das einsame Schlößchen am Rande des Plateau zwischen seinen Bäumen mit einem magischen Duft. Drunten glänzte der See, drüben nach Südost blauten duftig die Alpen, der Wald prangte in der Vollkraft seines üppigen Laubschmuckes. Es war einer jener herrlichen Tage des scheidenden Sommers, welche die Seele des fühlenden Menschen mit einem unbeschreiblichen Vollgefühl von Lebensdrang und Behagen erfüllen und doch wiederum eine vage Sehnsucht nach einem unbestimmten größern Ziel anregen.

Der Prinz hatte von all' dieser Pracht nichts bemerkt, die vor seinen Fenstern sich entfaltete. Er saß im Nebengebäude an seinem Schreibtische vor den Büchern und Landkarten und studirte eifrig die Konfiguration der polnischen Ebenen mit ihren Wäldern und Sümpfen. Stecknadeln mit kleinen Fähnchen in Weißroth und Schwarzgelbweiß bezeichneten auf der großen Spezialkarte von Polen die augenblickliche Stellung der feindlich sich gegenüberstehenden Heere, wie sie der Prinz so eben aus den Zeitungen entnommen, welche der Bote gebracht hatte. Der Prinz selbst überschaute nachdenklich diese Stellungen mit dem prüfenden Blicke des Taktikers, als ihn ein wiederholtes Pochen an der Thür aus seinem Sinnen aufschreckte, und er heftig sein „Entrez!" rief. „Ah, Sie sind es, Peter?" fragte er dann milde, als er den Landmann erkannte, welcher zuweilen als Tagelöhner im Garten half; „was bringen Sie?"

„Verzeihen der Herr Prinz, wann i ebba es Bitzeli ungeschickt komm'!" versetzte Peter mit halb verlegenem Lächeln in seinem naiven gutturalen allemannischen Deutsch und drehte linkisch seinen alten Strohhut in der Hand; „aber ich habe eben eine Commission zu besorgen, wann's der gnädige Herr nicht übel nimmt!"

„Eine Commission für mich, Peter? und von wem denn?"

Peter nickte stumm, lächelte pfiffig und sah sich forschend um, bevor er erwiderte: „Es isch ebba a Briefli, gnädiger Herr, und von Wem, das werden der Herr Prinz schon wissen!"

„Laß sehen! Ah!" flüsterte er als er das zierliche duftende Billet ohne Aufschrift aus der Hand des Tagelöhners nahm und öffnete. „Von ihr? Armes Ding! Ja es ist wahr, ich habe sie in den letzten Tagen schnöde vergessen, trotz des freundlichen Empfangs!" setzte er französisch hinzu und warf einen flüchtigen Blick auf das halbverwelkte Sträußchen, das in einem Trinkglas auf dem Aufsatz seines Schreibtischs stand, — eine verwelkte Rose, ein Lorbeerreis und ein halbverschrumpfter Palmenwedel. „Hier, mein Mann; ich danke Euch!" fuhr er Deutsch fort und drückte dem Tagelöhner ein Geldstück in die Hand. Dieser nickte mit unbeholfener Freundlichkeit, blieb aber stehen. „Nun, habt Ihr sonst noch einen Auftrag, Peter?" fragte der Prinz.

„Wohl, wohl, gnädiger Herr," versetzte Peter. „Die Sach' isch die, die Mamsell wartet ebben auf eine Antwort. Der Herr Prinz haben ja das Briefchen noch nicht gelesen."

„Ach ja, Peter; das ist wahr!" Und er überflog die einen zierlichen Schriftzüge. „Wartet die Dame noch auf die Antwort?" Peter nickte. „Wohlan, so sagt ihr, ich erwarte sie um die Dämmerung bei dem großen Nußbaum am Wäldchen!"

„Sehr wohl, gnädiger Herr! ich werd's der Mamsell ebben bestellen . . ."

„Aber Ihr werdet schweigen, Alter, hört Ihr?"

„Oh, keine Seel' soll etwas erfahren, Prinz! Ihr wisset ja, für Euch ginge ich ebba durch's Feuer!" versetzte der Mann schmunzelnd und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

* Ein Amerikaner gerieth mit einem hitzigen deutschen Junker in Wortwechsel, und letzterer verlangte von dem Amerikaner, daß er sich mit ihm schlagen solle, was der Yankee verweigerte. — „Dann werde ich Sie in allen Zeitungen verfolgen!" rief der heißblütige Junker. — „Thun Sie ganz nach Ihrem Belieben," versetzte der Yankee; „ich will lieber fünfundzwanzig Zeitungen füllen, als einen einzigen Sarg."

* „Ich kenne kein größeres Vergnügen als ganz mit mir allein zu seyn, namentlich wenn ich mein Schätzchen bei mir habe," sagte ein Schwabe.

* „Was helfen Formen? Sie können doch nicht leugnen, daß dieselben nur leere Dinge sind!" äußerte ein eigensinniger Deputirter gegen Benjamin Franklin. — „Da haben Sie ganz Recht, mein Freund," versetzte dieser ruhig; „Fässer sind auch nur leere Dinge, haben aber doch auch ihren Nutzen."

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Verlag von Karl Müller & Comp. — Druck von J. Kreeblatt & Comp.

Ein verhängnißvolles Würfelspiel.

Erzählung aus Hildesheims Vorzeit.

Von Wilhelm Andreä *).

1.

Hildesheim — Pappenheim.

Als die Schlacht von Leipzig am 2. September 1631 zu Gunsten der Protestanten entschieden war, suchten sich auch die Städte des nördlichen Deutschlands diesen Sieg zu Nutzen zu machen und sich von den Besatzungen und den damit verbundenen Drangsalen der Kaiserlichen zu befreien.

Die Stadt Hildesheim, die in Folge dieses furchtbaren Krieges und des häufigen und mannigfaltigen Wechsels der Herrschaft oft in große Noth gerieth, trat jetzt offen dem Leipziger Bunde bei und setzte sich den Kaiserlichen gegenüber auf den Kriegsfuß und in Vertheidigungszustand; fühlte sich aber allein zu schwach, einer etwaigen Belagerung zu widerstehen und nahm deßhalb eine schwedische Besatzung unter dem Obersten Marettig ein, die sieben Wochen lang auf Kosten der Stadt verpflegt wurde. Diese Schweden in Verbindung mit den Lüneburg'schen Hülfsvölkern erstürmten am 10. Juni 1632 das feste Schloß Steuerwald, wo der kaiserliche General Graf v. Pappenheim sich festgesetzt hatte, und der sich nun nach einem blutigen Scharmützel den Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben mußte.

Jetzt zog der Herzog Georg von Lüneburg in Hildesheim ein und nahm hier als General des niedersächsischen Kreises und Befehlshaber von 14,000 Kriegern sein Hauptquartier. Der größere Theil seines Heeres hatte auf dem Galgenberge sein Lager aufgeschlagen und der nach Westphalen sich zurückziehende Pappenheim schickte der Stadt durch von dem Moritzberge aus hineingeworfene Kanonenkugeln seine Abschiedsgrüße zu. Der ihm nachgesandte General Baudissin wagte nicht, sich mit ihm zu messen und kehrte unverrichteter Sache wieder um. Am 3. August verließen auch die Lüneburger die Stadt, um den Braunschweigern, die das von den Kaiserlichen besetzte Wolfenbüttel belagerten, zu Hülfe zu eilen.

Hildesheim war jetzt von freundlichen und feindlichen Truppen entblößt. Ganz sich selbst überlassen, blickte seine Einwohnerschaft mit banger Besorgniß in die Zukunft, zumal sie keinen Mann in ihrer Mitte ausfindig machen konnte, der ihnen im Fall einer feindlichen Belagerung als Führer hätte dienen können. Pappenheim, der bereits Mastricht erreicht hatte, wurde, wie man damals allgemein vermuthete, durch die katholische Geistlichkeit von der Lage der Stadt in Kenntniß gesetzt, und verfehlte nicht, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um die Scharte wieder auszuwetzen. In Doppelmärschen eilte er nach Hildesheim zurück. Sein Reiterregiment unter dem Obersten von Paland kam zuerst vor der Stadt an, umschwärmte dieselbe von allen Seiten und setzte sich auf dem Galgenberge fest, während der Oberfeldherr selbst in dem nahe gelegenen Steuerwald, dessen Festungswerke von den Hildesheimern selbst zerstört waren, sein Hauptquartier nahm.

Wer malt den Schreck, das Entsetzen und das Wehklagen der Einwohner, als sie auf den Festungswerken in einzelne Gruppen getheilt, aus den Schalllöchern der Thürme oder aus den Giebelöffnungen der Häuser in ängstlicher Neugierde nach dem Galgenberge hinausschauten, wo die blanken Kürasse und Spieße der Wallonen, in der Sonne blitzend, sie unwillkürlich an das grausige Geschick der Schwesterstadt Magdeburg erinnerte?!

Die Läden der Häuser wurden geschlossen, die Weiber und Kinder im Innern derselben weinten und wünschten, daß man die Stadt ohne Schwertstreich dem Feinde übergeben möchte. Aber nicht so dachten ihre Männer und Väter. Diese waren entschlossen, das Leben für die Rettung der theuren Vaterstadt in die Schanze zu schlagen und nur über ihre Leichname den Feind in die Thore zu lassen.

Während dessen machte eine Abtheilung der Pappenheimschen beim Hauptscheibenstande des Schützenhauses ihre Laufgräben nach dem hohen Rundtheil hinter dem Kloster St. Michael; eine zweite neben der Lademühle, und richtete ihre Laufgräben auf dasselbe Ziel; eine dritte bei Hoensen hinter dem Kloster St. Godehard, und strebte nach dem neuen Thore; eine vierte hinter der Sülte in der Richtung nach dem Osterthore. Alle diese Punkte waren mit Mörsern und Haubitzen stark besetzt.

Drei Tage nach dem ersten Erscheinen der Plänkler auf dem Galgenberge schickte Pappenheim einen Trommelschläger mit nachfolgender Aufforderung an den Rath:

„Gottfried Heinrich Graf von Papenheim, Römisch Kaiserlicher Majestät und Churfürstlicher Durchlaucht in Baiern resp. Reichs-, Erb- und Feldmarschalk, Reichs-Hofrath, Kämerer und Oberster.

„Demnach der Rath und Bürger der Stadt Hildesheim nunmehr klärlich sehen können, daß ihnen die Straf Gottes (wegen Abbrennung so vieler Gotteshäuser und ihrer verübten vielfältigen Rebellion) nunmehr vor der Thür, der Baudissin verjagt und das Lüneburg'sche Lager vor Wolfenbüttel (Gottlob) vorgestern auf's Haupt erlegt ist und Wir aber dennoch das Blutvergießen so vieler Armen Verführten, insonderheit der unschuldigen Kinder und Weibspersonen billig, und so viel an Uns ist, gern ver-

*) Der Verfasser dieser Erzählung lebt in dem wunderschönen, hoch interessanten Hildesheim, dem „niedersächsischen Nürnberg," welches auch die Vaterstadt unsers geehrten Mitarbeiters Karl Seifart, dieses vortrefflichen Kenners mittelalterlichen Lebens, dieses ausgezeichneten Erzählers ist. Wir erlauben aus Anlaß der vorliegenden Erzählung hier darauf aufmerksam zu machen, daß Herr Andreä würdig in die Fußstapfen Karl Seifart's tritt, wie namentlich sein, im vorigen Jahre bei Costenoble in Jena erschienener Roman „Die Sturmvögel" beweist, worin uns ein ebenso treues als ergreifendes Bild aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, das Vorspiel des Bauernkriegs, vorgeführt wird. Es dünkt uns Pflicht, auf ein solch schönes und ergiebiges Talent hinzuweisen, das fernab von der literarischen Strömung der Gegenwart mit aller Ungunst des Aufenthalts in einer Provinzialstadt für sein geistiges Streben zu kämpfen hat. Anm. d. Red.

mieden sehen wollten; so haben Wir sie hiemit nochmals öffentlich warnen und auf Gnad zu ergeben auffordern wollen."

„Sollten sie sich aber der angebotenen Gnad vor dieses Mal nicht gebrauchen, so haben sie sich ferner keiner Gehör zu getrösten, sondern protestiren hiemit vor Gott und der ganzen Welt, daß Wir an alle dem Plündern, Mord-Brand, so ihnen sammt ihren Weib und Kindern (gleich den Magdeburgern geschehen) widerfahren möchte, erkusirt und entschuldigt sein wollen. Erwarten demnach durch Zeigern, deßwegen abgefertigten Trommelschlägern, ihrer Runden Antwort mit Ja oder Nein.

Gegeben im Feldlager zu Hildesheim, d. 7. Okt. 1632.
(L. S.) Papenheimb."

Diese Aufforderung hatte keinen Erfolg, und die Bürgerschaft entschloß sich zum Kampfe. Mehre Ausfälle derselben, namentlich gegen die Laufgräben der damals noch mit Wein bepflanzten Anhöhen am Michaeliskloster, bewirkten nur, daß die Baiern dort zurückgeschlagen und fünf Gefangene gemacht wurden. Als indeß aus den Hoenser Weinbergen mehrere Hunderte von Bomben, zwei- bis dreihundertpfündige, in die Stadt geschossen und viele Häuser der Neustadt, nebst der Lambertikirche, dadurch beschädigt wurden, sahen sich die Bürger, die keine Hülfe von Außen zu erwarten hatten, zur Uebergabe der Stadt genöthigt.

In einer zwischen der Bürgerschaft und dem Rathe stattgehabten Berathung war dieser Entschluß gefaßt worden, und eine Deputation der drei Befehlshaber der Miliz wurde zu Pappenheim nach Steuerwald gesandt, um mit ihm zu unterhandeln. Das Resultat dieser Unterhandlung war, daß die Stadt zur Abwehr der Plünderung zweitausend Soldaten verpflegen und die für die damalige Zeit erstaunliche Summe von 150,000 Rthlr. bezahlen mußte. Mit klingendem Spiele, unter Pauken- und Trompetenschall hielt am 28. September Morgens 8 Uhr, der furchtbare General Graf Pappenheim, ganz in die feinsten Silberstoffe gekleidet und umgeben von seinem Generalstabe, seinen pomphaften Einzug durch das Almsthor. Er wurde von den Behörden auf das feierlichste begrüßt und empfangen, obwohl man ihn in's Pfefferland wünschte. Die Schwadronen der Reiter und Fußgänger folgten ihm mit Fahnen und mit Trommelschall nach: die Scharfschützen, die Holkischen reitenden Jäger, die Buttler'schen Dragoner, die lombardischen und wallonischen Kürassiere, die Tiesenbach'schen Arkebusiere, die Uhlanen und Kroaten und endlich leichte und schwere Artillerie!

Es war ein schrecklich schöner Anblick für die Hildesheimer, die ein aus so vielen verschiedenen Völkern und Kriegsgattungen zusammengesetztes Heer im Laufe des Krieges noch nicht gesehen hatten und bis zum Jahre 1850 nicht wieder sahen.

Wenn nun auch in Folge des Vertrages die einzelnen Familien vor Plünderung bewahrt wurden, so muß man doch bekennen, daß die ganze Stadt durch die Einquartierung, die Brandschatzung und andere Gewaltmaßregeln ausgeplündert und ihre Wohlhabenheit gänzlich zu Grunde gerichtet wurde. Schutz fanden jetzt nur solche und wurden von den Abgaben befreit, die zur katholischen Kirche übertraten, deren Zahl in dieser verhängnißvollen Zeit nicht gering gewesen seyn mag. Die Stadt Hildesheim, bis dahin eine der blühendsten des deutschen Reiches, wurde von jetzt an zu den ärmsten gezählt. Sie hat sich noch heute nicht von ihrem Fall gänzlich erholt.

Hildesheim schien vor allen andern Städten damals auserfehen, die größten Wechselfälle des Krieges kennen zu lernen.

Im Augustmonate des folgenden Jahres 1633, rückten die Braunschweig-Lüneburgischen Kriegsvölker wieder vor die Stadt und begannen dieselbe vom Galgenberge aus zu beschießen. Die Noth der Bürger wuchs immer mehr und mehr, so daß bei steigendem Mangel an Nahrungsmitteln ein Hausarrest über die ganze Bürgerschaft verhängt wurde. Pappenheim, der Hülfsvölker erwartete, welche Hildesheim entsetzen sollten, sah sich endlich im Juli 1634, als diese am Hülfersberge von den Lüneburgern geschlagen waren, zur Uebergabe der Stadt genöthigt. Er verließ mit seinen Truppen die Stadt und die Sieger zogen ein, die nun ihrerseits mit ebenderselben Unduldsamkeit gegen die Katholiken verfuhren, die diese vorhin gegen die Protestanten bewiesen hatten.

2.

Die Zecher im „Neuen Schaden".

Das goldene Zeitalter der Landsknechte war eigentlich schon vorüber, aber die überall geworbenen Soldaten des dreißigjährigen Krieges unterschieden sich in Nichts als im Namen von jenen. Sie traten ganz in ihre Fußstapfen und hatten ihre Tugenden und ihre Laster geerbt, Tapferkeit, Rohheit und Zügellosigkeit. Derjenige Feldherr, welcher den meisten Sold auszahlte und am meisten rauben und plündern ließ, dem liefen sie haufenweise zu, für den verspritzten sie ihr Blut, einerlei, ob im Interesse der papistischen oder lutherischen Sache. Wer heute unter den Fahnen des Friedländers stand, kämpfte morgen vielleicht schon in den Reihen der Schweden oder Braunschweiger, oder umgekehrt. Geistige Interessen kannten diese Menschen nicht. Sie kämpften nur aus Eigennutz. Sie kämpften, um zu kämpfen, um Beute oder um ihr Glück zu machen.

Am folgenden Nachmittage nach dem Einzuge der Braunschweig-Lüneburgischen Truppen waren bereits alle öffentlichen Häuser von diesen Gästen angefüllt, und ganz besonders wurde in dem Wirthshause „zum neuen Schaden" gezecht, gejubelt und gelärmt. Hier saßen an einer langen Tafel zwanzig bis dreißig Soldaten der verschiedensten Waffengattungen. Sie tranken, fluchten, spielten Karten und Würfel, sangen zwischendurch ein Lied oder erzählten sich ihre Fahrten und Abenteuer.

Etwas entfernt von dieser Gruppe saßen an einem kleinern Tische vier Dragoner, die das Kriegsgeschick zusammengewürfelt hatte und welche seit einiger Zeit anfingen, sich als Freunde zu betrachten und deßhalb sich enger an einander schlossen. Sie tranken Wein aus Bechern und der älteste unter ihnen, Konrad Sommerfeld, rauchte dazu.

„Es ist doch eine närrische Sitte, Dampf aus dem Munde

zu blasen," meinte Hanns Adler, der den Kopf auf die Ellbogen gestützt hatte und seinen Kameraden kopfschüttelnd anblickte; „ich hab's auch 'mal versucht, wurde aber unwohl."

„Versuch's nur noch einige Male, wirst's schon lernen," entgegnete Konrad.

„Nein, ich will's nicht lernen," sagte der Andere, „weil's nicht patriotisch ist, denn die Schweden haben's eingeführt, und überdieß ist's Sünde." Konrad lachte laut auf, und die andern beiden Kameraden, Martin Hensel und Henning Finke, fragte wie aus einem Munde: „Du bist ein Narr, wie kann das Rauchen Sünde sein?"

„Es steht geschrieben: was aus dem Munde geht, ist Sünde, und die Pfarrherren predigen's aller Orte," meinte Hanns, der seinen Becher in Einem Zuge leerte und, aus Furcht vor Spott und Hohn das Gespräch abbrechend, die Freunde aufforderte, mit ihm noch einige Becher auszuwürfeln.

„Das ist 'mal ein vernünftiger Einfall," sagte Martin, welcher, als die Knöchel auf den Tisch rollten, die wenigsten Augen warf, und sich genöthigt sah, die vier Becher auf's neue füllen zu lassen.

„Ich gäbe gern einige Becher zum Besten," meinte er, „wenn nur unsere Löhnung besser wäre! Kameraden," fuhr er mit Enthusiasmus fort, und schaute dabei bald den Einen, bald den Andern an, „der Wallenstein, sagt man, bezahlte besser, als der Braunschweiger."

„Ja, das ist wahr," stimmte Konrad bei; „wäre der Friedländer vor drei Jahren nicht abgesetzt, ich wäre noch heute unter seinen Fahnen! Das ist ein Mann, der Wallenstein! In seinem Palaste zu Prag geht's großartiger zu, als am Hofe zu Wien — und wie liebt er seine Soldaten, wenngleich er streng ist — und wie großmüthig ist er! — Kameraden, das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich an ihn denke!"

„Er ist wieder am Ruder und in seine Rechte als Feldherr eingesetzt," erwiderte Henning. „Freilich ist er das," sagte Konrad, „und wenn sich nur eine günstige Gelegenheit bietet," setzte er leiser und durch die Höhlung beider Hände sprechend hinzu, „dann wollen wir fort von hier und unter seine Fahnen geh'n."

„Ja, das wollen wir!" riefen die Uebrigen einstimmig aus, noch in Unkenntniß von der Ermordung des Gefeierten zu Eger, schon im Glück der Zukunft schwelgend.

„Ich war schon einmal, als geborner Braunschweiger," nahm Konrad wieder das Wort, „am Anfange des Krieges unter diesen Fahnen, aber ich ziehe doch die Friedländischen vor, denn nur dort ist nebst der Beute auch Ruhm und Ehre zu gewinnen! Ihr könnt mir's glauben, ich habe schon viel durchgemacht!"

„Erzähle uns deine Lebensgeschichte," bat ihn Hanns, der, noch ein Neuling, gern Kriegsabenteuer hörte.

„Das ist bald geschehen," entgegnete Konrad. „In Braunschweig bin ich geboren und in Helmstedt habe ich studirt. Ich vertauschte, als im Jahre achtzehn der Krieg ausbrach, die Feder mit dem Schwerte, was mir späterhin noch mancher Professor nachgemacht hat. Mit unserem Herzog Christian durchzog ich Norddeutschland und Westphalen. Sold bekamen wir nicht; wir lebten nur von Plünderung und Raub, namentlich der Kirchen, Klöster und der katholischen Geistlichkeit. Gottes Freund und der Pfaffen Feind! war seine Devise. In Münster war ich selbst dabei, als er in der Domkirche die zwölf Apostel, in Silber gegossen, vom Altar nahm. Es steht geschrieben, ihr sollt in alle Welt gehen; sagte er, und nahm sie mit. Als er sein Heer entließ, ging ich in dänische Dienste, wo ich unter Christian dem Vierten bei Lutter am Barenberge das Hasenpanier ergriff. Dann ging ich in kaiserliche Dienste und kämpfte unter Wallenstein, bis er abgesetzt wurde, und trat dann wieder in braunschweigische Dienste unter Herzog Georg, wo ich Euch kennen lernte. — Nun, Hanns, Du als Jüngster kannst noch einmal einschenken lassen, ich bin durstig geworden."

„Für Dich kann ich noch bezahlen," sagte dieser, und that wie ihm befohlen, „aber dann ist mein Geld zum Teufel."

„Ja, es wird Zeit, uns wieder etwas anzuschaffen," meinte Konrad; „wir können hier in Hildesheim nicht so trocken sitzen, müssen uns morgen 'mal in der Umgegend umsehen, ob wir nicht von den Bauern ein Stück Geld oder Vieh erwischen können. Die armen Hildesheimer haben von Pappenheim zuviel gelitten, bei denen ist nicht mehr zu fischen."

„Auf's Land! ja, morgen wollen wir auf's Land!" riefen alle einstimmig; „und zwar," setzte Martin hinzu, „gen Sarstedt laßt uns ziehen, denn ich dachte überdieß morgen nach Sarstedt zu reiten, um meine Liebste zu besuchen."

„Was Teufel, Du hast in Sarstedt eine Liebste?" rief Konrad.

„Als wir vor zwei Jahren den Pappenheim hier vertrieben, hat Martin sie kennen gelernt," sagte Henning. „Er hat sich schon längst danach gesehnt, sie wieder zu sehen. Katharine ist die Tochter eines Wirthes, und wahrlich eine hübsche Dirne. Laßt uns auf ihre Gesundheit trinken!"

„Vivat!" riefen sie und stießen die Becher zusammen.

„Morgen also nach Sarstedt um Geld und Küsse zu holen!" jubelte Konrad, der seine Pfeife auf den Tisch legte und im tiefsten Baß zu singen begann:

Nichts Schön'res auf der ganzen Welt,
Nichts Schön'res kann es geben,
Als wenn man als Soldat im Feld
Mit Wallenstein kann leben.
Stoß an, Kam'rad und stimme ein:
Es lebe hoch der Wallenstein!

Er hatte kaum zu singen angefangen, als auch die übrigen Anwesenden ihre Spiele und Gespräche abbrachen, aufmerksam lauschten und dann am Schlusse unisono den Refrain wiederholten. Konrad sang weiter:

Herr Friedland ist ein braver Mann,
Läßt Hunderttausend werben,
Und in der Schlacht geht er voran
Zum Siegen oder Sterben:

Das ganze Heer stimmt mit uns ein:
Es lebe hoch der Wallenstein!

Wer hat sich jemals Ruhm und Ehr'
Wie Wallenstein errungen?
Wer hat wie er ein schöner Heer,
Soldaten aller Zungen?
Von Welschland bis zum deutschen Rhein
Erschallt ein Hoch! dem Wallenstein.

Er ist des Kaisers rechte Hand,
Der ihn nicht kann entbehren;
Aus Neid hat er ihn einst verbannt,
Doch eingesetzt in Ehren.
Der Kaiser selbst stimmt mit uns ein:
Es lebe hoch der Wallenstein!

Darum von Friedlands Ehrenfahn'
Ich niemals ab mich wende,
Ich will ihr treu zu Diensten stah'n
Bis an mein selig Ende.
Dann soll mein letzter Seufzer sein:
Es lebe hoch der Wallenstein!

3.

Der nächtliche Ueberfall.

Die vier Dragoner ritten am folgenden Morgen durch die benachbarten Dörfer dem Städtchen Sarstedt entgegen. Sie späheten überall umher und suchten nach Beute, aber die Hütten der Bauern hatten ein so armseliges Ansehen, daß es nicht schien, als ob hier Geld und Gut zu haben sey, und das wenige Vieh war größtentheils so abgemagert, daß es sich nicht der Mühe lohnte, ein Stück davon mitzunehmen. Indeß verloren sie ihre gute Laune nicht und hofften, in dem freilich auch arg heimgesuchten Sarstedt zu finden, was sie suchten.

Sie ritten in den Thorweg des Rathskellers.

Katharine, die Tochter des Hauses, die bereits von dem Einzuge der Braunschweiger in Hildesheim erfahren hatte, lauschte auf jeden Hufschlag und war auch bei der Ankunft dieser vier Reiter an's Fenster geeilt. Mit einem freudigen Schrei stürzte sie aus dem Wohnzimmer in die Arme des überglücklichen Martin, den sie sofort erkannt hatte und selbst aus einem ganzen Heere herausgefunden hätte.

„Gottlob!" rief sie und bedeckte seinen Mund mit Küssen. „Gottlob, daß Du endlich wieder kommst; es ist die höchste Zeit, sonst hättest Du mich verloren! — man will mich mit Gewalt verheirathen."

Diese in höchster Eile ihm zugeflüsterten Worte machten ihm ihre ganzen gegenwärtigen Verhältnisse und ihren Seelenzustand klar und er ahnte, daß es einen Kampf kosten würde, in ihren Besitz zu gelangen.

„Dich — will man verheirathen? — und mit wem?"

„Komm nur herein, wir wollen nachher darüber sprechen," sagte sie und führte ihn in's Zimmer, wohin auch seine andern drei Kameraden, nachdem sie für die Verpflegung der Pferde gesorgt hatten, nachfolgten.

Der alte Kellerwirth, obwohl er die Liebschaft seiner Tochter mit Martin kannte, wollte doch durchaus nicht seine Zustimmung zu derselben geben. Er war nämlich auch Soldat gewesen, und hatte ebenfalls als Nachkomme der Landsknechte im Punkte der Liebe und Treue seiner Kameraden die bittersten Erfahrungen gemacht. Es war ihm kein Fall bekannt, daß jemals ein Landsknecht einem Mädchen die geschworene Treue bewahrt hätte. Und diese seine entschiedene Abneigung vor dem ernstlichen Liebewerben der Milizen ward jetzt bestärkt durch die Dazwischenkunft eines noch ziemlich begüterten und vom Sturm dieses Krieges noch nicht heimgesuchten Bauern aus Pattensen, Namens Heinrich Freckmann, der um die Hand seiner Tochter angehalten hatte.

Vergebens erklärte diese ihren Abscheu vor jenem Menschen, vergebens betheuerte sie ihre Liebe zu Martin und dessen Treue zu ihr — der Vater blieb unerbittlich und selbst Katharinens Thränen rührten ihn nicht. Bereits hatte sie dem Antragsteller rund heraus erklärt, daß sie schon versprochen sey — aber Freckmann, der nach Bauernart weniger ihre Person als ihr Vermögen im Auge hatte, setzte trotzdem seine Bewerbung fort.

Katharine, die mit Martin in die Gaststube getreten war, fuhr, während ihr Vater die von den Gästen geforderten Getränke bereitete, in ihren Mittheilungen fort und drang in ihn, seine Bitten mit den ihrigen bei dem hartherzigen Vater zu vereinigen. „Der unverschämte Freckmann," fügte sie hinzu, „pflegt seit einiger Zeit alle Wochen wenigstens ein Mal zu kommen, und namentlich sucht er nun jetzt, da er Dich in Hildesheim weiß, die Heirath so schnell als möglich abzuschließen. Heute Nachmittag wird er auch wieder kommen, und dann soll der Tag der Hochzeit festgesetzt und ich geopfert werden. — Du bist zu rechter Zeit gekommen!" schloß sie, Thränen im Auge.

„Und ich auch!" rief der eintretende Alte dazwischen, der in der linken Hand die Getränke und in der rechten Hand seinen Schwiegersohn in's Zimmer brachte. „Euch soll gleich ein Donner —!" Katharine sprang erschrocken auf und Martin ging besänftigend auf den Wirth zu und, seine Hand ergreifend, sagte er: „Ihr seht, lieber Papa, daß wir, Eure Tochter und ich, uns lieben, gebt sie mir zum Weibe."

„Nichts da!" entgegnete dieser in barschem Tone, „meine Tochter soll keinen Soldaten haben, der für sich selbst kaum zu leben hat, heute hier und morgen da ist und übermorgen vielleicht todtgeschossen wird. Dieser Mann hier bekommt sie zum Weibe, er hat Haus und Hof und ist solide."

„Ich habe in Harsum auch ein kleines Haus und etwas Land," betheuerte Martin, „und nach dem Kriege, der nun bald zu Ende sein wird, weil die Kaiserlichen überall geschlagen werden, führe ich mit der Katharine dort ein glückliches Leben, welches mit einem Menschen, den sie nicht liebt, unmöglich ist. Darum macht mich und Eure Tochter nicht unglücklich."

Der Alte blieb, obgleich auch Katharine und selbst die Kameraden Martins ihre Bitten hinzufügten, unbeweglich und unerbittlich.

„So wahr ich der Kellerwirth von Sarstedt bin," sagte er in feierlichem Tone, „Ihr, Martin Hensel, bekommt meine Tochter nicht, und ich bitte Euch, mein Haus künftighin mit Eurem Besuche zu verschonen!"

Ein drohendes Gemurmel entstand bei diesen Worten unter den drei übrigen Dragonern und sie schienen nicht wenig Lust zu haben, dem Wirthe sammt seinem Günstlinge den Weg zu zeigen, den er ihrem Freunde gewiesen hatte, doch ein Wink von diesem und ein flehender Blick Katharinens reichte hin, sie zu beschwichtigen.

„Ist das Euer letztes Wort?" fragte Konrad den Wirth.

„Mein erstes und mein letzes," sagte dieser und führte seinen künftigen Schwiegersohn, der bis dahin noch nicht gewagt hatte, ein Wörtchen zu reden, auf den Ehrenplatz, eine Bank neben dem Fenster, während Konrad die Zeche bezahlte, seinem Freund Martin einige Worte leise in's Ohr sagte und ihm sammt den andern Freunden einen Wink gab, ihm zu folgen.

„Du siehst mich bald, in wenigen Tagen vielleicht schon, wieder," sagte Martin zu Katharinen. „Halt Dich ferner gut und bleib mir treu, wie ich Dir." Bei diesen Worten ergriff er ihre rechte Hand und zog sie an seine Lippen. Weinend ging sie in ihre Kammer. Die Dragoner aber schwangen sich auf ihre Rosse und jagten davon.

Als sie das Feld erreicht hatten, verfolgten sie den nach Hildesheim führenden Weg nicht weiter, sondern ritten um das Städtchen weg auf den Feldweg der nach Pattensen führte. Auf der Mitte des Weges, etwa da wo die Innerste mit der Leine zusammenfließt und jetzt das Amt Ruthe liegt, hielten sie, hinter Bäumen und Buschwerk versteckt, ihre Rosse an und erwarteten den unglücklichen Liebhaber Heinrich Freckmann.

„Bei Gott!" sagte Konrad, „die Blitzdirne ist es werth, daß wir ihretwegen hier einige Stunden auf der Gart liegen, und hättest Du sie Dir nicht zur Liebsten auserkoren, Martin, dann würde ich's thun und sollte ich sie dem Alten wegstipitzen oder mich mit dem Teufel in der Hölle drum balgen."

Auf diese Weise erschöpfte er sich im Lobe Katharinens und auch die Andern stimmten mit ein.

Nach langem Harren endlich sahen sie bei dem letzten Glühen der Abendsonne von Sarstedt her einen Reiter kommen und erkannten in ihm, als er näher kam, denjenigen, welchen sie erwarteten.

Als er, ein fröhliches Lied pfeifend und nichts Arges ahnend, bei dem Gebüsche angelangt war, jagten plötzlich die vier Dragoner auf ihn los und versperrten ihm mit geschwungenen Klingen den Weg.

Der Schreck und die Angst des Bauern, der fast ohnmächtig vom Pferde sank, benahm ihm Sprache und Besinnung. „Gott steh' mir bei!" stöhnte er und ergab sich in sein Schicksal, da an kein Entfliehen zu denken war.

„Wart', Kanaille!" donnerte ihm Konrad entgegen; „der Teufel soll Dir Deinen Brautgang gesegnen!" — „Und uns von Deiner Nebenbuhlerschaft befreien!" fügte Martin hinzu.

„Steig' ab, und gieb uns Dein Pferd!" rief Henning. — „Herunter mit ihm! Der Bauer kann künftig zu Fuß zur Liebsten gehen!" meinte Konrad und gab ihm einige Hiebe mit der flachen Klinge über die Schultern.

„Nein," sagte Martin, „er soll gar nicht mehr zu ihr gehen!" und hieb sammt den Andern unbarmherzig auf ihn ein.

„Ach, laßt mich nur im Frieden ziehen, ihr Herren!" seufzte der Geschlagene, „ich will auch nie mehr zu ihr gehen."

„Du sollst es beschwören!" sagte Martin und fuhr fort, ihm die Eidesformel auf den Rücken zu malen. „Deßgleichen sollst Du beschwören, keine Silbe über unser jetziges Zusammentreffen laut werden zu lassen!"

„Ja, ich schwöre es!" winselte Freckmann.

„Dann gieb uns Dein Pferd und ziehe hin im Frieden."

„Großer Gott — mein Pferd?" —

„Weigerst Du Dich? dann —"

„Nun denn, da, nehmt es!" schluchzte der Bauer und stieg ab.

„Katharine gab er leichter her als sein Pferd," wendete sich Martin an die Andern; „man sieht wie sehr sie ihm am Herzen lag. Ich sage Dir aber, Bauer, brichst Du Deinen Eid und läßt Du Dich überhaupt wieder in Sarstedt sehen, dann brennen wir Dich in Deinem eigenen Hause auf!"

„Wohl bekomm's Dir!" lachte Konrad, der, des Bauern Pferd am Zügel haltend, mit den Freunden unter allerlei Scherz und Kurzweil wieder nach Hildesheim ritt, während Freckmann, den der Verlust seines Pferdes noch mehr schmerzte als sein Rücken, Rache-schnaubend seinen Heimgang zu Fuß fortsetzte.

4.

Die beiden Opfer.

Das geraubte Pferd wurde schon folgenden Tages an einen Roßkamm verkauft, und für das erworbene Geld machten sich die Dragoner einige lustige Tage und leerten im „Neuen Schaden" manchen Becher auf das Wohl Katharinens.

Diese, die das Unglück ihres zudringlichen Bewerbers bereits am andern Morgen erfahren hatte, konnte kaum ihre innere Freude darüber verbergen; sie wurde aber seit jener Zeit, indem sie die nachtheiligen Folgen dieser That befürchtete, still und nachdenklich, während Martin den Alten sicher auf seine Seite zu bekommen hoffte. Er hielt sein Spiel schon für gewonnen, aber er täuschte sich sehr! Freckmann glaubte nämlich an seinen gezwungenen Eid nicht gebunden zu seyn und war schon am folgenden Tage, weil er in Hildesheim dringende Geschäfte zu haben vorgab, wieder nach Sarstedt geritten, wo dann mit dem Kellerwirth der Handel um dessen Tochter in's Reine gebracht wurde. —

Als Martin eines Abends mit seinen Kameraden aus dem „Neuen Schaden" in sein Quartier heimkehrte, nahm er sich vor, den nächsten Morgen seine Liebste wieder zu besuchen — doch anders war es im Rathe der Götter beschlossen.

Er hatte sich kaum zur Ruhe begeben, als drei Stadtsoldaten, in seine Kammer tretend, ihm die Waffen abnahmen und ihn in's Stadtgefängniß schleppten.

Dasselbe Schicksal hatten auch seine drei Genossen. Man ließ ihnen acht Tage lang Zeit, über die Ursache ihrer Verhaftung nachzudenken. Es wurde ihnen auch nicht schwer, dieselbe herauszufinden; aber am meisten wunderten und ärgerten sie sich darüber, daß sich die städtische Gerichtsbarkeit sie zu bestrafen anmaßte und sie nicht vor das Kriegsgericht gestellt wurden.

In der That war dieß auffallend. Ob man bei dem damaligen Zustande einer lockern Disciplin es gänzlich außer Acht ließ, wenn vier Soldaten mehr oder weniger vorhanden waren, oder ob diese Verhaftung und die darauf folgende Strafsvollziehung von dem Militärgerichte gutgeheißen wurde, davon schreibt der Chronist nichts.

Da die Gefangenen ihren Pferderaub leugneten, spannte man sie in Foltern, die ihnen dann das Bekenntniß auspreßte.

„Der Pferderaub wird gewöhnlich mit Brandmarkung und Verweisung des Landes bestraft," sagte der inquirirende Richter; „aber da ihr Soldaten seyd, so muß ein ganz besonderes Exempel statuirt werden. Merkwürdiger Weise indeß habt ihr alle Vier das Verbrechen eingestanden; da es aber ganz klar ist, daß das Pferd nur Einer genommen haben kann, so sollen die Würfel entscheiden, wer der eigentliche Thäter ist und den Galgen verdient hat."

„Ich protestire gegen eine solche Justiz!" rief Konrad.

„Und ich ebenfalls," sagte Martin; „ich verlange vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden!"

„Ja, vor unsere gesetzlichen Richter!" fügte Henning hinzu.

„Und ich würfele nicht!" sagte Hans; doch ein Fingerzeig des Richters auf die in der Nähe harrenden Henkersknechte reichte hin, sie zu beruhigen und sie seiner Laune gefügig zu machen.

Die Würfel wurden von einem der Henkersknechte gebracht und die vier unglücklichen Freunde setzten sich an einen Tisch um — nicht wie im Wirthshause um einen Becher Weins, sondern — um Leben und Tod zu würfeln.

Konrad zuerst, in Wuth und Verzweiflung, ergriff den ledernen Becher und ließ die Würfel auf den Tisch rollen.

Der Richter zählte die Augen, rief: vier und zwanzig! und schrieb die Zahl mit Kreide auf den Tisch.

Dann ergriff Hans die Würfel und warf ein und zwanzig.

Ein und zwanzig! kreischte der Richter und schrieb die Zahl nieder.

Jetzt nahm Martin die Knöchel in die Hand und warf dreizehn. Eine Leichenblässe überzog bei dieser verhängnißvollen Zahl sein Gesicht.

Dreizehn! sagte der Richter und schrieb.

„Ich bin der Unglückliche," klagte Martin, dessen Herz hörbar klopfte — „es kommt nun noch auf Henning an — aber ich weiß es schon, ich muß baumeln, denn ich habe nie Glück im Würfelspiel gehabt!"

Henning hatte geworfen — der Richter zählte vierzehn!

Martin starrte mit stieren Blicken auf die Knöchel, als wollte er sich überzeugen, daß der Richter sich nicht um ein Auge verzählt habe, aber er war gänzlich unfähig, noch weiter zu zählen, denn seine eigenen Augen versagten ihm den Dienst; und als der Richter im feierlichen Tone rief: „Der Dragoner Martin Hensel, des Pferderaubes überführt, hat den Tod verwirkt, und wird derselbe morgen früh 9 Uhr mittelst eines Strickes durch Henkershand vom Leben zum Tode gebracht werden!" — da sank er völlig erschöpft und bewußtlos zusammen.

Seine Freunde wurden in Freiheit gesetzt und traten wieder in ihr Regiment. Mit einem stummen Lebewohl und noch einen thränenvollen Blick auf Martin werfend, verließen sie denselben.

Am folgenden Morgen wurde er zur Richtstätte auf den „Galgenberg" geführt.

Noch unter dem Galgen schrie er über die gesetzwidrige Behandlung und forderte noch einmal vor den versammelten Zuschauern seine ungerechten Richter auf, ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Dort wolle er die ihm auferlegte Strafe gern ertragen, aber ungerechter Weise verurtheilt zu werden — das sei himmelschreiend! Seine Bitten und Thränen waren vergebens — da in seiner Todesnoth und Verzweiflung ergriff er den Henker, der ihn so eben durch Umlegen des Strickes zu ewigem Stillschweigen bringen wollte, und warf ihn mit mächtiger Faust zu Boden. Dann sprang er empor und wollte, durch die Menschenmenge hindurchschlüpfend, das Weite suchen — allein dann wäre diese ja um ein Schauspiel betrogen worden! Auf's neue von derselben ergriffen und geknebelt, wurde er unter dem Jubelgeschrei der Menge am Galgen emporgewunden und strangulirt!

Einige Stunden später, an demselben Tage, wurde auch seine Braut Katharine geopfert, indem dieselbe auf Befehl ihres Vaters mit dem Bauern verheirathet wurde.

Ob diese Ehe eine glückliche gewesen, hat der Chronist, dem wir die Erzählung dieses merkwürdigen Prozesses entnehmen, nicht gemeldet. —

Winterleben in der Lappmark.

Von K. E. van Haanen.

Vor einigen Jahren hielt ich mich wegen der Jagd auf Landschaftsskizzen wie auf Rennthiere, Bären, Auerwild, Elchwild u. s. w. in Norwegen auf. Krankheit hatte meinen Aufenthalt bis in den Winter hinein verlängert, und da ich wegen der kurzen Tage nicht arbeiten konnte, litt ich gewaltige Langeweile. Unter solchen Umständen nahm ich bereitwillig die Einladung eines mir befreundeten Bekannten an, ihn auf einer Reise nach Finmarken, der nördlichsten Provinz Norwegens, zu begleiten, wo er die Einwohnerliste aufzunehmen hatte. Es war keine sehr angenehme Zeit für eine Reise in

den hohen Norden, noch erhob ich mich am Tage der Abreise ohne ein Gefühl des Bedauerns aus meinem warmen Bette mit Eiderdunendecke in Tromsoe, denn ich wußte sehr gut, daß ich für einige Wochen auf ein derartiges behagliches Nachtquartier verzichten mußte.

Vollkommen wieder genesen und gesund, in warme Mäntel, Mützen und Handschuhe von Pelz eingehüllt, die Beine in Stiefeln von Seehundsfell gesteckt, verließen wir an jenem schneidend kalten Februarmorgen unsere Behausung, um die Reise von drei Wochen anzutreten, während welcher wir ganz unmöglich unter irgend etwas schlafen durften, was eigentlich ein Dach genannt werden konnte.

Das seither sehr stürmisch gewesene Wetter hellte sich auf, eine sehr erwünschte Thatsache für uns, die wir über 30 deutsche Meilen zurückzulegen hatten, bevor wir den ersten Lappen trafen. Natürlich reisten wir in Schlitten, welche von Rennthieren gezogen wurden, ein ganz behagliches und förderssames Verkehrsmittel, wenn man ein gutes Thier hat und es zu lenken versteht. Ein Neuling muß sich darauf gefaßt machen, alle paar hundert Schritte umgeworfen zu werden, allein wer aus Erfahrung mit Rennthieren umzugehen weiß, der kann mittelst Hand, Peitsche und Stimme aus solch einem Thiere machen, was er nur immer will. Aber ein solches Rennthier ist oft noch eigensinniger als ein Maulesel, was oft zu komischen Auftritten Anlaß gibt. Ich mußte mich eines Tages beinahe krank lachen über eine Scene, welche ein Freund von mir mit einem sehr bösartigen Thiere dieser Art hatte. Nach einem kräftigen Peitschenhieb, den ihm mein Freund über den Rücken gegeben, drehte es sich zu seinem Herrn um und schaute ihn an, als wollte es sagen: Gib mir nochmals einen solchen Schlag und du sollst erfahren, woran du bist! — Der Peitschenhieb erfolgte und nun griff das Renn wirklich meinen Freund an und schleuderte ihn in den Schnee. Vor Lachen und tiefem Schnee konnte ich ihm beinahe nicht zu Hülfe kommen, obschon das wuthentbrannte Thier ganz verrückt mit den Schaufeln auf ihn losschlug. „Kriecht unter den Pulk (Schlitten)," rief ich ihm zu, denn dieser war umgefallen. So kroch er denn unter denselben, bis der Zorn des Rennthiers verraucht war; aber der Auftritt war ebenso interessant als komisch.

Die Kälte war furchtbar, namentlich in einer gewissen denkwürdigen Nacht, wo uns Haar und Bart, Wimpern und Brauen zu einer solch dichten Masse zusammen froren, daß wir wähnten, mit unserer Schönheit sey es für immer vorbei. Es war so entsetzlich kalt, daß wir trotz eines wahren Wolfshungers die Handschuhe nicht abzunehmen wagten, um nur die Speisen aus dem Proviantsacke zu holen. Ich hatte dieß eines Tages gethan, war aber zu meinem Schaden gewitzigt worden, denn meine Hand fühlte sich von der Kälte an, als würde sie mit Tausenden von Nadeln gestochen, und meine Finger nahmen eine ganz verkrümmte Gestalt an. Unsere armen Füße waren buchstäblich ganz fühllos und wie abgestorben und um unser Mißgeschick zu erhöhen, erfroren wir beide unsere Nasen.

Wir hatten unter einander ausgemacht, daß jeder auf die Nase des Andern Acht habe und sobald er eine Gefahr an der Nasenspitze desselben sehe, dem Eigenthümer besagter Nase bei Zeiten einen Wink darüber gebe.

„Eure Nase ist sicherlich erfroren!" rief mir mein Begleiter in einem Tone zu, daß ich ganz erschrocken aufsprang; „seht 'mal nach, ob Ihr noch Gefühl darin habt!"

„Alle Wetter!" entfuhr mir; ich sprang aus dem Schlitten, nahm eine Handvoll Schnee, vergrub die Nase darein und fing an sie sachte damit zu reiben, bis das gelbliche talgartige Aussehen verschwunden und die Belebung wieder zurückgekehrt war. Aber bald kam die Reihe an mich, ihn zu warnen.

„He, ich glaube die Eurige ist ebenfalls erfroren," rief ich.

„Beim Teufel ja, so ist es!" rief mein Freund, schlug einen Purzelbaum in den Schnee hinein und verabreichte der Nase und dem ganzen Obertheil seines Wesens ein Schneebad.

Ja, das war eine kalte Nacht, von welcher sich meine geehrten Leser einen Begriff machen können aus der Thatsache, daß das Thermometer auf 30° R. unter Null sank.

Ganz erstarrt von Frost und halb verhungert, erreichten wir am fünften Tage das erste Lager von Lappen und begrüßten seinen Anblick mit einem Vergnügen, als wenn es ein Hotel ersten Ranges wäre. Diejenigen meiner Leser, welchen noch nie das Loos zu Theil wurde, ein lappländisches Zelt zu besuchen, möchten vielleicht gerne einen Begriff von demselben und seiner häuslichen Einrichtung bekommen. Man denke sich also ungefähr 30 Stangen, jede im Mittel etwa 1$^1/_2$ Zoll dick, schräge gegen einander gelehnt, so daß sie oben einen Kreis von etwa 2 Fuß Durchmesser bilden; ferner um diese Stangen herum eine dicke Bedeckung von Fellen, welche die Seitenwände und das Dach des Zelts bilden. Die Thüre besteht aus demselben Stoffe. Das erste was den Blicken beim Eintritt in diese nicht sehr einladende Behausung begegnet, ist ein Holzstoß, der in der Mitte des Zeltes lodert; das zweite was man beim Eintritt empfindet, ist der Rauch, welcher den Gast sogleich zwingt, sich entweder niederzuknieen oder mit unterschlagenen Beinen auf den Boden niederzukauern, denn der Rauch bildet eine förmliche undurchdringliche Decke im Zelt und läßt nur bis auf wenige Fuß vom Boden eine reine (?) Atmosphäre. Die Möbeln und Geräthe und die ganze innere Einrichtung des Zeltes sind sehr einfacher und höchst ursprünglicher Art und daher bald beschrieben. Der Fußboden, aus Aesten und Zweigen von Kiefern und Birken bestehend, ist mit Fellen von Rennthieren ꝛc. bedeckt, die bei Nacht als Matratzen und Polster dienen, während einige Proviantsäcke treffliche Kopfkissen abgeben. Von Tischen, Stühlen, Schemeln, Bettstellen und anderen Möbeln weiß der Lappe nichts. Die Leute sind in zwei Gruppen um das Feuer gelagert; die eine Gruppe bilden die Damen, die andere die Herren. Beim Eintritt wird der Fremde sehr gastfreundlich aufgenommen, aber besonders dringend gebeten, die Thüre zu verlassen und so schnell als möglich hinter sich zu verschließen, worauf man ihn einladet bei den Damen Platz zu nehmen.

Nach dem Austausch der üblichen Komplimente und beeiferter Erkundigungen nach dem Befinden jedes einzelnen im Zelte wird der Kaffeetopf an's Feuer gesetzt. Die Lappen sind im Allgemeinen sehr neugierig, ja sogar zudringlich, und jeder der aus der civilisirten Welt zu ihnen kommt, wird daher mit allen möglichen Fragen bombardirt, welche er bestmöglich zu beantworten suchen muß, während sein Wirth ein saftiges Stück Rennthierfleisch zum Braten abschneidet oder vielmehr abreißt. Nie in meinem ganzen Leben aber hat mir eine Mahlzeit so köstlich gemundet, wie dieser Rennthierbraten, und hätte mir das Feuer nicht beinahe das Gesicht geröstet und die Kälte den Rücken erstarrt, so würde ich mich nicht nach der trostlosen fünftägigen Reise durch die erstarrten Schneegefilde förmlich im Elysium geglaubt haben.

Endlich kam die Zeit zum Schlafengehen, denn natürlich war es beinahe den ganzen Tag Nacht gewesen, da die Sonne um diese Jahreszeit in anderen Welttheilen zuviel zu thun hat, um in Lappland zu scheinen. Natürlich sah ich mich in Gedanken nach einem guten Himmelsbett mit Decke und Kissen von Eiderdunen um, allein davon ist hier keine Rede. Man macht es sich daher so bequem, als es unter den gegebenen Umständen thunlich ist, und genirt sich nicht vor den Damen; man zieht zunächst seine warme Pelzmütze über die Ohren herunter, wickelt sich in seinen warmen Pelzmantel (der meinige kam mir auf der ganzen Reise nicht eher vom Leibe, als bis ich wieder in Tromsoe in meiner Wohnung war, was zwar nicht sehr reinlich seyn mag, sich aber als warm und behaglich erwies), streckt seine Beine in einen Heusack, zieht die Pelzhandschuhe an und zieht ein Fell über sich herein, und nun gute Nacht und Gott befohlen! Wahrscheinlich friert man ein wenig und kann keinen Augenblick schlafen, thut aber nichts, denn man wird sich bald daran gewöhnen. Die Hunde, von denen nicht weniger als dreizehn im Zelte waren, kamen auf den freundlichen Einfall, auf meinen Beinen zu schlafen, und ich war ihnen sehr dankbar dafür, daß sie mich so warm hielten, und kümmerte mich nicht um die Flöhe.

Vom häuslichen Leben will ich nun zu demjenigen außer dem Hause übergehen. Das Zelt wird gewöhnlich an dem Rande eines Sees unter dem Schutze einiger großen Kiefernbäume aufgeschlagen; die Lage war im vorliegenden Fall höchst romantisch, die Natur prachtvoll aber alles Lebens bar, denn nicht einmal ein Vogel ließ sich hören. Kein Geschöpf schien hier zu Hause zu seyn, und ein feierlich ernstes Schweigen herrschte allenthalben. Kein Wunder daher, daß das Erscheinen jedes lebenden Wesens mit Jubel begrüßt wird. Die Aufnahme der Bevölkerung im Zelte war schnell beendigt, und nun ging es fort zu der Rennthierheerde. Der Lappe auf Ski (Schneeschuhen) dringt in Begleitung seiner Hunde in den Wald; wir Zuschauer, nämlich mein Begleiter und ich, stellen uns an einem uns bezeichneten Orte auf. Alles ist grabesstill, aber mit Einem Male ertönt das Hundegebell in dem Walde, und gewährt in Begleitung von Krachen und Rauschen im Dickicht erst dem Ohr und dann dem Auge eine große Befriedigung, denn binnen weniger Minuten bietet sich uns ein Schauspiel, welches Manchem große Freude verursachen würde. Man denke sich die ganze Scene, welche noch vor wenigen Augenblicken von jeglichem Thierleben entblößt erschien, plötzlich belebt von Hunderten von anmuthigen Rennthieren, welche in Rudeln aus allen Theilen des Waldes hervorbrechen und auf das Eis des Sees hinaus eilen, wo sie von den Hunden gehütet werden. Diese klugen Hunde kennen jede Biegung in der Stimme ihrer Herren und treiben die Heerde mit der Genauigkeit eines Schäferhundes zu der angegebenen Stelle. Aber die vordersten Rudel wollen weiter auf den See hinaus, worauf der Herr die Hunde wieder anruft und ihnen ein Zeichen macht; sie verstehen ihn sogleich und treiben die Heerde zurück. Endlich ist diese an der gewünschten Stelle zusammengetrieben, und bietet ein Schauspiel, das ich nicht um dasjenige irgend eines Bildes in der Welt vertauschen möchte. Der Lappe macht sich dann daran, die Heerde in zwei Gruppen zu theilen, und läßt ihnen einige Minuten Ruhe, und wir beginnen die Zählung. Gewöhnlich macht sich der Eigenthümer die Gelegenheit, wo er seine ganze Heerde so zusammengetrieben hat, zu Nutze, um irgend ein Thier auszulesen, dessen er zu häuslichen Zwecken bedarf; er tritt daher in den Kreis hinein und beginnt die unterscheidenden Zeichen an den Ohren zu untersuchen, bis er endlich das erforderliche Thier gefunden hat. Allein nun ist es um die fernere Stille und Ruhe der Heerde gethan, denn keines von den Rennthieren ist besonders aufgelegt, sich gutwillig mit der Wurfschlinge fangen zu lassen. Man hört einen schrillen pfeifenden Ton, wenn die Schlinge sich abwickelnd durch die Luft saust; das Geweih des Thiers verwickelt sich in die Wurfschlinge und die übrigen Thiere springen davon und überlassen es seinem Schicksal. Nun beginnt erst der rechte Spaß: der Lappe an dem einen Ende der fünfzig Fuß langen ledernen Wurfleine, und das Renn am andern Ende, bieten zwei überraschende Kontraste dar. Die nicht sehr anmuthigen Bewegungen, womit der Lappe seine Bemühungen unterstützt, seine Beute festzuhalten; und auf der andern Seite das Renn, welches ein wunderhübsches graziöses Menuet so leicht und lustig tanzt, daß es ihm die geübteste Ballettänzerin darin nicht zuvorthun kann, gewähren dem Zuschauer den Anblick eines pas de deux, der eben so komisch als anmuthsvoll ist.

Ich will die Geduld des geehrten Lesers nicht ermüden, indem ich ihn veranlasse, mir auf meiner Reise von Zelt zu Zelt und von einer Niederlassung zur andern zu folgen; die Reise könnte für ihn ebenso ermüdend seyn, als sie für mich kalt und unangenehm, wenn auch nicht gerade uninteressant war; allein wenn man Ein Zelt und seine Insassen geschildert hat, so paßt diese Beschreibung auf alle. Die Rennthierheerden sind ganz die gleichen, derselbe gastliche Empfang erwartet die Fremden überall, und allenthalben dieselben unbehaglichen Nachtquartiere, dieselben erfrorenen Nasenspitzen! — Darum will ich lieber die Aufmerksamkeit des geehrten Lesers auf die Field- oder Gebirgs-Lappen und das Leben auf

den Fjelds und auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Lappen im Allgemeinen hinlenken.

Die Leichtigkeit mit der sich das Rennthier seinen Weg durch diese gewaltigen Schneemassen hinbahnt, ist bewundernswerth. Man sollte kaum glauben, daß ein so kleines Thier (denn das Rennthier hat kaum die Größe des Damwilds) bis an den Bauch im Schnee waten kann und doch noch im Stande ist, einen Schlitten zu ziehen, welcher ein ziemliches Gewicht enthält, denn ich wäge meine 180 Pfund ohne meine Stiefeln. Oft sank mein Pulk oder Schlitten so tief ein, daß ich mit ordentlich vorkam, als fahre ich durch einen Einschnitt in den Schnee, dessen beide Böschungen hoch über meinen Kopf hinausragten. Oft schmerzte es mich in der Seele, mit ansehen zu müssen, was für harte Arbeit das arme geduldige Thier hatte, und wie es doch so willig dem an der linken Stange seines Geweihs angebrachten Zügel gehorchte, wie geduldig es einen Peitschenhieb hinnahm und vielleicht kaum ein Brummen ausstieß, während ihm doch die Zunge lang aus dem Maule hing — ein sicheres Zeichen tiefer Erschöpfung. Das arme Renn hat ein hartes Loos, denn im Sommer quälen es zahllose Feinde in Gestalt von Insekten aller Art, im Winter stellen ihm die Wölfe, seine erbittertsten Feinde, unermüdlich nach, und es hat im Winter oft die größte Mühe, sich nur seine nothdürftige Aesung zu verschaffen, denn die Flechte, von welcher es im Winter so ausschließlich lebt, daß man dieselbe die Rennthierflechte nennt, liegt häufig unter einer Schneedecke von mehreren Fuß Tiefe begraben, welche das Renn auf der einen Seite hinweg scharren und auf der andern durch eine Art Stollen beseitigen muß, bis es dann seine Aesung findet. Ja, es kommt sogar häufig vor, daß wenn das Thier den tiefen Schnee aufgescharrt hat, es seine Hoffnung dennoch getäuscht sieht, weil es an Ort und Stelle gar keine Flechten findet. Am meisten sind im Winter die armen Rennthierkälber zu beklagen, die noch nicht stark genug sind, um den Schnee hinwegzukratzen wie die Alten, und die deßhalb nur herumstehen und auf die Stückchen Moos warten, welche durch das Kratzen und Scharren der Altthiere losgerissen und beiseite geschleudert werden.

Die sogen. Fjeldlappen sind sammt ihren Heerden in rascher Abnahme begriffen; man kennt Beispiele, wo ein Mann, welcher vor zehn Jahren noch zweitausend Stücke Rennthiere besaß, jetzt nicht mehr über 350 Stücke hat; es ist deßhalb eine große Armuth unter diesen Leuten eingerissen, und sie können kaum mehr allein auf den Fjelds existiren. Sie sind daher auch in bedeutender Anzahl näher zu der Meeresküste hingezogen, wo die ergiebige Fischerei auf Stockfische und Häringe ihnen bessere Mittel des Fortkommens liefert. Der Fjeldlappe hat mit weit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als man ahnen mag, denn nur derjenige der ihre Sprache spricht und sie an ihren eigenen Wohnsitzen aufsucht, vermag sich einen richtigen Begriff von ihren wirklichen Umständen zu machen. Obschon sie im Allgemeinen nur am Saume wilder Waldstriche leben, haben sie doch mit zahllosen Feinden zu kämpfen. Im Sommer sind die Streitigkeiten mit benachbarten Ansiedelungen wegen der Walderechte häufig, im Winter erfordert die Menge der Wölfe die größte Wachsamkeit, denn die Verheerung, welche diese Thiere unter den Rennheerden anrichten, ist außerordentlich. In einem einzigen Winter zerrissen die Wölfe 150 Stücke aus einer einzigen Heerde, und in demselben Jahr verlor derselbe Mann noch weitere 300 Stücke, welche über die russische Grenze sich verliefen, und von russischen Finnländern aufgegriffen wurden. Allein diese physischen Strapazen und Beeinträchtigungen sind nicht die einzigen, mit welchen diese Lappen zu kämpfen haben. Kraft der Gesetze des Landes sind sie verpflichtet, Reisende auf gewissen Stationen zu fahren. Ein Mann muß oft seine Thiere dreißig deutsche Meilen weit nach derjenigen Station schicken oder vielmehr bringen, wohin er bestellt wird, um einen Reisenden eine Strecke von acht Meilen weit zu fahren; er muß also eine Reise von 60 Meilen und mehr machen, was ihn vierzehn Tage, ja bei schlechtem Wetter oft vier Wochen Zeit kostet. Und dafür erhält er nach dem aufgestellten Tarif zwei Kronenthaler für die Fahrt, von denen er alle seine eigenen Unkosten zu bestreiten und Futter für seine Thiere aufzutreiben hat, so daß er meist aus seiner eigenen Tasche noch drei oder vier Thaler dazu legen muß.

Das Vermögen, die größten Entbehrungen und Strapazen zu ertragen, ist bei diesem kleinen leibarmen Menschenschlage ebenso bewundernswürdig als bei seinen Rennthieren, wie die nachstehende wohlbeglaubigte Thatsache bethätigen mag. Ein paar Lappenfamilien waren einmal im Monat Mai an einem bestimmten Orte gelagert, um das Kalben ihrer Rennkühe abzuwarten; da aber die Wölfe ihnen hart zusetzten und die Thiere nicht in Frieden lassen wollten, so hielten die Lappen es für das Gerathenste, den Pförch umzuschlagen und nach einem andern, etwa 30—40 deutsche Meilen entlegenen Waldegrunde zu ziehen. Weil aber einige der Kühe erst kürzlich gekalbt hatten, wurden zwei halb erwachsene Mädchen mit einem Zelt und Lebensmitteln auf einen Monat zurückgelassen, um nach den Kühen und Kälbern zu sehen. Bei Einbruch der Nacht gingen die Mädchen fort um ihre kleine Heerde zu bewachen und scheinen bei derselben eingeschlafen zu seyn, ohne eine Ahnung was für Folgen dieß haben könne. Inzwischen war der Familienvater, welcher einige Wochen lang von Hause abwesend und an der Meeresküste gewesen war und daher nichts von Dem wußte, was sich unterdessen zugetragen hatte, unerwartet in der Nacht nach Hause zurückgekehrt, hatte das Zelt leer und unbewohnt gefunden und daraus geschlossen, es könnte sich irgend ein Unfall zugetragen und die Familie veranlaßt haben, ihren Standort zu wechseln, und man habe ihm nur das Zelt und die Lebensmittel für den Fall seiner Heimkehr zurückgelassen. Ohne daher sich einfallen zu lassen, daß zwei von seinen Kindern ganz in seiner Nähe schliefen, machte er sich sogleich an's Werk, brach das Zelt ab, packte alles auf und zog seiner Familie auf der Fährte nach. Man kann sich denken, wie sehr die armen Mädchen bei ihrem Erwachen erschracken; sie argwöhnten aber den Zusammenhang und

anstatt hinzuhocken und laut zu weinen, trieben sie ihre kleine Heerde zusammen und brachen sogleich auf, um ebenfalls den Anderen auf der Fährte zu folgen. So trieben sie denn ihre Thiere Tag und Nacht vor sich her, bis sie endlich am Morgen des achten Tages das Ziel ihrer Wanderung erreichten. Allein das lange Fasten und die große Anstrengung (sie waren nämlich Tag und Nacht weitergezogen und hatten die ganze Zeit über zu ihrem ganzen Unterhalt nur einen einzigen Zwieback und etwas Milch gehabt) rieben die Kinder so sehr auf, daß sie lange Zeit hindurch krank waren.

Daß ein Lappe längere Zeit ohne Nahrung leben kann, ist eine ebenso verbreitete Thatsache wie daß er sich bis zu unglaublichem Uebermaße vollfrißt, wann er eine Gelegenheit dazu hat. Das Essen ist für ihn ein Geschäft, und er muß mehrere Mägen haben wie ein Kameel oder ein Wiederkauer, sonst ist nicht zu begreifen, wie er solche Massen verdauen kann. Der Lappe ißt, beiläufig gesagt, allerdings alle vierundzwanzig Stunden nur einmal, aber dann eine Portion, von welcher ein anderer Mensch sechs Tage lang zehren könnte.

Die Lappen sind im Ganzen sehr religiöse und häufig sogar sehr fanatische Leute. Ich erinnere mich noch, daß wir einmal an einem Sonnabend in einer Niederlassung ankamen, und nachdem wir über alle möglichen Gegenstände gesprochen und auf die verschiedensten Fragen Auskunft ertheilt hatten, von einem der Zeltbesitzer dringend ersucht wurden, über den Sonntag zu bleiben und für sie und die benachbarten Lappenfamilien Gebet und Gottesdienst zu halten. Wir entsprachen natürlich diesem Gesuch, obschon uns derartige Verrichtungen ziemlich fremd waren. Die armen Leute schienen jedoch in Wirklichkeit so erpicht auf den Besuch des Gottesdienstes zu seyn, daß ein Mann, welcher die Nacht hindurch Wache bei den Rennthierheerden halten mußte, uns dringend bat, am andern Morgen mit dem Vorlesen aus der Bibel nicht eher zu beginnen, als bis er von seinem, drei bis vier Wegstunden entfernten Posten zurückgekehrt seyn würde. Der Sonntag kam und mit ihm der Wächter; und mein Begleiter, welcher die lappische Sprache fließend redete, verrichtete die Pflichten des Geistlichen, und ich kann mit gutem Gewissen konstatiren, daß ich inmitten dieser öden Wildnisse die beste Predigt hörte, die ich je vernommen; sie hatte drei sehr große Vorzüge, denn sie war ernsthaft gemeint, treffend und kurz; — was kann man mehr verlangen?

Sowohl auf dem Hin- als auf dem Rückwege habe ich mich bei mehreren Gelegenheiten über den außerordentlichen Scharfsinn gewundert, womit die Lappen selbst im Dunkeln ihren Weg zu finden wissen. Namentlich erinnere ich mich eines Tages, wo wir bei der Fahrt über das kahle Fjeld von einem Schneegestöber überrascht wurden. Der Wind pfiff gewaltig und trieb uns die Schneeflocken in's Gesicht, so daß man nicht auf halbe Armslänge vor sich hinaus sehen konnte. Natürlich mußten wir es ganz unserem Führer überlassen uns zu steuern. Man sagt, die Hunde besitzen die Gabe, sich im Finstern mittelst des Geruchsinns zu orientiren und ihren Weg ausfindig zu machen, und ich bin versucht zu glauben, auch unser Lappe war in dem betreffenden Fall nur auf den Gebrauch seiner Riechwerkzeuge angewiesen, denn ich kann mir nicht denken, welchen von seinen übrigen Sinnen er benützt haben sollte. Jedenfalls gelang es ihm, den einzigen Paß, der in das Thal hinunterführte, mit der äußersten Sicherheit, Genauigkeit und Leichtigkeit aufzufinden. Nur bei zwei Gelegenheiten schien er etwas zweifelhaft zu seyn, aber selbst dann nur für einen Augenblick, und wir fuhren dann mit gesteigerter Schnelligkeit weiter, zum großen Mißbehagen unseres Rennthiers, dem das Schneegestöber und die ihm in die Augen treibenden Flocken ebenso sehr zuwider zu seyn schienen wie uns selber. Während ich noch über die Möglichkeit nachgrübelte, daß wir die ganze Nacht bei diesem Unwetter unter freiem Himmel zubringen mußten und uns am andern Morgen ganz eingeschneit finden würden, erweckte mich ein plötzlicher Stoß aus meiner Träumerei: der Pulk schien mit Einem Male mehrere Fuß tief hinunter zu fallen, aber ehe ich mich noch recht von meinem Schrecken erholt hatte, fuhren wir in verhältnißmäßiger Ruhe drunten im Thale dahin. Hier war es windstill, und die Schneeflocken und Schloßen trieben uns nicht mehr in's Gesicht; nur hoch über unseren Häuptern hörten wir den Wind hinheulen, wie in wüthendem Zorn darüber, daß wir ihm entwischt waren.

Jetzt war ich zum ersten Male im Stande, unsern Führer anzureden und ihm meine Bewunderung über den an den Tag gelegten Scharfblick und Spürkraft auszudrücken. Er aber lächelte stolz und sagte: „Bah, wenn ich meinen Weg nicht finden könnte, wäre ich des Namens eines Fjeld-Lappen unwürdig." Und er hatte recht, denn wenn diese Menschen auch an guten Eigenschaften nicht überreich sind, so kommt ihnen doch in der Kunst, ihren Weg selbst im Finstern zu finden, niemand gleich.

Hier in der Niederung war das Fortkommen leichter, und spät am Abend erreichten wir die bescheidene Wohnung einer Familie von Skolte-Finnen. Es war eine Art Blockhaus aus rohen Balken ohne Dach, dessen Stelle nur ein Paar darüber gelegte dünne Bretter vertraten, durch welche Licht, Regen und Wind leichten Zutritt fanden. Eine kurze Schilderung des Volksstammes der Skolte-Finnen dürfte nicht uninteressant seyn, denn diese Skolte-Finnen sind eine Kreuzung zwischen Lappen und russischen Finnen, eine Art Bastard-Lappen, wenn man einen derartigen Ausdruck auf ein menschliches Wesen anwenden kann, das weder Fleisch noch Fisch ist, weder Russisch noch Finnisch spricht und überhaupt gar keine eigene Sprache hat. Sie sind ein höchst sonderbarer Menschenschlag, bekennen sich zur griechischen Kirche, machen aber — gleich vielen anderen Leuten, — keinen Gebrauch davon.

Die fragliche Familie bestand aus Mann und Frau, zwei Söhnen und zwei Töchtern, die insgesammt lauter Origi-

naie waren. Ihre Tracht zeigte ein komisches Gemisch von russischen und lappländischen Kleidungsstücken; nur die Kopfbedeckung war dem Stamm eigenthümlich und charakteristisch. Das alte Weib war ein förmlicher Drache und schimpfte und fluchte wie ein Türke; sie geberdete sich ganz wüthend darüber, daß wir aus ihrem Wassergefäß trinken wollten und uns unsere Pfeifen anzündeten, denn sie hielt das Rauchen für eine Sünde. Aber der Schmutz und der damit verbundene Gestank machten ein Bißchen Tabaksrauch zu einer Nothwendigkeit, und so schmauchten wir denn weiter, als ob wir ihre Gegenvorstellungen nicht verstünden. Ich will gar nicht von den Insekten reden, von denen es hier wimmelte, aber ich möchte behaupten, daß die Hütte das Hauptquartier von dem ganzen Ungeziefer des Bezirkes war.

Ich weiß, daß es einen Fisch gibt, den man kocht, ohne die Eingeweide herauszunehmen: es ist wenn ich nicht irre, der sogen. Rothbart, Mullus barbatus, die Schnepfe des Meeres, aber auch der einzige Fisch, der eine solche Behandlung zuläßt. Meine zeitweiligen Wirthe schienen jedoch nicht dieser Ansicht zu seyn, denn sie kochten ihre Fische, eine Art Kabeljau, unausgeweidet und sagten, es mache die Suppe kräftiger. Nachdem das Abendbrod vorüber war, das aus dem gesottenen Fisch mit seinen Eingeweiden bestand, begann die ganze Familie sich zu verneigen und zu bekreuzen und dabei sonderbare Töne auszustoßen, die eher einem Schluchzen als einem Gebete glichen. Die ganze Sache erschien mir mehr wie eine Förmlichkeit, als wie eine Andacht, denn mitten in diesem Auftritt packten zwei von den Kindern einen Fisch und balgten sich darum, worauf die Mutter sich in ihrer Andachtsübung unterbrach und ihnen nachdrücklich auf die Köpfe schlug. Nach dem Tischgebet oder was es sonst seyn sollte, waren wir Zeugen einer höchst merkwürdigen Waschungsscene. Vermuthlich hielten diese Leute Waschungen für einen förmlichen Luxusartikel, und bedienten sich daher einer einfachern aber sehr sinnreichen Art der Abwaschung; sie nahmen nämlich den Mund voll Wasser, spuckten dieses wieder in die hohlen Hände und begannen damit ihre schmierigen rußigen Gesichter zu reiben. Das Resultat davon war, daß nach wiederholter Anwendung allmählig ein braungelber Fleck zum Vorschein kam, der wie ein Stück frisches Leder in einem schwarzen Rahmen erschien.

Wir verbrachten eine höchst unbehagliche Nacht auf dem nackten Fußboden und ließen einen guten Theil unseres Blutes in der Hütte zurück, denn wir wurden so sehr vom Ungeziefer gequält, daß mich schon bei der bloßen Erinnerung daran die Haut juckt. Wir waren daher sehr froh, als endlich der Morgen und damit die Zeit kam, wo wir die Behausung dieser merkwürdigen Familie verlassen durften.

Wir hatten in Erfahrung gebracht, daß auf unserem Wege noch einige Ansiedelungen von Quänen lagen, und beschlossen denselben einen Besuch abzustatten. In einer von ihren Hütten fanden wir einen siebzigjährigen Greis, der zwar ebenso schmutzig und schmierig aussah als alle die andern, aber doch noch ein gewisses Etwas an sich hatte, welches zu erkennen gab, daß er bessere Tage gekannt hatte. Er kam uns entgegen, reichte uns die Hand und redete uns in reinem Schwedisch an. Nachdem wir ihm unsere Reise mit all' ihren Leiden und Abenteuern beschrieben hatten, überraschte er uns noch mehr durch eine Ansprache in gutem Latein. Man denke sich unser Erstaunen, als wir so in den Wildnissen von Finnmarken Lateinisch sprechen hörten. Mein Begleiter entschuldigte sich, daß er aus gänzlicher Unbekanntschaft mit dieser Sprache an der Unterhaltung nicht Theil nehmen könne, ich aber wollte ihm zeigen, daß ich auch einmal diese Sprache erlernt habe und es nicht unter meiner Würde halte, sie zu sprechen; ich suchte also meine ganze Latinität zusammen, welche übrigens nicht mehr weit her war, antwortete auf seine Frage: „Latine loqueris, domine?" mit einem zuversichtlichen: „Etiam, domine!" und befolgte nun den klügsten Weg, indem ich ihn reden ließ und nur mit einigen Brocken erwiderte. Nachdem ich ihm aber mitgeiheilt, daß ich ein Deutscher von Geburt und ein Maler sey, gestand er mir, daß er auch Deutsch verstehe, und wir unterhielten uns nun trefflich in deutscher und schwedischer Sprache. Unser Wirth erzählte uns nun, er habe in seiner Jugend auf der russischen Universität Helsingfors Theologie studirt, aber sein Vater sey gestorben und er durch widrige Schicksale aller Art genöthigt worden, sein Studium und den gelehrten Beruf aufzugeben, und so habe er, nach Fährlichkeiten und Erlebnissen aller Art, endlich sein Zelt in diesen Einöden aufgeschlagen, wo er bis zu seinem Tode zu bleiben hoffe. Es stimmte uns ganz wehmüthig, einen gebildeten Mann so von aller Berührung mit der civilisirten Welt abgeschnitten und unter dem Schnee und Eis der Fjelds und der Wildnisse von Finnmarken vergraben zu sehen. Wir hatten jedoch keine Zeit, länger zu verweilen und sein Loos zu beklagen, sondern sagten ihm nach einem kurzen Aufenthalt und kleinen Imbiß Lebewohl und setzten unsere Heimreise fort.

Nach einer mühseligen strapazenvollen Fahrt von vierzehn Tagen und Nächten erreichten wir endlich wieder Tromsoe und unsere Penaten, und waren seelenvergnügt, wieder einmal unsere Kleider wechseln zu dürfen, glückselig wieder zu einer reinlich gekochten und behaglichen Mahlzeit niedersitzen, und wahrhaft entzückt, wieder einmal die müden Glieder zwischen reinliche Bettlaken und gute Kissen von Eiderdunen strecken und bis tief in den folgenden Tag hinein von Rennthier-Menuets, Lateinisch-sprechenden Quänen, von den Abwaschungen der Skolte-Finnen und anderen Erlebnissen unserer Winterreise durch Finnmarken träumen zu können.

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

4.

Droben auf dem Schlosse in dem geräumigen runden Thurmzimmer saß die Gräfin gedankenvoll am offenen Fenster

und starrte in die dunkle Nacht hinaus. Ihr Gesicht war abgewandt von der hohen Lampe auf dem Tische, von den beiden Armleuchtern auf dem hohen französischen Kamin, als wollte sie selbst nicht in den paar großen hohen Spiegeln des Zimmers den störenden Zug sehen, welchen Sorge und eine vage Angst über ihr noch immer klassisch schönes und reines Profil gelegt hatte, als wollte sie die stille Thräne verbergen, die in den langen dunklen Wimpern hing. Sie war so eben heimgekehrt und hatte nur den Schleier abgelegt, denn der Auftritt von vorhin im Dorfe drunten schien sie auf unbegreifliche Weise erschüttert zu haben. Sie dachte nicht mehr laut, wie drunten auf dem einsamen Friedhofe und wie es sonst ihre Gewohnheit war; sie fühlte instinktmäßig, daß die Wände Ohren haben und daß es nicht rathsam ist, seine geheimen Gedanken dem Fürwitz der Domestiken preiszugeben, die ohnedem stets auf die Geheimnisse ihrer Herrin erpicht sind. Aber ihre Gedanken und Empfindungen waren darum nicht minder lebhaft, wenn auch schmerzlich und tief einschneidend. Man sah es an der Angst, welche aus diesem feuchten Auge zitterte, an dem krampfhaften Drucke, welchen die gefalteten und fest auf das Herz gepreßten weißen Hände auf die üppige Büste ausübten, an dem Beben dieser vollen schmerzlich aufgeworfenen Lippen!

Warf der dunkle Abendhimmel, woran jetzt eben die ersten Sterne flimmerten, sein düsteres Abbild in das Gemüth der Frau, welche doch so hoch stand und einer so beneideten Unabhängigkeit genoß, oder war der dunkle Horizont nur das Widerspiel und Symbol der verhüllten Zukunft dieser Frau, über deren inneres Leben gewöhnlich der Schleier eines scheinbaren Gleichmuths, einer gewinnenden anmuthigen Würde hingebreitet war? Wer weiß es?

Nahende Schritte, deren Laut allerdings der weiche Teppich beinahe verschlang, weckten die Gräfin aus ihrem Sinnen; mit einer hastigen Bewegung der Rechten fuhr sie über die Augen und wischte die verrätherischen Thränen aus ihren Wimpern, dann erhob sie sich aus dem niedrigen Lehnstuhl, wandte das traurige ernste Gesicht dem Lichte der Lampe und der Kerzen zu und forschte mit einem fragenden Blicke, wer sie so unvermittelt in ihrem Sinnen störe.

Eine stämmige kräftige Frauengestalt von etwa 50 Jahren trat durch die dunkle Sammetportière ein, das Gesicht lebhaft geröthet, mit beflügeltem Athem und forschenden Blicken.

„Ah, Du bist es Jakobäa?" fragte die Gräfin mechanisch und ihre Stimme klang wehmüthig; „ich verlor Dich aus dem Gesicht, als wir vorhin den unliebsamen Auftritt drunten im Dorfe hatten."

„Verzeihung, gnädige Frau, aber es war nicht meine Schuld," erwiderte die Angeredete mit etwas fremdem und weichlichem Accent; „die Leute aus dem Dorfe schoben sich zwischen Sie und mich und trennten uns, und ich konnte Ihnen nicht schnell genug folgen, als Sie weggingen."

„Laß es gut seyn, Liebe! es wäre ja auch kein Platz mehr für Dich auf dem Jagdwagen gewesen, und gleichen Schritt mit den raschen Pferden zu halten, wäre Dir bei Deiner Korpulenz schwer geworden," setzte sie mit einem freundlichen Lächeln hinzu. „Ich sollte mich eigentlich bei Dir entschuldigen, Jakobäa, daß ich Dich im Stiche ließ. Aber ich weiß selbst nicht, wie mir geschah, daß ich so rasch von dem Schauplatz jener Scene entfernt wurde. Ich war so aufgeregt von dem ganzen wilden Auftritt, von dem Wortwechsel und den Drohungen der Männer, von den finstern Blicken der Landleute, daß ich meine ganze Energie aufbieten mußte, um mich noch auf den Beinen zu halten .... Ach, Jakobäa, meine Nerven haben sich noch immer nicht erholt von der furchtbaren Erschütterung über den Tod meines unvergeßlichen Gatten!"

„Es war ein Unglück, gnädige Frau, daß wir gerade zu dem Streit kamen! Auch mir bebte das Herz im Leibe bei diesen Drohungen von Mord und Todtschlag! Und doch kann ich mir nicht helfen, Gräfin, denn mich will bedünken, der junge gnädige Herr habe sich wieder allzu sehr hinreißen lassen!"

„Ohne Zweifel, Jakobäa! Ludwigs Heftigkeit und Rechthaberei haben wenigstens die Straßenscene verschuldet und ihm sicher nur neue Feinde geschaffen. Ich war vor Angst wie im Traum; ich weiß gar nicht, wie ich hieher kam... Nur dunkel schwebt mir noch vor, daß mich Willy auf den Wagen hob und ich neben Ludwig saß. Aber wo ist Wilibald? ist er zurückgeblieben?"

„Ja, Madame; er räumte seinen Platz Herrn v. Thiele ein und folgte zu Fuße."

„Um's Himmels willen, welcher Leichtsinn von Willy! Wenn ihm ein Unglück zugestoßen, wenn auch er mit jenem erbosten Manne zusammengerathen wäre!" ...

„Seyn Sie ruhig, Gnädige! damit hat es keine Gefahr," erwiderte Jakobäa mit ruhigem Lächeln. „Der Amerikaner ist so wild nicht, wie er thut, und Graf Wilibald und er sind gute Freunde! Ich sah es mit eigenen Augen, wie der junge Herr auf den Amerikaner zuging, nachdem der Jagdwagen weggefahren war, und ihm zu seinem schönen Schusse gratulirte und den Herrn Grafen Ludwig entschuldigte."

„That er das? that er es wirklich?" fragte die Gräfin gerührt und doch freudig bewegt. „Das sieht ihm ähnlich; daran erkenn' ich Willy und sein gutes Herz! Und er that es nicht aus Widerspruchsgeist und Opposition gegen seinen Bruder, sondern gewiß nur aus redlichem Drang seiner Herzensgüte und weil er fürchtet, der Amerikaner möchte auf Rache denken, nicht wahr?"

„Lüning auf Rache denken, gnädige Frau? das sieht ihm nicht ähnlich!" entgegnete Jakobäa lebhaft. „Glauben Sie mir, er dünkt sich viel zu sehr Manns gegenüber dem Herrn Grafen Ludwig, als daß er ihm zürnte! ... Wie er dastand! mit welcher Ruhe er die herbsten Kränkungen abwies, Madame, und mit welcher Ueberlegenheit er dem Herrn Erbgrafen den Unterschied des Alters bemerklich machte!" ...

„Jakobäa!" sagte die Gräfin rasch aufblickend und heftete ihr graublaues Auge scharf auf ihre vertraute Zofe; „Du

nimmst sehr lebhaft Partei für jenen Mann, und scheinst Dich für ihn zu interessiren! — Du kennst ihn also?"

Die Zofe konnte sich eines raschen Erröthens nicht erwehren und senkte einen Moment das Auge; dann aber hielt sie ruhig den Blick der Gräfin aus und erwiderte: „Ich leugne es nicht, gnädige Frau, ich habe den Mann bewundert, wie er so ruhig und kühn und maßvoll dastund, als alle gegen ihn waren, und wie er den Haß des jungen Herrn an seiner Ruhe abprallen ließ. Er kam mir vor wie ein ganz ungewöhnlicher Mensch und das ist er auch, so viel ich immer bemerkt habe."

Die Gräfin sah einen Moment beiseite und ihr Busen wogte in mühsam verhaltener Bewegung. „Du hast ihn also näher kennen gelernt und öfter gesprochen, Jakobäa?" fragte sie dann mit einer scharfen Betonung. „Und ich erfahre zum ersten Male von dieser interessanten Bekanntschaft?"

„Wie hätt' ich denken können, daß das Sie interessire, gnädige Frau?" versetzte Jakobäa. „Eine zufällige Begegnung auf der Eisenbahn, als ich vor drei Wochen in der Stadt war, Madame. Ich hatte mich verspätet und bangte sehr, schwer beladen mit Pappkästen und Schachteln und Päcken wie ich war, noch rechtzeitig auf den Bahnhof hinaus zu kommen für den Abendzug. Kilian der Lakai hatte getrunken und mich nicht abgeholt. Am Mariinsthor war ich nahe daran vor Athemlosigkeit umzusinken und sah nirgends eine hülfreiche Seele, die mir um Geld und gute Worte einen Theil meines Gepäcks getragen hätte. Die Leute liefen alle eilig an mir vorüber um selber noch rechtzeitig auf dem Bahnhof einzutreffen. Auf einmal geht ein Mann an mir vorüber streift mich mit dem Blicke, kehrt dann um und sagt in gutmüthig derber Weise: ‚He, Frau, Sie kommen nicht mehr mit dem Zuge fort, wenn Sie sich nicht sputen! Geben Sie 'mal den Krimskrams da her und hängen Sie sich hier an, daß ich Sie in's Schlepptau nehme, sonst wird's zu spät! — Hätten lieber 'ne Droschke genommen, als sich selber mit all' dem Zeuge bepackt!' — ‚Es gab keine Droschke mehr, Herr!' sag' ich; ‚aber mit wem hab' ich die Ehre?' — ‚Mit einem alten struppigen Kerl, der Sie schon in der Kirche zu Altheim gesehen hat, Madame,' sagt' er; ‚der aber weiß was er den Damen schuldig ist!' Damit nimmt er ohne Weiteres die paar schwersten und unbeholfensten Stücke auf die linke Schulter, reicht mir den Arm und schreitet mit mir aus, als ob er mit den Droschkenpferden um die Wette laufen wollte. Ich wußte nicht, wie mir geschah; halb athemlos und ohnmächtig erreichten wir den Bahnhof, als man schon zum dritten Male läutete. Ich hatte den Kopf so verloren, daß ich mein Portemonnaie nicht finden konnte, und ehe ich es fand, hatte der Herr mir schon ein Billet genommen und den Kilian angeschrieen, daß er die Sachen anfasse und in den Wagen trage, und dann nahm er mich und die anderen Sachen und brachte mich durch den Wartesaal und in den Wagen, eben noch rechtzeitig, um mit dem Zuge fortzukommen, denn die Conducteurs wollten uns nicht mehr einsteigen lassen, aber er schrie sie mit seiner gewaltigen Stimme und herrischen Miene an, daß sie ordentlich Respekt vor ihm hatten .... Und das war der Amerikaner, gnädige Frau; und als ich mich erst an seine rauhe Weise und wildes Aussehen gewöhnt hatte, fand ich, daß er ein durchaus braver und gutherziger freundlicher Mann war, der mit einer rührenden Sorgfalt während der ganzen Fahrt über mir wachte und mir den besten und von Zugluft freiesten Sitz verschaffte und den Kilian herunterschalt, daß er mich habe im Stiche gelassen, und als Kilian ungeberdig ward, ihn am Arme faßte und ihm in die Augen schaute mit einem Blick, Madame, — mit einem Blick, sag' ich Ihnen, daß der Bursche kleinlaut wurde wie ein ertappter Schulknabe ...."

Die Gräfin seufzte tief auf, schloß die Augen und schwieg eine Weile. Auch Jakobäa hatte rasch abgebrochen als fürchte sie, ihr Interesse für den Amerikaner allzu lebhaft an den Tag zu legen. „Ich versichere Sie, gnädige Frau," setzte sie nach einer Weile gleichsam entschuldigend hinzu, „das besonnene und befehlende Zugreifen des Mannes hat mich damals einer großen Verlegenheit enthoben."

„Und Du hast ihm dadurch Gelegenheit gegeben, sein Verdienst geltend zu machen, Jakobäa, nicht wahr? und er hat dieß auch nicht versäumt?"

„Keineswegs, gnädige Frau! ich kann Sie versichern, daß er niemals sich etwas darauf zu gute gethan hat — er war hernach immer ebenso uneigennützig und stolz, wie er damals zuvorkommend und hülfreich eingriff. Aber gesehen haben wir uns mehrmals, denn ich mußte ihm doch das Billet bezahlen, welches er für mich genommen hatte, und für seine Freundlichkeit danken. Und da er drunten im Dorfe bei der Frau wohnt, welche unsere Näharbeit besorgt, so hab' ich ihn vielleicht öfter gesehen als ich wollte ...."

„Das möcht' ich bezweifeln, Liebe, denn offenbar hat er sich durch seine Zuvorkommenheit ein warmes Plätzchen in Deinem Herzen gesichert," fiel ihr die Gräfin mit einem schwachen Lächeln in's Wort. „Ich finde dieß auch einigermaßen begreiflich, Jakobäa, denn es liegt in unserer Natur, für solche Dienste dankbar zu seyn. Auch habe ich keine Sorge Deinetwegen, Liebe, denn Du wirst nicht im Ernste daran denken, daß aus dieser zufälligen Begegnung mit einem wildfremden Menschen irgend etwas erfolgen könne, was auf Deine Zukunft Einfluß hätte. Diese Männer welche aus Amerika zurückkehren, weil sie dort trotz aller Abenteuer und Strapazen ihr Glück und ihre Heimath nicht gefunden haben, sind selten empfehlenswerthe Freier oder Menschen, denen ich das Lebensglück einer solch guten treuen Seele wie Du anvertrauen möchte. Und das eigenthümliche Leben, welches gerade dieser Mann führen soll ...."

„Sein Leben, Gräfin, ist ganz tadellos," erwiderte Jakobäa mit nachdrücklichem Eifer; „er ist reich und hat sein Vermögen drüben redlich verdient; er ist kein Spieler und Trinker, er ist in seiner derben rauhen Weise freundlich mit jedermann und legt überall mit Hand an. Er will ein Bauerngut in der Gegend kaufen, konnt' aber noch keins finden, das ihm gut genug wäre, und einstweilen jagt er zu seinem Zeitvertreib."

„Mit dem jungen Abt, dem Gegner unserer Familie, und das will mir nicht gefallen. Die beiden sind an Alter zu verschieden von einander," sagte die Gräfin mit jener ruhigen Ueberlegenheit, die zu überzeugen sucht. „Du bist indessen, wie ich sehe, schon so sehr mit seinen Verhältnissen vertraut, daß ich argwöhnen muß, er sey Dir doch etwas näher getreten, Liebe, als mir wünschenswerth wäre. Ich möchte nicht, daß Du seinetwegen in's Gerede kämest, Jakobäo; Du weißt, wie geneigt diese Dörfler sind, jeden Schritt zu mißdeuten, der über ihre Weise hinausgeht, und mit welcher Gehässigkeit sie namentlich seit den Bewegungsjahren alles Auffallende zu unseren Ungunsten zu deuten suchen, was sie an unserem Betrogen zu bemerken wähnen. Nicht um meinetwillen, Liebe, sondern um Deiner Ruhe, Deines Friedens und — Deines guten Rufes willen möcht' ich Dich recht freundlich ermahnen, auf Deiner Hut zu seyn, sey nun dieser Fremde wie er wolle!"

„Sie haben ein Vorurtheil gegen ihn, meine Gnädige, das er nicht verdient," entgegnete Jakobäa mit Wärme. „Er hat mir noch gar keine Anträge oder Hoffnungen gemacht, und wenn Sie ihn kennten, würden Sie gewiß anders von ihm urtheilen."

„Mag seyn, Jakobäa," sagte die Gräfin mit einem Seufzer, der sich ihr wider Willen entrang. „Indeß bin ich nicht eben begierig, seine nähere Bekanntschaft zu machen, nachdem er heute Abend diesen Zusammenstoß mit meinem Sohne gehabt hat. Und ohne gegen Dich mißtrauisch zu seyn oder Deine Freiheit beschränken zu wollen, darf ich Dir doch wohl sagen, meine Liebe, daß es mir erwünschter wäre, er begegnete Dir seltener oder gar nicht, denn es dünkt mir seltsam, wenn der persönliche Feind meines Sohnes, der sich zu wilden Drohungen hinreißen ließ, in einem gewissen vertraulichen Verhältniß zu meiner vertrauten Zofe steht, welche um alter Zeiten willen mir mehr Freundin als Dienerin ist und der ich so wohl will, daß mir eine Täuschung Deiner Hoffnungen ungemein nahe gehen würde. Liebe Jakobäa, Du weißt ja, meine Gute," setzte sie hinzu und reichte der Zofe treuherzig die Hand, „wie sehr mir von jeher Dein Glück am Herzen lag. Und nun geh' und erkundige Dich, ob Willy zurück ist, denn sein Ausbleiben macht mich unruhig."

Jakobäa ging, aber nicht eben in der ruhigsten Verfassung; sie hatte nie ein lebhafteres Gefühl ihrer Abhängigkeit als Dienerin, wie in diesem Moment, und doch war sie seit Jahren gewöhnt gewesen sich mehr als die Vertraute der Gräfin zu betrachten. Aber es gibt eine Art der Bitte oder Vorstellung, welche im Munde einer Herrin die Bedeutung eines Befehls oder einer strengen Weisung annimmt, und für eine solche Weisung nahm Jakobäa auch jetzt die Warnung der Gräfin vor dem Amerikaner. Sie, Jakobäa, sollte den Mann meiden und aufgeben, der in seiner derben Weise ihr so viel Freundlichkeit erwiesen und ihr offen gestanden hatte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie seine Frau werden und ihm die Wirthschaft wollte leiten helfen, wann er sich erst einmal ein Heimwesen gekauft habe? sie, die sich noch für eine wohlconservirte und zu Ansprüchen berechtigte Person hielt, sollte um einer Laune, um eines Vorurtheils, einer Schrulle der Gräfin willen Herrn Lüning nicht heirathen, der so reich war und sich bei jedermann so sehr in Respekt gesetzt, daß die ganze Gegend nur von ihm sprach, und der selbst dem stolzen, herrschsüchtigen und eigensinnigen Erbgrafen Ludwig offen und kühn entgegen zu treten gewagt, den dagegen Graf Willibald seiner Achtung versichert hatte?! Nein, das konnte die Gräfin nicht verlangen, dieses Opfer konnte Jakobäo ihr nicht bringen! Was hatte die Gräfin Waal gegen einen Menschen, den sie noch niemals gesehen oder gesprochen, der ihr niemals etwas zu Leide gethan hatte? Zum ersten Mal seit Jahren empörte sich in dem sonst fügsamen und geschmeidigen Wesen der Zofe der alte dänische Trotz gegen das, was sie eine Laune der Herrin nannte, und das holde Geheimniß ihrer Liebe dünkte ihr jetzt heiliger, und ihre Pflicht, an dem Abwesenden zu hängen und seine Neigung zu erwidern, dringender als je.

Die Gräfin dagegen schien in Folge der Unterredung mit ihrer Dienerin noch unruhiger geworden zu seyn. Die vage Angst in ihren Zügen trat immer deutlicher hervor, und äußerte sich in Miene und Blicken ganz unverhohlen. Die schöngeformte weiße Hand drückte bald an die abwechselnd glühende und dann wieder mit kaltem Schweiß bedeckte Stirne, bald an das gepreßte, von unbestimmten Besorgnissen und Unheils-Ahnungen geängstete Herz, und die hastigen Schritte, mit welchen sie im Zimmer auf und nieder ging, verriethen genugsam die innere Unruhe und Bewegung. Vor ihren glühenden Augen ist nur Ein Bild, aus den tiefsten Fernen der Erinnerung plötzlich in überwältigender Deutlichkeit hervortretend; in ihrem Ohre ist nur Eine Stimme, die wie ein Echo vergangener Zeit an ihre Seele schlägt und alle ihre Gedanken und Empfindungen beschäftigt, — eine Stimme die sie heute Abend seit langen Jahren plötzlich wieder gehört und welche die stolze vornehme Gräfin mit unbeschreiblichem Schreck erfüllt hat.

„Mein Gott und Vater, welch ein Entsetzen!" flüstert sie endlich mit gerungenen Händen; „welche namenlose Angst, die schon seit Monden den Schlummer von meinem Lager scheucht! Erst jener Name, und nun heute gar die Stimme, die Aehnlichkeit der Gestalt, obschon ich ihn nicht deutlich erblickt habe! — O meine Kinder, meine armen Kinder!" ...

Horch, da pocht es an einer Seitenthüre, und ehe die Gräfin noch sich gesammelt und ‚herein' gerufen, öffnet sich die Thüre und die junge Comtesse Cäcilie tritt herein. Wie durch Zauberschlag schwindet der vergrämte Zug von dem Antlitz der Mutter, die düsteren Gedanken weichen wie Nebel vor der Sonne, und Gräfin Waal hat für nichts mehr Augen als für ihre Tochter. Und fürwahr, Cäcilie ist eine Erscheinung, welche selbst auf den Rohesten einen tiefen Eindruck zu machen befähigt ist, — wie sehr also erst auf das Herz einer liebenden Mutter. Comtesse Cäcilie hat das dunkle Reitkleid mit der eng anschließenden Taille abgelegt, und eine duftige Robe von einem perlgrauen leichten Sommerstoff umschließt ihre zarte schlanke Gestalt. Ihr Schritt ist leicht und elastisch,

wie es ihrem Alter geziemt, aber ihr Gebahren nicht fröhlich und sprudelnd, wie man es sonst an einem 18jährigen Mädchen sucht, sondern es ist von einem milden Ernste bewegt, welcher aber vortrefflich zu den klassisch regelmäßigen Zügen und deren sinnigem Ausdruck paßt. Ihr Teint ist weiß und zart wie der einer Lilie, aber nicht bleich, sondern von einem leichten rosigen Scheine angehaucht, der jetzt vielleicht lebhafter ist, denn irgend eine ungewöhnliche Gemüthsbewegung, welche das kleine Kreuzchen von schwarzer Lava auf der leicht gewellten Büste lebhaft hebt und senkt, zittert auch aus den schönen ausdrucksvollen braunen Augen. Ihr besorgter bewölkter Blick erkennt mit dem Instinkt der Liebe die Unruhe der Mutter, die sich wieder in ihren Lehnstuhl niedergelassen hat. Geschmeidig wie eine junge Weide, deren Krone der rauhe Nordwind zu stark drückt, mit gesenktem Haupte, nähert sie sich der Mutter, kniet neben ihr nieder, legt beide feinen Hände auf der Gräfin Schulter, schaut ihr einen Moment forschend in die Augen und bricht mit den besorgten beschwörenden Worten: „Oh weine nicht, theure Mutter! gräme Dich nicht, liebe Mama!“ selber in Thränen aus. „Vergib ihm, Mama, denn seine Heftigkeit hat ihn wieder einmal hingerissen, und er hat den Fremden empfindlich beleidigt; aber ich glaube, der Amerikaner ist trotz seines wilden Aussehens ein rechtschaffener Mann und ein Christ, und wird sich nicht an Bruder Ludwig rächen. Malwine meint ebenfalls, er habe sich bei weitem maßvoller und besonnener benommen, als Bruder Ludwig, und nur hiedurch allein ein Unglück verhütet. Und Willy war schon bei dem Amerikaner, um durch einige freundliche Worte Ludwigs kränkende Heftigkeit abzuschwächen. Sorge Dich daher nicht, liebe Mama! der Streit wird sich beilegen lassen!“

„Gutes Kind!“ flüsterte die Gräfin und küßte die Tochter auf die zarte flaumige Wange.

— „Ich begreife, wie tief Dich der Auftritt erschüttern mußte, theure Maman,“ fuhr Cäcilie fort und schlang ihren Arm um der Gräfin Hals. „Jakobäa hat mir gesagt, daß Du auf dem Friedhof warest, um an Papa's Grab zu beten... Ach, um wie viel mehr mußte Dich der auffahrende unbändige Stolz Ludwigs an den Verlust unseres theuren, besonnenen, sanften Vaters erinnern! Ich bin überzeugt, wenn Papa aus seinen lichten Höhen auf Ludwig herunter sah, wie er sich in jener Stunde gab, so mußte er sein Benehmen entschieden mißbilligen!“

„Du hast Recht, liebe Cecy, es war eine harte Prüfung für mich,“ erwiderte die Gräfin weich. „Noch einige Wochen, und das Trauerjahr ist um und ich höre dann auf, die Vormünderin Ludwigs zu seyn, und muß ihm das Majorat übergeben. Und was wird dann unser Loos seyn, mein theures Kind, der ungezügelten Heftigkeit eines solchen Charakters gegenüber, dem der leichteste Anstoß genügt, um die wildesten Leidenschaften zu entfesseln? Dieses Probejahr, welches Papa's Testament Ludwig auferlegte, hat ihn nicht weicher gestimmt, sondern eher verbittert, weil es seiner Ungeduld und seinem Ehrgeize Fesseln anlegte!“

— „Mit nichten, Maman; Ludwig ist von Hause aus nicht selbstsüchtig, nur schroff und auffahrend,“ entgegnete Comtesse Cäcilie. „Er bereut leicht, wann er einen Fehler begangen hat, und ich werde ihm hernach freundliche Vorstellungen machen, daß er Dir Abbitte leistet und dem Amerikaner eine Ehrenerklärung gibt, denn der wird ihm nicht verzeihen, daß Bruder Ludwig ihn einen Vagabunden genannt hat!“

„Du liebe treue Seele!“ sprach die Gräfin weich und mild zu ihrer Tochter. „Ja, sprich Du mit Ludwig, Kind; Dein Wort der Bitte vermag über die Heftigkeit vielleicht mehr als meine Mahnung. Mein liebes theures Kind!“ fuhr sie fort und strich die Fülle goldener Locken, welche über Cäciliens weiße gesenkte Stirne herabfielen, beiseite und drückte einen langen zärtlichen Kuß darauf. „Wie liebreich und fürsorglich von Dir, daß Du Dich von Deiner Freundin losrissest und vielleicht irgend ein reizendes anziehendes Geplauder über freundliche Erinnerungen an das Pensionat unterbrachst, um Deine Mutter zu trösten! . . . . Du hättest Malwinen nicht verlassen sollen, Kind, denn ihr plaudertet doch gewiß.“

„Von Dir, liebe Maman, und dem Schmerz welchen Dir jener Auftritt bereiten mußte, der auf's neue böses Blut gegen uns unter den Dörflern wachruft,“ fiel ihr Cäcilie in's Wort; „ja, das war allerdings der Gegenstand unserer Erörterung, nachdem wir heimgekehrt waren. Und Mally, meine liebe, zärtliche, umsichtige Freundin, bat mich selbst, nach dem Umkleiden Dich aufzusuchen, liebe Maman, die Du auf der Heimfahrt so schmerzlich bewegt und in Dich selbst versunken gewesen seyest, und Dich zu versichern, wie innig auch Mally das Ereigniß bedauert, welches Deine stille Trauer um Papa so jäh unterbrach.“

— „Malwine ist ein verständiges, liebes Wesen, mein Kind, und ich danke ihr diese feinfühlende Theilnahme,“ gab die Gräfin zur Antwort. „Hoffen wir indeß, daß der Vorfall keine Folgen haben wird, obschon mir dafür bangt, daß Ludwig dem Fremden niemals diese Niederlage verzeihen wird. — Aber wo sind denn Ludwig und Willy, mein Kind!“

„Ludwig ist mit den Gästen im Speisesaal, wo sie das verspätete Diner erwarten — Willy begegnete mir auf dem Flur, liebe Maman. Er ist so eben heimgekehrt und nur auf sein Zimmer gegangen, um sich umzukleiden. Er wird Dich dann im Salon aufsuchen, liebe Mutter, um Dir Bericht zu geben, wie der Fremde die Sache aufgenommen. Auch Mally wird uns im Salon erwarten, ma chère maman!“

— „So geh' hinunter zu ihr und laß Deine Freundin nicht vergebens warten, Cecy!“

„Nicht doch, Mütterchen, ich lasse Dich nicht hier oben allein. Du hattest vorhin Thränen im Auge, Maman; diese Einsamkeit macht Dich noch trauriger, und Du bedarfst Zerstreuung. Mally, die so hübsch zu plaudern weiß, wird Dich einigermaßen erheitern. „Komm, liebste Maman, komm mit!“

— „Kleine Schmeichlerin, wer kann Dir widerstehen?“ flüsterte die Gräfin liebkosend und entschuldigte sich gegen

Cäcilie, daß sie ja noch keine Toilette gemacht habe für das Diner; aber die junge Comtesse ließ das nicht gelten.

„Wir sind ja in Trauer, beste Mama, und unter Freunden, und die Herren werden mit Dir nicht rechnen, lieb Mütterchen, wenn Du im geschlossenen Kleide zur Tafel gehst. Komm' mit, Mamachen; ich darf Dich nicht in Deine trüben Gedanken zurücksinken lassen!"

Und sie gingen mit einander hinunter, und als sie in den Salon traten, sahen sie eine hübsche Gruppe. Auf einem Lehnstuhl vor dem großen französischen Kamin, das Gesicht dem Feuer zugewandt, saß Malwine von Hopfen, und über sie beugte sich ein bildschöner junger Mann in der kleidsamen Dragoner-Uniform und hielt ihre Rechte fest. Die Beiden boten zwar den Eintretenden den Rücken, aber ihr Spiegelbild in dem hohen Trümeau über dem Kaminsims zeigte doch die Gesichter der jungen Leute einander verdächtig nahe, Malwinens schöne dunkle Augen funkelten und ihre Wange glühte höher, — war's etwa vom Widerschein der Glut im Kamin?

Allein Fräulein von Hopfen war nicht so ganz in das tändelnde Spiel mit dem Dragonerlieutenant versunken, daß sie nicht die Thüre öffnen gehört und den Eintritt der Damen im Spiegel bemerkt hätte, und sich rasch fassend rief sie lächelnd: „Mit nichten, Graf Willibald, den Ring sollen Sie nicht sehen! Es ist ein Angebinde meiner theuren Freundin Solange, und die Chiffre der Umschrift ist ein Geheimniß, welches selbst meine liebe Cäcilie nicht kennt . . . . Ah, da sind sie ja, Mama! und recht erschüttert, nicht wahr, von dem thörichten Vorfall? Die bösen bösen Männer, wegen eines ‚Klümpchens Fleisch', wie der Hirschtödter sagte, so hart an einander zu kommen! Ich war sehr in Angst um Sie, gnädige Frau, denn welch einen Mißklang mußte jener Zank in die stille Wehmuth werfen, welche Sie von dem Friedhofe mitbrachten!"

„Ich danke Ihnen, meine gute Malwine, aber es hat nichts zu bedeuten," erwiderte Gräfin Waal, und reichte dem Fräulein leicht die Hand, als könnte sie augenblicklich doch einen gewissen Argwohn nicht unterdrücken, daß sie hier ein zärtliches Tête-à-Tête oder wenigstens ein Spiel der Koketterie gestört habe, das ihrem Liebling Willibald galt. — „Willy, mein guter Junge, ich danke auch Dir für die versöhnlichen Worte, die Du dem fremden Manne gegönnt hast! Sie machen Deinem Herzen alle Ehre!"

— „Nicht der Rede werth, Mama!" rief der Lieutenant mit einem leichten Erglühen. „Gott weiß es, wie viel ich darum gegeben hätte, wenn ich den Pelzjäger vorher gesprochen, um Ihnen eine Alteration zu ersparen! Gott segne Sie, lieb Mütterchen, und gebe der Himmel, daß Ihnen jene Aufregung nicht schade! Ludwig hätte sich um Ihretwillen mäßigen sollen!"

„Du hättest es gethan, Willy, ich weiß es," sprach die Gräfin, legte beide Hände auf seine Schultern und sah ihn mit feuchten Augen lange und liebreich an; — „Gott segne Dich, mein Sohn, und erhalte Dich immer so offen und treu und ohne Falsch gegen Deine Mutter! — Aber kommt in den Speisesaal, Kinder! wir wollen Ludwig nicht bemerken lassen, daß er uns wehe gethan! „Kommen Sie, Fräulein von Hopfen?"

„Oh, nicht so, gnädige Frau!" sprach diese bittend; „bin ich nicht mehr Ihre muthwillige Malwine? Sind Sie mir böse?"

— „Mit nichten, mein Kind! niemals, so lange Sie offen gegen mich sind," war die Antwort.

Malwine erröthete leicht und warf dem Lieutenant einen flüchtigen bedeutsamen Blick zu; dann aber sprang sie rasch vor, ergriff die Hand der Gräfin, zog sie an ihre Lippen und sagte, zu derselben kindlich arglos aufblickend: „Ich bin es ja, und werde es stets bleiben, meine theure mütterliche Freundin!"

5.

Als Jost Lüning nach dem Auftritt auf der Gasse seinen Hirsch und Rehbock im Fleischkeller des Adlerwirths untergebracht hatte, trat er wieder in die Gaststube und vollendete seine unterbrochene Mahlzeit mit ungemindertem Appetit. Sein Gemüth war wieder ganz ruhig, nur das graue bewegliche Auge funkelte in einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und blitzte von wildem Muthe. Aber kein Triumph über den errungenen Sieg spiegelte sich in den steinharten Zügen: es war als ob Lüning es für etwas selbstverständliches annehme, daß der Hirsch den er geschossen, auch ihm gehöre. Er kümmerte sich nicht um die Viehhändler und Bauern oder Fuhrleute am andern Tisch, welche von ihm und seiner That bewundernd sprachen, und ebenso wenig um Herganser, der ihm im Vorübergehen mehrmals kurze Bemerkungen oder Phrasen zuraunte. Nach Beendigung des Abendbrods hieß er Bront das Geschirr abnehmen, stopfte sich seine Pfeife, lehnte Kopf und Rücken an das dunkle Getäfel der Stube zurück und schien rauchend einzunicken. Plötzlich aber fühlte er sich am Arme gerüttelt, fuhr auf und blickte dem Maler in's Gesicht, welcher vorhin vor Beginn des Wortwechsels auf der Gasse eingetreten war.

„Verzeihung, Herr Lüning, wenn ich Sie störe, aber ich habe eine Bitte an Sie!" sagte der Maler sanft und freundlich.

„Na, nur heraus damit, Herr! ich bin parat," versetzte der Amerikaner aus seinem Gedanken erwachend. „Dieß Kind hier ist für ein gutes Wort nicht taub, bei Jove!.... Was will der Herr?"

„Nur eine Kleinigkeit, Herr Lüning, nämlich die Erlaubniß, morgen in der Frühe den stattlichen Hirsch zeichnen zu dürfen, wozu aber allerdings wünschenswerth wäre, daß Sie ihn heute nicht mehr aufbrechen lassen würden, damit er noch die volle Rundung seiner Formen behalte. Sie begreifen . . . ."

„O ja, dieß Kind hier hat es begriffen," erwiderte der Amerikaner lächelnd; „ist das Alles? Na, dann soll es Ihnen gewährt seyn!"

„Ich danke Ihnen, Herr Lüning, aber ich wollte sagen: Sie begreifen, daß man nicht alle Tage einen solchen König der Wälder findet und daß es daher für einen Künstler von

hohem Interesse ist, ein solches Thier selbst noch im Tode zu malen!"

„All right, man, — ich begreife das! Und wenn Sie das Biest malen wollen, mag es noch einen Tag länger in der Haut liegen, Sir. Ich gehe sogleich hinunter, um dafür zu sorgen, daß der Hirsch nicht ausläuft. Wollen Sie mich begleiten, Sir, und mir sagen, ob Sie in dem Fleischkeller malen können?"

Der Maler war mit Vergnügen bereit, und fand in dem Mann trotz seines derben Wesens und wilden Aussehens doch so viel Gutmüthigkeit und Gefälligkeit, daß er nicht umhin konnte, ihn einzuladen, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken. Als sie daher mit einander aus dem Fleischkeller zurückkehrten, wo Jost dem Hirsch ein paar Stiche durch das Bauchfell gegeben hatte, damit die sich bildenden Gase entweichen könnten, führte Professor Wacker, der Maler, seinen neugewonnenen Bekannten in die Herrenstube des „Adlers" ein, und stellte ihn den beiden Stadtherren, dem Kreisforstrath Zell und dem Finanzrath Hinkel vor. Der erstere, ein hoher Fünfziger, war ein unverkennbar echter Typus des deutschen Jägers der vormärzlichen Zeit, als noch das edle Waidwerk in Ehren stand. Eine hünenhafte stattliche Gestalt, an den Schultern leicht gewölbt, ein frisch geröthetes ausdrucksvolles Gesicht mit einem Paar lebhafter, scharfer und intelligenter Augen, die hell und klar unter buschigen Brauen hervorblitzten, ein jovialer freisamer Ausdruck in den gefälligen Zügen, ein buschiges starkes eisengraues Haar, ein gewaltiger Schnurr- und Backenbart, in der kräftigen Hand eine umfangreiche qualmende Meerschaumpfeife — das bildete zusammen ein Ensemble, welches den Amerikaner unwillkürlich anmuthete, um so mehr als Herr Zell ihm freundlich die Hand über den Tisch herüberreichte mit den Worten: „Freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Lüning! Respekt vor Ihnen, Sie sind ein kapitaler Schütze und Jäger, und ich gönne Ihnen die prächtige Beute!"

„Dank' Ihnen, Herr — das thut einem Manne gut, der sich einen Vagabunden schelten lassen und es in sich hineinfressen mußte," sagte Jost Lüning mit mühsam verbissenem Grimme, und schüttelte kräftig die Hand des Forstraths. „Allein bei Jove, das werd' ich dem Burschen verdammt nicht vergessen!"

„Nicht doch, mein Freund, das werden Sie vergessen, hoff' ich," erwiderte der Forstrath. „Sie sind, wie wir alle gesehen haben, ein ganzer Mann und haben sich bei dem Handel so maßvoll und würdig benommen, daß das Schimpfwort, welches einem eigensinnigen unerfahrenen Jüngling in der Hitze der Leidenschaft entfuhr, Sie nicht beleidigen noch in unserer Achtung erniedrigen kann! Sie werden doch um eines jungen Menschen willen, der sich und seine Stellung so weit vergessen konnte, nicht Ihre eigene wahre Ehre und Ihre Freiheit auf's Spiel setzen wollen? Gehen Sie, ein Wort ist ja keine Büchsenkugel!"

„Seyn Sie versichert, Herr Lüning," fiel hier der Kaplan ein, „wir alle, die wir Zeugen des Auftritts waren, haben das Benehmen des jungen Grafen im höchsten Grade mißbilligt und werden Ihnen Zeugschaft leisten, wenn Sie mit ihm vor Gericht gehen wollen; um sich Genugthuung zu verschaffen."

„Dieß Kind hier vor Gericht gehen und sagen: ein ungegohrener Junge hat mich einen Vagabunden gescholten? — nein, Hochwürden, das wird Jost Lüning verdammt niemals thun," versetzte der Amerikaner geringschätzig. „Dieses Pferd hier hat all' sein Tage lang sich sein Recht selbst verschafft."

„Nun ja, da drüben in den Hinterwäldern und auf den Prairieen mochte das angehen, Herr Lüning, aber hier ist es nicht statthaft," meinte der Finanzrath Hinkel, ein hagerer, eleganter Herr mit goldener Brille und einer gewissen vornehmen Suffisance. „Auch ist es gar kein Zweifel, daß eine von Ihnen erhobene Injurienklage die Verurtheilung des Grafen zur Folge haben wird, indem Sie durch Zeugen darthun können, daß Sie sich fortwährend nur in der Defensive gehalten haben, ausgenommen in dem Augenblick wo Sie sich hinreißen ließen, das Messer zu ziehen und von Scalpiren zu reden, was allerdings ein schwieriges Moment der Vertheidigung für Sie seyn wird."

„Und wenn ich gegen den jungen Schreihals klage, worin wird seine Strafe bestehen?" fragte Lüning mürrisch.

„Das kommt darauf an, in einer Geldstrafe von fünfzehn bis dreißig Gulden, je nach dem Ermessen des Richters," erwiderte der Finanzrath mit Aplomb.

Lüning murmelte eine Verwünschung in seinen dichten Bart und wandte sich achselzuckend ab. „Ich werde mich verdammt hüten, wegen einer solchen Geldbuße nur meine Zeit an den Grünhorn zu verschwenden," murmelte er; „ich werde abwarten, Gentlemen; dieß Kind hier hat es noch immer erlebt, seine Feinde verdammt bald untergehen zu sehen. Nee, Sie brauchen da nicht zu erschrecken, meine Herren! Das soll keine Drohung seyn, denn ich bin kein schleichender Utah oder Schoschone, der einen Feind aus einem Hinterhalt auf den Leib schießt, — nee, bei Jove! Dieß Kind hier ist ein Christ und kann warten, bis sich der Himmel drein legt, bei Gor!"

„Das heiße ich vernünftig sprechen, Herr Lüning, und ich danke Ihnen dafür," sagte der Kaplan und hielt dem Amerikaner sein Glas hin, um mit ihm anzustoßen. „Ich habe von Ihnen auch nichts anderes erwartet, Meister Lüning, denn alles was ich von Ihnen gesehen habe, seit Sie hier sind, beweist mir, daß Sie ein braver, anständiger, rechtschaffener Mann sind. Darum verbürge ich mich auch, daß ich Ihnen eine vollständige Genugthuung verschaffen werde, ohne daß Sie eine Hand rühren!"

„Wie? Das könnten Sie, Hochwürden?" fragte Lüning und blickte halb ungläubig auf.

„Nichts leichter als das, Meister Lüning; ich werde morgen auf das Schloß gehen und mit der gnädigen Frau über die Sache reden. Ich habe sie immer als eine milde und gerechte Dame erfunden, stets erbötig mit ihrem ganzen Einfluß einzutreten, wenn es galt, irgend eine Unart oder Unbeson-

nenheit ihrer Söhne wieder gut zu machen. Ich werde sie um ihre Vermittelung ersuchen, daß der Erbgraf Ihnen Abbitte thut und eine schriftliche Ehrenerklärung abgibt!"

„Und wenn er es nicht thun will, was denn?" fragte Lüning finster.

„Er wird sich schon dazu bequemen, so stolz er ist, glauben Sie mir, Lüning," sagte der Kaplan. „Seine Mutter hat eine große Macht über ihn, und sein Muth reicht nicht so weit, den allgemeinen Widerwillen gegen sich noch steigern zu wollen."

Lüning wollte sich mit einer Ehrenerklärung nicht begnügen, aber die Herren redeten ihm insgesammt zu und er gab am Ende nach, jedoch mit dem Bemerken, er glaube nicht daß die Gräfin ihren Sohn hiezu bewege.

„Dafür lassen Sie mich sorgen, Lüning," beschwichtigte der Kaplan. „Die Gnädige hat ja selbst dem Auftritt beigewohnt und sich in's Mittel geschlagen, um zu verhüten, daß es zum Aeußersten komme. Sie weiß also, daß der Erbgraf im Unrecht ist, und wird Allem aufbieten um die Sache beizulegen. Und wenn Sie die Gnädige so kennten, wie ich, Lüning, so wüßten Sie auch, was für einen Einfluß diese Dame auf jeden hat, der in ihre Nähe kommt. Sie hat eines jener Gesichter, denen man nichts abschlagen kann. Man mag wollen oder nicht, man kann diesen Augen und dieser Miene nicht widerstehen. Wenn Sie sie nur einmal gesprochen hätten, Lüning, Sie würden um dieser Frau willen dem jungen Hitzkopf vergeben."

„Meinen Sie, Hochwürden? Nee, dieses Kind hier ist nicht so leicht herumzukriegen," versetzte Lüning zweifelnd, und setzte dann hinzu: „Aber freilich es gibt Gesichter und Stimmen, die einen wunderlichen Spell (Zauber) ausüben können, — und diese Stimme! . . ."

„Sie haben die Gräfin noch nie gesehen, Meister Lüning?" fragte der Kaplan.

„Nee, Hochwürden, gesprochen noch nie — gesehen aus der Ferne wohl schon mehrfach, aber nie Aug' in Auge! Sie trug immer den schwarzen Trauerschleier und war mir so ferne, daß ich nichts von ihren Zügen unterscheiden konnte. Auch diesen Abend sah ich ihr Gesicht nicht, denn sie bot mir den Rücken. Aber diese Stimme . . . diese Stimme . . ." Er brach gedankenvoll ab.

„Wenn Ihnen eine flüchtige Skizze genügt, Herr Lüning, um wenigstens ihre Züge kennen zu lernen, so kann ich Ihnen die Frau Gräfin zeigen," sagte Professor Wacker und holte vom andern Tisch sein Skizzenbuch herüber. „Ich habe heute Abend die Dame zufällig droben auf dem Friedhofe beobachtet und gezeichnet."

Die Herren rückten neugierig näher, aber Lüning sagte in seiner derb offenen Weise: „Na, zeigen Sie 'mal das Ding, Sir, obschon ich verdammt nichts davon verstehe! — Ah, bei Jove, das ist ein Bild . ei . . Das ist sie!" entfuhr ihm unwillkürlich, als der Maler ihm das Buch aufschlug und er in sichern bestimmten Umrissen das wohlbekannte Denkmal auf dem Friedhof angegeben sah und vor demselben die knieende Frau, welche die gefalteten Hände vor die Brust gedrückt, das Antlitz emporgerichtet, die Augen aufgeschlagen, in ein brünstiges Gebet versunken erscheint.

Eine seltsame Bewegung malt sich auf dem gebräunten verwitterten Gesichte Lünings; seine Blicke haften starr und forschend auf dem gelblichen Blatte des Skizzenbuches, das er in den leicht bebenden Händen hält, und ihm ist, als spürt' er einen Knebel in der Kehle. Allein er ist gewohnt, die Eindrücke seiner Seele nicht so leicht an die Erscheinung treten zu lassen, und darum liest man in seinen Zügen nur ein leichtes Zucken der Muskeln, während seine Lippen sich fest auf einander pressen als wollten sie die innere Bewegung nicht laut werden lassen. „Das ist wie ein Print, wie einer der Kupferstiche, die man an den Schaufenstern sieht," fuhr er fort; „und das haben Sie gemacht, Sir?"

„Gewiß, Herr Lüning, und das will nicht viel besagen," versetzte Professor Wacker gutmüthig lächelnd über die naive Verwunderung des Amerikaners; „es ist nur eine Skizze, die erst einer feinern Ausführung und Vollendung bedarf."

— „Und es ist erlaubt, Herr, daß man in dem Buche da ein Bißchen blättere?" fragte Lüning, als die anderen Herren das Skizzenbuch genommen und betrachtet und die Skizze bewundert hatten, — der Kaplan namentlich mit Hervorhebung der frappanten Aehnlichkeit und Charakteristik der Gräfin.

„Immer zu, so lange Sie wollen," sagte der Maler freundlich, und Jost Lüning begann nun mit sichtlichem Interesse in dem Buch zu blättern und die einzelnen Skizzen zu betrachten; aber Herrn Wacker entging es nicht, daß der Amerikaner immer von Zeit zu Zeit wieder das Blatt mit der knieenden Gräfin aufschlug und so aufmerksam betrachtete, als ob er sich von dem Bilde nicht losreißen könne. Mittlerweile aber hörte er doch mit halbem Ohre auf das Gespräch, welches die fremden Gäste mit dem Kaplan führten, an welchen der Finanzrath eine Frage wegen der Herrschaft auf dem Schlosse gerichtet hatte.

„Nein, Herr Finanzrath," entgegnete der Kaplan; „Sie haben ganz Recht, diese Grafen Waal sind keine deutsche Familie, und gehören auch nicht zu unserm ritterbürtigen oder standesherrlichen Adel. Der selige Graf kam vor etwa zwanzig Jahren hieher und kaufte das Schloß droben von dem Fürsten von F. mit einem kleinen Areal. Ich war damals noch nicht hier im Dorfe und weiß nur vom Hörensagen, daß er eines Tags mit seiner Frau und zwei kleinen Söhnen droben einzog, und ein sehr zurückgezogenes Leben führte. Ein paar Dienstleute aus Norddeutschland und Dänemark, die niemand verstand, ein junger Schweizer als Hofmeister, bildeten den ganzen Hausstand des dänischen Grafen, der auch mit den adeligen Familien der Nachbarschaft nicht viel verkehrte. Sommers war er mit der Gräfin auf Reisen oder in Bädern, Winters verbrachte er einige Monate in dieser oder jener Hauptstadt, und so sahen die Leute hier nur wenig von ihm. Seine Geschäfte besorgte der Hofgerichtsrath Freiherr v. Thiele, der voriges Jahr als Präsident gestorben ist, und der vermittelte auf den Ankauf der paar Maierhöfe und der Waldungen,

welche der Fürst von F. früher in dieser Gegend besessen hatte und die nun in den Besitz der Familie Waal übergegangen sind. Ich selber bin erst etwas über zehn Jahre hier und eigentlich dem Grafen niemals näher gekommen, als unser einer solchen vornehmen Herren kommen kann. Graf Waal war ein Mann von zugeknöpftem Wesen, still, vornehm und würdevoll. Ich kann nicht sagen, er sey wirklich stolz gewesen, denn gegen mich war er stets leutselig. Ich ward pflichtlich mindestens einmal im Vierteljahr zu Tische gebeten mit dem Doktor und den Bezirksbeamten und den anderen Honoratioren der Gegend, und man speiste und trank vortrefflich; aber kam dem Grafen niemals näher, denn er brachte es nie über ein paar alltägliche Erkundigungen und Redensarten hinaus und sprach überhaupt ein schlechtes dürftiges Deutsch. Man sagt, er habe die Deutschen gehaßt, denn er war ein Stockdäne und soll einst am Hofe in Kopenhagen ein angesehenes Amt bekleidet haben. Mir war er ein achtbarer Charakter bei alledem, aber er verstand es nicht, sich unter unserem Landvolk beliebt zu machen, oder verschmähte es. Und als nun die Bewegungsjahre und die Ablösung der Feudallasten kamen, welche der Graf als Grundherr um schweres Geld mit erworben hatte, und der Hofgerichtsrath v. Thiele als sein Geschäftsmann es mit der Ablösung sehr strenge nahm, da konnt' es bei der Stimmung in unserer Gegend nicht fehlen, daß der Graf angefeindet ward, und überall, wo er sich nur zeigte, mit dem ihm verhaßten Schleswig-Holstein-Liede empfangen wurde . . ."

— „Ja ganz richtig, Hochwürden, ich erinnere mich noch davon gehört zu haben, als ich damals zur Taxation der Waldungen hier war, wie der selige Herr darum einkam, Lindhorst zu einem Majorat zu machen," sagte der Forstrath. „Ich hatte es abgelehnt, auf dem Schlosse zu wohnen, und hörte damals den lauten Unwillen der Bauern gegen Graf Waal. Und das einzige Mal, wo ich auf dem Schlosse zur Tafel war, machte der selige Herr mir just denselben Eindruck, den Sie vorhin geschildert haben, Hochwürden, — freundlich aber zugeknöpft und wie jemand der Andere nicht näher kommen lassen will. Die Gräfin dagegen war eine wirklich gewinnende Erscheinung und machte die Honneurs mit einem so graziösen und vornehmen Anstande, als wäre sie wirklich an einem Hofe aufgewachsen, so daß ich kaum glauben konnte, was man mir damals sagte: daß sie nämlich von ganz gewöhnlicher Herkunft sey."

„Ah, irgend eine reiche Bürgerstochter, mit deren Geld der Herr Graf den erbleichenden Glanz seines Stammes wieder auffrischte, nicht wahr?" fragte der Finanzrath und blies ein Ringel von Cigarrenrauch geringschätzig in den Lichtkreis der Lampe. „Vermuthlich die Tochter eines reichen Hamburger oder Kopenhagener Kaufmanns, he?"

— „Nicht einmal, mein Freund; man munkelt davon, sie sey noch von geringerer Herkunft, von ganz armen Eltern," sagte der Forstrath. „Indessen mögen das nur Gerüchte seyn, und ich will daher nicht wiederholen, was man mir darüber gesagt."

„Ich verstehe — solche Dinge kommen zuweilen vor, und nun erkläre ich mir auch die zurückgezogene Lebensweise dieser Familie, welche bei dem unverkennbaren Reichthum derselben auffallend genug ist," erwiderte Hinkel, der gerne den skeptischen Weltmann spielte. „Die Gräfin ist also wohl irgend eine gewandte Abenteurerin, eine ehemalige Tänzerin oder Theater-Prinzessin, welche den Herrn Grafen einzufangen gewußt und vielleicht ihn mit seiner Familie, seinen Standesgenossen und dem Hofe überworfen hat, und deßhalb ist er also hier angesiedelt und lebt in dieser Abgeschlossenheit, weil seine Frau nicht präsentabel oder von stiftsfähigem Adel ist?"

„Sie irren, Herr Finanzrath," entgegnete der Kaplan beinahe ernsthaft werdend; „Ihre etwas zuversichtlichen Schlüsse gehen zu weit. Die Gnädige war niemals beim Theater, noch eine Abenteurerin; auch ist sie so gebildet, daß sie es mit jeder andern adeligen Dame aufnehmen kann, und der Graf sich ihrer nie zu schämen brauchte, denn selbst der Haß und das Vorurtheil lassen ihr den Ruhm, eine vortreffliche Gattin und Mutter zu seyn. Ich kann Sie versichern, daß es eine reine Neigungsheirath des seligen Herrn war und daß er an seinem Sterbetage die schöne Frau noch ebenso innig liebte, wie an dem Tage, wo er sie zur Gräfin Waal machte. Sein Hang zur Einsamkeit war eher Folge von früheren widrigen Schicksalen und von einem stillen Familienglück, das ihn für jene entschädigte."

„Jedenfalls sehr dunkle Verhältnisse, wie ich sehe!" bemerkte Hinkel achselzuckend, weil er nicht Unrecht haben wollte. „Indessen hat man Beispiele genug von Ehen, wie ich sie präsumirte."

— „Allerdings, mein Freund," erwiderte ihm der Forstrath; „aber solche zu Gräfinnen avancirte Theater-Prinzessen sind erfahrungsmäßig gerade am wenigsten geneigt, sich auf ein abgelegenes Schlößchen am Fuß des Gebirges zu vergraben und ihren Kindern zu leben; sondern sie nützen meist ihren neugewonnenen Rang in der Gesellschaft sehr zur Befriedigung ihrer Eigenliebe aus. Das aber thut diese Dame nicht, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Die Geschichte der Verheirathung des Grafen mit dieser Frau klingt übrigens so romanhaft, daß offenbar sehr viel Uebertreibung mit unterläuft."

„Es ist ein vollständiger Roman, meine Herren, und doch so wahr, daß man sagen kann: die Wirklichkeit spielt oft wunderbarer als die Erfindung es gestalten könnte," sagte der geistliche Herr. „Wenn es Sie interessirt, so will ich Ihnen erzählen, was mir davon aus guter Quelle bekannt geworden ist, und was viele Leute der Gegend wissen. Ich habe 'mal selbst in dem Familienregister nachgeschlagen, welches wir Geistliche führen müssen, und gefunden, daß bei Anlaß der Geburt des jüngsten Kindes des seligen Herrn, der Comtesse Cecy, die Gräfin eingetragen ward als Anna, geborene Dymene . . . ." *).

*) Zur Steuer der Wahrheit will der Verfasser hier anführen, daß die Episode mit diesem Namen nicht seine eigene Erfindung, sondern von einem englischen Roman entlehnt ist.

— „Wie sagten Sie, Hochwürden?“ fiel der Finanzrath lebhaft dem ältern Geistlichen in's Wort. „Anadyomene?“

„Gewiß, Herr, Ihr Mädchenname war Anna Dyomene, was wohl ein dänischer Name seyn mag!“

„Ein dänischer Name? Köstlich, magnifik!“ rief der junge Beamte, in ein lautes Gelächter ausbrechend. „Der Mädchenname der Gräfin soll Anadyomene gewesen seyn?“

„So ist es, Herr; so steht es im Familienregister und wahrscheinlich auch im Kirchenbuche, obschon ich hierüber nicht aus eigener Anschauung berichten kann,“ bestätigte der geistliche Herr halb gekränkt und maß durch seine großen runden Brillengläser den jungen Beamten, dessen ironische Miene und sarkastischer Ton ihn verdroßen. „Die gräfliche Familie ist nämlich reformirt und als solche nach Altheim eingepfarrt.“

„Sie kennen doch wohl Griechisch und Mythologie, Hochwürden?“ rief Hinkel, der sich vor Lachen ausschütten wollte. Aber der Kaplan verneinte zögernd mit der halb gemurmelten Bemerkung, er gehöre noch zur alten Schule von Geistlichen, die man im Seminar nicht mit solchem „Zeug“ inkommodirt habe; aber im Lateinischen stelle er seinen Mann gegen jeden Juristen. — „Na, nichts für ungut, Hochwürden!“ fuhr der Finanzrath fort. „Auch Ihr Wort in Ehren, aber ich glaube, der Herr Graf war ein heimlicher Schalk und hat sich mit den hiesigen Behörden eine kleine Mystifikation erlaubt. Glauben Sie mir, Anadyomene ist ein Beiname der Göttin Venus, oder Aphrodite, wie sie bei den alten Griechen hieß, und heißt eigentlich zu Deutsch die Auftauchende, die dem Meer Entsteigende!“

Der wackere Landgeistliche sah den Finanzrath halb ungläubig an und ließ sein Auge fragend zu dem Forstrath und dem Professor hinüber laufen. Ersterer stopfte gerade seinen Meerschaumkopf und bemerkte den fragenden Blick nicht; der Professor aber bestätigte es mit einem freundlichen milden Kopfnicken.

„Nun ja, ich weiß das, hab' davon schon gehört,“ sagte der Kaplan; „aber einerlei, die beiden Namen stehen nun einmal im Buche und passen auch ganz auf die gnädige Frau, denn sie ist auch dem Meer entstiegen, um Gräfin zu werden!“

— „Ausgezeichnet! Also ein Meerfräulein, eine Sirene, eine Najade mit einem Fischschwanz?! .... köstlich, meiner Treu!“ platzte Hinkel auflachend heraus, ohne sich um die ernsten Blicke und die gerunzelte Stirne des Kaplans zu bekümmern, der sich jetzt ernstlich verletzt fühlte und unangenehm werden wollte. Aber der Kreisforstrath legte sich schnell in's Mittel.

„Keine schlechten Witze, Finanzräthchen, wenn ich bitten darf,“ sagte Herr Zell mit seinem tiefen Bierbaß und rauchte dazwischen seine Pfeife an. „Was der hochwürdige Herr figürlich ausdrücken will, ist dem Wesen nach wahr. Man hat auch mir die Geschichte ganz so erzählt. Die Gräfin ward als ein junges Mädchen aus dem Meere aufgefischt, an ein Stück Schiffsholz angebunden. Sie hatte mit einem Auswandererschiffe, das von Wismar oder einem andern Hafen an der Ostsee ausgelaufen war, irgendwo im Kattegat oder Skager Rack oder wie das Ding heißt, Schiffbruch gelitten und war auf einer kleinen Insel, die dem Grafen gehört, angetrieben oder wenigstens von dort aus bemerkt und aus dem Meere aufgefischt worden.“

— „Das ist ein Anderes — verzeihen Sie meinen unschuldigen Scherz, Hochwürden!“ sagte Herr Hinkel und bot dem Geistlichen die Hand über den Tisch herüber. „Dieser Vorfall ist zu tragisch, um in's Komische gezogen werden zu dürfen. Aber ich hatte natürlich keine Ahnung davon. Also Vergebung!“

„Und Vergessen, Herr Finanzrath! Stoßen wir darauf an!“ sagte der wohlwollende dicke Kaplan.

— „Und wann geschah dieß, meine Herren, wenn dieses Kind sich eine Frage erlauben darf?“ sagte Lüning mit einer Stimme, welche fest seyn sollte, aber doch eine gewisse Bewegung nicht verbergen konnte, so daß sich die Blicke der Anderen plötzlich auf ihn richteten und in seinen Zügen und Augen ein ängstliches Interesse wahrnahmen.

„Ich glaube, im Herbste des Jahres 1830, wenn ich recht berichtet bin,“ sagte Herr Zell.

— „Ja, in den ersten Tagen des Oktobers jenes Jahres,“ bestätigte der Kaplan. „Man sagt, das arme Mädchen sey dem Tode nahe und halb nackt gewesen, als man sie an's Land brachte und der Graf habe aus Mitleid mit ihrer Jugend und Schönheit sie bei ordentlichen Leuten untergebracht und für sie gesorgt. Und als sie sich wieder erholt und erfahren hatte, daß auf jenem Schiffe auch ihre Eltern gewesen und ertrunken seyen und daß die arme verwaiste Anna....“

„Anna?!“ entfuhr Lüning unwillkürlich.

— „Ja, Anna, wie ich schon einmal gesagt, Meister Lüning,“ bestätigte der Kaplan; — „also daß die arme Anna gar keinen Menschen mehr auf der Gotteswelt habe, der sich ihrer annehme, so brachte er sie erst nach Kopenhagen, wohin er mit Beginn des Winters zurückkehrte, gab sie in ein Pensionat und ließ sie in Sprachen und anderen Dingen unterrichten, damit sie ihr Fortkommen in der Welt als Lehrerin finden könne, denn er hatte gesehen, daß Anna gute Gaben hatte. Später schickte er sie nach der französischen Schweiz oder nach Frankreich. Aber es kam heraus, daß er sich der armen Person angenommen, und soll ihm heftige Eifersuchtsscenen mit seiner Frau zugezogen haben. Und das Lange und Kurze von der Geschichte ist, daß der Graf von seiner ersten Frau geschieden wurde, die sich bald darauf wieder verheirathete, und daß er sich das sehr zu Herzen nahm und auf Reisen ging, all' seine Besitzungen in Dänemark verkaufte und nicht mehr dorthin zurückkehrte, und daß er nach einigen Jahren dann einmal zufällig mit Anna zusammentraf, welche Erzieherin bei einer russischen Familie geworden war, daß er sich in das bildschöne Frauenzimmer verliebte und sich in Rom mit ihr verheirathete ....“

„In Rom?“ fragte der Professor, in welchem plötzlich alte Erinnerungen lebhaft aufzutauchen schienen.

— „Haben Sie ihn dort gekannt, Herr Professor?“ forschte Hinkel voll Interesse.

„Mit nichten, aber ich entsinne mich eines Bildes, welches ich um jene Zeit etwa in Rom bei einem Bekannten sah, — bei einem höchst talentvollen dänischen Marinemaler Namens Nielssen, — ein Bild das die Rettung eines schiffbrüchigen Mädchens unter Umständen darstellte, wie die vorhin erwähnten." Die gespannten Mienen und auffordernden Blicke der Zuhörer ermunterten ihn sichtlich, mit seinen Erinnerungen herauszurücken, und der Professor fuhr fort: „Das Bild war auf Bestellung gearbeitet, ein Auftrag von einem reichen Liebhaber von Gemälden, dessen Namen ich allerdings damals nicht erfuhr, aber es könnte Graf Waal gewesen seyn."

— „Und was war denn auf dem Bilde dargestellt, Herr Professor?" fragte der geistliche Herr gespannt.

„Wenn ich mich recht entsinne, war's ein Stück niedrigen Meeresstrandes mit einigen Riffen draußen in hoher See einerseits, ein paar Fischerhütten oben auf den Dünen andererseits, und eine höchst lebensvolle bewegte Gruppe von Fischern und ihren Weibern und Kindern am Strande. Ich habe das ganze Bild entstehen und wachsen sehen bis zu seiner Vollendung, und es hat sich mir in seiner ergreifenden Einfachheit und seinem Pathos tief eingeprägt. Der Strand ist mit Trümmern von gestrandeten Schiffstheilen und Tonnen bedeckt; über der Wasserlinie sind einige Boote und Häringsbüsen an's Land gezogen und umgelegt; von den Fischerhütten herab kommen Weiber und Kinder herbeigeeilt und in der Mitte ist eine Gruppe von Fischern beschäftigt, ein langes Rundholz vollends an's Land zu ziehen, welches durch ein einlaufendes Boot in's Schlepptau genommen ist und woran sich ein junges Mädchen festklammert, in dessen Zügen schon Wahnwitz und Verzweiflung mit der vagen Ahnung der Rettung kämpfen. Die Schiffbrüchige ist in den Friesrock eines Mannes gehüllt und mit einem Tau an die Spiere gebunden, und dieser Rock bildet beinahe ihre einzige Bekleidung, denn die Wellen haben ihre übrigen Kleider zerrissen, ihre Glieder sind blau und fast starr, das Haar aufgelöst, und sie selbst offenbar nicht bei voller Besinnung. Ein junger Mann, der Kleidung und Haltung nach den besseren Ständen angehörig, ist bis über die Hüfte in's Wasser gewatet und umschließt mit seinen Armen die Schiffbrüchige, damit sie sich nicht beim Einziehen der Spiere verletze, und verhüllt zugleich die nackten Glieder des Mädchens mit dem blauen Friesrock . . . ."

— „Einem blauen Friesrock?" stammelte Lüning wie in tiefen Gedanken und mit einer Gemüthsbewegung, welche man dem rauhen Manne gar nicht zugetraut haben würde.

„In einem blauen, Meister Lüning, das Bild ist noch heute auf dem Schlosse zu sehen, wo es in den Zimmern des seligen Herrn hängt. Und auf einem Wasserfaß, das am Strande liegt, steht mit rothen Buchstaben auf dem Faßboden ‚Aurora' . . ."

— „Aurora?" wiederholte Lüning in einem Tone, welcher den Zuhörern unwillkürlich eine Gänsehaut verursachte. „Die ‚Aurora' von Wismar, Kapitän Hacke! . . . . Ah!" und ein Ton, halb Seufzer, halb Weheschrei, aber das tiefste Entsetzen ausdrückend, entrang sich der breiten Brust des starken Mannes und er sank leichenbleich in den Stuhl zurück.

„Um's Himmels willen, was ist Ihnen, mein Herr?" rief der Professor, der dem Amerikaner zunächst saß, und wollte ihn festhalten, denn er wähnte ihn jeden Augenblick vom Stuhle sinken zu sehen. Auch den anderen Herren ward es seltsam graulich zu Muth und sie traten auf Lüning zu. Der aber wehrte sie mit den Händen unter lebhaftem Geberdenspiel ab, stand rasch auf, schwankte zur Stube hinaus wie ein Trunkener und schnappte nach Luft.

— „Was hat dieß zu bedeuten?" flüsterten die vier Herren und sahen einander betroffen an. „In welcher räthselhaften Beziehung steht dieser Mann mit der erzählten Begebenheit?"

Der Adlerwirth trat gleichgültig in die Stube.

„He, Herganser! Adlerwirth! geht doch Meister Lüning nach und seht nach ihm!" sagte der Kaplan. „Habt Ihr nicht bemerkt, wie er aussah?"

„Oh doch, doch, Hochwürden! alles hab' ich gesehen und gehört, denn ich stand da unter der Thüre. Die grausige Geschichte hat ihn angegriffen," erwiderte der Wirth mit einer gewissen Stumpfheit. „Ich sah es kommen, daß er wieder seinen Anfall kriegen würde, und winkt' ihm, wegzugehen, aber er achtete nicht darauf. Nun hat er es."

„Und was für einen Anfall meint Ihr denn, Adlerwirth?" forschte der Kaplan; „hat er die ‚fallende Sucht' oder sonst ein derartiges Leiden?"

— „Weiß nicht, Hochwürden, 's ist nicht gerade die Fallsucht, aber darum nicht weniger schlimm," entgegnete der Wirth mit geringer Theilnahme. „Manchmal kommt es von selber über ihn, wann er sich geärgert hat oder wann er von seinem Leben erzählt und dem was er schon ausgestanden hat. Und der Mann hat schon 'was erlebt, darob Einem die Haare ausgehen könnten — hat Schiffbruch gelitten und ist Tage lang halb todt auf dem Meere herumgeschwommen auf einer Tonne, ist gefangen gewesen unter den Merikanern und den Rothhäuten, wie er sagt, — ist um ein Haar im eigenen Hause verbrannt, wie er am Fieber niederlag, — ist beim Goldgraben verschüttet worden, — und noch tausenderlei andere Gefahren, daß Einem die Haare zu Berge stehen, wenn er das erzählt. Und jedes Mal, wann er eine solche Geschichte zum Besten gegeben hat — und er thut das nur selten, und wenn man ihn dazu auffordert erst recht nicht, — und wann er sich dann in eine Hitze hineingeredet hat, — dann wird er auf Einen Streich ganz mäuschenstill und leichenblaß, stiert auf Einen Fleck hin, zittert mit Händen und Lippen und rollt die Augen grausig, bis er merkt, daß man auf ihn schaut. Darnach steht er auf, stürzt hinaus und hockt sich in irgend einen finstern Winkel, wo man ihn nicht sehen kann. Aber wer dann zu ihm träte, den schlüg' er mein' Seel' unberufen zu Boden, denn er will nicht bemerkt seyn. Und wenn man ihn ruhig seiner Wege ziehen läßt, so geht der ‚Umstand' bald vorbei; nur ist der Jost hernach noch finsterer und schweigsamer als zuvor, und kann's nicht

leiden, wenn man nur von Weitem auf seinen Anfall anspielt. Ein wunderlicher Kauz!"

„Aber Ihr solltet doch nach ihm sehen, Adlerwirth," meinte der Kaplan. „Der arme Mann kämpfte ja vorhin mit dem Ersticken."

— „Daß ich ein Narr wäre, Hochwürden, ihn jetzt anzureden oder ihm unter die Augen zu treten!" sprach Herganser kalt. „Der Jost wäre im Stande, mich sogleich über den Haufen zu stechen. Trägt er ja so immer das scheußliche spanische Messer in der Tasche! Gott behüte! er hat mir schon einmal in einem solchen ‚Umstand' bange gemacht, wo ich ihn draußen im Barn hocken fand. Da hat er in seinem indianischen Kauderwelsch über mich hineingeschimpft und Augen gemacht, als ob er mich fressen wollte. Nein, nein, in seinem ‚Umstand' ist er immer wie ein Verrückter!"

„Feiger Bauernlümmel!" murmelte der Forstrath unwillig in den Bart; „aber so ist diese ganze dickköpfige hartnäckige Brut!"

— „Ist der Mann denn sonst gefährlich, Herr Wirth?" fragte Hinkel.

„Nicht im mindesten, Herr! man muß ihn nur verstehen," gab Herganser zur Antwort. „Er hat so eine absonderliche Manier zu poltern, zu schreien, zu schimpfen und das ganze Haus zu kommandiren, daß man vor ihm erschrecken sollte. Aber im Grunde thut er keiner Fliege 'was zu Leide; 's ist halt so seine Art, die er drüben bei den Indianern gelernt hat. Fluchen thut er zwar viel, aber immer in einer fremden Zunge — das gibt kein Aergerniß. Herrhingegen geht er auch jeden Sonntag in Wind und Wetter nach Altheim hinüber zu den Evangelischen in die Kirche und stemmt die Achsel überall an, wo er helfen kann, und liest jeden Morgen und Abend in seiner kleinen Taschenbibel. Aber wenn ihm einmal die Galle überläuft, dann ist nicht gut mit ihm spaßen. — Na, mich kümmert es nicht; er zehrt bei mir und zahlt immer baar und hat Geld genug — nach dem Andern frag' ich nicht, und schicke mich in seine Art." Dazu klimperte der dicke Adlerwirth mit den harten Thalern in der Tasche seiner schwarzen Lederhosen, drückte die Unterlippe recht patzig heraus und den Kopf in die Höhe, blies ein paar Züge aus seiner silberbeschlagenen Holzpfeife und ging hinaus an den Tisch, wo die Fuhrleute und Viehhändler saßen und zum Theil die Köpfe auf den verschränkten Armen auf den Tisch gelegt hatten und schliefen. Hier schnuppte Herganser das Talglicht mit den Fingern ab und überließ es den Stadtherren, sich ihre Gedanken über die Philanthropie eines Dorfmagnaten zu machen. Und diese Gedanken waren auch bei den sämmtlichen drei Stadtherren keine sehr schmeichelhaften für den Wirth, wie die Blicke bethätigten, welche sie dem geistlichen Herrn zuwarfen, der aber statt aller Antwort mitleidig darob die Achsel zuckten.

„Aber wer ist denn eigentlich dieser Amerikaner?" frogte endlich Hinkel den Kaplan.

— „Ein merkwürdiger Mensch jedenfalls, Herr Finanzrath, obschon ich Ihnen wenig genug von ihm zu sagen weiß," versetzte der Geistliche. „Mein Rock und Stand stoßen ihm kein Vertrauen ein und ich hab's in etlichen Monaten kaum dahin gebracht, daß er meinen freundlichen Gruß erwidert, denn er hat meine Achtung durch manche gute That erworben, die er hier im Dorf und der Umgebung in aller Stille verübt hat. Er weicht jedem Ausfragen überhaupt aus und ist einsylbig wie einer, der lange in der Einsamkeit gelebt hat. Meine Fragen würden ohnedem nichts aus ihm herausbringen, denn er sieht in mir nur den Pfaffen. Mit dem Schulmeister und Wundarzt und den Krämern im Dorfe ist er schon befreundeter, aber die Bauern liebt er nicht, und nennt sie tückische Indianer und Nigger. Beim Weine thaut er manchmal auf und erzählt den Leuten wie es drüben in Amerika zugehe, besonders wenn sie sich über amerikanische Zustände herumstreiten und dummes Zeug schwatzen. Dann fährt er mit furchtbarer Grobheit dazwischen und schildert ihnen genau, wie es sich mit dieser oder jener Sache drüben verhalte. Und er hat viel gesehen und erlebt."

„Und es schmeichelt ihm natürlich und er gefällt sich darin, der Held der Schenken zu seyn, nicht wahr?"

— „Fehlgeschossen, Herr Finanzrath; er kommt nur hieher um zu essen und allerdings tüchtig dazu zu trinken, denn er kann etwas ertragen. Aber sonst sieht man ihn nicht im Wirthshaus. Selbst wenn er mit den Leuten kegelt, ist er meist still und zurückhaltend."

„Aber er wohnt doch hier im Adler, nicht wahr?"

— „Jetzt nicht mehr, Herr; es war ihm unbehaglich, wie er sagte und darum hat er sich eine Stube bei einer Wittwe im Dorfe gemiethet und sich ganz proper und reinlich eingerichtet, und hält sein Hohl, wie er es nennt, immer sein sauber."

„Schade, daß wir ihn heute entbehren müssen, er hätte uns manches Interessante erzählen können, denn gegen uns wird er nicht so zugeknöpft seyn, wie gegen die Bauern. Sagen Sie ihm, wir hoffen ihn morgen Abend hier zu sehen; wir sind morgen noch hier."

— „Das wäre just das sicherste Mittel ihn fern zu halten, Herr Finanzrath," versetzte der Kaplan dem jungen Bureaukraten; „ich schätze, er weicht Ihnen ohnedem aus, weil sie ihn heute Abend schwach gesehen haben, wie er es nennt!"

„Sie mögen ganz Recht haben, Hochwürdiger; das ist die Art solcher Leute," sagte der Forstrath mit beifälligem Nicken. „Indessen wer ist er denn eigentlich und was hat er denn in Amerika getrieben? Der Mundart und dem ganzen Benehmen nach ist er kein Landeskind."

— „Nein, im Gegentheil, Herr Forstrath, nach Allem was ich aus fremden Mittheilungen über ihn erfahren habe, ist er ein Norddeutscher — aus Niedersachsen oder Mecklenburg, — und vor beiläufig dreißig Jahren ausgewandert, hat alle möglichen Schicksale drüben in der neuen Welt erlebt, ist mehrmals reich und wieder arm geworden, hat in verschiedenen Staaten gewohnt, am längsten in Texas und Californien, war auch Jäger in der Wildniß, Soldat, Goldsucher, Bierwirth, Krämer, Kellner, Kärrner und Bauholzhändler, und

ist voriges Jahr nach Europa zurückgekehrt, weil er an Gicht und Rheumatismen litt. Er ist offenbar wohlhabend und hat in unserer Amtssparkasse ein ordentliches Vermögen deponirt, womit er sich hier in der Gegend ankaufen will, denn hier zu Lande, meint er, sey man noch am freiesten im alten Lande, — freier als in seiner norddeutschen Heimath. Aber er hat außerdem noch mehr Vermögen, und kann bei seinen geringen Bedürfnissen nicht einmal seine Zinsen aufzehren. Aber ein merkwürdiger Zug von ihm ist seine unstete Weise, seine wilde Thatkraft, — er kann keinen Augenblick müssig oder ruhig seyn, ist Tag und Nacht stets auf den Beinen wie ein Wolf, und schießt darum alles Wildpret zusammen, was er nur aufzehren kann. Und das ist der Grund, warum ihn der junge Herr auf dem Schloß anfeindet. Dieser, der keinen Deut vom ganzen Waidwerk versteht und ein schlechter Schütze ist, hegt das Wild zum Schaden der Bauern; der Jost, dem die Commune den Jagdpacht in Wald und Flur übertragen hat, natürlich unter der Bürgschaft und Mitpacht des Bannmüllers, der schießt alles Wild weg, was auf die Felder herauskommt und zu Schaden geht. Aber immer nur die Böcke und die Hirsche .... Ja, ja, Crescenz, ich komme schon!" unterbrach er sich gegen eine dralle Bauerndirne gewendet, die mit der Laterne unter der Thür der Herrenstube erschien. „Potz Blitz, es ist schon spät! kein Wunder, daß die Hauserin mich holen läßt! Gesegnete gute Nacht, meine Herren! war mir sehr angenehm! Auf Wiedersehen! Werde ja morgen noch das Vergnügen haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Johann Michael von Kleement.

Ein Abenteurerleben aus dem 18. Jahrhundert.

Gegen Ende des Monats August 1718 erhielt der Hofprediger Jablonski in Berlin, welcher damals die Würde eines protestantischen Bischofs von Großpolen und Preußen bekleidete, einen von Bayreuth aus an ihn gerichteten merkwürdigen Brief, von einem ihm völlig unbekannten Namen. Der Schreiber des Briefes machte zunächst geltend, er wende sich an den Bischof, weil er schon in Ungarn so vieles Gute von ihm gehört habe, und bitte ihn daher, das angeschlossene Schreiben unverweilt in die Hände des Königs Friedrich Wilhelm I. gelangen zu lassen. Zugleich machte der Urheber des Briefes, welcher sich als Johann Michael von Kleement oder Clement unterzeichnete, den Bischof für alle Folgen verantwortlich, welche aus der unterlassenen Bestellung des Briefes entstehen könnten. Außerdem soll der Brief auch noch einige vage Andeutungen enthalten haben, daß es sich um eine ernste Gefahr handle, welche den König bedrohe.

Bischof Jablonski eilte mit dem Briefe sogleich zu dem Geheimenrath Marschall von Biberstein, mit welchem er auf vertrautem Fuße stand, und der letztere händigte den Brief dem Könige ein. Dieses Schreiben an den König nun scheint nichts anderes enthalten zu haben, als einige verschleierte Winke wegen einer großen Gefahr, welche dem Könige drohe, sowie das Versprechen, Seiner Majestät auf Verlangen weitere Eröffnungen zu machen. Jablonski erhielt daher die Weisung, nach Bayreuth zu reisen und von dem Verfasser des Briefes die erforderlichen Aufklärungen einzuholen; er fand jenen Herrn v. Kleement, jedoch benahm dieser sich außerordentlich zurückhaltend und ließ nur weitere Andeutungen fallen, welche den Bischof noch mehr beunruhigten. Auf Jablonski's Bericht hin verlangte der König den geheimnißvollen Warner selber zu sprechen, und so mußten denn der Bischof und der ehemalige preußische Gesandte am französischen Hofe, der Minister von Kniephausen, im Monat September nach Bayreuth reisen, und brachten den Mann wohlbehalten mit nach Berlin, wo derselbe im Hause des Herrn von Kniephausen ein Unterkommen fand.

König Friedrich Wilhelm I. war bekanntlich trotz seiner Strenge, Sparsamkeit und manchfachen guten Eigenschaften ein Feind der Aufklärung, der Künste und Wissenschaften, und trotz seiner rauhen Derbheit weder frei von Aberglauben, noch besonders muthig und beherzt. Jene geheimnißvolle Warnung hatte ihn sichtlich beunruhigt, und er wollte um jeden Preis sich in den Besitz des Geheimnisses setzen, welches jener Herr v. Kleement angedeutet hatte. Dieß sollte jedoch in möglichst verschwiegener und nicht auffälliger Weise geschehen. Zu diesem Zweck fuhr der König, wie Baron Pöllnitz *) erzählt, am Tage nach Kleements Ankunft Nachmittags in einem offenen Wagen spazieren, und hatte nur den Stadtkommandanten von Berlin Generalmajor von Forcade und zwei Pagen bei sich. Mit Einbruch der Dämmerung hieß er den Kutscher nach dem Weidendamm fahren, stieg aus, befahl seinen Begleitern auf ihn zu warten und trat dann in einen Garten nahe bei dem Oranienburger Thore. Hier fand er den Bischof Jablonski und Kleement, welche ihn erwarteten. Als letzterer mit dem König allein war, benachrichtigte er die Majestät (wie Herr v. Weber in seinem interessanten Werke „Aus vier Jahrhunderten" erzählt), daß Oesterreich und Sachsen entschlossen seyen, einen schweren Schlag gegen Preußen zu führen, daß sie namentlich beschlossen hätten, Berlin zu überrumpeln, und den König sammt den Ministern Illgen und Kraut und dem Staatsschatze mit sich hinweg zu schleppen. Nach der Darstellung von Pöllnitz soll Kleement noch hinzugefügt haben, die beiden verbündeten Mächte wollten den Kronprinzen, den nachmaligen Friedrich den Großen, in der katholischen Religion erziehen lassen und dann unter der Vormundschaft des Kaisers auf den preußischen Thron setzen. Kleement bekannte hernach selbst, den König versichert zu

*) Karl Ludwig Georg Freiherr v. Pöllnitz, geb. zu Issum bei Köln 1692, Sohn eines Offiziers, in der Prinzenschule zu Berlin erzogen, Soldat, Tourist, Höfling, Schriftsteller, feiler Abenteurer, änderte dreimal seine Religion, starb als Gesellschafter Friedrichs des Großen, bei dem er mehrmals in Ungnade fiel, 1775 in Berlin. Von seinen Werken ist das bekannteste: Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg Royale de Prusse; ebenso seine sonstige Denkwürdigkeiten.

haben, daß er nie einen solch giftigen Haß gesehen, wie denjenigen welchen der Graf Flemming *) gegen den preußischen Monarchen hege. Der letztere habe den Plan zu der Entführung des Königs entworfen und dessen Ausführung beschlossen; Flemming habe denselben auch zu Papier gebracht und ihm (Kleement) eingehändigt, daß er ihn nach Wien überbringe. Der Freiherr von Manteuffel, ehemals sächsische Gesandter am preußischen Hofe, sey bei den Konferenzen gegenwärtig gewesen. Prinz Eugen (von Savoyen) habe geantwortet, die Sache sey zwar sehr leicht, aber doch von großer Tragweite, und der Kaiser könne sich nicht darauf einlassen, wenn Hannover sich nicht ebenfalls dem Bunde anschließe; dagegen werde der Kaiser sich der Ausführung des Planes in keiner Weise widersetzen. Unter einem spätern Datum habe Prinz Eugen mit ihm über die Entführung des Königs korrespondirt und ihn gebeten, alles mit Flemming in's Reine zu bringen; er bezahle monatlich 15,000 Gulden an Privatkorrespondenten, und der Kaufmann Hohmann in Leipzig, durch dessen Hände diese Fonds gehen, habe durch einen feierlichen Eid tiefes Stillschweigen darüber geloben müssen. Flemming habe sich anheischig gemacht, die Einwilligung des englischen Hofes zu diesem Plane beizubringen, und zu diesem Behufe den Grafen von Flodrop nach London geschickt. Prinz Eugen habe auch einen Grundriß von Berlin verlangt, welchen der Ingenieur de Buy um hundert Dukaten zu zeichnen unternommen, die er, Kleement, demselben bezahlt habe; der genannte Ingenieur habe sich dahin geäußert, der König könnte leicht durch zwölf beherzte Reiter entführt werden.

Zur Unterstützung aller dieser schreckenerregenden Angaben legte Kleement dem Könige Briefe vom Prinzen Eugen und Grafen Flemming vor. In einem der Briefe des Prinzen hieß es: der König habe nur eine Rotte erbärmlicher schlechter Gesellen um sich, welche ihn verriethen und dem Prinzen Pläne mitgetheilt hätten, wie man den König und den Staatsschatz entführen könne. Auf diese Weise flößte Kleement dem Könige einen unüberwindlichen nagenden Argwohn gegen seine unmittelbare Umgebung ein, während zugleich die wiederholte Erwähnung des Staatsschatzes dem sparsamen Monarchen ernste Befürchtungen erwecken mußte. Schließlich suchte Kleement auf den König auch noch durch die Erklärung zu wirken, daß nur sein Widerwille gegen die katholische Religion ihn gedrungen habe, diese Denunciation zu machen; er beabsichtige nämlich zum reformirten Glauben überzutreten und habe zu diesem Behufe das katholische Oesterreich verlassen. Endlich beschwor er noch den König, über alle diese Mittheilungen das tiefste Stillschweigen zu beobachten, damit er alle diese Anschläge vereiteln könne.

*) Jakob Heinrich Reichsgraf von Flemming, aus der wohlbekannten pommer'schen Familie, war königlich polnischer und kurfürstlich-sächsischer Feldmarschall, Geheimer Haus- und Staatsminister, auch Vorstand des Kriegsdepartements und ein erbitterter Feind von König Friedrich Wilhelm I. Er starb am 13. April 1728.

Diese vertraulichen Angaben Kleements übten auf den von Natur zum Argwohn geneigten König die erschütterndste Wirkung und erschreckten ihn sehr. Kleement's gewandtes, kühnes, zuversichtliches Benehmen verstärkte noch den Eindruck der gemachten Mittheilungen. Allein trotzdem konnte es der König doch nicht über sich gewinnen, ohne weitere Beweise an solche außerordentliche Pläne und Anschläge zu glauben. Er besichtigte allerdings die ihm vorgelegten Briefe, vermochte sie jedoch wegen der Dunkelheit nicht zu lesen, und beraumte deßhalb für den nächsten Tag eine zweite Besprechung an. Jedenfalls aber war der König in furchtbarer Unruhe und Aufregung, antwortete auf General Forcade's theilnehmende Erkundigungen nur mit einem tiefen Seufzer, empfahl seinen Begleitern bei Todesstrafe Stillschweigen darüber an, daß er den Wagen verlassen habe, und zog sich in seine Gemächer zurück, wo er sich einschloß und niemand zuließ, selbst nicht einmal die Königin.

Am andern Tag hatte er eine zweite Unterredung mit Kleement in demselben Garten, wobei er die ihm vorgelegten Briefe untersuchte. Friedrich Wilhelm I. kannte die Handschriften des Prinzen Eugen und des Grafen Flemming, hielt die betreffenden Schreiben für echt und glaubte daher an den frevlen Plan, — ein Glauben worin ihn Kleement's offenes Benehmen nur bestärkte. Pöllnitz erzählt, der König habe Kleement als seinen Retter betrachtet und ihm ein Geschenk von 12,000 Thalern machen wollen, welche dieser jedoch abgelehnt, da er sie noch nicht verdient habe. Vielmehr erbot Kleement sich, nach Holland zu gehen um die dem Könige drohenden Gefahren abzuwenden. (Wie dieß in Holland zu bewerkstelligen gewesen wäre, ist allerdings nicht recht abzusehen.) Nach der Darstellung des sächsischen Gesandtschafts-Sekretärs v. Wilhelmi dagegen soll Kleement von dem dankbaren Monarchen ein Geschenk von 7000 Reichsthalern und hernach noch eine Summe von 2000 Dukaten erhalten haben, um damit weitere Entdeckungen zu machen. Ueberdem gewann Kleement ganz die Gunst und das Vertrauen des Königs durch seinen Uebertritt zum reformirten Glauben. Auch soll er zu jener Zeit mit dem Orden de la générosité belehnt worden seyn. Sein Aufenthalt in Berlin kann jedoch nicht lange gewährt haben, denn schon unter dem 21. September 1718 schrieb er von Cleve aus einen Brief an den König, worin er alle seine früheren Angaben bestätigte und noch hinzusetzte, er sey durch einen Befehl vom Prinzen Eugen genöthigt worden diese Reise zu machen; der Prinz trage sich mit schlimmen Absichten, habe in jeder Stadt Preußens Korrespondenten, empfange von allen Seiten her Zusicherungen, daß ein allgemeiner Aufstand bevorstehe, und berühme sich insbesondere: der Plan für die Verwaltung Preußens, nachdem man sich der Person des Königs bemächtigt habe, sey schon festgestellt und von den verschiedenen Monarchen gebilligt. Kleement ging über Dresden nach Amsterdam, äußerte aber in Dresden gegen den Grafen Flemming, er begebe sich nach Brüssel. Wir sehen hieraus, daß wir es mit einem Abenteurer und Intriguanten zu thun haben, welcher auf bei den Schul-

tern Wasser trug, und wollen daher, bevor wir in der Schilderung der Wirkungen fortfahren, welche seine Mittheilungen auf den König übten, zuerst alles dasjenige anführen, was über seine Herkunft und frühere Geschichte Zuverlässiges ermittelt worden ist.

Johann Michael von Kleement war am 7. Juni 1689 zu Neusohl in Ungarn geboren, wo sein Vater nach seinen eigenen Angaben ein Herr Martin von Kleement, Assessor und Stuhlrichter der Gespannschaft und Beisitzer des evangelischen Konsistoriums gewesen seyn soll, seine Mutter Katharina, eine geborene von Peirasch. Diese Angaben mögen richtig gewesen seyn, obschon die Schwester Friedrichs des Großen uns in ihren Denkwürdigkeiten erzählt, man habe Kleement eine vornehme Abkunft beigemessen. Manche halten ihn (aus noch unermittelten Gründen) für einen natürlichen Sohn des Königs von Dänemark; Andere geben ihn für einen natürlichen Sohn von Philipp von Orleans, dem Regenten von Frankreich, aus, welcher allerdings eine Menge natürlicher Kinder hatte und mit dem der besagte Kleement eine große Aehnlichkeit gehabt haben soll; allein dieß sind nur Gerüchte, denen vorerst noch jede thatsächliche Begründung fehlt.

Kleement war ohne Zweifel hoch begabt, hatte eine treffliche Erziehung genossen und angeblich auf den Universitäten Frankfurt a. d. Oder und Halle studirt, was leicht möglich ist, denn die ungarischen Protestanten pflegten damals die deutschen protestantischen Universitäten und insbesondere die preußischen zu besuchen, und dieser Thatsache darf man vielleicht seine Bekanntschaft mit den preußischen Angelegenheiten beimessen. Noch nicht achtzehn Jahre alt, trat er als Adjutant und Page in die Dienste des Fürsten Rakoczi *) und focht bis zum Jahre 1711 gegen den Kaiser. In dieser Eigenschaft soll er mehrmals Berlin besucht und sowohl für Rakoczi wie für Frankreich geheime Aufträge besorgt haben. Dieß ist nicht unmöglich, aber unverbürgt, und Thatsache ist nur, daß seine Unterhandlungen nicht den Erfolg hatten, von Preußen eine offene Unterstützung für Rakoczi zu erlangen. Weit glaubwürdiger und sicherer ist, daß Kleement 1713 auf dem Utrechter Kongreß als Abgesandter Rakoczi's unter dem Namen eines Barons von Rosenau erschien und damals mit dem preußischen Gesandten, dem Grafen von Metternich **), auf sehr vertrautem Fuße stand. Im Jahr 1715 führte Kleement seinen ersten großen Gaunerstreich aus: er verrieth nämlich das Vertrauen des Fürsten Rakoczi auf die niederträchtigste Weise, indem er dessen Papiere entwendete und mit denselben nach Wien ging. Kraft dieses gemeinen feigen Verraths erlangte er eine kaiserliche Amnestie und eine namhafte Belohnung, trat zum Katholicismus über und ward der Kanzlei des Prinzen Eugen zugetheilt, in welcher der Verräther bis 1717 blieb. Nach Stenzel und Pöllnitz gab er seine Stelle auf, weil er sich nicht für genügend bezahlt und geehrt hielt, allein aus Webers genauen Nachweisen geht hervor, daß sein Rücktritt vom Amte kein freiwilliger war. Prinz Eugen hat sich allerdings niemals genau über die Sache ausgesprochen, scheint aber gegründeten Argwohn gegen ihn gehabt, ihn jedoch zu schonen gesucht zu haben, weil er ihn für gewisse Fälle als einen nützlichen, wenn auch unzuverlässigen Mann aufsparen wollte.

Kleement begab sich über Frankreich nach Lüttich und Brüssel, und schickte aus allen diesen Städten Berichte an den Prinzen Eugen ein, welche jedoch unerwidert blieben. Gegen Ende Januars 1718 ging er unter dem Namen Kleeberg nach Dresden und ließ sich von einem Freunde dem Grafen Flemming vorstellen, welcher von ihm nach der ersten Unterredung äußerte: kein Minister, welchen Sachsen jemals in Wien gehabt habe, besitze eine solch genaue Kenntniß des Hofs. Es hingen zu jener Zeit mehrere wichtige Verhandlungen zwischen den Höfen von Dresden und Wien in der Schwebe, und da man sich mit dem Plane trug, den Kurprinzen Friedrich August mit einer Erzherzogin zu verheirathen, so war Flemming sehr froh, über den Stand der Angelegenheiten in Wien irgend eine spezielle Belehrung zu erhalten. Er gab Kleementi einen Wink hievon und äußerte den Wunsch, in Wien einen geheimen Korrespondenten zu engagiren. Kleement erbot sich nun, diesen Briefwechsel in eigener Person einzuleiten, und spielte jetzt seinen zweiten Streich, indem er Flemming auf die unverschämteste Weise beschwindelte. Er schrieb nämlich die Wiener Korrespondenz selbst und bezog dafür große Summen vom sächsischen Hofe. Es zeugt genugsam für seine Gewandtheit und Geschicklichkeit, daß es ihm gelang, den sächsischen Minister auf eine so lange Zeit zu hintergehen, und er mußte mit den Wiener Verhältnissen ziemlich vertraut seyn, um seinen Briefen den Schein geben zu können, als seyen sie wirklich in Wien geschrieben, obschon darin bisweilen Dinge vorkommen, welche Flemming nothwendig hätten nachdenklich machen sollen, hätte er sich nicht durch Kleement's einschmeichelndes Benehmen hintergehen lassen.

Im Sommer 1718 erhielt Kleement den Auftrag, nach Wien zu gehen und daselbst einen Allianzvertrag zu Stande zu bringen; er fürchtete aber, Flemming möchte seine Schurkerei entdecken, und gab vor, er müsse in einer Angelegenheit des Prinzen Eugen nach Holland gehen und werde über Berlin reisen, von wo aus er dem Minister Nachrichten senden wolle. Dieß kam Flemming gelegen, denn es herrschte damals eine Spannung zwischen den Höfen von Berlin und Dresden: man befürchtete nämlich in Berlin, der Dresdener Hof werde die

*) Franz Leopold Rakoczi, geb. 1676, war der Stiefsohn von Emmerich Tököli und nach dessen Gefangenschaft zu Neuhaus in Böhmen in der kathol. Religion erzogen worden. Später vom Kaiser freigegeben und mit einem Theil seiner früheren Güter belehnt, zettelte er erst Verschwörungen und später durch Aufwiegelung der Ungarn gegen den Kaiser-Krieg an, und schwang sich durch diesen Aufstand 1707 zum Fürsten von Siebenbürgen auf, als welcher er bis 1711 gegen Oesterreich Krieg führte. Verbannt und entthront zettelte er vom Auslande her fortwährend Aufstände und Verschwörungen gegen den Kaiser an und starb erst 1735 zu Rodosto in der Türkei. Er war vermählt mit der Prinzessin Charlotte Amalie von Hessen-Wanfried.

**) Aus der nun erloschenen Linie der großen Familie, welche vordem ihren Sitz zu Chursdorf in der Altmark hatte.

Diöcese Naumburg einen katholischen Bischof verleihen, und man machte alle möglichen Anstrengungen, um dieß zu verhindern. Flemming hatte ebenfalls von Unterhandlungen gehört, welche zwischen Preußen, Schweden und Rußland stattgefunden haben sollten, und er hätte nun gerne erfahren, welcher von den drei Höfen einen Traktat unterzeichnet habe, und wenn dieß der Fall, von welcher Art ein solcher Traktat gewesen sey.

Der sächsische Minister gab ferner dem Kleement Weisungen, wie er ihm über alle diese Angelegenheiten zu berichten habe, und mag sich bei der Erörterung dieser und anderer Geschäfte sehr starker Ausdrücke über den König von Preußen bedient haben; möglicherweise hatte Flemming auch eine Andeutung fallen lassen, wie leicht es seyn würde, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Flemming leugnete es allerdings und man hat nur Kleements Behauptung dafür; allein der letztere beharrte auf seiner Angabe noch zu einer Zeit, wo es ihm keinen Vortheil bringen konnte, falsche Anklagen aufzustellen. Kleement verschaffte dem Grafen Flemming einen Korrespondenten in Berlin ganz in derselben Weise, wie er es in Wien gethan hatte; er stellte nämlich einen Strohmann in der Person des weimar'schen Geschäftsträgers in Berlin, eines gewissen Georg Lehmann auf, dessen Bekanntschaft er auf der Leipziger Messe gemacht hatte. Kleement sandte dem Lehmann die Berichte zu, welche der letztere kopirte und an Flemming übersandte, und auf diese Art ward der kursächsische Minister zum zweiten Male hintergangen. Kleement erfuhr zugleich von jenem armseligen Diplomaten Lehmann, welcher nur einen Jahrsgehalt von 200 Gulden und ein „Neujahrsgeschenk" von seinem Hofe erhielt, alle möglichen Berliner Neuigkeiten; allein in den Besitz wichtiger diplomatischer Geheimnisse gelangte natürlich Lehmann nie.

Flemming hatte Kleement mit einem Reisegeld von 600 Thalern und einem Quantum Ungarweins versehen, und als dieser nun im August seine Reise antrat, bat er Lehmann, mit ihm in Luckau zusammenzutreffen, wo sie mit einander eine Unterredung über die Entführung des Königs von Preußen hatten. Lehmann als geborener Hallenser war ein preußischer Unterthan; er erschrack anfangs über diesen Plan, ließ sich aber durch kleine Geschenke und große Versprechungen bewegen, tiefer auf die Sache einzugehen. Graf Flemming begab sich im September nach Wien und leitete jene Unterhandlungen ein, welche zu der Allianz zwischen dem Kaiser, Sachsen und Hannover führten, deren Abschluß am 5. Januar 1719 stattfand. Kleement war inzwischen in Berlin gewesen und hatte dem Grafen Flemming einen Bericht in französischer Sprache geschickt, welcher von den härtesten Anschuldigungen, Verleumdungen und Schmähungen auf den Charakter des Königs von Preußen wimmelte. Dieses Aktenstück sollte für Kleement verhängnißvoll werden.

Uebrigens brach Flemming etwa um dieselbe Zeit alle Bezüge zu Kleement ab, denn er hatte in Wien ermittelt, wie sehr er hintergangen worden war, aber das klügste Theil erwählt und hierüber reinen Mund gehalten. „Wir haben vorsichtigerweise geheim gehalten, wie sehr wir hintergangen worden sind," sagte er zum Prinzen Eugen. Wie hoch sich die Beträge belaufen, um welche Kleement den sächsischen Hof beschwindelt hatte, läßt sich nicht mehr mit Bestimmtheit ermitteln; aber dieselben mögen immerhin die Summen von zehntausend Gulden erreicht haben.

Das ist die Lebensgeschichte eines Mannes, welcher mit einer Frechheit sonder gleichen den König von Preußen auf das tiefste mit dem kaiserlichen und dem kursächsischen Hofe verfeinden wollte, welcher dem König das größte Mißtrauen gegen seine unmittelbare Umgebung einzuflößen vermochte, und dem es gleichwohl gelang, ungefährdet und mit reicher Belohnung die Höhle des Löwen zu verlassen. —

Pöllnitz und alle anderen Autoritäten, welche mit ihm einverstanden sind, erzählen: König Friedrich Wilhelm sey, nachdem er die Mittheilungen Kleements, welche er vor jedermann sorgfältig geheim hielt, in Empfang genommen, auffallend verstimmt, argwöhnisch, launenhaft und schwermüthig geworden; er schlief niemals mehr anders als mit einem Paar geladener Pistolen neben dem Bett, entzog sich seiner gewöhnlichen Gesellschaft ganz und ließ in Potsdam nur noch Bürgersleute in sein Rauchcollegium ein. Endlich beschloß der Fürst Leopold von Anhalt, der „alte Dessauer," um jeden Preis die Ursache der merkwürdigen Veränderung zu ermitteln, welche mit dem König vor sich gegangen war, und folgte ihm eines Tags bis in seine Privatgemächer. Friedrich Wilhelm traute selbst dem Fürsten Leopold so wenig, daß er bei seinem Anblick sogleich an sein Degengefäß griff, worauf der alte Dessauer seinen Degen aus der Scheide zog und weit von sich schleuderte, dann aber vor dem Monarchen auf die Kniee niederfiel und ihn inständig unter Thränen und Betheurungen seiner unbegrenzten Treue beschwor, ihm die Ursache seines Kummers mitzutheilen. Der König ließ sich erweichen und erzählte dem „alten Dessauer" haarklein all die Mittheilungen, welche er von Kleement erhalten hatte. Der Fürst Leopold war überzeugt, daß dieß alles nur Schwindel und Verleumdung sey, und drang in den König, den Kleement wo möglich nach Berlin zurückzuberufen und dann die ganze Angelegenheit genau untersuchen zu lassen. König Friedrich Wilhelm schickte hierauf den Bischof Jablonski und den Geheimenrath Marschall von Biberstein nach Amsterdam, wo Kleement in verschiedenen wiederholten Unterredungen nicht nur auf seinen Behauptungen beharrte, sondern dem Marschall auch noch die Namen derjenigen Personen in Berlin andiktirte, welche in die hochverrätherischen Anschläge gegen den König verwickelt seyn und von denen einige angeblich in kaiserlichem Solde stehen sollten. Die wichtigsten von diesen waren: der General von Grumbkow, der geheime Staatsrath von Krause, der Geheimerath von Alvensleben, der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der Präsident von Dankelmann in Halle u. a. m. Ueberdieß erklärte sich Kleement bereit, mit den beiden preußischen Abgesandten wieder nach Berlin zurückzukehren, was er denn auch that. Hier gelang es ihm, den König abermals durch seine Kaltblütigkeit und Ruhe zu

täuschen; er beharrte fest auf allen seinen Angaben und berief sich auf die Briefe des Prinzen Eugen; da diese sich aber angeblich im Haag befanden und Klement erklärte, daß sein Vertrauter dieselben nur ihm persönlich aushändigen würde, erhielt der Betrüger abermals die Erlaubniß, dorthin zu reisen und jene Papiere zu holen. Bei seiner Abreise zu Anfang des Novembers 1718 erhielt jedoch Major Dumoulin die Weisung ihn zu begleiten und zu beaufsichtigen. Es liegt übrigens klar am Tage, daß Friedrich Wilhelm trotz aller Vorstellungen und Betheuerungen des alten Dessauers damals dem Kleement noch immer Glauben schenkte, denn der König ließ diejenigen Personen, welche ihm als Verräther bezeichnet worden waren, scharf bewachen und traf verschiedene Vorsichtsmaßregeln, ließ Briefe auf dem Postamt mit Beschlag belegen u. dgl. m.; ebenso weihte er den Minister Ilgen in das Geheimniß ein und sandte den Baron von Kniephausen unter dem Namen Tempelberg nach Wien, damit derselbe den Prinzen Eugen und den Grafen Flemming genau beobachte.

(Schluß folgt.)

Etwas über Alligatoren.

Der bekannte britische Reisende T. Baines, von welchem vor einigen Jahren die höchst interessanten Forschungsreisen in Südwestafrika erschienen, hat so eben einen kleinen Aufsatz über die Krokodile Afrika's und Nord-Australiens veröffentlicht, dem wir das Wesentlichste des thatsächlichen Inhalts in Nachstehendem entlehnen.

Die meisten Ströme des tropischen Afrika wimmeln von Alligatoren. Diese gehören anscheinend derselben Spezies an, wie das Krokodil des Nils und sind, soweit ich aus oberflächlicher Beobachtung erkennen kann, auch denjenigen des Victoria-Flusses und anderer Ströme von Nord-Australien sehr ähnlich. Nun enthalten aber merkwürdigerweise die Ströme des Natallandes auf der Ost- oder Küstenseite des Drakensbergs große Mengen von diesen Reptilien, während man in den Zuflüssen der Ströme Vaal und Oranje kein einziges findet, wie denn das Krokodil überhaupt in jenen Strömen der binnenländischen Hochebene westwärts vom Drakensberg gänzlich fehlt, die sämmtlich beinahe unter derselben Breite liegen (vom 27° bis 30° südl. Br.), während der Limpopo, welcher nur eine kleine Strecke weiter nördlich, nämlich unter dem 26° s. Br. entspringt, bei den holländischen Ansiedlern des Transvaal-Bezirkes ausdrücklich Krokodilfluß heißt.

Auf den Untiefen des Zambesi, thatsächlich von dem Meere an bis nach Tette und Kabrasi und auf dem ganzen Weg zu den Victoria-Fällen, in den Bo-tlet-lé-Flusse und dem Njami-See kann man Krokodile in Menge auf dem Sand und den Felsen in der Sonne liegen oder wie formlose Klötze in den Buchten und stillen Strecken jener Gewässer hintreiben sehen.

In den trockenen Schluchten, welche die gelegentlichen Gießbäche und Wildwasser des Namaqua-Landes abführen, würde wohl niemand Krokodile erwarten; allein der nur um wenige Grade weiter nördlich liegende Okovango-Strom, welche C. J. Andersson unter 17° 30′ s. Br. entdeckt hat, wimmelt von denselben, was sich jedoch aus der Permanenz der reichen Gewässer dieses tiefen und langsam fließenden Stromes genugsam erklären läßt. Vielleicht ist der durch die Meereshöhe jener Hochebene bedingte Unterschied in der Temperatur jener Gewässer die Ursache, daß die Krokodile in den Strömen jener höhern Region nicht vorkommen, und daß dieselben lieber in den Gewässern der niedrigen Regionen an der Küste von Delagoa bis Natal sich aufhalten.

Es hilft im allgemeinen nicht viel, auf diese Reptilien zu schießen, denn wenn sie auch hiezu genugsam exponirt liegen, so ist ihre Haltung unwandelbar eine derartige, daß wenn ihnen nur noch Leben genug zu einer krampfhaften Bewegung bleibt, sie sich mittelst derselben vom Felsen, der Sandbank oder dem abschüssigen schlammigen Ufer herab in's Wasser stürzen, in dessen Tiefen sie liegen bleiben, bis sie sich entweder wieder genugsam erholt haben um entfliehen zu können, oder bis sich in den Kadavern so viel Gas entwickelt hat, daß diese an die Oberfläche heraufkommen. Zuweilen werden aber die erlegten Ungethüme inzwischen von ihren eigenen Brüdern zerrissen, welche selbst den Kadaver vom Ufer in's Wasser hinunter ziehen, wie sie mit einem Alligator gethan, welchen der bekannte Jäger Baldwin vor einigen Jahren in der Nähe von Natal hoch auf dem trockenen Ufer durch einige Büchsenkugeln getödtet hatte.

Die Expedition, welche jüngst den Victoriafluß in Nord-Australien untersucht, der etliche Jahre früher von dem britischen Kriegsschiffe „Beagle" (wörtlich Stöberhund) entdeckt worden war, bekam dort täglich mehrere Alligatoren zu Gesicht, sowohl im salzigen Wasser an seiner Mündung wie in dem süßen Strome weiter flußaufwärts; aber die Ungeheuer schwammen immer so daß sie nur gerade genug von ihren Köpfen aus dem Wasser streckten, um ihre Augen, Ohren und Nasenlöcher sehen zu lassen oder gelegentlich den sägezähnig ausgezackten Schwanz über den Wasserspiegel zu erheben, wodurch sie die Beobachter in den Stand setzten, sich einen annähernden Begriff von der Länge solcher Geschöpfe zu machen. Einer der Jäger ging einmal hinüber, um auf eines dieser Ungethüme zu schießen, dessen Länge Kapitän Gregory durch Vergleichung mit dem Boote, worin er fuhr, auf 25 Fuß schätzte; der Schütze traf es zwar ziemlich sicher auf den tödtlichen Fleck, allein es schleppte sich doch noch vorwärts das abschüssige schlammige Ufer hinab und rettete sich in die Tiefen des trüben Stromes. Nur zwei dieser Thiere, welche die Expedition erlegt hatte, wurden auch gekriegt; eines derselben ward von dem Zimmermann des ‚Tom Tough' von seinem Ankergrunde vor dem Lagerplatz der Expedition aus geschossen, und der Kadaver trieb den andern Tag auf dem Wasser, ward noch einmal beschossen, dann an's Land gezogen und dort von Herrn Elsey, dem Arzt und Naturforscher der Expedition, genau untersucht und gezeichnet. Das andere, kleinere, war nur elf Fuß lang und von der fallenden Ebbe hoch

und trocken auf einer Sandfläche zurückgelassen worden, wo es zwei Mitglieder der Expedition schoßen.

Herr Gregory, der Befehlshaber jener Expedition, hatte das Lager verlassen und seine Reise vom Victoria- nach dem Albertflusse im Meerbusen von Carpentaria angetreten, und es blieb nun Herrn Baines überlassen, die Vorräthe aus dem Lager an Bord zu bringen und mit dem Schooner nach Timor zu fahren, um an demselben die nothwendigen Reparaturen vorzunehmen und frischen Proviant einzunehmen. Der Schooner lag ungefähr 30 Seemeilen flußabwärts vom Lager, und die Vorräthe mußten mittelst wiederholter Fahrten auf einigen lecken Booten hinunter geschafft werden. Eine Menge jener unbeholfenen Ungethüme sonnte sich auf den abschüssigen schlammigen Uferbänken oder streckte hehlings ihre Augen und Nasenlöcher über das Wasser, um die Möglichkeit zu erlauern, daß sie einen Menschen oder ein Thier packen konnten, die ihnen unvorsichtigerweise nahe kämen; aber ihre Behutsamkeit (denn für Furcht kann ich es nicht halten) war so groß, daß die geringste Bewegung oder scheinbarer Allarm von Seiten ihres ausersehenen Opfers hinreichte, um sich blitzschnell wieder in die sumpfigen Tiefen des Flusses zu versenken. Ein gefallenes Schwein, welches verführerisch am Strande lag, ward immer sogleich wieder verlassen, wenn nur jemand von der Expedition die Augen in der Richtung des heranschleichenden Reptils drehte, und Herr Baines selber ward nur dadurch vor der Gefahr behütet, von einem derselben unter Wasser gezogen zu werden, welches buchstäblich zu seinen Füßen auftauchte, daß sein junger Begleiter Flood ihm zurief: „Da ist das Krokodil, wenn Sie es schießen wollen!" — Man konnte mit dem Segelboote ganz dicht an diesen Thieren vorüberfahren, denn sie schienen die leichte, sanft gleitende Bewegung desselben gar nicht zu beachten; allein wenn die Leute auch barfuß an's Land und auf den Sand gingen, wo sie lagen, und sich ihnen zu nähern versuchten, so ließen sie doch niemand über 200 Schritte herankommen. Selbst wenn sie schliefen, mochten oder mußten sie anscheinend die Vibration der Füße der Herannahenden fühlen oder deren leiseste Schritte hören, wie man auch das leichteste Kratzen mit dem Fingernagel an dem einen Ende eines langen Balkens hört, wenn man das Ohr an das andere Ende hält.

Die Leute nahmen niemals Anstand, für jede beliebige Zeitfrist in den Pfützen oder Stromstrecken zu arbeiten, wo sie erwiesenermaßen Krokodile wußten; nur würde keiner es gewagt haben, auch nur fünf Minuten lang darin still zu stehen. Herr Baines ward einmal durch den Umschlag der Ebbe genöthigt, mit dem Boot anzulegen, worin sie den Fluß hinauffuhren, suchte sich ein stilles Winkelchen auf der Leeseite des Ufers, um sich daselbst niederzustrecken und versank, von der Anstrengung ermüdet, in Schlaf. Er hatte jedoch unbehagliche Träume, vielleicht in Folge einer vagen Ahnung von Unsicherheit, erwachte plötzlich und erschrack nicht wenig über einem Platsch unweit von ihm, der nach Herrn Gregory's Aussage (welcher wohlweislich im Boote geblieben war) von einem großen Alligator herrührte, der ganz leise die schlammige Böschung zwischen dem Boot und dem Schläfer hinaufgekrochen und vielleicht selbst erschrocken war, als er den letztern nicht so tief im Schlafe fand, wie er erwartet hatte. Eine zufällige Bewegung des Schlafenden hatte wohl hingereicht, das tückische Reptil in die Flucht zu jagen. Den Tag darauf wrickte *) Baines das Boot allein an den niedrigen Alluvialbänken hin, welche beständig durch die Einwirkung der Gezeiten sich ändern, da sah er in einer kleinen Vertiefung vor sich 6—8 runde Eier, an Gestalt und Umfang beinahe einer Nartje oder kleinen Orange ähnlich und mit einer zähen, biegsamen, pergamentartigen weißen Haut bedeckt. Eines von diesen Eiern, das er öffnete, enthielt einen kleinen aber vollkommen ausgebildeten Alligator, und das Weibchen hatte, wie es wohl gemeinhin zu thun pflegt, in einiger Entfernung vom Wasser ein Loch in das Ufer gekratzt, um seine Eier hineinzulegen, und diese waren später durch das Einstürzen der davor liegenden Erde, welche von Ebbe und Fluth unterwaschen wurde, herabgestürzt **).

Nach dem was wir seither vom Alligator gesagt haben wird meine Leser die Versicherung überraschen, daß das Fleisch desselben gar keine üble Speise abgibt. Ein großer Theil des Fleisches vom Rumpfe hat zwar einen unangenehmen moschusartigen Geruch, allein dieser ist am Schwanze nicht vorhanden, und der Schwanz eines Alligators, welchen Herr Baines schoß, lieferte ganz ausgezeichnete gebratene Fleischschnitten und erschien beim Mittagessen auch in Gestalt von Ragout und gedämpftem Fleisch wie Schildkröte, und der schwarze Koch hatte diese Gerichte mit sehr pikanten Saucen versehen. Als Baines hernach den Kadaver des von ihm geschossenen Alligators macerirte, um das Skelett zu präpariren, meldeten sich thierische Liebhaber genug für das Fleisch so schnell als es abfiel. Der moschusartige Geschmack ist um so ausgesprochener, je größer und älter das Thier ist.

Die Alligatoren ergriffen und verzehrten während der Expedition auch zwei werthvolle Känguruhhunde. Bei einer Gelegenheit kamen sie bei Nacht mit der steigenden Fluth das Flüßchen hinaufgeschwommen, in dessen Nähe die Pferde der Expedition waideten, von welchen sie drei verwundeten, aber keines zu tödten vermochten. Herr Gregory setzte einmal zu Pferde über einen kleinen Fluß, und sein Pferd trat auf einen Alligator, der wie ein Klotz im seichten Wasser lag und erschrocken davon schwamm, aber auch das Pferd so sehr scheu machte, daß es einige Minuten ganz unlenksam blieb.

In Afrika hat Herr Baines dagegen weit häufiger Gele-

*) Wricken nennt der Seemann ein Boot mit Einem Ruder von hinten fortbewegen.

**) Auch Herr Bates, der bekannte Reisende am Amazonenstrom und nunmehrige Sekretär der königl. geograph. Gesellschaft in London, schildert in seinem Reisewerke „Der Naturforscher am Amazonas" die Nester der Alligatoren als in einiger Entfernung vom Wasser auf dem Ufer liegend; nur fand er die Eier der Schalen hart und die Rachenhöhle der Alligatoren blutigroth ausgeschlagen, während die Farbe des Rachens bei den von Herrn Baines erlegten Alligatoren wie beschmutztes Waschleder aussah.

genheit gehabt, diese gewaltigen eckelhaften Reptilien zu beobachten. Am Zambesi scheinen sie von den Eingebornen mit einem Gemisch von Gleichgültigkeit und abergläubischer Ehrerbietung betrachtet zu werden. Die Weiber in der Gegend von Tette und anderen Dörfern welche baden gehen, Kleidungsstücke waschen oder Wasser zu häuslichen Zwecken am Strome holen, stehen ganz furchtlos im seichten Wasser, während man vielleicht ein halbes Dutzend großer Alligatoren am jenseitigen Ufer erblicken kann. Allein nicht selten werden doch diejenigen Schwarzen, welche sich zu weit in den Strom hinein wagen oder eine Zeit lang ruhig stehen bleiben, rasch von den Ungethümen ergriffen, und während Baines' kurzen Aufenthalts in jenen Gegenden kamen in der That zwei oder drei derartiger Fälle vor. Eine solche Unglückliche ward so nahe an dem kleinen Dampfboote vorübergeführt, daß der englische Ingenieurgehülfe dieses Schiffes in die Kajüte sprang um seine Büchse zu holen, aber nicht feuerte, da er nur noch das arme Weib über dem Wasser sehen konnte und nicht so viel von dem Alligator, um auf denselben zu feuern. Es wäre allerdings ein Akt der Gnade gewesen, sie zu erschießen, wenn man ihr die lange Todesqual hätte ersparen können, allein der Ingenieur fühlte einen sehr natürlichen Widerwillen, auf ein menschliches Wesen zu feuern, und in der nächsten Minute ward die Arme durch die rasche Strömung weit aus dem Bereiche des Schützen hinabgeschleppt.

Ein ander Mal hatte ein Herr Rae, der Hauptingenieur, einen dreifachen Haken verfertigt, welcher mit einem Köder versehen wurde; allein wahrscheinlich hatten die Zauberer der Eingeborenen, um ihr Ansehen als Beschwörer der Alligatoren aufrecht zu erhalten, womit sie sehr viel verdienten, den Köder entfernt, denn es wurde kein Alligator gefangen. Die Eingeborenen glauben, man könne das Thier durch Zaubersprüche und Beschwörungen anlocken, Räubereien zu begehen, oder dasselbe bewegen, von solchen abzustehen. Dr. Kirk erzählt, seine Kru-Männer haben einmal ihre Kleidungsstücke mit Seife im Shire-Flusse gewaschen, und die Leute aus dem nächsten Dorfe von Eingeborenen nicht zu begreifen vermocht, wofür jene das Wasser des Flusses getrübt hatten; als jedoch am andern Morgen das Weib eines Häuptlings von einem Alligator entführt wurde, war das Räthsel gelöst: die Seife konnte nichts anderes gewesen seyn, als ein mächtiges Zaubermittel, welches die Alligatoren veranlaßte, Weiber zu verzehren. — Auch die Eingeborenen von Timor und anderen Inseln der Molukken und des Sunda-Archipels glauben fest an derartige Zaubermittel, womit man auf die Alligatoren einwirken könne, und werfen Gifte und Betäubungsmittel in die Pfützen und Teiche, um die Krokodile und Fische zu betäuben, welche sie tödten wollen.

Während Herr Baines im Jahre 1862 am Bo-tlet-le-Fluß in der Nähe des Ngamisees reiste, sagte ihm ein Freund Namens Chapman, in der trockenen Jahreszeit schwärmten die Alligatoren von allen Seiten her nach den tieferen Tümpeln und Lachen, und er habe einmal reichlich zweihundert derartiger Geschöpfe in einer täglich kleiner werdenden Lache gesehen; jeden Morgen, sobald der Reif vom Boden weg war, seyen sie schaarenweise auf einen Strich Kiesbank von kaum 200 Schritt Länge herausgekrochen gekommen und habe sich in die Sonne gelegt. Das Gewimmel, wann eine Kugel unter diese eckelhaften Reptilien hineingefeuert wurde und sie sich tumultuarisch in die Tiefe des kleinen Pfuhls zu stürzen suchten, muß nach seiner Schilderung gräßlich anzusehen gewesen seyn. Einige von diesen Alligatoren waren von gewaltigem Umfang; der größte aber, den man schoß, maß nur 17—18 Fuß in der Länge. —

In demselben Flusse verlor ein kräftiger junger Seemann, ein Lieutenant Robinson, sein Leben durch eines dieser Ungethüme; er und sein Reisegefährte waren am Ufer, als Robinson einen Vogel schoß und sich entkleidete, um hineinzuschwimmen und den Vogel zu holen. Er war nur noch wenige Armslängen von seiner Beute entfernt, als man sah wie er umdrehte und dem Ufer zuschwamm; unmittelbar darauf stieß er einen Schrei aus und verschwand, und sein Freund war natürlich ganz außer Stande ihm zu helfen.

Eine ähnliche traurige Katastrophe kostete auch einem der kühnsten und glücklichsten Elephantenjäger von Südwestafrika, Namens Green, das Leben. Er war vom Damara-Land aus nordwärts nach dem Okovango-Flusse aufgebrochen, welchen Andersson erst einige Jahre zuvor entdeckt hatte und ließ sich oberhalb Libèbè in einem Kahn der Eingeborenen über das Wasser setzen, als ein Flußpferd den Kahn angriff und umwarf, und Herr Green mit Einem aus seiner Gesellschaft, den er edelmüthigerweise zu retten versuchte, und einem treuen erfahrenen weißen Diener Namens Bonfield, durch die Alligatoren ergriffen wurde, von denen der Fluß wimmelte, ehe die drei Männer noch schwimmend das Ufer erreichen konnten.

Ueberall wo Alligatoren vorkommen, behauptet man (wie auch vom Löwen und anderen großen Katzenthieren), daß diejenigen dieser Reptilien, welche schon einmal Menschenfleisch gekostet haben, ganz besonders erpicht auf dasselbe seyen, und man fürchtet diese sogenannten Menschenfresser vorzugsweise.

Um aber solche gräßliche Geschichten zu verlassen, sollen hier noch zwei heitere Anekdoten Platz finden, welche der schon erwähnte englische Reisende Chapman am Zambesi erlebte. Von einer Uferbank in der Nähe von Sinamanes aus sah Chapman einst einen großen Kürbiß oder eine Kürbisflasche im Wasser treiben und einen Alligator rasch darnach flußabwärts schwimmen und ein Kielwasser wie ein Dampfboot hinter sich lassen, bis er die leb- und wehrlosen Beute sich näherte. So oft der Alligator mit seinen Kinnladen nach der Beute schnappte, entschlüpfte ihm der leichte, runde, glatte Kürbis zwischen den Zähnen und das ergrimmte Ungethüm schnappte immer wieder von Neuem darnach, während die Makalakas oder eingeborenen Lastträger, welche dem Schauspiel zusahen, in ein lautes wieherndes Gelächter ausbrachen und sich endlich in Paroxysmen unaufhaltsamen Gelächters über die vergeblichen Versuche des Krokodils an der Erde

wälzten. — Auf der Rückkehr zu den Wägen wanderte Chapman dem Lauf des Daka- oder Luisi-Flusses entlang stromaufwärts und fand denselben am Ende der trockenen Jahreszeit nur noch als eine Kette von Tümpfeln, wo sich die Alligatoren in Lachen zusammendrängten die kaum noch so viel Wasser hatten, um sie zu bedecken oder zu verbergen. Da verließ endlich ein Trupp von etwa dreißig Alligatoren, welche mit ihrem unbeirrbaren Instinkte wußten, daß höher stromaufwärts Regen gefallen war, die armselige Lache und hatte schon die Wanderung zu Lande begonnen, als sie plötzlich mit einem Rudel wilder Paviane zusammen stießen. Diese waren tödlich erschrocken, stürzten sich in wilder Verwirrung nach dem ersten besten Baume, und kletterten unter drohenden Geberden und grimmigem Geschrei in seine Aeste hinauf, während die Alligatoren, nicht minder überrascht, entsetzt und verschüchtert, ebenso eilig den Rückzug unter das Obdach ihrer kleinen Sumpflache antraten.

Eine Begegnung mit Charles Sealsfield.

Von J. W.

(Fortsetzung.)

„Und das von Rechts wegen!“ stimmte der enthusiastische Vertheidiger des deutschen Autors ein. „Dickens und Sand sind unleugbar große Schilderer von Land und Leuten, doch der Eine ist spezifisch englischer, die Andere spezifisch französischer Natur. Wo hätte Dickens je ein Meisterstück menschlicher Charakteristik geliefert, es sey denn, daß er einen Engländer geschildert? Sind die Figuren der George Sand nicht durch und durch Franzosen, und zwar noch obendrein Franzosen nach der zwar äußerst subtilen und geistvollen, aber doch nicht allzu realistischen Sand'schen Idee? Wie allumfassend, wie großartig mannigfaltig ist Sealsfield in seiner Charakteristik im Vergleich zu Dickens! Die Schilderungen dieses drehen sich stets um Lords und sonstige englische Aristokraten, reiche Bankiers, Spekulanten, City-Kaufherren, Shopkeeper, orthodoxe Geistliche, Sportsleute, Abenteurer und Gauner; Jener schildert uns die heterogensten Racen und Typen, umfaßt alle Nationen und alle Beschäftigungen. In buntem Wechsel begegnen uns, neben Angehörigen aller civilisirten Völker Europa's, neben Schweizern, Berlinern, Oesterreichern, Engländern und Parisern, Backwoodsmen, Trapper, Indianer, Kreolen, Mulatten, Neger, merikanische Hidalgos — kurz, eine Auswahl von Individualitäten, wie sie so leicht kein anderer Schriftsteller zu zeichnen versuchte. Und sie Alle stehen vor uns als frische, lebenskräftige Gestalten aus Fleisch und Bein, nicht als Schemen oder Wachspuppen, wie sie so manche Modeschriftsteller nach der Schablone anfertigen. Sealsfield hält sich — im Gegensatz zu Dickens — nicht lange bei der Detailmalerei auf, er gibt keine mühsamen Studien im Genrestyl, nein, mit einigen kräftigen Pinselstrichen, in kühnen, tief eingegrabenen Umrissen, stellt er Figuren dar, die dem Leser theils wie alte liebe Freunde und Erinnerungen, theils wie neue Bekanntschaften, auf einer Reise durch fremde Städte und Länder gemacht, entgegentreten.“

„Nach Allem, was uns der Doktor und der Baron hier mitgetheilt,“ nahm der Porträtmaler, der bis dahin der Conversation ruhig zugehört, wieder das Wort, „werde ich wohl einräumen müssen, daß der Autor, mit welchem wir uns hier beschäftigen, unter den Schilderern amerikanischen Bodens und amerikanischer Gesellschaftszustände den ersten Rang einnimmt Es war übrigens auch von vornherein gar nicht meine Absicht, dieß bezweifeln zu wollen. Nur die Behauptung des Barons, Sealsfield sey geradezu und unbedingt der größte Schriftsteller des Jahrhunderts, schien mir eine Einschränkung zu erfordern. Man kann in einer speziellen Branche Vorzügliches leisten, ohne deßhalb überhaupt und im Allgemeinen der Vorzüglichste zu sein.“

„Ein Schritt nach dem anderen,“ versetzte der Baron, der sich die eingenommene Position schlechterdings nicht streitig machen ließ. „Weit entfernt, meine frühere Behauptung aufgeben, oder nur modifiziren zu wollen, wiederhole ich hier ausdrücklich, daß mir Sealsfield als das wahre Prototyp eines schriftstellerischen Universalgenies, als ein Weltdichter gilt. Ist es nicht der glänzendste Beleg seiner Genialität, seines umfassenden Geistes, daß er, ein Europäer, in die Zustände eines anderen Welttheils sich so ganz einlebte, um sie gleichsam als die seiner eigenen Heimath darstellen zu können? Er schreibt ein musterhaftes Deutsch, einen Styl, prägnant, erhaben und edel wie die Ideen, die darin eingekleidet werden; ganz dasselbe Lob spenden ihm aber auch die englischen, ja selbst die französischen und spanischen Kritiker; in der That, die Schranken, welche sonst dem Ausdruck menschlicher Gedanken durch die verschiedenen Sprachidiome gesetzt werden, schienen für ihn nicht vorhanden, — er war ein Meister aller Kultursprachen. In Deutschland geliebt und bewundert, in England gefeiert, in Frankreich hochgeschätzt, in Amerika in zahllosen Ausgaben verbreitet und von Alt und Jung, von Arm und Reich mit gleichem Eifer gelesen — ist ein solcher Schriftsteller nicht ein universeller, ein für die Welt schreibender zu nennen? Gibt es überhaupt ein zweites Beispiel von einem Autor, der, in der einen Sprache schreibend und in eine andere durch sich selbst übersetzt, in beiden so vollkommen den Eindruck eines Originalautors hervorbringt, daß man Jahrzehnte lang im Unklaren bleiben kann, was eigentlich Original, was Uebersetzung ist, und daß eine jede der beiden Nationen den Urheber als den ihrigen in Anspruch nimmt? Um nicht als endloser Panegyriker zu erscheinen, will ich nur noch auf Eine Rücksicht nehmen, meine Herren. Doch gerade dieses Eine scheint mir der unwiderleglichste Beweis für Sealsfield's wahre Größe. Ueber das Besondere vergißt er nie das Allgemeine, auch das farbenschimmerndste seiner Gemälde zeigt einen ernsten Grundton, und alle die reichen bunten Aeußerlichkeiten haben zuletzt keinen andern Zweck, als eine geschichts-philosophische Idee zu illustriren, den unaufhaltsamen Fortschritt der Menschheit darzuthun. Sealsfield's

Endzweck ist Förderung der Humanität, und gerade dadurch kennzeichnet er sich als echter Dichter, obschon seine Werke nur in Prosa verfaßt sind. Sein Herz schlägt warm für alles Schöne und Edle; sein Auge ist offen für die Wunder der Natur — konnte doch sogar Humboldt nicht umhin, im Kosmos die Treue seiner Landschaftsmalereien zu rühmen —; sein Geist erfaßt mit wunderbarer Klarheit die Motive der Handlungen des einzelnen menschlichen Individuums wie der Vorgänge im staatlichen Gemeinwesen; seine Phantasie ist von einem wahrhaft unerschöpflichen Reichthum; seine Darstellung erreicht an dramatischer Lebendigkeit fast die Shakespeare's; sein Styl ist, um mit Börne zu reden, „flüssig, man könnte ihn trinken" — ich frage, was fehlt einem solchen Genius zum wahrhaft kosmopolitischen Dichter?"

In dieser und ähnlicher Weise ging das Gespräch noch geraume Weile fort. Wohl über zwei Stunden beschäftigten wir uns fast ausschließlich mit dem seltsamen Manne, dem uns der Zufall hier nahe gebracht, und der nichts mehr als seinen eigenen Ruhm zu fürchten schien. Welcher Kontrast gegen so manche Tagesberühmtheiten, die sich unendliche Mühe geben zu scheinen, was sie nicht sind, während hier ein wirkliches, ein großartiges Genie auch den leisesten Schein von Ostentation zu meiden sucht und nicht einmal eine Anspielung dulden mag auf die herrlichen Geistesgaben, die es der Menschheit vermacht! Ehe wir an diesem Abend das Hinterstübchen der Apotheke verließen, hatte ich dem Doktor das Versprechen abgenommen, mich bei dem berühmten Schriftsteller einzuführen, sobald es dessen Gesundheitszustand irgend gestatte. Möglich, daß auch dieser zweite Versuch, ihm nahe zu kommen, fehl schlug; gemacht mußte er aber unter allen Umständen werden.

* * *

Ehe ich dem geneigten Leser den Verlauf meiner zweiten Begegnung mit dem berühmten Schriftsteller — es verging ohnehin eine Reihe von Wochen, bis sich Gelegenheit dazu bot — zu schildern unternehme, dürfte es passend seyn, sich mit dem jedenfalls vielbewegten Leben und den Schriften desselben etwas eingehender zu beschäftigen. Das ist denn freilich keine ganz leichte Sache, denn die biographischen Nachrichten sind spärlich und obendrein sehr widersprechend. Meine eigene Bekanntschaft mit Sealsfield war aber eine zu flüchtige und vorübergehende, um aus dem Munde eines so zurückhaltenden und verschlossenen Mannes Aufschlüsse über Dinge zu erhalten, die er, wie es den Anschein hat, Zeit seines Lebens geheim hielt, und worüber er selbst seinen wenigen intimeren Freunden nur sehr andeutungsweise Mittheilungen machte. In unserem Jahrhundert der unumschränkten Oeffentlichkeit gibt es gewiß nur sehr wenige hervorragende Persönlichkeiten, deren Herkunft und Lebensverhältnisse so auf die Dauer in undurchdringliches Dunkel gehüllt geblieben, wie dieß bei Sealsfield der Fall war. Als seine ersten Schriften in Deutschland erschienen, hielt ihn alle Welt für einen Amerikaner, dessen Werke in's Deutsche übertragen seyen. Nur aus dem Munde einiger Freunde, die im Lauf seiner letzten Lebensjahre in der Schweiz zeitweise mit ihm zusammentrafen, wissen wir, daß seine sämmtlichen Schriften, mit Ausnahme des Romans "Der Legitime", der für einen englischen Verleger in englischer Sprache geschrieben wurde, ursprünglich Deutsch abgefaßt und erst später von ihm selber in's Englische übertragen sind. In den Dreißiger Jahren, wo sich Sealsfield in Europa, und zwar abwechselnd in Frankreich und der Schweiz, aufhielt, ward man zuerst über seine Nationalität aufgeklärt. Doch selbst noch lange nachher wollte man sogar in literarischen Kreisen nicht einräumen, daß er wirklich von Geburt ein Deutscher sey, und in einer zu Anfang der Vierziger Jahre in einer angesehenen englischen Zeitschrift erschienenen Abhandlung, betitelt: „The Writings of Charles Sealsfield," wird die Angabe, daß der Autor ein geborener Deutscher sei, als lächerlich dargestellt und seine amerikanische Abstammung für unbestreitbar erklärt. Durch den Umstand, daß Sealsfield während der letzten zwanzig Jahre, ein halbes Dutzend Besuche in Amerika abgerechnet, deren längster vom Herbst 1857 bis zum Frühjahr 1858 währte, fast beständig in der Schweiz lebte und dort sogar ein Eigenthum erwarb, hatte man sich ziemlich allgemein dem Glauben zugeneigt, er sey in der Schweiz geboren, und die Sehnsucht nach seiner Heimath habe ihn in späteren Lebensjahren dahin zurückgeführt. Demgemäß ließ man ihn ursprünglich „Siegelfeld" heißen, und meinte, während seines Aufenthalts in Amerika habe er seinen Namen in's Englische übertragen, wie das überhaupt bei dort ansäßigen Deutschen häufig vorkomme. Nicht zufrieden damit, machte sogar ein patriotischer Schweizer die Entdeckung, daß er eigentlich „Sitzfelder" geheißen und aus dem sehr alten und angesehenen Schweizer Patriziergeschlecht dieses Namens abstamme; als sein erstes Werk in englischer Sprache erschienen, sey durch ein Versehen des Druckers auf dem Titelblatt aus dem t ein l geworden — er habe eigentlich unter dem Namen „Seatsfield" schreiben wollen. Da das erste Werk so unerwarteten Beifall gefunden und den Namen des Verfassers überall bekannt gemacht, hätten Autor und Verleger es für das Zweckmäßigste erachtet, die durch einen Zufall herbeigeführte Variante ein- für allemal beizubehalten. Das Geschichtchen klingt ganz amüsant, vielleicht sogar plausibel, schade nur, daß — kein wahres Wort daran ist.

Sealsfield ist wahrscheinlich zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Deutschland geboren — wo? scheint bis zu diesem Augenblick noch nicht mit Gewißheit ermittelt. Auch über seine Jugendschicksale, und die Gründe, welche ihn, fast noch im Jünglingsalter stehend, zur Auswanderung nach Amerika bewogen, weiß man sehr wenig. Aus seinen nachgelassenen Papieren soll sich ergeben haben, daß er in Oesterreich als Sohn eines ziemlich bemittelten Gutsbesitzers Namens Postel geboren ward, eine sorgfältige Erziehung erhielt und, zum geistlichen Stande bestimmt, im Alter von 16—17 Jahren zu Prag in einen Orden aufgenommen und zum Priester geweiht wurde. Seine glänzenden Geistesgaben, namentlich sein außerordentliches Sprachtalent, welches

ihn befähigte, binnen kürzester Frist jede fremde Sprache sich anzueignen, hätten die Aufmerksamkeit des höheren Klerus auf ihr gelenkt, und so sey es gekommen, daß der kaum neunzehnjährige Jüngling die konfidentielle Stellung eines Kreuzherrn-Sekretärs erhielt. In dieser Stellung habe er nun bald schlimme Erfahrungen machen müssen, und sey durch allerlei, seinem ehrenhaften Charakter und seiner freieren Gedankenrichtung schnurstracks zuwiderlaufende Zumuthungen dergestalt beunruhigt worden, daß er zuletzt den Entschluß gefaßt, sich seinem Amt und dem geistlichen Stand ein- für allemal durch die Flucht zu entziehen. Um gegen alle Nachstellungen sicher zu seyn und seine angesehene, in religiösen Dingen sehr gewissenhafte Familie nicht weiter zu kompromittiren, habe er unmittelbar nach glücklich bewerkstelligter Flucht einen andern Namen angenommen, und von da an jede Anspielung auf seine Vergangenheit stets sorgfältig vermieden. Bei dem Dunkel, welches bis zu diesem Augenblick über Sealsfield's Leben schwebt, darf es uns nicht wundern, wenn neben dieser Angabe noch eine andere existirt, welche seine Flucht aus der Heimath anderen, für Sealsfield minder ehrenvollen Gründen zuschreibt; doch wollen wir uns hierbei nicht länger aufhalten. Dagegen verdient es wohl der Erwähnung, daß zwei bekannte Schriftsteller, die während Sealsfield's langjährigen Aufenthalts in der Schweiz in nähere Beziehungen zu ihm getreten waren, seine Identität mit dem um's Jahr 1810 aus Prag verschwundenen Kreuzherrn-Sekretär Postel in Abrede stellen, freilich ohne uns sagen zu können, wer er eigentlich gewesen. Es sind dieß der ungarische Schriftsteller K. M. Kertbeny, der jüngst zur Widerlegung jener Annahme eine eigene Schrift erscheinen ließ, welche viele schätzenswerthe Mittheilungen über Sealsfield enthält, und Alfred Hartmann aus Bern, Verfasser der in der Schweiz vielgelesenen Kiltabend-Geschichten, des helvetischen Romans „Meister Putsch und seine Gesellen", zugleich Gründer (?) des Karrikaturblattes „Postheiri", einst auch Jeremias Gotthelfs vertrauter Freund. Hartmann soll zu Sealsfield in intimeren Beziehungen gestanden haben als irgend ein Anderer; seine Meinung fällt daher in Allem, was sich auf das Leben des großen amerikanischen Unbekannten bezieht, schwer in's Gewicht.

Wer Sealsfield je reden gehört, wird in ihm bald den Süddeutschen erkannt haben. Er sprach ein sehr reines Deutsch; gleichwohl deutete ein ganz leiser Accent, besonders bemerklich in der Behandlung einiger Endsilben, auf seine bairische oder österreichische Abstammung. Von dem bekanntlich sehr charakteristischen und schwer zu verleugnenden Schweizerdialekt hatte er keine Spur.

Im Jahr 1812 taucht Sealsfield im Süden der Vereinigten Staaten auf. Er hatte sich in Louisiana niedergelassen und daselbst das Bürgerrecht erworben. Unter welchen Verhältnissen er anfangs dort gelebt, welchem bürgerlichen Erwerb er nachgegangen, ob er sich vermählt — keiner seiner Biographen, deren überdieß sehr wenige sind und die sich aus naheliegenden Gründen einer echt lakonischen Kürze befleißigen, weiß darüber Rechenschaft zu geben. Seine äußeren Verhältnisse scheinen günstig gewesen zu seyn; in späteren Jahren hatte er sogar im Staate Louisiana nicht unbeträchtliches Grundeigenthum erworben, welches er auch bei seiner Uebersiedlung nach der Schweiz nicht veräußerte, und nach bei Ausbruch der Rebellion besaß er daselbst eine Strecke Landes nebst verschiedenen Gebäulichkeiten. Was aus diesem Besitzthum, um welches er sich in den letzten Lebensjahren viel Sorge machte, geworden, ob es durch die Rebellion für ihn verloren ging, vermögen wir nicht anzugeben. In den Jahren 1815 bis 1822 scheint Sealsfield mehrere Reisen durch Texas nach Mexico unternommen zu haben; mit letzterem Lande war er jedenfalls sehr bekannt, und muß es in Kreuz und Quere durchzogen haben.

Von seiner litterarischen Thätigkeit in jener Periode ist uns gar nichts bekannt. Möglich, daß seine schriftstellerische Gabe ihm selber damals noch verborgen war, oder daß er, durch anderweitige Beschäftigungen zu sehr in Anspruch genommen, keine Muße fand, seine Ideen zu Papier zu bringen. Erst die Reisen durch Mittelamerika scheinen ihm Veranlassung zur Ausarbeitung einzelner Skizzen und Schilderungen gegeben zu haben, von denen man glaubt, daß sie in verschiedenen, damals in New-Orleans theils in englischer, theils in französischer Sprache erscheinenden Zeitungen gedruckt wurden.

Im Jahre 1826 finden wir Sealsfield auf einer Reise nach Europa. In Mexico hatte er einen gewissen Poincet kennen gelernt, der sich als diplomatischer Agent nach London, Paris und Wien begab. Diesen begleitete er. Er soll sich fast ein Jahr in Oesterreich aufgehalten haben, wo er für einen Amerikaner angesehen wurde. Auch will man wissen, daß er damals in deutscher Sprache ein kleines Werk über Amerika geschrieben habe, welches irgendwo in Deutschland im Druck erschienen sey. Ist dem so, so wäre dieß sein erster Versuch als deutscher Schriftsteller. Mehr Aufsehen erregte ein 1828 bei Hon und Camp. in London erschienenes Buch: „Austria as it is." Dasselbe liefert ein treues Bild der damaligen österreichischen Zustände und fesselte durch seine kernige, pikante Schreibart. Sein Inhalt war so scharf, daß es sofort in den meisten deutschen Staaten verboten und eine Uebertragung in's Deutsche sofort polizeilich mit Beschlag belegt wurde. In London schrieb man die Schrift einem oder dem andern hochstehenden Diplomaten zu; übrigens wurde das Geheimniß ihrer Urheberschaft nie gelöst. Erst in den letzten Jahren seines Lebens bekannte Sealsfield, daß er der Verfasser jenes epochemachenden Buches gewesen. Besonders merkwürdig ist dasselbe um deßwillen, da es für Oesterreich genau das voraussagte, was zwanzig Jahre später eintrat: Die Ereignisse von 1848 und 1849. Sehr weitläufig wird darin auch von Ungarn und seinem Verhältniß zur österreichischen Monarchie gehandelt, und mit wirklich prophetischem Blick nennt der Verfasser dieses Land Oesterreichs Zerstörer oder Regenerator, je nachdem man die Bedürfnisse desselben hartnäckig verkennen oder klüglich befriedigen werde.

Der Eindruck, welchen das damalige, unter Metternich-

icher Zucht stehende Deutschland auf einen so freisinnigen, mit den republikanischen Ideen der neuen Welt genährten Geist hervorbrachte, konnte unmöglich ein günstiger seyn. Die deutschen Zustände erfüllten Sealsfield mit einem förmlichen Abscheu. Als er sich später in der Schweiz niederließ, äußerte er gegen seine dortigen Freunde: „Ich würde viel lieber in Deutschland als in der Schweiz leben, denn die Schweizer in Ehren, ich hätte jedoch bei den Deutschen mehr Anregung und Bildungsstoff in der Gesellschaft. Aber hier bin ich frei wie in Amerika, und denke ich an die Zustände, wie ich sie einst in Deutschland und Oesterreich kennen lernte, — nein, da will ich lieber verwildern und verbauern; meine Freiheit und Menschenwürde ist mir nicht um höchste Bildung und Kunst und Gemüthlichkeit feil!" In späteren Jahren gab er übrigens gern zu, daß jene Verhältnisse sich sehr wesentlich geändert; das bei seiner letzten Rückkehr aus Amerika an ihn gestellte Ansinnen, sich dauernd in Deutschland niederzulassen, wies er jedoch mit dem Bemerken zurück, daß er in seinen alten Tagen kein Verlangen trage, sich eine dritte neue Heimath zu gründen.

Im Sommer 1827 kehrte Sealsfield nach Amerika zurück und landete dießmal in New-York, welches er bis dahin nicht besucht hatte. Sein Aufenthalt war nur ein flüchtiger. Es zog ihn nach seiner südlichen Heimath; ehe er jedoch dorthin zurückkehrte, wollte er den damals noch sehr wenig besiedelten Südwesten bereisen. Der Herbst 1827 und der darauf folgende Winter fanden ihn auf der Wanderung durch das westliche New-York, Pennsylvanien, Virginien, Tennessee, Kentucky und Mississippi. Zum ersten Mal fuhr er den Vater der Ströme hinab, da und dort Halt machend, wo ihn gerade ein landschaftliches Bild fesselte. Im März 1828, nach gerade zweijähriger Abwesenheit, langte er wieder in seiner unweit New-Orleans gelegenen Heimath an.

Der Aufenthalt in Europa scheint die Lust zu literarischer Thätigkeit in ihm erst recht geweckt zu haben.

In der stillen Zurückgezogenheit seines bequemen Besitzthums hatte er hinlänglich Muße, die vielfältigen auf der Reise empfangenen Eindrücke zu verarbeiten. Die erste Frucht seines Fleißes war ein Roman „Takeah, or the White Rose," der in New-Orleans und später in Philadelphia im Druck erschien, jedoch kein sonderliches Aufsehen erregt zu haben scheint. Ob er diesen Roman wie fast alle folgenden zuerst in deutscher Sprache niedergeschrieben und dann in's Englische übertragen, ist nicht bekannt geworden. Möglich, daß „Tokeah" jener Roman gewesen ist, dessen Sealsfield in der weiter unten mitgetheilten Unterredung gedachte, und der von drei deutschen Buchhändlern als der Veröffentlichung nicht werth zurückgewiesen wurde.

Die Einsamkeit seiner südlichen Besitzung vermochte jedoch dem nunmehr in der Fülle seiner Lebenskraft und geistigen Thätigkeit stehenden Manne nicht für die Dauer zu genügen. Schon im folgenden Jahre, 1829, verließ er New-Orleans wieder und reiste über Charleston, Richmond, Baltimore, Washington und Philadelphia nach New-York, wo ihm die Stelle eines Redakteur's en Chef des kurz vorher mit bedeutenden Mitteln begründeten französischen Journals „Courier des Etats unis" angetragen worden war. Schon in damaliger Zeit schrieb er nämlich ebenso fertig französisch, wie englisch und deutsch. Da das Journal besonders von den reichen Kreolen des Südens unterstützt und nebenbei von Europa aus bedeutend subventionirt wurde, war die Stellung für Sealsfield eine sehr angenehme und ergiebige, die ihm nebenbei eine Menge angesehener und einflußreicher Bekanntschaften verschaffte. Unter Letzteren befand sich auch der damals noch auf seinem pennsylvanischen Landsitz lebende Exkönig Joseph Bonaparte, bei dem Sealsfield ein häufiger und gern gesehener Gast war. Auf diese Weise wurde er mit den damaligen Familienverhältnissen der zerstreut in der Welt lebenden Bonapartes näher bekannt, er wurde in die politischen Agitationen derselben eingeweiht, und sein Rath soll stets von bedeutendem Einfluß gewesen sein.

Die Pariser Juli-Revolution brachte in den Kreisen, in welchen sich Sealsfield damals bewegte, eine tiefe und nachhaltige Erschütterung hervor. Kaum war die Kunde davon über den Ozean gedrungen, als er seine Redaktionsstelle niederlegte und, angeblich als Korrespondent des englischen Blattes: „New-York Morning Courier", in Wahrheit aber wohl im Auftrag seiner politischen Freunde, nach Paris eilte. Dort hatten die Ereignisse bereits eine Wendung genommen, die mit seinen Absichten und Plänen nicht ganz im Einklang stand. Es blieb ihm daher nichts übrig, als auf seine politische Mission vorläufig zu verzichten und sich ganz der literarischen Thätigkeit zu widmen. Diesem Umstand verdankt Deutschland und Amerika einen seiner herrlichsten und begabtesten Schriftsteller, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß die schöne Literatur nie viel von ihm erfahren haben würde, hätte sich seinem rastlosen Thätigkeitsdrang damals die gewünschte politische Carriere eröffnet.

Nach einem ungefähr einjährigen Aufenthalte in Paris siedelte er nach London über, wo er eben so lange blieb. Während dieser beiden Jahre arbeitete er mit unausgesetztem Fleiß. Außer zahlreichen Korrespondenzen für amerikanische Blätter schrieb er viele kleinere Artikel für englische und französische Journale. Hauptsächlich aber eröffnete er nun den Reigen jener prächtigen Romane, jener unvergleichliche Land- und Sittenschilderungen Mexiko's und der amerikanischen Südstaaten, die ihm rasch auf beiden Hemisphären bedeutenden Ruf verschafften. Viele seiner Schriften erschienen fast gleichzeitig in englischer und deutscher Sprache, erstere in New-York und Philadelphia, letztere in einem Züricher Verlag. Auf dem Titel nannte er sich einfach „Charles Sealsfield", jede weitere Andeutung über seine Person, seine Lebensverhältnisse oder seinen Wohnsitz sorgfältig vermeidend. Sein deutscher Verleger in Zürich war kein Mann von großem Unternehmungsgeist. Die Versendung der Werke war nachlässig und langsam, die Ausstattung so ärmlich wie möglich; dabei erschienen sie bandweise in unbestimmten Zwischenräumen, so daß die Leser oft halbe Jahre oder Jahre lang auf die Fort-

setzung eines Romans warten mußten. Von einer buchhändlerischen Reklame, wie sie unsere Zeit in's Leben gerufen, wußte man damals noch nichts; der Schweizer Verleger fand es aber nicht einmal für angemessen, auch nur die allergewöhnlichsten Maßregeln zu treffen, um den neuen Autor bei dem deutschen Publikum einzuführen und seine Popularität zu befördern. Um so staunenswerther und außerordentlicher war der trotz aller Mißgriffe und Unterlassungssünden gleichwohl nicht ausbleibende Erfolg. Kaum zwei Jahre nachdem das erste Sealsfield'sche Werk erschienen, hatte sich dieser fremde Autor, von dem das deutsche Lesepublikum nicht ahnte, wie nahe er ihm stand, vollständig Bahn gebrochen und seine Schriften gehörten zu den gelesensten des Tages.

Während seines Aufenthaltes in England stattete Sealsfield einen Besuch bei dem hochgefeierten Meister des modernen historischen Romans, bei Walter Scott, ab. Er fand die herzlichste und zuvorkommendste Theilnahme. Der große schottische Barde hatte bereits einige der Werke des jungen Deutsch-Amerikaners gelesen und erkannte mit scharfem Kennerblick die diesem innewohnende schöpferische Kraft. Sealsfield pflegte noch in späteren Jahren gern von seinem Aufenthalt bei Walter Scott zu erzählen; namentlich scheint ein Rath, den ihm dieser damals ertheilte, bei ihm eine gute Stätte gefunden zu haben, denn er befolgte ihn gewissenhaft bis an sein Lebensende. Scott rieth nämlich seinem angehenden Kollegen, nie nach den Urtheilen der sogenannten Kritik zu fragen, wenn er etwas Rechtes aus sich machen wolle. Die Kritik binde sich an gewisse trockene Regeln und inhaltlose Formen, sie lege den Maßstab der nüchternen Vernunft an Schöpfungen, die doch Ausflüsse aller seelischen Thätigkeiten seyn müßten, sollten sie überhaupt einen Werth haben. So lange er selber produktiv blieb, las Sealsfield absolut gar keine der ihm von seinen Verlegern stoßweise zugeschickten Kritiken über seine Werke. Dabei hob er aber Alles sorgfältig auf — zu späterer Unterhaltung, wie er sagte. Einem seiner Schweizer Freunde zeigte er einst eine mächtige Kiste voll davon: englische, amerikanische, französische, deutsche und spanische Zeitungsblätter, Revuehefte und ganze Bände, zum Theil noch unaufgeschnittene, sogar in der Originalverpackung und mit dem Poststempel versehen. Als sich der Freund über diese jedenfalls kein allzu großes Interesse des Schriftstellers an diesen kritischen Ergüssen und Auslassungen verrathende Erscheinung wunderte, versetzte Sealsfield lachend: „Jetzt, wo ich kaum mehr etwas produzire, beginne ich das Zeug zur Aufheiterung durchzugeben; früher vermied ich es mit reiflicher Absicht; es hätte nur verwirrt, mich vielleicht an meinen Instinkten irre gemacht, keineswegs belehrt; denn die scharfsinnigste Kritik vermag nur aufzufinden, daß etwas nicht entsprechend, sie kann aber nie sagen, wie es anders und eigentlich zu machen sey. Also trifft man's nicht selbst, so ist es Einem eben verjagt." — In späteren Jahren hat er, wie seine Schweizer Freunde berichten, und wie ich es auch aus seinem eigenen Mund erfuhr, wenigstens die Urtheile der renommirtesten und gediegensten deutschen Kritiker über seine Schriften mit Aufmerksamkeit und Interesse gelesen, auf die Auslassungen der Amerikaner aber legte er kein Gewicht, da sie doch gar zu possierliches und ungereimtes Zeug über ihn zu Tage gefördert hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Testament von St. Helena.

Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich

von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Der Tagelöhner war kaum um die Ecke der Stallungen gebogen, als die Königin in einen Shawl gehüllt aus dem Schlößchen trat und sich nach den Zimmern des Prinzen begab, welchen sie noch in tiefem Sinnen und Träumen über dem Inhalt des Briefchens überraschte, das er rasch in seiner Busentasche verbarg, als er die Thüre gehen hörte; aber eine leichte Röthe überflog doch sein bleiches Gesicht, als ihn die Mutter mit dem Sträußchen im Glase und in der Hand überraschte, welchem er so eben frisches Wasser gereicht hatte. Hortense heftete einen flüchtigen prüfenden Blick auf ihren Sohn; dann aber lächelte sie unbefangen.

„Ah, Du hast das kleine Bouquet von Mademoiselle Hedwig in der Hand und suchst es zu deuten, mein Sohn?" hub die Königin an. „Ja, man muß immer die Dornen kosten, ehe man die Rosen der Freude und die Palme der Geduld und den Lorbeer des Sieges erntet! Und diese dunkle Rose bedeutet nicht nur Liebe und Freude, mein Louis; sie bedeutet auch — Blut!" setzte sie mit einem leisen Beben ihrer volltönigen Stimme hinzu.

„Es gibt keinen unblutigen Lorbeer, Mama, als denjenigen des Gelehrten," versetzte der Prinz.

„Und doch studirt mein Louis nicht diese Karten und Bücher über Polen, um den unblutigen Lorbeer des Mannes der Wissenschaft zu ambiren! — Du folgst mit Interesse den Wechselfällen des gegenwärtigen Krieges!"

„Und wie sollt' ich nicht, beste Maman? Sie wissen ja, wozu man mich ausersehen hat!"

„Leider — man bedroht mich mit einer Trennung von Dir — vielleicht für immer, mein Louis!"

„Ah, par exemple, ma chère maman! wer könnte das wagen?" rief der Prinz lebhaft. „Ich möchte doch denjenigen sehen, welcher im Stande wäre, mich von meiner geliebten Mutter hinwegzureißen! Wer soll dieß seyn?"

„Du selbst mein Sohn! Dein Ehrgeiz, Dein Streben nach Ruhm, Deine weltgeschichtliche Bestimmung," versetzte die Königin mit einer Mischung von mütterlichem Stolz und Rührung, und ihr großes geistvolles Auge schwamm in einem feuchten Glanze.

„Wie soll ich dieß verstehen, Maman?" Was hat sich zugetragen?"

„Die polnische Deputation wird morgen hieher kommen,

mein Sohn, und hat einen Kurier vorausgeschickt um sich anmelden zu lassen. Der Mann hat dieses Schreiben hier überbracht, das ich beinahe nur mit Zittern in Deine Hände lege, mein Louis, denn ich fühle, daß es der Vorbote unserer Trennung, — eine Trennung vielleicht auf Lebenszeit — ist."

„Und weßhalb denn auf Lebenszeit, beste Mama?" fragte der Prinz erstaunt; „wenn ich dem Ruf entspreche, welcher an mich ergeht, wenn mein Name an der Spitze des Befreiungskampfes jener kleinen aber heldenmüthigen Nation die Theilnahme des ganzen gebildeten Europa für Polen zu den Waffen ruft, werden Sie mich dann nicht bald wieder sehen, geschmückt mit dem Lorbeer des Siegers, der Wiederbringer des Ruhms der Napoleoniden, der Wiederhersteller der gerechten Ansprüche unserer Familie, die Geschicke Europa's zu lenken? Werden Sie dann nicht berufen seyn, theure Maman, mir mit Ihrer Erfahrung und Umsicht und Ihrem weisen Rathe zur Seite zu stehen?"

„Ob mein Louis, mein einziger Sohn!" rief die Königin bewegt, legte beide Hände auf die Schultern des Prinzen und blickte ihm mit einem unbeschreiblich innigen Ausdruck in die Augen. „Es ist das schöne Vorrecht der Jugend, enthusiastisch zu seyn und das Höchste kühn zu hoffen. Allein wenn ein Menschenalter von Enttäuschungen, Leiden, Kämpfen, zertrümmerten Hoffnungen an der Seele vorübergezogen ist, dann sind Furcht und Zweifel in unserem Geiste stärker als Hoffnungen und Träume, und jeder Aufschwung der Einbildungskraft erlahmt bei der Erinnerung an erlebte Desillusionen. So schlägt mein Herz einerseits hoch bei dem Gedanken, daß das Schicksal seinen Ruf an Dich ergehen läßt, und doch bebt zugleich meine Seele vor Angst, wenn ich die Trennung von Dir voraussehe. Du freilich stürmest der neuen Bestimmung mit trunkener Freude und vollem Glauben an den Sieg entgegen, mein Sohn, die Brust geschwellt von freudigem Selbstgefühl über die Auszeichnung, welche Dir zu Theil geworden. Aber Du hast es nicht miterlebt, wie ich, mein Louis, wie eines der schönsten Heere, welche die Welt jemals gesehen, unter der persönlichen Führung des größten Feldherrn aller Zeiten, an dem zähen Widerstande des russischen Kolosses zerschellte, mit dem sich die Natur selbst zu verbünden schien, — Du hast den furchtbaren Anblick nicht gehabt, wie die zerworfenen Trümmer jenes Heer's im jämmerlichsten Zustande wieder zurückkamen und nicht graphisch genug zu berichten wußten von den Schrecken, welche der nordische Winter und die zahllosen Schaaren wilder asiatischer Nomaden, die man gegen den auswärtigen Feind herbeigerufen, selbst den tapfersten und kriegsgeübtesten Soldaten bereitet hatten! Rußland siegte damals, obschon ganz Europa gegen dasselbe unter Waffen stand, und der Kaiser mußte bekennen: das Herz des russischen Reiches sey nicht die Seite, wo man den Hebel einsetzen müsse, um den nordischen Koloß zu stürzen. Und wer steht heutzutage gegen Rußland, mein Sohn? Niemand als die kleine polnische Nation, welche allerdings mit dem Muthe der Verzweiflung und der Tapferkeit von Helden kämpft, aber bald keine neuen Kämpfer mehr in die Schlacht zu führen haben wird gegen die ewig neuen Armeen, welche der Zar ihnen entgegen zu werfen im Stande ist! . . ."

„Maman, die Polen haben noch einen unschätzbaren gewaltigen Verbündeten: das Recht, Maman, und die Freiheit und die öffentliche Meinung der ganzen gebildeten Welt!" rief der Prinz lebhaft. „Wo ist ein Männerherz dermalen in der civilisirten Menschheit, welches nicht fühlte, daß gegenwärtig dort an der Weichsel nicht um Polens Unabhängigkeit allein, sondern um die Freiheit aller Völker gekämpft wird?!"

„Ganz recht, mein Sohn, und eben weil es ein Prinzipienkampf ist, ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Despotie und Freiheit, eben darum fürchte ich, daß Polen dießmal nicht siegen wird," entgegnete Hortense mit einem tiefen Seufzer. „Der Kampf, von beiden Seiten mit verzweiflungsvoller Erbitterung geführt, wird zu Gunsten der Uebermacht enden. Die Theilnahme der Einzelnen in allen Ländern für das heldenmüthige Polen ist nur eine Velleität, seit die altlegitimen Herrscher auf den Thronen und ihre Diplomaten begriffen haben, um welches Ziel und Preis eigentlich in Polen gekämpft wird. Die Fürsten Europa's werden alle zu Rußland stehen, dem die schmachvollen Verträge von 1815 die Weltherrschaft übertragen haben, als Preis für den Sturz der Napoleoniden und des Kaiserreichs, das die von der Revolution geborenen Ideen der Neuzeit repräsentirte, während Rußland die Thatsache, die Verkörperung des alten Absolutismus und der unumschränkten Despotie ist. Glaube mir, mein Lieber, Gewalt ging von je her vor Recht. Nesselrode und Talleyrand und Metternich haben dieß ebenfalls gewußt und darum das Schwert Europa's in die Hände Rußlands gelegt. Ich bin vollkommen überzeugt, daß kein Fürst Europa's jemals zulassen wird, daß die Sympathie seiner Unterthanen für Polen eine politische Macht erlange, denn jeder sieht in Polens Befreiung die permanente Incarnation der Revolution, des Gespenstes welches Tag und Nacht die bösen Gewissen der legitimen Gewalthaber schreckt. Kein Fürst wird auch nur eine diplomatische Verwendung zu Gunsten Polens nach St. Petersburg senden, geschweige denn Einen Soldaten zu Gunsten der polnischen Erhebung marschiren lassen!"

„Aber die Völker, Maman, die Völker werden die Fürsten dazu drängen!" rief der Prinz lebhaft und begeistert. „Ich rechne auf Frankreich, liebe Mutter, das von jeher sich den ‚Franzosen des Nordens,' den Polen, stammverwandt fühlte!"

„Mit nichten, mein Sohn, das heutige Frankreich, zerklüftet von Parteien, uneins in sich selbst und unfertig im Innern, wird sich nicht über eine blos orale Theilnahme für Polen erheben!"

„Aber die Kammern werden ihre Stimme laut erheben und der sogenannte Bürgerkönig wird um seiner eigenen Sicherheit willen zugeben müssen, daß die Sympathieen von Heer und Bürgerthum einen reellen Ausdruck finden!"

Königin Hortense schüttelte wehmüthig das Haupt. „Von

diesem schlauen, habsüchtigen, engherzigen Orleans erwarte ich nichts, mein Sohn! er ist zu feig um ein König des Volks, zu klug um der allein stehende Feind Rußlands zu seyn, zu hinterlistig um der Stimme des Volkes für die Polen in den Kammern Ausdruck geben zu lassen! Ihm zum Trotze möchte ich Dich schon an der Spitze der Polen stehen sehen, mein Louis, um den Franzosen zu zeigen, daß der große Kaiser die Befreiung der Nationalitäten nicht umsonst auf sein Banner geschrieben hat und daß wir alle stündlich bereit sind, die Ideen des großen Napoleon praktisch zu verwirklichen ....“

„Glauben Sie mir, liebe Mutter, daß wenn mein Name identificirt ist mit der Sache Polens, mit der Sache der Freiheit, der Julithron unter jenem Orleans wanken wird!“ sagte der Prinz zuversichtlich. „Alle meine Freunde sagen und schreiben mir das!“

„Jugendliche Träume und Illusionen, mein Sohn!“ versetzte die Königin mit ernstem wehmüthigem Lächeln. „Ich zweifle nicht, daß es Tausende freudig bewegen wird, wenn sie Dich als Diktator oder Kronfeldherr Polens sehen. Aber das wird für den abgefeimten Bürgerkönig nur eine Mahnung mehr seyn, neue Intriguen im Rathe der Fürsten gegen uns Napoleoniden in Scene zu setzen und die schändliche Polizei der ganzen heiligen Allianz hinter uns her zu hetzen. Jetzt hat er uns durch den schmachvollen Kammerbeschluß, der die Konfiskation unserer Besitzungen in Frankreich und unsere Verbannung aus demselben von Neuem bestätigt, arm und heimathlos gemacht. Dann aber wird er uns auch ehrlos zu machen suchen und vogelfrei, und es wird uns kein Asyl mehr bleiben, als der Schutz des Papstes, welchen Du leider verscherzt hast, mein lieber Sohn, als Du und Dein Bruder euch durch verkappte Agenten der heiligen Allianz hinreißen ließet, für die Sache der Freiheit und Einigkeit Italiens zum Degen zu greifen. Und wer weiß,“ fuhr sie wehmüthig fort, und ließ die Arme schlaff sinken, — „wer weiß, ob nicht ein ähnlicher Versuch, Dich in ein gefährliches Spiel zu verwickeln, auch dießmal beabsichtigt wird mit dem Ruf, der an Dich erging? Es hat unter dem ehrgeizigen Volke der Polen zu keiner Zeit an Elenden gefehlt, welche um Gold und Ehre die Sache ihres Vaterlandes und ihrer Nation verriethen. Man munkelt auch bereits wieder von den Unterströmungen einer Gegenrevolution in Polen, welche von russischem Gold und Versprechungen angezettelt worden seyn soll!“

Die Königin ließ sich in einen Sessel am Schreibtisch des Prinzen gleiten, und Louis zögerte das Schreiben zu erbrechen welches er noch immer in der Hand hielt.

Der Prinz kannte zur Genüge den politischen Scharfsinn und die tiefe Einsicht der Königin in die Pläne der Diplomatie; er hatte schon zu oft die Richtigkeit ihrer Prophezeiungen erprobt. Aber er war jung, thatendurstig — die Aussicht auf einen Wirkungskreis als Soldat im Felde lockte ihn; kein Wunder daher, daß er sich in einem peinlichen innern Zwiespalte befand.

„Fürwahr, Maman, ich erkenne Sie kaum wieder,“ entgegnete der Prinz nach einer Weile, während er in sichtlicher Bewegung die Königin betrachtet hatte. „Sie die sonst so ruhig und klar, so voll Muth und Hoffnung, voll Spannkraft und Scharfblick sind, sehen heute nur trübe und angstvoll in die Zukunft!“

„Kann Dich dieß wundern, mein Louis?“ fragte die Königin, welche das Haupt auf die Rechte und diese auf den Schreibtisch gestützt zu dem Prinzen aufblickte. „Hast Du Dir schon gleich mir beide Seiten der Medaille vergegenwärtigt und alle möglichen Folgen erwogen? Hast Du bedacht, daß wenn die polnische Sache jemals siegen sollte, und dann das Signal zu einer allgemeinen Erhebung aller Völker Europa's, zu einem allgemeinen Kampfe um republikanische Institutionen würde das Geschick Dich jedenfalls auf Jahre in den wildesten Strudel der Gährung hineinreißen müßte? Oder willst Du in Abrede ziehen, mein Sohn, daß wenn die polnische Sache unterliegt und der Freiheitskampf, welcher nun schon seit neun Monaten mit aller Erbitterung geführt wird, durch die russische Uebermacht zertreten wird, so lange Du an der Spitze stehst, — daß alsdann Deine Person und Dein Name geächtet seyn und Dir in ganz Europa kein Staat mehr ein Asyl zu geben wagen wird? Kannst Du Dir verhehlen, mein Sohn, daß wie Dir als Sieger Europa zujauchzen wird, Dein Fiasco als Heerführer Dir Zeitlebens das Odium und den Fluch der Lächerlichkeit anhängen würde?“

„Einerlei, Maman! Die Welt glaubt auch nicht an unversuchte Tugenden,“ erwiderte der Prinz düster und gedankenvoll und biß sich auf die Lippen. „Ein junger Mann von 24 Jahren darf eher sich irren, als eine Schlafmütze seyn und sich verkriechen. Er muß sich in den Vordergrund drängen, auf ein weithin sichtbares Piedestal stellen, von sich reden machen, und wo wäre eine bessere Gelegenheit dazu vorhanden, als gerade dieser populärste aller Freiheitskriege, dieser Kampf gegen die Hauptstütze der Despotie, auf welchem die Augen von ganz Europa zwischen Hoffnung und Furcht getheilt gerichtet sind? — Indessen ist ja noch nichts bestimmtes abgemacht, noch kein direkter Ruf an mich ergangen; noch kann ich prüfen und abwägen, meine Entscheidung von Umständen abhängig machen, die wir jetzt nicht zu ermessen im Stande sind. Jedenfalls müssen wir erst erfahren, was uns die Deputation bringen wird, und uns mit diesem Schreiben bekannt machen!“ Damit erbrach er entschlossen das Siegel des Briefs und überflog dessen Inhalt mit einer ruhigen ernsten Miene, in welcher die forschenden Blicke der Königin Hortense vergebens die eigentlichen Eindrücke zu ermitteln versuchten, welche die Zuschrift auf den Prinzen hervorbrachte.

„Es ist die Kopie einer Adresse, welche mir die Deputation morgen übergeben wird, liebe Maman,“ sprach er dann mit einem staunenswerthen Gleichmuthe: „Willst Du sie nicht lesen?“

„Später, später, mein Sohn,“ sagte die Königin ablehnend; „mich drängt es in diesem Momente nur zu wissen, welchen Eindruck sie auf Dich macht!“

„Sie gibt mir Stoff zum Nachdenken, beste Maman, denn sie kommt nicht, wie jener Doctor Wolffson unserem

Freunde Barquin versicherte, von der National-Regierung, sondern von einigen Generalen der Armee, um mich einzuladen, für das Wohl Polens dasjenige zu thun, was ich schon für die Unabhängigkeit Italiens gethan habe, und in den Reihen der polnischen Patrioten zu kämpfen."

„Und vom Oberbefehl, der an Dich übertragen werden soll, ist keine Rede, mein Sohn?" fragte die Königin rasch aufstehend.

„Oh doch, Maman, doch, aber nur in verblümter Weise. Die Generale Graf Plater, Kniazewicz u. A. scheinen nicht ganz sicher zu seyn, daß sie im Namen und Sinne der Nation sprechen, denn die betreffende Stelle, welche vom Oberbefehl handelt, lautet folgendermaßen: ‚Wem könnte die Leitung unseres Unternehmens besser anvertraut werden, als dem Neffen des größten Feldherrn aller Jahrhunderte? Wenn ein junger Bonaparte, die dreifarbige Fahne in der Hand, auf unseren Schlachtfeldern erschiene, so würde dieß einen moralischen Eindruck von unberechenbaren Folgen hervorbringen. Kommen Sie also, junger Held, Hoffnung unseres Vaterlandes; vertrauen Sie den Wagen, die Ihren Namen kennen werden, das Glück Cäsars und — was noch höher gilt — die Geschicke der Freiheit an! Der Dank Ihrer Waffenbrüder und die Bewunderung des Weltalls sind Ihnen gewiß!' — Sie werden zugeben, beste Maman, daß diese Phrasen sehr diplomatisch lauten."

„Sie sind wenigstens sehr vorsichtig und besonnen genug abgefaßt, um keinerlei Verpflichtung zu enthalten," erwiderte die Königin. „Und was wirst Du nun thun, mein Sohn?"

„Ueberlegen, erwägen, abwarten, liebe Maman. Das Schreiben ist vom 28. August aus Warschau datirt, und die Zeitungen melden von Zwistigkeiten unter den polnischen Heerführern. Krukowiezki hat den General Dembinski abgesetzt und den alten General Malachowski an seine Stelle gesetzt, Ostrowski der Befehlshaber der Nationalgarde soll nach den Zeitungen abgetreten seyn, — jedenfalls gilt es von der Deputation nach Näheres über die Stellung der verschiedenen Parteien zu erfahren, und so wollen wir erst abwarten, welchen Eindruck die mündlichen Kommentare der Deputation machen werden. Ich werde mir nach gewohnter Weise die Sache auf einem einsamen Spaziergang durch den Wald überlegen," fügte er hinzu und steckte den Brief ruhig in die Tasche.

„Ich danke Dir, mein Lieber, für diese beruhigende Erklärung," sprach die Königin ihm die Hand reichend. „Ich sehe, mein lieber Louis ist nicht unzugänglich für die Forderungen der Klugheit und Vorsicht."

„Niemals, meine theure Mutter! ich fühle die volle Verantwortung, welche das Schicksal auf meine Schultern gelegt hat," erwiderte er und küßte der Königin die Hand.

Einige Minuten später verließ er seine Zimmer, die Dämmerung begann sich bereits über die wunderschöne Landschaft herabzusenken und ein kühler Wind zog der kommenden Nacht voran. Aber wie ruhig und gefaßt der Prinz auch zu erscheinen versucht hatte, innerlich war er es doch nicht so ganz, denn anstatt sich zu dem Stelldichein zu begeben, durchschritt er erst lange die paar Pfade des kleinen Gehölzes von Arenenberg und blieb endlich unter einer alten Linde stehen, die am äußersten östlichen Rande des Plateau ihre breite Krone ausbreitete. Hier lehnte er lange mit verschränkten Armen in jener Stellung, welche aus den vielen Porträts und Bildern seines großen Oheims so bekannt ist, und gab seinen Gedanken Audienz.

Plötzlich aber raffte er sich auf und schlug sich mit der Hand vor die Stirne, denn er erinnerte sich, daß er erwartet werde. „Meiner Treu," murmelte er, „ich entsinne mich nicht umsonst, daß ich vor Allem Franzose bin, — die französische Galanterie und Courtoisie erfordert, daß man Damen nicht warten lasse!" und mit raschen Schritten durcheilte er das Gehölz und schritt durch das Feld in der Richtung des Schlosses Eugensberg davon, das südwestlich von Arenenberg auf einer Hügelwelle liegt. —

Ungefähr auf halbem Wege zwischen den beiden Besitzungen lag zu jener Zeit ein kleines Wäldchen, welches nach in den Bereich des Gutes Eugensberg gehörte. Auf dem östlichen Saume desselben stand ein gewaltiger Nußbaum, und an dem Stamm desselben lehnte eine jugendliche Frauengestalt in erwartungsvoller Haltung. Es war eine reizende Brünette, dunkel von Auge und Haar, mit schönen regelmäßigen Zügen und einem frischen blühenden Teint; der Wuchs schlank und doch voll Ebenmaß, Büste und Nacken tadellos modellirt, über die ganze Erscheinung ein unbeschreibliches Etwas von Grazie und Leidenschaft ausgegossen. Die großen schönen Augen verriethen allerdings mehr Empfindung als Geist, wie man es oft bei schönen Frauen wahrnimmt; aber sie schwammen in diesem Augenblicke in einem feuchten Glanze, welcher eigenthümlich beredt war. Furcht, Zweifel und Hoffnung, athemlose Spannung sprachen sich in diesen schönen Augen aus, und die ganze Gestalt bebte in erwartungsvoller Erregung. Die zitternden Hände lagen fest auf den hochwogenden Busen gedrückt, der voll peinlicher Unruhe beinahe zu zerspringen drohte, und die Lippen bebten.

„Barmherziger Gott, er kommt nicht!" lispelte sie beinahe unhörbar in jener bewußtlosen Weise des lauten Denkens, das uns in Augenblicken höchster geistiger Spannung und nervöser Erregung zuweilen beinahe unwillkürlich überkommt. „Peter versicherte mich doch, ihm mein Briefchen übergeben zu haben, und brachte den Bescheid, daß er kommen werde.... Wenn man mich hier träfe, in dieser Situation, um diese Stunde, ich wäre verloren! — Und doch konnte ich nicht anders, selbst auf die Gefahr hin, daß er es unweiblich finde, daß er mich verachte.... Herr des Lebens, wie mich fröstelt, wie der kalte Seewind mich durchschauert! Und er kommt immer noch nicht?.... Ich ringe mit einer Ohnmacht, und die Nacht bricht an.... es wird spät, man wird mich vermissen und aufsuchen, und wehe mir, wenn man mich hier findet. Und doch, doch kann ich nicht anders, denn meine ganze Seele hängt an ihm, seit er mir gestanden, was ich ihm bin! — O Gott, lieber sterben als ihn verlieren, ehe ich ihn nach besessen...."

Die reizende jugendliche Gestalt war in sich zusammengesunken, und kämpfte mit aller Kraft des Willens, mit einer verzweiflungsvollen Energie gegen die Ohnmacht, die kalt und unvermeidlich sie zu beschleichen drohte. Das Auge schweifte noch immer bang und fieberisch in die Ferne, aber das Gefilde der kleinen Hochebene, die sich gegen den Arenenberg hinüber zog, in das wachsende Grau der Dämmerung gehüllt, war menschenleer. Da und dort glänzten aus irgend einem einsamen Bauernhäuschen Lichter herüber, aber das kühle Düster und tiefe Schweigen des Abends lagen über der Landschaft, graue Nebel stiegen am Horizonte auf, Heimchen zirpten scharf und metallisch in den anstoßenden Aeckern, und hie und da flatterte noch irgend ein Vogel scheu im Gezweige auf.

„Er liebt mich nicht, er hat mich vergessen," lispelte die Harrende tonlos. „Ach, er ward mir entrissen, als wir kaum einander gestanden hatten, wie viel wir uns seyen, und daß wir uns lange, lange geliebt, ehe wir nach einander es durch Blicke schüchtern anzudeuten gewagt hätten .... Ob, dieses qualvolle vergebliche Harren ist ein langsamer Tod .... und ich wollte, es wäre der Tod, denn lieber sterben, als erfahren müssen, daß er mich vergessen, er, dem ich so viel, dem ich alles .... Ah, es wird Nacht um mich .... ich .... ich ...."

Sie sank zurück und ihr Haupt fand eine rauhe Stütze an dem knorrigen Baumstamm, sonst wäre sie an die feuchte kalte Erde niedergesunken. Ihre Augen schlossen sich und die Besinnung wich einen Augenblick von ihr.

Eben jetzt ertönten eilige Schritte und rasches Athem auf einem kleinen Pfade, welcher zur Rechten der Ohnmächtigen dem Saume des Waldes entlang führte, und eine Minute später erschien an den letzten Haselstauden auf dem äußersten Saume eine Männergestalt in einer dunkelgrauen Kapotte und einer militärischen Interimsmütze, blieb wenige Schritte von der Bewußtlosen stehen und schaute sich um. Der gewaltige Stamm des Nußbaums verbarg ihm die am Boden kauernde Gestalt theilweise und es war unter der niedrigen breiten Krone schon so dunkel, daß man an der Erde wenig unterscheiden konnte.

Ein halblauter Ausruf der Enttäuschung entfuhr dem Ankömmling, und er murmelte in französischer Sprache: „Ah verdammt! ich komme zu spät, sie hat mich vergebens erwartet! Ah, Grobian, der ich bin, ein solches Wesen umsonst warten zu lassen, eine falsche Neigung dem Ehrgeiz zu opfern .... Arme Hedwig! auf diese Weise habe ich Deine Liebe verscherzt!"

Langsam bog er um die Haselbüsche, und sprang über den kleinen Graben, welchen das Gehölze von den anstoßenden Aeckern trennte, und wollte in der Richtung davon schreiten, nach welcher die Harrende vorhin ausgeblickt hatte. Allein das Geräusch seines Sprunges, das Erzittern des Bodens hatten jene erschreckt, daß sie auffuhr und emporblickte .... Ihr Auge erkannte die vertraute Gestalt selbst in der ungewöhnlichen Verhüllung, die sich dämmernd vom Nachthimmel abzeichnete.

„Louis .... Louis! .... ich bin hier!" entrang sich ihren Lippen gepreßt wie ein gedämpfter Angstschrei.

„Hedwig, meine süße geliebte Hedwig!" rief der Prinz, welchen unsere holden Leserinnen bereits in dem abendlichen Spaziergänger erkannt haben werden. Mit einem elastischen Sprunge war er drüben und umschlang die Wankende, Zitternde mit beiden Armen und drückte sie leidenschaftlich, ungestüm an sein Herz. „Ach, ich habe Dich warten lassen, mein Engel!" sprach er nach einem langen heißen Kusse auf ihre kalten schwellenden Lippen, die sich an die seinigen preßten, als wollten sie in diesem Kusse seine Seele trinken. „Du hast Schmerz gehabt um mich, meine Geliebte; oh vergib! aber meine Mutter war bei mir um einer Unterredung willen, die .... O nein, zürne mir nicht; ich ahne ja, was in Deiner Seele vorgehen mußte, während Du eine lange, lange Zeit vergeblich harrtest und an mir, meinem Kommen, meiner Liebe zweifeltest!"

„Oh Herz!" war alles, was Hedwig zu äußern vermochte, so furchtbar erschüttert und in ihrer Seele tiefsten Tiefen bewegt war sie. Ihr unbeschreiblich holdes reizendes Haupt sank auf seine Schulter, ihre Augen schlossen sich und ein krampfhaftes Zittern rieselte ihr durch alle Glieder.

„Hedwig! meine Geliebte! meine angebetete Hedwig!" flüsterte der Prinz und seine Lippen suchten ihren schwellenden Mund, um sie gewissermaßen mit einem leidenschaftlichen Kusse wieder zu beleben. Und siehe da! es war eine elektrische Wirkung, als ihre Lippen sich zusammenfanden; ihre Arme schlangen sich um seinen Nacken, wie er sie so innig, fest an sich drückte, und Leben und Kraft und Muth schienen im Nu in diese zuvor so gebrochene Frauengestalt zurückzukehren.

„Oh Herz! oh mein Louis!" waren die einzigen Worte, die sie fand; allein es lag darin eine Beredtsamkeit, eine Gewalt der Ueberzeugung, wie sie nicht in langen Reden zu Tage getreten wäre.

Und innig an einander geschmiegt, Mund an Mund, Brust an Brust, daß der Prinz den lauten Herzschlag Hedwigs deutlich zu hören wähnte, standen die beiden Liebenden eine lange Zeit stumm an den Baumstamm gelehnt, in jene Seligkeit versunken, welche nur die erste Liebe kennt und die ohne Worte, ohne Blicke mit mesmerischer Gewalt von Seele zu Seele hinüberzieht.

„Kannst Du mir vergeben, Hedwig, daß ich Dich durch mein Ausbleiben so sehr quälte?" lispelte der Prinz.

„Mein Geliebter, mein einziges Glück, ich habe Dich wieder — das ist das Einzige, was ich jetzt zu fühlen und zu denken vermag," erwiderte Hedwig in einem Tone, aus welchem ihre ganze Seele zu sprechen schien. „Ich habe Dich wieder nach langen Monaten einer Trennung, wo ich Tag für Tag mit einer wahren Agonie der Erwartung die Zeitungen durchflog, um Nachrichten von Dir zu erhalten! wo ich abwechselnd für Dich betete, weinte, mich freute, Dich bewunderte und für Dich zitterte ...."

„Mein edles, großes, geliebtes Herz!" murmelte der Prinz unter heißen Küssen.

„Und wo Du, ich wette, kaum ein einziges Mal an mich gedacht hast!" fuhr Hedwig fort.

„Immer, immer, täglich, stündlich, mit jedem Pulsschlag gedachte ich Deiner, mein angebetetes Herz!"

„Nein, Louis, sag' das nicht; ich weiß wohl, daß es nicht so ist, nicht so seyn kann!" sprach Hedwig leidenschaftlich. „Ich sah Dich auf der Bahn der Ehre und des Ehrgeizes, wo das Leben ganz andere Anforderungen an Dich stellte, — in dem hehren Beruf eines Streites für die Freiheit einer der ersten und edelsten Nationen der Welt. Da waren Deine Gedanken von anderen Ideen erfüllt, Deine Empfindungen belebt von anderen Motiven und Bestrebungen. Es konnte ja nicht anders seyn. Du standest im Felde, Dir die ersten Lorbeeren zu verdienen; da gehörte Dein Geist der Politik. Ich hätte Jahre meines Lebens um einen Brief von Dir gegeben, aber ich wußte ja, daß Du mir nicht schreiben konntest. Allein ich war auch gewiß, daß Du mich nicht vergaßest, daß in einsamen Stunden, am Lagerfeuer, auf der Flucht, das Bild Deiner Hedwig lebhaft und liebreich vor Dir stund . . ."

„Daß es mich nie verlassen hat, sowenig als das kleine Medaillon mit Deinem Miniaturporträt, das ich noch auf dem Herzen trage, mein süßes theures Leben!" fiel ihr der Prinz stürmisch in die Rede und holte aus der Brusttasche ein zierliches Etui von Maroquin hervor, das er mit Inbrunst an seine Lippen drückte.

„Aber es war unsäglich hart für mich, mein Herz, diese langen ereignißschweren Monate ferne von Dir zu verbringen," fuhr Hedwig fort und ihre kaum etwas fester gewordene Stimme erbebte von Neuem vor innerer Bewegung bei der Erinnerung an all' das, was die jüngsten zehn Monate in ihrem Gemüthe an Gährung, Angst, Zweifel und widerstrebenden Empfindungen hervorgerufen hatten. „Oh noch steht jener Herbstabend deutlich vor meiner Seele, wo wir, von der Feier der Weinlese kommend, vom Regen überrascht wurden und die Equipagen verfehlten, wo wir armen Frauensleute mitten auf dem Wege unter den Obstbäumen ein Unterkommen gesucht hatten vor dem Platzregen, welcher unsere Toiletten zu zerstören drohte, — wo wir uns halb ängstlich, halb amüsirt unter einem großen Birnbaume zusammendrängten, wie eine Heerde Schafe beim Gewitter, bis Fräulein Masuyer uns mit der geängsterten Befürchtung erschreckte, der Blitz könnte in den Baum schlagen und uns alle tödten, so daß selbst die Königin und Madame Parquin unruhig wurden. Wie Du dann im strömenden Regen zurückeiltest in ein Bauernhaus abseits vom Wege und den einzigen gewaltigen baumwollenen Familien-Regenschirm brachtest, welcher in dem Häuschen aufzufinden war, und wie sich die Königin und Frau Parquin und Fräulein Masuyer unter demselben behalfen und das Bauernhaus erreichten, von wo Du den Schirm geholt hattest. Und wie Du dann bei mir und Claire Parquin zurückbliebst um uns Gesellschaft zu leisten, bis der Bauer uns den Schirm wieder gebracht haben würde; wie Du einen Getraidesack mitgebracht hattest und uns einludest, denselben um unsere Schultern zu schlingen, und wie Du und ich so Schulter an Schulter, von dem groben Sack umschlungen, an den Baum gelehnt standen, Claire vor uns, und wie . . ."

„Wie ich dann indiskret genug Deine blasse Wange verstohlen küßte, mein süßer Engel! und wie Du erglühtest und zittertest und mir mit einem tödtlichen Schreck in die Augen blicktest und ich Dir mit den Augen meine Kühnheit abbat und Dir das Verlangen verrieth, noch mehr Küsse zu rauben! Und wie Du bebtest und einen inneren Kampf verriethst zwischen Pflicht und Liebe, der damit endete, daß als der Bauer den Schirm zurückbrachte und Claire, in einen Pferdeteppich gehüllt auf den Arm nahm und hinwegtrug, ich Dir den Arm reichte und wir unter dem Schutz des ehrwürdigen Familiendachs ihm folgten, — daß alsdann unsere Lippen sich in einem langen Kusse fanden und unmittelbar unsere lange verhaltenen stillen Empfindungen eruptiv hervorbrachen und wir einander umarmend und ohne Worte gestanden, welch einen unzerreißbaren Bund unsere Seelen längst geschlossen hatten!"

„O Herz, wie konnt' ich Dir gleichgültig bleiben oder widerstehen!" flüsterte Hedwig und barg ihre glühende Wange an seiner Brust; „hatte ich nicht den ganzen Sommer hindurch bei jeder Begegnung bemerkt, wie Dein dunkles Auge aufflammte und Deine Blicke den meinigen zu begegnen suchten, so oft Du Dich und mich unbemerkt glaubtest? — O Herz, wer vermöchte dem ganzen Zauber Deines Wesens zu widerstehen? Du wirst mich vielleicht einst noch einmal tadeln oder verachten, daß ich, die ich doch durch andere Pflichten gebunden war, Dir die Eroberung so leicht machte, aber ich wär schon zum Sterben in Dich verliebt, seit wir uns zum ersten Mal auf Schloß Woifsberg begegneten und Deine Augen mit jenem unnennbaren Zauber auf mir geruht hatten. Oh mein geliebter Louis! und wie hätt' ich jenen Worten zu widerstehen vermocht, welche Du mir damals unter dem Regenschirm zuflüstertest? wie jenen zierlichen Brieschen, welche Du mir in die Hand zu spielen wußtest?"

„Ah, die Worte und die Brieschen waren nur ein schwacher Ausdruck dessen, was in meiner Seele für Dich glüht, meine angebetete Hedwig!" erwiderte der Prinz mit einer wilden Energie der Leidenschaft. — „Jene wenigen Tage stillen Glückes einer jungen Liebe werden mir ewig unvergeßlich seyn, mein Engel, und ich vermag Dir nicht zu sagen, welches Herzweh mir die jähe Trennung bereitete!"

„Oh mein Geliebter, Dein Herzweh mag noch gelind gewesen seyn gegen den furchtbaren verzweiflungsvollen Schmerz, gegen die ganze Trauer meiner Seele, als ich der Familie nach A. folgen mußte," flüsterte Hedwig und schlang ihre Arme innig um den Nacken des Prinzen, als ob sie ihn nicht wieder lassen wollte. „Euch Männern ist ja die Liebe nur eine Episode, während sie bei uns Frauen das ganze Seyn und Leben ausfüllt. — Und welch' einen entsetzlichen Kampf habe ich ferne von Dir in der Stille gekämpft!" fuhr Hedwig mit tiefer Erregung fort. „Wie rief ich meinen Stolz, mein Pflichtgefühl, meinen Verstand vergebens in die Schranken gegen jene Liebe, welche doch zu keinem vernünfti-

gen Ziele führen kann, denn Du, ein Prinz, der Erbe und Träger aller Hoffnungen einer Familie, deren Geschicke von denen der Welt nicht mehr zu trennen sind, und ich — die Tochter eines kleinen Beamten, die . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Lectüre.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Neunter Jahrgang pro 1867. Herausgegeben von Albert Träger. Leipzig, J. G. Bach.

Wie die Schwalben in jedem Jahre kommen und wieder südwärts ziehen; so auch bringen die Weihnachtstage jenes Büchlein wieder, in dem die deutschen Liedersänger ihres Herzen Blüthen niedergelegt haben; deutsche Maler ihre Kunsterzeugnisse zur Schau bringen; der Tonsetzer nicht zu vergessen, die ja auch nicht unterlässen haben ihre Weisen anzuschlagen. Albert Träger, der liederreiche Sänger, der Dichter von Herzensgemüth, hat in dem vorliegenden Jahrgange der „deutschen Kunst in Bild und Lied," einen Strauß köstlicher Gedichte gewunden, der jedes Herz erfreuen muß; während Maler wie Burgee, Henn, Neureuther, Rosenfelder, Hermine Strielke u. v. A. denselben durch kleine Kunstwerke zu umwinden suchten. Maler und Dichter schreiten in diesem Buche Hand in Hand. Während die altbewährten Mitarbeiter wie J. Sturm, Rittershaus, Lina Vogl, Willatzen, Bube u. A., auch diesem Jahrgange treu blieben, fehlen auch neue Namen wie A. Nienborf, Gerok u. A. von bewährtem Klange nicht. Auch der gute alte Rep. Vogl, der am 16. November v. J. ja hinübergegangen ist in das Land, von welchem keine Wiederkehr, findet sich mit einem Liede vor. Friede dem Entschlafenen. Er war ein guter, harmloser Sänger.

Der Herausgeber ruft in seinem Schlußgedicht den Liedern nach:

Zieht immerhin, und wo der Kranz sich windet
Zum Festesschmuck, dürft ihr auch freudig glauben,
Daß ihr Willkommen, Dank und Heimath findet:
Das Schönste, was der Kampf gedacht zu rauben,
Bringt ihr zurück, wie jedes Herz empfindet,
Der deutschen Kunst geweihte Friedenstauben.

Und so mögen diese Friedenstauben denn hinausziehen und viele, viele deutsche Herzen erfreuen. Wir aber, wir rufen unseren Lesern die Schlußworte des Gedichtes Kloster Maulbronn von F. Brunold zu, gewiß so ihren eigenen Herzenswunsch aussprechend: Segne Gott Dich Schwabenland!

Möchte deutsche Kunst in Bild und Lied auch in seinem neuesten Jahrgange recht Viele, Viele erfreuen; recht viele Leser und Käufer finden. Es wird jedem Büchertisch wahrhaft zur Zierde gereichen, sowohl nach Inhalt, wie nach Ausstattung.

Das Buch der Lieder von Müller von der Werra. Mit dem Bildniß des Dichters. Leipzig, Ludwig Denicke.

Es ist ein starker Band, schön und splendid gedruckt, der uns hier vorliegt. Hunderte dieser Lieder wurden von unseren bekanntesten Componisten der Neuzeit in Musik gesetzt — und Tausende froher Männerstimmen haben sie in brausendem Männerchor auf Liederfesten und Vereinen gesungen. Es finden sich recht hübsche, sinnige Blüthen der Liederkunst in dem Buche vor; und wenn auch einzelne derselben die gelegentliche Entstehung nicht verleugnen können — das Gelegenheitsgedicht mehr als es vielleicht sollte, vertreten ist; so wiegt die Mehrzahl als echte Sangesblüthen doch diese Schattenseiten reichlich auf. Wir leben der Hoffnung, daß viele dieser Lieder sich bleibend erhalten werden, den Namen des Dichters auf die Nachwelt bringend.

Herzen die der Dichtkunst nicht abgestorben sind, wie jungen, talentvollen Componisten ist das Buch ganz besonders zu empfehlen.

Die biographischen Notizen in Bezug der Componisten, die Lieder des Buches in Musik gesetzt haben, werden Vielen erwünscht und willkommen sein.

Wir empfehlen das Buch der Lieder unseren Lesern.

B.

An unsere geehrten Leser!

Wir beehren uns hiemit anzuzeigen, daß in Folge der Liquidation der Verlagshandlung **Karl Müller & Comp.** der Verlag und Betrieb unserer Zeitschrift an eine andere Firma, die Herren **Julius Kleeblatt & Comp.** dahier käuflich übergegangen. Diesem Wechsel der Verlagshandlung allein ist die geschehene Verzögerung im Erscheinen der verfallenen Hefte für Februar und März zuzuschreiben. Redaktion und nunmehrige Verlagshandlung werden jedoch eifrigst bemüht seyn, die Verzögerung in möglichst kurzer Zeit einzubringen und sowohl für das pünktlichste Erscheinen der Fortsetzung, wie für einen ebenso manchfaltigen und pikanten, als gediegenen und streng sittlichen Inhalt Sorge zu tragen, die Zusagen des Prospekts gewissenhaft zu erfüllen und namentlich das ununterbrochene Erscheinen sämmtlicher begonnenen Erzählungen und Novellen zu sichern. Eine Anzahl neugewonnener Mitarbeiter aus der Reihe der beliebtesten Tagesschriftsteller der Gegenwart und eine umsichtige Auswahl des reichhaltigsten Stoffes werden es ermöglichen, mit den sämmtlichen verwandten Organen der belletristischen Tagespresse erfolgreich zu konkurriren und den alten Ruhm unserer Zeitschrift aufrecht zu erhalten, welche mit dem laufenden Jahrgang 1867 eine neue Folge begonnen hat.

Stuttgart, 9. März 1867.

Redaktion und Verlagshandlung der „Erheiterungen."

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

William Shakespeare's Anfang.*)

Von A. E. Brachvogel.

I.

Im achtundzwanzigsten Jahre der gesegneten Regierung Elisabeths von England, war's, also anno 85 und zwar eines Herbstnachmittags da ein schlanker Gesell träumerisch ernst auf der roh gezimmerten Uferbrüstung lehnte, welche die schmale Bankside gegen die Themse hin einfaßte, um die Bewohner des noch kleinen und sehr ärmlichen Southwark zu verhindern, nächtlicher Weile, oder wenn die Londoner Nebel Alles in grauen Dunst einhüllten, in den Strom zu fallen. Weß Standes der junge Mann sey, konnte schwerlich aus seinem Aeußeren ermittelt werden, denn seine Kleidung war weder modisch, noch besonders neu, sondern vielmehr von, wenn nicht bäurischem, jedenfalls aber sehr provinziellem Schnitt. Der lange Raufdegen mit großem Korbgefäß an der Linken schien darauf hinzudeuten, daß er ein sehr wesentliches Werkzeug seines Erwerbes sein mußte, die Waidmannstasche hingegen, welche mittelst eines breiten Tragriemens an seiner rechten Hüfte niederhing und der Waffe gleichsam die Waage hielt, hatte indeß ein so mageres Ansehen, daß das kriegerische Gewerbe dem jungen Manne entweder Nichts eintrug, oder er das Eisen nur aus guter Gewohnheit und zu gelegentlichem Schutze trug. War er wirklich einer der vielen räthselhaften Paladine Fortuna's, so hatte sie ihn sicherlich verstoßen und er schien sie hier wiederum mit all der Ungeduld heftiger Jugend und der finstern Laune eines Unzufriedenen zu erwarten. Bald starrte er in den Strom, als suche er in den Wellen einen Schatz oder guten Rath, bald erspähte sein keckes Auge ringsum Alles, was ihm geeignet schien, seinem bestimmungslosen Daseyn einen jähen Stoß auf den rechten Pfad von Ehre und Gewinn zu geben, denn Geld und Ruhm war ja zu jener Zeit der Wahlspruch von Altenglands kecker Jugend. Unter den mancherlei Orten, wo sich zu London mit einiger Hoffnung auf dieselbe Jagd machen ließ, war Bankside für diese Zeit glücklich genug gewählt, denn hier lagen die drei, des Nachmittags am meisten besuchten Vergnügungsorte der Residenz, nämlich der 'alte Schwan', ein altbeliebtes Wirthshaus, etwas näher nach der Londonbrücke der Bären- oder 'Parish Garten', wo der ächte Cockney seinen männlichen Muth bei Porter und Rostbraten, an Stier-, Bären- und Doggenhetzen oder Hahnenkämpfen stärkte, während mehr in der Nähe von Winchester-Haus und dem kommenden, erwartungsvollen Fremdlinge im Rücken, das Theater zum „Globus" empor ragte, ein kurzer, dicker, achteckiger Thurm, über dessen altem Schindelbache ein hölzerner Atlas die Weltkugel auf dem Nacken trug, welche mit goldenen Lettern die Inschrift trug: „Totius mundus agit histrionem." Die aus dem runden Fenster unterhalb der Zinne aufgesteckte, rothe Fahne verkündete ebenso, wie der ferne Klang von Musik, lautes Klatschen und unbändiges Gelächter, daß eben drinnen gespielt werde. Die blaue Fahne mit dem Wappen des „Bären mit dem Knotenstock" im Parishgarten zeigten sowohl an, daß dieses Vergnügen unter der besonderen Protektion des mächtigen Lords, Robert Dudley, Grafen von Leicester stehe und das Brüllen wie Geheul der gequälten Besten bewies, daß dies rohere Vergnügen dort ebenfalls im besten Zuge war. Der Vorplatz des Globe, der Eingang des Parishgartens und die schmale Bankside waren mit Gaffern aller Art, mit Gruppen plaudernder Handwerker und Matrosen, zahlreichen Pagen, Stallmeistern und adligen Dienstmannen, welche mit Pferden oder an den Ufertreppen bei den Barken ihrer Herrschaften und des Endes der blutigen wie unblutigen Vorstellung warteten. Um diese Zeit war Southwark also außerordentlich belebt und Diebstahl, etwas Rauferei oder trockene Schläge nach starkem Durst etwas ziemlich Gewöhnliches. Der junge Recke, auf die Brüstung gelehnt, achtete, trotz seiner Unruhe, dieses Treibens wenig. Er war, vielleicht mit Aufopferung seines letzten Schillings, eine halbe Stunde vorher im Globe gewesen und hatte während des Spiels das Theater verlassen, um draußen dem Dialoge seiner eigenen widerwärtigen Gedanken nachzuhängen; es giebt ja Stimmungen in der Welt, wo Nichts Reiz hat, als das Brüten. An seiner Person mußte indeß etwas höchst Verdächtiges oder Anziehendes liegen, das ihn zum Gegenstande der besonderen Neugierde bestellte, denn ein Diener in demselben roth und schwarzen Wamms wie jener, der ohnweit zu Pferde saß und drei andere prächtig gezäumte Thiere laagsam auf und abführte, begann mit einem ältlichen klugblickenden Herrn in schwarzer Seide seinetwegen ein flüsterndes Gespräch.

„Kannst Du denn aber wohl errathen, welche Sorte von Kerl das ist, Freund Stallmeister?" erwiderte der Letztere.

„Ein Maulaffe vom Lande, Mister Wallingford, wie Ihr sie zu Dutzenden ankommen sehen könnt. Denkt er in London sein Glück zu machen, müßte er diese alte Warwicker Pumphose, die Bauernschuhe und das elende hechtgraue Wamms mit zierlich spanischem Kollet und Halbstiefeln vertauschen! Wär's ein Mann vom Adel, würde er wohl keine struppige Fuchskappe und etliche Pfund Eisen weniger an der Hüfte tragen!"

„Ein Gentleman wohl eben nicht, Thompson, aber doch ein ganz artiger Mann. Er hat feine Hände, item arbeitet er nicht! Er hat eine weiße Haut gleich 'nem Frauenzimmer, ergo ist er weder Einer von Raleigh's oder Drake's braunen Jungen, noch ein Soldat vom Handwerk; auch ist der Bursche noch sehr jung. Das schwere Eisen paßt so wenig wie sein Anzug und ich fürchte, er ist irgend einer jener verkappten Vögel die im Lande so zahlreich jetzt herumstreifen, ein Habicht, der auf hohen Raub stoßen will und dem's auf 'nen Stich von Hinten nicht ankommt!"

„Das heißt, Ihr meint, es sei 'n Brüllbube vom Tempel drüben, der herbestellt ist, Jemanden die Rippen zu kitzeln?"

„Am hellen Tage? Du bist toll, Freund! Nein, nach 'nem handwerksmäßigen Gurgelabschneider sieht er nicht aus. Solche Leute haben Bulldoggengesichter und was Schlächtermäßiges im Benehmen; der da indeß ist's grade Gegentheil und deßhalb ist er nur um so verdächtiger. Sieh doch, wie er nun wild in's Wasser starrt und sich mit der Hand über's Hirn fährt! Ein viel zu junger Bursche für solchen Trübsinn! Was will ein Milchbart mit Grübelei? — Da, wie er wieder nach dem Globe den Blick verstohlen richtet! Er wartet auf Einen der drinnen ist und hat es doch selbst nicht im Theater aushalten mögen, obgleich der Tarleton der Königin Liebling, und Haywood's „Krämer von York" doch 'n lustiges Stück ist. Der Wicht scheint gar kein Londoner Stadtkind, sondern irgend ein

*) Diese Schilderung Brachvogels bildet zugleich die ersten Kapitel seines neuen Romans: Hamlet. D. Red.

langfingeriger Buschklepper aus Norden, der sich an einen hiesigen Galgen verheirathen will!"

Thompson drückte erschreckt seinem vornehmeren Genossen in's Gesicht. „Mister Wallingford, Ihr denkt wohl, der Kerl habe gar hochverrätherisch schandvolle Anschläge im Sinn!?" flüsterte er leise.

„Wer kann es wissen? Hat denn die schottische Maria, so fest sie auch hinter Stange und Riegel zu Tutbury sitzt, ihre papistischen Spitzbuben nicht überall? Der Schlingel sieht mir gerade so drein, als wenn er zu faul wäre zu ehrlichem Erwerb den Daumen zu rühren, aber dem Papst und Teufel zu Liebe wohl an Ihro Majestät geheiligten Leib oder deren treue Räthe sich wagen möchte. Sinnen die Spanier, die Jesuiten, die Parteigänger der Stuart nicht ewig auf Meuchelmord? Schmiedet diese schottische Jesabel nicht immer neue Ränke, zieht des Landes erlauchteste Namen in's zauberische Gewebe ihrer Arglist, daß sie um sie Lehnseid, Religion und Vaterland vergessen? Half's denn, daß Thomas Percy und Norfolk für ihren Verrath bluten mußten? Legte nicht unlängst erst Heinrich Percy verzweifelnd im Tower Hand an sich, da man hinter neue Geschichten kam, und nun sitzt Lord Talbots eigne erlauchte Gemahlin mit Lady Cavendish im Gewahrsam, weil sie hinter Talbots Rücken mit der Schottin hielten? O 's ist 'ne schreckliche Zeit, mein Alter, und des Gesellen Gesicht da sieht aus, als wenn er den römischen Antichrist im Leibe hätte!"

„Dann laßt mich an ihn, Wallingford, ich will ihm mit einem gesunden Hieb die Zunge lösen!"

„Willst Du Unheil anrichten, Mensch? Still, ich befehl' es Dir! Behutsamkeit, das ist die Sache. Laß uns ihn scharf im Auge behalten; ich will indeß ein Wort mit ihm reden und wenn noch Gewissen in ihm ist, will ich ihn so einschüchtern, daß er keinen Finger heben soll!"

Mit diesem mannhaften Entschlusse rückte Mister Wallingford seinen Degengurt zurecht, glättete die Halskrause und, eine straffe Haltung annehmend, schritt er auf den Gegenstand seines Verdachtes zu und klopfte ihm vornehm auf die Schulter.

Der im Sinnen Gestörte schrack empor und sah ihn groß an.

„Ihr seyd traurig, Freund?" —

„Handelt Ihr denn mit Lustigkeit, Herr, daß Ihr so angelegentlich fragt? Dann verkauft dem Tarleton ein paar Ellen, er kann sie brauchen; ich habe weder Geld noch Bedürfniß, sie zu kaufen!"

„Hm, verwettert klug! Vom Norden, Herr, wie?" —

„Kommt die Ernsthaftigkeit bei Euch immer nur von Norden? So muß im Süden nothwendig die Narrheit zu Hause sein. Laßt mich also immer aus Norden gelten oder besser aus Ost oder West, denn dort müßten nach Eurer Rechnung die Leute lustig sein, wenn sie nicht traurig sind, und traurig seyn, wenn sie nicht lustig sind. Von solchem Schlage bin ich und damit guten Tag, Herr!"

„Ihr habt eine merkwürdig spitze Zunge und ein sehr rauhes Wort; Höflichkeit ist bei Euch daheim wohl schwer zu finden?"

„Höflichkeit ist ein zartes Weib, das man nicht auf die Straße schickt, damit sie von Fuchsschwänzern, Dümmlingen und Dienstleuten zur Dirne gemacht werde. Ich stehe nun auf der Straße, auch vor einem Diener oder Dienstmanne, denke ich, da Ihr mit Stallknechten vertraut seyd, und mit Dirnen habe ich Nichts zu thun!"

„Wetter ja," lachte Mister Wallingford verächtlich, „das müßte auch ein sehr hungrig Frauenzimmer sein, das mit Euch zu thun hätte, und so ist Dame Höflichkeit denn entschuldigt, daß Ihr wenig Geschmack an ihr findet. Ein Diener bin ich gewiß, aber der Diener Eines, der Euch mit seinem Blick vernichten kann!"

„Dann, bitt' ich Euch, laßt stets Euern Herrn das Auge niederschlagen, wenn er ein Christ ist, laßt ihn schielen, wenn er ein Jude ist, laßt ihn heuchlerisch aufwärts starren, wenn er sich dem Pabst verkauft hat, aber mit Gottes Hülfe will ich mein gutes Gewissen allen seinen Blicken aussetzen, sollte er auch der böse Feind selbst seyn!!"

„Seht, das heißt mannhaft gesprochen und Euer Antlitz hat nun ein ganz ander Aussehen, denn vorhin!" lächelte Wallingford, seinen Argwohn ablegend. „Ihr scheint fremd in London, ohne Beruf, und hattet vorhin keine guten Gedanken, und die Zeiten sind wahrlich wild genug, jedermann zu mißtrauen. Seid Ihr aber ein Freund der Wahrheit, der offenen Wege und ein treuer Unterthan unsrer erhabenen Königin Elisabeth, so redet aufrichtig, woher Ihr kommt, was Ihr hier zu treiben denkt und, bei Gott, ich will Euch dienen, so viel ich kann, denn Ihr fangt an, mir sehr zu gefallen!"

„Aber sagt Euch denn Eure Weisheit nicht, Herr, daß eben deßwegen Ihr anfangt, mir wenig zu gefallen? — Wenn ich Euch sagte, wer ich bin, dann würdet ihr einen namenlosen Mann kennen, denn namenlos ist, wer sich seines Namens schämt! Wollte ich Euch sagen, was ich zu treiben denke, so würde ich sagen, was ich nicht weiß und wenn Ihr mir dienen wolltet, müßtet Ihr Euren Herrn verlassen, um mit mir zu hungern. Euer Bauch ist aber sichtlich darauf nicht eingerichtet, guter Freund!"

„Gott sey Dank, nein, und die Kehle noch weniger, aber Euer Witz macht Eure Zunge trocken; laßt sie uns im Schwan durch eine Flasche Sekt anfeuchten, sie wird Euch durch keinen Geringeren als Mister Ralph Wallingford, Haushofmeister und Schreiber Sr. Herrlichkeit des Lordkanzler Hatton, angeboten!"

Das Antlitz des jungen Mannes, noch immer bewölkt, klärte sich jetzt auf, er lachte herzlich. „Ei, Sir Haushofmeister, wenn Ihr Euch gering nennen wolltet, müßte ich mich für weniger als Nichts halten. Wünscht Ihr mir aber ohne Scherz und Doppelsinn zu dienen, so dient mir nicht mit Sekt, sondern mit einem guten Wort bei Eurem Lordkanzler, für das ich mir so viel Sekt einhandeln will, daß eine Galione auf ihm schwimmen könnte. Dann will ich Euch für jeden Becher ein Wortspiel, für jede Flasche ein Lied zahlen!"

„Holla, mein Hänschen, so seyd Ihr also ein muntrer Knabe beim Weine, der nur eben nicht weiß, wie er sich flott machen soll in der Welt? Was wollt Ihr denn von meinem Kanzler? — Ihr habt doch nichts gegen die Gesetze gethan, daß Ihr vorher so verzweifelt dreinblicktet?!"

„Mister Wallingford, wer lebte wohl, der Nichts gegen die Gesetze gethan hätte? Wartet bis ich ein gesetztes Alter habe, dann laßt die Gesetze über mich gesetzt seyn; zweiundzwanzig Jahr ist zu viel Jugend, um tugendhaft zu seyn! In Wahrheit, Sir, ich habe mich sehr verfehlt! Ja, ich habe leichtsinnig wie ein verzogenes Kind, aberwitzig wie ein Hirn-

kranker, lieblos wie ein Tyrann gehandelt! Deßhalb bin ich von meiner Heimath fort; Weib, Kinder, Eltern, guten Ruf mußt' ich dahinten lassen und stehe hier mit meines Herzens Weh, daß, wenn ich es ausweinen wollte, die Themse über die Ufer schäumte! Ich möchte rasen gegen mich selbst, denn solch ein Narr kann keiner mehr sein als ich, sich selber zu berauben, zu verwunden, sein Augenlicht mit eigner Hand zu blenden und seines Weibes, seiner Kinder Thränen, der greisen Eltern Flüche zu einem Bündel Blitze zu vereinen, die, wie das Feuerschwert des Gabriel, aus meiner Heimath Paradies mich trieben!!"

Wilde Schauer durchzuckten des jungen Mannes Körper und leidenschaftlich zorniger Schmerz umlohte sein Antlitz.

„Barmherziger Gott, was habt Ihr gethan? Habt Ihr Jemand getödtet?"

Der Andre lachte höhnisch auf: „O mehr als Einen! Getödtet und gefressen!"

„Ich bitt' Euch, redet einmal nur zwei Worte klar und bündig! Ich verstehe weder, Was Ihr meint, noch ob Ihr Euer Thun beweint oder belacht!"

„Beides, Alter, ich thue Beides! Ich weine über meine Narrheit und werde zum Narren vor Schmerz! Dann eben ist ja der Mensch am schwersten zu beklagen, wenn er vor Jammer lachen muß, ach wenn jedwedes arglose Wort, wenn der Empfindung süßeste vom Thränensalz gewürzt wird! Hört denn: ich hab gewilddiebt, mit Leidenschaft, — das war 'ne hirnlose Jugendnarrheit! Ich ward dafür in roher Bubenweise vor aller Welt bestraft, das war noch närrischer, und all' die Meinigen wendeten in Abscheu sich von mir, als hab' ich nun die Pest, als schände mein Dasein selbst die Flur, die mich gebar, und ich in wilder Wuth, ich rächte mich wie ein genarrter Narr nun zwiefach närrisch am Schänder meiner Ehre, am Verwüster meines Glücks! Oh, Thorheit, Herr, ist ein so fruchtbar Weib, daß, kaum geboren aus sich selbst, sie gleich ein tolles Heer wahnsinniger Kinder zur Welt bringt, und so, ein von der Narrheit ganz besess'ner Gesell, will ich in mir sie selber krönen und fortan mit allen Sinnen ein sinnloser Narr seyn; ich will Schauspieler werden, lieber Herr! Und da diese Bande im Globe hier Sr. Heerlichkeit des Kanzlers Gesellschaft ist und Ihr Sr. Heerlichkeit Diener, so bitte ich Euch um dieser armen Stunde und meiner trostlosen Narrheit willen, daß Ihr Se. Herrlichkeit bittet, daß ich sein Schauspieler, kurz Jedermanns Narr werden darf!!" —

„Bei meiner hohen Königin und meinem armen Leben, Ihr seyd ein außerordentlicher Mann, Ihr entzückt mich! Wenn Ihr nur die Hälfte Eures Geistes an einem Abend anwendetet, so würde es genügen, ganz London lachen und weinen zu machen, ich sehe wohl, daß ich Euch zum Theater verhelfen muß. Verstehe ich Euch genau, so habt Ihr daheim nur die Forstgesetze gebrochen und die Strafe war entehrender als die That, so daß Eures Bleibens nicht länger war, wo die Verachtung Euch ganz erdrückte?!"

„So ungefähr, Sir, und ich bin zu Nichts mehr nütze, als auf den Brettern nichtsnutzig zu seyn und hinter der Kirchhofsmauer verscharrt zu werden!"

„Wenn ich wirklich ein redlicher Mann und des Lordkanzlers vertrauter Diener bin, so sollt Ihr bei der Gesellschaft eine Stelle haben! Ihr müßt Euch indeß um die Gunst der Theilnehmer und Direktoren bewerben, denn von ihrem Wohlwollen und Urtheil hängt's ab, ob Ihr's jemals über den Miethling hinausbringt. Des Kanzlers Wille reicht sicher nicht weiter als Eure Fähigkeit!"

„So laßt des Kanzlers Fähigkeit nur meinem guten Willen gleich sein, dann werde ich mein Lebenssiegel mit Glück füllen. Robert Green und Richard Burbage kenne ich!"

„Um so besser für Euch; doch wie heißt Ihr, mein armer Schelm?"

„William Shakespeare, ich komme aus Stratford."

„Aus Avon? Dann habt Ihr Euren Handel sicher mit Sir Lucy von Charlecotte, dem Friedensrichter gehabt, er ist ein hochmüthiger Esel!"

„Ich sehe, Ihr kennt den Mann genau!"

„Genug, Schatz, hört Ihr die Trompeten? Das Stück ist aus! Lebt wohl und vergeßt nicht, bald in Lord Hattons Haus, Ely-Garden zu Holborn, nach mir zu fragen, Ihr sollt mir Eure tolle Geschichte doch noch beim Sekt erzählen!"

Er reichte dem jungen Abenteurer die Hand, der sie herzlich drückte, eilte zu den Pferden, die Thompson dicht vor den Eingang des Globe gebracht, dem schon das Heer der Zuschauer entströmte, indeß sich auch die übrige harrende Dienerschaft herandrängte. Bald erschien Sir Christopher Hatton der Lordkanzler, hager, würdevoll und in dunkelvioletten Sammt gehüllt. Er plauderte lächelnd noch mit etlichen Lords und Edelleuten, die ihm ehrerbietig aufgewartet, stieg aber bald zu Pferde, Mister Wallingford und Thompson folgten seinem Beispiele, indeß ein Diener vorausritt mit dem Rufe: „Platz für Seine Heerlichkeit, Platz!"

Demüthig gebückt zog William Shakespeare seine Kappe vor dem Mäcen des Globe und Mister Ralph Wallingford erwiderte lächelnd seinen Gruß, so ritten sie hinweg.

2.

Noch lange, als schon das Gewühl des Publikums nach allen Richtungen verronnen war, starrte der junge künftige Neophyt der Bühne träumerisch der Kavalkade nach, dann wendete er sich dem still gewordenen Globe zu.

„Sie müssen nun bald umgezogen seyn, Du darfst sie nicht verfehlen, wenn Du nicht auf dem Pflaster schlafen willst, armer Will. Lustig! Schneide Dein erstes Gesicht! Unter diesen Fratzen magst Du immerhin noch wie leibliche Natur aussehn!" —

Dem Wartenden blühte das Glück. Aus dem linken, niedrigen Seitenpförtchen traten, erregt schwatzend, etliche Männer in bürgerlich schlichter Kleidung. Die Art, in welcher sie dieselbe halb nachlässig, halb auffällig trugen, ihre Gestikulationen, ihr sanguinisches Temperament zeigte, daß sie zu Apollo's Altar geschworen hatten, ohne darum Bacchus und Venus abgeneigt zu seyn. Es waren ihrer Vier, die nunmehr in disputirender Gruppe auf dem Vorplatz des Globe stehen blieben. Der Bemerkenswertheste war ein hochgewachsener junger Mann von höchstens 26 Jahren, schwarzes, kurzgelocktes Haar und ein schwarzes Schnurbärtchen, wohlgepflegter Backen- und Spitzbart hoben die frische Farbe seines edlen Gesichts, dessen blitzend braune Augen unter den schwarzen fast zusammenstoßenden Brauen ihm heldenhafte Männlichkeit und etwas Schwermuthsvolles verliehen. Er hatte eines jener edlen Angesichter, die wir um so mehr lieben, weil sie uns nachdenklich traurig machen. Richard Burbage nannte

sich der junge Mann, der tragische Held des Globe, im Leben indeß zu jedem guten Scherze aufgelegt. Das kleine, fette, semmelblonde Kerlchen neben ihm, mit rundem, settumglühtem Gesicht, lichtblauen Augen und kleinem Henri-quatre, dessen Mienen so überaus verdrießlich sind, war Samuel Lowin, der das Parterre so oft schon herzlich lachen gemacht. Der Dritte, dunkelblond, mit langen, schönen Locken, die ihm bis auf Brust und Rücken niederwallen, dessen dunkel-schwärmerische Augen, weiche, liebliche Züge, der fast bleiche Teint, das kleine Mündchen, verbunden mit seinen sanften graziösen Bewegungen ihm etwas Mädchenhaftes geben, ist Clarence Philippe, der Frauenspieler. Der Künstler Letzter, mittleren Alters, Robert Greene, spielt stets ältere Rollen und schneidet mit Marlow alte Stücke neu für die Bühne zu.

„Ich wiederhol' Euch," rief der Komiker erhitzt, „es kann so nicht mehr geh'n! Der Teufel hole mich, wenn ich's ertrage! Weil der Kerl bei Hofe Alles gilt, die Königin an ihm Vergnügen findet, meint der Tropf, er müsse nur immer allein spielen und wir Andre seyen gut genug nebenher zu laufen? Entweder die Sache wird geändert, oder ich brenne durch und spiele in der Fortuna! Jede Scene verdirbt er Einem mit seinem vermaledeiten Extemporiren, und Leute wie wir sind nicht dazu da, seiner Narrheit zur Folie zu dienen!"

„Stille, stille, mein Dicker," lächelte achselzuckend Greene; „Du wirst es so wenig wie wir ändern. Wer in Gunst ist, schöpft das Fett ab und läßt den Anderen die Knochen, das ist dieser armen Welt Lauf. Rennt der Tarleton sich nicht noch durch eignen Uebermuth 's Hirn ein, wir werden ihm Nichts anhaben!"

„Leidest Du denn allein?" setzte Philipps fort. „Reißt er mich auf den Brettern nicht herum und macht Streiche mit mir, die sich die schlechteste Dirne nicht gefallen lassen würde? Was soll ich dazu —"

„Holla, wer ist denn das?" und Burbage wendete sich Bankside zu. „Lowin, Greene, kennt Ihr Den da? Bei der keuschen Vesta, ich glaube, das ist der tolle Will von Stratford, der für uns immer 'nen feisten Rehbock oder Hirsch, etliche Butteln Claret und noch mehr gute Einfälle zum Willkommen hatte?!"

„Der William?!" riefen die Anderen überrascht und lebhaft.

„Bei allen neun Musenmädchen," sagte Greene, „er ist's! „Schatz, welcher Wind weht Euch von Stratford her?!"

„Ihr ward doch im Theater?" rief Lowin eifrig. „Also habt Ihr den Tarleton gesehn! Sagt offen, was haltet Ihr von ihm?!"

„Eure parteilose Meinung, Will!" setzte Philipps hinzu. „Ich kenne Euch als Mann von Fantasie, Geschmack und Scharfblick!" —

So umdrängten sie den angekommenen Freund und bemerkten nicht, daß zu gleicher Zeit der Gegenstand ihres allgemeinen Mißfallens, der „große" Tarleton aus der Thür des Globe trat, umgeben von John Taylar, Heminge, Henry Conbell, Tom Field und Edmund Alleyn, den übrigen Mitgliedern des Theaters. Diese seine Umgebung, so wie seine eigene Würde bewiesen, wie erhaben sich Tarleton, wie sehr er sich als erster Unternehmer und Leiter der Gesellschaft fühlte.

Tarleton war breit und untersetzt, sein nahendes Alter, vielleicht auch seine Lebensweise, hatten ihn ziemlich kahlköpfig gemacht. Er war grenzenlos häßlich, aber er verstand, diese Häßlichkeit so drollig auszunützen, daß man schon über ihn lachte, sobald er erschien.

„Ohne Umschweife, heraus mit Eurem Urtheil!" drängte Lowin den Angekommenen.

„Was ich von eurem großen Tarleton halte?!" erwiderte Shakespeare achselzuckend. „Wenn dieser Mann nur ernsthaft seyn wollte, wäre er leidlich komisch; weil er aber durchaus komisch seyn will und nach Einfällen schnappt, wie der hungrige Karpfe nach einem Brodkrumen, so werden seine Einfälle einfältig, sein Humor läppisch, und ich bin im Zweifel, ob ich mehr die Marter bedauern soll, die es ihm macht, Lachen zu erregen, oder das Lachen Derer, die seine Marter eher zum Mitleid rühren sollte! Wenn Frechheit schön ist, so ist er sicher ein Adonis, und wenn unsre Königin guten Geschmack hat, aber dennoch an ihm Geschmack findet, so kann es nur seyn, weil er ihrem Geschmack denselben Reinigungsdienst leistet, wie das Brechmittel dem Magen, der zu viel Süßes genoß; deßhalb nimmt sie den Tarleton sicher nur bei verdorbenem Appetit ein!"

Schallendes, schadenfrohes Gelächter folgte dieser Kritik, verstummte aber schnell, als Tarleton mit namenloser Wuth die Gruppe durchbrach und vor Shakespeare hintrat, der überrascht zurückwich.

„So?! — Ihr maßt Euch an, eine Meinung über mich zu haben, meine Leute gegen mich aufzuhetzen? — Erfrecht Ihr Euch, auszusprechen, Ihrer Majestät, Mylord Walsingham's und des Lordkanzlers wie Londons Geschmack sey schlecht? — Wißt Ihr, daß es Hochverrath ist über das Vergnügen unserer Königin zu richten? Daß es Verleumdung und Bosheit ist, sich gegen den Sinn der Residenz zu setzen? — Von welchem gesegneten Lande kommt Ihr denn, uns zu belehren? — Von welcher Sorte Geist seyd Ihr denn, daß Ihr Euch an den Tarleton wagt, dessen Kunst die gesegneten Tage unserer allergnädigsten Frau erheitert? — Macht Euch fort, Elender, oder ich will Euch belehren, was mein Privilegium über Eure bettelhafte Niedrigkeit vermag!"

„Mister Tarleton," entgegnete Shakespeare, „das Land aus dem ich komme, heißt — Wahrheit!"

Damit wendete er sich und verließ den Vorplatz des Theaters, gefolgt von Greene und Burbage, indeß Tarleton zorngelähmt ihm nachblickte. Nur mit Mühe begütigten der glatte Alleyn und John Heminge den entehrten Mimen, welcher sich fluchend in das nächste Gebäude rechter Hand zurückzog.

Die Uebrigen ließen ihrer Schadenfreude nunmehr freien Raum. „Ein Satanskerl der Fremde! Laßt uns ihm nach!" — So folgten sie dem erbarmungslosen Kritiker. —

„Sagt mir in aller Welt nur," fragte nach herzlichem Lachen Burbage, der Shakespeare an den Arm genommen und nebst Green mit ihm Bankside hinausschritt: „welch' ein Geschick schafft uns die Freude denn, Euch in London zu sehn? Ihr wißt, wir sind bei Eurer Gastfreundschaft in starker Schuld und werden sie redlich zahlen!"

„Alles ist doch wohl auf daheim?" fiel Greene ein, „Frau Anna und die Kinder, Eure würdigen Eltern, wie? — Ihr schweigt?"

„Fragt nicht nach den Leuten in Stratford; meine Rech-

nung mit ihnen — ist abgethan! Ich stehe als ein heimathloser Bettler vor Euch, das ist Alles!"

Burbage und Greene standen erschrocken still. —

„Ihr habt in Eurem gewohnten tollen Jugendmuthe wieder 'nen neuen Streich gemacht!" sagte der Letztere ernst.

„Einen Streich gegen — mein eigenes Herz! Alles ist vorbei! — O, rechtet doch mit der Tollheit nicht, sondern helft! Leiht mir nur einen Winkel, wohin ich den müden Leib lege, einen Rath nur, was ich mit einem Geschöpf, wie ich bin, beginne! Ich will Schauspieler werden, denn zu was Andrem taug' ich nicht!"

„Nun, wenn Ihr das im Sinn hattet, das Eure letzte Hoffnung ist, armer Freund," erwiderte Greene betrübt, „so müßt Ihr wirklich von Gott verlassen seyn, auch mit dem Tarleton anzubinden, denn ohne seinen Willen kommt Ihr bei uns nicht an!"

„Der Gedanke ist geradezu unsinnig," rief Burbage, „ist nur eine Geburt Eurer Verzweiflung. Komödianten schnitzt man nicht aus Eurem Holze! Schauspieler? Ihr? Wißt Ihr denn was das heißt? — Wir sind die elendesten Sklaven dieser Welt, denn wir sind Sklaven des Beifalls, Sklaven der Großen, Sklaven des Pöbels, Sklaven der guten Sitte, die uns verdammt, und Sklaven unsrer eigenen Verachtung! Wenn Eure Unbändigkeit sich nicht einmal Weib und Kind zu Liebe zügeln konnte, glaubt Ihr, daß sie Euch bei uns dulden werde? Ihr habt zu viel Geist, um Euch mit Geringen zu genügen, wie wir, zu viel Spott um nicht allbefeindet zu seyn, zu viel freien Stolz, um den Nacken geduldig zu beugen, und zu wenig Ausdauer das Einerlei der großen Lüge zu ertragen, deren Diener wir sind!"

„Immer hab' ich's geahnt," und Greene's Stimme klang vorwurfsvoll, „daß es so mit Euch enden werde. Unstät, aufbrausend, voll tausend Fantasieen, wißt Ihr mit Eurer Ueberkraft nichts anzufangen, als sie gegen Euch selbst zu richten! Nennt dieser Mensch von Haus und Hof, Frau und Kindern weg!"

„Ich bin nicht fortgerannt, man stieß mich fort!"

„So wurdet Ihr Eurem Weibe treulos, oder Ihr seid verschuldet!

„Die Sonne ist dem Firmament getreuer nicht, die Hand mir nicht, das Herz mir nicht im Busen, als ich dem Weibe meiner Seele bin! Drang ein Gebet jemals zum Thron der Welt, von Gattenlippen jammernd ausgesendet, so ist es das: straf' mich mit Lebensnoth, räch' allen Irrthum meines wilden Bluts, laß jeden Blitzstrahl Deines heil'gen Zornes zehnfältig zündend, reinigend mich treffen, ach, daß nur Eins für schön're Zeit mir bliebe, mein treu Gemüth und meiner Anna Liebe!!" — er fiel glühend, schluchzend Burbage um den Hals; seine Kraft schien ganz unter der Wucht seiner Gefühle zu zerbrechen.

Beide Schauspieler warfen sich erstaunte Blicke zu.

„Der Schmerz macht ihn zum Dichter!" flüsterte Burbage. „Ja, Noth und Irrthum zeitigen das Talent! — Ich will verdammt sein, Greene, wenn nicht in Diesem ein Riese steckt, ein andrer Simson!"

„O ja," fuhr William schneidend empor, „ein wackrer Simson! — Das Verhängniß spann aus den dünnen Fäden jugendlicher Thorheit die starken Simsonsstricke, die den Philistern mich in die Hände gaben! Pfui, Satan, pfui! Mit solchem Blendwerk konntest Du Dein Opfer fangen, daß es sein Mißgeschick belachen muß, daß es in Schaam vergehen muß, als Mann so bubenhaft zu straucheln, wo ein Bube mannhafter sich gezügelt hätte! Weg, weg, Erinnerung, tauch unter, Vergangenheit! Was hilft das ferne sel'ge Land dem Fahrzeug, das segellos im Oceane treibt? Wind, Wind und Sturm und ein vollkommenes Riff, nichts weiter!! —

„Du mußtet Ihr auch den Tarleton noch reizen, daß Eure letzte Hoffnung verloren gehe!" seufzte Greene.

„Faßt Euch, William," damit ergriff Burbage des Freundes Hand. „Laß uns in den Schwan, Greene, seine überspannten Nerven zur Ruhe bringen. Ein Glas Wein und Schlaf lindern vielleicht seine Trübsal. Im Guten oder Schlimmen, Ihr seid mein Gast, William! Seht da kommen die Anderen!"

Sie betraten das Wirthshaus zum Schwan und suchten einen entlegeneren Platz. Während die Schauspieler Wein und Speisen bestellten, warf sich Shakespeare auf einen Sitz, stützte das Haupt in beide Hände und überließ sich seinen finsteren Betrachtungen.

Dieselben wurden durch die lärmende Ankunft Philipps, Lowin's, Heminge's und Field's unterbrochen, welche nicht wenig betroffen waren, den munteren Gesellen, der eben den Tarleton noch so gegeißelt hatte, in tiefer Melancholie zu finden.

„Fragt ihn nicht lange," sagte Burbage; „handelt vielmehr wie gute Genossen, und laßt uns über unseres tollen Freundes Schicksal vernünftigen Beschluß fassen, denn Ihr seht, daß er sich selber nicht rathen kann. William Shakespeare hat mehr Verse im Hirn, wie wir auf den Lippen, über seinen Witz rede ich nicht, Ihr kennt Ihn, und daß er ein braves Herz und arm ist, fordert uns auf, ihm zu helfen. Das Kurze und Lange seines Schicksals ist, daß ihn eine jugendliche Thorheit heimathlos gemacht! Thorheit ist aber unsre gemeinsame Mutter, also laßt uns ihm Heimath werden. Er will zum Theater und daß er den Tarleton vor's Hirn stieß, beweist, daß er treuherziger als klug, witziger als vernünftig war und Verstellung in ihm nicht Raum hat. Wie bringen wir ihn an?"

„Ich stimme gewiß für ihn!" rief Philipps.

„Ich auch! Ich auch!" versicherten die Andren.

„Das ist schon Etwas, ihr Herren," entgegnete John Heminge, „und ganz ohne unsren Willen abweisen wird Tarleton ihn nicht, zudem wir 'nen bessren Ausburschen brauchen; der Simpton hat sich schon halb um den Verstand getrunken und der Kanzler will ein- für allemal, daß Alles glatt geht!"

„Aber das Einkommen ist elend und Tarleton viel zu nachtragend und tückisch, um ihn nicht zum Packesel seiner Laune zu machen!" warf Field ein.

„All unser Zustimmen nützt doch nichts," sagte Heminge, „wenn Tarleton dem Kanzler schreibt, Shakespeare habe ihm und der Königin allen Geschmack abgesprochen. Dann kommt vielleicht der arme Bursche wegen Unehrerbietigkeit hinter Schloß und Riegel!"

Die Gesellschaft schwieg betroffen still. — Shakespeare hatte das Gesicht erhoben und strich die wirren Locken zurück.

— „Laßt ihn thun, was er mag. — Kann man ihm aber nicht zuvorkommen? Ich kenne den Haushofmeister des Kanzlers und habe ihm meinen Wunsch anvertraut."

„Den Ralph Wallingford?" Burbage sprang empor, „Hatton's rechte Hand? — Wenn Ihr Dessen Gunst habt, bester Will, so kann der Tarletan nichts wider Euch!"

„Er sagte, er finde großen Gefallen an mir, ich möge ihn besuchen; eine Stelle beim Globe solle ich haben."

„Huerah!" und jubelnd erhob die Gesellschaft die Gläser.

„In der That, dann seid Ihr Fortuna's Liebling und der Zufall versähnte, was der Zufall gesündigt," lachte Heminge; „nur böse, bitterböse Tage werdet Ihr haben, so lange Tarleton noch das große Messer führt."

„Dann will ich die bösen Tage anwenden, klug zu werden, Freunde," lächelte William leise. „Ich gebe Euch mein Wort, Tarleton soll in meinen Händen sanftmüthig werden!"

„So würdet Ihr mehr ausrichten, als ein vernünftiger Mensch je bei ihm vermochte. Damit aber die Sache keinen Verzug leide, will ich zu Ralph in des Kanzlers Haus gehn, und ihm Euren Handel mit Tarletan erzählen. Ein Glück daß er keiner von seinen Freunden ist und ihn wohl längst vom Globe gebracht hätte, hielte ihn nicht der Königin Hand. In einer Stunde bin ich zurück." Damit erhob sich Burbage, nahm den Hut und verließ trällernd den Schwan, die Gesellschaft sehr gespannt zurücklassend.

Als er zurückkam, strahlte sein Gesicht. „Ihr seid ein Zauberer, liebster Will; wenn je Einer in Euch verliebt ist, so ist's der Wallingford. Er lachte zu Eurer Geschichte und meinte, Ihr hättet ganz Recht. Noch heute spricht er mit dem Lordkanzler!"

Demzufolge verwandelte sich die Konferenz der Musenpriester nunmehr in eine heitere Zecherei. Der Wein und die erneute Hoffnung spülten die Nebel des Trübsinns aus Shakespeare's Gedächtniß und die Raketen seines Humors stiegen feurig auf und schossen in elektrischen Blitzen durch die jubelnde Versammlung, die sich erst spät und mit der Ueberzeugung trennte, daß in Altengland kein köstlicherer Kerl zu finden sey als William Shakespeare.

3.

Die unvermuthet errungene Gönnerschaft Wallingfords erwies sich treu. Am andern Morgen schon lief bei Tarleton des Kanzlers Wunsch ein: „daß an Stelle des unfähigen Simpton der uns als witziger und erfinderischer Kopf wie redlicher Mann bekannt gewordene William Shakespeare aus Stratford am Avon zum Rufburschen unserer Gesellschaft vom Globe anzunehmen sey, falls derselbe nicht etwa durch Mehrzahl der Theilnehmer für ungeschickt dazu befunden werde!" — Tarleton versammelte sogleich die stimmfähigen Theilnehmer der Gesellschaft und ließ den neuen Bewerber kommen. Als er in ihm den ruchlosen Kritiker des vorigen Tages erkannte, gab der beleidigte Mime eine Scene der Brutalität zum Besten, wie sie nur vom gereiztesten Dünkel und jämmerlichster Unbildung zu erwarten war. Er verlangte von seinen Genossen schlechterdings, daß dieses Subjekt verworfen werde. Das Nieerlebte geschah, seine eignen Leute sprachen Tarleton's Größe und Ansehen so Hohn, daß sie sich durchaus für William's Aufnahme erklärten, demnach des Kanzlers Willen also keinerlei künstlerische Gründe entgegengesetzt werden konnten. Schäumend sprach Tarleton Shakespeare'n Simpton's Stelle als Rufbursche gegen herkömmlichen Sold zu.

Allerdings war William nun wohl vor augenblicklichem Untergange in dem schon damals gewaltigen London und den gefährlichen Verirrungen behütet, die ihm seine Unkenntniß des Lebens, sein extravagantes Temperament bereiten mochten und denen so viele abenteuerliche Naturen zum Opfer fielen in einer Zeit, die Englands Sturmperiode genannt werden muß; aber dafür gerieth er in eine eiserne Schule, und Tage des Druckes, der schwersten Demüthigung, eine Zeit der Unfreiheit brach über ihn herein, wie er wohl nimmer geahnt hatte, als er zu Stratford noch Burbage's, Greene's, Lowin's und Philipp's heitre Kunst bewundert, sich mit den wilden Flügeln jugendüppiger Phantasie zum ersten Male zu namenlosen Himmeln aufgeschwungen.

Die Verhältnisse der damaligen, noch in den Kinderschuhen befindlichen Theater waren für einen halbwegs gut erzogenen Menschen nicht verlockend, ja nicht einmal erträglich. Jede der in der Residenz — gebuldeten Komödianten-Gesellschaften stand unter Aufsicht eines vornehmen Mannes; der Globe unter dem Lord-Kanzler, die Bärengrube oder Parish-Garden unter dem mächtigen Lord Robert Dudley, Grafen von Leicester, Elisabeths Günstling, ein Beweis, daß das „belustigende Vieh" zur Zeit noch einen Vorrang vor den Menschen hatte. So lebten die Schauspieler nur vermöge der launenhaften Gunst der Großen, welche für ihr „ordentliches Leben und sittsames Spiel" zu bürgen hatten. Wie froh waren diese bürgerlich so verachteten Menschen, nach irgend einer Talentprobe, zu welcher sie des Gnädigsten Befehl in sein Haus rief, die Ueberreste von Sr. Herrlichkeit Tafel in der Küche zu verzehren. Ein Ertrageschenk, etwa ein abgetragen Wamms Mylord's, an diesen oder jenen gegeben, zog ihm den stummen Neid aller Kollegen zu. Eine solche Schauspielergesellschaft bestand aus dreierlei Mitgliedern, den „Theilnehmern," den „Miethlingen" und den „Burschen." „Theilnehmer" waren nur die ersten, beliebtesten Schauspieler, welche an der ganzen Einnahme nach Abzug der Kosten Antheil hatten, zum Direktorium gehörten, Stücke prüften, Rollen ertheilten und vakante Stellen besetzten, natürlich: „mit Sr. Herrlichkeit Erlaubniß." „Miethlinge" hießen jüngere Schauspieler, denen die Nebenrollen zufielen und welche Wochenlohn erhielten; sie rückten nur langsam in die Theilnehmerschaft ein. „Bursche" endlich waren die Choristen, Statisten, kurz das vollendete Proletariat der Bühne, zugleich das Dienstbotenpersonal der Schauspieler. An Spitze dieser Leute stand nun ein Mann, zum eigentlichen Schauspieler zu schlecht, zum bloßen Burschen zu gut, der aber den Theatercomment aus dem Grunde verstand. Das war der „Rufbursche," der die Obliegenheit hatte, die Schauspieler zu jeder Scene auf die Bühne zu rufen, die Ordnung zu erhalten, die Ausschmückung der Bühne zu leiten, die Burschen anzulernen, — kurz er war, was wir heute den Inspizienten nennen, das vollkommene Aschenbrödel des Theaters. So begann Shakespeare's Loos und zwar unter einem Tarleton! Er wurde von der tückischen Niedertracht, der berechneten Rachelust desselben so gräßlich für alle bisherigen Fehltritte gezüchtigt, daß er sehr bald der Gegenstand des Bedauerns seiner Genossen ward. Ab.r, was Niemand, der sein Naturell kannte, vermuthet hätte, er ertrug sein Schicksal mit so merkwürdiger Resignation, solch immer gleichem Humor, daß der ungebildete Zorn seines Gebieters bald genug an ihm

erlahmte. Gerade dieser seiner Stellung war William in einer Art gewachsen, die im Globe neu war, und er erreichte ein Ansehen bei den ihm vorgesetzten Schauspielern, dessen sich bisher noch kein Ansburſche zu erfreuen hatte. Ja durch die Art, wie er seinem niedren Berufe oblag, errang er nicht nur über seine Genossen langsam unmerklich eine unbezwingliche Gewalt, sondern nahm auch die höchst eigenthümliche Lebensrichtung, welche ihn dem ewigen Ruhme vor Mit- und Nachwelt entgegenführte.

Es war ein reiches, buntes künstlerisches Leben, in dessen Strömung er hineinkam, ein Wendepunkt von Literatur und Bühne, der durch zahlreiche, beachtenswerthe Arbeiten längst bezeichnet war. Schon unter Heinrich VIII., Eduard VI. und Maria hatte im ernsten wie komischen Genre Tendenzpoesie geblüht, in der sich bis in Elisabeths erste Zeit hinein bald Protestantismus bald Katholicismus von der Bühne herab über einander lustig machten. Heywood, Dechant von Westminster, Beichtvater König Heinrichs selbst, viele Adelige, Juristen und Theologen, mehr denn zwanzig Autoren rangen seit 1560 schon nach der dramatischen Palme. Sackville's „Ferex und Porrex", die Tragödie Jocusta zeichneten sich aus. Elisabeth selbst, eine leidenschaftliche Freundin der Literatur, übersetzte den „Herakles auf Oeta," Lord Harrington ihr Kammerherr den Orlando Furioso und Tasso's Jerusalem. Historische, allegorische, wie Schäferdramen, christliche „Moralitäten" für's Volk und Nachbildungen der Alten für die vornehme Welt entstanden in nicht geringer Zahl. Weihnachtspassen, zu Lincolns-Inn von den jungen Rechtsgelehrten gegeben, waren in Flor, der Geizige des Plautus und das Schauspiel Dido wurde bei Elisabeths Besuch von der Universität Cambridge gegeben. Kanzler Hatton selbst übertrug Petrarka's Sonnette, Graf Surrey ahmte sie zuerst nach, Percy's Lieder und seine berühmte Ballade: „Der Eremit von Markworth" folgten, und während Philipp Sidney's allegorisches Schauspiel „Maikönigin" alle Welt entzückte, erklangen Spenser's Stanzen, Maria Sydney's Oden, und die Lustspiele Eduards von Veres, Grafen von Oxford, waren nicht weniger beliebt, als Marlow's und Green's, Decker's, Bawley's und Hayward's Bearbeitungen älterer Stücke. Wie sehr die Bildung an der Königin Hof diejenige unsrer meisten modernen Höfe überstieg, beweist, daß außer allen Künsten der Anmuth und Geselligkeit, Elisabeth Griechisch und Latein trieb, Xenophon, Cicero, Tacitus, Isokrates, Plato und Sophokles neben des Melanchthons „Locis communis", Hubert Languet's Vindiciae contra tyrannos und den Humanisten ihre Lieblingslektüre bildete, ja einer ihrer Kavaliere eine heute noch werthvolle Anleitung zur englischen Dichtkunst schrieb.

Konnte bei seiner damaligen Stellung Shakespeare, dessen ganze Bildung nur ein Werk der kleinen lateinischen Gilde-Schule von Stratford war, der von dramatischer Poesie nichts wußte, als was er beim jährlichen kurzen Erscheinen Burbage's und etlicher Genossen in seiner Vaterstadt gesehen, — konnte es Shakespeare im Entferntesten einfallen mit diesen gelehrten, vielgereisten, vornehmen Leuten, die damals in der Literatur glänzten, einen Wettstreit zu wagen?

Der Schlüssel zu seiner wunderbaren Zukunft, die Macht, welche er über seinen Lebenskreis errang, war: daß er anfänglich auch die Pflicht hatte, Theaterstücke für die Bühne zu kopiren; das ABC seiner Schriftstellerei. Es widerstrebte nämlich seinem ungeduldigen Geiste schlechterdings, die trockenen Sermone und hausbacknen Scherze der meisten Autoren abzuschreiben. Wider Willen gab er dem fremden Ernste kühneren Schwung, dem matten Witze eine schärfere Spitze, dem dürren Dialoge des Lebens freiere Grazie, kurz er trug sein eigenes, ihm noch selber unerschlossenes Wesen in jede fremde Schöpfung, und das dröhnende Jauchzen der „Gründlinge" des Parterres, die zarte Thräne edlerer Lauscher belehrte das Personal, wie plötzlich ein anderer Geist durch ihre Rollen, über die Scene schlich, und wenn dann vor den Lampen der Jubel ausbrach, gestand sich Jeder in's Geheim: „Das war wieder 'n Shakespeare'scher Einfall!" — So wurden sie schließlich von seinen „Einfällen" abhängig und Tarleton mußte immer — gütiger werden, damit sein Ausburſche bei guter Laune bleibe und heute ihm für ihn nur auch was „teufelmäßig Lustiges" einfalle. — Das ist das Phänomen seiner ersten, mühseligen Entwicklung. — Sein Loos war indeß noch traurig genug, viel Arbeit und schmale Bissen. Tarleton war einmal Liebling des Hofes und der Menge, der kein Stück litt, das ihm nicht persönliche Gelegenheit zu Lazzi bot oder nach seinem Gaumen eingerichtet wurde. Dabei ließ sich Nichts leisten. (Schluß folgt.)

Das Bad Eaux-Bonnes in den Pyrenäen.

Von Dr. Leop. Strauß.

Der Fremde, welcher in Pau ankommt, sieht vor sich die lange Linie der Pyrenäen ausgestreckt, die vom November bis in den April hinein in glitzernden Schnee gekleidet ist, denn unter diesem glücklichen Himmelsstrich gibt es nur wenige Tage, selbst im Winter, wo die lebenspendende Sonne nicht ihren reichen Glanz entfaltet!

Dort droben in jenen Gebirgen ist lauter Friede und Einsamkeit, ein Land der Träume — aber Träume, die sich leicht verwirklichen lassen und deren Verwirklichung sogar von selber kommt, denn wenn jener jungfräulich reine silberweiße Schleier des Winters vor der alles bewältigenden Sonne weicht, wer vermag dann die wunderbare Schönheit zu schildern, welche sich dort enthüllt? wer ahnt die laubreichen Dickichte und tiefen waldgefüllten Schluchten, zu deren Sohle das Sonnenlicht sich nur zitternd hinabstiehlt, wer die blitzenden funkelnden Bäche, die zwischen bemoosten Steinen und gewaltigen Felsentrümmern hinrieseln, welche schon vor Jahrhunderten von den darüber liegenden Bergen herunter gefallen sind? — wer die tosenden Wasserfälle, welche über föhrendewachsene Abhänge herunterstürzen und ihre Gewässer in lichte wallende Schleier oder in Regenschauer von irisirenden Diamanten zerstieben? Es ist ein Wunderland, das einen Besuch verlohnt, denn selbst die Alpen haben kaum diese Abwechslung von erhabenen Naturschönheiten und anmuthigen Einzelnheiten — seyen es die donnernden, tosenden Gaves oder Wildwasser, welche durch tief eingeschnittene Schluchten oder Tobel herunterbrausen, seyen es die majestätischen schneegekrönten Berghäupter und gewaltigen Pics, seyen es die grauenerweckenden Abstürze oder furchtbar hohen Pässe, oder jene stillen Hochthäler und Matten, wo zwischen unzähligen Steintrümmern seltsame Alpenpflanzen und seltene Blüthen

des Hochgebirges sprießen, die uns Bewohnern der Ebene ganz unbekannt sind. Der hohe Steinbrech, die blaue Iris, die feurig azurne Genziane, die goldene Arnica, die scharlachrothe Alpenrose, und daneben eine endlose Mannigfaltigkeit der zierlichst gefiederten Farnkräuter und der zartesten spitzenartigsten Moose, welche mit dem niedrigen Graswuchse jene Einöden in ein nie verschwindendes Grün kleiden, — jene Einöden, wo man gewöhnlich nur dem Schäfer an der Spitze seiner Heerde oder dem abenteuernden Touristen begegnet, welcher sich jene reizenden Scenen von Wald- und Gebirgseinsamkeit in der Nähe betrachten und in der ungetrübten Schönheit der Natur schwelgen will!

Und in demselben Maßstabe, wie dann der Frühling voranschreitet und die Hügelzüge, welche zwischen Pau und dem Hochgebirge liegen, mit dem zarten Grün des Lenzes bekleidet, nehmen auch die schneegekrönten Spitzen des Gebirges einen desto zauberischeren Anblick an, denn ihr Aussehen wechselt fortwährend in derselben Proportion, wie der Tag vorschreitet und die Beleuchtung sich verändert, betrachte man sie nun am frühen Morgen, wann sie sich scharfgeschnitten vom tiefblauen Himmel abzeichnen, oder gegen Abend, wenn seine duftigen Nebelwölkchen sie dem Blick theilweise entziehen, oder sie sich goldglänzend von dem rosigen oder purpurglühenden Horizont des Sonnenuntergangs abzeichnen.

Sobald aber der Sommer in's Land rückt und der erste Juni gekommen ist, schickt Pau seine fremden Gäste, welche es über den Winter an seinem warmen Busen beherbergte, hinauf nach dem Traumlande, wohin sie so oft und lange sehnsüchtig und gedankenvoll geschaut haben.

Einige der wirksamsten Heilquellen der Pyrenäen sind Pau schon auf eine halbe Tagreise nahe gerückt. Nach Eaux-Bonnes z. B. gelangt man mittelst einer vierstündigen Fahrt durch die Ebene und dann nach einigen Stunden sanften Ansteigens durch das wunderschöne Ossau-Thal, welches sich bei Louvie öffnet und das nicht eher einen Ausweg bietet, als bis man das Dorf Laruns erreicht hat, wo sich der Weg in zwei Straßen theilt, die eine, welche durch die Schlucht nach Eaux-Chaudes führt, die andre, welche mühevoll nach Eaux-Bonnes hinaufsteigt. Hat der Reisende den letztern Punkt erreicht, so sieht er sich in einem eleganten Städtchen, das auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen ist. Die Gasthöfe und Häuser, meist erst in den jüngsten zwanzig Jahren erbaut und daher natürlich gar nicht zu den umgebenden Landschaften passend, umschließen auf drei Seiten den sogen. Englischen Garten, eine Art kleinen Parks, wo die fremden Gäste den größten Theil ihrer Zeit vertreiben. Die Damen in hellfarbigen bunten Gewändern sitzen gruppenweise mit ihrer Stickerei oder sonstigen feinern Arbeit unter den Bäumen; die Herren umschwärmen die Damen und machen ihnen die Cour oder sondern sich paarweise ab, um Schach zu spielen und zu lesen, während Truppen von fröhlichen Kindern auf dem grünen Rasen herumspringen und die Töne eines ziemlich guten Orchesters die Scene beleben. Die beiden Hauptbeschäftigungen sind übrigens „Brunnentrinken" und Ausflüge. Die Heilquellen der Pyrenäen, meist schwefelhaltige, kommen von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme, sowohl durch die Mode wie durch die Vereinigung der gesunden Luft und der trefflichen chemischen Bestandtheile ihrer Wasser. Eaux-Bonnes, dessen Gesundbrunnen schon zur Zeit Franz's I. berühmt gewesen, war vor zwanzig Jahren nur ein armseliges Dorf, und seine Heilquellen nur von Kranken aus der unmittelbaren Nachbarschaft und nur sehr selten in langen Zwischenräumen von einem vornehmen Kurgaste aus Paris besucht; gegenwärtig beläuft sich die Zahl seiner Gäste alljährlich auf 4—5000 Personen, welche alle hieher kommen, um das Mineralwasser zu trinken, und die französischen Aerzte behaupten, das Wasser sey ein Specificum gegen Lungenschwindsucht, wenn man es in den ersten Stadien der Krankheit anwende, und diene zur Beförderung des Stoffwechsels und als mächtiger Renovator des ganzen Systems. Daher sieht man Morgens und Abends eine förmliche Prozession von Kurgästen zu der Trinkquelle wallfahrten, jeder in der einen Hand ein Fläschchen mit Wegwarten-Syrup, in der andern ein graduirtes Glas, um die vorgeschriebene Wassermenge abzumessen, welche mit dem Syrup vermischt getrunken werden soll. Die Trinkhalle liegt im obern Theil des Städtchens, unmittelbar am Fuße der Butte du Trésor, des Felsens aus welchem die Quelle entspringt. Die Kurgäste gehören den verschiedensten Standes- und Altersklassen beider Geschlechter an: Paschas aus Konstantinopel, russische Adelige, französische Staats- und Finanzmänner, vornehme Engländer und Spanier, Bischöfe, Priester aller Klassen, Mönche und Nonnen, Männer und Frauen aus der sogen. guten Gesellschaft, namentlich schwächliche junge Frauen und zarte Mädchen und Kinder, alle kommen in gleicher Weise hieher, um an dieser lebenspendenden Quelle Erneuerung ihrer Kraft und Gesundheit zu suchen.

Die Mineralwasser von Eaux-Bonnes unterscheiden sich sehr wesentlich von denjenigen aller andern Heilquellen in den Pyrenäen. Sie sind neuerdings von den bedeutendsten französischen Chemikern sorgfältig analysirt worden, und der Laie erstaunt über die merkwürdige Zusammensetzung derselben, welche in der geheimnißvollen unterirdischen Werkstätte der Natur im Schooße dieser Gebirge bereitet wird. Die Temperatur beträgt 32° Celsius (25,7° R.), und weder Zusammensetzung noch Temperatur zeigen sich jemals einem Wechsel unterworfen. Ihr Gebrauch kann aber bei Mangel an Vorsicht gefährlich seyn, deßhalb muß er durch einen erfahrenen Arzt geregelt werden, und der Kurort hat daher auch, außer dem von der Regierung angestellten Direktor, im Sommer mindestens noch ein halbes Dutzend Aerzte aufzuweisen. Die Behandlung erstreckt sich über einen Zeitraum von 21 Tagen, während deren die Dosis Wasser (stets durch Vermischung mit irgend einem beruhigendern Aufguß qualificirt) allmählig von einem Eßlöffel voll bis zu 3—4 Trinkgläsern täglich steigt, je nachdem der Patient es zu ertragen im Stande ist.

Die Kaiserin Eugenie verbrachte in den Jahren 1860 und 1861 hier je eine Saison, sah mit ihrem gewöhnlichen Scharfblick sogleich ein, was hier fehlte, und ließ viele Verschönerungen und Verbesserungen in der Nachbarschaft der Trinkhalle vornehmen und besonders einen ebenen Spaziergang anlegen, welcher für brustkranke Kurgäste so absolut nothwendig ist. Diese sogen. Promenade de l'Impératrice ist auf eine Erstreckung von nahezu 4000 Schritten in den Abhang eines Berges eingeschnitten und dem anstehenden Felsen abgewonnen, und bildet den Anfang der neuen Heerstraße, welche man neuerdings durch's Gebirge nach Cauterets hin zu bauen begonnen hat. Die sogen. Promenade hori-

ontale am untern Ende des Städtchens ist ebenfalls, wie ihr Name es bezeichnet, ein angenehmer Spaziergang für Leidende; sie windet sich auf eine Strecke von mehr als 3000 Schritten an dem Gehäng der Berge hin, welche über der Schlucht der Eaux-chaudes sich erheben, und beherrscht eine entzückende Aussicht über das Ossauthal und die darüber sich erhebenden Piks. Hier findet sich die elegante Welt nach der Tafelstunde zusammen, welche im Interesse der Kurgäste von den Aerzten auf 5 Uhr festgesetzt ist. Obschon man die Mehrzahl der hieherkommenden Herren als Leidende betrachtet, so erweist sich doch die Versuchung, gelegentlich einen Schuß auf einen Bären oder Izard (die Gemse der Pyrenäen) thun zu können, als so mächtig, daß viele der reicheren männlichen Kurgäste dieser Versuchung nicht widerstehen können. Und da die Hochthäler und Hochwälder überdem auch noch Füchse, Wölfe, Murmelthiere, Auer-, Birk- und Haselhühner beherbergen, so bilden sich beinahe täglich Jagdpartheieen unter der Leitung der Führer von Eaux-Bonnes, welche weitaus die malerischsten und interessantesten Bewohner des Städtchens sind. Es sind kühne, kräftige, wohlgebildete Männer, welche die kleidsame Landestracht tragen, die aus dem Beret, einer runden, flachen, blauen wollenen Mütze, besteht, unter welcher das an der Stirne kurz geschnittene Haar in langen Locken auf den Rücken hinabwallt; ferner aus einer weißen wollenen Weste von seltsamem Schnitt, aus einer hellscharlachrothen Jacke, welche lose über der einen Schulter hängt, aus kurzen anliegenden Beinkleidern von dunkelfärbigem Manchester, die um die Hüfte von einer rothseidenen Schürze festgehalten werden, und endlich aus weißen gestrickten wollenen Strümpfen ohne Füße, die am Knöchel in einer Art Krause endigen, welche kamaschenartig die Fußbiege bedeckt. Diese schlichte, aber zierliche Tracht ist dem Klima vortrefflich angepaßt und sticht von den dunklen Kiefern und grauen Schieferfelsen dieser Bergregion angenehm ab.

Erst im jüngst vergangenen Sommer wurden in geringer Entfernung oberhalb Gabas, dem leztern französischen Dorfe diesseit der spanischen Grenze, eine Bärin und ein junger Bär bemerkt und sogleich eine Jagdparthie veranstaltet. Die alte Bärin erhielt eine Wunde, rollte einen Abgrund hinab und konnte nicht weiter verfolgt werden; das Junge ward erlegt, auf einem kleinen Karren nach Eaux-Bonnes gebracht und in aufrechter sitzender Stellung, welche durch zwei unterstützende Stecken hervorgebracht worden war, und mit einem Blumenkranz um den Kopf, in den Straßen herum spazierengefahren.

Der Izard ist ausnehmend scheu und man bekommt ihn nur selten zum Schusse, wenn man nicht einige Tage lang in den Bergen bivouakirt. Uebrigens wurde im jüngstvergangenen Sommer doch einer von dem Sohne eines französischen Marschalls erlegt und in's Städtchen herunter gebracht, die vier Läufe mit der rothen Schärpe eines Führers zusammengebunden und durch die Läufe eine Stange geschoben, woran zwei Führer das hübsche Thier trugen. Der glückliche Schütze, in einem malerischen Jagdkostüm von Sammet, schritt in Begleitung seiner Mutter und Schwester dieser Beute voran nach dem Hotel de France, wo das erlegte Thier erst von den 150 Gästen des Hotels bewundert und das Wildpret dann dem Koch überantwortet wurde, um am folgenden Tage auf der Tafel zu erscheinen.

Das Kirchweihfest von Eaux-Bonnes fällt auf den St. Johannistag, und die Bauern aus den benachbarten Dörfern kommen dann nach dem Städtchen und geben dem Fremden Gelegenheit, die hübschen Tänze der Ossaloisen oder Bewohnerinnen des Ossau-Thales zu sehen, denen sich an malerischem und lebendigem Ausdruck kaum etwas anderes in diesem 19. Jahrhundert vergleichen kann. Schon am Vorabend des Festes kommt ein halbes Dutzend stämmiger Bauern in ihrer bunten kleidsamen Tracht, mit Geige und Querpfeife voran, die Stadt heraufgezogen und macht von Zeit zu Zeit Halt, um den Saut basque zu tanzen und kleine Sträuße von Gebirgsblumen an alle zu vertheilen, welche ihnen dafür einige Sous oder eine Silbermünze geben wollen, damit sie sich davon ihren Festtag machen. Wenn dann am Morgen des Festes der kirchliche Theil vorüber ist, stellen sich der blinde Fiedler, ein schöner alter Mann, und sein Gefährte, der die Schalmei oder den Dudelsack bläst und zugleich mit einem dicken Stock den Takt auf den Saiten einer Art Mandoline schlägt, auf dem Platz vor dem Regierungsgebäude auf, und es bildet sich ein Halbkreis um dieselben. Zuerst tritt ein Mann in die Reihe, dann ein junges Mädchen, dann wieder ein Mann und nach diesem wieder zehn bis zwölf Mädchen, die sämmtlich ein hellscharlachrothes Capulet tragen, nämlich eine Art viereckiger Kapuze, deren Flügel über die Schultern bis zum Gürtel herunterfallen. Das Haar ist in einen einzigen Zopf geflochten, der an seinem Ende bunte Bänder und Troddeln trägt und über den Rücken hinunter hängt. Als Kopfbedeckung tragen die Mädchen und Frauen unter dem Kapulet noch eine kleine dicht anliegende Haube oder Mütze ohne Rand oder Krause. Um den Hals tragen sie an einem Sammetband ein goldenes Herz und Kreuz; das Hemd ist durch einen Zug von Schnur faltig aufgenommen, aber vorne etwas offen gelassen; dazu kommt dann noch ein Mieder von greller Farbe, mit Goldspitzen eingefaßt, eine kurze Jacke und ein blauer wollener Rock mit vielen Falten dicht neben einander. Weiße Wollenstrümpfe mit einer Krause am Ende vervollständigen das malerische Kostüm.

Der Tanz, den man le Saut basque nennt, wird mit größter Ernsthaftigkeit ausgeführt; man sieht kein Lächeln auf den Lippen, es wird kein Wort vernommen, der Tänzer sieht seiner Tänzerin niemals in's Gesicht, sondern hält sein Auge unverwandt auf die Evolutionen seiner Füße gerichtet, und nur ab und an wendet er sich zu ihr und hüpft dann mit einem wahren Bocksprung und einem wilden Schrei in die Höhe. In dieser Weise kreist der Reigen in gemessener Kadenz immer um die Musikanten herum. Diese eintönige Kreisbewegung dauert sechs oder sieben Minuten lang fort, bis die Musik mit einem Triller und Schnörkel aufhört. Nach einer Ruhe von wenigen Minuten nimmt sodann das nächste Mädchen den Ehrenplatz an der Spitze des Reigens ein und derselbe Tanz beginnt von Neuem; immer und immer wieder dieselbe Musik und die gleiche Kreisbewegung, bis der Abend zu dunkeln beginnt, worauf Männer und Weiber sich in getrennte Truppen theilen, einander liebreich unter den Armen nehmen und unter einem weichen hübschen Liede in elegischen Molltönen, dem Chant du départ, den Rückweg in ihre Heimath antreten. Diese Feste verlaufen mit der größten Anständigkeit; ein Schluck Wein wird von

Zeit zu Zeit unter den männlichen Tänzern und den Musikanten herumgereicht; aber man sieht nirgends einen Exceß in Essen und Trinken, denn die Leute haben alle ihre frugale Morgenmahlzeit eingenommen, ehe der Tanz beginnt, und daheim wartet ihrer ein einfaches Abendbrod, welches die Alten bereitet haben. Das Wirthshausleben mit den Trinkgelagen kennt der französische Baske nicht.

Wenn man aber die Gebirgsbewohner in ihrem besten Putze und ihrer gemüthvollsten Weise sehen will, so muß man die Kirchweihe in Laruns, dem letzten Dorfe im Ossau-Thale, am Fuße der Schlucht, worin Eaux-Bonnes liegt, besuchen. Der Künstler, welcher hier Stoffe zu den prächtigsten Genrebildern sucht, muß am 15. August, an Mariä Himmelfahrt, nach Laruns kommen, sich unter die Vorhalle der alten Kirche setzen und diese einfachen Dörfler und Gebirgsleute beobachten, wenn sie zum Gottesdienst und Hochamt in die Kirche strömen: alte Männer in ihren seltsam gefalteten und gestickten Mänteln mit Kapuzen, jeder mit andächtiger Miene auf seinen Stab gestützt wie ein Patriarch; alte Weiber, sonnverbrannt mit ihren verwitterten Gesichtern, von Kopf bis zu Fuß in eine Art Decke von weißer Serge gehüllt, die am einen Ende zusammengenäht eine Art Kapuze bildet, knieen mit dem Rosenkranz in der Hand auf den nackten Steinen; junge Mütter führen Kinder an der Hand, welche aussehen, als wären sie soeben aus einem von Holbein's Bildern herausgetreten, halten an der Kirchthüre, um das Weihwasser zu nehmen, und lehren ihre kleinen das Kreuz schlagen. Zwischen hinein gewahrt man auch junge Erbinnen, die sich durch ihre Tracht auszeichnen, denn diese besteht ganz aus scharlachrothem Zeuge und einer weißen Musselinschürze, und muß sogar von denjenigen getragen werden, deren Erbe nur aus einer bescheidenen Hütte besteht. Sind all die Andächtigen eingetreten, so ist die Kirche ganz gefüllt von weißen, rothen und schwarzen Capulets, denn letztere werden von den Wittwen getragen. Die Männer schaaren sich um die Kirche herum und singen abwechselnd mit den Frauen die lateinischen Vesperpsalmen. Es ist ein Schauspiel, welches den Beschauer förmlich weit in das Mittelalter zurückversetzt und solchen Personen, welche frisch aus den großen Städten des fernen Nordens kommen, beinahe wie ein Traum erscheinen muß.

Wer sich in Eaux-Bonnes vorübergehend aufhält, versäumt selten, einen Besuch bei einem interessanten und merkwürdigen Manne zu machen, welcher in dem Dörfchen Bages, etwa eine Wegstunde von dem Städtchen, am Berghange wohnt. Es ist ein gewisser Gaston Sacaze, ein Bauer aus sehr alter Familie, welcher noch einen Ehevertrag von einem seiner Vorfahren, einem kleinen Gutsbesitzer wie er selbst, aus dem neunten Jahrhundert besitzt. Sacaze ist ein tüchtiger Botaniker und Mineralog, welcher sich durch Selbststudium diese Wissenschaften angeeignet und umfangreiche Sammlungen angelegt hat; er besitzt zunächst eine sehr große Sammlung von Fossilien und Versteinerungen, welche in den Pyrenäen vorkommen, und erloschene Thiergattungen, sowie solche aufweist, die noch in der heutigen Thierwelt ihre Verwandten und ihre Vertreter haben und in dem nicht weit entfernten Biarritz noch am Meeresstrande gefunden werden, sowie ferner eine große Menge Versteinerungen von vorsündfluthlichen Geschöpfen, welche in den verschiedenen Formationen der Pyrenäen vorkommen und für den Geologen höchst interessant sind. Der Geognost und Geolog würde überhaupt seine Mühe reichlich gelohnt sehen durch einen Besuch dieser merkwürdigen Bergregion, wo der Bergmann allenthalben Stollen im Gestein eingetrieben und Schachte abgeteuft und dadurch die Geheimnisse einer frühern Schöpfungswelt blosgelegt hat. Außerdem hat Sacaze Sammlungen von Käfern und Schmetterlingen und interessante Herbarien, und es macht einen tiefen Eindruck, wenn man diesen hochgewachsenen alten Mann, welcher nie aus seinen heimathlichen Bergen hinausgekommen ist, in seiner schlichten Tracht von hausgemachtem Zeuge aus ungefärbter Wolle vor sich steht, wie er mit dem Gebahren eines vollkommenen Gentleman mit seinen Gästen über gelehrte Gegenstände sich unterhält und dabei die Blätter seiner zahlreichen Albums und Herbarien umschlägt, worin er nicht nur die getrockneten Spezies einer beinahe vollständigen Flora der Pyrenäen, sondern auch die von ihm selbst gemalte naturgetreue Abbildung jeder Pflanze, ihrem getrockneten Original gegenüber, verwahrt. Sacaze ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und genießt eine Pension von 500 Franken jährlich von der Regierung, an welche dafür Sacaze's Sammlungen nach seinem Tode übergehen. Er ist übrigens nicht der einzige Autodidakt in Kunst und Wissenschaft, der unter den französischen Basken vorkammt; vielmehr sind derartige Leute gar nichts seltenes, und es fehlt diesem Volke nicht so fast an glänzender Begabung, Wißbegierde und Eifer, als vielmehr an Gelegenheit, ihren Wissensdrang zu befriedigen, denn die Schulen sind selten und schlecht, und es existiren zu wenig Bücher in der baskischen Sprache, die bekanntlich in der gesammten europäischen Sprachenfamilie ziemlich isolirt dasteht und mit wenigen der noch lebenden Sprachen Verwandtschaft zeigt.

Wer Zeit und Geld genug hat, um die reine Luft des Gebirges und die wunderhübschen Ausflüge in's Hochgebirge zu genießen, für den ist Eaux-Bonnes ein höchst angenehmer Ort zu einem Sommeraufenthalt für einige Wochen. Es hat einen Theil seiner alten Einfachheit und Ursprünglichkeit bewahrt und bietet dem Künstler und dem Freunde des Naturschönen eine Menge Genüsse. Nur müssen Fremde die Unterhaltung sowohl wie das Vergnügen, die sie hier genießen, ziemlich theuer bezahlen. Das Zuströmen der Pariser vornehmen Welt hat die Preise aller Lebensbedürfnisse zu einer fabelhaften Höhe emporgetrieben. Die besten Zimmer werden während der Höhe der Saison, d. h. vom 15. Juli bis 15. August, um 25 Franken per Bett vermiethet; vor und nach dem genannten Zeitpunkt sind die Preise vernünftiger, aber immer noch hoch genug — von 3 bis 6 Franken per Tag. Der Preis der Table d'hote ist immer der gleiche — 8 bis 10 Franken je für Gabelfrühstück und Mittagsmahl. Aber es fehlt diesem Kurort trotzdem nie an Gästen, denn viele Personen kommen ihr ganzes Leben lang Jahr um Jahr hieher. Der französische Finanzminister, Herr Achille Fould, z. B. verbringt alljährlich hier einen Monat; der letzte Herzog von La Roche-Foucauld, welcher vergangenen Winter in hohem Alter starb, hat dreißig Jahre lang ununterbrochen hier jeden Sommer seine Kur gebraucht. Viele scheiden mit angenehmen Erinnerungen und dankbarem Herzen kurirt oder gekräftigt von diesen heilsamen Quellen; viele aber kommen

leider zu spät für eine Heilung und finden wenigstens die ewige Ruhe auf dem kleinen hübschen Friedhof an dem grünen Berghang.

Unter dem schwarzgelben Säbel-Regiment in Italien.

Eine Reise-Erinnerung. Aus dem Englischen.

Wir hatten den Winter in Rom verbracht und reisten mit Extrapost gemächlich durch Oberitalien gen Norden. Der Sommer 185— war ziemlich frühe eingetreten und das Wetter war, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, überall sehr schwül. Die Hitze hatte sogar die meisten Engländer, welche sich hier aufhielten, fortgetrieben, und nur eine Laune meines jungen Zöglings war Schuld gewesen, daß wir bis zu allerletzt blieben. Robert Hawthorne, mein Zögling, war in jeder Hinsicht ein schmucker, wackerer Junge: hochherzig, großmüthig, muthvoll und offen, nur ganz entsetzlich sanguinisch und eigensinnig, und meine Wenigkeit, Philip Simpson, Magister der freien Künste, hatte keine geringe Verantwortlichkeit übernommen, als ich das Amt eines Reisehofmeisters bei ihm angetreten.

Der alte Herr Hawthorne hatte mir auf die Seele gebunden, den Zügel ja nicht zu straff anzuziehen, dem jungen Mann lieber nachzugeben als zu widerstehen und womöglich seine freiwillige Zustimmung zu gewinnen, denn er bedeutete mir vollkommen richtig, daß „sein Enkel weit leichter zu leiten als zu treiben sey.“ Wir hatten Geld genug zu verzehren, denn Robert war das Schooskind und der einzige Erbe des alten, reichen Squire, so daß die Sustentation meines Zöglings eher eine allzu liberale und mein eigenes Gehalt weit häher war, als ich zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Allein das Leben eines Reisehofmeisters ist nicht immer beneidenswerth. Bei Robert Hawthorne war ich allerdings der Plackereien enthoben, denen so viele in einer derartigen Stellung ausgesetzt sind. Mein Zögling war immer gleichmäßig wohlwollend und artig und beobachtete ein Gebahren, dessen sich, wie ich in jenem Winter in Rom mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt, manche von den wilderen englischen Zöglingen gegen ihre „Bärenführer“ zu befleißigen nicht gewöhnt waren. Robert besaß treffliche Fähigkeiten und ein edles Gemüth, aber es lag eine gute Dosis Leichtsinn und Sorglosigkeit, eine Art wilder negativer Thatkraft in seiner Natur; er ließ sich kaum zurückhalten, jedem tollen, müßigen Einfall zu folgen, der ihm durch den Kopf schoß; er war vorschnell in Sympathie wie in Antipathie, in seinem Hassen wie in seinem Lieben.

Bei einem derartigen Charakter hing alles davon ab, daß er in gute Hände fiel und die Zeit der bildsamen Jugend unter Verbindungen und in einem Umgangskreise verbrachte, welche den angebornen Werth seines Herzens und Wesens zu entwickeln geeignet waren, denn es war keine geringe Gefahr vorhanden, daß er ganz auf Irrwege gerathe, wenn er in schlechte Gesellschaft fiel. Und ich hatte selbst bescheidene Zweifel in mich gesetzt, ob ich, Philip Simpson, einem solchen Posten gewachsen sey. Meine eigene Welterfahrung und Menschenkenntniß beschränkte sich auf ein sehr bescheidenes Maß. Ich hatte gute Schulkenntnisse und mir ein kleines Stipendium in Oxford errungen, hatte die Universität mit sehr guten Kenntnissen in Latein und Griechisch, allein mit einer sehr beschränkten Erfahrung des Lebens und Treibens der weiten Außenwelt, die jenseit der Mauern meines College lag, verlassen. Etliche Monate, welche ich auf einer stillen, abgelegenen Landpfarre in der Provinz zugebracht, um mich auf mein Examen und meine Ordination als Geistlicher vorzubereiten, einige weitere Monate praktischen Kirchendienstes als Pfarrgehülfe in einem Vorstadt-Sprengel und die einjährige Begleitung der Hofmeisterstelle bei dem jungen Robert Hawthorne, füllten meinen ganzen ereignißlosen Lebenslauf aus.

Wahrscheinlich würde ich mich dem schwierigen und verantwortlichen Amte, das ich übernommen, trotz des damit verbundenen günstigen Gehalts nicht unterzogen haben, wenn es nicht um meiner theuren Jane willen geschehen wäre. Jane war die jüngere Tochter des würdigen alten Geistlichen, bei welchem ich mich auf mein Examen vorbereitet und meine Bestallung mir erworben hatte, indem ich ohne Gehalt die Funktionen eines Pfarrgehülfen versehen. Jane und ich hatten einander liebgewonnen und uns zu heirathen gelobt. Aber wann? das stand in weiter Ferne. Vor Allem war eine Pfründe die unerläßliche Vorfrage für die Verbindung zweier blutarmen jungen Leute wie wir, und als Herr Hawthorne mir die Hofmeistersstelle bei dem künftigen Erben von Hawthorne Hall anbot, hatte ich diesen Posten nur auf das dringende Zureden von Jane's Vater angenommen. Der alte Squire besaß, wie der Vicar mir schlau bedeutete, das Patronatsrecht über drei Pfarrstellen, und es müßte daher meine eigene Schuld seyn, wenn mir nicht eines Tages eine derselben übertragen würde. So kam es, daß Robert und ich in der zweiten Woche des Juni über die staubigen italienischen Landstraßen hinrasselten. Wir reisten in einem eigenen Wagen, welchen Robert im vergangenen Herbst in Turin um 28 Pfd. Sterl. gekauft hatte, — einem rasselnden, klirrenden, aber haltbaren und dauerhaften Fuhrwerk. Wir waren darin die ganze Halbinsel von Piemont bis nach Neapel hinab und wieder heraufgefahren und der Wagen hatte die Stöße und Püffe manches steilen und rauhen Gebirgswegs in den Apenninen ausgehalten. Der junge Hawthorne hatte einen Abscheu vor den Vetturini (Lohnkutschern) und deren Treiben und konnte es nicht über sich gewinnen, sich an solche Bursche zu verlaufen, — d. h. zum Voraus um Transport, Kost und Wohnung zu feilschen, — wie sparsamere Reisende thun müssen. Es war ihm unerträglich, an eine gewisse Reiseroute, an bestimmte Stunden der Abreise und gewisse Haltplätze gebunden zu seyn, und so reisten wir mit Extrapost, trotz aller meiner Vorstellungen wegen der Kosten. Nur Einen Vertrag hatten wir mit einander gemacht: wir hielten keinen Reisecourier in unserm Dienste, und die Pflicht der Ablohnung der Postillone und Bestellung der Relaispferde fiel großentheils mir zu. Glücklicherweise hatte ich ein gutes Gedächtniß und einige Begabung für die Erlernung von neueren Sprachen, und hatte mir während unseres Winteraufenthalts in Rom die größte Mühe gegeben, durch regelrechten Unterricht im Französischen und Italienischen mir beide Sprachen soweit anzueignen, daß ich nun im Stande war, dieselben ziemlich geläufig zu sprechen, — was mir später sehr zu Statten kam, wie sich bald herausstellen wird. —

„Ah, Räuber, Spitzbube, vierbeiniger Dieb, presto! Vorwärts mit euch, avanti, ihr ungetauften Bestien, ihr Teufelsgäule! hü, scherzo, vorwärts!“ schrieen die wild aussehenden Fuhrleute aus dem Gebirg, sobald wir das zinnengekrönte Thor von Modena hinter uns hatten, welches von einer ganzen Schaar weißröckiger Oesterreicher besetzt war. Wir waren unter allen möglichen trivialen Vorwänden, welche nur mit Paßangelegenheiten zusammenhängen konnten, beinahe zwei Stunden lang in der Stadt aufgehalten worden. Und unter mächtigem Peitschenknallen und gewaltigem Schaukeln und Stoßen des Wagens fuhren wir die breite Straße dahin, wirbelten hohe Wolken heißen, weißen Staubes auf und zersprengten die trägen Heerden langsam hinziehender Büffel nach rechts und links. Diese ungeordnete Eile, als ob wir durch solch ein tolles Rennen die Zeit wieder einzubringen hoffen dürften, welche wir durch die unnützen Paßschereereien der Polizei verloren hatten, verursachte mir einiges unbehagliche Bangen wegen der Federn und Achsen unsres Reisewagens; allein Robert lachte über meine Befürchtungen, freute sich königlich über dieses tolle Rennen und ermuthigte die Postillone noch dazu mit manchem britischen Hurrah, wie wir so dahin flogen. Eine Viertelstunde lang wurden wir hin und her geschleudert, daß uns die Rippen knackten, dann ging der tolle Galopp in einen gemächlichen Trott über, und ich athmete wieder freier auf.

Er war furchtbar heiß, und als wir uns so immer weiter von den modenesischen Bergen entfernten und tiefer in die lombardische Ebene einbogen, erstarb der leichte Wind des Hügellandes und ließ uns bald verschmachtend in der regungslosen stillen, staubgeschwängerten Luft, durch welche die Nachmittagssonne roth und düster auf die bewässerten Gelände hernieder brannte. Nirgends mehr der willkommene Schatten der dichtbelaubten Kastanien, sondern nur endlose Felder von Mais und Reis und eingeschnittenen Weinreben, dazu ein Concert von Fröschen und Cicaden in den niedrigen Büschen und Bäumen neben den Kanälen, schwarze, boshaft dreinblickende Büffel, welche die Göpel der Bewässerungsräder trieben und die gerade, endlose, ämilianische Straße die nach Norden führte.

Auf der ersten Station hinter Parma hatten wir einen kleinen Aufenthalt. Obwohl unser Reisewagen leicht und unser Gepäck nicht umfangreich war, wollte Robert doch immer nur vierspännig fahren, und es wurden also auch hier vier Pferde vorgelegt. Die Postillone hatten, den englischen Milordos zu Ehren, ihre besten Jacken mit roth-wollenen Trobdeln und Tressen angezogen, und saßen schon im Sattel, und wir wurden gerade von dem dienstfertigen Postmeister zum Hofe hinaus eskortirt, als irgend etwas am Geschirr zerriß und der jüngere Postknecht unter vielen Verwünschungen abstieg, um dem Schaden nachzusehen.

Just im selben Augenblick kam unter lautem Peitschenknall und hellem Schellengeläute eine Kalesche herangefahren, und wir hörten auf den Ruf nach frischen Pferden die Erklärung abgeben, daß keine solchen zu haben seyen. Der Unterpostmeister war höflich, konnte aber nichts thun, und der neue Ankömmling, ein vornehm aussehender Italiener mit weißem Haar und einem intelligenten Gesicht, machte vergebliche Vorstellungen, von welch' großer Wichtigkeit es für ihn sey, Mailand ohne Aufenthalt zu erreichen; — der Postmeister zuckte nur die Achseln mit den Worten: „Bitte tausendmal um Verzeihung, Signor; aber es ist unmöglich. Alle unsere Gespanne sind fort, die erlauchten Herren Engländer dort haben die letzten erhalten; ich könnte keinem Reisenden, und wenn er der heilige Vater selbst wäre, einen einzigen Pferdehuf mehr verschaffen.“

Der alte Diener, welcher den neuen Ankömmling begleitete — beiläufig bemerkt war dieser nicht in einem eigenen Wagen, sondern in einer gemietheten Post-Calesa angekommen — schlug nun Augen und Arme zum Himmel auf und nahm alle Heiligen zu Zeugen, daß Borgo di Bolto ein abscheuliches Spitzbubennest und sein Gebieter und er die unglücklichsten Leute seyen. „Aber ach, gnädiger Herr! war es nicht Ihre eigene Schuld?“ rief er im Tone zärtlichen Vorwurfs; „warum wollten Sie auch an einem Freitag und um dreizehnten des Monats abreisen? Und wünschte nicht der Cavaliere Luigi Bianchi, der verrufenste Gettatore in ganz Neapel, Ihnen noch ein Lebewohl zu, als wir gerade zur Stadt hinausfuhren? Verlassen Sie sich darauf, jener Herr hat ein böses Auge auf uns geworfen.“

„Bah, an solche Thorheiten glauben nur Kinder,“ fiel ihm sein Herr tadelnd in die Rede. „Das Schlimmste ist, daß ich von dem Bette meines armen Freundes fern gehalten werde, während derselbe vielleicht schon mit dem Tode kämpft. Geh' 'mal und sieh, ob Du nicht Pferde, Maulthiere oder irgend ein anderes Gespann auftreiben kannst, damit wir noch vor Sonnenuntergang Parma erreichen!“

Mittlerweile war unser Geschirr geflickt und die Postillone schwangen schon ihre langen Peitschen; aber Robert rief ihnen so gebieterisch Halt zu, daß die rasch gezügelten Pferde auf die Hinterhand stürzten. Dann hieß Robert den Kutschenschlag öffnen, um, wie er sagte, dem Fremden einen Platz in unserem Wagen anzubieten. Er trat mit abgenommenem Hut zu dem alten Herrn heran und erklärte ihm, es würde ihn ungemein freuen, wenn er ihm in irgend einer Weise nützlich seyn könnte; wir reisten selber direkt nach Mailand und hätten außen und innen im Wagen noch Raum genug, um ihm und seinem Diener einen Platz anzubieten. Nach dem Austausch mancher Komplimente, — namentlich von Seiten des Italieners, denn mein Zögling war der melodischen Sprache Italiens nicht sehr Meister, — nahm der Fremde das Anerbieten an. Sein leichtes Gepäcke ward auf das Verdeck des Wagens geschnallt, sein alter Diener stieg auf den Bock und er setzte sich zu uns in den Wagen, worauf wir abfuhren. Wir fanden unsere neue Bekanntschaft sehr angenehm; er war ein sehr belesener, verständiger Herr, der mit warmer Sympathie und Respekt von England und den britischen Freiheiten sprach, und sich als ein Gutsbesitzer aus der Lombardei auswies, welcher jüngst in Neapel bei einigen dortigen Verwandten zum Besuch gewesen war und nun an das Krankenbett eines sterbenden Freundes eilte. Er leistete uns Gesellschaft bis nach Mailand selbst, wo wir uns unter gegenseitigen Achtungsbezeugungen trennten.

„Ich weiß nicht, ob wir uns jemals wiedersehen werden, meine Herren, obschon ich herzlich wünschen möchte, eine für mich so schmeichelhafte und angenehme Bekanntschaft wieder zu erneuern,“ sagte der alte Herr zum Abschiede. „Sollten Sie aber nach Brescia kommen, so wird Ihnen jedermann meine Wohnung zeigen — nur eine Wegstunde von der Stadt,

und es würde mir in der That zum größten Vergnügen gereichen, solche Gäste unter meinem Dache zu empfangen, während ich versuchen würde, Ihnen die italienische Villeggiatura (Landaufenthalt) erträglich zu machen, und meine Kinder Sie von Herzen willkommen heißen werden!"

Er bat uns dann seine Karte aufzubewahren, drückte uns zum Abschiede die Hand und folgte Giacomo und seinem Gepäck zum Thore des großen Hotels der Ville de Milan hinaus, wo obige Unterredung stattgefunden hatte.

Wir hatten keine Ahnung davon, ihn wieder zu sehen, und doch waren wir überzeugt, daß die Einladung kein leeres Kompliment war, sondern ihre Annahme erwartet wurde. Hätten wir damals beabsichtigt, jenen Theil der Lombardei zu besuchen, so würden wir gerne die Gelegenheit benützt haben, etwas zu sehen, was so wenige Ausländer zu sehen bekommen, nämlich das häusliche Leben einer wohlhabenden und gebildeten italienischen Familie.

Auf der Karte stand der Name des Marchese Giulio dei Frescobaldi. — „Ah, der alte Herr ist also ein Marquis?" rief Robert lachend; „na, das italienische Adelsregister muß manche Foliobände füllen, wenn es schon einen fleißigen Genealogen zu seiner Zusammenstellung gefunden hat. Nun, wie dem auch sey, jedenfalls ist er ein guter alter Junge, und wir wollen nach Tisch seine Gesundheit trinken, Herr Simpson."

Das thaten wir denn auch, und vergaßen dann unsern Reisegefährten. Die nächsten vierzehn Tage verbrachten wir am Comer See, wo Robert Felsenklippen und lateinische Segel, Citronenhaine und sonnegebräunte Fischer mit rothen Mützen und chokoladefarbigen Jacken in sein Skizzenbuch zeichnete, denn mein Zögling hatte ein hübsches Talent und eine große Begeisterung für die Kunst, sowie eine heftige aber unbeständige Leidenschaft für Schönheit der Form und Farbe. In Rom hatte er vorzugsweise nur mit jüngeren Künstlern Umgang gepflogen und sich immer in Gallerien und Ateliers herumgetrieben und mit den ungeschorensten und bärtigsten Kunstjüngern aus Deutschland und England sich nur von Gemälden und Statuen, von Farbe und Zeichnung u. dergl. unterhalten. Er war immer entzückt über irgend etwas: heute schwärmte er für eine Parthie römischer Ruinen, morgen für ein Stück romanischer Architektur, oder für irgend eine malerische Felsparthie, für irgend ein altes Gemälde oder Stulpturstück.

Nachdem wir von Como aus eine Reihe von Ausflügen nach allen Seiten hin gemacht hatten, traf Robert einen vielgewanderten Touristen, dessen enthusiastische Schilderungen des Gardasees und seiner Umgebungen meinen sanguinischen Zögling veranlaßten, sich diese Gegend ebenfalls zu besehen, und an einem heißen, hellen Julitage befanden wir uns in der Stadt Brescia.

„He, ist das alles was Ihr uns zu zeigen habt? Gibt es keine bessere Gemälde hier als diese?" fragte Robert den bezahlten Cicerone, welcher uns von Kirche zu Kirche, von Kloster zu Stadthaus geführt und die paar Sehenswürdigkeiten von Brescia gezeigt hatte.

„Scusi caro," versetzte der Mann mit Achselzucken und einer entschuldigenden Verbeugung; „wir sind arm. Wir sind oft ausgeplündert worden, denn die wilden Deutschen und habsüchtigen Schweizer haben Brescia oft gebrandschatzt. Unsere Gemälde haben gelitten wie unsere Stadt."

„Es gibt also wirklich gar nichts Sehenswerthes mehr?" fragte Robert und ließ einen Scudo in die bereit gehaltene Hand des Mannes gleiten.

„Oh doch, es gab noch einige," versetzte der Cicerone mit einer tiefen dankbaren Verbeugung. „In einer Villa vor dem nördlichen Thore der Stadt, zu Wagen in einer halben Stunde zu erreichen, befinden sich noch einige wunderschöne, großartige, alte Bilder, Meisterwerke der Malerei, welche jeder Händler mit Gold bedecken würde, wenn sie nur zu kaufen wären! Ah, und Dank seinen gesegneten Heiligen könnte der Mann tagtäglich solch einen Handel abschließen, wenn er nur wallte. Ja, meiner Treu, das sind Gemälde, Meisterwerke von Tizian, von Michel Angelo, von Raphael, von Virgil, — was weiß ich!" und hier bekreuzte sich der Führer bei Nennung des Namens des mantuanischen Dichters, welcher in ganz Italien für einen Zauberer gilt. „Leider gibt der Illustrissimo, welchem diese Bilder gehören, den Fremden nicht gerne Zutritt in sein Schloß."

„Der Mann muß reich sein, welcher einen solchen Schatz in Gestalt von bemalter Leinwand bei sich verschlossen hält, wenn die Bilder wirklich so werthvoll sind, wie Ihr uns glauben machen wollt," sagte ich neugierig.

Der Cicerone zuckte die Achseln. „Edle Excellenzen, wir armen Italiener lieben unsre Kunst; es ist das Einzige, was uns geblieben ist, und wir verwerthen es nicht gerne. Der Besitzer der Bilder von dem zu sprechen ich mir erlaubt habe, ist nicht wohlhabend; aber diese Gemälde sind seit mehreren Jahrhunderten in seiner Familie gewesen und gelten ihm höher als Geld und Güter. Beim Bacchus, man sagt, der reiche Kardinal Fuoribuoni habe vergebens ungeheure Summen für den schlechtesten Tizian aus der Sammlung des gegenwärtigen Marchese Frescobaldi geboten."

„Frescobaldi?" riefen wir aus Einem Athem; „doch nicht der Marchese Giulio dei Frescobaldi!" Und der Cicerone versicherte uns, daß in allem Ernste jene werthvollen Gemälde das Eigenthum unseres vormaligen Reisegefährten seyen. So kam es, daß wir, die wir den Marchese und seine Einladung ganz vergessen hatten, uns schon am nächsten Tage unter dem gastlichen Dache des alten, italienischen Edelmanns freundlich aufgenommen sahen. Als wir uns nämlich auf der Villa einstellten, ward die frühere Einladung so herzlich erneuert, daß wir sie nicht gut abzulehnen vermocht hätten, selbst wenn Robert weniger darauf erpicht gewesen wäre, die geschätzten Bilder zu studiren und zu kopiren, welche auch vollständig das Lob verdienten, das der Cicerone ihnen gezollt hatte.

Die Villa war ein geräumiges Gebäude von dunkelrothem Werkstein, auf der Außenseite mit lustigen Fresken bemalt, welche allerdings die Zeit bedeutend mitgenommen hatte. Sie hatte eine flaches Dach, mit schwerfälliger, marmorner Brustwehr, und auf der Terrasse vor dem Hause standen drei Reihen kostbarer Marmorstatuen zwischen Rasenbäumen und sonstigen blühenden Gesträuchen. Eine zinnengekrönte Mauer von grauem Werkstein die vielfach zerfallen und mit Unkraut überwuchert war, umschloß die Ställe, Wirthschaftsgebäude und den weiten Hof; dahinter lag ein großer Garten, jetzt allerdings schlecht gehalten und verwildert, worin Orangen-

bäume, Blumen, Unkräuter, Gemüse und Küchenkräuter, Gras und Binsen wirr durcheinander wucherten. Die meisten Springbrunnen und Bassins waren vermoost und zerbrochen und sprangen nicht mehr; nur eine einzige Fontäne warf noch ihren silbernen Wasserstrahl aus dem Schooße eines dichten Rosengebüsches hoch in die Luft. Alles zeugte von Zerfall und Verarmung.

Im Innern der Villa sah man viele Spuren einstigen Glanzes, aber nur wenige Einrichtungen moderner Behaglichkeit. Manche der Staatszimmer, deren verblichene Vergoldung an Gesimsen und Karniesen von einstiger Pracht erzählte, waren unmöblirt und enthielten nur bestaubte Haufen alten Gerümpels, um welche die Spinnen ungestört ihre Netze woben. Trotzdem war aber an bewohnbaren Zimmern kein Mangel und wir fanden nicht nur ein geräumiges Unterkommen, sondern die wenige Dienerschaft der heruntergekommenen Familie bediente uns mit einem verständigen Wohlwollen, das uns ganz neu war, und der herzliche Willkomm unseres Wirthes hätte uns auch mit einem minder guten Quartier versöhnt. Die Familie bestand aus dem alten Marchese, seinen beiden Söhnen und einer Tochter. Der Marchese war ein Wittwer, und als wir seine Gäste wurden, waren die beiden Söhne zufällig auf einem kurzen Besuch in Mailand abwesend. Assunta Frescobaldi, die Tochter, war ein wunderschönes, dunkeläugiges Mädchen mit einem ungewöhnlich gedankenvollen Gesicht und gebildeterem Geiste, als man gewöhnlich bei italienischen Damen trifft. Es drängte sich mir einige Male der Gedanke auf, ich habe vielleicht unklug gehandelt, meinen Zögling dem Risico einer hoffnungslosen Neigung in dieser Richtung auszusetzen. Ich kannte Herrn Hawthorne's Vorurtheile allzugut, um nicht zu wissen, daß er sich nie dazu verstehen würde, eine Ausländerin, und wäre sie noch so tugendhaft, vornehm und schön, als die Gattin seines Enkels und künftige Erbin von Hawthorne Hall anzuerkennen, und ich begann mir schon im Stillen Vorwürfe darüber zu machen, daß ich diese Einladung angenommen habe.

Zu meiner großen Freude sah es aber gar nicht darnach aus, als ob Robert von Assunta's Schönheit so bezaubert worden sey, wie ich erwartet hatte. Seine Manie für die Kunst, denn eine Manie war es, erhielt ihm den Sinn frei, und die vielen Stunden, welche er in der reichen Bilder-Gallerie theils mit Kopiren, theils mit unermüdlichem bewunderndem Beschauen der hier aufgespeicherten Kunstschätze verbrachte, verhinderten die nähere Berührung beider jungen Leute, welche ich fürchtete. Ich fühlte mich nachgerade ganz sorgenfrei hierüber und begann den Reiz der Neuheit meiner ganzen Umgebung recht zu genießen.

Man glaube übrigens ja nicht, daß mein Amt als Roberts Hofmeister eine reine Sinecure gewesen sey. Im Gegentheil, ich machte es mir zur Pflicht, meinen Zögling täglich einige Stunden lang zu einer festen Routine von Studium anzuhalten, und that mein Möglichstes, um ihn zu einem in seinem Fall allerdings späten Besuch der Universität vorzubereiten. Allein dieß kostete gewaltige Mühe: er lernte zum Verwundern rasch, löste zuweilen die ihm ertheilte Aufgabe mit athemloser Schnelligkeit und setzte mich ganz in Erstaunen ob der Art von intellektueller Taschenspielerei, mittelst deren er ein so anscheinend befriedigendes Ergebniß erlangt hatte. Aber ein ander Mal konnte ich ihn dann wieder nicht dazu bewegen, auch nur ein Buch zu öffnen; meine ganze Ueberredungskunst schlug fehl, und selbst die Drohung, daß ich an seinen Großvater schreiben wolle, war vergeblich, denn er lachte nur gutmüthig — wie denn seine Laune ebenso gut war als seine Gesundheit — und gestand mir gerne zu, ich habe Recht, aber er sey vor der Hand in einer trägen Stimmung und eher zum Malen und Bummeln als zum Studium der griechischen Wurzeln aufgelegt und „der alte Herr" wisse bereits, was für ein heilloser Schlingel sein Enkel sey. — Am vierten Tage unseres Aufenthalts kehrten die beiden Söhne des Marchese nach Hause zurück. Der ältere, Graf Antonio, hochgewachsen, schlank, dunkel von Haar und Auge, mit bleicher Stirne und leicht vornüber gebeugtem Haupte, war durch und durch ein Gelehrter. Der jüngere, Cavaliere Luigi, hatte jenes hellbraune Haar und die blauen Augen, welche man bisweilen auf alten italienischen Gemälden sieht, und all das Feuer und den Freimuth eines Soldaten. Er hatte in der That auch früher ein Jahr lang mit Auszeichnung in der piemontesischen Armee gedient und seinen Degen nur an den Nagel gehängt, als sein Regiment nach der verhängnißvollen Schlacht von Novara aufgelöst worden war.

Zwischen diesen beiden jungen Leuten und unserm Zögling entspann sich nun eine vertraute Freundschaft, weil auf beiden Seiten manche glänzende und anziehende Eigenschaften waren, und das alte langweilige Landhaus nicht häufig einen solch lustigen und frischen Gast unter seinem Dache beherbergte, wie Robert Hawthorne, dessen gewinnende Manieren und tief innige aufrichtige Begeisterung für die Kunst die empfänglichen Italiener für ihn einnahmen. Dazu kam noch, als ein weit mächtigeres Band, Roberts innige Theilnahme für das geknechtete leidende Italien.

Unsere Wirthe gehörten mit Leib und Seele zu der großen nationalen Partei, welche Italien einig und frei wünschten. Der alte Marchese war genug bekannt als einer jener lombardischen Adeligen, deren hartnäckiger Patriotismus sich weder durch priesterliche Ueberredung noch durch österreichische Schmeicheleien und Gnadenbezeugungen hatte gewinnen lassen, und die Söhne hatten im Feld und in der Studirstube mit Degen und Feder für die heilige Sache ihres geknechteten blutenden Vaterlandes gute Dienste geleistet.

Jetzt, wo seit jenen Ereignissen viele Jahre vergangen sind und mir die Vergangenheit beim Rückblick in einem Lichte erscheint, welches nur die Erfahrung geben kann, gestehe ich gerne, wie unrecht es von mir war, mich in eine gewisse Sicherheit einzuwiegen über die möglichen Ergebnisse des vertrauten Umgangs meines Zöglings mit einer Familie von italienischen Patrioten, deren Gäste wir waren. Allein nachdem ich zu jener Zeit darüber ruhig geworden war, daß Robert sich nicht in Assunta Frescobaldi verlieben würde, hegte ich keinerlei Befürchtungen wegen irgend eines andern Zufalls. Ich sollte jedoch bald enttäuscht werden.

Eines Nachts lag ich unruhig und fieberisch im Bette und konnte nicht einschlafen. Alles folterte mein Ohr: das ferne Gebell eines Hundes im Dorfe, das Plätschern der Fontäne in der Rosengruppe unter meinem Fenster; das dumpfe Quaken der großen Frösche im Sumpfe, welches auf eine große Entfernung hin durch die stille Nacht hörbar war; selbst das

drohende Summen der Muskitos, welche um die dicht zugezogenen Vorhänge von durchsichtigem Gewebe herumflatterten, — all dieß machte mich in meiner damaligen Stimmung ganz nervös. Ich las eine Weile, löschte dann mein Licht aus und versuchte zu schlafen, mußte aber endlich alle Hoffnung auf Ruhe aufgeben; daher stand ich auf, öffnete das Fenster, legte mich unter dasselbe und schaute über den Garten hin, welcher im bleichen Sternenschein undeutlich sich unter mir ausbreitete.

Was war dieß? Ein Schritt? Ja, der deutliche Tritt eines menschlichen Fußes, welcher nicht frei, sondern mit großer Behutsamkeit auftrat; und gleich darauf erschien eine Gestalt in einen dunkeln Mantel und einen breitkrämpigen Bauernhut vermummt. Und doch war ich überzeugt, daß der Eindringling kein Bauer, denn sein Gang und Gebahren waren diejenigen eines stolzen Mannes, welcher sich selber einen unwillkommenen Zwang auferlegt. Er blieb unter den Aesten eines Orangenbaumes stehen, wo die goldene Frucht in dichten Massen über seinem Haupte hing, und that einen kurzen gellenden Pfiff, welcher alsbald beantwortet wurde. Gleich darauf sah ich zwei andere Männer, ebenfalls in dunkeln Mänteln und Schlapphüten, vom Hause her auf den nächtlichen Besucher zukommen, und als die drei zusammentrafen, pflagen sie mit gedämpfter Stimme eine angelegentliche Unterhaltung mit jenem lebhaften Geberdenspiel, welches von einer italienischen Unterredung unzertrennlich ist. Ich hatte kein Verlangen, den Horcher zu spielen, und verließ daher das Fenster. Als ich wieder zu demselben zurückkehrte, war die Unterredung vorüber und die Gesellschaft ging auseinander. Der Mann, den ich zuerst gesehen hatte, verschwand unter den Obstbäumen, die Anderen kehrten zum Hause zurück. In der Dunkelheit stolperte einer derselben über eine Baumwurzel und stieß eine ungeduldige Verwünschung aus, woran ich den Cavaliere Luigi, den jüngeren der beiden Brüder, erkannte. Im nächsten Augenblick waren beide verschwunden; aber etwa fünf Minuten später drang ein leiser zischelnder Ton an mein Ohr — ich blickte hin, und siehe da! aus einem Dickicht von wohlriechendem Gesträuch ward behutsam ein menschlicher Kopf herausgestreckt, dessen Augen den ganzen Garten argwöhnisch durchmusterten. Sobald sie sich überzeugt, daß die Luft rein war, kam die versteckte Person behlings aus dem Gebüsch herausgekrochen, horchte argwöhnisch und stand dann eine Weile unschlüssig auf dem Rasen. Dabei hatte ich nun Zeit, wahrzunehmen, daß es ein untersetzter Mann mit kurzem Hals, sehr breiten Schultern und gekrümmten Säbelbeinen war, der mich sehr lebhaft an einen gewissen Giuseppe von der Dienerschaft des Hauses erinnerte. Nachdem er eine Weile sorgfältig gehorcht und sich umgesehen, lachte er boshaft, rieb seine beiden Hände an einander und murmelte verständlich genug: „Per Ercole, das war ein gutes Nachtwort!" Damit schlug er sich wieder in's Gebüsch und das Knacken von dürren Zweigen verrieth mir allein die Richtung, die er eingeschlagen hatte.

Alle Wetter! dachte ich, als ich mich wieder in's Bett legte, — das ist eine seltsam verwickelte Geschichte. Wenn die Herren Antonio und Luigi heimliche mitternächtliche Zusammenkünfte mit Fremden haben wollen, so geht es mich nichts an; allein wenn meine Vermuthung zutrifft, daß jener Bursche wirklich Giuseppe war und das Treiben der Anderen belauscht hat, wie ich aus seinen Worten und seinem Gebahren vermuthe, so hat dieß in der That nichts Gutes zu bedeuten. Ich werde den jungen Leuten am Morgen einen Wink davon geben, und wenn es sich hier um Verschwörungen handelt, so thun wir am besten, unsern Besuch abzubrechen.

Bald darauf schlief ich ein. Am andern Morgen bot sich mir leider keine Gelegenheit, mit den jungen Männern über den Gegenstand meiner nächtlichen Wahrnehmungen zu sprechen. Ich mochte keinen Lärm machen auf Befürchtungen hin, welche sich als ungegründet erweisen konnten, und wartete daher immer vergebens auf eine Gelegenheit, Antonio oder seinen soldatischen Bruder zu verwarnen, daß ihre nächtliche Unterredung von unfreundlichen Ohren belauscht worden sey.

Im Grunde erschien mir die Nachricht, die ich geben konnte, nicht wichtig genug, um den Namen einer Warnung zu verdienen, und die Unterredung der drei Personen konnte ja ebenso gut auch ganz ungefährliche Dinge betroffen haben. Ich gab daher der Gewalt der Umstände nach und beschloß meine Eröffnung bis dahin zu verschieben, wo ich von meinem gewohnten Vormittagsspaziergange zurückkehren würde. Diesen Spaziergang nahm ich seit Jahren jeden Tag und bei jeder Witterung um 11 Uhr vor; vergebens wollten ihn meine Wirthe mir ausreden — der alte Marchese mit einer Warnung vor Fieber und Sonnenstich, Luigi mit scherzhafter Anführung des neapolitanischen Sprichworts, daß niemand in der Mittagshitze aus dem Hause gehe als ein toller Hund und ein Engländer; ich ließ mich zwar von meinem Spaziergang nicht abbringen, nahm aber als Schutz gegen die Sonne meinen Schirm und verließ zur gewohnten Stunde das Haus.

Als ich auf dem Heimwege eine kleine Anhöhe erreichte, wo die Gebüsche von Myrten und wilden Feigen ein Dickicht mit angenehmem Schatten und Schutz gegen die Mittagssonne gewährten, drang mir plötzlich das Glitzern und Blitzen von Stahl in die Augen, — ein ganz ungewohnter Anblick zwischen diesen friedlichen Weingärten und Orangenhainen. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich wirklich auf der Landstraße, welche etwa tausend Schritte von meinem Standpunkte entfernt vorüberführte, das Glitzern von Bajonnetten inmitten einer Staubwolke, welche sich langsam der Landstraße entlang bewegte. Gleich darauf trat der Zug hinter einer Steinmauer hervor und ich erkannte nun eine kleine Abtheilung österreichischer Soldaten in ihren weißen Uniformen, welche zwei Karren mit dunkelgekleideten Gestalten darauf escortirten, in denen ich leicht Gefangene errieth, — wahrscheinlich ein paar arme Italiener, welche über dem Schmuggeln oder der Desertion ertappt worden waren. Dieß war zwar zu jener Zeit kein seltener Anblick und ich ging meines Weges weiter, aber irgend ein unerklärlicher Impuls ließ mich doch mehrmals umwenden und dem Zuge nachblicken, welcher unter Bajonnetblinken und Staubwolken sich langsam in der Richtung der Stadt Brescia hin bewegte.

Ich stieß das Gartenpförtchen auf und schlenderte unter den schattigen Aesten der früchtebeladenen Orangenbäume der Villa zu. Die Sonnenstrahlen fielen in einzelnen Lichtern durch die verschlungenen Zweige und gaben den reifenden gol-

denen Früchten über mir noch eine reichere glühendere Färbung; das Geräusch meiner Schritte erstarb auf dem dichten Rasen von Gras und Unkraut, welcher die Wege bedeckte.

Plötzlich erschrack ich, denn ich sah aus der Ferne durch die Büsche einen österreichischen Soldaten in seiner weißen Uniform mit geschultertem Gewehr vor der Hausthüre auf und ab gehen, und hörte ihn irgend eine wilde kroatische Melodie summen, während seine Schritte taktmäßig auf dem Marmorpflaster erschollen. Mein Fuß wurzelte unwillkürlich am Boden, denn die Anwesenheit eines derartigen Thürstehers an der Schwelle meines Wirthes bedeutete nichts Gutes für das Innere des Hauses. Ich war mir allerdings nicht des mindesten Vergehens, namentlich in politischer Beziehung, bewußt, aber ich zögerte doch weiter zu gehen. In einem despotisch regierten Lande lernt man bald mit Mißtrauen auf die Werkzeuge der Gewalt blicken.

Was war denn vorgefallen? Vergebens suchte ich meine aufgeregten Nerven zu beruhigen. Mir schwante, daß dem Hause, wo wir eine solch herzliche Aufnahme gefunden hatten, ein Unglück zugestoßen sey. Wie ich noch so regungslos dastand, fühlte ich mich leicht am Arm berührt, und sah Assunta neben mir, blaß, verstört, ihr schönes Antlitz von Thränen überströmt, aber mit Muth und Entschlossenheit in in ihren schönen Augen. Sie war leise wie ein Gespenst zu mir herangeschlichen, und ich war über ihre Berührung zusammengebebt. — „Kommen Sie," flüsterte sie mir zu, „wir können hier, so nahe bei der Schildwache, nicht sicher sprechen. In der Grotte dort sind wir vor Lauschern sicher." — Beinahe mechanisch folgte ich ihr, denn wenn mir auch die ganze Sache ungewohnt und wie ein Traum vorkam, so fühlte ich doch, daß ich mich vorerst mit einer ganz passiven Haltung begnügen mußte, und folgte daher meiner schönen Führerin unter vergeblichem Grübeln über die Bedeutung ihrer Mittheilung.

2.

Wir traten so leise wie möglich auf, und wenige Schritte brachten uns zu einer künstlichen Grotte aus Tuffsteinen, in deren Mitte eine Bildsäule der cumäischen Sibylle stand. Hier schienen Assunta's Kräfte zu schwinden und sie sank zitternd auf eine moosüberwachsene Bank.

„Um's Himmels willen, was ist geschehen?" fragte ich. Die junge Marchesa heftete ihr dunkles trauriges Auge auf mich. „Sie sind alle gefangen — Gefangene der österreichischen Henkersknechte, welche sie nach Brescia fortgeschleppt haben," stammelte sie; „es war keine Zeit mehr zur Flucht, keine Aussicht auf Vertheidigung, und sie werden ermordet werden — ja ermordet!" Ihre Stimme erstarb unter krampfhaftem leidenschaftlichem Schluchzen, und ich begann nun erst zu begreifen, um was es sich handelte. Es hatte eine Haussuchung und Verhaftung stattgefunden — damals etwas ganz alltägliches in der Lombardei. Mit einiger Mühe ermittelte ich die weiteren Einzelnheiten. Wie ich gefürchtet hatte, handelte es sich um eine Verschwörung, um einen jener wohlgemeinten, aber unglücklichen Pläne zur Abschüttelung der österreichischen Herrschaft, welche damals den Boden Italiens fortwährend mit dem Blute von Patrioten düngten. Assunta's Brüder und eine Menge der angesehensten Gutsbesitzer der Nachbarschaft waren in das Complot verwickelt; allein Assunta war positiv überzeugt, daß ihr Vater nichts von der Sache wisse. Aber sey dem wie ihm wolle, ein Elender, welcher ihr Brod gegessen hatte, um sie desto leichter zu verrathen, — der erbärmliche Giuseppe — hatte sie den Behörden verrathen und diese die ahnungsvolle Familie überrumpelt. Assunta, vor Verzweiflung halb wahnsinnig, hatte von einem obern Fenster aus auf meine Rückkehr gewartet und sich aus einem geheimen Pförtchen woran keine Schildwache stand, hinausgestohlen, um mich von dem Unglücksfall zu benachrichtigen und mich um meinen unverweilten Beistand zur Rettung ihrer unglücklichen Verwandten zu beschwören. Das arme Mädchen wähnte, als Engländer könnte ich mich mit Erfolg für das Leben ihres Vaters und ihrer Brüder verwenden, die nun im Gefängniß in Brescia waren!

„Wenn Sie nur schnell Monza erreichen könnten!" stammelte sie. „Man sagt, der Vicekönig habe ein Herz und sey weniger streng als die Mehrzahl unserer Bedrücker. Er wird Sie, einen Engländer, anhören; er wird sich in's Mittel schlagen und die Grausamkeit nicht zugeben, daß wegen einiger wenigen unbedachten Worte, welche meine Brüder gesprochen oder geschrieben, — wegen einiger unverfänglichen .... Ah, madonna mia! ich vergaß jene fürchterlichen Waffen!"

„Waffen?" fragte ich.

„Ach ja, sie waren in unserm Hause versteckt. Giuseppe hatte scheint's den Platz entdeckt, denn er führte die Soldaten stracks zu der Stelle, wo sie versteckt waren. O Luigi, das war unbedacht, grausam gegen unsern Vater, gegen mich die keine Mutter mehr hat, — gegen Dein eigenes junges Leben, Bruder; — aber es geschah für Italien .... für Italien!" Bei diesen Worten brach sie in ein solch wildes Weinen aus, daß ich für ihren Verstand zu fürchten begann. Aus ihren unzusammenhängenden Worten entnahm ich allmählig, daß die Gefangenen vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten, daß der Offizier, welcher die Verhaftung vorgenommen, bei der Auffindung der Waffen auf höchst ominöse Weise den Kopf schüttelte, und daß man bei der bekannten Strenge und Barschheit des Generals Robert Ebersdorf, welcher in Brescia kommandirte, sicher annehmen müsse, das Urtheil des Kriegsgerichts, wenn es auf Tod laute, werde mit schonungsloser Raschheit ausgeführt werden. Ich selber versprach mir wenig von dem Ergebniß meiner Vermittlung bei dem österreichischen Erzherzog, welcher die Stelle eines Vicekönigs bekleidete, selbst wenn ich Monza rechtzeitig erreichen konnte. Die Behörden achteten sicherlich nicht auf das Fürwort eines Ausländers zu Gunsten Derer, welche ihre Unterthanen kraft der Rechte der Eroberung und des Gesetzes waren. Ich kannte die unerbittliche Strenge, womit die Italiener durch die österreichischen Militärbehörden darniedergehalten wurden. Und doch, wie konnte ich die Vermittlung ablehnen, um welche Assunta mich ersuchte!? Ich hatte nicht den Muth, dem weinenden Mädchen zu sagen, es sey Thorheit, auf meinen Einfluß bei einer solch hochgestellten Person wie der Vicekönig zu rechnen. Doch erinnerte ich mich, daß Robert Empfehlungsbriefe an hochgestellte Personen in Wien hatte, weil davon die Rede gewesen war, daß wir auch Steyermark und Ungarn besuchen sollten, und ich schmeichelte mir der vagen Hoffnung, der Anblick dieser Empfehlungsbriefe möchte vielleicht meinen Bitten um einigen Aufschub in dem Verfahren gegen die Verhafteten Gewicht verleihen.

„Ihr Zögling? — o Gott, wie selbstsüchtig bin ich in meinem eigenen Kummer gewesen! — Ihr Zögling ist ebenfalls verhaftet," fuhr Assunta fort. „Vergebens versicherten mein Vater und meine Brüder die Soldaten, daß er unschuldig sey und gar nicht um das Komplott wisse. Aber die Waffen waren in seinem Zimmer versteckt, wo ein hohler Raum unter dem Fußboden mit einer Fallthüre verdeckt war. Der junge Herr vermaß sich hoch und theuer, er habe nicht um den Versteck und um die Anwesenheit der Waffen gewußt, wie es in der That auch war, aber die Oesterreicher wollten ihm nicht glauben; sie freuten sich so sehr, auch einen Ausländer in die Sache verwickeln zu können. Sie sagten, wir würden nicht wagen uns zu mucksen, ohne die Hülfe und den Rath der Forestieri (Ausländer); aber das ist eine Verleumdung. Ha, sie werden eines Tages schon erfahren, daß die Italiener keine Memmen sind!"

Das war eine neue Schwierigkeit, die mir beinahe den Athem stocken machte. Robert gefangen und in die Anklage verwickelt! Ich konnte es kaum begreifen, allein Assunta versicherte mich wehmüthig, es sey nur allzuwahr und Unschuld keine Sicherung unter solch leidigen, verdächtigen Verhältnissen. Robert war mit Briefschreiben beschäftigt in seinem Zimmer gesessen — demselben Zimmer gesessen, wo die Gewehre versteckt gefunden wurden — als die Soldaten des Kaisers in das Haus drangen. Er hatte sich der Verhaftung widersetzt und einen der Soldaten niedergeschlagen, und nur das energische Einschreiten des Offiziers hatte verhindert, daß ihn die ergrimmten Kroaten mit dem Bajonnet niedergestoßen.

Diese Nachrichten bestimmten mich, sogleich nach der Stadt aufzubrechen, in zwiefacher Absicht: nämlich erstens die Freilassung Roberts, die ich mir sehr leicht dachte, zu erzielen, indem ich dem Kommandanten eine wahrheitsgetreue Schilderung seiner Lage machte, und sodann mich zu versichern, ob die anderen Gefangenen in wirklicher Lebensgefahr schwebten. Ich mußte unwillkürlich glauben, Assunta habe aus natürlicher Furcht und Entrüstung die Größe der Gefahr übertrieben, und wollte hierüber in's Klare kommen, ehe ich nach Monza aufbrach.

Kaum aber hatte ich Brescia erreicht, so gewann ich die Ueberzeugung, daß das Mädchen nur die Wahrheit gesprochen, beim Anblick der ernsten bedeutsamen Vorbereitungen zu einer Handlung, von welcher man offenbar annahm, daß sie den Ingrimm und das Mitleid der Volksmenge in hohem Grade aufregen würde. Die Wache am Thor war verstärkt, Kavallerie-Patrouillen, den gezogenen Säbel am Handgelenke, den schußfertigen Karabiner auf den Schenkel gestemmt, ritten durch die Straßen; die Einwohner standen wie gewöhnlich vor den Thüren, aber mit entmuthigten Gesichtern und finstern Blicken; nirgends eine Spur von dem fröhlichen Gelächter und der scherzenden Lebhaftigkeit, welche man sonst an den italienischen Straßengruppen bemerkt; die Männer sahen erbittert, die Frauen kummervoll und bestürzt aus.

Auf dem großen Platze waren ernst und schweigend zwei Schwadronen Kavalerie und ein Regiment österreichischer Grenadiere aufmarschirt, offenbar um durch diese Entfaltung physischer Ueberlegenheit jedes Gelüste nach einem Aufstand oder Befreiungsversuch einzuschüchtern. Vor dem Regierungsgebäude war eine dreifache Reihe von Bajonneten nebst vier Kanonen der murrenden, unruhigen Volksmenge entgegengekehrt und die Kanoniere standen mit brennenden Lunten, des Kommando's zum Feuern gewärtig, neben den Geschützen. Vergebens bemühte ich mich, Zutritt beim General Ebersdorf zu erlangen, — die Schildwachen stießen mich barsch zurück, und ich erwog eben bei mir selbst, was ich nun am besten beginnen würde, als ich mich am Rockärmel gezupft fühlte und neben mir das gerunzelte Gesicht des alten Giacomo, des Leibdieners des Marchese, erblickte. Der alte Mann war bleich wie ein Gespenst und hatte Thränen in den Augen.

„Ach Herr Engländer, mit meinen Herren ist's nun zu Ende — sie sind alle verloren. Die heilige Schmerzensmutter erbarme sich ihrer; die grausamen Tedeschi haben schon das Urtheil gefällt: sie sollen alle morgen Mittag erschossen werden! — Ah, Gottes Zorn auf die Bluthunde in den weißen Röcken! — Ja wohl, glauben Sie mir, Herr, sie sind alle, alle verurtheilt. Der elende Verräther Giuseppe beschwor alle seine Aussagen, um seinen erbärmlichen Lohn zu bekommen, und dann die Papiere, die Waffen, — alles zeugte gegen die Armen. Die wackeren jungen Männer hätten ihr Leben noch retten können, wenn sie ihre Mitschuldigen unter den Patrioten hätten verrathen wollen; aber sie verabscheuten es. Ach, mein armer Herr, ich weiß, er ist so unschuldig, wie das Jesuskind an irgend einem Komplott und der junge Milordo ebenfalls!"...

„Wie? Robert Hawthorne ist ebenfalls verurtheilt? Unmöglich! Mein guter, alter Freund, der Kummer hat Euch den Kopf verwirrt; das kann ja gar nicht seyn, denn mein Zögling hat nichts verbrochen! — Ich schüttelte den Kopf. „Da will ich mich sogleich an den General wenden!" rief ich in tödlichem Schreck, denn ich wußte kaum, was ich sagte.

Allein Giacomo erklärte mir, General Ebersdorf sey nicht nur taub gegen jede Vorstellung, sondern habe sogar so eben Befehl zur Verhaftung des andern Engländers gegeben, und jeder Versuch von meiner Seite, die Freigebung Robert's zu betreiben, würde nur meine eigene Verhaftung zur Folge haben. Der schlaue, alte Mann griff begierig den Rath Assunta's auf, daß ich mich unverweilt direkt an den Vicekönig wenden sollte. Dieß war im Grund auch die einzige Chance der Rettung; der Erzherzog-Vicekönig galt für einen milden, freundlichen Mann. Es waren ein paar gute Pferde im Stalle der Villa, und wenn es mir gelang, Monza noch rechtzeitig zu erreichen, so konnte noch Alles gut gehen. Der alte Diener führte mich rasch dem Thore zu; allein ehe wir dasselbe noch erreichten, war der Spruch des Kriegsgerichts schon bekannt geworden und eine lang verhaltener einstimmiger Schrei des Entsetzens und der Wuth, den ich zeitlebens nicht vergessen werde, machte sich im Volke Luft, — ein Aufschrei der Entrüstung, der Wuth, des Entsetzens, der Scham und des Grames, dessen Bedeutung selbst den österreichischen Soldaten nicht verschwiegen bleiben konnte; denn die Antwort darauf war ein rauhes Kommandowort; die Musketen klirrten, die Säbel flogen klierend aus den Scheiden, mit gefälltem Bajonnet drangen die Kolonnen um einige Schritte vor und das Geschrei der Menge verstummte auf dem sorgsam bewachten Platze vor Brescia.

Morgen also, morgen um Mittag war die Stunde, wo die armen Opfer sterben sollten! — Eine sehr kurze Frist. Erst hoch am Nachmittag gelangten wir wieder zur Villa zurück; die Sonne ging bereits am karminroth glühenden Westhimmel zu Rüste. Wir hatten nicht gewagt, am Post-

hause Extrapostpferde zu begehren, denn während des Belagerungszustandes, der schon seit der Wiedereroberung der Provinz andauerte, durften keine Extraposten die Stadt ohne die specielle Erlaubniß der Militärbehörden verlassen, und das Vorzeigen meines Passes hätte nur zu meiner Verhaftung geführt. Nach Giacomo's Aussage gab es nur eine einzige Chance, nämlich Signore Luigi's feuriges Ungarroß zu satteln und nach irgend einer Poststation zu reiten, welche außer General Ebersdorf's Jurisdiktion lag.

„Aber lieber Mann, ich bin ein herzlich schlechter Reiter und gar nicht an einen längern Ritt gewöhnt," wandte ich ein.

„Heilige Madonna, Signor, hier handelt es sich um Leben und Tod. Das Pferd ist ja sanft wie ein Lamm und wird Sie leicht und schnell von dannen bringen. Sehen Sie, ich habe die Bügel kurz geschnallt," fuhr er fort, denn die Unterredung fand in den nun von den erschrockenen Stallknechten verlassenen Stallungen der Villa statt, in welche wir uns von hinten eingeschlichen hatten; ich will den Braunen an der Mühle vorüber und bis an die Straßenkreuzung hinunterführen, und dann brauchen Sie nur westlich zu reiten, und der Himmel schenke ihnen eine glückliche Reise!"

Der alte Diener selbst war für einen derartigen ermüdenden Ritt nicht mehr geeignet und überdem zu Hause unentbehrlich zum Schutze der jungen Marchesa, weil die anderen Diener größtentheils geflohen waren und die österreichischen Soldaten das Haus noch immer besetzt hielten. Es blieb mir daher keine andere Wahl, als den Ritt zu wagen, und was für ein trauriger Ritt war dieß, erst in der kurzen Dämmerung in sausendem Galopp, dann im Mondschein auf's Gerathewohl die weiße schnurgerade Landstraße entlang, wo der hohe Schilf mit melancholischer Kadenz in den Gräben nebenan rauschte und die Leuchtkäfer mit blaßgrünem Scheine wie Gespensteraugen zwischen dem Laub der Obstgärten glimmten. Glücklicherweise war das ungarische Pferd so sanft und zuverlässig, als Giacomo es geschildert hatte, — ein edles Thier, welches Luigi im letzten Kriege selbst in einem Scharmützel erbeutet hatte. Ich durfte von Glück sagen, daß mich das Thier verstand, denn ich war in der That ein schlechter ungeschulter Reiter, und nur die Erinnerung an den übernommenen Auftrag gab mir die nöthige Entschlossenheit. Gegen 11 Uhr Nachts hielt ich mein abgehetztes, schweißtriefendes, schäumendes Pferd vor der Thüre des Posthauses von Pontirolo an.

Bestechungen, Ueberredungskünste und ein vorsichtiger Wink, daß ich auf dem Wege zum Vicekönig sey, um diesen selbst zu sprechen, setzten es durch, daß man mir in einer unglaublich kurzen Zeit eine bespannte Calessa zu meinem Gebrauche herrichtete, und der schlaftrunkene Beamte, welcher meinen Paß zu sehen verlangte, sah darin nichts Verfängliches, was ihn zur Verhaftung oder Zurückhaltung Reverend Philip Simpson, Magisters der freien Künste, bewogen hätte.

Im ersten trüben Morgengrauen erreichte ich Monza, und meine Postchaise hielt vor dem Porticus der Sommer-Residenz des Vicekönigs. Hier stieß ich jedoch auf die gewöhnlichen Hindernisse, welche diejenigen erwarten, die eine unbefugte Unterredung mit Personen fürstlichen Ranges nachsuchen. Ich hatte keine Beglaubigungsschreiben, keine Depeschen, und die Dienerschaft des Erzherzogs schlug mir daher den erbetenen Zutritt bei ihrem Gebieter geringschätzig ab. Der Haushofmeister, der höchste Beamte, den ich schon munter und in Thätigkeit vorfand, machte auf meine dringenden Bitten mir den Vorschlag, mein Anliegen in Form einer Bittschrift aufzusetzen, welche er Seiner kaiserlichen Hoheit beim Frühstück vorlegen wolle, denn den Schlaf des Gebieters würde er um aller Fremden in ganz Italien willen nicht zu stören wagen. Glücklicherweise erkannte mich der dienstthuende Ordonnanz-Offizier, ein geborener Engländer in österreichischen Diensten, ganz unvermuthet und kam mit ausgestreckter Hand auf mich zu. Ich hätte in dem hochgewachsenen, sonnverbrannten Burschen mit dem langen Schnurrbart und der Narbe von einem Säbelhieb über das Gesicht beinahe nicht mehr den wilden Tom Orley wieder erkannt, den Sohn eines Pfarrkindes meines Vaters. Um so größer aber war meine Freude über dieses unverhoffte Wiedersehen, und ich theilte ihm schnell mein Anliegen mit.

„Jennn, Simpson," sagte der lange Anglo-Austrier, „die armen Bursche dauern mich, und noch mehr Ihr armer Zögling; Sie sollen nicht sagen können, Tom Orley habe alter Zeiten und alter Freunde vergessen. Ich trage unter dieser weißen Uniform Seiner kaiserlich-königlichen apostolischen Hoheit noch immer ein gutes englisches Herz, das dürft Ihr mir glauben. Ich darf es freilich nicht wagen, den Erzherzog vor seiner gewöhnlichen Stunde wecken zu lassen, aber glücklicherweise pflegt er früh aufzustehen, und sein Kammerdiener ist ein früherer Dragoner von meinem Regiment. Wir wollen Sie also irgendwie vor dem Frühstück bei ihm einschmuggeln. Aber benehmen Sie sich ihm gegenüber taktvoll und klug: seyen Sie offen und respektvoll, ohne Kriecherei, er ist kein schlimmer Kamerad für einen Habsburger!"

So kam es denn auch; Tom wußte mir, jedoch nicht ohne Mühe, in aller Frühe eine Audienz zu verschaffen, und ich erfand den Vicekönig leutselig und soldatisch-kurz, aber wohlwollend und maßvoll. Er hörte mich aufmerksam an, richtete dann einige zur Sache gehörigen Fragen an mich mit der Miene eines Mannes, der nicht nur zu befehligen, sondern auch Menschen und Motiven auf den Grund zu sehen gewöhnt ist. — „Glauben Sie mir, Herr Simpson," sagte er mir in französischer Sprache, „ich habe hier einen schwierigen Posten zu bekleiden, und muß häufig meine Gefühle ganz meiner Pflicht unterordnen. Ich kenne den General Ebersdorf wohl; er ist streng, etwas heftig, aber er genießt das Vertrauen seines Herrn, meines erlauchten Verwandten, und verdient es. Ich kann es nicht auf mich nehmen, seine Entscheidung umzustoßen, außer zu Gunsten Ihres Zöglings Hawthorne. Aber ich will die Italiener wenigstens nicht hinrichten lassen, bevor der Kaiser selbst den Spruch des Kriegsgerichts revidirt hat. — Haben Sie gefrühstückt?"

Tom stieß mich in die Rippen, und ich wagte den Erzherzog daran zu erinnern, daß die Hinrichtung um Mittag stattfinden sollte und die Sonne bereits hoch über dem Horizont stand. Der Vicekönig schrieb hastig einige Zeilen und übergab mir die kostbaren Papiere. „Hier ist eine Begnadigung für Ihren Zögling, den englischen Jungen, und ein Befehl, die Hinrichtung der Anderen aufzuschieben, bis der Kaiser von allen näheren Umständen in Kenntniß gesetzt ist. Bah, lassen Sie alle Dankesbezeugungen und Formalitäten; Ihre Audienz ist zu Ende. Glückliche Reise! Doch halt! Rittmeister Orley kann mit Ihnen gehen: die Postillone

werden schneller fahren für einen Offizier als für einen Civilisten!"

Ha, was für eine tolle Fahrt war das, beinahe immer im Galopp! Oxley war, wie die meisten österreichischen Offiziere, sehr schroff in seinem Benehmen gegen die Italiener, und trieb mit Bestechungen, mit Drohungen und sogar mit Schlägen die Postillone zu verdoppelter Eile. Wir flogen ordentlich über die staubige Landstraße dahin; an jeder Station ward das schweißtriefende Gespann durch ein neues abgelöst, und die blutenden Flanken der Pferde bekundeten genugsam, wie wüthend wir dahinfuhren. Kein Verzug ward gestattet, und niemals flog eine Kalesche so rasch die schilfbegrenzten, mit Pappeln besetzten Chausseen der Lombardei entlang. Allein wie sehr wir uns auch sputeten, die Zeit entschwand ebenso schnell, die Sonne stieg immer höher und höher in den blauen Meridian, und mit einem furchtbaren Herzweh und einer unbeschreiblichen Angst blickte ich von Zeit zu Zeit auf die Uhr, fühlte mich schwindelnd und beklommen und rief dann in fieberischer Eile laut den Postillonen zu, noch schneller zu fahren.

„Hussa, dort ist Brescia! Wir kommen noch zu rechter Zeit!" rief Tom, wischte sich die Stirne ab und stand aufrecht in dem offenen Wagen, als die wohlbekannten Thürme und Mauern uns zu Gesicht kamen; „es wird noch reichen, nur muthig und ohne Sorgen!" Wir fuhren im sausenden Galopp dahin; die keuchenden Pferde, beinahe blutig gespornt, strengten jede Nerve an. Allein kaum hatte Tom seinen ermuthigenden Zuspruch beendet, so antwortete ihm das Trauergeläute von den Thürmen herab. Die Todtenglocke erklang wehmüthig und dumpf über Brescia hin, und gleich darauf unterschieden wir auch schwach und undeutlich die melancholischen Klänge des Leichengesangs: des Miserere, welches eine Procession von Mönchen und geistlichen Brüderschaften anstimmte, und den gedämpften Trommelschlag des Trauermarsches aus Saul.

„Avanti! Vorwärts, ihr faulen Hunde! fahrt schneller, oder wir werden zu guter Letzt noch zu spät kommen!" rief Tom beinahe so fieberisch und dringend wie ich. Noch einige tödlich lange Minuten und wir erblickten von einer kleinen Anhöhe aus den ganzen Zug: die Gefangenen, gefesselt, mit verbundenen Augen, vor einer gähnenden, frisch aufgeworfenen Grube knieend, an deren Rande mehrere plumpe, einfache, mit schwarzer Farbe roh angestrichene Särge standen. Den Gefangenen gegenüber war ein Peloton Grenadiere aufmarschirt. Drei Seiten des Platzes waren von Infanterie-Colonnen umstellt, und in dem hiedurch eingeschlossenen Raum erblickten wir mehrere Priester und Mönche und den General zu Pferde, umgeben von seinem ganzen Stabe und den berittenen Ordonnanzen.

Meine blutunterlaufenen Augen, vor denen alles zu verschwimmen schien, hatten Robert unter den knieenden Opfern nicht zu unterscheiden vermocht. Ich erhob mich im Wagen und versuchte zu rufen, aber meine Zunge klebte am Gaumen und versagte mir den Dienst; ich brachte kein Wort hervor. Mechanisch schwang ich den Pardon hoch über meinem Haupte, während Oxley mit der gewaltigsten Anstrengung seiner mächtigen Lunge auf Deutsch rief: „Halt, halt! im Namen des Erzherzogs! Pardon! halt!"

Zu spät, zu spät! — ich sah die Musketen in der Sonne blinken, wie sie angeschlagen wurden, sah den rothen Blitz der Schüsse vor der Linie aufleuchten, hörte den scharfen Knall und sank dann ohnmächtig und blind in den Wagen zurück. Als ich wieder zum Bewußtseyn kam, befand ich mich inmitten einer Gruppe von Offizieren; Tom Oxley lockerte mir die Halsbinde, und vor mir stand, gleich den Uebrigen bemüht, mich aus meiner Ohnmacht zu erwecken, Robert Hawthorne, den ich schon für todt gehalten hatte. Er war allerdings blaß und seine Hände noch zusammengefesselt, aber er war noch unversehrt.

„Wir kamen glücklicherweise gerade noch zu rechter Zeit, obschon ein Vorsprung von zwei Minuten noch vier Menschenleben gerettet hätte," sagte Oxley. „Zufällig hatte man die Gefangenen in zwei Parthieen getheilt und wollte Herrn Hawthorne und den alten Marchese in der zweiten Abtheilung erschießen, und wir sind eben noch recht gekommen, um dieß zu verhindern. Allein was die ersten vier betrifft, worunter auch die beiden Söhne des Marchese, Antonio und Luigi, — so sehen Sie dorthin!" Ich schaute hin; die noch zuckenden Leichen wurden hastig in Särge geworfen, und bei diesem Anblick überwältigten mich Erschöpfung und Aufregung vollends gänzlich, ich brach ohnmächtig zusammen und befand mich, als ich wieder zum Bewußtseyn kam, in furchtbarem Fieber im Bette.

Der alte Marchese Frescobaldi ward zwar begnadigt, überlebte aber seine Söhne nicht lange, und Assunta zog sich in ein Kloster in Bergamo zurück. Von meinem eigenen Antheil an dieser traurigen Geschichte habe ich nicht mehr viel zu erzählen. Ich brachte Robert Hawthorne wohlbehalten seinem Großvater zurück, welcher mir eine der von ihm zu vergebenden Pfarrstellen zu verleihen versprach; er erlebte zwar diese Bestellung nicht mehr, aber Robert, sein Nachfolger, übertrug mir die Stelle eines Dorfpredigers in seiner eigenen Gemeinde, wo meine Frau und ich nun als glückliches Ehepaar leben.

Diesseit und jenseit des Bernina.

Von P. v. S.

Ein eigenthümliches Leben entwickelt sich in den Sommermonaten in den Hochthälern Graubündtens, besonders in der romanischen Engiadeina, deren Heilquellen schon in alter Zeit die Presthaften anzogen, welche nur über wenig zugängliche Bergpässe ihr Ziel zu erreichen vermochten. Durch Ausbau der Fahrstraßen über den Julier, Maloja und Bernina ist jene Gebirgsherrlichkeit auch dem großen Strome der Touristen erschlossen worden; während ehedem nur Männer der Wissenschaft oder kühne Bergsteiger sich in dieses Alpenland wagten, wo jetzt von den Engadiner Führern täglich neue Piccs entdeckt werden, um die Wanderkräfte bleicher Städterinnen oder blasirter Weltmenschen auf die Probe zu setzen.

Welche seltsame Redensarten in Pfeif-, Lisp- und Zischlauten könnte das Echo des Piz-Languard bei solchen Ascensionen verrathen! welche lächerlichen Auftritte schaut der alte Berg, wenn der Enthusiasmus nicht bis zu seiner Spitze vorhalten will, und hier eine Crinoline und dort ein Paletot von den kräftigen Armen eines männlichen oder weiblichen Guiden gepackt und aufgepackt wird, um von steiler Klippe

klassisches Edelweiß zu pflücken, oder hoch über dem niederen Erdenleben bei eine Tasse Kaffee sich der eigenen Größe bewußt zu werden!

Freilich ist kein Alpengelände so geeignet, die Heimlichkeiten des Hochgebirges zu belauschen, wie diese oberste Thalstufe des Engadins, wo die Gletscher ihre Riesenarme niederstrecken in die grünen Matten, welche die kurze Sommerszeit durch eine Fülle seltener Alpenblumen in einen Schmelzteppich verwandelt.

Hier blüht unter der Moosdecke waldbewachsener Moränen die zarte Linnea borealis, dieses Kind der äußersten Thule, unsern des Pyrenäenmohns und anderer südlicher Pflanzenbildungen. Das Laubholz tritt in Erlen und Birken nur strauchartig auf, und Lärchen und Arven umziehen die Thalwände mit einem dunkeln Gürtel. Den schönsten Schmuck dieses Hochgrundes bilden aber die Seeen, welche wie ein Perlenband, durch den jungen Oenus (Inn) an einander gereiht, in stiller Herrlichkeit sich hinziehen und den zackigen Linien als Spiegel dienen. Rings um diese Reste eines alten Seensystems, das ehedem das Thalbecken ausgefüllt hat, liegen zahlreiche Ansiedlungen zerstreut, die sich in früheren Jahrhunderten an den Zugängen der Alpensteige angenistet hatten, wie die rundbogigen Gotteshäuser zu Beselja am Silser-See und St. Johann zu Celerina es beweisen, während Signalthürme und Reste römischer Stratae auf noch entferntere Zeiten hindeuten, ebenso wie die keltromanische Mundart der heutigen Bewohner. Leider sind diese Sprachüberbleibsel, wie die Gletscher der Gebirge, im Schwinden begriffen, und werden durch den Verkehr mit den Deutschen, welche allmählig und friedlich ihre Eroberungen in diesen Landstrichen fortsetzen, immer mehr in den Hintergrund gedrängt, so daß es jetzt schon zu den Seltenheiten gehört, Stockromanen zu treffen, besonders unter den Männern, welche wie in der Kleidertracht in der Annahme fremder Idiome häufig den konservativen Frauen voraus sind.

Obgleich im obern Engadin keine eigentliche Volkskleidung mehr besteht und meist der städtische Schnitt vorherrscht, sind doch Farbe und Stoff der Frauentracht charakteristisch, die alle bunten Farben ausschließt und sich mit schwarzem Wollzeuge begnügt, während die Männer den lombardischen Kittel mit den vielen Taschen angenommen haben. Der sonntägliche Kirchgang sieht sich daher etwas düster an, wenn die hochgewachsenen puritanischen Frauengestalten in ihrer finstern Gewandung zur Predigt wandeln, die jeden Sonntag abwechselnd deutsch und romanisch abgehalten wird. Gesichter, Haare und Augen tragen ganz den südlichen Typus und es blitzt und funkelt wie verhaltene Gluth aus diesem kalvinistischen Wesen heraus.

An der Sonnenseite dieses Hochthales, mehr als 5000' über dem Meere, gedeiht nur da und dort noch auf kleinen Ackerstücken etwas Gerste oder die Kartoffel, während der reiche Graswuchs an den Halden und in den Gründen die Alpenwirthschaft begünstigt. Allsommerlich ziehen deßhalb zur Heuernte ganze Schaaren von Mädchen und Arbeiterinnen aus dem obern Innthale, dem Vintschgau und aus Veltlin herauf, um den duftenden Ertrag der Matten und Heuberge einzuheimsen und in Schuppen und Scheunen unterzubringen, welch letztere, an die Wohnhäuser angebaut, mit ihren hohen Jalousie-artigen Verschlüssen zu ganz anderem Gebrauche bestimmt scheinen. Sobald die ersten Herbstfröste die Waiden versengt haben, wird das Vieh niedergetrieben und in den Untergeschossen der geräumigen Wohnstätten überwintert, die dadurch erwärmt, überdieß das ganze Jahr hindurch mit Doppelverglasung vor den engen Fensteröffnungen versehen sind. In den alten Steinhäusern, deren es viele gibt, sind Treppen und Zugänge, oft auch die Gemächer gewölbt, und letztere mit kunstreichem Schnitzwerk an Getäfel und Wandschränken ausgestattet. Um den riesigen Ofen von Lavezstein ist ein Gitterwerk und dahinter eine Treppe angebracht, welche zu der Schlafstube emporführt, damit diese der Wärme theilhaftig wird, die von der Steinplatte ausströmt.

Durch die Abgeschlossenheit des Engadins, das früher nur durch Saumpferde zugänglich war, haben sich einzelne Familien, gleich den schottischen Klans, ungemein ausgebreitet und in Macht und Ansehen erhalten, wie z. B. die Planta, Campell, Aponte, welche sich in Staat und Kirche einen Namen gemacht. Mehr dem Handel und leichtern Gewerben zugeneigt, haben diese Romanen das Handwerk meist den Deutschen überlassen, die aus den bündtnerischen Thälern oder der allemannischen Schweiz eingewandert sind, während die Eingeborenen als Kaffeesieder und Zuckerbäcker ganz Europa durchstreifen, und sich auch nicht scheuen in andern Welttheilen ihre Bude aufzuschlagen, um mit dem Ersparten aus dem Gewühle fremder Hauptstädte nach der engbegrenzten Heimath zurückzukehren.

Zur Zeit der Reformation, welche zuerst von Süden her über den Bernina und Maloja eingedrungen, fand die romanische Sprache noch besondere Pflege, und es wurden in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, wie Campell berichtet, auf einer zu Samaden bestehenden Schaubühne biblische Dramen im Volksdialekt aufgeführt, bis der Rigorismus der Prädikanten diesen künstlerischen Bestrebungen ein Ende setzte. Um dieselbe Zeit führten die Engadiner einen langwierigen Diffamationsprozeß gegen den Basler Sebastian Münster, der in seiner Kosmographie das kleine Völkchen als Abkömmlinge der Zigeuner aufführte. Durch Abgesandte und Richterspruch gelang es endlich, daß die angefochtene Stelle aus dem Drucke ausgemerzt und die Nachkommen der alten Tuscier wieder in ihr Recht eingesetzt wurden. Mit größerer Wahrscheinlichkeit ließe sich eine Beimischung von Sarazenenblut bei den Bewohnern des obern Engadin nachweisen; wenigstens besaßen zur Zeit der Ottonen diese maurischen Eindringlinge, die sich während mehrerer Jahrhunderte in den Alpen festgesetzt hatten, eine Veste an dem Uebergang des Bernina, wonach sich lange noch ein Adelsgeschlecht da Ponto Sarrazeno genannt und sich vielleicht in den Sarraz zu Pontresina fortgepflanzt hat. Von Genf herauf über die Kantone Waadt, Wallis, Tessin, Graubünden, bis in die tyrolischen Grenzgebirge lassen sich Pässe, Ortsnamen, Bezeichnungen von Brücken und Quellen in Menge aufzählen, welche auf jene asiatische Horden hinweisen, von denen auch die zahlreichen Sarrasin, Lazarraz, Mohr u. s. w. abstammen mögen.

Nächst der Alpenwirthschaft wird im Engadin viel Speditionshandel getrieben, dessen eifrigste Vermittler wohl die wälschen und deutschen Kontrebandisten von der Adda und der Etsch sind, welche sich mit ihren Lasten durch die unweg-

samsten Gebirgswildnisse wagen. In der kurzen Sommerzeit, wenn jegliches Haus sich in eine Pension verwandelt, lassen die Fremden reiche Beute zurück, die auch der angrenzenden Lombardei zu Gute kommt, deren Erzeugnisse die zahlreichen Wasser- und Luftgäste in Bädern und Pensionen ernähren helfen müssen. In dem von dem Fremdenschwall überflutheten St. Moriz, dessen Stahlquellen Heilbedürftige aus den entferntesten Ländern anzieht, hält es zu Zeiten so schwer, eine Unterkunft zu finden, daß der unvermeidliche Photograph mit seiner Bretterbude des Nachts mehr erwirbt, als beim Tageslichte, das für ihn arbeitet, wenn er diese als Herberge vermiethet, da Manche dieses provisorische Dach dem täglichen Hin- und Herwandern nach entlegenen Ortschaften vorziehen, wo das Uebereich der Kurgäste kasernirt ist.

Die Bergsteiger und Luftkuranden halten sich mehr in Samanden und Umgegend, besonders aber in Pontresina auf, wo sie mit geringer Anstrengung in den Vorhof der Gletscherregionen gelangen können. Eine der genußreichsten Wanderungen führt durch Lärchen- und Arvenwald in das Roseggiothal hinein, dessen Hintergrund von Gletschereis umpanzert ist, über welches ein Pfad nach dem Feetthal hinüberführt, das am Silser-See ausmündet. Diese Vergletscherung an der Berninagruppe ist die bedeutendste in dem firnenreichen Graubündten und erstreckt sich nach allen Seiten in gewaltigen Eisströmen, von denen der Morteratsch zur Rechten des neueröffneten Bergüberganges, einer der großartigsten, eine weite Schlucht in übereinandergeworfenen Blöcken und Bänken ausgefüllt hat. Hier steigt die Straße in Windungen an, zu den alten Berninahäusern, welche von Schutzwehren gegen die Lawinen umgeben, wie eine kleine Veste sich auf einem Trümmerhaufen erheben, wo vor Jahren der Schützenkönig Colani wirthschaftete, dessen freibeuterischer Vergangenheit sich heute schon die Sage bemächtigt hat, und den kühnen Gemsenjäger zum Robin Hood der Alpen stempelt. Nun wird die Umgebung immer öder und einsamer und die Luft auffallend kühler; die Piks steigen kahler und höher auf aus dem Hochgrunde und nur einzelne Baumgerippe an ihrem Fuße, die Vorposten des Waldes, harren des Sturmes, der ihre Stämme knicken wird. Die Straße führt auf hohem Damme zwischen See'n hin, Läg-neir und Läg-alv, welche die Wasserscheide des schwarzen Meeres und der Adria bezeichnen, indem das dunkle Gewässer des Ersteren, dem Torfgrund entquollen, nordwärts dem Inn zueilt, und letzterer, durch die Gletscher des Cambrena gespeist, seine weißliche Fluth in den Poschiavino sendet. Hochbeinige Bergamaskerschafe, deren Heerden seit Jahrhunderten in den Hochgebirgen Graubündtens zur Waide getrieben werden, bilden mit ihren, in Felle gehüllten Hirten, die einzige Staffage dieser Alpenöde, über den nur manchmal ein Adler oder Lämmergeyer kreist, auf steiler Klippe die flüchtige Gemse ihre Aesung sucht, und an sonniger Halde das Murmelthier vor seinem Höhlenbaue Wache hält.

Noch bleibt eine geringe Anhöhe zu umgehen, den Rand eines ehemaligen Eiskantens, und der Blick schweift über andere Gebirgsreihen hin, welche der mächtige Berninastock in das wälsche Land hinausstreckt. Wir treten nun in eines der drei Hauptthäler des italienischen Graubündtens ein, wo die Reformation frühe schon Wurzel gefaßt hatte durch die Glaubensprediger des eifrigen Vangerius, ehemaligen Bischofs von Pola. Nur dem kleinern Bregagliathale südwestlich von Maloja gelang es, die neue Lehre zu bewahren, während Misocco jenseit des Bernhardins durch den mailändischen Clerus wieder in den Schoos der Kirche zurückgeführt wurde, und in Poschiavo kaum ein Dritttheil der Bevölkerung den Verfolgungen zu widerstehen vermochte. Die meisten dieser reformirten Italiener sind in den beiden Hauptflecken des Thales, in Poschiavo und Brusio, vertheilt und leben jetzt friedsam nach den frühern Stürmen mit den Katholiken dahin. Wie aus der Vogelperspektive blickt das Auge in den tiefen Thalgrund hinab, der durch das verschiedene Grün der Ackerstücke und Wiesen, wie ein Schachbrett gewürfelt und mit zahlreichen Wohnstätten besäet ist, welche mit den Anpflanzungen hoch an den Abhängen emporsteigen, über denen der Firnenschnee leuchtet und die Urgebirgsgipfel sich erheben in stiller Majestät. Pes cluvium, wurde dieser, durch zwei Reihen mächtiger Bergzüge wie in einen Rahmen gefaßte Landstrich schon in alter Zeit genannt; ein wahrer Gebirgsschlüssel für die Völkerfluthen, welche sich längs der Alpen aufstauten und ihre Felssteige anbahnten.

An den ersten Senkungen der Straße liegen verlassene Silbergruben, die im Mittelalter durch reiche Bürger aus Como bearbeitet wurden, in dessen Sprengel noch jetzt der katholische Clerus gehört, dessen Einfluß seine Heerde italienisirt und sie den Einwirkungen von Norden her minder zugänglich macht, als die Reformirten, deren Seelsorger auf deutschen Schulen gebildet werden, und die auch durch größere Betriebsamkeit und Intelligenz sich hervorthun und die eigentlichen Herren des kleinen Ländchens geworden sind. Die Bevölkerung bietet ein seltsames Gemisch von romanischen und longobardischen Typen dar, das sich auch in der Sprache kund thut, welche oben im Thal mehr mit dem Ladinischen des Engadins, unten gegen das Veltlin mehr mit der lombardischen Mundart verwandt ist. Von der Paßhöhe des Bernina bis zu dem Flecken Poschiavo, der sich am Fuße des Sassalbo hinstreckt, fällt die Straße in scharfen Windungen an 4,000′ und führt an Wasserstürzen und kleinen Weilern vorüber, welche die Richtung der alten Saumpfade bezeichnen, wovon der eine durch die Cavaglia-Schlucht, der andere rechts, zur Seite des Poschiavino, emporstieg und beide vielfach durch Lauinen und Runsen bedroht waren. Die Steinhäuser sind hier minder stattlich als in dem wohlhabenderen Engadin; manche liegen in Trümmern und an andern ist die Fensterverglasung durch Papier ersetzt. In dem Flecken jedoch bezeugen zahlreiche Neubauten den wachsenden Wohlstand, den die Poschiaviner hauptsächlich ihren Wanderungen verdanken, wenn sie in Spezereihandlungen und Italienerkellern der großen Hauptstädte eine Weile *gearbeitet* haben, wie sie's heißen, und ihren durch wälsche Nüchternheit zusammengescharrten Hort heimtragen, um für ihre alten Tage ein behagliches Nest sich zu erbauen. Mitten im Orte, wo die alterthümlichen Häuser sich um einen kleinen Platz gruppiren, steht die gothische Hauptkirche der Katholiken und ein Thurm im Rundbogenstyl daneben, der wahrscheinlich ein Ueberrest der Taufkapelle ist, die Karl der Große an das Bisthum Como vergabte, als er die ganze Thalschaft mit der Lombardei vereinigte. Unter den Hohenstaufen erhielt das Bisthum Chur die weltliche Macht, damit der Paß dem deutschen Kriegsvolke gesichert war, bis die Poschiaviner sich loskauften und in den Bund der Cubea eintraten. Mit dem Veltlin erlitt das kleine

Ländchen in den folgenden Jahrhunderten alle die Unfälle, welche die wechselnde Macht des Kaisers, der Franzosen und Spanier über diese Gegenden verhängte, und genießt noch kein halbes Jahrhundert des Friedens und der Freiheit, welche die rasche Entwicklung der schweizerischen Verhältnisse herbeiführte. Wenn auch nicht mehr von äußeren Feinden bedroht, ist es doch stets im Kampfe mit einer gewaltigen Natur, welcher bald verderbliche Wasserfluthen, bald Erdbrüche niedersendet, und die schwachen Menschenwerke vernichtet. In dem anno della disgrazia, wie noch heute 1834 genannt wird, hatte der Flecken furchtbare Verwüstungen erlitten, deren Spuren noch sichtbar sind, und den wilden Lauf des Poschiavino begleiten unheilvolle Sagen von Bergrutschen und Felsstürzen, welche ganze Dörfer zugedeckt haben. Eine Stunde unterhalb des Fleckens nimmt der Fluß seinen Weg durch einen kleinen See, der fast den ganzen Thalkessel ausfüllt, wahrscheinlich nur ein Rest der früheren zusammenhängenden Wasserfläche, bevor diese einen bequemen Abfluß in die untere Thalstufe von Brusio durchgewühlt hatte. An der Straße die am westlichen Thalhange sich hinzieht, steht unfern des Dorfes Le Prese, dicht an dem goldgrünen Gewässer, ein stattlicher Bau, im Styl einer italienischen Villa, mit Balkon und Terrasse, eine Badanstalt, die besonders von den Mailändern häufig besucht wird. Bis vor wenig Jahren quoll hier ein Schwefelbrunnen unbenützt aus den Felsen, dessen Heilkraft nur den Vorüberwandernden zu Gute kam, die an dem kühlen Trunke sich erlabten. Eine Actiengesellschaft wohlhabender Leute aus dem Flecken ließ sodann die Quelle fassen und legte die Bäder an, in welchen das Wasser durch Dampf erwärmt, keines seiner Bestandtheile verlustig geht, die besonders die Brustorgane stärken, und zugleich äußerlich auf Haut und Muskeln wohlthätig einwirken. Dabei läßt die Einrichtung des Hauses, nebst der Verpflegung, nichts zu wünschen übrig und die reizende großartige Umgebung in der elastischen, reinen Luft trägt dazu bei, den Aufenthalt in diesem stillen Erdenwinkel unvergeßlich zu machen. Die Gartenterrasse mit ihren Schattenplätzen reicht dicht an den See hinan, und ist von kleinen Landungstreppen durchschnitten, an denen Barken und Nachen zu kleinen Ausflügen bereit liegen. Bald schwimmt eine ganze Flotille, bald nur ein einzelner Kahn auf der leichtgekräuselten Wasserfläche nach der gegenüberliegenden Bergwand, die nur auf diesem Wege zugänglich und weiter hinab eine kleine Landzunge hinausstreckt, unter deren Lindenschatten häufig Kaffee gebraut und Polenta eingerührt wird, während die Schiffsgesellschaft auf Felsblöcken ruht, oder sich in munteren Spielen umhertreibt. In der nähern Bucht, über den ein Bach aus einem Felsenriß niederstürzt, ist es schwieriger einen Lagerplatz zu finden zwischen dem zerrissenen Gestein, und wenn dann endlich das Feuer in einer Spalte brennt, und der Kessel darüber hängt, geschieht es zuweilen, daß ein Trieb waidender Kühe durch die fremden Eindringlinge geschreckt, über die improvisirte Küche hinweg sich flüchtet, und den Korb mit Tassen und Gläsern in Gefahr bringt. Solche kleine Zwischenfälle dienen aber nur dazu, die Lachlust neu zu beleben und die italienische Naturgabe, den Buffone darzustellen, herauszufordern.

Einige deutsche Schweizer, die gewöhnlich der Gesellschaft beigemischt sind, bilden die Verbindungsbrücke zwischen dem nordischen und südlichen Elemente, welch' letzteres nur durch die angeborene Höflichkeit der Welschen sich zu den verhaßten Todeschi herabläßt, die insgesammt als Austriacchi oder Luterani gelten müssen. Eine merkwürdige Erscheinung in der Giovine Italia sind die jüngern emancipirten Frauen, welche für Menschenrechte schwärmen, und dabei doch dem alten Fanatismus nicht entsagen können, wilde unverstandene Geschöpfe, welche besonders ihren prosaischen Ehemännern, die einzig für ihre Filanden begeistert sind, das Leben sauer genug machen mögen.

So lustig und fröhlich das Leben an dem kleinen Kurorte sich gewöhnlich gestaltet, fehlt es doch auch nicht an trüben Episoden, wenn Einer der brustkranken Badegäste sein Stündlein nahen sieht, oder von besorgten Verwandten auf den Rath des Arztes abgeholt wird. Ein junger Mann vom Comer See, im letzten Stadium des verzehrenden Uebels, der auf dem Sicilianerzuge Garibaldi's seine Gesundheit und seine Illusionen eingebüßt, schied so aus der Mitte der fröhlichen Genossenschaft und starb wenig Stunden später auf dem Wege nach Sondrio. Einen anderen älteren Mann erreichte das schwarze Verhängniß im Bade selber, und gab Gelegenheit, die Scheu der Italiener vor dem Sterben und den Todten zu beobachten. Obgleich seine Gattin und mehrere Verwandte herbeigerufen wurden, sah doch keines den Armen die Augen schließen; sie alle entfernten sich, theils durch den Arzt weggewiesen, theils nach der Gewohnheit des Landes, und kehrten auch nicht zu dem Begräbniß zurück. Abergläubische Furcht vor dem Todten überwog den Antheil an dem Hinscheiden, was, unseren Begriffen und Anschauungen ganz entgegengesetzt, und als Pietät erscheinen muß, und einen der tiefsten Charakterunterschiede zwischen dem italienischen und deutschen Wesen begründet. Doch flüchten wir von diesen trüben Bildern hinweg, in Gottes freie Natur, welche in so großartiger Gestaltung uns umgibt und in dem weiten Rahmen des Gebirges die anmuthigste Landschaft entrollt, von den schneebedeckten Schultern des Verona, dem Vorposten des Bernina, bis zu den Bergamaskerbergen, die in blauem Dufte das Panorama nach Süden abrunden. An der rechten Seite des See's führt die Straße, an der fonte calda vorüber, wie der ummauerte Quell genannt wird, längs dem steilen zerrissenen Abhange der an 9,000' hohen Fortsetzung des Verona an das untere Ende der grünlichen Wasserfläche, wo dem Dörfchen Meschino gegenüber, ein hoher Trümmerhügel oder eine Matte dem Flusse entgegensteht. Hier schaut von mächtiger Felsenklippe, wie in die Lüfte hinausgebaut, ein weißes Kirchlein nieder, das dem heiligen Romerio oder Remigius geweiht ist, und wo in alter Zeit Einsiedlermönche ein Hospiz errichtet für die Wanderer über das Gebirge, als Sumpf und Wald noch den Thalgrund versperrten, der überdieß durch eine Clause verschlossen war.

Spuren einer Römerstraße lassen sich auf diesem ehemaligen Saumpfade da und dort von Tirano im Veltlin bis auf die Höhen des Bernina verfolgen, und zeugen für die frühe Benützung dieses Passes.

Ein beschwerlicher Fußsteig führt über die Matte an den zerrissenen Felsen zu diesem Schreine in der Wildniß empor, wo in dem schon im vierzehnten Jahrhundert verlassenen Hospiz die Kapuziner von Tirano, dessen Madonna in den Besitz der bedeutenden mit der Kirche verbundenen Alpengüter und Maiensässe gekommen ist, ihre Sommerfrische halten, und am

St. Annatage eine große Prozession stattfindet, an der eigenthümlicher Weise nur Männer theilnehmen dürfen. Dieser Bittgang zieht am Vorabend des Festes, unter Anführung der Kapuziner, aus dem Veltlin herauf, die Brüderschaften in weißen Kapuzen, mit Kienfackeln ausgerüstet, um den beschwerlichen Pfad zu erhellen, der sich über Stock und Stein, durch Wald und Schlucht über den Kamm des Gebirges windet, um gewöhnlich erst bei Sonnenaufgang sein Ziel zu erreichen. Nach dem Gottesdienste wird der Ablaß ertheilt und die fromme Schaar lagert sich in dem Alpenkessel hinter der Kirche, deren altersgrauer Bau seit ihrer Gründung keine Veränderung erlitten, und erlabt sich an dem, was die Kapuziner und die Hirten in den Sennhütten herausgeschafft.

Von dieser Höhe erschließt sich die unterste Thalstufe von Brusio dem Blicke, mit ihren zerstreuten Wohnstätten und Kirchen, zwischen Felsenstürzen, Kastanienwäldern und terrassirten Tabakpflanzungen mit dem in raschen Sätzen den Abhang niederbrausenden Poschiavino bis zum Defile von Piatta mala, wo der wilde Sohn des Gebirgs sich der Adda entgegendrängt.

Auch der See zeigt sich in grauser Tiefe in ganz eigenthümlicher Färbung, da und dort von einer schwerfälligen Fischerbarke durchfurcht, welche sich so ferne als möglich von der Ausmündung des Flusses hält. Unkundige Schiffer, die sich zu weit an der Matte vorwagen, werden nur allzuleicht in seine Wirbel gezogen; wie es ein schweizerischer Poet erfahren mußte, der mit seiner jungen Sposa die Flitterwochen in Le Prese verträumte und häufig mit ihr im Nachen umherschaukelte, den nur die Nähe eines Anglers retten konnte, der zufällig auf dem Stege über dem Flusse stand und das willenlose Fahrzeug auffing, das unfehlbar an den Uferfelsen zerschellt wäre.

Auffallend ist die Stille in diesen Gebirgen, wo kein froher Hirtenruf von den Almen schallt, kein Volksgesang aus den Hütten tönt, wie in der allemannischen Schweiz, und nur manchmal ein heimkehrender Soldat die Garibaldihymne brüllt. Beim Meßgesang der Katholiken wird der alte ambrosianische Canto fermo auf entsetzliche Weise geradebrecht und die Reformirten haben meist ihren Psalmen profane Melodieen, etwa aus Stradella &c. angepaßt, da sie kein eigenes Gesangbuch besitzen und sich mit dem begnügen, was ihnen auf der Orgel vorgespielt wird. Nur zur Zeit der Heuernte, wenn die Mähder aus Veltlin zu Berge ziehen, singen die grellen Frauenstimmen manchmal ein Marienlied, welches das Echo der Abhänge weckt. Diese Mähderzüge, mit ihren aufgesteckten Sensen, die Bergamaskerschäfer in ihrer kleidsamen Banditentracht, bilden die schönste Staffage des einsamen Thalgrundes, dessen Bewohner die alte Volkskleidung aufgegeben haben, und in den bunten Kopftüchern eher den Landleuten in Schwaben gleichen, als den Abkömmlingen eines romanischen Stammes. Das viele Auswandern mag zunächst Schuld daran tragen, daß auch die Sitten und Gebräuche der Väter mehr und mehr in Abnahme kommen. Beim Vorübergehen an den Häusern in Poschiavo und Brusio ist es nicht selten, daß man spanisch, englisch oder russisch reden hört, von den heimgekehrten, reichgewordenen Pastetenbäckern oder Krämern, welche durch ihr Umherstreifen äußerst klug und gewitzigt worden sind, und nur Ein lebhaftes Gefühl bewahren, das für die Heimathberge, in welche sie mit ihren Schätzen auch ihre Erfahrungen zurücktragen, die den künftigen Geschlechtern zu Gute kommen sollen.

Durch die zunehmende Tabakskultur, welche den frühern Flachsbau immer mehr verdrängt, ist dem kleinen Ländchen eine Einnahmsquelle eröffnet, welche wenigstens in dem untern Theil desselben noch durch die Seidezucht verstärkt werden könnte, wo die Rebe gedeiht und der Oleander im Freien blüht, während um Poschiavo 3000' ü. M. der Obstbaum nur langsam wächst und häufig durch Frost verdorben wird, wenn der Bernina seine Schneestürme entsendet, oder der mitternächtige vento, im Gegensatz zu der von Süden periodisch wehenden aria, die Knospen versengt.

Unter den gegenwärtigen politischen Konstellationen ist es für uns Deutsche am vortheilhaftesten, den Bewohnern des Landes Italia auf neutralem Boden zu begegnen, um in voller Freiheit ihre Art und Weise zu studieren, ihre Vorzüge und Fehler kennen zu lernen, wozu in der engen Umschlossenheit eines Gebirgsthales, in täglichem, fast stündlichem Beisammenseyn, weit mehr Gelegenheit ist, als auf der flüchtigen Durchreise in Gasthäusern, die uns nur mit dem Troß der Kellner oder Lohndiener in Berührung bringen.

Zur Weiterreise von Le Prese stehen zwei Wege offen, der eine rückwärts über den Berninn, der andere thalabwärts hinaus nach Tirano, wo er sich theilt, und gegen Osten nach Bormio, gegen Westen durch das untere Veltlin an den Comersee führt. Ein dritter geht von der Adda über den Aprice nach Val Camonica und Bergamo oder weiter östlich nach Brescia hinab. Wir müssen leider den kürzesten einschlagen, um wieder in das alltägliche Geleise der schwäbischen Heimath einzulaufen.

Das Sturmlicht von Haklarsholm.

Eine Strandgeschichte.

Zwischen Sandhügeln an der Nordostküste Jütlands liegt ein langes Thal, Hallarsholm genannt, weil eine alte Sage besagt, daß in den Zeiten des grauen Alterthums, lange bevor sich die Dünenhügel gebildet oder das Meer auf sein gegenwärtiges Niveau zurückgezogen hatte, dieses Thal ein Eiland (oder Holm, wie es in den skandinavischen Sprachen heißt) gewesen, und daß über besagtes Eiland ein mächtiger Häuptling geherrscht habe, den man wegen seiner kühnen Thaten zu Wasser und zu Lande Hallar mit der schweren Hand. hieß. Landwärts breitet es sich zu einem Wiesen- und Waidegrunde aus, der von Schäfern und Hirten bewohnt wird; seewärts aber senkt es sich mit leichter Böschung nach dem schmalen Strande hinab, welcher zwischen den Sandhügeln und den Gewässern der Ostsee liegt, und an diesem Ende des Thals steht ein altes Fischerdörfchen, dessen Hütten theilweise aus Backsteinen, theilweise aus Holzwerk erbaut sind. Das Bauholz hiezu soll von Schiffen herrühren, die auf dem Felsenriff gestrandet, welches sich auf viele Meilen hin dem Strande entlang zieht, bei niedrigstem Wasserstande kaum sichtbar ist und diesen Strich zu einem der gefährlichsten an der ganzen jütischen Küste macht. Ungefähr auf der halben Länge des Thales, auf einer kahlen ansteigenden Erhöhung, steht ein burgartiges Schloß, altersgrau und großartig, das seit einem halben Jahrhundert nicht mehr bewohnt, jetzt in

aller Stille in Trümmer zerfällt. Die Geschichte Jütlands erzählt, daß es schon eine Burg der Freiherren von Hallarsholm war, als man in diesen Gegenden noch Wodin und Thor anbetete, und dieselbe Familie blieb in dessen Besitze, bis vor etwa fünfzig Jahren dieses Geschlecht auf eine dunkle und seltsame Weise ausstarb.

Der letzte Freiherr von Hallarsholm war einer der stolzesten Männer in Jütland, von echt dänischer Abkunft, ohne einen Tropfen von dem verhaßten deutschen Blut in seinen Adern. Sein Stammbaum reichte hinauf in die fernen Zeiten der Sagas. Einer seiner Ahnen war ein Gefährte von Harald Blauzahn gewesen; ein anderer hatte mit Rollo an der Eroberung der Normandie theilgenommen, ein dritter Kanut dem Großen beigestanden, das Reich England zu unterwerfen; und seit jenem Tage pflegte die Familie ihre Töchter mit Städten und Grafschaften in jenem Lande anstatt der Mitgift auszustatten, obschon weder die Damen noch ihre glücklichen Ehemänner jemals eine Möglichkeit hatten, in denselben wirkliche Besitzthümer zu finden. Der Baron that sich darauf und auf manches Andre sehr viel zu gute, denn auf seine Reichthümer konnte er nicht stolz sein; der beste Theil von Hallarsholm: die grasreichen Waideländer, auf denen zahlreiche Heerden von Rindern und Schafen sich äßten und die Heerdenbesitzer reich und wohlhabend wurden, waren von seinem verschwenderischen Vater in Christians VII. alten schlimmen Zeiten veräußert worden. Und so war dem Sohne nichts mehr zum Erbe geblieben, als das alte Schloß, das seewärts gelegene Ende des Thals, das Fischerdörfchen und der benachbarte Strand, und er hatte überdieß die Anwartschaft auf die Hinterlassenschaft eines reichen Onkels dadurch verscherzt, daß er eine Dame geheirathet, die außer ihrem hübschen Gesicht und uralten Adel auch nicht das mindeste Vermögen hatte. Ein Edelmann aber, welcher von einem Gefährten von Harald Blauzahn abstammte, konnte sich nicht dazu bequemen, zur Aufrechthaltung seines Rangs und Standes etwas Geringeres zu benützen, als ein Amt von der Regierung, und hiezu fehlte es dem Baron sowohl an Befähigung wie an Freunden bei Hofe. Sein Loos war ihm in Zeiten gefallen, wo adeliges Blut und alter Stamm wenig Geltung mehr hatten und Bauern sich an Rechten mit dem Grundherrn messen konnten. Und da er und seine Gattin gleichen Sinnes waren, ein Fall welcher selbst bei glücklicheren Paaren nicht häufig ist, so lebten sie auf sehr dürftigem Fuße, bewohnten nur einige der kleinsten Zimmer in ihrem Ahnenschloß, hatten als Dienerschaft nur einen tauben Alten und dessen Tochter bei sich, und erzogen ihr einziges Kind, einen Sohn, welcher nach einem seiner berühmten Vorfahren Bertel hieß, einfach und mäßig, aber doch als den künftigen Erben ihres Guts.

Die Familie war ebenso einsam als arm; der Baron und seine Gattin hatten nur wenige und entfernte Verwandte und diese unterhielten nur einen dürftigen seltenen Briefwechsel mit dem verarmten Hause Hallarsholm. Bei ihren beschränkten Mitteln war es dem Ehepaar nicht möglich, in gastlichem Verkehr mit dem übrigen jütischen Adel zu bleiben oder auch nur neben demselben in Stadt und Land zu erscheinen, und keinerlei Rücksicht würde den Baron oder seine Gattin bewogen haben, mit irgend jemand zu verkehren, der auch nur um eine Stufe tiefer gestanden wäre als sie. Es versuchte sie auch niemand, jene magische Grenze zu überschreiten. Die biedern unabhängigen Jüten sind nicht dazu angethan, sich an gefallene adelige Größen anzuschmiegen, und so ließ man denn das freiherrliche Ehepaar seinen eigenen Weg gehen, welcher für seine Nachbarn kein sonderlich angenehmer war. Die Bedürfnisse seiner Familie zwangen den Baron, mit scharfen Augen über die Geltendmachung des Restes von Herrenrechten und Einkünften zu wachen, welche ihm Zeit und Glücksumstände noch belassen hatten. Mit den Pächtern und Viehzüchtern droben im Thale stand er in fortwährendem Hader um den Seetang, den die Fluth an den Strand warf, und den jene hinwegnahmen oder bedurften, um ihre Wiesen und Waiden damit zu düngen. Mit den Bewohnern des Fischerdörfchens hatte er endlose Zänkereien wegen der Zinse und Abgaben; und wenn ein Wrack oder ein Walfisch an den Strand getrieben ward, so gab dieß den Anlaß zu einer förmlichen Balgerei zwischen ihm und seiner ganzen Pächter- und Hintersassenschaft. Die Baronin nahm an diesen allgemeinen Streitigkeiten gewöhnlich keinen Antheil, allein man hörte sie häufig jene alten Tage der Ordnung sehnsüchtig zurückwünschen, wo kein Fischer gewagt haben würde einen von seinen gefangenen Häringen anzurühren, bevor der Herr des Strandes die fettesten für seinen eigenen Bedarf herausgesucht haben würde. Die steten Entbehrungen und Einschränkungen dieses Paares hatten auf ihre Gesundheit und Stimmung Einfluß geübt, wie dieß beinahe immer der Fall ist, denn sie hatten mehr als zwanzig Jahre auf diesem knappen Fuß gelebt. Der Freiherr war seiner Zeit einer der hübschesten und kräftigsten jungen Männer in diesem Theil von Jütland gewesen; seine Stärke und Muskelkraft hatte er sich zwar bewahrt, allein karge Lebensweise und fortwährende innere und äußere Kämpfe hatten ihn vor der Zeit hager und grau und verwittert gemacht. Die Baronin, einst die gefeiertste Schönheit der Hofbälle in Kopenhagen, ward vor Sorgen und Verbitterung ein verschrumpftes altes Mütterchen geworden. Und doch war ein Abbild ihrer besseren Tage durch alle jene armen kummervollen Jahre hindurch vor ihnen aufgewachsen: ihr Sohn Bertel nämlich, der ihnen die Hoffnung machte, daß er den alten Stamm fortpflanzen und vielleicht dereinst wieder zu Ehren bringen werde. Bertel hatte von der Mutter die Schönheit, vom Vater den Lebensmuth, die Kraft und Frische geerbt. Herz und Gemüth der Eltern hing an dem Sohne, und sie beschränkten ihre geringen Bedürfnisse noch mehr, um ihm eine standesgemäße Erziehung zu geben. Sie glaubten ihn ausgestattet mit jedem Talent, jeder Anziehungskraft, die nur einem Menschen zufallen konnten. Der Freiherr hoffte, er solle auf der Universität eine solche Sensation machen, daß die dänische Regierung etwas Erkleckliches zu Gunsten der ganzen Familie thun werde; die Baronin träumte von reichen Erbinnen, die ihm Herz und Hand anbieten würden. Allein nichts von alle dem geschah: Bertel kehrte von der Universität zurück, ohne sich besonders ausgezeichnet aber eine Erbin geheirathet zu haben; er war ein hübscher gutmüthiger Bursche, aber niemand außer seinen Eltern sah etwas Besonderes in ihm. Trotzdem hatte Bertel die große Welt kennen gelernt — die Kopenhagener nämlich — und es genügte ihm nicht mehr, in einem halbverfallenen alten Schlosse in einer fernen Provinz zu leben und sich mit Bauern und Fischern um Seetang

gestrandete Schiffe und Wale und ähnliche Strandgüter herumzustreiten. Nach manchem Wortkampfe, wie er gewöhnlich zwischen der alten und der jungen Generation beim Betreten einer Laufbahn vorkommt, erhielt Bertel die Erlaubniß der Eltern, sich an einen entfernten Verwandten seiner Mutter zu wenden, welcher zufällig im dänischen Kabinet saß, und sich um irgend eine Anstellung zu bewerben. Der große Mann war gerade gnädig gestimmt und ließ sich nicht lange bitten; aber die einzige Anstellung, welche er vergeben konnte, war weder bedeutend noch sonderlich gut bezahlt und in der fernen ostindischen Kolonie Trankebar. Der Freiherr und seine Gattin skandalisirten sich zwar nicht wenig, daß man es wage, dem Erben von Hallarsholm eine derartige Stelle anzubieten; allein der junge Mann wollte den einzigen Weg zu künftigem Fortkommen, welcher sich ihm darbot, nicht verschmähen, und da sie nicht wollten, daß er in der Heimath ein Gewerbe oder Hantierung ergreife, welche der Familie zur Schande gereicht haben würde, so mußten sie ihn endlich ziehen lassen, und Bertel segelte nach Indien ab.

Der Abschied war ein tief erschütternder; der Baron war, wie die Dienerschaft sagte, am Wahnwitz, und der Baronin wollte schier das Herz brechen. Aber Bertel erreichte glücklich Trankebar und sandte die befriedigendsten Berichte über sein Befinden, Thun und Treiben und seine Aussichten nach Hause. Daheim floß bei den Eltern das Leben im gewohnten Geleise hin, ohne daß der Baron verrückt ward oder der Baronin das Herz brach; vielmehr setzte der Freiherr den alten Haber mit den Pächtern und Fischern noch immer fort, und die Baronin wehklagte nach wie vor über den Zerfall der guten alten Zeit. Sie mußten leider noch knapper leben als ehedem, weil die ganze Ausrüstung Bertels an die kreditirenden Juden von Kopenhagen noch mit hohen Zinsen zu bezahlen war, und die Strandgüter an Tang, an Wracks und Walfischen auch nicht so häufig einliefen, wie man im Schlosse hätte wünschen mögen. Allein schon zu Anfang des zweiten Winters kam Hülfe; Bertel hatte nicht vergebens im elterlichen Hause sparen gelernt und erwies sich als guter Sohn, denn er erübrigte von seinem knappen Gehalt hundert Reichsthaler und sandte sie seinen Eltern zum Geschenk.

Man glaubte, der Baron habe nie zuvor so viel baares Geld in der Tasche gehabt, als an dem Abend, wo er von Aalborg nach Hause ritt, nachdem er von dem dortigen Bankier die daselbst angewiesene Summe in blanken Thalern erhoben hatte. Dieser Ritt war mit großer Heimlichkeit unternommen worden, denn es sollte nicht bekannt werden, daß der Grundherr von Hallarsholm wie ein gewöhnlicher Pächter, ohne Kutscher und Begleiter reisen mußte; der Baron hatte daher vor Tagesanbruch sein einziges Pferd, den alten Grauschimmel, bestiegen, war das Thal hinaufgeritten und droben in die nach Südwesten führende Landstraße eingebogen. Der Weg hin und zurück betrug mehr als eine Tagereise, und da er in der Stadt nicht übernachten, sondern gleich nach Besorgung seines Geschäfts wieder heimreiten wollte, so hatte er unter seinem grauen alten Mantel eine Laterne aus norwegischem Spath, von alter Arbeit, ein Erbstück in der Familie, mitgenommen, damit er sich bei dem nächtlichen Ritt über die Sandhügel, dem nächsten Weg nach Hause, leuchten konnte. Es war spät im Oktober, dem ersten und stürmischsten der Wintermonate in Jütland, und der Abend begann mit einem Sturme; ein starker Ostwind trieb Schauer von Schloßen vor sich her, und stürmte gerade von der Ostsee herein über die Sandhügel und auf dem ganzen Heimwege dem Baron gerade in's Gesicht. Allein Dank seiner norwegischen Laterne, die dem Sturm zum Trotz fortbrannte, hielt er seinen Kurs ein und wußte die Nebenwege zu vermeiden, welche nach den angrenzenden Thälern führten, und ebenso die steilen sandigen Abhänge, die nach dem Meer hinunter abfielen, welches jetzt seine Wogen fadentief über den schmalen Strand hereinwälzte. Er ritt tüchtig fürbaß und erreichte mit seinem guten Pferd und seinen hundert Thalern das Schloß Hallarsholm, als dessen alte Uhr gerade zehn Uhr schlug. Die Baronin war sehr froh, ihn wiederzusehen, und durfte es auch, denn nach seiner Ankunft nahm der Sturm von Minute zu Minute an Heftigkeit zu, bis ein vollkommener Orkan daraus wurde. Aber in das Heulen des Windes und das Brüllen des Meeres tönte der Donner von Nothschüssen von irgend einem Schiff auf dem Riff. Der kühnste Fischer würde sich jedoch in einer solchen Nacht nicht nur einige Stunden hinausgewagt haben, geschweige denn die Leute vom Schlosse, obschon sie vor der Heftigkeit des Sturms die ganze Nacht kein Auge schließen konnten. Allein als mit Tagesanbruch der Sturm sich legte und man mit dem grauenden Tage auf die See hinausblicken konnte, da wurden seine hundert Silberthaler winzig klein in den Augen des Barons, denn das Meer hatte ihm und den Seinigen ein weit werthvolleres Geschenk gemacht in Gestalt eines reichbeladenen Kauffahrteischiffes, welches innerhalb der Grenzen seiner Herrschaft auf dem Strande lag als völliges Wrack, und dessen ganze Bemannung im Meer untergegangen zu seyn schien.

Der Herr von Hallarsholm hatte den gewöhnlichen Wortwechsel mit den Leuten aus dem Fischerdörfchen über die Ballen und Fässer, welche das Meer auf den Strand geworfen oder die Boote der Fischer aufgefischt hatten; allein er bekam wie gewöhnlich seinen vollen Antheil an den Spenden des Baltenmeeres, und von diesem Tage schien eine Fluth von Glück von dem Meer nach dem Schlosse hereinzuströmen. Die ältesten Bewohner der Küsten Jütlands vermochten sich keines so stürmischen Winters zu erinnern; niemals hatten so viele mehr oder weniger reich beladene Fahrzeuge hier Schiffbruch gelitten; allein die meisten und einträglichsten Schiffbrüche fanden an dem Riff von Hallarsholm statt. Das Glück des Barons ward ein Gegenstand der Verwunderung für all die Leute im Fischerdörfchen und des Neids für alle die Besitzer der Güter und der Sandbänke der Küste. Man dankte zu der Zeit, von welcher wir reden, nicht mehr öffentlich in den Kirchen Jütlands für solchen Segen des Himmels, wie dieß noch im vorigen Jahrhundert der Fall gewesen war, aber man sah sich ebenso begierig nach solchen Spenden des Meeres um, und nahm sie ebenso rasch an, wie damals. Der Antheil an denselben, welcher auf den Baron fiel, war in jenem Jahre ein wirklich merkwürdiger. Amerikanische Schiffe, holländische und englische Kauffahrer, russische Küstenfahrer, Ost- und Westindienfahrer — alle scheiterten und zerschellten an seinem Riffe. Nur sehr wenige von der Mannschaft entkamen jedes Mal; der Ostwind, welcher beinahe den ganzen Winter hindurch anhielt, trieb die Mehrzahl der werthvollen Ladungen herein, und es gelang dem Baron, sich derselben zu bemächtigen. Seine Rührigkeit bei diesem Geschäfte war ein Wun-

der für die Leute von Hallarsholm, so genau sie auch mit der Tüchtigkeit und Umsicht ihres Grundherrn vertraut waren: kein Schiff lief bei Tag oder Nacht auf dem Riff auf, dessen er nicht gewahr wurde ehe man noch einen Nothschuß hörte oder die Nothflagge aufgehißt sah. Die Schiffbrüche machten ihn verhältnißmäßig reich, aber das Glück der Schloßherrschaft steigerte ihre Freigebigkeit nicht: der Baron überwachte noch mit ebenso scharfem Auge den letzten Rest der Beute, wie er die vielen unglücklicheren oder unergiebigeren Jahre hindurch gethan hatte, und nahm noch unerbittlicher gestrandete Wale und angetriebene Haufen Tang in Anspruch, that noch immer so wenig wie möglich für die schiffbrüchigen Seeleute; und die Dienerschaft beklagte sich, die Baronin werde in der Haushaltung eher mit jedem Tage knausiger.

Gegen Beginn des Frühjahrs begann ein seltsames Gerücht unter den Thalbewohnern sich zu verbreiten; es hieß, jedes Mal, wenn eine stürmische Nacht einbreche, sehe man ein helles aber unsicheres Licht auf den höchsten Gipfeln der Sandhügel sich längs der dem Meere nächsten Linie hin und her bewegen und nie auf eine Minute stille stehen. Woher es kam, vermochte niemand zu sagen: kein einziger Mann hätte gewagt, jenem Lichte in den langen finstern Winternächten über die Sandhügel zu folgen, wenn der Sturmwind von der Ostsee her an ihren schlüpfrigen Seiten hinfegte. Allein wenn man von Pächterwohnung oder Fischerhütte aus jenes Licht erblickte, so falteten die frommen Jütländer die Hände und sprachen: „Gnade Gott den Schiffen, welche heute Nacht auf der Höhe unserer Küsten sind!“ und ehe es dann Mitternacht war, konnte man schon die Nothsignale vom Riff aus hören, und am Morgen lag ein Wrack von größerem oder geringerm Werthe als gute Beute für den Herrn von Hallarsholm drunten am Strande.

Daß der gnädige Herr in einer geheimnißvollen Verbindung mit jenem sogenannten Sturmlichte stand, war die allgemeine Annahme unter seinen Pächtern und Nachbarn. Es hatte verlautet, namentlich durch das Dienstmädchen vom Schlosse, daß der Baron in jeder stürmischen Nacht sein Pferd bestieg, und selten vor Tagesanbruch heimkehrte; und daß die Baronin während seiner ganzen Abwesenheit aufblieb, oft in den Sturm hinausblickte und aufseufzte, wie jemand, der eine große Last auf seinem Gewissen hatte. Niemand wußte wohin der Baron in solchen Sturmnächten ritt, aber die Thalbewohner bildeten sich bald eine dunkle Ansicht darüber.

Landeinwärts in der Nähe der Heuschöcke wohnte ein einsames altes Weib, das fremd nach Hallarsholm gekommen war; sie stammte angeblich aus Norwegen, aber eher aus Lappland, denn sie hatte den untersetzten Wuchs, die braune Hautfarbe und die abgeplatteten Gesichtszüge jener nordischen Race. Ihre Manieren und ihr Charakter schmeckten in den Augen ihrer dänischen Nachbarn ebenfalls nach lappländischen Eigenthümlichkeiten. Wittwe Laxon war schweigsam, schlau, zurückhaltend und heimlichthuend, verstand sich außerordentlich gut auf Kräuter und Heilmittel und stand daher im Rufe, geheimer teuflischer Künste mächtig zu seyn. Ihre einsame Hütte inmitten der weiten Waiden ward in den strengen jütländischen Wintern von Heerden und Hirten, von Menschen und Vieh gemieden, aber offenbar ritt der Baron dorthin und half ihr bei dem mächtigen Zauber, durch welchen sie jenes überirdische Licht über die Sandhügel hinwandern ließ, um Schiffe in ihr Verderben auf dem Riff zu locken, was ja der einträglichste Theil von dem Gute des Barons war. Der Glaube an Hexerei scheint den Nordländern wahrhaft angeboren und ist namentlich unter den Bauern und Fischern noch nicht in Abnahme gekommen. Zur Zeit unserer Erzählung nahmen die dänischen Gerichte allerdings keine Notiz mehr von den vorgeblichen Fällen von Hexerei, aber die Prediger donnerten noch von der Kanzel dagegen, und das Volk suchte sich alles, was ihm räthselhaft und unerklärlich war, auf diese Weise zu erklären. Es war eine Art Glück für den Herrn von Hallarsholm, daß man ihn im Verdachte geheimer Teufelskünste hatte, denn die Leute erschreckten einander nun mit Geschichten, die sie sich über ihn am Herde und auf dem Fischergrunde erzählten, und die Eigensinnigsten und Eigennützigsten wagten nun nicht mehr mit ihm zu hadern, sondern gaben ihm nach; die Jungen wichen ihm schüchtern aus, und die Alten beklagten sehr, daß man nicht mehr die guten alten Zeiten hatte, wo ein solcher Grundherr für den Scharfrichter reif gewesen wäre.

Wittwe Laxon ward natürlich in dieses furchtsame scheue Meiden eingeschlossen. Von ihrer ersten Niederlassung im Thale an war sie als eine Art gutartiger Hexe angesehen worden, mußte den Bauern das kranke Vieh und die Kinder kuriren, die Fischer wegen Häringszügen und konträrer Winde berathen und ihre Arzneien verkaufen, welche sie im Verhältniß zu deren merkwürdigen Kuren sehr wohlfeil abgab. Aber nun galt Wittwe Laxon fortan als eine bösartige Hexe, die ebenso gut zerstören als retten konnte und sich allem Anschein nach auf ersteres am besten verstand. Es half ihr selbst jedoch offenbar wenig, denn der Baron war gegen seine Gehülfin bei dem mitternächtigen Unfug ebenso geizig, wie ihn seine Pächter und Nachbarn erfanden. Trotz all der reichen Wracke, welche auf sein Riff geworfen worden, lebte die Wittwe in ihrer elenden einsamen Hütte nicht besser als zuvor, und trug nach immer ihren alten geflickten wollenen Rock und die Kapuze von Robbenfell über ihrem lappländischen Gesicht, wenn sie bei Voll- und Neumond auf's Kräutersuchen ausging, und sie verabreichte nach wie vor um mäßiges Entgelt guten Rath und Arzneien. Merkwürdigerweise werden jedoch erfahrungsmäßig in keinem Lande die Hexen von ihrer schwarzen Kunst reich und fett. Wittwe Laxon leugnete zwar, mit dem Baron in irgend welcher Weise zu thun zu haben, aber das machte die Leute in der Meinung von ihren Künsten und ihrem Treiben nicht irre; und daß sie den Grundherrn von Hallarsholm für einen überwiesenen Mann ansah, konnte aufmerksamen Beobachtern nicht entgehen, welche den halb verächtlichen halb listigen scheelen Blick bemerkten, welche sie unter ihren Robbenfell-Kapuze hervor auf ihn zu werfen pflegte.

Vielleicht hatte aber auch ein Abkommen zwischen ihnen dahin stattgefunden, daß die Wittwe Laxon für ihre bedeutende und eigenthümliche willkommene Hülfe erst dann bezahlt werden sollte, wenn der Baron das erreicht haben würde, was sich endlich als einstiges und letztes Ziel alles seines Sammelns und Sparens herausstellte, nämlich die Befreiung des Familienbesitzes von Schulden. Er wollte nämlich die guten, längst in andere Hände übergegangenen Ländereien von Hallarsholm mit dem Gewinn wieder zurück erwerben, den ihm das Meer zuführte, damit sein Sohn Vertel bei der Heimkehr aus Ostindien ein schuldenfreies Erbe vorfinde, eine

reiche Heirath machen und den alten Glanz seines Geschlechts wieder geltend machen könne. Der Baron hatte sich wenigstens einmal in einem Augenblick ungewöhnlicher Vertraulichkeit gegen den Bankier in Aalborg, bei welchem er einst jenes Geschenk seines Sohnes von hundert Reichsbankthalern erhoben, dahin geäußert, und hatte bisher den ganzen Reichthum, den ihm Riff und Schiffbrüche zuführten, in die sichere und umsichtige Hand jenes Bankiers gelegt. Wenn dieser daher überhaupt ein Geheimniß aus jener Enthüllung machte, so war es ein sehr loses, denn Jans Morten, der Postbote, welcher den Briefverkehr in diesem Theil von Jütland besorgte und gewöhnlich alle vierzehn Tage in Hallarsholm erschien, hatte diese Neuigkeit mit aus der Stadt gebracht und sie unter den Thalbewohnern genügend in Umlauf gesetzt und besprochen.

Jans Morten hatte an der von ihm heimgebrachten Nachricht übrigens ein größeres Interesse, als irgend einer von den Einheimischen. Landeinwärts von Hallarsholm lag eine freie Maierei mit besonders guter Schafwaide, welche beinahe seit unvordenklicher Zeit im Besitz der Familie Morten gewesen und den Mortens ungefähr um dieselbe Zeit abhanden gekommen war, wo die Grundherren von Hallarsholm den besten Theil ihres Besitzthums verloren hatten. Bauer und Edelmann hatten sich ihres Besitzes durch Verschwendung entäußert, und Jans Morten war ebenso sehr auf die Wiedergewinnung seines väterlichen Erbes erpicht wie der Baron. Der Postbote hatte diesen Zweck schon länger verfolgt, war aber nicht so glücklich gewesen wie der Baron, denn das Meer hatte ihm auf all seinen Wanderungen längs der sandigen Küsten Jütlands nichts eingetragen; dagegen waren seine beiden unternehmenden und scharfblickenden Söhne zur See gegangen und hatten sich als Schiffer ein Auskommen geschaffen. Mit ihren eigenen Ersparnissen und denen ihres Vaters hatten sie sich eine Smack gekauft und sich auf den kleinen aber einträglichen Küstenhandel gelegt, welchen die vielen Städte, Häfen und Buchten der Ostsee und ihrer Nebenarme so sehr begünstigten. Frachten waren wohlfeil und Schifffahrtsgelegenheit in diesen Gegenden häufig, und die jungen Mortens verstanden sich auf die Märkte und ihren eigenen Vortheil; sie kauften besonnen und mit Vortheil ein und verkauften mit Nutzen; ihr Vater sparte und knauserte und suchte das Geschäft nach Kräften zu fördern; und nach Jahren voll harter Arbeit und Entsagung war der Kaufpreis der Maierei ihrer Vorfahren zusammengescharrt und der Alte entschlossen, wegen des Kaufs in Unterhandlung zu treten, sobald seine Söhne von der letzten Fahrt nach Norwegen zurückgekehrt seyn würden.

Jans und mit ihm seine zahlreichen Freunde und Gevattern im Thale (er besorgte nämlich den Meisten ihre Geschäfte in der Stadt) waren der Ansicht, es sey am besten, das Geschäft wegen Ankaufs der Maierei abzuschließen, bevor der Herr von Hallarsholm wieder in den Besitz seiner alten Güter und Rechte käme. Jans hatte an seine Söhne deßhalb geschrieben und sie wollten pflichtlich mit ihren mühsam erworbenen Thalern heimkehren. Ihr Schiff war in Bergen nach Kopenhagen geladen, und ihr Vater schmeichelte sich schon, seine letzte Fahrt als Postbote zu machen und dann als freier Bauer auf seiner eigenen Hufe zu leben. Da zog wieder eine furchtbare stürmische Nacht über Hallarsholm auf, man sah das Sturmlicht abermals über die Sandhügel hinschweben, und die Leute flüsterten ängstlich: „Nun sind der Baron und die Hexe wieder an der Arbeit." Ehe der Morgen heraufzog, scheiterte ein Schiff auf dem Riff und ging in Trümmer; kein Boot konnte sich zu seiner Rettung hinauswagen und keine Seele an Bord entging dem Wellentode; aber unter den Trümmern von Wrack und Ladung, welche die Morgenfluth an's Land spielte, waren auch die Leichen der beiden jungen Morten und eine starke, mit ihrem Namen bezeichnete Matrosenkiste, wie sie die Seeleute der kleinen dänischen Küstenfahrer haben. Der alte Jans traf gerade noch rechtzeitig ein, um der Beerdigung seiner Söhne auf dem Kirchhof zu Hallarsholm beizuwohnen, mit welcher sich seine Bekannten befaßt hatten. Der Baron aber hatte sich die Kiste angeeignet, und als Jans sie wie ein rechter gerader Däne als das Eigenthum seiner todten Söhne beanspruchte, erklärte ihm der Herr von Hallarsholm, daß zufolge eines alten und unbestrittenen Rechts alles sein sey, was das Meer an seinem Strande anspüle, und er in einer solch anspruchsvollen Zeit nicht das schlimme Beispiel geben könne, auf eines seiner Rechte zu verzichten.

„'s ist schade, gnädiger Herr, daß unsere alten Gesetze gegen Zauberei nicht mehr in Kraft sind," erwiderte ihm Jans; „sonst würdet Ihr und die alte lappländische Hexe eine schwere Strafe zu erleiden haben für all die guten Schiffe, die hier gescheitert, und all die wackeren Seeleute, die hier durch Eure Schuld ertrunken sind wie meine beiden armen Söhne. Aber trotz all Eures übel erworbenen Reichthums möcht' ich doch nicht mit Euch tauschen, gnädiger Herr, und es wird Euch nicht geschenkt bleiben, denn der Allmächtige lässet seiner nicht spotten!"

„Ungeschliffener Bauer!" murmelte der Baron, wandte ihm den Rücken und ging weg.

Alle Thalbewohner und Fischer nahmen Partei für Morten, und die lange Feindschaft gegen den Grundherrn ward dadurch noch erbitterter. Allein wie sehr staunten die Leute, als sie zu Anfang des jütischen Sommers hörten, der Baron habe nun seine Hand von der Wittwe Laxon abgezogen und dem Pfarrer und anderen einflußreichen Leuten einen Wink gegeben, daß man sie als eine erwiesene Hexe aus der Gegend vertreiben solle. Hatten sich die beiden Verbündeten wegen der Beute gezankt? wollte der Baron seinen Kredit auf Kosten der armen Wittwe retten? würde sie etwa alles gestehen, um sich an ihm zu rächen? diese und ähnliche Fragen gingen unter den Thalbewohnern am Herdfeuer von Mund zu Munde. Allein zum Erstaunen der Leute von Hallarsholm sagte die lappländische Wittwe: „Schon gut! der gnädige Herr und der Pastor brauchen sich um meinetwillen nicht zu bemühen; ich gehe schon freiwillig, sobald meine Kräuter trocken sind und Jans Morten wieder zurückkommt. Ich habe etwas für ihn, besser als die beste Arzenei!"

Jans Morten kam auf seiner gewohnten Wanderung wieder nach Hallarsholm; jede Aussicht auf das behagliche Leben eines Freibauers war dem armen Postboten benommen und nichts mehr geblieben als die Gräber seiner beiden Söhne, die er jedes Mal besuchte, so oft er ins Thal kam, und sein mühseliger Beruf, der den alternden Mann dürftig nährte. Das alte Kirchlein mit seinem umgebenden Gottesacker stand mitten in den Waidegründen, unweit von Wittwe

Laron's Hütte. Ihre Kräuter mußten schon getrocknet und die Arzenei für Jans fertig seyn, denn als dieser an einem Sommerabend um die Dämmerung bei den Gräbern seiner Söhne stand, schlich die Alte in ihrem gewöhnlichen Aufzug, aber mit einem Bündel auf dem Rücken, das ihre ganze Habe enthielt, zu ihm heran, sprach einige Minuten mit Jans, schlich sich dann wieder davon und wanderte das Thal hinauf. Kein irdisches Ohr hatte gehört, was zwischen den beiden verhandelt worden war, und Jans äußerte selbst gegen seine vertrautesten Freunde nichts davon; aber Wittwe Laron ward nicht mehr in Hallarsholm gesehen, ihre verlassene Hütte fiel in Trümmer, und die meisten Leute meinten, das Thal dürfe sich freuen, sie los zu seyn, — eine Ansicht, welche der Baron bei jeder Gelegenheit energisch vertrat. Aber er überzeugte die Leute nicht, denn diese sagten: „Er hat sie ausbezahlt und hält sich nun für sicher."

Der Freiherr hatte in der That etwas von einem Manne, der seine Zwecke zu erreichen verstand. Man sagte, er habe schon einigen Advokaten in Aalborg und Friedericia den Auftrag gegeben, die Güter seiner Vorfahren wieder aufzukaufen, habe seinen Sohn aus Trankebar zurückberufen und dieser gemeldet, daß er bereits die damals noch so lange und langweilige Rückreise aus Ostindien angetreten habe. Man hatte Handwerker aller Art nach dem Schlosse berufen, um Reparaturen vorzunehmen, in der Haushaltung war nach der Aussage der Dienstboten ein freigebigeres System eingeführt worden, und der Baron und die Baronin hatten sich neue Kleider anfertigen lassen.

Man hoffte mit dem Rückkauf der Güter und den Ausbesserungen im Schlosse fertig zu seyn bis zu Bertel's Heimkehr, welche im kommenden Frühjahr zu erwarten stand; allein der kurze Sommer verging, ohne daß Bertel kam, und mit den länger werdenden Nächten im Oktober machte sich auch der Winter mit seinen Stürmen wieder geltend, und nun zeigte sich, daß der Baron zu seinem Geschäft die alte Hexe nicht bedurfte: das Sturmlicht ließ sich schon wieder auf den Sandhügeln sehen und unglückliche Fahrzeuge scheiterten auf dem Riff. Verspätete Schäfer und Hirten sahen den Gutsherrn von Hallarsholm in den fürchterlichsten Sturmnächten das Thal hinaufreiten, und man wußte, daß einstweilen die Baronin zu Hause ängstlich wartete und aufblieb, bis er wieder nach Hause kam. Dennoch wollte man bemerken, daß dießmal das Glück dem Baron nicht so hold war, wie in den vergangenen Wintern; viele Fahrzeuge gelangten glücklich über das Riff hinüber, und die paar Schiffe, welche scheiterten, waren nicht reich bis auf ein einziges, welches gegen Ende Februars Schiffbruch litt. Der Monat Februar ist an den nordischen Küsten gemeinhin ein sehr strenger, und war es in jenem Jahre ganz besonders; die Fischer von Hallarsholm verhungerten beinahe, denn sie konnten bei dem rauhen Wetter nicht hinausfahren, um ihre Netze auszuwerfen; die Hirten und Schäfer hatten bange, die Waiden möchten bis zum Mai noch nicht grün und die Vorräthe an Winterfutter aufgezehrt seyn, und die Post von Aalborg und Fridericia, oder vielmehr Jan Morten, blieb vierzehn Tage über Gebühr aus. Die Thalbewohner waren jedoch überzeugt, Jans werde sicher kommen, sobald die schweren Schneegestöber und häufigen Stürme es ihm gestatten würden. Er brachte ihnen gewöhnlich ihren ganzen Briefwechsel in seiner letzten Tasche mit; und niemand in der ganzen Gegend erwartete gerade damals sehnsüchtiger einen Brief, als der Baron, welcher auf einen genauen Bericht von seinem Sohne über die Zeit von dessen Ankunft und den Namen des Schiffes wartete, auf welchem derselbe sich eingeschifft hatte.

Der Baron war deßhalb schon sehr in Sorgen gewesen, aber er fand bald etwas, das ihm diese Gedanken vertrieb, als plötzlich am Schlusse eines trüben nebeligen Tages der Wind sich in gewaltigen Stößen erhub und man draußen in der See ein großes Schiff vor der Küste kreuzen sah, als ob es Zuflucht oder einen Ankergrund suche. Die erfahrensten Seeleute im Fischerdörfchen meinten, das fremde Fahrzeug sehe aus wie ein Kauffahrteischiff, das reichbeladen aus Ost- oder Westindien heimkehre und nach irgend einem Hafen an der Ostsee bestimmt sey; als aber mit der vorrückenden Nacht der Sturm immer stärker wüthete, sagten sie kopfschüttelnd: „Gott helfe dem Schiff und seiner Bemannung," denn längs der seewärts gelegenen Anhöhen der Sandhügel zeigte sich wieder das Sturmlicht heller und glänzender als je, und schwankte hin und her; und ein Junge, der noch am späten Abend droben im Thale gewesen war, berichtete, er habe den Baron schnell und wild in seiner gewöhnlichen Richtung fortreiten sehen. Und was die allgemeine bange Ahnung prophezeihte, das ging auch vollkommen in Erfüllung. Die Fischer hörten in der Nacht die Nothschüsse von dem Schiffe, aber erschreckt von der Wuth des Sturmes, der ihnen dießmal ganz übernatürlich erschien, und überzeugt, daß das Schicksal des Fahrzeuges besiegelt sey, machten sie keinen Versuch, demselben zu Hülfe zu kommen, obschon die Nothschüsse und die Feuersignale mit Raketen auf der gefährlichsten Stelle des Riffs beinahe die ganze Nacht hindurch fortdauerten. Die Mannschaft kämpfte offenbar verzweifelt mit Wind und Wogen, um ihr Schiff und ihr Leben zu retten; aber noch vor Morgen unterblieben Nothschüsse und Raketen, und einige der Fischer wähnten Geschrei und Hülferuf von Ertrinkenden draußen in See zu hören, als man die hellen Dünenhügel im Morgengrauen unterscheiden konnte und das gefürchtete Sturmlicht davon verschwunden war. Der helle Tag stieg empor, der Sturm legte sich, die Flut spülte Trümmer von dem Wrack herein und die Fischer eilten hinaus an den Strand, um sich nach Beute umzusehen; allein ihr wachsamer Grundherr war ihnen bereits zuvorgekommen und warnte sie, daß alles auf seinem Grund und Boden angetriebene Strandgut sein gehöre. Er eilte von einer Landspitze des Strandes zur andern, um sich schreiend alles dessen zu bemächtigen, was die Wogen heranspülten, und befahl den widerwilligen Fischern, sich in ihre Boote zu werfen und sein Eigenthum vom Riff herein zu holen. Das Wrack war ein sehr reiches: die Figur des Gallions von dem Schiffe, welche zuerst an den Strand getrieben war, zeigte, daß es ein Ostindienfahrer, die 'Carlscrona' war, welche nach dem Hafen von Slitehavn in Gothland gehörte.

„Desto besser," sagte der Baron; „wenn die Vorsehung einmal verfügt hat, daß es auf meinem Riffe scheitere, so mag's meinethalben lieber ein ausländisches Schiff seyn. — Na, tummelt euch, ihr faulen Schlingel, und bergt mir das gestrandete Gut; wenn ihr eure Boote nicht in einer Viertelstunde fertig habt, um die Trümmer vom Riff hereinzu-

bringen, so werd' ich mir auf eure Kosten andere Leute holen und ihr sollt keinen Pfennig von mir bekommen."

„Es geht noch nicht, gnädiger Herr, daß wir mit unseren Booten auslaufen," versetzte ein alter Fischer; „die See geht noch zu hohl und die ganze Deining fegt über das Riff. Wir wären verloren, und wir haben Weib und Kinder!"

Der Baron schimpfte und fluchte über diesen Aufenthalt, aber mitten darin ward er des Postboten ansichtig, der plötzlich das Thal herab und nach dem Strande gekommen war und dem Baron in seiner gewöhnlichen ruhigen und gesetzten Weise einen Brief überreichte.

„Der Brief ist vier Wochen alt, gnädiger Herr," sagte er; „das letzte Mal, wo ich hier war, konnt' ich nicht bestellen, weil Ihr abwesend waret, und in den letzten Wochen war vor Schnee und Unwetter nicht durchzukommen. Und gestern Abend überraschte mich der Sturm droben auf den Dünen und ich mußte im ersten Hause im Thal ein Unterkommen vor dem Wind und Wetter suchen."

„Warum hast Du mir den Brief nicht zurückgelassen? Wie konntest Du ihn vergessen?" rief der Baron; aber in diesem Augenblick erhoben die Leute ein lautes Geschrei, denn eine starke Sturzsee spülte verschiedene größere Gegenstände zugleich an einer Landspitze an den Strand. Die Fischer sprangen dorthin, und der Baron folgte ihnen. Jans Morten blieb stehen und schaute ihm mit verschränkten Armen düstern Blickes aber kalt und ruhig nach — da hörte er bald einen langen gellenden Schrei, als ob Einem das Herz bräche, und sah den Herrn von Hallarsholm zusammenbrechen, als hätt' ihn jählings ein wuchtiger Streich niedergeschmettert, denn unter den Gegenständen, welche die Sturzsee an den Strand geschleudert hatte, war auch der Leichnam eines jungen Mannes gewesen, und der Baron hatte in ihm seinen Sohn Beztel erkannt, und der Brief, den er in der Hand hielt und der mehrere Wochen liegen geblieben, war derselbe, welchen der Baron schon längst erwartet hatte und worin ihm Beztel geschrieben, daß er in der ‚Carlscrona' heimreisen und weit früher ankommen werde, als er ursprünglich bestimmt hatte.

Kaum hatte der Postbote gehört und gesehen, was hier vorgegangen war, so drehte er sich um und ging langsam nach dem Fischerdörfchen hinunter. Und als nun die Verwirrung und Aufregung des Tages sich einigermaßen gelegt hatte und die Leute wieder in ihre Hütten zurückkehrten und Jans mit etlichen seiner ältesten Vertrauten in einer Hütte bei einem Feuerchen saß, welches mit Holz von dem neuen Wrack genährt wurde, sagte er: „Lieben Freunde, jener hartherzige Mann, der Baron, hat seinem eigenen Sohne das Leben genommen, wie er meine beiden Jungen und noch manchen andern braven Kerl um's Leben brachte, und zwar nicht durch Hexerei, sondern durch eine abscheuliche niederträchtige Tücke. Bekanntlich ritt er in jeder stürmischen Nacht das Thal hinan; droben aber konnte er auf einem Nebenpfad nach den Sandhügeln gelangen, ohne daß jemand es merkte. Das Sturmlicht aber, das man bei jedem Unwetter über die Dünen wandern und schwanken sah, war nicht durch Mutter Laxons Zauberkünste dorthin gebannt, sondern rührte von einer norwegischen Laterne her, die der Baron auf seinem Pferde trug und mit einer solch boshaften Geschicklichkeit führte, daß dadurch manches gute Schiff in's Unglück kam. Die arme Mutter Laxon, welche zu jeder Zeit und bei jedem Wetter Kräuter für ihre Heiltränke suchte, hat mit ihren eigenen Augen gesehen, was keiner von euch sich träumen ließ, und hat mir die Sache erzählt, ehe sie das Thal verließ.

„Warum hast Du es uns damals nicht gesagt und ihn nicht verklagt, Jans, damit das Gesetz über ihn richte?" riefen die Fischer.

„Das Gesetz richtet selten gerecht über Leute, die Rang und Reichthum haben, Leute," versetzte Jans. „Der gewaltige Herr im Himmel aber weiß den Schuldigen schon zu erreichen. Und nun behüt' euch Gott, Leute! ich habe euch nichts mehr zu sagen, als daß ich fortan niemals wieder Mann oder Weib einen Brief bringen werde." Der alte Morten hielt sein Wort, obschon alle Fragen und Bitten nichts weiter mehr aus ihm heraus brachten. Am andern Morgen verließ er das Thal und ward nie wieder gesehen; ein neuer Postbote kam auf dem gewöhnlichen Rundgang und wußte von Jans nur zu berichten, daß er seine Stelle niedergelegt hat und fortgezogen sey, niemand wisse wohin.

Der Verlust ihres Sohnes zerstörte alle Hoffnungen des Barons und seiner Gattin und untergrub ihr Leben; sie siechten lange und büßten all ihren Verstand und Thatkraft ein. Der Baron versank in kindischen Stumpfsinn, die Baronin in düstere Schwermuth; und als beide unzurechnungsfähig waren, trat der nächste Anverwandte als Majoratherbe das Gut an, brachte beide in eine Privat-Irrenanstalt in Friederica und versorgte sie. In das übelerworbene Vermögen aber theilten sich die nächsten Verwandten, und die alte Burg ließ man zerfallen, weil niemand mehr darin wohnen wollte und man fürchtete, der ertrunkene Beztel gehe als Gespenst darin um und klage über die Unthat seines Vaters. Wenn aber die Thalbewohner und die Fischer auch nicht alle an das glaubten, was Jans Morten ihnen von dem alten Baron erzählt hatte, so stand doch jedenfalls fest, daß von jener verhängnißvollen Nacht an das gespenstische Licht auf den Dünenhügeln von Hallarsholm sie nicht wieder erschreckte und daß kein Schiff mehr zu seinem Verderben auf das Riff gelockt ward durch das Sturmlicht. —

Ein Goldmacher am preußischen Hofe.

Beim Zusammensuchen des literarischen Materials für meine „Charakterbilder aus der Kulturgeschichte", welche demnächst in zwei Abtheilungen: „Helden des Schwindels" und „Opfer der Willkür" erscheinen werden, ist mir auch ein deutsches Schriftchen in die Hand gefallen, welches die „Lebensgeschichte des Generalmajors Don Dominico Mannel Caëtano, Grafen von Ruggiero, und Goldmachers" behandelt. Das Lebensschicksal dieses Mannes wirft ein eigenthümlich charakteristisches Licht auf die Bildungszustände seiner Zeit, und ist auch darum interessant, weil dieser Mensch zwar ein Abenteurer, aber doch wahrscheinlicher ein Opfer des Betruges als Betrüger war.

Bekanntlich wimmelten im 16., 17. und 18. Jahrhundert unsere deutschen Höfe von Abenteurern, welche sich das Ansehen gaben, als verständen sie sich auf die Kunst des Goldmachens. Jeder kleine und große deutsche Fürst mußte zu

jener Zeit ebenso gut seinen Goldmacher wie seinen Hofnarren haben. Die Unmöglichkeit, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, war noch nicht wissenschaftlich nachgewiesen; über der ganzen Chemie lag damals noch ein mystischer Schleier, und die Laien sahen in den wenigen interessanteren Experimenten, welche einzelne Adepten machten, solch wundersame Enthüllungen, daß sie dem Vorgeben der Goldmacher um so lieber glaubten, als ja der Mensch am liebsten dasjenige glaubt, was seinen Wünschen am meisten entspricht. Ein derartiger Adept, dem eine mäßige Routine in gewissen chemischen Manipulationen Gelegenheit gab, die Laien durch gewisse Experimente mit unorganischen Stoffen in Erstaunen zu setzen, war auch der Mann, von dem ich hier reden will.

Gegen Ende des 16ten Jahrhunderts führte sich am Hofe des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Bayern, welcher damals als Statthalter und Vicekönig der österreichischen Niederlande in Brüssel residirte, ein Goldmacher durch die schmeichelhaftesten Empfehlungsbriefe des bayrischen Gesandten in Madrid ein. Die Briefe schilderten ihn als einen Mann, welcher in Madrid ein ganz ungeheures Aufsehen erregt habe, und als der Adept dem Kurfürsten vorgestellt worden war, gewann er durch verschiedene gelungene Experimente im angeblichen Umwandeln unedler Metalle in Gold und Silber rasch dessen Vertrauen. Das Versprechen, dem Kurfürsten nicht nur unerschöpfliche Reichthümer schaffen, sondern auch die wunderthätige Tinktur bereiten zu wollen, wobei man die Verwandlung in großartigem Maßstabe vornehmen könne, gewann den Kurfürsten so sehr zu seinen Gunsten, daß er ihn mit Freundschafts- und Ehrenbezeugungen überhäufte und sein Möglichstes that, um einen solch werthvollen Mann an seinem Hof zu fesseln. Er übertrug ihm mehrere Ehrenämter und ließ ihm, zu den angeblichen Vorbereitungen seines Werks, nach und nach 60,000 Gulden ausbezahlen. Anstatt aber sein Versprechen zu erfüllen, machte der Adept verschiedene Fluchtversuche, ward jedoch wieder eingefangen, des Betrugs überwiesen und in aller Stille nach Altbayern geschickt und in einem Thurm des Schlosses Grünwald, an der Isar, eingesperrt. Nachdem er sechs Jahre daselbst gesessen, gelang es ihm, durch Versprechungen seine Wächter für sich zu gewinnen und mit deren Beihülfe zu entspringen. Er wandte sich nun nach Wien, wo er unter dem Namen eines Grafen de Ruggiera auftrat. Im Jahre 1704 legte er eine Probe von seiner Geschicklichkeit in Gegenwart des Fürsten Anton von Liechtenstein ab, und erregte dadurch solches Aufsehen, daß ihn Kaiser Leopold II. sogleich mit einem hohen Gehalt in seine Dienste nahm und ihm 6000 Gulden zur Bereitung der Goldtinktur vorschoß. Der Kaiser starb jedoch, ehe diese fertig war; der Gehalt hörte auf und man war eben im Begriff, den Goldmacher über die Verwendung des vorgeschossenen Geldes zur Rechenschaft zu ziehen, als dieser sich einen neuen Beschützer an dem Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz gewann, welcher damals gerade in Wien war. Auch die verwittwete Kaiserin war ihm sehr gewogen, und so fand er auf's neue Glauben, als er sich mit seinem Kopfe anheischig machte, binnen 6 Wochen dem Kurfürsten 1½ Million Gulden in Gold zu schaffen. Die Sache ging eine Weile auch ganz gemüthlich, aber eines Tags verschwand der Goldmacher aus Wien und nahm die Tochter einer Hebamme mit, welche er zum Rang seiner Gemahlin erhob.

Am 5. März 1705 langte ein gewisser Graf Caëtano in Berlin an, wo er ziemlich augenfällig und anspruchsvoll auftrat, in einer vergoldeten Kutsche umherfuhr, den König in einer Bittschrift um Schutz anging gegen die Verfolgungen ausländischer Mächte und zum Danke dafür den königlichen Schatz durch Goldmacherei großartig zu bereichern verhieß. Friedrich I. war gar nicht abgeneigt, sich auf dieß Geschäft einzulassen, zumal Graf Caëtano sich so zuversichtlich zu einer ehrlichen Probe in seiner Kunst erbot; allein der König war durch den jungen Böttger (der Erfinder des Porzellans) und verschiedene andere Goldmacher schon mehrfach hintergangen worden, und wollte daher zuvor den Rath von Sachverständigen einziehen. Es lebte damals ein dänischer Alchymist, Namens Deppel, in Berlin, und erhielt den Auftrag, dem Grafen etwas auf den Zahn zu fühlen. Der Graf zeigte ihm ohne Zögern seine Tinkturen, die rothe und die weiße, und mehrere überraschende Experimente. Die Alchymisten, welche Gold und Silber mit Hülfe der Wissenschaft machen zu können vorgaben, bedienten sich zum Goldmachen der sog. rothen Tinktur aber des großen Elixiers (des Steins der Weisen), zur Bereitung von Silber der weißen Tinktur oder des kleinern Elixiere, und behaupteten die Umwandlung dadurch vornehmen zu können, daß sie die Tinktur in das flüssige unedle Metall zu schütteten. Deppel mußte also sieben Pfund Quecksilber bringen, welche der Graf in eine auf dem Sandbade stehende Retorte schüttete und bis zu beginnendem Verdampfen zu erhitzen begann; hierauf schüttete er Einen Tropfen von der weißen Tinktur hinein, ein furchtbares Zischen erfolgte, und als dieß vorüber war, nahm der Graf die Retorte heraus, schleuderte sie auf den Boden, und Deppel erkannte in dem Metall, welches sie enthielt, feines Silber. Dieser Erfolg verschaffte Caëtano die Erlaubniß, einen zweiten ähnlichen Versuch in Gegenwart des Königs zu machen. Der Kronprinz aber traute dem Grafen nicht recht und traf alle möglichen Vorsichtsmaßregeln: er lieferte alle Erfordernisse selbst und beobachtete Caëtano genau, als er die Retorte füllte; außerdem waren Goldschmiede bestellt, um das Metall unmittelbar nach seiner Herstellung zu probiren. Der Graf machte dreierlei Experimente: zuerst verwandelte er mittelst seiner rothen Tinktur Quecksilber in etwa ein Pfund feinen Goldes, dann mittelst der weißen Tinktur Quecksilber in Silber, und ferner bestrich er einen zur Rothglühhitze gebrachten Kupferstab mit seiner Tinktur und verwandelte ihn halb in Gold. Endlich überreichte er dem König 15 Gran von seiner weißen und 4 Gran von seiner rothen Tinktur, welche er auf 90 Pfund Silber und 20 Pfund Gold schätzte, und erbot sich, dem Könige binnen 60 Tagen acht Unzen rothe und sieben Unzen weiße Tinktur zu liefern, womit nach seinem Vorgeben Gold und Silber im Werth von sieben Millionen Thalern hergestellt werden konnte.

Der König war hoch erfreut und überrascht und Graf Caëtano, in welchem wir den Abenteurer von Brüssel und Wien wieder erkennen, ward bei Hofe auf's zuvorkommendste behandelt; man scheute sich, ihm Gold und Silber anzubieten, da er sich diese selber machen konnte, und erachtete es noch für verfrüht, ihm Ehrenämter zu übertragen. Man stellte ihm daher nur solche in Aussicht, als Lohn der Erfüllung seiner Zusagen, und Caëtano machte sich anscheinend daran, dem König die binnen zwei Monaten zu liefernden Tinkturen

zu bereiten. Daneben aber verwandelte er häufig Metall in Gold, sowohl um die gewaltigen Kosten seines Aufenthalts und seiner Experimente zu bestreiten, als auch um die beigezogenen Zuschauer von sich reden zu machen, und erfand gleichzeitig eine Menge sinnreicher Kunststücke, um die Aufmerksamkeit rege zu erhalten. Ich will diese einzelnen Stücke nicht näher ausführen, denn sie gemnhnen theils an Taschenspielerkünste, theils an nunmehr bekannte chemische Spielereien, die nur damals Aufsehen erregten.

Mehrere Wochen vergingen. Der König wartete auf die verheißenen Ergebnisse der geheimen Wissenschaft des Grafen, dieser auf die Geschenke des Königs oder Verleihung der ihm versprochenen Ehrenämter. Da aber der König glaubte, der Graf könne sich in Gold wälzen, und er von Hause aus etwas geizig war, so beschränkten sich seine Geschenke an den Grafen nur auf ein Dutzend Flaschen alten Burgunderweines. Natürlich mißfiel dieß dem Adepten selbst, und da überdieß die Zeit herannahte, wo er die versprochene Goldtinktur abliefern mußte, so mochte er einiges Unbehagen wegen der Folgen verspüren, falls er seine Zusage nicht erfüllen konnte, und er verschwand daher plötzlich aus Berlin und begab sich nach Hildesheim, wo er sich unter den Schutz des Bischofs stellte. Von Hildesheim aus erbot er sich in einem Schreiben an den König von Preußen, er wollte jeden, den der König hiezu auszuersehen geruhen würde, in sein Geheimniß einweihen. König und Hof waren deß zufrieden und erachteten nun die Zeit gekommen, wo man sich den Alchymisten inniger verbinden sollte. König Friedrich schickte daher einen Kammerherrn nach Hildesheim und ließ Caëtano sein Porträt in Gold gefaßt und mit Brillianten im Werth von 1200 Thalern besetzt, sowie die Bestallung als Generalmajor der Artillerie überreichen, welche anscheinend mit großem Danke aufgenommen wurden.

Es ward nun zwischen dem Kammerherrn und dem Grafen verabredet, daß der erstere zu Coswig mit dem Geheimniß bekannt gemacht werden sollte. Sie begaben sich dahin; der Graf behändigte dem Kammerherrn eine schriftliche Schilderung des ganzen Verfahrens, und beide machten sich an den chemischen Prozeß. Mitten in der Manipulation öffnete der Graf sein Fläschchen mit dem rothen Elixier, nahm etwas von der Flüssigkeit heraus und verwandelte drei bis vier Pfund Quecksilber in Gold. Das Experiment hatte seine Wirkung und Brauchbarkeit erprobt, der Graf seine Zusage in soweit gehalten, als er zu gehen geneigt war. Jetzt nach hergestelltem Beweise von der Richtigkeit des Recepts verlangte er von dem Kammerherrn eintausend Dukaten als Belohnung. Der Höfling war betreten: er konnte nicht begreifen, wie ein Mensch, welcher Gold zu machen verstehe, von Anderen Geld verlangen könne, drang in ihn, den chemischen Prozeß vollends zu Ende zu führen, und erinnerte ihn daran, wie nobel und freigebig er ihn seither regalirt und was er seinem allergnädigsten Landesherrn versprochen habe. Der Graf machte Winkelzüge und suchte durch verschiedene Kunststücke die Sache zu verschleppen. Als er nämlich mit der Umwandlung einer zweiten Parthie Quecksilber zu Ende war, öffnete er sein Fläschchen wieder und verwandelte einen zusammengeschmolzenen Kaisergulden in ein Stück Gold. Hierauf verlangte er von neuem jene tausend Dukaten von dem Kammerherrn Freiherr v. Marschall, welcher einigermaßen in Verlegenheit darüber gerieth, wie er sich aus dieser Sache ziehen sollte. Der Kammerherr mußte nun dem Grafen eine schriftliche Beglaubigung ausstellen, daß er das Geheimniß erlernt habe. Herr v. Marschall vertröstete den Grafen wegen der tausend Dukaten auf das Ende der ganzen Operation und das Ergebniß der Versuche, welche er in der erlernten geheimen Kunst vor dem König in Berlin anstellen werde. Allein Caëtano hatte vermuthlich seine guten Gründe, dieses Ergebniß nicht abzuwarten, sondern begab sich nach Stettin und schrieb von dort aus an den König: der Kammerherr habe ihn schlecht behandelt und sey ein treuloser Diener, denn nachdem er ihm die geheime Kunst abgelernt, wolle Herr v. Marschall sie für sich selbst behalten. Zu gleicher Zeit ersuchte er den König um eintausend Dukaten.

Diese Wendung der Dinge war dem Hofe unangenehm; man hielt es passend, hier vermittelnd aufzutreten, und sandte den Geheimen Sekretär Hesse nach Stettin mit dem Auftrage, den Goldmacher um jeden Preis zur Rückkehr nach Berlin zu veranlassen. Hesse bezahlte zwar 400 Thaler Schulden, welche Caëtano in Stettin gemacht hatte, vermochte ihn aber nicht zur Heimkehr nach Berlin zu bewegen. Der Abenteurer begab sich im Gegentheil zunächst nach Hamburg, wo er in eine solche Bedrängniß gerieth, daß er das Geschmeide und die Kleider seiner Frau verpfänden mußte. Gleichwohl hatte er noch die Unverschämtheit gehabt, von Hamburg aus einen zweiten Brief mit wiederholten Anschuldigungen gegen den Kammerherrn an den König zu schreiben. Inzwischen waren jedoch ernste Beschwerden und Anklagen gegen Caëtano selbst nach Berlin gelangt; ein Brief aus Wien warnte den König, sich nicht mit jenem Menschen einzulassen, denn der spanische Gesandte am kaiserlichen Hofe erklärte offen, Caëtano habe seinen Vetter um 15,000 schwere Thaler betrogen. Als König Friedrich dieß vernahm, ließ er den Alchymisten in Hamburg kraft dessen Eigenschaft als preußischer Generalmajor verhaften, zumal da die Phiolen, welche der Graf in Berlin und Coswig zurückgelassen, sich als leer ergeben hatten.

Alles dieß aber erschütterte anscheinend den Gleichmuth des Grafen nicht im mindesten; denn als man ihn als Gefangenen nach Berlin brachte, erklärte er, die vorerwähnten Flaschen seyen gar nicht sein Eigenthum, und erbot sich, seine alchymistischen Operationen in Gegenwart eines Kommissärs wieder aufzunehmen. Dieß ward ihm gestattet, und er verwandelte abermals unedles Metall in Silber und erwarb sich hiedurch auf's neue das Vertrauen und die Gunst des Königs. Man wies ihm Gemächer im Schlosse an, und er sollte jeden Tag eine Mittagsmahlzeit von zehn Gerichten und ein Abenddrod von acht Schüsseln aus der königlichen Hofküche erhalten. Man hat hinterher berechnet, daß der Goldmacher mit Inbegriff der Auslösung seiner in Hamburg verpfändeten Habseligkeiten den preußischen Hof ungefähr die Summe von 16,000 Thalern gekostet. Allein sein Spiel neigte sich stark zum Ende; er brachte zwar noch einige weitere Umwandlungen von unedlen Metallen in edle zu Stande, aber am 23. November, dem Tag wo er sich verpflichtet hatte, angesichts des Königs einen ganzen Centner Quecksilber in Gold zu verwandeln, ergab sich, daß der gute Graf abermals verschwunden war. Er hatte sich nach Frankfurt a. M. begeben, wo er jedoch auf Requisition des preußischen Gesandten verhaftet wurde. Caëtano protestirte gegen seine Auslieferung

nach Berlin, und verfaßte im Gefängniß eine seltsame Rechtfertigung, die er drucken ließ; in diesem selten gewordenen Aktenstück beschuldigt er den König von Preußen, derselbe habe ihm seine Versprechungen nicht gehalten. Wenn er jedoch gehofft hatte, hiedurch den Frankfurter Senat zu bewegen, daß derselbe ihm wieder die Freiheit schenke, so irrte er darin gröblich, denn die Frankfurter überlieferten ihn in Sachsenhausen einer Abtheilung preußischer Truppen, und so ward er nach Cüstrin gebracht und in schweren Kerker gesetzt. Man verlangte von ihm, er solle nun neue Experimente machen, aber diese waren erfolglos, und so wurde er wegen Hochverraths, Beleidigung königlicher Majestät und gröblichen Betruges zum Tode verurtheilt. Die Balken des Galgens waren mit Schaumgold überzogen. Wie er sein Urtheil mit großem Gleichmuth vernommen hatte, so ging er auch muthig zum Tode, umarmte unterwegs sein Weib noch zärtlich, und endete mit einer Ruhe, welche eines besseren Lebens werth gewesen wäre, sein Dasein durch den Strang am 23. August 1709. Vom Galgen abgeschnitten, ward seine Leiche in einen Rock gesteckt, der ebenfalls mit unechtem Blattgold bedeckt war.

Die Zeit, worin dieser Schwindler lebte und starb, liebte derartige plumpe Späße, und hat uns nicht nur eine Abbildung von ihm, wie er in seiner Tracht am Galgen hing, sondern auch eine unmittelbar nach seinem Tode geprägte Denkmünze hinterlassen, auf deren Avers der dreiarmige Galgen, woran Caëtano hängt, zu sehen ist und vor dem Galgen sieben Berge und auf jedem desselben ein Planet, der mittlere Berg aber mit der Sonne, dem Symbol des Goldes, gerade vor dem Gehenkten, während rund herum und auf den Pfosten verschiedene lateinische Sprüche stehen, welche sich auf ihn und sein Verbrechen beziehen. Das seltsamste aber an dieser Denkmünze aber ist die Inschrift auf dem Revers der Medaille, auf welcher in absichtlich verschobener Schrift der Spruch zu lesen: Sic mundus vult decipi, et quia alchemistarum plena sunt omnia, ergo decipiatur (so will die Welt hintergangen werden, und weil alles voll Alchemisten ist, so mag sie daher betrogen werden).

Uns erübrigt nur noch die Untersuchung, wer jener Goldmacher wirklich war und wie es um seine vorgebliche geheime Kunst stand. Der sogenannte Graf war ein Bauernsohn aus Petrabianca bei Neapel, der Heimath eines Cagliostro und einer Menge anderer derartiger Schwindler jener Zeit. Er war etwa um's Jahr 1672 geboren, hatte das Gewerbe eines Goldschmieds erlernt und gelegenheitlich Italien als Taschenspieler bereist. Nach seiner eigenen Angabe will er ungefähr um's Jahr 1695 die Kunst des Goldmachens erlernt und sich dann sogleich nach Neapel begeben haben, um sie auszuüben. Obschon er sich nur vier Monate in Madrid aufhielt, mußte daselbst doch gute Geschäfte gemacht haben, wie aus den gewichtigen Empfehlungen hervorgeht, die er bei seiner Abreise nach Brüssel erhielt; auf wessen Kosten er sich das Reisegeld verschaffte, das geht aus der Aussage des spanischen Gesandten in Wien hervor. Wie man aber auch von der Möglichkeit der Umwandlung unedler Metalle in edle und von der Wirklichkeit der behaupteten Leistungen Caëtano's denken mag, so viel steht fest, daß er eine rothe und eine weiße Tinktur besaß, mittelst deren er merkwürdige Veränderungen an Metallen hervorbringen konnte. Selbst der Verfasser des oben erwähnten halbamtlichen Berichts über ihn, der geheime Hofsekretär Hesse, ein Mann, welcher gar keinen Grund hatte Caëtano zu schonen, zweifelt nicht an der Thatsache, daß er Tinkturen besaß, womit er Quecksilber in Gold und Silber zu verwandeln, beziehungsweise dem erstern das Aussehen von letzteren zu geben vermochte. Merkwürdigerweise stimmt eine Menge von Angaben aus früheren Zeiten darin überein, daß es verschiedene Goldmacher gab, welche zwar die Tinktur besessen haben sollen, womit man Gold oder Silber aus unedlen Metallen schaffen konnte, daß dagegen keiner das Recept zur Anfertigung jener Tinktur selbst besaß. Es wird daher einer spätern Periode der Geschichte und Entwicklung der Chemie überlassen bleiben, zu entscheiden, ob man wirklich Gold machen kann, wie es jene Adepten thun zu können behaupteten.

Von König Friedrich I. weiß man nur, daß er seit dem Fall von Caëtano sich des Verkehrs mit den Adepten enthielt, und selbst den Dänen Deppel und einige andere aus Berlin auswies, ohne jedoch dem Hang der Gelehrten zu dieser geheimen Kunst Einhalt thun zu können.

Otfrid Mylius.

Eine Begegnung mit Charles Sealsfield.

Von J. W.

(Fortsetzung.)

Um jedoch nicht bloß von den Kritiken seiner eigenen Schriften zu reden, — Sealsfield hat überhaupt für einen Mann seiner literarischen Stellung merkwürdig wenig gelesen. Sein Studium waren die alten und neuen Klassiker aller Nationen, diese kannte er in- und auswendig und wußte bei seinem trefflichen Gedächtniß und seiner merkwürdigen Sprachgewandtheit jede beliebige Stelle, jeden nur irgend denkwürdigen Ausspruch sogleich in der Originalsprache zu citiren. Daß er dabei wenig Zeit behielt, sich mit den Tagesereignissen der jeweiligen Modeschriftsteller zu befassen, ist wohl nicht auffallend. Am allerunbelesensten war er in dieser Beziehung in der deutschen Literatur, deren Klassiker er gerade am höchsten stellte. Von Gutzkow und Laube hatte er bis zum Jahre 1858 nur einige kürzere Aufsätze in Zeitschriften gelesen. Als ich zufällig im Lauf eines Gespräches Spindlers erwähnte, eines Romanschriftstellers, der noch zu derselben Zeit, da auch Sealsfield's Werke erschienen waren, in Deutschland so viel gelesen wurde, erinnerte er sich zwar, den Namen gehört zu haben, fügte aber hinzu, daß er nie einen der Romane desselben gelesen. Dagegen war er mit den Heine'schen und Börne'schen Schriften ziemlich vertraut, und sprach sich namentlich über erstere äußerst anerkennend aus, während er die Borne'schen Aufsätze ein 'pikantes Dessert nach dem Essen' nannte.

Das Jahr 1832 führte Sealsfield auf den europäischen Kontinent zurück. Er besuchte zunächst die Schweiz, welche von da an, mit wenigen Unterbrechungen, seine Heimath bleiben sollte. Seine New-Yorker Freunde hatten ihn angelegentlichst nach Arenenberg empfohlen, wo damals Hortense, die Tochter Josephinens, als Herzogin von St. Leu in stiller Zurückgezogenheit lebte. Diese Besuche auf Schloß Arenenberg wiederholten sich später öfter; die feingebildete Königin

Hortense unterhielt sich gern mit dem weitgereisten, weltkundigen Manne, der für ihre Familie eine so freundliche Theilnahme an den Tag legte. Dem amerikanischen Schriftsteller lag übrigens nichts ferner als der Ehrgeiz hocharistokratischer Bekanntschaften. Nach dem Tode der Königin Hortense schrieb Sealsfield einen längeren Artikel über seine Beobachtungen in Arenenberg; mehrere Buchhändler wollten ihm das Manuskript gut bezahlen, er aber kam nach reiflicher Ueberlegung zu der Ueberzeugung, daß es besser sei, es ungedruckt zu lassen. „Was als Tribut genossener Gastfreundschaft zu veröffentlichen am Platze gewesen wäre," äußerte er, „ließ mich mein republikanisches Selbstgefühl lieber mit Stillschweigen übergehen." So freisinnig und gewissenhaft sind wohl sehr wenige Republikaner.

Sein öfterer Aufenthalt in Arenenberg verschaffte Sealsfield die nähere Bekanntschaft des damals noch bei seiner Mutter lebenden jungen Louis Napoleon. Natürlich konnte er dessen zukünftige Größe nicht ahnen, doch gehörte er immer selten zu Denen, die den Prinzen für einen begabten Menschen hielten und überzeugt waren, daß er sich dereinst noch mächtig hervorthun werde, sobald sich ihm eine Gelegenheit dazu biete. Ohne irgendwie napoleonischer Enthusiast zu sein oder gar zum Schmeichler zu erniedrigen, konnte es ihn in späteren Jahren, als das zweite Kaiserreich etablirt war, doch sehr ärgern, wenn man die geistigen Fähigkeiten des französischen Kaisers in Zweifel zog oder jene Geschichten von Grausamkeit und Herzlosigkeit auftischte, die er in seiner Jugend schon an den Tag gelegt haben sollte. Dann übernahm es der seiner innersten Ueberzeugung nach republikanisch gesinnte Schriftsteller, den Vorkämpfer des absolutistisch-monarchischen Prinzips zu vertheidigen, und erzählte aus seiner eigenen Erfahrung mancherlei Geschichten, die den Beweis liefern sollten, daß Louis Napoleon von jeher Kopf und Herz an der rechten Stelle getragen. Daß es keineswegs ein eigennütziges, engherziges Motiv war, welches ihn zu dieser Vertheidigung antrieb, beweist der Umstand, daß er niemals zu den Günstlingen des zweiten Kaiserreichs gehörte, ja sogar die wiederholt an ihn ergangenen Einladungen zu einem Besuch des kaiserlichen Hoflagers hartnäckig ablehnte. Louis Napoleon, der für alte Bekannte überhaupt ein gutes Gedächtniß haben soll, hatte den gern gesehenen Gast seiner Mutter nicht vergessen; dieser Gast aber war zu selbstbewußt, zu stolz, um sich im Glanz des modernen Cäsarismus zu sonnen, zu vorsichtig, einem zur höchsten Macht gelangten Manne entgegenzutreten, den er in mancher Beziehung schätzte und vertheidigte, ohne ihn eigentlich achten zu können. An den Schicksalen Frankreichs und des französischen Volkes nahm Sealsfield stets den herzlichsten Antheil; er war eben ein Weltbürger und frei von jedem nativistischen Partikularismus. Als ihm einst einer seiner Besucher in der Schweiz von französischer Launenhaftigkeit und Charakterlosigkeit sprach, erwiderte er ruhig verweisend: „Hüten Sie sich vor jeglichem Uebertreiben. So sehr ich die germanische Race für die bedeutsamere halte, so vergälle ich doch nicht mir selbst den Genuß der Betrachtung, welch ein merkwürdiges und hoch interessantes, für die Menschheit nicht zu unterschätzendes Volk trotz alledem dieses französische ist. Es gleicht einem herrlich prangenden Schmetterling, der sich zu Zeiten verpuppt und zur häßlichen Raupe wird, dann aber unversehens wieder im Licht der Sonne als entzückend farbiger, anmuthiger und freier Schmetterling aufflattert."

Zur vollständigeren Charakterisirung Sealsfields lassen wir hier noch einige Aussprüche englischer, französischer und deutscher Kritiker folgen. Im Edinburgh Magazine von 1845 widmet ein Ungenannter, der jedoch ein feiner Kenner der erzählenden Literatur Englands zu seyn scheint, den Sealsfield'schen Schriften eine sehr ausführliche Besprechung; er bewundert die Meisterschaft unseres Autors in der Behandlung zweier der schwierigsten lebenden Sprachen und schließt mit den Worten: Rare accomplishment, thus to handle with equal facility two of the most difficult languages current in Europe, and to write indifferently in one or the other books of first-rate ability, and satisfactory would it be to brace the career and intellectual education of one thus highly gifted.

Ein französischer Kritiker läßt sich 1848 in der „Revue des deux mondes" folgendermaßen vernehmen: „In Sealsfield's deutsch-amerikanischen Wahlverwandtschaften setzt die von Goethe zuerst verkündigte und seitdem vielfach in Erwähnung gebrachte Weltliteratur nicht erst zu etwas Dem Entsprechenden an, sondern sie ist hier schon Welteoman ...... Das aber ist eben die eigentliche Kunst dieses merkwürdigen Autors, daß, während er uns an den amerikanischen Sitten, Gebräuchen, Lebensentwickelungen immer auch Europa mit zur Darstellung bringt, indem er in die speziellste Natur und speziellste Geschichte der neuen Welt eindringt, sie mit glühenden Lokalfarben malt, und daneben unsere eigensten Zustände mit den treuesten Zügen abschattirt, er doch frei ist von jeder gemachten Absicht und daher entschieden und vornehm gegenübersteht der jetzt so beliebten Tendenzliteratur. Darum wird dieser Schriftsteller, wie er ganz der Gegenwart angehört und namentlich auch ihren wichtigen politischen Charakter trefflich in Worte überträgt, für die Zukunft noch unendlich mehr Gewicht haben als etwa der bloße Geschichtschreiber der Jetztzeit; denn er ist Dichter und Philosoph, Politiker und Historiker zugleich, und dürfte in seiner Art als Romanschriftsteller vielleicht eine ähnliche Sendung repräsentiren, wie der große Humboldt als Naturforscher sie hat."

Unter den deutschen Literarhistorikern ist es besonders Julian Schmidt, der in seiner „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert" Sealsfield eine sehr ausführliche Besprechung angedeihen läßt. Bei der bekannten Schärfe und Bissigkeit dieses Attila der Kritik muß man sich wundern, daß er gerade den Deutschamerikaner so glimpflich behandelt, ja sogar nicht umhin kann, ihm zuweilen ein ganz enthusiastisches Lob zu spenden. Indem er die einzelnen Sealsfield'schen Werke die Revue passiren läßt, sagt er z. B. von den „Lebensbildern aus beiden Hemisphären": „Alles Einzelne ist mit so feinsinniger Klarheit und mit so heiteren Farben ausgemalt, daß wir uns mit Behagen darein vertiefen. Die Schilderung des Gegensatzes zwischen den englischen und französischen Einwanderern zeugt von einer ganz ungewöhnlichen Schärfe der Beobachtung. Die politischen Reflexionen, die in diese Erzählungen verwebt sind, nicht bloß äußerlich, sondern durch organische Ineinanderbildung, sind zwar nicht von der Art, uns überall zu überzeugen, sie enthalten vielmehr eine große Zahl von Vorurtheilen und

halb bewiesenen Behauptungen, aber sie sind durchaus originell und geben uns Gelegenheit, die Verhältnisse, um die es sich handelt, nicht bloß mit dem Verstande, sondern auch mit den Augen zu prüfen. So können wir z. B. nicht sagen, daß uns seine Vertheidigung der Negersklaverei einleuchtete; allein wir haben durch sie eine deutlichere Anschauung gewonnen, als durch statistische Raisonnements, denen die individuelle Lebendigkeit fehlt." Gewiß ein hohes Lob, wie es unter den deutschen Romanschriftstellern nur wenigen zu spenden ist.

Ueber die von Julian Schmidt hier getadelte Vertheidigung der Negersklaverei möchten wir ein Wort hinzufügen. Sealsfield ist mehrfach für einen Vertheidiger dieses einst so allmächtigen, im Lauf der letzten vier ereignißvollen Jahre glücklich zu Boden geschmetterten Instituts gehalten worden. Er war kein Vertheidiger, sondern nur ein bis in die feinsten Züge wunderbar getreuer Schilderer desselben. Kein Schriftsteller vor oder nach ihm hat es vermocht, uns den Neger der südlichen Plantagen so wie er leibt und lebt darzustellen wie Sealsfield. Seine Bilder aus dem Negerleben, meist anmuthend und heiterer Art, wurden auf großen Besitzungen portraitirt, deren gebildete und humane Herren in einem mehr patriarchalischen Verhältniß zu ihrem lebenden Eigenthum standen, welches den armen Schwarzen ihr hartes Loos minder fühlbar machte, sie wenigstens vor grausamer Behandlung bewahrte. Eine solche Sklaverei mochte für die Mehrzahl der Neger, wie sie Sealsfield kennen lernte, nicht gerade drückend seyn, wenn auch natürlich der Moralität des Instituts dadurch kein Vorschub geleistet wird. Sealsfield war Südländer seiner ganzen Bildung und seiner Anschauung nach; er wußte, daß die ganze gesellschaftliche und geschäftliche Ordnung des Südens zusammenbrechen müsse ohne die Sklaverei, und daß der Ruin Tausender von Bewohnern des Südens sich auch im Norden, ja sogar in entfernten Welttheilen in empfindlicher Weise fühlbar machen würden. Wohl hoffte auch er, daß eine Zeit kommen werde, das große Unrecht an einer geknechteten und ausgebeuteten Race zu sühnen; für den Augenblick aber war zu solcher Sühne noch nicht die entfernteste Aussicht, und sie durch Wort oder That gewaltsam herbeizuführen, wäre gleichbedeutend gewesen mit allgemeinem Umsturz. So ließ er ruhig gehen, was zu ändern damals in keines Menschen Macht stand, that aber redlich das Seinige, um das Loos der Geknechteten so milde wie irgend möglich zu machen. Seit Beginn der Rebellion und seit Ausbruch des Bürgerkrieges war er überzeugt, daß die Sklaverei ihren Todesstoß empfangen werde; er bedauerte es nicht, er haßte vielmehr darauf, wenn er auch, in der Ferne lebend und die hiesigen Zustände nur aus der dunkeln Vergangenheit kennend, nicht ahnen konnte, daß der Anbruch des lichten Freiheitsmorgens schon so nahe bevorstehe.

Ueber ein anderes Sealsfield'sches Hauptwerk, „Süden und Norden", spricht sich Schmidt folgendermaßen aus: „Ein Virtuosenthum hat hier der Dichter noch viel glänzender entwickelt als in irgend einem seiner anderen Werke. Aber er ist auch der Sklave dieses Virtuosenthums geworden. Die Macht seiner Schilderungen reißt ihn fort, er weiß sie nicht zu meistern. Das äußerliche Motiv der ersten Hälfte des Romans besteht darin, daß eine Gesellschaft amerikanischer Reisenden in den Gebirgen von Mexico in der Irre umhergeführt werden und immer wieder auf denselben Ort zurückkommen, von dem sie ausgegangen waren. Dazu kommt hier noch die tropische Hitze des Bluts, die zuletzt auch die besonnensten und nüchternsten Menschen auf eine Weise ergreift, daß sie den Kern ihres Charakters einbüßen, und daß wir nicht mehr wissen, an wen wir uns halten sollen, um dem unerträglichsten Schwindel zu entgehen. Und dabei ist doch in diesem wüsten und verworrenen Buche eine reiche Fülle von Poesie verschwendet; ja wir können sagen, der größere Theil der einzelnen Scenen übt eine ganz bezaubernde Wirkung aus."

Mit diesem Urtheil des Leipziger Kritikers war Sealsfield nicht ganz einverstanden; als es ihm mitgetheilt wurde, machte er folgende Gegenbemerkungen: „Süden und Norden ist der Form nach allerdings das am wenigsten durchgefeilte meiner Werke, und sobald eine neue Auflage davon verlangt wird, soll es mit wesentlichen Retouchen und Korrekturen im Detail erscheinen, doch unverändert im ganzen Texte. Denn eben was jener Kritiler so scharfsinnig als Tadel vorbringt, ist unbewußt Lob und Bestätigung, daß ich vollständig meine Absicht erreichte, und der Eindruck, welchen ich auf den Leser hervorbringen wollte, mir total gelang. Kein Strich, nicht der kleinste Zug in jenem Werk ist willkürliche Phantasie, jede Nüance treu der Wirklichkeit nach kopirt mit photographischer Genauigkeit. Ich wollte eine Ahnung von der an Wahnwitz grenzenden Trunkenheit, von dieser Haschischstimmung geben, die auch den nüchternsten Menschen in jenen Gegenden durch tropische Hitze, Licht, Farbe, Duft, Glanz und Blendung mit in ihren Veitstanzwirbel hineinzieht, und wenn diese Schilderung den Eindruck verzerrter Fratzenhaftigkeit und unerträglichsten Schwindels macht, so ist es mir gelungen, den von uns erlebten Zustand dem phlegmatischen Leser der Altwelt nicht bloß begreiflich zu machen, ihn denselben vielmehr direkt mitfühlen zu lassen, mitfühlen in seiner ganzen Abenteuerlichkeit und Unerträglichkeit."

(Fortsetzung folgt.)

Sneewitchen.

Eine einfache Geschichte von Franz v. Elling.

(Fortsetzung.*)

6.

Ein ungewöhnlich freundlicher Tag im Spätherbst liegt über dem Städtchen Laubheim und seiner freundlichen Umgebung von sanft gerundeten Hügeln. Der wilde Wein an Doktor Steinweg's kleinem hübschem Hause hat sich in ein buntes Gewand von Purpur, Braunroth und Goldgelb gehüllt, zwischen dem die schwarzen Beeren hervorlugen, und manches von den handförmigen Blättern liegt am Boden. Das Gärtchen hat schon sein herbstliches Gewand angelegt, die hohen Obstbäume und die niedrigen Sträucher stehen halb entblättert, die Beete und Wege sind bestreut mit dürrem Laub, und die Astern und Georginen nebst einigen Spätlingen von Rosen sind noch der einzige Schmuck des Gartens. Wie golden auch der Sonnenglanz auf den buntgekleideten Wäldern und der in weiche Farbetöne gehüllten Landschaft liegt, dennoch ist dem Zauber, welchen diese prachtvolle Färbung auf die Sinne übt, ein Hauch von Wehmuth

*) Vergl. Erheiterungen 1866 S. 161 ffg.

beigemischt und weckt in dem empfänglichen Menschen eine ahnungsvolle Stimmung.

Ein Widerschein derselben lagert auch auf dem jungen Doktor, der in einer Ecke des Gartens damit beschäftigt ist, seine hübschen, sorgsam gehegten Pflanzen umzutopfen. Diese großen ehrlichen ausdrucksvollen Augen, welche noch vor wenigen Wochen von ahnungsvollem Glück und Frohmuth geglänzt hatten, sind nun ernsthaft und beinahe düster geworden und blicken oft träumerisch auf, wenn in seiner Nähe der leise Wind ein welkes Blatt vom Baume reißt und dieses wirbelnd vor ihm in die schwarze Erde auf dem Versetztische wirft. Zu seiner Rechten zieht jenseit des Grabens die Landstraße hin, aber die noch dicht belaubte Hecke von Hainbuchen entzieht ihn jedem Blick, und so ist er allein — in derjenigen Lage, welche seiner augenblicklichen Stimmung am ehesten entspricht.

Das dürre Laub im großen Gartenwege raschelt unter den Schritten eines Nahenden. Der Doktor blickt auf und gewahrt seine Schwester Bertha, welche in Hut und Umschlagetuch herantritt und sich eben die Handschuhe anzieht. Beider Blicke begegnen sich und Hermann scheint verwundert.

„Du willst ausgehen, Schwester?" fragte er bald erstaunt.

„Ja, Bruder, ich gehe in die Stadt hinein," erwidert Bertha, in deren Antlitz ein harter, strenger Zug sich bemerklich macht. „Ich will Bekannte besuchen und hinhorchen, was denn im Hause des Superintendenten vorgeht."

„Bertha, Du wirst doch nicht selbst hingehen und etwa in Deiner geraden Weise Herrn Frisäus zur Rede stellen wollen?" fragte Hermann Steinweg hastig. „Du würdest alles verderben, denn ihr beide seyd nun einmal zwei antipathische Naturen. — Und dann, was soll's auch? Wenn ich Henriettens nicht mehr sicher seyn darf, wenn mein Glauben an das reine treue Herz dieses Mädchens aufhört, dann ist ja alles aus!" fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu und suchte den Schmerz zu verbergen, welcher mühsam verhehlt in seinem Innern wühlte.

— „Sey außer Sorgen, Hermann, ich werde dem alten Frisäus diese Ehre nicht anthun," erwiderte Bertha hart. „Und was hälfe es am Ende auch, wollte ich ihn zur Rede stellen? Würde er nicht in seiner glatten Weise allerlei Worte finden, Dir und mir die Zweifel auszureden und einen zweideutigen Bescheid zu geben, der uns wenigstens verblenden und beschwichtigen, wenn auch nicht beruhigen soll? Oh, ich kenne den Mann nun genugsam! — Nein, ich gehe nur zu alten Bekannten: zu Landrichters, zu Konrektors, die dem Pfarrhause gegenüber wohnen und denen nichts verhehlt bleiben kann, was bei Frisäus vorgeht."

„Laß das, liebe Bertha," bat Steinweg; „es ist vielleicht besser, das alles nicht zu erfahren ...."

— „So? und Dich noch länger in dieser qualvollen Unruhe und Spannung zu sehen, die mich beinahe aufreibt?" fragte Bertha rasch, und in ihrem Tone lag etwas wie verhaltener Ingrimm. — „Nein, Bruder, es muß einmal klar werden zwischen jenem Manne und uns; es darf nicht länger so fortgehen," fuhr sie mit einer wilden Energie fort. „Glaubst Du mir denn verhehlen zu können, was in Dir selber vorgeht, lieber Bruder? wähnst Du, ich sehe nicht, wie Du Dich im Stillen abhärmst und wie die innige Liebe zu dem Mädchen in Dir mit Deinem männlichen Stolze kämpft? Bin ich denn blind, um nicht zu sehen, wie Du von Woche zu Woche immer verstörter und menschenscheuer geworden bist, seit Henriette fort ist? Und übermorgen werden es vier Wochen, daß sie mit Frau Hemmscheidt abreiste, und in der ganzen langen Zeit hat Jettchen auf keinen Deiner Briefe geantwortet, Hermann, hat sie Dir kaum einen mündlichen Gruß durch ihre Geschwister gesandt, hat sie nicht einmal mir geschrieben! .... Und das sollen wir so gleichmüthig hinnehmen, Bruder? Das soll ich Dir bieten lassen von Leuten, welche nicht werth sind, Dir die Schuhriemen aufzulösen? ...."

„Herr Frisäus braucht mir nichts weiter mehr zu bieten, liebe Bertha! sein Benehmen ist deutlich und beredt genug; er wünscht für Henrietten offenbar eine andre Wahl zu treffen, und das arme Kind, eingeschüchtert wie es nun einmal von dem starren Manne ist, wird sich ihm fügen. Ich fühle das, und ich ergebe mich darein, liebe Bertha! es wird das Leben nicht kosten!"

— „Aber das Glück Deines Lebens wird dahin seyn, Bruder — das fühle ich deutlich," versetzte Bertha, legte die Hand auf seine Schulter und sah ihm mit feuchten Augen in's Gesicht. „Und der Gedanke, Hermann, daß ich, ich allein, die Schuld daran trage, das ist das Herbste und Drückendste an der ganzen Sache für mich Arme, die ich für Dich und Dein Wohl mein ganzes Lebensglück hingegeben hätte!"

„Närrchen, wie könntest Du dieß verschuldet haben, Du gute treue Seele?"" sprach er sanft und suchte zu lächeln.

— „Ei wer denn anders, Hermann? Sieh, ich will Dir's nur gestehen, damit mir dieser Stein vom Herzen genommen wird, wie ich, ich allein es war, welche Henrietten in's Haus lockte und an mich zu fesseln suchte, und alles nur um Deinetwillen! Sieh, wie oft hab' ich in meine eigenen Ohren hinein hören gemußt, daß ein Arzt verheirathet seyn müsse, um erst das rechte Zutrauen zu genießen, und wie oft hab' ich versucht, Dich für dieses oder jenes Mädchen aus der Stadt zu interessiren! Du fandest an keiner Einzigen Gefallen, Bruder, und ich verdenke es Dir nicht, denn es sind verhältnißmäßig armselige Geschöpfe, welche in jeder Hinsicht unter Dir stehen. Da äußertest Du einmal, wo Du Henrietten zufällig in einer befreundeten Familie gesehen, sie sey ein reizendes Wesen, so kindlich anmuthig und so sinnig und stille, so anstellig und so eigenartig, ganz wie Goethe seine Dorothea schildert — das waren Deine eigenen Worte. Und in meinem Herzen klang es laut: Gottlob, nun ist die Rechte endlich gekommen, und wenn sie hält, was sich der Bruder von ihr verspricht, so sollen sie beide mit Gottes Hülfe ein Paar werden. Und ich suchte mich in Henriettens Vertrauen einzuschmeicheln, ich holte sie aus und wähnte sie probehaltig und war ganz stolz und zufrieden mit meiner Wahl, als ich sah, wie Du kein Auge von ihren lieben Zügen verwendetest, wie ihr das Blut in die Wangen stieg und ihr die Worte zu fehlen schienen, so oft Du sie anblicktest und mit ihr sprachest, und wie sie mählig so still und gedankenvoll ward und so etwas unsäglich Weibliches und Gereiftes annahm, das über ihre Jahre hinausging. Ich hätte sie umarmen und auf den Händen tragen mögen, als ich sah, daß sie Dich liebte, ohne es zu wissen und sich

selber zu gestehen, und daß es nur noch des erweckenden Wortes bedurfte.... Aber ich habe mich in Einem verrechnet, lieber Hermann: ich habe nicht geahnt, daß sie noch zu schwach um Willen ist, zumal einem solchen Vater gegenüber."

„Das ist nicht ihre Schuld, liebe Bertha," versetzte Steinweg ruhig; „Henriette ist noch so jung, an Willen und Energie noch ein Kind. Das hätte ich bedenken sollen, ehe ich das verhängnißvolle Geständniß that, welches dazu bestimmt war, zwei Menschen einander näher zu bringen und glücklich zu machen, und das vielleicht nun, wenn wir aus einander gerissen werden, einen Schatten auf unser beider Leben wirft, — und den tieferen, die Lebenssonne verdüsternderen wohl ohne Zweifel in jenes arglose, mehr fühlende als urtheilende, mehr ahnungsvolle als klar bewußte Wesen jener Jungfrau."

Steinweg wandte das Gesicht ab und hob mit der Kelle frische Erde auf seinen Versetztisch, um der Schwester seine innere Erregung zu verbergen, denn die Ruhe seines Tons und Gesichts waren nur mühsam angenommen.

— „Wir leben hier so einsam, lieber Bruder, daß wir eigentlich alles, was im Städtchen vorgeht, erst durch dritte Hand erfahren müssen," sagte Bertha. „Seit ich den paar Klatschschwestern energisch die Thüre wies, als sie mich wegen der Beziehungen des Findelkindes zu Dir ausholen wollten, sind wir vollends von den Leuten abgeschieden. Und darum gehe ich jetzt in die Stadt, Bruder; ich will wenigstens erfahren, was man von Frisäus' Absichten mit Jettchen zu wissen meint, — ich will wissen, wie er es begründet, daß Jettchen Dir nicht einmal auf Deine Briefe antwortet — er hat gewiß alles gethan, um sich in diesem Stück weiß zu brennen und die Schuld auf Dich abzuladen."

„Meinethalben, Schwester! Angenommen, es gelingt ihm, mir Henriettens Neigung, ihren Glauben an mich zu rauben, ist ja alles Andre mir gleichgültig. Die Schuld, die er sich selbst dadurch auflädt, wird sich auch an ihm rächen! Und im Grunde gebe ich Dir jetzt Recht, Bertha, daß Du gehst und diese Erkundigungen einziehst: ich habe ein wahres Heimweh nach unserer kleinen Blanca; ich habe Henrietten verscherzt, weil ich feig genug war, jenes Kind gleichsam zu verstoßen, um einer pharisäischen Grille, einer Rücksichtnahme willen auf die Gemeinheit und Lästersucht meiner werthen Mitbürger! Ich möchte mich selbst verachten, daß ich das Kind auf Deinen Rath in fremde Pflege gegeben habe."

— „Ja, diese Schuld drückt mich ebenfalls, Bruder, denn ohne mein Zureden hättest Du nicht eingewilligt, das Kind wegzugeben," sagte Bertha düster. „Aber ich entbehre das kleine liebe Wesen nicht weniger als Du, Bruder, das magst Du glauben, und wenn der Superintendent wirklich ein falsches Spiel mit uns getrieben haben, wenn es ihm wirklich gelungen seyn sollte, Jettchen einzuschüchtern und von Dir abwendig zu machen, dann soll meine liebe kleine Lilli auf keinen Tag länger von uns entfernt bleiben, — dann soll uns drei nichts mehr trennen als der Tod, Bruder, nicht wahr?"

„Nichts, als der Tod, Bertha — aber nun geh!" sprach der Doktor, legte den Arm um die Schultern der alten Jungfer und drückte sie mit demselben leicht an sich, da er sie nicht mit den schmutzigen Fingern berühren durfte.

— „Adieu, mein lieber Bruder!" sprach Bertha, und in ihre harten strengen Augen stahl sich eine heiße Thräne. „Bleib' da, Puck! leg' Dich," sprach sie hinwegeilend und wies den Pudel zurück, der sie begleiten wollte.

Bald darauf klang die Glocke am Gartenpförtchen, das hinter Bertha zufiel, und Hermann war nun wieder allein.

Stunde um Stunde verrann, und seine Gedanken wurden nicht leichter und freundlicher. Er war mit seiner Arbeit zu Ende und trug die Töpfe in einem Korbe nach seinem Glashause. Dieß Hin- und Hergehen mit bestimmtem Zweck, das seinen Gedankengang nicht unterbrach und seinen Geist nicht von jenen Erinnerungen voll stillem Zauber und leiser Wehmuth ablenkte, entsprach seiner augenblicklichen Stimmung und milderte die heimliche Spannung, mit welcher er der Rückkehr der Schwester entgegen sah.

Die Sonne stand schon tief und der Abendhimmel glühte in Rosenschimmer und Goldglanz, als er zum letzten Male den Korb füllte und die letzten umgetöpften Pflanzen nach dem Glashause trug. An seinen Erdhaufen im Gartenwinkel zurückgekehrt, um seine Werkzeuge zusammenzuräumen, hörte er Stimmen auf der Landstraße, namentlich Eine tiefe volltönige Baßstimme, deren bekannter Klang ihn mit einem leichten Beben durchrieselte, und zwischen dem dichten Gezweige der Hecke hindurchblickend gewahrte er eine Gruppe, bei deren Anblick er unwillkürlich die Farbe wechselte. Auch Puck hatte Bekannte gewittert, war aufgesprungen, an den Fuß der Hecke gelaufen und war im Begriff, mit eifrigem Schweifwedeln in ein lustiges Gebell der Erkennung auszubrechen, als ihn sein Herr mit einer befehlenden Handbewegung zur Ruhe verwies.

Die Gruppe bestand aus drei Kindern, welche mit einer aufrecht erhaltenen Gesetztheit die Straße daher kamen und denen zwei Paare folgten. In dem einen derselben erkannte Steinweg die Frau Hemmscheidt am Arm des Herrn Superintendenten Frisäus, dessen sonnore Stimme der Arzt erkannt hatte; das andere Paar bestand aus Henrietten, neben welcher ein blasser jüngerer Herr in schwarzer Tracht von geistlichem Schnitte herschritt und sich bemühte, seine junge Begleiterin zu unterhalten, die übrigens zerstreut, mit gesenkten Blicken und gleichgültiger Haltung zuhörte.

„Man muß dem Arme des Herrn nicht vorgreifen, meine theure Freundin," sprach Herr Frisäus mit seinem gewöhnlichen Kanzelpathos. „Nicht umsonst sagt einer jener uralten Erfahrungssätze, die man Sprüchwörter nennt: Die Ehen werden im Himmel geschlossen, denn der Herr ist es, welcher die Herzen und die Leiber nach seiner Wahl zusammenfügt, wie er es für passend findet, wenn gleich die menschliche Verblendung oft nicht einsehen will, wie gut es der Herr gefügt hat. Was die Weltmenschen Liebe nennen und die weltlichen Dichter in ihrer uberwitzigen Verkehrtheit verherrlichen, das ist immer nur Eigenliebe, Eitelkeit und Sinnenlust ..."

„Pharisäus!" murmelte Steinweg erbost; „was will er nur mit diesem Gesalbader? Ist es auf mich gemünzt, oder auf das junge Paar, oder auf Frau Hemmscheidt?.... Ohne Absicht thut der alte Bursche dieses Dictum sicher nicht! Und wie kommt er hieher? Sollte er mir einen Besuch zugedacht haben? ..."

Der Doktor konnte hierüber nicht lange im Zweifel bleiben, denn noch hatte er den Garten nicht durchschritten, so

tönte die Glocke am Gartenpförtchen, Puck schlug grimmig an und rannte in großen Sätzen dahin, aber sein Geheul verwandelte sich bald in ein freudiges Gebell — die vorerwähnte Gruppe war in den Hof des Doktorhäuschens getreten.

„Onkel! Onkel Steinweg, hast Du noch Aepfel in Deinem Garten?“ rief das jüngste von Superintendents Kindern, ein siebenjähriges Mädchen, vorauslaufend, als es den Doktor erblickte.

— „Gewiß, Kinder! dort hinten steht noch ein Baum mit Stettiner Aepfeln ganz voll! Geht hin und thut euch gütlich daran! Und auch Zwetschen findet ihr noch auf den Bäumen an der Hecke!“

Die Kleinen brachen jubelnd in den Garten ein, froh, des heuchlerischen Zwanges ledig zu seyn; und Hermann Steinweg schritt eilig den älteren Gästen entgegen.

Seltsames Menschenherz! noch vor wenigen Minuten war Hermann so zaghaft, so bitter, so resignirt, verzichtend auf jedes weitere Lebensglück, und in diesem Augenblick pochte ihm doch das Herz wieder laut in der Brust, von neuer Hoffnung geschwellt, und eine jähe Röthe schlug in seinen Wangen auf.

„Gott zum Gruße, mein lieber Doktorsmann!“ rief Herr Frisäus mit einer gewissen Herzlichkeit. „Auf einem kleinen Spaziergang um die Stadt an Ihrem hübschen stillen Patmos vorüberkommend, will ich nicht versäumen, Sie im Vorübergehen zu begrüßen und Ihnen zu zeigen, daß mein gutes Kind Henriette von seiner Reise wieder zurückgekommen ist!“

„Verzeihung, Herr Superintendent, ich kann Ihnen leider die Hand nicht reichen — Sie sehen, ich habe in der Erde gewühlt,“ entgegnete Hermann; „aber ich heiße Sie alle herzlich willkommen — vor Allem Sie, liebe Henriette!“

— „Gott willkommen!“ lispelte diese mit bewegter Stimme und reichte ihm die Hand, ohne Furcht, ihren Handschuh zu beschmutzen, und Beider Augen begegneten sich in einem flüchtigen, aber innigen, inhaltschweren Blicke. Des jungen Mädchens reines tiefes Auge zeigte ihm, daß noch kein Schatten über ihre Neigung gefallen war. „Wo ist denn unsere liebe Bertha?“

„Die Schwester ist in die Stadt gegangen, um Besuche zu machen, und wird sehr bedauern, diesen lieben Besuch zu versäumen, um so mehr,“ fügte er mit einem bedeutsamen ernstern Blicke hinzu, — „als wir so lange beinahe ohne Nachricht von Ihnen waren und auf keinen unserer Briefe Antwort bekamen!“

— „Auf Briefe an mich?“ rief Henriette erschrocken und betrachtete der Reihe nach erst Hermann, dann den Superintendenten, dann Frau Hemmscheidt.

„Das darf Ihnen nicht auffallen, mein bester Doktorsmann,“ erwiderte Herr Frisäus rasch. „Im Grunde ist meine gute Henriette nicht sonderlich stark in der Correspondenz und immer etwas indolent im Schreiben. Und dann, bedenken Sie nur, all diese Eindrücke der Fremde, welche bei dem ersten Ausflug in die Welt auf das gute Kind einstürmten: die Hochzeit Klärchens mit Finkelmann, das Badeleben in dem lieblichen kleinen Eisenbrunn, die Reise auf der Eisenbahn, die Universitätsstadt, die Residenz ... wie soll da solch ein einfaches Landkind nur zu sich selber kommen? — Aber um von etwas Anderem zu reden, mein lieber Freund Steinweg, — ich weiß nicht, ob sich die Herren da schon kennen? — Herr Pfarrer Kolbe von Niederselsbach, früher als Candidat mein lieber verehrter Hausgenosse! — Das ist unser wackerer Medicus loci, Herr Stadtphysikus Steinweg, mein werther Collega Kolbe, — derselbe wackere Mann, von welchem wir heute Mittag so viel sprachen. Hat Ihnen das Ohr nicht geklingelt, lieber Doktor?“

— „Nicht daß ich wüßte, Hochwürden,“ entgegnete Steinweg, dem die Situation peinlich zu werden begann. Er hatte mit dem Pastor Kolbe nur eine stumme Verbeugung ausgetauscht, denn ein rascher fester Blick in dieses leere nichtssagende blasse Gesicht mit den matten Augen und schlaffen Wangen und dem mildseynsollenden scheinheiligen Ausdruck zeigte dem resoluten Arzte, daß ihn nichts in diesem Manne anmuthen könne, der überdieß linkisch und geistig unbedeutend erschien und sichtlich ebenfalls keinen Anknüpfungspunkt finden konnte.

„Die vortreffliche Frau Hemmscheidt hier ist gestern Abend mit Jettchen zurückgekehrt,“ fuhr Frisäus fort. „Und als sie erfuhr, daß ich in Herrn Pastor Kolbe einen lieben Gast habe, da hat sie es sich nicht nehmen lassen, daß wir alle heute bei ihr speisen mußten. Und Sie hätten eigentlich auch mit von der Parthie seyn sollen, mein trefflicher Heilkünstler, in Anbetracht der vertraulichen Bezüge, in welchen Sie zu meinem Hause stehen, und der besondern Veranlassung oder innigern Beziehung, welche dieses Mahl zu einem kleinen denkwürdigen Freuden- und Familienfest machten, nicht wahr, meine liebwerthe theure Katharina? ...“

— „Du lieber Himmel, was muß der Herr Doktor denken, wenn wir ihm nicht alles erklären?!“ rief die dicke Frau Hemmscheidt mit einer Miene von Verschämtheit, die ihr freilich schlecht gelang und sehr komisch zu Gesicht stund. „Die Sache ist die, Herr Physikus, ich schickte nach Ihnen, um Sie einzuladen, aber Sie waren nicht aufzutreiben ....“

„Ich war auf's Land geritten, um meine Praxis zu besorgen, Madame.“

— „Und so muß ich Ihnen denn nachträglich gegenwärtige Frau Katharina Hemmscheidt, geborene Schaar, als meine liebwerthe tugendsame Verlobte vorstellen, bester Doktor,“ fuhr Herr Frisäus mit gemüthlicher Rührung fort. „Sie haben das ohne Zweifel kommen sehen, lieber Freund, denn wenn Sie sich noch erinnern, so waren Sie es, der mich selbst ermuthigte, meinem verwaisten Hause wieder eine treue umsichtige Lenkerin zu geben!“

„Meinen aufrichtigen Glückwunsch für Sie beide,“ sagte Steinweg trocken, denn wenn ihm die Sache auch nicht gerade unerwartet kam, so war er doch in seinem Herzen mit dieser Wahl des Superintendenten nicht einverstanden; er fühlte, daß er und dieses Weib einander lebenslang fremd bleiben mußten.

— „Dank' Ihnen, Herr Physikus!“ sprach die dicke Oekonomenwittwe mit freudigem Selbstgefühl und umarmte ihren Verlobten, dem sie einen lauten Kuß auf seinen großen Mund drückte. „Ja, ja, so ist es gegangen, Herr Doktor! so haben wir uns gefunden, mein guter Superintend und ich. Ich hatte mir vorgenommen, sobald ich die Kläre, meine Stieftochter, los hätte, mich wieder zu verheirathen und mein Leben zu genießen, denn ich hatte mich lange

genug geplackt, und bin reich genug, daß ich mir 'was gönnen kann. Und da kam der Hochwürdige da, welcher wohl wußte, daß ich längst ein Aug' auf ihn hatte, und so haben wir es heute Vormittag vor Notar und Zeugen in's Reine gebracht und heute Mittag sogleich die Verlobung gefeiert. Und recht schade, daß Sie nicht dabei waren, Doktorchen, denn wir waren sehr vergnügt!"

„Ja, meine liebwerthe Katharine ist eine vorzügliche Köchin und hat einen fürtrefflichen Weinkeller," setzte Herr Frisäus hinzu; „wir haben einigen Flaschen vom Allerbesten den Hals gebrochen, und die liebe Gottesgabe hat die Herzen fröhlich gestimmt, in welche zuvor schon die Freude über diese Verbindung eingezogen war, welche der Herr segnen wolle! — Aber was ich Ihnen eigentlich sagen wollte, mein lieber Physikus," fuhr Herr Frisäus mit etwas schwerer Zunge fort, als Hermann Steinweg beharrlich keine Antwort gab und nur das hoch geröthete Gesicht und die glänzenden Augen des hochwürdigen Herrn und seiner wohlbeleibten Verlobten betrachtete, — „ja, was ich Ihnen sagen wollte und weßhalb ich hieher kam, das ist: ich wollte mich von Ihnen verabschieden, lieber Doktorsmann, denn ich reise morgen in die Hauptstadt, um meine Heirathsangelegenheit persönlich zu betreiben, denn wir sind übereingekommen, meine liebwerthe Katharina und ich, das Glück unserer Vereinigung nicht lange mehr zu verzögern."

— „Ja wohl, ist der Handstreich geschehen, so muß man auch rasch vor den Altar — rasch gefreit, hat niemand gereut," setzte Frau Hemmscheidt dazu. „Das arme Lämmchen da hat schon allzu lange eine Frau entbehren müssen!"

„Und Sie erlauben vielleicht, Hochwürden, daß Henriette und die Kinder einstweilen zu uns ziehen, bis Sie wieder zurück sind?" rief Hermann lebhaft, denn er hatte geglaubt, die Mittheilung des geistlichen Herrn ziele dahin.

— „Oho, fehlgeschossen, Doktorchen!" versetzte Frau Hemmscheidt mit ihrem gewöhnlichen Aplomb. „Die Kinder habe ich mir schon eingeladen. Die Schulen haben dermalen Ferien, und ich gehe auf acht Tage auf den Dürnberger Hof wegen der Aepfelernte und um den Aepfelwein zu bereiten; da werden die Kleinen ihre Freude daran haben, und Jettchen geht mit meinem lieben Zukünftigen in die Residenz!"

„Wirklich?" fragte Hermann und sah abwechselnd Henriette und Herrn Frisäus an. Das arme Kind erwiderte diesen Blick verlegen und bittend, als ob es sagen wollte: wie kann ich anders? ich muß ja nachgeben. Der Superintendent aber lächelte in seiner geschmeidigen Weise und sagte bezüglich:

— „Allerdings, lieber Doktorsmann; Jettchen wird mich begleiten. Die Eltern meines lieben Freundes und Collegen Kalbe hier haben uns eingeladen; Freund Ferdinand wird künftigen Sonntag in Niederselsbach investirt werden, und seine fürtrefflichen Eltern haben mich, der ich ihn in die Seelsorgerpraxis einführte, freundlich gebeten, seinen Ehrentag mitfeiern zu helfen und ihm aus dem Schatze meiner Erfahrungen die nöthigen Winke und Rathschläge für die Verwaltung seines Amts als treuer Hirte seiner Heerde mitzutheilen, was ja," fügte er in demüthigem Pharisäertone, welcher gegen die Selbstgenugsamkeit und Salbung und Großsprecherei der vorigen Worte grell abstach, hinzu, — „nur meine Pflicht als Christ und verordneter Diener des göttlichen Wortes ist. Und daß mein gutes Kind mich begleiten soll, lieber Doktorsmann, das werden Sie sehr begreiflich finden. Gibt es doch wegen Henriettens Mitgift und Ausstattung gar manches zu besichtigen und einzukaufen, was man in einer größern Stadt weit besser bekömmt als hier!"

„Ei, was das anlangt, mein lieber Christoph," fiel Frau Hemmscheidt ihrem Zukünftigen in die Rede, „so will ich selber darin auch ein Wörtchen mitsprechen. Kömmt's erst 'mal so weit, daß wir an Jettchens Verheirathung ernstlich denken, so will ich schon für 'ne Ausstattung besorgt seyn, die sich sehen lassen kann und nicht allzu theuer werden soll. Damit aber hat es, dünkt mich, noch gute Wege. — Wenn jedoch der Herr Doktor heute Abend auf ein einfaches Abendbrod und ein Glas Wein zu mir kommen will, so ist er uns sehr willkommen. Wir haben vom Mittagessen noch zwei Kapaunen, etliche Feldhühner und einen ganzen Hasen übrig, und meinen alten Niersteiner und Marcobrunner wollen wir nicht sparen. Sie kommen also, Doktor?"

— „Ich danke, Frau Hemmscheidt," erwiderte Hermann kühl; „ich muß zu meinem Bedauern ablehnen. Ich bin kein Freund von kopiösen Mahlzeiten am Abend, und muß noch Krankenbesuche machen."

„Bah, kommen Sie doch, Doktorsmann! wir wollen in aller Stille und Gemüthlichkeit fröhlich beisammen seyn," drängte Herr Frisäus. „Ein gut Gläschen Wein wird Herzen und Zungen lösen!"

— „Nichts für ungut, aber ich muß leider ablehnen, Hochwürden; ich nehme niemals Einladungen an, die ich nicht erwidern kann, und **mein** Keller enthält keine firnen Weine. Und überdem hab' ich heute Abend noch Krankenbesuche zu machen."

„Na, vielleicht bin ich dem Herrn Doktor und der Mamsell Bertha nicht gut genug," meinte Frau Hemmscheidt bezüglich; „denn anders kann ich mir's nicht erklären, daß der Herr Physikus vom **Erwidern** spricht. Als ob mir's darauf ankäme, wenn jemand einmal...."

— „Lassen wir dem lieben Doktor seinen Willen, meine Theure! Beruf und Amt gehen vor Vergnügen," fiel Herr Frisäus ihr sanft in's Wort, um eine Erörterung abzuschneiden, welche animos zu werden drohte. „Ich hätte Sie zwar gerne mit meinem verehrten Freund Kolbe bekannt gemacht, der ein sehr gebiegener und charaktervoller Mann ist, aber auf ein ander Mal, lieber Steinweg, auf ein ander Mal! Der Herr sey mit Ihnen!"

„Leben Sie wohl, und glückliche Reise!" versetzte Hermann, und schien es nicht zu bemerken, daß Herr Frisäus und Herr Kolbe ihm die Hand reichen wollten. Henrietten aber gab er die Hand mit einer Miene, als ob er für immer Abschied von ihr nähme, und ihre Blicke begegneten sich und des Mädchens Hand zitterte in der seinigen, und in Jettchens Augen glänzte eine stille Thräne. Diese beiden verstanden einander ohne Worte, aber **was** sie fühlten, das war nicht geeignet, ihnen Muth einzuflößen. Beiden war's, als wären sie mit dem Schritte, womit Henriette seine Schwelle verließ, auf Lebenszeit von einander getrennt.

Hermann hatte die Familie Frisäus bis an's Pförtchen begleitet und war dann in sein Studierzimmer getreten, wo er sich an's Fenster setzte und in den dunklen Himmel sinnend hinausblickte. „Es muß ertrogen seyn," murmelte er; „wozu

klagen! es war ein Irrthum des Herzens, der verzeihlich genug ist. Ich hatte eben auf einen solchen Vater nicht gerechnet." —

„Na, auch gut, wenn er wegbleibt, Christoph," sagte Frau Hemmscheidt leise zu ihrem Verlobten, und ihre rauhe Stimme klang geringschätzig und herb; „der hochmüthige Lump! der Betteljunge! So ein Badersohn da, der mit seinem Geld noch keinen Hund vom Ofen locken kann, ist zu stolz, sich 'mal von mir abfüttern zu lassen? Na, warte, Physikuschen! das gedenk' ich dir und deiner Kratzbürste von Schwester!"

„Aergere Dich nicht, liebe Seele," erwiderte ihr der Superintendent vertraulich und leise. „Mir war's gar nie ernst mit der Einladung, denn ich wußte wohl, daß er ablehnen werde, mein liebwerther Schatz. Ich wollt' ihm nur beibringen, daß er sich wegen Zettchens keine Hoffnungen machen dürfe; ich wollt' ihn nur vorbereiten, daß er an Kolbe einen begünstigten Nebenbuhler habe. Und dann soll er wenigstens nicht sagen können, ich hätt' ihn nicht als einigermaßen zur Familie gehörig behandelt. — Ist mir ganz lieb, daß er wegbleibt, mein Schatz; seit es mit dem Herrn Lindner in Eisenbrunn und mit dem Apotheker nichts ist, wäre mir Kolbe immerhin noch einer der willkommensten Schwiegersöhne; eine reiche christliche Familie, gute Fürsprache im Ministerium, eine einträgliche Pfarre .... Wir müssen den jungen Pastor ein Bißchen mit Wein anwärmen, meine gute Seele, daß er anbeißt, denn er hat offenbar schon ein Auge des Wohlgefallens auf mein Kind geworfen. Man muß dem blöden Jungen gleichsam das Mädel auf dem Präsentirteller bringen, damit er zugreift, sonst wird nichts aus der Sache."

„Laß nur mich machen, Superintendentchen! ich will die Leutchen schon zusammenbringen, — ich thu's dem Bettelbuben, dem Physikus, zum Trotz," sagte Frau Hemmscheidt; — „wenn uns nur Zettchen keinen Strich durch die Rechnung macht! Die hat ja nur Augen für den Badersjungen, und wenn sie nun gar die Briefe gelesen hätte, die er ihr geschrieben! Du liebe Zeit, das Zeug war schon dazu angethan, einem jungen Ding den Kopf zu verrücken!"

„Ja, es war sehr klug von Dir, mein liebwerther Schatz, daß Du die Briefe unterschlingst," sagte Herr Frisäus billigend. „Du bist eben ein unvergleichliches, ein kapitales Weibchen! Und der Thor meinte, ich würde Zettchen hier lassen, während ich fort sey? Das wäre mir nicht eingefallen, Herr Physikus! Nicht auf dem Dierberger Hofe unter der Aufsicht meiner lieben Katharina hätt' ich Zettchen für sicher genug gehalten, denn wer ist sicher vor Weiberlist? — Nee, Herr Physikus, künftighin wird es Ihnen wohl schwer werden, Ihren Einfluß auf das Mädchen geltend zu machen! Wir werden Sorge tragen, daß bald ein Anderer vor dem Altar sich Rechte an mein Kind erwirbt, und Zettchen ist allzu gewissenhaft, um bann nicht ganz und gar von dem Doktor zu lassen." — —

Bertha Steinweg traf ihren Bruder noch in stillem Sinnen am offenen Fenster, als sie aus dem Städtchen zurückkehrte und ihre Neuigkeiten mitbrachte. Hermann hörte sie schweigend an, denn sie brachte nichts neues; er wußte schon alles, was ihm Beetha berichten wollte: die Verlobung des Herrn Frisäus, die Ankunft Kolbe's, den das Gerücht bereits als Zettchens Zukünftigen bezeichnete, die bevorstehende Abreise des Superintendenten und seiner Tochter in die Residenz. Nur Eines war ihm neu, was Bertha erzählte: daß beim Vernehmen nach Frau Hemmscheidt auf der Reise, auf welcher Henriette sie begleitet, sich vielfach vergebliche Mühe gegeben habe, dem hübschen Mädchen einen Mann zu schaffen. Dem Badewirth Lindner in Eisenbrunn sey Henriette nicht reich genug, dem Apotheker zu Markthainau zu jung, dem jungen Brauereipächter zu vornehm gewesen.

„Laß es gut seyn, Bertha; wir können die Ereignisse nicht aufhalten," sagte Hermann endlich resignirt. „Ich beklage nur Eines, nämlich daß Henriette das wehrlose Opfer solcher Menschen wird; doch hier kann nur sie selbst sich helfen, — kein Drittes! .... Horch, die Glocke am Pförtchen ertönt! sieh 'mal nach, wer kommt, Liebe!"

„Gut Freund, Fräulein Beetha! ich bin's nur, Schäffer!" tönte die Stimme durch den dunklen Hausflur und der Freund trat in die Stube. — „So allein, Hermann, und im Finstern?" fragte er verwundert. Aber als Bertha mit der Lampe hereinkam und er in Steinwegs ernste Züge blickte, begriff er, was für Gedanken diesen durchwogten, und drückte ihm schweigend die Hand. „Laß den Kopf nicht hängen, Junge," sprach er dann; „schleudre alles von Dir, was Dich drückt!" sagte er dann; „hab' ich ja doch immer behauptet, Du seyest zu gut für dieses Gelichert von Pietisten und Heuchlern. Nimm es nicht zu schwer!"

„Von was sprichst Du denn, Fritz!" rief Steinweg verwundert.

„Wovon? ei zum Henker auch, nur davon, daß der alte Pharisäus Dich geleimt hat," erwiderte der Aktuar lebhaft. „Die Hemmscheidten sagt es ja jedermann, der es hören will: ihre Stieftochter Zettchen müsse schnell unter die Haube kommen und nach auswärts heirathen, denn sie wolle das Lärvchen nicht immer vor sich haben, was ja geschähe, wenn sie hier bliebe und den Physikus heirathete, und darum haben sie sich ja den neugebackenen Pastor Kolbe verschrieben."

„Wie? ist die Sache schon so weit, Fritz? man spricht davon schon offen im Städtchen?"

„Na ja doch, und kannst Du Dich darüber verwundern, Freund?" erwiderte Schäffer. „Kann solch ein ungebildetes, geldstolzes Weib seine faulen Gedanken für sich behalten? Drängt es ein solches Geschöpf nicht, seinen Verstand leuchten zu lassen vor den Leuten? und Verstand heißt bei solchem Leuten alles, was den Eigennutz fördert. Dich fürchtet die Hemmscheidten um Deines Charakters, Deiner Bildung und Unabhängigkeit willen; solches Pack will keine Ueberlegenheit anerkennen! Mit dem Kolbe, dem Schwachkopf, wird sie schon fertig werden."

„Du kennst ihn, Fritz?"

„Wie sollt' ich nicht, sind wir ja doch Nachbarskinder!" entgegnete der Aktuar lebhaft. „Eine feine Familie, diese Kolbe's! Mucker vom reinsten Wasser, stinkend vor Geiz und Selbstgerechtigkeit. Der Alte hat ein großes Tuchgeschäft in der Hauptstadt, das die beiden ältesten Söhne 'mal erben werden, denen man ein paar reiche Frauen aus anderen Muckerfamilien verschrieben hat. Daß die Eine von diesen Schwiegertöchtern ein halber Cretin, die Andere heltisch ist, thut nichts — sie haben ja Geld, — Geld deckt auch der Schäden Menge. Den dritten Sohn, den Ferdinand, ließ man studiren, weil er zu dumm war zum Kaufmann. Er

versprach nicht so aufgeweckt und auf seinen Vortheil erpicht zu werden, wie der Nathanael und der Gotthelf, die einen Juden an Habgier beschämen könnten. Denn jene Mucker sind nicht die strengen Methodisten oder Pietisten der frühern Zeit; sie gehen zwar in die Konventikel und tragen Quäckerhüte, aber ihr Gott ist der Mammon, und was man errafft, das steckt man in Baumwoll- oder Kammgarn-Spinnereien, in Maschinenfabriken oder Rübenzuckerfabriken, wo man sein Geld auf 20 Procent bringt. Der Ferdinand war von jeher auch nur ein Dreiviertels-Cretin, der Benjamin der Familie: scrophulös bis in's Mark hinein, verhockt. Er wird nie sein Geld auf 20 Procent bringen; auch war er so affenartig häßlich, ja linkisch und blöd, daß man nicht erwarten konnte, er werde 'mal eine gute Parthie machen. Darum mußt' er studiren, und zwar Theologie, denn zum Richter und Advokaten hatt' er nicht Repräsentation und Schneide genug, und auf der Kanzel nimmt sich ein Schafsgesicht vielleicht noch am besten aus, wenn man ihm nur die fromme Larve umhängt ...."

„Ei Sie nichtswürdiger Spötter! welch eine böse Zunge!" fiel ihm Bertha in's Wort; „Sie lassen ja kein gutes Haar an dem Menschen!"

„Einrede der Wahrheit, Fräulein!" rief der Aktuar burschikos; „auf mein Cerevis, der Ferdinand hat auch kein gutes Haar auf dem Leibe, d. h. kein gesundes, denn jedes steckt bei ihm in einer kranken scrophulösen Drüse. Dabei war er sein Leben lang der dumme Junge, der Kinderspott und das Stichblatt und ist außer seiner Muckerei bis zur Nichtssagenheit unbedeutend."

„Und einem solchen Menschen soll ein solch gesundes, frisches, herziges Mädchen wie Henriette geopfert werden?" murmelte Hermann aufspringend, und ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab. „Nicht daß ich sie verlieren, sondern daß sie an solch einen Jammermenschen verkuppelt werden soll, schneidet mir tief in die Seele!"

„Der Welt Lauf, Freund," sagte Schäffer bitter. „Der gemeinen Menschenbrut imponirt nur das Geld. Indeß ist Jungfer Jettchen weder die erste noch die letzte, welche dem Moloch geopfert wird. Der alte Pharisäus mag's verantworten. — Aber komm, Freund, zieh Dich an, begleite mich nach dem Eisenwerk! wir treffen da wenigstens ein paar gebildetere Leute, als in der ‚Harmonie'. Und Dir thut Zerstreuung Noth."

Allein Hermann hatte keine Lust, dieser Einladung zu folgen, und Fritz Schäffer überließ den Freund daher ohne weiteres Drängen der Einsamkeit, welche ihm Bedürfniß zu seyn schien.

Auch Bertha kannte ihren Bruder zu gut, um ihn in seinem stillen Gedankengang zu stören, und ging ihren häuslichen Geschäften nach. Hermann ergriff ein Buch und versuchte zu lesen; aber er vermochte seine Aufmerksamkeit nicht auf das Gelesene zu concentriren, kehrte daher nach einer Weile wieder an's offene Fenster zurück und blickte in den kühlen klaren Nachthimmel hinauf, an welchem allmählig die blinkenden Sterne hervortraten. Plötzlich hörte er leichte Schritte dicht unter dem Fenster und sah eine schlanke zarte weibliche Gestalt, die bei seinem Anblick Halt machte.

„Henriette, ist es möglich, Du — Sie sind es?" stammelte er.

„Ich bin es, Hermann," flüsterte sie und ihre Stimme klang belegt; „ich mußte kommen, wenn auch nur auf einen Augenblick. Ich habe mich fortgeschlichen unter dem Vorgeben, die Kleinen zu Bett zu bringen. Störe ich nicht?"

„Nicht im mindesten," erwiderte Steinweg verwundert, und in seine Seele fiel es wie Sphärenmusik und süßer Trost. „Warte, mein Herzchen, ich komme hinaus in den Garten ...."

— „Nicht doch, man könnte uns bemerken von den Nachbarhäusern aus — ich werde hineinkommen," flüsterte Henriette; „ist Bertha zu Hause?"

Er bejahte und ging ihr entgegen. Sie lag schluchzend an seinem Halse und er führte die Wankende in's Zimmer herein, wo er sich mit ihr auf das alte Sopha setzte.

„Ich kann es nicht ertragen, daß Sie mich falsch beurtheilen, Herm .... Herr Doktor!" sagte sie; „was Sie auch davon halten mögen, daß ich so hehlings hieher eile zu Ihnen, ich konnte nicht anders — und Sie .... Sie werden mich deßhalb nicht verachten!"

— „Gewiß nicht, meine theure Henriette! ich achte und ehre diesen Muth, denn er sagt mir, daß Du meine Neigung noch immer erwiderst!"

„Oh, mein Herz, ich liebe niemanden auf der Welt, als Dich!" stammelte sie und schmiegte sich mit leisem Weinen an ihn, denn er hatte seinen Arm um sie gelegt und drückte sie an sich. Er war zu bewegt, um viele Worte zu machen, aber der Blick, den er auf sie heftete und in ihre lieben treuen Augen tauchte, sprach deutlich genug, was in ihm vorging. „Vermochtest Du an mir zu zweifeln, Hermann!"

— „Niemals, mein süßes Leben; ich habe an meinen eigenen Gefühlen den Maßstab für die Deinigen. Aber Dein Vater sucht Dich mir abwendig zu machen und hat andere Absichten mit Dir .... Die Briefe, welche ich Dir geschrieben, während Du mit Frau Hemmscheidt fort warst ..."

„Großer Gott! also Du hast wirklich geschrieben?"

— „Fünfmal, meine Liebe, und Bertha schrieb auch zweimal."

„Und ich habe keinen einzigen erhalten und mich furchtbar um Dich abgehärmt, Du lieber, lieber Mann," sprach Henriette mit einem Tone, der ihm bis in das innerste Herz hinein zitterte. „Ich war ja unglücklich, denn ich fürchtete immer, Du habest nachgerade erkannt, daß ich ja unendlich tief unter Dir stehe und Dir doch gar nichts bieten könne ...."

— „Als ein reines, treues, hingebendes Herz — das Einzige und Höchste, was ich begehre, was mir alle anderen Eigenschaften aufwiegt," unterbrach sie der Doktor.

„Ach, das wohl, aber es ist ja so wenig, und wer weiß, ob es Dich immer befriedigen kann, mein lieber, lieber Mann!"

— „Ueberlaß es der Zukunft, Dir hiefür den Beweis zu liefern, mein Herzblatt! Glaub mir, ich litt nicht weniger als Du durch Dein Schweigen, denn ich ahnte, wie man versuchen werde, Dich von mir loszureißen. Und man hat daran gearbeitet, ich weiß es!"

„Ja, Frau Hemmscheidt hat es nicht an Anspielungen fehlen lassen, wie daß die Mutter Blanca's Dich nicht los lassen und daß es noch zu häßlichen Auftritten kommen werde," fuhr Henriette fort. „Sie hat sich eine grausame Freude daraus gemacht, mit mir darüber zu reden, so oft sie mich traurig und halb verzweiflungsvoll über Dein Schweigen sah und ich mich nicht mit den jungen Männern einlassen wollte, die sie mir vorstellte. Sie that dann ganz wohlmeinend und sagte: mein Vater als Geistlicher könne seine Einwilligung zu unserer Verbindung nie geben, weil Blanca dennoch Dein Kind sey, was Du auch sagen mögest, und weil .... Genug, diese Frau that alles, um mich beinahe aberwitzig zu machen, und dieses Weib soll ich Mutter nennen!"

— „Und sie allein war es sicher, welche meine Briefe an Dich unterschlug!" rief Hermann knirschend. „Die Elende! — Aber konntest Du nicht wenigstens einmal ein Wort für mich schreiben, mir ein Lebenszeichen zusenden?"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Verlag von Julius Kleeblatt & Comp. — Druck von E. Greiner in Stuttgart.

William Shakespeare's Anfang.

Von A. E. Brachvogel.

(Schluß.)

Es war in der ersten Hälfte des Februars 1586, um die Zeit, da die Fastnachtsfreuden bei Hofe begannen, als nach langer Frist Tarleton plötzlich zu Kanzler Watton entboten wurde, um Abends Ihro Majestät zu divertiren. Da der Tyrann des Globe lange Audienz hatte, mußte ein Stück gegeben werden, in dem er nicht beschäftigt war: „Prinz Pyramus", das erste Trauerspiel von Drayton, Homers gelehrtem Uebersetzer. Ein schaales, phrasenreiches Rührstück war's, in welchem Field den Prinzen und Philipps die Thisbe spielten. Kurz nach Beginn der Vorstellung erschien ein Diener Mister Wallingforts auf der Bühne und schlich, während Alles dem Spiele zusah, zu Shakespeare.

„Master Will," flüsterte er, „ich soll Euch von Mister Wallingfort, meinem Herrn, grüßen. Er schickt Euch das Pulver hier, daß Ihr's gleich verzehrt und den Einschlag vernichtet. Er will Antwort haben, wie Euch die Arznei thut!" —

Der Angeredete sah den sonderbaren Boten betroffen an und nahm zögernd das kleine Päckchen, welches ihm derselbe zusteckte.

„Oeffnet's rasch, Herr, und seht zu, was Ihr darauf sagen könnt!" —

Nach kurzem Blicke auf die Bühne trat William in den dunklen Winkel, wo bei dem Donnerkasten ein mattes Lämpchen brannte, weil dieses Himmelsinstrument zum Schluß gebraucht wurde. Er öffnete vorsichtig das Papier, sechs Rosenobel enthielt's, und im Inneren desselben stand: „Wenn Ihr Euren eigenen Leib liebt, wie ich Euch, und wißt, was Tarleton heute soll, habt diesmal keine Einfälle für ihn! Ihr kennt das Nest der Löwin nicht! Ein guter Freund!"

Shakespeare sann lange nach. Dann trat er zu dem Diener: „Erwidert Eurem Herrn, sein Pulver habe mich so niedergeschlagen, hört Ihr, niedergeschlagen, daß ich mich heute auf keinen Einfall besinnen kann! Habt Ihr das scharf gefaßt?"

„Ja, Master. Meines Herrn Pulver hat Euch 'nen solchen — Niederfall gemacht, daß Ihr Euch auf kein Einschlagen besinnen könnt; so sagtet Ihr!"

„Nun denn auch so; ich sehe, Ihr seid ein einschläglicher Kopf. Da ist ein Sixpence für Euer starkes Gedächtniß!"

Der Diener grinste fröhlich und ging. „Einschlag! Niederfall! — Ganz Recht!" — Damit verließ er das Haus.

Schon waren Pyramus und Thisbe glücklich gestorben, der Donnerkasten hatte aus Leibeskräften gerasselt und eben wurde das vorschriftsmäßige Gebet für die Königin durch Heming in knieender Stellung mit allen Schauspielern gesprochen, als Tarleton athemlos von der Audienz erschien und Shakespeare einen Wink gab.

„Ich habe mit Dir zu reden, Will, laß sie das Ding nur allein zu Ende bringen."

William folgte seinem Herrn aus dem Globe hinüber in dessen Haus. Hier schloß sich Tarleton, nachdem alle ungehörigen Zeugen entfernt worden, mit seinem Rufburschen ein, reichte ihm mit stummer Würde den vollen Sektkrug und deutete feierlich auf einen Schemel.

Shakespeare machte von dieser seltenen Gnade einen respektvoll bescheidenen Gebrauch.

„Willy, Du weißt," begann Tarleton, „daß ich Dich Deiner losen Zunge wegen vordem nicht leiden konnte!"

„Ja, Sir!" — Sir nannte Shakespeare nämlich den großen Tarleton immer, weil das demselben hohes Vergnügen machte.

„Du weißt auch, daß ich später dahinter kam, daß es nicht Dein böser Wille war, sondern eine eigene Art Humor, den Du eben nur nicht anzuwenden verstandest."

„Ganz so ist's, Sir."

„Du hast ihn unter meiner Leitung anzuwenden gelernt, und ich sinne längst darauf, Dich dafür zu belohnen!"

„Ich bin erstaunt, Sir!" —

„Ich will Dir nämlich — ein ganzes halbes Pfund monatlich zulegen, William! Ja, falle auf Deine Kniee, Mensch, ich will" — hier erhob sich Tarleton feierlich, „Dich unter die gesegneten Augen unserer allererhabensten Königin selbst bringen; was sagst Du!" —

„Ich bitt' Euch um Gottes willen, Sir, ich habe ja noch nie gespielt, nicht einmal im Globe!!"

„Du sollst auch nur Alles ordnen und vorbereiten, Narr, und höre, Du kannst das hübsche kornblaue Wams aus dem „stolzen Fant von Lincoln" tragen! Aber — nur unter Einer Bedingung!!"

„Welcher Bedingung, Sir?" —

„Was Du nun hörst, William, ist — ein Hofgeheimniß! Sprich ein Wort davon und Du hängst so gewiß, als die Sonne in der Nacht nicht scheint! — Sieh, jedes Mal, wenn nämlich die Majestät nicht bei guter Laune ist, und das ist kein Wunder in dieser Zeit, dann muß meine Kunst ihr die gute Laune wiederschaffen, indem ich sie über die Ursache ihrer schlechten Laune lachen mache! — Die Königin ist nun übellaunig und zwar wegen des Grafen von Leicester und des Seneschall von Cornwall, Sir Walter Raleigh, die sich zu ihrem Aerger ganz schändlich in den Haaren liegen. Bringe ich sie nun über Beide zum Lachen, so hört auch ihr Aerger über Beide auf und das eben ist's, warum ich heute vor sie soll. Du mußt mir also etliche tolle Schwänke auf beide Lords ersinnen, die ich ihr auftischen kann!"

„Sir," entgegnete William forschend, „wenn beide Lords nun aber selbst bei Euren Schwänken zugegen sind?" —

„Oho, das macht Nichts! Dafür bin ich Tarleton, der sich Alles erlauben darf, dem, natürlich außer der Majestät selbst, Keiner zu hoch steht, um nicht seinen Humor an ihm zu wetzen!"

„Nun denn," sagte Shakespeare heftig, „so sage ich Euch, daß Ihr ein sehr gewagtes Spiel treibt, was Ihr mit Eurer eigenen Haut verantworten mögt! Kein Wort soll über

diese beiden Nebenbuhler in der königlichen Gunst von meinen Lippen gehen, daß Ihr mißbrauchen könntet. Ich werde kein Thor sein, Euch zu solchem Beginnen zu helfen!" —

Tarleton fuhr wild empor und ballte die Faust. „So jage ich Dich fort, bringe Dich wegen Ungehorsams im Dienste Sr. Herrlichkeit des Lordkanzlers in den Thurm!" —

„Ich werde selbst zum Lordkanzler gehen, ja an die Königin schreiben will ich und fragen: ob sie will, daß ein armer Bursche wie ich brotlos sei, weil er sich weigert, Männer zum Narrenspiel zu machen, die der Königin werth sind!!" Damit schritt Shakespeare zur Thür, schloß sie auf und eilte hinaus.

Der Lenker des Globe stand starr und todtenbleich, seine Glieder bebten. „Der Schurke ist mein Verderben," knirschte er, „bringt mich um Ehre und Leib, wenn ich ihn nicht begütige! O warte, Schlingel, morgen, wann erst das Ding geglückt ist, wird mir der Kanzler Nichts mehr abschlagen! Dann will ich mit Dir meine alte Rechnung schließen!" — Er stürzte ihm nach.

Eben schritt William aus dem Hause, als Tarleton ihm nachkeuchte und seinen Arm ergriff. „Will, mein guter Freund Will, hört doch! — Das — das war wieder 'ne rechte Schnurre von Euch — und Ihr solltet nicht so mit mir umgehn!"

„Was beliebt, Mister Tarleton?" —

„Ja doch, ja! Mögt Ihr denn Euren Willen haben und ein halb Pfund dazu, wenn Ihr wenigstens über die Sache reinen Mund haltet!" flüsterte der erschrockene Komiker.

„Ihr laßt mich ganz außer Spiel?" —

„Ganz und gar. Doch wenn Ihr in dem blauen Wams meinen Rufburschen machen wollt, denn das kann ich fordern, dazu seid Ihr angestellt, so sollt Ihr den dritten Theil von Ihro Majestät Geschenk haben!"

„Für meine Schweigsamkeit und Schuldigkeit braucht Ihr mich nicht extra zu bezahlen. So will ich denn das blaue Wams anziehn und vor der Königin die Dienste thun, die ich im Globe thue, weiter Nichts. Doch, — Tarleton, es kommt aus gutem Herzen, — wägt Euren Spaß heut mit des Wucherers subtilster Dukatenwaage ab! Ein Mehr, ein Weniger nur, das über das leicht erregte Zünglein erlauchter Frauengeduld links oder rechts schlägt, könnte Eure unselige Zunge für ewig niederschlagen!"

„Das versteht Ihr nicht, so gut es auch gemeint ist. Hier, lieber Freund, ist mehr im Spiel, als Euer kleines Hirn fassen kann! Kommt herein und hört, was für den Abend zu thun ist."

Damit folgte der Rufbursche seinem Meister wiederum in's Haus zurück. — — —

4.

Gesegnet ist das Land, dem das Geschick den rechten Herrscher erzieht, indem es ihn in zarter Jugend durch alle Bitterkeiten des Lebens führt, ihm alle Blüthen der Freude abstreift, aus seinem Herzen alle Wünsche reißt, die sonst Menschen beglücken und nur mit dem einen ihn erfüllt: die Liebe seines künftigen Volkes zu erringen. So eifern, aber so zum Herrscher erzog die Gottheit Elisabeth von Jugend auf, und darum lebte sie auch, selbst unbeglückt, zum Glücke ihres Volkes, mehr groß als gut, mehr gut als fehlerhaft, mehr fehlerhaft als verbrecherisch, aber im schwersten Irrthume selbst unerreichbar königlich. — Die Vielweiberei ihres Vaters Heinrich, der die eigene Mutter zum Opfer fiel, hatte, ganz abgesehen von den Geschlechtern, welche vermöge der alten Verschwägerung beider einst friedlicher Rosen mit den herrschenden Tudors erblüht waren, Elisabeth, da sie mit 25 Jahren aus fast klösterlicher Absperrung auf den väterlichen Thron stieg, mit einer ausgebreiteten Verwandtschaft gesegnet, die, gegenseitig eifersüchtig, erfüllt von prätensiösem Trotz und von religiöser Parteisucht, von Habgier, von Ehrgeiz wie Machtgelüst geschwellt, sich schmeichelte, ein Mädchen leicht genug zu regieren, das als Bastard galt, neben dem mindestens gleich ebenbürtig, gleich thronberechtigt die Suffolkische Linie und Maria Stuart von Schottland, Frankreichs Königin, als zwei ewige Drohungen standen. Hätten die ewigen Intriguen und Prätensionen der unruhigen Aristokratie, der die Rosenkriege noch im Blute steckten, nicht jedes andere Weib erdrücken, sie zur willenlosen Maschine ihres Familienvortheils machen müssen? Elisabeth hatte das Elend ihrer Jugend aber klug, zähe und entschlossen gemacht, ihren Geist gereift und ihr ein durchdringendes Urtheil gegeben. Der Protestantismus und Englands Nation hatten Heinrichs VIII. Bastardtochter auf den Thron erhoben, also wurde die protestantische Lehre und das Volk ihr Höchstes und ihr Alles. Die geistvollsten Träger dieser religiös-nationalen Richtung hatte sie zu ihren Ministern erwählt, William Cecil zum Großschatzmeister, Nicolaus Bacon von Verulam zum Siegelbewahrer, dem nunmehr Christopher Hatton gefolgt war; ihr alter Freund Sussex erhielt die Kriegsmacht, ihr Vetter Howard die Flotte, und zu ihren Günstlingen wählte sie Lord Arundel und Robert Dudley, während die Sidneys, Parrots und Essexs in Irland den rebellischen Katholicismus mit schwerer Mühe in Schranken hielten. Elisabeth verstand die Kunst, unter ihrer Umgebung Licht und Schatten zu vertheilen, durch geschickt erzeugte Gegnerschaften die Macht Derer zu schwächen, welche ihr gefährlich werden konnten, so daß, mit einem Sprichwort der Zeit zu reden: „ihre Linke Ehre gab und ihre Rechte Schläge." Und blutige Schläge bis in's Mark hatte sie gegeben. Ihr Leben war bisher eine immerwährende Vertheidigung ihrer weiblichen wie königlichen Unabhängigkeit gewesen. Dieselbe angetastet zu haben, hatte bereits zweien Percy's, Northumberland Vater und Sohn, und Thomas Howard, Herzog von Norfolk und Sohn den Kopf gekostet; ihr Stiefbruder Lord Parr, Henry Percy, Philipp Howard, Catharine und Mary Grey hatten ihr Leben im Tower geendet, und mit argwöhnischer Eifersucht behütete sie alle Regungen ihrer alten Feindin Maria Stuart, die, obschon sie 17 Jahre in engstem Gewahrsam saß, fortwährend gefährlichste Ränke spann. Nicht ohne Anlaß mißtraute Elisabeth selbst der Familie Talbots, Grafen von Shrewsbury, den Brüdern wie der Mutter von Maria

Stuarts ermordetem Gemahl, der Familie Darnley-Lennox ebenso wie den Suffolks, selbst der Familie ihres eigenen Oheims, des Ritter von Knowles, und ihrer noch sehr jugendlichen Nichte Arabella Stuart; Elisabeth war ja ehelos und wollte es bleiben, rings um sich erblickte sie aber — wartende Erben! Einst hatte sie geliebt und noch war ihr zweiundfünfzigjähriges Herz nicht ohne Gefühle der Jugend, denn in ihr gährte ihres Vaters heißes Blut, aber die Natur schien ihr das Recht des Liebesglückes zu versagen und sie war um so mehr bisher an allen Männern irre geworden, je schneller ihr männlicher Geist die naheliegende Selbstsucht derselben durchschaute. Der Wucht des alten Landesadels setzte sie die jungen vom eigenen Verdienst erhobenen Paladine ihres Thrones entgegen und ihr drohender, Gunst wie Elend spendender Blick warf alle kecken Gelüste zu Boden, welche etwa ihre Langmuth oder ihre kleinen Schwächen zu lange unbeachtet gelassen. So war, so lebte Elisabeth, so sollte sie auch sterben.

Jene ränkesüchtigen, unverbesserlichen Großen ausgenommen, die, aller Strenge ungeachtet, noch immer heimlich mit dem katholischen Auslande und der gefangenen Schottenkönigin sympathisirten und stets auf dem Sprunge standen, einen etwa günstigen Augenblick zur Umwälzung des Bestehenden zu nützen, war die Umgebung Elisabeths, die eigentliche Regierungspartei also, seit Jahren in zwei feindliche Lager getheilt, deren eines der Königin alten Günstling Lord Robert Dudley, Grafen von Leicester, deren anderes Sir William Cecil, Baron von Burleigh, den Minister, als seinen Führer ansah. Die Kräfte beider Gegner waren einander so gleich gewesen, daß Dudley und Cecil sich im Laufe der Zeit genöthigt gefunden, die gegenseitige Uebereinkunft zu schließen: Gunst, Macht und persönlichen Einfluß bei der Königin unter sich zu theilen, was natürlich keineswegs ausschloß, daß Jeder bestrebt war, den Andern bestmöglichst in Elisabeths Meinung zu ruiniren. Dieser diplomatische Vertrag indeß war nunmehr durch das steigende Glück, welches Sir Walter Raleigh durch glänzende Waffenthaten in Irland und neuerdings durch die staunenswerthe, der Königin so schmeichelhafte Entdeckung Virginiens, durch das Gold der rothen Indianer und die wunderbare Beute, welche er aus dem fernen Westen gebracht, sehr alterirt worden, denn Elisabeth hatte Raleigh zum Lord von Cork und Seneschall von Cornwallis ernannt, er war somit in ihrem Günstlingskreise der neue, höchst unwillkommene, prätensiöse Dritte. Mit überaus richtiger Berechnung schloß Raleigh sich aber sogleich Cecils volksthümlicher Partei an und setzte alle Hebel in Bewegung, Leicesters bereits schon erbleichenden Einfluß zu stürzen und sich in unmittelbaren Vordergrund zu bringen. Dudley indeß gab, die doppelte Gefahr sehr wohl erkennend, alle Intriguen mit zehnfacher Impertinenz wie Hinterlist zurück, und augenblicklich war die feindliche Spannung so auf das Höchste gediehen, die Königin über den sich täglich steigernden Hader ihrer Umgebungen innerlichst so erbittert und mißgestimmt, daß jede Stunde eine Katastrophe herbeiführen konnte. Dieselbe für sich nun siegreich auszubeuten, den Hof und die alternde Königin von beiden anmaßlichen Günstlingen, dem alten Aristokraten wie dem jugendlich verwegenen Seeabenteurer zu befreien, war der Plan Cecils, Walsinghams und Hattons, denn Raleighs erheuchelte Freundschaft erschien ihnen eben so besorgnißerregend wie Dudley's alter Haß.

Tarleton der Schauspieler, der plumpe Grimassenmacher, durfte — sonderbarer Weise — der Königin Alles sagen, er war gewissermaßen ihr Hofnarr. Die Meinungen, Ideen und Sentenzen, welche er unter derben Späßen zum Besten gab, galten Elisabeth als ein treues Echo derber, gesunder Volksmeinung, und indem sie sich an seinen plebejischen Erzählungen, Anekdoten und Klatschereien ergötzte, wußte sie aus denselben die Gefühle des gemeinen Mannes herauszulesen, sah oft in ihnen einen unmerklichen Fingerzeig für den Weg, welchen sie eingeschlagen hatte. Sie kannte diesen Hanswurst überdem viel zu genau, um ihn jemals einer eigenen Gesinnung für fähig zu halten. Da Mister Tarletons Wohl und Wehe aber von Hatton und den Ministern abhing, so benutzten diese ihn auch gewöhnlich als Posaune Dessen, was sie der Majestät als vox populi vorsetzen wollten, und benutzten ihn also auch heute, um die endliche Katastrophe dieser Hofhändel zu Gunsten ihrer alleinigen Macht herbeizuführen. Daß Tarleton diese Mission übernahm, war ein eben so glänzender Beweis seiner unendlichen Eitelkeit wie Beschränktheit; er pochte eben auf sein Hanswurstrecht, und da er Jeglichen bei Hofe genau kannte, vor Allem Ihre Majestät selbst, und die Kunst besaß, als ein stets arglos dummer Schwätzer zu erscheinen, hatte er gewiß Grund genug, sich für einen Mann zu halten, dessen Einflusse Jeglicher weichen müsse. Sobald Elisabeth über ihn lachte, und sie lachte stets über ihn, dann flohen die Wolken von ihrer Stirn und der Hof hatte gute Tage. Oh, Tarleton war ein großer Mann!

Die Kerzen des Saales im alten Bankethause von Whitehall flammten, die Leibgarden, aus den jüngeren Söhnen der edelsten Geschlechter gebildet, bildeten, die Partisanen in den Händen, an den Wänden Spalier und besetzten die Ausgänge; der hohe Adel versammelte sich. Was England nur an Glanz und Reichthum, Ruhm und Schönheit, Rang und Waffenruf aufweisen konnte in einer Zeit, wo Galanterie, Tapferkeit wie romantischer Abenteurermuth den Mann erst in den Augen der Frauen adelte, war hier vertreten, und Jedermann trug sein geheimnißvolles, eigenes Stück Unsterblichkeit in den rauschenden Falten seines Atlasmantels. — Die Cecils, Vater und Sohn, wie Lord Walsingham mit Gemahlin, Kanzler Hatton, der einzige Junggesell unter den Ministern einer Königin, welche die Ehe nicht leiden konnte, Talbot Graf von Shrewsbury, dessen Frau und Stieftöchter im Tower saßen, weil ihr Ehrgeiz der Königin verdächtig geworden, waren die ersten auf dem Platze, dann traten die beiden nebenbuhlerischen Günstlinge mit ihrem Anhange ein.

Sir Robert Dudley, Graf von Leicester, in spanischem Hofkleide von weißem Sammt und dunkelblauen Atlas mit reicher Silberstickerei verziert, auf seiner Brust den Stern und

Kette des Hosenbandes, war bereits ein Vierundfünfziger. Aber man sah das seiner Antinousgestalt, seiner straffen, fürstlichen Haltung nicht an; höchstens daß sein dunkles Haar schon dünn und kurz, sein Vorderhaupt kahl und nur von einer leichten dunklen Locke beschattet war, indeß sein Schnurrbart sich steif emporbrehte, sein Kinnbart hingegen in einen langen Zwickel auslief, der bis auf den Ordensstern herabfiel. Sein Teint war ungewöhnlich brünett, und derselbe, verbunden mit den tiefliegenden, grauen, listig umblitzenden Augen unter dunklen Brauen, hatte ihm bei seinen Gegnern den Spottnamen des „Mohren" verschafft. Seine schmale, lange, scharfgebogene Nase mit den dünnen Lippen und dem stechenden Blick machten ihn mehr gebietend als liebenswürdig. In seiner Begleitung erschienen sein älterer Bruder John von Warwick, Elisabeths General, sein Neffe, der blonde Philipp Sidney, der Liebling aller Damen, gefeiert als Dichter und als Held, am Arme Felicia, sein jugendlich Gemahl, die blonde, neunzehnjährige Tochter Walsinghams. Die junonische, dunkeläugige Maria, Philipps Schwester, selbst Dichterin, der er seine unsterbliche Arcadia gesungen, folgte ihm mit ihrem gelehrten, feinsinnigen Gatten, Lord Heinrich Herbert Graf Pembroke.

Nicht minder glänzend, wiewohl in anderer Art, trat Dudley's nunmehr gefährlichster Gegner, Sir Walter Raleigh, Lord von Cork, Seneschall von Cornwallis, auf. Untersetzter, kleiner, ohne so weichlich voll wie Leicester zu sein, hatten Sonne und See sein Gesicht fast dunkelroth gefärbt. Sein Haar war pechschwarz, wie Schnurr- und Knebelbart, aus welchen die vollen rothen Lippen und weißen Zähne blinkten, wenn er fröhlich plaudernd Cecil und Hatton nahte, er war noch nicht vierunddreißig Jahr. Sein Gewand und Mantel von niederländischem Schnitt, war von kirschrothem Sammet mit schwarzem Atlas ausgeschlagen, reich mit Gold geschmückt, und seine Rechte hielt ein bisher noch unbekanntes Instrument von seltsam bunter, gebrechlicher Arbeit: einen Fächer von Papagayenfedern. Raleighs Gesicht verrieth hohe Intelligenz, sein dunkles Auge rücksichtslose Kühnheit, sein Körper war leicht und von einer gewissen derben Ungezwungenheit. Neben ihm stand Lord Radcliffe's Schwestersohn, sein Jugendfreund Ritter Blount, seiner drolligen Zierlichkeit wegen gern gelitten. Beide umgaben die Veteranen der tollen See, der hagere Cavendish, der untersetzte, stets joviale Francis Ritter von Drake und der rauhe Sir Martin Fortisher, die Weltumsegler, die glücklichen Piraten, welche Englands Flotten bereits zum Schreck aller Küsten, seinen Handel bereits so blühend groß gemacht und sich im Sturmgeheul wie Pulverdampfe Sporen und Wappen erobert hatten.

In der That drei glänzend ebenbürtige Parteien! Dort Dudley und der stolze Glanz der ältesten Geschlechter, um Raleigh die Männer des Volkes, der Zukunft, die großen Schatzgräber der Nation; zwischen beiden aber die alten Räthe der Krone, welche die Zügel des Wagens lenkten, auf dem Elisabeth siegreich und sicher die sturmumdrohten Pfade des Jahrhunderts dröhnend dahinfuhr.

Der Mittelpunkt des Saales, zu welchem nur ein mäßiger Durchgang frei blieb, ward von drei Sesselreihen eingenommen: der vorderste dieser Sessel, etwas erhöht auf einem Teppich, gehörte der Königin; etliche Kissen lagen in und vor ihm. Das ganze Auditorium war dem Ende des Saales zugekehrt, wo auf niederem Gerüst, mit buntem Stoff ausgeschlagen und durch etliche Stufen zugänglich, ein roher Tisch, ein paar Schemel, Porterkrüge und allerlei bürgerlich ordinärer Hausrath vor einer Leinewand sich befanden, welche in roher Malerei eine bekannte londoner Schenke am Strande darstellte, zum „lahmen Hahn" geheißen. Sie verdeckte den improvisirten Verschlag, in welchem Tarleton sein großes Werk vorbereitete und ihr Eingang in der Mitte bildete zugleich des Künstlers und seines Gehülfen Auftritt. Alles war heiter, oder that so, die hadernden Parteien bargen ihren Groll unter lächelnder Höflichkeit und nur Einer stand einsam, unbeachtet, traurig-ernst: jener bleiche, dunkelblonde Mensch in knappem, blauem Tuchwams, der dort am Fuße des Gerüstes harrt, die Schelle in der Hand, der Rufbursche Shakespeare. Etliche Musikanten an beiden Seiten des Schaugerüstes erwarten lautlos den Beginn der Vorstellung.

Das große Portal des Speisesaals springt auf, Alles wendet sich. — Eine langgestreckte, hagere Gestalt mit tiefgefurchten Zügen, düstren Augen und buschig weißem Barte, im Küraß, das Baret mit Straußenfedern auf kahlem Haupte, tritt ein: „Der Königin Majestät!" — Das ist der greise Kapitän Beddingsfields, einst der rauhe Gefangenwärter von Elisabeths trauervoller Jugend, der „**ihr**, wie **sie** Nichts thun ließ!" Nun ist er Hauptmann ihrer Garde, ist ihr ewiger Begleiter. Am Tage ihrer Thronbesteigung hatte sie ihm gesagt: „Beddingsfield, Du hast mich eisern, doch gut bewacht, mein Leib soll auch fortan ein Gefangener Deiner Treue und Ehre sein, so lange Du leben wirst!" —

Wachsfackeln flammten vom Bankelsaal her, die Königin erschien. Sie trug eine orangegelbe, gewässerte Seidenrobe, mit Hermelin umsäumt, von Silberfransen, Spitzen und Demantsternen übersäet. Brust und Hals verhüllte der weite, von Goldfäden durchzogene, spanische Spitzenkragen und von der Goldzindelkappe mit dem Krönlein, welche wie ihr Haar mit Demantketten durchflochten war, fiel ein weißer, kostbarer Schleier bis auf die Schleppe ihres Kleides. Ihre Rechte stützte sich auf die Schulter eines schönen Pagen in weißer Seide, William Herbert, den 15jährigen ältesten Sohn des Grafen von Pembrocke und der Lady Maria Sidney, während seine nur wenig jüngern Brüder, Henry Wriotsley und Montgomery, ihr die Schleppe trugen. Elisabeth war nicht schön. Ihr rothblondes Haar, an den Seiten in tausend kleine Löckchen aufgetufft, spielte schon in's Fahlgraue und war in seiner Fülle nicht mehr echt. Geistige Anstrengung, Selbstkämpfe und nahendes Alter hatten die einst so zarte Stirne hochgewölbt, die ohnehin lange, fein gebogene Nase spitz gemacht. Sie kniff die schmalen Lippen, und ihre weiße, durchsichtige Haut gab ihr mit den kleinen Fältchen um Augenlider und Mundwinkel einen Ausdruck überaus vornehmer Strenge; sie

war das leibhaftige: „Noli me tangere!" — Und doch, nicht jung noch schön, welch ein Reiz umgab sie dennoch, welche Anmuth bei solcher Majestät. Alle bezwingende Macht dieser Frau lag im großen Blicke ihres blauen Auges, das alle Leidenschaft wie alle Tugend zu bergen, die Menschenherzen bis auf des inneren Wesens tiefsten Grund zu durchforschen und auch zu durchwärmen schien. Als sie eintrat, die Hand ein wenig zum Gruße erhoben, war's William Shakespeare, als gehe die Sonne auf, ein Zittern flog durch seine Glieder. Das Gefolge Elisabeths, ein Kranz der schönsten Frauen, edelster Männer verschwand fast neben ihr. Radcliffe Herzog von Sussex, Graf Surrey der Dichter, der junge Sir William Seymour, Ritter Knowles, Frank Stanley, der schöne Carl Howard, der eben an Stelle seines Vaters Großadmiral geworden, die Perlen aller Frauen Englands: Mylady Scrobe, Sheffield, Franziska und Maria Howard, — wer nennt sie Alle, bei denen Glanz und Schönheit in ewigem Streite lagen? Zuletzt erschienen drei Lieblinge der Musen: Spenser der Hofpoet, Lord Raleighs Freund, John Dowland der Königin Lautenspieler und Guglielmo Zuccero ihr Maler.

„Lange lebe Königin Elisabeth!" tönte als Gruß durch den Saal, und tief gebückt blieb Alles, bis sie sich mit Gefolge vor der Bühne niederließ. Die Pagen setzten sich zu ihren Füßen, Kapitän Beddingsfield trat hinter sie und der Kanzler machte zögernd einige Schritte auf sie zu, ihre Befehle erwartend. Daß sie heute im engen Hofzirkel zu Nacht gespeist hatte, und nun, gegen sonstige gute Gewohnheit, Niemand ansprach, war ein sehr deutliches Zeichen, wie mürrisch ihre Laune sei. Doch, als ob sie sich erinnere, daß sie dieselbe nicht zu offen zeigen dürfe, wendete sie sich, nachdem ihr Blick gleichgültig über die Bühne und den Rufburschen hingeglitten, langsam zu Leicester, dann zu Raleigh und Cecil und nickte ihnen leise lächelnd zu.

„Laßt nun den Tarleton seine Streiche beginnen, Hatton, die Fröhlichkeit ist ohnedem ein seltener Gast in meinem Hause!"

Der Kanzler gab Shakespeare einen Wink, die Glocke tönte, die Musik begann. Während der kurzen Piece hatte Raleigh leise der Hofdame genaht, die ihm zunächst saß, und reichte ihr flüsternd den Papageyenfächer, welcher von Hand zu Hand bis zu der Majestät ging. Elisabeth schien sichtlich erfreut und überrascht. Sie betrachtete ihn mit Neugier, dann wendete sie sich fragend zu den Damen, welche ihr den galanten Geber bezeichneten. Raleigh verbeugte sich tief, und machte ihr das Zeichen des Fächelns. Als sie es zur Probe nachgeahmt, war ihr die kühlende Wirkung so angenehm, daß sie ihm höchst freundlich mit der Linken dankte.

„Seht doch, Neffe," flüsterte Dudley dem Philipp Sidney zu, „welch überseeisch neues Spielwerk Raleigh wieder für sie austrieb! Der versteht's, und sie — nimmt gern, das weiß Gott!"

„Er will vorbauen für sich, ehe bei ihr 's Gewitter losbricht," entgegnete der Andre.

Die Introduktion schwieg, die Schelle tönte wieder und — aus der Thür der leinewand-bemalten Schenke trat Tarleton, fratzenhaft als londoner Fischweib ausstaffirt, das dem Wirth zum „lahmen Hahn" um einen Krug Dünnbier den neusten Stadtklatsch mitzutheilen gedenkt. Besagter Wirth hatte eine rein pantomimische Rolle, von einem „Miethling" dargestellt, welcher bei solchen Gelegenheiten immer zum Objekte dienen mußte, an das sich Tarletons Rede adressirte.

Shakespeare blickte nicht auf diese Tollheiten, welche sehr bald die Heiterkeit der erlauchten Gesellschaft erweckten, er beachtete nur jede Bewegung in Elisabeths Mienen, die Wirkung jeder kecken Redewendung, um welche der Komiker eben nicht verlegen war. Der Dialog oder Monolog Tarletons — vielmehr eine Nachahmung der Monodieen, welche einst Muster seinem Gönner Nero vortrug, — wurde im plattesten Cityton gehalten und bot anfänglich außer bodenlosen Dummheiten und Gassenspäßen nichts Besonderes. Nach und nach wurden Tarletons Bemerkungen aber immer anzüglicher, der lächerlichste Klatsch über pikante Verhältnisse bekannter Personen in der Stadt kam zu Tage und versetzte Ihre Majestät wirklich nun in so herzliches Lachen, daß sie beifällig in die Hände klatschte. Das Eis war gebrochen, sofort folgte die Versammlung rauschend ihrem Signal, Cecil und Hatton nickten dem Mimen ermunternd zu, und — nun öffnete er alle Schleußen seiner Suade, thürmte Spott auf Spott, verstieg sich in immer vornehmere Regionen und nahm erst indirekt und nebenbei, dann immer unmittelbarer die Lords von Dudley und Raleigh zum Stichblatt seiner kecken Stöße. Als Elisabeths Vergnügen dadurch nur noch um so mehr erhöht zu werden schien, ja sie bald Einem bald dem Andern ihrer Günstlinge schadenfrohe Blicke zuwarf und durch ihren Beifall den Komiker förmlich aufzufordern schien, seine Farben handhoch aufzutragen, glaubte Shakespeare fast selbst, daß seine Befürchtungen grundlos und daß Ihre Majestät ebenso unberechenbar sei, wie das Privilegium straflosester Ausgelassenheit seines Meisters.

„Ja, ja, Toby, mein alter Hahn," perorirte Tarleton in vollem Flusse: „die Beiden da, der Mohr und die neue virginische Rothhaut, das sind die eigentlichen Hechte; sie plätschern lustig im Volksschweiß und jedes Monopol, das ihnen unsre große Königin, Gott segne sie! in ihrer Gnade ertheilen mag, ist ein guter Bissen für ihren grundlosen Magen! Will Einer 'n Glas Wein, und läg' er auf'm Tode, so muß er in des Dudley Keller gehen, denn wer darf ihn verkaufen, als er? und er nimmt wie ein Jude zehnfachen Gewinn! Wollt Ihr aber 'n Bröslein Zucker, Gevatter, ein Endchen Gewürz oder sonstige Apothekerswaare, wehe Euch, wenn Ihr dem Raleigh nicht Euren Beutel hinreicht, denn ohne seine Gnade könnt Ihr nur getrost von hinnen fahren! Das sind nun zwei rechte große Herrn, der eine ist Altenglands Weinschenke, der unsre Kehle, der andre sein Dütendreher, der unsren Magen in seinen Händen hält! Will nicht noch Einer von Euch, hochedle Herrn, unsres armen Landes Brauer und Schlächter werden? Dann wüßten wir gewiß, daß Ihr unsre Leiber regiert, als ob keine Herrin mehr sei,

die unsrer Noth dächte. Nun, nun, ich möchte von dem Weine Dudleys nicht kosten, der gewisse Leute für immer gesund gemacht hat! Und der Raleigh ist Euch so'n landeskundiger Krämer, daß er bald Maaß und Gewicht, Münze und Elle in der Tasche haben wird. Das weiß jedes Kind, daß er die Königin kommandirt, Gott schütze sie! wie er will, und der Leicester mehr Macht hat, Ungebühr zu thun, und mehr Ungebühr thut, als je 'n Edelmann an König Heinrichs Hofe zu denken wagte! Wenn der böse Feind doch nur einmal Vernunft hätte, sie Beide zusammen zu holen, alle Welt würde ihm Kirchen bauen vor — — !!"

Hier ward der überpopuläre Rhetor jäh unterbrochen! — Das Gelächter hatte schon während der letzten Hälfte seiner Rede geschwiegen, man begriff langsam, was im Werke sei! Beide Gegner bissen vor Wuth die Zähne zusammen und blickten sich mit Gefühlen des tiefsten Hasses an, welche nur mühsam noch höfische Sitte in Banden hielt; sie waren beide auf's tödlichste verletzt. Die Königin hatte scheinbar immer ruhig zugehört, aber die Minister, der Rufbursche vor Allen, konnten bemerken, wie sich ihr Antlitz röthete, ihr Auge sich unheimlich groß erweiterte, wie ihre Hände Raleighs Fächer endlich in Stücke brachen; mit eins erhob sie sich.

„Bei den Gebeinen meines Vaters!" und ihre Stimme schnitt jäh des Gauklers Rede ab, „hat Tollwuth diese Kreatur befallen, daß sie gewagt, Uns diesen Hohn als Londons täglich Gespräch, als seines Herzens Ja und Amen aufzulügen?! Wenn Wir mit jahrelangem, getreuen Regimente, Mylords, nicht mehr verdient, als daß das Volk so frevenilich mißachtend Uns begeifert, so muß man an den giftigen, heillosen Zungen ein Exempel geben, damit man im Lande begreife, wessen die Macht ist. Beddingsfield, sorg', daß dieser wüste Lügner zu Newgate als Beleidiger Unseres Ansehens an Leib und Leben —, helf mir Gott, was will der andere Tropf hier?! Bube, laß Deine Hände von Unserem Gewand!!" damit fuhr die Königin heftig zurück.

Zu ihren Füßen aber lag der blasse Rufbursche im blauen Wams, hatte flehend die Falten ihres Kleides ergriffen, während Tarleton zitternd und entsetzt auf seine so rasch veränderte Gönnerin schaute. Ehe noch Beddingsfield und die nächsten Kavaliere Elisabeth von Williams Händen befreien konnten erhob dieser seine Stimme, bebend, heiß, voll Innigkeit:

„Laß, hohe Herrin, Deinen grimmen Zorn
Die Bosheit treffen mit der Gottheit Blitzen,
Doch was mag Dir, o sonnenhafte Frau,
Das Elend eines Wurms, wie dieses nützen?
Zum Narr'n hat ihn sein nied'res Loos bestimmt,
Zum Narren aller Narren — Deine Gnaden.
Wer ihm bisher der Frechheit Freipaß lieh,
Hat seine Schuld sich selber aufgeladen!
Erstaunst Du wohl, die gleich Athenen selbst,
Mit übertegnem Blick gen Himmel schreitet,
Daß so ein Wicht, von Deiner Huld bethört,
Der sichren Bahn des Schicklichen entgleitet?
Der Affe, den die Lüge aufgeputzt,
Der Unhold, den so lange Du geduldet,
Nichtsnutzig ward er, weil er nie was nutz,
Sein Hirn verschuldete ihn und — entschuldet!
Er weiß nicht, wie kein Volk sich so vergißt,
Daß das Gemeine allgemein ihm ist,
Daß Spott den Scherz, Absicht die Lust vermindert,
Und man nicht Schmerz erzeugt, um Schmerz zu lindern!
Sieh, wie vor seinem eignen Wahn entsetzt,
Im Jammer jämmerlich, ein Kloß von Thon,
Der ausstaffirte Fant zusammen sinkt;
Ein Satyr selbst verschmähte ihn als Sohn! —
Wenn nicht die Sonne, trotz der Thoren Liebe,
Ob ihrem Hasse oder Unverstand
Im Strahl allsegnend stets dieselbe bliebe,
Der Erde Rund spräng' aus der Schöpfung Band!
So wirf auch Du von Deinen Herrscherhöhen
Ein Fünkchen nur aus Deinem hehren Blick
Auf seine Mißgestalt, die zu verstehen
Verstand ihm fehlt, erbarmungsvoll zurück!
Er war ein hohler Ball! Von Deinem Hauch
Gebläht, verflog er sich, d'rum sprang er auch!!"

„Wahrhaftig!" Elisabeths Züge hatten sich zum Lächeln verklärt, „die galanten, anmuthigen Verse dieses klugen Narren löschen am Ende die rohe Narrheit seines dümmeren Meisters aus! Wie nennst Du Dich denn, mein artiger Freund?"

„William Shakespeare."

„Shakespeare?! — Woher hat die Familie den Namen?"

„Mein Urgroßvater, Majestät, soll auf dem Felde von Bosworth ihn von Eurem Ahnherrn, dem königlichen Richmond, erhalten haben."

„Nun, Shake-speare, Dein Speer hat Unser Herz genau getroffen! Schade, daß Deiner Väter wackeres Blut es in Dir zu Nichts weiter als zum Komödianten gebracht hat. Um Deiner Klugheit willen mag der Tarleton frei ausgehen, aber er soll nie mehr durch sein Fratzenspiel die Sitten meiner Londoner verderben, Hatton! Fort mit ihm, wir wollen keinen Komödianten mehr im Hause! Diesem Shakespeare zahlt indeß ein gutes Geschenk, er hat uns ganz leidlich unterhalten." Sie wendete sich. „Wo ist Sir Walter und Lord Dudley?"

Ihr Blick flog durch die Versammlung. Raleigh trat gebückt vor, — Leicester aber hatte den Saal verlassen.

„Ich frage, wo Graf Robert ist!"

„Mein Oheim, hohe Frau, —" sprach Sidney zögernd und verlegen, — „war sehr unwohl und aufgeregt, er läßt sich entschuldigen —"

„Entschuldigen! Aufgeregt! Unwohl! Ei, seht doch, Mylords! — Der Winkelzüge unter Euch sind wir herzlich satt, wir sehen wo das hinaus will! Vertragt Euch, wenn Wir Euch vertragen sollen! Wenn Elisabeth solch' elenden Possen verzeihen konnte, wer hat sich da beleidigt zu fühlen, als — der Schuldige? Graf Leicester sehe sich vor, daß Wir seiner Empfindlichkeit nicht — tiefere Gründe beimessen; ihm steht am wenigsten in Unserer Nähe Aufregung zu, Sidney. Ihr, mein Sir Walter, aber solltet immerhin auch die üppigen Segel ein wenig einziehen, Ihr seid hier nicht auf hoher See und Wir stehen am Steuer, damit für Jeden

Wind und Sonne gleich sei! Kommt, meine Damen, Dowland und Spenser werden besser den Ton treffen, der uns behagt! Euren Arm, Burleigh!"

Auf Cecil gestützt verließ die Königin den Saal, gefolgt vom lautlosen Hofstaat.

„Das danken wir allein den geschickten Versen dieses Burschen im blauen Wams!" flüsterte Walsingham Hatton in's Ohr. „Der Tölpel Tarleton brachte uns ja in äußerste Gefahr! Nun, halbgewonnen ist das Spiel doch, Dudley fiel schmählich aus der Rolle!" — —

Die Komödianten mußten sogleich Withehall verlassen. Hatton belohnte vorher noch Shakespeare mit sieben Pfund und der schmeichelhaften Versicherung seiner besonderen Gunst. Dem gefallenen Possenreißer indeß befahl er, nie wieder aufzutreten und seinen Antheil am Globe sofort den „übrigen Theilnehmern" abzutreten; fortan war Richard Burbage Direktor der Gesellschaft.

So endete der „große" Tarleton, begann Shakespeare. — Von diesem ersten Erscheinen vor Elisabeth bis zu der Aufführung des „Sommernachtstraums" und „Der Widerspänstigen Zähmung", welche seinen Ruf feststellten und sein Glück gründeten, vergingen noch mehr denn zehn Jahre rastloser Arbeit, Demüthigung und Entbehrung. Erst 1596 mochte er, über des Lebens drückendste Sorgen beruhigt, seine verlassene Familie, sein liebes Straiford wiedersehen. Seine höchste Bedeutung als Tragiker sollte ihm indeß erst aus dem Schmerze über das düstere Schicksal seiner beiden erlauchten Freunde Herzog von Southampton und Graf Essex und dem Tode der großen Elisabeth erwachsen und mit den Meisterwerken Hamlet, Othello, Lear und Macbeth (von 1600 bis 1607) stand er unter den Stuarts auf dem Zenith seines Lebens. Des Theaters müde, an der Zukunft seiner Nation seit dem Tode des Prinzen Heinrich von Wales verzweifelnd, zog er sich die letzten acht Jahre seines Lebens nach Stratford zurück und schloß das sonnige Auge, das den Menschen so tief in's Herz geblickt, zu rechter Zeit, denn über seinem Grabe ballten sich die Wetter der Revolution, welche das Königsgeschlecht der Stuarts und die Zeiten des lustigen Altenglands vernichtete.

Reykjavik auf Island.

Von W. Körde.

Es gibt vielleicht auf der ganzen Welt keine herrlichere Meeresbucht, als das Faxafjord auf Island, in dessen Schoos die Hauptstadt der Insel, Reykjavik, liegt. Man hat Faxafjord schon mit dem Golf von Neapel verglichen, allein es übertrifft diesen an Großartigkeit und Umfang weit, da es vielleicht acht deutsche Meilen weit in's Land hineinläuft und an seiner Mündung eine Breite von 14—15 deutschen Meilen hat. Wenn Neapels blauer Golf seinen Vesuv hat, so darf sich Faxafjord seines Snoefell rühmen, der auch ein feuerspeiender Berg ist, wenn auch schon seit lange nicht mehr in Thätigkeit. Der italienische Vulkan mit seinem purpurnen Kegel und der dunklen Rauchsäule die von seinem Gipfel aufsteigt, ist zwar wunderschön, aber auch der isländische Snoefell hat seine Schönheit, wenn auch eine Schönheit andern Schlages — er erhebt sich, ein Kegel blendend weißen Schnees, aus den unruhigen tintenschwarzen Wogen des Polarmeeres, das nie ruhig genug ist, um ein deutliches Spiegelbild von dem blinkenden Schneeberge zu liefern.

Der Snoefell hat eine Meereshöhe von 4577 rhein. Fuß, und ist nur ein einziges Mal erstiegen worden, und zwar von Sir George Mackenzie, dem berühmten englischen Reisenden. Die Ersteigung ist mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden, da die Berghänge vom Gipfel ab ziemlich glatt abfallen. Es knüpfen sich düstere Sagen an den Berg von einem Gnomen riesiger Statur Namens Barthr, welcher auf dem Berge spuken und in einer eiszapfenbehangenen Höhle in der Lava auf halber Höhe des Berges wohnen soll. Dieser Barthr war einer der frühesten Bewohner der Insel, und man erzählt sich von ihm eine gräßliche Geschichte. Der Sohn eines Nachbars spielte mit einer von Barthrs Töchtern auf dem Eis des Fjords, und als das Mädchen auf eine Eisscholle stieg, schob der Knabe im Scherz das Eisstück in die See hinaus, wo es von der Strömung ergriffen wurde und mit dem armen Mädchen seewärts trieb, daß man dieses niemals wieder sah. Und was that nun der Vater der Verschollenen? Er nahm den Knaben und seinen Bruder, unschuldige harmlose Kinder von 11 und 12 Jahren, jedes in eine seiner starken Hände, er kletterte mit ihnen den Berg hinauf bis er an eine furchtbare Erdspalte, das Ergebniß eines Erdbebens, kam, die bis tief in die Eingeweide der Erde hinunter aufgähnte, und schleuderte den einen Knaben in diese hinein, den andern aber von einer Felswand in einen Abgrund voll spitziger Felsen hinab. Kein Wunder daher, daß Barthr noch immer auf dem Berge spuken muß!

Der Snoefell hat zwar aufgehört, ein thätiger Vulkan zu seyn, allein vulkanische Eruptionen haben zu verschiedenen Zeiten im Meere an seinem Fuße stattgefunden; so zählt man einen Ausbruch im Jahr 1219, vier Ausbrüche zwischen 1222 und 1226, einen weiteren im Jahr 1237, und einen achten im Jahr 1247. Auch liegen um seinen Fuß herum verschiedene heiße Quellen, sowohl im Meere wie am Lande, und zeugen von der zu Tage dringenden Hitze des Erdinnern. Daß aber in ferner Vorzeit der Vulkan manche heftige Ausbrüche gehabt haben mag, erkennt man deutlich an der Menge Lava, welche aus demselben ausgeflossen ist und noch an seinen Flanken zu Tage starrt.

Der Snoefell nimmt das äußerste Ende eines Vorgebirgs oder Bergzuges von mehr als 12 deutschen Meilen Länge ein. Nördlich von ihm ist das Breida- oder Breithifjord, ein Meerbusen, wimmelnd von zahllosen Eilanden, welche noch nie ein Mensch gezählt hat, und die nun als Brutplätze für die Millionen von wilden Meeresvögeln dienen, die weithin die See bedecken und Wolken in den Lüften bilden. Südlich vom Snaefell breitet sich das Faxafjord aus, von wel-

chem noch viele kleinere Fjorde von mannigfaltiger und wunderbarer Schönheit abzweigen, — z. B. Borgarfjord umschlossen von Reihen steiler Basaltberge, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, ein enger Meerbusen welcher bis nach Reykholtsdal in's Land hineinläuft, wo eine Menge heißer Quellen aus dem Boden brechen und die Atmosphäre fortwährend mit ihren Dampfmassen erfüllen; Hvalsfjord mit seinem Wasserfall am Ende, welcher den Ablauf eines Bergsees auf einer lieblichen Hochmatte bildet, in dessen Gewässern der hohe, stolze, schneegekrönte Kegel des Esja sich spiegelt; Skerjafjord, ein spiegelklarer Binnensee von tiefblauem Wasser, von keinem Wellenschlage bewegt, denn die Mündung des Fjords verschließt eine Reihe Felsenriffe von schwarzem Gestein und wehrt allen Schiffen den Einlauf; und das dicht dabei gelegene Hafnafjord mit einem hübschen Hafen und guten Ankergrund.

Die breite Bucht von Reykjavik bietet keinen Schutz für Fahrzeuge; die kleinen, niedrigen, flachen Inseln welche in ihr herumliegen, sind zu wenig zahlreich, um die Gewalt der mächtigen Wogen zu brechen, welche vor dem Druck der Westwinde hier hereinstürzen, und das Fjord ist zu ausgedehnt, um Schutz vor der Heftigkeit der Stürme zu gewähren. Ueberdem ist der Ankergrund so schlecht, daß die Schiffe beim Herannahen eines Sturms sich nach dem Hafnafjord flüchten.

Reykjavik liegt auf einem Felsenzacken, welcher sich auf eine ziemliche Länge in die See hinaus erstreckt und wegen seiner eigenthümlichen Bildung die große Zehe heißt. Die kleine Stadt ist auf allen Seiten ziemlich geschützt, ausgenommen nach dem Meere hin, nach Norden, und gerade auf dieser Seite steht es gegen den Esja, welcher die Stadt vor den eisigen Nordwinden schützt. Der Grundplan der Stadt gleicht ungefähr einem H; die aufrechten Striche bestehen aus hölzernen Schuppen und kleinen Hütten, die längs den Abhängen der Berge hin liegen, während der Querstrich eine Reihe von Kaufläden und anderen kleinen Häusern bedeutet, die ihre Fronte dem Meere, ihre Rückseiten aber einem kleinen Süßwassersee zukehren.

Hart am Rande dieses kleinen Sees steht die Kathedrale, ein Gebäude, auf welches sich die Isländer nicht wenig zugute thun. Es wäre schwer zu sagen, welchem Baustyle diese Hauptkirche angehört, und man kann von ihr mit eigentlicher Sicherheit nur das rühmen, daß ihr Styl ohne allen Zweifel einer der häßlichsten von aller bekannten Kirchenbaukunst ist. Die ursprüngliche Idee des Baumeisters scheint eine Art Basilika gewesen zu seyn, aber er hat den romanischen Grundplan mit allen möglichen anderen Zuthaten verquickt, und überdieß hat das Gebäude bereits ein verkommenes Ansehen, und der Gyps und Mörtel sind zersprungen und lösen sich überall schon ab. Die rundbogigen Fenster sind ganz hoch oben an den Wänden angebracht; dem Thurme hat der Baumeister dadurch ein gewisses Gepräge von Originalität zu geben gesucht, daß seine Wände keine geradlinigen Flächen sind, sondern Curven nach innen, daher in der Grundlinie förmliche Kreissegmente bilden. Die Kirche hat ein geräumiges Schiff, das auf drei Seiten mit Galerieen umgeben ist; die Westseite nimmt die unbedeutende Orgel ein. Der Altar enthält ein Taufbecken aus weißem Marmor von der Meisterhand Thorwaldsens, welcher bekanntlich ein Isländer von Geburt war, und den Altar überragt ein auffallend großes Oelgemälde von sehr untergeordnetem Kunstwerth. Die Altarstätte ist überdacht und dieser Schalldeckel himmelblau bemalt mit goldenen Sternen.

Die einzigen anderen öffentlichen Gebäude, welche Reykjavik aufzuweisen hat, sind das Haus des Gouverneurs und die Schule. Ersteres sieht etwa aus, als hätte man die Pferdeställe irgend eines leidlich wohlhabenden Mannes in Wohnungen umgewandelt. Es ist ein steinernes weißgetünchtes Gebäude, während alle anderen Häuser von Holz oder von Lehm erbaut sind. Es war ursprünglich zum Gefängniß bestimmt, allein da es auf der Insel nicht viele Verbrecher und nur einen einzigen Polizeibeamten gibt (obschon Island um ein Drittel größer ist als Irland), so stand das Gefängniß mehrere Jahre leer und wurde dann in die Residenz des Gouverneurs umgewandelt.

Die Schule ist ein großes hölzernes Gebäude, reinlich und wohl durchwärmt. Ein hölzernes Haus ist weit wärmer als ein steinernes, und ein Haus von Lehm noch wärmer als ein hölzernes. Die Schule zählt jedoch nur sehr wenige Schüler, da die Isländer ihre Söhne nicht gerne zur Erziehung hieher senden; sie behaupten nämlich, die Jungen würden hier nur frech und frivol, lernten ihre Heimath verachten und nähmen neumodische Sitten an, welche sie verdürben. Außerdem aber herrscht unter den Isländern, so arm sie auch sind, ein ganz unverkennbarer Wissens- und Bildungsdrang.

Die in Reykjavik lebenden Dänen haben hölzerne Häuser, welche sehr reinlich und behaglich, von außen mit Theer angestrichen und innen mit bunten Tapeten verklebt oder in lebhaften Farben bemalt sind. Pocht man an der Thüre, so fliegt diese auf und man steht einer Dame gegenüber, die ihr Haar à la Eugénie frisirt hat, eine schwarze Sammetjacke, einen seidenen Rock, einen Halskragen und Manschetten von Spitzen und eine goldene Uhr trägt: das ist die Dame des Hauses. Man tritt durch die äußere Thüre sogleich in das Besuchzimmer, wo man Gaze-Vorhänge an den Fenstern und Geranien (die wohl hier zu Lande niemals blühen werden, wie ich fürchte) in zierlichen Scherben auf den Simsen, einen großen Spiegel in prächtiger Goldrahme, ein Portrait des Königs von Dänemark und ein anderes von Thorwaldsen an den Wänden findet: das ist das Innere eines dänischen Hauses in Reykjavik. — Aber wie ganz anders sieht es in der Hütte eines Isländers aus, wohin ich euch nun führen will. Zunächst gibt sie ihre Nähe schon durch einen entsetzlichen Gestank kund, der von den faulenden Fischen herrührt, welche um sie herum liegen und einen Sumpf von Koth um die Thürschwelle bilden, wie er kaum um eine Sennhütte in den Hochalpen zu finden ist. Reicht mir die Hand, damit ich euch hinüberführe, aber bückt euch jedenfalls, damit ihr den Kopf nicht an dem Thürbalken einrennt. Die Wände, außen von Lehm und

Rasen, sind sechs Fuß dick und innen mit rohen Lavablöcken ausgekleidet. Und drinnen herrscht ebenfalls ein Gestank, der Einem beinahe den Athem zurückdrängt, denn das Brennmaterial in der Küche besteht aus Schafdünger und Fischhäuten, und statt eines Schornsteins dient nur ein einziges kleines Loch im Dache. Die Betten sind mit den Federn des Fulmars, einer Sturmvogelart, gefüllt und der scharfe thranige Geruch dieses Vogels verliert sich niemals von den Federn. Ueberdem hängen überall von Deckbalken zerschlitzte Stücke von rohen Fischen zum Trocknen herab, und überdem werdet ihr bemerken, daß kein einziges von den Fenstern sich öffnen läßt. Und wie dunkel ist es hier! Kein Wunder, denn wo das Licht hereinfällt, da kommt auch die Kälte herein, und während der langen Winternacht hat man ja doch kein Tageslicht, und im Sommer fällt es niemanden ein, im Hause zu bleiben. Man sieht, die Isländer sind in Bezug auf häusliche Behaglichkeit nicht verwöhnt.

Im Jahr 1801 betrug die Einwohnerzahl von Reykjavik 300 Seelen; gegenwärtig hat es deren 1400, aber eine beträchtliche Anzahl derselben bilden Dänen, die nur zeitweilig hier sind: Militärs, Beamle u. s. w. Früher war die lateinische Schule zu Bessastad, ist aber 1846 nach Reykjavik übergesiedelt worden. Die Kathedrale war ehedem in Skalholt, allein jetzt wohnen der Bischof und sein Stab ebenfalls in der Hauptstadt. Das isländische Parlament pflegte sich früher unter freiem Himmel zu Thingvalla zu versammeln, allein die alle Welt beleckende Kultur hat sich auch auf diese Nordlandsrecken erstreckt und sie halten ihr Thing oder Versammlung nun auch in einem eigenen Gebäude in Reykjavik. So ist denn auch auf Island wie überall das Prinzip der Centralisation zur Geltung gekommen, und die Hauptstadt hat sich daher von einem Dörfchen zu einem Städtchen emporgeschwungen.

Die ganze Insel Island, welche bekanntlich unter dänischer Oberherrschaft steht, ist in drei Aemter eingetheilt, und jedem Amt steht ein eigener kirchlicher und ein politischer Oberbeamter vor. Das kirchliche Haupt des Amtes ist der Probst, welcher unter dem Bischof steht; das politische Haupt ist der Amtmann, welcher dem Gouverneur zu Reykjavik verantwortlich ist. Jedes Amt ist in drei Syssel eingetheilt, deren jedes seinen eigenen Sysselmann hat, während jedes Syssel wiederum aus verschiedenen Hreps besteht, an deren Spitze je wieder ein Beamter fungirt. Unter dem Probst eines Amts stehen die Pastoren der verschiedenen Kirchspiele.

Die Honoratioren von Reykjavik bestehen aus den verschiedenen Oberbeamten, einem Dutzend Kaufleute und Krämer, einem Apotheker, welcher zugleich französischer Konsul ist, einem Buchdrucker und Buchhändler, welcher ein Monatsblatt herausgibt und druckt, das meistens mit lokalen Nachrichten und Neuigkeiten angefüllt ist, einem Silberschmied, welcher aus harten Thalern verschiedene Schmuckgegenstände für Frauen aushämmert, und einem Uhrmacher. Auch einige Handwerker sind hier ansässig, deren Fabrikate jedoch noch von sehr primitiver Art sind.

Die kleine Stadt Reykjavik war zu Anfang dieses Jahrhunderts der Schauplatz einer Revolution von höchst eigenthümlichem Charakter. Ein junger Bursch, Däne von Geburt, mit Namen Jörgensen, war in England Kriegsgefangener gewesen, ranzionirte sich aber und entwich nach Island. Hier organisirte er mit Hülfe einiger englischen Matrosen eine Verschwörung, erhob die Fahne der Revolution, nahm einen Grafen Tramp, der damals Gouverneur war, gefangen, proklamirte sich selbst zum Protektor der Insel und verkündete, Island solle forthin ein Freistaat mit republikanischer Verfassung sein. Er konfiscirte alles dänische Eigenthum auf der Insel und verbannte die Dänen nach den Westmanns-Inseln, welche er für die künftige Strafkolonie der neuen Republik erklärte. Er decretirte ein neues nationales Banner für Island, bestehend aus drei silbernen geschlitzten Stockfischen auf lazurblauem Felde, und organisirte eine Armee, um allen kriegerischen Ueberfällen an der Küste mit bewaffneter Hand zu begegnen, und dieses Heer bestand genau aus acht Mann, die er mit alten Vogelflinten bewaffnet, in grüne Uniformen gesteckt und mit kräftigen zottigen langschwänzigen Ponies beritten gemacht hatte. Dieses Militär durchstreifte die Insel, schüchterte die Dänen ein, versicherte sich des konfiscirten Eigenthums, und weckte und belebte den Enthusiasmus der Eingebornen. Seelenvergnügt über seine Armee nahm Jörgensen den Titel „Seiner Excellenz des höchsten Oberbefehlshabers der Land- und Seemacht" an, und erließ eine Proklamation nachstehenden Inhalts: „Wir Jörgen Jörgensen, haben uns der Regierung des Landes angenommen, bis eine regelrechte Verfassung hergestellt ist, mit der Befugniß, mit auswärtigen Potentaten Krieg zu führen und Frieden zu schließen." — Jörgensen fand sechs alte rostige Kanonen, welche 140 Jahre hindurch im Sand begraben gelegen hatten, ließ sie ausgraben und errichtete mit denselben eine Batterie zum Schutze seiner Hauptstadt. Er nahm einige dänische Fahrzeuge hinweg, welche in den Hafen einliefen, und überließ sich mit Behagen seinen süßen Herrscherträumen. Alles ging ganz vortrefflich, bis eines Tags unversehens eine englische Kriegssloop in die Bucht einlief und den Protektor der neuen Republik nach einer Regierung von nur wenigen Monaten in Ketten mit nach England nahm.

Das einzige Gasthaus in Reykjavik wird gegenwärtig von einem gewissen Jörgensen, einem Dänen, betrieben, aber ob der Mann mit jenem ehemaligen Protektor verwandt ist oder nicht, habe ich nicht zu erfahren vermocht.

Reykjavik besitzt zwei sehr achtbare Bibliotheken, deren zahlreiche Benützung am besten für den Bildungsdrang seiner Bewohner zeugt. Die eine davon ist eine öffentliche, die andere gehört dem sogenannten Collegium oder Stift, d. h. der höhern Bildungsanstalt. Die öffentliche Bibliothek ist in den Dachräumen der Kathedrale aufgestellt, und enthält neben der ziemlich vollständigen ältern und neuern dänischen Literatur und den alten Klassikern auch viele deutsche Bücher, z. B. die Werke von Oehlenschläger, Luther, Lessing, Schiller, Goethe, Steffens u. A. m., sowie viele englische Werke, na-

menlich Romane. Die Stiftsbibliothek enthält werthvolle Abschriften der alten volksthümlichen Sagas, von denen viele noch niemals gedruckt worden sind.

Ungefähr dreitausend Schritte von Reykjavik ist eine heiße Quelle, mitten in einem Sumpfe gelegen. Das Wasser ist nicht siedend, aber doch brühheiß, und die Quelle wird von den Bewohnerinnen der Hauptstadt häufig aufgesucht, um — Kleider darin zu waschen. Das Wasser sprudelt am Fuße eines alten Steinhaufens hervor, welcher von Niederschlägen von Kalksinter gebildet worden ist, und diese Niederschläge sind, wenn auch kleiner, doch so ziemlich denjenigen ähnlich, welche den großen Geyser umgeben. Man kann daraus mit ziemlicher Gewißheit abnehmen, daß auch diese heiße Quelle vor Zeiten einmal ein Springbrunnen von siedend heißem Wasser, ein sogenannter Geyser, war. Der Kalksinter ist nun mit Moos und Unkraut bedeckt, aber die Ausströmung der Quelle hat an der einen Seite einen Theil davon hinweggefressen und so seine Zusammensetzung bloßgelegt. Der umgebende Sumpf, offenbar von der Quelle selbst gebildet, ist voll Fieberklee (Menyanthes trifoliata), dessen schöne weiße purpurgesprenkelte Blüthenwirtel sich hoch über den röthlichen Schlamm erheben, worin seine Wurzeln eingebettet liegen. Die Isländer nennen diese Blüthe Schwanenglöckchen. Auch die Moos-Heidelbeere, Vaccinium Oxycoccos, wächst hier in Menge, deren dunkelrother Saft ehemals auf Befehl der isländischen Bischöfe in Masse bereitet und eingekocht wurde, um beim Abendmahl als Sacramentwein gereicht zu werden. Aber es bleibt eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung, welch' überraschend geringen Einfluß die Anwesenheit einer heißen Quelle auf die umgebende Vegetation übt; während anderwärts heiße Quellen den Boden so erwärmen, daß sie in ihrem Bereich die Pflanzen treibhausartig schnell und üppig entwickeln, sind hier die Pflanzen eine Armslänge vom wildesten Geyser um kein Haar weiter entwickelt, als zweitausend Schritte von demselben. Das ist die unwirthschaftliche Natur der Insel, die ja schon in unvordenklicher Zeit den grau- lichen Namen Eisland führte.

Die zwei Schwestern von Tours.

Eine Kriminal-Geschichte; aus den Erinnerungen eines Malers.

Es sind demnächst zweiundvierzig Jahre her, daß ich als ein armer angehender Künstler mit dem Ränzchen auf dem Rücken Paris verließ, um Europa zu durchwandern und wo möglich jede Gemälde-Gallerie zu besuchen, welche nur irgend für einen Maler sehenswerth wäre. Ich hatte meine Kunststudien in Deutschland begonnen und in Antwerpen und Paris vollendet und wollte was Rechtes in meinem Fach werden. Geld hatt' ich nicht viel, aber Farben und Pinsel, gesunde Glieder, guten Muth und ein festes Selbstvertrauen. Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, wenn ich in einer Stadt anlangte, wo ich mich aufhalten wollte, daß ich mich erbot, gegen Kost und Wohnung für so und so viel Tage ein Portrait meines Wirthes oder meiner Wirthin zu malen; gelang es mir aber nicht, auf diesem Wege durch Appellation an die Eitelkeit der Menschen meinen Zweck zu erreichen, so wandte ich mich an die Besitzer der augenfälligsten Läden, und es fehlte mir dann selten an Arbeit. Auf diese Art gelang es mir die Welt zu sehen, während die meisten meiner Kunstgenossen da fortvegetirten, wo ich sie gelassen hatte, und sich ihren geistigen Horizont nicht erweiterten durch Berührung mit Land und Leuten und mit den Kunstschätzen anderer Länder. Obschon ich meine deutsche Heimath mit schwerem Herzen verlassen, denn ich hatte dort die Hoffnung und das Glück meiner Zukunft zurückgelassen, und obschon ich mich über drei Jahre lang auf meinen Reisen durch Europa herumtrieb und manches Ungemach, manche Enttäuschung erlebte, so habe ich doch niemals das ehrgeizlose Alltagsleben, die unrühmliche Ruhe meiner weniger unternehmenden Freunde beneidet. Allerdings mußte ich immer ein Mittagbrod missen, wenn irgend eine unglückliche Wendung (irgend eine vorübergehende Krankheit oder der absolute Stumpfsinn einer ganzen Stadt in künstlerischer Beziehung) meine Geldmittel auf die Neige gebracht hatte; aber den Muth verlor ich selten, — ein fester vertrauender Glaube an meine Zukunft gab mir Muth und Hoffnung.

Einmal allerdings wollte mir der Muth sinken, als ich an einem schönen September-Abend von Norden her in das herrlich gelegene Tours einmarschirte. Ich war in Vendôme vierzehn Tage lang am Fieber krank gelegen, und der Gürtel, worin ich mein Geld um den Leib geschnallt trug, war sehr leicht geworden. Meine Krankheit hatte mich sehr heruntergebracht, und staubig und mit wunden Füßen wanderte ich in die Stadt ein. Die Dämmerung lagerte sich schon über die vielen Thürme der Stadt, als ich über die lange Loirebrücke marschirte; ein dunkelrothes Licht ruhte allein noch auf dem herrlichen Strome, wo die purpurnen Schatten rasch in düsteres Schwarz übergingen, und der Widerschein eines Kerzenlichtes da und dort in langen goldenen Schuppen auf dem Wasser glänzte. Es war ein heißer Abend, und ich sank auf einen Stein außen vor dem Dome nieder, denn ich war allzu erschöpft, um von Pontius zu Pilatus zu gehen und um ein Nachtquartier zu feilschen, wie ich es gewöhnt war. Ich nahm ein Stück Brod und einige Aepfel aus der Tasche und verzehrte mein Abendbrod. Drinnen im Dome ward die Vesper abgehalten, wie ich daraus entnahm, daß einige andächtige alte Weibchen die Stufen hinauf humpelten und hinter der schweren Thüre verschwanden. Als ich meinen Imbiß verzehrt hatte, schickte ich mich an, ihnen in den Dom zu folgen, dessen Aeußeres mir eine wahre Ehrfurcht einflößte; drinnen war es ohnedem auch angenehmer: der Einfluß der Musik, der Duft des Weihrauchs, die hehre Stille und der Luxus eines strohgeflochtenen Stuhles winkten mir dort, und ich war nicht dem Gaffen der Straßenjungen ausgesetzt. So ging ich hinein.

Nur wenige Personen waren in der Kirche, und diese

drängten sich in einem der Seitenschiffe um eine der Kapellen zusammen, welche durch den Schein von einem halben Dutzend Kerzen auf dem Altar, vor welchem der Priester celebrirte, matt erleuchtet war. Das einzige andere Licht in dem großen dämmernden Bau waren einige ewige Lampen oder Kerzen, welche da oder dort vor einem Heiligen- oder Muttergottesbilde brannten und sich wie Inselchen in dem großen Meere nächtigen Dunkels verloren, welches sich rasch über Alles herabsenkte. Die Strohsessel waren in den Schiffen auf Haufen zusammengestellt, bis auf die wenigen, welche die Andächtigen vor der Kapelle benützten. Ich schleppte mich bis zu einem Beichtstuhl, der im Finstern an der Wand stand, und legte mich in demselben nieder, den Kopf auf meinem Ränzchen. Die eintönige Recitation des Priesters, das Geklingel der kleinen Schelle, die gedämpfte Melodie der Orgel schlugen noch an mein Ohr, und dann — schlief ich ein.

Habe ich das, was nun folgte, geträumt? Da ich einfach und getreulich alles so berichte, wie es mir noch vor dem Geiste steht, und ich mich seiner noch entsinnen kann, so will ich damit beginnen, daß ich sage: ich habe mir niemals vollständig klar zu werden vermocht, ob ich das Nachstehende wirklich erlebt oder nur geträumt habe. Das Seltsame und Auffallende daran wird in keiner Weise vermindert, sondern eher zwiefach gesteigert, wie die Folge zeigen wird, wenn jemand glauben kann, daß der tiefe, erschütternde, schmerzliche Eindruck, den mein Geist hievon auf Lebenszeit hingenommen, sich meinem Gehirn während meines Schlafes einprägte.

Ich erwachte — oder besser gesagt, mir war als ob ich erwachte, — als gerade die Vesper zu Ende war. In einer halben Stunde mußte die Kathedrale still und verlassen seyn und dann für die Nacht geschlossen werden. Konnte ich also, wenn möglich, die Nacht nicht eben so gut hier zubringen, anstatt mir anderwärts ein Nachtquartier zu suchen und zu bezahlen? Meine Beine schienen mich keine zehn Schritte weiter tragen zu wollen. Ich konnte dann mit Tagesanbruch, wann die Thüren geöffnet wurden, erfrischt wieder aufstehen und mich nach Beschäftigung umsehen. Allein während ich mir noch im Stillen dieß überlegte, sah ich in dem Seitenschiffe, wo ich lag, ein Licht immer näher zu mir herankommen. Ich kroch so weit als möglich in die Ecke des Beichtstuhls hinein, in der Hoffnung, der Entdeckung zu entgehen. Aber es sollte nicht so seyn; — der Sakristan war auf seinem Rundgang, um nachzusehen, daß keine Nachzügler mehr in dem heiligen Gebäude zurückblieben, und sein wachsames Auge erspähte mich. Er erfaßte mich an der Schulter und rüttelte mich; ich mußte mich entfernen. Mit einem schweren Seufzer stand ich auf und bemerkte nun zum ersten Mal zwei junge Frauenzimmer, die hinter dem Sakristan standen und ihre Augen auf mich gerichtet hielten. Wahrscheinlich waren sie gleichfalls im Begriff gewesen, den Dom zu verlassen und waren stehen geblieben, als sie einen jungen Mann aus einem Beichtstuhl hervorgezogen werden sahen.

Beide waren unverkennbar Schwestern, obschon die eine kleiner und minder hübsch war als die andere; aber sie hatten dieselben grauen durchdringenden Augen, hellen Teint und das helle flachsblonde, ja beinahe weiße Haar, das sie in einer ganz eigenthümlichen Weise trugen, die ich nicht beschreiben kann, obschon ich sie sogar noch heute vor mir sehe, — die glänzenden spiraligen Löckchen hingen theilweise auf den Rücken hinab und waren überragt von einer Art spitzer Kappe oder Haube von schwarzem Zeuch, die ihnen ein ganz auffallendes Ansehen gab. Ich vermochte mein Auge nicht mehr von ihnen abzuwenden, nachdem ich ihrer ansichtig geworden war; und wenn ich die beiden jungen Mädchen anstarrte, so gaben sie mir dieß mit Zinsen zurück. Als ich mich müde weiter schleppte, fragte mich die eine theilnehmend: „Junger Mann, habt Ihr vielleicht kein Geld, um Euch ein Nachtquartier zu verschaffen?“

„O ja, ich habe Geld genug dazu, Mademoiselle,“ erwiderte ich erröthend; „aber ich bin beinahe allzu erschöpft, um noch herumzulaufen und mich nach einem Obdach umzusehen. — Ich bin krank gewesen und habe heute schon zehn Lieues zu Fuße zurückgelegt.“

Die beiden Schwestern wechselten einen Blick mit einander, und die kleinere ältere sagte: „Wenn dem so ist, so wollen wir Euch ein Abendbrod und ein Nachtquartier unentgeltlich geben. Wir haben uns durch ein Gelübde verpflichtet, allen armen Wanderern so weit zu helfen. Ihr könnt mit uns kommen, junger Mann!“

Irgend eine innere Stimme rieth mir ab, ihnen zu folgen. Aber warum denn nicht? Welcher zwanzigjährige junge Bursche würde die Gastfreundschaft zweier hübschen jungen Mädchen ausgeschlagen haben, zumal wenn er nur noch wenige Franken in der Tasche gehabt hätte und müde und hungrig gewesen wäre? Aber trotzdem zauderte ich.

„Nehmt unsern Vorschlag an oder lehnt ihn ab!“ fuhr die ältere Schwester etwas ungeduldig fort; „nur gebt uns Bescheid, denn wir können nicht länger hier warten!“

Wir waren schon an der Thüre, als sie dieß sagte.

„Wohlan, ich nehme Ihre Gastfreundschaft an und will als Entgelt dafür morgen früh Ihre Porträts malen,“ erwiderte ich lächelnd. Ich fürchte, ich war in jenen Tagen ein eitler Junge; ich hatte schöne Zähne und zeigte sie gerne. Es entging mir nicht, daß die jüngere Schwester kein Auge von mir verwandte. Aber es war ja keine Sünde, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen; und ich verneigte mich ziemlich direkt gegen die jüngere Schwester, als ich sprach. Beide wechselten wieder einen bedeutsamen Blick.

Ein Miethwagen erwartete uns; ohne ein Wort zu äußern stiegen die beiden Mädchen ein und winkten mir, ihnen zu folgen, was ich auch that. Der Kutscher mußte seinen Bestimmungsort schon kennen, denn ohne einen gegebenen Befehl fuhr er rasch davon, aber in was für einer Richtung, das vermochte ich mir nicht zu merken. Die Glasfenster der Kutschenschläge rasselten so sehr, daß ich mein eigenes Wort nicht hätte hören können, und mein Versuch, eine Unterhaltung anzuknüpfen, scheiterte daran, daß mir keine der Schwestern antwortete. Beide saßen, in ihre Ecken zurückgelehnt, mit

regungslos gegenüber, und ich vermochte nur ihre Gesichter stumm zu beobachten und ihre Geschichte aus denselben herauszulesen, wenn wir an irgend einer Straßenlaterne vorüberfuhren, welche einen flüchtigen Lichtschein auf die beiden blassen Gesichter mir gegenüber warfen.

Wir mochten schon mehr als eine Viertelstunde gefahren und in eine der Vorstädte gelangt seyn, wie ich aus den hohen Gartenmauern an der einen Seite der Straße abnahm, als mir plötzlich beifiel, daß ich meinen Ranzen in dem Beichtstuhl habe liegen lassen, und mir ein Ausruf des Unmuths entfuhr.

„Was habt Ihr?" fragte die jüngere Schwester sich vorbeugend; ihre Stimme war weit wohlklingender als die ihrer älteren Schwester.

Ich theilte ihr mit, was mich unruhig gemacht habe.

„Enthielt der Ranzen irgend etwas von Werth?" fragte die Andere.

— „Mit nichten," versetzte ich kopfschüttelnd; „nichts was einen Werth für jemand anders hätte als für mich selbst, — ein paar Kleidungsstücke, meine Farben und Pinsel und einige Bücher."

„Die Kathedrale ist nun geschlossen; es hülfe daher nichts, wenn wir umkehren wollten. Morgen früh um sechs Uhr wird die Kirche wieder geöffnet, und wenn Ihr vor dieser Zeit dort seyd, werdet Ihr ohne Zweifel Euer Eigenthum noch wohlbehalten finden."

— „Gut, so warten wir bis morgen früh," sagte ich.

Wir hielten vor einem zweistöckigen Häuschen zwischen zwei hohen Gartenmauern zu beiden Seiten und keinem andern Gebäude in der Nähe. So viel konnte ich wahrnehmen, während Margot (die jüngere Schwester) einen Schlüssel herauszog und die Hausthüre aufschloß. Der Miethwagen fuhr davon und ich folgte den Schwestern in einen engen Hausgang. Zur Rechten war die Küche, zur Linken die Treppe, im Hintergrunde eine Thüre, welche über einige Stufen in den Garten hinunter führte.

„Kommt mit mir, junger Herr! Lolo wird einstweilen das Abendbrod richten," sagte Margot. Die ältere Schwester trat in die Küche, Margot führte mich in das obere Stockwerk.

„Wir haben nur zwei Zimmer," sagte sie; „Charlotte wird Euch nach dem Abendbrod Euer Bett im Wohnzimmer aufschlagen. — Wollt Ihr Eure Hände waschen?"

Sie machte ein Licht an und öffnete eine Thür zur Linken, oben an der Treppe. Es war das Schlafzimmer der beiden Schwestern — klein, aber reinlich; es enthielt zwei Betten, einige Kommoden und einen Waschtisch. In der einen Ecke sah ich ein schwarzes Krucifix hängen.

„Und Sie wohnen hier ganz allein, ohne Dienerschaft?" fragte ich, während ich meine Hände wusch; „fürchten Sie sich nicht bisweilen?"

— „Nicht doch, wir sind nicht furchtsam," versetzte sie kopfschüttelnd. „Lolo fürchtet sich vor gar nichts, selbst nicht einmal vor Gespenstern. — Glaubt Ihr an Gespenster?" — Ich lachte. — „Lachen Sie nicht," flüsterte sie erschrocken. „Gespenster sind das Einzige, was ich fürchte. Zuweilen wähne ich drunten im Garten welche zu sehen," setzte sie schaudernd hinzu; „seht 'mal her, was für einen schönen Garten wir hier haben! Raum genug, nicht wahr?" Sie stieß das Fenster auf, durch welches der Mond durch die Krone einer einsamen Platane hereinschien, und ich schaute auf einen von hohen Mauern umschlossenen Raum hinunter, worin Unkraut und Gras wucherten und ein moosiger Pfad zu einem Pförtchen in der gegenüberliegenden Mauer führte. Dieß beliebte sie einen Garten zu nennen.

„Die Veilchen wachsen hier nur selten im Frühling," sagte sie mit einem seltsamen Lächeln, als läse sie in meinen Gedanken.

Als ich meine Hände gewaschen hatte, führte mich Margot in das nächste Zimmer, wo Lolo einstweilen den Tisch gedeckt hatte. Es war ein kleines Stübchen mit einem Alkoven an einem Ende, einem großen steinernen Kamin und einer Anzahl bunt kolorirter Bilder an den Wänden herum. Mitten im Zimmer stand ein für drei Personen gedeckter Tisch mit einem Strauß bunter Astern in einer thönernen Blumenvase. Der Imbiß war reichlich, denn er bestand aus einer Pastete, aus einem Teller voll rohem Schinken, Butter, einem Laibe Schwarzbrod und einigen Trauben. Das Getränke bestand in einer großen Flasche Wasser und einem Schoppenglase voll Rothwein. Lolo machte sich in der Wirthschaft zu thun, Margot aber zündete noch eine Kerze an und stellte beide auf den Kaminsims hinter dem Tische. Der helle Schein fiel auf den Fußboden und lenkte meine Blicke dorthin; eine Menge schwarzer Käfer, ohne Zweifel vom Lichtschein aufgeschreckt, kroch über die Dielen hin; und da ich von jeher einen unvernünftigen Widerwillen gegen dieses Insekt gehegt hatte, so mochte sich das in meinen Zügen ausprägen.

„Wir können diese abscheulichen Geschöpfe nicht los werden," sagte Margot erklärend; „sie kommen in ganzen Schaaren aus Ritzen in der Nähe des Kamins; aber das Licht verscheucht sie immer."

Wir setzten uns zu Tisch; ich war sehr hungrig und griff rührig zu. Lolo leistete mir Gesellschaft; sie saß mir gegenüber, und so oft ich die Augen aufschlug, sah ich ihre massiven Kinnladen im Profil sich emsig kauend von dem hellen Lichtschein hinter ihr abzeichnen. Margot saß zu meiner Rechten; das Licht fiel auf diese Weise seitwärts auf ihr Gesicht, während dasjenige ihrer Schwester im Schatten war. Der kleine Tisch verursachte, daß Margot's Hand und die meinige sich häufig berührten. Sie aß sehr wenig; sie drehte Kügelchen aus einem Stücke weichen Brods und verwandte ihre seltsamen durchdringenden Augen nur selten von meinem Gesicht. Im Verlauf des Abendbrods lachte und plauderte Charlotte sehr viel; Margot sprach beinahe gar nicht und schien immer tiefer in Gedanken zu versinken; und einmal, als ihre Hand die meinige berührte, nahm ich wahr, daß sie zitterte. Sie goß sich ein Glas Wasser ein und trank es. Lolo schob mir das Glas mit dem Weine her und forderte

mich zum Trinken auf. „Der Wein ist nur für Euch, junger Herr," sagte sie; „wir trinken niemals welchen, 's ist zwar nur Landwein, aber er ist gut."

„Ihrer beider Wohl!" sprach ich, setzte das Glas an die Lippen und begann zu trinken. Da sprang Margot plötzlich mit einem lauten Schrei auf und warf beinahe den Tisch um; ihr Ellbogen stieß mir das Glas aus der Hand, daß es sammt seinem Inhalt auf den Boden fiel.

„Ach, der Käfer, der garstige Käfer!" rief sie; ich glaube, er ist mir über den Rücken hinuntergelaufen," und todesbleich eilte sie aus dem Zimmer.

— „Thörichtes Ding!" murmelte Lolo ärgerlich. „Wie schade um den schönen Wein! und er war der einzige, den wir im Hause hatten. Ich will Margot zur Strafe fortschicken, damit sie Euch ein anderes halbes Litre hole."

„Nicht doch; um meinetwillen nicht, ich bitte," gab ich zur Antwort. „Mir ist das Wasser ebenso lieb, — im Gegentheil, der starke französische Rothwein bekommt mir häufig nicht gut."

— „Was für ein wunderlicher Mann seyd Ihr denn, daß Ihr Wasser trinkt?" rief Lolo und schaute mir scharf in's Gesicht.

„Es ist mein gewöhnliches Getränke," erwiderte ich.

Der Wein war vom Tisch auf den Boden heruntergelaufen und lief in einer langen diagonalen Lache nach dem Kamin hin. Die Lache hatte noch einige der flüchtenden Käfer erreicht, von deren Vorliebe für geistige Getränke ich immer gehört hatte; ich war nun Zeuge der Wirkung solcher Getränke auf die schwarzen Käfer, denn dieselben zappelten immer mehr und immer schwächer, um von der berauschenden Flüssigkeit hinwegzukommen. Lolo's rascher Blick ermittelte, was ich beobachtete.

„Die abscheulichen Geschöpfe, sie machen sich schnell betrunken!" rief sie, holte einen Kehrwisch, streifte sie auf einen Teller, warf sie aus dem Fenster und scheuerte dann den Boden.

Margot war mittlerweile wieder in's Zimmer getreten und half ihrer Schwester den Tisch aufräumen. Mein Hunger war nun gestillt und ich war eher zum Beobachten aufgelegt als zuvor; und wie Margot sich so um mich herum zu schaffen machte, mußte ich unwillkürlich bemerken, wie hübsch gewachsen, groß, schlank und geschmeidig sie war; sie erinnerte mich wider Willen an die verwandelte weiße Katze im Märchen, während bei der ältern Schwester das Katzenartige sich mehr zum Tigerähnlichen ausgebildet hatte; ihre starken hervorragenden Eckzähne, die massigen Kinnladen, die lauernden kalten grausamen Augen erfüllten mich mehr und mehr mit einem unbeschreiblichen Widerwillen, und ich war froh, als sie endlich sagte, sie wolle mir mein Bett zurecht machen und Margot solle mir einstweilen Gesellschaft leisten.

Ich saß im Mondschein am Fenster und Margot stand neben mir.

„Ihr seid so ganz anders als die Männer, welche ich gekannt habe," sprach sie endlich, nachdem sie mich einige Minuten lang schweigend betrachtet; „sind alle Deutsche Euch ähnlich?"

— „Mit nichten, — zum Glück für sie wahrscheinlich nur wenige," gab ich zur Antwort.

„Aber die Deutschen sind treu, sagt man; sie sollen nie jemanden hintergehen oder verrathen. Ich habe 'mal in einem Buch von einem Deutschen gelesen. Könntet Ihr einem Frauenzimmer treu sein und lebenslang Euch nicht ändern?"

— „Hoffentlich kann ich das, denn die Liebe eines Mannes ist ja sonst nichts werth," versetzte ich mit jugendlichem Ungestüm. Sie streckte ihre langen weißen Hände nach mir aus und legte sie auf meine Schultern.

„Wollt Ihr mein Geliebter sein, junger Deutscher?" flüsterte sie mit rauher unsicherer Stimme. „Ich kann Euch reich machen; Ihr braucht dann nicht mehr zu arbeiten. Auch kann ich Euch aus großer Gefahr erretten. Euer Gesicht gefällt mir!"

Ich fuhr erröthend auf, denn dieser Antrag kam mir ganz unerwartet; aber ich erwiderte ohne langes Bedenken: „Wenn ich sagen wollte, ich könnte Sie lieben, Mademoiselle, so würde ich lügen, denn ich habe daheim in Deutschland ein Schätzchen, dem ich schon längst gut bin und meine Treue verpfändet habe, daher . . ."

„Halt! hört mich an!" unterbrach sie mich heftig obwohl flüsternd, als ob sie nicht gehört werden wolle; „ich habe weit mehr in meiner Gewalt, als Ihr nur ahnen mögt. Verschmäht die Liebe nicht, die ich Euch anbiete, denn es könnte Euch sonst schlimm ergehen. Ich möchte Dich retten, junger Mann! ich habe die Mittel dazu."

In dem Wahne, sie spreche von meiner Armuth und ihrem eigenen Reichthum, erwiderte ich ihr mit einem Anlauf zur Galanterie: „Bemerken Sie wohl, Mademoiselle, daß wenn meine Liebe für Sie mich kugelfest gegen Ihre Reize macht, ich Ihrem Reichthum wahrscheinlich noch weniger nachgeben werde. Die Armuth ist mir längst eine vertraute Gefährtin, deren Gefahren und Mühsale mich nicht erschrecken können, weil ich sie alle schon kennen gelernt habe."

„Es gibt aber gewisse Gefahren, die Ihr noch nicht kennt; einem hübschen jungen Burschen können zuweilen Dinge drohen, von denen er sich gar nichts träumen läßt," erwiderte sie mit einem wilden drohenden Blick, der im Verein mit ihren Worten einen unbehaglichen Eindruck bei mir hinterließ.

Allein Lolo trat in diesem Augenblick in's Zimmer und brachte das Bett, und meine Unterredung mit Margot hatte ein Ende. Sie half ihrer Schwester das Bett auf einem Schragen in dem Alkoven herrichten, und holte dann Laken und eine gesteppte Decke herbei, deren Zeichnung mir noch jetzt in deutlicher Erinnerung geblieben ist. Es waren da und dort auf derselben dreieckige Stückchen von rothem Tuch aufgenäht, welche wie ebenso viele feurige Zungen aussahen — ich habe allen Grund, mich derselben noch zu erinnern.

Als Lolo mit ihrer Arbeit fertig war, stemmte sie die Arme in die Seiten und trat vor mich hin. „Ihr seyd nach Eurem langen Tagemarsch ohne Zweifel schläfrig, junger

Mann?" fragte sie. „Auch wir gehen früh zu Bett, denn wir stehen frühe auf. Morgen früh um fünf Uhr sollt Ihr eine Schale Kaffee und ein Stück Brod haben, ehe wir Euch weiter ziehen lassen. Nein, keine Entschuldigungen! Es gehört ja zu unserem Gelübde, daß wir Euch bewirthen. Gute Nacht, schlaft wohl!"

Zur Steuer der Wahrheit muß ich sagen, daß ich — weit entfernt schläfrig zu seyn, — niemals mich mehr zum Wachen angetrieben fühlte, als damals. Schon seit dem Abendbrod war an die Stelle der Ermüdung und Abspannung, welche ich vorher verspürt hatte, eine ungewöhnliche befremdende geistige Unruhe getreten. Margot schien noch eine Bemerkung machen zu wollen, als Charlotte aufgehört; sie wandte sich zu mir und ich sah ihre Finger ganz nervös an der schwarzen Schürze zupfen. Ich glaube, nur die stillschweigend anerkannte Ueberlegenheit ihrer Schwester über sie hielt Margot ab, mir noch etwas mitzutheilen, denn mir entging nicht, wie Lolo aus ihren lauernden Augen einen finstern verwarnenden Blick auf Margot heftete, und diese schaute mich noch mit einem Gesicht an, worin Angst und Schreck und wilder Ingrimm mit einander zu kämpfen schienen, als sie mit ihrer Schwester das Zimmer verließ, ohne mir auch nur die übliche ‚Gute Nacht' zu wünschen.

Was hatte dieß Alles zu bedeuten? Meines Erachtens begann ich erst jetzt zum ersten Male in meinem Geiste alles Dasjenige wieder an mir vorüber zu führen, was ich gesehen und gehört hatte, seit ich in's Haus getreten war, und allmählig bemächtigte sich meiner eine unangenehme Empfindung von etwas Seltsamem und Geheimnißvollem. Was war denn an den beiden Schwestern, was mir Mißtrauen einflößte? Bei der älteren fand ich dieß gerechtfertigt, denn es lag bei genauerer Betrachtung in ihrem Gesicht etwas physisch Abstoßendes, das mir schon beim bloßen Gedanken das Blut in den Adern gerinnen machte. Aber die jüngere war eine liebliche Erscheinung, und schien mir wohl zu wollen; woher rührte es denn, daß mich bei dem Gedanken an sie eine Empfindung wie leises Entsetzen befiel? Ich entsann mich wieder ihrer Worte; auf was für eine Gefahr spielte sie an? Es lag bisweilen etwas Wildes in ihrem Blick, in ihrer Rede. Und wie kam sie dazu, mir einen solch seltsamen Antrag zu machen? War sie verrückt? Ich erinnere mich ihres sonderbaren Betragens beim Abendbrod, des finsteren überlegenen Blickes, womit ihre Schwester sie eingeschüchtert hatte, und ich fand hierin eine wahrscheinliche Lösung für vieles was mir außerdem an beiden unerklärlich gewesen wäre. Allein wenn dem so war, wie unerklärlich und unverantwortlich von Lolo, daß sie einem Fremden ein gastliches Obdach anbieten sollte, wenn sie doch wußte, daß ihre Schwester derartigen Launen und Einfällen unterworfen war? Ich hatte in Beider Betragen nichts freches, unziemliches bemerkt, nichts was mich hätte auf den Argwohn bringen können, daß es sich hier um irgend einen Hinterhalt handle. Der Gedanke an eine beabsichtigte Beraubung war lächerlich. Trat nicht meine Armuth schon in dem alten fadenscheinigen Röckchen, das ich auf dem Leibe trug, augenscheinlich genug zu Tage? Und wußten die beiden Mädchen nicht, daß ich meinen Ranzen in der Kirche liegen gelassen hatte? Und überdem, war ich nicht jung und kräftig, und daher kein leichtes Opfer für eine offene Gewaltthat, falls eine solche gegen mich beabsichtigt worden war?

Ich mühte mich vergebens ab, zu irgend einem bestimmten Schlusse zu kommen, denn an Schlaf dachte ich in keiner Weise. Mein Hirn glühte wie geschmolzenes Metall; von einer Minute zur andern fühlte ich, wie ich aufgeregter und empfänglicher für jedes Geräusch wurde, wie mein ganzes Wahrnehmungs-Vermögen geschärft erschien. Die Kerze, welche die beiden Mädchen mir zurückgelassen hatten, brannte trübe und schien die Stube mit allen möglichen grimmigen Gestalten und Schatten zu erfüllen. Nach einer langen Pause, während welcher alles in dem Häuschen absolut still erschien, stund ich in meiner Unruhe auf, weil ich fühlte, daß alles besser sey, als mich hier schlaflos auf dem Bette herumzuwerfen und verzehrenden Fieber-Phantasieen nachzuhängen. Ich machte mit der brennenden Kerze in der Hand die Runde im Zimmer und untersuchte jeden Gegenstand in demselben. Zunächst die ziemlich kunstlosen kolorirten Nürnberger Kupferstiche an den Wänden, hinter denen aber überall nur die solide Wand war; dann den Schrank, welchen ich öffnete und der nichts enthielt als einige Teller und ein großes altes Messer. Ich setzte mich wieder auf das Bett und meine Blicke fielen von neuem auf die rothen Zungen der Steppdecke. Es war ein sehr sinnreiches Stück Arbeit, aus hundert und aber hundert einzelnen Fleckchen in kaleidoskopischer Mannigfaltigkeit der Zeichnung zusammengesetzt und in regelmäßigen Zwischenräumen mit jenen Zungen von rothem Tuch benäht. An einer Stelle in der Ecke allein bemerkte ich, daß die Regelmäßigkeit der Zeichnung unterbrochen war und drei oder vier jener Zungen auf Einer Stelle zusammengenäht zu seyn schienen. Ich hielt das Licht hin um es genauer zu untersuchen, und prallte erschrocken zurück, denn was ich für hochrothes Tuch gehalten hatte, war dort nur ein Flecken von geronnenem Blut.

Ich bebte zusammen. Vielleicht hat sich hier jemand in den Finger geschnitten, dachte ich, vermochte aber meinen eigenen Worten nicht zu glauben; dann versuchte ich mich selber auszulachen und nannte mich halb verrückt. Ich sprang auf, denn ich sah nichts deutlich; die Bilder an den Wänden und die Möbeln in der Stube schienen vor meinen Augen einen Herentanz aufzuführen. Das Mondlicht fiel durch die Krone des Platanenbaums als zitternder Schatten auf einen einzigen Fleck des Fußbodens. Ich kniete nieder und kroch auf Knieen und Händen am Boden hin und untersuchte die Bohlen desselben. Aber ich sah nirgends einen andern Fleck, als denjenigen von dem verschütteten Wein, der sich noch durch seinen Geruch zu erkennen gab, und ein ganzes Heer jener abscheulichen Käfer, welche alsbald aus einander stoben und sich unter den Kamin flüchteten, als ich mich mit dem Lichte zu ihnen hinab beugte. Ich verfolgte sie mit einem grimmigen Drang von Zerstörungswuth, und sah daß sie alle in

zwei Ritzen des Fußbodens verschwanden. Ich setzte meinen Fuß auf die Bohle und fühlte, daß sie wankte, und bei genauer Untersuchung ergab sich, daß zwei Bretter des Fußbodens, die gerade auf den Kamin zuliefen, zwar dicht an einander paßten, aber nicht angenagelt waren, so daß man sie anscheinend ohne Mühe entfernen konnte. Ich schlug meine Fingernägel in die Spalten und versuchte die eine Bohle aufzuheben; allein umsonst — ich zerriß mir nur den Finger an einem Splitter. Da fiel mir das alte Messer ein, welches ich in dem Schranke gesehen hatte, und mit seiner Hülfe gelang es mir sogleich, das Ende der einen Planke empor zu heben, und so nahm ich sie heraus. Eine viereckige Kiste von Tannenholz lag darunter verborgen und hatte keinerlei Schloß oder sonstigen Verschluß.

Meine Aufregung war so groß, daß mir beide Hände zitterten, als ich nach dem Deckel der Kiste griff, und doch hielt ich eine Weile inne, bevor ich ihn aufhob. War es eine unehrenhafte Handlung? Nein, mein Gewissen erklärte mein Benehmen gerechtfertigt, und ich öffnete die Kiste, aber die Kerze entfiel beinahe meiner Hand, als ich den Inhalt derselben erblickte! . . .

Zunächst sah ich da einen großen Bündel groben schwarzen Haars, dann einen solchen von gelocktem blondem Haar wie von einem Kinde; dann noch einen andern Knäuel von sehr langem und seidenweichem braunem Haar, — offenbar demjenigen eines Frauenzimmers. Und bei und zwischen diesen lagen vier, sechs, acht Reihen *Zähne* in ganzen Gebissen, die einen groß und stark, die anderen fein und klein; — ferner noch einen oder zwei gewöhnliche Fingerringe, eine silberne Uhrkette, eine alte Tuchmütze und einige alte Kleidungsstücke, welche den übrigen Raum der Kiste ausfüllten!...

Die furchtbare Wahrheit drängte sich mir nun deutlich auf. Ich war hieher gelockt worden, nicht um mich meiner paar alten Kleider oder meines Bißchens Geldes zu berauben, denn *diese gingen bei dem Handel darein*, sondern man wollte mir das Leben nehmen wie den Anderen, welche in solcher Weise ihr Haar und ihre Zähne hatten hergeben müssen! Ich entsann mich der Geschichten von Greueln und Verbrechen, welche die Leichendiebe, die Auferstehungsmänner in England, verübt haben sollten, um sich Kadaver für die Anatomien zu verschaffen. Ich erinnerte mich nun auch des Blickes, welchen Lolo ihrer Schwester zugeworfen, als ich in meiner thörichten Eitelkeit diese zugelacht und meine Zähne gezeigt hatte.

Jetzt kannte ich die Gefahr, auf welche Margot, in einer plötzlichen Regung von Mitleid und Interesse für mich, vorhin angespielt hatte. Jetzt sah ich auch deutlich, wohin jedes Ereigniß dieses Abends gezielt hatte. Der Wein beim Abendbrod war entschieden mit einem starken Betäubungsmittel versetzt, und Margot hatte mich retten wollen, als sie mir das Glas aus der Hand stieß. War es ihr wirklich gelungen? Ich hatte von dem Wein getrunken, und obschon ich in meinem ganzen Leben niemals wacher war als in dieser entsetzlichen Stunde, wo mir der Angstschweiß von der Stirne rann, in dem Bewußtseyn, daß mein Leben keinen Sou mehr werth sey, so quälte mich doch nun der Gedanke, ob nicht die Wirkung des Schlaftrunks nur geschwächt und auf eine Weile aufgeschoben seyn könnte? Die kleine Menge, welche ich von demselben zu mir genommen, hatte jedenfalls mein Gehirn schon zu einem abnormen Zustande aufgeregt; daran konnte ich nicht zweifeln. Konnte nicht eine stärkere Wirkung, eine Reaction noch darauf folgen? Mich durchschauerte eine entsetzliche Angst, ich könnte früher oder später in Schlaf versinken und dadurch ein ohnmächtiges wehrloses Opfer werden. Ich sprang auf, denn es war gefährlich, ruhig sitzen zu bleiben. Ich ging barfuß mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab; ich drückte auf die Thürklinke und versuchte die Thüre zu öffnen, aber sie war von außen geschlossen. Ich konnte daher nicht mehr länger über dasjenige im Zweifel seyn, was man gegen mich beabsichtigte.

Die Uhren auf den vielen Kirchthürmen der Stadt schlugen endlich zwei Uhr. Ich horchte auf Alles, was sich im Hause regte, und einmal war mir, als ob ich irgend jemand vor meiner Thüre athmen hörte. Ich wartete lange gespannt, konnte aber keinen weitern Ton vernehmen. Nun fing ich an, das Bett, den Tisch und die Stühle zu der Thüre hinzutragen und wie eine Barrikade hinter derselben aufzuthürmen. Dieß beschäftigte mich eine Zeit lang, und das Geräusch, welches hievon unzertrennlich war, wie leise ich auch arbeitete, hinderte mich, daß ich irgend etwas anders hörte. Erst als ich mit dem Aufbau der Verrammelung fertig war, wurde mir deutlich, daß drunten im Garten, gerade unter meinem Fenster, sich irgend etwas rege. Es war ein leiser, dumpfer Ton, als ob irgend ein harter Gegenstand in regelmäßigen Zwischenräumen auf die Erde stieße. Ich schlich zum Fenster und schaute in den Mondschein hinaus, der nun schnell hinter einem hohen Giebeldach zu verschwinden drohte. Die schwachen Strahlen des Mondlichts erhellten nicht mehr das ganze ausgedehnte Grundstück, sondern fielen nun schräge in den Garten, dessen größere Hälfte bereits in schwarzem Schatten lag. Aber trotz der Dämmerung, welche im Schatten des Häuschens auf dem Raum unter meinem Fenster lag, unterschied ich allmälig doch zwei Gestalten deutlich — nämlich die beiden Schwestern, welche mit einander ein Grab gruben. Noch steht die Erinnerung an ihre Stellung so deutlich vor meiner Seele, daß ich sie malen könnte. Die ältere Schwester handhabte den Spaten mit ihrer ganzen männlichen Energie; die jüngere wühlte anscheinend nur mit Widerstreben und in langen Zwischenräumen mit ihren Spatenstichen die schwarze Erde auf. Einmal schaute sie auf und das Mondlicht fiel auf ihr blasses, hageres Gesicht; sie lehnte sich sinnend auf ihren Spaten, aber Lolo zischelte ihr finster etwas in's Ohr und zwang sie, ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

Wenn ich nun in Schlaf fiel, war ich ein verlorener Mann, das fühlte ich deutlich. Körperkraft und Behendigkeit konnten mich nicht mehr retten, sondern nur List. Die Furcht davor ward so peinlich, daß sie auf meine Einbildungskraft wirkte, und ich mir vorzustellen begann, ich fühle mich schläfrig. Eine

Abgespanntheit schien sich meiner Glieder zu bemächtigen, eine dumpfe Schwere sank allmählig auf meine müden Augenlider herab, und in einem verzweiflungsvollen Todesschreck betete ich zu Gott, er möge mich nur wenigstens nicht im Schlafe ermorden, sondern mich noch meines Lebens erwehren lassen.

Plötzlich reckte Lolo den Kopf in die Höhe und lauschte. Der Laut auf welchen sie gehorcht hatte — ein Pfeifen, so leise, daß ich es kaum hören konnte — wurde wiederholt. Sie schlich sich quer über den Garten hinüber und schob den Riegel des Pförtchens zurück, welches offenbar nicht von außen zu öffnen war. Ein Mann trat herein, ein untersetzter, stämmiger Bursche, und die Thür ward wieder verriegelt. Die drei Personen standen einen Augenblick im Mondschein bei einander. Lolo und der Mann schauten zu meinem Fenster herauf (ich nahm mich in Acht, daß sie mich nicht gewahrten), Margot aber wandte das Gesicht ab und rang die Hände. Mit Einem Male war mir, als erkenne ich in dem Manne den Kutscher des Miethwagens, welcher uns hieher gebracht hatte; aber ehe ich mich dessen noch vergewissern konnte, kamen alle Drei langsam und geräuschlos auf das Haus zu.

Jetzt oder niemals war der rechte Moment für mein Entkommen! Ich hatte nur eine einzige Möglichkeit hiefür; ich hatte wahrgenommen, wie sich jenes Pförtchen öffnen ließ — — wenn es mir nur gelang, dasselbe zu erreichen! — — Wenn ich dagegen zögerte, so konnte binnen weniger Minuten der Schlaftrunk, mit welchem mein Wein versetzt gewesen war, seine Wirkung thun und ich außer Stande seyn, Hand oder Fuß zu regen. Ich öffnete leise das Fenster und blickte hinaus. Es lag etwa sechszehn Fuß über dem Boden, und dicht am Grundgemäuer des Häuschens lagen allerlei Gartengeräthschaften. Wenn ich hinuntersprang, so mußte das Geräusch die Aufmerksamkeit meiner Feinde auf sich lenken, und ich konnte ein Bein brechen oder einen Fuß verrenken. Glücklicherweise fiel mir ein Auskunftsmittel ein: ich hatte die Bohle, die ich aus dem Fußboden genommen, noch nicht wieder in denselben eingepaßt, weil ich sie als Spreize zu meiner Verrammelung hatte verwenden wollen. Die Bohle war mindestens sechszehn Fuß lang. Ich schob sie daher zum Fenster hinaus und lehnte sie schräg gegen das Haus, so weit ich nur aus dem Fenster hinunterreichen konnte, und brachte glücklich das eine Ende der Bohle auf die Erde und das andere Ende an die Außenwand des Häuschens, einige Fuß unter dem Fenstersims.

Kaum war ich hiemit fertig geworden, so hörte ich vor der Thüre des Zimmers Schritte und flüsternde Stimmen. Rasch fuhr ich in die Stiefeln und eilte an's Fenster. Ein Riegel ward zurückgeschoben, eine Hand drückte auf die Klinke. Meine Verrammelung konnte einige Minuten lang die Thüre versperren und den Feinden den Eingang wehren, — aber auch nur einige Minuten. Ich hatte gerade Zeit gehabt, aus dem Fenster zu steigen, mich mit den Händen am Sims anzuklammern, beide Beine um die Bohle zu schlagen, hinunterzurutschen, dann mit Windeseile zu entfliehen und das Pförtchen in der Mauer zu öffnen, als das Poltern und Krachen fallender Stühle und Tische an mein Ohr schlug. Aber ich war nun im Freien und lief — ich weiß nicht mehr in welcher Richtung — die eine Straße hinauf, die andere hinunter, und rannte aus Leibeskräften weiter, weil ich immer eilige Schritte hinter mir zu vernehmen wähnte. Links und rechts sah ich keine Seele. Endlich verließ mich der Athem und ich sank erschöpft zusammen. Als ich mich einigermaßen erholt hatte, sah ich mich in der Nähe des Flusses und bemerkte eine brennende Laterne, auf welche ich zueilte. Sie war an einem Wachthause, vor dem eine Schildwache auf und nieder schritt, welche mich beim Näherkommen anrief. Der Ruf: „Land, Land!" ertönte niemals einem Schiffbrüchigen lieblicher, als mir das „Qui vive" der Schildwache, und mit dem Rufe „Ami" sank ich auf der Schwelle der Wachtstube nieder. Der Unteroffizier kam heraus und fragte mit Flüchen nach der Ursache, um derenwillen die Wache ihn geweckt. Da ich zu sehr außer Athem war, um sprechen zu können, so hielt er mich anfangs für betrunken. Als ich aber stotternd und in halb artikulirten Phrasen endlich ihm und den Soldaten meine seltsame Geschichte erzählte, änderte der Sergeant seine Ansicht und hielt mich für verrückt. Indeß sah er in mir eher einen gutartigen und belustigenden als einen gefährlichen Wahnsinnigen, dessen unsinniges Geschwätz die trägen Stunden der Nacht verkürzen könne, und so ließen mich die Soldaten unter sich in der Wachtstube bleiben, richteten immer wieder dieselben dummen Fragen an mich, begleiteten sie mit wieherndem Gelächter und bliesen mir ihren stinkenden Tabaksrauch in's Gesicht. Endlich graute der Tag und ich bat sie, mich gehen zu lassen. Sie beschrieben mir den Weg nach der Kathedrale und ich verließ sie. Als ich den Dom erreichte, schloß gerade einer der Sakristane die Thüren auf. Ich fand meinen Ranzen noch unberührt in der dunklen Ecke des Beichtstuhls, legte mich — erschöpft von der Aufregung und den Strapazen der ereignißreichen Nacht — im fahlen Zwielichte des Morgens auf den Boden des Beichtstuhls nieder und war bald eingeschlafen.

Die Sonne stand schon hoch, als ich erwachte; die Andächtigen kamen in Menge zur Messe. Ich nahm meinen Ranzen auf die Schulter und schlich mich unbemerkt aus dem Gotteshaus. Mein Kopf schmerzte mich, meine Glieder waren ganz froststarr und wie gelähmt. Hatte ich diese Erlebnisse alle geträumt? Waren sie nur schattenhafte Ausgeburten meines Gehirns, und konnten derartige Hirngespinnste doch einen solch tiefen und furchtbaren Eindruck hinterlassen? Beim Weggehen begegnete mir ein Sakristan — aber nicht derjenige, den ich am vorigen Abend gesehen zu haben mich erinnerte, — und ich hielt ihn an, um einige Fragen an ihn zu richten, nämlich ob er etwas von zwei flachshaarigen Mädchen wisse, welche gestern Abend der Vesper angewohnt hätten? Ich beschrieb sie ihm möglichst genau, aber er stierte mich an und schüttelte den Kopf. Wie sollte er in der Menge von Andächtigen, welche täglich den Dom besuchten, diejenigen erkennen, welche ich meinte? Ich verließ den Dom und trat in einer der benachbarten Straßen in eine bescheidene Herberge, wo ich frühstückte. Hier stellte ich dieselben Erkundi-

gungen an und versuchte den Leuten meine Geschichte zu erzählen, aber ich sah, daß sie alle mich gleich den Soldaten für einen Verrückten hielten. Sie merkten mir den Deutschen an und machten mich zum Stichblatt ihres wohlfeilen Witzes. Sie riethen mir neckender Weise, mich mit meiner Geschichte an die Polizei zu wenden. Allein wie konnte ich, der arme Fremdling, erwarten, daß man meinen so sonderbar klingenden Angaben glaube, die von keinerlei Beweismitteln unterstützt wurden? Wenn ich die Wirklichkeit und Wahrheit dieser erlebten Begebenheiten mir selber nicht zu meiner absoluten Befriedigung beweisen konnte, war es alsdann wahrscheinlich, daß Andere in denselben etwas Anderes sehen würden, als die Ausgeburten einer erhitzten Einbildungskraft? Ich durchwanderte einige Stunden lang die Stadt und versuchte meinen Weg nach dem Hause zu finden, dessen Aeußeres wieder zu erkennen ich vollkommen gewiß war. Ich vermochte aber nicht einmal den Weg zu ermitteln, den ich eingeschlagen hatte, und endlich gab ich es ganz auf. Trotz allem innern Widerstreben befestigte sich in mir langsam und allmählig die Ueberzeugung, daß ich nur einen schweren bösen Traum gehabt, nur unter den Wirkungen eines Alpdrückens gelitten habe. Allein die Eindrücke desselben blieben, obschon ich noch am selben Nachmittage Tours verlassen hatte, noch viele Tage lang meinem Geiste beständig gegenwärtig, und noch Wochen hindurch vermochte ich nicht einzuschlafen, ohne daß mich die Angst überfiel, noch einmal im Traume jene fürchterlichen Stunden durchzuleben.

Die Zeit verwischt jedoch alle Eindrücke oder schwächt sie wenigstens bedeutend ab, und so verblaßte in meinem Geiste auch die Erinnerung an jene furchtbare Nacht in Tours, und jenes Erlebniß umkleidete sich mehr und mehr mit jenem traumhaften Wesen, welches selbst wirkliche und greifbare Erlebnisse annehmen, wenn sie eine Reihe von Jahren hinter uns liegen. Ich hatte in meinem Skizzenbuch die Köpfe der beiden Schwestern so lange aus dem Gedächtniß zu zeichnen versucht, bis ich sie vollkommen ähnlich fand, und hatte mir alle Einzelnheiten jenes Erlebnisses, jedes Wort, welches die Schwestern geäußert hatten, jeden kleinen Umstand meines Traumes niedergeschrieben, um die Erinnerung daran ja nicht verloren gehen zu lassen.

* * *

Etwas mehr als drei Jahre waren seither vergangen, als ich auf der Heimkehr aus Spanien an einem Winterabend wieder in Tours ankam. Ich war nun in besseren Verhältnissen, denn einige meiner Bilder, die ich aus Italien und Spanien in die Heimath gesandt, hatten Beifall gefunden und waren gut verkauft worden. Ich wanderte nun nicht mehr zu Fuße mit dem Tornister auf dem Rücken und meiner ganzen irdischen Habe darin, und brauchte auch nicht mehr die bescheidensten Gasthäuser aufzusuchen. Ich war mit der Diligence angekommen und in einem Hotel abgestiegen, das unmittelbar am Quai der Loire lag und mir recht wohl gefiel. Der Abend war kühl, aber es war noch hell genug, einen Gang durch die Stadt zu machen und den Dom zu besuchen, an welchen sich für mich solche schauerliche Erinnerungen knüpften. Aber auf dem Quai, auf den Straßen, auf den Stufen vor dem Dome, in jedem Hofe beinahe, sah ich Gruppen von Leuten bei einander stehen und sich leise und geheimnißvoll unterhalten, und ich sah an den ernsten Blicken und ausdrucksvollen Gesichtern, daß irgend ein Ereigniß von allgemeinem Interesse die Gemüther der ehrlichen Touronier erschüttert haben mußte. Hie und da schnappte ich auch ein Wort auf, welches meine Neugierde anregte. Bei der Heimkehr in mein Hotel war es schon dunkel geworden, und ich erkundigte mich bei dem Kellner, welcher mir in mein bescheidenes Zimmer hinaufleuchtete, was für ein Vorfall denn das allgemeine Interesse so sehr in Anspruch genommen habe? — Eine dreifache Hinrichtung, erwiderte er, und fügte hinzu, Hinrichtungen seyen in dieser Provinz ein so seltenes Ereigniß, und daher habe die vom heutigen Tage ein um so schmerzlicheres Interesse dadurch erhalten, daß die schauderhafte Todesstrafe an zwei jungen Mädchen vollzogen worden sey, welche man vielfachen Raubmordes überwiesen habe und deren Verbrechen Jahre lang unentdeckt geblieben seyen.

Ich muß sogleich kreideweiß geworden seyn, denn der Kellner sah mich erstaunt an.

„Haben Sie die beiden Mörderinnen gekannt oder je gesehen?" fragte ich endlich.

— „Nein, mein Herr, es war mir nicht möglich, während der Assisen oder bei der Hinrichtung das Hotel zu verlassen," erwiderte er. „Ueberdem bin ich hier fremd und noch nicht lange in Tours. — Aber gerade in diesem Augenblicke ist drunten im Speisesaale ein Offizier, welcher Ihnen über die ganze Sache Auskunft geben kann, denn er hat die beiden Mädchen mehrfach vor den Assisen gesehen und heute früh die Truppen angeführt, welche bei der Hinrichtung den Platz besetzt hielten."

Ich suchte nur ein altes Skizzenbuch aus meinem Koffer und ging damit in den Kaffeesaal hinunter. An einem der kleinen runden Tische saß ein französischer Voltigeur-Kapitän in mittleren Jahren bei seinem Abendbrod. Ohne Umstände machte ich mich an ihn.

„Herr Hauptmann, vergeben Sie mir, wenn ich Sie so unvermittelt anzureden mir erlaube," hub ich an. „Ich bin ein deutscher Künstler, welcher erst vor einer Stunde hier in Tours ankam. Ich hörte, daß Sie in amtlicher Eigenschaft der heutigen Hinrichtung beigewohnt haben, und Sie würden mich zu großem Danke verpflichten, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, mir einige nähere Auskunft über die Schuld der beiden Mörderinnen und deren Verhältnisse zu geben. Das Motiv, welches mir diese Bitte in den Mund legt, ist keine gewöhnliche müssige Neugierde, sondern eine ernstere Veranlassung, wie Sie hernach erfahren werden!"

— „Bitte, nehmen Sie Platz — ich stehe Ihnen mit Vergnügen zu Diensten," erwiderte der Offizier höflich und deutete auf einen Stuhl gegenüber. „Ich will Ihnen gerne Alles mittheilen, was ich über die Schwestern Truchon weiß. Sie haben ohne Zweifel schon erfahren, was für ein Verbrechen

zu ihrer Verurtheilung geführt hat? Nicht? Nun, sehen Sie, die beiden Mädchen lockten einen jungen jüdischen Hausirer Namens Cerfberr in ihr Haus und ermordeten ihn, und zwar nicht um seines Geldes oder seiner Habseligkeiten willen, denn der Bursche war arm, sondern wegen seiner Haare und Zähne." Ich bebte zusammen, äußerte aber nichts, und der Offizier fuhr fort: „Niemand hätte den Handelsjuden vermißt, denn er war nicht aus der Stadt gebürtig und niemand bekannt. Aber die Vorsehung bedient sich oft gar wundersamer Wege, um ein heimlich begangenes Verbrechen zu entdecken. Einige Monate nach der Ermordung des jungen Mannes traf ein alter Handelsjude in einer Herberge in Poitiers mit einem Lohnkutscher zusammen, welcher ihm eine silberne Taschenuhr und einen goldenen Ring zum Kaufe anbot. Der alte Jude erkannte beide als Eigenthum seines Sohnes, von welchem er seit Wochen nichts mehr gehört hatte, und erschrack bis in's Mark, war aber doch mit der seinem Stamm eigenen Schlauheit und Kaltblütigkeit so klug, sein Entsetzen nicht merken zu lassen, sondern feilschte um beides und erstand es endlich vor Zeugen weit unter dem Preise. Dann erst fragte er den Verkäufer, woher er diese beiden Werthstücke habe, und dieser verwickelte sich in Widersprüche, der alte Jude aber holte die Polizei herbei, ließ den Kutscher verhaften, und bezeichnete ihn als den Mörder seines Sohnes. So unvermittelt diese leidenschaftliche Behauptung auch war, so erschrack der verhaftete Hauderer darob doch so sehr, daß man ihn für schuldig hielt. Nähere Untersuchung ergab, daß er einen Handelsreisenden aus Tours nach Poitiers gebracht und schon öfter in dieser Herberge logirt und jedes Mal irgend etwas hier verkauft oder verpfändet hatte. Auch dießmal fand man bei ihm noch mehrere Kleidungsstücke und Werthstücke, deren Besitz ihn verdächtigte, namentlich einen Henkel-Dukaten von einer alten Denkmünze, welcher einem vor einigen Wochen spurlos verschwundenen jungen Mädchen von Tours angehört, das den Tag zuvor seine erste Kommunion gefeiert hatte. Der Untersuchungsrichter setzte dem Burschen scharf zu und durch Kreuz- und Querfragen in die Enge getrieben, behauptete der Verhaftete, er habe diese und andere Gegenstände von zwei Dienstmädchen in Tours erhalten, mit denen er eine kleine Liaison unterhalten. Man verhaftete daher auch diese und brachte den Verhafteten in aller Stille nach Tours. Die beiden Dienstmädchen leugneten zwar nicht, mit Béliard, dem Kutscherknechte, eine Liebelei gehabt zu haben, betheuerten dagegen auf's höchste, ihm niemals Geschenke gemacht, sondern nur solche von ihm empfangen zu haben, und in diesen Geschenken erkannte man zum Theil Gegenstände, welche dem verschwundenen Aaron Cerfberr angehört hatten. Béliard ward überwiesen, häufig zu den beiden Schwestern Truchon gekommen zu seyn, den Waisen eines Webers, die in einem kleinen abgelegenen Hause auf dem Saum der Stadt, in der Nähe der nach Montbazon führenden Landstraße allein beisammen wohnten. Eine Haussuchung bei den Schwestern Truchon brachte noch mehr solcher Gegenstände an den Tag, welche auf begangene Verbrechen hinwiesen, unter Anderem auch das Kleid, den Schleier und die Schuhe jener ersten Kommunikantin, und nun erst entdeckte man, daß die beiden Schwestern im Komplot mit André Béliard eine Reihe von Raubmorden begangen und ihr scheußliches Gewerbe seit drei oder vier Jahren betrieben hatten. Man rechnet, daß sie gegen zwanzig Personen: Männer, Weiber und Kinder, umgebracht haben mußten, und eine Anzahl Personen, welche auf räthselhafte Weise verschwunden sind, und deren Tod man der Mörderbande auf den Kopf Schuld gibt, scheint die Anzahl der constatirten Fälle von Raubmord noch bedeutend zu vermehren. Die bis jetzt mit Sicherheit ermittelten Opfer der beiden mordlustigen Schwestern waren lauter Fremde oder freundlose unbekannte Leute, denen sie ein gastliches Obdach anboten, und deren Verschwinden möglicherweise keine emsigen Nachforschungen hervorrief. Nur wenige von den Erschlagenen hatten Geld, die meisten waren arm; doch fand man in dem Häuschen der Schwestern Truchon noch einige Taschenuhren und eine größere Summe baaren Geldes versteckt . . . ."

„Und das Häuschen stand zwischen zwei Gartenmauern und hatte selbst einen ummauerten Garten, mit einem Pförtchen in der Mauer am jenseitigen Ende des Gartens, und das Häuschen enthielt nur drei Gelasse, nicht wahr?" rief ich.

— „Ganz richtig; die halbe Stadt ist in den letzten Wochen draußen gewesen, um das Häuschen zu besichtigen," entgegnete der Offizier. „Man hat in dem Garten eine Anzahl Skelette vergraben gefunden und in einem alten Ziehbrunnen noch einige Leichen entdeckt. Die öffentliche Erbitterung war so groß, daß das Volk und namentlich die Weiber die drei Mörder in Stücke gerissen hätten, wenn man sie nicht unter einer starken Militärbegleitung zum Schaffot geführt hätte. Der Pöbel war wie von Sinnen vor Wuth und Erbitterung, und obschon ich als Soldat manche blutige Schlacht mitgefochten und den Tod in allen Gestalten gesehen habe, so werde ich doch Zeitlebens das heutige blutige Schauspiel nicht vergessen, und ebenso wenig die Brutalität der Menge, die sich an demselben zu waiden schien. Es war gräßlich mit anzusehen, wie die jüngere Schwester, ein Mädchen von 23 Jahren, schon halb todt vor Entsetzen, Zeugin der Enthauptung ihrer ältern Schwester seyn mußte, und wie der elende Béliard noch auf dem Schaffot kniefällig um sein Leben flehte, als die beiden Schwestern schon vor ihm gerichtet waren. Und was das Urtheil selbst anlangt, so bin ich beinahe geneigt anzunehmen, daß es in Bezug auf Charlotte Truchon, die ältere Schwester, ein allzustrenges war . . ."

„Wie so, mein Herr?" rief ich verwundert.

— „Jenun, ich glaube, dieses Mädchen war mehr verrückt als entmenscht, und man muß ihre Verbrechen einigermaßen auf die Rechnung ihrer Erlebnisse setzen," erwiderte der Kapitän. „Charlotte war das Opfer der Verführung eines jungen Mannes von Standes welcher sie verließ. Ihre Schande brach das Herz ihrer frommen Mutter. Das Kind, welches die Frucht jener Verbindung war, hatte Lolo in ein

Findelhaus gebracht und nicht wieder zurückzuerhalten vermocht, als sie ein Jahr später das Häuschen und Grundstück von einer alten Verwandten erbte. Von diesem Zeitpunkt an, wo sie vergebens ihr Kind wieder zurückzuerhalten sich Mühe gegeben, war sie schwermüthig geworden und hatte Spuren von Geistesstörung gezeigt; und Wahnsinnige muß man in Irrenanstalten unschädlich machen und nicht hinrichten, denn wie gräßlich auch ihre Verbrechen sind, so wurden dieselben doch in einem unzurechnungsfähigen Zustande begangen."

Mehrere Minuten vergingen, bevor ich sprechen konnte. Dann blätterte ich in meinem Skizzenbuche bis ich die Portraits der beiden Schwestern fand, die ich ihm vorlegte.

„Ich danke Ihnen für die ertheilte Auskunft, mein Herr," sagte ich. „Vergönnen Sie mir gefälligst nur noch eine einzige Frage: gleichen diese Köpfe hier den beiden Verbrecherinnen, deren Hinrichtung Sie heute beiwohnten?"

— „Zuverlässig," versetzte der Offizier; „es sind sprechend ähnliche Portraits, die offenbar nach dem Leben gezeichnet sind. Woher kennen Sie die beiden Mädchen?"

Ich erzählte ihm nun meine Geschichte ganz so wie ich sie oben erzählt habe, und ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß der Kapitän überzeugt war, ich habe die beiden Schwestern Truchon leibhaftig gesehen und jene dringende Todesgefahr, wie sie in der That nur wenige Menschen bestanden, wirklich erlebt. Als ich meine Vermuthung äußerte, das Ganze sey nur ein Traum gewesen, wie ich mir schon seit einiger Zeit eingeredet hatte, lachte der Offizier geringschätzig darüber und meinte, ihm sey nicht der mindeste Zweifel vorhanden, daß ich mich persönlich und wirklich in jener Mörderhöhle befunden.

Allein selbst noch heutzutage, wo so viele Jahre zwischen jenem Erlebniß und mir liegen und ich schon so viele seltsame Geschichten von prophetischen oder warnenden Träumen, Ahnungen, zweitem Gesicht, Visionen u. dgl. gehört habe, ertappe ich mich zuweilen noch auf einem Zweifel, ob mein Abenteuer mit den beiden Schwestern von Tours nicht auch in das Gebiet solcher räthselhaften Erscheinungen gehört habe, und ich überlasse es meinen geehrten Lesern, sich ihre Meinung hierüber selbst zu bilden.

Ludwig Heuselt.

Der Pariser Gamin.

Eine Skizze von W. Fr.

Der Gassenjunge hat stets einen augenfälligen Bestandtheil der Bevölkerung großer Städte gebildet, und man wird in jeder einzelnen dieser Großstädte finden, daß wenn auch alle unter den allgemeinen Begriff „Straßenjungen" eingereiht werden, doch in jeder Stadt der Gassenjunge durch die charakteristischen Merkmale einer bestimmten Nationalität gekennzeichnet ist.

Wir sind zwar gewöhnt, diese jungen Störenfriede einzeln mit Gleichgültigkeit oder Geringschätzung zu betrachten, aber in Masse oder als Stand bilden sie doch kein unwichtiges Element in dem socialen Gebäude der Gegenwart und wir müssen zugeben, daß sie in der Praxis weit einflußreicher sind, als wir bereitwillig zugeben oder als sie selber — glücklicherweise vielleicht — ahnen mögen. Allein wo sollen wir unter allen Arten von Gassenjungen, welche die großen Straßen einer modernen Metropole unsicher machen, einen Nebenbuhler finden, der sich mit dem Gamin de Paris, dem Pariser Gassenjungen, messen kann? Unvergleichlich in Allem, was das Wesen des Gassenjungen bildet, ist der Gamin zugleich der originellste, der launenhafteste, der in Neigung und Haß erregbarste, der erfinderischste, der diabolischeste und — wenn es uns vergönnt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen — der furchtbarste.

Der Gamin ist ein Typus und eine Autorität. Er ist allerdings nur ein Gassenjunge, aber der Gassenjunge jener Stadt, von welcher ein witziger Kopf, als er von der enceinte continue der Pariser Festungswerke hörte, gesagt hat: die bösartigste alte Stadt der Welt habe sich selber in Kerkermauern und Gitter eingesteckt.

Der Name Gamin schon ist wundersam ausdrucksvoll, und wie er dabei in keine andere Sprache übersetzbar, so stehen seine charakteristischen Eigenschaften auch außer allem Vergleich mit denjenigen der entsprechenden Klasse in irgend einem andern Lande. Er ist ein Gemisch von Widersprüchen und eine Combination von Contrasten — er ist die Concentration von allem Heterogenen. Edler und großmüthiger Regungen fähig, welche über sein Alter und seinen Stand hinausgehen, ist er gleichzeitig die Verkörperung von Allem, was nur muthwillig, leichtsinnig und flatterhaft heißt. Gutmüthig und schadenfroh, leicht zu rühren und doch zu jedem Schabernack aufgelegt, ist er die Incarnation von allem Unbändigen, Boshaften, die Verkörperung von Allem, was nur verzweifelt und dämonisch heißt, — das eingefleischte Teufelskind.

Mit einem solch bizarren Wesen ausgestattet, hat der Gamin, wie wir sehen werden, eine Menge guter wie schlechter Eigenschaften, und was daher schließlich aus ihm werden wird, hängt lediglich nur von den Zufälligkeiten seines Schicksals ab.

Wer jemals das Glück gehabt hat, das wundervolle, ja wir möchten sagen das beau idéal des Gamin zu studiren, wie ihn uns der unvergleichliche versatile Griffel des geistvollen intelligenten Bouffé so drastisch gezeichnet hat, der wird alsbald den schlüpfrigen und launenhaften Typus begriffen haben, den wir zu schildern versuchen wollen. Wir sind mit dieser unnachahmlichen Darstellung genau vertraut und können versichern, daß wir den Gamin im wirklichen Leben ganz so gefunden haben, wie uns Bouffé dieses eigenthümliche Exemplar der Gattung homo auf den Brettern dargestellt hat: unbesonnen, leichtsinnig, flüchtig, sanguinisch, spottsüchtig, frech bis zur Unverschämtheit und doch gleichzeitig, wenn man ihn auf die Probe stellt, muthig, ehrenhaft, tapfer, großmüthig, begeistert. Derselbe unverbesserliche Müßiggänger, Schulschwänzer und träge Bummler, der seine Mutter so innig liebt und

ihr doch zugleich das Herz bricht, — der eine gute Stelle verliert wegen eines Spiels mit Schussern, der seinen Brodherrn beleidigt, weil er der Versuchung zu einem Schabernack nicht widerstehen kann, der um den Triumph in einem augenblicklichen Scherze Elend und Mangel in seine eigenen vier Pfähle bringt, — derselbe kopflos unbesonnene Teufelsbraten wird freiwillig und aus eigenstem Antriebe Hand anlegen, um den alten blinden „Simon" über die Straßenkreuzung zu geleiten, oder herbeieilen, um die kleine „Jeannette" über ihren zerbrochenen Wasserkrug zu trösten und ihr zärtlich die Thränen mit seiner Schürze oder Blouse abzutrocknen,— er wird dienstfertig den verstreuten Inhalt des umgeworfenen Korbes der Pastetchenfrau zusammenlesen, obschon er denselben manchmal in übermüthiger Laune selber umgeworfen hat, — und er wird ohne Bedenken in den Kanal hinunterspringen, um ein Kind herauszuholen, das über die Uferböschung hinuntergeglitten ist.

Der leitende Beweggrund zu all seinem Muthwillen und seiner Schadenfreude scheint ein unbändiger Trotz gegen jede Art von Autorität und Obrigkeit zu seyn. Packt man ihn daher an der richtigen Seite und mit guten Worten, so kann man ihn zu Allem bringen. Daß aber eine derartige Gemüthsanlage mit der gegenwärtigen Organisation der Gesellschaft nicht recht zusammenpaßt, liegt klar am Tage.

Der kleine Schelm hat furchtbar schnell gelebt und zeigt sich daher in einer erstaunlichen Frühreife. Mit zehn Jahren sieht er schon aus wie ein fünfzehnjähriger und spricht wie Einer von fünfundzwanzig Jahren, während zugleich seine Kenntniß von allem dem, was er nach nicht wissen sollte, ihr Maximum erreicht hat. Wir konstatiren ganz verblüfft seine Selbstbeherrschung unter allen möglichen kritischen Umständen, und wenn wir sein zuversichtliches Benehmen, seinen sichern Gang, den gereiften Ausdruck seiner Züge und das ganze selbstbewußte und sichere Gebahren des jungen Stromers beobachten, so geben wir im Stillen die wehmüthige Thatsache zu: „Il n'y a plus d'enfans!" Der Gamin treibt schon alles Mögliche: er raucht, trinkt, spielt; allein wir wollen bedenken, daß wenn er den Lastern des Mannes fröhnt, man auch häufig von ihm verlangt, daß er auch die Stärke und Umsicht eines Mannes an den Tag lege. Mancher Gamin ist die Stütze der Familie; häufig sind ein kränklicher Vater oder eine verwittwete Mutter und mehrere jüngere Schwestern für ihr tägliches Brod auf seinen Verdienst angewiesen: natürlich ist es höchstens das Brod, was er verdient, aber er erwirbt es doch für sie und zwar oft auf eine tapfere Weise. Leider aber — obwohl ganz natürlich — ist er, wenn ein Mann, doch immer noch ein Kind, und wenn auch dieses in jenen hineinwächst, so ist er doch noch nicht aus den Kinderschuhen herausgewachsen; so daß seine muthwilligen und liederlichen Streiche und Possenreißereien, zu denen er sich oft wider Willen und gewohnheitsmäßig hinreißen läßt, meist für ihn eben so unheilvoll sind wie für Andere, und daß nach geschehenem Unheil er selbst der erste ist, welcher dasselbe beklagt.

Wie der Gamin überhaupt jemals etwas lernt, ist ein noch niemals ganz gelöstes Räthsel, denn eine seiner Eigenthümlichkeiten besteht darin, daß er vollkommener Autodidakt, d. h. alles aus sich selbst heraus geworden ist. Er nimmt sein Wissen — und der Himmel weiß, in wie Vielem dieß besteht, — gerade so auf und zu sich, wie er Luft und Sonnenschein genießt auf seinen Wanderungen durch die immer belebten und lehrreichen Straßen von Paris. Es ist hier freilich viel zu lernen und er lernt es. Schickst Du ihn in die Schule, so machst Du gar nichts aus ihm. Das Beste, was Du von ihm erwarten kannst, ist, daß er eines Tages auf natürlichem Wege zu einem Zuaven heranwächst, denn er ist schon ein solcher im Embryo, und keine uns bekannte Macht wäre im Stande, ihn zu einem zahmen Hausthier zu machen.

Ein pariser spießbürgerlicher Emparkömmling, hat man uns erzählt, hatte sich einmal in den Kopf gesetzt, que tout marquis doit avoir des pages, daß jeder Mann von Stande auch seine Pagen haben müsse; er suchte sich also einen strammen Gamin aus, dem er den Vorschlag machte, als Page in seine Dienste zu treten, und ließ, als er diesen mit seinem Vorschlag einverstanden und bereit fand, die Stelle eines valet de pied chez Madame la marquise de Raisins anzunehmen, dem Gamin sogleich die Livree eines englischen Tiger anmessen. Ein Theil der Dienstleistungen des neuen Groom sollte darin bestehen, in der neuen glänzenden Livree hinter seiner Herrin herzugehen, wenn sie aus ihrer Barouche ausstieg und sich im Bois de Boulogne unter die Spaziergänger mengte, um etwas frische Luft zu schöpfen. Am ersten Tage, wo dieses Programm ausgeführt wurde, war Madame höchst überrascht, sich als den Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit zu erkennen, und war nicht wenig intriguirt davon, daß die Blicke, welche man ihr zuwarf, in ihrem Ausdruck und Bedeutung nicht sehr schmeichelhaft waren. Aber daran konnte doch Hippolyte der Tiger nicht Schuld seyn, denn er war ja vor dem Aufbruch von Hause so sorgfältig über seine Pflichten instruirt worden. Gleichwohl wandte nach einiger Zeit Madame den Kopf nach ihm und gewahrte zu ihrem Entsetzen, daß der heillose Junge, dont la nature était plus fort que lui, so eben hinter ihr ein Rad schlug, das letzte einer ganzen Reihe von Purzelbäumen, welche er am andern Ende der großen Allee begonnen hatte.

Eben so unzugänglich ist der Gamin für den Einfluß des Schulmeisters. Ein würdiger Geistlicher, welcher sich diesem Liebeswerke mit ganz besonderer Hingebung widmen wollte und zu dieser undankbaren Aufgabe einen Eifer und eine Zuversicht mitbrachte, womit man Berge zu versetzen im Stande gewesen wäre, hat darin sehr unliebsame Erfahrungen gemacht. Er richtete eine Abendschule für Gamins ein und gab sich eine aberwitzige Mühe, diese widerspenstigen Zöglinge zu humanisiren. Die jungen Taugenichtse besuchten diese Schule auch gerne, denn es machte ihnen Spaß, den würdigen Mann durch allerlei muthwillige Neckereien zu quälen, wenn sie da waren; sie blieben aber weg, wenn sie anderwärts eine unterhaltendere Beschäftigung fanden. Allein unbändig und ungelehrig wie sie waren, erschöpften sie endlich die Geduld des armen Mannes, und er mußte wohl oder übel seinen lobens-

werthen Versuch aufgeben. Der Ton', worin er uns sein Mißgeschick klagte, war ungemein pathetisch; allein trotz alles Mitgefühls, welches wir ihm zollten, konnten wir nicht umhin, über einige der muthwilligen Streiche herzlich zu lachen, die dem guten Pfarrer gespielt worden waren, denn diese waren von so unwiderstehlich komischer und drolliger Wirkung und so urecht, genau so wie sich der Pfarrer deren von solchen Schülern hätte versehen müssen, daß wir beinahe das Unrecht mehr auf seiner Seite, als auf derjenigen der Gamins fanden.

Nachdem der Curé eines Abends lang und breit über Gott und die Dreieinigkeit gesprochen hatte, wandte er sich an einen der vielversprechendsten seiner Schüler mit der Frage: „Sag' mir, mein Kind, wie viele Götter gibt es?"

„Zwei, Herr Pfarrer!" war die behende Antwort.

— „Zwei Götter?" rief der arme Pfarrer ganz bestürzt und betroffen, daß alle seine lichtvolle und gemeinfaßliche Darstellung keinen besseren Eindruck bei seinen Schülern hinterlassen haben sollte. — „Zwei Götter? Mon Dieu, mon Dieu! was magst Du denn darunter verstehen?"

„Jenun," meinte der muthwillige Katechumene mit unzerstörbarem Gleichmuth, — „ich habe natürlich nicht vergessen, daß es im Anfang drei waren; aber da die Juden mit dem Einen zum Teufel gegangen sind, können nur noch zwei übrig bleiben." —

In derselben Klasse war ein anderer Junge, mit dem sich der Hochwürdige gleiche Mühe gegeben hatte. „Eh bien, mon petit, — nun, mein lieber Kleiner," fragte er diesen kleinen Schlingel eines Abends in mildem Tone, — „saurais-tu me dire de quelle façon notre Seigneur a été mis à mort? — könntest Du mir sagen, auf welche Art unser lieber Heiland um's Leben gekommen ist?"

„O ja, m'sieur, die Juden haben ihn guillotinirt!"

„Guillotinirt, mein liebes Kind? Aber denke doch ein wenig nach; die Guillotine ist erst vor ungefähr 80 Jahren erfunden worden, und unser lieber Heiland ward schon vor mehr als 1800 Jahren zum Tode verurtheilt!"

— „Ah, oui, c'est vrai," war die schnell bereite Antwort, „ils l'auront donc fusillé (ach ja, es ist wahr; sie werden ihn also erschossen haben)!" —

Allein derselbe unermüdliche Lehrer erhielt eine vielleicht noch weit charakteristischere Antwort. Er hatte bei einer Gelegenheit einen seiner Gamins wegen einer kleinen Nothlüge zu tadeln.

„Sais-tu, mon enfant," sprach er ernst zu ihm, „que si tu mens tu iras en enfer? (weißt Du, mein Kind, daß Du in die Hölle kommst, wenn Du lügst?) und in der Hölle ist ein ewiges Feuer, wie wirst Du dieß je auszuhalten im Stande seyn?"

„Jenun," meinte der getadelte Kleine, „wahrscheinlich werde ich es anfangs sehr unbehaglich finden, aber in vierzehn Tagen werd' ich es wohl gewohnt seyn!"

Die Gabe, schnell besonnene und beißende Antworten zu geben, die blitzschnell erfolgen und den Nagel immer auf den Kopf treffen, ist bei dem Gamin ganz besonders entwickelt.

„Wie alt bist Du?" fragten wir eines Tages einen winzig kleinen Knirps an der Ecke des Boulevard, welcher Zeitungen verkaufte und mit dem Ernst und der Gewandtheit eines erfahrenen Geschäftsmannes sein eingenommenes Geld zählte und darauf hinausgab.

— „Sechs Jahre," war die kurze Antwort.

„Und wie lange bist Du schon in dem Geschäft?"

Mit einem schelmischen Funkeln des Auges, das ich nicht leicht vergessen werde, und auf das Pflaster hinabgebeugt, um seine ausgelegten Journale zu arrangiren, mit der Haltung eines Menschen, der vollkommen im Stande ist, zwei Dinge zu gleicher Zeit zu thun, erwiderte er: „Wie lange? Oh, von je her, seit ich ein Kind war." — Wir möchten aber bezweifeln, daß er je eines war.

„Gib mir den Moniteur auf morgen, Kleiner!" sagten wir eines Tags zu einem kleinen Burschen vom selben Gewerbe, der nicht älter war.

„Thut mir leid, daß ich Ihnen nicht dienen kann, M'sieur, habe sie alle schon vorige Woche verkauft!" versetzte der Gamin, der sich nicht überrumpeln ließ.

Wenn der Gamin einen sauertöpfischen Alten oder eine griesgrämige Alte entdeckt, so gibt es keinen irgend erdenklichen Schabernack, den er ihnen nicht spielen würde. Besonders häufig sind die Collisionen zwischen dem Gamin und der portière, oder selbst deren schlimmerer Ehehälfte, dem concierge, wenn die kleinen Taugenichtse nach der Auffassung des würdigen Hausmeisters seinen Tadel verdienen.

Einem derartigen Falle wohnten wir eines Tages als Zuschauer bei, als wir an einer Portiersloge vorübergingen, in welcher man eine schwammige Alte mit einer Nachthaube auf dem Kopfe behaglich in einem großen altväterischen gepolsterten Lehnstuhl versenkt sah, die Füße auf der Wärmpfanne, einen Teller mit Suppe auf den Knieen, über welches sich die Alte hereinbeugte, um es mit sichtlichem Behagen auszulöffeln. Ein nichtsnutziger Gamin sah in diesem Bilde häuslicher Behaglichkeit nur eine herausfordernde Gelegenheit, sein Müthchen zu kühlen, eine Versuchung, welcher er nicht widerstehen konnte. Er griff einen kleinen Stein von der Straße auf, warf kurzweg eine Scheibe in dem Erdgeschoßfenster der Portiersloge ein, drückte sein Gesicht an die Oeffnung und schrie der Alten in das erschrockene Ohr: „Est-ce toujours ici que demeure m'me Pipelet, s'il vous plait?" (He, wohnt Frau Pipelet noch immer hier?)

„Ah, c'est toi, petit diablotin? attends que j'y vienne!" (Ach, Du bist es, kleiner Teufelsbraten? warte wenn ich komme!) kreischte die Alte auf, welche gar nicht darauf gefaßt war, ihren Stuhl jemals zu verlassen, über dessen Rücklehne der Cordon herunterhing, und der es daher kein Leichtes war, sich aus ihrem Sorgenstuhl herauszuarbeiten, so daß der Quälgeist schon längst in der nächsten Straße verschwunden war, bevor sie nur die Thür zu öffnen vermochte. —

Wer unbeschäftigt und beobachtend mit offenem Aug' und

Ohr durch die pariser Straßen wandelt, braucht dem Gamin gar nicht weit zu folgen, um von ihm irgend eine humaristische Bemerkung oder eine kecke gewandte Antwort zu hören.

Eines Tages schlenderten wir die Rue Vivienne hinab und bemerkten den rührigen Schritt und die boshafte Allure eines kleinen Gamin, welcher vor uns her hüpfte. Wir waren im Nu überzeugt, daß er irgend einen Schabernack im Sinne habe. Endlich erreichte der Gamin die Place de la Bourse, wo ein Schuhwichser mit der Bürste in der Hand vor seiner Kiste stand und auf Kundschaft wartete; der kleine Schalk nahm einen Invaliden mit zwei Stelzfüßen wahr, welcher vorüber humpelte. Das war sein Fall, denn die Combination war unwiderstehlich.

„Dites donc, M'sieur, si vous vouliez faire cirer vos bottes, vous y voilà? — ça ne vous coûtera pas cher, allez!"

„Ah, mauvais garnement," rief der gutmüthige Veteran und drohte mit seinem Stocke dem boshaften Necker, welcher mittlerweile schon weit aus seinem Bereich war, — „si j'avais mes jambes, c'est moi qui t'en donnerais." *)

Und lange Zeit in den dreißiger Jahren, wo es noch viele alte invalide Knasterbärte aus der napoleonischen Zeit im Invalidenhause gab, soll es ein stehender Witz unter den Gamins gewesen seyn, zu dem nächsten besten Stelzbein, den sie auf den Bänken der Esplanade sitzen sahen, hinzugehen, und ihn mit abgenommener Papiermütze zu fragen: „Um Vergebung, mon vieux, habt Ihr vielleicht das Hühneraugenpflaster hier bestellt?"

Ein andermal fesselte einer der merkwürdigen Straßenrufe, der „cris de Paris," unsere Aufmerksamkeit: „V'là le marchand de soufflets, qui est-ce qui en veut? à en voilà!" rief ein alter Kerl, der mit Blasebälgen und Besen beladen des Weges daher kam.

— „Dieu de Dieu, en a-t-il reçu des soufflets, celui-là?" rief ein Gamin, der ihm begegnete; „dites-donc, not' bourgeois, est-ce not' femme qui nous aurait arrangé comme-ça?" **)

Derartige Beispiele würden sich noch bis in's Unendliche vervielfältigen lassen; aber es gibt noch andere Eigenthümlichkeiten, die mit der Physiologie des Gamin eben so stark verwoben sind, welche hier ihre Stelle beanspruchen. Der Gamin, wenn auch noch so klein von Statur, ist immer ein leidenschaftlicher Raucher. Er wird sogar des bassesses begehen, um sich ein Cigarrenstümpfchen zu verschaffen, — das Aeußerste, wonach er strebt, — und er kennt daher die beliebtesten Methoden, um sich diese Beute zu verschaffen, welche der Zufall ihm gelegenheitlich auf den Weg wirft. Man wird daher vor der Börse, dem Bureau de la poste, dem Theater ꝛc. immer eine Schaar Gamins herumlungern sehen, um die Gelegenheit auszubeuten, wo die Besucher der genannten Oertlichkeiten das Endchen ihrer Cigarren wegwerfen, auf welches die Gamins spekuliren.

Ein anderer Lieblingszeitvertreib des Gamins ist das Spiel mit seinen Kameraden um die paar Sous, welche er durch gelegentliche Dienstleistungen in den Pausen seiner gewöhnlichen Beschäftigung des Bummelns oder süßen Nichtsthuns sich zu verschaffen im Stande war. Der Gamin ist zwar ebenso erpicht auf Näschereien und Leckerbissen wie andere Knaben seines Alters, allein er vergeudet sein Geld — falls er welches auszugeben hat — doch nur selten an solche Dinge. Seine Bedürfnisse sind einfach und gering, sein Gaumen ist nicht verwöhnt und daher leicht zu befriedigen, und er weiß kaum, was man unter einer regelmäßigen Mahlzeit versteht. Er kauft sich im ersten besten Bäckerladen ein Stück Kommißbrod, an der Straßenecke für einen Sou Obst oder gebratene Kartoffeln, und nur wenn er besonders bei Kasse ist — etrenné, wie er es nennt — so kauft er sich im Wurstladen ein Stückchen Wurst als Leckerbissen. Diese Brocken verzehrt er zufrieden auf einem Weichstein sitzend oder die Straße entlang schlendernd oder auf einer Kirchentreppe zusammengekauert, kurz an jedem Orte aber in jeder Lage, wie ihn gerade die Lust anwandelt. — Allein das größte Vergnügen des Gamin, sein vorherrschender Hang, seine grande passion, ist das Theater. Er ist schon froh, wenn er nur um die Thür desselben herumschweifen und gelegentlich einen Blick auf den Verschlag des Billetverkäufers werfen kann, wenn jene auf eine Minute aufgeht um eines jener glückseligen Geschöpfe einzulassen, welches den Genuß des Eintritts in jenen Tempel höchsten Vergnügens zu erschwingen vermag; aber erst gar hineinzugelangen und, wenn auch auf dem letzten Platz und in einen Winkel zusammengekauert, einer Vorstellung anzuwohnen, das ist für ihn der Gipfelpunkt seiner kühnsten Wünsche und der Inbegriff von Wonne. Hier ist er ein Held, hier ist er in seinem Element. Während der Zwischenakte ziehen seine launigen Einfälle die Bewunderung der benachbarten Bänke auf sich, denn er benützt mit Hochgenuß die Gelegenheit, Andere durch Darlegung seines Beifalls zu erbauen und die Ansichten der Uebrigen in den Bereich seiner eigenen zu leiten.

Allein sein leidenschaftlicher Hang zu Spektakeln aller Art beschränkt sich nicht auf die Theater allein, noch ist er in Bezug auf die Beschaffenheit solcher Schauspiele und Belustigungen, auf deren Zeit und Stunde oder deren Verträglichkeit mit der Erfüllung seiner Pflichten und Verbindlichkeiten sonderlich wählerisch. Vor uns liegt eine Nummer der Gazette des Tribunaux, welche uns ein eklatantes Beispiel von diesem Laster und seinen Folgen in der Geschichte eines Gamins liefert. Seine unzerstörbare Kaltblütigkeit, sein Gleichmuth bei der Entdeckung sind schlechthin unnachahmlich.

Ein frühreifer junger Taugenichts Namens Bourdon,

*) He da, Herr, wollten Sie sich nicht etwa die Stiefeln wichsen lassen, nun Sie einmal da sind? — es soll Ihnen nicht theuer zu stehen kommen!" — „Ah, warte, Du Taugenichts, hätt' ich meine Beine noch, Du solltest Deine Keile kriegen!"

**) „Der Blasbalgenhändler, wer will kaufen! Da sind welche!" — „Du lieber Gott! hat der da .... gekriegt? he, sagt 'mal, Gevatter, hat Euer Weib Euch so zugerichtet?" — Ein unübersetzbares Wortspiel, weil soufflet ebenso gut Ohrfeige als Blasebalg bedeutet.

18 Jahre alt, Sohn einer armen Wittwe und als Laufbursche in Diensten eines Lingerie-Geschäfts, ist einige Tage lang vermißt worden; so jung er auch ist, so hat er doch schon viele Brodherren gehabt, die alle nach einer kurzen Probe genöthigt gewesen sind, ihn wieder zu entlassen. Eines Tags schickt man ihn aus, um einen Bettteppich und eine Steppdecke in das Haus eines Kunden zu tragen, aber er gibt weder die Waare ab, noch kehrt er in das Geschäft oder in das Haus seiner Mutter zurück. Keine Spur von ihm ist zu entdecken, und sein Herr hat die Waaren bereits verloren gegeben; Mutter Bourdon läßt ein Signalement drucken, welches Herrn Eugen genau beschreibt, und bald darauf wird derselbe ausfindig gemacht und verhaftet. Ein Sergeant-de-ville nämlich macht um eilf Uhr Nachts seine Runde in dem Quartier und bemerkt in der Rue St. Jacques in einem niedergerissenen Hause etwas Weißes auf einem Haufen Bauschutt, was ihn veranlaßt auf dasselbe loszugehen und es genau zu untersuchen. Beim Näherkommen und Zugreifen ergibt es sich, daß es eine feine weiße Marseiller Steppdecke ist, unter welcher, hübsch in einen dicken weißen Teppich eingehüllt der junge Landstreicher liegt und ruhig den Schlaf des Gerechten schläft. Meister Bourdon erwartet natürlich nicht, so frühe schon geweckt zu werden, dreht sich um, reckt sich und drückt gähnend den Wunsch aus, man möge ihn doch ungestört ausschlafen lassen. Aber dieß ist begreiflicher Weise nicht die Absicht des Stadtsergeanten, welcher den Schläfer an der Schulter packt und nach dem nächsten Wachthause bringt, damit er au violon seine Nachtruhe vollende oder seine Betrachtungen über die Eitelkeit alles Irdischen anstelle. Den andern Morgen wird Eugen mit seinem Bettzeug vor das tribunal de la police correctionnelle gebracht, und muß ein Verhör bestehen, das folgendermaßen verläuft:

Der Präsident: „Nun, mein Junge, was habt Ihr für Euch vorzubringen?“

Bourdon (achselzuckend): „Ich weiß in der That nichts zu sagen.“

Präsident: „Wie? Ihr wollt gar behaupten, nicht zu wissen, wessen Ihr angeklagt seyd?“

Bourdon: Si, m'sieu; man beschuldigt mich, vom Geschäft weggelaufen und nicht zu M'man zurückgekehrt zu seyn.“

Präs.: „Allerdings, aber das ist noch nicht alles; die Anklage gegen Euch lautet: Ihr sollt Euch eine Steppdecke und einen Teppich, die Eurem Brodherrn gehörten und die Ihr an eine bestimmte Adresse austragen solltet, zu Eurem eigenen Gebrauche angeeignet haben.“

Bourdon: „Mais, m'sieu, es lag nie in meiner Absicht, sie zu behalten.“

Präs.: „Das behauptet Ihr, aber wie erklärt Ihr es, daß Ihr mit denselben mehrere Tage lang verschwunden bliebet?“

Bourdon: „M'sieur, ich ging nur, um die Truppen in der Plaine de Grenelle im Feuer exerciren zu sehen.“

Präs.: „Wie? mit dem Teppich und der Steppdecke?“

Bourdon: „Oui, m'sieur. Als das Manöver vorüber war und ich zurückkehrte, traf ich auf dem Heimwege einen Freund von mir, Monsieur Bijoin, welcher mich mit zu der Eröffnung des Café Parisien nahm, allein obschon ich beinahe eine Stunde in der queue wartete, wollten sie mich doch wegen meines dicken Pakets nicht in das Café lassen. Ich trug nun die Dinger da an ihren Bestimmungsort, aber die Leute waren in's Theater gegangen; als ich das Paket nach dem Laden zurückbrachte, war dieser geschlossen, und so ging ich denn und suchte mir ein Nachtquartier in den Baustellen der Rue St. Jacques.“

Präs.: „Nun ja, das klingt plausibel, Bourdon; aber was habt Ihr während Eurer viertägigen Abwesenheit gethan?“

Bourdon: „Absolument rien, m'sieur le président; je m'ai promené avec mes affaires.“ (Gelächter.)

Präs.: „Aber warum habt Ihr die Waaren nicht zu dem Käufer getragen?“

Bourdon: „Das hab' ich gethan, Herr Präsident; aber die Dame meinte, sie wolle sie nicht mehr haben; sie nannte sie schmutzig.“ (Gelächter.)

Präs.: „Nun ja, ich glaube, sie sind nicht gerade gebleicht worden, während Ihr auf dem blanken Erdboden darin schlieft.“

Bourdon: „Oui, m'sieur le président, c'est ça, und das war auch der Grund, weßhalb ich nicht mehr in den Laden zurückkehrte.“

Präs.: „Und wovon habt Ihr in der ganzen Zeit gelebt?“

Bourdon: „Ich hatte ein paar Sous und kaufte mir dafür gebratene Kartoffeln, von denen ich lebte.“

Da Bourdon's Mutter anwesend war und der hoffnungsvolle Gamin, dem das Gericht keine betrügerische Absicht gegen seinen Prinzipal beimessen zu können glaubte, Besserung gelobte, so ward er seiner Mutter übergeben. — —

Eines Tags, als der Omnibus nach Sceaux eben abgefahren war, hatte ein sehr dicker Herr das Fuhrwerk noch angerufen und große Mühe gehabt, noch einen Platz darin zu erlangen.

„Conducteur!“ rief ein vorüber gehender Gamin, — „faites attention; encore un pourceau!“

— „Qu'est ce que cela signifie, petit polisson?“ rief der dicke Herr ergrimmt und drehte sich rasch um.

„Mais, m'sieu,“ versetzte der Gamin mit der unschuldigsten kaltblütigsten Miene; — „c'est que si n'étiez pas **pour Sceaux**, il ne faudrait pas monter dans cette voiture!“ Damit machte er sich aus dem Staub und enthielt sich seines Hohnlächters, bis er aus dem Bereich des Stocks seines Gegners war. —

Wir haben schon erwähnt, der Gamin sei gar kein so unwichtiges Glied der Gesellschaft; er hegt ebenfalls politische Ueberzeugungen, und wir sehen in ihm den Insurgenten der Zukunft, soferne ihm die Gegenwart die Gelegenheit zum Putschmachen versagt. Während der Revolution von '48 war der Gamin auf dem Zenith seines Ruhms; die allgemeine Ver-

wirrung lieferte ihm treffliche Gelegenheiten sich hervorzuthun, von denen er auch den beeifertsten Gebrauch machte. Paris war der große Schauplatz seiner Thaten und die Barrikade die Scene seiner Triumphe.

An einem der verhängnißvollen Tage jener Zeit begab sich ein Ereigniß, das wir wohl anführen dürfen als ein Beispiel sowohl für das Gerechtigkeitsprinzip, welches den Gamin beeinflußt, als auch für den allzeit schlagfertigen Witz seiner beweglichen und intelligenten Natur. Während einer dieser jungen Störenfriede einen Haufen Pflastersteine erkletterte, welcher eine schmale Straße versperrte, bemerkte er einen Garde-mobile auf seinem Posten, hinter welchem verstohlenen Schrittes unvermerkt ein Insurgent mit schußfertigem Gewehr heranschlich. Dieser hatte schon auf sein argloses Opfer angeschlagen und würde den Garde-mobile im andern Moment niedergeschossen haben. Der Gamin nahm mit bewundernswerther Geistesgegenwart einen zutraulichen Ton an und flüsterte dem heranschleichenden Meuchler hastig zu: „Et ton fusil, grand bêtard, il n'est seulement pas armé!" Der Meuchelmörder stutzte, setzte das Gewehr ab, um den Hahn zu untersuchen, der Gamin aber schoß ihn mit einer Pistole nieder, die er bereits schußfertig in der Hand hielt.

Und hier dürfen wir auch einen coup de main oder vielmehr einen coup de gamin anführen, welcher bezeugen mag, zu was für einem Ergebniß eine entschlossene Schaar dieser zerlumpten Jungen gelangen kann ohne irgend welche andere Führung, als diejenige eines Burschen ihres eigenen Gelichters. Wir sprechen hier von der Erstürmung des Gefängnisses von St. Lazare und der Befreiung all der verzweifelten Bursche, welche in jenem furchtbaren Steinhause eingesperrt waren, — eine der merkwürdigsten und bedeutsamsten Epochen der Februar-Revolution. Eine ziemlich bedeutende Anzahl solcher jugendlichen freiwilligen Kämpfer des Aufstandes hatte sich, mit Flinten und anderem extemporirten Geschoß bewaffnet, vor den Thoren von St. Lazare versammelt und begann auf die Schildwache zu feuern; diese rief die Wache unter's Gewehr, und die ganze Wachtmannschaft innerhalb des Gefängnisses concentrirte sich auf diesen Punkt, und suchte den Eingang zu vertheidigen. Mittlerweile hatten die jugendlichen Offiziere des angreifenden Corps ihren Plan mit ziemlicher Geschicklichkeit organisirt; denn eine ebenso starke Abtheilung ihrer Leute griff einen andern Theil des Gefängnisses in anderer Weise an. Sie bilden eine Leiter, erklettern, einer über die Schulter des andern, die Mauern und sind bald innerhalb des Gefängnisses. Die Zugänge desselben werden sämmtlich von ihren Brüdern bewacht, und ihre Menge überwältigt bald die Behörden, welche genöthigt werden, die Schlüssel auszuhändigen; eine Zelle um die andere wird aufgeschlossen und die Gefangenen befreit, mit deren Hülfe es bald gelingt, die Wachmannschaft zu überwältigen, die Gefangenen zu befreien, und in einer unglaublich kurzen Zeit haben alle die eingesperrten Galgenvögel sich ranzionnirt, ont pris la clef des champs, wie der Franzose sagt.

Wer diesen kühnen Anschlag und sein Gelingen vergessen haben sollte, dem konnte erst vor wenigen Monaten ein Aufstand ähnlicher Art, jedoch von weit verzweifelterem Ziele und begleitet von Umständen einer beinahe unglaublichen Barbarei und Brutalität jene vorerzählte Begebenheit wieder in's Gedächtniß rufen. Auf der Isle de Levant bei Toulon ist ein Zuchthaus für jugendliche Verbrecher. In demselben empörten sich im vorigen Herbst die jungen Gefangenen, erschlugen einen Theil ihrer Wächter und verbrannten auf das grausamste vierzehn ihrer Mitgefangenen, welche sich geweigert hatten, dem Aufstand sich anzuschließen. Diese Gamins, nahezu 300 an der Zahl, welche jene Empörung gemacht hatten, waren Knaben von neun bis vierzehn Jahren, und erst vor Kurzem war dasselbe Gefängniß wiederum der Schauplatz eines Mordes, den einer der jugendlichen Verbrecher an einem seiner Mitgefangenen beging.

Durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen erfahren wir aus demselben Zeitungsblatte, welches die eben erwähnte Empörung berichtet, daß die Zustände der Ackerbau-Kolonie für jugendliche Verbrecher zu Val d'Yèvre einen merkwürdigen Kontrast zu den Zuständen der Isle de Levant darbietet. Monseigneur de la Tour d'Auvergne, welcher den jungen Gefangenen zu Val d'Yèvre die Firmung ertheilte, gibt seine tiefe Rührung über das andächtige Benehmen der jungen Züchtlinge bei dieser Gelegenheit zu erkennen. Nach der kirchlichen Feier ward den Knaben ein Brief vorgelesen, welchen einer ihrer früheren Mitgefangenen an sie gerichtet. Derselbe hatte noch Ablauf seiner Strafzeit ein ganz musterhaftes Leben geführt und sich die Borten eines Unteroffiziers verdient, war dann Facteur bei einer Eisenbahn geworden, und drückte in dem Briefe seine Dankbarkeit für die guten Lehren und die Erziehung aus, welche er in der Kolonie erhalten hatte. Außerdem hatte er eine kleine Summe Geldes eingeschickt mit der Bestimmung, man solle sie dem nächsten seiner ehemaligen Kameraden, welcher in Folge von gutem Betragen seine Freiheit erhalte, als Belohnung einhändigen.

Jedoch zurück zur Februar-Revolution, wo wir dem Gamin in den erbrochenen und dem Pöbel preisgegebenen Aufenthalt des Königthums folgen wollen. Der Gamin hat sich natürlich sein Leben lang darnach gesehnt, auch einmal das Innere des Königspalasts der Tuilerieen zu sehen, von dessen Aeußerem ihm jedes Fenster, jedes Kamin und jeder Stein so wohl bekannt sind. Jetzt ist seine Zeit gekommen! Der Bürgerkönig hat sich mit seinem Regenschirm unter dem Arm auf die Socken gemacht, um nach England zu flüchten! Kein stachelspitziges Gitter wehrt mehr den Zugang, keine grobe Schildwache hütet mehr grimmig die Thore. Alle Unterschiede von Stand und Rang sind nivellirt, der Zutritt frei: der Gamin eilt hinein durch die unbewachten widerstandslosen Portale, ersteigt die breiten Marmortreppen, schleift über die gebohnten Parketböden hin, wandert durch die gemalten Galerieen, staunt nach den vergoldeten und bemalten Plafonds hinauf und beschaut sein schmutziges Ebenbild in der vielfältigen Spiegelung prächtiger hoher Trumeaux von Kopf bis zu Fuß. Er ist Herr des Platzes, Herr der Situation, denn er hat den Eintritt mit er-

kämpft. Er geberdet sich daher hier wie zu Hause und beschaut sich gemächlich all diese Pracht, die keinen Eigenthümer mehr hat, denn das Volk ist seines Bürgerkönigs herzlich satt und Mister John Smith mit dem Regenschirm und der Lockenperrücke ist ja nach England gegangen. Warum sollte daher diese Pracht nicht ebenso gut dem Gamin gehören? ist doch sein Anrecht daran gerade so gut als dasjenige jedes andern Bürgers! Er fährt mit der schmutzigen Hand über die Divans von goldgelbem Atlas; er vergräbt seinen fettigen Kopf in die Kissen von Eiderdunen, er streckt seine ungewaschenen Beine auf den seidenen Ueberzügen der Ottomanen, er kritzelt seinen Namen oder sein Monogramm in den glänzenden Stucco der Wände. Er gelangt in die königliche Garderobe und findet Kleider, die bedeutend hübscher und mehr nach seinem Geschmacke sind als seine eigenen, vertauscht sie daher mit diesen, und läßt ganz ehrlich seine eigenen Lumpen an der Stelle der schönen Kleider zurück, die er sich annexirt hat. Endlich erreicht er den Thronsaal und steigt selber zu dem geweihten Sessel hinan, und wie er sich so in dessen trügerische Arme zurücklehnt und in dessen sammetnen Kissen versinkt, da entfährt ihm der nur allzu wahre Ausruf: „Tiens, ce n'est pas étonnant tout de même; on enfonce sur le trône."

Wir können indessen dem Gamin seine Jugendthorheiten vergessen, wenn wir bedenken, was später oft aus ihm wird. Wenn der wilde junge Most seines Wesens ausgegohren hat, wird nicht selten ein guter feuriger Wein daraus, und der ehemalige Bummler und Taugenichts wird ein Mann von weltbekanntem Rufe. In welchem Lande findet man eine zweite Truppe wie die Zuavenregimenter? und doch leiten diese unerschrockenen Elitesoldaten ihren Ursprung meist von dem Pariser Straßenpflaster her!

Wir haben alle von dem tapfern Zuaven-Unteroffizier Eugène Libaut gehört, welcher zuerst die Höhen von Sebastopol erstieg und die französische Fahne auf dem für uneinnehmbar geltendenen Gipfel des Malakoff aufpflanzte. Sein General hatte wohl den Stoff erkannt, aus dem dieser Bursche gemacht war; er gab ihm die Adlerstandarte in die Hand mit den kurzen Worten: „C'est le drapeau-signal — partez!"

Und dies war genug: Libaut sprang aus den Laufgräben herauf und führte die ganze Sturmkolonne hinter sich an. Obschon ihm ein schwerer Stein auf den Kopf fiel, als er den Graben erreichte, ließ der unerschrockene junge Bursche sich doch nicht in seinem Vordringen aufhalten; unbekümmert um die Geschosse aller Art, die um ihn her niederprasselten, fuhr er doch fort die Anhöhen zu ersteigen, bewältigte alle Hindernisse und erreichte sein Ziel, denn man sah die Fahne der ersten Division vom Thurme des Malakoff wehen, und sie bildete einen Sammelpunkt, um welchen sich alle die verbündeten Truppen schaarten und zusammendrängten und ihren eroberten Posten mit charakteristischer Entschlossenheit behaupteten. Im Zuaven gipfelt die nützlich verwandte negative Thatkraft des pariser Gassenjungen, und auch Eugène Libaut, das enfant perdu vom Malakoff, begann sein öffentliches Leben als Gamin de Paris.

Johann Michael von Kleement.

Ein Abenteurerleben aus dem 18. Jahrhundert.

(Schluß.)

Man vermag sich durchaus nicht zu erklären, was den schlauen Kleement bewog, nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Holland wieder nach Preußen zurückzukehren, anstatt sich mit seiner Beute davon zu machen, woran ihn niemand hätte hindern können. Es trifft auch bei ihm die Erfahrung zu, daß selbst bei den gewandtesten Intriguanten und verschmitztesten Gaunern „das Register gewöhnlich ein Loch hat," daß die geriebensten Verbrecher sich bei ihren überlegtesten Streichen oft eine unbegreifliche Blöße geben und zwar vielleicht gerade aus übergroßer Behutsamkeit, weil sie Wesentliches und Unwesentliches nicht genau und vorsichtig unterscheiden. Kleement mochte allzu zuversichtlich auf den tiefen Eindruck rechnen, den er auf den König gemacht hatte, und auf die Macht und den Einfluß, welchen er durch seine Kaltblütigkeit über den aufgeregten Monarchen gewonnen. Ja, was noch auffallender ist: während Kleement selber sich in die Höhle des Löwen wagte, gab er seinem Spießgesellen und Werkzeug Lehmann einen warnenden Wink, den dieser benutzte, indem er sich eilends nach Dresden flüchtete.

Kleement hatte kaum in Cleve den preußischen Boden betreten, so ward er — zu Anfang des Monats Dezember 1718 — durch den Oberst Forrestier verhaftet und nach Berlin gebracht. Man brachte ihn hier nach dem Hause des Marschalls von Biberstein, allein schon eine Stunde nach seiner Ankunft daselbst kam der Generallieutenant v. Schwendy mit zwanzig Gendarmen und escortirte ihn nach Spandau. Dieß erregte natürlich in Berlin großes Aufsehen, da niemand wußte, wer der vornehm aussehende stämmige Herr in dem schnurenbesetzten ungarischen Pelzmantel mit dem Stern war. In Spandau ward Kleement strenge bewacht; so daß nur der Kommandant mit ihm sprechen durfte, aber mit einer gewissen Auszeichnung behandelt. Er speiste z. B. auf Silber und erhielt seine Kost von der königlichen Tafel. Den Verhören welchen er unterworfen ward, wohnte der König in eigener Person bei; Kleement benahm sich so vorsichtig, gewandt und unerschrocken kaltblütig und blieb so beharrlich auf den früher gemachten Angaben und Behauptungen, daß ihm der König noch einmal glaubte. Am 9. Dezember 1718 wurden die sämmtlichen Thore von Berlin plötzlich geschlossen, die Postwagen und Reisenden zurückgehalten und gar niemand aus der Stadt gelassen, — nicht einmal die Bauern welche Getraide und Vieh zu Markte gebracht hatten; Patrouillen durchzogen die Straßen und verschiedene Persönlichkeiten, welche Kleement als Verräther gebrandmarkt hatte oder die dem König durch ihren Briefwechsel Grund zum Argwohn gegeben hatten, wurden verhaftet, — unter letzteren der Präsident v. Dankelmann aus Halle, den der König ebenfalls nach Spandau schickte, aber nach einigen Tagen wieder freiließ, und der zum Ersatz für die erlittene Unbill eine Ge-

halts-Erhöhung im Betrage von jährlichen 300 Thalern erhielt.

Der König ging übrigens noch weiter: er ließ am 14. Dezember die Wohnung des kursächsischen Gesandten v. Wilhelmi während dessen Abwesenheit erbrechen und dessen sämmtliche Papiere mit Beschlag belegen. Am 16. Dezember erklärte er dem Gesandten persönlich und mündlich: er bleibe ein Freund des Königs von Polen; aber der Feldmarschall Graf Flemming und der Minister Baron Manteuffel haben eine sehr freche und gefährliche Verschwörung gegen ihn angezettelt, und nur in der Hoffnung, dieser auf die Spur zu kommen, habe er die Papiere des Herrn von Wilhelmi mit Beschlag belegen lassen.

Dieses barsche Benehmen veranlaßte natürlich einen langen diplomatischen Wortkampf und Notenwechsel, und der König von Preußen reichte endlich eine Klage beim sächsischen Hofe gegen Flemming und Manteuffel ein, weil sie an einer Verschwörung gegen ihn theilgenommen. Zu gleicher Zeit hatte der Baron von Kniephausen seine Mission in Wien ebenfalls beendet und behändigte dem Prinzen Eugen einen Protest in einer eigenhändigen Zuschrift des Königs. In Dresden vermochte niemand aus der Absicht der Anklage und deren Begründung klug zu werden. Prinz Eugen dagegen war tief entrüstet darüber, daß man ihm eine derartige Niederträchtigkeit zutrauen konnte. Kuriere flogen zwischen Warschau, Dresden, Wien und Berlin hin und her; Depeschen und Berichte kreuzten sich und folgten einander. Die ganze diplomatische Welt war in der größten Aufregung. Aktenstücke in allen Tonarten wurden abgefaßt, eine Menge Zwischenspiele aufgeführt und Erörterungen aller Art gepflogen. Kurzum, es war Kleement gelungen, eine namenlose Verwirrung anzurichten. Allein der weitere Verlauf der Angelegenheiten nahm je länger desto mehr für den Verräther eine desto unangenehmere Wendung, denn troß aller Anstrengungen, welche der Berliner Hof machte, konnte man doch nirgends eine Spur von einer Verschwörung auffinden. Der König wurde ungeduldig und begab sich nach Wusterhausen, wo er sich sicherer glaubte. Endlich bedrohte man Kleement mit der Tortur, und entrang ihm erst jetzt das Geständniß, daß die ganze Geschichte von der Verschwörung gegen die Freiheit und das Leben des Königs eine Fabel, eine böswillige, in gemeiner habsüchtiger Absicht gemachte Erfindung sey.

Anfangs versuchte Kleement die Erfindung dieser Fabel dem Grafen Flemming in die Schuhe zu schieben, und stellte die Sache so dar, als ab der ehrgeizige ränkesüchtige, kursächsische Feldmarschall und Minister ihn gezwungen habe, die Rolle eines Denuncianten zu spielen. Allein er gab auch diese falsche Stellung bald auf und gestand offen, alle von ihm gemachten Angaben seyen falsch und er selbst der Verfasser und Schreiber aller jener Briefe, welche er dem Könige gezeigt habe. Er ward nun in Ketten gelegt und mit aller Strenge behandelt; aber der König ward deßhalb doch nicht ruhiger und gefaßter. Die Aeußerungen welche Graf Flemming in jenem Briefe über ihn gethan hatte, peinigten Friedrich Wilhelm noch immer; er verlangte daher die Auslieferung des unglücklichen Lehmann, weil dieser angeblich an einem Komplot gegen ihn theilgenommen haben sollte, obschon jene Verschwörung faktisch nirgend anderswo existirt hatte, als in Kleements kniffereichem Gehirn.

Sobald der Dresdener und der Wiener Hof ermittelt hatten, um was es sich bei der ganzen Geschichte handle, benahmen sie sich überaus artig und zuvorkommend gegen das Berliner Kabinet, und alle Betheiligten kamen dahin überein, daß die Untersuchung gegen Kleement in Berlin stattfinden und die am preußischen Hofe beglaubigten Gesandten von Oesterreich und Kursachsen zu Mitgliedern der Untersuchungs-Commission ernannt werden sollten. Außerdem hatte König Friedrich Wilhelm zuvor dem Prinzen Eugen und dem kursächsischen Minister sein Bedauern über das Vorgefallene ausdrücken lassen. Man hatte ihm sodann den armen Lehmann ausgeliefert, und die ganze Angelegenheit auf das Freundschaftlichste beigelegt.

Nach Erledigung aller dieser Geschäfte und Vorfragen ward die gerichtliche Untersuchung gegen den Gefangenen im März 1719 begonnen, aber bald wieder eingestellt, denn es gelang dem abgefeimten Kleement, den König noch einmal zweifelhaft und argwöhnisch zu machen. Friedrich Wilhelm mißtraute nämlich der Wahrheit der von Kleement abgelegten Geständnisse, und redete sich ein, derselbe wolle nur die in die Verschwörung wirklich verwickelt gewesenen Höfe von Wien und Dresden ihrer Schuld entlasten, damit sie sich seiner annähmen. Sobald jedoch die Sache diese ungünstige Wendung genommen hatte, spielte man in Dresden den letzten Trumpf aus und sandte Kleement's vorerwähnten Bericht über den König von Preußen an Graf Flemming in der Originalhandschrift an Friedrich Wilhelm I. ein. Der König ließ sich dieses Aktenstück vorlesen und die darin enthaltenen Verleumdungen und Schimpfworte machten auf ihn eine erschütternde Wirkung. Er eilte in der furchtbarsten Wuth und Aufregung nach Spandau, und wer den jähzornigen wilden Charakter jenes Monarchen kennt, der mag sich vergegenwärtigen, wie stürmisch und leidenschaftlich dieses Zusammentreffen des Königs mit dem Gefangenen gewesen seyn mußte. Kleement vermochte aber die Urheberschaft jenes Berichtes nicht zu leugnen, und besiegelte durch dieses Geständniß sein Geschick.

Im Juli 1719 ward die Untersuchung wieder aufgenommen. Mehrere Personen wurden durch Lehmann's Angaben compromittirt, aber einige Andere, welche zuvor als in das Komplot verwickelt erschienen waren, wie z. B. Bischof Jablonski, wurden auf eine ehrenhafte Weise entlastet und freigesprochen. Am schlimmsten kam ein heruntergekommener Diplomat, ein Baron Heydekamm, weg, welcher Kleement's Bekanntschaft gemacht und dessen freches Treiben gefördert, indem er ihm, obschon absichtslos und unwissentlich, durch seine genaue Kenntniß der Berliner Zustände ein reichhaltiges Material zu seinen Mystifikationen geliefert hatte. Außerdem wurden noch einige andere Personen in die Untersuchung verwickelt, weil sie dem Betrüger durch Lehmann Notizen hatten

zukommen lassen. Man scheute weder Mühe noch Maßregeln, um den Prozeß zu einem möglichst umfassenden und gründlichen Ergebnisse zu bringen. — Bei einer zweiten Konfrontation Kleement's mit Lehmann am 16. Dezember 1718 bei Gelegenheit eines letzten Verhörs wiederholte der Angeschuldigte Kleement offen das Geständniß, daß alle von ihm gemachten Angaben nur Lüge und Erfindung gewesen seyen, und verlangte auf dieses Geständniß hin und zur Bestätigung der Wahrheit desselben das heilige Abendmahl zu nehmen. Schließlich bat er den unglücklichen Lehmann noch reu- und demüthig um Verzeihung, daß er ihn in's Unglück gestürzt habe. Lehmann ergriff ihn bei der Hand und bat bei der Untersuchung flehentlich um Schonung seines Lebens, da er in der ganzen Sache nur ein blindes Werkzeug gewesen und nicht nur absichtslos und unwissentlich gehandelt, sondern auch keinerlei Gewinn aus der ganzen Geschichte gezogen habe. Aber es half nichts: Friedrich Wilhelm war nicht nur selber unversöhnlich, sondern erachtete sich auch verpflichtet, ein Exempel zu statuiren.

Das Urtheil über Kleement füllt über drei Bogen aus und bestimmt, daß der Verbrecher „als Ahndung für solche ungeheure Verbrechen und als warnendes Beispiel für Andere, auf einem Schinderskarren nach dem Richtplatz geschleppt, zweimal mit rothglühenden Zangen innerhalb der Stadtmauern in den Arm gezwickt und dann mit dem Strange hingerichtet werden solle."

Das Urtheil gegen Lehmann war noch strenger als dasjenige über Kleement, da jener ein geborener Unterthan des Königs war: er sollte zweimal mit den rothglühenden Zangen gebrannt, dann enthauptet, sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt, sein Leib geviertheilt, und seine Glieder an den Galgen genagelt werden. Das gegen Kleement gefällte Urtheil wurde den Höfen von Dresden und Wien zur Begutachtung mitgetheilt, und als diese es für vollkommen gerecht erfunden hatten, die Hinrichtung anberaumt. Am Tage vor derselben drückte Kleement nochmals seine Reue und Leid in einem sehr feierlich und würdig gehaltenen Brief in französischer Sprache aus, welcher beurkundet, daß er vollkommen auf sein Ende gefaßt und vorbereitet war.

In Weber's schon citirtem bekanntem Buche: „Aus vier Jahrhunderten" findet sich ein Bericht des sächsischen Geschäftsträgers in Berlin, Wilhelmi, worin es heißt: die beiden Delinquenten seyen am 8. April 1720 von Spandau nach Berlin gebracht worden; am 18. April, Morgens 9 Uhr, seyen Kleement, Lehmann und der Baron Heydekamm (letzterer in einer Sänfte, weil er die Gicht hatte) unter einer starken Infanterie-Bedeckung nach dem Neumarkt, wo man ein Schaffot aufgeschlagen hatte, gebracht und zunächst das gegen Heydekamm gefällte Urtheil an demselben vollzogen worden. Wegen der höchst schmutzigen und unverantwortlichen Aeußerungen, welche er über den König von Preußen gegen Kleement geführt hatte, ward er zweimal vom Henker auf den Mund geschlagen, empfing drei Streiche mit dem Stiel des Staupbesens und ward dann nach dem nächsten Wachthause gebracht, von wo man ihn nach der kleinen Feste Peitz *) abführte. Kleement hielt hierauf eine Anrede an die versammelte Volksmenge, worin sich nicht blos seine tiefe Reue, sondern auch seine Festigkeit und Fassung zu erkennen gab, und umarmte noch einmal den unglücklichen Lehmann; endlich ward jeder von ihnen auf einem besonderen Henkerskarren nach dem Richtplatz vor der Stadt geführt und erlitt hier die Todesstrafe nach Maßgabe des über ihn gefällten Urtheils.

So endete Kleement sein abenteuerliches Leben, das bei seinen Fähigkeiten eines besseren Inhalts würdig gewesen wäre. Pflegte doch, nach Faßmann's Versicherung, König Friedrich Wilhelm selbst von ihm zu äußern: jener Mann hätte durch seinen Verstand und Wissen sein Glück bei mir machen können, wenn er ein ehrlicher Kerl gewesen wäre.

So viel ist jedoch gewiß, daß diese Angelegenheit mit Kleement auf den König einen sehr tiefen Eindruck machte, welcher niemals wieder ganz verwischt ward und mehr oder weniger auch die Behandlung beeinflußte, welche der Kronprinz (der spätere Friedrich der Große) von Seiten des Königs erfuhr. Wenn Friedrich Wilhelm auch seinen Argwohn gegen einzelne Personen aufgab, so blieb doch das allgemeine Mißtrauen im Gemüthe des Monarchen zurück und äußerte sich oft in einem ganz auffallenden persönlichen Andenken an Kleement. Der getäuschte König war vermuthlich der einzige Mensch, welcher den hingerichteten Betrüger lange und aufrichtig bedauerte. Er sprach nicht gern von dieser Angelegenheit, allein wenn es je geschah, so gedachte er immer mit einem überraschenden Bedauern und einer ernstgemeinten Anerkennung der Talente jenes Mannes, der auf den sonst so herrischen, eigensinnigen und einsichtsvollen Monarchen einen so tiefen Eindruck gemacht zu haben schien, wie wenige andere Männer, und welcher den König nicht am unempfindlichsten an einer seiner wundesten Stellen, nämlich an seiner Sparsamkeit und Liebe zum Gelde, verletzt hatte.

Otfrid Mylius.

Eine Begegnung mit Charles Sealsfield.

Von J. W.

(Fortsetzung.)

Es war an einem klaren, mäßig kalten Februarabend, als ich gegen sechs Uhr Fulton-Ferry passirte, auf dem Wege zu Doktor A., der mich seinem Versprechen gemäß bei dem wieder genesenen Romanschriftsteller einführen wollte. In dem Bureau des Doktors traf ich bereits den Baron, der diese Gelegenheit, den von ihm so hochverehrten Autor persönlich kennen zu lernen, um keinen Preis unbenutzt vorüber lassen mochte. Der Doktor hatte zum Voraus bei seinem Patienten die Erlaubniß ausgewirkt, ihm zwei seiner Freunde vorstellen zu dürfen.

Wir gingen Atlantic-Street entlang und bogen dann links ab. Nach einer Wanderung von etwa zehn Minuten erreichten wir eine selbst für das stille Brooklyn auffallend stille Seitenstraße, die zum Wasser hinab führte. Unsere

*) Im Regierungsbezirk Frankfurt a. d. Oder, Kreis Cottbus; die Festungswerke der kleinen Stadt wurden 1764 geschleift.

Schritte hallten durch die abendliche Dämmerung, was den Leuten in den hell erleuchteten Fenstern der Erdgeschoße zur Rechten und Linken wunderbar genug vorkommen mußte, da in diesen geheiligten Regionen, wie das Beispiel der hin und wieder geisterhaft an uns vorüberhuschenden Gestalten lehrte, jedes laute Geräusch verpönt zu sein schien. Endlich stieg der Doktor einige niedere Stufen hinan, und setzte mit kräftigem Ruck eine Klingel in Bewegung. Es war ein sehr einfaches dreistöckiges Backsteinhaus, vor dem wir standen, wie es deren in Brooklyn und anderwärts viele gibt. Ein leiser Tritt ließ sich auf dem Hausflur vernehmen — die Thür ward geöffnet. Bei dem Schein des aus einem hinteren Zimmer fallenden Lichts gewahrten wir, daß es eine ältliche Dame war, die uns gegenüberstand. Der Doktor fragte nach Mr. Morton. Die Dame erkannte ihn an der Stimme und schien überhaupt bereits von unserer erwarteten Ankunft in Kenntniß gesetzt zu seyn, denn sie bekomplimentirte uns sehr freundlich in den vorderen Parlour. Nachdem sie das Gas angezündet und uns gebeten, Platz zu nehmen, ging sie hinaus, um uns bei Mr. Mortan zu melden. Sie war kaum zwei Minuten weg, als sie mit der Meldung zurückkehrte:

„Mr. Morton requests the gentlemen to walk up-stairs!"

Wir stiegen die Treppe hinan. Auf dem Hausflur beider Etagen war jetzt gleichfalls das Gas angezündet. Die Thür des vorderen Zimmers eine Stiege hoch stand offen. Als der Doktor, der uns führte, eben oben angelangt war, trat ihm aus dieser Thür die untersetzte Gestalt des alten Herrn entgegen. Doktor A. begrüßte seinen Patienten in kordialer Weise, sein Gruß ward ebenso herzlich erwiedert. Dann erfolgte unsere Vorstellung. Als mir Sealsfield die Hand reichte, sagte er lächelnd:

„Wir sind ja eigentlich schon alte Bekannte. Sie müssen entschuldigen, lieber Doktor, daß ich Ihnen damals in der Apotheke so unceremoniös entschlüpfte. Wenn Ihnen mit Mr. Morton gedient gewesen wäre, den hätte ich Ihnen damals schon vorgestellt; aber wahrscheinlich hätten Sie sich doch vergeblich den Kopf zerbrochen, was das für ein Morton sey, der so viele Bände Romane geschrieben."

Ich beantwortete seine freundliche Anrede und drückte meine Verwunderung aus, daß er sich so von aller Welt zurückziehe, da doch gewiß alle Welt bereit sey, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Statt des großen Unbekannten müsse man ihn fortan den Unnahbaren nennen.

„Taufen Sie mich nach einmal in meinen alten Tagen," sagte er, offenbar bei sehr guter Laune. „Hat man mir doch all' mein Lebtage genug der Namen beigelegt. Uebrigens müssen Sie sich an meinem Wesen und Auftreten nicht stoßen. Das ist einmal wie es ist. Ich habe gewichtige Gründe, weshalb ich in diesem Lande, das ich als meine eigentliche Heimath betrachte, obwohl ich ihr seit geraumen Jahren schon untreu geworden, nicht zum Löwen des Tages gemacht seyn möchte, wozu man hier, wie Sie wissen, so leicht kommen kann. Bitte, meine Herren, nehmen Sie Platz!"

Wir leisteten dieser Einladung Folge und gruppirten uns um den runden, mit einer bunten Decke behangenen Tisch, welcher vor einem schmalen, zweisitzigen Divan stand. Mitten im Zimmer brannten zwei mit Gläsern bedeckte Gasflammen, auf dem Tisch noch eine besondere Astrallampe mit grünem Schirm. Mehrere Weinflaschen und ein halbes Dutzend Gläser standen schon bereit. Der Doktor setzte sich in eine Ecke des Divans, nachdem er den Hausherrn in die andere gedrückt hatte. Ich rückte meinen Stuhl so nahe wie möglich an die Seite des Letzteren, jedoch in etwas schiefer Richtung, so daß ich ihn beständig im Auge behalten konnte. Der Baron nahm in einem Schaukelstuhle Platz, der mitten vor dem Tische stand.

Sealsfield langte sogleich nach Flaschen und Gläsern und richtete an Jeden von uns die Frage, was er vorziehe: Bordeaux oder Rheinwein. Nachdem die Gläser vollgeschenkt und präsentirt waren, bedachte er sich selber mit dem französischen Wein. Ich hatte unterdessen Zeit, das Zimmer und den alten Herrn recht sorgfältig zu mustern. An Ersterem war durchaus nichts Auffallendes. Die Ausstattung entsprach ganz der, wie man sie in Privatboardinghäusern der feineren Klasse zu finden pflegt: ein bunter Teppich, Spitzenvorhänge hinter den mit inneren Jalousieen fest verschlossenen Fenstern, zwei Tische, eine Etagère, der Schaukelstuhl und etwa ein halbes Dutzend schwarz gepolsterte Stühle. Das Kamingesimse war ganz mit Büchern bedeckt, auch in den Zimmerecken zunächst des Kamins erhoben sich, hoch aufgeschichtet, einige Säulen von Büchern, Revuehesten und Zeitschriften. Die nach dem hintern Parlour führende Rollthür stand halb offen, es brannte jedoch kein Licht in dem Raum. Im dunkeln Umrissen gewahrte man dort einen hohen Säulenofen, ein Bett und mehrere Tische, die gleichfalls mit Papieren bedeckt erschienen. Die ganze Wohnung trug das Gepräge des Comforts und einer für einen vereinzelten Gelehrten auffallenden Ordnung.

Indem ich meine ganze Aufmerksamkeit wieder auf Sealsfield richtete, vermochte ich in seiner äußeren Erscheinung kaum einen bemerkenswerthen Zug aufzufinden, den ich nicht schon beim ersten Zusammentreffen in der Apotheke wahrgenommen. Das kurz geschnittene Haupthaar war noch ziemlich stark und zeigte noch viel von der ursprünglich dunkeln Farbe; nur die Spitzen schimmerten in lichtem Silbergrau. Die Züge, durch die überstandene Krankheit wohl etwas eingefallen, deuteten in keiner Weise auf hervorragende Geistesgaben. Es war das etwas streng und martialisch dreinblickende Gesicht eines alten Herrn, wie man sie täglich zu Dutzenden sehen kann. Die Haltung war noch ziemlich stramm, der Oberkörper war ganz unmerklich nach vorn gebeugt. Die Kleidung des alten Herrn bestand aus einem braunen Hausrock, dunkler Weste und grauen Beinkleidern; den Hals schnürte dieselbe steife Kravatte ein, die mir schon bei der ersten Begegnung aufgefallen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß geistig hervorragende Männer, namentlich Dichter und Künstler, immer eine bestimmte Haltung der Arme beizubehalten oder sich mit den Händen etwas Besonderes zu schaffen zu machen pflegen.

Goethe's unabänderliches Kreuzen der Arme über den Rücken, was ihm bei seiner militärisch festen Haltung etwas ruhig Majestätisches verlieh, ist weltbekannt geworden. Humboldt pflegte mit den Armen über dem Schooße gekreuzt vor seinen Besuchern zu sitzen. Lißt läßt, während er spricht, die beiden langen Arme mit den stark entwickelten Händen wie Windmühlenflügel durch die Luft segeln. Frau von Staël soll nicht im Stande gewesen seyn, einen zusammenhängenden Satz von sich zu geben, wenn sie nicht ein Streifchen Papier zwischen den Fingern rollte. Friedrich der Große, Voltaire und Schiller mußten, wenn sie ein eingehendes Gespräch führen wollten, zwischen Zeigefinger und Daumen eine Prise halten. Der jüngst verstorbene Proudhon — er gehört nicht eigentlich in diese Gesellschaft, war aber doch immerhin ein Mann von bedeutenden Geistesgaben — faßte in der Hitze des Gesprächs seine Besucher am Rockkragen und zog dabei bald mit der rechten, bald mit der linken Hand stärker an, was einer Schüttelprozedur ziemlich ähnlich sah. Auch Sealsfield hatte, wie ich bald bemerkte, eine solche ihm zur andern Natur gewordene Gewohnheit: er hielt im Sitzen beide Arme straff ausgestreckt zwischen den Beinen, wobei er die Hände unablässig knetete und die Finger bald lang ausstreckte, bald wieder fest in einander schloß.

Es währte nicht lange, so kam die Unterhaltung in besten Fluß. Meine bisherigen persönlichen Erfahrungen mit Sealsfield hatten mich vermuthen lassen, daß er im Gespräch sehr einsylbig und zurückhaltend sey, daß es schwer halten würde, eine länger dauernde Konversation mit ihm zu führen. Schon nach Verlauf der ersten Viertelstunde war ich vom Gegentheil überzeugt. Ich habe selten einen Menschen kennen gelernt, dessen Unterhaltung so natürlich ungezwungen, so fließend und mannigfaltig, dabei aber doch so anregend, ja belehrend und erhebend gewesen wäre wie die Sealsfields. Er hatte so recht eigentlich eine natürliche Gabe zu dem, was der Franzose mit „causerie" bezeichnet, der Deutsche mit geist- und gemüthvoller Plauderei lange nicht treffend übersetzt und der Amerikaner so gut wie gar nicht kennt. Er ging spielend von einem Thema zum andern über, wußte jedem, auch dem alltäglichsten, eine neue interessante Seite abzugewinnen, und ohne sich nur im entferntesten den Anschein zu geben, geistreich zu erscheinen und das große Wort zu führen, lenkte und beherrschte er doch die Unterhaltung mit aller Ruhe nnd als ob sich das so von selbst verstehe. Denselben humanen, stets dem Fortschritt entgegenstrebenden, gemäßigten und wohlwollenden Charakter, den seine Werke tragen, trug auch seine Unterredung. Er zeigte sich weder als Optimist, noch als Pessimist, war weder Blau-, noch Schwarzseher, verrieth aber stets einen auf das Praktische gerichteten Blick, große Milde und vollständigste Unbefangenheit des Urtheils, sowie ein Bestreben, mit Uebergehung des Gemeinen und Häßlichen jedem Ding eine edle, lichte Seite abzugewinnen. Jede Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Diskussion, jedes schroffe, absprechende Urtheil lag ihm fern; dabei trugen aber doch alle seine Aeußerungen den Stempel der Festigkeit und Bestimmtheit, es kam kein unnützes, unbedachtes Wort über seine Lippen. Wenn man ihn reden hörte, ward man bald inne, daß man es mit einem philosophisch gebildeten, in der Schule des Lebens gereiften Manne zu thun habe, der in sich selbst den „ruhenden Pol in der Bewegung Gesetz" gefunden.

Von den laufenden Tagesbegebenheiten, der in ihren entfernteren Wirkungen noch immer sich geltend machenden Finanzkrise — beiläufig gesagt, schien sie es zu seyn, die Sealsfield diesmal über den Ocean geführt und zu einem längeren Aufenthalt in Amerika bewogen, wo wohl der größte Theil seines nicht unbeträchtlichen Vermögens angelegt seyn mochte — von diesen gewöhnlicheren Themen der Unterhaltung kamen wir bald genug auf die Literatur und Sealsfield's eigene Thätigkeit in derselben. Unser Baron konnte nicht umhin, mit beredten Worten den mächtigen Eindruck zu schildern, den die Lektüre seiner Schriften während der dreißiger und vierziger Jahre in Deutschland hervorgebracht. Der Autor nahm das ihm gespendete enthusiastische Lob mit größter Ruhe, aber ohne alle Ostentation entgegen.

„Es ist wahr," äußerte er, „meine Schriften haben in Deutschland einen Beifall gefunden, den ich selber nicht ahnte, und der wohl mehr auf Rechnung der den deutschen Lesern damals ganz neuen, ihre Phantasie mächtig erregenden Stoffe, als auf meine Behandlung derselben zu setzen ist. Die Begeisterung der Befreiungskriege, der geistige Schaffensdrang, der nach siegreicher Beendigung derselben das gesammte deutsche Volk durchdrang, hatte durch die unmittelbar folgende, immer schroffer und düsterer hervortretende Reaktion der zwanziger und dreißiger Jahre eine sehr nachdrückliche Abkühlung, eine gewaltsame Dämpfung erfahren, die sich auch in der blasirten, gedrückten Literatur jener Zeit deutlich genug abspiegelte. Die Zustände der eigenen Heimath waren kümmerlich und kleinlich in hohem Grade — wo sollten da die deutschen Schriftsteller Stoff zu packenden und erhebenden Schöpfungen hernehmen? Was ihnen versagt war, vermochte ich zu bieten. In einem großartigen und freien politischen Gemeinwesen, unter tropischem Himmelsstrich lebend, hatte ich nichts zu thun als die auf mich einwirkenden äußeren Eindrücke möglichst getreu in scharfen Umrissen und prägnanter Form wiederzugeben, um europäische Leser mit einem Schlage für mich zu gewinnen. Ich erschloß ihnen eine neue Welt, ich zeigte ihnen das Land ihrer Ideale und Träume, das sie vergeblich in der eigenen Heimath gesucht, ich verlieh ihren geheimsten Gedanken und schönsten Hoffnungen Ausdruck, die sie, nachdem die rauhe Gewalt alle üppigen Blüthen freier staatlicher und gesellschaftlicher Entwickelung abgeknickt, in ihr Innerstes verschließen mußten. So eroberte ich mir aus der Ferne in Deutschland Terrain, ohne irgend ein anderes Verdienst als das eines getreuen Portraitmalers schöner Originale. Der allererste Anfang war auch schwer, aber ich ließ mich nicht abschrecken. Als ich Ende der zwanziger Jahre nach Deutschland zurückgekehrt war, vollendete ich dort einen Roman mit amerikanischem Stoff. Er wanderte durch die Hände dreier damals sehr renommirter Verleger — keiner

machte einen Versuch damit wagen. Der Eine tadelte den Styl, er sey mehr englisch als deutsch; der zweite fand das Sujet zu wild und abenteuerlich; der Dritte sprach der ganzen Arbeit jeden dichterischen Werth ab. Ich hätte den Roman auf eigene Kosten drucken lassen und einem Buchhändler in Commission geben mögen — das aber wollte ich nicht, es würde mir als eine Aufdringlichkeit erschienen seyn. So ließ ich dasselbe Werk später in Amerika englisch erscheinen — und siehe da, es hatte einen ganz befriedigenden Erfolg. Nach mehreren Jahren kam das deutsche Original wieder nach Deutschland, und nun hatte niemand etwas dagegen einzuwenden. Gar manchem angehenden Talent mag es ähnlich ergangen seyn; wer weiß, wie viele nützliche und brauchbare Werke der Literatur verloren gingen durch die Unfähigkeit und Oberflächlichkeit Derer, die sich ihre Wächter und Beförderer nennen."

Seine Bemerkung hinsichtlich des von einem gewiß sehr kurzsichtigen Verleger getadelten Styls veranlaßte mich, ihm einige aufrichtig gemeinte Komplimente wegen seines ganz eigenthümlich kräftigen, sinnlich klaren und präcisen Styls zu machen, ein Lob, in welches die beiden anderen Besucher sofort einstimmten. Der Baron meinte, seine Meisterschaft in der deutschen Sprache sey um so mehr zu bewundern, da er doch eine lange Reihe von Jahren in fremdem Lande gelebt und sich dort gewöhnt habe, seinen Gedanken in anderen Sprachen Ausdruck zu verleihen.

„Das ist richtig," erwiderte Sealsfield; „ich habe in den siebenzehn bis achtzehn Jahren, die dem eigentlichen Beginn meiner schriftstellerischen Laufbahn vorausgingen, gerade der deutschen Literatur so fern gestanden, daß mir außer einigen Bänden meiner Classiker, die ich bei mir führte, nie ein deutsches Buch zu Gesicht kam. Ebenso wenig hatte ich Gelegenheit, die deutsche Sprache zu sprechen; ich verkehrte nur mit Amerikanern, Franzosen und Spaniern oder Mexikanern, und oft vergingen Jahre, ohne daß im Gespräch mit Anderen auch nur ein einziges deutsches Wort über meine Zunge gekommen wäre. Als ich zuerst wieder anfing, die Sprache meiner Kindheit zu sprechen und zu schreiben, bildete ich mir so zu sagen mein eigenes Deutsch aus dem Studium meiner Classiker, aus den Erinnerungen meiner Jugend und endlich nach dem Muster der mir so geläufig gewordenen englischen Schwestersprache. Während das sogenannte moderne Hochdeutsch vielfach von gallischen und romanischen Einflüssen durchzogen ist, huldigte ich unwillkürlich einem Anglo-Germanismus, der erfrischend wirkt und uns dem Urgeist der deutschen Sprache näher bringt. Wie ich mit großem Vergnügen gelesen, hat der deutsche Sprachforscher Grimm unlängst die Verwandtschaft dieses Anglo-Germanismus mit den verschiedenen deutschen Volksdialekten hervorgehoben und dabei gerade meine Schreibweise als Beispiel angeführt. Ich kann das von ihm Gesagte nur durchgehends bestätigen, da ich es eben an mir selber praktisch erfahren."

Ueber die Bedeutung des Romans im Allgemeinen, sowie über die speziellen Motive und Gesichtspunkte, welche ihn selber bei Schöpfung seiner größeren Arbeiten leiteten, sprach sich Sealsfield im Lauf der Unterhaltung ungefähr folgendermaßen aus:

„Ich habe von jeher die wesentliche Aufgabe des Romans darin gesucht, ein möglichst treues Bild der Zeit und ihres wechselvollen Treibens zu liefern. Der Geschichtsschreiber erreicht dies durch einfache Erzählung thatsächlicher Begebenheiten und Nachweisung ihres inneren Zusammenhangs; der Romandichter hingegen gruppirt seinen Stoff in mehr künstlicher Weise, schmückt ihn mit allerlei phantastischem Anputz und arbeitet dergestalt mehr für die Menge, für das Volk, während jener gewöhnlich nur in engeren Kreisen Zutritt findet. Der Romanschreiber ist daher so recht eigentlich der Schriftsteller des Volkes, dem sich ein weiter, segensvoller Wirkungskreis eröffnet. In England und Amerika hat man dies längst erkannt, in Deutschland hingegen sind die Begriffe in dieser Beziehung mitunter noch etwas verworren. Die Deutschen haben sich einen ganz eigenthümlichen subjektiven Roman geschaffen, in welchem sie es hin und wieder allerdings zu hoher Meisterschaft gebracht, während die Nachahmungen anderer, mehr realistisch gesinnter Nationen ihnen meist mißglückten. Dieser subjektive Roman hat es nicht mehr mit dem äußeren, sondern nur mit dem inneren Menschen zu thun, er bewegt sich in der Regel im Gebiete der Träume und der Ideale, er verlegt sich auf Seelenschilderungen, und wird hier — man nehme mir eine individuelle Ansicht nicht übel — mitunter zum krassesten Zerrbild. Diesem namentlich in den drei ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland so sorgfältig kultivirten subjektiven Roman gegenüber wollte ich einen Versuch machen, einen objektiven Roman einzubürgern; ich wollte Bilder aus dem wirklichen Leben der Gegenwart liefern, Zeitgeschichte in Form des Romans schreiben. War und ist es theilweise noch heute vorwiegende Richtung des deutschen Romans, das Individuum zu manifestiren, es in seiner Berechtigung, seinem Ankämpfen, seinen Irrungen oder subjektiven Gefühlen gegenüber der Gattung, der Gesellschaft und Natur zu zeigen, so versuchte ich umgekehrt im Individuum die Gattung, deren Eigenthümlichkeit, Wesen, Instinkt oder Inkonsequenz, Widerstand oder Triebkraft nicht sowohl nachzuweisen als in Konflikten dramatisch zu zeichnen, und derart nicht tendenziös, Zeitgeschichte zu kommentiren, sondern ein direktes Spiegelbild derselben Denjenigen vorzuhalten, die nicht von selbst der Totalanschauung mächtig sind. Von dem gewaltigen Einfluß, welchen die Romanliteratur eines Volkes auf seine gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse zu üben vermag, davon hat man, wie mich deucht, in Deutschland kaum einen annähernden Begriff. Man betrachtet dort Romanlektüre als einen Zeitvertreib, eine ziemlich unnütze, mitunter sogar gefährliche Beschäftigung in Mußestunden; besorgte Mütter können ihre heranwachsenden Töchter nicht genug davor warnen, sie müssen besorgen, daß sie mit der süßen Speise ein gefährliches Gift einsaugen; der ernste, von wichtigeren Geschäften in Anspruch genommene Mann greift nur sehr ausnahmsweise einmal zu einem neuen

Roman, er würde diese Lektüre für Zeitverschwendung erachten und überläßt sie daher den Frauen, den Müssiggängern, den süßlichen Schwärmern für Kunst und Literatur. Wie der subjektive deutsche Roman, der noch immer an der Werthermanie kränkelt, einmal beschaffen ist, darf uns dieser Stand der Dinge kaum Wunder nehmen; doch aber ist er ein beklagenswerther, ja sogar höchst nachtheiliger. In England und Amerika hat sich der Roman längst einen ganz anderen Einfluß erobert. Dort ist er zu einem wesentlichen Bildungselement des Volkes, zu einer Art artistischer Journalistik geworden, die mit Gewandtheit alle brennenden Tagesfragen aufgreift, seien sie nun politischer, wissenschaftlicher oder sozialer Art, und dieselben in einer der großen Masse mundenden Weise behandelt. Auch der englische Roman behält natürlich die alt-herkömmliche Liebesgeschichte als Grundrezept bei, denn es gibt absolut nichts Anderes, was eben die große Menge der Leser beider Geschlechter in solchem Maße zu fesseln vermöchte; aber diese Liebesgeschichte ist hier nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel, um andere, höhere Zwecke zu erreichen. So ist denn in den genannten Ländern die Romanlektüre bei Alt und Jung, bei Arm und Reich, in allen Ständen und Lebensbeschäftigungen eingebürgert; der Staatsmann und Gesetzgeber, der Kaufmann und Fabrikant, der Arzt und der Rechtsgelehrte, der Farmer, der Handwerker und Arbeiter — Keiner verschmäht es, keiner findet es unter seiner Würde oder außerhalb seiner Sphäre, der Romanliteratur des Tages seine volle Aufmerksamkeit, sein ganzes Interesse zuzuwenden. Bei so bewandten Umständen war es mir daher auch immer leicht erklärlich, weshalb meine Werke, so freundliche Aufnahme sie auch in Deutschland fanden, doch im deutschen Original nie so populär und weit verbreitet wurden wie in der englischen Uebertragung."

Noch war es ein anderes Thema, das zu berühren ich mir vorgenommen. Bei meiner Stellung zur deutsch-amerikanischen Presse war es für mich ein vorzugsweise wichtiges und interessantes.

„Wie kommt es eigentlich, Herr Sealsfield," nahm ich bei einer in der Unterhaltung gerade eingetretenen Pause das Wort, „daß Sie, der sich sogar um die französische Tagesliteratur Amerika's verdient gemacht, unserer deutsch-amerikanischen Presse, die sich doch immerhin bei allen ihr anhaftenden Mängeln eine Stellung erkämpft hat und sich mit Ehren sehen lassen kann, immer fern blieben?"

„Ich erwartete, daß Sie diese Frage an mich richten würden," versetzte der Romanschriftsteller. „Bedenken Sie aber, daß ich eigentlich nur bis zum Jahr 1830 den Vereinigten Staaten angehörte und am öffentlichen Leben derselben aktiven Antheil nahm. Damals gab es kaum eine deutsch-amerikanische Presse, am wenigsten im Süden, den ich als meine spezielle Heimath betrachtete. Hätte New-Orleans in den zwanziger Jahren auch nur eine ganz kleine bildungsfähige deutsche Bevölkerung gehabt, ich würde selbst den Versuch gewagt haben, ein deutsches Blatt dort in's Leben zu rufen. Unter damaligen Verhältnissen aber, wo man im Süden nur ausnahmsweise einem Deutschen begegnete, konnte davon nicht die Rede seyn. Im Norden gab es einige deutsche Zeitungen — aber wie waren sie! Ich glaube, Sie können sich keine Vorstellung davon machen, meine Herren, denn diese Kabinetsstücke sind heutigen Tages doch wohl gänzlich ausgestorben. Als ich im Jahr 1829 durch ein pennsylvanisches Landstädtchen passirte, mußte ich mich des schlechten Wetters und der üblen Wege halber einige Tage daselbst aufhalten. Im Wirthshaus fiel mir die neueste Wochennummer des deutschen Lokalblattes in die Hände. Wenn ich es Ihnen vorlegen könnte — ein Exemplar davon muß sich noch unter meinen Papieren in der Schweiz vorfinden — Sie würden vor Lachen bersten. Es war kein Deutsch und kein Englisch, worin dieses merkwürdige Produkt der damaligen deutsch-amerikanischen Tagesliteratur geschrieben, nicht einmal ein Mittelding zwischen beiden, vielmehr ein jeder Grammatik und Orthographie zuwiderlaufender lächerlicher Jargon, den zu verstehen gar keine leichte Sache war. Aergerlich über dies unverschämte Pasquill auf meine hoch in Ehren gehaltene Muttersprache, eilte ich nach der Office der Zeitung, um den Herausgeber ob seiner Unwissenheit oder Nachlässigkeit zur Rede zu stellen. Man wies mich in einen Viktualienladen, wo der Publisher und Editor in eigener Person eben einem Kunden ein Viertelpfund Käse abwog. Als ich ihn deutsch anredete, schüttelte er den Kopf und machte mir durch Gesten begreiflich, daß er mich nicht verstehe. Das schien mir für den Redakteur einer deutschen Zeitung doch etwas gar zu seltsam, — ich fuhr also getrost im Texte fort. Da öffnete er eine Seitenthür und rief nach seinem Weibe. Sally, einen jämmerlich schreienden Sprößling auf dem Arm, erschien in der Thür. Hinter ihr gewahrte ich einige Gerüste, die mir wie Setzkästen und sonstiges Druckergeräth vorkamen; man hatte mich also doch wohl vor die rechte Schmiede gewiesen. „Wos isch de Matter?" schrie die Dame, vergeblich bemüht, ihr Jüngstgeborenes zu beschwichtigen „She is the editor of our paper. I read a little german, but i can't speak it," sagte mein des Käsehandels beflissener Zeitungsherausgeber, mit einem stolzen Blick auf seine thatsächlich bessere Hälfte. Und so war es wirklich. Die Frau, eine Deutsch-Pennsylvanerin von echtem Schrot und Korn, schrieb die Zeitung, d. h., da sie nicht schreiben konnte, diktirte sie ihre leitartikulirenden Inspirationen dem Herrn Gemahl, der vom Deutschen überhaupt nichts verstand. Ein alter einbeiniger Veteran, der den Krieg von Anno 1812 mitgemacht, fungirte als Schriftsetzer, Drucker, Expedient und Austräger. So kam damals eine deutsch-amerikanische Zeitung zu Stande. Ich konnte meine Verwunderung über diesen Zustand der Dinge nicht verbergen und rieth dem Ehepaar, sich doch lieber nach einem der deutschen Sprache gehörig kundigen Manne umzuthun, der ihnen bei Herstellung der Zeitung an die Hand gehe. „Sell thäte mer grad noch misse," versetzte ziemlich schnippisch die ob meiner geringen Meinung von ihrer journalistischen Befähigung erbitterte Tochter des Buckeye-Staates. „Ihr gestudirte Deutschlänner hebt jo gar kä Noschen net, wos for unsre Baure fit is. Euer Geschreibsel mog for die old Contry gut genung sein, in dem

Lond is es von däm Juhs net und mir im partikuler bewwe unser Päper net gestorrt un unser Geld in die Teibs gesteckt, daß so e gestudirter Edditer doher kimmt un uns Alles uffde Hund bringt. Ich kenns unsre Boure und wäß ecksäktly, was se rihde welle und sell finne se dann ahch wihkli in unserm Päper." — Gegen ein solches argumentum ad hominem ließ sich nichts einwenden. Ich zog beschämt ab und machte seit jener Zeit keinen Versuch wieder, zur Hebung der deutsch-amerikanischen Presse beizutragen."

Sealsfield erzählte dieses Geschichten mit einem so drostischen Ausdruck, daß wir Alle in herzliches Lachen ausbrachen. Vielleicht war es seine Absicht gewesen, mich von dem ihm nicht ganz genehmen Thema abzubringen; das aber sollte ihm nicht gelingen, denn ich hatte mir einmal vorgenommen, zudringlich zu seyn.

„Diese Prachtexemplare gehören einer entschwundenen Zeit an, wie Sie selbst einräumen," fuhr ich, mein Ziel im Auge behaltend, fort. „Eine Generation ist seitdem dahingegangen, für Amerika fast gleichbedeutend mit einem Jahrhundert. Alles ist anders geworden, auch die deutsch-amerikanische Presse. Sie, Herr Sealsfield, als Pionnier und Schöpfer der deutsch-amerikanischen Literatur, würden am ersten im Stande seyn, auf die weitere Entwicklung jener Presse einen heilsamen Einfluß zu äußern. Ihr bloßer Name, heute wieder vor das deutsche Publikum Amerika's gebracht, müßte eine zauberähnliche Wirkung hervorbringen. Sie können auch in der Ferne für unsere Presse thätig sein; Ihre genaue Kenntniß des Landes und die häufigen Besuche, welche Sie während der letzten Jahrzehnte diesseit des Ozeans abstatteten, setzen Sie ja in den Stand, dem Gang unserer Entwickelung zu folgen und unsere jetzigen Zustände zu erfassen. Wie wär's, wenn Sie Ihre gegenwärtige längere Anwesenheit benutzten, um — —"

Er ließ mich nicht ausreden. „Nein, nein, nein, das geht nicht!" rief er kopfschüttelnd und unter sehr kräftigem Kneten der fest verschlungenen Hände. „Es hieße das mich in eine Sphäre drängen, die mir fremd ist und für die ich nicht passe. Das Schicksal hat es nicht gefügt, daß ich irgendwie bestimmend auf die Entwickelung des deutschen Elements in Amerika einwirken oder auch nur in oberflächliche Berührung mit demselben kommen sollte. Haben meine Schriften indirekt dazu beigetragen, dasselbe zu verstärken, die Schritte meiner ihre alte Heimath verlassenden Landsleute einer gastlichen Stätte zuzulenken, wo sie als freie Männer leben und wirken, ihr eigenes Glück sowie das ihrer Nachkommen begründen können, so freut mich das herzlich; ich darf es mir jedoch nicht allzusehr zum Verdienst anrechnen, da ich mir einer solchen Absicht damals selber nicht deutlich bewußt war, ja keine Ahnung hatte von dem mächtigen Strom der Auswanderung, der sich einige Jahrzehnte später von den Gestaden der alten nach denen der neuen Welt ergießen sollte. Brächte ich heute zum ersten Mal meinen Namen direkt vor das deutsch-amerikanische Publikum, so sähe das aus als wollte ich ernten, wo ich doch eigentlich nicht gesäet. . . . Nein, nein, ich bin zu alt und stehe den hiesigen Verhältnissen zu fern, um meinen in Amerika ansäßigen Landsleuten, die auch ohne mich etwas aus sich gemacht, jetzt noch nützen zu können."

Damit war diese Angelegenheit erledigt. Alle Einwendungen, an denen wir es allerdings nicht fehlen ließen, bestärkten ihn nur in seiner Weigerung. Der Doktor machte noch eine scherzhafte Andeutung, daß er ihn trotz alledem bei Gelegenheit dazu bringen werde, mir irgend einen kleinen, mit seinem Namen versehenen Beitrag für die von mir redigirte belletristische Zeitung zukommen zu lassen; er aber schüttelte fortwährend den Kopf und versicherte, es ließe sich das unmöglich thun, so sehr er auch sonst bereit sey, uns jeden erwünschten Dienst zu leisten. Als ich ihm die Frage vorlegte, ob er mir wenigstens erlauben wolle, das deutsche Publikum auf seine Anwesenheit in Amerika aufmerksam zu machen, besann er sich eine kleine Weile; dann sagte er:

„Besser, Sie lassen mich vor der Oeffentlichkeit ganz aus dem Spiele. Ein Schriftsteller, der schon seit vielen Jahren nichts mehr produzirt, gehört einer abgeschlossenen Epoche an und hat nur noch literargeschichtliche, keine persönliche Bedeutung. Ich befinde mich wohl in meiner Abgeschiedenheit und möchte um so weniger, daß man mich nach so langer Ruhe daraus hervorzöge, weil damit Niemand gedient wäre."

Eine kleine Standuhr im Nebenzimmer hatte bereits neun Uhr geschlagen, als wir uns von unseren Sitzen erhoben, um Abschied zu nehmen. Sealsfield reichte einem jeden die Hand und hatte für jeden einige herzliche Worte, die gewiß nicht von bloßer konventioneller Höflichkeit diktirt waren. Trotz unseres Widerspruchs gab er uns das Geleit über die Stiege bis zur Hausthür. Als wir auf der Straße angekommen waren und einen Blick zurückwarfen, sahen wir, vom hellen Licht des inzwischen aufgegangenen Vollmonds umstrahlt, auf den hohen Steinstufen des Hauses die kräftige Gestalt Sealsfields, wie er uns freundlich mit der Hand zum Abschied winkte.

(Schluß folgt.)

Sneewittchen.

Eine einfache Geschichte, von Franz Elling.

(Fortsetzung.)

Schluchzend gestand Henriette, daß sie mehrmals auf dem Punkt gewesen sey, ihm zu schreiben, aber ihre begonnenen Briefe immer albern gefunden und darum wieder zerrissen habe. Mädchenhafte Scheu hatte sie abgehalten von einem Schritte, welcher beide beruhigt hätte. Hermann machte ihr keine Vorwürfe darüber, denn er achtete das Gefühl, welches Henrietten geleitet.

„Ich werde Dir immer treu und hold bleiben, liebes Kind," sprach er. „Was sie Dir auch sagen mögen, um Dich von mir loszutrennen, glaube ihnen nicht; halte Dich fest an das Eine, daß nur Du allein meine Lebensgefährtin wirst

oder keine. Blanca ist nicht von meinem Blute, aber sie ist mein Adoptivkind, und niemand soll sie von mir reißen. Und dann sag' ich Dir nur Eines, mein liebes Herzblättchen! wie auch Dein Loos sollen möge, hier an meinem Herzen und an meinem Herde ist immer ein warmes Plätzchen für Dich, ein Asyl vor jedem Ungemach, eine Zuflucht vor jenem Weibe und — sogar vor Deinem eigenen Vater! Du darfst es mir glauben ohne Schwur!"

„Du edler, lieber, süßer Herzensmann!" flüsterte Henriette mit Freudenthränen. „Ich danke Dir, ich will es Dir beweisen mein Leben lang. Und Du darfst es auch glauben: kein Tropfen Bluts in meinen Adern, kein Gedanke in meinem Kopfe, kein Gefühl in meinem Herzen, welche nicht Dein wären bis zum letzten Athemzug, ja bis über das Grab hinaus!"

So erneuerten sie den Schwur ewiger Treue und besiegelten ihn mit einem langen Kusse. Da schlug die Kuckucksuhr die achte Abendstunde und mahnte Henrietten an die Trennung — sie hatte sich ja nur auf einige Minuten loszureißen gedacht. Bertha trat mit dem Abendbrod herein, als Henriette sich eben aus Hermanns Armen wand. Bertha's forschender tronriger Blick hastete fragend auf dem Mädchen, und Henriette umarmte nun die alte Jungfer leidenschaftlich.

„Du hier, Jettchen?" fragte diese sie; „haben sie Dir daheim das Leben so sauer gemacht, daß Du hier eine neue Heimath suchst? dann bleib hier und sey willkommen; wir wollen Dir den Vater reichlich ersetzen!"

— „Um's Himmels willen, Bertha, sprich nicht so!" erwiderte Henriette erschrocken. „Ich meinen Vater verlassen, Gottes Gebot verletzen?"

Bertha zuckte die Achseln. „Ich fürchte, es ist bald so weit, mein liebes Kind, daß Dir keine andere Wahl mehr bleiben wird, als zwischen Deinem Vater und uns," sprach sie rauh. „Aber Du hast zu wählen, Kind; ich will Dich nicht von den Deinigen losreißen. Käme es jedoch einmal so weit, dann sollst Du in mir eine Mutter und Schwester finden. — Du willst gehen? Du bist nur gekommen um Abschied zu nehmen, weil Du morgen wieder in die Hauptstadt reisest? Wohlan, lebe wohl und bleib Dir selbst getreu! Ich werde Dich nun bis an euer Haus begleiten, denn es soll nicht aussehen, als hätten wir Dich heimlich hergelockt. Sie sollen daraus keine Waffe gegen uns machen!"

„Lebewohl, mein lieber theurer Mann! Vertraue mir!" flüsterte Henriette, an Hermann's Halse hängend; „ich werde Dir treu bleiben bis in den Tod!"

„Amen!" sagte Bertha; „Gott hört es, und der falsche Schwur komme über den Schuldigen! — So, und nun laßt es gut seyn bei den offenen Fenstern. Komm, ich geleite Dich!" Sie gingen, und Hermann blickte ihnen aus dem Fenster nach. Aber ein ernstes Vertrauen zog doch nicht in seine Seele ein; er mochte ahnen, daß in diesem Augenblick Henriette verschachert ward an den indolenten, phlegmatischen jungen Pastor Kolbe, — verschachert durch einen eigennützigen, habsüchtigen Vater und ein gemeines boshaftes Weib.

„Bruder," hub Bertha nach der Heimkehr an, als sie so einsylbig bei dem frugalen Abendbrode saßen; „ich hätte eine Bitte an Dich!"

— „Rede, liebe Bertha!"

„Findest Du nicht auch, daß es hier im Hause so einförmig und öde wird, als zöge der Winter schon ein? Dürft' ich nicht... doch zürne mir nicht, denn ich denke dabei nur an mich . . ."

— „Nun? heraus mit der Sprache, Schwester!"

„Dürft' ich mir nicht die Kleine wieder holen, meine liebe kleine Lilli, deren kindliches Geplauder ich schmerzlich entbehre?" fügte sie mit forschendem Blick hinzu.

— „Lilli?" versetzte der Doctor erschreckend und wechselte die Farbe. „Du hast recht, das Häuschen ist ordentlich verwaist, seit wir sie nicht mehr um uns haben. Sie mangelt mir ebenfalls . . . Aber gedulden wir uns nur noch so lange, bis Frisöns aus der Residenz zurück seyn wird, etwa acht Tage, dann wird es entschieden seyn!"

„Gut denn, ich will warten," erwiderte Bertha anscheinend ruhig; aber als sie den Tisch abgeräumt hatte und das Geschirr hinaustrug, da barg sie in einer Ecke der Küche das Gesicht in beide Hände und schluchzte. „Großer Gott, was soll das noch werden?" flüsterte sie; „er hofft noch, er setzt sein Vertrauen auf den Muth eines Mädchens, — aber ich fürchte er wird bitter getäuscht werden." —

7.

In der Beletage des Pfarrhauses zu Schoitheim, einem Flecken kaum zehn Meilen von Laubheim, saß an demselben Tage eine bleiche junge Dame an einem Fenster des Eckzimmers, mit einer feinen weiblichen Arbeit beschäftigt, welche doch ihren Geist nicht so vollauf in Anspruch nahm, daß die junge Dame nicht im Stande gewesen wäre, ihren Gedanken nachzuhängen, und diese waren keine freudigen — man sah es an dem Zuge stillen Kummers, welcher diesem Antlitz aufgeprägt war und ihm einen unnennbaren Zauber verlieh. Es war ein edles feines Antlitz, die Züge regelmäßig und aristokratisch, die braunen Augen groß, intelligent und träumerisch, doch jetzt voll heimlicher Wehmuth und im feuchten Glanz einer unterdrückten Thräne. Um das regelmäßige Oval des durchgeistigten, bleichen, abgehärmten Gesichts fielen reiche dunkelblonde Locken, um die weiße hohe Stirne war ein kornblaues Sammetband geschlungen, die wunderschönen zierlich gemodelten Hände steckten in schwarzseidenen Halbhandschuhen, welche die Weiße der Haut noch mehr hervorhoben. Die zierliche geschmeidige schlanke Gestalt umgab ein einfaches Hauskleid von perlgrauem weichem Wollstoffe mit einem Kragen, der bis zu den Ellbogen hernieder reichte. So hatte die Erscheinung der jungen Dame durchaus nichts Augenfälliges, und doch umgab sie ein eigenthümlicher unaufdringlicher Liebreiz, welcher dem aufmerksamern Beschauer unwillkürlich ein tieferes Interesse für die junge Unglückliche einflößte. Denn unglücklich war sie jedenfalls, auch wenn nicht eben Armuth und Mangel sie drückten. Diese schönen Augen hatten unverkennbar schon viel geweint und kannten herbes Leid, das selbst die paar Behaglichkeiten ihrer Umgebung nicht versüßten oder

milderten. Das Zimmer war ziemlich geräumig, und zeigte eine anständige Einrichtung. In der Ecke halb von einer spanischen Wand verdeckt, ein Bett mit Betthimmel und Vorhängen von blendender Weiße mit Spitzen; daneben ein Wasch- und Toilettentisch. An den Wänden ein Pianino, eine Kommode mit einem kleinen wohlbesetzten Büchergestell darauf, ein kleines Sopha. An dem einen Fenster ein zierliches Nähtischchen mit einem hübschen geflochtenen Lehnstuhl von spanischem Rohr, am andern Fenster ein kleiner Tisch, der durch einen grünen Tuchteppich, ein kleines Damenschreibepult und verschiedenes anderes Schreibgeräthe in einen Schreibtisch umgewandelt war. Auf den Fenstersimsen blühende und Blatt-Pflanzen, über dem Nähtischchen ein Vogelbauer mit einem Kanarienvogel, an den Wänden einige gute Kupferstiche und Aquarellen in hübschen geschnitzten Holzrahmen. Ueber dem ganzen Zimmer ein Air von Reinlichkeit, Symmetrie und Comfort, das darauf deutete, daß eine Frau von Bildung und Kunstsinn hier waltete.

Der Nachmittag war schon weit vorgeschritten, und die junge Dame hatte so eben ihre Arbeit auf den Schooß sinken lassen und das feine Kinn in die kleine Hand gestützt, sich in ein tiefes Sinnen verloren. Dann nahm sie aus einer Schublade des Nähtisches ein elegantes Etui in Form eines Taschenbuchs und öffnete es durch den Druck auf eine Feder. Es klappte auseinander und zeigte ein meisterhaftes Miniaturportrait von einem jungen schönen Offizier, dunkel von Teint und Haar, mit starkem Bart und reichem Lockenhaar, einem kühnen gewinnenden Ausdruck von Offenheit und Muth in den regelmäßigen Zügen von beinahe südlichem Typus. Sie drückte das Bild an die Lippen, daß das Glas sich mit ihrem warmen Athem beschlug, und eine Thräne fiel auf die etwas verblichene Fassung von dunkelrothem Sammet.

„O mein Geliebter! mein unvergeßlicher Roland!" lispelte sie; „soll denn gar keine Kunde von Dir mehr zu mir dringen? Ich kann nicht glauben, daß Du mich vergessen hast; ich fühle es an dem Schlage meines eigenen Herzens, daß wir einander noch so unaussprechlich gut sind, wie damals... Ach!" Sie weinte leise und seufzte tief auf. Da rollte drunten auf der Gasse des Marktfleckens eine Droschke daher, näherte sich dem Pfarrhause und bog sogar in den Hof desselben ein, der an der entgegengesetzten Seite des Hauses lag.

„Besuch bei Pastors?!" murmelte sie aufstehend, trocknete ihre Thränen schnell und zog die Klingelschnur. Ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren und untersetzter Statur, mit hageren aber markirten Zügen trat ein und fragte halb besorgt: „Fräulein befehlen?"

„Nichts, liebe Rebekka, als daß die Frau Pastorin auf meine Gegenwart verzichte, falls sie Besuch bekommt," entgegnete die junge Dame freundlich und milde. „Sage der Frau, ich wünsche verleugnet zu werden — ich habe Migräne! — Nein, sorge Dich nicht, Rebekka! es ist nur Vorwand, um allein zu seyn, um niemand von dieser Familie zu begegnen."

— „Der Besuch, welcher anfuhr, ist ein Herr aus der Stadt, Fräulein," versetzte Rebekka; „aber der Herr Pastor ist nicht zu Hause."

„Um so besser — ich wünsche dringend allein zu seyn Rebekka! Bitte, sorge Du dafür."

Die Dienerin hatte sich entfernt, das Fräulein kaum ihre Arbeit wieder aufgenommen, als sich draußen auf dem Corridor Stimmen hören ließen, und nach einem discreten Anpochen das Mädchen wieder eintrat.

„Fräulein wollen verzeihen, aber der Besuch gilt Ihnen," sagte die Dienerin etwas betreten; „der fremde Herr — Kanzleirath Rölling — wünscht dem gnädigen Fräulein seine Aufwartung zu machen."

— „Rölling? Großer Gott, was bedeutet das?" rief die junge Dame überrascht, und Glut und Blässe wechselten rasch auf ihren Wangen. „Soll ich mich freuen oder fürchten? Von dieser Seite kam mir noch selten etwas Angenehmes."

„Der fremde Herr besteht darauf, das Fräulein zu sprechen," sagte Rebekka. „Ich habe das gnädige Fräulein verleugnet, wie Sie es wünschten, aber er meinte, er habe die weite Reise eigens nur des gnädigen Fräuleins wegen gemacht.... Aber was ist Ihnen, Fräulein? Sie sind so erschüttert!"

— „Ist es ein Wunder, Rebekka? Denke Dir, dieser Herr.... ist der vertraute Diener meines Oheims, seine rechte Hand.... Was wird er bringen? Versöhnung oder Fortdauer des Grolls? — Freiheit und Ortswechsel oder verschärfte Gefangenschaft? Doch nein, ich will hoffen, — ich habe ja alles, alles gethan, was man von mir verlangte. Ich habe mich gedemüthigt bis zum Aeußersten. Sie sollten endlich ein Einsehen und Erbarmen mit mir haben! — Laß ihn ein, Rebekka! sag' ihm, er sei mir willkommen!" setzte sie laut hinzu, drückte beide Hände vor's Herz und eilte vor den Spiegel, um rasch ihr Haar und ihren Anzug zu ordnen.

„Ich habe die Ehre, mich Fräulein von Hellwarth unterthänigst zu Füßen zu legen," hub der Herr mit einer tiefen graziösen Verbeugung und wohlklingenden Stimme an, als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte; und aufblickend schaute er der bleichen Dame in's Gesicht und ließ sein Auge lange fest und forschend, jedoch nicht in indiscreter Weise, auf ihr verweilen.

— „Seyn Sie mir willkommen, Herr Kanzleirath, wie ich Sie mit einem Glückwunsch zu Ihrer Beförderung begrüßen darf," erwiderte Fräulein v. Hellwart sanft, aber mit bebender Stimme und bedeutete ihm mit einer Handbewegung, auf dem kleinen Sopha Platz zu nehmen. Herr Rölling aber schien diese Bewegung zu mißdeuten, denn er ergriff beeifert die zarte Hand und führte sie an seine Lippen, die ziemlich lange auf dem weißen Handgelenke ruhten.

„Gnädiges Fräulein," sagte er dann und hielt ihre Hand noch immer fest, „ich freue mich, Sie so wohl zu sehen. Die Freiin von Hellwart hat noch nichts von ihren bezaubernden Reizen eingebüßt!"

— „Bitte, lassen Sie die Schmeicheleien und die Freiin aus dem Spiele, Herr Kanzleirath," versetzte sie etwas lebhaf-

ter und entzog ihm ihre Hand. „Ehren wir den Willen meiner besorgten Verwandten und mein gezwungenes Incognito — lassen Sie mich selbst unter vier Augen nichts anderes seyn, als Mademoiselle Melanie Wart. Sie bringen mir ohne Zweifel Briefe, Herr Rölling?"

„Gewiß, mein Fräulein! Einen Brief wenigstens von Ihrer Excellenz der Frau Oberhofmeisterin . . . ."

— „Von Tante Mimi? ist sie milder gestimmt gegen ihre arme Nichte, Herr Kanzleirath?"

„Ohne Zweifel, gn . . . mein Fräulein! wäre ich sonst hier? Aber geruhen Sie nur zu lesen!" und ein sehr elegantes Taschenbuch hervorziehend und öffnend, überreichte er ihr ein zierliches Billet.

Melanie erbrach es mit unsicherer Hand, und während sie las, verwandte Herr Rölling kein Auge von ihren Zügen und ihrer Person, als wollte er das ganze Inventar ihrer Reize aufnehmen.

Herr Rölling war ein wohlconservirter Mann von etwa 40 Jahren, von gefälligem Aeußern und gewandtem einnehmendem Benehmen, seine Kleidung elegant, aber für einen Mann von Stande beinahe trop recherché, denn von dem glänzenden Seidenhut bis zu den zierlichen Lackstiefeln herab war alles an ihm spannen und von den besten Stoffen: der braune Frack mit Goldknöpfen, die Weste von mattem blaß chamois Seidenstoff mit ciselirten Goldknöpfen, die schwarzen Pantalons vom besten Schnitt, die fein gestickte Spitzenchemisette mit der Brillantnadel, die Cravatte mit den gestickten Zipfeln, die feinen Pariser Glacéhandschuhe. Ob auch das Innere des Mannes von ebenso gutem Stoff war, das wäre selbst einem geübten Menschenkenner auf den ersten Blick zu entscheiden schwer geworden. Herr Rölling hatte einen runden Kopf mit einem rundlichen Gesicht, dessen Vollmondsform selbst der wohlgepflegte, unter dem Kinn zusammenlaufende Backenbart nicht zu verbergen vermochte, und dieses runde blühende Gesicht war sein Verdruß, denn er wußte, daß ihn die muthwilligen jungen Damen der vornehmen Welt deßhalb den „diplomatischen Posaunenengel" nannten. Im Uebrigen waren seine Züge nicht unangenehm, der Mund klein, die glattrasirten Lippen schmal, die Zähne tadellos klein und weiß, die Nase römisch, die dunklen Augen groß und intelligent, nur etwas kalt und frostig. Sein Wuchs von Mittelgröße zeigte einige Neigung zum Embonpoint, wie er häufig bei Männern in diesem Lebensalter eintritt, obschon er, namentlich durch seine braune kunstreich gearbeitete Lockenperrücke und seinen frischen Teint, etwas jünger erschien, als er eigentlich war.

„Um Gott, mein Fräulein, bin ich der Ueberbringer schlimmer Botschaften?" rief der Kanzleirath, als Melanie einen schweren Seufzer ausstieß und dann rasch aufstand und beide Hände vor den Busen drückte. „Was ist Ihnen, meine Gnädige? Sie ringen mit einer Ohnmacht!" fuhr er fort, als er bemerkte, wie sie zweimal lange, tief und schmerzlich gähnte und auf den Füßen wankte. „Soll ich Ihr Mädchen rufen?" und er schickte sich an, nach der Thüre zu eilen; sie aber hielt ihn mit einer raschen, wiewohl matten Geberde zurück.

— „Bitte, Herr Rölling . . . . keine Scene!" stammelte sie; „ich werde mich zu erholen versuchen — es braucht niemand hier im Hause zu wissen, daß meine zärtlichen Verwandten unversöhnlich sind!" Sie wankte an ihren Waschtisch, hielt sich Riechsalz unter die Nase, schlürfte ein Glas Wasser und war nach einer Weile wieder leidlich im Stande, ihm gegenüber auf dem Stuhle Platz zu nehmen.

Herr Rölling hatte die ganze Zeit über keinen Blick von ihr verwendet und in seine großen dunklen Augen einen Ausdruck zärtlicher Besorgniß gelegt, welchen er dem Fräulein geflissentlich zeigen wollte

„Darf ich, ohne indiscret zu seyn, mir die höfliche Frage erlauben, ob Ihre Excellenz noch immer unversöhnlich ist, meine Gnädige?" hub er nach einer Weile geschmeidig an und heftete seine Augen mit einem forschenden und theilnehmenden Blick auf Melanie's blasse Züge.

— „Großer Gott, hatte jene Frau jemals ein Herz?!" erwiderte Melanie. „Ich habe mich vor ihr gedemüthigt wie ein Wurm, ich habe sie beschworen, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen, mich doch aus diesem Hause hinwegzunehmen, aus dieser unwürdigen Umgebung, aus der Botmäßigkeit dieses elenden Heuchlers, welcher den Kirchenrock schändet, den er trägt; ich habe mit der krampfhaftesten Selbstüberwindung Thatsachen angeführt, welche niederzuschreiben meine Feder sich sträubte, wie dieser protestantische Dorfpapst die Niederträchtigkeit gehabt, mein Mädchen und mich mit schamlosen frechen Anträgen und Angriffen zu verfolgen . . . . Herr Kanzleirath, Sie sind ein Mann von Erziehung! Sie können begreifen, was für einen Aufwand von verzweiflungsvollem Muth, von verletztem weiblichem Gefühle, von Selbstüberwindung es mich kosten mußte, diese Andeutungen der Tante zu geben . . . . Und was hat die gestrenge Frau Oberstofmeisterin darauf zu erwidern? — Hören Sie nur selbst: ‚Aus all den verschiedenen Wendungen und Tonarten Deines Briefes und den horriblen Invectiven und Anschuldigungen gegen einen Mann, welcher das unumschränkte Vertrauen seiner Vorgesetzten und die ehrfurchtsvolle Verehrung seiner Gemeinde genießt, kann ich nur mit Horreur entnehmen, meine Nichte, daß Dein hartnäckiger, stolzer Sinn sich noch immer nicht gewandelt hat, daß jene christliche Demuth, ohne welche keine innere Wiedergeburt möglich ist, noch immer nicht in Dein Herz eingezogen, und daß jene überwuchernde Imagination, welche von jeher Dein Verderben war, noch nicht durch die Macht der Ereignisse und durch reumüthige Einkehr in Dich selber heruntergestimmt ist. Bevor ich nicht diesen stolzen, hochfahrenden, weltlichen Sinn gebrochen und unter dem Kreuze unsers theuren Mittlers hingeopfert sehe, kann ich nicht an den Ernst Deiner Besserung glauben . . .' Barmherziger Himmel, ist das die Antwort auf einen Brief, in welchen ich meine ganze Seele legte, — auf den verzweiflungsvollen Aufschrei all' dessen, was in mir noch weiblich und menschlich und nach Würde ringend war? Will man mich gar noch zur allerunwürdigsten Heuchelei erniedrigen? Soll ich die Muckerin spielen, um mir durch verächtliche Mit-

lel Schonung zu erkaufen? — Ist es möglich, daß eine Frau, wie meine Tante, die Incarnation von Allem was nur Eitelkeit, Ehrgeiz, Eigenliebe, Selbstsucht sey, eine Frau die noch vor wenigen Jahren die gefallsüchtigste, übermüthigste femme du monde war, nun in einem solchen salbungsvollen selbstgerechten Tone zu mir spricht, Herr Kanzleirath?"

(Fortsetzung folgt.)

Das Testament von St. Helena.

Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich

von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

„Kleine Spießbürgerin," sagte der Prinz und schloß ihr den Mund mit einem Kusse. „Fragt denn wahre Neigung nach Stand und Herkunft, nach äußeren Erdengütern? Und bist Du nicht ein Wesen, meine himmlische Hedwig, das jeden Thron zu schmücken vermöchte? Hast Du vergessen, was zur Zeit meines glorreichen Oheims Sitte war in seinem, unserem Frankreich, dem wir wieder die gleichen Zeiten zurückführen wollen, nämlich

Qu'on a vu des caparaux
Epouser des princesses *)?

Aber ich kann mir Deine Zweifel erklären, mein angebetetes Idol. Sie eühren davon her, daß Du mit in jener Viertelstunde hastigen Abschieds das Ehrenwort abgenommen hattest, Dir keine Briefe nach A. zu schreiben, daß Du hierdurch ganz ohne direkte Nachrichten von mir bliebst und an mir irre wurdest!"

„Mit nichten, mein Geliebter, irre ward ich niemals an Dir, werde es nie werden," erwiderte Hedwig im Tone tiefster Aufrichtigkeit. Es war nothwendig, Dir jenes Versprechen abzunehmen, obschon es Momente gab, wo ich selbst bereuen wollte, es Dir abgenommen zu haben, obschon ich mehrmals die Briefe, welche ich Dir zu schreiben wider Willen mich gedrungen gesehen, wieder zerstörte, nur damit sie nicht abgehen und Antworten von Dir hervorrufen konnten. Einer unserer Briefe, in unrechtmäßige Hände gefallen, hätte mich unwiederbringlich verdorben, mich in Elend und Schande gestürzt, hätte mehr als Ein Herz gebrochen — ich würde es nicht überlebt haben! Oh, mein Vater hätte mir geflucht, mich verstoßen . . .

„Und Dein Louis würde Dir mit Freuden die Arme geöffnet und Dich hoch gehalten und gegen jede Verunglimpfung geschützt haben!" sagte der Prinz eindringlich und besiegelte diese Versicherung mit einem innigen Kusse.

„O nein, nein, mein Herz, die einzige Genugthuung, welche den Stolz und das Ehrgefühl meines Vaters zufrieden zu stellen vermocht hätte, könntest Du mir nicht geben — Deine Hand, mein Geliebter!" sagte Hedwig. „Sieh, ich weiß das, und wenn ich Dich dennoch liebe und anbete und die Deinige zu seyn stolz bin, so magst Du ermessen, daß meine Neigung nicht eigennützig ist. Aber wie wäre es auch möglich gewesen, einen Briefwechsel zu führen, selbst wenn uns keine Gefahr daraus gedroht hätte?" fuhr Hedwig fort. „Wenige Wochen, nachdem ich gezwungen nach A. zurückgekehrt war, erfuhr ich, daß Du Arenenberg verlassen hattest, um mit der Königin durch Tyrol nach Italien zu reisen, dann fehlten mir lange alle Nachrichten von Dir, bis die Zeitungen plötzlich von dem Aufstand in den Marken berichteten, und daß die beiden Söhne der Herzogin von St. Leu unter den Kämpfern für die Befreiung Italiens stünden... O Herz, ich kann Dir nicht sagen, wie sehr Stolz und Besorgniß sich damals in meine Seele theilten, wie ich Tag und Nacht mit Dir beschäftigt war, wie ich in fieberhafter Hast nach allen Zeitungen griff und nach dem Verlauf der Schilderhebung in der Romagna forschte, welcher alle die erbärmlichen servilen deutschen Zeitungen unter dem Druck der österreichischen Censur alle Lebensfähigkeit, alle Möglichkeit des Erfolges absprachen . . . Wie ich vor Angst und Verzweiflung beinahe aberwitzig ward, als die Nachrichten von den Niederlagen der italienischen Patrioten eintrafen, als die Blätter den Tod des Prinzen Napoleon Louis und Deine Flucht von Ancona aus nach Korfu meldeten . . . ."

„Die meine treffliche Mutter nur ausgestreut hatte, um die österreichische Polizei und die päpstlichen Spione irre zu führen, meine Geliebte," fiel ihr Prinz Louis lebhaft und lächelnd in's Wort; „denn ich lag krank an den Rötheln in Ancona darnieder, versteckt in einem kleinen Kabinet hinter dem Schlafzimmer meiner Mutter, während nur meine Bagage nach Korfu abging. Ich wohnte Wochen lang unter Einem Dache, nur durch eine verschlossene Doppelthüre getrennt, mit dem österreichischen General Geppert zusammen, welcher die strengste Weisung hatte, mich ergreifen zu lassen und vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches mich ohne Zweifel zum Tod durch die Kugel verurtheilt hätte . . ."

„Oh, mein Herz, sprich nicht so leichtsinnig hievon, denn mein Herz bebt noch in der Erinnerung an die unaussprechliche Angst um Dich, welche mich damals verzehrte und beinahe auf das Krankenlager warf," flüsterte Hedwig mit feuchten Augen. „Ach, es war beinahe unerträglich, Wochen und Monate lang gar nichts von Dir zu erfahren, Dich ganz verschollen zu sehen, bis endlich wieder berichtet ward, Du liegest krank im Hotel d'Hollande in Paris, dann Du seyest samt der Königin aus Frankreich ausgewiesen und nach England gegangen, wo Deine hohe Mutter sich bemühe, Dir den belgischen Thron zu verschaffen! . . . Und dazwischen all' die vielen widersprechenden Gerüchte und Deutungen und Vermuthungen über Dich, — und immer noch keine Zeile direkter Kunde von Dir, obschon ich längst wieder hier auf dem Eugensberge war, wo mich leichter und sicherer ein Billet von Dir hätte erreichen können . . ."

„Aber Du konntest doch erfahren, mein angebetetes We-

*) Daß man Korporäle hat Prinzessinnen heirathen sehen, — aus einem Soldatenliede der Kaiserzeit.

sen, daß ich als réal chevalier Dein Verbot gewissenhaft achten werde," unterbrach sie der Prinz.

„Bis endlich der Gruß kam, welchen mir Claire von Dir bestellte und der mich so überraschte, daß ich ordentlich Gefahr lief, mich zu verrathen .... O Gott, und doch war Alles noch nicht so fürchterlich spannend und aufregend, wie diese paar Wochen seit Deiner Rückkehr, mein Geliebter, wo Du mich ganz vergessen hattest und in keiner Weise um mich kümmertest, und wie der heutige Abend, wo ich — nicht länger meiner selbst mächtig — Dir endlich zu schreiben wagte und meine Ehre, mein Glück, mein Heimwesen auf's Spiel setzte, indem ich Dir den Brief durch einen Mann zusandte, der mich möglicherweise verrathen konnte."

„Oh nicht doch, meine himmlische Hedwig! Peter ist eine ehrliche Haut und mir unbedingt ergeben."

„So scheint es, mein Geliebter, aber dennoch war mein böses Gewissen geschäftig genug, mir allerlei Unheil vorzuspiegeln, das aus diesem leichtfertigen verzweiflungsvollen Schritt hätte entspringen können. Ach mir ist, als hätte ich in diesen drei Viertelstunden vergeblichen Wartens Jahre der Angst und der aufreibendsten Qual durchlebt .... Aber nun ist ja alles wieder gut, mein Louis; ich habe Dich wieder, und Du hast mich nicht vergessen, nicht wahr? Du hast mich noch ein klein Wenig lieb?"

„Unaussprechlich — bis zum Aberwitz!" versetzte der Prinz mit einer leidenschaftlichen Umarmung. „Glaub' mir, Geliebte, ich habe während dieser Trennung kaum minder oft an Dich gedacht, als Du an mich."

„Nein, Geliebter, das ist unmöglich," sprach Hedwig; „Du warst in Kampf und Bewegung, ich allein mit meiner Liebe und meinem Schmerz."

„Auch ich habe gekämpft, meine theure Hedwig," fuhr der Prinz fort, „denn ich trug mich manchmal mit dem Gedanken, Dich aus jenen drückenden und unnatürlichen Verhältnissen herauszureißen. Aber durft' ich denn schon einen solchen Schritt thun, ehe meine politische Laufbahn noch begonnen hatte?"

„Mit nichten, Louis, das darfst Du nicht, und dieß beanspruche ich auch nicht," rief Hedwig lebhaft. „Was kann ich Aermste, ich einfaches Wesen Dir seyn? Meine Liebe und Anbetung ist ja alles, was ich Dir bieten kann. Und die Strömung der Zeit hat Dich einmal ergriffen und wird Dich nicht mehr los lassen, ich fühle es! sie wird Dich Deiner Bestimmung entgegentragen, und diese Bestimmung ist ein Thron, der Kaiserthron in Frankreich. Ich bin davon überzeugt, ich spreche es aus in einem unabweisbaren prophetischen Drang. Ich schwärme für diesen Gedanken, der mich unnennbar glücklich macht, denn ich weiß, daß unsere Liebe nur eine kurze Zeit währen wird, weil beinahe jede wahre innige rückhaltslose Leidenschaft des Herzens unglücklich ist, d. h. nicht zu einer Vereinigung führt. Ich ahne deutlich, daß wenn Du das Ziel Deines Ehrgeizes erreicht hast und auf einem Throne sitzest, das Geschick Dir eine Fürstentochter an die Seite setzen wird, ein jüngeres, schönes engelgleiches Wesen, umgeben von allem Zauber ihrer Stellung; aber ich weiß auch, daß sie Dich nicht so lieben wird, wie die arme Hedwig Dich liebt, deren einsames Daseyn fortan nur den einen Trost haben wird, daß der Mann des Jahrhunderts sie geliebt habe; und einst, wenn ich ein altes Mütterchen seyn werde, einsam und vergessen, wird das süße Geheimniß, einst Deine Geliebte gewesen, von Dir einer innigen Neigung gewürdigt worden zu seyn, mir in meinen eigenen Augen über alles erhaben dünken, was an Freud und Leid mir die Welt außerdem bieten kann!"

„Oh Hedwig, Du bist ein Engel!" flüsterte der Prinz. „Edles, großes herrliches Herz! ja, möge mein Loos fallen wie es wolle, auch ich werde Lebenslang stolz seyn, Dein Herz, ein solch wunderbares, heldenhaftes, ureigenthümliches, großmüthiges besessen zu haben! ... Treue Seele, wie leicht Du mir die Entschuldigung zu machen suchst für die scheinbare Kälte und mein Ausbleiben in den letzten Wochen! und doch bin ich vor meinem Gewissen einigermaßen entschuldigt, mein süßes Kleinod! Ja, Du hast recht, meine himmlische Hedwig, die Strömung der Zeit hat mich ergeiffen und auf die Bahn meiner Bestimmung geführt; schon ahn' ich einen neuen Ruf, der an mich ergehen und mein ganzes Ich in Anspruch nehmen wird! Und sieh, mein süßes Juwel, die Vorbereitung auf das was vor mir liegt, die Furcht mich zu theilen, zu zersplittern, zu verweichlichen, und der Gedanke, daß es grausam, schmerzlich für uns beide seyn würde, das innige Liebesleben wieder aufzunehmen, um es nach kurzer Seligkeit durch eine neue, doppelt schmerzliche Trennung zu verwirken, — das war's was mich in diesen Wochen seit meiner Rückkehr abgehalten hat, der Spenderin jenes sinnigen Salaam mich wieder zu nähern. Ich bin schon mit dem einen Fuß auf dem Sprunge, Arenenberg wieder zu verlassen und mich mit vollem rührigem Arm in den Strom der Ereignisse zu werfen ...."

„Du willst uns verlassen, Louis?" flüsterte Hedwig angstvoll und klammerte sich an Ihn an, als verzweifle sie, ihn jemals wieder zu sehen.

„Ich muß, mein Kind! Die Sache der Völkerfreiheit ruft, das Banner, dem ich meine Zukunft anvertraue ... aber was ist das? Stimmen welche Deinen Namen rufen! Lichtschein im Wäldchen! ..."

„Man vermißt mich auf dem Schlosse, man sucht mich — wir müssen scheiden, mein Geliebter! — Gott, es ist schon spät," sagte Hedwig mit einer hastigen Umarmung. „Aber versprich mir, nicht wegzugehen, ohne daß wir uns noch einmal sehen!"

„Ich gelobe es Dir — Dein Segen soll mich weihen zu Dem was vor mir liegt! Gott segne Dich, Hedwig, und lohne Dir Deine Liebe ...."

Sie riß sich von ihm los und schlug einen kleinen Pfad ein, welcher um das Wäldchen herum nach dem Schlosse führte. Der Prinz sprang in den Graben hinunter und eilte gebückt in der entgegengesetzten Richtung davon, wo ihn ein Hohlweg im Felde und die dunkle Nacht bald jedem Späherauge entzogen. —

Einige hundert Schritte von dem hochragenden Baume des Stelldicheins blieb er stehen, gegen einen Wegzeiger gelehnt und schaute nach den erleuchteten Fenstern eines hübschen schloßartigen Gebäudes hinüber. „Wundersames herrliches Wesen! und doch noch nicht diejenige, die mein Geschick wird theilen dürfen, denn noch bin ich erst ein Suchender!“ murmelte er, die Hand fest auf das ungestüm pochende Herz drückend, als wollte er diesem Ruhe gebieten.

4.

Als Prinz Louis nach dem Schloß Arenenberg zurückkehrte, sah er den alten Haushofmeister Rousseau und einige Diener geschäftig mit Vorbereitungen im Schlößchen und in den Nebengebäuden, — Vorbereitungen, welche unverkennbar dem Empfang der polnischen Deputation galten. Der Prinz war an Kopf und Herz allzusehr in Anspruch genommen von anderen Gedanken und Empfindungen und wollte den Sturm der Gefühle seines Innern in der Einsamkeit seiner beiden kleinen Zimmer ausklingen lassen und sich daher in das Nebengebäude begeben, als ihm einer der Diener nacheilte mit den Worten:

„Gnädiger Herr, die Frau Herzogin hat nach Ihnen gefragt — es sind Gäste angekommen. Man erwartet Sie im Salon!“

— „Gäste?“ wiederholte der Prinz überrascht; „sollte die polnische Deputation schon angekommen seyn?“

„Nicht doch, gnädiger Herr, es ist nur ein einzelner Herr ohne Diener,“ war die Antwort.

Der Prinz eilte hinüber und als er den Salon betrat, eilte ihm die Königin entgegen und rief: „Eine Ueberraschung, mein lieber Louis! ein höchst unerwarteter lieber Besuch von einem Freunde, welcher Dich unendlich freuen wird! Rathe, wer es ist!“

— „Wie kann ich das, theuerste Mama?“ rief der Prinz; „ist es ein Freund von Ihnen oder von mir, liebe Mutter?“

„Ein Freund von Dir, mein Sohn! Ein treuer, aufrichtiger Freund, der nicht zu günstigerer Zeit hätte kommen können, als eben jetzt,“ entgegnete die Königin lebhaft; — „ein Mann, dessen klarer Verstand und ruhiges besonnenes Urtheil uns gerade in diesem Augenblicke von ungemeinem Nutzen seyn wird. — Ah, rathe doch, mein Lieber, errathe doch, wer es ist!“

— „Mais, mon Dieu, ma chère mère, wie kann ich das?“ rief der Prinz etwas intriguirt. „Ohne Zweifel Konrad Kern?“ *)

„Fehlgeschossen, mein Lieber! es ist nicht Kern, und doch würde ich wünschen, daß auch dieser mit seinem klaren Verstande und biedern Wesen jetzt bei uns wäre, um Dich berathen zu helfen,“ erwiderte die Königin. „Aber rathe weiter! unser lieber Gast steht Dir noch näher, mein Sohn!“

— „Meiner Treu, liebe Mama, ich bin au bout de mon latin,“ sagte der Prinz achselzuckend und sah Fräulein von Masuyer, die Vorleserin seiner Mutter, fragend an; „ich bin fürwahr nicht so reich an Freunden, d. h. an wirklichen und zuverläßigen, daß ich so lange zu rathen brauchte. Ist es Fialin de Persigny?“

„Fehlgeschossen, mein Herr Artillerie-Lieutenant!“ rief die Königin munter. „Ich sage Dir, mein lieber Louis, Du denkst in diesem Augenblicke sicher so wenig an ihn, daß sein Anblick Dich wirklich überraschen wird. Doch da ist er selbst!“

— „Enrico! Conneau! mein lieber, lieber Freund!“ rief der Prinz und eilte mit ausgebreiteten Armen einem Herrn von mittlerer Größe und etwa 34 Jahren entgegen, welcher in diesem Augenblick zur Thüre herein trat und mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen den Prinzen umarmte. „Conneau, mein Freund, mein Retter, wie kommen Sie hieher?“

„Auf die natürlichste Weise von der Welt, mein Prinz! Ich komme auf Ihre Einladung, ich nehme das Gastrecht an, welches Ihre erhabene Mutter mir anzubieten geruht hat!“ erwiderte der Doctor Conneau, den Prinzen auf Armslänge von sich haltend, und betrachtete ihn aufmerksam und innig. „Sie sind blaß, verstört, aufgeregt, mein Prinz! was ist Ihnen? Sie erinnern sich nicht mehr, daß ich Ihnen erst vor wenigen Wochen geschrieben, wie ich von der päpstlichen Regierung geächtet, mit den Häuptern der Schilderhebung in der Romagna nach Frankreich geflüchtet sey und mich nun in Paris als Arzt niederlassen wolle, wie ich jedoch, um daselbst praktiziren zu dürfen, gewichtige Empfehlungen nöthig habe, um welche ich Sie bäte und . . .“

— „Und wie meine theure Mutter und ich Sie dann einluden, bis dahin, wo Sie wirklich sich in Paris niederlassen würden, zu uns auf den Arenenberg zu kommen und unsern bescheidenen stillen Aufenthalt zu theilen!“ fiel ihm der Prinz schnell in's Wort. „Ach wie können Sie glauben, mein lieber theurer Freund und Waffengefährte, daß ich dieß vergessen habe? Nein, nein, das alles wußt' ich wohl, aber dennoch hätt' ich Sie in diesem Augenblicke nicht hier vermuthet, sondern von Paris und seinen Herrlichkeiten gefesselt geglaubt! — Ah, Paris, dieses Herz von Frankreich! . . .“

„Das so undankbar gegen Sie und Ihre Familie ist, daß es nicht einmal eine Demonstration zu Ihren Gunsten versuchte, als man Sie am Napoleonstage aus Paris vertrieb!“ sagte Conneau bitter. „Oh, glauben Sie mir, mein Prinz, wär' ich nicht geächtet in ganz Italien und hegte ich nicht die lebendigste Ueberzeugung, daß der sogenannte Bürgerkönig in Paris nicht allzu lange den Thron behaupten wird, den er sich mit den unwürdigsten Umtrieben erschlichen, und wäre es nicht der Gedanke, daß ich in Frankreich für Sie und Ihre Zukunft wirken könnte, mein Prinz, — so sollte mich nichts nach Frankreich zurückgeführt haben. Aber wer weiß, wozu dieß alles gut ist, mein edler, tapferer Prinz! Das Schicksal wählt seine Werkzeuge oft sonderbar.“

— „In Ihnen aber, mein theurer Conneau, schickt es Jedem, dessen Partei Sie nehmen, eines der edelsten und wirksamsten Werkzeuge!“ sagte der Prinz; — „allein vergeben

*) Der spätere schweizerische Gesandte in Paris, geb. 1808 zu Berlingen bei Arenenberg.

Sie mir meine scheinbare Zerstreutheit, mein lieber wackerer Freund!" fuhr er dann fort und drückte dem Arzte auf das herzlichste die Hand. „Ein Theil davon kam auf Rechnung meiner Ueberraschung, ein Theil auf Rechnung von Entwürfen und Entschlüssen, welche gegenwärtig mächtig in mir kämpfen und gähren!"

„Ah, Sie denken an eine Schilderhebung in Frankreich, mein Prinz?" rief Conneau eher erschrocken; — „um's Himmelswillen, seyn Sie auf Ihrer Hut, mein Freund! Wie berechtigt Sie auch dazu wären gegenüber von einem Monarchen, der so wenig Dankbarkeit und Seelengröße gegen die Frau Herzogin und Sie zeigte, so fürcht' ich doch, der Zeitpunkt für den Erfolg eines solchen Aufstandes ist noch nicht gekommen!"

— „Seyn Sie ruhig, Enrico; nichts ist mir ferner, als eine solche Don-Quixotes-Idee;" versetzte der Prinz; „meine theure Mutter und ich haben auf der jüngst vollendeten Reise nach Frankreich zwar den Trost gehabt, daß man der Napoleoniden noch nicht vergessen hat, aber doch mit Kummer wahrnehmen müssen, daß von einer aktiven Begeisterung für uns noch keine Rede seyn kann. Diese muß erst durch Ereignisse vorbereitet werden, welche den Namen der Napoleoniden wieder auf das Banner der Sache der Freiheit, der Befreiung der Nationalitäten schreiben, und dieß ist eine Frage der Zeit, mein theurer Freund! Das Fiasko, welches wir in den Marken erlebt haben, war nicht sehr ermuthigend . . ."

„Doch auch nicht entmuthigend, mein Prinz!" rief Conneau lebhaft; „es war einer jener Erdstöße, welche als warnende Zeichen einem Erdbeben vorausgehen und die Bewohner jener Zwingburgen des Despotismus und der Fremdherrschaft warnen könnten, ihre gefährlichen Steinhäuser zu verlassen, bevor das unvermeidliche Erdbeben kommt und sie ihnen über dem Kopfe zusammenwirft! Aber darf ich nicht wissen, mein Prinz, mit was für Entschlüssen Sie sich tragen?" setzte Conneau hinzu.

— „Louis hat eine Aufforderung erhalten, sich an die Spitze des polnischen Aufstandes zu stellen, lieber Doctor," erwiderte die Königin; „was sagen Sie dazu?"

„Einen ernstgemeinten Antrag, Majestät?" fragte Conneau, und sein großes kluges Auge blickte beinahe argwöhnisch.

— „Wie kommen Sie zu dieser Frage, Enrico?" rief der Prinz betroffen.

„Darf ich offen reden, mein Prinz," erwiderte Conneau, „so darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich nun unwiderlegbare Beweise habe, wie sich auch in unsere heilige Sache des Aufstands für die Einheit und Freiheit Italiens und die Unabhängigkeit der italienischen Nation vom Joche der Fremdherrschaft trübe und verrätherische Elemente gemischt haben. Wir haben nachgerade ermittelt, mein Prinz, daß es Agenten eines Metternich waren, welche Sie und Ihren theuren, als Opfer der heiligen Sache der Freiheit gefallenen Bruder, den Prinzen Napoleon Louis, für den Aufstand zu gewinnen suchten, sowohl um das Unternehmen gleich von vorn herein zu verdächtigen und seines nationalen uneigennützigen Charakters zu entkleiden, als auch um Ihnen eine Schlinge zu legen und dafür zu sorgen, daß die heilige Allianz auf's Neue gegen die Napoleoniden als eine Familie von Complotanten und Intriguanten auftreten könne. Wir haben wenigstens Einen der Verräther entlarvt und bestraft, und man hat aus seinen Papieren ermittelt, daß er im doppelten Solde Oesterreichs und Neapel stand."

— „Unmöglich, Doktor!" rief der Prinz erblassend; „man sollte mit meinem Bruder und mir ein Spiel getrieben haben?!"

„O meine Ahnung!" sprach Königin Hortense erschrocken. „Wie sehr hatte ich Recht, mein Lieber, Dich damals zu warnen, als wir in Bologna den Fürsten Bacciocchi besuchten und er vor Dir Worte fallen ließ, die in Deine glühende Seele fielen, wie die Lunte in ein Pulverfaß! Ich kenne die Menschen zu gut, mein Sohn, und namentlich die Diplomaten, als daß ich nicht hätte fürchten sollen, man werde Dich durch verkappte Sendlinge der Polizei zu irgend einem unbesonnenen, nicht wieder gut zu machenden Streiche hinreißen! Lag nicht vor Allem den Oesterreichern und den Bourbonen daran, den Aufstand in den Augen der französischen Regierung und des französischen Volkes zu compromittiren, um dem unterdrückten Volke jenseit der Alpen die Sympathie und den Beistand der französischen Nation abzuschneiden? und konnte dieß auf eine wirksamere Weise geschehen, als indem man den Bonapartismus verdächtigte, er wolle diese nationale Schilderhebung für seine Zwecke ausbeuten?"

— „Eure Majestät haben ganz Recht — das ist ganz die Deutung, welche man der Betheiligung der Prinzen von St. Leu gegeben hat," sagte Conneau. „Meine Mutter schreibt mir aus Mailand, daß man ihr von Seiten der Polizei mein ganzes Sündenregister vorgelesen und sie durch Drohung mit Ausweisung einzuschüchtern und zur Enthüllung weiterer Thatsachen zu drängen versucht habe. Man sagte ihr, daß man um mein ganzes Thun und Treiben wisse, daß ich einer der gefährlichsten Verschwörer sey, indem ich als ehemaliger Privatsekretär des Grafen von St. Leu in Florenz zugleich auch in die gesammten Fäden der bonapartistischen Zettelungen eingeweiht; daß ich einem verwundeten römischen Insurgenten, welchen die Herzogin von St. Leu in ihrem Palais versteckt, sowohl ärztlichen Beistand geleistet als zur weiteren Flucht verholfen habe; daß ich den beiden Prinzen von St. Leu nach Terni gefolgt und dort im Hauptquartier der Insurgenten in deren Generalstab eingetreten und Ordonnanz-Offizier des Prinzen Louis Napoleon geworden sey — kurzum, man hat meiner guten Mutter haarklein alles erzählt, was ich für die italienische Sache gethan hatte. Man hat der guten Frau auf den Kopf schuld gegeben, daß sie, als die Wittwe eines französischen Armeebeamten, nothgedrungen selbst ein Werkzeug der conspirirenden Napoleoniden seyn müsse; man hat ihr Suggestivfragen aller Art gestellt, um verfängliche Aussagen aus ihr herauszubringen."

„Arme Frau! ich bedaure sie von Herzen, denn ich kann

mir denken, was es heißt, in den Augen einer solchen Polizei des Despotismus als verdächtig zu erscheinen!" sagte die Königin. „Mein lieber Doctor, Sie bringen Ihrer treuen Anhänglichkeit an unsere Familie ein großes Opfer?"

— „Wer bürgt Ihnen aber dafür, Majestät, daß ich nicht ebenfalls ein agente-pravocateur bin?" fragte Conneau lächelnd; wem dürfen Sie noch trauen, Majestät!"

„Ihnen, lieber Doctor, unbedingt," versetzte Königin Hortense lächelnd und reichte ihm die Hand; „ich habe Sie erprobt, mein Freund...."

— „Und wer war der Verräther, den ihr ertappt habt, Enrico?" fragte der Prinz plötzlich wie aus einem Traume erwachend.

„Andrea Zucht, mein Prinz, ein Mann von Erziehung und Fähigkeiten und guter Familie, dem es gelang, sich bis in den Generalstab der aufständischen Armee einzuschleichen und so den Verräther nach allen Seiten zu machen," entgegnete Conneau.

— „Er war ein Roué, ein gewissenloser Spieler und Wüstling," äußerte der Prinz. „Ueberhaupt halte ich nicht viel auf die Italiener."

„Schurken kann es unter jeder Nation geben, mein Prinz! lassen Sie das ganze Volk nicht für die Erbärmlichkeit Einzelner büßen!" sprach Conneau eindringlich. „Glauben Sie, auch unter den Polen wird es ebenso einzelne Elende geben, welche dem Reiz des Goldes nicht zu wiederstehen vermögen und ihr Gewissen verkaufen...."

— „Ja, mein lieber Louis, und unter den Polen vielleicht mehr als unter jeder andern Nation, — das beweist ihre Geschichte, mein Sohn! Der wackere Doctor hat mich durch seine Warnung zum aufrichtigsten Danke verpflichtet. Du kannst nicht vorsichtig genug seyn, mein Sohn, denn auf Dir ruht noch mehr als eine blos persönliche Verantwortlichkeit: Du bist ein Bonaparte, und jede Deiner Handlungen trägt ihre Folgen auch für die übrige Familie. Du darfst Dich Deinem edlen Enthusiasmus für die Sache Polens nicht so unbedingt hingeben — Du mußt auch die volle Tragweite eines solchen Schrittes erwägen!"

„Ich werde das auch, Mama," versetzte der Prinz in sich versunken und sichtlich von allen möglichen stürmischen Gedanken durchwogt. „Aber darf ein Napoleonide einen derartigen Ruf überhaupt ablehnen, wann er an ihn ergeht, Doctor?"

— „Eine kitzliche Frage, mein Prinz," erwiderte Conneau achselzuckend. „Wäre der Stern der polnischen Revolution im Aufsteigen, so würde ich unbedingt dieselbe bejahen. Aber man befürchtet allgemein, der polnische weiße Adler sey schon zum Tode getroffen und werde binnen wenigen Wochen vollends erdrückt werden, und wer möchte dann verkennen, mein Prinz, daß Derjenige, welcher als Feldherr die letzte Agonie eines solchen Freiheitskampfs nicht mehr aufhalten kann, auf Lebenszeit sich den Fluch der Lächerlichkeit und den Vorwurf der Donquixoterie erkauft? Uebrigens weiß ich ja noch gar nichts von den Bedingungen, unter welchen man Ihnen den Oberbefehl anvertraut hat, und muß mich überhaupt eines Urtheils enthalten, bis wir die Vorfrage genauer kennen gelernt haben."

„Sie haben Recht, lieber Doctor," sagte die Königin lebhaft. „Wir müssen vor Allem aus dem Munde der Deputation hören, was man Dir einräumen will, mein Sohn. Das Papier ist geduldig, und jener Brief der polnischen Generale besagt verhältnißmäßig wenig... Ah, da meldet man, daß dies Souper uns erwartet! Sie werden dessen benöthigt seyn, mein lieber Freund! Ihren Arm, wenn ich bitten darf!" wandte sich die Königin an Conneau und ließ sich von ihm zur Tafel führen."

5.

Der Prinz war sowohl bei Tische wie den Rest des Abends hindurch ziemlich wortkarg und in sich versunken gewesen, wie man daß häufig an ihm sah. Nur als Doctor Conneau seine Schicksale seit dem Augenblicke schilderte, wo er sich von der Königin und dem Prinzen Louis an der Leiche des Prinzen Napoleon Louis in Forli getrennt hatte, hörte der Prinz aufmerksam zu, und sagte dann: „Thun Sie mir einen Gefallen, Enrico! lassen Sie Ihr Gepäck nach dem Nebengebäude bringen, wo ich wohne, und nehmen Sie vorlieb mit den beiden kleineren Gastzimmern neben mir! Wir haben noch so manches zu besprechen und ich wünschte Sie ganz in meiner Nähe zu haben. Es ist mir ein wahrhaft providentieller Akt, daß Sie gerade in diesen Tagen um mich seyn werden. Wollen Sie neben mir logiren, Doctor?"

„Von Herzen gern, mein Prinz! ich bin der Ihrige mit Leib und Seele," entgegnete der Doctor mit enthusiastischer Wärme. „Sie wissen, ich folge Ihnen, wohin Sie wollen!"

— „Selbst nach Warschau, Enrico?" fragte der Prinz und hielt ihm die Hand hin, während er ihn mit fragendem Blicke maß.

„Ja, selbst nach Polen, wenn dort noch etwas zu hoffen ist," sagte Conneau.

— „Nun denn, wenn Sie und Oberst Parquin mich begleiten, wird Maman mich etwas ruhiger scheiden sehen," versetzte der Prinz, fröhlich die Hand des Doctors schüttelnd, und sein Blick suchte das Auge der Mutter, das aber ernst und feucht war, und kopfschüttelnd erwiderte die Königin:

„Ich zweifle sehr, mein Sohn, daß ich Dich selbst in dieser Begleitung ruhig werde scheiden sehen."

Die Königin zog sich bald zurück, um dem von der Reise ermüdeten Gaste Ruhe zu gönnen, und Conneau begleitete den Prinzen hinüber in das Nebengebäude, wo sie noch einige Stunden lang mit einander plauderten und sich ernstlich beriethen, bis der Prinz in den Gast drang, sich zu Bett zu begeben, während man noch beinahe bis zum Morgen Licht in den beiden Zimmern des Prinzen sah.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kerbiatt & Comp.

Die Zinsen eines Schillings.

Novellette.

1.

„Es geht nicht, Herzchen! Ich kann nicht länger bleiben! In fünf Minuten muß ich auf und davon seyn, Grace!" sagte Herr Hargrave.

— „Wie? ohne dem Kleinen einen Kuß zu geben? Ah pfui, Ned! böser, grausamer Ned!" versetzte seine hübsche junge Frau und sprang in's Schlafzimmer, um den pausbäckigen kleinen Engel zu holen.

Herr Hargrave, Kassier in dem wohlbekannten Bankhause der Herren Brettles, Grevasse und Glasbier, Fenchurch Street zu London, setzte seinen Hut auf, ergriff seine hübschen Handschuhe und seinen eleganten Regenschirm, und öffnete die Hausthüre nach dem Garten in seinem kleinen Landhäuschen in Elm Tree Road zu Holloway, jener bekannten nördlichen Vorstadt von London, und ließ dadurch in den engen Vorplatz eine unwiderstehliche Fluth von Sonnenschein fallen, welche alsbald den neuen Bodenteppich von Oeltuch mit einer Schichte von Goldglanz bedeckte, daß all' die bunte Farbenpracht des Musters auf dem Wachstuch verdunkelt ward.

Es gab an jenem freundlichen Junimorgen wenig glücklichere Leute in Holloway, als den jungen Ehemann, der auf seiner schneeweiß gescheuerten Vortreppe stand und auf sein Kind wartete, das er noch küssen wollte, bevor er wegging um drinnen in der City wieder einen langen Arbeitstag voll Mühe und Aufregung im Geschäft zu verbringen. Die Schlingrosen über der Hausthüre blühten und dufteten um die Wette mit den Theerosen in den kleinen Rabatten; die Bienen summten um die scharlach- und nelkenrothen Kelche des Gaisblatts der Laube, der Kanarienvogel schmetterte drinnen im Wohnzimmer seine Weise, der kleine Stammhalter krähelte im Schlafzimmer; Betty, das dralle Dienstmädchen, summte in der Küche ein ländliches Liedchen. Weiter drunten auf der Straße erscholl der Ausruf verschiedener Händler, die ihre Waaren hier in der Vorstadt an Mann zu bringen suchten, und von der andern Seite her, gegen Highgate zu, kam ein großer offener Blockwagen voll blühender Geranien heran, geschoben von einem lustigen, frischen Gärtnerjungen, welcher einem lachenden Dienstmädchen an einer apfelgrünen Gartenthüre jeden beliebigen Blumentopf aus seiner Sammlung gegen einen alten Hut anbot. Die wohlige Wärme und Heiterkeit eines Sommermorgens durchdrang die ganze Atmosphäre, und das ferne dumpfe Rollen der Omnibusse von Highgate, welche London zu kutschirten, schlug dem Harrenden mit einer angenehmen Empfindung von Lebendigkeit und Rührigkeit an's Ohr. Die große Stadt begann zu des Tages Last und Mühe zu erwachen; die Arbeiter der oberen Schichten und besseren Klassen eilten lustig an ihr Tagewerk.

„Ei ei, Grace, mein Herzchen, so komm' doch! spute Dich, ich kann nicht länger verziehen! Komm schnell oder ich brenne durch — ich habe keinen Moment mehr zu verlieren!" rief Herr Hargrave vorwurfsvoll. Der grausame Tyrann, und kaum erst zwei Jahre verheirathet!

— „Da ist der kleine Liebling, Du hartherziger grausamer Despot!" rief die lachende junge Frau und legte den Kleinen in die Arme ihres Gatten.

Als Herr Hargrave sich herabbeugte, um den Knaben zu küssen, ließ eine große verblühte purpurne Rose einen Schauer von ihren Blüthenblättern auf seinen Hut herunterfallen und eines derselben flatterte sogar auf das rosige Gesichtchen des Säuglings herab. Die blauen Augen, denen seiner Mutter so ähnlich, glänzten vor Lachen und die kleinen Händchen streckten sich aus, um das Blatt zu erfassen.

„Der liebe kleine Schalk!" rief die Mutter und bedeckte des Kindes Wangen mit Küssen, als sie es wieder auf den Arm nahm. „Sieh' 'mal, Ned, 's ist närrisch," fuhr sie dann zu ihrem Gatten gewendet fort; „aber ich sehe Dich am Abend niemals nach Hause kommen, ohne daß ich mir einbilde, Du kommest heim um mich mit der Nachricht zu überraschen, daß Deine Prinzipale Dir einen Antheil am Geschäft gegeben haben!"

— „Warum nicht gar, Du kleine Träumerin?" lachte Herr Hargrave; „das werden Sie wohl bleiben lassen!"

„Ei sieh' doch! es sind ja doch schon ganz andere Dinge geschehen, die noch unwahrscheinlicher aussahen, Ned!" meinte Frau Grace. „Thatsache ist, daß sie Dich sehr gerne haben. — Hoffentlich ist's nicht wahr, was ich gestern in den Zeitungen gelesen habe, daß schon wieder eine Geldkrisis und Panic komme. Ach, das wäre ja schrecklich! Und gesetzten Falls, den Herren Brettles, Grevasse und Glasbier stieße irgend ein Unglück zu!"

— „Leere Furcht, liebe Seele! Laß Dir nicht von unverständigen Leuten dummes Zeug in den Kopf setzen!" rief Ned Hargrave. „Es kommt keine Geldkrise, und wenn auch 'mal eine Panic eintritt, da wird bei Rechtschaffenheit und Klugheit kein Zulauf an irgend einer Bank seyn, um das Geld zu erheben, sondern höchstens vielleicht einige Bestürzung, die aber bald vorüber gehen wird. Dein thörichtes Köpfchen schwankt immer zwischen zwei Extremen: zwischen Antheil am Geschäft und einer Geldkrisis. Dahinten steckt gewiß wieder Frau Gransham, die unausstehliche, gehässige, falsche alte Klatschbase! Warum gibst Du ihr nur Gehör?"

„Du lieber Himmel, sey nur nicht böse, Ned; ich gebe ihr ja kein Gehör, aber es muß mich doch unwillkürlich beunruhigen, wenn sie mir sagt: jedermann befürchte, daß wir wieder eine Geldkrise bekommen!"

— „Das ist lauter Unsinn und Dummheit mit dieser Panic, Kind," sagte Ned. „Und was unser Haus anlangt, so steht es so fest, wie die St. Paulskirche. Ich sah niemals meine Prinzipale so fröhlich und wohlgelaunt wie gestern, wo das abgeschmackte Gerücht in Umlauf kam. Ich weiß man munkelt, daß es mit Shallerton und Gilberts schlecht stehe, bei denen es allerdings wackeln mag, allein so steht es schon seit fünf Jahren mit ihnen. Adieu, mein Herzchen, ich komme gewiß zu spät! — Gott befohlen, mein Schatz, und hörst Du

wohl, zerbrich Dir den Kopf nicht mit Angelegenheiten des Geldmarkts!"

„Es ist also wirklich nichts zu befürchten," sprach das hübsche junge Weibchen vor sich hin, als Herr Hargrave die Gartenthüre hinter sich zuschlug. „Ned spricht immer die Wahrheit, und fürwahr, es war auch nicht der leiseste Schatten von Sorge auf seinem Gesicht. Deß bin ich froh. Und alles was Frau Grandshaw mir gesagt, war also lauter Unsinn, und sie sagte mir's vielleicht nur um mich zu ärgern. Das ist recht abscheulich!" Und sie schwang ihren Kleinen in die Luft, bis er einen ganzen Busch zerflatternder Rosen herunterschüttelte und vor Vergnügen ganz aufschrie.

2.

Hargrave war noch keine tausend Schritte auf der Landstraße hingegangen, als der Omnibus von Highgate hinter ihm her kam mit rasselndem Geschirr, lustigem Peitschenknall und dem fröhlichen Anruf des Kutschers an jeden, dem er vorüberfuhr: „Heda, Islington, City-Road, Bank, Fenchurch Street!" Der Kutscher war ein fideler Kerl und der Conducteur ein wahrer Witzbold.

Der Omnibus hielt an, um Hargrave einsteigen zu lassen.

„Thut mir leid, Herr Hargrave, daß wir Ihnen heute nicht Ihren gewöhnlichen Sitz vorbehalten konnten," sagte der Kutscher an seinen Hut greifend; „aber da war ein Freund von mir, der mit zur Stadt wollte."

Hargrave versetzte in einer gutmüthigen herzlichen Weise, es habe nichts zu bedeuten, und stieg in den Wagen. Er war einer jener gutmüthigen, wohlwollenden, freundlichen Menschen, die nichts aus ihrer guten Laune bringt. Glücklich und zufrieden wie er war, wollte er sich durch nichts aus der Fassung bringen lassen. Der Sonnenschein belästigte ihn nicht; es war gerade warm genug und die Luft so lau und lind. Der Verlust seines Sitzes auf dem Kutschbocke war ihm gleichgültig, obschon er weit unterhaltender war, als solch ein Sitz im Innern. Die kleinsten Dinge belustigten ihn: Knaben die zur Schule gingen und mit ihren Büchertaschen ein Scharmützel aufführten; Dienstmädchen welche mit den Laufburschen der Bäcker und Fleischer und anderer Lieferanten kokettirten; Heumähder welche vor den Schenken an der Landstraße hielten; Kinder die um einen lachenden Drehorgelmann herumtanzten, — alles dieses ging rasch an ihm vorüber wie die schnell wechselnden Bilder eines Panorama. Ned Hargrave's Gleichmuth kannte keine Angst, keine fieberhafte Unruhe und Hast; er war kein Sklave des Mammon; seine Ideale und Idole waren Unabhängigkeit und häusliches Glück und die Liebe der Seinigen. Er war ein genügsamer rechtschaffener Mann, welcher seine Schuldigkeit im Leben zu thun suchte und sich zum Erwerb eines gesicherten Auskommens eine vernünftige Zeit ließ. Die gewöhnliche Omnibus-Kundschaft stieg ein und aus: eine dicke, eilige Frau mit erhitztem Gesicht, in der Hand ein Bündel Kleidungsstücke in ein Taschentuch zusammen gebunden, am Arme einen Handkorb; ein junger Matrose, ein Pächter, zwei Commis aus der City, eine alte Jungfer mit Locken wie dünne Hobelspäne und einer Musikrolle in der Hand, eine elend aussehende alte Frau mit einem kleinen Kinde, und ein Zeichnenlehrer.

Einige hundert Schritte vor dem „Engel" bedeutete ein hochgewachsener, hagerer, dürrer alter Herr in schäbig vornehmem Aufzuge, besonders merkwürdig durch einen seltsamen braunen, altmodischen Frack mit kurzer Taille, von der zwei lange dünne schwalbenschwanzförmige Flügel herabhingen, dem Omnibus durch stummes Emporheben eines großen verblichenen Regenschirms, daß er mitfahren walle, und stieg ein.

Der Conducteur winkte schon beim Anblick des alten Herrn dem ihm bekannten Hargrave, welcher in der Nähe der Thüre saß, bedeutsam zu und sagte: „Da kommt einer unserer regelrechten, alten, schwindelhaften Bettelbriefschreiber. Die Bursche suchen sich immer ein gottgefälliges Ansehen zu geben; ich kenne sie. — Heda, alter Herr! tummelt Euch!" rief er ihm zu; „wir können nicht den halben Tag hier warten. Hollah, aufgepaßt, Alter! Alle Teufel, sieht er nicht aus, als ob man ihn zur Vogelscheuche ausleihen könnte? Der gibt dem Schneider auch nicht viel zu verdienen, und könnte bei lebendigem Leibe dem Knochensammler eine Freude machen!"

Die anderen Passagiere lachten, denn Scherze über Armuth und Magerkeit finden immer Beifall. Der dicke Mann wieherte; die alte dicke Dienstmagd, die so eben einen Quartallohn eingestrichen hatte, lachte in ihrer Weise; der Pächter, stolz im Bewußtseyn seiner vielen Stücke Vieh, kicherte selbstgefällig. Hargrave allein betrachtete den neuen Ankömmling eher mitleidig als mit Schadenfreude.

Das Alter allein ist schon eine Bürde; verschwistert es sich aber mit Armuth und Kränklichkeit, dann ist es des innigsten Mitgefühles werth. Die Jugend ist die Zeit, wo wir am besten den Regen und Sturm ertragen können, den Verlust unserer Lieben, das grausame Grab das sich für sein Opfer öffnet und es verschlingt, während wir noch inbrünstig um seine Erhaltung beten; den Verrath der Freundschaft, die Täuschung unserer Erwartungen, das Sammeln von bitteren Erfahrungen; die Jugend ist die Zeit, wo wir es noch ertragen können, die Dornen zu ernten, die wir gesäet, und die Galle zu trinken die wir für uns gebraut haben. Das Alter sollte sich ruhig im goldenen Verglühen des Sonnenuntergangs sonnen; es sollte getröstet, gepflegt, gehätschelt, von Liebe und Nachsicht umgeben, mit gefalteten Händen dasitzen und auf den unvermeidlichen aber stummen Streich warten. Ein hohes Alter ohne Kinder, ohne Trost, heimgesucht von Krankheit, gequält von Armuth, unerquickt und unaufgeheitert von Liebe, ist ganz gewiß einer der traurigsten Anblicke hienieden.

So dachte wenigstens Hargrave, der sehr gerne sich derartigen Reflexionen hingab, als der neue Ankömmling sich ihm gegenüber gesetzt und seine Beine mit denjenigen Hargrave's arrangirt hatte und nun an der Thüre saß und ihn beinahe hülfeheischend anblickte, die Hände in langen, hülsenartigen, abgetragenen schwarzen Handschuhe auf dem gelben Elfenbeinknopfe an dem Stocke seines verschossenen fadenscheinigen Schirms aufgestemmt. Die engen abgetragenen

Beinkleider waren an den Knieen fettig und so kurz, daß sie kaum zu den knappen graubraunen Kamaschen hinunter reichten, welche die alten runzligen Stiefeln theilweise bedeckten. Sein altmodischer zerknüllter Hut war bald mit einem groben staubigen Trauerkrepp umwunden. Sogar sein Uhrband war schmutzig und verrieth Armuth. Der alte Herr in dem braunen Schwalbenschwanzfrack hatte ein langes, schmales, blasses, aber nicht unangenehmes Gesicht, eine lange, dünne, vorstehende Nase, schmale Lippen, ein langes Kinn und einen dürftigen grauen Backenbart; aber in seinen Zügen lag ein freundlicher Ausdruck und in seinen Augen ein Verstand und eine Tiefe, welche nicht übersehen werden konnten. Der alte Herr mochte zwar arm seyn, aber er war jedenfalls kein Bettler; er mochte vielleicht ein kleiner Geldwechsler oder Käufer von Wechseln geringen Betrages seyn, allein er war kein Mann, den man beleidigen oder auf den man hochmüthig herabsehen durfte.

Der alte Herr betrachtete von Zeit zu Zeit Hargrave mit dem wohlwollenden Gefühl, womit das vorgerücktere Alter rückschauend die blühende kräftige Jugend ansieht als das Bild seiner eigenen Vergangenheit, und es lag etwas gewinnend Freundliches in der Miene des schäbig-vornehmen alten Herrn. Dieser hatte in der That schon schlimmere Gesichter sich gegenüber gesehen, als das ruhige, zufriedene Angesicht Hargrave's vor ihm, gekrönt mit einem üppigen Wuchse von braunem Lockenhaar. Die großen braunen Augen des jungen Kaufmanns waren so männlich, so offen, freisam und arglos in ihrem Ausdruck, der Mund so fest und bestimmt ohne Härte, die ganze Haltung so unabhängig und selbstvertrauend, ohne geringschätzig, übermüthig oder verletzend zu seyn. Es war kein Falsch, keine Arglist möglich in solch einem Mann, und doch machte sein Anblick und Benehmen den Eindruck, als ob er auch nicht mit sich spaßen lasse. Beide knüpften alsbald ein Gespräch mit einander an. Der alte Herr in dem Frack erkundigte sich bei Herrn Hargrave, ob er ein Geschäftsmann sey — er habe theilweise errathen, daß er es sey. Ob irgend eine Möglichkeit vorhanden, daß die lange befürchtete Panik nun doch komme? ob es nicht ziemlich sicher sey, daß einige von den alten Häusern zusammenbrächen? Ob man für einzelne fürchte, so z. B. für Brettles, Crevasse und Glashier, denn mit Shatterton und Gilberts sey es natürlich nun fertig?

Der alte Herr sprach nicht wie ein Angstmacher, aber doch hatte er offenbar seine Befürchtungen. Er sprach auch nicht wie einer der großes Interesse an der Frage zu nehmen schien, denn ach! diese abgeriebenen Ellbogen und abgetragenen Kniee deuteten leider nicht auf einen Mann, der viel zu verlieren hatte. Seine hellgrauen Augen wurden etwas fester, und die Augäpfel etwas dunkler und größer, als er das Kinn auf seinen alten Begleiter den Regenschirm stützte und auf Hargrave's Antwort wartend, die hohle Hand an sein linkes Ohr legte, denn der Omnibus rumpelte so sehr.

Hargrave erwiderte mit leichtsinniger Zuversicht, denn es behagte ihm gar nicht, daß ihn ein ziemlich zweifelhafter Fremdling so ausfrage; allein die ruhige, harmlose, unaufdringliche Weise des alten Mannes imponirte ihn doch einigermaßen, und er ließ sich dazu herab, ihm kategorisch zu antworten. Er fand jeden Gedanken an eine Panik lächerlich; lauter Gerüchte die nur von eigennützigen und dabei interessirten Personen ausgesprengt worden seyen. Er kannte kein altes Haus, welches wankte. Es war für alle andere Leute außer Shatterton und Gilberts sehr unerheblich, was aus Shatterton und Gilberts wurde. Dagegen konnte er aus eigener Erfahrung (und hier sah er sehr ungehalten drein und runzelte die Stirne) versichern — und er war stolz darauf es zu gestehen, er selber sey Kassier in diesem Hause — daß es nie ein solider fundirtes Haus und nie ein blühenderes und gedeihlicher sich entwickelndes Geschäft gegeben habe, als Brettles, Crevasse und Glashier, und daß keines gewisser sey, sich unversehrt auch durch den schlimmsten Sturm und Drang einer allgemeinen Katastrophe hindurchzuschlagen. Man würde ihm wahrscheinlich kaum glauben, wenn er den Betrag nennen wollte, welchen das Ganze der in seinen Geldkästen aufgespeicherten Werthpapiere erreichte.

Der alte Herr blickte zu Boden und zerdrückte einen Strohhalm mit dem schweren Stock seines alten Regenschirms; und als er wieder aufschaute, spielte ein schwaches Lächeln um seine Mundwinkel.

„Sie sind sehr sanguinisch — junge Männer müssen es zwar seyn, und ich glaube ich war es auch einmal," erwiderte er. „Vielleicht haben Sie Recht, und Gott gebe, daß es so kommt, aber ich zweifle daran. Ich sah niemals Schwalben niedrig fliegen, ohne daß es Regen gab. Die Bären sind draußen und brummen."

„Mag seyn, mein Herr; aber es ist so wie ich sage. Es ist ja mein Geschäft und Pflicht, Sir, daß ich weiß, wie es um unser Haus steht."

„Sie sind jung und glücklich und sehen die Sachen in dem Lichte, wie Sie sie zu sehen wünschen. Ich aber kenne die Vorboten von schlimmer Witterung allzu gut. Gläserne Flaschen sind noch so spröde und zerbrechlich wie sie von jeher zu seyn pflegten, und zerbrechliche Dinge wollen Scherben geben."

— „Soll dieß vielleicht eine Anspielung auf meine Prinzipale seyn?" . . . fragte Hargrave aufwallend und mit einer gewissen Gereiztheit, aber er konnte nicht vollenden.

„Das Fahrgeld, meine Herren, wenn's gefällig ist!" rief eine barsche Stimme zur Thüre herein, denn der Omnibus hatte vor einem Stallhofe in Fenchurch Street Halt gemacht und sein Ziel erreicht.

Der alte Herr war der erste und nächste an der Thüre, und er zog einen langen ausgeweiteten schwarzen Handschuh mit seinen Zähnen ab und schickte sich an, seine Börse aus seiner rechten Hosentasche zu holen, aber sie war nicht da; er suchte sie in der Brusttasche seines Frackes, in den beiden Taschen der Schöße desselben, — allein überall umsonst. Ein kleiner Fleck dunkler Röthe schlug auf seinen Backenknochen auf, seine Lippen wurden trocken vor übelverhehlter ner-

vöser Aufregung. Er sah sich unbeweglich um und untersuchte dann hinter sich das Kissen, auf welchem er saß.

„Das ist doch sonderbar," sagte er; „sehr leichtsinnig von mir — du lieber Himmel, in der That sehr leichtsinnig — aber ich fürchte wirklich, daß ich meine Börse zu Hause gelassen habe."

— „Na, alter Herr! haltet mir die Gentlemen hier nicht den ganzen Tag auf!" rief der Conducteur und schlug geringschätzig auf seine Tasche voll Pence.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich thun soll. Wie ist es, Conducteur? Kann ich nicht morgen bezahlen?"

— „Oho, das also ist Euer kleiner Kniff, Ihr alter Stänkerer?" rief der Conducteur mit unverschämter Heftigkeit. „Oh nein, mit derlei Schwindel kriegt Ihr m i ch nicht dran! Ihr zahlt mir mein Geld, oder ich packe Euch im Augenblick. Kommt, wo ist Euer Geld? Heraus damit!"

Der alte Herr knöpfte seinen Frack zu und sah sich um. Eine Volksmenge begann sich zu sammeln, einige Gassenjungen huben schon an zu schreien und Vogelrufe und Diebspfiffe nachzuahmen.

„Jack, hier gibt's Keile!" schrie einer der Straßenjungen; „Da ist ein alter Kerl, der den Fighting Jo' (streitenden Joseph) leimen will. Komm heran!"

Eine gutmüthige alte Frau rief nach der Polizei, allein natürlich je mehr sie rief, desto weniger kam die Polizei.

„Kommt, Herr, kommt und bezahlt den Mann! haltet uns nicht auf!" sagten die andern ungeduldigen Passagiere und drängten vorwärts, um aus der langen Höhle des Omnibus heraus zu kommen, dessen Eingang durch den unausstehlichen alten Schwindler (wie ihn einige nannten) versperrt war.

— „Bezahle wie ein Mann!" riefen die Gassenjungen.

„Kann irgend einer der Herren mir einen halben Schilling leihen?" fragte der in die Enge getriebene alte Herr und schaute sich mit einem nervösen Blick stummer ruhiger Bitte um. „Ich habe meine Börse in einem anderen Rock stecken lassen, und möchte mich nicht länger den Unverschämtheiten dieses groben Burschen aussetzen. — Es war sehr gedankenlos von mir, eine sehr unangenehme Geschichte! Aber ich weiß keinen andern Ausweg, denn ich will meine Uhr nicht einem so pöbelhaften Menschen anvertrauen wie dieser hier. Es würde ihn nur in derartigem Benehmen noch ermuthigen. — Will mir niemand diesen Gefallen erweisen?"

Die übrigen Passagiere schauten gleichgültig, mürrisch oder schadenfroh drein, aber niemand rückte mit dem begehrten halben Schilling heraus.

„Ruft die Polizei!" schrie der Conducteur; „ich will mein Geld schon von dem alten Schwindler bekommen. Da will ich doch verd—t seyn, wenn ich nicht in einer halben Stunde zu meinem Gelde komme, wenn noch Gerechtigkeit auf dem Stadthause zu finden ist. Wart, alter Spitzbube!"

Eine Regung von Mitleid überkam Hargrave, als er so dabei stund und den Auftritt beobachtete. Er schämte sich zwar halb, daß er vielleicht selber das Opfer eines altbekannten kleinen Betrugs, einer verbrauchten Gaunerei sey, aber er behändigte doch dem alten Herrn einen Schilling und bat ihn, sich aus dieser augenblicklichen und zufälligen Verlegenheit zu befreien. Etliche von den Mitfahrenden lachten und warfen der Menge bedeutsame Blicke zu, welche Hargrave als einen leichtgläubigen Pinsel denuncirten.

Der alte Mann in dem braunen Frack aber benahm sich, wenn er auch ein Betrüger seyn mochte, jedenfalls ganz und gar mit dem Anstande eines Mannes von Bildung: er lüftete seinen abgetragenen Hut und machte Hargrave ein Kompliment, als er den Schilling nahm, und händigte diesen dann dem Conducteur ein, welcher seine Junge in die Wange steckte und nun dem Kutscher zurief.

„Das ist meine letzte Fahrt mit Euch, Mann," sagte der alte Herr zu dem Conducteur.

— „Gelüstet mich auch nicht, Euch wiederzusehen, denn Ihr seyd nicht der Mann von meinem Schlage," versetzte Fighting Jo und gab ihm einen halben Schilling zurück.

„Mein Herr," sagte der alte Mann im braunen Frack, als er eine Weile neben Hargrave herging; „ich habe Ihnen zu danken, daß Sie noch einiges Vertrauen in die menschliche Natur an den Tag legten. Gewiß, ich bin Ihnen zu außerordentlichem Danke verbunden. Es war die Handlung eines Gentleman und von einem guten Herzen eingegeben. Ich will Sie nicht durch die Frage beleidigen, wo ich Ihnen den Schilling wieder zu erstatten habe; aber Sie sollen noch von mir hören! Guten Morgen, mein Herr, und mögen Ihre Hoffnungen wegen der Geschäftsverhältnisse und des Geldmarktes alle meine Befürchtungen als trügerisch erweisen. Ich wünsche Ihnen einen guten Tag, Sir, und danke Ihnen noch einmal herzlich!"

— „Was doch der Alte für eine gewandte Junge hat, und vielleicht thut er dasselbe Tag für Tag! Jenun, ich denke, es ist doch eine recht verdorbene böse Stadt um dieses London!" murmelte Hargrave vor sich hin, als der alte Herr in dem braunen Frack in nördlicher Richtung von ihm hinweg ging.

8.

Das Gerücht von der Panic erwies sich als nur allzu wahr. Ein Freund, welcher seine Geldtasche um die Hüften trug, theilte Hargrave in einer kurzen, nervös aufgeregten Unterredung an der Thüre der Herren Dreilles, Gervasse und Glasshier mit, daß es mit mehreren Häusern kritisch stehe und Shatterton und Gilberts bereits einen Zulauf von Gläubigern auszuhalten haben, welche ihre Darlehen zurück zu erhalten verlangten. Hargrave selbst war kaum im Stande gewesen, sich durch eine Volksmenge hindurch zu arbeiten, welche sich vor der Thüre der Bank von Thawton, Meltmore und Droppets gesammelt hatte. Aus Frankreich nur schlechte Nachrichten, — aus Amerika abscheuliche, — überall nur Schrecken und Angst, alles auf den Kopf gestellt, — Weiteres zur Tischzeit, wenn man überhaupt heute zu Tische gehe, — die Prinzipale meist kopflos bestürzt und verwirrt, alle Häuser in Sorgen vor dem Ruin.

Hargrave eilte hinein, und traf seine Kollegen, die übrigen Commis, schweigsam, ängstlich, verstört und bleich aussehend. Namentlich ein sauertöpfischer, gelbsüchtiger Bursche Namens Groß, ein geschickter Buchhalter, kam in die Zahlstube herüber, faßte Hargrave am Knopfloch und sagte: „Habt Ihr's schon gehört, Ned? Shatterton pfeift auf dem letzten Loch; er ist elend kaputt, sag' ich. Der Prinzipal hat nach Euch gefragt, Hargrave, und erwartet Euch drüben im Sprechzimmer. Er ist verhängt mit Shatterton, hat ihm starke Accepte gegeben. Ich glaube nach Dem was ich gehört habe, daß auch unser Haus 'ne tüchtige Schlappe bekommen hat, aber es wird uns hoffentlich doch nicht umwerfen, wie? Ich möchte wünschen, daß der Streich für uns kein verderblicher sey. Glaubt Ihr, daß wir einen Schlag aushalten können, Ned?"

— „Ohne Zweifel, Groß; wir sind gesund genug — keinerlei Grund zur Befürchtung!" versetzte Hargrave und knöpfte seinen leichten hellgrauen Sommerrock mit einem solch vollkommenem Gleichmuthe auf, daß auch der ängstlichste Gläubiger der Firma hätte Vertrauen fassen müssen. „Ihr wißt ja, wir wollen mit jenen wackeligen Burschen nichts zu schaffen haben, obwohl der alte Schwindler Shatterton uns beinahe auf den Knieen bat, einige Tratten von ihm zu giriren!"

Hargrave war ein wackerer, offenherziger Bursche, welcher Welt und Menschen mild beurtheilte und an dem kein Atom Pharisäerthum war; aber Shatterton galt schon damals für einen solch plausiblen Spitzbuben, für einen solch infamen, aufschneiderischen, lügenhaften Schwindler und Spekulanten der sein Geschäft nur zum Ruin argloser und wohlhabender Leute betrieb, daß in Hargrave's Ausspruch nichts allzu Hartes lag.

Er begab sich hinüber in's Sprachzimmer, wo am grünen Tisch um die Briefwage, das Londoner Adreßbuch, einen Schreibzeug und einen Kasten Briefpapier das Triumvirat der Firma, die Herren Brettles, Crevasse und Glashier, saß.

Herr Brettles war ein dicker jovialer alter Bursche von der alten Schule, mit einem von Portwein lebhaft gerötheten Gesicht, langem weißem Backenbart und einer weißen Weste. Er spielte die Rolle eines gutmüthigen Bon-vivant in dem socialen Humbug der Firma. — Herr Crevasse war ein hagerer vertrockneter Mann mit einer hohen karrirten Halsbinde, großen spitzigen, aufrecht stehenden Halskragen, großem Charivari an der Uhrkette und Sprungriemen an den Beinkleidern; er vertrat den respektablen und philanthropischen Humbug. — Herr Glashier war ein glattrasirter, dunkelhäutiger, dunkelhaariger Mann mit ernstem stechendem Blick, ernsthaft und feierlich, in düsteres Schwarz gekleidet, salbungsvoll von Rede, eine goldene Brille auf der Nase. Er spielte den scharfblickenden, bedächtigen, streng-religiösen Kaufmann in dem Humbug der Association.

„Guten Morgen, Herr Hargrave! mit Gottes Hülfe einen gesegneten guten Morgen!" hub der Freund der Menschheit in dem Trio an.

— „Wie steht es, Hargrave? wie geht's?" fragte Bibulus-Brettles heiter.

„Wir haben einige Geschäfte zu besprechen, welche von großer, ja von sehr großer Wichtigkeit sind. Setzen Sie sich!" sprach der wortkarge Cato des Geschäfts. „Nehmen Sie Platz!"

Hargrave setzte sich.

— „Eine gnädige Vorsehung, deren Rathschluß uns oft dunkel ist," fuhr der ernste Cato fort, reckte seinen Hals steif in die Höhe, blickte an die Decke hinauf und legte die Finger so zusammen, als ob er sie mit einander messen wollte, — „hat es so gefügt, daß wir ein starkes Anströmen von Darlehensgläubigern befürchten müssen. Eine gnädige . . ."

„Das Lange und Kurze an der Sache ist, lieber Hargrave," fiel ihm Bibulus in's Wort, — „daß wir, um Ihnen die Sachlage schnell begreiflich zu machen, ohne Ihr Vorwissen schon seit lange mit jenem nichtswürdigen Schufte Shatterton in geschäftliche Verbindung verwickelt sind, die uns jetzt in sehr verbindliche Verwickelung bringt!"

— „Wir brauchen Zeit, nichts als Zeit," sagte Glashier. „Jede Sekunde ist hundert Pfund werth. Gewinnen wir Aufschub, so treiben wir flott über diese Krisis hinweg!"

„Ich würde gerne zwei Stunden meiner Zeit um diesen Preis verkaufen, wenn ich nur einen Käufer fände!" rief Bibulus und bekam vor Lachen über diesen ungeheuer drolligen Einfall beinahe einen Schlaganfall. „Aber seht nur Hargrave an: er ist ganz baff über diese Nachrichten!"

— „Brettles, derartige Aeußerungen sind leichtfertig und ganz und gar ungeschäftsmäßig," versetzte Glashier tadelnd. „Unser Kassier ist überrascht und betroffen, — ich war ebenfalls tief berührt und beunruhigt — Sie können es mir bezeugen, meine Herren!"

„Brettles, seyn Sie zuvörderst ein Christ und dann erst ein Bankier!" bemerkte Crevasse wohlmeinend.

— „Das geht wohl kaum neben einander, schätz' ich," versetzte Brettles. „Indessen ich will mich fügen und ernsthaft seyn. Laßt uns 'mal untersuchen, wie wir stehen. Zeigt zuerst Hargrave unsern Standpunkt und macht ihn mit dem Schlimmsten bekannt!"

„Wir stehen sehr prekär, meine Herren," sagte Glashier. „Wir haben das Schlimmste vor uns. Es gibt nur einen einzigen Mann, der uns helfen kann, sag' ich Ihnen, und das ist der alte Brownsmith aus Fore-Street; er könnte unser Schiffchen leicht wieder flott machen — aber wie an ihn kommen?"

Das Unglück hatte Bibulus eher jovial und zuthunlich gegen seinen Kassier gemacht; vor etlichen Tagen war er noch geldstolz und anmaßend genug gegen seinen Untergebenen gewesen. Aber er und seine Associés verließen sich nun darauf, daß Hargrave sie vom Bankerutt retten werde.

Die Erörterung war lang — die Untersuchung des Vermögens und Kassenbestandes geduldig, — die Vergleichungen und Vorschläge mannigfaltig. Bibulus trank vielen braunen Sherry, Crevasse citirte viele Bibelstellen, Glashier-Cato gab

manches weise Axiom zum Besten, — Hargrave arbeitete wie ein Lokomotiv. Aber das einzige Ergebniß, zu welchem man gelangte, war nur Ruin, kompleter Ruin, hoffnungsloser, niederschmetternder Ruin. Das edle Triumvirat hatte nur Wind gesäet, und nun stand der Sturm, den es ernten sollte, vor der Thüre.

4.

„Aber Ned, liebster bester Mann, warum hast Du ihnen denn nicht Deine Meinung tüchtig gesagt, wo Du doch nun weißst, daß sie Heimlichkeiten vor Dir hatten, und daß sie noch auf unredliche Mittel denken?“ sagte die hübsche Frau Hargrave am Abend zu ihrem Gatten, der mit so umwölkter Stirne heimgekehrt war, daß er ihr nicht länger verhehlen konnte, was ihn drücke. „Warum hast Du ihnen nicht gesagt, daß nur Ruin erfolgen müsse, wenn nicht alles ehrlich und rechtschaffen sey? Liebster Ned, Du bist ja sonst so kühn und offen, so treuherzig; wie konntest Du jene bösen Männer auf dem Glauben lassen, daß sie auch Dich täuschten, als Du fandest, daß sie die Bücher gefälscht hatten? O Ned, bester Ned, das sah doch gar nicht Deinem sonstigen braven Ich gleich! — Aber horch! krähelt da nicht unser Kleiner wieder?!“

Hargrave und seine hübsche Frau saßen mit einander an dem offenen Fenster ihres kleinen Häuschens in Holloway, nach der Straße hin verdeckt durch den großen Laburnum-Busch, welcher einen ganzen Regen von goldenen Blüthentrauben auf den kleinen Rasenplatz herunter hängte.

Ned sah ganz verstört und traurig aus — ganz verschieden von dem heitern, elastischen, treuherzigen Manne, der am gestrigen Morgen von dieser Schwelle hinweg gegangen war; — und Grace hatte ihre Arme um seinen Nacken geschlungen und beide Hände über seiner linken Schulter gefaltet.

Draußen vor dem Fenster platzte eine Rosenblüthe und streute einen Haufen purpurner Rosenblätter auf den Sims herab — gerade so waren auch seine Hoffnungen zerflattert, seine Glücksträume zerstört worden. Er hatte das Vertrauen in die Menschheit verloren, als er gefunden, daß die drei Männer, welche er bisher so hoch geachtet, kaum etwas anderes waren, als elende verworfene Schurken. Aber wie rein und sanft und liebreich sah das schmucke junge Weibchen aus, als es ihn so tröstete und ihm Muth einsprach und ihn aufblicken hieß zu der einzigen Quelle wahren Trostes und sicherer Hülfe!“

Hargrave fand erst nach geraumer Zeit eine Antwort.

„Grace, mein liebes, süßes Kind,“ sagte er, — „Du weißst, daß ich nicht vom Weg der Ehre und Wahrheit abzuweichen vermöchte; allein als ich an unser liebes trautes Heimwesen hier dachte und an Alles was wir möglicherweise aufgeben müssen, da schien mir das Herz im Leibe zu zerschmelzen, bis kein Körnchen davon mehr übrig blieb. Und was konnt' ich sagen? Meine Vorstellungen hätten doch nichts gefruchtet und ein Anderer hätte gethan, was ich geweigert haben würde. Mein Kopf versagte mir vollkommen den Dienst; ich kam mir ordentlich vor wie ein lebender Automate, und ich setzte die Zahlen hinzu und schrieb, was man mich hieß, beinahe ohne zu wissen, was ich that. Ich hatte ja keine Verantwortlichkeit dafür. Mir geziemte es nicht, aufzustehen und jenen unehrlichen Betrügern Vorwürfe zu machen. Ich dachte . . . Aber wer ist denn der Mann dort an unserer Gartenthüre? Er steht aus — ja fürwahr, er bleibt wirklich stehen und betrachtet uns . . .“

— „Es ist nicht Onkel Arthur,“ erwiderte Grace. „Es ist ein alter Herr in einem braunen altväterischen Frack, Ned. Du lieber Himmel, was für ein seltsamer Kauz! Und er kommt herein!“

„Meiner Treu, ja er ist's — derselbe Mann, dem ich am Montag einen Schilling lieh, um seinen Platz im Omnibus zu bezahlen!“ sagte Hargrave. „Wie hat er mich nur ausfindig gemacht? Komm, Grace, laß ihn herein! es ist wenigstens noch Ein rechtschaffener ehrlicher Mensch auf Erden.“

Ja, es war derselbe abgegriffene alte Hut, derselbe fadenscheinige braune Frack, dieselben schlotterigen Handschuhe, derselbe staubgraue verblichene baumwollene Regenschirm. Da stand der alte Herr und betrachtete das Ehepaar, als ob ihm dieses häusliche traute Bild gefiele und er wirklich Anstand nähme, das vertrauliche Beisammenseyn zu unterbrechen. Eine Minute darauf drückte er auf die Klinke der Gartenthüre, trat ein, kam den gepflasterten Weg herauf, stieg die Stufen der Vortreppe hinan und lüftete den Hut, als er am Fenster vorüberging und Grace's verwunderten Blicken begegnete.

„Er ist offenbar ein Mann von Ehre und Bildung,“ murmelte Ned vor sich hin; „und doch wünschte ich, er wäre nicht hieher gekommen, um mich wegen der Kleinigkeit zu langweilen. Vielleicht ist es auch nur eine List von ihm, um mich kirre zu machen. Ich traue jetzt keinem Menschen mehr.“

In diesem Augenblick führte Betsy den alten Herrn in's Zimmer, und dieser war nun nicht kriechend oder nervös, sondern gab sich ganz unbefangen, offen und beobachtend.

„Guten Abend, Madame; guten Abend, Sir!“ hub er an und verbeugte sich erst gegen Grace, dann gegen den Hausherrn. „Ich störe doch hoffentlich nicht, oder komme ich etwa ungelegen? Ich will hier nur eine kleine Schuld abtragen.“ Er zog bei diesen Worten einen Schilling aus seinem Handschuh und legte ihn auf den Tisch. Hargrave schob ihn beinahe verächtlich zurück, denn es verdroß ihn, daß ein Mann eine kleine Gefälligkeit in ein positives Darlehen übertrieb.

Der alte Herr lächelte milder. „Nehmen Sie ihn nur an, junger Mann,“ sagte er; „ein Schilling ist im Grunde zwölf Pence. Das mag ein abgedroschenes Sprüchwort seyn, aber ein Schilling ist keineswegs zu verachten, zumal in solchen Zeiten.“

Der Mann ist ein Charakter, dachte Hargrave und bot dem alten Herrn höflich einen Stuhl an. Und weßhalb sollte er ihm auch wegen seiner excentrischen Rechtschaffenheit böse seyn? Es war eine rechtmäßige, wenn auch sonderbare Art, sich für eine empfangene Gefälligkeit dankbar zu erweisen.

„Darf ich mir die Frage erlauben, Sir, wie Sie meine Adresse ausfindig gemacht haben?“ fragte der junge Kassier.

— „Auf die einfachste Weise von der Welt; Sie nannten mir ja die Firma, in deren Diensten Sie stehen. Als ich gestern Abend um die Zeit des Comptoirschlusses an Ihrer Bank vorüberging, erkundigte ich mich bei dem Mann, welcher den Hausgang scheuerte, nach Ihrem Namen und Ihrer Wohnung. — Ich selber wohne hier ganz in der Nähe — droben in Highgate, — und so nahm ich mir vor, hier einzusprechen und Ihnen persönlich die Summe zurückzuerstatten, welche Sie mir so freundlich und arglos geliehen haben. Für die freundliche Gesinnung wenigstens will ich einstehen!“

Was für ein höflicher alter Herr! dachte Grace. Ich bin überzeugt, ich hätte an Ned's Stelle ebenso gehandelt.

„Und nun ich mich in Ihre Häuslichkeit eingedrängt habe,“ fuhr der geheimnißvolle alte Herr fort, — „darf ich mir vielleicht die Frage erlauben, Herr . . . Herr . . .“

— „Hargrave,“ ergänzte Ned.

„Ich danke Ihnen — ach ja, Hargrave! — Die Frage erlauben, Herr Hargrave, ob Sie meine Befürchtungen nicht nur allzu begründet finden? Nun ja, ich sehe wohl, daß Sie mir nun Recht geben. Ich brauche Ihnen nicht zu verhehlen, daß ich selbst Bankier gewesen bin und noch viel in der City verkehre. Ich verlange von Ihnen auch gar nicht zu wissen, daß Brettles, Grevasse und Glasbier schlecht stehen, denn ich weiß es nun aus den höchsten und besten Quellen.“

Hargrave bebte zusammen.

„Ja, ja, ich erfahre gelegenheitlich mancherlei Geheimnisse, die jedoch bei mir gut aufgehoben sind. Es gibt nur noch einen einzigen Weg jene Männer zu retten, aber es ist ein Weg den sie niemals einschlagen werden, — derjenige der Rechtschaffenheit!“

Hargrave sprang vom Stuhl auf vor Entrüstung über dieses unberufene Eindringen in seine Privat-Verhältnisse. „Mein Herr!“ rief er; „wer Sie auch immer seyn oder was Sie auch immer damit beabsichtigen mögen, wissen Sie, daß ich niemand erlauben werde hieher in mein Haus zu kommen um meine Brodherren zu verl— zu verkleinern!“

— „Ned, Ned, ich bitte Dich, mäßige Dich!“ bat Grace flehentlich.

„Nur ruhig, junger Mann!“ sagte der Fremde mild; „ich bewundere und billige Ihren Eifer, und kann es nur beklagen, daß Sie Ihr Interesse an solche Männer verschwenden. Ich versichere Sie, gewisse Umstände haben mich mit der wirklichen Lage Ihrer Prinzipale bekannt gemacht; ich kenne dieselbe jetzt so gut, als wenn ihre Bücher hier offen auf dem Tische lägen. Ich bin heute Abend hieher gekommen als ein Freund — nicht als derjenige Ihrer Brodherren, sondern als der Ihrige — um Ihnen mit meiner fünfzigjährigen Erfahrung zu nützen. Ich kann Ihre Bank auf eine Woche retten — selbst für länger, wenn alles ehrlich zugeht. Aber selbst wenn dieß nicht der Fall ist, wenigstens für eine Woche. Morgen wird ein Zudrang zu Ihrer Kasse seyn; ich sage Ihnen, das wird kommen, — und Sie selber fürchten es.“

Eine sonderbare Empfindung schien Hargrave zu überkommen, als er aufblickte und die Augen seiner Frau bittend und flehentlich auf den geheimnißvollen Fremden geheftet sah, wie auf einen Hexenmeister, der in seinen Gedanken zu lesen und Macht zu haben schien, die Ereignisse zu lenken.

„Ich sehe, Sie wissen alles, mein Herr,“ versetzte Hargrave, setzte sich wieder nieder und stützte den Kopf auf die Hand. — „Ja Zeit bedürfen wir — Zeit allein, — Zeit bis wir unsere Hülfsquellen in Anspruch nehmen und bei irgend einem großen Kapitalisten ein Anlehen machen können!“

— „Täuschen Sie sich nicht mit einer derartigen Hoffnung, junger Mann. Ein großer Kapitalist, welcher Ihrem Hause noch Geld leihen würde, wäre reif für das Irrenhaus. Genug hievon! ich kann Ihnen Aufschub verschaffen; aber ich fürchte, das Geschäft hat keine solide Grundlage, es muß umwerfen!“

„Um's Himmels willen, Sir, sagen Sie das nicht!“ rief Grace und rang ihre kleinen Hände, als ob der Mann in dem braunen Frack Rhadamanthus in eigener Person und sie die fürbittende Proserpina wäre.

— „Ich will auf Ihren Rath hören, aber ich werde nicht das Mindeste von den Geheimnissen unserer Firma enthüllen,“ sagte Hargrave, bei welchem plötzlich eine Regung von Mißtrauen wiederkehrte. „Ich habe in einem Augenblick der Aufregung zugegeben, daß wir der Entwickelung der nächsten Zukunft mit Sorgen entgegensehen — Sie werden meine vertrauliche Mittheilung nicht mißbrauchen. Sie sagen, es werde einen Andrang von Corrent-Gläubigern absetzen; wir werden ihm begegnen. Es kann heute Abend schon eine Anleihe bei Herrn Brownsmith von Fore-Street negociirt worden seyn.“

„Verlassen Sie sich hierauf nicht, verlassen Sie sich nur auf eine Kriegslist, wie ich dreimal that, als ich noch eine Bank in Exeter hatte. Als junger Mann bin ich oft um Kisten voll Guineen nach London geschickt worden und habe solche unter dem Sitze des Eilwagens mit mir nach Hause gebracht. Glauben Sie mir, Sir, ich verstehe mich auf ein Dutzend Kriegslisten, um das Vertrauen des Publikums wiederherzustellen und thörichte Befürchtungen zu entwaffnen. Der morgende Zudrang wird ein geringer seyn, und Sie können ihn aushalten. Das wird Ihnen Zeit geben, meine Pläne anzunehmen, wenn sie Ihnen gefallen, und die spätere sichere Krisis abzuwenden. — Allein merken Sie sich wohl, Frau Hargrave, ich lehre Ihren würdigen Gatten nur, daß ich Blumen an Stecken binden kann, wie die Kinder thun, aber daß es nicht in meiner Macht steht, die Blumen ohne Wurzeln fortwachsen zu lassen. Wenn die Firma unehrlich ist, so wird sie den Hals brechen trotz tausend kleiner Listen wie die meinigen.“

Gerade in diesem Augenblick ging die Thüre auf und Betsy kam mit dem kleinen Kinde auf dem Arme herein, und das Kleine zappelte und jubelte in ihren Armen. Betsy

trat bestürzt zurück, als sie den fremden Herrn sah; dieser aber rief:

„Bitte, kommen Sie nur herein, Mamsell, und bringen Sie den lieben Kleinen! — Ich und Ihr Gatte, Frau Hargrave, können trotzdem über unser Geschäft reden!"

Frau Hargrave dagegen wollte nichts davon hören und zog mit dem Knaben in Prozession nach der Putzstube ab.

5.

„Na, meiner Seele, ich habe nie eine abscheulichere Verleumdung gehört," sagte ein City-Kaufmann zum andern vor der Thür der Bank von Brettles, Crevasse und Glashier. „Da schwatzten die Leute, als pfiffe die Firma schon auf dem letzten Loch, und ich habe in meinem ganzen Leben noch nie so viel Gold hinter einem Zahltische gesehen. Habt Ihr bemerkt, wie man ganze Fässer mit Sovereigns hier abladet? Mehrere Leute weigerten sich förmlich, ihr Geld zurückzuziehen."

„Ja, ich hab's gesehen; und habt Ihr bemerkt, wie jene Zierbengel daher kamen, um jeder ihre acht- oder zehntausend Pfund zu holen, und wie sie es prompt in Gold ausbezahlt erhielten? — Oh, die stehen noch fest genug! Sah ich doch mit eigenen Augen, wie so 'nem Herrn vom Lande baare viertausend Pfund hingezählt wurden!"

Selbst Kaufleute aus der City sind zu hintergehen. Jene Fässer mit Sovereigns waren nur mit Nägeln gefüllt und oben auf einem falschen Zwischenboden mit Sovereigns belegt; und zwei Drittel von den elegant gekleideten Gläubigern und den Herren vom Lande waren Freunde der Firma oder der Commis derselben gewesen, — Leute, die man eigens engagirt oder bezahlt hatte, um diese Rollen zu spielen und sich an einem Ende des Hauses bezahlen zu lassen, was sie am andern wieder zurückgaben.

In dem Augenblick, wo die Comptoirstunden vorüber waren und die Kasse geschlossen ward, eilte Croß herbei, um Hargrave zu beglückwünschen, und ein homerisches Gelächter scholl durch das ganze Haus. „Der Anlauf ist vorüber, Dank Euren Kriegslisten, Hargrave," sagte der milzsüchtige Buchhalter. „Bei Jove, Euer Einfall war vortrefflich, und wenn die Prinzipale Euch keinen Geschäftsantheil geben, so sollte man sie todtschießen! Ihr habt die Firma gerettet, beim Geier! Und was für ein Hauptspaß war das! Ich konnte kaum das Lachen verbeißen, als der Zudrang begann. Mit welcher souveränen Geringschätzung wir den Leuten das Geld hinzählten, als ob es Spreu wäre! Bei Jove, es war eine ordentliche Komödie! Und nun gar diese Mummerei! Denkt' Euch nur Jones's Bruder als Sir Thomas Byng, mit seiner anilinblauen Cravatte und der Busennadel mit böhmischen Steinen! Ha, ich möchte mich todtlachen, wenn ich nur daran denke!.... Halloh, aufgepaßt, Ned! der Alte ruft!"

Die drei Prinzipale empfingen Hargrave im Triumph. Herr Brettles trank seine Gesundheit in braunem Sherry mit allen Ehrenbezeugungen und einer vollkommenen Tischrede. Herr Crevasse faltete die Hände und schlug in stummem Dankgebet die Augen zur Decke auf. Herr Glashier ließ geheimnißvolle Andeutungen von einem Antheil am Geschäfte fallen.

„Nun, seht her, meine Herren!" sagte Brettles, beide Daumen durch die Armlöcher seiner weißen Weste geschoben und sah sich mit dem lustigsten Gesicht von der Welt im Kreise um. „Das geht nicht! — fürwahr, das geht durchaus nicht an. Ich bin vollkommen überzeugt, das können wir nicht so hingehen lassen. Hargrave ist ein kapitaler Bursche; er hat unsere Firma gerettet, unsern Kredit wieder hergestellt. Brownsmith rückt jetzt gewiß mit seinem Gelde heraus. Aber Hargrave muß eine Tantième am Geschäft haben, ehe noch das Jahr zu Ende ist."

„Die Vorsehung hat uns deutlich unsern Weg vorgezeichnet," sagte Herr Crevasse mit einem Stöhnen, als ob ihm die Vorsehung wehe gethan habe; — „es ist ein providentieller Weg."

„Es ist einfach eine Wiedervergeltung auf geschäftsmäßigem Wege," bemerkte Glashier mit einem Husten, als ob sich die Worte sträubten, über seine Zunge zu kommen. „Eine Wiedervergeltung für manche treuen Dienste, welche Hargrave uns erwiesen hat! Wir haben nicht nöthig, uns bei der Vorsehung zu bedanken, sondern nur pflichtmäßige Wiedervergeltung an Hargrave zu üben, — nicht wahr, Brettles?"

„In der That, so ist es! Nur Hargrave haben wir zu danken, und er soll sich von unserer Anerkennung überzeugen, bei Jove!" erwiderte Bibulus-Brettles pompös.

Hargrave's ehrliches Gesicht glühte vor Freude, und seine Augen glänzten vor feuchter Rührung. Er dankte den Prinzipalen für ihre Großmuth und sagte: „Das Merkwürdigste dabei, meine Herren, ist dieß, daß der Plan, den ich vorschlug und der sich so erfolgreich erwiesen hat, nicht in meinem eigenen Kopf entstand, sondern mir von einem dürftig gekleideten alten Herrn suggerirt ward, den ich in einem Omnibus getroffen und welchem ich einen Schilling geliehen, um sein Fahrgeld damit zu bezahlen, da er seine Börse zu Hause gelassen hatte."

„Kapital! famos! riesig!" rief Brettles. „Das muß noch ganz besonders in's Auge gefaßt werden!"

„Vielleicht ein Engel in Menschengestalt, incognito!" bemerkte Crevasse salbungsvoll, um eine solche Gelegenheit nicht vorüber gehen zu lassen.

„Von heute über's Jahr haben Sie einen Antheil an unserm Geschäft, Herr Hargrave; das ist das mindeste, was wir thun können," sagte Herr Glashier nachdrücklich.

Dieser Abend war ein besonders vergnügter in dem kleinen Landhäuschen in Holloway, und Grace vergoß die hellsten Freudenthränen, als Ned dem Kleinen in seiner scherzhaften komischen Weise mittheilte, er sei der Sohn eines künftigen Geschäftstheilhabers an der großen Firma Brettles, Crevasse und Glashier in Fenchurch-Street.

„Ned, lieber Herzensmann, das war ein wohl angewandter Schilling!" sagte Grace und küßte ihn auf die Stirne und setzte sich dann an's Piano, um ihrer Herzensfreude in einer Variation über Figaro's Arie aus der „Hochzeit": ‚Da vergiß leises Fleh'n, süßes Wimmern', — einen eklatanten musikali-

schen Ausdruck zu geben, denn dieß war eine von Ned's Lieblings-Melodieen. Frau Grandsham hatte also doch Unrecht gehabt, als sie jüngst so furchtbare Dinge prophezeit hatte, und Grace's eigene Glücks-Ahnungen waren eingetroffen.

* * *

Gerade acht Tage nach diesem glücklichen Coup nahm Hargrave für einen Tag Urlaub, denn er hatte Grace versprochen, ihr die Gemälde-Ausstellung in der Akademie zu zeigen, und zugleich sollte sie unterwegs nach dem Westend bei einem Photographen in der City vorsprechen, um sich und den Kleinen photographiren zu lassen. Es war ein glorreicher Morgen, der Himmel wunderbar blau, die Luft mild und rein, die Sonne heiß. Höker mit blühenden Pelargonien auf dem Kopf, die wie Federbüsche wallten, gingen den City-Road hinab und riefen ihre Preise mit einem wahren Kriegsgeschrei aus. Große, gewaltige, hochauf beladene Wagen mit Heu schwankten die Straße entlang und erfüllten die Luft mit ihrem Duft. Hargrave und Grace waren in der gehobensten Stimmung, und der Knabe, welcher ihnen auf Betsy's Armen folgte, mußte häufig zur Ordnung gerufen werden, weil er heimliche Ausfälle nach vorüber flatternden Damenhutbändern machte und allzu aufrührerisch krähelte. Unmittelbar ehe sie um die Ecke von Fenchurch-Street bogen, lehnte Grace ihr hübsches Köpfchen schämig auf Hargrave's Schulter und sagte leise: „Ned, liebes Männchen, laß uns an Deiner Bank vorübergehen. Sieh, ich möchte selber einmal hingehen und mir einbilden, ich komme in meinem eigenen offenen Wagen, um Dich abzuholen.“

„Ei, du Närrchen!“ versetzte Hargrave lächelnd, und Grace trippelte lachend um die Ecke herum.

Das Bankcomptoir von Brettles, Crevasse und Glasbier war nun in Sicht. Aber du lieber Himmel! Die Läden waren vorgesetzt, die Thüren geschlossen und eine Volksmenge sammelte sich vor der Thüre. Kein Wunder, daß Ned erblaßte, als Grace sich fest an seinen Arm anklammerte. Beide standen festgewurzelt wie Bildsäulen. In diesem Augenblick ging die Thür auf, und Croß sprang heraus, behend und pfiffig; er hatte ein großes viereckiges Stück Papier in der Hand, das er rasch mit Oblaten an die Fensterläden klebte. Ein Murren und Zischen machte sich unter der Menge hörbar, denn auf dem Zettel stand zu lesen, daß die Bank geschlossen sei. Sie war also endlich zusammengebrochen; man hatte es nicht mit der Ehrlichkeit versucht, oder wenn man es gethan, so war es jedenfalls zu spät geschehen. Von Minute zu Minute strömten mehr Leute heran, Wittwen und betrübt aussehende oder ärmlich gekleidete Darlehens-Gläubiger der Bank begannen sich vor der Thüre zu sammeln. Die Menge stand gaffend und unschlüssig da, als ob sie wirklich erwarte, daß das Haus entzwei berste oder die drei Direktoren sich gleichzeitig aus dem Fenster stürzten. Es war eine förmliche Augenweide für die Gassenjungen, sich die Personen zu betrachten, welche in Wirklichkeit Geld in eine Bank gelegt und es verloren hatten.

Hargrave und seine Frau wechselten einen Blick und Ausruf der Ueberraschung und des Entsetzens miteinander, schritten dann über die Straße hinüber und waren im Nu in der Bank, just als Croß sich anschickte, die Thüre zu schließen.

„Was hat das zu bedeuten, Croß?“ fragte Hargrave; „ich muß die Direktoren sehen. Nehmt Euch meiner Frau an, während ich hingehe und jene Männer zur Rede stelle. Es hat ein förmlicher Betrug hier stattgefunden, und ich habe leider selbst meine Beihülfe zu dieser Täuschung geleistet. Aber ich werde diesen Männern meine Meinung sagen, ich werde . . . .“

„Halt! nur nicht in diesem Augenblick!“ sagte Croß und ergriff Hargrave's Arm, und noch einige andere Commis kamen herbei und suchten ihn zurückzuhalten. „Nur jetzt nicht; Ihr könnt nicht hinein,“ sagten sie; „der alte Brownsmith ist drinnen bei ihnen, und niemand darf sie stören.“

Sie standen alle in ehrfurchtsvoller Spannung an der Glasthüre, hinter welcher sich der große unerschütterte Kapitalist befand. — „Ja, Brownsmith ist da,“ sagte Croß; „er kann die Bank retten und sonst niemand. Stille, Jungens! da kommt er!“

Hargrave blickte mit einer Neugierde auf, die er nicht zurückhalten konnte, und hielt die Hand seines Frauchens fest, während er so hinschaute. Die Thüre ging auf und heraus kam ein hagerer, dürftig gekleideter Mann in einem braunen Frack. Es war der alte Herr aus dem Omnibus, — ja, es war ohne allen Zweifel derselbe, bis auf den verschossenen Regenschirm hinaus!

Die Herren Brettles, Crevasse und Glasbier, bleich, ängstlich und verstört, folgten ihm unter dringendem Zureden.

Nur ein einziges Mal drehte er sich nach ihnen um und gab ihnen Antwort. — „Keinen halben Schilling bekommen Sie!“ sagte er; „ich rieth Ihnen Ehrlichkeit an, und Sie wollten es nicht versuchen. Jetzt wollen Sie ein Darlehen, und ich schlage es Ihnen ab — ja, ich versage es Ihnen entschieden und bündig. Ich werde niemals wieder einen Fuß über Ihre Schwelle setzen. — Guten Morgen, meine Herren! Ein ander Mal versuchen Sie es mit Ehrlichkeit, wenn ich Ihnen rathen kann.“

„Das ist unchristlich!“ rief Crevasse.

— „Es ist ungeschäftsmännisch,“ sagte Glasbier.

„Nein, es ist verd—t unverschämt, zumal vor den Commis,“ sagte Brettles.

Der große Kapitalist gab gar keine Antwort, sondern schritt geradeswegs aus und warf einen Blick auf jeden Commis, an dem er vorüberging. Auf halbem Weg zur Thüre blieb er stehen, heftete seine Blicke fest auf Hargrave und seine Frau, auf Betsy und den Kleinen, ging dann auf sie zu und händigte Hargrave einen Brief ein.

„Lesen Sie ihn mit Muße und lassen Sie mich Ihren Bescheid hören,“ sagte Brownsmith. „Ich dachte mir, daß ich Sie hier treffen würde. Gott befohlen, bis wir uns wieder sehen!“

Als die Thüre hinter Brownsmith zufiel, erbrach Hargrave den Brief, nahm Grace's Arm und so lasen sie ihn mit einander. Er lautete:

„Werther Herr! Eine wohlwollende Handlung trägt bisweilen Früchte. Es thut mir leid, Sie in Verbindung mit einer derartigen Bank zu sehen. Unser trefflicher Kassier wird alt und bedarf Unterstützung. Wollen Sie als sein Gehülfe fungiren? Ich zweifle nicht, daß Sie später an seine Stelle treten und uns wichtige Dienste leisten werden. Ich bin überzeugt, wir werden gut mit einander auskommen. — Ich verbleibe, werther Herr,

Ihr aufrichtig ergebener

Joseph Brownsmith."

Mit seelenvergnügten Herzen verließen Hargrave und Grace das dem Untergang geweihte Haus. Die drei Direktoren, bleich und furchtsam, stiegen auf Stühle hinter den Fenstern und schauten durch die Gucklöcher der Fensterladen auf die Straße hinaus, wo sich eine immer größere Menschenmasse ansammelte. Die Commis, unter Anführung des Buchhalters Groß, thaten deßgleichen. Noch an demselben Abend trug das Dampfboot für Ostende nach dem beherbergenden Continent drei so große und erwiesene Schufte hinüber, als die Londoner Handelswelt sie nur jemals gekannt hatte. Ihre Taschen und Koffer waren aber wohlgespickt, und die Neue Welt jenseit des Oceans ward bald darauf bereichert um drei aufgeklärte erleuchtete Bürger — einen großen Bon-vivant, einen großen Philanthropen und um ein commercielles Genie.

Als Hargrave am Abend heimkehrte in sein hübsches Häuschen in Holloway, lag eine Visitenkarte auf dem Tisch im Flur. Er reichte sie lachend seiner Grace; sie trug den Namen: „Mrs. Grandisham," und unter diesem war mit Bleistift geschrieben,

„Meine liebe Frau Hargrave!

Jene abscheuliche Bank hat vor einer Stunde ihre Zahlungen eingestellt. Thut mir leid für Sie, aber habe es immer gefürchtet."

„Häßliche alte Frau! ich verabscheue sie ordentlich," sagte Grace. „Es macht ihr solche Freude, Einem Angst und Schmerz zu bereiten. — Aber welch' eine wundersame Fügung, daß jener ärmlich gekleidete alte Herr sich als ein Millionär entpuppt, der uns gerade in dieser Zeit der Heimsuchung helfen konnte, wo wir der Hülfe so sehr bedürftig waren!"

— „Der liebe Gott hat es in der That recht gut mit uns gefügt, Grace," sagte Ned. „Allein selbst im Schiffbruch des Glückes wäre Deine Liebe meine Stütze gewesen, Du süßes Herzensweibchen." — —

Hargrave ist nun schon seit lange ein jüngerer Associe des Hauses Brownsmith und Comp., und ein eben so erfolgreich arbeitender und verdientermaßen geachteter Geschäftsmann wie irgend einer im ganzen Umkreis der City von London. Jener kleine humane Akt von Wohlwollen und Dienstwilligkeit hat in der That Früchte getragen — der Schilling ist mit reichen Zinsen zurückerstattet worden.

Falkenjagd in den Niederlanden.

Von Ms. van Gorichem.

Eine gewisse Aufregung herrschte in Apeldoorn, als ich am 17. August 1847 nach Hause kam. Als ich mich nach der Ursache erkundigen wollte, wurde die Mühe mir erspart, da man mir schon in einiger Entfernung von der Wohnung zurief: „Heute Nachmittag ist große Falkenjagd!" — Nun was liegt darin so Außerordentliches? erwiderte ich, und um die Wahrheit zu sagen, muß ich es hier wohl verrathen, daß man mir die Antwort schuldig blieb und auch bleiben mußte, einfach weil man es selbst nicht wußte. Ich erfuhr aber, daß der Kronprinz — jetzt König Willem III. — jedes Jahr am Geburtstage seiner hohen Gemahlin Nachmittags eine große Falkenjagd abhalten lasse, wobei meistens die Frau Kronprinzessin, und vielleicht auch noch ein paar andere Damen, sowie einige Herren, worunter auch der Kronprinz, in Falkenjäger- oder etwa ähnlichem Costüm zu erscheinen pflegten.*) Auch wurden einige Falken mehr zur Jagd hinausgetragen; selbstverständlich ritten auch ein paar Falkeniere mehr hinaus, und endlich, und dieß war wohl die Hauptsache, hatten die Einwohner, insbesondere die Honorationen Apeldoorn's, welche die Verkündigung durch die Schloßbedienten vom Loo als eine Art Einladung betrachteten, eine passende Gelegenheit, das altbekannte Schauspiel mit der obligaten Langweilerei zum zehnten Male wieder anzuschauen. — Aber, hieß es, man könne doch nicht zurückbleiben, der Prinz sehe es gerne, daß man komme, und die Prinzessin freue sich immer darüber, weil sie es als eine Gratulationsvisite zu ihrem Geburtstage betrachtete, und was man sich gegenseitig derartiges mehr erzählte, ohne vielleicht selbst so recht daran zu glauben; man untersuchte auch nicht, was die hohen Herrschaften dazu sagten und war zufrieden zu wissen, daß die Schloßbedienung — und vielleicht auch einmal ein Kammerherr — hie und da es laut ausgesprochen: „Heute Nachmittag ist große Falkenjagd;" die Hauptursache aber der Aufregung wollte, obwohl Jedermann dieselbe genau wußte, doch Niemand in der Ungewißheit über den Ort der Jagd suchen, und doch war diese Ungewißheit höchst peinlich, da sogar nicht einmal der Kronprinz darüber hätte Auskunft geben können, denn dieß zu bestimmen geschah durch ganz andere Herrschaften, und bekanntlich läßt Boreas sich nicht drein reden, und auf den Meeresküsten vollends scheint er ein besonderes Gefallen daran zu haben, den Leuten mit seinem Gebläse hie und da ein Schnippchen zu schlagen. — Nun gibt es aber auf der Wassenaar'schen und Loo'er Haide nicht weniger als drei verschiedene Plätze, wo die Jäger sich, je nachdem der Wind ist, aufstellen. Diese Plätze liegen ziemlich weit auseinander;

*) Der Falkenjagdclub, bestehend aus Holländern und Engländern, hatte es sich zur Aufgabe gestellt, durch Heranziehung tüchtiger Rennpferde zur Verbesserung der Pferde in der Niederlande beizutragen. Außer den etwa sechswöchentlichen Falkenjagden wurden deßwegen alljährlich drei große, und auch wirklich großartige, Wettrennen auf der Loo'er Haide gehalten.

der nächste ist mindestens $1^1/_2$ Stunden von Apeldoorn entfernt, oder $^3/_4$ Stunden vom Loo, wo die fürstliche Residenz ist, — und den Weg kann freilich nur ein Eingeborner gut heißen, denn mitten durch die Haide führt eine sandige Bahn voller Unebenheiten, für Damen fast ungangbar. Da ferner die Fuhrwerke um diese Zeit in Apeldoorn immer außerordentlich in Anspruch genommen und somit auch rar sind, lassen sich die Besitzer derselben gut, ja sehr gut bezahlen, — was in Holland schon etwas heißen will — und o weh, wie schade, wenn man an Ort und Stelle kommt und sieht, daß man entweder falsch berichtet wurde, oder daß der launische Gott der Winde mit seinen dicken Backen plötzlich dazwischen gefahren ist und einen ganzen Mundvoll Luft ausgestoßen, um den Leuten das Spiel zu verderben. — Natürlich, wenn man sich jetzt einmal aufgemacht hat und sein Fuhrwerk immerhin bezahlen muß, so will man sich die Mühe auch nicht umsonst gemacht haben, und wenn es jetzt auch etwas mehr kostet, man gibt dem Kutscher den Befehl, seine schon abgetriebenen Gäule da- oder dorthin zu lenken und kann, weil man im tiefen Sand nicht gestreckten Trab fahren kann, von Glück sagen, wenn man auch dort nicht gar zu spät ankommt.

Bis dahin hatte ich mich, als durchaus kein Freund der Jagd, um diese Falkenjagd auch nicht im mindesten bekümmert, meine Beschäftigungen ließen es mir freilich auch nicht zu. „Aber eine große Falkenjagd," — sagte mir meine Wirthin, voller Begeisterung, — „und die heute ganz gewiß besonders glänzend sein und auch bestimmt glücklich ausfallen würde." — Warum, wußte die gute Frau selbst nicht, sie meinte eben so. — Diese und noch tausend andere Gründe, welche sie erwähnte, bewogen mich endlich, mir einen freien Nachmittag zu erlauben; es war der erste in vier Monaten, und es stachelte mich doch auch, nicht nur Reiher fangen, sondern auch den Hof sammt seiner Suite, die durch die heutigen Besuche mehr als verdoppelt war, und Apeldoorn's Honorationen, von welchen ich noch nur sehr wenige kannte, im Pomp zu sehen.

Nach dem Essen, für dießmal um drei Uhr Nachmittags, ließ ich meine Betsy einspannen. Betsy war ein ausrangirtes Falkonierspferd, das man, ich weiß nicht warum, einem Wirth im Dorfe verkauft hatte, und da die gute Betsy, obwohl damals schon fünfzehn Jahre alt, in ganz kurzer Zeit zweimal mit dem neuen Herrn durchging, und einmal sogar nicht nur ohne Herrn, sondern auch ohne Wagen heimgekommen war, hatte die Frau das Thier nicht länger im Stalle geduldet, und man geglaubt, dem neuen Oekonomen damit eine kleine Ueberraschung bereiten zu können. Ich hatte aber nie ein besseres, rascheres und sanftmüthigeres Pferd, das sich mir förmlich anschloß, ja mir ganz ergeben war, womit ich nicht nur mehrmals eine Stunde innerhalb zehn Minuten, sondern auch öfters fünf große Stunden nach Arnhem, auf stark hügeligem Terrain, in weniger als sieben Viertelstunden, sammt Füttern halbwegs, zurücklegte. —

Mit diesem Schnellläufer in der Tilburygabel war ich bald auf dem Loo und fand dort Hunderte von Menschen, welche alle die fürstliche Familie begrüßen und woven viele auch noch der Jagd beiwohnen wollten. — Der Hof ließ nicht lange auf sich warten; vom Gefolge waren schon viele, dießmal als Vorhut, auf dem Wege, denn seit einer halben Stunde hatte der erste Falkonier den Ort, wo die Jagd zu halten wäre, mit einiger scheinbaren Sicherheit zu bestimmen vermocht; bald ritt auch die Kronprinzessin hoch zu Roß, im Kostüm, von zweien Damen begleitet, die Basse-cour hinunter und im leichten Handgalopp an mir vorüber. — Endlich schien das ganze Schloß wie ausgestorben, es bewegte sich kein Mensch mehr auf dem innern Hof oder sonst irgendwo, und die Ställe waren auch leer, nur zwei kleine Javanische Pferde und zwei sehr kleine Shetländische Ponies blieben noch zurück; die letzten Pferde waren mit leeren Hofwagen zum Jagdplatz abgegangen, darunter auch, mit einem prächtigen Sechsgespann, der sechssitzige, elegante und leichte Jagdwagen, durch den Kronprinzen eigenhändig, unter Mithilfe von einem Lakaien gebaut, um die hohen und höchsten Herrschaften, die hinausgeritten waren, aufnehmen zu können, welche Vorsicht einiger drohenden Wolken wegen wohl am Platze war.

„Was ist es, bleiben Sie zurück?" — „Ich verlasse mich auf meine Betsy, ich werde nicht der letzte an Ort und Stelle seyn," war meine Antwort, und als ich nun der edlen Holsteinerin den freien Zügel ließ, flog sie mit mir die Chaussee hinab, und mäßigte, auf der Haide angekommen, kaum ihr rasendes Tempo. Da etwa an ein Ausweichen, geschweige denn an ein Vorüberfahren auf der schmalen Bahn und dem unebenen Terrain daneben, nicht zu denken war, wollte ich nicht riskiren, alle paar Hundert Schritte mit dem leichten Tilbury umgeworfen zu werden, und mußte daher bald den Zügel wieder anziehen. Jedoch nun hatte ich meine liebe Noth, denn Betsy war durchaus nicht gewöhnt, hinter einem Wagen herzufahren und dennoch mußte sie sich dießmal fügen. An Ort und Stelle angekommen, übergab ich meinem Bedienten den Zügel und vertraute ihm damit Pferd und Fuhrwerk an, jedoch nicht ohne eine besondere Empfehlung, denn ich sah es meiner Betsy an, daß sie sich auf ihrem Terrain befand, daß sie förmlich recognoscirte und große Lust hatte, ihr altes Geschäft wieder aufzunehmen; der Bediente fand es deshalb rathsam umzukehren und sich auf einige Hundert Schritte zu entfernen.

Das Haidefeld, wo die Jagd abgehalten werden sollte, ist eine Stunde lang, eine nach Breite und Länge ausgedehnte Strecke — Ebene kann man nicht wohl sagen, denn dazu ist das Terrain gar zu bucklig; hie und da erhebt ein solcher Buckel sich bis zu einem 25 bis 50 Fuß hohen Hügel, und zwei nahe zusammen gelegene, welche schon hundert Mal als Versammlungsort für den Falkenclub und die Zuschauer gedient hatten, waren auch jetzt schon, obwohl noch ganze Gesellschaften nachzogen, dicht mit Menschen besetzt; auf dem einen der Hof sammt Gefolge und Jäger, auf dem andern die Apeldoorner; am Fuße des ersteren Hügels die Falkeniere und einige Herren zu Pferde, am Fuße des letzteren die Bedienten des Clubs mit zwei oder drei länglichen Rahmen, auf welchen

vielleicht noch ein Dutzend verkappte Falken angekettet waren.*) In einiger Entfernung endlich eine ganze Wagenburg und ein wahrer Troß von Wagen- und Reitpferden und Bedienten.

Auf dem zweiten Hügel hatte auch ich ein Plätzchen bekommen, und da ich hier beinahe niemand kannte, hatte ich Gelegenheit und Zeit, in Fülle meine Beobachtungen anzustellen. Aber bei einer glühenden Sommerhitze findet man sich in einer so öden baum- und schattenlosen Gegend bald unbehaglich, wenn unsere Andacht durch nichts besonders gefesselt wird, und weil sich auch kein Reiher blicken ließ, redete ich den mir zunächst stehenden Herrn mit der Bitte an, mir eine kleine Beschreibung von der Jagd machen zu wollen, und da erfuhr ich denn ungefähr Folgendes. — Die Reiher, die zu Hunderten im nahe gelegenen Soerenschen Wald**) nisten, ziehen den Tag über bald hier- bald dorthin um Aesung; Nachmittags aber befinden sie sich beinahe ohne Ausnahme an den Küsten der Zuidersee, wo sie sich mit Vorrath für ihre Jungen versehen; gegen Abend von etwa halb fünf Uhr an, kehren sie nach und nach heim und wählen ihren Weg derart, daß sie möglichst wenig von dem Wind belästigt werden, denn gegen den Wind zu fliegen ist ihnen, ihrer reichlich gefüllten Kröpfe wegen, beschwerlich. Selbverständlich müssen also die Falkeniere sich so aufstellen, daß sie dem Reiher, der, wenn auch schwer beladen, immerhin ein tüchtiger Flieger ist und bleibt, so zu sagen den Rang abgewinnen können. — Ist nun ein Reiher in Sicht, dann kommt Alles in Bewegung, und die ganze Gesellschaft geräth in die höchste Spannung, Alles zuckt zusammen wie elektrisirt. Die Falkeniere setzen sich im Sattel zurecht und bringen die Toilette der Falken in Ordnung, so daß sie im entscheidenden Moment nur die Blendkappe vom Kopfe zu nehmen haben; und die eigentlichen Jäger, d. h die Clubsmitglieder, welche sich gerade bewogen finden, den fürchterlichen Ritt mitzumachen — im wahrsten Sinne des Worts ein Steeple chase — besteigen ihre Pferde.....

„Au vol!" höre ich plötzlich rufen und mein Erzähler schweigt, ist aber so freundlich mir mit dem Finger die Richtung anzugeben, wohin ich sehen sollte. Und richtig: weit weg, hoch in den Lüften sah ich erst einen, dann zwei Punkte, auf dem Boden aber zwei oder drei Reiter en pleine carrière dahinsprengen. Da ich aber kurzsichtig bin, sehe ich bald nichts mehr und bitte meinen Erzahler, mir seine weiteren Mittheilungen zu machen. Er erwidert mir jedoch: „kommen Sie mit auf jenen Hügel!" und zeigt dabei auf den Platz, wo der Kronprinz steht; „da werden Sie den ganzen Vorgang besser sehen, es kommen gewiß bald mehr Reiher in Sicht!"

Und richtig: kaum sind wir an Ort und Stelle angekommen, so macht er mich wieder aufmerksam, und gleich darauf schlägt das Commando „Au vol!" auf's neue an mein Ohr. Ich sehe wie der nächststehende Falkenier dem auf der Faust sitzenden Falken die Kappe abnimmt, und wie der Befreite mit Blitzesschnelle auffliegt, ein paar Mal in den Lüften kreist, um nach seiner Beute zu spähen und dann in eiligstem Fluge auf den in Sicht gekommenen Reiher loszusteuern! Doch wie! offenbar hatte sich der Stoßvogel zuerst zu orientiren versucht, dies war deutlich; denn erst jetzt setzte er sich recht in Bewegung, jedoch nicht geradeaus auf sein Ziel los, sondern im Gegentheil, in immer kleiner werdenden Kreisen erhob er sich mit größter Schnelligkeit in die Lüfte und setzte diese Bewegung fort, bis er sich überzeugte, daß er um ein Bedeutendes höher als der Reiher war, der bis dahin keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr hatte und auf etwa halbe Büchsenschußlänge höher in unserer Richtung sich fortbewegte. Mit einem Male sah er seinen Feind, der plötzlich mit der kreisenden Bewegung innegehalten, und dann in schnurgerader Richtung sich dem Reiher pfeilschnell genähert hatte — er war vielleicht 100 Fuß höher als seine Beute. Jetzt klappte er schnell seine Schwingen halb zusammen, und warf sich auf den Reiher. An ein Entkommen war nicht mehr zu denken, und so hielt der Reiher, der uns sehr nahe gekommen und gut sichtbar war, ebenso plötzlich inne, drückte den schlanken Hals, wie es mir schien, noch fester auf den Kropf und streckte dabei seinen spitzigen Schnabel kerzengerade in die Luft, offenbar sich schmeichelnd, daß sein Todfeind sich diese dargebotene Lanze selbst in den Leib rennen würde. — Den ganzen Vorgang betrachtete ich in aller Bequemlichkeit durch den mir von meinem freundlichen Führer angebotenen großen Operngucker, und sah wie der wüthende Stoßvogel mit vorgehaltenen und ausgestreckten Fängen und mit einer Kopfbewegung, als wollte er sich mit dem fürchterlichen krummen Schnabel irgendwo hineinhauen, an dem Reiher vorüberschoß, wie ein aus den Wolken gefallener Stein, und vielleicht noch 20 bis 30 Fuß tiefer fiel, sich alsdann faßte und sein vorhin beschriebenes Manöver von Neuem anfing. Der Reiher hatte sich inzwischen um vielleicht 50 Fuß erhoben und war in anderer Richtung weggeflogen, aber später hörte ich, daß jener Stoßvogel, der besonders gerühmt wurde, ungefähr eine starke Stunde weiter entfernt, seine Beute dennoch erwischt hatte. — Keine Viertelstunde später wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Dießmal packte der Falke seine Beute auf den ersten Stoß und stürzte den Reiher ungefähr hundert Schritte vom Hügel entfernt auf den Boden herab. Meine Wirthin hatte also doch Recht gehabt, als sie meinte, die Jagd würde „außergewöhnlich" gelingen, denn so nahe den Zuschauern kommt der Falke nur äußerst selten mit seiner Beute auf den Boden.

Es ist höchst interessant, die gewaltige Eile zu sehen, womit der fliehende Reiher sich der Gefahr zu entziehen sucht und

*) Den Winter über verbleiben die Falken mit den Falkenieren von Beruf in Falkenswaard, Prov. Nord-Brabant. Die Jagdfalken werden daselbst nur eingeübt und aus Norwegen bezogen.

**) Die Grundfläche von diesem Hochwald mit herrlichem Eichen- und Buchenbestand, beträgt etwas über 1100 Hectaren, oder ungefähr 3500 Württ. Morgen; der Wald grenzt unmittelbar an den königlichen Park von Loo mit 500 Hect., und so werden hier ausnahmsweise beinahe 5200 Württ. Morgen Wald, als zusammenhängender Compler auf der Veluwer-Haide (Prov. Gelderland) angetroffen. Mitten im Wald nisten die Reiher, zu Hunderten eng beisammen, und haben in ihrer nächsten Umgebung, auf höchst widerliche Weise, den Wald förmlich gräulicht-weiß angestrichen. Im Herbst ziehen die Reiher nach wärmeren Gegenden, kehren aber ziemlich zeitig im Frühjahr wieder.

beim Ansichtigwerden des Falken seinen Kurs ändern und gewiß rechtsumkehrt machen würde, wenn ihn nicht die Liebe zu seinen Jungen triebe, der Gefahr zu trotzen.*) — Nach schöner aber nimmt sich die gewaltige Kraftanstrengung des wüthenden Staßvagels aus, und das Interessanteste ist der Ritt auf Leben und Tod, den die Falteniere und Jäger zu machen haben, um gerade an Ort und Stelle zu sein, wenn der Falke mit dem Reiher auf den Baden kommt, denn da gilt es das Leben des Reihers zu retten — man will ja van dem armen, abgehetzten Vagel nichts als die sagenannte Königsfeder und gibt dem geplagten Thiere die Freiheit alsbald, nachdem er jenen Preis für sein weiteres Wohlergehen bezahlt hat, und man ihn durch ein Messing-Bändchen um eine seiner gewaltigen Stelzen — warauf die Worte: „Loo'er Valkenclub 18 . .“ — bezeichnet hat. — Eiligst springt der zuerst ankommende Jäger vam Pferde, greift den Falken, bedeckt ihn ihn mit der Kappe und gibt ihm eine halbe Taube oder sonst etwas, sawohl um ihn zu besänftigen als zur Belahnung. Sadann wird dem Reiher die obengenannte Auszeichnung zu theil, sein häufig sehr zerzaustes Gefieder wird sanft geglättet, und wenn er nicht besanders verwundet ist, was jedach selten der Fall ist, läßt man ihn fliegen. — Höchst selten kommt es vor, daß derselbe Reiher zwei- ader dreimal in derselben Saisan gefangen wird, denn die einmal gefangenen scheinen gewitzigt zu sein. Nur sehr selten geschieht es, daß ein Reiher überhaupt zum zweiten oder dritten Mal gefangen wird; dagegen erfährt man hie und da, daß ein van dem Loa'er Falkenclub gezeichneter Reiher im südlichen Frankreich ader sanstwa erlegt wurde.

Nachdem alles beendet ist, kehrt der glückliche Falkenier mit den Königsfedern geschmückt zurück, und legt er bei dieser Gelegenheit auf dem Rückwege die ungefähre Richtung seines tollen, halsbrecherischen Rittes noch einmal zurück, dann sieht er erst, welchen Gefahren er entgangen ist. Aber an die Gefahren denkt er gar nicht, freut sich aber um sa mehr über sein gutes Pferd, das diese Hindernisse zu bewältigen im Stande war. Der Leser wird sich freilich niemals einen rechten Begriff davon machen kännen, so lange ihm ein Veluw'sches ader ähnliches Haidefeld ganz fremd ist, aber er denke sich eine meilenweite, unabsehbare Fläche, gewissermaßen eine Hochebene, denn sie liegt durchschnittlich 100 Fuß über der Meeresfläche der Zuiderzee, und erhebt sich hie und da bis auf 200 Fuß, an einzelnen Punkten bis über 250 Fuß hinaus. Auf dieser Halde, auf welcher da und dort gewissermaßen als Oasen fruchtbare, wenigstens kultivirte und bewohnte Stellen eingesprengt sind — wächst selten viel mehr als Haidekraut, bisweilen auch ein paar schlechte Grasarten; die ganze Fläche ist van zahllasen tiefen Wagengleisen durchfurcht und überhaupt voller Buckel und Vertiefungen, zuweilen stößt man auch auf ein gegrabenes Loch, weil der angrenzende Bauer sich dort Lehm zu seiner Scheuertenne grub — vereinzelte Lehmnester sind auf der Halde nicht gerade selten — und endlich finden sich auch morastige Stellen und Versumpfungen ziemlich häufig. Kammt der Jäger, der um bei der Hand sein zu können, stets den Reiher im Auge behalten muß und auf den Weg somit nicht gehörig achten kann, vor einem Loch an, sa muß er hinein ader hinüber, denn an Zurückkehren ader Abbiegen ist nicht zu denken, und deßwegen muß er auch öfters versumpfte Stellen passieren, wa man nur staunen kann, daß ein Pferd hindurch kann. Die große Seltenheit des Schauspiels, daß der Falke mit seiner Beute fast zu den Füßen der Zuschauer niederkam, hatte aus allen Richtnugen Menschen angezagen. Als der Reiher seine Freiheit erhalten hatte, sah ich mich plätzlich neben dem Kronprinzen. S. K. Haheit redete mich an, fragte nach diesem und jenem und stellte mich sadann einem Herrn vom Gesalge vor, grüßte freundlichst und entfernte sich. — Im Gespräche hatten wir leider nicht bemerkt, daß dunkle Gewitterwolken sich schnell über uns zusammengezagen, und erst durch den schnell aufspringenden Wind und den Lärm der vielen sich eiligst zurückziehenden Menschen ausmerksam gewarden, trennten wir uns, und ich suchte beeifert meinen Tilbury. Zu meinem Glücke kam ich an einem Wagen varüber, worin Bekannte fuhren, die mir den einzig leeren Platz anbaten; freudig annerirte ich ihn, denn tracken nach Hause zu kommen, daran war auch mit meiner schnellfüßigen Betsy nicht mehr zu denken. Sa schickte ich denn meinen Bedienten heim, nachdem ich jemand meinen Platz neben ihm angebaten, und fuhr unter strömenden Regen, natürlich in der guten Meinung nicht naß zu werden, zurück. Aber bald sallte es anders werden, denn, sei es nun, daß die Decke schadhaft ader daß der Landau in der Eile nicht gehörig zugeklappt war, genug: bald regnete es einer Dame auf den Schaoß, und als wir auf den glücklichen Einfall kamen, den einzig varhandenen Regenschirm im Wagen aufzuspannen, lachten wir zwar anfangs, mußten aber unsere Freude nur zu bald mit einem naßen Rücken bezahlen. — Am Palais angekommen, verabschiedete ich mich, ging eiligst zu Fuß nach Hause, machte andere Tailette, kehrte nach einer Stunde zurück und verlebte einen vergnügten Abend.

Noch mehrmals gab es eine graße Falkenjagd, wozu Alt und Jung hinausströmte, aber meine Wirthin praphezeite nie mehr eine glückliche, und da ich eine gelungene Jagd gesehen hatte, und es mich nach einer gewöhnlichen ader sogar mißlungenen durchaus nicht gelüstete, ließ ich die Leute in Frieden ziehen und blieb zu Hause.

Das Katzenpfötchen, oder: Betrogene Liebe.

Erzählung.

Es war im Frühjahr 1859, jenem famösen Frühling, wo Italien van Napaleans Gnaden frei werden sollte bis zu den Alpen und bis zur Adria, und wo Frankreich und Sardinien mit vereinten Kräften den zurückweichenden Heeren

*) Flöge der Reiher vor dem Wind weg, so würde ihn der Falke wahrscheinlich nie einholen, denn wie schnell des Raubvogels Flug auch ist, so verliert er doch zu viel Zeit bei dem jedesmaligen Steigen das er so oft wiederholt als der Reiher steigt, was dieser aber nur in gerader Linie thut. —

Oesterreichs nachrückten, wo diese Armee Wunder der Tapferkeit und Aufopferung that; aber der alte Fluch Oesterreichs, die erbärmlichste Führung von oben, die elendeste Verpflegung, die größte Unordnung, alle Anstrengungen der braven österreichischen Truppen vereitelte. Ich war damals ein angehender Advokat in London, ohne Namen und Praxis, und daher seelenvergnügt, als mir von einem der neuaufgetauchten Londoner wohlfeilen Tagesblätter, dem „Meteor", der Posten eines Spezial-Korrespondenten für den italienischen Feldzug angeboten ward. Das Gehalt war hübsch, die Reisespesen liberal festgesetzt, meine Mission versprach interessant zu werden und wenn ich den von mir gehegten Erwartungen entsprach, konnte ich auf eine dauernde Anstellung an dem Journale rechnen. Allein meine kühnen Hoffnungen sollten bald heruntergestimmt werden.

Das sardinische Hauptquartier war damals in Piacenza, das die Oesterreicher jüngst verlassen hatten; bei meiner Ankunft daselbst bewarb ich mich sogleich um die Erlaubniß, dem Marsch der Armee folgen zu dürfen, erhielt jedoch eine ganz entschiedene abschlägige Antwort. Der damalige General-Adjutant, Minghetti, gehörte dem alten piemontesischen Adel an, einer Kaste, welche, bei manchem wirklichen Verdienste, so stolz und abstoßend ist, als man sie nur in Europa finden kann. Er hegte einen herzlichen Widerwillen gegen die Presse und die bei Militärs von der alten pedantischen Schule nicht unhäufige Ansicht, der Korrespondent eines Journals sey ein verderblicher Spion und Unheilstifter, zu jeder Zeit unnütz und gefährlich. Und weil ich keinen Freund oder Bekannten am Hofe hatte, ward mir meine bescheidene Bitte, bei der Armee bleiben zu dürfen, rundweg abgeschlagen.

„Digby! Charley, Junge! kennt Ihr mich denn nicht?" rief mir eine wohlbekannte Stimme zu, als ich mit nahezu gebeugtem Muthe von dem sauertöpfischen strengen alten Kriegsmann wegging. Ich wandte mich um und stand einem alten Freund meiner Familie, dem Kapitän Griffith, gegenüber, einem der besten Menschen, die je gelebt haben. Er war stets freundlich gegen mich gewesen, schon als ich noch ein wilder Schulknabe war, und ich hatte von jeher zu ihm als einem Gegenstande meines Neids und Ziele meines Ehrgeizes aufgeblickt, weil er ein echter Kapitän in rothem Rock und Epauletten war. Er hatte einige Jahre früher seine Stelle in der Armee verkauft und stand, so viel ich wußte, in irgend welcher Verbindung mit einem der großen Londoner Tagesblätter, im Vergleich zu welchem das neu aufgetauchte „Meteor", in dessen Stab ich diente, nur ein Zwerg war. „Na, Digby, wie geht es?" fragte Griffith und schob seinen Arm durch den meinigen, — „hier bin ich als Spezial-Korrespondent der „Großen Kanone", mit der Verpflichtung, täglich einen Brief für deren Seiten über den alten Gegenstand — Schlacht und Gemetzel — zu schreiben, sehr gegen den Willen einiger der militärischen Perrücken hier. Allein der König erinnerte sich meiner noch, — Ihr wißt ja, ich war Anno Achtundvierzig auch dabei und mit dem Stab bei Novara. Aber he, was ist's Euch, Charley? Ihr scheint mir ja aus Rand und Band? Doch keine schlimmen Nachrichten von Hause, hoff' ich?"

Einige Worte genügten, um ihm die Verhältnisse zu erklären, und der ehrliche Bursche hegte ein aufrichtiges Mitgefühl für mich wegen meiner getäuschten Erwartungen, hatte jedoch wenig Hoffnung, daß irgend eine Verwendung für mich von seiner Seite einige Aussicht auf Erfolg haben werde. La Marmora und die anderen maßgebenden Generäle waren entschieden gegen die Erlaubniß, daß Journalisten der Armee folgten; und nur Griffith's alte Dienstleistungen als Freiwilliger in der piemontesischen Armee unter Karl Albert's Regierung, unterstützt von dem geheimen Einfluß, den die „Große Kanone" in Turin hatte, mochten ihm das seltene Vorrecht eines Freipasses verschafft haben. Es schien mir daher nichts übrig zu bleiben, als unverrichteter Dinge nach London zurückzukehren.

„Hören Sie, Griffith," sagte ich bitter, „ich hätte halb und halb Lust, als gemeiner Soldat einzutreten und mich von den Oesterreichern in Kanonenfutter verwandeln zu lassen. Vielleicht könnt' ich dann, wenn ich nicht erschossen werde, dem „Meteor" die neuesten Nachrichten zukommen lassen. Wenn's nur anginge, so könnten Sie mich irgendwie verstecken oder mich für Ihren Diener oder irgend etwas Derartiges ausgeben."

Griffith lachte überlaut. „Sprecht Ihr nicht fließend Deutsch?" fragte er.

„Allerdings," versetzte ich, „aber warum?"

„Ich hab's," rief er, und klopfte mir freundlich auf die Achsel; „ich hab's gefunden, Charles Digby, Euer Glück ist gemacht; Ihr sollt und werdet bleiben, aber nicht in Eurem eigenen Charakter, sondern in demjenigen meines deutschen Kuriers. Ihr könnt diese Rolle spielen, ich weiß es, denn ich habe Euch mehrfach auf Liebhabertheatern gesehen und wir wollen schon für Eure Verkleidung sorgen; und was Eure werthvollen Beiträge anlangt, so will ich sie selber in meine eigenen eingeschlossen nach London schicken. Kommt her und schlagt ein! Abgemacht!"

Und wir führten in der That diesen tollen Einfall aus. Ich hatte blondes Haar und Bart, und ein falscher Bart, eine Pikesche, ein Tyrolerhut, eine gewaltige Meerschaumpfeife, die mir aus der Brusttasche herausragte, und einige Geschmeide mit Mosaik verwandelten mich in einen ganz leidlichen Kurier. Ich denke, sogar der alte Minghetti hätte mich sehen können, ohne in mir den jungen Engländer wieder zu erkennen, der halb weinend aus seinem Zelte hinweggegangen war. Es ward mir weit leichter, als ich gedacht hatte, die Rolle eines Deutschen zu spielen, denn die Sprache war mir ganz geläufig, da ich in Weimar die Schule und in Heidelberg die Universität besucht hatte; aber ich kam nicht oft in den Fall Deutsch zu sprechen, denn diese Sprache war unter meiner italienischen Umgebung verhaßt. Ich wohnte in Griffith's Quartier und hielt natürlich vor den Leuten meine Rolle als Kurier aufrecht, entschädigte mich aber durch manches herzliche Gelächter mit meinem vermeintlichen Herrn, wenn wir unsern Wein schlürf-

ten oder unsere Cigarren schmauchten, über die Mystifikation, welche wir ausübten. Meine Briefe wurden in diejenigen von Griffith eingeschlossen, pflichtlich nach London geschickt, und die militärischen Behörden ahnten nicht im entferntesten, daß einer ihrer literarischen Censoren in ihrem Lager umherging in der Person des unverdächtigen, ewig tabakrauchenden Kuriers, den Mylord Griffith noch immer in seinem Dienste behielt.

Inzwischen fand ich zu meinem Nachtheil, daß die Deutschen damals in Italien nicht beliebt waren. Ich nannte mich Karl Schloß und bezeichnete als mein Heimathland Bayern und nicht Oesterreich, aber die Italiener erachteten stillschweigend den Unterschied zwischen den beiden Nationen für nicht größer, als denjenigen zwischen einem Alligator und einem Krokodil, und ich sah mich gewissermaßen durch gemeinsames Abkommen kalt gestellt. Es war eine unbehagliche Lage für den Korrespondenten des „Meteors", und ohne Griffith's Freundlichkeit, welcher mich mit allem Lagerklatsch bekannt machte, wäre ich wohl kaum im Stande gewesen, mein tägliches Deputat von Neuigkeiten an jene berühmte Zeitung zu senden. Ich war jedoch für meinen Umgang nicht ganz auf die Anwesenheit meines Beschützers angewiesen; Griffith hatte mich bei einigen seiner alten Bekannten eingeführt, nämlich bei einem italienischen Landedelmann und seiner Tochter, welche in einer Villa (die ärmeren Nachbarn nannten sie mit welscher Großsprecherei ein Palazzo) innerhalb Kanonenschußweite vom Lager wohnten. Bei dieser Familie war ich nicht als Karl Schloß, sondern als Charles Digby eingeführt worden, und fand daselbst bei jedem meiner Besuche, welche bald ziemlich häufig wurden, die zuvorkommendste Aufnahme.

Der alte Baron Bosco, ein ehrwürdiger greiser Herr mit Silberhaaren, welcher mit den Carbonari in Verschwörungen gemacht und gegen den Kardinal Ruffo und die Bourbonen Krieg geführt hatte, war ein neapolitanischer Edelmann, einer von den wenigen Liberalen, welche der Adel von Neapel unter sich zählte. Die neapolitanische Regierung hatte ihn für seine Vergehen mit Konfiskation seiner Güter und Verbannung bestraft, und er lebte damals von den Einkünften eines kleinen Gutes, das er an den Ufern des Po besaß. Seine Tochter, welche die alten Diener immer Signorina Lucia nannten, war etwa zwanzig Jahre alt, wunderschön und von jenem rahmartigen italienischen Teint, dessen Weiße durch einen leichten, dunkelrosigen Anflug auf den pfirsichähnlichen sammetnen Wangen gehoben ward und so gut zu dem dunklen Haar und den glühenden Augen paßte, — welche zuweilen auch recht weich und schmelzend blicken konnten. Signorina Lucia war eine strahlende Schönheit, weßhalb es nicht zu verwundern, daß ich, als ein junger englischer Advokat, der seither mehr in staubigen Gesetzbüchern als in hübschen Gesichtern gelesen hatte, mich bald zum Sterben in sie verliebte.

Allein diese Liebe erschien ebenso hoffnungslos, als sie glühend war. Baron Bosco war zwar verarmt und stand in Ungnaden bei seinem Souverän, dem König Bomba, gehörte doch zu einer stolzen Familie, die sich der vornehmsten Verwandtschaften rühmen konnte und Fürsten und Kardinäle zu ihren Vettern zählte. Lucia war meines Wissens seine einzige Erbin und mußte unbedingt drei Pachtgüter, welche das kleine Besitzthum bildeten und etwa eine Rente von 25,000 Lire ertrugen (ein ansehnliches Vermögen in jenem wohlfeilen Lande), erben. Ueberdem stand ihr die Aussicht offen, wie der Baron zuweilen andeutete, dereinst wieder in den Besitz der konfiszirten neapolitanischen Güter eingesetzt zu werden, welche einen unverhältnißmäßig größeren Werth hatten, als die paar hundert Morgen Reisfelder und Weingärten in der Nähe des Po.

Es hätte daher jedenfalls meinerseits eine gute Dosis Frechheit dazu gehört, bei meiner ungesicherten Lebensstellung mich um die Hand einer jungen Dame zu bewerben, welche mit den ersten Geschlechtern Italiens, wie denen der Colonna's und Doria's, nahe verwandt war.

Und doch stand noch ein Thorweg offen, durch welchen die Hoffnung herein scheinen konnte. Der Baron sowohl als seine Tochter waren begeisterte Patrioten. Die jähe Verwirklichung dessen, was seither nur ein Traum gewesen war, die Bestrebungen Italiens nach nationalem Leben und nationaler Einheit, hatten beide mit einer Gewalt ergriffen, von welcher ich bisher gar keine Ahnung gehabt hatte. Und es war in der That schwer für einen gleichmüthigen harmlosen Engländer, welcher seither sein angebornes Recht auf Freiheit als eine ganz natürliche Sache zu betrachten gewohnt gewesen war, sich in die Gefühle jener erregbaren Südeuropäer hineinzudenken, wie solche durch das Erwachen ihres ganzen Vaterlandes aus dem langen froststarren Schlaf der Lethargie und Knechtschaft hervorgerufen worden war.

Ich zerbrach mir den Kopf, um irgend eine rasche und kühne Unternehmung zu erdenken, durch welche ich sowohl der Sache Italiens einen wichtigen Dienst leisten, als mir selber Auszeichnung erwerben könnte. Ob und wie Lucia meine Gedanken errieth, ist mir noch heute unbegreiflich. Vielleicht gewährte ihr die scharfblickende Erkenntniß einer Frau für die Gefühle eines Mannes jenen Einblick in mein Herz, oder möglicher Weise war irgend eine unvorsichtige Aeußerung von meiner Seite während meiner langen Unterhaltungen mit ihrem Vater, welcher einst Ordonnanzoffizier bei Murat gewesen war und fließend Französisch sprach, ihr von dem alten Baron hinterbracht worden. Genug, sie hatte jedenfalls meine Empfindungen für sie errathen und kannte mein sehnliches Verlangen nach einer solchen Gelegenheit, mir solchen Ruhm zu erwerben, daß sie ihn mit mir zu theilen wünschen möchte.

Lucia's Benehmen war für mich ein Räthsel. Das eine Mal schien sie mir auszuweichen, das andere Mal suchte sie meine Gesellschaft, sang meine Lieblingsarien oder spielte meine Lieblingsmelodieen und bot Allem auf — und die schlaue Hexe war darin sehr geschickt! — um mich zu bezaubern und an sich zu fesseln. Etliche Male sah ich sogar Thränen in ihren schönen Augen, aus denen ich mit der ganzen Eitelkeit und Eigenliebe der Jugend den Schluß zog, daß ich ihr nicht gleichgültig sey. An einem lieblichen Abend, gerade als der Mond auf das graue Laub der Oliven und die dunkelgrünen Maisfelder zu scheinen begann, gestand ich ihr meine Liebe.

Lucia und ich standen mit einander am offenen Fenster, durch welches man auf die duftigen Rosen und weißen Marmorstatuen der Terrasse hinaussehen konnte. Wir waren nicht allein, wie wir uns denn überhaupt nur selten unter vier Augen sahen, was gegen die gute Sitte in Italien ist; allein der Baron lag allem Anschein nach fest schlafend in seinem Lehnstuhl, dicht neben dem Bücherschrank voll geschichtlicher Werke in französischer und englischer Sprache, welche seine Lieblingslektüre bildeten, obschon sie zuverlässig alle von der päpstlichen Censur verdammt waren.

Ich machte unwillkürlich die Beobachtung, daß Lucia meine Werbung eher mit Aufregung als mit Vergnügen aufnahm. Als sie mir gestattete, ihre Hand auf eine Weile zwischen die meinigen zu nehmen, war jene eiskalt; sie zitterte und seufzte tief und ihre Züge erschienen mir im blassen Mondlicht bleich und verstört. Sie nahm meine Werbung nicht sogleich an, sondern erwiderte erst nach einer Pause und mit einem Zaudern, welches mir damals ganz unerklärlich war: „Signor Carlo Digby, Sie sagen mir, daß Sie mich lieben, allein . . . allein ich kann nur die Gattin eines Mannes werden, welcher für unser leidendes Italien viel gewagt und viel gethan hat." Bei den letzteren Worten wurde ihre Stimme klarer und voller, und ihre Augen leuchteten gespenstig. Die patriotische Begeisterung dieses italienischen Mädchens ging mittelbar auch auf mich über, und ich erklärte in vollem Ernste mich bereit, mich durch irgend eine That ihrer würdig zu machen.

„Wenn dieß Ihr wirklicher Ernst und nicht nur eine Huldigung mit den Lippen ist, Signor," erwiderte Lucia und schaute mir voll in's Gesicht, — dann will ich Ihnen ein Mittel angeben, wodurch Sie meinem ringenden Vaterlande einen so großen Dienst leisten können, daß Sie sich dadurch den Anspruch auf die Dankbarkeit jedes echten Italieners und auch auf die meinige verdienen, und . . . und daß . . . daß Sie sich damit ein Recht erwerben . . . . zu hoffen . . . ." Ihre Stimme ward bei diesen Worten unsicher, aber sie faßte sich bald wieder und theilte mir im Vertrauen mit, daß einige Freunde ihres Vaters, meist ältere Männer, welche ich hie und da im Palazzo gesehen, und die meistens einen Sohn oder Verwandten in der sardinischen Armee hatten, — einen Plan ausgearbeitet hätten, den ich allein, als Ausländer, mit einiger Aussicht auf Erfolg verwirklichen könne.

Es schien, daß unter den vielen Söhnen des lombardischen und venezianischen Adels, welche in Gemäßheit der traditionellen Politik des Reiches als Offiziere des Kaisers die österreichische Uniform tragen mußten, sich auch ein gewisser Major Carrara, Lucia's Oheim, befand. Er war eigentlich ein Graf Carrara, aus dem venezianischen Zweig einer großen historischen Familie, aber man bezeichnete ihn für gewöhnlich nur mit seinem militärischen Grade. Er war ein ausgezeichneter Offizier, sehr belesen, umsichtig, erfahren, ein gründlicher Kenner des Befestigungs- und überhaupt des ganzen Kriegs-Ingenieurwesens, obschon er gegenwärtig in einem Lanciers-Regimente diente. Dieses Regiment lag in Treviglio (zwischen Mailand und Bergamo) in der österreichischen Lombardei, auf der äußersten rechten Flanke der kaiserlichen Heeresmacht, und gehörte zu der Division des Generallieutenants Holt. Der Major, gleich der Mehrzahl der Italiener, welche unter österreichischer Fahne zu dienen gezwungen waren, sehnte sich, diese Fahne mit derjenigen seines hoffnungsvoll emporblühenden Vaterlandes zu vertauschen, und stand in geheimer Verbindung mit gewissen Patrioten südlich vom Po, zu denen auch Baron Bosco gehörte.

Der Plan bestand kurzweg in Folgendem: Major Carrara hatte sich mit einem Subaltern-, mehreren Unteroffizieren und einigen Zügen Gemeiner verschworen, bei der ersten besten Gelegenheit zu desertiren und zu den vereinigten Heeren der Piemontesen und Franzosen zu stoßen. Das war jedoch keine kleine Aufgabe, denn das Terrain war ungünstig, von Sümpfen und von Strömen durchschnitten, von denen die Brücken entweder abgetragen oder von Soldaten bewacht waren; an den Hauptstraßen waren Redouten aufgeworfen und das Land wimmelte von Truppen; es war daher große Gefahr vorhanden, den Kaiserlichen wieder in die Hände zu fallen, wenn dem Anführer einer solchen abtrünnigen Truppe nicht eine genaue Karte oder Operationsplan des Bezirks in die Hände gespielt werden konnte. Eine derartige Landkarte war ausgearbeitet worden, und man hatte sich dahin vereinigt, daß ich in meiner angenommenen Rolle als der deutsche Reisekurier Karl Schloß diese Karte dem Major Carrara überbringen solle. Ich sollte gefälschte Depeschen, angeblich vom König von Neapel kommend, dessen Einverständniß mit Oesterreich offenkundig war, an den General Holt überbringen und dadurch die Wachsamkeit der österreichischen Behörden zu täuschen, vor Allem aber mir dadurch Zutritt in das feindliche Lager verschaffen. Ich sollte dann mit den Anderen nach dem südlichen Ufer des Po flüchten, und das Gelingen des guten Dienstes, den ich der italienischen Sache hiedurch erwiesen, würde die beste Brücke über die Kluft des Standes-Unterschiedes zwischen Lucia und mir seyn.

Diese Zusage verlockte mich so sehr, daß ich meine Zustimmung gab und die gefälschten Depeschen, die Landkarte und ein Brieschen an Major Carrara in Empfang nahm, welch' letzteres ich in der inneren Tasche versteckte. Noch in derselben Nacht setzte man mich in einer Fähre über den breiten Strom und verschaffte mir eine zweispännige Calessa, worin ich über die weiße Römerstraße gen Norden dahinfuhr. Es war ein gewagtes tolles Unternehmen. Auf den speziellen Wunsch Lucia's und des Barons hatte ich kein Wort über meinen Ausflug gegen Capitän Griffith geäußert, sondern ihm nur mitgetheilt, ich müsse mich in Privat-Angelegenheiten auf einige Tage entfernen. Ich verschloß absichtlich meine Augen gegen jede Gefahr und fuhr davon; ich konnte mir nicht verhehlen, daß mir im Falle der Entdeckung die Strafe des Spionirens, Tod, drohte; allein das sanguinische Wesen der Jugend hielt mich aufrecht in der Zuversicht, daß das Gelingen meiner Reise mir die Hand Lucia's verschaffen würde, und so fuhr ich hoffnungsvoll meines Weges nach Treviglio dahin. —

„Dort, Herr Kurier, ist die Kaserne des Ulanen-Re-

giments Prinz Eugen, nach welcher Sie gefragt haben," sagte die Ordonnanz, die mich vom Hauptquartier aus geleitet hatte.

„Danke schön, Kamerad, ich kann meinen Weg nun allein finden," versetzte ich auf Deutsch, drückte dem Mann einen Zwanziger in die Hand und wandte ihm den Rücken. Der Soldat hatte mich mit ganz besonderm Respekt behandelt, denn ein Staatskurier war in den Augen eines gemeinen Dragoners ein gewaltiges Thier. Bis hieher war mir alles über Erwarten gelungen. Man hatte mir gestattet, die Außenposten und die Stadt und das Lager von Treviglio ganz frei zu passiren, denn mein angenommener Charakter als Kurier der neapolitanischen Regierung deckte mich. Meine Depeschen hatten für den Augenblick dem kommandirenden österreichischen General Grafen Holck imponirt; er hatte sie Namens des Hofkriegsraths in Empfang genommen, um sie unter seinem eigenen Siegel weiter zu befördern. Niemand hatte bezweifelt, daß Karl Schloz aus Bayern, in Diensten König Bomba's, wie auf dem mir durch Baron Bosco's Freunde verschafften Passe stand, eine Mission ausführte, wozu sich ein Deutscher besser eignete, als ein Italiener. Die Mehrzahl der Truppen lagerte unter Zelten; aber einige alte halbverfallene Kasernen außerhalb der Stadt, deren Dächer wenigstens noch einigen Schutz vor dem anhaltenden Regenwetter gewährten, waren dem Regimente Prinz Eugen angewiesen worden, bei welchem Major Carrara stand. Ein Stück verwahrlosten Angers, mit Schutthaufen bestreut, wie man ihn oft vor den Thoren italienischer Städte sehen kann, mußte erst überschritten werden, ehe ich die schmutzigen Backsteinmauern und das Thor erreichen konnte, vor welchem ein schmucker Ulan mit weißem Federbusch und dem Karabiner im Arm gemächlich auf und nieder schritt. Mein Herz schlug laut vor Hoffnung, denn bisher waren anscheinend alle Hindernisse wie durch Zauberschlag vor mir verschwunden, und auch jetzt schien Alles gut zu gehen.

„Halt, Civilist! Euren Paß!" rief eine barsche Stimme an meiner Seite, und mich umwendend begegnete ich den forschenden Blicken einer Art von Feldpolizisten, welcher die auffällige Uniform der Wachtmannschaft des Generalprofoßen trug. Der Mann sprach das rauhe venezianische Patois, das ich kaum verstand, und in seinem hochgerötheten, aufgedunsenen, versoffenen, häßlichen Gesicht las ich ein seltsames Gemisch von Bosheit und Brutalität.

„He, Euren Paß, verfluchter Engländer!" brummte der Unteroffizier; er war halb angetrunken, aber seine Augen waren scharf oder das Trinken mochte seine Kombinationsgabe geschärft haben, denn er hatte meine englische Nationalität unter der Verkleidung entdeckt. Innerlich erbebend, machte ich doch gute Miene zu der Sache und beschloß, dem Burschen durch Festigkeit zu imponiren.

„Engländer?" rief ich lachend; „Sie halten mich also für einen Milordo, guter Freund? Da thun Sie mir wahrlich allzu große Ehre an; und wollte fürwahr, ich hätte ein solches Glück. Aber sehen Sie her, Signor von der Polizia, und überzeugen Sie sich, in was für einem Irrthum Sie sind!" Dabei zeigte ich ihm meinen Paß und deutete auf den Namen Karl Schloz, Staatskurier, und legte einen möglichst starken deutschen Accent in mein schlechtes Italienisch.

Der Polizist bat mich um Verzeihung und meinte, er habe nicht geahnt, daß ich die Ehre habe, dem König von Neapel zu dienen; er sey so blind wie eine Fiedermaus gewesen, daß er mich für einen Engländer gehalten; aber er hasse die Engländer wie die Erbsünde, seit er Gondolier in Venedig gewesen und einmal auf den Antrag eines brittischen Touristen eingesperrt worden sey, der ihn der Polizei unschuldig angegeben, als ob er dem Inglese das doppelte Fahrgeld habe abschwindeln wollen und zur Unterstützung seiner Forderung noch das Messer gezogen. Er müsse sich nun entschuldigen und wolle, um sein Vergehen wieder gut zu machen, mit mir ein Glas Wein auf meine Gesundheit trinken, wenn mir dieß einleuchte, setzte der Kerl kriechend hinzu. Ich gab dem Schufte ein kleines Geldstück und ward ihn auf diese Weise los, was mir sehr lieb war, denn es lag noch immer ein eigenthümlicher Zug von Tücke und Arglist in seinem schielenden Blick und grinsendem Gesicht, wie wenn er mir nur halb traute, so plausibel mein Vorgeben auch war. Ich wandte ihm jedoch den Rücken mit der Hoffnung, einige weitere Gläser des schweren italienischen Weins würden alle Erinnerung an den bayrischen Reisekurier Karl Schloz aus seinem benebelten Gehirn hinweg spülen.

Erst als ich in die Nähe des Kasernenthors gelangte, suchte ich in der innern Tasche meiner Pikesche nach dem Briefchen, das ich nebst der Landkarte dem Major Carrara übergeben sollte. Die Landkarte stak noch ganz sicher in ihrem Versteck, aber das Briefchen war fort — ich konnte mir nicht anders denken, als daß es mir entfallen sey, wie ich vorhin aus derselben Tasche eine Handvoll österreichischer Soldi nahm, das Trinkgeld, welches ich einige Minuten zuvor jenem Unteroffizier von der Feldpolizeiwache gegeben hatte. Der Mann war mir nun aus dem Gesichte, und als ich über den Anger nach der Stelle zurückeilte, wo ich mit ihm zusammengetroffen war, sah ich keine Spur mehr von dem verlorenen Briefe. Hatte jener schuftige Kerl ihn etwa aufgehoben? und wenn so, konnte er die Bedeutung desselben so verstehen, daß sie meine Sicherheit kompromittirte? Ich vermochte es nicht zu sagen, aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich möglicherweise den Brief auch anderwärts verloren haben konnte, und daß der Unteroffizier von der Polizeiwache wahrscheinlich zu ungebildet sey, um einen in gutem Toscanisch geschriebenen Brief zu lesen, selbst falls er ihn in seinem Besitz habe, was bis jetzt ja nur eine Vermuthung war.

Auf meine Erkundigung nach dem Major Carrara ward mir ohne Schwierigkeit der Eintritt in die Kaserne gestattet, und ich nach dem Quartier dieses Offiziers geführt, den ich in Interims-Uniform am offenen Fenster stehen und seine Leute überwachen sah, als sie ihre schönen ungarischen Pferde drunten auf dem grasbewachsenen Hofe besorgten. Ich hatte erwartet, einen noch rüstigen ältlichen Herrn, vielleicht etwas kahlköpfig und runzelig, in dem Major zu finden; allein zu meinem Erstaunen sah ich mich einem bildschönen, soldatisch

aussehenden kräftigen Manne von kaum 33 Jahren gegenüber, dessen funkelnde kühne Augen, rabenschwarze Locken, intelligente Züge und gewinnendes Lächeln alle meine Erwartungen über den Haufen warfen. Und dieß war Lucia's Oheim? Seltsam in der That! Der Major empfing mich höchst leutselig und freundlich; allein ehe ich mich noch meines Auftrags entledigen konnte, pochte man an der Thüre und der Adjutant oder Stabsfourier des Regiments kam mit einer Handvoll Papiere herein, um seinen Rapport abzustatten. Es kostete eine lange Erläuterung und Unterredung über diese Dienstangelegenheiten, bevor der steife alte Unteroffizier mit militärischem Gruße an seine Tschapka griff, sich wie auf einem Zapfen herumschwenkte und klirrend die steinerne Treppe hinunterschritt; und diese ganze Zeit über hatten der Major und ich einander nur gelegenheitliche neugierig forschende Blicke zugeworfen.

Als wir endlich allein waren, genügten wenige Worte um ihm zu sagen, wer und was ich war; schon bei der ersten Erwähnung von Baron Bosco's Namen eilte der Major auf mich zu, drückte mir herzlich die Hand und dankte mir auf's wärmste für die Freundlichkeit, welche mich veranlaßt habe, eine solch gefährliche Aufgabe zu unternehmen.

„Für einen Italiener würde weniger Verdienst darin liegen," äußerte er freimüthig; „wir alle sind unser Leben der guten Sache schuldig. Aber Sie sind ein Engländer, Signor Digby, und ich weiß daher gar nicht, wie ich Ihnen genugsam für das danken soll, was Sie gethan haben!" Er schüttelte mir kräftig die Hand, während ich ihn einigermaßen verwundert maß.

„Und haben Sie außer der Landkarte kein Brieschen für mich, Signor? kein Stückchen Papier mit ihrer theuren Handschrift?" fragte er; „es ist schon lange her, seit ich keine Zeile mehr von ihr gesehen!"

„Von wem sprechen Sie? wen meinen Sie, Herr Major?" erwiderte ich meinerseits, und meine Pulse pochten heftig, als mir ein ganz neues gespenstisches Licht aufzugehen schien.

Nun kam die Reihe an den Major, mich mit einem höflichen Erstaunen zu betrachten. — „Von wem ich rede, Herr Digby?" erwiderte er; — „wen anders könnte ich denn meinen, als mein herziges Weibchen, meine theuerste Lucia, die Sie ja erst vor Kurzem verlassen haben?!"

Der Major sagte vielleicht noch mehr, aber ich hörte ihn nicht mehr. Mein Blut wallte und drang mir in heißen Strömen durch die geschwollenen Adern nach den Schläfen; es war ein Sausen in meinen Ohren, und ich kämpfte mit einer Uebelkeit, so daß ich gegen die Wand schwankte und mich fest halten mußte und keine andere Empfindung mehr hatte, als die furchtbare niederschmetternde Enttäuschung, die mir so unerwartet klar gemacht worden war. Lucia war *seine* Gattin, und ich ein Thor, ein Dummkopf, ein übertölpelter kurzsichtiger Mensch, den ein listiges Weib für seine eigenen Zwecke ausgebeutet hatte, vielleicht auf Kosten meines eigenen Lebens!"

„Großer Gott, Signor, sind Sie krank?" Sie haben sich zu stark angestrengt, oder sollten Sie vielleicht den Sonnenstich haben?" rief Carrara mit gutmüthigem Mitgefühl, als er mein Halstuch lüftete und mich in den behaglichsten seiner ledernen Lehnstühle legte. „Fürwahr, das thut mir sehr leid für Sie!"

Selbst in diesem Augenblick des bittersten Seelenschmerzes konnte ich meinem unbewußten Nebenbuhler Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unverkennbar wußte er nichts von der Arglist, deren Opfer ich geworden war, — nichts von meiner kühnen Liebe für Lucia, in dem festen Glauben den ich gehegt hatte, daß ihr Herz und ihre Hand noch frei seyen, — nichts von ihrer erheuchelten Annahme meiner Werbung. Nein, er hatte nichts mit dieser tückischen Täuschung zu schaffen; allein Lucia war grausam, eine falsche nichtswürdige Verrätherin . . . .

Ein heftiges Pochen an der Thüre weckte mich aus meinem kurzen Sinnen. Die Thüre öffnete sich und zeigte mehrere Mann in der Uniform der Feldpolizeiwache und meinen halb angetrunkenen Bekannten an ihrer Spitze.

„Hier ist der Spion!" rief er und rauhe Fäuste rissen mich aus dem Sessel auf, während man mir barsch erklärte, daß ich mich als verhaftet zu betrachten habe. Noch ganz betäubt von der Erschütterung über die jüngst gemachte Entdeckung, wagte ich gar keinen Versuch, meine Unschuld zu betheuern, sondern ließ mich geduldig und widerstandslos fortführen wie ein Lamm zur Schlachtbank. Der Major protestirte dagegen, aber der Feldwebel der die Abtheilung der Polizeiwache anführte, ließ sich in seinem Auftrag nicht irre machen. „Meine Ordre muß vollzogen werden, Herr Major," sagte er; „der General Holck will selbst dem Verhör des Verhafteten beiwohnen. Bringt ihn rasch hinweg, Leute."

Ich ward nach dem Lager zurückgeschleppt, verhöhnt und begafft von einer Horde jenes buntscheckigen Trosses, welcher immer einem Heere folgt, angestiert von jeder weißröckigen Abtheilung, an welcher wir vorüberkamen oder die mit geschulterten Gewehr im schweren Feldschritt an uns vorbeimarschirte.

General-Lieutenant Graf Holck, ein schöner Typus von dem österreichischen Veteranen, hochgewachsen, stämmig, von blühendem Aussehen und kühnen scharfgeschnittenen Zügen, mit kalten blauen Augen und einem lang herabhängenden grauen Schnurbarte, saß oben an dem grünen Tische, um welchen sich noch mehrere andere Offiziere gereiht hatten. Vor dem General standen verschiedene Schreibmaterialien, und das Zelt war mit Stabs- und Subaltern-Offiziere angefüllt, welche auf das Gerücht von der Gefangennehmung eines Spions hin in's Hauptquartier geeilt waren.

„Räumt das Zelt!" hieß es, als ich zwischen zwei Mann von der Feldpolizeiwache, die übrigen hinter mir, hereingebracht wurde.

„Meine Herren, ich muß Sie alle bis auf die Mitglieder des Kriegsgerichts ersuchen sich zu entfernen," sagte Graf

Holck höflich, und die Zuschauer verließen das Zelt; „führt jetzt den Gefangenen vor!"

Ich wurde an das Ende des Tisches geführt und das Verhör begann sogleich. Der Ex-Gondolier sagte mit großer Zungenfertigkeit aus, daß er, Luigi Stacco, von der Feldpolizei-Abtheilung der Armee Sr. k. k. apostolischen Majestät, den Gefangenen in der Nähe der Kaserne des Regiments Prinz Eugen getroffen und sogleich für einen Engländer erkannt, daß der Gefangene, nach seinem Passe gefragt, einen Ausweis vorgezeigt habe, worin er für einen Bayern ausgegeben werde, und daß er, Stacco, ein Briefchen vom Boden aufgehoben habe, das dem Gefangenen aus der Tasche gefallen sey, — dasselbe Briefchen welches dem Kriegsgericht vorliege. — Man durchsuchte mich nun und nahm aus meiner Tasche die Landkarte, auf welcher die Lage von jeder Furt und jeder Feldbefestigung genau angegeben war. Diese verrätherische Spezialkarte, welche dem Präsidenten des Kriegsgerichts übergeben wurde, wäre ohne die unglückselige zufällige Erwähnung, die der Major seiner theuren Lucia gethan, nun in seinen Händen gewesen anstatt in den meinigen, denn nur aus Bestürzung hatte ich vergessen sie ihm zu übergeben, und daß man sie nun bei mir gefunden, brach mir den Hals.

Durch trotzige Blicke eingeschüchtert, durch Drohungen und fortwährende Fragen gepeinigt, gab ich jetzt selbst zu, daß ich ein Engländer Namens Charles Digby, meines Standes Advokat und Zeitungskorrespondent, und nicht der Reisekurier Karl Scholz sey; auch die Anschuldigung, daß ich gefälschte Depeschen bei mir geführt, zog ich nicht in Abrede. Dagegen verweigerte ich hartnäckig jede Auskunft, welche irgend ein Licht auf das werfen konnte, was die kaiserlichen Offiziere die Verschwörung zu nennen beliebten.

„Holt den Major Carrara herbei! Nehmt eine Wache mit, verhaftet ihn, kündigt ihm den Arrest an und führt ihn augenblicklich vor das Kriegsgericht!" rief der General mit gerunzelter Stirn, und ein Offizier vollzog sogleich diesen Befehl. Eine lange Pause trat ein, plötzlich unterbrochen von einem lebhaften Kleingewehrfeuer in der Ferne; dann stürzte der Offizier wieder herein, den der General vorhin weggeschickt hatte, um den Major zu verhaften. — „Sie sind fort — desertirt — entkommen!" stammelte er athemlos und aufgeregt; „meine Leute feuerten nach ihnen, als sie über die Brücke ritten, aber die Entfernung war zu groß, und sie sind unversehrt entkommen." — Und nun hörte ich, Major Carrara mit einem Lieutenant und einem Zug Ulanen habe rasch satteln lassen, die Kaserne verlassen, ein Infanteriepiket überritten, welches die Landstraße bewachte, und sey nach dem Flusse Adda und der Grenze gesprengt, hart verfolgt von einem Theil seines eigenen Regiments unter dem Kommando eines deutschen Rittmeisters. Ihr Zweck sey offenbar, die piemontesische Armee zu erreichen. Diese Nachricht war gar nicht dazu angethan, ein Kriegsgericht zur Milde zu stimmen; und nach einer sehr kurzen Berathung wurde Charles Digby, britischer Unterthan, aller der einzelnen Anklagepunkte schuldig befunden. Der Urtheilsspruch lautete auf Todesstrafe; ich sollte am andern Morgen mit Tagesanbruch durch ein Peloton Grenadiere auf der Piazza von Treviglio erschossen werden.

Wie ich nun so abgespannt und gleichgiltig in der Hütte saß, welche die Stelle eines Gefängnisses vertrat, eine Schildwache an der Thüre und zwei Soldaten bei mir in einer Ecke, welche ihre Cigarren rauchten und mit einander plauderten, — mußt' ich mich unwillkürlich wundern, daß der über mich gefällte Urtheilsspruch mich nicht stärker angriff. Wahrscheinlich hatte die Erschütterung über Lucia's Verrath, ihr grausames Spielen mit meinen Neigungen und der bittere Schmerz, den ich darob erduldet, meine Nerven abgestumpft und dieselben beinahe fühllos gemacht für die furchtbare Strafe, welche meiner wartete. Ich wurde nicht mißhandelt; niemand belästigte mich durch Neugierde oder Barschheit. Meine Wächter boten mir wiederholt Speisen und Wein an und unterhielten sich nur mit gedämpfter Stimme, um mich nicht zu stören. Gegen Abend kam ein Offizier, um zu fragen, ob ich nicht einen Geistlichen haben wolle. „Der General befahl mir, Sie zu fragen, obschon wir wissen, daß ihr Briten Ketzer seyd," sagte er achselzuckend und schnallte seinen Säbelgurt fester. „Ich werde Befehl geben, daß man Ihnen ein Bett herrichtet. Sie würden gut thun, einige Erfrischungen anzunehmen und sich auf ein paar Stunden niederzulegen, und Sie sollen bis zum morgenden Tagesanbruch nicht gestört werden!" Dann wünschte er mir gutmüthig eine felice notte und ging.

Also morgen! Es war mittlerweile Sonnenuntergang geworden, der letzte Sonnenuntergang, den ich je sehen sollte, und ich entsinne mich noch, daß ich mit einer kindlichen Neugierde in den glühend rothen Streifen am westlichen Horizonte schaute. Ich sollte ja sterben, sobald jene Sonne im Osten wieder aufging. Allein noch immer war mir, wenn ich mich bemitleidete, als ob ich eher ganz ein Anderer und jener Charles Digby, welcher auf dem Marktplatz von Treviglio erschossen werden sollte, eine ganz andre Person wäre. Mein Gemüth war sehr traurig und heruntergestimmt, und die Nähe des Königs der Schrecken erschreckte mich nicht, wie ich einmal gefürchtet hatte, daß es geschehen werde. Ich hatte dermalen in ganz England keine lebende Seele mehr, welche um mich tiefer trauern würde, als mit jenem leichten Bedauern, welches sich in dem Ausruf: „Armer Junge!" zusammenfassen ließ, den meine Bekannten ausstoßen mochten, wenn sie die Kunde von meinem vorzeitigen Ende vernahmen. Niemand liebte mich, niemand kümmerte sich um mich, und so war ich leichter zu entbehren als mancher Andre, dessen Platz in der Welt weniger leicht auszufüllen gewesen wäre. Und Reue und Bedauern konnten ja auch nichts mehr nützen; der Urtheilsspruch des Kriegsgerichts wurde sicher buchstäblich ausgeführt. Als daher die kurze Dämmerung vorüber war, legte ich mich auf die Strohmatratze nieder, welche man zu meinem Gebrauch herbeigeschafft hatte, und schlief ein wie ein ermüdetes Kind.

Ich ward geweckt durch einen Sturm von Getöse, von lautem, verworrenem, betäubendem Geschrei, von Geschützdonner und Kleingewehrfeuer, und unmittelbar, als ich meine Sinne

gesammelt hatte, bemerkte ich eine große, rothe, feurige Helle, welche durch die offene Thüre der Hütte hereindrang, wo jetzt keine Schildwache mehr stand, wie damals, wo ich mich zum Schlafe niedergelegt hatte. Was sollte dieß denn bedeuten? Einen Augenblick bildete ich mir ein, es sey bereits Morgen, und man wolle mich nun sogleich abholen und zum Tode führen, allein die rothe Gluth da draußen war nicht das Licht des Sonnenaufgangs, und offenbar war es auch kein Sturm in der Natur, welcher um mich her wüthete. Mein Herz pochte laut vor wilder Freude, als ich den Donner rasch nach einander abgefeuerter Geschütze, das Geknatter des fortwährenden Kleingewehrfeuers, das Stampfen von Hufen und Füßen, die helltönenden Kommandoworte und das rauhe, wilde, heisere Hurrah von vielen Stimmen vernahm. Ich richtete mich auf und sah mich um — ich war allein — sogar die Soldaten, welche mich bewachen sollten, waren fort. Was war geschehen? Daß ein Gefecht stattfand, darüber konnte bei mir kein Zweifel obwalten, aber mehrere Minuten vergingen, bevor sich meinem abgehetzten Geiste ein Gedanke an Flucht oder Entweichung aufdrängte.

„Evviva Garibaldi! viva, viva! hussah für Italien!" riefen ein paar Dutzend gellende italienische Stimmen in Pistolenschußweite von mir, und in ihren Siegesruf knallten mehrere Musketenschüsse.

„Wo ist der gefangene Engländer? haben ihn etwa die Oesterreicher umgebracht?" rief eine helle Stimme draußen, und bei dem röthlichen Glaste der Feuersbrunst vermochte ich eine Anzahl junger Leute zu unterscheiden, welche die rothen Hemden und Filzhüte der garibaldinischen Freischaaren trugen und sich gegen die Hütte herandrängten.

„Hier ist er!" rief Einer, welcher in die Hütte getreten war, als ich mechanisch aufstand und ihnen entgegenging; und im nächsten Augenblick war ich draußen vor der Hütte inmitten eines Haufens von Rothhemden, welche sich um die Wette zu mir drängten in der Begierde, mir die Hand zu drücken und zu meiner Rettung Glück zu wünschen.

Erstaunt, betroffen, verwirrt blickte ich mich um. Das österreichische Lager stand in Flammen, und das röthliche Licht, welches mich geweckt hatte, rührte von den brennenden Hütten und Baracken und Zelten her, welche von den Angreifern bei dem durchaus gelungenen nächtlichen Ueberfall in Brand gesteckt worden waren. Der Donner des schweren Geschützes von der Stadt Treviglio aus, wo die Artillerie stand und die Hauptmacht, unter General Holck's eigener Führung, den Italienern hartnäckigen Widerstand leistete, bewies mir, daß das Gefecht noch nicht vorüber war, aber drei Regimenter waren gewichen im plötzlichen Schreck wegen der stürmischen Ueberrumpelung durch die Garibaldiner, und das brennende Lager leistete Zeugschaft für einen wenigstens theilweisen Sieg der letzteren.

„Major Carrara, dem wir auf dem Heranmarsch begegneten, bat uns, Sie wo möglich zu entführen," sagte ein hochgewachsener junger Mann mit den Chevrons eines Sergeanten auf dem Aermel seiner kothbeschmutzten rothen Blouse; — „und der General gab uns speciellen Befehl, Sie ausfindig zu machen. — Aha! da tönt das Horn wieder und bläst zum Rückzuge. Ich dachte es wohl, daß sie sich vom ersten Schrecken bald wieder erholen würden. Dieß ist nur eine Recognoscirung, wissen Sie! Aber wir werden den alten Holck schon noch einmal aus seinem Quartier herausklopfen, wann erst die Franzosen fertig sind — per Bacco!"

Es verhielt sich wirklich so — das Signal zum Rückzug ward gegeben, und ich — kaum im Stande, die Wirklichkeit zu erfassen und zu begreifen, — wurde unter der in bester Ordnung retirirenden Colonne meiner Befreier mit fortgeschleppt. Wir gelangten über die Adda und den Po zurück ohne verfolgt zu werden, und erreichten wohlbehalten Piacenza, wie Major Carrara mit seinen Deserteuren einige Stunden vor uns gethan hatte.

Mein erster Schritt, als ich unversehrt wieder nach Captain Griffith's Quartier zurückgelangte, war die hastige Abfassung eines Schreibens an den Verleger des „Meteors", um meinen Posten als Specialkorrespondent niederzulegen; mein zweiter war, mir einen Platz in der Diligence nach Livorno zu sichern, von wo ich mich zur See nach Marseille und von hier per Eisenbahn nach London aufmachte, denn ich hatte des Kriegslebens nun genug gehabt. Lucia hab ich niemals wieder gesehen; aber Jahre haben das schmerzliche Gefühl jener alten Wunde nicht ganz beschwichtigt, welche für immer in meinem Herzen unvernarbt bleiben wird.

Die Havannah-Cigarren.

Von Dr. F. Barth.

Von wenigen Dingen in der Welt wird so viel gesprochen und doch zugleich im Grunde so wenig verstanden, als von den Havannah-Cigarren, dem Ziel der Wünsche aller leidenschaftlichen Raucher. Sie sind das A und das O der Unterhaltung aller gebildeten oder leidenschaftlichen Cigarrenraucher, und wer ist heutzutage nicht ein solcher? Mit keinem Handelsartikel wird mehr Schwindel, Humbug und Täuschung getrieben, und doch erkennt Jeder, der nur ein einziges Mal eine e ch t e Havannah-Cigarre geraucht hat, augenblicklich den Betrug, den man ihm spielen will. Und eben weil denn die Quintessenz und Perle aller Cigarren noch so wenig bekannt ist, obschon die Glimmstengel aus dem verschiedensten Tabak aus aller Herren Ländern alljährlich zu Milliarden verraucht werden, so werden unsere geehrten Leser uns gerne auf einem Besuch in einer Cigarrenfabrik in der Havannah begleiten, welche weltberühmt ist und keine zweite ihres gleichen hat auf Erden nämlich die der Firma La Hija de Cabanna y Carvajal, die man der Kürze halber nur schlechtweg Cabannas nennt. Es ist keiner des Namens Cabanna mehr in der Firma. Firmen erhalten sich, aber Namen vergehen wie die Menschen, und an die Stelle der Gründer solcher Häuser treten ihre Enkel oder die Gatten ihrer Töchter und Enkelinnen. Der gegenwärtige Repräsentant des großen cubanischen Hauses

Cabanna ist ein Sennor Anselma del Valla. Ich hatte die Ehre, diesem Herrn in seinem Detailgeschäft oder Geschäfts-Comptair speziell vargestellt zu werden, ehe ich seine Fabrik besuchte. Der Nicotin-Prinz thronte in seinem rohrgeflochtenen Lehnstuhl unter duftenden Cederholzkisten und noch duftenderen Cigarren, heiter, behaglich und wahlriechend, wie ein alter türkischer Kaufmann im Besestan unter seinen Shawls, Tschibucks, Gewürzen und seinem echten Rasenöl. Er war, wenn ich mich recht erinnere, ein hagerer, dunkelhäutiger, ölig aussehender Mann mit einem glänzend schwarzen, buschigen Schnurrbarte, der hier, ganz in einen Anzug van weißer Leinwand gehüllt, in gelinder Transpiration in seinem niedrigen Lehnstuhl hingegassen dalag. Ein glückliches Daseyn das dieses Sennor Anselmo del Valle! ein beneidenswerthes Loos, so den ganzen Tag auf einem Kissen von Lotushaar zu sitzen, fortwährend von einer durchsichtigen Atmosphäre des feinsten Cigarrenrauchs wie von Weihrauchwolken umgeben, und den ganzen lieben Tag nichts anders zu thun zu haben, als Goldunzen einzustreichen im Umtausch gegen Kisten superfeiner Cabannas! Das Cigarrengeschäft ist ein bloßer Baarverkehr. Sa viele Cigarren, als man in der Havanna anzufertigen vermag, kann man auch verkaufen, und für jedes verkaufte Hundert wird der Betrag sagleich baar auf den Tisch gelegt. Ich habe früher immer geglaubt, ein großer Weinhändler am Rhein oder ein renammirter Schaumweinsabrikant in der Champagne zu seyn, müsse der Gipfelpunkt menschlichen Glückes seyn; denn man brauche ja nur gute Weinernten einzukeltern und aufzuspeichern oder sa und so viel Tausend Dutzend Flaschen Champagner fertigen zu lassen, und das ewig durstige Publikum werde dann schan selber kommen, um sie zu kaufen und zu bezahlen. Seit ich aber in der Havanna gewesen bin, scheinen mir Weinkeller nur den zweiten Rang in der Stufenleiter menschlichen Glückes einzunehmen, und die oberste Stufe räume ich dem Cigarrenhandel ein. Ein Cabanna oder Anselmo del Valle vermag nach mehr, als große Reichthümer anzulegen und grenzenloses Glück zu genießen — er kann sich auch einen Genuß verschaffen, wie ihn kein anderer Produzent sich zu gönnen vermag. Der Cigarrenfabrikant in der Havanna kann sich wenigstens während sechszehn Stunden von den vierundzwanzig eines Tages den köstlichen Genuß verschaffen, seine eigenen Cigarren zu rauchen. Ein Weinhändler aber kann nicht den ganzen Tag seinen Markobrunner oder Rüdesheimer schlürfen, ein Champagnerfabrikant nicht sechszehn Stunden lang den perlenden Schaumwein genießen, — die menschliche Natur würde sich dagegen sträuben, er würde diesen Genüssen bald erliegen. In der Regel haben auch die Produeenten eine Abneigung, ihre eigene Waare zu consumiren. Die Einen aus Vorsicht, die Anderen aus Uebersättigung, wieder Andere, weil sie selber am besten wissen, was an salchen Produkten eigentlich ist. Wie mancher Weinhändler aber Wirth würde Anstand nehmen, mit einem Fremden oder Gast eine Flasche von dem Gebräu aus Traubenzucker, Aepfelwein, Heidelbeeren, Sprit und Blauholzextract zu leeren, das er als Medoc verkauft! Den Lehrling des Drogniften widert es bald an, Feigen zu naschen und Rasinen zu kauen! Das Ladenmädchen des Condiiors und Zuckerbäckers ist im Anfang ihrer Lansbahn unsäglich lüstern nach Süßigkeiten, aber nach vierzehn Tagen ist sie gewöhnlich davan übersättigt, und kein Berg von Leckerbissen lädt sie mehr zum Naschen ein. Ganz anders aber ist es mit dem Kaufmann, welcher mit guten Cigarren handelt; er weiß, wann er gut versehen ist, und kennt seine besten Waaren; er versäumt keine Gelegenheit, sich ein Muster van einem feinen Kraut in die Physiagnomie zu stecken und es seinen Kunden vorzurauchen. Herzkrankheiten, Lähmung, Leberleiden, Dispepsie, Gehirn-Affektionen der verschiedensten Art bedrahen diejenigen, welche zu viel rauchen; aber der Kaufmann weiß es, wann er einen guten Artikel zur Hand hat, und raucht unbesorgt und anhaltend die ausgewähltesten Cigaeren seines Vorraths. Ein Cigarrenhändler, der nicht raucht, erscheint mir als ein eben so großes Ungeheuer, wie jener Bibliomane des achtzehnten Jahrhunderts, welchen La Bruyère kannie, — jener leidenschaftliche Büchernarr, welcher eine Bibliothek von 80,000 schöngebundenen Bänden hatte und doch gestand, daß er nie ein Buch lese. „Ich glaube," äußert La Bruyère von ihm, „er häuft jene Büchermassen nur an, weil er den Geruch von neuem Leder liebte. Aber warum ist er alsdann nicht lieber Gerber als Bücherwurm geworden?" — Aber Sennor Anselma del Valle ist dach der allerbeneidenswerthefte Mann, denn er macht nicht nur Geld aus seinen duftigen Cigarren, sondern kann auch den lieben langen Tag hindurch von seinen feinsten Sorten rauchen.

Ich habe von jener ersten Begegnung, wo ich Herrn Anselmo del Valle vorgestellt ward, nach die deutliche Erinnerung, daß, als er mir die Hand drückte — und es war seine Gewohnheit, sie jedermann zu drücken — er mir in meiner Handfläche eine Cabanna-Regalia zurückließ. Man verschenkt auf Cuba die Cigarren so freigebig, wie man anderwärts Prisen Schnupftabak anbietet. Ich ging dann in das Magazin hinter dem Comptoir, um mir eine Kiste Puniados zum gewöhnlichen Rauchen auszusuchen, und der Magazinier reichte mir eine Handvoll, nur damit ich versuche, ab mir ihr Geruch und Geschmack entspreche. Dieß gehört zu den Geschäftsunkosten, und entspricht der Landessitte, dem Herkammen; der Havannese nennt das „obsequies", artiges Entgegenkommen. Als ich am Abend nach dem ‚Glaba' zurückkehrte, fand ich eine nach weit splendidere absequies von der Fabrik Cabannas auf meinem Zimmer in Gestalt eines schönen, in vergoldete Bronze gefaßten Krystallkorbes, worauf mein Name eingeschliffen war und worin sich ein Hundert van jenen köstlichen Cigarren befand, welche man unter dem Namen excepcionales kennt. Das Stück kommt bei uns in Deutschland auf einen halben Thaler oder mehr im Handel zu stehen, und sie werden in der That nur angefertigt, um an gekrönte Häupter verschickt aber Touristen beim Besuch der Fabriken als absequies geschenkt zu werden. Ich schäme mich beinahe es zu sagen, aber es ist gleichwohl mein bitterer Ernst, daß ich — abgesehen von Gefühlen der Dankbarkeit — ungern fünf Silbergraschen für die

beste excepcionale ausgeben würde, welche jemals angefertigt worden ist, und doch ist schon ihre bloße Bereitung etwas unvergleichliches. Sie sind vollständig aufgerollte Stengel aus Einem Tabaksblatt, von mathematischer Symmetrie, zeigen keine Fuge, keine Rippe, kein Fleckchen; das breite Ende ist so rund und glatt abgeschnitten, wie bei einem feinen englischen Bleistift, das dünne Ende ist so fein zugespitzt und abgerundet, wie bei einer Achatspitze, die man zum Auftreiben erhabener Arbeit auf Goldgrund beim Illuminiren gebraucht. Ich glaube, wenn man eine Excepcionale von einem Kirchthurm herunterwürfe, so würde sie nicht zerbrechen, sondern höchstens etwas verbogen wieder zurückschnellen bis auf Kirchthurmhöhe. Der einzige Nachtheil dieser Cigarren ist, daß sie viel zu leicht, d. h. zu mild von Geschmack und deßhalb, wie alle leichten Cigarren, zu heiß im Munde sind. Für den leidenschaftlichen und geübten Raucher gibt es keinen fieberischern Tabak als den leichtesten Latakia (ein syrischer Tabak), und keinen kühleren als den stärksten Cavendish (eine außerordentlich starke englische Sorte). Das Rauchen von leichtem, mildem Tabak nöthigt zum Trinken: Beweis dafür ist der Türke mit seiner immer wieder aufgefüllten Kaffeetasse, und der Deutsche, welcher den Rauch von dem gehackten Heuhaufen, womit er seinen Pfeifenkopf vollstopft, mit unzähligen Seideln Bier hinunterwäscht, während der englische Matrose oder Erdarbeiter, welcher seinen „Bird's Eye" oder „Cavendish" raucht, sich damit den Durst vertreibt.

Von dem gastlichen Comptoir des Detailgeschäfts des Sennor zu seiner Fabrik oder vielmehr derjenigen der Hija de Cabannas y Carvajal, hat man nur etwa 20 Minuten zu fahren. Die Fabrik ist ein großartiges Gebäude von weißem Stein und in einem Baustyle, den man den westindisch-dorischen nennen könnte, nämlich mit einer Menge von Säulenhallen und Pfeilern, von Freiposten, Vestibülen, Korridoren u. s. w., welche weit mehr zum Zweck, Kühle hervorzubringen, als um eines malerischen Effektes willen angebracht sind. Man beschäftigt hier mindestens tausend Arbeiter; allein die Anzahl derselben ist noch kein Beweis für die Wichtigkeit einer Cigarrenfabrik. In der großen königlichen Tabaksfabrik in Sevilla finden über 4000 Männer und Weiber, beinahe zur Hälfte Zigeuner, Beschäftigung. Die Cigarrenfabriken von Bordeaux, Barcelona, Ancona und Venedig stehen auf einem entsprechenden Maßstab von Größe; allein ich will hier sogleich hervorheben, daß das Fabrikat, welches in den sämmtlichen eben erwähnten großen Etablissements geliefert wird, reiner Schund, Ramsch und Gestank ist, während die Hija de Cabannas y Carvajal nur vorzügliche wohlriechende Wickeln von superfeinem Tabak liefert.

Die Decken in jedem Zimmer dieser Fabrik sind von Cedernholz, und der Duft desselben steigert noch das träumerisch-balsamische Aroma, welches in diesen ungeheuren, nur der Behandlung und Verarbeitung von Tabak gewidmeten Räumen sich dem Geiste aufdrängt. In einer Atmosphäre wie in den Wäldern des Libanon (oder um einen verständlicheren und prosaischeren Ausdruck zu gebrauchen, wie von lauter Bleistiften) werden die feinen Havannah-Cigarren gemacht, und ich gestehe, daß ich noch keine halbe Stunde durch die Räume der Cabannasfabrik hingegangen war, ohne eine Art Halbbetrunkenheit oder Narkose zu verspüren, als ob ich Opium geraucht hätte. Dieß mag mir zur Entschuldigung dienen, wenn ich auch nicht im Stande bin, die Cigarrenfabrikation in allen ihren Einzelnheiten zu beschreiben. Ich weiß nur noch, daß ich große Ballen und Bündel von Tabak, so wie er gerade von den Pflanzungen hereingebracht worden war, in einer langen Halle von Negerinnen abwägen sah. Der Rohstoff war in gewaltigen Wagschalen aufgeschichtet und verschwand, kaum gewogen und von einem Commis notirt, in anderen Räumen. Ich weiß ferner, daß ich darnach den Tabak in allen Stadien der Bereitung sah, wie er gereinigt, ausgelesen, sortirt wurde, wie man die feineren Blätter zu sogen. Deckblättern beiseite legte, die minder feinen aber zur Einlage verwendete, welche der Spanier sehr prosaisch las tripas (Gedärme, Kaldaunen) nennt. Bietest Du einem Havannesen eine Cigarre (zum Kritisiren, nicht zum Rauchen) an, so wird er Dir zunächst wünschen, Du möchtest tausend Jahre leben, dann aber ein scharfes Federmesser hervorziehen und einen schrägen Querschnitt durch die Cigarre machen, mittelst eines starken Vergrößerungsglases deren Einlage genau untersuchen und Dir dann genau und mit der Zuversicht eines Linné oder Schleiden oder Endlicher oder sonst eines gewaltigen Botanikers sagen, zu welcher eigentlichen Sorte der Tabakspflanze und welcher Heimath die betreffende Cigarre gehört: ob sie von der superfeinen vuelta de abajo (dem Paradies der Tabakspflanze) oder von irgend einem untergeordneten Kraute, entweder von der Insel Cuba selbst oder von Hayti, von Portorico, Virginien, Maryland, den Carolinas oder vielleicht aus dem Süden oder Westen von Europa stammt, denn es werden außer javanischem und Manilla-Tabak auch noch ungeheure Mengen von ungarischem, pfälzer, sardinischem, wallachischem, bessarabischem Tabak u. s. w. alljährlich auf Cuba eingeführt und kommen wieder in Gestalt von echten Havanna-Cigarren zu uns heraus. Ja, eine genaue Untersuchung der tripas kann sogar zu der Entdeckung führen, daß die Einlage aus gar keinem Tabak, sondern aus Blättern vom Roßkastanien-, vom schwarzen Nußbaum, von Kartoffeln, Kohl oder Artischocken besteht, wie denn die mikroskopische Untersuchung längst nachgewiesen hat, daß eine Anzahl anderer Vegetabilien ihren Weg in diese universell begehrten Cigarren finden.

Man läuft jedoch keine Gefahr, eine derartige verfälschte Cigarre aus der Fabrik der Hija de Cabannas y Carvajal zu bekommen. Ihre Fabrikate sind allerdings von verschiedener Qualität, gerade wie beim Rheinwein ein Unterschied zwischen Wachenheimer und Johannisberger existirt. Aber eine Cabannas-Cigarre — wohlverstanden, eine solche, die man bei Cabannas selbst gekauft oder von irgend einem geachteten Cigarrenhändler in London bezogen hat (denn keinem andern Cigarrenhändler und namentlich keinem auf dem Continent traue ich in Bezug auf Havannah-Cigarren weiter als ich sehe) — ist gewiß immer aus echtem Tabak verfertigt. Ebenso sicher kann man auch

seyn bei einer echten Cigarre aus den Fabriken eines Partagas (und es gibt Raucher, welche die Partagas-Cigarren den Cabannas vorziehen), eines Alvarez, eines Cavargas, eines Lopez, eines Cealdos (von der guipuzcoanischen Fabrik) und besonders eines Figaro. Viele glauben, der Name Figaro sey der eines „Brandes" oder einer gewissen Form von Cigarren, wie man von einer „Henry Clay" oder einer „Londres" spricht; allein es gibt wirklich eine Cigarrenfabrik unter der Firma Figaro, welche sehr gute Mittelsorten von echten Havanna-Cigarren liefert. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß es noch Dutzende von achtbaren Cigarrenhändlern in der Havanna gibt, welche gute und unverfälschte Cigarren liefern; allein die oben angeführten Firmen sind die bekanntesten und bei den Rauchern beliebtesten.

Nach dem weitesten Prinzip der Klassifikation kann man die Cigarren, welche wirklich von der Insel Cuba nach Europa gebracht werden, in drei große Gruppen theilen, — nämlich erstens in echte Havannas, von verschiedenen Graden von Feinheit, welche aber durchaus, Deckblatt und Einlage, aus Tabak verfertigt sind, welcher auf der Insel Cuba wuchs, fermentirt und gesponnen, d. h. zu Cigarren gerollt wurde. Zweitens in Cigarren, bei denen nur das Deckblatt aus Cubatabak, die Einlage aber aus nordamerikanischem oder europäischem, auf der Insel eingeführtem Tabak besteht. Drittens und letztens in Cigarren, welche schon ganz fix und fertig aus Europa (besonders aus Bremen, vom Rhein und aus der Schweiz) nach Cuba importirt und dann durch irgend ein Exporthaus, welches gemein genug ist, zu derartiger Täuschung die Hand zu bieten, wieder in Europa eingeführt worden sind. Diese sogenannten importirten Cigarren, mit welchen man ganz besonders in Deutschland betrogen wird, sind der schmachvollste Schwindel, indem der Käufer derselben um theures Geld die reinen Stinkadores bekommt, die er in der einheimischen Fabrik ohne hochtönende Marke einer cubanischen Fabrik um ein Drittel ihres Marktpreises bekommen könnte. Es wäre jedoch ungerecht, Cuba für die Qualität dieses Zeuges verantwortlich zu machen, denn diese gefälschten Cigarren, an denen häufig nicht ein Atom von echtem Cubatabak ist, sind nur in der Havanna gewesen, aber nicht daselbst verfertigt worden. Der Raucher, welcher sich auf diese Weise täuschen läßt, hat dieß nur sich selber zuzuschreiben. Diese sogenannten importirten Cigarren haben ihren Hauptabsatz in Deutschland und werden meist von denselben Hamburger und Bremer Häusern wieder eingeführt, welche sie nach der Havanna geschickt und oft nicht einmal dort versteuern, sondern nur umladen und fakturiren ließen, um mit der Originalfaktur den Detailhändlern, welche sie von ihnen kaufen, und dem consumirenden Publikum Sand in die Augen zu streuen. Der Betrug, welcher auf diese Weise betrieben wird, ist zu plump und handgreiflich, als daß er z. B. bei dem Cigarren consumirenden reichern englischen Publikum verfinge; daher kauft man auch feinere, wie mittlere und geringere Sorten von echten Havannah-Cigarren beinahe nur in London echt und unverfälscht. Dagegen wird die Verfälschung der Handelsmarken (dieser schmachvolle, leider von den Gesetzen noch gar nicht streng genug beaufsichtigte und gerügte Betrug im Verkehr) bei keinem Artikel so schamlos und in's Große getrieben, wie im Cigarrengeschäft. Beinahe alle Marken und Brände auf unseren Cigarrenkistchen sind kaltblütige, buchstäbliche Verfälschungen von spanischen Originalien. Ich kenne Cigarrenfabriken in Deutschland, welche mehrere hundert Arbeiter beschäftigen und nicht weniger als neunzig verschiedene „Platten" haben, um die Brände der vorzüglichsten Firmen in der Havanna nachzumachen, und bei diesen Marken ist sogar, wie bei den gedruckten Etiketten, die eigenthümliche Stumpfheit der Buchstaben der spanischen Originale absichtlich mit diplomatischer Genauigkeit nachgeahmt. Die Entschuldigung der Fabrikanten, welche solche Etiketten und Stempel nachahmen, ist: daß das consumirende Publikum maschinenmäßig und gedankenlos diese Stempel begehre, obschon sie ihr Fabrikat ganz offen als deutsche und nicht als ausländische Cigarren bezeichnen. Was liegt auch an einem Namen? fragen sie, und so bezeichnen sie eine Stinkrakete aus einem Kohlblatte als eine Cabannas, des bloßen Spaßes willen. Aber was würde das Publikum sagen, wenn man die kleine Figur des porro oder Hundes (die Handelsmarke der echten Toledanerklingen) auf das Heft eines Tuttlinger Tranchirmessers einschlüge, oder eine Flasche moussirenden Aepfelwein mit Kork und Etikette von Moët et Chandon in den Handel brächte? Ich weiß wohl, daß ich mit diesen Worten tauben Ohren predige und nur dafür angefeindet werde, allein ich will doch nicht unterlassen, diese Thatsachen hier zu veröffentlichen, wär's auch nur zu Nutz und Frommen weniger einsichtsvoller und vernünftiger Leute; und zur Warnung von jüngeren Leuten, welche zufällig reich und noch nicht genügende Kenner sind, will ich hier anfügen: Wer nur immer seine Cigarren oder seine Weine oder Gemälde oder Pferde kaufen will, der sehe sich vor. Mancher würde auch Frauen und Diamanten in dieses Caveat emtor einschließen, aber ich will bei Pferden abbrechen. Eine Frau mag einen Fehler, ein Diamant eine Blase haben, aber eine Frau ist doch immerhin eine Frau, ein Diamant ein Diamant, den man im Nu von Paste unterscheiden kann; aber eine Havannah-Cigarre, die man mit gutem Gelde bezahlt hat, kann sich am Ende als ein echtes Kraut von Stötteritz, Mannheim oder Kaiserslautern ausweisen.

Ein Besuch in der Fabrik des Cabannas setzt mich zwar nicht in den Stand, mit gewissenhafter Genauigkeit und musterhafter Glätte dem Leser das Ganze der Fabrikation echter Cigarren anschaulich zu beschreiben, hat aber für mich den Vortheil gehabt, mich über verschiedene Vorurtheile und vorgefaßte Meinungen zu enttäuschen, welche ich vom Lesen und Hörensagen über die Art und Weise, wie auf der Insel Cuba die Cigarren gewickelt werden, gehört hatte. Jenen Legenden zufolge sollte das Cigarrenspinnen eines der unreinlichsten, ekelhaftesten Gewerbe seyn und mit einer empörenden Rücksichtslosigkeit betrieben werden; man hatte mir erzählt, der Tabak werde von sehr unvollkommen gekleideten jungen Damen, welche Sklavinnen und durch keine allzugroße Reinlichkeit ausgezeichnet seyen, gerollt und zwar auf der oft mit einem Aus-

schlag behafteten nackten öligen Haut ihrer Schneidermuskeln. Nun mag es allerdings gewisse kleine Fabrikanten geben, welche nur zwei bis drei Sklavinnen haben oder nur etliche Arbeiterinnen beschäftigen, welche ihre Arbeit in einer unreinlichen rücksichtslosen Weise besorgen; allein nach meiner eigenen Erfahrung und Anschauung in der Fabrik der Hija de Cabannas y Carvajal, wornach ich als glaubwürdiger Augenzeuge zu reden vermag, kann ich versichern, daß der ganze Proceß der Cigarrenfabrikation durch alle seine Stadien mit der gewissenhaftesten Reinlichkeit nnd Delikatesse betrieben wird. Ich habe der Bereitung von Bier, Gerstenzucker, Brod ꝛc. angewohnt und bin in der Lage, die Anfertigung von Cigarren für eine weit reinlichere Verrichtung zu erklären, als die Bereitung von Brod, Wein, Bier oder Gerstenzucker. Es gibt nichts geordneteres oder symmetrischeres als das Aussehen des Zimmers, worin die Cigarren gewickelt und abgeschnitten werden. Die Arbeiter sitzen an ihren Werktischen und wickeln die Cigarren mit ihren Fingern auf einer Art Pult oder geneigtem Brett; jeder hat seine scharfen schneidenden Instrumente, seinen Topf mit Gummi zur Befestigung der Spitze, seinen Vorrath von sortirten Tabaksblättern in Körbchen neben sich. Es ist ein wahrer Wetteifer im Arbeiten, denn man bezahlt das Wickeln stückweise und nach der Qualität: die geschicktesten Arbeiter bekommen die lohnendste Arbeit. Viele von den Arbeitern sind allerdings Negersklaven oder waren es vor drei Jahren zur Zeit meines Besuchs; allein die feineren Cigarren, die prima Cabannas, die Napoleones, die Espanioles, Imperiales und Regalias werden ausschließlich von weißen spanischen Creolen gewickelt, welche dafür nicht einmal stückweise bezahlt werden, um fahrlässige Arbeit und dadurch Vergeudung von solch kostbarem Rohstoff zu vermeiden, sondern nach Maßgabe der Anzahl von Cigarren, welche sie in einem Tage mustergültig wickeln können, einen sehr hübschen Tagelohn beziehen.

Gute Cigarren sind in der Havannah sehr theuer. Es gibt allerdings auch Cigarren zu einem oder anderthalb Silbergroschen per Stück, oder man kann, wenn man bei den kleineren Fabrikanten oder Manufakturisten fleißig Umfrage hält, hie und da um sehr billiges Geld eine Cigarre kaufen, welche sich als leidlich ausweist, wenn man sie ein halbes Jahr in einer Schublade lagerte und reifen ließ. Allein eine feine und garantirt echte Cigarre von einem renommirten Hause steht immer hoch im Preise und ist schon in der Havannah selbst beinahe so theuer wie bei uns, wie aus der unten angeführten authentischen Preisliste der Havannah-Cigarren vom Jahre 1864*) zu ersehen ist. Seither sind die Preise im Allgemeinen eher noch gestiegen. Ich will hier noch hinzufügen, daß nach den angestellten statistischen Ermittelungen über den Cigarrenhandel es zweifellos erhoben ist, daß die feinsten und auserlesensten Qualitäten von Havannah-Cigarren nach England gehen, einfach weil dort die höchsten Preise dafür erzielt werden, und doch höre ich aus guter Quelle, daß sogar in London nicht dreißig Cigarrenhändler sind, von denen man echte, feine und auserlesene Havannahs beziehen kann. Von dem Fabrikat der großen Manufaktur der Hija de Cabannas y Carvajal sollen wenigstens 40 Procent nach England, 30 Procent nach den Vereinigten Staaten und besonders nach Californien, 10 Procent nach Brasilien, 5 nach Rußland, 5 nach Frankreich, 5 nach Spanien, nur zwei nach Deutschland, 2 nach Australien kommen, das übrige Procent sich auf Italien und andere zufällige Consumenten echter Cigarren vertheilen, obschon die Italiener die eingefleischtesten Raucher in ganz Europa sind. Diese ziehen jedoch ihre eigenen selbst verfertigten Cavours und Rattenschwänze zu einem halben Silbergroschen das Stück, und mit schleichender Nicotin-Vergiftung behaftet, den gesünderen aber weit theueren Cabannas vor. Ich habe noch, ehe ich die Fabrik verließ, mit großem Genuß eine ganz frische köstlich duftende Regalia geraucht, zu welcher ich mir selbst die Blätter ausgelesen und die man vor meinen Augen gewickelt, mit dem Deckblatt umsponnen, gummirt, zugespitzt und abgeschnitten hatte. Alle feineren Arten von Havannah-Cigarren kann man ganz frisch rauchen, ja sie verlieren unbestreitbar durch ihr Alter, da ein Theil der ätherischen Oele, welche das hochfeine Tabaksblatt enthält, durch den Vertrocknungs-Proceß verloren geht. Feine Havannah-Cigarren, welche länger als zwei Jahre lagerten, werden keinem Friand von Cigarrenraucher mehr munden.

*) Napoleones di lujo, 300 Dollars; — Excepcionales, 255 Dollars; — Embajadores, flor fina, 120 Dollar; — Regalias, flor fina, 130 D.; — Imperiales, 130 D.; — Esparteros, 100 D.; — Regalias Chicas, 80 D.; — Conchas, 80 D.; — Cilisedrados, 75 D.; — Aromaticos, 75 D.; — Comme-il-fauts 70 D.; — Cazadores, 65 D.; — Pigmeos, 45 D.; — Media Regalias, 60 D.; — Londres, flor fina, 55 D.; — Londres, de calidad, 45 D.; — Brivas o Punjados, 55 D.; — Panadelas o Caballeros, 50 D.; — Trabucos, 55 D.; — Principes, 50 D.; — Cabannas Reyes (eine der angenehmsten Cigarrensorten welche es gibt), 35 D.; — Medianos, 50 D. — alle per Tausend und in Gold gegen baar verstanden. — Unter verschiedenen anderen Cigarrensorten, deren Preis per Tausend ungefähr um 25 Procent niedriger steht als die Cabannas, finde ich in meinen Notizen nach Format Trabucillos und Bajonetas und nach Brand und Verfertigung noch folgende aufgezeichnet: El Principe de Galles (Prinz von Wales), Lincoln, H. Upmann, Los dos Hermanos (die beiden Brüder), Salvadores, La Vida, Jos. Rodriguez, Flores Cubanas las delicias, Consuelos (wahrscheinlich aus Artigkeit gegen Georges Sand so genannt), El Aquila Parisiana, Juan de Chinchureita, Fleur de Marie, Flor de Maurico (seltsame Combination von Namen, die an die Sue'schen Pariser Mysterien und den Verdi'schen Trovatore erinnern), Flores tropicas, Yo soy un Angel (ich bin ein Engel, — sehr bescheiden!!), La Savrosa, La Fraganzia, La Dignidad, La Aprobacion, und La flor de Eustaquio Barroz, vorgemerkt. Nächst der Nomenclatur der Bienen, Rosen, Tulpen und Rennpferde ist die Nomenclatur der Cigarren gewiß weitaus die reichhaltigste und umfassendste.

Eine Begegnung mit Charles Sealsfield.

Von J. W.

(Schluß.)

Etwa vierzehn Tage nach diesem Besuche in Brooklyn, zu schon ziemlich vorgerückter Mittagsstunde, als ich mich eben zum Heimweg anschickte, erschien Sealsfield ganz unerwartet auf dem Büreau meiner Zeitung. Sein Aussehen war wieder vollkommen gesund und kräftig, er befand sich in vortrefflicher Stimmung und griff, nachdem er in einem bereit stehenden Sessel Platz genommen, alsbald nach den zerstreut umherliegenden Wechselblättern, die seine Aufmerksamkeit zu fesseln schienen. Er erkundigte sich nach der Anzahl der in den Vereinigten Staaten in deutscher Sprache erschienenen periodischen Publikationen, und war höchlich erfreut als ich ihm sagte, daß es deren 160 bis 180 seyn möchten. Er ließ sich die hauptsächlichsten deutsch-amerikanischen Blätter, von denen Exemplare gerade zur Hand waren, vorlegen und blätterte sie mit sichtbarem Interesse durch. Als ich ihm mittheilte, daß es einzelne dieser Blätter zu einer Auflage von 15—20,000 Exemplaren gebracht, meinte er, dieses Interesse an der periodischen Literatur müsse ja Deutschland und besonders die Schweiz beschämen; in der helvetischen Republik sei ihm kein Beispiel einer solchen Zirkulation bekannt.

Nach einer kleinen halben Stunde erhob er sich, da er noch in der oberen Stadt Geschäfte zu erledigen habe. Er sagte, daß es ihm viel Vergnügen mache, Broadway entlang zu flaniren, und ich bot ihm meine Begleitung an. Durch Chambersstreet gehend, erreichten wir bald die große Hauptstraße unserer Metropole. Die vielen stattlichen Gebäude rechts und links gaben Sealsfield Veranlassung zu Vergleichen mit der Vergangenheit; er beschrieb mir, wie die Umgebung des City-Hall-Parks zu Ende der zwanziger Jahre ausgesehen, da er zum ersten Male New-York besuchte, und zeigte mir dann in einer der den Boadway durchschneidenden Seitenstraßen die Stelle, wo sich in einem sehr bescheidenen zweistöckigen Bretterhäuschen die Office und Druckerei des von ihm redigirten „Courrier des Etats-Unis" befunden. Er sagte mir, daß es ihm einige Mühe gekostet, den Platz wieder ausfindig zu machen, da der ganze Block durch zwei Reihen hoher Braunsteinhäuser ein total verändertes Ansehen gewonnen. Unter solchen Gesprächen erreichten wir die Ecke von Bleekerstreet. Sealsfield wendete sich nach der Westseite, und ich verabschiedete mich von ihm. Er lud mich ein, ihn vor seiner Abreise, die er auf Anfang Mai festgesetzt, noch einmal in Brooklyn zu besuchen; am liebsten sei es ihm, wenn ich an einem schönen Tage, und zwar etwas früh am Nachmittage komme; dann könnten wir einen Spaziergang nach Greenwood-Cemetery machen, dessen reizende Lage ihn bei jedem Besuch entzücke.

Natürlich nahm ich mir vor, der freundlichen Einladung bei erster passender Gelegenheit Folge zu leisten. Mit einem Manne von so umfassender Bildung und so gereifter Lebenserfahrung einige Stunden in vertraulichem Gespräch zu verbringen, dem bei der Wanderung durch die friedliche, im verjüngten Frühlingsschmuckgewande, vom blauen Himmelsdom überwölbte Stadt der Todten keinerlei unzeitige Unterbrechung drohte — diese Aussicht hatte für mich etwas unwiderstehlich Verlockendes. Leider sollte der beabsichtigte Spaziergang nicht zu Stande kommen. Dringende Geschäfte hielten mich mehrmals ab, dann war das Wetter wochenlang ungünstig — endlich kam mir durch Doktor A. die Nachricht zu, daß Sealsfield bereits Anfangs April plötzlich abgereist sei, freundliche Grüße zurücklassend an die wenigen Bekannten, mit denen ihn meist nur der Zufall zusammengeführt.

So endete meine Begegnung mit Charles Sealsfield. Doch auch aus weiter Ferne verfolgte ich noch mit lebendigster Theilnahme die Schicksale des merkwürdigen Mannes. Sie waren fortan einfach genug, — sein von manchen Stürmen gerütteltes Lebensschiff hatte im Hafen der Ruhe Anker geworfen. Nach seiner geliebten Schweiz zurückgekehrt, benutzte er das in Amerika flüssig gemachte Vermögen zum Ankauf eines Grundeigenthums, auf dem er seine Tage in stillster Zurückgezogenheit beschließen wollte. Das von Touristen allerdings wenig beachtete, vom großen Strom der Schweizer Vergnügungsreisenden nicht berührte, aber doch so überaus anziehende, von hohen Wällen umgürtete alterthümliche Solothurn war es, welches auf ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft äußerte, und daß ein so vollendeter Kenner der Naturschönheiten in der ganzen prächtigen Schweiz gerade diesen Punkt zu seinem dauernden Wohnsitz wählte, ist gewiß ein glänzendes Zeugniß für den eigenthümlichen Reiz der Solothurner Landschaft.

Und wer das wunderliche alte Bergstädtchen je in seinem Leben gesehen, wer seine Umgebung durchwandert hat, dem wird es in der That einen unvergeßlichen Eindruck gemacht haben. Die vom Norden kommenden Reisenden berühren Solothurn gewöhnlich nur als Zwischenstation auf dem Wege nach Genf und dem hoch gefeierten Waadtland. Murray und Bädecker haben es versäumt, der dortigen Gegend besondere Lobreden zu halten, und so wälzt sich denn der große Strom darüber hinaus, dem stolzen Lemanbecken zu, dessen Ufer den Charakter eines herrlich lachenden Gartens, eines sorgfältig angelegten Parkes mit etwas Alpenstaffage im Hintergrunde tragen. In Solothurn hingegen befindet man sich mitten im wirklichen echten Hochgebirge, es ist eine allerdings etwas wilde, rauhe Gebirgslandschaft, aber ihr imposant großartiger Charakter enthüllt uns auch alle jene geheimnißvollen Wunder der Alpenwelt, die der auf den ausgetretenen Heerstraßen dahineilende Tourist, obwohl sie ihm oft genug dicht zur Seite liegen, nur aus den Beschreibungen seiner Reisehandbücher kennen lernt. Das in engem Thalbecken an die steilen Hochwände des Weißensteins sich anschmiegende Solothurn gleicht in einiger Entfernung einem braunen, verwitterten Steinklumpen; doch ringsum prangt üppiges Rasengrün und die dunkeln Föhrenwälder auf den steilen Höhen, die rauschenden Bäche mit den klappernden Mühlen, die der reichen Gebirgsnatur gleichsam abgerungenen Felder und Gärten auf steinigen, steil abfallenden Höhen — alles das giebt ein in seiner

Art ganz unbeschreiblich anziehendes Landschaftsbild. In horizontaler Richtung schaut man vergeblich aus nach dem Himmel, man muß das Auge schon direkt nach oben wenden. Rechts tritt als imposante Seitendekoration der Jura in den Thalkessel, im Rücken steigt die Hochwand des Weißensteins empor und gegenüber trifft das Auge auf die lange Kette der meist schneebedeckten Berner Alpen, in duftiger Ferne überragt von jenem gewaltigen Riesen der Alpenwelt, dem wie eine mächtige Eis- und Schneesäule das Himmelsfirmament stützenden Montblanc.

In dieser wunderbar großartigen Gebirgslandschaft war es, wo sich der von der weiteren Lebenswanderung müde Schriftsteller seine Hütte gebaut. Wenn man den Bahnhof Solothurns und die in seiner unmittelbaren Nähe erstandenen Hotels rechts liegen läßt, gelangt man über eine weite Rasenfläche nach einem von sorgfältig gepflegten Gärten eingefaßten, von mächtigen Obstbäumen überschatteten Weg, der gerade auf die steil abfallende grüne Riesenwand des Weißensteins hinzuführen scheint, die jedoch wohl eine gute Stunde oder auch mehr entfernt sein mag. Hin und wieder schiebt sich ein kleines Landhäuschen vor, aber man passirt auf schwankem Steg eine Mühle, deren mächtige, moosbewachsene Räder von einem der lustig murmelnden Gebirgsbächlein getrieben werden, die von den schroffen Wänden des Weißensteins in die Thalebene herniederrauschen. Nach viertelstündiger Wanderung erhebt sich rechts terrassenförmig ein prächtiger Eichen- und Föhrenwald. Gleich am Saum desselben zeigt sich ein kleines, hochumzäuntes Gemüsegärtchen mit einigen Blumenbeeten in der Nähe des Spaliers. Mitten in demselben steht ein langes, weißes, niedriges Haus an der der Straße zugewendeten Seite ohne Eingang, die Fenster hochgelegen und mit Laden sorgfältig verschlossen. Geht man um das Haus herum und nähert sich ihm von der andern Seite, so gewahrt man einen kleinen Vorbau, der die Thür überwölbt. Am Gesimse desselben lies't man in schon etwas verblichenen schwarzen Lettern die Worte: „Unter den Tannen.“ Dem kleinen Hause gegenüber, doch offenbar dazu gehörig, liegt ein größeres Gebäude, welches das Ansehen einer Fabrik hat. Aber auch hier sind die meisten Fenster verschlossen, aus den hohen Schornsteinen steigt kein Rauch empor, und die in dem anstoßenden Gärtchen mit dem Aufhängen von Wäsche beschäftigten behäbigen Hausfrauen haben kaum das Ansehen emsiger Fabrikarbeiterinnen.

Dies war Sealsfield's Eigenthum, sein letzter Wohnsitz. Er hatte das ziemlich ausgedehnte Wesen, Garten, Felder, Wald und Wiesen, nebst den bereits beschriebenen Gebäulichkeiten, einigen Scheunen und einer benachbarten Mühle von einem bankerotten Fabrikherrn um verhältnißmäßig billigen Preis erstanden. Neue industrielle Thätigkeit darauf hervorzurufen war nicht seine Absicht. Er suchte nur Ruhe und Abgeschiedenheit. So verpachtete er denn die Mühle und einen Theil der Felder, ließ in dem Fabrikgebäude einige Arbeiterfamilien wohnen, die ihm das für sich selber reservirte Land bestellten, und bezog das kleine einfache Häuschen „Unter den Tannen,“ das er sich jedoch im Innern ganz wohnlich und komfortabel herrichtete. Außer ihm selber wohnte im Hause nur noch eine alte Haushälterin, eine wackere Schweizer Bauersfrau, die den „Herrn Amerikaner“, wie sie den alten Herrn nannte, wie ihren Augapfel hegte und pflegte und ihm die kleine Häuslichkeit so behaglich wie möglich zu machen bemüht war. Ganz in die Eigenheiten ihres Herrn eingehend, bewachte sie denselben mit Argusaugen und suchte ihn vor allen zudringlichen Besuchern zu bewahren, denen es hin und wieder einfallen mochte, die ländliche Einsamkeit „Unter den Tannen“ zu stören. Mit der Brille auf der Nase musterte sie strengen Blickes einen Jeden, der den massiven Messingklopfer an der Thür in Bewegung setzte, und erst wenn sie gefunden, daß der Gast „a guat's G'sicht“ hatte, ließ sie sich bewegen, ihn bei Herrn Sealsfield zu melden. Einem Associé der Firma Brockhaus, der den Schriftsteller in Geschäften seines Hauses besuchte, soll es einst nur durch mechanisches Beiseiteschieben dieses weiblichen Hindernisses gelungen sein, sich in das Haus einzudrängen, weil er rothes Haar und eine etwas starke Nase, aber — wie sich die gute Alte später ausdrückte — „a gottsträflich's Visage“ hatte. Sealsfield unternahm täglich weite Spaziergänge durch die romantische Umgebung, verbrachte aber die erste Zeit in seinen Studirzimmer oder auch in seinem Gärtchen mit Lesen und Schreiben. Zuweilen spazierte er nach dem Bahnhof hinüber und ergötzte sich an dem geschäftigen Treiben beim Kommen und Gehen der Eisenbahnzüge. Selten mischte er sich jedoch unter die Menge, sondern blieb immer in respektvoller Ferne. Nach Solothurn hinein kam er sehr selten; dagegen pflegte er hin und wieder einige in der Stadt wohnende Bekannte bei sich zu empfangen.

Mit dem Jahre 1862 begann Sealsfield's bis dahin ziemlich robuste Gesundheit zu wanken. Ein Unterleibsleiden, das ihn zwar früher schon hin und wieder belästigt, ohne jedoch einen ernsteren Charakter zu zeigen, bereitete ihm große Pein. Von einem heftigen Krankheitsanfall im Winter 1861 auf 1862 zwar wieder hergestellt, blieb er doch von da an fortwährend leidend und suchte auch im darauf folgenden Sommer in einem Badeorte der südlichen Schweiz vergeblich Heilung. Im Winter verschlimmerte sich die Krankheit wieder, bis er derselben endlich am 28. Mai 1864 erlag. Er ward auf dem Kirchhof zu Solothurn bestattet, nicht weit von dem Besitzthum, auf dem er die letzten Jahre seines Lebens verbracht. Wie er es selber angeordnet, erhebt sich über seinem Grabe ein ganz einfacher Stein, der nur den Namen „Charles Sealsfield“ trägt. Sein Eigenthum hatte er in einem vom Jahre 1863 datirten Testamente größtentheils seiner alten treuen Wirthschafterin vermacht; einige seiner näheren Freunde waren mit ansehnlichen Geschenken bedacht, und der Rest vertheilte sich auf verschiedene kleinere Legate. Wie wir hörten, soll jedoch dieses Testament von den in Oesterreich lebenden Verwandten des Schriftstellers angefochten worden sein. So-

mit dürfte die Frage: wer eigentlich Charles Sealsfield war? vermuthlich noch Gegenstand einer gerichtlichen Erörterung werden.

Der literarische Nachlaß Sealsfield's soll, wie sich das bei einem so rastlos thätigen Manne kaum anders erwarten läßt, ziemlich beträchtlich seyn, und seine Schweizer Freunde gehen damit um, das Wesentlichste aus demselben zu veröffentlichen. Hauptsächlich erwähnt wird ein größeres Werk „Ost und West," das sowohl die fragmentarischen „Wahlverwandtschaften" und „Lebensbilder" abschließen, als auch ein Seitenstück zu „Süden und Norden" bilden soll. Alfred Hartmann, der noch bei Lebzeiten des Dichters Einsicht in das Manuskript erhielt, soll sich dahin ausgesprochen haben, daß dieses Werk eine wahrhaft großartige Totalanschauung über Welt und Geschichte, über alte und neue Gesellschaft enthalte, und daß die darin angebrachten Reflexionen dem Geistreichsten und Glänzendsten beizuzählen seyen, was neuerdings auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie geschrieben worden.

Somit hätte ich denn dem geneigten Leser so ziemlich Alles mitgetheilt, was mir selber über Charles Sealsfield, sein Leben und Wirken bekannt geworden. Bei Veröffentlichung dieser Reminiscenz an einen unlängst Dahingeschiedenen in dem verbreitetsten deutsch-amerikanischen belletristischen Organ schwebte mir zunächst der Gedanke vor, daß es vor Allem für uns Deutsch-Amerikaner heilige Pflicht sey, einen Mann in Ehren zu halten, der gewissermaßen das Fundament zu unserer einheimischen Literatur legte, dem wir als Deutsche sowohl wie als Amerikaner gleiche Achtung schuldig sind, da seine literarische Stellung in der alten Heimath eine gleich hohe und ehrenvolle ist wie im Adaptivvaterlande; auf den wir endlich, mehr als auf irgend einen Andern, volle Ursache haben stolz zu seyn, da er als deutscher, doch zugleich in englischer Sprache schreibender Romanschriftsteller Engländer und Amerikaner in jenem ganz speziellen Leistungen überragt, in welchen diese sonst nicht ganz mit Unrecht einen Vorzug vor unserer deutschen Literatur beanspruchen. Das würdigste Denkmal, welches wir dem uns so nahe stehenden Dichter zu setzen vermöchten, bestände darin, daß sich recht bald ein deutsch-amerikanischer Verleger fände, der uns seine sämmtlichen Werke oder wenigstens eine zweckmäßige Auswahl daraus in würdiger Ausstattung und zu einem mäßigen Preise zugänglich machte, und daß dann diese Ausgabe der Sealsfield'schen Werke unter den Deutschen Amerika's eine möglichst weite Verbreitung fände. Die nahe Wiederkehr des goldenen Friedens, der Kunst und Literatur in ihre angestammten Rechte einsetzt, verheißt einem solchen Unternehmen sicheren Erfolg. Nothwendig erscheint dasselbe schon aus dem Grunde, weil die deutschen und Schweizer Verleger Sealsfield's einen besonderen Unternehmungsgeist bewiesen haben und es noch bis zu dieser Stunde an einer gut ausgestatteten, umfassenden und billigen Volksausgabe seiner sämmtlichen Werke fehlt. Haben einst die Sealsfield'schen Schriften die Sehnsucht nach dem von der Natur so reich gesegneten, die freieste individuelle Entwickelung gestattenden Lande des Westens in uns rege gemacht, welchen Werth, welche Bedeutung müssen wir ihnen erst jetzt beilegen, da wir die Natur, die Gesellschaft und die staatlichen Verhältnisse dieses Kontinents aus eigener Anschauung kennen gelernt? Welch unvergleichlicher Genuß, an der Hand eines solchen Führers in das Labyrinth unserer privaten und öffentlichen Zustände, in das bunte Getriebe eines großartigen Volks- und Staatslebens eingeführt zu werden! Wer den rothen Faden nicht zu finden vermag, der ihn durch all diese Wirrsale leitet, wem der herrliche Organismus in dem scheinbaren Chaos noch nicht offenbar geworden ist, wen die grellen Kontraste, denen unsere Augen täglich, stündlich begegnen, an der erhabenen Zukunft dieses wunderbaren Landes und Volkes irre gemacht, — der greife zu Sealsfield's Schriften, lese sie nicht zur bloßen Unterhaltung, sondern zur Belehrung, zum Studium, und es wird ihm bald wie Schuppen von den Augen fallen. Er hat viel für uns gethan — das Geringste, was wir für ihn thun können, ist, daß wir seinen Geist, den Geist rastlosen Fortschrittes und ächter Humanität, unter uns fortleben und wirken lassen, damit auch die späteren Abkömmlinge germanischen Stammes auf amerikanischem Boden noch mit Stolz von ihm sagen können: Er war Einer der Unseren!

Die echten Perlen.

Von A. Hummel.

Glänzend rein und wohlgeformt, wie die Perle ihr mütterliches Haus verläßt, bietet sie sich von selbst dar zum Schmuck des Menschen. Da der Mensch in den ersten Perioden seiner Kultur bei dem Bestreben, seine Aeußerlichkeit durch Schmuck zu verschönern, wegen Mangel passender Werkzeuge vorzugsweise auf solche Gegenstände des Schmuckes hingewiesen war, die die Natur fertig zur Verwendung hervorbringt, so konnte es nicht fehlen, daß sich sein Blick schon sehr früh auf die edeln Perlen richtete. In der That reicht der Luxus, der mit diesen getrieben wurde, in's graueste Alterthum zurück. Schon die Bibel erwähnt der Perlen als Gegenstände von hohem Werth. Bei den Persern und Medern waren Armbänder und Halsbänder von Perlenschnüren im Gebrauch. In dem Lande uralter Kultur, in Aegypten, waren die Perlen ein Schmuck, dessen sich besonders die Vornehmen bedienten. Wer kennt nicht jenen Charakterzug aus dem Leben Kleopatra's, der letzten ägyptischen Herrscherin, die die zwei herrlichsten Perlen als Ohrenschmuck trug, und die, um die kostbaren Gastmähler des Antonius zu übertreffen, eine dieser Perlen in Essig warf, auflöste und trank? Nicht minder war bei den Römern der Perlenluxus entwickelt, namentlich zur Zeit, als das römische Reich seinem Verfalle entgegeneilte durch den auf's Höchste gestiegenen Luxus und die Verschwendungssucht seiner Bürger. Ein Beispiel mag genügen. Julius Cäsar schenkte der Servilia, der Mutter des Brutus, eine Perle, die er für 6 Millionen Sestertien (330,000 Thaler) gekauft hatte.

Bei dem großen Bedarfe des Alterthums an echten Perlen konnte nicht ein Ort den Anforderungen genügen, sondern man hatte an den meisten der damals bekannten Meere Perlenfischereien angelegt, die mehr oder weniger Perlen und von größerem oder geringerem Werthe lieferten. Dennoch waren das ganze Alterthum hindurch die Perlen am gesuchtesten, welche im persischen Meerbusen und im rothen Meere gefischt waren. Schon in jenen Zeiten bewährte aber Ceylon, das noch jetzt der Hauptplatz der Perlenfischerei ist, seinen alten Ruhm: seine Perlenschätze wurden schon sehr früh ausgebeutet und sind bis jetzt unerschöpflich gewesen. Der letztere Umstand hat seinen Grund darin, daß zwischen der Nordküste Ceylons und der Küste Koromandel eine Menge flacher, sandiger Eilande und Inselchen liegen, die den Bewegungen des Meeres nur wenige Durchgänge gestatten, so daß trotz der fast ununterbrochen wehenden Monsuns *) jene Gegend fast stets eine ruhige See bietet, in der die Perlenmuscheln geschützt sind vor der unwiderstehlichen Gewalt der aufgewühlten Wogen.

Es ist ein eigenthümliches Spiel der Natur, daß sie es fast immer vorzieht, ihre Schätze oder vielmehr das, was der Mensch als solche ansieht, in Gegenden darzubieten, die durch ihre sonstige Beschaffenheit, ihr Klima, ihre Vegetation, ihre Kultur u. s. w. in der Regel recht geeignet sind, zur Erkenntniß der Nichtigkeit dieser Schätze zu führen. Die öden goldhaltigen Berge Californiens und die ebenso unfruchtbaren Peru's und Meriko's, die durch ihren Silberreichthum anziehen, die unwirthliche kahle Gebirgskette des Ural, aus der Rußland seinen Reichthum zieht, unser deutsches Erzgebirge, dessen betriebsame Bewohner Massen von Silber gewinnen und dabei selbst manchmal dem Hungertode nahe kommen, weil die Natur das Erzgebirge gerade mit dem Nöthigsten, der Nahrung, karg bedacht hat — sind ebenso viele Beweise für diesen Satz. Ceylon macht in seinem Perlendistrikte hiervon keine Ausnahme. Trotz der fast fabelhaften Ueppigkeit des thierischen und pflanzlichen Lebens, die Ceylon auszeichnet, ist doch die Nordküste, an der die Perlenfischerei betrieben wird, öde und unfruchtbar. Der harte, sandige Boden vermag nichts hervorzubringen. Die glühenden Strahlen der Sommersonne dörren mit unwiderstehlicher Gewalt die Vegetation aus. Trocken wie Stoh rauscht das gelbliche, halbverbrannte Gras; zu Leder zusammengeschrumpft und grau überstäubt hängen die Blätter matt und kraftlos von den Sträuchern und Bäumen herab. Vergebens sucht selbst das Insekt Schutz unter ihnen; aber was könnte hier Schutz gewähren? Ueber dem Boden liegt bleiern eine heiße, zitternde Luftschicht, die von keinem Lüftchen bewegt wird, und auch das Meer spiegelt erdrückende Hitze zurück. Im leichten Sande liegen halbverscharrt die Gebeine der Perlensucher, die, von Habsucht getrieben, hier von dem feindseligen Klima aufgerieben wurden. So sieht die Gegend aus, wenn den größten Theil des Jahres über alles Leben erstorben zu seyn scheint. Kommen aber die Taucherböte an, so entwickelt sich wie mit einem Zauberschlage das bunteste Gewühl. Eine leichtgebaute Hütte aus Bambus- oder Arekapfählen mit Palmblättern oder Reisstroh gedeckt reiht sich an die andere, Straßen werden gebildet, und in wenigen Tagen bietet der sonst so öde Strand den Anblick eines belebten Fleckens. Der Menschenzusammenfluß ist sehr bedeutend. Vom Festlande kommen Händler herüber und schlagen ihre Buden auf, vortheilhafte Käufe und Verkäufe erwartend. Indische Jongleure und Gaukler produciren ihre Kunststücke. Abenteurer, Taschenspieler und gewandte Diebe schleichen sich ein, Alle in der Hoffnung, ihr Glück zu machen. Rechnet man nun noch hierzu das Gewühl von Regierungsbeamten, von indischen Vornehmen, die die Perlenfischerei mit ansehen, von Regierungssoldaten, Tauchern, Matrosen u. s. w., so kann man sich einigermaßen einen Begriff machen von dem Gewühl, das zur Zeit der Perlen-Fischerei auf der sonst so öden Küste herrscht.

Die Fischerei findet in den Monaten März und April statt, weil zu dieser Zeit das Meer am ruhigsten und deshalb die Fischerei am wenigsten gefährlich ist. Einige Tage vor Beginn derselben fährt ein Regierungsboot hinaus in See und ankert inmitten der Muschelbänke, um die Aufsicht über die Arbeiten zu führen. Durch eine Bekanntmachung der Regierung wird ein bestimmter Tag als Anfang der Fischerei festgesetzt und nun strömen die Fischerböte nach dem bestimmten Orte. Schon um Mitternacht beginnen die Vorbereitungen. Mit dem Landwinde stechen alle Boote zu gleicher Zeit in See und legen sich dicht beim Regierungsboote vor Anker. Sobald der Tag schnell und licht hereinbricht, gibt das Regierungsboot das Zeichen zum Anfang der Fischerei. Es ist gegen sechs Uhr Morgens. Die nun folgende Scene bietet das Bild größter Lebendigkeit. Jeder der Perlenfischer strebt, der Erste zu seyn, der dem Ocean die werthvollen Schätze entreißt. Die indischen Ruderer legen sich mit aller Anstrengung, deren sie fähig sind, in die langen Ruder, die sich unter diesem Druck wie Ruthen biegen. Pfeilschnell fliegen die ziemlich schmalen, schnellsegelnden Boote auseinander, mit dem scharfen Kiel die Wogen kräuselnd theilend und hinten eine glatte Furche zurücklassend. An den Seiten der Boote stehen die Taucher, bereit, ihr gefährliches Handwerk zu beginnen Der fröhliche Gesang der Fischer schallt melodisch über die spiegelglatte Fläche. Ganze Schwärme Seevögel sind aus ihrer Ruhe aufgestört und beleben die Scene durch ihren kreisenden Flug und ihr unharmonisches Geschrei. Dazu der belebte Strand mit seinen Bambushütten und seinen verschiedenen Bewohnern und über alles das der tiefblaue tropische Himmel gespannt — fürwahr ein Bild, das dem Pinsel eines Malers reichliche Beschäftigung bieten würde.

Sehen wir uns nun ein solches Fischerboot näher an. Das Boot ist, wie gesagt, von beträchtlicher Länge, oft zwanzig Fuß und darüber. Auf beiden Seiten desselben befinden sich hölzerne Gestelle und zwar auf der einen zwei und auf der

*) Periodische, stets in ein- und derselben Richtung wehende Winde.

andern drei. In diesen Gestellen ist das Tauchergeräth befestigt. Dieses besteht aus einem zuckerhutförmigen Steine von fünfzehn bis fünfundzwanzig Pfund Schwere. Durch die Spitze dieses Steines geht ein Tau und über der Spitze ist eine dauerhafte Schleife befestigt. Neben der Spitze des Steines hängt ein sackförmiges Netz, das an einen sehr elastischen Reif gespannt ist und zum Aufnehmen der auf dem Meeresgrunde gesammelten Perlenmuscheln dienen soll. Die Bemannung des Bootes besteht aus zehn Tauchern, mehreren Ruderern und dem Eigenthümer des Bootes.

Ist ein solches Boot an dem ihm zur Fischerei angewiesenen Orte angelangt, so betreten die Taucher die Holzgestelle. Der Taucher ist bis auf eine baumwollene Binde um die Lenden unbekleidet. Die Ohren verstopft er sich nicht selten mit in Oel getränkter Watte, um zu verhindern, daß Wasser hineindringt. Mit dem rechten Fuß fährt er nun in die Schleife, die sich über der Spitze des zuckerhutförmigen Steines befindet, während er mit dem Linken den Reif des Netzes zusammendrückt. So schießt er auf ein gegebenes Zeichen hinab in die Wogen. Ist der Taucher auf dem Grunde angelangt, so verläßt er den Stein, wobei er indeß das Tau in der Hand behält, und rafft nun so schnell als möglich Alles, was er an Muscheln fühlt, zusammen und füllt das Netz hiermit an. Fühlt er, daß ihm der Athem ausgeht, so schüttelt er das Tau und bleibt so lange bei dem Netze, bis er fühlt, daß dasselbe vom Boden aufgehoben wird. Hierauf ergreift er selbst das Tau und schwingt sich behend Hand über Hand über das Netz empor. Ist er im gehörigen Schwunge, so läßt er das Tau los, legt die Arme an die Seiten und schießt wie ein Pfeil hinauf in die belebende Luft. Jeder Taucher läßt sich täglich vierzig bis fünfzig Mal hinunter und schafft 1000—4000 Muscheln herauf. Die Zeit, die sich der Taucher unter Wasser aufhalten kann, wird verschieden angegeben; sie schwankt zwischen 50—90 Sekunden. Daß das Meer durch das fortwährende Auf- und Untertauchen einer solchen Menge Menschen in immerwährender Bewegung und Wallung ist, läßt sich denken; das Geräusch ist in der That so stark, daß dadurch die Haifische verscheucht werden. Was so durch ganz natürliche Ursachen hervorgebracht ist, schreiben allerdings die Taucher den kräftigen Beschwörungen ihrer Zauberer zu, und kein Taucher wird es wagen, hinabzugehen, wenn er nicht sicher wäre, daß am Strande ein Haifischbeschwörer für ihn betete, wofür dieser von jedem einen kleinen Theil seines Antheils erhält. Der Taucher wird entweder durch Muscheln oder Geld bezahlt. In beiden Fällen aber ist sein Verdienst verhältnißmäßig bedeutend. Es ist nicht selten, daß ein Taucher einen Wochenlohn bekommt, das dem fünf und zwanzigfachen eines gewöhnlichen Arbeiters gleichkommt!

Springt nun beim Herannahen des Abends der Seewind auf oder wird das Wetter drohend, so segeln auf einen Kanonenschuß vom Regierungsboot sämmtliche Boote nach dem Hafen zurück, wo sie am Strande von der ängstlich harrenden Menge mit Fahnenschwenken und lautem Jauchzen begrüßt werden. Jedes Boot ordnet nun seine Angelegenheiten. Die üblichen Antheile an die Taucher, die Tempel, die Regierungsbeamten und die Haifischbeschwörer werden abgegeben, natürlich in geschlossenen Muscheln. Die übrigen werden von dem Eigenthümer zum Verkauf gestellt oder selbst geöffnet. Manche Kaufleute lassen die erworbenen Muscheln sofort öffnen, manche dagegen lassen sie in große verschlossene Gefäße bringen, die einen geneigten Boden haben, damit das aus den Muscheln sickernde Wasser abfließen kann. Diese Muscheln gehen nach ungefähr zwei Tagen in Fäulniß über und verbreiten einen entsetzlichen Geruch. Ist die Fäulniß weit genug vorgeschritten, so daß sich die Muscheln von selbst öffnen und ihre Schätze darbieten, so werden sie in großen, aus hohlen Bäumen gefertigten Trögen so lange gewaschen, bis sie aller Perlen entledigt sind, die sich auf dem Boden des Troges sammeln. — Durch Siebe von verschiedener Weite werden nun die Perlen gleich an Ort und Stelle in neun verschiedene Sorten gesondert und sehr oft auch gleich gebohrt. Hierin haben die Eingeborenen eine ganz besondere Fertigkeit. Sie bringen die Perlen in Löcher eines hölzernen Blockes, feuchten denselben an, so daß er durch sein Aufquellen die Perlen festhält ohne sie zu verletzen, und bohren nun mit einem feinen Nadelbohrer leicht und glatt das Loch. So wiederholt sich dieses Leben Tag für Tag bis zum Ende der Fischerei. Ist aber das letzte Boot verschwunden, so wechselt die Scene zauberhaft schnell. Große Haufen Muschelschalen und die zerstörten Ueberreste der Hütten bezeichnen allein noch den Strand als eine Stätte des Menschenfleißes und der Spekulation, die noch vor Kurzem hier ihr Wesen trieben.

Die Schätze des Oceans, die Perlen, sind von der Natur äußerst fest und sicher gebettet. Schon die Betrachtung einer Verwandten der Perlmuschel, einer bei uns einheimischen gewöhnlichen Flußmuschel zeigt dies deutlich. Oeffnet man die aus zwei festen Klappen bestehende Umhüllung der Muschel, so muß man sehr oft eine nicht unbedeutende Gewalt anwenden. Das kommt daher, daß die beiden Klappen an der Rückenseite auf eigenthümliche Weise an einander befestigt sind, und daß das Thier außerdem durch zwei oder vier Muskeln dieselben fest zusammenzuhalten vermag. Die Klappen der Muschel sind nämlich an der Hinterseite mit kleinen, äußerst feinen Erhöhungen (Zähnen) und Vertiefungen versehen, und eine Erhöhung der einen Klappe paßt stets in eine Vertiefung der andern. Die Verbindung der beiden Muscheln wird dadurch so fest, als ob die beiden Klappen an einander geschlossen wären. Deshalb nennt man auch diesen Theil der Muschel das Schloß. Zur größeren Sicherheit ist das Schloß noch außen hin noch von einem starken, sehnigen Bande umschlossen.

Gerade denselben Bau zeigen die Klappen der ächten Perlmuschel oder, wie sie auch genannt wird, der Meer-Perlmuschel — nur daß sie nicht die fast ovale Form der meisten unserer Flußmuscheln haben, sondern fast die Gestalt eines Quadrats, das nach oben hin abgerundet ist. Sie sehen auf der Außenseite grünlich-braun aus und sind weiß gestrahlt. Am Vorderrande zeigen sich schuppige Erhöhungen und Vertiefungen, die gerade so aussehen, als wären sie hineingepreßt.

Man nennt diese Erhöhungen und Vertiefungen Lamellen. Die Perlmuschel hat eine Länge von 6 bis 12 Zoll.

Hat man nun die beiden Klappen geöffnet, so liegt die Muschel, wie es scheint, nackt da auf der vertieften Fläche der perlmutterglänzenden Innenseite. Ganz nackt ist sie indeß nicht. Der kopflose, weiche, schleimige Leib ist nämlich umhüllt von einer in zwei Lappen getheilten Haut, die man deshalb den Mantel nennt. Zwischen dem Mantel liegt die Mundöffnung und zwei paar blättrige Kirmen, durch die das Thier Athem holt. Der fleischige Bauch verlängert sich zu einer fleischigen, keilförmigen Scheibe, die dem Thiere das Fortkriechen möglich macht und deshalb Schreitfuß oder Beilfuß genannt wird. Neben dem Fuße befindet sich sehr oft noch ein Bart aus häutigen Fasern oder ein quastenartiges Gebilde, das Byssus genannt wird und mit welchem sich die Muschel auf dem Grunde des Meeres, an Felsen, Holz u. s. w. so fest hält, daß sie nur noch leicht von den Wellen geschaukelt werden kann.

In diesen Muscheln finden sich die Perlen und zwar an verschiedenen Stellen, oft zwischen den Klappen und dem Mantel oder zwischen dem Mantel und dem Leibe der Perlmuschel. In der Größe sind sie sehr verschieden; denn diese wechselt von Hirsekorngröße bis zu der Größe eines Taubeneies und darüber. Ebenso in der Farbe, die wesentlich den Werth der Perlen bedingt. Den höchsten Werth haben die eigenthümlich glänzenden, etwas durchscheinenden, silberartig-milchweißen, die die Juweliere „Perlen vom schönsten Wasser" nennen. Von diesen silberartig-milchweißen stuft sich Farbe und Glanz ab zur gelblichen, schwachröthlichen, rosenrothen, hochrothen, ja schwarzen Farbe. Betrachtet man die Oberfläche einer Perle durch das Mikroskop, so bemerkt man, daß dieselbe nicht völlig glatt ist, sondern eine große Menge feiner Erhöhungen und Vertiefungen zeigt. Diese sind indeß nicht regelmäßig, sondern durch zarte, unregelmäßig gekrümmte Furchen ungemein mannigfach gestaltet. — Die Härte der Perlen ist verschieden und in allen Fällen bedeutend, ohne jedoch die Härte der Edelsteine zu erreichen. Dies sieht man besonders daran, daß Perlen, wenn sie alt und viel gebraucht werden, sich abblättern oder daß die Löcher derselben durch die Schnur ausgeweitet werden. — Da die Perlen aus anderen einfachen Stoffen zusammengesetzte Naturkörper sind, so kann sie der Chemiker, indem er Säuren auf sie einwirken läßt, auflösen und in ihre Bestandtheile zerlegen. Bei derartigen Versuchen zeigt es sich, daß die Perlen zum größten Theil aus Kalk bestehen, dem kleine Mengen Kochsalz und andere Salze beigemischt sind.

Ueber die Bildung der Perlen sind bis vor kurzem noch die seltsamsten Meinungen im Umlaufe gewesen. Wenn nun die Naturforscher auch jetzt durch gründliche Forschungen mehr in das Geheimniß der Perlanbildung eingedrungen sind, so hat man dennoch zu keinem Resultate kommen können, das unwiderleglich fest steht. Dies rührt daher, daß es dem Menschen bis jetzt noch nicht möglich war, die geheimnißvollen Vorgänge zu beobachten, von denen die Bildung der Perlen bedingt ist. Die alten Indier stellten sich die Entstehung der Perlen so vor. Die geöffneten Perlmuscheln schwämmen an der Oberfläche des Meeres, der Thau des Himmels fiele in einem kristallenen Tropfen in jede geöffnete Muschel und dieser Tropfen würde zur Perle. Nicht minder poetisch stellt ein römischer Schriftsteller den Hergang dar. Nach seiner Ansicht soll die Perle durch den Blitz entstehen, der in die offene Muschel hineinleuchtet. Diese Fabeln verschwanden indeß vor dem hereinbrechenden Lichte, das eine gründliche Naturforschung verbreitete, wenn sie auch noch keineswegs sofort das Richtige traf, und eine aufgestellte Hypothese durch die andere verdrängt wurde. Manche sahen in der Perle ähnliche Verhärtungen des thierischen Leibes, wie sie bei Menschen und Thieren als Gallensteine u. s. w. vorkommen; Andere erklärten sie sogar für die Eier der Perlmuschel und was sonst der widersprechendsten Ansichten mehr waren. Die meisten Naturforscher kommen aber jetzt in der Ansicht überein, daß die Perle eine unregelmäßige Ablagerung der Schichten ist, aus denen die Muschelschale besteht. Diese Ansicht gründet sich auf den Umstand, daß in der Perle genau dieselben Stoffe vorkommen, wie in der Muschelschale, nur in umgekehrter Schichtung. So bildet z. B. die Perlmutterschicht bei der Muschel die innere Auskleidung, während sie bei den Perlen den äußeren, glänzenden Ueberzug bildet. Die Gründe dieser unregelmäßigen Ablagerung werden verschieden angegeben. Manche schreiben die Entstehung der Perle einem krankhaften Ergusse des Schalensaftes zu, der dann gerinnt und die Perle bildet. Nach Andern sind Sandkörner, die in die Muschel gerathen sein sollen, der erste Anfang, um den sich nach und nach concentrische Schichten anlegen. Die neuesten Forschungen haben aber mit größter Wahrscheinlichkeit ergeben, daß die Kerne, um die sich die Schichten anlegen, von Schmarotzern der Perlmuscheln, von Eingeweidewürmern, gebildet werden, die sich nicht selten aus der umhüllenden Kruste einen Weg in's Freie suchen, wovon die Unregelmäßigkeit, die man zuweilen in den Schichtungen wahrnimmt, herrühren soll.

Aber nicht allein die echte Perlmuschel liefert uns den vielbegehrten Schmuck; auch die Bäche und Flüsse des Festlandes beherbergen ein Weichthier, das Perlen erzeugt. Dies ist die Fluß-Perlmuschel, die von den Nordgrenzen Frankreichs bis an die Gestade des nördlichen Eismeeres verbreitet ist, und die in deutschen, englischen, skandinavischen und russischen Gewässern edle Perlen hervorbringt. Wenn gleich es in der Natur der Sache liegt, daß unsere bescheidenen Flüßchen und Bäche sich in keiner Beziehung mit dem schätzereichen Ocean vergleichen können, so waren dennoch die Fürsten und Völker stolz darauf, ein indisches Kleinod in den heimischen Gewässern zu haben und hegten und pflegten dasselbe, auch ohne bedeutenden Gewinn davon zu haben. Unter den deutschen Gewässern, deren Ausbeutung einigermaßen lohnend ist, sind besonders die Flüsse Bayerns, Lüneburgs und Sachsens zu nennen. Sachsen bezieht seine heimischen Perlen aus der Elster, die namentlich im Voigtlande recht ergiebig ist. Wie mit den Schätzen des Fichtelgebirgs, so soll es auch mit denen der Elster gewesen sein: sie sollen lange vorher, ehe man in Deutschland eine

Ahnung von ihrem Dasein hatte, durch schlaue „Venediger“ ausgebeutet worden sein. Durch diese wurde das Geheimniß endlich an Bürger der Stadt Oelsnitz verrathen, die lange Zeit im Stillen davon Gebrauch machten, bis sodann zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein Oelsnitzer Tuchmacher dem Kurfürsten von Sachsen den Perlenschatz des Voigtlandes entdeckte. Mit der ängstlichen Sorgfalt, mit der bekanntlich die sächsischen Herrscher alle in ihrem Lande gemachten Erfindungen und Entdeckungen für sich zu behalten und zum Besten des eingetrockneten Staatsschatzes auszunutzen versuchten — ich erinnere nur an die Erfindung des Porzellans — wurde sofort diese günstige Gelegenheit wahrgenommen. Die Regierung ließ durch Sachkundige die Sache an Ort und Stelle untersuchen und nahm, auf einen wahrscheinlich etwas übertriebenen Bericht derselben, die Perlenfischerei in der Elster als Staatseigenthum in Anspruch. Doch war der Ertrag nur unbedeutend und nimmt immer mehr ab, da in den Jahren 1826 bis 1836 jährlich durchschnittlich 142 Perlen im Werthe von 81 Thalern gefunden wurden, welcher Ertrag die Kosten der Fischerei schwerlich aufwiegen dürfte.

Sneewittchen.

Eine einfache Geschichte, von Franz Elling.

(Fortsetzung.)

Kanzleirath Rölling zuckte die Achseln. „Zeiten und Menschen ändern sich, meine Gnädige,“ erwiderte er und ein kaum bemerkbares ironisches Lächeln spielte um seine schmalen Lippen. „Thatsache ist, daß man dermalen in den höchsten Kreisen gewaltig fromm ist, und daß Ihre Excellenz eine der eifrigsten Patronessen der inneren und der Heidenmission, der Conventikel und der Aufopferung des Fleisches geworden zu seyn geruht haben.“

„Dann muß bei dieser Umwandlung ein sehr weltliches und irdisches Motiv mitgewirkt haben, Herr Kanzleirath,“ versetzte Melanie bitter. „Noch vor wenigen Jahren kokettirte meine Tante mit einer gewissen Freigeisterei, die sich einen philosophischen Anstrich gab. — Doch das Alles sind ja Sachen, welche nur meine gestrenge Tante selbst betreffen und für welche sie allein einzustehen hat. Aber meine gerechten Beschwerden gegen diesen feigen, heuchlerischen Geistlichen, dessen Diskretion und unumschränkter Gewalt mein Mädchen und ich ganz und gar übergeben sind, Verleumdungen zu nennen, — mich der Lüge und boshaften Erfindung zu bezüchtigen, wenn ich mich beklage, daß man mir gegen mein gutes Kostgeld eine armselige Verpflegung reicht und mir sogar noch eines meiner Zimmer genommen hat, das ist entsetzlich, Herr Rölling, das fügt zu dem schreienden Unrecht noch den schneidendsten Hohn!“ Und Melanie senkte das Haupt wie eine geknickte Blüthe und weinte leise. „Hat denn mein Oheim der Minister gar kein Einsehen, Herr Kanzleirath?“ flüsterte sie schmerzlich.

— „Im Gegentheil, meine Gnädige, Seine Excellenz wünschen sehr, etwas für Sie thun zu können, so weit es Dero vielfache und aufreibende Geschäfte erlauben,“ versetzte Herr Rölling mit einem beschwichtigenden Tone. „Seine Excellenz haben mir daher Urlaub zu ertheilen geruht, damit ich mich hieher begebe, um selbst mich von dem Grund oder Ungrund Ihrer Beschwerden zu überzeugen, meinen Bericht darüber abzustatten und geeignete Vorschläge zu einer Aenderung Ihrer Lage zu machen. Dieß, meine Gnädige, ist die Ursache meines Hierseyns!“

„Das lohne Ihnen der Himmel, mein Herr,“ erwiderte Melanie aufathmend und ihr feuchtes Auge warf Herrn Rölling einen dankbaren flehenden Blick zu, der ihn sichtlich erfreute. „Ich beschwöre Sie, haben Sie Erbarmen, Mitleid mit mir, seyn Sie gerecht und helfen Sie mir aus dieser entwürdigenden, unerträglichen Gefangenschaft. Seyn Sie überzeugt, mein Herr, daß ich Sie dafür segnen, daß ich lebenslang Ihnen dafür dankbar seyn werde!“

— „Vertrauen Sie mir, gnädiges Fräulein,“ erwiderte er mit einem eindringlichen, beinahe zärtlichen Blicke auf Melanie, und legte die Hand auf's Herz. „Glauben Sie mir, daß ich Ihnen aufrichtig wohl will und mich unaussprechlich freuen würde, wenn es meinen Vorstellungen gelänge, Ihnen, wo nicht eine vollständige Verzeihung, so doch eine wesentliche Erleichterung Ihrer Lage zu verschaffen. Ich verspreche Ihnen hoch und theuer, daß ich all meinen bescheidenen Einfluß, welchen mir das ehrende Vertrauen Seiner Excellenz einzuräumen geruht, dazu verwenden werde, Ihren gerechten Beschwerden Gehör und Abhülfe zu verschaffen, obschon ich Ihnen nicht bergen darf, meine Gnädige, daß dieß nicht leicht seyn wird, indem Seine Excellenz der Herr Minister, mein Chef, in einem nicht unerheblichen Grade unter dem Einfluß Ihrer Excellenz der Frau Obersthofmeisterin steht, welche allzusehr in ihrem Familienstolz und ihrer Ehre gekränkt zu seyn vorgibt, um Ihnen vergeben zu wollen.“

„Wie verträgt sich aber diese Unversöhnlichkeit und Strenge mit dem Christenthume und den Grundsätzen der Liebe und Milde, welche meine fromme Tante lobeifernd im Munde und in der Feder führt, Herr Kanzleirath?“ fragte Melanie bitter und schlug mit den feinen Fingern auf das knitternde Velinpapier des Briefes der Obersthofmeisterin in ihrer Hand. „Ist jener unerbittliche Familienstolz, jene blinde Eifersucht auf die Familienehre vereinbar mit der Demuth, welche die Tante mir hier predigt?“

— „Ihre Excellenz gernhen sich ganz in Ihrem Rechte zu glauben, gnädiges Fräulein,“ entgegnete Herr Rölling achselzuckend. „Die Liebe, die Verzeihung, die Nachsicht sollen, wie Ihre Excellenz zu sagen beliebten, der Reuigen, Zerknirschten zu Theil werden.“

„Was verlangt man noch weiter von mir, außer Dem, was ich seit drei Jahren gethan habe?“ rief Melanie schmerzlich bewegt. „Habe ich nicht in meinem letzten Briefe erst dargelegt, daß ich ein armer zertretener Wurm bin? Kann das Uebermenschliche, was ich in diesen vielen Monaten an

Schmerzen, Demüthigungen, Schmach und Seelenpein erduldet habe, diese Menschen nicht rühren, welche das Schicksal auf eine so hohe verantwortliche Stellung gesetzt hat? Was begehrt man von mir noch weiter?"

— „Nur wenig, meine Gnädige, wenn man es von einem objektiven und rationellen Gesichtspunkte aus auffaßt," erwiderte Rölling einschmeichelnd. „Ihrer subjektiven Auffassung freilich wird es nicht entsprechen, gnädiges Fräulein, zumal im gegenwärtigen Augenblick, wo offenbar die Erinnerung an all' Ihre vergangenen und noch vorhandenen Leiden Ihr Gemüth in eine verzeihliche Reizbarkeit versetzt hat. Gestatten Sie mir, diese Mittheilung auf einen späteren, ruhigeren Moment zu verschieben, und vergönnen Sie mir, einstweilen alle diejenigen Beschwerden zu hören, welche Sie über Ihre dermalige Lage mit Recht erheben zu können glauben!"

„Oh Gott, nein! Herr Kanzleirath, üben Sie Mitleid!" rief Melanie tief erschüttert und eindringlich; „Sie sehen ja, ich habe in diesem Augenblicke nicht die klare Fassung, um alle meine Klagen einzeln vorzutragen und zu begründen, — Klagen, die ja in meinen so zu sagen mit dem eigenen Herzblut geschriebenen Briefen schon längst spezialisirt sind. Wozu kann es helfen, über jeden einzelnen Punkt zu feilschen, wenn meine gestrenge Tante und mein Oheim schon über eine Wendung einig sind, welche Sie meinem Schicksal geben wollen? Oder ist dem nicht so, mein Herr?" — Der Kanzleirath nickte bejahend. — „Sie sehen mich so deprimirt, so entnervt, so zerschlagen und darniedergetreten, Herr Rölling, daß ich in der That selbst zu einem passiven Widerstande unfähig bin. Ich werde mich daher bereitwillig in jedes Zugeständniß fügen, wenn es nur einigermaßen sich mit meinem Gewissen vereinigen läßt. Bitte, reden Sie offen, damit mir Ihre Aufträge nicht länger vorenthalten bleiben!" fügte Sie mit einem Tone hinzu, der wirklich so zerknirscht und gebrochen klang, daß er den Beauftragten ihrer Verwandten mit stillen Hoffnungen erfüllte.

— „Wohlan denn, gnädiges Fräulein," erwiderte er sanft und leutselig, „ich will Ihren Wunsch erfüllen. Aber lassen Sie es mich persönlich nicht entgelten, was mein Mund Ihnen mittheilen muß. Nur die Erwägung, daß Niemand außer mir in dieses Geheimniß Ihrer hochverehrten Familie eingeweiht ist und daß es in diesem Augenblick präjudizell wäre, weitere Personen in dasselbe einzuweihen, und die Erinnerung an das, was ich Ihrem seligen Herrn Vater verdanke, konnte mich bestimmen, in dieser tragischen Angelegenheit eine Mission zu übernehmen. Ihre Excellenz die Frau Oberſthofmeisterin, welche die Gnade gehabt hat, mich gestern noch in einer kurzen Privataudienz zu empfangen," fuhr Rölling fort, nachdem Melanie durch eine leichte Kopfbewegung seine Dienstfertigkeit dankend anerkannt hatte, — „geruhen Ihnen folgenden Vorschlag zu machen: Sie, gnädiges Fräulein, sollen eine Präbende als Stiftsdame im Damenstift zu Moosheim erhalten und alles Vergangene Ihnen vergessen und vergeben seyn. — Sie erlauben mir, meine Gnädige, Ihnen die Formel aus dem hierüber aufgesetzten Instrument vorzulesen, welches nur Ihrer Unterschrift bedarf, um zur vollen Rechtskraft zu gelangen, — wenn Sie hiermit feierlich und ausdrücklich an Eidesstatt erklären und sich verpflichten:

1) auf jeden Verkehr mit dem ehemaligen Premierlieutenant Fincke für immer zu verzichten und denselben niemals zu heirathen;

2) das aus der Verbindung mit demselben entsprossene Töchterchen Cäcilie niemals als Ihr Kind anzuerkennen, sich von demselben für alle Zeiten loszusagen und die Sorge für die Zukunft der Kleinen dem Ermessen Ihrer Excellenzen der Frau Oberſthofmeisterin Gräfin Balde und des Herrn Staats-Ministers Freiherrn von ...

„Halten Sie ein, Herr Rölling!" fiel ihm Melanie todesbleich und bebend in's Wort, — „diese Bedingung geht gegen mein Gewissen und Vermögen! Eine Mutter ihr Kind verstoßen, der Gnade oder Ungnade Fremder preisgeben! — unmöglich!"

„Halten zu Gnaden, meine verehrteste Baronesse," entgegnete Rölling mit sanfter Belehrung, „es sind keine Fremden, welche sich des Kindes annehmen wollen, es sind vielmehr Ihre eigenen nächsten Anverwandten, Ihre natürlichen Vormünder! — Ich beklage es, daß diese Bedingung gestellt ward, welche auf den ersten Anschein streng und prätentiös klingt, und ich war darauf gefaßt, daß Sie dagegen opponiren würden. Allein verschieben wir die Erörterung auf später und lassen Sie mich die Bedingungen vollends vorlesen:

3) dem gesammten Familienrathe schriftlich oder mündlich förmliche Abbitte für diejenige Handlung zu thun, wodurch Sie dem erlauchten Hause einen solchen Schimpf angethan haben, und

4) bei Lebzeiten Ihrer Excellenzen der Frau Oberſthofmeisterin und des Herrn Staatsministers niemals wieder in die Residenz zurückzukehren oder auch nur vorübergehend einen kurzen Aufenthalt daselbst zu nehmen, sondern den Schauplatz Ihrer pflichtvergessenen Aufführung in einem Umkreis von acht Meilen beharrlich zu meiden. — Dieß ist Alles, meine Gnädige!"

„Alles? sagen Sie? erscheinen Ihnen diese Verpflichtungen so unbedeutend, Herr Rölling?" jammerte Melanie mit gerungenen Händen und legte das Haupt auf die Lehne ihres Korbstuhls, denn ihr war als sollte sie zusammenbrechen unter der Wucht dieser Bedingungen. „Haben Sie denn kein Herz, Herr Kanzleirath, um zu fühlen, was man mit diesen Bedingungen von mir verlangt? Kann Ihr Rechtsgefühl sie billigen?"

— „Belieben Sie nicht zu vergessen, gnädiges Fräulein, daß ich nicht berufen bin, den Inhalt dieses Reverses zu qualifiziren, sondern Ihnen denselben mitzutheilen und vom Standpunkte Ihrer hochverehrten gnädigen Verwandten aus zu motiviren!" erwiderte Herr Rölling mit einiger Zurückhaltung. „Ich habe Seiner Excellenz dem Herrn Minister nicht vorenthalten zu dürfen geglaubt, meine gnädige Baronesse, daß nach Allem, was ich von Ihnen weiß und wie ich Sie zu kennen die Ehre habe, diese Vorschläge von Ihnen nicht so unbedingt

angenommen werden dürften. Allein Seine Excellenz hatten die Gnade mir zu bemerken, daß die gnädige Frau Oberst-Hofmeisterin sich dem Versuch unterziehen wolle, Ihnen trotz des Vorgefallenen die Präbende als Stiftsdame zu verschaffen und daß sich Seine Excellenz daher bemüßigt gesehen, auch der genannten Dame die Bestimmung der Bedingungen zu überlassen. Nach dem unmaßgeblichen Eindruck aber, den meine Wenigkeit von dem Gebahren Seiner Excellenz in der ganzen Sache hingenommen, dürfte ich mir den Wink erlauben, daß wenn es nicht in Ihrer Convenienz liegen sollte, diese Vorschläge anzunehmen, meine Gnädige, es ziemlich schwer halten dürfte, den Herrn Minister für ein anderweitiges Zugeständniß wegen Ihrer Zukunft zu gewinnen, — obschon ich, aus wirklichem echtem und aufrichtigem Mitgefühl für Sie, gnädiges Fräulein, nicht versäumen werde, mich zu Gunsten jedes anderweitigen plausiblen Vorschlags zu verwenden."

Melanie überhörte das Ermuthigende, was in dieser Andeutung liegen sollte, denn der bitterste Schmerz hatte sie förmlich übermannt. Sie war in dem Korbstuhl zusammengesunken und schluchzte laut, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen. Auch auf Rölling machte dieser Ausbruch einer halben Verzweiflung einen tiefen Eindruck; wenigstens verrieth sich derselbe in den Blicken, womit er sie fortwährend betrachtete, obschon eine genauere Beobachtung vielleicht dargethan haben würde, daß sich diesem zur Schau getragenen Mitgefühl noch eine Unterströmung von Neugier und Berechnung, von lauernder Behutsamkeit beigesellten. Seine dunkelgrauen Augen rollten wie diejenigen eines Katers, der durch ein dünnes Drahtgitter von einer sehr fetten Wachtel getrennt ist und nun schon in Gedanken seine Mahlzeit an derselben hält, und mit ungeduldiger Spannung dem Augenblick entgegensieht, wo ein Zufall ihm das Gitter öffnen und den Sprung erlauben wird. Die Rundung von Kopf und Gesicht erhöhten noch nebst den rollenden Augen die Aehnlichkeit des Herrn Rölling mit einer Katze.

Wer in diesem Augenblick die Gedanken des Kanzleiraths hätte daguerreotypiren können, der würde auch bemerkt haben, daß er sich angelegentlich mit Fräulein v. Hellwart beschäftigte. Er zollte ihr ein aufrichtiges Mitgefühl, nur war es, ganz nach der Weise dieses Mannes, durchaus verquickt mit berechnender Selbstsucht. Rölling kannte das Fräulein schon seit ihrer frühesten Kindheit; sie hatte vollständig unter seinen eigenen Augen aus einem engelschönen Kinde sich zu einer reizenden Jungfrau, zur gefeiertsten Schönheit des Hofes entwickelt, die in all' dem Stolz und der geschmeichelten Eigenliebe, welche ihre Stellung nothgedrungen in ihr wachgerufen, doch immer noch mit einer gewissen vertraulichen Freundlichkeit seinen Gruß bei allfälligen Begegnungen erwidert, denn Herr Rölling gehörte unter Melanie's Jugend-Erinnerungen, zu jenen süßen unvergeßlichen Erinnerungen an das Vaterhaus, die uns lebenslang begleiten und ihren unsäglich holden Reiz sogar für das blasirteste Gemüth haben, einen Reiz den die Länge der Zeit eher steigert und mit einer Glorie umgibt als abschwächt. Und Melanie war nicht blasirt; sie war es nie gewesen, und wenn sie auch je an dieser geistigen Modekrankheit der Zeit gelitten hätte, so würde ihr Leben seit mehr als zwei Jahren sie davon gründlich geheilt haben. Herr Rölling gemahnte Melanien an ihre schönsten unvergeßlichsten Tage im Elternhause, als sie noch eine Heimath gehabt, als noch ihr Vater wenigstens ein halbes Stündchen täglich für seine Kinder gehabt, als ihre Mutter in den Zwischenzeiten ihres wichtigen Hofamtes doch hie und da ein Stündchen gefunden, wo sie ihre Tochter zu sich in ihren Salon kommen ließ um sich von ihren Fortschritten im Lernen, von der mähligen Entfaltung ihrer Schönheit und von ihrer Gesundheit, ihrem tadellosen Accent im Französischen, ihrer graziösen Tournüre zu überzeugen, — an jene unvergeßlichen Halcyontage der Kindheit, wo man noch keinen größern Schmerz kennt, als den um den zerbrochenen Kopf einer Puppe oder die vereitelte Hoffnung auf den Besuch einer Freundin, — wo Melanie noch an eine Heimath in Anderer Herzen glaubte und wo der bloße Anblick des stattlichen eleganten Mannes mit den glänzenden Orden oder bunten Bändern im Knopfloch, welcher ihr Bonbons und süße zärtliche Worte gab und sie ma chère enfant nannte, und die täglichen Bemerkungen der vornehmen, stolzen, schönen Frau, zu welcher Melanie ma chère maman sagen mußte, und das Zusammenleben unter Einem Dache mit diesen Menschen, vor denen alle Hausgenossen so ungeheuren Respekt hatten, und mit ein paar wilden Jungen, die Melanie ihre Brüder nannte, ihr das Bewußtseyn gegeben, daß sie sich betrachten durfte als das Glied des Edelsten, Heiligsten, Tröstlichsten was das Leben hat, — einer Familie! — Herr Rölling, zu jener Zeit der Sekretär des Hofmarschalls und Oberststallmeisters Freiherrn Leo von Hellwart, hatte damals den Kindern desselben aus freiem Antriebe Schreibunterricht ertheilt, um sich das Wohlwollen seiner Herrin, Ihrer Excellenz der Frau Oberhofmeisterin der Königin, Freifrau v. Hellwart, zu sichern, deren Tod nachher dasselbe für das Wohl der Menschheit und das Glück der Nationen so hochwichtige Amt an ihre Schwägerin die Gräfin Balde übertrug. Und aus welchem andern Grunde war wohl jener Schreibunterricht eine solch angenehme und erfreuliche Jugenderinnerung für Melanien, als weil es so ziemlich der einzige Unterricht gewesen, welchen sie mit ihren Brüdern gemeinsam genossen und welchem Papa oder Mama beinahe regelmäßig beigewohnt hatten, ersterer um seine Zeitungen zu lesen, letztere mit dem neuesten pariser Roman oder irgend einer neuen feineren weiblichen Arbeit beschäftigt, welche dazu ausersehen war, im nächsten Cercle Ihrer Majestät die wesentlichsten Kosten der Unterhaltung zu tragen! — Oh, damals, damals hatte Melanie noch eine Heimath, hatte Eltern und Brüder, und diese alle hatte sie bald nachher mit dem Tode ihrer Mutter rasch verlieren müssen, um allein und ungeliebt — doch nein! später konnte sie beides nicht mehr von sich behaupten! — wenigstens eine ziemlich freudlose Jugend entlang durch das Leben hinzuwandern! deßhalb aber war Herr Rölling, wie alles, was mit

ihrem Vaterhause zusammenhing, Melanien auch besonders theuer geworden.

Melaniens Anblick dagegen erinnerte Herrn Rölling ebenfalls an eine Zeit, die er bisweilen, in den selteneren, sentimentalen Momenten seines Daseins, zu den schönsten Epochen seines Lebens zählte, denn es war die unwiederbringliche Periode, welche jeder Mensch nur einmal erlebt, es war seine Jugendzeit gewesen — die Zeit seiner Kämpfe, seiner Aspirationen und auch — seiner Illusionen. Herr Rölling hatte damals die erste Stufe zu dem Piedestal erklommen, auf welchem er gegenwärtig sich selber und der Welt gegenüber stand: er war aus einem obscuren Lehrgehilfen der Privatsekretär des einflußreichen Hofmarschalls und Oberststallmeisters geworden, und das alles durch einen ganz eigenthümlichen Glücksfall, welchen wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Der Herzog von Methwurst-Schwortenmagen war bei Hofe zu Besuch gewesen, hatte aus den königlichen Gestüten bei Gelegenheit einer Versteigerung von Racepferden einige Ankäufe gemacht und ein besonders hübsches und elegantes Reitpferd eigener Zucht vom edelsten Vollblut als ein Geschenk vom Landesherrn erhalten. Er hatte dafür Herrn von Hellwart das Großkreuz seines Hausordens vom hölzernen Thurme in Aussicht stellen lassen und den Wunsch ausgesprochen, den Stammbaum sämmtlicher Pferde, des geschenkten wie der erkauften, zu besitzen. Nun schmeichelte sich der Herr Hofmarschall und Oberststallmeister aber einer Handschrift, welche nicht zu den allerleserlichsten und geläufigsten gehörte, und wollte seinem Chef, dem Oberhofmarschall Grafen Leerhaupt, nicht ebenfalls zu einem Großkreuz jenes methwurst-schwartenmagenschen Hausordens verhelfen, indem er die Ausfertigung der betreffenden Stammbäume auf amtlichem Wege nachsuchte, in welchem Falle Graf Leerhaupt sicher die ganze Sache selber in die Hand genommen und alles so geleitet haben würde, daß Herr v. Hellwart nur ein Komthurkreuz, er selber aber das Großkreuz erhalten haben würde. Herr von Hellwart schickte daher von kurzer Hand zu dem Vorsteher des Waisenhauses und ließ denselben bitten, ihm aus der Zahl seiner Lehrgehilfen oder Schulamts-Präparanden einen „Kerl" zu schicken, welcher eine schöne Handschrift schriebe und gewillt wäre, in etlichen Stunden ein paar Thaler zu verdienen. Der hiezu qualificirte und erbötige „Kerl" nun war Herr Philipp Rölling, ehemaliger Zögling, nunmehr unterster Hilfslehrer am Landeswaisenhause. Er kam, sah, schrieb — und schrieb schön, denn er schrieb überhaupt wie gestochen, der damals neunzehnjährige Philipp Rölling, erhielt einen Thaler und ein Abendbrod, nebst der Zusage, daß „man an ihn denken werde"; — am Abend noch dem Theater hatte der Herzog v. Methwurst-Schwartenmagen seine Pferdestammbäume, am andern Morgen hatte der Hofmarschall und Oberststallmeister Freiherr von Hellwart das Großkreuz des genannten Hausordens, am Abend darauf Herr Oberhofmarschall Graf Leerhaupt das Gallenfieber, weil ihm dieses Großkreuz entgangen war, und acht Tage darauf hatte Seine Majestät ihren ersten und hochverdienten Hofbeamten verloren, dessen Posten vorerst unbesetzt blieb, um den Aufwand dafür zu ersparen, und der siegreiche Baron Hellwart, der als bloßer Baron nicht Oberhofmarschall werden konnte, den allerhöchsten Auftrag, die Geschäfte des erledigten Oberhofmarschallamtes ad interim zu versehen, und die hiefür ausgesetzten Kanzleikosten zu liquidiren. Die erste Amtshandlung des neuen Chefs der gesammten Hofverwaltung war, sich den ehemaligen Waisenknaben und nunmehrigen Lehrgehilfen Philipp Rölling als Privatsekretär anzustellen, um sich die Mühe der Vielschreiberei und seinen Untergebenen die undankbare Aufgabe zu ersparen, die etwas mysteriöse Handschrift ihres neuen Chefs studiren zu müssen, denn Baron Hellwart war zwar ein ausgezeichneter Cavalier und sprach ein süperbes Französisch, befand sich aber auf einem ziemlich gespannten Fuße mit der deutschen Ortho- wie mit der Kalligraphie. Und so war Herr Rölling zu Hofe gekommen und hatte im Schweiße seines Angesichts auf dem glatten Parquet des Hoflebens gehen gelernt, dann aber, als er erst dort zu gehen verstand, auch das Vorwärtskommen und die Bedingungen desselben begriffen. Er hatte sich mit den neueren Sprachen und sonstigen Accomplissements bekannt gemacht, seine Handschrift und seinen Styl vervollkommnet, hatte schön, d. h. höchst unterthänigst und verbindlich, reden und schreiben gelernt, hatte aber noch mehr gelernt, was einem Hofmann zu wissen und zu üben frommt, nämlich zu schweigen, niemals zu widersprechen, am rechten Orte zu sprechen, die Dummheiten und Fehler seiner Chefs auf sich zu nehmen und deren geheimste Geheimnisse zu erspähen, aber niemals auszubeuten, sondern nur ahnen zu lassen, daß er einiges davon wisse, und dergleichen mehr. Kurzum, er hatte es dahin zu bringen gewußt, daß er, — als Herr v. Hellwart starb, angeblich an einer Portion Phosphor, weil er es nicht hatte überleben wollen, daß die Coterie Leerhaupt-Walde ihn gestürzt, und er dem jungen Grafen Leerhaupt als dem neuen Oberhofmarschall sich hatte subordiniren müssen, — von dem Bruder seines verstorbnen Chefs, dem Minister der Auswärtigen und des königlichen Hauses, Baron Cäsar v. Hellwart, übernommen und erst als dessen Privatsekretär, dann aber als Expedient auf dessen Bureau angestellt worden war. Es war daher nicht zu verwundern, wenn Herr Rölling an jene ersten Anfänge seiner öffentlichen Laufbahn, an die Tage seiner Wirksamkeit im Hause des Hofmarschalls von Hellwart, mit einer gewissen gelinden Rührung zurückdachte. Aber nur wer ein Gedanken-Daguerreotyp besessen hätte, würde ermittelt haben, daß Herr Rölling, der nüchterne, praktische, geschmeidige Mann, der doch sonst durchaus nicht infatuirt erschien, sich in diesem Augenblick mit der stillen Hoffnung trug, sich selbst sogar um die Hand der Tochter seines früheren Chefs, um die Hand von Baronesse Melanie von Hellwart, zu bewerben.

Allerdings, wer ihm noch vor zwei Jahren gesagt hätte, daß er jemals sich mit einer solchen Hoffnung tragen werde, den hätte er für verrückt, weil er eine solche Hoffnung selber für reinen Wahnsinn gehalten. Aber die Zeiten ändern sich. Baronesse Melanie war nicht mehr die Hofdame der Prinzessin Erich, nicht mehr die gefeierte Schönheit des Hofes. Nein, am Hofe war sie ganz vergessen und verschollen; niemand sprach

mehr von ihr und wenn jemals ihr Name zufällig genannt ward, dann gedachte man ihrer mit einem eiligen mitleidigen: „Ach ja, die schöne Hellwart!" als Einer, die 'mal vor langer, langer, unvordenklicher Zeit an jenem Horizont vorübergezogen sey. Und in der That, wer Freiin Melanie damals gekannt hatte, der würde sie jetzt kaum wieder erkannt haben. Die stille Anmuth und der gewinnende Liebreiz hatten wenig mehr gemein mit der sieghaften, stolzen Schönheit, der blühenden Frische jener triumphirend prächtigen Erscheinung von ehedem. Der Kontrast von damals und jetzt gereichte wahl allein dem sehr umsichtigen und besonnenen Kanzleirath Rölling zur Entschuldigung, wenn er sich die etwaige Möglichkeit einredete, die Hand Melaniens nach gewinnen zu können.

Rölling hatte die tief erschütterte Verbannte sich ausweinen lassen, ohne sie zu unterbrechen. Er haffte sie alsdann desto nachgiebiger zu finden. Als ihr Schluchzen in ein stilles Weinen übergegangen, war er ihr näher gerückt. Als sie zum ersten Mal das Tuch vom Gesicht nahm, hatte er ihre Hand schüchtern ergriffen und an seine Lippen geführt, hatte sie aus seinen großen Augen mit einem halb wehmüthigen, halb entschuldigenden Blicke angeschaut und mit einer unverkennbaren Geberde um Aufmerksamkeit gebeten.

„Ich beklage von ganzem Herzen, meine Gnädige, daß ich Ihnen diese furchtbare Gemüthserschütterung zu bereiten gezwungen war," sagte er. „Ich begreife Ihre entsetzliche Lage, und möchte Ihnen so gerne in irgend welcher Weise helfen. Sie wissen, meine Gnädige, welche Pflichten der Dankbarkeit mich Ihrer Familie verbinden.... Würden, könnten Sie mir einiges Vertrauen schenken? Das Wenige, was in meinen schwachen Kräften steht, wird mit Vergnügen geschehen, um Ihnen zu helfen!"

„Ich danke Ihnen innigst, Herr Rölling," versetzte Melanie mit einem unsäglich warmen Aufschlag ihrer braunen Augen zu ihm; „fürwahr, Sie sind ein Mann von Ehre und haben mein volles Vertrauen. Aber sagen Sie selber, was soll ich thun? Kann ich wirklich diese grausamen Bedingungen eingehen?"

„Es steht noch immer bei Ihnen, meine Gnädige, andere und bessere zu erzielen," flüsterte er geheimnißvoll. „Nur Gebot und Nachfrage, nur Feilschen macht einen Handel."

— „Wirklich, Herr Rölling?" rief Melanie lebhaft aufblickend; — „Sie glauben also, daß ich diese Bedingungen nicht anzunehmen brauche, daß man mich nicht zwingen kann?"

„Ich glaube, meine Gnädige, daß das Ausschlagen der Bedingungen, welche man Ihnen angeboten hat, in Ihrer Lage nichts verschlimmern kann oder wird," entgegnete Rölling ruhig und beschwichtigend. „Nur möchte ich es nicht befürworten, daß Sie mich mit einem totalen Refüs auf sämmtliche vier Punkte nach Hause zurücksenden, gnädiges Fräulein, denn die Antwort darauf würde nicht von derjenigen Demuth zeugen, welche Ihre gnädigen Verwandten zur Vorfrage einer weitern Verhandlung mit Ihnen machen..... Wollen Sie mir ein offenes, ehrlich gemeintes Freundeswort gestatten, meine Gnädige?"

— „Oh, tausend für eines, bester Herr Rölling! Gott segne Sie dafür!" rief Melanie aufathmend, und rückte ihm unwillkürlich näher.

„Wohlan, dann lassen Sie uns offen über Ihre ganze Lage, über alle einzelnen Punkte der Vorschläge sprechen, deren Uebermittelung mir eine unaussprechlich schmerzvolle Pflicht gewesen wäre, wenn ich nicht aus all' den Briefen, welche Sie an Ihre Excellenzen den Herrn Minister und die Frau Oberstbofmeisterin geschrieben haben ....

— „Und die man Ihnen zum Lesen anvertraute?.... meine Briefe, Herr Rölling?.... jene Briefe, welche ich gleichsam mit meinem Herzblut geschrieben habe?"

„Eben dieselben, mein Fräulein!" versetzte er ruhig und begütigend. „Die Thatsache, daß ich jene intimen Briefe kenne, daß man sie mir mitgetheilt hat, damit ich ein Resumé aller Ihrer Beschwerden zusammenstelle und deren Begründung untersuche, um darüber zu berichten, darf Sie nicht demüthigen nach beunruhigen, meine Gnädige. Auch dürfen Sie nicht eben einen Mangel an Zartgefühl von Seiten Ihrer gnädigen Verwandten darin sehen, nach ein Zeichen von Indiscretion von meiner Seite, daß ich mir die Gnade erbeten habe, von all jenen Briefen Einsicht nehmen zu dürfen ...."

— „Aber aus welchem Beweggrund, Herr Rölling, haben Sie dieß verlangt?" fragte Melanie erglühend und zitternd vor Aufregung.

„Wir Männer von der Kanzlei müssen jeden Fall, welcher zur Entscheidung vorgelegt werden soll, erst in das Stadium des Referats bringen, bevor er spruchreif wird, gnädiges Fräulein," erwiderte Rölling mit einem beruhigenden, feinen Lächeln. „Geruhen Sie mir zu bemerken, daß Ihr Fall mir vorkam wie Einer, wo ein Petent seine Bittschrift bei der einen Behörde, und zwar vielleicht bei der incompetenten, eingereicht hat, und nun bei der competenten Behörde lange und oft vergeblich Sturm schlägt, daß man ihm auf seine Eingabe Bescheid ertheilen möge; nun kann aber die fragliche Angelegenheit unmöglich erledigt werden, bevor beide Kollegien, welche dieselbe zu entscheiden haben, durch Vermittelung eines Referenten genau orientirt worden sind. Ein solcher Referent wird zunächst die bei beiden Kollegien zerstreuten Akten zu sammeln und zu ordnen und seinem Referate zu Grunde zu legen haben ...."

— „Ah, nun verstehe ich, mein bester Herr Kanzleirath! der Himmel lohne es Ihnen!" fiel ihm Melanie ergriffen in's Wort und reichte ihm die Hand. „Sie haben Recht, das ist ganz mein Fall! Verzeihen Sie mir meine Empfindlichkeit!"

„Von Herzen, meine Gnädige, wie Sie mir meine Offenheit verzeihen mögen, denn ohne diese Offenheit kommen wir nicht zum Ziele," fuhr er mit einer gewissen sichern Ueberlegenheit fort. — „Also hatte ich von dem Moment an, wo Seine Excellenz, Ihr Herr Oheim Minister, die Gnade gehabt, mich endlich mit der Beantwortung Ihrer verschiedenen Zuschriften zu betrauen, — an deren eigenhändiger Beantwortung der gnädige Herr durch seine vielseitigen Amtsgeschäfte in der That verhindert ist, — keine andere Absicht und keinen andern Eifer, als den, Ihre erschütternde Angelegenheit zu

einem Abschluß zu bringen. Zu diesem Endzweck erbat ich mir die Ermächtigung meines hochmögenden Gönners, mich bei Ihrer Excellenz der Frau Obersthofmeisterin als denjenigen legitimiren zu dürfen, welcher die fragliche Angelegenheit zu einem zweckentsprechenden Austrag bringen sollte, und da die hohen Herrschaften bei dero vielseitigen und verwickelten Geschäften sehr gerne erbötig sind, Andere für sich arbeiten zu lassen," setzte er mit einem unwillkürlichen feinen Lächeln hinzu, — „so sah ich auch dort mein Anerbieten höchst huldvoll acceptirt und mich mit den sämmtlichen Briefen versehen, welche zu meinem Referat erforderlich waren. Außerdem hatte ich schon anderweitig verschiedene Erkundigungen eingezogen, welche zur Herstellung des objektiven Sachverhalts unumgänglich nothwendig waren, und deren Mittheilung ich Ihnen, meine Gnädige, um so weniger vorenthalten will, als dieselben zur Entscheidung einiger der angeregten Bedingungen nicht unwesentlich seyn dürften."

— „Mein edler, treuer Freund! — Sie beschämen mich ordentlich!" lispelte Melanie und drückte ihm die Hand, während sie mit ihrer Linken das Tuch an die Augen hielt. „Ich bin förmlich überrascht von dem, was Sie mir mittheilen, mein lieber Herr Kanzleirath!... Oh, gönnen Sie mir nun noch einen Moment, mich zu sammeln, denn ich möchte nach so vielem fragen, daß ich eigentlich kaum weiß, wo ich anheben soll!"

„Betreiben wir die Sache einigermaßen geschäftlich, meine Gnädige, indem wir die Ihnen angesonnenen Bedingungen durchsprechen, so ergibt sich dabei von selbst die Gelegenheit zu einer Menge von Fragen, auf welche ich Ihnen nach Maßgabe meiner Forschungs-Resultate die entsprechende Erkundigung geben will," sagte Rölling mit der Ruhe und Zuversicht eines gewandten Geschäftsmannes. „Was zunächst die Erledigung der ersten Bedingung betrifft, daß Sie auf jeden Verkehr und auf jede künftige Verbindung mit einem gewissen Herrn verzichten sollen, so dürfte dieser Punkt am leichtesten zu bereinigen seyn, falls die Nachrichten, welche Sie über Herrn Fincke haben, mit demjenigen zusammentreffen, was mir von glaubwürdiger Seite über denselben berichtet worden ist.... Werden Sie es mir verdenken, mein gnädiges Fräulein, wenn ich Sie im Interesse der Sache recht innig bitte, mir nichts zu verhehlen, was Sie von Herrn Fincke wissen, indem wir sonst zu keinem sichern Ziele kommen? Seyn Sie auch meiner unbedingten Discretion hierüber versichert, denn ich werde das, was Sie mir anvertrauen, unverbrüchlich heilig halten. Seit wann haben Sie keine Nachrichten mehr von Herrn Fincke?"

— „Seit achtzehn Monaten, Herr Rölling," versetzte Melanie schmerzlich und mit strömenden Thränen. „Am Vorabend meiner Abreise von Heidelberg erhielt ich von ihm Antwort auf einen Brief, worin ich ihn von der Geburt unseres Kindes benachrichtigt hatte. Er meldete mir seine Freude darüber, schilderte mir die Sorge, worin er meinethalben stets geschwebt habe, seit ich aus der Residenz verschwunden war, seine vergeblichen Bemühungen bei meinen Verwandten, um deren Einwilligung zu unserer Verbindung zu erlangen, — die demüthigende Weise, in welcher man ihn durch eine Reihe von Kabalen gezwungen habe, seinen Posten als militärischen Gouverneur des Prinzen Hugo Erich aufzugeben, seinen Sturz in Ungnade, seine Versetzung zu den Pionnieren u. s. w. Er meldete mir darin, daß er seine Entlassung eingereicht habe und auf dem Punkte sey, nach Nord-Amerika zu gehen, um als Feldmesser oder Ingenieur daselbst einen Wirkungskreis zu finden; er schwur mir hoch und theuer, mich dorthin abzuholen, sobald er eine gesicherte Lebensstellung und ein genügendes Auskommen gefunden haben würde; er war voll der besten Hoffnungen in dieser Beziehung, bezeichnete mir eine sichere Adresse, durch welche er alle meine Briefe erhalten werde, und gelobte mir recht oft zu schreiben, sobald ich ihn immer von meinem eigenen Aufenthalt in Kenntniß erhalten würde.... Allein obschon ich oft, unzählige Male seither an Roland geschrieben, obschon ich ihm mein ganzes Schicksal seitdem erzählt und unter verschiedenen Adressen an ihn geschrieben, obschon ich mich an seine Geschwister gewendet habe, um von ihm etwas zu erfahren, — obwohl ich felsenfest überzeugt bin, daß Roland mir ewige Treue halten wird, — so ist mir doch niemals das mindeste Lebenszeichen mehr von ihm zugekommen, noch hat es in der Konvenienz der Seinigen gelegen, auch nur meine Briefe an diese zu beantworten," setzte sie mit einer schmerzlichen Entrüstung hinzu.

„Meiner Treu, ich beklage Sie sehr, gnädiges Fräulein; aber ich finde das alles ganz erklärlich," erwiderte Herr Rölling ruhig, und sein Auge, das seither mit einer gewissen forschenden Schärfe auf Melanien's Zügen geruht hatte, nahm einen wehmüthigen Ausdruck an. „Sie haben ganz correct gehandelt, meine Gnädige, und auch Herr Fincke hat wohl keinerlei Grund gegeben, der uns berechtigte, an seiner Loyalität zu zweifeln. Aber

> Was sind Hoffnungen? was sind Entwürfe,
> Die der Mensch, der vergängliche, baut?..
> Was sind Hoffnungen? was sind Entwürfe,
> Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
> Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?

Und welche Kluft liegt immer zwischen Demjenigen, was wir uns vornehmen, und Demjenigen, was das Schicksal auszuführen uns erlaubt?..."

— „Großer Gott! Sie erschrecken mich, Herr Rölling! ist Roland todt?..."

„Mit nichten, meine Gnädige! eine sichere Kunde von seinem Tode ist nicht zu seinen Geschwistern gelangt, aber Herr Fincke ist verschollen — spurlos verschollen," erwiderte Rölling voll Mitgefühl. „Daß er Ihnen nicht geschrieben, daß er trotz seines Versprechens Ihnen kein Lebenszeichen von sich gegeben hat, das bestätigt mir nur, was seine Geschwister mir vermuthend angedeutet haben, daß er... nicht mehr unter den Lebenden seyn kann, obschon die nähere Kunde über Ort und Zeit seines Todes noch abzuwarten ist...."

— „Todt? also todt?" wiederholte Melanie händeringend und sank in sich zusammen. — „O Gott, konnt' es denn anders enden? Konnte dieser Bund je auf Erfüllung rechnen, nachdem meine Verwandten... Und doch, nein, nein! ich

kann es nicht glauben! er muß noch leben, sonst hätte ich längst ein Zeichen, eine Ahnung davon gehabt!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Testament von St. Helena.

Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich

von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Am Morgen war der Prinz schon frühe munter, und schon beim Frühstück erschien er in der Uniform eines Artillerie-Lieutenants des schweizerischen Volksheeres, in welcher er die polnische Deputation empfangen wollte. Er suchte bis zu deren Ankunft allein zu seyn, und überließ es seiner Mutter und dem Gaste, dem florentiner Arzte, die Honneurs von Areneuberg zu machen.

Gegen eilf Uhr endlich langte der Wagen an, welcher die polnische Deputation brachte, und der alte Rousseau in schwarzem Frack und Escarpins empfing die drei Herren an der Hausthüre und führte sie in den Salon. Es waren drei imposante, einnehmende Gestalten, diese drei polnischen Abgesandten. Der erste derselben, ein Graf Boratynski, war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von mittlerer Größe, breiter Brust, herkulischen Schultern, stolzer, strammer Haltung und einem schönen Kopf; dunkle Locken umrahmten das edle Gesicht, dem ein Paar geistvoller Augen einen besonderen Ausdruck verlieh, ein dichter schwarzer Schnurbart verstärkte noch den Eindruck von Willensfestigkeit und kühner Entschlossenheit, welcher um Mund und Kinn lag, und alles an diesem Manne deutete auf eine energische, herrschensgewohnte Natur. Der zweite Herr, ein Senator Racionzki, war ein schlanker, hochgewachsener Mann von etwa 48 Jahren, mit feinem, schlauem Gesicht, das etwas von einem Diplomaten hatte, und eleganten, weltgewandten Manieren; sein maßvolles und zuversichtliches Gebahren verrieth den gewiegten Juristen.

Der dritte Herr, Oberst Szydlowiezki, war ein Veteran der napoleonischen Armee, mit Leib und Seele Soldat, einer jener unerschrockenen sabreurs, welche die polnischen Regimenter unter allen Himmelsstrichen so gefürchtet gemacht hatten.

Diesen drei Männern trat nun die Königin Hortense am Arme ihres Sohnes gegenüber, um sie mit jener unnachahmlichen, herzgewinnenden Anmuth, die von jeher ihr einen so sieghaften Eindruck sicherte, auf Arenenberg willkommen zu heißen. Fräulein v. Masuyer, Doctor Conneau und Oberst Parquin mit seiner Gattin waren noch als Hofstaat beim Empfang anwesend, aber die beiden letztgenannten Damen zogen sich zurück, sobald die drei polnischen Herren auf den Gegenstand ihrer Mission eingingen. Oberst Szydlowiezki war entzückt, in Oberst Parquin einen ehemaligen Waffengefährten gefunden zu haben, und schloß sich sogleich diesem an. Der Senator Racionzki, welcher den Sprecher machte, hatte sich seines Auftrags kaum erledigt, als ihn die Königin in Beschlag nahm, während Graf Boratynski sich vorzugsweise mit dem Prinzen zu thun machte und es übel vermerkte, daß Doctor Conneau immer als stiller Beobachter und Zuschauer an des Prinzen Seite blieb.

Bei dem nun folgenden Gabelfrühstück drehte sich das Gespräch vorzugsweise um die Reise der drei polnischen Herren, welche beinahe Tag und Nacht unterwegs gewesen waren, um über Czenstochau, Oppeln, Neiße, Glatz, Königgrätz, Pardubitz, Prag, Pilsen, Regensburg, Ingolstadt, Augsburg, Memmingen und Ravensburg Konstanz zu erreichen; und um die mancherlei Abenteuer, welche diese Herren bestanden hatten, um die Aufmerksamkeit der preußischen und österreichischen Polizei zu täuschen. Aber nach dem Frühstück trat man zu einer erneuerten Besprechung zusammen, um von der Deputation genauere Nachrichten über die gegenwärtigen Zustände in Polen und die Hülfsquellen des polnischen Volkes zu erlangen, und alle diejenigen mündlichen Aufklärungen zu erhalten, welche erforderlich waren, um dem Prinzen zu einem definitiven Entschluß zu verhelfen. Doctor Conneau insbesondere machte von dem ihm eingeräumten Rechte des Fragens einen sehr umfassenden Gebrauch, und seine Fragen waren so scharf bestimmt und auf ganz concrete Gegenstände gerichtet, daß sie die polnischen Herren mehrfach in einige Verlegenheit brachten und wider deren Willen manche Punkte aufdeckten, die sie als wunde Flecke am Körper der jungen, auf Tod und Leben kämpfenden Republik lieber verschwiegen hätten. Namentlich Graf Boratynski, der stolze Woiwode, machte dem jungen Arzte gar kein Hehl daraus, daß derselbe ihn mit seinen Fragen langweile und daß er diese für sehr indiscret halte. Der Mann mit seiner einfachen anspruchslosen Persönlichkeit, dem dünnen Haar auf dem Vorderhaupt, der dicken gekrümmten Nase, der vorstehenden wulstigen Unterlippe und dem beinahe israelitischen Typus, flößte dem selbstbewußten Edelmanne einen gewissen Widerwillen ein, welchen ihm Conneau herzlich zurückgab. Aber auch dem Prinzen gegenüber, der ihm in der kleidsamen Lieutenants-Uniform imponirte, legte der polnische Herr seinem markgräflichen Hochmuth keinen Zaum an und gab sich in einer Weise, welche dem Prinzen keine sehr einladende und anmuthende Meinung von der aristokratischen Fraktion des polnischen Aufstands beizutragen geeignet war, und den scharf beobachtenden und behutsam urtheilenden Prinzen eigentlich verwarnte.

Der Tag verging getheilt zwischen Schmausereien und Berathungen. Die polnischen Herren entfalteten bei Tische die ganze gewinnende Liebenswürdigkeit ihrer Nation; galant und höflich gegen Damen, glatt und urban im Verkehr, wackere Trinker, treffliche Gesellschafter, von einem vollendeten savoir-faire in ihrem ganzen Gebahren, aber in politischen Dingen kindlich leichtsinnig und harmlos, von ihren Affekten und vorgefaßten Meinungen allein getrieben, jeder gründlichen Erörterung abhold und vollständig unbekümmert um trockene Materien wie Statistik rc., machten sie auf den Prinzen und Conneau einen ganz andern Eindruck als jener erwartet hatte. Sie drangen in den Prinzen sich rasch zu ent-

scheiden, und wollten ihm kaum über Nacht diejenige Bedenkzeit geben, welche er sich ausbedungen hatte; sie schienen keine Ahnung davon zu haben, daß sie dadurch den Prinzen erst argwöhnisch machten, denn Louis Napoleon war schon damals mehr eine in sich gekehrte Natur, deren scharfem Blick nichts entging, und der das Geheimniß verstand, die von Personen und Dingen hingenommenen Eindrücke sorgfältig in sich zu verschließen und sie in einsamen Stunden kaltblütig zu vergleichen, zu combiniren, abzuwägen und ihrer ganzen Tragweite nachzugrübeln.

Nachdem Prinz Louis abermals bis tief in die Nacht hinein mit sich selber allein zu Rathe gegangen war, und auch am folgenden Morgen in aller Frühe noch auf einem einsamen Spaziergange sich die Sache erwogen hatte, trat er nach dem Frühstück der polnischen Deputation entgegen mit der Erklärung, daß er nach reiflicher Erwägung sich das schmerzliche Opfer der Klugheit auferlegen müsse, auf die ehrenhafte und schwierige Mission zu verzichten, welche ihm das polnische Volk angeboten habe.

„Und dürfen wir uns die höfliche Frage erlauben, was Sie zu diesem Entschluß bestimmt, mein Prinz?" fragte Graf Boratynski, der sich gar nicht sonderliche Mühe gab, seinen Aerger zu verhehlen.

— „Ich bin es Ihnen schuldig und dem ehrenvollen Vertrauen Ihrer tapfern Nation, mein Ablehnen zu motiviren," versetzte der Prinz mit eiserner Ruhe. „Der Entschluß hat mich einen nicht unbeträchtlichen innern Kampf gekostet, zumal ich von jeher in der polnischen Sache eine höchst erhabene und heilige sah. Allein eben um dieser Sache selbst willen muß ich zurücktreten. Sobald sich mein Name an diese Sache haftet, wird er derselben in den Augen der auswärtigen Kabinete wie in denen des Kabinets vom Palais-Royal schaden. Ich fühle deutlich, daß meine Erfahrung und mein Talent als Militär weit hinter meinem Ehrgeize zurückbleibt, und daß ich daher kaum im Stande seyn werde, der polnischen Sache im Felde diejenigen Dienste zu leisten, welche die edle polnische Nation von mir erwartet. Ich fürchte eher dieser heiligen Sache Nachtheil zu bringen, indem ich durch Annahme Ihres Antrags der Regierung des Königs Ludwig Philipp einen Vorwand liefern würde, das unglückliche Polen im Stich zu lassen in einem Augenblick, wo man sich in den Tuilerieen das Ansehen gibt, als ob man es unterstützen wollte, und wo die Gefahr, durch Rußlands Uebermacht erdrückt zu werden, zum mindesten dringender ist als in den seitherigen Phasen des Befreiungskriegs. — Vor Allem aber, meine Herren, habe ich mir gesagt, daß mein Name und mein Blut Frankreich gehören, welches derselben vielleicht in Kürze bedürfen könnte. Wenn Sie daher auch versucht seyn sollten, diese Gründe der Klugheit und Politik für sehr kühl, nüchtern und matt zu halten, so bin ich Ihnen doch diese freimüthige offene Erklärung schuldig."

Der etwas eilige Abschied der polnischen Deputation verrieth, daß die Herren doch einigermaßen von dem Mißerfolg derselben verletzt waren. Nur der Senator Racionzki hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß der Prinz sich noch eines bessern besinnen werde, und die Versicherung daran geknüpft, die ganze polnische Nation werde ihm zujauchzen, wenn er trotz dieser Erklärung dem Rufe seines Herzens dennoch folge und ihnen nachreise. Der alte gewiegte Jurist hatte in der Seele des Prinzen gelesen. —

„Ich danke Dir, mein lieber Sohn, daß Du zu diesem Entschlusse gekommen bist," sagte die Königin zu ihm, als die Deputation fort war und reichte ihm mit feuchten Blicken die Hand. „Ich wollte Dir nicht wehe thun, mein Louis, und Deinen edlen humanen Enthusiasmus nicht durch scheinbar eigennützige Bedenken abschwächen und erkälten. Allein ich kann uns nur Glück wünschen, daß es so gekommen ist. Rußland war die einzige Macht von denen der heiligen Allianz, welche unserem Unglück noch eine großmüthige Rücksicht schenkte. Der Zar Nikolaus ist in diesem Stücke in die Fußstapfen seines edlen gütigen Bruders getreten. Dein erstes Erscheinen in Warschau hätte uns diese rücksichtsvolle Behandlung von Seiten des Kabinets von St. Petersburg für immer verscherzen gemacht!"

— „Und ich, mein Prinz, gratulire Ihnen von Herzen zu Ihrem Entschluß, weil er ein Sieg über Sie selbst ist," fügte Conneau hinzu; „ich habe heute Nacht bemerkt, in welch' aufregendem Kampf zwischen Leidenschaft und Vernunft, zwischen Eigenliebe und Klugheit Sie sich befanden — ich hörte Sie die halbe Nacht mit starken Schritten in Ihrem Zimmer auf- und niedergehen. Aber Sie haben bewiesen, daß das erste Attribut zu einem Mann von weltgeschichtlicher Bedeutung in Ihnen liegt: das Vermögen der unbedingten Selbstbeherrschung, mein Prinz!"

„Ah mein Freund, jubeln und loben Sie nicht zu frühe!" entgegnete der Prinz. „Wenn Sie wüßten, wie viel mich diese Entscheidung kostet und wie es noch in mir stürmt, daß ich jenen Herren nacheilen und meinen Entschluß widerrufen möchte! .... Polen im Unglück, und wenn mein Name allein eine Armee aufwiegt, wie sie sagten ...."

— „So legen Sie diesen Namen unbefleckt dereinst für Frankreich in die Wagschale, mein Prinz!" sagte Conneau. „Frankreich wird noch existiren, wenn Polen längst aufgehört hat zu seyn, Frankreich wird Ihrer noch einmal bedürfen, um es der Selbstauflösung zu entreißen, wozu die Verträge von 1815 den Keim in dasselbe gelegt haben." — —

Die paar nächsten Tage war der Prinz schweigsam und verschlossen, und suchte die Einsamkeit. Man sah es ihm deutlich an, welch harten, furchtbaren Kampf es ihm gekostet hatte, auf den Ruf zu verzichten, der an ihn ergangen war, und er kam sich vor, wie Einer, der eine höhere Pflicht versäumt hat, um eine untergeordnete zu erfüllen. Mit ungeduldiger fieberischer Spannung warf er sich auf jedes ankommende Zeitungsblatt und suchte darin nach neuen Nachrichten aus Polen. Und es waren solche in jeder Zeitungsnummer, aber es waren keine sonderlich günstigen. Die aus dem russischen Hauptquartier kommenden Berichte meldeten mit großer Vorsicht und Zurückhaltung ein gemeinsames gleichzeitiges Vorrücken der

verschiedenen russischen Armeecorps gegen Warschau, und deuteten an, daß der entscheidende Schlag auf die Hauptstadt demnächst geführt werden müsse. Die aus Warschau abgegangenen Nachrichten lauteten vag und scheu; man berühmte sich einiger Erfolge in kleineren Gefechten und meldete verschiedene Truppenbewegungen, rasche Verstärkung der während des Krieges eilfertig errichteten Befestigungen von Warschau. Es wollte den Prinzen bedünken (was er auch schon aus den widersprechenden Mittheilungen der polnischen Deputation hatte entnehmen wollen), daß unter den polnischen Heerführern Zwiespalt und Unschlüssigkeit und eine gewisse Entmuthigung herrsche, und daß man die Nähe einer entscheidenden Krise fürchte. —

Es war am zweiten Abend nach der Abreise der polnischen Deputation. Prinz Louis saß in seinem Zimmer, die eben angekommenen Zeitungen in der Hand, und war damit beschäftigt, mit Nadeln, Fähnchen rc. die neuen Stellungen der kämpfenden Parteien zu bezeichnen. Auf's Neue gährte in ihm der Kampf zwischen Dableiben und dem Verlangen, an dem unzweifelhaft nun beginnenden Entscheidungskampf vor Warschau sich zu betheiligen, wenn auch unter anderem Namen. Es war ihm, als sollte er der Sache der Freiheit der Nationen und dem Vertrauen des polnischen Volkes eine Schuld abtragen; es drängte ihn, unter den Fahnen eines Heeres zu fechten, das ganz anders als die römische Insurrektion seit neun Monaten Wunder der Tapferkeit gethan und einen Widerstand geleistet hatte, welcher in den Annalen der Kriegsgeschichte beinahe ohne Vorgang war. Aber er gedachte auch seiner Mutter und der Verantwortlichkeit, welche er als Napoleonide für jeden seiner Schritte auf sich nahm, und er konnte daher zu keinem Entschluß kommen.

Die einbrechende Dunkelheit that seiner Arbeit Einhalt; er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder und suchte sich klar zu werden und zu einer Entscheidung zu gelangen. Er trat an's Fenster, blickte hinaus in den Abendhimmel, in die goldenen Säume der rasch gen Norden ziehenden Wolken, und seine Brust arbeitete.

„Gib mir ein Zeichen, Schicksal!“ murmelte er; „ha, nur einen Ausweg aus diesem wirren Chaos von Bedenken und Zweifeln! Nur Einen Moment klarer Ruhe! nur Einen Fingerzeig!“

Da sah er einen Bauersmann oder Taglöhner in Hemdärmeln drunten in den Hof einschleichen und sich dem Nebengebäude nähern, und des Prinzen scharfes Auge erkannte, daß er ein kleines Päckchen unter dem Arme trug, welches er behlings dem alten Herrn Rousseau übergab. Gleich darauf knarrte die Treppe unter Tritten und Rousseau trat ein.

„Ein Feldarbeiter bringt dieses Päckchen hier, mein Prinz, welches ihm jemand draußen im Feld übergeben habe, um es Ihnen zuzustellen,“ sagte der Haushofmeister.

— „Geben Sie her, lieber Rousseau! danke Ihnen; reichen Sie dem Mann ein gutes Trinkgeld!“ rief Prinz Louis und befühlte das braune Packpapier. Es fühlte sich schwer und dick an und rauschte wie ein schwerer Stoff. Eilig machte der Prinz mit seiner Zündmaschine Licht und beleuchtete das umhüllende Papier von allen Seiten; aber nirgends war eine Adresse oder irgend eine Spur von Schrift zu sehen. Das Papier war jedoch mit einem sehr feinen Siegellack gut verschlossen und das aufgedrückte Petschaft war der Abdruck einer kleinen hübschen Camee, die einen beflügelten Pfeil darstellte mit der Umschrift: „Jusqu'à la fin.“

Hastig riß der Prinz das Paket auf, und zog aus einer innern Hülle von feinem Seidenpapier eine roth und weiße Schärpe mit silbernen Fransen und eingestickten silbernen Zierraihen, und an dieselbe war ein kleines Billet angeheftet, das nur die Worte enthielt:

„Mein innigst Geliebter!

„Die Ehre, der Ruhm rufen Dich. Wenn die Liebe und Zärtlichkeit Dich hier hält, so opfere sie Deiner geschichtlichen Mission. Ich würde mich selber hassen, hätt' ich mir vorzuwerfen, daß ich Dich Deiner Bestimmung entfremdet. Opfere mich Deinem Ruhme; ich werde stark seyn und mich an dem Gedanken an das aufrichten, was ich der Welt gegeben habe. Meine heißesten Segenswünsche und Gebete werden Dich begleiten, und als ein Schutzengel wird Dir im Geiste zur Seite gehen und Dich zum Siege, zum Throne leiten

Deine eigenste treue
Hedwig.“

Der Prinz drückte das Billet und die Schärpe in stiller trunkener Wonne an seine Lippen, und flüsterte: „Dank Dir, Geliebte! innigen Dank! Es ist ein Zeichen! sie hat dem Kampf ein Ende gemacht, und ich bin nun entschlossen. Theures, geliebtes Wesen! Engel von einem Mädchen! sie hat von dem polnischen Besuch und meiner Entscheidung gehört; sie hat meine Beweggründe zu deuten versucht, und mit einer erhabenen Uneigennützigkeit mir den einzigen Weg gezeigt, den ich gehen muß. Und ich werde gehen und noch in dieser Nacht!“

„Rousseau,“ rief er diesem die Treppe hinab, wo er denselben noch mit jemand plaudern hörte, „auf ein Wort, mein Freund! — Können Sie mir etwa hundert Napoleons geben, Rousseau, welche Sie von unserm Geschäftsmann in Konstanz morgen wieder erheben können?“

— „Unmöglich, mein Prinz! diese Summe ist zu groß. Aber was ich an Baarem habe, steht Ihnen zu Dienst,“ erwiderte der Diener freundlich. „Hätte es Verzug bis morgen, so könnte ich . . .“

„Hätte es Verzug, dann holte ich mir das Geld morgen in Konstanz selbst, lieber Rousseau, aber ich bedarf es noch heute und dringend,“ sagte der Prinz. „Wissen Sie mir niemand in der Nachbarschaft, der mir das Geld schnell beschaffen könnte?“

— „Herr von Kie . . . .“

„Nein, das geht nicht, — vollenden Sie nicht, Rousseau!“ fiel ihm der Prinz rasch in's Wort; — „von dieser Seite will ich kein Darlehen!“

— „Jenun, vielleicht daß Herr Ammann im Stande ist!“

„Das ist ein guter Einfall! lieber Rousseau! Ich werde

sogleich zu ihm nach Mannenbach hinuntergehen. Entschuldigen Sie mein Ausbleiben vom Souper bei der Königin, lieber Rousseau, und halten Sie reinen Mund — verstehen Sie? Es braucht niemand etwas von meiner Geldverlegenheit zu wissen, hören Sie?"

— „Zu Befehl, mein Prinz! aber bitte, erschrecken Sie doch die Königin nicht! Sie haben doch nichts vor, was Sie in Gefahr bringen könnte! Großer Gott, wie würde ich Madame bedauern!"

„Seyn Sie ruhig! es handelt sich um kein Duell, Alter, sondern um eine bloße heilige Ehrenschuld!" versetzte der Prinz mit geheimnißvollem Lächeln, und verschwand in seinem Schlafzimmer. Er packte in aller Eile einen kleinen Mantelsack mit der nothdürftigsten Wäsche und Kleidern, steckte eine schöne Fernröhre und einige Landkarten hinein, warf einen Mantel um und verließ, den Mantelsack unter dem Arm tragend, den Arenenberg. Eine starke Stunde später stieg er in ein Boot und ließ sich von einem ihm bekannten Schiffer um die Insel Reichenau herum und nach dem badischen Dorfe Allensbach übersetzen, wo er den Schiffer mit dem ausdrücklichen Befehle entließ, das tiefste Stillschweigen über diese Fahrt zu beobachten. In Allensbach nahm er einen leichten Wagen und fuhr damit gen Norden.

Das Verschwinden des Prinzen rief die größte Bestürzung auf dem Arenenberg hervor. Obschon Prinz Louis keine Zeile zurückgelassen hatte, um seine plötzliche Abreise zu erklären, so ahnten Königin Hortense und Doktor Conneau doch alsbald, daß das Reiseziel des Prinzen nur Warschau seyn konnte. Beide hatten in den zwei vergangenen Tagen beobachtet, wie sehr der Prinz in sich versunken war, und wie er sich bemüht hatte, fremden Augen dasjenige zu verbergen, was in seinem Innern stürmte und gährte. Aber wie marmorkalt die bleichen Züge des Prinzen, wie verschleiert seine Augen auch erschienen, es war doch unverkennbar, daß diese Ruhe nur eine mühsam erzwungene gewesen, und daß der Prinz wahrscheinlich den Bescheid bereute, den er der polnischen Deputation gegeben hatte. Königin Hortense war furchtbar bestürzt und in Sorgen; sie sandte nach allen Seiten hin Vertraute aus, um sich nach der Richtung zu erkundigen, welche der Heimathsflüchtige eingeschlagen; sie schrieb Briefe über Briefe an alle Freunde und Bekannte mit der Bitte, den Prinzen zurückzuhalten, falls er irgendwo auftauche; sie that alle möglichen Schritte, um ihn von einem Unternehmen abzuhalten, das ihr wie sicherer Ruin erschien, und sie that diese Schritte so offen, daß sie Gefahr lief, den Prinzen sozusagen der Wachsamkeit der fremden Polizeibehörden zu bezeichnen.

Allein alle diese Maßregeln waren vergebens. Der Prinz war unter angenommenem Namen bereits auf dem Wege nach Warschau und reiste Tag und Nacht. In B., einer bayrischen Provinzialstadt unweit der böhmischen Grenze, hatte er Mühe, sich einen Extrapostwagen zu verschaffen. Der Postmeister hatte kurz zuvor sowohl die fälligen Eilwagenkurse, als einige Wagen mit böhmischen Fabrikanten abgefertigt, welche zur Messe nach Leipzig reisten. Er hatte momentan weder Pferde noch Wagen mehr zur Verfügung, und bat den ungeduldigen Passagier, nur auf eine Viertelstunde in das Speisezimmer des Gasthofes zu treten, welches mit der Post verbunden war. Wider Willen ergab sich der Prinz darein, denn der Abend war kalt und regnerisch. Das Gastzimmer war ziemlich voll von anständigen Gästen, die alle mit einer gewissen wehmüthigen Aufregung sich um einen runden Tisch drängten, wo ein paar alte Herren die Zeitung vorlasen.

„Was gibt es denn?" fragte der Prinz, der am großen Thonofen des Zimmers sich wärmte und ein Glas Glühwein erwartete, den Oberkellner, der ebenfalls mehr auf die vorgelesenen Nachrichten als auf den verschlossenen Gast achtete.

— „Warschau ist erstürmt und eingenommen, die Polen sind gänzlich geschlagen, mein Herr," erwiderte der Kellner mit verbissenem Ingrimm. „Die Leipziger und Nürnberger Zeitungen, welche vorhin mit der Post angekommen sind, melden es."

„Nicht möglich!" rief der Prinz.

— „Ja, es ist kaum glaublich, aber doch wahr, denn die preußische Regierung läßt es ja förmlich auf amtlichem Wege melden. Es steht in allen Zeitungen, daß Warschau kapitulirt hat, nachdem die Polen drei Tage lang sich wie die Löwen gewehrt hatten. Sehen Sie selbst!" und er reichte ihm eine Zeitung — dieselbe aus welcher der Herr am Tische so eben vorgelesen hatte.

Es war nur allzu wahr und wirklich. Da stand es mit allen Nebenumständen, daß Warschau kapitulirt habe und am 8. September gegen Mittag die russischen Garden unter Großfürst Michael in die Stadt eingerückt, daß das polnische Heer beinahe zersprengt sey.

„Bitte, bestellen Sie mir meine Extrapost ab und geben Sie mir ein Zimmer, — ich fühle mich zu ermüdet zur Weiterreise," sagte der Prinz zu dem eintretenden Wirthe. Er konnte nicht mehr an der Wahrheit dieser Nachrichten zweifeln, und begriff ahnungsvoll, daß mit dem Sturze der Hauptstadt auch die Erhebung des ganzen Landes verloren sey. Tags darauf reiste der Prinz mit dem gewöhnlichen Eilwagen wieder nach dem Bodensee zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

* Schleiermacher sagte einmal zu einem Kandidaten der Theologie, der so eben seine Probepredigt in einem gewaltigen Style losgelassen hatte: „Mein junger Freund, Ihre Predigt ist noch zu blumenreich und schmeckt zu sehr nach Schwefelblume."

* „Lieber Mann, tröstet Euch! wir müssen ja alle einmal sterben," sagte ein Arzt zu einem Patienten. — „Das ist ja gerade das Leidige daran," versetzte der Patient; „stürben wir mehrmals, so würde ich mir für dieß Mal nichts daraus machen."

☞ Der Schluß der Novelle „Der Onkel von Amsterdam" folgt in den nächsten Heften.

Verantwortl. Redakteur: Otfeid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kreeblatt & Comp.

Ein Mädchenloos.

Roman von Marie von Grumbach.

1.

> O Menschenherz, was ist Dein Glück?
> Ein räthselhaft geborner,
> Und, kaum gegrüßt, verlorner,
> Unwiederholter Augenblick.
>
> Lenau.

Das Haus des Raths Tanner lag auf dem Plateau eines sanft ansteigenden Hügels am östlichen Ende der Stadt H. Umgeben von reizenden wohlgepflegten Gärten und Weingeländen, gewährte es von seinen Fenstern und Balkonen aus eine großartige und zugleich liebliche Aussicht auf das ferne Waldgebirge und den blauen Strom, der sich südlich der Stadt durch sein lachendes, rebenumkränztes Thal wand. Wer dagegen an einem klaren Sommerabende im Nachen auf dem Wellenspiegel des Flusses dahinglitt, und droben das anmuthige Haus am Hügel erblickte, die Fenster von der Gluth der sinkenden Sonne vergoldet, halbversteckt zwischen zwei alten Linden und hoch überragt von der riesigen Pappelgruppe, der mußte, wenn die Himmelsgabe der Phantasie ihm nur einigermaßen eigen war, sich die alten Sagen und Dichtungen von Feen- und Zauberschlössern in die Erinnerung rufen.

Es war an einem sonnigen Augusttage, die Natur prangte eben in ihrem üppigsten Schmucke; golden standen die Garben auf dem Felde, singend gingen die Schnitter den Strom entlang der Uferschenke zu, denn der Tag neigte sich. An den Abhängen der Hügel rötheten sich die Weintrauben, und das müde Winzermädchen, das sein Tagwerk vollbracht, stand und band einen Blumenstrauß, die aromatischen Düfte der Lilie und der Rose, die um die Wette zwischen den Weinstöcken blühten, tief einathmend; hoch in der Luft kreisten die Schwalben; purpurn glühte das ferne Gebirge in der scheidenden Sonne, wie geschmolzenes Gold rollten die Wogen des Stromes zum Weltmeer hinab; glühend und glänzend im Versteck seiner Linden und Pappeln stand das Haus auf dem Hügel. Die Scene bot ein Bild der Freude und des Glanzes, die ganze Natur schien bemüht zu seyn, dem Menschenohre die süße Lüge von der Dauer des Erdenglanzes und Erdenglückes zuzuflüstern.

In dem großen luftigen Pavillon, der sich in der Mitte des Gartens vor dem Hause des Raths erhob, bot sich ein Anblick dar, der das würdige Pendant bildete zu dem lachenden Naturbilde umher, denn keineswegs stand er diesem an Schönheit, Glanz und Freude nach.

Die Bewohner des freundlichen Hauses hatten sich daselbst um den großen blumengeschmückten Tisch niedergelassen, der Rath Tanner feierte hier im Kreise der Seinen sein Geburtsfest, das mit einem heiteren ländlichen Familienmahl beschlossen werden sollte. Der Rath war ein schöner Mann, in der Fülle der Jahre stehend; seine hohe edle Stirn zeigte den Sitz des Gedankens, ein dunkler voller Bart umgab den feinen Mund, den ein wohlwollender Zug umspielte, und floß in stattlicher Fülle hinab über das Kinn. Aus dem dunkelgrauen glänzenden Auge leuchtete innige Freude und glückliche Zärtlichkeit, als es so auf den Häuptern seines Weibes und seiner jugendlichen Töchter ruhte.

Zu seiner Rechten saß die Räthin, eine zarte anmuthige Gestalt, von jener zarten, fast schmachtenden Schönheit, die eine einzige rauhe Berührung, eine einzige durchweinte Nacht, welken macht. Lichtbraune Locken fielen wallend auf ihre weißen Schläfe, und contrastirten weiter hinab mit dem durchsichtigen Teint ihres feinen Halses. Die Freude hatte ihre Wangen leicht geröthet; sie arbeitete an einer Stickerei, aber fast jeden Moment ließ sie ihr sanftes blaues Auge mit einem Ausdruck stiller Seligkeit über die Züge ihres männlich schönen Gatten schweifen.

Dem glücklichen Paare gegenüber hatte die älteste Tochter des Raths ihren Platz genommen. Cäcilie war siebzehn Jahre alt; ihre Züge trugen den Ausdruck jener reinen Schönheit, die nur Meister ersten Rangs ihren Madonnen zu geben im Stande sind. Ihr sanftes seelenvolles Auge war von einem tieferen Blau als das der Räthin, dunkle Wimpern umsäumten ihre zarten Lider, und in kühnen Bogen zogen sich die dunkeln Brauen unter der blendenden Stirne dahin. Um den feingeschnittenen Mund zeigte sich ein Zug leiser unbewußter Wehmuth, selbst dann, wenn die Lippen lächelten. Ein reiches blondes Haar umschloß in weichen glänzenden Scheiteln das Oval des schönen Gesichtes und fiel in kunstreich verschlungenen Flechten auf den herrlichen Nacken herab. Das einfache faltenreiche weiße Kleid ließ die zarten Schultern entblößt, die dem Marmor eines Phidias Ehre gemacht hätten. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne fielen verklärend auf die Züge des jungen Mädchens. Ein Ausdruck erhabener Ruhe und sanften Ernstes lag auf dem sinnenden Gesichte.

Das vierte Glied dieser glücklichen Familie endlich bildete Josephine, die jüngere Tochter des Raths. Josephine war vierzehn Jahre alt, befand sich also in dem für ein Mädchen so wenig günstigen Lebensalter, wo es aus dem Traumleben der Kindheit die Schwelle betritt, die hinüberführt zur Jungfrau; Josephine war groß für ihr Alter, und die allzu große Schlankheit ihrer Gestalt grenzte an Magerkeit. Ihr braunes dichtes Haar war kurz geschnitten und umgab ihren Kopf mit einem Walde natürlicher Locken, die in ihrem etwas wirren derben Zustande einen auffallenden Kontrast bildeten zu Cäciliens Haarputz. Die leicht sich wölbende Stirne und die gerade griechische Nase, der muthwillige Ausdruck des Mundes und der träumerische Blick des schöngebildeten dunkelgrauen Auges hätten einen Physiognomiker verlegen gemacht, während ihr Anblick einen Künstler zur Verzweiflung gebracht hätte. Josephine saß auf einem niedern Schemel, mit dem Rücken an des Vaters Kniee gelehnt. Das grüne Kattunkleidchen fiel nachlässig von den Schultern zurück und zeigte einen in seiner Bildung nicht unschönen Nacken und Hals. Die kurzen Aermel des Kleides ließen die Arme bloß, die einmal voller gerundet, schön zu werden versprachen. Das junge

Mädchen war beschäftigt, einen Kranz zu winden, und wühlte in einem Haufen Blumen auf seinem Schooße, während die Finger des Vaters bisweilen scherzend durch die dichte Lockenwildniß fuhren.

„Also die erste freie Arbeit meiner lieben Cäcilie!" begann der Rath, und erhob einen Carton, der von einer Epheuguirlande umgeben, auf dem Tische gelegen hatte; — „die erste freie Schöpfung meiner angehenden Künstlerin! Dieses Gemälde gewährt mir ein doppeltes Vergnügen; für's Erste zeigt es ein entschiedenes Talent für die Malerei, das bisher Deine Copien schon ahnen ließen, und zweitens ist es zu betrachten als ein glückliches Zeichen des Sieges, den Dein Verstand und ein erwachendes Selbstvertrauen endlich über eine Aengstlichkeit davontrugen, über eine beklagenswerthe Unsicherheit, die Dein außergewöhnliches Talent bisher nur auf dem Felde der Nachahmung sich bewegen ließ."

— „Mein Vater," entgegnete Cäcilie erröthend und lächelnd, „die Ehre des Sieges wenigstens gehört Dir allein; nur Deine Bitten und Aufmunterungen ließen mich wagen, eine eigene Idee zu behandeln, was mir gestern — ja diesen Morgen noch als eine Anmaßung erschien; denn war die Idee schon mangelhaft, so ist die Ausführung noch unvollkommener."

„Keine allzugroße Bescheidenheit, mein Kind!" entgegnete mit freundlichem Ernste der Rath; „glaube mir, sie ist dem angehenden Künstler nicht weniger nachtheilig als Selbstüberschätzung. Mit einem gewissen Grad von Kühnheit muß er vorwärtsschreiten, allzugroße Zaghaftigkeit verkleinert seine Fähigkeit. — Ich, Dein Vater, will gewiß Dein Ohr nicht mit dem Gifte der Schmeichelei tränken; dieß sey ferne von mir! Ich gebe zu, Deine Schöpfung ist ein erster Anfang, eben so wenig aber stehe ich an zu bekennen, daß es ein glücklicher Anfang ist."

Cäcilie dankte durch einen leisen Händedruck dem väterlichen Kunstrichter, und der Rath betrachtete aufmerksam das Gemälde seiner Tochter. Der waldige Hintergrund des Bildes contrastirte angenehm zu dem lichten Grün des Rasens, der beschattet von einer riesigen Eiche, die Scenerie des Vordergrundes bildete. Am Stamme der Eiche lehnte der Waldgott, die Rechte um einen herniederhängenden Ast geschlungen, die Linke hielt eine Flöte, und das Auge des Gottes war emporgerichtet zu dem majestätischen Laubdach, das sich über seinem Haupte wölbte.

Der Rath hatte das Gemälde längere Zeit nachdenkend betrachtet; jetzt legte er es beiseite, und seine Hand streifte einen rothseidenen Gegenstand, dessen ursprüngliche Bestimmung es gewesen, eine Geldbörse zu werden; es war dieß das Festgeschenk seiner Jüngsten; auch sie konnte mit der Schwester klagen, daß ihr Werk weit hinter der Idee geblieben.

Mit nachsichtiger Freundlichkeit besah jedoch der Rath die mangelhafte Arbeit Josephinens kaum weniger oft, als die gelungene Schöpfung seiner Aeltesten. Wußte er doch, daß der Wildfang nach besten Kräften gestrebt hatte, das Vergnügen des heutigen Tages zu erhöhen. Durch das durchbrochene Dessin der Börse hindurch erblickte man ein rosarothes Papier, ihm war ein poetischer Versuch der Geberin anvertraut, eine Epopoe, „Die Kreuzfahrer" betitelt, in welcher sie Julius Cäsar und Richard Löwenherz als Kreuzritter vor den Thoren Jerusalems sich freundschaftlich die Hände reichen ließ, ein Anachronismus, den der Vater den guten Einfällen und den wirklich poetischen Gedanken, deren das Werk manche aufzuweisen hatte, gerne verzieh!

„Nun, Josephine," begann der Vater freundlich, „flichtst Du Dir etwa den eigenen Dichterkranz, um Deine von den Musen geküßte Stirne zu schmücken?"

— „Nein, Papa, behüte!" entgegnete die Angeredete munter und schloß mit einer Centifolie den Kranz; „Du sollst gleich sehen, wozu ich diesen Kranz geflochten habe!" und sie setzte denselben auf das Haupt des Vaters. — „So, lieber Papa, jetzt siehst Du ganz dem Bilde des italienischen Dichters gleich, das Cäcilie diesen Frühling eine Woche hindurch täglich zwei Stunden lang betrachtete. Schon lange dachte ich, mit einem Kranze auf der Stirne müßtest Du dem Tasso ganz ähnlich sehen.

„Welch' toller Einfall!" lachte der Vater, ließ aber seine Tochter dennoch gewähren.

— „Nun, mein Torquato, so laß Dich küssen von Deiner Eleonore!" sprach die Räthin lächelnd und drückte einen Kuß auf die Stirne des geliebten Mannes. „Uebrigens," fuhr sie nicht ohne freudigen Stolz fort, „ich finde, der Gedanke unserer Kleinen ist nicht ganz unglücklich; Cäcilie, findest Du nicht auch eine frappante Aehnlichkeit zwischen Deinem Papa und dem Bilde des Italieners, das Dir Dein Lehrer diesen Frühling brachte?"

Cäcilie, schweigend und sinnend das Auge auf die Züge des Vaters gerichtet, sprach sich dahin aus, daß, wiewohl die Züge und Linien der beiden Gesichter im Einzelnen von einander verschieden, letztere in ihrem Totalausdruck allerdings nicht ohne Aehnlichkeit wären. Heiter und scherzend bewegte sich das Gespräch der kleinen Familie noch eine Zeitlang auf dem betretenen Gebiete, bis Josephine dasselbe unterbrach.

„Papa," sprach sie schelmisch, „ich meine, dieß wäre jetzt eine ganz allerliebste Stunde einen kleinen Plan zu schmieden, ein unschuldiges Vergnügen, eine frohe Ueberraschung auszudenken."

— „Meinst Du, Kind?" entgegnete der Rath mit sichtlichem Behagen, „und worin meinst Du, daß dieselbe etwa bestehen sollte?"

Josephine sann einen Augenblick nach, dann ihr Gesicht, erhellt vom Strahle einer lebhaften Freude, zu dem Vater erhebend, rief sie plötzlich: „Eine Reise, Papa, eine kleine Reise!"

Der Rath lächelte beifällig: „kein übler Gedanke, meine kleine Josephine, und in Betracht der manchen Seufzer, die die Fabrikation der Börse und der Epopoe Dir ausgepreßt, soll Deinem Wunsche noch im Laufe des Sommers willfahrt werden; hingegen soll es meiner kunstfertigen Cäcilie überlassen bleiben, das Ziel der Reise zu bestimmen."

Die Freude, die wolkenlose Freude glücklicher Jugend, leuchtete auf den Gesichtern der Mädchen; Josephine blickte mit sichtlicher Spannung auf die Schwester, harrend des Ausspruchs, der von den feinen Lippen Cäciliens kommen sollte.

„München, Papa! reisen wir nach München!" entgegnete diese im Tone freudiger Erregung.

— „Ich wußte wohl, daß Deine Wahl auf die Isarstadt fallen würde, und ich billige auch dieselbe vollkommen," erwiderte der Rath. — „Zum ersten Mal in Deinem Leben wirst Du dort den Nektar der Kunstgenüsse in vollen Zügen einschlürfen; und ich hoffe, ein Aufenthalt in unserem deutschen Athen soll in dem Entwicklungsgang Deines Talentes zur glücklichen Katastrophe werden;" setzte der Rath hinzu und betrachtete seine Tochter mit frohem Wohlgefallen.

„Aber auch für mich soll von dieser Reise ein Gewinn abfallen," fiel Josephine fröhlich ein. „Weißt Du, Papa, wie wir es halten? Cäcilie betrachtet stumm die Marmorsäulen und Bilder und ich, ich besinge sie; und dann wähle ich mir gleich den Platz heraus, wo man mein in Marmor gehauenes Bild aufstellen muß, wenn ich eine berühmte Dichterin geworden bin. Siehst Du, Papa, da habe ich schon das Modell zu meiner Statue."

Die Tischgenossen lachten herzlich, denn Josephine hatte aus weichem Brode eine menschenähnliche Figur geformt und präsentirte sie dem Vater auf einem Rebenblatte. Electrisirt von dem Feuer der Freude, übersprudelte Josephine nun von Scherzen und Tollheiten, welche die kleine Gesellschaft im besten Humor erhielten.

„Und wann wird die Pilgerfahrt angetreten?" fragte die Mutter.

— „Von heute an über zwei Wochen entfliehen wir unserem schönen Thale, aber auch Du, theure Minna, darfst uns Deine Begleitung nicht versagen," erwiderte der Rath mit Wärme.

„Mit Freude werde ich mit von der Gesellschaft seyn; und während Ihr einen längeren Ausflug in das Gebirge macht, werde ich nach Alt-Oetting gehen und auf diesem geheiligten Platze für meine Lieben beten."

Eine leichte Wolke flog über die Stirn ihres Mannes, als die Räthin so sprach, und ein voller Blick, den er über die zauberhafte Landschaft umherschweifen ließ, schien zu sagen: Braucht es einer von Priesterwort und Weihwasser geheiligten Stätte, um seine Seele betend zu erheben zum Schöpfer dieser schönen Erde! ?

Leise öffnete sich die Thür des Gartens, die auf die Landstraße führte, leichte, kaum hörbare Tritte ließen sich vernehmen, und staubbedeckt, ein leichtes Reisebündel in der Linken, einen Stab in der Rechten, erstieg ein Jüngling die Stufen der Terrasse, die den bewußten Pavillon trug.

„Ah, Joseph! sey mir willkommen, mein lieber Junge!" rief der Rath mit herzlicher Freude und ergriff die dargebotene Hand des jugendlichen Wanderers.

— „Gottes Gnade und Frieden, Onkel, zu Deinem heutigen Feste!" entgegnete dieser mit sanfter, wohlklingender Stimme, deren Ausdruck ahnen ließ, daß der Wunsch tief aus dem Herzen des Redenden komme.

Der Rath dankte freundlich, und der Jüngling, nun auch Tante und Bäschen begrüßend, ließ sich neben dem Rathe nieder. Josephine scherzte jetzt nicht mehr; das Haupt in die Hand und den Arm auf das Knie gestützt, hing ihr Auge mit einem Ausdruck träumerischen Nachdenkens an dem Gesichte ihres Vetters, ihre Linke zerzupfte unbewußt eine Rose.

Kleidung und Aussehen des jungen Mannes bezeichneten ihn als einen Studirenden der katholischen Theologie; seine Gestalt, wenn auch nicht zu vergleichen mit dem hohen imposanten Wuchse des Raths, war von harmonischen Verhältnissen, sein Gesicht, umrahmt von dichten blonden Haaren, war schön und erinnerte an das edle Ebenmaß von Cäciliens Zügen; aber ein kummervoller Zug hatte sich darin eingebürgert, ein Ausdruck, der einen seltsamen Gegensatz bildete zu der faltenlosen Glätte des jungen Gesichtes. Seine Kleidung und seine Locken waren bestaubt, und wie er so sein Haupt müde an einen der schlanken Pfeiler lehnte, die das Dach des Gartenhauses trugen, erinnerte der leidende Ausdruck seiner schönen Züge an irgend einen jugendlichen Märtyrer der christlichen Vorzeit, an ein Opfer der römischen Arena.

Die Räthin füllte ihrem Neffen einen Becher mit Wein und mit freundlichen Worten reichte ihn der Rath seinem jungen Gaste.

„Ich danke Dir, lieber Onkel, ich bitte nur um einen Becher Wasser," entgegnete der Jüngling halb verlegen und wies mit der Hand den dargebotenen Trank zurück. Sein ernster Blick traf seinen Wirth, ein tiefer Blick, der um Vergebung und Nachsicht bat, aber auch ein Blick, in dem ein Ausdruck höheren Triumphes lag. Der Rath schüttelte den Kopf.

— „Für einen Jüngling von zwanzig Jahren, lieber Joseph, treibst Du Deine ascetische Strenge zu weit," sprach er in liebevollem Ernste.

Joseph seufzte leise, und der Blick des Wirths fiel auf die staubbedeckten Kleider des Gastes. „Du kamst zu Fuße her, wie ich sehe?"

— „Ja, lieber Onkel, in der dämmernden Frühe des heutigen Morgens verließ ich F. und legte den ganzen Weg zu Fuße zurück."

„Eine Entfernung von zehn Stunden!" rief der Rath. „Joseph, mein Neffe, im Namen Deiner Mutter, meiner theuren, einzigen, verstorbenen Schwester, bitte ich Dich, treibe Deine religiöse Schwärmerei nicht bis zur Strafbarkeit! Bei einer tropischen Hitze wie heute einen Weg von zehn Stunden zu machen und dann sich weigern, einen Becher Wein zu sich zu nehmen, das heißt den dunklen Pfad des Selbstmords betreten."

— „Nein, lieber Onkel, keineswegs, denn meine Natur ist stark; mein Geist versucht nur den unedleren, sündhaften Theil meines Wesens zu unterdrücken, damit er keine Herrschaft bekomme über die gottgeborene Seele, die, auf der Wan-

derung nach dem himmlischen Paradiese, durch die Wucht des staubgebornen Körpers so oft abwärts gezogen wird."

„Der Schöpfer selbst hat Seele und Leib vereint, er hat diese schöne Erde nicht deßhalb so herrlich erschaffen, daß sie ihre Bewohner sich zum Kerker machen sollen. Armer Joseph, ich zweifle daran, ob Du auf diesem starren Wege den Seelenfrieden findest, den Du so eifrig anstrebst."

— „Hier Kampf und Schmerz, dort Licht und Sieg!" entgegnete Joseph begeistert.

Der Onkel schien nicht gewillt zu seyn, mit seinem Neffen zu disputiren, und nur ein minder tadelnder als mitleidiger Blick seines ausdrucksvollen Auges traf den jungen Schwärmer. Im innersten Herzen bedauerte er, daß das Kind seiner Schwester, das frühe verwaist, Heimath und Erziehung in seinem Hause gefunden, einen Beruf erwählte, der seiner schwärmerischen Seele eine Richtung gab, eben so wenig beglückend für den Jüngling selbst, wie für seine Umgebung.

Der ernste Gast sah auf seine Uhr, und erst als er sich überzeugt hatte, daß die siebente Abendstunde vorüber, genoß er von den Früchten, die Cäcilie auf seinen Teller gelegt.

Da das Gespräch in's Stocken gerathen war, versuchte der Rath dasselbe wieder in Gang zu bringen, indem er die Unterhaltung auf die Studien des Neffen lenkte. Sein Versuch gelang ihm auch vollkommen, und bald sprach der junge Gast mit Geist und Feuer über wissenschaftliche Gegenstände; die Ermattung wich völlig von dem Antlitze des Jünglings, und nur noch der kühne Blick des jungen Forschers leuchtete aus seinem Auge.

Schon hatte die Thurmuhr der Stadt die zehnte Stunde geschlagen, der Mond, der in stiller Majestät die würzige Sommernacht verklärte, machte den Schein der Lampen überflüssig, die der Diener auf den Tisch gesetzt, als die Räthin zum Aufbruch mahnte, da Joseph mit der ihm eigenen eisernen Energie darauf beharrte, in der Frühe des nächsten Morgens nach F. zurückzukehren. Josephine, die eine Zeitlang aufmerksam dem allzugelehrten Gespräche ihres Vetters gelauscht, war, nachdem sie zu der Ueberzeugung gelangt, von seiner Unterhaltung doch nicht den zehnten, ja nicht einmal den hundertsten Theil zu verstehen, sanft in Morpheus' Arme gesunken. Die Hand Cäciliens, die leise ihre Stirne berührte, weckte sie aus ihrem Sommernachtstraum, in welchem sie alle Herrlichkeiten Münchens erblickt hatte. Ein leiser Nachtwind, der ihre Schultern streifte, verursachte ihr einen leichten Schauder; aber noch im Aufstehen sprach sie halblaut: „Von heute an in zwei Wochen." — —

* * *

Aber vierzehn Tage später, an demselben Wochentage, zu derselben Stunde, lag die Räthin ohnmächtig an dem Lager ihres angebeteten Mannes; die zarte Cäcilie und die lebensprühende Josephine rangen verzweifelnd die Hände über der Leiche des zärtlichen Vaters. — Ein unglücklicher Sturz vom Pferde hatte dem edlen, reichen Leben des Rathes ein Ende gemacht. Mit seiner Familie trauerte die ganze Provinz, deren Richter, Berather und Freund er gewesen.

2.

Gottesacker, Gottesfrieden!
Auf den Gräbern Sonnenstrahl,
Und der Jahrszeit letzte Blumen
Duften um der Kreuze Zahl.
Geibel.

Blumen! ob ihr nicht die Freuden seyd,
Die dem Todten hätten kommen sollen?
Die gehüllt in euer lichtes Kleid,
Doch auf seinem Grabe blühen wollen?
Lenau.

Gräßliches Loos, wenn der unerbittliche Todesengel das Haupt der Familie dem Kreise der Seinigen entreißt, gräßlich für Arme und Reiche, für Hütte und Palast! Zweimal gräßlich jedoch für die Unbegüterten dieser Erde. Der erste Platz am Tische steht leer, und Lücke um Lücke bildet sich nun am traulichen Sammelplatz der Familie, weil die eiserne Ruthe der Nothwendigkeit die Kinder in die kalte Fremde nach Brod treibt! Grausames Geschick, wenn der liebende Vater gerade dann stirbt, wenn seine Kinder in die Welt, in die Gesellschaft eintreten wollten, wenn er stirbt in dem Augenblicke, in welchem sie mit hochklopfendem Herzen vor der Pforte des großen schönen Lebens standen, Hoffnung und frohe Erwartung ihre Brust schwellten, und eine hämische gebieterische Stimme ihnen ihr grausames „Zurück!" entgegenruft!

Und wenn sie den Verwaisten mit dem Sarge des Vaters eine ganze Welt voll Liebe hinausgetragen haben, dann treten durch die geöffnete Thüre Gespenster, mächtig genug, Leben und Frieden der Familie zu vergiften, als da sind: Demüthigungen, Entsagungen, lästige Mitleidsbezeugungen und vor Allem freche Einmischung unberufener Rathgeber, die mit schamloser Stirn eindringen in das Heiligthum der Familie. Sie reißen die Wunde der Verwaisung täglich und stündlich auf's Neue auf und lassen sie in Jahren nicht vernarben.

Unter einer großen Ulme, am Eingang des Friedhofs, hatte man die Leiche des Raths gebettet. Eine liegende Marmortafel, in goldenen Lettern Namen, Geburts- und Todestag des Verstorbenen tragend, bezeichnete der Familie die letzte Ruhestätte ihres Beschützers. In den Zweigen der Ulme baute der Finke sein Nest und schmetterte dem Frühling seine Lieder; — eine üppige Flora umwucherte das Denkmal; — erhaben und empfindungslos blickte der Himmel durch das Geäste des Baumes hinab auf die Stelle der Trauer. — —

Dreimal schon hatte der Winter sein Leichentuch, der Sommer seinen Blumenteppich über die Wölbung des stillen Hügels gebreitet, jener die Gedenktafel mit seinen kalten Perlen geschmückt, und dieser die Knospen der Schlingrose erschlossen, die den Stamm der Ulme umrankte. Schon wieder waren die ersten Herbstschauer vergoldend über das Laubwerk der Ulme gegangen, die, müde sie länger zu halten, ihre gelben Blätter auf das Grab streute, und die Blumen, die zur dritten Jahresfeier an dem Todestage des Verewigten auf das Grab gelegt worden waren, hingen verwelkt die Kelche.

Der Nachfolger im Amte waltete längst in dem Hause auf

dem Hügel; fremde Hände pflückten die Blumen und Früchte, die der Verstorbene gepflanzt; ein anderer Geist war eingezogen in das einst so sonnige Heimwesen der Familie Tanner. Am Westthore der Stadt, in einer kleinen Miethwohnung auf der Stadtmauer, hatten die Verwaisten ein Obdach gefunden; wenige Wochen nach dem Tode des Raths hatte die Wittwe durch den Bankerott ihres Bankiers den größten Theil ihres Vermögens verloren; ihr Elend war nun vollendet. Die braunen Locken der Räthin waren gebleicht, noch war ihr Körper, oder besser gesagt, ihr Schatten, bei den Lebenden, ihre Seele aber weilte bei den Todten.

Es war am Abend eines wunderschönen Oktobersonntags. Die Sonne sank purpurn im Westen hinab, als ein schlankes, wohlgewachsenes Mädchen, einen leichten Strohhut tief in die Stirne gedrückt und eine Mantille nachlässig um die Arme gehängt, gedankenvoll dem Kirchhof von H. zuschlenderte. Das große Thor desselben war nicht verschlossen; sie trat ein und nachdem ein prüfender Blick, den sie über das Feld des Todes sandte, sie überzeugt hatte, daß sie sich allein befinde, eilte sie zu dem bekannten Grabe unter der Ulme und warf sich ungestüm auf den kalten Marmor nieder. Ihr Strohhut fiel bei dieser Bewegung zurück auf den Nacken und ließ einen Kopf von hübschem, charaktervollem Bau erblicken, ein Gesicht, dessen Züge zwar unregelmäßig waren, jedoch durch einen geistigen Ausdruck einen eigenen Reiz darboten.

Die Augen des Mädchens waren geröthet, und die Lider, die bisweilen krampfhaft zitternd sich schwer herabsenkten, bewiesen hinlänglich, daß die bittere Fluth der Thränen erst kürzlich über ihre Ufer getreten.

Jetzt weinte das Mädchen nicht mehr, einen einzigen starren Blick richtete sie empor zum abendlichen Himmel, es war der Blick einer Verzweifelnden, dann stützte sie ihre schönen Arme auf die Kniee und vergrub ihr Gesicht tief in beiden Händen. Schwere Seufzer entrangen sich der jungen Brust und bisweilen bebte der Ruf: „Vater, mein Vater!" von ihren Lippen.

Eine Stunde ungefähr mochte die Einsame dort gesessen haben, als sich die verhängnißvolle Pforte abermals öffnete, und eine andere Jungfrau eintrat; die anbrechende Dämmerung ließ die Züge der Eintretenden nicht mehr unterscheiden, und nur das herrliche Ebenmaß ihrer Formen war zu erkennen. Leise und unbemerkt nahte sie sich der Trauernden, und mit ihrer zarten Hand den kalten Nacken derselben berührend, weckte sie diese aus ihren schmerzlichen Gedankengängen.

„Josephine, meine einzige Josephine, ahnte ich doch, Dich hier zu finden!" flüsterte sie.

Die Angeredete fuhr empor: „Du hier, Cäcilie? was willst Du?"

— „Weinen mit Dir, da ich nichts anderes mehr für Dich zu thun vermag!"

„Ich weine aber nicht, Cäcilie," entgegnete Josephine mit hohler Stimme.

— „Weil Du keine Thränen mehr hast, arme Josephine," sprach die Schwester mit einem tiefen Seufzer, und eine Pause entstand, die jede, wie es schien, zu unterbrechen sich fürchtete. Der Abendwind säuselte gespenstig durch die Zweige der Ulme und spielte mit den halbvermoderten Kreuzen umher, auf dem Dache des Leichenhauses klagte ein Todtenvogel; — gluthroth erhob sich der Mond.

„In's Kloster, Cäcilie, in's Kloster! Keine, keine Rettung mehr!" rief plötzlich Josephine in wildem Schmerze die feierliche Stille unterbrechend aus, und warf sich krampfhaft zuckend an die Brust der Schwester.

— „Noch bist Du frei, erst in einem Monat soll ja Dein Eintritt erfolgen; bis dahin kann sich noch ein unerwarteter Ausweg Dir öffnen; höre nicht auf zu hoffen, meine theure Josephine!" sagte die ältere Schwester.

„Der Ton Deiner Stimme sagt mir, daß Du selbst nicht mehr hoffst, während Du mir von Hoffnung redest," erwiderte Josephine. „Versuche nicht, mich länger zu täuschen, meine gute Cäcilie; lehre mich lieber mein Herz zu Stahl machen, daß ich mein schreckliches Loos ertragen kann, daß ich es muthig, aufrecht ertrage, damit die schadenfrohe hiesige Welt, die uns einst mit Neid in unserem Glücke gesehen, nicht sage: Ach, die Josephine Tanner, die ehedem den Kopf so hoch getragen, ist zu einem Jammerbild geschmolzen! man muß die arme Kleine bedauern, daß man sie in ein Kloster steckt, doch ist dieß gewiß das heilsamste Mittel zu ihrer Demüthigung! — Nein, nein, beim Himmel, Cäcilie, das sollen, das dürfen die Leute nicht sagen! deßhalb lehre Du mich Gelassenheit, lehre mich Deine himmlisch-erhabene Ergebung, daß ich ungebeugt und scheinbar ruhig, auch im Unglück noch stolz, die Schwelle des Klosters überschreite und seine Pforte hinter mir vor den Blicken unserer einstigen Neider zu schließen vermag. Meine einsame Zelle allein soll dann meinen Jammer, meinen Schmerz, meine Schwäche sehen, sehen wie mein Herz bricht; sie wird nicht zur Verrätherin werden an den Thränen von Josephine Tanner."

Cäcilie antwortete nicht, und Josephine fuhr fort: „Und wenn ich bedenke, Cäcilie, daß eine harmlose Thorheit, das Produkt einer flüchtigen tollen Laune, die mich an einem langweiligen Tage in der Pension von M. überkam, die eigentliche Urheberin meines Elends ist, wenn ich bedenke, daß eine unschuldige Posse mir meine ganze Zukunft zerstört haben soll, so bemächtigt sich meiner ein Haß, eine Erbitterung gegen unseren Vormund, gegen die Welt, ja selbst gegen unsere arme Mutter. Es wird dann so dunkel in mir, es bangt mir vor mir selbst, und wenn ich mich aus diesem wirren Ideenlabyrinthe wieder zurechtfinde, so schaudere ich, denn es ist mir immer, als ob ich auf dem Wege zu einem großen Verbrechen begriffen gewesen wäre."

— „O Gott, Josephine! Du machst mir unsäglich bange. Meine Schwester, wenn Du die Qualen erblicken könntest, die jetzt meine Seele zerfleischen, so würdest Du finden, daß mein Zustand, wenn auch anders, doch nicht minder schmerzlich als der Deinige."

„Ich bin davon überzeugt, theure Cäcilie; o das Mitgefühl Deiner edlen Seele! Glaube mir, der Anblick des

Schmerzes, den mein Loos Dir bereitet, erhöht noch den meinigen."

— „Nicht die traurige Theilnahme an Deinem Geschicke allein ist es, was mich kränkt, meine Josephine, es sind Qualen der Reue, welche mich martern."

„Reuequalen? Reue, weßhalb?"

— „Daß ich Herrn Müller nicht meine Hand gereicht habe."

„Dem Käsekrämer! dem Pavian! der elenden gemeinen Geldseele! Cäcilie, bist Du von Sinnen?"

— „Wenn auch nicht von Sinnen, so war ich doch egoistisch und grausam, als ich damals seine Hand ausschlug. Hätte ich ihn geheirathet, so wäre ich jetzt reich, und Du und die Mutter mit mir, und keine Macht der Welt könnte meine Schwester zwingen, den Schleier zu nehmen, weil sie in den vergangenen paar Wochen keine Lehrstelle finden konnte."

„Hochherzige, großmüthige Cäcilie!" rief Josephine in Thränen ausbrechend; — „wie klein, wie selbstisch erscheine ich neben Dir in meinem Schmerze! Ich beklage mein Loos, das mich aus der Welt, die mir doch nicht viel bieten würde, in ein Kloster weist; Du aber hättest das viel schrecklichere, an der Seite eines Elenden zu leben, gewählt; muthig hättest Du Dich der Qual fremder und eigener Verachtung, die Deine Verbindung mit Müller unabwendbar nach sich gezogen hätte, ausgesetzt, nur um mir eine freundlichere Zukunft zu schaffen! Aber glaubst Du, Cäcilie, daß ich mich auch nur einen einzigen Augenblick an einem Glücke gefreut haben würde, das Du mit Deinem Herzblut erkauft hättest? Nein, nein, geliebte Schwester, ich will mich Deiner nicht ganz unwürdig zeigen; ich will nimmer klagen über meine Bestimmung; und es erscheint mir nicht mehr so schrecklich, der Welt entsagen zu müssen. Siehst Du, ich weine schon nicht mehr, und die Thränen, die Du vorhin erblickt, waren nur Tropfen der Rührung, und jetzt vermag ich sogar zu lächeln."

Wirklich strengte sich das Mädchen an, ein Lächeln hervorzubringen, aber die Strahlen des Mondes, die ihre blassen Wangen küßten, zeigten, daß ihre Bemühung nur halb gelungen. Cäcilie versuchte zu sprechen, die Stimme versagte ihr. Von demselben Gedanken beseelt, erhoben sich die Schwestern und verließen den Friedhof. War wohl die entschwebte Seele des Vaters Zeuge dieser Scene gewesen?

Erst als die Schwestern sich entfernt hatten, traten zwei andere Frauengestalten aus dem Versteck, welches das immergrüne Laub der Cypressen an einem Familienbegräbniß hinter dem Grabe des Raths bildete, hervor. Sie nahmen, als sie den Kirchhof verlassen, ihren Weg nach links, bogen dann in eine der Hauptstraßen der Provinzialstadt ein und verschwanden in dem Garten, der das Haus des protestantischen Oberpfarrers des Orts umgab. Sie wenigstens waren Zeuginnen des oben geschilderten Auftritts gewesen.

Schlaflos, aber stumm, verbrachten die Schwestern die Nacht auf ihrem gemeinschaftlichen Lager; als jedoch Josephine frühe sich erhob, zeigte sie Cäcilien ein ruhiges Gesicht, und die arme Mutter schrieb die eingetretene Veränderung auf Rechnung der langen Unterredung, die sie Tags zuvor mit ihrer jüngeren Tochter gepflogen, um sie mit Kloster und Gelübde auszusöhnen. Der Gedanke, die Zukunft Josephinens auf diese Weise zu sichern, war von der Räthin ausgegangen und von dem gewissenlosen Vormund des Mädchens mit Freuden begrüßt worden, der sich dadurch aller künftigen Sorge und Verantwortung über das Geschick der Waise angenehm enthoben sah.

Die Mutter freilich meinte es dabei herzlich gut mit ihrem Kinde, sie wollte ihr nur die süßen Freuden des Lebens rauben und ihr dafür ihren künftigen Himmel sichern. Schon früh begabt mit einem Hange zu religiöser Schwärmerei, hatte derselbe bei der Räthin in einem Maße zugenommen, daß er bald, in Verbindung mit dem Schmerz um den Verstorbenen und dem Verlust des irdischen Glückes, die Seele der guten aber schwachen Frau ausfüllte, und sie die Anforderungen des Lebens, ja selbst die Sorgfalt für ihre Kinder, gänzlich vernachlässigen ließ.

Dreimal des Tages ging sie zur Kirche und verzehrte sich in religiöser Sentimentalität und endloser Klage um den Todten; ihre zerfallene Gestalt kniete vor dem Marienbilde, ihre Seele entschwebte in die nebelhaften Sphären des Jenseits, das ihre krankhafte Phantasie ihr schuf, während Cäcilie ihren arbeitsmüden Händen keine Ruhestunde gönnte, um die Bedürfnisse des kleinen Haushalts zu befriedigen.

Seit ihres Vaters Tode ertheilte das talentvolle Mädchen Privatunterricht im Zeichnen und Malen; die Mappe in der Hand sah man sie schon vom frühen Morgen an die Straßen des Städtchens durcheilen. Dieselben Damen, die einst um die Gunst der schönen, reichen und gefeierten Rathstochter und um einen Platz an dem glänzenden Theetisch ihrer Mutter gebuhlt, ließen nun Cäcilien schmerzlich empfinden, daß sie nur die bezahlte Lehrerin ihrer hoffnungsvollen Nachkommen sey. Auch daran hatte sich die Arme jetzt gewöhnt, kaum fühlte sie mehr die Nadelstiche der Gemeinheit.

Auch an dem Morgen, der auf die oben beschriebene schlaflose Nacht folgte, machte sich Cäcilie Tanner an ihr gewöhnliches Tagewerk und begab sich nach der Wohnung der Oberpfarrerin, von der sie sich ausnahmsweise stets mit Achtung behandelt sah.

Die Räthin ging in die Messe, Josephine setzte sich mit einer Handarbeit auf ein niederes Tabouret, aber nachdem sie einige Stiche gemacht, ließ sie die Stickerei sinken und kratzte träumerisch mit der Spitze ihrer Nadel verschiedene Charaktere in die weißgetünchte Wand.

So traf sie Cäcilie, als diese nach einer Stunde zurückkehrte und mit außergewöhnlicher Hast in das kleine Dachzimmer trat. Josephine, jäh aus ihrem Sinnen geweckt, schrack empor.

„Was bringst Du, Cäcilie?"

— „Dir einen Hoffnungsstrahl, gute, liebe Josephine! Kleide Dich augenblicklich an und folge mir!"

Cäcilie selbst warf der Schwester Hut und Shawl um,

und nicht wissend, was mit ihr vorgehen sollte, befand sich Josephine im nächsten Augenblicke auf der Straße.

„Aber sage mir doch, ich bitte Dich, was soll das bedeuten, Cäcilie?"

— „Du hast Aussicht, eine Anstellung zu erhalten. Bei der Oberpfarrerin ist eine Dame aus der Residenz zu Besuch, die eine Pension in der Vorstadt von St. A. leitet. An ihrer Schule ist die Stelle einer Unterlehrerin vakant, sie besah meine Zeichnungen, — sie theilte mir mit, daß sie eine Unterlehrerin suche, — ich sprach ihr von Dir, und — sie wünscht Dich zu sehen."

„Cäcilie, träume ich denn? ...

— „Du wachst, meine Liebe! aber komm, komm! laß uns eilen!"

Cäcilie vergönnte der Schwester keine Zeit zu weiteren Fragen, und bald sah Josephine sich mit Herzpochen in dem Salon der Pastorin. Neben der Hausfrau erblickte sie die fremde Dame, die ihr die Oberpfarrerin als ihre Freundin, Madame Pillner, vorstellte. Unter dem Vorwande, Cäcilien einige Oelgemälde in dem Zimmer ihres Mannes zu zeigen, entfernte sich die Pfarrerin mit dieser, und im nächsten Augenblicke befand sich Josephine auf dem Sopha, neben der fremden Dame.

Madame Pillner, obwohl über die mittleren Jahre hinaus, war eine noch schöne Frau von edlen Gesichtszügen und hoher imposanter Gestalt; das dunkle, bisweilen mit Grau vermischte Haar trug sie in breiten, über die weißen Schläfe gelegten Flechten; ihr Blick war ernst aber wohlwollend, und ihre ganze Erscheinung flößte der jungen Waise Ehrfurcht ein.

„Wie mir vorhin Ihr Fräulein Schwester zufällig mittheilte, sind Sie gegenwärtig um eine Stelle verlegen. Sie haben, wie ich höre, die Absicht, als Unterlehrerin an einer Mädchenschule den ersten Versuch im Lehren zu machen?" begann die Fremde mit wohlklingender Stimme. Josephine bejahte und Madame Pillner fuhr fort: „Wo haben Sie Ihre Ausbildung erhalten?"

— „In der Pension zu M., wo ich zwei Jahre und zehn Monate zubrachte."

„Welches sind Ihre Kenntnisse?"

— „Ich habe mit besonderer Vorliebe die französische Sprache erlernt, bin des Englischen kundig, verstehe leichtere Tondichtungen auf dem Piano vorzutragen und wäre im Stande, niedere Klassen in Geschichte, Geographie, Stylistik u. s. w. zu unterrichten.

„Schön! jenun, Sie werden Zeugnisse aufzuweisen haben, die Direktion der Anstalt hat Sie gewiß bei Ihrem Austritt mit einem empfehlenden Atteste versehen?" forschte Frau Pillner und begleitete diese Frage mit dem prüfenden Blicke eines Inquisitors. Die arme Josephine erröthete bis zum Scheitel.

— „Ich besitze befriedigende Zeugnisse, die ich je am Ende eines Semesters erhielt, bei meinem Austritt jedoch — bekam ich keines," sagte sie etwas beitreten.

„Keines? wie sonderbar! Sie haben doch gewiß das Gouvernanten-Examen gemacht, das, soviel ich weiß, am ersten September jedes Jahrs mit einigen Zöglingen der Pension in M. vorgenommen wird?"

— „Ich habe dasselbe nicht mitgemacht, ich ward vorher entlassen." Josephinen's Stimme zitterte, als sie dieß sagte, und ihr Gesicht bot den trostlosen Anblick eines Wesens, das seine letzte Hoffnung zertrümmert sieht.

„Entlassen, Kind, entlassen? und weßhalb?" fragte Madame Pillner scharf. Der Blick der Gefragten senkte sich, als sie erwiderte:

— „Es war an einem regnerischen Sonntage im August, man sperrte uns Mädchen alle in den großen Speisesaal, und keine durfte denselben ohne Erlaubniß verlassen. Gott, wie entsetzlich langweilig es war, wir gähnten einander beständig an. — Da beschlossen eine Freundin von mir und ich für eine fröhliche Unterhaltung zu sorgen: meine Freundin, die gut zeichnete, verfertigte die Karikaturen des ganzen Lehrpersonals, mit Ausnahme unserer französischen Lehrerin, die wir allein liebten, und ich schrieb eine Komödie, in der ich den Direktor als Bacchus, die drei alten Gouvernanten aber die eine als verklärten Kehrbesen, die andere als Laubfrosch und die dritte als Murmelthier auftreten ließ ... — Unser Vergehen wurde verrathen," fuhr Josephine beklommen fort; — „meine Freundin, die Tochter eines reichen Bankiers, erhielt eine Straflektion, ich aber, weil ich arm und schutzlos, ward sogleich entlassen. Mein Vormund versuchte mehrmals mir eine Stelle zu verschaffen; da jedoch alle seine Versuche fruchtlos blieben, so bestimmte er mich, auf den Wunsch meiner Mutter, für das Kloster."

Das Gesicht der Dame hatte sich bei diesem naiven Sündenbekenntniß sichtlich erhellt, und in freundlicherem Tone, als Josephine es erwartet, entgegnete sie: „Sie haben eine große Unklugheit begangen, liebes Kind, und einen tollen unziemlichen Schritt gethan, der selbst dem Lehrpersonal von M. gegenüber — und dasselbe ist mir nicht ganz unbekannt, und auch ich habe manches daran auszusetzen — unziemlich bleibt. Doch wollen wir sehen, was sich in der Sache wieder gut machen läßt, denn es wäre doch schade, wenn so viel jugendliche Lebhaftigkeit im Kloster verschmachten müßte. Ich habe an meiner Schule die Stelle einer Unterlehrerin zu vergeben, wollten Sie sich vielleicht einer kleinen Prüfung unterziehen?"

Freudig bejahte die Gefragte, und Madame Pillner nahm vom Bücherbrett ihrer Wirthin einige Bände herab, Sie öffnete einen derselben — es war die ‚Corinne' der Frau von Staël, und bat ihre jugendliche Examinandin zu übersetzen. Mit Gewandtheit übertrug Josephine einige Passagen in's Deutsche; die Dame schien zufrieden, legte das Buch weg und öffnete ein englisches Werk, Lord Byron's Gedichte, bezeichnete eines derselben, und das Mädchen gab es in fließender Prosa wieder. Nachdem dieß geschehen, knüpfte Madame Pillner ein scheinbar absichtsloses Gespräch über Literatur mit Josephinen an, wobei sie dieselbe aber mit unglaublicher Gewandtheit bald auf das Gebiet der Geschichte oder Geographie lockte, bald ihren Kenntnissen in der Mythologie auf den

Zahn fühlte. Daneben unterließ sie nicht, durch eine Menge Kreuz- und Querfragen zu prüfen, in wie weit sie es mit Gedächtnißkram oder mit natürlichem Verstande zu thun habe.

Je länger das Gespräch andauerte, desto mehr vergaß Josephine ihre Beklommenheit, und an deren Stelle trat eine zunehmende Wärme, und die Dame erschien von der Geistesfrische und Originalität in den Antworten Josephinens angenehm berührt. Als sie das Gespräch mit derselben Leichtigkeit, mit der sie es aufgenommen, beendigte, bat sie ihre junge Gesellschafterin, zum Schluß ein beliebiges Stück auf dem Flügel der Pastorin vorzutragen.

Josephine wählte in den Musikalien der Hausfrau, und spielte hierauf eine Komposition von Donizetti. Sie spielte mit Sicherheit und Charakter, und als sie geendigt, ergriff Frau Pillner freundlich ihre Hand und sagte: „Mein Fräulein, Sie scheinen meinen Anforderungen an die Bewerberin um die vorhingenannte Stelle zu entsprechen; wenn Sie daher mein Haus dem Kloster vorziehen, so soll Ihnen der freie Platz an meiner Schule mit einem Jahrgehalt von achtzig Thalern noch heute definitiv übertragen werden, wogegen Sie sich aber zu entschließen haben, schon morgen mit mir abzureisen."

„Mit größtem Vergnügen, Madame, nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihr ehrendes Vertrauen; mein ganzes künftiges Streben soll darauf gerichtet seyn, mich desselben würdig zu beweisen;" sprach Josephine und küßte mit Rührung und Begeisterung die Hand der Dame.

Nun traten auch die Hausfrau und Cäcilie in das Zimmer, letztere dankte der Fremden mit Thränen in den Augen für das ihrer Schwester geschenkte Zutrauen. Die schöne Künstlerin wurde mit großer Achtung von Madame Pillner behandelt, und als diese die Schwestern zum Abschiede küßte, sprach sie mit tiefer Betonung zu Cäcilien: „Ich glaube nicht, daß ich von Ihrer Schwester getäuscht werde."

Der Vormund wurde nun auf dem Heimwege von dem Vorgefallenen benachrichtigt, und billigte Josephinens Entscheidung. Vielleicht hatte ihn doch ein Schatten oder Rest von Gewissen in seiner Brust etwas geplagt, weil er seine Mündel zum Gelübde hatte zwingen wollen. Die Mutter hörte mit ihrer gewöhnlichen Apathie die Kunde, und meinte seufzend, es wäre zwar ehrender, die Strenge des Klosters als die Armuth und die Entbehrungen des Lebens zu ertragen; doch hatte sie weder den Willen noch die Energie sich dem Vorhaben ihrer unbegreiflichen Tochter zu widersetzen. Sie ging zur Kirche wie gewöhnlich, um ihre Mittagsandacht zu halten, und flehte die heilige Jungfrau um Verzeihung für den weltlichen Sinn ihres Kindes an.

* * *

Des andern Tages reiste Josephine glückselig mit ihrer neuen Beschützerin nach der nahen Residenz, begleitet von den Wünschen und Gebeten der holden Cäcilie.

3.

Froh erschrecken ihre Blicke,
Und sie können nicht verweilen,
Müssen mit dem schönen Bilde
Schnell zurück zum Herzen eilen.
Lenau.

Das Haus von Madame Pillner lag am äußersten Ende der Vorstadt von St. A. Es war ein hübsches zweistockiges Gebäude in einem großen Garten. Außer den größeren Sitzplätzen, die sich höchst einladend über den Rasen erhoben, zeigten da und dort die theilweise schon entlaubten Obst- und Waldbäume zwischen ihren herabhängenden Zweigen eine Granitbank, eine Fliederlaube, eines jener trauten verborgenen Plätzchen oder köstlichen Verstecke, die in dem Garten einer Mädchenschule nie fehlen sollten, wo man Paul und Virginie liest, über Onkel Tom's Hütte weint, wo die Phantasie der Einsamen sich das erste nebelhafte Bild eines Helden entwirft, wo man die ersten und gewöhnlich die einzigen Verse seines Lebens macht, und vor Rührung über deren wunderschönen Inhalt zu sterben wünscht.

Die Seele des jungen Weibes ist zum Träumen geneigt; überläßt sie sich diesem natürlichen Hang allzu sehr, so läuft sie Gefahr, in den trostlosen Zustand träger Sentimentalität zu versinken; von ihrer kränkelnden Phantasie in endlose Labyrinthe geführt sich zu verirren, und die dem praktischen Leben entzogenen Kräfte nutzlos zu verzehren. — Man bekämpfe deßhalb diesen Hang durch Arbeit, man beschäftige Geist und Gemüth der weiblichen Jugend durch würdige Gegenstände, aber man versuche nicht, diesen Hang ganz zu unterdrücken. Wo dieser Versuch, den Hauptcharakterzug im Wesen des Weibes auszurotten, je gelang, da war das Resultat davon, daß das Weib aufhörte, Weib zu seyn.

Lasse man den sechszehnjährigen Bürgerinnen der Pension ein Fleckchen Erde, wo es sich nach den Mühen und Lektionen des Tages ungestört träumen läßt. —

Es war um die fünfte Mittagsstunde, als Madame Pillner mit ihrer neuen Schutzbefohlenen den großen breiten Sandweg des Gartens heraufkam, der zum Hause führte. Die Zöglinge genossen eben ihre Feierstunde im Freien, und Josephine fühlte sich angenehm überrascht durch das liebliche Bild, das sich ihr darbot. Ein ganzes Dutzend wohlgebildeter Mädchen, die nur wenig jünger als sie selbst zu seyn schienen, bewegten sich zwischen den mit Kindern der herbstlichen Flora geschmückten Breien des Gartens. Sie trugen keine Uniform, wie die Zöglinge in M. und waren bald einfach, bald elegant gekleidet. Mit richtigem Takte hielt Madame Pillner einen Zwang in der Kleidung für eine Beschränkung der freien Geschmacksentwicklung.

Einige der Mädchen waren mit Pflanzen und Jäten beschäftigt, andere banden Bouquets und legten Blumen zum Pressen in die Bücher (ein wesentlicher Theil der Unterhaltung in einer Mädchenschule). Hier schrieb Eine in ihr Tagebuch, während dort eine Andere ein Gedicht recitirte. Aus einer Laube, im Hintergrunde der Anlage, ertönte Citherspiel und

Gesang, und in dem großen gepflasterten Hofraum, der sich hinter dem Hause ausdehnte, ergötzte sich eine Schaar kleiner Mädchen mit Seilspringen; keine alte grämliche Gouvernante ließ durch ihre keifende Gegenwart einen Wermuthstropfen in den Becher ihrer Kinderfreude fallen; ein Hauch der Freiheit schien hier Alles zu beleben.

Madame Pillner begrüßte ihre Zöglinge mit mütterlicher Zärtlichkeit und küßte sie auf die Stirne, ein Strahl der Freude glänzte von all den jugendlichen Gesichern, Josephinen ging das Herz auf bei diesem Anblick.

„Wo sind Miß Pierson und Mademoiselle Lafleur? fragte die würdige Dame die Mädchen.

„Ich will gehen und sie rufen!“ antwortete ein halbes Dutzend Stimmen zugleich, und eine Anzahl Mädchen stürmte nach der Laube, aus deren Schoos Gesang und Saitenspiel erklangen, und kehrten bald in Begleitung zweier junger Damen zurück, die Madame Pillner der Neuangekommenen als ihre Colleginnen vorstellte. Miß Pierson, eine blonde, hochgewachsene Tochter Albion's, reichte Josephinen mit freundlicher Zuvorkommenheit, und doch wieder nicht ohne die Zurückhaltung, die ihre Nation den Fremden gegenüber beobachtet, die Hand; die zierliche schwarzhaarige Französin aber küßte ihr mit rückhaltsloser Freundlichkeit die Wange. Dann wurde zum Schlusse der Vorstellung die Schaar der kleinen Wildfänge aus dem Hofe herbeigerufen; sie brachte vergnügt ihrer neuen Lehrerin ihre kindlichen Huldigungen dar, und bald war Josephine mit allen kleinen Leiden und Freuden ihres Schullebens bekannt.

Der untere Theil des Hauses enthielt mehrere Schulzimmer, deren eines Josephinen als ihr unumschränktes Reich angewiesen wurde. Das größte dieser Gelasse, hell und geräumig, zeigte allenthalben Spuren schönheitsliebender Frauenhände. Die Gesimse der hohen Bogenfenster zierten blühende Topfpflanzen; am obern Ende des Saals, zu beiden Seiten eines erhabenen Lehnstuhls, thronten auf epheu-umrankten Consolen die Büsten der Koryphäen unserer Dichtkunst, und die dunklen Laubranken des Epheus zogen sich als lebende Kränze um die Locken Schiller's und umschlangen die königliche Stirn Goethe's. Die Wände schmückte eine Anzahl Bilder edler berühmter Persönlichkeiten, besonders auch hervorragender Frauen. In der nächsten Etage befanden sich die Gemächer von Madame Pillner, und der Saal, der für die Winterbelustigungen der Mädchen bestimmt war, während endlich eine Reihe von Mansarden die Schlafstätten derselben enthielt.

Dort wies Madame Pillner auch Josephinen ein Plätzchen an; es war ein kleines Cabinet ohne Fenster, das sein Licht aus dem Schlafsaal der Kleinen erhielt. Ein weißes Bett, ein kleiner Schreibtisch mit Spiegel und Stuhl, und ein brauner tannener Schrank bildeten das ganze Mobiliar des Gemachs, so wenig und doch wieder so himmelweit verschieden von der Zelle eines Klosters.

Die Anzahl der Zöglinge durfte die Zahl dreißig nie überschreiten, denn Madame Pillner machte aus der Erziehung der Jugend keine Spekulation. Die zwölf ältesten Mädchen wurden mit einer Anzahl Tagesschülerinnen aus der Stadt von ihr selbst in den verschiedenen Fächern des Wissens, in deutscher Sprache sorgfältig unterrichtet, während ihnen Demoiselle Lafleur auf geistvolle, liebenswürdige Weise ihre Muttersprache beibrachte, und Miß Pierson mit dem Ernste und der Gewissenhaftigkeit ihres englischen Charakters sie in die Schönheiten der englischen Sprache einführte.

Die Kleinen hatte Josephine allein täglich während sechs Schulstunden in den verschiedenen Lehrfächern zu unterrichten und während zweier weiteren Stunden bei ihren Schularbeiten zu überwachen.

Josephine, das Kind des Glückes und des Luxus, hatte sich im Unglück, beseelt von lebhaftem Ehrgefühle, an die Arbeit gewöhnt. In der strengen Erziehungsanstalt in M. hatte sie sich nicht nur durch ihre Gaben, sondern auch durch ihre Strebsamkeit ausgezeichnet und dort in ihren Freistunden die ersten Versuche im Unterrichten gemacht. Sie hatte sich deßhalb bald in ihrem neuen Bestimmungsorte eingewöhnt. Madame Pillner war höchlich zufrieden mit dem Eifer und dem Geschick, mit welchem sie die Pflichten ihres Berufes erfüllte, und die Strenge, mit der sie im Anfange alle Schritte der Unbekannten zu überwachen schien, verlor sich nach einiger Zeit gänzlich, und sie erwiderte die enthusiastische Zuneigung, die Josephine für die würdige Frau zu Tage legte, bald mit fast mütterlichem Wohlwollen.

Hatte die junge Waise viel Arbeit, so waren ihr dagegen die Feierstunden desto süßer. Wenn ihre Schule geschlossen und ihr kleines Heer der goldenen Freiheit übergeben war, dann machte sie mit ihren Colleginnen kleine Excursionen in Stadt und Umgegend, wo es für ein lebhaftes, phantasiereiches Gemüth, wie das ihrige, so manchen Gegenstand gab, der es von dieser oder jener Seite berührte und einen mehr oder minder tiefen oder farbenreichen Eindruck darin zurückließ; auch las sie wohl ein Werk, das sie anzog, bei welcher Gelegenheit ihr Madame Pillner als geistvolle, hochgebildete Lehrerin entgegenkam, oder studirte sie auf dem prachtvollen Instrumente, das den Schulsaal zierte, irgend eine Opernweise und übte ihre hübsche Stimme im Gesang. In solchen Mußestunden fühlte sich Josephine so glücklich, so zufrieden, und im vertraulichen Gespräch mit Madame Pillner äußerte sie einst ihren Zweifel, ob es wohl noch einen höheren Grad von Glückseligkeit gebe, als die Feierstunden einer Unterlehrerin.

Ungewöhnlich schnell war ihr der Winter verflossen, Leseabende, Gesellschaftsspiele, kleine dramatische Vorstellungen, bei denen Lehrerinnen und Schülerinnen mitzuwirken hatten, lebende Bilder, musikalische und Tanzunterhaltungen, hatten die langen Abendstunden dieser unlieblichsten Jahreszeit den Bewohnerinnen der Pension angenehm gekürzt, und in den Gemüthern der Empfänglicheren und Begabteren einen bleibenden Gewinn zurückgelassen. Bereits hatte die Märzsonne den Schnee geschmolzen, und die armen Kinder der Vorstädte boten die ersten Veilchen zum Verkauf. In der Pension sang man Frühlingslieder, und Josephine gab ihren Schülerinnen als Thema zu einer Composition: „Die Stimmen des Lenzes.“

An einem freundlichen Märzabende war es, als die drei jungen Lehrerinnen der Pension auf der kleinen Veranda saßen, von wo Flügelthüren nach dem Schullokale Josephinen's führten. Miß Pierson las ihre vaterländischen Balladen aus Percy's Sammlung mit unbeschreiblichem Nationalstolze vor. Ihre Colleginnen, im Stillen die plastische Größe und Einfachheit dieser Dichtungen bewundernd, suchten indeß durch ungerechte Glossen und Angriffe auf dieselben den Unwillen ihrer liebenswürdigen Protectorin zu reizen. Miß Alice trug eben mit ausgezeichneter Deklamation die Ballade von Sir Patrik Spens vor, als das Gartenthor sich öffnete, und ein hübscher junger Mann, in dunkler Offiziersuniform, schnellen Schrittes eintrat. —

„Wer ist das?" fragten die junge Französin und Josephine zugleich, und Demoiselle Lafleur setzte halblaut hinzu: „Quel beau garçon!" Miß Pierson aber, die länger als die Beiden im Hause war, gab höchst ruhig folgenden Bescheid:

„Es ist Herr Eduard, der jüngere Sohn von Madame Pillner, Lieutenant bei der Artillerie, und kehrt nun nach mehr als einjähriger Reise zu seiner Mutter zurück. Sie sagte mir diesen Morgen, daß sie ihn in den nächsten Tagen erwarte."

Sie wollte weiter reden, aber der Eindringling hatte sich indeß dem Platze der drei Freundinnen schon zu sehr genähert. Eben wollte er die Stufen der Terrasse betreten, als er seine Mutter erblickte, die mit den Kleinen vom Hofe herkam, der nächste Moment sah die Beiden sich in den Armen liegen. Ein herrlicher Anblick, der einen würdigen Vorwurf zu einem Gemälde geliefert hätte: die tiefe unaussprechliche Wonne, mit der Madame Pillner ihren Liebling umschloß und anblickte, und die feurige Zärtlichkeit des Sohnes, der das Gesicht seiner Mutter mit ungestümen Küssen bedeckte. Das glückliche Paar durchkreuzte einigemale den Garten, gefolgt von einer Menge kleiner neugieriger Augen, und näherte sich dann dem Asyle der drei Lehrerinnen.

Mit freudestrahlenden Augen führte Madame Pillner den neuen Ankömmling denselben vor. Der junge Offizier reichte mit Herzlichkeit Miß Pierson die Hand, sie freundlich als alte Bekannte begrüßend. Kaum hatte er sich jedoch mit einer anmuthigen Verbeugung entfernt, so ergoß sich über die arme Inseltochter ein Sturzregen mädchenhafter Neckereien; sie schloß aber ihren muthwilligen Gefährtinnen dadurch den Mund, daß sie ihnen mit größter Ruhe, jedoch nicht ohne tief zu erröthen, mittheilte, daß sie als die Braut eines jungen Predigers aus Devonshire ihre Heimath verlassen, und in einigen Jahren, wie sie hoffe, als ehrsame Pfarrfrau, an der Seite des vorzüglichsten Gatten, die Reize von Altengland wieder genießen werde.

Die Engländerin hatte indessen durch dieses Geständniß die Ruhe nicht erlangt, die sie dadurch erstrebt hatte, der jugendliche Muthwille ihrer Freundinnen überhäufte nun die allzugroße Verschwiegenheit ihrer bräutlichen Gefährtin mit nicht enden wollender Rüge.

„Ich mache einen Friedensantrag," sprach endlich die Geplagte lächelnd; „Ihr legt die Waffen nieder, und ich erzähle euch dagegen eine Heldenthat des jungen Mars, der mir ja doch eigentlich alle meine Leiden zugezogen."

Die beiden Verschwörerinnen zeigten sich damit zufrieden, Demoiselle Lafleur lauschte mit guter Laune, Josephine mit Spannung der beginnenden Erzählung:

„Es war im November des vorletzten Jahres, Eduard Pillner lag damals in der Festungsstadt W. in Garnison; die ersten Tage jenes Monats waren, wenn ihr euch dessen noch erinnert, von großem Frost und Schnee begleitet gewesen; die mildere Witterung, die gegen die Mitte des Monats eintrat, brach schnell die Kälte. In einer Nacht hatte sich die Eisdecke, die Tags zuvor noch den Strom bedeckt, gelöst, und in großen Massen trieb nun das gebrochene Eis auf den Wellen einher. Die armen Leute der Vorstädte von W. waren bemüht, mit Haken die morschen Baumäste und Holzstücke, die das Hochwasser vom Gebirge herab führte, an das Land zu ziehen; auf kleinen am Ufer befestigten Flößen stehend, rangen sie dem Eise seine Beute ab

„Ein armer Weber, der wie es scheint, zum ersten Male dieser Beschäftigung nachging, verlor dabei das Gleichgewicht, und der Arme stürzte rettungslos in die Fluthen. Verzweifelnd rang das Weib des Unglücklichen am Gestade die Hände, allein ihr und ihrer Kinder Jammergeschrei vermochte keinen der Umstehenden zu einem Rettungsversuche zu bewegen, der nur den Tod von Zweien zur Folge haben mußte, denn was vermochte auch der kühnste Schwimmer gegen die Wucht der Eisschollen?"

„Wild trieb die Fluth ihr Opfer hinab, der Verunglückte verschwand einige Augenblicke, plötzlich aber erschienen wieder seine Arme convulsivisch aufwerfend auf der Oberfläche, und in demselben Momente stürzte sich ein junger Offizier, der weiter unten, der großen Brücke zu, mit einem Freunde spazieren ging, in die wilden Wogen. Sein Begleiter, der vergebens ihn zurückzuhalten versucht hatte, stand entsetzt, die gaffende Menge aber stürzte unter lauten Zeichen des Staunens stromabwärts, dem Orte zu, wo der unbekannte Held in die Fluthen gesprungen. Derselbe war verschwunden, tauchte auf, verschwand, tauchte wieder auf, mit dem linken Arme das Opfer umschlingend, ruderte sich mit dem rechten kräftig durch, war dem Versinken mehr denn zehnmal nahe, und gewann endlich unter tausend Anstrengungen, mit dem Aufwande seiner letzten Kräfte, das rettende Ufer. Der Gerettete ward seiner jubelnden Familie zurückgegeben, der Retter aber sank bewußtlos in die Arme seines Freundes."

„Die Sympathieen der Menge wandten sich nun von dem Geretteten dem Retter zu, und mit stürmischem Beifallsrufen begleitete sie den Miethwagen, der ihn nach seinem Quartier zurückbrachte. Erst nach längerer Zeit erfuhr Madame Pillner aus den Zeitungen, daß der junge Artillerieoffizier, von dessen Selbstaufopferung die Kunde unsere Residenzstadt erreicht hatte, kein Anderer als ihr Sohn Eduard gewesen."

„Die Gesundheit Eduard Pillner's hatte indeß durch die große Anstrengung und Erkältung einen nicht unbedeutenden Stoß erlitten, und die Aerzte riethen ihm deßhalb, eine Reise

nach dem Süden von Europa, die er schon lange zu seiner Ausbildung zu machen beschlossen hatte, anzutreten. Schon an den folgenden Weihnachten reiste er nach Rom ab, wo sein einziger Bruder Raphael als Bildhauer künstlerischen Studien oblieget.

Miß Pierson schwieg, Demoiselle Lafleur gab durch ein lautes Bravo ihren Beifall zu erkennen, Josephinens Wangen aber glühten von dem Feuer einer edlen Begeisterung, ihr Herz pochte gewaltig, sie vermochte nicht zu reden. Eine unerklärliche innere Beklemmung ließ sie nichts zum Lobe des edlen Menschenfreundes sagen, von dessen Bewunderung ihr Herz überfloß.

Zum ersten Male in ihrem Leben erblickte sie einen jener Helden, von denen sie hundert Träume geträumt. Ein Glück für sie, daß die anbrechende Dämmerung die Bewegung ihrer Züge den Blicken der Gefährtinnen verbarg.

Die Glocken riefen zum gemeinschaftlichen Souper, die drei Freundinnen eilten nach dem großen Saale und versammelten ihre Zöglinge an den betreffenden Tischen. Auch Madame Pillner nahm von ihrem gewöhnlichen Platze Besitz, begleitet von ihrem Sohne, dem Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit, und der Ursache des halb geheimnißvollen, halb fröhlichen Flüsterns, das die rosigen Reihen der Mädchen durchlief, und dem die Gouvernanten nicht völlig zu steuern vermochten.

Madame Pillner, um den kleinen Unfug der Kinder und den peinlichen Bemühungen der Lehrerinnen ein Ende zu machen, bat ihren Sohn, etwas von seiner Reise zum Besten zu geben. Eduard Pillner gehorchte gerne, seine Schilderungen waren voll Anmuth und Leben, er bediente sich der edelsten Sprache, und eine skizzenhafte Beschreibung, die er vom Vesuv machte, verdiente im vollsten Umfang des Wortes das Prädicat künstlerisch. Er besaß die holde Gabe schöner, feuriger Beredtsamkeit, die der Mutter eigen war. Dabei waren seine Worte einfach, kein Schatten von Eitelkeit trübte ihren Glanz. Lautlose Stille herrschte im Saale, und die Neugierde der Mädchen hatte sich, während er sprach, in bewunderndes Staunen verwandelt. — Josephinens Auge hing mit fast andächtiger Bewunderung an den Zügen des Redners, die wenn auch auch unregelmäßig, durch das Feuer des schwarzen Auges, sowie durch Geist und Leben, die aus jeder Linie, jeder Muskel des Gesichtes sprachen, edel waren und fast schön genannt werden konnten.

Madame Pillner zog jedoch ihre Uhr und fand zu ihrer Ueberraschung, daß die neunte Stunde bereits vorüber, und nach abgehaltener Abendandacht ward das aufmerksame und zufriedene Auditorium Eduard Pillner's nach seinen Schlafgemächern entlassen.

Mit größerer Zärtlichkeit als gewöhnlich, eilte Josephine an diesem Abende an all' die kleinen Betten ihrer Schutzbefohlenen; es war ihr, als wären ihr die Kleinen noch nie so lieb gewesen wie heute. Demoiselle Lafleur, die leise in das Gemach ihrer Freundin geschlichen kam, setzte sich auf die Bettstatt Josephinen's, und die beiden jungen Mädchen besprachen wieder und immer wieder die Unterhaltung des jungen Mars, in der die Französin ein Stück echter Lamartine'scher Genialität erblicken wollte. Es war schon spät, als sie sich auf den Zehenspitzen in ihr Appartement zurückbegab. Josephine aber träumte den Rest der Nacht von dem neuaufgegangenen Heldengestirn und seiner edlen That.

Das Erwachen, begleitet von den nüchternen Beschäftigungen ihres Berufs, mußte natürlich auch eine Ermäßigung ihrer Empfindungen mit sich bringen, und ruhig konnte sie deshalb den Gruß erwidern, den Eduard Pillner ihr bot, als sie sich Morgens auf der Treppe begegneten.

Da Eduard Pillner nach seiner Ankunft in der Heimath einem Regimente als Premierlieutenant zugetheilt wurde, das in der nahen Garnison A. lag, so gehörte er von nun an zu den fast täglichen Erscheinungen in der Pension. Bald erschien er an der Spitze seiner Truppenabtheilung, beim Klange rauschender Musik, ließ sein Pferd einige Male vor seiner Mutter Fenster steigen, grüßte anmuthig zu ihr hinauf und wandte sein Thier zum Rückzug; bald flog er allein auf seinem milchweißen Renner einher, band denselben an das Gartenthor, warf sich auf ein Canapee neben seine Mutter, plauderte und scherzte eine Viertelstunde mit ihr und entfernte sich dann wieder, so schnell wie er gekommen. Bisweilen langte er auch, wenn ihn der Dienst nicht drängte, zu Fuße im Mutterhause an, die Arme verschränkt, den weiten dunkeln Mantel umgeworfen, eine glimmende Cigarre im Munde, unterhielt sich stundenlang mit seiner Mutter, durchwanderte den Garten, ihren Arm in den seinigen gelegt, schnitt da und dort an den Blumen und Sträuchern herum, scherzte gemüthlich mit den Kleinen, sprach freundlich mit den Großen, grüßte artig die Lehrerinnen, und zog sich dann nach seinem Quartier zurück, seine Mutter in einem Zustand heiterer Behaglichkeit zurücklassend.

4.

Als sie vom Paradiese ward gezwungen,
Kam jeder Seele eine Melodie
Zum Lebewohl süß, schmerzlich nachgeklungen,
Darauf umschloß die Erdenhülle sie.
Noch ist dieß Lied nicht völlig uns verdrungen,
Doch tönt es leiser stets auf Erden hie.
— — — — — — — — — — —
Von Jugendträumen wird's manchmal gesungen
Doch dunkel, unbewußt woher? und wie.
Lenau.

März und April waren verflossen, der Mai bedeckte Baum und Strauch mit seinem Blüthenschnee. Die Feierstunden der Pensionnäre wurden meist in Feld und Wald zugebracht, und tausend Träume, tausend Kapitel nie-geschriebener Romane, wurden von diesen jungen Seelen geträumt und verarbeitet.

In den letzten Tagen des Aprils, vor den Osterferien, hatte die Prüfung der Klassen stattgefunden, und war von den Schülerinnen Josephinens bestens überstanden worden. Auch Eduard Pillner hatte dem Examen beigewohnt, und bei dieser Gelegenheit hatte ihn Josephine zuerst gesprochen, denn, nachdem sich die Mutter in Gegenwart des Sohnes, gegen die

junge Lehrerin lobend über ihre Leistungen in der Schule ausgesprochen, hatte dieser ein Gespräch über Mädchenschulen mit ihr angeknüpft, und von diesen war er auf weibliche Erziehung und Bestimmung überhaupt zu reden gekommen. Miß Pierson, die die Beiden während ihrer Unterhaltung beobachtet, mußte sich gestehen, daß sie Josephinen noch nie so schön gesehen, ihr Gesicht hatte in edlem Feuer gestrahlt, denn der junge Offizier hatte nicht nur fast allen Ansichten des jungen Mädchens mit Wärme beigepflichtet, sondern auch, so lange sie gesprochen, sein schwarzes großes Auge nicht von den belebten Zügen der Sprecherin gelassen.

Der reiche Cafetier Willmer, dessen Töchter die Anstalt von Madame Pillner besuchten, hielt am ersten Sonntag des Maimonats ein Fest. Der Nachmittag sollte mit Tanz und Spiel und ähnlichen Belustigungen der Kinder ausgefüllt werden, während ein kleiner Ball für die Erwachsenen am Abend stattfinden sollte.

Madame Pillner, die von dem Hotelbesitzer und dessen schönerer Hälfte höchlich verehrt wurde, ward mit dem Lehrpersonal für den Abend geladen. Miß Pierson dankte ablehnend, gemäß den religiösen Grundsätzen einer Engländerin. Josephine aber und die Französin nahmen mit Freuden die Einladung an und erwarteten mit wachsender Ungeduld den frohen Abend. Lächelnd sah Madame Pillner in die freudeglänzenden Augen Josephinens, von Herzen vergnügt über die Freude des guten Kindes und im Stillen herzlich wünschend, daß sie ihre Rechnung allenthalben auf ihrem ersten Balle finden möchte.

Der Sonntag war angebrochen, die beiden Mädchen bereiteten eifrig ihre Toilette. Josephine sang, scherzte, recitirte zahllose Stellen ihrer Lieblingsdichter, während sie da und dort an ihrem weißen Mousselinkleide einen vergessenen Stich machte, eine Bandschleife zurecht schob, eine Spitze annähte und dergleichen. Die beiden Mädchen hatten beschlossen lebende Kränze zu tragen, und in der großen Fliederlaube banden sie einen Kranz von Mairosen für die schwarzhaarige Französin, und einen anderen von frühen Cyanen für Josephine.

Vier Uhr schlug es auf dem Thurme der fernen Schloßkirche, als der letztere Kranz mit einem Büschel feiner Gräser und Halme geschlossen ward, in demselben Augenblicke meldete man seiner Besitzerin, daß ein Besuch im Salon von Madame Pillner ihrer warte. Josephine flehte alle Götter an, daß dieser Besuch nicht zu lange sich verweilen möchte, denn auf sechs Uhr lautete ja die Einladung des Cafetier; sie eilte die Treppe hinauf und groß war ihr Erstaunen, als sie ihre Mutter bei Madame Pillner antraf.

„Mama, liebe Mama! so kommst Du endlich mich zu besuchen?" und mit diesen Worten sprang das Mädchen an den Hals der Mutter. Die Räthin erwiderte die Zärtlichkeit ihres Kindes und sprach:

„Nicht Deinetwillen, Kind, habe ich meine stille Wohnung in H. verlassen, um mir am Anblick fremder Pracht, die ich allenthalben hier begegne, das Herz zu verwunden, nein, ich kam einzig hieher, um der Predigt und dem Hochamt des Bischofs beizuwohnen, konnte es jedoch nicht unterlassen auf dem Heimwege meine kleine Josephine zu küssen."

„Wie geht es der guten Cäcilie?"

„Kannst Du noch fragen? Unglück ist jetzt das Antheil der Familie Tanner und Thränen ihr Loos. Sie hat sich vorgenommen, heute das Grab Deines Vaters zu bekränzen."

Josephine seufzte leise, und Madame Pillner, die den Kaffee servirte, war im Geheimen ärgerlich über die Wittwe, die an dem heute so klaren Horizonte ihres Kindes eine Wolke heraufbeschwor, und um den Gedanken der Beiden eine andere Richtung zu geben, sagte sie:

„Josephine wird heute Abend mit mir und ihrer Freundin einen kleinen Ball besuchen."

„Einen Ball?" wiederholte die Räthin in verwundertem Tone, Josephine aber war bereits nach ihrem kleinen Kabinete hinausgeflogen und holte ihr einfaches Ballkostüm herab, um es der Mutter zu zeigen. Seufzend warf die Räthin erst einen Blick auf den Anzug, dann auf ihre Tochter.

„Ein Kranz von Cyanen und ein simples Mousselinkleid," sprach sie jammernd; „in diesem Aufzuge willst Du auf den Ball gehen? kannst Du denn ganz vergessen, wer Du bist, was wir waren?"

„Ich vergesse weder das eine noch das andere, liebe Mama, ich weiß nur zu gut, was wir waren, ebenso gut aber auch was wir jetzt sind. Meine Verhältnisse gestatten mir nicht ein kostbareres Kleid zu tragen, und was den Cyanenkranz betrifft, so ziehe ich ihn der feinsten künstlichen Ballcoiffüre vor." —

„Frau Räthin, ich finde Josephine hat vollkommen Recht, und ihre Toilette, die sie zudem ausgezeichnet kleidet, wird ihr Vergnügen an dem heutigen Tage nicht im mindesten beeinträchtigen," warf Madame Pillner ein, aber die Räthin fuhr fort:

„Auf meinem ersten Balle, ich war zwei Jahre jünger als Josephine, trug ich eine Coiffüre zu zwei Louisd'or, ein Tüllkleid über einem weißen Seidenrock und himmelblaue Atlasschuhe."

„Aber, Mama, ich bin einmal nicht im Stande mir einen ähnlichen Putz anzuschaffen."

„Dann bleibe weg von den Plätzen der Freude, von denen das Schicksal selbst Dich ausgestoßen hat, Dich und mich und Deine Schwester, für immer ausgestoßen, hörst Du?"

„Aber, Mama, wenn es mich für immer von jedem Vergnügen ausgeschlossen hätte, dann würde ich nicht diese freundliche Einladung für heute Abend erhalten haben."

„Deine Jugend blendet Dich, mein armes Kind; das grausame Geschick das uns verfolgt, wollte Dir auf diese Weise nur eine neue schmerzliche Demüthigung bereiten."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, Frau Räthin, welche Demüthigung sollte denn unserer lieben Josephine, die durch ihre treue Pflichterfüllung die Achtung jedermanns genießt, aus diesem harmlosen Vergnügen erwachsen?" sprach Madame Pillner mit Ruhe.

„Sie verstehen mich nicht, Madame? Dieß ist mir unbegreiflich. Jenun aus Mitleiden ward Josephine von der reichen Familie eingeladen, und dieses Mitleiden wird erhöht werden, wenn sie, die Geladene, in den glänzenden Saal tritt. Die vornehmen Damen werden sich lächelnd fragen: „Hat Madame Willmer ihr Nähmädchen oder ihre Auslöserin zum Balle gebeten?" und dann wird die Hausfrau sie in einen Winkel setzen, und wenn die schönen Damen zum Tanze fliegen, so wird sie allein noch sitzen und die Lichter am Kronleuchter zählen, während die älteren Herren und die Mütter unbarmherzig das Geschütz ihrer Augengläser auf sie richten, und einige derselben sich erinnern werden, daß das Aschenbrödel im Cyonenkranz die Tochter des Rath Tonner sey."

„Frau Räthin, wie können Sie so zu Josephinen reden? Josephine und ein Nähmädchen! ich meine für den Fall, daß wenn jemand, mit so wenig Sehvermögen ausgestattet, in diesem Wahn befangen wäre, einige mit den vermeintlichen Nähmädchen gewechselte Worte schnell den Irrthum aufklären müßten. Josephine wird überdieß beim Tanze nicht sitzen bleiben!" Als Madame Billner dieß sagte, konnte sie ihren Unwillen kaum verhalten, besonders da sie sah, daß helle Thränen über Josephinens Wangen rollten.

„Nun es mag seyn, aus Erbarmen tanzt vielleicht der eine oder der andere alte Herr mit Josephinen, aber die Jugend sieht auf Putz und Glanz; sie wird keinen jungen Cavalier finden, wenn anders Sie ihr nicht Einen zuschicken."

„Sie sind wirklich grausam, Frau Räthin, wie können Sie Ihrem Kinde so die Freude verderben?"

„Ich bin nicht grausamer als das Leben selber, das mir die meinigen alle zerstörte, und ich habe nur die Wahrheit gesprochen. Doch es schlägt fünf, ich verlasse Sie jetzt, und es sollte mich für Josephine freuen, wenn ich mich in Betreff des heutigen Abends getäuscht hätte." Die Räthin umarmte ihre Tochter zum Lebewohl und empfahl sich der Dame des Hauses. Als Josephine ihr bis zur Gartenthüre das Geleit gab, sagte sie traurig:

„Armes, armes Kind, verweinte Augen, das fehlte noch, ein reizender Ball fürwahr!"

„Ich werde nicht hingehen, Mama," sprach Josephine leise, preßte die Hand der Mutter noch einmal und flog dann, ihre schmerzlichen Thränen zu verbergen, nach ihrem Schlafgemache hinauf. Ihre Hände vor das Gesicht gedrückt, weinte sie stille; so traf sie Madame Billner, die noch einer Weile mit ihrem Kranz und Kleide eintrat.

„Liebes Kind, Sie vergessen ja das Ankleiden, es ist schon halb sechs."

„Ich werde nicht zum Balle gehen, Madame," sprach Josephine matt und zeigte ihr thränendes Gesicht der Dame.

„Unmöglich, Josephine, das geht nicht, dieß wäre ja eine Beleidigung gegen die gute Madame Willmer.

„Ich lasse mich durch Unwohlsein entschuldigen, ich kann unmöglich hingehen.

„Ich werde Sie nicht entschuldigen, Sie werden mich unter allen Umständen begleiten, mein Fräulein."

„Madame Billner, schonen Sie mich!" flehte Josephine. Madame, ich kann nicht hingehen, wie kann ich weinend auf einen Ball gehen?"

„Sie trocknen Ihre Thränen, und wir gehen eine halbe Stunde später, Sie werden den Ball besuchen. Ich bin gekommen Sie ankleiden zu helfen, ein Mädchen von Charakter darf sich nicht durch ein paar zufällig hingeworfene Worte aus dem Concept bringen lassen; so ändert man nicht seine Entschlüsse."

Josephine wagte nimmer gegen die entschiedene Weise ihrer Vorgesetzten etwas einzuwenden, und nur ein feuchter Blick ihres sprechenden Auges traf die Dame; Madame Billner hatte Mühe diesem Blicke fest zu begegnen, ihr gefühlvolles Herz empfand tief mit der armen Waise, und nur ihre innige Liebe zu derselben ließ sie auf so bestimmte Weise auftreten, da sie überzeugt war, daß der erste Schimmer der Ballbeleuchtung, der erste Ton der Tanzmusik, aus dem jungen Herzen alle Schatten entfernen würden.

Josephine trocknete gehorsam ihre Thränen und ließ sich mit der Miene eines Schlachtopfers ankleiden. Sie nahm sich indeß in ihrem einfachen Anzug reizend aus, und nur der Glanz der Freude, der es vor dem verhängnißvollen Abendbesuche so sehr belebt hatte, fehlte dem ausdrucksvollen Gesichte.

„Nur nicht diese Märtyrermiene, liebe Josephine, machen Sie ein freundliches Gesicht."

„Aber, Madame Billner, ich kann nicht auf Befehl freundlich seyn, wenn ich zudem Mühe habe, die Thränen zu unterdrücken," entgegnete Josephine in halb vorwurfsvollem Tone.

„Ich weiß, Sie halten mich in diesem Augenblick für eine grausame Despotin," sprach Madame Billner lächelnd; „doch ertrage ich recht gerne diesen Verdacht, denn das Vergnügen, das Sie an diesem heutigen Abend empfinden werden, wird Sie Ihre Meinung über mich ändern lassen."

„Ich werde Sie nie für eine grausame Despotin halten, und halte Sie auch in diesem Augenblicke nicht dafür," entgegnete Josephine und versuchte nun ihres Theils zu lächeln, dann fuhr sie in bittendem Tone fort: „Aber, nicht wahr, Madame, Sie schicken mir doch keinen Tänzer zu?"

„Nein, liebes Kind, gewiß nicht," versetzte die Dame herzlich lachend; „dieselben werden Sie selbst finden. Wäre ich ein junger Mann, ich würde Sie um den ersten Tanz bitten, Sie tanzen hübsch und wissen gut zu reden."

Demoiselle Laffeur, strahlend vor Freude und Vergnügen, stürmte jetzt in das kleine Gemach und kündete an, daß der bestellte Miethwagen sich vor dem Garten befinde. Die Damen schickten sich zum Gehen an; Madame Billner ließ sich mit der Französin auf dem Vordersitze des Wagens nieder, während Josephine gesenkten Hauptes auf dem Rücksitz Platz nahm, und fort rollte die kleine Gesellschaft nach dem Hause des Cafetier Willmer.

Als die Damen im Ballsaale ankamen, hatte die zweite Tour bereits begonnen, sie plauderten während derselben in einer Ecke des Zimmers mit ihrer Wirthin; als die Tour

geendigt, trat ein junger Kaufmann, dessen Bekanntschaft Demoiselle Lasteur schon früher gemacht, herbei und bat sie um den folgenden Tanz, und Josephine befand sich bald allein neben Madame Pillner; es waren wenige Tänzer vorhanden und mehrere der jungen Mädchen theilten ihr Loos, allein Josephinens Blick war zu thränentrübe und befangen, als daß sie ihre Unglücksgefährtinnen auf den gegenüberliegenden Sitzen bemerkt hätte. Sie seufzte leise.

Da steuerte eine Gestalt auf die Waise zu, eine Gestalt, deren Erscheinung ihr in ihrem jetzigen Zustand Entsetzen bereitete. Es war ein langer hagerer Fünfziger, seine Haare fielen in geraden Locken zu beiden Seiten des mageren Gesichtes herab; er trug eine silberne Brille, und die hohen, durch eine ominöse weiße Halsbinde zusammengehaltenen Vatermörder geriethen beständig mit den Kinnladen ihres Besitzers in Conflikt, was seinem Haupte eine leichte Neigung nach hinten gab und den Ausdruck der Steifheit, der der ganzen Gestalt eigen war, noch erhöhte. Diese Erscheinung war bekleidet mit einem langgeschwänzten Frack, nach dem alten Schnitt, Weste und Beinkleid waren weiß, und die Füße staken in Schnallenschuhen. Dieß über den äußern Menschen des hochgelehrten Philologen, Professor Unschick.

„Barmherziger Himmel! kommt dieses Ausrufungszeichen zu mir?“ dachte Josephine, als sie seiner ansichtig wurde.

Der Professor stolperte (es gehörte dieß zu seinen Eigenthümlichkeiten), machte dem jungen Mädchen einen tiefen, linkischen Bückling und redete sie mit grabeshohler Stimme an:

„Ich bin entzückt, holdes, schönstes Fräulein, Sie hier zu finden; Sie nehmen sich heute wirklich reizend aus und erinnern unwillkürlich an die göttliche Eos, die mit Rosenfingern emporsteigt, wie sich der unsterbliche Homeros ausdrückt.“

Josephine konnte sich nicht enthalten über diese abgeschmackte Anrede zu lächeln, und der Professor, ermuthigt durch diese Freundlichkeit, fuhr mit feierlicher Miene fort:

„Dieses glückliche Zusammentreffen mit Ihnen, meiner reizenden Collegin, ist mir noch von besonderem Werthe, da ich Ihnen eine Neuigkeit von größtem Interesse mitzutheilen habe.“

„Sie mir, mein Herr?“

„Ja, schönes Kind, denken Sie sich, die Académie française hat durch einen neuen heroischen Act auf dem Felde der Orthographie einen neuen Sieg über veraltete Pedanterie davongetragen, sie verwirft nämlich den Bindestrich noch dem Umstandswort très; ist dieser Gedanke nicht unsterblich?“

Josephine befand sich auf dem Punkte die große Schwachheit zu begehen, sich selber zu bemitleiden, während der Professor gespannt in ihren Zügen las, um den Eindruck seiner ernsten inhaltschweren Botschaft zu ergründen, Josephine ward indeß ihrer Antwort enthoben, denn die ersten Accorde der wieder beginnenden Tanzmusik erschallten, und Professor Unschick bat sie nun in aller Form um einen Tanz, mit Resignation reichte sie ihm ihre kleine Hand. Madame Pillner, seither in ein Gespräch mit einer Freundin vertieft, wandte eben das Haupt, als der Professor das arme Opfer entführte, ihr mitleidsvoller Blick traf Josephinen, die mit gesenkten Blicken mit ihrem Kavalier zum Tanze schritt, die Prophezeihung ihrer Mutter schrecklich sich erfüllen sehend.

Der Professor tanzte steif, aber bisweilen machte er, nach alter guter Sitte, einen wahrhaft genialen Luftsprung, und die Augen vieler Zuschauer ergötzten sich an dem Tänzer, dessen Tänzerin jedoch aufrichtig bedauert ward.

Josephinens Herz schlug freier, als sie den peinlichen Tanz sich endigen sah; aber siehe da! bei dem letzten Luftsprung des Gelehrten kam die silberne Schnalle seines rechten Fußes dermaßen in Conflikt mit dem Kleide der Tänzerin, daß Unschick nur durch eine kühne Bewegung sich der mousselinenen Schlinge zu entziehen vermochte, und Josephine nun mit Entsetzen ihr einfaches Kleid in Fetzen an sich hängen sah.

Bestürzt stand der Professor ohrenkratzend in der Mitte des Gemachs, ein Kreis fröhlich ergötzter Zuschauer bildete sich allmälig um ihn, und Josephine benützte diesen Moment, um sich seinem Bereiche und den spöttischen Blicken der jungen Damen zu entziehen. Zu viele Gewitterwolken hatten sich seit einigen Stunden über ihrem achtzehnjährigen Haupte entladen, ihre Fassung war nun dahin, und sie eilte nach einem der beiden spärlich erleuchteten Cabinete, die für die stillere, trauliche Unterhaltung der Nichttanzenden bestimmt, zu beiden Seiten des Tanzsaales sich öffneten; dort ließ sie sich auf einem Divan nieder (es stand zum Glücke leer) und beweinte still ihr Mißgeschick. Vom Kleinen kam sie auf das Große, von dem vereitelten Ball auf ihr unglückliches Lebensgeschick, sie dachte an die glücklichen Tage ihrer ersten Jugend, an die brillanten Tanzunterhaltungen im Hause ihres Vaters, bei welchen Cäcilie geglänzt hatte, sie verglich ihre jetzige Lage mit damals, und ihr Leben erschien ihr in diesem Augenblicke freuden- und trostlos. —

Während dieser Zeit war draußen im Saale noch ein verspäteter Gast angekommen; es war dies Eduard Pillner, der auch mit seiner Mutter geladen, bisher vom Dienst zurückgehalten worden war. Eben als er in den Saal trat, bildeten sich die Paare zu einem neuen Tanze. Sein dunkles Auge flog suchend durch den Saal, schien jedoch das Gesuchte nicht gefunden zu haben; er trat zu seiner Mutter und reichte ihr die Hand.

„Wo ist Fräulein Tanner, liebe Mutter?“

„Dort, im Cabinet zur Linken, wirst Du eine unglückselige Person finden,“ entgegnete Madame Pillner und wies mit bedeutungsvollen Lächeln nach Josephinens Versteck. Sie wollte weiter sagen, aber bereits sah sie sich wieder von einigen Damen in Beschlag genommen, und sie fügte nun laut hinzu: „Fräulein Tanner hatte Mißgeschick mit ihrem Kleide, als sie mit Professor Unschick tanzte.“

Eduard Pillner verließ seine Mutter und trat in das bezeichnete Cabinet, einen Augenblick blieb er, scheinbar betrachtend, vor einer Pyramide künstlicher Blumen stehen, dann wandte er sich nach Josephinens Versteck im Hintergrunde.

Eduard spielte ein wenig den Erstaunten. „Sie hier, mein Fräulein? störe ich etwa?“ Ohne jedoch die Antwort des Mäd-

chens abzuwarten, trat er zu ihr und lehnte sich seitwärts an einen Ebenholzschrank.

„Ich hielt diese Blumen dort," nahm er wieder das Wort, „aus der Ferne für frische Kamellien, ich kam herein, sie näher zu besichtigen, und nun finde ich, daß es elende Papierblumen, Carikaturen von Rosen sind."

„Sie hätten es lieber unterlassen, sie näher zu betrachten, mein Herr, die Dinge nehmen sich aus der Perspektive weit reizender aus als in der Nähe."

„Meinen Sie, Fräulein?"

„Ich bin sogar davon überzeugt, denn ich weiß es aus eigener Erfahrung."

„Und glauben Sie, daß dies ohne Ausnahme von allen Dingen gilt? glauben Sie nicht vielmehr auch, daß es Gegenstände gibt, deren Reize sich uns in dem Maße enthüllen, in dem wir ihnen nahe treten?"

„Es mag deren welche geben," versetzte Josephine nach einigem Nachdenken. Es entstand eine kleine Pause, die Eduard endlich unterbrach:

„Sehen Sie den hellen Stern dort durchs Fenster glänzen? er blickt gerade auf Sie, ist es Ihr Stern?"

„Wäre es mein Gestirn, so würde es nicht so hell glänzen," entgegnete Josephine mit schwermüthigem Lächeln; „nein, der Stern will ohne Zweifel zu meiner vorigen Behauptung ein bestätigendes Exempel liefern. Wie helle strahlt er nicht! würden sich jedoch die Luftschiffer in seine hohen Regionen wagen dürfen, so erblickten sie vielleicht statt des glänzenden Lichtmeeres, das sie dort ahnten, ein felsigtes Land, endlose Nebelflächen, oder gar — weite Todtenfelder."

„Und selbst auf die Gefahr dieser Enttäuschung hin, möchte ich die Luftschifffahrt in Ihrer Gesellschaft unternehmen; es müßte sich ganz gut machen, mit Fräulein Tanner, in traulichem Gespräch begriffen, zwischen Mond und Erde zu schweben. Andere junge Damen macht ein Riß im Ballkleid widerwärtig, Sie macht er zur Philosophin."

„Und eben vielleicht deßhalb doppelt unerträglich?" sprach Josephine mit einem halben Lächeln.

„So unerträglich, daß ich Sie bitte, mir zu gestatten, Ihnen einige Zeit Gesellschaft leisten zu dürfen."

„Ich habe hier weder zu erlauben noch zu versagen, Sie scheinen dieß zu vergessen; wir Beide sind ja Gäste und erfreuen uns derselben Rechte, aber woher wissen Sie, daß mein Kleid zerrissen?"

„Meine Mutter sagte es mir."

„Und bat Sie zugleich, einige Worte des Erbarmens mit mir zu reden? Mein Herr, ich enthebe Sie Ihrer peinlichen Mission, indem ich Ihnen erkläre, daß ein Riß im Kleide und einige darob verscherzte Tänze mir wenig Kummer bereiten."

„Weder ich noch meine Mutter thaten Fräulein Tanner in dem Maße Unrecht, daß wir auch nur einen Augenblick dachten, ein elender Riß im Kleide könnte auf Sie einen andern als flüchtigen Eindruck machen. Die Sache ging einfach so: ich kam, wollte Sie um einen Tanz bitten, und erfuhr zufällig von meiner Mutter, daß Sie sich, nachdem der lange Professor Spuren seines gewichtigen, antiken Schuhes in Ihrem armen Kleide zurückgelassen, hieher zurückgezogen hätten."

Ein elektrischer Funke der Freude durchflog Josephinens Brust; die Worte Eduard's klangen herzlich und freundlich, und umsonst suchte sie einen Ton des Mitleids darin zu entdecken. Bei dem augenblicklichen Wechsel der Empfindungen, der ihrem lebhaften leicht erregbaren Gemüthe eigen war, gab sie nun, ihren Kummer vergessend, sich mit ganzer Seele der Unterhaltung hin, die der geist- und gemüthvolle junge Mann trefflich zu führen verstand. Er gab Skizzen von seinem Aufenthalt in Rom und Griechenland, Josephine sprach von ihrem bisher noch unbefriedigten Sehnen, die Länder des Südens zu sehen, und schilderte mit Anmuth und Leichtigkeit die Ideen und Träume, die sie im Treibhause ihres Vaters, angesichts der tropischen Pflanzen gehegt, wie sie jeden Morgen die Palme geküßt, und so manches Mal aus Mitleid und einer Art von Heimweh über die Lotosblume geweint und sich eingebildet hätte, die arme kränkelnde Tochter des Ostens hielte ihre Thränen für Tropfen aus dem Ganges.

Draußen im Saale rauschte die Musik, der Klang der gemischten Stimmen drang nur verworren und matt zu dem stillen Asyle, wo zwei verwandte Seelen, wenn auch nur für die flüchtigen Augenblicke eines Ballabends, sich gefunden hatten. Als aber um Mitternacht die Musik den letzten Tanz begann, da traten die Beiden heraus und stellten sich in die Reihen der Tanzenden; auf Josephinens Gesicht war keine Spur von Thränen mehr zu erblicken, und Madame Pillner sah mit stiller Freude zu, wie herzlich vergnügt das Paar über den glänzend gebohnten Boden dahinflog.

Als der junge Pillner des andern Tages in der Frühe seiner Mutter einen flüchtigen Besuch abstattete, hätte er zwar sehr gerne gehabt, daß sie des vorhergehenden Abends erwähne, um ihr zu sagen, wie reizend Fräulein Tanner zu reden wisse, um tausend Dinge über sie zu sagen und zu fragen, allein das Stillschweigen, das die Mutter, mit oder ohne Absicht, beobachtete, schloß auch dem Sohne den Mund.

Einige Tage nach diesem Abende war es. Josephine waltete wie gewöhnlich in ihrer Schule und war eben beschäftigt, einigen Mädchen leichte poetische Stücke abzuhören, als der junge Pillner, der seiner Mutter einen Morgenbesuch machte, in ihr Schullokal stürmte, und mit einer Verbeugung und einem leichthingeworfenen „pardon" in der Bibliothek seines verstorbenen Vaters, die sich dort befand, wühlte, und erst nach langem, langem Suchen mit Humboldt's Kosmos sich entfernte.

Josephine war bei seinem Eintritt hocherröthet, und Lily, eine kleine Engländerin, fragte sie naiv: „Warum sind Sie denn so erschrocken, Miß Josephine? Herr Eduard ist so gut und thut niemandem etwas zu Leide; aber ich habe ihn früher auch so gefürchtet, und jetzt fürchte ich ihn gar nicht mehr, und habe ihn unbeschreiblich lieb, und so wird es Ihnen auch noch gehen."

Die Angeredete konnte sich nicht enthalten zu lächeln, aber sie begann nun über die Invasion des jungen Mannes sich zu ärgern. Wenn er ihr Erröthen wahrgenommen hätte? es

war Mangel an Achtung, so in ihr Terrain einzudringen, — doch hatte er vielleicht das Buch bei seinen Studien unumgänglich nothwendig gehabt, und eben weil er ihr gegenüber vollkommen unbefangen und kalt war, war er ohne weitere Umstände bei ihr eingetreten; hatte sie Grund ihm deshalb zu zürnen? — Allein die Sache wurde ihr sehr widerwärtig, als sie sich in der Folge öfters wiederholte, und sie beschloß allen Ernstes sich dafür Genugthuung bei ihm oder seiner Mutter zu erholen. Die Gelegenheit dazu bot sich ihr bälder, als sie selber gedacht.

Eines Abends nämlich (Madame Pillner und Demoiselle Lafleur waren mit sämmtlichen Pensionnärinnen ausgegangen) saß unsere junge Heldin allein auf der Veranda, mit einer Stickerei beschäftigt. Miß Pierson phantasirte in der obern Etage auf der Cither, die schwermüthig süßen Töne mischten sich mit den frohen Gezwitscher der Schwalben, die hoch in der klaren Luft kreisten, ein Finke pickte zu Josephinens Füßen die Krumen, die sie ihm vorgeworfen, die scheidende Sonne übergoß die Schlingrosen, die in üppiger Pracht die Veranda umrankten, mit ihrem magischen Purpur und umfloß auch des Mädchens Gesicht mit einer milden Lichtglorie, fernab flogen ihre Gedanken nach dem seligen Reiche der Träume.

Sie vernahm nicht den schallenden Hufschlag, näher und näher kommend, sie gewahrte nicht die weißschimmernden Glieder des bekannten Renners, die durch die Umfriedigung des Gartens hindurch sichtbar wurden, und erst als Eduard Pillner selbst raschen Schrittes den breiten Sandweg heraufkam, erwachte Josephine aus ihren Träumereien; ihr Herz pochte ungestüm, als der Eindringling zu ihr auf die Veranda trat, sie freundlich mit Namen grüßte und nach seiner Mutter fragte; sie nannte ihm eine Ruine, eine Meile von der Stadt entfernt, wohin sich die kleine Karawane begeben, und fügte hinzu, daß er sie in einer halben Viertelstunde einholen könnte.

„Unmöglich," erwiderte der Jüngling; „mein Cäsar ist heute verzweifelt capriciös, er hinkt, und wenn er mich in mein Quartier zurückgebracht, so ist sein Tagewerk vollendet, und ich muß ihm Ruhe gönnen. Aber was sitzen Sie hier, Fräulein, und arbeiten, während die Andern im Freien sich ergehen? Der Abend ist ja ganz zum Schwärmen gemacht."

„Gewiß! ich ergötze mich auch an seinem Duft und seiner Beleuchtung, aber in wenigen Tagen muß ich diese Arbeit fertig haben, um sie am kommenden Sonntag meiner einzigen Schwester zum Geburtsfest zu überreichen."

„Warum wählen Sie aber gerade diese Tagesstunde dazu? warum den rosigen Abend opfern?"

„Reden Sie nicht mit mir von der Wahl der Zeit, mein Herr; acht Tagesstunden sind durch die Geschäfte meines Berufs ausgefüllt, die Frühe habe ich für Lecture und Studien auf dem Flügel bestimmt, es bleibt mir also schließlich zu derartiger Arbeit keine andere Zeit übrig."

„Wirklich? Sie sind während acht Stunden durch Ihren Beruf in Anspruch genommen? Da begraben Sie aber die Poesie Ihrer schönsten Jugend in Schulstaub und Arbeit." Eduard Pillner sagte dies mit wunderbar weicher Stimme.

„Ich glaube das nicht," versetzte Josephine munter; „dieselbe wird nicht so hinfälliger Natur sein; übrigens habe ich nicht darnach zu fragen; in meiner Lage habe ich mich nur darum zu bekümmern, eine ehrenhafte Stellung in der Gesellschaft zu behaupten, welche mir, selbst um den Preis angestrengter Arbeit, nicht zu theuer erkauft ist."

„Gut gesprochen," murmelte Eduard vor sich hin, dann aber sprach er in heiterem Tone:

„Lieben Sie die Mährchen, Fräulein Tanner?"

„O ungemein," entgegnete Josephine lebhaft, und das ganze holde Märchengewebe ihrer Kindheit, das ihre ersten Träume umsponnen hatte, trat vor ihre Seele zurück und versetzte sie in eine fröhliche Laune, die durch die beglückende Nähe ihres Helden noch erhöht wurde.

„So wollen Sie vielleicht ein allerliebstes indisches Märchen hören, das mir ein aus Ostindien zurückgekehrter Engländer am Fuße des Vesuvs erzählte?"

„O ja, erzählen Sie, mein Herr," versetzte Josephine mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Der junge Mann nahm ihr gegenüber Platz und begann:

„In den blauen Bergen lebte ein wilder Mann, der sich ferne von allen civilisirten Wesen, besonders ferne von der englischen Handels- und Missionsgesellschaft in den blauen Bergen umhertrieb. Er jagte dem flüchtigen Wilde nach und war der Schrecken selbst der reißenden Bewohner des Urgebirges. Die sanften Gazellen und Antilopen bebten beim Schalle seiner Tritte, und die schimmernden Tropenblumen welkten unter der Wucht seines Fußes.

„Eines Tages jedoch, als der Sohn der Wildniß unter einem Banyanenbaume schlief, und das junge Aeffchen, das noch nicht springen konnte, sich unter den Blättern der Musa zitternd verbarg und mit den Pfötchen die Augen bedeckte, um dem furchtbaren Anblick Agolaf's zu entgehen, kam der Kriegsheld Astuff mit seiner Schaar, band den Schläfer und brachte ihn in einen hohen Thurm; aber der Sohn des Waldes erhob ein Geschrei, daß die Einwohner der Stadt rings erzitterten und die Mauern des Thurmes einstürzten. Nun brachte Astuff seinen Gefangenen in ein unterirdisches Gewölbe, allein der der Schreckliche wuchs hinaus aus dem Raum, und bald ward sein Haupt sichtbar über der Erde, und als Astuff eines Morgens nach ihm sehen wollte, lagen die Wachen erschlagen, der Gefangene aber war entflohen und hauste nun wieder im Walde zum Schrecken seiner Bewohner.

„Jetzt hielten die vornehmsten Braminen eine Versammlung und berathschlagten, wie der Feind zu bezwingen wäre, aber ihr vereinter Scharfsinn fand keinen Ausweg, sie trennten sich mit schweren und verwirrten Köpfen, kratzten sich hinter den Ohren und gähnten sich zum Abschiede gewaltig an.

„Zu derselben Stunde aber ging Aldrastia, ein armes Mägdlein, in den Wald, Aldrastia aber war eine große Zauberin und besaß ein unterirdisches Reich voll herrlicher Schätze, wo sie als prächtige Königin regierte und mit zarter Hand edle Kunstwerke schuf, während sie in den Augen des Volkes als arme Hirtentochter erschien. Als sie nun tiefer in das

heilige Dunkel des Waldes eindrang, gewahrte sie in der Ferne den Wilden, der mit sausender Hast zwischen den Bäumen einherflog.

„Erst bebte Aldrastia leise, dann aber richtete sie einen vollen Blick ihres tiefen Auges auf den Unbezwinglichen, und siehe da! er stand still und senkte die wilden Augen vor dem Mägdlein; und sie näherte sich ihm muthig, warf ihren leichten Schleier nach ihm, fesselte ihn mit dem leichten Gewebe und zog ihn an sich. Der Gefangene folgte ihr gehorsam und gerne, und sie brachte ihn nach ihrem unterirdischen Reiche, wohin weder Sonne noch Mond drangen, sondern wo Perlen und Edelsteine ein magisches Licht ausströmten. Dort lebte sie nun mit ihrem Besiegten, lehrte ihn die Blumen ihres Zauberreiches kennen und den Glanz der Gesteine deuten. — So ward Agolaf bezähmt, und wenn er je in einer Anwandlung alter Wildheit bisweilen die Brauen furchtbar zu rollen begann, dann warf Aldrastia nur ihren Zauberschleier nach ihm, und schon im nächsten Augenblick lag er besiegt zu den Füßen der Zauberkönigin, welche nun ihren Gefangenen liebzugewinnen begann, und bei dem Glanze ihrer Steine schwur, ihn nimmer von sich zu lassen."

Eduard hatte während dieser Erzählung sein sprechendes Auge nicht von Josephine gelassen; als er geendet, machte er eine kleine Pause, dann fragte er rasch: „Wie hat Ihnen mein Märchen gefallen?"

„Sehr gut; die Dichtung ist reizend, vielleicht mehr reizend als wahr," entgegnete das junge Mädchen mit Wärme.

„Wenn mich mein Beruf nicht schon um die achte Stunde in der Caserne verlangte, so würde ich mit Ihnen disputiren und Ihnen unfehlbar beweisen, daß der Dichtung eine tiefe Wahrheit zu Grunde liegt, eine Wahrheit, welche die bunten Reize, womit die orientalische Phantasie sie umhüllt hat, weit aufwiegt, ja, selbst in den Hintergrund treten läßt."

Bei diesen Worten hatte sich Eduard Pillner erhoben, er wünschte Josephine guten Abend, und schnell, wie er gekommen, eilte er den Sandweg hinab, bestieg sein Pferd, ließ es vor der geöffneten Gartenthüre einige Male tänzeln, grüßte noch einmal zum Abschiede und flog dann im Galopp seine Straße dahin, seine Gesellschafterin in ihren tausend Gedanken überlassend.

Auf den glänzenden Traum des Abends, auf seine glückliche Trunkenheit, folgte ein peinlicher Morgen: Josephine konnte unmöglich dem Betragen Eduards die Bedeutung mehr beilegen, die sie ihm den Abend zuvor beigelegt hatte. Sie mußte sich nun gestehen, daß ein unbefangenes Auge nichts Bezügliches und Verfängliches darin erblickt haben würde, und sie kam sich selbst höchst lächerlich und schwach vor. Sie klagte sich an, ihrer Würde als Weib etwas vergeben zu haben: hatte sie sich doch vorgenommen, dem jungen Manu, bei der ersten passenden Gelegenheit, sein ungeziemendes Eindringen in ihr Schulzimmer vorzuhalten, statt dessen aber hatte sie ihn, anstatt die dargebotene Gelegenheit hiezu zu benützen, aufgemuntert, sich zu ihr zu setzen und ihr Märchen zu erzählen, sie hatte seiner Erzählung nicht nur mit allzu großem Vergnügen gelauscht, sondern sie hatte auch mit thörichter Anmaßung und Verblendung einen tieferen Sinn in dieselbe gelegt. Wie lächerlich mußte sie dem jungen Manne erscheinen, wie mußte er sie um dieser Schwachheit willen verachten!

Wie anders, sprach sie bitter zu sich selbst, wie ganz anders würde sich Cäcilie in meinem Falle betragen haben! Der junge Mann, dem ich alles, was ich zu geben habe, eine ungetheilte, tiefe, feurige Liebe, längst im Stillen gab, ohne selbst auf Erwiderung dieses Gefühles zu hoffen, soll der mich nun auch noch verachten?!" —

Immer qualvoller wurden die so völlig ungerechten Vorwürfe, die sich das arme Mädchen über ihr Betragen machte, und fest beschloß sie den gefährlichen Jüngling in Zukunft zu fliehen. Wirklich zeigte sie sich auch schon bei der ersten verführerischen Gelegenheit mit Eduard zusammenzutreffen, ihrem Vorsatz getreu, indem sie eine Einladung für den Sonnabend, mit einer kleinen Gesellschaft den Thee bei Madame Pillner zu nehmen, ablehnte, wohl wissend, daß auch der Gefürchtete dort seyn würde. Sie dankte, unter dem Vorwande, nach H. zu den Ihrigen gehen zu wollen.

„Aber, mein Kind, warum wollen Sie nicht kommen?" fragte Madame Pillner; „das Geburtsfest Ihrer Schwester ist ja erst morgen; und Sie sagten mir erst vor Kurzem, daß Sie sich in meinen kleinen Cirkeln stets behaglich fühlten, und priesen die Gemüthlichkeit derselben?"

Josephine erröthete, ihre Stimme ward unsicher, sie versuchte einige untriftige Gründe vorzubringen, so daß die Dame, ihre Verlegenheit schnell bemerkend, entgegnete:

„Nun, meine liebe Josephine, Sie werden wohl Ihre Gründe haben, Sie haben ja keine Capricen; wandern Sie getrost nach Ihrem kleinen Asyle und bringen Sie Ihrer trefflichen Schwester meine besten Glückwünsche zu ihrem Wiegenfeste." —

Als Josephine am Sonntag Abends nach der Pension zurückgekehrt, erklärte ihr Demoiselle Lafleur, daß sie durch ihre Abwesenheit von dem Thee wenig verloren habe. „Denn Eduard," sprach sie, „auf dessen Unterhaltung die ganze Gesellschaft gerechnet zu haben schien, war verstimmt, trocken, ungemüthlich, mit einem Worte unliebenswürdig, und gestern Abend habe ich ihm für immer meine Gunst versagt. Die gute Madame Pillner schien auf Kohlen zu sitzen und vermochte doch mit dem ganzen Aufwande ihres gesellschaftlichen Talentes der Ungemüthlichkeit nicht abzuhelfen. Ich nenne es unverzeihlich, wenn der Sohn des Hauses durch eine ungezogene Caprice das Behagen der Wirthin und der Gäste zu stören wagt."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag in Canton.

Einen ganzen Tag und eine Nacht habe ich in einer Region der Traumgebilde oder vielmehr der Phantasmagorie verlebt, denn ein Traumland kann ich es nicht nennen, weil dieses Wort etwas Lustiges und Poetisches darstellt, während

mein Aufenthaltsort auffallend lustlos und mit keiner andern Poesie ausgestattet war als mit derjenigen, welche man die Poesie des Alltagslebens zu nennen beliebt, eine gar seltsame Art von Poesie, die sich in den sehr praktischen Maßregeln und Methoden ausdrückt, wie man um Nahrung und Kleidung arbeitet und Nahrung und Kleidung nicht nur zubereitet, sondern auch wie man Nahrung und Kleidung verbraucht. Trotzdem war die Vision, welche vor meinen Augen vorüberzog, allem was ich zuvor gesehen hatte, ganz unähnlich.

Viele Europäer glauben, Hong-kong liege schon in China, das ist jedoch ein großer Irrthum. Allerdings besteht die Mehrzahl der Bewohner von Hong-kong aus Chinesen, welche sich in orthodoxer Weise die Köpfe rasieren und Zöpfe tragen; allein die Stadt hat sich schnell und entschieden englisch gemacht, besitzt europäische Läden und hat vortreffliche Wege, welche Abends von Wagen, Pferden und Fußgängern in abendländischem Aufzuge wimmeln. Hong-kong besitzt mehrere Clubs, christliche Kirchen, Häuser nach englischem Zuschnitt und Einrichtung, Banken, Gerichtshöfe, Gefängnisse und Comptoirs ganz nach englischer Manier. In Hong-kong ist man daher noch nicht im echten China, bekömmt dieses noch nicht zu sehen. Weil wir aber das echte China sehen wollten, wie es ist und wahrscheinlich in tausend Jahren noch seyn wird, beschlossen wir die alte Stadt Canton zu besuchen, welche, wie man uns sagte, ein ebenso treues Bild vom eigentlichen China geben soll, wie Moskau von Rußland, oder Kairo von Egypten. Zwei Linien von Dampfbooten verbinden Hong-kong täglich mit Canton, und eines Morgens um 9 Uhr reisten wir an Bord eines dieser amerikanischen Fahrzeuge ab, welches eine genaue Kopie von den auf dem Mississippi fahrenden Dämpfern mit Inbegriff des sog. Hurricanedecks oder der Galerie zum Spazierengehen auf dem Deck, die auch hier zu Lande sehr beliebt ist, war.

Man hatte uns darauf vorbereitet, daß wir in Canton manches Ungemach und sogar manche Gefahr zu bestehen haben würden, und die wohlwollende Besorgniß der Freunde hatte die möglichen Schwierigkeiten in einem ziemlich furchtbaren Lichte uns dargestellt. Man hatte uns gesagt, es gebe seit dem Niederbrennen der alten Factoreien dort nur noch wenige Kaufmannshäuser, und wir werden nothgedrungen in einem Packhause schlafen müssen, d. h. halb unter freiem Himmel und inmitten von Unbehaglichkeiten aller Art. Von den Dampfbooten hatte man uns gar nichts gesagt, und so waren wir bei Antritt unserer Reise im Allgemeinen in einer ziemlich kritischen Stimmung. Einige Minuten am Bord des Dampfers beseitigten jedoch alle schlimmen Ahnungen hinsichtlich unseres Transportmittels. Ein zuvorkommender schwarzer Steward führte uns nach dem oberen Verdeck, wo uns der amerikanische Kapitän, ein kapitaler Bursche in jeder Hinsicht, welcher mit angenehmen graziösen Manieren die Honneurs bei einem vortrefflichen Frühstück machte, artig empfing.

Die Kajüte war nicht am Stern des Schiffes, sondern ein gut Theil nach vorne hin angebracht, so daß wir den Vortheil eines kühlen Windchens hatten, welches uns keinen von den unangenehmen Gerüchen zutrug, welche eine Schaar von chinesischen Passagieren unfehlbar von sich geben. Bis wir mit dem Tiffin oder Gabelfrühstück fertig waren, welches in seiner Art und Güte dem echten Frühstück nicht nachstand, waren wir an den Ueberbleibseln der ehedem so berühmten Bogue-Forts vorübergekommen, welche sehr ausgezeichnete aber gegenüber den europäischen Matrosen und Soldaten niemals sonderlich furchtbare Vertheidigungswerke gewesen seyn mußten.

Wir machten eine Wanderung durch die den chinesischen Passagieren vorbehaltenen Kajüten und hatten Gelegenheit wahrzunehmen, wie man das Opium rauche, was mich von meinem seitherigen Vorurtheil gegen diesen Proceß abbrachte. Die Pfeife zum Opiumrauchen besteht aus einer etwa fußlangen geraden Röhre, in deren Mitte ein sehr kleiner Pfeifenkopf angebracht ist. Die Zubereitung des Opiums durch den Raucher erfordert einige Zeit, da es über eine kleine neben ihm stehende Lampe gehalten und an dem Ende eines dünnen stählernen oder eisernen Spießes um und um gedreht wird, bis es die richtige pyramidale Gestalt erlangt hat, worauf man es in halbflüssigem Zustand in den Pfeifenkopf bringt und an der Lampe anzündet. Wenige Züge genügen, um das Opium-Räucherkerzchen aufzuzehren, und nun macht sich ein Ausdruck himmlischen Wonnegefühles auf dem Gesicht des Rauchers bemerklich.

Die Landschaft in der Umgebung der Bogue-Forts ist interessant und zeigt in der Entfernung mehrere ziemlich hohe Bergzüge. Hie und da gemahnten mich die Ufer des Flusses einigermaßen an die weniger fruchtbaren Partieen des Rheins oberhalb Koblenz. Vor Whampoa lag eine große Menge einheimischer und fremder Schiffe, und der Kapitän erzählte uns, er habe den Tag zuvor eine Art Wettrennen und Gefecht zwischen den Zollbooten und einer Piraten-Dschonke mit angesehen, bei welchem die letztere leider ungerupft entkommen zu seyn scheine. Bald darauf bekamen wir Canton in Sicht und fuhren an den Paddyfeldern vorüber, von denen ein starker, aber durchaus nicht an die Gewürze Arabiens erinnernder Duft herüberdrang, von dem Dünger herrührend, welchen die fleißige Hand des Landmanns reichlich in flüssigem Zustande auf den Feldern herum ausgoß, was zwar für die Landwirthschaft ein sehr löbliches, aber für europäische Nasen ein wenig beneidenswerthes Unternehmen war.

Es regnete heftig, als wir der Stadt gegenüber beidrehten, und das erste was wir von den Trachten und dem Treiben der Einheimischen zu sehen bekamen, waren die Paletots, welche die chinesischen Bootsleute beim Regenwetter tragen, nämlich ein paar getrocknete Bananenblätter von einem Strick zusammengehalten. Eine hungrige Kuh oder ein Esel hätte in Versuchung gerathen können, eine Mahlzeit daraus zu machen; da aber Kühe und Esel in Canton selten sind, so kann man diese vegetabilischen Ueberröcke schon tragen, die auf dem Fluß wenigstens sehr beliebt zu seyn scheinen.

Der Bekannte, dessen Gastfreundschaft wir in Anspruch zu nehmen beabsichtigt hatten, war leider abwesend und so erwartete uns kein Boot; allein diesem Mangel ward bald abge-

helfen, und wir ruderten nach dem nächsten englischen Hong (was in diesem Falle eine Combination von Wohnhaus und Comptoir bedeutet). Aber auch hier war der Besitzer abwesend, und der einzige europäische Bewohner des Hauses, ein Engländer, in derselben Lage wie wir, welcher schon seit einigen Tagen hier logirte. Trotzdem wurden uns sogleich Schlafzimmer angewiesen, man bewirthete uns mit der hier zu Lande sehr beliebten Mischung von bitterem englischen Porter und Sherry. Wie sehr man sich hier gastfreundlich erweist, mag folgender Zug beweisen: ein Herr, welcher auf der andern Seite des Flusses wohnte und ein Freund von unserm Freunde war, hatte von unserer Ankunft gehört und kam nun eigens herüber um uns zu bitten, unsere Gesellschaft, aus zwei Ehepaaren bestehend, solle doch hinüberkommen und während unseres ganzen Aufenthalts in Canton bei ihm logiren. Da wir uns jedoch bereits auf einer behaglichen Basis eingerichtet hatten, beschlossen wir zu bleiben wo wir einmal waren. Wir hatten kaum unsere häuslichen Anordnungen vollendet, so trug man uns ein vortreffliches Mittagessen auf, bestehend in Suppe, Fisch, zwei Entrees, einer Keule, einem gebratenen Huhn, Curry, Törtchen, Pudding und Käse nebst Sherry von bester Qualität. Was würde wohl ein respektabler Hausbesitzer und Ochsenfleischfresser in London gefühlt und gesagt haben, wenn er nach einem mehrtägigen Sommerausfluge wieder nach Hause gekommen wäre und sein Anwesen von fünf Personen besetzt gefunden hätte, von denen er drei in seinem ganzen Leben noch nie gesehen hatte, und die nun seine Mahlzeiten verspeisten und seinen besten Sherry und Bordeaux so gleichmüthig wegtranken, als ob sie von Kindesbeinen an mit ihm bekannt gewesen wären? Aber hier zu Lande findet man das ganz natürlich und läßt sich daher als Gast Appetit und gute Laune durch keinerlei derartige Erwägungen verderben. Das Ganze kam mir zwar vor wie ein Mährchen, aber ich nahm es gelassen hin.

Zufälliger Weise war an diesem Abend chinesisches Theater (obschon sicher nicht blos unserer Ankunft zu Ehren) und wir drei Herren beschlossen, die Vorstellung zu besuchen. Wir verließen das Haus durch die Hinterthüre (denn die Vorderthüre mündete auf den Fluß) und gingen dann unter Vortritt von Kulies mit Papierlaternen einen Steindamm entlang, welcher bald in einen Bambusdamm überging, zuerst an dem Ufer des Flusses hin, und dann über ein Paddyfeld, worauf wir diesen chinesischen Tempel des Thespis erreichten. Nachdem wir eine steile Leiter hinangeklettert waren, geriethen wir unter einen Haufen Chinesen auf einer Plattform von Bambus, ließen uns auf der andern Seite wieder hinunter helfen von einem geheimnißvollen Individuum, welches ein Logenschließer hätte seyn können, wenn nur Logen vorhanden gewesen wären, und befanden uns nun gerade der Bühne gegenüber, wiewohl so weit entfernt, daß wir nichts von dem Dialog verstehen konnten, was jedoch auch nichts schadete, da keiner von uns chinesisch verstand, und das Gebahren der Schauspieler manchmal so ausdrucksvoll war, daß wir der Geschichte des Stückes mit hinreichender Genauigkeit folgen konnten. Das Sujet des Stücks war jedenfalls so geartet, daß es weder in Paris noch in Wien oder Berlin die Theatercensur passirt hätte, ohne Streichungen zu erfahren, welche so ziemlich einer gänzlichen Unterdrückung gleich gekommen wären, weshalb man mich entschuldigen wird, wenn ich auf eine Analyse desselben hier nicht eingehe. Ich fürchte jedoch sehr, daß wenn dieses ein mustergiltiges Exemplar vom echten chinesischen Drama war, die Bühne in China nicht eben als eine hohe Schule der Moral angesehen werden kann, — was jedoch auch von dem modernen Drama der europäischen „großen Nation" gelten dürfte. Allein die fünf- oder sechstausend Chinesen, welche in dem ungeheuren Bambusgebäude inmitten des Paddyfeldes zwischen den Ochsenfröschen versammelt waren, schienen ein unsägliches Gefallen an diesem Sing-song oder Melodrama zu finden. Die Cantonesen sind ein frivoles Völkchen, die eigentlichen Pariser in China, und so will ich mich der Schlüsse auf das übrige chinesische Theater enthalten.

Jedenfalls lassen die scenischen Anordnungen der chinesischen Bühne vieles zu wünschen übrig, und ebenso auch die Musik, falls man sie überhaupt so nennen darf, denn mir erschien sie nur wie ein wetteiferndes Zusammentönen der lärmendsten, ohrenzerreißendsten Instrumente ohne Melodie und Takt. Die Beleuchtung des Schauspielhauses beschränkte sich beinahe nur auf die Bühne und ward bewerkstelligt durch baumwollene Döchte, welche in Untertassen voll Oel schwammen; ein Statist machte alle drei bis vier Minuten die Runde und schnuppte sie mit den Fingern. Vorhang, Coulissen, Hintergründe und sonstige Dekorationen fehlten gänzlich.

Der anstößigste Punkt in dem ganzen Verfahren, abgesehen vom moralischen Gesichtspunkte, war der Umstand, daß vielleicht fünfhundert Chinesen auf dem Gebälke hockten wie Fledermäuse an den Balken einer Scheune, und da das Gebäude nur nach den allerprimitivsten architektonischen Begriffen errichtet zu seyn schien, so waren wir in beständiger Angst, es könnten uns ein paar Chinesen sammt einem Theil des Gebälks aus einer Höhe von 60 bis 70 Fuß herab auf die Köpfe fallen. Eine solche Angst würde sogar einem Damokles den Geschmack an Schauspielen genommen haben; allein Dank der Zähigkeit des Bambus halten chinesische Gebäude, wenn sie auch sehr wackelig aussehen, doch wunderbarlich zusammen, und ein Chinese kann überall sich anklammern, wo kaum eine Henne aufsitzen kann. So kamen wir glücklich über das Schauspiel hinüber, ausgenommen einen kleinen Wortwechsel beim Weggehen, wo man erst das Eintrittsgeld bezahlt, und man uns drei spanische Thaler anstatt eines abverlangte, aber unser Freund, der sich der Erledigung des Geldpunktes unterzogen hatte, blieb fest, und so unterlag der Einsammler, der uns beschwindeln wollte, endlich.

Dank den sehr soliden Moskito-Vorhängen verbrachten wir gegen meine Erwartung eine ruhige Nacht. Ich hatte während des Essens eine Moskito beobachtet, die mich mit wahrhaftem Schaudern erfüllt hatte, — ein wahres Prachtexemplar ihres Geschlechts, schwarz und umfangreich und mit einem solch ausgiebigen und steten Flug wie ein Feldhuhn. Blitz, wie würde diese gebissen haben!

Da unser unsichtbarer Wirth am folgenden Morgen noch immer nicht zum Varschein gekommen war, sa frühstückten wir fünf ungebetenen und selbst eingeladenen Gäste am nächsten Morgen mit einander, und beobachteten alsdann eine Weile von unserm Balkon aus das bunte seltsame Leben auf dem Flusse gerade unter uns: dieses Schwimmen, Rudern, Steuern, Segeln und Treiben der Boote von der wunderbarsten Form, welche den Fluß hinab, hinauf, und quer über den Fluß hinüber alle möglichen Arten von chinesischen Waaren und Naturprodukten schafften und ganze Familien führten, welche kein andres Heimwesen besaßen. Es ward mir nicht schwer zu glauben, daß 50—60,000 Menschen für gewähnlich auf dem Flusse wohnen. Bei Nacht, wenn diese Boate mit Laternen beleuchtet sind, gewähren sie einen seltsamen, mysteriösen Anblick, der etwas Karneval-artiges hat.

Wir setzten von der Honan-Seite, wo wir wohnten, nach der jenseitigen eigentlichen Canon-Seite über, mietheten uns Palankine und schickten uns an, die Stadt zu besichtigen. Ich muß nämlich für meine deutschen Leser hier beiläufig bemerken, daß die von Kulies getragenen Sänften ader Tragsessel die einzigen hier üblichen öffentlichen Fuhrwerke sind. — Und jetzt begann die Phantasmagarie erst in wirklichem Ernste. Binnen zwei Minuten waren wir unter einem ganzen Meere von Häusern untergetaucht und van der äußeren Luft beinahe so vallständig abgeschnitten, als wenn wir in eine Kohlengrube eingesahren wären. Die Besuche van Eurapäern, und namentlich von europäischen Damen, in den Straßen von Canian scheinen noch ziemlich selten zu seyn, denn von jeder Budenfrant aus gafften uns Männer, Weiber und Kinder in Schaaren an, und da die Straßen nur ungefähr acht Fuß breit sind, so passirten wir durch eine vollständige Allee von chinesischen Augen, Nasen und Mäulern. Tausende, ja Hunderttausende gelbbrauner Physiognomien mit mandelförmigen Augen, breiten Nasen und vorstehenden Backenknochen stierten uns mit stumpfer Neugier an; ganze Meilen von langen, schwarzen, geflochtenen Zöpfen baumelten zu beiden Seiten von uns, und da die einzelnen Glieder unserer Gesellschaft einander oft aus den Augen verloren, sa fühlten wir uns wie unbedeutende Atame, geschleudert in einen Ocean, dessen Wagen aus fremdartigen Menschengesichtern bestanden, und welchen statt der Küstenklippen Häuser und Läden begrenzten. Die Giebelenden der Häuser stießen ast über unseren Häuptern zusammen, und von allen hingen Wimpel und Banner und Aushängeschilder an den Fronten herunter, so daß der Himmel ardentlich verdunkelt wurde und wir in einem luftarmen, schwülen, engen Raum eingekeilt waren, welcher die Empfindung unserer Abgeschlossenheit und Einsperrung noch steigerte.

Unter all den vielen Städten, welche ich seither besucht, hatte ich Alexandria den Preis ertheilt als der Hauptstadt des Gestankes, von dessen stechender, übelmachender, eckelhafter Intensivität sich selbst Diejenigen keinen Begriff machen, welche die Gerüche von Venedig ader Marseille kennen. Allein gegenüber von der gewaltigen Stadt Canton mit ihren anderthalb Millionen Einwohnern erscheint mir Alexandria noch wie ein Fischerdärfchen und wie ein Rosengarten. Wir gingen Stunden lang durch Straße um Straße und kamen nur ein einziges Mal aus den Vorstädten heraus, als wir ein berühmtes Dschoßhaus (Tempel) gerade innerhalb der Stadtmauern besichtigen wollten. Unser erster Besuch galt dem Parzellanladen van Usching, welcher, sa klein er auch von außen aussah, doch nach hinten und seitwärts sich zu einem ungeheuren Magazin ausbreitete, wo mich die Lust angewandelt haben würde, ein kleines Vermögen nur allein in Vasen anzulegen. Ich überzeugte mich hier, daß die schänsten Exemplare gewähnlich gar nicht nach Europa kommen, abschon ein englischer und ein amerikanischer Agent hier seyn sallen, eigens um Curiositäten in dieser Branche für den Londoner und New-Yarker Markt aufzutreiben.

Von Usching's Laden gingen wir nach dem Tempel der fünfhundert Gottheiten ader Tugenden; der Zugang zu demselben ist ärmlich und von schäbischem Aussehen, und das Hauptgebäude selber nicht einmal hübsch. Die Figuren oder Standbilder der Götter sind van Bronze und auf Brettern rings herum aufgestellt wie in einem Museum und der Mehrzahl nach außerordentlich phantastisch; bei vielen sind die Gesichter sehr ausdrucksvoll und insgesammt typisch für irgend einen Affekt oder eine Leidenschaft: so ist z. B. einer als Soldat dargestellt, wie er im Begriff ist, sich das Herz auszureißen, als Beweis seiner Bereitwilligkeit, für sein Vaterland zu sterben. Die Hauptgottheit, vor welcher immer Dschoßstöcke brennen, in Gefäßen, welche mit der Asche früherer Dschaßstöcke angefüllt sind, war eine wirklich majestätische Bronzefigur von ungeheuerer Größe und stellte einen Kaiser der zweiten Dynastie dar, welcher als einer der größten Wohlthäter China's verehrt wird. Hinter diesem Standbild befand sich ein Gemälde von drei Figuren, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft typisch versinnlichen sallten. Innerhalb der Mauern dieses ungeheuren Tempels befanden sich noch eine Pagode und eine Anzahl anderer Gebäude, und man lud uns ein, den Hohenpriester zu besuchen, welcher uns in einem sehr behaglichen Gemach mit vielen Verbeugungen empfing, uns zum Sitzen einlud und Thee und Kanfekt für uns bestellte. Die Chinesen trinken ihren Thee beinahe siedend heiß, ohne Milch oder Zucker, und wir befolgten diesen Gebrauch nach unseren besten Kräften. Wir hatten eine Flasche Sherry mitgebracht und baten den alten Herrn, ein Glas davon zu trinken, was er gerne that; ein anderer Priester aber entschuldigte sich damit, wie unser Dallmetscher uns erklärte, daß er davon leicht betrunken werden könnte.

Nach einem äußerst höflichen Abschied von unseren geistlichen Freunden bestiegen wir wieder unsere Tragsessel und sahen uns von einer ganzen Valksmenge umgeben, welche uns erwartete, um uns zu betrachten. Ich muß jedach hier bemerken, daß ich zwar das Schimpfwort Fangut (fremder Teufel) zweimal härte; aber man rief uns dasselbe nicht nach und wir waren auf der ganzen Excursion auch nicht der mindesten Unhöflichkeit ader Roheit in Worten, Blicken und Geberden ausgesetzt; im Gegentheil lachten uns manche recht freundlich zu und einer oder zwei begrüßten uns mit Bück-

lingen, als wir an ihnen vorüber kamen. Jedenfalls überraschte mich das Ansehen von Behagen, Frohsinn und Gutmüthigkeit, das überall vorzuwalten schien, und der Umstand, daß wir keinen einzigen Mann oder Frau betrunken sahen. Wie es aber den Leuten möglich ist, in diesen engen luftlosen Gassen, wo da und dort sogar noch eine stagnirende Pfütze voll Morast und Unrath zu sehen, ihre Gesundheit zu bewahren, ist mir ein unlösbares Räthsel. Man sollte glauben, Typhus, Scharlachfieber, Pocken und Wechselfieber müßten in den Häusern von Canton ihre ewige Heimath aufgeschlagen haben, hagere bleiche Gesichter und schlotternde Glieder unter den Einwohnern beinahe allgemein seyn; und gleichwohl sind bei aller möglichen Rücksichtslosigkeit gegen Alles, was nach unseren Begriffen für die ersten Bedingungen der Gesundheit gilt, die Cantonesen — soweit nach dem äußeren Anschein zu schließen, gesund und frisch und feit. Auch ist, soviel ich weiß, Canton nach den gemachten Ermittelungen um kein Haar stärker von epidemischen Krankheiten oder größerer Sterblichkeit heimgesucht, als manche für sehr gesund geltende europäische Stadt. In mancher deutschen, belgischen oder englischen Fabrikstadt wären die Leute recht froh, wenn sie so gesund und blühend aussähen, wie die Männer und Weiber, die uns auf den Straßen Cantons anstarrten.

Ich ertappte mich nachgerade auf dem Wunsche, etwa auf eine Woche ein Chinese zu seyn und zu wissen, wie es thut, wenn man den halben Kopf rasirt hat und einen bis auf die Hacken hinunterreichenden Zopf trägt. Ich hätte sehnlich gewünscht, in dieses für mich so geheimnißvolle sociale Leben einzudringen, welches trotz seiner scheinbaren Verkehrtheiten und Widrigkeiten so rosig und glücklich aussah, wo beinahe jede Idee und Empfindung, jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Ansicht über Politik, Religion, Literatur und Alltagsleben, das schnurgerade Gegentheil von Dem war, was es bei uns in Europa ist; ich hätte gewünscht hier vor einer Ladenthüre sitzen und rauchen und chinesisch plaudern zu können, während ein Barbier mir meinen Zopf flacht. Die Barbiere sind, wie sich denken läßt, unter einer Bevölkerung von anderthalb Millionen Seelen, von denen der männliche Theil sich beständig den Kopf rasiren läßt, ein zahlreich vertretenes und wichtiges Gewerbe, welches seine Hantierungen ganz offen betreibt, nämlich meist an einer Straßenecke, an einem Ladenfenster oder jedem andern beliebigen Ort, wo nur ein Plätzchen zum Sitzen zu finden ist.

Von dem Dschoß-Haus der fünfhundert Gottheiten begaben wir uns nach dem Tempel des langen Lebens, an dessen äußerem Thore vier riesige Statuen standen. Das Gesicht der einen war grün, das der zweiten blaßgelb, das einer dritten schwarz, und dasjenige der vierten roth. Unser Führer theilte uns eine Sage mit, laut welcher der Riese mit dem rothen Gesicht, der in seiner Rechten ein Schwert trug, am jüngsten Tage den Arm ausstrecken und der ganzen Menschheit den Kopf abhacken würde; er schien jedoch ein chinesischer Freigeist zu seyn, denn er fügte bei: dieß stehe zwar im Buche, aber nur ein Thor werde es glauben. Im Innern des Tempels brannten viele Dschoßstöcke vor dem großen Götzenbild, dessen Züge man aber wegen der herrschenden Dunkelheit nicht unterscheiden konnte. Ich war neugierig zu erfahren, was man von diesem Götzen denke, und fragte den Führer, wo derselbe wohne. Dieser antwortete: in der Mongolei oder in Japan, er wisse nicht genau wo, aber jedenfalls weit hinweg, und er würde z. B. hierher kommen und vor dem Bild beten, wenn ihm sein Sohn erkrankte; sie haben auch einen Himmelsgötzen, aber sie hielten keine großen Stücke auf ihn.

Vom Tempel des langen Lebens ließen wir uns nach einem Dschoßhause innerhalb der Stadtmauern bringen, wo wir Gelegenheit hatten, einer höchst merkwürdigen Ceremonie beizuwahnen. Einmal im Jahre begeben sich nämlich die Mandarinen in festlichem Aufzuge bei Nacht nach all den Tempeln, um sich vor ihren Dschossen niederzuwerfen, und das was wir sahen, war eine Art vorläufiger Einübung auf jene großartige Musterung. Auf einem hölzernen Gerüste vor dem Dachschoß waren nämlich in vier Reihen etwa 40 bis 50 Männer und Knaben aufgestellt, sämmtlich reich in blaue Seide gekleidet, die jeder in der einen Hand ein Bambusrohr mit einer darauf steckenden langen Feder trugen, in der andern aber ein kleines Instrument, das wie eine kleine wirkliche Flöte aussah. Ferner war noch eine Musikbande vorhanden, die aus einem Tamtam, einer Art Harfe und einem Gong bestand. Nach einem ermuthigenden Wirbel auf diesen Instrumenten ergriff ein alter Mandarin seinen Sonnenschirm und schnaubte laut ein paar barsche Kommandoworte, worauf die vierzig Andächtigen sich nach rechts, nach links, nach vorwärts verneigten, je nachdem es der Fall erforderte, dabei gleichen Takt hielten und die Fasanenfedern auf den Bambusstöcken leicht schwenkten. Einige der Bewegungen waren sehr graziös, aber bei einer derselben vermochte ich kaum mehr ernsthaft zu bleiben. Sie streckten nämlich die Fasanenfedern mit dem rechten Arm weit von sich, balancirten dabei auf der Spitze des linken Fußes und setzten die rothen Flöten im rechten Winkel an die Nasenspitzen, wie unsere Gassenjungen, wenn sie jemanden einen Esel bohren. Die Versuchung, dem ganzen Gerüst einen Stoß zu geben und das Ganze in Einem Haufen auf die Erde zu werfen, war beinahe unwiderstehlich.

Wir fürchteten, die Versuchung könnte bei einer Wiederholung der Procedur allzu stark für uns seyn, und wir kehrten daher zu unseren Tragsesseln zurück, während die öffentliche Aufmerksamkeit noch zwischen den Mandarinen und uns getheilt war. Wir wandten uns abermals den belebten Straßen zu, die Kulies schwitzten sichtlich und keuchten vernehmlich, hielten aber bis zum Ende trefflichen Schritt.

Als wir über den Fluß gesetzt und unser Quartier in Honan erreicht hatten, fanden wir, daß unser unsichtbarer Wirth endlich zum Vorschein gekommen war; er bewillkommnete uns auf das freundlichste und bedauerte nur, daß sein Keller dermalen nicht wohlbestellt sey und er uns nicht mit Champagner traktiren könne. Wir sollten auf dem jenseitigen Ufer bei seinem Freunde speisen, und fuhren unter dem furchtbarsten Gewitter bei Donner und Blitz, das mir jemals vorgekommen,

hinüber. Die Blitze waren so gewaltig, daß einmal der ganze Himmel wenigstens zehn Sekunden lang in Ein Feuer gehüllt erschien. Es machte sich jedoch sichtlich niemand etwas daraus und wir speisten ganz behaglich, obschon die Donnerschläge uns beinahe das Haus über dem Kopfe zusammenzubrechen und der Blitz zu allen Fenstern hereinzuschlagen schien.

Am folgenden Morgen mußten wir zu unserm großen Leidwesen nach Hong-kong zurückkehren und in der lebenvollen fröhlichen Stadt Canton noch manche merkwürdigen Dinge unbesichtigt lassen, denen wir indeß für ein ander Mal einen Besuch zudachten.

Während der Nacht war gelegentlich der Lärm von Tamtams und Gongs zu uns gedrungen und währte noch immer fort, als wir den Fluß hinunterfuhren. Wenn nämlich ein chinesisches Boot ein andres Boot begegnet, das einen hohen Mandarinen trägt, so wird derselbe nicht mit Kanonen und Schießpulver salutirt, sondern man schlägt so lange heftig ein Gong, bis der Mandarin muthmaßlich es nicht mehr hören kann, — eine Art der Begrüßung, die ich den Nationalökonomen in unseren Ständekammern sehe zur Befürwortung und Einführung empfehlen möchte, indem dabei zu Wasser und zu Lande viel Schießpulver erspart und dem begrüßten Würdenträger doch die übliche Ehre erzeigt werden würde. —

Emilie Wahl.

Novelle von R. v. Moscherosch.

1.

„Ist das alles? Oh, ist dieß alles?" seufzte die Knieende und erhob ihr gebeugtes Haupt. Das Licht der Kerzen enthüllte ihr Gesicht, und was für ein junges hübsches Gesicht ist es! Die weiße Stirne voll Intelligenz, beschattet von Flechten rabenschwarzen Haares, der holde Mund und die lieben ernsthaften Augen von solch unbeschreiblicher Schönheit!

Schon manches liebe Mal in dieser Nacht ist Emilie Wahl in ihrem Zimmer auf und ab gegangen, die weißen Hände über ihrem Busen gefaltet, und hat sich vergebens bemüht, sich mit Dem zu versöhnen, was der morgende Tag ihr bringen wird; aber ihre großen dunklen Augen sind voll Thränen und die süßen Lippen beben vor Kummer. Und weshalb? Ihr Heimwesen ist ja ein so schönes und sie dessen alleinige Herrin. Ihre Mutter freilich ruht im stillen Grabe, aber noch ist ihr ja ein Vater geblieben, welcher sie liebt und stolz auf sie ist. Allein das ist es nicht, was jetzt ihre Gedanken und wachen Träume beschäftigt. Ihr Geist schweift zurück über die todten Jahre der Vergangenheit, und sie liest in den Annalen derselben wie auf einer weißen Rolle fröhliche Hoffnungen und süße Träume, welche in alter Zeit dort eingeschrieben wurden!

Ihr Erinnerungs-Vermögen brütet über dem heiligsten, glücklichsten Theil ihres Lebens. Erst vor zwei Jahren, als sie kaum ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt, hatte sie einen jungen Geistlichen, Namens Karl Marcus, kennen gelernt. Er war der Pfarrer im Dorfe, und ein treuer Hirte der Gemeinde, welche seiner Pflege anbefohlen war. Man fand ihn selten in den Hallen der Fröhlichkeit, aber desto häufiger in den Räumen der Armuth und des Kummers. Wollte eine Seele aus der Zeit in die Ewigkeit hinübergehen, so konnte man seine Stimme, die in ihrer Erhabenheit so mächtig und wiederum in ihrem tiefen Wohlklang so beruhigend war, vernehmen, wie sie für den sterbenden Pilgrim betete und demselben in der Nähe des Grabes noch Trost zusprach. Einen Sonntag um den andern stand er auf der Kanzel, um mit einem strahlenden Lichte, das von seinem Antlitz ausging, das Wort des Lebens zu verkündigen, bis er seiner ganzen Gemeinde lieb und werth wurde. Während er aber in jenem Sommer seinen Pflegebefohlenen den Weg zum Himmel wies, lernte er, mit Emilie Wahl, eine süße Lehre für das irdische Daseyn, die keines von beiden vergessen konnte. War es zu verwundern, wenn sie einander lieben lernten, als das nahe Zusammenleben und eine gewisse Harmonie der Seelen sie auf einander anwies? Emilie sah in ihm Alles verwirklicht, was an einem Mann nur groß und gut war, und er sah in ihr das holdeste, reinste, anmuthigste Mädchen. Und so waren ihnen die schönen, für sie mit so mancher stillen Freude gesegneten Sommertage vergangen, als ihnen der Herbst eine schmerzliche Trennung brachte. Karl Marcus erhielt nämlich einen Ruf als Geistlicher an einem Zuchthause in einer fernen Provinz und mußte diesem Rufe folgen, denn er hatte sich zu einem solchen Amt erboten und zur Verfügung gestellt, ehe er noch Emilien gekannt; und sie mußte ihn ziehen sehen und in der Liebe ihres jungen Herzens seine Rückkehr erwarten. Der Abschied war für beide voll Bitterkeit und Schmerz.

„Ich muß meine Pflicht thun und dem an mich ergangenen Rufe folgen," sagte Karl. „Aber um Eines möchte ich Sie noch bitten, Emilie, um ein kleines Angebinde, um ein Erinnerungszeichen an Sie während unserer Trennung."

— „Ich möchte Ihnen am liebsten meine Bibel verehren, Karl," entgegnete das Mädchen. „Aber ich weiß, ihre heiligen Wahrheiten stehen ja tief eingeprägt in Ihrem Herzen; darum will ich Ihnen lieber dieß hier geben!" und sie drückte ihm eine kleine Locke ihres Haares in die Hand.

„Der Himmel lohne es Ihnen, liebe Emilie! ich werde Ihr Angebinde so heilig halten, wie das Leben selbst," flüsterte er; „möge übrigens das Vorurtheil nicht gerechtfertigt werden, welches der Volksglaube gegen Haarlocken hegt!"

— „Und was glaubt denn das Volk davon?" forschte Emilie neugierig.

„Man sagt nämlich, wenn Freunde und Liebende aus einander gehen und eine Haarlocke mit einander austauschen, so bekommen sie sich nie wieder zu sehen!"

— „Um Alles!" rief Emilie erschrocken; „geben Sie mir die Locke wieder zurück, Karl!"

„Nicht doch, meine Liebe," erwiderte er; „bedenken Sie, wir haben ja keine Locken getauscht. Und dann — wäre es nicht eine Sünde wider die Vorsehung, an derartige Dinge zu glauben, einem blinden Aberglauben beizutreten?"

— „O, mein theurer Karl! es ist ein entsetzlicher Gedanke, daß ich Sie nicht mehr wiedersehen soll!" schluchzte Emilie

und senkte ihr Haupt gegen seine Schulter; „wie könnte ich Sie je wieder aufgeben?"

„Davon ist auch keine Rede, meine theure Emilie," entgegnete er mit feuchtem Blick und sah sie wehmüthig an; „ich könnte ja, wenn mir dieß bestimmt ist, ebenso gut hier sterben, als in der Ferne!"

— „Sind wir aber erst einmal räumlich getrennt, so sind Sie für mich auch verloren, Karl!" schluchzte sie.

„Verloren, meine Theure?" wiederholte er; „ja, wenn die Seele nicht unsterblich wäre, wenn es kein Erwachen aus dem Todesschlummer, keinen glorreichen Himmel jenseit des Grabes gäbe, dann wären wir allerdings für einander verloren, meine Theuere! So aber sind unsere Seelen eins und untheilbar für Zeit und Ewigkeit! Und nun Lebewohl!" Damit schloß er sie noch einmal innig an's Herz, drückte ihr den letzten Kuß auf die bleiche Wange und ging. — —

Nun war er schon seit beinahe zwei Jahren abwesend, hatte aber seltsamer Weise niemals geschrieben und Emilie ihn darum schon seit Monaten für treulos gehalten. Kein Wunder daher, wenn sie in dieser traurigen Nacht so verzweiflungsvoll in den Ruf ausbrach: „O Karl, Karl, wie hab' ich Dich geliebt! — wie hab' ich Dir vertraut, so innig, wie ich niemand mehr vertrauen kann — Dir, den ich für so edel, gut und treu hielt! Wie hab' ich geschwelgt in Träumen von einer schönen, glücklichen Zukunft, von einem friedlichen, stillen Lebenspfade, den wir mit einander entlang wandeln, auf dem Du mich durch Dein ernstes, geistliches Beispiel zum Himmel leiten würdest! O Karl, Karl, warum mußt' ich mich in Dir täuschen?" und sie brach in Thränen aus.

Allein Karls scheinbarer Verrath war nicht ihr einziger Kummer. Schon vor acht Tagen hatte der Vater ihr mitgetheilt: „Emilie, liebes Kind, Ludwig Werner hat bei mir um Deine Hand angehalten!" — Und als sie ihm darauf entgegnet hatte: „Gib ihm einen abschläglichen Bescheid, lieber Vater, denn ich will bei Dir bleiben, so lange Du lebst; ich achte Ludwig Werner zwar, aber ich kann ihn nicht lieben!" Da hatte ihr der Vater geantwortet: „Urtheile nicht voreilig, mein armes Kind! muß ich Dir denn alles sagen? muß ich Dir gestehen, daß ich ein Bankeruttirer bin, daß ich verloren seyn werde, wenn Du ihn nicht heirathest? Er ist reich; er allein kann und will mich retten!" — Emilie war dann aufgesprungen und hatte ihrem Vater mit tödlicher Angst in's Gesicht geblickt. „Ich will der Armuth Trotz bieten, ich will für Dich sogar in den Tod gehen, lieber Vater! nur erspare mir diese Heimsuchung!" rief sie; „ich kann Ludwig nicht angehören; meine Liebe ist in einem lebendigen Grab begraben, denn wenn Karl mir auch ungetreu geworden ist, so liebe ich ihn doch noch immer!"

Eine Leichenblässe überzog bei diesen Worten das Angesicht des alten Mannes; er gestand ihr nicht, daß er, seit er seinen Ruin vorausgesehen, ihre Briefe an Karl und Karls Briefe an sie unterschlagen hatte.

„Wohlan, Emilie, Du sollst Deinen Willen haben," erwiderte er mit rauher, tonloser Stimme; „ich werde mich in meinen Ruin ergeben; meine Ehre, mein Frieden, alles wird verloren gehen, und ich will es tragen. Allein wenn Du Deinen alten Vater im Gefängniß sehen wirst, sein sechzigjähriges, schneeweißes Haupt unter der Wucht der Schmach beinahe erliegend, dann bereue es niemals, daß Du ihm diese bittere Prüfung hättest ersparen können!"

Emilie eilte auf ihn zu, schlug ihre Arme um seinen Nacken, und ihren bleichen Lippen entrang sich ein Schrei, ein wilder, verzweiflungsvoller Schrei, durch welchen aber dennoch eine solch unaussprechliche Zärtlichkeit hindurch schlug: „Vater, theurer Vater! ich liebe Dich über Alles!" rief sie; „um Deinetwillen werde ich Ludwig heirathen!"

Dieß Alles zieht nun an dem Geiste des jungen Mädchens vorüber, wie es in dieser Nacht so in seiner Stube auf und ab wandelt. Morgen soll die Verlobung mit Ludwig gefeiert werden, und an ein Zurückgehen ist nicht zu denken. Er ist ein zarter, schlanker, schwächlicher Mann und gilt für schwindsüchtig, aber dennoch könnte die Frau glücklich werden, die ihn zu lieben und seine träumerische, poetische Natur zu werthen vermöchte. Emilie kannte seinen Werth wohl, aber sie war eines von jenen Wesen, die, wenn sie einmal liebten, es nicht wieder vergessen können. Nachdem sie in ihren Herzen solche schönen Träume für die Zukunft aufgespeichert und eine solch heilige unverbrüchliche Wahrheitsliebe sich bewahrt hatte, da war es doch nur natürlich, daß sie mit einer Stimme voll rührender Wehmuth ausrufen konnte: „Ist das Alles? oh, ist dieß wirklich Alles?"

Es war Mitternacht vorüber, als Emilie das Zimmer verließ um sich schlafen zu legen. Aber es war eine Nacht unsäglicher Qual für sie. Bei ihrer großen Liebe zu ihrem Vater erschien ihr das Opfer, das sie bringen sollte, bisweilen ganz unbedeutend, und sie konnte, obschon unruhig, auf und ab gehen und sich mit einer Art fieberischer Einrede beschwichtigen: sie thue dieß für ihren Vater. Allein das währte immer nur einen Moment, denn es stahl sich alsbald in ihr Herz der bittere Gedanke: Ich bin nur verschachert worden, um verlorenen Reichthum wieder zurückzukaufen! Der Ausdruck bitterer Verachtung, welcher sich dann auf ihrem jugendlichen Antlitz ausprägte, war furchtbar anzusehen, denn nichts ist schmerzlicher als die Verzweiflung über ein Schicksal, das unverdient über uns hereinbricht. Die letzten Worte, welche in dieser Nacht auf ihren bebenden Lippen schwebten, waren: „Oh Karl, Karl! wie konntest Du eine Liebe wie die meinige mißachten? Wie konntest Du so meinen Seelenfrieden zerstören? Oh Karl, Karl!..." Es war aber auch das letzte Mal für lange Jahre, daß seine Name über ihre Lippen kam.

2.

Fünf Jahre waren seitdem vergangen. In der Nähe der Stadt Bonn liegt ein reizendes Landhaus auf einer kleinen Hügelwelle. Wie wunderschön hebt es sich von dem grünen Gelände ab, jetzt wo der letzte Gluthschein des Sonnenuntergangs es wie mit einer Glorie umspielt und seine hohen Fenster glühend leuchten! Die Bäume um das Landhaus her sind mit Blüthenschnee bedeckt, dessen süßer Duft die ganze

Atmosphäre schwängert und durch die offenen Fenster sich in die schönen behaglichen Gemächer einschleicht, wo alles von Reichthum und geläutertem Geschmacke zeugt. Es ist der Landsitz, welchen Ludwig Werner mit seiner jungen Frau bewohnt.

Ludwig sitzt unter den Säulen, welche den Balkon tragen, die Lehne seines Armstuhls ist an eine der Marmorsäulen gelehnt und sein Auge weilt auf dem westlichen Horizonte, wo die Sonne soeben verglüht. Emilie sitzt etwas abseits von ihm und beobachtet ihn mit rührender Fürsorge, und zu Beider Seiten, am Fuße der Freitreppe, spielt der kleine Willi, beider Kind, mit einem schönen, langfließigen Hühnerhunde. Wenn Ludwig Werner in seinem ehelichen Leben das nicht verwirklicht fand, was er sich davon versprochen hatte, so war es nicht Emiliens Schuld; wußte er ja doch zuvor, daß er nicht geliebt wurde. Wenn die weiche Hand seiner Gattin nur selten liebreich über seine Haare hingefahren war oder auf seiner breiten weißen Stirne geruht hatte, so war diese Hand wenigstens doch immer liebreich für seine Pflege bemüht gewesen und hatte sich niemals trotzig gegen ihn erhoben. Wenn Emiliens holde Lippen sich auch nicht so oft auf seinen Mund drückten, als er gewünscht hätte, so hatten sie doch niemals auch nur Ein unfreundliches Wort gegen ihn gesprochen.

Es war an diesem Abend als ob eine trübe Ahnung über seinem Geiste schwebe, als ob er vom Tode träume. Ludwig blickte in den Sonnenuntergang, als ob es der letzte wäre, den er erleben sollte. Die Lungenschwindsucht hatte rasche Fortschritte gemacht und seine zarte Konstitution tief unterwühlt. Das tiefe, fieberhafte, ernste, schöne Glühen in seinem Auge, die dunkle Röthe, die zuweilen in einzelnen, genau umgrenzten Flecken auf seiner Wange brannte, bekundeten deutlich, daß er bereits zum Opfer jener unerbittlichen Krankheit ausersehen war. Aber die Nähe des Todes macht Ludwig nicht bange; er schreckt vor Leichentuch und Grab nicht zurück, und wenn er auch nicht gerade gerne stirbt, so ist er doch gefaßt und ergebungsvoll. Sein Auge schweift von der schönen Landschaft vor ihm über den herrlichen Strom zu dem prachtvollen Abendhimmel hinüber, an welchem so eben die volle Glorie des Sonnenuntergangs verglüht. Ein Lächeln voll stiller Freude und holdem Frieden verbreitet sich über sein Gesicht.

Emilie, die ihm schweigend zugesehen, seit er ihr mit einer Handbewegung bedeutet, nicht weiter zu lesen, — Emilie ist tief ergriffen; auch sie ahnt, was in ihm vorgeht, sie ahnt den Verlust, der ihr bevorsteht und der so sehr nach ihrem Herzen greift, denn sie ist ja Gattin, Mutter. Sie hat vor zwei Jahren ihren Vater verloren, und wenn er ihr nicht noch auf dem Sterbebette gestanden hätte, wie er sie hintergangen durch die Unterschlagung jener Briefe und daß Karl Marcus ihr treu gewesen, so würde die alte Liebe längst aus ihrem Herzen ausgelöscht worden seyn. Aber nun wußte sie es ja, daß Karl sie unverbrüchlich geliebt und ihr Treue gehalten, und daß nur die gewissenlose Selbstsucht ihres Vaters diesen Bund gesprengt hatte. Diese Kunde hatte schon seit zwei Jahren wie ein Alpdrücken auf ihr gelegen und alle Wunden ihres Herzens wieder aufgerissen. Allein gleichwohl hing sie noch mit ungeminderter Treue an ihrem Gatten, denn Ludwig war offenbar unschuldig an dem gespielten grausamen Betruge. Und wie sie Ludwigs blasses Antlitz beobachtete oder den geisterhaften überirdischen Glanz, den der herrliche Sonnenuntergang auf seine Züge und über seine Augen warf, da mochte eine entsetzliche Furcht ihr Gemüth erschüttert oder ein namenloses tiefes Weh ihre Seele durchzuckt und mit einer plötzlichen Regung von Zärtlichkeit erfüllt haben, denn sie erhob sich leise, trat hinter seinen Stuhl, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und flüsterte: „Mein lieber, theurer Ludwig! wenn die Jahre, welche ich an Deiner Seite verlebte, auch nicht voll lärmender Freuden waren, so danke ich Dir doch mit Segenswünschen dafür, daß sie voll Frieden und stillem Segen für mich gewesen sind. Ich habe von jeher in meinem Herzen eine innige, treue Zärtlichkeit für Dich gehegt, mein theurer Gatte, und Deine Kränklichkeit hat Dich mir werther gemacht, als Du mir in gesunden Tagen hättest seyn können! Wenn ich in vieler Hinsicht nicht so liebreich oder zärtlich gegen Dich gewesen bin, wie Du es vielleicht gewünscht hättest, mein Lieber, so vergib mir! Zeige mir, wo und wann ich fehle, und ich will mich zu bessern suchen!"

— „Nicht also, meine liebe Emilie!" flüsterte der Kranke träumerisch. „Ich weiß, daß ich nicht Deine erste Liebe war, aber ich bin dennoch glücklich mit Dir gewesen. Der Himmel lohne Dir die schönen Jahre unserer Ehe, welche ich Dir verdanke! Da bist die Sonne meines Lebens gewesen, Emilie!" sagte er und zog ihre Hand an seine Lippen, während sein Auge feucht und innig zu dem ihrigen aufblickte. —

Acht Tage nach diesem Abend entschlummerte Ludwig Werner zum ewigen Schlafe, und Emilie und Willi standen allein in der kalten weiten Welt.

3.

Und wieder waren etwa fünf Jahre vergangen. Es war ein herrlicher Tag im Spätsommer. An der Anlände der Dampfboote zu Bonn saß auf einer Bank ein schwarz gekleideter Herr von etwa 37 Jahren, mit einem wehmüthig ernsten Gesicht, und schien auf die Ankunft eines der Kölner Dampfboote zu warten, welches stromaufwärts fuhr. Sein leichtes Gepäck lag zu seinen Füßen, und er sah träumerisch hinüber nach dem Siebengebirge, das im reichsten Schmucke sommerlicher Belaubung und Beleuchtung zu ihm herüber blaute. Endlich holte er aus seinem Taschenbuch ein verblichenes rosenfarbenes Seidenpapier hervor und betrachtete die in demselben enthaltene schwarze, lange Haarlocke mit einer unaussprechlichen Wehmuth und eine stille Thräne aus seinem geistvollen, intelligenten Auge rollte darauf herab.

„Arme Emilie! also nirgend mehr eine Spur von ihr zu ermitteln?" murmelte er kaum hörbar; „gänzlich verschollen? Ich hätte meine Erkundigungen nach ihr früher anstellen sollen! — Hätte mich der Gedanke, daß sie falsch und treulos an mir gehandelt, nicht abgehalten, so wäre ich schon längst hierher gekommen! Du lieber Himmel, wie viel hab' ich in der Ferne an sie gedacht und mir selbst Vorwürfe darüber gemacht, daß ich sie nicht aus meinen Herzen reißen konnte, denn wenn ich meine Predigten schrieb, da standen ihre Augen immer vor

meiner Seele, und wenn ich mich auf meine Kniee niederwarf, um zu beten, trat ihre süße, reizende Gestalt vor mein Auge, und es muthete mich an, wie ein sündlicher Götzendienst, daß ich mich von dem Gedanken an sie noch immer nicht losreißen konnte! — Und jetzt, wo ich endlich die alte Heimath wieder aufgesucht, jetzt, wo ich alles erfahren habe, wie sie mir geraubt worden durch feige, berechnende Selbstsucht, wie sie zwangsweise einen fremden ungeliebten Mann geheirathet, wie sie Wittwe geworden vor Jahren, jetzt, wo ich mich vergebens bemüht habe, sie wieder ausfindig zu machen, — o Gott, wie flüstern die holden Stimmen aus vergangener Zeit heute wieder so lebhaft in meinem Herzen! — Was ist doch das Leben mit all seinen Träumen und Hoffnungen! was ist mir geblieben von meinen Freuden und Illusionen von ehedem? Doch nein, ich will nicht murren; aber deine Seele, armer Karl Marcus, wird lebenslang trauern über den schönen, aber für immer zerstörten Traum Deiner Jugend!..."

Dieser stille ernste Mann war Karl Marcus, derselbe welcher vor mehr als zehn Jahren als ein junger Geistlicher drüben im Bergischen das Herz der armen Emilie Wahl gewonnen und auf solch unverschuldete Weise wieder verloren hatte. Er war seit einigen Tagen aus England zurückgekehrt, wo er seit acht Jahren eine Stelle an einer deutsch-evangelischen Kirche und einem Hospitale bekleidete, denn die Nachricht von dem Verlust des Mädchens, das für ihn der Inbegriff von Wahrheit, Treue und Reinheit gewesen war, hatte ihn in die Fremde hinausgetrieben. Er hatte in diesen Tagen sozusagen die Fußstapfen jener unvergeßlichen Jugendliebe, die er niemals wieder aus seinem Herzen zu reißen vermochte, wieder aufgesucht, hatte mancherlei von Dem vernommen, was mit der unglücklichen Emilie sich zugetragen, hatte das Haus besucht, wo sie mit ihrem ungeliebten Gatten gelebt, aber von ihrem gegenwärtigen Aufenthalt gar nichts zu ermitteln vermocht.

Die Annäherung einer Dame störte den Pastor aus seinem Sinnen und Selbstgespräch. Die Fremde, ebenfalls mit Reisegepäck versehen nahm am andern Ende der Bank Platz und schien ebenfalls auf die Ankunft des Dampfbootes zu warten. Karl Marcus wischte heimlich die Thränen aus seinen Wimpern und verbarg Locke und Taschenbuch wieder in seiner Brusttasche. In diesem Augenblick trat noch eine andere Dame hinzu, welcher ein Knabe von etwa neun Jahren eine leichte Reisetasche trug, die er, von der Dame durch einen Wink bedeutet, auf die Bank neben Karl Marcus niedersetzte. Dieser warf unwillkürlich und unabsichtlich einen Blick auf den Knaben, der ärmlich aber reinlich gekleidet war und durch eine ungewöhnlich hübsche und geistvolle Physiognomie, namentlich durch große dunkle Augen sich auszeichnete, und überhaupt nichts von der zudringlichen Frechheit und Frühreife der Straßenjungen hatte, welche in den Städten am Rhein ihre Dienste den Fremden und Reisenden aufzudrängen suchen.

„Hier, mein Kleiner!" sagte die zuletzt gekommene Dame und reichte dem Knaben ein ungewöhnlich reichliches Trinkgeld; „ich danke Dir. Und hörst Du, grüße mir Deine liebe Mutter und vernasche das Geld nicht!"

— „Ich danke Ihnen, Madame! Ich werde Mama alles ausrichten; und wegen des Naschens seyn Sie außer Sorgen — Mama hat das Geld ja dringend nöthig. Leben Sie wohl und reisen Sie glücklich! Ich danke nochmals, Madame!" und mit einer anmuthigen Verbeugung, die über seinen Stand zu gehen schien, zog der Knabe seine alte Mütze ab, machte einen Diener und ging vergnügt der Stadt zu.

„Kennst Du denn den Knaben, Isabella?" fragte die erst gekommene Dame voll Interesse, denn ein Straßenjunge, der von seiner „Mama" sprach, mochte auch ihr auffallend gewesen seyn.

— „Ich habe zufällig erfahren, daß der Kleine der Sohn einer Jugendfreundin von uns ist, Augustine," versetzte die zweite Dame. „Du erinnerst Dich doch noch der Emilie Wahl, deren Vater die Bleiweißfabrik in Oberdorf hatte?"

„Die den Doctor Werner, den Dichter, heirathete?" rief Augustine verwundert; „und der Junge da sollte ein Sohn dieser Beiden seyn?! — Unmöglich! Werner galt ja doch für so reich?"

„Er war's auch, aber er ist gestorben," entgegnete Isabella. „Ich fragte unterwegs den Knaben, dessen schöne Augen mir aufgefallen waren, nach seinem Namen, und entdeckte dadurch zufällig, wer er eigentlich war, und erfuhr von ihm, was ich schon lange zu wissen gewünscht hätte, nämlich was aus seiner Mutter geworden sey; denn ich wußte wohl, wie sie zu zu jener Heirath gekommen war. Sie mußte den Doctor Werner heirathen, um ihren Vater vor dem Bankerott zu retten, obschon sie damals mit einem jungen Geistlichen so gut wie verlobt war. Nach Werner's Tode büßte Emilie ihr ganzes Vermögen ein, welches auf der Bleiweißfabrik ihres Vaters und in andern industriellen Unternehmungen gesteckt hatte, und nun wohnt sie seit zwei Jahren hier in der Stadt von ihrer Hände Arbeit, wäscht für Studenten und.... aber was ist denn das? was hat denn der Herr da neben uns?" unterbrach sich Isabella verwundert, denn der Geistliche neben ihr auf der Bank, welchem kein Wort von der Unterhaltung seiner beiden Nachbarinnen entgangen war, hatte plötzlich seinen Reisesack, Schirm, Hutschachtel und Ueberrock aufgerafft und war mit raschen Schritten der Stadt zugeeilt in derselben Richtung, in welcher vorhin der Knabe verschwunden war. Gleichwohl sah man bereits das von Köln kommende Dampfboot beinahe auf der Höhe der fliegenden Brücke am Josephsthore herankommen, — ein Anblick, welcher den beiden Damen keine Zeit mehr ließ, sich um das seltsame Gebahren ihres schwarzgekleideten Nachbars zu bekümmern, da das nahe Dampfboot ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Der Knabe war leichtfüßig durch das Rheinthor und die Rheingasse hinaufgeeilt und hatte sich durch verschiedene Gassen und Straßen hindurchgedrängt, bevor es dem Pastor Marcus möglich war, ihm nahe genug zu kommen, daß er ihn anrufen konnte. Endlich blieb der Knabe an der Minoriten-Kirche bei einem andern Knaben stehen, welcher ihn erwartet zu haben schien und ihm seinen Schultornister übergab.

„He, Kleiner, wie nennst Du Dich?" fragte Pastor Marcus und legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter.

— „Wilhelm Werner, mein Herr," erwiderte der Knabe aufschauend und blickte mit einer scheuen Verwunderung halb neugierig den Fremden an, als er in demselben den Herrn erkannte, den er vorhin draußen vor dem Rheinthor auf der Bank gesehen hatte.

„Und der Name Deiner Mutter ist Emilie Wahl? Dein Großvater war der Besitzer einer Bleiweißfabrik in Oberdorf?" fuhr der Pastor fort, denn ihm war, als ob er in die dunklen Augen Emiliens schaute.

— „Allerdings, mein Herr, haben Sie meinen Großvater gekannt?" fragte der Knabe.

„Gewiß, mein lieber Junge, und Deine gute Mutter noch weit besser," entgegnete der Pastor, schlang einen Arm um den Knaben und drückte ihn an sein Herz. „Mein lieber Wilhelm! ich hätte Dich unter Tausenden als ihr Kind erkennen sollen an Deinen großen, braunen Augen! — Willst Du mich nicht zu Deiner Mutter führen, lieber Junge?"

— „Ich weiß nicht, ob ich es darf, Herr," sagte der Knabe; „Mama liebt es nicht, daß Bekannte aus früherer Zeit zu uns kommen. „Wir sind arm ..."

„Einerlei, mein Lieber! führe mich nur zu ihr! ich bin überzeugt, Deine liebe Mutter wird sich freuen, mich wieder zu sehen. Ich habe seit vier Tagen mir vergebens alle erdenkliche Mühe gegeben, sie ausfindig zu machen," fuhr der Pastor eindringlich fort. „Ich habe Deiner lieben Mama nur angenehme Nachrichten mitzutheilen, und betrachte es als eine förmliche Fügung der Vorsehung, daß ich durch eine solch zufällige Begegnung mit Dir sie gefunden habe! — Führe mich zu Deiner lieben Mama, Wilhelm, und Eure schlimmen Tage sollen bald zu Ende seyn!"

— „Nun denn, so kommen Sie, mein Herr! ich will es wagen," sagte Willi, und wollte voranschreiten, dann aber schien er sich eines Andern zu besinnen, warf sein Schulränzel auf den Rücken, nahm dem fremden Herrn einen Theil seines Gepäckes ab und schritt ihm dann voraus.

Es war noch ein weiter Weg, vor das Sternenthor hinaus und den Weg zum Kirchhof entlang und dann in einen kleinen Feldweg hinein, bis vor ein kleines Gärtnerhaus, in dessen oberem Geschoß der Knabe eine niedrige Thür aufstieß mit den Worten: „Hier ist unsere Wohnung, mein Herr!"

Es war ein kleines, niedriges Stübchen mit zwei Fenstern, an deren einem eine bleiche, hagere Frau vor einem Nähtischchen saß und Weißzeug ausbesserte, wovon ein großer gefüllter Korb vor ihr stand. Sie war etwas erschrocken über die unerwartete Störung und blickte betroffen auf; aber erst als der fremde Gast dicht zu ihr herangetreten war und mit dem Rufe: „Emilie, mein liebes süßes Herz, erkennst Du mich nicht wieder?" seine Arme gegen sie ausgebreitet hatte, sprang sie auf und eine dunkle Röthe erglühte auf ihrem Gesicht, ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Karl! ist es möglich? bist Du es selbst? hast Du mich nicht vergessen?" flüsterte sie, aber sie vermochte nicht mehr zu sagen, denn der Pastor hatte sie schon an sich gedrückt und verschloß ihr den Mund mit einem langen Kusse.

— „Ja, ich bin es, Herzens-Emilie, und ich weiß nun Alles," sprach er dann; „ich weiß, wie man uns künstlich trennte, um Dich zu verschachern. Doch lassen wir die Vergangenheit ruhen und sprechen wir lieber von der Gegenwart und Zukunft!"

Und sie sprachen mit einander von vergangenem Leid und Plänen für die Zukunft, denn sie hatten sich so viel mitzutheilen, was zwischen jener Abschiedsstunde und diesem Morgen ihres Wiedersehens lag.

Vierzehn Tage später wurden Karl Marcus und Emilie in Bonn getraut, und reisten mit dem Knaben rheinaufwärts und in die Schweiz, bogen dann in Genf ab nach Lyon und kehrten von da über Paris nach England zurück. Und einsmals, als sie an einem heißen Nachmittag mit einander im Eisenbahnwaggon zwischen Lyon und Paris saßen, Hand in Hand an einander geschmiegt, einander in's Auge blickend, während Willi ihnen gegenüber in einer Wagenecke lehnte und schlummerte, — sagte Emilie zu ihrem Gatten:

„Aber nun löse mir nur noch das Eine Räthsel, mein Freund, wie es Dir möglich geworden ist, mich aufzufinden oder in Willi mein Kind zu erkennen?"

— „Das will ich Dir sagen, meine Liebe," erwiderte er lächelnd, und erzählte ihr den ganzen Hergang. Darüber erwachte Willi und hörte lächelnd zu.

„Siehst Du, liebe Mama, ich hatte doch Recht," sagte der Kleine; „wenn Du oft so traurig warst und weintest, sagte ich ja immer: der liebe Gott werde schon weiter helfen und uns einen Retter senden!"

— „Und der Retter warst Du, mein wackerer Willi!" sagte der Pastor tiefbewegt und legte mit väterlicher Zärtlichkeit seine Rechte auf den Lockenkopf des Knaben: „Hättest Du nicht jener Dame Dich erboten, ihr Gepäck vom Stern nach der Dampfboot-Anlände zu tragen, so würde ich Deine treffliche Mutter niemals ausfindig gemacht haben. Das gemahnt uns recht innig an das Wort des Heilandes: Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes! — Aber Willi soll nun auch von ganzem Herzen mein Sohn seyn."

Heirathsschwindel.

Eine wahre Geschichte aus dem Jahre 1866.

Verhallt war der Kanonendonner; das Schlachtengetümmel hatte sich in entferntere Gegenden zurückgezogen und die geängstigten Einwohner des Grenzstädtchens M. wären mit dem Schrecken davon gekommen, hätte nicht jeder Tag neue, und bitter traurige Erinnerungen an die kürzlich verlebte bange Zeit gebracht. Auf Stroh in Leiterwagen gebettet wurden täglich, und massenhaft, die unglücklichen Schlachtopfer des Bruderkriegs in die Stadt gefahren — leider wurde auch ein paar Mal nur noch die verblaßte Leiche des schon heimgegangenen Dulders vom Wagen gehoben — und da der Tod,

trotz der liebevollen und sorglichen Verpflegung seitens der Einwohnerschaft, nur zu bald und zu häufig seine Arbeit unter den Blessirten begann und wiederholte, herrschte eine Aufregung, welche durch die Ungewißheit der Zeit erhalten und durch die abenteuerlichsten Erzählungen genährt wurde; man erging sich in Muthmaßungen, glaubte Alles, auch das Widersinnigste fand Eingang und verfiel dabei allmälig auf wegen der anscheinend sorglichen Vermeidung der vaterländischen Grenze durch den Feind, auf die Idee, daß ihn das Ueberschreiten derselben durch den Mächtigen an der Newa untersagt sey, eine Selbsttäuschung, welche sich nachher nur zu schmerzlich rächte.

Es waren kaum vierzehn Tage, daß sich die zurückziehenden Bundestruppen im Thale gesammelt und den Bewohnern der Umgebung das fremde, aber immer anziehende Schaustück eines Feldlagers geboten hatten. Daß diese sonnverbrannten Krieger schon wenigstens theilweise geschlagen waren, wußte man allgemein, aber man hatte noch eine so gute Meinung von den sich zurückziehenden Bundestruppen, die ja nur der Vereinigung der beiden Armeecorps wegen in die Gegend gekommen waren, daß auch nur die Allerwenigsten ernstlich an die Möglichkeit künftiger Niederlagen dachten, man glaubte vielmehr gegen das Auflodern der Kriegsfackel in nächster Nähe durch die Enge des Thales geschützt zu seyn. Freilich behaupteten auch einige Pessimisten, daß der verlängerte Aufenthalt der Bundestruppen im Thale nicht zeitgemäß war und schon den Bewohnern zu lieb hätte unterbleiben sollen, aber wer konnte das glauben, wenn er das Lagerleben sah? und dennoch behielten jene Pessimisten recht, denn wenige Tage genügten, um den Bundestruppen neue Niederlagen und der Umgebung Noth und Jammer in allen Formen zu bringen. Freilich glaubte man dann fast allgemein an Verrath und Spitzbüberei, doch Gottlob so schlimm war der Fehler nicht; Mangel an Erfahrung und Umsicht, und vielleicht auch an Kenntniß, und Mißverständnisse aller Art machten die Niederlagen zur unausbleiblichen und traurigen Nothwendigkeit. Ueberall Verwirrung und halbe Maßregeln, bei der Verpflegung der Truppen im Felde nicht weniger als bei der Versorgung der Kranken im Spital, auf dem Schlachtfelde und am Schreibtische, und endlich Versäumnisse aller Art, welche sich oft bitter und blutig rächten, und, wie in solchen Fällen fast immer, ausschließlich oder doch größtentheils an Unschuldigen. Und auch die gute Stadt M., welche wegen der vielen den Blessirten gebrachten Opfer schon einige Berücksichtigung verdient hätte, mußte dieß erfahren; denn gerade zu der Zeit, wo sie sich Hoffnung machte, durch den geschlossenen Waffenstillstand aller weiteren Kriegsnoth nun endlich überhoben zu seyn, wurde sie in den größten Schrecken versetzt. Ohne Warnung, und also auch ganz unerwartet, marschirten am 1. August um acht und neun Uhr Vormittags etwa 2200 bis 2400 Mann Preußen in das kaum 3000 Seelen zählende Städtchen ein, das jetzt aus Feindesmund hören mußte, daß der Einzug einer Uebereinkunft vom 29. Juli gemäß geschah. Das Aergste war, daß es für so viele ungeladene Gäste schon an Quartier, hauptsächlich aber an Nahrungsmitteln fehlte, denn der Vorrath an Fleisch und Brod reichte durchschnittlich gewiß kaum für den vierten Theil der so urplötzlich aufgedrungenen Hausgenossen. Aber zum bösen Spiel mußte man gute Miene machen, und weil jedermann sich das Nöthige eiligst zu verschaffen suchte, gab es ein Hin- und Herrennen in allen Richtungen, und schließlich eine förmliche Belagerung der Metzger- und Bäckerläden durch Dienstmädchen und Hausfrauen, und trotzdem mag beim ersten Mittagsmahl noch manch preußischer Soldat nicht satt geworden seyn; die Leute hatten aber auch, weil sie in letzter Zeit schlechte Tage gehabt hatten, ein ungeheures Uebermaß an Appetit mitgebracht.

Beim rechten Licht betrachtet, war es jedoch nur ein Glück, daß die Sache gerade so und nicht anders gekommen, denn die Einwohner waren nichts weniger als Preußenfreunde; aber die allgemeine und buchstäbliche Unmöglichkeit, gleich anfangs auch nur den gerechtesten Anforderungen entsprechen zu können, nöthigte die Quartiergeber zur Freundlichkeit und den Soldaten zu einiger Genügsamkeit, und so wurde denn die allgemeine Verlegenheit die Grundlage, wenn auch nicht einer Aussöhnung, so doch einer freundlichen Accommodirung, wozu schließlich das Dienstmädchen in manchem Hause vieles beigetragen haben mag; so wenigstens in dem Hause eines Privatmannes, wo sechs Soldaten, und davon drei oder vier Polen, in Quartier gekommen waren. Auch hier fehlte es, wenn auch nicht an der Qualität, so doch mehr oder weniger an der Quantität, denn wie viel man für solche Hungrige, wie besonders die Polen waren, zu kochen habe, davon hatte man auch entfernt keine Ahnung gehabt. Ein guter Kaffee mit Brod alsbald nach Ankunft, ein geheiztes Zimmer um die durchnäßten Kleider zu trocknen, und ein kräftiges und gut bereitetes Mittagsmahl hätte die Einquartierten schon befriedigen können, aber ein hungriger Magen versteht um so weniger Raisonnement, je tiefer sein Inhaber auf der Bildungsstufe steht, und die so gerühmte Intelligenz der preußischen Armee leuchtet denn doch nicht gerade aus jedem Mitgliede derselben hervor, und zudem glaubten sich die Leute, in dem Gefühle ihrer Unüberwundenheit, auch berechtigt, sich recht gütlich thun zu dürfen.

War es nun, daß der für das Nöthige wirklich besorgte Hausherr durch seine abgemessene und zurückhaltende Höflichkeit imponirte, Beschwerden und Anforderungen erlaubten seine Preußen sich beim Essen, dem jener zugesehen hatte, jedenfalls nicht; desto eifriger aber erkundigten sie sich nach dem Essen bei dem Dienstmädchen nach seinem Stande und nach seinen Verhältnissen, und sagten ihr, daß sie gehört hätten, bei einem reichen Herrn einquartiert zu seyn, und deßwegen meinten, der Tisch hätte wohl etwas reichlicher versehen seyn können. Das Mädchen, das durch diese Aeußerung auch ihre Ehre angegriffen glaubte, setzte sodann mit der ihr besonders eigenen Zungenfertigkeit haarklein auseinander, daß man nichts von Einquartierung gewußt hatte, daß sie sogar das Nöthigste nur mit Mühe bekommen hatte als sie in die Stadt kam, daß die Einquartierung es überall gewiß nicht so gut haben würde wie bei ihrer Herrschaft, daß sie keine Ursache hätten, sich zu beklagen u. s. w., item die Preußen beruhigten sich, trotzdem sie gerade

nichts Neues gehört hatten, und somit hatten die Geberden und Blicke, womit die Magd ihren Redensarten stets gerne Kraft verlieh, wahrscheinlich besser durchgedrungen, als ihre Worte, aber die Bekanntschaft war gemacht, und da die Magd sich überzeugt hatte, daß die von ihr so gefürchteten Preußen als gewöhnliche Menschenkinder behandelt werden könnten, hatte sie auch schon ihren Abscheu überwunden, und sich nun eiligst ihren Feldzugsplan zurechtlegend, schickte sie ihre Plänkler alsbald ins Feuer, fest entschlossen, eine Eroberung davon zu tragen.

Das Mädchen, dem ein paar recht verführerische Augen zur Verfügung standen, war eine kleine, nette, witzige und immer schlagfertige Brünette, welche wir Lise nennen wollen; sie war nicht schlecht aber eine Kokette, die während der Okkupation manche Eroberung unter den Preußen machte, und die erste in der Person eines jungen Landwehrmannes, den wir Michel nennen. Sie hatte ihn sogleich nach der gemachten Bekanntschaft scharf auf's Korn genommen, wahrscheinlich weniger seiner Persönlichkeit wegen, als weil er gleich zutraulich war, denn trotzdem der Michel im Allgemeinen ein „sauberer Bursch“ war, wie man im Frankenland sagt, so konnte man ihn doch gewiß nicht schön heißen, denn er war klein, hatte einen sehr kleinen Kopf mit nichtssagenden Gesichtszügen und Stumpfnase, flachsblonde schlichte Haare, kleine graue mehr oder weniger stechende Augen, und zu einem Schnurrbart, wie es schien, mehr Platz als brauchbares Material. Er legte sich ihr alsbald unbedingt zu Füßen und pries sich glücklich, keinen Korb bekommen zu haben; jammerschade für ihn, daß sein Aufenthalt nur drei Tage währte, denn ein längeres Verbleiben hätte ihn doch wahrscheinlich kurirt aber uns um eine Geschichte gebracht, worin uns ein echtes Lebensbild des jetzigen Schwindelgeistes vorgeführt wird. Jedoch der Soldat hat keine Wahl, er muß der Regimentstrommel folgen und sollte ihn auch das Herz darüber brechen, daß er Vater und Mutter oder die Geliebte verlassen muß. — Unserm Michel fiel der Abschied, wobei er der Lise seine für die Schwester bestimmte Photographie geschenkt, recht schwer, und er war so sterbensverliebt, daß er seiner Dulcinea noch am selbigen Abend schrieb, trotzdem er unter stets strömendem Regen und auf aufgeweichtem Wege einen vielstündigen Marsch zurückgelegt hatte, und seinem Lischen blieb er treu, obwohl er noch manchen Quartier- und Ortswechsel durchmachte; aber seine Briefe blieben auch nicht unbeantwortet, im Gegentheil, es entspann sich sogar eine sehr lebhafte Korrespondenz, doch ließ sich die kleine Plaudertasche dadurch nicht abhalten, bald mit dem einen oder dem andern Preußen zu kokettiren, oder auch mit einem Handwerker oder sonst jemand zu liebäugeln. Müßte die Lise noch alle heirathen, welchen sie die Ehe direkt oder indirekt versprach, so dürfte es noch manches Männerleben und ihr noch manche Wittwentrauer kosten. Männer zu fesseln machte ihr Spaß, sie gab sich deßwegen auch für ein vermögliches Mädchen aus und mußte dafür zu ihrem nicht geringen Aerger auch öfters erfahren, daß die Kurmacherei mehr ihrem Gelde als ihrem schönen Gesichtchen galt, nahm es aber darum auch umgekehrt mit Gelübden und Versprechungen nicht sehr genau, und den armen Michel hatte sie offenbar auch auf jene Weise geködert.

Nach etwa fünf Wochen zogen die Preußen ab und Michels Kompagnie hielt ihr letztes Nachtquartier im Frankenland, nur einige wenige Stunden von M.; o wie drängte es da den armen Menschen, sein Liebchen noch zu besuchen, aber ohne Erlaubniß des Hauptmanns durfte er es nicht, und da jener harte Kriegsmann nicht zu erweichen war, griff Michel allwiederum zu der Feder, schüttete seiner Lise nochmals sein Herz recht aus, schwur ihr vielleicht zum zehnten oder zwölften Male schon ewige Treue, und bat flehentlich auch ihm treu zu bleiben, innerhalb weniger Wochen dürfe er hoffen, nach Hause zu gehen, dann wolle er mit seinen Eltern sprechen, die ihm gewiß ihren Segen zu seinem Vorhaben geben und sicherlich zu der Erwerbung eines dortigen Gütchens, womit eine Schenke verbunden, behülflich sein würden; um Weihnachten könne er gewiß nach M. kommen, um sie abzuholen, und über diese Zeit sollte sie sich also nicht verdingen, dann wolle er mit ihr seine Tante in Berlin besuchen, da werde sie Augen machen, wenn sie diese schöne große Stadt sehen und mit ihm die dortigen Bälle besuchen könne u. s. w., kurz, er malte ihr die Zukunft so schön und rosenfarbig wie immer möglich, und Lise dürfte auch, besonders zu den Bällen und zu der Schenke, nicht übel Lust verspürt haben, aber! aber! sie wußte nur zu gut, daß es ihr an den 5000 fl. fehle, welche sie ihm vorgeschwindelt hatte, und mit ihren etwa 500 fl. in Land, nach einer immerhin drei- bis vierjährigen Taxation, wo die Landgüter bedeutend höher im Preis standen, wußte die geriebene Person wohl, daß sich das Alles nicht ausführen und erreichen ließ; und Michel?... Ach, der arme Michel hatte sich als „Haushalter“ — d. h. zu gut schwäbisch-deutsch als „Hausknecht“, denn nur ein Norddeutscher mag das wissen, was es heißt, wenn von einem unvermöglichen Junggesellen als einem „Haushalter“ gesprochen wird — nicht über 200 Thalerchen erspart, und Lise war auch im Rechnen genug beschlagen, um zu wissen, daß 200 Thaler nicht über 350 fl. Werth sind. Aber trotzdem gab sie das Verhältniß nicht auf, im Gegentheil, sie blieb sich gleich, vollkommen gleich, treu ergeben auf dem Papier, und im Herzen war sie es ihm ja nie gewesen.

Michel kam in's Hessische und wurde allda noch einige Mal hin und her geschoben, bis er endlich in Mainz den Abschied erhielt und mit seinen Streitgenossen in fast ununterbrochener Eisenbahnfahrt nach L. in Posen gebracht wurde, allwo er seine Eltern alsbald für seine Ideen zu gewinnen wußte, denn eine Ehe mit einem reichen Frankenmädchen leuchtete ein; indem aber das Gütchen mit der Schenke noch nicht feil war, wurde beschlossen, daß Michel vorläufig zu seiner Tante in Berlin reisen und allda Beschäftigung suchen würde, wie auch geschah; Haushalter wurde er freilich nicht, aber in einer Fabrik fand er Arbeit, war recht fleißig, und ging mit dem Wochenlohn recht haushälterisch um, eine Tugend, welche seine Lise sich noch anzueignen hatte.

Bis dahin war nun alles gut gegangen; Lise hatte die Briefe von Michel immer ganz nach Wunsch beantwortet, ihm

auch versprochen, sich über Weihnachten hinaus nicht zu verdingen, ja ihn sogar auch noch aufgefordert, im Fall aus dem Kaufe des schon besagten Gütchens nichts werden sollte, mit ihr nach Amerika zu gehen. Diese Idee war ihr aber offenbar in einem Augenblick der Verzweiflung gekommen, denn als die Zeit allmälig herannahte, sah sie nicht mehr wo hinaus; sie war keine Waise, wie sie dem Michel erzählt hatte, Geschwister hatte sie auch, und gerade ihr einziger Bruder hatte ihr Bißchen Land in Pacht, und bezahlte den Zins nicht, und woher also auch nur Reisegeld nehmen? — Der Vorschlag, nach Amerika zu gehen, war ein Ausweg, sie hoffte vielleicht, Michel würde darauf nicht eingehen, aber er, der die Sache ernstlich behandelte, nahm ihn bedingungsweise an, obwohl er an der einstigen und baldigen Erwerbung des genannten Gütchens durchaus nicht zweifelte, er glaubte es sogar um 1200 bis 1500 Thaler kaufen zu können, und da ihm dieß mit dem Vermögen der Lise nicht schwer werden konnte, drang er immer mehr in sie und suchte die Sache zur Entscheidung zu bringen, wo hingegen die Lise, die für die Ihrigen aus dem Ganzen stets ein Geheimniß gemacht, und auch auf die wiederholten Warnungen ihrer Gebieterin stets ausweichend geantwortet und nie die Wahrheit gestanden hatte, sich alsbald verlassen und vereinzelt, und dennoch auch so fürchterlich im Gedränge fühlte, daß sie keinen anderen Ausweg mehr sah, als eine möglichst schnell zu betreibende Verehelichung, wozu es im Frankenland immer sogenannte Schmußer genug gibt.

In Frankeu wird nämlich kein Haus, kein Garten oder Acker, keine Kuh und kein Pferd gekauft oder verkauft ohne Mitwirkung eines Schmußers; ohne Schmußer wird auch kein Kontrakt gemacht; ohne Schmußer kommt überhaupt Nichts zu Stande, am allerwenigsten aber eine Ehe auf dem Lande.

Da der Coup de déaeapoir einmal zur fixen Idee geworden, war die Aufgabe des Schmußers leicht; wählerisch konnte das Mädchen nicht mehr seyn und Verehrer hatte sie noch immer genug; um so schwieriger aber war ihre eigene Stellung dem treuen Michel gegenüber; das erwachende oder doch wenigstens geängstigte Gewissen lähmte ihre Kraft, ihre lügnerische Phantasie ließ sie jetzt völlig im Stich, ihr sonst so erfinderischer Geist war zu Ende, und Michels Briefe blieben fortan unbeantwortet, eine harte Prüfung für den redlichen Menschen, welche er „leider“ nur zu glänzend bestehen würde, um nachher nur um so schmerzlicher enttäuscht zu werden.

Etwa drei Monate nach Anfang der Bekanntschaft erbat sich die Lise auf vierundzwanzig Stunden Urlaub um die Ihrigen zu besuchen; ihr sonderbares Benehmen in letzter Zeit und ihr wiederholtes Seufzen waren schon öfters Ursache einer theilnehmenden Befragung gewesen, aber Lise konnte sich durchaus nicht entschließen, die Wahrheit zu gestehen, und weil sie Unwohlsein vorschützte, wurde ihrer Bitte um so eher gewillfahrt, aber statt vierundzwanzig blieb sie wenigstens sechszig Stunden aus und kam alsdann mit den Worten: „ich bin Braut, und für ein anderes Mädchen habe ich auch schon gesorgt“ zurück.

Indessen wollte das Verhängniß, daß Michel in seiner Herzensangst, weil seine letzten drei Briefe unbeantwortet geblieben waren, an die Herrschaft seiner Lise geschrieben hatte, und daß sein Brief auch gerade während ihrer Abwesenheit empfangen wurde, sonst hätte sie ihn wohl unterschlagen; der Arme fürchtete, seine Braut sey wohl tödlich erkrankt. Als der Lise jener Brief übergeben wurde, wechselte sie die Farbe, sagte aber: daß sie dem Michel nie die Ehe versprochen hätte und daß sie ihn nicht mehr geschrieben habe, weil er sie um Geld angegangen, was nun freilich auch wahr war, aber das „Wie“ und „Wann“ verschwieg sie wohlweislich. Der arme Teufel hatte ihr nämlich aus Mainz geschrieben: sie möge ihm etwas Reisegeld schicken, dann wolle er sich die Erlaubniß erbitten, auf eigene Rechnung heimreisen zu dürfen und über M. kommen; er habe, wie begreiflich, seine kleine Baarschaft während des Feldzugs verbraucht und könne seinen Eltern zu jenem Zwecke nicht um Geld schreiben, ja nicht einmal um sein eigenes, das sie in Verwahrung hatten, er habe ihnen ja bekanntermaßen über sein Verhältniß zu ihr nie geschrieben u. s. w., und hierauf hatte ihm Lise geantwortet, daß sie, als noch nicht majorenn — beiläufig gesagt, war sie es schon seit vier Jahren — ohne ihren Vormund nicht über Geld verfügen könnte, und jener wohne mindestens vier Stunden von M., und von ihrer Herrschaft, weil diese gerade abwesend, könnte sie augenblicklich auch nichts bekommen, worauf Michel sein Bedauern ausgesprochen, die Frage je gestellt zu haben, denn die Erlaubniß über M. zu reisen, hätte er ja doch nicht bekommen, und er habe nur wissen wollen, ob sie auch fähig sey, ihn ein kleines Opfer zu bringen.

Die Gebieterin, die übrigens auf die Sache auch nicht näher eingehen wollte, erinnerte sie, daß sie ihr Benehmen immer mißbilligt hatte, und ermahnte sie, da sie jetzt eine erklärte Braut sey, dem Michel offen und ehrlich den Sachverhalt zu schreiben, was die Lise unter Thränen versprach; zwei Tage später sagte sie ihrer Gebieterin, daß sie einer bekannten Freundin einen Brief an Michel diktirt habe, weil es ihr unmöglich gewesen, ihn selbst zu schreiben.

Nach sechs Tagen trat das neue Dienstmädchen ein; am nächstfolgenden verließ Lise ihren Dienst und die neue Magd wurde über vierzehn Tagen auf die Hochzeit geladen; wie groß war aber die Verwunderung der Herrschaft, als die Magd an dem bestimmten Tage spät Abends heimkommend erzählte: die Lise sey nicht copulirt, die Hochzeit aber dennoch gehalten worden. Lise und ihr Bräutigam, der ein Handwerker auf einem benachbarten Dorfe war, hatten nicht daran gedacht, daß die Verkündigungen, welche in zwei verschiedenen Staaten vorgenommen werden mußten, in der kurzen Zeit nicht in beiden Staaten in gesetzmäßiger Form vor sich gehen konnten, und auch der Pfarrer schien dieß erst im letzten Moment eingesehen zu haben, denn als die Brautleute sich zur Copulation einfanden, sprach er sein Bedauern aus, dieselbe erst über acht Tagen vollziehen zu können, setzte aber hinzu, daß sie jetzt in Frieden mit einander heimgehen, Hochzeit halten und über acht Tagen zurückkehren sollten, er wolle der Gemeinde die Begebenheit schon erklären. Dieser Aufschub wäre aber den Brautleuten um ein Haar erst recht verhängnißvoll geworden, denn Michel, der von der Herrschaft ebensowenig wie von der Magd eine Antwort

erhielt — die Lise hatte ihrer Gebieterin zu guter Letzt noch ein X. für ein U. gemacht, und dem Michel gar nicht schreiben lassen — entschloß sich der Sache auf den Grund zu kommen, setzte sich in Berlin auf den Zug und fuhr nach M., aber trotz der so hoch gepriesenen Intelligenz der preußischen Soldaten hatte er sich doch derart in der Richtung getäuscht, daß er um wenigstens zwanzig Stunden zu spät in M. ankam. Wäre der gute Michel zur der Zeit abgereist, welche er vorgehabt, und hätte er die Richtung nicht verfehlt, er wäre zeitig genug angekommen, Einsprache erheben zu können; man denke sich aber des Mannes Schrecken, als er endlich Nachts halb drei Uhr auf dem nächsten Bahnhof ausgestiegen, noch zwei Wegstunden zurücklegen, und an Ort und Stelle angekommen, noch eine Stunde auf- und abgehen mußte, bis er bei einem Bäcker ein Unterkommen gefunden, und sich zu der Zeit wieder auf den Weg gemacht, als er meinte, seine Lise müßte in die Stadt gehen, nach längerem Harren die längst beobachtete Hausthüre sich öffnete und, statt seiner kleinen netten Lise, eine kolossale Figur, eine wahre Virago, ihm entgegenkommt. Wie niedergeschmettert stand er da; die fremde Person anzureden, vermochte er nicht, der Verzweiflung Preis gegeben, schlich er sich von dannen, kehrte in des Bäckers Wahnung zurück und erfuhr dann in wenigen Minuten was ihn betroffen; aber er konnte und wollte die Mittheilung, trotzdem er sie kaum noch bezweifeln konnte, nicht glauben, so lange er die Herrschaft nicht gesprochen, und so machte er sich alsbald von Neuem auf den Weg und ließ sich, ohne sich genannt zu haben, melden. — Trotz der ganz neuen Civilkleidung, worin er sich weit besser als in der Uniform ausnahm, wurde er doch alsbald von seinem früheren Quartiergeber erkannt und in's Zimmer geführt; der freundliche und theilnehmende Empfang that dem armen Betrogenen wohl, so daß er sich, wenn auch tief erschüttert, beim Abschied doch erleichtert fühlte, und durch die Gewißheit, daß die Lise für ihn doch keine passende Partie gewesen wäre, schien er seinen anfangs ausgesprochenen sehnlichen Wunsch, die Lise noch einmal zu sehen, auch aufgegeben zu haben. Nach dem Essen bat er um Erlaubniß, sich verabschieden zu dürfen, weil er mit dem Nachmittagszug die Rückreise antreten wollte. Voll des Dankes verließ er die Wohnung, wo er einst seine glücklichste und jetzt seine unglücklichste Stunde, wie er meinte, verlebt hatte. — Sein Gastherr, der mit dem Manne innigst Mitleid hatte, gab ihm das Geleite und versprach ihn nicht mehr zu verlassen, bis er in den Zug eingestiegen, aber Michel hatte im Laufe des Tages auch erfahren, daß der Rückweg fast an der Wohnung der Treulosen vorüberführte, und in die Nähe gekommen, erwachte die Sehnsucht mit einem Male so heftig, daß ihm die Idee, sie zu besuchen, nicht mehr aus dem Kopfe zu bringen war, weshalb ihm sein Begleiter Adieu sagte. Michel verabschiedete sich unter herzlichster Dankbezeugung und versprach seinem Gastherrn noch innerhalb vierzehn Tagen zu schreiben, that es aber nicht. Es möchte ihm dieß auch wohl zu schwer gefallen seyn, denn er hatte das Mädchen recht gerne gehabt, er hatte gehofft, sie heimzuführen, und jetzt mußte er, betrogen und verlassen, einsam in die Heimath zurückkehren.

Daß Michel und Lise die Löwen des Tages geworden, und daß die Begebenheit auf einige Zeit, sowohl in der Umgebung als in M., zum stehenden Artikel des Gesprächs geworden war, ist wohl eben so leicht erklärlich, als selbstverständlich, daß die stets geschäftige Fama es an der besten Ausschmückung nicht fehlen ließ, aber, wie interessant und bezeichnend sogar in mancher Beziehung, als unwahr und nicht zu der eigentlichen Geschichte gehörend, wurde dieselbe ignorirt und bloß erwähnt, als eben so sehr verbürgt als charakterisirend, daß sich der Gemahl mit seiner Lise recht lustig gemacht über „die Einfalt eines sonst so pfiffigen Preußen.“ — Als Lise den so schändlich Betrogenen auf der Straße begegnete, soll sie ausgerufen haben: „Ja Michel, Du kommst zu spät.“ — Wahrscheinlich wußte sie schon, daß Michel in M. angekommen war, denn wie Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht.

Lise, die noch am Tage nach der Copulation ihre frühere Herrschaft besuchte, ließ sich seitdem nicht mehr sehen.

Ms. van Gorinchem.

Das Märzfeld in Paris.

Das Märzfeld, Champ de mars, wo gegenwärtig der große Humbug der Welt-Industrie-Ausstellung von Napoleons Gnaden aufgeführt wird, verdient auch in mancher anderen Hinsicht eine eingehende Besprechung. Wenn auch keine der ältesten Schöpfungen von Paris, sondern vielmehr eine van den neuesten, so ersetzt das Märzfeld doch dasjenige, was ihm an Alterthum abgeht, reichlich durch die Großartigkeit der Begebenheiten, deren Schauplatz es gewesen ist. Die Tausende, welche sich zu dem riesigen Behälter der Wunder des Kunst- und Gewerbefleißes aus allen Theilen der Erde drängen werden, dürften einiges Interesse daran fühlen zu erfahren, daß auf jenem gewaltigen Platze einige der aufregendsten Begebenheiten der neueren französischen Geschichte stattfanden. Jene Begebenheiten waren allerdings nach ihrer ganzen Art wesentlich verschieden von Demjenigen, was gegenwärtig auf dem Märzfelde vor sich geht; auch sie gewährten Aussichten auf eine glorreiche Zukunft, wie die gegenwärtige Industrie-Ausstellung, und wir wollen hoffen, daß diese nicht ebenfalls, wie jene, in Enttäuschungen endigen wird.

Das Märzfeld ist kaum etwas über ein Jahrhundert alt. Der ganze Stadttheil auf dem linken Seine-Ufer, von der Rue de Bourgogne an bis dahin, wo jetzt die Brücke von Jena den Fluß überspannt, ist neu. Vor kaum zweihundert Jahren war diese Oertlichkeit noch ein sehr langer und sehr schmaler Streifen Landes, la longue raie genannt, dessen unterer Theil allmälig durch Anschüttung von Erdhaufen über die Gränze des Hochwassers erhöht worden war. Das Märzfeld verdankt sein Daseyn faktisch der Militärschule, welche auf demselben steht. Ungefähr um das Jahr 1749 erließ Ludwig XV. ein Edikt, welches alle aus bürgerlichem Stande Geborenen von den höheren Offiziers-Graden ausschloß, um womöglich die Plebejer ganz aus dem Offiziersstande der Armee auszuscheiden. In Folge dieses Ediktes wurde die Militärschule

gegründet, um 500 Jünglinge aus adeligen Häusern als Zöglinge aufzunehmen, damit man die Offiziere der Armee künftig aus dieser Pflanzschule nehmen konnte. Man verfolgte diesen Plan jedoch nur einige Jahre lang. Im Jahre 1787 ward die Schule aufgehoben, das Gebäude, auf welches man ungeheure Summen verwendet hatte, in Kavalerie-Kasernen umgewandelt und die geräumige Ebene vor demselben, wo die adeligen Kadetten sonst exercirt hatten, wurde in eine offene Reitbahn für die neuen Bewohner verwandelt.

Am 14. Juli 1790 ward auf dem Märzfeld ein neues und imposantes Schauspiel aufgeführt. Es versammelten sich nämlich auf demselben die Abgeordneten aller Nationalgarden und aller militärischen Corps von Frankreich, um in Gegenwart des Königs Ludwig XVI. und der constituirenden Versammlung den Bürgereid zu leisten. Das Verbrüderungsfest, Fête de la fédération, wie es genannt wurde, gilt noch immer als die edelste Demonstration, zu welcher die französische Revolution Veranlassung gab; man begrüßte es mit enthusiastischer Freude als die aufrichtige Aussöhnung zwischen der konstitutionellen Monarchie und der Nation, und als die feierliche Ratifikation der neuen Aera, welche die Grundsätze von 1789 eröffnet hatten. Der Grundgedanke des Festes entsprang bei der Municipalität von Paris. Das Märzfeld wurde in ein Amphitheater verwandelt, welches eine ungeheure Menge von Zuschauern aufzunehmen vermochte. Zwölftausend Mann arbeiteten vom ersten Morgengrauen bis nach Sonnenuntergang daran, das Niveau des Feldes tiefer zu legen und die Erde wegzuräumen, um die Böschungen aufzuschütten, von welchen aus das Schauspiel betrachtet werden konnte. Freiwillige kamen in Schaaren herbei um das Werk zu fördern, welches spät angefangen worden war; Priester, Mönche, Männer aus allen Ständen handhabten Hacke und Schaufel, und Damen und Frauen aller Stände waren froh, wenn sie einen Schubkarren ziehen konnten; aus den Vorstädten zogen mit Sonnenaufgang ganze Schaaren mit Musikbanden und Bannern daher, und begaben sich nach vollbrachtem Tagewerk alle wieder in Ordnung nach ihren Behausungen zurück. Bei einem derartigen Enthusiasmus wurde die Arbeit auch an dem Tage beendigt, den man ursprünglich dafür in Aussicht genommen hatte.

Auf der dem Flusse zugekehrten Seite und der Militärschule gegenüber, deren großer Balkon für die Königin und den Hof aufbehalten war, erhob sich eine hohe, mit reicher Draperie bekleidete Plattform, auf welcher der König, die Minister und die Abgeordneten der Nation ihren Stand einnahmen. Viermalhunderttausend Zuschauer waren auf den erhöhten Seiten des länglichen Viereckes zusammengedrängt, und weit drüben jenseit des Flusses debouchirten 60,000 bewaffnete Föderalisten von den Quais herüber auf einer Brücke, welche man binnen weniger Tage über die Seine geschlagen hatte, ungefähr an derselben Stelle, wo die Brücke von Jena jetzt steht, und stellten sich in dem dazwischen liegenden Raume auf. In der Mitte erhob sich ein Altar. Dreihundert Priester in Meßgewändern und dreifarbigen Schärpen hatten sich auf den Stufen des Altars aufgestellt und bedienten das Hochamt, welches von dem Bischof von Autun, dem nachmaligen Fürsten Talleyrand, celebrirt wurde. Als der letzte Segen ertheilt war, schritt La Fayette gegen den Thronsessel des Königs vor, erhielt von diesem ein Papier, das die Formel des Bürgereides enthielt, und legte es auf den Altar. Der König erhob sich von seinem Thron, streckte unter dem Wehen der Banner und dem Blitzen der Degen seinen Arm aus und leistete mit lauter Stimme den Eid; sobald er die letzten Worte desselben gesprochen hatte, brachen die Generale, das Heer, die Abgeordneten und die Volksmenge, alle von derselben Begeisterung durchglüht, in den Ruf aus: „Wir schwören.“ In diesem Augenblick hörte der Regen, welcher den ganzen Morgen gefallen war, auf, der Himmel hellte sich auf und die Sonnenstrahlen drangen durch die Wolken, während man das Tedeum sang. Man nahm dies als ein günstiges Vorzeichen auf, und ein Mal um das andere ertönten Freudenrufe. Nie war vielleicht die Begeisterung der Volksmenge inniger und aufrichtiger als in diesem Augenblicke. Jedes Herz erschien von Hochgefühl bewegt und schlug in warmer Liebe zum Vaterlande. Die Festlichkeit des Morgens ward am Abend mit Tänzen beschlossen, welche auf dem noch mit den Trümmern der Bastille versperrten Platze stattfanden.

Allein dieses Fest sollte keinen Morgen haben, wie ein Geschichtsschreiber sagt. Die Fluthen der Freude und Begeisterung hatten auf einen Augenblick den Parteihaß überwältigt, aber der letztere wachte sich bald wieder geltend, als jene Freude und Enthusiasmus sich legten, und die Revolution bezeichnete ihre Gegenwart bald auf dem Märzfelde durch Blut. Binnen weniger als Jahresfrist von diesem glänzenden Feste an war der König aus seiner Hauptstadt entflohen und wieder nach derselben zurückgeschleppt worden, und bald darauf beantragten die Jakobiner seine Absetzung. Ihr Antrag ward auf demselben Altar niedergelegt, worauf der Bürgereid beim Föderationsfeste zur Unterzeichnung der Bürger gelegen hatte, und gab Veranlassung zu Blutvergießen und Empörung. La Fayette suchte mit seiner Nationalgarde den Aufstand zu unterdrücken; allein kaum hatte er den Rücken gewendet, so drang die Volksmenge wieder in das Märzfeld ein. Die constituirende Versammlung, gegen welche der wüthende Ingrimm des Pöbels sich richtete, berief die Municipalität von Paris vor ihre Schranken und machte diese für die Ruhe der Stadt verantwortlich. Bailly, der Maire oder Bürgermeister von Paris, versuchte im Vertrauen auf seinen Einfluß bei der Volksmenge dieser Vorstellungen und Vorwürfe zu machen. Seine Stimme ward jedoch in dem allgemeinen Aufruhr übertönt, und man feuerte sogar Pistolen und Musketen nach ihm ab. Als er alle seine Versuche vereitelt sah, ließ er die rothe Fahne aufziehen und das Standrecht verkündigen. Nach den üblichen Formalitäten forderte er die Aufständischen auf, sich zu zerstreuen, allein seiner Aufforderung ward so wenig Folge gegeben, als seinen Reden und Vorstellungen. Er befahl daher den Nationalgarden, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, und die erste Salve ward in die Luft gefeuert. Durch die zweite wurden einige Personen getödtet und viele verwundet

und das Märzfeld endlich geräumt. Allein zwei Jahre später mußte Bailly auf derselben Stelle seinen Gehorsam gegen die Befehle der constituirenden Versammlung mit seinem Leben büßen.

Märzfeld oder Marsfeld hießen im frühen Mittelalter die großen Versammlungen der fränkischen Krieger von der Zeit der Besiegung der Gallier an, welche im Monat März oder Mai unter freiem Himmel abgehalten wurden. Dieselben Versammlungen fanden dann in seltenen und unregelmäßigen Zwischenräumen auch unter den Merowingern, allein häufiger und regelmäßiger unter den Karolingern statt. Jede Spur von ihnen verschwand aber von der Zeit Karls des Kahlen an, wo der Stamm der Karolinger im Untergang war und die großen Lehensmänner mehr das Uebergewicht bekamen.

Unter dem ersten Kaiserreich war das Märzfeld der Schauplatz für die zahlreichen und glänzenden Heeresmusterungen, welche der Kaiser veranstaltete. Namentlich fanden daselbst zwei Feierlichkeiten statt, welche in der Geschichte des Kaiserreichs eine so hervorragende Stelle einnehmen, nämlich die Vertheilung der Adler und das Maifeld während der hundert Tage. Am 5. December 1804, drei Tage nach der Krönung in Notre Dame, wollte der Kaiser in eigener Person der Armee und der Nationalgarde die Embleme übergeben, welche die kaiserlichen Fahnen überragen sollten. Mancherlei Umstände trafen zusammen, um diesem Feste einen besonders großartigen Charakter zu verleihen: der blendende Glanz des Sieges, welcher sich an den Namen des Kaisers heftete; die Neugierde des Volks, welches so lange des königlichen Pompes entwöhnt worden war; und die Menge der damals in Paris anwesenden Fremden, welche gekommen waren, um den Mann zu sehen, dessen Ruhm die ganze Welt erfüllte. Der Kaiser saß auf einem prachtvollen Throne an derselben Stelle, wo Ludwig XVI. vor ihm gesessen war, und besichtigte von hier aus die in der Ebene aufmarschirten Truppen und die Volksmenge, die die Abhänge, die Ufer des Flusses und die fernen Anhöhen besetzt hatte. Abordnungen von allen Truppencorps näherten sich dem Throne und empfingen aus des Kaisers eigener Hand die Adler, welche sie bis zum Tode zu vertheidigen schworen. Nach dem Feste war ein großes Bankett in den Tuilerien, wobei der Kaiser und der Papst, welcher ihn gekrönt hatte, angethan mit den kaiserlichen und den hohenpriesterlichen Gewändern, neben einander saßen und von den Großoffizieren der Krone bedient wurden.

Das Maifeld am 1. Juni 1815 ward von Kaiser Napoleon I. abgehalten, behufs der Verkündigung der Abstimmung für die sogenannte Acte additionnel, um die Verfassung des Kaiserreichs zu vervollständigen und die Liberalen wieder mit derselben auszusöhnen, bevor man gegen die Alliirten marschirte. 30,000 Mann Nationalgarden und 20,000 Mann Linientruppen waren auf dem Marsfelde aufmarschirt und auf dem Raume zwischen ihnen und der Plattform, wo die Abstimmung verkündigt und die Eide geleistet werden sollten, hatten die Abgeordneten der Wähler sich aufgestellt. Ganz Paris hatte sich versammelt, um diesem Schauspiel beizuwohnen. Als Napoleon erschien, brach die Armee wiederholt in den Ruf aus: „Es lebe der Kaiser!" Das Hochamt ward von einem Kardinal abgehalten. Die Verkündigung der Abstimmungen ward abgelesen. Napoleon hielt eine Anrede an die Abgeordneten, setzte die Gründe auseinander, weshalb er nach Frankreich zurückgekehrt sey, und benachrichtigte sie von seinem Entschlusse, an die Grenze zu marschiren und dem Lande einen feindlichen Einfall zu ersparen. Hierauf stieg er von dem Throne herab, legte — wie Ludwig XVI. fünfundzwanzig Jahre zuvor — seine Hand auf das Evangelium und leistete den Eid auf die Verfassung. Hierauf legte er den kaiserlichen Mantel ab, trat auf die oberste Stufe der Treppe und hielt eine jener ermuthigenden und hinreißenden Reden, welche auf einen Augenblick die ehemalige Begeisterung wieder zu erwecken schienen, vertheilte von Neuem die Adler unter die Truppen und forderte diese zum Schwur auf, den kaiserlichen Adler gegen alle seine Feinde zu vertheidigen. Die Nationalgarde und die Truppen leisteten den Eid unter lautem Ruf: „Es lebe der Kaiser!" welcher sich noch oft wiederholte, als die alte und die junge Garde vorübermarschirten.

Unter der Restauration fanden auch verschiedene Begebenheiten, jedoch von weit geringerer Wichtigkeit, auf dem Märzfelde statt. Hier ward z. B. die Musterung abgehalten, als Karl X. kurze Zeit vor der Juli-Revolution die Nationalgarde auflöste, und hier wurden dann, nur wenige Monate später, die Fahnen wieder unter dieselbe Nationalgarde ausgetheilt, welche Ludwig Philipp von Neuem in's Leben gerufen hatte. Das Märzfeld ward unter dieser friedlichen Dynastie alsdann viele Jahre lang gelegentlich als Rennbahn für Wettrennen, hauptsächlich aber für Festlichkeiten und Truppenmusterungen benützt. Unter dem zweiten Kaiserreich, welches ja das erste in Allem zu kopiren sucht, wurden dann bald nach der Proklamirung desselben abermals die Adler an das Heer ausgetheilt. Heutzutage ist das Märzfeld der Schauplatz eines anderen Schauspiels von friedlicherer, aber segensreicherer Art, als alle anderen, welche es seither gesehen hat, und woran beinahe alle Nationen der Erde theilnehmen. Wenn Frankreich sich begnügen wollte, in diesem Wettkampf der Civilisation seine Ehre und Ueberlegenheit geltend zu machen, so würde es einen größern Triumph feiern, als es ihn wahrscheinlich aus dem Kriege davon tragen wird, welchen es in diesem Augenblick mit ebensoviel Dünkel als Leichtsinn verlangt, der aber uns Deutsche gerüstet finden wird.

Sneewittchen.

Eine einfache Geschichte, von Franz Elling.

(Fortsetzung.)

8.

Kanzleirath Nölling hatte dem Fräulein v. Hellwart Zeit gegönnt, sich von der tiefen Erschütterung zu erholen, welche seine Nachrichten in ihr hervorgerufen hatten. Als Melanie

sich nach einer langen Pause wieder aufrichtete, bemerkte sie daß Herr Rölling auf seine Uhr blickte, und sie verstand diesen Wink. Sie zwang sich ruhig zu seyn und bedeutete ihm mit einer Handbewegung fortzufahren.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbrach, bester Herr Rölling," sagte sie mit der weichsten Biegung ihrer Stimme; „aber es ist ein furchtbarer Gedanke, jemand zu den Todten zählen zu müssen, welcher unsere einzige Stütze, unsere einzige Hoffnung, der einzige Angelpunkt unseres ganzen Daseyns ist!"

— „Ich begreife Ihre Gefühle vollkommen, meine Gnädige," versetzte Rölling mit sympathischem Tone. „Es wäre grausam von mir, wollte ich Ihnen die Hoffnung rauben, daß Herr Roland Fincke vielleicht wieder einmal zum Vorschein kommen könnte, wenn ich auch nicht an jene Möglichkeit glaube. Wenn Sie mir aber gestatten wollen, gnädiges Fräulein, auf die fraglichen vier Punkte zurückzukommen, so wäre meine unmaßgebliche Ansicht, daß wir den ersten Punkt als erledigt betrachten könnten. So lange Herr Fincke verschollen ist, kann ja von einem Verkehr mit ihm, von einer Heirath nicht die Rede seyn, und ich werde daher unterthänigst annehmen dürfen, daß gnädiges Fräulein sich gegen Punkt Eins nicht länger sträuben werden."

Ein tiefer schmerzlicher Seufzer Melaniens war die einzige Antwort hierauf, denn sie konnte gegen die Triftigkeit der Gründe des Kanzleiraths nichts einwenden.

„Wenn ich mir ferner die Voraussetzung erlaubte, meine Gnädige, daß Sie sich auch gegen das Ansinnen nicht sträuben werden, welches Ihnen in Punkt Drei gemacht wird," fuhr Rölling fort; — „wenn ich deßgleichen anzunehmen mich erkühnte, daß auch die Bestimmung des Punktes Vier von Ihrer Seite nicht auf erhebliche Schwierigkeiten stoßen dürfte, indem Sie sicher Ihren hochverehrten Anverwandten den Beweis einer aufrichtigen versöhnlichen Gesinnung werden bieten wollen, — daß Sie somit unter bewandten Umständen geneigt wären, dero hoher Familie Abbitte zu leisten und die Verpflichtung einzugehen, für eine Reihe von Jahren die Residenz zu meiden, — so werden gnädiges Fräulein es nicht für anmaßliche Eigenmächtigkeit von meiner Seite ansehen, wenn ich mich erkühnt habe, ein kleines Instrument aufzusetzen, das in möglichst schonender Weise den beiden Zwecken zugleich entspricht und das ich hiemit Ihnen zu überreichen mir erlaube, meine Gnädige! Die Urkunde bedarf, wie Sie zu bemerken geruhen werden, nur noch Ihrer Unterschrift, um diese leidige und lästige Angelegenheit zu erledigen."

„Lassen Sie sehen, Herr Rölling!" sagte Melanie mit sichtlicher Anstrengung, nahm das Papier und las es aufmerksam. Ihre Hand zitterte, sie wechselte mehrfach die Farbe und blickte finster auf das Schriftstück. — „Die Fassung gefällt mir zwar nicht, denn ich fühle mich nicht in solchem Maße schuldig, wie sie mich hier erscheinen lassen," fuhr sie mit einem tiefen Seufzer fort; — „indeß will ich hierüber nicht markten, sondern auch dieß in Geduld und Ergebung über mich ergehen lassen, wenn es nur zum Ziele führt. Sie sehen, ich unterschreibe ohne Feilschen," setzte sie hinzu, eine Feder von ihrem Schreibzeuge nehmend, und schrieb mit sicherer Hand ihren Namen darunter. „Ich hoffe, Herr Rölling, Sie werden meiner lieben Tante es nicht verschweigen, daß Sie mich in allen Stücken, welche zwischen uns verhandelt wurden, nachgiebig, gehorsam und demüthig gefunden haben!"

— „Verlassen Sie sich darauf, meine Gnädige, daß ich gebührende Erwähnung der aufrichtigen Fügsamkeit und Demuth thun werde, welche Sie in der heutigen Verhandlung zu bewundern mir so recht Gelegenheit gegeben," erwiderte Rölling und zog die schmale feine Hand Melaniens an seine Lippen. „Ich danke Ihnen aufrichtig, meine Gnädige, daß Sie mir die Erledigung meiner schweren Aufgabe so sehr erleichtert haben. Lassen Sie mich denn hoffen," fuhr er mit einschmeichelndem Tone fort, „daß wir über den zweiten und weitest gehenden Punkt wenigstens zu einem Kompromiß gelangen werden. Ist es Ihnen genehm, gnädiges Fräulein, daß wir nun an diesen wichtigen Punkt gehen?"

„In Gottes Namen denn, Herr Rölling," erwiderte Melanie mit einem tiefen Seufzer und verhüllte das Gesicht mit den Händen. „Wiederholen Sie mir denselben, wenn ich bitten darf!" — Rölling las ihn mit gedämpfter Stimme vor, während ein convulsivisches Zittern Fräulein Melanie durchbebte und sie laut aufschluchzte. — „Oh, das ist furchtbar, unmenschlich — das kann ich unmöglich eingehen!" stöhnte sie aus gepreßter Brust. „Wie kann man wagen, einer Mutter solche Bedingungen aufzuerlegen?!"

— „Es ist an Ihnen, meine Gnädige, andere mildere Bedingungen vorzuschlagen; Sie dürfen überzeugt seyn, daß ich dieselben auf das Beiferigste befürworten werde," sagte Herr Rölling theilnehmend.

„Wie kann ich Bedingungen stellen, bester Herr Rölling? Begreifen Sie denn nicht, daß mein Töchterchen, mein Schmerzenskind, mir Alles in Allem, das Höchste auf Erden ist? Oh wenn sie wüßten, wie ich mich seit anderthalb Jahren gehärmt und gesehnt habe, meine kleine Cäcilie bei mir zu haben, sie pflegen, hegen, erziehen, mit den enthusiastischesten Liebkosungen, mit der innigsten Zärtlichkeit umgeben zu können, — wenn Sie wüßten, wie unendlich, wie namenlos theuer mir das Kind ist — desto theurer fürwahr, je mehr es mich Schmerzen gekostet hat, — wie ich nur um des Kindes willen, nur in der Hoffnung es einst zu bekommen und ihm Mutter seyn zu dürfen, dem aberwitzigen Gelüste, die Hand an mein eigenes Leben zu legen, widerstanden bin, — dann würden Sie begreifen, Herr Rölling, daß ich diese Bedingungen niemals eingehen werde, daß ich lieber das Aergste über mich ergehen lassen will ..."

— „Ich begreife Sie vollkommen, meine Gnädige," sprach Rölling mit tiefer theilnehmender Stimme. „Mein Herz blutet selbst schon bei dem Anblick des Schmerzes, den ich Ihnen bereiten muß. Allein ich bin nur das unschuldige willenlose Organ eines fremden Willens, und darum wollen Sie mich diese Botschaft nicht entgelten lassen, die mir selbst

beinahe das Herz zerreißt. Brauche ich Ihnen erst zu sagen, daß Sie stets an mir einen treuen Verbündeten und warmen Fürsprecher haben werden, wenn Sie irgend einen andern plausiblen Vorschlag zu machen haben, welcher die Bedingungen des Punktes Zwei beseitigt, meine Gnädige?"

„Ich weiß keinen Vorschlag zu machen, Herr Rölling," gab Melanie zur Antwort. „Ich bin überhaupt in den anderthalb Jahren meines Hierseyns eine ganz andere geworden, als die ich war. Sie ahnen nicht, welche Umwandlungen die Einsamkeit, das Nachdenken, die Reue, die Sehnsucht nach einem Kinde, das man unserer treuen Pflege entrissen hat, in einem Frauenherzen zu Stande bringen können. Ich habe tausendmal auf den Knieen vor Gott gebetet und gerungen, daß er mir nur ein einziges Mal die Gnade gewähren solle, mein Kind wiederzusehen, es nur auf eine Stunde an mein Herz drücken zu dürfen, nur einmal in seine lieben Kindesaugen zu blicken. Und ist denn dieser Wunsch nicht ein sehr bescheidener? — Ich bin nicht mehr die blasse Idee von dem eitlen, stolzen Geschöpf, das ich war, mein lieber Herr Rölling. Mir ist zu Muthe, als läge meine Jugend Jahrzehnteweit hinter mir. Der Rang und Stand meiner Familie, die Vorrechte meiner Geburt sind in meinen Augen gänzlich werthlos. Ich fühle mich ganz losgetrennt von meinen Standesgenossen, ich hasse die vornehme Welt und verachte den eitlen trügerischen Glanz, welcher den Thron umgibt. Ich habe nur Eine Aspiration: frei zu seyn; — nur Ein Bestreben: mich nützlich zu machen; — ich kenne nur Ein Glück: für den Unterhalt meines Kindes zu arbeiten, ja meinethalben zu betteln . . . Sehen Sie, Herr Rölling, ich beneide jede Bettlerin die in Lumpen und barfuß für sich und ihr Kind das karge Brod vor fremden Thüren bettelt, wenn sie nur ihr Kind auf dem Arme hat und sich seiner erfreuen darf. In meinem ganzen Wesen ist, dünkt mich, keine Faser mehr von Dem, was ich war. Ich habe mich mit aller Energie meines Geistes bemüht, eine Andere zu werden. Ich habe von meinem Mädchen die gröbsten Arbeiten gelernt, die ich früher tief unter meiner Würde hielt. Ich habe die Pastorin vergebens gebeten, mich in ihrer Küche hantieren und kochen zu lassen, denn ich hatte nur Ein Streben: meinem Geliebten in die neue Welt folgen, ihm eine emsige, treue verständige Hausfrau seyn zu dürfen, ihm unser Kind zu überbringen, und Noth und Gefahr, Arbeit und Mühe, Freude und Leid mit ihm zu theilen. Warum hat man mir verweigert, ihm zu folgen? warum hat man ihm verwehrt, meine Ehre wieder herzustellen?"

— „Hierauf weiß ich leider keine Antwort, mein Fräulein!" erwiderte Rölling theilnehmend. „Nach meinem bescheidenen Dafürhalten wäre es das Logischeste und Einfachste gewesen. Aber dazu ist es ja nun zu spät, und das gekränkte Selbstgefühl, der verletzte Familienstolz der Ihrigen würden wohl selbst jetzt noch nicht Ihre Verbindung mit Herrn Fincke zugeben, — sie würden eine Entwürdigung darin sehen!"

„Oh, die abscheulichen heuchlerischen Menschen!" rief Melanie mit einer tiefen aufrichtigen Verachtung. „Also weil Roland Fincke ein Bürgerlicher, ein genialer Mensch war, weil wir beide uns mit einer Leidenschaft liebten, die — schuldig vielleicht war, aber die ich nicht bereuen kann — darum bin ich entehrt. Allein wenn ich einen Andern erhört, mich einem Prinzen hingegeben, auf die Bewerbungen eines verheiratheten Prinzen gehört und die halben Winke und Worte meiner nun so gottesfürchtigen Frau Tante befolgt hätte, die nicht übel Lust hatte, mich jenem erlauchten Wüstling zu überliefern, — wenn ich erbärmlich genug gewesen wäre, im Stillen die maîtresse en titre eines Fürsten zu werden und so den Meinigen Vortheil zu bringen, — dann würde man mein Vergehen mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken und ich wäre noch die gefeierte Schöne des Hofes! . . . Oh, pfui, pfui über diese Menschen! Nicht mein Fehltritt ist es, den man bestraft, sondern man rächt an mir vereitelte Hoffnungen, fehlgeschlagene Pläne! — Nicht die Sünde selber findet man strafbar, sondern die Wahl, die mein Herz getroffen, — das ist mir längst klar geworden!"

— „Aber es kann nicht so bleiben, mein Fräulein," entgegnete Rölling, offenbar bemüht dem Gespräch eine andere, ihm behaglichere Wendung zu geben. „Irgend etwas muß doch geschehen, um Sie aus diesen Verhältnissen loszureißen, welche Ihrer unwürdig und Ihnen selbst unbehaglich sind. Dieses Daseyn ist ja nur eine Art Gefangenschaft, und kann Geschehenes nicht ungeschehen machen. Mir blutet das Herz, meine Gnädige, wenn ich Sie in dieser Umgebung sehe, und seit ich vollends den kleinen Engel gesehen, von dem man sie trennt . . . ."

„Wie? Sie haben meine kleine Cäcilie gesehen? Herr Rölling?" fiel ihm Melanie begierig in's Wort. „Oh, bitte, erzählen Sie mir von ihr! Mein Gott, warum sagten Sie dieß nicht früher? Wann haben Sie sie gesehen?"

— „Vor etwa zwei Monaten, meine Gnädige, und ohne zu ahnen, daß es Ihr Töchterchen ist," sagte Rölling näher rückend und blickte voll Theilnahme in das Auge Melaniens, das wieder so schön und glänzend ward wie ehedem. „Ich hatte Urlaub zu nehmen, um Familien-Angelegenheiten in meiner Heimath zu besorgen. Mein Weg führte mich an die Grenze. Da geruhten Seine Excellenz mir einen Auftrag zu ertheilen, den ich mittelst eines kleinen Abstechers von meinem Reiseziele erledigen könnte. Es galt einer Frau das Kostgeld für ein Pflegekind zu überbringen und mich zugleich von dem Wohlergehen des Pfleglings zu überzeugen. Die Frau war die Wittwe eines Gendarmerie-Brigadiers und hatte Seiner Excellenz das Ansuchen gestellt, das Kostgeld für das Kind auf ein Jahr vorauszubezahlen oder ihr ein Darlehen zu machen, damit sie das Häuschen ankaufen könne, worin sie wohnte . . . .

„Aber das Kind, das Kind? ist es in guten Händen, Herr Rölling?" rief Melanie ängstlich.

— „Hm, es ist nach Umständen leidlich versorgt," entgegnete dieser achselzuckend. „Du lieber Himmel, was für Leute geben sich in der Regel dazu her, solche Kinder in Kost zu nehmen? Es sind meist arme und ungebildete Leute, und

man kann noch von Glück sagen, wenn sie nicht roh sind . . . . ."

„Barmherziger Gott, Herr Rölling, Sie foltern mich!" rief Melanie; „wie trafen Sie das Kind?"

— „Oh, nach Umständen ganz leidlich, meine Gnädige! Lilli ist ein gesundes kräftiges Kind — gesünder als man es gewöhnlich in der Stadt trifft. Sie ist schon sehr groß für ihr Alter, ein wahrer Engel an Schönheit! Diese rosigen Wangen, diese schönen großen braunen Augen! Und dann das allerliebste kindliche Geplauder! Diese ersten geradebrechten Worte! Ich konnte mich nicht enthalten, die kleine Lilli zu herzen und zu küssen.... Und wenn ich erst gewußt hätte, meine Gnädige, wessen Kind es war! Ich glaubte nicht anders, als daß die Kleine die Frucht irgend einer Liaison Seiner Excellenz sey, und habe erst später erfahren, wer die Eltern des Kindes sind!"

„Und wo ist das Kind? wie heißt das Dorf? wie heißt die Pflegemutter?" rief Melanie begierig; „ah, bitte, bester Herr Rölling, sagen Sie mir Alles! Man hat die unverzeihliche Grausamkeit gehabt, mich trotz aller meiner Bitten niemals den Aufenthalt des Kindes wissen zu lassen."

— „Auf die Gefahr hin, meine Befugnisse zu überschreiten, meine Gnädige, will ich Ihnen die Adresse der kleinen Lilli geben: sie ist in der Pflege der Wittwe Katharine Scharzfeld auf dem Wildauer Hofe bei Hetzbach, etwa zwanzig Meilen von hier. Da ist die Adresse."

„Tausend Dank, Herr Rölling; ich werde Ihnen das nie vergessen. Wie glücklich würde es mich machen, das Kind besuchen zu können; aber z w a n z i g Meilen von hier — da hab' ich vorerst keine Hoffnung, denn man bewacht mich ja wie einen Sträfling. Allein es ist schon ein Trost, nur zu wissen, wo das Kind ist, und seiner Pflegemutter schreiben und ihr Geschenke machen zu können, um ihr das theure Kleinod recht an's Herz zu legen und von ihr gelegentlich zu erfahren, wie es dem Kinde geht. Das wird man mir nun doch nicht mehr wehren, Herr Rölling, nicht wahr?"

— „Ich werde Sie nicht verrathen, meine Gnädige, und Ihre Excellenzen werden Ihnen nicht verbieten, was sie nicht wissen," versetzte Rölling mit feinem Lächeln. „Es ist eine Angelegenheit, welche nur Sie, meine Gnädige, und die Frau Schwarzfeld angehen wird, und dieß ist eine Frau, die ihren Vortheil zu begreifen scheint. Ich sehe daher nicht ein, warum Ihnen diese kleine Vergünstigung nicht gewährt seyn kann, so lange diese Beziehungen ein Geheimniß zwischen der Pflegemutter und Ihnen bleiben!"

„Oh, das genügt mir einstweilen, obschon es ein schlechtes Surrogat für das Wiedersehen meines Kindes ist, Herr Rölling. Indessen ließe es sich vielleicht arrangiren, daß Frau Scharzfeld einmal auf m e i n e Kosten hieher reiste und ich meine arme Cäcilie auf diese Weise zu sehen bekäme . . . ."

— „Nur behutsam, meine Gnädige, und nicht zu viel auf einmal verlangt, denn sonst gefährden Sie Alles," warnte der Kanzleirath. „Eine einzige Unbesonnenheit von Ihrer Seite, eine Denunciation, könnte Ihre Excellenz veranlassen, das Kind in andere Hände zu übergeben und ich wäre dann vielleicht nicht mehr im Stande, Ihnen zu helfen. Wenn ich überhaupt meine unmaßgebliche Ansicht aussprechen dürfte, meine Gnädige, so möchte ich Ihnen einige Winke geben über die meines Bedünkens etwas aus einander gehenden Absichten von dero hohen Verwandten. Interessirt es etwa das gnädige Fräulein, dieß zu erfahren?"

„Wie mögen Sie fragen, Herr Rölling? Ich beschwöre Sie, mir alles zu sagen."

— „Wenn meine bescheidene Wahrnehmungen mich nicht trügen, meine Gnädige, so haben Sie von Ihrer Excellenz der Frau Oberhofmeisterin keinerlei Rücksicht zu erwarten. Der Plan dieser hohen Dame in Bezug auf Sie scheint mir fest zu stehen. Sie bleiben für immer von ihrem Kinde getrennt und so lange in einer Art Verbannung, bis Sie eingewilligt haben, sich von dem Kinde loszusagen, worauf man Ihnen die Präbende einer Stiftsdame verschaffen wird, — die glänzendste Widerlegung der früheren Gerüchte, welche bei Ihrem Verschwinden vom Hofe in der Residenz kursirten. Nicht doch, meine Gnädige, unterbrechen Sie mich nicht, denn ich bin noch nicht zu Ende. Ich wollte noch sagen: diese Maßregel k l i n g t nur strenge, denn sind Sie einmal frei und im ruhigen Genuß Ihrer Präbende, so können Sie im S t i l l e n immer noch zu Gunsten des Kindes wirken . . . ."

„Um dann mich und das Kind von neuem der Rache meiner zärtlichen Tante auszusetzen, wenn etwa zufällig ermittelt würde, daß ich für Cäcilien sorge," erwiderte Melanie lebhaft. „Nein, Herr Rölling, ich hasse halbe Maßregeln, und fürchte mich vor der Sündenschuld, wenn ich mich von meinem Kinde lossage als unnatürliche, gewissenlose schnöde Mutter. Das k a n n ja kein Glück bringen. Nein, wenn Tante Balde unversöhnlich ist, dann will ich selbst einen Vorschlag machen, welcher die Meinigen aller Sorgen für mich enthebt. Sagen Sie meinem Oheim und meiner Tante, daß ich erbötig bin, ungesäumt nach Amerika auszuwandern, einen andern Namen zu führen, niemals wieder nach Deutschland zurückzukehren und auf alle meine Ansprüche an die Familie lebenslang zu verzichten, wenn man mir nur mein Kind wieder gibt und mir erlaubt, dasselbe mitzunehmen. Sind dann meine Verwandten mich nicht für immer los?"

— „Mit nichten, meine Gnädige! nicht für immer, sondern nur für eine Weile, denn wie leicht könnten Sie in Amerika Ihr Glück und Ihr Auskommen nicht finden und wohl oder übel selbst gegen Ihren Willen wieder zurückkommen? Oder setzen wir den Fall, Sie würden sterben und man würde das Kind wieder an Ihre Verwandten zurücksenden, — wäre dann nicht die Sache noch kitzlicher? — Ich bin zwar sehr gerne erbötig, diesen Vorschlag, den Sie ja auch schon früher Ihren hohen Verwandten gemacht, denselben von Neuem zu unterbreiten. Aber ich fürchte Ihnen im Voraus eine entschiedene Ablehnung sogar von Seiten Ihres Herrn Oheims in Aussicht stellen zu müssen, und seine Excellenz geruhen doch weit nachsichtiger und toleranter, wo nicht versöhnlicher gegen das gnädige Fräulein zu seyn, und haben,

wenn ich gewisse halbe Winke und Andeutungen richtig gewürdigt habe, ebenfalls schon einen Plan, welcher allerdings demjenigen Ihrer Excellenz ziemlich diametral entgegensteht..."

„Und worin bestünde dieser Plan, Herr Rölling?" fragte Melanie in athemloser Spannung.

— „Wenn ich mich nicht sehr täusche, so wären Seine Excellenz der Herr Minister nicht abgeneigt, das Geschehene wenigstens zu ignoriren, wo nicht zu verzeihen," erwiderte Rölling mit einer überzeugenden Eindringlichkeit; „falls sich eine Gelegenheit böte, das gnädige Fräulein zu verheirathen ...."

„Sie scherzen, Herr Rölling!" rief Melanie lebhaft; „wo fände sich ein Mann, der ...."

— „Sie sind allzu bescheiden, meine Gnädige!" sagte Rölling lächelnd; „an Freiern wird es Ihnen niemals fehlen, so lange Ihre hohen Verwandten noch leben und in solchem Ansehen stehen. Allein ich weiß, daß Sie, meine Gnädige, sich nicht jeden gefallen lassen würden, wozu Sie auch vollkommen berechtigt wären. Um jedoch auf die Motive für den Plan Sr. Excellenz zurückzukommen, so scheinen mir dieselben dahin zu gehen, daß wenn ein Mann in einer geachteten Lebensstellung Ihre Hand ...."

„Ich verstehe was Sie sagen wollen, lieber Rölling," unterbrach ihn Melanie mit schmerzlicher Bewegung; „aber was für ein Mann wäre das, der mich heirathen würde, falls er alles wüßte? könnte derselbe mich, könnte ich ihn achten?"

— „Nehmen wir an, dieser Mann kenne Sie schon seit langer langer Zeit und hege ein tiefes Interesse für Sie, meine Gnädige; derselbe wisse alles, und sey von Ihrem Schicksal so tief ergriffen, so in seiner Achtung von Ihnen bestärkt, daß er eine Art Lebensaufgabe, einen Akt der aufrichtigsten Hingebung darin sehen würde, Sie wieder glücklich zu machen, Ihnen die Möglichkeit zu geben, daß Sie Ihr Kind zu sich nehmen, bei sich behalten, es anerkennen, erziehen könnten, würden Sie einem solchen Mann nicht die Hand reichen, gnädiges Fräulein?"

„Nein, denn dieses Opfer wäre zu groß, als daß ich es annehmen könnte, Herr Rölling! Einen solchen Mann gibt es nicht!"

— „Doch, doch, meine Gnädige; ein solcher Mann lebt," versetzte Rölling mit Wärme. „Ich weiß gewiß, daß es einen Mann gibt, der wohl weiß, daß Sie ihn nicht lieben können, daß er Ihnen in keiner Weise ebenbürtig ist, der aber Sie verehrt wie eine Heilige und sich mit der Hoffnung trägt, daß wenn er Ihnen Freiheit, Selbständigkeit, Ansehen, Ihr Kind wiedergegeben hätte, Sie ihn wenigstens achten und ihm aus Dankbarkeit gestatten würden, Sie demüthig und ehrfurchtsvoll anzubeten; und dieser Mann — steht in diesem Augenblick vor Ihnen!" sprach er aufstehend und ergriff ihre Hand, die er an seine Lippen zog.

„Sie — Sie selber, Herr Rölling?!" rief Melanie und fuhr beinahe erschrocken vom Stuhle auf. „Gott, das kam unerwartet ...."

— „Ich glaube es, meine Gnädige," sprach er sanft und zärtlich. „Aber ich wollte Sie nicht überraschen, ich hätte Sie gern auf dieses Geständniß vorbereitet, wenn es möglich gewesen wäre. Allein es war nicht zu vermeiden, daß ich reden mußte. Und doch will ich Sie nicht überrumpeln, will nicht den scheinbaren Vortheil ausbeuten, welchen mir Ihre Lage und das Vertrauen Ihrer hohen Anverwandten einräumt .... Sie sollen sich meinen Vorschlag überlegen und Ihr Herz prüfen, Ihren Verstand zu Rathe ziehen. Sie sollen prüfen, meine Gnädige, und sollen abwägen, ob ich zuviel verlange, wenn ich nur ein klein klein Wenig Interesse von Ihnen erbitte, nur die Anerkennung, daß ich es gut mit Ihnen meine .... Ich bin ein ehrlicher offener Mann, mein Fräulein! ich will Ihnen von ganzem Herzen wohl, ich bin Ihrem Hause zu lebenswierigem Danke verbunden, ich achte Sie trotz allem, denn ich weiß wie sehr Sie Herrn Fincke geliebt haben. Es ist mein ernstlicher Wunsch, Ihnen soviel Lebensglück und Zufriedenheit wieder zu geben, als in meinen Kräften steht. Und am Ende bin ich, obwohl ein Kind des Volkes, doch immer noch ebenso gut als irgend ein Mann, welchen Seine Excellenz der Herr Minister für Sie wählen würde .... Zürnen Sie mir, mein Fräulein, daß ich so offen mit Ihnen sprach?"

„Nein, nicht im mindesten, Herr Rölling! ich bin Ihnen dankbar, ich anerkenne Ihre gute Absicht .... aber Sie haben mich überrascht, und ich bin nicht in der Verfassung, Ihnen jetzt zu antworten," erwiderte Melanie mit einem tiefen Seufzer. „Großer Gott, es stürmt heute allzu viel auf einmal auf mich ein!" Und sie sank in ihren Korbstuhl zurück.

In diesem Augenblick trat eine ältliche, hagere Frau herein, welche mit ihren scheuen Augen forschend die beiden Personen betrachtete, dann schüchtern an der Thüre stehen bleibend ihre Anwesenheit durch ein Hüsteln zu erkennen gab. „Vergebung, Fräulein Melanie," stammelte sie, als sie sich bemerkt sah; „aber ich wollte nur fragen, ob es dem Herrn Kanzleirath nicht gefällig wäre, einen kleinen Imbiß einzunehmen .... ein Gläschen Wein, ein Butterbrödchen mit Schinken?"

„Ich komme, Frau Pastorin! ich nehme es mit Dank an," versetzte Rölling mit einer bedeutsamen Geberde. „Ich bitte unterthänigst, meine Gnädige, daß Sie mich für einen Augenblick entschuldigen. Ich bin seit dem Frühstück noch nüchtern. Und inzwischen fassen Sie sich gefälligst und erwägen sich meinen Vorschlag, welcher Sie gewiß nicht verletzen sollte, sondern treu und gut gemeint war!"

— „Seyn Sie außer Sorgen, Herr Rölling, ich habe ihn auch nicht mißdeutet," sagte Melanie, ohne aufzublicken. „Ich werde mich sammeln, während Sie sich erfrischen, und wenn Sie wohl heute auch noch keine definitive Antwort mitnehmen können, so werden wir doch hoffentlich über gewisse Bedingungen einig werden. Vergönnen Sie mir, daß ich Ihren edlen großmüthigen Wink in Erwägung ziehe!"

Rölling lächelte zuvorkommend, allein kaum war die

Thüre zwischen ihm und Fräulein v. Hellwart zugefallen, so verwandelte sich dieses Lächeln in ein triumphirendes — er war seines Erfolges schon sicher; er hatte die wehrlose leichte Fliege mit einem feinen starken Netz umstellt, dem sie nicht entrinnen konnte. Die dicke Spinne freute sich schon auf die Beute. Welcher Triumph für ihn, wenn er eine Nichte des vielvermögenden Ministers zum Altar führte! welche Garantie für seine ganze künftige Laufbahn! Er sah sich schon als Geheimen Legationsrath, Komthur verschiedener Orden, als hoffähig. Und der Minister konnte ihm Melaniens Hand nicht abschlagen, denn Rölling wußte zuviel, konnte der Excellenz gefährlich werden! — Alle diese Gedanken wirbelten factisch in Herrn Röllings rundem Kopfe, während er drunten in der Putzstube der Pastorin einen kleinen Imbiß einnahm und zerstreut auf die Erzählung der Hausfrau hörte, welche ihm über das „Fräulein" berichtete: wie dasselbe immer noch nicht demüthig sey und sich dem Besuch der Predigt und der Bibelstunden des Pastors zu entziehen suche, dem Umgang und den Einwirkungen dieses christlichen Hausstandes beharrlich ausweiche und namentlich dem Pastor mit einem niederschmetternden Stolze und einer kalten Geringschätzung begegne — Dinge welche den Kanzleirath in diesem Augenblick nur wenig interessirten, denn er brannte vor Begierde zu erfahren, wie Fräulein Melanie nach reiflicher Erwägung seinen Vorschlag auffassen werde.

Mittlerweile hatte Melanie sich verzweiflungsvoll auf ihr Bett hinter der spanischen Wand geworfen und ihr Gesicht in die Kissen gedrückt und schluchzte laut. Also das war es, was Rölling wollte? Der Weg zu ihrer Freiheit ging nur am Altar vorüber, wo sie ihm die Hand reichen sollte, — sie, die Hochgeborene, ihm dem Emporkömmling, dem Roturier? Nie, niemals! sie konnte ihn nicht leiden, sie mißtraute ihm von ganzer Seele; sie war fest überzeugt, daß Roland Fincke noch lebe und daß sie noch nicht alles verloren zu geben brauche, indem es sich nur darum handle, Zeit zu gewinnen, Vortheile zu erringen, und am Ende dann dem verschmitzten selbstsüchtigen Rölling doch ein Schnippchen zu schlagen.

Diese Gedanken und Hoffnungen machten Fräulein Melanie mit Einem Male wieder stark und besonnen. Sie erhob sich rasch von ihrem Bett, trocknete ihre Thränen und ging mit großen Schritten aufgeregt in ihrem Zimmer auf und ab, um sich klar zu werden, wie sie es beginnen sollte, Rölling glauben zu machen, daß sie auf sein Ansinnen eingehe. Eines aber begriff sie vor Allem, daß sie sich nicht ohne Widerstand gefangen geben dürfe, daß sie ihm „den Brodkorb hoch hängen müsse," weil denn im Grunde nur das für die Menschen Werth hat, was sie mit Mühe erringen müssen.

Als Herr Rölling in Fräulein Melaniens Zimmer zurückkehrte, war ihm, als stehe eine ganz andere Person vor ihm. Das war nicht mehr die gebrochene demüthige Verbannte von vorhin; das war die Freiin v. Hellwart von ehedem, voll Grazie und Hoheit, voll unnahbarem Selbstgefühl; aber er gestand sich, daß Melanie ihm so mehr imponire und besser gefalle.

„Darf ich mich erkühnen, meine Gnädige, zu fragen, ob sie sich meine letzten Andeutungen überlegt haben?" hub Herr Rölling geschmeidig und lächelnd an, als er bemerkte, wie die feinen Finger der schmalen Hand in mühsam bewältigter Unruhe auf den Rand des kleinen Tisches trommelten.

— „Seyn Sie billig, Herr Kanzleirath," erwiderte Melanie weich, aber mit einer gewissen aristokratischen Zurückhaltung; „Sie können unmöglich erwarten, daß ich in zwanzig Minuten mich mit einem Lebensplane vertraut mache, welcher allen meinen früheren Erwartungen und Ansprüchen zuwiderläuft. Ihr Antrag ehrt, Ihre Hingebung rührt mich; aber Sie werden als Mann von Ehre nicht einen Zwang auf mich ausüben wollen, Sie werden dem unglücklichen Wesen, welchem Sie eine Zukunft geben wollen, wenigstens einen schwachen Versuch von Wahl lassen — Sie werden mich in den Stand setzen, wenigstens mich selbst zu prüfen, ehe wir einen Bund eingehen, aus welchem ebenso gut eine lebenswierige Qual als ein erträgliches Verhältniß hervorgehen kann. Sie werden mit Einem Wort mich nicht überrumpeln wollen, mein bester Herr Rölling!"

„Gewiß nicht, meine Gnädige! um so mehr als ich selbst Sie allzu innig .... hochschätze, um irgendwie Ihr Gefühl verletzen zu wollen," erwiderte Rölling, nach ihrer Hand langend, die sie ihm jedoch entzog.

— „Ich bin so sehr überrascht worden von Dem, was Sie mir mittheilten, daß ich nicht im Stande war, Ihren Plan — wenn ich so sagen darf — nach seiner ganzen Tragweite zu verfolgen," fuhr Melanie mit leisem Beben der Stimme fort. „Sie müssen mir daher erlauben, daß ich noch einige Vorfragen an Sie richte, ehe ich .... im Stande bin, auf Ihr Ansinnen zurückzukommen. Ich bin, wie gesagt, von früheren Prätensionen so sehr abgekommen, daß der Gedanke an eine Verbindung mit Ihnen mich nicht mehr — wie soll ich sagen? — choquirt. Aber es handelt sich ja nicht allein um mich — es handelt sich ja um ein junges Leben, das mir unendlich theuer ist. Um dieses Kindes willen — verzeihen Sie mir die Kühnheit, denn ich traue Ihnen eine seltene Großmuth und Selbstverleugnung zu, mein bester Herr Rölling! — um meiner armen Cäcilie willen antworten Sie mir bei Ihrer Ehre und Ihrem Gewissen: sind Sie überzeugt, daß meine Verwandten niemals einwilligen würden, mich mit dem Kinde unter einem fremden Namen und auf Nimmerwiederkehr auswandern zu lassen?"

„Bitte, meine Gnädige, geben Sie sich hierüber keiner Illusion hin!" erwiderte Herr Rölling mit feierlichem Ernste. „Außer in dem Falle, daß Sie sich mit einem Manne verheiratheten welcher durch bündigen Vertrag sich verpflichten würde, das Kind als das seinige anzuerkennen und zu adoptiren und gegen ein gewisses baares Abkommen keinerlei Ansprüche mehr an die Familie Hellwart zu erheben, falls Sie — verzeihen Sie mir diese Bemerkung, gnädiges Fräulein! — falls Sie stürben, — dürfen Sie niemals hoffen, Ihre hohen Anverwandten für einen solchen Plan zu gewinnen? Und

würden Sie sich einem Manne außer Herrn Finck anzuvertrauen wagen, der solche Bedingungen einginge.

— „Schwerlich," versetzte Melanie mit einem Seufzer; „aber würden selbst die Fürbitten meiner Brüder dieses Decret meiner Verwandten nicht umstoßen?"

„Ich bezweifle, meine Gnädige," sagte Rölling mit einem mitleidigen Achselzucken. „Ich muß Ihnen leider auch diese Illusion rauben, verehrtes Fräulein! ich fürchte nämlich, daß die beiden Herren Brüder sich in keiner Weise mehr um Ihr Wohl und Wehe kümmern werden. Baron Leo, Ihr älterer Bruder, ist Attaché bei unserer Gesandtschaft in St. Petersburg und ganz von Seiner Excellenz dem Herrn Minister abhängig. Baron Oscar dagegen ist ein junger Garde-Offizier und Lebemann, welcher nichts Anderes hofft, als daß es Ihrer Excellenz der Frau Obersthofmeisterin gelingen werde, ihm die Hand der reichen Baronin v. Wahn und den Kammerherrnschlüssel zu verschaffen. Und so hege ich denn meine bescheidenen Bedenken, ob die beiden gnädigen jungen Herren geneigt seyn dürften, durch irgend eine derartige, voraussichtlich vergebliche Verwendung ihre eigene Stellung zu ihren Gönnern zu compromittiren. Die beiden jungen Cavaliere sind . . . ."

— „Drahtpuppen — ich verstehe," entgegnete Melanie geringschätzig; „lassen wir sie also. Aber wir wollen Sie, mein bester Herr Rölling, hoffen, daß meine Anverwandten diese Heirath billigen, welche mich doch in die Residenz zurückführen würde, wenn diese Urkunde doch mir die Verpflichtung auferlegt, die Residenz zu meiden? Ist das nicht ein offenbarer Widerspruch?"

„Nur ein scheinbarer, mein Fräulein," versetzte Rölling mit schlauem Lächeln. „Ich bin nämlich entschlossen, mich um eine Stelle zu bewerben, welche mir erlaubt, Ihnen vorerst ferne von der Residenz eine angemessene sociale Stellung anzubieten. Unsere Regierung hat die Stelle eines Generalconsuls in Rom zu vergeben, und ebenso steht die Erledigung des Postens unseres Zollvereins-Bevollmächtigten in Stettin bevor. Ich lege die Wahl in Ihre Hand, meine Gnädige; entscheiden Sie sich, denn ich bin überzeugt, daß Seine Excellenz nicht ermangeln werden, Ihnen die betreffende Bestallung als Morgengabe zukommen zu lassen. Was aber unser künftiges Intérieur anlangen würde, mein angebetetes gnädiges Fräulein, so schwöre ich Ihnen, nicht nur der zärtlichste Vater der kleinen Cäcilie, sondern der beeifertste, fügsamste nachsichtigste Gatte zu seyn. Sie sollen vollkommen freie Hand und die Herrschaft im Hause haben, und ich werde alle meine Bemühungen dahin concentriren, mir nur ein klein, klein Wenig Anerkennung meiner innigen Gefühle für Sie zu verdienen!" — Dießmal hatte er ihre Hand glücklich erhascht und bedeckte sie mit Küssen und seine großen rollenden Augen suchten denjenigen Melaniens zu begegnen, allein diese hatte das Tuch an die Augen gedrückt und die Stirne auf den Rand des Tisches gesenkt.

„Meine süße himmlische Baronesse, haben Sie Mitleid mit mir! verzeihen Sie meine Kühnheit!" flüsterte Herr Rölling, welcher sich auf ein Knie niedergelassen hatte und ihre Linke mit seinen beiden Händen umfaßte. „Ich liebe Sie, Melanie! ich liebte Sie schon längst — innig, treu, aber hoffnungslos! Stoßen Sie mich nicht von sich! lassen Sie mich Ihren Retter seyn, und ich schwöre Ihnen Zeitlebens die innigste Dankbarkeit und Ergebung! Liebe herrliche Melanie, Sie werden es nie bereuen! . . ."

— „Ich bitte Sie, Herr Rölling! halten Sie ein! Bedenken Sie doch, daß dieser Augenblick nicht glücklich gewählt ist für eine derartige Erklärung," erwiderte Melanie, von ihrem Stuhl emporschnellend und richtete sich stolz auf, ohne ihm jedoch ihre Hand zu entziehen. „Ich will Ihnen wohl, mein lieber Herr Rölling, und ich glaube an Ihre Anhänglichkeit und Treue. Aber Sie werden begreifen, daß ich Ihnen nicht mehr die erste, volle Liebe bieten, ja daß ich in diesem Augenblick, wo ich den Verlust eines Mannes bedaure, dem ich alles, alles geopfert habe, nicht im Stande bin, ein Geständniß wie das Ihrige zu hören. Daß ich Ihnen ewig dankbar seyn werde für alles, was Sie für mich thun können, bedarf keiner Versicherung. Ob ich aber Ihr Gefühl erwidern, Ihre Hoffnungen je erfüllen kann, das ist eine Frage der Zeit, mein Freund. Und vor Allem — vergeben Sie diese Vorsicht einer Unglücklichen, welche den Glauben an die Menschheit beinahe verloren hat! — vor Allem geben Sie mir einen Beweis Ihrer redlichen Gesinnung, Ihrer wohlwollenden Absichten gegen mich!"

„Ich will Ihnen jede Gewähr geben, die in meinen Kräften liegt, liebste theuerste Melanie!" rief Rölling entzückt. „Was verlangen Sie von mir?"

— „Nur Weniges, aber für mich viel — Sie sollen sehen, daß ich nicht ungenügsam bin," entgegnete Melanie mit einem schwachen Lächeln und einem Blicke, der ihm bis in das Innerste seiner Seele drang. „Verschaffen Sie mir Erleichterung von dem entwürdigenden Drucke, der hier in diesem Hause auf mir lastet; entreißen Sie mich der Obhut dieses heuchlerischen Pfaffen und seiner verschüchterten willenlosen Gattin, und verschaffen Sie mir Gelegenheit, nur eine einzige Stunde mein Kind, meine Cäcilie zu sehen, und ich werde es Ihnen nie vergessen. Der Anblick meines geliebten Kindes soll mir Kraft geben, auf Hoffnungen und Entwürfe zu verzichten, die meinem Herzen theuer waren, und einem Manne zu entsagen, den ich, schmerzlich genug! zu den Todten werfen soll . . . . ach, wenn Sie ein Mann von Gefühl und Ehre sind, Rölling, dann müssen Sie begreifen, daß nicht eine Gefangene, sondern eine Freie Ihnen die Hand reichen muß..." Damit schluchzte sie laut auf und sank in ihren Korbstuhl zurück.

Rölling war bewegt, denn er konnte sich nicht gegen die Logik sträuben, die in diesem Verlangen lag; er fühlte jetzt sogar ein gewisses Mitleid mit Melanien, deren er nun sicher zu seyn glaubte.

„Sie verlangen viel, sehr viel, meine theuerste angebetete Melanie," sprach er und ergriff von neuem ihre bebende Hand. „Vor diesen Pastorsleuten kann ich Ihnen leicht Ruhe schaf-

sen, auch eventuell ein anderes Unterkommen für Sie finden, denn ich würde selbst wünschen, Ihnen in Zukunft näher zu seyn. Aber wie ich es bewerkstelligen soll, daß Sie das Kind sehen, ist mir unbegreiflich."

— „Sagen Sie das nicht, mein bester Herr Rölling! es ist Ihnen nichts unmöglich!" sagte Melanie lebhaft. „Sie haben unbedingte Vollmacht von Seiten meiner Anverwandten, ich weiß es. Nehmen Sie Urlaub und holen Sie mich ab, wir reisen dann in Begleitung meines Mädchens zu der Frau Scharzfeld auf den Wildauer Hof. Sie begreifen, daß der Anblick meines Kindes alles über mich vermögen wird, daß ich, ohne die arme Kleine gesehen zu haben, keinen Entschluß fassen kann und will — wie können Sie da noch zaudern?"

„Ich möchte wohl, mein angebetetes Fräulein, aber die Sache ist nicht leicht — die bestimmten Weisungen Ihrer Excellenz . . . ."

— „Bah, dann lassen Sie meine gnädige Tante nichts davon erfahren, und, verschaffen Sie sich Vollmacht von meinem Oheim allein, der ja nach Ihrer Versicherung versöhnlicher ist! Ihr erfinderisches Hirn wird nicht um einen Vorwand verlegen seyn! Sagen Sie dem Oheim, das Kind sey krank oder ich sey von der fixen Idee gequält, daß es todtkrank sey, — sagen Sie ihm, ich sey vor Aufregung dem Wahnsinn nah. — — Doch nein! sagen Sie das um Gottes willen nicht, denn das hieße ja die Vorsehung ordentlich herausfordern! . . . . Nein, geben Sie ihm lieber diese Urkunde hier als Beweis meiner Gefügigkeit und Demuth, und sagen Sie ihm, daß keine Macht der Welt mir ein weiteres Zugeständniß abtrotzen werde, bevor ich wenigstens einmal, zum allerletzten Mal, mein Kind gesehen habe!"

„Wohlan, ich will sehen, was sich thun läßt, mein Fräulein! Also abgemacht: wenn ich Ihnen beweise, daß ich Ihnen von Herzen wohl will und Ihre Lage erleichtern kann, darf ich hoffen . . . ."

— „Topp! thun Sie Ihr Möglichstes, und Sie werden sehen, daß Sie keine Undankbare verpflichten!"

„Und ich darf Ihnen schreiben, theuerste Melanie? . . ."

— „So oft Sie wollen, vorausgesetzt daß dieser heuchlerische schleichende Pfaffe weder Ihre Briefe lesen noch meine Antworten unterschlagen darf," erwiderte Malanie wehmüthig.

„Seyn Sie ohne Sorgen, ich werde jenem Burschen schon den Standpunkt klar machen, meine Angebetete! Aber nun ein Pfand von Ihrer Seite, theuerste Melanie, daß ich hoffen darf!"

— „Nun, und welches?" fragte sie erglühend.

„Einen Kuß und Ihr Bild, Himmlische!" flüsterte der Kanzleirath.

— „Hier!" sie reichte ihm die Hand. „Das ist alles was ich Ihnen vorerst gewähren kann . . . . mein Bild aber erhalten Sie an dem Tage, wo Sie mir melden, daß ich meine kleine Cäcilie sehen darf. Und nun lassen Sie es genug seyn für heute, bester Herr Rölling; ich bin wie gebrochen."

Rölling küßte ihre beiden Hände, und hatte nicht übel Lust, auch ein Attentat auf ihre Lippen zu begehen, aber sie wich ihm gewandt und stolz aus, und flüchtete in eine Ecke. „Bitte, Herr Rölling! lassen Sie es gut seyn. Sie wissen: qui trop embrasse mal étraint. Leben Sie wohl, und überzeugen Sie mich von der Aufrichtigkeit Ihres Wohlwollens!"

„Auf baldiges frohes Wiedersehen, meine süße herrliche Melanie! möge unsere heutige Unterredung ein Wendepunkt in unser beider Leben gewesen seyn!" flüsterte er, warf ihr noch auf der Schwelle eine Kußhand zu und verschwand.

Melanie aber warf sich laut weinend auf das Sofa, um ihr Herz zu erleichtern.

Als Herr Rölling hinunter kam in die Putzstube, war der Pfarrer von seinem Ausgang zurückgekehrt und trat mit kriechender grinsender Freundlichkeit dem Abgesandten des hochmögenden Ministers gegenüber, welcher mit einem gewissen Gefühl behaglicher Zuversicht und stolzer Siegesfreude von der Verbannten zurückkehrte, aber beim Anblick des Hausherrn sogleich die Stirn runzelte.

„Willkommen, herzlich willkommen unter meinem bescheidenen Dache, hochverehrtester Herr und Gönner;" hub der ölige Pastor an, und faltete die Hände und hing den breiten Kopf mit dem straffen glatten, hinter die Ohren gestrichenen langen Haar zur Seite, verdrehte die Augen und zog die Mundwinkel tief herab. „Darf ich mir die unterthänige Frage erlauben, wie Sie die Gnädige finden? Noch immer stolz, herrisch, störrisch, unbotmäßig, nicht wahr? Ja, ja, leider hat all' mein liebreicher Zuspruch bis jetzt noch wenig gefruchtet . . . ."

— „Was mich gar nicht befremdet, Herr Pastor!" erwiderte Rölling mit strengem Ernst. „Was ich da erfahren mußte, mein Herr, wirft ein sehr zweideutiges Licht auf Sie, Mann, und paßt gar nicht zu der Frömmigkeit, die Sie auf den Lippen führen . . . ."

„Herr Kanzleirath," stammelte der Pastor erschrocken und von seinen dicken braunen Wangen und sinnlichen Lippen wich alle Farbe; „ich will doch nicht hoffen, daß die Verleumdungen einer solchen Person bei Ihnen Glauben finden können?"

— „Schweigen Sie, Sie Wolf in Schafskleidern; danken Sie Gott, daß mir gewisse Rücksichten verbieten, nähere Untersuchungen anzustellen, welche natürlich eine Disciplinar-Untersuchung von Seiten des Consistoriums zur Folge haben würden. Hüten Sie sich, auf die junge Baronesse einen gehässigen Schein werfen zu wollen, denn ich kenne die Freiin zu gut, ohne nicht zu wissen, daß sie zu stolz ist um zu lügen. Ich habe Fräulein Melanie demüthig und gebeugt gefunden, aber verbittert und nicht mit Unrecht, denn was soll sie von Leuten denken, deren Handlungsweise in solch höhnendem Widerspruch steht zu der Lehre, die sie predigen? Ich rathe Ihnen also wohlmeinend, künftig das Fräulein und sein Mädchen in keiner Weise wieder zu belästigen, sondern frei gewähren zu lassen. Vor Allem aber werden Sie sich hüten, jemals das Briefgeheimniß zu verletzen, verstehen Sie Pastor? meine Briefe gelangen unerbrochen an die Baronesse Hellwart, und

die ihrigen ebenso an mich. Die erste Contravention wird nicht ohne präjudizielle Folgen seyn — verstehen Sie?"

Der Pastor war wie niedergedonnert, um so mehr als Herr Rölling gar keine weitere Notiz von ihm nahm, sondern nach seinem Wagen verlangte und sich seinen Ueberzieher anziehen ließ, worauf er die Kinder des Pastors mit einem Thaler beschenkte und mit sehr ungnädiger Miene davon fuhr.

Der Pastor ließ alsdann sogleich seinen Unmuth an seiner schwachen verschüchterten willenlosen Frau aus, indem er dieselbe beschuldigte, durch unzeitige Knauserei die Unzufriedenheit des Fräuleins und Rebekka's hervorgerufen zu haben, und ihr mit den schwersten Gerichten drohte, wenn sie sich jemals wieder einer solchen Dummheit schuldig mache.

(Fortsetzung folgt)

Aus Kunst und Wissenschaft.

Vergiftetes Brod. Herr Nicklès, Professor der Chemie in Nancy, wies vor Kurzem in einem französischen Journal eine neue Quelle von Vergiftungen an Orten nach, wo Niederreißungen von Gebäuden in großem Maßstabe vor sich gehen. Er führt nämlich Fälle an, wo Bäcker aus Sparsamkeit im Einkaufen von Brennmaterial ihre Oefen mit dem alten Holzwerk von eingerissenen Häusern: mit Thüren, Thür- und Fensterverkleidungen, Getäfel, Jalousieläden und Fensterrouleaux, ja sogar mit alten Telegraphenstangen und ausgenützten Eisenbahnschwellen gefeuert haben, und wo das in den so erhitzten Oefen gebackene Brod vergiftet worden ist. Alles Holzwerk nämlich, welches mit Bleiweiß, Zinkweiß, Grünspan, Scheele'schem Grün und anderen, Metalloxyde enthaltenden Farben angestrichen oder mit Kupfersalzen kyanisirt ist, entbindet und verflüchtigt beim Verbrennen diese Metalloxyde, welche sämmtlich sehr giftig sind und zum größten Theil während des Backens dem Brod einverleibt werden. Herr Nicklès erzählt, daß er diese giftigen Metalloxyd-Niederschläge immer in der Kruste gefunden habe, einige auch an der Unterseite des Brods, andere aber (worunter insbesondere die Zinkoxyde, in der oberen Kruste. Ebenso schädlich ist der Gebrauch derartigen Holzes auch beim Kochen auf freiem Feuer, wo sich jedenfalls ein Theil der Metalloxyd-Dämpfe, die in dem freien Feuer entbunden werden, in die kochenden Gerichte niederschlägt. Es dürfte daher rathsam seyn, allgemeiner vor dem Gebrauch solchen Holzes zu warnen.

Plastischer Schiefer wird ein Gemeng von gepulvertem Schiefer, Asphalt und ähnlichen Substanzen genannt, womit man neuerdings in Nord-Amerika Hausdächer bekleidet und Holzwerk feuerfest macht. In einem amerikanischen technischen Journal wird versichert, daß der Schiefer besser ist, wenn man ihn schon einige Zeit vor dem Gebrauche mischt, und angerathen, denselben in alten Petroleum-Fässern zu bereiten, die man überall billig haben könne. In einem wissenschaftlichen Verein wurde jüngst ein mit plastischem Schiefer überzogenes Stück Holzwerk aus einem abgebrannten Gebäude vorgezeigt, welches der vollen Einwirkung des Brandes ausgesetzt gewesen, aber weder verbrannt noch verkohlt, noch geschwunden war und nicht einmal Sprünge zeigte.

* Wir sehen in Nord-Amerika so vorzugsweise das Land der Wälder, daß es beinahe wie Spaß klingt, wenn wir hören, daß in den Vereinigten Staaten ein Mangel an Bauholz vorauszusehen ist. Gleichwohl ist es Thatsache, daß der Vorstand (Commissioner) des Regierungs-Land-Amts in Washington in seinem Jahresbericht nachweist, wie allenthalben die Wälder mit einem Leichtsinn und einer Rücksichtslosigkeit niedergehauen werden, welche den Vorrath von Bäumen wesentlich vermindern, während die Nachfrage nach Nutzholz aller Art schnell im Steigen begriffen ist. Er empfiehlt daher die Ergreifung dringender Maßregeln für die Anpflanzung: so sollen z. B. die Feldmesser der Regierung in all' den kahlen Ebenen, die sie im Nordwesten vermessen, die Samen von Bäumen ausstecken, und alle neue Ansiedler und solche, welche auf baumlosem Lande sich niederlassen, sollen angehalten werden, eine allmählige Anlage von systematischen Anpflanzungen zu verfolgen. Ebenso sollen an all' den Militär- und Handelsposten und den sogen. indianischen Agenturen Wälder angepflanzt werden. Auf diese Weise hofft der genannte Beamte dem zu befürchtenden künftigen Holzmangel vorzubeugen.

* Der vor Kurzem von Graham entdeckte neue chemische Prozeß, um in Auflösungen enthaltene Substanzen von einander zu trennen, welchen derselbe Dialyse nennt, kann nach angestellten Versuchen und neuen Erfahrungen mit Vortheil zur Entdeckung von Vergiftungsfällen angewendet werden. Man nimmt z. B. den Magen oder die Eingeweide einer Person, von welcher man vermuthet, daß sie an Gift gestorben sey, bindet sie an ihren Enden zu und legt sie in ein Gefäß mit Wasser, worauf das Gift, wenn ein solches vorhanden war, durch die Haut des Magens oder der Eingeweide hindurch dialysiren und in das Wasser übergehen würde, wo es natürlich leicht einer Untersuchung unterworfen und sein Vorhandenseyn nachgewiesen werden könnte. Daß dieß geschehen kann, ohne den Inhalt derjenigen Theile, mit welchen man experimentiren soll, zu stören, ist ein Vortheil, den sich die Rechtspflege sowohl als die Wissenschaft zu Nutz machen können.

* Unser deutscher Landsmann, der verdiente Botaniker Dr. Ferd. Müller in Melbourne, Vorsteher des dortigen botanischen Gartens, zeigt an, daß es ihm gelungen sey, in seinem Akklimatationsgarten nun eine große Menge der geschätztesten Arten von Cinchona-Bäumen zu ziehen, welche bekanntlich die peruanische Chinarinde liefern. Außerdem hat er den Zimmet, die Gewürznelke und den Kaffeebaum nicht nur eingeführt, sondern heimisch gemacht, und beschäftigt sich eben jetzt mit der Anlage großer Anpflanzungen von Ingwer und Pfeilwurz (Arrow-root), welche in der Kolonie Victoria trefflich gedeihen sollen und derselben mit Zeit und Weile eine Menge neuer und werthvoller Ausfuhr-Produkte sichern werden.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Ein Mädchenloos.

Roman von Marie von Grumbach.

(Fortsetzung.)

5.

Sie ist der Feuerzone Kind,
Wo jede Frucht von selber fällt,
Weil sie der Baum, der gar zu schnell
Die zweite zeitigt, gar nicht hält.

Hebbel.

Einige Wochen waren seit jenem verhängnißvollen Märchenabend verflossen, Josephine hatte beharrlich jede Begegnung mit dem Offizier vermieden und einen Theil ihrer innern Ruhe wieder zurückerlangt, als sie eines Abends zu Madame Pillner gerufen wurde. Ihr Herz pochte unruhig, als sie die Treppen zum Salon hinaufstieg, ohne daß sie sich jedoch des geringsten Vergehens in ihren Berufsgeschäften bewußt war.

Bei ihrem Eintreten erblickte sie zwei Besucher, einen älteren Herrn, den seine scharf markirten Züge ihr als einen Hebräer bezeichneten, und ein junges Mädchen, das durch seine glänzende, auffallende Schönheit ihre Aufmerksamkeit fesselte.

Der alte Herr begrüßte die Eintretende mit einer Unterthänigkeit, an die sie in ihrer Lage nicht gewöhnt war; er fragte sie unter tausend Bücklingen, ob er die Ehre hätte, eine Fräulein Lehrerin zu sehen, und als dies bejaht wurde, schien er den Anlauf zu einer feierlichen Anrede zu nehmen; Madame Pillner entriß ihn jedoch seinen peinvollen Anstrengungen, indem sie freundlich sprach:

„Meine liebe Josephine, ich stelle Ihnen hier unsere neue Hausgenossin, Clarissa Steine, vor. Da sie, in dem Flecken L. zu Hause, bisher nur den mangelhaften Unterricht einer Dorfschule genossen, will sie sich hier in allen Fächern weiblichen Wissens ausbilden, und zugleich, da sie bisher Israelitin, vor wenigen Wochen zur römischen Kirche übertrat, und in L. nur ein Geistlicher protestantischer Confession sich befindet, soll sie hier von einem katholischen Priester weiteren Unterricht in den Dogmen ihrer Kirche empfangen."

„Unsere Clarissa muß nun, was Sprachen und Realien betrifft, beinahe bei den ersten Grundelementen beginnen, und da ich es für unpassend halte, sie einer entsprechenden niederen Classe einzuverleiben, so wünscht ihr Papa ihr Privatunterricht ertheilen zu lassen. Meine Wahl fiel dabei auf Sie, insofern Sie geneigt wären, Clarissa täglich zwei Ihrer Freistunden zu widmen!"

Josephine gab der Dame ihre Zustimmung, und das fremde Fräulein reichte ihr herzlich, gleich einer alten Bekannten, die Hand; der alte Herr machte aufs Neue ein ganzes Dutzend Bücklinge, und unsere junge Heldin entfernte sich mit einer stummen Verbeugung und erzählte im Hinabsteigen Demoiselle Lafleur auf der Treppe von der blendenden orientalischen Schönheit der neuen Schülerin.

Des andern Tages schon begann der Privatunterricht, die junge Lehrerin stieß bei Clarissen auf eine ungeheure Ignoranz, staunte aber über die leichte Fassungskraft, über den lebhaften Geist und die glühende Phantasie ihrer Schülerin. Nach kurzer Zeit schon konnte sie in die Classe von Madame Pillner eingereiht werden und blieb nur noch in den Sprachen unter Josephinens Aufsicht. Indem die Eine lehrte, die Andere lernte, kamen sich die jungen Mädchen täglich näher, die leidenschaftliche Clarissa liebte die ihr an Geistesbildung weit überlegene Josephine bald mit dem ganzen Ungestüm ihrer heißen Natur, Josephine erwiderte diese Zuneigung durch die innige, warme, an Bewunderung grenzende Liebe, deren ihr offenes Herz fähig war.

Madame Pillner, die jede Schülerin auf dem Herzen trug, schüttelte bisweilen den Kopf über das auffallende Benehmen Clarissens; ein engeres Freundschaftsverhältniß zwischen dieser und Josephinen schien sie indeß gerne zu sehen und sich davon eine wohlthätige Wirkung für jene zu versprechen.

Clarissa Steine war damals siebzehn Jahre alt, aber ungemein vorangeschritten in Gestalt- und Geistesentwicklung, eine echte Blüthe des Morgenlandes, schnell erblüht, um ebenso schnell wieder zu verblühen, sobald eine unglückselige Leidenschaft ihr versengendes Gift in ihren Kelch dringen ließ. Die Gluthen des spanischen Himmels hatten die ersten Tage ihrer Kindheit gesäugt, aber ihre Eltern hatten mit der einjährigen Clarissa Spanien verlassen und die besonnten Fluren Andalusiens mit dem milderen Himmel und der anspruchslosen grünenden Erde Deutschlands vertauscht; und das ruhige leidenschaftslose Leben in dem kleinen Flecken mochte wohl einen Theil der glühenden Neigungen der Tochter des Südens gedämpft haben, aber es bedurfte nur eines einzigen Funkens, um alle Kräfte ihrer Seele zum Feuerbrande anzufachen, und sie in göttlicher Schönheit oder diabolischer Furchtbarkeit hervortreten zu lassen.

Sie war schön, „wunderschön," sagten die Mädchen in der Pension. Ihre Züge waren nicht regelmäßig; aber interessant. Dunkel war ihre Hautfarbe, während eine spanische Abendröthe ihren Purpur auf ihre Wangen gehaucht zu haben schien. Ihr Auge, von echt orientalischem Schnitt, war schwarz, wie die Mitternacht; und ein nimmerruhendes Gebärdenspiel erhöhte den lebhaften Ausdruck auf ihrem Gesichte. Ihr schwarzes Haar trug sie in natürlichen Locken, die meist in wilder Unordnung ihre Wangen umflatterten, und hinten in einem scharlachrothen Netze über den Nacken hinabfielen; wenn sie ausging, hing sie einen Shawl von derselben Farbe um ihre Schultern. Ihr ganzes Costüm war darauf berechnet, im Verein mit ihrem Gebahren, Aufsehen zu erregen, sie wollte auffallen, das sagte sie oft, sie kokettirte um Bewunderung, aber sie strebte nicht darnach, diese Inclination mit irgend welchem trügerischen Scheine zu beschönigen; sie war wahr durch und durch, in ihren Fehlern wie in ihren Tugenden, welche die ersteren weit aufwogen. Ihr Herz war groß und edel, sie ward bewundert von Allen, geliebt von den Wenigen, die sie näher kannten, gehaßt von dem Neide und den zahmen kleinlichen Seelen, die mit Entsetzen

von denen sich abwenden, die den Muth haben, ihre Fehler offen zu bekennen.

Josephine und Clarissa schienen einen gegenseitigen Zauber auf einander auszuüben, und genossen bald ihre gemeinschaftlichen Mußestunden zusammen. Clarissa spielte die Guitarre und besaß eine schöne klangvolle Stimme, jedoch nicht die Energie, dieselbe ordentlich auszubilden; dabei zeigte sie ein nicht unbedeutendes dramatisches Talent, und stundenlang studierten die beiden Mädchen zusammen die dramatischen Schöpfungen unserer deutschen Classiker und lebten sich an den duftigen Sommerabenden mit Wärme und Leidenschaft in die verschiedensten Rollen ein.

Josephine, indem sie diese neue feurige Freundschaft pflegte, folgte dem Zuge ihres Herzens, das warm für Clarissa schlug; sie glaubte aber auch in der Zerstreuung, die dieser Umgang ihr bot, ein Mittel zu finden, welches das Gefühl, das sie für Eduard hegte, das Gefühl, das wie sie überzeugt war, nie erwidert werden sollte, verwischen und verdrängen würde; sie hatte ihn schon einige Wochen nicht mehr gesehen, ein Umstand, der ihre traurige Selbsttäuschung noch erhöhte.

Arme Thörin! sie glaubte die leidenschaftlichen Empfindungen, die sie zu einer verwandten Seele hinzogen, bemeistern zu können! — Die Gluth der Liebe, insofern sie diesen Namen verdient, läßt sich nicht nach Belieben dämpfen und kühlen, mag die wohlweise Vernunft ihr vordemonstriren so lange sie mag. Sie ist eine Götterflamme, und sie, die himmlische, die mächtig ist, die Sterblichen zur Seligkeit zu erheben oder zu zerstören, sie kann von ihnen nie begriffen, geschweige denn bemeistert werden.

Der Funke des Prometheus läßt sich nicht an den Docht der kargen Lampe fesseln.

Ein trauriger Vorfall sollte die arme Josephine von dieser Wahrheit überzeugen.

Es war an einem gewitterdrohenden Augustmorgen, Josephine kam mit Clarissen aus dem Dome, denn es war Sonntags, und schlug nun vor auf einem kleinen Umwege, über den botanischen Garten nach Hause zurückzukehren. Auf den Arm Clarissens gestützt, schlenderte sie nachlässig und in Gedanken versunken zwischen den Beeten einher. Eben hielt sie mit ihrer Gefährtin vor einem Füllhorn an, um eine neuangekommene Pflanze zu betrachten, als sie aus einem Bosquet hervor die ihr grauenhafte Gestalt des Professors Unschick stolpern sah. Sie wollte schnell umwenden, allein der Gelehrte verdoppelte seine Schritte und befand sich bald an der Seite seiner Tänzerin von damals, die nun erst bemerkte, daß eine Wolke des Entsetzens auf seiner Stirne lag. Erschrocken fragte Josephine:

„Mein bester Herr Professor, was ist Ihnen, sind Sie unwohl?"

„Ihre Theilnahme, schöne Tänzerin, entzückt mich, — Sie wissen, wie es scheint, noch nicht . . .

„Um Gottes willen, was?"

„Daß man vor einer Stunde Eduard Pillner seiner Mutter todt vom Duellplatze unter den Linden heimbrachte?"

„O Gott!" schrie Josephine in dem gellenden Tone der Verzweiflung und sank auf eine nahe Bank nieder. Glücklicherweise verstand sich der Lange nicht auf zärtlichere Gefühle und schrieb daher ihr Entsetzen auf Rechnung ihrer Anhänglichkeit für Madame Pillner. Die Tochter des Südens verstand die Freundin besser.

„Wissen Sie gewiß, daß Herr Pillner todt ist?" fragte sie den Professor.

„Ich selbst sah den Todten in den Armen seines Secundanten vorüberfahren, sein Uniformsrock war aufgeknöpft, und das Blut drang schauerlich aus einer Wunde in der Seite, es überläuft mich eisig, wenn ich nur daran denke!" und der Lange schüttelte sich vor Entsetzen.

„Kommen Sie, Clarissa, wir wollen heimgehen und nach der armen Madame Pillner sehen," sprach nun Josephine mit zitternder Stimme und dem ganzen Aufwande ihrer Selbstbeherrschung.

„Nein, Fräulein, bleiben Sie," wandte der Professor ein; „Sie sind etwas angegriffen, plaudern wir lieber eine Weile in Ruhe. Halt, was ich Ihnen da sagen wollte? was war es doch nur? — ja, nun habe ich es, hier, diese neuangekommene Blume, die Sie vorhin besichtigten, Sie werden bemerkt haben, daß sie in die erste Classe nach Linné gehört; sie hat nur einen Staubfaden, das Pistill, ist . . . ."

„Ein ander Mal, Herr Professor," entgegnete Josephine mit hohler Stimme, erhob sich und entfernte sich, so schnell sie mit ihren zitternden Knieen vermochte, von der Steinbank und dem grausigen Professor, der ihr erstaunt und gekränkt nachblickte."

„Arme, arme Josephine, Sie lieben!" sprach Clarissa innig, und ihre Augen erglänzten von tieferer Gluth.

„Und Sie werden meine Gefühle niemanden verrathen?"

„Fräulein Tanner!" rief die Angeredete im Tone zürnenden Vorwurfs, und schweigend legten nun die beiden den Weg nach Hause zurück.

Als sie in der Pension anlangten, war die erste Erscheinung, die sie begegneten, Miß Pierson, die schreckensbleich aus dem Hause trat. Das entsetzte Aussehen ihrer Collegin ließ Josephinen vermuthen, daß ihr der traurige Vorfall schon bekannt.

„Eduard Pillner ist todt?" fragte Clarissa?

„Er ist nicht todt, aber (ich sah ihn aus dem Wagen tragen) er machte auf mich den Eindruck eines Sterbenden; es war ein entsetzlicher Anblick," entgegnete die Inseltochter im Tone aufrichtigen Schmerzes; sie liebte Eduard wie einen Bruder.

„Er lebt?!" bebte es von Josephinens Lippen; „sprich, Alice, wann kam er hier an?"

„Ungefähr vor einer halben Stunde. In einer Ehrensache duellirte er sich mit einem Waffengenossen unter den Linden, erhielt einen Pistolenschuß in die Seite, und da der Duellplatz näher bei der Residenz als bei der Garnison gelegen ist, so brachte ihn sein Freund zu seiner Mutter, die durch einen Abgesandten von dem Unfall unterrichtet worden war,

ehe der Wagen ankam. Der Verwundete war bewußtlos, als er hier eintraf, jetzt, seit der Arzt bei ihm ist, soll er, wie mir vorhin die alte Susanne sagte, die Besinnung zurückerlangt haben."

Josephine suchte ihre Bewegung zu verbergen, indem sie sich nach Madame Pillner erkundigte.

„Die arme unglückliche Dame!" seufzte die Engländerin; „ich war bei ihr, als die entsetzliche Kunde ihr zukam; von einem Herzkrampf befallen, sank sie in meine Arme, dann, sich plötzlich aufraffend, rief sie verzweiflungsvoll: Miß, beste Miß, eilen Sie hinab und sehen Sie, ob sie nicht kommen, geschwinde, ich bin es nicht im Stande." Als ich hinabkam, hielt eben der Wagen vor dem Garten, der Secundant und der Kutscher hoben den Unglücklichen heraus. Seine verzerrten Züge, seine festgeschlossenen Augen, die Todtenblässe seines Gesichts, machten mich einen Augenblick glauben, er wäre todt; als er aber an mir vorübergetragen wurde, überzeugte mich sein hartes Athmen von dem Gegentheile.

„Wie gräßlich!" rief Clarissa schaudernd, und Miß Pierson fuhr in ernstem Tone fort:

„Ja, wirklich gräßlich, das Duell und seine Folgen; Dank den Gesetzen meines Vaterlandes, und den religiösen Grundsätzen seiner Bewohner, kennen wir Engländer dieses Ueberbleibsel aus barbarischen unchristlichen Zeiten, kaum mehr als dem bloßen Namen nach."

„Ruhm und Bewunderung dem Mann, der für seine Ehre das Leben mit edlem Muthe einzusetzen bereit ist;" entgegnete Josephine in feierlichem Tone und entfernte sich. Sie eilte in ihr Zimmer und warf sich halb ohnmächtig auf ihr Bett. Das Gesicht tief in die Kissen vergraben, überließ sie sich ihrem grenzenlosen Schmerze. Sie ging nicht hinab zum Mittagsmahle, und schon neigte sich die Sonne zum Niedergange, als Clarissa eintrat und sie in dieser Stellung traf. „Wer ist da?" fragte sie matt.

„Ich bin es, theuerste Josephine, ich habe mit dem Arzte gesprochen."

„Edelmüthige Clarissa! — was sagte der Arzt? gibt er die Möglichkeit einer Rettung zu?"

„Er sagt, dieselbe wäre möglich, aber . . . . ." Clarissa stockte.

„Nicht wahrscheinlich!"

„Sie sagen es, arme, arme Josephine!"

„Was sagte er Ihnen sonst von dem Kranken?"

„Er sagte mir, daß Herr Pillner große Schmerzen hätte, und daß die große Hitze seine Leiden noch erhöhen und gefährlicher machen würde."

Josephine seufzte tief, und auch in Clarissens Augen standen Thränen; es entstand eine traurige Pause, dann sprach die Tochter des Südens: „Meine Mutter lehrte mich ein Lied, sie brachte es mit von Spanien herüber, es ist ein Gebet andalusischer Ziegenhirten, in welchem sie die Madonna um Regen anflehen, soll ich es singen? vielleicht hören es die Heiligen."

„Ja, singen Sie, Clarissa, die Heiligen werden Sie nicht hören, aber Ihre süße Stimme ist schmerzlindernd."

Clarissa stimmte mit schmelzender Stimme das Lied an, die Melodie war einfach und seelenvoll, und obwohl weder die Sängerin noch die Zuhörerin die Worte verstanden, in denen das Lied abgefaßt war, so traf der Geist desselben doch unmittelbar ihr Herz.

Oben weinte Josephine still an der treuen Brust Clarissas. Unten kniete die arme Mutter zitternd an dem Lager ihres Lieblings, der ein Bild des Todes auf seinem Bette lag; im Garten spielte die harmlose Schaar der Kinder.

Auf diese drei Bilder senkten sich mit derselben Ruhe und Schönheit die ersten geisterhaften Strahlen des aufgehenden Mondes.

Tage und Wochen verstrichen, während welcher Zeit Eduard Pillner zwischen Tod und Leben schwebte. Ein heftiges Fieber jagte den Kranken durch die Labyrinthe wilder Phantasieen und verzehrte den Rest seiner Kräfte. Die trostlose Mutter wich Tag und Nacht nicht von dem Lager ihres Sohnes, die heiße Hand desselben in der ihrigen haltend, und den thränenvollen Mutterblick starr auf seine trüben Augen gerichtet, während die drei Lehrerinnen sich in ihre Unterrichtsstunden theilten, ein Umstand wohlthätig und schmerzlich zugleich für Josephinen. Scheinbar ruhig sollte sie stundenlang reden, lächeln, scherzen mit ihrem kindlichen Auditorium, während der bloße Gedanke an den Geliebten ihr Herz zuschnürte; allein diese Vielgeschäftigkeit zog sie auch von allzu düsterem Hinbrüten ab; das arme Kind! sie hatte ja kaum eine müßige Stunde des Tages, um ihrem Schmerze nachzuhängen.

Während Kummer, Angst, Arbeit und das beständige Bestreben, ihre wahren Empfindungen zu beherrschen und ruhig zu erscheinen, das Roth von Josephinens Wangen bannten, rief der Kranke in seinem Delirium bald in zärtlichem bald schmerzlich besorgtem Tone ihren Namen aus, und weihte so seine Mutter in das Geheimniß seines Herzens ein, sie von Dem überzeugend, was sie seit jenem Ballabende geahnt. Früher hätte die gute Mutter nicht an der Erwiderung dieser Gefühle von Josephinens Seite gezweifelt, allein in der letzten Zeit vor Eduards Unfall hatte diese ihn sichtlich geflohen und während dessen Krankheit weit weniger Theilnahme als ihre Colleginnen gezeigt; nur selten hatte sie sich nach seinem Befinden erkundigt, und dieß verdroß das zärtliche Mutterherz.

Die gute Frau ahnte nicht, daß Clarissa allabendlich Erkundigungen über den Patienten bei dem heimkehrenden Arzte einzog, und dann jedes Mal die stets gleichlautende traurige Erklärung der angstvoll harrenden Josephine brachte.

Endlich, es war nach einem gewitterschweren Tage, glaubte Madame Pillner mit freudigem Entzücken Symptome der Besserung an ihrem Sohne wahrzunehmen; das Fieber schien etwas schwächer zu seyn, er war bei voller Besinnung, und sein Blick, obgleich matt, war minder starr und trübe.

Mit der wiedererlangten Besinnung zeigte er auch wieder die zarte Aufmerksamkeit, mit der er stets seine Mutter behan-

delte, und inständig bat er sie für ihre theure Gesundheit Sorge zu tragen und das dumpfe Krankenzimmer mit dem Garten zu vertauschen. Madame Pillner gewährte nur zögernd die Bitte ihres Lieblings.

Nach einer halben Stunde kehrte sie in das Gemach des Kranken zurück und legte eine dunkle Theerose auf sein Bette. „Josephine gab sie mir so eben," sagte sie in scheinbar gleichgültigem Tone; dabei entging ihr jedoch nicht die freudige Bewegung, die diese Worte auf dem bleichen Gesicht des Sohnes hervorbrachten, noch die Hast, mit der er die Blume aufnahm. In gleichgültigstem Tone fuhr sie indeß fort:

„Sie kommt aus dem Garten des Kaufmann Schwarz; die kleine Rosa Schwarz gab sie diesen Nachmittag in der Schule Josephinen, und diese, die einen enthusiastischen Cultus für mich hegt und mich dabei stets mit Blumenspenden beehrt, gab sie mir, sobald ich mich im Garten blicken ließ, indem sie mir, mit an Begeisterung grenzendem Interesse, die herrliche Spätrosenflora im Schwarz'schen Garten schilderte."

Diese Worte klangen kühl, und Eduard entgegnete nichts, er berührte den Gegenstand nicht weiter. — Hatte Josephine vielleicht doch in der stillen Hoffnung, daß die Blume in seine Hand gelangen möchte, sie seiner Mutter gegeben? — jedenfalls aber schien diese weit entfernt zu seyn diesen Gedanken zu hegen. Der Arzt trat ein, um die Wunde zu untersuchen und einen neuen Verband anzulegen; während dieser ganzen Zeit hielt Eduard die Rose krampfhaft zwischen den Fingern, und als bei vorgeschrittener Nacht endlich ein ruhigerer Schlummer seine Lider schloß, lag die Blumenkönigin noch in seiner Rechten.

„Mutter," sprach er in besorgtem Tone, als er gegen Morgen erwachte; „sieh ein Mal, die herrliche Blume Josephinens ist in meiner heißen Hand verwelkt; mag dieß wohl ein böses Omen seyn?"

„Gewiß nicht, lieber Eduard, sind doch die Geschicke Josephinens nicht in Deine Hand gelegt," entgegnete Madame Pillner lächelnd, im Stillen hoffend durch diese Bemerkung dem Sohne die Zunge zu lösen, allein eine unerklärliche Beklemmung ließ diesen nicht reden; nach einer Pause fuhr er fort:

„Mutter, willst Du nicht eine Vase bringen? vielleicht lebt meine arme Rose im Wasser wieder auf."

Als die Mutter sich beeilte, seinen Wunsch zu erfüllen, richtete er sich zum ersten Male mühsam im Bette auf und stellte die welkende Blume in das wassergefüllte Gefäß.

Des Morgens, als die Mädchen beim Frühstück versammelt waren, zeigte sich Madame Pillner nach langer Zeit zum ersten Male wieder in ihrer Mitte; mit allgemeinem Jubel ward sie empfangen und erklärte nun mit freudestrahlendem Gesicht, daß der Arzt bei seinem Morgenbesuche den Zustand ihres Sohnes für gefahrlos erklärt habe. . Freudethränen glänzten in den Augen der guten Mutter, sie küßte die Schülerinnen, sie küßte die Lehrerinnen, sie hätte die ganze Welt in die Arme schließen mögen.

Jetzt erst, da ihre Blicke heller geworden, bemerkte sie die auffallende Blässe auf Josephinens Wangen, sie bemerkte aber auch wie die frohe Kunde das magische Colorit der Freude über das junge Gesicht goß, und diese Entdeckung beglückte sie höchlich; am liebsten hätte sie das Wesen, das so viel um den Kranken gelitten zu haben schien, bei der Hand genommen und an das Bette geführt.

Indeß vermied die treue kluge Mutter sorgfältig mit Eduard über Josephinen zu reden, obwohl ihr Herz sie oft dazu antrieb. Bei dem fast unumschränkten Einfluß, den sie stets auf ihren jüngern Sohn besessen, fürchtete sie, ein einziges günstiges Wort über Josephine aus ihrem Munde könnte von Eduard mit allzu großem Werthe belegt werden, könnte sein Urtheil bestimmen oder befangen machen, und sie wünschte weislich, daß in diesem Punkte dasselbe ganz frei seyn sollte.

Nach einigen Tagen, während welcher der Verwundete sichtliche Fortschritte in der Genesung machte, ward Josephine in das Besuchszimmer gerufen, wo ein Besuch ihrer wartete; als sie eintrat, fand sie dort den reichen Weinhändler Maier aus H., ihren Vormund, ihre Antipathie, wie sie ihn nannte. Madame Pillner schien vergeblich bemüht zu seyn, den brutalen Geldmenschen in ein Gespräch zu ziehen, er spielte mit tölpischer Verlegenheit mit den bunten Quasten der Sophakissen, und erwiderte mit der Miene eines Paschas den mäßig freundlichen Gruß Josephinens, die bei seinem Anblick merklich erschrack.

Madame Pillner wollte sich jetzt entfernen, aber der Pascha herrschte ihr zu: „Bleiben Sie nur, Madame, ich habe dießmal auch mit Ihnen Affaire, wie der Welsche sagt."

„Mit mir?" sprach Madame Pillner lächelnd und nahm ihren Platz neben den Galanten wieder ein.

„Ja mit Ihnen; meine Mündel hatte bei Ihnen erst achtzig, und seit einiger Zeit, in Betracht ihrer Leistungen, hundert Thaler jährlichen Gehalt?"

Madame Pillner bejahte, immer noch lächelnd, und der edle Mentor fuhr fort:

„Sie sind, soviel ich sehe, eine gescheidte Frau und werden natürlich finden, wenn Josephine eine Stelle um vierhundert Thaler ihrer jetzigen vorzieht?"

„Ich würde nicht das schmeichelhafte Prädikat verkennen, mit dem Sie mich so eben zu beehren die Güte hatten, wenn ich dieß nicht natürlich fände," entgegnete die Dame ironisch.

(Josephine erblaßte und erröthete abwechselnd.)

„Nun, Josephinen ist auf dem Gute eines meiner Geschäftsfreunde in Liefland eine Stelle mit einem Jahrgehalt von vierhundert Thalern angeboten. Sprich Dich aus, Josephine, willst Du sie annehmen? Uebrigens nicht Dein, sondern mein Wille hat hier zu entscheiden, wo es sich um Dein Glück handelt."

„Um mein Glück, Herr Maier! glauben Sie, das elende Geld trage zu meiner Glückseligkeit bei? Ich will nicht und ich werde nicht zu dem russischen Bauern gehen," rief Josephine heftig.

„So, so, diese Sprache führt man?" höhnte der Vormund; „so spricht ein Mädchen in Deinen Verhältnissen? Ein Mäd-

chen, das von seiner Arbeit und dem Gelde anderer Leute leben muß, kümmert sich nichts um das elende Geld? Köstlich, köstlich, ganz das Seitenstück zu Deiner Fräulein Schwester, die eine Heirath mit einem ehrlichen Mann ausschlägt, weil sie ihn eben einmal nicht schön finden konnte; die eine anständige Versorgung verwirft, ohne zu bedenken, daß wenn Du und sie nur einige Wochen nicht mehr arbeiten könnt, ihr sammt eurer Mutter in's Armenhaus wandern müßt. Welche Mittel muß wohl das Schicksal noch anwenden, um die Tanners zu demüthigen?"

„Gott, Gott, muß ich mir solche Dinge sagen lassen?" rief Josephine schmerzlich aus, blaß vor Scham und Unwillen, aber schnell sich fassend entgegnete sie mit edler Ruhe: „Das gräßlichste Loos, das sich noch über uns entladen mag, wird unsern Stolz nicht im mindesten beugen, derselbe wird wachsen mit dem Unglück."

Ein edles Selbstgefühl verschönte in diesem Augenblicke das Gesicht Josephinens, Madame Pillner blickte sie mit Wohlgefallen an und schleuderte dann einen Blick der Verachtung auf Maier.

„Noch einmal Josephine," sagte dieser; „willst Du die besagte Stelle annehmen? Wüßte ich doch nicht was für Magnete Dich hier zurückhalten müßten, wenn Du sie ausschlägest."

Ohne es zu ahnen hatte der edle Vormund mit diesen Worten eine zarte Saite in der Seele seiner Mündel berührt. Josephine erröthete hoch, fuhr leise zusammen und entgegnete dann nach einem sichtlich schmerzlichen Stillschweigen mit gesenkten Blicken:

„Herr Maier, ich bin bereit die Stelle anzunehmen."

„Das heiße ich nun vernünftig gesprochen, Josephine; geh nun und schreibe sogleich an Herrn Lachner, so heißt dein neuer Brodherr und zeige ihm in kurzen bündigen Worten Deinen Entschluß an. Sie haben vielleicht Schreibzeug hier, Madame?"

„Ich will auf meinem Zimmer schreiben," sprach Josephine tonlos und stürzte aus dem Gemach. Nach einer halben Viertelstunde kehrte sie mit dem Briefe zu ihrem Dränger zurück, sie war todesblaß und die Worte des Schreibens waren zerzittert.

„Du hast schlecht geschrieben," meinte der Vormund und entfernte sich dann mit der Bemerkung, daß Josephine am ersten Oktober schon abzureisen hätte.

Madame Pillner, die mit weiblichem Scharfblick während dieses ganzen Auftritts in Josephinens Seele gelesen hatte, richtete nun, als sie sich mit ihr allein befand, einen Blick des Mitleids und der Bewunderung auf das Mädchen, auf sie, die den Muth hatte ihrem Zartgefühl ihre Glückseligkeit zu opfern, und die lieber den ihr theuersten Platz floh, als daß sie sich der Gefahr aussetzte, durch ihr Verweilen daselbst auch nur den leisesten Schatten auf ihre weibliche Ehre zu werfen.

„Josephine," sprach nun die Dame in zärtlichem Tone, „Sie sagten einst hier in einem gewissen Hause, als man Ihnen eine höchst vortheilhafte Stelle in Frankfurt antrug: der Tag, welchem Sie mich und mein Haus verlassen müßten, wäre Ihr Todestag. Diese Aeußerung wurde mir wieder hinterbracht, und ich gestehe, ich freute mich herzlich darüber, wiewohl ich mir sagen mußte, diese treue Anhänglichkeit noch nicht verdient zu haben. Jetzt wollen Sie mein Haus verlassen; erlauben Sie mir daher die Frage, ob Sie mich weniger lieben als damals?"

„Madame, noch ist meine dankbare Liebe zu Ihnen um keinen Grad erkaltet; aber dennoch muß ich Ihr Haus verlassen, ich kann nicht anders," brachte Josephine mit Mühe hervor und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. In dieser Stellung verharrte sie einige Augenblicke, dann aber durchzuckt von der Befürchtung, sie möchte sich dadurch verrathen, ließ sie die Hände sinken, und indem sie ihre kleine Rechte der Dame reichte, sagte sie mit erkünstelter Ruhe:

„Ich konnte nicht anders, Madame, Sie hörten ja selbst in welchem Tone der Vormund zu mir sprach; lassen Sie mich daher hoffen, daß Sie durch meinen Entschluß nicht beleidigt sind."

„Seyen Sie dessen versichert, mein liebes Kind, ich bin nur innig betrübt, eine so treffliche Lehrerin und so liebe Hausgenossin zu verlieren."

Josephine dankte durch eine stumme Verbeugung und entfernte sich. Madame Pillner machte sich im Stillen Vorwürfe, das arme Mädchen unnöthig gepeinigt zu haben, da ihr doch das Motiv ihres edlen Entschlusses hinreichend bekannt war und Josephine dasselbe nicht wohl angeben konnte. Dann eilte sie zu Eduard, um mit der gleichgültigsten Miene von der Welt ihm von dem Vorgefallenen mitzutheilen, so viel sie eben für gut fand.

Diese Mittheilung wirkte äußerst niederschlagend auf den physisch und moralisch geschwächten jungen Mann. Fast ohne Versuch einer Weigerung hatte also Josephine in den Vorschlag ihres Pflegevaters gewilligt? So hatte er also falsch gerechnet, wenn er bisher geglaubt, auch er sey ihr nicht gleichgültig? Er hatte immer, das mußte er sich sagen, ohne es zu beabsichtigen, Glück bei den Frauen gehabt, das einzige Wesen aber, auf das er Eindruck zu machen wünschte, erwiderte ihm seine warmen, aufrichtigen Gefühle, die es wohl ahnen mußte, dadurch, daß es leichten Herzens sein Bündel, nach Rußland, schnürte. Aber mehr noch als seine männliche Eitelkeit ward sein Herz durch das Betragen Josephinens gekränkt; er hätte, das fühlte er, für dieses Mädchen jedes Opfer gebracht, hätte sein Leben für sie eingesetzt, und durch tausend Hindernisse hindurch ihren Besitz erkauft; und sie war blind oder gleichgültig gegen diese treue Liebe. Freilich hatte er ihr bisher dieses Gefühl noch nicht gestanden, hatte noch nie Gelegenheit gehabt sie durch Beweise davon zu überzeugen. — Aber hatte sie ihn nicht seit jenem Abend auf der Veranda augenscheinlich geflohen? war sie nicht jedem Gespräch mit ihm, jeder möglichen Erklärung mit Absicht und Beharrlichkeit ausgewichen? Das sprach dafür, daß sie seine Liebe wohl ahne, aber, da sie dieselbe nicht erwidern konnte, sie durch Kälte zu dämpfen bemüht war.

Immer peinigender und düsterer gestalteten sich die Ge-

danken des jungen Mannes, er sprach sich natürlich nicht gegen seine Mutter aus, aber als der Arzt seinen Puls prüfte, erklärte er, daß wieder mehr Fieber vorhanden und verordnete die gedoppelte Dosis der fieberstillenden Medicin.

Drunten auf der Veranda theilte Josephine Clorissen, zu deren Verzweiflung, ihren jüngsten Entschluß mit. Auf die tausend zärtlichen Vorwürfe, die ihr die schöne Tochter des Morgenlandes darüber machte, hatte sie nur eine Antwort: „Ich konnte nicht anders, Clorissa." In ihren Augen glänzte eine thränenverwandte Feuchtigkeit, aber die erleichternden Thautropfen der Trauer kamen nicht zum Fließen, der Schmerz des jungen Mädchens war zu groß.

6.

Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n,
Wenn die Rosen nicht mehr blüh'n,
Wenn der Nachtigall Gesang
Mit der Nachtigall verklang,
Fragt das Herz, in bangem Schmerz,
Ob ich dich auch wieder seh',
Scheiden, ach Scheiden, Scheiden thut weh'.

Schon zeigte die sanftgelbe Tinte, welche die kühleren Septembernächte über Blumen und Sträucher gehaucht, die Ankunft des „bunten Herbstes" an. Die Schwalben, die am Giebel der Vorstadtspension ihre Nester gebaut und die junge Brut groß gezogen hatten, prüften ihre Schwingen zum fernen Fluge nach Süden; Georginen und Astern prangten bunt in den Gartenbeeten, dazwischen glänzten smaragden die Rasenbänder im Golde der Herbstsonne. Die Mädchen der Pension sangen Wanderlieder, machten Reise- und Vergnügungspläne für die nahen Herbstferien und suchten sich die Zeit bis dahin durch Reisezubereitungen zu kürzen.

Eine aber saß trauernd auf der Granitbank unter der ernsten Tannengruppe; das Haupt in die Hand gestützt, blickte sie trübe dem Fluge der Schwalben zu. Sie beneidete ihr Loos, denn sie zogen ja dem fernen heimathlichen Süden zu. Wachte über dem armen Vogel wohl eine liebevollere Vorsicht als über ihr, die sie von dem warmen trauten Orte, der ihr so unendlich lieb, in die kalte Fremde stieß? —

Weiße zarte Arme schlangen sich um unsere Heldin, sie blickte auf und erwiderte innig die Zärtlichkeit Cäciliens, die unvermerkt in ihr Versteck eingedrungen war.

„Cäcilie, mein Schutzgeist, mein guter Engel! Du kommst so oft ich von Herzen betrübt und bitter gegen das Schicksal bin."

„Nenne mich höchstens eine Genius des Trostes; ein schöner Schutzgeist das, der erst erscheint, wenn das Urtheil geschehen ist, anstatt vorher, um es zu verhindern," entgegnete die Schwester lächelnd.

„Du hast also meinen Brief erhalten, in dem ich Dir mein unseliges Verhängniß anzeigte?"

„Ja, und zudem brachte uns der Vormund die Kunde davon selbst, als er von hier zurückkehrte; er brach in eine schmeichelhafte Anerkennung Deiner Vernunft aus und versicherte, daß er eine so kluge verständige Handlungsweise meiner Schwester nicht zugetraut hätte."

„Bist Du zufrieden mit meinem Benehmen, holde Cäcilie?"

„Ich bin stolz darauf, liebe Josephine; ich bedaure, aber ich bewundere Dich. Denn trotz der Zurückhaltung, die Du stets in diesem Punkte beobachtet hast, weiß ich wohl, wie tief Du Eduard Pillner liebst."

„Nenne den Namen nicht, Cäcilie, den ich vergessen will und muß."

„Armes Kind, Du hast einen schmerzlichen Kampf zu bestehen, den schmerzlichsten Deines Lebens, wie ich vermuthe, aber auch diese Prüfung wird vorübergehen; siegreich und innerlich gehoben wirst Du, wenn auch mit blutendem Herzen, daraus hervorgehen und auf den errungenen Sieg mit edlem Stolze zurückblicken. Im Leiden und Entsagen liegt auch eine köstliche Befriedigung; sey dessen versichert, theuere Josephine. Sieh, meine Schwester, wenn ich unter zahllosen kleinen Leiden, Mühen, Demüthigungen, denen ich stündlich ausgesetzt bin, mein Tagewerk vollbringe, dabei das große Unglück unserer Familie im Auge habe, und zurückschaue auf das, was wir schon zu erdulden hatten, so hebt ein edles Selbstbewußtseyn meine Seele, und es ist eine mitleid-verwandte Empfindung, mit der ich dann hinabblicke auf die armen halt- und energielosen Kinder des Glückes, auf die müssigen üppigen Lieblinge Fortuna's, welche die edelsten Kräfte ihrer Seele noch nie kennen gelernt, sie noch nie auszubilden gestrebt haben, weil das Elend sie noch nie gelehrt, einen inneren Halt zu suchen."

„Ach daß ich Dich immer so reden hörte, Cäcilie! so oft ein Zustand unverzeihlicher Schwäche mich überkommt; Du bist ein herrliches Wesen, neben welchem ich mir wie ein Phantom vorkomme. Mit welcher Seelengröße erträgst Du Dein trauriges Loos, das zu beklagen Du billig Ursache hättest! Denn anstatt die Schwingen Deines Künstlergenius in einer würdigen Sphäre kühn entfalten zu dürfen, bist Du durch die Noth gezwungen, Dein Talent für Brod zu verwerthen. Wann wird wohl die Familie Tanner den Kelch ihrer Leiden auf die Neige geleert haben?" Die Thränen Josephinens flossen, als sie so sprach, an der Brust der Künstlerin.

„Keine allzutrüben Gedanken, kleine Josephine! hellere Tage werden kommen, und wenn das Maß unserer Prüfungen voll ist, wird eine freundlichere Morgenröthe am Himmel unseres Geschicks sich erheben," entgegnete Cäcilie, der weder die excessive Fröhlichkeit noch die melancholische Niedergeschlagenheit Josephinens eigen war; sie wollte weiter reden, allein die Schwestern gewahrten durch das niederhängende Gezweige der Tannen hindurch Eduard Pillner, der heute seinen ersten Gang durch den Garten machte, und auf seinen Stock gestützt, sich gerade ihrem Asyle näherte.

„O Gott, Cäcilie! Er kommt! und ich mit meinen Thränen! wo soll ich hin? ich kann ihn unmöglich sehen."

„Ich will Dich nicht zurückhalten, geh'! und sollte er Dich auf der Flucht gesehen haben, so will ich Dich auf die unverfänglichste Weise entschuldigen."

Josephine schlüpfte durch den rechten Ausgang des Buschwerks, wenige Minuten, ehe Eduard auf der linken Seite eintrat.

Innige Betrübniß malte sich auf dem Gesichte des Rekonvalescenten, als sein Blick über das Versteck schweifte, und mit Staunen schien er Cäciliens Gegenwart zu bemerken. Er machte ihr eine Verbeugung, entfernte sich leisen Tritts und verschwand dann hinter den Stengeln der Georginen, zwischen welchen sich ein schmaler Pfad hindurchwand, der sich im großen Sandwege verlor.

Erst als Josephine aus ihrem Zufluchtsort ihren Helden auf demselben Wege sich entfernen sah, auf dem er hergekommen war, kehrte sie zitternd und aufgeregt zu ihrer Schwester zurück.

„Nun, Cäcilie?" fragte sie leise.

„Würde mir die rauhe Nothwendigkeit gestatten, mein Talent im freien Schaffen zu prüfen, der Anblick, dessen ich soeben genossen, müßte mir den Vorwurf zu einem bizarren Gemälde liefern," erwiderte die Künstlerin lächelnd.

„Was sahst Du?"

„Ich sah einen Schatten, der aus einem der acht Kreise der Unterwelt liebesuchend zurückzukehren schien, und dann, getäuscht und vernichtet, wieder seinen geisterhaften Weg abwärts nahm."

„Ich verstehe Dich nicht, Cäcilie," sprach Josephine mit sichtlicher Spannung; ein feines, halb schalkhaftes Lächeln spielte um den Mund Cäciliens, sie zögerte, eine nähere Erklärung zu geben; überdieß läutete die Hausglocke, und rief Josephine an die Spitze der Mädchen zur Abendpromenade, und die Künstlerin, sich erinnernd, daß es Zeit für sie sey nach H. zurückzukehren, umarmte die Schwester zum Abschiede und eilte leichten Fußes davon. —

Am nächstfolgenden Sonntag sollte die Genesung Eduards durch eine kleine gewählte Abendgesellschaft begangen werden. Demoiselle Lafleur und Josephine waren dazu geladen, während Miß Allee die Aufsicht über die Mädchen für diesen Abend übernahm.

Josephinens Herz schlug gewaltig, als sie mit dem Bestreben, ruhig zu erscheinen, und dem festen Vorsatz, dem gefährlichen Gegenstand soviel wie möglich auszuweichen, zu der bezeichneten Stunde mit ihrer Collegin in den Salon von Madame Pillner trat.

Sie hatte Eduard Pillner (jenen flüchtigen Augenblick im Garten abgerechnet) seit seinem Unfall nicht wieder gesehen, und der Zauber, den seine Erscheinung stets auf ihre Seele ausübte, ward dießmal noch erhöht durch die lange Trennung und die stürmischen wechselvollen Empfindungen, die während derselben ihr Herz bewegt hatten. Die männliche Schönheit seines edlen Gesichtes ward heute noch gehoben durch die tödtliche Blässe desselben, die scharf contrastirte mit den dunkeln Locken, die es umrahmten. Josephine fand ihn, als sie eintrat, von mehreren Gästen umgeben, die ihm zu seiner Genesung Glück wünschten. Auch sie trat zu ihm, um ihn ihrer freudigen Theilnahme bei seiner Rückkehr zu Leben und Gesundheit zu versichern; sie that dieß mit einigen formell klingenden Worten, Eduard dankte ihr kalt durch eine stumme Verbeugung, und Josephine, die aus seinem Benehmen Muth und Kraft schöpfte, setzte sich an das unterste Ende der Tafel, wo sie sich hinter einem Gefäß mit Herbstblumen nach Belieben vor den Blicken Eduards verbergen konnte. Allein er schaute nicht auf sie, das gewahrte sie durch die Blätter der wilden Reben hindurch, die das Afterbouquet umschlossen; er unterhielt sich mit großer Lebhaftigkeit mit einer neben ihm sitzenden Cousine und einigen seiner Freunde, auf seiner Stirn aber war eine leichte Wolke zu bemerken, und sein Lachen schien nicht von Herzen zu kommen.

Als die Gesellschaft sich schon eine Stunde lang mehr oder weniger gut unterhalten, trat noch ein ungeladener, verspäteter Gast ein, Professor Unschick nämlich, der, sobald er den freien Platz neben Josephine erblickte, davon Besitz nahm und mit ihr ein eifriges Gespräch über den Verdauungs-Prozeß des menschlichen Magens anknüpfte, wobei er sie mit erschrecklicher Ausführlichkeit mit der Einrichtung des seinigen bekannt machte. Josephine hörte ihm zu mit der stillen Resignation einer unschuldig Verurtheilten.

Madame Pillner lauschte dieser interessanten Unterhaltung mit schalkhaften Blicken auf Josephine, im Innern war sie indeß höchlich erstaunt, dieselbe statt an Eduards, an des Langen Seite, und die unzweideutige Wolke des Verdrusses auf Eduards Stirne zu erblicken.

Der Professor machte jetzt eine Pause, um seinem capriciösen, nach Theorieen verdauenden Magen ein Stück Kuchen beizubringen; Eduard Pillner schien, seiner Cousine eine begeisterte Schilderung vom römischen Pantheon entwerfend, von seinem Gegenstande völlig absorbirt zu seyn, und Josephine wagte einen Blick auf den Sprechenden zu senden. Es war ein Blick, aus dem ihre Seele sprach, ein Blick voll schwärmerischer, zärtlicher Liebe, umflort vom Schatten schmerzlicher Trauer; Josephine fühlte, wie eine Thränen-verwandte Feuchtigkeit ihre Augen schwimmen machte, ihre langen Wimpern zitterten, wie die Zweige der Thränenweide im Abendwinde, und schnell senkte sie ihr Auge vor dem dunkeln Feuerblicke Eduards, der dem ihrigen begegnete. Hätte sie noch einen zweiten Blick gewagt, so würde sie die Stirne ihres Helden durch einen geheimen Zauber von der düstern Wolke befreit gefunden haben.

Einige der Gäste brachten in Anregung, durch einige musikalische Vorträge angenehme Abwechselung zu schaffen; in diesen Vorschlag stimmte niemand eifriger ein, als die Cousine, eine gefühlvolle, etwas sentimentale junge Frau.

„Fräulein Tanner," sprach sie bittend und trat zu Josephinen, „Ihr Gesang versetzte mich, so oft ich das Vergnügen hatte, ihn zu hören, in eine gehobene Stimmung; ich bitte inständig, bestes Fräulein, beginnen Sie die musikalische Produktion mit einem Liede!"

„Madame," entgegnete Josephine erröthend, „so sehr es mich freut, zu hören, daß mein mangelhafter Gesang Ihnen bisweilen einigen Genuß bereitete, so muß ich Sie doch bitten,

mich heute davon zu dispensiren, da mich dießmal meine Stimme treulos verlassen würde."

„Oh, meine Liebe, keine allzugroße Bescheidenheit, Sie wollen nur vor der Gesellschaft hier nicht singen; Sie sind wirklich sehr böse, Fräulein Tanner, mir ein einziges Lied zu versagen."

„Ich komme vor meiner Abreise noch einmal zu Ihnen, und in Ihrem kleinen Gesellschaftszimmer werde ich Ihnen alle Lieder singen, die Sie von mir zu hören wünschen," erwiderte Josephine lächelnd; allein Eduard hatte sich indeß erhoben, und indem er zu ihr trat, sprach er in dem warmen gemüthlichen Tone, den sie so sehr liebte:

„Fräulein Josephine, selbst Ihr Muth und Ihre Ausdauer werden in diesem Kampfe der Uebermacht erliegen, Sie haben die ganze Gesellschaft zu Gegnern."

„Dann bleibt mir noch der Weg zur Flucht zu meiner Rettung übrig," sprach Josephine lächelnd, jedoch mit sichtlicher Verwirrung.

„Sie irren sich, schöne Feindin, Sie werden umzingelt, und in mir allein schon haben Sie ein Doppelwesen zu bekämpfen."

„Ein Doppelwesen! wie soll ich das verstehen?"

„Das sollen Sie sogleich hören; erstens fordere ich als Ritter meiner holden Cousine von Ihnen ein Lied, zweitens bitte ich Sie in höchst eigenem Interesse inständig zu singen, und ich glaube, ich bin einigermaßen berechtigt, auf der Erfüllung meines Wunsches zu bestehen, kraft des Vorrechts, das mir der heutige Tag einräumt, desselben Vorrechts, dessen ein ungezogenes Kind sich mit Mißbrauch an seinem Geburtstag bedient, des Vorrechts nämlich, den Ton bei seiner Umgebung angeben zu dürfen." Die Gesellschaft stimmte mit lauten Beifallsrufen in Eduards Verlangen ein, und Josephine erhob sich, indem sie sagte:

„Ich müßte in der That Vorzüglicheres bieten können, wenn eine längere Weigerung ohne Mißbilligung aufgenommen werden sollte, und indem ich vor so kriegerischen Gegnern die Waffen niederlege, flehe ich meine mächtigen Feinde um gütige Nachsicht an."

Eduard Pillner accompagnirte auf dem Klavier und Josephine trug mit Gefühl und Eleganz Heine's „Lorelei" vor. Allgemeiner Beifall ward ihr zu Theil als sie geendigt; ein munteres Lied ward nun zu derselben Befriedigung gesungen und die Sängerin wollte sich zu ihrem Sitze zurück begeben, als die Cousine, deren Augen bereits vor Rührung schwammen, sie inständig bat, ihr Lieblingslied zu singen: „Es ist bestimmt in Gottes Rath ꝛc."

Josephine widersetzte sich erst mit großer Festigkeit; sie traute sich nicht die Kraft zu, in ihrer jetzigen Gemüthsstimmung ein Lied vorzutragen, dessen Worte und Melodie gleich ergreifend; aber Eduard hatte bereits die ersten Accorde desselben angeschlagen, und dem armen Mädchen blieb nun, um Aufsehen zu vermeiden, keine andere Wahl, als das verlangte Lied anzustimmen. Ihre Stimme zitterte, denn die tiefen prüfenden Blicke, die Eduard von seinem Tabouret auf sie richtete, raubten ihr den Rest ihrer Fassung. Aber die leisen, zitternden und doch so reinen Töne, die sich ihrer Brust entrangen, übten eine merkwürdige Wirkung auf die Zuhörer aus, und der wärmste Beifall ward der Sängerin gezollt, in derem Auge eine Thräne glänzte.

„Fräulein Tanner," sprach Eduard zu dem jungen Mädchen, als sie sich, um den vielen auf sie gerichteten Blicken zu entgehen, zu ihrem Platze zurückbegeben wollte; „Sie haben augenscheinlich die ganze Gesellschaft verzaubert; es ist daher nöthig, daß ich sie durch ein Lied wieder entzaubere. Damit dieß aber nicht auf eine allzujähe Weise geschehe, bitte ich Sie, mich zu begleiten."

Er faßte Josephinen, die sich schon einige Schritte vom Instrumente entfernt hatte, bei der Hand (er fühlte wie diese kleine Hand zitterte) und führte sie zu seinem Sitze; ohne ein Wort zu entgegnen, ließ sich Josephine willenlos nieder und accompagnirte wie im Traume ihren Helden.

Mit schöner, klangvoller Stimme begann Eduard ein Lied. Es war eine weiche, schwermüthige Abschiedsweise, die er von seiner italienischen Reise mitgebracht, und deren Worte er ins Deutsche übertragen hatte. Gefühl- und ausdrucksvoll sang er die sanftklagenden Vorwürfe, die der Liebhaber der spröden Freundin am Scheidewege macht; immer inniger, immer berauschender drangen diese Klänge in Josephinens Ohr und tief in ihre Seele; immer traumähnlicher wurde ihr Zustand, die Wirklichkeit schwand mehr und mehr vor ihren entzückten Blicken; noch tönte ihr Spiel und Eduards Gesang, aber die Laute wurden ihr zum melodischen Zephyr, der Psyche nach den himmlischen Gefilden trug. Fernab schwärmte die Seele unserer jungen Heldin nach dem glücklichen Reiche der Träume, wo die treue, reine Liebe ihren Lohn findet, und kein schneidender Trennungsschmerz dem warmen Herzen den Tod droht.

Eine rasche, rücksichtslose Hand riß Josephine aus ihrem goldenen Traume; der Hausarzt von Madame Pillner nämlich, ein bewährter Freund derselben, der auch Eduard behandelt hatte, trat herzu und ermahnte den Sänger, seine noch nicht völlig erstarkte Gesundheit zu schonen und nicht weiter zu singen. Josephine benützte die Gelegenheit, um zu ihrem geliebten Versteck hinter den Blumen und neben dem Gelehrten zurückzukehren; sie zitterte heftig an allen Gliedern, und die Antworten, die sie ihrem Peiniger, dem Professor gab, waren so zerstreut und ohne Zusammenhang, daß selbst die Geduld des Langen sich erschöpfte, unter solchen Umständen ein Gespräch länger fortzusetzen. Die Blicke Eduards trafen mit ihrem gefährlichen Dunkel Josephinen, aber die ihrigen blieben gesenkt, und unter dem Vorwand, einen Strang Seide zu ihrer Arbeit zu holen, entfernte sie sich, um nicht mehr zurückzukehren. Bald hörte sie von ihrem Gemach aus, wie auch die anderen Gäste sich zurückzogen.

— — — — — — — — — — —

Der September neigte sich zu seinem Ende, nur noch wenige Tage sollte Josephine an dem geliebten Orte verweilen und dann die Wanderung nach dem kalten Norden antreten.

Die begonnenen Ferien hatten die bunten Mädchenreihen

gelichtet, und viele derselben waren mit herzlichem Bedauern nach einem wirklich traurigen Abschiede von der jungen Lehrerin abgereist. Diese benützte die ruhigen Vakanztage zu Abschiedsbesuchen und Reisezubereitungen, auch zu einsamen Gängen mit der betrübten Clarissa, die betheuerte, sie würde den ersten besten russischen Zobelfänger heirathen, um wieder in die Nähe der geliebten Freundin zu kommen.

Abends aber, wenn Clarissa mit den Andern spazieren ging, suchte Josephine mit sehnender Begierde ein trautes verborgenes Plätzchen im Garten, wo sie an der Brust der sterbenden Natur still und ungesehen die Wunden ihres Herzens bluten lassen konnte. Ein banges, fieberhaftes Herzklopfen überkam sie bei dem Gedanken, daß nun bald die Zeit komme, da sie Eduard nicht mehr sehen, ihn nicht mehr begegnen, seinen Worten nicht mehr lauschen, an seinem Gruße ihr Herz nicht mehr erwärmen sollte, da sie für immer von ihm scheiden mußte, von ihm, der das Centrum aller ihrer Gedanken und Gefühle geworden war. Hatte er aber nicht den thörichten Traum ihres Herzens genährt? das fragte sie sich ernstlich, und bei aller Strenge gegen sich selbst, mit welcher sie bei dieser Untersuchung zu Werke ging, konnte sie sich dennoch sagen, daß dieß der Fall gewesen. Sie konnte zwar Eduard deßhalb nicht böse seyn, nein, dieß war ihr unmöglich, aber eine kleine Anklage erhob sich doch in ihrer Seele gegen ihn, der, wie der letzte Gesellschaftsabend deutlich gezeigt hatte, sich darin gefiel, eine Leidenschaft in ihrer Seele zu erwecken, eine Flamme anzufachen und zu unterhalten, die nie erwidert, ihr den Seelenfrieden rauben und zuletzt ihr Herz verzehren mußte. — Denn wie konnte Eduard, der schöne, gefeierte Offizier, um dessen Hand, wie Josephine wohl wußte, ein ganzes Dutzend junger, reicher Damen, schöner alle als sie, buhlten; wie konnte er auch nur entfernt daran denken, sich mit der armen unbedeutenden Unterlehrerin seiner Mutter zu verbinden?

Die herbstlich entblätterten Lauben gewährten dem armen Kinde wenig Schutz mehr, und so blieb ihr nur noch das dichte Versteck der treuen, ernsten Tannen. Nachdenkend, die Stirne in die weiße Hand gestützt, saß sie dort auch eines Abends und blickte in die Sonne, die hinter den Thürmen und Kuppeln der Residenz hinabsank. Sie bedachte, daß nur noch drei Tage zwischen diesem Abende und dem gefürchteten Abschiedstage lägen. Sie blickte der Scheidestunde mit Resignation entgegen und ihr einziger Wunsch war, diesen mit Muth und Festigkeit bestehen zu können.

Der Abendwind fuhr mit sonderbarem Flüstern durch die Wipfel der Tannen, Josephine lauschte den Stimmen des Windes, tiefer neigte sie ihr Haupt, tiefer versank sie in ihr Nachsinnen. Plötzlich aber ward sie durch ein leichtes Geräusch erschreckt. Das war nicht der Wind, es war der Klang menschlicher Tritte, den sie vernahm; sie blickte auf und gewahrte Eduard an ihrer Seite, eine Erscheinung, die sie an Leib und Seele erbeben machte.

Dem Jüngling entging keineswegs ihre Bewegung, und innige Betrübniß lag im Tone seiner Stimme, als er sprach: „Werde ich wohl so unglücklich seyn, bis zum letzten Augenblick unseres Zusammenseins ein Gegenstand des Entsetzens für Fräulein Tanner zu bleiben?"

Josephine war unfähig ein Wort zu erwidern; Eduard ließ sich schweigend neben ihr auf der Granitbank nieder, eine für sie peinliche Pause trat ein, sie fühlte Eduards forschende Blicke auf sich gerichtet, als wollte er ihr ganzes Inneres durchschauen; endlich sprach er in einem Tone, der gleichgültig lauten sollte:

„Sie werden die deutsche Sonne nicht mehr oft sinken sehen."

„Noch drei Mal," lautete die einsilbige Antwort.

„Ja, noch drei Mal, und dann werden Sie gehen," sprach Eduard und nickte nachdenkend mit dem Kopfe, dann fuhr er ruhig fort: „Es ist doch sonderbar, wie viele Eindrücke und Erinnerungen so ein Sonnenuntergang im menschlichen Herzen wachruft."

„Gewiß," entgegnete Josephine, „und des Menschen Herz ist recht der Sklave solcher Einwirkungen; man kann sich eigentlich nicht erklären, worin der Zauber dieser Abendstunden besteht, aber ein unwiderstehlicher Zauber ist es doch, der sie umspinnt und sie zu den Feierstunden der menschlichen Seele macht."

Eduard entgegnete nichts auf Josephinens Bemerkung, er kreuzte nachdenklich die Arme über die Brust und sprach dann mit erzwungener Kälte: „Sie werden sich natürlich von ganzem Herzen auf den ersten Oktober freuen und ihn mit Sehnsucht herbeiwünschen?"

„Wie können Sie annehmen, daß ich das thue?" sprach Josephine in etwas erzürntem Tone; „verlasse ich doch hier liebe, theure Freunde, auf meinem künftigen Loose aber ruht noch Dunkel, und ich weiß nicht, ob es so beschaffen seyn wird, daß man sich darauf freuen darf."

„Allerdings wissen Sie dieß nicht, aber Sie haben doch die Genugthuung, zu wissen, daß Sie künftighin gewisser lästigen Begegnungen enthoben seyn werden."

„Lästige Begegnungen?" wiederholte Josephine ruhig; „ich kenne deren keine hier." Plötzlich aber, als ob ein quälender Gedanke ihr Gehirn durchkreuzt hätte, wechselte sie die Farbe, und ihr Herz begann stürmisch zu pochen.

„Sie kennen deren keine hier; so?" entgegnete Eduard bedeutungsvoll, ohne seinen Inquisitorsblick von dem Mädchen zu lassen, dann fuhr er wie im Selbstgespräche fort: „Nun sind es bereits zwei Monate, daß man mich halbtodt durch diesen Garten trug. Es war eine sonderbare Lage, in der ich mich befand. Ich fühlte meinen Zustand nur dunkel, aber ich empfand große Schmerzen, und bisweilen hörte ich meine Mutter weinen; auch fühlte ich die warmen Thränen auf mein Gesicht fallen, wenn die gute Frau sich über mich herbeugte. Sie sagen, ich sey sehr, sehr krank gewesen, und in einem Augenblick von Betäubung hielten sie mich schon für todt. Wenn ich nun gestorben wäre," wandte sich der junge Mann an seine Gefährtin, „hätte es Ihnen wohl auch ein Bißchen um mich leid gethan?"

„Ich hätte Sie betrauert wie — wie meinen eigenen Bru-

der," entgegnete Josephine. Kaum aber hatte sie das gesagt, als die Röthe ihres Gesichts noch brennender ward, hatte sie nicht zuviel gesagt? hatte ihr nicht ihre weibliche Schwäche wieder einen üblen Streich gespielt? Die Stimme des Jünglings zitterte als er fortfuhr:

„Dem Todten hätten Sie dann wohl Gefühle geweiht, deren ein einziges den Lebenden beglückt hätte?"

„Mein Herr, ich kann Sie nicht verstehen," erwiderte Josephine mit erkünstelter Gelassenheit.

„Werden Sie mich niemals verstehen wollen, Josephine?" rief Eduard mit seiner weichen musikalischen Stimme, die von jeher einen unwiderstehlichen Zauber auf die Seele des jungen Mädchens ausgeübt hatte; „werden Sie mich wirklich nie verstehen lernen? und doch gab es eine Zeit, da ich glaubte von Ihnen verstanden zu werden, eine schöne, goldene Zeit, denn der Himmel lächelte mir aus diesem vermeintlichen Verständniß entgegen; freilich, eine bittere Täuschung ward mir bereitet, auf die seligsten Momente meines Lebens folgten auch die trübsten, denn mit Einem Male sah ich mich von Ihnen geflohen, ängstlich geflohen, und warum? — Jener widrige Vorfall bannte mich auf das Krankenlager, und bei meiner Rückkehr ins Leben ward mir die tiefschmerzliche Kunde, daß die, deren Bild die qualvollen Phantasieen meines Fiebers beschäftigte und jetzt die Seele des kaum Erwachten erfüllte, bereit sey, nach den kalten Schneegefilden Rußlands vor meinen Blicken zu entfliehen."

„O Gott! mein Herr, schonen Sie meiner und führen Sie diese Sprache nicht länger, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich gehen!" rief Josephine bebend und wollte sich entfernen, Eduard aber hielt sie mit einer Energie, die dem Rekonvaleszenten alle Ehre machte, zurück, indem er sprach:

„Nein, Josephine, ich lasse Sie nicht gehen, das letzte Mal bitte ich Sie um die Gunst, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken, denn es drängt mich, mir Klarheit über meine Lage zu verschaffen. Schon einmal wußte ich Sie hier, in diesem verborgenen Asyle, und mein erster Gang in den Garten hatte Ihr Versteck zum Ziele; ich wollte Ihnen so vieles sagen, aber Sie waren mir natürlich wieder entflohen, ich traf nur Ihre Schwester. Als ich Sie am Theetisch meiner Mutter begegnete, schien ihr Auge mich absichtlich zu fliehen, und doch, ein einziger verrätherischer Blick desselben, der in einem unbewachten Augenblick der strengen Haft entschlüpfte und mich traf, belebte mich mit neuer freudiger Hoffnung, erweckte in mir den entzückenden Gedanken, daß in Ihrem Herzen, in dem unergründeten Schachte desselben, doch noch ein Reflex jenes mich so sehr beglückenden Gefühles lebe. Sicherlich habe ich unwissend etwas verbrochen, dachte ich sogleich, habe ihr dadurch einen Grund gegeben, mich, trotz eines schwachen Gefühles von Zuneigung, zu fliehen; worin derselbe jedoch besteht, konnte ich bis jetzt, trotz aller Bemühungen, nicht erspüren. Da aber, wo mein Gedächtniß mich treulos verläßt, sollen Sie, Josephine, mir desto offener Rede stehen; sagen Sie mir, ich beschwöre Sie bei Ihrem gutem Herzen, durch welches Wort, welche Handlung, habe ich das Unglück gehabt, Sie irgendwie zu kränken, zu beleidigen?"

„Sie haben mich nie beleidigt, Herr Pillner."

„Nie beleidigt? so haben Sie vielleicht in dem Buche meiner Vergangenheit ein Blatt umgewendet, das Ihre Mißbilligung erregte, oder haben geschäftige menschenfreundliche Zungen sich bemüht, meine Handlungen, mein Benehmen nach ihrer eigenen edlen Weise zu deuten und Ihre Entrüstung zu erregen? Lüge und Verläumdung sind nimmer ruhende Gewürme; sie haben schon manches schöne, solide Glücksgebäude unterminirt."

Eduard hatte diese Worte in wehmüthigem, fast schmerzlichem Tone gesprochen, und Josephine fühlte sich tief ergriffen, es that ihr leid um den jungen Mann. Lag nicht eine ganz reine Vergangenheit hinter ihm? hinter ihm, der sich selbstvergessend in den Strom gestürzt, einem fast sichern Tode ausgesetzt hatte, um einen ihm Unbekannten, jenen armen Weber zu retten; hinter ihm, der der Stolz und die Freude seiner Mutter mit Recht von jeher gewesen? — Es lag eine tiefe Rührung in dem Klange ihrer Stimme, als sie antwortete:

„Sie irren sich, mein Herr, kein Schatten von einer Anklage ward gegen Sie erhoben; und ein Blick auf Ihre Vergangenheit könnte ja nur ein Gefühl der Bewunderung in mir erregen."

„Dann, Josephine," entgegnete Eduard mit Schmerz, „dann bleibt für mich keine Hoffnung mehr übrig, denn die Erkaltung Ihrer Gefühle ist, wie ich nun einsehen muß, die Folge einer spontanen Regung Ihres Herzens, und wer kann diesem gebieten?! Scheiden muß ich Sie sehen, und es bleibt mir nichts übrig, als der Scheidenden zuzurufen, daß ich sie heiß und grenzenlos liebe, daß ich sie so liebte, seit ich sie kenne, und daß dieses Gefühl erst mit dem Tode in meiner Brust ersterben wird." Bei den letzten Worten hatte sich Eduard erhoben und lehnte nun bleich und ergriffen an dem Stamme der Rothtanne. Auch Josephine erhob sich und ihre kleine Hand auf den Arm ihres Helden legend, sprach sie in leisem, halb zärtlichem, halb vorwurfsvollem Tone:

„Wie können Sie, mein Herr, zu einem Wesen von Liebe reden, das Sie doch nie lieben darf?"

„Josephine!" rief Eduard und umfaßte glühend das Mädchen, „wer oder was in aller Welt könnte Sie abhalten, mich zu lieben? Reden Sie, um Gottes Willen erklären Sie sich näher!"

Vergeblich suchte Josephine sich aus der Umarmung Eduards loszumachen, und mit beklommener Stimme entgegnete sie:

„Bedarf es wirklich noch einer Erklärung? Die Ungleichheit unserer Geschicke und Verhältnisse ist die feindliche Macht, die nein sagt, wo mein schwaches Herz ja sagen möchte; aber ich habe den Muth, mich dieser höheren Gewalt gehorsam zu unterwerfen. Sie sind ein Mann, Eduard, und was ein Mädchen vermag, werden Sie mit leichter Mühe vollbringen. Denken Sie an Ihre Mutter, an die treffliche Frau, die Sie kaum mit Entzücken Ihren Armen zurückgegeben sieht; soll das freudige Gefühl des Mutterherzens so schnell in Schmerz verwandelt werden? und Schmerz, tiefen Schmerz würden Sie ihr

durch eine Verbindung gegen ihren Willen bereiten. Man sagt, eine zärtliche Mutter sehe ihren Sohn lieber sterben, als eine unpassende Verbindung eingehen."

„Eine unpassende Verbindung? Josephine! Josephine! welche Sprache führen Sie? Kennen Sie wirklich meine Mutter so wenig, daß Sie auch nur entfernt denken können, sie heiße eine Verbindung ihres Sohnes mit einem Mädchen, besser, edler als er, jedoch frühe schon in der Schule des Unglücks geläutert, unpassend? Freuen wird sie sich mit mir, daß Josephine mich liebt, daß sie mir gestattet, sie mein zu nennen; und, Josephine, selbst angenommen, daß sie und die ganze Welt sich meiner Wahl entgegenstellen, mein Wille und mein Degen würden mir Ihren kostbaren Besitz erringen."

Durch eine kühne Bewegung gelang es endlich Josephinen sich zu befreien, und, obgleich zitternd an allen Gliedern, fand sie doch die nöthige Ruhe, um zu entgegnen:

„Eduard, ich wenigstens werde an Ihre Mutter denken, wenn Sie in diesem Augenblick zu unruhig, zu erregt dazu sind! Als man mich einst erbarmungslos in ein Kloster stecken wollte, reichte sie mir, der Unbekannten, rettend die Hand; vertrauungsvoll nahm sie mich auf in ihr Haus, sie ward mir Lehrerin und mütterliche Freundin. Sollte ich nun ihr edles Vertrauen dadurch lohnen, daß ich Ihren Liebling in eine Verbindung gegen ihren Willen lockte, ihren Liebling ihr raubte, dessen Wahl sie (und das mit Recht) auf die Vorzüglichsten unseres Geschlechtes gelenkt sehen möchte? — Nein, nein, das sey ferne von mir; bei Gott, Sie irren sich, wenn Sie mich einer solch' niederträchtigen, selbstsüchtigen Handlung fähig halten. Bei ruhigerer Gemüthsstimmung werden Sie meine Weigerung billigen, Sie werden finden, daß mein Besitz kein Ding, um das es sich lohnte, ein liebendes Mutterherz zu betrüben. Ruhig, freundlich wollte ich Ihnen am Scheidetage Lebewohl sagen, Sie zwingen mich aber, mich schnell zu entfernen; Sie werden mich vor meiner Abreise nicht mehr zu Gesicht bekommen, denn Ehre und Klugheit nöthigen mich, noch mit der letzten Gelegenheit dieses Abends nach H. mich zu begeben."

Das junge Mädchen wollte entfliehen, aber aufs neue ward sie von Eduard zurückgehalten, der stürmische, feurige Liebesworte in ihr Ohr flüsterte. Aber Dank einer neuen Anstrengung gelang es ihr, sich zu befreien, und im Tone verzweifelter Resignation ausrufend: „Aus Liebe zu Ihnen, Eduard, darf ich Sie nicht lieben!" stürzte sie aus dem dunkel werdenden Versteck in den dämmernden Garten; aber von sanften Armen fühlte sie sich aufgehalten und in die ihres feurigen Anbeters zurückgelegt, der sie glühend umfaßte. Sie befand sich in einem vollkommenen Taumel, sie fühlte Eduards Küsse auf Stirne und Wangen brennen. Einen Moment schloß sie die Augen, und als sie ihre Blicke wieder aufschlug, gewahrte sie Madame Billner, die freudig ergriffen neben ihrem Sohne stand; sie hatte draußen vor dem Tannenversteck ungesehen dem ganzen Zwiegespräch gelauscht. Als Josephine sie erblickte, machte sie sich einen Augenblick aus der Umarmung ihres Geliebten los, und eilte an die Brust ihrer mütterlichen Freundin.

„Mein Kind, meine edle, hochherzige Tochter, möge Deine Wahl Deiner würdig seyn!" rief Madame Billner und schloß das zitternde Mädchen an ihr Herz. Hingerissen von ihren Gefühlen lag Josephine sprachlos an dem theuren Orte, während die Dame ihre Stirne mit Küssen bedeckte. Auch sie und Eduard sprachen nichts, eine selige, wonnige Stille herrschte während einiger Minuten in der abendlich dunkeln Tannenlaube.

Dann aber eilte Josephine mit dem seligen Ausrufe: „Mein Eduard, mein Geliebter!" an die Brust des jungen Mannes, der sie jubelnd umschloß.

Wie hochbeglückt war die zärtliche Mutter, daß die Liebenden durch alle scheinbaren Hindernisse und Mißverständnisse hindurch sich gefunden und so lange es noch Zeit war, sich die Hände gereicht hatten. Lange blieben die drei glücklichen Wesen in dem herbstlichen Versteck, und schon glänzte Hesperus lächelnd vom Himmel, als sie sich in's Haus zurückbegaben, um bei einer Bowle Punsch mit allen Bewohnerinnen der Pension, welche die Herbstferien nicht in die weite Welt verweht hatten, die Verlobung des Paares zu feiern, bei welcher Gelegenheit die durch das Glück der Freundin und die Geister des Punsches belebte Clarissa durch eine glückliche, phantasiereiche Improvisation über die Göttin der Liebe Alle bezauberte und überraschte.

Als sich die Gesellschaft spät in der Nacht trennte, blieb Madame Billner noch einige Zeit allein mit ihrem Sohne. Sie setzte sich zu ihm auf ein Kanapee nieder, und die Hand Eduards ergreifend, redete sie in mütterlichen, eindringlichen Worten zu dem Herzen des Lieblings. Jetzt, da dieser gewählt, schilderte sie ihm Josephinen so, wie sie dieselbe kennen gelernt. Erst beschrieb sie ihm jene Kirchhofsscene, die traurigen Jugendjahre des Mädchens, sie beschwor Eduard, von ganzer Seele darnach zu trachten, die Geliebte zu beglücken und sie an seiner Brust die harten Schicksalsschläge, die ihre zarte Jugend getroffen, vergessen zu machen. Dann schilderte sie ihm die Berufstreue Josephinens, ihre kindliche Anhänglichkeit an sie, die selbstlose, tiefe Liebe, die sie schon längst für ihn gehegt, den Schmerz, den sie um ihn gelitten, ihre Wonne, als sie ihn dem Leben zurückgegeben sah, und ihr neues Leid endlich, das ihr durch den Kampf ihrer zärtlichen Gefühle mit dem edlen Stolz, der ihr ganzes Wesen charakterisirte, bereitet ward, und wie ihr Zartgefühl den Sieg über ihre Leidenschaft davongetragen. „Die anderen liebenswürdigen Seiten ihres Charakters kennst Du," schloß die zärtliche Mutter, „und wirst sie in der Folge noch näher kennen lernen; aber ich fand es für nöthig, Dir das Bild Deiner Braut von der Seite zu enthüllen, die Dir noch fremd ist; und ich, Deine Mutter, die Dein Wohl und Dein Wehe stets auf dem Herzen trug, ich lege es Dir an Dein Gewissen, mit allen Kräften Deines Wesens zu trachten, Dich Deiner Geliebten würdig zu machen, damit die Arme Eduards kein unwürdiger Zufluchtsort für Josephinen werden mögen. Willst Du mir hier beim Gedächtniß Deines Vaters feierlich geloben, stets darnach zu streben?"

„Mag es möglich oder unmöglich seyn, des Engels je würdig zu werden, so soll doch mein ganzes Leben, all mein

Denken und Thun, dieses hohe Ziel erstreben; hier, in der der Einsamkeit der Nacht, bei meines Vaters Gedächtniß und bei Josephinens Liebe, gelobe ich es Dir und dem Himmel!" rief Eduard begeistert und reichte seiner Mutter seine Rechte.

Eine goldene, wolkenlose Zeit bräutlichen Glückes begann nun für Josephine, ihre Augen glänzten heller, ihre Wangen rötheten sich lebhafter, ihre Unterhaltung ward glänzender, weil sie nun frei sich bewegen durfte. Sie entzückte ihren Verlobten und erwiderte die feurigen Huldigungen desselben durch innige, warme Zärtlichkeit, und jedem der beiden Liebenden ging in den Augen des andern ein Himmel auf, ein Himmel, so rein und glanzvoll, wie ihn nur je der Traum eines religiösen Schwärmers erblickt und die kühnste Dichterphantasie geschaffen.

Heilige, geheimnißvolle Gewalt der Liebe! schnell, wie die Sommersonne, wandelst Du die edlen Keime zu herrlichen Blüthen, glänzend und bezaubernd entfalten sich in der Gluth Deiner Strahlen die schönen schlummernden Eigenschaften in der edleren Menschenseele!

Indeß ward beschlossen, daß Josephine bis zu ihrer Verheirathung im Hause ihrer Schwiegermutter bleiben und ihre bisherige Stelle bekleiden sollte. Eine reiche Ausstattung, die ihr Madame Pillner angeboten, wies sie mit edlem Stolze, mit dem Stolze der Armen, auf eine Weise zurück, daß die zartfühlende Dame nicht weiter in sie dringen mochte, und nur im Stillen den edlen Muth des Mädchens bewunderte, den Unglück und Entbehrung so wenig zu beugen im Stande gewesen waren. Josephine ihrestheils wollte sich ihre einfache Ausstattung durch eigene Arbeit erwerben; sie that es ungefähr mit demselben frohen Gefühle, mit welchem der Zeisig den Halm zum Neste trägt.

Cäcilie schwärmte im Glücke der Schwester, das sie ihr eigenes trauriges Loos vergessen machte; ein schönes Freundschaftsband knüpfte sich zwischen ihr und dem angehenden Schwager, den sie bald wie einen Bruder liebte. Die Räthin lächelte seit ihres Mannes Tode zum ersten Male wieder, sie glaubte einen Strahl des alten Glanzes auf ihr verödetes Haus zurückkehren zu sehen. Der Vormund endlich fand eine Versorgung auf Lebzeiten doch für praktischer als die vortheilhafteste Stelle in Rußland und hatte gerne seinen Geschäftsfreund in Liefland von dem Fehlschlagen seines Projektes unterrichtet.

Nach beendigten Herbstferien fühlte sich Eduard kräftig genug, um nach seiner Garnison zurückzukehren, während er in der kleinen Vorstadtpension sein Herz zum Pfande zurückließ. Wie schlug das Herz der jungen Braut, wenn ihr Tagewerk in der Schule sich neigte, und sie die hohe Gestalt ihres Geliebten ihrer wartend auf der Veranda erblickte, und er dann so feurig die Arme um sie schlang, wenn er mit ihr die Reize der sterbenden Natur bewunderte, wenn er sie in ihren einsamen Verstecken überraschte oder mit ihr nach H. wanderte und ihr unter tausend Variationen stets das entzückende „Dein auf ewig" in's Ohr flüsterte! Der weiße Renner Cäsar, der unter dem neugeschlossenen Verhältnisse am wenigsten gewonnen hatte, ward nun Pegasus genannt, und suchte Josephine ihm seine gedoppelten Gänge dadurch zu belohnen, daß sie ihn am Eingang des Gartens bisweilen mit einem Stückchen Zucker regalirte, das er ihr mit Grazie von den Lippen zu nehmen verstand, ein Vorrecht, um das ihn sein Herr ernstlich zu beneiden anfing.

7.

— urgewaltig, schnellergreifend
Ist in's Herz die Liebe ihr gedrungen.
— — — — — — — — — — — —

Lenau.

Schnell schwindet den Sterblichen die Zeit, doppelt schnell verstreicht sie den glücklich Liebenden. Wie ein Sommernachtstraum war unserem Paare der Winter, die erste Zeit ihres bräutlichen Glückes verflossen, und der Lenz war mit seiner Wonne in's Land gezogen. Zusammen genossen sie seine Reize und wähnten in harmloser, leichtverzeihlicher Anmaßung, nur zur Feier ihres Liebesglückes erglänze der Himmel so azurblau, schmettre die Lerche so wonnevoll ihre Lieder, und strömen die ersten Blumen so berauschend ihre Düfte aus.

Der erste Mai ward in der Pension festlich begangen; das große Schulzimmer prangte im Blumenschmucke, Bilder und Büsten waren mit jungem Laubwerk gekrönt. In weißen Kleidern, geschmückt mit rosa Bändern und Epheukränzen, tanzten die Mädchen nach dem Piano. Gesundheit, Leben und wolkenlose Glückseligkeit glänzte von all' den jungen Gesichtern. Josephine, an der Seite Eduards, betrachtete sinnend das bunte Gewimmel, eine Thräne zitterte an den Wimpern der jungen Braut, ein unbewußter leiser Seufzer entrang sich ihrer Brust.

„Josephine, mein Herz, was soll das bedeuten?" fragte Eduard erschrocken und fuhr mit der Hand über Josephinens Wange.

— „Ich dachte an die wechselvollen Loose, die dieser armen Kinder noch warten, an die vielen dunkeln Blätter, die sie für den Kranz ihres Lebens noch zu pflücken haben werden!"

„Welch trübe Gedanken, mein holdes Bräutchen! ich meinestheils nehme an, daß sie alle mit der Zeit die glühende Rose der Liebe brechen werden."

„Nachdem sie erst die zarten Finger an ihren Dornen verwundet haben!" sagte Josephine mit einem leisen Seufzer. — „Und wie viele unter ihnen werden sich die weiche Hand zerfleischen, ohne je die köstliche Blume ihr Eigen nennen zu dürfen!" setzte sie mit schwermüthigem Lächeln hinzu.

„Welche Anwandlung von Melancholie an einem so heitern Frühlingsfeste!" entgegnete Eduard im Tone sanften Vorwurfs, schlang die Arme um die Geliebte und führte sie zur großen Fliederlaube, wo Madame Pillner einen auserlesenen Kreis am Theetisch versammelt hatte. Auch Cäcilie, Clarissa und einige ältere Zöglinge waren unter den Geladenen. Clarissa's glänzende Schönheit contrastirte wundersam mit der erhabenen Cäciliens, und der Anblick dieser beiden liebreizenden Blumen begeisterte manches junge Männerauge. Bald nahm auch Josephine, aller trüben Gedanken vergessend,

an der Unterhaltung der kleinen Gesellschaft, die mit Geist, Witz, Laune und Anmuth geführt wurde, von ganzer Seele Theil und entzückte ihren Geliebten durch ihre allerliebsten Einfälle und ihren übersprudelnden Humor.

Madame Pillner schien hoch beglückt, und des Behagens zu genießen, das der Frau des Hauses das Bewußtseyn gibt, ihre Gäste gut unterhalten zu sehen. Sie hatte ihren Platz neben Cäcilien genommen und scherzend das Haupt der jungen Künstlerin mit einem Lorbeerkranz geschmückt, was zu zahlreichen Toasten auf die künftige künstlerische Laufbahn Cäciliens Anlaß gab. Das arme Mädchen! nur wenige der Anwesenden ahnten, daß Armuth und Noth die drückende Last waren, die das jugendliche Talent darnieder hielten und es grausam verhinderten seinen leichten Schmetterlingsflügel zu entfalten.

Die Abendsonne neigte sich tiefer zum goldenen Westen; die Mädchen hatten sich müde getanzt und sangen nun, unter Miß Piersons Leitung, unter den Laubgängen des Gartens. Die Geister des chinesischen Trankes und des Champagners hatten die frohe Laune der Gäste in der Fliederlaube erhöht und das Gespräch nach um viele Grade anziehender gestaltet, als ein Stubenmädchen einen Besuch meldete und die Karte überreichte.

Madame Pillner nahm dieselbe und las laut: „Dr. Joseph Schwarz," dann wandte sie sich zu Clarissen mit den Worten: „Herr Kaplan Schwarz, Dein neuer Religionslehrer, wünscht uns seine Aufwartung zu machen," und befahl dem Mädchen den Herrn in den Garten zu führen.

„Joseph Schwarz?" widerhallte Josephine erstaunt; „so heißt ja ein Vetter von mir; wußten Sie, liebe Mutter, daß er hieher versetzt wurde? seit wie lange ist er hier?"

„Gestern verließ sein Vorgänger, Kaplan Iller, seinen Posten, und erst seit dieser Zeit ist mir der Name seines Nachfolgers bekannt. Natürlich hätte ich Dich sogleich von dem Vorgefallenen unterrichtet, wenn ich geahnt hätte, daß Du in irgend welchem Bezug zu dem jungen Priester stehest."

Der Gemeldete trat ein und grüßte mit vielem Anstande. Eduard bemerkte, wie seine Braut bei seinem Anblick merklich zusammenschrack, aber der Grund davon blieb ihm trotz alles Grübelns ein Räthsel. Seine Freundin hatte ihm nie von diesem Vetter gesprochen; — war das nicht sonderbar? Wir, die wir von der Vergangenheit Josephinens mehr wissen, ahnen die Ursache ihrer Bewegung! Seit jenem glückseligen Abende im Schooße des Vaterhauses, hatte sie Joseph nicht mehr gesehen; war es daher ein Wunder, daß sein Erscheinen eine schmerzlich süße Erinnerung in ihrem Busen wachrief, welche die ganze zarte Gestalt erzittern machte? Der Neuangekommene reichte seinen Basen mit gewinnender Freundlichkeit die Hand und befragte sie mit aufrichtiger Theilnahme über verschiedene Episoden aus ihrer Vergangenheit.

Eine große Veränderung war, seit sich die drei Verwandten zuletzt gesehen, mit dem jungen Priester vorgegangen, dieß zeigte schon sein Aussehen und Gebahren; daß aber solche bedeutende Wandlungen nicht ohne große, erschütternde Kämpfe vor sich gegangen, davon waren ebenfalls unverkennbare Spuren auf dem schönen jungen Gesichte zu lesen. Joseph war nicht mehr der schwärmerische, durch asceitische Strenge nach Befriedigung strebende Jüngling. Nur kurze Zeit hatte er das Wort seines Onkels bestätigt gesehen, daß er die erstrebte Gemüthsruhe nicht auf dem von ihm eingeschlagenen Wege finden werde. Kein Fasten und Wachen kannte die erwachenden Zweifel beseitigen, die in seinem begabten Geiste in Sachen seiner Religion sich erhoben; aber eben diese strenge Religion forderte blinde Unterwerfung, unbedingte Hinnahme ihrer Dogmen; und Verbrecher nannte seine Kirche jeden nach Freiheit strebenden Menschengeist. Ernstlich strebte der arme Jüngling die Schreckensgestalten seiner Zweifel zu bannen, sein Gewissen mit den Anforderungen seines Berufes zu versöhnen, aber vergebens! Versuche wer da will, den Dämon des Zweifels zu besiegen, er wird finden, daß er es mit einer grauenvollen Hydra zu thun hat, der, wie oft auch ein Kopf zertrümmert wird, aus dem noch blutenden Rumpfe ein neuer erwächst. —

Trostlos und dunkel ward es in der Seele des jungen Mannes; eine Zeitlang irrte er an dem Rande des düstersten Abgrundes, in welchen ein von Natur edles Wesen gerathen kann: Joseph hegte verzweifelte Gedanken des Selbstmords.

Dann ward es ruhiger in der Seele des Kämpfenden, die Kräfte zur Fortsetzung des Kampfes mangelten dem Erschöpften, es trat ein Stillstand ein.

Zum ersten Male wandte jetzt der Jüngling seine Blicke von innen nach außen, er betrachtete seine Umgebung, seine Studiengenossen, seine Freunde; er wußte, daß verschiedene von ihnen sich mit denselben stillen skeptischen Fragen trugen, wie er, aber dieselben lehrten getrost die Dogmen, an denen sie zweifelten, und gaben sich das Ansehen, als wären sie davon überzeugt. Sie schienen sich nicht unglücklich zu fühlen, und führten entweder ein lustiges Leben, oder strebten ehrgeizigen Plänen nach. Sollte Joseph besser, stärker seyn als sie? er sagte sich selbst, daß dieß zu wollen nur thörichter und unkluger seyn hieße als sie, und er beschloß, was ihm das Leben bot, nicht um Chimären verscherzen zu wollen. Von Natur zu edel, um an wilden Lustbarkeiten sich zu ergötzen, oder mit einer trägen gedankenlosen Behaglichkeit sich zu begnügen, ward dagegen heiße unersättliche Ehrsucht die Leidenschaft, die von nun an von seinem ganzen Wesen Besitz nahm. Den erst eifrig gesuchten Seelenfrieden hatte ihm sein selbst erwählter Beruf nicht gewähren können, die Bischofsmütze aber stellte derselbe ihm in Aussicht, und mit ihr waren Ehre und Macht verbunden. Seine außergewöhnlichen Talente und sein streng sittlicher Lebenswandel hatten ihm schon auf der Hochschule Achtung und Auszeichnung vor seinen Studiengenossen erworben. Man behauptete von ihm, er sey dem Jesuitenorden affiliirt, von diesem, trotz seiner Jugend, bereits mit nicht unbedeutenden geheimen Sendungen betraut worden. In Betracht seiner feurigen hinreißenden Beredtsamkeit ward ihm die erste Kaplanei an der katholischen Hauptkirche der Residenz übertragen; als Werkzeug der jesuitischen Propaganda,

versprach man sich in der vorherrschend protestantischen Residenz von ihm dort entschiedene Erfolge; man war im Voraus überzeugt, daß der eifrige talentvolle Priester kein Mittel unversucht lassen würde, um seiner Kirche Proselyten zu gewinnen; seine umfassende wissenschaftliche Bildung, seine weltmännische Gewandtheit sollten ihm die Erreichung dieses Zweckes, besonders unter der vornehmen Welt, erleichtern helfen. —

Clarissa wurde dem Gaste als seine künftige Schülerin vorgestellt, und deßgleichen einige andere Zöglinge katholischer Confession, die den Unterricht mit ihr genießen sollten, herbeigerufen, um ihrem Religionslehrer ihre Aufwartung zu machen. Der junge Priester nahm dann einige Zeit an dem Gespräche der Gesellschaft Theil, sprach über Kunst, Wissenschaft, Reisen, Pädagogik; mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit wußte er sich schnell in den Gedankenkreis jedes Einzelnen hineinzufinden, und als er sich entfernt hatte, konnte die Gesellschaft nicht umhin, die Bewunderung auszusprechen, die sie dem unwiderstehlichen Gesellschafter zollte.

Zum ersten Male in ihrem Leben hatte Clarissens dunkles Auge vor dem Blicke einer Mannes sich gesenkt; träumerisch und stumm saß sie, nachdem der Kaplan längst weggegangen war. Josephine bestrebte sich vergebens ihre vorige Heiterkeit zurück zu erlangen; dieß entging den Argusblicken ihres Geliebten so wenig als ihre Bewegung beim Auftreten des Priesters, und in einem Tone, der seine Unruhe schlecht verbarg, erbat er sich eine Erklärung über die Veränderung in ihrer Stimmung, als er nachher im Mondschein mit Josephinen durch den Garten ging.

Diese schien selbst begierig zu seyn, ihrem Verlobten den gewünschten Aufschluß zu ertheilen. Sie schilderte mit Wärme jenen glücklichen, festlichen Abend im Elternhause, dessen heitere Feier durch den Eintritt ihres seltsamen Vetters unterbrochen worden; sie ging mit sichtlichem Schmerze zu der Schilderung der Zeit über, die unmittelbar auf jenen Abend folgte, und an welche das Erscheinen Josephs sie so lebhaft wieder erinnerte. Eduard hatte ihren Worten mit Spannung gelauscht, und preßte sie, als sie schwieg, feurig an seine Brust. Ein aufmerksamer und eingeweihter Beobachter hätte vielleicht eine leichte Schamröthe wahrgenommen, die in diesem Augenblicke über das Gesicht des Jünglings zog, als er seine excentrischen Befürchtungen auf so unbefangene rührende Weise beseitigt sah.

Der junge Priester hatte sein Amt angetreten; mächtig, feurig, ergreifend ertönte sein Wort in den majestätischen Hallen der altehrwürdigen Kathedrale. Vollgedrängt waren alle Sitze; alle Confessionen, alle religiösen Richtungen und Schattirungen waren unter seinem Auditorium vertreten, zu welchem besonders die schöne Welt ihr beträchtliches Contingent lieferte. In der Frühe der glänzenden, duftenden Maimorgen drängten sich Hunderte zarter, verschleierter Frauengestalten zum Gotteshause, um den schönen Priester die Messe lesen zu hören; sie mieden in ungezählter Menge die rauschenden Vergnügungsplätze der Welt, um mit fanatischem Enthusiasmus seinen Vorträgen zu lauschen. In den berauschend duftenden Bosquets der erotischen Gärten, an den blüthengefächelten Ufern des breiten Stromes, auf den versteckten Promenaden unter den Kastanien wurden seine Worte und deren Eindruck wiederholt ausgelegt, bewundert. Seine farben- und bilderreiche Sprache, seine Stimme, seine Gestalt, bildeten den respektiven Stoff zu den mannigfaltigsten Unterhaltungen, je nachdem der Geist oder das Gemüth, der Verstand oder die Phantasie seiner mehr nüchternen oder schwärmerischen Zuhörer angefaßt worden war. Mit mühsam verhehltem Neide oder stummer, verbissener Resignation bewegten sich die übrigen Geistlichen beider Bekenntnisse in ihren Kreisen, denn wohin sie sich wenden mochten, begegnete das Lob ihres jugendlichen Amtsbruders beleidigend ihrem Ohre. Groß war auch die Zahl der reuigen Sünderinnen, die im Beichtstuhl vor Joseph knieten und ergriffen von seiner Beredtsamkeit oder geblendet von seiner gewinnenden, stattlichen Erscheinung, wirkliche oder eingebildete Sünden bekannten; nicht geringer aber war auch die Zahl derer, die den Gefeierten in seiner Wohnung aufsuchten, um in einer Privataudienz ihr schuldbeladenes Gewissen zu entladen und zugleich in die ausdrucksvollen dunkelblauen Augen des Priesters zu blicken.

Zweimal in der Woche kam der gefeierte Kaplan in die Pension der Vorstadt von St. A. und versammelte in Josephinens Schulzimmer die katholischen Schülerinnen, um sie in den Lehren der römischen Kirche zu unterrichten. Die Mädchen sahen zu ihm empor, wie zu einem Heiligen, verehrten ihn, beteten ihn an, den geist- und phantasiereichen Religionslehrer, der die strengsten, trockensten Dogmen in anmuthiger, farbenreicher Form vorzubringen verstand, und beneidet von ihren protestantischen Gefährtinnen, überboten sich diese fünfzehn- und sechszehnjährigen Köpfe in Extravaganzen. Nur Eine seiner Schülerinnen sprach nichts über den vielbesungenen, vielgelobten Religionslehrer, eine Einzige blieb stumm, wenn die andern Mädchen sich begeistert über ihren Priester aussprachen und ihn mit halber Vergötterung zu umgeben bemüht waren, und diese Eine war — Clarissa Steine, die feurige Clarissa. War sie deshalb ruhiger, nüchterner als die Anderen?

Nein! — Der Augenblick, in dem sie Joseph Schwarz zuerst gesehen, war zur Katastrophe in ihrem Gemüthsleben geworden, hatte unabänderlich über ihr Geschick entschieden. Sie sah und liebte den schönen, interessanten Mann; und wie liebte Clarissa? So, wie die Sonne ihrer Heimath ihre Strahlen zur Erde senkt, ihren Schooß schmückend und zerreißend, glühend ungestüm. Nicht von einer allmähligen Entstehung und Entwicklung dieses Gefühles war bei ihr die Rede, denn plötzlich, augenblicklich hatte sie den fremden Mann geliebt. Welch' gefährliche Situation entwickelte sich aber für das arme Mädchen aus dem Verhältniß, in das sie zu dem Priester gesetzt wurde! Er der Lehrer, sie die Schülerin, verurtheilt stundenlang in das Gesicht zu schauen, dessen Anblick eine glühende Leidenschaft in ihrer Seele erweckt hatte. Aber sie blickte in ein Angesicht, das seine majestätische Ruhe unerschütterlich bewahrte, so unruhig auch ihre Blicke sein Auge suchen mochten. Mit dunklem, unstäten Feuer, wie die Gestirne der Tropenwelt, flackerten ihre Augen über die Züge des Priesters, aber es war, als brächen sich ihre Strahlen in der eisigen Ruhe des Polarmeers.

Und wie benahm sich der Angebetete seinen Anbeterinnen gegenüber? stets freundlich und gütig ihnen begegnend, ließ er sie jedoch immer die Ueberlegenheit, die seine Stellung ihm über sie einräumte, fühlen; er behandelte sie eher wie Kinder, als wie Damen; und waren die Unterrichtsstunden vorbei, so ließ er sich selten oder nie zu einem Gespräche bewegen. Die ihm erwiesenenen Aufmerksamkeiten schien er entweder gar nicht zu beobachten oder nicht beobachten zu wollen; gegen seine Base Josephine aber, die der Unterrichtsstunde beiwohnte, legte er eine zuvorkommende Artigkeit zu Tage, die an Galanterie grenzte; aber höchst sonderbar, nur so lange er sie in Gegenwart seiner Schülerinnen sah, beobachtete er dieses Benehmen; so oft er Josephinen außerhalb seines Lehrzimmers begegnete, verkehrte er mit ihr in der Weise eines älteren, bisweilen strengen Bruders. Verweilte er manchmal bei ihr im Garten, so knüpfte er gewöhnlich ein Gespräch über religiöse Gegenständ mit ihr an und suchte mit allen Waffen der Beredtsamkeit und Ueberredungsgabe, die ihm zu Gebot standen, die freisinnigen Ansichten zu bekämpfen, die Josephine durch Nachdenken, Forschen und den Umgang mit Eduard und dessen Mutter sich erworben hatte.

„Mutter," hub Eduard eines Tages an, als er zum Besuch in die Residenz gekommen, und Josephine in der Religionsstunde abwesend war; — „Mutter, meinst Du nicht, es sey für Josephine eine lästige Zumuthung, während des Religionsunterrichts die Aufsicht zu führen? sollte man dieß nicht Demoiselle Lafleur überlassen können, die ja ebenfalls Katholikin ist?"

— „Beruhige Dich, es ist Josephine gewiß nicht lästig, denn sie hat sich selbst dazu angeboten," entgegnete die Mutter.

„Selbst dazu angeboten? Das ist ein anderes," erwiderte der junge Mann zögernd.

— „Ja, lieber Eduard, sie versicherte mich erst gestern, daß sie mit lebhaftem Interesse den Vorträgen ihres Vetters anwohne; auch besucht sie seit einiger Zeit wieder häufiger ihre Kirche, was ich ganz natürlich finde, denn Kaplan Schwarz ist ein herrlicher Redner."

„Und ein schöner Redner," bemerkte Eduard mit bittrem Lächeln.

— „Allerdings, Eduard, aber Du wirst mir zutrauen, daß dieser Umstand mein Urtheil nicht beeinflußt und besticht."

„Das Deinige wohl nicht, aber vielleicht dasjenige anderer Personen, liebe Mutter!"

— „Davon bin ich überzeugt, ein schöner Prediger erleichtert der schönen Welt den rauhen Himmelspfad," lachte die Mutter harmlos; Eduard schien in ein peinliches Grübeln versunken.

Indessen hatte der gefeierte Kaplan seine Stunde beendigt, Josephine trat ein, eilte zu dem Geliebten, schlang ihre weißen Arme um seinen Hals, und in kurzer Zeit waren die Wolken auf seiner Stirne entschwunden.

Eines Abends, nachdem in den schattigen Gängen des Gartens wieder ein eifrig geführtes Gespräch zwischen dem Priester und seiner jungen Verwandten, zwischen dem freien und aufrichtigen Geiste und dem düsteren, empörten, Andere knechtenwollenden Genius, stattgefunden hatte, — ein Gespräch, das immer ernster und erhitzender werdend, Josephinen das Blut in die Wange getrieben und das betäubte Gewissen Josephs sonderbar ergriffen hatte, obwohl kein Zug seines Marmorgesichts die innere Bewegung verrieth, bemerkte dieser, indem er auf das goldene Kreuz wies, das Josephine an einem blauen Bande um ihren schönen Hals trug, in strengem Tone:

„Der Hals einer Ketzerin, so schön er auch ist, verdient nicht das Symbol unserer allerheiligsten Kirche zu tragen."

Ein mitleidiges Lächeln spielte um Josephinens Lippen und übte eine merkwürdige Wirkung auf ihren sonst so kühnen Gegner aus; er wagte nicht, das Gespräch auf die begonnene Weise fortzusetzen, sondern beschloß vielmehr, dieses auf eine andere Bahn zu lenken.

„Eine reizende, geschmackvolle Arbeit!" sprach er, das Kreuz näher betrachtend; „ich wollte wetten, daß es eine Arbeit der Mönche des Klosters von St. Erran ist."

— „Ich kenne seine Geschichte nicht," entgegnete Josephine; „für mich hat es nur Werth als das Geschenk meiner lieben Freundin; Clarissa Steine gab es mir als eine Art Talisman, dessen Besitz mir Glück schaffen, dessen Verlust aber mir Unglück bringen würde!

Ein unheimliches Lächeln flog über die Züge des Priesters, er erwiderte nichts, erhob sich, preßte mit seinen weißen mageren Fingern die zarte Hand des Mädchens, daß sie schmerzte, entfernte sich dann und ließ seine Cousine in einem Zustand ihr unerklärlichen Unbehagens zurück. Josephine fühlte sich erleichtert, als sie in der dämmernden Platanenallee die elastische Gestalt Clarissa's erblickte, die sich mit verschlungenen Armen in der Abendkühle erging.

„Clarissa, liebe Clarissa, laß uns zusammen die holde Dämmerstunde genießen!" sagte Josephine und schlang zärtlich den Arm um die schlanke Taille Clarissens; diese jedoch entzog sich dieser Umarmung durch eine rasche, unwillige Bewegung, und ihr schwarzes Auge mit einem stechenden Ausdruck auf sie heftend, versetzte sie herb: „Ich will nicht; geh!"

„Clarissa, was soll das bedeuten? welches Betragen!" rief Josephine ebenso betrübt als erstaunt, aber Clarissa hatte einen schmalen Seitenpfad eingeschlagen und entwich flüchtigen Schrittes; die Freundin wollte ihr nacheilen, allein eine andere Erscheinung hinderte sie daran, nämlich die hohe Gestalt Eduards, die ihr entgegentrat. Schnell die ganze übrige Welt vergessend, flog Josephine in die Arme des Geliebten.

Eduard erwiderte zwar die Zärtlichkeit der Geliebten, blickte aber etwas finster drein, was das Mädchen nicht zu bemerken schien. Er befand sich schon seit einer geraumen Zeit im Garten, hatte von ferne seine Braut im Gespräch mit ihrem Vetter begriffen gesehen, aber unerklärlicher Weise sich ihr nicht eher genähert, als bis er den Priester weggehen sah. Der Grund seiner Verdüsterung war eine kleine Komödie gewesen, die er unbemerkt und unabsichtlich belauscht hatte; ein Theil der Zöglinge hatte nämlich das Gebahren des Kaplans und einiger seiner Zuhörerinnen in der Religionsstunde in drastischer Weise

dargestellt und dabei den Priester eine förmliche Galanterie gegen Fräulein Tanner, Josephinen aber die Rolle einer verzückten Jüngerin spielen lassen, welche dem Lehrer jedes Wort vom Munde zu lesen schien, — eine Scene, die auf den zur Eifersucht geneigten Eduard nicht ohne Wirkung geblieben war.

„Ich bin schon mindestens eine Viertelstunde hier im Garten, allein ich sah Dich so sehr vertieft in ein Gespräch mit Deinem schönen Vetter, daß ich Dich nicht stören mochte," sprach er in einem Tone, der sein Mißvergnügen schlecht verbarg.

— „Eduard!" rief Josephine lächelnd, strich mit der Hand die dunkeln Locken aus der Stirne des Geliebten und schaute ihm offen in's Gesicht, — „Eduard, wenn Du Dich während dieser Zeit gelangweilt hast, so ist es nur eine billige Strafe dafür, daß Du nicht gleich bei Deiner Ankunft hier durch Dein Dazwischentreten mich von einer unerquicklichen Unterredung befreit hast."

„Unerquicklich?" wiederholte Eduard, das Wort seltsam betonend.

— „Ja unerquicklich, gewiß, wie alle Dispute über religiöse Gegenstände es sind," entgegnete Josephine in ernstem Tone.

Wieder hätte man, wenn die Dämmerung es gestattet hätte, eine leichte Röthe über die Züge Eduards schweben sehen, der nun in völlig verändertem Tone entgegnete: „Die eifrigen Spekulationen des hochwürdigen Herrn Kaplans werden am Ende noch zum Resultate haben, daß mein süßes Bräutchen den Schleier nimmt und in's Kloster geht."

— „Ich werde den Schleier nehmen, der mit der Myrtenkrone um die Stirne befestigt wird, und in das Kloster gehen, dessen Prior Eduard heißt," erwiderte Josephine und streichelte zärtlich die Wange Eduards; dieser küßte ihr die letzten Worte von den frischen Lippen, und war durch verdoppelte Zärtlichkeit bemüht, seine Geliebte die ihr von ihm gewordene frostige Begrüßung vergessen zu machen. — —

„Ich werde heute nach H. gehen," sagte Josephine kurze Zeit nach diesem Abende, an einem Sonnabendmorgen im Juni.

— „Schade', daß ich diesen Nachmittag Dienst habe und Dich nicht begleiten kann, aber könntest Du nicht morgen gehen anstatt heute, mein Herz?" entgegnete der anwesende Eduard.

„Ach nein, lieber Eduard, es muß heute seyn."

— „Es muß?" wiederholte Eduard lächelnd.

„Es ist heute der Hochzeitstag meiner Eltern, und mein Vater bestimmte einige Jahre vor seinem Tode, in traulichem Gespräch mit meiner Mutter, daß einst an diesem glücklichsten Tage seines Lebens alljährlich sein Grab bekränzt werden sollte. Du wirst es daher natürlich finden, mein Geliebter, daß ich im Vereine mit den Meinigen mich bestreben werde, diesem uns heiligen Verlangen des theuren Verstorbenen nachzukommen."

— „Gehe, mein holdes Mädchen, und entrichte diesen heiligen Tribut Deiner Pietät," versetzte Eduard. „In Deinem Schmerz um den Dahingegangenen aber vergiß nicht, daß Du einen Freund besitzest, dessen höchstes Streben stets dahin geht, Dich an seinem Herzen die schmerzlichen Verluste, die Deine zarte Jugend trafen, vergessen zu machen."

Josephine ging nach H., legte mit Cäcilien frische Kränze weißer Rosen auf den Grabhügel, schlang Guirlanden von Cypressen um die Marmortafel und vergoß, wie ihre Schwester, heiße Thränen.

Seit längerer Zeit hatten nur Freudenthränen ihre Blicke verschleiert, heute aber waren es Tropfen der Trauer, die aus Josephinens Augen traten; es war ihr trübe zu Muthe; durch das Geäste der Ulme hindurch erblickte sie schwarze Wolken, die gewitterdrohend am schwülen Junihimmel dahinzogen.

Als die Schwestern nach der kleinen Wohnung auf der Stadtmauer zurückkehrten, trafen sie bei der Mutter einen unerwarteten Gast, — ihren Vetter Joseph Schwarz. Es war das erste Mal, daß er seine Tante von der Residenz aus besuchte, und er und Josephine zeigten sich gleich erstaunt, sich hier zu treffen. Die Unterhaltung wurde ziemlich einsilbig geführt, Joseph sprach mit der Räthin über die Leiden der abgeschiedenen Seelen im Fegefeuer; die Schwestern standen im kleinen Fenster, blickten hinab zum tiefen Stadtgraben und hinauf zum grauen Wolkenhimmel.

„Ich bin so traurig; ich bange und weiß nicht warum," sagte Josephine halblaut.

— „Die Wirkung der drückenden Atmosphäre draußen und des Ganges, von dem Du so eben zurückkehrtest; unsere Gemüthsstimmung ist meist das Kind äußerer Eindrücke," tröstete Cäcilie.

„Daß doch Eduard hier wäre!" flüsterte Josephine.

— „Ah! Du bist heimwehkrank nach dem Geliebten, den Du schon so sehr lange nicht mehr gesehen," versetzte Cäcilie mit schalkhaftem Lächeln; Josephine entgegnete nichts.

„Ich kehre jetzt nach der Residenz zurück," sprach sie bald darauf, obwohl es noch sehr frühe war.

— „Warum eilst Du so? Du wirst Eduard heute doch nicht mehr sehen, wenn er Dienst hat," wendete Cäcilie ein.

„Ich weiß es, aber es drängt mich doch zur Rückkehr, ich muß gehen, ich kann nicht anders," sagte Josephine und begegnete den vereinten Bitten der Ihrigen mit einer beinahe eigensinnigen Beharrlichkeit. „Ich bin ein thörichtes Ding, nicht wahr?" sprach sie, als sie in Hut und Mantille dastand, und mußte über sich selbst lächeln.

— „Du bist verliebt," begütigte Cäcilie.

Joseph und Josephine traten gemeinsam den Rückweg an, legten ihn schweigend zurück, und hatten bei dem raschen Ausschreiten, ehe sie sich's versahen, das Ende des Waldes, durch welchen ihr Weg sie führte, erreicht. Am Rande des Waldes harrte Eduard, welcher unerwartet frühe vom Dienste befreit worden war. Große Verwunderung malte sich auf seinen Zügen, als er die beiden jungen Wanderer erblickte.

„Du bist erstaunt, mich in so unerwarteter Gesellschaft zu sehen, lieber Eduard, aber gewiß nicht höher, als ich es war, diesen seltenen Gast hier bei meiner Mutter zu treffen," hub Josephine lächelnd an.

„Allerdings, sehr erstaunt!" versetzte Eduard mit einem

finstern Blick und Ton, welche seine Verlobte erschreckten. Er reichte seiner Braut den Arm, ohne sie anzublicken oder mit ihr zu sprechen. Nur einmal fragte Eduard den Priester in gleichgültig scheinendem Tone: „Wann gingen Sie nach H.?"

„Ich benützte den Mittagszug und traf zwei Stunden nach Josephinen dort ein," versetzte dieser, und Eduard begnügte sich mit dieser Auskunft.

Madame Pillner war ausgegangen, als die Verlobten, in die Pension zurückgekehrt, in das Gesellschaftszimmer traten. Josephine nahm eine Handarbeit und bekämpfte mit aller Macht die Thränen, die hervorzubrechen drohten. Was war es mit ihrem Geliebten? so hatte sie ihn noch nie gesehen. Kein Wort, keinen Blick hatte er für sie. Was hatte ihn verstimmt, beleidigt? Eduard stand mit umwölkter Stirn am Fenster, und starrte düster in's Leere; endlich wandte er sich um, heftete einen durchdringenden Blick auf seine Braut, und fragte beinahe barsch: „Hattest Du mit dem Vetter den Ausflug nach H. schon lange verabredet, Josephine?"

Diese schrak empor und erkannte schmerzlich klar die Ursache von Eduards Verstimmung. Eifersucht!

„Verabredet?" rief das junge Mädchen schmerzlich gekränkt; „Eduard, kannst Du mich so fragen? beschrieb ich Dir nicht mein Staunen, als ich mit meinem Vetter in H. zusammentraf?"

— „Das hörte ich nicht," entgegnete Eduard sichtlich verwirrt, denn er mochte, als er Josephine mit Joseph einherkommen sah, des freien Gebrauchs seiner Sinne nicht mehr mächtig gewesen seyn.

Josephine war aufgestanden und vor den Geliebten getreten; bleich, mit unverkennbarem Schmerz in ihren Zügen, aber mit edler Würde erwiderte sie bebend: „Eduard, müßte ich Dich nicht so sehr beklagen, so hätte ich jetzt wahrhaftig gerechte Ursache, mich zürnend von Dir abzuwenden; aber ich bedauere Dich unendlich, denn Du befindest Dich in einer entsetzlichen Lage. Du hältst die, deren Geschicke Du mit den Deinigen heilig zu verbinden gedenkst, die, der Du Dein Vertrauen, Dein Herz, Deine Seele erschlossen hast, der Du das Heiligste, was ein Mensch zu geben hat, Deine **Liebe**, schenktest, eines großen strafbaren Verbrechens schuldig, — der Untreue! Aber nicht allein dieser Schuld klagst Du sie an, nein, sondern eines strafbaren Doppelverbrechens, Untreue gepaart mit niederträchtigem Betruge! Du wähnst, ich habe unter dem Vorwande eine heilige Pflicht zu erfüllen, mich nach H. begeben, um dort einer verbrecherischen Zusammenkunft zu pflegen! Armer, armer Eduard, wie sehr muß ich Dich bemitleiden, denn ach, wie unsäglich mußt Du bei Deiner beklagenswerthen Verwirrung leiden! — Die schmerzlichen Thränen, die ich heute auf das Grab meines Vaters weinte, galten nicht nur den erlittenen Verlusten, nein, sie flossen auch für künftige Leiden, für die drohende Gefährdung unseres beiderseitigen Glückes."

„Josephine, ich beschwöre Dich, rede nicht weiter! o Gott, ich zweifle ja nicht mehr an Dir!" rief Eduard ergriffen und schlug sich vor die Stirn.

Josephine schwieg, legte auch ihre Hand nicht in die ausgestreckte Rechte ihres Verlobten, sondern außer Stande, ihre schmerzliche Bewegung länger zu bemeistern oder zu verbergen, stürzte sie mit verhülltem Gesichte aus dem Zimmer; Eduard stand wie versteinert. Die Thüre des Nebenzimmers öffnete sich, Madame Pillner, schon lange von ihrem Ausgang zurückgekehrt, hatte unabsichtlich das Gespräch im Gesellschaftszimmer vernommen, trat heraus und richtete auf ihren Sohn einen strengen Blick, aber dennoch voll liebevollen Ernstes.

„Was ist es, Mutter?" fragte Eduard tonlos; er stand bleich und ergriffen.

— „Was es sey? ich mußte heute zum ersten Male über meinen Eduard erröthen."

„O Gott, Mutter, was habe ich gethan? Josephine, Josephine!"

— „Ja, mein Sohn, Du hast etwas gethan, was Deine Geliebte, Dein Weib, Dir vergeben, aber das sie nie vergessen kann. Josephine ist edel, hochherzig, sie wird Dich die tiefe Wunde, die Du in einem fieberähnlichen Zustande ihrem Herzen versetzt, nie entgelten, sie wird Dich Dein Vergehen nie fühlen lassen, aber glaube mir, das Gedächtniß an einen derartigen Vorfall bleibt bis zum Tode treu."

„Mein Gott! es war Wahnwitz, der mich von Josephinen so denken, mich so zu ihr reden ließ!" rief Eduard in tief schmerzlichem Tone und eilte hinaus, seine Geliebte aufzusuchen. Eine Ahnung leitete den jungen Mann hinab zum Garten, wo er unter der schützenden Tannengruppe auf der Granitbank die Gesuchte fand, welche ihr Gesicht an den Stamm einer Tanne lehnte und bitterlich weinte. — Im Nu fühlte Josephine sich umschlungen von den Armen des Geliebten.

Mit Bewunderung blickte Madame Pillner auf die junge Braut, als sie nach einer kleinen Stunde an der Hand des Geliebten vom Garten zurückkehrte, denn ein freundliches Lächeln schwebte auf ihren Zügen, und unbefangen, als ob nichts vorgefallen wäre, sprach und scherzte sie mit dem Geliebten, sichtlich bestrebt, ihn aufzuheitern.

In dem Herzen der armen Josephine sah es indeß nicht so heiter aus. Sie konnte sich beherrschen, aber ihre Stimmung bildete an diesem Abende den Contrast zu dem Lächeln ihres Mundes, sie war zu schmerzlich verletzt worden. Die erste Wolke am Himmel ihres bräutlichen Glückes war zwar glücklich aufgehellt worden, aber sie war dadurch zu der Erkenntniß gelangt, daß es Wolken an demselben geben könne, und dieß hatte sie bisher in glücklicher Unkenntniß nicht geahnt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wälder von Borneo

Von Dr. F. Lenz.

Im reichsten Blumenschmucke prangend, ein gewaltiger noch unerforschter Garten, liegt die große Insel Borneo in windstillen Meeren unter einer glühenden Sonne. Außer Australien, welches so groß ist, daß man es ein Festland nennen kann, ist Borneo, das nördlich davon gerade unter dem Aequator

liegt, das tropischeste unter den tropischen Ländern innerhalb derselben Südsee, zugleich die größte Insel auf unserm Erdball. Obschon sie aber dreimal größer ist als ganz Großbritannien, so ist doch noch unendlich wenig bekannt. Der größere Theil der Insel südlich vom Aequator und an der Ostküste ist dem Namen nach den Holländern unterworfen, deren Niederlassungen in drei Provinzen begriffen sind. Längs der Nordküste, zwischen dem Meer und der langen Kette des Anga-Anga-Gebirgs, zieht sich das eigentliche Reich Borneo mit der Stadt Brunéi oder Boruéo hin, letztere im Schooße einer Bucht gelegen, an deren Mündung die an Großbrittannien abgetretene Insel Labuan liegt, mit reichen Kohlengruben, welche sorgsam abgebaut werden, um den in diesen Gewässern fahrenden Dampfschiffen ihren Bedarf an Steinkohlen zu liefern. Am andern, westlichen Ende des eigentlichen Reichs Borneo, aber noch immer an der Nordküste der großen Insel, liegt die Provinz Sarawak, dem bekannten Engländer Sir James Brooke gehörig und seit 1843 an Großbritannien abgetreten.

Von der ganzen gewaltigen Insel, welche eines der schönsten Länder auf dem ganzen Erdenrunde bildet, wußte man bis vor wenigen Jahren blutwenig, da noch kein einziger europäischer Reisender es gewagt hatte, in die unter dem Aequator liegenden ungeheuren Wälder einzudringen und die ganze tropische Natur der Insel zu erforschen. Da erschien vor etwa fünf Jahren das erste eingehende Werk eines britischen Reisenden über Borneo, betitelt: „Leben in den Wäldern des fernen Ostens, von Herrn Spenser St. John," einem offiziellen britischen Residenten in der Stadt Borneo, welcher von hier aus nach Süden gereist und in dieser Richtung viel weiter vorgedrungen war, als irgend ein Malaye oder Europäer vor ihm. Zuerst machte er eine Rundreise unter den Stämmen, welche Sir James Brooke's Territorium von Sarawak bewohnen; sodann erstieg er zweimal die Schultern und die Spitze des großen Berges von Borneo, den Kina-Balu, welcher sich dreizehn- bis vierzehntausend Fuß über die Meeresfläche erhebt; endlich drang er südlich und südöstlich von Brunéi, seinem Wohnorte, der alten Königsstadt, wo, wie die alten Reisenden erzählen, ehedem die Sultane mit ungeheuren Leibwachen und einer Entfaltung namenlosen barbarischen Prunks Hof zu halten pflegten, in das Innere der Insel vor. Zehn Jahre lang, während er in Brunéi lebte, hatte Herr Spenser St. John aus der Ferne nach jenen Bergen geblickt, welche sich nach Süden hin zahllos und geheimnißvoll einer hinter dem andern erhoben, und hatte sich grübelnd gefragt, was für eine Art von Region wohl jenseit derselben liegen möge. Weder Malayen noch Europäer vermochten ihm das Räthsel zu lösen. Der Fluß Limbang, der Abfluß der Gewässer aus jenem unerforschten Binnenlande, war nur wenige Meilen weit landeinwärts vom Meere aus beschifft worden, und die Tiefe des Waldes und das Labyrinth der Berge umgaben sogar diese Gegend schon mit einem tiefen Geheimniß. Es währte übrigens lange, bevor er dieses Wolkenland besuchen konnte, und darum begann Herr St. John mit den ihm näher gelegenen Oertlichkeiten und Völkerschaften, — zunächst z. B. mit den See-Dayaks, welche ihren Namen daher haben, daß sie mit dem Seewasser und der Schifffahrt so vertraut sind, obschon viele von ihnen tief im Binnenlande wohnen

Die See-Dayaks sind ein wilder kriegerischer Stamm, beutegierig, räuberisch und auf abgeschlagene Köpfe erpicht wie der rothe Indianer Nord-Amerika's auf Scalps oder Kopfhäute. Sie leben in Hütten von 5—600 Fuß Länge, welche bequem, reinlich und luftig sind; aber sie haben auch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hie und da schmilzt ein Dorf unter dem Einfluß einer Epidemie zusammen, und allenthalben werden sie von gewaltigen Schlangen bedroht, welche Schweine und Hunde ohne Umstände verzehren, ganze Hirsche sammt dem Geweih verschlingen und selbst einzelne Menschen verspeisen, die sich Nachts in den Wäldern verspätet haben. Aber noch gefährlicher als die Schlangen waren für die Wohlfahrt dieser Ansiedlungen bis in die neueste Zeit die Seeräuber, Dayaks oder Malayen. Herr St. John traf einen dieser Piraten, der, von seinen Gefährten am Ufer eines Flusses zurückgelassen, nach einer stromabwärts dem Meere zu treibenden schwimmenden Insel schwamm und ein Pilger der Wogen und Winde wurde, und dem sein grünes Schiff, mit Palmen statt der Masten, Früchte zu seinem Unterhalt lieferte, bis ihn ein Fahrzeug wieder aufnahm.

Es liegt ein würziger Duft von morgenländischen Feenmärchen in dem Gedanken an diese schwimmenden Inseln, welche ihren reichen Laubschmuck vor dem Sommerwinde entfalten und mit einer reichen Bevölkerung von Affen und Vögeln dahintreiben. Allerdings bekommen Menschen nur selten jene schwimmenden Inseln zu Gesicht; beinahe niemand sieht sie, als die Alligatoren, von denen die Gewässer von Borneo wimmeln und die zuweilen 25 Fuß lang werden. Man stellt ihnen geflissentlich nach und benützt Katzen oder Affen als Köder, um sie zu fangen, und findet in ihren tiefen Mägen ominöse Niederschläge von Jackenknöpfen oder den unverdaulichen Zöpfen von Chinesen. Auch der große Orang-utang gilt für gefährlich, jedoch nur bei den Eingebornen, mit denen er sehr viele Aehnlichkeit hat. Die Eingeborenen sind im Ganzen furchtbar wild und roh; so z. B. erzählen die Millenans, ein Stamm von dayak'schem Ursprung, von sich selber, daß wenn sie eines ihrer großen gewaltigen Häuser auf Pfosten bauen, sie ein tiefes Loch zur Aufnahme des ersten Pfostens graben, welcher darüber freischwebend aufgehängt wird; daß man dann ein junges Mädchen auf den Fuß der Grube legt und die Stricke abschneidet, die den Pfosten schwebend erhalten, worauf der ungeheure Balken herunterstürzt und das Blut des zermalmten Opfers die bösen Geister günstig stimmt. Herr St. John selbst hat jedoch bei solchen Gelegenheiten nie ein größeres Geschöpf als ein Huhn in dieser Weise geopfert gesehen.

Allein es ist noch immer zweifelhaft, ob bei der Beerdigung angesehener Personen nicht noch jetzt Menschenopfer stattfinden. Die Kanowits, eine andre Spielart derselben Race, sollen beim Tode eines Häuptlings dessen Eigenthum in einen Kahn legen und denselben auf einem Strome frei dahin-

treiben lassen; allein sie beschwindeln ihre Todten, indem sie deren werthvolleres Eigenthum für sich behalten und den Geist mit Gerümpel abfertigen. Ein anderer seltsamer Brauch war lange an den Ufern des großen Rebschang-Flusses im Schwange: wenn einem Mann ein Kind starb, so machte er sich auf und erschlug die erste beste Person, die ihm begegnete, und wäre es sein eigener Bruder gewesen. Die Regierung in Sarowak, die keine Vorliebe für derlei Rechtsalterthümer kennt, hat diesen Mißbrauch jedoch nun abgeschafft. Diese wilden Dörfler haben aber noch wildere Nachbarn in den wandernden Pakatans und Punans, welche keine bleibenden Wohnstätten erbauen, sondern nur zeitweilige Hütten aufführen, bis sie das Wild und die Früchte ihres Lagerplatzes erschöpft haben, worauf sie nach neuen Standorten und Jagdgründen ziehen. Sie sammeln zugleich emsig Wachs, eßbare Vogelnester, Kampher, Rotong ꝛc., und sollen, weil sie beständig im finstern Walde leben und sich niemals der Sonne aussetzen, von hellerer Hautfarbe sein als die anderen Einwohner von Borneo. Herr St. John fand zwar oft die Nester dieser Wilden im Walde und schlief in denselben, bekam aber nie einen Stamm von ihnen zu Gesicht. Die Hauptwaffe dieser Waldbewohner ist das Blasrohr, oft mit vergifteten Pfeilen, und sie bedienen sich desselben mit großer Geschicklichkeit.

Die See-Dayaks, zu deren Klasse auch die Pakatans und Punan gehören, begrüßen ihre Kinder mit Musik; aber gleichwohl erzählte einer derselben unserm Reisenden, er habe sein einziges überlebendes Kind, nachdem er die anderen durch Krankheit verloren, getödtet, weil er es nicht über sich zu gewinnen vermocht, es aufwachsen zu sehen und es zu lieben und dann doch sehen zu müssen, wie es langsam hinsterbe. Dagegen kennt man auch Fälle von Vätern, die wenn ihre Kinder gegen sie roh waren und sie schalten, aus Verzweiflung Gift nahmen. Die See-Dayaks sind gesprächig und gastfreundlich; sie gewöhnen Braut und Bräutigam bei Zeiten an häuslichen Zwist, indem sie ihnen am Hochzeitstage mehrmals die Köpfe zusammenschlagen. Sie opfern ein Schwein, wo civilisirte Nationen nicht selten eine Frau opfern, und wenn ein Dayak mit seinem Weibe Streit hat, so zankt und keift und trutzt er nicht daheim, sondern macht einen Ausflug für einige Tage, bis die Geschichte verraucht ist, und läßt seinen Zorn an Anderen aus, denen er in der Dschengel die Köpfe abschlägt. Die Weißen lesen zum Zeitvertreib Bücher, wir jagen zum Zeitvertreib nach Köpfen, sagt der Dayak.

Die Kayans sind ein andrer seltsamer und wenig bekannter Stamm. Herr St. John besuchte sie bald nach seiner Ankunft in Borneo. Sie wohnen an den Ufern des Stroms in hübschen, mit Veranden versehenen Häusern, die häufig in großen Gruppen städteweise beisammen stehen, sind in Kleidung und Ideen noch sehr ursprünglich, und haben eine außerordentliche Vorliebe für starken Branntwein.

Es gibt aber auch Land-Dayaks, deren Heimath im Innern von Sarawak, links vom Flusse, zwischen den Hügeln liegt. Sie waren zur Zeit von Hrn. St. John's Besuch weggegangen, um ihre Gehöfte und Felder zu bestellen, allein die runden Häuser auf Freipfosten, worin sie früher die erbeuteten Köpfe aufbewahrten, bezeichneten ihre Wohnorte und die alten Männer waren zu Hause geblieben und kauerten an der Glut kleiner Feuer. Die Land-Dayaks sind schlau, scharfsinnig, erfinderisch, fleißig, voll Nachahmungstrieb, treiben vorzugsweise Ackerbau und errichten zierliche kleine Hängebrücken. Das Wasser, worin die Europäer sich die Füße gewaschen hatten, wurde von ihnen aufbewahrt, um den Boden zu düngen.

Es muß hier vorausgeschickt werden, daß die Insel Borneo, welche mit den dazu gehörigen zahllosen Eilanden sich über eilf Längen- und zehn Breitengrade ausdehnt, zwei Klimate enthält: das von Celebes auf der einen, das von Java auf der andern Seite. Die Insel ist sogar bei ihren eigenen Einwohnern so wenig bekannt, daß viele Stämme des Binnenlandes gar keine Ahnung davon haben, daß sie Inselbewohner sind, während für Andere ein einsamer Strom die ganze Wasserwelt ist. Noch vor sechszig Jahren wußte man von Borneo nicht mehr, als daß es ein Fleck auf der Landkarte von Asien ist. Ein großer Theil seines Innern ist noch ganz unbekannt, allein in der Umgebung des Kina-Balu und in den Bezirken jenseit Brunéi hat man nun wenigstens die Anfänge einer Topographie. Noch bevor Hr. St. John Borneo selber gesehen, hatte er ein ehrgeiziges Verlangen gefühlt, den Kina-Balu zu ersteigen und sich mit der Hoffnung getragen, er werde der erste sein, der dessen stillen Gipfel bestiegen; allein ein anderer Engländer, Herr Low, Finanzbeamter von Labuan, war schon sieben Jahre vor ihm oben gewesen und hatte einige hundert Fuß unter dem Gipfel ein Papier in einer Flasche zurückgelassen. Im Frühjahr 1858 machten sich die Herren St. John und Low in Begleitung von zwei Dienern, einer Bootsbemannung von sechs Männern und einem Gefolge von siebzehn Personen auf, um den Berg zu ersteigen. Es war ausgemacht, den Fuß des Berges mittelst des Flusses Abai zu erreichen, an dessen Ufern die Salzmacher wohnen; das Salz wird aus den Wurzeln der Nipa-Palme gekocht, welche immer im Meer- oder Brackwasser wächst. Die Nipa ist überhaupt ein wahrer Schatz für die Eingeborenen, welche sie mit den verschiedensten Lebensbedürfnissen und Behaglichkeiten versieht: aus der Wurzel gewinnen die Eingeborenen Salz, wie wir sehen; aus dem Stamm Zucker, aus den Blättern eine Bedachung für ihre Hütten und Matten für die Wände derselben, sowie zu Schutzdächern für ihre Boote; in die feine Blattscheide wickeln sie ihren Tabak als Cigarren, u. dergl. m.

Die Gesellschaft fuhr nur langsam den Strom hinauf. Unterwegs sah man das Grab eines Häuptlings, mit siebenzehn Sonnenschirmen verziert. Von hier aus ward die Reise zu Fuße fortgesetzt; man machte Besuche bei großen Männern, deren Hauswesen eine Art malerischer Oekonomie entfaltete, und als die Reisenden sich noch weiter von der Küste entfernten, fanden sie sich in einem Lande, wo seither noch kein Europäer gesehen worden war, so daß sie für die Einwohner ebenso fremd waren, wie die Gegend für sie selber war. Es war jedoch keine leichte Arbeit, barfuß das trockene Bett eines Waldstroms hinanzuklettern, um jene Bergspitzen hoch über

den Walten aufzusuchen. Die Eingeborenen vermochten nicht zu begreifen, was für einen Lohn diese Fremden sich für ihre Mühe versprachen; suchten sie nach Gold- oder Kupfergängen oder nach der Frucht des Baumes Lagundi, deren Genuß wieder jung macht und endloses Leben verleiht, oder forschten sie nach dem Wasser der Vergessenheit? Die Eingeborenen fabelten auch von einem großen Diamanten, der sich dort oben befinde, und wußten alle möglichen Märchen, unter Anderm auch „von einer Prinzessin, welche sieben Tage weder aß noch trank, sondern nur weinte", und ähnliches. Allein die Reisenden drangen immer weiter, wurden einige Male von den Eingeborenen mit Drohungen und Scheltworten empfangen, schafften sich dieselben aber schnell vom Halse durch Vorzeigen ihrer Revolver, und gelangten bald in eine Region, wo das Gebirge sich ihnen schon in seiner ganzen Majestät und Unnahbarkeit zu erkennen gab. Die gewaltigsten furchtbarsten Abstürze von Granit starrten vor ihnen empor, und über Felsenmassen, durch dichtes Gesträuch und Gestrüppe voll blutrother Blüthen, erklimmten die Erforscher den Gipfel. Die Luft war leicht und mild, erheiternd und erfrischend, so rein und labend, daß man nicht unter dem Aequator zu sein wähnte.

Von der mittleren Abdachung des Kina-Balu aus hatte man viele glänzende Ausblicke auf unerforschte Ebenen, unbefahrene Ströme, ungeplünderte Thäler und auf Dörfer, welche selbst auf den besten Karten fehlten, auf ein wechselvolles herrliches Gelände. In einer Höhe von 9000 Fuß über dem Meere schliefen die Reisenden in einer Höhle. Ueber ihnen erhob sich der Pik des Berges selbst, welchen Herr St. John zu erreichen strebte. Er that sein Möglichstes, um den Gipfel zu erreichen; er stieg unausgesetzt, bis die steigende Leiste unter seinen Füßen sich auf eine Breite von acht Zoll verschmälerte und es nicht räthlich war, weiter zu gehen. So schleuderte er denn, von einem gesicherten Standpunkte aus, einen Stein auf den Gipfel, welcher noch vierzig Fuß über ihm lag und den er nicht erklimmen konnte, und wandte sich dann wieder zum Heruntersteigen, sammelte unterwegs Pflanzen und kehrte durch ein Gewitter hindurch zu den friedlichen Leuten in dem höchsten Dorfe zurück. Hier hatten alle Mädchen ihre Füße gewaschen und brachten kleine Geschenke an Tabak im Umtausch gegen Näh- und Stecknadeln. Auf dem Rückweg nach Brunei beschäftigte sich Hr. St. John nicht blos mit Botanisiren, sondern machte sich auch Notizen über verschiedene merkwürdige Fische, welche er in den Gewässern bemerkte und deren prachtvolle Färbungen er nicht begeistert genug zu schildern vermag. Nicht minder bunt und farbenprächtig zeigten sich aber auch die übrigen Thiere dieser Zone, namentlich die Vögel, Käfer, Schmetterlinge, Schlangen und Muscheln, welche die Reisenden hier, oft zum ersten Male, sahen.

Der Hauptzweck der Reisenden war nun erreicht; sie hatten den Berg erstiegen und erforscht, und nun kam der Fluß an die Reihe. Dieser Limbang-Fluß ist der Nil von Borneo, dessen Quellen im tiefen Binnenlande noch unentdeckt sind und von dessen wundersamem Lauf die Eingeborenen gar nicht genug zu erzählen wissen; so soll er z. B. viele Meilen weit durch natürliche Tunnels und sieben Tagereisen lang durch ein Flachland strömen, welches nur von herrenlosen zahmen Ziegen bevölkert sei. Aber keiner von den Eingeborenen hatte jene wasserdurchströmten Höhlen oder jene zahmen Ziegen selbst gesehen. Herr St. John beschloß kurzweg, die Erforschung des Limbang selber zu unternehmen und Märchen und Wirklichkeit zu sondern. Zwei Boote wurden ausgerüstet, ihre Bemannungen bewaffnet, Aexte, gelbe, schwarze, rothe und weiße Tücher, Spiegel, Achate und Glasperlen als Ladung eingenommen, um sich damit die Wilden günstig zu stimmen, und man brach im August 1858 auf. An einem Begräbnißplatz von Häuptlingen vorüber, wo man goldene Zierrathen in der Erde oder unter den Bärenkrebsen im Flusse findet, an den steinernen Trümmern des alten Brunei, an Flößen von Palmen vorüber, ging es durch einen verbindenden Kanal in den Limbang-Fluß. Von hier an stieß man auf keine Malayen-Wohnungen mehr; die Bisayans, die Muruts und einige wenige Kayans bewohnten die zerstreut liegenden Dörfer. Es war eine ermüdende, strapazenvolle, aber interessante Reise, überall Nahrung genug wie sie der Wald bot, denn Herr St. John reiste mit einem Koch, welcher Salate verfertigen konnte, so oft er Gurken oder Chillies, Bärenkrebse u. dergl. fand. Die Fahrt war nicht allein mühsam, sondern gefährlich, und das Wetter entschieden unangenehm. Die Wälder, welche über den Strom hereinhingen, wimmelten von häßlichen grünen Schlangen, die Luft von Hornissen, die entsetzlich stachen; Blutegel saugten sich an den Füßen und Beinen der Forscher fest, wenn sie an den sumpfigen Ufern landeten. Allein diese setzten ihre Abenteuer zu Fuße fort, obschon die Lebensmittel knapp und die Leute unzufrieden wurden. Im Thal des Limbang bereiten die Weiber die Tapioca aus der Stärke der bittern Cassawa-Wurzel, welche in Stücke geschnitten und ausgepreßt wird, damit der giftige Saft abläuft, worauf man die getrocknete Masse in Mehlpulver verwandelt. Aber die sonderbaren Stämme, das eigenthümliche Leben in den Dörfern, die Sagen der Alten, die Sitten und Bräuche irgend einer neuen Race, die prachtvollen Blüthen dieser Wildniß des Sonnengartens, die Jagd, die Landschaft, die Aussicht auf einen Ausblick nach dem Larvi, einem Berge von mythisch-mystischem Rufe tief im Innern, beschäftigten die Gemüther der Reisenden. Man verbrachte jedoch einen ganzen Monat unterwegs, ohne den Larvi zu erreichen, bestimmte aber den Lauf des Limbang auf eine beträchtliche Strecke hin.

Auf seinem Rückweg nach Brunei vernahm Hr. St. John einige fürchterliche und wunderbare Geschichten von dem Orang-utang, dem wilden Mann der Wälder. Man hatte ihm oft erzählt, daß dieser große Affe junge Mädchen entführt habe; aber hier haben wir eine Geschichte von einem ungeheuren Orang-utang-Weibchen, welches eine besondere Vorliebe für einen armen Murut erfaßt, den es beim Baden bemerkt, sodann mit Gewalt nach einem Baume hingezogen und denselben zu erklettern gezwungen, ihn in einem warmen Nest untergebracht, mit weiblicher Eifersucht gehütet, mit Früchten und Palmkohl genährt und ihn gezwungen haben soll, von

Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast zu wandern, anstatt den Boden zu betreten. Die Geschichte endigt tragisch, denn der undankbare Murut entlief nicht nur bei der ersten besten Gelegenheit, sondern erschoß sogar hernach seine Sirene mit einem vergifteten Pfeil.

Das Reisen in den Wäldern von Borneo war aber damals weder ein Luxus, noch etwas Eintöniges. Eine englische Meile (zweitausend Schritte) in der Stunde zurückzulegen, ist schon ein ordentliches Vorwärtskommen. Trotz aller Anstrengung vermochte Herr St. John niemals mehr als zehn englische Meilen per Tag in den dichten pfadlosen Wäldern zurückzulegen, und dieß war eine Tagereise von zehn harten Stunden voll unablässiger Anstrengung.

Der Sultan, bei welchem Herr St. John gleichsam als Gesandter beglaubigt war, ist der Beherrscher eines malayischen Königreichs, einer der wenigen eingeborenen Fürsten, die noch nicht gestürzt worden sind. Er hält einen konstitutionellen Hof im orientalischen Sinne des Worts, und seine Hauptstadt heißt: „Aufenthalt des Friedens". Er ist umgeben von einer armen, hochmüthigen, rohen, schmutzigen Aristokratie. Der Hof von Borneo hat aber ebenfalls seine Moden, und so u. A. einen Fastenmonat, nach dessen Verlauf der Sultan und die Radschahs in lustiger Procession sich nach den Gräbern ihrer Vorfahren begeben, um dieselben zu reinigen. Am letzten Tage des gedachten Monats bittet einer den andern um Verzeihung für alles, was er im vergangenen Jahre ihm zu Leide gethan hat. Der Sultan hat seine berufsmäßigen Geschichten-Erzähler und Beschwörerinnen. Alles ist orientalisch durch und durch, bis in's Mark hinein, denn es gibt hier keine wirkliche Regierung, kein Heer, keine Flotte, keine Polizei, keine Gesetze, keine regelmäßige Bestrafung für Verbrechen. Dagegen ist Borneo unerschöpflich reich an Naturschätzen und physischen Hilfsquellen, namentlich an Kohlensäumen, die erst entwickelt und abgebaut werden müssen. Viele der eingeborenen Stämme sind sehr intelligent und berechtigen zu schönen Hoffnungen, wenn sie erst der Civilisation gewonnen werden. Auch an Gold und Silber und allen nützlichen Metallen scheint die Insel reich zu sein.

Sarawak, das Gebiet des Radschah Sir James Brooke, scheint der Civilisation schon ziemlich gewonnen zu sein. Es umfaßt mit seinen gegenwärtigen Zubehörden einen Küstenstrich von etwa 60—70 geogr. Meilen, hat einen vorzüglichen Boden, ist von prächtigen Flüssen durchströmt und liefert eine Menge der werthvollsten Erzeugnisse. Noch vor 25 Jahren war der Besuch eines Schooners ein aufregendes Ereigniß, während heutzutage ein lebhafter Handel sich auf allen diesen Flüssen entwickelt hat.

Die Chinesen sind uralte Besucher von Borneo. Chinesische Gärten und chinesische Gräber findet man überall, und die Chinesen kennen auch die Orte, wo man nach Gold und nach Diamanten waschen kann.

Herr St. John bereiste zweimal die benachbarten Inseln des Sulu-Archipels. Sayagan-Sulu mit seinen drei hohen Piks, seinen jasmindustenden Hügeln und seinen grünen Rasenflächen öffnet gleichsam das Thor zu dem eigentlichen Sulu, wo ein Engländer lebte und wo der Sultan inmitten eines Hofstaats in Turbanen, Goldbrokat und goldenen Armbändern sich wie ein echter Gentleman benahm und in einem erprobten Kaffeehaustone fragte: „Ist Frankreich ruhig?" Auf einem andern Eiland der Gruppe war die Civilisation schon weiter gediehen: dort war ein Eckladen in der Stadt, wohin eine junge Dame, Namens Gabriela, alle die Wanderer jener Gewässer anzog. Auch Landhäuser öffneten daselbst den Fremden gastlich ihre Thore und luden sie zum Genusse von Kokosnußmilch, Chokolade oder Genevee ein. Unglücklicher Weise machen die Seeräuberhorden des indischen Oceans noch immer die Eilande von Sulu unsicher, trotz der vielen spanischen und holländischen Kreuzer, welche denselben nachstellen. Einer dieser Seeräuber kam zu einem dort ansässigen englischen Kaufmann, Namens Wyndham, und bot demselben seine eherne Kanone zum Kauf an, mit dem Bedeuten: seit die Engländer sich auf Labuan niedergelassen, fahren dort so viele Dampfboote hin und her, daß bei der Seeräuberei nichts mehr herauskomme; weßhalb er seine Kanone verkaufen und das Geschäft aufgeben wolle.

Die Hantierung der Inselbewohner ist weit harmloser, denn sie sind große Perlenfischer. Es war dort ein Häuptling, der Freund eines englischen Kaufmannes; dieser Häuptling war reich gewesen, hatte aber sein Vermögen verspielt, sein Weib und seine Kinder verpfändet und nur einen kleinen Sklaven bei sich behalten, mit welchem er nun in seinem Kahn aufbrach, um Perlen zu fischen. Sie fischten mit einander und ihre Ausbeute an Perlen nahm immer mehr zu und ihr Kästchen, ein hohler Bambus, begann sich zu füllen; aber Eine Perle konnte lange Zeit nicht gefunden werden. Es war eine Perle, welche ein Mann früher einmal wirklich gefangen hatte, die ihm aber aus den Fingern entschlüpft und wieder in's Wasser gefallen war. Nun weiß man, daß die dicken erfahrenen Perlmuschelthiere sehr wachsam sind und ihre Schaalen immer offen halten. Eines Tages aber, wo der Sklavenjunge tauchte, gelang es ihm zufällig dieselbe Perle zu finden, welche verloren gegangen war, worauf der Häuptling heimkehrte, Weib und Kind wieder auslöste, seine Schulden bezahlte und wieder ein geachteter Mann wurde.

Herr St. John führt noch einen seltsamen Aberglauben an, der in jenen Ländern im Schwunge ist. Man glaubt nämlich, wenn man Gold oder Perlen für sich in ein Paket lege, müssen sie sicherlich an Menge oder Anzahl abnehmen und am Ende ganz verschwinden; wenn man aber ein paar Körner Reis dazu lege, sey der Schatz gesichert. Herr St. John sah daher nie einen Eingeborenen ein Paket Gold, Perlen oder Edelsteine öffnen, ohne dabei ein paar Körner Reis zu bemerken.

Die geheimnißvolle Kiste.

Nach Edgar Poe.

Es sind schon mehrere Jahre, daß ich mich zur Fahrt von Charlestown in Süd-Carolina nach New-York auf dem prächtigen Paketboote die Independence, Kapitän Hardy, einschreiben

ließ. Wir sollten am 15. Juni unter Segel gehen, wenn es das Wetter gestatten würde, und am 14. begab ich mich an Bord, einige Vorbereitungen in meiner Cajüte zu treffen.

Dabei erfuhr ich, die Zahl der Passagiere sei eine sehr große und mehr Frauen wie gewöhnlich unter denselben. Ich las auf der Liste mehrere mir bekannte Namen, unter andern freute es mich besonders, den des Herrn Cornelius Wyatt zu finden, eines jungen Künstlers, für den ich lebhafte Freundschaft fühlte. Wir hatten zusammen auf der Universität zu C. studirt und waren damals viel mit einander umgegangen. Wie bei den meisten Genies bestand sein Temperament aus einer Mischung von Misanthropie, Empfindlichkeit und Enthusiasmus; er fügte jedoch zu diesen Eigenschaften ein so warmes und freimüthiges Herz, wie es nur je in der Brust eines Menschen schlagen konnte.

Sein Name war, wie ich bemerkte, auf drei Cajüten geschrieben, bei der Durchsicht der Passagierliste fand ich indeß, daß er nur für sich, seine Frau und seine zwei Schwestern die Fahrt berichtigt habe. Die Cajüten waren ziemlich geräumig und enthielten jede zwei Betten, eines über dem andern. Diese Betten waren freilich so enge, daß sie nur eine Person aufnehmen konnten; gleichwohl war mir's unbegreiflich, warum man drei Cajüten für vier Personen in Beschlag genommen. Ich befand mich gerade damals in einer jener geistigen Stimmungen, die unsere Neugierde selbst für Kleinigkeiten erwecken und ich bekenne zu meiner Schande, daß ich mich einer Menge nutzloser und unvernünftiger Vermuthungen über die überzählige Cajüte hingab. Es ging mich die ganze Sache nichts an, aber ich war wie versessen darauf, dieß Räthsel zu lösen. Endlich gelangte ich zu einem Schlusse, von dem ich mich nur wunderte, daß er mir nicht gleich eingefallen. Es ist jedenfalls eine Dienstperson, sagte ich mir, und ich bin einfältig genug, nicht gleich an diese einfache Lösung gedacht zu haben. Abermals nahm ich die Liste vor, sah aber klar und deutlich, daß keine Dienstperson mitfahren solle, obwohl es im Plane gelegen haben mochte, denn die Worte: „und ihr Dienstmädchen" waren wieder weggradirt. Ohne Zweifel mehr Gepäck als gewöhnlich, verbesserte ich mich, oder irgend ein Gegenstand, den er nicht gern im Gepäckraum aufbewahrt, sondern unter seiner besondern Obhut haben will. Ah! ich habs; ein Gemälde oder so etwas, worüber er mit Nicolini, dem italienischen Juden, in Handel steht. Diese Idee befriedigte mich und beruhigte meine Neugierde.

Wyatt's beide Schwestern kannte ich sehr gut; es waren liebenswürdige und verständige Mädchen. Seit kurzem war er verheirathet, ich hatte aber seine Frau, von welcher er oft in meiner Gegenwart und zwar mit dem größten Enthusiasmus gesprochen, noch nicht gesehen. Da sie nach seiner Beschreibung talentvoll, außerordentlich schön und geistreich sein mußte, war ich höchst ungeduldig, mit ihr bekannt zu werden.

Als ich am 14. meinen Besuch am Bord machte, sollten nach des Capitäns Worten auch Wyatt und seine Familie daselbst erscheinen und ich blieb mehr als eine Stunde länger in der Hoffnung, der jungen Frau vorgestellt zu werden. Es kam jedoch die Entschuldigung: Frau Wyatt sei etwas unwohl und werde vor dem nächsten Tage bis zur Stunde der Abfahrt nicht erscheinen.

Andern Tags begab ich mich von meinem Hotel nach dem Kai, als Kapitän Hardy zu mir trat und mir ankündigte, unvorhergesehener Umstände halber (eine alberne aber bequeme Redensart) sei es nicht möglich, es mir zu wissen thun, wenn Alles bereit sei. Da wir höchst günstigen Südwind hatten, fand ich dieß sonderbar und da die Umstände etwas Geheimnißvolles enthielten, trotz meinen beharrlichen Versuchsmethoden, darüber hinauszukommen, so blieb mir nichts übrig, als wieder nach Hause zu gehen und meine Ungeduld nach Gefallen zu verdauen.

Fast eine Woche verging, ehe ich die erwartete Nachricht vom Kapitän erhielt. Endlich jedoch kam sie und ich verfügte mich sogleich an Bord. Das Schiff wimmelte von Passagieren und Alles war in der Aufregung, welche dem Augenblicke der Abfahrt vorausgeht. Die Familie Wyatt kam etwa zehn Minuten nach mir an, nämlich die beiden Schwestern, die Frau und der Künstler; letzterer in einem seiner misanthropischen Anfälle. Ich war indeß zu sehr an dieselben gewöhnt, ohne darauf zu achten. Er stellte mir nicht einmal seine Frau vor, eine Höflichkeit, die nun gezwungenerweise seiner Schwester Mariane zufiel, einem reizenden und geistreichen Mädchen, das sich dieser Artigkeit auch nur in aller Eile und mit wenigen Worten entledigte.

Das Gesicht der Frau Wyatt war unter dem Schleier fast unsichtbar; als sie diesen jedoch bei Entgegnung meiner Begrüßung lüftete, erstaunte ich nicht wenig über die Enttäuschung. Mein Erstaunen würde vielleicht noch größer gewesen sein, hätte eine lange Erfahrung mich nicht gewarnt, den enthusiastischen Beschreibungen meines Künstlerfreundes zu viel Glauben zu schenken, wenn er auf Frauenschönheit zu reden kam. Wenn ihm die Schönheit zum Thema diente, verstieg er sich, wie ich wußte, nur gar zu leicht in die Regionen des reinen Ideals.

Ich konnte mich in Wahrheit nicht enthalten, Madame Wyatt als eine Schönheit sehr unter der Mittelmäßigkeit zu finden; wenn sie nicht grade grundhäßlich war, war sie wenigstens nicht weit davon entfernt. Sie war jedoch höchst geschmackvoll gekleidet und ich zweifelte gar nicht, daß sie meinen Freund durch die dauernderen Vorzüge des Geistes und der Seele gefesselt habe. Sie sprach wenig und ging sehr bald mit Wyatt in die Kajüte.

Meine frühere Neugierde kehrte zurück; es war keine Dienerin dabei, soviel war richtig. Nun wendeten sich meine Nachforschungen dem Extragepäck zu. Bald auch kam ein Karren am Ausschiffungsplatze an, auf dem sich eine längliche Kiste von Tannenholz befand, der letzte Gegenstand, den man noch erwartet zu haben schien. Sogleich nach Ankunft derselben gingen wir unter Segel und hatten bald, das Weite gewinnend, den Hafenbaum hinter uns.

Die erwähnte Kiste hatte eine Länge von ungefähr sechs Fuß bei zwei und ein halb Fuß Breite; eine eigenthümliche

Form, die ich nicht sobald gesehen, als ich auch überzeugt war, ich habe recht gerathen. Ich war, wie man sich erinnern wird, zu dem Schlusse gekommen, das besondere Gepäck meines Freundes, des Künstlers, werde Malereien oder wenigstens eine Malerei enthalten, denn ich wußte, daß er schon mehrere Wochen mit Nicolini in Verbindung stehe; und siehe da, nun kommt eine Kiste an, welche dem Aeußeren nach ganz gut eine Kopie des Abendmahles von Leonardo da Vinci enthalten konnte, da sich, wie ich erfahren hatte, eine Kopie dieses Gemäldes, von Rubini dem Jüngern in Florenz gemalt, seit einiger Zeit in dem Besitze Nicolini's befand. Dieser Punkt schien mir also hinreichend aufgeklärt und ich freute mich meines Scharfsinnes. Es war jedoch das erste Mal, daß Wyatt eines seiner Künstlergeheimnisse vor mir bewahrte; er wollte mir offenbar einen Streich spielen und ein schönes Gemälde als Contrebande unter meiner Nase vorbei nach New-York führen. Ich beschloß daher, ihn meinerseits ebenfalls zum Besten zu haben, so gut es ginge.

Eines störte mich indeß immer noch. Die Kiste wurde nicht in die überzählige Kajüte geschafft, sondern in der Wyatt's deponirt und blieb dort, was noch auffälliger war, fast den ganzen Fußboden einnehmend, gewiß zur größten Unbequemlichkeit des Künstlers und seiner Frau, stehen, obgleich der Theer oder die Farbe, mit welcher man die großen Buchstaben der Adresse geschrieben, einen starken und unangenehmen, ja ekelhaften Geruch verbreiteten. Auf dem Deckel standen die Worte: „Mistreß Adelaide Curtis, Albany, New-York. Der Sorgfalt Cornelius Wyatt's, Esq. anvertraut. Oben. Mit Vorsicht zu tragen."

Ich wußte zwar, daß Mistreß Adelaide Curtis von Albany die Mutter von des Künstlers Gattin sei, betrachtete aber die ganze Adresse als eine besonders gegen mich gerichtete Mystifikation, da es mir klar war, daß die Kiste und ihr Inhalt nicht weiter nach Norden als bis ins Atelier meines Freundes, nach Chambersstreet in New-York, gehen würde.

Die drei oder vier ersten Tage hatten wir schönes Wetter, obgleich etwas entgegenstehenden Wind; indem wir gerade nach Norden hielten, verloren wir die Küste bald aus den Augen. Die Passagiere waren daher guter Laune und sehr zur Geselligkeit geneigt, das heißt mit Ausnahme Wyatt's und seiner Schwester, welche sich steif und, wie ich gestehen muß, mit wenig Höflichkeit gegen die Gesellschaft betrugen. Es war nicht sowohl das Benehmen Wyatt's, was mir auffiel; er war mürrisch, aber als excentrisch bekannt; nur für die Schwester fand ich keine Entschuldigung. Sie verschlossen sich während des größten Theiles der Ueberfahrt in ihre Kajüten und versagten es sich unbedingt, trotz meiner wiederholten Bitten, mit irgend einer Person an Bord in Berührung zu kommen.

Was Madame Wyatt betrifft, so war diese viel liebenswürdiger, das heißt, sie war sehr schwatzhaft, und viel Plaudern ist keine geringe Empfehlung auf dem Meere. Bald mit der Mehrzahl der Damen sehr vertraut, zeigte sie zu meinem größten Erstaunen eine durchaus nicht unzweideutige Neigung, mit den Herren zu kokettiren. Soviel sah ich indeß bald, daß man öfterer über Frau Wyatt als mit ihr lachte. Die Männer fällten kein Urtheil, die Frauen hingegen erklärten sie für ein gutmüthiges Geschöpf von mittelmäßigem Aussehen, das ohne alle Erziehung und daher gemein sei. Man fragte sich, wie Wyatt sich so fürchterlich habe täuschen lassen. Das Geld galt als allgemeine Erklärung; ich wußte jedoch, daß auch dieß der Grund nicht sei, denn der Maler hatte mir gesagt, sie habe ihm nicht einen Dollar zugebracht, auch nicht die leiseste Art einer Hoffnung auf später. Er hatte sie, nach seiner Aussage, aus Liebe, einzig aus Liebe geheirathet und seine Frau sei seiner Liebe tausendfältig werth. Wenn ich jetzt dieser Aeußerungen meines Freundes gedachte, gerieth ich in unbeschreibliche Verlegenheit. Er mußte den Verstand verloren haben; wie wäre es sonst möglich gewesen? Er so klug, so geistreich, so schwierig, mit so strengen Begriffen vom Ueblen und so lebhafter Würdigung des Guten. Seine Frau schien ihn ebenfalls sehr zu lieben; man merkte dieß hauptsächlich in seiner Abwesenheit, wo sie sich durch immerwährende Wiederholungen dessen lächerlich machte, was ihr „vielgeliebter Mann, Herr Wyatt", gesagt hatte. Das Wort „mein Mann," „mein Gatte," schien ihr stets auf der Zunge zu schweben. Und doch war es zur selben Zeit für Niemand am Bord ein Geheimniß, daß er sie auf die auffälligste Art mied und sich die meiste Zeit in seine Kajüte einschloß, wo er sein Leben hinbrachte, während er seiner Frau volle Freiheit gewährte, sich nach ihrem Belieben bei der Gesellschaft in der großen Kajüte zu unterhalten.

Aus Allem was ich sah und hörte ward es mir klar, daß sich der Künstler, durch irgend eine unerklärliche Laune des Schicksals oder durch irgend einen Anfall toller Leidenschaft hingerissen, mit einer Person vereinigt hatte, die tief unter ihm stand, woraus als natürliche Folge ein schneller und gänzlicher Widerwille gegen sie entstanden sei. Ich beklagte ihn von Grund des Herzens, konnte ihm deßwegen aber doch nicht verzeihen, daß er mir ein Geheimniß aus der Geschichte mit dem Abendmahle Leonardo's gemacht habe, und beschloß mich zu rächen.

Eines Tages kam er auf das Verdeck und, indem ich nach Gewohnheit meinen Arm in den seinigen legte, promenirten wir auf und nieder. Seine Traurigkeit, die ich aus Umständen nun natürlich fand, verminderte sich nicht. Er sprach wenig und mit verdüsterter Miene, wobei er sich sichtlich Zwang anthat. Ein paar Male brachte ich Scherze vor und der arme Bursche versuchte mühsam zu lächeln; wenn ich jedoch seiner Frau gedachte, mußte ich noch seinen Muth bewundern, so zu scheinen. Endlich wagte ich gerader auf mein Ziel loszugehen, und entschloß mich, eine Reihe unabsichtlicher Fragen über die lange Kiste vorzubringen, gerade genug ihm zu zeigen, daß ich bei dieser kleinen Geheimthuerei nicht der Betrogene sei. Meine erste Batterie demaskirend, berührte ich mit einem Worte die ganz eigenthümliche Form dieser Kiste, lächelte indem ich dieß sagte, mit schlauer Miene, blinzelte mit dem Auge und stieß ihn leicht mit dem Daumen in die Seite.

Die Weise, wie Wyatt diesen unschuldigen Scherz aufnahm, überzeugte mich auf der Stelle, daß er völlig toll sei. An-

fänglich starrte er mich mit großen Augen an, als sei es ihm unmöglich zu verstehen, was in meiner Bemerkung Witziges liege; in eben dem Maße aber, wie nach und nach das Pikante seinem Gehirne fühlbar werden mochte, schienen seine Augen aus den Höhlen heraustreten zu wollen. Er ward sehr roth, plötzlich erschrecklich blaß; als belustige ihn mein Einfall auf die höchste Art, brach er dann in ein heftiges Gelächter aus, das zu meinem Erstaunen mit wachsender Heftigkeit wohl zehn Minuten anhielt, worauf er schwer der Länge nach zu Boden fiel. Als ich ihn aufzuheben eilte, schien er allem Anschein nach todt.

Ich rief um Hülfe und mit vieler Mühe brachten wir ihn wieder zu sich, doch sprach er nach seiner Wiederbelebung eine Zeit lang auf unzusammenhängende Weise. Man ließ ihm zur Ader und brachte ihn zu Bett. Am folgenden Morgen war er gänzlich wiederhergestellt, wenigstens physisch, denn von seinen Geisteskräften kann ich nichts sagen. Während der übrigen Dauer der Ueberfahrt vermied ich ihn auf die Bitte des Kapitäns, der wie ich ihn für geistesschwach halten mochte, mich aber bat, mit Niemand davon zu sprechen.

Unmittelbar nach diesem Angriff auf Wyatt trafen mehrere Umstände zusammen, welche die mich peinigende Neugierde noch vermehren mußte. Nervös aufgeregt, wahrscheinlich weil ich sehr viel starken grünen Thee getrunken, hatte ich die eine Nacht schlecht geschlafen, ich möchte fast sagen, zwei Nächte gar nicht geschlafen. Nun öffnete sich meine Kajüte nach dem Speisesaale, wie die der andern männlichen Passagiere ohne Frauen. Die drei Zimmer Wyatt's befanden sich in der Hinterkajüte, welche vom Saale durch eine kleine Coulissenthür getrennt war, die niemals, selbst Nachts nicht, geschlossen wurde. Da wir stets denselben Wind hatten, der nicht unbedeutend rückwärts wehte, legte sich das Schiff unter dem Wind stark auf die Seite, und jedesmal, wenn sein Steuerbord unter dem Winde war, öffnete sich die Coulissenthür, welche die Kajüten trennte, und blieb offen, denn Niemand nahm sich die Mühe aufzustehen, um sie zu schließen. Mein Bett stand so, daß wenn meine Thüre, was der Wärme wegen geschah, ebenso wie die erwähnte Coulissenthür offen stand, ich in der Hinterkajüte und besonders in dem Theile, wo Wyatt's Zimmer lagen, alles deutlich sehen konnte. Während der beiden, nicht aufeinanderfolgenden, Nächte, in denen ich kein Auge schloß, sah ich ganz deutlich Madame Wyatt jedesmal gegen eilf Uhr vorsichtig die Kajüte des Künstlers verlassen und sich in das überzählige Zimmerchen begeben, wo sie bis nächsten Morgen so lange blieb, bis sie von ihrem Manne zurückgerufen wurde. Daß sie der Sache nach schon getrennt waren, war offenbar. Sie hatten wahrscheinlich in der Aussicht einer wirklichen Ehescheidung schon jetzt getrennte Zimmer und darin bestand auch, wie ich nun dachte, das Geheimniß der drei Kajüten. Es war aber noch ein anderer Umstand, der mich sehr interessirte. Während der beiden schlaflosen Nächte und sogleich nachdem sich Wyatt's Frau in ihr abgesondertes Gemach begeben hatte, ward meine Aufmerksamkeit durch eigenthümliche und sorgsam gedämpfte Töne in dem des Gatten angezogen. Nach einiger Zeit sorgfältiger Beobachtung gelangte ich dahin, mir die Ursache derselben zu erklären. Es war der Künstler, welcher die längliche Kiste vermittelst eines Meisels und eines Schlages öffnete; die Schläge des letzteren schienen durch irgend einen weichen Stoff von Leinen oder Wolle, womit er umwickelt war, gedämpft zu sein.

So glaubte ich genau den Augenblick zu unterscheiden, wo er den Deckel entnagelte, den, wo er ihn ganz abhob und an das niedrigste Bett seines Zimmers lehnte. Letzteres erkannte ich an einem leichten Geräusch, welches der Deckel verursachte, indem er gegen die Holzleisten des Bettes schlug, als Wyatt ihn ganz leise anzulehnen suchte, da es am Boden keinen Platz gab. Hierauf erfolgte tiefe Stille und ich vernahm beide Male bis Anbruch des Tages nichts weiter; ich müßte denn ein Schluchzen oder Murmeln erwähnen, welches so schwach war, daß man es kaum hören konnte, wenn es überhaupt nicht ein Erzeugniß meiner Einbildungskraft war. Ich sage, es hatte den Klang eines Schluchzens; natürlich aber konnte es keines von beiden sein, ich glaube vielmehr, es waren die Ohren, die mir klangen. Herr Wyatt ließ jedenfalls nach seiner Art einer seiner Launen den Zügel schießen, ließ sich von einem Anfalle seines Künstler-Enthusiasmus hinreißen. Er hatte die lange Küste geöffnet, um seine Augen an dem kostbaren Gemälde in derselben zu weiden; es war also keine Ursache zum Schluchzen vorhanden. Ich wiederhole daher nochmals, es konnten diese Töne nur eine Verirrung meiner durch den starken grünen Thee aufgeregten Phantasie sein. Kurz vor Tage hörte ich beide Male Herrn Wyatt den Deckel wieder auf die Kiste legen und mit dem Hammer die Nägel eintreiben. War dieß geschehen, so trat er vollständig angekleidet aus seinem Zimmer, um Madame Wyatt zu rufen.

Es mochten etwa acht Tage seit der Abfahrt verflossen sein, als uns auf der Höhe des Kap Hatteras ein fürchterlicher Windstoß aus Südwest traf. Wir waren bis auf einen gewissen Punkt vorbereitet, da sich das Unwetter schon durch mehrere Zeichen angekündigt hatte. Von oben bis unten ward Alles in Ordnung gebracht und da der Wind zu wehen fortfuhr, drehten wir unter doppelt gerefftem großen und kleinen Marssegel bei.

In dieser Lage schifften wir ziemlich sicher achtundvierzig Stunden lang fort; das Schiff hielt in jeder Hinsicht gut die See und faßte auf keine ernstliche Weise Wasser. Nach dieser Zeit aber setzte die Brise in Sturm um und unser zu Lappen zerfetztes hinteres Segel warf uns dergestalt gegen die Sturzsee, daß mehrmals hohe Wogen unmittelbar hinter einander über uns hinweggingen. Dieß Ereigniß kostete uns drei Mann, welche mit der Kambüse und fast der ganzen Ballustrade des Backbords ins Meer geschleudert wurden. Kaum waren wir unserer Sinne wieder mächtig geworden, als das Segel der kleinen Marsstenge in Stücken zerriß, worauf ein Sturmsegel aufgehißt wurde und wir uns einige Stunden ziemlich gut behalfen, indem das Schiff mit mehr Festigkeit als früher gegen die Sturzsee ankämpfen konnte.

Der Sturm dauerte nichts destoweniger immer fort und

nichts ließ erwarten, daß er sich bald legen werde. Das Takelwerk war in Unordnung gerathen und zeigte sich stellenweise übermäßig angespannt; den dritten Tag nach dem Windstoße, gegen fünf Uhr Nachmittags, fiel bei einem Umspringen des Windes unser Fockmast auf das Verdeck. Während wir mehr als eine Stunde vergeblich versuchten, uns seiner zu entledigen, da das Schiff immerwährendem Schlingern ausgesetzt war, und noch ehe wir dahin gelangt waren, kam der Zimmermann und meldete vier Fuß Wasser im Raume. Die schlimme Lage vollkommen zu machen, fanden wir die Pumpen verstopft und nicht zu gebrauchen.

Die nun folgende Verwirkung und Rathlosigkeit war groß. Man machte eine letzte Anstrengung, das Schiff zu erleichtern, indem man Alles über Bord warf, was man von der Ladung erlangen konnte und die beiden noch verbliebenen Maste kappte. Es gelang auch endlich, die Pumpen kannten aber nicht arbeiten und die Wassermenge mehrten sich sehr schnell.

Bei Sonnenuntergang hatte der Wind merkbar an Heftigkeit abgenommen und da sich das Meer zu beruhigen begann, hegten wir noch eine schwache Hoffnung uns mitteist der Boote retten zu können. Gegen acht Uhr Abends zertheilten sich die Wolken nach der Seite, wo der Wind herkam und wir hatten den Vortheil des Vollmondes, ein Glück das bewundernswürdig dazu diente, unsere niedergeschlagenen Geister etwas aufzurichten.

Mit unglaublicher Mühe gelangten wir dahin, die Schaluppe ohne besonderen Zufall flatt zu machen und häuften die ganze Equipage und die Mehrzahl der Passagiere hinein. Sie stießen sogleich ab und gelangten nach manchen Leiden gesund und glücklich den dritten Tag nach dem Schiffbruche in den kleinen Arm von Ocracoke.

Vierzehn Passagiere mit dem Kapitän blieben an Bord zurück, entschlossen sich dem kleinen an der Hinterseite hängenden Kahne anzuvertrauen. Wir brachten ihn ohne Schwierigkeit hinab, obgleich es als ein Glück angesehen werden konnte, daß er beim Berühren des Wassers nicht umschlug. Er nahm den Kapitän und seine Frau, Herrn Wyatt und seine Gesellschaft, einen merikanischen Offizier mit Frau und vier Kindern, mich und einen Negerdiener auf.

Wir hatten deßhalb nur wenige der nothwendigsten Dinge und einigen Proviant am Platz, an Kleidungsstücken aber nur was wir am Leibe trugen. Es hatte Niemand auch nur daran gedacht, etwas Weiteres mit sich zu nehmen. Wie groß war daher unser Erstaunen, als wir einige Klafter vom Schiff entfernt, Herrn Wyatt sich im Hintertheil des Kahnes erheben sahen, indem er kalt von Kapitän Hardy forderte, er solle zurückfahren, um seine lange große Kiste mit aufzunehmen.

„Setzen Sie sich, Herr Wyatt," war des Kapitäns etwas strenge Antwort; „Sie werden verursachen, daß wir umschlagen, wenn Sie sich nicht ruhig verhalten. Wir haben nur wenig Bord über Wasser."

„Die Kiste!" schrie Wyatt, noch immer stehend, „die Kiste, sag' ich, Kapitän Hardy; Sie können und werden es mir nicht abschlagen. Ihr Gewicht beträgt nur eine Kleinigkeit, nichts, so gut wie nichts. Bei der Mutter, die Sie einst unter dem Herzen getragen, bei Allem, was Ihnen heilig ist, bei Ihrer Hoffnung auf Seligkeit beschwäre ich Sie, fahren Sie zurück und lassen Sie uns die Kiste holen.""

Einen Augenblick schien der Kapitän durch die schmerzlich flehenden Worte des Künstlers gerührt, bald aber kehrte seine Strenge zurück und er rief: „Sie sind toll, Wyatt. Ich kann Ihre Bitte nicht erfüllen. Noch einmal, setzen Sie sich oder der Kahn wird umschlagen. Heda! Haltet ihn! Haltet ihn zurück aber er springt über Bord. Da! . . . ich wußte es; er ist hinausgesprungen!"

Wyatt war wirklich bei den Worten Hardy's aus dem Kahne gesprungen und da wir unter dem Winde des sinkenden Schiffes fuhren, gelang es ihm mit fast übermenschlicher Anstrengung, ein Tau zu erfassen, welches vom Vordertheil des Schiffes herabhing. Einen Augenblick später war er am Bord und stürzte wie ein Rasender in die Kajüte.

Während sich dieß zutrug, waren wir weiter vom Schiffe abgetrieben worden und, nicht ferner durch die Maste desselben geschützt, dem noch immer heftig aufgeregten Wogen des Meeres preisgegeben. Wir machten einen verzweifelten Versuch, umzukehren, unser kleiner Kahn wurde wie eine Feder vom Sturme vor sich hergetrieben und wir sahen ein, daß es um den unglücklichen Künstler geschehen sei.

Indem wir uns so von dem sinkenden Schiffe entfernten, sahen wir den Tollen, als welchen wir ihn betrachten mußten, die Treppe heraufkommen, wobei er mit riesenmäßiger Kraft die lange Kiste hinter sich herzog. Während wir so staunend nach ihm starrten, schlang er schnell mehrere Male ein mehrere Zoll dickes Tau um die Kiste und um seinen Körper, und einen Augenblick später befanden sich Mensch und Kiste im Meere, plötzlich und für immer verschwindend.

Wir hielten einige Zeit trauervoll mit dem Rudern ein, die Augen auf jene Stelle geheftet, endlich entfernten wir uns. Wohl eine Stunde lang herrschte tiefe Stille; da wagte ich die Bemerkung:

„Haben Sie gesehen, Kapitän, wie er auf der Stelle versank. Ist dieß nicht sonderbar? Ich gestehe, ich hatte noch etwas Hoffnung, er werde sich retten, als ich sah, wie er sich an die Kiste band und mit dieser ins Meer stürzte."

„Sie sanken, wie sich erwarten ließ, sogleich," antwortete der Kapitän; „sie werden jedoch bald wieder auf die Oberfläche kommen; jedoch nicht eher als bis das Salz geschmolzen ist."

„Das Salz?" rief ich erstaunt.

„Still!" winkte der Kapitän, auf die Frau und Schwester des Versunkenen zeigend, „wir wollen diese Unterhaltung auf eine gelegenere Zeit aufsparen."

Wir hatten viel zu leiden und viele Mühe, uns zu retten, aber das Glück war uns günstig wie unsern Gefährten in der Schaluppe. Genug, wir landeten mehr todt als lebendig nach vier Tagen großer Gefahr an der gegenüber liegenden Küste der Insel Roanoke. Hier blieben wir eine Woche, war-

den von den Bewohnern leidlich verpflegt und konnten endlich unsere Ueberfahrt nach Newyork bewerkstelligen.

Einen Monat ungefähr nach dem Untergange der Independence begegnete mir Kapitän Hardy in Broadway. Die Unterhaltung kam natürlich bald auf unser Mißgeschick und insbesondere auf das traurige Loos des armen Wyatt. Ich erfuhr nun folgende Begebenheit. Der Künstler hatte bereits für sich, seine Frau, seine beiden Schwestern und eine Dienerin die Fahrt bedungen. Seine Frau war, wie er sie geschildert, ein reizendes und vollendetes Weib. Am Morgen des 14. Juni, als dem Tage, wo ich zuerst das Schiff besuchte, ward sie plötzlich krank und starb. Der junge Gatte war dem Wahnsinn nahe vor Schmerz, gleichwohl hinderten gebieterische Umstände, die Reise nach New-York aufzuschieben. Er mußte seiner Schwiegermutter den Leichnam des vielgeliebten Weibes mitbringen und gleichwohl war das Vorurtheil bekannt, welches ihn hinderte, dieß öffentlich zu thun. Neun Zehntheile der Passagiere würden das Schiff wieder verlassen haben, anstatt die Fahrt in Gesellschaft einer Leiche zu unternehmen.

In dieser Verlegenheit bestimmte Kapitän Harry, daß man die Leiche, nachdem sie theilweise einbalsamirt und in eine bedeutende Menge Salz emballirt worden, in eine Kiste von entsprechender Größe als Handelsartikel an Bord gebracht werde. Es sollte von dem Tode der Dame gar nicht gesprochen werden, da man jedoch wußte, daß Wyatt auch die Ueberfahrt für seine Frau bestellt habe, ward es nothwendig, daß jemand ihre Rolle auf der Seefahrt übernehme. Das Kammermädchen der Verstorbenen ward leicht bestimmt, diese Rolle zu spielen und die überflüssige Kajüte, die ursprünglich für das Mädchen bestimmt gewesen war, ward beibehalten. Es war daher natürlich, daß die fingirte Frau auch alle Nächte in diesem Gemache schlief, während sie am Tage, so gut sie konnte, die Person ihrer Herrin vorstellte, von welcher man versichert war, daß sie keiner der Passagiere kannte.

Mein Irrthum war natürlich durch neugierigen und zu schnell dem ersten Eindrucke nachgebenden Charakter entstanden. Aber mein Schlaf ist, seit ich dieß erfahren, nicht mehr so fest wie früher. Es verfolgt mich eine Gestalt, wohin ich mich auch wende und ein hysterisches Lachen gellt mir beständig in den Ohren.

Ein Muster-Landhaus.

Vor einigen Wochen enthielt das Journal des Debats die Schilderung eines Besuchs in dem Landhause des bekannten französischen Taschenspielers Robert Houdin, welcher jetzt sein Geschäft aufgegeben und sich nach französischer Sitte ein behagliches trautes Heimwesen gegründet hat. Da diese Schilderung aus einer berufenen Feder auch manchen von unseren Lesern interessiren dürfte, geben wir sie hier im kurzen Auszug. Houdin scheint in der Wahl seines Landsitzes schon einen trefflichen Geschmack bethätigt zu haben, denn derselbe liegt auf dem linken Ufer der Loire, Blois gegenüber. In der häuslichen Einrichtung sind verschiedene neue Anwendungen der Elektricität und sonstige sinnreiche Erfindungen und Vorrichtungen angebracht worden, auf welche nur ein Mann wie Houdin kommen konnte.

Ein eisernes Einfahrtsthor für Equipagen eröffnet den Zutritt zu einer langen gewundenen Allee, zu beiden Seiten begrenzt von Bäumen, welche so nahe mit ihren Kronen zusammenrücken, daß sie gewissermaßen einen Laubengang bilden. Ein Pförtchen zur Linken dieses Einfahrtthors ist zum Gebrauche für Fußgänger bestimmt. Dieses Pförtchen ist mit einem kleinen vergoldeten Klopfer versehen, über welchem der Name des Besitzers und unter welchem der Name des Besitzthums eingravirt ist, welches eigentlich die alte Priorei der Kathedrale von Blois ist. Daneben gewahrt man das Wort: „frappez" (pochen Sie). Hebt man nun den Klopfer in die Höhe, so stellt derselbe eine elektrische Verbindung her, welche mittelst eines Drahts, gleich demjenigen eines Telegraphen, eine große Glocke in dem, mehrere Hundert Schritte entfernten Hause in Bewegung setzt. Der auf diese Weise von der Ankunft eines Besuchs in Kenntniß gesetzte Diener braucht diese Entfernung nicht zurückzulegen. Er zieht nur einen Strang an, welcher die Thür öffnet. Derselbe Strang dreht zugleich, immer noch vermittelst der Elektricität, das Plättchen an der Thüre um und dieses zeigt nun statt des Wortes „frappez!" das Wort: „Entrez" (treten Sie ein). Der Besucher stößt die Thür halb auf; öffnet er sie weiter, so ertönt ein kleines Glöckchen, welches um so lauter läutet, je weiter die Thür zurückgeschlagen wird, so daß die Bewohner des Hauses nicht allein wissen, daß der Besuch eingetreten ist, sondern auch ziemlich genau sagen können, ob der Besuch allein ist oder noch Begleiter bei sich hat, denn ein einzelner Besucher gibt sich gewöhnlich nicht die Mühe, die Thür weit aufzustoßen.

Herr Robert Houdin und seine Frau haben Zeit genug, sich auf den Empfang von Besuchern vorzubereiten, während diese die vorerwähnte lange schattige Allee heraufkommen. Außerdem ist der Hausherr im Stande, mittelst eines in seinem Studierzimmer angebrachten Spiegels und einer Fernröhre alle Eintretenden zu sehen, zu unterscheiden, zu zählen und förmlich zu recognosciren. Wenn die Thür zufällt, so dreht sich das Plättchen neben dem Klopfer von selbst und zeigt wieder das Wort frappez; und da der Diener durch das Anziehen des Stranges nichts erzielt, außer wenn irgend jemand gepocht hat, so ist die Familie des Hausbesitzers stets versichert, daß das Pförtchen nicht durch irgend eine Fahrlässigkeit offen geblieben ist. Ueberdem ist dieselbe elektrische Vorrichtung noch mit einer weitern Einrichtung versehen, welche bewirkt, daß im Flur des Hauses auf einer Tafel, welche die Worte: „Thore offen" und „Thore geschlossen" enthält, jeden Augenblick der Zustand der Thüre controlirt und jeder Fahrlässigkeit von Seiten der Dienerschaft abgeholfen werden kann.

Wenn eine Equipage vor dem Einfahrtsthore anfährt, so öffnet der Kutscher oder Lakai das Pförtchen auf die eben geschilderte Weise, tritt ein, öffnet von innen das große Thor, welches mit dem Hause vermittelst verschiedener elektrischer Drähte in Verbindung steht, die die große Glocke im Hause anschlagen machen, und alles Uebrige geht dann ganz in der-

selben Weise vor sich, wie in dem Fall der zu Fuß kommenden Besucher. Hat der Kutscher das Thor nicht hinter sich verschlossen, so zeigt die kleine Tafel im Hausflur dasselbe an, und man weiß im Hause sogleich, daß das Thor offen gelassen worden ist.

Neben dem Pförtchen ist außerhalb, nach dem gegenwärtig beliebten Brauche, eine Kapsel für Briefe und Zeitungen angebracht. Die äußere Oeffnung dieser Kapsel ist mittelst eines Deckels verschlossen, welcher beliebig aufgehoben werden kann; hebt man ihn aber in die Höhe, so wird in dem elektrischen Apparat der Contact hergestellt, der den elektrischen Strom erzeugt. Der Postmann hat die Weisung, erst die Zeitungen und dann die Briefe, einen um den andern, in die Kapsel zu legen. So wie eine in die Kapsel geworfen wird, setzt das Aufheben des Deckels den elektrischen Strom in Thätigkeit und läutet an einem besonderen Glöckchen. „Aha," sagt Herr Houdin, „da sind meine Zeitungen und Briefe!" Und auf dem Lande ist dieß ein wichtiger Augenblick, dem man immer mit einer gewissen Ungeduld entgegensieht. „Jean, geh' und hole mir die Zeitungen und die drei Briefe, welche in der Kapsel liegen!" Hier ist also wiederum keine Möglichkeit eines Betrugs oder einer Fahrlässigkeit eingeräumt, denn die Glocke hat ja dreimal angeschlagen, seit das Einwerfen der Zeitungen sie zum ersten Male in Bewegung gesetzt hat.

Natürlich geschieht es aber auch, daß die Vorübergehenden sich den Spaß machen, den vergoldeten Klopfer in Bewegung zu setzen, den sie unter dem Namen des als eine Art Herenmeister wohlbekannten Herrn Houdin glänzen sehen. Werden die Dienstleute hierdurch nicht bisweilen veranlaßt, den Strang vergeblich anzuziehen? O ja, dieß ist auch schon zuweilen geschehen, aber ziemlich selten, denn die Leute der Nachbarschaft sind nun an dieses kleine Geheimniß so sehr gewöhnt und so wenig geneigt, einen liebenswürdigen Mann, der ihnen nur freundlich und artig begegnet, zu incommodiren, daß diese Einrichtung gewissermaßen unter dem Schutze des Publikums steht. Nur am Sonntage, wenn die Soldaten auf ihren Spaziergängen müssig in den Vorstädten und der Umgebung von Blois herumschlendern, lassen sich diese zuweilen von jenem Klopfer und dem darüber befindlichen magischen Namen anziehen, und pochen zu ihrer Belustigung an dem Pförtchen, bis sie das Zauberwort Entrez erscheinen sehen, gehen dann aber weiter ohne einzutreten, und die Leute vom Hause wissen dann schon, was dieß zu bedeuten hat. Es ist eine kleine Unbehaglichkeit von diesem scharfsinnigen Mechanismus, welcher in anderer Hinsicht so viele treffliche Dienste leistet.

Treten wir aber nun in das Heiligthum des Herrn Houdin ein!

Die Allee, welche zu seiner Behausung hinführt, läuft zwischen zwei kleinen Hügeln hin, welche mit Bäumen gekrönt sind. Wenn man in dem kleinen Park spazieren geht, kann man von dem einen Hügel nicht nach dem andern gelangen, ohne auf der einen Seite in die Allee hinunterzusteigen und auf der andern Seite wieder den Hügel hinanzuklettern. Dieß wäre aber eine kleine Strapaze, und um diese Nothwendigkeit zu beseitigen, sind zwei Drahtkabel von Hügel zu Hügel gespannt. An diesen Kabeln hängen zwei Kutschenkästen, die sich auf Rollen und in Flaschenzügen bewegen, — der eine geht herüber, der andere hinüber. Man setzt sich in den einen und das Gewicht unseres Körpers setzt denselben in Bewegung; man schwebt auf dieser luftigen Bahn über die im Defilee hinlaufende Allee hinüber. Sobald der Kutschkasten jenseits auf dem Boden angelangt ist, läuft er von selber wieder an seinen Ausgangspunkt zurück vermittelst eines sehr einfachen Mechanismus, welcher durch Gegengewichte in Bewegung gesetzt wird. Hat man nun den jenseitigen Theil des Parks besichtigt, so kann man ganz in derselben Weise wieder nach dem andern Theile zurückkehren, und diese kleinen Lustreisen, welche an die russischen Rutschberge erinnern, sind sehr unterhaltend.

Wir gelangen zunächst an das Häuschen des Gärtners, das in einem allerliebsten englischen ländlichen Style erbaut ist. Herr Robert Houdin wünscht, daß seine Leute früh und frisch bei der Arbeit sind; um dieß zu bezwecken, hat er in Antoine's Schlafstube einen Wecker, eine Allarmglocke angebracht, welche zu einer bestimmten Stunde ertönt, und zwar mittelst eines elektrischen Stromes, welcher von der großen Hauptuhr im Wohnhause ausgeht. Herr Houdin hat Sorge getragen, diese Weckuhr nicht unmittelbar neben dem Bett seines Gärtners, sondern demselben gegenüber auf der andern Seite des Zimmers anzubringen. Die elektrische Sturmglocke hört nicht eher auf, als bis man den Leitedraht aushakt und die Verbindung des Stromes unterbricht; Antoine muß also aufstehen, um den betäubenden Lärm verstummen zu machen; und ist er einmal aufgestanden, so wird er sich schwerlich wieder zu Bett legen — er hat also im Kampf gegen Schlafsucht oder Indolenz gesiegt.

Hinter der Gärtnerwohnung befinden sich die Gewächshäuser: das Warmhaus mit der schönsten Sammlung tropischer Gewächse, das Kalthaus, worin Winters die Orangenbäume und andere gegen Frost empfindliche immergrüne Pflanzen verwahrt werden. Allein wenn man diese Gewächse einerseits vor Frost beschützen muß, so ist ihnen andererseits übergroße Wärme ebenso schädlich. Man muß daher nothwendig ein Mittel haben, um die Temperatur des Gewächshauses zu verifiziren und sich insbesondere und vor Allem bei Nacht zu überzeugen, ob der Gärtner nicht fahrlässig gewesen ist. Dieß einzurichten war für Herrn Houdin eine Kleinigkeit. Ein metallischer Thermometer, aus zwei verschiedenen Metallplatten, die sich bei der Erwärmung ungleich ausdehnen, verfertigt, drückt bei einem bestimmten Grad von Wärme oder Kälte auf eine Klappe, welche den Thermometer mit einem elektrischen Apparate in Verbindung setzt; sobald der Strom in Wirksamkeit gebracht ist, ertönt eine Glocke, welche den Herrn vom Hause benachrichtigt.

Herr Houdin war ursprünglich Uhrmacher und hat eine ganze Reihe kleiner Wunderwerke auf diesem Gebiete der Mechanik geschaffen; man kann daher füglich erwarten, daß man im Kapitel der Uhren in seinem Hause etwas Ungewöhnliches und Ausgezeichnetes antrifft. Herr Houdin hat seiner Vater-

stadt Blois eine elektrische Thurm-Uhr zum Geschenk gemacht, welche nicht durch Elektrizität in Bewegung gesetzt wird, die von einer andern Uhr gewöhnlicher Art übertragen und regulirt wird, sondern welche ihre Verrichtungen unter dem direkten Einfluß einer voltaischen Säule vollzieht, die man alle Jahre nur einmal zu erneuern braucht. Alle Thurm- und Stock- und Taschenuhren der Stadt werden nach jener Uhr regulirt. — Herr Robert Houdin hat nun in seinem Hause eine Wanduhr von großer Präcision, einen wahren Chronometer von gewöhnlicher Art; sie geht mittelst eines Gewichts, welches man jede Woche oder jeden Monat aufziehen muß. Um aber diese Nothwendigkeit zu umgehen, hat Herr Houdin sich einer vergeudeten Kraft bedient, welche niemand vor ihm zu verwenden gedacht hatte. Diese Kraft ist — die Küchenthüre, welche so oft geöffnet und wieder zugeschlagen wird und bei dem beständigen Kommen und Gehen der Leute mittelst einer sehr einfachen Vorrichtung das Gewicht seiner Uhr aufzieht. Allein der Pendel dieser Uhr setzt vermöge einer elektrischen Verbindung auch noch die Zeiger verschiedener Zifferblätter in Bewegung, welche an einzelnen Stellen des Hauses und seiner Umgebung angebracht sind, so daß, wenn Herr Houdin Morgens aufsteht und seine Nase aus dem Fenster streckt, wie man zu sagen pflegt, er auf dem Giebelende seines Kalthauses zu seiner rechten Hand die Tageszeit, auf dem Giebelende der Wagenremise zu seiner Linken den Stand des Thermometers und Barometers ablesen kann, und direkt vor sich auf der Volière eine Wetterfahne hat, welche ihm die Windrichtung angibt.

Und nun möchte man fragen: erfordern denn diese scharfsinnigen, verschwiegenen, zuverlässigen mechanischen Diener, die so gehorsam, zuverlässig, von ebenmäßigem Temperament und unwandelbarer Anstelligkeit sind, deren Gehalt und Unterhaltung beinahe gar nichts kostet, die nicht grob, noch linkisch, noch vergeßlich, noch unaufmerksam sind, die nichts zerbrechen und nichts entfremden, die keine Klatschereien oder Ränke anzetteln und mit Einem Worte das wahre Ideal von musterhaften Dienern sind, — erfordern diese mechanischen Vorrichtungen denn nicht eine große Sorgfalt? Keineswegs, sie kosten jedes Jahr nur zwei Stunden, um die voltaischen Säulen wieder zu erneuern. Zur Steuer der Wahrheit muß hier konstatirt werden, daß alles dieß mit einer Vollkommenheit eingerichtet ist, in welcher man den erfinderischen Geist und die geübte Hand eines wunderbar geschickten Künstlers nicht verkennen kann.

Der Salon des Herrn Robert Houdin ist mit einigen Artikeln von spezieller Beschaffenheit geziert, welche hier Erwähnung verdienen. Man sieht daselbst zunächst einige von jenen reizenden automatischen Figuren, welche man früher in Herrn Houdin's Theater zu bewundern Gelegenheit hatte, z. B. singende Vögel, Seiltänzer, Musikanten, Gaukler, Taschenspieler und dergleichen; ferner verschiedene Ehrenzeichen und Geschenke von hochgestellten Personen, vor welchen der Künstler seine Kunststücke zeigte und aufführte, — so unter Anderen die merkwürdige und eigenthümlich interessante Original-Urkunde eines Danksagungsschreibens, welches ihm die arabischen Häuptlinge mit allen ihren Unterschriften versehen in pompöser Weise als Denkzeichen ihrer Bewunderung und Dankbarkeit für die Wunder zusandten, welche er im Jahr 1856 vor ihnen aufgeführt hatte.

Der Onkel in Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung von Seite 460 ffg. des vorigen Jahrgangs.)

26.

„Beruhigen Sie sich, Frau Heffter, es ist keine Lebensgefahr vorhanden," sagte der Arzt, welchen man in aller Eile herbeigerufen hatte. „Die Lähmung der rechten Seite und der Zunge wird hoffentlich nicht unheilbar seyn, und wenn wir dafür sorgen, daß Herr Heffter für einige Zeit allen Geschäften und geschäftlichen Sorgen fremd bleibt, — wozu er überdieß augenblicklich gar nicht angethan ist, so hoffe ich ihn in einigen Wochen wieder ganz hergestellt zu sehen, — natürlich immer vorausgesetzt, daß der Schlaganfall sich nicht wiederholt. Seyn Sie daher außer Sorgen, Madame!"

— „Ich danke Ihnen, lieber Doctor," erwiderte Frau Heffter in stiller Trauer aber ruhiger Fassung. „Wenn ich Sie recht verstanden habe, so rathen Sie meinem armen Gatten eine Luftveränderung an, nicht wahr?"

„Allerdings, oder wenigstens eine gänzliche Entfernung von allen Geschäften, Frau Kommerzienrath. Wenn neue Sorgen auf sein Gemüth einstürmen, so kann ich für nichts einstehen!"

— „Dann müssen wir leider auf das Schlimmste gefaßt seyn, Herr Doctor, denn wie wäre es möglich, den sichern Ruin aufzuschieben?" entgegnete Frau Heffter. — „Nur Eines kann den armen Mann retten, — schleunige Entfernung von hier, gänzliche Isolirung; aber wo finden wir eine solche?"

„Wie wäre es, wenn Sie den Kranken nach Buchenberg brächten, wo mein Schwager, der Bezirksförster, Sommers immer einige Zimmer an Fremde zu vermiethen hat? Dort hätten wir Ruhe und Abgeschiedenheit und auch eine liebreiche Pflege für Ihren Kranken ..."

— „Für letztere ist gesorgt, Herr Doctor! meine Töchter können ihn begleiten."

„Und Sie, Madame? Ihnen wäre die Erholung noch mehr zu gönnen!" sagte der Arzt; „aber freilich dürften die Erinnerungen an das, was die letzten Tage ...."

— „Was verstehen Sie darunter, Doctor?" fiel ihm Frau Haffter beinahe streng in's Wort, und ihre grauen Augen hafteten ernst an seinen Zügen.

„Lassen Sie mich offen seyn und sehen Sie keine Rohheit in dem, was ich sagen will," entgegnete der Arzt. „Ich war gestern ebenfalls in Lerchenfeld, meine liebe Frau Heffter — ich lasse den Titel hinweg, denn ich weiß, daß er Ihnen keine Freude macht, — ich war Augenzeuge der Koketterie einer

fremden Dame gegen Ihren Gatten, ich mußte wider Willen all die Gerüchte und Deutungen hören, welche unter unseren lieben Mitbürgern in Umlauf waren, als Sie das Badhaus verlassen hatten, und einer Frau, welche derartiges erlebt, ist nicht zu verdenken, wenn sie ihrem Gatten eine Luftveränderung wünscht, ohne ihn gerade begleiten zu wollen!"

— „Sie beurtheilen mich falsch, Doctor," erwiderte Frau Heffter ernsthaft und ruhig. „Ich kann meinen armen Mann nur darum nicht begleiten, weil in diesen Tagen, wo unser ganzes irdisches Glück zusammenzubrechen droht, meine Anwesenheit hier im Hause unerläßlich ist, weil ich wenigstens den Kopf oben behalten muß, wenn mein Gatte unzurechnungsfähig ist. Hat er gegen mich gefehlt — und ich hatte seit Jahresfrist hierüber Gewißheit — so mag er das mit seinem Gewissen und mit Gott ausmachen. Ich habe es ihm vergeben; und nichts in der Welt soll mich je bestimmen, es ihm nachzutragen oder den Pflichten untreu zu werden, die ich vor dem Altar übernommen habe. In Freud' und Leid, wie ich es gelobt habe, wird der Verblendete der unverbrüchlichen Liebe und Treue seines Weibes und seiner Kinder sicher seyn, — das dürfen Sie glauben und den lieben Mitbürgern versichern."

„Vergebung, meine liebe Frau Heffter — ich wollte nicht kränken," sagte der Arzt; „im Gegentheil, ich muß Ihnen meine Bewunderung ausdrücken — Ihre Seelenstärke flößt mir eine wahre Hochachtung ein."

— „Die ich nicht verdiene, Doctor, denn der Schlag, wie herb er ist, kommt mir nicht unerwartet. Ich habe mir nie erlaubt, an die Wirklichkeit des Reichthums und die Dauer des Glanzes zu glauben, mit deren Schein mein unglücklicher, verblendeter Gatte gegen meine Bitten sich zu umgeben liebte. Ich habe demüthig und mit stiller Zuversicht vorausgesehen, daß diese Zeit der Prüfung einmal kommen werde, und darum hat mir der Himmel Stärke gegeben, diesen Schicksalsschlag zu ertragen. Mit Gottes Hülfe wird auch er vorübergehen, und uns vielleicht zur Läuterung und Besserung dienen!"

„Amen, liebe Frau Heffter! ich sehe Sie bedürfen meiner Trostesworte nicht!" sagte der Arzt tiefgerührt. „Allein seyn Sie überzeugt, daß ich Ihnen helfen werde, wie, wann und wo ich kann!"

— „Gott lohne es Ihnen! gute Menschen sind Gottes Werkzeuge," versetzte Frau Heffter weich und drückte ihm die Hand. „Ich nehme Sie sogleich beim Worte: bitte, schreiben Sie Ihrem Schwager in Buchenberg, daß ich ihn um Aufnahme für meinen armen Mann und eine meiner Töchter bitte — zwei Zimmer werden genügen, und die Kosten hiefür kann ich aus meinen eigenen Ersparnissen bestreiten."

„Das sind Nebensachen, beste Frau! wer wird in diesem Augenblick hieran denken?"

— „Oh, ich kenne die Menschen gut — es werden so viele jetzt daran denken, ob wir ihre Dienste noch entsprechend zu belohnen vermögen! — Sie freilich nicht, Doctor; aber die Guten und Uneigennützigen sind immer in der Minderheit. Und Sie sagen mir dann Bescheid, nicht wahr, lieber Doctor?"

„Morgen früh — ich werde heute Nachmittag selbst hinausfahren, um die Sache abzumachen, beste Frau Heffter! verlassen Sie sich auf mich!" und der gereiste Mann schied unter den wärmsten Dankesworten der schwergeprüften Frau.

Drinnen in seinem reich ausgestatteten, eleganten Schlafzimmer lag der Kommerzienrath, der noch vor wenigen Tagen so stolze, stattliche Mann, den noch gestern um diese Zeit so viele beneidet oder angestaunt hatte, schlaff und gebrochen auf seinem Bette. Die Augen waren halbgeschlossen, der rechte Arm war starr, der Mund krumm gezogen, die Besinnung gestört. Um ihn herum hantierte der dicke wuselige Physikus, welchen unsere geehrten Leser in unserm dritten Kapitel kennen gelernt haben, und bemühte sich, diejenigen Hülfsmittel anzuwenden, welche seine eigene Erfahrung und die Weisungen seines erfahreneren Kollegen im vorliegenden Falle anriethen. Der kleine Wundarzt hatte dem Kranken so eben reichlich zur Ader gelassen, und schickte sich an, nun auch noch andere Blutentziehungen vorzunehmen. Nun war es aber eine Eigenthümlichkeit des kleinen beweglichen Männchens, daß er nichts thun konnte, ohne dabei zu plaudern, zumal wenn er Zuhörer hatte, und da in diesem Augenblicke Emma und Leonie Heffter sich mit ihm in dem verdunkelten Gemach in die Pflege des kranken Vaters theilten, so war der kleine Wundarzt doppelt beeifert, sein Licht vor den jungen Damen leuchten zu lassen und zu deren Beruhigung beizutragen.

„So, Mamsellchen! danke Ihnen! stellen Sie nur den Topf mit den Blutegeln auf das Nachtkästchen, wollen dieselbigen sogleich appliziren!" schnarrte er und schob das kleine Rosenzweigchen mit einer winzigen Rosenknospe, das er zwischen den Lippen hielt, mit der Zunge von einem Mundwinkel zum andern. „Haben Sie bemerkt, wie mein Kollege Dietrich alle meine Anordnungen billigte? Oh, ich sage Ihnen — nichts für ungut! aber seine Beiziehung wäre gar nicht nöthig gewesen. Wäre mit dem Anfall allein fertig geworden. Ist ein ganz leichter Anfall von Apoplexia madius, die mir schon tausendmal vorgekommen ist. Ich garantire Ihnen, daß der Herr Kommerzienrath mit dem Leben davonkommen wird, wenn er auch vielleicht einen schiefen Mund behält und ein Bißchen gelähmt bleibt; aber was ist dieses, meine Damen, im Komparativ zu dem Leben, hehehe? — Der Herr Kommerzienrath haben keinen ausgesprochenen Habitus apoplexicum — aber es gibt Gemüthsbewegungen, Affectationen, sag' ich Ihnen, wo auch der Stärkste und Hagerste einen derartigen Anfall haben kann. Ich habe auf den ersten Blick erkannt, womit wir zu thun haben; aber es war ein großes Glück, daß ich in der Nähe war und sogleich den Aderlaß vornehmen konnte, denn ich versichere Sie, in solchen akuten Fällen ist Gefahr auf dem Verzuge: periclus in moros, wie wir Lateiner sagen. Es ist nur eine Hemisplegie, wie man zu sagen pflegt, d. h. eine theilweise Lähmung auf der einen Seite, und hat im Grunde in dem Alter des Herrn Kommerzienraths nicht viel zu sagen, wenn nicht das sogenannte Tabakrauchen hinzukommt und die Zunge längere Zeit gelähmt bleibt. Wissen Sie, mein gutes Fräulein, was Tabakrauchen ist, nämlich bei Personen, welche von einem Schlage befallen worden sind, he?"

— „Nein, Herr Physikus, ich weiß es nicht," entgegnete Emma, welcher diese Frage gegolten hatte, sanft aber bestimmt. „Allein ich glaube, daß es meinem armen Papa, so sehr er auch in gesunden Tagen seine Cigarre liebte, jetzt doch nicht einfallen wird zu rauchen! Sehen Sie nur wie er daliegt! wie gebrochen und schlaff, die eine Wange unbeweglich, herabhängend, schlotternd, der Mund schief gezogen, das Auge nur halb geschlossen! Wie fürchterlich muß es für den armen Papa seyn, wenn er Ihre Worte versteht, Herr Stadtphysikus!"

„Oh, damit hat es keine Noth, mein gutes Fräulein Kommerzienrath, hehehe!" sagte das Männchen und schlürfte zwischen hinein von dem alten Bordeaurwein, welchen Leonie ihm vorgesetzt hatte. „Ich sage Ihnen, von Hören- und Verstehenkönnen ist bei dem Herrn Kommerzienrath keine Rede. Hören Sie nur das eigenthümliche Schnarchen, welches nur bei Schlagbetroffenen vorkommt und das wir stercor nennen. Ich sage Ihnen, Ihr Herr Papa schläft wie ein Sack Nüsse, und das ist ein Glück, denn es bedeutet Heilung. Käme dieser stercor erst später, am sechsten, achten Tage, so wäre Gefahr vorhanden. Also von Hören oder Sehen ist keine Rede. Wollen froh seyn, wenn der Herr Kommerzienrath, nachdem er aus dem Schlafe erwacht, noch hören, sehen und sprechen kann. Sehr oft verlieren die Leute bei einer solchen Hemisplegie auf der einen Seite des Körpers Gesicht, Gehör und Sprache, und sind so konfus, daß sie sich auf keinerlei Namen mehr besinnen können. Sehen Sie, meine guten Fräulein, da war der dicke Käsehändler Schäftelmeir, der so fürchterlich getrunken und vorigen Spätherbst einen Schlag bekommen und seither daran eingegangen ist — ahem, zur ewigen Ruhe nämlich. Der konnte nach einigen Tagen mühsam wieder sprechen, aber alle seine Begriffe waren verwirrt — es war zum Todtlachen, wie er herausschwatzte, hähähä! Denken Sie sich, wenn er die Nase meinte, so sagte er Schnupftabak, statt Mund sagte er Trinken, statt Messer Brod u. dergl. m.; man mußte sich ausschütten über diesen gesunden Blödsinn . . . ."

— „Herr Physikus, ich bitte Sie, hören Sie auf!" rief Leonie halb schmerzlich, halb entrüstet. „Ahnen Sie denn nicht, was wir bei solchen Aeußerungen fühlen müssen?"

„Ah, seyn Sie ohne Sorgen! so weit wird es bei dem Herrn Kommerzienrath nicht kommen, denn sehen Sie, der Schäftelmeier war bis zum Vieh heruntergesoffen . . . . Aber apropos, ein vortrefflicher Wein, das! herrliches Gewächs! das ist kein deutscher Wein, nicht wahr? Ah, er läuft Einem über die Zunge wie Oel, und dann hinterher ein Feuer, eine Wärme . . . . meiner Treu, den ließe ich mir alle Tage gefallen. Bei solchem Oel auf die Lebenslampe kann man hundert Jahre alt werden, meine Damen! — So, und nun wollen wir an die Blutegel gehen, mein gutes Fräulein! während Sie die Handflächen und den Vorderarm reiben, werde ich die Blutegel an den Musculus mastochsideum und in das Genick setzen, um die Congestionen abzuleiten. Ah, sehen Sie! der da sitzt schon und pumpt wie eine Saugspritze! der Egel sauft wie ein Bürstenbinder; das Blut schmeckt ihm sehr, denn ich wette, der Herr Kommerzienrath haben ein sehr nahrhaftes und wohlschmeckendes Blut von all den Kapaunen und Truthühnern und dem feinen Weine da! Der andere Kerl beißt ebenfalls an — na, der spürt auch, daß er an keinem Bettelmann oder alten Spitalweibe sauft, hähähä! . . . ."

— „Unerträglich!" murmelte Leonie, die sich nicht mehr halten konnte und warf dem kleinen Männchen einen Blick voll Geringschätzung zu; aber Emma legte ihr beschwichtigend die Hand auf den Arm und sah sie bittend an.

„Ja, es ist ein Bißchen heiß hier im Zimmer, das geb' ich zu," fuhr der kleine Wundarzt fort; „allein ich kann nicht erlauben, daß Sie ein Fenster oder eine Thür öffnen, mein gutes Fräulein, indem daß wir den Patienten in einer möglichst gleichartigen Temperatur erhalten müssen. — Trinken Sie, liebstes Mamsellchen! ein Gläschen von diesem Weine wird Ihnen gut thun auf den Schrecken! Nichts besser als ein gutes Glas Wein, wenn der Mensch eine heftige Gemüths-Affektation gehabt hat! Man sollte den Wein häufiger als Medicin verordnen, wenn er nur immer gut und echt zu haben wäre! Sehen Sie, wie die Blutegel ziehen! man meint, es thue dem Patienten schon gut, denn er schnarcht nicht mehr so laut und die Bewegung des Mundwinkels an der gelähmten Seite ist kaum mehr merklich. Wir haben also nicht zu fürchten, daß das Tabakrauchen eintrete. Aber apropos, meine guten Damen, darüber bin ich Ihnen noch die Erklärung schuldig! Sehen Sie, Fräulein Kommerzienrath, wenn die gelähmte Wange bei jeder Ausathmung von der Luft, welche aus der Brust kommt, ausgedehnt wird und dann durch den Mundwinkel auf der gelähmten Seite mit einem gewissen hörbaren Geräusch entweicht, so sagt man von einem solchen Schlagfluß-Patienten: er raucht Tabak; und dieß ist dann meistens ein ziemlich sicheres Zeichen, daß es mit ihm schlimm geht und man ihm bald das hölzerne Röckchen anzieht.... Ah, die gnädige Frau Kommerzienrath! Unterthänigster Diener! oh, es geht recht gut — nach Umständen, Frau Kommerzienrath!"

„Lassen Sie die dummen Titel und verschrobenen Artigkeiten, Herr Stadtphysikus!" entgegnete Frau Heffter, an deren Hals sich Leonie leidenschaftlich geworfen hatte, Thränen der Entrüstung und der Angst im Auge, und ihrer Mutter zuflüsternd: „Dieser Mensch ist abscheulich, von einer verletzenden Rohheit, Fühllosigkeit und Gemeinheit." — „Sey ruhig, liebes Herz! wir können ihn augenblicklich nicht entbehren, den hohlen albernen Schwätzer!" — Und sich zu dem Wundarzte wendend, fragte sie laut: „Ist der Arme zum Bewußtseyn gekommen, Herr Physikus."

„Ei Gott bewahre, Madame! wäre auch nicht wünschenswerth!" erwiderte das kleine Männchen; „danken wir Gott, daß er in diesem tiefen Schlafe liegt, denn mit dem wachen Zustande treten meistens Schlaflosigkeit und Delirien ein. Wollen wünschen, daß der Herr Kommerzienrath vor morgen Abend oder übermorgen nicht zu sich kommt!"

— „Gott gebe es! die größte Wohlthat, welche uns der Himmel gönnen kann, ist die, daß der Arme mit seinem empfindlichen Stolz nicht in diesem Zustande das miterleben müßte, was unfehlbar und unausweislich geschehen muß!"

murmelte Frau Heffter, ihre Arme um den Nacken ihrer Tochter legend. „Ich überlasse den Vater Euch, liebe Kinder," fuhr sie leise fort und suchte das Zittern ihrer Stimme zu verbergen; „ich muß zu Dauels hinunter gehen und mit ihm verkehren, denn ich fühle deutlich, daß die schwere Stunde droht, wo unser Loos sich entscheidet! Seyd stark, liebe Kinder! Gott wird helfen!" Sie nahm die Schlüssel ihres Gatten von dem Schreibtische, wohin sie gelegt worden waren, nachdem man sie aus den abgestreiften Kleidern des Kranken genommen hatte, und ging hinunter nach dem Comptoir.

Es war der schwerste Gang, welchen Frau Heffter je gethan hatte, denn sie wußte, daß der Schritt, welcher vor ihr lag, ein unwiderruflicher war. Ihre schmerzbewegten Züge waren bleich, ihre Kniee schwankten unter ihr und sie mußte mehrmals stehen bleiben und sich an dem Treppengeländer festhalten, ehe sie den kleinen Durchgang erreichte, auf welchen die Thür von dem Vorzimmer des Privatcomptoirs des Kommerzienraths mündete.

Die Vorthüre ward nicht verschlossen; man hatte ja Herrn Heffter auf diesem Wege heraufgebracht, als er wie todt vor Schreck zusammengesunken war. Frau Heffter trat leise ein und als sie die Thüre öffnete, welche aus dem Vorzimmer in das Privatcomptoir führte, sah sie sich den Herren Dauels und Beuttinger gegenüber, welche an dem Pult des Kommerzienraths saßen und die Handelsbücher der Firma durchmusterten.

„Guten Morgen, meine Herren! lassen Sie sich nicht stören!" hub sie ruhig aber tonlos an. „Ich sehe, Sie sind schon an einem Geschäft, um dessen schleunige Vornahme ich Sie bitten wollte!"

— „Frau Heffter, können Sie mir vergeben?" stammelte Beuttinger aufstehend und näherte sich beschämt und mit feuchten Augen der Frau, die ihm seit dreißig Jahren immer mehr wie eine Freundin als wie eine stolze Brodherrin gegenüber gestanden hatte. Müssen Sie mich nicht hassen und verachten, daß ich es gerade sein mußte, der diese Katastrophe herbeiführte? Werden Sie mir glauben, daß ich diese Folgen nicht beabsichtigte und nicht ahnen konnte? Barmherziger Gott! wer hätte überhaupt so etwas zu denken vermocht?"

„Lassen Sie es gut seyn, lieber Herr Beuttinger! Menschen sind nur willenlose Werkzeuge in der Hand Gottes," erwiderte Frau Louise und reichte ihm die Hand. „Meine armen Kinder und ich hätten es nicht um Sie verdient, daß Sie feindselig und gehässig gegen uns auftreten würden, denn wir haben Sie von jeher geachtet und geliebt, haben nichts tiefer beklagt, als die Veranlassung zu Ihrem Austritt, und sicher hätten auch Sie den Ruin unsers Hauses nicht aufzuhalten vermocht!"

— „Nein, wahrlich nicht — nach dem was wir hier in dem Geheimbuche des Prinzipals ermittelt haben, liebe Frau Heffter," erwiderte der alte Beuttinger mit Thränen. „Aber die Schuld zu sein, daß vielleicht das Leben des Prinzipals in Frage steht — oh, das ist furchtbar, Madame; das wird mich keine frohe Stunde mehr erleben lassen!"

„Seyn Sie ruhig, lieber Beuttinger! sein Leben ist nicht in Gefahr, und Ihr Besuch allein, der ja gewiß trotz allem, was zwischen Ihnen und Manuel vorgegangen, kein feindseliger, gehässiger war . . . ."

— „Beim allmächtigen Gott, nein! Herr Schniegel und Herr Dauels hier können es mir bezeugen, daß ich nur in der freundlichsten, versöhnlichsten Absicht kam, um die Wechsel zu verlängern und die Schande eines Protestes zu ersparen," fiel ihm der alte Buchhalter ins Wort.

„Ihr Besuch allein hat nicht die Katastrophe herbeigeführt — Ihr Hierseyn zeigt mir, daß wir uns auf Sie als einen treuen Freund verlassen dürfen, und dafür danke ich Ihnen herzlich und aufrichtig," sagte Frau Heffter. „Gott lohne es Ihnen — wir werden in der nächsten Zeit unsere treuen Freunde zählen können und derselben sehr nöthig haben. Auch Ihrer bin ich gewiß, lieber Herr Dauels, ohne Ihre Versicherung — ich lese es in Ihren Blicken!" sprach sie und drückte auch ihm mit tiefer dankbarer Rührung die Hand. „Haben Sie Gustav schon gemeldet, was hier vorgefallen?"

— „Gewiß, Madame, es sind bereits zwei Telegramme an ihn abgegangen," sagte Dauels. „Sobald wir hier den Status aufgenommen haben werden, soll Gustav auch davon benachrichtigt werden."

„Einen Freund vermisse ich schmerzlich, den ich hier zu finden hoffte," sagte Frau Heffter, und dießmal bebte ihre Stimme wirklich.

— „Sie meinen Adolph Gehring, Madame, nicht wahr?" entgegnete Dauels. „Auch ich bin erstaunt, ihn nicht hier zu sehen, da ihm das Gerücht doch schon alles zu Ohren gebracht haben muß. Allein sein Ausbleiben ist sicher kein absichtliches. Uebrigens habe ich bereits nach ihm geschickt, denn wir bedürfen seines Rathes nothwendig und — ah, da kommt Bescheid."

Fränzchen Blunz, der jüngste Lehrling, trat ein und wollte schon zu sprechen anheben; da erstarb ihm beim Anblick der Prinzipalin das Wort auf den Lippen, und er warf Dauels einen bedeutsamen fragenden Blick zu.

„Nun? was bringen Sie, Franz?" fragte Dauels.

— „Auf dem Landgericht hab' ich den Herrn Assessor nicht angetroffen — er sei heute noch gar nicht aufs Amt gekommen, sagte der Gerichtsbote," berichtete Fränzchen. „Als ich aber in seine Wohnung ging, da sagte mir die alte Frau Gehring, der Assessor sey heute Nacht plötzlich verreist — niemand wisse wohin, wenn nicht Herr Dauels es wisse . . ."

„Schon gut, Franz! Sie können gehen," versetzte Dauels, und fuhr, zu den beiden anderen Personen gewendet fort: „Ich vermag mir diese plötzliche Abreise nur in Einer Weise zu erklären: Adolph Gehring hat eine Spur von der Richtung ermittelt, die Spahlenberg auf seiner Flucht eingeschlagen, und demselben nachgesetzt. Er legte schon gestern einen großen Werth darauf, diesen Schwindler den Gerichten übergeben zu sehen. Indeß wird Adolph nicht zu lange ausbleiben. Ich bin überzeugt, daß er den Flüchtling nicht zu lange verfolgt, wenn er nicht gegründete Hoffnung hat, ihn einzuholen und ihm wo möglich noch einen Theil dessen abzujagen, was Spahlenberg ohne Zweifel mitgenommen."

Frau Heffter athmete leichter auf, denn dieß bewies ja thatsächlich, daß der Assessor der treue Freund der Ihrigen war.

„Und wie steht die Bilanz des Geschäfts?“ fragte sie ängstlich. „Wir sind überschuldet, insolvent, nicht wahr?“ setzte sie hinzu, sich das Achselzucken der beiden Männer richtig deutend. „Ich habe es längst geahnt, und es überrascht mich nicht, Herr Dauels. Hier sind die Schlüssel meines Gatten; durchsuchen und mustern Sie alle seine Papiere, handeln sie nach Gutdünken. Ich überlasse es Ihrer Discretion, lieber Herr Dauels, alle jene Privatbriefe zu beseitigen, welche die Gerichte nicht kennen zu lernen brauchen, welche ein nachtheiliges Licht auf Heffters Charakter werfen. Mein armer Gatte wird zum mindesten Wochen lang nicht mehr im Stande sein, seinem Berufe nachzugehen, soll aufs Land, soll vor allen Geschäftssorgen unbehelligt bleiben — Ihnen, lieber Herr und Freund, wird es überlassen bleiben, mit den Gerichten und den Gläubigern zu verkehren, da wir das Eine unvermeidlich vor uns sehen — den Bankerutt.“ Ein tiefer schmerzlicher Seufzer entrang sich bei diesem furchtbaren Worte ihrer gepreßten Brust und ihr sorgenschweres Haupt sank auf die Lehne ihres Stuhles herab. — „Mit nichten, so weit wird es mit Gottes Hilfe nicht kommen,“ versetzte Beuttinger erschüttert. „Ich hoffe, wir bringen einen Accord, ein Arrangement zu Stande. Die Gläubiger werden vernünftig und billig sein und es nicht zum Aeußersten treiben, denn jede gehässige Strenge, die sie üben, wird ja nur den Pfahl tiefer in ihr eigenes Fleisch treiben. Ein Konkurs in dieser Krisis, wo niemand den Muth und die Mittel zum Ankauf eines solchen umfangreichen Etablissements hat, würde alles in Frage stellen.“

„Es ist freundlich von Ihnen, lieber Herr Beuttinger, daß Sie mir diesen Trost geben wollen, aber ich kann noch keine Hoffnungen darauf setzen,“ erwiderte Frau Heffter. „Ich bin seit Jahren vertraut mit dem Gedanken, all diesen Glanz und Schimmer plötzlich verzehren zu sehen wie eine blinkende Seifenblase; ich bin auf das Schlimmste gefaßt und entschlossen, mich ergebungsvoll in das Unabwendbare zu schicken. Womöglich morgen schon verläßt mein armer Gatte dieses Haus und geht aufs Land, begleitet von einer meiner Töchter; ich selber aber werde dann meine eigene bescheidene Mitgift von ehedem, soweit sie noch vorhanden ist, ausscheiden und nach dem leerstehenden Häuschen auf der Bleiche verbringen, und dort will ich mich mit meinen Kindern so einzurichten suchen, daß wir unsern bescheidenen Unterhalt durch unsere Hände Arbeit verdienen können, ohne länger auf Kosten unserer Gläubiger zu leben. Alles Andere, was weiter an Inventar und Fahrniß vorhanden ist, soll ohne Murren den Gläubigern überlassen bleiben.“

„Das kann ich nicht zugeben, das wäre eine zwecklose Großmuth, Madame,“ erwiderte Beuttinger lebhaft. „Sie haben Anspruch auf einen gewissen Vermögenstheil, denn wir finden hier, daß gewisse Grundstücke als Ihr ausschließliches Eigenthum eingetragen sind.“

„Vielleicht eine Vorsichtsmaßregel meines Gatten, wodurch er uns vor Mangel schützen wollte, lieber Herr Beuttinger,“ sagte Frau Heffter. „Aber ich erkläre Ihnen, daß ich von diesen Vortheilen keinen Gebrauch machen werde, wenn sie gegen mein Gewissen gehen. Dieses war seither meine Stütze und mein Trost in Trübsal und stillem Kummer. Ich will nicht ohne diesen Stab aus diesem Hause gehen. Mein einziges Glück und mein Stolz sind mein Seelenfriede und mein unbeflecktes Gewissen. Diese sind mir nicht feil um alle Schätze der Welt! — Nehmen Sie also auf alle jene Vortheile, die mir vielleicht mein Gatte sichern wollte, keine Rücksicht bei der Bilanz, welche Sie machen. Thun Sie Ihre Schuldigkeit nach Pflicht und Gewissen. Der liebe Gott wird uns auch nicht verlassen noch versäumen — meine Kinder und mich. Gott lohne Ihnen, was Sie an uns und für uns thun!“ Damit wandte sie sich zum Gehen und schritt gefaßt und muthig hinaus. Der schwerste Schritt war gethan, sie hatte alle jene Sophismen überwunden, welche Eigenliebe und Eigennutz, Stolz und Muttergefühl so leicht als Pflichten gegen die eigenen Angehörigen erscheinen lassen wollen. Sie hatte die Welt überwunden und den Himmel in ihrer eigenen Seele gefunden.

Beuttinger wischte sich die Augen. „Welch eine Frau!“ murmelte er; „wenn Herr Heffter nur den hundertsten Theil von diesem geraden, biedern, sichern Willen gehabt hätte, so wäre er jetzt ein geachteter Millionär, anstatt ein mit Schmach und Fluch belasteter Bankeruttierer. — Aber was sagen Sie dazu, lieber Herr Dauels? können, dürfen wir ein solches Opfer annehmen?“

„Warten wir ab, ob es praktisch wird, lieber Herr!“ entgegnete Dauels mit einer Festigkeit, welche der feuchte Glanz seiner Augen Lügen strafte. „Im Wesentlichen hat diese Frau Recht: ein paar tausend Thaler mehr oder weniger können weder ihr Glück erhöhen noch ihre Lage erschweren. Unser Ziel ist nur Eines: eine richtige Uebersicht zu gewinnen und Gustav mitzutheilen; alles weitere ist dann Frage der Zeit und Umstände. Sie, mein guter Herr, dürfen mich nicht im Stiche lassen, wenn es zum Klappen kommt!“

— „Fürchten Sie dieß denn im Ernste von mir, Herr Dauels?“ fragte Beuttinger und fuhr sich über den kahlen Scheitel. „Kommt mein Bißchen Geld in Betracht, so nehmen Sie es, und geben Sie mir Arbeit! Ich bin zu alt geworden, um mein Geld genießen zu können, aber nicht zu alt, um noch einen ehrlichen Groschen zu verdienen, der mich bei meinen wenigen Bedürfnissen ernährt. Ist mir doch in den paar Monaten meiner gezwungenen Muße zu Muthe gewesen, als sei ich nicht werth, daß mich die Sonne anscheine, weil ich nichts arbeitete und dem lieben Gott den Tag wegstahl! Nein, nein! die Lehre, die mir diese Frau da gegeben, soll nicht an mir verloren sein! Sie sollen den alten Comptoirbüffel, den alten Beuttinger, nicht beschämen, Frau Louise Heffter! Ich habe das Geld in diesem Hause erspart und verdient; es soll wieder in die rechte Quelle zurückfließen!“ sagte er schluchzend. „Na, kommen Sie, Dauels! an die Arbeit, sonst muß ich alter Kerl wahrhaftig noch flennen wie ein Kind!“ Und Beuttinger nahm geräuschvoll eine Prise, warf sich wieder in den Stuhl, und

fuhr fort, die Blätter des Heffter'schen Geheimbuches durchzumustern. —

Der Abend dunkelte, als die beiden Männer mit ihrem Geschäft zu Ende waren und ein Ergebniß überblickten, welches dem alten Beuttinger eine glühende Schamröthe auf die runzelvollen alten Wangen trieb. „Du lieber Himmel, daß ich dieß erleben mußte!" sagte er und die alten Augen füllten sich mit Thränen. „Meiner Treu, es kommen kaum zwanzig Procent heraus, und noch kennen wir den ganzen Schuldenstand nicht — noch ist nicht abzusehen, wie groß die Verbindlichkeiten sind, welche aus der Wechselreiterei zwischen dem Korsettenschwindler und dem Principal entspringen, über welche uns aller Anhaltspunkt fehlt! Der unglückselige verblendete Herr Heffter! er hat es schlau angegriffen, um mir seit Jahren zu verhehlen, daß er kaput ist; aber es war nicht sein Glück, daß er es mir verhehlte. Ja, wenn mir Einer noch vor einem halben Jahr gesagt hätte, daß es so um unser Haus stände, den Hals hätt' ich ihm umgedreht vor Ingrimm und ihn einen Lügner und Ehrabschneider geheißen! — Und steh' ich nicht jetzt da wie ein Hans Dummbart, daß ich, der ich dreißig Jahre lang in diesem Hause war, seine Lage nicht besser gekannt haben sollte? werden mich nicht alle ehrlichen Leute für einen Dummkopf oder einen Mitschuldigen halten?!"

Dauels hatte Mühe, den alten Herrn zu beruhigen, dem er ein ebenso inniges Mitleid, als eine aufrichtige Hochachtung zollte; denn es trat mehr und mehr an den Tag, daß Beuttinger sich vollkommen mit dem Geschäfte identifizirt hatte und sein eigenes Geschick unzertrennlich und auf organische Weise mit demjenigen des Heffter'schen Etablissements verwachsen fühlte, so daß er sich auch für den Ruin des Geschäftes mit verantwortlich und verbindlich wähnte und endlich wirklich in Thränen ausbrach.

Allein gerade in diesem kritischen Augenblicke erschien eine Unterbrechung, welche Oel auf die bewegten Fluthen seines Gemüthes goß. Emma, einen Armleuchter mit drei brennenden Kerzen in der Hand, gefolgt von dem Stubenmädchen, welches ein großes Präsentirbrett mit Flaschen, Schüsseln und Tischgeräthe trug, trat durch das Vorzimmer ein.

„Mama läßt um Entschuldigung bitten, meine Herren, daß sie Ihnen nicht früher einen Imbiß schickte," hub Emma mit ihrer weichen lieben Stimme an. „Wir haben erst vor einer halben Stunde erfahren, daß Sie beide heute Mittag nicht einmal zu Tisch gegangen sind, und ich lade Sie nun herzlich ein, mit diesem hastig bereiteten kleinen Mahle vorlieb zu nehmen! Ich dachte, Sie würden lieber hier unten speisen, als droben, inmitten der allgemeinen Bestürzung und Verwirrung! Herr Beuttinger, Sie w . . . Sie sind so bewegt! O mein Gott! wenn irgend etwas schmerzlich berührt, so ist es der Verlust, der Sie an Ihrem sauer erworbenen und redlich ersparten Vermögen betrifft . . . ."

— „Bah, wer denkt an mich, liebes Kind!" versetzte der Alte polternd. „Dummes Zeug, Emmachen! von mir ist nicht die Rede, sondern von euch armen Kindern! Ich bin ein alter Kerl, habe kaum noch etliche Jährchen vor mir und kann noch arbeiten, und wenn es dann je nicht mehr geht, ja haben wir ja noch den Spital von Hagenbach, wo ich Kost und Pflege finde . . . . Aber ihr, ihr armen unglücklichen Kinder, die ihr in Reichthum, Ehre, Wohlleben aufgewachsen seyd . . ."

„Sorgen Sie nicht für uns, lieber Freund!" fiel ihm Emma ergebungsvoll und mit einem rührenden herzlichen Lächeln ins Wort. „Unser künftiger Lebensweg ist uns schon vorgezeichnet, Herr Beuttinger. Leonie und ich sind schon zu einem bündigen Entschluß gekommen: wir bewerben uns durch die Vorsteherin der Erziehungsanstalt, deren Zöglinge wir waren, um Gouvernantenstellen in England oder dessen Kolonieen und schicken den größern Theil unsers Gehalts an die Mutter, so daß diese im Stande ist, Papa eine bescheidene sorgenfreie Existenz zu bereiten!"

— „Herzige, liebe Kinder!" stammelte Beuttinger tief ergriffen, und die hellen Thränen liefen ihm aus den alten Augen, während Emma die Hand schüttelte. „Na, das sieht euch ganz gleich; seyd ja die Kinder der wackern Frau Louise!"

„Und an mich denken Sie bei diesem Plan gar nicht, mein Fräulein?" flüsterte Dauels, legte seine Hand leise auf ihren Arm und blickte sie mit tiefer Wehmuth an.

— „Sie, Herr Dauels? . . . o Gott, Sie fühlen ja wohl, daß die Pflicht . . . ." Emma konnte nicht vollenden. Ihre Stimme bebte, versagte, eine dunkle Glut schlug auf ihren Wangen auf und sie verbarg ihr Gesicht an Beuttingers Schulter, der diese Situation sich zwar nicht erklären konnte, aber davon so erfaßt wurde, daß er Emma auf die Stirne küßte und unter leisem Schluchzen sagte:

„Warum bin ich armer alter Kerl nicht noch einmal so reich, damit ich euch beide Mädchen glücklich machen und euch eine Mitgift reichen könnte?! Du lieber Himmel! Aber freilich Geld allein thut's nicht, und ein Herz wie das Deinige, liebe Emma, ist ein Schatz, den kein Reichthum der Welt aufwiegt! — Ach, Dauels, wenn Sie wüßten, was das für ein Engel ist, diese liebe gute stille Emma, die von jeher mein Liebling war! . . ."

— „Glauben Sie mir, Papa Beuttinger, das weiß ich auch!" versetzte Dauels; „halten Sie mich denn für blind? — Und Sie, Fräulein Emma, zweifeln Sie denn so sehr an der Treue und Innigkeit meiner Gesinnungen, daß Sie von Abschied, Trennung, Dienstbarkeit reden können, so lange Emil Dauels noch einen Pfenning hat und im Stande ist, das Brod für eine Familie zu erwerben?"

„Ihr Edelmuth führt Sie zu weit, Herr Dauels!" flüsterte Emma mit feuchtem Auge schüchtern zu ihm aufblickend. „Sie vergessen, was der heutige Tag gebracht hat . . . Die Tochter eines Bankeruttirers! — Und dann handelt es sich nicht um mich, sondern um die Eltern! Wer soll für sie sorgen, für sie arbeiten?"

— „Ich, liebe Emma, — Gustav und ich!" rief Dauels lebhaft und zog ihre Hand an seine Lippen. „Nur Muth und Vertrauen, Emma! wir alle wußten ja, daß dieser Streich kommen mußte; aber noch jeder Nacht tagt wieder ein Mor-

gen, und die Sonne strahlt desto lieblicher, je schwerer das Gewitter der Nacht war!“

„Aber es ist fürwahr jetzt nicht die Zeit an uns zu denken, Herr Danels . . . .“ stammelte Emma.

„Im Gegentheil, meine liebe herrliche reine Emma! niemals war es mehr an der Zeit, an uns und an die Zukunft zu denken, als eben jetzt!“ fiel Danels ihr mit einem gewissen Enthusiasmus in's Wort. „Im Unglück erproben wir unsere Freunde und unsere Herzen, Emma; das Unglück knüpft uns inniger an einander; der Schiffbruch nivellirt die Standesunterschiede. Als die Tochter des *reichen* Kommerzienraths standen Sie anscheinend hoch über dem schlichten Buchhalter Ihres Vaters — jetzt darf ein ehrlicher Mann kühnlich fragen, ob Sie, der sein Herz, sein ganzes Ich gehört, ihm erlauben wollen, Ihr Versorger und Beschützer zu werden! . . .“

„Emil, wie können Sie so reden vor Zeugen! . . .

— „Bah, vor Vater Beuttinger darf ich so reden, denn er ist Ihr väterlicher Freund und ich habe auch *sein* Vertrauen! Er soll der Vertraute unsers süßen Geheimnisses sein . .“

„Kinder, Kinder, wer hätte das gedacht!“ rief der alte Herr verwundert und doch gerührt dabei und schaute von dem einen zum andern. „Das sind ja saubere Sachen! Eine heimliche Liebschaft und eine Art Verlobnng an diesem Tage, wo...“

— „Wo das zaghafte bange Gemüth eines Trostes und einer Hoffnung am allermeisten bedarf, — ja, Papa Beuttinger, das mag's entschuldigen, wenn mir das Herz auf die Lippen trat!“ sagte Danels. „Aber kommen Sie, Papa! Ihr Körper bedarf nach so viel Aufregungen, wie sie der heutige Tag brachte, einer Stärkung! und das Essen droht kalt zu werden. Fräulein Emma leistet uns dabei Gesellschaft, und wir leeren den ersten Römer voll des goldenen Rheinweines auf das neue Leben, welches aus diesen Ruinen erblühen soll!“

„Auf eure, auf unser aller Zukunft und bessere Tage!“ flüsterte der alte Buchhalter bewegt.

— „Auf Ihr Wohlsein und — die Genesung meines armen Vaters!“ lispelte Emma und eine stille Thräne rann in das Glas, von welchem sie nippte. „O großer Gott, nie ist wohl ein solches Geheimniß unter derartigen Umständen zu Tage getreten! Diese Räume, jene aufgeschlagenen Bücher, der bewußtlose Kranke über uns, die Schmach und Armuth vor uns! . . . . Mag uns der Himmel in Gnaden diesen Leichtsinn vergeben, Herr Danels!“

„*Er wird* es vergeben, theuerste Emma! Könntest Du mir zürnen, daß ich gerade heute ausgesprochen, was mir schon seit so langer Zeit in der Seele glühte?“ fragte Danels. „Bereust Du etwa, daß ich aus Deinen Blicken, Deinem Beben den beseligenden Schluß zog, mein Herz täusche mich nicht?“

Emma schlug ihr Auge einen Moment zu ihm auf mit einem Blick, dessen süße schämige Beredtsamkeit keine Worte schildern; dann aber, als er ihre Hand ergriff und stürmisch an seine Lippen drückte, bebte sie erglühend zusammen, riß sich sanft los und ordnete die Gerichte auf dem kleinen Tisch, welchen das Mädchen zuvor gedeckt, ehe es das Zimmer verlassen hatte.

27.

Es war nahezu Mitternacht. Emil Danels saß in seiner Wohnung am Tische und schrieb emsig einen langen Brief über all die verschiedenen Begebenheiten dieses Tages an Gustav Heffter, als drunten auf der stillen Gasse ein Wagen heranrasselte und die hart trabenden Pferde plötzlich vor der Hausthüre anhielten. Noch ehe Danels, von einer Ahnung durchzuckt, vom Tisch aufgesprungen und zum Fenster geeilt war, um es aufzustoßen, rief drunten eine bekannte Stimme seinen Namen.

„Ich komme, Adolph! ich werde Dir das Haus öffnen!“ rief Danels hinaus und eilte dann die Treppe hinunter, um Gehring einzulassen.

— „Du hast Spahlenberg verfolgt . . . .“

„Und eingeholt, ja,“ entgegnete der Assessor, dem Freunde kräftig die Hand schüttelnd.

— „Und verhaften lassen, nicht wahr?“

„Hm, daß es nicht geschah, ist im Grunde nicht meine Schuld,“ sagte Gehring; „aber wir wollen ihn laufen lassen, weil er seinem Schicksal doch nicht entrinnen kann . . . Aber hast Du nicht einen Schluck Wein und einen Bissen Brod, Emil? ich bin ganz erschöpft!“

Danels's Abendbrod stand noch halb unberührt auf dem Tische, und der Assessor machte sich ohne Umstände darüber her. „Wie geht es Leonien? hat sie sich von der gestrigen Erschütterung wieder erholt?“ fragte er zwischen hinein.

„Ohne Zweifel, denn die neuesten Ereignisse sind allzu erschütternd, als daß der Auftritt von gestern noch in Betracht kommen könnte,“ erwiderte Danels. „Weißt Du schon, daß Herr Heffter von einem Schlagflusse gerührt und gelähmt ist?“

— „Um alles in der Welt, ist es möglich?“ rief Gehring erschrocken aufspringend; „fürchtet man für sein Leben? wie kam dieß denn?“

Danels nahm den Brief vom Tisch und las ihn Gehring vor, weil dieser aus demselben am besten und kürzesten erfahren könne, was sich zugetragen. Der Assessor hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und seine Züge verriethen nicht nur die innigste Theilnahme, sondern auch eine Arbeit der Gedanken, die den Hörer beschäftigte.

„Also was wir längst befürchteten, Freund?“ rief er dann. „Faktische Ueberschuldung und Insolvenz, unvermeidlicher Bankerutt?“

— „Leider, lieber Freund! und was ist da zu thun? Der Kommerzienrath ist in seinem jetzigen Zustande unvermögend für sich selbst zu sorgen, Gustav ist abwesend, mir sind die Gesetze dieses Landes fremd, ich wage nicht irgend einen verantwortlichen Schritt zu thun, der von Gustav und Dir nicht gebilligt werden könne, und der alte Beuttinger selbst ist zu tief erschüttert, um rathen zu können . . . .“

„Beuttinger ist also auf unserer Seite?“ fragte Gehring lebhaft. „Und Du hast die Insolvenz noch nicht angezeigt, Emil?“

— „Ich wagte es nicht zu thun, denn es ist ein Schritt im Geschäftsleben, der unwiderruflich ist; Beuttinger selbst

schwankt und ist im Zweifel, ob ich berechtigt wäre, dieß ohne besondern Auftrag des Prinzipals zu thun."

„Und die Bilanz, wie gestaltet sie sich?" fuhr Gehring dringend fort. „Ah, hier also ist sie? Hm, das ist verzweifelt ungünstig, und dennoch winkt noch ein Hoffnungsstrahl. Hast Du noch Kasse für das Geschäft, um fortarbeiten zu lassen?"

— „O ja, es reicht für vierzehn Tage. Bestellungen sind in ziemlicher Anzahl da, und jeder Tag bringt neue Aufträge und Einnahmen," erwiderte Dauels. „Das Geschäft geht sogar für die jetzige Krise leidlich, und leidet nur unter der Ueberschuldung aus vergangener Zeit."

„Hast Du stärkere Wechselzahlungen zu leisten, welche in den nächsten Tagen verfallen?" fragte Gehring.

— „Hm, es werden einige dreißigtausend Gulden verfallen, welche Herr Heffter dem Schwindler Spahlenberg acceptirt hat, aber Beträge und Verfalltage sind mir unbekannt," erwiderte Dauels. „Bis zur Stunde ist es Beuttinger und mir noch nicht gelungen, darüber in dem Geheimbuch oder den weiteren Papieren des Kommerzienraths auch nur die geringste Notiz zu finden! . . ."

„Wirklich?" rief der Assessor aufspringend und eine wilde Freude blitzte aus seinen Augen. „Nun denn, und Beuttingers Wechsel?"

— „Werden prolongirt oder ganz zurückgezogen, — der Alte begnügt sich mit einer Nachhypothek," sagte Dauels.

„Dann arbeite ruhig fort und überlaß es mir und dem Verlauf der Sache, die nächsten Schläge abzuwenden," rief Gehring froh bewegt und muthig. „Ich habe eine Idee; allein davon ein ander Mal! Ich muß jetzt Dir zunächst berichten, auf welche Weise ich dazu kam, auf eigene Faust dem Spahlenberg nachzusetzen."

— „Bitte, laß hören, Freund," sagte Dauels begierig aufhorchend.

Der Assessor schien seine gewöhnliche heitere Ruhe wieder gewonnen zu haben; er hatte eine Cigarre angezündet und sich in die Sophaecke zurückgelehnt und hub nun gemächlich zu erzählen an: „Wir waren nach unserer langen und vergeblichen Berathung vom gestrigen Abende kaum auseinander gegangen und ich saß in meinem Zimmer bei offenen Fenstern sinnend und grübelnd, denn ich mußte mit innigstem Mitgefühl an Leonie und ihre Mutter, an die unglückliche Frau Spahlenberg und ihre armen Kinder denken, — da rang drunten vor dem Gartenthore ein gellender Pfiff durch die stille Mitternacht und eine bekannte Stimme rief mich beim Namen. Es war Wackerbart, unser hünenhafter Verbündeter von gestern, der mir eine wichtige eilige Mittheilung machen wollte. Der Forstaktuar hatte in Lerchenthal mit seinen Sängern tüchtig pokulirt und war spät nach Hause gekommen. Um sich einigermaßen zu ernüchtern, hatte er sein Jagdzeug umgehängt und seinen Hund mitgenommen, um im Föhrich hinter der Erlau noch auf Rehe anzustehen. Während er oben an der kleinen Schlucht anstand, die zur Landstraße sich herabsenkt, hörte er einen Reiter durch den nahen Waldweg herankommen — ein Ereigniß, das ihn nothwendig überraschen mußte. Er schlich nach der Straße herab und erkannte Spahlenberg auf dem Rappen des Müllerklaus. Er war heimlich zurückgekehrt . . ."

„Ich weiß es," unterbrach ihn Dauels; „es ist bereits gerichtskundig, daß er heimlich zu Hause war, um eine Anzahl Papiere zu verbrennen und verschiedene Werthobjekte mitzunehmen."

— „Jenun, ich konnte mir denken, daß Du das weißt, denn Wackerbart hat es wahrscheinlich bei Gericht angegeben," fuhr Gehring fort. „Genug, der Forstaktuar hatte sich am Waldrande im Bogen so nahe an die Erlau herangeschlichen, daß er den Schwindler genau beobachten konnte. Aber die Entfernung von der Stadt war zu groß, um Gendarmen oder Polizei noch rechtzeitig zur Stelle zu schaffen, selbst für den Fall, daß in dem ganzen Benehmen Spahlenbergs bis dahin ein Grund zur Einschreitung von Polizei und Gerichten hätte gefunden werden können. Wackerbart wollte sich endlich damit begnügen, wenigstens den Rappen zu entführen; da fiel ihm aber ein, daß Spahlenberg's beide Fucker noch im Stalle standen und ihm die Mittel zu einer eiligen Flucht liefern konnten, falls er auf eine solche dachte. Bevor aber der wackere Forstmann noch zu einem Entschluß gelangen konnte, war Spahlenberg mit seinen Geschäften fertig, saß bereits wieder im Sattel und trabte davon, dem Walde zu, um auf unbetretenen Wegen und Pfaden aus der Umgebung von Hagenbach wegzukommen, und Wackerbart wußte nun keinen anderen Rath, als zu mir zu kommen und mir die ganze Sache vorzutragen. Er war der festen Ueberzeugung, daß Spahlenberg zunächst die Eisenbahn zu erreichen bemüht sein werde, um mittelst derselben über die deutsche Grenze zu kommen.

„Für mich war es sogleich klar, daß Spahlenberg sein Spiel hier verloren gegeben," fuhr Gehring ruhig fort. „Aber ebenso klar war mir auch, daß die Zeit zu einem gerichtlichen Einschreiten noch nicht vorhanden, ja daß nicht einmal Präventiv-Maßregeln angezeigt waren. Bis jetzt hat noch niemand eine Schuldklage gegen Spahlenberg eingereicht, oder Personal-Arrest wegen Sicherung von Forderungen beantragt. Den Gerichten aber steht nach unseren mangelhaften Gesetzen in einem derartigen Fall keinerlei Initiative zu, und mein Gerichtsvorstand ist ein solch vorsichtiger und besonnener Mann, daß er sich zu einer derartigen summarischen Maßregel sicher nicht verstanden haben würde. Es blieb mir also nichts übrig, als die Sache privatim in die Hand zu nehmen und auf die Wirkung der Ueberraschung, auf die Mithülfe von Spahlenberg's bösem Gewissen zu bauen. Ich bat Wackerbart, am Morgen sogleich seine Anzeige von dem, was er gesehen, bei Gericht zu machen und meinem Chef einige Zeilen von mir zu übergeben, worin ich um Urlaub auf unbestimmte Zeit bat, um Spahlenberg nachsetzen und ihn wo möglich zurückführen zu können. Einige weitere Zeilen, die ich auf meinem Schreibtische zurückließ, sollten meine Mutter über meine Abwesenheit beruhigen, und ich ging in die Stadt um Postpferde zu nehmen, die ich erst gegen zwei Uhr bekommen konnte, weil ich von der Poststraße abbiegen wollte. Mein Ziel war die Eisenbahnstation H., wohin Spahlenberg wahrscheinlich auf Umwegen

ritt, um mit dem ersten Morgenzuge in der Richtung nach der Schweiz zu entfliehen. Dorthin hatte ich drei gute Meilen auf schlechten Wegen zurückzulegen, und daher keine Zeit zu verlieren, wenn ich noch vor Abgang des Zuges dort ankommen wollte.

„Ungeduld und fieberische Spannung ließen mich in dem leichten Wagen nicht schlafen, um so mehr als ich sah, daß der Postillon welcher mich fuhr, zuweilen einnickte. Indessen waren alle meine aufgeregten Gedanken doch nicht im Stande, den Schlaf auch von mir fern zu halten. Das Anhalten meines Wagens weckte mich nach fünf Uhr, und ich sah mich vor einem einsamen Wirthshause in O. Mein Kutscher hatte im Schlaf die Peitsche verloren, und wollte sich eine andere von dem Hausknechte im ‚Hirschen' borgen, darum hielt er vor dem abgesonderten Stallgebäude und suchte den Knecht auf. Das Wohngebäude lag um die Ecke hinter den Stallungen, und als der Postillon nach vergeblichem Forschen wieder zum Wagen trat, blinzelte er mir pfiffig zu. Er hatte den Rappen des Müllers im Stalle gesehen, aber das Thier war lahm von einer Verletzung am Huf und noch mit Schweiß bedeckt. ‚Ich schätze, der gnädige Herr, den Sie suchen, ist auch nicht weit, Herr,' sagte er; ‚der Bub (Stalljunge) zieht eben eine Droschke aus dem Schuppen um sie reisefertig zu machen.' — Das war ein solch unerwarteter Glücksfall, daß mir das Herz laut pochte. Zufälligerweise sah ich zugleich einen Gendarmen von der andern Seite vom Dorfe her die Straße herabkommen, winkte ihn heran, gab mich ihm zu erkennen und bat ihn, an der Ecke der Stallungen zu warten, bis ihm der Postillon sagen würde, daß er in die Gaststube treten solle. Mein Kutscher, der im Hause Bescheid wußte, führte mich hinter den Oekonomie-Gebäuden herum von hinten in den Hirschen hinein. Die Thüre der Gaststube war offen und in dem kleinen Verschlage des Herrenstübchens saß Spahlenberg am offenen Fenster bei einem Glase Wein und einem Frühstück. Unsere Blicke begegneten sich bei meinem Eintritt. Er bebte zusammen und sprang auf. Seine erste Regung war, aus dem Fenster zu springen, aber sein Auge fiel auf den Postillon, der rasch über den Platz vor dem Hause ging, und auf den Gendarmen, der um die Ecke der Stallungen bog und sich der Hausthüre näherte. Da wich denn Farbe und Fassung von ihm, und wie gebrochen sank er auf die Bank zurück.

„Guten Tag, Herr Spahlenberg! Sie errathen ohne Zweifel den Zweck meines Hierseyns — Sie sehen daß Flucht unmöglich ist, daß Sie in meiner Hand sind," hub ich an. Er raffte noch einmal seine Frechheit zusammen und fragte barsch, was ich von ihm begehre. — „Sie haben es bereits errathen, mein Herr!" versetzte ich; „Sie werden mich nach Hagenbach zurückbegleiten und dort das Weitere vernehmen, wenn wir nicht hier zu einem Abkommen gelangen, welches ich Ihnen aus Rücksichten auf dritte Personen vorschlagen möchte. Sie werden selbst am besten ermessen können, welcher von beiden Fällen für Sie der günstigere ist." — Spahlenberg's ganzes Gebahren verrieth mir, daß er das Spiel verloren gab; aber er hatte sich auch für diesen Fall vorgesehen. Er forderte mich mit scheinbarer Kaltblütigkeit auf, es zum Aeußersten zu treiben, damit auch er alle Rücksichten hintansetzen könne. Ich ließ mich aber von diesen Drohungen nicht einschüchtern, sondern erklärte ihm, daß er zunächst alle diejenigen Accepte Heffters herausgeben müsse, welche er etwa noch in Händen habe. Er leugnete anfangs, im Besitz solcher Papiere zu sein. ‚Dann ist Ihre Verhaftung unvermeidlich, und Sie werden den Gerichten übergeben, des Betrugs beim Schuldenmachen überwiesen,' sagt' ich; ‚was dann noch weiter gegen Sie zu Tage kommen wird, mag die Folge lehren!' — Na, ich will mich kurz fassen, Emil," fuhr der Assessor fort; „in weniger als einer Viertelstunde hatte ich Spahlenberg so weit, daß er mir einige Wechsel Heffters übergab, von denen mir zwei gefälschte Accepte zu haben schienen. Nun war er vollends in meiner Hand. Er leugnete zwar, und ich war nicht im Stande, ihm das Verbrechen zu beweisen; aber er legte sich auf's Bitten. Er beschwor mich, ihn laufen zu lassen, damit ihm wenigstens noch die Möglichkeit bleibe, in irgend einem fernen Land eine Gelegenheit zu finden, um den Unterhalt der Seinigen zu arbeiten; er wollte nur so viel Geld behalten, um über den Ocean zu entkommen. Er behändigte mir freiwillig seine Kuriertasche hier, die ziemlich schwer ist. Aber jetzt hatte die Sache eine Wendung genommen, die mir selbst unerwartet kam, und mich in einen peinlichen Zweifel versetzte, ob ich einen geständigen Wechselfälscher noch entspringen lassen dürfe. Als Gerichtsperson setzte ich mich vielleicht einer schweren Verantwortung aus, wenn ich ihn entschlüpfen ließ, und doch war ich in einem andern Gerichtsbezirke, in einem andern Lande, wo ich ohne Mitwirkung der Behörden ihn nicht verhaften lassen konnte. Und doch, wenn ich Spahlenberg nach Hagenbach zurückbrachte und den Gerichten übergab, welch ein Affront für die Heffter'sche Familie, welche möglichen Folgen für Leoniens Vater selbst? — Endlich kam ich zu der Ueberzeugung, daß ich vor Allem korrekt handeln müsse, und erklärte Spahlenberg, daß er einstweilen hier zu bleiben habe, bis ich wiederkehre. Ich zeigte ihm den Gendarmen vor der Thüre und machte ihn auf die gefährlichen Folgen eines Fluchtversuches aufmerksam, und er versprach mir, geduldig zu bleiben. Mein Postillon saß in der Gaststube, außerhalb des Verschlags, der Gendarm, mit dem Gewehr unterm Arm stand vor der Hausthüre mit der Weisung, Spahlenberg nöthigenfalls mit Gewalt zurückzuhalten. Ich ging zum Ortsvorsteher, um ihm den Fall vorzutragen und seine Mitwirkung zu begehren, fand aber den Mann nicht zu Hause — er war auf seine Felder gegangen. Ich wollte ihn rufen lassen, bat um einen Knaben als Führer, da ich nicht bis 8 Uhr warten konnte, wo der Mann auf seinem Rathhause amtete. Man gab mir einen Führer mit, und wir schritten die halbe Dorfmarkung ab, ehe wir den Ortsvorsteher fanden, — einen schwerfälligen, dummstolzen, reichen Bauer, welcher nicht begreifen wollte, was ihn ein Vergehen anging, das in einem Nachbarstaate begangen worden sey. Erst nach vielen Drohungen und Vorstellungen gelang es mir, der Hülfe dieses Dorfschulzen mich zu versichern, und Spahlenberg ward verhaftet und in das Dorfgefängniß abgeliefert. Er

ergab sich zwar darein mit einer Hoffnung, welche mir an einem Manne auffiel, der einer schweren gesetzlichen Strafe für ein gemeines Verbrechen entgegensah; aber er schoß tückische, wilde Blicke auf mich, und doch glaubte ich hinter denselben wieder etwas zu bemerken, das einer Unterströmung von heimlicher Hoffnung und wieder gewonnener Energie glich. Ich empfahl dem Büttel des Dorfes, ein wachsames Auge auf den Gefangenen zu haben, und verfügte mich mit dem Dorfschulzen auf das Rathhaus, damit mir derselbe die erforderliche Anzeige an das competente Kreisgericht ausfertige, ohne dessen Genehmigung mir der Verhaftete nicht überliefert werden konnte. Mit diesem Papier in der Tasche fuhr ich nun nach dem anderthalb Meilen entfernten Gerichtsorte, um die Auslieferungs-Angelegenheit selbst zu betreiben und Spahlenberg wo möglich wieder mit mir nach Hagenbach zurückzunehmen. Es ward drei Uhr Nachmittags, bevor ich das Dorf O. wieder erreichte. Aber der Dorfschulze war abermals im Felde bei seinen Arbeitern, denn die Bauern waren mitten in der Ernte. Während man meine Pferde fütterte, schickte ich noch dem Ortsvorsteher und dem Büttel. Endlich um vier Uhr kamen sie, mit verlegenen verstörten Gesichtern. Der Verhaftete war entwischt, niemand wußte auf welche Weise, denn die Thüre des „Häuschens", wie man dort das Amtsgefängniß nennt, war nicht erbrochen, die Schlösser unversehrt. Nähere Ermittelungen ergaben, daß am Morgen, während ich den Ortsvorsteher aufgesucht, eine Zigeunerfamilie im „Hirschen" eingekehrt und die Vorgänge gesehen hatte. Diese Leute waren Zeugen von der Abführung des Verhafteten in das Dorfgefängniß gewesen, waren mehrfach in der Nähe desselben gesehen worden, hatten sich noch am frühen Nachmittag im Dorfe aufgehalten, um wahrzusagen, Lebensmittel zu betteln, Beschäftigung als Topfbinder und Kesselflicker zu suchen. Ihrer Beihilfe ward nun die gelungene Flucht des Verhafteten beigemessen, und das Benehmen Spahlenbergs bei seiner Verhaftung schien diesen Verdacht zu bestätigen. Mit Mühe bewog ich den Schulzen, eine Anzahl Männer aufzubringen, um durch die benachbarten Wälder nach dem Entsprungenen zu streifen, während ich selbst noch einmal nach dem Gerichtsorte fuhr, um dort die energischere Verfolgung des Flüchtlings zu beantragen, die allerdings nur wenig Aussicht auf Erfolg versprach, aber sogleich mit aller Umsicht in's Werk gesetzt wurde, und so sah ich mich denn bis zum späten Abend dort aufgehalten, und hatte Mühe, mit den abgetriebenen Pferden Hagenbach wieder zu erreichen."

„Es war eine ordentliche Wildgansjagd, mein Freund," sagte Dauels im Tone aufrichtigen Bedauerns. „Und glaubst Du wirklich, Assessor, daß Spahlenberg wieder beigebracht werden kann?"

— „Hm, es wäre zwar nicht unmöglich, Emil, aber ich halte es kaum für wahrscheinlich," erwiderte der Assessor. „In der Nähe von O. laufen die Grenzen von drei Staaten auf wenige Wegstunden Entfernung zusammen, und die Schweizer Grenze ist ziemlich nah. Spahlenberg hat einige Stunden Vorsprung, denn er ist offenbar bald nach 11 Uhr entkommen, wo ihm der Dorfbüttel noch eine Suppe brachte. Der Trieb der Selbsterhaltung wird ihm die Sinne und den Witz schärfen, und da er jedenfalls noch mit weiteren Geldsummen versehen, ist es mir kaum zweifelhaft, daß er einen französischen Hafen erreicht, bevor noch der Schneckengang unserer vielköpfigen mittel- und kleinstaatlichen Polizei die nöthigen Schritte zu einer kräftigen Verfolgung eingeleitet haben wird. Erreicht er dann von Boulogne oder Calais aus gar noch England, was ja nur eine Affaire von wenigen Stunden ist, so schwimmt er auf dem Ocean, ehe unsere Fahndungsblätter sein Signalement enthalten. Und offen gestanden, es ist mir sogar beinahe lieb, wenn er uns entwischt."

„Wie so denn?" fragte Dauels.

— „Davon ein ander Mal — ich denke zunächst an seine arme Familie, an die Untersuchung, in welche Heffter verwickelt werden wird, an alle die peinlichen, unbehaglichen Erörterungen und Zwischenfälle, welche ein derartiger Prozeß für alle diejenigen mit sich bringen wird, die mit dem Entflohenen verkehrten — es ist vielleicht das Beste, was geschehen konnte, daß der Betrüger aus dem Bereich unserer Schwurgerichte ist."

„Aber die Frau und die armen Kinder, die wir nun hier haben?" rief Dauels.

„Sey ihrethalben außer Sorgen; ihr Schicksal hat mich heute den ganzen Tag hindurch beschäftigt, und wird sich, wenn meine Erwartungen sich verwirklichen, noch günstiger gestalten, als wenn Spahlenberg sie zu sich genommen hätte," sagte der Assessor. „Wir retten den Kindern aus dem Konkurs ihres pflichtvergessenen Vaters jedenfalls noch das Vermögen, welches ihnen in dessen erstem Bankerutt verblieben war; und dann haben sie ja noch Freunde: Gustav und Deinen Freund Kirchhoff und die Anderen in Holland; und sagtest Du nicht, es sey der Frau noch ein Erbe angefallen?"

„Allerdings, so hörte ich; na, auf Gustav Heffter könnten sie allein schon vertrauen," meinte Dauels. „Die Freude darüber, daß Leonie vor einer Verbindung dieser Art bewahrt blieb, ist ihm sicher ein großes Opfer werth. Und im Grunde ist ja die ganze Sache nun über unser Erwarten günstig verlaufen, und ich kann meinem Brief an Gustav noch eine Reihe wichtiger Thatsachen beifügen."

„Und von dem Zustande seines Vaters hast Du ihm wohl schon Nachricht gegeben, Freund?"

„Ei natürlich, er hat zwei Telegramme erhalten; im zweiten, wo ich ihn über die Folgen des Schlaganfalls dahin beruhigte, daß Lebensgefahr nicht vorhanden sey, erhielt er noch, überdieß in Chiffern Nachricht über die Bilanz!"

„Und Du hast noch keine Antwort darauf erhalten, Emil?" Dauels verneinte, und erwartete eine solche erst am folgenden Tage. Der Assessor brach nun auf; er war todesmüde, und wollte Dauels nicht länger vom Schreiben abhalten.

„Nur Muth und Besonnenheit, Freund!" sagte er; „ich bin mit Leib und Seele in Eurem Bunde der Dritte. Was nur irgend in meinen Kräften steht, um Armuth und Schmach von Leoniens Eltern abzuwenden, soll geschehen. Ich sehe einen providenziellen Akt darin, daß mir Gelegenheit geboten wird

ein Etablissement retten zu helfen, welches mein Vater mit begründen half und aus welchem, wie Hefflers Feinde behaupten, meine Mutter und ihre Kinder verdrängt worden seyn sollen, als der Tod meinen braven, besonnenen Vater zu frühe hinraffte, — ein Etablissement, mit dem mich alle möglichen freundlichen Erinnerungen der Jugendzeit und die verschiedensten Rücksichten der Pietät verbinden. Meine wackere Mutter wird nicht anstehen, ebenfalls nach Kräften zu helfen, und dann desto beeiferter, wenn sie wirklich damit feurige Kohlen auf das Haupt eines Mannes sammeln kann, welcher jedenfalls mit der Wohlfahrt und Ruhe der Seinigen ein leichtsinniges frevles Spiel getrieben hat, allein, ob würdig oder nicht, doch der Hülfe dringend bedarf!"

(Fortsetzung folgt.)

Lady Jane Grey.

Ein Frauenbild aus der Geschichte.

Diese berühmte, unglückliche Dame war von beiden Eltern dem königlichen Blute Englands entsprossen; ihre Großmutter von väterlicher Seite, Mutter des Henry Grey, Marquis of Dorset, war die königliche Gemahlin Edwards VI. und ihre Großmutter, von mütterlicher Seite, Lady Frances Brandon, war eine Tochter von Henry VII. und verwittwete Königin von Frankreich.

Lady Jane wurde im Jahre 1537 zu Bradgate, ihres Vaters Gut in Leicestershire geboren, und gab schon in frühester Jugend erstaunliche Proben ihrer Talente. Im Lernen hielt man sie selbst Edward VI. überlegen, der ungefähr im gleichen Alter stund und allgemein als ein Wunder betrachtet wurde. Sie stickte und schrieb wundervoll, spielte mehrere Instrumente meisterhaft und begleitete sie mit einer süßen, wohlgeschulten Stimme. All' das waren nur geringere Vorzüge ihres Charakters und weit entfernt, sich derselben zu brüsten, wurden ihr dieselben, wegen der Strenge ihrer Eltern bezüglich deren Uebung, vielmehr eine Quelle des Schmerzes als der Freude; ihr Vater hatte selbst Vorliebe für die Wissenschaften und war ein großer Beschützer der Gelehrten. Er hatte zwei Kaplane, Harding und Aylmer, beide berühmte Gelehrte, und diese unterrichteten seine Töchter, und das junge Mädchen machte so wunderbare Fortschritte, daß Alle darob erstaunten. Ihre Muttersprache sprach und schrieb sie mit äußerster Richtigkeit und Eleganz, und verstand nicht nur Französisch, Italienisch, Lateinisch und Griechisch, sondern sprach und schrieb diese Sprachen mit größter Leichtigkeit. Zudem lernte sie noch Hebräisch, etwas Arabisch und all' das so lange sie noch ein bloßes Kind war. Die Ruhe ihres Temperamentes, die Schnelligkeit ihrer Fassungsgabe und die Tiefe ihres Urtheiles machten sie fähig die Wissenschaften zu begreifen und so sprach und raisonirte sie über wichtige Gegenstände in einer Weise die alle Zuhörer überraschte. Zu diesen Vorzügen gesellte sich die lieblichste Weiblichkeit, Milde, Bescheidenheit und Demuth.

Ihre natürliche Vorliebe für die Wissenschaften wurde durch die Strenge ihrer Eltern, bezüglich der Ausbildung weiblicher Vorzüge, noch vermehrt und die Güte ihres Erziehers, Aylmer, ließ sie Alles lieben was er ihr lehrte. Ihre verwandtschaftliche Beziehungen zur Krone und die große Achtung, in welcher ihr Vater, der Marquis of Dorset, sowohl bei Henry VIII. als Edward VI. stand, brachte sie öfters zu Hofe, woselbst sie viele Beweise der auszeichnenden Gunst Edward's empfing. Gewöhnlich lebte sie jedoch auf dem Lande in Bradgate.

Im August 1550 besuchte der berühmte Roger Ascham Bradgate und fand Jane, wie sie eben Plato's Phaedon im griechischen Originale las, während die ganze übrige Familie auf der Jagd war. Hierüber erstaunt, fragte er, warum sie eine solche Unterhaltung, als der Park nothwendig gewähren müsse, vernachlässige, und sie antwortete lächelnd: „Ich denke all' eure Jagdfreuden sind nur ein Schatten der Lust, die ich im Plato finde. O die guten Leute verstehen gar nicht, was ächtes Vergnügen ist."

Diese Rede veranlaßte ihn natürlich zu forschen, wie eine Dame ihres Alters zu einer solchen Vorliebe für Plato's Sprache und Philosophie komme, worauf sie ihm folgende merkwürdige Antwort gab:

„Ich will es Ihnen sagen, will Ihnen eine Wahrheit sagen, über welche Sie vielleicht staunen werden. Eine der größten Wohlthaten, die der liebe Gott mir erwies, ist, daß er mir so strenge Eltern und einen so liebevollen Lehrer gab. Denn so wie ich mich bei Vater oder Mutter befinde, kann ich nichts recht machen. Ob ich spreche oder schweige, sitze, stehe oder gehe, esse oder trinke, lustig oder traurig bin, nähe, spiele, tanze oder irgend etwas anderes thue, ich werde stets so heftig gezankt, so scharf bedroht oder selbst durch Stöße, Schläge und andere Mittel, welche ich aus schuldiger Ehrerbietung nicht nennen will, mißhandelt, so daß ich meine im Tartarus zu seyn, bis ich zu Herrn Aylmer komme, der mich so liebevoll und ansprechend unterrichtet, mir das Lernen so reizend zu machen weiß, daß ich die Zeit, welche ich bei ihm verlebe, immer zu kurz finde und wenn ich abgerufen werde, oft weine, denn Alles, was nicht Lernen ist, ist für mich voll Schmerz, Angst, Unruhe und mir gänzlich zuwider. So kommt es, daß mein Buch meine einzige Freude bildet, daß ich es täglich mehr liebe und alle anderen Vergnügen mir wirklich nur widerwärtig oder gleichgültig sind."

Diese Unterredung machte tiefen Eindruck auf Ascham.

Im Jahre 1553 wurde Jane mit Lord Guilford Dudley vermählt und nahm kurz darauf mit Widerstreben die englische Krone an, welche ihr die Intriguen ihres Vaters und Schwiegervaters verschafft hatten. Die Besteigung des Thrones war nur ein Schritt ihres Weges zum Schaffot. Nur neun Tage lang trug sie die Krone. Die Nation anerkannte die Rechte Mariens, der ältesten Tochter Heinrich des achten, und Lady Jane und ihr Gemahl wurden in den Tower gesendet. Sie hatten ein Staatsverbrechen begangen, indem sie eine Regierung antraten, welche nach den Rechten der Geburt Marien gehörte; da diese aber keinen Verlust erlitten

und die Missethäter noch so jung waren und eigentlich nur von andern dazu vermocht worden waren, hoffte man ihr Leben retten zu können.

Es fand sich aber keine Gnade und im Februar 1554 wurden sie auf's Schaffot gebracht.

Die Königin schien allerdings die Rettung ihrer Opfer zu wünschen und schickte die gelehrtesten, klügsten Priester zu Lady Jane um sie zu einem Wechsel ihres Glaubens zu bewegen; aber sie vertheidigte ihre Ansichten mit Muth und Entschlossenheit und ihr Benehmen wird von dem Bischof Burnet und andern protestantischen Geschichtsschreibern sehr gerühmt.

Während ihrer Gefangenschaft schrieb sie mehrere Briefe: Einen an ihre Schwester, in griechischer Sprache, in welchem sie dieselbe aufmuntert in jeder Prüfung jene Festigkeit und Beharrlichkeit aufrecht zu halten, in welcher sie ihr, wie sie hoffte, bald als Beispiel dienen werde. Ein anderer war an ihres Vaters Kaplan, Dr. Harding, gerichtet; dieser hatte seinen Glauben geändert und sie beschwor ihn, seine Gewissensruhe dem Leben und der persönlichen Sicherheit vorzuziehen. In der Nacht vor ihrer Hinrichtung schrieb sie noch vier lateinische Episteln auf die leeren Seiten einer griechischen Bibel.

Ihres Gatten Bitte um eine letzte Zusammenkunft verweigerte sie, weil, wie sie sagte, die Zärtlichkeit ihres Abschiedes ihren Muth und ihre Kraft brechen und sie ja bald sich dort vereinen würden, wo weder Täuschung, noch Unglück, noch Tod sie trennen könnten.

Vom Fenster aus folgten ihre Blicke dem Gatten, als man ihn zum Tode führte, sie gab ihm ein Zeichen der Liebe und erwartete nun ruhig ihr eigen Schicksal. Auf ihrem Wege zum Schaffot begegnete sie Lord Guilford's leblosem Körper, das erpreßte ihr Thränen, die jedoch die Erzählung seines Muthes und seiner Standhaftigkeit schnell trocknete. Sir John Gage, Kommandant des Towers, erbat sich ein Andenken von ihr: sie gab ihm ihr Notizbüchlein, in welches sie eben drei Sentenzen in lateinischer, griechischer und englischer Sprache geschrieben hatte, welche der Anblick der Leiche ihres Gatten veranlaßt, und die darauf deuteten, daß er, den die irdischen Gesetze verdammt hatten, durch die ewige Barmherzigkeit gerettet werden würde und daß, wenn ihr Fehltritt Strafe verdiene, ihre Jugend und Unerfahrenheit sie, wie sie jetzt hoffe, entschuldigen werden.

Auf dem Schaffot betheuerte sie nochmals ihre Unschuld an absichtlichem Unrecht, ohne jedoch gegen die Strenge ihrer Strafe zu klagen. Ihr Verbrechen sey, wie sie sagte, nicht Ehrgeiz gewesen, sondern Mangel an Festigkeit gegenüber von Jenen, die sie zu verehren und denen sie zu gehorchen gewohnt war. Sie schloß ihre Bemerkungen mit dem feierlichen Bekenntniß ihres Glaubens und der andächtigen Wiederholung eines englischen Psalmes.

Der Scharfrichter kniete vor ihr nieder und bat sie um Verzeihung; sie gewährte dieselbe willig und fügte bei: „ich bitte, macht es schnell mit mir." Dann kniete sie nieder sprach demüthig — „Herr in Deine Hände befehle ich meinen Geist!" — und ergab sich ruhig ihrem Geschicke. Sie war kaum siebzehn Jahre alt geworden.

Es freut uns zum Lobe der Menschheit und jenes Zeitalters bemerken zu können, daß das traurige Schicksal dieser edeln Dame allgemein bedauert wurde und daß ihr Andenken sich eher durch ihre außerordentlichen Talente und Tugenden erhielt, als durch das Verbrechen, neun Tage Königin gewesen zu seyn.

Gestrandet auf Eiland Nr. Zehn.

Erinnerungen an eine Dampfkessel-Explosion auf dem Mississippi und ihre Folgen.

Von R. Reltenburg.

„Ich kann's nicht mehr länger aushalten, Ned; ich muß aufstehen und auf's Verdeck gehen," sagte ich zu meinem Reisegefährten. „Diese erstickende Hitze ist an sich schon kaum zu ertragen, auch ohne die Stiche der verwünschten Muskitos. Ich könnte ebenso gut in einem Kalkofen schlafen mit einem Blasenpflaster auf meiner ganzen Haut."

Ich kletterte aus meiner Koje heraus und schlüpfte in meine Kleider, so gut es die trübe Beleuchtung erlaubte. Mein Schlaf- und Reisegefährte in der kleinen Kajüte, mein lieber alter Freund und Vetter Ned Grauger, gähnte blos und streckte sich aus. Kleine Unbequemlichkeiten störten ihn nicht; er hatte so ruhig und zufrieden geschlafen, als ob das niederträchtige enge Loch von einer Schlafkajüte neben dem Maschinenraum, welche wir uns an Bord des Dampfbootes Van Buren hatten aufschwatzen lassen, ein kühles lustiges Schlafzimmer gewesen wäre. Wir hatten uns beide überlisten lassen von dem Commis des Dampfbootes, einem schlauen Yankee, der uns bei seiner Ehre versichert hatte, diese einzige noch verfügbare Kajüte an Bord des Mississippi-Paketboots sey ein hübsches angenehmes Gelaß ohne Wanzen und Brodschaben und in keiner Weise allzu heiß. Und nun war ich beinahe bis zum Fieberhitze erhitzt und verschwitzt und von Muskitos zerstochen, während Ned, den nichts zu incommodiren schien, sich mit einem leichten Seufzer auf seinen Kissen umdrehte und murmelte: 'Trag's in Geduld, alter Junge! Du wirst die Temperatur und die Stechmücken vergessen, wenn wir nach Cairo kommen und am Lande frühstücken. Nimm's eben kaltblütig hin!'

„Jenun, ich würd' es gerne ertragen, wenn ich nur könnte," versetzte ich ärgerlich; „aber ich bin kein Salamander, und so geht es über meine Kräfte!" Damit verließ ich die Schlafkajüte und suchte mir stolpernd meinen Weg auf's Verdeck. Das oberste oder Hurricane-Deck eines amerikanischen Flußdämpfers ist bei Tage ein belebter Anblick, aber bei Nacht in dem fahlen Mondlicht, nackt und verlassen wie es war, sah es melancholisch und verlassen aus. Der Lootse in seinem hohen Steuerhäuschen, wo er nur auf das Steuerrad und den Kurs des Schiffs zu achten schien, und ein einsamer Matrose auf dem Deck, welcher das Amt eines Lauerpostens versehen

mochte, schienen mir außer mir selbst die einzigen Geschöpfe an Bord zu seyn, welche wach waren. Allerdings schoß von Zeit zu Zeit aus der Luke des Maschinenraumes ein flüchtiger Glast dunkelrothen Feuerscheins auf und eine pechschwarze Gestalt bewegte sich durch den Feuerschein, während ein Getöse wie das dumpfe Brüllen eines wilden Thieres in einem Käfige mir verkündete, daß der Ofen mit frischem Holze versehen worden sey. Es lag eine dumpfe Schwüle sogar in der Atmosphäre, aber es däuchte mich hier oben immer noch erträglich im Vergleich zu der drückenden erstickenden Backofenhitze drunten. Die Muskitos waren auch hier unausstehlich, aber ich fühlte, daß ich ihre scharfen Stiche hier oben doch noch besser ertragen konnte, als wenn ich drunten in der engen Kajüte lag.

Ich lehnte mich über das Seitengeländer und schaute auf den gelben Fluß hinaus, dessen trübe Gewässer sich zu beiden Seiten auf eine ungeheure Strecke hin ausdehnten; die schmale Mondsichel warf nur einen dämmernden Schimmer herab, aber ich konnte doch die kühnen Böschungen der Uferhöhen auf der Tennessee-Seite erkennen, während drüben der tiefliegende Wald der Niederung auf dem Missouri-Ufer noch in dichten Schatten verborgen lag.

„Verwünscht einsam hier — meint Ihr nicht auch, Mister?“ fragte eine näselnde Stimme neben mir gedehnt. Ich erschrack unwillkürlich. „Ich wollte Sie nicht erschrecken, Herr Barham,“ fuhr dieselbe Stimme entschuldigend fort und ich erkennte an ihr nun einen amerikanischen Mitreisenden, General Jeremiah Flint, welcher ein Gefallen an mir und Ned Granger gefunden und mit welchem wir eine Reisebekanntschaft angeknüpft hatten. General Flint war ein Vollblut-Yankee, einer von jenen hageren, langen finsteren Downeasters (Leuten aus den Oststaaten), welche man über die ganze Union hin in amtlicher Wirksamkeit findet. Seine vollständige Geschichte, von welcher er uns hie und da pikante Bruchstücke zum Besten gab, würde sich im Druck sehr amusant ausgenommen haben, und bot eine Menge Analogieen mit dem abenteuerlichen Steigen und Fallen in der Laufbahn Hadschi Baba's. Gerade in diesem Augenblick war der General wieder auf einer ziemlich tiefen Sprosse der socialen Stufenleiter, denn er war an Bord in der Eigenschaft eines Musterreisenden für eine große Eisenwaarenhandlung in Philadelphia. General Flint war niemals Militär gewesen, sondern nur General-Postmeister irgend eines kleinen Staates, Vermont oder Maine, und hatte von seinem ehemaligen Amtstitel nur die erstere und augenfälligere Hälfte beibehalten.

„'s ist freilich hier oben langweilig, aber ich konnte nicht schlafen,“ fuhr der General fort; „ich habe mich die ganze Nacht einer Ahnung nicht entschlagen können, als ob wir an der Schwelle von irgend einem Unheil stünden.“

— „Wie kommen Sie zu diesem Vorgefühl?“ rief ich lachend.

„Hm, ich sage Ihnen, es droht uns ein Unfall,“ entgegnete der General sehr feierlich; „junge Männer wie Sie, Herr Barham, sind sehr geneigt, die Ahnungen älterer Personen zu verlachen; aber Jeremy Flint ist kein Gelbschnabel mehr und die Lage der Dinge gefällt ihm nicht.“

Ich hatte schon zuvor wahrgenommen, daß der General gerne in Orakelmanier zu sprechen liebte und etwas abergläubisch war, was an einem Yankee noch seltsamer erscheinen mag; allein ich wußte, daß er ein scharfblickender praktischer Bursche war, der zehnmal so viel als ich von der Welt gesehen hatte, und daß meine burschikose vierundzwanzigjährige Weltkenntniß sich nicht mit seiner gewiegten Erfahrung messen konnte. Als ich daher meinen seltsamen Bekannten in einer unbehaglichen Stimmung erblickte, hatte ich den entschiedensten Argwohn, daß seine bangen Vorgefühle und Unglücks-Prophezeihungen sich auf andere als sentimentale Gründe stützten.

„Das Lange und das Kurze an der Sache ist, Mister,“ fuhr der Yankee mit gedämpfter Stimme fort, — „daß der 'Van Buren', in welchem wir hier schwimmen, ein altes, bresthaftes, leckes Fahrzeug und vom Kielschwein bis zum Dampfkessel ausgenützt ist, — das ist Binsen-Wahrheit. Die Eigenthümer hatten schon vor fünf Wochen in einer Besprechung sich berathen, ob sie das Schiff aufgeben sollten, allein der alte Barnaby Kyle, der älteste Partner, meinte: 'Laßt das Schiff nur im Kurse — für eine Fahrt oder ein paar wird's schon noch zusammen halten, und wenn es zusammenbricht, ist's kein Schade um den alten Kasten — laßt ihn 'mal in die Luft fliegen!'“

— „Wie? Sie wollen damit sagen, daß die Eigenthümer dieses Boot noch fahren ließen, obschon sie wissen, daß es schadhaft ist?“ rief ich; „wenn dieß aber der Fall ist und ein Unglück geschieht, so ist dieß ja ein reiner Mord!“

Der General nickte. „Das ist eine europäische Anschauung, Sir,“ sagte er. „Ich will nicht gerade sagen, daß ich die Handlungsweise des alten Kyle billige; aber sie ist eine ganz landläufige. Uebrigens kann ich Ihnen sagen, ich wünschte, ich stünde in meinen Stiefeln und meine Stiefeln wären am Lande!“ setzte der Yankee brummend hinzu und trommelte mit seinen dürren knöchernen Fingern auf dem Geländer.

Ich erkundigte mich, wo wir seyen, denn ich wußte, daß Flint mit jeder Krümmung des Stromes genug vertraut war.

Wir sind an Neu-Madrid vorbei,“ erwiderte er nach einem scharfen Blick auf die Uferlinie; „wir kommen mit all' unserm Pusten und unserer Anstrengung verzweifelt langsam vom Fleck. Laßt 'mal sehen — das dort auf dem Tennessee-Ufer ist Red Bluff, und jener dunkle Streifen dort an Backbord muß Eiland Nummer Zehn seyn.“

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche und Lebensregeln.

Wenn Du reich werden willst, so heirathe; wo sah man jemals Honig bereitet werden, wenn nur Eine Biene eintrug?

Vertraue Deine Angelegenheiten und Geschäfte niemals Denjenigen an, welche sie zu erfahren begierig sind.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kierblatt & Comp.

In der Mühle.

Novelle von F. Brunold.

Drunten im Thalgrund rauschten die Wasser und das laute Klappern der Mühle war weithin vernehmbar. Droben auf dem Berge zog der Wind durch die herbstlich gefärbten Blätter der Bäume, während hin und wieder noch eine Waldnelke aus dem dunklen Moose des Grundes hervorblickte. —

Der Sohn des Müllers hatte das Korn aufgeschüttet; er durchlief noch einmal die ganze Mühle mit Hast, um zu sehen, ob auch Alles in Ordnung und seine Richtigkeit habe — dann ging er hinaus nach dem Wehr, das droben angelegt war, um das Wasser, mit der Arche in Verbindung, nach Nutzen und Gefallen abfließen und aufhalten zu können. Ob er dort viel zu thun hatte, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß er weniger nach dem Wasser und dem Gefälle sah, als vielmehr nach dem Hause der Eltern hinunter; wenn auch nur verstohlen! Es sollen nun einmal die Mütter und Väter oft die Gänge der Söhne nicht wissen. Jung Volk will allein seyn! Und der Bursch hatte dießmal vielleicht einen absonderlichen Grund, nicht gesehen werden zu wollen. — Er bückte sich scheinbar auch dem Wasser hinunter, während er doch mehr nach dem Hause schaute; und ging dann, nachdem er nichts Störendes bemerkt hatte, den Mühlenteich entlang, bis er sich plötzlich seitwärts in die Büsche schlug. —

Und lieblich frisch war es im Walde! Der Krammetsvogel strich durch die Büsche, der Seidenschwanz, mit seinem glänzend-schönen Gefieder, ließ sich sehen — und die ewig muntern Meisen und Goldhähnchen huschten von Zweig zu Zweig. Dieß Alles kannte der Bursch, er beachtete es nicht. Er lief dem nächsten Hügel zu, wo die große Fichte stand und die Erika so herrlich am Boden blühete. Er wußte es ja, wen er dort finden würde. Dort saß sie, zu der sein Herz ihn zog — und die Wangen hatte, die noch frischer und schöner geröthet waren, als es bei den Blüthen der Erika der Fall war. Und ein Paar Augen hatte das Mädchen im Kopf, die funkelten so hell und klar, daß es eine Lust war, hineinzuschauen. — Keiner that dieß lieber als der Bursch, der jetzt mit einem Satz den Hügel hinauf sprang — um sein Mädel zu herzen und zu küssen.

„Lauf! bist garstig!" sagte die Dirne, als der Bursch nicht aufhören wollte, die rosigen Lippen zu suchen; „wenn Du deshalb nur gekommen bist, hätt'st auch bleiben können, wo Du warst."

„Und weshalb sollt' ich denn sonst gekommen seyn?" lachte der Müllersohn. „Gelt! jetzt geht mein Feiertag an — und den will ich mir selbst nicht verkürzen. Komm', Margareth' — sey nicht sinnverlierig und schmolle nicht. In der Mühle hab' ich aufgeschüttet, daß die Steine zu thun haben; und Du gib mir einen Kuß, damit das Werk in meiner Brust nicht stille steht."

„Nun, ich dächt'" — lachte die Margareth; „Du hättest schon übergenug; und in Deiner Brust müßt's schäumen und wogen."

„Das thut es auch," sagte der Bursche ernst werdend. „Was das Wasser der Mühle ist, ist meinem Leben Deine Liebe. Ich kann nun einmal nicht von Dir lassen!" —

„Und doch will Niemand diese Liebe gut heißen," sprach das Mädchen und ließ den Kopf sinken. „Alle Welt nennt Dich den tollen Wilhelm und meint, es sey nichts Gut's an Dir. Werd' stiller, Wilhelm! thu's mir zu Lieb'." — Und dabei streichelte sie dem Burschen die Wangen und schaute ihn an mit den funkelnden Augen, in denen jetzt eine Thräne zu schimmern begann, daß Wilhelm zuletzt nicht anders konnte, obschon er im Anfang auffahren wollte, er mußte still und ruhig werden; wenn er auch nicht unterlassen konnte zu sagen: „Und bin ich Dir auch zu wüst?"

Sie lachte glücklich zufrieden und sagte schelmisch: „'s kommt darauf an! Wie man's nimmt!"

Wilhelm aber rief: „Und wer will etwa unsere Liebe nicht? Meinst die Anna-Marie, die meine Schwester seyn soll, und die die Stiefmutter doch nur mit in's Haus gebracht hat? Laß sie keifen; ich bin Manns genug; — und an Poltern ist ein Müller gewöhnt."

„Deine Mutter und die Anna-Marie mögen nichts von mir wissen, weil ich arm bin," sagte die Margareth und setzte dann zögernd, die Schürze zum Auge emporhebend, hinzu: „Das wollt' ich schon ertragen; aber dies Schmähen auf meine Mutter — —"

„Auf Deine Mutter?" fiel der Bursch erregten Auges ein. „Was wollen sie von der? — Aber laß sie nur reden, mir in's Gesicht etwas zu sagen, sollen sie sich nicht unterstehen; dann will ich es ihnen zeigen, daß ich mit Recht der tolle Wilhelm heiße. — Und Deine Armuth? Mir bist Du reich genug! Wenn ich Dein Geld freien wollt', wär ich nicht zuerst zu Dir gekommen, sondern wär zum Gerichtsschreiber gelaufen; hätt's dem gestochen, damit er nachgesehen in den Acten, wie viel Dein Vormund für Dich zu verwalten hat."

„Das wird sich schon mit einem Federstrich abmachen lassen," lachte das Mädchen — und blies sich bezeichnend über die ausgestreckte Handfläche, als wollte sie sagen: „Siehst! so viel ist's! — Doch sofort wieder ernst werdend, und mehr denn zuvor, sagte sie, fast weinend: „Dein Vater — —"

Doch Wilhelm ließ sie nicht zu Ende reden, er nahm sein Mädchen in den Arm, streichelte ihm sanft das schöne volle Haar von der Stirn und sprach: „Laß gut seyn! wozu uns die Zeit hier verbittern? Ich wollt' mein Vater hätt's Regiment im Hause; dann würd' Manches anders seyn. Jetzt freilich möchten sie mich gern gänzlich von der Mühle haben — und darum machen sie von jedem Sprung, den man lustig vom Wege abthut, ein Aufhebens, als ging die Welt dadurch zu Grunde. Man ist doch jung, und zeigen muß ich ihnen doch auch, daß ich noch Haare auf den Zähnen habe. Wenn sie anders wären — ich wär' es auch; aber zwei harte Steine mahlen nicht gut. Gehen thu' ich aber nicht; es müßt' denn seyn, sie machten mir den Kohl zu fett — dann aber, dann

geschieht's auch nur, um mir den ersten besten Windbock zu kaufen. So viel Geld muß schon mein Alter herausrücken; und dann — juch! Margareth' — dann hol' ich Dich! — Wenn der Wind erst durch unsere Mühle weht — mach' ich Jedem Etwas weiß, der zu uns kommt. — Und Dir —"

„Mir darfst Du Nichts weiß machen," fiel lachend mit dem Finger drohend Margarethe ein. —

Wilhelm schlug ein Schnippchen, drehte sie ein paar Mal wie einen Kreisel um — und hob sie dann mit seinen starken Armen hoch empor. So schauten sie sich Beide an, Aug' in Aug' — bis ihnen vor Freud' und Lachen die Thränen in dieselben kamen. Jetzt beugte Margarethe sich nieder, legte ihre Arme um den Hals des Geliebten, schmiegte ihr Köpfchen an seine Wange — und sah so still zufrieden, glücklich aus, wie ein Kind, das im Vaterarme sitzt. Wilhelm sah es, er drückte sie an sich, er küßte ihr Stirn und Mund — und ließ sie dann sanft zur Erde nieder. „Leb' wohl, Margarethe," sagte er; „es ist Zeit. Mein Korn wird abgelaufen seyn; ich muß heim."

„Geh'!" sagte sie — „lauf' — morgen findest mich wieder." Mit diesen Worten machte sie sich los von seiner Hand und lief wie ein aufgescheuchtes Reh davon — winkte noch einmal vom Hügel mit ihrem Tuche zurück — und war dann zwischen den Bäumen verschwunden.

Wilhelm eilte hastig zur Mühle zurück.

Noch war das Korn nicht abgelaufen, die Räder klapperten lustig fort; aber in der Mühle selbst hatten die Müllerin und die Anna-Marie einen kräftigen Staubwirbel bereits veranlaßt. Wilhelm traf sie, wie Beide wilden, erregten Schrittes die Treppe hinabgefegt kamen. — „Ist das eine Wirthschaft!" rief die Mutter, als sie des Stiefsohns ansichtig wurde; „man sieht's, wenn der Herr nicht zu Hause, tanzen die Mäuse auf Tisch und Bänke. Ich denk', der Müller gehört in die Mühle; Du aber — —"

„Nun, Mutter," fiel die Anna-Marie ein; „ich denke mir, der Wilhelm wird sich im Walde umgesehen haben, nach einer neuen Welle zum Wasserrade; die unsrige wird vielleicht schon schlecht." —

„Ja!" schrie Wilhelm; „das verstehst Du Klugei auch. Bist darum zur Mühle gekommen, hättest lieber zum Stalle gehen sollen, um zu sehen, ob's Vieh auch gehörig versorgt ist. Da gehörst hin — hier hast nichts zu suchen." —

„Recht!" rief die Mutter; „damit Du Dein Feld hier allein hast, und wir nicht hinter Deine Schliche kommen können. Aber, daß Du Dich nur nicht verrechnet hast."

Und dem Sohne näher tretend und wie zum Schwur erhebend, sagte sie: „Auch das laß Dir ein für alle Mal gesagt seyn, die alte Flurmann bleibt mir aus der Mühle! Das Weib darf unsern Hof, unsere Schwelle nicht mehr betreten. — Hörst! — Sie mag mahlen lassen wo sie will, den einen Scheffel, den sie das ganze Jahr über bringt — und für den der Herr Sohn ihr zehn metzt. Unser Haus und Hof bleibt für die Flurmann verschlossen."

„So?" lachte Wilhelm; „und warum? Mahlen wir nur für bestimmte Kunden?"

„Nein!" schrie die Mutter zornig; „aber die Flurmann bringt Unglück."

„Ja!" fiel die Anna-Marie ein; „nicht allein, daß sie es Dir angethan, daß Du der Hungerleiderin, ihrer Tochter, der Margarethe nachläufst; sie macht es auch, daß bei uns kein Vieh mehr gedeiht. Gestern am Morgen war sie hier — und heute schon ist unsre beste Kuh erkrankt." —

Wilhelm schaute die Sprecherin groß, verwundert an; endlich sagte er: „Und das hat die Flurmann gethan?" —

„Nun, wer denn sonst?" fielen die Beiden zornig, wie aus Einem Munde ein; „ist's nicht bekannt genug, daß die keinem Menschen das Vieh gedeihen läßt; wo sie's einmal nicht haben will? — Und hier hat sie doppelten Grund," fuhr Anna-Marie allein zu sprechen fort; „sie weiß, daß wir sie nicht mögen — dafür muß unser Vieh büßen, — heute die Kuh, vor acht Tagen, als sie auch hier gewesen, das Schwein. O, sie denkt, wenn nur erst Alles gefallen — dann werden wir kommen und sie bitten, doch den Fluch von uns zu nehmen; den verherten Lappen wieder auszugraben, den sie, weiß der Himmel wo, unter irgend einer von unsern Schwellen gewiß verborgen hat; dann sollen wir kommen und sagen: Ja, der Wilhelm mag die Margarethe nehmen, und die Mühle dazu — wir — wir wollen in's Altentheil ziehen. — Doch ich denke, diesmal hat sie sich verrechnet. Wir wissen noch Mittel und Wege, solche Geschichten zu hintertreiben. — Ich gehe meinen Gang — mag dann die Flurmann sehen, wie sie weiter kommt." Mit diesen Worten drehte sie sich um und schritt, von der Mutter gefolgt, zur Mühle hinaus.

Wilhelm folgte unwillkürlich; er wußte nicht, wie es kam; aber er ging mit nach dem Stall — und sah hier die beste der Kühe auf dem Boden liegen — und sich in Schmerzen winden. Er trat hinzu; er befühlte, er untersuchte das Vieh; er fand Nichts, woraus die Krankheit entstanden seyn könnte — und wußte nicht, was er denken sollte. Sinnend schlich er nach der Mühle zurück; er konnte das Gehörte nicht vergessen; er kannte nicht begreifen, was der Kuh fehlen könne — er mußte die ganze Nacht sinnen und denken. —

Anderen Tages kehrte der Vater von der Reise zurück. Er vernahm was geschehen; und Frau und Tochter ermangelten nicht, das Erlebte nach besten Kräften auszubeuten. Unmuthig ging der Mann umher; er suchte Etwas, um seinen Zorn auslassen zu können. Als er den Sohn, scheinbar träg, auf dem Schirrboden antraf, brach das Wetter los. — Man weiß ja, wie es zu gehen pflegt: wenn es in Einem kocht, dann werden die Worte nicht gewogen — und die Streiche fallen hageldicht nieder, unbekümmert wohin sie fallen. Auch Wilhelm mußte Streiche leiden und der Vater zögerte nicht, ihm vorzuwerfen, wie viel des Aergers er ihm bereits gemacht von Jugend auf; und daß des Friedens mehr in seinem Hause seyn würde, wenn er sein Ränzel schnürte und in die Weite zöge.

Der Sohn stand bei diesen Worten einen Augenblick wie versteinert; dann aber bezwang er sich mit sichtbarer Anstrengung,

trat einen Schritt zum Vater und sagte: „Vater! ich wollt' Ihr hättet das Wort nicht gesprochen. Ich bin Allen ein Dorn hier im Hause; aber denk' seit wann dies der Fall ist. Dir um den Bart gehen, wie die Anne-Marie es thut — kann ich nicht. Die weiß, was sie will. Denk' oft selber, daß es gut wäre, wenn ich ginge; oder Vater, was meinst" — und Wilhelm trat bei diesen Worten noch näher zum Vater hinan — „Du bist kräftig und gesund, kannst mich noch lange Zeit entbehren — was meinst? gib mir ein Tausend Thaler vorweg. Irgendwo wird sich ein guter Windbock für mich finden; dann hat Jeder von uns seine Mühle — und es ist gegenseitig Friede."

Der Vater schien seinen Ohren nicht zu trauen, als er die Worte vernahm. Dieselben gossen Oel in's Feuer; zornig rief er: „Sag's doch nur lieber grad' heraus: Alter mach', daß Du über Seit' kömmst, damit ich hier Herr werde und die verlaufene Dirne, die Margarethe, heirathen kann! — Ho! ho! Bursche! so weit sind wir noch lange nicht. — Und wenn's wirklich an's Sterben geht, nun dann hab' ich ja auch vorher noch einen Willen — und ein Testament ist bald gemacht! Poch' nicht zu sehr, Bursche, und laß es Dir gesagt seyn: meide die Margarethe; und wäre es auch nur um ihrer Mutter, der alten Hexe willen. Ich denk' darin wie die Anne-Marie und ihre Mutter denkt. — Und damit basta!" —

Mit diesen Worten drehte er sich um und schritt die Treppe hinab. Wilhelm blieb zurück.

Als die Frau und die Anne-Marie vernahmen, was vorgefallen, lachten sie und sagten: „Wenn er nur ginge. Aber er thut's nicht! die Margarethe läßt ihn nicht." Und dabei sahen sie sich an, als wollten sie sagen: „Wer weiß? Vielleicht doch! Es kommt auf einen Versuch an."

Der aber, von dem geredet und an den gedacht wurde, ging trotzig zur Mühle hinaus, die Landstraße entlang, dem nah gelegenen Orte zu. Es hielt ihn zu Hause nicht. Er mußte fort, er mußte sich austoben, vielleicht auch beim Kugelwirth seinen Aerger vertrinken. — Doch schon ein altes nordisches Lied sagt:

Groß ist der Umweg
Zum falschen Freunde,
Ob auch am Weg' er wohnt.
Doch Richtsteige gehen
Zur Liebsten Haus —
So sie auch fern wohnt.

Und dort schimmert ja der Liebsten Haus, weit ab von der Landstraße, drüben, einsam am Feldwege gelegen. Und wer am Gartenzaun steht — das ist die Margareth, die über's ganze Gesicht lacht, als sie den Kommenden erkennt. „Bist wohl früh zur Arbeit gewesen, Wilhelm!" rief sie, „daß Du schon Feierabend hast? Die Betglocke wird bald Mittag anschlagen; haben sie Dir daheim die Suppe versalzen?"

Wilhelm fuhr sich mit der Hand über das Gesicht; dann sagte er: „Ja, rechtschaffen! — Aber ich gab's ihnen zurück. Mag die Mühle in tausend Granatstücken fliegen, mich soll's nicht kümmern. Merk' schon, wollen mich los seyn, soll in die Fremde ziehen, damit sie den Vater ganz für sich gewinnen können; aber nun thu' ich's gerad nicht! — Ich bleibe — und soll' die Mühle ganz zu Grunde gehen." —

Margarethe war still geworden, endlich sagte sie: „Ich merk' schon wie die Sachen stehen. Und am End' bin ich an Allem Schuld! — Weißt, Wilhelm, wenn's so ist — gib mich auf." Und bei diesen Worten traten dem Mädchen die hellen Thränen in die Augen. „Hab' Dich so grundtief-herzinnig gern, daß ich's nicht sagen kann, wie gern — aber ehe Du's im Hause so schlecht hast — —"

„Willst mich lieber aufgeben!" fiel der Bursch ein und sprang zu ihr über den Zaun in den Garten; „kennst mich schlecht! will lieber todt seyn, als Dich lassen!" — Bei diesen Worten umfaßte er sie und drückte sie, als fürchte er, sie jetzt schon lassen zu müssen.

Margarethe schwieg, endlich drängte sie den Ungestümen sanft zurück und sagte, ihn dabei so recht von Herzensgrund anschauend: „Geh' heim, Wilhelm! thu's mir zur Lieb'; gieb Frieden. Die Betglock' muß bald läuten. Fehl' nicht bei Tisch. Willst?"

Der Bursch stand und zauderte, aber je mehr er dem Mädel in das Auge schaute, desto stiller, ruhiger wurde er. Endlich nahm er der Margarethe Hand, drückte sie an seine Brust und sagte: „Du machst mit mir, was Du willst. Wollt' zum Wirthshaus gehen, mich toll und voll trinken — aber nun geh' ich heim. Da hast meine Hand darauf, Margareth!"

Das Mädchen antwortete nicht; sie sah ihm nur noch einmal so recht innig, lieb und gut in das Auge; dann küßte sie ihn leicht und sprang in das Haus zurück.

Wilhelm sah ihr nach, bis sie verschwunden war; dann schwang er sich über den Zaun und trat langsam den Heimweg an.

Jetzt kam er bei einem Hause vorüber, das auch ein wenig seitwärts vom Wege lag. Vor demselben war ein kleiner Garten, in welchem noch einige Spätrosen blühten; während die Georginen in voller Pracht standen. — Ein alter Mann stand zwischen den Blumen. Wilhelm sah ihn; er wollte vorübergehen; doch plötzlich, wie sich eines Besseren besinnend, blieb er stehen, zog die Mütze und sagte verlegen, freundlich: „Guten Tag, Herr Schulmeister! Sie haben doch immer die schönsten Blumen. — Und nun gar noch Rosen!"

„Ja, Wilhelm!" sagte der Greis und schaute ernst zu dem Burschen hin; „man muß doch an etwas seine Freude haben."

„Und Sie haben deren so wenige," sprach Wilhelm leise. „Auch ich habe Ihnen einst so viel Aerger und Verdruß bereitet! — Lassen's gut seyn! — Ich wollt', es wäre nicht geschehen; oder — oder man hätt' mich daheim anders genommen. Glauben's, Herr, ein gut Wort findet eine gute Stelle, und hört man im Hause nichts als Scheltworte, da wird man dickhäutig und sucht anderswo seinen Trott auszulassen. Was dann meist die Schule ist! —

„Ja," schmunzelte der alte Lehrer, „man hätte mehr lernen können. Doch der Verstand kommt nicht vor den Jahren."

„Leider!" rief Wilhelm. „Aber um Verzeihung, Herr Lehrer! dürfte ich Sie wohl um Etwas bitten?"

„Nun?" fragte der Lehrer, als er sah, daß der Bursch in seiner Rede fortzufahren zögerte; „was hat man denn? Will man eine Rose haben?"

Wilhelm glühte auf. „Die hätt' ich schon gern," sagte er, „aber darum kam ich nicht. Ich wollt' nur fragen, ob Sie so ein paar hübsche Lieder hätten, die so für mich passen — jetzt — wie die damals, die Sie uns so in der Schule vorlasen, extra; und die wir lernten, obschon Sie uns diese nicht aufgaben. O ich kann sie noch alle: Der Sandwirth Hofer — und bis hinauf zu dem schönen Gedicht: Der Taucher von Schiller. Sehen's, das hab' ich besser behalten, als die Erdbeschreibung und manches Andere, das mir gar nicht in den Kopf wollte — und das ich ratzenkahl wieder vergessen habe. — Sehen Sie, so ein Lied, das man frischweg singen könnt' — hätt' ich gern."

Der alte Lehrer lächelte. „Nun," sagte er, „man war immer ein absonderlicher Bursch; und wenn man weniger zur Kegelbahn ginge und weniger den Raufbold machte, möcht' es schon gehen."

„Sie mögen schon Recht haben," sagte Wilhelm und folgte dem voranschreitenden Lehrer in das Haus; „aber werfen's nicht den Stein auf mich. Man gönnt mir selten ein gutes Wort, wie Sie es in der Schule thaten — und da bekömmt man leicht seinen eigenen Tick. Auch nennen's mich nur immer schlichtweg Du — es kränkt mich nicht."

Der alte Mann that, als höre er Nichts von dem, was der Bursche sprach; er kramte zwischen seinen Noten umher und sagte dann, einzelne Blätter hervorziehend: „Dies, denke ich, wird für Dich seyn. Sie sind zumeist von einem Manne, der Müller hieß, aber kein Müller war, auch Wilhelm hieß, wie Du; der muß die Müller aber wohl gekannt haben. Er sagt:

Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern.
Das muß ein schlechter Müller seyn,
Dem niemals fällt das Wandern ein,
Das Wandern.

Hör' nur die Melodie dazu." Und der Lehrer öffnete das Clavier, spielte und sang.

Wilhelm stand erstaunt besangen. Er hatte die Melodie sogleich gefaßt. Und als der Greis das zweite Lied desselben Dichters zu spielen begann:

Ich hör' ein Bächlein rauschen
Wohl aus dem Felsenquell —

da konnte er sich nicht länger halten, er drückte dem Lehrer die Hand und sagte freudig: „Ja, ja! das ist für mich! Ich möcht' in aller Welt nur wissen, wie's so ein Dichter nur macht. Ich brächt' mein Lebtage nicht einen Vers zu Stande!"

„Glaub's schon!" sagte lächelnd der Greis; „die echten wahren Dichter werden geboren; wie die Könige! — Aber hör' weiter. Hier ist noch so ein Lied von demselben Manne, das heißt:

Ich schnitt es gern in alle Rinden ein ꝛc.

Und dann auch dies von einem andern Dichter, der Eichendorff hieß:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad.

Das Alles, denke ich, wird für Dich seyn. Nimm's nur mit, und wenn Dir's in der Brust tobt und wühlt und Du hinüber zur Schenke möchtest, sing' nur ein Lied — und ich denke, Du wirst daheim bleiben."

„Oder schnurstraks wo anders hinlaufen," fiel der Bursch erglühend ein. „Ich dank Ihnen schön, und wenn Sie anders einen Scheffel zu mahlen haben, ich will Ihnen ein Mehl liefern, das den schönsten Kuchen geben soll."

„Darum that ich's nicht," sagte der Lehrer ernst; „geh' mit Gott, mein Sohn, und so Du anderen Rath und Trost bedarfst, komm zu mir, meine Thür wird Dir offen seyn!"

Wilhelm vermochte nicht zu antworten, er drückte dem alten Manne nur die Hand und schaute ihn mit feuchten Augen an. Endlich sagte er: „Und eine Frage hätte ich noch. Nehmen's nicht ungütig. Sagen's mir: Kann Einer dem Andern das Vieh verhexen?"

Der Greis schaute verwundert auf. Ernst sagte er: „Wie kommst Du darauf? Ist der alte Sauerteig noch nicht ausgefegt?"

„Ja, ja!" sagte Wilhelm und kraute sich hinter dem Ohr; „ich weiß schon, was Sie sagen wollen; aber ich wüßt' es doch gern. Unser Vieh gedeiht jetzt nimmer."

„Nun, so wird's natürlich zugehen," sprach der alte Mann, „sieh nur selber oft genau nach. Auch ein Vieh will seine Ordnung und Reinlichkeit haben. Man muß nicht gleich so Böses denken."

„So meinen Sie doch also auch, daß es solch Böses geben kann?" fiel der Bursche hitzig ein. „Hätte es nicht gedacht."

„Ich denke es auch nicht," sprach der Greis gelassen. „Und wenn es in der Natur auch noch viele Geheimnisse gibt, die kein Menschenauge zu erforschen vermag; so bin ich dennoch der Ueberzeugung, daß der liebe Gott so Böses nicht in die Hand unseres Nächsten geben wird. Ich glaube es nicht!" — Er schwieg.

Auch Wilhelm schwieg. Es blieb zweifelhaft, ob das Wort des Lehrers ihn überzeugt habe oder nicht. Er sann vor sich hin, fragen mochte er nicht mehr. —

So kamen sie bis zur Gartenthür. Hier angekommen wollte Wilhelm gehen, doch wie sich besinnend, wendete er sich noch ein Mal um und rief: „Ach meine Rose, die Sie mir versprochen!"

Der Greis lächelte, er ging zum Strauch, schnitt die schönste der Rosen ab und gab sie dem Harrenden. Der dankte sichtbarlich erfreut; und nun lief er, als habe er viel vergessen, viel versäumt, den Weg hinauf. Droben angekommen, blickte er zurück; und den Lehrer nicht mehr im Garten sehend, wendete er sich seitwärts und lief querfeldein über das Brachfeld hinüber zu Margarethens Haus. Dort angekommen, klopfte er an ihr Fensterlein; und als dasselbe geöffnet wurde, reichte er dem Mädchen die Rose ohne ein Wort zu sagen, und lief

dann den Weg zurück, den er eben erst gekommen war. Als sein Schritt ruhiger wurde, sang er vor sich hin, aus den Liedern, die er soeben erhalten, und deren Melodie er vernommen:

Ist das denn meine Straße?
O, Bächlein, sprich, wohin?
Du hast mit Deinem Rauschen
Mir ganz berauscht den Sinn.

Jetzt aber hörte er die väterliche Mühle klappern, und sein Gesang verstummte, sein Schritt wurde zögernder, gemessener. Still betrat er das Haus.

Und wie es so zu gehen pflegt, wo erst Unfriede im Hause herrscht, da findet sich auch Grund des Haderns genug. Auch in der Mühle war es so. Jeder Tag brachte neuen Unsegen. Dazu kam, daß fast sämmtliches Vieh erkrankte und nicht fressen wollte. Die Flurmann, hieß es, habe sich wieder sehen lassen. Ob wahr, ob nicht! es blieb zweifelhaft. Der Vater war verreist, er besorgte den Kornhandel. Anne-Marie war den Tag über geheimnißvoll abwesend gewesen. Jetzt kehrte sie heim; es war Abend geworden. Wilhelm sah es, sie hatte viel mit der Mutter heimlich zu flüstern, während sie oftmals verstohlene Blicke zu dem Bruder hinwarf. —

Ein fürchterliches Wetter war im Anzuge. Der Himmel war mit düsteren Wolken überzogen. Wilhelm ging die Mühle anzuhalten. Die Schwester sah es und schlich sich ihm nach, unbemerkt zum Hause hinaus. Rasch umlief sie das ganze Gehöft, immer geheimnißvoll vor sich hin sprechend. Am Viehstall blieb sie einen Augenblick stehen, bückte sich — und schien Etwas dicht bei der Schwelle zu verscharren; dann murmelte sie noch einmal ihre Worte und eilte in das Haus zurück. — Und immer stürmischer, immer düsterer wurde der Himmel. Ein Gewitter war im Anzuge. Wilhelm trat in die Stube zurück; er hatte die Stätte zugemacht und die Bodenluken verschlossen. Der Knecht war mit dem Vater abwesend. Es war niemand im Gehöft als die genannten Drei. Immer wilder und wilder heulte der Sturm durch den Wald. Das Gewitter, im Spätherbst besonders erschütternd, war in seiner ganzen Stärke heraufgekommen. Die Blitze kreuzten sich und zuckten am Himmel entlang. Der Donner folgte in gewaltigen Schlägen. Unaufhörlich vernahm man das dumpfe Rollen, unterbrochen von heftigen Schlägen, die das Haus erbeben machten. Man hatte die Fensterläden geschlossen. Mutter und Tochter saßen zusammengedrückt in einer Ecke, während Wilhelm am Ofen lehnte. Licht war nicht angezündet worden, und jetzt mochte niemand hinausgehen und es thun. Unheimlich drang das Leuchten des Blitzes durch die Spalten der Laden und erhellte für Augenblicke die Stube. Jetzt geschah ein heftiger Blitz, der ganze Himmel schien in Feuer zu stehen — gleich darauf erfolgte ein kurzer knatternder, markdurchzitternder Schlag. Alle Drei fuhren empor. „Das hat eingeschlagen," hieß es. Jetzt Stille, unheimliche, geheimnißvolle Stille. Himmel und Erde schienen einen Augenblick auszuruhen, aufzuathmen.

Doch jetzt! was war das? Eine menschliche Stimme ließ sich vernehmen; es war wie ein Hilferuf. Doch der Sturm wüthete wieder und der Regen begann in Strömen zu fallen.

Anne-Marie hatte den Schrei vernommen; sie zuckte zusammen, sie wurde einen Augenblick bleich und gleich darauf, als sie sah, daß Mutter und Bruder den Ruf nicht vernommen hatten, in satanische Freude gerathen. Abermals horchte sie.

Und wieder war es, als ob jemand leise an die Thüre klinke, als ob ein Mensch an der Wand entlang suchend scharre. Fern rollte der Donner. Es war dunkle, finstre Nacht geworden. Jetzt ertönt wieder ein leiser, klagender Ruf. Wilhelm vernimmt ihn, er will der Thüre zu, er will hinaus um nachzusehen — doch Anne-Marie springt ihm in den Weg; sie hält ihn bei den Armen fest und ruft: „Wo willst Du hin? Du darfst jetzt nicht hinaus."

Wilhelm bleibt — er glaubt sich geirrt zu haben. Doch jetzt, jetzt hört er es deutlich, ein Mensch ist draußen, eine Stimme fleht um Einlaß. „Laßt mich hinaus," ruft der Bursch; „hört Ihr es nicht, ein Mensch ist draußen?"

Anne-Marie aber schlingt ihre Arme fester um den Leib des Bruders, indem sie, ihn zurückhaltend, ruft: „Mutter, schließe die Thür. Er darf jetzt nicht hinaus."

„Und warum nicht?" schreit Wilhelm und sucht sich mit Gewalt los zu machen aus den Armen der beiden ihn jetzt Umschlingenden. „Hört Ihr es nicht? Ein Mensch, eine Frau wimmert draußen. Einlaß begehrt sie. Das Gewitter ist auf's Neue heraufgezogen, hört nur den Donner, seht das Blitzen und vernehmt den Regen. — Laßt mich hinaus!"

„Nimmermehr!" ruft Anne-Marie in wilder Erregtheit; „laß sie draußen; laß sie wimmern. Sie muß es thun. All' unser Vieh ist erkrankt: sie hat's gemacht. Ich ging heut zum Henker. Er gab mir ein Mittel. Hab's gebraucht. Wie ich selber bin vorhin ums Gehöft gegangen, so muß sie es auch jetzt thun. Sie mußte kommen und wäre sie heut wer weiß wie weit gewesen. Aber in's Haus darf sie nicht, sonst wird der Schaden ärger denn zuvor."

Wilhelm starrte die Schwester an, er vernahm ihre Worte und wußte sich deren Sinn doch nicht ganz zu deuten. Er hatte bisher mit aller Gewalt, mit aller Kraft sich gegen den allgemein verbreiteten Aberglauben*), als könne ein Mensch dem andern das Vieh verheren, gesträubt. Und wenn er auch selbst von dem allgemein verbreiteten Vorurtheil nicht frei war, so hatte er es doch bisher nicht vermocht zu glauben, daß Margarethens Mutter so Etwas gegen ihn und sein Haus thun könne. Auch jetzt sträubte das bessere Selbst sich in ihm dagegen. Unwillkürlich aber mußte er horchen und lauschen, unwillkürlich wurde seine Kraft, sich loszumachen, schwächer und schwächer. Jetzt aber vernahm er das Rufen, das Flehen wieder, und es war, als ob die Flehende immer ängstlicher, immer schneller liefe von Fenster zu Fenster, von Thür zu Thür, von Gebäude zu Gebäude. Noch einmal versuchte Wilhelm

*) Namentlich in der Mark und Pommern ist derselbe noch vielfach verbreitet, und Seenen, wie die geschilderte, werden allgemein geglaubt.

sich mit aller Kraft loszumachen. „Laßt mich," rief er; „ich muß hinaus, muß sehen, wer da draußen ist." Aber Mutter und Schwester umstrickten ihn fester und fester.

Und während die dort draußen wimmerte und flehte, sagte die Letztere: „Laß sie flehen, laß sie rufen, unser Vieh muß gesund werden. Laß sie wimmern, laß sie klagen, höre Nichts!

Und der sonst so kräftige junge Mann begann zu zittern, so betäubte, erschütterte ihn das Ganze; tonlos sprach er: „Wer, o saget mir, wer hauset draußen?"

Die Anne-Marie wurde der Antwort überhoben, denn in diesem Augenblick brach das Unwetter mit erneuter Kraft los; wurde es stiller, schlug der Regen weniger heftig gegen die Laden, dann vernahm man auch das laute Wimmern und Klagen draußen wieder.

So gingen die Augenblicke dahin. Es war eine fürchterliche Nacht. Drinnen im Zimmer der starke Mann, umstrickt, umschlungen von den Armen der Mutter und Schwester, von Zeit zu Zeit mit einander ringend, dann wieder stille werdend, dann lauschend, dann fiebernd bebend — und draußen der Sturm, dann Stille und leises Wimmern wieder.

Und jetzt, wo plötzlich Alles schweigt, als habe die Natur nun ausgetobt, jetzt, wo Alles fiebernd, erwartungsvoll lauscht — da durchbricht die Stille der markdurchdringende Schrei einer weiblichen Brust: „Mutter, Mutter! meine arme Mutter!" hört man rufen.

Wilhelm zuckt zusammen; er hat den Schrei vernommen. „Die Margarethe war's! Margarethe ist's!" stöhnt er auf. Und mit fürchterlicher Kraft, mit aller Energie, die in ihm wohnt, schleudert er die beiden ihn Umschlingenden zur Seite und stürzt zur Thür. Sie ist verschlossen. Er stößt sie mit dem Fuße ein, er sprengt sie ganz entzwei — dann stürzt er hinaus auf den Hof; Nichts hält ihn, Nichts vermag ihn zu halten. Tiefe Finsterniß umgiebt ihn. Der Sturm hat nachgelassen, aber der Regen fällt um desto heftiger nieder. Von Angst getrieben läuft er hierhin, läuft er dorthin. Er ruft — niemand antwortet. Er sucht den ganzen Hof ab, alle Gebäude, die Mühle — er findet niemand. Trostlos kehrt er zurück. Der Morgen dämmert herauf, er geht auf's Neue hinaus, er sucht überall, doch sein Suchen ist vergebens. Das Vieh im Stalle brüllt, er geht hinein — und findet es frisch und gesund.

Zu Mittag kehrt der Vater mit dem Knechte nach Hause zurück. Wilhelm will zum Dorf, er will sehen, wie es steht, da erzählt ihm der Knecht, daß die alte Flurmann vor wenigen Stunden gestorben sey. — Und er bleibt, er kann nicht gehen: Der Aberglaube ist zum festen Glauben geworden; es ist ihm nicht möglich, das Sterbehaus zu betreten, die Todte noch einmal zu sehen.

Drei Tage darauf findet die Beerdigung statt. Wenige Leidtragende haben sich eingefunden. Es ist ja nur eine alte Frau, die begraben wird, und die noch dazu nicht durch Reichthum sich Freunde hat erwerben können. Wie ärmlich war der Sarg, doch die kindliche Liebe hatte ihn auf jede nur irgend mögliche Weise zu schmücken gesucht. Ein Paar Blumen hatten sich gefunden — und der dunkle Mooskranz mit den gelben Immortellen dazwischen paßte zu dem Ganzen. Einige alte Frauen, die der Gestorbenen näher gestanden, hatten ihre schwarzen Tücher sich um den Hals geschlungen — und waren gekommen, der Geschiedenen das letzte Geleit zu geben. Auch ein Paar Freundinnen der Margarethe, junge Mädchen, fehlten nicht mit ihren schwarzen Bändern im Haar — und den Thränen im Auge. Von Männern war, außer den Trägern, niemand gekommen. Doch jetzt, in dem Augenblicke, wo der Sarg aufgehoben werden sollte, trat ein alter Mann mit weißem Haar herein. Es war der Lehrer. Er kam aus freien Stücken, aus freiem Antriebe, der Todten das letzte Geleit zu geben. Er wußte, was von der Gestorbenen geredet wurde, was im Leben von ihr gesprochen war. In einem Dorfe bleibt dergleichen nicht verschwiegen, es wird jedem als tiefes Geheimniß mitgetheilt. Der alte Mann kam, um den Leuten zu zeigen, daß er dem Gerede nicht geglaubt; er kam, um der Margarethe zu beweisen, er habe es nicht vergessen, daß sie ihm einst eine fleißige, liebe Schülerin gewesen sei; daß er wisse, wie sie der Mutter eine kindlich gute Tochter war.

Margarethe, die schluchzend am Sarge lehnte, schaute auf; ein Zug der Freude flog über ihr von Thränen bethautes Gesicht, als sie des Greises ansichtig wurde; sie wollte ihm dankbar entgegen gehen; sie wollte die Thränen zurückhalten — aber es ging nicht; sie mußte sich wieder auf den Sarg niederbeugen — und bitterlich weinen. Der Greis sah es, er trat zu ihr hinan, er nahm sie einen Augenblick in seine Arme; er ließ sie eine kurze Zeit an seine Brust sich lehnen — dann beugte er sich nieder, legte seine Hand wie segnend auf ihr Haupt und sagte einfach, schlicht: „Vertrau' auf Gott!" und winkte den Trägern. Die hoben den Sarg empor — und Margarethe, geführt von dem Greise, folgte demselben. Die übrigen Leidtragenden schlossen sich ihnen an. So ging der Zug durch das Dorf, dem Kirchhofe zu. Er aber, der, welcher der Margarethe hätte am nächsten stehen sollen, der da hätte kommen müssen und sagen: „Sieh', hier bin ich; ich will von nun ab Dein Stecken und Stab, Deine Stütze und Hülfe seyn. — Ich hab' Dich geliebt, nun lieb ich Dich noch inniger, da Du das Theuerste, das die Erde für Dich besessen, verloren hast!" — Er blieb fern. — Gedrückt, verlegen stand er am Gartenzaun und wußte nicht, ob er sich dem Zuge anschließen sollte oder nicht.

Der klügelnde Mensch, statt einfach dem Gefühl, dem Herzen zu folgen, sucht sich zumeist den Verstand als Gewährsmann und Bundesgenossen seiner Handlungsweise aus. Er dünkt sich gar klug und weise, wenn er dem folgt — und weiß und beachtet nicht, daß das Herz fast immer das Richtige trifft. Auch Wilhelm folgte dem Herzen nicht, er glaubte in diesem Augenblicke wohl gar sich etwas zu vergeben, wenn er, der reiche Müllerssohn, sich dem Leichenzuge einer armen Wittwe anschlösse. — Und nun die durchlebte Nacht! Er konnte dieselbe nicht vergessen! Ob das Gewissen ihm auch sagen mußte: Er habe Unrecht gethan; ob das Herz ihm auch zuflüsterte: Dein Aberglaube ist ein thörichter! Die alte Frau war eine

ehrbare, gute Frau; die Mutter der Margarethe, die Du lieb hast, sie ernährte sich kümmerlich aber redlich. — Der klügelnde Verstand, der sich hier so recht weise dünkte, wollte lieber das Böse als das Gute glauben, gab sich dem Aberglauben gefangen. Er schwankte, er wußte nicht, was er thun solle; was rechts, was links, was gut oder böse sei — er ließ den Trauerzug vorübergehen, er sah von fern die letzte Schaufel Sand auf den Sarg fallen, sah den Grabhügel sich erheben, sah die Margarethe sich noch einmal auf den frisch aufgeworfenen Sand werfen, die Hände ringen und flehend zum Himmel blicken — und eilte, von Schmerz und Reue getroffen, von dem Gefühle besiegt: doch Unrecht gethan zu haben — auf Umwegen, um von Niemand beachtet und gesehen zu werden, der väterlichen Mühle zu. Am Abend aber, als die Dämmerung eingebrochen, als das Nachtessen vorüber war, hielt es ihn nicht länger, er mußte wissen, was sie von ihm denke, ob nicht ein gutes Wort noch eine gute Stelle finden würde.

Und er kam; er umschlich das Haus, das so einsam und verödet, wie gänzlich ausgestorben lag. Er trat hinan; er sah in das Fenster hinein. Margarethe saß am Tisch einsam, ganz allein. Sie hatte die Hände auf dem Schooß gefaltet. Die Lampe beschien ihr bleiches Angesicht. Sie hatte keine Thränen mehr, ihr Schmerz war thränenlos; sie hatte ja ihre Mutter, ihr Alles verloren.

Jetzt klopfte es an das Fenster leise, zögernd. Margarethe schrak auf, sie wußte nicht was sie that; sie hatte der Geschiedenen gedacht, der Schmerz machte sie sinnverlierig, sie vergaß was geschehen war und rief, wie von jähem, freudigem Schreck erfaßt: „Mutter, bist Du's?" Doch zugleich auch ihren Irrthum einsehend, an den Tod, den fürchterlichen Tod denkend, ließ sie das Haupt sinken — und weinte bitterlich.

Wilhelm sah es; er stand wie festgebannt, er fühlte die tiefsten Schmerzen in seiner Brust — und zögerte doch, jetzt näher zu treten; er fühlte es, er habe in diesem Augenblicke kein Recht näher zu treten. Lange stand er so. Jetzt wurde Margarethe ruhiger, sie richtete sich auf, sie blickte umher. Wilhelm klopfte wieder, erst leise, dann stärker, vernehmlicher. Die Trauernde richtete sich auf, sie sah zum Fenster hin, sie ging dem Klopfen zu. Die draußen herrschende Dunkelheit machte es ihr unmöglich den Einlaßbegehrenden zu erkennen, sie fragte, die in ihr aufsteigende Furcht bekämpfend: „Wer ist da?"

Und er klopfte wieder; eine flehende Stimme sprach: „Margarethe!"

Die Genannte hatte den Rufenden erkannt, sie zuckte zusammen, sie zögerte, sie wußte einen Augenblick nicht, was sie beginnen sollte — dann aber schritt sie festen Schrittes zum Tisch, nahm die Lampe von demselben, ging zum Fenster, öffnete es — und ließ den grellen Schein des Lichtes auf den Harrenden fallen.

So stand sie ihm gegenüber, die Leuchte in der Hand, starr, kalt, ohne eine Wimper des Auges zu rühren und schaute ihn an ernst, gemessen. Und als sie sah, wie er die Hände hob, er noch einmal sprach, wie bittend, flehend: „Margarethe!" wies sie in die kalte dunkle Nacht mit der Rechten hinaus und sagte: „Geh'! ich kenne Dich nicht; wir sind geschieden!" Jetzt schloß sie das Fenster, ging zum Tisch zurück und ließ sich nieder.

Und er, der draußen stand, dem die Worte gegolten, er sah dies Alles, er zögerte noch, ein Zittern flog durch seinen Körper; er konnte nicht wieder rufen, er vermochte es nicht, er warf noch einen Blick in das Zimmer — und floh dann, wie von Furien gejagt in die Nacht hinaus.

Drunten im Thalgrund aber klapperten die Räder der Mühle lustig fort, die Wasser rauschten und stäubten fröhlich dahin. Die Menschen jedoch in der Mühle wußten von diesem Frieden, von dieser heiteren Geschäftigkeit nichts. Unmuth beseelte Alle; Haß und Unfriede lag in ihren Herzen, auf ihren Lippen.

Wilhelm trat ein. Er wurde von Vater, Mutter und Schwester mit finsteren Blicken empfangen. Ersterer sagte: „Was Du nur immer umherlungerst, anstatt in der Mühle zu seyn?"

„Ja," sagte die Mutter; „solltest doch dem Vater zur Hand gehen, er wird alt und schwach; aber Du —"

„Nun der Wilhelm," fiel die Anne-Marie ein, „kann seine alten Gänge noch immer nicht lassen. Ich dächte doch, er hätte es nun deutlich gesehen, in welche Sippschaft er sich geben wollte. — Und haben wir nicht den verherten Lappen am Stall vor der Schwelle gefunden? Er sollte es doch Anderen danken, daß man ihm die Augen geöffnet."

Wilhelm, der geschwiegen, fuhr bei diesen Worten auf; er trat zur Schwester hinan, schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Fenster zu klirren begannen, und schrie: „Der Teufel lohne es Dir!"

Anne-Marie flüchtete sich kreischend zur Mutter und rief: „Er hat wieder seine böse Stunde."

„Ja," fuhr der Vater auf, „so lange Du im Hause bist, wird nie Ruhe und Friede. Ich wollt' —"

Wilhelm ließ den Vater nicht ausreden; mit einem Ernst, mit einer Ruhe, wie man sonst an ihm nicht gewohnt war, trat er zu demselben, legte seine Hand auf des Vaters Schulter und sprach: „So laß mich scheiden. Bin ich der Störenfried im Hause, so will ich es meiden. In der Fremde wird's für mich besser sein."

„Auf der Landstraße, in den Wirthshäusern," sprach die Mutter, „da bist Du gern." Der Vater aber rief: „Gut! achtest Du das Vaterhaus so gering, so zieh'!" — Anne-Marie jedoch lachte spöttisch: „Bange machen gilt nicht! Er wird früh genug wieder heimkehren!"

Wilhelm sah sie von der Seite an, endlich sagte er: „Dir freilich kehre ich wohl immer zu früh nach Hause!" — dann reichte er dem Vater die Hand und sich zum Abgehen anschickend sprach er: „Leb' wohl, Vater! Laß uns im Frieden scheiden!"

Der alte Mann schämte sich der Rührung, die in ihm aufstieg; er wollte nichts merken lassen und sprach daher, mit größerer Härte, als es ihm wirklich um's Herz war! „Dir

wird der Abschied gewaltig leicht, hast wohl schon auf eine Gelegenheit gewartet. — Nun, wer sich gut bettet, schläft gut."

Wilhelm antwortete nicht, er ging still zur Thür hinaus. Als er oben in seinem Kämmerlein stand, wurde es ihm doch gar eigen ums Herz; er wußte nicht, wie es kam, aber leise hub er zu singen an, während die Thränen ihm von der Wange rollten:

Hör' ich das Mühlrad gehen,
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

Andern Tages in der Frühe, als die Uebrigen noch im Hause schliefen, hatte er schon sein Ränzel geschnürt. Er trat in das Freie hinaus, er ging noch einmal den Hof entlang, die Mühle durch; er liebkoste und streichelte den alten Hund, der so freudig zu ihm aufsprang — dann ging er langsam, langsam den Berg hinan, um von seinem Gipfel noch einmal die ganze Gegend, die Heimath zu überschauen.

Singen konnte er nicht, wie so viele thun, wenn sie in die Fremde ziehen, ihm war die Brust wie zugeschnürt. Sein Blick ruhete lange, recht lange auf jener Stelle, wo sie wohnte, die er nun verloren hatte; dann blickte er in den Wald hinein zu jener Fichte, wo er so oft mit ihr gesessen — und schritt in die Fremde, in die Weite hinaus.

Und wie es im Meere ist, wo die nächste Welle die dicht vorhergegangene verschwinden macht, so daß ihre Stelle niemand wieder kennt; so ist es auch im Leben der Menschen. Der stirbt, der scheidet heut — und morgen schon ist jede Spur verweht. Wer gedachte der alten gestorbenen Frau, der Flurmann noch? Wie Viele sprachen von dem geschiedenen Sohn des Müllers? Der Vater freilich, der vermißte den Entfernten in der ersten Zeit gar sehr, obgleich er es sich nie merken lassen wollte — dann wurde ein Bursche angenommen, der that die Arbeit, die der Sohn sonst gethan — und des in die Weite Gezogenen wurde immer seltener gedacht. — Zudem war ja auch jetzt Friede im Hause! Die Anne-Marie war ja so freundlich um den Vater herum, wie es der Wilhelm nie gewesen war. Täglich mußte der alte Mann es hören, und, wenn er wollte, es auch sehen, daß jetzt fröhliche Zeit im Hause sei, daß der Unfriede gewichen. Und wenn er klagte über die Gebrechen des zunehmenden Alters, wie schienen dann Frau und Tochter so besorgt um ihn; wie baten sie ihn, sich doch zu schonen und zu bedenken, daß sie Beide hilflos und verlassen daständen, wenn er die Augen zumache!

„Denke," sagte die Anne-Marie, ihm die Backen klopfend, „wie es uns ergehen wird, wenn der Wilhelm nach Deinem Tode die Mühle überkommt, wie er uns behandeln wird — und die Thüre zeigen."

„Das soll er nicht! das darf er nicht," sagte der Vater; aber weiter that er nichts. Und das genügte der Anne-Marie nicht. Sie wollte mehr. — Wilhelm war, wenn der Vater es durch ein Testament nicht anders bestimmte, alleiniger Erbe der Mühle und des ganzen Grundstücks. Das durfte nicht seyn. Die Anne-Marie wollte ihre Freundlichkeit gegen den Stiefvater nicht umsonst verschwendet haben. Wozu hätte sie sonst jahrelangen Unfrieden zwischen Vater und Sohn gesäet und genährt? Die Mutter stand von Natur schon auf ihrer Seite. Jetzt kam dazu, daß der Wilhelm, wie sie sagten, nie wieder Etwas von sich hören ließ; was sie von Andern hörten, wurde dem Vater nicht mitgetheilt; es müßte denn Schlechtes zu melden gewesen sein. Aber dem Vater war doch nun einmal der Sohn an's Herz gewachsen; es war ja sein einziges Kind, und mit der Mutter desselben hatte er still und zufrieden gelebt, er konnte ihn so leicht nicht aufgeben und vergessen; er hätte gern gewußt, wo er sei, und wie es ihm ginge. Der Wurm nagte an seinem Herzen; und stiller und stiller wurde er, immer hinfälliger sein Körper. — Matt und lebensmüde saß er im Lehnstuhl. Die Anne-Marie, die soeben noch draußen gescherzt und gelacht, kommt und sieht ihn. Gleich wird ihr Gesicht ernst — und sie beginnt zu weinen. Der alte Mann sieht es und fragt: „Was fehlt Dir, Anne-Marie? Komm her, mein Kind!"

Die aber, noch heftiger weinend, ruft: „Du nennst mich Dein Kind — und ich möchte es doch so ganz sein — aber Dir liegt nur der Wilhelm im Sinn! Und ich weiß nicht, was ich Dir Alles zu Liebe thun soll. Soll' ich also nicht weinen? Du bist krank, Herzensvater — und wer weiß, wie lange wir Dich noch haben?"

„Ja, Mann!" fiel die jüngst eingetretene Frau ein; „Gott gebe Dir noch langes Leben; aber ich weiß doch nicht, ob Du Recht thust, nur an den Landstreicher, den Wilhelm zu denken, und nicht auch an Deine Frau und Dein anderes Kind — denn die Anne-Marie ist so gut und noch mehr Dein Kind, als Dein ungerathener Sohn. Ist nichts festgesetzt, und machst Du die Augen zu — bleibt die Anne-Marie sitzen, denn welcher Mann nimmt heut zu Tage ein armes Mädchen? Du solltest ein Einsehen haben!"

„O Mutter," fiel die Tochter ein und kniete an der Seite des alten Mannes nieder: „sprich doch nicht so zum Vater! Das hört sich ja an, als ob wir auf seinen Tod warteten — und erben wollten. Nein, nein! ich kann arbeiten, kann mich ja vermiethen, oder in alten Jahren auf Tagelohn gehen."

Der Müller drückte das Mädchen in Hast an sich. „Nein, Anne-Marie, nein! Das sollst Du nicht — dafür laß mich sorgen. Geh', Mädchen, geh' und schreib mir dem Wilhelm, hab gestern vom Nachbar gehört, wo er ist — er soll gleich heim kommen; ich bin krank und schwach; wolle mein Testament machen. Sollst nicht leer ausgehen, Du und die Mutter. Geh' Kind, und schreib'." —

Anne-Marie schien gehen zu wollen, doch die Mutter hielt sie zurück und sagte: „Wozu noch schreiben? Wenn der Nachbar weiß, wo der Wilhelm ist, wird der Wilhelm auch wissen, wie's mit Dir steht. Ich dächte, da wäre es seine Schuldigkeit von selbst zu kommen. Uebrigens ist es besser, er bleibt, wo er ist; denn wenn er kommt, bringt er Dich völlig unter die Erde; er wird in der Fremde auch nicht sanft geworden sein!" —

Der alte Mann seufzte hoch auf, aber er schwieg. — Ein Brief wurde nicht abgesendet. Die Krankheit nahm jedoch von Tag zu Tag zu — und die Anne-Marie pflegte den Vater so

sanft, so gut, daß es nicht Wunder nehmen konnte, wenn er zuletzt todesschwach und todesmüde ein Testament machte, wie es die Anwesenden gern hatten. Was schadete es, daß von dem Tage ab, an dem das Testament gerichtlich gemacht worden war, die Anne-Marie nicht mehr so sanft, so gut war, daß sie jetzt viel mit der Mutter zu bereden und zu besprechen hatte; was schadete es, daß der alte Mann jetzt oft stundenlang allein auf dem Lager lag, wohl oftmals heimlich nach dem Fernen seufzte — und endlich mit seinem Namen auf der Lippe sanft in's Jenseits entschlummerte? Das Testament war gemacht und lachende Erben folgten dem Sarge.

* * *

Wenige Monate sind seit dem Tode des alten Müllers vergangen — und wie hat sich so Vieles in der Mühle seitdem geändert! Das Haus ist abgeputzt, die Ställe sind frisch gedeckt; und wenn auch die Grabeneinfassung hinterm großen Wasserrade dem Einsturze droht — das sieht ja Niemand. Die Thüren an der Mühle vorn sind ja neu angestrichen und die Brücke bei der Einfahrt ist mit neuen Brettern belegt. Was will man mehr? — Von außen ist Alles glatt und schön, wer hat nöthig, in's Innere zu schauen! Und was thut's, daß das Mehl nicht mehr so gut, wie ehedem, als der alte Mann noch lebte, daß jetzt stärker gemetzt wird, als früher — man ist ja so freundlich zu den Gästen und den Knechten selbst, die das Korn bringen, fehlt der Schnaps zum Geschenke nicht. — Und nun heute gar, wo Hochzeit in der Mühle ist! Die Anne-Marie heirathet den Schulzensohn, der immer nur eine reiche Frau haben wollte; — vielleicht weil er selbst so wenig hatte — und manche Arme ihm schon einen Korb gegeben hatte. — Warum? Nun, das wußte das Dorf und die Anne-Marie wußte es auch, aber sie wollte es nicht wissen. Sie hatte ja auch nur einen Vornehmen heirathen wollen; und der Schulze ist ja eine Standesperson im Dorfe. Ob die Herzen zusammen paßten, war nicht gefragt worden; es war eben eine Geldheirath, eine Heirath auf Speculation. Eine große Hochzeit war unter solchen Umständen nothwendig. Man hatte es ja, und die Brautmutter wollte sich Etwas sehen lassen. Fast das ganze Dorf war geladen. Vielleicht, um den Leuten den Mund zu stopfen, denn es war Viel und Mancherlei geredet worden. —

Juch! also, es war Hochzeit in der Mühle. Der Pfarrer hatte den Segen schon gesprochen; jetzt wurde getanzt und getrunken. Das war ein Leben! Die Geigen klangen und die Trompete, die bei solchen Gelegenheiten nicht fehlen darf, schmetterte lustig darein. — —

Ein Wanderer schritt einsam den Berg hinab. Am Wehr, beim Mühlenteiche, machte er Halt. Er stützte sich auf seinen Knotenstock und schaute in das Thal hinab. Jetzt vernahm er die Klänge von der Mühle her; er zuckte zusammen; er wußte wohl selber nicht, wie es kam, aber die Fröhlichkeit berührte ihn seltsam schmerzlich. Es war, als ob die Ahnung künftiger Schmerzen durch seine Seele ginge. Er wußte nicht, was er thun sollte; er zauderte, hinab zu steigen.

In diesem Augenblick trat ein Knecht vom Dorfe aus dem Walde heraus. Er sah den Wanderer, er erkannte ihn und sagte: „Wilhelm! Du? Woher kommst? Und gerad' heut, wo die Anne-Marie Hochzeit hält."

„Hochzeit?" fragte Wilhelm erstaunt, „und mit wem?"

„Nun," lachte der Knecht, „mit des Schulzen Christian, der überall umher gefreit und nun die reiche Anne-Marie sammt der Mühle bekommt."

„Die Mühle?" rief Wilhelm erstaunt; „ist der Vater so schwach?" Er konnte nicht weiter reden, der Knecht sah ihm erstaunt in's Auge und sagte gedehnt: „So ist es dennoch wahr, was sie in der Mühle sagen, daß Du Dich nie um den Vater bekümmert habest; selbst nicht, als Du erfahren, er sei krank?"

„Krank?" fiel Wilhelm ein; „krank? O, ich hab' im Anfang schon heimgeschrieben; hab' aber nie eine Antwort erhalten. Da bin ich denn weiter gegangen — und habe endlich in der Fremde lange Zeit krank gelegen. Glaub' mir, der Tod hat oft an mein Bett geklopft. Aber als ich kaum ein wenig genesen war, da hielt's mich nicht länger. Alles Böse, das ich hier erduldet, und wohl mit selbst verschuldet, war vergessen. Ich mußte heim! Es war mir, als versäume ich Etwas, so bin ich gelaufen — bis — bis ich die Heimath wieder sah. — Alle Lieder, die ich gelernt, hätte ich singen mögen; aber fragen, wie es hier stehe, mochte ich Niemand. Ich wollte unerwartet kommen und hoffte dem Vater lieb zu sein."

„Armer Schelm!" sagte der Knecht; „ich glaube, Dir wäre besser auch, Du wärest in der Fremde gestorben. — Ja, ja! wenn dort drüben auch heut alle Welt tanzt; es ist und bleibt doch wahr, was die Leute sagen: daß die Weibsleute den alten Mann und Dich betrogen haben. Es hieß immer: ein Brief sei nicht angekommen; und wo Du wärest, wisse auch Niemand so recht; und so sind sie dem Alten so lange um den Bart gegangen, bis er das Testament gemacht, worin er Dich enterbte. Bist eben ratzenkahl leer ausgegangen. Die Anne-Marie hat Alles bekommen." —

Wilhelm fuhr auf: „Ho! ho! dafür gibt's noch Gesetze! und der Vater muß das Testament umstoßen."

„Der Vater?" rief der Knecht erstaunt; „so weißst Du nicht einmal, Wilhelm, Mensch! daß Dein Vater seit Monaten todt — und daß Du ein Bettler bist?"

Wilhelm hörte das Letztere nicht mehr; er hörte nur die Worte: „Der Vater todt!" Die mußte er laut, laut schreiend wiederholen. Dann aber schlug er die Hände krampfhaft zusammen — und weinte bitterlich. —

Der Knecht stand dabei, der gutmüthige Mensch wußte nicht, was er sagen sollte; wie er zu trösten vermöchte; er legte die Hand auf die Schulter des Weinenden und sagte: „Laß gut sein!" Wilhelm aber schüttelte das Haupt; er winkte mit der Hand und bat: „Laß mich! laß mich allein!" Und der Knecht ging. — Er blieb wohl nach einigen Schritten wieder stehen und sah zurück. Als er den Trauernden gleich still, gleich regungslos sah, schritt er langsam weiter; bis er ihn endlich gänzlich aus dem Gesichte verlor. —

Wie lange Wilhelm so gestanden, man weiß es nicht. Endlich richtete er sich auf, hoch auf; er schien durch diese Augen-

blicke des Schmerzes um mehrere Jahre älter geworden — dann warf er noch einen langen Blick auf das väterliche Haus, auf die Mühle — und ging auf großen Umwegen, um das Dorf herum, dem Kirchhofe zu.

Es war in der Zeit Abend geworden. Niemand war zu sehen. Er war allein. Das Grab des Vaters fand er bald. Es war neu; wenn auch kein prunkendes Denkmal es zierte. Das Geld konnte man sparen; eine einfache Tafel mit Namen und Todestag genügte. Stumm, brütend stand er am Grabe, dann ging er langsam, langsam weiter, fast bis an das Ende des Kirchhofes, dorthin wo der Rosenstrauch stand. Hier warf er auf ein schmuckloses, halbverfallenes Grab sich nieder; stöhnte und weinte: „Mutter! meine liebe, gute Mutter! Du warst die einzige, die mich lieb hatte! O wäre ich mit Dir gestorben! Nun hab' ich nichts, nichts auf dieser Welt, als Dich, meiner Mutter Grab. Ich bin ein Verstoßener — Ausgestoßener! — Auch sie, die Margarethe, hab' ich verloren; wer weiß, wer sie sein eigen nennt, wen sie zum Mann genommen? Ich mocht', ich konnt' nicht fragen, ich will's nicht wissen. Ich habe des Leidens genug. Was soll ich auf dieser Welt?

„Ich will am liebsten sterben —
Dann ist's auf einmal still!"

Im Mühlenteich ist's tief und kalt. — O Mutter, liebe Mutter! bitt' Du bei Gott für mich." Und er warf sich tief in das Gras des Grabes nieder; er breitete seine Hände über das Grab, gleichsam als wollte er so die Mutter fest an sich drücken — und weinte laut schluchzend, laut aufschreiend.

Und leise Schritte naheten sich, eine liebe, freundliche Gestalt bog die Zweige sacht zurück. Sie ging zu dem Weinenden, sie beugte sich nieder, sie legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte sanft: „Wilhelm! lieber Wilhelm! ich bin hier!"

Der Trauernde hörte zu weinen auf; er lauschte der Stimme, wie man eines Engels Stimme lauscht; er wußte nicht, ob er nicht schon gestorben und im Himmel sey.

Die Gekommene aber kniete nieder, lehnte ihren Kopf leise an des Mannes Haupt — und flüsterte wieder, ihn sanft umschlingend: „Wilhelm! lieber Wilhelm! verzage nicht. Gott im Himmel lebt noch!"

Der Genannte richtete sich auf, ein Schimmer höchster Freude fuhr über sein Gesicht. „Margarethe!" sprach er sanft; „Du hier? Liebst Du mich noch?"

Und Margarethe sah ihn an, so lieb, so gut, wie nur die innigste Liebe anschauen kann — dann sagte sie: „Ja, ich liebe Dich noch! — Es war ein unglücklicher Wahn, der uns Beide trennte. Wir haben beid' gefehlt. Der Schein hat uns betrogen. Meine Mutter war an jenem Tage über Feld gegangen; das Unwetter überfiel sie. Sie suchte Hilfe und ein Unterkommen in eurem Hause — und wurde nicht eingelassen. Angst hatte mich hinausgetrieben; ich fand die alte Frau verklammt, verkommen auf eurem Hofe. — Ich hielt auch Dich für hart, roh — und gab den Tod der Mutter Dir Schuld. Das Uebrige weißt Du! — Die Zeit hat Alles aufgeklärt. Meiner Mutter Grab besuchend, finde ich Dich — höre Deine Worte."

Wilhelm schauerte zusammen; tonlos sprach er: „Und wäre es nicht besser, ich machte meinem Leben ein Ende? Was soll ich Dir seyn? Ich bin ein Enterbter — ein Bettler!" —

Margarethe lächelte. „Du böser, böser Mensch," sagte sie; „macht das Geld nur glücklich? Hast Du nicht Dein Geschäft gelernt? Hast Du nicht zwei gesunde Arme und Augen? Und dann: Gott sorgt oft — auch unverhofft! — Ja, ja! sieh' mich nur nicht so groß, so fragend an! — O, als ich so einsam und verlassen nach meiner Mutter Tod in unserer Hütte saß, da meinte ich auch, wie Du, das Leben nicht ferner ertragen zu können. Und es ging doch. — Denk' Dir nur: Unser guter, lieber, alter Lehrer, der so schön dem Sarge der Mutter folgte, kam — und nahm mich in sein Haus. Er hat nicht Frau, nicht Kind! O, Wilhelm! Der Mann ist mir ein lieber, guter Vater geworden; er hat mir auch von Deinem Aberglauben gesagt. Es hat mich recht geschmerzt; aber er hat Dich in Schutz genommen und hat Dich vertheidigt. Er kennt auch meine Liebe zu Dir — und billigt sie. Komm', laß uns zu ihm gehen; wir wollen ihm Alles sagen, damit er auch Dir ein Vater werde."

Sie standen vom Grabe auf, auf dem sie bis jetzt Hand in Hand gesessen; dann fuhr sich Wilhelm über das Gesicht, gleichsam als wolle er alles Trübe von sich wischen und sagte endlich: „Ich hab' viel Böses wohl gethan; aber hätte man mich zu Hause mit Liebe behandelt, es wäre Manches nicht geschehen. Komm!" Und Hand in Hand gingen sie den Kirchhof entlang; still verklärt. Ruhig, zufrieden traten sie in das Haus des Lehrers.

Während drüben nun in der Mühle die Trompete schmetterte, die Geigen klangen: während dort die Paare sich wild in wüstem Tanze drehten, saßen hier in dem Hause Zwei Hand in Hand glücklich vereint. Sie arm und er enterbt — und doch zufrieden. Die Hand des Greises ruhte auf ihren Häuptern und seine zitternde Lippe sprach den Segen über sie aus. Er nannte sie beide nun seine Kinder. —

Unsere Geschichte neigt sich dem Ende zu. Jahre sind vergangen. In der Mühle im Thalgrund steht es wüst und öde aus. Der Wirth ist kein Müller; er will nur das Klingen des Geldes in seinem Kasten vernehmen und achtet des Glöckleins in der Mühle nicht, das ihm sagt: daß das Korn in der Mühle abgelaufen sey, daß neues aufgeschüttet werden müsse. Er wollte ohne Arbeit reich werden; dachte auch wohl: ich habe genug erheirathet, das Geld muß Zins auf Zins bringen! Er überließ die Mühle seinen Leuten — und die metzten für sich.

So konnte es nicht fehlen. Die Mahlgäste blieben fort. Der und Jener bekam nicht gutes Mehl; Der zu wenig und Dieser hatte anderweitig zu klagen. Das Ende war, sie blieben fort; der Mahlzwang ist ja längst aufgehoben — und gingen zu andern Müllern.

Der Rückgang in der Thalmühle konnte nicht ausbleiben — und der Hader und Unfriede schlüpfte durch die Thür in das Haus. — Jetzt zeigte es sich, was eine Ehe ist, die die Liebe nicht geknüpft; die das Geld, das Interesse allein gebunden. Jetzt hörte man Vorwürfe und Reden von Erbschleicherei,

Betrug und Ränken. Jetzt hieß es von Seiten der Frau, daß der Mann Nichts gehabt und er doch seinem Gott danken solle, daß er unter Dach und Fach gekommen; während der Mann die Antwort auf's Neue nicht schuldig blieb. Genug! die Mahlgäste blieben fort, Unfriede war im Hause; einsamer wurde es in der Mühle. Ein Stück nach dem andern verfiel — und die Welt sprach schadenfroh: Man sieht's doch hier deutlich wieder, daß unrecht Gut niemals gedeiht. —

Wie lustig klappert dagegen der einfache Windbock, den der neue Müller sich erbaut. Der Mann verdient's, daß man zu ihm geht; er metzt bescheiden; sein Mehl ist gut und seine junge Frau lacht Jeden, der da kommt, ob arm oder reich, so freundlich an, daß es eine Lust ist, in ihr Gesicht zu schauen, in ihr Haus zu treten.

Wer weiß! wenn's so fort geht, wird der Windmüller noch — und die Thalmühle bekommt ihren rechtmäßigen Herrn!

Und nun schaut durch die Scheiben in des jungen Müllers Haus. Es ist uns bekannt. Es ist das Haus des alten, nun längst emeritirten Lehrers, das er sich von seinem Ersparten erkauft, und das er nun mit dem, das er noch besessen, seinen Kindern, wie er die Margarethe und den Wilhelm nennt, gerichtlich übergeben hat.

Die Windmühle ist neu erbaut, die Flügel drehen sich so leicht, ja frisch im Winde; und drinnen im Hause — wir schauen ja durch die Scheiben hinein — sitzt eine junge Mutter und läßt ihr erstes Kind, ihr herzig Büblein auf dem Schooße tanzen. Das Kind zappelt mit den nackten bloßen Beinen und langt mit seinen Aermchen zum Großvater hin; wie der Greis im Silberhaar, der frühere Lehrer, jetzt im Hause genannt wird.

Und der, der nimmt den Buben auf den Arm und küßt und herzt ihn, wie ein glücklicher alter Mann ein herzig liebes Bübchen nur küssen kann.

Jetzt geht die Thür auf. Der Vater, der Müller, tritt ein. Er sieht die Dreie und zufrieden lächelnd tritt er hinan, legt seinen Arm um seines Weibes Hals, dem Greis die Hand hinüber reichend — und nickt dabei dem kleinen Schelm, dem Jungen, freundlich zu. Jetzt kommt auch der alte, treue Hund, der früher in der Thalmühle war, aber seinem früheren jungen Herrn hieher nachgefolgt ist, legt seine Vorderpfoten auf den Schoos des Greises, schaut treu, altklugen Auges das Kind an, als wolle er sagen: „Hier bin ich auch — Dein Spielkamerad."

Es ist das Ganze ein einfach-häuslich Bild; und doch ein Bild, das man so gerne sieht.

Jetzt wird der Kleine unruhig, er langt zur Mutter und die, die nimmt ihn und legt ihn an ihre Brust. „Er kennt Dich schon, Wilhelm!" sagt sie, den Mann und das Kind freundlich anschauend.

Der Angeredete lächelt und ruft: „Ja, Margarethe! Dich aber kennt er am besten."

„Und geh' ich ganz leer aus?" ruft der Greis gutmüthig drohend. „O, nicht doch, nicht doch," rufen die Eltern; „Du bist und bleibst unser Aller lieber Großpapa."

Die Frau setzt noch hinzu: „Und dem Jungen lehrst Du noch all' die hübschen Lieder, die Du dem Wilhelm gegeben, und die er bis heute nicht vergessen hat."

Drunten im Thalgrund rauschten und wogten die Wasser über zerfallene Räder; unheimlich tobte der Wind durch die offenen Luken.

Und während droben im Windmüllerhäuschen Gottessegen, Gottesfrieden in den Herzen seiner Bewohner ruhete, schienen böse Geister drunten umzugehen.

Droben erklang einer Mutter lieblich schönes Kinderlied:

Wenn die Kindlein schlafen gehn —
Vierzehn Engel bei ihnen stehn,

und drunten war's, als ob die Wasser rauschten und sängen:

Tief unten, tief unten im Grunde,
Da rauschen die Wasser mit Macht.
Die Mühle ist zerfallen —
Böse Geister halten Wacht.

Skizzen aus Rhodus.

Von einer englischen Dame.

1.

Wenige Punkte der Levante vermögen sich an historischem Interesse mit der Insel Rhodus zu messen, wo noch eine Menge der interessantesten Baudenkmale an die zweihundertjährige Herrschaft des tapfern Johanniterordens erinnert. Der Umfang und die Kühnheit jener Bauten, von welchen vor einigen Jahren die französische Zeitschrift Tour du monde eine ziemlich umfassende Schilderung mit sehr schönen und treuen Illustrationen gegeben hat, zeigen, daß die Insel damals eine Blüthezeit erlebt hat, wie sie kaum mehr wiederkehren wird; zumal unter dem Türkensäbel, der die fruchtbarsten und herrlichsten Länder der Welt zu Einöden voll Barbaren herunterdrückt. So ist denn auch das heutige Rhodus gerade angesichts dieser Trümmer einer herrlichen Vergangenheit im Mittelalter ein wehmüthiges Bild unrettbaren Zerfalls, obschon die Stadt Rhodus ganz im Gegensatze zu anderen Städten der Levante große breite Straßen und Plätze und ein gewisses behagliches Ansehen hat, obschon ein türkischer Pascha und ein griechischer Erzbischof daselbst residiren. Allein wo sind die Gelehrten, welche im Alterthume Rhodus so berühmt gemacht, und wer benützt heutzutage noch die Bibliothek, welche die Stadt besitzt? Wie überall unter'm Türkensäbel sind die hier wohnenden fleißigen und nüchternen Griechen und Juden der größten Willkür und Mißhandlung ausgesetzt, je nachdem ein Scheusal von Pascha eben regiert und die Gelegenheit wahrnimmt, sich durch Raub und Erpressung zu bereichern, und die öffentlichen Zustände sind jedenfalls höchst unerquicklich, wenn auch nicht gerade uninteressant.

Man erwarte von dem vorliegenden Aufsatze kein eingehendes Gemälde der Insel nach allen ihren heutigen Beziehungen und Zuständen, sondern nur eine kurze anschauliche Schilderung der Eindrücke, welche ein flüchtig Reisender hinzunehmen

im Stande ist, — Bilder aus dem Volksleben in anspruchslosester Form und verschiedenen Rahmen.

Wir waren in Rhodus um die Zeit des Laubhüttenfestes im Jahre 1862, und einige von uns besuchten bei dieser Gelegenheit die jüdische Synagoge. Von der Galerie aus sahen wie drunten die Männer in Procession die Runde machen, ihre Köpfe schütteln, die Körper hin und her schaukeln und mit lauter Stimme beten oder Stellen aus dem Talmud hersagen, wobei sie ihre Stimmen beinahe zu einem lautem Schreien und Kreischen erhoben und einen betäubenden Lärm machten.

Der Rabbi, in schwarzem Talae, ein weißes Band um die Mütze, machte bald mit seiner Gemeinde die Runde im Gebäude, bald stand er abseits mit einem Buche in der Hand. Es waren auch noch einige andere Priester in ähnlichem Aufzuge anwesend. Einer derselben stand unter einem Thronhimmel und redete die Versammlung mit großer Energie an, und als ee zu reden aufhörte, begann ein Knabe einen näselnden Gesang, den er mit einem Vorwärts- und Zurückbeugen des Körpers begleitete. Ungefähr zwanzig Kinder gingen in Procession um die inneren Mauern der Synagoge herum und trugen silberne Gefäße, worin die heiligen Schriften, das „Gesetz", enthalten waren. Die Männer küßten diese Gefäße, wenn sie an ihnen vorüberkamen.

An den Thüren der Synagoge standen viele weißverschleierte Jüdinnen und sahen diesen Vorgängen zu. Es waren großentheils wunderschöne Frauen unter diesen Jüdinnen: dunkle ausdrucksvolle Augen, regelmäßige Gesichtszüge, ein blasser brauner Taint, eine gerade stolze Haltung und ein wundervolles Benehmen wie von Königinnen. Die Juden schließen ihre Weiber hier von der Synagoge aus; die Türkinnen gehen zur Moschee, wann die Männer ihre Andachtsübungen vollendet haben.

Einige der Kinder hatten rothe Haare und blaue Augen, aber ihr Haar war mit Henna gefärbt.

Nach Beendigung des Gottesdienstes besuchten wie mehrere Häuser der hier zahlreich wohnenden Juden, — unter anderen auch das von Lazar, unserem Lieferanten.

Viele von den jüdischen Familien wohnen bei einander und die Mehrzahl ihrer Wohnhäuser stehen unter einander in Verbindung. In einem Hause fanden wie Großeltern, Eltern, Kinder, Enkel und andere Verwandte beisammen wohnend, was ganz an die Zeit der Patriarchen erinnerte. Die Männer trugen den langen jüdischen Kaftan, die Weiber lange Röcke, welche vorne offen waren und das bunte Unterkleid zeigten; ein weißes Tuch, schlicht oder in Farben gestickt, bedeckte ihr Haar und fiel in anmuthigen Falten bis auf die Hüften hinab; gelbe Lederstiefeln oder besser gesagt Socken bilden die Fußbekleidung, über welche beim Ausgehen noch gelbe Papuschen gezogen werden. Nur die unverheiratheten Frauenzimmer zeigen ihre langen glänzenden Zöpfe. Nach der Verheirathung bedeckt die Jüdin ihr Haupt und läßt nichts mehr von ihrem Haare sehen. In dem erwähnten Hause war ein Mädchen von elf Jahren schon verlobt mit seinem Vetter, einem schmucken 15jährigen Jungen. Das Mädchen trug einen hochrothen Rock, der an den Seiten offen, ihren grünseidenen Unterrock sehen ließ. Ihr Haar fiel in breiten Zöpfen über den Rücken hinab und war reichlich mit goldenen Zechinen verziert. Sie hatte ein angenehmes gewinnendes Gesicht und ein solch würdevolles gesetztes Benehmen, wie man es bei einem so jungen Wesen kaum vermuthet haben würde. Alle Jüdinnen in der Levante heirathen schon sehr jung.

In den Hauptzimmern der meisten Häuser war eine Erhöhung oder Estrade, um welche ein Divan herumlief; hier nahmen die Besucher Platz und wurden mit Zucker und Mandelkuchen, mit Sorbet und Limonade gastlich bewirthet. In dem Hause eines Dragomans und Kaufmanns wurden wir an der Hausthüre von den Hauptgliedern der Familie empfangen und in das Empfangszimmer geführt, wo man uns Erfrischungen reichte. Die Frau des Kaufmanns war reich in gestickter Seide gekleidet; von ihrem Hinterhaupte hing ein ausgezeichnet schönes Tuch mit farbigem Rand herab, und an jeder der beiden Schläfen hing eine Schnur von werthvollen Perlen. Ihr Halsband von alterthümlichen Goldmünzen war von großem Gewicht und Werth; sie nahm es gutmüthig ab, damit wir es genauer betrachten konnten.

Einer der angesehensten Juden begleitete uns, bis wir das Ghetto oder Judenviertel hinter uns hatten. Der Begräbnißplatz der Juden liegt ganz abgesondert auf der Südseite der Festungswerke. Die Grabsteine sind flach und auf den meisten derselben sieht man außer der hebräischen Inschrift noch zwei oder drei runde Löcher ausgehöhlt, und eine Brille, ein Messer und eine Scheere hübsch ausgehauen. Die Brille soll das Grab eines ernsten gelehrten Mannes, die Scheere oder das Messer das Abschneiden des Lebensfadens bedeuten. In den ausgehauenen Vertiefungen soll sich beim Regen Wasser sammeln, daß sich die Vögel darin tränken und baden können, und sie werden bei anhaltender Trockenheit daher von gutmüthigen Leuten bisweilen sogar täglich mit Wasser gefüllt.

Außerhalb der Stadt liegen auch mehrere große türkische Friedhöfe mit aufrechten, meist marmornen Grabsteinen, welche mit einem Vers aus dem Koran versehen sind. Die meisten von ihnen sind von einem in Stein ausgehauenen Turban oder Fes (Tarbusch) überragt. Ein hellblauer Grabstein mit einem rothen Fes ist nichts ungewöhnliches und steht auf diesen verwahrlosten Friedhöfen, wo zerbrochene Turbane und zertrümmerte Grabsteine in wirren Haufen im Schatten der Cypressen und anderer Bäume umherliegen, höchst abenteuerlich aus. Türkische Gräber findet man allenthalben, am Hügelhang, im Thale, in förmlichen Einöden sowie mitten unter menschlichen Wohnsitzen.

Der Ball im schwedischen Konsulatshause im Oktober war eine Haupt- und Staatsaktion für Rhodus. Herr Hedenborg, der schwedische Konsul, ist zugleich ein Gelehrter und ein Schriftsteller; seine junge liebenswürdige Frau ist ein bezauberndes Wesen und hat ein außerordentliches Talent zur leichten Erlernung von Sprachen. Beide haben einen Sohn und eine sehr hübsche blonde Tochter. Ihr Haus ist ein ungemein behagliches und angenehmes, denn Frau Hedenborg weiß die

Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau mit literarischen Beschäftigungen und geistigen Genüssen zu verbinden.

Wir finden eine zahlreiche Gesellschaft. Den Kaimakan in rothem Tarbusch, einen deutschen Doktor mit einer hübschen Tochter, eine schweizerische Dame von beträchtlichem Umfang, träumerische Italiener, lebhafte Franzosen, bewegliche Levantinerinnen von gefälligem Aussehen und in malerischen Anzügen. Eine junge Schwedin servirt uns den Kaffee; in einem andern Zimmer werden Erfrischungen von Jüdinnen verabreicht, welche Frau Hedenborg der griechischen Dienerschaft vorzieht. In einem daranstoßenden Zimmer waren einige der älteren Gäste versammelt, welche sich mit Conversation und Kartenspiel amüsirten und nur von Zeit zu Zeit heraus kamen, am dem Tanze zuzusehen. Das Zimmer, worin getanzt wurde, war klein aber gut erleuchtet und geschmackvoll mit immergrünen Gewächsen verziert; die Musik ziemlich gut.

Im December war die Witterung theilweise sehr kalt, die hohen Berge Anatoliens mit Schnee bedeckt, in den Gärten von Rhodus aber die goldenen Orangen, Citronen und Limonen in dem immergrünen Laube. Meine Nichte Lilly erkrankte bedenklich an einer Lungenentzündung, und der Quarantäne-Arzt, welcher sie verpflegte, ein Italiener, legte ebenso viel Geschicklichkeit wie Aufmerksamkeit an den Tag. Sein herzliches: „Corraggio, signorina (nur Muth, mein Fräulein)!“ gegen das kranke Kind war eigenthümlich ermunternd gegenüber von dem ernsten trockenen Wesen anderer Aerzte. Man mußte unwillkürlich lachen über die wiederholten dringenden Vorschriften, die er uns bei jedem Besuche gab: „Um Gotteswillen, meine Freunde, geben Sie ihr ja nichts zu essen,“ wobei er immer spürend im Zimmer sich umschaute, um versteckte Eßwaaren zu entdecken. Vergebens versicherten wir ihn, daß wir nicht wagen würden, ihm in einem so kritischen Falle ungehorsam zu seyn. Er meinte aber, den Engländern sey nicht zu trauen, denn er habe einmal einen englischen Patienten gehabt, der sehr krank gewesen sei und trotzdem Beefsteaks und Maccaroni gegessen habe.

Im Januar und Februar 1863 begannen die Vorräthe in den Bazars knapp zu werden. Fleisch und Milch wurden sehr schlecht; es gab keine Kochbutter mehr, und Besen waren um vieles Geld nicht zu haben. Da das Fleisch selten mehr auch nur eine Spur von Fett an sich hatte, so war Catina, unsere alte Köchin, in Verzweiflung über den Mangel von Butter oder Speck. Wegen der heftigen Stürme fuhren die Dampfboote häufig an der Insel vorüber ohne anzulegen, und wir waren leider auf sie angewiesen nicht mit der Butter und den Besen allein, sondern noch mit einer Menge anderer nicht minder wünschenswerther und unentbehrlicher Gegenstände. Die unzähligen Feier- und Fasttage der Griechen und Juden sind eine wahre Plage für uns Nordeuropäer, welche wir zur Bedienung auf jene angewiesen sind, denn sie arbeiten an Fast- und Feiertagen durchaus nicht. Unsere Wäsche lag oft Tage lang gewaschen da und harrte des Plättens, aber die Plätterin hatte Fasttag und kam nicht, lebte von halbverfaulten Oliven und ranzigem Oel, weil sie kein Geld hatte, ließ sich aber durchaus nicht bewegen, durch Arbeit ein Stück Geld zu verdienen. Catina, eine Katholikin, sprach sehr geringschätzig von dem griechischen Fasten und kümmerte sich nicht um dieselben. Der italienische Zimmermann fehlte eines Morgens; er war auf die Jagd gegangen, um Schnepfen zu schießen, damit er nur wenigsten Fleisch bekomme.

Es ist im Allgemeinen hier kein angenehmes Leben. Die Leute denken viel an ihre Nerven und haben doch kleine Zwistigkeiten. Man sucht geflissentlich den Splitter in anderer Leute Augen, und stellt sein Licht nicht unter den Scheffel. Wer sich seine Unterhaltnng nicht durch Lektüre verschafft, wem naturhistorische oder archäologische Studien keinen Genuß verschaffen, den ermüdet die Eintönigkeit des hiesigen Lebens. Ein Nachbar von uns äußerte eines Tags: man hat nicht einmal ein Begräbniß, um sich ein Bißchen zu zerstreuen. Das Kindermädchen ist sehr verliebter Natur, hat alle paar Tage einen neuen Anbeter und macht sich dann das Vergnügen, sich mit ihm zu zanken. Anstatt die Kleider der Kinder auszubessern, studirt sie im italienischen Wörterbuche und schreibt Liebesbriefe. Sie erzählte uns, sie habe einen Heirathsantrag von einem levantinischen Schneider erhalten, und wir fragten sie, wie sie denn verstanden habe, daß er um sie werben wolle. „Ach,“ erwiderte sie verschämt, „er legte die Hand aufs Herz und flüsterte: marito (Ehemann)“. Paniotti, unser griechischer Laufbursche, zerbricht unser Glas und Porzellan en gros, was um so ärgerlicher ist, als man es hier nicht mehr ersetzen kann. Das Wetter ist oft sehr wandelbar. Der Nordwind jedoch, obschon bitter kalt, ist uns willkommen, denn er bringt das Dampfboot mit Briefen aus der Heimath, während der stürmische Südwind häufig das Paketboot am Einlaufen in Rhodus hindert. Die Briefe gehen dann nach Messina, wo sie der nächste von Süden kommende Dampfer in Empfang nimmt, um sie vielleicht erst vierzehn Tage später abzuliefern. Auch gilt der Nordwind für gesund, während der Südwind Fieber und Entzündungs-Krankheiten mitbringen soll. Gewöhnlich tritt der Nordwind auch viel plötzlicher ein als der Südwind.

Der Monat März brachte die lange griechische Fastenzeit, während welcher die Leute gewaltig vom Fleische fallen. Die Griechen backen in dieser Jahreszeit eine besondere Art von Kuchen, culuria genannt, ganz voll Repssamen. Ihr Brod ist theilweise mit Katzenkraut gewürzt. Während des Ramazan, der ebenfalls in diesen Monat fällt, essen die Türken nur ungesäuertes Brod, etwa wie unsere Judenmatzen Ein Bekannter von uns speiste bei dem Kaimakam, ehe der Ramazan zu Ende war. Es gab mancherlei Gerichte: süße, saure, Fische, Fleisch, Geflügel, aber als Getränke nur Mandelmilch. Zu den Suppen bekam man schwarze oder weiße hölzerne Löffel, zu den substantielleren Gerichten außer dem Löffel noch ein Stück ungesäuertes Brod, aber weder Messer noch Gabeln.

Zu Anfang März herrschte ein drückendheißer Südostwind, unter dessen Einfluß man von Kopfschmerz, einem Gefühl von Schlaffheit und Entmuthigung und einer Art dumpfer Schwermuth heimgesucht wurde. Eines Nachts hatten wir einen wah-

ren Wolkenbruch, am folgenden Morgen einige leichte Erdstöße. Aber Südwind und Kopfschmerzen endeten mit dem Ramazan am 19. März.

Am folgenden Tage begann der Bairam, das große Fest der Türken, eingeleitet von festlichen Gewändern, lautem Jubel, Gewehrsalven, wallenden Fahnen — dem Halbmond und Stern im blutrothem Grunde. Unter dem Geleite Hassan's, unseres Kawassen, gingen wir auf den türkischen Jahrmarkt. Eine Anzahl Männer hockten mit unterschlagenen Beinen an der Erde, mit beturbanten Häuptern und feierlichen Gesichtern; Gruppen von Kindern, in allen Farben des Regenbogens gekleidet, die Augenbrauen geschwärzt, daß sie beinahe in der Mitte zusammentrafen, einen runden schwarzen Fleck von der Größe eines Silbergroschens mitten auf der Stirn — „als Zierrath", wie Hassan uns berichtete, — sprangen umher und trieben lärmende Spiele. Es waren Caroussels und russische Schaukeln aufgestellt und Kinder tanzten im Wirbel herum, daß der Zuschauer ganz schwindlich wurde. An Tischen wurden Kuchen, Zuckerwerk u. dgl. verkauft, ganz wie auf einem Jahrmarkte bei uns zu Hause, mit Ausnahme daß Niemand Getränke verkaufte und man daher auch keine Betrunkenen sah, — eine Thatsache, auf welche Hassan ganz besonders unsere Aufmerksamkeit hinlenkte. Die Musik bestand aus einer Trommel, welche von zwei Negern geschlagen wurde; mehre andere Neger führten einen sehr grotesken Tanz auf. Unter der Volksmenge war ein stämmiger Tscherkesse in grauer Tracht, ein Polizeidiener in blaßgrünem Rock, rothen Schuhen, weißen weiten Pumphosen und einem kleinen Fes. In einer Ecke des Jahrmarkts waren einige türkische Frauen und Weiber, namentlich Negerinnen, deren ebenholzschwarze Gesichter durch den durchsichtigen Jaschmak oder Gesichtsschleier hindurchschienen.

Den folgenden Tag stattete uns die kleine Tochter des Obersten, welcher die hier liegenden Truppen befehligt, einen Besuch ab. Sie kam auf einem Esel rittlings nach Knabenart sitzend auf einem über den Sattel geworfenen rothen gestickten Tuch, begleitet von zwei Dienern. Sie ist ein kleines hübsches Ding von sieben Jahren mit lebhaften, schönen, hellbraunen Augen und langen schwarzen Wimpern, einem klaren frischen rosigen Teint, die Augenbrauen bemalt und vorne zusammentreffend, die Fingerspitzen mit Henna gefärbt. Ich war allein im Besuchszimmer, als man die hübsche kleine Erscheinung hereinführte. Das Kind schritt quer durch das Zimmer, nahm seine puppenhaft kleinen schwarzen Schuhe ab, bestieg das Sopha, unterschlug die kleinen Beine und lehnte sich mit der Würde einer Kaiserin in das Sopha zurück. Auf dem Kopf trug sie ein schwarzes gelb gesäumtes und gesticktes Tuch; ihr dunkles Haar fiel in zwölf schmalen Zöpfchen auf den Rücken hinab. Ihre übrige Kleidung bestand in einer reichen lilaseidenen Jacke mit sehr langen Schößen, am Halsausschnitt und den Aermeln mit blauen Blonden besetzt, und in weiten Beinkleidern. Ihr Geschmeide bestand aus einem vergoldeten Gürtel, aus Ohrringen und Brosche mit Brillanten und purpurnen Steinen. Ihr Taschentuch, das sie in den Gürtel gesteckt, hatte in jeder Ecke einen eingestickten hellgrünen Papagai. Nachdem wir sie mit Süßigkeiten bewirthet hatten und sie im Hause herumgegangen war und durch einen Dolmetscher sich mit den Kindern unterhalten hatte, entfernte sich die kleine Dame wieder auf ihrem Eselein.

Ungefähr eine Woche später folgten wir unser Vier einer Einladung, welche wir von dem türkischen Obersten in sein Haus erhalten hatten. Nachdem wir einige Minuten in dem Salamlik oder Empfangszimmer der Männer gesessen und Karten von den verschiedenen Inseln der Sporaden betrachtet hatten, führte der Oberst meine Tochter und mich nach dem Harem. Ueber einen langen dunklen Gang traten wir in ein Vorzimmer, wo die hübsche Frau des Obersts in einem langen Schleppkleid von farbigem Muslin und einem Kopftuch von lebhaften Farben uns mit einem herzlichen Willkomm empfing und uns in ihr Empfangszimmer führte, wo wir mit Kaffee und Zuckerwerk bewirthet wurden. In diesem Zimmer waren der gewöhnliche Divan und Spiegel, einige hübsche Theebretter und Vasen, aber kein Buch noch sonstige Verzierungen. Da seine Frau nur Türkisch verstand, so fungirte der Oberst als Dolmetscher, und es war ordentlich belustigend, den großen breitschultrigen Mann zu sehen, der uns die eleganten feinen Nadelarbeiten seiner Frau zeigte und eine umständliche Beschreibung davon gab. Während sie weggegangen war, um einige Kopftücher von Gaze zu holen, an deren Rändern sie farbige Spitzen angestickt hatte, erzählte uns ihr Gatte von dem Tode seiner ersten Gattin vor längeren Jahren, und von dem Glücke seiner gegenwärtigen Ehe, „weil er und seine Frau einander liebten." Er hatte nur eine einzige Frau und von dieser zwei kleine Mädchen, nämlich das älteste, welches uns besucht hatte, und das jüngste, ein zartes Kind von zwei Jahren.

Nachdem wir wieder zu unseren männlichen Begleitern im Salamlik gestoßen waren, war der Oberst so freundlich uns in den Vorrathshäusern, den Kasernen und dem Waffensaal herumzuführen, wo unter türkischen Helmen und Waffen noch immer einige Rüstungen der alten Johanniter, ihre Lanzen und Speere, ihre Feuerwaffen u. dgl. hängen. In einer Ecke lag ein Haufe türkischer Handgranaten, unförmlichen Tintenflaschen ähnlich. Ein türkischer Unteroffizier führte uns dann auf den Festungswerken herum und zeigte uns den arabischen Thurm und den Leuchtthurm. Es war ein höchst interessanter und genußreicher Rundgang, welcher uns viel Schönes zu sehen gab: den Leuchtthurm oder Thurm des heiligen Nikolaus mit seinen Wällen und alten Kanonen, die malerischen mannigfaltigen Einzelnheiten der Landschaft, die bei jeder Ecke wechselten, den herrlichen Ausblick auf Meer und Land von dem arabischen Thurme herab, die massive Stärke der alten Befestigungen aus der Zeit des Johanniter-Ordens, das Malerische des Türken- und des Judenviertels, die seltsamen Gärten, die mit dem Blüthenduft der Myrten und Orangen gewürzte Luft. Auf den Wällen sieht man hier und da noch Gräber mit flachen, der Mauer eingefügten Grabsteinen, so z. B. noch das eines englischen Soldaten, der vor 350 Jahren hier starb, als der

Johanniter-Orden noch das mächtige Bollwerk gegen den Islam war. Ueber der sogen. Porte d'Amboise, einem der stärksten befestigten Thore, ist ein Basrelief, einen Engel mit ausgebreiteten Flügeln darstellend, welcher das Wappen von d'Amboise, einem der ehemaligen Großmeister des Johanniter-Ordens, trägt, mit der Jahreszahl 1512. Die Türken nennen es Eyri Kapu oder das schiefe Thor, weil man sich ihm von beiden Seiten her auf einem schrägen bedeckten Wege nähert. In den Festungsmauern zu beiden Seiten stecken noch einige der ungeheuren Steinkugeln von Granit, welche die Türken bei jener Belagerung von Rhodus hereingeworfen, wo sie endlich am 24. Oktober 1522 den Großmeister L'Isle Adam und seine Ritter nach deren tapferer Gegenwehr zur Räumung der Insel zwangen.

Der Palast des Großmeisters ist in ein Gefängniß oder eine Strafanstalt verwandelt worden, unter deren Sträflingen sich Zeibecken, Beduinen, Araber und Kandioten befinden, — die letzteren ein gewaltiger, trotziger Menschenschlag, welcher sein Unabhängigkeitsgefühl und seine Tapferkeit ja erst in diesem Jahre durch den Versuch eines Befreiungskrieges dargethan hat. Man geht nur selten aus, ohne einer Abtheilung jener Galeerensträflinge zu begegnen, die mit ihren verthierten ingrimmigen, verbissenen Physiognomien und ihren Fußfesseln einen abstoßenden Eindruck machen. Sie sind immer von einem oder zwei Kawassen begleitet. Kurze Zeit vor unserer Ankunft auf Rhodus entschlüpfte eine Anzahl Sträflinge ihrer Wache, entwaffnete die Kawassen und entfloh aus der Stadt. Ein Mann davon drang in ein türkisches Haus und verlangte Feuergewehre, die ihm aber verweigert wurden; und als er nun doch nicht von der Stelle ging und seine Bitte wiederholte, so schoß ihn der Hausherr todt. Nur wenige von den entsprungenen Sträflingen wußten, daß Rhodus eine Insel sey, sondern durchwandelten dieselbe in allen Richtungen, fanden aber überall, wohin sie nur sahen, lauter Wasser. In einem kleinen Flüßchen fanden sie ein Boot, das sie bestiegen; weil sie jedoch dasselbe nicht zu handhaben wußten, so verließen sie es möglichst schnell wieder. Einer der Sträflinge wanderte um die ganze Insel herum, und glaubte endlich, als er sich wieder an demselben Punkte sah, von dem er ausgegangen war, er stehe unter dem Einflusse von Hexerei und stellte sich daher freiwillig wieder dem Konak; und auch die übrigen Galeerensträflinge wurden schließlich wieder eingefangen.

(Schluß folgt.)

Ein Mädchenloos.

Roman von Marie von Grumbach.

(Fortsetzung.)

8.

Ich sterbe hier in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz in seiner letzten Kraft
Dir abgewandt in dieser Gluth verbrennen.
Lenau.

In der Nacht, nach dem obengeschilderten Vorfall, floh der Schlaf Josephinens Augen; ein meisterloses, nicht eben liebliches Gedankenheer, das ihre Seele durchzog, verscheuchte den launenhaften, scheuen Sohn der Nacht. Schon hatte die Uhr der Schloßkirche dröhnend die ersten Stunden des neuen Tages angezeigt, als endlich ein leichter Schlummer ihre müden Lider schloß. Sie hatte einen Traum: ihr war, als befinde sie sich in einer lachenden blüthenreichen Ebene, geschmückt mit allen in- und ausländischen Pflanzen und durchflossen von silberklaren Quellen und Bächen. In der Ferne erblickte sie frohe Menschenschaaren, die sich unter großen Palmbäumen dem Vergnügen des Tanzes hingaben und ihr zu winken schienen; unter ihnen erblickte sie Eduard und seine Mutter, Clarissa, ihre Colleginnen und noch viele Andere, die sie kannte und liebte. Sie wollte zu ihnen eilen und an ihrer Fröhlichkeit Theil nehmen, allein sie ward aufgehalten durch einen Gegenstand, den sie bisher nicht gewahrt hatte: einen blumengeschmückten Altar, der sich in der Mitte der Ebene erhob und ihre Schritte hemmte. Als sie die Augen aufschlug, erblickte sie dicht neben dem Altare eine hohe, schöne Männergestalt, bekleidet mit einem wallenden weißen Kleide, in einem dunklen Bart, der auf die Brust herabfiel. Erfüllt von tiefer Ehrfurcht, sank Josephine vor der Erscheinung andächtig auf die Kniee nieder, aber eine ihr wohlbekannte Stimme gebot ihr aufzustehen und zu opfern. Sie richtete ihre Blicke voller auf das Gesicht des glänzenden Wesens und erkannte nun deutlich die Züge ihres Vaters, der seinen Befehl mit Nachdruck wiederholte. Gehorsam seinen Worten erhob sie sich; die Gestalt bekränzte ihre Stirne mit einem Cypressenzweige, befahl ihr zum dritten Male zu opfern, reichte ihr eine gesenkte Fackel, und deutete auf die Blumen des Altars. Mit Thränen und ergriffen von nie gefühlter Traurigkeit nahm Josephine die dargebotene Fackel und steckte die holden Blumenspenden in Brand; eine dichte blaue Rauchsäule stieg daraus empor und umhüllte ihre Blicke. Als sich dieselbe zertheilte und das Auge Josephinens frei gab, war die Lichtgestalt, die geheimnißvolle Erscheinung, verschwunden. Erfüllt von bangen Gefühlen, strebte die Träumerin ihre Freunde einzuholen, die nun, anscheinend von dem Tanze ermüdet, in Gruppen unter den Palmen lehnten. Sie wollte sich ihrem Geliebten nähern und dessen Hand umfassen, aber mit zürnender Miene wich er von dieser Berührung zurück; mit derselben unwilligen Geberde entzogen sich ihr auch ihre Schwiegermutter und Clarissa. Alle schienen sie wie ein Gespenst zu fliehen und verloren sich in der Ferne. — Die Sonne um sie her verdunkelte sich, die Blumen welkten, die Quellen vertrockneten, das Azurblau des Himmels erstarb, und ein einförmiges trostloses Grau bedeckte, wie ein bleiernes Bahrtuch, die öde Wüste. Auch der Altar war verschwunden, aber auf der Stelle, wo er gestanden hatte, erblickte die Einsame eine zarte Frauengestalt, in der sie ihre Schwester erkannte, die ihr liebend die Arme öffnete und sie an ihr Herz schloß. Weinend sank sie an die Brust der geliebten Erscheinung, immer heftiger flossen ihre Thränen, und als sie endlich an ihrem eigenen Schluchzen erwachte, fielen die ersten Sonnenstrahlen rosig durch die Spalte der angelehnten Thüre in das kleine Gemach.

„Welch' sonderbarer, beängstigender Traum!" sprach Josephine sich aufrichtend und das Haupt in die Hand stützend; „welch peinigender Zustand, in dem ich mich befand! was mag wohl die Ursache des düsteren Traumbildes gewesen sein? — Ach, nicht lange blieb ihr Gedächtniß dem jungen Mädchen die Antwort auf diese Frage schuldig; war nicht ein trauriger Abend dem schaurigen Traume vorangegangen? und sicher hatte das beleidigende Betragen Clarissas von neulich sich in hundertfacher Uebertreibung ihrem Traumleben aufgedrängt. Was mochte wohl der Grund von Clarissens verändertem Benehmen sein? das blieb Josephinen ein Räthsel, und sie beschloß, sich so bald wie möglich eine Erklärung von ihr zu verschaffen. So viel es die junge Braut vermochte, wandte sie ihre Gedanken von den Begebnissen des letztvergangenen Abends ab.

Mit trüben Gefühlen, denen sie sich nicht zu entschlagen vermochte, ging das junge Mädchen heute an ihre Berufsarbeit.

Es war ein Sonnabend, und da der Nachmittag dieses Tages frei war, so hoffte sie von Clarissa endlich eine Aufklärung über jene Kränkung zu erhalten; allein als sie eines der Mädchen nach ihrem Liebling fragte, erfuhr sie, daß Clarissa ausgegangen, um einen Besuch bei ihrer Tante, die in der Stadt wohnte, zu machen.

Die Frau des Bankier Levi war die Schwester von Clarissens Vater. Ein ungebildetes, gewöhnliches, geistig ganz leeres Weib, liebte Frau Levi in Gottes weiter schöner Welt nichts, als sich selbst, Clarissa und ihren Reichthum; an Clarissa allein schien sie die ganze Liebe zu verschwenden, die sie für die gesammte Menschheit hätte hegen sollen. Clarissa ihrestheils empfand für die Tante eine Art instinktiver Liebe des Bluts, verachtete aber dabei ihre Verwandte in tiefster Seele. Als sie heute bei derselben eintrat, ward sie wie immer mit einem Schwall plumper aber gutmüthiger Schmeichelworte empfangen: „Clarißchen! mein Goldkind! mein Edelstein! meine Herzensfreude! sei mir gegrüßt! Gott, wie schön du heute wieder bist! komm, daß ich meine Augen weide an dem Kinde des Löb Steine, an dem reichen Kinde des Löb!" rief die Dame mit schriller Stimme und bedeckte ihrer Nichte Wangen mit zärtlichen Küssen.

„Und beide, Reichthum und Schönheit, können mich nicht vor Unglück bewahren!" rief Clarissa mit leidenschaftlicher Heftigkeit, schleuderte Hut und Mantille in eine Ecke des Zimmers und warf sich mit Ungestüm auf ein Sopha nieder.

— „Sollte es möglich seyn, daß du anders als glücklich wärest, Augenweide?" sprach die Tante traurig und erstaunt.

„Glücklich!" wiederholte Clarissa in bitterem Hohne und warf einen verächtlichen Blick auf ihre Tante; „höre denn, wie glücklich ich bin: ich muß sehen, wie der einzige Mann, von welchem ich geliebt seyn möchte, der einzige Mann, den ich liebe mehr als mich selbst, mehr als das Leben, mehr als die Welt, ja mehr als Gott, gleichgültig an mir vorübergeht, als sehe er nicht die glühenden Blicke, die ich liebeheischend nach ihm sende. Und noch mehr, Fluch auf sie! ich muß sehen, wie er eine Andere liebt, weniger schön, weniger glänzend als ich; muß sehen, wie er ihr die Hand reicht, wie sie in ihrer beredten Augensprache miteinander verkehren! — Tante, Tante, dieß ist schrecklich, dieß wird mich rasend machen!" Diese Worte waren in steigendem Affekte gesprochen worden, und am Ende ihrer Rede schrie Clarissa wie eine Wahnsinnige, so daß die Tante erbebend fürchtete, die Prophezeihung ihrer Nichte habe sich gleichzeitig erfüllt.

— „Clarissa, mein Himmelsblümchen! was höre ich?! etwas ganz Neues sagst du mir da! ist es möglich, daß ein Mann mein Clarißchen sehen und an einer Andern sich ergötzen kann? wirst du mir wohl sagen, Goldkind, wer der häßliche, thörichte Mensch ist?"

„Der Kaplan Schwarz," schluchzte Clarissa und bedeckte ihr flammendes Gesicht mit beiden Händen.

— „Ein katholischer Priester? Wo heißt? — der darf ja nicht heirathen; warum liebst du ihn denn, Kind?"

„Unsinn!" rief Clarissa, ließ die Hände schlaff in den Schooß fallen und schleuderte auf ihre Tante einen zürnenden Blick.

Die edle Dame jedoch, weit entfernt gekränkt zu sein von der wenig ehrerbietigen Entgegnung ihrer angebeteten Nichte, strengte sichtlich ihr Gehirn an, um Clarissa besser verstehen zu können und erwiderte nach einigem Nachdenken: „Ach, nun verstehe ich dich; du denkst nur an eine Liebschaft? du möchtest von ihm geliebt sein, ihn zum Verehrer haben."

„Ja, Liebe, Liebe!" rief das Mädchen glühend aus; „wer denkt an das langweilige Ding, Ehe genannt? die fade Eintönigkeit desselben würde mich tödten; Liebe ist es, nach welcher ich umsonst seufze; ach, nur einen einzigen Blick seines Auges, einen einzigen Kuß seines Mundes, und dann wollte ich gern sterben, denn ich hätte die Genüsse des Daseins erschöpft. Aber ach, nie wird mein Sehnen gestillt werden! — O, wie heiß werden seine Küsse auf ihren farblosen Lippen brennen!!!"

— „Sie sollen sie versengen und vergiften!" rief die Tante und wollte weiter reden, aber die leidenschaftliche Unglückliche fuhr fort:

„O Priester, ich trage die Hölle, von der du neulich gesprochen, in meinem Busen, aber ach, daß ich sie, die wirkliche Hölle hier hätte, und dich und die Abscheuliche mit hineinzerren könnte! ihre Flammen würden meinen Qualen und eurem Liebesgenuß zugleich ein Ende machen. Oder wenn es ewige Qualen sind, die, wie du sagst, die Opfer dort martern werden, so hätte ich die süße Wonne, sie eine Ewigkeit hindurch brennen zu sehen, hätte die Genugthuung, mich an den Martern zu weiden, die der Anblick ihrer Leiden dir verursachte! Welch' eine glückliche Comödie! mein Schmerz würde sich da in lauter überschwengliche Lust verwandeln!"

Clarissa war furchtbar, dämonisch, als sie so sprach; sie schien sich vor sich selbst zu entsetzen, erblaßte, sank auf die Kniee nieder, und rief mit gerungenen Händen, mit gebrochener zerknirschter Stimme: „O Gott! mein Gott, sei mir gnädig!"

Sendet die Vorsehung den armen Menschen nicht im Zustande tiefster Verzweiflung, im Momente drohendster Gefahr, einen Engel, um dem schwächeren Geschwisterwesen beizu-

stehen, ihm liebend die Hand zu reichen und es vorüberzugeleiten an den Abgründen der Schuld und der Qual? — Nein, zwar schickt die ewige Liebe bisweilen ihren leidenden Geschöpfen einen Engel, in Gestalt eines edlen Mitmenschen, der besser fähig ist, Wunden zu schließen, Krankheiten zu heilen, als jene lichtgeborenen Wesen, welche die Phantasie der Dichter und der fromme Glaube sich geschaffen, und die die Leiden und Schwächen nie an sich selbst gefühlt. Aber ein dunkles, unerforschliches Geschick will oft, daß kein rettendes Wesen zugegen, wenn ein Herz, von feindlichen Mächten und Todesschmerzen umgeben, um Hilfe ringt. — Auch bei Clarissa war in diesem grauenvollen Augenblicke kein lichter Geist, sondern nur ein niedriges gemeines Wesen sollte Zeuge ihrer Qualen sein.

„Clarissa, mein armes, armes Mädchen!" rief die Tante im Tone ungeheuchelten Schmerzes und hob ihre Nichte vom Boden auf; „noch hast du mir nicht das elende anmaßende Wesen genannt, das den Muth hat, meinem Goldkinde die Liebe eines Mannes zu entziehen. Nenne sie!"

„Josephine Tanner, meine ehemalige Lehrerin und Freundin, die ich mehr liebte als mich selbst," entgegnete die Gefragte erschöpft.

„Josephine Tanner, die ärmliche Unterlehrerin, die keinen Pfennig besitzt, und welche, mit dir verglichen, häßlich ist?" rief die Tante leidenschaftlich. „Mai, sie soll verflucht seyn, siebenmal verflucht, und vor der Zeit altern und sterben! Aber wo heißt, Clarissa, Leben! wie ist mir denn? sprich, Kind, ist sie nicht verlobt?" setzte sie nach einer Weile nachdenklich hinzu.

— „Ja, sie ist schon seit mehr als einem halben Jahre die Verlobte des jungen Billner, den sie leidenschaftlich zu lieben vorgab, die Abscheuliche, und nun stiehlt sie mir die Blicke eines Andern!"

„Ganz vortrefflich, ganz köstlich! rief die edle Dame, und ein Zug hämischer Freude spielte um ihre dicken Lippen; „verlobt ist also das saubere Fräulein? das schickt sich ja ganz prächtig. Weine nicht mehr, Du hast eine treue, gescheidte Tante."

— „Was meinst Du damit? fragte Clarissa matt; aber als einzige Antwort erhielt sie Liebkosungen, und müde und erschöpft von der vorangegangenen Aufregung, sprach sie nicht mehr und überließ es ihrer zungenfertigen Tante, die Unterhaltung für den Rest des Nachmittags allein zu übernehmen.

Ein freundlicheres Bild, als in dem Salon des Bankier Levi bot sich auf der breiten Terasse der bewußten Vorstadtspension dar. Dort hatte sich Madame Billner mit dem Brautpaare und den beiden anderen Lehrerinnen beim Abendthee versammelt. Auch Cäcilie war hereingekommen und hatte zum Jubel aller Anwesenden ihre Mappe mitgebracht, und ihre Arbeiten machten nun, von allgemeinem Beifall begleitet, die Runde. Scherzend legte sie zwei Bilder bei Seite, die ganz besonders das Wohlgefallen der Liebenden erregt hatten, und bemerkte, daß die Bildchen einst das Wohnzimmer des jungen Paares zieren sollten, worauf Eduard sie versicherte, daß er an seinem Hochzeitsfeste ihr in Versen dafür danken wolle, und gegen seine Braut gewendet, fügte er scherzend hinzu, es wäre nöthig, daß man ihm den Tag ihrer Verbindung näher bestimme, damit er wisse, wie viele Zeit ihm zur Ausarbeitung seiner Dichtung übrig bleibe.

„Bist Du zufrieden mit einem Jahre Vorbereitungszeit?" fragte Josephine lächelnd.

— „Ein Jahr wäre eine allzu lange Probezeit, meine Liebe; ich glaube, der Winter würde überdieß meine poetische Ader gefrieren und vertrocknen machen," entgegnete Eduard anscheinend bange.

„Ich schlage vor, den Jahrestag Eurer Verlobung mit dem noch schöneren Eurer Vermählung zu feiern, meine lieben Kinder!" sagte Frau Billner lächelnd.

Eduard rief seiner Mutter ein lautes Bravo zu und ergriff zärtlich die Hand seiner erröthenden Braut. „Aber, liebe Mutter, bis dahin kann ich meine Ausstattung nicht fertig bringen," erwiderte Josephine ihrer Schwiegermutter.

„Wir helfen Dir!" riefen wie aus einem Munde die beiden Lehrerinnen, denen auch die Dame des Hauses durch Zusicherung ihrer Hilfe beistimmte.

— „Kein Ausweg zur Rettung, mein holdes Bräutchen! das Urtheil ist gesprochen und wird im Oktober vollzogen werden," jubelte Eduard und führte verstohlen die Hand seiner Braut an seine Lippen.

„Dann muß ich mich eben mit Resignation in mein Elend ergeben!" erwiederte Josephine mit einem holden Lächeln.

Jetzt wurden zahllose Zukunftspläne geschmiedet; erst ward das Programm der Hochzeitsfeier entworfen, dann entwickelte Eduard seine Idee wegen der Hochzeitsreise, die er mit seiner Neuvermählten zu seinem Bruder Raphael machen wolle; hierauf handelte man von der künftigen Einrichtung und Hausordnung des jungen Paares, von den kleinen Familien-Soupers, den Lese- und Musikabenden, die Sonntags bei ihnen abgehalten werden sollten, von den Spaziergängen und den Besuchen in H. und der Residenz, die sie zusammen machen wollten, wie Eduard nach Tisch sich neben sein junges Weibchen auf das Sopha setzen und sie mit einer Stickerei in den Händen, alle ihre Streiche, die sie in der Pension in M. verübt, erzählen sollte, wie sie ihre Abende abwechselnd mit Lesen, Spielen und Theaterbesuchen ausfüllen wollten und dgl. mehr.

Die beiden Verlobten vertieften sich mit beinahe kindlicher Freude so sehr in den bunten Traum ihres künftigen Glückes, daß sie nicht bemerkten, wie ein Dienstmädchen der Dame des Hauses einen Brief überbrachte, und wie Madame Billner bei Durchlesung desselben tödlich erblaßte. Erst als diese mit einem Ausruf des Schreckens das Schreiben in den Schooß sinken ließ, ward die Aufmerksamkeit der Liebenden erregt.

„Mein Gott, Mutter, was ist dir?" fragte Eduard erschrocken und griff nach dem Briefe, den seine Mutter ihm zitternd hinhielt.

— „Ein Brief von Rom?" sprach er nach einem Blick auf den Poststempel; „aber es ist nicht Raphaels Handschrift!" Er las mit Josephinen den verhängnißvollen Brief; er lautete:

„Verehrte Dame! Wenn auch ohne Vorwissen, so doch im Sinne und gemäß dem sehnlichsten Herzenswunsche meines sterbenden Freundes, Ihres Sohnes, erkühne ich mich, eine

Bitte an Sie zu richten, deren Erfüllung die letzten Augenblicke Raphaels noch zu erhellen vermag. Ich ersuche Sie nämlich dringend, nach Rom zu kommen, was ja, in Betracht der jetzigen Art zu reisen, eine bloße Kleinigkeit zu nennen ist. Welches Entzücken würden Sie, Madame, dadurch dem Kranken bereiten, der, von einem schleichenden Fieber verzehrt, in seinem Delirium sowohl, wie in seinen lichten Augenblicken täglich wohl hundertmal den theuren Mutternamen ausruft! Ich weiß zwar, Sie werden kommen, aber eilen Sie! der Arzt hat die letzte Hoffnung aufgegeben, und wir, seine Freunde, erkennen nur allzuklar, daß wir uns um das Lager eines Sterbenden versammelt haben.

Mit tiefster Achtung rc.

Die Unterschrift zeigte den Namen eines bewährten Freundes des jungen Künstlers, den Eduard persönlich in Rom kennen gelernt hatte, und der auch seiner Mutter aus den Briefen Raphaels genugsam bekannt war.

„O mein Kind! mein Kind!" rief Madame Villner in grenzenlosem Schmerze aus; — „Eduard, bitte, triff alle Anstalten zu meiner Abreise; ich werde die Stadt noch heute Abend verlassen."

— „Theuerste Mutter, warum noch heute Abend? warte wenigstens den nächsten Morgen ab, denn in Deinem jetzigen aufgeregten Zustande Dich abreisen zu lassen, hieße ja der eigenen Lebensgefahr Dich aussetzen, während der arme Raphael nur wenig Gewinn davon haben würde," sprach Eduard in ruhigem Tone, jedoch kaum fähig, seine erkünstelte Fassung zu behaupten.

„Nein, nein, Eduard!" entgegnete Madame Villner heftig; „ich will von keinem Verzug wissen; Du ahnst nicht, was ein Mutterherz empfindet, wenn man ihm von Aufschub redet, wo es an das Sterbebett eines theuren Kindes gerufen wird."

Eduard und Josephine boten der armen Mutter dringend ihre Begleitung an, allein die Dame schlug dieselbe mit Bestimmtheit ab, da sie es für Frevel erklärte, ein weiteres junges Leben durch einen Aufenthalt in Rom zur Fieberzeit und am Lager eines Fieberkranken dem gewissen Tode auszusetzen. Sie selbst aber reiste, — alle Bitten und Warnungen ihrer besorgten Angehörigen und Freunde nicht achtend, — noch an demselben Abende nach der ewigen Weltstadt ab. — Jäh gestört war die Freude des kleinen Kreises; stumm und in sich versunken kehrten die Liebenden mit den drei jungen Damen vom Bahnhofe zurück, wohin sie Madame Villner das Geleite gegeben hatten; kein Wort ward auf dem Wege gesprochen, als ob Jedes sich fürchtete, die unheimliche Stille zu unterbrechen.

Wenige Stunden später kehrte Cäcilie nach H., Eduard nach seiner Garnison zurück. Als dieser dort anlangte, warf er sich in einen Fauteuil und überließ sich ganz seinen trüben Gefühlen, ganz seinem Schmerze, den er bisher um seiner Umgebung willen hinter einer erkünstelten Fassung zu verbergen sich bestrebt hatte. Sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, gedachte er des fernen Bruders, des Spielgenossen seiner Kindheit, und tausend wehmüthig-süße Erinnerungen, die ihm ebenso viele liebenswürdige Züge seines Bruders in's Gedächtniß zurückriefen, stiegen in seiner Seele auf. Oft ward die Stille seines Gemaches unterbrochen durch tiefe Seufzer, die sich seiner Brust entrangen und die tiefschmerzlichen Empfindungen verriethen, die darin arbeiteten.

Mechanisch griff seine Hand nach einem weißen Gegenstande, der neben ihm auf einem Tische lag; gleichgiltig schweifte sein Auge anfangs darüber hin, und erst als er bemerkte, daß es ein von völlig fremder Hand adressirter Brief an ihn war, widmete er ihm einige Aufmerksamkeit, wenigstens insoweit, daß er den Poststempel prüfte und sich überzeugte, daß der Brief aus der Residenz kam. Die Frische und Blässe der Aufschrift bewiesen, daß er erst seit wenigen Stunden geschrieben worden sei. Er erbrach den Umschlag, das Couvert war leer, aber auf der innern Seite desselben stand von ungeübter Frauenhand geschrieben: „Hüte Dich! — Du traust einer Falschen! — Wenn ihre Küsse seit einiger Zeit weniger heiß brennen, so wisse, daß sie dieselben zuvor an den Lippen des frommen Kaplans abgekühlt hat."

Der Jüngling las zum zweiten, dritten, vierten Male diese Zeilen und starrte auf die unbekannten Schriftzüge, bis ihm die Augen überliefen; seine Pulse pochten wild, sein Herz schlug, als wollte es seine Brust zersprengen, sein Gehirn glühte; dann aber lähmte ein Zustand furchtbarer Apathie seine seelischen und physischen Kräfte und überwältigte sein ganzes Wesen.

Ein Ausbruch der Wuth, der Entrüstung folgte auf seine stumme Qual und ließ ihn in gräßlicher Aufwallung nach seinem Säbel greifen. Alle thörichten Luftgebilde und Schreckgestalten, die ihm seine schon lange erregte Eifersucht erschaffen, erhoben sich wieder auf dem Grunde seiner Seele, ein finsterer Rachedämon trieb ihn, zu der Ungetreuen zu eilen, ihr die Anklage zu Füßen zu werfen und sie selbst durch das Gewicht ihrer Schuld und seines Zorns in den Staub zu schmettern. Vergessen waren der sterbende Bruder, die arme Mutter, vergessen auch die Qualen der Reue und der Scham, die er am vorhergehenden Abende empfunden, wo er als Kläger seiner Braut gegenüber gestanden, und die heilige, makellose Reinheit derselben seine kleinlichen Zweifel so rührend, so wahrhaft groß besiegt hatte. Schäumend stürzte er nach der Thüre, um seinem Burschen Befehl zu geben, sein Pferd zu satteln. Aber sobald er in ungestümer Hast die Klinke ergriff, war es, als ob eine unsichtbare Hand sich auf die seinige legte, eine geheime Stimme ihm ein Zauberwort in's Ohr flüsterte. Die Hand, die eben noch so wild nach dem Schlosse gestürmt, sank schlaff zurück, er schlug den zornsprühenden Blick zu Boden, und sein Haupt sank auf die Brust herab.

Mit ruhiger werdenden Schritten durchkreuzte er sein Zimmer, bis er sich endlich wieder in seinen Sessel niederließ und die Lampe löschte. Stürmische Empfindungen, wechselnde verschiedenartige Gedanken durchkreuzten wohl während dieser Nacht, die er schlaflos auf seinem Sitze zubrachte, die Brust des feurigen Jünglings, wir aber wollen den Schleier der Dunkelheit nicht lüften, noch eindringen in die geheimnißvolle Werkstätte seiner Seele. Es genüge zu wissen, daß in den ersten

Stunden des Morgens ein wohlthätiger Schlummer seine Augen schloß; daß bei seinem Erwachen zwar die Bläße seiner Wangen von einer gehabten heftigen Bewegung und der gestörten Nachtruhe zeugte, aber sein Blick hell und seine Züge ruhig waren; erst als sein Auge den verhängnißvollen Brief traf, malte sich ein Ausdruck unverkennbarer Scham auf seinem Gesichte, und das Schreiben unwillig bei Seite werfend, sprach er zu sich selbst: Ich war ein Wahnsinniger, daß ich gestern Abend auf diese abscheulichen, verleumderischen Zeilen hin zu ihr stürzen und durch meine Thorheit und Grausamkeit ihr Glück und mein Glück vernichten wollte! Ich bin ein Elender! rief er, sich in tiefem Schmerze vor die Stirne schlagend; daß ich das teuflische Blatt nicht in den Boden trat, nur von dem Gedanken erfüllt, den Abscheulichen, der sich an die reinste Tugend mit seiner giftigen Lästerzunge wagte, zu entdecken, zu zermalmen! Josephine, edle, herrliche Josephine! darf ich dir wohl wieder unter die Augen treten? ich, der ich einem so niedrigen Verdachte gegen dich von neuem in meiner Seele Raum gab, nachdem ich dich kaum durch einen ähnlichen so schmerzlich gekränkt, und du mich durch deine Höhe, Reinheit und Sanftmuth so tief gedemüthigt hast. Schande auf mich, der ich nur einen Augenblick denken konnte, deine edle Seele wäre einer Untreue, einer Lüge fähig! Vergib, Josephine! vergib! — Aber er soll entdeckt werden, der höllische Lügner, der sich nicht scheute, das Heiligste zu besudeln; zu deinen Füßen will ich ihn zerbrechen und mein ganzes künftiges Leben soll eine Abbitte der Schuld sein, die ich im Herzen und in dem schmachvollsten Augenblicke meines Lebens auch in Worten gegen dich beging. Heute noch muß ich zu ihr eilen und die Perle umfassen, die fremde, niederträchtige Tücke und eigene Tollheit mir zu entreißen drohten!

Die Glocke schlug soeben die Stunde, die den jungen Offizier zum Dienste rief. Er eilte zum Arsenale, aber die Geschäfte seines Berufes vermochten weder die trüben Gedanken an den kranken Bruder, noch die demüthigende, peinliche Empfindung, welche die Erinnerung an seine Geliebte in seiner Seele erweckte, zu beschwichtigen, und mit heißer Sehnsucht erwartete er die Abendstunde, die ihn nach der Residenz führte.

Und schöner, liebenswürdiger, anmuthiger als je, erschien ihm an diesem Abende die Geliebte, als er sie in die Arme schloß und ihre reine Stirne mit Küssen bedeckte. Josephine bemerkte seine Niedergeschlagenheit, welche sie meist auf Rechnung der traurigen Nachricht von Rom schrieb und nur allzu natürlich fand. Sie schlug vor, den herrlichen Sommerabend durch einen Gang in's Freie zu feiern, und fernab von dem Gewühle der Stadt und den geräuschvollen Plätzen, wo die Einwohner der Residenz ihren Sonntagsvergnügungen nachgingen, führte Josephine den Geliebten an eine einsame Stelle, auf einen Hügel, der an eine steile Felswand sich anlehnend, nach drei Seiten hin eine herrliche, imposante Fernsicht gewährte. Dort, unter einer alten Linde, am Rande einer Quelle, ließen die Liebenden sich nieder und bewunderten die erhabenen Reize der Natur. Ein leiser West fächelte das blühende Gras des Hügels und streute die Blüthen der Linde in ihre Haare. Tief unter ihnen lag die Stadt mit ihrem Geräusche, die Strahlen der sinkenden Sonne umflossen mit magischem Lichte ihre alten, herrlichen Denkmäler, die schlanken, nach oben strebenden Thürme der Kirchen, die glänzenden, vergoldeten Kuppeln des uralten, grauen Schlosses, und spiegelten sich in den weichen, schimmernden Wellen des breiten Stromes, der den Fuß des Hügels bespülte. Ein Schwarzköpfchen sang am Rande des nahen Gehölzes sein weiches Abendlied dem großen Schöpfer des Weltalls, dessen Liebe dem Vogel die liedersüße Zunge gibt und die junge Brut schützt, der, wenn die Herbstwinde kalt durch die entlaubten Wälder sausen, dem Zugvogel über Land und Meer den Weg nach dem fernen Süden weist und ihn im Lenz sein altes Nest im Norden wieder finden läßt. — Josephine aber sprach zu dem Geliebten tiefernste, zarte, ja erhabene Worte, noch nie hatte er sie so reden gehört; sie suchte ihn zu trösten und aufzurichten und ließ ihn dabei so manche edle Geistesblüthe erblicken, die bisher von dem Jüngling ungeahnt, auf dem Grunde ihrer Seele geblüht hatte.

Göttlich seid ihr, Momente der Trauer! — Aller elenden Convenienz und Einschränkung vergessend, tritt da der edle Menschengeist dem Brudergeiste frei entgegen und läßt durch den klaren Spiegel den Thränenperlen hindurch die herrlichen Edelsteine erblicken, die verborgen den grausamen Blicken der Welt, in den stillen Tiefen des Herzens ruhen.

Eduard Pillner lauschte mit andächtigem Entzücken den Worten des Wesens, dessen Lebensglück er vierundzwanzig Stunden zuvor durch den Ausbruch einer thörichten Leidenschaft bedroht hatte. — Finsterer und riesiger senkten sich die Schatten des Abends auf Berg und Thal; eine leichte Röthe zeigte im Westen die Stelle, wo das Tagesgestirn untergetaucht, der Singvogel schwieg, und nur noch die Najaden der Quelle ließen ihr ewiges, geheimnißvolles Murmellied ertönen. Eduard Pillner empfand nur einen vagen, traumähnlichen Eindruck von all' diesen Tönen und Bildern, seine Welt lag in den Worten seiner jungen Braut, in ihren begeisterten Zügen und in der kleinen weißen Hand, die er mit seinen beiden Händen an sein wonnepochendes Herz gepreßt hielt.

9.

Undank thut weh', und jedes Leid der Erde.
Ja! meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich Dich nie besitzen werde.

Lenau.

Zwei volle Wochen waren indeß seit der Abreise von Madame Pillner verstossen, ohne daß ein Brief derselben die Befürchtungen, die Eduard und Josephine hegten, bestätigt oder gehoben hätte. Wieder war es Sonntag geworden, ein glühendheißer Julitag, müde und schläfrig schlenderten die Mädchen in den Hausgängen und Schulzimmern umher. Miß Pierson fühlte sehnsüchtiges Heimweh nach den kühlen, wogenumrauschten, windumtosten Küsten ihrer heimathlichen Insel und schilderte in einem melancholischen Brief ihrem geistlichen Liebhaber die tropische Hitze ihres derzeitigen Aufenthaltes mit

so lebhaften Farben, daß der gute Unterpfarrer, bei Durchlesung dieser Epistel, sich eines unbehaglichen Gefühls gewiß nicht zu enthalten vermochte und einige Schweißtropfen sich abwischen mußte, die seine lebhafte Phantasie auf seine Stirne geführt. Demoiselle Lafleur war vor Aerger über das ungebührliche Betragen der Sonne, wie sie es nannte, eingeschlafen; und Josephine hatte sich in den kleinen Salon der Schwiegermutter, die ihr bei ihrer Abreise ihre eigenen Gemächer übergeben hatte, geflüchtet, die Jalousieen und die Gardinen herabgelassen, um den sengenden Sonnenstrahlen den Zugang zu verwehren und dann sich mit einem Buche in ein Sopha geworfen, um so die Ankunft des Geliebten zu erwarten.

Bald fuhr auch das junge Mädchen, elektrisirt von dem Klange wohlbekannter Tritte, die sich auf der Treppe vernehmen ließen, von ihrem Sitze empor und eilte in die Arme Eduard's, der wie gewöhnlich den Sonntagnachmittag an der Seite seiner Geliebten verbringen wollte.

Die nicht eben kurze Begrüßungsscene war vorüber, die Liebenden ließen sich auf dem Sopha nieder, und die fernen Lieben bildeten den Gegenstand ihres Gespräches; dabei spielten die Finger Eduard's mechanisch mit dem blauen Bande, das seine Geliebte am Halse trug, aber plötzlich die Unterhaltung unterbrechend, fragte er betroffen: „Wo hast Du Dein goldenes Kreuzchen, meine süße Josephine?"

„Ich habe es verloren; denke Dir, ich Unglückliche habe mein geliebtes Kreuzchen verschleudert," erwiderte Josephine, erblassend und leise schluchzend wie ein Kind, welches das schmerzliche Geständniß ablegt, seine Lieblingspuppe zerbrochen zu haben.

„Ei sieh' doch, mein Herzchen! ist es möglich, daß der Verlust eines Nippgegenstandes Dich so sehr schmerzt?" fragte Eduard lächelnd und zog die Hände seiner Braut von ihrem Gesichte. Aber die hellen Thränen liefen über Josephinens Wangen, als sie entgegnete:

„Es war für mich kein bloßer Nippgegenstand, mein Lieber; es war mir ein Besitzthum von großem Werthe. Du weißst, von wem ich es erhielt und mit welchen Worten die Geberin es begleitete, wie sie es mir als einen Talisman verehrte."

„Ich weiß es, meine Liebe, aber bedenke nur, daß es nicht von Deiner phantastischen Freundin abhängt, Deine Geschicke durch einen leblosen Gegenstand zu beeinflussen!"

„Nenne es Aberglauben oder Thorheit, mein Freund, aber ich kann, trotz meiner Vernunft und besseren Ueberzeugung, nicht umhin, Clarissens Prophezeihung Glauben zu schenken, besonders, da ich dieselbe schon theilweise erfüllt sehe. Denn bereits hat sich dem Verluste des Kreuzes ein anderer Schmerz beigesellt: ich habe die Freundschaft der Geberin verloren; aus einem mir unerklärlichen Grunde hat das Mädchen, das ich so innig liebte, seine Gefühle gegen mich verändert."

— „Clarissa, Deine feurige Anbeterin, meine Rivalin? ist es möglich?" rief Eduard erstaunt; „und ist Dir wirklich an diesem Freundschaftsverhältnisse so viel gelegen?"

„Gewiß, Eduard, denn ich habe Clarissa wie eine Schwester geliebt und liebe sie noch so. Ihr Herz ist groß und edel, ihr Geist begabt; dabei gewährt mir der Umgang mit der Tochter des Südens einen ganz besondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, ästhetischen Genuß. Ihre Züge, ihr Auge, ihre Gestalt, erfüllten mich mit den verschiedenartigsten Eindrücken, in ihrer Nähe konnte ich die Poesie und alles Schöne besser verstehen.

— „Mein Herz, ich beginne wirklich eifersüchtig zu werden," versetzte Eduard herzlich lachend; „aber sprich, hast Du Deine Tropenblume, die, wie es scheint, ihre Launen an Dir auszulassen beliebt, noch nicht um eine Erklärung gebeten? Ich an Deiner Stelle würde sie mindestens zu einem Duell auf Haarnadeln oder Fächer fordern lassen!"

„Bitte, lieber Eduard, sprich nicht in diesem Tone von einer Sache, die mich so tief schmerzt," bat Josephine mit thränenvollem Blicke. „Allerdings habe ich Clarissa wiederholt um Aufklärung ihres Betragens gebeten, allein mit verächtlicher Miene gibt sie mir stets zur Antwort, sie fühle sich nicht geneigt, mir zu erklären und aus einander zu setzen, was ich längst wisse, kehrt mir den Rücken und entfernt sich."

— „Das ist abscheulich und Deine kleine Freundin entweder ein ungezogenes Kind oder ein Nickel!" rief Eduard nun ernstlich entrüstet; „ich finde es abscheulich, ein so gutes Kind wie Du so zu behandeln. Ueberdieß warst Du ihre Lehrerin und hast ihr seit dem Beginne eurer Bekanntschaft nur Gutes erwiesen. Ich fange an zu glauben, daß Clarissa ein niedriger Charakter ist."

„Nein, bei Gott, das ist sie nicht!" rief Josephine mit Wärme. „Nein, Eduard, Clarissa muß einen triftigen Grund haben oder wenigstens zu haben sich einbilden, der ihr Benehmen entschuldigt. Unterdieß glaube ich eine Entdeckung gemacht zu haben, die mir eine krankhafte gereizte Stimmung Clarissa's wohl erklären würde, so unbegreiflich es mir freilich ist, wie ich dabei in das Spiel komme."

— „Und welches wäre die Entdeckung, die mein Bräutchen gemacht zu haben sich schmeichelt?"

„Daß Clarissa meinen Vetter Joseph liebt."

— „Und wie benimmt sich der hochwürdige Herr Kaplan dabei?"

„Er scheint es gar nicht zu bemerken, oder ist er an stumme Demonstrationen enthusiastischer Frauenliebe so sehr gewöhnt, daß dieselben keinen Eindruck mehr auf ihn machen."

— „Also eine Art Don Juan in der Soutane, dieser blonde Diener der Kirche!" entgegnete Eduard scherzend. „Die ganze hiesige Männerwelt sollte eine Petition an die Kirchenbehörde einreichen und auf die Entfernung ihres gefährlichen Rivals dringen, der die Mädchen fanatisirt und die Frauen sammt und sonders zum moralischen Ehebruch verleitet."

„Und dennoch ist es mir unbegreiflich, wie man Joseph lieben kann," erwiderte Josephine nachdenklich. — „Daß er durch seine Erscheinung blendet, durch seine Talente einen Zauber ausübt, Gedanken und Sinne verwirrt, verstehe ich wohl; aber wie er im Stande seyn soll, zärtlichere Empfindungen

einzuflößen, kann ich nicht fassen, denn ich sollte meinen, ein unbestimmtes Gefühl der Furcht müßte eine solche Regung im Entstehen ersticken."

Eduard hatte während Josephinens Worten einen verborgenen Inquisitorsblick auf ihr ruhen lassen; jetzt aber entgegnete er mit Lächeln: „Du fürchtest also Deinen Vetter, den Spielgenossen Deiner Kinderjahre?"

„Ich kann nicht sagen, daß ich ihn eigentlich fürchte, allein wenn ich mich auch auf der einen Seite durch seine geistvolle Unterhaltung angezogen fühle, kann ich mich doch anderseits in seiner Nähe eines unheimlichen Gefühles nie ganz erwehren."

Eduard wollte ihr antworten, aber die alte Hausmagd Susanna brachte einen Brief, der durch die neueste Post gekommen war.

„Ein Brief von Rom!" rief Josephine lebhaft, als sie die Handschrift ihrer Schwiegermutter erkannte, und: „ein Brief aus Rom!" wiederholte auch die alte Dienerin, und setzte mit gefalteten Händen zitternd hinzu: „Nun Gott sey uns gnädig, was wir über den jungen Herrn zu hören bekommen!" und ohne weitere Umstände ließ sie sich auf einen Sitz nieder, um in gespannter Erwartung der Mittheilung der Nachricht zu harren, denn sie war die Amme des Künstlers und Eduards gewesen und hegte eine fast mütterliche Zuneigung zu den Söhnen des Hauses, weßhalb Eduard auch nicht im mindesten anstand, das längere Schreiben seiner Mutter vorzulesen, welches lautete:

„Meine lieben Kinder! Mit freudig pochendem Herzen setze ich mich an den Schreibtisch, um Euch die frohe Kunde zuzurufen: Raphael ist gerettet! Ja, Raphael ist gerettet, und obwohl noch sehr, sehr krank, befindet er sich doch außer aller Gefahr. Welche Tage und Nächte der Todesangst aber brachte ich an dem Lager meines Erstgeborenen zu! ich will sie Euch nicht zu schildern versuchen, denn welche Feder könnte die Qualen beschreiben, die das Mutterherz zerreißen am Krankenlager eines theuren Kindes, dessen geliebte Züge sie schon von den dunkeln Flügeln des Todesengels beschattet sieht?! Bei meiner Ankunft in Rom traf ich außer den ungezählten Freunden Raphaels auch einen römischen Arzt am Krankenbette, und den Künsten desselben nicht in dem Maaße vertrauend, wie es der gute Mann selbst zu thun schien, zog ich den ersten besten französischen Arzt, den wir aufzutreiben vermochten, zu Rathe. Seine Aussprüche waren von denen des Italieners völlig abweichend, und es kam ihm nicht in den Sinn, den Zustand des Kranken für hoffnungslos zu erklären, während es sein römischer Kollega für das bequemste gehalten hatte, seinen Patienten sogleich vollkommen aufzugeben. Mit Geschick und Gewissenhaftigkeit wußte der Franzose des Fiebers Meister zu werden und unserem theuren Kranken die Klarheit seines Geistes wiederzugeben, und Raphael nimmt nun an dem Leben wieder in so weit Antheil, daß er mir tausend freundliche Grüße an seine lieben Geschwister aufgibt.

„In einigen Wochen, wenn er soweit hergestellt ist, um eine längere Reise unternehmen zu können, werden wir zusammen nach unserer lieben nordischen Heimath zurückkehren, wo Raphael einige Monate in unserer Mitte verleben, und, wie er meint, unter den zarten Händen seiner lieben neuen Schwester völlig erstarken wird. Für heute lebt wohl, meine Lieben! ihr Herz zieht nach dem Krankenzimmer

Eure Mutter Ludmilla Pillner.

Mit welchem Jubel ward diese frohe Nachricht begrüßt! Freudenthränen glänzten in den Augen der lieblichen Braut, Eduard umfing sie und tanzte mit ihr, trotz ihres Widerstrebens, durch das Zimmer, bis er sie endlich athemlos in ein Sopha niederließ. Susanne hatte hochbeglückt dem lustigen Auftritt zugesehen und versicherte, vor Freude sey ihr selbst das Tanzen in ihre sechzigjährigen Beine gekommen, und sie würde sich nicht sträuben, noch ein Tänzchen zu wagen, wenn ein so schöner Offizier mit ihr zu walzen käme. Da jedoch Eduard nicht geneigt schien, ihren Wink zu verstehen, entfernte sie sich, um auf seinen Befehl Champagner herzuschaffen, während Josephine ihre Colleginnen zu einem Kelch des begeisternden Neckars einlud, den sie auf die Genesung des Künstlers leeren wollten, und bald machten auch die Geister des süßen Getränkes ihre anregende Wirkung in dem kleinen gemüthlichen Kreise geltend.

Als Eduard an diesem Abende in sein Quartier zurückkehrte, fand er auf seinem Pulte einen zierlich gefalteten Brief, überschrieben von Frauenhand, dessen äußere Gestalt ihn augenblicklich an jene mysteriösen Zeilen erinnerte, deren Schreiber oder Schreiberin er bis jetzt noch nicht hatte ermitteln können; er erbrach ihn und las:

„Der Kaplan macht glückliche Fortschritte. — Sie sind ein wahres Musterbild von Edelmuth und Seelenruhe; Sie lassen ruhig den Priester sein bußfertiges Beichtkind küssen, drücken die Augen zu und wenden sich ab, um sie — nicht zu stören."

„Welcher Dämon mag wohl solche Verleumdungen zu schreiben wagen, und wann wird es mir gelingen, ihn zu entdecken, um ihm mit meinen Degen die schurkische Seele auszutreiben?! rief Eduard, schleuderte das Schreiben von sich und schritt, außer sich vor Unwillen und Entrüstung, im Zimmer auf und nieder. Dann aber blieb er plötzlich stehen und legte die Hand auf die Augen, wie ein Mensch, der sich vor einem abschreckenden, grauenvollen Anblick zu schützen sucht; seine Stirne runzelte sich, seine Brust hob sich, seine ganze Gestalt zuckte von Zeit zu Zeit zusammen, Symptome schmerzlich kämpfender Gedanken.

Die erste Anklage seiner Verlobten hatte, wie wir gesehen, bewirkt, daß Eduard in einer Art von Delirium einen Augenblick an die ganze vorgebliche Schuld seiner Geliebten geglaubt hatte; allein seine natürliche Hochherzigkeit, die ihn in seinen Mitgeschöpfen so gerne das Ideal der Menschheit erblicken ließ, und seine grenzenlose, enthusiastische Liebe zu Josephine, zu ihr, die er, wie er sich unter tausend Seelenschmerzen vorwarf, so tief gekränkt hatte, hatten schnell in ihm jene momentanen, sinnenverwirrenden Gedanken und Empfindungen besiegt. Anders verhielt es sich heute. Die erste Empfindung, die erste Regung bei Durchlesung dieser Zeilen war Zorn und Ent-

rüstung, aber diese Gemüthsstimmung gab bald einer andern Raum. Es war ein unbestimmtes Etwas, das nagend seine Ruhe störte und das Blut in seine Wangen trieb; — ein düsterer, nebelhafter Schatten, über dessen Natur er sich nicht Rechenschaft zu geben im Stande war, stieg in seiner Seele auf; und dieser Schatten schien mit leiser, kaum hörbarer Stimme zu flüstern und in des Jünglings Ohr zu raunen: „Und wenn es dennoch so wäre, wenn die Tugend Josephinens in der Versuchung gewankt hätte? und wer bürgt dir dafür, daß der kecke, verwegene Priester die ihm allen weiblichen Wesen gegenüber zu Gebote stehende Macht nicht auch bei ihr angewandt und mißbraucht hat? Was berechtigt dich anzunehmen, daß ihre Augen blind für die hohe Schönheit dieses Mannes, ihre Seele gleichgültig gegen die glänzenden Eigenschaften seines Geistes, seines Verstandes seyen? Wer kann sagen, ob jene auffallende Bewegung Deiner Geliebten beim Wiedersehen des Priesters durch eine schmerzliche Erinnerung aus der Vergangenheit oder durch den sinnenverwirrenden Eindruck jenes Augenblicks hervorgebracht worden war? Hat sie nicht selbst gewünscht, dem Unterricht des Gefährlichen beizuwohnen? läuft sie, die freidenkende Josephine, die in ihrer Kirche längst fremd geworden, nicht wieder von Neuem dorthin, um ihn zu sehen, seine Stimme zu hören? Sein Benehmen gegen sie, fällt es nicht selbst den kindischen Mädchen der Pension auf? Und wer leistet dir Garantie dafür, daß das, was du neulich in übertriebener Großmuth eine grausame Anklage genannt, nicht eine gerechte Beschuldigung gewesen, daß jene rührenden Worte, mit denen sie dich schnell von ihrer Unschuld überzeugte und dir so unsägliche Reuequalen bereitete, nicht eben nur die Worte einer schlauen abgefeimten Betrügerin waren, die in der Schule jenes Mannes gründlich das Täuschen erlernt hat? Und endlich diese schriftlichen geheimnißvollen Anschuldigungen! wer kann sagen, daß sie aus der Feder eines Verleumders hervorgingen, oder ob sie ein wohlmeinender, aufrichtiger, nur eben nicht muthiger Freund aus seinem Versteck aus geschrieben?"

Eduard kämpfte männlich und aufrichtig gegen diese Einflüsterungen an, allein immer lauter, immer bestimmter erhob sich die Stimme in seinem Busen, der Schatten gewann Fleisch und Blut, und ein Riese an Gestalt erhob er sich auf seinem stillen Grunde.

Schlaflos verbrachte der junge Mann die Nacht, sein Geist war beschäftigt, Josephinens Betragen, seit dem ersten Auftreten des Priesters, wiederholt eine scharfe Musterung passiren zu lassen, und was entdeckte er da nicht alles durch die Brillen seiner mit jeder Minute wachsenden Eifersucht hindurch? — Ein Vulkan schien seine Lavagüsse in die Brust des gequälten Jünglings zu entladen, so heiß, so tödtend waren die Schmerzen, die sein Inneres in den dunklen Nachtstunden zerfleischten.

„Ich will Josephinen selbst den Brief zeigen, ich will ihr Alles mittheilen und in ihren Zügen, in dem Eindruck, den die Anklage auf sie macht, will ich ihre Schuld oder Unschuld erkennen!" rief Eduard, als er sich, lange nach Mitternacht, angekleidet in fieberhafter Aufregung auf sein Lager warf, und der Schlaf seine brennenden Augenlieder floh.

Nicht ahnend die dunkeln Wetterwolken, die immer dichter, immer drohender über ihrem jungen Haupte sich sammelten, schlief Josephine in ihrem kleinen Kabinete, in der Pension, den ruhigen Schlaf der Unschuld; sie sah ihren Vater im Traum, und an seiner und Eduards Hand wandelte sie wieder in den trauten Räumen des Elternhauses in H. Ein Lächeln schwebte um ihre Lippen. — Warum stieg da kein Engel aus seinen lichten Höhen hernieder, um über dem Frieden und Glücke des guten Kindes zu wachen? —

Frühe am Morgen erhob sich Eduard von seinem Lager, ohne auch nur die Augen geschlossen zu haben. Diesen Abend, nahm er sich vor, werde ich zu Josephinen gehen um mir Ruhe, aber wenigstens Gewißheit zu verschaffen; aber, fügte er nach einigem Nachdenken hinzu, warum kann ich dieß nicht schon diesen Morgen thun? Zwei Stunden bleiben mir davon frei, und eine halbe wird auch sie ihre Schülerinnen sich selbst überlassen können, warum soll ich mich nach länger foltern lassen von diesem qualvollen Zustand des Zweifels, in dem ich mich jetzt befinde? nein, nein, dieß wäre furchtbar, und sobald es mein Dienst erlaubt, werde ich mich auf mein Pferd werfen und zu Josephinen eilen!

Zwei Stunden nach diesem Selbstgespräch flog der junge Mann, den verhängnißvollen Brief in der Tasche, nach der Residenz, aber sonderbar, wie sehr er erst seinen Renner zur Eile angetrieben, so sehr fühlte er sich doch angesichts der Stadt von einer unnennbaren Beklemmung befallen, die ihm einige Zeit ruhiger Ueberlegung zum dringenden Bedürfniß machte; er mußte sich erst sammeln und die Stellung gehörig überdenken, die er Josephinen gegenüber einzunehmen hatte; er schlug daher den weiteren Weg durch die Schloßanlagen ein, anstatt den näheren, der ihn in wenigen Minuten an's Ziel seiner Wanderung gebracht hätte, zu wählen.

Zum ersten Male, seit er seine Garnison verlassen, zügelte er den feurigen, schäumenden Renner, ließ dem Thiere den Zügel und ritt langsam und in Gedanken versunken, die schattige Platanen-Allee entlang. Es war ein trüber, gewitterschwüler Julitag, und nur wenige vereinzelte Spaziergänger zeigten sich in den dichten Bosquets und Schattengängen, zur Seite der breiten Allee. Meist waren es Andächtige, die nach der Schloßkirche wallten, um ihre Morgenandacht zu verrichten, oder die von dem Heiligthume zurückkehrten.

Plötzlich aber ward die Aufmerksamkeit des einsamen Reiters durch einen Gegenstand gefesselt, dessen Anblick schnell das ganze künstliche Gebäude seiner schwer errungenen Fassung und Selbstbeherrschung zu Boden warf. Auf einem der schmalen dunkeln Fußpfade zur Linken gewahrte er eine schlanke, kräftige Männer-Gestalt, in schlichtem, schwarzem Gewande, die langsam dahinschritt, das Haupt tief auf die Brust gesenkt, oft innehaltend, und anscheinend einen Gegenstand eifrig betrachtend, den ihre Linke hielt. Mit dem geschärften Blicke der Leidenschaft erkannte Eduard, als er noch ferne war, in der dunkeln Gestalt seinen Gegner. Von einem düsteren, unheimlichen Gedanken beseelt, nahte er sich, so sehr als die Baumeinfassung es gestattete, dem Pfade des Kaplans, und erst, als er ganz

dicht hinter dem Priester ritt, ward dieser durch den Hufschlag des Pferdes aus seinem Nachsinnen erweckt. Sichtlich erschrocken ob seinem Anblick fuhr der Kaplan mit der Hand nach seiner Brusttasche, allein nicht behend genug, um den flammenden Argusblick des jungen Offiziers nicht den Gegenstand erkennen zu lassen, den er zu verbergen bemüht war: — das goldene Josephinens. —

„Sie ist schuldig!" stöhnte der unglückliche Jüngling und preßte in namenlosem Schmerze die Hand vor die brennenden Augen; dann aber suchten seine Blicke wieder racheſprühend den Priester, welcher jedoch den Fußpfad verlassen und sich in die verschlungenen Gänge eines dichten Tannichts geschlagen hatte. „Sie ist schuldig!" tönte es mit überwältigender Qual in der Seele des unglückseligen jungen Mannes wieder," und von fürchterlichen Rachegedanken durchzuckt, legte er die Hand an den Säbel, gab seinem Thiere die Sporen und sprengte der Wohnung seiner Braut zu.

War es ein glücklicher Umstand zu nennen, daß, als Eduard Villner um die letzte Parkecke bog, und eben im Begriffe war, auf die Straßen der Vorstadt von St. A. hinaus zu lenken, sein General ihm entgegen sprengte, daß das junge Pferd desselben an einer Statue scheute und seinen Reiter aus dem Sattel warf, daß dieser, obwohl schnell sich erholend von der Betäubung, die ihm der Sturz verursacht hatte, dennoch die Hilfe des jungen Offiziers beanspruchte, und dieser sich genöthigt sah, ihn nach ihrer gemeinschaftlichen Garnison zurück zu geleiten? — Eduard nannte es einen tückischen Zufall, denn er glaubte die ganze Welt im Complott gegen sich; Schmerz, Wuth, Scham, Entrüstung drohten seine Brust, ein heftiger, glühender Kopfschmerz sein bis zur Abspannung angestrengtes Gehirn zu zersprengen. Denn erst mußte er langsam neben dem alten Manne einherreiten, dann verlangte sein Beruf grausam, unerbittlich während fünf langer, endloser Stunden seine ungetheilten geistigen und physischen Kräfte, und erst nach Verfluß derselben durfte er zu ihr.

Ahnungslos waltete Josephine am Nachmittage dieses verhängnißvollen Tages in ihrer Schule, fünf Unterrichtsstunden hatte sie heute schon den Kleinen mit der ihr eigenen Geistesfrische und Liebenswürdigkeit ertheilt, und war nun im Begriff, die sechste und letzte derselben durch französische Sprachübungen auszufüllen, als ein Dienstmädchen ihr einen Besuch meldete, der sie dringend zu sprechen wünsche.

Josephine gab den Mädchen eine Arbeit für die Zeit ihrer Abwesenheit und stellte die Ersten der Klasse zu Aufseherinnen auf, dann verließ sie die kleine Schaar mit Worten frohen Scherzes. Sie sollte niemals wieder in ihre Mitte zurückkehren. —

Sie eilte in das Besuchszimmer, aber mit Schrecken und Staunen erkannte sie in dem Manne, der dort ihrer wartete, den Vetter Joseph. Bleich, verstört, übernächtig, mit verwirrten Haaren und in Reisekleidern stand vor ihr der Kaplan, eher einem Gespenst, als einem Wesen mit Fleisch und Blut ähnlich.

„Joseph, um Alles! was sehe ich? mein Gott, was ist Ihnen?" rief sie bestürzt.

— „Sie sehen einen Verzweifelnden," entgegnete der finstere Gast mit hohlem Grabestone! — „Sie sehen einen Elenden, der Sie im Staube um etwas zu bitten gekommen ist, — aber nein, nein! ich werde nicht bitten, ich werde verlangen und meine Forderung mit allen Kräften unterstützen, die nur die Verzweiflung ihren Opfern zu geben im Stande ist."

„Ihre Bitte oder Ihr Verlangen, wie Sie es nennen wollen, soll Ihnen gewährt werden, wenn seine Erfüllung in meiner Macht steht, Joseph! Nennen Sie mir Ihren Wunsch!"

— „Ich muß Clarissa Steine noch einmal sehen, bevor ich diese Stadt und das Land verlasse, um wahrscheinlich beide nie wieder zu sehen."

„Sie verreisen? nun da ist es ja nur natürlich, daß Sie sich von Ihren Schülerinnen verabschieden; ich werde Clarissa und die andern sogleich rufen."

— „Unglückliche, wollen Sie mich verderben? habe ich gesagt, ich wolle die ganze Mädchenschaar sehen? habe ich gesagt, ich wolle Clarissa h i e r sehen?" rief Joseph bebend und hielt Josephine zurück, die schon zur Thüre geeilt war.

„Joseph, um's Himmelswillen, was ist Ihnen? erklären Sie sich!" bat Josephine, die für den Verstand ihres Vetters zu fürchten begann.

— „Ja, Josephine, ich will mich erklären; ja, ich will es thun," entgegnete der Priester mit grellem Lachen, das Josephinens Blut erstarren machte und ihre schreckliche Vermuthung noch bestärkte; dann schob er den Riegel vor die Thüre, und seine Base auf ein Sopha neben sich niederziehend, begann er: „Sie ahnten wohl nicht, Josephine, daß ich, den Sie noch vor wenigen Tagen einen Automaten nannten, einer feurigen, leidenschaftlichen, verzehrenden Liebe fähig sey?"

„Ich halte es jetzt noch für eine Unmöglichkeit, Vetter!" versetzte Josephine kühl.

— „Und dennoch liebe ich Clarissa mit dieser Liebe, seit ich sie kenne," sprach der Priester und starrte zu Boden.

„Vetter, Sie rasen in der That!" rief Josephine im Tone äußersten Staunens. — „Wohl ahnte ich, daß Clarissa derartige Gefühle für Sie hegte, aber mit Mitleid und Verwunderung gewahrte ich die eisige Kälte, mit der Sie stets das heißblütige, reizende Mädchen behandelten."

— „Haben Sie noch nie von Selbstbeherrschung, von Verstellung gehört?"

„Allerdings, aber ich ahnte nicht, daß ein junger Mann dieselbe bis zu einem solchen Grade treiben könnte."

— „Sie sind ein unerfahrenes Kind, Josephine! das Menschenherz ist Ihnen noch eine verschlossene Truhe. — Hören Sie denn die Beichte eines Verzweifelnden, der im Begriffe steht, seine heiligsten Gelübde zu brechen, weil er mit seinem Glauben, seiner Kirche, seinem Gewissen gebrochen hat. Erfahren Sie denn also: am gestrigen Morgen in aller Frühe saß ich, der ehrfurchtsvoll angestaunte, für tadellos fromm geltende Priester, in meinem Beichtstuhle, meine Brust, Gott sei mir gnädig, mit den unheiligsten Gedanken erfüllt, denn mit der ganzen Gluth meines leidenschaftlichen Herzens gedachte ich an Clarissa, die ich in jenem Augenblick, die graziöse spanische

Spitzenmantille um den schönen Kopf geschlagen, in die Kirche treten sah. Sie schwebte zu meinem Beichtstuhle heran, schlug den Schleier zurück, heftete ihren tiefen Feuerblick auf mich und klagte sich mit ihrer süßen, melodischen Stimme einer frevlen, verbotenen Liebe an, weil sie — mich bis zum Wahnsinn liebte ...." Der Priester hielt erschöpft inne, sein Haupt sank tief auf die Brust herab.

„Großer Gott! mußte es so weit kommen mit der ungestümen Feuerseele Clarissens?" rief Josephine bebend; „und Sie, Vetter, was thaten Sie?"

Der junge Priester stöhnte schmerzlich. „Wie soll ich Ihnen sagen, was in jenem Augenblick meine Seele bewegte, Cousine?" flüsterte er gepreßt. „Ich verlor im Moment meine gerühmte Fassung. Himmel und Hölle rangen in meiner Seele mit einander, aber ich entsann mich, wo ich sey; und so fand ich die nöthige Ruhe wieder, um ihr zu sagen, was ihr jeder andere Priester, dem sie dieses Geständniß gemacht hätte, gesagt haben würde. Beschämt, gedemüthigt, Verzweiflung in der glühenden Seele, wankte das herrliche Mädchen aus dem Beichtstuhle, ich blieb, halb ohnmächtig, und verschlang sie aus der Ferne mit den Blicken, bis sie hinter den Säulen des Hauptportals verschwunden war ....

Eine lange Pause entstand. Der junge Geistliche bebte an allen Gliedern; Josephine ergriff seine Hand und sagte erschüttert: „Vetter, seyen Sie wahr gegen Gott und sich selbst! denn die von Ihnen stets verachteten Menschengefühle und Leidenschaften rächen sich furchtbar an Ihnen! Aber fassen Sie Muth, noch ist es Zeit zur Rettung! verlassen Sie diesen Stand der Entsagung, den Sie sich zum Verderben gewählt haben; entsagen Sie öffentlich den Gelübden, welche Sie im Herzen längst gebrochen haben! thun Sie den einen kühnen Schritt, der Sie und die arme Clarissa retten und beglücken würde."

„Dieser Rath ist leichter gegeben als ausgeführt," versetzte Joseph zögernd und mit einem Theil seiner gewohnten Ruhe. „Und wenn ich ein Apostat werde, wo bleibt denn die Bischofsmütze, wo der Ruhm und die Gewalt, von welchen ich schon so lange träume, um derentwillen ich schon seit Jahren dieses Leben der Entsagung ergriff? — Sie kennen die Welt und die Menschen schlecht, Josephine, wenn Sie meinen, wegen eines Weibes Liebe opfere der Mann seine ernsteren Lebenspläne, seine ganze Zukunft! Nur ein Enthusiast, ein Thor kann dieß thun, ich nicht!"

— „Dann verdient das Gefühl, das Sie hegen, auch den heiligen Namen der Liebe nicht!" sagte Josephine vorwurfsvoll.

„Cousine!" versetzte Joseph heftig. „Sie beurtheilen mich falsch, Sie lügen, Sie lästern, wenn Sie behaupten, ich liebe nicht wahrhaft, weil ich von der Liebe eine weniger schwärmerische Ansicht habe, als Sie. Wenn ich nicht aufrichtig, nicht wahr liebte, wäre ich dann gekommen, um Ihnen zu sagen, was ich Ihnen soeben sagte, was ich keinem zweiten menschlichen Wesen mehr sagen werde, und was ich Ihnen nur mitgetheilt habe, um Sie zu bewegen, mir den Anblick Clarissens noch einmal von ferne zu gewähren. Deßhalb, Josephine, verschaffen Sie mir schnell diesen letzten süßen Anblick meines Lebens, aber verstehen Sie, nur aus der Ferne, denn in der Nähe könnte ich seine verführende Gluth nicht ertragen."

Josephine stand unentschlossen.

„Was zaudern Sie, thörichtes Kind?" rief der Priester barsch.

— „Ich überlege, ob ich es auf das Gewissen nehmen kann, Ihnen in Ihrem jetzigen Gemüthszustand diesen Anblick zu verschaffen," entgegnete Josephine ruhig, aber in diesem Augenblick erklang eine wohlbekannte Stimme vom Garten herauf, der Kaplan sprang auf, stürzte zum Fenster und erblickte Clarissa, wie sie bleich und verstört, ihr leidendes Gesicht dicht von schwarzen Locken beschattet, dahinwandelte und endlich vor den Blicken ihres unglückseligen Anbeters in einer Laube verschwand.

Joseph lehnte in der Fensternische, wie die Tanne, die der Blitz getroffen und der er den Wipfel versengt hat, dann aber, schnell sich wendend, trat er zu Josephine und sprach mit tiefer, feierlicher Stimme:

„Nun, Josephine, hält mich nichts mehr hier zurück, ich gehe; zuvor aber schwören Sie mir, daß Sie von meinem ganzen Bekenntnisse, von Allem, was Sie in dieser unvergeßlichen Stunde gehört haben, von meiner Liebe zu Clarissen, gegen keinen Menschen, Eduard nicht ausgenommen, ein einziges Wort, eine leichte Andeutung verlauten lassen; schwören Sie mir, mein Geheimniß bis in's Grab unverbrüchlich zu bewahren, schwören Sie es mir bei Allem, was Ihnen heilig ist, und ich gelobe Ihnen dann bei meinem Priestereide, daß ich diese Stadt fliehen und diese thörichte, sündhafte, frevle Liebe aus meiner Seele reißen will!"

„Ich schwöre es Ihnen, Joseph, bei dem Frieden meiner Seele, bei dem Gedächtniß meines Vaters und bei meiner Liebe," entgegnete Josephine tief ergriffen und reichte dem Vetter die zitternde Hand, welche dieser mit einer Heftigkeit, daß ihre weißen Finger sich rötheten, faßte.

„Ich vertraue Ihnen, Cousine!" sprach Joseph dumpf; — „Sie waren immer wahrhaftig, Sie werden Ihr Gelübde halten; aber, wissen Sie auch, daß wenn Sie dasselbe, sei es theilweise oder ganz, brächen, ich Alles, Alles erfahren würde, und daß Sie dann mein Blut auf dem Gewissen hätten, denn ich würde mir den Tod geben, weil ich auf Erden nicht mehr das erreichen könnte, wovon ich geträumt, denn nie, nie könnte ich meine weiteren Pläne in Ausführung bringen, wenn der Ruf meiner strengen Frömmigkeit auch nur den leisesten Makel erhielte. Also hüten Sie sich, Josephine, durch Schwäche an mir zur Mörderin zu werden."

„Sie führen hier eine unwürdige Sprache, Joseph! man braucht mich nicht durch Drohungen einzuschüchtern, damit ich ein freiwillig gegebenes Versprechen heilig halte," erwiderte Josephine mit Unwillen.

„Verzeihen Sie, Josephine," sprach Joseph sanft, „verzeihen Sie, liebes Kind! das Unglück macht mich hart und ungerecht, und die momentane Erregung unzurechnungsfähig. Ich habe mir gelobt, meinen Fehler zu beichten und zu sühnen, —

aber nur nicht hier! — Und nun leben Sie wohl, sagen Sie den Ihrigen was Sie wollen über meine schnelle Abreise, schieben Sie diese auf Ihnen unbekannte Umstände, und grüßen Sie Cäcilien und meine gute Tante. Versuchen Sie nicht, meinen künftigen Aufenthaltsort zu erfahren, denn es wird Ihnen dieß nie gelingen! Es genüge Ihnen, zu wissen, daß ich beabsichtige, eine Missionsreise in ferne Weltgegenden anzutreten und künftighin einen andern Namen anzunehmen, vielleicht in einen strengen Orden zu treten. Meine Abreise von hier war längst projektirt, die geschilderten Umstände aber machen es mir zur Nothwendigkeit, so schnell wie möglich die Stelle zu fliehen, auf welcher mir e i n Wesen Himmel und Hölle zugleich in die Seele legt und Versuchungen bereitet, denen ich nicht immer gewachsen sein könnte .... Es treibt mich fort in die breiten Bahnen des Lebens, wo andere Ziele mir winken, die allein die schmerzlichen Wunden meines Herzens zu heilen vermögen."

„Wie? glauben Sie etwa, Vetter, Ruhm und Macht vermöchten die tiefen Schmerzen Ihrer Seele zu stillen?!" rief Josephine mit schmerzlicher Wehmuth. „Sie sind in einem beklagenswerthen Irrthum befangen; Sie sind ein Heuchler. Obschon Sie gestehen, daß Sie mit Ihrem Glauben, Ihrer Kirche und deren Satzungen gebrochen, obschon Sie sich dem verhängnißvollen Zauber einer Leidenschaft hingegeben, die für Sie ein unerhörter Frevel ist, wähnen Sie doch noch, durch Reue und Ascese Ihr Gemüth betäuben, Ihr Herz belügen zu können. Armer, verblendeter Mann! Sie werden auf diesem Wege nie wieder die Ruhe und den Frieden Ihrer Seele finden, Sie müßten denn zuvor sich selbst wieder finden. Nein, Vetter! hoffen Sie nicht, durch ehrgeizige Bestrebungen Ihr Gewissen betäuben zu können. Ihre Heilung liegt anderswo, Joseph! Die Liebe hat Ihnen eine tiefe Wunde geschlagen, und Liebe allein kann diese lindern; mit der heißen Liebe, mit welcher Sie Clarissa geliebt, lieben Sie fortan die ganze arme leidende Menschheit; suchen Sie die Qualen derselben zu heben, anstatt dieselben durch geistigen Despotismus noch zu erhöhen, und gewiß, Joseph, Ihre eigenen Leiden werden dann in demselben Maße sich vermindern, Sie werden Ihr eigenes Ich vergessen lernen. — Ich bin nur ein einfaches Mädchen, Joseph, ich hatte von jeher Ursache, mit Verehrung zu Ihnen emporzusehen, Ihre glänzenden Geistesgaben rissen mich stets zur Bewunderung hin, aber ich flehe Sie an, um Ihrer selbst und Ihres Friedens willen, diese außergewöhnlichen Talente zur Befreiung und Erlösung, anstatt zur Knechtung Ihrer Mitwesen anzuwenden; geloben Sie mir dieß, in Erwiderung meines Gelübdes!"

Josephine war schön, als sie so sprach, wie sie es immer war, wenn sie von einer erhabenen Idee sich durchglüht und hingerissen fühlte, und wenige junge Männer wären in diesem Augenblicke bei ihren Worten kalt geblieben, Joseph aber blickte sie nur mit einem mitleidigen Lächeln an und mit den Worten: „Du bist noch ein Kind, Josephine!" reichte er ihr seine blutlose, zitternde Hand zum Abschiede und verließ leisen Schrittes das Zimmer. Josephine drückte fiebernd die Hand an die schmerzende Stirne; sie mußte sich erst überzeugen, daß der soeben erlebte Auftritt Wirklichkeit und nicht das Gaukelspiel eines Traumes gewesen. Dann eilte sie zum Fenster und erblickte noch in der Ferne die Gestalt des düsteren Reisenden, bis dieser endlich in der Seitenstraße, die zum Bahnhofe führte, verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenfresser.

Eine Jagd-Erinnerung aus Ostindien.

Es gibt zwei Gattungen von Leoparden in Indien. In den Ebenen von Hindostan haust der Tschitah, der sich zumeist an jungen Antilopen und Rehen vergreift. Er wird häufig jung gefangen und gezähmt und treibt dann wie ein Jagdhund das Wild zum Schusse. Der andere Leopard ist der Luckabugga, ein viel größeres und stolzeres Thier, das, wenn es einmal Menschenblut gekostet hat, zum Menschenfresser wird und insbesondere nach Kindern lüstern ist. Letzterer findet sich zumeist an den Abhängen des Himalaya und in den weiten Wäldern von Terai, und die Eingebornen behaupten von ihm wie vom Tiger oder Whag, daß wenn er einmal sich an Menschenfleisch gesättigt, er jede andere Nahrung verschmähe und Tag und Nacht nur auf Menschen lauere.

Eines Sommerabends war ich mit einigen Freunden von Almora nach Nepal unterwegs. Unsere Zelte standen an dem Ufer des Kala-Rudden, eines Grenzflusses zwischen den britischen Besitzungen und denen des Radschah von Nepal. Wir rüsteten uns, einige Rebhühner zum Abendessen zu schießen, als der Vorsteher des benachbarten britischen Dorfes Petoragurh herbeikam, um unsere Hilfe zur Jagd auf einen Leoparden zu erbitten, der seit einigen Monaten die Dörfer des Thales erschreckte und bereits zwölf Kinder geraubt hatte. Vergebens hatte man ihm Schlingen und Fallen gelegt, er wußte stets auszuweichen.

Ein alter Zemindar war eben in das Dorf gekommen mit der schmerzlichen Kunde, daß sein einziger Sohn, ein Kind von sechs Jahren, das vor der Hüttenthür gespielt, von dem Leopard erfaßt und vor den Augen des Vaters fortgeschleppt worden war. Der arme Mann rannte dem Thiere nach und schlug es zu wiederholten Malen mit einer eisernen Haue, doch das Raubthier entkam und verschwand mit seiner Beute in dem Walde. Als bald darauf sich mehrere Leute aufmachten und die Spuren des Thieres verfolgten, fanden sie nur wenige Knochen und blutige Haare — die einzigen Ueberreste des Kindes.

Die Geschichte dieses Unglücks rührte uns, und wir beschlossen, Jagd auf den Menschenfresser zu machen. Ram Bur, unser Karawanenführer, erhielt den Auftrag, alle Vorbereitungen zur Jagd zu treffen, und zehn Rupien Demjenigen zu versprechen, welcher uns das Raubthier zum Schusse bringen würde. —

Es wäre ermüdend, alle die falschen Allarme zu erzählen, die uns gemacht wurden. Wir saßen jede Nacht auf den Bäumen, eine Ziege war unten als Lockspeise angebunden, und

wir warteten auf das Kommen des Leoparden. Einmal fiel ein rothgelber Pariahund, der harmlos einhertrabte, einem voreiligen Schusse zum Opfer. Dann blieb wieder mehrere Nächte Alles ruhig.

Wir verzweifelten an der Anziehungskraft der Ziege und ersetzten sie deshalb durch einen kleinen Affen. Einer unserer Freunde hatte sich eine Hängematte auf dem Baume befestigen lassen, wir andern saßen, so gut es ging, auf den Aesten. Um Mitternacht ging der Mond unter und es wurde sehr dunkel. Eine halbe Stunde später begann der Affe zu kreischen, immer lauter und ängstlicher. Endlich regte sich etwas im Dunkel. Unsere Flintenläufe richteten sich nach zwei glänzenden Augen. Acht Schüsse fielen, — und ein magerer Schakal lag durchlöchert wie ein Sieb am Boden. Nach ähnlichen Zwischenfällen gaben wir die Hoffnung auf, unsern Feind auf diesem Orte zu treffen, und zogen uns wieder in unsere Zelte zurück.

Ram Bux, unser Führer, hatte den Eingebornen ringsherum aufgetragen, daß, wenn der Leopard sich irgendwo zeige, uns die Nachricht sogleich gebracht werde, noch ehe man an die Verfolgung des Thieres gegangen war. Eines Abends saßen wir vor den Zelten und rauchten, als wir plötzlich auf der Nepalseite des Flußes einen Eingebornen mit größter Eile den Berg herabrennen sahen. Am Flusse angekommen, blies er einen Lederschlauch auf, setzte mittels desselben über das reißende Gewässer — gerade so wie es, den Steinzeichnungen zufolge, die alten Assyrer gethan haben — und wurde von der Strömung etwa eine Viertelmeile abwärts getrieben.

Ram Bux war ihm entgegengelaufen und bald kamen beide gestikulirend auf uns zu.

Der Fremde war ein Ghurka-Indier und wohnte etwa eine Meile von unserem Lager stromaufwärts, wenige Schritte von dem Flusse entfernt. Er war ein Laufbote der Regierung und deshalb über Tag zumeist vom Hause abwesend, wo seine Frau mit einem Säugling und einem etwa sechsjährigem Mädchen zurückblieb. Das kleine Mädchen war verschwunden, während die Mutter Wasser geholt hatte, ohne Zweifel hatte der Leopard dasselbe geraubt. Der Ghurka-Indier fand die Fußspuren des Thieres auf dem Boden und kam uns zu bitten, mit ihm das Thier in dem Walde zu verfolgen. Ram Bux erklärte, daß es für diese Nacht zu spät sey, forderte uns aber auf, mit Tagesanbruch bereit zu seyn. Zugleich sandte er in das nächste Dorf um zwanzig Treiber, die um vier Pence per Kopf gemiethet wurden. Als wir früh Morgens ausrückten, hatte jeder dieser Treiber irgend ein Instrument, um Lärm zu machen, bei sich, Trommeln, Tamtams, Glocken oder ein altes Luntengewehr. Wir setzten über den Fluß auf einem Brett, das von luftgefüllten Büffelfellen getragen wurde, unsere Treiber behalfen sich mit ihren Schaffellen oder schwammen über den Strom.

Als wir die Hütte des Ghurka's erreichten, breiteten sich die Treiber in langer Linie aus. Wir standen in der Mitte, an der Stelle, wo die Spuren des Leoparden zu sehen waren. Der arme Ghurka selbst und Ram Bux blieben bei uns; letzterer führte einen Brintscharryhund an der Schnur. Auf ein bestimmtes Zeichen setzte sich die ganze Linie in Bewegung, die Tamtams wurden geschlagen, und es erhob sich ein Lärm, der stark genug war, auf eine deutsche Meile in der Runde jeden Leoparden zu verscheuchen.

Der Hund drängte eifrig der Spur nach, aber trotzdem war unser Marsch durch die Bambus-Dschengeln ein sehr langsamer. Nach etwa tausend Schritten war der Hund kaum mehr zu halten. Noch hundert Fuß weiter kamen wir zu der Stelle, wo das Unthier seinen Raub aufgefressen hatte. Von dem armen Kinde lagen noch viele verstümmelte Reste umher; der Menschenfresser mußte demnach durch unsern Lärm verscheucht worden seyn.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, gingen der Ghurka und Ram Bux an's Werk, stachen eine Grube aus, etwas seitwärts von dem Platze, wo die Reste des Kindes lagen, und maskirten sie durch vorgesteckte Baumäste. Wir verbargen uns in diese Grube, Ram Bux blieb bei uns, und der Ghurka ging mit dem Hunde den Treibern nach, welche ihren Lärm eifrigst fortsetzten.

Ram Bux erklärte uns nun, daß der Leopard, der ganz bestimmt in der Nähe sey, glauben werde, daß mit dem Verschwinden des Lärms die Gefahr vorüber sey, und daß er binnen einer oder zwei Stunden zuverlässig zurückkehren werde, um seine Mahlzeit zu beenden. Wir mußten uns still verhalten, denn das Thier war sehr schlau und das leiseste Geräusch hätte unsere Jagd vereitelt.

Nach einer Stunde Wartens zog ich meine Cigarrentasche hervor, aber Ram Bux verbot mir das Rauchen so energisch, daß ich ihm gehorchen mußte. Es war neun Uhr Morgens; seit einer Stunde war der Lärm unserer Begleiter in den Bergen verklungen. Einige weiße Falken stürzten auf die Reste des Kindes, etwa fünfzig Fuß vor uns. Plötzlich legte Ram Bux seinen Finger an die Lippen und gab uns ein Zeichen, uns absolut still zu verhalten. Meine Finger faßten den Hahn des Flintenschlosses, und meine Augen forschten nach allen Richtungen. Ich konnte nichts sehen, doch zwei Minuten später bemerkte ich eine wellenförmige Bewegung des Grases, und dann schoß der Leopard plötzlich mitten in die Lichtung.

Einen Augenblick blieb ich überrascht, dann aber hob ich das Gewehr an meine Schulter und streifte dabei die Blätter der Zweige vor uns. Der Leopard wandte seine Augen nach mir, und da ich glaubte, daß er zum Sprunge ansetze, feuerte ich beide Läufe ab. Das Thier sprang in die Luft und fiel dann auf den Rücken.

Ram Bux war hinaus geeilt und befand sich bereits an seiner Seite, noch ehe ich mich von den Knieen erhoben hatte. Als ich ankam, sah ich, daß das Thier mit allen vier Füßen in der Luft herumhieb; ich hatte ihm die Augen ausgeschossen und es blind gemacht, aber immer noch war es gefährlich, sich ihm zu nahen. Ich schoß mit dem Revolver nach ihm, doch das Thier warf sich derart herum, daß ein sicheres Zielen unmöglich wurde.

Ram Bux suchte vergeblich einen Moment zu erhaschen, um dem Thiere die Sehnen der Hinterbeine zu durchschneiden,

und ich eilte zu der Grube zurück, um mein Gewehr nochmals zu laden. Unterdeß kam der Ghurka mit dem Hunde herzugerannt; er hatte offenbar in der Nähe gewartet und war auf die Schüsse herbeigeeilt, um sein Kind zu rächen. Er schrie vor Freude laut auf, als er das Thier bluten und vor Schmerz zucken sah, ließ dann seinen Hund los, der sich dem Leopard an die Kehle stürzte, und warf sich schließlich selbst auf das Thier, ohne dessen Klauen und Gebiß zu scheuen. Mit zwei Messerhieben durchschnitt er die Sprungsehnen des Thieres, und die furchtbaren Hinterfüße waren gelähmt. Ich feuerte noch einen Schuß in den Rachen des Thieres und beendete so das Gemetzel. Ram Bur und der Ghurka zogen das Fell ab, indeß ich mir eine Cigarre ansteckte.

Als wir das Fell aufhoben, bemerkten wir auf dem Rücken zwei frische Löcher in demselben, und erinnerten uns an die Geschichte des armen Zemindar, der vergebens mit einer Haue sein Kind zu retten versucht hatte.

Bei unserer Rückkehr wurden wir von den Leuten in den Dörfern mit Jubel begrüßt. Jeder, der ein Kind durch das Ungethüm verloren hatte, wollte eine Klaue desselben besitzen, die er sich dann an den Hals hing, als ein Amulet gegen ferneres Unglück.

Das Fell des Menschenfressers liegt nun auf dem Fußboden eines Billardzimmers in einem bekannten Schlosse Nordenglands.

Gestrandet auf Eiland Nr. Zehn.

Erinnerungen an eine Dampfkessel-Explosion auf dem Mississippi und ihre Folgen.

Von R. Nellenburg.

(Schluß.)

Gerade als ob diese Worte ein mächtiger Zauberspruch gewesen wären, platzte in diesem Augenblick ein Getöse los, so laut wie der Donner von hundert Kanonen, gefolgt von einem betäubenden Krachen von zerbrochenem Gebälke und zerrissenem Eisenwerk, das Verdeck ward in zersplitternde Trümmer zerrissen, hohe Feuersäulen schlugen empor und zerschmetterte Balken und Stöße von Dampf wurden wie von dem Ausbruch eines Vulkans in einer hohen Garbe in die Luft geschleudert. Ich weiß nicht wie mir geschah, aber mit Einem Male zappelte ich in den kalten Wellen des Mississippi, die mir in den Ohren rauschten und zischten, während die reißende Strömung mich schnell stromabwärts führte. Ich begriff kaum, was geschehen war; ich war betäubt und verblüfft, aber ich wehrte mich mit mechanischer Energie um mein Leben und vermochte mich, da ich schwimmen konnte, gerade noch über dem Wasser zu erhalten. Meine nassen Kleider und Stiefeln waren mir hinderlich und die Strömung zu stark, um sie zu bewältigen; während ich mich aber wie ein Blatt von dem Wasser fortgetragen fühlte, stieß ich plötzlich an eine treibende Masse von Holzwerk und hielt mich an derselben.

„Reicht mir Eure Finger, wer Ihr auch immer seyd!" rief eine vertraute Stimme, und eine kräftige Hand packte mich am Handgelenke. „Um Alles in der Welt, Ihr seyd es, Herr Barham? Na, freut mich Euch noch am Leben zu sehen, Engländer. Haltet Euch 'mal an dem Balken da und klettert dann hier herauf, wo ich sitze!"

Es war General Flint, der mir behülflich war, auf den Gipfel der treibenden Holzmasse heranzuklettern, wo er ganz behaglich saß und die Beine im Wasser baumeln ließ. „'s ist nicht das erste Mal, daß ich die Explosion eines Dampfkessels mitgemacht habe," sagte der General; „du lieber Himmel, dießmal glaubte ich, es gehe mir um Hals und Kragen! Die Bagage, die ich nach Philadelphia zurücknehmen wollte, ist glücklicherweise gut versichert, und meine Banknoten sind alle in der Geldgurte, die ich um den Leib trage."

„Der Dampfkessel ist geplatzt, sagt Ihr, und wir sind allein?" rief ich erschrocken, „und wo sind denn die Anderen? wo ist Ned Granger?"

— „Hm, wir haben nicht viel Mondschein, aber Ihr kennt dennoch den Rumpf des Dampfbootes noch dort drüben treiben sehen — das was davon noch übrig geblieben ist, treibt willenlos auf den Wellen wie ein schwimmender Sarg. Falls irgend noch ein menschliches Wesen an Bord desselben ist, so muß ihm das Ertrinken willkommen seyn, schätz' ich, bei dem Elend worin es sich befinden muß, denn das siedende Wasser und der Dampf haben alles verbrüht, sollt' ich meinen."

Ein dumpfer Schmerz in meinen Händen fesselte meine Aufmerksamkeit; ich betrachtete dieselben und konnte sehen, daß sie geschwollen und roth waren. Ich erinnerte mich, daß ich gerade im Moment der Explosion das Schiffsgeländer erfaßt hatte, und so war ich denn wahrscheinlich theilweise von dem Ausspritzen des heißen Wassers verletzt worden, während Flint ganz unversehrt geblieben zu seyn schien.

Was darauf folgte, davon habe ich keine deutliche Erinnerung mehr; ich hörte Flint's Stimme nur ganz unbestimmt, nur wie ein Summen bedeutungsloser Worte, und ich schwankte aus Schwäche hin und her. Mein Gehirn fieberte; ich fühlte Uebelkeit und Schwäche, und entsinne mich noch, daß ich in tödtlicher Furcht war, ich möchte von dem Floß hinunterrutschen, und daß ich vergebens versuchen wollte, meinen Gefährten zu Hülfe zu rufen, daß ich aber nicht mehr verständlich reden konnte. Von da an kann ich mich auf nichts mehr besinnen bis zu dem Punkte, wo ich mich auf einem Haufen Gestrüpp am Ufer liegen und Flint über mich gebeugt sah, der sich bemühte, mir aus einer blechernen Feldflasche einige Tropfen Kornbranntwein einzuflößen.

„Nur Muth, Engländer! Das Schlimmste ist überstanden. Ihr werdet nun davon kommen, aber es war nahezu um Euch geschehen!" sagte der gutmüthige Yankee, nahm die Flasche an seinen eigenen Mund und that einige kräftige Züge. Ich drückte ihm schwach die Hand und sagte: „Ich verdanke Euch mein Leben; aber wo sind wir? Was ist aus Ned geworden? sind noch Andere gerettet?" — Der Yankee schüttelte den Kopf. „Wir sind auf dem Eiland Numero Zehn, schätz' ich," gab er zur Antwort; „just als Ihr ohnmächtig wurdet

gerieth unser Floß auf den Grund; ich faßte nach einem versunkenen Baumstamm, der im Schlamme eingebettet lag, und so gelangten wir wieder auf das Trockene. Wenn Ihr Euch stark genug fühlt, Mister, so thäten wir am besten, uns nach einem Obdach umzusehen, denn es ist nicht gesund, so tief im Süden hier unter freiem Himmel zu liegen."

Ich war zwar gequetscht und schwach, und meine Hände schmerzten mich sehr, aber ich konnte noch ganz gut gehen. Wir durchwateten also eine Art schwammiger Wiese, und der General plauderte fortwährend schnell in dem wohlwollenden Bemühen, meine Gedanken von dem traurigen Geschicke meines armen Gefährten abzulenken. Ich entnahm aus seinen Mittheilungen, daß das Eiland keine beständigen Einwohner habe, sondern nur gelegentlich besucht werde von den Bemannungen der Fähr- und Flachboote, der Flöße und anderer Fahrzeuge, und zwar namentlich in derjenigen Jahreszeit, wo der Verkehr derselben in voller Thätigkeit war. General Flint erwartete kaum, daß wir irgend ein lebendes Wesen im Besitze dieses armseligen Ortes finden würden, war dagegen überzeugt, daß irgendwo ein leidlich-erhaltenes Blockhaus anzutreffen seyn werde, wo wir die Nacht verbringen könnten.

„Und am Morgen wollen wir ein Dampfboot durch ein Nothsignal heranrufen und uns aufnehmen lassen, Mister," schloß er. „Ich schätze, wir brauchen nicht zu fürchten, daß wir allzu lange den Robinson Crusoe hier zu spielen brauchen, denn die Nachricht, daß das Dampfboot in die Luft geflogen ist, wird sich schnell verbreiten, und die Dampfboote werden sich nach Gestrandeten umsehen. Zum Frühstück werden wir ohne Zweifel fasten müssen, und zum Mittagessen froh seyn, wenn die Alligatoren nicht uns fressen .... aber halt! da ist ein passendes Unterkommen!"

In der That standen wir auf der Schwelle eines großen soliden Blockhauses, hinter welchem wir undeutlich die Umrisse von anderen Gebäuden unterscheiden konnten. Die schwere Thüre war nur angelehnt und gab unserem Druck träge nach. Wir traten ein; das Innere war natürlich stichdunkel, allein ein schwacher röthlicher Schein von halberloschener Glut auf dem Herde bewies uns, daß wenigstens erst vor einigen Stunden menschliche Wesen hier gewesen waren. Der General schien hievon nicht überrascht, sondern bemerkte nur, wahrscheinlich sey ein nach New-Orleans bestimmtes Floß mit Zimmerholz an dem Eiland auf den Strand gelaufen, und er wünschte, die Leute wären noch da, um uns in ihrem Broadhorn oder Nachen an's Land zu bringen. Er bückte sich, blies die Kohlenglut wieder auf, legte trockenes Reisich und neues Holz auf das kleine Flämmchen, und bald verbreitete ein lustig flackerndes Feuer sein heiteres Licht über das Innere der Hütte. Diese war groß, gut unterhalten, und enthielt einen alten Tisch von ungeschältem Holz und einige zerbrochene Fässer, welche wahrscheinlich die Stelle von Sitzen vertreten hatten. Auch einige Gestelle waren an die Wand genagelt, aber jetzt leer und nirgends eine Spur von Lebensmitteln zu finden. In einem innern Verschlage jedoch, welcher von dem größern Raume durch eine Scheidewand halb abgetheilt war, befanden sich einige Haufen Baumzweige und Blüthen-reichen Grases, als Betten nicht zu verachten, wo es keine Matratzen und Kissen gab. Jeremias Flint kannte wahrscheinlich das französische Sprichwort nicht: „qui dort dîne" (Schlaf ersetzt eine Mahlzeit), allein er bethätigte einigen Scharfsinn in der Bemerkung: unser Zustand ohne Nahrung und Behagen werde uns weniger peinlich erscheinen, wenn wir schliefen. Wir trockneten unsere Kleider an dem großen Feuer und schickten uns an, in dem innern Verschlage der Hütte uns bestmöglich zu betten. General Flint hatte in dem Verlauf seines abenteuerlichen Lebens sich schon mit mancherlei seltsamen Schlafstellen begnügen müssen, und legte mit einem genugthuenden Grunzen seine lange knochige Gestalt auf dem Haufen dürren Reisichs und Grases zurecht.

„Zieht einige von den Sassafraszweigen über's Gesicht herein, Mister; das ist ein Mittel, um die Muskitos abzuhalten," sagte er. „Wir wollen jetzt einen guten langen Schlaf thun und bei Zeiten aufwachen, um an einer der Schierlingstannen am Ufer ein Taschentuch aufzuhissen. Bemerkt es kein Dampfboot, so sieht es wenigstens ein Flachboot."

Ich lag einige Minuten still, dann wälzte ich mich unruhig von einer Seite auf die andere. Meine Nerven waren in einer schmerzlichen Aufregung und mein Gehirn zu angespannt, als daß mich der Schlaf hätte heimsuchen können. Der Unglücksfall mit all seinen Schrecken, die ich mir eher einbilden konnte, als ich sie wirklich gesehen hatte, stand mir fortwährend vor Augen, erschien mir aber unnatürlich und gespenstig, eher wie ein lebhafter böser Traum, als wie eine traurige Wirklichkeit. Auch mußt' ich unwillkürlich an den armen Ned Granger denken; eine traurige Pflicht für mich, die Nachricht von seinem Tode nach dem stillen Pfarrhause in Devonshire überbringen zu müssen, wo seine Eltern und Geschwister voll Hoffnung seine Rückkehr erwarteten! So jung noch einen solch entsetzlichen jähen Tod sterben zu müssen, wie konnt' ich es je wagen, denselben zu schildern? Der arme wackere Ned, welcher mir einmal das Leben gerettet und mir fünfzig Gefälligkeiten gethan, mit dem ich nie auch nur ein böses Wort gewechselt hatte! wo im Leben sollte ich je wieder einen Freund finden, wie dieser nun verlorene Jugendfreund?

Wie lange ich so grübelte und träumte, vermag ich nicht zu sagen, allein plötzlich erschreckte mich ein Laut, welcher die Stille der Nacht unterbrach — ein Ton, den man auf dem Eiland Nummer Zehn nicht zu hören erwartete, nämlich das Wiehern eines Pferdes. Ich raffte meinen Geist aus dieser Grübelei, meinen Oberleib von der Streu auf und lauschte. Der Laut ward nicht wiederholt, aber ich war so sicher, nicht von meiner Einbildungskraft hintergangen worden zu seyn, daß ich meinen Gefährten zu wecken und diese Zweifel zu lösen beschloß. Flint lag aber in so tiefem Schlafe, daß er erst nach langem Schütteln murrend erwachte.

„Ewiges Jerusalem, Herr, was gibt es denn? Doch kein Bär herübergeschwommen, hoff' ich?" hub er an.

— „Nein, nur ein Pferd hat hier dicht nebenan gewiehert," versetzte ich halb beschämt.

„Unmöglich! — das kann gar nicht seyn! Es sind keine Pferde hier, denn was sollten sie auf der Insel thun? Sie müssen sich getäuscht haben, Herr Barham!"

Der General gähnte, sank wieder auf die Streu zurück und verkündigte mir schon nach wenigen Minuten durch sein schwereres Athmen, daß er wieder fest eingeschlafen sey. Ich war zwar verblüfft, aber noch lange nicht überzeugt, mich getäuscht zu haben, obschon ich wußte, daß uns die Einbildungskraft zuweilen seltsame Streiche spielt. Ueberdem konnte nicht möglicherweise ein Pferd drüben auf dem rechten oder linken Ufer des Flusses gewiehert und mein, durch die aufregenden Erlebnisse der Nacht ungewöhnlich geschärftes Ohr den fernen vernommen und übertrieben haben? Ich grübelte noch eine Weile darüber nach, aber ich war müde; meine hochgespannten Nerven gaben allmählig nach, meine Augenlieder wurden schwer und ich versank wieder in einen fieberischen Schlummer, der jedoch nicht so tief war, daß ich nicht Träume gehabt hätte, bunt und mannigfaltig und aufregend, die so rasch abwechselten und umschlugen wie die vielgestaltigen wandelbaren Muster eines Kaleidoskops. Eines Traumbildes entsinne ich mich noch mit solcher Deutlichkeit, daß ich versucht bin, es für Wirklichkeit zu halten: Ich wähnte nämlich, eine Anzahl Menschen in der Dunkelheit auf das Blockhaus zukommen und mit einander reden zu hören und eine Unterhaltung von eingebildeten idealen Personen zu vernehmen, welche meine vollste Aufmerksamkeit auf sich lenkte und immer deutlicher, realer und hörbarer wurde.

„Bah, mir ist's auch vollkommen einerlei, auf welche Art die Gluth noch so frisch blieb!" rief eine barsche rauhe Stimme; „werft noch 'ne Handvoll dürrer Stecken auf die Asche und ich will das Feuer wieder anblasen!" Und unmittelbar darauf hörte ich das unverkennbare bekannte Geräusch (jemand der gerade von einer Reise über die Prairieen kam, konnte es gar nicht verkennen), wie jemand die Gluth auf dem Herde zu Flammen aufblies, worauf dann das scharfe Knistern und Krachen brennenden Holzes folgte.

„Wo ist Stone's Weib?" rief dann eine andere hohe, gebrochene Stimme, welche mit dem rauhen tiefen Baß der ersten kontrastirte; „wo Teufels steckt denn die alte Hexe? Ich bin so hungrig wie ein Wolf, und es gibt hier niemals eher etwas zu essen, als bis sie das Fleisch gebraten hat. Zehn Stunden Arbeit und unterwegs macht Einem den Magen schwach, und wir müssen von dem verwünschten Eiland fortkommen, ehe es Tag wird."

Nun erst dämmerte vor meinem halb bewußten Geist der Gedanke auf, ich schlafe nicht mehr und träume auch nicht, sondern höre wirkliche Worte, gesprochen von Fleisch und Blut. Ich schlug daher die Augen auf und sah die äußere größere Abtheilung der Hütte von einem trüben röthlichen Glast erhellt, welcher nach und nach heller wurde, als das reichlich aufgehäufte Holz von den prasselnden Flammen erfaßt wurde. Um das Feuer auf dem Herde herum gruppirten sich fünf oder sechs Männer, meist in den rothen Flanellhemden und dem hausgemachten Trilch, welcher die übliche Arbeitstracht der gewöhnlichen Leute am Missisippi bildet, obschon einer davon eine abgeschabte schwarze Kleidung von städtischem Schnitt trug. Einige weitere dunkle Gestalten trieben sich um die offene Thür herum, gingen aus und ein und brachten Säcke und Fäßchen, welche von zwei Männern innen in Empfang genommen wurden. Anfangs hielt ich die Männer für Bootsleute, die hier einen sichern Hafen gesucht, als die Nacht sie auf dem rasch strömenden gefährlichen Flusse überrascht hatte. Ich war schon im Begriff, sie anzureden, als das laute helle Wiehern eines Pferdes aus unverkennbar nächster Nähe des Blockhauses durch ein anderes gellendes Wiehern eines andern Pferdes in einiger Entfernung beantwortet wurde.

„Verd—es Vieh! haltet den Gäulen doch die Nüstern zu, ihr elenden Dummköpfe, sonst hört man es auf irgend einem Dampfboot, das hier vorüberfährt, und unser ganzes Nest wird ausgehoben!" rief eine tiefe zornige Stimme aus der Hütte hinaus, und ein Mann, den ich zuvor gar nicht beobachtet, sprang aus einer Ecke auf, wo er zuvor am Boden gesessen hatte, und schritt über den beleuchteten Raum hin. Ich rieb mir die Augen und richtete mich vorsichtig auf den Ellbogen auf.

Der Mann, welcher zuletzt gesprochen, war von riesiger Statur, und ein ganzer Wald von schwarzem zottigem Haar fiel auf den Kragen seines rothen Wollhemdes hinab; seine Züge waren finster und abstoßend wie die eines Räubers auf einem Bilde von Salvator Rosa, und in dem schwarzen Ledergürtel, den er um den Leib geschnallt trug, staken augenfällig eine Pistole und ein Bowiemesser.

„'s ist alles in der Reihe, Capitain! es war der verwünschte schieferige Rappe, Jem Hudson's Fohlen, das auf eine Minute los kam," erwiderte ein Mann von draußen, und bald drauf traten einige Männer und zwei oder drei Frauensleute in das Blockhaus. Die Mehrzahl der neuen Ankömmlinge waren verdächtige gesindelartige Gestalten, denen die messingbeschlagenen Griffe von Messern oder die Kolben von Pistolen aus den Taschen ihrer Beinkleider oder aus der Brust ihrer Kittel von selbstgemachtem Zeuche hervorsahen; einer oder zwei hatten das Aussehen von Männern von Erziehung, obschon ihre scharfgeschnittenen Züge Spuren von schlimmen Leidenschaften und üblen Gewohnheiten trugen. Ein alter Mann von mehr als sechzig Jahren trug die anspruchslose anständige Kleidung eines achtbaren westlichen Landmannes, und sein sonnegebräuntes aber mildes Gesicht kontrastirte auffallend mit der Wildheit und Ruchlosigkeit der Gesichter seiner Umgebung. Der Mann mit der hohen gebrochenen Stimme, der eine städtische Kleidung von abgetragenem Tuch trug, redete den neuankommenden Landmann als Herrn Stone an und fragte: ob seine Frau der Gesellschaft nun ein Abendessen vorsetzen wolle oder nicht.

„Meine Frau kommt soeben; Ihr werdet am besten Euch an sie selber wenden," versetzte der alte Farmer lakonisch und brannte gleichmüthig seine Pfeife an.

Frau Stone, ein hochgewachsenes derbknochiges Mannweib von riesigen Verhältnissen trat nun selber vor um für sich Rede zu stehen, indem sie dem hungrigen Frager erklärte:

er sey ein feiger, brummiger, heißhungriger, unzufriedener Nasgeier von einem Yankee, der besser daran thun würde, die Boote auszuladen und die Gäule in ihr Versteck bringen zu helfen, als hier um sein Abendbrod zu schreien, als ob er in irgend einem schönen Stadthotel wäre.

Während Frau Stone den Schwarzgekleideten so abkanzelte, der in der That bei seinen Spießgesellen nicht sehr angesehen zu seyn schien, lief sie in wilder Geschäftigkeit hin und her und es dauerte nicht lange, so brodelte eine Bratpfanne voll handgroßer Stücke Schweinefleisch über dem Feuer, während mehrere große Stücke Ochsenfleisch und Wildpret an extemporirten Bratspießen aus eisernen Ladestöcken, die man in den weichen Lehm des Bodens gesteckt hatte, brieten. Ein hübsches Mädchen von 18 Jahren und bescheidenem Aussehen, dessen wehmüthiges bleiches Gesicht gar nicht zu dieser Umgebung von Oertlichkeit und Menschen paßte, unterstützte die Frau Stone beim Kochen, und war, wie sich später ergab, ihre älteste Tochter. Ein junges Mädchen von ungefähr 14 Jahren sah diesem Treiben von dem äußern Kreise aus zu.

Ich hegte nun nicht mehr das mindeste Verlangen, die Leute dieser Gruppe anzureden, und wußte kaum mehr, wofür ich sie halten sollte, denn ihr Aussehen gab mir keinerlei Anhaltspunkte zu Schlüssen über ihr Treiben oder ihren Zweck, daher kauerte ich mich instinktsmäßig zwischen dem Reisig nieder und entzog mich ihrer Beachtung. Mir schwante, daß die Sache nicht geheuer sey und unsere Entdeckung zu schlimmen Folgen führen könnte. General Flint schlief noch, aber ich fürchtete jeden Augenblick, er könnte erwachen und irgend einen Ausruf ausstoßen oder aufs neue in sein Schnarchen verfallen und hiedurch die Aufmerksamkeit irgend eines scharfhörenden Burschen auf sich lenken. Einige von der Gesellschaft hatten sich auf Füßchen oder Klötze gesetzt und zeigten alle möglichen Spuren von Ermüdung; die anderen aber standen umher und beobachteten mit gierigen sehnsüchtigen Blicken die Fleischstücke in der Bratpfanne und an den Spießen. Es sprachen immer mehrere gleichzeitig, und so konnte ich nur unzusammenhängende Fetzen von ihrer Unterhaltung erschnappen.

„Jem Hudson war furchtbar erbost," sagte der Eine. „Er legt so großen Werth auf jenes Fohlen. Wenn er nicht zu viel Pulver in seiner Flinte geladen hätte, so wäre, schätz' ich, dieß Kind hier ein kalter Mann."

— „Ich denke, Hiram Scott ist noch ein gut Theil grimmiger als Hudson," rief ein Anderer; „er hat noch einen alten Groll auf uns, und ich meine, das Pflaster von Tennessee werde nachgerade zu heiß für uns."

„Behalte Deine Meinung für Dich, bis Du gefragt wirst, Gelbschnabel!" rief der hochgewachsene riesige Kerl, den man als Kapitän angeredet hatte und der in einem Tone trotzig barscher Autorität sprach; „dieser Nigger hier braucht sich nicht von einem pennsylvanischen Hasenfuß sagen zu lassen, wenn ein Melonenschnitz ausgesogen ist."

— „Hier ist das Abendbrod fertig, und keine Dame im ganzen Staat Illinoy hält' es besser braten oder schneller herrichten können," rief Frau Stone in einem streitsüchtigem Tone, als ob sie Widerspruch hervorrufen wolle; aber niemand nahm den hingeworfenen Handschuh auf. Man setzte sich im Kreise, brachte einige Anrichtplatten von Nußbaumholz und etliche zinnerne Näpfe aus irgend einem Versteck zum Vorschein, die Männer griffen zu ihren Bowiemessern, und Frau Stone bot die Bratpfanne herum, damit jeder zugreife, während ihre beiden Töchter ihr folgten, die eine mit den noch am Ladestock steckenden gebratenen Hirschrippen, die andere mit einem Korb voll aufgeschnittenen Maisbrods, denen jeder nach Belieben zusprach.

In diesem Augenblicke fühlte ich mich vorsichtig von langen hageren Fingern am Handgelenke erfaßt und vermochte kaum einen Ausruf zu unterdrücken, als ich mich umblickte und sah, daß Jeremiah Flint aufgewacht war und sich knieend aufgerichtet hatte, während er sich gleichzeitig vorsichtig hinter dem Reisig und Gestrüpp gedeckt hielt.

„'s ist gut, daß ich aufgewacht bin; wir stecken da in einer schönen Patsche, Mister," flüsterte er, und ich sah in dem schwachen Lichtschein, daß das entschlossene Gesicht meines erfahrenen Gefährten sehr bleich war. „Eine schlimme Lage, Mister, schlimmer, als in siedendem Wasser, meiner Treu! wir sind in die Höhle eines grauen Bären gerathen, und wenn wir unsere Scalps unversehrt davon tragen, dürfen wir Gott danken!"

Mir ward nachgerade ernstlich bange; ich befand mich zwar noch in völliger Unwissenheit über den wahren Charakter derjenigen, in deren Versteck wir absichtslos eingedrungen zu seyn schienen; aber ich wußte, daß Flint, welcher Jahre lang im wilden Westen gelebt hatte, ein muthiges Herz und kaltes Blut besaß und sich nicht ohne Grund in Angst jagen ließ.

„Ich kenne mehr als Einen von jenen Burschen, Herr Barham," fuhr der General flüsternd fort; „jener lange, angelruthendünne Kerl in dem schwarzen Frack stammt von Concord in Massachusetts und ist ein regelrechter Zuchthausbruder. Der andere Spitzbube in der Mütze ist ein Deutsch-Amerikaner aus Pennsylvanien, Namens Fritz Vogel, der letzten Herbst in Chicago beinahe gehenkt wurde. Und meiner Treu, so wahr ich lebe, der bärenhafte große Kerl in dem rothen Hemde, der den Anführer spielt, ist kein Anderer, als der schwarze Dave selbst."

— „Der schwarze Dave? was ist das?" fragte ich.

„Ja wohl, Black Dave oder David Jossam, der niederträchtigste Dieb und Spitzbube, berüchtigt wegen Pferdediebstahl, Falschmünzerei, Einbruch in Läden und Magazine und Ausbruch aus Gefängnissen. Das letzte Mal, daß ich ihn sah, stand er zu Little Rock, Arkansas, vor dem Schwurgericht, und ohne einen Spitzbuben von Advokaten, der einen Formfehler im Verfahren ...."

Hier wurden die Erinnerungen meines Freundes durch eine plötzliche Frage unterbrochen, welche einer der Männer, mit einem großen Schnappmesser in der einen und einem oder zwei Pfund Ochsenbraten in der andern Faust, mit vollem Mund an den Anführer richtete: „He, Captain Dave, wann sollen wir denn mit den Pferden hinüber rudern?"

„Wollen schon sehen," war die barsche Antwort. „Irgend einer muß zuerst hinübergehen, um zu recognosciren. Ich denke, das Viehzeug ist ein gut Theil sicherer, wenn wir es drüben in Missouri und aus der Nähe des Flusses hinweg haben!"

Diese Aeußerung war eine Aufklärung, und der General stieß mich mit dem Ellbogen an und flüsterte: „Diese Kerle sind Pferdediebe, Mister."

Das Prädikat, welches Flint unsren unbewußten Wirthen ertheilte, war gar nicht dazu angethan, meine Befürchtungen zu beseitigen. Ich lauschte in nervöser Aufregung auf eine Debatte, welche sich nun unter den Mitgliedern der Bande darüber entspann, ob es rathsam sey, die gestohlenen Pferde sogleich auf das Missourische Ufer des Stromes hinüber zu schaffen oder noch einige Tage hier versteckt liegen zu bleiben, bis der Grimm der Verfolger sich gelegt habe und verraucht sey. Die Ansichten waren getheilt. Der einzige von den Männern, der an dem Wortwechsel nicht theilnahm, war der Alte mit dem Aussehen eines Landmanns, den ich als Herrn Stone hatte anreden hören; er saß, nachdem er seine Mahlzeit verzehrt hatte, ruhig da und rauchte seine Pfeife und wir konnten nichts von ihm sehen, als sein achtbar aussehendes graues Haupt und die blauen Ringeln, welche aus seinem Pfeifenkopf von Seifenstein aufstiegen, da er das Gesicht der äußern Thüre zugekehrt hatte. Frau Stone dagegen, seine Ehehälfte, nahm an der Berathung lebhaften Antheil und entschied sich für ein Verweilen auf der Insel, weil man schon seit Wochen unaufhörlich hin und her gezogen und geritten und ihre Töchter davon beinahe aufgerieben und kaputt seyen. Es war seltsam, aber der Charakter dieser merkwürdigen Frau schien durch den Umgang mit diesem Gesindel und das Vagabundenleben wenig oder gar nicht verändert; sie war inmitten der Räuber noch immer das keifende, hart arbeitende Weib, und auf ihren gelben, pergamentnen Wangen war keine Spur von Reue zu lesen. Ganz anders war es mit ihren Töchtern: die Aelteste war offenbar schwermüthig und fühlte sich unbehaglich; saß abseits und erwiderte kaum einsylbig oder durch eine theilnahmslose Geberde jede Bemerkung oder jedes rohe Kompliment, und ihre umflorten Augen, gesenkten Blicke und blutlosen Züge erzählten von Reue, Sorgen und Gewissensbissen, welche ihre Mutter nicht theilte. Bei der jüngern trat dieselbe Stimmung, wenn auch minder augenfällig, zu Tage; diese gab kurze, schlagfertige Antworten und brach gelegentlich in ein Kichern über irgend einen Scherz des Pennsylvanischen Deutschen oder des Massachusets-Mannes aus, welche die Spaßmacher der Bande waren. Aber ein einziger Blick aus den wehmüthigen, dunklen Augen ihrer Schwester zügelte die aufquellende Lustigkeit und sie versank dann wieder in Trübsinn.

Wir horchten natürlich mit großem Interesse auf eine Discussion, von welcher unsere Sicherheit so wesentlich abhing, auf die wir jedoch keinerlei Einfluß ausüben konnten, und entnahmen aus der Unterredung, daß noch eine zweite Hütte in der Nähe vorhanden und der Familie Stone angewiesen war, daß aber die übrige Bande kein anderes Obdach auf der Insel hatte, als das Blockhaus, in welchem wir versteckt lagen, und kein anderes Lager, als diese haufenweise Streu von Reisich und blühendem Gras, auf welchem wir uns von Minute zu Minute unbehaglicher fühlten. Wir erfuhren ferner, daß die Pferde dicht nebenan in einem Loche versteckt waren, das man im dichtesten Gebüsch gegraben und für oberflächliche Beobachtung durch eine Art breiter Fallthüre aus Flechtwerk und Sassafras-Büschen versteckt hatte. Hier pflegte man all' die Pferde zu verstecken, welche man ihren Eigenthümern in Tennessee gestohlen hatte, bis sich irgend eine Gelegenheit darbot, sie nach Bolivar oder Greenville in Missouri zu bringen, wo gewisse Verbündete und Spießgesellen der Bande wohnten und von wo man die Thiere nach St. Louis brachte, um sie an Auswanderer zu verkaufen, die nach Californien zogen.

Sehr gegen unsern Willen gelangten wir auf diese Weise in den Besitz der Geheimnisse jener verzweifelten Männer, denn jede neue Enthüllung, jedes unvorsichtige Wort diente nur dazu, die Gefahr unserer Lage zu steigern, bis wir endlich mit Schrecken die Entscheidung des Anführers, des schwarzen Dave, hörten.

„Wir wollen vorerst dableiben; dieses Obdach ist verborgen und Niemand kennt es. (Wir erbebten.) Und da, wie Frau Stone sagt, die Mädels ermüdet sind, so wird ihnen und uns ein Bißchen Ruhe gut thun. So wollen wir denn ein Paar Tage hier versteckt liegen und dann mit den Gäulen verduften und nach Bolivar eilen."

Die Anderen gaben murmelnd ihre Zustimmung bis auf Frau Stone, welche ihre Billigung geräuschvoll ausdrückte. Ich sah den General fragend an. Sein Gesicht war weiß, aber fest, und die zusammengekniffenen Lippen und das glänzende Auge verkündeten einen neuen Entschluß. — „'s ist 'ne bittre Pille, aber wir müssen sie hinunterschlucken, Herr," flüsterte er; „wir müssen uns den Burschen ergeben, und je eher desto besser. Es wird uns schlimmer gehen, wenn man uns hier versteckt findet, als wenn wir keck und offen zum Vorschein kommen!"

Dieß war zwar logisch aber kitzlich. Ich leistete noch einen Augenblick Widerstand und deutete die Möglichkeit an, auf der Rückseite des Blockhauses entweichen zu können, indem wir mit unseren Messern ein Loch in das verhältnißmäßig dünne Dach des Blockhauses schnitten. Aber unserm Schwanken ward unerwartet schnell ein Ziel gesteckt. Bisher hatte sich die Bande mit Essen und Ausruhen begnügt; nun aber ward eine große Schleifkanne Wasser sammt einigen Citronen, Zucker und etlichen frischen Stengeln Pfeffermünze herbeigeschleppt und alle riefen nach einem Punsch.

„Wo habt Ihr die Steinkrüge mit dem Monongahela versteckt, Frau Stone?" rief Einer.

Die Frau erwiderte, sie steckten unter dem Reisich der Bettstreu und hieß den Massachusets-Mann sie holen. Dieser stand auf, nahm eine Fackel von Kiefernholz, zündete sie an und wollte damit in die innere Abtheilung treten. „Jetzt!" rief Jeremiah aufspringend und wir beide traten in den beleuchteten Kreis vor und erschreckten den Fackelträger so, daß ihm die brennende Fackel entfiel.

„Verrathen und verloren!" rief die Bande; „die Philister

sind über uns!" und mit wildem Fluchen und Geschrei sprangen die Elenden auf und griffen nach ihren Waffen.

„Hurrah, Jungens, es sind nur zwei verfluchte Spione!" donnerte der schwarze Dave, der wirklich ein beherzter Schurke war; „kommt zurück, Du verzweifelte Memme und Du deutscher Lump (denn der Massachusets-Mann und der Pennsylvanier waren bereits in vollem Rückzug)! es sind ja nur ihrer zwei und ohne Waffen!"

Als sie sich über die letztere beruhigende Thatsache vergewissert, legten die furchtsameren der Räuber eine beinahe zügellose, blutdürstige Wuth an den Tag. Pistolen und Bowiemesser bedrohten uns von allen Seiten, und nur mit Mühe verhinderte der Kapitän unsere summarische Niedermetzelung. Der schwarze Dave jedoch war fest; auf seinen Befehl wurden uns die Handgelenke fest zusammengebunden und wir mitten in einen Kreis von feindseligen Gesichtern und drohenden Revolvern gestellt und zum Geständniß aufgefordert.

„Heraus mit der Sprache, ihr Stinkthiere! wer seyd Ihr?" rief der schwarze Dave.

Der General beantwortete diese Frage durch eine gedrängte anschauliche Schilderung der Explosion des Dampfkessels und der Zerstörung des Dampfboots, unserer Rettung und unsers unwillkürlichen Bades, unsers Hintreibens auf dem Strome und Landens auf dem Eiland, und der Art und Weise, wie wir zufällig hier in dem Blockhause eingeschlafen und die unwillkürlichen Ohrenzeugen der Berathung der Räuber gewesen seyen, — obwohl der letztere Punkt nur ganz leicht berührt wurde.

Ein wildes Gebrüll ingrimmiger Ungläubigkeit war die Antwort auf diese Darstellung.

„Reißt der lügenhaften Schlange die Zunge aus!" schrie der Eine. — „Schießt sie beide nieder, die glattzüngigen, schlüpfrigen Yankee-Aale!" schlug ein Anderer vor. — „Schneidet ihnen die Hälse ab, den schleichenden Halunken!" brüllte ein Dritter und schwang sein blinkendes Messer eine Spanne vor meiner Nase, während dem unbeugsamen Jeremiah zwei Pistolenläufe an die Schläfe gesetzt wurden.

— „Ruhig im Glied! gemach, ihr Herren!" rief der schwarze Dave. „Heraus mit der Wahrheit, ihr kriechenden Unken! Wer hat euch hergeschickt? Gehört ihr zur Staatspolizei oder seyd ihr nur Angeber? Heda, sprich Du zuerst, mit Deiner Connecticut-Physiognomie und Atlasweste! Hab' ich Deine häßlichen Züge nicht schon früher gesehen? wie heißest Du?"

„Ich glaube, daß Ihr mich schon früher irgendwo gesehen habt! Ich bin der General Jeremiah Flint aus Neu-England, und brauche mich meines Ursprungs und meiner Verwandtschaft nicht zu schämen," erwiderte der General.

Ein Gemurmel im Kreise bewies, daß drei oder vier von den Anwesenden den General dem Namen nach oder vom Sehen kannten. Der Massachusetts-Mann bemerkte: Flint sey ein Heuchler und gelte für einen Spion; der Pennsylvanier schalt den General einen Schelm, der einen Bekannten von ihm in Memphis mißhandelt habe (welche Anklage sich nachher in die Thatsache auflöste, daß Flint einem Kerl den Arm zerschmettert, welcher Vogel die Augen mit dem Daumen auszudrücken versucht hatte). Zwei Andere wollten dagegen gehört haben, Flint sey zwar ein pfiffiger Kopf, aber doch so weichherzig gewesen, mehr als Einem von ihren Bekannten zu helfen, die im Süden in's Elend gerathen und ohne ihn verhungert wären.

Diese ganze Zeit über stand der schwarze Dave mit finsteren Blicken und gerunzelter Stirn da, spielte mit dem Hahn seines Revolvers, den er zwischen den Fingern aufzog und in die Rast schnappen ließ, und tippte auf die Kugeln, die in jeder einzelnen geladenen Kammer lagen. Jetzt heftete er sein scharfes Auge auf das ruhige Gesicht des Hauptgefangenen, denn ich erregte wenig oder gar keine Aufmerksamkeit, weil ich ganz unbekannt war.

„Als wir uns das letzte Mal begegneten, Jeremiah Flint," sagte Dave entschlossen, — „da saßest Du auf der Bank der Geschworenen bei dem Sheriff und ich saß auf der Bank der Angeklagten. Nun haben sich die Zeiten geändert: ich bin jetzt Richter und bei Allem was irdisch ist, ich will mein Recht haben. Du sagst, Du seyest kein Spion; das mag wahr seyn. Wie aber, wenn ich Dich jetzt laufen und nach der ersten besten Stadt entkommen lasse...."

„Du wirst doch kein solcher Erznarr seyn, das zu thun, Kapitän?" fiel ihm einer von der Bande in's Wort.

Ich ergriff die Gelegenheit, hier den Pferdedieb feierlich und beeifert zu versichern, daß er von unserer Indiscretion nichts zu fürchten habe, und daß wir schweigen würden, bis das Schweigen nicht mehr nöthig seyn werde.

„Halt Dein Maul, Britischer!" sagte Dave barsch und fuhr dann zu meinem Gefährten gewendet fort: „General, Du mußt sterben. Es geht mir zwar gegen den Mann, jemand mit kaltem Blute umzubeingen; aber es ist einmal unser Gesetz, und wenn wir nicht alle von den Tennessee'er Regulatoren an Bäume aufgeknüpft werden wollen, so müssen wir Dich kalt und stumm machen."

Dave erhob seine Pistole und zitterte auf die Stirne des armen Flint, der leicht erbebte, dann aber fest stehen blieb.

— „Ich will dem andern Kerl den Garaus machen," sagte ein sonnverbrannter Bootsmann, mich am Arm packend, und spannte den Hahn seines Revolvers.

„Ich werde langsam auf zwanzig zählen," sagte Dave; „wenn Du Religion hast, kannst Du ein Gebet stammeln, und Du ebenfalls, Britischer, denn wenn ich zwanzig sage, mache ich meine Klaue krumm."

Der Bootsmann setzte mir seine Pistole an's Ohr; die Mündung fühlte sich eisig kalt an, wie die Hand des Todes; aber meine Arme waren gebunden und jeder Widerstand unmöglich.

„Eins!" begann Dave.

Der alte Stone verzag auf einen Moment das Gesicht, wie unter einem Schmerzgefühl und ließ unbemerkt seine Pfeife ausgehen, sagte aber nichts. Die beiden Mädchen schluchzten in einer Ecke und Frau Stone drang offenbar flüsternd in sie, das Blockhaus zu verlassen.

Der Räuberhauptmann zählte weiter: „Zwei — drei — vier — fünf."

Ein lauter herzzerreißender Schrei! Mary Stone riß sich von ihrer Mutter los, die sie zurückzuhalten suchte, warf sich zu Dave's Füßen auf die Kniee nieder und begann mit energischen unzusammenhängenden Bitten unter leidenschaftlichem Schluchzen und beflügelten gestammelten Worten um unser Leben zu flehen. Die entsetzliche That, welche nun geschehen sollte, hatte das sonst so ruhige und gedrückte Mädchen zu seiner vollen Thatkraft erweckt. Lautweinend klammerte sie sich an Dave's braunen Arm, bat für uns um Gnade und mengte darein Bibelsprüche und unvorsichtige Tadelworte über das gesetzlose Leben und verbrecherische Treiben der Bande. Aber der Hauptmann ließ sich nicht erbitten, obschon er nicht ganz ungerührt blieb. Er schüttelte die schwachen Hände leicht ab, welche die seinigen erfaßt hatten.

„Madame Stone, nehmt Eure Tochter fort und laßt mich meine Rechnung mit dem Spion da abmachen!" sagte er kalt. „Männer lassen sich nicht durch das nutzlose Geheul eines Mädels herumbringen wie Milchsuppen. Du hast mich in meinem Zählen unterbrochen, Mädel, aber ich will es auf's Gerathewohl wieder aufnehmen. Zwölf!"

Kaum aber hatte er die Pistole wieder erhoben um zu zielen, so trat Frau Stone vor und schlug sie ihm keck beiseite.

„Ich habe mir den Kopf zerbrochen, um mich auf das Gesicht dieses Mannes da zu besinnen," sagte das Mannweib entschieden; „und falls er der Rechte ist, so soll er nicht sterben. Na, nur keinen von Euren häßlichen Blicken gegen mich, Kapitän! Bessy Stone ist nicht das Weib, das sich durch finstere Blicke einschüchtern läßt. — He, Jeremiah Flint, waret Ihr nicht vormals Aktuar bei der Bostoner Feuer- und Lebens-Versicherungs-Gesellschaft Argus?"

— „Ja, das war ich," sagte Flint.

„Natürlich!" hohnlachte der Pennsylvanier boshaft; „er wäre ein Narr, wenn er es leugnete."

— „Stille, Dutchmann, wir wollen das schon beweisen," versetzte das gewaltige Weib. „'s ist zwar schon viele Jahre her, aber könnt Ihr Euch noch erinnern, wie Ihr einmal nach einem Dorfe in der Nähe von Lexington kamet, um nach einem Bauernhause und einer Scheune zu sehen, welche einem Farmer gehörten, der abgebrannt war, und wo die Versicherungsgesellschaft die Police nicht bezahlen wollte, weil man argwöhnte, das Feuer sey absichtlich gelegt worden."

„Wartet einen Augenblick," sagte Flint sich besinnend. „Ich erinnere mich des Falles noch ganz gut: der Farmer hieß Burke, und das Dorf war Prentsville im Staate Massachusetts."

— „Ganz richtig!" rief das kühne Weib und entwand wirklich den Revolver aus Dave's mörderischen Fingern. „Eine Hand wäscht die andere, ein Liebesdienst verdient den andern, und so wahr ich Bessy Stone heiße und vordem Bessy Burke, der Mann, der meinen alten Vater vom Elend rettete mit Kind und Kegel, der soll nicht niedergeschossen werden wie ein Hund, — und Du, Stone, wenn Du ein Mann bist, wirst auch ja sagen und ein Wort mitreden."

Der alte Farmer, welcher offenbar die höchste Ehrfurcht für das Urtheil seines Weibes hatte, stand von seinem Fäßchen auf, ergriff eine Büchse, die neben ihm lag und ließ ruhig den zähen Ladestock in den geladenen Lauf fallen.

„Das halbe Loth Blei ist an seinem Platze, und ich will den sehen, der es durch seinen Kopf bekommen will!" sagte er in seiner phlegmatischen Weise, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand und machte sich schußfertig.

Ein heftiger Wortwechsel folgte; Flüche, Drohungen, Scheltworte flogen reichlich hin und her; aber vier von den mindest verworfenen Mitgliedern der Bande schlugen sich auf die Seite der Begnadigung, und Frau Stone's Entscheidung war offenbar von großem Gewicht und Ansehen bei ihnen. Ihre scharfen Züge und die männliche Thatkraft ihres Charakters, gepaart mit der Achtung, welche man den Frauen hergebrachterweise in Amerika zollt, hatte ihr überhaupt großen Einfluß in der Bande gesichert, während ihr Mann, obschon von schwerfälligem Begriff, doch als ein kühner Mann und Pferdekenner ersten Ranges bekannt war.

Das Ende von dem Liede war, daß man uns beiden das Leben schenkte unter der Bedingung, daß wir bis zur Räumung der Insel als Gefangene gehalten werden sollen. Man brachte uns daher in eine Art unterirdischen Magazins, welches die Lebensmittel und Vorräthe der Bande enthielt und nur wenige Fuß von der Grube entfernt war, worin die gestohlenen Pferde verwahrt wurden. Eine Zugbrücke von starken Planken führte zu diesen beiden Verstecken.

Man band unsere Handgelenke etwas lockerer, nahm sie aber nicht ab, und wir mußten uns mit unserm Wort verpflichten nicht zu entweichen, sondern zu bleiben bis die Pferdediebe die Insel verlassen würden. Frau Stone, deren launenhafter Dankbarkeit wir unser Leben schuldeten, war in ihrer barschen Weise nicht unfreundlich gegen uns. Sie und ihre Töchter versahen uns mit Essen und Decken und kamen zuweilen sogar zu uns herunter, um mit uns zu plaudern, und liehen uns die paar starkzerlesenen Bücher, welche die ganze Bibliothek der Familie bildeten. Im Verlauf dieser Gespräche ward uns das Räthsel der Verbindung der Familie Stone, die uns als achtbare und anständige Leute erschienen, mit dem niederträchtigen Gesindel, woraus die übrige Bande bestand, gelöst. Der alte Stone war ein fleißiger hartarbeitender Landmann in Illinois gewesen, ungebildet aber achtungswerth und rechtschaffen in Gesinnung und That. Unglücklicherweise hatte er seine sauer erworbenen Ersparnisse und den ganzen Erlös für sein verkauftes Gehöfte in den Ankauf eines verlockenden größeren Komplexes von Ländereien gesteckt, dessen Besitztitel jedoch eine fatale Lücke hatten. Der betrügerische Verkäufer hatte sich aus dem Staube gemacht und dem bethörten ehrlichen Käufer ward ein Prozeß an den Hals gehängt, in Folge dessen er vollends alles verlor und sich zum Bettler gemacht sah. Leider war Frau Stone ein eigensinniges Weib von unbeugsamer Zähigkeit aber verschrobenem einseitigem Urtheil. Sie erklärte:

da das Gesetz sie um ihr erworbenes Vermögen gebracht habe, so sey das Gesetz ihr Feind und nur ein bloßer Vorwand für Unterdrückung. Der Ingrimm und Groll verblendete sie; aus falscher Scham wollte sie nicht mehr da arm leben, wo sie vorher wohlhabend gewesen war und wanderte aus, um in den Städten des Südens bald mit Gefährten sich zu verbinden, deren ganzes Leben nur Ein Kampf gegen die übrige Gesellschaft war.

Wir vermochten mit all unserer Beredtsamkeit der Frau Stone nicht begreiflich zu machen, daß sie wirklich ein Verbrechen begehe, indem sie die Gefahren und Erträgnisse dieses Pferdediebstahls im Großen theile. Nach ihrer hartnäckig festgehaltenen Ansicht waren alle Richter, Gouverneure, Advokaten, Geschworene und alle Männer in Amt und Würden oder von anerkannter Rechtlichkeit, nur Spitzbuben und Schufte, die sich unter einander verbunden hatten, um die einfältigen Leute zu plündern, und sie betrachtete das Unternehmen der Pferdediebe nur als eine gerechte und berechtigte Wiedervergeltung. Ihr Gatte war so lange gewöhnt, dem streitsüchtigen, leidenschaftlichen und eigensinnigen Weibe zu gehorchen, welches ein solches Uebergewicht über ihn erlangt hatte, daß er alles nur mit ihren Augen ansah. Ich glaube, das Ehepaar trug sich mit dem Gedanken, später, wenn es durch den Pferdediebstahl reich genug geworden wäre, nach Oregon oder Californien auszuwandern, dort Land anzukaufen und dann wieder von Neuem ein ehrliches Leben zu beginnen, — eine Hoffnung, welche schon manchen halbwiderstrebenden Verbrecher in's Verderben gelockt haben mag. Die Töchter dagegen, besser geschult und nicht so hartnäckig in Vorurtheilen befangen, weil sie in einer leidlich guten Schule in Chicago einige Rudimente von Bildung aufgeschnappt hatten, sahen nur Elend, Schmach und Entwürdigung in der Genossenschaft, zu welcher sie verdammt worden waren, und verbrachten ihr Leben damit, über die alten Zeiten und ihr unschuldiges Leben in Illinois zu seufzen und sich nach einer Wendung ihres Geschicks zu sehnen; und sie wechselten niemals freiwillig ein Wort mit Einem von der Bande.

„Wißt Ihr was, Herr Barham," sagte der General eines Tages zu mir, — „ich möchte gern den Stones aus ihrer jetzigen Patsche, aus diesem Sumpf der Schande und des Verbrechens, heraushelfen. Sie haben uns beiden das Leben gerettet, das steht so fest, wie das Evangelium; und mir schmerzt das Herz, wenn ich mir vergegenwärtige, daß man sie eines Tages einfangen, den alten Mann aufknüpfen, das Weib lebenslänglich in's Zuchthaus stecken und die Töchter schutzlos in Elend und Schande hinausjagen könnte. Ich bin nicht reich, und ich denke, Ihr seyd es auch nicht; aber Grund und Boden ist in Oregon und Californien ja nicht theuer, und wir beide mit einander könnten ihnen ja eine Farm kaufen, auf der sie schlicht und recht und ehrlich leben und wieder zu Kräften kommen und bereuen könnten, was hinter ihnen liegt, wenn ihnen nur erst für die Zukunft bessere Aussichten blühen. Eine Farm wäre jetzt ein wahres Himmelreich für sie, und mit dreitausend Dollars könnte man eine solche ankaufen und mit dem nöthigen Viehstand und Ackergeräthe ausstatten."

Ich war gern hiezu erbötig und wir trafen in aller Stille ein Uebereinkommen mit Mary Stone, die über diese Aussicht vor Freuden ganz außer sich war, daß binnen zwei Monaten eine gewisse Summe bei der Bank zu Bolivar auf ihren Namen deponirt werden sollte. Sie war damit einverstanden, es sey das Beste, dieß ihrer Mutter erst nach dem Ausbruch der Bande mitzutheilen, der nahe bevorstand. Wir waren ungefähr vierzehn Tage Gefangene gewesen, als wir eines Morgens erfuhren, die Bande bereite einen allgemeinen Wegzug vor und unsere Freilassung stehe vor der Thüre.

Unter vielen Schnauben und Getrappel und Ausschlagen wurden die Pferde aus ihrem versteckten Nothstall herausgeführt und an Bord von zwei Prahmen oder Flachbooten eingeschifft, welche von zwei Ruderkähnen (broadhorns) im Schlepptau nach dem Missouri-Ufer hinüber gerudert werden sollten, während ein dritter Kahn mit dem Rest der Bande folgte. Der Morgen graute eben, kein Dampfboot war in Sicht, keine dichte nebelige Rauchsäule von einem solchen am Horizont zu erkennen. War man erst auf dem Missouri-Ufer, so konnte man sich ganz sicher fühlen, weil die Pferdediebstähle auf Tennessee beschränkt geblieben waren. Wir wurden aus unserm Gefängniß herausgelassen und standen, blinzelnd wie Eulen im Sonnenschein, am Rande der trüben Gewässer des Mississippi. Das erste Flachboot voll Pferde ward von einem Kahn mit sechs Rudern geschleppt. Die beiden Mädchen und deren Vater waren in den Rudertaljen desselben; aber Frau Stone war zurückgeblieben, damit nicht, wie sagte, Black Dave oder der Pennsylvanier uns zu guter Letzt noch etwas am Zeuge flicken möchten. Aber der Kapitän war in guter Laune, klopfte uns herzlich lachend auf den Rücken und meinte: wenn wir erst wieder frei seyen, sollen wir künftig hübsch auf dem Pflaster von Broadway und im Park von Philadelphia bleiben.

Die besten Pferde waren eingeschifft und die Ruderer des Schleppkahns setzten sich auf ihre Bänke und ergriffen ihre Ruder. „Alle rasch an Bord, Jungens!" hieß es.

„Halt!" rief Black Dave sich umblickend; „wo ist denn der Galgenvogel aus Massachusetts?"

Niemand wußte es; der eine sagte, er sey im ersten Kahn, ein anderer zog es in Abrede. Niemand hatte ihn seit dem gestrigen Abend gesehen. Der schwarze Dave knirschte mit den Zähnen und brummte eine wilde Verwünschung in den Bart. „Er ist desertirt der Schurke, um uns zu verrathen und die Belohnung zu verdienen, welche die Regulatoren ausgesetzt haben!"

„Er hat den dritten Ruderkahn gestohlen — er ist fort!" rief ein Bursche, der athemlos herbeigelaufen kam. Eine bange Spannung herrschte einen Augenblick, dann stürzten alle vorwärts in den übrig gebliebenen Kahn, der so voll wurde, daß er beinahe bis zum Rande in's Wasser einsank. Der Kapitän stellte sich mit der Büchse in der Hand in die Rudertaljen und rief: „Rudert, zieht aus Leibeskräften! ich höre das Plätschern von Schaufelrudern!"

Die sechs Ruder tauchten in's Wasser, und das schwerbeladene Boot rührte sich und zog den Prahm mit den Pferden, kam aber natürlich nur langsam vom Fleck. Der Kahn war erst wenige Ruthen vom Ufer, als ein lautes Geschrei hinter uns verkündete, daß der Feind die Insel erreicht hatte. Wir standen noch immer am Ufer und winkten mit den Händen Frau Stone zu, deren harte Züge sich zu einem Lächeln aufgeklärt hatten und die der Gefahr gar nicht zu achten schien.

„Hurrah, da sind die Schufte! knallt sie nieder!" brüllten fünfzig Stimmen und eine Schaar bewaffneter Männer in buntbefransten Jagdhemden oder Blousen aus hausgemachtem Zeuche kam in vollem Laufe durch die Büsche herangestürmt. „Werft Euch an den Boden!" rief Flint, mich auf die Kniee niederreißend, und bückte sich selbst, gerade noch rechtzeitig, um dem Tode zu entgehen, da die Büchsenkugeln hart über uns hinpfiffen. Ich blickte auf, sah Black Dave auf die Kniee niedersinken, sein Gewehr abfeuern, wieder aufstehen, taumeln und schließlich über Bord in's Wasser stürzen, von der Salve der Regulatoren zum Tode getroffen. Niemand außer ihm war getroffen worden. Die anderen Pferdediebe schnitten das Schlepptau ab, duckten sich möglichst tief nieder und ruderten aus Leibeskräften, und so gelang es ihnen, nachdem sie ihre Beute preisgegeben, mit einiger Mühe, das Missouri-Ufer zu erreichen.

Wir beide wurden anfangs mißhandelt und liefen sogar Gefahr, auf Befehl des Richters Lynch sogleich gehangen oder erschossen zu werden, als zwei Zeugen für unsere Unschuld auftraten: der eine, den wir nur mit Eckel ansahen, war der feige Schuft, der um Geld seine Spießgesellen verrathen hatte; — der andere war, zu meiner unsäglichen Verwunderung, mein Freund Ned Granger, der mir an den Hals flog und mich an sich drückte wie ein Bär.

„Lieber Ned, ich hielt dich schon für todt!"

— „So ging mir's just auch mit Dir, Barham, lieber alter Junge, und mit dem General hier," versetzte er. „Nein, ich hatte gottlob nur wenig Schaden genommen und war im Stande, mit den anderen unverletzten Passagieren für diejenigen unglücklichen Geschöpfe sorgen zu helfen, welche durch die Explosion verbrüht oder zerrissen worden waren, und deren gab es eine Menge. Jedes Haus da drüben am Tennessee-Ufer ist wie ein Spital. Ach, es war ein schauderhafter Unfall. Aber sieh, obschon nicht am Körper verletzt, hatt' ich durch die Explosion doch all meine Bagage und Geld verloren, und mich glücklich geschätzt, daß dieser wackere Farmer hier in den letzten Wochen mich gastlich aufgenommen hat; und so half ich ihm denn heute seine gestohlenen Pferde wieder holen, ohne auch nur entfernt zu ahnen, wen ich auf Eiland Nummer Zehn finden sollte!" —

Flint und ich erfüllten getreulich die Zusage, welche wir Mary Stone gemacht hatten.

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

6.

Es war am Morgen nach jenem verhängnißvollen Abende, welcher in das sonst so stille und ereignißlose Leben auf dem Schlosse Lindhorst eine ungewöhnte Aufregung und beunruhigende Störung gebracht hatte. Die Gräfin Waal saß an ihrem Schreibtische, etwas blaß und übernächtig und in ernsten Gedanken; die Feder ruhte in ihrer Hand, denn ihr Sinn war nicht bei Dem, was sie schreiben wollte, und der Entschluß, den sie soeben gefaßt hatte, gereute sie schon im nächsten Augenblick wieder, so daß sie mehrmals den angefangenen Brief hastig zerriß und in das Feuer warf, welches — mehr als Zierrath wie zur Erwärmung des Gemachs — in dem großen alterthümlichen Kamin brannte.

„Ist es erlaubt, liebe Maman?" flüstert eine liebliche weiche Stimme, und Cäciliens blonder Lockenkopf erscheint in der dunkeln Umrahmung der Sammetportière; die Gräfin wendet erschrocken den Kopf, aber ihre ernsthaften Züge glätten sich rasch beim Anblick ihrer Tochter, und kaum spielt ein Lächeln um ihre schönen vollen Lippen, so fliegt Cäcilie auf sie zu, schlingt ungestüm ihre Arme um den Hals der Gräfin und bringt ihr den Morgengruß und Kuß. „Schon so frühe munter, liebste Herzens-Maman?" ruft sie; „ich wollte Dich noch im Bette überraschen und Dir sagen, daß Willy mich beauftragt hat, Dich in seinem Namen recht innig um Verzeihung zu bitten wegen des Auftritts vom gestrigen Abende, — daß er reumüthig sich schuldig bekennt, durch seine Heftigkeit und Streitsucht den Wortwechsel verlängert und die für unsere lieben Gäste so unangenehme Situation hervorgerufen zu haben! Willy klagte sich selbst an, daß er Dich durch den Streit aus dem Salon vertrieben habe, und schwieg alsbald nachdem Du weggegangen warst, und Sigmund — Herr v. Thiele, wollt' ich sagen — that sein Möglichstes, die erhitzten Gemüther zu versöhnen und der Gesellschaft über die peinliche Situation hinwegzuhelfen. Willy schämte sich und bedauerte innig, Dich verletzt und vertrieben zu haben, und nahm mich förmlich in Pflicht, daß ich noch vor Schlafengehen zu Dir eile, liebste Maman, und ein Fürwort um Verzeihung für ihn einlege. Aber Du hattest Dich eingeschlossen, ma chère maman, und ich rüttelte vergeblich an der Thür des Vorzimmers!"

— „Ach ja, ich war so angegriffen und von meiner Migräne heimgesucht, daß ich mich eingeriegelt hatte, meine liebe Cecy," entgegnete die Gräfin mit freundlicher Milde, und die trüben Schatten, welche zuvor während Cäciliens Recapitulation des gestrigen Vorfalls über ihr edelgeformtes Antlitz geflogen waren, wichen unter den zärtlichen Blicken und Liebkosungen ihrer Tochter. „Ich hörte das Rütteln und glaubte, es sey Jacobäa, welche ich nicht mehr sehen wollte, weil mich etwas an ihr unangenehm berührt hatte. Dir aber würde ich sogleich geöffnet haben, hätte ich eine Ahnung gehabt, daß Du

die Pochende warst .... Laß es jedoch gut seyn, liebe Gery! vergessen wir die Vorfälle des gestrigen Abends, welche mich nur allzu nahe berührt und erschüttert haben .... Meine Nerven sind noch jetzt verstimmt; ich habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen."

„Oh, die bösen, bösen Männer! ich fand es recht abscheulich von Ludwig und Willy, daß sie sich wegen des Amerikaners noch einmal zankten, und doch sagt Mally, Bruder Ludwig sey entschieden im Unrecht gewesen und schulde dem Fremden eine Ehrenerklärung," sagte Cäcilie.

— „Das ist auch meine Ansicht, liebes Herz," erwiderte die Gräfin mit einem tiefen Seufzer. „Der Ausdruck, welcher Ludwig gegen den Amerikaner entschlüpfte, ist so demüthigend und empörend, daß er einen solch leidenschaftlichen wilden Menschen zum Schlimmsten entflammen kann .... Und wenn ein unseliger Zufall fügte, daß diese beiden heftigen Naturen sich je einmal wieder im Walde begegneten, beide mit den Waffen in der Hand, — wenn Ludwigs stolzer heftiger Sinn ihn auch nur zum Schein zu einer Demonstration hinrisse, welche jener Fremde mißverstände, — Herr des Lebens, ich vermag diesen Gedanken nicht auszudenken, denn eine solche Kugel fliegt so schnell ...."

„Nicht doch, beste Maman, Du mußt Dich nicht mit solchen Befürchtungen quälen!" bat Cäcilie; „sie sagen alle, von dem Amerikaner sey nicht viel zu fürchten, vorausgesetzt, daß er nicht gereizt werde ..."

— „O mein Kind, das ist es ja eben, was ich fürchten muß!" versetzte die Gräfin; „ich kenne Ludwig's starren unbeugsamen Stolz und empfindlichen Ehrgeiz nur allzugut. Gereizt wie er bereits ist, kann ein Blick, eine Geberde, ein unbedachtes Wort jenes Fremden genügen, um ihn außer sich zu bringen, denn er blickt ja leider mit zermalmendem Hochmuth auf alle herab, die nach seiner Werthung unter ihm stehen, — sogar auf Dich, auf Wilibald, auf die eigene Mutter. O, ich kenne diesen schrankenlosen Egoismus, mein Kind, und mir bangt vor den Folgen. Was soll aus uns werden, wenn Ludwig Majoratsherr ist? .. "

„Herzens-Maman, quäle Dich nicht mit solchen traurigen Gedanken!" fiel Cäcilie der Mutter heiter in's Wort und schloß ihr den Mund mit Küssen. „Es ist wahr, Ludwig ist stolz und fühlt sich in seiner Stellung, aber niemand bekümmert sich in anderen Stücken auch so sehr um das Urtheil der Welt, wie er, und ich bin überzeugt, daß er niemals etwas thun wird, was ihn nach seiner eigenen Meinung entwürdigt!"

Und das eben muß ich am meisten fürchten, dachte die Gräfin, und es fuhr ihr wie ein Schwert durch die Seele, so daß sie das Antlitz abwenden mußte, um Cäcilie nicht durch den Anblick ihrer tiefen Entmuthigung zu erschrecken. Wenn Ludwig erfährt, daß jene eine Unwahrheit so viele Menschen unglücklich machen kann und muß, wie soll ich vor dem Angesichte meiner Kinder bestehen? Ich habe sie lebenslang gelehrt, Lüge und Falschheit zu verachten, und sie werden mich dann auf der verhängnißvollsten Unwahrheit ertappen.

„Und nun noch Eines, meine beste Maman! nicht wahr, Du zürnst Willy nicht mehr? Du hast ihm vergeben und er darf kommen, Dir guten Tag zu sagen?"

— „Hab' ich ihm dieß jemals verboten, mein Kind?" erwiderte die Gräfin mit einem schwachen Lächeln und fuhr der kleinen Schmeichlerin über das goldblonde Haar. „Hat er Dich denn beauftragt, eine förmliche Audienz bei mir nachzusuchen?"

„So ist es, Maman! er hat ein böses Gewissen und bat mich um Fürsprache!"

— „So hat der leichtsinnige Junge gewiß noch etwas ganz Anderes auf dem Herzen, als das kleine Aergerniß, welches er am gestrigen Abend gegeben hat!" rief die Gräfin lebhaft; „ich fürchte, es wird wieder ein kleiner Sturm auf meine Kasse seyn! — Schick' ihn her, liebes Kind! je schneller man solche Dinge abmacht, desto besser!"

„Ich wußte es ja, daß Mama sich erweichen läßt — danke, danke tausendmal, lieb Mütterchen!" rief Cäcilie unter stürmischen Liebkosungen; „ich werde ihn sogleich hersenden!"

Aber auch dieser Zwischenfall vermochte die trüben Wolken nicht von der Stirne der stattlichen Frau zu scheuchen, und sie ging noch mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und nieder, als Wilibald's Schritt nach einigen Minuten im Vorzimmer ertönte. Es war ein rascher, elastischer Schritt, welcher allein schon auf die entschiedene und ungestüme Natur des jungen Mannes hindeutete, denn ein Mensch von phlegmatischem Temperament kann zwar in seltenen Anlässen — z. B. wenn ein wüthender Bulle oder ein Wagen mit scheugewordenen Pferden hinter ihm her ist — behend seyn, allein sein Gang wird dann niemals jene Elasticität, jenen natürlichen Schwung haben, wie derjenige Wilibald's in welchem ein regelmäßiges Steigen und Fallen, ein anmuthiger Rhythmus bei jedem Schritt zu bemerken war. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Gewinnendes, Impulsives; eine mittelgroße Gestalt von schlankem aber nicht zartem Bau, in jeder Bewegung geschmeidig und von ungesuchter angeborner Grazie wie diejenige eines Kindes; regelmäßige, feine, edle Züge von freimüthig-offenem Ausdruck, den diese großen kindlich-ehrlichen Augen, die so sanft waren wie diejenigen seiner Schwester, noch vertrauensvoller machten, während er seine Lippen auf der Mutter Wange drückte, die kaum glatter war als die seinige. Ohne den kleinen flaumigen pechschwarzen Bart auf seiner Oberlippe hätte dieses hübsche Gesicht etwas Weichliches, Weibisches gehabt, zumal durch das wellige reiche Haar und die weiche biegsame Stimme, die gleichwohl des tiefsten Ausdrucks von Gefühl fähig war.

„Gott segne Sie, beste Maman, und schenke Ihnen einen guten Tag!" flüsterte er zärtlich. „Ich habe mir recht bittere Vorwürfe darob gemacht, daß ich Ihnen den gestrigen Abend verdarb und Ihre Nachtruhe raubte! Vergeben Sie mir!"

— „Laß es gut seyn, mein Herzensjunge; es ist vergessen und vergeben! Du allein hattest mir die Ruhe nicht genommen; es kamen noch andere Dinge dazu!" erwiderte die Gräfin zärtlich und hielt ihn auf die volle Entfernung ihrer weißen wohlgerundeten Arme, von denen die Aermel ihres Morgen-

rockes zurückgefallen waren, von sich, und blickte ihm mit inniger Zärtlichkeit in die treuen ehrlichen Augen. „Ei sieh, sieh, mein Liebling, wie Du Dich in den letzten sechs Monaten verändert hast! Du bist männlicher und kräftiger geworden und Deine Wange hat sich gebräunt!“

„Kein Wunder, liebe Mama, wenn man den ganzen Sommer hindurch jeden Tag seine sieben bis acht Stunden auf dem Pferde sitzt und im freien Felde in der Schwadron und dem Regimente exercirt!“ lächelte Willibald selbstzufrieden; „das stählt die Knochen und gerbt die Haut!“

— „Wenn ich Dich so betrachte, so erinnerst Du mich an das Portrait Deines Vaters, mein Liebling, welches drunten in dem kleinen Salon hängt und Papa in der Garde-Uniform mit dem Orden darstellt, den ihm König Christian am Tage seiner Volljährigkeit verliehen!“ sagte die Gräfin mit der ganzen Genugthuung einer Mutter. „Ich hoffe zu Gott, mein lieber Herzensjunge, daß Du Deinem theuren Vater auch in anderer Beziehung ähnlich werdest, mein lieber Junge, denn er war ein echter ganzer Mann!“

„Seyn Sie ohne Sorgen, beste Mama, ich werde mein Möglichstes thun, ihm nachzueifern und unserm Namen Ehre zu machen, obschon ein namhafter Unterschied zwischen Papa und mir stattfindet,“ versetzte Willibald mit einem leisen Anflug von muthwilliger Ironie. „Papa war der einzige Sohn, während ich nicht einmal ein ältester Sohn bin. Wenn ich meine Volljährigkeit erreiche, kräht kein Hahn darnach: ich trete weder ein Majorat an, noch wird mir ein Fest gefeiert oder ein Orden verliehen, noch werde ich photographirt, geschweige denn gemalt, und der einzige Unterschied, den jener Tag in meinem Leben ausmacht, wird . . . .“

— „Willibald! Willy! welche Gedanken!“ fiel ihm die Gräfin tadelnd in's Wort. „Geh', das sieht Dir gar nicht gleich, mein Herzblatt, und ist Deiner unwürdig! Ich hätte nie geglaubt, daß Du neidisch wärest und . . . und habsüchtig!“

„Ich bin keines von beiden, liebe Maman, denn das wäre thöricht!“ rief Willibald. „Was ich nicht ändern kann, nehm' ich geduldig an. Aber ich leugne nicht, es wurmt mir je länger desto mehr, daß Papa das Majorat geschaffen hat!“

— „Geh', sage das nicht, Willy! das ist ungerecht gegen gegen den theuren Todten und grausam gegen mich!“ sagte die Gräfin.

„Dann thut es mir leid, daß ich mich zu dieser Aeußerung hinreißen ließ, beste Mama!“ versetzte Willibald und der Anflug von Unmuth auf seinen ausdrucksvollen Zügen wich plötzlich dem einer besorgten Zärtlichkeit und eines innigen Bedauerns. — „Haben Sie Nachsicht mit mir, theuerste Mutter, und seyn Sie billig. Sehen Sie, wenn jemand mit Urlaub nach längerer Zeit ins Vaterhaus zurückkehrt, voll der innigsten Freude, einige Wochen mit seinen Lieben verleben zu dürfen — und das ist meiner Treu bei mir der Fall, wenigstens so weit es Sie und Cecy betrifft — und findet daselbst einen Andern, welcher sich schon vor der Zeit als unumschränkter Herr darin geberdet, keinen Widerspruch ertragen kann, mit Hinz und Kunz Händel vom Zaune trifft und selbst da, wo er offenbar viel zu weit ging, wie gestern mit dem Amerikaner, nicht so viel Selbstbeherrschung und Großherzigkeit hat, daß er einen begangenen dummen Streich eingesteht und wieder gut zu machen sucht, — dann kann man doch auf Ehre sein Bißchen Gleichmuth verlieren!“

— „Willy, Du bist sehr ungerecht!“ entgegnete Gräfin Waal tadelnd. „Ich gebe zu, daß Ludwig's Manieren schroff und hochfahrend sind, aber Du solltest wissen, daß dieß darum noch nicht seine wahre Herzensmeinung ist. Hast Du nicht mehr Nachsicht mit Deinem eigenen Bruder, Willy?“

„Hat er nur ein wenig Rücksicht für mich, liebe Maman?“ fragte Willibald bitter. „Wenn mich mein Rittmeister oder Oberlieutenant im Dienste abkanzelt, so muß ich es mir gefallen lassen, selbst wenn er noch um etliche Jahre jünger wäre als ich, denn jener ist einmal mein Vorgesetzter. Allein wenn derjenige, um dessen willen ich den bunten Rock tragen und ein eitles nutzloses Daseyn führen muß, das mich zu Zeiten unbeschreiblich anwidert, — er der durch den Zufall der Geburt den Löwenantheil von dem ganzen Familienvermögen zieht, — sich auch noch anmaßen will, mich in meinen Ansichten und Grundsätzen zu bevormunden und mir seine eigenen Anschauungen als unfehlbar zu oktroyiren, wenn er sich herausnimmt, mir dasjenige zu mißgönnen, was ich der Güte und Freigebigkeit meiner Mutter verdanke, — dann, beste Mama, muß am Ende der Topf überlaufen!“

— „Du gehst zu weit, Willy, und bist entschieden ungerecht!“ sagte die Gräfin. „Ich habe niemals bemerkt, daß er Dir seine Ansichten aufdrängen wollte!“

„Doch, doch, liebe Maman. Der Streit vom gestrigen Abend begann damit, daß, als ich gestand, dem Amerikaner mein Bedauern über den Vorfall ausgesprochen zu haben, um das Verletzende desselben abzuschwächen, — Ludwig dieß perfid und berechnend nannte. Ich vermochte es nicht über mich, diese Anschuldigungen angesichts unserer Gäste auf mir ruhen, mich von einem Menschen abkanzeln zu lassen, der nichts vor mir voraus hat als die paar Jahre und das materielle Vorrecht, das erst seine Erstgeburt gibt!“

— „Höre auf, Willy, ich bitte Dich!“ sagte die Gräfin streng; „ich darf diese Sprache nicht länger hören, denn sie ist nur von Neid und Eifersucht auf Deinen ältern Bruder eingegeben.“

„Oh nein, gewiß nicht, liebe Mutter!“ entgegnete Willibald kalt. „Keine Empfindung liegt mir ferner als diese. Ich beneide Ludwig um gar nichts. Ich fand bis heute noch nicht, daß er mir irgendwie in etwas überlegen wäre, und gerade deßhalb unterwerfe ich mich auch seiner Diktatur nicht, und kann mir und meinem Selbstgefühl ihm gegenüber nichts vergeben. — Allein lassen wir diesen Gegenstand fallen, liebe Maman, weil er Ihnen peinlich ist. Mein Urlaub ist bald zu Ende; dann kehre ich in meine Garnison zurück, und bin vor Reibungen mit Ludwig sicher. Vergeben Sie mir die Alteration, die ich Ihnen gestern Abend wider Willen bereitet habe. Glauben Sie mir, ich mäßigte mich nach Möglichkeit,

denn wenn ein Fremder mir dieß vor Fremden gesagt hätte, er mußte mir auf Ehre eine Armslänge Stahl fressen!"

— „Ich weiß, daß Du Dich mäßigtest und habe es Dir dankbar anerkannt, mein Liebling; ich habe es vergessen und vergeben," sprach die Gräfin und küßte Willy auf die Stirne. „Komm, laß uns von etwas Anderem reden," fuhr sie fort und zog ihn neben sich auf das Sopha. „Du bist wieder in Geldverlegenheiten, nicht wahr? Deßhalb sehe ich Dich schon so frühe bei mir und so ängstlich mich wieder zu versöhnen? Die Briefe, welche Du gestern Abend hier vorfandest, waren Mahnbriefe?"

„Offengestanden ja, liebe Maman, es waren Brummbriefe," erwiderte Willy offen zur Mutter aufblickend, während gleichwohl eine dunkle Röthe auf seinem frischen Gesichte aufschlug. Ich habe wieder einmal Schulden, Wechselschulden — und zwar die allererbärmlichsten, die es geben kann: Schulden in Folge von Wetten, von getäuschtem Vertrauen, verbitterndem Vertrauens-Mißbrauch von Seiten eines illoyalen Kameraden. Wenn ich Ihnen den Fall erzählte, würden Sie sagen: ich sey ein Knabe und verdiene die Ruthe, daß ich mich zu solchen Thorheiten und Schwächen hinreißen lasse, die eines zurechnungsfähigen Menschen unwürdig sind. Aber das eben ist ja der Fluch des verwünschten Soldaten-Handwerks, daß man mit den Wölfen heulen, daß man Albernheiten, Spielereien, Possen mitmachen muß, welche man in Stunden ruhiger Erwägung verdammt, deren man sich schämt; und doch sind die erbärmliche Eigenliebe und die Macht des Beispiels und der Kitzel des Ehrgeizes und die Furcht, für einen Sonderling zu gelten oder sich in den Augen der Standesgenossen lächerlich zu machen, so groß, daß man blindlings in das Verderben rennt. Sehen Sie, Maman, nicht in diesem Augenblicke allein, sondern in mancher andern einsamen Stunde nüchternen ruhigen Nachdenkens ist mir der Soldatenstand, dieses zwecklose maschinenmäßige Einerlei, dieses demonstrative Puppenspiel, so schaal und eckelhaft, so inhaltsleer und lächerlich vorgekommen, daß mich schon ein wahrer Lebensüberdruß ergriffen hat."

— „Nicht doch, mein Herzblättchen! Du gehst in Deiner ungestümen Weise zu weit — Du bist gereizt, blasirt!" sprach die Gräfin begütigend.

„Blasirt, Maman? das ist ein Modewort," erwiderte Willibald energisch. „Wenn innere Unbefriedigung aus Mangel an genügender geistiger Beschäftigung blasirt seyn heißt, so bin ich blasirt, aber in ganz anderer Weise, als es Tausende von Müssiggängern sind, welche den Becher des Lebensgenusses bis auf die Hefe geleert und auf seinem Grunde doch das nicht gefunden haben, was dem Leben Inhalt gibt: das Bewußtseyn nämlich, ein nützliches verbindendes Glied in der Kette der gesammten Menschheit zu seyn. Glauben Sie mir, theuerste beste Maman, ich beneide den Taglöhner dort unten im Garten, welcher die Rabatten umarbeitet und die abgeblühten verdorrten Pflanzen aushebt. Seine Thätigkeit ist eines denkenden Menschen würdiger, als der zwecklose, mechanische Formendienst, der meine Zeit in Anspruch theilweise nimmt und mein Inneres leer läßt und mit einem wahren Eckel erfüllt!"

— „Mein lieber Willy, ich begreife diese Stimmung nicht, die an Verbitterung grenzt!" erwiderte die Gräfin beinahe erschrocken und heftete ihr dunkles Auge wahrhaft besorgt auf den Liebling. „Woher mit Einem Male diese seltsamen philosophischen Ideen, welche an einem Edelmann, an einem Cavalier beinahe auffallend sind?"

„Mit nichten, liebe Maman, es kann nicht auffallen, wenn ein Mensch in meinen Jahren, dem die treue Fürsorge seiner Eltern eine gründliche Erziehung gegeben hat, hie und da die gerechte Anwandlung zu prüfendem Nachdenken über sich selbst bekommt; wenn er sich dann sagt: ein wahrer Edelmann müsse auch ein edler Mann seyn und etwas thun, wodurch er sich um die Mitwelt verdient, der Menschheit nützlich mache . . . ."

— „Aber thust Du denn nichts für die Gesellschaft, indem Du Dich darauf vorbereitest, das Vaterland im Fall der Gefahr zu vertheidigen, Dein Bestes für die Sicherheit der Andern hinzugeben, mein Augapfel?"

„Ach, Maman, ich bitte Sie, wiederholen Sie die herkömmlichen gedankenlosen Redensarten nicht, mit denen man den dummen Pöbel zu täuschen sucht!" rief Willbald bitter. „Vaterlands-Vertheidiger im Frieden, in diesen armseligen Kleinstaaten, die in den Geschicken der Völker so wenig eine Stimme haben, als Sie oder ich? in jenen Duodezheeren, wo wir nur dazu da sind, die Marionetten, das Spielzeug der müssigen Fürsten, die bewaffneten Schaarwächter gegenüber von dem berechtigten Ringen des arbeitsamen Volkes nach Freiheit und Selbstbestimmung zu seyn? wo wir blindlings in einem Kreise läppischer Exercitien umher gedrillt werden, deren Nutzlosigkeit der erste feindliche Kanonenschuß darthun wird, weil dieses ganze Militärsystem ein verkommener armseliger Formalismus ist und nichts gemein hat mit den Heerverfassungen großer Militärstaaten wie Frankreich, Preußen u. s. w.? Ja, wenn man sich unter der Uniform wenigstens noch als Glied eines großen organischen Ganzen fühlen könnte, statt eines Flitters auf dem zerlöcherten Fürstenmantel irgend eines deutschen Kleinherrschers! . . ."

— „Willibald, wenn Dein seliger Vater solche Ansichten gehört hätte!" . . . rief die Gräfin staunend.

„So hätte er mich einen Revolutionnär, einen Demokraten genannt, aber mich doch nicht bekehrt oder von meinem angeblichen Unrecht überzeugt," versetzte Willibald energisch. „Traurig genug, wenn ein Mensch gezwungen wird, so mit sich selbst in Zwiespalt zu kommen, wie ich, Herzens-Mama!"

„Dann quittire den Dienst in diesem Lande und trete in die preußische Armee, die Dir mehr Befriedigung bietet, mein Sohn!"

„Zu spät, Maman! Hätten wir einen nationalen Krieg, dann befolgte ich Ihren Rath im Nu, theure Mutter; aber ich bin des Lebens eines Friedenssoldaten, des Einerlei's des Kamaschendienstes, der Faulenzerei des Garnisonslebens herzlich satt. Ich wünsche in einfachere, naturgemäßere, vernünftigere Verhältnisse überzutreten. Aber das ist ja unter gegebenen Verhältnissen nicht möglich!"

— „Und warum nicht, Willy?" fragte die Gräfin und

sah ihren Liebling mit einem Blicke an, als ob sie ihn nicht verstehe. „Welcher Lebensplan wäre denn nach Deinem Geschmack? möchtest Du etwa die diplomatische Laufbahn ergreifen?"

„Ah, pfui doch! diese erst gar nicht, Maman! Nein, liebste theuerste Mutter! mein Geschmack ist auf das allereinfachste und natürlichste gerichtet. Anstatt meine Rekruten zu drillen und meine Pferde halb todt zu reiten, möchte ich Landwirth seyn, ein hübsches, kleines Gut pachten und meinen Kohl bauen; ein freier Mann, ein König auf meiner Hufe, möchte mich in diesem ältesten und vornehmsten, dem Nährstande, nützlich machen."

— „Wirklich?!" rief die Gräfin und eine sichtliche Freude leuchtete aus ihrem Auge, das liebreich auf das offene, in diesem treuherzigen Ausdruck so gewinnende Angesicht ihres Lieblings geheftet war. „Der Gedanke ist so übel nicht — wenigstens unter Umständen. Aber Du verstehst ja nichts von Landwirthschaft, mein Lieber!"

„Ich bin noch jung genug etwas zu lernen, wozu mich Neigung und innerer Beruf hinziehen, Maman."

— „Aber Doktor Haitaus sagt, Landwirthschaft sey dermalen ein theures Vergnügen, der Preis der Güter zu hoch um mehr als drei Procent Ertrag zu gewähren, und die Kosten des Betriebs durch den großen Viehstand und die Maschinen zu unverhältnißmäßig. Wir wollen jedoch die Sache trotzdem in Erwägung ziehen und sehen, was sich thun läßt."

„Meine liebe, herrliche, herzige Maman! ich wußte ja wohl, daß Sie mich verstehen würden!" rief Wilibald mit inniger Freude und küßte die Hand seiner Mutter zärtlich. „Glauben Sie ja nicht, daß ich mich mit großartigen Plänen trage, — im Gegentheil, ich will nur ein bescheidenes Loos, ich will selber mitarbeiten und meine Hände, meine Umsicht rege gebrauchen. Ich aspirire nur auf ein Gut von mäßigem Umfang, das mich vollauf beschäftigt und mir die Mittel liefert, eine Familie zu ernähren; ich kann mir kein schöneres, glücklicheres Loos denken, als an der Seite einer hübschen, holden, einfachen Frau auf meinem Gütchen zu sitzen und für die Zukunft der Meinigen zu arbeiten, damit wir unser redliches Auskommen finden ...."

— „Ach, sieh' da, mein kleiner, leichtfertiger Schmetterling denkt also an einen eigenen Herd?!" rief die Gräfin lächelnd. „Fürwahr, lieber Willy, das überrascht mich angenehm und gibt mir die Bürgschaft, daß es Dir mit Deinen landwirthschaftlichen Plänen ernst ist."

„Bitterer, heiliger Ernst, liebe Maman, und ich beklage nur, daß mir dieser weise Entschluß nicht schon früher kam," sagte Wilibald und erfaßte die Rechte seiner Mutter mit beiden Händen. „Ich weiß leider, daß in Folge des unseligen Majorats — nein, erschrecken Sie nicht, beste Maman, ich will mich darüber nicht weiter verbreiten, denn die Sache läßt sich ja doch nicht mehr ändern! — daß wegen des Majorats, das Sie nur auf ein mäßiges Witthum beschränkt, Sie nicht im Stande sind, mir ein Gut zu kaufen oder die Mittel dazu darzuleihen; aber Ludwig kann es später oder kann mir eines der Bauerngüter in Pacht geben. Aber die peinlichsten Selbstvorwürfe martern mich, wenn ich bedenke, daß die Summen, welche ich während der paar Jahre unter der Fahne den armseligsten futilsten Verschwendungen und Thorheiten geopfert habe, allein schon hinreichen würden, mir ein eigenes Besitzthum zu sichern, und um nicht noch länger in der Gefahr zu sein, ähnliche Opfer bringen zu müssen, will ich in Kürze meinen Abschied nehmen und den Säbel mit der Pflugschaar vertauschen ...."

— „Und vermuthlich irgend eine junge Dame heirathen, welche geneigt und im Stande ist, Dir dieses Ideal einer Idylle verwirklichen zu helfen, nicht wahr, Du gefährlicher Herzenbrecher?" lächelte die Mutter.

„Wie meinen Sie das, beste Maman?" versetzte Willy erröthend und mit forschendem Blicke. „Geneigt und im Stande? wie soll ich das verstehen."

— „Ah, sehr einfach, mein lieber Schelm! ein hübscher, gewandter, umsichtiger Junge wie Du, hegt solche Pläne sicher nicht, ohne bereits sein Auge auf irgend eine junge Dame geworfen zu haben, deren Mitgift ein Rittergut oder deren mehrere enthält ...."

„Und die erbötig wäre, dieselben einem verschuldeten Dragonerlieutenant, einem jüngern Sohn auf die Schultern zu legen — liebste Maman, Sie spaßen! Mir ist auf Ehre bis zur Stunde ein solcher Gedanke noch nicht gekommen. Ueberhaupt — nach Geld heirathen? pfui!"

„Nicht nach Geld, sondern nach einer gesicherten, geachteten Stellung, mein Herzblättchen," sprach die Gräfin mit freundlicher Eindringlichkeit. „An eine solide Begründung seiner Zukunft zu denken, meine Liebe, kann Niemand zum Vorwurf gereichen. Ich hätte sogar eine Idee in dieser Richtung, welche sich vielleicht realisiren ließe, und die mir eine Gewähr für Dein künftiges Lebensglück gäbe ..."

„Nun? und das wäre, beste Maman?"

— „Aurelie von Drosbach auf Drosenau wäre mir als Schwiegertochter nicht unwillkommen, lieber Willy, und würde Deine Bewerbung wohl nicht unliebsam finden .... aber was ist Dir?"

„Um's Himmels willen, beste Mutter, wofür halten Sie mich?" fiel ihr Willy in's Wort, welcher beinahe unwillig aufgesprungen war. „Wie können Sie mir solche mercenäre Absichten zutrauen? Fräulein v. Drosbach ist mindestens um sechs Jahre älter als ich, unschön, verwachsen ...."

— „Aber die Besitzerin zweier Rittergüter und eines namhaften Kapitalvermögens, mein lieber Herzensjunge!" fiel ihm die Mutter in die Rede. „Bedenke dieß, mein kleiner Leichtfuß; Aurelie ist nicht hübsch und nicht mehr jung, aber gebildet, aus gutem altem Hause, Waise, ganz unabhängig. Wenn Du bei ihr reussirst, mein lieber Willy, und welches Mädchen vermöchte Deinen verführerischen Augen zu widerstehen?" fuhr sie fort und strich ihm mit der Hand über die Stirn, — „so hast Du Dir eine Stellung erworben, welche in jeder Hinsicht vortheilhafter und unabhängiger ist, als diejenige Ludwigs!"

„Einerlei, Mama, ich mag doch nicht!" rief Wilibald

hartnäckig; „man soll nicht von mir sagen, daß ich nach Geld gefreit und mein Herz verkauft habe! Ich will auch vor meinem Gewissen ein ehrlicher honnetter Mensch bleiben. Und dann muß es seinen besonderen Haken haben, wenn eine junge Dame von solchem Vermögen und so ungewöhnlich günstigen Verhältnissen wie Aurelie in diesen Jahren noch unvermählt ist."

— „Jenun, die Baronesse ist stolz und wählerisch gewesen und hat wohl schon manches Körbchen ausgetheilt, aber sicher ist auch noch kein Freier wie Du vor sie hingetreten, mein Herzensjunge! Darum sey klug, thu's mir zu Liebe, mach' Dich mit meiner Idee vertraut und gib Dir Mühe, auf Fräulein v. Drosbach einen günstigen Eindruck zu machen. Ich würde mich so unendlich freuen, wenn Du auf diese Weise von Ludwig unabhängig und der Gründer eines eigenen angesehenen Hauses würdest!"

„Genug, liebste Maman! ich bin heute nicht in der Stimmung, diesen Gedanken weiter auszuspinnen," entgegnete Wilibald mit maßvoller Zurückhaltung, denn er liebte seine Mutter zu sehr, um sie durch unbedingte Abweisung ihres Lieblings-Gedankens verletzen zu wollen. „Wenn aber diese Parthie in der That so vortheilhaft ist, wie Sie mir dieselbe darstellen, so kann ich nicht begreifen, wie mein stolzer Bruder Ludwig, welcher doch eine solch verständige Würdigung irdischer Vortheile besitzt, sich diese Parthie entgegen lassen konnte!"

— „Wer weiß, ob er nicht schon daran gedacht hat, mein Lieber?" erwiderte die Gräfin mit einer leichten Verlegenheit; „aber jedenfalls mag Ludwig ahnen, daß seine Persönlichkeit den Ansprüchen der jungen Freiin v. Drosbach nicht ganz genügt . . ."

„Oder mit anderen Worten: Aurelia Drosbach hat ihm wohl schon einen Korb gegeben!" fiel Wilibald der Mutter ironisch in die Rede.

— „Jedenfalls ist Ludwig dermalen nicht für diese Parthie zu interessiren, sondern bewirbt sich unverkennbar sehr beeifert um die Gunst einer andern jungen Dame, welche für die Vortheile seiner Stellung empfänglicher ist als Fräulein v. Drosbach und ihm unzweideutige Avancen macht!"

„Wirklich? und darf man ohne Indiscretion fragen, wer diese Dame von solch — eigenthümlichem Geschmack ist, liebste Maman?" rief Wilibald mit ironischem Lächeln; „ich frage auch nicht aus müßiger Neugierde," fuhr er einlenkend fort, „sondern nur, weil ich sehe, daß Sie mit dieser Wahl Ludwigs keineswegs einverstanden wären."

— „Nein, fürwahr, ich halte diese Parthie für einen Mißgriff, und finde die kleinen Koketterieen der fraglichen Dame mit meinen Söhnen sehr unstatthaft," sagte die Gräfin mit einem festen, ernsten, bittenden Blicke auf ihren Liebling.

„Alle Teufel — Vergebung, liebe Maman! aber wenn ich Sie recht verstehen, so kenne ich also diese junge Dame bereits und sie kokettirt mit mir? Da bin ich doch auf Ehre begierig, den Namen der Schönen zu erfahren, bei welcher ich der Nebenbuhler meines glücklichen Herrn Bruders seyn soll! Sind Sie Ihrer Sache auch wirklich gewiß, beste Mutter?"

— „Ganz gewiß! ich glaube mehrfach bemerkt zu haben, daß Ludwig sich in auffallendem Grade für Malwine von Hopfen interessirt, und daß ihr seine Huldigungen gar nicht so unwillkommen sind, als sie sich den Anschein gibt! Sie reizt ihn vielmehr durch eine Reihe von kleinen Neckereien und Koketterieen . . ."

„Malwine meinen Bruder?" rief Wilibald, in ein heiteres Lachen ausbrechend; — „das wäre köstlich, ausgezeichnet! Und er in die Baronesse verliebt, Maman? Ah, das ist göttlich, riesig!"

— „Willy, dieser leichtfertige Scherz geht zu weit!" sagte die Gräfin ernst. „Bitte, mäßige Dich, und bedenke, daß wenn Ludwig dieß hörte, er darin nur eine neue Beleidigung sehen würde!"

„Sie haben Recht, liebe Mutter, und mich dünkt, der Herr Bruder ist bereits in der Nähe," erwiderte Wilibald, plötzlich ernst und gesetzt werdend. „Mir ist, als höre ich schon seinen Schritt auf dem Korridor, wie er einher stelzt, als wüßte er, daß jeder Fußbreit Boden, jeder Zoll Eichenholz, jedes Bild an der Wand ihm gehört, und als müßten wir Anderen unterthänigst um Verzeihung bitten, daß wir überhaupt neben ihm noch auf der Welt sind!"

Es war ohne Widerrede ein fester resoluter Schritt, welcher draußen auf dem gewölbten Flur ertönte, — ungewöhnlich entschieden für einen so jungen Mann wie Graf Ludwig, welcher in diesem Augenblick in das Zimmer seiner Mutter trat. War seine Miene zuvor schon ernst bis zur Härte, so schienen seine Züge noch eisiger und starrer zu werden, als er die Anwesenheit seines jüngern Bruders bei der Mutter bemerkte. Auch Ludwig's Gesicht war nicht unschön: aristokratische regelmäßige Züge, vornehmer und stolzer vielleicht als diejenigen seines Bruders, aber nicht so gewinnend. Der Ausdruck derselben deutete auf Scharfsinn, verquickt mit kaltem Stolz; während die Züge und Augen seines Bruders auf Geist, Gemüth, Phantasie deuteten. Ludwigs Haltung hatte nichts von der unbewußten geschmeidigen Grazie derjenigen Wilibald's; sie war stattlich, imposant, selbstbewußt, etwas starr vielleicht, aber einigermaßen im Einklang mit seiner hochgewachsenen massiven ritterlichen Erscheinung. Wenn er sich aber zwang, freundlich und selbstverleugnend zu seyn, wie in diesem Augenblicke, wo er die Hand seiner Mutter ergriff und mit pflichtlicher Verehrung an seine Lippen zog, so konnte man kaum einen Mann von nobleren, stattlicherem Aeußern finden, als Graf Ludwig, und vergaß dann auch sein röthlich-braunes Haar.

„Guten Tag, liebe Maman! störe ich etwa?" hub er mit einem Seitenblick auf Wilibald an. „Guten Morgen, Bruder! mich dünkt, Du hast Geschäfte besonderer Art mit Maman, daß Du sie schon so früh aufsuchtest?"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

— „Unsere Geschäfte sind erledigt, und ich will Dir den Platz räumen, Ludwig, da die Deinigen vielleicht meine Anwesenheit unliebsam machen,“ versetzte Willibald.

„Kinder, lieben Kinder, was ist das? welche Bitterkeit und Förmlichkeit!“ rief die Gräfin vorwurfsvoll und ergriff die Hand von jedem ihrer beiden Söhne. „Wollt ihr mir denn geflissentlich wehe thun mit diesem ewigen Hader? wollet und könnet Ihr nicht einträchtig beisammen wohnen? hat die gestrige Gereiztheit nicht einer ruhigeren Stimmung Platz gemacht? Wollt ihr mir die Freude nicht gönnen, euch friedfertig und liebreich zusammen zu sehen?“

— „Was mich anlangt, liebe Mutter,“ sagte Ludwig, „so kam ich ohne Groll und habe die gestrige Provocation vergessen.“

„Und ich habe Ihnen schon vor einer halben Stunde mein Bedauern ausgedrückt, beste Maman, daß ich mich gestern zu heftigen Erörterungen hinreißen ließ,“ rief Willibald. „Ich bin kein Freund von Streit und Hader, sondern möchte mit den Meinigen in Frieden leben und in Frieden von hier weggehen!“

— „Dann reicht euch die Hände, meine Lieben, und macht Frieden, um des theuren Vaters willen, dessen Anordnungen ihr ehren solltet, um meinetwillen, die euch beide mit gleicher Innigkeit liebt!“ sagte die Gräfin und blickte die beiden der Reihe nach an. „Will denn keiner von euch den ersten Schritt zur Versöhnung thun?“

„Es ist an Willy, der mich gestern beleidigte,“ sagte Ludwig stolz.

— „Oder vielmehr an Dir, der Du mich durch die ungerechtesten Anschuldigungen kränktest und einen Schritt, zu dem mich mein Gefühl und mein Rechtssinn zwangen, geflissentlich mißdeutetest, Ludwig!“ erwiderte Willibald lebhaft; aber ein innig flehender Blick der Mutter unterbrach ihn. „Indessen, wenn es seyn muß, will ich gerne zuerst entgegenkommen, um so mehr, als ich ein Anliegen an Dich habe, Bruder, das mir sehr am Herzen liegt. Also vergessen und vergeben, Ludwig, und Eintracht und Liebe!“

„Vergeben und vergessen,“ murmelte Ludwig und schüttelte ziemlich lau die Hand des Bruders, während er ihn mit einem kalten, beinahe mißtrauischen Blicke fixirte: „Willst Du mich vielleicht auf meinem Zimmer erwarten, um mir Dein Anliegen mitzutheilen, Willy?“

— „Nicht doch, es scheint das Auge der Mutter nicht, denn sie weiß bereits darum, und wenn Du nicht besondere Geschäfte mit Mama hast, so möchte ich die Sache am liebsten sogleich erörtern!“

„Wohlan, ich bin bereit, Willy,“ sagte Ludwig und zog sich einen Lehnstuhl heran. „Ich glaube bereits zu ahnen, um was es sich handelt — um eine Geldangelegenheit, nicht wahr? Du hast wieder Schulden?“

— „Ludwig, wie unzart!“ rief die Gräfin tadelnd; aber der Erbgraf zuckte die Achseln, als wollte er sagen: was kann es anders seyn? immer die alte Geschichte!

— „Ich habe allerdings wieder eine Dummheit begangen, welche ich der guten Mutter bereits gebeichtet,“ versetzte Willibald glühend und that sich Zwang an, ruhig zu erscheinen; „aber ich prätendire nicht, daß Du mir dieselben bezahlen sollst, Bruder. Vielmehr handelt es sich um eine weit ernstere Sache für mich, von welcher meine ganze Zukunft abhängt. Ich bin fest entschlossen, meine Entlassung zu nehmen.“

„Freiwillig?“ fragte Ludwig mißtrauisch.

— „Ja, vollkommen freiwillig und ohne irgend welchen Rückhalt, Bruder,“ erwiderte dieser mit offenem Blick. „Dieser Entschluß ist auf reifliche Erwägung gegründet, und auf den Wunsch, ein gemeinnützigeres Dasein zu führen. Ich will Landwirth werden und mir auf diesem Wege eine Selbstständigkeit erringen. Ich werde jedenfalls künftiges Frühjahr nach Hohenheim gehen und daselbst ein oder zwei Jahre studiren. Was sagst Du dazu, Bruder?“

„Nichts, Willy,“ versetzte dieser kalt; „ich bin nicht Dein Vormund. Dein Entschluß scheint die Billigung der Mutter zu haben, und so enthalte ich mich einer Aeußerung darüber.“

— „Und warum denn, Ludwig?“ fragte die Gräfin vorwurfsvoll; „Du siehst ja, daß Willy etwas an Deiner Billigung oder Mißbilligung liegt!“

„Einfach, weil ich keinerlei Verantwortlichkeit für die Folgen tragen will, welche aus der Verwirklichung dieser Idee entspringen werden,“ sagte Ludwig kalt. „Was kann Dir an meiner Billigkeit liegen, Willy, wofern Du nicht irgend etwas von mir erwartest? Und wenn so, dann möchte ich zuvörderst erfahren, worin Du auf mich rechnest, bevor ich mich äußere.“

Willibald blickte den Bruder erstaunt an; man sah, es lag ihm eine bittre Entgegnung auf der Zunge, aber er unterdrückte sie gewaltsam und aus Rücksicht auf die Mutter.

„Ich bitte Dich, lieber Ludwig, nicht diese abweisende Herbheit!“ rief die Gräfin vermittelnd. „Willy ist nicht eigennützig, wie Du meinst. Ihn treibt ein sehr natürliches Gefühl, Deinen Rath, als denjenigen des Aelteren und Erfahreneren, zu suchen. Du bist Landwirth, Du kannst über seinen Plan urtheilen.“

— „Wohlan, so will ich Willy auch sagen, daß er meines Erachtens niemals einen richtigen Oekonomen geben wird,“ sagte Ludwig ruhig. „Willy ist viel zu sanguinisch zum Landwirthe, und — zu indolent. Du wirst mir selbst zugeben, Bruder, daß Du bei all Deinen glänzenden Gaben uns bisher noch gar keinen Beweis von dem geleistet hast, wozu Deine Talente berechtigten. Dein ganzes bisheriges Daseyn war ein unsteies Genußleben, untermengt mit ruckweisen Anstrengungen und Aspirationen nach etwas Großartigem, Idealem, das Du aber stets bald wieder aus dem Auge verlorst, so daß alle diese guten Vorsätze binnen Kurzem in Velleitäten ausarteten und Du binnen Kurzem in die alte Indolenz zurückversankst. Diese

paar Jahre des Garnisonslebens haben, dünkt mich, in Deinem Charakter noch keine wesentliche Veränderung zuwege gebracht ...."

„Ludwig, ich bitte Dich, sey milder gegen Willy! Du siehst, daß Du ihm wehe thust!" unterbrach die Gräfin tadelnd ihren Aeltesten.

„Lassen Sie ihn, liebe Maman! er ist noch nicht zu Ende und ich muß leider gestehen, daß ich in manchen Stücken solchen Tadel verdiene," sagte Wilibald resignirt. „Jede Arznei schmeckt bitter, aber wenn sie nur hilft. Weiter, Ludwig! ich bitte!"

— „Wirklich?" fragte der Erbgraf verwundert und sah den Bruder fragend an, ob dessen Aufforderung auch ernstlich gemeint sey; aber Willy erwiderte diesen Blick offen und ehrlich. „Ich wollte noch sagen, Willy, daß Du wahrscheinlich Dir eine ganz irrige Vorstellung von dem Leben eines Gutsbesitzers gemacht hast. Du wähnst ohne Zweifel, ein Landwirth brauche nur auf seinem Gute die paar schönen Monate des Jahres zu verbringen, seine Befehle und Weisungen an den Verwalter zu erlassen und ab und an 'mal einen Ritt über die Felder und Wiesen zu machen, um einen flüchtigen Blick über seine Arbeiter zu werfen; im Uebrigen aber könne er sich's in seinem Schlosse behaglich machen, Feten geben, Besuche in der Nachbarschaft machen, einige Pferde halten, der Jagd obliegen und Winters etliche Monate in der Stadt, Sommers einige Wochen in fashionablen Bädern verbringen, und sich jeden Monat von seinem Verwalter oder Rentmeister so und so viel hundert Thaler Sustentation zusenden lassen. Ein solches Schlaraffenleben aber, mein Lieber ...."

„Wäre niemals nach meinem Geschmacke, auch wenn es im Bereich des Möglichen läge, was nach meinem Wissen nicht der Fall ist," entgegnete Willy ruhig. „Ich weiß vielmehr, daß ein tüchtiger Oekonom überall selbst Hand anlegen, sein Fach tüchtig verstehen, spekulativ, sparsam, berechnend seyn muß und keine anderen Liebhabereien haben darf, als die im Einklang mit seinem Berufe stehen. Aber ich begreife auch, daß ein Landwirth der unabhängigste, freieste Mensch auf Erden ist und daß seiner redlichen Arbeit ein sicherer Lohn folgt, — daß er eher weiß, wofür er bei Saat und Ernte müd geworden ist, als wenn ich meine drei oder vier Pferde müdegeritten oder meinen Zug in der Schwadron bis zum Ekel stundenlang gedrillt habe."

— „Ich gratulire Dir zu dieser Erkenntniß, Bruder, aber prüfe Dich wohl, ob diese Entsagung und dieser Eifer für eine geregelte und oft sehr anstrengende Thätigkeit auch vorhält!" sagte Ludwig ungläubig.

„Noth ist eine sehr gute Lehrmeisterin, lieber Bruder, und es kann überdem Beweggründe geben, welche diesen ernsten und beinahe unwiderruflichen Schritt eines Berufswechsels energisch unterstützen," versetzte Willy. „Und zum Beweise, wie ernsthaft und aufrichtig meine Absichten, wie bescheiden und praktisch meine Erwartungen und Ansprüche und Anschauungen sind, magst Du erfahren, daß ich mich sogar mit dem Gedanken trage, irgend ein Gut in Pacht zu nehmen und mir darauf meinen schlichten Unterhalt zu suchen."

— „Illusionen, mein Lieber," sagte Ludwig kalt. „Die schwierigste Stellung in der Landwirthschaft hat der Pächter eines größeren Gutes; es gehört Glück dazu, um vorwärts zu kommen — Glück, Erfahrung und Geriebenheit im Ein- und Verkauf — ein Ding, welches Du niemals lernen willst, Bruder! Und dann, bedenke doch: ein Graf Waal als Pächter einer Domäne oder eines freien Bauerngutes, etwa des Weinhofes des Bannmüllers Abt oder irgend eines feistgewordenen Dorfmagnaten .... lächerlich! exorbitant!"

„Es gäbe ein einfaches Mittel, diese Eventualität zu umgehen, lieber Bruder!" sagte Willy mit einer entschlossenen Miene, welche genugsam verrieth, daß er sich seinen Lebensplan nicht ausreden lassen wollte; — „wenn Du z. B., nachdem ich mich theoretisch und praktisch zu einem tüchtigen Landwirth herangebildet habe, was beiläufig gesagt mein unerschütterlicher Vorsatz ist, mir eines der Bauerngüter, welche zu dem Familienvermögen gehören, in Pacht geben wolltest. Darin läge nichts Entwürdigendes für mich, sondern es wäre unser gemeinsamer Vortheil!"

— „Ich bedaure, lieber Willy, Dir auch diese Illusion benehmen zu müssen," gab Ludwig kühl zur Antwort. „Ich muß bezweifeln, ob ein solches Verhältniß mit den Bestimmungen unseres Familien-Fideikommisses übereinstimmt, in welchen deutlich ausgesprochen ist, daß der Rappenhof, die Lärchenau und Annenhöhe unter den für die Verpachtung der Staatsdomänen gültigen Bedingungen und Kautelen in Zeitpacht gegeben und die Einkünfte daraus zur Bestreitung von Witthum und Sustentationen der Familienglieder verwendet werden sollen. Derartige Kautelen aber gegen einen Sohn des Hauses zu nehmen und denselben in Konkurrenz mit jedem gemeinen filzigen Kerl von Pächter treten zu sehen, geht mir gegen mein Gefühl, und ich erkläre offen, daß ich als Majoratsherr niemals meine Einwilligung dazu geben würde."

„Alsdann ist jedes weitere Wort hierüber zu viel, Bruder!" rief Wilibald und sprang unmuthig vom Sopha auf, während sein blitzendes Auge und eine dunkle Gluth auf seinen Wangen seine Aufregung verriethen. „Ich ahnte nicht, daß das ver— das bestehende Majorat mich auch hierin unter Deine Botmäßigkeit stellen würde. Indeß weit entfernt, mich hiedurch von meinem neuen Lebensplane abbringen zu lassen, werde ich in den mir entgegenstrebenden Schwierigkeiten nur einen Antrieb mehr sehen, mein Ziel zu erreichen. Der Wendepunkt in meinem Leben ist gekommen, und ich werde beweisen, daß ich nicht der läppische, willenlose, ewig schwankende Knabe mehr bin, den Du seither mit einigem Recht in mir sahest, Ludwig. Ich werde den Beweis liefern, daß ich die ernste Absicht habe, ein anderer Mensch, ein freier achtbarer Mann zu werden!"

— „Ich nehme mit Vergnügen Akt von diesem Entschlusse, lieber Bruder," sagte Ludwig; „niemand wird sich inniger freuen, als ich, um Deinet-, um unseres Namens, um unserer theuren Mutter willen, wenn Du Deinen Vorsatz ausführst."

„Und wenn ich dann mir die erforderlichen Kenntnisse er-

worden haben werde, um mein Fortkommen als Landwirth zu finden," fuhr Willibald fort, ohne sich um die leise Ironie in den Worten seines Bruders zu kümmern, — „so finde ich jedenfalls dann auch auf eigenen Füßen mein Unterkommen. In Ungarn, Polen, dem Banat, den Donaufürstenthümern liegen noch ungeheure Strecken fruchtbaren Bodens unerschlossen und harren der regen Hand des Colonen...."

— „Und des erweckenden Kapitals, mein Lieber, was ich nicht zu übersehen bitte!" unterbrach ihn Ludwig. „Sofern Du also nicht ein sehr namhaftes Vermögen mitbringst, wirst Du dort um kein Haar glücklicher seyn als hier, denn mit geringen Mitteln kann dort nur der Bauer beginnen."

„Dann wende ich mich nach Amerika — dort ist noch Raum genug für ein paar rührige Arme!"

— „Unter den Gleichheitsflegeln in dem großen Freiheitsstalle — nach Heine!" sagte Ludwig geringschätzig. „Eine solche Zukunft lohnt allerdings, daß Du die militärische Carriere aufgiebst, Bruder! Das sind vermuthlich Ideen und Pläne, welche Dir von Deinem neuen Freunde Jost Läning suggerirt worden sind, der uns gestern Abend ein so einladendes Pröbchen amerikanischer Artigkeit gegeben hat!"

Willibald bebte unter dem schneidenden Hohn dieser Worte zusammen und schoß einen zornigen Blick auf Ludwig. „Nun ja," rief er dann, — „wenn es einmal soweit gekommen seyn wird, daß ich, um mein Brod durch eigene Kraft zu finden, nach Nordamerika gehen muß, so hoffe ich zuversichtlich, von dem verachteten Amerikaner, den ich trotzdem für einen Gentleman halte, einen vorurtheilsfreieren und freundlicheren Rath zu bekommen, als von meinem Bruder, dem künftigen Majoratsherrn! Und da ein vorsichtiger Mann den schlimmsten Fall als den wahrscheinlichsten in's Auge faßt, so gehe ich jetzt stehenden Fußes zu dem Manne, um mit ihm über jene Eventualität zu sprechen, die für mich so leicht eine Actualität werden kann! Adieu, liebe Maman! adieu, Ludwig!"

Die Gräfin war blaß geworden und hatte die runde weiße Hand auf das Herz gedrückt, als Willy dieselbe nach flüchtigem Kusse losgelassen und aus dem Zimmer gestürzt war. Sie warf Ludwig einen vorwurfsvollen Blick zu, und sagte: „fürwahr, mein Sohn, das war sehr unbrüderlich und ungroßmüthig! Du hast Willy tiefer verletzt, als er vor mir zeigen wollte, aber mein Herz fühlt deutlich, wie ihm zu Muthe seyn muß. Diese Stunde, wo er Dir sein nach Wahrheit ringendes Herz öffnete und Du ihn stolz und kalt zurückwiesest, wird er Dir nie vergessen!"

„Bah, fürchten Sie nichts von dem Knaben Willy, liebe Mutter; ich kenne ihn besser!" erwiderte der Erbgraf kalt. „Sprach er nicht selbst von bitteren Arzneien, welche heilen müßten? Ich reichte ihm eine solche, und wenn ich die Pille nicht vergoldet habe, so war es nur, um ihn vor unbesonnenen Schritten zu bewahren, deren Kosten nur wir tragen müssen. Ich mußte ihm zeigen, daß er sich mit thörichten Ideologieen trägt, daß er noch gar nicht reif genug ist zu einem derartigen Schritt, und daß er ohne Geld, d. h. ohne die pekuniäre Hilfe seiner, leider allzu zärtlichen Mutter nichts thun kann! Nach dem Familienstatut tritt er erst bei seiner Volljährigkeit in den Genuß der ausgesetzten Kompetenz."

— „Du magst die beste Absicht gehabt haben, allein das gewählte Mittel war das unzweckmäßigste!" rief die Gräfin in einer wahren Seelenangst. „Anstatt ihm die Hand zu bieten, die er suchte, stießest Du ihn von Dir und jenem Mann zu, der sein Verderben seyn wird!"

„Nicht doch, Maman; er wird gar bald jenes Wunderthieres satt seyn, wenn er erst den Burschen näher kennen gelernt hat. Noblesse oblige, und ich traue dem flatterhaften Jungen noch so viel aristokratisches Selbstgefühl und Takt zu, daß er bald von der rohen, gemeinen Weise, von dem ganzen roturièren Fümet eines solchen Kerls angewidert seyn wird."

— „Gebe der Himmel, daß Du Recht hast, Ludwig!" sagte die Gräfin mit einem tiefen Seufzer. „Jener Mensch ist aber unbedingt gefährlich, und wir müssen auf jede mögliche Weise verhüten, daß eine Intimität zwischen Willy und ihm zu Stande kommt!"

Graf Ludwig schaute seine Mutter erstaunt und forschend an, denn hinter ihrer unverhohlenen Angst vor dem Fremden schienen sich tiefere Motive zu bergen. „Kennen Sie denn den Kerl, liebe Mutter?" fragte er, sie scharf fixirend.

— „Ich?.... nein,.... mit Wissen nicht! Aber ich habe von ihm gehört, und die Drohungen, welche er gegen Dich ausstieß, der Du ihn wirklich zum Aeußersten gereizt hattest..."

„Sind leere Worte, Maman; solches Volk muß schimpfen und toben, um sich in eine künstliche Bravour hineinzureden," versetzte Ludwig geringschätzig. „Worte sind noch keine Büchsenkugeln, und die Drohung, die ihm entschlüpft, kann eine Handhabe werden, um ihn durch die Bezirksbehörde ausweisen zu lassen, zumal wenn, wie ich hoffe, seine Papiere nicht in Ordnung sind. Ich werde mit dem Oberamtmann reden; die Polizei hat für derlei Verfügungen einen ziemlich weiten Spielraum; und Sie wissen ja, liebe Mama, wie das französische Sprüchwort lautet: wer einen Hund schlagen will, findet Prügel genug."

— „Um's Himmels willen nicht, Ludwig!" rief die Gräfin erschrocken. „Wenn Dir meine Ruhe, mein Friede etwas gelten, so vermeide jeden Schritt, welcher den Mann noch mehr erbittern kann! Ich hätte keine ruhige Minute mehr, wenn ich fürchten müßte, daß jener Mann irgend einen Scheingrund zu weiterm Hasse gegen Dich hätte."

„Sonderbar in der That, Maman, Sie so reden zu hören, — Sie, die Sie sonst so sicher und selbstbewußt sind!" sagte Ludwig mit einem stechenden Blick. „Wer hätte ahnen können, daß dieser erbärmliche Abenteurer Ihnen so imponiren könnte?"

„Imponiren? o nein... aber alles, was ich von ihm höre, was Jakobäa sagte, was ich von seinem Einfluß auf die Bauern gesehen, sagt mir, daß er nicht der Mann ist, der sich abtreiben, müde hetzen läßt.... Was ist es, Jakobäa? was bringst Du?"

— „Der Kaplan bittet um die Ehre, der gnädigen Frau aufwarten zu dürfen — in einer wichtigen Angelegenheit, wie er sagt," berichtete die gereifte Zofe.

„Ich gehe, liebe Maman; ich wünsche dem Schwarzrock nicht zu begegnen, denn ich ahne seinen Auftrag; — guten Tag, Maman! bitte, seyn Sie wieder heiter!" und mit einem flüchtigen Handkuß empfahl sich Ludwig und verschwand durch die entgegengesetzte Thüre.

7.

Der Kapitalhirsch lag im hintern Hofe des ‚Adlers' unter dem Hollunderbaume zwischen den hohen Nesseln und anderer wilden Vegetation jener verlorenen Ecke. In der Tenne auf einem umgestürzten Häckselstuhle saß der Maler und brachte mit sicheren Pinselstrichen rasch eine treue Skizze in Oelfarbe von dem stattlichen erlegten Wild zu Stande; an dem Eckpfosten des Tennenthors aber lehnte Jost Lüning, eine Pfeife im Munde, mit verschränkten Armen, und sah dem Treiben des Malers erstaunt zu.

„Halloh, Sir! ich sag', was fällt Euch ein? Ich glaube gar, Ihr wollt dieß Kind da auch noch dazu malen?" rief er plötzlich und trat einen Schritt näher. „Bei Gore, das soll ich seyn!"

— „Allerdings, Herr," erwiderte der Maler aufblickend mit einem Lächeln. „Sie haben einen schönen ausdrucksvollen Kopf, Herr Lüning, den ich gerne mitnehmen möchte. Und wenn es nicht allzu unbescheiden von mir ist, so viel von Ihnen zu verlangen, so möcht' ich beinahe bitten, daß Sie sich lieber dort im Schatten des Hollunderbaumes an den Zaun lehnen möchten."

„All right, mein Mann! dieß Kind hier kann seinen Tabak auch dort rauchen," lächelte Jost gutmüthig und folgte der Weisung. Es lag heute nichts von der gestrigen Wildheit und dem Ungestüm in des Mannes Zügen, sondern er gab sich still, ruhig und gefaßt, und seine Miene hatte sogar etwas Trauriges und Nachdenkliches. In zwangloser Haltung lehnte er beinahe unbeweglich am Zaune, sah dem Maler zu und kümmerte sich nicht um die gaffenden und lachenden Bauern, die sich allmählig einfanden, um ebenfalls Zuschauer des Schauspiels abzugeben und ihre Bemerkungen auszutauschen. Einige vorlaute junge Bursche wagten sogar Fragen an den Professor zu richten oder alberne dummdreiste Bemerkungen zu machen; aber der Amerikaner warf ihnen ernst verweisende Blicke zu und platzte endlich, als sie darauf nicht genugsam achteten, in den Ausruf aus: „Stille da drüben, ye bloody skunks! haltet eure verwünschten Jungen und laßt mir den Herrn dort in Ruhe, oder dieß Kind hier bricht verdammt etlichen von euch ein paar Rippen! Ihr wißt wohl, ihr Stinkthiere, daß ich euch nicht wehren will noch kann, hier zuzusehen, denn dafür habt ihr eure Seher im Kopf, ye goggle-eyed rascals; aber dann geberdet euch auch wie freigeborene verständige Menschen und nicht wie Niggers, — bei Jove;"

Dieser Tadel ward zwar ironisch belächelt oder finster aufgenommen von Denen, die er betraf, aber die älteren Bauern, bei denen der Amerikaner nach jeder Richtung hin in besonderem Ansehen stand, pflichteten ihm bei und wehrten den jüngeren, und in einer halben Stunde waren alle verlaufen, und der Maler und sein Modell waren allein.

„Ich danke Ihnen, Herr Lüning, ich bin nun fertig; Sie mögen es sich nun wieder bequem machen," sagte der Professor mit einem freundlichen Lächeln. „Ich kann Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie ein vortreffliches Modell sind."

— „Modell? was ist das, Herr?"

„Je nun, daß Sie mauerfest stille gehalten und Ihre Miene nicht wesentlich verändert haben," sagte Professor Wacker. „Ich denke auch, daß mir der Kopf nicht übel gelungen ist. Wollen Sie sich nicht selbst überzeugen?"

Jost trat hinzu, blickte dem Professor über die Achsel auf seinen Carton und rief mit lachendem Gesicht: „Meiner Treu, Herr! Das ist wunderbar! Bei Jove, dieß Kind hier hat all' sein Tage lang so 'was noch nicht gesehen! 's ist wahrlich, als lugte mein alter Kopf aus dem Spiegel heraus mir entgegen! Jeder meiner Bekannten würde mich erkennen — sie selber, wenn sie es wäre," setzte er halblaut hinzu.

„Wen meinen Sie, Herr Lüning? Wem galt diese letztere Bemerkung? fragte der Professor aufblickend.

— „Oh, never mind, sir! all right, man!" versetzte Jost, halb verlegen ausweichend. „Ich habe da mit mir selber geplaudert. Dieß Kind hier hat 'ne dumme Gewohnheit, bisweilen dieß laut zu thun. Mit Verlaub, Sir, ich will mich dahin setzen und Euch zusehen, wenn's Euch nicht ungelegen kommt!"

„Nicht im mindesten, Herr Lüning; mich stören Sie nicht!"

Jost nahm eines der schweren Pferdekummete, die in der Tenne hingen, herunter, legte es auf den Boden, setzte sich darauf und sah von der Seite dem Professor zu. Eine Weile war er ganz still und gedankenvoll; dann aber bemerkte der Maler, daß Lüning in lauteren, kürzeren Zügen rauchte und den Rauch geräuschvoller von sich blies, als ob er mit irgend einem Entschluß kämpfe oder eine Bemerkung machen wolle.

„Nun, wie finden Sie meine Arbeit, Herr Lüning?" fragte er, sich zu ihm zurückwendend.

— „Oh, gut — verdammt gut, Sir! der Kopf von dem Hirsch ist vortrefflich, so gut wie der meinige," versetzte Lüning. „Ihr seyd ein Meister, schätz' ich, denn dieß Kind hier sah all' mein Tage lang noch nichts derartiges. — Hm," fuhr er nach einer Pause fort; „darf ich wohl eine Bitte wagen, Sir?"

„Immer zu, Herr Lüning! wollen Sie vielleicht noch einen Hund auf dem Bilde haben?"

— „Nein, Sir! 'was andres," versetzte Lüning zögernd und mit beinahe kindlicher Schüchternheit. „Dieß Kind hier wollte nur fragen, ob es erlaubt ist, noch einen Blick in das breite Buch zu thun, welches Ihr gestern Abend den Herren gezeigt habt?"

„In mein Skizzenbuch? gewiß," erwiderte Wacker lächelnd. „Nehmen Sie es nur — es liegt hier unter dem Farbenkasten. Sie interessiren sich also wohl sehr für die flüchtigen Zeichnungen in demselben?"

— „Natürlich — habe so 'was all' mein Tage noch nicht gesehen.... Aber wo ist denn die betende Frau mit dem kleinen Hunde, die ich gestern Abend darin gesehen?"

„Die Gräfin bei dem Kirchlein droben vor dem Monu-

ment?" — Lüning nickte etwas verlegen. — „Suchen Sie weiter vorne, unter den Figuren — den Menschengestalten!" sagte der Professor; „hier hinten finden Sie nur Landschaften und Baumschlag. Die kleine Skizze der betenden Dame scheint Sie besonders zu interessiren, nicht wahr? denn schon gestern Abend betrachteten Sie dieselbe lange!"

— „Na, ich will's verdammt nicht leugnen, Sir! dieß Kind hier hat ein besondres Gefallen an dem Bild gefunden," versetzte Lüning ehrlich aufblickend, während eine dunkle Röthe über sein braunes Gesicht lief. „Das Gesicht da erinnert mich an jemand, der schon lange todt ist, und als ich es gestern Abend ansah und mir die Stimme noch im Ohr klang, da war mir bei Jove, als ob Todte wieder lebendig wären oder längst vergessene Dinge wieder gegenwärtig würden ... und ich hatte so meine eigenen Gedanken," schloß er halblaut, denn seine Stimme war weich geworden und mählig zu einem Flüstern herabgesunken.

„Die Gräfin hat einen schönen Kopf und vermag Einen schon hiedurch zu interessiren, auch ohne das seltsame Lebensschicksal, das sie gehabt haben soll," erwiderte der Professor, welchem die Gemüthsbewegung des Mannes nicht entgangen war. „Und die Person, deren Züge Ihnen die Skizze der betenden Gräfin wieder in's Gedächtniß zurückrief, war Ihnen wohl theuer, Herr Lüning, daß Sie das kleine Bild so beschäftigen und ergreifen konnte?"

— „Kann man dieß da, die Beterin vor dem Grabdenkmal, auch in dieser Weise machen, Sir?" fragte Lüning, auf die Oelskizze deutend, ohne die letztere Frage des Malers zu beachten.

„Ah, Sie meinen, ob man die knieende Frau ebenfalls in Oel malen könne?" entgegnete der Professor. „Gewiß kann man das, Herr Lüning, und ich habe die Skizze nur in der Absicht genommen, die knieende Beterin als kleines Oelbild zu malen. Der helle Glanz der sonnenbeschienenen Mauern, die satte rothe Färbung des bunten Sandsteins, aus welchem das Monument ausgemeißelt ist, die hohe, stattliche Gestalt der Betenden in den schwarzen wallenden Gewändern, die sich von den weißgetünchten Mauern des Kirchleins mit lebhaftem Kontrast abheben, der weiche Ton der grünen steilen Berge dahinter mit den einzelnen Baumgruppen, das zierliche weiße Windspiel in dem hohen Grase, die verschiedenen Kreuze und Todtenkästchen auf den Gräbern und dazu die warme Beleuchtung des Sonnenunterganges — dieß alles zusammen wird ein reizendes Bildchen liefern."

— „Bei Jove, das wird es!" sagte Lüning und blickte dem Professor mit einer Miene voll Aufmerksamkeit und sinniger Freude in's Gesicht. „Und darf dieß Kind eine Frage wagen, die vielleicht albern ist? aber ich verstehe ja verdammt nichts von solchen Dingen! — Dieß Kind hier will nämlich wissen: wann Ihr das Ding da fertig bringet und wie viel es kosten wird?"

„Ei, Sie fragen ja meiner Treu, als ob Sie selber das Bild kaufen wollten!" entgegnete der Professor verwundert aufblickend.

— „Das will ich auch, wenn Ihr es mir ablassen wolltet, Sir! so wahr ich lebe, ich frage im Ernste darum, mag's auch lächerlich erscheinen, daß solch ein plumper, wilder Bursch wie ich, das Bild einer schönen, vornehmen Gräfin kaufen will. Aber das Geld von diesem Kind hier ist ja auch kein Blei und verdammt eben so rund wie das von jedem Gent in der Stadt, und da ich mir so 'ne Laune schon erlauben kann, und wenn sie mich auch ein Paar Hundert Dollars kostet, so seh' ich verdammt nicht ein, warum dieß Pferd hier nicht sagen sollte, was es will! Wen außer uns beiden kümmert dieß? und Ihr werdet Euch an dem Bilde nicht schämen, wenn es auch in einer Bauernstube hängt, anstatt in dem Frontparlour einer firen Lady!"

„Im Gegentheil — es wird mir mehr Freude machen, zu wissen, daß es das einzelne aufrichtig geschätzte Bild eines braven schlichten Mannes ist, als wenn es z. B. auf irgend einem Schlosse als Lückenbüßer in einer Bildergalerie hinge, mein bester Herr Lüning," versetzte der Professor freundlich und reichte dem Amerikaner die Hand. „Also immer zu, mein Freund, wenn es Ihr Ernst ist, daß ich Ihnen das Bildchen malen soll, in einer Größe, welche dem Gegenstand angemessen ist, so verfügen Sie über mich, und ich will mein Bestes thun. Auch handelt sich es dabei nicht um einige Hundert, sondern höchstens um 20—25 Dollars sammt der goldenen Rahme, und ich stelle es Ihnen noch ganz anheim, ob Sie es behalten wollen oder nicht, wenn es nicht allen Ihren Anforderungen entspricht!"

— „Topp, es gilt, Sir! dieß Kind hier ist zufrieden, wenn man nur die Züge der Beterin erkennen kann. Und über den Preis wollen wir nicht markten — hier sind 20 Dollars als Draufgeld!"

Der Professor wies es lächelnd ab, und versprach noch im Laufe des Tages eine kleine Farbenskizze davon zu machen, nach deren Besichtigung sich Lüning erst definitiv entschließen solle. Der Amerikaner war damit zufrieden, und stellte gerade die Bedingung, daß einstweilen niemand etwas von diesem Handel erfahren solle, als ein kräftiger, elastischer, leichter Schritt auf den Trittsteinen des Hofes erscholl und der junge Graf Willibald von Waal mit Herganser zu den beiden trat.

„Guten Tag, meine Herren! guten Tag, Herr Lüning!" rief Graf Willibald mit offener Herzlichkeit. „Werden Sie mir erlauben, mein wackerer Hirschtödter, daß ich mir heute bei Tageslicht noch einmal das herrliche Thier betrachte, daß Sie so meisterhaft geschossen?" fuhr er fort und schüttelte Lüning kräftig die Hand.

„Immer zu, Sir! so lange es Euch Spaß macht," versetzte Lüning. „Hättet es übrigens bequemer haben können, wenn der hitzköpfige junge Gent seine Drohung wahr gemacht und den Hirsch heute mit Gewalt abverlangt hätte, denn bei Jove! dieses Geweih da würde sich gar nicht übel ausnehmen, wenn es droben auf dem Schloß in der great old hall hinge und der Squire zu seinen Gästen sagen könnte: das war mein Schuß."

— „Lassen Sie es gut seyn, Master Lüning! der Hirsch

bleibt Ihnen, und mein Bruder wird nicht nur Vernunft annehmen, sondern Ihnen auch Abbitte thun," sagte Graf Willibald. „Wann erst der Zorn verraucht ist, werden die Gerechtigkeit und der Verstand schon wieder die Oberhand gewinnen und mein Bruder sich erinnern, daß es Pflicht eines Mannes von Ehre ist, ungerechte Anschuldigungen und voreilige Kränkungen zurückzunehmen."

„Na, soll mir lieb seyn, wann es auch spät kommt," meinte Lüning; „aber aufrichtig gesagt, Herr, dieß Kind hier glaubt verdammt nicht, daß der junge Squire das thut. Sein Hochmuth ist zu groß, als daß er sich vor einem plumpen Bauer so demüthigte. Thut er es aber, na, dann will ich ihm ebenfalls still und offen abbitten, was ich von ihm gedacht und gesprochen."

— „Verlassen Sie sich darauf, daß er seinem Stolz dieß abgewinnt, wär' es auch nur um einen dringenden Wunsch unserer Mutter zu erfüllen, die sein Betragen höchlich mißbilligt und doch einen nicht unerheblichen Einfluß auf ihn hat, wie Sie schon gestern bemerkt haben werden, Herr Lüning. Graf Ludwig ist nun bereits überzeugt, daß der Hirsch mit Recht Ihnen gehört."

„Ist er das? na, das ist bei Jove auch keine Kunst!" rief Lüning; „Niemand weiß, wie sich dieß Kind hier seit Wochen Mühe gegeben, Standort und Wechsel dieses alten schlauen Burschen zu erkunden, und wie manche liebe Nacht es auf den gezwungenen Wechseln und an den gemachten Salzlecken auf den alten Hirsch angesessen und angestanden! Sechs-, achtmal hört' ich ihn ganz in meiner Nähe orgeln, aber nie kam er mir auf Schußweite nahe, denn ich wette, das schlaue Vieh hatte trotz all meiner Vorsicht Witterung von mir. Dieß Kind hätte nicht eher weich gegeben, als bis es den Kapitalhirsch mit einem guten Blattschuß niedergestreckt hätte. Kann der Squire behaupten, daß er verdammt nur ein Zehntheil hievon gethan habe?"

— „Keine Idee, mein Freund!" rief Willibald lächelnd. „Dafür ist mein Bruder auch kein echter Waidmann und hirschgerechter Jäger wie Sie, Herr Lüning, bei dem ich gar zu gerne in die Lehre gehen möchte, wenn Sie einen Schüler nicht verschmähen, der jedenfalls mehr guten Willen als Talent mitbringt."

Lüning maß den Lieutenant mit einem Blick freundlichen Interesses und sagte dann lächelnd: „Na, das Bißchen Kunst, welches dazu gehört, könnt Ihr leicht lernen, Herr, denn das begreift ein Nigger. Die Hauptsache ist die Uebung und Erfahrung. Uebrigens möcht' ich sagen, Sir, daß Ihr das Zeug zu einem guten Schützen und Waidmann weit eher habt, als der stolze Squire mit seiner Kirchthurmlänge und seinen ungeschlachten Gliedern. Wenn es Euch Spaß macht, Sir, hie und da ein Paar Tage und Nächte draußen zu liegen, sollt Ihr diesem Pferd hier als Gefährte willkommen seyn — werdet aber bald genug haben, denn es gehören derbe Knochen und ein fester Wille dazu."

„Geben Sie mir immerhin eine ehrliche Probezeit, und ich hoffe Sie zufrieden zu stellen," sagte Willibald mit seinem freundlichsten, gewinnendsten Lächeln. „Ich werde vielleicht auch noch einmal den Hirsch und Bär und Büffel in den Prairieen jagen, wie Sie ...."

— „Ihr, junger Gent?" rief Jost ungläubig. „Das werdet Ihr wohl bleiben lassen, denn dieß ist verdammt kein solcher Spaß, wie Ihr wohl denkt! .... Bei Gore! ich habe schon manchen Mann drüben in 'Merika sich in die Finger schneiden sehen, aber verdammt noch Niemand schlimmer, als junge Gents, die drüben mit **solchen** Gedanken einrasen. Und was, wenn man fragen darf, wollt Ihr denn drüben in der neuen Welt suchen, Sir?"

— „Jenun, zwei Dinge, die jenes Land einem redlichen Kerl sicher nicht verweigert — Freiheit und ein Stück ehrlichen selbstverdienten täglichen Brodes; doch davon ein ander Mal, denn ich komme in der Absicht, mir hierüber ausführlich Ihren Rath zu erbitten, versetzte Willibald."

— „Mein Herr," wandte er sich dann an den Maler, welchem kein Wort von diesem Auftritt entgangen war, — „in Ermangelung irgend einer Mittelsperson, die mich Ihnen vorstellen könnte, müssen Sie mir freundlichst gestatten, mich selbst bei Ihnen einzuführen: Lieutenant Graf Waal von den Leibdragonern, welcher die Ehre hat, Sie wenigstens vom Sehen zu kennen, und der Sie aufzusuchen sich erlaubt, um sich eines Auftrages für Sie zu entledigen."

„Sehr schmeichelhaft, Herr Graf," erwiderte der Professor aufstehend und schüttelte die dargebotene kräftige Hand des jungen Mannes. „Auch Ihr Name ist mir nicht fremd als derjenige eines unserer kühnsten Reiter. Mein Name ist Bernhard Wacker, Professor an der Kunstschule, Herr Graf, und Ihr Auftrag gilt mir?"

— „Dem Maler, welchem meine liebe Mutter gestern auf dem Friedhof dort hinten begegnete," sagte der Lieutenant. „Maman hat mich beauftragt, Sie zu einem Besuch auf dem Schlosse freundlichst einzuladen, da sie Sie in einer Kunstangelegenheit um Ihren gütigen Rath bitten will. Es wird uns sehr freuen, wenn Sie auf Schloß Lindhorst einsprechen um heute wenigstens unser Gast bei Tische zu seyn."

„Ich danke Ihnen aufrichtig, Herr Graf, muß aber diese Ehre dankend ablehnen — Sie sehen, ich bin nicht in der entsprechenden Toilette für eine derartige Einladung, und die gnädige Frau, deren Ruf ich gerne zu folgen erbötig bin, muß daher über diese Verletzung der Etikette hinwegsehen."

— „Bitte, lassen Sie diesen Umstand kein Hinderniß seyn, unsere Einladung auszuschlagen!" rief Willibald herzlich. — „Sie sind auf der Reise, Herr Professor, und wir einfache Leute, welche nur den Mann ehren, nicht sein Kleid, und Fantasie genug haben, um sich zu vergegenwärtigen, wie Sie sich in einem schwarzen Schwalbenschwanz ausnehmen würden. Nein, nein, Herr Professor: à la guerre comme à la guerre! Sie treffen nur einen kleinen häuslichen Kreis, wo alle Etikette verbannt ist, wo Sie sich bald behaglich fühlen werden. Bitte, schlagen Sie ein! Wir speisen um 3 Uhr; wie wär's, wenn ich Ihnen um 1 Uhr den Wagen schickte, damit Maman Sie zuvor noch empfangen kann? Sie dürfen mir nicht ausweichen, denn sehen Sie, Herr Herganser nimmt es Ihnen nicht übel,

wenn Sie seine Frau heute vom Kochen dispensiren, da die anderen Gäste erst am Abend vom Walde zurückkehren und dann erst speisen."

Der feine Takt und das herzliche, achtungsvolle Benehmen des Grafen Wilibald veranlaßten den Professor, die Einladung endlich anzunehmen, und nachdem der Graf noch einige freundliche Worte aufrichtiger Anerkennung über die schon ziemlich weit gediehene Skizze des Professors geäußert hatte, bat er diesen, sich nicht stören zu lassen, und fragte Lüning: ob er nun geneigt und im Stande sey, ihm ein halbes Stündchen zu schenken zu einer vertraulichen Unterredung über nordamerikanische Zustände und über die dortigen Chancen für einen Mann, welcher mit einem mäßigen Kapital nach den Vereinigten Staaten auswandere, um dort sein Glück auf einer kleinen Farm zu versuchen.

„Ich bin bereit zu einer solchen Unterhaltung, Sir, obwohl Ihr von mir wenig genug werdet lernen können, denn ich bin ein schlichter Bursche, und nicht in der Rede geübt, — dieß Kind ist ein Mann von wenig Worten, Sir. Wenn Ihr von mir was wissen wollt, so müßt Ihr ganz bestimmte Fragen stellen. Aber viel Reden macht den Mund trocken, und ich denke, wir plaudern besser bei einem Gläschen Wein da drinnen. Also wenn Ihr wollt, Sir, then let's liquor (laßt uns trinken), wie wir drüben sagen! Beim Glase geht das Herz auf! — Nichts für ungut, Sir," wandte er sich zu dem Maler: „ich schätze, Ihr kommt auch auf einen Tropfen zu uns herein!" Und in der nächsten Minute sahen Graf Wilibald und Jost Lüning drinnen im Herrenstübchen in einer Ecke, eine Flasche goldenen Weins vor sich und dampften von Wilibalds Cigarren, welche Jost an excellent weed nannte.

8.

Im Schloßgarten von Lindhorst, dem Park, wie ihn die Schloßbewohner gerne nannten, gab es unter den uralten, schattigen Bäumen manch lauschiges Plätzchen; aber keines war wohl schöner, als die sogenannte Bastei, wo ein großer, grauer Felsenzacken sich beinahe senkrecht aus dem Gehänge des Berges erhob und hoch über die Wipfel der Bäume ragte, welche den steilen Hang bekleideten. Ein schmaler Steg führte von der Hochfläche der Hügelkuppe, worauf das Schloß lag, zu dem abgeplatteten, künstlich geebneten Felsen herüber, dessen Ränder mit einer gemauerten Brustwehr umgeben waren. Drei stattliche Bäume streckten ihre breiten Kronen über diese Mauern hinaus und woben ihre Wipfel in einander; eine Ulme, eine Sommerlinde und ein Tulpenbaum (Liriodendrum), und im Schatten dieser Bäume standen einige Tische und Tischchen von Eisenguß, sowie leichte, bequeme Bänke, Stühle und Lehnsessel von haselruthenem Flechtwerk, und gestatteten den behaglichsten Genuß der herrlichsten Aussicht sowohl nach den bewaldeten Höhenzügen des Gebirges, wie nach dessen rebenumkränzten Vorhügeln und den Wellenlinien der breiten, reichen Ebene, die sich weit westwärts hinbreitete. Städte und Dörfer, Wiesen, Felder, Weinberge, Obstgärten, kleine Feldhölzer, einzelne Gehöfte und Mühlen, silberblinkende kleine Bäche und Flüßchen, von dunklem Gehölz besäumt, verwoben sich hier zu einem wunderschönen, manchfaltigen Bild voll Leben und Schönheit, das jeden Freund des Naturschönen fesseln mußte. Kein Wunder daher, daß die Bastei auch ein Lieblingsplätzchen von Malwine von Hopfen war, seit diese zum Besuche bei ihrer Freundin aus der Pension auf Schloß Lindhorst eingetroffen.

Auch an diesem Vormittag saß Fräulein Malwine hier im kühlen Schatten der Bäume. Hier auf der Felsenecke war die Luft bewegt, das Laub der Bäume flitterte träumerisch im Winde, während drunten auf der Ebene ein heißer, graulicher Gluthhauch lag, von welchem die Luft zitterte. Hinter der Bastei und um dieselbe herum ertönte nur spärlich hie und da der Ruf einer Drossel oder das melancholische Girren und Kollern einer Holztaube, während drunten in der Ebene lautlose Stille lag. Allerdings sah man da und dort emsige Menschen in den Feldern und auf den Wegen und Landstraßen, dort glitt sogar ein vielgliedriger Floß auf den silberfunkelnden Wellen des Flüßchens dahin, aber der Ton des Menschenlebens drang nicht bis in diese Höhe herauf, und selbst Laute vom Schlosse und dessen Nebengebäuden erreichten das Ohr der bildhübschen jungen Dame nicht mehr, welche hier in träumerischem Sinnen da saß.

Es ist eine reizende Erscheinung um dieses 19jährige junge Mädchen, das behaglich in einen der Lehnstühle hingegossen, das feine Köpfchen an den glatten Stamm des Tulpenbaumes gelehnt, die Füße auf einen andern umgelegten Stuhl gestemmt, sich hier gedankenlos träumerisch schaukelt. Die Gestalt, wenig über Mittelgröße, ist schlank und geschmeidig, von schönem Ebenmaß; der dünne Hals sitzt auf einem schönen, leichtgerundeten Nacken. Ein Paar herrlich geformter Arme mit langen, schmalen, aristokratisch feinen Händen, von einer dünnen, schwarzen Spitzenmantille bis zum Ellbogen bedeckt, liegen auf dem Schooße; der zierlichste schmale, kleine Fuß und feinste nervige Knöchel ruhen auf dem umgeworfenen Stuhle und unterhalten in ruckweisen Stößen die schaukelnde Bewegung des Lehnsessels. Und mit der zierlichen ebenmäßigen Gestalt steht das Köpfchen ganz im Einklang. Welch ein reizendes, reines Oval des Gesichtes, welch ein schön geschnittenes Profil mit reichen, frischen Lippen und einem vollen Kinn! welche schelmische Grübchen in Wange und Kinn, welch klarer, frischer Teint! Aber das Schönste sind das üppige, dunkel aschblonde Haar, das in reichen Flechten im Nacken aufgesteckt ist, und die wunderbaren beweglichen, geistvollen Augen, deren Farbe so schwer zu bestimmen ist, weil ihr Ausdruck ewig wechselt, weil in diesem Augenblick die gewinnendste Fröhlichkeit und Schalkhaftigkeit aus ihnen lacht, und sie im nächsten unter ihren langenen seidenen Wimpern hervor so unbeschreiblich träumerisch und gefühlvoll blicken und bis tief in's innerste Herz hinein ergreifen können.

Nur eines stört an dem lieblichen, gewinnenden Gesicht: wenn dieses Antlitz lächelt, wird der geübtere Physiognomiker immer eine gewisse Härte in den scharfen Linien bemerken, die um die Winkel von Mund und Nase laufen, und diesem Zuge, der etwas Kalt-verständiges, Selbstsüchtiges in diese holden

Formen legt, entspricht ein gewisser kreischender Ton, welcher im Timbre dieser hellen Stimme bei gesteigertem Affekt zu Tage tritt. Aber Malwine von Hopsen ist sehr klug und verständig, sehr gebildet und weltgewandt, und hat nicht nur Geist, sondern auch eine gute Dosis von jenem gesunden, trockenen Humor, welcher bei Frauen so selten ist, und sie vergißt sich nicht so leicht, daß sie jene beiden entstellenden oder warnenden Züge in ihrem Gebahren bloß legt. Sie lacht zwar sehr gerne und sehr laut, aber nie kreischend und hält dabei immer geflissentlich ein Tuch vor den Mund und schickt dem fröhlichsten Gelächter eine Entschuldigung nach, daß sie so ausgelassen sey, denn sie legt namentlich in Gegenwart älterer Personen einen gewissen Werth darauf, für gesetzt und verständig zu gelten.

In den sinnenden Ausdruck jedoch, welcher in diesem Augenblick die Züge der Träumerin beherrscht, mengt sich jenes harte, trockene, selbstsüchtige Lächeln. Malwine von Hopsen träumt nicht nur, sondern sie grübelt sogar, und dieses Grübeln hat sichtlich einen tiefern Zweck. Dieß verräth das Zucken ihrer feinen Finger, wenn sie hie und da ihre Daumen hastig um einander dreht — sowie der wechselnde Ausdruck, der flüchtig über ihre hübschen, regelmäßigen Züge hinläuft.

„Sie mißtraut mir, sie beobachtet mich fortwährend," lispelt Malwine kaum hörbar, wie in unwillkürlich laut werdenden Gedanken. „Nun gut, ich werde es ihr vergelten; ich werde nicht ruhen, bis ich hinter ihr Geheimniß gekommen bin und ihre Vorwürfe damit im Schach halten kann, denn ein Theil meiner Zukunft hängt daran ...."

Fräulein v. Hopsen, die gefeierte Schöne der Provinzialstadt, wo ihre alte Tante lebt, hat nicht bemerkt, daß sie schon seit einiger Zeit von jenseit des Steges durch einen Herrn beobachtet wird, welcher anscheinend kein Auge von ihr zu verwenden vermag, und in dessen grauen Augen eine ungemeine Leidenschaft liegt. Der Lauscher hält sich hinter einer jungen Gruppe Fichten halb versteckt, aber seine gierigen Blicke zeigen, daß er alle Fähigkeiten seines Wesens aufbietet, um in der Stille das Inventar all der Reize jener anscheinend selbstvergessenen Gestalt aufzunehmen. Sein Herz pocht laut, seine Pulse schlagen beflügelt an seine Schläfe. Jetzt wendet er das Haupt in der Richtung nach dem Schlosse zurück, als lausche er, ob ihm von dort keine Ueberraschung drohe; dann richtet er sich rasch aus seiner gebückten Stellung auf, schreitet über den Steg und bleibt an dessen Ende auf der Bastei stehen.

„Guten Morgen, Malwine! — darf ich Sie so mit Ihrem süßen Namen nennen, Fräulein?" ruft er der einsamen Träumerin entgegen, die bei dem dumpfen Geräusch seiner Schritte auf den Planken des Steges plötzlich aufgesprungen ist und sich ernst nach dem Nahenden umgesehen hat.

— „Guten Tag, Herr Graf! Sie haben es darauf abgesehen, mich zu erschrecken!" erwiderte Fräulein v. Hopsen mit leicht bebender Stimme. „Sie haben mich vollständig beschlichen!"

„Und wenn ich es that, können Sie mir darob zürnen, Malwine?" versetzte er leidenschaftlich. „Fliehen Sie nicht geflissentlich jede Begegnung mit mir eben so sehr, als ich eine solche suche?"

— „Sie irren, Herr Graf," sagte Malwine kalt und streng. „Ich habe ebenso wenig Grund Sie zu fliehen, als Sie aufzusuchen. Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie je einigen Werth darauf legen könnten, mit mir unter vier Augen zusammenzutreffen, darum trifft mich diese Begegnung, die Sie, scheint es, förmlich erlauert haben, sehr unvorbereitet. Sie haben Cäcilien und mich belauscht, Herr Graf, haben das Weggehen Cäciliens benützt, um ...."

„Ja, um Sie zu bitten, recht innig zu bitten, — oder im verneinenden Falle Sie zu zwingen, mir einen einzigen Augenblick Gehör zu schenken, Malwine," fiel Graf Ludwig Waal ihr ungestüm in's Wort. „Ich beschwöre Sie, hören Sie mich ruhig an, denn die Augenblicke sind kostbar und ich muß sie benützen. Nöthigen Sie mich nicht, daß ich Sie z w i n g e, mir Gehör zu schenken, da Sie mir ja nicht entfliehen können, so lange ich diesen schmalen Steg sperre — ich möchte von Ihnen g e r n e gehört seyn. Oh nicht diesen frostigen finstern Blick, meine theure Malwine! nicht dieses strenge Abweisen, denn ich w e r d e mich nicht abweisen lassen!"

— „Wohlan, ich bin in Ihrer Hand und ergebe mich in das Unabwendbare, Herr Graf," versetzte Fräulein v. Hopsen mit einem leisen Seufzer und resignirter Miene, warf ihm aber einen blitzenden Blick ihrer dunklen beredten Augen zu. „Es ist besser, ich resignire mich, um diese Scene möglichst abzukürzen, Herr Graf, denn was können Sie mir zu sagen haben?"

„Daß Sie in Ihrem verführerischen herrlichen Ich die Tugenden eines Engels mit einer Grausamkeit paaren, die ich raffinirt nennen möchte!" platzte der stolze Mann heraus und drückte beide Hände auf sein wildpochendes Herz, während er sich dicht vor den Stuhl stellte, in welchen Malwine mit leichtem Abandon sich geworfen hatte.

— „Sie schmeicheln mir, Graf Waal," erwiderte Fräulein v. Hopsen mit einem bittern Sarcasmus, ohne aufzublicken. Sie w o l l t e nicht sehen, daß seine Blicke mit einer gewinnenden Sanftmuth und Weichheit auf ihre Züge gerichtet waren, mit einem Ausdruck von Innigkeit, wie sie ihn noch niemals an diesem stolzen Manne beobachtet hatte; sie wollte nicht bemerken, daß in seinem Auge ein Licht strahlte, wie sie es nie zuvor darin gesehen, ein Licht so hell und voll und glühend wie keine Sonne es geben kann, und doch weicher und zarter als Mond- oder Sternenschein.

„Ich schmeichle Ihnen nicht, meine theure Malwine," sprach er; „ich ... ich liebe Sie ... ich bete Sie an ..." Er vermochte vor innerer Erregung nicht mehr zu sagen, aber seine ganze Seele hing voll Spannung in dem Blick, den er auf sie heftete. Allein was er in ihrem Antlitz las, das war nicht, was er erwartet, gehofft hatte. Von Malwinen's Wangen war alle Farbe gewichen und ihre beiden Augenlider wie zwei weiße Rosenblätter über die klaren Augensternen herabgesunken, welche in jähem Schreck den Boden gesucht hatten, während ihre Rechte, die noch so eben auf dem Knie gelegen und mit der Scheere gespielt hatte, langsam und schlaff an ihrer

Seite hinabsank. „Sie antworten mir nicht, liebe Malwine; habe ich Sie allzu sehr überrascht?“ fuhr er nach einer Minute bangen Wartens fort; „mein Geständniß kam Ihnen wohl allzu unerwartet? Darf ich Ihr Schweigen zu meinen Gunsten deuten und Sie mit einem Kusse als meine Verlobte begrüßen? . . .“ Er war ihr näher getreten, hatte seinen Arm um ihre schlanke Taille zu legen, sein Gesicht zu ihr herabzubeugen gewagt, als sie plötzlich aufsprang und mit abweisender Geberde die Hand gegen ihn ausstreckte. Sie war anzusehen wie ein zierliches scheues Reh, das zwar zahm genug ist, um sich herbeilocken zu lassen und der Hand zu folgen, die ihm Futter reicht, aber entsetzt zurückprallt, sobald diese Hand es streicheln will.

„Nein, nein, Graf Ludwig! um Alles in der Welt, glauben Sie das nicht!“ rief Fräulein v. Hopfen erschrocken und ohne ihre Worte abzuwägen. „Ich liebe Sie nicht; ich kann Sie nicht heirathen; — ich darf und will nicht. Sie sind für mich zu stolz und hochmüthig.“

„Ich war es niemals gegen Sie, Malwine,“ entgegnete er bittend. „Ich bin Ihnen von Herzen gut; Sie sollen immer meine Herrin, ich will lebenslang Ihr Sklave seyn. Wenn ich Sie jemals unbewußt durch meinen Stolz gekränkt haben sollte, so vergeben Sie mir, ich bitte. Ich bin in dem Gedanken aufgewachsen, daß ich ein Recht habe, stolz zu seyn. Sie können nicht begreifen, wie es kommen kann, daß ein Mann wie ich . . .“

— „So reich und vornehm von Geburt, so geschmeichelt, gefeiert und viel umworben, stolz wird, meinen Sie, Herr Graf?“ fiel sie ihm in die Rede und schaute ruhig und fest in sein Auge. — „Oh doch, ich begreife das vollkommen, Herr Graf. Ich begreife auch meine eigene Stellung sehr wohl und weiß andrerseits, daß ich, ein abhängiges armes Mädchen, tief unter dem Niveau derjenigen stehe, unter welchen Sie sich Ihre Braut zu wählen berechtigt sind; es war daher sehr klug und gerecht von Ihnen, mich in einer gemessenen respektvollen Entfernung zu halten!“

„Malwine, nicht also! nicht diese bittere Ironie!“ rief Graf Ludwig eifrig. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie unter keiner andern Dame stehen, die ich je gesehen habe. Allein ich hatte meine Gründe, anfangs etwas fremd und kühl gegen Sie zu erscheinen. Ich wollte nicht ahnen lassen . . . oder vielmehr, ich wähnte anfangs, es sey zu Ihrem Glücke dienlicher . . .“

— „Ihre erste Regung war eine ganz richtige und Sie hätten ihr getreu bleiben sollen, Herr Graf,“ unterbrach ihn Fräulein v. Hopfen bitter. „Als Sie sich selbst sagten: ich will das junge Mädchen da nicht mit dem Gedanken vertraut machen, als ob es jemals die Herrin von Lindhorst werden könne, da handelten Sie ganz weise. Sie hatten ganz Recht, sich von mir fern zu halten, mir mit geflissentlicher Steifheit und Förmlichkeit zu begegnen, mich fühlen zu lassen, daß, wenn ich auch von Ihrer hohen Stellung und Ihren äußeren Glücksumständen mich blenden lasse und Ihr hübsches Gesicht bewundere, ich doch . . .“

„Malwine, theuerste Malwine, ich bitte Sie, Sie sind ungerecht! . . .“

— „Keineswegs, Graf! Jetzt bin ich Malwine, damals aber war ich Fräulein v. Hopfen für Sie, — ein armes Ding mit sehr dürftiger Garderobe, die Tochter eines armen Beamten, das Pflegekind einer alten Stiftsdame!“ rief Malwine lebhaft und stampfte vor innerer Erregung mit dem Fuß auf den Boden. „Sie gelobten sich selbst, sage ich, mir so zu begegnen, daß ich unsere beiderseitige relative Stellung ja niemals vergessen noch mir je beikommen lassen solle, etwaige Aufmerksamkeiten, die sie mir zu schenken geruhen möchten, falsch auszulegen. Sie trugen mir gegenüber das Haupt so hoch und begegneten mir so herablassend, wann es Ihnen überhaupt beliebte, leutselig zu seyn, als ob Sie mir gegenüber entschlossen seyen, die ersten schüchternen Anfänge einer etwaigen Meinung von meiner Seite schon im Keime zu ersticken. Und ihre Handlungsweise war so korrekt und erfolgreich, Graf Ludwig, daß sie Ihnen vollständig gelungen ist!“ setzte sie in einer unverhohlenen Erregung hinzu, sich stolz in ihrer ganzen Höhe aufrichtend und ihn mit festen kalten Blicken messend, während ihre kleine Hand ihn mit einer unbeschreiblich beredten stolzen und doch graziösen Bewegung abwies und ihr Busen in zorniger Aufregung heftig wogte, ihre geringschätzig aufgeworfenen Lippen ihren Worten gleichsam noch mehr Bitterkeit liehen.

Der junge Erbgraf fühlte in vollem Umfange den schneidenden Hohn, der in Malwinens Gebahren lag; aber wie tief ihm derselbe auf die Seele schnitt, so gestand er sich doch unwillkürlich, daß er Fräulein v. Hopfen niemals auch nur halb so schön, halb so voll Adel, halb so würdig seiner Hand gesehen habe.

„Malwine, nun sind Sie stolz und hochmüthig,“ entgegnete Graf Waal mit erzwungener Ruhe. „Ich hätte es niemals für möglich gehalten, mir solche Dinge von weiblichen Lippen sagen zu lassen oder sie aus dem Munde einer Dame anhören zu können, um deren Hand und Herz ich geworben. Jetzt ist die Reihe an Sie gekommen, die Rolle eines Tyrannen zu spielen; allein Sie gehen zu weit, Malwine, und obschon Ihr Stolz Sie kleidet wie eine Königin . . .“

„Genug, Herr Graf; ich danke Ihnen für diese Komplimente, aber lassen Sie es damit gut seyn!“ fiel ihm Fräulein von Hopfen kalt in die Rede. „Es bedarf keiner Entschuldigungen oder Rechtfertigungen, keiner Motivirungen mehr; auch brauchen Sie mir nicht die einzige weitere Chance anzubieten, welche Ihre Großmuth Ihnen eingibt. Wie unerwartet und unerhört, wie kühn und unbesonnen eine derartige Erklärung auch in meinem Munde erscheinen mag, so muß ich dennoch darauf bestehen, daß ich jede Werbung des Grafen Ludwig Waal ablehnen werde.“

„Halten Sie ein, liebe Malwine!“ rief der Majoratserbe leidenschaftlich und wechselte die Farbe. „Wenn Sie sich hiedurch an mir rächen wollen, dann, ich beschwöre Sie, treiben Sie die Strafe nicht weiter, als ich ertragen kann. Es liegt in Ihren Zügen etwas, ein Ausdruck, welcher so wenig mit Ihren Worten übereinstimmt, daß ich die Hoffnung noch nicht

aufgeben kann. Malwine, süßes, holdes Kind, ist es denn nicht möglich, daß Sie mir Hoffnung machen können? darf ich mich nicht der Hoffnung getrösten, daß Sie in irgend einer künftigen Zeit — nicht jetzt, sondern erst nachdem Sie gesehen haben werden, wie demüthig nnd hingebend ich seyn kann — Ihr Herz gewöhnen mögen, ein klein Wenig Neigung für mich zu fühlen?"

— „Nein, nimmermehr!" erwiderte Fräulein v. Hopfen mit einer Bestimmtheit, welche keine weitere Berufung mehr zuließ.

„Oh, Sie sind hart, liebe Malwine! Sehen Sie," fuhr er mit tiefer gedämpfter Stimme fort, „man sagt ja, die eigentliche wahre Liebe komme erst nach der Hochzeit. Lassen Sie uns annehmen, ich begnüge mich, Sie auf diese Hoffnung hin zu heirathen, wie ich es denn auch in allem Ernste thue; können Sie nicht auf diese Bedingungen eingehen? Blicken Sie nm sich, in diese Landschaft hinab, auf jenes Schloß, jene Berge zurück; ist dieses Lindhorst nicht ein wahrer Feensitz? ist dieses Gnt nicht eines der reichsten und einträglichsten im ganzen Lande? können Sie sich eine ruhigere, sorgenfreiere, geachtetere Stellung denken als diejenige, welche Ihnen die Heirath mit mir gewähren kann? Sehen Sie, Malwine, dieß alles gehört Ihnen! Sie brauchen nur darnach zu greifen; — haben Sie denn keinen Ehrgeiz?"

Malwine schwieg zwar beharrlich, aber ihre Wangen waren wieder blaß geworden, ihre Glieder bebten, eine tiefe Aufregung hatte sich ihrer bemächtigt.

„Was nur immer einen Menschen erfreuen und befriedigen kann, liegt in ihrem Bereich, wenn Sie meiner Bewerbnng Gehör schenken, theuerste Malwine," fuhr der junge Graf mit eindringlichem Tone fort, da er Malwinens Bewegung bemerkte. „Die höchsten und angesehensten Kreise werden Ihnen offen stehen nnd bereitwillig Ihre Ueberlegenheit anerkennen. Sie werden die Königin der Hoffeste, die gefeiertste Schönheit der Bäder seyn. Sie können reisen, die großen Hanptstädte, die fashionabelsten Bäder besuchen, können mit Stolz auf manche herunterblicken, welche Ihnen vielleicht seither mit Geringschätzung begegneten. Alles was nur in meinen Kräften steht, werde ich aufbieten, um Ihnen jeden Wunsch an den Augen abzulesen, und anstatt von den Launen Ihrer Tante abhängig zu seyn, werden Sie selbst in Zukunft der Mittelpunkt eines glänzenden Kreises seyn. Und was begehre ich denn Unmögliches von Ihnen, theuerste Malwine? Nur die Erlaubniß Sie lieben und anbeten zu dürfen — nur ein klein Wenig Wohlwollen! Ich werde selbst den geringsten Beweis davon tausendfältig vergelten!"

— „Lassen Sie nns dieses Thema aufgeben, Herr Graf," versetzte Fräulein v. Hopfen langsam aber mit großer Bestimmtheit. „Ich habe Ihnen bereits meinen Bescheid ertheilt, der unwiderruflich feststeht. Ich leugne nicht, daß Ihre letzten Beweisgründe einigen Eindruck auf mich gemacht haben, aber aus ganz anderen Ursachen als Sie glauben. Ich kann weder um Geld noch um gute Worte die Ihrige werden. Sie sind ein Cavalier, ein Mann von Ehre; ich appellire an alle Attribute eines solchen in Ihnen, Herr Graf, daß Sie nicht weiter in mich drängen. Ich anerkenne vollkommen und dankbar die hohe Ehre, welche für mich in dieser Ihrer Werbung liegt, allein ich bedauere, Ihren Antrag entschieden ablehnen zu müssen."

Der junge Graf biß sich auf die Lippen nnd verbeugte sich stumm vor dem schönen Mädchen. Der Ausdruck von Weichheit, Innigkeit nnd eindringlicher Bitte, welcher seit dem Beginn dieser Unterredung seine Züge mild und gewinnend gemacht hatte, wich einem kalten Stolze, der noch frostiger nnd starrer war als vordem; denn sein Hochmuth war jetzt um so größer, seit er sich vergeblich so sehr gedemüthigt und herabgelassen hatte, um die Hand eines armen unbekannten Fräuleins in solch bittender Weise anzuhalten.

„Seyn Sie überzeugt, Fräulein v. Hopfen, daß ich Sie nicht ferner mit meinem Anliegen behelligen werde," versetzte Graf Ludwig nach einer langen Pause. „Allein vergönnen Sie mir noch eine einzige Bitte, deren Erfüllnng Ihnen nicht schwer fallen wird, und deren Berechtignng Sie gewiß anerkennen werden. Lassen Sie dasjenige, was so eben zwischen uns verhandelt worden ist, Sie nicht von Schloß Lindhorst vertreiben oder Ihren hiesigen Aufenthalt abkürzen. Ich nehme es als ausgemacht an, daß Sie mindestens bis zu meinem Geburtstage hier bleiben und den Antritt meiner Volljährigkeit und . . . und meines Majorats mitfeiern helfen!" setzte er mit einer gewissen Verlegenheit hinzu, denn er hatte sich immer mit dem Gedanken getragen, an jenem Tage zugleich auch seine Verlobung mit dem Mädchen zu feiern, das er so wild und stürmisch liebte.

— „Ich verspreche Ihnen, Herr Graf, mich nicht von Lindhorst vertreiben zu lassen," erwiderte Fräulein v. Hopfen sanft. „Niemand soll überhaupt von mir jemals erfahren, daß ich die Hand des Erben dieses Gutes ausgeschlagen habe. Auf Ihren Wunsch werde ich hier bleiben, und Ihr Benehmen gegen mich bedarf ja keiner Veränderung, um Andern nicht ahnen zu lassen, daß Sie je mein Verehrer gewesen sind."

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein," sagte Ludwig mit einer förmlichen Verbeugung; er hatte sich wieder so dicht in den Panzer seines Stolzes gefühlt, daß der spitze Pfeil, welcher in der letzten Anspielung lag, wirkungslos daran abprallte. „Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihnen diese unangenehme Viertelstunde bereitet habe, und sollten Sie zu irgend welcher Zeit mich in der Lage sehen, Ihnen irgend einen Dienst zu erweisen, bitte so verfügen Sie unbedingt über mich bis zur äußersten Möglichkeit. Guten Tag, Fräulein v. Hopfen!" Er verbeugte sich und kehrte über den Steg, welcher unter seinen gemessenen harten Schritten dröhnte, nach dem Schlosse zurück; aber sein Gesicht war blaß und verstört trotz aller stolzen Ruhe, und er biß sich auf die Lippen, daß diese beinahe bluteten; das Herz bebte ihm in der Brust vor mühsam verhaltener Bewegung.

Graf Ludwig's Auge haftete am Boden und so hatte er nicht bemerkt, daß hinter demselben Gebüsch von jungen Föhren an der Landfeste des Steges eine hochgewachsene stattliche

Gestalt in schwarzen Trauergewändern kauerte, die einen großen Theil seiner Unterredung mit Malwine von Hopsen gehört oder wenigstens gesehen hatte. Es war seine Mutter, welche die jungen Mädchen aufzusuchen gekommen war und jetzt mit inniger Sympathie auf die verstörten blassen Züge ihres Sohnes blickte, der ahnungslos, daß er von ihr belauscht worden sey, jetzt an ihr vorüberschritt. Gräfin Waal kannte den stolzen Sinn ihres Sohnes allzu gut, um nicht zu begreifen, wie unheilbar tief daher dieser verschmähte Heirathsantrag Ludwig's Herz verwundet haben mußte, und doch war sie froh, daß es so gekommen, denn sie hegte ehrgeizigere Pläne für ihrer Söhne Zukunft und ein gewisses Vorurtheil gegen die Freundin ihrer Tochter, obschon sie sich, da dasselbe sich mehr auf instinktmäßige Ahnungen als auf Thatsachen stützte, geflissentlich hütete, dasselbe an die Erscheinung treten zu lassen. Sie blickte Ludwig nur einen Moment nach und wandte dann ihr Auge nach Malwinen hinüber, um diese zu beobachten, deren Betragen ihr zwar willkommen, aber doch einigermaßen räthselhaft war und sogar ihren mütterlichen Stolz etwas verletzte, Nach der Ansicht der Gräfin mußten bei Malwinen viel tiefere Beweggründe für diesen Korb vorwalten, als das bloße Rachegelüste für vermeintliche unbedeutende Kränkungen, welche Graf Ludwig ihr zugefügt hatte. Und doch behauptete Cecy, welche Malwinens ganzes Vertrauen zu haben vorgab, daß letztere keinen offen angenommenen Verehrer habe, noch durch irgend welche frühere Neigung gebunden sey, welche allein die Ablehnung eines solch vortheilhaften Heirathsantrags anscheinend gerechtfertigt haben würde.

Eine Minute war Frln. v. Hopsen aufrecht und starr dagestanden und hatte Ludwig nachgeblickt mit einem geringschätzigen Lächeln um ihre Lippen, denen unwillkürlich die leise geflüsterten Worte entschlüpften: „Und dieser eisige Mensch behauptet zu lieben? So viel ist wenigstens gewiß, daß ich ihm das Herz nicht gebrochen habe, denn der verschmähte Liebhaber hat sich rasch in den stolzen Majoratserben verwandelt! Und doch — wer weiß, was geschehen wäre, hätte er nur wenige Wochen früher . . .“ Sie fuhr sich rasch mit der Hand über die Stirne, als wollte sie diesen Gedanken verjagen, und erleichterte ihr Gemüth durch einen Seufzer. Dann aber blickte sie ihm noch einmal lange nach, bis er im grünen Schatten der Gebüsche verschwunden war. Da streifte ihr Auge den Saum eines schwarzen Gewandes hinter dem Föhrengebüsch jenseit des Steges und sie erschrak, blickte schärfer hin, sah aber nichts und setzte sich wieder in ihren Lehnstuhl, um sinnend in den heißen Mittag hinauszublicken, welcher über der Landschaft hing, und unwillkürlich füllten sich ihre Augen mit Thränen und ehe sie sich's versah, schluchzte sie laut und schmerzlich.

Dieser Anblick rührte die Gräfin, so wenig sie sich auch sonst zu Malwinen hingezogen fühlte. Sie hörte in ihrem Versteck das Schluchzen nicht, aber sie sah an dem krampfhaften Beben des weißen Nackens, was in der Seele des jungen Mädchens vorging. — „Sie bereut es, die glänzende Parthie ausgeschlagen zu haben, — natürlich!“ murmelte die Gräfin. „Armes Kind! es ist gut, daß Ludwig sie in diesem Augenblick nicht sieht. Träfen die beiden jetzt zusammen, so möchte ich für nichts stehen! Ich muß es daher verhüten!“ Damit richtete sie sich aus ihrer gebückten Stellung auf, trat hinter dem Busche hervor und schritt über den hölzernen Steg, dessen Knarren Malwinens Aufmerksamkeit erregte, so daß sie sich erschrocken umsah. Die Blicke der beiden Frauen begegneten sich und die Gräfin bebte leicht unter dem stummen Vorwurf des Horchens, der sie aus Malwinens Auge traf; aber sie konnte sich auch zugleich nicht verhehlen, daß sie — eigentlich zum ersten Mal — wahrnahm, wie gewinnend hübsch, wie überraschend anziehend Fräulein v. Hopsen war. Welche belebten ausdrucksvollen Züge, welche beredten Augen! Gräfin Waal wähnte noch nie solch wundervolle Augen gesehen zu haben, als diejenigen, welche ihr jetzt entgegenblitzten, erst in plötzlichem Erkennen, dann in Schrecken, jetzt in unverhehlter Entrüstung! — Die Thränen waren daraus verschwunden und über die noch so eben weichen schmerzerfüllten Züge lagerte sich ein Ausdruck von bitterem Vorwurf.

„Guten Tag, gnädige Frau! Sie waren also Zeugin des Auftritts von vorhin?“ hub Fräulein v. Hopsen mit bebender gedämpfter Stimme an. „Das war in der That sehr großmüthig und edel von Ihnen, Frau Gräfin, zumal einem Gast gegenüber!“

— „Stille, liebe Malwine! seyn Sie nicht vorschnell in Aeußerungen, welche Ihnen hinterher vielleicht leid thun würden,“ erwiderte Gräfin Waal ruhig. „Ich werde Ihnen sogleich erklären, wie ich dazu gekommen bin!“

„Bitte, bemühen Sie sich nicht, gnädige Frau — ich kann alles errathen. Sie sahen von Ihren Fenstern aus, daß Graf Ludwig mich hier aufsuchte, und wollten mit eigenen Ohren hören, mit welchem Elan von Dankbarkeit und Entzücken das arme Fräulein den Heirathsantrag eines solch geachteten Mannes annehmen werde. Sie h a b e n hoffentlich gehört, Comtesse, wie ich den Antrag aufnahm?“

— „Ja, Malwine, ich habe es gesehen und gehört, und Sie sollen um Ihrer bitteren Worte willen die Anerkennung nicht verscherzen, welche Ihre uneigennützige selbstverleugnende Entsagung auf ein Loos verdient, welches Hunderte von Anderen mit Freuden ergriffen hätten,“ erwiderte die Gräfin mit mildem Ernste. „Ich danke sogar dem Zufall, der mich zur Zeugin jenes Auftritts gemacht hat; denn ein reiner Zufall war es. Ich wollte Cäcilien aufsuchen, von der man mir gesagt, daß sie hier seyn solle. Ich näherte mich arglos der Bastei, bis ich, um jene Baumgruppe biegend, zum Steg gelangte und nun eure Stimmen hörte und Dinge vernahm, die mich so sehr interessirten, daß mein Fuß unwillkürlich am Boden wurzelte und ich alles, alles sah und hörte . . . Vergebung, Malwine! aber denken Sie sich in die Lage einer Mutter und Sie werden mein Bleiben nicht verdammen. Was ich hörte, war so außerordentlich, so unerwartet. Es thut mir leid für meinen Sohn, wie für Sie, Malwine, denn ihr werdet beide lebenslang mit Schmerzen dieser Stunde gedenken! Aber ich kann Ihnen meine bewundernde Anerkennung nicht versagen,

mein liebes Kind, denn Sie haben einen schweren Kampf gekämpft und männlich bestanden."

„Sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir dieses Lob zollen und — vielleicht ein Vorurtheil vergessen, welches Sie gegen die arme Schutfreundin Ihrer Tochter hegten, gnädige Gräfin, als ob dieselbe ein ränkesüchtiges, berechnendes Wesen sey," sprach Malwine ruhig. „Ich begreife, daß Sie mit der Wendung zufrieden sind, welche diese Angelegenheit genommen, denn wenn ich anders gehandelt hätte, würden Sie mich dann als Schwiegertochter willkommen geheißen haben? Bitte, Comtesse, sagen Sie mir das offen?"

„Wenn ich diese Frage kurzweg bejahte, würden Sie mir doch nicht glauben, Malwine; wozu also eine derartige Frage?" sagte die Gräfin gemessen. „Ueberdieß ist die Sache für immer beigelegt, denn so wie ich Ludwig kenne, wird er nach einem derartigen abschläglichen Bescheid seine Werbung nicht mehr wiederholen."

— „Was Ihnen zur großen Beruhigung gereicht, natürlich, gnädige Frau," entgegnete Malwine mit einem sardonischen Lächeln. „Indessen, sind Sie dessen so gewiß? Haben Sie Ihre eigene Jugend vergessen, Frau Gräfin?"

„Was wissen Sie von meiner Jugend, Kind?" fragte die Gräfin mit aufflammender Röthe.

— „Vergebung, meine Gnädige, werden Sie nicht ungehalten!" entgegnete Malwine kalt; „es sollte kein Epigramm seyn, sondern nur geltend machen, daß so lange ein Frauenzimmer jung ist, es Macht und Einfluß genug besitzt. Sie freuen sich über meinen Entschluß und bemitleiden mich, daß ich den Grafen Ludwig verloren habe. Aber ich gehe zur Stelle jede Wette ein, daß ich bis morgen um diese Stunde seine Verlobte seyn kann, wenn ich nur will! Was meinen Sie, Frau Gräfin, wollen Sie mir die Erlaubniß geben, daß ich mein Versehen von vorhin wieder gut mache?" fügte sie hinzu und fixirte die Gräfin ironisch.

Diese erschrak unwillkürlich vor dem unerwarteten Einblick in die Seele dieses jungen Mädchens, das erst vor wenigen Monaten die Pension verlassen, in welchem sie seither nur ein kopfloses, muthwilliges, eitles Geschöpfchen gesehen hatte, und das nun mit all der berechnenden Zuversicht einer erfahrenen Kokette und Männerfängerin sprach. Die Gräfin vermochte einen leisen Schauder nicht zu unterdrücken bei dem Gedanken, wie nahe dieses kaltblütige, ränkevolle Wesen daran gewesen war, ihre Schwiegertochter zu werden, und all die ernsten Bedenken, welche sie seither gegen eine derartige Verbindung gehegt haben mochte, nahmen nun doppelte Proportionen an, denn Gräfin Waal ersah aus Malwinens zuversichtlichem Selbstvertrauen, daß Ludwigs Leidenschaft tiefer und ernster war, als sie vermuthete.

„Scherzen wir nicht über solch ernste Dinge, liebe Malwine," erwiderte die Gräfin einlenkend und entschlossen, jeden Versuch einer Wiederaussöhnung zwischen Ludwig und Fräulein v. Hopfen zu verhüten. „Ich bin mit Ihrer Entscheidung von vorhin zufrieden und wünsche gar nicht, daß Sie sich die Neigung des Grafen Ludwig wieder erwerben. Sie sind ein allzu vernünftiges Mädchen ..."

— „Um nicht zu begreifen, daß ich der Gräfin nicht gut genug bin zur Schwiegertochter, gnädige Frau," unterbrach Malwine sie bitter. „Sie mißgönnen mir ein so großes Glück, wie es eine Verbindung mit dem erlauchten gräflichen Hause Waal wäre. Ich bin Ihnen weder reich noch vornehm genug hiezu, obschon ich — nach Allem was ich höre — es in diesem Stücke vielleicht mit Ihnen aufnehmen kann!"

„Was soll dieß heißen, Fräulein v. Hopfen?" fragte die Gräfin aufwallend.

— „Ich will damit sagen, gnädige Frau, daß die Rede geht, Sie seyen vor Ihrer Verheirathung mit dem Grafen nicht einmal gewesen, was ich bin," versetzte Malwine trocken.

„Was ich war, Fräulein v. Hopfen," rief die Gräfin mit bebenden Lippen, — „das kümmert Sie nicht. Sie haben sich nur zu erinnern, was ich jetzt bin."

„Das thue ich auch, gnädige Frau! ich sehe Sie von jedermann geachtet und geschätzt und ohne Zweifel mit vollem Recht; ich erkenne in Ihrer Stellung eine bewundernswerthe, ja vielleicht beneidenswerthe, was Sie ganz natürlich finden werden," sagte Malwine ruhig und gelassen. „Allein eben darum sollten Sie es auch nur natürlich finden, daß wenn Ihr Herr Sohn mir anbietet, mich zu einem ebenso hohen und vortheilhaften Rang zu erheben, ich mich gar nicht sträuben werde, aus einem solchen Vorschlag Nutzen zu ziehen. Ich habe seinen Antrag zwar abgelehnt; allein wenn er heute wieder zu mir zurückkehrte, warum sollte ich mir nicht Mühe geben, alles dasjenige wieder zu erlangen, was ich vorhin so leichtsinnig mir entschlüpfen ließ: Ehre, Rang, Reichthum, Einfluß? ..."

— „Fräulein v. Hopfen, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich nicht von derartigen Illusionen blenden!" erwiderte die Gräfin, mit beiden Händen nach dem weißen Handgelenke des Mädchens fassend und sah ihm mit ernstem beschwörenden Blicke in's Auge. „Glauben Sie mir, es ist nicht alles Gold was glänzt. Selbst wenn Ihnen Ihr Plan gelänge, würden Sie wohl nicht alles erlangen, was sie sich träumen lassen. Ich beschwöre Sie," fuhr sie mit eindringlicher aber bebender Stimme fort, „versuchen Sie um Ihrer selbst willen nicht das wieder ungeschehen zu machen, was Sie vor einer halben Stunde gethan haben, liebe Malwine. Ich habe Gründe für meine Bitte, welche weit ernster sind, als Sie ahnen mögen. Ja, wenn Ihnen überhaupt an einer glücklichen friedlichen Zukunft gelegen ist, so hüten Sie sich, je in irgend welche Beziehung zu dieser Familie zu treten!"

„Gräfin Waal, was soll denn dieß heißen?" rief Malwine unwillkürlich erschreckend und starrte mit wirklicher Angst der Gräfin in's Gesicht.

„Nehmen Sie meine Aeußerung ganz wörtlich, mein liebes Kind, denn es liegt kein Rückhalts-Gedanke in demselben. Suchen Sie ja nicht Ludwigs Hand zu gewinnen. Sollten Sie nach Geld streben — obschon Sie geäußert haben, daß Sie niemals nach Geld heirathen werden — so will ich Ihnen so viel geben, als in meinen Kräften steht. Ich hatte es für einen

andern Zweck bestimmt; aber daran liegt nichts. Nur thun Sie mir Eines zu Gefallen, liebes Kind: suchen Sie meinen Sohn Ludwig nicht wieder zu gewinnen, und wenn Sie uns einst verlassen, werde ich Sie von ganzem Herzen segnen für Ihre Nachsicht und für Ihr — Stillschweigen, beste Malwine!" schloß sie mit unverkennbarer tiefer Bewegung.

„Wohlan, Gnädige Frau," versetzte Fräulein v. Hopsen nach einer Weile gedankenvoll, „ich gelobe Ihnen, gegen niemand von dieser unserer Unterredung zu sprechen oder mit Graf Ludwig jemals wieder von Liebe zu reden; ja ich will — obschon Sie mich, die ich mir nicht bewußt bin, mich Ihnen jemals habsüchtig gezeigt zu haben, durch das Anerbieten einer Bestechung empfindlich beleidigten — selbst dieß vergessen und vergeben!"

„Ich danke Ihnen, liebes Kind! ich danke Ihnen aufrichtig," sagte die Gräfin und schloß Malwinen gerührt in ihre Arme. „Wenn ich in Hast und Aufregung mich etwa habe hinreißen lassen zu Aeußerungen, welche Ihnen wehe thaten, so bereue ich es und thue Ihnen Abbitte. Sie haben ohne Zweifel auch schon Kummer und Sorgen gehabt!"

„Gewiß, gnädige Frau, und gerade in diesem Augenblick bin ich aufgeregter und beunruhigter als Sie ahnen mögen, und möchte mit meinen Gedanken allein seyn, wenn Sie mir sonst nichts mehr zu sagen haben!" erwiderte Malwine, deren Thränen von Neuem flossen.

„Ich bin zu Ende, liebes Kind! wir haben uns verständigt und ich bin Ihnen so aufrichtig zu Dank verbunden und zugethan, daß Sie an mir stets die wärmste mütterliche Freundin haben werden! Ich lasse Sie allein, liebe Malwine! weinen Sie sich aus, mein gutes Kind! Das wird Ihnen das Herz erleichtern!" Sie drückte einen Kuß auf des Mädchens glatte Stirne und verließ die Bastei, ihre Augen trocknend.

Bei Fräulein v. Hopsen hielt dieser Schmerz nicht lange an. Eine gewisse Bitterkeit, ein Grübeln über die Warnung, welche die Gräfin ihr ertheilt hatte, überkam die flüchtige Regung der Wehmuth, die sich ihrer bemächtigt. „Welch Geheimniß lastet auf dieser Frau und verscheucht ihre Ruhe, und welches Unheil kann der Familie drohen, vor welchem sie mir bange machen will?" fragte Fräulein v. Hopsen im Selbstgespräch. „Irgend etwas Ernstes steckt hinter der sichtlichen Veränderung, welche mit der Gräfin seit einigen Wochen vorgegangen. Willibald und Cäcilie haben es bemerkt und können es sich nicht erklären. Aber ich werde diese Frau beobachten! Ist sie rücksichtslos in meine Geheimnisse eingedrungen — wenigstens soweit solche den Grafen Ludwig betrafen, — so will ich ihr mit gleicher Münze bezahlen!"

Sie war in Gedanken an die gemauerte Brustwehr vorgetreten und schaute in die dunstige Schwüle, die über der Ebene lag. Der leise Wind spielte mit dem violetten breiten Seidenbande, das sie als Gürtel trug. Da schlug ein lautes gellendes Halloh von unten her an ihr Ohr, und sie sah auf dem gewundenen Fußsteige, der um den Berg herum vom Dorfe her zum Schloßthore emporführte, den Grafen Willibald heraufsteigen und den leichten Strohhut schwingen. Ein leichtes Lächeln glitt über ihre ernsten Züge; sie warf ihm mit der Rechten Kußhände zu und schwang mit der Linken ihr Taschentuch. Dann aber brach sie plötzlich ab und warf einen mißtrauischen scheuen Blick nach dem Schlosse hinüber, von welchem die Fenster des obersten Geschosses der einen Seite und des Thurmes über die Baumwipfel zu ihr herüber schauten. Sie spähte ob niemand von dort sie belauscht habe, raffte dann schnell ihre Arbeit in das Körbchen, spannte den Sonnenschirm auf und schlug den Pfad ein, der sie am schnellsten von der Bastei nach dem Thorthurme brachte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Madonnenfest in Piemont.

Auf meiner Wanderung das Val Antigori, ein subalpinisches Thal im nördlichen Piemont, hinab, hörte ich zufällig von einer Art Volksversammlung der bäuerlichen Einwohnerschaft der Gegend, welche demnächst in jenem Thale aus Anlaß der wiederkehrenden Jahresfeier eines Kirchenfestes stattfinden sollte. Das Fest oder festa, wie es im Italienischen heißt, ward zu Ehren der Madonna della Vita — der heiligen Mutter Gottes vom Leben, gefeiert, sollte, wie ich erfuhr, drei Tage dauern und durch einen großen Menschenzulauf ausgezeichnet seyn, da es bei der ganzen Nachbarschaft in hohem Ansehen stand. Von nah und fern, aus allen Thälern und Gebirgsdörfchen kamen die Bauern herbei, die Einen auf einen, Andere auf alle drei Tage, um das Fest zu feiern, alle aber in den hübschen kleidsamen und unter einander sehr verschiedenen Trachten der einzelnen Oertlichkeiten.

Der Schauplatz des Kirchenfestes war das kleine Dorf Moggio, welches auf diese Weise alljährlich in einen Zustand ungewohnter Rührigkeit geräth und eine Bedeutung und Berühmtheit erlangt, welche mit seinem geringen Umfang und seiner isolirten Lage in gar keinem Verhältniß steht. Das Dorf liegt ungefähr 500 Fuß über der Landstraße und ungefähr zweimal so hoch über der Tosa, dem Flusse, welcher das Val Formazzo und Val Antigorio durchströmt. In Folge der Lage des Dorfes und seiner geringen Mittel zur Unterbringung der Gäste müssen die aus größerer Ferne Herbeikommenden unter den letzteren gewöhnlich während des Kirchenfestes ein Unterkommen in den größern Dorfe Crodo suchen, welches unmittelbar darunter liegt. Diese vertrauen dann dem Morgenlicht und ihrer erneuten Kraft, um den furchtbar steilen Pfad nach Moggio hinauf zu ersteigen, welcher noch überdieß ein mit Stationen besetzter Calvarienberg ist, wo die Wallfahrer in Folge ihrer Gelübde oder aus eigenem freiem Entschluß an den verschiedenen Altären oder Heiligenbildern der Madonna beten müssen. Schon in früher Morgenstunde finden sich jedoch Alle, gleichviel ob aus der Ferne gekommen oder in der nächsten Nähe wohnend, auf dem Schauplatz ihrer Thätigkeit ein. Als ich an dem betreffenden Festmorgen nach meinem Dafürhalten sehr frühzeitig in Moggio eintraf, wimmelte das kleine

Dorf von Menschen, und trug ein festliches Gewand und einen höchst malerischen Charakter, denn die Lebhaftigkeit der Gäste des Kirchenfestes, ihre verschiedenen fremdartigen und seltsamen Trachten und vor Allem die günstige Witterung trugen zusammen wesentlich dazu bei, das Fest gelungen zu machen. Die Aussicht, deren man von dem Vorhügel oder Ausläufer des Gebirgs genoß, worauf das Dorf stand, war entschieden prachtvoll. Viele hundert Fuß unter uns, durch die Entfernung zu einem wahren Bächlein verjüngt, strömte die Tosa hin, von deren lautem Rauschen hier oben auch keine Spur zu vernehmen war; ihre Ufer waren mit ungeheuren Felsenstücken und Findlingsblöcken bestreut, welche durch Lawinen und Erdstürze aus den höheren Regionen des Gebirgs heruntergetragen worden waren. Die Berghänge, welche das Thal einschlossen, waren mit Wäldern von Buchen und zahmen Kastanien bekleidet, an welche sich oben ein Gürtel dunkler Fichten und Kiefern anschloß, während hoch über dem Ganzen die schneegekrönten Sättel und Rücken des Hochgebirges sich hindehnen, welche als Ausläufer der Alpenwelt allmählig sich abdachen und dann steil abfallend sich zu den Ebenen Italiens hinunterziehen.

Da die Feste in katholischen Ländern gewöhnlich immer ursprünglich einen religiösen Charakter tragen, so lenkte ich natürlich meine Schritte zuerst der Kirche zu. Auf dem freien Platze vor derselben stand eine lange Reihe eiserner Böller, deren Salven das Kirchenfest begleiten sollten, denn die Italiener thun es einmal ohne solchen Lärm nicht, und das ewige Donnern und Knallen schien Alt und Jung, Mann und Weib sehr zu ergötzen, obschon ich den guten Leuten diese lärmende Zuthat als eine Störung gern erlassen hätte. Bezaubert von der prachtvollen Aussicht und der Lebendigkeit der umgebenden Scene blieb ich einige Zeit draußen, und hörte inzwischen auf die wehmüthigen Töne weiblicher Stimmen, welche die Responsen bei dem Gottesdienste in der Kirche sangen, denn in Italien bilden in der Regel die Frauen das aktive und andächtige Element der kirchlichen Gemeinde. Der schwere Duft des Weihrauchs zog heraus und mischte sich mit der frischen Bergluft, und hie und da ertönte die kleine silberne Schelle und verkündete unter dem tiefen Schweigen der andächtigen Versammlung die Erhebung der Hostie.

Nachdem ich mir das Innere der Kirche einige Minuten lang betrachtet hatte, begann ich das Dorf zu durchstreifen, dessen einzige Straße einen Halbkreis beschreibt. Wo nur immer Raum geboten war, da erhoben sich Buden und Verkaufs-Gerüste, und allenthalben ging ein lebhafter Meßverkehr vor sich. Die hier ausgestellten Waaren bestanden in Kleidungsstücken, seidenen Bändern, Andachtsbüchern, Kuchen und anderen Eßwaaren, aus Quincaillerie- und Schmuck-Gegenständen aller Art, wie sie dem bäuerlichen Geschmack entsprechen. Bekanntlich tragen die Italienerinnen der unteren Volksklassen sehr viel Schmuck und begnügen sich, wenn sie solchen nicht in Silber oder Gold erschwingen können, mit unechten Nachahmungen, und die Verkäufer derartiger Artikel müssen daher einen guten Markt hier gefunden haben, wenigstens wenn ich mir erlauben darf, aus der Menge der Gasferinnen an den Buden und der Masse des von den weiblichen Festgästen getragenen Geschmeides, echten wie unechten, zu schließen.

Mitten im Gedränge begrüßte mich eine stattlich aufgeputzte Matrone mit einem Kinde an jeder Hand auf ganz vertraute Weise. Ich erwiderte natürlich den Gruß pflichtlich, ohne mir dessen Vertraulichkeit erklären zu können, bis sich die Frau mir selber wieder in's Gedächtniß rief als die Wirthin eines kleinen Dorfwirthshauses, wo ich einige Tage früher eingekehrt hatte, als ich vom Unwetter überrascht, nur allzu froh gewesen war, ein Unterkommen zu finden und in Ermangelung von Büchern und Zeitungen aller Art mit meinen Zeitvertreib an dem langen Regentag in den Erzählungen und Mittheilungen meiner gesprächigen Wirthin gesucht hatte. Ich hätte die gute Frau aber in ihrem jetzigen flotten Aufzug nicht wieder erkannte. Die Bauernmädchen waren nicht so sehr herausgeputzt und mit Geschmeide beladen, weil sie noch nicht den Familienschmuck geerbt hatten, welcher in bäuerlichen Kreisen so pflichtlich im Ganzen von der Mutter auf die Tochter als Erbe übergeht, als ob es der Perlen- oder Brillantenschmuck einer Gräfin wäre. Uebrigens bedurften diese Mädchen kaum eines künstlichen Aufputzes um zu gefallen, denn viele unter ihnen zeigten eine auffallende und ungewöhnliche Schönheit und die meisten hatten in ihrer Anmuth, Frische und munteren Unbefangenheit ein Etwas, das auch ohne alle Zierrath und Geschmeide des Beschauers Auge fesselte.

Wie ich auch an anderen Wallfahrtsorten bemerkt hatte, war das schöne Geschlecht bei diesem Feste in weit größerem Verhältniß vertreten als das männliche, woran nicht sowohl die überwiegende Frömmigkeit der Frauen und ihre Vorliebe für Feste und Galatage Schuld ist, als vielmehr die Seltenheit der jungen Männer in diesen Thälern. Die herrschende Sitte will nämlich, daß die Söhne des Gebirgs ihre Heimath so früh verlassen, als sie nur immer können, sobald sie nämlich im Stande sind, sich selber fortzubringen, und daß sie zumal in den Sommermonaten auswärts Beschäftigung und Verdienst suchen. Viele bleiben Jahrelang aus und verdienen und ersparen sich ein kleines Vermögen, mit welchem sie dann nach ihrer Rückkehr in die Heimath sich einen eigenen häuslichen Herd gründen. Dennoch sahen wir auch eine Anzahl Männer jeden Alters und junge Bursche in die Menge eingesprengt, und manches schmucke Mädchen hatte seinen Liebsten neben sich. So ward namentlich eine stattliche ländliche Schöne, deren schöne regelmäßige Züge und malerische Tracht ich in meinem Skizzenbuche festzuhalten bemüht war, von ihrem luchsäugigen Liebhaber nicht nur treulich bewacht, sondern eifersüchtig gehütet. Der wilde Bursche sah meinem Treiben mit Blicken zu, als ob er mich mit den Augen erdolchen wollte, denn sein Ingrimm ward sichtlich durch die Bereitwilligkeit gesteigert, womit die ihrer Reize bewußte Schöne für ihr Portrait saß, ihre Stellung standhaft beibehielt und in ihrem Gebahren und ihren Blicken ein Gemisch von Triumph, Koketterie und Schelmerei darlegte. Irgend ein Geschäft rief den armen Burschen ab, allein er

konnte seinen Platz nicht einmal für diese kurze Weile verlassen, ohne der schmucken sposa noch manche Bitte oder Warnung in's Ohr zu flüstern und sie der Aufsicht einer Duenna zu empfehlen. Der arme, verliebte, allzu ängstliche Junge! ich hoffe und wünsche aufrichtig, er möge, wann er wieder zum Feste der Madonna della Vita kommt, von keines Skizzen-gierigen Künstlers Stift in eifersüchtige Qualen versetzt werden, sondern noch lieber inzwischen der glückliche Gatte seiner Schönen geworden seyn.

Einen sehr schönen Zug in der ganzen äußeren Erscheinung dieses Festes muß ich aber noch erwähnen, nämlich der vollkommenen Ordnung und des freundlichen artigen Benehmens, die unter diesen Bauern herrschten. So dicht sich auch die Masse auf der einzigen schmalen Straße drängte, so wich doch jedermann dem andern artig aus und machte mir, dem Landfremden, dem man den Deutschen gewiß ansah, allenthalben zuvorkommend Platz, obwohl mein Erscheinen an diesem Orte unverkennbar Aufsehen erregte und mich schließen ließ, daß eine Menge der Festgäste weitab von der gewöhnlichen Heerstraße der Touristen wohnte. Und doch war mein Aufzug gar nicht dazu angethan, solche Verwunderung zu erregen: ein gewöhnlicher Anzug von gewürfeltem Sommerstoffe, ein breitrandiger Reisehut, eine kleine Reisetasche und ein Plaid auf der Schulter bildeten mein keineswegs auffallendes tout-ensemble. Aber trotz aller Neugier waren die Leute doch sehr artig und höflich und machten ihrer Wißbegierde nur in halblauten oder nur geflüsterten Vermuthungen über meine Nationalität und meinen Beruf Luft, wie: „Chi è? è Tedesco? è pittore (wer ist er? ist er ein Deutscher, ein Maler?)" Nachdem sie mich aber das hübsche Mädchen hatten in mein Skizzenbuch zeichnen gesehen und über meinen Stand aufgeklärt waren, wurden sie gegen mich noch freundlicher. Ein kleiner Trupp Bauern, um einen Brunnen versammelt, befreundete sich mir rasch, und bat mich, als ich trank, ihnen meinen Reisebecher ebenfalls zu leihen, und benahm sich dabei mit einer Grazie und leichten Zuversicht, welche von angeborener Artigkeit zeugte und von der Abwesenheit jener finstern Scheu und jenes täppischen linkischen Wesens, welches wir so oft an unseren deutschen Bauern gegenüber von den gebildeten Ständen und Städtern beobachten. Ich habe jedoch überall in Italien dieselbe Wahrnehmung gemacht und kann aus meinem mehrjährigen Aufenthalt in Rom nur bestätigen, daß dort die Scheidung der Stände nicht so streng ist wie bei uns, und daß kein römischer Principe sich überrascht oder beleidigt halten würde, wenn ihn der ärmste Mann auf der Straße anhalten und um die Vergünstigung anhalten würde, sich Feuer an seiner Cigarre zu holen. Jedenfalls hat auch der gemeinste Italiener in seinem Gebahren eine gewisse natürliche Grazie, Geschmeidigkeit und Selbstachtung, welche ihm sein Benehmen gegen Höhergestellte diktirt.

Allein zurück zu unserem Feste! In dem Programm über das Treiben an diesem Festtage nahmen Essen und Trinken offenbar keine sehr hervorragende Stelle ein. Auf den Kirchenstaffeln, auf Bänken, welche man zur Aufnahme der Gäste vor dem Wirthshaus des Dorfes aufgestellt hatte, und unter dem extemporirten Schattendache von Baumzweigen, welche man horizontal auf Stangengerüste gelegt hatte, nahm abwechselnd eine Partie um die andere von den müden Wallfahrern Platz und verzehrte lustig und guter Dinge die meist mitgebrachten Lebensmittel. Auch dem Weinkrug ward ohne Prüderie zugesprochen, aber man sah nirgends Zeichen von Unmäßigkeit, hörte nirgends trunkenes Geschrei und Streiten, sah keine Betrunkenen, sondern die rasch geleerten Bänke bewiesen an sich schon hinreichend, wie verhältnißmäßig gering — sobald einmal die unabweisbaren natürlichen Forderungen von Hunger und Durst befriedigt gewesen — die Anziehungskraft des Wirthshauses im Vergleich zu derjenigen der Promenade war, wo man bei allem Gedräng fortwährend angenehme Begegnungen mit Bekannten hatte und Gelegenheit zum Sehen und Gesehen-werden fand. Die höchste Anziehung aber bildeten offenbar die Buden mit ihrer glänzenden mannigfaltigen Schaustellung von Waaren.

Die Volkstracht beschränkte sich ausschließlich nur auf das schöne Geschlecht, und man sagte mir, daß unter der hier versammelten Menge mehr als zwanzig verschiedene Trachten vorhanden seyen. Jedes Thal liefert mindestens Eine, deutlich von der andern verschiedene Tracht, und die subalpinischen Thäler Italiens unterscheiden sich in dieser Hinsicht auffallend von denen der Schweiz, wo die Tracht meistens einem ganzen Kanton gemeinsam ist. Ich bemerkte erst später einen sonderbaren Brauch, welcher bei den Frauensleuten im Val Vigezzo im Schwange ist, — einem Thale, welches in geringer Entfernung oberhalb Domo d'Ossola in das Ossola-Thal einmündet. Wenn die Bauernmädchen dieses Thals dasjenige Alter erreicht haben, wo sie sich die nöthige Reife zur Uebernahme der Verantwortlichkeiten des Ehestandes zutrauen, so verkündigen sie ihren Entschluß oder ihre Geneigtheit, in die Ehe zu treten, in folgender Weise: sie nähen eine schmale rothe Litze an den Saum ihrer Röcke. Die nicht heirathen wollen, tragen die betreffende Litze nicht. Auch eine Wittwe gibt ihre Wünsche und Absichten in ähnlicher Weise kund, trägt aber als Zeichen der Trauer jedenfalls eine breite schwarze Borte am Saum ihres Rocks. Wäre sie untröstlich oder begnügte sie sich mit ihren früheren Ehestands-Erfahrungen, so deutet der breite schwarze Besatz die Unheilbarkeit ihres Kummers oder den ruhigen zufriedenen Rückblick in ihre Vergangenheit an; ist sie dagegen für Trost zugänglich, so näht sie sich zu geeigneter Zeit die schmale feine Litze des eheliebenden Roth neben das düstere Schwarz der Wittwentrauer, und ein Bewerber um ihre Hand braucht dann nicht mehr zu fürchten, daß freundliche und sehnsüchtige Erinnerungen an den Hingeschiedenen der Erfüllung seiner Wünsche im Wege stehen. Ich gestehe, ich würde viel darum gegeben haben, wenn ich zur Zeit meines Besuches auf dem Feste der Madonna della Vita um diesen verständigen Brauch gewußt hätte, weil mir derselbe Gelegenheit zu sehr interessanten psychologischen Studien gegeben hätte. Der Zusammenhang, welcher in dem Fall einer heirathslustigen Schönen sich zwischen dem Ausdruck ihres Ge-

fichts und jenem äußern Symbol der Ehestandsgelüste hätte nachweisen lassen, würde mir ohne Zweifel behülflich gewesen seyn, auch anderwärts das Räthsel des weiblichen Herzens auszulegen und die Absichten minder demonstrativer Jungfrauen zu entdecken. Auch wäre es gewiß merkwürdig gewesen wahrzunehmen, in wie weit die Befolgung dieses Branches zur Heiterkeit und Zuversicht in der Männerbrust in dem Val Vigezzo führt. Sicher ist jene Sitte darauf berechnet, eine schwere Last von Angst von dem Gemüthe des Bewerbers hinwegzunehmen, wenn die Chancen seiner Annahme als Freier schon durch die Erwägung gesteigert werden, daß seine Schöne der Heirath im Allgemeinen nicht abhold ist. Sie kann alsdann nur gegen den Einzelnen Einwendungen erheben, und da, wegen der starken Auswanderung, die Männer im Val Vigezzo ziemlich selten sind, so ist mit einiger Gewißheit anzunehmen, daß die wenigen Zurückgebliebenen oder Ansäßigen von Seite der einheimischen Schönen nicht zu viele Körbe riskiren.

Die Tracht der Männer ist hier wie in Oberitalien überhaupt ganz dieselbe in allen Dörfern: rundschößige Jacken ohne Taillen oder kurze Joppen von dunklem, meist braunem Tuch, eine rothe oder bunte Weste darunter, Kniehosen von dunklem Stoff und hohe Kamaschen von Tuch oder Drilch, sowie als Kopfbedeckung breitraudige Hüte von allen Formen, mit Bändern, Federn, Trodbeln oder künstlichen Blumen je nach der Laune des Einzelnen aufgeputzt, — das ist die Tracht dieser kräftigen dunkelhäutigen Männer mit den schwarzen Haaren und Augen, die wir hier mit einem gleichsam unbewußten Schönheitssinne in den malerischesten Gruppen in und vor der Kirche und auf den Staffeln der dörflichen Häuser gelagert sehen.

Als die Septembersonne schon lange hinter dem Bergvorsprunge oberhalb Moggio verschwunden war, fühlten alle, die noch an demselben Abend ihre Heimath wieder erreichen wollten, daß es für sie die höchste Zeit zum Aufbruch sey. Viele waren schon weggegangen, und ich hatte schon manche Gruppe von den jüngern Mitgliedern der festlichen Menge beobachtet, wie sie, um die Höhe des Berges zu verlassen, einen näheren aber abschüssigen steilen Pfad über einen grasigen Rasen hinab anstatt des gewundenen Fahrweges einschlug, und wie sie, einander die Hände reichend, auf ihrem rauhen Pfade sprangen, stolperten, zuweilen hinstürzten, aber immer heiter und guter Dinge waren. Ich hatte auf ihr fröhliches Lachen gelauscht, bis eine Gruppe um die andere mir hinter den Kastanienhainen aus Hör- und Sehweite gekommen war. Erst in vorgerückter Nachtstunde erreichte ich meinen Bestimmungsort im Val d'Ossola, um zu finden, daß mein Wirth, dessen Bekanntschaft ich schon früher gemacht hatte, genügsam zu Hause geblieben war, und daß auch seine beiden Töchter die einfache aber auffällige Tracht ihres heimathlichen Thales, des Val d'Anzasca, nicht auf dem Feste der Madonna della Vita getragen hatten.

K. E. van Haanen.

Ein Mädchenloos.

Roman von Marie von Grumbach.

(Fortsetzung.)

10.

Gut ist's, vor's Aug' die Hände schlagen,
Ist nicht ein Anblick zu ertragen;
O könnte so das Herz dem Licht
Entflieh'n, beim Anblick, der es bricht.
Lenau.

Eine Viertelstunde nach dem obengeschilderten Auftritt lag Josephine noch bleich, zitternd, erschöpft in einem Fauteuil, als Sporengeklirr und Säbelrasseln auf dem Corridor ihr die Ankunft Eduards meldeten, welcher staubbedeckt vor dem Hause abgestiegen und auf die Frage nach Josephinen von einem der Dienstmädchen belehrt worden war, daß Fräulein Tanner Besuch von dem Herrn Kaplan gehabt, dieser aber bereits sich entfernt habe. — Als Eduard im Besuchzimmer erschien, trat Josephine ihm leichenblaß und verstört entgegen.

Regungslos blieb Eduard in der Mitte des Zimmers stehen. Josephine bemerkte sein düsteres, verstörtes Wesen nicht sogleich, eilte auf ihn zu und wollte ihn umarmen, aber mit dem Ausruf: „Falsche Schlange!" stieß er sie von sich.

„Was ist das? gilt das mir, Eduard?" stammelte das Mädchen zusammensinkend, denn wer vermöchte den Eindruck zu schildern, den dieses furchtbare Wort auf das unglückliche junge Mädchen machte, oder auch nur annähernd das Entsetzen der Armen zu beschreiben über die leidenschaftlichen Anklagen, die Eduard unter Vorweisung der verschiedenen anonymen schriftlichen Beschuldigungen nun gegen sie erhob? Erst brachte sie mit der ganzen Beredtsamkeit, die Schmerz und Bestürzung ihr noch ließen, einige Worte der Rechtfertigung hervor, und betheuerte ihre Unschuld. Als sie jedoch fähig war, ihre ganze trostlose Lage und das verhängnißvolle Gelöbniß, das ihr jedes Mittel zur Vertheidigung benahm, zu überdenken, erkannte sie mit klarem Blick, daß ihre Sache verloren, und mit der stummen Resignation der Verzweiflung sank sie, wie leblos, auf ihren Sitz zurück.

„Nun, Du Falsche! gibst Du Dich endlich für überwunden? erkennst Du nun, daß es nutzlos wäre zu leugnen, was offen am Tage liegt, — zu leugnen, daß Du das goldene Kreuzchen in seine unreinen Hände verloren hast?" rief Eduard mit Wuth und Verzweiflung, denn er nahm das Verstummen seiner Braut für ein Geständniß ihrer Schuld.

— „Ich sage nur die Wahrheit, wenn ich schwöre, daß wenn mein Kreuz in Josephs Hände gekommen, mir unbegreiflich ist, wie dieß geschah!" entgegnete Josephine mit der heiligen Würde der Unschuld.

„Josephine!" rief Eduard wuthbebend; „es scheint, Du bist erfahren in den Künsten der Lüge und Verstellung; ist Dir noch keine Unwahrheit eingefallen, um damit die geheimnißvolle Unterredung, die Du soeben mit Deinem saubern

Vetter hier pflegtest, und die das Blut aus Deinen Wangen jagte, zu beschönigen?"

„Ich werde die Thatsache nicht bestreiten, daß Joseph hier war," erwiderte Josephine ruhig.

Ein neuer quälender Verdacht schien in Eduards gährendem Gehirn aufzutauchen; wild erfaßte er beide Hände Josephinens, preßte sie mit eiserner Kraft zwischen den seinigen und sprach mit dumpfer Stimme: „Josephine, schwöre mir, wenn Du vermagst, daß der saubere Vetter, während er vorhin hier war, Dir nicht von Liebe gesprochen."

Arme Josephine, in welch' qualvolle Lage ward sie durch diese Frage versetzt! es war dieß das schmerzlichste Folterwerkzeug, das angewendet wurde, ihre schmerzzerrissene Seele zu martern; hatte nicht Joseph, so lange er bei ihr gewesen, von Liebe gesprochen? (freilich nicht von Liebe zu ihr, aber dieß auzugeben, hätte den ersten Verrath an dem von ihr eben heilig abgelegten Gelübde begehen heißen) konnte sie ihren Geliebten belügen, indem sie seine Frage verneinend beantwortete? Sie bedeckte, tief aufseufzend, das Gesicht mit beiden Händen, und sagte: „Ich darf auf diese Frage nicht antworten."

— „Und warum nicht, Josephine?! was hast Du mir sonst zu entgegnen? fehlen Dir dießmal die beschönigenden, gleißnerischen Ausflüchte?" höhnte Eduard.

„Ich werde mich über diesen Punkt Deiner Anklage nicht weiter auslassen, obwohl ich mich mit wenigen Worten von jedem Verdachte reinigen könnte," sagte Josephine kalt.

— „Und warum thust Du dieß nicht, Josephine? bist Du toll?"

„Ich kann, ich darf nicht reden, Eduard, ohne mich der Treulosigkeit wirklich schuldig zu machen, deren man mich jetzt grundlos anklagt!" rief sie schmerzlich und rang die Hände. „Barmherziger Gott! Eduard! wohl könnte ich mich rechtfertigen, aber ich darf nicht, meine Ehre, mein Gewissen gebieten mir Stillschweigen zu meinem Verderben!"

— „Ehre? Gewissen?" höhnte der junge Offizier in blinder Wuth. — „Falsches Weib, spiele nicht mit solch heiligen Namen, oder es ist um Dich geschehen! Du willst mir kein Geständniß machen? Gut, ich werde es mir von jenem Menschen selbst holen, werde noch in dieser Stunde eine Erklärung von ihm begehren!"

„Du wirst dieselbe vergeblich suchen, denn er ist gottlob nicht mehr hier, Eduard! . . ."

— „Nicht mehr hier? ha, er hat sich mir also entzogen, der Falsche, der Feigling, weil er diesen Morgen sein schurkisches Geheimniß von mir entdeckt sah! Seine Flucht bestätigt nur seine Schuld! Ja, er ist fort, und Du, mein holdes Bräutchen, dankest Gott für seine Sicherheit!" rief Eduard seiner nimmer mächtig und seine Hand griff unwillkürlich an den Säbel.

Josephine erbebte bei dieser Bewegung des Jünglings, nicht, als ob sie in diesem Augenblick feige für ihr eigenes, durch den Wüthenden gefährdetes Leben gezittert hätte, nein, ein anderer Gedanke machte sie schaudern. Sie stellte sich im Geiste ein Zusammentreffen Eduards mit dem unglücklichen Priester vor, sie vergaß darüber augenblicklich ihre eigene Lage, aber sie hatte die Beruhigung, ihn durch seine Entfernung gerettet zu wissen, und mit einer gewissen Befriedigung in dem Tone ihrer Stimme sagte sie: „Ja, Eduard, ich danke Gott dafür, weil ich nicht will, daß das Leben eines Unschuldigen in Gefahr komme, und Du durch eine ungerechte That den Frieden Deiner Seele vernichtest."

— „Nichtswürdige Creatur, wagst Du noch von dem Frieden meiner Seele zu reden, von dem Frieden, den Du für immer zerstört hast? Fort, fort aus diesem Hause, in welches Du das Gift des Verraths gebracht hast!" rief der Eifersüchtige in kopflosem Ingrimm.

„Ja, ich werde dieses Haus für immer verlassen!" sprach Josephine mit dem Aufwande ihrer letzten Kräfte; „zuvor aber versichere ich Dich noch einmal, schwöre es Dir, bei allem, was mir heilig ist, daß, so sehr jetzt auch Schein und Umstände gegen mich sprechen, ich Joseph nie geliebt habe, nie, niemals von ihm geliebt worden bin!"

Sie wollte weiter reden, aber von wahnwitziger Leidenschaft hingerissen, öffnete Eduard die Thüre und schob das schwache zarte Wesen, das er noch Tags zuvor angebetet hatte, hinaus. Josephine stieß auf eine schlanke Gestalt und sah sich Clarissa gegenüber, die wuthfunkelnde Blicke auf sie schoß, und anscheinend, nur noch der Stimme ihrer Leidenschaft folgend, während dieses ganzen Auftritts an der Thüre gelauscht hatte.

„Mir hast Du ihn entrissen, aber Du sollst ihn nicht besitzen!" rief Clarissa mit finsterer Gehässigkeit ihrer Lehrerin zu.

— „Clarissa, verdamme mich nicht unerhört! . . . Sieh', wenn Du wüßtest! . . ." stammelte Josephine, bebte aber plötzlich zurück, denn ein heftiger Schlag brannte auf ihrer Wange, und die dunkle Gestalt der Spanierin war verschwunden. Hastig, als ob der Boden unter ihren Füßen glühte, stürzte unsere junge Heldin die Treppe hinab, hinaus aus dem Hause, hinaus aus dem Garten, hinaus auf die dämmernde Landstraße, die nach H. führte.

Das Gewitter, welches den ganzen Tag gedroht hatte, war inzwischen zum Ausbruch gekommen; der Donner rollte schauerlich dumpf, immer näher und näher kommend, Blitze umzuckten die Flüchtige von allen Seiten. Die geängstigten Bewohner der Vorstadt flüchteten aus den Gärten in die schützenden Häuser, die Schwalben flatterten in niederm Fluge ihren Nestern zu. Alles suchte Schirm und Obdach vor den empörten Elementen, Josephine aber stürzte ihres Weges dahin, dem Walde zu, der H. von der Residenz trennte.

Ein heftiger Donnerschlag, begleitet von einem Erdstoße, erschütterte den Grund, als sie in die Dämmerung des Waldes, in das finstere Tannicht eintrat. Schaurig erhaben, phantastisch, imposant hoben sich die alten schlanken Baumriesen in der weißen, zuckenden Beleuchtung der Blitze von dem fahlen Abendhimmel ab; der thränentrübe Blick der Unglücklichen starrte empor zu den Säulen des großen ewigen Naturtempels; schauerlich, gespensterhaft, koboldartig zeichneten sich auf einer weiten Lichtung des Forstes die Umrisse des niedrigen Baum- und Buschwerks im Hintergrunde ab.

Als die Fliehende die Mitte des dichten, geheimnißvollen Waldesdunkel erreicht hatte, erhob sich ein Orkan und heulte durch das tiefe Tannicht, dem nun zwei Elemente feindlich drohten, denn abwechselnd vom Blitze versengt oder vom Sturme entwurzelt, sanken seine schlanken Kinder ächzend zur Erde. Berauschende Dünste strömte das dichte Geäste der Tannen dampfend und qualmend aus; die Glocke der kleinen Waldkapelle fing im Winde von selbst zu läuten an, ihr klagendes Gewimmer schien dem Stöhnen der Windsbraut Antwort zu geben. — Hundertmal wohl drohte Josephinen der Tod von den Strahlen des Blitzes oder der Wucht der stürzenden Bäume, sie versah sich dessen kaum, die Verzweiflung im Herzen, rannte sie dahin, das einzige menschlich fühlende Wesen, umtobt von den empörten Geistern der Natur. Den Himmel selbst jammerte das Loos des armen Kindes, große Regentropfen fielen wie kalte Thränen auf die erschütterte Erde nieder, dann öffnete das Gewölk seine Schleußen und es goß wie in Strömen vom Himmel herab.

Josephinens Kniee begannen zu wanken, nur ein dunkles Bewußtsein dämmerte in ihr, daß sie den Wald mit der Landstraße und diese endlich mit den Straßen ihrer Vaterstadt vertauscht hatte. Mit dem Reste ihrer Kräfte erreichte sie das Mutterhaus, aber auf der Flur desselben brach sie besinnungslos zusammen, und fühlte nicht mehr, wie ihr fieberheißes Gesicht auf die kalten Steinplatten des Bodes hart niederfiel. Von unbekannten Händen ward sie hinweggetragen, und als sie erwachte, befand sie sich in einem Bette, eine schwarzgekleidete Gestalt kniete an ihrer Seite und weinte in ihre Kissen, — es war Cäcilie. —

Die Küsse der Schwester brachten die Unglückliche wieder zu voller Besinnung, ein qualmender Weihrauchduft wirkte berauschend und betäubend auf ihre krankhaft geschärften Geruchsnerven.

„Was soll der Weihrauchduft?" fragte sie matt Cäcilie.

— „Ehe die Leiche der Mutter in's Leichenhaus gebracht ward, segnete der Stadtpfarrer die theure Todte ein und sprach ein Gebet für ihre abgeschiedene Seele."

„Die Mutter todt?" rief Josephine entsetzt; „und warum riefest Du mich nicht an ihr Sterbebette?"

— „O Gott! so hast Du also den Brief nicht erhalten, in welchem ich Dich schleunigst zu kommen bat?"

„Nein, nein, nein!" rief die Arme schmerzlich; „o, unsere gute Mutter!"

Die Sache wurde nun untersucht, und die Ausläuferin der Näthin, der man Tags zuvor den Brief übergeben hatte, gestand unter Thränen, daß sie denselben verloren und aus Furcht sich gescheut hätte, dieß einzugestehen. Cäcilie theilte nun auf schonende Weise der Schwester manches über die letzten Augenblicke der Verstorbenen mit und brachte ihr die letzten Grüße der unglücklichen Frau, die hadernd und rechtend mit dem Geschick, seit Jahren ihre Gesundheit untergraben hatte, und die nun einem raschen, kurzen Anfall von Krankheit erlegen war, um an des Gatten Seite die langersehnte Ruhe zu finden, die der einzige gewisse Trost der Unglücklichen bleibt.

Josephine brach in einen Strom lange zurückgehaltener Thränen aus, und das bittere, schmerzliche Wort „heimathlos" bebte von ihren zitternden Lippen, in einem Zustande, der ihr ein schützendes Asyl, eine Heimath, doppelt zum Bedürfniß machte.

„Aber, meine theure Josephine," begann endlich Cäcilie, als sie die Schwester einigermaßen beruhigt sah, „erkläre mir nur, welcher unvorhergesehene und unerklärliche Unglücksfall trieb Dich zu dieser Stunde und in dieser beklagenswerthen Verfassung zu uns heraus?"

— „Eduard stieß mich, die er der schmählichsten Untreue beschuldigte, aus der Thüre!" rief Josephine in gellendem, mark-durchdringendem Tone, der Cäcilien in die Seele schnitt. Dann theilte Josephine der Schwester Alles mit, was zwischen ihr und ihrem Verlobten vorgefallen, wie alle Umstände sich gegen sie verschworen, und der Schein gegen sie gewesen war, wie eine furchtbare Verpflichtung, über die sie sich selbst gegen ihre Schwester und ihren Geliebten nicht näher auslassen dürfe, ihr die Zunge gebunden und ihr nicht erlaubt habe, mit wenigen Worten alle Anklagen, die man gegen sie erhoben, zu entkräften. Das arme Mädchen brach in Klagen und Jammer aus, aber nicht die grausame, schmähliche Behandlung, die sie erlitten, nicht ihr eigenes Elend bildete den Gegenstand derselben, sondern der Schmerz, den sie, wenn auch ohne ihre Schuld, ihrem Geliebten bereitet, war es, was sie zumeist beklagte.

Cäcilie sank an dem Bett in die Kniee; sie fand kein Wort des Trostes für das Unglück ihrer Schwester, und Josephine hörte auf zu klagen. Die Erzählung des furchtbaren Vorfalls hatte sie, nach den vorangegangenen geistigen und physischen Leiden und Anstrengungen, zu sehr erschöpft, und krampfartige, convulsivische Zuckungen bemächtigten sich mit furchtbarer Heftigkeit ihres ganzen Körpers; ihre Besinnung schwand, sie hörte nicht mehr das Schluchzen Cäciliens. Endlich kam die Natur der Armen entgegen und breitete für einige Zeit einen Schleier über die Riesengröße ihres Unglücks. Ein heftiges Fieber, begleitet von wildem Delirium, jagte den Geist Josephinens während der folgenden Tage durch die Irrgänge bald schmerzlicher, bald toller Phantasieen, die jedoch alle noch freundlicher und milder waren, als die furchtbare Wirklichkeit.

Eine ganze Woche verstrich, ehe sie die Besinnung zurückerhielt; als sie erwachte, befand sie sich in einem ihr fremden Gelasse; es war eine Mansarde im Hause ihres Vormunds, finster, ungemüthlich, unschön, wie der Besitzer. Ein reichlich niederströmender Regen schlug an das kleine Fenster, durch welches das trostlose, eintönige Grau des Himmels blickte; draußen an den bleiernen Fensterrahmen hatte sich eine junge Schwalbe angeklammert und schaute mit ihren klugen, dunkeln Augen zu Josephinen herein. Der Anblick des schwachen, hülfesuchenden Creatur rührte das junge Mädchen bis zu Thränen; und dennoch war die Lage des armen Vogels minder beklagenswerth, als die ihrige: geschützt während des Unwetters durch den Vorsprung des Daches, blieb ihm mindestens ein süßes Asyl, wohin er sich, wenn der Regen zu strömen aufge-

hört hatte, flüchten konnte, der Mutter Flügel, der Flaum des Nestes; Josephinens Lebensschiff aber schien gescheitert, zertrümmert, und rettungslos und sturmverschlagen trieb sie, das zarte, liebende Wesen, auf dem wild empörten Ocean des Geschicks einher. Die Arme seufzte, schlug den matten, trüben Blick nieder, und die Hand vor die Stirne legend, versuchte sie sich alle Begebenheiten ihrer jüngsten Vergangenheit in's Gedächtniß zurückzurufen, leise Seufzer, die sich ihrer Brust entrangen, bewiesen, daß ihr Bestreben mit Erfolg gekrönt war. Als sie endlich wieder aufblickte, gewahrte sie eine alte verwitterte Gestalt, das runzlichte, gelbe Gesicht von den breiten Krempen einer schwarzen Haube beschattet, sich über ihr Lager beugen; die Fremde schlug ein Kreuz und murmelte einige unverständliche Worte.

Das junge Mädchen erschrack, aber sie besann sich einige Augenblicke und erkannte sofort in der welken Gestalt eine alte treue Dienerin ihres elterlichen Hauses, die sich rühmte, ihren Vater, den Rath, auf den Armen getragen zu haben.

„Du hier, Marianne?“ rief sie erstaunt aus.

— „Ja, gnädiges Fräulein, da Alles Sie verlassen hat, bin ich gekommen, das Kind meines jungen Herrn, Gott hab' ihn selig, zu pflegen,“ entgegnete die Alte mit zitternder Stimme.

„Du gute, gute Marianne!“ sprach Josephine, tief ergriffen von den Worten der Getreuen, reichte ihr die Hand, und brach in Thränen aus.

— „Weinen Sie nicht, liebes Fräulein! nein, nein, Sie müssen nicht weinen, Ihr Herr Papa kann ja (konnte ja, wollt' ich sagen) das Weinen bei seinen Kindern nicht leiden,“ sagte die Alte in zärtlichem, beschwichtigendem Tone, brach aber nichtsdestoweniger selbst in heftiges Weinen aus.

Einige Zeit weinten die Beiden zusammen, dann aber faßte sich Josephine einigermaßen und fragte: „Aber liebe Marianne, warum hast Du Deine Geschäfte verlassen und bist zu mir gekommen, die ich Dich nicht belohnen kann?“

— „Belohnen?“ rief die treue Seele schmerzlich; „bin ich nicht schon lange belohnt, im Voraus belohnt? habe ich nicht schon im Hause Ihrer lieben Großeltern so viel Gutes genossen? hat der junge Herr, Ihr seliger Herr Papa, mir nicht das Gnadenbrod geschenkt, mich in seinem Hause behalten und mit Wohlthaten überhäuft? und glauben Sie, daß ich das alles vergessen habe, weil ich ein armes altes Weib bin? Nein, gnädiges Fräulein, denken Sie das nicht, auch die armen Leute sind dankbar!“

„Sie sind es vielleicht mehr als die Reichen,“ entgegnete Josephine; „und ich stehe auch nicht länger an, Deine treuen Dienste anzunehmen, denn Dein Anblick versetzt mich im Geiste wieder zurück in die glücklichen Tage meiner Kindheit.“

— „Ja, das waren wohl schöne Tage!“ seufzte Marianne; aber jetzt, — heilige Jungfrau, daß ich es erleben muß, wie die lieben Kinder meines schönen jungen Herrn aus Gnade und Barmherzigkeit ein Obdach erhielten im Hause des schmutzigen Krämers, der sich früher glücklich schätzen mußte, wenn wir ihm wöchentlich einige Groschen für Wichse und Lampenöl zu lösen gaben!“

„Ich bin in meines Vormunds Hause?“ fragte Josephine matt und bedeckte ihre Augen mit der Hand.

— „Ja, liebstes Fräulein, und mit welcher Schadenfreude weidet sich der schadenfrohe Krämer nicht an Ihrer Erniedrigung! Erst gestern hörte ich ihn zu seinem Weibe sagen: „Noch vor kurzer Zeit sahen die droben hoch auf uns und unsere Töchter herab; jetzt nehmen sie ungenirt das Almosen, das unser gute Wille ihnen bietet!“ die Alte wischte sich die Augen mit der Schürze.

Josephine antwortete nichts, aber sie begrub ihr bleiches Gesicht in den Kissen, und gewiß flehte sie in diesem Augenblicke die ewige Liebe um ihren Tod an, um Erlösung von der Grausamkeit der Menschen.

Bald kehrte auch Cäcilie von ihren Privatstunden nach Hause, freute sich zwar sehr über die bei der Kranken eingetretene Besserung, konnte sich jedoch nicht verbergen, daß durch die rückkehrende Besinnung die moralischen Leiden der Schwester bedeutend gesteigert wurden; denn wie entsetzlich sah sie dieselbe gemüthlich leiden, und wie wenig vermochte sie zu ihrem Troste zu sagen! Was indeß Josephinens Bekümmernisse wegen der von dem Vormunde empfangenen Wohlthaten betraf, so hob sie dieselben gänzlich, indem sie der Schwester erklärte, daß sie bereits mit diesem übereingekommen sey, gegen ein beträchtliches Wochengeld, welches sie ihm für das Zimmer und die Verpflegung der Kranken von dem Ertrag ihrer Unterrichtsstunden bezahlen werde, Josephinen und Mariannen ein Obdach in seinem Hause zu gönnen.

Von dem zärtlichen Gefühl getrieben, bei der kranken, bald in laute, schmerzliche, verzweiflungsvolle Klagen ausbrechenden, bald in kummervollem Hinbrüten sich verzehrenden Schwester zu sein, gab Cäcilie jedoch bald einen Theil ihrer Privatstunden auf und versuchte es mit der Anfertigung und dem Verkauf eigener Bilder. Bei der ersten Arbeit, die sie am Krankenbette unternahm, mußte ihr eine Ossianische Figur zum Vorwurf dienen: seine unglückliche Heldin Colma nämlich. Colma liebt den Feind ihres Hauses und verabredet mit diesem die Flucht; als sie aber an dem von ihm bezeichneten Stelldichein anlangt, an dem Felsen, beim reißenden Bergstrom, harrt sie vergeblich des Geliebten, und ihre Rufe verhallen umsonst in der öden Felsschlucht; von einer schroffen Klippe aus gewahrt sie vielmehr im Thale zwei erschlagene Helden, erkennt in ihnen Salgar, ihren Geliebten, und ihren Bruder, beide starr und todt, und die Seele der Jungfrau löst sich in schmerzliche Klagetöne, die in den Lüften verhallen. Ihre traurige Umgebung, der fremde und eigene Schmerz, der die Seele der jungen talentvollen Künstlerin durchschnitt, mochten nicht wenig dazu beitragen, sie ihre Idee, insoweit es ihre Materialien erlaubten, meisterhaft ausführen zu lassen.

Die um die Todten klagende Heldin war es, die das Gemälde vorstellte. Den Vordergrund desselben bildete eine jener wilden zerrissenen Felsmassen, deren kühne Zeichnung wir in fast allen Gesängen des blinden Barden finden; zur Rechten

ein wilder Bergstrom, zur Linken eine dem Felsgestein entwachsene Föhre, ein mit schwarzen, zerrissenen Wolken bedeckter Himmel, kühn auf einer Felsplatte stehend die zarte, schlanke Gestalt der Heldin, die mit gerungenen Händen den eigenen Tod von den Göttern ihres Volkes erfleht. Eine Fülle goldener Locken umflatterte, vom Winde gehoben, die lilienweiße Stirne der Jungfrau, der Blick war nach Oben gewendet und ein Zug unnennbaren Schmerzes umspielte den Mund. Weiß und schlank, wie der eines Schwans, hob sich der Hals aus den anmuthigen, breiten Schultern, die ein weißes, faltenreiches Gewand unbedeckt ließ. Ein Adler kreiste hoch über der höchsten Felsspitze des Hintergrundes zur Linken, auf dem grünen Thalgrund unten lagen die Leichen der erschlagenen Helden.

Josephine, von ihrem Kummer gebeugt, beobachtete mit leidenschaftlicher Theilnahme die mählige Vollendung des Gemäldes; sie liebte es, ihren eigenen Schmerz mit dem der Heldin zu identifiziren; die Staffelei Cäciliens stand so, daß die Kranke stets die Züge der Trauernden im Auge hatte, ein Anblick, der ihre empfängliche Seele immer mächtiger ergriff, und sie hinabzog in ein Meer düsterer schwermuthsvoller Träume, die ihr immer gefährlicher zu werden drohten. Dem angestrengten Fleiße der Künstlerin gelang es, das Bild schon nach einigen Wochen zur Vollendung zu bringen, und Josephine sah mit Wehmuth die Zeit herannahen, da sie sich von dem geliebten Anblick trennen sollte; doch wurde ihr, als es fertig war, noch eine weitere Frist zur Betrachtung des Gemäldes von der Schwester gewährt, und einen ganzen langen Tag lag die Heldin Colma auf der Bettdecke unserer nicht minder unglücklichen Heldin Josephine, deren thränende Blicke unverwandt an den Zügen der Heldenbraut hingen.

„Ach, daß ich reich wäre, meine arme Josephine, und Dir das Bild schenken könnte, das ich jetzt um Geld verkaufen, den Händen eines feilschenden Kunsthändlers übergeben muß!" sagte Cäcilie traurig, als sie des andern Tages ihr Werk von dem Bette der kranken Schwester nahm, in einen Umschlag hüllte und sich anschickte, zu Fuße nach der Residenz zu gehen; Josephine versuchte zu lächeln, aber eine große Thräne strafte ihren Mund Lügen und fiel auf die Hand der Künstlerin nieder, die die Kranke in der ihrigen hielt und nicht lassen wollte.

Als Cäcilie sich entfernt hatte, trat Marianne an das Bett ihrer jungen Gebieterin, zeigte ihr ein altes Buch und theilte ihr mit, daß es ihr nach vielen Bemühungen gelungen sei, sich dasselbe von einer Base zu verschaffen, um dem lieben Fräulein die Langeweile und die trüben Gedanken zu vertreiben.

„Was das letztere betrifft, Marianne, so habe ich wenig Vertrauen auf Dein Buch," entgegnete Josephine matt, aber da die Alte bat, ihr jetzt vorlesen zu dürfen, gewährte sie es, und Marianne begann mit monotoner, schriller Stimme eine absurde, haarsträubende Gespenstergeschichte aus Stillings „Enthüllungen aus dem Geisterreiche" vorzulesen, über welche die gesunde Josephine mit ihrem ganzen übersprudelnden Humor sich lustig gemacht hätte, während die an Körper und Gemüth so sehr herabgestimmte eines leisen Bangens bei Anhörung derselben sich nicht zu erwehren vermochte. Sie sah im Geiste die blassen Schatten des Hades ruhelos einherirren, sie glaubte sich selbst in ihrer Mitte zu erblicken, wie sie, sehnsuchtsvoll und Gerechtigkeit-suchend, nach dem Lichte der Oberwelt strebte.

Der Abend begann bereits zu dunkeln, — Marianne hatte ihr Buch geschlossen und sich zum Spinnrad zurückbegeben, mit ihrem Stuhle aber rückte sie immer näher zu des Fräuleins Bette, denn Stillings Enthüllungen begannen ihre Wirkungen geltend zu machen — als Cäcilie von ihrem Gange zurückkehrte. Josephine richtete sich halb im Bette auf und stützte ihr blasses Gesicht müde in die Hand; als die Künstlerin an das ärmliche Lager eilte und die Wangen der Schwester mit Küssen bedeckte, glaubte diese auf ihrem Gesichte eine freudige Erregung zu entdecken, das schwache, hinsterbende Abendlicht, das durch das kleine Dachfenster drang, ließ auf den Wangen der Zurückgekehrten ein lebhafteres Roth, in ihren Augen einen helleren Glanz wahrnehmen.

„Wie ist es Dir ergangen, Cäcilie?" fragte die Kranke.

— „Gut, meine Liebe; weit besser, als ich gedacht."

„Hast Du Glück gehabt bei dem Verkauf jenes Erstlings Deiner Kunst?" fuhr Josephine fort.

— „Gewiß, mein Kind, so wenig es auch anfangs den Anschein dazu hatte; ich habe so viel Geld erlöst, daß wir wenigstens einen Monat lang anständig leben können, ohne eines Menschen Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen; aber das ist noch nicht Alles. Laß Dir sagen, wie es mir ergangen. In der Residenz angelangt, begebe ich mich nach dem Hause des Kunsthändlers Corinelli. Mit pochendem Herzen, den Schleier halb über das Gesicht geschlagen, trete ich in den Kunstladen, dessen Besitzer mir mit einem tiefen Bückling entgegentritt und nach meinem Begehren fragt. Ich ziehe den Schleier noch tiefer über mein Gesicht herab, und stammle verlegen mein Anliegen. Weil ich aber nicht wage, dem Kunsthändler die ganze Wahrheit mitzutheilen, gebe ich vor, im Auftrage einer Person vom Lande, eine Arbeit derselben verwerthen zu wollen. Natürlich schlägt der Ton des Mannes von dem eines beeiferten Verkäufers sogleich in den eines hohen gnädigen Beschützers und Gönners um und er verlangt in zierlich barscher Weise das betreffende Bild zu sehen. Mit zurückhaltender Kennermiene prüft er meine Arbeit, hat hundert Dinge zugleich daran auszusetzen, findet den behandelten Gegenstand allzu ideal und abenteuerlich, die Auffassung desselben beschränkt, die Ausführung mangelhaft, erklärt erst das Gemälde nicht brauchen zu können, und bequemt sich endlich zu einem elenden, entwürdigend niedrigen Angebote. Sein Benehmen treibt mir das Blut in die Wangen, denn wenn ich auch den Geldwerth des Bildes nicht recht zu schätzen weiß, so fühle ich doch das Schmachvolle und Demüthigende seines Anerbietens; aber der gewiegte Speculant hat schnell herausgefunden, daß ich das Geld dringend bedarf, und zaudernd, unschlüssig betrachte ich mit schmerzlicher Unentschlossenheit das mir so theure Kind meiner Kunst. Da tritt aus einem anstoßenden, offenstehenden Seitenkabinete ein junger Mann, dessen Gegenwart ich bisher nicht bemerkt, — mit anmuthigem,

höflichen Gruße nähert er sich mir und bittet mich um die Erlaubniß, das Bild betrachten zu dürfen. Ich reiche ihm dasselbe und wage, durch meinen Schleier hindurch einen Blick auf den Unbekannten zu werfen; mit Staunen und Bewunderung blicke ich in ein schönes Gesicht von edlem Ausdruck, mit einem dunkeln Vollbarte, und bemerke die würdevolle, anmuthige Haltung seiner schlanken Gestalt. Mit einer ermuthigenden Ueberraschung wendet sich sein milder Blick erst von dem Bilde zu mir; — stumm und lang betrachtet er meine Calma, und fragt dann den Kunsthändler strenge: Wie, mein Herr, ist dieß dieselbe Arbeit, die Sie vorhin so geringschätzig behandelten, mit einem solch entmuthigenden Urtheil beehrten? Der Gefragte vermochte diese Frage nicht zu verneinen, er murmelte verlegen etwas von flüchtiger Betrachtung, von ungünstigem Lichte, von dem eigenthümlichen Sujet, das sehr schwer verkäuflich seyn werde, bittet, das Gemälde noch einmal prüfen zu dürfen; mein unbekannter Beschützer aber entzieht es ihm unwillig und mit den Worten: „Ich schäme mich für Sie wegen Ihres Benehmens, Herr Corinelli, und bedaure beinahe, je in irgend welcher Beziehung zu Ihnen gestanden zu sein!" kehrt er ihm den Rücken. Mein Fräulein! wendet er sich dann zu mir, Sie sind, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, ohne Zweifel die Urheberin dieses künstlerischen Erstlingswerkes? — Würden Sie wohl das Bild für eine kleine Stunde mir überlassen und sich meiner Begleitung anvertrauen? Ich schmeichle mir nämlich mit der Hoffnung, Ihnen einen Käufer zu finden und die Sache zu einem für Sie befriedigenderen Abschluß zu bringen!" — Ich nahm sein Anerbieten vertrauensvoll und dankbar an, herzlich vergnügt über diese Wendung, und folgte meinem unverhofften Beschützer.

„Verzeihen Sie die unbefugte und unvermittelte Einmischung eines Fremden in Ihre Angelegenheit, mein Fräulein," fährt derselbe fort, während wir miteinander durch die Straßen gehen. „Ich war unwillkürlich Ohrenzeuge der ganzen für Sie so peinlichen Verhandlung, und fühlte mich von instinktiver Neugier getrieben, das fragliche Kunstwerk selbst zu prüfen, weil ich in Ihren beredten Zügen las, wie nahe der wegwerfende Tadel des Händlers Sie, die Schöpferin des Bildes, berühre. Nein, leugnen Sie nicht, daß Sie die talentvolle Malerin selbst sind, der ich meine herzliche Anerkennung zolle!" fährt er dann freundlich fort. „Schämen Sie sich auch Ihrer Lage nicht, die Sie zwingt, dieses Bild zu verwerthen, denn Mangel ist der Sporn des Genius. Sie haben Talent, Madame, wenn auch Ihr Bild nicht verkennen läßt, daß es unter dem Druck von Armuth und Ungunst des Geschicks vollendet worden ist. Was Ihnen fehlt, ist Schulung, Routine, Studium. Ihre Zeichnung ist vielleicht noch nicht korrekt, Sie haben ohne Modell gearbeitet, Sie besitzen noch keine Technik; aber der Hauch des Genius weht mich aus diesem Bilde an, das einen seltenen Farbensinn verräth. Darum halte ich es für meine Pflicht, dem ringenden Talent Anerkennung, Ermuthigung und die Mittel zur Vervollkommnung zu verschaffen, und diesem Zwecke gilt der Gang, den ich Ihnen vorzuschlagen wagte!" Dabei blickt mich der Unbekannte so herzlich und ermunternd aus seinen großen, feurigen, dunkelgrauen Augen an, daß ich, verwirrt und beschämt, ermuthigt und doch zaghaft, nur in unzusammenhängenden Worten meinen Dank zu stammeln vermochte.

„Mein Begleiter," fuhr Cäcilie fort und die dankbare Rührung über diese glückliche Wendung ihres Geschicks machte schon bei der bloßen Erinnerung daran ihre weiche Stimme beben, — „mein Begleiter lehnte mit dem vollendeten Takte eines Weltmannes meinen Dank ab und knüpfte mit mir ein anregendes Gespräch über bildende Kunst, über die unerläßlichen Studien an, welche ein strebsamer Künstler machen müsse, und ehe wir uns versahen, standen wir in der Prinzenstraße vor einem sehr eleganten neuen Hause, welches er mir als Ziel unserer Wanderung bezeichnete. Ein Diener in Livree öffnete uns die Hausthüre unter dem Porticus und begrüßte meinen Begleiter achtungsvoll, der ihn bat, uns bei seinem Herrn zu melden. Wir wurden durch ein Vorzimmer des ersten Stockwerkes in eine hübsche lange Galerie mit Seiten- und Oberlicht geführt, deren Wände mit werthvollen Oelgemälden behangen waren, und an deren Ende ein ältlicher Herr mit vornehmem Aussehen sich von einem großen Tische erhob, woran er Kupferstiche sortirt hatte. Er trat meinem Begleiter mit zuvorkommender Herzlichkeit entgegen und begrüßte mich mit der feinsten Urbanität. Nach einigen Begrüßungen sagte mein Begleiter, mir meine Mappe aus der Hand nehmend: ‚Gestatten Sie mir, Herr Graf, Ihnen hier ein kleines Kunstwerk zur Einsicht vorzulegen, welches mir ein glücklicher Zufall durch diese Dame in die Hände gespielt hat!' Der Graf bedeutete mich mit einer leutseligen Geberde, auf einem der schöngeschnitzten Lehnstühle Platz zu nehmen, und folgte dann meinem Beschützer, welcher mein bescheidenes Gemälde an einem Fenster auf eine Staffelei gesetzt und in die günstigste Beleuchtung gerückt hatte. Der Graf betrachtete es aufmerksam und mit sichtlicher Theilnahme. Mir pochte das Herz laut vor unruhiger Erwartung, und doch hoffte ich zuversichtlich. Die beiden Herren unterhielten sich lange halblaut in italienischer Sprache; ich bemerkte, daß mein unbekannter Gönner dem vornehmen Herrn eindringlich zuredete, daß der Graf seinen schönen Kopf mit dem freundlich milden Antlitz und dem Silberhaare mehrmals flüchtig nach mir wendete, und prüfte mein Bild dann wieder aufmerksam. Endlich kam er auf mich zu und fragte freundlich mit einem weichen fremdartigen Accente: ‚Jenes Bild dort ist also das Werk einer Frau, Madame?' Ich bejahte erröthend und beklommen. — ‚Sie wünschen es zu veräußern, wie ich höre, Madame! wollen Sie so freundlich seyn, mir Ihren Preis zu nennen?' — Ich stammelte verlegen, daß der Kunsthändler mir zehn Thaler geboten habe, und der Graf erwiderte: ‚Das ist kein Maßstab für mich, Madame! mein Freund hier schätzt seinen Marktwerth auf 50 Thaler; ich würde Ihnen aber sehr verbunden seyn, wenn Sie es mir für sechszig Thaler ablassen wollten!' — ‚Gnädiger Herr, Sie sind allzu großmüthig; das ist zu viel!' stammelte ich erglühend und die Freudenthränen schossen mir in die Augen. — ‚Wohlan, Madame! so ist der Handel richtig',

sagte der Graf milde; ‚wenn Sie kein anderes Bedenken haben, so ist das Bild mein für sechzig Thaler. Aber dürfte ich, ohne indiscret zu seyn, mir die Frage nach dem Namen der talentvollen unbekannten Künstlerin erlauben, welche das Bild gemalt hat?‘ — Ich ward so verlegen, daß ich nicht antworten konnte; Stolz und Bescheidenheit, Dankbarkeit und Mißtrauen kämpften in mir. Mein liebenswürdiger Begleiter aber entriß mich mit seinem Takt meiner Verlegenheit, indem er dem Grafen erwiderte: ‚Wenn ich recht unterrichtet bin, gnädiger Herr, so gebieten widrige Verhältnisse und allzu große Bescheidenheit jenem vielbesprechenden Talente, sich einstweilen in ein anspruchsloses Incognito zu hüllen!‘ — ‚Wohlan, ich will nicht indiscret seyn, Madame,‘ wandte sich der Graf gütig an mich; ‚aber sagen Sie Ihrer schüchternen Freundin, daß es ihr bei solchem Talent und redlichen Streben nicht fehlen könne, sich aus diesen widrigen Geschicken bald zu Ehre und verdienter Werthung emporzuarbeiten!‘ — Und mein liebreicher freundlicher Beschützer fügte hinzu: ‚Sagen Sie unserem unbekannten Talente, daß auch ich der Ansicht des Herrn Grafen nicht nur aus voller Ueberzeugung beipflichte, sondern auch der festen Zuversicht bin, ein längerer Besuch irgend einer Akademie oder ein mehrjähriger Aufenthalt in Italien, namentlich in Rom, würde diesem schönen Talent vollends die nöthige Schulung und die Möglichkeit verleihen, alle diejenigen Schwierigkeiten zu überwinden, mit denen es noch bei der Verkörperung seiner Ideen zu kämpfen hat, und ihm Sicherheit, Uebung, Selbstvertrauen, Technik zu geben und seine Leistungen der erforderlichen Vollendung entgegenzuführen!‘

„Ich vermag Dir nicht zu sagen, liebe Schwester,“ fuhr Cäcilie nach einer kleinen Pause fort, wo die freudige Rührung sie am Reden verhindert hatte, — „wie tief mich diese Lobsprüche und Ermunterungen ergriffen. Ich weiß kaum mehr zu sagen, was weiter vorfiel. Ich erinnere mich nur noch, daß der Graf mir eine Handvoll Kassenscheine reichte und mir dankte, daß ich mit bebender Stimme ihm ebenfalls dankte und daß, als ich mich zum Gehen wandte, der Graf mir noch leutselig nachrief: ‚Bitte, Madame, vergessen Sie nicht, Ihrer Freundin zu sagen, daß Graf Orchinski es sich zur Ehre rechnen wird, noch einige weitere Schöpfungen ihres Pinsels für seine Galerie zu erwerben, ohne jemals das Incognito zu lüften, womit sie sich umgeben zu müssen glaubt!‘ — Als ich, noch ganz verwirrt über dieses überraschende Ereigniß auf die Straße trat, war mein freundlicher Beschützer wieder an meiner Seite. Ich wollte ihm danken, aber die Worte fehlten mir, meine Thränen, mein Erglühen und mein dankbarer Blick konnten ihm sagen, was in mir vorging. Er aber sah mich mit seinem großen dunklen geistvollen Augen wohlwollend an, reichte mir die Hand und sprach den Hut abnehmend: ‚Ich würde gerne Ihre Gesellschaft noch länger genießen, mein Fräulein, aber ich möchte nicht indiscret erscheinen. Sie bedürfen ohne Zweifel meiner Führung nicht länger, da Sie in der Stadt bekannt sind, und obschon ich mir kaum mit der Hoffnung schmeicheln darf, daß die Laune des Zufalls mir eine zweite Begegnung mit Ihnen verschafft, so will ich Sie jetzt verlassen. Sollte aber jemals der Rath eines Kunstgenossen Ihnen willkommen seyn oder seine Hülfe nothwendig werden, so dürfte Graf Orchinski, den wir so eben verlassen haben, gewiß mit Freuden erbötig seyn, Ihnen Namen und Adresse des jungen Mannes nachzuweisen, der sich das größte Vergnügen daraus machen würde, Ihnen seine Dienste zu widmen!‘ — Und ehe ich noch im Stande war, ihm einige Worte zu erwidern, entfernte er sich mit einem artigen Gruß, und ich — ich schlug tief bewegt, den Heimweg ein.“

— „Gott sey Dank, der uns diese Hülfe geschickt hat, liebe Cäcilie!“ sagte Josephine voll freudiger Rührung und umarmte die treue Schwester. „Ich wünsche Dir von Herzen Glück zu dieser Aufmunterung. Es kann Dir ja nicht fehlen, Du Gute, Fleißige! Aber Schade ist es immerhin, daß wir nicht einmal wissen, welchem Ehrenmann wie diese glückliche Wendung Deines Geschicks zu danken haben!“

„Ich mache mir selbst Vorwürfe darüber, daß ich ihn nicht um seinen Namen gebeten und ihm den meinigen genannt habe,“ erwiderte Cäcilie ärgerlich. „Er muß mich für recht linkisch und albern gehalten haben. Aber ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß ich ihm nicht zum letzten Male begegnet bin.“ —

Cäcilie hatte vom Anfang des traurigen Ereignisses an die innigste Theilnahme, deren ihr großes edles Herz, ihr zartes Gemüth fähig war, für die trostlose Lage der Schwester gehegt. Mit Freuden hätte sie ihr Leben gegeben, um das glückliche Lächeln der Freude auf die bleichen Lippen des Mädchens zurückzuführen, aber ob und auf welche Weise dem traurigen Zustande Josephinen's abgeholfen, wie der Verdacht, der auf ihr lastete, gehoben werden könnte, darüber hatte sich bisher die Künstlerin noch nicht Rechenschaft gegeben. An diesem Abende aber, beim Anblick der leidenden Schwester, lebhafter als je von dem Verlangen beseelt, Frieden in ihre Brust zu bringen, durchflog ein Gedanke ihre Seele, ein Gedanke der bald den Entschluß in ihr reifte, den sie wenige Stunden später ausführte.

Kaum hatte sie nämlich, bei vorgeschrittener Nacht, das Krankenzimmer mit dem schmalen Seitenverschlage vertauscht, wo ihr Bette sich befand, so setzte sie ihre trübe Nachtlampe auf das Tischchen, und begann folgenden Brief an Eduard Billner zu schreiben:

„Mein Herr!

„Schon ist ein voller Monat seit jenem furchtbaren Abende verflossen, da meine unglückliche Schwester halbtodt, in einem Zustand, welchen kein Mund, noch weniger eine Feder auch nur annähernd zu schildern im Stande ist, hier eintraf. Lange und schreckliche Fieberschauer, unterbrochen von furchtbaren Krämpfen und Zuckungen, folgten auf jene entsetzliche Nacht. Jetzt ist zwar ein Zustand der Ruhe eingetreten, aber es ist vielmehr nur die Erschöpfung der Kräfte, was jene schmerzlichen Kämpfe der Natur gestillt hat. Stumm liegt Josephine jetzt auf ihrem Lager und nur bisweilen bricht sie in Klagen aus, die ich nicht zu stillen im Stand bin, in Klagen über den Kummer und Schmerz, welche sie Ihnen, wenn auch ohne ihre Schuld bereitet hat.

Ja, mein Herr, lassen Sie uns von der Sache reden; Sie beschuldigen Josephinen des Treubruchs, und ich gebe zu, der Schein ist gegen sie und berechtigt die Welt zu einem schlimmen Verdacht; aber berechtigt er Sie, der Sie meine Schwester kennen, zu einem solchen? Sie, der Sie auf Grund längerer Bekanntschaft, gründlicher Kenntniß ihres Charakters überzeugt sein sollten, daß die reine, durchaus wahre Seele Josephinens keines Verraths fähig ist, konnten Sie je Zweifel in die Reinheit ihrer Gesinnungen setzen? — Auch mir hat meine Schwester über die fatale Sache nicht mehr mitgetheilt als Ihnen, auch mir gegenüber beobachtet sie über jenen Punkt unerschütterliches Stillschweigen, aber ich suche nicht in ihre Geheimnisse einzudringen, ich habe dessen nicht nöthig, um an sie zu glauben; und frei vom leisesten Makel des Mißtrauens steht Josephinens Charakter rein und fleckenlos vor meiner Seele.

Sie aber, mein Herr haben nicht den Muth, nicht die Kraft, um hochherzig über alle Zweifel zu triumphiren, um an Josephinen zu glauben, an sie, von der Sie geliebt werden, wie vielleicht noch nie ein Mann von einem Weibe geliebt wurde; an Josephinen zweifeln Sie, die, wenn sie Sie aller Verbrechen beschuldigt sähe, wenn sie selbst Beweise Ihrer Schuld in Händen hätte, die Anklage als Verleumdung verwerfen und selbst den Verbrecher bis zu ihrem letzten Athemzuge lieben würde! . . .

Kommen Sie heraus zu uns, mein Herr, suchen Sie die armselige Wohnung auf, wo das Opfer ihres Pflichtgefühls und Ihrer Leidenschaft und Grausamkeit schmachtet; blicken Sie in die reinen bleichen Züge des armen Mädchens, und versuchen Sie, ob Sie dann noch länger an Josephinens Unschuld zu zweifeln vermögen! Aber zögern Sie nicht, kommen und prüfen Sie, so lange es noch Zeit ist, oder ich werde das Leben meiner unglücklichen Schwester von Ihnen fordern, und das Bild des Opfers wird Sie umschweben und den Frieden Ihrer Tage morden.

Noch erkläre ich Ihnen, daß Josephine nicht ahnt, daß ich Ihnen Kunde von ihr gebe, denn so innig sie auch liebt, sie liebt dennoch mit Stolz: freudig würde sie ihr Leben für den Mann geben, der sie erbarmungslos von seinem Herzen in die Wetternacht hinausstieß, aber nicht ertragen könnte sie den Gedanken, daß dieser Mann, einer andern Stimme als der seines Herzens folgend, an ihr Lager träte. Beherzigen Sie meine Worte, mein Herr; ich bitte und beschwöre Sie, bei unserem und Ihrem Frieden, säumen Sie nicht zu kommen. Cäcilie Tanner."

11.

Gedächtniß weiß getreu von Jahren
Die Liebeszeichen zu bewahren;
Wenn eins Dir nach dem andern weicht,
Seh' ich, wie Tod Dein Herz beschleicht.
Lenau.

Drei Tage, nachdem Cäcilie jenen Brief heimlich nach Eduards Quartier abgesandt hatte, war die junge Künstlerin Nachmittags ausgegangen, um einige Stunden zu geben. Josephine war eben aus einem leichten oft unterbrochenen Schlummer aufgewacht; sie schien geträumt zu haben, denn sie legte die Hand vor die Stirne und rief in schmerzlichem Tone aus: „O mein Eduard! mein Eduard!" Ein matter Sonnenstrahl, durch zerrissene Regenwolken blickend, fiel auf das Bett und beleuchtete die blassen Züge der jungen Kranken, und nur der schnurrende Ton von Mariannens Spinnrad unterbrach die trübselige Stille des Krankenzimmers.

Cäciliens Vorstellungen hatten tauben Ohren geklungen, Eduard war nicht herausgekommen. Statt seiner aber war ein anderer Gegenstand bei den Schwestern angelangt: eine kleine Kiste, alle jene Dinge enthaltend, welche Josephine dem Geliebten während der Zeit ihres Brautstandes als Liebespfänder gegeben, von dem Verlobungsringe an bis zu dem Rosenbouquet, das sie ihm an seinem Geburtsfeste, am St. Johannistage, überreicht hatte; keine begleitende Zeile war diesen Gegenständen mitgegeben worden, die nun ausgebreitet auf einem Seitentische lagen, beredt genug für sich selbst zeugend.

Während Josephinens Schlummer hatte Marianne, auf Cäciliens Geheiß, unter den Habseligkeiten der Kranken alle jene Geschenke hervorgesucht, welche Josephine von Eduard jemals erhalten hatte. Marianne war beauftragt, dieselben zusammenzupacken und mit der ersten Abendpost an Eduards Adresse zu senden; aber noch war das Paket nicht geschlossen, noch fehlte ein Gegenstand.

Josephine lag leichenblaß in ihren Kissen, ihr hohler Blick hing thränenlos und starr an den Gegenständen auf dem kleinen Seitentische, ihre Hände waren krampfhaft zusammengepreßt, und ihre bleichen Lippen zitterten bisweilen.

Jetzt schlug die Stadtuhr die vierte Mittagsstunde; Marianne, die seither zuweilen einen langen thränenvollen Blick auf die Kranke geworfen, erhob sich und trat an das Bett. Schüchtern, betrübt, verlegen, stand sie einige Augenblicke schweigend vor ihrer Gebieterin, dann begann sie in weichem zitterndem Tone: „Ach liebes, gutes Fräulein, — es muß seyn — der Ring — ach gewiß, es muß seyn."

Josephine bebte bei diesen Worten zusammen und fuhr mit der Linken zitternd nach der Brust, als wollte sie dort das abgeforderte Kleinod verbergen. „Muß es jetzt schon seyn, Marianne?" fragte sie leise.

„Ach ja, liebes Fräulein, jetzt schon."

— „Warum drängt ihr mich so, mein Bestes herzugeben?"

„Es würde ja das gnädige Fräulein gerade so schmerzen wie jetzt, wenn Sie es in einem Monat hergeben müßten."

— „Man sagt zwar, die Zeit heile Wunden," entgegnete die Kranke matt, allein mit großer Heftigkeit fügte sie hinzu: „Aber dieß ist eine Lüge, eine jener unwahren Maximen einer schaalen blasirten Lebensklugheit! Nein, fürwahr, Marianne, die Zeit heilt keine Wunden, sondern jeder neue Tag brennt uns dieselben tiefer in die Seele ein.

„Jesus, Marie! erbarmet euch über mein armes Fräulein!" rief die alte Magd schluchzend; eine kleine Pause entstand, dann aber wagte die Getreue das junge Mädchen wieder an

die Abgabe des Ringes zu mahnen: „Liebes, bestes Fräulein, mit der Fünfuhrpost sollen Paket und Ring nach A. abgehen."

— „Warum muß ich diesen Augenblick erleben? warum hat kein mitleidiger Blitzstrahl im Walde sich meiner erbarmt und meinen Leiden ein Ende gemacht? warum das Fieber mich nicht aufgerieben? O Eduard, Eduard! so ganz hat mich Dein Herz von sich gestoßen?" rief Josephine in wildem Schmerze und führte die Hand mit dem Ringe an ihre heißen Lippen.

„Liebes, herziges Fräulein, verläugnen Sie Ihre Qual nicht! es muß ja seyn, geben Sie!" bat Marianne.

„Ja, es muß seyn; so nimm ihn denn hin!" sprach Josephine mit leiser zitternder Stimme, und streifte den Verlobungsring, den ihr Eduard in einer der seligsten Stunden ihres Lebens angesteckt, mühelos von dem abgemagerten Finger in die welke Hand Mariannens. Kaum aber sah Josephine jedoch das Kleinod in den Händen der Magd, als sie sich in fiebernder Hast aufrichtete und die Hand ausstreckte, als wollte sie nach dem verlorenen Schatze haschen; allein Marianne war schon damit zu dem kleinen Pulte getreten, auf welchem das noch nicht geschlossene Paket lag; die ausgestreckte Hand des jungen Mädchens sank schlaff auf die Decke nieder, in herzdurchdringendem Tone rief sie den Namen Eduards, dann sank sie entkräftet und erschöpft in die Kissen ihres Lagers zurück, ihre zarte Gestalt zuckte krampfhaft, ihre Lider schlossen sich und jede Farbe des Lebens wich von dem sonst so frischen jugendlichen Gesicht.

Josephinens Bett stand so, daß sie nicht zur Thüre sehen konnte, die alte Marianne aber war halbtaub, und so hatte keines der Beiden bemerkt, daß schon beim Beginn des schmerzlichen Auftritts ein schöner junger Mann leise in's Zimmer getreten und an der Thüre stehen bleibend, ungesehen Zeuge des Vorgefallenen gewesen war.

Der Fremde trat an's Bette, und als Josephine von ihrer Ohnmacht sich erholte, lag ihre Hand in der des Unbekannten, sie heftete einen langen fragenden Blick auf ihn, und sagte dann mit schwermüthigem, aber unwiderstehlichem Lächeln: „Raphael? — ja Sie sind es, so hat mir Sie meine Phantasie gemalt!" Der Künstler, denn er war es wirklich, stand tief bewegt und drückte statt aller Antwort leise die Hand Josephinens, welche wehmüthig fragte: „Was wollen Sie hier, Raphael?"

„Ich kam, einer Schuldigen in das Gewissen zu reden, aber eine Scene, deren ungesehener Zeuge ich so eben war, mußte mich unwiderstehlich von der Unschuld der Betreffenden überzeugen," erwiderte der Maler warm.

— „Sie glauben also an meine Unschuld? Dank, Raphael, Dank, wenn ich todt bin, werden Sie Eduard sagen, daß ich nicht schuldig gewesen."

„Ja, ich werde ihm sagen, daß das Wesen, dem die Trennung von dem bloßen Symbol der Liebe und Vereinigung solche Todesschmerzen verursachte, nie gegen die heilige Flamme selbst freveInd und verrätherisch sich vergessen konnte."

— „Wie tröstlich treffen Ihre Worte mein Herz!" sprach Josephine mit großer Innigkeit; „es ist Balsam für die Wunden meines Gemüths, zu wissen, daß in einer Zeit, wo dieselben längst nicht mehr bluten und schmerzen und dieses unruhige Herz nicht mehr schlagen wird, es Ihnen, mein edler Freund, gelingen mag, mein Bild in der Seele meines Eduards wieder rein herzustellen!" Josephine bedeckte die Augen mit der Hand, die Nennung des theuren Namens schien sie auf's Neue zu erschüttern, Raphael seufzte tief, dann sprach er:

„Arme, arme Josephine, wie sehr beklage ich Sie! ach, daß ich Ihnen helfen könnte, mein Herzblut wollte ich daran geben; aber leider vermag ich nichts für Sie zu thun, denn alle Umstände sprechen gegen Sie, und hätte diese schmerzliche unvergeßliche Stunde meine Seele nicht mit dem heiligsten unerschütterlichsten Glauben an Sie erfüllt, so müßte ich Sie mit den Andern verdammen."

— „Ja das Schicksal selbst ist gegen mich;" rief die Kranke schmerzlich.

„Denken Sie das nicht, wenn es auch gleich im Augenblick den Anschein hat, als wäre es so; Josephine, meine Schwester, haben Sie selbst noch nie daran gedacht, nie die Möglichkeit erwogen, das Dunkel, das Ihre Sache umhüllt, aufzuhellen?" fragte Raphael.

— „Es ist keine Möglichkeit vorhanden, keine, keine," sprach Josephine schwermüthig; „ohne wortbrüchig und ehrlos zu werden, kann ich den verhängnißvollen Schleier der Täuschung nicht lüften."

„Sie deuten auf ein von Ihnen gegebenes Wort hin; und hoch achte ich Ihre edle muthige Standhaftigkeit: aber können Sie nicht hoffen, von der betreffenden Person auf Verlangen Ihres Versprechens entbunden zu werden?"

— „Die Person, welche mich mit jenem verhängnißvollen Gelübde belastet hat, ist todt für mich, ja, mehr als todt," entgegnete Josephine matt, ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, und jenes schauerliche convulsivische Zittern bemächtigte sich wieder ihrer ganzen Gestalt. Schweigend und erschüttert stand der Künstler an dem Bette, die bebenden Hände des unglücklichen Opfers in den seinigen haltend.

Leise öffnete sich die Thüre, und bleich und verstört trat Cäcilie ein, welche draußen bereits durch Marianne von dem neuen Uebelbefinden der Schwester und von dem Besuch des Fremden unterrichtet worden war. Wie staunte sie aber, als sie bei ihrem Eintritt in das Gemach in dem unbekannten Besucher ihren Beschützer von neulich erblickte, der jetzt mit der zartesten Sorgfalt bemüht war, die Leiden der Schwester zu mildern. Ueberrascht, betroffen standen sich die beiden gegenüber; stumm verbeugte sich der Künstler, Cäcilien mit einem Blicke voll tiefer Bewunderung anschauend. „Sie hier, mein Herr?" rief diese, und eine leichte Röthe flog über ihre Züge; dann aber einen Blick auf ihre Schwester werfend, stürzte sie, alles Uebrige vergessend, mit dem Ausrufe: „Josephine, meine Schwester, meine einzige Schwester, was ist's mit Dir?" an dem Krankenbette auf die Kniee nieder.

Josephine lag stumm mit geschlossenen Augen da, und Cäcilie wandte sich angstbeklommen zu dem Künstler: „Um

Gott, mein Herr, was ist es mit meiner armen Schwester, was ist geschehen?"

„Beruhigen Sie sich, liebes Fräulein, Josephine befindet sich nur in einem ohnmacht-artigen Zustande in Folge einer heftigen Gemüthsbewegung," sagte er sanft.

— „Und wodurch ward diese veranlaßt?" fragte Cäcilie beklommen. Raphael wies schweigend auf die Linke Josephinens, was Cäcilien alles erklärte, denn der Verlobungsring fehlte. Cäcilie beugte sich nieder und küßte die kalte weiße Hand der Schwester und ihre Thränen fielen auf das bleiche Gesicht der Kranken nieder; Josephine schlug die Augen auf, schloß sie aber erschöpft wieder.

„Welch sonderbarem Zufall, mein Herr, verdankt wohl meine unglückliche Schwester die freundliche Sorgfalt meines edlen Beschützers," fragte Cäcilie halblaut und reichte dem Künstler die Hand.

Der junge Mann ergriff die dargebotene Hand Cäciliens, preßte sie mit Innigkeit und nannte ihr seinen Namen und den Grund, der ihn herausgeführt hatte.

„Raphael Pillner?" rief Cäcilie; es war das Einzige, was die Staunende hervorbrachte.

— „Ein trauriger Zufall ist es allerdings, welcher mir das erwünschte Glück, Sie wieder zu sehen, zu dieser Stunde und an diesem Orte gewährt," sagte Raphael. „Wenn es Ihnen indeß, wie ich vermuthe, von einigem Werth ist, jemanden von der Unschuld Ihrer Fräulein Schwester überzeugt zu sehen, so empfangen Sie von mir die Versicherung, daß mich der unvermittelte Anblick von Josephinens Leiden unwiderstehlich von dem Glauben an die Reinheit ihrer Seele erfüllt hat. Was ich vorhin gesehen und gehört, waren nicht die wohlverdienten Qualen eines schuldbeladenen Geschöpfes, sondern die Leiden eines unschuldigen, in den Staub getretenen Wesens."

Cäcilie heftete einen tiefen, dankenden Blick ihres dunkelblauen Auges auf den Redner, der begeistert ihre Hand drückte und sie zu einem Sitze führte; und da die kranke Josephine durchaus keinen weiteren Antheil an dem nahm, was sich um sie her begab, ließ er sich neben der Künstlerin nieder und erzählte mit gedämpfter Stimme, wie ein verzweiflungsvoller Brief Eduards seine Mutter und ihn in Rom getroffen, und wie sie bei ihrer Rückkehr nach Deutschland denselben in einem traurigen Zustand moralischer und physischer Verstörtheit gefunden hätten, in einem Zustand, welcher die treue Mutter und ihn zu den ernstlichsten Besorgnissen um den geliebten Sohn und Bruder, aber auch mit ungetheiltem Unwillen und Entrüstung gegen das schwer angeklagte Wesen erfüllt hätten, durch welches Eduard so unglücklich geworden sey. Raphael erzählte ferner, wie er erst die Lage der Dinge gehörig erwogen und geprüft, und dann dem Bruder dringend angerathen, das Ganze mit weniger Leidenschaftlichkeit zu untersuchen, was gewiß zu einer mildern Anschauung des Vorfalls führen würde; wie aber weder seine Vorstellungen noch Cäciliens Brief vermocht hätten, seinen unglücklichen, schwergekränkten Bruder zu einer Aussöhnung zwischen ihm und dem einst von ihm abgöttisch geliebten Wesen zu bewegen.

Raphael gehörte nicht zu den Wesen, welche die Gabe besitzen, die Posaune des Trostes unermüdlich in das Ohr der Tiefbetrübten zu blasen; er nahm daher, als er die Schwestern so tief unglücklich vor sich sah, zu keinem jener Gemeinplätze seine Zuflucht, mit denen die Welt die Schmerzen ihrer Mitwesen zu lindern vorgibt, während sie in Wahrheit durch das flaue, schaale Geschwätz ihrer Tröstungen die tiefen Seelenwunden derselben eher erweitert und aufreißt. Stumm saß daher der Künstler neben Cäcilien, ihre Hand in der seinigen haltend; er fühlte, wie diese zarte Hand bisweilen zuckte, er sah, wie die langen, dunkeln Wimpern des Mädchens zitterten, wie ihre Brust sich schmerzlich hob, er nahm dieses alles mit großer Betrübniß wahr, und doch ging, nachdem er seine Erzählung beendet hatte, kein Wort weiter über seine Lippen. Allein in dieser flüchtigen Stunde, während welcher sich die Beiden gegenüber saßen, die Hände verschlungen, kamen sie sich näher, als die vielgeschäftigten und vielbeschäftigten Weltleute in einem Vierteljahr enger Bekanntschaft.

Zwei edle Seelen hatten sich unter den heiligen Schatten der Trauer gefunden. Eine hehre Stille herrschte um sie her, als ginge ein Engel durch das Zimmer.

* * *

„Mutter, ich komme aus einem Heiligthume. Eine Schuldbeladene dachte ich zu finden, und ich sah eine Märtyrerin," sprach Raphael, als er tief ergriffen zu seiner Mutter zurückkehrte und sie mit dem Resultate seines Ganges nach H. bekannt machte.

— „Mein Sohn, Du bist Künstler," entgegnete die Dame betrübt, aber im Tone fester Ueberzeugung; „und Ihr Künstler seid stets geneigt, in einer Madonnenerscheinung auch eine Madonnenseele zu suchen, während das edelste Gesicht nur allzu oft die trügerische Hülle eines verworfenen Gemüthes ist. Josephine ist schuldig; ihre Schuld ist furchtbar erwiesen, und nur ein Idealist kann sich von ihrem Spiele täuschen lassen und noch an ihre Unschuld glauben. Wehe dieser Falschen, die sich in unser Haus, in unser Vertrauen eingeschlichen hat, um Deinem unglücklichen Bruder das Herz zu brechen!" setzte Madame Pillner hinzu und deutete auf Eduard, der finster und theilnahmslos, in vernachlässigter Kleidung in einem Fauteuil ruhte, das Gesicht tief in die Hände begraben.

Der Künstler schwieg, und mit tiefem Bedauern betrachtete er seinen Bruder, ohne jedoch durch die Worte seiner Mutter im mindesten seinen Glauben an Josephine erschüttert zu sehen, denn derselbe stand allzu fest. Groß war aber sein und seiner Mutter Staunen, als Eduard sich plötzlich erhob, in ein lautes, wildes Lachen ausbrach und ausrief: „Glaubt ihr denn, ich wolle in trostlosem Bedauern mein junges Leben um das falsche Püppchen verzehren? Oho, weit gefehlt! quillt doch der Born der Freuden auch noch für mich. Komm, Raphael! laß das dumme Zeug uns aus dem Kopfe schlagen! Noch gibt es ja die drei W — Weiber, Wein und Würfel! Wir wollen uns betäuben, wollen in der tollsten Lust Vergessen suchen! Laß uns noch diesen Abend den Anfang machen und im Nektar des Bacchus allen Liebesgram ersäufen!"

In dem Gemüthszustand des unglücklichen Jünglings war eine Krisis eingetreten, und die ernste Seelenkrankheit desselben war in eine neue Phase übergegangen. Scherzend ergriff er den Arm des Künstlers, und dieser, von einem bittenden Blick seiner Mutter getroffen, begleitete ihn nach einem besuchten Kaffeehause der Hauptstadt, wo er zu seinem namenlosen Schmerze den Unglücklichen bald als den Ausgelassensten unter den Ausgelassenen beim Weingelage sah.

Die wilden Freudenlaute der lustigen Gesellen schnitten dem zartfühlenden Künstler tief in die Seele; das Krankenzimmer von H. stand unbeweglich vor den Blicken seines Geistes, während sein liebliches Auge mitleidig an dem Bruder hing. Wußte er doch allzu gut, daß die aberwitzige Lustigkeit desselben nur das convulsivische Zucken einer bis zum Tode wunden Seele war. — —

* * *

Wir werfen einen Schleier über die nächstfolgenden Leidenstage der beiden Schwestern. — Schon war die vergoldende Hand des Herbstes über das grüne Gewand der Natur gegangen, und die letzte Moosrose verblühte auf den Gräbern unter der Ulme, als Josephine endlich im Stande war, ihr Lager zu verlassen und in den warmen Mittagsstunden sich in das kleine Hausgärtchen zu schleppen, wo sie, auf einem moosigen Brunnensteine sitzend, das Haupt in die weiße Hand gestützt, die milden Strahlen der Herbstsonne durstig einsog, während ihr Blick dem Fluge der fortziehenden Schwalben folgte, und ihre Seele in unaussprechlichem Leide sich verzehrte.

Dem Vormunde war es indeß gelungen, seiner unglücklichen Mündel eine neue Stelle zu verschaffen; Lord Jedbury, ein ehemaliger britischer Minister nämlich, der sich während der Saison in dem nahen Brunnenorte B. aufgehalten hatte, beschloß, vom Spleen geplagt, seine Tage mit seiner Familie am Fuße des Libanon zu beschließen, und suchte nun für seine Damen eine Gesellschafterin, eine Erzieherin für seine Kinder, eine Person, die sich verbindlich machte, drei Jahre bei der Familie im Orient zu verharren und die überdieß bei seiner, vielseitiger Geistesbildung, sich nicht scheute, gleichsam unter die Zahl der Dienstboten gerechnet zu werden und deren Tischgenossin zu seyn. Wie sich leicht denken läßt, war bei dieser so wenig beneidenswerthen Stelle von keiner Concurrenz die Rede, und dem würdigen Vormund war es ein Leichtes gewesen, dieselbe für seine Pflegetochter zu erhalten. Diese hatte, nachdem sie von ihrem künftigen Schicksal unterrichtet worden war, ohne ein Wort des Sträubens den Contract unterzeichnet, während Cäcilie Herrn Mayer umsonst beschworen hatte, ihre Schwester nicht auf diese Weise der Gefahr auszusetzen, drei Jahre an einem Orte zubringen zu müssen, der ihr nach Umständen zur Hölle werden konnte.

Endlich war auch der von der treuen Schwester so lange gefürchtete Tag herbeigekommen, an welchem die noch leidende Josephine ihr Reisebündel schnüren mußte. Sie war bald damit fertig, denn sie besaß wenig, und ihr theuerstes Besitzthum nannte sie einen Cypressenzweig vom Friedhof und eine Copie von Josephinens Colma, die ihr die Künstlerin zum Lebewohl heimlich verfertigt hatte, und die sie zwischen ihre dunkeln Gewänder legte. Dann schloß sie ihren Koffer und setzte sich darauf; Cäcilie ließ sich neben ihr nieder. Es war ein trüber Novemberabend, ein dichter Nebel lagerte bleiern auf der schmucklosen Erde und der Regen schlug ununterbrochen an das kleine Dachfenster. Fest, fast krampfhaft, hielten sich die Waisen umschlungen, die auf der weiten Welt nur einander besaßen und von dem erbarmungslosen Schicksal nun durch Land und Meer getrennt werden sollten. Sie sprachen nichts, aber aus ihren Herzen erhob sich ein stummes, angstvolles Klagelied zum Throne des ewigen Weltgeistes.

Den nächsten Morgen schon verließ Josephine ihre Vaterstadt, um nach dem Badeorte zu reisen, wo sie mit der Familie Jedbury (so hießen ihre neuen Beschützer) zusammentreffen sollte. Es war ein trüber, kalter Novembertag, und trüb und kalt lag auch das wohlbekannte, einst so warme und sonnige Haus auf dem Hügel, an dessen Fuß die junge Reisende im Dampfwagen vorüberfuhr. Einen langen Blick sandte sie empor zu seiner Höhe, hüllte sich dann dichter in ihren Shawl und sank in ihre Wagenecke zurück, den Tod im Herzen, seine Farbe auf den blaßen Zügen.

Und Cäcilie? — Ueberwältigt von dem Trennungsschmerze, hatte sie in einer Art von Betäubung ihrer jüngeren Schwester das Geleite auf den Bahnhof von H. gegeben, sie hatte sie zum Lebewohl umarmt, ihre Hand gepreßt ein-, zwei-, dreimal, denn immer und immer wieder hatte die magere Hand Josephinens aus dem Wagenfenster gegrüßt. Als aber der Zug dahinbrauste und die Scheidende aus Cäciliens Gesichtskreis entführte, da erwachte die Künstlerin jäh und furchtbar aus ihrer Betäubung, und ein lauter, gellender Schmerzschrei entfuhr ihren Lippen. Dann aber preßte sie diesesmal ihr weißes Tuch vor die Augen und blieb regungslos stehen, nicht achtend der ungezählten Augen, die theils mitleidige, theils schadenfrohe oder gar spöttische Blicke auf sie richteten; sie hörte nicht das Gemurmel, das die Schaar ihrer Beobachter durchlief: „Sie ist von Sinnen, — Cäcilie, die Rathstochter, hat den Verstand verloren, — warum läßt man sie aber auch hier stehen? kann sie nicht im Wahnwitz sich auf die Schienen stürzen, wenn der nächste Zug kommt?" u. dgl. mehr.

Als die unglückliche Cäcilie endlich ihre Stellung änderte und ihr Tuch von den Augen nahm, gewahrte sie mit Entsetzen den immer und immer dichter sich schließenden Kreis der neugierigen Gaffer, als ein schöner junger Mann sich durch die Reihen müßiger Leute drängte, einen entrüsteten Blick auf dieselben warf und der Gekränkten mit achtungsvoller Höflichkeit seinen Arm bot, den diese mit edler Würde annahm.

Es war Raphael, der, von Josephinens Abreise unterrichtet, bei seinem tiefgehenden Interesse für das liebenswürdige Schwesternpaar und bei dem Gefühl unzweideutiger Bewunderung, das ihm schon der erste Anblick der Künstlerin eingeflößt hatte, nach H. herausgekommen und ungesehener Zeuge dieser herzzerreißenden Abschiedsscene gewesen war. Er entriß Cäcilien der peinlichen Neugier und den indiscreten Blicken

ihrer Landsleute, und geleitete sie nach ihrer Wohnung. Sie sprachen wenig zusammen, als sie miteinander dahingingen, und das Wenige, das sie redeten, ward so leise gesprochen, daß es von Niemanden als von ihnen selbst verstanden werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Rhodus.

Von einer englischen Dame.

(Schluß.)

2.

Für den Alterthums-, Geschichts- oder Naturforscher bieten wenige Oertlichkeiten ein besseres Feld der Nachforschung und des Interesses als Rhodus, die größte und auch weitaus interessanteste der Sporaden. Wenn man die Ruinen des antiken Rhodus, den Leuchtthurm, die alten Festungswerke gesehen und die Ritterstraße besucht hat, so gewähren zunächst das größte Interesse der sogen. Mont St. Etienne oder Stephansberg, die alte Akropolis von Rhodus, nebst den umgebenden Felsen, welche durch ihre Mannigfaltigkeit und eigenthümliche Gestalt merkwürdig sind. Der Berg wird von den Engländern auch Mount Smith genannt, weil der britische Admiral Smith ein Haus auf seinem Gipfel hatte, als er hier stationirt war, um die Bewegungen der französischen Flotte zur Zeit der Expedition nach Egypten zu beobachten. Wir veranstalteten während unsres Aufenthalts in Rhodus mancherlei Ausflüge, z. B. nach einer noch wunderbar gut erhaltenen althellenischen Brücke in der Nähe der Stadt, nach der alten Nekropolis und dem Hippodrom, nach den Stätten mehrerer alten Tempel, wo Bruchstücke von marmornen Bildsäulen, Trümmer von antikem Töpfergeschirr und farbigem Glas in allen Richtungen umherlagen. Man findet häufig auch Münzen an derartigen Orten. Auf den Münzen des alten Rhodus oder Trinacria ist auf der einen Seite der Kopf des Sonnengottes Helios, auf der andern die Blüthe des Granatapfels zu sehen, deren drei sichtbare Zipfel die drei Küstenseiten bezeichnen, von welchen die Insel Trinakria hieß.

Die Stadt Rhodus, unter deren Bewohnern (den Kolossern des neuen Testaments) das Christenthum schon frühe tiefe Wurzeln geschlagen zu haben scheint, muß von einer ganzen Todtenstadt umgeben gewesen seyn, denn man findet um die Stadt her ein ganzes Netzwerk von Gräbern; doch ist diese Nekropolis oder Todtenstadt noch modern im Vergleich zu derjenigen von Camirus. Kamiros, Lindos und Jalysos waren drei uralte Hauptstädte der Insel, deren Ursprung noch in die mythischen Zeiten zurückreicht. Die Stadt Rhodus ward erst während des peloponessischen Kriegs gegründet. Unsere Wanderungen erstreckten sich tief in's Innere hinein, und die einzige Schattenseite war, daß man sich bei jedem Spaziergang durch dichtverschlungene Buschhecken hindurchzwängen und über wenigstens zwanzig, zuweilen halbverfallene Mauern klettern mußte. Aber seltsam, wild und schön waren diese Spaziergänge — der Wintersonnenschein und die klare linde Luft lockten uns oft Stunden weit von der Stadt hinweg, ohne daß wir uns ermüdet fühlten; die Atmosphäre war geschwängert vom Würzhauch wilder Gewächse, die Felder zeigten bereits einen schönen Flor wilder Blumen. Die Mauern, welche wir erkletterten, waren aus großen Stücken grauen, rothen und weißen Marmors erbaut, und viele dieser gewaltigen Steinblöcke zeigten noch Inschriften; überall unter solchen Trümmern sahen wir zerbrochene Bildsäulen, griechische Altäre, Bruchstücke von antiken Ziegeln, Muscheln und anderen Fossilien in Mergel, Tuff und Kalkstein eingelagert, lauter Zeugnisse von der Schöpfergewalt dessen, der Bau und Zerstörung der Welt in seiner allmächtigen Hand hält. In weiter Ferne blauten duftig der hohe Taïros und die benachbarten Berge, auf deren Höhen die alten Griechen die Tempel ihrer Götter erbauten.

Einen eigenthümlichen Anblick inmitten der Landschaft gewähren die zahlreichen noch ganz oder in Ueberresten vorhandenen Landhäuser der alten Johanniter-Ritter, die entweder nackt und ernst am Hügelhange oder umgeben von immergrünen Bäumen allein und verlassen dastehen, gewöhnlich ohne ein Zeichen von Leben in ihrer Umgebung. Manche davon sind noch in den Ruinen unbeschreiblich malerisch: Myrten und Rosmarin grünen neben dem alten Ziehbrunnen; verscheuchte Vögel flattern von dem großen Backofen und offenen Kamin auf; ein einsamer Fensterladen knarrt und schlägt im Winde. Andere von diesen Behausungen der alten Ritter sind noch in ziemlichem baulichen Zustande unterhalten und werden im Sommer von Türken bewohnt. An einem zerfallenen Hause, das zu seiner Zeit einer gewissen Berühmtheit genießen mußte, war noch ein schöner, in behauenen Steinen gefaßter Teich, um welchen der Judasbaum, der Granatapfel und der Feigencactus in wilder Wirre wucherten. Unter einem grünen Oelbaum lag ein großer zerbrochener griechischer Altar oder Cippus mit den unvermeidlichen Widderköpfen an den Ecken und einem kurzen Schaft, um welchen sich eine Schlange in Hautrelief wand. Im Hofe eines andern Landhauses waren verschiedene Sarkophage, die man zu Viehtränken umgewandelt hatte. Einer derselben war mit griechischen und lateinischen Inschriften bedeckt; breitschwänzige Schafe weideten dicht daneben unter Pinien und Dattelpalmen. In der Nähe des Standorts eines einstigen Tempels steht ein stattliches steinernes Herrenhaus aus der Zeit der Ritter, welches gegenwärtig als Kuhstall benutzt wird. Die Wände sind von Marmor, der Hof ist theilweise mit abwechselnden Stücken grauen und weißen Marmors gepflastert. Auf der einen Seite des Kuhstalls befindet sich ein längliches umgestürztes Piedestal von grauem Marmor mit einer Inschrift, welche besagt, daß es dem pythischen Apollo errichtet worden sey von Glaukon, dem Sohne des Meteokles, athenischem Proxenos oder Consul.

Ungefähr eine Wegstunde von Rhodus liegt Zymbulli mit seinen herrlichen Springbrunnen, Platanenbäumen und seinem Aquädukt, ein Vergnügungsort und das Ziel der Lieblings-Spaziergänge der Stadtbewohner. Das Wasser ist hier so vortrefflich, daß die Leute aus großer Entfernung herbei-

kommen, um sich daran zu laben. Zur Zeit unseres Besuchs haderte hier eine riesige Türkin mit einigen Weibern, welche ihre Krüge mit Wasser füllten. Als sie eines unserer männlichen Begleiter ansichtig wurde, zog sie hastig einen schmutzigen Lappen über ihr unangenehmes Gesicht herein und eilte davon. Der Sage nach hatte Aeschines in Zymbulli jene ausgezeichnete Schule der Beredsamkeit gegründet, welche so lange bei Griechen und Römern sich einer hohen Berühmtheit erfreute. Unweit Zymbulli finden sich mehrere Grabstätten, weite aus dem Felsen ausgehauene Gemächer, einige mit Nischen von verschiedener Größe, andere kleiner und ohne Nischen. In einer Grabkammer mit vielen Nischen, welche aus einem großen Felsen ausgehauen war und nach der Vermuthung Mehrerer einen Theil von einem Tempel der Ceres gebildet haben sollte, fanden wir noch Spuren von Rindvieh, das hier beherbergt worden war, und ein verlassenes Vogelnest. Dieser ehemalige Cerestempel und die dazu gehörigen Grabkammern sind durch ein Erdbeben theilweise zerstört worden, aber die in der ganzen Umgebung herumliegenden schönbehauenen Steinblöcke lassen noch seine frühere Pracht und Größe ahnen. Wiederholte Erdbeben haben hier große Veränderungen angerichtet, die sich nicht auf die Gräber allein, sondern auch auf die ganze äußere Gestaltung der Erdoberfläche erstrecken.

Eines lieblichen Morgens traten wir einen Ausflug nach dem Innern an, verloren bald das Meer aus dem Gesicht und gelangten in einen wilden, einsamen Theil des Landes. An verlassenen, öden Häusern vorüber, in deren gespenstig kahlen Räumen Eulen und Raben Rath zu halten schienen, vorüber an Gruppen von Pinien, an vergessenen Gräbern, verlassenen Ziehbrunnen, zertrümmerten Fontänen, an Teichen und Lachen, über deren stille Tiefen Cedern und Cypressen ihre dunklen Schatten warfen; über rauhe, zerklüftete Felsen, wo der rothfrüchtige Ambutus wuchs, hinunter in ein einsames Waldthal, wo das verlassene Wohnhaus und zertrümmerte Wasserrad noch von dem Leben zeugten, das einst hier geherrscht hatte, — drangen wir vor. Neben jenem verlassenen Hause blühte ein Mandelbaum, der „Erwecker" der Hebräer, und sprach von Frühling und Hoffnung inmitten einer Wildniß, welche herbstlich trübe und wehmüthig aussah. Gleich darauf brachte uns das willkommene Rauschen eines fließenden Wassers an das Ufer eines behenden Baches, wo wir unter einem duftigen, blühenden Myrtenstrauch unser Gabel-Frühstück verzehrten und unsern Durst aus dem krystallklaren Bächlein löschten. In geringer Entfernung davon war ein persisches Rad, woran ein Knoblauchknollen hing, um den bösen Blick abzuwenden.

Wir kehrten auf einem andern Wege nach der Stadt zurück, und trafen viele griechische Dorfbewohner, die uns freundlich ihr Kalih Hemera (guten Tag) boten. Auch einem griechischen Knaben mit Blumen im Haar begegneten wir, der seitwärts auf seinem Maulthiere saß und dessen Seiten mit seinen Fersen bearbeitete, — hier eine allgemein beliebte Manier, die Thiere anzutreiben, da man sich der Peitsche und des Sporns nicht bedient. Etwas später begegneten wir auf seinem Maulthiere einem silberhaarigen griechischen Priester unserer Bekanntschaft, hinter welchem seine hübsche Nichte mit den schön geschwungenen dunklen Augbrauen saß. Türkische Weiber mit ihren hübschen frischen Kindern watschelten an uns vorüber. Weiterhin waren Heerden von schönen Ziegen in Begleitung eines wild aussehenden Ziegenhirten; die schmuckste seiner Ziegen hatte eine große Glocke am Halse hängen. Schafe mit breiten Fettschwänzen schleppten ihr unbeholfenes Anhängsel über die verwahrlosten Gräber eines türkischen Friedhofes hin und suchten sich zwischen den zerbrochenen Grabsteinen ihre Aesung. Männer waren mit Stieren und ihrem primitiven Pfluge auf dem Felde an der Arbeit, und in der Nähe der Stadt holten wir Maulesel und andere Saumthiere ein, welche Lasten von Steinen oder Getraide dorthin trugen. Zeit und Raum würden mir fehlen, um die hübschen Vögel, glänzenden Käfer, farbenreichen Schmetterlinge und andere Insekten dieses sonnigen Klima's zu beschreiben. Ich sah Hunderte von Thieren und Pflanzen, von denen ich seither keine Ahnung gehabt hatte. So baute z. B. eine Maurerbiene ihr Nest in der Ecke der Decke unsers Wohnzimmers. Große Heuschrecken flatterten häufig zum offenen Fenster herein; grüne Laubfrösche kamen bis in die Feigenspaliere vor unsern Fenstern; Spinnen aller Art waren häufig, und Schlangen und Skorpione gab es allenthalben. Alle Winkel im Hause wimmelten von Brodschaben, die so zahlreich waren, wie die griechischen Fasten.

In der ersten Hälfte des Aprils gewährten die Gärten einen reizenden Anblick: Orangen, Aprikosen und Maulbeerbäume standen in voller Blüthe, und der Geruch von Tausenden von blühenden Rosen, Nelken, Geranien, Goldlack, Rosmarin, Alpenrosen und vielen anderen Gewächsen füllte die Luft mit entzückendem Dufte. Eines Sonntagmorgens sahen wir einen griechischen Priester in reichen levitischen Gewändern die Runde in seinem Garten machen, der unserm Hause gegenüber lag, und Weihwasser auf die Mauern und auf die Gewächse sprengen. Es war ein ordentlich malerischer Anblick, wie er so von einer Pflanze zur andern ging und namentlich an dem Brunnen gerne länger verweilte, dem er offenbar einen doppelten Segen ertheilte.

Zu Ostern war die Witterung herrlich und die ganze Natur voll Leben und Farbenpracht, voll Wonne und Freude. Die griechischen Einwohner hatten eine hohe Festzeit und erschienen in ihrem besten Putze; Kuluria und Ostereier waren in Aller Händen. Während der Festzeit ward uns sogar die Ehre zu Theil, die geheiligten Mauern einer Moschee betreten zu dürfen. Ebenso erstiegen wir eine der Windmühlen der alten Ritter, welche uns so lange vom Seestrande her zu sich eingeladen hatte, saßen mit einem alten Türken in seinem Kiosk und gingen unter den duftigen, blühenden Orangenbäumen seines Gartens spazieren. Auch der römisch-katholischen Kapelle statteten wir einen Besuch ab und ließen uns von den Franziskaner-Mönchen ein merkwürdiges altes Madonnenbild, auf Marmor gemalt, zeigen. Ein Christensklave hatte es um das Ende des siebzehnten Jahrhunderts unter den Trümmern jener Kirche begraben gefunden, welche Pierre d'Aubuisson nach einem Siege über die Türken als Votiv hatte erbauen lassen. Jetzt

steht es über dem Altar in der katholischen Kapelle der Stadt Rhodus.

Die Stadt, einst „das herrliche Rhodus,“ „die Königin des ägeischen Meers,“ die „Perle des Orients,“ wie sie bei den Alten hieß, bietet nun einen seltsamen, schneidenden, wehmüthigen Kontrast zu ihrem früheren Glanze dar. Rhodus war schon eine berühmte Stadt, als noch phönizische Kaufleute von ihren Häfen aus Handel nach fernen Küsten trieben. Die höchste Blüthe ihres Gedeihens erreichte sie unter der griechischen Herrschaft, war berühmt wegen ihrer Schifffahrt, ihres Handels, ihres Reichthums, ihrer Weisheit und stand Athen nur in der Schönheit ihrer Bildsäulen, Tempel und Gemälde nach. Es blühte auch unter der römischen Herrschaft nach, und war um seines vorzüglichen Klima's, seiner Literatur und Künste willen so berühmt, daß Tiberius Cäsar und andere große Männer Roms hier Erholung von den Sorgen und Staatsgeschäften suchten.

Im Mittelalter nahm die Berühmtheit von Rhodus einen raschen Aufschwung unter den Johanniter-Rittern, deren Name damals bis an die fernsten Enden Europa's hin ein vertrauter Klang war. Der nun halb zertrümmerte arabische Thurm war nebst der Ritterstraße und den Festungsmauern lange Zeit ein Denkmal der muthigen Vertheidigung von Rhodus durch jene tapferen geistlichen Ritter, jene Streiter Christi, welche im Verlaufe von zweihundert Jahren der Insel eine solche Blüthe baulicher Entwickelung und großartiger Vertheidigungswerke verliehen hatten, die dann leider bald in Verfall geriethen, nachdem die Ritter jene klassische schöne Insel verlassen. Das heutige Rhodus ist nur noch das Gespenst oder Gerippe von dem Rhodus des Mittelalters oder Alterthums. Verwahrloste Häfen, zertrümmerte Mauern und Basteien, Einsturz-drohende Häuser, armselige Wege und Straßen, unfruchtbare Felder, mageres Vieh, ausgehungerte, wolfsartige, wilde Hunde zeugen von der Türkenherrschaft, unter welcher alles in Trümmer und Elend versinkt.

Die Türken haben keinen Unternehmungsgeist. An Verbesserungen in Schifffahrt, Handel und Ackerbau denkt Niemand und ist nicht zu denken, so lange der Moslem ruhig am Boden sitzen, seine Pfeife rauchen und sagen kann: „Allah ist groß.“ Der entartete Neugrieche fühlt sich auch nicht versucht, eine bessere Lage für sich anzustreben, denn jeder Schritt vorwärts in Gewerbfleiß und Wohlstand ist für seine räuberischen, beutegierigen türkischen Bedrücker nur ein Signal, ihm neue, unerschwingliche Steuern aufzulegen.

Allein all diesem physischen und moralischen Zerfall zum Trotz ist das Klima noch immer vorzüglich, die Sonne scheint noch so hell und golden wie damals, wo Rhodus die „Stadt des Sonnengottes“ heißt und ihre Bewohner dem Apollo eine besondere Verehrung zollten.

Nur einen großen physischen Nachtheil hat Rhodus, nämlich die furchtbaren Erdbeben, welche die Insel von Zeit zu Zeit heimsuchen und zu ihrer gegenwärtigen Verödung wesentlich beigetragen. Das Erdbeben vom April 1863 war eines der fürchterlichsten, welche die Insel jemals verheert haben. In der Nacht auf den 16. April gab es einen leichten Erdstoß. Der Morgen des 22. war windstill und schön, nur ein schwerer Nebel lag über dem Meere. Unter Tags erhob sich der Wind, und bei Nacht wehte ein sturmartiger Nordwind. Die Kälte war sehr groß. Etwa 15 Minuten nach 10 Uhr Nachts verspürte man einen fürchterlichen Erdstoß — die Häuser schwankten und bebten, ein lautes Krachen und das Getöse von angespanntem Zimmerholz sowie ein starker Geruch von Cypressenholz, aus welchem das britische Konsulat theilweise erbaut war, machten sich geltend. Unser Freund R., aus dessen Mund ich diese Schilderung habe, hielt sich an den Wänden fest, wie in einem Sturm zur See, und ging von Zimmer zu Zimmer, um zu sehen, daß Alles sicher sey; er fand Catina, die alte cypriotische Köchin, händeringend und bitterlich weinend unter dem Ausrufe: „Molto cattivo (sehr schlimm)!“ Sie begab sich für den Rest der Nacht in ein anderes Haus, weil sie aus Angst sich in einer solchen Stunde der Gefahr den zersprungenen Mauern des britischen Konsulats und vielleicht auch der Gemeinschaft von Ketzern nicht anvertrauen wollte. Diesem ersten Erdstoße folgten noch zwei leichtere und um 2 Uhr Morgens ein sehr starker. Der Wind tobte die ganze Nacht hindurch entsetzlich, und der grauende Tag zeigte ringsum eine gewaltige Scene der Zerstörung. Der Thurm der Araber lag in Trümmern, der eine Theil des Nicolausthurms, auf welchem der Leuchtthurm-Apparat sich befand, war sammt der Treppe eingestürzt; die Mauern der Festungswerke waren an verschiedenen Stellen zerrissen. In der Stadt und den Vorstädten waren viele Häuser eingefallen und in Schutthaufen verwandelt, andere Wohngebäude, worunter das des britischen Konsuls, schwer beschädigt. Dreizehn Menschen waren erschlagen, eine ganze Familie unter den Trümmern ihres Hauses verschüttet worden. Auch die Moscheen und die griechischen und lateinischen Kirchen hatten mehr oder weniger gelitten, und das zitternde Geläute der Glocken auf den letzteren in Folge der Erdstöße soll furchtbar anzuhören gewesen seyn. Die Leute flüchteten aus ihren Häusern, um auf dem Felde oder in Gärten ein Obdach aufzusuchen, und zogen ihre, mit den besten Habseligkeiten beladenen Esel und Maulthiere mit sich fort. Auf dem Lande war das Werk der Zerstörung noch weit größer gewesen als in der Stadt, denn auf der ganzen Insel verloren ungefähr 250 Personen das Leben, und 120 wurden verletzt. Von den 44 Dörfern der Insel wurden zwölf ganz zerstört und die andern sehr beschädigt. Das Dorf Massari ward dem Erdboden gleichgemacht; sogar seine massive Kirche, kaum drei Jahre zuvor erbaut, wurde halb eingestürzt: das Dach war eingefallen, die Mauern zerrissen, die mittelst eiserner Klammern verbundenen steinernen Bogen auseinander gerissen und von einer Bevölkerung von 200 Köpfen 126 Personen getödtet.

Es war ein herzzerreißender Anblick — Leichen lagen zerquetscht unter den Ruinen, die Ueberlebenden betrauerten ihre Todten und die Leute aus dem benachbarten Dorfe Malana, welche theilweise unverletzt geblieben waren, halfen ihren unglücklichen Nachbarn ihre Todten begraben.

Der Gouverneur von Rhodus telegraphirte über Scio nach Konstantinopel um 1500 Zelte und andere Hülfe. Erdstöße wurden noch täglich verspürt. Am 26. April stürzte ein schweres Gewitter mit Regen mehrere von den theilweise ruinirten Häusern ein und trug noch wesentlich zur Steigerung des vorhandenen Elends bei. Der Schrecken, welchen das erste Erdbeben verursacht hatte, begann sich schon zu legen, als die Einwohner am 30. um Mittag abermals durch einen heftigen Erdstoß erschreckt wurden, dem in einer halben Stunde ein noch heftigerer folgte. Alsbald verließ jedermann die Häuser, und auf jedem freien Platze wurden Zelte und Hütten von Segeln, Teppichen, Brettern und allem, was man nur aufbieten konnte, errichtet, um der Einwohnerschaft ein temporäres Obdach zu gewähren. Der brittische Konsul und seine Familie nahmen ihre Zuflucht zu einem Zelte aus dem Schutzdach und den Segeln eines Bootes, welches sie in ihrem Garten aufschlugen. In Feldern und Gärten drängten sich die Familien auf den kleinstmöglichen Raume zusammen, und zwei türkische Familien erbaten sich und erhielten die Erlaubniß, ihre Zelte auf dem protestantischen Friedhofe aufzuschlagen, einer heißen, ganz der Sonnenhitze ausgesetzten Oertlichkeit. Das enge Zusammenleben unter den Zelten war so groß, daß man den Ausbruch ansteckender Seuchen fürchtete. Viele Leute litten an heftigem Kopfschmerz, Uebelkeit, Schwindel u. dgl., und eine arme Frau verlor sogar den Verstand.

Am Abend des 30. langte ein türkisches Dampfboot an mit einem Adjutanten des Sultans, welcher zur Unterstützung der Bedrängten eine Summe von 500,000 Piaster (à 2 Sgr.) sandte. Einige Tage später traf eine französische Dampfcorvette „La Mouette" aus Syra ein mit drei Wundärzten an Bord, welche der französische Admiral gesandt hatte.

Die Luft war schwül und drückend, der Boden heiß und zitternd, der Himmel trüb und bleigrau, und ein erschlaffender Strocco-Wind wehte, man hörte ein seltsames, kollerndes, unterirdisches Getöse, welches allgemein für den Vorläufer neuer Erdstöße angesehen wurde. Die Eingebornen bildeten sich in ihrem Entsetzen ein, die Insel werde in's Meer versinken; und als einmal der Mond sich Nachts hinter die Wolken versteckte, riefen die Leute in ihrer kopflosen Furcht, ein Bär habe ihn gefressen.

Eine neue Gefahr bedrohte jetzt die Einwohner der Stadt Rhodus. Die Erdbeben hatten das Gefängniß oder Bagno (den ehemaligen Palast des Großmeisters) so sehr beschädigt, daß man befürchtete, die Sträflinge könnten ausbrechen. Eines Abends ward ein Komplott entdeckt; die Sträflinge, 108 an der Zahl, hatten in der Absicht eines Befreiungsversuchs unter den Gefängnißmauern hindurch gegraben. Es wurden nun sogleich Soldaten an verschiedenen Punkten und auch auf dem flachen Dache des Palastes postirt mit dem striktem Befehl, auf jeden Sträfling zu feuern, welcher zu entweichen versuche. Einige der Sträflinge bekannten, es sey beschlossen gewesen, die Stadt anzuzünden, jeden Begegnenden niederzumachen, möglichst viele Beute zusammenzuraffen und dann auf den Booten zu entfliehen.

Neue Bestürzung folgte; wer nur immer die Mittel hatte, bewaffnete sich, und bei Nacht wurden an allen Zelten regelmäßige Wachen ausgestellt. Aber schon am folgenden Tage brachte man die Rädelsführer des Komplotts und die gefährlichsten der Sträflinge nach einem kleinen Gefängniß, wo sie in Ketten gelegt und bewacht wurden, während die übrigen unter einer starken Bedeckung im Bagno blieben. Auch die Fremden wurden von dem panischen Schrecken so sehr ergriffen, daß beinahe alle, die es nur vermochten, die Insel zu verlassen begannen, obschon sie die schönste im ägeischen Meere ist.

Erlebnisse eines Zuaven-Offiziers in Ost-Indien.

Nach mündlichen Mittheilungen erzählt von Karl Seifart.

1. Der Ueberfall der Piraten.

Schwer verwundet in der Schlacht bei Montebello erhielt ich meinen Abschied, um in der Heimath meiner Gesundheit zu pflegen. Meine theure Heimath, ein freundliches Landgut an der rauschenden Loire bei Blois, gab mir bei sorgfältigster Pflege Körperkraft und Gesundheit zurück, so daß ich zur Zeit, als der Krieg beendigt war, wieder rüstig dastand; nur ein fast unmerkliches Hinken am linken Fuße und stechende Schmerzen meiner vernarbten Wunden beim Wetterwechsel, erinnerten mich daran, daß ich trotz meiner jugendlichen sechsundzwanzig Jahre schon Invalide sey.

Seit meinem achtzehnten Jahre in Afrika an ein abenteuerliches, ewig von Gefahren bedrohtes Leben gewöhnt, wollte mir der Zustand weichlicher Ruhe nicht behagen, und mit Freuden ging ich daher auf den Vorschlag des Grafen von Debrais ein, ihn auf einer Reise nach Ostindien zu begleiten, woselbst der Graf auf Java mit einem reichen niederländischen Handelshause eine wichtige Erbschaftsangelegenheit zu ordnen hatte.

Nachdem ich theuren Lebenden und Todten — meine Eltern, sowie meine liebe, süße Braut ruhten bereits unter grünenden Cypressen und duftigen Rosen auf dem Friedhofe meiner Heimath — Lebewohl gesagt, schiffte ich mich in Brest mit Debrais auf dem Vollschiff „Schwalbe" ein, welches, nach Abwickelung mehrerer Geschäfte an der französischen und spanischen Küste, die holländischen Colonieen in Afrika zu besuchen und dann seine Richtung zu den Sunda-Inseln zu nehmen hatte.

Ich umfuhr somit ein bedeutendes Stück unseres Erdballs, ohne jedoch etwas Erwähnenswerthes zu erleben; unsere Fahrt war vom besten Winde und Wetter begünstigt, kein widriges Lüftchen störte den Cours und schon wurde mir die gewohnte Sicherheit, mit welcher wir über die bodenlosen Abgründe der südlichen Meere hinschwebten, langweilig, als uns noch kurz vor der Erreichung des sicheren Hafens Wynkoop, ein ganz unerwarteter Angriff, wenn auch nicht in kurzweilige, so doch in die lebhafteste und gefahrvollste Thätigkeit setzen sollte.

Wir befanden uns bei fortwährend scharf treibendem Nordostwinde bereits auf der Höhe der Sundastraße; die scharfziehende Luft kühlte auf's Angenehmste die tropische Hitze, und

die Pracht des Meeres und der fernen, mit der krystallklaren Bläue des Himmels wetteifernden Küsten durchzog, entzückende Gefühle weckend, jede Brust.

Nicht zehn Kabellängen von unserem pfeilschnell dahinschießenden Kiel hatte sich eben eine rosig und golden schimmernde Wolke von fliegenden Fischen erhoben, die sich aber, alsbald wieder von Raubvögeln, welchen die große Nähe der Küste solche Raubzüge erleichtert, verfolgt mit plätscherndem und brausendem Geräusch in die sich kräuselnden Wogen des sanft wallenden Meeres herabstürzte. Wir folgten vom Deck aus mit großem Interesse dem seltenen Schauspiele und konnten deutlich bemerken, wie diese bunten, schillernden Vögel des Meeres auch in ihrem eigentlichen Elemente wiederum gefürchteten Feinden zur Beute wurden, denn auf der Stelle, wo sie sich niedergelassen, zeigten sich bald, lebhaft und mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit hin- und herschießend, die mächtigen Leiber von Delphinen und anderen großen Seefischen, welche in unersättlicher Vertilgungswuth die armen Thiere wieder über Wasser trieben und sie zu neuer Flucht durch das ungewohntere Element zwangen.

Als sich die abgehetzten Fische nach kurzem Fluge wieder niedergelassen, bemerkte ich, daß das Auge unseres neben mir am Maste lehnenden Capitäns starr und mit einem eigenthümlichen Ausdrucke über die Stelle hinschweifte, auf welcher die Fische verschwunden waren.

„Was sehen Sie noch, Capitän?“ redete ich den in die Ferne Starrenden an.

Statt aller Antwort und unter unverständlichem Murmeln stieg derselbe eiligst in den Schiffsraum hinab und erschien alsbald wieder mit dem Fernrohr auf Deck, schrob dasselbe noch immer schweigend an den Mast und schaute, während Debrais, ich und andere Passagiere und Matrosen ihn neugierig umdrängten, unausgesetzt in die endlose Ferne.

Nach geraumer Zeit, während er eifrig einen Gegenstand, welchen wir vergebens mit bloßem Auge zu entdecken suchten, zu verfolgen schien, erhob er sich aus seiner gebückten Stellung und sprach in großer Erregtheit und mit umwölkter Stirne nur das eine Wort: „Piraten!“

Von Mund zu Mund flog blitzschnell das Wort und durchbebte wie ein Donnerschlag Passagiere und Schiffsmannschaft. Sollten wir nach so glücklicher Fahrt, nach so glücklich abgewickelten Geschäften im Hafen scheitern? Fast im Angesichte des Hafens die Beute elender und grausamer malayischer Räuber werden?

Debrais's Gemahlin und Tochter nebst anderen Frauen, welche an Bord waren, überließen sich den Ausbrüchen einer Verzweiflung, welche jeden Trost und jeden Beruhigungsversuch abwies, und in der That harrte ihrer, im Falle uns der Corsar nahm, das schrecklichste Loos; wir Männer liefen nur Gefahr, Leben und Eigenthum zu verlieren, der Frauen aber harrten in diesem Falle, bei der bekannten Wildheit und Barbarei unserer Feinde, Verlust der Ehre und schreckliche Mißhandlungen.

Unsere Einwendungen gegen den Capitän, daß er sich wohl geirrt habe, daß man ja gar nichts sähe, wies derselbe in schroffster Weise ab und kehrte jetzt ganz den eisernen Befehlshaber heraus.

Wir hatten, wie die meisten Ostindienfahrer, unsere Breitseiten mit guten Kanonen gespickt, und außerdem ein prachtvolles, nach allen Seiten bewegliches Messingrohr auf Deck, welches zwölf Pfund auf große Entfernung mit vernichtender Gewalt schoß. Auf Befehl des Capitäns war die betreffende Mannschaft bereits mit Untersuchung und Herrichtung der Geschütze beschäftigt, während wir unsere Gewehre und Pistolen luden, vom Capitän gemessene Verhaltungsmaßregeln entgegennahmen und mit hochklopfenden Herzen in die Ferne spähten.

Endlich rief Debrais, mit der Hand nach südlicher Richtung deutend: „Ich sehe schwarze Striche am Horizont, es scheinen mir Delphine oder Wale zu sein.“

„Ja,“ unterbrach der durch das Fernrohr schauende Lieutenant, „aber die Delphine bekommen Flügel, und sie wären schon längst zu uns herangeflogen, wenn der Nordost sie nicht in Schach hielte, so daß sie nur lavirend sich nähern können.

„Segel ahoi!“ rief's in demselben Augenblick aus dem Mastkorb, und nach wenigen Secunden konnten auch wir ganz deutlich vier Segel entdecken, welche, da sich der scharfstreichende Nordost merklich gelegt, scharf auf uns zuhielten. Trotz der eingetretenen, den lavirenden Feinden günstigen, größeren Windstille war mir die Schnelligkeit, mit der sich die Segel uns näherten, auffallend, und als ich mich darüber dem Capitän gegenüber, der wieder am Mast lehnte, äußerte, belehrte mich derselbe, daß die malayischen Corsarenschiffe mehr durch Ruder als durch Segel getrieben würden, und daß wir es nach der Form der sich jetzt mit reißender Schnelligkeit nähernden vier Fahrzeuge mit einem Feinde zu thun haben würden, der uns an Zahl wenigstens vierfach überlegen sein müßte.

Auf unsere guten Kanonen und unser starkes Schiff vertrauend, achteten wir jetzt der Feinde nicht groß, deren sich immer mehr nähernden Fahrzeuge nur den Namen von großen Böten verdienten, und befolgten nebst der Mannschaft ganz gern den Befehl des Capitäns, uns durch Speise und Trank zu stärken; es gelang uns sogar, die jammernden Damen zu beruhigen und ihnen das Versprechen abzunehmen, sich bei Allem, was auch geschehen möge, vertrauensvoll und ruhig in der Cajüte zu halten.

Wir aßen so ruhig und mit so viel Gemächlichkeit, als es die außerordentlichen Umstände nur immer zuließen, tranken ein donnerndes Pereat auf alle Seeräuber der Welt und geriethen, nachdem auch der kampfbereiten Mannschaft eine kleine Ration Rum bewilligt war, in eine Stimmung, als ob es nicht zum ernsten Gefecht, sondern zum lustigen Tanz gehen sollte.

„Die Schufte führen ja nicht einmal Kanonen!“ rief Debrais verächtlich, als Jeder bereits auf Deck gerüstet an seinem Posten stand; „eine einzige Lage unserer Breitseiten muß das Gesindel ja in Grund und Boden schmettern!“ —

Er sollte bald eines andern belehrt werden. — —

Schon konnten wir die einzelnen Individuen der feindlichen Mannschaft, ihre bunte Tracht und ihre zum Theil seltsamen Waffen unterscheiden, als sie der Kapitän durch's Sprachrohr anrief und nach ihrem Begehr fragte, auch in holländischer Sprache hinzusetzte, daß sie, wenn sie ohne genügende Antwort sich noch ferner dem Schiffe näherten, auf Kanonenkugeln gefaßt sein könnten.

Statt genügender Antwort erhob sich jetzt in den langgestreckten und mit zwei starkbemannten Ruderbänken versehenen Fahrzeugen ein vielhundertstimmiges Geschrei, und knatternde, aber wegen der Entfernung gegen uns ganz nutzlose Flintenschüsse belehrten uns hinlänglich über die Absicht der Freibeuter.

Rasch hatte der Capitän den Sterz des Drehbassen heben und das Rohr auf das nächste Boot richten lassen; der Schuß donnerte mächtig durch den endlosen Raum, aber — es war nutzlos gewesen, die ungewöhnliche Flachheit des Bootes sicherte es gegen das Geschütz, welches fast haushoch über seinem Borde stand. Ein Hagel von Flintenkugeln schlug jetzt vor uns in's Wasser und wir erkannten deutlich die gelben Gesichter unserer grimmigen Feinde, welche jetzt auf mehr als Büchsenschußweite nahe waren und uns umzingelten. Jede unserer Breitseiten war von zwei Böten bedroht, deren jedes mit hundert Mann bemannt sein mochte, wir dagegen hatten Alles in Allem kaum achtzig streitbare Männer am Bord. Noch dachte ich der Ueberzahl und Gefahr, als das Schiff hoch aufhüpfte, so daß ich mit Mühe das Stehen behielt, und ein Donnerkrachen, als ob Himmel und Erde zusammenstürzte, die Luft erschütterte, dann war Alles in Nacht und Nebel gehüllt. — —

Der Capitän hatte beide Breitseiten zugleich nach links und rechts gegen die Corsaren donnern lassen und gewiß mit dem besten Erfolg, denn während noch undurchdringliche Rauchwolken zwischen uns und den Räubern lagen, herrschte eine Todtenstille ringsum, sicher hatte das Meer die zerschmetterten Raubschiffe mit Mann und Maus verschlungen! — —

Nur wenige Augenblicke indeß durften wir so denken, denn ein Geschrei wie aus der entfesselten Hölle umbrauste wie auf ein gegebenes Signal in unmittelbarer Nähe das Schiff und pfeifend, klatschend und krachend schlugen Hunderte von Flintenkugeln durch den sich jetzt mehr verziehenden Rauch in Bug, Masten und Raaen unserer wackern „Schwalbe;" unser Steward stürzte mit zerschmettertem Arm, ein Leichtmatrose, der mitten durch die Stirn getroffen war, sank lautlos nieder. Mit mehr Erfolg erwiderten wir, mit besseren Gewehren versehen, das Feuer, wohl ein Dutzend der knirschenden Räuber stürzten. Was half das? Sie waren in vierfacher Ueberzahl schon bis zum Anlegen nahe und längst unter unseren Kanonen.

Schon beim Losfeuern der Breitseiten hatte die allzugroße Nähe und die Flachheit der Böte jeden erheblichen Schaden von den Räubern abgewandt, nur der Mast des auf der rechten Seite zunächst am Bugspriet liegenden Fahrzeugs war gestürzt und einige Segel hingen in Fetzen. Das war Alles, unsere Kanonen waren uns völlig nutzlos und wir waren dem überlegenen Feinde gegenüber nur auf unsere guten Augen, auf unsere Kaltblütigkeit und auf unsere Fäuste angewiesen.

Mit einer Tapferkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, legten sich die Piraten, trotz unserer wohlgezielten Flintenschüsse, mächtig in die Riemen und ruderten mit bereitgehaltenen Enterhaken und eigenthümlich geformten Strickleitern so dicht an unsere Schiffsseiten heran, daß ein Zusammenstoß nicht mehr abzuwehren war. Ein Heer von Teufeln war's, welches uns jetzt die Mündungen der langen Flinten gerade entgegenstreckte und mit den Enterpiken grimmig zu uns heraufdrohete. Unser fortwährend gut unterhaltenes Feuer hatte eine große Zahl der Barbaren niedergestreckt; das aber, anstatt sie kopfscheu zu machen und sie zurückzutreiben, verdoppelte nur ihre Wuth.

Ich hatte mancher heißen Schlacht beigewohnt, alle Schrecken des Todes hatten mich umstürmt und alle Leidenschaften hatte ich in wildester Aufregung gesehen, allein mit dem Höllentreiben, welches da unter mir das Schiff umtobte, war nichts von dem zu vergleichen, was ich früher erlebt. Das Kriegsgeschrei und der anfangs klar zu vernehmende Schlachtruf der Angreifenden hatte sich in ein heiseres, thierisches Brüllen verwandelt, in ohnmächtiger Wuth schlugen Die, welche bereits angelegt hatten, die gewaltigen Rippen des Schiffs mit Aexten und Säbeln oder suchten unbekümmert um die Kugeln, welche auf sie herabhagelten, die Enterhaken einzutreiben. Wohin man sah, Alles ein wirrer, blutiger und tobender Knäuel von wilden Bestien.

Das Entern von Seiten der Piraten hatte zu unserm Glück große Schwierigkeiten und die Versuche dazu kosteten ihnen manchen Mann. Waren wir früher durch die Höhe unseres Schiffs den flachen Fahrzeugen gegenüber im Nachtheil gewesen, weil dieselbe unser Geschützfeuer unwirksam machte, so waren wir jetzt durch denselben Umstand im Vortheil, weil derselbe das Entern und Erklettern des Schiffs außerordentlich erschwerte. Indeß alle mißlungenen Versuche hielten die Angreifenden nicht ab, sie versuchten lange, an beiden Seiten mit Haken versehene Bäume in das Schiff zu schlagen, und hatten, wenn ihnen dies ab und an gelang, eine merkwürdige Geschicklichkeit darin, Strickleitern über die Haken zu werfen, um das Schiff zu erklettern.

Aber Bäume und Leitern wurden mit Nachdruck abgestoßen, und dieß Verfahren kostete wiederum manchem der gelben Teufel das Leben, so daß wir uns bereits der begründeten Hoffnung hingaben, der Feind würde nach unverrichteter Sache bald das Weite suchen. So schien es. Uns unverständliche Commandorufe flogen von Boot zu Boot, die Ruderer legten sich in die Riemen, und von unserm Jubel- und Hohngeschrei begleitet, schossen die Fahrzeuge in's hohe Meer.

Sorgsame Unterbringung und Pflege der Verwundeten, deren wir einige zwanzig hatten, war unsere nächste Sorge, bei welcher uns nicht allein der Schiffsarzt mit seinen Gehülfen, sondern selbst Frau von Debrais nebst den anderen Damen auf's wackerste unterstützten. Sieben Todte, welche wir zu beklagen hatten, fanden unter Ehrensalven ihr Grab in der spiegelglatten Fluth.

Eine schreckliche Aufregung und Arbeit lag hinter uns,

wir hatten von Morgens elf Uhr bis Nachmittags vier Uhr unausgesetzt gekämpft, und nachdem wir nun noch Todte und Verwundete versorgt, bemächtigte sich Aller eine lähmende Abgespanntheit. Nur der Kapitän, der, trotzdem er sich auf's Aeußerste dem Feuer ausgesetzt hatte, unverwundet war, erschien unermüdlich; sein Mahn- und Drohwort erhielt die ermüdeten Leute bei ihrer Pflicht und die stolze „Schwalbe" verfolgte, wenn auch mit schwach geblähten Segeln, wiederum ruhig ihren Cours, als ob nichts geschehen wäre. — Der Stand der Dinge sollte sich bald zu unsern Schrecken ändern.

Der Abend zog bereits dämmernd herauf und legte seine duftigen Nebelschleier über das stille Meer, als plötzlich der Ruf: „Segel ahoi!" Mannschaft und Passagiere auf's Deck rief. Wir sollten nicht lange im Unklaren bleiben. Es waren unsere Feinde, die pfeilschnell gegen uns mit aller Kraft der Ruder heranschossen; es bedurfte nicht des Befehls, um uns so schnell als möglich zu bewaffnen und unsere Aufstellung vom Morgen wieder einzunehmen.

Als die vier uns schlimm genug bekannten Fahrzeuge ganz unter unseren Augen lagen, konnte selbst der eiserne Capitän einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken. Seltsames Manöver! Was hatte der tückische Feind vor? Wir sahen nur drei der flachen Schiffe stark bemannt, das vierte hatte nur die zur Führung nöthige Mannschaft und war mit Gegenständen von unklarem Umrisse hoch beladen.

Die Kanonen gegen den sich rasch nahenden Feind spielen zu lassen, wäre aus den uns bewußten Gründen Pulververschwendung und vergebliche Mühe gewesen, der Capitän befahl daher, die Bösewichter nur auf Flintenschußweite herankommen zu lassen und gut zu zielen.

Unheimlich nahete die kleine verderbenschwangere Flottille, kein Geschrei wie am Morgen, kein Flintenschuß verkündete ihre Nähe, nur das Plätschern der langen Ruder traf unser gespanntes Ohr. Selbst als eine donnernde Salve die Nahenden empfing, brach kein Wuthgeschrei aus, sondern nur Stöhnen und verhaltene Flüche wie aus Geistermunde hallten leise durch den sich verziehenden Pulverrauch. Indeß erwiderten die Corsaren kräftig das Kleingewehrfeuer und unsere blutigen Antworten hielten sie so wenig zurück, daß unser Schiff nach wenigen Minuten einen heftigen Stoß fühlte; zwei Boote, darunter das jetzt ganz leere, hatten angelegt, die übrigen beiden lagen nach rascher Schwenkung bald, wie am Morgen, auf der anderen Seite des Schiffs.

Jetzt derselbe Kampf wie am Morgen, dasselbe mörderische Hin- und Widerschießen, jedoch unter geringerem Geschrei und Getobe von Seite des unbändigen Feindes. Er focht ersichtlich mit weniger Energie. Sah er das Vergebliche seines Unternehmens ein, hatte er nur noch einen schwachen Versuch gewagt? Hurrah! so schien es. Das uns am meisten bedrängende Fahrzeug wich zurück und ein Hurrah, welches hinter uns erschallte, gab uns die freudige Gewißheit, daß auch die anderen beiden Fahrzeuge das Weite suchten. — —

Aber was war das?! Das leere Boot hing fest wie eine Klette an dem Riesenbauche unseres Schiffs! Kein Laut aus ihm war vernehmbar und die eingetretene Dunkelheit verhinderte uns gänzlich, die Gegenstände zu erkennen, womit es beladen schien. Der Capitän befahl dem Steuermann, das Schiff zu wenden, um es von dem leeren Fahrzeuge frei zu machen; das geschah; aber unser Schiff wurde nicht frei, augenscheinlich hatten die Corsaren ihr Fahrzeug unserem Fahrzeug mit Enterhaken oder durch sonstige Mittel so fest eingetrieben, daß es sich nicht losmachen konnte.

Sofort befahl der Capitän, ein Boot flott zu machen und den unheimlichen Gast näher zu untersuchen; da schoß plötzlich, bevor noch die Matrosen den Befehl ausführen konnten, unter donnerähnlichem Getöse ein blutrother Feuerstrahl, weithin die finstere Nacht erhellend, aus dem Corsarenschiffe auf, Explosion auf Explosion erfolgte und in wenigen Augenblicken stand das ganze Fahrzeug in hellen Flammen, welche thurmhoch aufschlugen und gierig den Bauch unseres Schiffs beleckten.

Entsetzen lähmte unsere Glieder. Ein Entsetzen, welches nur noch gesteigert wurde durch das wilde Jubelgeschrei der Corsaren, welche sich wiederum, aber vorsichtig näherten, um den Erfolg ihrer tückischen That aus sicherer Ferne zu beobachten. Nur wilde Racheluft konnte die Unmenschen zu der grausen That verleitet haben, denn auf Beute war für sie nicht mehr zu hoffen, die „Schwalbe" mußte zu Grunde gehen.

Was halfen alle Gegenmaßregeln! Selbst der unerschütterliche Capitän hatte, während die Flammen über den Schiffsrand und in die Luken schlugen, während die wie dichte Garben aufsteigenden Funken Segel und Takelwerk in Flammen setzten, so daß ein Feuerregen auf uns herabträufelte, den Kopf verloren. Zwar gab er Befehl zum Löschen und befahl die Tonnen unseres ganzen Süßwasservorraths aufzuschlagen und auf das verderbliche, brennende Fahrzeug herabzustürzen, allein dieser an vor Entsetzen taumelnde, kopflose Menschen gerichtete Befehl beschleunigte nur das Verderben der „Schwalbe".

Tonnen wurden heraufgeschafft, in wilder Hast von Matrosen, denen die hochlodernde Gluth der Flammen Haare und Gesicht versengte, aufgeschlagen und in das unten wogende Flammenmeer herabgestürzt, aber — was war der Erfolg? Fast himmelhoch loderten unter furchtbarem Angstschrei der Mannschaft, prachtvoll die See erleuchtend, hellblaue Flammen auf und überstürzten das ganze Schiff; — statt zu den Wasserfässern, hatten die verwirrten Matrosen zu reichlich vorhandenen Spiritusfässern gegriffen und neue, verheerende Nahrung dem Feuer zugeführt.

„Rette sich wer kann! Das Schiff ist verloren! Verdammt seien die Mordhunde! Boote herunter!" Das waren die wild durcheinander wirbelnden Ausrufe, deren ich mich noch erinnere. Die heisere Stimme des Capitäns befahl vergeblich; alle Disciplin hatte aufgehört, während die immer wilder zischenden, knatternden und brausenden Flammen unseres schon an der ganzen Breitseite ergriffenen Schiffs die Verwirrung bis in's Ungeheuerliche steigerten.

Dennoch gelang es den übermäßigen Anstrengungen, be-

sonders des Steuermanns und des Lieutenants, die Boote auf der noch nicht entzündeten Seite flott zu machen, es gelang Debrais', meinen und vieler braven Passagiere Anstrengungen, die ohnmächtigen Damen hineinzuschaffen. Im wildverworrenen Knäuel stürzte sich die größtentheils unbewaffnete Mannschaft nach und betäubender Geschützdonner begleitete unsere gefährliche Fahrt, — die Kanonen der von dem Feuer erfaßten Breitseite hatten sich in Folge der furchtbaren Hitze von selbst gelöst.

Alle unsere Habe, vielleicht eine Menge braver Kampfgenossen war auf dem brennenden Schiffe zurückgeblieben. Was kümmerte uns das! die schreckliche Lebensgefahr hatte uns zu harten Egoisten gemacht und wir suchten unbekümmert um Alles, was hinter uns lag, mit aller Anstrengung nur möglichst weit aus dem Bereiche des brennenden Schiffs zu kommen, dessen Minuten gezählt waren.

So war es. Hoch auf wogte die See und stürzte schäumende, kochende Wogen über unsere Boote dahin. Ein Feuerglanz, der meilenweit Himmel und See erleuchtete, flammte mit Blitzesschnelle auf und ein Erkrachen, gegen welches der furchtbarste Donnerschlag nur ein Pistolenschuß genannt werden kann, warf uns mit einem orkanartigen Luftzuge zu Boden. Die stattliche „Schwalbe" war nicht mehr, das Feuer hatte die Pulverkammer ergriffen und zugleich die Kanonen der anderen Breitseite gelöst; schwarze Nacht lag auf den Fluthen, die Secunden vorher noch im hellsten, fürchterlichsten Lichtglanz gestrahlt hatten. Gebrochen, verzweifelt, halb wahnsinnig steuerten wir auf's Gerathewohl in die finstere Nacht hinaus.

Schrecken und Aufregung waren für uns damit noch nicht beendigt, wir wurden von den beiden Fahrzeugen, welche jenseit des Ausbruchs des Brandes manövrirt hatten, attakirt, ein gräßliches Morden und Hin- und Drüberschlagen und Schießen entspann sich bei finsterer Nacht; dem Grafen Debrais wurde mit einem Dolch die linke Schulter durchstochen, um meine Kehle krallte sich Bord an Bord eine vom Blut oder Schweiß feuchte Hand; ich zog meinen Gegner bei den Haaren über Bord; weiß nicht, was aus ihm geworden.

Endlich machte der grauende Morgen den fürchterlichen Mordsceenen ein Ende. Eine englische Corvette und zwei holländische Schooner, die in Folge des Feuerglanzes und der wiederholten, viele Meilen weit vernehmbaren Explosionen aus der Bay von Wynkoop ausgelaufen waren, trafen rechtzeitig ein, um dem Morden ein Ende und die Piraten der beiden uns mit unausgesetzter, wüthender Beharrlichkeit verfolgenden Fahrzeuge wehrlos zu machen. Die Bösewichter wurden gefesselt auf die Corvette gebracht und für den Hängestrick aufbewahrt, ihre Verwundeten ohne Barmherzigkeit sogleich über Bord geworfen.

Grausen-erregend war bei dem nebeldüstern Morgenlicht der Anblick des Meeres; so weit das Auge reichte, sah man die wallenden Fluthen mit Leichen und verkohlten Schiffstrümmern bedeckt, darunter noch lebende, verwundete Piraten, welche zappelnd und unter gräßlichem Aufschrei in die Tiefe sanken oder von grimmigen Haien hineingezogen wurden; kein leichen-überfäetes Schlachtfeld kann solch' grauenhaften Anblick bieten.

Mehr als die Hälfte unserer Mannschaft, darunter der brave Capitän, zählten zu den Todten, unsere unglücklichen Verwundeten waren sämmtlich mit dem auffliegenden Schiffe in die Luft gesprengt. — —

Krank und bis zum Tode ermattet, langten wir im Hafen an und Wochen und Monde währte es, bis ich mit Debrais und Gefolge die Reise nach Batavia antreten konnte. Meine gefahrvollen Abenteuer im Lande der Wunder und Ungeheuer sollten indeß mit dem Ueberfall der Piraten nicht geschlossen seyn; doch davon ein andermal. —

Der Onkel in Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

27.

Es war am Montag in den Mittagsstunden. Gustav Heffter kehrte erhitzt und ermüdet von seinen Gängen in den alten Straßen und Grachten von Amsterdam auf sein Comptoir zurück, wo sein junger Commis arbeitete. Es war ihm heute seltsam genug zu Muthe, denn es lag auf ihm wie ein dumpfes Vorgefühl von etwas Unangenehmem, und doch hätte er vergnügt seyn können, denn er hatte heute gute Geschäfte gemacht, und eine unerwartet große Menge Waaren an Mann gebracht. Aber von seinem hübschen freundlichen Gesicht, welches sonst so heiter in die Welt hineingeschaut hatte, war alle jugendliche Munterkeit gewichen und die braunen Augen blickten ernst und sorgenvoll. Gustav wußte es nicht gewiß, aber er ahnte, daß in diesen Tagen das Geschick seiner Familie sich erfüllen mußte; er hatte ja Frau Spahlenberg und deren Kinder selbst nach Hagenbach geschickt, um den Mann zu entlarven, welchen ihm seit mehreren Jahren die Briefe seiner Mutter und neuerdings diejenigen seines Freundes Emil Dauels als den bösen Genius seines Vaters bezeichnet hatten, und ein düsteres vages Vorgefühl sagte ihm, daß der Einsturz von Spahlenbergs Schuldengebäude und schwindelhaftem Wohlstand wohl unfehlbar auch auf seinen Vater zurückwirken werde. Er machte sich im Stillen nun Vorwürfe hierüber, obschon ihm eine natürliche Logik sagte, daß es in jedem Fall unerheblich sey, ob der endliche Stoß, welcher die Säulen von Immanuel Heffters wankendem Glück erschüttere, früher oder später komme, da ja die Sachlage einstweilen nicht zu ändern und es vielleicht ein Werk der Barmherzigkeit für seine Familie sey, wenn dieser Zustand des Hinhaltens abgekürzt, wenn die unabwendbare Katastrophe beschleunigt werde.

„Hier die Briefe, welche inzwischen eingelaufen sind, Herr Heffter," sagte der Commis, und übergab Gustav eine Handvoll kaufmännischer Schreiben. „Auch war ein Ausläufer da von dem Hause Hendrik Haring en Zoonen, welcher Ihnen eine mündliche Bestellung machen sollte; der Mann wird wieder kommen."

„Dank' Ihnen, Herr Femmel," erwiderte Gustav, die Briefe sortirend; „war kein Schreiben aus Hagenbach darunter?"

„Ich habe keines bemerkt, Herr Heffter, sonst hätt' ich es besonders gelegt, wie gewöhnlich."

— „Seltsam, die Dame, welche wir vorige Woche nach Deutschland spedirten, hätte mittlerweile Hagenbach erreicht und mir Nachricht von sich gegeben haben sollen," sagte Gustav gedankenvoll. „Ich erwartete heute sicher eine Nachricht von ihr, nöthigenfalls per Telegraph. Keine Depeschen eingelaufen? Nein? — Jenun, gehen Sie zu Tische, lieber Femmel, und nehmen Sie den Schlüssel mit. Ich werde die Briefe durchmustern, die erforderlichen Notizen auf den Rand bemerken, und Sie mögen sie dann im Laufe des Nachmittags beantworten. Ich habe noch einige Ausgänge zu machen. Guten Appetit, Femmel! — Es wird doch Frau Spohlenberg kein Unfall zugestoßen seyn?" murmelte er besorgt vor sich hin, während er die Briefe erbrach und überflog, und der ernste Ausdruck seiner Züge verfinsterte sich zusehends. Dann aber rieb er sich die Stirne, als wollte er sich aller unangenehmen Gedanken entschlagen, und versenkte sich ausschließlich nur in seine geschäftliche Korrespondenz.

Draußen lag die Gluth und der Dunst des Mittags auf der Stadt und ihren Kanälen, hier aber in dem Comptoir, dessen Fenster auf den engen schattigen Hof hinaus mündeten, war es hübsch kühl und stille. Die Mehrzahl der Comptoirs welche in diesem Hofe lagen, waren jetzt verlassen und das rege Leben, welches trotz der Mittagshitze draußen auf den Straßen herrschte, drang nicht herein in den tiefen Hof hinter dem stattlichen Haus der Kalverstraat. Nur die Wanduhr pickte in gleichmäßigem Takt und die Fliegen schwirrten an den Fenstern. Gustav schrieb emsig seine Randbemerkungen auf die Briefe und war ganz in diese Arbeit versunken, da schreckte ihn ein Doppelschritt draußen auf den Backsteinfließen des Flures auf. Zwei Stimmen unterhielten sich und nannten seinen Namen. Man pochte an der Thüre. — Herein!

Und herein trat der wohlbekannte Telegraphenbote mit einer Depesche und seinem Quittungsbuche und hinter ihm der alte Adam Romp, der Kassendiener von Hendrik Haring en Zoonen.

„He, was bringen Sie mir, guter Romp?" rief ihm Gustav entgegen; „Sie waren wohl schon einmal vergebens hier?"

— Oh, thut nichts, Mynheer! schlechte Nachrichten kommen immer zu früh," meinte der Alte und schwieg dann mit einem bedeutsamen Blick auf den Telegraphenboten, welchen Gustav vollends abfertigte.

„Nun Alter, was für eine Hiobspost bringen Sie denn?" frogte Gustav erschrocken, als sie allein waren. „Kommen Sie von meinem Oheim?"

— „Hm, nicht von ihm, noch in seinem Auftrag, Mynheer, aber doch seinetwegen," versetzte der Alte ernst. „Mynheer Wagner ist krank, an einer schmerzhaften Augenentzündung, konnte nicht auf das Comptoir kommen, und ließ heute schon zwei Aerzte rufen."

„Was Sie sagen, Romp! Was ist dem alten Herrn? Ich habe ihn ja erst noch am Sonnabend vor Tisch an der Börse gesehen!"

— „Nun ja, er war noch am Sonnabend munter bis zum Comptoirschluß, und ich trug ihm zwei Bilder nach Hause, die er im Vorbeigehen bei einem Trödler gekauft hatte. Aber gestern früh ging er nicht zur Kirche — hätte schlimme Augen, sagte Mamsell Sophie, seine Wirthschafterin, und heute früh, als ich ihm einen Blumenstrauß von meinem Gärtchen draußen am Kanal brachte, sagte Mamsell Sophie, ich sollte Mynheer entschuldigen, weil er nicht auf das Comptoir gehen könne und den Herrn Delffs mit den Briefen hinschicken. Und seither ist es schlimmer geworden, wie ich höre, und so dacht' ich denn, es dürfte räthlich seyn, Ihnen einen Wink zu geben, Herr Heffter, denn wenn Herr Wagner wieder sein altes Augenübel bekommt, so ist nicht abzusehen, wie lange es währt, und einem Blinden tanzen die Mäuse auf der Nase. Darum nichts für ungut, daß ich Ihnen die Nachricht brachte!"

„Ich danke Ihnen, guter Romp, und hier etwas für Taback!" sagte Gustav, dem Manne einen Gulden in die Hand drückend. „Ich verstehe Sie und werde selber hingehen; aber Sie sollen mich stets erkenntlich finden, wenn Sie mir jeden Tag Bericht über Oheims Befinden bringen, denn ich weiß schon, Herr Wagner ist kein sonderlicher Freund von Besuchen."

Romp versprach dem jungen Mynheer täglich zu rapportiren, dankte freundlich und ging. Obwohl als Stockholländer kein Freund der Deutschen, hatte der junge Neffe des Herrn Wagner doch sein Herz gewonnen durch seine treuherzige Freundlichkeit und Freigebigkeit gegen den Alten, der bei Onkel Gottlieb noch eine Art Hausdienerstelle versah.

Die Kunde von der Krankheit des Großonkels kam Gustav ungelegen, denn er hatte noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben, beim Ausbruch der unausbleiblichen Katastrophe in Hagenbach einige pekuniäre Hülfe und Unterstützung von Seiten des alten Herrn zu finden; und wenn Gustav sich den ahnungsvollen Druck recht deutete, der auf seinem Gemüthe lag, so war dieser Zeitpunkt vielleicht schon verhängnißvoll nahe. Noch unter dem Eindruck dieser Gedanken erbrach er mechanisch das Enveloppe des erhaltenen Telegramms; aber kaum hatte er einen Blick auf die Unterschrift geworfen, welche „Emil Dauels" lautete, so zitterte das Papier in seiner unsichern Hand, denn er las:

„Vaas von Schlagfluß gelähmt, schwer erkrankt; Zwendelaar entlarvt, flüchtig; Frau S. angekommen und Rechte geltend gemacht. Katastrophe drohend, unvermeidlich. Mutter und Schwestern gefaßt, Adolph auf unserer Seite. Weiteres brieflich. Nur Muth."

„Also das war's, was mir ahnungsvoll auf der Seele lag?" murmelte Gustav tief erschüttert. „Mein Vater vom Schlagfluß getroffen, gefährlich erkrankt, und ich ferne? . . . . Mein Gott, diese unseligen Verhältnisse, welche mich jetzt fern halten, wo vielleicht meine Gegenwart so nothwendig ist! Was ist zu thun? die Katastrophe nahe? — fürwahr, ich habe ein unbeschränktes Vertrauen in Dauels, aber ich gäbe

jetzt freudig fünf Jahre meines Lebens, wenn ich mit eigenen Augen sehen könnte, wie dir Sachen stehen, wenn ich mit einem Wort, einem Blick der lieben treuen Mutter Trost und Hoffnung geben könnte!" . . .

Der erste Schlag, wie vorbereitet er auch den Menschen treffen mag, ist immer etwas entmuthigend und deprimirend, und so war es nicht zu verwundern, daß Gustav in seinen Schreibstuhl zurücksank und sich das Gesicht mit den Händen bedeckte. Allein bald fand er sich selbst wieder, denn er mußte sich sagen, daß jetzt der Moment gekommen sey, wo er den Kopf oben behalten müsse und wo es vielleicht verzweifelter Anstrengungen bedürfe, um den Seinigen zu retten, was irgend noch zu retten war.

Und unsere Bedürfnisse sind unsere Kräfte, sofern wir uns nur nicht selbst aufgeben; — dieß bewährte sich auch an Gustav. Eine Viertelstunde lang hing er dem Schmerz um das Geschick nach, welche die Seinigen ereilte, und namentlich seine unschuldige wackere Mutter, seine beiden Schwestern. Dann aber stand er auf, ganz wieder er selbst: besonnen, gefaßt, energisch, von festem Willen. Er stülpte den Hut auf den Kopf, steckte das Telegramm in die Tasche, und verließ sein Comptoir, um zum Oheim Wagner zu gehen.

Dieser wohnte in einem hübschen schmalen kleinen Hause von alterthümlichem Aussehen an einer der Grachten, hatte eine sehr angenehme, behaglich eingerichtete Junggesellenwohnung inne. Die Fenster der Frante schauten herunter auf die grünen Bäume längs dem Kanal, wo die Boote und Treckschuyten und Kanalprahme vorüberfuhren. Aber heute waren die spiegelblanken Fenster verhangen, und das Dienstmädchen, welches Gustav die Hausthüre öffnete, sah erschrocken und verstört aus.

Herr Gottlieb Wagner lag mit verbundenen Augen in einem Lehnstuhle, als er den Großneffen empfing, und schien sehr ungehalten und verstimmt über seine Krankheit, jedoch einigermaßen erfreut über den Besuch der ihm, wie er sagte, die Mühe ersparte, Gustav holen zu lassen. Wie aus der Erzählung des Herrn Wagner hervorging, hatte eine Unvorsichtigkeit des alten Herrn zu seiner schmerzhaften Augenentzündung Veranlassung gegeben. Herr Wagner, ein großer Gemäldeliebhaber, hatte am Sonnabend von einem Kuriositätenhändler zwei alte Pastellgemälde gekauft, welche einigen Werth zu haben schienen, aber unter dem Glas sehr staubig waren, indem ein Theil der Farben sich durch die Trockenheit des Papiers in Pulverform abgelöst hatten. Um sie hievon zu reinigen, hatte der alte Herr sie aus den Rahmen gelöst, das Glas abgenommen und mit einem kräftigen Athem darauf gepustet, wie er es schon früher zuweilen mit ähnlichen Bildern gethan hatte, um den losen trockenen Farbenstaub zu entfernen. Aber dieß Mal war ihm ein Theil des Staubes in die Augen geflogen und hatte anfangs nur ein leichtes Jucken in den Augenlidern verursacht, auf welches der alte Kunstfreund in seinem Eifer gar nicht geachtet; allein über Nacht hatten sich bedeutende Schmerzen und eine starke Entzündung daraus entwickelt, und die erst am Montag herbeigerufenen Aerzte fanden die Sache ziemlich bedenklich, und die von angewandten Mittel hatten bis jetzt weder den Schmerzen noch der Entzündung Einhalt zu thun vermocht. Der alte Herr war daher sehr ungeduldig und doch wiederum sehr ängstlich, denn die Aussicht auf eine mögliche Erblindung ist eine furchtbare, und nach dem Ausspruch des einen Arztes waren unter jenem Farbenstaub jedenfalls verschiedene sehr schädliche Metalloxyde, namentlich giftige Blei- und Arsen-Verbindungen gewesen, welche die Schleimhäute der Augen sehr reizen mußten.

„Hast Du von meiner Krankheit gehört, Gustav, oder kommst Du zufällig hieher?" fragte der alte Herr mißtrauisch, nachdem er dem Großneffen die Ursache der Krankheit mitgetheilt und Gustav sein lebhaftes Bedauern darüber ausgesprochen hatte.

— „Ich kam nicht zufällig, sondern absichtlich hieher, lieber Großonkel," erwiderte Gustav, welcher den alten Ramp nicht verrathen wollte. „Ich hörte nur gelegenheitlich, daß Sie nicht im Geschäft seyen, was mir nicht unerwünscht ist, denn ich möchte Sie um Ihren Rath bitten!"

„Um meinen Rath! und in welcher Richtung?" fragte der Kranke mit leisem Argwohn.

— „Lassen Sie mich ein ander Mal kommen, lieber Großonkel, denn ich mag Sie in diesem Zustande nicht aufregen und mein Anliegen ist ein ziemlich außerordentliches."

„Nur heraus damit, Junge! Du bist nun einmal da," erwiderte Herr Wagner unbehaglich. „Ich kann es mir denken, was für ein Anliegen Du hast. Es sind wieder Nachrichten von Hause an Dich gekommen, nicht wahr? und die Sache steht schlecht?"

— „Sie haben es errathen, bester Großonkel! es sind unerwartet widrige Nachrichten, die mir der Telegraph brachte, kurz und bündig zwar, aber noch nicht ausführlich und deutlich genug, um eine klare Einsicht in die Sachlage zu gestatten. Mein Vater in Lebensgefahr, gelähmt . . . ."

„Du willst mir die ganze Wahrheit nicht sagen, Gustav, oder weißt sie vielleicht selbst noch nicht. Der unselige Mann hat Hand an sich selbst gelegt, nicht wahr? Das habe ich immer gefürchtet."

— „Sie sind fürchterlich, Oheim! Das wolle der barmherzige Gott verhüten!" rief Gustav erschrocken. „Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß nichts — ich vermuthe es nur, Gustav, denn das ist das gewöhnliche Ende solcher gewissenloser Spekulanten, wenn ihnen alle ihre Unternehmungen wie Seifenblasen unter den Händen platzen. Natürlich werden sie Dir das nicht sogleich mit dürren Worten schreiben, und haben es umschrieben, um Dich vorzubereiten — man schiebt einen Unglücksfall vor oder einen Schlaganfall. Aber hinterher löst man das Räthsel allmählig auf eine natürlichere Weise. Ich bedaure nur Deine arme Mutter!"

— „Ja, es wäre furchtbar für die Arme, wenn Sie Recht hätten, lieber Oheim, aber ich kann es nicht glauben," erwiderte Gustav. „Zwar haben Sie mir den entsetzlichen Zweifel in die Seele geworfen, aber ich bin überzeugt, daß Vaters

mich in dieser Sache nicht einmal aus Schonung belogen hätte."

„Es muß sich ja bald zeigen, wer Recht hat, Gustav," sagte der Kranke mürrisch und rechthaberisch. „Und was gedenkst Du nun zu thun, wenn der Ruin da ist? Wirst Du Deine Eltern hieherkommen lassen oder ihnen eine Unterstützung reichen — falls etwa Dein Vater auch vollends so sinnlos gehandelt hätte, für die Zukunft der Seinigen nicht zu sorgen? Hoffentlich wirst Du nicht so thöricht seyn, selbst nach Hagenbach zurückzukehren und mit Hintansetzung Deines hiesigen guten Geschäftes noch einen verzweifelten Versuch zu machen, in jenes durchlöcherte Faß Wasser zu schöpfen? he?"

— „Ich werde thun, was mir Pflicht und Gewissen gebieten, lieber Oheim," entgegnete Gustav mit ruhiger Würde, und bemühte sich das Bittere und Schroffe zu ignoriren, was in den Fragen des alten Mannes lag. „Wie und in welcher Weise ich meine Hilfe dem zusammenbrechenden väterlichen Geschäfte zuwenden werde, weiß ich noch nicht, denn hierüber müssen erst Zeit und Umstände mir das Nöthige an die Hand geben, und die ganze Angelegenheit läuft ja am Ende nur auf eine Frage der Zeit und des Geldes hinaus. Jedenfalls setze ich mit Vergnügen mein hiesiges Geschäft und Alles, was ich mir hier verdient habe, daran, um wenn irgend möglich die Schöpfung meines Vaters vor Verschleuderung zu bewahren, den guten Namen meines Vaters zu retten und den Gläubigern so viel zu bieten, als nur immer die gewissenhafte Erhebung und beste Verwerthung der Aktiven an die Hand geben kann. Der Himmel wird seinen Segen dazu geben, denn er ist mein Zeuge, daß ich in redlicher und uneigennütziger Absicht so handle."

„Na, ich für meinen Theil wünsche Dir natürlich Glück dazu, mein lieber Neffe," sagte der Kranke kühl. „Derlei Pläne hören sich ungemein gefällig an, sind aber gewöhnlich sehr schwer auszuführen, denn sie stoßen auf die unerwartetsten Schwierigkeiten. Du willst, wenn ich Dich recht verstehe, einen Akkord mit den Gläubigern Deines Vaters versuchen, nicht wahr? aber dazu gehören baare Mittel. Hast Du diese?"

— „Meine Mittel sind nicht bedeutend — Sie kennen ja den Umfang derselben genau, lieber Herr Onkel," sagte Gustav bescheiden. „Aber ich habe redlichen Willen, guten Muth, einige Erfahrung und etwas Kredit und vielleicht auch Freunde — das ist auch ein baares Kapital, lieber Oheim. Und dann kann ich nicht von der Hoffnung lassen, daß wenn es sich darum handeln sollte, etwa später, — falls je wider Erwarten meine Bemühungen um ein Arrangement mit den Gläubigern meines Vaters fehlschlagen würden, — das ganze Geschäft mit Liegenschaften, Maschinen, Kundschaft und sämmtlicher Fahrniß zu einem niedrigen Preise zu erstehen, mein lieber freundlicher Großonkel Gottlieb Wagner mir mit einem Kapitale beistehen werde, für welches ich ihm dann volle hypothekarische Sicherheit einräumen würde ...."

„Halt, mein Sohn! überlaß Dich keinen thörichten Illusionen!" rief der Kranke, von seinem Lehnstuhl aufschnellend und wehrte die Zumuthung mit einer leidenschaftlichen Geberde ab. „Ich erkläre Dir rundheraus, daß ich mich auf gar nichts einlassen kann. Rechne nicht auf meine Hilfe, denn ich kann Dir keine solche leisten. Mein Vermögen ist nicht bedeutend und in einer Weise angelegt, daß ich nicht darüber verfügen kann. Ich habe mein bescheidenes Auskommen, — das ist Alles. Wer mich für reich hält, ist in einem bedauerlichen Irrthum befangen. Ich bin alt und krank und von allen Gebrechen des Alters bedroht; ich habe mir's Lebens lang sauer werden lassen, um mir einen sorgenfreien Lebensabend zu verschaffen. Kein billig denkender Mensch wird mir daher zumuthen können, daß ich in meinen alten Tagen noch das Wenige daran setze und gefährde, um ..."

— „Genug, lieber Oheim!" fiel ihm Gustav mit ruhiger Würde in die Rede: „wenn Sie meine schüchterne Bitte so auffassen, so will ich dieselbe zurückziehen. Es kann mir niemals einfallen, Jemanden zuzumuthen, daß er sich für die Meinigen opfere. Ich glaubte und glaube noch, daß ich Ihnen nur ein Geschäft vorschlug, bei dem Sie vollständige Sicherung Ihres Kapitals und Ihrer Interessen zu gewärtigen hätten, wenn gleich die Zinse niedriger seyn würden, als Sie dieselben möglicherweise aus Ihren Staatspapieren bezögen. Ich glaubte nämlich seither an die Wahrheit des Spruches, daß Blut stärker sey als Wasser, und daß man eher zu den eigenen Verwandten um Hilfe gehe, als zu Fremden."

„Na, ich habe Deinem Vater bewiesen, daß ich helfe wie und wo ich kann und jene fünftausend Gulden sammt den Zinsen von zehn Jahren, die ich seither nicht wieder reclamirt habe, sind keine Bagatelle," erwiderte der Kranke mürrisch. „Indessen bin ich immer derjenige, welcher jederzeit erbötig ist, etwas für seine Verwandten, und namentlich für Dich zu thun, Gustav, weil ich Dich als einen tüchtigen Kaufmann und braven, soliden Jungen kenne, und in welcher Weise dieß geschehen soll, das wirst Du sogleich erfahren! Komm, setz Dich hieher und laß uns ruhig darüber reden!"

— „Gott vergelte es Ihnen, lieber Großonkel! Oh, ich wußte ja, daß Sie das gute Herz der Familie Wagner nicht verleugnen würden!" rief Gustav freudig erregt, und ergriff die Hand des Kranken, die er mit Wärme drückte, und setzte sich zu ihm. „Sehen Sie, lieber Großonkel, es gibt ja noch ein anderes Mittel, meiner Familie zu helfen — ein Mittel, das Sie keinen Stüver kostet und Ihr Erworbenes nicht beeinträchtigt, und das Sie mir schon einmal angeboten haben! — Wie, wenn Sie mir nur ein klein Wenig von Ihrem Kredit in der Handelswelt zu gute kommen lassen würden?"

„Meinen Kredit? Wie meinst Du das, Gustav?" rief Herr Wagner halb erschrocken. „Hoffe nicht, daß ich Bürgschaft oder Impegno für Dich oder Deinen Vater eingehen werde. Es war von jeher mein Grundsatz ..."

— „Nichts von alledem, lieber Großonkel!" versetzte Gustav lebhaft. „Ich würde Sie nur um Eines bitten: um die Befugniß, daß ich, um die Gläubiger meines Vaters günstiger zu stimmen, zu einer Vorgfrist zu bewegen, denselben eine Andeutung geben dürfte, daß Sie, unser reicher Ver-

wandter in Amsterdam, sich für uns interessiren und im schlimmsten Fall in's Mittel träten ..."

„Unter keinen Umständen gebe ich hiezu meine Einwilligung, Gustav, um keinen Preis!" kreischte Herr Wagner erschrocken und wehrte mit beiden Händen ab. „Eine derartige Zusage hab' ich niemals gemacht, noch werde ich sie je machen. Hast Du sie von Dir aus schon gemacht oder willst Du sie geben, jenun dann kann ich es nicht hindern, und Du magst es auf Deine eigene Kappe nehmen. Aber bedenke wohl, daß ich dieselbe verleugnen werde, sobald man daraus eine Verpflichtung für mich ziehen will, denn ich in meiner Stellung und Lage bin mir selbst schuldig, daß mein Name, der ich mit Ehren alt geworden, daß der Vertrauensmann der Familie Haring, der Repräsentant eines solch bedeutenden Hauses, wie Hendrik Haring und Zoonen in Amsterdam, aller und jeder Schwindelei fern bleibe."

„Aber der Himmel ist mein Zeuge, daß ich keinen Schwindel beabsichtige, sondern die rechtschaffenste, redlichste Absicht habe, das Etablissement meines Vaters unter den bestmöglichen Bedingungen zu liquidiren und dann im Interesse meiner Familie fortzusetzen, lieber Oheim!" rief Gustav mit eindringlichem Tone. „Soll denn mein Vater das theure Lehrgeld seiner Experimente, Bauten und Anschaffungen an Utensilien für Andere weggeworfen haben? Rechnen denn Sie unsern guten Namen für nichts?

„Ich fühle mich zu angegriffen zu weiteren derartigen Erörterungen, Gustav," erwiderte Herr Wagner kalt und gelangweilt. „Meine armen Augen schmerzen mich, und ich möchte auf den Vorschlag zurückkommen, den ich Dir machen wollte und jetzt mache, um Dir zu zeigen, daß ich Dir gut bin, und um Dich nicht ohne Trost von hier weggehen zu lassen."

„Wohlan, ich höre, Herr Großonkel!"

„Und daß ich Dir diesen Vorschlag sogar in diesem Augenblick mache, wo in Hagenbach die Katastrophe da ist," fuhr der alte Herr schonungslos fort, „mag Dir beweisen, welch ein großes Vertrauen ich in Deinen Charakter setze. Meine Augenkrankheit ist nicht ungefährlich, wie die Aerzte sagen, und hält mich von der Leitung des Geschäfts ab in einer Zeit, wo wir mit den Mitteln unseres Hauses und bei der herrschenden Krisis die brillantesten Geschäfte machen können, namentlich in Baumwolle, Indigo und einigen anderen Artikeln, die Du genau kennst. Delffs ist ein guter Korrespondent und zuverlässiger Buchhalter, aber er hofft zu lange schon auf meine Stelle, als daß ich ihn selbst mir zum Nachfolger bestellen würde. Ich mache Dir daher den Vorschlag, Gustav, Du trittst als mein Stellvertreter in das Geschäft, ich theile mit Dir mein Gehalt und meinen Antheil und verpflichte mich, noch drei Jahren, wenn mein Vertrag abgelaufen, Dich an meiner Stelle zum jüngeren Associé der Firma vorzuschlagen; einstweilen sehen wir uns nach einer guten Parthie für Dich um, damit Du eine entsprechende Summe in das Geschäft einlegen kannst, und Dein Glück ist gemacht. Bedingung ist nur, daß Du Dein eigenes Geschäft aufgibst, Dich für die drei Jahre verbindlich machst und in unserem Interesse alle jene Geschäftsverbindungen ausbeutest, welche Du in Deiner früheren Vertrauensstelle bei Golls kennen gelernt hast. Ich kann Dir für diese Periode von drei Jahren einen sehr bedeutenden Gewinn in Aussicht stellen — so ein 4—5000 Gulden jährlich. Willst Du?"

— „Ich muß zu meinem Bedauern dankend ablehnen, Herr Oheim," entgegnete Gustav freundlich aber entschieden. „Ohne die Vortheile verkennen zu wollen, die Sie mir in Aussicht stellen, kann ich es doch in keiner Weise mit meinem Gewissen vereinigen, jetzt mich definitiv zu binden und meine Selbstständigkeit aufzugeben, wo weit höhere und heiligere Pflichten auf mir liegen, auch abgesehen davon, daß mein Eintritt in die Dienste des Hauses Hendrik Haring und Söhne einer stillschweigenden Verpflichtung zuwiderlaufen würde, die ich gegenüber von meinen früheren Principalen bei meinem Austritt übernommen habe."

„Entscheide Dich nicht so von kurzer Hand, lieber Gustav! überlege Dir meinen Vorschlag noch reiflicher," sagte der alte Herr eindringlich. „Du würdest mich dadurch zu Dank verpflichten, es wäre unser gemeinsamer Vortheil, und eine Hand wäscht die andere."

„Ah, das ist ein Anderes, lieber Oheim! wenn Sie mir versprechen wollten, in der Angelegenheit des Arrangements meines Vaters zu vermitteln, ich will nicht sagen total zu helfen, dann könnte ich dieß Opfer, ja ich müßte es aus Pietät bringen. Wollen Sie dieß?"

„Nein; Du hast schon meinen Bescheid darüber — Verpflichtungen gehe ich nicht ein, aber auf meine Erkenntlichkeit kannst Du rechnen. Ueberlege Dir die Sache und gib mir morgen, übermorgen Bescheid, wenn Du zu einem Entschlusse gekommen bist!" sagte der alte Herr; „und nun laß mich allein! meine Augen schmerzen mich, das viele Sprechen greift mich an. Grüße Deine Mutter, und melde ihr meine besten Wünsche für eine günstige Wendung ihrer Lage. Warne Sie nur, irgend welche Verbindlichkeiten einzugehen!"

Mit dem Versprechen, Herrn Wagner seinen Entschluß wissen zu lassen, ging Gustav; aber sein Herz war bitter gegen den alten Mann, denn er sah nur allzu deutlich ein, daß derselbe in der verknöcherten Selbstsucht des Alters nur an sich selbst gedacht und nur in eigenstem Interesse ihm jenen Vorschlag gemacht habe; daß Herr Wagner, welcher niemals sich Freunde unter seinen Untergebenen zu gewinnen verstanden, nun entschieden fürchtete, daß, wenn seine Krankheit sich in die Länge ziehe oder ihn arbeitsunfähig mache, sein Factotum Delffs und die übrigen Leute vom Personal im Komplott gegen ihn operiren würden. Gustav wußte nun bestimmt, daß er von dem alten, geizigen Selbstsüchtling keine Hülfe zu erwarten habe, und war daher auch fest entschlossen, dessen Anerbieten abzulehnen.

Mit schwerem Herzen aber klarem Kopfe kehrte er auf sein Comptoir in Kalverstraat zurück, und schrieb mit Femmel, bis die Feierabendstunde schlug. Dann eilte er nach Hause, machte etwas Toilette und ging nach dem Singel, wo Herr Abraham Goll, der Chef jener Firma, in deren Diensten Gustav

Jahre lang gestanden und ein förmliches Vertrauensamt bekleidet hatte, wohnte. Der reiche Handelsherr empfing ihn in seinem Kabinet, umgeben von allen Luxus und Comfort, den nur Reichthum und Geschmack verschaffen können, mit einer ruhigen Gönnermiene, und erkundigte sich nach seinem Anliegen. Gustav nahm Herz und Kopf zusammen und trug dem reichen Mann sein Anliegen vor: einen Kredit von einem gewissen Belang zu erhalten, um das Geschäft seines Vaters im Wege eines Nachlaßvergleichs zu liquidiren und es dann selbst fortzusetzen; er legte Calculationen und Betriebspläne vor, welche der Millionnär mit leidenschaftsloser Ruhe anhörte und prüfte, um dann nach einer langen Stunde auf die eifrigsten und gewissenhaftesten Erörterungen Gustav's mit der vollendeten Urbanität eines Weltmanns zu erklären: „Wir achten Sie und Ihre Umsicht und Zuverlässigkeit sehr hoch, mein lieber Herr Heffter, und Sie wissen nicht nur, daß wir Sie ungern verloren haben, sondern daß Ihnen jederzeit der Wiedereintritt auf unserem Comptoir offen steht. Das Unternehmen, welches Sie vorhaben, liegt unserem gewöhnlichen Geschäftskreise zu ferne, die Summe, deren Sie bedürfen, ist für die gegenwärtigen Zeiten zu hoch, als daß ich Ihnen Zusage auf Erfüllung ihres Anliegens machen könnte; ich will indeß Ihr Ansinnen meinen Partnern mittheilen. Aber Sie haben ja einen sehr reichen Verwandten in Herrn Wagner, der Ihnen ohne Zweifel helfen kann, oder wenigstens erbötig ist, seine Bürgschaft für sie einzulegen, falls seine eigenen Mittel in diesem Augenblick anderweitig engagirt sind. Bei einer Garantie von Herrn Wagners Seite für den gewünschten Betrag dürfte unser Haus meines Bedünkens kaum Anstand nehmen, Ihnen selbst für eine eventuell noch größere Summe gefällig zu seyn!"

„Ich danke Ihnen verbindlichst für diese Zusicherung, Herr Goll," versetzte Gustav Heffter. „Aber darf ich mir die höfliche Anfrage erlauben, ob die Verbürgung durch Herrn Gottlieb Wagner die unerläßliche Bedingung der Erfüllung meiner inständigen Bitte ist?"

— „Den Geschäftsgrundsätzen der Firma gemäß und in Anbetracht der gegenwärtigen Zeitläufte werden wir zu unserm Bedauern selbst zu Ihren Gunsten keine Ausnahme machen können und Garantieen verlangen müssen," sagte der Handelsherr mit unerschütterlicher freundlicher Bestimmtheit. „Falls jedoch Herr Gottlieb Wagner irgendwie Anstand nehmen sollte, Ihnen seinen Kredit zu leihen, so werden wir gerne auch einen oder mehrere Ihrer anderen hiesigen Freunde, sofern uns deren Verhältnisse bekannt und garant genug sind, als Bürgen annehmen."

Damit war die Audienz zu Ende und Gustav gnädig entlassen, obwohl ihm das Herz schier blutete, denn er fühlte nur allzu deutlich, daß der anscheinend so gütige Vorschlag des Millionärs im Grunde ein reiner Hohn war, denn wie sollte er andere Bürgen finden, wann ihn der eigene Verwandte im Stiche ließ?

Aus tiefem Sinnen in seiner Wohnung weckte ihn am Abend die Ankunft des zweiten Telegramms von Dauels, welche das traurige Ergebniß der angestellten Recherchen Emils und des alten Beuttingers enthielt. „Es steht schlimmer als ich glaubte!" murmelte Gustav, mit fieberhaften, trockenen Augen in das Blatt starrend. „Barmherziger Gott, wie soll das enden! was ist da faktisch noch zu retten und zu helfen? Aber ich will wenigstens Eines — will handeln wie ein Mann, und kostete es mich auch mein künftiges Lebensglück! Der einen theuren Person bin ich Wahrheit schuldig, Wahrheit um jeden Preis!" Und nachdem er noch ein paar Male mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder gegangen war, nahm er mit dem Ausdruck eines festen wohlerwogenen Entschlusses Hut und Ueberrock und ging. Durch die noch immer belebten Straßen über Brücken und Stege schritt er im Schein der Gaslampen dem Südende der Stadt zu, nach einer der Querstraßen in der Nähe der Leydsche Poort, und pochte hier an einem hübschen Hause von bescheidenem Aussehen, in dessen zweitem Stockwerk er eine kleine, aber freundliche Wohnung betrat.

Es war ein Zimmer von mäßigem Umfang, einfach, aber behaglich eingerichtet, ein Muster von echt holländischer Reinlichkeit und Comfort. Ein Nähtisch an einem Fenster, ein Vogelbauer mit Kanarienvögeln über einen Blumentisch am andern, ein Piano in der Ecke deuteten auf die Anwesenheit eines gebildeten weiblichen Wesens, obschon in diesem Augenblick nur ein kleiner, ältlicher Herr in einem weidengeflochtenen Armstuhl vor dem Tische saß und beim freundlichen Schein der Abendlampe ganz in seine Zeitung vertieft war, so daß er des Eintritts Gustavs um so weniger achtete, als dessen Schritte auf den weichen Matten von Pittafasern erstarben.

„Guten Abend, Mynheer van der Doos!" sprach Gustav, zum Tische herantretend und bot dem alten Herrn die Hand. — „Der Tausend, welche Ueberraschung!" rief das kleine Männchen aufschauend. „Meiner Treu, Sie sind es noch, lieber Heffter! ich dachte es wäre Margootje, die zu Neeltje hinuntergegangen war."

Gustav entschuldigte sein spätes Kommen, aber der alte Herr meinte, er sey ja immer willkommen, hieß ihn Platz zu nehmen bis Margootje komme und ihm wieder frischen Thee bereite, und bot ihm einstweilen zum Zeitvertreib eine Cigarre und eine Zeitung, welche beide von Gustav zerstreut angenommen und benützt wurden. „Ich will nur meine Courant noch lesen, lieber Herr Heffter, dann stehe ich zu Diensten, und dann wollen wir eins plaudern," sagte das kleine Männchen, seinen Hausrock dichter um sich ziehend und sich die Brille wieder zurecht rückend; „wichtige Nachrichten aus Amerika, mein Freund! es scheint, daß der verwünschte Krieg da drüben doch nachgerade zum Ende neigt!"

„Bitte, legen Sie sich keinen Zwang auf, lieber Onkel van der Doos," versetzte Gustav und versuchte ebenfalls zu lesen; aber seine Blicke wanderten häufig in dem Stübchen umher und nach der Thüre.

Ach, es war ein solch trautes Zimmer, diese Wohnstube der Junggesellen-Wohnung des alten Herrn Kornelis van der Doos, des ersten Buchhalters in dem großen Handelshause Goldmann und Söhne, und Gustav hatte schon manche Stunde

stillen, heimlichen Glücks hier erlebt. Die alten Familienbilder, die Kuckucksuhr, das mit gelbem Nanking bezogene Sopha, die altväterische geschweifte Aufsatzkommode von Mahagoni, der grüne Tischteppich, die graue Tapete, die kleine Pfeilerkommode zwischen den beiden Fenstern mit der Glasglocke voll ausgestopfter Kolibri und Nectarinien und den großen Muscheln, die eingerahmten Lithographieen von Schiffen und der wundersam verzierte altväterische venezianer Spiegel an den Wänden, — all das waren ganz anspruchslose Einzelnheiten einer einfachen, schlichtbürgerlichen Umgebung, und dennoch übten sie im Verein einen wundersam tiefen Eindruck auf den jungen Kaufmann und dünkten ihm so traulich und hold, als hätt' er nie etwas schöneres gesehen, denn sie alle zusammen waren stumme Zeugen des innigsten Glückes gewesen, was je zwei junge Herzen in solcher Umgebung miteinander genossen.

(Fortsetzung folgt.)

An die deutsche Nation.

Vor dreißig Jahren tauchte plötzlich in Deutschland ein Dichter auf, den das Publikum mit Staunen, die Besten seiner Zeit mit Liebe und Bewunderung begrüßten. Eine zaubervolle Märchenwelt, Luftspiegelungen der Wunder anderer Zonen berauschten die Phantasie und senkten sich dauernd auf unsere Erde nieder. Die deutsche Lyra wurde mit einer neuen Saite bespannt, die dichterische Welt mit neuen Gestalten bevölkert, und von neuen Tönen widerhallte das deutsche Gemüth. Der Dichter, dem wir die neue Schöpfung verdankten, war Ferdinand Freiligrath. Ihm gelang, was nur wenigen Auserwählten gelingt: er vermehrte und vergrößerte die geistige Schatzkammer seiner Nation! — Er that das auf vielfache Weise. Der größte Meister der Uebersetzung, verpflanzte er auch die herrlichsten Schöpfungen fremder Dichtung auf deutschen Boden mit solcher Kunst, daß sie unser Eigenthum und bei uns so heimisch wurden, wie in der eigenen Heimath, und bei uns erwachsen und erblüht scheinen. Ja, es ist wahr, was von ihm gesagt wurde, daß jene Dichtungen unter seiner Pflege zu neuem und schönerem Leben in vollendeter Gestalt erstanden. Kein Wunder, daß der Mann, der seiner Nation so Vieles und so Schönes gegeben, einer der Lieblinge dieser Nation wurde. Aber man konnte sich mit der Liebe allein nicht begnügen. Da man sich nach dem dichterischen Liebling, dem Bezauberer der Stunden näher umsah, erfuhr man, daß einer unserer trefflichsten Dichter auch einer unserer besten Männer war. Er lebte das Leben eines Weisen in bescheidener Zurückgezogenheit; während seine Dichtungen in aller Welt erglänzten, beschied er sich mit einem stillen Loose und kämpfte er redlich den Kampf des Lebens in wackerer bürgerlicher Arbeit.

Und der brave Mann, der gute Mann war ein großer Bürger!

Er liebte sein Vaterland; er opferte ihm seine Ruhe, sein Behagen, alles äußere Glück, das ihm sein Ruhm versprochen hatte. Er sprach seine Wahrheit aus, er verleugnete seine Ueberzeugung nicht, keine Versuchung wagte sich an ihn heran — fest stand er in schwankender Zeit, er ging in's Exil, er mußte die Heimath verlassen, die für ihn die frischesten Kränze hatte.

Jetzt kommt aus der Fremde die traurige, die beschämende Kunde: An der Schwelle des Alters erwartet den edlen Verbannten die Sorge, die schwarze Sorge um das tägliche Brod für Weib und Kinder. Kein Wort weiter. — Auf! deutsche Nation! So eben hat die französische für ihren Dichter Lamartine auf's Großartigste gesorgt: lassen wir keine beschämenden, demüthigenden Vergleichungen aufkommen. Hier, nicht auf dem Schlachtfelde, ist der Boden, auf dem sich edle Nationen zu messen haben.

Ueberall in Deutschland bilden sich Comités, um diesen Wettstreit zu einem schönen Ziele zu führen und dem theuren Dichter sorgenfreie, heitere Tage zu sichern. Auch Stuttgart und Schwaben wird seine Pflicht thun. Ganz Deutschland wird sich ehren, indem es einen seiner besten Söhne ehrt.

Die Mitglieder des Stuttgarter Comités zur Gründung eines Freiligrath-Fonds:

J. G. Fischer.	Eduard Mörike.
F. W. Hackländer.	Wilhelm Raabe.
Ed. Hallberger.	Georg Scherer.
Moritz Hartmann.	Fr. Vischer.
Feodor Löwe.	

Der Unterzeichnete ist erbötig, Beiträge für den Freiligrath-Fond entgegenzunehmen, und erlaubt sich, folgende kleine Erläuterung beizufügen: man hört häufig, wenn man Freunde der Poesie und Literatur zu Beiträgen auffordert, die Einwendung, es wäre eigentlich Sache der Schillerstiftung, hier etwas Großes für den wackern Dichter zu thun. Nun wollen wir uns nicht zu Verfechtern der Schillerstiftung aufwerfen, die überall nicht zu finden ist, wo sie wirkliche Noth lindern sollte, und die lieber Pensionen und Gehalte an Personen bezahlt, welche in relativ günstigen Verhältnissen sind [Mörike, Prutz, Frau Pfannenschmidt (Julie Burow, deren Gatte königl. preuß. Baurath in Thorn ist)], und bei welcher die oft gerügte Mißwirthschaft noch immer fortzudauern scheint, — sondern nur constatiren, daß Freiligrath selbst, dem Vernehmen nach, dem Frankfurter Zweigverein der Schillerstiftung die ihm von derselben übersandten verfügbaren Geldmittel herzlich dankend zurückgegeben hat, mit dem Bemerken: er sey nicht in so bedrängter Lage, um eine Unterstützung annehmen zu müssen; dagegen sey er mit Vergnügen bereit, ein National-Ehrengeschenk anzunehmen; auf eine Gabe aus der Schillerstiftung verzichte er. — Wir möchten daher nur darauf hinweisen, daß es sich im vorliegenden Falle nicht darum handelt, dem hochverdienten Manne ein Almosen zu reichen, sondern für ihn und die Seinigen ein kleines Vermögen anzusammeln, welches dieser Familie als Zoll der Hochachtung und Verehrung unserer Nation gelten und ihr eine ehrenhafte Unabhängigkeit gewähren kann.

Stuttgart, den 16. Mai 1867.

Otfrid Mylius,
Hauptstätter Straße Nr. 88, III.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Ein Mädchenloos.

Roman von Marie von Grumbach.

(Fortsetzung.)

12.

Ich trag im Herzen eine tiefe Wunde,
Und will sie stumm bis an mein Ende tragen;
Ich fühl ihr rastlos immer tieferes Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde.

Lenau.

Josephine an Cärille.

An jenem unvergeßlichen Tage, an welchem wir uns in H. trennten, versprach ich Dir Nachricht von mir zu geben, sobald ich im Stande sein würde, von meiner neuen Lage ein umfassendes Bild zu entwerfen. Obwohl erst seit drei Monaten an meinem neuen Bestimmungsorte, kann ich dennoch bereits mein Versprechen erfüllen, denn wer Einen Tag meines hiesigen Lebens kennt, kennt auch die andern.

Du kennst, meine theure Cärille, den Zustand, in welchem ich H. verließ; es war ein Mittelding zwischen Leben und Tod, eine Weise des Daseins, wie sie von den alten Dichtern den Schatten am jenseitigen Ufer des Styx beigelegt wurde; o Gott, es war ein furchtbarer Zustand, ich glaubte mich auf dem dunkeln Pfade zum Abgrunde des Wahnsinns; aber die ewige Liebe hat mir dieses entsetzlichste aller Loose nicht vorbehalten.

Ich sah das Meer, ja, das grenzenlose unendliche Meer, wie es jetzt in majestätischer Ruhe dalag, und dann im nächsten Augenblicke in wild empörter Brandung gegen seine Ufer schlug; und dieser mächtige unaussprechliche Anblick weckte meinen Geist aus seinem Zustande der Lethargie, ich fühlte, ich empfand, ich dachte wieder klar; ich war im Stande, mein Verhängniß in seinem ganzen Umfang zu überblicken, zu erwägen. An einem windstillen Abende begaben wir uns an Bord eines Fahrzeugs, ja, es war ein für mich unvergeßlicher Abend, über uns die Sternbilder des südlichen Himmels, unter uns die schäumenden Wellen des Mittelmeeres, das tiefe klare sternbesäete Firmament spiegelnd. Die englische Familie begab sich auf das Hinterdeck des Schiffes und betrachtete, von dem Lord aufmerksam gemacht, ein Sternbild. Mich hatte man glücklicherweise vergessen, und über das Schiffsgeländе gebeugt, betrachtete ich mit andachtsvoller Bewunderung das erhabene Schauspiel des Himmels und der Wasser.

Einen Augenblick wünschte ich eine dieser krystallenen Wogen oder eines jener funkelnden Gestirne zu sein, die strahlend und fühllos ihre Bahnen dahinzogen, aber schon im nächsten schien mir eine ernste heilige Stimme zuzurufen: „Derselbe weise schaffende Wille, der Woge und Stern zu ihrem glänzenden Dasein aus dem Nichts hervorgerufen hat, schuf auch Dich, und wie jener hat er auch dem schmerzzerrissenen Menschenherzen seinen Platz im All der Schöpfung angewiesen; ist des Sternes Bestimmung zu leuchten, und die der Welle, den Himmel zu malen, so ist dagegen die Deinige, zu lieben, zu fühlen und zu leiden, zu wirken unter und für Deinesgleichen. Die Liebe ist eine seltene Blume auf dem dornenvollen Boden dieser Welt, Du aber kannst lieben, entziehe darum nicht herzlos und kalt Deinen Mitwesen den wärmenden Funken.“ Im Falle der Wellen glaubte ich die Rufe meiner leidenden Mitmenschen zu vernehmen, die mich in kläglichem Tone zu bitten schienen: „Bleibe und liebe uns;“ und ich faßte den Entschluß, mich aufzuraffen aus meiner Apathie, um Gutes zu wirken nach meinen schwachen Kräften und so lange, bis es mir gestattet seyn wird, müde den Wanderstab niederzulegen und eine Welt zu verlassen, wo für mich keine Blume mehr blühen wird, für mich Unglückselige, die ich dazu verdammt war, das Lebensglück des edelsten Mannes zu zerstören und sein Herz zu verlieren.

Nach einer ziemlich beschwerlichen Seereise betraten wir endlich am 1. Dezember die syrische Küste. Es war Nacht, als unser Dampfer endlich in den ersehnten Hafen von Beyrut einlief, eine jener stillen feierlichen Mondnächte, die der Seele eine ganze Welt anbetungswürdiger Größe eröffnen, wo dieselbe im leichten Fluge sich über den Staub und die Schranken des Erdenlebens zu erheben strebt, wo der Menschengeist das Wehen des Gottesgeistes, seines Urquells, empfindet, und die Seele in erhabener Sehnsucht die Bande lüften möchte, die sie noch an den erdgebornen Leib fesseln! — O daß Du bei mir gewesen wärest in jener Stunde, meine theuerste Schwester! der Anblick, der sich mir da darbot, war würdig der Bewunderung eines Künstlerauges. Blendend und schimmernd hoben sich die weißen Villen und Häuserreihen der Hafenstadt von dem tiefblauen dunkeln Nachthimmel ab, zahllose Lichter flimmerten auf den laubumrankten Plattformen der Häuser, wo die Schönen der Stadt, weiße ätherische Gestalten, mit Gesang und Saitenspiel die Mondnacht begrüßten, während das Brausen der Meereswellen sich dumpf in die schmelzenden Cythertöne mischte; wundervoll contrastirten die ernsten Accorde dieser Naturlaute mit den sehnsuchtsvollen Tönen menschlicher Kehlen. Auf einem Hügel, im Hintergrunde der Stadt, erhob sich weithin leuchtend die vergoldete Kuppel einer Moschee, umrauscht von einem Pinienwalde, dessen majestätische Umrisse sich am fernen Horizonte abzeichneten. Und über all' diesen Klängen und Bildern leuchtete in stiller Glorie die glänzende klare Silberscheibe des südlichen Mondes. —

Ich ward unendlich ergriffen von den mir noch fremden Reizen dieser Scenerie und einen Shawl leicht über die Schultern geworfen, folgte ich schweigend der Familie Jedbury, die unter zahllosen Exklamationen einem fränkischen Hotel zuwanderte. Am andern Tage fuhren wir zu Schiffe nach Tarablus, das wir nach einer genußreichen Fahrt der Küste entlang als Reiseziel begrüßten.

Schon am folgenden Tage erreichten wir zu Lande das einsame burgartige Landhaus, welches ein englischer Commissionär in Tarablus im Auftrage des Lords am nordwestlichen Abhang

des Libanon gekauft und nach britischen Begriffen vom Comfort eingerichtet hatte. Es ist ein viereckiges weißes Gebäude mit Plattform und einem Thurm der zur Sternwarte eingerichtet ist, (denn unser Graf treibt seit einigen Jahren mit einem an Leidenschaftlichkeit grenzenden Eifer Astronomie) umgeben von halbwilden Gärten und Lustwäldchen. Die milde Witterung, der Smaragd der Rasen, das glänzende Dunkelgrün der Cypressen und anderer immergrünen Sträucher und Bäume, das muntere Gezwitscher ungezählter bunter Vogelschaaren, die in den Maulbeerhecken ihr Wesen trieben, ließen uns vergessen, daß wir uns in der unliebsamen Winterszeit befanden, der Jahreszeit, die über die Fluren unserer deutschen und nordischen Heimath das große Leichentuch breitet, während der ungewöhnliche milde diesjährige Winter sich hier für Pflanzen- und Thierwelt beinahe unfühlbar zu machen schien.

Am Tage nach unserer Ankunft machte sich Lady Jedburg an das wichtige Werk, mit Hülfe des Steward oder Haushofmeisters, eine Hausordnung zu schaffen, wovon jedes Familienglied ein geschriebenes Exemplar erhielt, denn die Lady verlangt, daß auch der geringste ihrer Wünsche oder Befehle auf's Genaueste befolgt werde. Ehe ich mich im Besitz dieses wichtigen Schriftstückes befand, lebte ich in dem Wahne, die Morgenstunden dem Unterricht und die Mittagsstunden der Aufsicht meiner beiden Zöglinge, der zwölfjährigen Arabella und der zehnjährigen Felicia, widmen zu müssen, die Abendstunden mein nennen zu dürfen. Hierin hatte ich mich jedoch gewaltig getäuscht, denn in der Familie Jedburg scheinen sich die Eigenheiten aller Kontinente und Inseln concentrirt zu haben; davon überzeugte mich schon der erste Blick, den ich auf Mylady's Hausordnung warf. Morgens um sieben Uhr hatte nach derselben Martha, die Beschließerin, sämmtliche Hausgenossen zu wecken, mit Ausnahme der nervösen fünfzigjährigen Evelina, der älteren der beiden jungfräulichen Schwestern der Lady, die mit der Familie den Zug nach Osten unternommen haben; eine halbe Stunde hatte die Dame für die Anforderungen der Toilette bestimmt, hierauf sollte die Morgenandacht stattfinden und dann die Arbeit beginnen; in was dieselbe für mich besteht, sowie das Thun und Treiben der Familie, werde ich Dir näher schildern, indem ich Dir das Gemälde eines Tages in der Villa Jacksonhall entwerfe.

Früh sieben Uhr werden die Hausbewohner geweckt, und nachdem die Geschäfte des Ankleidens in Eile beendigt worden, versammelt die Glocke die Hausgenossen zur Morgenandacht, bestehend in einem von Lord Jedburg vorgetragenen Abschnitt aus der Bibel und einer stundenlangen, trockenen, langathmigen Betrachtung des Gelesenen. Hierauf ergehen sich die einzelnen Familienglieder im Garten, um, wie die Lady sich ausdrückt, sich dem „ernsten Geschäft der Selbstprüfung" zu unterziehen; dieß ist also für die zweite Morgenstunde die Beschäftigung der Jedburg, die meinige ist, mich in das Zimmer der nervösen Evelina zu begeben und ihre Träume niederzuschreiben, die sie mir mit näselnder Stimme diktirt. Diese jungfräuliche schottische Dame ist nämlich äußerst sentimental, abergläubisch, bigott und ahnungsvoll und begabt mit einem Hang zum Mystischen, Eigenthümlichkeiten, die auch ihren Träumen in hohem Grade aufgeprägt sind; dabei träumt sie so entsetzlich lange, daß täglich je zwei große Bogen kaum zureichen, das zarte Gewebe ihres Traumlebens der Vergessenheit zu entreißen. Um ihre leidend seyn sollende Gesundheit zu schonen, diktirt Miß Evelina vom Bette aus in einer weißen Leinenhaube mit breiter Krause, von welcher ihr vergilbtes Gesicht und die kühne Bildung der starkgerötheten langen Nase sonderbar abstechen; ein brauner Iltispelz umschließt ihren abgemagerten Hals, während eine große Broche mit dem Portrait Miltons, den sie sentimental liebt, ihr Nachtgewand auf dem Busen zusammenhält.

In der That, meine geliebte Cäcilie, es gehört meine traurige gedrückte Lage dazu, um beim Anblick dieses Menschen-Exemplars und beim Anhören von Miß Evelina Mac Jackson's chaotisch-sentimentalen Unsinn seiner Fassung bewahren zu können und nicht in Lachen auszubrechen, ein Vergehen das mich augenblicklich brod- und obdachlos machen würde, denn Miß Evelina ist eine boshafte alte Jungfer, die mich bei jeder Gelegenheit quält und kränkt, und zudem das Faktotum im Hause ihrer Schwester.

Ist der Traum niedergeschrieben, so erlöst mich das Kammermädchen von dem Dienste bei dem Fräulein und ich habe nun bis zum Diner, das um vier Uhr stattfindet, die beiden Mädchen in allen Fächern meines Wissens zu unterrichten und bei ihren Arbeiten zu beaufsichtigen. Habe ich mein Mittagsmahl mit den Dienstboten in der Bedientenstube eingenommen, so muß ich dem Lord aus astronomischen Werken, die ich nicht verstehe, vorlesen oder schließlich als Sekretär dienen, indem ich die auf dem Gebiete der Sternkunde von ihm gewonnenen Resultate niederschreibe, welche er mir, gravitätisch im Zimmer auf- und abschreitend, diktirt.

Ist dieses Geschäft beendet, so wird mir bis zum Abendthee eine Freistunde gegönnt. Welcher Kontrast gegen die holden Feierabende in der Pension der Vorstadt von St. N.! Nach eingenommenem Abendthee versammelt sich die Familie im Salon, oder bei günstiger Witterung auf der Plattform des Hauses, um an dem Leseabende Theil zu nehmen. „Aber welche Werke, wirst Du fragen, bilden die Lektüre dieser Abende?" so laß Dir denn sagen, daß zuerst die astronomischen Fragmente des Lords an die Reihe kommen, hierauf Evelina's Träume, sodann die poetischen Schöpfungen der vierzigjährigen Miß Alice Mac Jackson, der jüngeren Schwester der Lady, welche sämmtlich sich in's Endlose dehnen und mehr der eisernen Ausdauer als dem dichterischen Genie des Fräuleins Ehre machen; und den Schluß dieser anregenden Unterhaltungen bilden die religiösen Betrachtungen der Lady selbst. Dieß alles habe ich auf einem erhöhten Sitze mit gehobener Stimme vorzutragen und dabei hie und da eine Pause zu machen, um meinen Zuhörern Muße zu etwaigen Bemerkungen zu geben, welche besonders schmeichelhaft Evelinens Träume begleiten. Oft zeigt die große Standuhr die erste oder zweite Stunde des neuen Tages an, wenn die Familie sich endlich erhebt, um ihre Ruhe zu suchen und mir die meinige zu lassen,

und wenn ich dann hinaufsteige in mein Schlafgemach, so fühle ich mich gewöhnlich bis zum Tode erschöpft und müde; aber den nächsten Morgen habe ich dann immer wieder Kraft genug, um das schleppende Dasein von neuem anfzunehmen und den Muth, mich durchzuarbeiten durch das tödtende Einerlei.

„Und nun, meine innig geliebte Schwester, begehre nicht weiter zu wissen über mein Befinden! frage nicht ob und wie viel ich leide, seit ich Dich, mein letztes theures Besitzthum, verlassen mußte, Dich, die Du mir Mutter, Schwester, Freundin und zärtliche Beschützerin warst! Nicht sobald wird ein zweiter Brief von mir Dir zukommen, denn um mein Sclavenloos muthig und fest ertragen zu können, muß ich so wenig wie möglich an die Geliebten in der Ferne und an mein verlorenes Glück zurückdenken, und während ich am Schreibtisch sitze, um mit Dir zu reden, erheben sich, gleich Gespenstern, Erinnerungen aus der Vergangenheit in meiner Seele, und drohen mich zu überwältigen. Deßhalb, meine einzige Cäcilie, sage ich Dir schnell Lebewohl; erst wenn ich einen Brief von Dir erhalten, werde ich die nöthige Fassung und Kraft wieder gewonnen haben, um ruhig Deine Stimme aus der Ferne vernehmen zu können; jetzt aber fühle ich mich zu schwach. Fächelt ein frischer Morgenwind Deine Stirne, so denke, es sey ein Gruß aus dem fernen Osten von Deiner treuen Schwester

Josephine.

Jacksonhall d. 1. März 185 . .

Cäcilie an Josephine.

„Theure, arme Schwester! Welch' traurige Gedanken und Empfindungen rief Dein Brief in meiner Seele wach! Du fühlst Dich unglücklich in Deiner neuen Lage, es ist dieß unter Verhältnissen wie die Deinigen gar nicht anders möglich; Du wirst, das fühle ich, rauh und kalt behandelt, Du meine arme Schwester, deren schmerzzerrissenes Herz eine doppelt zarte schonungsvolle Behandlung erheischt. O Gott! ein trauriges Loos ist uns gefallen, und wehe uns, die wir es nicht zusammen tragen dürfen; oft auf den Gräbern unter der Ulme, beklage ich die Grausamkeit des Geschicks, aber die Todten hören's nicht, und die Lebenden waren ja taub für unsere Worte.

In der Residenz war ich seit Deiner Abreise nur in seltenen langen Zwischenräumen, um die Bilder zu verwerthen, die ich in dem trüben rauchigen Gemache des Vormunds ausgearbeitet habe. Graf Orchinsky bezeugte stets große Freude, wenn ich eine neue Arbeit brachte und bezahlte immer äußerst splendid; von ihr erfuhr ich auch, als ich nach Deinem Weggehen zum ersten Male hinkam, Raphael sey wieder nach Rom abgereist, nachdem er die Weihnachten mit seiner Mutter gefeiert. Der Graf bestellte mir die Grüße, die der Künstler bei seiner Abreise ihm für mich aufgetragen hatte.

Sein Bruder Eduard soll dem Vernehmen nach sich seit einiger Zeit leider in einen Strudel berauschender Vergnügungen gestürzt, und zum großen Leidwesen seiner Mutter den Umgang von Männern gesucht haben, die keineswegs empfehlenswerth sind und den bösen Zungen, die nur nach dem Scheine richten, Anlaß geben, den Stab über ihn zu brechen. Ich bin jedoch überzeugt, daß der junge Mann nur im Delirium seines Schmerzes, den ihm Dein Verlust verursacht hat, sich so beträgt, um seinen nagenden Gram im Getümmel wilder Lustbarkeiten zu betäuben; allein dieß wird ihm nicht gelingen, seine Natur ist bei allem Mangel an erster sittlicher Kraft doch noch zu edel dazu, und nur allzu bald wird er erfahren müssen, daß sein jetziges Treiben nicht die ganze Seele eines nach Höherem trachtenden Menschen auszufüllen vermag. — Der arme Eduard! er ist mehr zu beklagen als Du, Du bist verlassen und unglücklich, aber sein Bild steht rein und leuchtend in Deinem Herzen, und wohl Dem, welchem die Wechselfälle des Lebens das Ideal seiner Seele in ungetrübtem Glanze gelassen haben; er kann nie ganz elend seyn: zu dem geliebten Bilde blickt er empor, und durch die Nacht des Kummers leuchtet es ihm freundlich und mild, wie der Heimathsstern dem sturmverschlagenen Schiffer.

Aber wehe dem Unglücklichen, dem des Schicksals Tücke das Lieblingsbild seiner Begeisterung entrissen und das ganze Herzensleben umnachtet hat! er läuft Gefahr auf dem trüben Ocean der Welt unterzusinken, denn kein Zauber bändigt mehr die entfesselten Leidenschaften, an deren Toben das schwache Menschenherz sich erfreut, weil es ihm für einige Augenblicke die Klagetöne seines Jammers unhörbar macht. In diesem Falle befindet sich Dein ehemaliger Verlobter; hätte er Deinen Tod zu beweinen, der arme Jüngling wäre minder zu beklagen. — Er scheint indeß bereits von seiner jetzigen Lebensweise angewidert zu werden und den Wunsch zu empfinden selbst den Schauplatz seiner Irren und Wirren zu verlassen, denn in wenigen Tagen wird er seinem Vaterlande und seiner Mutter Lebewohl sagen, um im Auslande Kriegsdienste zu nehmen, und so viel ich höre, wird er sich einer britischen Hülfslegion einreihen lassen.

Deine „Tropenblume," Clarissa Steine, hat die Pension der Madame Pillner schon zu der Zeit verlassen, als Du noch krank in H. lagst. Dem speciellen Verbote ihres Vaters zuwider, will sie eine künstlerische Laufbahn einschlagen, an der Theaterschule der Residenz ihr dramatisches Talent ausbilden und soll bereits durch dasselbe alle, die mit ihr in Berührung kommen, entzücken und zur Bewunderung hinreißen, so daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die hochbegabte Künstlerin ihre ersten öffentlichen Vorstellungen feiert. Obwohl Du mir oft von der dramatischen Begabung Deiner Freundin sprachest und ihre große Vorliebe für die Priester der Thalia schildertest, so hegte sie doch, so viel ich weiß, damals keineswegs den Gedanken zur Bühne zu gehen. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieser Schritt nicht durch eine unglückliche Leidenschaft motivirt wäre, und wieder und immer wieder steigt in meiner Seele die Vermuthung auf, die Du mir nie bestätigt hast, ohne sie jedoch leugnen zu können, daß nämlich Clarissa eine unerwiderte Neigung für unsern Vetter Joseph hegte. Armes Mädchen! wie sehr muß ich sie beklagen, wenn dem so ist! Es bleibt immer ein tiefschmerzlicher Gedanke für jede von uns armen liebebedürftigen Frauen, hoffnungslos zu

lieben. Doppelt gräßlich aber muß dieses Bewußtsein für ein glühendes Wesen wie Clarissa sein, die anscheinend nie im Stande war noch sein wird, ihre Leidenschaften zu beherrschen, die stets nur denselben gelebt hat. — Daß aber eben ein Weib wie sie in der künstlerischen Darstellung der Leidenschaft, durch alle Nüancen hindurch, stets meisterhaft hinreißend und ihres Erfolges gewiß sein wird, unterliegt sicher ebenso wenig einem Zweifel, als daß sie selbst diesen lebenzerstörenden Mächten frühzeitig erliegen wird. Die arme Tochter des Südens!

Von Joseph, welchen Du die mittelbare, jedoch schuldlose Ursache aller Deiner Leiden nennst, ist seit seiner Abreise von der Hauptstadt jede Spur für mich verloren. Der räthselhafte dunkle Mensch! Ach daß es mir möglich wäre, seinen Aufenthalt zu ermitteln! Hätte ich, wie Dein jungfräulicher Quälgeist in Jacksonhall, die Gabe der Ahnungen und Traumgesichte, und könnte ich im Schlummer den Fleck Erde entdecken, wo er weilt, zu Fuße wollte ich die alte und neue Welt durchwandern, um zu seinem entlegenen Winkel zu gelangen und ihn zu bewegen, das Zeugniß Deiner Unschuld vor Eduard und der ganzen Welt abzulegen. Aber ach! das Bestreben einen nach Verborgenheit trachtenden Jesuiten aufzufinden wäre nicht minder fruchtlos, als der Versuch, ein Nebelgebilde zu fesseln!

Wie lange ich hier noch um eine Art Magdlohn arbeiten und schmachten muß, bis es mir endlich gestattet seyn wird, den von der Natur erhaltenen Götterfunken meines Talents auf würdige Weise zur Flamme anzufachen; wie lange ich noch zu harren habe, bis ein günstiges Geschick mich den trüben Mauern von H. entführt und mir einen jener freundlicheren Orte erschließt, wo auf geweihtem Altare das heilige Feuer der Kunst von den Händen ihrer Priester gepflegt wird, ich weiß es ebenso wenig, als ich weiß, ob mir dieses, wenn auch mit Kämpfen verbundene dennoch so süße Loos überhaupt je beschieden seyn wird.

Und jetzt, meine liebe kleine Josephine, da ich mit Dir so lange geredet habe, laß Dich im Geiste umarmen und Dir den Scheidekuß geben; trinke muthig Deinen bittern Kelch zur Neige und bedenke, daß wir kein Spiel des rauhen Zufalls sind, sondern daß die Fäden unserer Geschicke in der Hand Dessen ruhen, der die Liebe ist, die Liebe auch in seinen dunkelsten Fügungen. Dieser Gedanke allein ist im Stande aufrecht zu erhalten

Deine treue Cäcilie.

H. d. 1. Juli 185 . .

Josephine an Cäcilie.

Nur wenige Worte sollen Dir auf Deinen lieben theuren Brief antworten, nur einige Worte, denn was soll ich Dir schreiben? Soll ich Dir sagen, wie unglücklich ich mich fühle, und wie das stetige Bestreben, die Stimmen der Vergangenheit durch das Treiben der Gegenwart zum Schweigen zu bringen, mich verzehrt? nein, nein, dieß alles will ich Dir nicht näher beschreiben; es genüge Dir zu wissen, daß ich noch bin.

Was Du mir über die Lieben in der Ferne schreibst, erregte meine vollste Theilnahme, und in Gedanken begleite ich schon Eduard auf die fernen Schlachtfelder. Wie groß und schön dachte ich mir einst mein Loos als das Weib eines Helden, dem geliebten Manne nach dem Felde der Gefahr folgend, ihn am Abend nach der Schlacht mit einem Lächeln zu empfangen, den Schweiß und Staub von seiner Heldenstirne küssend oder ihn zärtlich pflegend! Ach es war ein schöner Traum, aber schmerzlich wurde er vereitelt, und wehe mir Armen, die ich nun nichts mehr für den Geliebten meines Herzens zu thun vermag, als ein Gebet für seine Erhaltung zum Himmel zu senden. Daß es mir doch mindestens gestattet seyn würde, ihn als unsichtbarer Schutzgeist zu umschweben und die feindlichen Geschosse von ihm abzuwenden!

Und meine geliebte Clarissa, hoffen wir für die schöne Tochter des Südens, daß die Kunst den Grund ihrer Feuerseele dauernd auszufüllen im Stande ist, und daß Deine trübe durch die Umstände freilich allzu gerechtfertigte Voraussagung sich nicht erfüllen möge! aber unwillkürlich erinnert Clarissa an eines jener unglückseligen, dem Verhängniß geweihten Wesen.

Allenthalben, wohin ich meine Blicke wende, verdüstern dunkle Wetterwolken die einst lachenden schönen Bilder, und Trauer und Schmerz wohnen in den Seelen Derer, die mir theuer sind, und die einst freundlich lächelten, und nur Eine Kunde weiß ich, die im Stande wäre, den trübseligen Ausdruck meiner Perspektive einigermaßen aufzuhellen, die nämlich, die mir anzeigte, daß meine holde Cäcilie den Mauern von H. entrissen und in einer ihrer würdigen Umgebung glücklich wäre. Ich glaube, nichts würde mich dann hier zurückhalten, und fertig mit meinem eigenen Geschicke könnte ich dann im Frieden dahingehen, wo ein ewiges Vergessen die brennendsten Seelenschmerzen kühlt. Doch weiß ich nicht gewiß, ob dem so wäre, denn das dunkelste aller Räthsel bleibt das Leben.

Deine Josephine.

Jacksonhall d. 9. Nov. 185 . .

Cäcilie an Josephine.

Welch schneller glücklicher Wechsel ist in meinen Verhältnissen eingetreten, seit ich zum letzten Mal mit Dir geplaudert habe! Josephine, meine theure Josephine, höre und staune! seit mehr denn drei Monaten weile ich in Rom, leuchtet die strahlenvollere glänzendere Sonne der Weltstadt meinen Hoffnungen und Bestrebungen. Doch höre erst, auf welche Weise ich so schnell das Ziel meiner Wünsche erreicht habe.

An dem Tage, an welchem ich auf Deinen letzten Brief geantwortet hatte, saß ich einsam in meiner Zelle und arbeitete an meiner Staffelei. Ich hatte mir eine Scene aus dem befreiten Jerusalem zum Gegenstand meiner Darstellung gewählt: das Zusammentreffen Tancreds mit Clorinden, in dem Augenblick, wo der unglückliche Sieger seinem besiegten Gegner den Helm abnimmt und in dem sterbenden Helden die Dame seines Herzens erkennt. Je mehr mein Werk seiner Vollendung sich nahte, desto mehr ward ich von der großen Aehnlichkeit betroffen, die ich, ohne es zu wollen, meiner Clorinde mit

Dir, Tancred aber mit Eduard verliehen hatte. Kein Wunder indeß, denn während ich den Pinsel handhabte, gedachte ich Deiner und Deines Geschickes.

Versunken in meine Arbeit, hörte ich nicht ein leises Pochen an meiner Thüre, und erst als diese sich öffnete, ward ich aus meinen Träumereien geweckt, denn eine ältere, obgleich noch schöne Dame trat ein mit dem Ausrufe: „Cäcilie Tanner, mein Kind, mein süßes Herz, habe ich Sie endlich gefunden!" und mich mit ungestümer Zärtlichkeit in die Arme schließend, bedeckte sie mir Wangen und Stirne mit Küssen.

Ich war natürlich nicht wenig erstaunt, von einer mir völlig fremden Person auf diese Weise begrüßt zu werden, und äußerst begierig den Namen der Unbekannten, deren ganze Erscheinung indeß mein Wohlgefallen vorerst hatte, zu erfahren, sprach ich, als die Dame in ihren Liebkosungen eine kleine Pause eintreten ließ: „Madame, darf ich mir wohl die Frage erlauben, wer mir die Ehre einer solch unverdient freundlichen Begrüßung erweist?"

„Ei siehe doch!" rief die Fremde mit herzlichem unwiderstehlichem Lachen; „da haben wir wieder ein Stück meiner unverbesserlichen Zerstreutheit: ich erdrossele ein allerliebstes junges Frauenzimmer mit meinen Liebkosungen, nenne es mit Namen, rede es wie eine alte Bekannte an und vergesse ihr meinen Namen zu nennen, so daß es endlich für seine Sicherheit zu fürchten beginnt! Cäcilie," fuhr sie dann in ernstem Tone fort: „mein geliebtes Kind, so höre denn den Namen, der mir Anspruch auf Deine Zuneigung gibt: ich war die Freundin, die beste Freundin Deines Vaters, des edlen herrlichen Mannes. — Ehemals nannte man mich Cäcilie Linden; aber von dem Tage an, da der Wille meiner unerbittlichen Eltern mich einem steifleinenen vertrockneten Hofrathe vermählte, ward ich Madame Clairon geheißen, und führe diesen Namen noch, da der Tod eine Ehe gelöst hat, die für uns Beide nur eine langgedehnte Qual war. O Cäcilie, wie liebte ich Deinen Vater! nie ward ich von ihm geliebt! aber das Vorurtheil der Meinigen duldete nicht ein Bündniß zwischen einer Protestantin und einem Katholiken, obwohl für uns doch der Unterschied der Confessionen eine bloße Chimäre war, denn wir Beide bekannten uns zu der großen Religion der Liebe. Allein was galt dieß der vorurtheilsvollen Empfindlichkeit?! Wir wurden getrennt, und erst nach längerer Zeit hatte ich die schmerzlichsüße Genugthuung, meinen ehemaligen Geliebten in den Armen einer neuen Liebe seine alte Heiterkeit zurückerlangen zu sehen, denn Deine Mutter war das reizendste Wesen, das in den Salons der Residenz die Männer durch ihr musikalisches Talent und ihre Schönheit entzückte. — Mit der Gleichgiltigkeit, die sich meiner bei meinem Verluste bemächtigt hatte, fügte auch ich mich nach einiger Zeit den Wünschen meiner Eltern, indem ich in meinem vierundzwanzigsten Jahre den Fünfziger heirathete, den ihre Vorsorge mir auserwählt hat. Welcher Art unsere Ehe gewesen, habe ich bereits zur Genüge angedeutet. Nach zehn Jahren ward ich Wittwe, ich war frei, und im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, widerstand ich nicht länger meinem Lieblingswunsche, fremde Länder zu sehen, ihre Naturschönheiten, ihre Kunstwerke und die Sitten ihrer Bewohner kennen zu lernen. Mit einer Gesellschafterin durchreiste ich den größten Theil von Europa und ließ mich endlich nach einigen Jahren in Rom nieder, wo mehrere meiner Freunde als gefeierte Künstler lebten, und wo ich, selbst bis zu einem gewissen Grade Dilettantin in der Sculptur und Malerei, an ihrer Seite mit Entzücken der Anschauung dessen genießen wollte, was die bildenden Künste von ihren Schätzen verschwenderisch in dieser Stadt zur Schau gestellt haben. Nach und nach erwarmte mein armes, ödes, unverstandenes erstarrtes Herz, an einem Orte, wo es des Hohen und Schönen so viel fand, das es höher pochen machte, und wo das Bild der Jugendliebe, für einige Zeit getrübt, sich strahlend und rein auf seinem Grunde wieder erhob. An eine Marmorsäule des Capitols gelehnt, las ich eines Abends in den Spalten einer deutschen Zeitung die Anzeige von dem Tode Deines Vaters. Eine wunderbare Mischung von Schmerz und stiller Befriedigung bemächtigte sich meiner bei dieser Kunde. Schrecklich und lähmend traf mich der Gedanke, daß mein schöner, lebensprühender Georg todt, aber dabei ergriff mich das Gefühl, an den Todten mehr Anrecht zu haben als an den Lebenden. — Fünf Jahre hindurch trug ich mich mit dem stillen Verlangen, nach Deutschland zurückzukehren und sein Grab zu besuchen; ich machte hundert Reisepläne, allein ebenso viele hindernde Umstände machten dieselben zu nichte. So ward es mir erst jetzt möglich, dem Zuge meines Herzens zu folgen; ich verließ Rom, und besuchte das theure Grab; ein zweites wölbte sich daneben, und die Inschrift des einfachen Kreuzes sagte mir, daß hier die Gattin des Verstorbenen ruhte, die, wie einige Bewohner von H. mir mittheilten, in Armuth und Noth gestorben war und zwei Waisen im Unglück hinterlassen hatte. Auf meine ungestümen Erkundigungen nach diesen und ihren äußeren Lebensverhältnissen ward mir die Antwort, daß die Jüngere vor einem Jahre in's Ausland gegangen, die ältere aber hier als Künstlerin dürftig von ihrer Arbeit lebe. — Das Kind meines innigst Geliebten, seine Waise, dabei eine begabte Künstlerin, in Unglück und Dürftigkeit! Dieser Gedanke überwältigte mich, und erst nach einiger Zeit hatte ich mich in soweit gefaßt, um mich zu Dir führen zu lassen. Und nun bin ich hier; ich sehe, ich halte Dich, Kind meines lieben Georg, ich erblicke den Verstorbenen in Dir, denn dieß ist seine Stirne, dieß sein Mund, dieß die edle Haltung seines Kopfes (dabei küßte Madame Clairon leidenschaftlich mein Gesicht.) Ja, ich bin hier, mein Herz, um Dich mit mir zu nehmen, um Dich nach Rom zu führen, wo Du Dein Talent ausbilden wirst, und ich Dich mit allen Kräften meiner Seele lieben darf."

Madame Clairon schwieg, und überwältigt von ihren Empfindungen, brach sie in Thränen aus: auch ich konnte meine Rührung nicht länger bemeistern, und weinend sank ich an die Brust der edlen Frau. Es war mir so wohl an diesem Platze, und mit Entzücken schien meine neue Freundin sich dessen zu versehen, denn mit Innigkeit preßte sie mich von Zeit zu Zeit an ihr Herz und lächelte mir unter Thränen zu.

Nun war die Reihe des Erzählens an mir. Um tausend und aber tausend Umstände aus dem Leben unseres Vaters ward ich befragt, und mußte meiner neuen Freundin eingehend berichten über das Schicksal unserer Familie nach seinem Tode. Als ich ihr Dein Loos schilderte, brach sie auf's neue in heiße Thränen aus, und bedauerte es innig, Dich für drei Jahre in die Ferne gebannt zu wissen, denn am liebsten hätte sie uns Beide zu sich genommen, und ich gestehe Dir, meine theure Josephine, nur mein fester Glaube an eine heilige Vorsehung läßt mich nicht mit dem Geschicke zu hadern, das sich gegen Dich und dadurch auch gegen mich verschworen zu haben scheint. O der unglückselige Kontrakt, der Dich an den Fuß des Libanon fesselt! Sind aber jene drei Jahre um, so soll nichts mehr Dich hindern, in meine und unserer Freundin Arme zu eilen; die Zeit, die alle Wunden heilt, wird auch die Deinigen lindern, und zu neuem Leben wirst Du in Rom, der göttlichen Heimath des Schönen, erwachen.

Am andern Tage schon verließen wir H. und reisten nach dem Süden. Wir nahmen unsern Weg über München, um dessen Kunstschätze zu besichtigen, und erfuhren zufällig, daß Clarissa Steine gegenwärtig die Zierde der dortigen Hofbühne sey, daß sie als Gretchen im Faust, als Käthchen von Heilbronn, als Klärchen im Egmont, als Jungfrau von Orleans einen glänzenden Beweis ihrer hohen Begabung für die Bühne gegeben, durch ihr Spiel hingerissen und beinahe alles übertroffen habe, was man bisher in diesem Fache gesehen. Auch wir waren Zeugen ihrer Triumphe. Madame Clairon schleuderte ihr einen mit Rosen durchflochtenen Lorbeerkranz auf die Bühne, hiedurch schien sie unser ansichtig zu werden und mich zu erkennen, denn sie richtete einen durchdringenden Blick ihres dunklen flammenden Auges auf mich, eines Auges, dessen düsteres Feuer wie ein Meteor über den Halbkreis des Theaters hinschweifte und ein ganzes Firmament glühender Männerblicke auf sich zog. Von München reisten wir über die Alpen an den Comer See, berührten Mailand, Florenz, Siena, schwelgten in endlosen Kunstgenüssen. Aber das Schönste sollte erst noch kommen: Nicht zu beschreiben vermag ich Dir das Gefühl, das meine Brust erfüllte, als wir in Rom einzogen, als ich seinen Himmel über mir, seine Kunstschätze um mich her gewahrte, und mich die Erinnerung an die Vergangenheit, die sich uns hier bei jedem Schritte, den wir machen, überwältigend aufdrängt, allmählig überkam. Meine theure Pflegemutter verschaffte mir durch ihre Freunde sogleich eine Stelle als Hospes in der französischen Akademie der Villa Medici, wo der Geist des edlen greisen Veteranen Ingres noch nachwirkt, wo mich alle Mittel umgeben, die nur zu meiner völligen künstlerischen Ausbildung wünschenswerth sind. Mit Eifer und Wärme warf ich mich sofort auf meine artistischen Studien und hatte gleich anfangs die Freude, in Madame Clairon die liebenswürdigste, verständigste Kennerin zu finden, die meine Bestrebungen und Erfolge mit enthusiastischer Theilnahme begleitet, und die bei ihrem ausgebildeten edlen Geschmacke wohl im Stande ist, durch ihren Rath mir bisweilen die besten Dienste zu leisten.

Meiner Staffelei durch die zärtliche Besorgniß meiner theuren Freundin entführt, um die Ueberreste des alten Rom aufzusuchen, wanderte ich eines Abends an ihrer Seite die Gräberstraße entlang, da und dort von den Blumen pflückend, die in wilder Ueppigkeit die Monumente umwuchernd, den Staub der Jahrhunderte mit dem Duft und Glanz des neuen Lenzes deckten, dabei betrachtete ich den Untergang der Sonne, deren Strahlen die Stadt mit einem Meer von rothem Golde überschwemmten. Madame Clairon ließ sich auf einem Grabsteine nieder, während ich, auf eine niedere Säule gestützt, die Reize der herrlichen Abendsonne genoß. Da erblickte ich an meiner Seite die edle Gestalt von Raphael Pillner, die sinkende Sonne verschönerte verklärend sein Gesicht und mit glücklichem Lächeln erfaßte er meine Rechte und ließ sich von mir erzählen, wie ich nach Rom gekommen. Vereint ergötzten wir uns sofort an dem großartigen Panorama, und zum ersten Male, seit das unerbittliche Geschick mich aus den trauten Räumen des Elternhauses verbannte, fühlte ich mich wieder so recht von Herzen in meiner Heimath, die für uns alle nicht da ist, wo wir die traumhaften Jahre der Kindheit verbracht haben, sondern da, wo die tiefinnersten Bedürfnisse unserer Seele verstanden werden, wo alles dazu gemacht ist, die Sympathieen unseres Herzens zu erregen.

Ich werde Dir kaum zu sagen brauchen, daß seit diesem Zusammentreffen in der Via Appia Raphael Pillner ein fleißiger Besucher von dem Salon meiner Beschützerin geworden ist und durch seine Person auf würdige Weise den Kreis hervorragender Persönlichkeiten erweitert hat, der in dem Besuchszimmer unserer behaglichen Wohnung auf dem Monte Pincio seinen Sammelplatz hat. Der junge begeisterte Künstler ist mir Rath, Lehrer und Freund; und seinen Bestrebungen verdanke ich es, wenn mein Name bereits in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden hat. Auch Madame Clairon weiß die liebenswürdigen Eigenschaften und den innern Werth unseres Freundes vollkommen zu schätzen; gemeinsam widmen wir die Abendstunden nach der Arbeit des Tages der Betrachtung der Kunst- und Naturschönheiten der Stadt, und die besten und glücklichsten Ideen und Eindrücke, die meinen künstlerischen Leistungen Erfolg versprechen, verdanke ich den anregenden Unterhaltungen in unseren gemeinschaftlich genossenen Mußestunden.

Und nun meine kleine Josephine, will ich meiner Feder gebieten, stille zu stehen, denn ich laufe Gefahr, meine Epistel in's Endlose auszudehnen, ähnlich den Träumen Deiner Miß Evelina. Empfange deshalb die ungezählten Grüße, die Madame Clairon und Raphael mir an Dich auftragen, diese Beiden, die so innig und warm an Deinem Geschicke Antheil nehmen und stets auf Mittel sinnen, Dir ein freundlicheres Loos zu bereiten, und wer weiß, meine theure Schwester, ob nicht auch in Deinem Geschicke eine schnelle glückliche Wendung eintritt, wie dieß der Fall war in dem Deiner Dich treuliebenden Schwester

Cäcille Tanner.

Rom, den 12. Mai 185 . .

13.

Ach mehr und mehr im Abendhauch
Verweht Erinnerung, bald zerstiebt
Mein Erdenloos, dann weiß ich auch,
Nicht mehr, wer mich geliebt.
Lenau.

Drei Jahre schon weilte Cäcilie an der Seite ihres edlen Freundes und ihrer mütterlichen Freundin in Rom. Ruhmvoll glänzte ihr Name am Himmel der Kunst, und ihre Werke prangten unter den Koryphäen der Galerieen. Ihr hoher Sinn, der nie bestochen von eitlem Schein, nur nach dem Höchsten strebte, ihre Schönheit, ihr zartes ideales Freundschaftsverhältniß zu dem jungen Bildhauer, dessen jüngstes vielbewundertes und gepriesenes Werk, die trauernde Psyche, ihre Züge trug, waren genugsam in den weitesten Kreisen Roms bekannt, um der jungen Künstlerin nach jenen Jahren moralischen Druckes und materieller Noth endlich die Anerkennung zu verschaffen, die sie in hohem Grade verdiente.

Wolkenlos und sonnig wäre ihr Loos zu nennen gewesen, hätte nicht der Gedanke an die ferne unglückliche Schwester einen tiefen Schlagschatten auf das glänzende Bild ihres Glückes geworfen; Josephine hatte nämlich nach Verfluß jener drei Jahre, die sie vertragsmäßig an jene britische Familie ketteten, das Anerbieten von Madame Clatron, nach Rom zu kommen, dankend abgelehnt: der Earl of Jedbury hatte gewünscht, die Erziehung seiner Töchter von ihr vollendet zu sehen, und sie, die die beiden Mädchen liebgewonnen, die mit Eifer und Gewissenhaftigkeit an deren Ausbildung arbeitete, hatte seinem Wunsche willfahrt, noch länger in seinem Hause zu bleiben sich verpflichtet.

Ihre Zöglinge vor den schädlichen Einflüssen, deren es von Seiten ihrer Umgebung so viele gab, zu bewahren, und mit voller Hingabe die sittliche Veredlung derselben anzustreben, war für Josephinen eine heilige Pflicht, und der Wunsch, diese treulich zu erfüllen, hatte sie die sorgen- und mühevolle Stellung im Hause am Fuße des Libanon dem sorgen- und mühelosen Leben an der Seite der edlen Dame und der zärtlich geliebten Schwester in Rom vorziehen lassen. Ihr Loos war hiedurch erträglicher geworden, denn ihr Daseyn hatte einen Zweck bekommen, und der Lord ein Einsehen gehabt und Josephinen von den entwürdigenden Nebengeschäften in seinem Hause emancipirt und ihre Wirksamkeit nur auf ihren Beruf als Erzieherin seiner Töchter beschränkt.

Vier Jahre hatte sie nun in Jacksonshall zugebracht, inhaltschwere Jahre für ihr Gemüthsleben, so einförmig auch ihr Leben nach Außen hin verfloß. Viel hatte sie gewonnen an sittlichem Gehalte; das schmerzvolle rebellische Zucken ihres Herzens gegen die Schläge des Schicksals war einer ruhigen heldenmüthigen Ergebung in den ewigen allweisen Willen gewichen. Vier Jahre schon trug sie das Joch der Dienstbarkeit in der britischen Aristokratenfamilie, als der Krieg in der Krim durch den Pariser Frieden beendigt wurde, und die Kunde davon unerhörtes Leben im Kreise ihrer Umgebung hervorbrachte, denn der jüngere Sohn des Hauses, der als Kapitän in der Armee seines Vaterlandes diente, hatte den Zug nach dem Oriente mitgemacht und in der Krim muthig den Gefahren des Krieges getrotzt. Wohlbehalten war er aus allen blutigen Kämpfen hervorgegangen, bis bei dem Sturm der Engländer auf den Redan eine russische Kugel seinen linken Arm zerschmettert und die Amputation dieses Gliedes erheischt hatte. Ein schwermüthig lautender Brief des Jünglings, datirt aus dem britischen Lazarethe von Scutari, berichtete Lord Jedbury von dem traurigen Ereigniß, und zugleich von der Absicht des Patienten, nach beendigter Kur nach Syrien zu kommen, um im Kreise der Seinigen und unter dem milden Himmel und der landschaftlichen Schönheit dieses Landes die trüben Einflüsse zu bekämpfen, die jene Verstümmelung auf sein Gemüth ausübte.

Wenige Wochen nach der Ankunft seines Briefes traf Arthur Donaldson selbst in der Villa ein. Drei Tage weilte er mit Josephinen unter demselben Dache, ohne daß diese ihm zu Gesicht bekam, am vierten jedoch ward sie feierlich zu Lord Jedbury beschieden.

„Mademoiselle Tanner," redete sie dieser an, „wie Sie wissen, ist mein Sohn, Kapitän Arthur Donaldson, vor einigen Tagen hier eingetroffen. Seine körperliche Schwäche erlaubt ihm noch nicht, unseren Lese-Abenden anzuwohnen, dagegen wünscht er sich den ernsten Genuß der Lektüre während einiger Tagesstunden zu verschaffen. Seit einiger Zeit hegt er eine besondere, mir zwar unbegreifliche Vorliebe für die deutsche Literatur, welche ich seinem Umgange mit einem deutschen Waffengefährten in der Armee beimesse. Er wünscht nun, mit den Classikern Ihrer Nation bekannt zu werden; und ich bitte Sie, künftig in der Morgenstunde, in welcher Sie früher Miß Mac Jackson's Träume niedergeschrieben haben, meinen Sohn mit den auserlesenen Werken Ihrer Dramatiker, die Sie in der Bibliothek finden werden, bekannt zu machen. Miß Felicia, meine jüngere Tochter, wird zugleich von diesen Vorträgen der Meisterwerke deutscher Poesie profitiren. Sind Sie geneigt, auf meinen Wunsch und meine Bitte einzugehen, Mademoiselle Josephine?"

— „Gewiß, Mylord! mit dem größten Vergnügen," entgegnete die Erzieherin.

„Ich danke Ihnen, Mademoiselle! wohlan denn, morgen um die neunte Frühstunde werden Sie Kapitän Donaldson unter den Palmen bei der Wellingtonsgrotte erwarten."

— „Zu Befehl, Mylord!" und Josephine verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Am andern Tag begab sie sich zu der genannten Stunde nach dem bezeichneten Platze, sie traf niemand, und an den Stamm einer Palme gelehnt, schlug sie ihren Lessing auf, mit dessen Emilia Galotti sie ihre Vorlesungen beginnen wollte; und von den Blättern des Buchs schweifte ihr Blick bisweilen hinaus auf das blaue Meer, das in nicht allzugroßer Entfernung die frühlingsgrünen Küsten Syriens bespülte, und hinauf zu den klassischen Gipfeln des Libanon, der zur Linken in imposanten Umrissen am Horizonte sich abhob.

Einige Zeit hatte sie so gestanden, als der Erwartete, auf den Arm seiner jüngeren Schwester gestützt, eintraf.

Der junge britische Offizier war ein hübscher Mann von edlem Wuchs und aristokratischer Haltung. Seinen schöngebildeten Kopf schmückte eine Fülle blonder wohlgepflegter Haare, sein Auge war dunkel und von angenehmem Ausdruck, und seine blassen, durch längere Krankheit eingefallenen Wangen, sowie den feingeschnittenen Mund umsproßte ein kurzer weicher Bart; ein weiter dunkler Paletot umgab seine schlanke Gestalt, an seiner schönen Rechten blitzte ein kostbarer Brillantring, während ein dunkler Handschuh unheimlich seine künstliche Linke verhüllte. Soviel über die Erscheinung eines jungen Mannes, der in sich alle Tugenden eines edleren Aristokraten vereinte, jedoch auch beinahe von keinem der Fehler frei war, die dieser Menschenklasse in allen Ländern und zu allen Zeiten eigen waren und sind. Beseelt von der Ueberzeugung, daß neun Zehntheile der gesammten Menschheit geschaffen seyen, dem zehnten Theil derselben zu Diensten zu leben (während es die Lebensaufgabe und Pflicht dieses letzteren Zehntheils, sich jener nach Kräften zum Genusse und Vergnügen zu bedienen), besaß Arthur Donaldson neben einem bedeutenden Hange zur Verschwendung viel natürliche Gutherzigkeit und einen unverkennbaren Zug von Großmuth, den er in seinen Handlungen gegen seine Mitgeschöpfe trotz jener eingewurzelten Vorurtheile stets bekundete. Er verband Leichtsinn mit großer persönlicher Tapferkeit; bei den hervorragenden Eigenschaften seines Geistes hatte er frühe schon das Bedürfniß nach etwas Besserem als den gewöhnlichen Unterhaltungen und Zerstreuungen seines Standes und Alters empfunden, und die Stunden, die seine Gefährten auf Fuchsjagden, Pferderennen und andere Sports verwendeten, hatte er ernsteren Studien und der Fortbildung seiner intellectuellen Fähigkeiten geweiht und frühe schon mit warmem Herzen alles Schöne erfaßt. In den fashionablen Damenkreisen Londons hatte er stets Glück gehabt, denn seine Unterhaltung war leicht und angenehm, sein Benehmen ritterlich, und eine gewisse Kühnheit in der Galanterie hatte den jungen Edelmann in den Augen der jungen Ladies zu einer Art von Don Juan gestempelt. Arthur Donaldson hätte also vermöge seiner körperlichen und geistigen Vorzüge gefährlich genug werden können für ein junges phantasiereiches Mädchen, das ihm, dem liebenswürdigen, interessanten Patienten, auf diesem menschenarmen Patmos zur Gesellschafterin beigegeben wurde; Josephine jedoch ward vor einer derartigen Gefühlsverirrung bewahrt durch die Erinnerung an ihre unglückliche Liebe.

Welches Schutzmittel aber stand dagegen dem Jüngling zu Gebot, das ihn gesichert hätte gegen eine allzu lebhafte Empfindung, die ihm möglicherweise seine junge Vorleserin verursachen konnte? oder war etwa für ihn keine ähnliche Gefahr vorhanden? — Gewiß nicht: Josephine Tanner war ein reizendes Mädchen. Der Kummer, der ihre jüngstvergangenen Lebensjahre getrübt, hatte ihr Gesicht nicht gealtert und welken gemacht, sondern war mit verschönernder Hand über dasselbe gegangen, hatte ihre Züge durch einen seelenvollen Ausdruck, durch den ätherischen Schleier einer leisen Wehmuth und Trauer veredelt und vergeistigt. Hier in der Einsamkeit, in den Tagen gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt und angesichts der großartigen Natur und so vieler erschütternder Denkmäler der Vergangenheit, hatten sich alle Kräfte ihrer Seele zu einer Innigkeit entfaltet, die über ihr ganzes Wesen einen poetischen Hauch verbreitete, ihrem Benehmen einen eigenen Reiz verlieh und fast auf Alle, die mit ihr in Berührung kamen, einen unwiderstehlichen Eindruck machte. Ihr declamatorischer Vortrag war ausgezeichnet und entsprach allen künstlerischen Anforderungen; in ihren Bemerkungen und Erklärungen über das Gelesene, die sie dem jungen Mann auf dessen Fragen machte, verrieth sie einen gebildeten und begabten Geist, und als Josephine nach der ersten Vorlesung ihr Buch schloß und sich entfernte, mußte sich Kapitän Donaldson gestehen, daß die Erzieherin seiner Schwestern etwas ganz Besonderes an sich habe, und daß die Stimme seiner Vorleserin einen noch mächtigeren Eindruck auf ihn mache, als die Worte des großen Dichters selbst.

Eine Woche verstrich, während welcher unsere Heldin ihre Vorlesungen fortsetzte und sich von dem anfangs vornehm kalten Kapitän mit wachsender Ehrerbietung behandelt sah. Jetzt war Er es, der jedesmal ihrer Ankunft harrte, und auf ihrem, wie auf seinem Platze fand sie stets einen kostbaren persischen Teppich ausgebreitet. Sie hatte inzwischen Lessing absolvirt und mit Schillers Werken begonnen, und maß den Enthusiasmus, mit welchem ihr Zuhörer ihr lauschte, allein den Worten des Autors bei. — Ein kleiner Zwischenfall sollte ihr jedoch bald über diesen Punkt die Augen öffnen.

Eines Tages nämlich, als Josephine den beiden Geschwistern Schillers „Don Carlos" vorlas, schien sich Miß Felicia zu langweilen und verließ die beiden. Josephine hatte soeben mit wohlgesteigertem Affecte die Scene der Prinzessin Eboli im zweiten Acte vorgetragen, als sie von einer plötzlichen Heiserkeit befallen ward. „Ein Glas Cyperwein für Mademoiselle, Brown!" herrschte Arthur dem vorübergehenden Diener zu, der, als er das Gewünschte nicht ganz so schnell herschaffte, als sein Gebieter es erwartete, mit einigen harten stolzen Worten zur Eile gedrängt ward. Josephine blickte beinahe erschrocken zu dem leidenschaftlichen jungen Offizier auf, und Arthur, welcher diesen Blick bemerkte, fragte im Tone ängstlicher Besorgniß: „Mademoiselle, was ist Ihnen?"

„Nichts, durchaus nichts, Kapitän; ich erschrack nur soeben über das Ungestüme, womit Sie den Lakaien anließen, und fürchtete selbst, Sie unbewußt verletzt zu haben."

Das Blut stieg Arthur'n in die Wangen, und etwas erstaunt entgegnete er: „Thut es Ihnen leid um Brown, Mademoiselle, daß ich den Mann etwas hart angelassen habe? sprechen Sie offen, Mademoiselle!"

„Leid um Brown, Sir?" erwiderte das Mädchen mit einem schwachen ironischen Lächeln; „wie können Sie glauben, Kapitän Donaldson, daß ich die Schwachheit begehen würde, Leute unsersgleichen zu bedauern?"

— „Leute Ihresgleichen, Mademoiselle? was verstehen

Sie darunter?" fragte der junge Offizier mit Wärme und Staunen. „Höre ich recht? Sie stellen sich mit jenem Tölpel von Flunkey auf Eine Stufe?!"

„Als Mensch allerdings, Kapitän Donaldson, denn vor Gott sind wir ja gleich," erwiderte Josephine sanft. „Wenn ich aber auch in Beziehung auf Bildung mich um etwas höher stellen darf, als jener Lakai, so möchte ich doch nicht wagen, mich deßwegen ihm gegenüber zu überheben, denn das Schicksal hat uns Beide als Glieder von Lord Jedburn's Dienstpersonal auf dasselbe Niveau gestellt. Unter uns Dienenden gibt es zwar ebenfalls eine Rangordnung, aber Dritten gegenüber bilden wir eine geschlossene Kaste und betrachten uns als ein Ganzes, und erachten das, was dem Einzelnen unter uns in Gutem oder Bösem zugefügt wird, als Allen angethan."

— „Mademoiselle, Sie betrachten sich als eine Dienerin dieses Hauses?" fragte der junge Offizier.

„Ich habe kein Recht mich für mehr zu halten, Sir, denn man behandelt mich als eine solche," versetzte Josephine sanft. „Man bezahlt ja meine Dienste und glaubt sich daher anderer Rücksichten ledig."

Der junge Aristokrat war keiner Erwiderung fähig; er senkte den Blick, nahm aber dann das Glas Cyperwein aus den Händen des Dieners und bot es mit seiner ritterlicher Artigkeit Josephinen an, die dasselbe jedoch mit artigem Danke ablehnte.

— „Mademoiselle, konnte Ihnen mein Benehmen von vorhin gegen den Burschen so zu Herzen gehen?" fragte der Kapitän einlenkend.

„Keineswegs, Kapitän Donaldson! es wäre ja lächerlich von mir, prätendiren zu wollen, daß man in mir mehr sehe, als die bezahlte Dienerin! Glauben Sie mir, Sie, man lernt allmählig auf äußere Ansprüche an Menschenwürde verzichten, wenn man längere Zeit dient," erwiderte Josephine mit demselben feinen Lächeln, das vorhin ihren Gesellschafter so sichtlich überrascht hatte.

— „Sie sind bitter, Mademoiselle, und mögen hiezu Grund haben," sagte Arthur in achtungsvollem Tone; „allein könnten Sie ahnen, wie sehr ich um Ihretwillen mein Ungestüm und meine Härte von vorhin bedauere, so würden Sie glauben, daß es nicht entfernt in meiner Absicht lag, Ihnen wehe zu thun oder Sie an Verhältnisse zu erinnern, welche allerdings nicht ganz logisch und gerecht seyn mögen, die ich jedoch nicht angeordnet habe."

Josephine warf statt aller Antwort dem Jüngling einen ernsten, langen, dankbaren Blick ihres seelenvollen Auges zu. Arthur Donaldson ergriff den Becher mit Cyperwein; „diese Libation dem Gotte der Gleichheit!" sprach er lächelnd und goß einen Theil des Inhalts des Glases auf die Erde, trank den Rest aus, bot dann seiner Gesellschafterin die Hand und fragte leise: „Sind Sie jetzt befriedigt und versöhnt, Mademoiselle?"

„Noch nicht ganz, Sie; denn Sie müssen mir versprechen, daß Sie mir wegen meiner Bemerkungen nicht zürnen, weil ein untergeordnetes Wesen es zum ersten Male wagte, Ihnen über Ihr Gebahren gegen Geringere bescheidene Vorstellungen zu machen, welche gleichwohl vielleicht Ihr Selbstgefühl verletzten, Kapitän Donaldson!" sagte Josephine sanft.

— „Mein Wort, daß ich Ihnen nicht zürne, sondern dankbar für einen Wink bin, der .... Genug, Mademoiselle, ich werde diesen Augenblick nicht vergessen, dieß gelobe ich Ihnen. — Sind Sie mir noch böse?"

„Nicht doch, Sir, ich hätte hiezu auch keinen Grund!"

— „Halten Sie mich für roh und fühllos, Mademoiselle?"

„Nein, Sir."

— „Aber für einen grausamen Tyrannen, nicht wahr?"

„Nicht für grausam, nur für herrisch und anspruchsvoll aus Gewohnheit und Erziehung, Sir. Ich glaube indeß, daß Sie ein edles Herz haben, denn die Art und Weise, mit welcher Sie den Wink einer Untergebenen aufnahmen, bürgt mir dafür."

— „Ich danke Ihnen herzlich, Mademoiselle!" erwiderte der junge Offizier mit Wärme; „allein," fügte er mit weicher Stimme hinzu: „ich beschwöre Sie, nennen Sie sich nicht wieder eine Untergebene, Miß Josephine!" Er nannte sie zum ersten Mal mit diesem Namen.

„Es hängt dieß allein von Ihnen und Ihrem Betragen ab, Sir," entgegnete Josephine mit einem bezaubernden Lächeln und schüttelte die schon lange vergeblich dargebotene Hand Arthurs.

„Dann wird dieses unleidliche schneidende Wort nicht mehr mein Ohr treffen!" rief der junge Mann mit Feuer, und ehe es Josephine verhindern konnte, küßte er ihr die Hand, die sie ihm jedoch durch eine rasche Bewegung entzog; und da die Vorlesung beendigt war, entfernte sich Josephine schnell, um diesem Auftritt ein Ende zu machen, denn sie sah den jungen Mann tief bewegt. Arthur hatte seinen angeborenen und anerzogenen Stolz überwunden, und war in einer bedeutsamen Herzenskrise. —

Einige Wochen verstrichen nach diesem Vorfall; Josephine begegnete mit ruhiger Unbefangenheit den immer häufiger und merklicher werdenden Artigkeiten des Engländers und spannte diesen durch ihren Gleichmuth nicht wenig auf die Folter. Mit Takt und Gewandtheit wußte sie zugleich die zahllosen Kreuz- und Querfragen zu beantworten, die er aus Liebe und Eitelkeit an sie stellte, um sie auszuforschen.

Eines Tages, als sie ihren Schiller geschlossen und sich eben entfernen wollte, pflückte Arthur eine der dunkeln Damascener-Rosen, die in üppiger Pracht im Schatten der Palmen blühten, und überreichte sie Josephinen mit der Frage: „Was ist bei Ihnen die Rose?"

„Die Königin der Blumen und die Zierde des Sommers."

— „Sie scheinen mich nicht verstehen zu wollen, Mademoiselle!" sprach er; „ich meine, welche Bedeutung unter Ihren Landsleuten die Rose habe?"

„Dieselbe, die ihr alle civilisirten Völker beilegen, seit der Cultus der alten Griechen sie dem Eros weihte," versetzte Josephine. — „Für den Deutschen ist sie, wie für den Briten,

das Emblem der Liebe, zugleich aber auch das Sinnbild der Verschwiegenheit und der Unsterblichkeit."

— „Von den letzteren Bedeutungen wissen meine Landsleute nichts, für uns ist sie nur das Symbol der Liebe. Der sinnige Deutsche aber verbindet also noch zwei weitere artige Begriffe damit, die mir gefallen. Die Rose ist für ihn das Sinnbild der heimlichen Liebe, der Liebe, deren Geständniß man noch nicht gewagt hat, und deren Gluth eine Ewigkeit überdauert."

„Ihre Auffassung unserer Deutung trifft nicht ganz zu, Sir," erwiderte Josephine lächelnd. „Als Sinnbild der Verschwiegenheit hat die Rose nichts mit der Liebe zu schaffen; jemanden ein Geständniß machen und ihm dabei eine Rose überreichen, heißt in der Sprache der Poesie ihn zur Bewahrung des Geheimnisses verpflichten. Ebensowenig hat die Blumenkönigin als Emblem der Unsterblichkeit auf jene Leidenschaft Bezug; wir pflanzen die Rose auf die Gräber unserer Abgeschiedenen; besonders auf dem Grabe der Jugend darf sie nicht fehlen, wo sie in jedem neuen Lenze durch ihr Blühen und Prangen Unsterblichkeitsgedanken in uns erweckt."

— „Lassen Sie mich die Sprache der Rose nach meiner Weise deuten, die mir weit richtiger erscheint, als die Ihrer Landsleute, Mademoiselle, und Ihnen dabei diese Rose überreichen!" flüsterte der Kapitän mit einem feurigen Blicke seines dunklen Auges.

Eine hohe Röthe überflog Josephinens Wangen, aber schnell gefaßt erwiderte sie ernsten Blickes: „Ich danke Ihnen, Sir, aber behalten Sie Ihre Rose, damit Sie die Bedeutung derselben besser verstehen lernen."

Auch des Jünglings Gesicht röthete sich, als Josephine die Blume zurückwies, und er ließ die Rose zur Erde fallen; — „Miß Tanner, glauben Sie an der Liebe Dauer?" fragte er dann nach einer kleinen peinlichen Pause.

„Von ganzer Seele, insofern sie wahr ist."

— „So gibt es also auch eine falsche Liebe?"

„Es gibt ein Gefühl, das irrigerweise mit diesem heiligen Namen belegt wird, weil die trüben Blicke der Welt im ersten Augenblicke das Irrlicht nicht von der geheiligten Götterflamme zu unterscheiden vermögen."

— „Und wodurch unterscheidet sich die wirkliche Liebe von der scheinbaren, die echte Perle von der falschen?" fragte Arthur, und seine Augen erglänzten von ungewöhnlichem Feuer.

„Die wahre Liebe überwindet leicht alle Schwierigkeiten und Dornen, vor welchen jenes unechte und unlautere Gefühl zurückschrecken oder ersterben würde; die wahre Liebe ist stärker als der Tod;" entgegnete Josephine, und ein halberstickter Seufzer hob ihre Brust.

— „Dieß steht allerdings schon in der heiligen Schrift," entgegnete Arthur gedankenvoll; und scheinbar das Thema des Gespräches wechselnd, fügte er nach einer Weile in melancholischem Tone hinzu: „Halten Sie es nicht für ein unabsehbares Unglück, Mademoiselle, durch die Furien des Krieges so zum Krüppel gestempelt zu werden, wie ich es wurde?"

„Jenun, mein Herr, ich bin zwar gottlob des freien Gebrauchs meiner Glieder noch nie beraubt gewesen," erwiderte sie; „aber ich weiß doch den unaussprechlichen Werth desselben genugsam zu würdigen, um die große Beeinträchtigung unseres körperlichen und geistigen Wohlbefindens, die der Verlust eines Gliedes zur Folge haben muß, begreifen zu können, und ich beklage von ganzem Herzen Jeden, den irgend welcher traurige Vorfall eines so unersetzlichen Gutes beraubte. Indeß bin ich weit entfernt, Sir, den Verlust Ihres Armes auf dem Felde des Ruhmes für ein solch gewaltiges Unglück zu erklären, denn abgesehen davon, daß Sie durch diesen Unfall nicht, gleich manchem armen Sohne des Volkes, materiellem Elende, das allzuoft auch moralisches Sinken zur Folge hat, ausgesetzt wurden, muß für Sie das Bewußtseyn, für den Ruhm und die Ehre Ihres Vaterlandes ein so großes Opfer gebracht zu haben und täglich noch für dasselbe zu leiden, eine eigene süße Genugthuung enthalten."

„Ehemals, als ich mich in dem vollen Besitze meiner Kraft in das Schlachtgewühl stürzte, sagte ich mir dasselbe," sagte Arthur wehmüthig; — „als aber die russische Kugel mich niederstreckte, als ich das Messer des Wundarztes an meinem Arme arbeiten fühlte und monatelang auf die Matratze des Spitals gebannt, bei den Schmerzen der Gegenwart weit weniger litt, als bei dem Ausblick in die Zukunft, in der ich mich als verstümmelten Siechen meine Tage dahinschleppen sah, da fühlte ich mich so unglückselig, so des Daseyns überdrüssig, daß ich zum ersten Male den Ausspruch meines Waffengefährten Eduard Pillner verstehen lernte, der unter allen Bürden das Leben für die unerträglichste erklärt."

Das Herz unserer Heldin pochte ungestüm, als wollte es ihre Brust sprengen, und heftig zitterten ihre Glieder bei der Nennung des schmerzlich-theuren Namens; aber mit erkünstelter Fassung fragte sie: „Und darf ich mir die indiscrete Frage erlauben, Sir, wer jener Eduard Pillner ist?"

„Er war mein Lebensretter, mein Freund," rief der Kapitän lebhaft. „Der wackere Mann ist Offizier in einem Bataillon unserer deutschen Hülfslegion, und ward gleich mir bei dem Sturm auf den Redan verwundet. Der edle Mann entriß mich mit Gefahr seines eigenen Lebens dem gewissen Tode, als ich mit zerschmettertem Arme am Boden lag, den Fußtritten der stürmenden Soldaten preisgegeben. Auf seinen Armen trug er mich aus dem Schlachtgetümmel an einen sichern Ort. ‚Mein edler Lebensretter!' rief ich, als ich die Besinnung zurückerlangte, ‚ach daß ich Ihnen je meinen Dank beweisen könnte!' — ‚Jagen Sie mir im Gewühl des nächsten Gefechtes eine Kugel durch's Gehirn, und wir sind quitt,' antwortete er mir mit schwermüthigem Lächeln, hüllte sich in seinen Mantel und ging weg. — Von diesem Augenblicke an war ich von der lebhaften Begierde erfüllt, den edlen unglücklichen Mann näher kennen zu lernen, von dessen ungestümer Tapferkeit und aufopfernder Menschlichkeit und Großmuth ich schon manches Rühmliche gehört hatte. Allein nur nach einigen überwundenen Schwierigkeiten gelang es mir endlich, die so lange eifrig gesuchte Freundschaft des Kapitäns zu gewinnen; worauf ich allmählig so viele liebenswürdige Seiten seines Charakters kennen

lernte, daß ich mit doppeltem Schmerze den tiefen Gram bemerkte, der sein Inneres umdüsterte und sein sonst so tiefes Gemüth sichtlich verbitterte."

„Und haben Sie die Ursache seines Kummers niemals zu ermitteln vermocht, Kapitän Donaldson?" fragte Josephine, die mit Mühe ihre Ruhe aufrecht erhielt.

— „Kapitän Pillner ist, wie Ihnen schon sein Name sagt, ein Deutscher von Geburt; seine Vergangenheit ist mir jedoch unbekannt, da er niemals mit mir darüber gesprochen, aber seine gelegentlichen Aeußerungen über die Frauen lassen mich ahnen, daß eine unglückliche oder getäuschte Liebe frühe schon sein Lebensglück getrübt hat."

„Der unglückliche Mann! lebt Kapitän Pillner noch?" fragte Josephine.

— „Er lebt allerdings noch. Durch die an Tollkühnheit grenzende Tapferkeit, mit der er sich stets in die drohendste Gefahr stürzte, war er zwar dem Tode mehr denn zehnmal nahe, allein zur großen Verwunderung der Aerzte, sowie seiner Freunde, rettete ihn seine gute Constitution immer wieder, selbst da, wo man längst zu hoffen aufgehört hatte. In dem letzten verhängnißvollen Treffen der Unsrigen wurde auch er gefährlich verwundet und lag viele Wochen lang in demselben Lazarethe mit mir; noch nicht ganz hergestellt verließ er, wenige Tage vor meiner Abreise, die Krim, um sich an Bord eines Schiffes, das unsere Invaliden und Reconvalescenten nach England brachte, dorthin zu begeben und seine völlige Genesung abzuwarten.

Josephine senkte ihre Blicke zur Erde, um die eigenwilligen Thränen, die sie kaum zurückzudrängen vermochte, zu verbergen, auch Arthur schwieg eine Weile, plötzlich aber sprach er:

„Glauben Sie wohl, Mademoiselle, daß eine Frau soweit über Aeußerlichkeiten sich wegzusetzen im Stande ist, um mich trotz meiner Verstümmelung zu lieben?"

„Insofern es kein Unweib ist, das nicht verdient, den Namen unseres Geschlechtes zu tragen, wird Ihr Unfall nur dazu beitragen, einem weiblichen Wesen Liebe zu Ihnen einzuflößen. Wir Frauen sind einmal so, wir lieben doppelt den, den wir zu beklagen Ursache haben."

— „Verwechseln Sie da nicht das Mitleid mit der Liebe, Miß Josephine?"

„Nein, Sir, durchaus nicht. Wir Frauen werden zwar leider oft von dem andern Geschlecht als ein unnützes Spielzeug angesehen; aber dennoch liegt für uns in dem Gedanken, helfen zu können und durch unsere Fürsorge uns jemandem werth zu machen, eine so süße Befriedigung, die uns den hülfebedürftigen Gegenstand innig lieben läßt, besonders wenn die Ursache, die seinen beklagenswerthen Zustand herbeiführte, unsere Bewunderung erregt."

— „Und wo darf ich hoffen, solch edlen Empfindungen zu begegnen?" rief der junge Offizier mit Feuer.

„Wohl schwerlich werden Sie unter den vornehmen Ladies in den Prunkzimmern Londons, dagegen eher, fast ohne Ausnahme, bei den Töchtern des Volkes diese Gefühle finden, selbst, und vielleicht am ehesten, wenn Sie im Scheingewande hülfloser Armuth unter ihnen auftreten."

— „Ich weiß nun, wo ich jene Gefühle zu suchen habe," sprach Arthur mehr zu sich selbst als zu Josephinen; und setzte dann in einem Tone, der einen leisen schmerzlichen Vorwurf enthielt, hinzu: „Sie hassen den Adel, Miß Tanner."

„Ich hasse den Adel nicht, Sir, aber ich liebe das Volk, weil ich es besser kenne und verstehe," erwiderte Josephine mit freimüthigem Blick.

— „Ich werde es in Zukunft auch lieben, Miß," entgegnete der junge Offizier mit Wärme.

Eine Pause trat ein, Josephine wollte sich entfernen und erhob sich, Arthur erhob sich gleichfalls, und sich ihr in den Weg stellend, fragte er halblaut: „Miß Tanner, haben Sie schon geliebt?"

„Diese Frage ist selbst einer Untergebenen gegenüber indiscret, Kapitän," erwiderte die Gefragte mit edlem Unwillen und raschem Erglühen.

— „Wiederum die Untergebene! — Miß Tanner, schenken Sie mir noch fünf Minuten Gehör, und Sie werden meine scheinbare Kühnheit nicht nur verzeihen, sondern auch entschuldigen," sprach Arthur in aufrichtigem Schmerze; eine große Bewegung malte sich auf seinen Zügen, sein Auge funkelte unstät, seine Lippen zitterten, aber er vermochte kein Wort hervorzubringen und haschte nur nach Josephinens Hand. Die Gouvernante aber, ohne ein Wort der Erwiderung, ohne die dargebotene Rechte zu berühren, entfernte sich schnellen Schritts. Erst als sie unter den weinumrankten Arkaden am Eingang der Villa angelangt war, wagte sie sich nach ihrem Zuhörer unter den Palmen umzusehen, und gewahrte Lord Jedbury an seiner Seite.

In einem Zustand ungewöhnlicher Erregung verbrachte Josephine die Zeit bis zum nächsten Morgen; schlaflos brachte sie die Nacht auf ihrem Lager zu, das Bild Eduards, des trübsinnigen, unglücklichen Eduards, dessen Namen sie nach vier Jahren zum ersten Male so plötzlich wieder nennen gehört, wich nicht von ihrer Seele, alle vermeintlich vernarbten Wunden ihres Herzens fingen von neuem zu bluten an, tausend schmerzlich-süße Erinnerungen aus der Vergangenheit erhoben sich gespensterhaft aus ihren Gräbern, drangen überwältigend auf die Verlassene ein und drohten ihr die schwererrungene heldenmüthige Resignation ihrer Seele zu rauben. Allein die Liebe ihres Herzens war allzu selbstlos, als daß sie sich auch nur einen Augenblick bei dem Gedanken erfreut hätte, daß auch ihr Bild noch, wie es schien, in dem Gedächtniß Eduards lebe und ihn verhindere, glücklich zu sein. Hätte ein Schatten von Koketterie in ihrem Wesen gelegen, so hätte das Bewußtsein der augenfällig über Capitän Arthur Donaldson errungenen Erfolge einen Lichtreflex auf das trübe Bild ihrer Gedanken geworfen; allein Josephine war von einer derartigen unlautern Regung vollkommen frei, und so flößte ihr der Gedanke an den jungen Offizier und an das auffallende Betragen dieses leicht erregbaren Jünglings gegen sie nur eine aufrichtige Besorgniß ein, und mit einer großen Beklommenheit sah sie der Stunde

entgegen, die sie am nächsten Morgen mit ihrem feurigen Zuhörer vereinen sollte.

Als sie jedoch in der Frühe des folgenden Tages mit ihrem Buche unter den Palmen sich einfand, traf sie Niemanden, und erst nach einiger Zeit erschien Arthur in Begleitung seines Vaters, der kein Auge von dem Sohne verwandte und mit eiserner Ruhe der Vorlesung beiwohnte. Zur großen Befriedigung Josephinens wohnte auch in der Folge Lord Jedbury stets den Lesestunden bei, und außer denselben sah sie Arthur'n während des ganzen Tages selten oder gar nie. Unmöglich aber konnte Josephinen eine gewisse Achtung, mit der sie der Lord neuerdings behandelte, entgehen; und sogar die Lady und ihre Schwestern bemühten sich unverkennbar, im Verkehr mit der deutschen Erzieherin mehr Rücksicht und Herablassung zu zeigen.

Eines Tages, nachdem der Reitknecht von Tarablus zurückgekehrt war, wo er die an die Familie eingelaufenen Briefe wöchentlich zweimal abzuholen hatte, ward unsere Heldin zur ungewohnten Stunde auf das Zimmer des Lords gerufen, wo sie Vater und Sohn zusammen einen Brief studirend fand.

„Miß Tanner," ward sie von dem Vater angeredet, mit der jüngsten Post kam Sir Arthur'n ein deutscher Brief zu, dessen Schrift jedoch so unklar und unregelmäßig ist, daß weder ich, noch mein Sohn im Stande sind, auch nur einen zusammenhängenden Satz zu entziffern. Wollen Sie daher die Freundlichkeit haben, denselben zu prüfen und uns womöglich vorzulesen?" Der Lord reichte Josephinen einen Brief in einer ihr wohlbekannten Handschrift, deren Anblick sie niederzuschmettern drohte, denn sie erkannte die Schriftzüge Eduards. — Ihr Herz pochte beinahe hörbar, ihre Kniee wankten, ihre Hände zitterten, ein schwarzer Flor lagerte sich auf ihre Augen, Vater und Sohn aber lauschten erwartungsvoll, und — sie sollte lesen.

Die Unglücklichen jedoch sind stark; und nach kurzer Spannung begann Josephine den Brief vorzulesen, welcher folgendermaßen lautete:

„Lieber Freund! Meinem Versprechen gemäß sende ich Ihnen als Lebenszeichen einige Briefzeilen zu, und da mir der Namen Ihres derzeitigen Aufenthaltsorts entfallen ist, adressire ich dieselben an Ihren Geschäftsmann in Tarablus, in dessen Nähe, wenn ich nicht irre, die Villa Ihres Vaters gelegen ist. Soweit hergestellt, um die lästige Routine des Lebens für einige Zeit wieder neu aufnehmen zu können, werde ich in wenigen Tagen nach Deutschland zu meiner Mutter zurückkehren, deren reines Bild allein erhaben meinen Nächten strahlt, wenn alte Wunden meine Seele brennen und die Erbärmlichkeiten des Lebens mich anwidern, denn der innigen, unwandelbaren und heiligen Liebe zu meiner Mutter allein vermag ich das Opfer „zu leben" zu bringen. In neun Tagen, am 1. Juli, werde ich bei der theuren Frau eintreffen, die jetzt schon jubelt bei dem Gedanken, mich bald wohlbehalten in ihre Arme schließen zu dürfen. Lassen wir dem guten Mutterherzen seine Freude! ich hoffe meine Rolle als ein glücklich dem Leben Zurückgegebener leidlich spielen zu können, vorausgesetzt, daß mich die Erinnerung nicht treulos verläßt, die Erinnerung an eine Zeit, da ich Thor genug war, mich herzlich zu freuen, durch ärztliche Kunst dem Tode entrissen worden zu seyn, welcher mir ein lieber Freund, ein willkommener Ruhebringer gewesen wäre. Hoffentlich hat sich die trübe Stimmung, die Ihr Mißgeschick erzeugte, einigermaßen aufgehellt; ich möchte bisweilen bei Ihnen seyn, um Ihnen in's Gedächtniß zu rufen, daß das tückische Geschick Schläge für uns in Bereitschaft hält, gegen welche der Verlust eines Armes als ein bloßes Kinderspiel zu betrachten ist. Und nun, mein lieber Freund, leben Sie wohl und behalten Sie ein wohlwollendes Andenken Ihrem treuergebenen Eduard Pillner."

London, den 22. Juni 185 . .

Als Josephine zu lesen aufgehört hatte, bemächtigte sich eine Beklemmung ihrer Brust, die ihr den Athem raubte. Sie rang mit einer Ohnmacht und hielt sich mühsam an einem Stuhle aufrecht, allein die fahle Blässe ihres Gesichtes war zu augenfällig, um den Blicken der Anwesenden zu entgehen.

„Miß Tanner, was ist Ihnen?" rief Arthur bewegt und reichte Josephinen einen Flacon mit einer stärkenden Essenz. „Sind Sie unwohl?" fragte mit aufrichtiger Besorgniß, aber ruhiger Würde Lord Jedbury und führte die Zitternde zu einem Fauteuil; und für einige Zeit den Panzer der Etikette und Standesvorurtheile bei Seite schiebend, fühlte er der Erzieherin seiner Kinder den Puls, reichte ihr frisches Wasser und that alles, um ihren Zustand zu erleichtern. Er schien nicht einmal zu bemerken, wie Arthur, selbst bleich und bestürzt, zur Seite Josephinens stand, ihre Hand in der seinigen hielt und zitternd ihren Athemzügen lauschte.

— „Was ist Ihnen, Miß Tanner?" fragte wiederholt Lord Jedbury.

„Ich habe diese Nacht schlecht geschlafen und fühle mich angegriffen," entgegnete Josephine, sobald sie im Stande war, einige Worte hervorzubringen.

— „Ich dispensire Sie vom Leseabende, Mademoiselle! legen Sie sich zu Bette!" sagte der Lord freundlich.

„Sie sind sehr gütig, Mylord, und ich nehme Ihr Anerbieten mit großem Danke an," entgegnete Josephine gerührt durch die ungewöhnliche Freundlichkeit.

Lady Jedbury trat im Augenblick in's Zimmer und betrachtete erstaunt diese Gruppe; als sie aber entdeckt hatte, um was es sich hier handelte, trat auch sie zu Josephinen, und sagte: „Sie bedürfen Ruhe, Mademoiselle; Ihr Leiden ist nicht blos ein physisches, wie mich dünkt. Ich werde Befehl geben, daß Ihnen die beeifertste Pflege zu Theil werde! Schonen Sie sich!"

Als Lady Jedbury die Klingel rührte und durch den eintretenden Diener ihre Zofe herbescheiden ließ, der sie kalt und frostig die Weisung gab, Josephinen nach deren Zimmer zu bringen, und die englische Zofe sich ohne sonderliche Theilnahme anschickte, den Befehl der Lady zu erfüllen, war Arthur auf dem Punkte, sie wegzudrängen, um Josephinen selbst nach ihrem Zimmer zu geleiten; allein die Klugheit gebot, seine Gefühle zu dem Mädchen vor der Mutter geheim zu halten, und so ließ

er Josephinen gewähren, und nur seine Blicke und Gedanken folgten ihr.

„Wie geht es Mademoiselle Tanner?“ fragte er, als er nach einiger Zeit das Kammermädchen begegnete.

— „Du lieber Himmel, mich dünkt, sie ist mehr betrübt als krank, Sir,“ erwiderte das Kammermädchen; „seit sie oben ist, sitzt sie ganz regungslos neben ihrem Bette, und weint in ihr Taschentuch, daß es Einen in tiefster Seele schmerzt. Es muß wohl ein tiefer, herber Kummer seyn, den Mademoiselle nicht ertragen kann, denn sie war ja sonst immer so stark, und ich sah sie nie zuvor weinen!“

„Tragen Sie Sorge, gute Bland, daß Mademoiselle ungestört bleibt und ihr alle erdenklichen Erleichterungen und Bequemlichkeiten zu Theil werden. Sie können mich hiedurch sehr verbinden, Madame!“ sagte der Kapitän eindringlich und besorgt.

„Sie mögen überzeugt seyn Sir, daß ich nichts versäumen werde, was in meinen Kräften steht; wir Alle, Jane und ich und die Diener würden mit Freuden für die Miß durch zehn Feuer gehen,“ gab das Mädchen zur Antwort und entfernte sich.

Mit Einbruch der Nacht hatte sich Josephine so ziemlich erholt, sie fühlte sich nur noch sehr müde, und hielt das unruhige Pochen ihres Herzens, und die brennende Gluth ihrer Hände in richtiger Weise für Fiebersymtome. Sie erhob sich und trat an das geöffnete Fenster, die frische Nachtluft wehte ihr Kühlung zu, und mit andachtsvoller Bewunderung betrachtete sie den Mond, dessen gluthrothe Scheibe sich hinter den Zügen des Gebirges erhob. Die üppige, großartige Flora des Gartens sandte ihre würzigen Düfte zu ihr empor, unzählige Glühwürmer leuchteten in dem Laubwerk der Maulbeer- und Kaktushecken; die „Schönen der Nacht“ erschlossen sehnsuchtsvoll den Gestirnen ihre Kelche, und der Nachtwind fuhr melodisch durch die Zweige der Pinien und Tulpenbäume, ein Klagelied flüsternd um das verlorene Paradies.“

„Welch göttliche Nacht!“ rief Josephine aus, und hingerissen von der zauberhaften Pracht des herrlichen Bildes vor ihren Blicken, stimmte sie unwillkürlich eine schwermüthige Weise an, die Lieblingsweise Eduards, die sie so oft unter den Launen im Garten der Pension mit dem Geliebten gesungen hatte. Ihre Stimme war heute voller, reiner, als gewöhnlich, und wunderbar ergreifend und schmelzend zitterten die einfachen, wehmüthigen Accorde in die Stille der Mondnacht hinaus.

So schnell die Einsame ihre Gesangeslust überkommen hatte, so schnell fühlte sie sich auch erschöpft, und schon nach den ersten Versen des Liedes verstummte die Sängerin. Auf einem Schemel sitzend, den Arm auf die niedrige Fensterbank gestützt, blickte sie in Gedanken versunken zu dem strahlenden Nachthimmel empor. Einige Minuten mochte sie so gesessen haben, als ein leichter Gegenstand, ihre Wange streichend, in ihren Schooß fiel. Es war ein kleiner Blumenstrauß, bestehend aus Rosen, umgeben von Passionsblumen und Cypressen. Erstaunt betrachtete Josephine die mysteriöse Blumenspende und gewahrte sofort ein feines, um den Kelch der Rose gewundenes Papier, das mit Absicht von der unbekannten Hand den Blumen beigegeben sein mußte. Es war ein Brief, und im hellen Mondschein vermochte sie leicht die in deutscher Sprache geschriebenen Worte zu entziffern:

„Die Nacht ist die Zeit der Liebe, Blumen reden ihre Sprache, und die keusche Luna selbst lächelt der reinen Gluth. — Glücklich, daß es für die Liebenden noch eine Zeit, eine Sprache, ein Licht gibt, deren sie sich zu ihrer Verständigung bedienen dürfen, wenn sie während des langathmigen Tages von den Argusblicken der Menschen belauert werden. Lassen Sie sich denn, himmlische Josephine, von dem Glühen der Rose sagen, daß ich Sie liebe, — von der Passionsblume, daß ich bereit bin, für diese Liebe Alles zu leiden, — von dem dunkeln Grün der Cypresse, daß ich stille hoffe und um Ihretwillen sogar freudig dem Tod entgegenblicken würde! — Aber, Geliebte meines Herzens, welcher Blüthe werden Sie das Wort anvertrauen, das ich sehnsuchtsvoll erwarte, erwarte unter Hoffen und Bangen, das Wort, das mir eine Welt der Seligkeit eröffnen wird, das Wort, welches mir sagt, daß auch ich von Ihnen geliebt werde? — Noch gestern glaubte ich hoffnungslos zu lieben, die Gemessenheit Ihres Betragens gegen mich ließ mich dieß fürchten. Allein ich schiebe Ihre sichtliche Aufregung von diesem Nachmittag auf die Ueberraschung des Zusammentreffens mit mir und deute die stumme und doch so beredte Sprache Ihres erbleichenden Gesichtes mit der Kühnheit der Liebe zu meinen Gunsten, und deßhalb — wage ich bereits meinen Himmel zu träumen. Zögern Sie nicht, Josephine, den glücklichsten und dankbarsten Menschen zu machen aus Ihrem

Arthur.“

Josephine fühlte ihr Gesicht erglühen, und als sie den Brief zu Ende gelesen, sprach sie bei sich selbst: „Wie antworte ich dem unbesonnenen Menschen? welcher Worte werde ich mich bedienen, um ihn zur Klugheit, zur Ruhe, zur Vernunft zu verweisen?“ Sie versank in ein peinliches Nachdenken, stand aber nach einigen Minuten schnell auf und war klar über die Art und Weise, mit der sie Arthur'n antworten wollte; sie faltete das Papier zusammen, schlang es wieder um den Kelch der Rose, um es an den Schreiber zurückgelangen zu lassen. Ferne konnte dieser nicht sein, denn nur seine Hand hatte die Blumen durch's Fenster gesendet. Ein Blick durch dasselbe bestätigte ihre Vermuthung, denn sie gewahrte die schlanke Gestalt des Engländers zwischen den Stämmen einiger Pinien. Einen Moment pochte ihr Herz vor leiser Freude über diese Huldigung des ritterlichen Jünglings, dann aber gedachte sie fast erschrocken Eduards, um welchen sie erst heute wieder in der Erinnerung an die alte Liebe so viel gelitten, und unberührt von dem Zauber der Sinne warf sie ohne Verzug die Blumen durch das Fenster, schloß dasselbe, trat davon zurück und hörte bald ihres Anbeters leise Tritte in der Ferne verhallen.

Auch diese Nacht verbrachte sie schlaflos auf ihrem Lager

und erst als die letzten Sterne vor der nahenden Sonne erstarben, schloß ein kurzer fieberhafter Schlummer ihre Augen, ein Schlummer, der durchwoben war von ängstigenden Traumbildern: sie erblickte die Gestalt Eduards, von Gefahren umgeben, düster und schwermüthig an eine Säule gelehnt, sie wollte ihm zu Hilfe eilen, aber sie fühlte sich gefesselt. —

Bei Josephinens Erwachen schien die Sonne durch einen wunderbaren Nebelflor matt in ihr Gemach, langsam erhob sie sich und machte sich an ihre einfache Toilette; als sie damit fertig war, brachte ihr Mary das Frühstück, und erkundigte sich im Namen ihrer Herrschaft nach ihrem Befinden.

„Ich fühle mich besser und werde heute meinem Berufe wieder nachkommen können; sagen Sie dieß dem Lord und der Lady!" entgegnete Josephine; das gutherzige Mädchen wollte sich jedoch nicht mit dieser Versicherung beruhigen lassen, und glaubte mit Besorgniß auf den Wangen unserer Heldin eine außergewöhnliche Röthe, in ihren Augen einen nicht natürlichen Glanz wahrzunehmen.

Nachdem Mary sich entfernt hatte und Josephine sich anschickte, etwas von dem Frühstück zu sich zu nehmen, gewahrte sie unter den gerösteten Semmelschnitten in dem Körbchen zu ihrer Ueberraschung ein zierlich gefaltetes rosarothes Papier, abermals ein Schreiben von Arthur Donaldson, welcher, gekränkt durch die Zurückgabe seiner eigenen Zeilen, in bester Form um Josephinens Hand anhielt und ihr eröffnete, daß er kraft eines Testaments seines Großvaters in der Wahl seiner zukünftigen Lebensgefährtin selbst dann unbeschränkt sey, wenn seine Eltern dieselbe nicht billigten.

Josephine las ruhig, als hätte sie eine Schularbeit Arabellens oder Feliciens vor sich, den Brief zu Ende, der ihr, der Armen, der Verstoßenen, in den leidenschaftlichsten Ausdrücken Reichthum, Glück, ein beneidenswerthes Loos an der Seite eines liebenswürdigen und liebeglühenden Gatten anbot; dann schrieb sie mit Bleistift dicht unter Arthurs Zeilen die Worte:

„Und wenn Sie Ihren Eltern das Herz brächen???" — und darunter: „Ich theile Ihre Gefühle nicht, Captain Donaldson; betrachten Sie deßhalb Ihre Geständnisse und Werbungen von gestern und heute für niemals gemacht, wie ich es thue und stets thun werde.

Josephine."

Dann faltete sie den Brief zusammen, ging in den Garten hinab, und vertraute ihn dem Versteck an, welches Arthur ihr bezeichnet hatte. Eine halbe Stunde später begab sie sich, wenn auch nicht ohne unruhiges Herzklopfen, doch äußerlich gefaßt mit ihrem Buche nach den Palmen, wo bald darauf Lord Jedbury mit seinem Sohne eintraf.

Die Blässe auf Arthur's Gesicht, sein schlagender unsicherer Gang und die große Zerstreutheit seines Betragens sagten unserer Heldin hinreichend, daß der junge Mann ihre Antwort bereits in Empfang genommen, und sie mußte sich gestehen, daß sie an der Aufrichtigkeit seiner Versicherung nicht zweifeln durfte, daß Arthur sie wirklich und leidenschaftlich liebe.

Sie begann ihre Vorlesung, nicht wenig beunruhigt durch die ernsten forschenden Blicke, die der Jüngling unablässig auf sie heftete, während Lord Jedbury bald sie, bald seinen Sohn prüfend anblickte; zudem fühlte sie, wie das Fieber bei ihr zunahm und alle ihre Nerven und Fibern unruhig zuckten, so daß sie nur mit großer Anstrengung ihren Vortrag vor ihrem heute achtlosen Auditorium vollenden konnte. Als sie sich entfernen wollte, reichte ihr Lord Jedbury, zu ihrer nicht geringen Verwunderung leutselig die Hand, und schüttelte dieselbe mit einer gewissen Herzlichkeit, die ihr bei dieser Familie völlig fremd war; denn noch nie hatte bisher der Lord ihre Hand berührt. Mit tiefer Kümmerniß erfüllte sie indeß der halberstickte Seufzer, den Arthur ihr nachsandte.

Der Tag verfloß ohne ein weiteres Ereigniß, ausgefüllt durch die gewöhnlichen Arbeiten ihres Berufes, und endigte mit dem Lesabende auf der Plattform der Villa. Sie sah Arthur im Verlaufe desselben nicht, denn er hatte der Aussage seines Dieners trotz der Vorstellungen seiner Eltern eine anstrengende Wanderung nach dem Gipfel eines felsigten Vorberges des Libanon unternommen, und erst spät am Abende hörte ihn Josephine von da zurückkehren und sah ihn ruhelos die ganze Nacht hindurch in seinem Schlafgemach, das sich dem ihrigen gegenüber befand, umhergehen. Auch sie schloß beinahe kein Auge, und als sie sich am nächsten Morgen erhob, fühlte sie sich erschöpft und kaum fähig, ihren Geschäften nachzugehen. Dennoch begab sie sich zur bestimmten Zeit in den Garten, obwohl der Gedanke, wieder während einer ganzen Stunde mit Arthur'n zusammenzuseyn, seinen Blicken zu begegnen, ihr das Herz zuschnürte.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Australien.

Ein zweijähriger Aufenthalt unter den Eingebornen des australischen Festlandes.

Vom Revd. Bernard.

Die Eingebornen des australischen Continents gehören bekanntlich zu den Anthropophagen — Menschenfressern — und bis auf die neueste Zeit ist alle Mühe, einen Stamm zu civilisiren respective christianisiren, eine vergebliche gewesen.

Dankend muß es aber anerkannt werden, daß die verschiedenen Gouvernements im Verein mit christlichen Gesellschaften alles Mögliche dazu aufgeboten haben, um den Wilden wenigstens Achtung vor dem Menschen selbst, dem Herrn der Schöpfung einzuflößen, damit sie nicht wie wilde Thiere ihr eigenes Geschlecht verzehren möchten. — Aber alle Milde und christliche Liebe blieb ohne Wirkung, nur Strenge, welche in Wahrheit auf barbarische Weise geübt werden mußte, um auf ihr gefühlloses Herz Eindruck zu machen, verhinderte später Verbrechen, welche die weiße Bevölkerung bis dahin von ihnen zu erleiden hatte.

In dem festen Glauben, daß es mir gelingen müsse, wenigstens einen Stamm zum Christenthum und bürgerlicher Civi-

lisotion zu führen, hatte ich mein Amt mit dem regsten Eifer für die Sache und in dem festen Vertrauen auf den Beistand des Höchsten angetreten.

Bei meiner Ankunft in Adelaide — der Hauptstadt Süd-Australiens — schaffte ich sofort alles Erforderliche zur Ausrüstung meiner Niederlassung in die Nähe der Burra-Burra-Kupferbergwerke.

Ein Zelt für mich und eines für meine beiden Diener sollte unsere Wohnung sein; abgetragene Militärkleider und Decken, welche ich auf einer Auktion in Adelaide billig erstanden hatte, wollte ich als Geschenk für die benutzen, welche für die Civilisation empfänglich waren. —

Durch Ueberlassung an Acker- und Gartengeräthschaften, welche ich gekauft hatte, sollten die Eingebornen zur Bestellung von Ländereien veranlaßt, und ihnen auf diese Weise also gleichsam spielend die Civilisation beigebracht werden.

Deutsche, mit denen ich in Adelaide in Verbindung trat, hatten es vermittelt, daß ich einen Eingebornen in meine Dienste bekam, welcher der englischen Sprache etwas mächtig war. Er gehörte einem Stamme an, welcher sein Nomadenleben zwischen der Burra und Adelaide führt und hatte schon einige Monate bei einem Gastwirth gearbeitet. Dieser sollte mir als Dolmetscher bei seinen Landsleuten dienen und den andern engagirten Diener, einen Schotten, wollte ich gleichzeitig als Lehrer benützen.

Die unbequemste Reisezeit sind die australischen Sommer- und Herbstmonate. In den erstern ist die Hitze so groß, daß man nur die Morgen- und Abendstunden zur Reise benutzen kann, und in den letzteren hindert mannigfach der Regen, welcher die unscheinbarsten Vertiefungen zeitweise in reißende Ströme verwandelt.

Ich war also gezwungen (im Monat Dezember trat ich meine Reise an), des Morgens vor Aufgang der Sonne aufzubrechen. Den ersten Wagen, worauf ich ein bequemes Lager für mich bereitet hatte, lenkte der Schotte, den andern, der alle Requisiten zu unserer Niederlassung trug, der Eingeborne. Kaum waren wir eine Stunde von der Stadt entfernt, als vier Männer, welche plötzlich aus dem Gebüsch kamen, uns ein kräftiges „Halt" zuriefen. Ich erkannte sofort an der Stimme meine deutschen Freunde aus Adelaide, welche mir die Ueberraschung zugedacht hatten (Dr. med. Beyer, Gärtner Weidenbach, der biedere Gastwirth Köpke und der evangelische deutsche Pfarrer Keppler.) Selbstverständlich war es, daß ich mein Lager verließ und mit den lieben Deutschen unter den Gummi- und Akazienbäumen Australiens noch einen Imbiß einnahm. Mit einem warmen Händedruck und einem herzlichen Lebewohl trennten wir uns; sie zogen wieder dem Kreise ihrer Lieben zu und ich ging einer zwar heiß ersehnten, aber ungewissen Zukunft entgegen.

Der Eingeborne verschaffte uns während der Reise manche Annehmlichkeiten, so z. B. wußte er zur jedesmaligen Mittags- und Abendrast eine Quelle aufzufinden, welche uns frisches Wasser zum Kochen unserer Speisen und zum Trinken lieferte. Um gegen die Sonnenstrahlen des Mittags und gegen den Thau der Nacht geschützt zu seyn, wurden die Wogen so dicht wie möglich nebeneinander aufgestellt und darüber unsere Zelte gebreitet, und unter dem Wagen unser Lager aufgeschlagen. In der Nähe wurde ein kleines Plätzchen vom Rasen gesäubert, damit kein Wald- oder Prairiebrand entstehen könnte, und sodann auf demselben unser Kochgeschirr zur Bereitung der Speisen aufgestellt.

In dieser stillen Einsamkeit hatte ich hinreichende Muße, Betrachtungen und Vergleiche anzustellen zwischen der Natur Australiens und derjenigen in den Ländern, welche ich schon kennen gelernt hatte (Europa und Amerika.)

Für mich hatte der ganze Charakter der australischen Natur etwas höchst Einförmiges, und der Deutsche sowohl wie der Nordamerikaner lernt erst dann die Schönheiten seiner Heimath recht schätzen, wenn er in weiter Ferne unter den brennenden Strahlen der australischen Sonne fast verschmachten zu müssen glaubt. — Todt und öde war bei der Mittagsrast Alles um uns her. Kein Thierchen ließ sich blicken, kurz, so weit das Auge reichte, erschien Alles welk und gedörrt von der unerträglichen, aber nicht ungesunden Hitze.

Wie wir uns Mittags nach einem Ruheplatze umsahen, so suchten auch die Thiere einen solchen. Das Känguruh kam zuweilen in matten Sprüngen, seine Jungen in dem Beutel mit sich schleppend, an uns vorüber, um sich auch ein kühles Plätzchen zu sichern, welche in Australien so selten sind, da die Gummi-Bäume, woraus die Waldungen zum größten Theil bestehen, keinen Schatten gewähren. Die Opossums schlichen langsam von Baum zu Baum, bis sie endlich einen hohlen Stamm erspäht hatten, worin sie während der drückenden Hitze ein kühles Lager fanden. Das Faulthier hingegen beschnoberte in der Regel erst einen solchen Baum und ging nur dann in denselben, wenn nicht bereits andere Thiere davon Besitz genommen hatten. Eidechsen von 3 bis 4 Fuß Länge hingen mit dem Schwanze an den Zweigen einer Akazie festgeklammert und man hätte sie für todt halten können, wenn sie nicht zuweilen ihre ringelförmigen Bewegungen gemacht hätten. Oefter kam es auch vor, daß unter diesen sonst friedlichen Thieren ein Streit entstand um einen hohlen Baum, welchen auch häufig die Eidechsen sich aussuchen und woraus dann eins das andere vertrieb. Die Vögel flogen mit mattem Flügelschlag über uns hin, aber kein fröhliches Gezwitscher tönte aus den Zweigen, kein Ton munterer Vögelschaar wurde laut. So lag über der ganzen Landschaft eine drückende Stille. Nur hin und wieder ließ sich das unheimliche Gekreisch der Eule hören, die ebenfalls in der Nähe anderer Vögel sich einen schattigen Platz suchte. Dieses Thier mit seinem Gekreisch ist oft der Spion des die Lüfte durchfliegenden Adlers, welcher seinen Raubzug auf Hühner, Vögel und junge Lämmer, was ihm gerade aufstößt, nur am Tage unternimmt. Hört er nun den Ruf der Eule, so kreist er Unglück-verkündend über den Häuptern der Vögel, doch nicht lange, so schießt er nieder und im Nu hat er seine Beute erhascht, mit welcher er dann seinem Neste zufliegt, um seine Jungen zu füttern.

Immer drückender wird die Atmosphäre, so daß selbst die

emsigen wilden Bienen um die Mittagszeit nicht ausfliegen; sobald aber der Abend herannaht, so sind diese Thierchen die ersten, welche sich ihre Nahrung suchen.

Wenn nun der Thau durch Wald und Flur zieht und von Neuem alle Vegetation durch seine Kühle belebt, dann richten sich die Blumen im Garten und am Rande des Bächleins empor und öffnen dem Thau ihre vertrockneten Kelche: sogleich ist auch die emsige Biene da, um sich ihren Rüssel voll zu saugen von dieser Süßigkeit des Blüthenstaubes. Einige Reisende, jedenfalls aber nur solche, welche Australien nicht gesehen, haben diesen Thieren den Stachel fortdisputirt, aber sie vertheidigen sich mit dieser Waffe besser, als lügenhafte Schriftsteller mit ihren gespaltenen Stahlspitzen, dafür sage ich gut.

Der alles Leben entbehrende Zustand Australiens im Thier- und Pflanzenreich dauert in den Sommermonaten von 10 bis 4 Uhr, um diese Zeit aber beginnt allmälig der Thau; die Sonne mit ihren sengenden Strahlen wendet sich einem anderen Welttheile zu und alles bekommt neue Lebenskraft!

Von den Thieren ist der Kuckuck der erste, der seinen Ruf hören läßt, er ist gleichsam der Tirailleur der Thierwelt. — Wie lebhaft wurde ich in der Wildniß Australiens bei dem Ruf dieses Vogels an meine Jugend erinnert, wo ich unter den Akazien- und Ahorn-Bäumen, welche unsere Plantage einschlossen, mit meinen Geschwistern und den Kindern unserer Sclaven so häufig den Ruf des Vogels zählte, um uns danach unsere Lebenslänge zu prophezeien Alle meine Geschwister, zwölf an der Zahl — und auch mehrere von den Negerkindern — sind in einem bessern Jenseits. Einige von den Letzteren sind mir aber treue Arbeiter geblieben, wenn gleich ihnen mein Vater auf seinem Sterbebette die Freiheit gab, und zwar lange vor Ausbruch des unglücklichen Bruderkrieges in den Vereinigten Staaten. Dieser trennte uns, und was aus ihnen geworden ist, weiß ich bis jetzt noch nicht. Doch, wohin führt mich augenblicklich mein Jugendtraum! — Sowie nun die Vögel das Signal des Kuckuks vernommen haben, dehnen und strecken sie ihre Füße und ihre Flügel und machen sich fertig zu dem Fluge in den Wald oder auf die Prairien, um sich Nahrung zu suchen. In den Ruf des Kuckuks stimmt auch bald die ganze Vögelschaar. Die Eule aber schweigt jetzt und sucht die nächtliche Ruhe.

Die Känguruhs, die Opossum, die Eidechsen und endlich auch die Faulthiere, verlassen alle ihren Versteck und treten neu gekräftigt, hüpfend und schleichend von Baum zu Baum, von Grashalm zu Grashalm, ihre Wanderungen an.

Auch der Mensch geht wieder daran, sein Tagewerk zu beenden.

Nach vielen Beschwerden erreichten wir am vierten Tage unserer Reise schon des Morgens um die neunte Stunde das Städtchen Gawlertown. Die Stadt wurde durch Ackerbautreibende Kolonisten aus England gegründet; dazu gesellten sich sehr bald Kaufleute und Professionisten, eine Dampfmühle entstand ebenfalls sehr schnell und an einem Speculanten, welcher sogleich einen Gasthof anlegte, fehlte es auch nicht, und als alle diese Erfordernisse (Kaufleute, Mühle und Gasthof) vorhanden waren, um dem Flecken den Namen einer Stadt zu geben, erhielt die Ansiedelung den Namen nach dem damaligen Gouverneur Mr. Gawler. Nur zwei Deutsche, einen Tischler aus Mecklenburg und einen Klempner (Spengler) aus Berlin, traf ich in der Stadt.

Gegen Abend setzten wir sodann unsere Reise weiter fort und erreichten zwei Stunden später den uns von den Deutschen in Gawlertown bezeichneten Jung'schen Gasthof (Jung ist der Bruder des Geheimen Justiz-Raths Jung in Berlin) und am nächsten Tage die deutsche Kolonie Tanunda, wo wir die Weihnachtstage zubrachten. Im Anfange des neuen Jahres setzten wir unsere Reise mit deutschen Kolonisten nach den Burra-Burra Kupferbergwerken fort, welche ihre Erzeugnisse dorthin zum Verkauf brachten und erreichten am dritten Tage diesen unsern Bestimmungsort.

Auch hier, am Ziel meiner Reise, fand ich brave deutsche Bergleute, namentlich aus dem Königreich Sachsen, wo ich eine freundliche und wohlfeile Aufnahme mit meinen Leuten hatte. Jetzt lag mir zunächst die Pflicht ob, einen passenden Platz zu meiner Niederlassung aufzusuchen, und daß ich einen solchen fand in der Nähe einer Quelle, welche uns stets mit dem Bedarf an Wasser versehen hat, verdanke ich den Lokalkenntnissen meines eingebornen Dieners. Sogleich wurde am nächsten Morgen unsere ganze Bagage dorthin geschafft. Der Inspector des Bergwerks hatte vier Bergleuten, zwei Schotten und zwei Deutschen, einen Tag Urlaub gegeben, um mir bei der Errichtung der Zelte rc. rc. behilflich zu sein, und mit eben solcher Bereitwilligkeit bestimmte der Polizei-Inspector zwei Constabler zur Aushilfe. Alles ging nach Wunsch; gegen Abend standen die Zelte mit der innern Einrichtung fertig da, ein Fleckchen Erde war mit einem Graben umgeben und zum Feuerherd eingerichtet. Lustig flackerte das Feuer unter unserm Theewasser und bald saßen wir um einen gutbesetzten Abendtisch. Zu meiner bequemeren Einrichtung hatte ich das eine Pferd verkauft, dafür aber eine Kuh und einige Ziegen angeschafft, damit uns frische Milch und Butter nicht mangeln sollte. Mit Freuden denke ich jetzt noch daran, mit welcher Schnelligkeit der Schotte jedesmal unsere appetitlichen und einfachen Mahlzeiten herrichtete.

Bereits acht Tage hatte ich in geistiger Unthätigkeit, aber nicht müssig zugebracht, denn wir nahmen uns gleich, nachdem uns unsere Freunde von der Burra verlassen hatten, ein Stück Acker in Arbeit, wo wir Blumen- und Gemüse-Samen ausstreuten, aber Eingeborne hatten sich noch nicht sehen lassen. — Einige Male hatte ich darüber mit meinen Leuten gesprochen und bei dieser Gelegenheit erbot sich der Eingeborne, einen Stamm aufzusuchen, um mir denselben zuzuführen.

Ich rüstete ihn Tags darauf mit Proviant aus und gab ihm die Weisung, wenn er am dritten Tage keine Eingebornen angetroffen haben sollte, wieder zu uns zurückzukehren.

Bei dem Nomadenleben der Eingebornen war es mir nämlich nicht möglich, wie es bei andern wilden Völkerstämmen geschieht, einen Stamm aufzusuchen und mich in seiner

Nähe niederzulassen, deßhalb war ich also zu diesem Schritt gezwungen.

Schon am zweiten Tage kam er mit einem Häuptling zu mir. Ich verständigte mich mit demselben auch sehr bald dahin, daß er am nächsten Tage mit seinem Stamm kommen und sich in meiner Nähe lagern sollte. — Wirklich kam er mit 65 Seelen am andern Tage angewandert.

Ihre erste Arbeit war das Abbrennen einiger hohlen Gummi-Bäume. Waren dieselben umgefallen, so suchten sie Reisig, womit sie das Feuer unterhielten und lagerten sich alsdann so, daß der Rauch sie nicht beschwerte.

Am andern Tage waren ihnen meine Leute zur Errichtung von Hütten behülflich und ich sorgte dafür, daß die Hütte des Häuptlings besonders ausgeschmückt wurde; auf dieser ließ ich auch eine Stange zu einer englischen Fahne anbringen, welche bald von der Luft hin und her geweht wurde.

Die Austral-Neger — Negritos — des Continents, gehören zu dem Stamm der Papuas. Weiber und Männer sind schlank gebaut und von mittlerer Statur. Ihre Gesichtsbildung ist durchweg häßlich. Das Haar ist nicht wollig kraus, wie bei der afrikanischen Race, sondern hängt ihnen schlicht vom Kopf und kräuselt sich etwas nach unten. Ihre Hautfarbe ist auch nicht die sogenannte Ebenholzfarbe, sondern dunkelschwarzgrau.

In den Sommermonaten gehen sie ohne alle Bekleidung und in den Winter- und Herbstmonaten — Juni, Juli, August, September — tragen die Meisten Opossum-Felle, welche mit dünnem Bast zusammengeheftet sind; die Häuptlinge in der Regel zwei zugeheftete Känguruhfelle. Die Stämme, welche der Kolonisation nahe wohnen, erhalten jährlich einmal, wenn sie nach der Hauptstadt kommen, wollene Decken für ihre Frauen und Kinder und ausgetragene Militärkleider für die Männer zum Geschenk und außerdem wird ihnen ein Mittagsmahl bereitet; haben sie dieses genossen, so treten sie ihr Nomadenleben wieder an. Einen festen Lagerplatz hat kein Stamm, sie wechseln denselben vielmehr mit dem jedesmaligen Neumond. Die Sprache der Eingebornen kann ich wohl mit Recht als ein Lautsystem bezeichnen; ich habe mir die größte Mühe gegeben, dieselbe zu erlernen, was mir wohl gelungen wäre, wenn ein Stamm längere Zeit bei mir verweilt hätte, aber so traf ich es häufig, daß ein anderer Stamm wieder andere Worte zur Bezeichnung ein und desselben Gegenstandes hatte. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln, Kräutern, in Harz von den Gummi- und Akazienbäumen. Des Abends gehen sie besonders darauf aus, Känguru, Opossum, Känguru-Ratten und Vögel zu fangen. Ein Leckerbissen für sie ist das Känguru und ein Freudenfest in einem Stamme ist jedesmal der Fang eines Faulthieres, von welchem sie sich das Fett zu ihren Festen aufbewahren und damit den ganzen Körper einschmieren. Kommen sie an einen fischreichen Fluß, so fangen sie sich Fische. Die Thiere und auch die Fische ergreifen sie in der Regel mit der Hand, nur dann brauchen sie dazu einen starken Stock, wenn dieselben sich nicht so nahe kommen lassen, um sie ergreifen zu können.

Schlangen und Eidechsen, welche sie ebenfalls verspeisen, tödten sie aber mit ihren Stöcken.

Das Fleisch der Thiere und die Fische rösten sie zuweilen in der heißen Asche; gewöhnlich verspeisen die Meisten von ihnen dasselbe roh.

Die Männer halten die Mahlzeiten jeder Zeit zuerst, und was diese übrig lassen, bekommen die Frauen und Kinder.

Bei Begegnissen mit weißen Männern sind sie anfänglich zutraulich, auch gutmüthig, denn sie thun willig, was ihnen gesagt wird; aber wenn Schriftsteller behaupten, daß sie ehrlich sind, so beweisen meine Erfahrungen das Gegentheil, und meine Erfahrungen stimmen mit denen anderer Kolonisten vollständig überein, daß sie stehlen, wo sie können, daß sie weiße Männer in der Wildniß Australiens, wenn diese sich verirrt, oder von ihren Niederlassungen zu weit entfernt hatten, durch ihre Ueberzahl besiegten, sofort tödteten und verspeisten. Mir selbst sagte einst ein Häuptling: „Das Fleisch der Weißen schmecke größtentheils bitter, was, wie er meinte, wohl vom Tabakkauen komme," denn die Kolonisten, namentlich englischer Abkunft kauen und rauchen Tabak. Ich konnte wenigstens daraus schließen, daß auch er mit seinem Stamm schon Weiße erschlagen und verspeist haben mußte.

Um die Kolonisten gegen die Angriffe der Eingebornen zu schützen, denn die vielfachen Morde nahmen in Wahrheit überhand, mußte das Gouvernement zu barbarischen Maßregeln seine Zuflucht nehmen. Anfänglich war es den Polizisten wohl gelungen die Mörder herauszufinden, zuletzt aber läugneten sie und schafften das Corpus delicti — die Kleidungsstücke des Ermordeten, bei Seite. Das Gericht mußte also die muthmaßlichen Thäter wieder entlassen. Als nun einmal 4 Kolonisten, Familienväter, verschwunden waren, Männer, welche durch ihr friedfertiges Wesen sich die Liebe aller ihrer Nachbarn erworben hatten, da brach unter den Kolonisten ein förmlicher Vernichtungskampf gegen die Eingebornen aus. Die Zeichen, daß diese 4 Kolonisten in einem Stamm ermordet waren, wurden bei demselben gefunden. Die Polizei erhielt also den Auftrag, den ganzen Stamm einzubringen, da sie die Thäter nicht ermitteln konnten. Als nun das Gericht nach langem Inquiriren ebenfalls zu keinem Resultate kam, bestimmte das Gouvernement, daß die Polizei so viel Häuptlinge einfangen, respective verhaften solle, wie sie deren habhaft werden könne und ließ diese sodann nach Adelaide bringen.

In dieser Zeit hatte das Gericht die Verhöre zwar wohl fortgesetzt, aber ohne Erfolg; erst da bestimmte das Gouvernement, daß der ganze Stamm, mit Ausnahme der Kinder, gehängt werden und die Häuptlinge das Henkeramt verrichten sollten.

Diese Barbarei hat gefruchtet, denn seit dieser Zeit gehört das plötzliche Verschwinden von Kolonisten zu den Seltenheiten, und um die Eingebornen aufzumuntern, daß sie weiße Männer, welche sich in der Wildniß Australiens verirrt haben, zurecht weisen, hat das Gouvernement eine Belohnung (Decken und Kleidungsstücke) für einen solchen Stamm ausgesetzt.

Der Direktor des botanischen Gartens zu Melbourne,

Dr. Müller aus Preußen (der aus Hessen gebürtige Dr. Becker, welcher bei der Burke'schen Expedition dem Hungertode erlegen ist, war zweiter Director), hat in neuester Zeit zu einer Sammlung aufgefordert behufs Aufsuchung der Ueberreste des in den vierziger Jahren auf einer Expedition verschollenen Dr. Leichardt aus Beeskow im Königreich Preußen. Dr. Müller ist nämlich der Ansicht, daß Leichardt von einem Stamme nur gefangen gehalten werde und hat diese Vermuthung zu motiviren gesucht. Es sind aber seit dieser Zeit von Seiten des Gouvernements jährlich Expeditionen ausgerüstet worden zur Aufsuchung desselben und seiner Gefährten, und diese haben auch Rudera, namentlich von den Wagen, welche den Proviant beförderten, gefunden, auch in einigen Bäumen ein tief eingeschnittenes L; aber etwas Näheres haben die Nachforschungen nicht ergeben, was auch bei dem Nomadenleben der Stämme schwer ist. Gott gebe, daß die Vermuthungen des Dr. Müller sich bestätigen und der in Australiens Geschichte unsterbliche Leichhardt noch lebend aufgefunden würde.

(Schluß folgt.)

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

9.

Professor Wacker hatte seine Farbenskizze des Hirsches kaum vollendet, als der Wagen vom Schlosse vor dem „Adler" anfuhr, um ihn abzuholen. Der Diener berichtete, daß Lieutenant Graf Wilibold Waal es mit ganz besonderem Dank anerkennen würde, wenn der Herr Professor auch seine Mappe und Skizzen mitbringen würde. Der Künstler entsprach diesem Wunsche und machte hastig noch etwas Toilette, bevor er sich in den Wagen setzte und dem Schlosse zurollte.

Schloß Lindhorst ist ein stattlicher Bau, der nach Lage und Anordnung schon geeignet ist, das Interesse eines Künstlers zu fesseln. Der Fahrweg zieht sich etwas steil mit einer Wendung nach Südwesten an den letzten zerstreuten Hütten des Dorfes vorüber um den Berg. Zur Rechten senkt sich der Hügelhang ziemlich jäh ab und die Kronen der Nuß- und Kastanienbäume sperren die Aussicht nach der Ebene. Zur Linken erheben sich die steilen Hänge, wo der Weg aus dem anstehenden Gestein herausgehauen ist. Eine weite Kurve um den vorspringenden Theil des Berges herum, ein kleiner Tunnel von etwa zwanzig Ellen durch den Fuß des steilen Felsenzackens, dessen Krone die Bastei trägt, und das entzückte Auge wird von der herrlichsten Aussicht in das wellige Gelände überrascht, das sich nach der breiten Flußebene absenkt. Dann noch eine Kurve von einigen hundert Schritten, und man sieht das Schloß im Profil mit dem kühn hervortretenden, aber niedriger gelegenen festen Thorthurm, mit der stattlichen Westfronte, die von zwei Thürmen eingeschlossen ist, und an deren drittem Stockwerk ein langer Altan keck klebt und mit seinem bunten Zeltdach und grünen Pflanzenschmuck wunderhübsch von dem röthlichen Sandstein des Gemäuers absticht. Dann biegt der Fahrweg um eine Gruppe riesiger Linden in den bedeckten Weg ein, dessen graue Mauern einerseits mit Moos und Flechten bedeckt, auf der Sonnenseite aber mit einem dichten Teppich von dunklem Epheu und wildem Wein überkleidet sind und wo eine feuchte Kühle herrscht. Dann rasselt der Wagen über das rauhe Pflaster und durch die alte Wölbung des Thorthurms, an dessen Fronte das Wappen des Grafen Waal riesengroß angemalt ist, nämlich der blaue Delphin (Hval) mit der goldenen Krone im weißen Felde, und daneben die beiden wilden Männer mit Dreizack und Enterbeil als Schildhalter. Jetzt sieht sich der Professor in einem geräumigen Vorhof, wo rechts und links zwei große Tulpenbäume stehen, links eine Terrasse auf hoher Mauer Rebgelände, grüne Lauben und einen plätschernden Springbrunnen zeigt, den sogen. Söller, welcher seiner Aussicht wegen weithin berühmt ist, rechts aber, der Schloßgartenmauer entlang, eine Rampe bis an das Hauptportal der Südfronte des Schlosses führt, welchem der Lustgarten in altfranzösischem Geschmack gegenüber liegt und zwischen seinen Taxus- und Buchshecken, seinen Orangen- und Oleanderbäumen weiße Statuen und Urnen auf Postamenten und ein kleines viereckiges Bassin mit Springbrunnen und einer Gruppe wasserspeiender Ungethüme enthüllt. Durch das Hauptportal hindurch fährt dann der Wagen in den innern Schloßhof, der zwar nicht sehr geräumig und kühl, aber mit immergrünen Gewächsen und hohen Gestellen voll blühender Topfpflanzen verziert und durch die grünen Schlinggewächse an den Mauern in einen kleinen Garten verwandelt ist. Epheu und wilder Wein schlingen sich an den grauen Mauern hinauf, die in den obern Stockwerken die offenen luftigen Arcaden der freien Corridore tragen. In zweien von den Eckthürmen führen geräumige Treppen hinauf — im nordwestlichen Thurm die Haupttreppe, an deren Fuß nun Graf Wilibold in der kleidsamen kurzen grauen Jagdjoppe mit dem grünen Kragen, das niedrige graue Hütchen mit dem Rehbart und der Spielhahnsfeder darauf auf dem Kopfe, erscheint, und den Maler mit herzlicher Freude willkommen heißt, ihm den Arm reicht und ihn über die hallende steinerne Wendeltreppe hinaufführt in das Hauptstockwerk, wo sie durch die offenen Bogengänge in eine gewölbte Vorhalle und in das Empfangszimmer gelangen und Wilibald den Professor Wacker nun seiner Schwester Cäcilie und deren Freundin Malwine v. Hopfen vorstellt.

Die Damen empfangen den Professor sehr freundlich, und zeigen ihm die Aussicht aus mehreren Gemächern und Thurmzimmern, die in ihrer Art einzig ist, denn während westwärts die fette, bunte, sonnebeglänzte Ebene sich ausbreitet, einem bunten Teppich zu vergleichen, in welchen Feld und Wald, Wiesen und Weingärten, Dörfer, Städte und Gehöfte eingestickt sind und an dessen jenseitigem Ende in duftiger Ferne langgestreckte Höhenzüge blauen, thürmen sich nach Ost und Süd andere Höhenzüge terrassenförmig hinter einander auf, die vordersten in den unaussprechlich schönen bunten, farbenreichen Schmuck der weichen herbstlichen Belaubung gekleidet, die ferneren in das schwärzliche Gewand von Nadelwäldern ernst

gehüllt, die hintersten langen Rücken oder spitzen Kuppen kahle Gräte oder sonnebeglühte Häupter zeigend.

Der Professor ist entzückt; so schön und großartig hatte er sich die Aussicht nicht gedacht, so malerisch und eigenthümlich romantisch, so ausgedehnt das Schloß nicht vorgestellt. Die offenen Galerieen nach dem Hofe sind durch Gardinen und Vordächer von Trilch, durch Besetzung mit immergrünen Gewächsen in ebenso viele Loggien und Balkone verwandelt, und der moderne Comfort verschwistert sich allenthalben mit der Geräumigkeit und soliden Pracht des 16. und 17. Jahrhunderts.

Im Hauptsaal der Südseite traten dem Professor die Gräfin und ihr ältester Sohn entgegen und hießen ihn herzlich willkommen. Graf Ludwig verrieth in keiner Bewegung mehr den leidenschaftlichen wilden stolzen Mann, als welchen er sich gestern drunten im Dorfe gegeben; er war der feingebildete Aristokrat, der gewinnend und verbindlich seyn wollte, ohne sich etwas an seiner Würde zu vergeben; er hatte jene Urbanität und Glätte, welche das Atme weltmännischer, vornehmer Bildung ist und in jenen Kreisen die Herzlichkeit ersetzen muß. Er sagte dem Professor die schmeichelhaftesten Dinge über seine künstlerischen Schöpfungen, welche er auf Ausstellungen und in öffentlichen Sammlungen gesehen hatte, und ließ durchblicken, daß er sich sehr geschmeichelt fühlen würde, auch einige Gemälde von seinem Pinsel zu besitzen, zu welchen ihm vielleicht ein längerer Aufenthalt in der Gegend Anregung geben würde, was der Professor natürlich mit der Versicherung erwiderte, daß er sich von Schloß Lindhorst und seiner Umgebung eine reiche Ausbeute von Anregungen verspreche und nicht ermangeln werde, dem Herrn Grafen seine Skizzen vorzulegen oder dessen Winke zu benützen.

Weit anziehender und wirklich interessanter für den Professor war jedoch die Gräfin Waal, die Dame des Hauses selbst, welche ihn freundlich und treuherzig mit der Versicherung empfing, daß es sie freue, die flüchtige Bekanntschaft vom gestrigen Abend zu erneuern. Herr Wacker sah sie nun in einer andern Umrahmung, welche die Vortheile ihrer äußeren Erscheinung augenfälliger hervorhob. Die hohe königliche Gestalt mit der anmuthigen leichten Fülle, das leichte, duftige schwarze Gewand von Barège, die schönen Linien des stolzen Hauptes mit dem reichen dunklen Haar, die edlen Züge ihres Gesichts mit der ruhigen Würde und leisen Wehmuth, der milde freundliche Blick und der weiche Timbre der klaren vollen Stimme, — all das erschien dem Künstler weit ausdrucksvoller und mehr an seinem Platze als gestern auf dem Dorfkirchhofe. Und sein Interesse für diese Dame war nothgedrungen noch gewachsen durch dasjenige, was er am gestrigen Abend über die früheren Schicksale dieser Frau erfahren hatte, durch die Beziehungen, welche diese Schicksale zu seinem Jugendfreunde Nielssen und dessen Bilde in Rom gehabt hatten.

„Wie finden Sie Schloß Lindhorst, Herr Professor?" fragte die Gräfin nach den ersten allgemeinen Begrüßungen freundlich.

— „Es ist ein Paradies, zumal für einen Künstler, gnädige Frau," erwiderte Herr Wacker lebhaft. „Ich hatte keine Ahnung davon, daß ein solcher Schatz von malerischen Effekten und Veduten so verhältnißmäßig nahe bei der Residenz liege, und ich kann nicht begreifen, warum nicht schon früher unsere Künstler das Schloß zum Vorwurf für landschaftliche Darstellungen gewählt haben."

„Das liegt vielleicht an dem Ueberfluß unserer Gegend an landschaftlichen Schönheiten, Herr Professor, sowie vielleicht auch an der etwas zurückgezogenen Lebensweise, welche wir hier führen," erwiderte die Gräfin freundlich. „Ich entsinne mich nur eines einzigen Malers, eines Franzosen, welcher in den langen Jahren unsers hiesigen Aufenthalts hieher kam, um Studien zu machen. Mein seliger Gemahl bestellte einige Aquarellen bei ihm, aber wir haben nie wieder etwas von ihm gehört. Allein ich stelle Ihnen hier eine sehr hoffnungsvolle Dilettantin vor, Fräulein v. Hopfen, welche in den paar Wochen ihres hiesigen Aufenthalts schon die meisten Glanzpunkte des Schlosses und seiner Umgebung skizzirt hat. Werden Sie nicht so freundlich seyn, liebe Malwine, dem Herrn Professor die Besichtigung Ihrer Skizzen zu gestatten?"

— „Beschämen Sie mich nicht, gnädige Frau?" bat Malwine mit leichtem Erröthen. „Wie kann meine armselige Dilettantenarbeit vor dem Richterstuhle eines solchen Künstlers bestehen?"

Aber die anderen Anwesenden, namentlich Cäcilie und Wilibald, drangen so lebhaft in Malwine und unterstützten die Bitten des Professors so energisch, daß Malwine endlich sich erweichen ließ und ihre Skizzen herbei holte, welche gar nicht ohne Talent und Geist waren und deren Farbe und Ton in den Aquarellen der Maler ein aufrichtiges Lob zollte, wenn er sich auch nicht enthielt, hie und da kleine Fehler in Zeichnung und Behandlung leicht zu rügen oder allfällige Verbesserungen zu beantragen. Malwine nahm diese einfache Anerkennung mit sichtlicher Genugthuung hin. Wilibald aber rief lebhaft: „Sie haben mir durch Ihr Urtheil über die Leistungen des Fräulein v. Hopfen eine wahre Freude gemacht und ich bin Ihnen herzlich dankbar dafür. Ohne mir selbst auch nur die mindeste Kennerschaft und Berechtigung zu einem Urtheil anmaßen zu wollen, sagte ich mir, als ich diese Schöpfungen entstehen sah, doch immer: daß Fräulein v. Hopfen ein ganz entschiedenes Talent zur Malerei haben müsse, weil in ihren Zeichnungen irgend etwas lag, das mich anmuthete."

„Ein unverkennbares Gefühl und Verständniß für das Naturschöne, ein Streben nach Naturwahrheit, Herr Graf," entgegnete der Professor mit einer artigen Verbeugung gegen Fräulein v. Hopfen. „Es fehlt dem gnädigen Fräulein nichts, als ein wenig Uebung und Technik, denn alle Kunst ist nur höhere Fertigkeit, nur ein K ö n n e n."

— „Sie sind sehr mild und gütig gegen mich, Herr Professor, aber ich habe großen Ehrgeiz und sehe in Ihren Lobsprüchen einen mächtigen Sporn," sagte Malwine. „Leider bietet mir mein gewöhnlicher Wohnort, eine Provinzialstadt, wenig Gelegenheit zur Anschauung von guten Bildern und noch weniger künstlerischen Rath. Würden Sie es daher für

indiscret halten, wenn ich mir — vorzugsweise zu meiner Bekehrung — die Erlaubniß erbäte, einen Blick in Ihre Mappe oder Ihr Skizzenbuch zu werfen, Herr Professor?"

„Immer zu, mein gnädiges Fräulein, obschon das Wenige, was Sie darin finden werden, nicht von Belang ist."

Graf Willibald holte das Skizzenbuch und die Mappe herbei, welche der Lakai auf einem Tisch im Empfangszimmer niedergelegt hatte, und besichtigte sie mit den beiden jungen Damen, während die Gräfin und Graf Ludwig es für geboten erachteten, die Unterhaltung mit dem Professor aufrecht zu erhalten und mit ihm über die hervorragendsten künstlerischen Leistungen der Gegenwart zu plaudern. Allein jeden Augenblick wurden sie durch Fragen von Seiten der jungen Leute unterbrochen, welche verschiedene Ansichten von malerischen Punkten nah und fern erkannten und um Bestätigung ihrer Vermuthungen baten.

„Ah, was ist das? das ist ja fürwahr ..." rief Willibald zu seiner Mutter herüberblickend.

— „Das ist Mama, wie sie leibt und lebt!" rief Cäcilie, „Mama, wie sie droben vor dem Monument betet — und wie ähnlich! Oh, bitte, ma chère maman, komm und urtheile selbst! das ist vortrefflich!"

„Ausgezeichnet! ah, das müssen Sie betrachten, gnädige Frau!" rief Malwine und trug das Skizzenbuch nach dem Sopha hinüber.

„Ein kleines Impromptu, gnädige Frau, das Sie dem Künstler zu gute halten wollen! Vergeben Sie mir Frau Gräfin; es sollte keine Indiscretion seyn," sagte Herr Wacker, denn es war die Skizze, welche er für Herrn Lüning in Oel malen sollte.

— „Es bedarf keiner Entschuldigung, Herr Professor," erwiderte die Gräfin. „Ich habe mich des Beweggrundes zu der Situation nicht zu schämen, in welcher Sie mich gestern Abend sahen. Unter jenem Stein dort liegt mir ja das Theuerste, was die Welt für mich umschloß," fuhr sie fort und hemmte die Thränen nicht, die in den großen dunklen Augen standen, und ihre Züge nahmen denselben rührenden Ausdruck an, welchen das Bild zeigte. „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Professor; es ist eine sehr gelungene Skizze."

„Und frappant ähnlich, ungemein graziös und von überraschender, ungesuchter Wirkung," sagte Malwine mit einer Verbeugung gegen die Gräfin und den Künstler.

„Das Hauptverdienst gebührt dem unbewußten Modell, das in seiner Andacht so ergreifend schön und rührend war," sagte Herr Wacker zuvorkommend.

„Herr Professor, ich erbitte mir hievon eine Kopie in Oel, ganz nach Ihrem Ermessen und zu demjenigen Preis, den Sie selbst dafür fixiren wollen!" rief Willibald in seiner ungestümen, sanguinischen Weise. „Meine liebe Mutter wird gewiß keinen Anstand nehmen, Ihnen dazu zu sitzen, damit die vollkommendste Aehnlichkeit erzielt werde, denn das Bild soll mich als das Bild meiner lieben Mutter begleiten, wenn ich .."

Er brach ab, von einem flüchtigen aber innig flehenden und verwarnenden Blicke Malwinens getroffen.

„Ganz zu Befehl, Herr Graf, denn es war von vorneherein meine Absicht, das Bildchen zu malen, wenn auch nicht mit voller Portrait-Aehnlichkeit; aber ein derartiger Auftrag kann mir nur hochwillkommen seyn, wenn die gnädige Comtesse einzuwilligen geruht und mir eine oder zwei Sitzungen gewähren wird."

— „Soviel Sie wollen, Herr Professor," erwiderte diese leise und mit einem Blick voll Dank. „Gestatten Sie mir, ebenfalls in Ihren Skizzen zu blättern!"

Inzwischen hatten sich Willibald und die beiden Mädchen über die Mappe hergemacht, welche ein buntes Allerlei von Bleistift- und Oelskizzen, Aquarellen und Kohlen- und Tonzeichnungen enthielt, wie sie sich dem Künstler als Ausbeute auf einer solchen Exeursion geboten hatten. Jedes Blatt ward enthusiastisch angestaunt und belobt. Mit einem Mal schlug Malwine einen dicken Pappe-Carton um und rief: „Wie reizend! Der große Hirsch und sein Erleger! Ah, das ist prachtvoll, welche Kraft, welcher Ausdruck in diesen Köpfen!"

„Ah, die Skizze von diesem Morgen, und schon fertig?" rief Willibald.

— „Nur die Köpfe, Herr Graf; das übrige ist nur angelegt," erwiderte der Professor lächelnd.

„Aber vortrefflich, namentlich dieser Hirschkopf mit dem mächtigen Geweih, und das knorrige Gesicht des Amerikaners mit dem schweigsamen ernsten Ausdruck und dem ruhigen Sich-gehen-lassen der ganzen Gestalt! Das müssen Sie ebenfalls sehen, liebe Mutter; das ist meisterhaft!" rief Willibald und trug die Skizze zum Sopha hinüber. „Meiner Treu, wenn ich die Mittel hätte, bester Professor, dieses Bild hier müßten Sie mir in halber Lebensgröße malen. Der wunderliche Kauz von Amerikaner mit seinem verwitterten Gesicht und geheimnißvollen Ausdruck ist ganz ausgezeichnet.... aber was ist Ihnen, liebe Mutter?"

Die Gräfin war leichenblaß geworden, als sie einen Blick auf das Bild geworfen und den Kopf Lünings auf demselben betrachtet hatte. Sogar von ihren Lippen war Blut und Farbe gewichen und in ihren Blicken malte sich ein jäher, banger Schreck. — „Nichts, mein lieber Willy — gar nichts!" stammelte die Gräfin und versuchte zu lächeln; aber dieß lieh ihrem Gesicht noch etwas Gespenstischeres. „Das Bild ... ist vorzüglich, frappant — dieser finstere Kopf mit der mysteriösen Miene; ah! ... nein, bitte, beunruhigt euch nicht, meine Lieber! es ist nur ein leichter Schwindel .... ein Fieberanfall, der mich plötzlich überkam ... Es wird vorübergehen, denn es ist ... ohne Zweifel ... nur Folge der gestrigen heftigen Gemüthsbewegung .. der Scene, welche mir — der Anblick dieses Gesichts wieder in's Gedächtniß ruft," lispelte sie und das Bild entsank ihrer bebenden Hand und fiel auf den gebohnten Parketboden nieder, während sie mit der Rechten schnell an ihre Stirne griff. „Es wird vorübergehen — alterirt euch nicht, meine Lieben! — Liebe Cecy, Deinen Arm! ... ich will auf den Balkon treten; die frische Luft.... wird mir wohlthun!" Und schnell den Arm ihrer Tochter ergreifend,

verließ sie mit einer flüchtigen Verbeugung gegen den Künstler das Gemach.

Malwine warf dem Grafen Wilibald einen erstaunten Blick zu, als wollte sie fragen: Was war denn dieß? was für eine sonderbare Bewegung ergreift denn mit Einem Male die stolze Gräfin?

Auch der Professor war etwas verlegen geworden, als ob er eine dunkle Ahnung verspüre, das jähe Uebelbefinden der Schloßherrin möchte in irgend welchem Zusammenhange mit der Skizze stehen. „Es thut mir in der That leid, Herr Graf, daß dieses Bild einen solch erschütternden Eindruck auf die gnädige Frau gemacht hat," sagte er entschuldigend. „Ich habe nicht bedacht, daß die Erinnerung an den leidenschaftlichen Auftritt vom gestrigen Abende der gnädigen Gräfin alle Besorgnisse für das Leben ihres Sohnes in's Gedächtniß rufen mußte, obschon ich, soweit ich jenen Amerikaner kennen gelernt habe, überzeugt bin, daß er ungereizt keine seiner Drohungen wahr machen wird! Ich bedaure wirklich, daß ich die Veranlassung gegeben, die gnädige Frau durch den Anblick des Bildes von neuem zu alteriren."

„Bitte, machen Sie sich keine Skrupel, Herr Professor," erwiderte Wilibald beschwichtigend. „Meine Mutter ist nicht so sensibel, und ich bin überzeugt, ihr plötzliches Unwohlseyn hat einen ganz anderen, einen rein physischen Grund. Die Mama ist neuerdings leidend und aufgeregt, wie ich sie früher nie gesehen. Der untröstliche, herbe Schmerz um den Verlust meines theuren Vaters hat ihr Gemüth ohne Frage weit tiefer erschüttert, als sie gewöhnlich zu zeigen pflegt oder geneigt ist. Aber sie hat eine starke Seele, sie wird auch dieß überwinden... Darf ich mir vielleicht erlauben, Herr Professor, Ihnen die paar modernen Gemälde zu zeigen, welche wir hier auf Lindhorst haben?" Der Professor nickte freundlich und Wilibald fuhr fort: „Ich glaube zwar kaum, daß es hervorragende Kunstwerke sind, denn mein seliger Papa war ein allzu praktischer Mann und guter Wirthschafter, um vieles Geld in solch ‚todtes Kapital' zu stecken, wie er es nannte, aber es interessirt Sie vielleicht, bei dieser Gelegenheit wenigstens die verschiedenen Räumlichkeiten des Schlosses kennen zu lernen."

Schon in einem der nächsten Gemächer fanden sie jenes Oelgemälde, welches die Bergung des gestrandeten jungen Mädchens darstellte. Der Professor betrachtete es mit einer Aufmerksamkeit, welcher sich eine gewisse Rührung beimischte.

„Finden Sie das Bild gut, Herr Professor?" fragte Malwine v. Hopfen, welcher das Interesse des Künstlers nicht entging; „man sagt, es sey gewissermaßen ein historisches Bild, denn es schildre eine wirkliche Begebenheit!"

— „Das Bild ist vortrefflich, eines der besten, welches mein armer, leider zu früh vollendeter Freund Nieissen gemalt hat," erwiderte Herr Wacker.

„Wie? Sie kennen den Meister, Herr Professor?" rief Wilibald erstaunt.

— „Den Meister und das Bild, Herr Graf," versetzte der Maler mit einer gewissen Wehmuth. „Das Bild entstand unter meinen Augen in Rom, es erinnert mich an die schönsten Jahre meines Lebens, an jene Halcyontage eines Glückes, welche das Leben jedes Menschen nur ein einziges Mal aufweist! Ich habe sogar selbst an dem Bilde gearbeitet. Nieissen war ein vortrefflicher Landschafter und Marinemaler; aber die Portrait-Aehnlichkeit gewisser Figuren, für welche meinem Freunde kleine Miniatüren und Aquarellbilder zur Verfügung gestellt waren, wurde nur durch Theilung der Arbeit, durch Mithülfe einiger Freunde erzielt, und so vermögen Sie sich einigermaßen zu erklären, wie eigenthümlich mich dieses Bild anmuthen muß, das mir eine vergangene Periode meines Lebens und meiner künstlerischen Entwickelung so unerwartet wieder vor Augen führt!"

„Das ist ja in hohem Grade interessant und romantisch, Herr Professor!" rief Fräulein v. Hopfen voll Theilnahme. „Und Sie wissen natürlich, was für ein Sujet und wessen Geschichte das Bild darstellt?"

Der Professor nickte bejahend, denn die Discretion und Bescheidenheit verbot ihm, sich näher darüber auszulassen.

„Ah, das müssen Sie mir erzählen, wenn es nicht zuviel von Ihnen verlangt heißt, Herr Professor," fuhr Fräulein v. Hopfen einschmeichelnd fort. „Sie würden mich dadurch ungemein verbinden, denn dieses Gemälde hat vom ersten Augenblicke, wo ich es sah, einen sehr tiefen Eindruck auf mich gemacht und in mir den lebhaften Wunsch erregt, die ganze geschichtliche Grundlage dazu kennen zu lernen."

— „Ich fürchte beinahe in diesem Stücke Ihre Erwartungen täuschen zu müssen, meine Gnädige," sagte der Professor lächelnd. „Zur Zeit als Nieissen den Auftrag bekam, dieses Bild zu malen, war mir der Name des Bestellers und der übrigen Personen, die es darstellt, unbekannt; und was ich seither darüber erfahren, ist so unverbürgt, daß Sie sicher mehr wissen als ich."

„Keineswegs, Herr Professor! auch ich weiß nur aus gewissen geheimnißvollen Andeutungen, daß das Bild irgendwie mit den Schicksalen dieses Hauses verknüpft ist," versetzte Malwine mit einem bedeutungsvollen Lächeln. „Wie es scheint, spricht man in der Familie Waal nicht gern davon, Herr Graf, und so wollen Sie es mir verzeihen, wenn ich vielleicht indiscret genug gewesen bin, eine Saite zu berühren, die..."

— „Bah, es ist kein Geheimniß und braucht auch keines zu seyn, daß dieses Bild eine Episode aus der Geschichte meiner Eltern darstellt, — nämlich die Rettung einer Schiffbrüchigen, die später Gräfin Waal wurde, durch meinen Vater," entgegnete Graf Wilibald mit der gewinnendsten Offenheit. „Mein seliger Vater ließ ja das Bild eigens malen, um jene Thatsache zu verewigen und eine Begegnung bildlich darzustellen, welche für ihn vom tiefstgehenden Interesse wurde. Ich habe noch nie gehört, daß meine Eltern verleugneten, daß der Gegenstand des Bildes eine faktische Begebenheit aus ihrem Leben darstellte, obschon ich über die Sache selbst kaum mehr weiß, als ich Ihnen so eben mitgetheilt. Das Faktum selbst ereignete sich auf einer kleinen Insel im Kattegatt oder Skager Rack, welche meinem Vater gehörte und auf welcher er sich damals gerade zufällig aufhielt, als ein deutsches Auswanderer-

schiff in einem Sturm auf die Riffe geworfen ward, scheiterte und mit Mann und Maus unterging, da man außer dieser halb ertrunken und verschmachtet an's Land getriebenen Unglücklichen keine lebende Seele mehr von der ‚Aurora' retten konnte."

„Wohlan denn, lassen wir es dabei bewenden, denn es erklärt ja das Bild," sagte Fräulein v. Hopfen leichthin, da sie bemerken mochte, daß es dem Grafen Willibald unangenehm war, in dem Argwohn zu stehen, als ob er diesen Theil der Geschichte seiner Eltern geflissentlich verbergen wolle.

Malwine v. Hopfen, der Professor und Wilibald gingen weiter und hatten bald die Reihe der Gemälde durchgemustert. Dann ging es in den Garten hinab, der manche hübsche Parthieen bot und in dessen schattigen Bosketts es sich allerliebst plaudern ließ. Endlich ertönte die Tischglocke und rief die Lustwandelnden nach dem Schlosse zurück, um etwas Toilette zu machen. Graf Wilibald verabschiedete sich am Fuße der Wendeltreppe von Malwinen, indem er ihr mit einer, unter Scherz verborgenen Wärme die Hand küßte, rief einen Diener herbei und ließ sich und dem Professor von demselben das Zimmer zeigen, welches demselben angewiesen worden war. Es war ein geräumiges Gemach im obersten Stockwerke auf der nördlichen Seite des Schlosses, mit drei breiten Fenstern, die eine entzückende Aussicht darboten. Man trat von dem offenen Bogengang, welcher innen um den Hof herumlief, in eine Art Vorzimmer oder Flur, von wo die eine Thüre in ein kleines elegantes Schlafzimmer, die andere in jenes große Wohngemach mündete, dessen Ausstattung noch ganz alterthümlich war und einen Künstler anmuthen mußte. Das dunkle geschnitzte Eichenholzgetäfel der Wände und Decke harmonirte mit den geschnitzten Stühlen und Tischen, mit den alten Vorhängen von grünem Brokat, mit dem vergoldeten Lederwerk der Stuhlüberzüge.

„In der That, Herr Graf, das ist ja ein wahres Bijou von einem alterthümlichen Zimmer!" rief der Professor, als er dasselbe betreten und die Einzelheiten erstaunt gemustert hatte. „Sie haben mir eine förmliche Ueberraschung bereitet, aber eine Ueberraschung der angenehmsten Art! Und hier finde ich gar meine Reisetasche und mein sonstiges Gepäck, als ob ich hier logiren solle!"

„Dazu wird wohl auch Rath werden, wenn Sie die Gastlichkeit von Schloß Lindhorst nicht verschmähen," erwiderte Wilibald lächelnd. „Diese Anordnung geht sicher entweder von meiner Mama oder meinem Bruder aus, die wohl ihre besonderen Pläne dabei haben werden. Allein meiner Treu', mein lieber Herr Professor, Sie könnten uns keinen größeren Gefallen erweisen, als daß Sie auf einige Zeit uns mit Ihrer Gegenwart beehrten und ein Bißchen geistiges Ferment und Anregung in die etwas bockbeinige steife Alltäglichkeit unseres Intérieur brächten. Ich werde Maman angelegentlichst bitten, daß sie Sie hier zu fesseln sucht. Aber nun lasse ich Sie Toilette machen, Herr Professor! Die drei Schläge auf der großen Glocke verkündigen Ihnen, daß die Tafel im großen Zimmer über dem Schloßportale servirt ist. Auf Wiedersehen!"

Als der Professor, der nicht viel Toilette zu machen hatte, hinunterkam, fand er bereits die Mehrzahl der Gesellschaft versammelt, und begrüßte in Herrn v. Thiele einen oberflächlichen Bekannten aus den geselligen Kreisen der Residenz, welcher eine beeiferte Freude an den Tag legte, ihn hier wiederzusehen. Herr v. Thiele und ein anderer Gast, ein Freund des Grafen Ludwig, waren am Morgen auf einer Angelparthie in den benachbarten Gebirgsthälern gewesen und erst vor einer halben Stunde mit einer reichen Ausbeute von Aeschen und Forellen zurückgekommen, deren Bereitung die Mahlzeit etwas verzögert hatte.

Der Professor fand im Allgemeinen den Ton etwas steif und förmlich, doch bildeten Herr v. Thiele, Fräulein v. Hopfen und Graf Wilibald eine rühmliche Ausnahme, und stachen in ihrer zwanglosen Munterkeit angenehm ab von der stolzen Feierlichkeit des Grafen Ludwig und seines Freundes, des Barons Quolitz, obschon Ludwig sich redlich bemühte, dem gefeierten Künstler eine gewinnende leutselige Freundlichkeit zu zeigen, und ihn förmlich bat, sich für die Dauer seines Aufenthaltes in dieser Gegend auf Schloß Lindhorst zu Hause zu betrachten.

Der Eintritt der Gräfin gab das Signal, sich zu Tische zu begeben, und sie war so verbindlich, den Professor um seinen Arm zu bitten, den er nicht ohne eine gewisse Verlegenheit ihr reichte. Von ihrem hübschen interessanten Gesicht war alle Befangenheit und Blässe von vorhin verschwunden; ein milder Ernst, eine leise wittwenhafte Wehmuth lag in den noch immer reinen und edlen Zügen, und ihr weiches Organ hatte einen sympathischen Timbre. Mit Takt und Umsicht leitete sie die Unterhaltung bei Tische, sprach von Italien und seinen Kunstschätzen und erging sich mit dem Professor in Erinnerungen an Rom und seine unvergeßlichen Herrlichkeiten. Aller Zwang, alle Steifheit von vorhin waren verschwunden; die vornehme Dame erschien so einfach und natürlich, so gewinnend naiv und und herzlich, daß der Maler ganz ihren Rang vergaß. Und als Wilibald im Verlauf des Gesprächs seiner Mutter einen Wink gegeben hatte, daß Herr Wacker ebenfalls an dem großen Bilde von Nielssen mit Hand angelegt, flog nur eine leichte flüchtige Röthe über das Antlitz der Gräfin hin und mit einem besonders ausdrucksvollen Blicke ihres schönen Auges gab sie ihm ihre Freude zu erkennen, daß er schon einigermaßen mit ihrem Geschicke bekannt sey.

„Sie sind also auch Portraitmaler, Herr Professor?" setzte sie mit einigem Interesse hinzu.

— „Es ist nicht eigentlich mein Fach, gnädige Frau, doch habe ich schon manche Portraits gemalt," entgegnete er bescheiden. „Das Portrait ist nur dann eine anregende Aufgabe für den Künstler, wenn er von dem Herkömmlichen und Conventionellen abweichen und in einer höheren Auffassung es so ausführen darf, wie es die bedeutenderen Meister der Vorzeit, namentlich die Venezianer, die Spanier und einige Niederländer geliefert haben, — wenn es gilt, neben der ganzen geistigen Persönlichkeit und physischen Individualität eines Mannes auch ein künstlerisch so vollendetes und durchgebildetes Gemälde zu liefern, daß der Maler selbst damit zufrieden seyn kann."

„Etwa in der Art, wie Sie vor einigen Jahren das Portrait des Barons Moosammer, des berühmten Touristen, gaben, Herr Professor!" rief Herr v. Thiele. „Erinnern Sie sich nicht, gnädige Frau, jenes Bild auf der Ausstellung gesehen zu haben? Der Baron in Burnus und Haik eines Beduinen, unter einem Zelt, an einem kleinen Feuer, dabei einige Pferde weidend, im Mittelgrunde der Nil mit einer Dahabieh oder einem großen Nilboote, im Hintergrunde Ruinen wie die der Insel Philoe oder die von Denderah."

— „Ah, das war von Ihnen, Herr Professor? In der That, ich entsinne mich desselben noch mit lebhaftem Vergnügen," sagte Graf Ludwig. „Es war die Perle der Ausstellung, man hörte nur einstimmige Anerkennung darüber!"

„Sie sind allzu gütig, Herr Graf! das Sujet ist ein solch dankbares, der Kopf meines Modells so schön, daß mein Verdienst dabei nur ein sehr relatives war," erwiderte der Künstler bescheiden.

— „Es war ein Meisterwerk, mein Herr," sagte nun auch die Gräfin. „Wissen Sie, daß ich mich glücklich schätzen würde, einige solche Bilder von Ihnen zu besitzen, Herr Professor? Was sagen Sie dazu, wenn ich mir erlauben möchte, Ihnen einen Vorschlag zu machen?"

„Sie zu malen, gnädige Frau?" fiel ihr Herr Wacker lebhaft in's Wort. „Das würde einen stillen Wunsch von mir überraschend schnell verwirklichen, gnädige Comtesse!"

— „Mit nichten, Herr Professor! ich bin über die Jahre hinaus, wo man sich malen läßt," versetzte die Gräfin mit einem wehmüthigen Lächeln. „Aber wären Sie geneigt und im Stande, meine beiden Söhne so zu malen, wie es Ihren künstlerischen Anforderungen und Inspirationen entspricht?" fuhr sie leise fort. „Nichts soll Sie in der ganzen Auffassung und Anordnung beschränken, Sie sollen unbedingt freie Hand über Größe, Ausführung, Atours haben!"

„Gnädige Frau, Sie stellen mir da einen wahrhaft verführerischen Auftrag in Aussicht," sagte der Maler und warf einen flüchtigen Blick auf die beiden Jünglinge. „Ich wollte fürwahr, Sie sprächen im Ernste."

— „Es ist mein vollkommenster Ernst, Herr Professor," flüsterte die Gräfin. „Mein Sohn Ludwig wird demnächst majorenn, und ein altes Herkommen in unserer Familie will, daß um diese Zeit sein Bild für die Familiengalerie gemalt werde. Wenn ich nun den Wunsch hege, von ihm ein Bild von Ihrer Meisterhand zu besitzen und es mit mir zu nehmen, falls ich Lindhorst verlasse, um einer allfälligen Schwiegertochter Platz zu machen," fuhr sie mit einem leisen Beben ihrer Stimme fort, und ihr großes Auge schwamm in feuchtem Glanze, — „so gesellt sich der gewiß berechtigte Wunsch dazu, als Pendant desselben auch das Bild meines jüngeren Sohnes zu besitzen, von dem mir eine Ahnung sagt, daß ihn sein unruhiger Geist vielleicht nur allzu bald aus unserm stillen Kreise forttreiben werde. Würden Sie also diesen Doppelwunsch einer Mutter erfüllen können?"

„Mit dem größten Vergnügen, gnädige Frau! ich habe Zeit genug und kann sie nicht besser ausfüllen, als mit Leistungen solcher Art, die mir so werth sind und doch nur so selten geboten werden, weil ich mich nicht darauf verstehe, conventionelle Konterfeie nach der Schablone zu malen."

— „Um so besser! dann lassen Sie uns nach Tische darüber ausführlicher reden!"

Das Gespräch schwirrte hin und her, bis die Gräfin aufstand und das Zeichen gab, daß die Tafel aufgehoben sey. Ihre Tochter und Fräulein v. Hopfen folgten ihr in den Garten, während die Herren sich nach dem Billardzimmer begaben, bis man ihnen meldete, daß der Kaffee im Garten-Pavillon servirt sey. Die Gräfin lud den Professor ein, neben ihr in dem Erker des Pavillons Platz zu nehmen und die herrliche Aussicht auf die bewaldeten Höhenzüge des Gebirges zu beachten, welche von der klaren Nachmittagssonne angeglüht, schon ganz die zauberisch bunte weiche Färbung des Herbstes zeigten, und sprach nun mit ihm über ihr Vorhaben, die Portraits ihrer beiden Söhne von ihm malen zu lassen, welcher Berathung natürlich auch Graf Ludwig anwohnte. Wilibald und Cäcilie und die Gäste aber entfernten sich bald, — Herr v. Quolitz angeblich um Briefe zu schreiben, eigentlich aber um zu schlafen, weil ihn die Fischfangspartie angegriffen hatte; Wilibald aber reichte Malwinen, Herr v. Thiele der Comtesse Cäcilie den Arm und so lustwandelten diese scherzend und lachend mit einander im Garten und Park.

Es mochte wohl eine stillschweigende Uebereinkunft seyn, daß die beiden Paare einander bald verloren, daß der Assessor die junge Comtesse auf die Bastei führte, Graf Wilibald mit Fräulein v. Hopfen aber in entgegengesetzter Richtung die sogenannte Grotte aufsuchte und über eine Stunde lang eine sehr angelegentliche ernste Unterhaltung mit Malwinen pflog, welche in einem bündigen Uebereinkommen schloß, das mit der zärtlichsten innigsten Umarmung besiegelt ward.

„Also auf der zweiten Station von hier aus treffen wir uns, mein theurer Willy?" fragte Fräulein v. Hopfen schmeichelnd und sah ihn mit einem Blicke an, der ihm das junge rasche Blut wie Feuer durch die Adern jagte.

— „Gewiß, mein süßes Leben, ich erwarte Dich in H.," erwiderte Wilibald; „auf meinen Burschen kann ich mich verlassen, denn der Kerl ist verschwiegen. Er fährt voraus nach der Residenz, um meine Gesuche um Entlassung aus dem Dienst und dem Unterthanen-Verband an geeigneter Stelle abzugeben; ich fahre dann mit dem nächsten Zuge, der in E. kreuzt, herauf und erwarte Dich in H."

„Nimm Dich nur in Acht, mein Herz, daß man Dich im Vorüberfahren drunten auf der Station nicht bemerkt; es wäre ja möglich, daß irgend jemand vom Schlosse zufällig unten wäre," sagte Malwine.

— „Sey ohne Sorgen, ich werde mir keine Blöße geben, welche unsern Plan verrathen könnte, mein süßes Engelherz," versetzte Wilibald. „Ueber diesen Gegenstand mache ich mir keinerlei Sorgen; aber weit schwerer wird es mir, meine gute Mutter dadurch zu hintergehen," setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu; „wir werden die treffliche Frau zur Begrün-

dung unserer Zukunft noch so nöthig haben, und ich fürchte beinahe, sie wird mir diesen Schritt niemals verzeihen!"

„Ich dächte, die Gräfin liebt Dich allzu sehr, als daß sie Dir nicht verzeihen würde, was einmal unvermeidlich und unerläßlich erscheint," sagte Malwine und durch den scheinbar gleichmüthigen Ton ihrer Worte klang ein mühsam verhaltener leiser Schmerz hindurch. „Ich sehe keinen andern Ausweg ein, mein geliebter Herzensmann, um den Zudringlichkeiten des Grafen Ludwig zu entgehen und Dich selbst vor den Zumuthungen Deiner Mama sicher zu stellen. Ich weiß, ich bin ihr ein Dorn im Auge und sie wünscht nichts sehnlicher, als mich Schloß Lindhorst verlassen zu sehen. Nur die Rücksicht auf die gute Ceey, die sich hier so einsam fühlt und langweilt, kann der Gräfin einige Nachsicht abgewinnen, daß sie mich noch hier läßt. Aber ich lese es in den Augen Deiner Mutter, daß sie fürchtet, ich möchte die Neigung Deines Bruders für mich eigensüchtig ausbeuten und mit schlauer Koketterie so steigern, daß er sich meine Hand ertrotze. Der Auftritt von diesem Morgen hat die Gräfin offenbar in jenem Glauben bestärkt, und sie hat bereits ihre Maßregeln getroffen, um mir eine Nebenbuhlerin zur Stelle zu schaffen. Die Gräfin hat Cäcilien gestanden, daß sie die Baronesse Drosbach hieher eingeladen, und ich bin zu sehr überzeugt von Aureliens Kommen, weil sie in Dich verliebt ist, als daß ich mich über die Tragweite der Pläne Deiner umsichtigen Mama täuschen könnte."

— „Und gleichwohl bin ich überzeugt, daß Du Dich täuschest," sagte Wilibald. „Der geheime Kummer, welcher unverkennbar auf der Seele meiner lieben Mutter lastet und sie in eine an ihr so ungewohnte Aufregung versetzt, ist, wie sehr sie auch sich Mühe gibt, denselben nicht an die Erscheinung treten zu lassen, doch von der Art, daß sie sicher jetzt nicht auf weitaussehende Pläne denkt."

„Nun, ich kann mich täuschen, mein geliebter Willy," entgegnete Malwine kleinlaut und ihre Züge verriethen einige Sorge und Enttäuschung. „Es kann eine vorgefaßte Meinung von mir seyn, aber eine deutliche bestimmte Ahnung sagt mir: die Gräfin bietet Allem auf, um so rasch wie möglich ihre beiden Söhne gut zu verheirathen; sie hat bereits gewählt: die Drosbach für Dich, die junge Wolfsberg für den Grafen Ludwig. — Was mich anbelangt, mein Lieber," fuhr sie mit bewegter Stimme fort und ihr großes lebhaftes Auge ward ernst und thränenfeucht, — so können meine Gefühle nicht in Betracht kommen. Ich bin arm und nach der Auffassung Deiner Mutter keine entsprechende Parthie für Dich, Wilibald. Die gute Dame hat Recht: man kauft mit der innigsten aufrichtigsten Neigung noch keinen Morgen Landes. Ich will Dir nicht die Liebe Deiner Mutter, die Achtung der Deinigen rauben, Wilibald. Ich will mich an Seelengröße und Selbstgefühl nicht von Anderen übertreffen lassen .... Wir wollen scheiden, Graf Waal — ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück!" flüsterte sie mit bebender, ersterbender Stimme und senkte ihr Haupt mit leisem Schluchzen auf seinen Arm.

„Malwine! Geliebte! was fällt Dir ein?" rief Wilibald erschrocken und schlang seinen Arm um sie, als fürchtete er, man wolle sie ihm entreißen; „hältst Du mich für einen Knaben, der jede Minute seine Entschlüsse wechselt? Ist dieß Deine Liebe?"

„O mein Geliebter! wie oft muß Liebe leiden und ihre höchste Kraft im Entsagen bewähren?" lächelte Malwine durch Thränen zu ihm aufblickend. „Wen kümmert es von all den klugen, selbstsüchtigen, berechnenden Menschen, ob ein Herz mehr oder weniger gebrochen wird? Aber auch das Selbstgefühl hat seine Rechte, und soll ich nicht stolz seyn, weil ich nicht reich bin?"

— „Geliebte, süße Malwine! mein höchster Schatz! ich lasse Dich nicht; sie sollen Dich mir nicht entreißen," flüsterte Wilibald und seine Küsse brannten heiß auf ihrer Stirne. „Du hast mir bethätigt, daß Du mich uneigennützig und von Herzen liebst, da Du mir selbst über das Weltmeer folgen willst. Also kein Wort mehr, süßes Herz, wenn Du mir gut bist! Es bleibt bei dem Beschlossenen!"

„O mein süßer herrlicher Willy!" lispelte Malwine, ihn fest umschlingend. „Es bleibt bei dem Beschlossenen — unter Einer Bedingung: ich bin jederzeit, selbst noch im letzten Moment, erbötig, Dir Dein Wort zurückzugeben, wenn Du irgend welchen Skrupel fühlst!"

— „Närrchen, hast Du so wenig Vertrauen zu meiner Konsequenz?" erwiderte er lächelnd.

„Nicht doch, Herzens-Willy, denn ich kenne Dein treues edles Gemüth zu," sagte sie und schaute ihm schmeichelnd in die Augen; „aber mein Gewissen heischt die Genugthuung, mir sagen zu können, daß ich bis zum letzten Augenblick Dir freigestellt habe, einen Schritt zu unterlassen, welcher Dich die Liebe Deiner Mutter und Deiner Geschwister kosten könnte!"

„Nun ja doch, mein süßer Schatz! ich nehme ja alle Folgen auf meine Kappe! Aber nun laß uns scheiden! ich muß unsern Hirschtödter drunten im Dorfe noch sprechen, damit er mich heute Nacht nicht vergebens erwartet! Also auf Wiedersehen morgen!" Und die Beiden trennten sich nach einer langen Umarmung.

Der Abend dunkelte, als Herr v. Thiele und Cäcille zu dem kleinen Kreise stießen, welcher noch im Gartenpavillon versammelt war. „Wir haben einen langen Waldspaziergang gemacht, liebe Maman," sagte Comtesse Cäcilie, ihre Mutter umarmend; „aber wo ist Malwine?"

— „Ich weiß es nicht, liebe Ceey! war sie nicht bei euch?" erwiderte die Gräfin und schien jetzt erst zu bemerken, daß auch Wilibald fehlte.

„Das gnädige Fräulein ist schon vor einer Stunde in's Schloß zurückgekehrt," sagte Herr v. Quolitz; „ich sah Fräulein v. Hopfen mit einem offenen Briefe in der Hand den bedeckten Weg heraufkommen und in's Portal treten, und der ungewöhnliche Ernst ihrer Züge fiel mir auf ... Ah, sehen Sie, da kommt Sie so eben selbst!"

Aus einem der Gartenwege, welche nach dem Schloßportale hinführten, trat Fräulein v. Hopfen. Die Dämmerung ließ ihre Züge nicht genau unterscheiden, aber ihr Gang war

langsamer, gemessener, minder elastisch als sonst. Comtesse Cäcilie eilte ihr besorgt entgegen.

„Was ist Dir, meine Liebe? warum so ernst und verdüstert?" rief Cäcilie, den wehmüthigen Ausdruck ihrer Züge bemerken. „Was ist geschehen, liebes Herz?"

— „Oh, nichts, theure Cecy! ich . . . ich komme nur, um zu sagen, daß ich auf einige Tage verreisen muß," sprach Malwine mit einer angenommenen Ruhe. „Eine Angelegenheit, von welcher vielleicht meine ganze Zukunft abhängt, ruft mich nach Strasburg."

„Um Alles in der Welt, ist Deine Tante erkrankt, liebes Herz?" rief Cäcilie erschrocken.

— „Mit nichten, gute Cecy! beunruhige Dich nicht. Die Verhältnisse legen mir Stillschweigen auf, aber später sollst Du alles erfahren. Ich kann und darf nicht reden. Komm, sey meine liebe Freundin und vertraue mir, ohne mich mit Fragen zu quälen! Du siehst mich ja fest und gelassen. Laß uns zu Deiner verehrten Mutter gehen und ihr sagen, daß ich mich für einige Tage verabschieden will."

"Liebe Mally, Du willst mich täuschen, Du wirst nicht wiederkommen! . . .

„Doch, doch; ganz gewiß! und hoffentlich bin ich dann wieder ganz die Alte, Deine muntere, ausgelassene, muthwillige Mally!" flüsterte Malwine und umarmte die besorgte Freundin zärtlich.

Gräfin Waal nahm die Nachricht von Malwinen's beabsichtigter Reise leutselig und nicht ohne Befriedigung auf, zumal sie sah, daß Ludwig unwillkürlich dabei die Farbe wechselte und einen forschenden Blick auf Fräulein v. Hopsen warf, die ihn jedoch nicht beachtete.

„Und wann gedenken Sie zu reisen, meine Liebe?" fragte die Gräfin.

— „Mit dem Schnellzuge, gnädige Frau, der im Laufe des Vormittags hier vorüberkommt!"

„Ich bedaure, Sie missen zu müssen, liebes Kind, denn wir werden alle Sie schmerzlich entbehren, namentlich meine gute Cecy; aber Sie kommen doch wieder, hoffe ich?"

— „Wenn Sie es erlauben, so kehre ich zurück, sobald die ernste Angelegenheit erledigt ist, die mich hinwegruft, gnädige Frau! Gehören ja die Wochen, die ich hier verlebt habe, zu den schönsten meines Lebens," erwiderte Malwine und küßte die Hand der Gräfin, auf welche eine ihrer Thränen fiel. „War mir doch, als hätte ich in Ihnen eine zweite Mutter gefunden, die mit Milde und Nachsicht meinen Muthwillen beschränkte und mir mit ihrem Beispiel als Muster vorleuchtete!" Es klang so treuherzig und innig, daß die Gräfin davon gerührt war und ihr einen Kuß auf die Stirne drückte.

„Kehren Sie bald wieder, liebes Kind! Sie werden uns Allen stets willkommen und unserer Freundschaft sicher seyn!" sagte die Gräfin, Malwine an sich ziehend, und setzte flüsternd hinzu: „Ich ahne die Motive Ihres Abschieds, liebes Kind, und danke Ihnen innig. Vergeben Sie mir, wenn ich Ihnen heute Unrecht gethan habe. — Ein gutes treffliches Wesen, diese Malwine!" fuhr sie dann laut fort, nachdem diese mit Cäcilien sich rasch entfernt hatte. „Nur schade, daß Fräulein v. Hopsen zu früh ihre Mutter verlor und in einer gewissen Ungebundenheit aufwuchs. Ich fürchte, bei all ihren glänzenden Talenten und Kenntnissen muß das Schicksal noch an Malwinen's Gemüth arbeiten und ihre Erziehung vollenden. Solche sanguinische Naturen adelt nur der Schmerz, den uns die Schulung des Lebens nie erspart. — Aber es wird kühl, meine Herren! wollen wir nicht in's Schloß zurückkehren?"

Die Herren gingen wieder in's Billardzimmer; die Gräfin suchte ihr eigenes Gemach auf, bis die Theestunde wieder alle im Salon vereinigte. Es war bereits abgemacht, daß Professor Wacker auf dem Schlosse blieb und hier die nöthigen Apparate u. s. w. erwartete, um dann sogleich an die beiden Portraits zu gehen. Alle Hausgenossen waren um den Theetisch versammelt bis auf Wilibald. Auch Fräulein v. Hopsen war da und nahm an der Unterhaltung Antheil, welche durch den vielgereisten, angenehm plaudernden Maler ein neues anregendes Element gewonnen hatte. Malwine war nur etwas gesetzter und schweigsamer als sonst, und man vermißte ihr heiteres silberhelles Lachen.

Gegen zehn Uhr kam Wilibald etwas erhitzt und nahm die Gräfin beim ersten schicklichen Anlaß auf die Seite.

„Liebe Mama," sagte er, „ich komme, um Ihnen einen Entschluß zu verkündigen, welcher nun unerschütterlich bei mir feststeht. Ich habe mir alle seine Folgen nach ihrer ganzen Tragweite erwogen, habe mir alles reiflich überlegt und sogar über meinen Plan noch mit Männern gesprochen, deren Urtheil ich sicher vertrauen darf, und nehme aus deren Billigung die Ueberzeugung mit, daß ich nicht übereilt handle. Ich quittire den Militärdienst und werde Landwirth, selbst gegen Ludwig's Rath und Wunsch."

— „Ludwig ist Deinen Wünschen durchaus nicht entgegen, mein Sohn, sofern Du ihm nur die Bürgschaft für Deine Beharrlichkeit und Ausdauer geben kannst," versetzte die Gräfin. „Was aber mich anbelangt, mein Lieber, so will ich Deiner Absicht nicht entgegentreten, sofern dieselbe so wohlerwogen ist, als Du mich versicherst. Gebe der Himmel, daß Du diesen Entschluß nie bereuen und in demselben Befriedigung und Glück finden mögest."

„Meine liebste, theuerste Mutter," flüsterte Wilibald gerührt, und Thränen traten ihm beinahe in's Auge, denn er schämte sich förmlich, daß er die Mutter täuschte. „Seyn Sie überzeugt, beste Maman, daß ich Sorge getragen habe, diesen Schritt unwiderruflich zu machen und meine ganze Thatkraft an diesen neuen Lebensplan zu setzen. Weil aber," fuhr er zögernd und halb stockend fort, „jede Stunde, jeder Tag des Verzugs ein Verlust für mich ist, so will ich schon morgen mit dem ersten Frühzuge nach der Residenz zurück, um meine Entlassung einzugeben, meine Angelegenheiten zu ordnen, meine Pferde und sonstige Equipirung zu veräußern, kurz meine Schiffe hinter mir zu verbrennen und meinen Schritt dadurch unwiderruflich zu machen!"

— „Diese fliegende Hast ist das einzige, was mir an Deinem Plane mißfällt, lieber Willy," erwiderte die Gräfin

mit einem ernsthaften zärtlichen Blick. „Deine Ungeduld erscheint dem Unbetheiligten wie eine Uebereilung, und selbst ich frage mich vergebens: wozu denn solche Eile? kann es auf eine Woche mehr oder weniger hier ankommen?"

„Gewiß beste Mama, denn wenn man einmal zu einer klaren Einsicht, einem rettenden Entschluß gekommen ist, muß der Idee auch sogleich die That folgen. Der einzige Grund, der mich bestimmen könnte, die Ausführung meines Entschlusses zu verschieben, wären .... bitte, theure Maman, es ist nur ein Einfall, aber er liegt nicht außer dem Bereich der Möglichkeit! ..."

— „Nun? heraus damit? was könnte Dich hindern?"

„Der Umstand, daß Ihre Kasse es nicht erlaubte, mir die Summe vorzuschießen, die ich brauche, um mich aus der Hand der Juden loszureißen," versetzte Willibald verlegen. „Allein ich gebe Ihnen mein Wort, beste Maman, daß der Verkauf meiner Pferde und sonstigen Effekten diese Summe schnell wieder ertragen wird, und daß es das letzte Opfer seyn soll, das Sie meiner Thorheit und meinem Leichtsinn bringen, darauf verpfände ich Ihnen mein Wort als Cavalier!"

— „Verschwöre nichts, mein Sohn, denn ich verlange keine Betheuerung; ich will dießmal Deinem Herzen trauen, an das ich von jeher geglaubt habe, und das mich hoffentlich auch nicht täuschen wird," sprach die Gräfin mit der ganzen Zärtlichkeit einer Mutter und nahm es als ein gutes Omen, daß dem Jüngling eine heiße Gluth auf den Wangen aufloderte. „Sey übrigens wegen Deiner Schuld außer Sorgen. Ich weiß es ja, mein Herzblatt: zweimal gibt, wer rasch gibt, und qui page ses dettes, augmentes ses revenues*). Ich habe bereits meinem Geschäftsmann in der Residenz, dem Dr. Holthaus, den Auftrag gegeben, Deine Angelegenheiten zu bereinigen, weil ich hoffe und glaube, mein lieber Junge, daß dieß das letzte Mal seyn wird. Du wirst nicht haben wollen, daß Deine Mutter und Schwester einst Deinetwegen darben sollen!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Onkel in Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Ein leichter Schritt ward draußen auf der Diele vernehmlich und Gustav blickte rasch von seiner Zeitung auf, und über seine ernsten Züge flog es wie Sonnenschein, denn herein trat eine einfach gekleidete junge Dame, deren Antlitz sich von einer unsäglichen Freude verklärte, als ihr Auge demjenigen Gustavs begegnete. Mit einem unaussprechlich holden Lächeln des Glücks flog sie lebhaft auf ihn zu, reichte ihm die Hand und rief mit weicher, melodischer Stimme: „Endlich, endlich doch noch, Gustav, Du Böser? Ich dachte schon, Du habest mich heute ganz vergessen!"

„Wäre das möglich, Margaret, mein süßes Herz?" erwiderte er, ihre Hand küssend, legte seine Linke um ihre Taille und drückte sie innig an sich. „Nein, meine liebe Margaret; gegen meinen Willen versäumte ich meine gewöhnliche Stunde. Es war ein harter, ereignißvoller Tag, und wenn ich noch in ungewohnter später Stunde komme, mein theures Kind," fuhr er zögernd fort und in seiner Stimme zitterte eine mühsam verhaltene Bewegung, — „wenn ich auf die Gefahr hin, den lieben Onkel Cornelis in seiner beschaulichen Abendruhe zu stören, noch hier einfalle, — so mögen die heutigen Erlebnisse es verantworten und ein innerer unabwendbarer Drang nach einer Unterredung mit Dir, welche ich nicht aufschieben darf, mein süßes Kind!"

— „Gustav, Du bist so wehmüthig, so ernst! Du hast heute Leid erfahren, nicht wahr?" flüsterte sie schmeichelnd und voll innigem Mitgefühle, schaute ihm tief in die Augen und drückte ihm einen Kuß auf die Stirne. „Du lieber Mann! komm, sprich Dich aus und laß mich mit Dir tragen!"

Es war eine reizende Gruppe: der schöne kräftige hochgewachsene Mann, der in dem leichten Lehnstuhl saß, das junge Mädchen mit der Linken an sich drückte, ihre Rechte an seine Lippen führte und den umwölkten wehmüthigen Blick auf die treuen ehrlichen blauen Augen richtete, die ihn mit einem so unbeschreiblichen Ausdruck betrachteten und mit ihrem innigsten Mitgefühl ihm Trost und Muth zublicken zu wollen schienen. Und dieß Mädchen erst — nicht mehr im ersten Schmelze der Jugend, nicht hoch und schlank von königlichem Wuchs, sondern kaum von Mittelgröße aber harmonischer Gestalt, die eine leichte Fülle verrieth; die Züge nicht von klassischer Regelmäßigkeit oder blendender Schönheit, ja vielleicht nicht einmal hübsch oder pikant, aber lieblich und gewinnend, schlicht, echt weiblich, offen und treuherzig, ein Paar dunkelblauer großer verständiger Augen voll Gemüth und Seelenreinheit, eine klare Stirn voll Intelligenz, ein naives Stumpfnäschen, ein kleiner voller Mund, dessen Lächeln tief zum Herzen drang, die Wangen frisch und rosig, das liebe Gesicht eingerahmt von einem reichen seidenweichen lichtbraunen Haar — so war Margarethe Voogd, die seit Jahr und Tag ihr Herz dem jungen Heffter geschenkt, welcher Gustav sich in aller Stille verlobt hatte.

„Komm, mein Lieber! setzen wir uns in unser gewohntes Plauderwinkelchen!" sprach Margarethe freundlich, und beide setzten sich auf die Fensterbank im Erker, wo das Licht der Lampe auf Gustavs ernsthafte Züge fiel, während der Widerschein der Gaslaternen drunten auf der Straße Margarets Haar streifte und wie mit einem goldenen Schimmer besäumte. „Bitte, mein Herzensfreund, laß mich nun Alles hören, was Dir Unangenehmes und Widriges begegnet ist, — laß es mich treulich mit Dir tragen und Dir die Falten von der Stirne streicheln! Bitte, bitte, mein lieber Herzensmann, sage mir Alles!"

Es lag etwas in diesem Tone, dem er nicht widerstehen

*) Wer seine Schulden bezahlt, steigert seine Einkünfte.

konnte, und so theilte er ihr Alles mit, was ihm heute begegnet war, — die furchtbaren Andeutungen über die Ereignisse in der Heimath, die getäuschten Erwartungen wegen der Hilfe des Großonkels, den verdeckten abschlägigen Bescheid des Millionärs. Ihre beredten beweglichen Züge folgten mit dem unverkennbarsten Mitgefühl seinen Schilderungen, und der linde Druck ihrer weichen Hand versicherte ihn ebensa rasch als der ernsthafte Blick ihres umflorten Auges, daß sie jeden seiner Affekte theile.

„Armer, armer Gustav!“ flüsterte Margaret, als er endlich tief bewegt schwieg, schlang ihre Arme um ihn und küßte ihn innig auf die Wange, während ihre heißen Thränen auf dieselbe fiel; dann aber legte sie ihre Stirne auf seine Schulter, van ihren Gefühlen überwältigt.

— „Du stehst, mein thenres Mädchen, wie die Sachen stehen,“ fuhr Gustav nach einer Weile fort; „der Schlag, wie sehr er auch vorauszusehen war, ist zerschmetternd, und legt mir Pflichten auf, welche . . . welche zu erfüllen all meine Kraft und Seelenstärke erfordern wird. Wir müssen uns trennen, Margaret!“

„Ich ahnte es, Gustav! Du wirst zu Hause unentbehrlich seyn,“ erwiderte Margaret resignirt. „Deine Eltern haben ältere heiligere Anrechte an Dich. Geh' denn und folge Deinem Gewissen!“

— „Mein liebes, theures Herz! ich irrte mich nicht in Dir, und doch ist dieß nicht Alles, mein süßes Kind!“ sprach er zögernd, denn die Eröffnungen, die ihm auf der Zunge lagen, kosteten ihn unsäglich viele Selbstüberwindung. „Obschon meine ganze Seele an Dir hängt mit unwandelbarer lebenswieriger Liebe und Neigung, abwohl mein Herz Dir Treue bewahren wird bis über das Grab hinans, mein süßes, theures Mädchen, gebieten mir doch Ehre und Pflicht, Dir Dein Wort zurückzugeben! Du bist von heute an frei, Margaret!“

„Warum?“ fragte Margarethe erschracken und mit solch lautem Tane, daß Onkel Cornelis betroffen auf- und zu den Beiden hinüber blickte. „Warum das, Gustav? liebst Du mich nicht mehr?“ setzte sie hinzu und schaute ihn aus ihren graßen Augen fast entsetzt an.

— „Wie magst Du zweifeln an meiner Liebe, liebe theure Margareth! fühl' ich doch in diesem Augenblicke erst recht deutlich, wie viel Du mir bist und daß ich Dich nicht lassen, nie vergessen kann!“

„Und Du sprichst vom Aufgeben, Gustav? Du?!“

— „Muß ich nicht, Herz? gebieten es mir nicht Gewissen und Pflicht?“ erwiderte er mit schmerzlicher Lebhaftigkeit. „Bedenke dieß Eine, süßes Mädchen: es sind nicht mehr dieselben Verhältnisse, unter denen Du vor Jahr und Tag Deine Zukunft und Deine Neigung vertrauensvoll in meine Hand legtest! Der heute vor Dir steht, ist nicht der junge Kaufmann mehr, der unter günstigen Chancen sein eigenes Geschäft begonnen hat — es ist der Sohn eines Bankeruttiers, der unverantwortlich handeln würde, wenn er nun das Schicksal derjenigen Person, die ihm das Liebste, Theuerste auf Erden ist, an sein eigenes Geschick ketten wollte!“

„Unsinn, Gustav! das sind Skrupel des Verstandes, von denen Dein Herz nicht wissen sollte!“ entgegnete Margaret entschieden. „Ich habe D i r mein Herz und seine beste Neigung geschenkt, mein lieber Freund, und nicht Deinen äußeren Verhältnissen. Ich habe nicht gewußt noch darnach gefragt, daß Du der Sahn eines Fabrikherrn seyest, der für reich galt; ich habe den M a n n geliebt, der mir solche Achtung und Zuneigung einflößte, und liebe ihn noch, — ich würde Dich geliebt haben, und wenn Du der letzte Markthelfer, wenn Du ein Kanalarbeiter gewesen wärest! — Du thust mir fürwahr wehe, mein Freund, wenn Du mich sa beurtheilst! Hast Du je an Deinem Grietje irgend eine Regung entdeckt, welche Dir gestattet, sie für eigennützig, selbstsüchtig, berechnend zu halten?“

— „Dich für eigennützig, egoistisch, meine süße Margareth? wie kännte mir dieß einfallen?“ fragte Gustav und sein Blick, sein Tan drangen dem theuren Mädchen in die Seele. „Aber bedenke dieß Eine: mein Vermögen, meine Kräfte gehören nun Denen, denen ich mein Leben, meine Erziehung verdanke! Ein herber Kampf, Jahre voll Sarge und Nath liegen vor mir, selbst voll Gefahr; — darf, kann ich Dir zumuthen, sie mit mir zu theilen?“

„Ja, du kannst und mußst es, mein Herzensmann!“ entgegnete Margarethe ruhig und innig. „Setzen wir den Fall, wir wären schan verheirathet, Gustav, würde mir dann dieß Alles erspart bleiben? Willst Du mir daher Dasjenige als ein R e c h t versagen, was in jenem Fall meine P f l i c h t gewesen wäre? Bedarfst Du in sa ernster Lage nicht ein treues, starkes Herz an Deiner Seite, das Dir alle diese herben Dinge willig tragen helfen wird? Und selbst wenn an Heirath nicht zu denken ist, mein liebster, theuerster Herzensmann, warum einen Bund lösen, der uns so innig vereinigt? Will ich nicht gerne warten, bis Du es für angemessen hältst, mich zum Altar zu führen? Dach nein! Du weißst es, daß mein Herz nur Dir gehört und nie einem Andern gehören wird? Du weißst, daß Dein Grietje Alles mit Dir theilen wird und daß es nur wenig bedarf, um unser Hauswesen zu bestreiten, daß Dein Margaatje arbeiten kann; warum also nicht heirathen, mein Lieber? Nicht nur daß alles Leid sich leichter trägt, wenn es sich auf v i e r Schultern vertheilt, mein lieber Gustav, wirst Du nicht auch meines kleinen Vermögens zu demjenigen bedürfen, was Du beabsichtigst, mein theurer Freund?“

— „Deines Vermögens, süße Margaret?“ rief Gustav verwundert. „Du lieber Himmel, Mädchen, hältst Du mich denn für sa selbstsüchtig und gewissenlas, daß ich mir beigehen lassen sallte, D e i n Vermögen den Chancen preiszugeben, welche die Umstände von mir gebieterisch verlangen?“

„Du bist ein echter deutscher Schwärmer, lieber Herzensmann,“ entgegnete Margarethe mit einem leichten Lächeln, und drückte ihm einen Kuß auf die erhitzte Wange. „Warum meine paar Tausend Gulden zurückhalten, wenn es das gilt, was Dir als eine heilige Pflicht erscheint? Bedarf ich sie denn? hab' ich nicht Dich? glaubst Du denn, selbst wenn ich Dich ver-

löre, würde mich der gute Onkel Cornelis verstoßen? He, Onkelchen, kommen Sie her, und urtheilen Sie: soll ich Gustav aufgeben, weil seine Eltern unglücklich geworden sind? darf er meine Hilfe, mein Vermögen ausschlagen in einem Augenblick, wo er ihrer um so dringender bedarf, als ihn andere Hilfe im Stiche läßt? Wollten Sie mich verstoßen und aus dem Hause weisen, wenn je mein Vermögen verloren ginge oder Gustav, was Gott verhüte, sterben würde? Sagen Sie mir Ihre Ansicht, seyen Sie Schiedsrichter zwischen diesem eigensinnigen deutschen Schwärmer und Ihrer praktischen holländischen Nichte, Oomtje!"

— „Ja, schlichten Sie diesen Streit, lieber Onkel van der Doos!" rief nun auch Gustav ernsthaft. „Aber zuvor müssen Sie beide Theile hören! Wäre es nicht unverantwortlich, gewissenlos von mir, wenn ich jetzt, in einer Zeit, wo ich mit meiner ganzen Kraft und Habe für meine unglücklichen Eltern eintreten muß, wo ich einige harte Jahre voll Mühe und Entbehrung und Gefahr voraussehe, Margarethens Loos an das meinige ketten, ihr Vermögen an einen gewagten Versuch vergeuden, ihre ganze Zukunft gefährden würde? Sagen Sie als Kaufmann, als Vormund Margareths, als ein gereifter, erfahrener, wohlwollender Freund uns Ihre Ansicht!"

Das kleine Männchen stand in seinem kattunenen Hausrock etwas verlegen da und ließ seine hellblauen feuchten Augen von einem zum andern laufen. „Margootje, Gustav," sprach er; „ich sehe euch da in einem Wetteifer von Großmuth; aber ich verstehe noch nicht, um was es sich handelt! Ihr beruft euch beide auf Gewissen und Pflicht und wollt denselben genügen — wie kommt es, daß diese auseinander gehen? Unser Gewissen gebietet uns ja immer nur Eines — das Gute, das Beste, die Wahrheit!"

„Sie müssen erst genau wissen, um was es sich handelt, lieber Onkel!" rief Gustav, und erzählte nun Alles, was er vorhin Margarethen mitgetheilt hatte. Onkel Cornelis hatte einen Stuhl genommen und sich zu dem jungen Paar in den Erker gesetzt, und hörte so aufmerksam und gerührt zu, daß ihm die Cigarre ausgegangen war, ohne daß er es bemerkte. Er nickte nur mit dem Kopfe, zerdrückte hie und da eine heimliche Thräne, und klopfte mit den hageren, knöcherichten Fingern auf die Stuhllehne.

— „Nun, Oomtje, was sagen Sie nun? hab ich nicht recht?" rief Margareth lebhaft.

„Hm, ja, mein Kind, Du hast Recht — Du weit mehr als er, obwohl er auch ein Bißchen Recht hat," erwiderte Mynheer van der Doos bewegt. „Wenn Herr Heffter Dir noch von Herzen gut ist, wie ich hoffe und glaube, so dürfen die Veränderungen in seinen äußeren Verhältnissen in euren Beziehungen nichts ändern. Heute oben, morgen unten, und übermorgen mit redlichem Fleiß wieder hinaufgearbeitet, das ist das Loos des Kaufmanns . . . ."

— „Siehst Du, böser Gustav?" rief Margareth.

„Du, mein liebes Meisje, hast einmal ihm Liebe und Treue gelobt in Freud und Leid, just so gut, als ob ihr beide schon mit einander vor dem Altar gestanden wäret," fuhr der Onkel fort; „daher macht es vor dem lieben Gott und eurem Gewissen keinen Unterschied, und Grietje hat ganz Recht, wenn sie verlangt, Ihnen, lieber Gustav, einen Theil Ihrer Sorgen tragen zu helfen und Ihnen tröstend und liebreich zur Seite zu stehen in den bösen Tagen."

— „Hörst Du es, eigensinniger Gustav?" sagte Margareth und zupfte ihn am Aermel.

„Und was nun das Vermögen betrifft, welches Deine guten Eltern Dir hinterlassen haben, lieb Margootje," fuhr der Onkel fort, — „so ist es meine aufrichtige Ueberzeugung, daß Gustav schon jetzt ein Recht hätte, es in seinem Nutzen zu verwenden, da er es aufrichtig gut mit Dir meint, mein liebes Kind; wenn er aber gleichwohl Anstand nimmt, dieß zu thun, wenn er sich weigert, es den Glücksfällen und Schwankungen des Verkehrs und des Handels auszusetzen, so hat er ebenfalls Recht und ich achte ihn um dieser Besonnenheit willen . . . ."

— „Hörst Du, liebes Herz?" rief Gustav Margarethen zu.

„Jedenfalls aber ist so viel gewiß, liebe Kinder," sprach der alte Herr weiter und in seinen ehrlichen Zügen prägte sich eine tiefe Rührung aus, — „daß diese veränderten äußeren Umstände nichts an eurem inneren Herzensverhältniß ändern sollten, daß mein liebes Margootje verlangen kann, nun erst recht Frau Heffter zu werden und ihrem Gustav Leid und Weh tragen zu helfen, und daß ich die Hoffnung hege, es werde meinem wackern jungen Freund und künftigen Neffen hier gelingen, noch Alles zu einem günstigen Ergebniß zu bringen. Der liebe Gott im Himmel wird ein Einsehen haben, und seinen Segen dazu geben. Es kommt ja nach jeder Nacht wieder ein Morgen, und aus jeder Trübsal Gewinn, und Ehen, die unter Sorge und Thränen begonnen, haben häufig am reichsten Früchte der Freude getragen. Allein wie es auch kommen möge, Kinder, wenn jedes von euch seine Schuldigkeit redlich gethan hat, dann kann der Verlust von irdischem Gut nicht schmerzen; 's ist ja nur Geld, und dieß läßt sich in aller Welt wieder gewinnen für den, der fleißig und geschickt, rechtschaffen und unverdrossen ist. Und wie denn auch die Loose fallen mögen, Kinder, so lange der alte Cornelis van der Doos noch einen Bissen Brod und vier bescheidene Wände hat, wird er sie mit euch theilen!"

„Siehst Du, Gustav?" rief Margareth und warf sich an seine Brust, und Gustav umschlang mit dem einen Arm das treue wackere Mädchen, mit der andern den biedern alten Buchhalter, dem die hellen Thränen aus den Augen liefen.

— „Gott lohne es euch beiden!" flüsterte Gustav. „Ich bin nun so reich und froh, daß ich mit Manchem nicht tauschen möchte. Du lieber Himmel, daß meine theure Mutter hier wäre, um euch zu danken und auf ihre künftige Tochter stolz zu seyn! Oh, es ist viel, sich in einem Herzen nicht getäuscht zu haben, und es ist ein Trost, daß man Hilfe eher bei den Armen, als bei den Reichen findet!"

„Weil die Armen dem lieben Gott näher stehen, da sie ihn bedürfen, und da sie Schmerz und Leid kennen, mein lieber Herzensmann!" rief Margareth und legte ihre Wange vertraulich auf Gustavs Schulter. „Und nun sey geduldig und

in Hoffnung fröhlich, lieber deutscher Zweifler! Wir wollen niemals nach Reichthum streben, der das Herz verknöchert — wir wollen hübsch bescheiden auf der Mittelstraße bleiben, hörst Du, Herzens-Mos?" fuhr sie munter fort. „Wir wollen nicht das goldene Kalb anbeten und unser Herz verknöchern, wie ...."

„Wie so viele Andere, — ja, mein süßes Herz! wir wollen demüthig bleiben und, die Hand am Pflug, das Herz im Himmel, dem lieben Gott anheimgeben, wie er es mit uns füge! Ich gehe gekräftet und ruhig der verhüllten Zukunft entgegen, Schatz, denn Du bist mir wahrlich ein unbezahlbares Kleinod."

„Das Beste, was in mir ist, hast Du geweckt, Herzensmann!" flüsterte Margarethe unter stillen Thränen dankbarer Freude und umschlang den Verlobten mit unsäglicher Innigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Carl Mauch,

ein neuer afrikanischer Forscher und Reisender.

Unsere geehrten Leser finden am Schlusse dieses Heftes die Aufforderung des berühmten Geographen Dr. A. Petermann in Gotha zu Gunsten eines Unternehmens, welches der deutschen Thatkraft wie der deutschen Begeisterung für die Wissenschaft zur größten Ehre gereichen wird, nämlich zur Unterstützung der Forschungsreisen des neuen Afrika-Wanderers Carl Mauch, eines Württembergers, welcher bereits den Anfang gemacht hat, einen der unbekanntesten Theile Inner-Afrika's zu bereisen und zu genauerer Kunde der ganzen Welt zu bringen. Der Eifer deutscher Forscher hat in den jüngst vergangenen zwanzig Jahren wesentlich dazu beigetragen, die Kunde von Afrika zu erschließen, ja die Leistungen der deutschen Reisenden: eines Dr. Barth und Dr. Overweg, Krapf, Vogel, von der Decken, Rohlfs u. A. m., können in jeder Hinsicht an Ausgiebigkeit und Genauigkeit mit den Erforschungs-Ergebnissen eines Livingstone, Andersson, Richardson, Capitain Speke, Du Chaillu u. s. w. rivalisiren. Jetzt kommt ein neuer Name hinzu, der Name eines Mannes, welcher mit einer ungewöhnlichen Ausdauer die größten Schwierigkeiten überwunden hat, um das selbstgewählte Ziel: Forschungsreisen in das Innere von Afrika zu unternehmen und die Wissenschaft wesentlich zu bereichern, — zu erreichen, und dessen seitherige Leistungen die beste Garantie geben, daß seine weiteren Entdeckungsreisen bei entsprechenderen Mitteln noch ein unendlich glänzenderes Ergebniß liefern werden, als die Expeditionen seiner Vorfahrer. Da aber jeder Freund und Förderer der Wissenschaft auch gerne wissen möchte: wer und wie beschaffen der Mann ist, dessen Bestrebungen er durch seine Spende fördern soll, so wollen wir hier eine kurze Skizze von dem Leben und Bildungsgange des neuen Afrika-Forschers geben.

Carl Mauch ist ungefähr um's Jahr 1837 geboren als der Sohn eines Unterofficiers in der württemberg. Armee (des noch lebenden Stabsfouriers J. Mauch im k. Ehren-Invalidencorps in Ludwigsburg). Von seinen wenig bemittelten Eltern zum Lehrfach bestimmt, besuchte er die Real- und Oberrealschule in Ludwigsburg und das Schullehrer-Seminar, und ward dann Lehrgehülfe. Da seine Mittel ihm nicht erlaubten, seine Ausbildung durch Universitäts-Studien zu vollenden, so nahmen sein Streben und sein Ehrgeiz eine andere Richtung. Angeregt von Reisebeschreibungen, welche der Zufall schon dem Knaben in die Hände gespielt hatte, schwebte ihm seit seinem 15. Jahre unablässig der Gedanke vor, Forschungsreisen in ferne Welttheile zu machen. Namentlich war sein Streben dahin gerichtet, dereinst womöglich Afrika zu sehen und zur Erweiterung der Kunde von dessen geographischen Verhältnissen nach Kräften beizutragen. In den anderthalb Jahren seines Wirkens als Lehrgehülfe verwandte er jeden freien Moment auf das Studium der lateinischen Sprache und der Botanik, auf Vervollkommnung seiner Fertigkeit im Französischen und auf Erweiternng seiner geographischen Kenntnisse. Die dürftigen Mittel, welche dem schlechtbesoldeten Jüngling zu Gebote standen, erhöhen das intellektuelle Verdienst seines ringenden Strebens. Verschiedene Bemühungen, eine bessere Stellung zu erlangen, schlugen fehl, bis er endlich im Frühling 1859 eine Hofmeistersstelle in Oesterreich erhielt, die er bis zum August 1863 inne hatte. Die letzten zwei Jahre verlebte er zu Marburg in Steyermark, wo er in der Bibliothek, dem physikalischen und naturhistorischen Kabinet des dortigen Gymnasiums die willkommensten Hilfsmittel zu seiner Fortbildung fand. Während der Ferienzeit besuchte er ferner die naturhistorischen Sammlungen und den botanischen Garten in Graz, der Hauptstadt Steiermarks, und legte sich ein Herbarium, eine Mineralien- und eine Insektensammlung an, suchte durch den Umgang mit Aerzten und das Studium medizinischer Werke einige ärztliche Kenntnisse zu erwerben, und hielt sich durch die Lektüre von Petermann's rühmlichst bekannten ‚Mittheilungen' über alle neueren Entdeckungen und Forschungs-Ergebnisse im geographischen Gebiet auf dem Laufenden, las die bedeutendsten neuen Reisewerke über Afrika, und suchte sich mit der englischen und der arabischen Sprache vertraut zu machen.

Da aber ein Reisender in fernen Zonen nicht allein in geistiger Beziehung einer bedeutenden Schulung und Vorbildung bedarf, sondern auch für die geeignete Abhärtung des Körpers Sorge tragen muß, so arbeitete Herr Mauch aus allen Kräften und nach dem ganzen Umfange seiner beschränkten Mittel auch auf eine genügende Vorbereitung in dieser Richtung hin. Er suchte seinen Körper zu stählen durch Fußreisen von 6 deutschen Meilen und mehr per Tag, zu jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung, in jede Gegend, öfters ohne Speise und Trank bis zu seiner Rückkehr zum Ausgangspunkt, in derselben warmen Kleidung; er übte sich in Handhabung des Schießgewehrs und kräftigte seine Muskeln und Sehnen durch Turnen. Und da er von Hause aus groß und kräftig gebaut und von unverwüstlicher Gesundheit ist, so durfte er sich nach dieser praktischen Vorbildung bald für befähigt erachten, an

einer wissenschaftlichen Expedition in Afrika als ein nützliches Mitglied theilnehmen zu können.

Leider haben wir Deutsche es noch nicht dahin gebracht, eine geographische Gesellschaft nach Art der britischen unter dem Schutze irgend eines Großstaats zu gründen und so ward dem jungen strebsamen Mauch, welcher mit der größten Begeisterung und Opferbereitwilligkeit sich dem schwierigen und gefahrvollen Dienste der Wissenschaft widmen wollte, auch keinerlei Gelegenheit geboten, sich irgend einer schon eingeleiteten Expedition anzuschließen oder mit Geldmitteln zum Behufe einer neuen speziellen Forschungs-Expedition von einer derartigen Gesellschaft unterstützt zu werden. Er wandte sich daher unter dem 7. August 1863 von Unter-Drauburg in Kärnthen an den um die Förderung der Erdkunde so hoch verdienten Dr. A. Petermann in Gotha mit der Anfrage: ob dieser ihn nicht etwa an der Stelle des verstorbenen Dr. Steudner bei der Expedition zur Aufsuchung des Dr. Vogel unterbringen oder ihm Gelegenheit verschaffen könne, mit Herrn von der Decken von der Ostseite Afrika's aus in's Innere einzudringen. Er meldete endlich Herrn Petermann seinen Entschluß, jedenfalls nun eine Forschungsreise anzutreten, wenn gleich er aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln, anstatt direkt auf sein Ziel loszusteuern, eventuell trachten müsse, unter Verwerthung seiner kaufmännischen Kenntnisse in die Tropenländer zu gelangen oder gar noch ein abenteuerlicheres Mittel zu ergreifen. Zugleich erklärte er, um die Mitte jenes Monats nach Triest abzureisen und sich dort wahrscheinlich auch nur wenige Tage aufhalten zu können.

Dr. Petermann konnte leider damals für den strebsamen jungen Mann nichts andres thun, als ihm wegen seines Vorhabens ernste und liebreiche Vorstellungen machen und Rathschläge ertheilen. Die beiden damals in Ausführung begriffenen Expeditionen der Herrn v. Heuglin und v. Beurmann legten demselben und seinen Freunden zu viele Verpflichtungen auf.

Herr Mauch war also wie seither ganz auf sich angewiesen und weit entfernt, sich von seinem Plane abbringen zu lassen, verfolgte er denselben mit allem Eifer und aller Thatkraft, welche ihm nur zu Gebote standen. Drei Jahre lang blieb er verschollen*), da endlich erhielt Dr. Petermann im Juni v. J. ein Schreiben von demselben, datirt vom Potschefstroem (tief im Innern Süd-Afrika's) vom März 1866, worin Herr Mauch ihm anzeigte, daß er seinem ursprünglichen Plane gemäß doch Afrika zum Ziele seines Forschens gemacht und sich nach zahllosen Beschwerlichkeiten bis zu jenem Lande der Boers oder weißen Abkömmlinge der alten holländischen Kolonisten durchgeschlagen habe, welche nach ihren Streitigkeiten und Kämpfen mit der britischen Regierung der Kapkolonie in's Innere gezogen waren und die sogen. südafrikanische Republik am Vaalstrome gegründet hatten. Herr Mauch schreibt darin:

„Seit Juni 1865 trachte ich darnach, mich zu akklimatisiren, indem ich fleißig zu Fuß im Land umher wandere, unbekümmert darum, ob ich zwei und drei Tage in unbewohnter Gegend streife oder unliebsame Begegnungen mit den größeren Raubthieren zu bestehen habe. Die erste Frucht meiner Bemühungen nehme ich mir die Freiheit, Ihnen sobald wie möglich zuzusenden; es ist dieß eine genaue Karte der South African Republic, die ich nach den besten hier vorhandenen Quellen einerseits und nach Peilungen im Südwesten des Krokodilflusses andererseits entwarf ... Was mir jedoch unendlich leid thut, ist das, daß ich gänzlich auf meinen Kompaß beschränkt seyn muß und weder Instrumente zu astronomischen noch meteorologischen Beobachtungen zur Verfügung habe, daher ich Verzicht leisten muß auf genauere Berichte über absolute Höhe und Temperatur des Landes. Eine genauere Schilderung des Landes in naturhistorischer Beziehung gedenke ich in Kurzem, wenn nichts dazwischen kommt, zu liefern, da ich möglicher Weise mich die nächsten Tage vorzubereiten habe, um einen berühmten Elephantenjäger, Hartley, auf seinem Zuge in das Land des Mosilikatse zu begleiten oder eine Jagd auf Kaffern mitzumachen. Es soll nämlich dieser Tage wieder ein Kommando von 800 Mann aufgerufen werden, um gegen den Basuto-Häuptling Moschesch zu ziehen, der mit dem südlich vom Vaalflusse liegenden Freistaate Frieden zu machen, mit uns jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach den Krieg fortzusetzen gedenkt und zwar mit Hülfe seiner in der Mitte unseres Landes wohnenden Schwiegerväter. Ich würde es gerade nicht für ein Unglück ansehen, in Moschesch's Land mitzuziehen, da es eben so sehr terra incognita ist als Mosilikatse's Land; allein schlimm wäre es doch, mit halb civilisirten Bauern in Reihe und Glied gestellt zu werden und als „Buitenlander" (Ausländer, Kollektivname der Nicht-Afrikaner) das zu thun genöthigt zu seyn, was jene nicht thun wollen. Auf eine Beschützung durch das Gouvernement oder den „Kommandant-General" im Kriege darf ich nicht rechnen, da beide natürlich nur wenig mehr gebildet sind, als ihre Landsleute ... Klingende Münze ist fast vollständig aus dem Staate verschwunden; zur Ausfuhr geeignete Produkte sind nicht vorhanden, Tausende von Schafen gingen an einer Krankheit zu

*) Er schreibt darüber später an Dr. Petermann: „Sie wünschen etwas von meinen Erlebnissen seit August 1863 zu erfahren. Doch muß ich jetzt noch den Schleier darüber decken; ich erwähne nur, daß ich im Vertrauen zu einer unredlichen Person getäuscht, gezwungen ward, von meinem ursprünglichen Plane abzuweichen; nachdem ich im August 1863 von Triest aus meine Wanderungen begonnen, gelangte ich einige Zeit darauf nach London, wo ich, — wenn auch unter den allermißlichsten Umständen — Gelegenheit fand, fünf Monate lang mich mit wissenschaftlichen, besonders naturhistorischen Studien im Britischen Museum, dem Zoologischen Garten, dem Botanischen Garten in Kew und im Krystallpalaste zu beschäftigen; über ein Jahr lang war ich auf See, und gelangte so endlich nach Süd-Afrika."

Wie viele Entbehrungen, Sorgen, Widerwärtigkeiten und trübe Erfahrungen mögen nicht in diesen wenigen schlichten Worten verhüllt seyn! Welche Energie und Ausdauer, welche Genügsamkeit, Selbstbeherrschung und Selbstvertrauen gehören nicht dazu, unter solchen Schwierigkeiten seinem Vorhaben getreu zu bleiben und sein Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren!?

Grunde, desgleichen Rindvieh und Pferde; die große Gährung unter den Kaffernstämmen ließ bedeutenden Ausfall an Elfenbein und Straußenfedern bemerken; in dieser Noth werden nun Banknoten geschaffen, die durchaus keine Sicherheit gewähren, und den Kaufleuten wird zugemuthet, dieses Papier das nicht einmal die Güte dessen besitzt, worauf ich Ihnen schreibe, anzunehmen für ihre mit gangbaren Produkten oft sehr theuer erkauften Waaren.

„Wir befinden uns gegenwärtig in einer Krisis, denn schlimmer kann es nicht mehr werden, die Noth hat sich bereits bei vielen Bauern als eine gute Lehrmeisterin erwiesen; sie fangen nun an, dem höchst fruchtbaren Lande außer Kürbissen, Mais, Korn und Tabak auch Baumwolle, Kaffee und Thee anzuvertrauen, und würden arbeitsame Einwanderer sich entschließen, denselben ein Vorbild werden zu wollen, so müßte das Land binnen kurzer Zeit einen Aufschwung nehmen, dem nur das Emporblühen Australiens an die Seite zu stellen wäre. Hierbei darf ich nicht außer Acht lassen, zu bemerken, daß für Bergbau ein äußerst ergiebiges Feld offen steht, wovon meine kleine Sammlung von Mineralien den deutlichsten Beweis liefert u. s. w."

Am 28. März d. J. erhielt Herr Dr. Petermann aus Potscheffstroem vom 21. Januar 1867 eine Sendung ausführlicher Briefe nebst einer schönen werthvollen Karte der zurückgelegten interessanten und ausgedehnten Reise. Herr Mauch schreibt darin:

„Unsere Reise beanspruchte die Zeit vom 22. Mai 1866 bis 10. Januar 1867, nahezu acht Monate; auf dem ziemlich befahrenen Wege von Hartley's Farm südlich von Magaliesberg über Sekhomo nach Mosilikatse gebrauchten wir 224 Zugstunden, wovon 96 zu Sekhomo und 128 zu Mosilikatse erforderlich waren; nördlich von Mosilikatse befand sich unser Jagdgebiet. Unter meinen Reisegefährten habe ich zuerst den trefflichen und gebildeten H. Hartley mit seinen drei wackeren Söhnen zu nennen. Ein hoher Fünfziger, hat er mehr als die Hälfte seiner Jahre auf der Jagd zugebracht, und ist bei allen Kafferstämmen zwischen dem Kaplande und dem Zambesi, der Ostküste und dem Ngami-See als „Oud Baas" bekannt; in seiner Begleitung ist man bei Mosilikatse, der ihn seinen „alten Freund" nennt, vollkommen sicher. Eine andere erwähnenswerthe Person unserer Reisegesellschaft ist ein alter Elephanten-Jäger, Chr. Harmsen, ein freundlicher Boer und guter Schütze, der mit seinem von dem Großvater ererbten Gewehr manchen Elephanten mit dem ersten Schuß niederstreckt; ihm habe ich viel Belehrung über die Fauna Süd-Afrika's zu danken.

„Meine Ausrüstung für geographische Beobachtungen war eine sehr ärmliche und beschränkte sich auf einen kleinen guten Taschenkompaß; freilich ist es auch eine gefährliche Sache, wissenschaftliche Instrumente in Mosilikatse's Lande zu gebrauchen oder sehen zu lassen, sogar Skizziren, Mineralien-Sammeln mußte geheim, in Abwesenheit der uns begleitenden Matebele oder bei solitären Wanderungen geschehen; für alle meine Effekten und Sammlungen hatte ich nur über eine einzige kleine Kiste zu verfügen.

„Den höchsten von uns berührten Punkt in etwa 19° 50′ S. Br., 28° 35′ Oestl. L. v. Gr. schätze ich zu mindestens 7000 Fuß absoluter Höhe, er liegt auf der Wasserscheide zwischen den Flußgebieten des Limpopo und des Zambesi, welche nicht eine Gebirgskette, sondern einen breiten Rücken, eine stellenweise 30 engl. Meilen breite Hochebene bildet, die nach Norden zu sanft abfällt. Eine wunderbar schöne Aussicht hat man an der südlichen Seite jenes höchsten Punktes von einem 200 Fuß hohen Granitblock, dessen Masse sich schalenförmig absondert und keine die Aussicht hemmende Vegetation trägt; Tausende von Kuppen, ein wahres Meer von Berggipfeln, sieht man hier vor sich ausgebreitet, sie bestehen aus kolossalen Blöcken, die in den wunderlichsten Formen auf einander gethürmt sind und dazwischen eine charakteristische Vegetation tragen.

„Granit und granitische Gebilde sind die vorherrschenden, wenn nicht die ausschließlichen Formationen, welche den Rückgrat des Süd-Afrikanischen Kontinentes bilden; besonders interessant ist die Regelmäßigkeit, mit welcher die auf dem Granit liegenden Schichten mit ihren Durchbrechungen auf einander folgen.

„Die Vegetation des Zambesi-Gebiets ist von derjenigen des Limpopo-Gebiets ganz verschieden. Alle Nebenflüsse des letzteren und der Hauptfluß selbst tragen an ihren Ufern hohe, breitblättrige Bäume, darüber hinaus, von den Flüssen weg, hauptsächlich die niedrigen und feinblättrigen Dornbäume. Das Zambesi-Gebiet zeichnet sich durch die Abwesenheit dieser Dornbäume, die allmählig nach Norden zu abnehmen und hier ganz verschwinden, aus. Zwischen beiden befindet sich ein drittes charakteristisches Vegetations-Gebiet, das der Makuka-Berge; der Mossani-Baum (Bauhinia), der zum ersten Mal nördlich von Tenani erscheint, bildet zwischen Shasha und Makuka beinahe die einzige baumartige Vegetation. Das Hochland der Wasserscheide bildet eine Grasfläche mit vereinzelten, leicht zu zählenden Bäumen. Gegen Nordosten wird von dem theilweise unter Mosilikatse stehenden Stamme der Mashona eine unglaubliche Menge Reis kultivirt, der uns als eine unverhoffte Zugabe zu unserer immerwährenden trockenen Fleischkost diente; Arachis (hypogaea, Erdpistacie) wird überall angebaut.

„Von den Thieren will ich hier nur kurz erwähnen die Tsetse (Glossinia), diese große Plage und Geißel für jeden nicht zu Fuß Reisenden. Sie verursachte mir am Gelenk der rechten Hand eine thalergroße Entzündung, verbunden mit einem Schmerze, der dem durch unsere besonders beim Baden lästigen Stechfliegen der Heimath hervorgebrachten gleich ist; nach einer Stunde war Schmerz und Entzündung verschwunden. Die Verbreitung der Tsetse habe ich in meiner Karte angegeben; sonderbar ist es mir aufgefallen, daß sie an den südlichen Ufern der Flüsse eine größere Verbreitung hat als an den nördlichen.

„Unter den Honig-machenden Bienen will ich erwähnen der kleinen stachellosen Mokha, die den fettesten und süßesten Honig bereitet, denselben in sehr unregelmäßig geformte und zu Klumpen vereinigte Säcke von etwas mehr als Erbsengröße

in verlassene Termitenhügel sammelt und nur für die Larven und deren Nahrung Waben anfertigt. Sie findet sich hauptsächlich auf der Wasserscheide und in großer Menge.

„Im Sande der nördlich von Mosilikatse befindlichen Flüsse kommen Skelette von Fischen vor, deren Kiefer unverhältnißmäßig große, starke und spitzige Zähne haben. Jeder Fluß hat Krokodile, selbst solche, die des seichten Wassers und der Sandmassen wegen durchaus keine vermuthen lassen."

Herr Dr. Petermann bezeichnet die von Herrn Mauch eingesendete Karte als eine höchst werthvolle Bereicherung der Kunde von Süd-Afrika, denn sie umfaßt die ganze Gegend vom Vaalfluß bis zum Zambesi und enthält eine Menge der interessantesten Notizen. Dieser tüchtige schwäbische Reisende hat also durch seine bisherigen Leistungen genugsam seine Befähigung und seinen innern Beruf zu einem Unternehmen erwiesen, dessen Riesengröße Hunderte von anderen, günstiger gestellten wissenschaftlichen Forschungsreisenden abgeschreckt hätte. Was der beharrliche kühne Mann seither erzielt hat, das ist ihm nur gelungen durch eigene ungeheure Opfer und durch Darlehen guter Menschen, von denen er in jener fernen europäischen Niederlassung einige zu finden so glücklich war, nämlich einige Deutsche, namentlich einen Mecklenburger, Namens Friedrich Jeppe aus Rostock, welcher eine Zeitung, den ‚Transvaal Argus', in Potschefstroom herausgibt, einen Berliner Missionär Merensky, und einen in Potschefstroom ansässigen schwedischen Kaufmann, Namens A. Forßman. Gleichwohl ist Herr Mauch schon im März d. J. wieder auf eine neue Expedition in's Innere aufgebrochen, welche ihn westlicher als seine vorjährige Expedition führen und in den Stand setzen wird, die noch gänzlich unbekannten Aequatorial-Gegenden Inner-Afrika's zu erreichen.

Angesichts dieses unermüdlichen Eifers, dieser kühnen, durch keine Hindernisse abzuschreckenden Thatkraft, dieser glänzend bestätigten Befähigung Mauch's zu einem derartigen Unternehmen ist es gewiß Pflicht der deutschen Nation, einen solchen Mann in seinem Vorhaben nach Kräften zu unterstützen, insbesondere so lange das politisch noch so vielfach zerrissene Vaterland nichts für wissenschaftliche Zwecke dieser Art aus National-Mitteln zu thun im Stande ist. Darum ist es nur mit dem größten, herzlichsten Danke anzuerkennen, daß Herr Dr. Petermann die Aufforderung zur Unterstützung dieses thatkräftigen Forschers erlassen hat, welche wir auf der letzten Seite des vorliegenden Heftes zum Abdruck bringen. Schon der erste Aufruf dieses Gelehrten im kleinen Kreise hat einen Ertrag von etwa 800 Thlr. preuß. Cour. geliefert, und aller Orten bemühen sich nun gelehrte Vereine und einzelne Männer, um dem kühnen Forscher die Mittel zu ausgedehnteren Reisen, zur Beschaffung des erforderlichen kostbaren Apparats an wissenschaftlichen Instrumenten u. s. w. zu verschaffen. Von Seiten der deutschen Fürsten ist noch nichts für Mauch geschehen, — was bis jetzt an Beiträgen für ihn floß, kam aus der Hand von Privaten, und mit Rührung bemerkt man in der Liste der Beiträge auch manches Scherflein hochherzig fühlender Frauen. Gewiß wird auch in dem Vaterlande Mauch's der Aufruf zu seinen Gunsten nicht vergebens erschallen, zumal es sich nicht um die Ausführung eines Projekts einzelner gelehrter Kreise, sondern um die Förderung der Zwecke eines deutschen Forschers handelt, welcher mit einem klar bewußten Plan Heimath und Familie und Behaglichkeit aufgegeben hat, um unbeirrt unter entmuthigenden Schwierigkeiten aller Art sein Leben und seine ganze Thatkraft einzusetzen für das Ziel, der Wissenschaft genaue Kunde über einen noch gänzlich unbekannten ungeheuren Landstrich im tiefen Innern des gefährlichsten aller Kontinente zu verschaffen. Unbestritten ist er augenblicklich der einzige tüchtige Reisende im Innern von Süd-Afrika, der mit Aussicht auf Erfolg die großen Aufgaben seiner berühmten Vorgänger Livingstone, Speke, von der Decken ꝛc. weiter zu führen sucht. Unbestritten ist es eine Pflicht der Nation, eine solch aufstrebende ununterstützte Kraft, welche zur Verjüngung der Wissenschaft so wesentlich beiträgt, durch die Theilnahme und werkthätige Sympathie des Volkes zu unterstützen, wo kläglicherweise von den Regierungen nichts für die Förderung solcher ersprießlichen Leistungen geschieht.

Zeigen wir Deutsche, daß wir uns in solchen Dingen nicht von den Engländern beschämen lassen, wo Regierung und Privaten wetteifern, um solche muthige Pioniere der Wissenschaft mit den erforderlichen Mitteln zur Verfolgung ihrer Zwecke reichlichst auszustatten! Sollten uns unsere besten, talentvollsten Söhne weniger lieb und werth seyn, als den Britten die ihrigen?"

Otfrid Mylius.

Ein Uebergang über die Alpen.

Am 6. July 1844 kehrten wir von einem kleinen Ausflug nach Italien zurück. Nachdem wir von den Borromeischen Inseln noch Isola Bella und Media besucht hatten, begaben wir uns nach Palanza, einem piemontesischen Städtchen, wo wir wieder visitirt wurden, genossen allda das Mittagsmahl und fuhren bald nachher, wiederum überwacht durch den unvermeidlichen Grenzsoldaten, per Gondel dem Dampfboot zu, das uns nach Magadino bringen sollte. — Auf der sardinischen Grenze war man damals so streng, daß das Dampfboot, welches täglich von Magadino (in der Schweiz) nach Sesto Calende (in der Lombardei) hin- und zurückfuhr, nirgends am sardinischen Ufer anlegen durfte, es sei denn, daß es sich den unausstehlichsten Mauthplackereien aussetzen wollte. Auf dem Schiffe fand sich unsere ganze Reisegesellschaft, die sich einige Tage zuvor auf dem Comer-See in zwei Parthieen getrennt hatte, wieder zusammen. Die Herren, welche von Mailand kamen, trafen wie in Gesellschaft eines norddeutschen Oberamtmannes und seiner beiden Töchter, die von Rom zurückkehrten. Der letztgenannte Herr war eine athletische Gestalt, mehr als sechs Fuß hoch, verhältnißmäßig breit und stark und nach seiner Angabe mindestens zwei Centner schwer; die beiden Damen, welche sehr groß und fest aber eben so mager waren als der Papa dick, und sich durch Jugendfrische und

Schönheit nicht gerade hervorthaten, waren muntere, aufgeklärte Mädchen und nichts weniger als Coquetten; und man sah es ihnen gleich an, daß sie schon in der Welt gelebt und gelernt hatten, sich unter Menschen zu bewegen; kurz und gut: die ganze Gesellschaft freute sich über diese neue Bekanntschaft, und manchmal lachten wir herzlich über die guten und schlechten Witze und kleinen Aufschneidereien, welche der Oberamtmann, besonders in Airolo, preisgab. — Als wir in Magadino landeten, bestiegen wir alsbald einige Wagen, die uns nach Bellinzona brachten, von wo wir am andern Morgen früh nach Faido fuhren, hier zu Mittag speisten, und alsdann die Reise nach Airolo zu Fuß fortsetzten. Da es gerade Sonntag war, begegneten wir unterwegs vielen Kirchengängern, und so traf es sich, als wir in Biasca anhielten, um dort unsere Pferde zu füttern, daß gerade die Kirche ausging; erst verließen die Weiber und Mädchen, darnach die Männer und Burschen die Kirche, Weiber und Männer beide je in zwei Gliedern wie Soldaten, die im Flankenmarsch begriffen.

Bis ungefähr auf der Höhe von Piota durchwanderten wir, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer des Tessins, bald mehr bald weniger bekannte, aber immerhin sehr ansprechende Gegenden. Von obengenanntem Orte an aber hört die Vegetation, wenn auch nicht vollständig, doch so ziemlich auf; hie und da sieht man freilich noch Gras und Feldblumen, sogar auf den Bergen auch noch Wald, und in der Nähe von Airolo selbst noch etwas Getreide; meistens aber starrten uns die kahlen Felswände an, und jenseit des letzteren Ortes gelangt man in eine helle Fels- und Steinöde, wo das Auge auch durch keine Spur einer Vegetation mehr erfreut wird; höher hinauf, vom Wege ab, fanden wir wieder Alpenpflanzen. — Kurz vor Airolo passirten wir schnell hinter einander zwei große Gallerieen oder Tunnels, wo wir, wenn das Dorf nicht so nahe gewesen, Schutz gegen den jetzt in hellen Strömen herabrieselnden Regen gesucht hätten; so aber gingen wir schweigend fort und kehrten bald zu den „drei Königen" ein, um allda noch mehr als 80 Stunden zu verweilen, denn es regnete nicht nur die ganze Nacht, sondern auch am folgenden Vormittag unaufhörlich fort. Wir waren darum nicht wenig froh, als sich die Wolken während des Mittagsessens verzogen und es trocken wurde, wodurch wir Nachmittags Val Canaria besuchen konnten, wo wir auf eine reiche geognostische Ausbeute hofften, und auch nicht getäuscht wurden. Für den Geognosten ist das Canaria-Thal ein herrliches Thal, sonst ein wilder, öder, steiniger Tobel; ein reißender Bergstrom durchzieht denselben und führt unter seinen Felstrümmern allerlei Mineralien, welche man sich sonst nur mit der größten Mühe würde verschaffen können. Gegen Abend kehrten wir mit reicher Beute beladen heim. Als wir an der Schmiede des ziemlich wohlhabenden Dorfes, mit damals etwa 600 Seelen, vorüberkamen, bot der Cyclop uns einen Stein mit einigen kleinen hübschen Quarzkrystallen zum Kauf an, war aber nicht wenig verwundert, als wir ihm zwei Franken statt der verlangten vier Zwanzig-Frankenstücke boten. In's Gasthaus zurückgekehrt fanden wir einen reellen Mineralienhändler, von welchem sich jeder von uns diesen oder jenen Stein, welchen er noch nicht gefunden hatte, kaufte.

Mit unserem Gasthaus waren wir wohl zufrieden, obgleich uns auch hier wiederum die Fatalität zustieß, zu Vieren in einem Zimmer, und zu Zweien in einem Bette schlafen zu müssen; aber in der vorletzten Nacht hatte ich in Levino und Lago Maggiore mit noch drei anderen ein Bett theilen müssen.

Unser äußerst dienstfertiger und freundlicher Wirth zu den „drei Königen" in Airolo war damals seit Kurzem Wittwer, und bat deßwegen um Entschuldigung, wenn wir etwas auszusetzen hätten; seine Töchter aber hielten ihm anscheinend nicht nur gut Haus, sondern sie waren auch die Zierde desselben und besonders die älteste, ein Mädchen von etwa 22 Jahren. Wir erklärten einstimmig die fünf Töchter unseres Wirthes für schön, und eben so einstimmig die Aelteste für das schönste Mädchen, das wir noch je gesehen, obwohl wir aus Polen, Nord- und Süddeutschland, Holland, Schweiz u. s. w., kurz aus aller Herren Länder, im Ganzen 17 Herren und zwei norddeutsche Damen, die aufrichtig mit uns übereinstimmten, hier zusammen waren. Die Blondine war aber nicht allein bildschön, sondern auch ihre Stimme hatte einen so wundervollen Silberklang, daß es eine Freude war, dieses Mädchen ihr liebliches und reines Italienisch oder Französisch sprechen zu hören; und da auch ihre Bewegungen graciös und ohne Ziererei, war es nicht nur ein Prachtexemplar eines Alpenkindes, sondern damals, wenn vielleicht auch nicht das Schönste, was die Frauenwelt bieten kann, jedenfalls das Schönste, was wir davon damals und vielleicht auch jetzt noch je gesehen haben. Zehn oder zwölf Jahre später erzählte mir einer von unserer damaligen Reisegesellschaft, daß er sie vor ein paar Jahren als Frau und Mutter von zwei Kindern in Airolo wiedergesehen, und daß sie noch immer dieselbe herrliche Erscheinung von damals war.

Beim Nachtessen erkundigte sich der Herr Oberamtmann nach unseren Plänen für den folgenden Tag, und als er erfuhr, daß wir, wenn es das Wetter erlaubte, eine der höchsten Spitzen des Gotthards besteigen wollten, erklärte er sich anschließen zu wollen, und ob wir ihn nun auch auf die Beschwerden im Allgemeinen, insbesondere aber für Damen und für einen zwei Centner schweren, schon etwas bejahrten Mann, — ferner auf die Möglichkeit durch Unwetter überfallen zu werden, auf die unausweichlichen Beschwerden von einem Gang über frisch gefallenen Schnee am steilen Hang — denn bis ziemlich tief hinunter hatte es geschneit — aufmerksam machten, es half alles nichts, er und seine Töchter bestanden darauf und waren von dem besten Muthe beseelt, und da die Damen wohl so aussahen als könnten sie Strapazen ertragen, so nahmen wir endlich und auch gerne den Vorschlag an. — Während unseres Aufenthaltes in Airolo waren wir vollauf beschäftigt gewesen, unsere gesammelten Mineralien zu verpacken und die Pflanzen zu trocknen, und dennoch ging weitaus die Mehrzahl der letztern verloren, weil das Trocknen überhaupt schwer, und vollends auf einer solchen flüchtigen Reise, in einer meistens feuchten Atmosphäre, fast eine Unmöglichkeit ist.

Am 9. früh sechs Uhr sagten wir unserem freundlichen Gastwirth und seinen fünf Grazien Lebewohl und auch der italienischen Sprache, welche den Gotthardt nicht übersteigt; unser Gepäck schickten wir mit einem Wagen nach Andermatt voraus mit dem Auftrag, uns auf den Abend Quartier zu bestellen, und dann ging es rüstig bergauf, immer mehr dem ewigen Winter zu. Nach einer starken Stunde hielt unser Führer an, denn jetzt mußte entschieden werden, ob wir den Zella oder die Fieudo besteigen sollten; weil aber letztere, wohin wir eigentlich gewollt hatten, noch immer mit einer Wolkenmasse umgeben war, entschlossen wir uns für den ersteren, abwohl nur ungerne, denn diese Bergspitze erreicht nur eine Höhe von 8330′ und wird durch die anderen um volle 1800′ überragt. — Von nun an wurde es auf unserem jetzt stark steigenden Weg immer öder, denn wenn wir auch noch immer neue und blühende Pflanzen fanden, die uns van dem quasi auch hier herrschenden Sommer erzählten, so erinnerten uns doch die steis kahler werdenden Felsenwände und auch die Vegetation selbst, — indem wir die Waldregion bald hinter uns hatten — mehr und mehr an den hohen Norden; unsere Aufmerksamkeit wurde gleichzeitig jeden Augenblick auf's neue gefesselt bold durch eine schöne Aussicht, bald durch eine uns noch unbekannte Pflanze, bald durch einen hübschen Stein; dennoch drängte sich uns immer lebhafter und gewaltiger die Ueberzeugung auf, daß wir zur höchst ungewohnten Zeit dem Winter entgegeneilten. — Auf etwa 6000′ Höhe hielten wir an einer Sennhütte an, wa gerade Käse bereitet wurde, welchen wir natürlich alle kosten mußten, aber mit dem ersten Bissen hatte ich vollkommen genug, verzichtete auf jeden weiteren Genuß gerne und setzte mich auf das Schieferdach der Hütte, um die herrliche Aussicht zu genießen, was aber nur kurz dauerte, denn bald ging es wieder weiter, und wir erreichten einige hundert Fuß höher die Schneelinie, welche damals um wenigstens 200′ höher war als sonst.

Am Fuße eines unobsehbaren Schneefeldes, dos nur selten durch einen schwach grünlichten Streifen unterbrochen war, setzten wir uns noch einmal auf einige Augenblicke, um Kräfte für den letzten Gang zu sammeln; dann ging es steil bergan über festen Schnee, gewiß noch mehr als 1000 Fuß höher. — An einigen Stellen war die Schneedecke dünn, und da sproßte denn zuweilen ein Grashälmchen oder sonstiges Pflänzchen hervor; an anderen Stellen aber lag der Schnee je nachdem zwei und mehr, in Rissen und Spolten vielleicht zwanzig Fuß hoch. — Dieser Gang war kein leichter und insbesondere als es galt, den letzten Kegel von etwa 2 bis 300 Fuß Höhe zu besteigen, denn da der Schnee hier sehr dick lag, mußten wir an einer schorfen Kante, wo man auf der einen Seite in unermeßliche Tiefe schaute, sehr steil hinonsteigen, und so wor es wohl erklärlich, daß es mir, dem Sohne der Ebenen, auf einen Augenblick recht schwindlig wurde; aber schnell drehte ich den Kopf und vorüber war es, — ich konnte dann wieder ruhig in den Abgrund hinabschouen.

Gerade Mittags zwölf Uhr erreichten wir die höchste Spitze, eine länglichte Fläche, welche im Gonzen kaum zehn Quadratellen halten mochte, und somit für eine so große Gesellschoft koum genügenden Raum bat, weil auch noch in der Mitte eine Steinsäule von 10′ Häße aus rohem Sandsteine aufgerichtet war. — Zu unserem Glücke war es ziemlich windstill und daher auch eigentlich nicht kalt, obwohl die uns mit voller Pracht anscheinende Sonne keine andere Wirkung auf uns ausübte, ols die, welche wie an einem frischen Wintertag empfinden, wo ein heller Sonnenschein wohl unser Herz erfreut, aber den Körper nicht erwärmt; die Freude aber jener halben Stunde, welche wir so hoch oben verlebten, werde ich nie vergessen, denn wir genossen eine unbeschreiblich schöne Aussicht. Im Norden lag der Berg Prossa, nordwestlich das Gotthardt-Hospiz und in desselben Nähe das Gasthaus und das Entrepot und noch zwei kleine Seen, und in gleichee Richtung, aber entfernter, die höchste Spitze des Gatthardtstocks, Picolo orvino genannt. Im Westen lag der Berg Fieudo — den wir füglich hätten besteigen können, da jetzt nur noch hie und da eine kleine Wolke an ihm vorüberzog. In südlicher Richtung glänzten die Gletscher des Gries — 7600′ hoch — zu uns herüber; an der Verschiedenheit der Farbe war es deutlich sichtbar, daß sie theilweise mit frischgefallenem Schnee bedeckt seyn mußten. Gerade südlich und tief unter uns — die Differenz betrug beinahe 5000′ — lag Airolo mit dem umliegenden Terrain, mit dem Tessin und mit dem schönen Wasserfall, der etwas unterhalb Airolo mit prachtvollem Bogen hervorspringt und sich in den Tessin ergießt. Selbstverständlich war dieß nur ein Miniaturbild, das sich aber klar und deutlich vor unseren Augen entfaltete. Zur selben Zeit zog ein vierspänniger Wagen, etwas oberhalb der Holzregion, und also noch 3000′ unter uns, bergan. Abgesehen von der Tiefe, in die wir schanten, hätten wir uns denken können: wir müßten nachher Wagen und Pferde zu dem anderen Nürnberger blechernen Fuhrwerke in die Schachtel packen, so winzig klein kamen uns dieselben vor. — Im Osten wurde die Aussicht auf wenig Entfernung durch ungeföhr gleich hohe Bergkegel begrenzt.

Die wundervalle und imponirende Aussicht bleibt mir immer unvergeßlich; möge auch dos Bewußtseyn, mehr als 8800 Fuß aberhalb der Meeresfläche, und immerhin noch mehrere 1000 Fuß höher als der höchstbewahnte Theil der Schweiz sich zu befinden, ebensoviel dazu beitragen als die belebende Kraft dieser im Augenblick so milden, ruhigen, fast stillen und feinen Bergluft andererseits, immerhin ist und bleibt es doch die unaussprechlich schöne Aussicht in Gattes herrliche Schöpfung, die sich so tief einprägt, daß man auch nach zwanzig und mehr Jahren sich noch lebhaft daran erinnern kann. — Ein Himmel von einem unsäglich reinem Blau, nicht von jener tiefen, matten, das Auge so befriedigenden Farbe wie häufig gegen Abend in Italien, sondern lebendig und das Auge reizend, so daß es immer hineinschauen möchte und auf die Daner doch nicht konnte; dann das herrliche Schimmern und Blitzen der durch den schönsten Sonnenschein hellbeleuchteten Firnen und Gletscher; der Blick in die weite, weite un-

ermeßliche Ferne, wo man nur staunend und mit mysteriöser Scheu hinschaut, oder in schwindelnde Tiefe, wo so die lebendige Ahnung dem Auge zu Hülfe kommen muß; das senkrechte Hinabsinken stolzer Felswände, und wiederum das Himmelanstreben jener gewaltigen Berge, die starren, schroffen Massen, worauf das Auge nicht ruhen kann, ohne daß der Geist hinüberschweift zu den erst kürzlich verlassenen herrlichen Gestaden des Comer- und Langen-Sees, wo man, in der Mitte der reichsten Naturfülle, hoch oben aus weiter Ferne die ewigen Schneefelder zu sich herüberglänzen sah; kurz, das Majestätische des Ganzen imponirt derart, daß man eigentlich nicht mehr in sich selbst lebt, sondern nur noch in dem was ahnend sieht und schauend ahnt, wobei man augenblicklich ganz vergißt, daß die Erde, um ihre Tausende von Millianen lebender Geschöpfe erhalten und ernähren zu können, doch nur an seltenen Stellen so seyn kann, und daß man sich inmitten einer scheinbar ewig todten Natur befindet, wo für uns kein Bleiben ist oder wäre, bis man wie mit Einem Male aus der Betäubung erwacht und zum Bewußtseyn zurückgekehrt, daran denkt, daß man bald von hier scheiden muß. Aber auch alsdann, und erst recht, verirrt sich das Auge wieder, und mit fast wilder Gier, in weite, weite Fernen und Tiefen; voll Wonne sieht man noch einmal in die Welt hinein und genießt mit vollen Zügen, denn erst jetzt wird der Blick praktisch, das vorher überwältigte Gefühl wird immer mehr befriedigt, man schaut, um das Gesehene sich so recht einzuprägen, und auf die Zukunft zu bewahren; denn man möchte für immer die Eindrücke jener unvergeßlichen Augenblicke in sich auf- und mit fortnehmen.

Aus dieser Stimmung weckte mich eine Bewegung des Führers, als ob er uns einlade, ihm zu folgen; er trat nämlich seitwärts auf den Schnee, stützte sich auf den langen Stock und rutschte mit Blitzesschnelle hinunter; aber noch bevor wir der fremden Erscheinung mit dem Auge bis zum Ende gefolgt war, stand er schon ruhig unten und wartete bis wir, mit mehr oder weniger Glück, die Rutsche zurückgelegt hatten. Aber auch jetzt ging der Weg wieder über den Schnee und bot dem Führer aufs Neue Gelegenheit, uns seine Gewandtheit zu zeigen; die Bewegung erschien uns so leicht und natürlich, daß die Wenigen, die bis dahin, eben weil es so Mode ist, den Alpenstock umsonst getragen hatten, es auch versuchten, aber von Glück sprechen konnten, daß die Probe auch nicht im mindesten gelingen wollte, denn eine Rutschparthie Kopfunter, zerrissene Kleider, aufgeschürfte Hände und Gesicht sind leicht die traurigen Folgen von der überaus possierlichen und schnellen Fahrt in die Tiefe, wobei man auch noch von Glück sprechen kann, wenn man sich, unten angekommen, den Kopf nicht jämmerlich an einem Stein zerschlägt.

Gerade als ich meinen Rücktritt beginnen wollte, und zum Abschied auf der Sonnenseite noch einen Blick in weite Ferne geworfen, fiel mein Auge auf ein Plätzchen, wo fast kein Schnee war, und unterschied dort ein niedlich blühendes Vergißmeinnicht das ich mir aneignete und als greifbares Andenken mitnahm.

Nachdem wir die Schneeregion verlassen hatten, durchkreuzten wir wohl eine halbe Stunde lang eine recht wilde Gegend mit der ärmlichsten Vegetation, aber mannigfaltigsten und groteskesten Aussicht. — Als wir uns mittlerweile auf einige Augenblicke gesetzt und dieser und jener seine gesammelten Mineralien und Pflanzen ordnete, hörte ich plötzlich etwas hinter mir aufschlagen und sogleich schlug mir ein Stein aus kaum 25′ Höhe mit solcher Gewalt gegen den rechten Arm, daß er mich noch viele Tage lang schmerzte; er war einem der Mitreisenden beim Ordnen entschlüpft und nicht ahnend, mit welcher Kraft mir derselbe zu Leib ging, lachte er herzlich über die tollen Sprünge, womit er wieder von meinem Arm weg sich in unabsehbarer Tiefe verlor.

Eine starke halbe Stunde später erreichten wir ein kleines Bergwasser, eine zweite Quelle des Tessin, der bekanntlich hinter dem Hospiz einem See entströmt. Nur hie und da ist dieser Bach sehr wasserreich, aber alsdann auch recht wild, wie jetzt, nach dem lang anhaltenden Regen und Schneefall, und da für uns an ein Durchwaten nicht zu denken war, was unser Führer wohl geahnt, hatte er für einen Träger gesorgt. Zweien oder Dreien aus der Gesellschaft gelang es freilich, von einem Stein auf den andern springend, das andere Ufer zu erreichen, die Uebrigen aber zogen es vor, sich hinübertragen zu lassen, was wegen des steinigten Flußbettes und des starken Falles des reißenden Wassers keine kleine Aufgabe für den Träger war, weil er auf Augenblicke bis an den Bauch in's Wasser ging. — Unsere Gesellschaft war nur sehr allmählig an Ort und Stelle gekommen; zu allerletzt erschienen die beiden Damen mit dem Oberamtmann und noch einige Herren, welche stets redlich bemüht waren, sich um die Damen verdienstlich zu machen. Hätte nur die jüngere das Beispiel ihrer Schwester befolgt und sich dem Träger ruhig unvertraut, ich würde heute, nach mehr als zwanzig Jahren, wohl schwerlich mehr an diese Scene denken; aber das Tolle, Possierliche derselben machte erst die Sache recht interessant und ich kann nur bedauern, daß ich dem ästhetischen Sinn der Leserinnen durch eine wahrheitsgetreue Schilderung fast zu viel zumuthen muß. Auf dem Arme die Dame zu tragen war, sowohl wegen ihrer Größe als wegen der reißenden Strömung, rein unmöglich; sie mußte sich also auf den Rücken des Trägers setzen. — Zum Glücke trugen die Damen damals noch keine Krinalinen und auch nicht solche weite und lange Kleider als jetzt. — Fräulein J. that es, ob mit Grazie weiß ich nicht, aber jedenfalls mit so vielem natürlichem Anstand, daß sich wohl niemand von uns mehr ihrer Situation erinnern wird; sie kam auf die andere Seite, ohne daß wir Notiz davon genommen hatten. Als aber der Träger, zurückgekehrt, Fräulein E. aufforderte, sich ihm anzuvertrauen, weigerte sie sich, und machte allerlei Einreden; es half nichts, daß wir und Fräulein J. ihr Muth einsprachen, am allerwenigsten aber beachtete sie den Zuspruch ihres Vaters, was den guten Mann fast außer sich brachte. Es war ein höchst komischer und doch auch fast tragischer Auftritt um diesen Streit zwischen Vater und Tochter, wo zwischen hinein das Kauderwälsch des Trägers und unser und der Schwester Zusprüche vergeblich ertönten. Endlich aber erklärte

sie feierlichst: ihr Vater sollte sich noch hinübertragen lassen, sie aber wolle zurückkehren, was den Herrn Oberamtmann in solche Entrüstung versetzte, daß sie den Muth zum längeren Widerstand verlor und sich dem Träger anvertraute, aber mit so vielem Ungeschick, daß der treue Schweizer, sich wohlbewußt mit seiner Last auf diese Weise unmöglich über den immerhin 25 bis 30 Fuß breiten Strom dringen zu können, mehrmals den Rücken krümmte und die Dame zurechtzusetzen suchte; aber damit hatte er alles verdorben, denn als er sich nun ins Wasser begeben wollte, ließ sie ihn los und blieb zu ihrem Glück auf dem Ufer stehen, er aber fiel rücklings zu Boden. Dieß war uns allen und besonders dem Papa kein kleiner Schrecken, denn ohne Führer konnten wir nicht weiter, und gerade hier wären wir ohne ihn kaum fünfundzwanzig Schritte sicher gewesen, und weil es dazu schon ziemlich spät war, und wir überhaupt noch einen langen mühsamen Weg bis zum Hospiz hatten, durften wir nicht länger weilen; aber guter Rath war theuer, Bitte, Zuspruch, Drohung, alles war vergebens. Endlich bat Fräulein J., wir möchten uns noch einmal entfernen, vielleicht wage es ihre Schwester alsdann wieder, und mag es nun seyn, daß sie dadurch wirklich wieder Muth gewann, genug: sie übergab sich dem Träger gerade in dem Moment wieder, als wir unmöglich weiter gehen konnten und endlich umschauten, ob bald ein Ende an die Sache komme. Als sie sich nun wieder höchst ungeschickt dem Manne auf dem Rücken gelegt und seinen Hals umklammert hatte, trat er ans Wasser, bückte sich im Augenblick des Hineinsteigens, schob die Dame mit wahrer Kunstfertigkeit auf seinem Rücken hinauf, ergriff ihre beiden Füße, streckte dieselben, in jede Hand einen, gerade hinaus, und unbekümmert, daß die Kleider im Bogen durch das Wasser zogen, marschirte er der andern Seite zu, wo er seine Last alsbald ans Ufer brachte. Der Anblick war mehr als komisch, wir konnten uns des Lachens nicht enthalten, und Papa und Schwester lachten hellauf mit uns, sowohl über die Situation der Dame als über des Trägers Kunstfertigkeit. Zum Glücke des armen Mädchens wurde unsere Aufmerksamkeit sogleich durch das Uebersetzen des Oberamtmanns vollkommen in Anspruch genommen, denn unser Träger war schon müde, und wenn er auch groß und von nervigem Bau war, so sah er doch höchst unbedeutend aus im Vergleich zu dem kolossalen Mann, der seiner Hülfe noch harrte, und so fürchteten wir, daß seine Kräfte nicht mehr ausreichen würden. Allein auch sein Transport über den Sturzbach ging, obwohl langsam, glücklich von statten; seine beiden Töchter schauten händeringend, und wir durchaus nicht ohne Sorgen seinem Ritt per hominem zu, er aber war voll Muthwillen und neckte sowohl seinen Träger als seine Töchter, und als er wohlbehalten bei uns angelangt war, sagte er lachend: „Wenn es hier etwas Anderes als Wasser zu trinken gäbe, so müßten Sie mir Bescheid thun, jetzt aber lade ich Sie zu einer gemeinschaftlichen Prise ein.“ Seinem Wunsch wurde natürlich mit Freude entsprochen, und dann ging es dem Führer nach Bergauf Bergab. Etwa eine Stunde vom Hospiz passirten wir schnell nach einander zwei ausgedehnte Schneefelder; als wir das Letztere, das wenigstens theilweise eine ausgedehnte Thalmulde war, hart an einer Felswand gehend überschritten, glitt ich aus und sank mit einem Mal bis über die Knie in den Schnee, ein höchst unbehagliches Gefühl, weil der Schnee stets unter mir auswich, und ich hiedurch immer tiefer hineinkam; instinktmäßig warf ich mich aber im Moment um, erreichte mit den Händen wieder den festen Boden und war dann bald auf den Füßen — Von dem letzteren Schneefeld hinweg kamen wir in eine unabsehbare Steinwüste, ein wüstes Steinmeer, wo Felsblöcke aller Art und Größe kreuz und quer durcheinander gewürfelt waren. Volle Dreiviertel-Stunden mußten wir uns durch die Steinöde hindurchwinden, eine harte Aufgabe, besonders für die Damen, welche uns dennoch in kürzester Entfernung folgten und nur wenig später als wir, nach einem acht- bis neunstündigem Marsche, im Gasthause ankamen, wo wir denselben wegen ihrer Ausdauer die wohlverdiente Bewunderung zollten. Hier stärkten wir uns mit einem frugalen Imbiß und suchten durch Zeichen uns mit den gerade anwesenden Hausleuten zu verständigen, denn ihre Sprache war ein für uns alle unverständliches Jargon, das vielleicht nicht über die Hausschwelle hinausreichte.

Das Gasthaus und besonders das Entrepot, große und massive Gebäude, boten des Sehenswerthen nichts besonderes; das Hospiz, ein ehemaliges Kloster, östlich unweit der Chaussee gelegen, ist von gewaltiger Construktion. Seit einigen Jahren hatten es die Mönche verlassen, und widmete sich ein Mann, auf dessen Namen ich mich leider nicht entsinnen kann — er starb erst vor einigen Jahren allda — mit seiner Familie, aus Liebe zu seinen Mitmenschen, dem beschwerlichen Dienst an dem Hause der Zuflucht, und hatte seit einigen Jahren zwei Bernhardiner-Hunde bei sich, starkgebaute dunkelgrauhaarige und sanftmüthig aussehende Thiere von der Größe eines großen Schäferhundes. Noch höher als das Hospiz liegen westlich von der Chaussee und etwas nördlich vom Gasthaus zwei kleine Seen, aus deren höchstgelegenem der Tessin und die Reuß entfließen, welche beide Flüsse freilich noch verschiedene andere Quellen aufzuweisen haben. Aber merkwürdig ist es immerhin, daß zwei so wichtige Flüsse, die in gerade entgegengesetzten Richtungen ablaufen, im gleichen, und nichts weniger als umfangreichen Bassin ihren Ursprung haben. — Als wir nach Andermatt abgingen, war es schon empfindlich kalt geworden, was bei einer Meereshöhe von 6700′ nicht wundern wird, wenn man bedenkt, daß die Sonne sich hier nach drei Uhr Nachmittags schon hinter das Gebirge verbirgt, und mitten im Winter hier sogar auf etwa drei Monate gar nicht sichtbar ist.*)

Bergab nach Andermatt hatten wir eine prächtige Chaussee, die bald auf das linke Reußufer überging, und da der Fluß durch allerlei Zufluß bald mächtig zunahm, waren einige Herren unserer Gesellschaft, die auf dem rechten Ufer geblieben waren, um zu uns herüberkommen zu können, genöthigt, von

*) Bemerkenswerth ist noch, daß in der nächsten Nähe des Klosters Torf zu gewinnen wäre, der aber nicht benützt wird, während man um schweres Geld und Mühe sich das nöthige Brennholz aus dem Thal heraufführen läßt.

einem Felsblock zum andern theils springend, theils watend, den Fluß zu durchschreiten. In der Nähe des Dörfleins „Zum Dorfe" geheißen, wo uns die ersten Alpenrosen wieder begrüßten, hatten wir eine prachtvolle Aussicht auf den 11,400′ hohen Galenstock zu unserer linken Seite; in der Nähe von Andermatt gab es schon wieder Wald, den winzigen Ueberrest eines früheren Tannenwaldes, der der hiesigen Gegend in früheren Jahren nachdrücklichen Schutz gegen Lawinen gewährte, leider aber durch französische Soldaten fast ganz vernichtet wurde. Andermatt, das noch 4500′ hoch liegt, ist ein großes und nettes Dorf und hat eine beziehungsweise angenehme und günstige Lage, daher, daß die Vegetation hier auch fast mit jedem Schritt zunimmt, besonders je mehr man sich dem Urnerloche, etwa 1/4 Stunde rückwärts gelegen, nähert. Wir kamen hier schon um etwa 6 Uhr an, und benützten die Zeit bis zur Ankunft des Oberamtmanns, zu einem Besuch bei einem Mineralienhändler, der nicht zu seinem Schaden jedem Fremden die Besichtigung seines ziemlich umfangreichen Kabinets gestattet. Auch ich kaufte hier Stilpith, Rauchtopas, Turmalin und sogenanntes Bergleder. — Als wir nach Hause kamen, trafen wir unsere Nachzügler, und suchten nach dem gemeinschaftlichen Nachtessen mit obligatem Ziegenfleisch, wozu für nicht Eingeweihte in dieser Branche der Gastronomie ein außerordentlicher Appetit und möglichst abgestumpfte Geruchs- und Geschmacksnerven gehören, — unsere Betten auf, Gottlob zum letzten Male zu zwei mal zwei in einem Zimmer mit nur zwei Bettstellen.

Am 10. Juli früh Morgens schickten wir unser Gepäck, das mit jedem Tag um viele Pfunde schwerer geworden, nach Amsteg und um halb sieben Uhr brachen wir selbst dorthin auf, aber wie verwundert waren wir, am Urnerloch unserem Oberamtmann und seinen beiden Töchtern, und einem unserer Herren, einem kleinen breitschultrigen Männchen zu begegnen, das sonderbar mit der Riesenfamilie kontrastirte und trotz unsererer kleinen Neckereien über seine Galanterie, den Damen stets die größte Aufmerksamkeit erwies. Wir hatten dem Oberamtmann nämlich angerathen, eine Stunde vor uns abzureisen, damit wir etwa zu gleicher Zeit in Amsteg ankommen würden, die Damen hatten aber ihre Regenschirme vergessen, kehrten deswegen zurück und wurden nun, anstatt unsere Vorhut, zu unserem Nachtrab und trafen erst beim Abgang des Dampfboots in Flüelen mit uns wieder zusammen.

Am Urnerloch — wo eine etwa 200′ lange schöne Gallerie, längere Zeit die einzige in der Schweiz — stürzt die Reuß sich zur Linken zwischen himmelhohen Felsen der alten Teufelsbrücke zu. — Die Aussicht, welche man auf derselben genießt, beschreiben zu wallen, wäre eigentlich gewagt, denn auch die gewandteste Feder wird immerhin noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Aus gewaltiger Höhe stürzt der hier schon mächtige und wasserreiche Strom mit entsetzlicher Kraft zwischen den ihn eng begränzenden hohen schwarzen Felsen in mehreren Sprüngen in die unermeßliche Tiefe, welche wie ein gähnender Schlund uns mit tiefem Schauer erfüllt; hoch wirbeln die Staubwolken, in welchem das Wasser theilweise im Falle zerstäubt, aus der Tiefe empor und hüllen die majestätische Erscheinung in einen so magischen und gespenstigen Schleier, daß man bei dem unaufhörlichen Donnern und Sausen und Wirbeln des Luftzugs sich förmlich ängstlich umsieht, ob keine unterirdischen Mächte aufstehen und Verderben bringen, und kein Wunder, daß die alte schmale Brücke ohne Brustwehr, wozu man ziemlich tief auf jähem Wege hinuntersteigen muß, die Teufelsbrücke genannt wurde; die neue verdient aber jenen Namen durchaus nicht, denn der Zu- und Uebergang ist leicht und gefahrlos, aber die Aussicht hat, wenn auch noch immer prachtvoll, weil auch der gewaltige Eindruck theilweise verloren ging, um Vieles eingebüßt.

In früheren Jahren wurde die neue Gotthardsstraße als ein Wunder menschlicher Kunst und Unternehmungsgeistes betrachtet; jetzt freilich, wo man den Semmering und andere Bahnen und Wege kennt, kommt dieß Niemand mehr in den Sinn. Aber die Gotthardsstraße, besonders vom Urnerloch bis Amsteg, wird mit ihren acht Brücken über die Reuß zu allen Zeilen gerechte Ansprüche auf den Titel eines Riesenwerks erheben können, und achtet man auf die steilen Felsen und schnellen Krümmungen, an welchen man jetzt so leicht auf- und absteigt, und auf den gähnenden Abgrund, wo in der Tiefe die Reuß in fortwährendem Kochen und Strudeln von einem Felsen zum andern stürzt, und bedenkt dabei die Kosten der Anlage und Unterhaltuug, dann wird man Regierung und Baumeister zu allen Zeilen Dank wissen, und es darf der Schweizer noch in ferner Zukunft stolz sich rühmen, daß es seine Vorfahren waren, welche zum allgemeinen Wohl der Menschheit die herrliche Straße bauten, wodurch der Süden Europa's wahl recht mit dem Norden verbunden wurde. Hie und da sahen wir tief unter uns den alten schmalen und jetzt gänzlich verlassenen Weg, sogar auch noch eine alte Brücke über den wilden Strom, der bald hie, bald da, bald rechts, bald links neue Zuflüsse erhält, welche sich meistens als wilde Gebirgsströme zwischen Felsen Bahn brechen und ihre Gewässer als Gieß- und Staubbäche der Reuß zuführen.

Vom Urnerloch bis Göschenen, dem ersten Dorf auf 3500′ Höhe, das wir erreichten, ist die Vegetation fast gleich null; kahle steile Felswände, welche wie Mauern öfters bis auf einige hundert Fuß Höhe uns überragen, umschließen uns und gewähren nur selten einen Blick in weite Ferne, erst am Ende des Göschenen-Thals — gebildet durch zwei Ausläufer des Galenstocks, wo sich die Berge bis über 11,000′ erheben, — gewahrten wir eine der herrlichsten Naturerscheinungen, nämlich einen unabsehbaren Gletscher und Felder von ewigem Schnee. Von den höchsten Spitzen des Galenstocks, Sustenhorns und Spitzlibergs herab bis zum Fuße des Gebirges hin, durch den schönsten Sonnenschein übergossen, wurden die Lichtstrahlen durch die unendliche Eis- und Schneefläche tausendmal zurückgeworfen, es blitzte und flimmerte ohne Aufhören in den verschiedenen Farben-Nuancen, kurz wir schauten ein wahres Lichtmeer, woran man sich nicht satt sehen konnte. — Dieser Gletscher, der größte und schönste der Schweizer-Alpen, rühmt sich noch immer seiner Unüberwindlichkeit, indem kein

menschlicher Fuß denselben noch überschritten; er ist und bleibt die unüberwindliche Scheidung, welche die Kantone Uri und Bern von einander trennt. — Von Göschenen ging der Weg sehr schnell bergab und wir erreichten bald Wesen auf nur 2100' Höhe. Zwischen diesen beiden Dörfern sahen wir schon wieder einige Korn- und Kartoffeläcker; wäre der Bauer im Kanton Uri im allgemeinen intelligenter, so würde er hier noch manchen Acker der Kultur gewinnen können. — Unterhalb Wesen sahen wir zu unserer Rechten vom Crispalt herab einen anderen Gletscher zu uns herüberglänzen; interessanter aber war uns, was wir fast gleichzeitig zu unseren Füßen schauten, denn da sahen wir ein Bild der Zerstörung, das uns Zeugniß ablegte für die fürchterliche Gewalt, mit welcher die Boten jener hohen Diamant-Regionen ausgerüstet sind. Im Frühjahr war an dieser ungewohnten Stelle eine Lawine heruntergekommen, die auf ihrem Weg alles mit sich fortgerissen, ja nicht einmal den Tannenwald geschont, sondern die Stämme auf ein oder mehrere Fuß Höhe abgebrochen und mit hinunter genommen hatte. Freilich hatte die hier mindestens 50 Fuß tiefe Reuß, in welche die Lawine gefallen, sich allmählig ihre Bahn wieder erobert, aber sie floß noch immer unter einer Schneedecke von mindestens 15 Fuß Dicke hinweg, welche als Trophäe des Siegeslaufes noch eine Masse Baumstämme und Steine enthielt. Auf dem rechten Ufer war auch ein Stück der Brücke weggerissen, und über den Fluß hinüber lag bis auf mindestens 60 Fuß noch eine enorme Masse Schnee.

Noch etwas weiter am Pfaffensprung vorüber, einer engen und tiefen Schlucht, mit einer Brücke, unter welcher die Reuß in der Tiefe schäumend hintost, hatte das Ganze plötzlich ein anderes Ansehen bekommen, der Wald war frischer und kräftiger, das Land bebaut, und die Leute gerade mit der Heuernte lebhaft beschäftigt; bei Meitschlingen stürzte noch einmal ein mächtiges Bergwasser in drei gewaltigen Sprüngen herunter, und ergoß sich in die Reuß, und kurz vor Amsteg stießen wir wieder auf einige kleinere Lawinenreste. — Amsteg liegt recht hübsch, wenn auch das Thal nicht groß ist; unmittelbar vor dem Ort, das dem äußeren Anschein nach ein wohlhabendes seyn muß, nimmt die Reuß den Kerstelenbach auf, welcher der rückwärts liegenden 9000' hohen Windgelle entspringt. Hier hielten wir Mittag, obwohl es noch etwas früh war, aber wir hatten Eile, denn wir wollten noch mit dem Dampfboot von Flüelen nach Gersau, um am folgenden Tag über den Rigi nach Luzern zu gehen, ließen daher nach dem Essen einen Leiterwagen mit vier Pferden bespannen und fuhren dann baldmöglichst ab.

Der Weg nach Flüelen zieht zur rechten Seite, aber meist in ziemlicher Entfernung vom Fluß, durch ein fruchtbares Thal; das angrenzende Gebirge ist wegen seiner steilen Abhänge meistens kahl, sonst mit Holz angebaut, und die Dörfer, wodurch wir kamen, sahen meist wohlhabend aus. — Eigentliche Schweizerhäuser sind hier und auf der ganzen Gotthardsstraße selten. — Zwischen Silenen und Klus hielt unser Kutscher an und machte uns auf ein sehr schönes Echo aufmerksam; weiter zeigte er uns Tell's Wohnort Bürglen, das rechts von der Straße am Eingang des höchst malerischen Schächenthals liegt. Unweit Flüelen passirten wir Altorf, den Hauptort des Kantons Uri, welcher nicht groß, aber noch immer wohlhabend ist und noch manches Denkmal aus alter Zeit besitzt. Wir sahen freilich fast nichts davon, weil wir noch immer glaubten eilen zu müssen, und nur ein alter ringsum bemalter Thurm mitten in der Stadt, und die Tellsfontäne, welche wir als solche an der Statue Tell's mit seinem Sohne erkannten, waren die Sehenswürdigkeiten, womit wir flüchtige Bekanntschaft machten. — In Flüelen angekommen, hörten wir, daß das Dampfboot erst um sechs Uhr abfuhr und wir noch Zeit hatten, einen Spaziergang am Abhang des Axenberges zu machen, von wo wir eine schöne Aussicht auf die spiegelglatte von hohen Bergen umstarrte Wasserfläche des Vierwaldstätter-See's hatten. — Als wir das Dampfboot betraten, schlug das Wetter um und es wurde regnerisch, und weil es auch schon so spät war, nahmen wir Billets nach Luzern, von wo aus wir den Rigi besuchten. — Kurz vor Abgang des Dampfboots kam der Oberamtmann mit seiner Gesellschaft und fuhr mit uns nach Luzern.

Mrs. v. Gorinchem.

Der Auerhahn.

Eine Humoreske von E. v. L.

Der Oberförster des Grafen S. ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und schien nicht gut gelaunt zu seyn, als der Förster L. bei ihm eintrat und auf seinen Morgengruß keine Antwort erhielt. L. stand mit seinem Vorgesetzten auf einem guten Fuße, so daß er ungenirt nach der Ursache dieses Verstimmtseins fragen konnte. So erfuhr er denn bald, daß ein Brief von dem Oberforstmeister angekommen sey, welcher die Ankunft eines vornehmen Herrn melde, der noch nie einen Auerhahn geschossen habe; Seine hochgräfliche Gnaden erwarteten ganz bestimmt, der Herr Oberförster werde dafür sorgen, daß der hohe Gast „wenigstens Einen Auerhahn erlege."

„Erlege?" rief der Oberförster, und warf den verhängnißvoll lakonischen Brief dem Förster zum Lesen hin. „Der Herr Oberforstmeister meint wahrscheinlich, ein Auerhahn und ein Spatz seyen dasselbe. Und „wenigstens" — natürlich, der gnädige Herr Graf hätte ja gleich ein Dutzend auf Einen Schuß befehlen können. Nun, frage ich, wie soll ich dafür sorgen? Ein Mensch, der vielleicht noch nie einen Vogel getroffen hat, soll einen Auerhahn schießen! Ich kann doch nicht für ihn schießen!"

Beide Männer gingen eine Weile schweigend auf und ab; plötzlich rief der Förster L.: „Herr Oberförster! ich habe einen guten Einfall! Ich mache, daß der fremde Herr einen Auerhahn schießt, wenn Sie mir versprechen, sich gelegenheitlich für mich zu verwenden."

Der Oberförster versprach es und wurde, nachdem er den Plan seines Untergebenen vernommen hatte, ganz vergnügt.

Die nöthigen Verabredungen wurden getroffen und L. ging sofort zu einem als Wilddieb verdächtigen Holzhauer. Beide conferirten ziemlich lange mit einander und als sie sich vor der Thüre trennten, sagte L.: „Also es bleibt dabei, Ihr sitzt um die bestimmte Zeit auf der großen Fichte und, sobald er geschossen hat, laßt Ihr den Hahn fallen!"

„Aber, wenn er nun zufällig mich treffen sollte . . ."

„Esel! glaubt Ihr denn, daß wir ihm eine scharfgeladene Büchse in die Hand geben werden? Dafür laßt mich sorgen."

Am andern Morgen zog eine Anzahl Schützen zum Walde hin. Dem Oberförster war keineswegs wohl bei dem Spaße und erhielt sich in gemessener Entfernung von dem fremden Herrn, der durchaus keinem Jäger gleichsah und überdieß sehr kurzsichtig und harthörig war.

Als man in der Nähe der großen Fichte ankam, ließ der Wilddieb ein „kluck, kluck, kluck! Schischischi!" ertönen, so gut nachgemacht, daß mancher Jäger sich hätte täuschen lassen.

„Hören Sie, mein Herr?" flüsterte L. dem Fremden zu, „er balzt!"

„Was? Wie?" schrie der Fremde.

L. empfahl Schweigen, denn es kluckte jetzt ganz nahe. Endlich errieth der Fremde, worauf der Forstmeister ihn habe aufmerksam machen wollen.

„Da, da!" ließ sich dieser vernehmen und wies auf die Fichte.

Der Herr richtete sein Glas auf den Baum, aber er sah nichts als eine schwarze Masse.

„Wo denn?" fragte er.

L. reichte ihm das Gewehr, trat hinter ihn, richtete ihm den Lauf und sagte:

„So, schießen Sie nur darauf los!"

Dießmal hörte der Fremde; er drückte ab, und — paff! krack, krack, knackte es in den Zweigen, und bums! fiel ein Körper auf den Boden nieder.

„Aah!" rief der Fremde und eilte auf die Stelle zu, wo der Vogel liegen mußte.

„Das war ein Meisterschuß!" sagte L., der dem Schützen gern etwas Schmeichelhaftes sagen wollte.

Gleichzeitig folgten er und die Uebrigen dem Fremden, welcher mit dem Glase sehr erstaunt betrachtete, was er geschossen hatte.

„Was ist das?" fragte der fremde Herr endlich.

L. antwortete dießmal nichts, er war ganz betäubt. Jetzt trat der Kammerdiener des Fremden heran, befühlte den angeblichen Auerhahn, hob ihn endlich in die Höhe und — o heiliger Hubertus! — es war wohl ein Auerhahn, aber er stack in einem fest zugebundenen Sacke, wie ihn der Wilddieb auf seinem Rücken hergetragen hatte. Der Gimpel hatte, da er zu spät auf den Platz gekommen war und die Jäger schon sich näherten, in seiner Verwirrung vergessen, den Vogel aus dem Sacke herauszunehmen.

Aufruf zu Beiträgen und öffentlichen Sammlungen für Carl Mauch,

den deutschen Entdeckungs-Reisenden im Innern von Süd-Afrika.

Seit 1849, als Dr. Barth und Dr. Overweg in Gemeinschaft des Engländers Richardson den Afrikanischen Boden betraten, um ihr großes Entdeckungswerk zu beginnen, — schon 17 Jahre und länger, — sind deutsche Forscher unablässig thätig gewesen, unsere immer noch so geringe Kenntniß dieses Kontinentes zu vermehren.

Manche der edelsten Söhne Deutschlands sind diesem Werke zum Opfer gefallen, wie Adolf Overweg, Eduard Vogel, Richard v. Neimans, Albrecht Roscher, Moritz v. Beurmann, Hermann Steudner, Carl von der Decken, und viele Andere; zum Ruhme unseres Vaterlandes kann es gesagt werden, daß die kleine Schaar todesmuthiger deutscher Entdeckungs-Reisenden noch nicht ausgestorben ist und hoffentlich nicht so bald aussterben wird, sondern sich fortan durch neue Kräfte verjüngt.

Zu den gegenwärtig hervorragendsten und hoffnungsreichsten dieser aufopferungsvollen Männer gehören Gerhard Rohlfs aus Bremen und Carl Mauch aus Württemberg.

Gerhard Rohlfs widmete sich der Wissenschaft bereits fünf volle Jahre mit großem Erfolg: seine Reisen in Marokko sind die wichtigsten, die ein Europäer jemals dort ausführte, im Süden von Algerien drang er weiter vor, als alle französischen Armeen bisher vorzudringen vermochten, und zwar mit Mitteln so bescheiden, wie sie eben nur zur Fristung des nackten Lebens ausreichen. Denn G. Rohlfs, von Hause aus mittellos, mußte die Kosten seiner wichtigen Entdeckungsreisen von dem Gelde bestreiten, welches ihm als Unterstützung von Anderen zufloß, — auf seiner erfolgreichsten und bedeutendsten Reise, über den Hohen Atlas und nach Tuat, gebrauchte er in $1\frac{1}{2}$ Jahren nur 600 Thaler. Glücklicher Weise war der Patriotismus und der Sinn für die Wissenschaft daheim stets groß genug, um ihn nicht ganz hülflos zu lassen, und vor Allem suchte Bremen, sowohl dessen Hoher Senat als alle Schichten der Bevölkerung, eine Ehre darin, seinem Gerhard Rohlfs Geldmittel zuzuführen. In neuester Zeit ist ihm von Seiner Majestät dem König Wilhelm von Preußen die ganz besondere Anerkennung zu Theil geworden, daß auf seinen Wunsch dem Sultan von Bornu in Central-Afrika für die Unterstützung und Protektion, die er dort genoß, königliche Geschenke aus Berlin übersandt werden: ein neuer Thron, ein Staatswagen und eine goldene Uhr.

Eine für uns Deutsche ganz besonders erfreuliche Anerkennung der Arbeiten und Verdienste von G. Rohlfs liegt in der dreimal wiederholten Unterstützung der Englischen Geographischen Gesellschaft in London, die seit drei Jahren 50, dann 100, dann wieder 50 Pfund Sterling (im Ganzen bis jetzt 1340 Pr. Thaler) für ihn bewilligte.

Während G. Rohlfs im Innern Nordafrika's der Wissenschaft neue Gebiete eroberte, hat Carl Mauch im Innern von Südafrika eine treffliche Basis gewonnen, um von hier aus den noch ganz unbekannten Centralkern Afrika's zu erreichen, und ihm seine Geheimnisse zu entreißen. Vor vier Jahren von Deutschland abgereist, durchforschte und kartirte er seitdem die Transvaal'sche Republik, die fernste Ansiedlung der Europäer, und drang vom Mai 1866 bis Januar 1867 mit dem berühmten Elephantenjäger Hartley weit in's Innere ein, auf einer Reise, deren Ausdehnung in gerader Linie 485 deutsche Meilen beträgt (so breit wie Afrika unter dem Aequator von Küste zu Küste ist), und wobei er das Reich Mosilikatse's und den noch unbekanntesten Theil Südafrika's südlich des Zambesi durchschnitt.

Ebenfalls mittellos, hoffte Carl Mauch seit vier Jahren auf Hülfe und Unterstützung aus Deutschland, und obgleich ihm bisher kein Pfennig wurde, setzte er unbeirrt, unentmuthigt, mit eiserner Energie, sein Werk fort, — nach heute eingegangenem Schreiben stand er im Begriff, bereits am 15. März von Potschefstroom aus wieder in's Innere aufzubrechen.

Es erscheint eine dringende Pflicht des deutschen Nationalgefühls und der Ehre, Carl Mauch mitten in seiner ersprießlichen Thätigkeit im fernen Innern Afrikas nicht hülflos zu lassen. Für G. Rohlfs, den deutschen Forscher in Nordafrika, ist vor der Hand gesorgt, auf Privatwegen und ganz unter der Hand sind für ihn in den letzten drei Jahren nahezu 8000 Thaler zusammen gekommen, dabei aber auch die nächstliegenden Quellen erschöpft; die Krone Preußen hat eben erst Afrikanischer Forschung in Form jener kostbaren Geschenke Unterstützung zugewandt. Sollen Deutsche hier abermals eine reich dotirte ausländische geographische Gesellschaft um pekuniäre Unterstützung angehen? oder sollen sie sich an das deutsche Volk, an ihr eigenes Vaterland wenden?

Das deutsche Volk wird durch öffentliche Sammlungen für tausenderlei Zwecke unausgesetzt in Mitleidenschaft gezogen, — Grund genug, um nicht noch neue zu veranlassen. Das ist wenigstens mein Gefühl, und als es sich zur Ausführung eines eigenen Lieblingsprojektes, der deutschen Nordfahrt, um eine öffentliche Sammlung handelte, habe ich mich absolut und ganz davon ausgeschlossen. Hier aber handelt es sich nicht um Projekte oder um Unternehmungen, veranlaßt durch geographische Kreise oder Personen daheim, sondern ein deutscher Forscher, im Besitz von eben so großer Thatkraft als geringen Geldmitteln, dem man seit vier Jahren von seinem Vorhaben abzurathen suchte, ist von einem unwiderstehlichen Drange in das Innere des gefährlichsten Continentes getrieben, um sein Leben der Vollbringung einer wissenschaftlichen, ganz Deutschland zur Ehre gereichenden That zu weihen. Seit Baron von der Decken's Tode, der ein enormes Vermögen und sein eigenes Leben in der Verfolgung derselben Aufgabe einsetzte, ist Carl Mauch wieder der erste Deutsche, der das südafrikanische Forschungswerk mit Aussicht auf Erfolg weiter zu führen sucht, und wenn sich das Gerücht von Livingstone's Tode bestätigen sollte, ist er augenblicklich der einzige tüchtige Reisende, der im Innern von Südafrika auf einer vielversprechenden Basis arbeitet und sich bereits trefflich bewährt hat.

Größere Liebe hat kein Mensch und größere Opfer kann kein Mensch bringen als sein eigenes Leben, das aber riskirt jeder einzelne dieser wissenschaftlichen Heroen bei der Verfolgung ihrer schwierigen Aufgabe. Das deutsche Volk aber ist gebildet genug und hat nie aufgehört, die Errungenschaften dieser Diener der Wissenschaft zu würdigen, ist doch die Geographie ein bei uns mit Vorliebe gepflegtes Feld.

Darum habe ich den Gedanken an eine öffentliche Sammlung für Carl Mauch nicht unterdrücken zu müssen geglaubt; ich glaubte, daß es Tausenden als eine patriotische, den Freunden der Geographie und den wissenschaftlichen Korporationen als eine wissenschaftliche Pflicht erscheinen würde, ihm zu helfen. Und ich habe mich nicht getäuscht; denn als ich zur Fühlung im Voraus an einigen Thüren anklopfte, wurde mir freundlichst und bereitwilligst überall aufgethan und zwar in einer höchst ungünstigen Zeit der jüngstvergangenen Wochen politischer Befürchtungen; wissenschaftliche Vereine, Missionsgesellschaften (Südafrika bildet eines der hervorragendsten Missionsfelder) und Private haben in aller Schnelligkeit bereits über 800 Thaler für Carl Mauch zusammengebracht.

Ermuthigt durch diese Erfahrung wende ich mich daher vertrauensvoll an das deutsche Volk um geneigte Beiträge für Carl Mauch, die mir gütigst direkt oder durch die Gefälligkeit der Redaktion dieses Blattes oder durch irgend eine andere sammelnde Vermittlung zugesandt werden mögen.

Einstweilen habe ich es gern übernommen, die Beiträge in Empfang zu nehmen, jeden Monat in den „Geographischen Mittheilungen“ öffentlich zu quittiren, und über die Verwendung der Sammlung vollständige öffentliche Abrechnung, über den Verlauf des Unternehmens prompt Bericht zu erstatten.

Gotha, 23. Mai 1867.

Dr. A. Petermann.

* * *

In Württemberg, dem Vaterlande des unerschrockenen Reisenden Carl Mauch (sein Vater ist der verdiente Stabsfourier J. Mauch im kgl. Ehren-Invalidencorps in Ludwigsburg), ist es eine besondere Pflicht der Presse, die edelmüthigen Bemühungen Dr. Petermanns für jenen kühnen Forscher zu unterstützen. Indem wir daher auf den in den vorangegangenen Blättern enthaltenen kurzen Abriß des Lebens und der Reisen unsers aufopfernden Landsmanns Mauch hinweisen, benachrichtigen wir unsere freundlichen Leser, daß wir mit Vergnügen erbötig sind, Beiträge für den obigen Zweck anzunehmen und unter öffentlicher Rechnungsablage an Herrn Dr. Petermann in Gotha zu befördern.

Stuttgart, den 29. Mai 1867.

Die Redaktion der „Erheiterungen“:
Otfrid Mylius,
Hauptstätter-Straße Nr. 88, III.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kierblatt & Comp.

Ein Mädchenloos.

Roman von Marie von Grumbach.

(Fortsetzung.)

Kaum aber war Josephine in den Garten getreten, als ihr Zögling Felicia entsetzt ihr entgegensprang.

„Um Alles, mein Kind, was ist Ihnen?" rief Josephine erschrocken und wollte die Flüchtige zurückhalten und die Ursache ihrer Eregung erforschen, allein die Erschrockene riß sich los und stürzte mit dem Rufe: „Mein Bruder, mein Arthur! zu Hülfe! zu Hülfe!" dem Hause zu.

Kaum fähig sich auf den Füßen zu halten, eilte Josephine den Palmen zu, wo sie Arthur vermuthete; dort saß er doch auch, mit geschlossenen Augen, unbeweglich, und schien zu schlummern. Als Josephine jedoch näher kam, bemerkte sie ein furchtbares Armband um seine Rechte, die schlaff in seinem Schooße ruhte — eine kleine Hornviper, welche, offenbar von der Körperwärme des Schlummernden angezogen, wahrscheinlich aus der künstlichen Felsengruppe hinter der Steinbank hervorgekrochen war.

Ruhig schlummerte der Jüngling, die Natur hatte gebieterisch den ihr zu lange verweigerten Tribut des Schlafes verlangt. Er ahnte nicht die Größe der Gefahr, in der er schwebte. Glücklicherweise hatte seine jüngere Schwester, sobald sie aus der Ferne die Gegenwart des gefährlichen Reptils wahrgenommen, sich eiligst und hülfesuchend entfernt, ohne den Bruder zu wecken und so denselben der Gefahr auszusetzen, durch eine rasche Bewegung die Schlange zum Bisse zu reizen. In demselben Augenblicke jedoch, in dem Josephine herzutrat, hatte die Schlange sich ganz zusammengeringelt und ihren Kopf auf die Hand des Schlafenden gelegt. Das erste namenlose Entsetzen Josephinens beim Anblick der Giftschlange, von welcher die Eingeborenen schon oft erschlagene Exemplare zum Verkauf auf der Villa angeboten hatten, wich bald einer besonnenen umsichtigen Erwägung. Die Angst um das Leben des arglosen Schläfers und die eigene Gefahr, wenn sie ihrem hülfreichen Drange nachgab, erfüllten Josephinen bald wieder mit Selbstbeherrschung und Willenskraft. Sie wollte Arthur von dem Thiere befreien und zwar womöglich, ehe dieser, von dem Geräusch der Nahenden erschreckt, sich rührte und dadurch die Viper erschreckte und zum Schlagen veranlaßte.

Mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft näherte sie sich auf den Zehen dem Schläfer, beugte sich herab und näherte die ausgestreckte geöffnete Hand behutsam dem Thiere, schlug dann die Finger rasch um den Hals der Schlange, schloß die Hand mit einem plötzlichen verzweifelten Drucke und riß die Schlange mit einem Ruck an sich. Sie fühlte wie die Schlange unter ihren Fingern sich wand, und ihre kalten Ringeln um ihren Arm legte; aber sie hatte noch so viel Geistesgegenwart, daß sie das geöffnete Buch über den Kopf der Schlange zusammenschlug und mit Leibeskräften gegen das Postament einer Urne drückte, während sie gleichzeitig um Hülfe rief ....

Capitain Donaldson war über dem Ruck an seiner Hand erwacht und aufgesprungen und starrte halb erschrocken, halb noch besinnungslos das Mädchen an, welches vor ihm solche seltsame Geberden machte.

„Um alles in der Welt, Capitän Donaldson, sind Sie verletzt?" rief Josephine, nicht an die eigene Gefahr denkend, und schaute mit angstvoll bleichem Gesicht über die Schulter nach ihm. „Ihre Hand! Sehen Sie nach Ihrer Hand! Sind Sie nicht gebissen?"

— „Ich? gebissen? Nicht doch! aber Sie, Mademoiselle? was ist Ihnen?" rief Arthur verwirrt.

In diesem Moment nahten sich die Leute vom Hause, den Kawassen Hassan an der Spitze, der mit der schußfertigen Pistole in der Hand ausrief: „Wo ist die Schlange? wo ist der Wurm?"

— „Hier, unter meiner Hand — unter diesem Buche," stammelte Josephine, deren Nerven nachzulassen drohte.

„Ha, Teufelswurm!" rief Hassan, die Pistole fallen lassend und den Yataghan ziehend, mit dessen scharfer Klinge er vorsichtig zwischen beiden Händen Josephinens mit leichtem Zuge den Kopf der Otter abschnitt.

Ein leises Zittern rieselte durch die kalten Ringel, welche das tapfere Mädchen an seinem Arme fühlte, dann hörte die zusammenschnürende Gewalt des Schlangenleibes auf. Der Kawaß nahm vorsichtig das Buch aus Josephinens Hand, schlug es auseinander und zeigte den Schlangenkopf mit den triefenden Giftzähnen und den beiden Hörnchen über den Augen.

„Ha, gebt Acht! die Signorina sinkt zusammen!" rief er dann mit einem Blick auf die wankende Josephina; — „Maschallah, der Teufelswurm wird sie doch nicht gebissen haben?"

„Barmherziger Gott, helft, helft! rief Arthur, der allmählig die Lage begriff. „He, Brown, Smithson, legen Sie Hand an, tragen Sie Mademoiselle in den Garten-Salon!"

Die beiden stämmigen Engländer vermochten sich eines leisen Grauens nicht zu erwehren, als sie den Körper der Schlange noch um den Arm Josephinens gewunden sahen, welche eines der brittischen Dienstmädchen aufgefangen hatte. Auf den Stufen der Verandah kamen Lord und Lady Jedbury mit Miß Arabella und Miß Felicia dem Zuge entgegen, — alle verstörten Gesichts, todesbleich.

„Um Alles in der Welt, Arthur, bist Du gebissen?" rief die Lady in unsäglicher Seelenangst.

— „Nicht doch, liebe Mutter, ich nicht, aber sie! helft, helft! schickt nach dem Arzte! Schafft Mylords Hausapotheke herbei! Legt Mademoiselle auf das Sopha und untersucht ihren Arm!"

Arthur hatte noch keine Ahnung von der Gefahr, worin er geschwebt hatte; als er es aber von seiner Schwester Felicia erfuhr, drang ihm alles Blut zum Herzen und aller brittischen Starrheit und Rücksichtnahme auf Etikette vergessend, stürzte er zum Sopha, wo die alte Wirthschafterin mit fieberischer Angst angesichts der Damen vom Hause Josephinens beide Arme untersuchte.

„Ist sie gebissen? sprecht!“ rief Arthur, „ich werde die Wunde aussaugen!“

„Ich kann keine Wunde entdecken, meine Damen,“ erwiderte die Wirthschafterin. „Gott verhüte, daß Mademoiselle an einer andern Stelle als an den Armen gebissen ist!“

„Untersuchen Sie genau, meine Liebe! wir wollen uns entfernen!“ sagte Lord Jedbury, seinen Sohn an der Hand ergreifend und zog ihn aus dem Gartensaale; „Brown, eilen Sie zu Abu Samson oder zu dem jüdischen Hakimin dem Dorfe, und bringen Sie ihn her! Hassan soll sich das schnellste Pferd satteln lassen um nach Tarablus zu reiten und den italienischen Doktor zu holen!“

Josephine ward auf ihr Zimmer gebracht und der Pflege der weiblichen Dienerschaft überlassen, bis der alte jüdische Arzt kam, unter dessen Händen sie bald aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, und erfuhr, daß wunderbarerweise die Hornviper weder sie noch den Capitän Arthur Donaldson gebissen habe, daß aber ein Biß dieses Reptils unbedingt tödtlich gewesen wäre, und daß ohne Josephinens keckes Eingreifen die Giftschlange ohne Zweifel bei Arthurs erster Bewegung diesen gebissen und dadurch sein Leben in Frage gestellt haben würde.

Auf diese Aeußerung ging Lord Jedbury schweigend auf sein Arbeitszimmer, aber die große Bewegung, mit welcher er dasselbe durchschritt, ließ ahnen, daß nicht astronomische Probleme in dieser Stunde seinen Geist beschäftigten.

Miß Aliens poetischer Genius, angeregt durch das Erschütternde des Vorfalls, stimmte die zarten Saiten seiner Leier, um in einem versereichen Liede die Errettung des edlen Arthur von dem Zahne des Ungeheuers zu feiern. Miß Evelina zankte mit Felicia über die Art und Weise, mit welcher sie die Schreckenskunde in das Haus gerufen hatte, ohne Rücksicht auf ihre zarten Nerven, und betheuerte, eine erschreckliche Zerrüttung ihres ganzen Nervensystems wahrzunehmen. — Lady Jedbury ward von ihren Gefühlen der Freude und des Dankes so sehr überwältigt, daß sie in eigener Person auf Josephinens Zimmer eilte, um mündlich und durch einen Händedruck, einen Kuß der Lebensretterin ihres Sohnes zu danken; worauf sie auf ihr Zimmer ging, aus ihrer Schatulle eine kostbare Broche mit Brillanten hervorzog, und diese mit einem eigenhändigen Billet als Zeichen der Dankbarkeit Josephinen hinaufsandte, die jedoch, obwohl überrascht von dieser ungewohnten Regung von Gefühl bei ihrer vornehmen Herrin, dieß kostbare Geschenk mit artigem Dank ablehnte.

Lady Jedbury staunte nicht wenig, als ihr Mädchen mit dieser Antwort zurückkehrte; ein mitleidiges Lächeln zuckte um ihre schmalen Lippen, und als Mary sich entfernt hatte, sprach sie zu sich selbst: „Ein unbegreifliches Ding, diese Miß Habenichts; ist es möglich, daß sie ihre Uneigennützigkeit bis zur Narrheit treibt? oder kennt sie vielleicht den Werth der Steine nicht? Ich muß die Thörin darüber aufklären und ihr die Augen öffnen.“ — Plötzlich aber zog eine finstere Wolke über die Stirne der Lady und in verändertem Tone fuhr sie fort: „Oder wie? sollte sie etwa die Stolze spielen, uns ihr verpflichtet sehen wollen? handelt sie vielleicht weder aus Unkenntniß noch aus Uneigennützigkeit so? wäre es möglich, daß diese Deutsche eine Genugthuung für ihren Stolz (und stolz ist sie) daran fände, uns zu Schuldnern zu haben, uns, Mylord und mich, deren Stammbaum hinaufreicht bis in die graue Vorzeit, in die Zeiten eines Heinrich IV.; mich, deren Ahn in dem Kriege der Rosen siegreich neben dem Warwick gekämpft, deren Vorfahren stets unter den Zierden an Englands Königshofe glänzten?! Nein, nein! unmöglich, das darf, das kann nicht seyn! aber kann ich ihr etwa eine Belohnung aufdrängen, kann ich sie zwingen, eine reiche Gabe anzunehmen und anzusehen als Vergeltung dessen, was sie uns durch ihre muthige That erwiesen hat? — Nein, nein! ich kann es nicht, und wenn meine Vermuthung gegründet ist, und diese Person ihrem lächerlichen Stolze durch ihr Betragen gegen uns Genüge leisten will, so muß ich es dulden, muß es still ertragen, als eine verrückte, lächerliche, alberne Laune einer unbedeutenden deutschen Erzieherin!“

Eifer und Entrüstung hatten das Gesicht der edlen Mutter hoch geröthet, sie wollte eben ihr Zimmer verlassen, um durch einen Besuch in dem ihres geretteten Lieblings ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben, als Lord Jedbury eintrat, seine Gemahlin bei der Hand ergriff, zu einem Divan führte und sie bat, ihm in einer ernsten wichtigen Sache Gehör zu schenken. Auch auf seinem Gesichte waren Spuren innerer Erregung wahrzunehmen, aber ein Ausdruck ruhigen Ernstes auf seiner Stirne ließ ahnen, daß dieselben durch einen edlen männlichen Entschluß beigelegt worden waren.

Die Unterredung der beiden Eheleute dauerte lange und schien aufregende Gegenstände berührt zu haben denn als Lady Jedbury vor dem Diner nach ihrem Boudoir ging, rief sie ihr Kammermädchen, verlangte ihr Riechfläschchen und schien einer Ohnmacht nahe. —

Als Josephine am andern Tage zur gewöhnlichen Stunde auf das Bibliothekzimmer kam, um die astronomischen Wahrnehmungen nach seinem Diktat niederzuschreiben, kam ihr der Gebieter entgegen, ergriff ihre Hand, führte sie zu einem Sitze, und hub feierlich an: „Ich habe mit Ihnen zu reden, Mademoiselle.

„Ich höre, Mylord.“

„Miß Tanner, Sie weilen nun vier Jahre und sechs Monate in meinem Hause; Ihr Beruf hat, das gestehe ich, manches Mühsame, aber Sie haben ihn stets treu und gewissenhaft erfüllt; meine Töchter haben viel bei Ihnen gelernt und lieben Sie zärtlich. Auch ich, Lady Jedbury und die anderen Damen hatten stets Ursache, mit Ihren Leistungen zufrieden zu seyn. — Mein Sohn Arthur kam zu uns, er kam mit Ihnen in Berührung, und die Bewunderung, die er erst Ihrer Geistesbildung zollte, verwandelte sich bald in ein zärtliches glühendes Gefühl, das ihm Ihre Person einflößte. — Neben aller Achtung, Miß, die ich in tiefster Seele für Sie empfinde, habe ich Ursache, zu wünschen, daß dieß nie der Fall gewesen wäre, daß nie eine ähnliche Regung sich meines Sohnes Ihnen ge-

genüber bemächtigt hätte; doch es ist geschehen. Die Leidenschaft Arthur's wuchs, er hörte nur noch auf Ihre Stimme, er gestand sie Ihnen, er machte Ihnen Anträge, glänzend und lockend, die das Herz eines jungen Mädchens gewinnen mußten. Gestern gab mir mein Sohn seine Briefe an Sie zu lesen, sowie Ihre Antworten darauf, und ich gestehe, daß seit Jahren nichts so sehr mein Herz ergriffen hat, als die Großmuth Ihre Handlungsweise, die sich in den wenigen Zeilen Ihrer Hand aussprach. Sie betrugen sich edel, Miß, edler, als sich jede Andere an Ihrer Stelle betragen haben würde, Ihr Betragen war ganz eines Wesens würdig, das mit kühnem Opfermuthe sein eigenes Leben für ein fremdes wagte; denn noch erfüllt von dem großen Eindruck, den Ihre hochherzige Handlungsweise auf mich machte, mußte ich erfahren, daß mein jüngerer Sohn, der Stolz meines Alters, von dem Tode bedroht sey, im nächsten Augenblicke aber erblickte ich den geliebten Jungen gerettet vor mir, gerettet durch Sie, Mademoiselle! — Dieser Vorfall, Miß Tanner, überwältigte mich, denn nie bleibt der Mann von Ehre ungerührt, fühllos, noch empfindungslos beim Anblick fremden Edelmuths, es treibt ihn vielmehr, an Großmuth mit Anderen zu wetteifern, und so stehe ich auch nicht länger an, Mademoiselle, Ihnen zu erklären, daß das Hinderniß Ihrer etwaigen Verbindung mit Kapitän Arthur Donaldson, das Ihr zarter Sinn in unserer Mißbilligung dieses Bündnisses erblickte, nunmehr beseitigt ist, indem wir in die Wahl unseres Sohnes willigen, und Sie also mit reinem Gewissen hinnehmen können, was dieser Ihnen geboten hat."

Lord Jedbury hatte, mehrfach innehaltend, mit sichtlicher Anstrengung gesprochen; als er aber schwieg, erfaßte Josephine seine Hand, küßte sie und sprach mit Thränen im Auge: „Ist es möglich, Mylord, daß das Benehmen eines Mädchens das nur seine Pflicht als Christin und fühlende Frau that, so sehr die Bewunderung Eurer Lordschaft erwarb, daß Mylord bereit wären, ein so großes Opfer zu bringen, ein Opfer, von der Art, daß nur eine Schwache, eine Elende, eine Nichtswürdige es annähme? Dürfte ich wohl, Mylord, noch einen Augenblick auf Ihre Achtung Anspruch machen, wenn ich so die Regungen von Eurer Lordschaft Großmuth mißbrauchte; mißbrauchte auch das Gefühl des Wohlgefallens, das ich, ohne mein Wissen und wider meinen Willen, dem Captain Donaldson eingeflößt habe? Nein, Mylord, ich wäre derselben nimmer würdig, und eher verlasse ich noch in dieser Stunde Ihr Haus, um Sie von dem Anblick eines Wesens zu befreien, dem Sie zum Danke verpflichtet zu seyn glauben, während es in Wahrheit nicht mehr that, als was die Pflichten der Menschlichkeit einerseits und die der Ehre andererseits von ihm verlangten, als daß ich das Angebotene auch nur mit einem Finger zu berühren wagte!"

„Großes, herrliches Mädchen!" rief Lord Jedbury mit Wärme; „spricht die Stimme der Großmuth wirklich so allgewaltig in Ihnen, daß Sie die Stimme der Liebe nicht mehr hören? Nein, Miß Tanner, nein, dießmal ist es meine Pflicht standhaft zu bleiben, Sie werden die Hand Arthur's annehmen!"

— „Keineswegs werde ich das, Mylord," entgegnete Josephine mit Ruhe; „würde ich dasselbe Gefühl für Capitän Arthur Donaldson hegen, von dem er jetzt für mich erfüllt erscheint, ich würde, glaube ich, allzu stolz seyn, unter solchen Umständen den angebotenen Besitz des Geliebten anzunehmen, während ich indeß, wenn ich von Ihrem Anerbieten Gebrauch machte, vielleicht noch einigermaßen zu entschuldigen wäre. Aber Sie scheinen vergessen zu haben, Mylord, was ich schon dem Capitän zur Antwort gab, daß ich nämlich seine Empfindungen nicht theile. Wohl verehre ich Capitän Donaldson aufrichtig, achte ihn wie einen Bruder, und würde, wenn ich zehn Leben hätte, sie alle freudig für ihn hingeben; aber jenes glühende, leidenschaftliche, allgewaltige Gefühl, das die erste Bedingung einer für beide Theile beglückenden Verbindung ist, kenne ich Herrn Arthur gegenüber keineswegs, und ein Jüngling wie er verdient von seinem Weibe mit dieser Liebe geliebt zu werden. Deßhalb wiederhole ich Ihnen, Mylord, daß ich eine Nichtswürdige, eine Verworfene wäre, wenn ich von niedrigen Beweggründen bestimmt, von falscher Ehrsucht oder Habgier geleitet, die Großmuth Eurer Lordschaft durch Annahme des mir gebotenen Opfers mißbrauchte."

Das Gesicht des Aristokraten hatte sich bei den Worten Josephinens erhellt, wie eine Herbstlandschaft, wenn die Sonne siegreich die Nebel getheilt hat; aber eine große Rührung malte sich auf seinem Gesichte, als er entgegnete: „Miß Tanner, ich bin alt geworden und habe graue Haare, ich habe lange die Welt durchwandert, aber noch nie hat ein Zug ähnlicher Hochherzigkeit mein Gemüth zur Bewunderung hingerissen. Sie behaupten, daß jedes Frauenzimmer von Ehre an Ihrer Stelle wie Sie gehandelt haben würde; ich aber zweifle, ob überhaupt noch ein zweites in Ihrem Falle handeln würde, wie Sie gethan haben. Es ist unmöglich, Miß, daß Sie von geringer Abkunft sind; sprechen Sie, welch edles Blut in Ihren Adern rinnt, welcher hohe Geist Sie beseelt."

„Das Blut einer deutschen Bürgersfamilie rinnt seit drei und zwanzig Jahren in meinen Adern, und der Geist der mich soeben beseelte, war vielleicht der Stolz der Armuth, Mylord," erwiderte Josephine mit einem Lächeln.

— „Bürgerlich oder von edlem Blute, Sie sind wirklich groß, mein Kind, Sie eröffnen mir altem Manne eine völlig neue Weltanschauung."

„Es sollte mich unendlich freuen, Mylord, wenn dieselbe meinen Standesgenossen günstig wäre," versetzte Josephine erröthend.

Lord Jedbury antwortete nichts, aber nickte stumm mit dem Kopfe, zog von dem kleinen Finger seiner linken Hand einen schimmernden Ring und sprach in fast väterlichem Tone zu Josephinen:

„Ich habe, mein Kind, hinlänglich erfahren, wie Sie von Geschenken denken, und innig schmerzt es mich, wenn Ihr Zartgefühl jüngst durch das Anerbieten eines solchen verletzt worden seyn sollte. Diesen Ring hier aber biete ich Ihnen,

nicht als Ihr Gebieter, sondern vielmehr als Ihr väterlicher Freund, als Erinnerungszeichen an eine mir wenigstens unvergeßliche Stunde unseres Lebens an. — Werden Sie wohl in diesem Sinne die Gabe annehmen?"

— „Ich werde sie annehmen, Mylord," entgegnete Josephine mit schüchternem, gewinnendem Lächeln, ließ sich den Ring an den Finger stecken, und fuhr dann fort: „Noch eines, Mylord! Sie werden natürlich finden, daß ich nicht länger in der Nähe Ihres Sohnes weilen darf. Ich werde daher, mit Eurer Lordschaft Billigung, das längst gemachte Anerbieten einer befreundeten Dame annehmen und Jacksonhall mit Rom vertauschen."

„Nein, Miß Tanner, thun Sie das nicht! Ich bitte, ich beschwöre Sie, zu bleiben, denn abgesehen davon, daß ich Sie nicht aus meinem Hause entlassen möchte in dem Augenblick, wo ich Ihren vollen Werth erkennen lernte, wäre Ihre plötzliche Entfernung gewiß von schweren Folgen für Sir Arthur. Es graut mir, wenn ich nur denke, zu welch' verzweifelten Schritten dieselbe den heißblütigen Jüngling veranlassen könnte. Deshalb, Miß Tanner, bleiben Sie, Sie müssen bleiben, Sie müssen fortfahren, in gelassener ruhiger Weise mit Arthur zu verkehren, und er wird sich allmälig in die Vereitelung seiner liebsten Hoffnungen finden und sich daran gewöhnen, in der Freundin die Geliebte aufgehen zu sehen; auf diese Weise allein wird er die Nichterfüllung seiner Wünsche ertragen lernen. Wohl verstehe ich, Miß, daß von Ihrer Seite große Ueberwindung dazu gehört, aber ich bin überzeugt, daß Ihr edles Herz auch dieses Opfer zu bringen im Stande ist. Versprechen Sie mir zu bleiben!"

Josephine sann einige Augenblicke nach, schien zu überlegen, dann sprach sie in festem Tone: „Ich werde bleiben, Mylord, so lange es Eure Lordschaft für gut finden wird."

„Ich werde es nie für gut finden, daß Sie mein Haus verlassen, Mademoiselle! Sie stehen, soviel ich weiß, allein in der Welt, nichts zieht Sie zu Ihrem Vaterlande zurück, deshalb bleiben wir wohl noch lange beisammen;" sprach der Lord mit wohlwollender Freundlichkeit, und bald entfernte sich Josephine.

Nach ihr verließ auch Lord Jedbury sein Zimmer, um seiner Gemahlin das Resultat seiner Unterredung mitzutheilen. Erst hörte ihn die Lady jubelnd an, dann aber brach sie wieder in ihr voriges Klagelied aus: „Ich weiß wirklich nicht, ob ich nicht lieber für einige Zeit unsern Namen durch diese Heirath Arthurs compromittirt gesehen hätte, als durch den peinigenden Gedanken gequält zu werden, dieser Plebejerin zum Dank verpflichtet zu seyn und zu bleiben. Derartige Mißheirathen lösen sich zuweilen von selbst durch gegenseitige Uebersättigung und Enttäuschung; eine Ehescheidung und ein pekuniäres Opfer von unserer Seite, um diese Folgen einer jugendlichen Uebereilung und Selbsttäuschung zu beseitigen, würde Arthur seine Freiheit wieder gegeben, ihm eine andre standesgemäße Heirath erlaubt und ..."

„Halt, Mylady!" fiel ihr Lord Jedbury fest und ernst in die Rede; — „wenn Miß Tanner je Arthur die Hand gereicht hätte, so würde ich selbst Sorge getragen haben, daß diese Ehe heilig gehalten worden wäre, denn abgesehen von dem einzigen Mangel einer nicht aristokratischen Geburt ist diese junge Dame eine wahre Perle." Mylord entfernte sich dann, um Arthur über seine Unterredung mit der Geliebten Rechenschaft zu geben, während Miß Evelina sehr beeifert und nicht erfolglos bemüht war, ihrer Schwester einzureden, daß sie der kleinen Verbindlichkeit, die sie in Wirklichkeit Josephinen gegenüber habe, eigentlich längst durch die gute Behandlung, welche die Gouvernante schon seit Jahren in ihrem ehrenwerthen Hause genossen, sich entledigt habe.

Nachdem Josephine das Bibliothek-Zimmer verlassen hatte, ging sie in den Garten und stieg auf einem einsamen schattigen Pfad nach dem Plateau eines Hügels hinan, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf das ferne Meer und den nächsten Küstenstrich genoß. Wohl fühlte sie sich bis zum Tode müde, ihr Gehirn brannte, die Zunge klebte trocken am Gaumen, ihr Athem war kürzer als gewöhnlich, und ihre Kniee wankten; aber mit der Energie von Leuten, die bemüht sind, körperliche Schwächen durch moralische Willenskraft zu bemeistern, suchte sie ihres wachsenden Uebelbefindens in seinen Anfängen Herr zu werden, und so schleppte sie sich auch ihres Weges dahin, anstatt dem dringenden Bedürfniß ihres Körpers nach Ruhe nachzugeben. Sie war noch nicht lange unterwegs, als sie Tritte hinter sich vernahm, die sie zu erkennen glaubte, und im nächsten Augenblicke befand sich Arthur an ihrer Seite.

„Sie hier, Kapitän Donaldson?" stammelte sie verwirrt.

— „Wenn ich herausgekommen bin, meiner edlen Lebensretterin, die mich drinnen in der Villa zu fliehen scheint, meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen, ist dieß nicht eine sehr verzeihliche Regung?" versetzte Arthur.

„Ich bin keine Freundin von Dankesergießungen, Herr Arthur, besonders, wenn ich mir bewußt bin, so wenig gethan zu haben."

— „Dann soll auch keine weitere Sylbe des Dankes über meine Lippen kommen, Mademoiselle, denn Gott weiß es, ich möchte die Gabe besitzen, durch meine Worte Ihr Ohr stets angenehm zu berühren; leider aber scheint ein Verhängniß zu wollen, daß gerade das Gegentheil stattfindet, sobald ich den Mund öffne, mit Ihnen zu reden, so daß ich kaum wage, noch einige Worte mit Ihnen zu sprechen," entgegnete Arthur schwermüthig und mit scheuem traurigen Blick.

„Sprechen Sie aus, Sir, was Ihnen auf dem Herzen liegt, und seyen Sie versichert, daß Sie durch diese Unterredung mit mir nur meinem Wunsche zuvorkommen, denn auch ich habe Ihnen einiges zu sagen," sprach Josephine im Tone herzlicher, ungezwungener Freundlichkeit und reichte mit theilnahmsvollem Lächeln dem Jüngling die Hand.

Der Schatten der Melancholie, der die Züge Arthurs umdüsterte, wich für einen Augenblick dem Lichtstrahl, den Josephinens Worte und Benehmen auf sein Gesicht zauberten; er ergriff ehrerbietig die dargebotene Hand seiner Angebeteten, und fragte ernst: „Josephine, ist Ihr Entschluß unabänderlich?"

„Ja, Kapitän Donaldson! er ist unwiderruflich," erwiderte sie mild aber fest.

— „O Gott, Miß Tanner, Sie wissen nicht, was Sie thun, Sie wissen es nicht!" rief der junge Mann in heftigem Schmerze.

„Doch, Kapitän, ich weiß sehr gut, was ich thue," sprach Josephine tief bewegt.

— „Nein, Miß, Sie wissen es nicht, denn wissentlich würden Sie nicht das Messer in den Busen eines Wesens stoßen, das Sie anbetet; Sie wissen nicht, Miß Tanner, was es heißt, einen Gegenstand lieben, heiß lieben, und ihn nicht besitzen dürfen."

„Ich weiß es, Sir Arthur, ich weiß, was unglücklich lieben heißt," flüsterte Josephine und barg das Gesicht in die Hände.

Arthur stand bei diesen Worten wie vom Blitze gerührt, dann stammelte er im Tone größter Bestürzung: „Wie, Miß Tanner, Sie sollten . . .?"

— „Kapitän Donaldson, ich lasse dieß Geständniß nicht gerne über meine Lippen gehen, denn mein Herz zuckt krampfhaft dabei; aber was thun wir nicht, um diejenigen, welche wir schätzen und achten, zu überzeugen, daß in unserem Benehmen gegen sie nichts Beleidigendes liegt?" flüsterte Josephine mit tiefer Bewegung. — „So wissen Sie denn, mein Herr, daß in meinem Herzen das Bild eines angebeteten Mannes lebt, das kein anderes neben sich aufkommen läßt."

„Und Sie nannten vorhin diese Liebe unglücklich, Mademoiselle? — wie? wäre es möglich, daß Sie einseitig einen Mann liebten, ohne von ihm geliebt zu werden?"

— „Ich liebte und ward geliebt; wie glühend war unsere Liebe! Welche Seligkeit liegt hinter mir!" sprach Josephine, bedeckte ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche, und fuhr schwer aufathmend und mit sichtlicher Anstrengung fort: „Aber ein unglückseliges Geschick trennte uns, Sir!"

„Der Tod, Miß?" fragte Arthur mit inniger selbstvergessender Theilnahme.

— „Nein, Sir, sondern eine verhängnißvolle ungegründete Eifersucht. Das Herz meines Geliebten wandte sich mir ab; einige unglückselige Zufälle vereinten sich, um meinen Charakter in den Augen meines Verlobten zu verdächtigen, und als eine vermeintliche Ungetreue stieß er mich von sich."

„Dann war er ein Unmensch!" rief der Jüngling mit Entrüstung. „Wie konnte er Sie für schuldig halten, Sie, welcher Unschuld und Reinheit ihren heiligen Stempel auf die Stirne geprägt haben? Er war ein Elender, ein Grausamer! . . ."

— „Halten Sie ein, Sie!" rief Josephine streng und entsetzt. „Halten Sie ein! er war nicht elend, nicht grausam, sondern nur von einer grundlosen unsinnigen Eifersucht geblendet. — Oh, er war, er ist der edelste beste Mann! Sir Arthur, wenn Sie mich ein wenig achten und lieb haben, so nehmen Sie die über ihn gebrauchten Ausdrücke zurück!" bat sie flehentlich.

„Was würde ich nicht alles thun, wenn Sie mich darum bitten, Josephine! und so stehe ich auch keinen Augenblick an, das zurückzunehmen, was ich soeben aussprach, so schwer es mich auch ankommt, von einem Manne anders zu denken, der sie verließ," erwiderte Arthur mit einem innigen Blick auf Josephine.

— Fürwahr, Sir, wenn ich Ihnen erzählte, wie sich alles zutrug, Sie würden bekennen müssen, daß Sie an seiner Stelle wahrscheinlich ebenso gehandelt hätten, wie er.

„Nein, Miß, nein! nie werde ich das zugeben, da ich überzeugt bin, daß ich nie, nie an Ihre Schuld geglaubt hätte, selbst wenn Himmel und Hölle vereint sich gegen Sie verschworen hätten!" versetzte er leidenschaftlich.

Josephine schüttelte traurig den Kopf und wandte ihr Gesicht ab. Eine Zeitlang gingen beide schweigend ihren Pfad dahin, dann aber hub Arthur wieder an: „Also nie, Miß Tanner, in alle Ewigkeit nie, werde ich Anspruch an Ihr Herz machen dürfen? dasselbe wird mir ewig ein verschlossenes Heiligthum bleiben?"

— „Nicht doch, Sir; sondern nur dann, wenn Sie das Gefühl, das ich aufrichtig und wahr für Sie empfinden darf, und welches ich auch bis zu meinem Tode für Sie hegen werde, zurückweisen."

„Welches Gefühl, Mademoiselle?"

— „Das Gefühl der treuesten Freundschaft."

„Welche Gabe wird man wohl zurückweisen, wenn sie aus Ihrer Hand kommt, angebetete Josephine? ist nicht Ihre Freundschaft schon ein kostbares Gut? — Allein, Fräulein Tanner, wenn ich mir an dieser Empfindung genügen ließe, dürfte ich selbst dann nicht der Hoffnung Raum geben, Sie die Meinige nennen zu dürfen?" sprach Arthur mit weicher Stimme und ergriff einschmeichelnd die Hand unserer Heldin.

— „Nein, Sir Arthur, selbst dann nicht," versetzte Josephine entschieden.

„Haben Sie Hoffnung, sich je in den Augen Ihres Geliebten gereinigt zu sehen, seine Achtung und Liebe wieder zu gewinnen, theure Josephine?"

— „Nicht die geringste, Sir, und dennoch werde ich meinen Entschluß nicht ändern. Mag auch meine Handlungsweise für den Augenblick etwas Schmerzhaftes für Sie haben, ich weiß, Sie werden mich noch dafür segnen; in nicht zu ferne liegender Zeit vielleicht schon werden Sie mir danken, daß ich so und nichts anders gehandelt habe. Stünden Sie, Kapitän, arm, elend, verlassen in der Welt, fremden Mitleids und fremder Hülfe benöthigt, dann würde ich Ihnen jetzt meine Hand reichen; ich würde arbeiten für Sie, ja selbst für Sie betteln, um Sie vor Noth zu bewahren, und wenn niemand Sie liebte, würde ich Sie lieben. Am Abende meines Lebens und jeden Tag desselben könnte ich mir dann zur süßen Befriedigung sagen, daß ich durch meine Liebe, durch das ruhige freundschaftliche Gefühl ein Wesen beglücke, weil dasselbe, von der launischen Fortuna in das Elend gestoßen, auf kein glühenderes Gefühl Anspruch machen konnte. Aber Sie, Kapitän Arthur, sind Sie nicht vom Schicksal begünstigt? sind Sie nicht vermöge geistiger und körperlicher Vorzüge förmlich dazu geschaffen, Liebe, heiße Liebe einzuflößen? vereinigen sich nicht alle Umstände Ihres

Lebens, alle äußeren Verhältnisse, um Sie zu berechtigen, unter den glänzendsten und lieblichsten Wesen unseres Geschlechtes zu wählen? Sollten Sie daher der flüchtigen, leidenschaftlichen Regung Ihres Herzen folgen, einem Augenblick Ihre Zukunft opfern, opfern um den Besitz eines verblichenen, farblosen Wesens, das überdieß sein Herz nie ganz Ihnen schenken könnte, das nur Freundschaft für den Mann empfände, dessen Liebe Hunderte von Frauen, schöner, liebenswürdiger alle als ich, als einen kostbaren Besitz suchten? O, Kapitän Donaldson, es bangt mir für Sie bei dem Gedanken, so durch den unüberlegten Schritt eines Augenblickes Sie für Ihr ganzes Leben gebunden und der Reue preisgegeben zu wissen."

So sprach Josephine in liebevollem, fast mütterlichem Tone zu ihrem unglücklichen Verehrer, die Hand desselben haltend. Als sie schwieg, rannen die hellen Thränen über seine Waugen und leise sagte er: „Oh, nie werde ich wieder lieben können, nachdem ich Sie geliebt habe, großmüthige, herrliche Josephine."

„So meinen Sie jetzt, aber es wird anders kommen, Kapitän Arthur," entgegnete Josephine lächelnd.

— „Nein, es wird nicht anders kommen, Miß, denn ich werde sterben an meinem Schmerze," sprach der Jüngling finster.

„Sie werden nicht sterben, — man stirbt nicht so schnell an seinen Schmerzen, Sir," sagte Josephine und erstickte einen tiefen qualvollen Seufzer.

— „Miß Tanner, Sie müssen unendlich gelitten haben, und dennoch hatte ich bisher keine Ahnung von Ihrem Kummer."

„Der zur Schau getragene Schmerz geht nicht tief, mein Freund; aber derjenige, welchen wir, vor den Blicken der Menschen verborgen, in der Einsamkeit pflegen, verzehrt unser Herz," sprach Josephine und senkte düster das Haupt. Indeß waren die traurigen Wanderer auf dem Gipfel des Berges angelangt und ließen sich schweigend auf einem Felsstück nieder. In majestätischer Ruhe dehnte sich in der Ferne die blaue Fläche des Meeres hin.

„O Gott, welch traurige Welt, wo Wesen wie Sie, meine süße Josephine, so gut, so edel, leiden müssen!" rief Arthur tiefbewegt.

— „Beklagen Sie nicht das Laas eines Einzelnen, Sir, hier, angesichts des großartigen Schauspiels, welches der Schauplatz des Glanzes, der Leidenschaften, der Thaten, der Kämpfe, des Untergangs ganzer Geschlechter und Zeitalter war. Wie viel habe ich nicht schau gelitten, seit ich, den Todespfeil meiner unglückseligen Leidenschaft im Herzen, in diesem Lande weile! Ach, keine Seele weiß es, und nur das Eine Wesen, das auch Zeuge der Qualen des zertretenen Wurmes ist, war in meinen düstersten Stunden gegenwärtig und hielt mich aufrecht, denn wenn es am trübsten in mir war, ging ich heraus an diesen Ort, wo Meer und Gebirge, Fels und Baum von einer ereignißreichen Vergangenheit erzählen. Im Geiste ging ich dann die Geschichte der Völker durch, die einst diese Küsten bewohnt, diese Wogen durchfurcht haben, und die jetzt ebenso spurlos verschwunden sind, wie die Cedern auf dem Gipfel des Gebirges, verschwunden mit ihren Freuden und Leiden. ‚Bald wirst auch du dahin seyn mit deinem Kummer!' mußte ich mir dann sagen; ‚und Frieden und ein ewiges Vergessen werden die Feuerstätte deiner Leiden decken,' denn in Folge angestellter Betrachtungen fand ich, wie das Geschick des Individuums nur ein verjüngtes Abbild ist von demjenigen ganzer Völker, ja der gesammten Menschheit überhaupt: Ich fühlte mit die Schmerzen und Leiden unseres ganzen Geschlechtes, und als kleines winziges Sandkorn schwanden dann stets meine eigenen vor meinen Blicken. In dem Branden der fernen Meereswogen glaubte ich den Schmerzensschrei und das Wehklagen der versunkenen Geschlechter zu hören; wenn aber dann die Wogen sich legten, wenn nur noch ein leiser West ihre Fläche kräuselte und sanft und kühlend meine Stirne umwehte, meinte ich aus seinem schwachen Säuseln ein Flüstern der Versöhnung zu vernehmen, eine unbekannte Stimme, die mir tröstend zurief: ‚Glaube nicht, daß die Tausende, deren Fuß einst diese Erde trat, gelebt und gelitten haben, um in ewige Nacht zu verschwinden und zu verderben. Ihre Arbeiten und Kämpfe waren nicht umsonst; die Früchte derselben reifen für ein anderes Daseyn; nimmermehr kann vergehen, was der Odem der ewigen Liebe in's Leben gerufen hat.' Fühlbarer denn je ward mir dann die Gegenwart eines liebenden göttlichen Wesens, und getröstet, beruhigt und gehoben kehrte ich stets aus der Einsamkeit nach Hause zurück."

Arthur seufzte tief auf, als Josephine so sprach, und seine Blicke hingen mit Bewunderung an ihrem Munde. „Fräulein Tanner, glauben Sie an ein Wiedersehen nach dem Tode?" fragte er, die Hand seiner Begleiterin leise drückend.

„Von ganzem Herzen, Sir; ich hoffe fest, die, welche ich hier geliebt habe und von welchen der Tod oder das Schicksal mich trennte, in einem bessern Leben nach dem Tode, in einem glücklicheren Daseyn, wiederzufinden."

— „Und können Sie die Richtigkeit Ihres Glaubens beweisen? haben Sie eine Bürgschaft dafür, daß die Hoffnung auf eine Fortdauer der menschlichen Seele überhaupt nicht eine bloße, im Gehirn der Träumer entstandene Chimäre ist?"

„Der Glaube ist Sache des Gefühls weit mehr, als des nach Gründen urtheilenden Verstandes, und so sehr ich auch von der Richtigkeit des varhin Ausgesprochenen im tiefsten Herzen überzeugt bin, so wäre ich dennoch nicht im Stande, den spitzfindigen Einwürfen einer skeptischen Philosophia gegenüber meinen Glauben durch Belege zu vertheidigen. Ich suche aber auch nicht darüber zu streiten, mein Freund, denn mag es nun Wahn seyn oder nicht, der schöne Traum ist mir tausendmal lieber, als alle Wahrheit der Welt, die mir denselben rauben würde."

— „Halten Sie diesen Glauben fest, theure Josephine, und versuchen Sie, ihn auch mir einzuflößen."

„Einflößen?" wiederholte Josephine; „einflößen? Empfinden Sie recht lebhaft einen Schmerz, sehen Sie Ihre Zukunft umnachtet, Ihr Herz von den Stößen des Schicksals verwundet, und das Sehnen nach etwas Besserem, als dem vergänglichen Tande dieses Lebens wird Ihre Seele erhellen, dasselbe Sehnen, das die alten Griechen ihrer Psyche nach den Gefilden Elysiums beilegten, das sich in den Lehren der edelsten Geister

des Alterthums: eines Sokrates, eines Plato aussprach; das Sehnen, das das Leben aller edleren Völker vom Beginne der Welt an durchzitterte, das unsere nordischen Voreltern eine Walhalla träumen ließ, das die Phantasie des Moslem zu der glühenden Vorstellung seines Paradieses begeistert und den sterbenden Christen die glanzvollen Sphären eines Himmels erblicken läßt; und bald, Kapitän, wird diese Sehnsucht nach einer Heimath der Seele durch den Glauben an dieselbe befriedigt werden, und die Hoffnung, die mein Herz erhebt, wird auch das Ihrige erfüllen!"

— „Josephine, daß ich Sie nie besitzen soll!" war das Einzige, was Arthur erwiderte, und wieder erglänzten Thränen in seinen schönen Augen. Noch einige Zeit führten die Beiden das Gespräch in der angegebenen Weise fort, als ein unheimlicher plötzlicher Windstoß vom Meere her, der Vorbote eines schweren Ungewitters, über den Hügel fuhr. Unwillkürlich schraken die Einsamen zusammen. — „Lassen Sie uns nach Hause gehen, Josephine! Ihre Worte klingen wie die einer Sterbenden, und diese düsteren Naturstimmen tragen noch dazu bei, das Bangen, das Ihrethalben meine Seele erfüllt, zu erhöhen!" sprach Arthur aufstehend, reichte Josephinen den Arm und zeigte ihr ein schreckensbleiches Gesicht. Stumm und düster wanderten sie der Villa zu.

Wenige Stunden später warf sich Josephine, von Fieberschauern befallen, auf ihrem Lager umher, ihre Phantasie schien sie noch einmal durch alle traurigen Wege und trüben Gänge ihres Lebens zu führen, denn bisweilen rangen sich Seufzer und bange Angstrufe aus ihrer beklemmten Brust empor. Die heftigen Gemüthsbewegungen, der Kummer, die angestrengte Arbeit der letzten Jahre hatten längst, ohne daß sie sich's versah, ihre Gesundheit untergraben und an ihrem Leben gezehrt, lange hatte sie sich aufrecht erhalten, jetzt unterlag sie, und leise und matt brach sie unter der Wucht der bösen Krankheit zusammen, wie die vom Wind gebeugte Blüthe im Ungestüm des Sturmes.

Die ganze Familie des Lords haerte ungeduldig auf der Plattform der Villa auf die Vorleserin Josephine; auch Arthur war heute zugegen und wartete mit Sehnsucht des Anblicks der Geliebten; aber statt dieser erschien Mary und brachte die Kunde von der plötzlichen ernsten Erkrankung unserer Heldin, welche sie bewußtlos, im heftigsten Fieber und im Delirium, vorhin auf ihrem Zimmer angetroffen habe.

Diese Kunde versetzte die gräfliche Familie in großen Schreck, und Arthur war so erschüttert, daß er wankte und zusammengebrochen wäre, hätte ihm der Lord nicht den Arm gereicht, um ihn auf sein Zimmer zu geleiten. Man schickte nach dem jüdischen Arzt, und ging verstört aus einander. So endigte der für die Familie Jedbury so inhaltschwere neunte Juli. —

14.

Das Leben täuscht uns lange,
Du zeigst, der Schminke baar,
Des Lebens welke Wange;
O Schmerz; wie bist Du wahr!
Lenau.

Zu derselben Stunde, in demselben Augenblicke, in welchem die ferne verstoßene Geliebte, vermöge des wundersamen Fernblickes eines überreizten Nervensystemes in ihren Delirien die Ankunft des Geliebten im Mutterhause gesehen zu haben wähnte, kam Eduard Pillner den breiten Kiesweg des Gartens herauf, der die wohlbekannte Vorstadtspension von St. A. umschließt, und eilte in die Arme der geliebten Mutter, die unter Thränen den geliebten, langersehnten, vom blutigen Felde der Ehre heimkehrenden Sohn an ihr Herz preßte.

„Und wie ist es Dir ergangen, theuerste Mutter?" war die erste Frage Eduard's, als er mit Besorgniß wahrnahm, daß die gute Frau, seit er sie nicht mehr gesehen, bedeutend gealtert hatte.

Ein Seufzer entstieg der Mutter Brust, als sie entgegnete: „Es waren sonnenlose Jahre, Eduard, die Jahre die ich ohne Dich zugebracht; ich vermißte Dich, ich zitterte für Dein Leben, ich hatte auch andere Sorgen, kurz, um meinen Frieden war es geschehen; doch nun Du wieder da bist, wird alles wieder gut werden!"

Ein halb mitleidiges Lächeln schwebte um die Lippen Eduard's, noch besaß er Selbstbeherrschung genug, um durch erkünstelte Heiterkeit auch ein Lächeln auf die Lippen der guten Frau, die ihn so innig liebte, zu rufen, allein die ungezwungene Herzlichkeit, die sonst den Umgang von Mutter und Sohn durchweht hatte, war gewichen, denn mit ängstlicher Sorgfalt suchten Beide einen Namen zu umgehen, der bei ihrem letzten Zusammensehn ihre Seele erfüllt hatte, und für welche auch die Jahre der Trennung kein Vergessen gebracht hatten — den Namen Josephine.

Einige Tage schon weilte Eduard an dem Orte, wo ihm jeder Gegenstand die Geliebte und die entschwundene Seligkeit in die Erinnerung rief, als er bei einem Gang, den er durch den Garten mit seiner Mutter machte, in einer Laube ein junges Frauenzimmer gewahrte.

„Wer ist diese junge Dame, Mutter?" als er diese von dem jungen Mädchen freundlich gegrüßt sah.

„Es ist Rosa Schmid, die Nachfolgerin ..." sprach die gute Frau, erblaßte aber und wollte den verhängnißvollen Namen nicht aussprechen.

„Die Nachfolgerin Josephinens?", entgegnete Eduard; „sprich ihn immer aus den Namen, meine gute Mutter, und glaube nicht, daß ich so schwach bin, um nicht hören zu können, was mir mit blutigen Schriftzügen in meinem Herzen eingegraben ist."

Und nun der gefürchtete Name einmal über die Lippen war, scheuten sich die beiden nicht mehr, von ihr zu reden, deren Betragen sie mit Entrüstung erfüllte, deren Bild aber noch so tief, ach so tief und schmerzhaft in der Seele des Sohnes lebte,

und deren Gedächtniß auch die Mutter nicht aus ihrem Herzen zu verbannen vermochte.

„Ach, Mutter," sprach Eduard, als er an einem schwülen Abende unter den Tannen bei ihr saß, wo er einst Josephinen seine Liebe gestanden hatte; „ach Mutter, was hätte dieses Mädchen nicht aus mir machen können, und was hat sie aus mir gemacht?! Mein Leben hat sie mir vergiftet, mein Herz verbittert und meine Zukunft zerstört; und jetzt, da ich sie verabscheuen muß, empfinde ich zu meiner täglichen unaussprechlichen Qual, wie unbeschreiblich ich sie geliebt habe."

— „Mein armer Eduard, wohl verstehe ich den tiefen Schmerz, den diese Täuschung Dir verursachte," erwiderte die Mutter. „Er gehört zu den schlimmsten, welche das Leben für uns bereit hält; auch meinem Alter war es eine bittere Erfahrung, in diesem Mädchen, für dessen Tugend und Aufrichtigkeit ich mein Leben eingesetzt hätte, eine herzlose Kokette, eine schamlose heuchelnde Lügnerin zu sehen; allein das Leben legt uns schwere Prüfungen auf, und nur die Schwachen sah ich der ersten unterliegen. Fasse Dich daher, mein Sohn, vertraue Deinem Sterne und der Zukunft! in den Armen eines edlen Weibes wirst Du einst das Ideal verwirklicht finden, das Du irrigerweise in Josephinen zu erblicken glaubtest."

„Das Ideal meines Lebens ist zerstört," entgegnete der Sohn mit traurigem Kopfschütteln. „Ich habe während meines Aufenthaltes in England liebliche Wesen kennen gelernt und mit wie vielen deutschen Frauen hatte ich nicht ehemals Umgang! aber unter ihnen allen wußte ich nicht eine Einzige, die mir auch nur annähernd das seyn könnte, was sie mir gewesen, keine Einzige, die so anmuthig und liebreizend in ihrer Zärtlichkeit, mich im Gespräch durch ihren Geist, ihre Bildung und ihren Witz entzückte, wie sie. Ach die Grausame! erst hat sie meiner Seele die tiefinnersten Bedürfnisse abgelauscht, sich mir unentbehrlich zu machen gewußt, um dann durch ihr Verlassen mein Elend zu verdoppeln."

In dieser Weise pflegte Eduard von seiner ehemaligen Braut zu sprechen, und der zärtlichen Mutter gelang es nicht, die Schatten von des Sohnes Gemüth zu bannen; vielmehr fühlte sie, wie die düsteren Gedanken desselben mehr und mehr auch ihren Geist ergriffen; dabei bemerkte sie zu ihrem weiteren Kummer, wie die Gesundheit ihres Lieblings durch die Stürme des Kriegslebens einen bedeutenden Stoß erlitten hatte, und stimmte von ganzem Herzen in die Ermahnungen des Hausarztes ein, der dem jungen Manne dringend anrieth, seinen Aufenthalt für einige Zeit in einem böhmischen Bade zu nehmen. Eduard willigte endlich in das Begehren der Beiden ein, weit entfernt zwar, sich um seine erschütterte Gesundheit zu kümmern, vielmehr nur um den Bitten seiner Mutter nachzugeben und dem Drängen des Arztes zu entgehen, zugleich aber auch, um dem Orte zu entfliehen, wo tausend schmerzlich-süße Erinnerungen seine Seele in steter Aufregung erhielten. Sein Urlaub von der britischen Armee lautete auf ein halbes Jahr, und er beschloß daher, einen Monat in Bädern Böhmens zuzubringen und reiste sofort dahin ab.

— — — — — — — — — — — —

In Gedanken versunken, durchschritt Eduard sein Schlafgemach in einem Hotel garni der deutschen Hauptstadt, die er am Abend des ersten Reisetags erreicht und wo er sich für einige Tage einquartirt hatte, weil er in kleinen Stationen reisen wollte. Mitternacht war nahe und noch floh der Schlaf seine Augen, die bunten wechselnden Bilder des vergangenen Tags zogen in zügelloser Unordnung noch einmal an den Blicken seines Geistes vorbei und ließen ihn keine baldige Ruhe hoffen.

Es war eine schwüle Sommernacht, und der junge Reisende öffnete eines der großen nach Osten gehenden Bogenfenster. Der Mond, dem Untergange nahe, blickte mit seinem bleichen Geisterstrahle hinab auf die Thürme und Dächer der alten Stadt, an deren Ende der Gasthof, den Eduard bezogen, lag; und die zahlreichen, bald niedlichen, bald imposanten Gartenanlagen, die sich gegen Osten hin ausdehnten, stellten sich, erhellt vom Mondesglanze, in namenlosem mysteriösem Zauber den Blicken Eduard's dar, die mit besonderer Aufmerksamkeit auf einer derselben ruhten, die sich durch Größe und Ausdehnung, sowie durch ungezählte hellschimmernde Punkte, die zwischen Bäumen und Sträuchern hervorleuchteten, vor den andern auszeichnete. Es war ein Kirchhof mit seinen Steinen und Kreuzen. — Und mit einer Art düstern Behagens betrachtete Eduard das Feld des Todes. — Sei mir gegrüßt du trauter Anblick, Besitzthum des besten Freundes der Menschheit! sprach er bei sich selbst; Schmach über die Narren, die sich mit Abscheu und Entsetzen von einem Todtenacker abwenden, weil er ihrer Narrheit ein Ende macht! Sollte sich nicht vielmehr jede Menschenbrust heben bei Betrachtung des Orts, wo das Dasein des unglückseligen, im Staube kriechenden, nach Unendlichkeit strebenden Wurmes, Mensch genannt, beschlossen wird? — Und in düsteres Grübeln versenkte sich unser Held, als plötzlich ein matter, unheimlicher Laut, ein leises Schluchzen und Stöhnen, die Stille der Mitternacht unterbrechend, sein Ohr traf. Der Ton erstarb, und Eduard lauschte einige Zeit; als aber nach kurzer Pause jener Laut sich wiederholte, verließ er, in der Ueberzeugung, daß irgend ein menschliches Wesen in seiner Nähe leide und seiner Hülfe bedürfe, sein Gemach.

Wenige Schritte von seinem Zimmer entfernt gelangte der junge Mann an ein Gelaß, dessen Thüre nur angelehnt war, und aus dessen Innerm heller Lichtschein drang. Voll gespannter Erwartung warf Eduard einen Blick durch die Thürspalte und gewahrte ein größeres Gemach von luxuriöser Ausstattung; in der Mitte des Zimmers erhob sich, von einem Halbkreis von Kerzen beleuchtet, eine Art Katafalk mit schwarzen Tüchern behangen. Auf demselben lag, im langen weißen Sterbgewande, eine Krone von weißen Rosen um die Stirne, eine junge weibliche Gestalt, deren Schönheit noch im Tode auffiel. Die gefalteten Hände hielten einen Palmzweig; auf der Schulter lag ein Lorbeerkranz, ein Gewinde von dunkeln Cypressenreisern, durchflochten mit weißen Rosen, war um das weit herabhängende Kleid der Todten geschlungen.

Gefesselt durch den schaurigen mysteriösen Eindruck dieses

Anblicks, stand Eduard wie angewurzelt auf der Schwelle des Gemachs und vergaß auf einen Augenblick, was ihn aus seinem Zimmer gelockt hatte. Je länger er die Todte ansah, desto lebhafter überzeugte er sich, diese Züge schon gesehen zu haben, aber vergebens bemüht er sein treuloses Gedächtniß, um zu ermitteln, wo und wann er diese starre Leiche als lebensprühendes junges Weib begegnet hatte. Da traf wieder ein zitternder todesbanger Seufzer sein Ohr, und jetzt erst entdeckte er eine zur Linken der Todten knieende dunkle Mannesgestalt, die das Gesicht tief in die Falten des Sterbekleides gedrückt, leise schluchzte.

Sonderbar, Eduard hatte lange die Tode angestarrt, er hatte ihr voll in das Gesicht geblickt und sie doch nicht erkannt; die Züge des Trauernden hatte er kaum flüchtig im Schatten gesehen, aber ahnend hatte es seine Seele durchflogen, daß er jenen Mann gefunden, den er seit vier Jahren umsonst mit glühender Rachbegierde gesucht hatte, nach dessen Blut er vergeblich gelechzt. — Er war überzeugt, in dem Düsteren den Priester Joseph Schwarz zu erblicken. — Es trieb ihn, sich in den Saal und auf seine Beute zu stürzen, und nur eine heilige Scheu hielt ihn zurück, die geweihte Stätte des Todes durch einen Ausbruch seiner Leidenschaft zu profaniren; entschlossen aber, sich des Frevlers auf jede Art zu bemächtigen, stand er mit ungestüm pochendem Herzen Wache auf der Schwelle, sein funkelndes Auge auf seinen Gegner gerichtet, der jetzt sich erhob, sein Gesicht zeigte und Eduard von der Richtigkeit seiner Ahnung überzeugte; er sah in Wirklichkeit Joseph Schwarz vor sich, aber gealtert um mehr als ein Jahrzehnt, mit einem Angesicht, bleicher als das der Todten, die Züge von wildem Schmerz verzerrt. Ungestüm warf sich Joseph auf die schöne Todte, bedeckte ihre Stirne mit heißen leidenschaftlichen Küssen, unterbrochen nur bisweilen von tiefen herzzerreißenden Seufzern. „Clarissa! Clarissa!“ stöhnte er; „ich war ein Thor, daß ich den Himmel in Deinen Armen um eine Chimäre hingab! ein Teufel war ich, daß ich Dich feige und selbstsüchtig verließ!“

Eduard stand betroffen; — hatte der Priester so schnell den Gegenstand seiner zärtlichen Gefühle gewechselt? denn daß er Clarissa geliebt mit aller Kraft seiner Seele, davon zeugten seine Worte, sein Betragen auf eine nicht zu mißdeutende Weise. Er liebte wohl schon die heiße Südländerin, während er die schwache Josephine bethörte, dachte Eduard. O Josephine, Dein Loos ist Deines Betrogens werth! mußte er sich sagen, als er den Priester mit erneuter Heftigkeit sich über die Leiche werfen sah; aber seine Pulse pochten fieberhaft, als er denselben plötzlich den Namen seiner ehemaligen Braut nennen hörte: „Josephine,“ rief Schwarz reumüthig aus; „Josephine, einst verhöhnte ich Deine edlen Worte, und wie wahr hast Du gesprochen! wie richtig hast Du gesagt, daß Ruhm und Ansehen die Wunden der Seele nicht zu heilen im Stande sind! Wie furchtbar muß ich die Wahrheit dieses Ausspruchs hier an diesem Todtenlager empfinden! O Josephine, ein Engel sprach aus Dir, als Du mich batest, beschworest, der Stimme meines Herzens zu folgen und durch ein kleines Opfer ihren Besitz, meinen und ihren Frieden zu erkaufen; ein Dämon aber ließ mich taub sein für Deinen Rath, o mein Gott! mein Gott!“

Nicht länger vermochte der junge Offizier den Horcher zu spielen, — die verschiedenartigsten, widersprechendsten Gedanken, Zweifel, Vermuthungen, kreisten in seinem Gehirn; bebend am ganzen Körper überschritt er die Schwelle, und trat dem erstaunten und bestürzten Priester gegenüber, auf dessen schmerzdurchfurchtem Gesicht indeß, zur großen Verwunderung Eduard's, keine Spur von Schrecken zu entdecken war; starr blickte Joseph einige Augenblicke sein Gegenüber an und sprach nach kurzem Besinnen ruhig: „Welch ein Zufall, mein Herr! Sind Sie nicht Herr Pillner, der Gatte Josephinens?“

„Nicht ihr Gatte, mein Herr, sondern Josephinens einstiger Verlobter, der sie von sich stieß, weil sie in Ihren Armen mir die Treue gebrochen!“ versetzte Eduard mit tiefer zitternder Stimme, und heftete sein sprühendes Auge auf den unglücklichen Leidtragenden.

— „Wie? Nicht Josephinens Gatte? — Josephine verstoßen — um meinetwillen verstoßen?“ stammelte Joseph erstaunt und ungläubig. „Ich kann Sie nicht verstehen, mein Herr . . . Oder ist es ein Trugbild, das ich erblicke und das sich in die Einsamkeit dieses Heiligthums eingeschlichen hat, um mich vollends zu Tode zu quälen?“ fügte er verwirrt hinzu.

„Ein Wesen von Fleisch und Blut steht Ihnen gegenüber, Mensch! ein Wesen, das zur Sühne Ihr Blut fordert, zur Sühne eines Verraths, den selbst Ihre Mitschuldige nicht zu läugnen im Stande war!“ versetzte Eduard finster, obwohl der Ausdruck unverkennbarer Unschuld, der auf Joseph's Gesicht sich zeigte, auch ihn verwirrte.

— „Mein Herr, ich kann sie wirklich nicht begreifen, Ihre Worte sind mir lauter Räthsel,“ entgegnete Schwarz, mehr und mehr aus der Lethargie seines Schmerzes sich aufraffend.

„Ich soll mich erklären? Nun gut, auf Ihren Wunsch kann ich es thun, kann Ihnen Alles sagen, was Sie selbst wissen,“ sprach Eduard kalt, ergriff Schwarz beim Arme und trat mit ihm in den Hintergrund des Gemachs, wo er ihm mit feierlicher Stimme alle jene Ereignisse vorhielt, welche seinen erregbaren Argwahn gegen Josephinen entflammt und in seinem eigenen Busen alle Dämonen der Eifersucht entfesselt hatte.

Als er aber an die Schilderung jenes Augenblickes kam, wo er gesehen, wie der Kaplan im Park jenes goldene Kreuz Josephinens geküßt und in die Brust verborgen, da erfaßte der schmerzgebeugte Mann unter wehmüthigem Kopfschütteln den Arm des Offiziers.

„Halten Sie ein, Herr Pillner! ich sehe Sie in einem Netze unseliger Irrthümer!“ sprach er mit dem überzeugenden Ernste der Wahrheit. „Jenes goldene Kreuzchen, das Sie in meiner Hand sahen, war mir nicht von meiner Base geschenkt worden . . . ich hatte es ihr heimlich entwendet, weil es von Clarissa kam, die es selbst getragen hatte . . . die ich — o Gott, daß ich es noch einmal aussprechen muß, — die ich liebte, wie ein Wahnsinniger,“ rief Schwarz verzweiflungsvoll, lehnte sich bebend an die Wand und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. „Nein, bei der Leiche dieses theuren Engels hier,

schütteln Sie nicht ungläubig das Haupt und verdammen Sie in Josephinen keine Unschuldige! Ich habe jenes Geschmeide meiner Base heimlich entführt, das schwöre ich Ihnen bei der Heiligkeit dieses Todtenzimmers! . . . Aber fahren Sie fort und lassen Sie mir den einzigen Trost, eine unschuldig Verurtheilte zu entlasten, denn bei der ewigen Ruhe dieses theuren Engels hier: Josephine ist unschuldig, ich habe niemals sie, sie hat mich nie geliebt, und es bestand kein Geheimniß zwischen uns, als das, daß sie wußte, wie diese theure Todte und mich eine unselige, frevle verhängnißvolle Leidenschaft verband, die um meines Standes, um meiner Zukunft willen ein Geheimniß bleiben mußte!"

Eduard stand ganz starr vor Erstaunen, und vermochte kaum seinen Augen und Ohren zu trauen. Aber die Antworten Josephs auf alle seine Fragen entlasteten mit der ganzen siegenden Kraft der Wahrheit die arme Josephine von jedem auch nur scheinbaren Verdacht, welchen die Umstände damals auf sie geworfen hatten. Wie Schuppen fiel es von Eduard's Augen, daß sein argwöhnisches Gemüth damals aus Schatten und Scheinen Beweise gezogen, daß er Josephinen, die um ihrer Gewissenstreue willen zur Märtyrerin geworden war, ungehört verdammt hatte. — Es tagte furchtbar in ihm!

„Mein Gott, was habe ich gethan! einem Engel habe ich das Herz gebrochen!" stöhnte Eduard und schlug sich, wie ein Wahnsinniger die Stirn, erfaßte convulsivisch den Arm Joseph's und rief mit furchtbarer Stimme: „Gott vergebe es Dir, meineidiger Priester, ich kann es nicht!" und stürzte nach der Thür, während Schwarz vernichtet neben dem Paradebett niedersank.

Schon auf der Schwelle, sandte Eduard noch einen zornfunkelnden Blick auf den Urheber seines Unglücks, aber als er ihn so elend und gebrochen am Boden zittern sah, forderte sein edles menschliches Herz seinen Tribut. Bin ich selbst nicht noch mehr zu verdammen, handelte ich nicht nach vielmehr als ein Elender? dachte er und kehrte langsam zurück in das Zimmer, dem unglücklichen Geistlichen zu Hülfe, der am Lager der Todten kauerte, richtete ihn auf, der sich willenlos auf das Gemach seines Gegners führen und auf das Bett desselben legen ließ. Eduard selbst durchwachte an seiner Seite eine schauervolle Nacht, Verzweiflung durchwühlte sein Herz, er sah das bleiche zitternde Bild seiner Braut, er hörte jene rührenden Worte, mit denen sie ihn um Glauben angefleht hatte. Unheimlich rollte der Donner in der Ferne, und rief ihm jene furchtbare Nacht ins Gedächtniß, in welcher er das zarte Wesen in die Wuth der entfesselten Elemente hinausgestoßen. Wenig Trost konnte dem unglücklichen jungen Manne es gewähren, aufzublicken zu dem makellosen Bilde der Geliebten, die, gereinigt von den Flecken jeder Beschuldigung, als eine Heilige vor seiner Seele stand; ein Bild, das wie das klare Licht des Pharus dem Schiffbrüchigen zu spät durch die Nacht und Gefahr des brandenden Meeres strahlte. Konnte er denn noch hoffen, das verscherzte Kleinod je wieder zu erringen? Konnte er auch nur entfernt in seiner Verzweiflung an Verzeihung denken von ihr, die er so tief betrübt, deren Herz er gebrochen hatte? Nein, nie, hoffnungslos standen allenthalben seine Sachen, und dunkle Selbstmordsgedanken gährten in seinem Gehirn, als er so an dem Lager des Priesters saß, der abwechselnd die Namen Josephine und Clarissa stöhnte, und sich mit der Unruhe eines Fiebernden auf dem Bette hin und her warf.

Wie wunderbar kontrastirte die Verzweiflung der schmerzdurchwühlten Gemüther, die in diesem kleinen Gelasse athmeten und litten, mit der erhabenen schmerzlosen Ruhe des Todtenzimmers, wo friedlich Blumen die kalte Brust deckten, in der für Ewigkeiten alle Leidenschaften und Schmerzen verglüht waren! . . . .

Seit einem Jahre hatte Clarissa Steine an dem Theater jener Stadt als jugendliche Liebhaberin geglänzt, und Palmen und Lorbeeren gesammelt, und zuweilen auch Rosen hatte sie gepflückt. Clarissa, die heiße Blume des Morgenlandes, war keines jener Wesen, die, nachdem ihnen ein Glück zerstört, in schmerzlichem Entsagen dahinschmachten, und ohne Gefühl für die farbenbunten Blüthen des Lebens dahingehen, täglich und stündlich schwelgend in einem schmerzhaften Dahinscheiden; nein, Clarissa hatte Blumen gepflückt und Kränze gewunden, manchen berauschenden Kelch der Lebensfreuden hatte sie zur Neige geleert, an manchem genippt, um ihn angewidert wegzuschleudern. Unter der Männerwelt der Stadt hieß sie Sappho, den guten Frauen war sie eine gefährliche Kleopatra, allen Nothleidenden und Hülfebedürftigen aber, die mit ihr in Berührung kamen, ein großmüthiges Herz, ein milder rettender Engel. Kein Born der Freude aber, nicht die betäubenden Klänge des Beifalls und die Kränze des Ruhmes, waren im Stande, die traurige Leere auszufüllen, die durch jene unselige Leidenschaft in ihrer Seele entstanden war, und mitten durch die bezaubernden Bilder der Gegenwart leuchtete bisweilen eines aus der Vergangenheit und erfüllte die begabte Künstlerin mit Eckel an dem Leben, von dem sie ein schneller Tod befreite.

Nach einer Aufführung von Richard III., wo sie als Lady Anna bisher noch nie Gesehenes und Gehörtes geleistet hatte, ließ sie sich halbtodt vor Erschöpfung in einem Wagen nach ihrer Wohnung in jenem Hotel garni bringen, wo sie einer kurzen Krankheit erlag, nachdem sie durch ihren letzten Willen ihrem Kammermädchen und einem armen Professor der Philosophie, der stellenlos im Nachbarhause durch schriftstellerische Arbeiten sein Leben und das seiner zahlreichen Familie kümmerlich fristete, ihr nicht unbedeutendes ererbtes und auf den Brettern erworbenes Vermögen angewiesen hatte. In den Armen ihrer Jose hatte sie ihre Feuerseele ausgehaucht, gegen Niemanden einen Gedanken des Hasses mit in die Erde mitnehmend, als gegen Josephine Tanner.

An ihrem Todestage war Joseph unter dem Namen des Pater Eustachius von seiner Missionsreise in China zurückgekehrt, um seinen Oberen Rechenschaft über die Erfolge derselben abzulegen; er hatte mit Entsetzen die Kunde vom Tode der Künstlerin vernommen, alle Wunden seines Herzens von neuem zu bluten begonnen, und aller seiner sonstigen Klugheit und Vorsicht vergessend, hatte er den Gasthof bezogen, wo die Leiche

jenes Wesens lag, das er zu beglücken und zu besitzen zu selig gewesen war. . . . .

Am Lager des fiebernden Priesters, beim Scheine einer Wachskerze, schrieb Eduard Pillner an seine Mutter einen Brief, welcher dieser am nächstfolgenden Abend zukam. In gebrochenen Sätzen, mit zerrissener zitternder Schrift meldete er ihr den Vorfall und schloß seine Epistel mit den Worten:

„Ich eile jetzt, theuerste Mutter, nach Syrien; zwar ist mir der Aufenthaltsort Josephinens nicht bekannt, aber in der Nähe der Küste wohnt mir ein Freund, ein Waffengefährte, mit dessen Hülfe ich sie aufzufinden hoffe. Zu ihren Füßen will ich, der Elendeste unter den Menschen, niedersinken und sie um Erbarmen anflehen; neigt sich die Heilige vergebend zu meinem Schmerze nieder, lebt noch ein Funken von Liebe zu dem Unmenschen in ihrer edlen Seele, bin ich noch würdig, einen Schatten von Glück begrüßen zu dürfen, — so werde ich sie in meine Arme fassen, mit ihr zurückeilen und versuchen, ob durch die Liebe und Anbetung eines ganzen Lebens die Grausamkeit einiger furchtbarer Augenblicke und der finstere Wahn eines argwöhnischen Gemüthes einigermaßen vergessen gemacht werden können. Wendet sie aber, wie ich es verdiene, ihr Angesicht von dem Unwürdigen weg, der zu engherzig war, um an die Tugend des edelsten Weibes muthig zu glauben, dann, liebe Mutter, erwarte mich nicht wieder, denn ich werde nie mehr zurückkehren. Frage auch nicht nach meinem Schicksal, denn Dein Forschen würde vergeblich seyn; laß vielmehr dann ein ewiges Vergessen den Namen Deines unglücklichen Sohnes aus Deinem Herzen tilgen, und wende die ganze reiche Liebe desselben Deinem besseren Kinde zu, meinem edlen Bruder Raphael, der noch kein Auge mit Thränen getrübt, kein Herz gebrochen hat, und dessen Vortrefflichkeit Dir tausendfach ersetzen wird das Wenige, was Du verlierst durch

Deinen unglückseligen

Eduard."

15.

Brausend fliegt des Todes Jagdhund
Stumm bergan in wilder Eile,
Seinen Herrn zu suchen, irrt er
Durch die Felsen mit Geheule.
Lenau.

Die Palmen in dem Garten am Fuße des Libanon prangten in ihrem schönsten Glanze, umstrahlt von dem warmen Lichte der goldenen syrischen Sonne, und wiegten träumerisch ihre Wipfel im leisen Weste, der vom Meere her der glücklichen Küste den Wellengruß zuflüsterte; aber die Granitbank unter ihrem Laubdach stand leer. Nicht mehr sahen die stolzen Kinder des Morgenlandes das bleiche Mädchen, die Tochter des Abendlandes, an ihren Stämmen ruhen und dem Flüstern ihrer Blätter lauschen. Singend und zwitschernd umflatterten die buntgefiederten Bürger der Maulbeerhecken die Kelche der glänzenden Blumen, die in blendender Schönheit das Sommerhaus umblühten; leicht wiegten die schimmernden Falter und Libellen sich auf den leichten Blumenkronen, aber sie, deren Auge sich sonst in ihren Anblick versenkt hatte, mit der ganzen Hingebung und Liebe, mit der sich die Unglücklichen zu der ewig geheimnißvollen Trösterin Natur hingezogen fühlen, war nicht mehr da; ihr Fuß wandelte nicht mehr zwischen den farbenreichen Blumenbeeten und Rosenlauben umher, — im engen, dumpfen Krankenzimmer schmachtete sie dahin, selbst eine arme Blume, beraubt des himmlischen Thaues.

Josephinens Krankheit hatte einen andern Charakter angenommen, das Delirium mit seinen wilden Phantasieen hatte sie verlassen, aber ein schleichendes Fieber verzehrte jetzt ihre Kräfte und bannte sie auf das Krankenlager, ihr Geist war vollkommen klar, und in den langen, schlaflosen Nächten durchlebte ihre Seele alle Qualen und Schmerzen der Vergangenheit und empfand in seinem ganzen Umfange das Traurige ihres Geschickes.

Kein liebes Gesicht war ihrem Lager nahe, kein Wesen, außer Mary, die mit freundlicher Besorgniß die trüben Stunden der armen Waise aufzuhellen sich bemüht hätte. Erfüllt von tödtlicher Angst um das eigene theure Leben, flohen die Damen des Hauses das Krankenzimmer, und auf den Zehenspitzen mußten sich Arabella und Felicia in der Nacht zu dem Gemache Josephinens schleichen, um der geliebten Freundin und Erzieherin die fieberheiße Hand zu pressen.

Einmal wagte sich der Lord selbst in das Krankenzimmer, um der Retterin seines Kindes persönlich seine Theilnahme an ihrem Uebelbefinden zu bezeugen. Sein Bedauern war aufrichtig und wahr, das sah Josephine, allein seine ängstlichen Blicke und unbehaglichen Bewegungen überzeugten sie hinlänglich, daß sie damals, als sie das giftige Reptil mit der Hand erfaßt und weggeschleudert, ein minder großes Opfer gebracht hatte, als Lord Jedbury es jetzt brachte, wo er die Schwelle ihres Zimmers überschritt.

Mit trauriger Genugthuung nahm Josephine wahr, wie es schlimmer mit ihr wurde; die bald matten, bald fieberisch raschen Schläge ihres Herzens begrüßte sie als Boten einer baldigen Befreiung von den tyrannischen Banden des Lebens; sie sehnte sich nach Auflösung, ohne sich jedoch, wie ehemals zuweilen, mit Speculationen über ihren Zustand nach dem Sterben zu beschäftigen. Sie war zu müde hiezu, und in ihrem jetzigen Zustande dünkte ihr das bloße Aufhören des Daseins, die Vernichtung schon als ein allzu wünschenswerthes Loos, um sich nicht danach zu sehnen. Ergeben in den ewigen geheimnißvollen Willen der Gottheit erwartete sie die Vollendung ihres Geschicks mit der reinen Gemüthsruhe, mit welcher die Guten der großen feierlichen Katastrophe entgegensehen, die sie dem Nichts zurückgibt, oder ihr besseres Theil mit dem ewigen Urquell, mit Gott vereint. —

Seitdem die Heftigkeit des Fiebers sie verlassen hatte, war es ihr möglich, einige Stunden des Tages im Lehnsessel unter dem geöffneten Fenster zuzubringen, von wo aus sie den Garten überblicken und die üppigen Reize der ewig-bräutlichen Natur des Morgenlandes genießen konnte.

Eines Tages, als sie in ihrer Fensternische saß, und ihren Blick mit ernster Ruhe auf einer Gruppe dunkler Pinien ru-

hen ließ, die mit ihren dunklen, schirmförmigen Kronen den Rand einer Quelle überschatteten, trat Mary, ihre treue Pflegerin, ein; auf ihrem Gesichte malte sich das Verlangen etwas zu sagen, gepaart mit der Schüchternheit, die nicht wagt, es auszusprechen. Sie trat zu der Kranken und legte einen Strauß duftender Blumen in ihren Schooß.

„Wie schön sie sind!" sprach Josephine; „aber liebe Mary, bringen Sie mir keine Blumen mehr! die armen Dinger dauern mich, hier in meinen Händen welken zu müssen; es ist schade um sie!"

„Es ist nicht schade um sie, Mademoiselle, und wenn die schönsten in Ihrer Hand welken müssen," sprach Mary mit Thränen in Augen. „Und überdieß kommen diese Blumen nicht von mir, sondern Capitän Arthur Donaldson hat sie gepflückt, und mich gebeten, sie Ihnen zu überreichen!" Das Kammermädchen stockte, da aber Josephine nichts entgegnete und ihren Blick auf sie geheftet hatte, fuhr sie nach einem verlegenen Räuspern fort: „Er wünscht so sehr, Miß Tanner einmal besuchen zu dürfen, und ist so betrübt, daß Sie ihm diesen Wunsch stets versagen. Ach, Mademoiselle, wenn Sie wüßten, was der Capitän während Ihrer Krankheit gelitten hat, wie bleich und traurig er einher geht und nirgends Ruhe findet, Sie würden sich gewiß seiner erbarmen und ihm seine Bitte, Sie sehen zu dürfen, nicht länger versagen; ich könnte und möchte noch Vieles sagen, Miß, aber ich weiß . . .

— „Lassen Sie es gut seyn, Mary," fiel Josephine ein, und eine leichte Röthe flog über ihr bleiches Gesicht. „Ich hielt es seither für ein Unrecht, eine weitere Person der Gefahr der Ansteckung auszusetzen, ein Wesen besonders, das für so viele Herzen ein Gegenstand der Liebe, des Stolzes und der Hoffnungen ist!"

„Ja Mademoiselle, Sie haben Recht; Herr Arthur ist das und verdient es auch zu seyn; der Capitän ist so gut und freundlich, so großmüthig und freigebig gegen Untergebene; das herrische, hochtrabende Wesen, das er früher an sich hatte, hat er ganz abgelegt, seit er aus dem Kriege zurückgekehrt ist."

„Herr Arthur ist gut und edel und verdient, daß ihm sein Untergebenen von ganzem Herzen zugethan sind," sprach Josephine mit Wärme, und fügte nach kurzem Besinnen hinzu: „der israelitische Arzt hat erklärt, in dem jetzigen Stadium des Fiebers sey keine Ansteckung mehr zu befürchten; wenn also Herr Arthur mir die Ehre seines Besuches zu schenken wünscht, so soll er mir — in Ihrer Gegenwart, liebe Mary! — willkommen seyn!"

Das Kammermädchen hüpfte mit größerer Lebhaftigkeit, als für das ernste Krankenzimmer sich schickte, aus dem Gemach, um den jungen Gebieter, dessen Gefühle für die Kranke der Dienerschaft des Hauses kein Geheimniß mehr waren, von der endlichen Gewährung seines langersehnten Wunsches zu benachrichtigen, während Josephine sich sammelte, um dem unvermeidlichen Zusammentreffen mit ihrem enthusiastischen Anbeter mit Ruhe zu begegnen. Sie sah nicht ohne Furcht dem Erscheinen desselben entgegen, denn sie kannte das heftige exaltirte Wesen des jungen Mannes, und fürchtete in ihrem jetzigen Zustand eine seiner Scenen. Arthur aber, der in der Halle ihrer Antwort gewartet hatte, ließ ihr nicht lange Zeit zur Vorbereitung, denn schon nach wenigen Augenblicken zeigte er sich auf der Schwelle.

Stumm und anscheinend tiefergriffen und betroffen blieb der junge Offizier einige Zeit auf derselben stehen und heftete sein dunkles Auge auf Josephinen, welche seine Empfindung zu errathen schien, und lächelnd anhub: „Sie entsetzen sich über meinen Anblick, Capitän Arthur, weil die Vernichtung mir ihren Stempel auf die Stirne gedrückt hat. Ist es möglich, daß Sie, der Sie auf dem Schlachtfelde dem Tod in wechselnden Gestalten in das Auge geblickt haben, nun zurückschrecken, da Sie ihm in der friedlichen Halle begegnen?" dabei hielt sie dem Eintretenden die Hand zum Gruße entgegen.

Das Wort Tod brachte den warmblütigen Arthur wieder zur Besinnung; er eilte zu der Kranken und ergriff ihre Hand, die sie ihm aber entzog, als er sie an die Lippen führen wollte.

„Wollen Sie sich nicht niederlassen, Capitän?" fragte Josephine ruhig, und mit bedeutsamen Blick. Mit einem Seufzer ließ er sich der Kranken gegenüber nieder.

„Ich beschwöre Sie, Mademoiselle, sprechen Sie das schreckliche Wort Tod nicht mehr aus!" flüsterte er tonlos.

„Warum verlangen Sie dieß von mir, Sir? warum soll ich den Namen des wohlthätigen Genius nicht mehr nennen? Nur Ungerechtigkeit und Thorheit stellen ihn als abschreckendes Gerippe mit der Sense dar, in Wahrheit ist er der freundlichste Trostengel, der uns mitleidsvoll den Kelch mit Lethe reicht."

— „Daß wir unseren Freunden und ihrem Gedächtniß Vergessen trinken?" warf Arthur im Tone sanften Vorwurfs ein.

„Für die Liebe gibt es wohl kein Vergessen, mein Freund, aber für gewisse brennende Erinnerungen fließt, wie ich hoffe, der wohlthätige Quell."

— „Aber wenn sich an diese Erinnerungen die Namen Derer knüpfen, die wir hier geliebt haben, wird dann wohl das Andenken des Schmerzes verwischt werden und das der Liebe allein bleiben?" fragte Arthur mit traurigem Nachdruck.

„Ich weiß es nicht, o Gott, ich weiß es nicht!" rief Josephine heftig und eine brennende Röthe flog über ihr marmorbleiches Gesicht; ihre Hand krampfhaft auf das Herz drückend fuhr sie fort: „was können wir armen Geschöpfe überhaupt wissen von dem, was außerhalb der groben greifbaren Sinnenwelt sich befindet? vollends von dem, was jenseit der kurzen Spanne Zeit, Leben genannt, sich befindet? Sind wir nicht die elendesten, bedauerungswürdigsten Wesen? — Ein leichter Funke berührt unsere Stirne, und wir jubeln auf in grenzenloser Wonne, wir träumen wahnwitzig von Unendlichkeit, von ewiger Dauer unseres Glückes, tollkühn glauben wir, die schwindelnden Höhen der Seligkeit erklimmen zu können, unser kecker Fuß betritt die schwanken, gefährlichen Stufen, aber siehe da! wir gleiten und stürzen zurück mit zerschmettertem Haupte. Wir leiden — und brechen zusammen, wir glauben in kindischer Anmaßung und Selbstüberschätzung die Welt und uns selber überwunden zu haben — allein, den Fuß schon auf der

Schwelle der dunkeln räthselhaften Grabespforte, macht uns die bloße Erinnerung an einen Namen, der Gedanke an ein einziges düsteres Blatt der Vergangenheit, erzittern und erbeben, und jagt auf unsere todesfahlen Züge die Farbe längst verglommen geglaubter Gluth zurück, und bis zum letzten Athemzuge bleiben wir Sklaven, weniger des Schicksals, dieses milderen Herrn, als vielmehr der Despotie unserer Leidenschaften." Das junge Mädchen schwieg, das Reden hatte sie erschöpft, eine aschfahle Blässe bedeckte ihr Gesicht, während sie, die Blicke noch auf das Herz gepreßt, nach Athem schöpfte.

„Mein Gott, theuerste Josephine, schonen Sie sich!" rief Arthur geängstigt.

— „Was liegt daran, ob dieser elende Lebensfaden einige Stunden früher oder später reißt?" entgegnete Josephine, die sich schnell wieder erholte, mit trübem Lächeln.

„Mein Gott, reden Sie doch nicht so, Mademoiselle, und wünschen Sie sich nicht mit solcher Hartnäckigkeit den Tod! Der israelitische Arzt sagte mir erst gestern, Ihr Zustand sey durchaus nicht hoffnungslos."

— „Er sagte dieß auch zu mir, aber fügte er nicht noch etwas bei, Kapitän?"

„Allerdings!" erwiderte Arthur halblaut: „Er sagte, Ihr physisches Leiden rühre zumeist von moralischen Kämpfen und Erschütterungen her und es sey deßhalb von einer günstigen Einwirkung auf Ihr Gemüthsleben mehr zu hoffen, als von allen Hülfsmitteln seiner Kunst!"

Josephine antwortete nur durch ein wehmüthiges Kopfschütteln und schwaches Lächeln. Arthur blickte sie lange stumm an, senkte zuweilen den Blick, um ihn dann mit erneuter Gluth auf dem unglücklichen lieblichen Wesen ruhen zu lassen, ergriff endlich leise die herabhängende Hand des Mädchens und sprach mit weicher, innigbewegter Stimme: „Meine arme, unglückliche Freundin, glauben Sie mir: stünde es in meiner Macht, ich würde den Unglücklichen, der mit Vorsatz oder aus Verblendung Ihr Herz gebrochen, zu Ihren Füßen zurückführen. Aber noch haben Sie mir nicht einmal seinen Namen genannt!"

Josephine zuckte zusammen, schlug den Blick auf und richtete ihn mit einiger Bewunderung auf den jungen Mann; sie zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit seiner Worte, denn das heilige Feuer der Wahrheit strahlte aus seinen schönen Augen. Sie war tief gerührt. „Mein edler, großmüthiger Freund!" war das Einzige, was sie hervorzubringen im Stande war, und sie preßte mit ihren zarten abgemagerten Fingern die Hand des jungen Aristokraten so innig, als ihre schwachen Kräfte es gestatteten. Dann aber ließ sie seine Rechte sinken, bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, und stellte im Stillen Vergleichungen an zwischen der enthusiastischen, excentrischen, selbstlosen Liebe Arthurs und den nicht minder glühenden, aber eifersüchtigen Gefühlen Eduards. Es war ihr nicht möglich, die Größe und Wahrheit dieser beiderseitigen Empfindungen gegen einander zu bemessen und abzuwägen, aber nicht ohne Schmerz mußte sie sich gestehen, daß sie den letzteren den Vorzug gebe. Sie klagte sich im Geheimen der Undankbarkeit, der Ungerechtigkeit an, sie sagte sich vergeblich, wie süß das Loos gewesen wäre an der Seite, nicht des reichen vornehmen Capitäns, sondern des edlen innig-liebenden Arthurs, sie glaubte zwar einen Augenblick diesem von ihrer Phantasie entworfenen Bilde die nöthige Bewunderung, den wohlverdienten Beifall zu zollen, allein schon im nächsten Moment verdrängte ein anderes Bild jenes Gemälde: es war das lebenswarme Portrait Eduards, das sich auf dem Grunde ihrer Seele erhob. In ein stilles Weinen ausbrechend, gab sie Arthur den Wunsch kund, allein zu seyn, und er ehrte denselben und schied nach einem innigen Kusse auf ihre bleiche Hand, als eben ein heftiges Gewitter über die Höhen des Libanon hereinzog. —

Auf dem rauhen steinigen Wege, welcher sich am Fuße der Nordwestabhänge des Libanon von Tarâbulus-esch-schane an Jackfoushall vorüber, nach Hums zieht, zwischen Weingeländen, Hainen von Feigen-, Maulbeer- und Olivenbäumen und felsigen Höhen, ritt zu dieser Stunde ein einsamer Reiter, mit dem Sturme kämpfend, seines Wegs, nur von einem Dragoman begleitet. Kleidung und Aussehen bezeichneten ihn als einen Franken. Roß und Reiter trugen Spuren großer Ermattung an sich, und nur noch schwach war der Widerstand, den der staubbedeckte Reisende und seine schweißgebadete Stute, sowie sein Begleiter dem Toben des empörten Elements zu leisten vermochten. Der Wind stürmte ihnen gerade in's Gesicht, wühlte den feinen Sand und Staub auf und trieb beide in ihre von der Hitze schon unsäglich leidenden Augen.

Der Orkan hatte sich einigermaßen gelegt, das edle Thier griff aus und versuchte durch gedoppelte Anstrengung seiner Sehnenkraft dem Sporendruck seines Reiters Gehorsam zu leisten. Schmeichelnd legte sich die heiße Hand desselben auf seinen dampfenden Nacken, und Worte der Aufmunterung trafen sein Ohr; allein bald brach das Gewitter in seiner ganzen Wuth los, der Tag wich der rasch herniedersinkenden Nacht, der Donner grollte, als ob er das nahe Gebirge in seinen Grundvesten erschüttern wollte, und hallte schaurig durch die einsamen wilden Schluchten und Thäler des Libanon. Furchtbare Blitze hüllten das ganze Firmament auf Augenblicke in Feuer, und die beiden Pferde wurden unlenksam und scheuten.

„Halt an, Effendi, da ist kein Fortkommen mehr!" rief der Dragoman, ein junger Jude aus Beyrut, und glitt von seinem scheu gewordenen Thiere herab. „Wir müssen hier das Ende des Gewitters abwarten, denn auf weit und breit hier umher ist kein Haus und kein Dorf. Dort die paar Bäume mögen uns Schutz vor dem strömenden Regen geben! Kommt!"

Der fränkische Reiter — es war Eduard Billner — folgte schweigend; als er aber die Baumgruppe erreicht hatte, wollte er des heftigen Blitzens wegen nicht unter denselben halten, sondern hüllte sich in seinen Mantel und setzte sich auf einen Steinblock, den Zügel seines Pferdes in der Hand.

Es war ein furchtbares Naturschauspiel — ein Gewitter von einer Heftigkeit, wovon wir unter unserm nordischen Himmelsstriche keine Ahnung haben. Der Donner grollte mit furchtbarem Rollen durch die Lüfte und fand in den Thälern und Schluchten des Gebirgs, durch welche er sich hinwälzte, dutzendfachen Wiederhall. Furchtbare bläuliche Blitze hüllten auf

Augenblicke das ganze Firmament in blendendes Feuer, welches auf die kahle Einöde ein geisterhaftes Licht warf und die vom Sturm gepeitschten Büsche und Bäume zeigten, von denen mancher zerrissene Wipfel am Boden lag. Schauerlich spiegelten sich diese Blitze in den Lachen und Tümpfeln, welche der strömende Regen in allen Vertiefungen des wellenförmigen steinigen Geländes bildete.

Trotz des dichten Mantels und Ueberrocks war Eduard auf seinem Steinblock bald bis auf die Haut durchnäßt und hatte Mühe, das unruhig gewordene Pferd zurückzuhalten, das gleich ihm frostschauernd in diesem Kampf der Elemente stand. Anfangs hatte das Thier sich im Dunkeln wie hülfeheischend in seine Nähe gedrängt, allein als der Donner immer schauriger grollte und Blitz auf Blitz aus dem tiefschwarzen, nächtigen Gewölke zuckte, da schien die Stute sich nicht mehr halten lassen und in den Schutz des Dickichts oder der einzelnen Bäume flüchten zu wollen, und Eduard mußte Gewalt anwenden, um das Thier zu halten. Plötzlich aber folgten mehrere Blitze einander unter gleichzeitigen furchtbaren Schlägen und einem derselben folgte ein betäubendes Krachen ganz in der Nähe, und es war Eduard, als ob ein Blitzstrahl in jene vereinzelte Gruppe geschlagen, unter welcher sein Führer und Dolmetscher vorhin ein Obdach gesucht hätten. Eiskalt rieselte ihm das Entsetzen ob diesem Gedanken durch die Glieder, und ehe er sich davon noch genugsam erholt hatte, hörte er den Hufschlag von zwei Pferden, welche in kopflosem Schreck davon sprengten, und bemerkte jetzt erst, daß er den Zügel seines eigenen Rosses, den er fest um die Hand geschlungen gehabt, in der Bestürzung über die ganz in seiner Nähe einschlagenden Blitze habe entgleiten lassen. Es war sein eigenes Pferd und dasjenige des Dragomans, welche, von instinktivem Entsetzen ergriffen, in die Nacht hinausgesprengt waren .... Eine Stunde unaussprechlicher, furchtbarer Spannung folgte, — eine Stunde, welche Eduard fortan die fürchterlichste seines Lebens nannte. So oft das Grollen des Donners eine kurze Weile aufhörte, rief Eduard aus Leibeskräften den Namen seines Führers: „Jekuff! Attias!" aber keine Antwort erfolgte. Verschlangen das Brausen und Geheul des Sturmes und das Prasseln des Regens den Ton seiner Stimme, oder war das Pferd des Führers mit demselben davongesprengt, oder endlich, war dem Manne ein Unglück zugestoßen? So oft einer der zuckenden Blitze seinen grellen, blendenden Schein über die Gegend warf, strengte Eduard die schmerzenden Augen an, um nach den Pferden auszuschauen und nach seinem Führer, aber nirgends war eine Spur von ihnen zu entdecken. Einmal wähnte Eduard, als er besonders aufmerksam und gespannt in der Richtung der dunklen Baum-Gruppe hinausblickte, wo sein Führer im Schutze der breiten Kronen einiges Obdach vor dem strömenden Regen gesucht hatte, im gespenstigen zuckenden Lichte der Blitze zerschmetterte Aeste und eine Menschengestalt am Boden liegen zu sehen, und sein Blut stockte ihm in den Adern. Beim nächsten Blitze schaute er noch einmal hin und unterschied zwar den zu Boden geschleuderten geknickten Wipfel eines der stolzen Bäume, aber keine Menschengestalt.

Eine herzzerreißende, entnervende, vage Angst überkam den Einsamen, als er seine Gedanken allmählig von der Wuth der Elemente ab und auf die Prüfung seiner eigenen Lage wandte. Die Pferde waren fort und mit denselben die Satteltaschen und Mantelsäcke, welche seine Kleider und die Lebensmittel enthielten, und er selbst befand sich inmitten einer unwegsamen, steinigen unfruchtbaren Einöde, mehrere Meilen weit von jeder menschlichen Niederlassung entfernt, ohne jegliche Ahnung, in welcher Richtung das Ziel seiner Reise lag. Wenn nun gar dem Führer ein Unglück zugestoßen war, was sollte aus ihm werden? Die physische Unbehaglichkeit seiner Lage steigerte noch das Gefühl der Unsicherheit und des Zweifels, und nie in seinem Leben hatte Eduard dieses Gefühl der Hülflosigkeit und des geistigen und leiblichen Elends in solchem Maaße, wie in der tödtlich langen und bangen Stunde, welche der Flucht der Pferde, dem vergeblichen Rufe folgte, mit dem Eduard sich beinahe heiser schrie, ohne eine Antwort zu erhalten, denn der Sturm übertönte seine Stimme, so daß sie nicht einmal die Echos der Einöde wecken konnte.

Endlich ließ die Wuth des Gewitters nach; der Donner rollte in größerer Ferne und folgte den spärlicher werdenden Blitzen in längeren Zwischenräumen. Der Regen aber goß noch reichlicher, seit der Sturm etwas von seiner Heftigkeit eingebüßt hatte. Eduard raffte sich auf und schleppte sich zitternd vor Frost und Aufregung mit lautpochendem Herzen nach jenen Bäumen hin, deren Richtung ihm nur hie und da das zuckende Licht der Blitze zeigte. Es währte lange, bis er sie erreichte, da er die Richtung in der Finsterniß verloren und erst eine andere Gruppe aufgesucht hatte. Als er aber seine Schritte gehemmt sah von dem gestürzten Geäste des zerschmetterten und entzweigerissenen, zersplitterten Baumes, zeigte ihm der nächste Blitz mit grausenerregender Deutlichkeit auf einen Moment die am Boden liegende, von Holzsplittern und Zweigen bedeckte Leiche seines Führers: das todesstarre braune Gesicht mit dem gebrochenen Auge, das wirre, hochaufstrebende, lockige, dunkle Haar des Armen. Er kletterte und schlüpfte über und durch die zerschmetterten und herabgestürzten Aeste zu Jekuff hinüber, betastete sein Gesicht, rüttelte ihn, suchte seinen Puls an Schläfen und Handgelenke und fühlte nach seinem Herzschlag, — um endlich die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er eine Leiche unter den Händen habe. Von einem unbeschreiblichen Entsetzen ergriffen, prallte Eduard nach dieser Entdeckung zurück und stürzte fort, ohne zu wissen wohin, bis er in der schwarzen Finsterniß über Steine stolpernd zusammenbrach und auf den feuchten, schlammigen Boden niederfiel.

Zu dem klaren lähmenden Bewußtseyn seiner verzweiflungsvollen Lage gesellten sich jetzt furchtbare Gedanken: seine ganze Vergangenheit zog an seinem Geiste vorüber, voran das Bild der unglücklichen unschuldigen Dulderin, an welcher er in der unseligsten Verblendung durch Argwohn und Eifersucht so namenlos gefrevelt hatte. Die entsetzlichsten Qualen der Reue und Selbstvorwürfe erschütterten sein Gemüth und zerrissen ihm das Herz, in welchem sich der Gedanke, daß er dieß alles und noch weit mehr um Josephinen verdient habe, und der

Zweifel, daß er sie jemals wieder sehen werde, um ihre Verzeihung erlangen zu können, mit aberwitziger Hartnäckigkeit festsetzten, bis Fieberschauer, Frost und Müdigkeit die peinlichen Gedanken verdrängten und Eduard in einen tiefen Schlaf versank.

Die Sonne stand schon hoch am bleichen, bleigrauen Himmel, welcher noch mehr Regen drohte, als Eduard erwachte, und sich nun allmählig entsinnen konnte, wie er in diese Lage gekommen sey. Fieberfrost schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten, ein vernichtendes Gefühl von Schwäche bemächtigte sich seiner, als er sich aufrichten wollte und nun erst fand, daß ein heftiges Rheuma den Körper lähmte. Er sah sich in einer Gegend, die ihm ganz fremd war: welliges Gelände ringsum, und vor sich ein Thal, zu dem sich ein sanfter Hügelhang mit einzeln stehenden Waldbäumen: Erlen, Ahorn, Rüstern und fremden Gewächsen, hinunter dehnte, während drunten an der Sohle des Thales ein von den Vorbergen des Libanon herunterkommender Bach seine trüben, angeschwollenen und ausgetretenen Gewässer mit wildem Tosen und starkem Fall über die großen Rollsteine des Bettes hinwälzte, und drunten, vielleicht tausend Schritte von ihm, die beiden Pferde auf einem grünen Rasenflecken standen und weideten.

Dieser Anblick belebte Eduards Lebensgeister wieder einigermaßen. Mit Schmerz und Mühe sich aufraffend, versuchte er, auf seinen Säbel gestützt, sich zu den Thieren hinunterzuschleppen, aber als er unter unsäglicher Pein und mit Aufgebot seiner äußersten Willenskraft sich bis auf etwa dreihundert Schritte zu den Pferden gebracht hatte, sah er, wie diese aufmerksam wurden, die seinen Köpfe emporreckten, die Nüstern ausstreckten und ihn eine Weile verdutzt betrachteten, dann aber mit einer raschen Wendung auf der Hinterhand sich herumwarfen und in schärfstem Laufe davon sprengend, ihm bald aus dem Gesichte verschwanden. Und mit ihnen wurden ihm Kleider, Proviant, Reisegelegenheit entrückt, und mit einem unbeschreiblichen Gefühl hülfloser Verzweiflung sank Eduard erschöpft an den Boden nieder und schrie vor Schmerzen in seinem Rückgrat und seinen Beinen.

Langsam, träge, unter Gedanken und wachen Träumen, welche nur an Qual mit seinen physischen Schmerzen wetteiferten, zogen die übrigen Stunden dieses Tages an Eduard vorüber. Er fühlte, daß das Schwinden seiner Kräfte und seiner Besinnung nahe bevorstehe, daß der Tod ihn hier in der Einöde überraschen und all das an ihm heimsuchen werde, was Josephine unschuldig um seinetwillen gelitten habe. Reue und Zerknirschung bemächtigten sich seiner, und mit Resignation sah er in dem Tod der Erschöpfung, der ihm drohte, die sühnende Sündenschuld für das, was er an Josephinen begangen hatte. Aber er wollte sterben, denn der Tod hatte für ihn ja keine Schrecken mehr, seit er sich überzeugt hatte, daß ihm die Vergünstigung nicht zu Theil werden sollte, Josephinen von seiner aufrichtigen Reue und Verzweiflung zu überzeugen. Nur wollte er wenigstens, so lange ihm noch Kraft und Besinnung blieben, noch einige Worte des Lebewohls an Josephinen richten. Darum schleppte er sich jetzt ächzend auf allen Vieren an den Fuß einiger einzeln stehender Fächerpalmen auf einer vorspringenden, weithin sichtbaren Erhöhung über dem Bache, breitete hier seinen Mantel aus, holte sein Taschenbuch hervor und schrieb mühsam auf ein Blatt:

„Innigst geliebte Josephine! Engel meines Lebens! Deine Unschuld und Reinheit wurden entdeckt, und Dein Bild steht fleckenlos und anbetungswürdig vor meiner Seele. Der unselige, verblendete, unglückliche Mann, der an Deiner Tugend einst zu zweifeln gewagt und Deinen Betheuerungen nicht geglaubt, hat endlich sein Unrecht erkannt und sich aufgemacht, um sich Dir zu Füßen zu werfen, und Deine Verzeihung zu erflehen, nachdem er lange vergebens den Tod gesucht hatte. Aber der Himmel gewährte ihm die Gnade nicht, Dich wieder sehen zu dürfen, und der alles sühnende Tod hat auf dem Weg zu Dir ereilt Deinen aufrichtig bereuenden, unglücklichen, aber Dich innig und für immer liebenden eigensten

Eduard Billner."

Und auf ein anderes Blatt schrieb er in englischer Sprache:

„Captain Arthur Donaldson in Jacksonsville bei Emesa.

Mein theurer Freund! Auf dem Wege zu Ihnen hat mich der Tod überrascht. Ich beschwöre Sie inständig, beifolgende Zeilen an Miß Josephine Tanner gelangen zu lassen, welche in irgend einer britischen Familie, die gegenwärtig in Syrien wohnt, die Stelle einer Erzieherin bekleidet. Gott lohne Ihnen diese Mühe, wie Ihnen der Segen folgen wird

Ihres aufrichtigen Freundes

Ed. Billner."

Nachdem er beide Blätter ausgerissen und einem Briefcouvert anvertraut, das er aus seinem Taschenbuch genommen hatte, versah er diese Enveloppe mit der nöthigen Adresse, legte den Brief in das Taschenbuch und steckte letzteres in seine Brusttasche. Hierauf stieß er seinen Säbel am Fuße der Palmen in den Boden, band an den Korb desselben sein rothseidenes Taschentuch mit einem Zipfel an, hüllte sich in seinen nassen Mantel und streckte sich ergebungsvoll an die Erde nieder, mit einem brünstigen Gebete seine ferne Mutter und seine Lieben alle dem Allmächtigen empfehlend, dem er auch sein eigenes Schicksal voll Resignation und Vertrauen in die treuen Vaterhände legte.

Der Tag ging dann rasch zu Ende und nachdem unter goldenem Schimmer die Sonne im Westen versunken war, hüllte nach der kurzen raschen Dämmerung die Nacht die ganze Gegend in ihr schwarzes Gewand. Noch einige Zeit hörte Eduard das Rauschen des angeschwollenen Baches, der seine wilden Gewässer zu dem Orontes herunterrollte, und das Säuseln des Nachtwindes in den Wedeln der Palmen über sich, dann verwirrten sich seine Gedanken, und die Besinnung wich aus seinem blöden Gehirn.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Australien.

Ein zweijähriger Aufenthalt unter den Eingebornen des australischen Festlandes.

Vom Revd. Beenard.

(Schluß.)

Die Waffen der Eingebornen bestehen in eisernen Aexten, welche sie größtentheils den Kolonisten entwandt haben, in Speeren, von denen die Spitzen theilweise in der Asche gehärtet sind, andere haben diese mit einem scharfen Stück Quarz oder Eisen versehen. Mit dem Bumerang, einem halbmondförmig gebogenen, etwa 1" hohen, 3" breiten und 1½ Fuß langen Stück schweren Holzes besitzen sie eine Geschicklichkeit im Werfen, die in Wirklichkeit bewundernswerth ist; so z. B. unterrichtete ein Häuptling in Ballarat, wo ich später ein Amt angenommen, und der sich auf einige Zeit von seinem Stamme getrennt hatte, mehrere Engländer und Deutsche in dem Werfen desselben, aber keiner hat es zu der Sicherheit bringen können, wie der Lehrmeister.

Der Bumerang wird nämlich zuerst mit aller Gewalt zu Boden geschleudert, von wo er abprallt, in die Höhe fliegt und häufig den Gegenstand beim Zurückfliegen erst trifft, etwa einen die Luft durchkreisenden Vogel, den er zuerst verfehlt hatte. Bei dem Niederschleudern zur Erde haben es die Eingebornen ganz in ihrer Gewalt, ob der Bumerang zur ihrer Rechten oder Linken wieder niederfallen soll.

Das Vortheilhafte dieser Waffe ist nämlich, daß falls dieselbe ihr Ziel verfehlt, sie denselben Lauf wieder zurücknimmt, woher sie geschleudert, dieses erklärt sich sehr leicht durch die doppelte Art ihrer Bewegung, einmal das Fortbewegen nach dem Ziele hin, und sodann ein fortwährendes schnelles Drehen um sich selbst parallel der Erdoberfläche.

Auf ihren Wanderungen tragen Männer und Frauen einen ziemlich starken Stock, welchen sie zumeist zu ihrer Vertheidigung benutzen, einige haben an Stelle des Stockes steinerne Hämmer.

In ihrer Religion verehren sie einen guten Geist (Kojun) und einen bösen Geist (Petojem); den letzteren stellen sie sich weiß vor. Gespensterfurcht herrscht ebenfalls in ihrem Glauben und besondere Zeichen in der Atmosphäre und am Himmel sehen sie als gute oder böse Vorbedeutungen an. Das Priesteramt (Karaji) verrichten die ältesten Männer des Stammes und diese verstehen sich auch gleichzeitig auf Bereitung von Arzneien aus verschiedenen Kräutern der Wildniß. Polygamie ist ebenfalls bei ihnen eingeführt.

Mir lag daran, in meiner kleinen Colonie, dazu rechnete ich auch die Eingebornen, eine gewisse Ordnung einzuführen, deßhalb ließ ich jeden Morgen um 6 Uhr mit der Glocke das Zeichen zum Aufstehen geben und ordnete an, daß Jeder sich Hände und Gesicht waschen sollte; aber dahin, d. h. zu einem täglichen Waschen bei jedem Einzelnen, habe ich es in keinem Stamme gebracht. Die Ausdünstungen der Neger in den Vereinigten Staaten von Amerika sind zuweilen so arg, daß es einen Weißen Ueberwindung kostet, in der Nähe eines solchen längere Zeit zu verweilen. So z. B. in meiner Kirche in d. w. St. hatten die Sclaven gleiche Rechte mit den Weißen, d. h. sie konnten in denselben Bänken unter Weißen ihren Sitz nehmen und brauchten nicht auf Plätzen, welche in anderen Kirchen besonders für die Neger angebracht sind, abgesondert von Allen sitzen; aber stets mußten die Fenster geöffnet werden, wenn viele Neger in der Kirche waren. Versäumte es einmal der Kirchendiener, so war mir auf der Kanzel sogar der Geruch unerträglich und die meisten Weißen, namentlich Kirchen-Gängerinnen, verließen die Kirche. Und die Neger in den Vereinigten Staaten waschen und kämmen sich doch täglich. Kam es nun, daß mir der Wind diese mit den Ausdünstungen der Eingebornen geschwängerte Luft zuführte, so konnte ich es in meinem Zelte nicht aushalten.

Um mich mit den Eingebornen verständigen zu können, erlernte ich so viel wie möglich ihre Sprache, hielt aber auch gleichzeitig daran, daß sie die englische Sprache erlernen mußten. Mehrere zusammen bekamen eine Fibel und zum Unterricht wurden an den Bäumen große Tafeln mit dem ABC aufgehängt. Gruppenweise mußten sie sich zum Unterricht zusammenstellen. Die welche aufmerksam und gelehrig waren, ließ ich noch besonders zusammenkommen und erklärte ihnen die Regierungsform des Landes unter englischer Hoheit und ging von dieser Einrichtung zu der des Weltalls — zu dem Schöpfer — über.

Hatte ich den Unterricht auf solche Weise täglich 2 Stunden fortgesetzt, dann gab ich ihnen, damit ihr Gedächtniß nicht zu sehr in Anspruch genommen werden sollte, Handwerkszeug zum Acker- und Gartenbau, ließ Sämereien ausstreuen und bei trockenem Wetter begießen. In wahrhaft kindlicher Freude verkündeten mir Einige von ihnen, wenn die Sämereien anfingen ihre Keime aus der Erde zu treiben.

Hätte ich meinen Auftrag auf leichte Weise ausgeführt, so wäre es mir ein Kleines gewesen den ganzen Stamm zu taufen und sodann in die Welt hineinzuschreien: So und so viele Eingeborne des australischen Continents sind heute von mir getauft. Aber nach meinem Dafürhalten ist die Taufe bei Heiden erst dann erlaubt, wenn der Täufling einige klare Begriffe von dem Christenthum und seinem wahren Werth hat.

Nicht der mindeste Zweifel stieg mehr bei mir auf, daß mir die Civilisation und die Einführung des Christenthums bei diesem Stamme nicht gelingen sollte. Ich sprach meine Hoffnung nicht allein gegen die Bergleute von den Burra-Kupferbergwerken aus, welche mich sonntäglich besuchten, sondern auch den Polizeibeamten gegenüber, welche mich nach der Anweisung des Gouverneurs in meinem Unternehmen schützen und mich deßhalb wöchentlich dreimal besuchen mußten. Eine gleiche Hoffnung berichtete ich auch dem Gouverneur, den ich noch besonders bat, mir noch etwas Ackergeräthe, Kleidungsstücke für die Männer und Decken für die Frauen zu schicken. Aber keiner von diesen theilte meine Hoffnung; selbst der Gouverneur, der mir die Sachen schicken ließ, wünschte mir einen Bestand meiner Hoffnung und erbat sich nach acht Wochen einen Bericht.

Des Abends gingen meine Leute mit ihnen Jagen und stets kehrten sie mit Beute beladen zurück.

In meinem Zelt hatte ich Vögel der verschiedensten Art in nothdürftig gezimmerten Bauern. Zwei australische Elstern und ein Opossum, welche ich frei umherlaufen ließ, waren so zahm, daß sie angeflogen und angehüpft kamen, wenn ich sie zum Füttern rief.

Einen Mondwechsel (Neumond) hatten die Eingebornen schon vorübergehen lassen und ihre Wanderungen nicht angetreten, ebenso glücklich ging auch der 2. Neumond vorüber.

Eines Tages ließen mich die Eingebornen um die Erlaubniß bitten, ein Fest feiern zu dürfen, wogegen ich nicht das Mindeste einzuwenden hatte. Es war dieses der „Korroberry," ein festlicher Tanz. Um dasselbe zu verschönern, ließ ich einen Platz säubern und in den Bäumen, welche denselben umgaben, eiserne Hacken befestigen und darauf Lichter stecken. Des Abends beim Beginn des Festes wurden dieselben angezündet und damit der Wind sie nicht auslösche, große Papier-Ballons darüber befestigt. Am Nachmittage begannen die Zurüstungen.

Kurz vorher hatten sie ein Faulthier gefangen, das Fleisch verzehrt, aber das Fett aufbewahrt. Dasselbe ließen sie jetzt in heißer Asche weich werden und beschmierten sich sodann damit den zum Theil tätowirten Körper; an mehreren Stellen des Körpers trugen andere noch rothe Farbe auf.

An Arme und Schenkel hatten sie Blumen oder grüne Kräuter befestigt. Sowie der Tanz begann, ließ ich die Lichter anzünden. Dieser, der Tanz, wurde nun von einem monotonen Gesange begleitet und alle Minuten von Einzelnen, welche dazu bestimmt waren, mit einem Kreischen unterbrochen. —

Durch zwei hölzerne Stäbe, von verschiedener Größe, wurde eine Art Musik gemacht, welche einen Wahnsinnigen wieder hätte zur Vernunft bringen können. Auf mich machte dieses Alles einen ganz sonderbaren Eindruck; der eigenthümlich monotone Klang der Hölzer, die wilden schwarzen Gestalten mit flatternden Haaren, die matte Beleuchtung des Mondes, kurz, der Kontrast, welchen die ruhige, stille Gegend mit diesem rohen, barbarischen Treiben bildete, wirkte auf mich niederschlagend und beunruhigend.

Mit Gewalt mußte ich meine Schwermüthigkeit überwinden. Ich forderte meinen Diener (den Schotten) auf, aus seinem Zelte seine Handharmonika zu holen, um mit dieser wenigstens eine erträgliche Tanzmusik zu machen, auch den Eingebornen gefiel dieselbe sehr bald besser, als das Klappen ihrer Trommelstöcke.

Froh war ich, als die Lichter verlöschten und das Fest sein Ende erreicht hatte: am nächsten Morgen begann die gewöhnliche Arbeit.

Viel Freude machte mir die Gelehrigkeit Einzelner, welche in richtiger englischer Aussprache alle Sachen um und an uns nennen konnten.

Eilf Wochen hatte ich mit diesem Stamm bereits auf solche Weise zusammen gelebt, deßhalb war ich voll von Verwunderung, als mir meine Leute eines Morgens die traurige Botschaft brachten, daß sich Alle in der Nacht ganz geräuschlos entfernt hätten.

Ich ließ sogleich mein Pferd satteln und in Begleitung meiner Diener ritt ich ihnen nach, wobei ich mich nach der Weisung des Eingebornen richtete. Etwa zwei Stunden darauf halten wir dieselben eingeholt. Der Häuptling, der Priester und meine gelehrigeren Schüler kamen mir schon entgegen und mit Ausnahme weniger empfingen sie mich freundlich.

Jetzt stellte ich ihnen nochmals ein civilisirtes Leben vor, hielt ihnen alle Vortheile vor Augen, welche daraus für sie entstehen, machte sie auf ihre Kinder aufmerksam und wandte mich zuletzt, da ich sah, daß sie alle kalt und unempfindlich blieben, an meine gelehrigen Schüler — aber keiner wollte sich von dem Stamme trennen und unverrichteter Sache mußte ich gegen Abend heimkehren.

Bald darauf kam allerdings wieder ein Stamm, aber dieser blieb nur bis zum nächsten Mondwechsel. Nunmehr, ich gestehe es, gewann die Vermuthung immer mehr und mehr Raum bei mir, daß meine Mühe eine vergebliche bleiben würde, aber dennoch setzte ich mit gleichem Eifer mein begonnenes Werk fort. Dem Gouverneur gab ich von diesen trüben Erfahrungen sofort Kenntniß, trotzdem war derselbe doch so freundlich, mir auch diesesmal, ohne meine Bitte, wiederum eine Kiste ausgetragener Militärkleider und Decken zu schicken.

Kurze Zeit war ich hierauf ohne Niederlassung von Eingebornen, deßhalb sandte ich meinen Diener zum zweiten Male während meiner Ansiedelung auf einige Tage zur Aufsuchung eines Stammes aus. In freudiger Aufregung kehrte er schon am nächsten Morgen in Begleitung eines Häuptlings zurück, welchen er mir als seinen Bruder vorstellte. Dadurch wurde meine gesunkene Hoffnung neu belebt, aber sie war leider von kurzer Dauer. Gerade in diesem Stamme, worauf ich so viel Hoffnung gesetzt hatte, machte ich die trübsten Erfahrungen. Einige unter ihnen nahmen die Belehrungen, respective Vergleiche, die ich ihnen vor Augen führte, mit Eifer und Fleiß auf, aber öfter hörte ich, besonders des Abends, wenn ich eine Promenade machte und in die Nähe der Hütten kam, daß die willigen und fleißigen Schüler nicht allein durch den Priester, sondern auch durch mehrere Andere des Stammes von einem engeren Anschluß zurückgehalten wurden.

Namentlich wurde ihnen die Handlungsweise des Gouvernements in Betreff der geschehenen Hinrichtungen ganzer Stämme in's Gedächtniß gerufen und daraus die schlechtesten Absichten wegen ihrer Civilisation gefolgert.

Jedesmal am nächsten Tage suchte ich durch irgend ein Beispiel so viel wie möglich den Eindruck zu verwischen, welchen diese Einflüsterungen hervorgebracht hatten. Bei solcher Gelegenheit kamen mir die vielfachen Aeußerungen: „daß es mir nicht gelingen werde, einen Einzelnen, noch weniger einen ganzen Stamm dem Christenthum und damit der bürgerlichen Civilisation zuzuführen," lebhaft in's Gedächtniß.

Nicht allein die älteren Kolonisten hatten mir diese wenig ermunternden Worte auf die Reise mitgegeben, sondern auch der Pfarrer Meyer in Bethanien, welcher früher Jahre lang

ebenfalls vergeblich gestrebt hatte, diese Aufgabe zu lösen. Es kommt nun vor, daß Einzelne von den Eingebornen eine Zeit lang bei Kolonisten arbeiten, ich selbst habe solche angetroffen, ja sogar auf einer entfernten Polizei-Station traf ich einen Eingebornen als Constabler, aber die Kolonisten sowohl als der Oberconstabler sagten mir, daß dieselben höchstens sechs Monate aushalten, alsdann haben sie sich eines Morgens ohne alles Geräusch entfernt und was ihnen gefallen hat, mitgenommen.

Greuel-Scenen, wie sie der Pfarrer Meyer in seinen Niederlassungen erlebt hatte, und wie sie bei den Eingebornen zu den höchsten Festen gehören, waren mir noch nicht vorgekommen und ich glaubte auch, daß die Stämme so nahe civilisirten Menschen derartige heidnische Gebräuche eingestellt hätten, aber ich täuschte mich in meinen Vermuthungen.

Als ich eines Morgens, wie gewöhnlich der erste, mein Zelt verließ und mit der Glocke das Zeichen zum Aufstehen gab, um mit Allen das Morgengebet gemeinschaftlich zu verrichten, kam mein Diener, der Schotte, allein aus seinem Zelt. Wir untersuchten die Hütten der Eingebornen, aber siehe da, alle waren leer, und auch mein Diener, der Bruder des Häuptlings, war mit ihnen gezogen.

Eine Stunde später sahen wir nicht weit von unserer Niederlassung eine Rauchsäule; wir gingen bewaffnet dieser Richtung zu und in einer Entfernung von 200 Schritten lagerte der ganze Stamm kreisförmig um ein Feuer, was von dem Priester unterhalten wurde. Dieser sowohl, wie der ganze Kreis murmelten Worte in einem hohlen Tone, welche ich nicht verstehen konnte. Zur Seite des Priesters stand der Häuptling und der mir entlaufene Diener. Als diese mich sahen, kamen sie auf mich zugerannt, um mich von einem weiteren Vorgehen zurückzuhalten. Ich legte meinem Diener erst verschiedene Fragen wegen ihres heimlichen Fortgehens vor und als meine Bitten zur Rückkehr vergeblich waren, fragte ich: welchen Zweck der geschlossene Kreis habe, und ob damit etwa die Feier eines Festes zusammenhinge?

Endlich erfuhr ich denn so viel, daß ihnen ihre Religion dieses Fest gebiete. An demselben sollten zunächst die Männer und Frauen, welche dem Stamme lästig sind, erschlagen und ebenso in jeder Familie, wo drei Kinder vorhanden sind, das Schwächlichste getödtet werden.

Um dieses Schlachten von Menschen zu verhindern, bot ich meine ganze Beredtsamkeit auf; einen gewaltsamen Eingriff, resp. Angriff mußte ich bei der Ueberzahl der Eingebornen vermeiden, weil ich muthwillig mein Leben und das meines Dieners nicht opfern wollte. Wir hatten allerdings unsere doppelte Büchse und drei Revolver, von denen jeder acht Schüsse enthielt, bei uns, aber was wollte dieses gegen 20 erwachsene Männer sagen. Nur die Macht meiner Worte hatte ich, wodurch es mir vielleicht möglich war, unter dem Beistand Gottes dem entgegen zu wirken. Mein früherer Diener versprach mir mit seinem Bruder, dem Häuptling, daß er über Alles, was ich ihnen vorgeschlagen habe, mit dem Stamme Rücksprache nehmen wolle. Bei dieser Unterhandlung sah ich aber die drohende Geberde des Priesters und seines Anhanges. Als diese beendet war, nahm Jeder in dem Kreise wieder seinen Platz ein und der hohle Gesang begann von Neuem.

Der Priester war geschäftig, zwei Keulen in der heißen Asche hin und her zu bewegen und der Häuptling kam mit seinem Bruder zu mir, um, wie ich aus dem Ceremoniell schon folgerte, eine abschlägige Antwort zu bringen, wie es auch der Fall war. Ich schlug nun den letzten Weg, den der Drohung ein, indem ich ihnen erklärte, daß, sowie Einer von den Ihrigen erschlagen werde, ich sofort auf die Mörder schießen werde. Aber auch die Drohungen blieben fruchtlos; der Häuptling und sein Bruder sagten mir noch einmal zurückkehrend: daß wenn ich das Fest störe, sie mir mein Leben nicht sichern können, aber meinen Zweck, daß sie das Fest aufgeben sollten, würde ich doch nicht erreichen, vielmehr würden sie sich dann nach dem Innern zurückziehen und dort das Fest feiern.

So war wohl nach dieser letzten Unterhandlung eine Viertelstunde vergangen, als ein schon bejahrter Neger in den Kreis geführt wurde. Der Priester reichte einem anderen Neger die gehärtete Keule und dieser erschlug damit seinen Stammgenossen. Sogleich fielen einige Neger über den wohl noch lebenden Neger über, lösten demselben mit geschärften Quarzsteinen, welche die Form eines Messers haben, Arme und Schenkel ab, die sie alsbald in heiße Asche legten und rösteten. Der verstümmelte Körper blieb im Kreise liegen. Das zweite Opfer war ein Frauenzimmer. Als diese von dem Neger den Schlag bekommen sollte, feuerte mein Diener ohne meinen Willen seine Doppelbüchse ab und der Schuß traf den Priester. Jetzt entstand die größte Aufregung und wir glaubten, daß der ganze Stamm auf uns zustürzen und uns angreifen werde, deßhalb stellten wir uns mit dem Rücken gegen einen starken Gummibaum und wollten so den Angriff abwarten. Aber den Worten des Häuptlings und meines früheren Dieners gelang es, die Aufregung zu beschwichtigen, worauf diese nun zu uns kamen und wiederholt baten, von unserem Vorhaben, des gewaltsamen Einschreitens gegen ihr Fest, abzustehen. Wir gaben ihnen das Versprechen, diesen Mordscenen keine Gewalt mehr entgegenzusetzen, sondern unsern Platz zu verlassen und nach unserer Niederlassung zurückzukehren.

Auf dem Rückwege hatte sich mein Diener aber von mir entfernt, und als ich vielleicht eine Stunde in meinem Zelte mit Gedanken darüber beschäftigt war, ob wohl noch eine Möglichkeit vorläge, Eingeborne zu civilisiren und zu christianisiren, kam der Constabler von der Burra-Burra geritten. Demselben theilte ich diese Erfahrungen mit und während wir noch darüber sprachen, kam auch mein Diener, welcher von einem Versteck aus die weiteren Mordscenen mit angeschaut hatte. Nach seinen Angaben waren noch 4 Männer, 5 Frauen und 7 Kinder getödtet, die gerösteten Fleischtheile sodann in der gewöhnlichen Weise benagt und, was nicht aufgezehrt ward, mitgenommen, die Leichen aber der heißen Asche übergeben worden.

Diese Scene entleidete mir meinen Wirkungskreis vollständig und denke ich daran zurück, so sind meine Zweifel gegen die Angaben des Missionärs der Brüdergemeinde — Schon-

darf — welchem es gelungen sein soll, einen Stamm wenigstens ansässig zu machen, wahl zu glauben, wenngleich ich von Herzen wünsche, daß die Ansiedelung von Bestand seyn möge.

Dadurch, daß mir der Eingeborne entlaufen war, wurde mir der Verkehr mit den Stämmen, welche sich alsdann noch in meiner Nähe niederließen, sehr schwer und frei gestehe ich es, daß ich mit Sehnsucht der Abberufung entgegensah.

Ehe ich aber meine Stelle aufgab, wallte es das Geschick, daß ich noch einmal Zeuge eines Festes, nämlich des Festes der Pubertät (Eintritt der Knaben in das Jünglingsalter oder der Mannbarkeit) sein sollte.

In der Nähe meiner Niederlassung hatten die Eingebornen eines Morgens einen Kreis geschlossen, welcher mir das Blut in den Adern schon erstarren ließ, denn ich dachte an nichts Anderes, als daß vor meinen Augen eine zweite Schlächterei beginnen sollte. Aber ich hatte mich getäuscht. Der Gesang, welchen sie anstimmten, war ein fröhlicher, und ich wartete jetzt der Dinge, welche da kommen sollten.

In der Asche lagen einige Hölzer von etwa 1 Fuß Länge und 1 Zoll Stärke. Erst wurde ein Knabe in den Kreis geführt; ein Eingeborner nahm dessen Kopf zwischen seine Schenkel und ein anderer hielt demselben die Lippen auseinander. Der Priester nahm einen Stock zur Hand, ließ denselben kalt werden und stieß dem Knaben die beiden obern Vorderzähne aus dem Mund. Dieser lief sogleich heulend und schreiend aus dem Kreise. Mit sechs anderen Knaben wurde auf gleiche Weise verfahren. In der Regel kehren diese erst dann zu ihrem Stamm zurück, wenn sie sich aus einem andern Stamme eine Frau geraubt haben.

Froh war ich, als ich endlich von dieser Stellung abberufen und mir ein anderer Wirkungskreis in Brasilien angewiesen wurde.

Für einen Diener am göttlichen Wort ist es allerdings ein Leichtes, nicht allein Einzelne von den Eingebornen Australiens zu taufen, sondern auch einen ganzen Stamm. Sie sind, wie gesagt, eine Zeit lang gutmüthig und thun gegen Geschenke was man von ihnen wünscht.

Wie viel Sendlinge mögen bei anderen wilden Völkerstämmen ihre Aufgabe mit dieser Leichtigkeit ausführen, wie es uns der selige Professor Graul in seinen indischen Berichten vor Augen geführt hat. Aber welche entsetzliche Täuschung! Wenn man in die Nähe solcher christianisirten Menschen kommt, so beten sie Götzen an und essen vielleicht noch von dem Fleisch ihrer ermordeten Stammesgenossen.

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

„Oh, niemals! nie! da sey Gott für, theuerste beste Maman!" versetzte Wilibald innig und küßte mit aufrichtiger Inbrunst die Hand seiner Mutter, die dafür ihre Lippen auf die Wange des Jünglings drückte. „Ich werde diese Stunde nie vergessen, meine liebe gütige Maman, die Sie mich immer durch Ihre Nachsicht verwöhnt haben; ich werde von heute an ein Mann seyn und von meiner Kompetenz leben, und ich bestehe darauf, daß ich Ihnen den Betrag des Wechsels von dem Erlös aus meinen Pferden heimbezahlen werde."

— „Ich habe dieß zwar nicht verlangt, lieber Willy, allein ich nehme Dein Anerbieten an, in Anbetracht, daß ich vielleicht demnächst in den Fall komme, an Cecy's Aussteuer denken zu müssen und meiner Kapitalien wieder zu bedürfen," sagte die Gräfin. „Aber wirst Du es wirklich fertig bringen, mein Herzblatt, alle Deine Pferde zu verkaufen? Du, ein leidenschaftlicher Reiter und Pferdefreund? Und Deine beiden Rennpferde, Willy, die Dein Stolz waren? werden sie Dir nicht von der Seele gehen?"

„Ich will es nicht leugnen, liebe Maman, daß ich die beiden edlen Thiere ungern verliere, aber sie müssen mir ebenfalls fort, denn diese Wettrennen und Wetten und sonstigen Sports sind nur ein Kitzel des Ehrgeizes und der Eitelkeit, hinter denen ein Abgrund gähnt. Ich will mit meiner Vergangenheit brechen und ein Mann seyn. Sind die Pferde fort, so darf ich getrost behaupten, daß die Wetten mich fürder keinen Louisd'or mehr kosten werden."

— „Das gebe Gott, mein Sohn! aber noch bin ich Deiner nicht sicher, denn wer bürgt mir, daß Dein Stolz sich nicht gegen den Verkauf empört, wenn Du nicht entsprechende Preise erzielst, oder wenn man Dir als Motiv des Verkaufs unterschieben würde, Du seyest ruinirt. Ich kenne Deine Empfindlichkeit!"

Wilibald bebte bei der letzten Bemerkung seiner Mutter unwillkürlich zusammen und runzelte finster die Stirne; er bestätigte dadurch genugsam das Urtheil, welches seine Mutter über ihn gefällt hatte. Aber er war ein kernhafter tüchtiger Junge, und der Zweifel der Mama hatte ihn an der empfindlichen Seite getroffen. — „Einerlei, liebe Maman, was die Leute reden oder denken mögen," sprach er energisch. „Ich kann niemanden vor den Mund sitzen und will in Gottes Namen die Thoren und die Narren reden lassen und meinen eigenen Weg gehen. Künftig werde ich ohnedem jene Kreise meid.n und nur meine specielle Lebensbahn, meine eigene kleine Welt suchen. Ich werde über das lieblose Urtheil der gedankenlosen Menge hinüber kommen und man wird mich vergessen. Darum ein für alle Mal, liebe Maman, die Rennpferde müssen fort, um jeden Preis! Der erste Verlust, sagt man, ist der beste. Und nun nochmals meinen innigsten aufrichtigsten Dank, liebe Maman! Leben Sie wohl!"

— „Halt, mein Wildfang; ich habe noch ein Wörtchen mit Dir zu reden!" unterbrach die Gräfin den Abschiednehmenden. „Eine freundliche Bitte, lieber Willy, die Du mir nicht versagen darfst!"

„Nun, Maman? ich werde mit Vergnügen thun, was in meinen Kräften steht. Was verlangen Sie von mir?"

— „Eine Kleinigkeit, mein Herzblatt! Ich habe einige junge Damen eingeladen, die nächsten Wochen mit uns in

Lindhorst zuzubringen, damit die arme Cecy einigen Umgang habe. Auch die junge Baronesse Drosbach ist darunter . . ."

„Die Jüngere, Maman, gibt es denn auch eine Alte?"

— „Boshafter Spötter! ich meine, Du hast kein Recht, nach Aureliens Taufschein zu fragen, und jedenfalls ist sie eine gute Porthie und eine junge Dame comme il faut. Du würdest mich nun sehr betrüben, Willy, wenn Du ihr unhöflich begegnetest oder sie aus eigensinnigem Trotze mißachtetest oder gar jenen familiären Ton gegen sie anschlügest, wie gegen Malwine Hopfen. Was bei dieser, als einem armen abhängigen Mädchen, vielleicht noch verzeihlich wäre, weil sie . . . weil doch im Ernst an eine Verbindung nach jener Seite hin nicht zu denken ist, wäre gegenüber von einer Dame in Aureliens Verhältnissen geradezu verletzend."

„Seyen Sie unbesorgt, liebe Maman; ich werde mich der Baronesse Drosbach gegenüber in allen Schranken des Anstandes halten."

— „Und ihr nicht mit Vorurtheil begegnen, lieber Junge, denn Aurelie ist im Grunde ein gutes Kind, und ihren Schwächen stehen manche gute Eigenschaften gegenüber, die wohl verdienen . . ."

„Daß man sie auf Schloß Lindhorst in's Haus schlachte, nicht wahr, Maman?" lachte Wilibald.

— „Geh, das war cynisch, Du Sausewind! Du weißt, daß ich Aurelien mit Vergnügen als Tochter begrüßen würde, aber gewiß mehr um ihrer eigenen Vorzüge willen."

„Wohlan, so werde ich ihr ein Wenig die Cour machen, liebe Maman! Und nun Gott befohlen! ich kehre möglichst schnell wieder zurück, denn der Boden der Residenz wird mir unter den Sohlen brennen. Aber für heute müssen Sie mich entschuldigen, liebe Maman, ich habe noch Briefe zu schreiben und Geschäfte zu besorgen. Adieu, auf Wiedersehen!"

Er nahm noch einen hastigen Abschied von Herrn v. Thiele und Quolitz, erbat sich die Aufträge des Professors für die Residenz, umarmte Cecy und küßte Malwinen etwas förmlich die Hand; dann ging er. Graf Ludwig sah ihm ernst nach und wandte sich dann an seine Mutter um Aufklärung. „Er geht nach der Residenz um seinen Abschied zu nehmen, lieber Ludwig; lassen wir ihm seinen Willen!" sagte diese ruhig; „wer weiß, wozu es gut ist!"

10.

„'n Morgen, Helmstadt — ah! Schon ausgeschlosen nach gestrige Parthie, ah? Habe verfluchten Kater heute früh; zuviel Schlamm getrunken, ah, — und dämonisch hoch gespielt, oh! — schulde dem Vicomte de Tersay siebzig Napoleons! — Na, und Du, Helmstadt, ah? — Keine Lust zum Frühstücken, ah? — wollen zu Katzeneck gehen und ein paar Flaschen Sodawasser trinken, ah, um Köpfe hell zu machen zu Parade!" lallte gedehnt ein schlanker bleicher Dragonerlieutenant von seinem Schweißfuchsen herunter zu einem Kameraden, der unter dem hohen Parterrefenster eines hübschen Hauses in der Waldstraße lag, in seinen türkischen Schlafrock eingehüllt, und mit sehr verdrossener Miene und glühenden Wangen einen Tschibuck rauchte.

— „Bon jour, Gamming!" versetzte der Angeredete, ein paar starke Wolken unter seinem dichten Schnurrbart hervorblasend. „Nein, merci; ich gehe nicht aus dem Hause ehe mich der Dienst ruft. Das verfluchte Saufen in der Löwengrube! es wird mich noch ganz ruiniren. Gestern wurde wieder gesoffen wie es unsere lieben Ahnen nicht trieben, und nun ist mir heute früh, als hätt' ich die Drehkrankheit!"

„Warum trinkt Ihr auch so, alter Junge, ah?" fuhr der Andere gedehnt fort. „Roturière Gewohnheit, dieses Vortrinken, oh. — Mag für Studenten und Polytechniker passen, aber nicht für Cavaliere, ah. — Gehe nie in die Löwengrube, ah; — kann es nicht leiden, daß da jeder Kerl von Civilist mir über'n Tisch zuruft, ah: ‚Lieutenant Gamming, einen halben Schoppen vor auf Ihr specielles Wohl, ah!' — Was geht mein specielles Wohl solchen Kerl von Assessor oder Rath an, oh? Soll mir meinen Baronentitel geben und mich in gutem Andenken behalten, ah! — Verfluchte Pequins! meinen immer noch, wir wären in Anno '48!' — Ah, ruhig, Flora! Scheusal, was kümmern Dir die Karren da, ah? — Nicht mitreiten, Helmstadt?"

— „Nicht um 'ne Million, Gamming! Beim ersten Trab würde mir Gott ſtr— das Hirn platzen! bin ganz paff und muß mich stramm aufrechthalten; denn wenn ich auf's Sopha liege, meine ich, mich trifft der Schlag," brummte Helmstadt mit kläglichem Gesicht.

„Na, dann gute Besserung, Dicker, ah! — Fußwasser nehmen und Vomitiv, ah! Soll ich Dir den Thierarzt schicken, hahaha? — Nicht übel, nicht wahr, Dicker? 'n Morgen!" und der Dragonerlieutenant sprengte seinen Schweißfuchsen zu einem Galöppchen an, denn vom Schloßplatze her kam ein Zug junger Mädchen in schwarzseidenen Kleidern und himmelblauen Shawls und Schleiern, die Zöglinge des Sophienstifts, unter der Führung zweier häßlichen alten Gouvernanten. Baron Gamming kniff den Zwicker in's Auge, zog die Hüften stramm und bemühte sich eine gute Figur zu machen, so lange der Zug der jungen Mädchen an ihm defilirte, und stach mehrmals sehr beeilert an seine Mütze hinauf, wenn irgend ein hoch aufgeschossenes Ding von Backfisch in der Reihe erschien. Und als der Zug vorbei war, ließ er Flora wieder Schritt gehen, stemmte die Rechte mit der Peitsche auf die Kruppe, wandte sich halb um und lächelte auf sehr insipide Weise, denn die längste von den ‚Blauraken' oder ‚Mondelkrähen', wie man die Zöglinge des vornehmen Pensionates gewöhnlich nannte, eine hagere, linkische, hochaufgeschossene Engländerin mit semmelblonden langen Locken wie Hobelspäne und nichtssagenden wasserblauen Augen, hatte den Muth gehabt sich nach ihm umzudrehen und ihm mit dem Sonnenschirm eine Art Wink zu geben, was jedoch von Seiten der hinterher kommenden Gouvernante sogleich mit Entrüstung gerügt wurde.

„Meiner Treu, oh, sie hat mir gewunken!" sprach Herr von Gamming vor sich hin und sein nichtssagendes leeres Gesicht ward noch insipider. „Miß Brodshaw hat ein Auge auf mich, oh! — Fensterparaden in Amalienstraße nicht unbe-

merkt geblieben, ah! — muß Vortheil wahrnehmen und jeden Tag vorbeireiten, ah. — Schade, daß Alte mich nicht Englisch lernen ließ, ah! — wäre aber doch nicht in meinen harten Kopf gegangen, ah! — Kleine Bradshaw hat Race; junges Ding, ah! nicht eben hübsch, soll aber sehr reich seyn, ah! — Na, kann noch in Schönheit hineinwachsen wie junger Esel, ah! — Guter Witz, auf Taille! werde ihn wieder anbringen, ah! — 'n Morgen, Mannheimer!" grüßte er einen jungen Elegant in Civil sehr herablassend, welcher auf einem hübschen arabischen Schimmel aus einer Seitenstraße in die Waldstraße einbog, und sich Mühe gab, recht britisch zwanglos und plump im Sattel zu sitzen.

„Ergebensten guten Morgen, Herr Baron! auch schon munter, Herr v. Gamming?" erwiderte Herr Mannheimer geschmeidig. „Sie reiten wohl auch in dem Schloßgarten, Herr Baron?"

„Vielleicht, Herr Mannheimer, ah! Schöner Morgen, ah! Trichinenhaft gutes Wetter für Rennen in Baden-Baden! Werden wohl auch hingehen, Schimmel mitrennen lassen, ah, he?"

„Ich glaube, als ich werd' dießmal nicht gehen zu das Rennen, Herr Baron," versetzte Herr Mannheimer und brachte sein Pferd sehr geschmeichelt an die Linke von Baron Gammings Schweißfuchsen. „Wenn ich mir nicht irre, so ist der Steeplechase am Montag. Ich aber werde abreisen am Sonntag an dem Genfer See, zu holen meiner Frau und Schwiegermutter von Montreux, wo sie haben gewohnt vor einer Luftveränderung den ganzen Sommer, und werde schwerlich zurückkommen vor den Donnerstag, was ich sehr bedaure."

„Ihre Frau war am Genfersee, den ganzen Sommer, ah?" fragte Herr v. Gamming gedehnt und warf dabei von seinem hochbeinigen Engländer herab einen solch bezeichnenden Blick auf den kleinen hebräischen Bankier auf seinem kleinen arabischen Pferde, als wollt' er sagen: Und solch einem Kerl, ah, ist die Luft der Residenz nicht gut genug für seine Frau, ah, wenn wir Leute von Stande doch auch darin leben müssen, ah?! — „Wußte auf Parole nicht, ah, daß Sie verheirathet, Mannheimerchen? sind ja kaum so alt wie ich, ah!"

„Nu, was wollen Se, Herr Baron? warum soll ich nicht verheirathet seyn? ich bin schon verheirathet seit drei Jahren," versetzte Herr Mannheimer und sein ganzes Gesicht lachte dabei selbstgefällig. „Meine Mittel erlauben mir's, und ich hab' eine reizende Frau; ich hab' gemacht eine sehr gute Parthie, eine Engländerin, eine geborene Jacobs aus Liverpool!"

„Eine Engländerin, ah? so, so? hm, hm, ah!" murmelte Herr v. Gamming und wandte sich mit sichtlichem Interesse zu seinem Begleiter. „Und wo haben Sie diese aufgetrieben, ah, Mannheimerchen?"

„Aufgetrieben, Herr v. Gamming? Gott, Se spassen, Herr Baron! Wissen Se denn nicht, daß ich hab' gewesen zu seyn in Jngländ vor drei Jahre? Geht ja doch beinahe der ganze Verkehr von die Residenz und das halbe Land mit Großbritannichen durch unserer Bank! Ja, ich war gewesen in Jngländ und war eingeführt in der besten Gesellschaft, und da hab' ich mir verliebt in meiner Frau, was war damals die schöne Miß Sarah Jacobs, die Tochter von einen reichen Produktenhändler, und eine sehr gebildete Dame, a very accomplished lady, welche malt und singt und spielt die Harpfe und das Fortepiano wie ein Virtuos und spricht vier Sprachen. Und seit ich wieder bin hier, ist mein Haus der Randewuh vor der guten Gesellschaft. Gott, Se werden doch schon haben gehört von die Montagsabende bei Missis Mannheimer?"

„Ich, ah? 'f Ehre, kein Wort, Mannheimerchen!" lallte der Baron und sah den Kerl vom Civil halbspöttisch an. „Na, bin noch nicht lange hier, ah, und komme nur zu Hofe und in adelige Cercles. Offenes Haus, ah, he? und Montags, ah? mit Souper, ah? Wer kommt denn?"

„Alle inglischen Familien, Baron, und viele Damen und Herren vom Hofe," erwiderte der kleine Bankier sehr geduldig und nicht ohne eine gewisse Gespreiztheit, als ob es ihm große Befriedigung gewähre. „Auch Ihr Herr Onkel, der Herr Oberjägermeister, und seine Damen haben uns schon der Ehre geschenkt und Missis Mannheimer wieder geladen. Alle die Damen von's Theater können Se treffen jeden Montag in unsere Salons. Gott, daß Se noch nich haben gehört von die Soireen der Missis Mannheimer . . . ."

„Ah, sehr fatal, auf Ehre, Mannheimer, ah, denn wenn ich mich recht erinnere, waren wir Schulkameraden, ah, he?"

„Nu gewiß waren wir das, Herr Baron! erinnern Se Ihnen nicht mehr, wie wir sind zusammen gegangen in der lateinischen Schul' bei dem Professor Kailer?"

„Dem Bengel, der so unbarmherzig prügelte, ah? ach ja, ist mir dunkel, als ob ich mich noch entsönne, ah, aber schon so lange her, ah! — Sagen Sie 'mal, mein lieber Mannheimer, wird liebe Frau übelnehmen, wenn 'mal meine Aufwartung mache, he? alter Schulkameradschaft wegen, ah?"

„Uebelnehmen, Baron? Gott, wo denken Se hin, Herr v. Gamming? Missis Mannheimer wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen, gewiß! Gott, Se wissen ja: mieux vaut tard que jamais, lieber Baron!"

„Ja wohl, ganz recht! ah, sehr richtig bemerkt, mieux vaut dings da und so weiter! Freue mich riesig, Frau Mannheimer zu sehen, ah; habe speziellen Penchant für Engländerinnen, ah; haben alle so 'was Nobles, ah, wissen Sie, Mannheimer, so 'was Stolzes, ah, so einen Air, ah. Müssen mir paar Zeilen schreiben, wissen lassen, wenn liebe Frau zurück ist, ah; werde dann nicht ermangeln, ah, meinen Morgenbesuch zu machen! ah."

„Gut, ich werde Sie schreiben, Baron, wenn Missis Mannheimer zurück ist, — oder noch besser! ich werde Sie besuchen, bei Ihnen vorfahren, wenn Se erlauben!

„Bon, mon cher! abgemacht, ah. Aber sagen Sie 'mal, mein lieber Mannheimer, ah, Sie kennen ja doch alle Engländer in Stadt, he, und auch alle Engländerinnen, ah, — ist Ihnen vielleicht Miß Dingsda bekannt, ah? wissen Sie, große blonde junge Lady in Sophienstift, ah, — heißt Bradshaw oder so, ah — kennen Sie sie?"

„Gott, welche Frage, Baron? ob ich ihr kenne? wie soll ich ihr nicht kennen?“ rief Herr Mannheimer mit einer guten Dosis Selbstgefühl. „Miß Egeria Bradshaw von Leeds, — Gott, ich kenne sie ganz gut, unser Haus besorgt alle Geldgeschäfte, und Missis Bradshaw ist eine vertraute Freundin von Missis Mannheimer, speist jeden Tag bei uns, wenn sie zum Besuch kommt. Kennen Sie Miß Bradshaw, Baron?“

„Nein, ah, — ja, ah, doch vom Sehen, ah, Mannheimer! Unter uns gesagt, ah, mon cher, interessire mich riesig für Miß Dingsda. Soll gute Familie seyn, he, und reich, ah? Einzige Tochter, he? Will nicht indiscret seyn, möchte aber doch riesig gerne 'was Näheres über Familie hören, ah.“

„Wirklich, Baronchen! nu, Gott, da können Sie sich wenden an keine bessere Quelle, als an mir. Ich kenne die Bradschaws sehr genau, und stehe tntim mit Missis Bradshaw ...“

„Christen, he, ah?“ fiel ihm Herr v. Gamming mit größter Unbefangenheit in's Wort.

„Gewiß, tm höchsten Grade; gut hochkirchliche Familie, eine der ersten in Yorkshire, mein lieber Baron. Der alte Herr haite eine kolossale Drahtstiftenfabrik ...“

„Wa ... was? Drahtstiften, ah?“

„So ist es, — Drahtstiftenfabrik von ungeheurem Umfang, mit eigenen Kohlengruben, Eisenschmelzen, Hammerwerken, Drahtzügen, sieben bis achthundert Arbeitern, firstrate business, sage ich Ihnen. Er haite als gewöhnlicher Nagelschmied angefangen und kam empor, machte ein kolossales Vermögen und ließ sich wählen in dem Parlament, starb vor drei Jahren als hoher Siebziger, hatte erst spät geheirathet und hinterließ sechs oder siebenmal hundert Pfund Kapitalvermögen ohne das Geschäft.“

„Wie viel ist das, Mannheimerchen, ah? bin ein trichinenhaft schlechter Rechner, ah.“

„Das macht zwischen sieben und neunthalb Millionen Gulden rheinisch ...“

„Millionen Gulden, ah! Donnerwetter, das ist pyramidal, ah! und wie viel Kinder, ah?“

„Nur drei, lieber Baron,“ entgegnete Herr Mannheimer beifert; „der alte Bradshaw war Alderman von Leeds — so was man hier zu Lande nennt Gemeinderath, — und hatte einmal die Königin von England zu begrüßen, als sie kam nach Leeds, da ward er erhoben in dem Ritterstand, — knighted, als sie sagen in Ingländ, — und heißt nun fortan Sir Jeremiah Bradshaw, — so was man hier zu Lande würde heißen Herr von Bradshaw ...“

„Verstehe, ah, also wenigstens von leonischem Adel, ah! Mir sehr lieb, auf Taille; aber wie viel Kinder, ah?“

„Nur drei, Baron Gamming. Als Sir Jeremiah starb, kam das Geschäft an Michael Bradshaw, den Sohn, einen fixen Jungen, dem ich habe gekannt in Liverpool, als er seinen wilden Hafer aussäete, will sagen austobte. Soll sich jetzt ganz rangirt und eine reiche Frau geheirathet haben, und ist auf dem besten Wege, ein vielfacher Millionnär zu werden. Die ältere Tochter, Miß Amelia Bradshaw, ist verheirathet an einen großen Tuchfabrikanten, Yardlong; und Miß Egeria, nur sechszehn und ein halbes Jahr alt, ist im Sophienstift, wie Sie wissen! Baronchen, wenn Sie da reussiren würden, das wäre eine kapitale Parthie, — gegen zwei Millionen und sogleich baar oder in guten Effekten!“

„Na, spaßen wohl, Mannheimerchen, ah! wird nicht so klotzig seyn! Zwei Millionen, ah, das wäre riesig! Allerliebstes kleines Ding, die Miß Bradshaw! Aber wie ankommen, ah? Alte Schachtein von Gouvernanten sind ja wie Drachen hinter den Backfischen her, sie zu hüten!“

„Gott, nichts leichter als bei Miß Egeria anzukommen, lieber Baron! vorausgesetzt, daß alles Das, was ich Ihnen gesagt habe, streng unter uns bleibt, und Sie mir versprechen, auch über das Weitere zu schweigen, könnt ich Ihnen einen Vorschlag machen.“

„Losdrücken, lieber Freund! ah, parole d'honneur, keine Seele erfährt von mir ein Wort, ah! Werde mich doch riesig hüten, Jemandem zn verrathen, was für Goldkind Miß Dingsda ist! wäre ja trichinenhaft dumm von mir, ah. Also, mon cher Mannheimer, unter uns gesagt, ah, interessire mich fabelhaft für die Kleine, bin auf Wort elend verliebt in sie, ah, mache seit vierzehn Tagen Fensterparade in Amalienstraße vor Stift, ah, und habe eben vorhin, als ganzer Flug Mandelkrähen vom Morgenspaziergange kam, ah, freundlichen Gruß, ah, von Miß Dingsda erhalten, ah, — sehen also, Mannheimerchen, daß Affektion gegenseitig ist, ah, wenn auch geheim, ah. Aber wenn Sie mir verhelfen könnten, mein Lieber, mich bei Miß Dingsda und Mutter zu insinuiren, ah, verstehen Sie, und wenn aus Geschichte was wird, ah, dann geb' ich Ihnen mein Wort als Cavalier, mein lieber Freund, ah, daß Ihr Schade nicht seyn soll!“

„Sehr verbunden, Baron, sehr obligirt! Na, Gott, was thut man nicht für einen Freund!“ sagie Herr Mannheimer mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt, und sah den Baron mti seinen dunklen Augen forschend an. „Missis Bradshaw ist eine ehrgeizige Dame und noch nicht zu alt, um Ansprüche zu machen, lieber Gamming. Ich glaube, die Verbindung mit einer vornehmen Verbindung mit einer guten adeligen Familie wäre thr nicht unwillkommen, und wenn sie und ihre Tochter dadurch hoffähig würden, wer weiß, was dann geschähe? ... Jedenfalls läßt sich von der Sache reden. An Bewerbern fehlt es allerdings für Mutter und Tochter nicht, und wenn erst manche Leute wüßten, was ich Ihnen habe anvertraut von das Vermögen, Gott! die Herren Offiziere würden schnappen nach der Miß Egeria, wie die Gans nach'n Kohlstrunk! ...

„Ah, ohne Zweifel — obwohl mir sehr fatal wäre, ah, lieber Mannheimer, ah, merke je länger desto mehr, daß ich auf Ehre ganz trichinenhaft in das reizende Kind verliebt bin, ah. Was glauben Sie, ah, würden meine Verhältnisse der Alten genügen, ah?“

„Und warum nicht, Baron, es käme nur darauf an, wie man es Missis Bradshaw vortrüge,“ erwiderte Mannheimer geheimnißvoll. „Gott, man hat schon mehrfach mit mich gesprochen von die Bradshaw's, und noch gestern auf dem Mu-

seum hat ein Offenzier, dem ich nicht nennen will, ein Herr von guter Familie, versucht mir die Würmer aus der Nase zu ziehrn über den Bradshaws, und hat mir geboten zehn Prozent Provision; aber Sie mögen mir glauben, Baron, daß er ist ganz elend abgelaufen bei mir. ‚Herr Baron,' hab' ich gesagt, ‚wovor halten Sie mür, daß Sie haben die Stirn mür zu bieten eine Sensarie? Bin ich ein Kuppler? Hab' ich ein bureau der maringe? Was ich vor einem Freund thun würde mit größster Aufopferung, dazu bringt mich kein Gewinn von einem Manne, der mür beleudigt; verstehen Sie mür?' und damit ließ ich ihm söhr verblifft stöhen."

„Ah, das war sehr gut gemacht, ah, auf Taille, ah! der Mensch konnte genug haben. Aber ah, sagen Sie 'mal, Mannheimer, positus Sie könnten mir helfen, ah, womit soll ich mir Ihre guten Dienste sichern? ah, mein Grundsatz ist immer, nichts umsonst, wissen Sie, ah, lasse mir selbst von Freunden nichts schenken?"

„Gott, Baron, Sie verkennen mür öbenfalls auf Oehre," erwiderte Mannheimer mit sehr ernstem Gesicht und stechenden Augen. „Wenn ich Ihnen kann dienen, um alter Schulkameradschaft will, wie wollen Se mür's wehrrn? Vielleicht hab' ich auch meine Absichten dabei. Wer weiß, vielleicht denk' ich mür, mein Freund der Baron von Gamming wird mich machen zu seinem Geschäftsmann, wird mir geben sein Vermögen zur Verwaltung zu vier oder fünftehalb Prozent, gegen gute Garantie; oder er wird mich verschaffen den Titel als Geheimen Hofagent durch seinem Bruder dem Hofmarschall und wird mich hoffähig machen, woraus ich mür zwar gar nischt mache, aber vor meiner Frau möcht' ich wünschen, daß sie käme in die vornehmen Cerkles wie die Frau von Hirsch und die Frau von Rothschild . . . Kurz, ich kann haben meine besonderen Gründe, was ich Ihnen kann helfen, wenn Sie nicht zurückstoßen meine Hand, die ich Ihnen biete als Freund und öhrlicher Mann!" dabei streckte er seine nicht eben kleine Hand in einem sehr eleganten Jouvin'schen Handschuh zu seinem langen Begleiter heraus, der sie zögernd ergriff und fragte:

„Auf Ehre, mein lieber Mannheimer, ah, ich bin Ihr Freund, ah, und gebe Ihnen mein Wort, daß ich es bethätigen will, ah — sagen Sie mir nur wie? ah! parole d'honneur!"

„Nun, Baron, topp! das Geschäft ist abgemacht, und über die Bedingungen werden wir einig werden!" rief Herr Mannheimer ganz vergnügt und pfiffig und schüttelte dem Lieutnant kräftig die Hand. „Wenn Sarah zurück ist, und Sie haben gemacht Ihre Visite, so wird Missis Mannheimer Sie einladen zum Diner an einem Sonntag und Sie werden kennen lernen Missis Bradshaw und Miß Egeria, und es müßte verhert seyn, lieber Freund, wenn es Ihnen nicht gelänge, einen Eindruck zu machen auf die beiden Frauen und Miß Egeria's Herz zu gewinnen mit die obligate Begleitung von dreitausend Pfund Rente!"

„Ah, famos, riesig, pyramidal, ah, lieber Mannheimer!" rief Gamming und drehte die paar wiederspenstigen Flaumhaare unter seiner Nase. „Wäre auf Ehre himmlisch, ah! und würde Ihnen und Missis zu bleibenden Danke verbunden seyn, ah. Und apropos! wie viel machen denn die dreitausend — sagten Sie nicht so! — dreitausend Pfund Renten in guten harten Thalern?"

„Ungefähr zwanzigtausend Berliner Thaler, Baron! ein hübsches Sümmchen, lieber Baron, nicht wahr? dreimal so viel als Prinz Karl Appanage bekommt."

„Ah, gottvoll, himmlisch, trichinenhaft, — vierzigtausend, ah! davon läßt sich mit einiger Bescheidenheit leben, ah!"

„Gott, Se würden seyn von die reichsten Leute im Land, Baron!" sagte Herr Mannheimer, denn er hatte Mühe, den Schimmel gleichen Schritt halten zu lassen mit dem Schweißfuchsen. Gamming hatte sich nämlich bereits so sehr in den goldenen Traum eingelebt, daß er sein Pferd zu einem Galopp angesprengt, als sey er schon General und nehme seiner Division die Musterung ab, und als seyen die Bäume in der Gnieblinger Allee lauter Flügelmänner von Reiterzügen. Drunten am Rondell kamen ihm zwei Kameraden entgegen, ebenfalls jugendliche vornehme Centauren vom Leibdragoner-Regiment, Lieutenant Baron Tettenborn und Premierlieutenant Graf Randau.

„'n Morgen, Schlankel!" rief Randau von Weitem; „he, hast Du es schon gehört von Willy Waal?"

„Waal, ah, Graf Waal?" rief Gamming erschrocken und parirte den Schweißfuchsen, daß er beinahe bockte. „Doch kein Unglück geschehen, ah? Nicht dummes Zeug gemacht und sich erschossen, ah?" rief er und wurde noch bläßer als zuvor.

„Warum nicht gar? das fehlte noch!" rief Tettenborn. „Nein, aber es ist schlimm genug: Waal hat seinen Abschied genommen, niemand weiß warum."

„Soll ruinirt seyn und seine Wechsel nicht mehr bezahlen können, wie man sagt. Hörte es gestern Abend ganz im Vertrauen in der Löwengrube," sagte Graf Randau. „Heute früh wußte es schon der Stabsfourier, daß die Entlassung angenommen sey, und daß dieser Tage Waal's Gäule und Wagen unter den Hammer kommen."

„Scheußlich, ah, auf Ehre!" dehnte Herr v. Gamming mit einem sehr dämlichen Gesicht. „War aber vorauszusehen, ah; Junge ging zu toll in's Zeug, ah; dauert mich riesig, ah, war ein guter Kerl!"

„Das ist er, auf Wort! ein frischer quicker Junge!" sagte Tettenborn. „Sein Austritt ist ein Verlust für das ganze Regiment."

„Ah, ganz gewiß, riesiger Verlust, ah; und was hat ihm denn den Hals gebrochen?" fragte Gamming lauernd und unruhig.

„Man spricht von einem Wechsel, den er für einen Kameraden acceptirt hat und bezahlen mußte und der ihm in Urlaub nachgeschickt wurde," sagte Randau. „Seine Alte, die verdammt zäh ist, soll Feuer gespieen und die ganze Geschichte dem Dr. Holthaus übertragen haben, der deßhalb gestern mit dem Wechsel beim Obersten war, und nun wird, wie mir der Stabsfourier sagte, der Oberst heute bei der Parade die Sache

zur Sprache bringen, und jeden auf Ehrenwort fragen, mit wie viel er für Andere verhängt ist."

„Verfluchte Geschichte! das kann manchen in Verlegenheit bringen," murmelte Tettenborn stirnrunzelnd. „Schlankel, nimm Dich in Acht; dießmal gehst Du nicht leer aus. Ein Glück für Dich, daß Du da einen Kerl an der Hand hast, der Dir mit etlichen tausend Thalern den Rücken decken kann. Halte Dir den Juden nur hübsch warm!"

Die beiden Offiziere gaben ihren Pferden die Sporen und trabten weiter, als Herr Mannheimer endlich herankam.

„Eklige dumme Geschichte, ah!" brummte Gamming vor sich hin und ließ sein Thier im Schritt gehen, um bei sich zu überlegen, wie er sich aus der Verlegenheit ziehe, die ihm drohe.

„Was war das mit dem Grafen Waal, Baron, was die beiden Herren vorhin sagten?" fragte Mannheimer mit der ganzen Neugier seines Stammes.

„Soll quittirt haben, wegen Schulden, ah! soll ruinirt seyn!"

„Ruinirt? Gott, glauben Sie das nicht, Baron! Die Waals sind sehr reich," erwiderte der Bankier. „Unter uns gesagt, Dr. Holthaus wies erst gestern noch unser Haus an, einen Wechselposten von 1500 Gulden sammt Kosten an einen gewissen Reitlinger zu zahlen, — freilich mit dem Bemerken, daß er gegen den Indossenten des Wechsels Klage erheben werde. Der Advokat hat sich alle Rechte und Forderungen gegen jenen auf dem Wechsel cediren lassen, und der Indossent — nichts für ungut, Baron! — sind Sie. Ich wollte Ihnen schon vorhin, als wir zusammentrafen, einen Wink geben. Sollte mir leid thun, Baron, wenn ein Freund von mir unversehens in eine Verlegenheit käme. Sie sehen, ich meine es gut mit Ihnen."

„Dank' Ihnen, lieber Freund! sehr hübsch von Ihnen, ah, und werden mir auch helfen, nicht wahr, ah?" sagte Gamming und rückte nun ohne lange Präliminarien mit dem Vorschlag heraus, Mannheimer solle ihm auf einige Monate, bis die Heirath mit der englischen Nagelschmiedstochter zu Stande käme, so ein zehntausend Gulden leihen.

Der junge Bankier aber lehnte es artig und entschieden ab. Er dürfe zu solchen Zwecken die Mittel der Bank nicht in Anspruch nehmen, und diese leihe grundsätzlich nur auf gute Sicherheiten. Ja nicht einmal acceptiren könne er ihm die Summe ohne die spezielle Einwilligung seiner Associés, das sey vertragsmäßig bestimmt. „Allein ich will Ihnen beweisen, daß ich es gut meine mit Ihnen, Baron," sagte er; „ich will Ihnen einen Vorschlag machen: Gehen Sie zu Ihrem Bruder, dem Hofmarschall, und bitten Sie ihn um seine Bürgschaft, dann sollen Sie haben das Geld gegen fünf Prozent; das nehm' ich auf mich. Wenn Ihr Herr Bruder erfährt, was wir vorhin haben besprochen, wird er Bürgschaft leisten für Ihnen und Ihnen die gute Parthie möglich machen. Und ich verlange dann nichts dafür als einen einzigen kleinen Gefallen?"

„Nun? und das wäre, ah?" fragte Gamming sehr kleinlaut und deprimirt.

„Sie müssen Ihr Möglichstes thun bei Graf Waal, mir zu verschaffen um billiges Geld Graf Waals beide Rennpferde, den ‚Mentor' und die ‚Erigone'; ich wäre Liebhaber dazu."

„Sie? ah, Sie wollen doch nicht selbst rennen lassen, Mannheimer?" rief Gamming so verwundert und entrüstet, als sähe er darin eine ungeheure Anmaßung des Bankiers.

„Und worum nicht? Warum sollen die Pferde nicht laufen für mich bei dem Steeplechase? Kann ich nicht meinen besonderen Zweck dabei haben?"

„Ohne Zweifel haben Sie einen solchen, glaub' ich, ah; aber wazu brauchen Sie mich denn, mon cher? Die Pferde werden ja, wie Randau sagt, in den nächsten Tagen öffentlich versteigert; da können Sie ja direkt darauf bieten."

„Das weiß ich, Baron, aber vielleicht liegt das nicht in meiner Convenienz," erwiderte der Bankier mit bedeutsamen Lächeln. „Vielleicht hab' ich meine besonderen Gründe, daß niemand weiß, die Pferde sind mein, und daß sie sollen rennen vor Ihnen! Sehen Sie offen, Baron, können Sie schweigen, wenn es gilt zu machen ein gutes Geschäft?"

„Bin zwar schlechter Geschäftsmann, mon cher, aber schweigen kann ich, ah, auf Taille — boutonné jusqu'au menton, wenn es Vortheil bringt. Sie haben ein Plänchen, wie ich sehe, ah; wollen Sie sich mir anvertrauen?"

„Wenn Sie mir geben Ihr Ehrenwort, auf mein Ansinnen einzugehen und zu schweigen, wie der Tod. Vielleicht haben Sie dann in acht Tagen verdient Ihr zehn- oder zwölftausend Gulden. Wollen Sie?"

„Auf Ehrenwort, ich will! ah; hier meine Hand, lieber Freund, ah! Und nun lassen Sie hören, wie das Geschäft kann gemacht werden!"

„Eine Cigarre, Baron? feine Uguez, beste Sorte!" Der Lieutenant zündete sich einen Glimmstengel an dem des Bankiers an, und beide ritten gemächlich neben einander Schritt. „Ich habe in Ingländ etwas kennen gelernt von die Tricks und Kniffe bei's Wettrennen," sagte Mannheimer geheimnißvoll und vertraulich. „Ich weiß, daß da der Bruder nicht schont den Bruder und daß alles erlaubt ist, was nur verschwiegen bleibt, und ich kenne die Mittel, wie man einem Thiere zum Preise verhilft. Ich habe mit einigen Herren ein Hühnchen zu pflücken, die auf die beiden Rennpferde von Graf Waal gewettet haben, und will stehen alle Chaneen. Wenn Sie also die Pferde wollen kaufen und rennen lassen vor sich, Baron, so will ich mich schriftlich verbindlich machen, daß Sie sollen keinen Verlust tragen, sondern die Hälfte des Gewinnes bekommen! Wird Ihren Kredit in's Steigen bringen, wenn man erfährt, daß Sie die Rennpferde baar bezahlt haben!"

„Teufel, Sie gehen verdammt keck in's Zeug, Mannheimer, ah!" rief Gamming erstaunt. „Können sich da riesig in die Finger schneiden."

„Never mind, sir; ich habe keine Furcht; ich habe mein Plänchen schon ganz sicher angelegt," versetzte der Bankier mit pfiffigem Lächeln. „Ich weiß aus guter Quelle, daß Graf Waal allen denen, die mit ihm gewettet haben auf seine Thiere, Abstands- und Reugeld bezahlt gegen das Versprechen, daß Sie schweigen. Wir sorgen dafür, daß die Thiere bei der Verstei-

gerung desaccreditirt oder vor derselben unter der Hand verkauft werden, und Sie erstehen Sie unter Ihrem Namen für meine Rechnung; Sie bieten einigen Herren Wetten an auf die Erigone, die ich halte, — verstehen Sie! alles Andere findet sich. Es soll mich meinethalben kosten tausend Dukaten, wenn ich nur habe die Genugthuung, daß ich Einen von den Herren dazu bringe, daß er seine Wette verliert und hinterher erfährt, daß er habe verloren an mich. Begreifen Sie mie nun?"

„Hm, ah, ich sehe, ah, daß Sie vom Turf nach mehr verstehen als ich, mein lieber Mannheimer, und wenn Sie das Geld schießen, ah, bin ich nicht abgeneigt, meinen Namen dazu zu geben, ah! Aber Sie reisen ja an den Genfer See!

„Ja, wenn aus unserm Plane nichts wird, Baron. Wissen Sie was? Schenken Sie mir die Ehre, heute Abend zu soupiren mit mir, und wir verabreden dann alles, und ich werde Ihnen sagen, wie Sie es angreifen wegen die Bürgschaft von Ihrem Herrn Bruder. Wollen Sie?"

„Na, ah ich will, Mannheimerchen, ah! hätte nie geglaubt, daß Sie solch famoser Kerl wären, ah! Na, eine Hand wascht die andre, ah, und wenn alle unsere Pläne gelingen, mein Freund, ah, dann noch lange Geschäfte mit einander machen, ah!" —

„Topp, es gilt, und wir besiegeln es heute Abend mit einigen Flaschen Clicquot!" sagte Mannheimer, und trabte stolz neben seinem neuen Freunde hin bis vor seine Hausthüre in der Hauptstraße, wo er von Gamming einen sehr herzlichen und langen Abschied nahm, damit ja sein sämmtliches Comptoirpersonal und alle Vorübergehende und die Besitzer der benachbarten Läden und die ganze liebe Nachbarschaft beiderlei Geschlechts sähe, wie intim er mit dem Sohne einer der ersten Familien des Landes stehe.

Dem Baron v. Gamming war diese Scene zwar anfangs etwas peinlich gewesen und er hätte sie gerne abgekürzt, weil sie gegen sein aristokratisches Selbstgefühl ging; aber er sah, wie einige Nothhelfer aus dem Stamme Juda, die der Zufall zu Zeugen dieses Auftritts gemacht hatte, und denen der edle Baron und seine Handschrift nicht unbekannt waren, ihn mit schmunzelnden Blicken und sichtlichem Interesse beobachteten, und so ergab er sich denn mit berechneter Resignation und unverhohlener Herzlichkeit darein.

11.

Der Hofgerichts-Advokat Dr. Holthaus war ein alter Freund der Familie Waal. Schon vor Jahren, zu der Zeit, wo der verstorbene Graf Waal sich im Lande niedergelassen und angekauft, hatte er unter der Aufsicht des Hofgerichtsraths von Thiele, des einzigen Freundes des Grafen, dessen Geschäfte besorgt und alle diejenigen Unterhandlungen und Processe geführt, deren Vornahme dem Herrn v. Thiele seine richterliche Stellung verbot. Herr Holthaus war ein Schwager des Herrn v. Thiele, und ein tüchtiger Geschäftsmann, und so ward er nach dem Tode des letzteren zum alleinigen Sachwalter und Geschäftsmann bestimmt, und es verging kaum ein halber Monat, ohne daß Herr Holthaus auf Schloß Lindhorst einsprach und oft mehrere Tage sich daselbst aufhielt. Diese seine Besuche waren immer sehr willkommene Unterbrechungen des eintönigen Einerlei auf dem Schlosse, denn Herr Holthaus war ein sehr vielseitig gebildeter, lebhafter, geistvoller Mann und trefflicher Gesellschafter, und hatte ein gutes Stück von der Welt mit Vortheil gesehen. Ohne sich an der eigenen Würde und Selbstachtung etwas zu vergeben, achtete er alle Eigenthümlichkeiten im Charakter seines vornehmen Klienten. Niemand verstand den stolzen, etwas wortkargen und zugeknöpften Grafen Waal so gut zu behandeln wie der Doctor. Er wußte, daß der Graf keinen Widerspruch ertragen konnte und nicht leicht zu einem raschen, kecken Entschlusse zu bringen war, und daß er, wenn man ihn zu einem solchen drängte, häufig gerade das Gegentheil von Dem that, was man ihm anrieth. Der Doctor vermied es daher, mit dem Grafen sich in irgend eine Discussion einzulassen, denn einerseits war der Graf ein starrer Aristokrat und Anbeter der absoluten Monarchie, dazu ein Däne und erbitterter Gegner der Schleswig-Holstein-Bewegung, anderseits aber war der Doctor nicht blos ein begeisterter Anhänger aller Freiheits-Bestrebungen, ein sogenannter Ideal-Republikaner, ein glühender deutscher Patriot und Radikaler, sondern hatte als Landtags-Abgeordneter und Mitglied des deutschen Parlaments von 1848 bis 1849 in Schrift und Wort für seine Grundsätze, Gesinnungen und Ideale gewirkt und diese bekannt. Beide Männer wußten, daß sie auf diesem Gebiete unversöhnliche Gegner waren; aber jeder fand an dem Andern so viele sonstige achtungswerthe Eigenschaften, daß er ihm sein politisches Glaubens-Bekenntniß zu gut hielt, und daß es gleichsam ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen beiden war, wenigstens während Dr. Holthaus' Aufenthalt auf Lindhorst allen politischen Erörterungen auszuweichen. Anderseits hatte der Doctor gelernt, jeden Vorschlag, den er in Geschäfts-Angelegenheiten machte, dem Grafen so zeitig wie möglich ganz spruchreif und mit den nöthigen Motivirungen zu übergeben, damit der Grundherr denselben gemächlich überlegen könne; weil aber der Graf dann vor lauter peinlicher Gewissenhaftigkeit zu keinem bündigen Entschluß kam, und jedes Mal gleichsam in der letzten Stunde zur Entscheidung gedrängt werden mußte, und dann unfehlbar immer gerade das Gegentheil von Demjenigen wählte, was ihm sein Geschäftsmann anrieth, so hatte Doctor Holthaus sich angewöhnt, seinen Schlußantrag oder definitiven Rath immer auf das Gegentheil von Dem zu richten, was er beabsichtigte. Hierdurch erreichte er stets seinen Zweck und ließ, weil er denselben immer glücklich hinausführte, auch dem Grafen die Genugthuung, sich selbst über seine vortreffliche Einsicht und Erfahrung in Besorgung seiner eigenen Geschäfte zu beglückwünschen.

Die Gräfin allein hatte diese kleine List des Advokaten durchschaut, an dessen unerschütterliche Rechtlichkeit und Treue und Anhänglichkeit gegen ihre Familie sie glaubte. Sie sah, daß Holthaus auf diese Weise am sichersten den Grafen von Mißgriffen abhielt, zu denen ihn seine Eigenliebe, Hartnäckigkeit und sein Mißtrauen hinzureißen drohten, denn der Graf war eine ganz eigenthümlich verschlossene, in sich gekehrte, oft

engherzige Natur, wie sehr er auch bemüht war, bei oberflächlichen Berührungen und in geselligem Verkehr die größtmögliche weltmännische Glätte herauszukehren. Aber niemand kannte ja die eigenartige Weise des Grafen besser als seine Gemahlin, und wenn sie ihn auch vortrefflich zu behandeln verstand, so war es ihr doch anderseits nicht unlieb, wenn sie noch einen Bundesgenossen gegen den Eigensinn und Argwohn des Mannes fand, der meist das Gegentheil von Demjenigen that, was ihm Andere nach bestem Wissen und Gewissen anriethen.

Aber die Gräfin hatte noch einen andern Beweggrund, dem Doctor Holthaus gewogen zu seyn: seine Anwesenheit auf Lindhorst unterbrach immer die peinliche, steife, monotone Routine des dortigen Lebens und brachte ein neues Ferment in den eng abgegrenzten geselligen Kreis. Herr Holthaus plauderte vortrefflich, und seine Lebensanschauungen waren richtiger und humaner als die einseitigen des Grafen, welcher alle Lebenserscheinungen nur auf seine eigene Weise auffaßte, nur von seinem beschränkten, leidenschaftlichen Partei-Standpunkte aus beurtheilte, und von Welt und Zeit und Wissenschaft nicht mehr erfahren wollte, als was ihm die paar Zeitungen seiner eigenen engherzigen Parteistellung zuführten, die er las. Das hochvornehme Selbstgenüge des Grafen war niemals nach dem Geschmacke seiner Gattin gewesen, denn sie war von Hause aus lebhaft, sanguinisch und empfänglich für alles Gute und Schöne. Aber sie war ihrem Gemahl zu so hohem Dank verpflichtet und er hatte sie durch sein überlegenes, vornehmes, glattes, selbsterfülltes Wesen eingeschüchtert, so daß sie sich zwar willenlos seiner Autorität unterwarf, ohne aber zu verkennen, daß Männer wie Holthaus doch weit gehaltreicher, geistvoller und für Welt und Menschheit gemeinnütziger waren, als der feierlichernste, ruhig-würdevolle, besonnene und doch von tausend Vorurtheilen beherrschte Aristokrat mit seinen immer freundlichen und glatten, aber durchaus nicht gewinnenden Manieren.

Die Gräfin wußte auch genau, weßhalb ihr Gemahl lieber auf seinem Gute blieb, als in der Residenz wohnte: er wähnte nämlich in Lindhorst weit mehr zu gelten, als in der Residenz, wo es noch andere Grafen, ja noch Fürsten und Standesherren gab, welche ihn verdunkelt haben würden, und er hatte sich in seinen Erwartungen getäuscht, in seiner Eigenschaft als Graf und gewiegter Höfling an dem Hofe jenes süddeutschen Mittelstaats eine hervorragende Rolle zu spielen. Der einheimische Adel, welcher sich ihm in jeder Hinsicht ebenbürtig und gleichberechtigt dünkte, hatte ihn rasch aus den Anfängen der Fürstengunst verdrängt, welche er nach seiner Vorstellung am Hofe ambirt und die ihn veranlaßt hatte, sich im Lande anzukaufen. In seinen hochfliegenden Erwartungen getäuscht, hatte er dann bald, nachdem er einen Theil seines Vermögens in Grundbesitz angelegt, den Hof gemieden und kein andres Pathos mehr verfolgt, als durch eine umsichtige Bewirthschaftung seines Gutes und eine ängstliche Sparsamkeit in Allem, was nicht in die Augen fiel, sein Vermögen zu vermehren, da er richtig fühlte, daß eine Zeit kommen werde, wo der Adel mehr in seinem Reichthum als in seinen Geburtsrechten seine hauptsächliche Geltung finden werde. Auch die politische Laufbahn, welche der Graf ambirt, als er sich einmal als Abgeordneter der Ritterschaft hatte in die Kammer wählen lassen, war ihm fehlgeschlagen, denn diese seine parlamentarische Wirksamkeit fiel in eine Periode, wo die Regierung selbst mit einem gewissen Liberalismus kokettirte, und wo Graf Waal mit seinem verschrobenen Absolutismus in der ganzen Kammer allein dastund, da selbst die ultramontane Partei es verschmähte, sich in ihm einen solchen Don Quixote des Gottesgnadenthums, einen solch unzuverlässigen Kämpen voll blinder Leidenschaft zu affiliiren, der jeden Tag nach Laune anders stimmte und aus seinem Vorurtheil gegen die römische Kirche gar keinen Hehl machte. So war der Graf in der Kammer das enfant terrible aller Parteien und für die Presse nur die Zielscheibe unablässiger Anspielungen, Epigramme, faulen Witze u. s. w., der Gegenstand zahlloser Anekdoten und beißender Anspielungen geworden, die ihn nach der ersten Session des Landtags so unmöglich machten, daß er sein Mandat in die Hände seiner Wähler zurückgab, bevor diese ihm das beabsichtigte Mißtrauensvotum überreichten.

Es konnte bei dem so diametral entgegengesetzten und grundverschiedenen Charakter dieser beiden Männer nicht ausbleiben, daß es zwischen dem Grafen Waal und dem Advokaten Holthaus einmal doch zu einem Konflikte kam, denn jenes stillschweigende Einverständniß, alle politischen Erörterungen zu vermeiden, war ein eben so armseliger Nothbehelf, wie die scheinbare Freundschaft zwischen zwei so verschieden gearteten Naturen ein durchaus ungesundes Verhältniß. Merkwürdiger Weise brachte die bewegte Zeit der Jahre 1848 und 1849 noch keine direkte Störung des guten Einvernehmens zu Stande. Herr Holthaus hatte damals noch nicht so viel unmittelbaren Verkehr mit dem Grafen, denn sein Schwager Thiele lebte noch und übte einen ziemlich schweren Druck auf die Grundholden des Grafen aus, namentlich in den verwickelten Fragen der Ablösung der Feudallasten, in welcher gesetzlichen Verfügung der Graf einen der unerhörtesten Frevel gegen das Eigenthum und Vermögen und die Rechte der Grundherren sah, einen revolutionnären Willkürakt der schwachen Regierung und der anarchischen rebellischen Kammern, den er mit den bittersten Ausdrücken verdammte, welche er nur über seine aristokratischen Lippen bringen konnte. Damals that der radikale Advokat und Parlaments-Abgeordneter Holthaus sogar dem Grafen treffliche Dienste, um diejenigen Dissidien wieder in's Geleise zu bringen, die aus den blinden leidenschaftlichen Anschauungen des Grundherrn und den unerbittlichen Anforderungen des Herrn v. Thiele entstanden waren. Schon der bloße Name des populären Volksmannes Holthaus wirkte damals Wunder, um die gereizten Bauern zu beschwichtigen, welche alles aufboten, dem Grafen „die Laibe heimzugeben", wie sie sagten, d. h. ihn den Groll empfinden zu lassen, welchen sein ganzes Gebahren hervorrief. Graf Waal war zu sehr Aristokrat und zu innig von der Berechtigung und Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt, als daß er seine Ueberzeugungen verhehlt hätte. Er war zu Anfang der 48er Bewegung unerschrocken auf den ersten Volksver-

sammlungen erschienen und hatte die deutsche Bewegung mit harten Worten verdammt, die schleswig-holsteinische Erhebung als den schändlichsten Undank gegen das väterliche Regiment der Dänen gebrandmarkt und den „verlassenen Bruderstamm" als eine verkommene Race hinzustellen gesucht, die tief unter dem Niveau der letzten jütischen Bauern stehe und die daher mit Recht Heloten der Dänen seyen. Die erste Folge dieser Belehrungs-Versuche war gewesen, daß man den edlen Redner beinahe von der Tribüne herabriß und steinigte, und nur das energische Dazwischentreten seiner entschiedensten Gegner ihn der Volkswuth zu entreißen vermochte. Die weitere Folge war, daß der Graf von da an von seinen Nachbarn und Grundholden auf's herzlichste gehaßt und daß nichts versäumt wurde, ihn zu ärgern, zu beschädigen und zu kränken. Die verhaßten Klänge des Schleswig-Holstein-Liedes und das gedankenlose „Hecker hoch!" begrüßten ihn, wo er sich nur zeigte, oder schollen täglich, stündlich zu seinem stolzen Schlosse herauf. Man schoß das sorgsam gehegte Wild seiner Wälder nieder und verwüstete diese selbst schonungslos. Man drohte dem Schloß selbst mit dem rothen Hahn, und nur die feste Lage desselben und die Thatsache, daß drei Vierpfünder-Kanonen mit der erforderlichen Munition auf dem Schlosse und die Mehrzahl der männlichen Domestiken Dänen waren, welche unter der Anfeindung von Seiten der Deutschen die Gesinnungen ihres Dienstherrn theilten, verhütete einen jener brutalen Angriffe, an welchen die damalige Zeit ziemlich reich war. Damals ward der Doctor Holthaus oft als Retter und Beschwichtiger herbeschieden, und seinen guten Diensten allein, seiner Appellation an den gesunden Sinn der „Bürger" gelang es, Gewaltthätigkeiten zu verhüten.

Als das Rumpf-Parlament nach Stuttgart übersiedelte, war Holthaus ausgetreten, und gehörte seit jenem Wendepunkt der deutschen Bewegung zu der gemäßigten, aufrichtig konstitutionellen Partei, die sich weder nach oben noch nach unten etwas vergab. Holthaus mußte diese angebliche Abtrünnigkeit von der Volkssache auch dadurch büßen, daß er in einer Wahlperiode der Kammer ganz übergangen wurde, und erst in der zweiten nach der Bewegung wieder ein Mandat erhielt und dann zu den ehrenhaftesten und freisinnigsten, aber auch besonnensten Mitgliedern der Kammer gehörte, und sowohl hiedurch, wie durch seine Tüchtigkeit und Unerschrockenheit als Anwalt, namentlich in politischen Processen, die allgemeinste Anerkennung genoß. Und gerade in diese Periode seiner öffentlichen Wirksamkeit fiel der Streit, welcher ihn mit dem Grafen entzweite, und zwar bei folgender Veranlassung.

Doctor Holthaus war der Abgeordnete des Bezirks, worin Lindhorst lag. Es war ungefähr sechs Jahre vor dem Tode des Grafen, gegen Ende der Fünfziger Jahre, daß der landwirthschaftliche Verein des Bezirks in der Amtsstadt sein Jahresfest feierte, und dann seine Mitglieder bei einem kleinen Festmahl versammelte. Auch der Graf Waal und Doctor Holthaus waren unter den Festgästen, und saßen nach der Mahlzeit mit den Bezirksbeamten und Ortsvorstehern und einigen adeligen Gutsbesitzern beisammen, um von Welt und Zeit zu sprechen. Ein junger Rittergutsbesitzer, welcher sehr nach Popularität haschte, brachte am Ende im kleinern Kreise noch einen Toast aus, daß die friedliche Entwickelung der nächsten Zeit die drei Kardinal-Wünsche jedes denkenden und fühlenden Deutschen verwirklichen möge, nämlich die Schaffung einer deutschen Centralgewalt und eines deutschen Parlaments und die Befreiung des verlassenen Bruderstammes in Schleswig-Holstein. Der Toast hatte allgemein Beifall gefunden, selbst von Seiten der Beamten, die darin nichts Verfängliches, wenn auch eben nichts Löbliches sahen. Nur Graf Waal hatte stille sein Glas ausgetrunken und war sitzen geblieben, ohne den Mund zu einem Hoch zu öffnen, ohne mit jemand anzustoßen. Und als er bemerkt hatte, daß dieß mißliebig bemerkt wurde, war er aufgestanden und hatte eine kleine Rede gehalten, die bei seinem weichen, fremd-accentuirten, gebrochenen Deutsch und seinen bizarren politischen Ansichten, die er mit einer gewissen Entrüstung verquickte, beinahe komisch wirkte und von den Einen mit Murren, von den Andern unter mitleidigem Lächeln aufgenommen wurde. Graf Waal glaubte jedoch seine Schuldigkeit gethan zu haben, indem er die Gründe beigelegt, weßhalb er in diesen Toast nicht eingestimmt, und setzte sich nach vollendeter Rede mit leichtem Achselzucken wieder nieder. Trotz der vermeintlichen Mäßigung aber, welcher er sich befleißigt, hatte der Graf die Unvorsichtigkeit begangen, das deutsche Parlament von '48 und '49 einen Haufen hohler Schwätzer, Ideologen und hirnverbrannter Umsturzmänner, die deutsche Reichsverfassung die Charte des Blödsinns und der Anarchie zu nennen. Ein junger Advokat, der sich seine Sporen als Volksmann verdienen wollte, konnte diese Gelegenheit nicht versäumen, sich hören zu lassen und den „alten Reactionär" abzutrumpfen. Er schlug daher alsbald, nachdem das Murren verstummt war, mit Vehemenz an sein Glas, sprang auf und erbat sich das Wort.

„Meine Herren!" rief er und schüttelte mit blitzenden Augen seine blonden Locken und seinen röthlichen Vollbart; „meine Herren! Obwohl ein unbedingter Vertheidiger unbedingtester Freiheit der Rede, kann ich doch nicht umhin, gelegentliche Ausschreitungen derselben zu rügen, denn Freiheit der Rede und der Presse haben ja ihr Korrektiv in sich selbst. Meine Herren, so sehr wir auch tolerant sind gegen jede Ansicht und so sehr wir geneigt seyn mögen, einen Jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen, so gibt es doch Dinge, welche über den Parteistandpunkt erhaben sind, weil sie als Thatsachen der Geschichte angehören. Wenn daher mein geehrter Vorredner sich hinreißen ließ, über das deutsche Parlament und dessen erhabenste Schöpfung, die deutsche Reichsverfassung, Ausdrücke zu gebrauchen, die weder parlamentarisch noch menschlich maßvoll waren, so halte ich es für meine Pflicht, über dieselben nicht mit Stillschweigen hinwegzugehen, und zwar aus mehr als Einem Grunde. Meine Herren, wir haben einen Mann unter uns, einen Mann, den wir alle achten und lieben, der sowohl durch die Reinheit seines Charakters wie durch die Uneigennützigkeit und Lauterkeit seiner Bestrebungen die allgemeinste Achtung genießt und verdient, einen Mann,

der als Mitglied des Parlaments treu und redlich mitgebaut hat an dem Dome deutscher Freiheit, der an der Schaffung der Reichsverfassung energisch und ausgiebig mitgewirkt hat und dessen redlicher Bemühung manche Artikel derselben ihre klassisch-concise und maßvolle Fassung verdanken! Meine Herren! es drängt mich, Sie alle zu bitten, Sie als beeiferte Zeugen aufzurufen zu der Erklärung, daß, wie auch immer ein Einzelner über Thatsachen denken mag, die der Geschichte angehören und dem Deutschen in der Geschichte seiner Nation als Glanzpunkte erscheinen, — wir übrigen alle unseren edlen, wackeren Volksmann, Doctor Friedrich Holthaus, so sehr lieben, achten und verehren, daß wir ihn hoch über dem Bereich derartiger extremer Urtheile und Anklagen stehend erklären, wie sie der Vorredner geltend machte. Unser kühner biederer Volksmann Holthaus, er lebe hoch!"

Graf Waal war vor verhaltener Bewegung erdfahl geworden während dieser mit Feuer und Frische vorgetragenen Rede und des stürmischen Hochs, das alle Anwesenden außer ihm dem Advokaten ausbrachten. Er hatte Herrn Holthaus, der leicht vor sich hin lächelte, einen hülfeheischenden verlegenen Blick zugesandt, den dieser mit einer Geberde des Gleichmuths erwiderte; dann war der Graf aufgestanden, um sich das Wort zu erbitten, aber einige der Anwesenden, vom Weine über Gebühr befeuert, hatten zu zischen begonnen, worauf der Graf Miene machte, sich zu entfernen, aber von Holthaus liebreich zurückgehalten wurde, der nun rasch aufschnellte und mit seiner gewaltigen Stimme das Zischen übertönte:

„Meine geehrten Herren und Freunde!" rief er und sah sich mit gewinnendem Lächeln im Kreise um; „ich danke Ihnen aufrichtig und innig für dieses ehrende Zeugniß Ihres Zutrauens und Wohlwollens. Ich danke dem geehrten Vorredner, meinem lieben Kollegen, für die gute Absicht, welche ihm den Toast auf mich eingegeben hat. Allein nach meinem unmaßgeblichem Gefühl hat er die Bedeutung einiger Aeußerungen meines geehrten Gönners und Freundes zu streng genommen und beurtheilt. Herr Graf Waal hat in abstracto über das Parlament ein Urtheil gefällt, welches vielleicht auf einzelne Mitglieder desselben in concreto passen würden. Ich für meinen Theil kann mich davon nicht getroffen erachten, denn ich bin mir der besten Absichten und redlichsten Erfüllung meines Mandats als Parlaments-Abgeordneter bewußt und brauche keinen der verdammenden Ausdrücke, deren sich der Herr Graf bediente, auf mich zu beziehen. Und was ferner den theoretischen und praktischen Werth der Reichsverfassung für die nationale Sache anlangt, meine Herren, so können wir ruhig davon absehen, zu welchem Urtheil der Herr Graf inzwischen über jene Verfassung gelangt ist, denn alle derartigen Ansichten sind ja nur individuell. Daß aber zur Zeit, da die Reichsverfassung fertig geworden war, der Herr Graf in ihr ebenfalls eine rettende Thatsache, ein bedeutsames Resultat erkannte, das beweise ich Ihnen zur Entlastung meines Freundes mit dem Faktum, daß an jenem Abend, wo die Kunde davon in diese Gegend gelangte, der Herr Graf sein Schloß Lindhorst ebenso gut illuminirt hat, wie jeder von uns allen seine eigene Wohnung . . ."

— „Halten Sie ein, Doctor!" fiel ihm der Graf entrüstet in's Wort; „Sie sind hierin im Irrthum: ich habe nicht, ich habe niemals illuminirt!"

„Doch, doch, Herr Graf! Sie haben damals illuminirt!" sagte Holthaus mit einem beschwichtigendem Lächeln und bot ihm die Hand.

— „Und ich wiederhole, mein Herr, daß ich nichts derartiges gethan habe!" rief der Graf entrüstet.

„Jenun, dann hat es Ihre Dienerschaft für Sie gethan, und sicher nicht ohne Ihre Anweisung oder Ihr Vorwissen, Herr Graf!" erwiderte Holthaus bestimmt. „Ich nehme Ihre Nachbarn zu Zeugen, gnädiger Herr, daß das Schloß an jenem Abend vom Erdgeschoß bis zu den Thurmzimmern hinauf in Einem Lichtglanz schwamm! He, Herr Kaplan, Herr Bezirksförster, Herr Bürgermeister Rother, Herr Bannmüller Abt, habe ich nicht Recht?"

— „Ja wohl, ganz Recht! so ist es!" murmelten die Aufgerufenen.

„Und ich behaupte dennoch, es ist nicht wahr!" rief der Graf hartnäckig.

— „Wie, Herr Graf, Sie wollen mich einer Lüge bezüchtigen?" fragte Holthaus finster.

— „Allerdings, mein Herr! Sie und Ihre radikalen Helfershelfer!" rief der Graf; „ich habe niemals eine derartige Schwäche begangen: darauf gebe ich Ihnen mein Wort als Cavalier!"

Holthaus verließ augenblicklich den Saal, gefolgt von der Mehrzahl der Anwesenden, und es fehlte wenig, daß der Graf hinausgeworfen worden wäre; auch die Ruhigeren und Besseren zogen sich von ihm zurück; denn man wußte, daß Holthaus Recht hatte.

Als Graf Waal an jenem Abend auf Schloß Lindhorst ankam, sah er sich von dem Amtsrichter erwartet, der ihm im Auftrage des Festkomité's des landwirthschaftlichen Vereins die Bitte stellte, seine Injurie zu widerrufen, da der Beweis für die Richtigkeit der gegnerischen Behauptung hergestellt sey, und da im andern Fall das Comité gegen den Grafen klagend auftreten müsse. Und stellte sich aber heraus, daß der Graf wirklich nichts von der Thatsache der Illumination des Schlosses wußte, daß diese das Werk der Gräfin allein gewesen war. Graf Waal wies an der Hand seines Tagebuchs nach, daß er am 29. März 1849, dem Tage, wo die Illumination von Schloß Lindhorst stattgefunden hatte, in Rotterdam gewesen war, um dort sein Kapitalvermögen in sichere Hand zu legen, welches er seitdem in einer Bank in Frankfurt angelegt gehabt hatte. Die Gräfin aber gestand, daß sie an jenem Tage dem Rath des Geistlichen im Dorfe nachgegeben und, um Unfug und Gewaltthat zu verhüten, aus ihrer Privatbörse das Schloß illuminirt habe, weil man allgemein ihr zu bedenken gegeben habe, daß eine Talgkerze an jedem Fenster ihr einen Schaden von mindestens ebenso vielen hundert Thalern ersparen werde; sie gestand ferner, daß sie später aus Furcht, bei ihrem Ge-

mahl Grundsätze zu kränken, die er ebenso ernst und heilig nahm wie religiöse Glaubensartikel, ihm nach seiner Rückkehr die Sache verhehlt und den strengsten Befehl gegeben hatte, den Grundherrn hierüber in Unwissenheit zu lassen. Jetzt als der Graf nach Jahren erfuhr, was die Frau aus Furcht vor den aufgeregten und ziemlich schutzlosen Zuständen damals gethan habe, verzieh er seiner Gattin und stellte dem Doctor Holthaus die erforderliche Ehrenerklärung aus, und dieser vergab auch der Gräfin den peinlichen Auftritt, zu welchem ihr Vorgehen Anlaß gegeben hatte. Weil aber der Graf sich geweigert, den Advokaten mündlich um Verzeihung zu bitten, hatte Holthaus nicht nur die Vermögens-Verwaltung niedergelegt, sondern auch kategorisch erklärt, daß er niemals wieder persönlich mit dem Grafen verkehren, noch bei dessen Lebzeiten das Schloß Lindhorst betreten werde, und er hatte sich selbst durch die Bitten und Thränen der Gräfin nicht von diesem Entschluß abbringen lassen. Der Graf versuchte sein Vermögen selbst zu administriren, aber es ging über seine Kräfte; er versuchte mehrmals vergebens, Holthaus wieder als Verwalter zu gewinnen, und hinterließ es bei seinem Tode in ziemlicher Verwirrung.

Nun aber zeigte sich, daß der stolze Mann sein Unrecht eingesehen und bereut hatte. Sein Testament enthielt die Bestimmung, daß sein F r e u n d Holthaus der Vormund seiner minderjährigen Kinder und der Verwalter des gesammten Vermögens werden solle, und eine Bitte, daß der Advokat ihm nicht über das Grab hinüber zürnen möge, da er, der Graf, sein Unrecht zwar längst eingesehen und bereut, aber es nicht über sich gewonnen habe, dasselbe so spät erst einzugestehen. Holthaus war ein Mann von Ehre und verzieh; die flehentlichen Bitten und der Schmerz der Gräfin waren auch nicht ohne Einfluß auf ihn, denn er sah, daß Gräfin Anna sich selbst jene Schuld niemals vergeben konnte, wenn auch der Graf sie ihr vergeben hatte, und so übernahm er denn die Vormundschaft und die Vermögens-Verwaltung, und trat wieder zur Gräfin Waal und ihren Kindern in die früheren freundschaftlichen Beziehungen.

Wir treffen daher eines Morgens, fünf oder sechs Tage nachdem Wilibald Schloß Lindhorst verlassen hatte, den jungen Grafen in dem Studierzimmer des Doctor Holthaus in einer Besprechung unter vier Augen. Wilibald trägt eine anspruchslose Civilkleidung, sieht etwas bleicher aus als sonst, blickt ernster und trüber aus den großen Augen, und hat etwas Verlegenes in seiner Haltung.

„Aber in der That, lieber Doctor, Sie treten mir durch diese schroffen Maßregeln zu nahe," sagte Wilibald mit erzwungener Mäßigung. „Sie kompromittiren mich, fürcht' ich, und werfen den Schein auf mich, als sey ich ein schäbiger gemeiner Kerl, der seinen Verbindlichkeiten nicht zu ihrem vollen Betrage nachkommen wolle. Ich bin überzeugt, die Sache wird Staub aufwerfen!"

— „Dann will ich schon dafür sorgen, daß dieser Staub der Thorheit mit dem Wasser der Vernunft niedergeschlagen werde, lieber Wilibald," erwiderte der Doctor trocken. „Seyen Sie überzeugt, daß ich sehr gut weiß, was ich thue, und daß ich vollwichtige Beweggründe und gesetzliche Befugnisse für mich habe. Glauben Sie denn nicht, daß ich es treu und gut mit Ihnen meine und mir klar dessen bewußt bin, was ich will?"

„Oh gewiß, lieber Doctor! aber Sie werden doch zugeben, daß, wenn Sie meinen Gläubigern nur einen Theil ihrer Forderungen bieten und meine Schuldner unerbittlich mahnen, mir dadurch Unlust und der Verdacht erwächst, als ob ich . ."

— „Als ob Ihre Angelegenheiten in den Händen eines Mannes seyen, der nicht mit sich spaßen läßt, ja," fiel ihm der Advokat freundlich aber fest in's Wort. „Ich w ü n s c h e es sogar, daß man diesen Eindruck von Ihren Angelegenheiten hinnehme, mein junger Freund, damit wir über diese Angelegenheit um so rascher hinüberkommen. Also es bleibt dabei, Graf Wilibald, entweder Sie lassen mich so gewähren, wie es meine Pflicht als ihr Vormund und als Verwalter des Waal'schen Fideicommisses erheischt, oder ich lasse die Sache lieber gehen, wie sie geht, und glaube, daß es Ihnen mit einer verständigen Reform niemals Ernst war."

„Nun denn, so handeln Sie nach Ihrer Weise, aber lassen Sie mich möglichst aus dem Spiel, Doctor!"

— „Das ist alles, was ich wünsche, mein lieber junger Freund, denn Sie sollen mir mit Ihren verrückten Kavaliers-Ansichten nicht meinen Plan verderben! Ich habe Sie immer lieb gehabt, Graf Wilibald, weil ich das Offene und Männliche in Ihrem Charakter schätze und weiß, daß manche Ihrer Fehler nur ein Uebermaß von Tugenden sind. Und ich will Ihnen sogar nicht verhehlen, Wilibald, daß der Brief, den Sie mir von Lindhorst aus schrieben, mich ordentlich gerührt und weit mehr bestimmt hat, Ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, als das Schreiben Ihrer gnädigen Frau Mama. Sie sind noch ein junger Mann ohne Welterfahrung und voll Illusionen, Graf; Sie kennen den Werth des Geldes noch nicht, weil Sie noch nicht genöthigt waren, welches zu verdienen. Aber in der Laufbahn, welche Sie nun zu meiner großen Freude und zu Ihrer eigenen Ehre einschlagen wollen, werden Sie bald erfahren, welchen Werth das Geld hat und wie schwer es zu verdienen ist. Und jetzt im ersten Saft der Jugend wissen Sie auch noch nicht, wie lang das Leben ist, und daß man früh beginnen muß, wenn man einen soliden Grund zu Wohlstand und Gedeihen legen soll. Allein es wird eine Zeit kommen, wo Sie es dem alten Holthaus danken werden, noch über seinem Grabe vielleicht, daß er damals seine plebejischen engherzigen Ansichten hartnäckig durchsetzte . . ."

„Sie thun mir Unrecht, Doktor, wenn Sie glauben, ich finde irgend etwas an Ihnen plebejisch!" rief Wilibald lebhaft. „Ich bin kein Stock-Aristokrat mit thörichten Standesvorurtheilen; mir gilt der Mann mehr als der Zufall seiner Geburt, und ich habe in Ihnen, seit ich Sie kenne, nur das Muster von einem Ehrenmann gesehen, dem ich mit Ernst nacheifern will!"

— „Dank' Ihnen, Graf, für die gute Meinung; und nun zur Sache! Es kommt mir ungelegen, daß Sie selber hieher

geeilt sind gegen meinen Rath. Ich schrieb Ihnen ja doch, daß Sie besser wegblieben, bis die Sache in Ordnung sey."

— „Wenn Sie mir nach Lindhorst geschrieben haben, so dürfen Sie sich nicht wundern, mich hier zu sehen, denn ich bin seit fünf Tagen von dort weg; ich war auf einem kleinen Ausfluge — in besonderen dringenden Angelegenheiten, die mit meinen Plänen für die Zukunft zusammenhängen," entschuldigte sich Wilibald mit einem leichten Anflug von Verlegenheit.

— „Dann auch gut, aber jedenfalls geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie nur incognito hier sind, möglichst bald wieder abreisen, im Gasthofe logiren und weder an irgend einer meiner Verfügungen rütteln noch irgend etwas ohne mich, ohne meine Billigung und Vorwissen thun, am wenigsten aber irgend welche alte Verpflichtung als fortbestehend anerkennen oder eine neue eingehen!"

„Ich willige in Alles, vorausgesetzt, daß Sie mir erklären, was Sie mit der letztern Bedingung beabsichtigen, Doctor? Wie soll ich es denn verstehen, daß keine alte Verpflichtung fortbestehen soll?"

— „Weil ich alle Ihre Verbindlichkeiten ablösen werde, Graf Wilibald! — Hören Sie mich ruhig an: Sie haben Ihr dreiundzwanzigstes Jahr noch nicht zurückgelegt, sind mithin vor dem Gesetze noch unmündig, das Sie erst mit zurückgelegtem 25sten majorenn macht. Alle Wechselschulden, welche Sie gemacht haben, sind als solche ungiltig, eben weil Sie noch minorenn sind, und ich sehe daher gar nicht ein, warum Ihre gnädige Frau Mutter, die nicht sehr reich ist, Ihre Wechselschulden für voll bezahlen soll. Ich werde daher an der Hand Ihres übergebenen Schuldenregisters zunächst Ihre Gläubiger vorladen lassen und mit denselben ein Abkommen treffen. Nach Ihren Mittheilungen haben Sie oder die Indossenten solcher von Ihnen acceptirten Wechsel selten mehr als 60 Procent des Nominatwerthes bekommen; — gut, darum bieten wir jenem Gesindel von jüdischen oder christlichen Wuchern volle zwei Drittel ihrer Forderungen oder ziehen andererseits die Giltigkeit der Wechsel in Abrede. Für die bereits voll bezahlten Wechsel nehmen wir natürlich an die Indossenten den Regreß ebenfalls zum vollen Betrage sammt Zinsen, und treiben diese Ausstände, welche aus dem gewissenlosesten Mißbrauch des Vertrauens und der Unerfahrenheit eines Jünglings entstanden, unnachsichtlich ein . . ."

„Aber bedenken Sie doch, Doctor!" wollte Wilibald, die Farbe wechselnd, einwenden; „wollen Sie denn . . ."

— „Hier ist gar nichts zu wollen, Graf Wilibald!" schnitt ihm der Doctor streng das Wort ab. „Sie haben noch kein eigenes Vermögen, sondern nur eine Competenz, die Sie nach dem Familienstatut nicht verpfänden können und welche auch keinem Sequester unterliegt. Die Frage ist also einfach nur die: wollen Sie lieber, daß Ihre Frau Mutter und Schwester ein vielleicht empfindliches Opfer bringen, und die Schulden fremder, gewissenloser adeliger Schwindler und bettelarmer Verschwender bezahlen, oder daß wir diese unnachsichtlich zum Zahlen anhalten?"

Wilibald seufzte leise, und versetzte kleinlaut: „Nun denn, meinethalben! Das wären also die Wechsel! Wie aber nun mit den anderen Verbindlichkeiten, die ich z. B. an Lieferanten habe? Wie mit den Wetten, den Spielschulden?"

„Was die Lieferanten und Handwerker anlangt, so wollen wir hier mit aller Discretion verfahren und nur da kürzen, wo dringender Verdacht einer doppelten Kreide vorhanden ist," sagte Holthaus trocken. „Spielschulden und Wetten erkennen wir nicht an, weil das Gesetz sie auch nicht gelten läßt; wofür sollten wir zahlen, wo Sie schulden, während man uns in's Gesicht lachen würde, wenn wir fordern wollten, wo Sie zu fordern haben?"

— „Aber bedenken Sie doch, Doctor, daß Sie hiedurch meine Stellung in der Gesellschaft ruiniren!" rief Wilibald aufwallend. „Solche Verbindlichkeiten sind Ehrenschulden."

„Wie so denn? wo steht dieß in irgend einem Gesetz anerkannt? Ist etwa so viel Ehre dabei, wenn man derartige Schulden macht, daß sie eine Ausnahme bilden sollten? Oder fordert es Ihre Ehre, Herr Graf, daß die Anerkennung dieser aberwitzigen conventionellen Ansicht, dieses reinen Wahnes, Ihre Mutter einige tausend Gulden kosten soll, mit welchen sie Ihnen später so und so viel Tagewerk Feld kaufen kann? — Würgen Sie diese Birne hinunter, Graf, sonst kann ich nicht an Ihre ernsthafte Umkehr glauben! Nicht Sie recusiren solche Schulden, sondern ich, der Vormund eines Minderjährigen, welcher noch gar kein eigenes Vermögen hat. Werfen Sie das Odium auf mich, wenn es gegen Sie geltend gemacht hat, und sagen Sie mir gefälligst: wie viel von denjenigen sogen. Ehrenschulden, welche Sie als Gläubiger von Anderen zu fordern haben, sind je freiwillig bezahlt worden? Wo ist der Ersatz der Beträge, die Sie für Herrn v. Gamming und Andere bezahlen mußten?" — Ah, sehen Sie! Ihr Achselzucken sagt mir genugsam, was die Ehre jener Herren zu solchen Schulden sagt. Aber seyn Sie außer Sorgen: die Form wird gewahrt, denn das Gericht wird eine öffentliche Aufforderung an Alle erlassen, welche Forderungen an Sie zu machen haben oder gegen welche Sie Forderungen geltend zu machen haben, sich hierüber innerhalb eines bestimmten Termins auszuweisen, widrigenfalls rc. rc. Da wollen wir sehen, ob die Wett- und Spielschulden geltend gemacht werden!

„Eine gerichtliche Aufforderung, Doctor?" rief Wilibald erröthend; „kann diese demüthigende Form nicht umgangen werden?"

„Nein, lieber Graf, das muß geschehen," sagte Holthaus sanft. „Uebrigens liegt darin nichts Vorwurfsvolles, sondern eher eine Ehrenrettung, denn Sie bethätigen ja dadurch, daß Sie etwas freiwillig thun wollen, was die meisten Ihrer sogen. Freunde und Ihrer Standesgenossen kaum zwangsweise thun, — nämlich Ihren Verbindlichkeiten nachkommen. Das wäre nach der landläufigen verkehrten Auffassung vielleicht herabwürdigend, wenn Sie noch im Offiziersrocke steckten; aber die erbetene Entlassung ist Ihnen gnädigst bewilligt worden, der Staat kann Sie entbehren und die Armee geht ohne Sie nicht aus dem Leim. Darum nehmen Sie diese scheinbare Demüthigung als eine Art verdiente Sühne für so viele kost-

spielige Unbesonnenheiten und Thorheiten auf sich, und danken Sie Gott, wenn Sie auf diese Weise wieder in rangirte, vernünftige Verhältnisse kommen, ein ruhigeres Gewissen erhalten und in Ihre neue Laufbahn weder drückende Verbindlichkeiten noch gefährliche theure Freunde hinüber nehmen, welche ohne diese Radicalcur auch ferner wie Blutegel an Ihnen hängen würden, um den Düpirten hinter seinem Rücken auszulachen!"

„In Gottes Namen denn, Doctor!" rief Wilibald mit einem schweren Seufzer. „Ich denke an meine liebe, theure, gütige Mutter und an . . . Kurzum, ich unterwerfe mich resignirt, und mit dem Gedanken, daß dieser Fall vielleicht Manchem die Augen öffnen wird, ehe es zu spät ist."

„Brav gedacht, mein junger Freund! Sie wollen zu Ihre Schiffe hinter sich verbrennen, nicht wahr? Na, dann schließen Sie die Augen und verstopfen Sie sich die Ohren, wenn Ihnen vor dem Brande graut. Wer einen Zweck erreichen will, muß ein Opfer bringen; wer ein neues Leben zu beginnen gedenkt, muß mit Selbstüberwindung dem alten entsagen und absterben," sagte Holthaus und schüttelte dem jungen Grafen kräftig die Hand. „Viel Glück und Segen auf den neuen Lebensweg, Graf Wilibald! Ihnen kann es nie fehlen, denn Sie sind ein Mann von Herz und Muth!"

„Aber ohne Kopf, Doctor, und darum Ihres Rathes doppelt benöthigt," versetzte der junge Graf. „Und nun will ich Ihnen sagen, was ich zu thun gesonnen bin. Ich werde meine Fahrniß ordnen, so weit sie zur Versteigerung kommt, und nur das Nothwendigste und Nützlichste mit mir nehmen. Das andere sollen Sie alles zu Geld machen."

„Soll geschehen, Graf; mein Schreiber wird mit dem Taxator das Inventar aufnehmen, und dann schreiben wir die Versteigerung aus."

„Ich reise mit dem Mittags-Schnellzug ab, um Ihnen nicht bei Ihren Operationen hinderlich zu seyn, Doctor," fuhr Wilibald zögernd fort. „Aber ich möchte Ihnen noch einen Vorschlag machen oder eine Idee mittheilen, die mir gekommen ist . . . allein Sie dürfen mich deßhalb nicht für wankelmüthig oder inkonsequent halten . . ."

„Nun? sprechen Sie sich offen aus, Herr Graf!"

„Meinen Sie nicht, wir sollten meine beiden Rennpferde noch nicht verkaufen, sondern bei den Rennen in Boden-Baden mitrennen lassen, Doctor? Der Einsatz ist zum Theil erlegt, zum Theil unterschrieben, und ich bin überzeugt, daß die ‚Erigone' mindestens Einen Preis davon tragen wird. Sind es auch nur hundert Dukaten, so ist es wenigstens etwas, und noch einem solchen Siege ist das Thier einige hundert Gulden mehr werth. Nein, sehen Sie mich nicht so forschend und mißtrauisch an, denn es ist mein völliger Ernst und ich habe keine Rückhaltsgedanken dabei, sondern nur den Vortheil meiner Mutter im Auge; und ich will gar nicht dabei anwesend seyn, aus sehr natürlichen Gründen."

„Aber wer soll dann Ihr Interesse wahren und etwaigen Intriguen vorbeugen, Graf?"

„Da steckt der Knoten, Doctor: von meinen Kameraden kann ich Niemand in's Interesse ziehen."

„Sehen Sie? und was helfen uns Chancen, welche durch Bestechung oder Perfidie vereitelt werden können?" sagte Holthaus. „Ich kann Ihnen hierin nicht rathen, denn ich verstehe nichts von der Sache. Indessen eilt ja das auch nicht, und Sie sind noch dispositionsfähig, und können mit den beiden Thieren machen, was Sie wollen. Ob sie hier oder in Lindhorst stehen, ist im Grunde unerheblich, denn unter Ihren Augen sind die beiden Thiere vielleicht noch besser verwahrt, als bei Miethlingen in einem fremden Stalle."

„Gut, so will ich zunächst einmal nach den Thieren sehen und mir die Sache erwägen, Doctor! Und nun nochmals meinen besten Dank für all Ihre Mühe und ein herzliches Lebewohl!"

„Auf Wiedersehen, Herr Graf! Grüßen Sie mir die Ihrigen auf Lindhorst herzlich. Apropos, haben Sie auch Geld genug?"

„Danke, ja; auf baldiges Wiedersehen, Doctor, und reden Sie unserm Plane bei Mama das Wort!"

Es war noch ziemlich früh am Tage, und der Civilanzug machte Wilibald unkenntlich genug; aber dennoch zog er den Hut tiefer in die Stirn und schlug den Kragen seines Ueberrockes herauf, als er durch die noch ziemlich leeren Straßen nach seinem früheren Quartier in der Hospitalstraße ging, um seine Sachen zu ordnen. Sein erster Gang war in den Stall, um noch den beiden Rennpferden zu sehen, die er nicht bei seinen Dienstpferden in der Kaserne stehen hatte. Wie erstaunte er aber, als er, unter die Hinterthüre des Hauses tretend, die beiden Pferde in den Hof herausgeführt und seinen englischen Bereiter im Gespräch mit einem fremden Mann begriffen sah, dessen Gestalt ihm bekannt vorkam.

„Holloh, Benson, was ist das?" rief er, ärgerlich herzutretend, setzte aber milder hinzu: „Was seh' ich, Herr Lüning! Sie hier?"

— „Yes, sir, never mind. Dieß Kind hier hat gehört, daß Sie ein Paar kapitaler Rennpferde haben, und da Pferdefleisch meine Liebhaberei ist, so konnt' ich mich nicht enthalten, dem Mann da 'n paar gute Worte zu geben, daß er mir die Thierchen zeigte, denn wenn es wahr ist, was man sagt, daß die beiden Pferde unter'n Hammer kommen, so bin ich verdammt auch dabei, mein Gebot zu machen."

„Sie, Herr Lüning? auf ein Paar Rennpferde?"

— „Auf ein Paar kapitaler, flüchtiger Renner, — oh yes, sir! all right! Und was das Geld anlangt, so kann dieß Kind hier verdammt eben so viel bieten, als jeder Gent, denn ich bin kein Lump oder Landstreicher, wie der Andre sagte, — but never mind, sir! Und was das Weitere anlangt, Sir, so versteh' ich mich, denk' ich, auf Pferdefleisch, denn ich habe fünf Jahre lang drüben in 'Meriky einen Livery-stable, einen Miethstall gehalten, und manchen silbernen Becher gewonnen."

„Ah, das ist ja eine ganz neue Eigenschaft an Ihnen, Herr Lüning, die ich fürwahr mit Vergnügen entdecke," erwiderte Wilibald, dem die Idee durch den Kopf schoß, ob er hier nicht ganz unversehens den rechten Mann für seine Zwecke gefunden

habe. „Aber wollen Sie nicht in meine Wohnung treten und mit mir frühstücken?"

Der Amerikaner nahm es ohne Umstände an, und saß in der nächsten Minute in einem Schaukelstuhl in Wilibalds Salon und rauchte eine Cigarre, während dieser das Mädchen der Wirthin nach einem Gabelfrühstück fortschickte.

„Was führt Sie denn so unerwartet in die Residenz, Herr Lüning?" fragte Wilibald, noch immer unschlüssig, wie er es angreifen sollte, um dem Amerikaner wegen seiner eigenen Idee auf den Zahn zu fühlen.

— „Hm, das ist nichts Ungewöhnliches, Sir! never mind, sir, daß ich den Hut aufbehielt! der Cylinder da ist mir so ungewöhnt, daß ich's gar nicht merkte, daß dieß Kind so 'n Stück Ofenröhre auf dem Haupt hatte," sagte Lüning, anscheinend ebenfalls etwas befangen. „Na, mein Advokat in 'Meriky hat Baustellen von mir verkauft in St. Louis, und mir einige tausend Dollars in Wechseln geschickt, und da ich sie droben nicht versilbern konnte, so nahm ich lieber gestern den Weg unter die Beine und fuhr hieher, sie umzusetzen und mir Geld geben zu lassen. Und da ich im Augenblick keine Verwendung für das Geld habe, Sir, so . . . nichts für ungut, Sir, denn es ist wohlgemeint — so wollt' ich fragen, Sir, ob Ihr vielleicht das Geld brauchen könntet?"

„Ich, Herr Lüning? wie kommen Sie auf diesen Einfall?" rief Wilibald erstaunt.

„Na, hm! bei Jove, Sir, ich kann verdammt keine Kratzfüße schneiden, darum rundheraus, laßt einen ehrlichen Kerl fragen: ist es wahr, daß Ihr in der Tinte sitzt und Eure Pferde verkaufen wollt? daß Ihr die bunten Lappen an den Nagel gehängt habt?"

„Offen und ehrlich gesagt, Meister Lüning, ja! ich habe Ihnen ja neulich meinen Plan mitgeheilt, Landwirth zu werden und vielleicht nach Amerika zu gehen, obschon Sie mir abgerathen haben. Ich habe also meinen Abschied genommen, will mich mit meinen Gläubigern arrangiren und alle entbehrlichen Sachen verkaufen . . . ."

„Und die beiden Renner auch, Sir?"

„Unter Umständen ebenfalls, wenn kein andres Auskunftsmittel gefunden wird, ja, Herr Lüning! Aber vor Allem, woher wißt Ihr das?"

„Bei Jove, durch einen sonderbaren Zufall, Sir," erwiderte Lüning zögernd; „ich habe wider Willen den Horcher gespielt, und wenn Ihr mir versprecht, die Sache nicht krumm zu nehmen, so will ich reden, denn jedenfalls geht Euch die Sache verdammt nahe an, Sir!"

„Bitte, Herr Lüning! reden Sie ganz offen, denn ich bin nicht empfindlich, und Sie meinen es offenbar gut mit mir. Also nur frisch heraus!"

„Na, kurz und gut! dieß Kind hier kann die gespreizten Hotels verdammt nicht leiden, Sir, und darum kehre ich immer in einem gut bürgerlichen Gasthaus, dem „Wilden Mann," da drunten in der untern Stadt, an. Wie ich nun gestern Abend um zehn Uhr mit dem Bahnzug komme und in der großen Wirthsstube mein Beeffsteak esse und meine Flasche Rothwein trinke, kommen zwei Herren herein, die Englisch reden, und setzen sich dicht hinter mir in die Nebenstube und schwatzen da mit einander. Der Eine, Kleinere, Vornehmere war n bloody Jew und hatte ein Mundwerk, wie ein Advokat. Der Andre war ein gemeiner Kerl, roch nach dem Stalle und war so 'ne Art Roßkamm oder Bereiter. Sie schwatzten auch von Pferden und Wettrennen und ich hätte mich verdammt nicht um ihr Gedipper gekümmert, wenn nicht mehrmals von Ihnen die Rede gewesen und Ihr Name genannt worden wäre. Aber nun erst horcht' ich wie 'ne Haselmaus, und hörte da n' recht sauberes Bubenstück. Sie wären ruinirt, futsch, Sir, und müßten liquidiren, sagte der Hebräer, der halb über See war, während der Andre noch mehr geladen hatte. Nun sollte der Kerl von Stallmeister oder Bereiter aussprengen, die beiden Rennpferde, die unter'n Hammer kommen sollten, wären zu Schanden geritten und die ‚Rigowle' hätte einen Spaiten und wäre schwach auf der Hinterhand vom allzu starken Setzen, so daß die Liebhaber abgeschreckt würden und bei der Versteigerung nur schlechte Gebote erfolgten. Dann wollte der verd—Hebräer die beiden Pferde durch einen Baron Gamming ankaufen und doch rennen lassen, und Gamming solle sich noch dümmer stellen als er sey, und alle Wetten annehmen, und der andre, der Groom, solle mithelfen mit Schmusen und Niederträchtigkeiten und solle die anderen Jockeys beim Rennen bestechen, daß sie die ‚Rigowle' vorließen, u. dgl. mehr, daß ich mehrfach auf dem Punkt war, den beiden Schurken die Augen auszudrücken. Dann aber besann ich mich anders. Halt, dacht' ich, dieß Kind hier muß hübsch kühl bleiben und sich nichts merken lassen und die Sache für sich ausbeuten, und die beiden Hallunken sollen sich verdammt in die Finger schneiden mit ihrem Plan. Und so stellt' ich mich schlafend und nickköppte, daß die beiden verd—n Rangen von Kellerjungen überlaut kicherten und der Jude herauskam und fragte, was es gebe, und wer ich sey? Und da sagten sie, ich wäre ein verrückter Kunde aus dem Oberland, der mit dem letzten Bahnzug gekommen und über dem Essen eingeschlafen sey, und nun hieß er sie mich ungeschoren lassen, und die beiden rascals machten ihren Plan fertig, und der Hebräer wollte dem Andern ein Viertheil von allem Gewinn ausfolgen, wenn er die Hand zum Bubenstück biete und Euren Schuft von Bereiter gewönne, den der Hebräer dann in Dienst nehmen wolle, u. s. w., bis der Bereiter endlich sagte: „Topp, es gilt, Herr Mannheimer . . ."

„Mannheimer? ist es möglich?" rief Wilibald verwundert; „ich habe den Menschen immer für einen Gentleman gehalten, obwohl er . . ."

„Der ein Gentleman?" brummte Lüning; „das ist bei Jove der entfamteste, schäbigste, blutigste Rascal, den ich je auf zwei Continenten getroffen, und hätt' ich ihn eine Minute allein gehabt, so soll dieß Kind hier verdammt seyn, wenn der verwünschte Hebräer noch zwei gesunde Augen nach Hause gebracht hätte."

„Aber was ist da zu machen, Herr Lüning? Am besten verkaufe ich die Pferde nicht und lasse sie unter der Aufsicht eines Andern rennen, und wir vereiteln das Bubenstück.

Und wie wär's, Herr Lüning, wenn Sie die Thiere rennen ließen?"

„Topp, das soll geschehen, und dieß Kind hier deponirt Euch den Werth für die beiden Thiere in gutem Gelde, Sir, damit Ihr aus Euren Schwulitäten kommt, und wir nehmen die Thierchen mit nach Hause und jagen Ihren Schuft von Bereiter fort, der jedenfalls von jenen beiden blutigen Schurken mit in's Komplott gezogen wird . . . Und was das Geld anlangt, Sir, was meint Ihr zu viertausend Dollars — zehntausend Gulden? will that do?"

„Zu viel, darum wären mir beide feil!"

„No, never mind, sir! dieß Kind hier will Euch nicht um die Rennpreise bringen; Ihr sollt nur Halbpart mit mir machen, und ich reite die ‚Rigowle', denn ich kenne die Kniffe. Und nach dem Rennen setteln wir unsern Account, he, und sind verdammt gute Freunde! denn seht 'mal, Sir, ich hab' 'mal meinen Affen an Euch gefressen, weil Ihr jemanden gleichseht, der mir — na, never mind, sir, das gehört nicht hieher. Also ehrlich gefragt: wollt Ihr so, dann schlagt ein, und wir bringen die Sache in Ordnung. In einer Stunde habt Ihr Euer Geld, denn hier," setzte er hinzu und zog eine alte schmutzige Brieftasche von rothem Saffian hervor und schlug mit der derben Hand darauf, — „hier liegen über sechstausend Dollars in guten Wechseln auf London und Pähris."

„Also in Gottes Namen denn, Meister Lüning! wir machen das Geschäft miteinander — halber Gewinn, halbe Gefahr, topp!"

„Topp, Sir! all right, sir, und nun let us liquor, sir! Da kommt ja die Flasche!" rief Lüning.

(Schluß folgt.)

Reise-Ueberraschungen.

Eine Skizze von Mrs. van Gorinchem.

Im Herbst 1844 war ich mit einem Freund, der das Unglück gehabt hatte, unsern Wagen durch einen Fehlgriff umzuwerfen, — in Straßburg; seit vier Wochen schon trug ich den Arm in der Schlinge und war deswegen öfters der Hülfe meines Gesellschafters bedürftig, der nicht nur stets dazu bereit, sondern immer auf's sorglichste bemüht war, mich möglichst vergessen zu machen, daß er die Ursache der ausgestandenen Schmerzen war. — Als wir gegen Mittag in unser Gasthaus zurückkehrten, waren die Kellner emsigst mit dem Tischdecken beschäftigt, und so machten wir es wie die übrigen Gäste, d. h. wir promenirten im Saale auf und ab, aber plötzlich hielt ich inne, betrachtete einen der Fremden genauer und sagte dann zu meinem Freund, der als Belgier am liebsten französisch sprach: „voilà un Hollandais!" Seine Frage, ob ich ihn denn kenne, mußte ich verneinend beantworten, aber der Fremde sah einem mir bekannten jungen Mann in Holland, den ich noch bis vor etwa sechs oder sieben Monaten täglich gesprochen hatte, so täuschend ähnlich, daß ich für mich fest überzeugt war, daß diese beiden einander nahe verwandt seyn müßten. Der Kellner konnte mir keine Auskunft über den Fremden geben, welcher noch nicht im Fremdenbuch eingeschrieben war, aber er versprach mir, demselben den Platz rechts von mir am Tisch anzuweisen, was auch geschah. Als wir uns setzten, begrüßte ich ihn möglichst höflich; vielleicht fühlte er sich hierdurch geschmeichelt, jedenfalls aber angezogen, und so war er sogleich zutraulich; ich aber gewann schon durch seine erste Anrede die Ueberzeugung, daß ich es sicher mit einem Landsmanne zu thun hatte. Mein Freund saß zu meiner Linken und brannte förmlich vor Begierde, ob ich mich wirklich nicht getäuscht hatte; er interpellirte mich bald, gab sich aber zufrieden, als ich ihm sagte, daß ich den Landsmann auf die eine oder andere Weise überraschen wollte, und war sehr gespannt darauf. Zunächst ließ ich mir durch den Fremden erzählen, daß er Architekt sey, von Paris komme, wo er einige Monate gelebt, jetzt nach München wolle und anfangs Winters nach Holland zurückzukehren gedenke. — Dann erlaubte ich mir zu fragen, wie er heiße, und da nannte er sich gerade so, wie ein Franzose diesen Namen ganz geläufig aussprechen konnte, was aber von der holländischen Aussprache sehr verschieden ist. Wie groß war aber sein Staunen, als ich, den er offenbar bis dahin für einen Franzosen gehalten, ihm dann sagte: „Nein, Sie heißen so und so, und sind von T.," und beide Namen sprach ich im reinsten holländischen Dialekt aus, — seine Ueberraschung war so groß, daß es mir fast leid war, so gehandelt zu haben, denn ich fürchtete, ihn dadurch verblüfft zu haben. Allein er faßte sich bald und fragte mich in französischer Sprache: ob ich ebenfalls ein Holländer sey. Meine Bejahung verursachte ihm eine große aufrichtige Freude, und er schlug mir vor, holländisch zu sprechen, ging aber gern darauf ein, das Gespräch französisch fortzusetzen, weil mein Freund, obwohl unserer Muttersprache nicht ganz unkundig, kein Holländisch sprach. — Im Münster hatten wir einen Studienfreund angetroffen, der uns nach dem Essen abholte, und da mein Freund sich mit ihm, wenn auch nicht sehr geläufig, im Deutschen unterhalten konnte, sprachen wir Holländer unsere Sprache, und ich mußte dem Landsmann manches erzählen. — Abends saßen wir alle vier neben einander im Theater, wir beiden Holländer rechts, links neben mir der Belgier und daneben der Braunschweiger, und so entstand schon in der ersten Pause ganz unwillkürlich ein solches Kauderwelsch unter uns, daß wir bald die Aufmerksamkeit einiger vor uns sitzender Offiziere auf uns zogen, und als in Folge davon zwei Polizei-Offizianten sich hinter uns setzten, bekamen wir erst recht unsere Freude daran, und der Braunschweiger und ich versuchten auch noch vollends unser Bißchen Englisch. Als wir das Theater verließen, folgten uns die Wächter der öffentlichen Sicherheit und besuchten, als gehörten sie zu unserm Gefolge, noch ein paar Kaffeehäuser mit uns, theilten sich, als wir uns irgendwo auf der Straße von dem Braunschweiger verabschiedeten, und gaben alsdann sowohl ihm als uns das Geleite bis in den Gasthof, wo der Wirth die wachsamen Spürhunde der Polizei wahrscheinlich über unsere Persönlichkeit beruhigt haben wird, denn am folgenden Tage würdigte die Polizei uns der Ehre der Begleitung nicht mehr.

Etwa um vier Uhr Nachmittags trafen wir auf dem Kehler Bahnhof ein, d. h. bloß der Belgier und ich, denn der Holländer aus T. gedachte noch ein paar Tage in Straßburg zu bleiben, und der Braunschweiger war in anderer Richtung abgereist. Kaum waren wir im Wartsaal, so schlich sich eine nichts weniger als angenehme Erscheinung, in Gestalt einer älteren Dame, an uns heran und sagte bald darauf: „Messieurs, est-ce-que vons êtes Français?" — „Non, madame" war die Antwort meines Freundes, und er zog mich am Arme fort und sagte: „Diesem Weib müssen wir ausweichen, sie gefällt mir durchaus nicht;" aber wie verwundert waren wir, als wir, bei dem starken Zudrang zu den verschiedenen Eisenbahnwagen nicht gehörig Acht gebend, nach dem Einsteigen uns plötzlich im Wagen unserer unheimlichen Erscheinnng gegenüber befanden! An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken, denn der Wagen war dicht besetzt, der Conducteur forderte die Billete, schlug dann den Wagen zu, und fort ging der Zug. — Als das ohrbetäubende Gerassel nach einigen Sekunden überwunden war, hub die Dame an: „Messieurs, vous êtes des géognostes?" — „Non, madame," versetzte mein Freund wieder ziemlich mürrisch, aber die Frau ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern deutete auf ein Netz am Boden, worin freilich einige in Papier eingewickelte Mineralien waren: „Sehen Sie, meine Herren, das ist der Grund, warum ich es geglaubt habe; jedenfalls müssen Sie Freude an der Mineralogie haben!" Wir erwiderten zwar auch hierauf nicht das Mindeste, aber die Dame, die nun einsah, daß sie entweder auf ein Gespräch mit uns verzichten oder einen hohen Trumpf ausspielen mußte, entschloß sich zum letzteren, und sagte ungefähr: „Jedenfalls können Sie sich diese Steine nicht in der Nähe von Straßburg gesammelt haben, denn da gibt es für den Geognosten, wenn er sich nicht etwa mit einigen Bagatellen, die man am Weg oder im Rhein finden kann, begnügen will, gar nichts!" sie sagte dieß in einem so belehrenden und herausfordernden Ton, daß mein Freund nicht mehr an sich halten konnte, und offenbar in der Absicht, diesen Blaustrumpf bald „matt" zu setzen, sich auf ein Gespräch mit ihr in einem anfangs ziemlich gereiztem Tone einließ. Ich schwieg, denn ich wußte, daß mein Freund mir sowohl an Beredtsamkeit wie umfassenden Kenntnissen überlegen war, und ich ahnte unwillkürlich, daß wir es mit einer wirklich gelehrten und interessanten Dame zu thun hatten. — Geognosie war aber die stärkere Seite meines Freundes nicht, und da er bald bemerkte, daß die Dame ihm auf diesem Felde bedeutend überlegen sey, spielte er das Gespräch bald auf ein anderes Thema über, und sondirte offenbar nach ihrer schwächsten Seite; aber gleichviel ob er über Chemie oder Botanik oder über etwas anderes sprach, er fühlte immer bald heraus, daß sie ihn wahrscheinlich in jedem Fache übertraf; und während sie sich dabei gelegenheitlich ungezwungene aber erfolgreiche Abschweifungen erlaubte — vielleicht um mich in's Gespräch hineinzuziehen — courbettirte sie schließlich auch ein wenig auf dem Felde der Mathematik. Sie mochte sich indeß wahrscheinlich überzeugen, daß ich ihr auf diesem Gebiete wenigstens tapfer Stand halten würde, und so setzte sie zeitig über diese Barriere hinweg, und sagte, als wäre nichts passirt: „Aber meine Herren, Sie sind entschieden keine Franzosen!" Recht hatte sie — schon in Kehl hatten wir uns verrathen, dachten jedoch in diesem Augenblick nicht daran — aber Französisch war doch die Muttersprache meines Freundes, und auch ich glaubte dieser Sprache vollkommen mächtig zu seyn, ich hatte ja immer viel, und in dem letzten halben Jahre vorzugsweise Französisch gesprochen. War nun die Bombe, die sie in unser Carré warf, auch groß und gut pointirt, wir fürchteten das Zerspringen nicht, ja freuten uns im Stillen darüber, denn es war uns, als bekämen wir jetzt Gelegenheit, sie heimzuschicken, und gestanden also, daß mein Freund Belgier und ich Holländer sey. Sie freute sich sehr darüber, denn wie sie behauptete, war sie nicht nur sehr selten mit unseren Landsleuten zusammengetroffen, sondern auch die beiden Länder waren ihr unbekannt, d. h. sie wollte dieselben nie bereist haben, aber aus ihren Fragen und Antworten fühlten wir doch deutlich heraus, daß sie beide Länder sehr genau kannte und z. B. mit der Art der Torfgewinnung in den Niederlanden vollkommen vertraut war.

Die Fahrt nach Baden-Baden, dem Ziele unseres Ausflugs, war jetzt bald zu Ende und da die Dame wußte, wohin wir wollten, sagte sie uns, daß wir, um gut und nicht theuer zu logiren, in der „Sonne" absteigen sollten; bald sind wir in Oos und da steht der Omnibus nach Baden-Baden schon fertig, sie bittet den Herrn Sonnenwirth zu grüßen, sie heiße ***. Kaum hatte ich noch Zeit, nach ihrem Wohnort und Ziel ihrer Reise zu fragen; den ersten Theil meiner Frage mochte sie wohl überhört haben, denn sie sagte bloß, daß sie nach Petersburg gehe.

In der Sonne abgestiegen, traten wir in den schon vereinsamten Speisesalon, wo uns der Wirth freundlichst bewillkommte und sogleich sagte: „ich hatte das Vergnügen, die Herren schon gestern in Straßburg zu sehen." Nun denke man sich unser Staunen, nach allem Erlebten in den letzten dreißig Stunden, sagt uns ein uns wildfremder Gastwirth in Baden, von dessen Existenz wir kaum eine Stunde zuvor noch keine Ahnung hatten, daß er uns schon in Straßburg gesehen. Er gestand uns nun zur Aufklärung, ich sey ihm, als er uns mit einer Gesellschaft im Arsenal begegnet, besonders aufgefallen, weil ich den Arm in der Schlinge trug; damit war also das Auffallende aufgeklärt, und auch über die gelehrte Dame wußte er genau Bescheid. Ich glaube mich aber nicht berechtigt, seine Mittheilungen der Oeffentlichkeit Preis zu geben, und so möge der Leser sich damit begnügen, zu wissen, daß die Dame aus G. war und mit Edelsteinen handelte; in Holland und Belgien sollte sie wirklich nie gewesen seyn. Aber mit diesen Aufklärungen sollten die Ueberraschungen noch nicht zu Ende seyn, denn schon am andern Morgen sehr früh weckte uns ein Klopfen an der Thüre und unser Wirth bat um Erlaubniß, eintreten zu dürfen, und fragte uns, besonders mich, ob wir mit Pässen versehen seyen? Die Polizei fahnde nämlich nach einem Industrieritter, dessen Signalement auf mich mehr oder weniger anwendbar sey, denn zu allem Leidwesen für mich trage der gefährliche

Mensch ebenfalls den linken Arm in einer Schlinge; ein Polizeidiener stehe vor unserer Thüre und begehre Zutritt, falls wir keine guten Pässe vorzeigen könnten. Der Sicherheitswächter erhielt dieselben, schickte sie auf das Polizeibureau und stand aus Artigkeit oder Respekt ungefähr noch eine volle Stunde vor unserer Thür Schildwacht. Inzwischen warfen wir uns in die Kleider, klingelten um Frühstück und verzehrten dasselbe in aller Gemüthsruhe, als unser besorgter Wirth uns mit freudestrahlendem Gesicht unsere jetzt auch visirten Pässe zurückgab mit der Versicherung: alles sey in Ordnung, wir dürften gehen wohin wir wollten, er aber bedauere diese Verlegenheit sehr.

Als ich im vorigen Jahre wieder in seinem Gasthaus einkehrte, war es mir leid, den alten freundlichen Herrn nicht mehr am Leben zu treffen.

Der Onkel in Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

29.

Es war am Mittwoch Morgen, und Beutlinger und Dauels waren wieder in dem Comptoir emsig beschäftigt, aber nicht mit dem Herstellen einer Bilanz oder ähnlichen Geschäften, sondern mit dem Beschwichtigen von Gläubigern des Herrn Hefften, welche in Menge anstürmten, seit das Gerücht von der Flucht Spahlenbergs und dem Schlagflusse, welcher den Kommerzienrath betroffen hatte, unter die Leute gekommen war. Das äußere Comptoir stand voll von Leuten, welche stürmisch verlangten, daß man ihnen Einsicht in die Geschäftsbücher gewähre und Auskunft gebe, wie es um die Befriedigung ihrer Forderungen stehe. Einer um den Andern drängte sich herein, um Dauels und Beutlinger zu katechisiren, und Emil Dauels wußte wunderbar kalt und ruhig und gemessen zu seyn, während der alte Buchhalter in fieberischer Aufregung hin und her trippelte und nur hie und da ein beschwichtigendes Wort einwarf.

Eben war wieder ein Gewerbsmann von Hagenbach entlassen worden und zeigte mit strahlender Miene einige Geldrollen, die ihm für den Betrag seiner Arbeitsrechnung eingehändigt worden waren. „Nu, Herr Funker? wo haißt? es werd noch beßahlt?“ rief der Lämmche Löw Einstein von Buchau, der sich zunächst an die Thüre des innern Comptoirs vorgedrängt hatte, und heftete gierige Blicke seiner schwarzen Augen auf das Geld; „mai, ſe haben also noch Kaſſe? da werd' ich mir auch machen beßahlt. Noch viel Geld da, Herr Funker?“

— „O du lieber Himmel, da hat es noch keine Noth,“ sagte der Schlossermeister vergnügt; „nur Schade, daß ich nicht mehr gut gehabt habe! Ich wollt' ich hätte einige tausend Gulden gut!“

Der Lämmche Löw pochte, aber niemand rief herein; endlich drückte er auf die Klinke und öffnete die Thüre; aber seine Glaubensgenossen und einige Andere drängten ihm so schnell nach, daß er kaum die Thüre öffnen konnte, da trat ihm Dauels entgegen, freundlich aber würdevoll.

„Bitte, meine Herren, nur Einer nach dem Andern, wenn's gefällig ist!“ sagte er; „ich habe Ihnen gestern schon gesagt, daß eigentlich niemand ein Recht hat, hier einzudringen, und nun seh' ich nicht nur dieselben Gesichter wie gestern, sondern noch viel mehr Leute. So gerne ich bereit bin, jede anständig vorgebrachte Frage oder Bitte zu beantworten, so bin ich nicht gewillt, hier das Haus stürmen und das Personal in seinen Geschäften hindern zu lassen. Ich muß also dringend um etwas Ruhe und Ordnung bitten. Wer sind Sie, mein Herr, und was wollen Sie?“

„Ich haiße Einstein von Buchau und komme wegen einem Wechselche auf Herrn Immanuel Hefften ....“

— „Gezogen von Wem?“

„Von Herrn Spahlenberg, wenn ich bitten darf!“

— „Verfallen?“

„Nein, hat noch ßu laufen ßwanßig Täg'!“

— „Und was veranlaßt Sie, den Wechsel schon heute zu präsentiren, mein Herr?“ fragte Dauels sehr ernsthaft und mit gehobener Stimme unter der Thüre stehend. „Kommen Sie behufs der Recognition des Accepts oder soll ich Ihnen den Wechsel discontiren, falls er gut ist?“

„Se wollen dischcontiren den Wechsel Herr .... Herr Dischponent?“ rief Einstein erstaunt. „Und mit wie viel, wenn man darf fragen?“

— „Das kommt auf den Betrag an und auf die Frage, ob Herr Hefften seine Unterschrift als echt anerkennt,“ sagte Dauels mit der ruhigsten Miene von der Welt.

„Wo haißt? die Unterschrift anerkennt?“ rief Einstein verblüfft; „sind denn auch falsche Wechsel da?“

— „Es scheint so,“ erwiderte Dauels lakonisch; „es liegt wenigstens dringender Verdacht vor. Meine Herren, sind noch mehrere von Ihnen in dem Falle des Herrn Einstein hier, daß Sie nämlich wegen Wechselforderungen hieher gekommen, die noch nicht verfallen sind?“

„Ja, ja wohl, ja freilich!“ rief es aus allen Ecken.

— „Sind Herren hier mit verfallenen oder im Laufe dieser Woche verfallenden Tratten auf uns?“ fragte Dauels. — Alles blieb stumm. „Nun denn, meine Herren, so muß ich allen denjenigen, welche wegen unverfallener Tratten oder illiquider Forderungen hier sind, erklären, daß es mir unmöglich ist, mit ihnen zu verkehren. Ueberhaupt schützt ja die Wechselgläubiger das Gesetz, welches sie bevorzugt, und ich halte es für meine Pflicht, heute nur diejenigen einfachen Correntgläubiger zu befriedigen, deren Forderungen ich als liquid anerkenne.“

Ein lautes Gemurmel folgte diesen Worten, mißbilligend und unzufrieden von der einen, befriedigt und schadenfroh von der andern Seite; aber Dauels kehrte sich nicht daran. Er hatte in der Menge, welche sich in dem äußern Comptoir drängte, auch den Kaufmann Bürenstein und den Ex-Bier-

brauer Stahl bemerkt, die er jetzt bei Namen rief und einzutreten bat. Beide Herren folgten dieser Einladung mit Beeiferung, aber doch mit einer gewissen bänglichen Befangenheit.

„Womit kann ich Ihnen dienen, meine Herren?" fuhr Dauels mit der zuvorkommendsten Artigkeit fort, schaute sie aber forschend an.

— „Ich, Herr Buchhalter," stammelte Bürenstein etwas verlegen, als er den Kassenschrank geöffnet und wohlgefüllt sah, und außerdem noch eine lange Reihe von groben und dünnen Rollen bemerkte, die auf einem Tischchen aufgezählt lagen, — „ich kam eigentlich nur hieher, um zu fragen, ob ich nicht ein kleines Pöstchen auf Hamburg haben könne — so ein fünf-, sechshundert Mark, kurze Sicht?"

„Das Doppelte, mein Herr, bei Sicht, wann es Ihnen beliebt," erwiderte Dauels zuvorkommend; „nennen Sie nur den Betrag und ich werde es Ihnen ausfertigen. Den Werth dafür vergüten Sie uns dann gefälligst nach Empfang der Anzeige vom Eingang!"

— „Oh nicht doch, Herr Buchhalter! Der Betrag erfolgt natürlich baar," sagt Herr Büchsenstein mit steigender Verlegenheit.

„Das will ich Ihnen nicht zumuthen, Herr Bürenstein," versetzte Dauels kühl. „So wie die Sachen jetzt stehen und nachdem irgend ein Uebelwollender das Gerücht von der bevorstehenden Insolvenz-Erklärung in Kurs gesetzt und uns diesen Zulauf der Gläubiger auf den Hals gehetzt hat, gebietet mir Pflicht und Ehre, kein weiteres Geld mehr anzunehmen, bevor nicht der Werth verfallen ist. Sie haben auch vermuthlich noch eine kleine Rechnung mit uns zu ordnen, Herr Bürenstein?"

— „Ich glaube kaum — nicht daß ich wüßte, Herr Buchhalter!" stammelte der Kaufmann. „Doch ja ein kleines Pöstchen allerdings — ein Tönnchen Rüböl! aber das ist ja nicht der Rede werth!" fuhr er entschuldigend fort, nachdem er sich angestellt, als hätte er die Notiz über dasselbe erst in seinem Taschenbuch gefunden.

„Herr Beuttinger, bitte nachzusehen, wie viel Herrn Bürenstein's Nota beträgt!" sagte Dauels höflich, aber mit geschäftsmäßigem Ernste, schrieb schnell ein Quittungsschema, zählte den Betrag in preußischen Kassenscheinen auf den Tisch hin und bat ganz kaltblütig Herrn Büchsenstein, sein Geld gegen Quittung und abzüglich des üblichen Sconto in Empfang zu nehmen, trug den Posten in sein Kassenjournal ein, und fragte hierauf sehr freundlich aber halb ironisch: „Nun, Herr Bürenstein! wie viel Mark auf Hamburg sind gefällig?"

— „Ich werde zu Hause erst nachsehen und Ihnen Bescheid sagen lassen," entgegnete Bürenstein mit einer ungemeinen Freundlichkeit. „Ist's gefällig, Herr Beuttinger? Prieschen Doppelmops?"

„Danke schön — schlimme Nase!" versetzte derselbe, ohne von seiner Strazze aufzublicken, wo er so eben den Bürenstein'schen Posten austhat. Offenbar hatte er gar keine Lust, sich mit diesem Menschen in eine vertrauliche Plauderei einzulassen.

— „Habe mit großem Bedauern den Unfall vernommen," sagte Herr Bürenstein. „Sehr bedauerlicher Vorfall, doch keine Lebensgefahr, wollen wir hoffen? Wie steht es denn mit dem Befinden des guten Herrn Kommerzienraths?"

„Oh, nach Umständen sehr gut," brummte Beuttinger ohne aufzublicken; „bedarf nur Ruhe. Haben ihn darum auf's Land gethan, damit er vor der Neugier all' der Affengesichter von Hagenbach sicher ist."

— „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Stahl?" wandte sich Dauels an den dicken Partikulier, der pustend in einen Stuhl gesunken war und sich die Schweißtropfen von den Wangen wischte. „Sie haben ohne Zweifel ebenfalls irgend eine Forderung an uns zu machen?"

„Nein, mein Herr! gar keine," versetzte der Ex-Bierbrauer. „Ich leg' mein Geld nur auf Staatspapiere oder gute Werthe an. Hätt' ich übrigens hier 'was zu fordern, Herr Buchhalter, so könnten Sie Gift darauf nehmen, daß ich viel zu stolz wäre, um solch einen Bettel in einem derartigen Augenblick einzufordern," setzte er mit einem geringschätzigen Seitenblick auf Bürenstein hinzu, — „geschweige denn selber zu kommen, sondern ich würde entweder einfach gewartet oder die Sache dem Advokaten übergeben haben, der mir derartige Geschäfte besorgt."

— „Das ist sehr edel von Ihnen und sieht Ihnen ganz ähnlich," sagte Dauels mit einer Verbeugung; „allein darf ich mir die Freiheit nehmen, zu fragen, in welcher andern Angelegenheit Sie uns heute das Vergnügen schenken?" setzte er mit einer gewissen Eilfertigkeit hinzu.

Der frühere Bierbrauer rutschte etwas verlegen auf seinem Stuhle herum und machte eine Pause, bevor er erwiderte: „Ich komme eigentlich mit einer Anfrage, Herr Buchhalter, die ich nicht übel zu nehmen bitte. Ich habe gehört, daß die Frau Kommerzienräthin das Landhaus hier verläßt und das ehemalige Wohnhaus drüben hinter dem Parke bei der Fabrik bezieht, und da wollte ich nur fragen, ob dieß wahr ist?"

„Und wenn ich die Beantwortung dieser Anfrage von derjenigen einer Vorfrage abhängig mache: nämlich in welcher Weise dieß Sie interessirt, Herr Stahl? werden Sie dieß unpassend finden?" erwiderte Dauels.

— „Nicht im Geringsten, Herr Buchhalter," versetzte der Emporkömmling mit kühler Unverschämtheit. „Ich kann Ihnen ganz offen sagen, warum mich das interessirt. Der Physikus Klaiber will es von der Kommerzienräthin haben, daß dieses Haus hier zum Verkauf ausgesetzt werde, weil es entbehrlich sey. Da bin ich auf das Rathhaus gegangen, habe mir die Grundbücher vorlegen lassen und nachgesehen, wie das Haus samt Gut eingeschätzt ist, und was für Hypotheken darauf lasten, denn ich bin ernstlicher Liebhaber zu dem ganzen Anwesen mit den Gewächshäusern und dem Park, obschon das Ding eigentlich nicht rentirt. Aber meine Mittel erlauben's ja, daß ich es nicht anzusehen brauche, ob ich ein Tausend Gulden mehr oder weniger verwohne. Und da wollte ich Ihnen nur sagen, daß ich unter Umständen zu einem Kauf entschlossen wäre."

„Sie?" riefen Beuttinger und Bürenstein aus Einem Munde, als sähen sie in diesem Plane eine ungeheure Anmaßung.

— „Ja, ich — ich bin der Mann, der aus diesem Anwesen schon etwas machte, denk' ich — mein Vermögen gestattet mir's, und ich bezahle baar."

„Sie wollen wahrscheinlich eine Sommerwirthschaft hier oben anlegen — so etwa ‚Stahleck' genannt, — und den Park in Hopfengärten umwandeln, nicht wahr?" rief Beuttinger ironisch.

— „Kann seyn; vielleicht aber auch nicht," versetzte der Ex-Bierbrauer mit einem halben Blick über die Schulter nach dem alten Buchhalter. „Ich werd' es Ihnen einmal sagen, wann Sie mein Vertrauen haben!"

„Oder wann Sie dieses Besitzthum erst haben, nicht wahr? denn bekanntlich henken die Nürnberger keinen, sie hätten ihn denn zuvor!" sagte Beuttinger lächelnd und ließ seine hageren Finger knacken. Aber Dauels warf ihm einen bedeutsamen Wink zu, daß er Herrn Stahl gewähren lasse.

— „Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, ob Sie sich schon für ein Angebot entschlossen haben, Herr Stahl? darf man die Summe kennen, welche Sie anlegen würden?" fragte Herr Dauels freundlich. „Wollen Sie mich beauftragen, Ihr Gebot an Frau Heffter zu übermitteln?"

„Hm, so weit sind wir noch nicht, Herr Buchhalter!" sagte Stahl aufstehend, beide Hände in den Hosentaschen, und trat mit einer gewissen patzigen Zuversicht näher. „Ich wollte ja zunächst nur erfahren, ob das Anwesen verkäuflich ist, und mir dann erst meine Kalkulation machen. Sehen Sie, nach den Grundbüchern ist das Haus samt Garten und Anlagen vor drei Jahren eingeschätzt, auf 48,000 fl. tarirt worden, und ist bis zu diesem Betrag mit Hypotheken belegt. Damals standen die Güter hoch, und wenn ich daher sagen wollte: ich will für das Ganze fünfzigtausend Gulden geben, so bliebe der Frau noch ein Profitchen, das in jetziger Zeit mitzunehmen wäre. Zweitausend Gulden sind unter Umständen eine bedeutende Summe für die Frau Kommerzienräthin, und ich will mich nicht schmutzig finden lassen, verstehen Sie!"

— „Ganz gut, Herr Stahl! Sie unterschreiben mir also eventuell, daß Sie dieses Haus samt Park und Garten und Nebengebäuden um die Summe von fünfzigtausend Gulden angekauft haben?"

„Angekauft?" rief Herr Stahl verwundert; „warum denn nicht sogleich gekauft?"

— „Weil nach meinem Dafürhalten ein solches Objekt öffentlich versteigert werden muß, schon um der übrigen Gläubiger des Besitzers willen," entgegnete Dauels. „Ich kenne zwar die Gesetze nicht, welche hier zu Lande darüber gültig sind; allein — doch da kommt ein Herr, der Ihnen hierüber wird Auskunft geben können, — Herr Stahl! wenden Sie sich nur gefälligst an Herrn Assessor Gehring!"

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?" fragte dieser, welcher so eben von dem kleinen Vorzimmer her in's Comptoir trat. Die Ruhe und Sicherheit des Juristen machten den Herrn Stahl etwas verblüfft, und er würde sein Anliegen nicht klar genug vorgetragen haben, wenn ihn Dauels nicht dabei unterstützt hätte. — „Ihr Gebot ist viel zu niedrig, Herr Stahl, als daß es gerechtfertigt wäre, dasselbe anzunehmen. Die Liegenschaft muß versteigert werden, so lange nicht erheblich mehr durch einen Gelegenheitskauf erzielt wird. Bieten Sie sechszigtausend Gulden, Herr Stahl, dann kann man darüber reden!"

Dazu aber hatte Herr Stahl keine Lust, sondern schien sich den Vorschlag erst erwägen zu wollen, und Gehring wandte sich etwas kühl und entrüstet von ihm ab und zu Dauels und Beuttinger.

„Nun, was bringen Sie, Adolph?" fragte Beuttinger; „sind Sie wirklich ...."

— „Quiescirt, ja, und zwar, wie ich aus den Akten ersehen, auf Antrag des Herrn Regierungs-Präsidenten," erwiderte Gehring gelassen und würdevoll. „Das ist in unserm Musterstaat die Unabhängigkeit des Richterstandes, die unsere Verfassung gewährleistet. Jenun, mir auch recht; ich bin vielleicht hier nützlicher. Thelemann will zwar meinethalben noch eine Vorstellung beim Ministerium machen, aber ich bat ihn davon abzustehen, gab meine Akten ab, unterzeichnete mein Quiescirungs-Dekret, und gedenke bis auf Weiteres meine Zeit und Kräfte Euch zur Verfügung zu stellen, und an der Ordnung der Verhältnisse der Familie Heffter mitzuwirken. Könnt Ihr mich brauchen?"

„Ei gewiß, mein Freund, und gerade heute besonders," erwiderte Dauels; „es ist ein wahrer Sturm auf unsere Kasse, aber wir sind gottlob versehen," sprach er mit einem bezeichnenden Seitenblick auf den Tisch und den Kassenschrank.

— „Im Nothfall kann ich ebenfalls noch mit einer hübschen Summe eintreten," sagte Gehring und blinzelte mit den Augen zu den Herrn Stahl und Bürenstein hinüber, die noch immer zögerten, sich zu entfernen. „Keine Neuigkeiten von Gustav? Ich sah den Telegraphenboten hinter mir her kommen; sollte er etwa Nachrichten aus Amsterdam bringen?"

„Ohne Zweifel!" rief Dauels aufspringend; „ich erwarte Antwort auf ein Telegramm!" Er stieß die Thüre nach dem großen Comptoir auf und sah den Boten in dem bekannten blauen Rocke sich gegenüber eintreten. „Platz für den Telegraphenboten, wenn ich bitten darf, meine Herren!" sprach Dauels in einiger Aufregung. Die versammelten Gläubiger machten schnell Platz und streckten erwartungsvoll die Hälse, aber die Thüre schloß sich wieder und nur die Herren Stahl und Bürenstein hatten das beneidenswerthe Glück, vielleicht den Inhalt des Telegramms zu erfahren, aus welchem Herr Dauels auch gar kein Geheimniß machte. Es lautete:

„Emil Dauels, Hagenbach. Gustav, mit Allem einverstanden, wünscht Fortbetrieb gesichert; Onkel wird helfen, zwanzigtausend Gulden zum Betrieb verfügbar machen. Kirchhoff."

„Gott sey Dank, dann werden unsere Arbeiter doch nicht brodlos!" rief Dauels. „Nun sind wir wenigstens für die erste Zukunft gesichert."

— „Und können unverweilt die neue Aera des Geschäfts beginnen!" sagte Beuttinger; „na, ich wußt' es ja: von Amsterdam aus konnte geholfen werden!"

„Was wollen denn alle die Leute da draußen?" fragte Gehring. Beuttinger und Dauels gaben ihm Bescheid, und Gehring meinte, man müsse sie entfernen, um das Personal von der neuen Wendung der Dinge zu unterrichten und jedem freizustellen, ob er bleiben wolle oder nicht.

Die Herren Stahl und Bürenstein bemerkten nachgerade, daß sie sehr überflüssig sein mußten, denn die drei anderen Herren nahmen keine Notiz mehr von Ihnen, und anderseits drängte es sie gewaltig, die soeben erschnappten Neuigkeiten unter die Leute zu bringen; sie empfahlen sich daher, und mehrere von den harrenden Gläubigern folgten ihnen bis in den Hausflur, um ebenfalls die Nachrichten zu erfahren, welche ihre profitlichen und geheimnißvollen Mienen verkündeten.

„Oh, da steht es noch lange nicht so schlimm — d. h. wenn 'was Wahres daran ist und man nicht bloß zum Scheine und abgemachter Weise so telegraphirt hat," sagte Herr Stahl; „verdammt ungeschickt für mich, das Telegramm! sonst hätt' ich vielleicht doch einen Gelegenheitskauf gemacht, Bürenstein!"

— „Glaube das nicht, Jakob," versetzte dieser. „Denk' an das viele Geld, Stahl! Da lagen ja mindestens fünftausend Gulden auf dem Tisch und ebenso viele in dem Cassenschrank, und in der Ecke stand noch ein Geldfäßchen mit Rollen, das ebenfalls seine zehn- oder zwölftausend enthielt, und dann die verfügbaren Zwanzigtausend in Amsterdam. Die arbeiten sich wieder heraus, Jakob, das wirst Du sehen!"

„Sollte mir leid thun, Bürenstein, denn ich möchte das Anwesen da gerne haben!"

— „Das glaub' ich — Deinen Preis wäre es unter Brüdern werth!" sagte Bürenstein und nahm bedächtig eine Prise. „Alle Wetter, ich habe da eigentlich einen dummen Streich gemacht mit der Nota über mein Tönnchen Rüböl. Hab' in der Verwirrung vergessen, mich für die Bezahlung zu bedanken und zu weiteren geneigten Aufträgen zu empfehlen!"

„Ich denke, diese Mühe kannst Du Dir ersparen, Bürenstein," versetzte der Ex-Bierbrauer schadenfroh. „Hättest Du die Augen von diesem preußischen Windbeutel von Buchhalter gesehen, als er Dir das Geld hinzählte, da würdest Du begriffen haben, daß es mit der Kundschaft von denen da Matthät am letzten ist. Die holen ihr Rüböl künftighin beim Lechmayr!"

— „Der war schon gestern um sein Geld da und ist noch mehr blamirt, als ich, und das ist noch mein einziger Trost," sagte Herr Bürenstein, etwas aufathmend. „Aber eines gesagt wie das andre, Gevatter Jakob, ein tüchtiger Kerl ist der Dauels doch, und ich glaube, er führt die Sache hinaus."

„Hm, das ist nun auch keine Kunst mehr, wenn ihm der junge Heffter und der Onkel den Rücken decken," sagte Herr Stahl. „Der alte Onkel der Kommerzienräthin soll ja zwölf Millionen haben . . ."

— „Ja warum nicht gar hundert? . . ." brummte Bürenstein ärgerlich. „Dummes Geschwätz!"

„Aber meine Herren, so sagen Sie doch um's Himmels willen, wie es mit Heffter steht?" riefen die Leute, die ihnen gefolgt und um sie herum gestanden waren und längst auf Beantwortung ihrer Fragen hofften.

— „Gehen Sie nach Hause, wenn ich Ihnen rathen darf, denn sonst verlieren Sie die Kundschaft!" sagte Stahl. „Wenn Sie zu fordern haben, so kommen Sie morgen, übermorgen, am Montag, kurz wann es Ihnen beliebt, nur heute nicht! Es ist Geld da wie Heu, und kommt noch mehr; es wird alles bezahlt!"

„Es ist so wie der Herr Stadtverordnete sagt!" bestätigte Bürenstein; „mir scheint, es war ein Glück, daß dem Kommerzienrath 'was Menschliches passirt ist. Jetzt stellen sie den Alten an die Luft und beschneiden ihm die Flügel tüchtig; und wenn die Verschwendung aufhört, dann kann noch alles recht werden, denn mit dem Geschäft muß ein Heidengeld verdient werden!"

— „Meine Herren, auf einen Augenblick, wenn ich bitten darf!" rief Herr Dauels unter der Thüre; „ich wünsche eine Mittheilung von allgemeinem Interesse zu machen. Diejenigen Herren, welche Arbeits- oder Correntforderungen unter hundert Gulden an die Firma zu machen haben, sind ersucht, heute Nachmittag von halb drei Uhr ab ihr Geld in Empfang zu nehmen. Denjenigen Herren aber, welche Tratten auf uns besitzen, besonders solche von Herrn Edmund Spahlenberg, will Herr Gerichtsassessor Gehring noch eine Eröffnung machen, und ich bitte diese Herren, auf einen Augenblick einzutreten!"

Im Nu war Herrn Heffters Privatcomptoir von einer Menge Leute angefüllt, deren markirte Züge und stechende Augen die gespannteste Erwartung verriethen, aber auch nichts von den Einzelnheiten des Zimmers, von den aufgehäuften Baarvorräthen, der wohlgespickten Kasse, dem Fäßchen mit den Geldrollen und von den Haufen von Kassascheinen sich entgehen ließen.

„Meine Herren!" hub der Assessor an, „Sie haben ohne Zweifel schon erfahren, daß gegen den Fabrikbesitzer Edmund Spahlenberg von der Erlau der dringende Verdacht vorliegt, sich einer etwaigen Verantwortung für verschiedene Vergehen durch die Flucht entzogen zu haben. Unter diesen Vergehen sind nächst leichtsinnigem oder vielleicht gar betrügerischem Schuldenmachen noch Vertrauens-Mißbrauch und Wechselfälschung zu nennen, und insbesondre ist bereits constatirt, daß eine gewisse Anzahl Tratten des Herrn Spahlenberg im Umlauf ist, deren Accepte gefälscht sein sollen. Bei dieser Sachlage und der schweren Erkrankung eines Mannes, welcher ebenfalls Herrn Spahlenberg Accept geleistet hat, sehe ich mich veranlaßt, alle Besitzer Spahlenberg'scher Tratten auf das Haus Immanuel Heffter darauf aufmerksam zu machen, daß diese Tratten nicht eingelöst, sondern protestirt werden müssen, wie gestern bereits mit einem Theil derselben geschehen ist. Es muß nämlich genau ermittelt werden, welche davon echt oder gefälscht sind, und daß dieß nicht eher geschehen kann, als bis Herr Heffter wieder gesund oder Spahlenberg wieder beigebracht ist, das werden Sie als gewandte und erfahrene Geschäftsleute selbst ganz begreiflich finden. Wo dagegen der volle Beweis der Echtheit geführt

werden kann, da würde selbstredend die Einlösung gar keine Schwierigkeiten haben; also in erster Linie diejenigen Wechsel, welche Herr Heffter erwiesenermaßen und vor klassischen Zeugen in Gegenwart der jetzigen Besitzer acceptirt hat. Wer ein derartiges Papier besitzt, der möge vortreten."

Niemand rührte sich, aber Einige riefen: Herr Heffter habe sein Accept als echt anerkannt.

„Vor Zeugen?" fragte Gehring, und setzte auf das Schweigen der Anwesenden hinzu: „Wollen Sie wohl bemerken, meine Herren, daß dieß höchst wesentlich ist und daß man die Zeugschaft strenge prüfen wird. Einstweilen aber wird Ihnen nichts Andres mehr erübrigen, als ruhig die Verfallzeit und die gerichtlichen Erhebungen abzuwarten, welche die Ermittelung der echten und falschen Accepte zum Gegenstand haben werden!"

Eine Anzahl der erregtesten und leidenschaftlichsten dieser Männer drängte sich sofort um den Assessor und bestürmte ihn mit Fragen; er hörte sie ruhig an und gab ihnen dann denselben Bescheid, bis auf Weiteres zu warten, und mit wilden Verwünschungen gegen Spahlenberg trennte sich endlich langsam die Versammlung.

„Gott sey Dank, daß dieß vorüber ist!" sagte Gehring, als er mit Dauels und Beuttinger wieder allein war. „Diese Erklärung ist mir sauer genug geworden, wenn sie im Grunde auch auf eine Thatsache sich gründet. Allein solche Advokatenkniffe gehen doch entschieden ganz gegen meine Natur!"

„Wie die Täuschung durch solche Kunstgriffe gegen die Meinige," erwiderte Dauels, und nahm aus den Fächern seines eisernen Geldschrankes die kleinen Spiegel, welche die vordere Reihe von Rollen, Geldsäckchen und Säulen von grober Münze vervielfacht hatten, rechte die Goldmünzen zusammen und steckte die Rollen, welche auf dem Tisch lagen in solche, welche wirklich grobe Münze und solche, welche nur Sand enthielten. „Es ist ein abscheulicher trügerischer Nothbehelf, aber er hat schon in einzelnen Fällen geholfen, und für mich handelte es sich heute nur darum, Zeit zu gewinnen, bis wir Nachrichten von Gustav hatten. Kommt morgen noch ein Brief von ihm, der das heutige Telegramm erläutert, so ist ja unser Zweck erreicht; wir haben den Zusammenbruch verzögert und können unsere Maßregeln treffen, um den Fortbetrieb des Geschäfts zu sichern und einer Verschleuderung desselben vorzubeugen."

— „Und Ihr Beide glaubt, daß dieß durch den Pachtvertrag werde geschehen können?" fragte Beuttinger.

„Es gibt kein andres Mittel zur Rettung dessen, was wir für Frau Heffter, für Gustav und die Mädchen zu bergen suchen müssen," erwiderte Gehring. „Die Möglichkeit eines Verkaufs der ganzen Fabrik unter den gegenwärtigen kritischen Zeitverhältnissen ist undenkbar, denn woher wollen wir einen solventen Käufer bekommen? Und gesetzt auch, wir schlössen heute Abend und innerhalb dreißig Tagen müßte Heffter seine Zahlungen einstellen und sich für insolvent erklären, so hätten die Gläubiger das Recht, den Verkauf zu annulliren. An die Gründung einer Aktien-Gesellschaft zum Fortbetriebe ist in der erforderlichen Zeitkürze auch nicht zu denken, und darum bleibt uns kein anderer Ausweg übrig, als denjenigen Plan zu verfolgen, welchen Dauels ausgesonnen hat, nämlich ein Consortium zu gründen, welches die ganze Fabrik in Pacht nimmt, etwa 10 bis 12 Procent vom Gesammtwerthe als Jahrespacht bezahlt und vorzugsweise nur für fremde Rechnung, d. h. für die Exporteurs in den deutschen Seestädten arbeitet. Diesen Pachtvertrag abzuschließen ist Heffter noch jetzt befugt; der Vertrag auf fünf Jahre ist von Seiten der Gläubiger unanfechtbar und sichert auf seine ganze Dauer das Etablissement vor Zerstückelung und Verschleuderung, liefert den Gläubigern Zinse und Amortisationsmittel; warum sollten also nicht alle Gerichte diesen Vertrag aufrecht zu erhalten suchen, selbst wenn Heffter's Konkurs unvermeidlich wäre."

— „Aber wird der Kommerzienrath einen solchen Vertrag eingehen?" fragte Beuttinger skeptisch.

„In seiner jetzigen Lage unbedingt," sagte Gehring; „wird er es nicht um seines Sohnes willen thun, so wird er die Hilfe des Onkels, von welcher Kirchhoff telegraphirt, nicht durch eine Weigerung verscherzen wollen."

— „Glauben Sie wirklich, daß der Onkel Wagner helfen wird, wie es hier steht?" forschte Beuttinger weiter; „ich kann es kaum fassen; es sieht ihm nicht ähnlich."

„Allerdings, aber es geschehen ja Zeichen und Wunder noch heute," versetzte Dauels. „Kirchhoff telegraphirt es, und Gustav schreibt, daß der Alte krank sey. Ueberdieß hat er für Gustav immer eine gewisse Vorliebe und Achtung gehabt und so ist es nicht unmöglich, daß Gustav's Fürbitten und seine erschütterte Gesundheit ihn dazu gebracht haben, etwas Außerordentliches zu thun. Hoffen wir es wenigstens! — Aber die Zeit drängt, Adolph," wandte er sich an den Assessor, welcher weit sanguinischer und hoffnungsvoller war, als Beuttinger; „wir sollten über den Punkt mit Herrn Heffter heute noch in's Reine kommen und mit ihm abschließen. Du, Freund, sollst den Vertrag sogleich aufsetzen, und dann eile ich nach Tische mit Frau Heffter nach Buchenberg, statte ihm Bericht ab, trage ihm die Sache vor, und lasse ihn den Vertrag unterzeichnen, wo möglich vor Notar und Zeugen. Und morgen geht dann unser Circular in die Welt hinaus und verkündet, daß Gustav Heffter, Adolph Gehring, Gottlieb Beuttinger und Emil Dauels die Mechanische Spinnerei, Weberei und Kattunfabrik an der Seelbach in offener Handelsgemeinschaft pachtweise übernommen haben."

„Sie nehmen die Sache so leicht, lieber Dauels, aber ich fürchte, wir werden noch auf manche Schwierigkeiten stoßen," sagte Beuttinger kopfschüttelnd. „Ihr kennt den Kommerzienrath nicht so genau, wie ich. Ein einziges Haar der Hoffnung, wornach er im Sinken noch greifen kann, und er weist jede freundliche Hilfe von der Hand."

— „Einerlei, es gibt keinen andern Weg vorwärts, keinen andern am Abgrunde vorüber!" rief Dauels frisch und keck. „Ich vertraue auf Gott und die gute Sache; wir werden in der Krankheit des Prinzipals einen ebenso wirksamen Bundesgenossen haben, wie in seinen Kindern und seiner Gattin."

„Kinder, Kinder! ich bin ein fadengerader alter Mann und verstehe mich auf solche Nothbehelfe nicht, wie Ihr sie heute

gebraucht habt," sagte Beuttinger mit beharrlicher Warnung. „Ich fürchte immer, Ihr spielt ein ganz gewagtes tolles Spiel . . . ."

— „Na, dann bleibt weg, Alter, und laßt uns allein darin!" sagte Adolph Gehring.

„Nein, wenn Ihr's aushaltet, kann ich es auch; ich will nicht hinter Euch zurückziehen, wenn es gilt, der lieben Frau Heßler und den Kindern zu nützen!"

— „Bah, Alter, Ihr nützet ihnen um kein Haar minder, wenn Ihr wieder als Buchhalter bei Heßler eintretet und sein Geschäft liquidiren helft," erwiderte der Assessor. „Seyd kein Narr und bleibt draußen, wenn Ihr kein rechtes Herz dazu habt. Wir können wagen, wir die jungen Männer; aber es geht mir in der That gegen das Gefühl, denken zu müssen, daß Euch in Euren Jahren noch ein Verlust treffen könnte, Papa Beuttinger! Also bleibt weg!"

„Meinethalbendenn; obschon mein Vermögen doch den Heßler'schen Kindern gehört! Aber wenn ich nicht bei dem Consortium bin, geht der Prinzipal schon eher darauf ein!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Gouvernantenstellen in Rußland. Angesichts der widrigen Erfahrungen und schmerzlichen Enttäuschungen, welche schon so viele junge deutsche Mädchen aus dem Mittelstande erleben mußten, wenn sie als Erzieherinnen nach Rußland gingen, dürfte es nicht unangemessen seyn, nachstehende Notiz allgemein bekannt zu machen. Ein Herr W. F. Machin, Ehrensekretär des Ausschusses für das Asyl britischer Gouvernanten in St. Petersburg, räth in einem offenen Briefe, welchen er an die „Times" geschrieben hat, allen Denjenigen, welche als Erzieherinnen nach Rußland gehen, bei den britischen Konsular-Agenten in London, St. Petersburg oder Moskau Nachforschungen über die Achtbarkeit derjenigen Familien anzustellen, von welchen sie engagirt werden sollen, und zwar bevor sie irgend welchen Vertrag oder sonstige Verpflichtung eingehen, da „die Lage, worin junge Personen gebracht worden sind, welche diese Vorsichtsmaßregeln versäumt haben, in vielen Fällen peinlich oder von höchst bedauerlichen mißlichen Folgen gewesen sey." — Da ferner viele russische Familien Sommers St. Petersburg verlassen und auf's Land ziehen, so räth Herr Machin den jungen Damen, welche Stellen als Erzieherinnen in Rußland suchen wollen, nicht vor Ende Augusts nach St. Petersburg zu kommen. Schließlich macht er in seinem Briefe noch folgende Bemerkungen: „In der Absicht, den Erzieherinnen bei ihrer ersten Ankunft in Petersburg ein anständiges Absteigquartier zu eröffnen, wurde das Asyl British Governesses' Home im Jahr 1866 errichtet unter dem Patronat der Gemahlin eines Gesandten, und unter der Oberaufsicht eines Ausschusses von Damen, denen (nach britischer Sitte) der Kaplan der britischen Factorei und der Geistliche der Britisch-Amerikanischen Kirchengemeinde zur Seite stehen. Die Preise für Kost und Wohnung sind sehr mäßig; da jedoch der Zweck des Etablissements dahin geht, achtbaren Personen unter die Arme zu greifen und gleichzeitig russischen Familien eine gewisse Bürgschaft zu geben, daß Damen, welche in dem Asyl gewohnt haben, ihres Zutrauens würdig sind, so müssen Gesuche um Aufnahme von einer Einführung (Empfehlung) an ein Ausschuß-Mitglied begleitet seyn."

Dieses sehr gemeinnützige Etablissement macht dem praktischen und humanen Sinne der in St. Petersburg lebenden Briten alle Ehre, und verdient um so mehr Nacheiferung von Seiten der Petersburger Deutschen, als notorisch die Zahl der alljährlich nach Rußland berufenen deutschen Erzieherinnen mindestens doppelt so groß ist, als die der englischen Gouvernanten. Gewiß bedarf es nur dieser Anregung, um unter unseren deutschen Landsleuten in Rußland bald ein ähnliches Institut in's Leben gerufen zu sehen. —

Seltsame Uhren. In früherer Zeit trieben gewisse müssige Leute mit dem Tragen von Uhren allerlei Spielereien. So war es in den achtziger Jahren des vorigen und wiederum im ersten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts Mode, daß elegante Herren zwei Taschenuhren zu gleicher Zeit trugen, daß man Taschenuhren in Spazierstöcken, Reitpeitschen und Fächern anbrachte. Uhren in Kutschen waren nichts Seltenes. Aber schon vor nahezu dreihundert Jahren vermachte ein britischer Erzbischof Parker in einem lateinisch geschriebenen Testament seinem Bruder Richard, Bischof von Ely, sein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe, in welchem eine Taschenuhr angebracht war. Auch noch mehrere andere Spazierstöcke mit Uhren darin findet man in Sammlungen von Kuriositäten und Bijouterieen. Noch häufiger waren winzig kleine Uhren, die in Fingerringen angebracht waren. Ein Kurfürst von Sachsen hatte sich sogar in seinem Sattel eine Uhr einsetzen lassen. Graf Leicester verehrte der Königin Elisabeth von England zum Neujahrsgeschenk ein goldenes Armband, reich mit Rubinen und Diamanten besetzt, in dessen Schloß eine Uhr angebracht war. Armbänder mit Uhren sieht man selbst noch gegenwärtig häufig, und die winzig kleinen Cylinder- und Ankeruhren eignen sich dazu auch besser, als die früheren Spindeluhren. In früherer Zeit führten seine Damen häufig Uhren in Brochen, oder trugen an einer Chatelaine Uhren mit Schlüssel, Petschaften, Berlocken, Miniaturen, Medaillons und ganzen Charivaris, wie man sie gegenwärtig zuweilen noch von Herren getragen sieht. Uhren in Kreuzesform waren besonders beliebt bei frommen Personen, die für die darin liegende Symbolik empfänglich waren. Eine derartige Uhr, die wir in einem berühmten Raritäten-Kabinete gesehen haben, und die ungefähr 200 Jahre alt sein mag, heißt eine Montre d'abbesse und soll ursprünglich von einem berühmten Pariser Meister für die Aebtissin eines bedeutenden Klosters verfertigt worden seyn; sie ist auf der ganzen Oberfläche mit Darstellungen biblischer Gegenstände in Relief bedeckt. Als Gegenstück dazu können wir eine mythologische Uhr anführen, welche sich früher in der Bernal'schen Sammlung befand, und in seinem Email und Relief Darstellungen aus der Mythologie enthielt, z. B. Diana und Endymion. In Hannover sahen wir im Besitz eines reichen Kunstfreundes eine andre ähnliche Uhr mit mythologischen Darstellungen mit beweglichen Figuren, z. B. Leda mit dem Schwan x. x. In Paris und London sieht man gegenwärtig häufig länglicht-viereckige goldene Uhren in Gestalt eines Buchs, wie jene Medaillons in Buchform, worin Photographieen getragen werden; bei den ersteren ist der Deckel durchbrochen und zeigt die Stundenziffern und die Bewegungen der Zeiger. Die Jagduhr des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, das Meisterstück eines Nürnberger Uhrmachers, war noch vor wenigen Jahren im Besitz eines Goldschmieds in München und zeigte das Portrait der Kurfürstin auf dem Zifferblatt sammt einer Inschrift, wodurch sie diese Uhr ihrem Gemahl widmete, auf dem Rückdeckel aber sechs concentrische Kreise mit fein gravirten goldenen Jagdthieren, die sich bewegten und von Jägern verfolgt wurden.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Ein altes Mütterchen.

Novelle von F. Brunold.

Wie wunderschön ist es im Herbst, wenn die Blätter der Bäume sich gelb und roth gefärbt haben und die Sonne durchsichtig klar durch die Zweige blickt. Ein neuer Frühling scheint erstanden, wir möchten uns freuen — und doch wird das Herz von Wehmuth erfüllt; wir wissen es ja Alle, daß dieß Blühen nur ein scheinbares ist, daß es ein baldiges Scheiden, ein Nahen des Winters bedeutet.

Und geht es uns nicht ebenso, wenn wir ein Mütterchen sehen, das so freudig, zufrieden im Kreise der Kinder und Enkel steht? Aus der Lieblingstochter ist ihr zugleich eine Freundin erwachsen, deren Kinder nun wiederum ihre schönste und größte Freude sind.

So kommet denn auch nun mit mir und tretet mit mir hinein in jenes Häuschen am Bergeshang, wo das Weinlaub sich am Giebel rankt und wo vor dem Fenster das einfache Gärtchen sich ausbreitet. Letzteres birgt in seinem Raume nicht prächtige, kostbare Blumen, wie die Neuzeit deren gegenwärtig so viele zieht. Es stehen ein Paar Rosenstöcke darin, ein Stielchen Goldlack, Reseda, Rosmarin, nun fast Alles schon verblüht, und auch einige Astern fehlen nicht. Aber man sieht es dem Ganzen an, daß hier eine alternde Hand waltet, die in der Erinnerung lebt, und beim Anblick dieser einfachen Blumen sich schöner, vergangener Zeiten erinnert. Das Gärtchen ist wie ein Stammbuch: es spricht von Stunden, die nun vorüber, von Tagen, die längst vergangen sind. Doch nein! hier vorne, wo die Astern blühen, dort spricht die lebendigste schönste Gegenwart, dort leuchtet ein Frühling: denn eines Kindes Hand hat sich dort sein Gärtchen angelegt und sein Feld zurecht gemacht. Man sieht es, das Erdreich ist mit einem Spänchen, das die Stelle des Spatens vertreten mußte, umgegraben, freilich nicht eben besonders schön und glatt; dann ist auch ein Zaun von einzelnen Stückchen Holz, die sich einer besondern Gleichmäßigkeit an Größe und Umfang nicht rühmen durften, darum gezogen; und auf den Beeten — denn das Gärtchen ist ganz wie ein anderer großer Garten, in einzelne Beete abgetheilt, freilich nicht sehr kunstgerecht und gleichmäßig, — sind abgeschnittene Blumen eingesteckt, bunt durch einander, wie dieß eines Kindes Laune und Schönheitssinn mit sich bringt.

So reicht sich gleichsam auch hier das Werdende und Scheidende die Hand; der Frühling hat den Herbst gegrüßt.

Drinnen im Stübchen aber waltet und schaltet die Frau, deren Haar grau geworden, und deren Hand zu zittern beginnt, wenn sie Dieß oder Jenes von dem Simse nimmt, auf dem die Gläser stehen mit den rothen Aepfeln darauf und die Gypskatze, die bei jedem Anstoß längere Zeit mit dem Kopfe wackelt.

Es ist, wie gesagt, eine alte Frau, die in der Stube wirthschaftet; ihr Haar ist grau; aber ihr Gang noch fest und in den Augen liegt eine so gewinnende Ruhe und Klarheit, daß es eine Freude ist, in diese Augen zu schauen, in dieß Gesicht, das der Stürme so viel erlebt, und deren Herz sich doch eine Freudigkeit, eine heitere Lebensansicht bewahrt hat, die wohlthuend auf Alle wirkt, die sich ihr nahen und mit ihr in Berührung kommen. Sie lebt allein in dem Häuschen, ihrem Altsitz, bestehend in einem Stübchen, einem Kämmerlein und einer Küche; mit dem Garten vor der Thür und dahinter den Hof, auf dem ein stattlicher Hahn mit seinen Hühnern das Regiment führt. Sie hat es sich so ausbedungen, die alte Frau; sie will allein wohnen. Wohnt doch die Tochter, die Else, mit ihrem Manne nebenan; und deren kleine Gertrud, das Nestküken der ganzen Familie, ist ja fast den ganzen Tag bei der Großmutter. Die hat das Mädel so gern — und erlaubt es demselben sogar, sich ein Gärtchen in ihrem Garten zu bauen, wie wir gesehen haben; wenn des Kindes Freude ihr selbst auch einige ihrer schönsten Blumen kostet. Großmütter haben die Tochterkinder nun einmal ganz besonders gern! So war also die alte Frau eigentlich nicht viel allein, wobei sie doch zugleich ihre Unabhängigkeit sich gewahrt hatte — und nach ihrer Ruhe und Eigenheit leben konnte.

Des Abends aber, in den Feierstunden, wenn zur Nacht gegessen ist, kommt die Else mit den Kindern, um Dieß oder Jenes der Großmutter zu bringen; selbst der Else Mann fehlt zuweilen nicht, wenn er eben ein Stündchen frei hat und er nach des Tages Last und Hitze nicht zu müde und bequem ist, noch den Fuß in das Nebenhaus zu setzen. Dann wird geplaudert und erzählt, bis die Kinder schläfrig werden, auf den Sandmann schelten und nach Hause verlangen.

Heute aber, heut' an dem Tage, von dem wir sprechen, ist es Sonntag zugleich, — und da kommt die Tochter mit den Kindern früher als sonst, um den Nachmittag bei der Großmutter zuzubringen, wie dieselbe sich dieß für diesen Tag besonders ausbedungen hat. Die alte Frau liebt es, zuweilen eine Ueberraschung zu bereiten, Freude zu machen wie und wo sie kann.

Auch heut stehen die besten Tassen auf dem Tisch, der Kuchen fehlt nicht; und als die Tochter mit den Kindern eintritt, ruft sie sogleich: „Bleibst lang, Else, und hättest doch wissen und denken können, daß mir heut ganz besonders nach einer Schaale Kaffee verlangt; und daß . . .“

„Aber warum denn Kuchen, Großmutter?“ fällt hier das älteste der Mädchen ein; während der kleine Stehauf, die Gertrud, bereits mit langem Halse und starren Augen, tiefathmend am Tische steht.

Die Großmutter lacht: „Ja, so Etwas siehst Du gleich; und Deine Mutter hätt' auch wissen können, daß heut' dergleichen nicht fehlen würde.“ Und als sie sah, wie die Genannte noch immer fragend aufschaute; und doch auch zugleich in Etwas verstimmt, weil sie fühlte, daß sie Eins vergessen habe, was sie wohl nicht hätte vergessen sollen — fuhr sie fort und

sagte: „Laß gut seyn, Kind! hast Deine eigene Wirthschaft und Deinen eigenen Trubel: und so kannst Du schon einmal vergessen, daß heut' mein Hochzeitstag ist, dem jedesmal ein Kuchen wird. — Vergaß ihn nicht, wenn auch mein Alter, Dein Vater, bereits seit Jahren drüben unter'm Rasen gebettet liegt. Wird nicht so lang mehr dauern, werd' ich wieder bei ihm seyn! — Aber nun kommt und setzt Euch, die Gertrud kann nicht länger warten. Gebt dem Kinde!" Dann noch einen Blick auf ihre Gäste werfend, rief sie verwundert: „Wo ist Marinka?"

Ehe jedoch eine Antwort erfolgen konnte, ging die Thür auf und ein junges siebenzehnjähriges Mädchen trat hastig ein, um sofort, wie in halbem Trotz, an der Thüre lehnend stehen zu bleiben.

Die Eingetretene hatte dunkle Gazellenaugen, wie überhaupt ihre ganze Erscheinung etwas Fremdartiges, Scheues, Gazellenartiges hatte. Man sah es auf den ersten Blick, daß das Mädchen nicht in diesen Kreis gehörte; während doch wieder in jedem Wort, in jedem Blick und jeder Bewegung eine Anhänglichkeit sich kund gab, die nur durch ein jahrelanges, inniges Zusammenleben hervorgebracht seyn konnte.

„Nun!" rief die Großmutter, als Marinka nicht Miene machte, näher zu kommen: „Denkst, ich soll Dir Deinen Trank dahin bringen; oder Deine Tasse Dir auf die Erde setzen?"

„Da säuft sie ja die Katze aus," schrie die kleine Gertrud, und stapfte sich ein Stück Kuchen in den Mund.

Die Marinka aber blieb noch immer an der Thür lehnend stehen; ihre Blicke flammten, hohe Röthe bedeckte ihr Gesicht, ihr Busen wogte; dann aber stürzten ihr plötzlich die Thränen aus den Augen und sich der alten Frau zu Füßen werfend, rief sie laut schluchzend, laut aufweinend: „Stoßet mich nur auch hinaus; ich gehöre ja doch nicht in Euren Kreis. Niemand will mich, Niemand liebt mich! Wär' ich doch nie geboren!"

Die Kinder waren erschrocken aufgestanden; auch die Mutter wollte reden — doch die alte Frau winkte und sich still zu der Weinenden niederbeugend, sagte sie mild, sanft und doch dabei fest, bestimmt: „Steh' auf, Marinka! bist und bleibst nun einmal ein Haideröslein, das sich an keine Gartenpflege gewöhnen will. Aber nun komm und setze Dich zu meiner Seiten, ruhig, gesittet, wie es meinem wilden Lieblinge zukommt. Warum nur gleich wieder alle Zügel schießen lassen, weil Du Dir an diesem oder jenem Dorn, bei Deinen wilden Sprüngen, die Finger blutig gerissen hast?"

„O, Großmutter!" rief Marinka, und umfaßte mit ihren beiden Armen die alte Frau, während heiße Thränen ihr von der Wange rollten: „nicht die Finger! nein das Herz! Das Herz ist mir zerrissen!" —

„Ach, was!" fiel hier die Mutter, die Else ein; „Du machst immer . . . .

Sie konnte nicht weiter sprechen, denn die alte Frau sah es, wie die Marinka bei diesen etwas unsanften Worten zusammenzuckte; und so winkte sie daher der Tochter und sagte: „Laß gut sein, Else! Schenk' Du nur immer den Kindern ein. Die Marinka weiß, wie lieb und recht sie Dir ist; wie Du ihr stets eine liebevolle treue Mutter gewesen, und daß Du es ihr auch ferner seyn wirst. Jeder Schmerz will nun einmal sein Recht haben. Und so laß Du die Marinka nur ihr Leid ausschütten. Ich denke mir, sie wird es nicht vergessen haben, wie der liebe Gott sie schon einmal gnädiglich beschützt hat, und es also . . . .

Marinka fiel voll Heftigkeit ein, die Augen flammend erhebend: „O, daß ich doch damals auf öder Haide gestorben wäre, und daß mich der Gertrud Vater im Schnee hätte versinken und begraben seyn lassen! — Was nützt mir all' Eure Liebe, wenn ich mich nun doch elendiglich verbluten soll?"

„Du thöricht Kind!" sprach die Großmutter; „bist sonst so muthig und stark; und willst nun verkommen und verzagen, weil Dein Liebster von dannen gegangen und sein Vater in Eure Heirath nicht willigen will!"

„Ja, weil ich arm und eine Dirne bin, die nicht Vater und Mutter, die keinen Namen hat!" schrie Marinka trotzig, und stampfte dabei unwillkürlich mit dem schönen kleinen Fuß die Diele.

Die Mutter, die Else, jedoch, rief unwillig: „Jetzt bist Du undankbar, Marinka! Bist Du nicht unser Kind? Haben wir Dich nicht an Kindesstatt angenommen? Und was die Armuth betrifft . . ."

„So meint die Marinka nur," fiel die alte Frau lächelnd ein, „daß mein Häuschen, das sie ja doch einmal erben soll, nicht groß genug zu einer Gräfin Wohnung sey. — Und da magst Du Recht haben, Kind; mein Vermögen, welches einst, so Gott will, Dir gehören wird, ist ein Wassertropfen gegen den Reichthum des gnädigen Herrn, dessen Sohn Dich gern zum Weibe nähme — wenn's eben nur der Alte zugeben wollte. — Doch laß gut seyn: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber zwei Herzen schon. Kuck' auf und schau mich an! Siehst, mein Seliger liegt drüben auf dem Kirchhof dort unter grünem Rasen weich und kühl gebettet; er ist eines sanften Todes gestorben; und doch waren schon sechs Flintenläufe einst auf seine Brust gerichtet, — um ihn zu erschießen. Hab' ihn mir auch erobern müssen; und so wird's Dir auch ergehen. Immer Kopf oben, Kind! Der alte Gott lebt noch!

„Und hast Du's nur recht treu gemeint;
Ja treu gemeint —
Wirst Du auch schon mit ihm vereint;
Mit ihm vereint.
Ist's heute nicht — doch morgen.
Denn Gottes treue Vaterhut
Hält unter Rosen, lieb und gut —
Die Liebe stets geborgen.

Siehst Du, das ist auch so ein Spruch, den Du Dir merken kannst. Weißt noch, nächsten Weihnachten sind's fünfzehn Jahr, als der Else Mann Dich fand. Willst's einmal ganz hören, wie's war? wolltest es ja immer gern wissen — und so mag's Dir und den Kindern die Else erzählen. Können auch daran lernen, daß man nicht immer gleich verzagen müsse;

und daß ein schwacher Lebensadem nicht immer auch zugleich der letzte zu seyn brauche. — So, die Tassen sind gefüllt; laßt Euch den Kuchen schmecken, langt zu! — und Du, Else, erzähle. Nachher geb' ich dann vielleicht auch meine Geschichte zum Besten, 's ist ja mein Hochzeitstag und da ist es gut an Vergangenes zu denken. — Jetzt aber sprich, Kind!"

Die Genannte sah mit inniger Liebe auf die alte Frau, streichelte der Marinka die glänzenden schwarzen Haare und sagte endlich: „Es ist mir noch wie heut'! Weihnachten war's. Mein Mann und ich waren drüben im Gebirg bei den Eltern gewesen und fuhren nun im Schlitten nach Hause. Es war ein naß-kaltes Winterwetter. Der Schnee fiel in dichten Flocken nieder, während der Wind, der oftmals zu rasendem Sturm umschlug, ihn zu Haufen wehete. Wir waren genug gebeten worden zu bleiben; aber es trieb mich heim. Ich wollt' am Weihnachtsheiligenabend den Christbaum von Niemand anders geschmückt haben, als von mir selbst. Junge Frauen haben nun einmal mitunter ihr Trotzköpfchen für sich und ich wollte davon keine Ausnahme machen. Wir waren also gefahren, und ging es im Anfang auch leidlich gut, so wurde es bald schlimmer und schlimmer. Man muß ein Schneetreiben im Gebirge erlebt haben, um zu wissen, was es heißt, so ohne Steg und Weg dahin zu jagen — denn den Weg hatten wir bald verloren — sich einzig und allein auf die Klugheit der Pferde verlassend, die ja in solchen Fällen immer besser die Straße besser zu finden wissen, als die Menschen. — Mitunter merkten wir wohl, daß wir auf gebahntem Wege seyn müßten; doch wurde diese Sicherheit bald wieder zweifelhaft; und dem Glück vertrauend, ging es vorwärts. Mit Muth und Anstrengung arbeiteten die kräftigen Thiere sich durch die zusammengewehten Schneehaufen. Wir machten bereits mehrere Stunden gefahren seyn, als das Wetter immer wilder, immer stürmischer wurde, und wir schon die Hoffnung aufgaben, noch an diesem Tage unter Dach und Fach zu kommen. Der Wind hatte nachgelassen; aber das Thauwetter war ärger geworden. Die Pferde hatten ein Wenig verschnauft. Dämmerung war eingebrochen, ein Geier zog, dicht über unseren Häuptern, trägen Fluges dahin. Es wurde mir unheimlich zu Muth; ich hüllte mich dichter ein, von Frost durchschauert, im Stillen meinen Eigensinn, der zur Heimfahrt getrieben, bereuend, als mein Mann die Thiere zu erneuter Anstrengung antrieb. Es ist mir Alles noch, als wäre es erst heut' geschehen? Wir machten kaum einige zwanzig Schritte gefahren seyn, als plötzlich das Handpferd scheute und mit gewaltigem Satz den Schlitten zur Seite schleuderte, ohne daß derselbe jedoch umschlug. Zum Glück behielt mein Mann die Zügel in der Hand, so daß er die Pferde sofort zum Stehen brachte. Das Ganze war für uns von unberechenbarem Segen, denn ehe die Thiere auf's Neue angetrieben wurden, gewahrten wir, daß des Pferdes Scheuen uns vom Verderben gerettet habe. Noch einen Schritt vorwärts, und wir wären in eine tiefe, bodenlose Felsenspalte gestürzt, die, wie wir sahen, nur wenige Schritte seitwärts vom Wege, sich in die Tiefe senkte. Durch den vielen Schnee war der eigentliche Weg verschüttet und wir dadurch zur Seite desselben gekommen. Genug, wir waren gerettet und wußten außerdem nun auch zugleich, wo wir uns befanden und welche Richtung wir einzuschlagen hatten, um unsere Heimath zu erreichen. Wir athmeten freudig auf — und mein Mann begann die Pferde wieder anzutreiben, ohne daß er es jedoch verhindern konnte, daß das Thier auf's Neue scheute, und mit Gewalt seitwärts drängte. Es blieb nichts anderes übrig: wollten wir weiter, mußte der Vater aussteigen, um zu sehen, was es gäbe, und um das Pferd an der Stelle vorbei zu führen. Kaum jedoch war er aus dem Schlitten gesprungen, als er erstaunt und fast erschrocken rief: ‚Mein Gott! was ist das?' Und sich wieder bückend und etwas aufhebend, was wie ein Bündelchen Zeug aussah, schrie er: ‚Gewiß, es ist ein Kind!' — Dasselbe mir hinreichend, lachte er: ‚Gewiß, Else, es ist ein Kind! Da hat uns der heilige Christ eine Puppe beschert?' Und dabei lachte er, als ob er das Schönste und Beste gefunden, was auf der Welt nur zu finden sei.

„Ich hatte das Kind, welches in einen großen Frauenmantel gehüllt lag, bereits auf den Arm genommen. Es schlief ruhig und sanft. Ich mußt' es anschauen, wobei ich jedoch immer wieder rief: ‚Wo kommt's nur her? Schau' nach, Mann, ob Du die Mutter findest! Das Kind kann keine fünf Minuten im Schnee liegen, denn es ist noch fast gar nicht mit Flocken bedeckt. Schau' nach, Mann!' Er that's schon und ich auch; aber ob wir schon Beide uns die Augen fast blind guckten, sahen und fanden wir doch nichts, — und haben bis auf den heutigen Tag nichts gefunden. Denk mir, daß Dein Mütterlein, Marinka, — denn Du warst ja das Kind, das wir gefunden, wird in den Abgrund gestürzt seyn —, und daß bei dem Sturze sie Dich ohne Willen aus dem Schlitten geschleudert habe. Wir haben nie von ihr vernommen, trotz aller Anfragen und Aufrufe.

„So haben wir Dich heimgebracht, als unser Christkind, und haben Dich Marinka genannt, wie Du Dich selber riefest. Im Uebrigen wußtest Du nichts von Vater und Mutter zu sagen. Ersterer mußte wohl bereits todt seyn, denn Du gedachtest seiner nie, während Du im Anfange viel nach der Mutter weintest. Da bist Du denn die Unsere geworden — und bist es geblieben, bis auf diesen Tag."

„Ohne daß ich jemals Hoffnung hegen darf, Vater und Mutter nur dem Namen nach kennen zu lernen;" seufzte Marinka und legte den Kopf auf der Großmutter Schooß.

Die aber, die hob ihr das Gesicht empor, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Dafür hast Du auch zwei Mütterlein; denn mein Mädel bist Du auch."

„Gewiß!" lachte die Else etwas schalkhaft: „Du bist der Großmutter verzogenes Prachtmädel!"

„Haha!" rief die alte Frau, gutmüthig lächelnd, mit dem Finger drohend: „Was das Verziehen betrifft, wirst Du auch schon Dein gut Theil dazu beigetragen haben. Habe die Marinka zu mir genommen, da sie mir meinen Alten drüben auf den Kirchhof betteten, und Du mit Deinem Mann unsere bis

dahin innegehabte Wirthschaft hier nebenan übernahmst, indeß ich in dieß Häuschen einquartierte. Ist ja mein Altsitz."

„Und hättest es doch bei uns sorgenloser, geselliger haben können," fiel die Tochter ein.

Doch die Großmutter sagte sofort, ernst werdend: „Laß uns nicht wieder auf die alte Geschichte kommen. Es ist und bleibt immer gut, wenn die verheiratheten Kinder für sich wohnen, und die alten Leute auch. Das erhält den besten Frieden! — Und dann, ich war ja nicht allein, ich hatte die Marinka bei mir — wie ich jetzt die Gertrud des Tages über bei mir habe."

„Ja, Großmutter," rief die Genannte; „ich bleibe bei Dir; mußt mir aber auch immer recht viel Kuchen geben!"

Alle lachten. Marinka jedoch seufzte leise vor sich hin: „Sie freuen sich und ich, ich möchte . . . ."

Sie konnte den Gedanken nicht ausdenken, denn Margarethe, die älteste der Töchter, hatte sich an die Großmutter geschmiegt und gefragt: „Erzählst Du uns nun Deine Geschichte?"

Und die, die war sich mit der Hand über das Gesicht gefahren, und hatte, wie aus tiefem Traum erwachend, gerufen: „Geschichten! Als ob es ein Märchen sey, zur Kurzweil erzählt! Aber so seyd ihr jungen Dinger, denkt immer nur an das Vergnügen und wißt nicht, wie ernst mitunter das Leben ist, besonders wenn Völker sich feindlich begegnen. Ein Krieg ist ein ander Ding, als ihr euch träumt; und wenn's auch heißt: die Welt sei gesitteter und besser geworden — Krieg bleibt doch immer Krieg. — Und wo ein Feind, als Feind, das Land betritt, faßt er nichts mit Handschuhen an — und das Freundlichthun hat er gleich verlernt. War noch so ein naseweises junges Ding, als der Krieg von Anno Sechs begann. Es ging mir, wie es jetzt Marinka geht. — Mein Herz gehörte nicht mehr mir, sondern dem Sohne unseres reichen Gutsherrn, der auch nichts von einer Verbindung wissen wollte zwischen mir, der armen Schulmeisterstochter, und seinem Sohne, der schon ein stattlicher Bursche war. Von Adel war er nicht, aber reich; und so meinte der Vater, daß der Sohn sein Auge wo anders hinrichten könnte, als nach mir, die doch nichts habe, als ein passabel — Na! ihr wißt schon was ich sagen will. 's ist nun einmal von Anfang der Welt an gewesen, und wird es bleiben, bis zum Ende. Ein Paar Herzen, die sich gut sind, suchen — und finden sich. Ihr jungen Dinger werdet nicht erwarten, daß ich alte Frau euch viel von jenen Tagen erzählen soll. Man erlebt's nur einmal und Jeder auf seine Weise. Ich weiß nur, daß ich meinen Liebesfrühling viel mit Thränen begossen habe. — Sein Vater hatte jeden Umgang zwischen uns verboten; und wo er uns dennoch beisammen fand, gab's auch keine Rosen und Vergißmeinnicht.

„Nun kam, wie gesagt der Krieg von Anno Sechs. Und wer Einer der Ersten war, der zur Waffe griff, das war mein Anton. Es hielt ihn zu Hause nicht länger, er mußte fort. — Solch ein Abschiednehmen ist ein halbes Sterben. Man meint schier vergehen zu müssen. Man trägt's, aber wie? Das sagt kein Wort, kein Lied jemals aus. Genug, er war fort! — Und nun denkt euch den Schreck, die Angst, als die Nachricht von dem Unglück der Schlacht bei Jena kam. Wie es hieß: Preußen sey geschlagen, das Heer zersprengt und aufgelöst. Dazumal war es das erste Mal, daß des Anton's Vater zu mir kam und mich fragte, ob ich nichts von dem Schicksale seines Sohnes wisse. Die Angst hatte ihn zu mir getrieben und die Vaterliebe selbst seinen Haß und Groll gegen mich auf einige Zeit besiegt. Ich konnt' ihm auch nichts Tröstliches sagen; wußt' nur dies Eine, daß der Anton wohl würde mit bei Jena gestanden haben, denn sein letzter Brief, den ich erhalten, ließ es vermuthen. Und das war nun eben nichts Freudiges, sondern vermehrte den Schmerz des alten Mannes nur noch mehr, so daß er im Abgehen sagte: ich brächte ihn unter die Erde, denn nur um meinetwillen sey der Anton in den Krieg gegangen. Was doch nicht wahr war, da nur seine eigene Härte, sein Stolz, den Sohn von hinnen getrieben.

„Aber so sind nun einmal die Menschen: Was sie selbst verschuldet, suchen sie nur zu gern Anderen aufzubürden! Vielleicht um das eigene Gewissen in Etwas zu beruhigen.

„Genug, ich kann euch sagen, daß ich in jenen Tagen mein Kissen oftmals mit Thränen getränkt habe. An sichere Nachrichten war nicht zu denken, und die nagende Ungewißheit macht jedes Uebel ärger. Ein Brief kam nicht! Und so wußte ich also auch nicht, ob ich den Geliebten als todt, als verwundet oder gefangen zu betrauern habe. Denn Eins von diesen Dreien konnte meiner Meinung nach nur geschehen seyn. Nach und nach zogen versprengte Soldaten durch unser Dorf. Keiner aber von ihnen wußte von Anton und seinem Verbleiben zu melden. Ich wollte schier verzweifeln; und hätte ich nicht die Mutter gehabt — der Vater war seit Jahren todt — ich denke mir, es würde auch geschehen seyn. Doch einer Mutter Wort hat einen gar wunderbar heilenden, sanften Klang. Sie allein wußte meine Hoffnung wach zu halten.

„Und nun denket euch meinen Schreck, meine Freude, als eines Abends der Anton unvermuthet eintritt. Er war bei Jena in den Arm verwundet worden, hatte die Nacht über auf dem Schlachtfelde gelegen, bis ihn ein mitleidiger, vorübergehender Bauer gefunden und zu einem Chirurgen geführt, der ihn verbunden hatte. Mühsam war er weiter gewankt, und als er sah und hörte, daß sein Regiment aufgelöst und zersprengt, war er auf Seiten- und Schleichwegen der Heimath zugezogen. So kam er zu mir, krank, bleich, ermattet; an Geist und Körper gebeugt. Die Schmach, das Unglück des Vaterlandes hatte ihn tief verwundet. Ich kann nicht sagen, daß unser Wiedersehen ein überaus lautes, freudiges gewesen wäre. Der sonst so kräftige muthige Mann saß trüb, gedrückt und verschmähte selbst Speise und Trank. Und als ich kam und sanft den Arm um seinen Nacken legte, ihn ansah, lieb und gut, und ihn fragte: ob ich denn nicht mehr sein Mädchen sey? da zog er mich an sich heran, küßte mich auf die Stirn und sagte mit einem Ernst, wie ich solchen an ihm noch nie bemerkt: ‚Margareth'! ich habe Dich lieb, mehr denn je — aber das Vaterland ist in Staub zertreten, der Name Preußen ist geschändet und mit Schmach bedeckt — ich wäre nicht werth, ein Mann zu heißen, wenn ich jetzt nicht trauern und nur an

mich, an meine Liebe denken wollte. Ich bin fester denn je, niemals einer andern, denn Dir allein, die Hand am Altare zu reichen; doch kann und darf dies nie früher geschehen, als bis Preußen aus seinem Grab, in das es jetzt gesunken, erstanden ist. — Und so ich anders Dich kenne, billigest Du meinen Entschluß! Laß uns treu seyn, laß uns fest bleiben. In der Freiheit des Vaterlandes flammt auch uns die Hochzeitsfackel auf.

„Ich weiß es noch wie heut, ich vermochte nicht zu antworten, so hatte mich sein heiliger hoher Ernst erfaßt; so verklärt, so schön hatte ich ihn noch nie gesehen. Jede Spur von Krankheit war aus seinem Gesicht verschwunden. Unwillkürlich kniete ich nieder zu seinen Füßen und rief: ‚Das Vaterland — dann — dann . . . .‘

„Ich vermochte nicht weiter zu sprechen! ich umfaßte seine Kniee und weinte laut vor Freude, Begeisterung und tiefem Schmerz.“

Wie lange wir so beisammen damals geblieben, ich weiß es nicht. Spät in der Nacht erst schieden wir. Er begab sich in das Haus seiner Eltern zurück. Acht Tage später brach ein Trupp Marodeure in unser Dorf. Ist der Krieg schon eine Plage, die unendlich viel Leiden und Drangsale in ihrem Gefolge hat, so ist dieß Marodiren die Pestbeule des ganzen Unglücks. Und die Kerle, die uns mit ihrem Besuche heimsuchten, gehörten gewiß zur nichtswürdigsten Sorte ihrer Art. Gleich Heuschrecken fielen sie über uns her; hier brandschatzend, dort plündernd; dort das Vieh wegtreibend, hier die Menschen schindend. Auch wir, die Mutter und ich, die wir allein in unserm Häuschen wohnten, blieben nicht verschont. Drei dieser Kehlabschneider drangen bei uns ein, Alles durchsuchend und in Rohheit zerschlagend, was ihnen nicht anstand. Einer der Wüthenden aber drang auf mich ein — und ich, ich schlug ihn mit der Hand in's Gesicht, daß er im ersten Augenblick nicht wußte, wie ihm geschah. Bald jedoch merkte er, daß nur eines Weibes Hand ihn getroffen; und von doppelter Wuth erfüllt, drang er auf' Neue auf mich ein; während sein dick geschwollenes Auge in Feuer zu glühen schien und sein Mund die wildesten Flüche ausstieß. Ich wehrte mich seiner Annäherung in heftiger Verzweiflung. Die andern beiden Galgendiebe hielten die Mutter, die mir zu Hülfe eilen wollte, zurück. Ich weiß nicht, was das Ende von der Sache gewesen wäre, wenn nicht plötzlich in der höchsten Noth und Angst die Thür aufgerissen worden wäre und Anton hereinstürzend, mit einem Blick das Ganze sofort übersehend, meinem Angreifer mit dem Säbel den Kopf gespalten hätte. Dieß sehend, ergriffen die beiden Anderen die Flucht. An ein Bleiben und Verweilen von unserer Seite war nicht zu denken, denn es stand zu erwarten, daß die Flüchtlinge bald mit ihren Genossen zurückkehren würden, um den Tod ihres Kameraden zu rächen. Wir eilten nach dem Amthofe, dort ein Unterkommen erwartend. Doch hier sah es noch übler aus, als bei uns. Ein größerer Trupp Feinde, einen Offizier an der Spitze, rückte so eben dem Hause zu, aus dessen Fenstern bereits die Knechte, vom Amtmann mit Waffen versehen, einer größeren Anzahl Marodeurs, die mit Gewalt in das Haus hatten zn dringen gesucht, gegenüber standen. Anton, nns führend, bemerkte kaum das Nahen des größeren Streifkommandos, als er nns sofort in das nächste Haus treten hieß und nun die ankommenden Bauern und Knechte zu gemeinsamen Handeln anfeuerte. Den Förster und dessen Burschen zur Seite, gefolgt von einigen Dutzend muthiger Männer, zum Theil mit Waffen versehen, rückte Anton dem Feinde im Rücken zu. Und als die drinnen im Hause ihre Kugeln abgeschossen und die Feinde wilder und stürmischer in das Haus zu dringen suchten, hieß Antou seine Mannschaft Feuer geben, während er selbst den Offizier mit seiner ersten Kugel niederschoß. Nun gab's ein Schießen hüben und drüben. Noch mancher der Soldaten mußte in's Gras beißen, doch an ein Besiegen des überlegenen Feindes, der durch den Tod seines Führers zu besonderer Wuth angestachelt, war nicht zu denken. Einzelne der Kerle waren seitwärts in das Haus gedrungen — und bald loderte die helle Flamme aus dem Dache heraus; während Anton mit seiuer Schaar sein Hell in der Flucht suchen mußte.

„Das ganze Amt braunte nieder und die zunächst gelegenen Häuser mit. Dennoch war der Feind mit dieser Schandthat nicht zufrieden. Man hatte an den zunächst stehenden General die Sache berichtet, und dieser, den Tod seines Offiziers rächend, befahl Haussuchung nach Anton, als dem Thäter, zu halten; und so er sich nicht finden sollte, fünf der angesehensten Einwohner des Orts statt seiner zu erschießen.

„Laßt mich schweigen von dem Schreck, von der Angst, durch diesen Befehl hervorgerufen. Haus bei Haus wurde gesucht, kein Fleck blieb verschont — doch Anton fand sich nirgend; er war in den Wald geflohen, dessen geheimes Dickicht er von seinen Knabenjahren her noch kannte. Und so wnrden fünf Männer des Orts ausgesucht, um dem General zugeführt zu werden. Es waren drei der reichsten Bauern, der Schullehrer, des Vaters Nachfolger im Amt — und — und des Antons Vater. — Mein Gott, was war das ein Tag; waren das unsäglich schmerzliche Stunden! Ich kämpfte einen fürchterlichen Kampf. Ich lag auf den Knieen, ich schrie, ich betete, ich rang die Hände mir blutig — und wußte dennoch nicht was ich beginnen, was ich thun oder lassen sollte. Mir war es immer, als wisse ich um den Aufenthalt des Gesuchten — und ich hatte mich in meiner Vermuthung, wie sich dieß später zeigte, nicht getäuscht, denn auch ich kanute das Dickicht. Sollte ich nun hinaus, sollte rufen und sagen: 'Anton! Anton! Dein eigener Vater und noch vier andere unschuldige Männer werden um Deinetwillen in den Tod geführt?‘ sollte ich den eigenen Geliebten mir für immer entreißeu lassen? oder sollte ich schweigen? — Würden die Schüsse, die den Fünfen in die Herzen drangen, nicht Zeit meines Lebens mir das Gewissen zerrissen haben? Und wer weiß, ob Anton mir jemals ein Leben gedankt hätte, das er um solchen Preis erkauft. —

„Und ich sah die Männer dahin führen, hörte das Jammern der Angehörigen, das laute Verdammen Desjenigen, der durch seinen, wie es hieß, unzeitigen Kampf, solch Leid über das Dorf gebracht. —

„Noch wußte ich immer nicht, was ich zu thun habe, was hier das Rechte sey! — Ich konnt's nicht lassen, ich mußte mit hinaus und den Gefangenen folgen, wie es fast bereits das halbe Dorf gethan. Man war auf der Grenzmark angekommen; dort wo der Weg sich senkt und der Wald beginnt. Hier stand der Zug — und da war's, wo plötzlich ein Mann aus dem Walde trat — langsam, ruhig, fest. — Es war Anton! Er hatte von der Försterin, in deren Haus er, vom Hunger getrieben, sich gewagt hatte, erfahren, was seinen Vater und den vier Andern bedrohe. Und keinen Augenblick sich besinnend, keinen Augenblick zaudernd, was zu thun sey, war er aufgebrochen und kam nun — und trat dem Offizier, der die Gefangenen führte, fest und männlich entgegen.

„'Sie suchen mich,' sagte er; 'hätte ich ahnen können, daß man Unschuldige, statt meiner, ergreifen würde, ich würde früher gekommen seyn. Was ich gethau, habe ich in ehrlichem, offenen Kampfe gethan! Doch ein preußischer Soldat weiß zu sterben. Lassen Sie den Unschuldigen die Fesseln abnehmen!'

„Der Feind selbst stand einen Augenblick erstaunt ob solcher That; unwillkürlich winkte er, die Gefangenen frei zu lassen. Und als er sah, wie der alte Vater den Sohn umfaßte und schrie und bat: 'Ich bin ein alter Mann; warum hast Du mich nicht für Dich sterben lassen!' fuhr's selbst ihm heiß über's Gesicht — und ich glaube, es wurde selbst ihm in diesem Augenblick die überzeugende Ahnung: was Preußen dereinst seyn werde, wenn das Volk zu den Waffen greifend, Bürger und Soldat von Einer Idee begeistert sey. Was noch erfolgt ist, weiß ich nicht. Später vernahm ich, daß ich in Ohnmacht gefallen sey, als man ihn allein abgeführt habe. Als ich endlich aus dem Todesschlaf erwachte, fand ich mich mit der Mutter allein, am Waldsaum sitzend. Alle Uebrigen hatten uns verlassen. Jeder hatte ja mit seinem eigenen Schmerz, seiner Freude, seinem eigenen Schicksal zu thun. Mehrere waren dem Gefangenen noch eine Strecke gefolgt; Andere waren mit den glücklich Erretteten nach Hause gezogen. Antons Vater hatte nicht vermocht zu folgen; man hatte den alten, sonst noch so kräftig starken Mann heimfahren müssen. Der tiefe Schmerz hatte ihn betäubt, seine Gedanken hatten begonnen sich zu verwirren. Er mußte nach Hause. So war ich also, wie gesagt, allein geblieben. Als jedoch meine Sinne ihre alte Kraft wieder erlangt hatten, als ich klar zu denken vermochte, was ich erlebt, was geschehen sey und noch geschehen werde — da, hielt es mich nicht länger. Ich mußte fort! Und mochte die Mutter weinen und mich mit ihren Armen umstricken; ich machte sanft mich los; ich übergab sie einigen jetzt zurückkehrenden Frauen und lief den Weg entlang, den Weg, den Anton vor Kurzem erst gemacht hatte. Was ich wollte, was ich zu thun gedachte; ich wußte es selbst nicht klar. Dies Eine nur wußte ich, daß ich ihn noch einmal sehen müsse — und, wo nicht anders, mit ihm sterben! Ich lief und lief! Was fragte ich darnach, daß mir die Füße zu schmerzen begannen; was kümmerte es mich, als sie bluteten. Ich hatte den Namen des Orts vernommen, wohin er geführt wurde, und so fragte ich nach Nichts, so hielt mich Nichts — ich strebte nur weiter und immer weiter. O, ich weiß nicht, was ich gedacht! Das aber weiß ich, daß ich plötzlich aus dem Walde tretend und den Berg hinabschauend, einen Ort vor mir sah, der, meiner Ansicht nach, das Ziel meiner Reise seyn müsse. Wie ich den Berg hinabgekommen, ist mir selbst nicht mehr erinnerlich. Als ich aber das erste Haus erreicht, als ich frage wo ich sey, o! da hätte mein Herz vor Schmerz aufschreien und verbluten mögen — denn ich höre einen andern, fremden, unbekannten Namen. In der Hast, in der Angst bin ich irre gegangen. Ich habe mein Ziel verfehlt. Allmächtiger Gott! rufe ich aus, falle auf die Kniee und hebe betend, flehend meine Hände auf. Die Leute, die mich gewahr werden, haben Mitleid mit mir; sie reichen mir einen Trunk Milch; sie hören meine Geschichte und führen mich nach dem richtigen Wege. Man wollte wohl mich zurückhalten, man meinte wohl, mein Gang, er sey vergebens — aber — aber ich mußte fort; es hielt mich Nichts. Wie von den Furien der Verzweiflung gejagt, eilte ich fort. Immer matter jedoch wurde mein Lauf, immer größer die Anstrengung, mich aufrecht zu erhalten; immer schwerer kam ich vorwärts. — Und der Abend brach ein. Der Mond ging auf. Ein kalter Wind fuhr über die Haide hin. Wie! trug derselbe mir nicht knatternde Schüsse entgegen? Hörte ich nicht bereits im Geist ein Mannesherz den letzten Todesseufzer röcheln?

„Vorwärts eilte ich; jetzt ermattet niedersinkend, jetzt mich wieder erhebend. — So muß dem Hirsch zu Muthe seyn, wenn er, stark schweißend, die Todeswunde in der Brust, nach kühlem Wasser lechzt. Jetzt aber, jetzt taucht der Thurm des Ortes auf; ich habe das Feld erreicht; das Ziel liegt vor meinen Augen. Und dort, o dort; allmächtiger Gott! dort stehen bereits Soldaten in Front; ein Mann kniet dort auf dem Hügel bereits, die Brust entblößt. Die Flinten sind angelegt; der General hält hoch zu Roß! — Alles dieses sah ich. Wie ich die kurze Strecke, bis zu jenem Punkt, noch zurückgelegt, ich weiß es nicht. Das Eine nur, dieß Eine nur weiß ich noch, daß ich plötzlich an der Brust meines Anton lag — und unaufhörlich: 'Gnade! Gnade!' schrie. — 'O, erschießt mich doch mit ihm zugleich!' Wohl befahl der General, mich von hinnen zu führen, aber ich habe ihn fest und immer fester umklammert, so daß sie mich nicht haben von ihm trennen können; wobei ich unaufhörlich geschrieen und gebeten habe: 'Gnade! Gnade! O, erschießt mich mit.' —

„Was ich noch weiter gesagt, kann ich nicht angeben — nur dies weiß ich, daß der General, der zum Glück das Deutsche verstand, zu mir kam und von meinem Flehen und meinen Bitten gerührt, befahl, den Anton frei zu geben!"

Die alte Frau hielt hier in ihrem Erzählen inne. Sie mußte tief Athem holen. Endlich sagte sie, da die eine der Enkelinnen leise, schüchtern fragte: „Und nun?" — „Was soll ich noch weiter sprechen! Das Uebrige ist bald gesagt. Genug, ich hatte mir den Geliebten errettet — und den Bräutigam zugleich erobert. Denn, daß ich es kurz mache: Antons Vater, als er hörte, was ich gethan, und wie ich ihm zugleich den Sohn erhalten habe, kam, und legte selbst des Antons Hand

in die meinige. 'Nimm ihn nur,' sprach er, 'Du hast ihn Dir redlich erworben!'

„Doch mit dem Heirathen hatte es noch gute Zeit. Das Amt war niedergebrannt; es vergingen Jahre, ehe es wieder aufgebaut werden konnte. Und als es endlich geschah, fühlte und erkannte der Vater: daß der Krieg, die schlechte Zeit bereits den größten Theil seines Vermögens verzehrt habe. Er veräußerte daher das Gut, und kaufte die Stelle, die Du jetzt, Else, mit Deinem Mann bewirthschaftest, nachdem Deine Eltern dort viele Jahre glücklich mit einander gelebt haben. Aber, wie gesagt, mit dem Heirathen ging es nicht so rasch, denn wir Beide, der Anton und ich, hielten an dem Wort, das wir uns in jener Stunde des Wiedersehens gegeben. — Preußens Befreiung wurde unser Losungswort. Anno Dreizehn ist der Anton als Freiwilliger mit in den Krieg gezogen. Er war bei den Lützowern, und hat den Körner und den Friesen persönlich gekannt. Die Lieder des Ersteren und die des herrlichen Max von Schenkendorf wußte er auswendig — und er hat sie mir, nachdem Preußen frei und wir ein Paar geworden, oftmals gesungen und hergesagt.

„Es war, wie gesagt, eine große, mächtige Zeit — und auch wir Mädchen und Frauen fühlten uns . . . .

„Doch es ist spät geworden. Das Nestküken ist bereits eingeschlafen — und ihr Andern sehnt Euch auch nach Ruh. Geh' Du nur heim, Else, mit den Kindern; die Marinka aber, das arme, verwundete Reh, laß mir nur hier für diese Nacht, oder deren vielleicht mehr. Die muß ich in meiner Nähe haben, damit sie Euch nicht von hinnen läuft — oder sich still verblutet. — Komm, Kind!"

Und die alte Frau nahm das schwarzäugige Gazellenmädchen in den Arm, indeß die Andern schweigend Abschied nahmen, und führte es sanft, liebevoll in ihr Kämmerlein.

Hier angekommen, sagte sie: „So, nun ruh' Dich aus!

'Und wenn Du was zu weinen hast:
Komm' wieder an mein Herz!'

Heißt's nicht so im Liede?" setzte sie milde, ein wenig lächelnd hinzu.

Und Marinka schlang den Arm um den Nacken der alten Frau und sagte, die schwarzen, dunklen Locken schüttelnd: „Lohn' Deine Liebe Dir Gott, Mütterchen. Deine Gschichte wird mich ruhig machen."

„Oder ein Traum!" sprach die alte Frau und ging zur Thür hinaus.

* * *

Und nun laßt uns einige Zeit überschlagen und auf den Flügeln des Gedankens hinüber eilen nach B . . . ., dem berühmten Badeorte, wo man selbst im Herbst und Winter der Gäste viel trifft. Dort kommen soeben auf der Promenade zwei alte Jugendfreunde zusammen. Es ist der Vater des Geliebten der Marinka und ein Hauptmann, der aber längst seinen Abschied genommen, nachdem er einen reichen Schwer beerbt hatte. Beide waren gekommen, weniger um sich zu erholen und zu zerstreuen, als um Dies oder Jenes zu vergessen. Und nun wissen wir ja Alle, daß bei keiner Gelegenheit das Herz sich leichter öffnet, als bei dem unvermutheten Wiedersehen eines geliebten Jugendfreundes, von dem das Schicksal uns viele Jahre fern gehalten hat. In solchen Stunden öffnen sich die Schleusen der Erinnerung; die Gegenwart wird von allen Seiten beleuchtet — und Frag' und Antwort kreuzen sich, als sollte keine Falte des Herzens ungeöffnet bleiben.

So saßen denn auch bald diese beiden alten Jugendbekannten traulich beisammen. Sie hatten sich seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Ihre Lebenswege waren weit aus einander gegangen, nachdem sie früher manchen frohen, tollen Jugendstreich mit einander ausgeübt. Da hieß es denn: „Wie geht's? Hast Du Weib und Kinder?" Und bei dieser Frage ging den beiden Männern ein Schatten über das Gesicht; und der Hauptmann, das gefüllte Glas niedersetzend, sagte rasch: „Nein! nein! — Doch ich wollt', ich könnte sagen: Ja, ich habe Weib und Kind!" während der Andere, Emils Vater (Emil hieß der Marinka Geliebter), langsam entgegnete: „Und wenn es wäre — wer weiß, ob Du nicht auch, wie ich, jetzt seufzen müßtest über die Schmerzen, die Dir Dein Kind bereitet? Es ist nun einmal so der Lauf der Welt: Je älter die Söhne, je mehr der Sorgen!" —

Und als der Freund ihn ansah, und eine Fortsetzung der Rede erwartete, sagte er: „Meine Frau ist seit Jahren todt — und so kannst Du denken, daß der Junge, der Emil, mein Alles ist. Kann Dir sagen, Bruderherz: es ist ein tüchtiger Bursche; aber ein Trotzkopf. — Ist Dir dort bei uns so ein Wettermädel, eine Dirne, die wenn man will, nicht Vater noch Mutter hat, die aber —

„Hübsch ist," fiel der Hauptmann lachend ein. „Wenigstens findet dies der Sohn mehr, als der Vater. Ist's nicht so?"

Der Freund nickte, mußte aber doch unwillkürlich hinzusetzen: „Will's nicht in Abrede stellen, daß das Ding verteufelt hübsch, und ich es dem Jungen so eigentlich nicht verdenken kann, daß er sie gerne schaut. Aber, Wetter! muß es denn gleich bis zum Heirathen gehen? Und muß er, da ich sage: „Sei kein Narr, Bursche! Bedenk', der Sohn eines der reichsten Gutsherrn, denk' Deines Adels und dann, was jenes Mädchen ist!" muß er da, sage ich, als er sieht, daß ich nicht in diese Mesallianee zu willigen gesonnen bin, sofort auf und davon gehen?"

„Und wohin hat der Junge seinen Marsch gerichtet?" rief der Hauptmann und leerte sein Glas.

„Zum Onkel, der dem Burschen immer die Stange hielt," donnerte der Vater. „Dort sitzt er und parlamentirt und erklärt, nicht eher zu kommen, als . . . ."

„Bis er das Mädel erhält," rief der Hauptmann erregt, für den die Sache überhaupt großes Interesse zu haben schien. Gedankenvoll setzte er hinzu: „Gerad' wie ich!" Dann aber reichte er dem Freunde die Hand und sprach ernst, bewegt: „Das ist eine verteufelte Geschichte, und ich kann mir Deinen Schmerz denken, Bruderherz! Jugend hat nun einmal nicht Tugend — und was die Liebe betrifft, so sind und bleiben wir Alle — doch was schwatze ich da!" rief er, sich selbst unterbrechend und füllte sich das Glas, um es hastig zu leeren.

„Wollt', ich wäe' in meiner Jugend auch so fest gewesen, wie es jetzt Dein Junge ist; ich säße jetzt nicht so verteufelt einsam auf meinem Hause und nagte am Hungertuch der Erinnerung. War ich nicht auch ein frischer, lebensmuthiger Soldat, der mancher Dirne den Kopf verdrehte? Dachte auch, ich könne flatteen und lieben, wie und wo ich wolle, bis ich mich plötzlich bis über die Oheen verliebt fand in die Tochter eines alten polnischen Emigrirten!"

Und er stützie den Kopf auf die Hand, sinnend vor sich niederschauend, gleichsam als sehe ee das Bildniß der Geliebten noch einmal wieder auf dem Boden des Glases „gemalt auf Rheinweingoldgrund." Plötzlich jedoch fuhr er auf, stieß das Glas auf den Tisch, daß es zerspeang, und eief: „Aber ich war dennoch ein schlechier Kerl! Als es hieß, ich hätte die Erbschaft nue anzutreten, wenn ich die Adoptivtochter des Vetters zu heirathen gesonnen sei, war ich schlecht genug, das Mädchen, das mie bereits Alles geopfert hatte, heimlich zu verlassen, meinen Abschied zu nehmen — und die Erbschaft anzutreten .... O, laß mich schweigen! Ich wurde bestraft — und athmete zum ersten Mal erst wieder auf, als ich nach zwölf Jaheen einer grenzenlos unglücklichen Ehe die Frau, die ich um des Reichthums willen genommen, zu Grabe trug. — Jetzt war ich frei, — und nun stellte ich die eifrigsten Nachfoeschungen an nach Der, die ich einst so schändlich verlassen — und deren Andenken, unverloschen, als ein ewig nagender Wurm in meinem Herzen gelebt hatte. Sie hatte die Stadt verlassen, nachdem sie ein Kind, ein Mädchen, geboren. Niemand wußte, wohin sie sich gewendet. Das erfuhr ich. Jetzt bot ich Alles auf, um ihee Spur weiter verfolgen zu können. Doch vergebens. Ihr Vater war gestorben. Ich habe mich nicht wieder verheirathet, denn immer und immer hab' ich die Hoffnung gehegt, die Verloene noch zu finden. Mit Freuden würde ich mein Vermögen opfern, hätte ich wenigstens nur ihe Kind, mein Kind an meiner Seite."

Der Hauptmann schwieg — und auch der Freund mochte die Stille nicht unterbrechen. Endlich sagte Letzterer: „Es hält mich nicht länger hier im Bade; komm' mit zu mie, auf mein Gut, Dir und mie zue Zerstreuung." Doch der Hauptmann schüttelte das Haupt und sagte ernst: „In vierzehn Tagen, so Gott will, werde ich kommen; wenn anders das leise Anzeichen, das mir seit heut' von der Verlorenen geworden ist, nicht wiedee zu weiter, vielleicht nutzloser Reise Anlaß gibt. Jetzt aber, leb' wohl! Die Hoffnung in mir ist schwach — doch, ich kann nicht andees! — Leb' wohl!" Und die Hand auf die Schulter des Feeundes legend, sagte ee ernst und doch zugleich mit tiefer, inneree Herzensweichheit, der man die aufrichtige Liebe und Ueberzeugung anmerkte: „Sei Deinem Sohne nicht ein harter Vater! Ade! Auf Wiederseh'n!" Und easch, als füechte er, daß die eigene Rührung ihn übeemannen werde, eilte er zue Thür hinaus.

* * *

Wir überschlagen die genannten vierzehn Tage. Maeinka steht auf der Spitze des Berges. Es ist ein überaus klarer, sonniger Herbstabend. Die Sonne ist im Untergehen begriffen. Das Mädchen ist seit jener Zeit ernstee, stiller gewoeden; der wilde tobende Schmerz hat sich gelegt und einer milden, sinnenden Wehmuth Platz gemacht. Sie ist bei der Großmutter seit jenem Tage geblieben. Das Wort der alten Feau hat einen mächtigen Einfluß auf das junge Gemüth. Jetzt aber steht sie deoben auf dem Berge und schaut niedee zu Thal. Sie kann sie alle übersehen die Plätze, wo sie als Kind gespielt; wo sie ihn zuerst getroffen, dem sie nun ihe Herz zu eigen gegeben; die Plätze, wo sie mitsammen gesessen, zusammen Blumen gepflückt und sich Kränze gewunden. Dort am Bach fand er das erste Vergißmeinnicht, das ee ihe gab, und deüben am Waldessaum das erste Haideröslein, das sie in das Haae sich wand. Warum muß sie nur sich an dieses Alles heute so lebhaft erinnern? Sinnend steht sie. Eine Ammer läuft über den Weg, ein Völkchen Meisen schwiert zum Wald, während einzelne Goldhähnchen lustig von Ast zu Ast hüpfen und zwitschern.

Spätheebst ist's, wo die Luft besonders durchsichtig klae. Die Fenster des Schlosses schimmern im Abendsonnenglanz, wäheend das Häuschen der Großmutter bereits in Dämmeeung liegt.

Ist dieß nicht ein Bild ihres Lebens? Ee, der Geliebte, auf glänzender Höhe und sie, arm, verboegen, von Dunkelheit umgeben. Du thöricht Herz, warum kannst Du nicht vergessen? Wie schön heißt es im Liede:

Wär' ich ein wilder Falke nur,
Ich schwäng' mich auf zu Dir.
Ich würde kreisen auf Waldesflur,
In zackigem Felsrevier.
Und schlüg' ich an Dein Fensterlein
Bei hellem Morgenroth — —
Dann käm' der Graf, der Vater Dein —
Und schöße, schöß' mich todt.

In diesem Augenblicke schreitet ein ältlicher Herr den Berg hinan; es ist dee Hauptmann. Er hat den Wagen drunten am Walde den Fahrweg vorauf geschickt, und hat den Fußsteig gewählt, um so früher das Schloß des Frenndes zu erreichen. Er sieht das Mädchen und bleibt beteoffen stehen. Ein tiefer Schmerz, eine unendliche Freude ziehi duech seine Seele; der ganze Mensch ist durch und duech erschüttert. Er muß stehen bleiben, er kann den Fuß nicht rühren. Aus tiefster Brust seufzt er auf: „Mein Gott! mein Gott! welch eine Aehnlichkeit?"

Und unwillküelich, als könne es nicht anders seyn, als müsse er es thun, selbst auf die Gefahr hin, daß der Name den Zaubee und das Bild zerstören werde, und ihn in eine öde Wirklichkeit zueückfüheen, ruft ee laut: „Marinka!"

Aber der Name zerstörte nicht, wie er gefürchtet, den Zauberbann; die, die er rief, hieß ja auch Maeinka. Und war es auch nicht die einstige Jugendgeliebte, nicht die, die er nie veegessen, so war es doch ihr Ebenbild; ihe gleich wie aus dem Rahmen geschnitten.

Marinka hatte den Ankommenden, in Träume versunken, nicht bemerkt; bei dem Rufen ihres Namens erschrack sie, schaute sich um und sah nun einem fremden Mann sich gegenübee, der, wie sie selbst, vor Eeregung und sichtbaeer Verle-

genheit nicht sogleich wieder zu sprechen vermochte. Endlich sagte der Hauptmann, mühsam, sichtbar nach Fassung ringend: „Verzeihung! wenn ich Sie erschreckt! Aber diese Aehnlichkeit! — Und Sie heißen wirklich auch Marinka, wie Ihre Mutter?"

Die Angeredete wurde verlegen, sie zitterte, Purpurgluth überdeckte ihr Gesicht, leise sprach sie: „Ich weiß es nicht; ich habe meine Mutter früh verloren!"

Der Hauptmann war näher gekommen, er hatte des Mädchens Hand erfaßt; flehend, bittend rief er: „O, sagen Sie mir, was Sie von Ihrer Mutter wissen! Seit vielen, vielen Jahren suche ich nach einer Verlorenen. Vor Kurzem stieg mir eine neue Hoffnung auf, ich eilte nach dem Gebirge, wo sie zuletzt mit ihrem Kinde gesehen worden ist — aber auch dort ging mir ihre Spur wieder verloren."

Marinka hatte athemlos der Worte gelauscht; zitternd fragte sie nach dem Namen des Gebirges — und als sie ihn gehört, rief sie, rasch des Fremden Hand erfassend und ihn vorwärts ziehend: „O, kommen Sie, kommen Sie hinab, zur Mutter, zur Großmutter. Sie müssen uns sagen, wen Sie gesucht!" Sie konnte vor tiefer innerer Erregung nicht weiter sprechen. Sie zog den Hauptmann mit sich fort; sie führte ihn in Hast zur Großmutter und rief, eintretend, derselben zu: „Erzählet noch einmal, was Ihr von mir wißt, wie Ihr mich gefunden!"

Und als der erste Schreck, die erste Wirrniß des Her- und Hinfragens vorüber war, als der Hauptmann Alles vernommen, was er zu wissen gewünscht, wurde der Mantel gebracht, in welchem Marinka war gefunden worden; wurde das Kreuz geholt, das sie am blauen Bande, am Halse getragen hatte. Der Hauptmann erkannte das Kreuz, den Mantel. Letzteren hatte die Mutter Marinka's einst getragen und das Kreuz war ein Geschenk des Hauptmanns an die Geliebte. Dazu die unumstößliche Aehnlichkeit. Es blieb kein Zweifel — ein Vater hatte sein Kind gefunden.

Wie glücklich waren Beide!

Aber der Hauptmann führte sein Kind nicht sogleich mit sich fort auf das Schloß hinauf. Er hieß die Marinka vielmehr noch bei dem alten guten Mütterlein bleiben. Ja, er bat vielmehr, noch Alles geheim zu halten bis morgen — dann, dann wollte er sein Glück kund machen und seiner Freude die Krone aufsetzen.

Mit diesen Worten schied er und begab sich nach dem Schloß des Freundes. —

Andern Tages, als die Sonne hoch am Himmel stand, fuhr ein Wagen vor das Schloß. Emil, der Sohn des Gutsherrn, stieg aus. Der Vater trat dem Ankommenden ernst, gemessen, doch nicht unfreundlich entgegen. Er hatte bereits von dem Hauptmann das Kommen des Sohnes erfahren. Hatte dieser doch das Wiedersehen veranlaßt; im Herzen die Hoffnung hegend, daß ein Beisammensein auch Vater und Sohn wieder näher an einander bringen werde, Einer in des Andern Wünsche sich fügend.

Seit gestern freilich, wo der Hauptmann die Marinka gefunden, waren seine Pläne und Ideen andere geworden, als er sich diese vorher erdacht und im Geist zurecht gelegt hatte. Jetzt freute es ihn doppelt, dieß Wiedersehen veranlaßt zu haben, da er in Emil einen so tüchtigen, festen jungen Mann fand. Nun beschloß er rasch zu handeln und das Glück zweier Herzen zu befördern.

Und als Vater und Sohn bald darauf plaudernd in der Fensternische standen, ging die Thür auf und der Hauptmann, mit Marinka am Arm, trat feierlich ernst und doch auch zugleich herzinnig glücklich, ein. Marinka war in ihrer lieblichen, schämigen Verwirrung unbeschreiblich schön, bezaubernd.

Der Hauptmann hatte sie bei der Hand erfaßt; und sie zu dem Freunde und seinem Sohne führend, sprach er, ein wenig schalkhaft lächelnd: „Ich bringe Euch hier meine Tochter, die Tochter meiner unvergessenen Marinka, die ich so lange gesucht und nun gefunden habe. Und Du, Freund, bist Du jetzt geneigt, in die Verbindung dieser meiner einzigen Tochter, die ich vor der Welt und dem Gesetz freudig als die meinige anerkenne, mit Deinem Sohne zu willigen? — Und Du, Emil?" wandte er sich an diesen.

Doch der, der hatte zu einer Antwort nicht Zeit, der war bereits zu seiner Marinka getreten und zog sie nun zu dem Vater, wo er mit ihr niederknieend rief: „O, gib uns Deinen Segen!"

* * *

Sollen wir noch weiter erzählen? — Drei Jahre sind seit dem Erzählten vergangen, Emil ist mit seiner jungen Frau längst nach dem Gute des Hauptmanns gezogen, das er seiner geliebten Tochter als Heirathsgut übergeben. Das junge Paar ist überglücklich — und der Vater der Marinka mit ihnen.

Jetzt aber sind die jungen Leute heimgekommen zum Besuch, denn Marinka wiegt ein herzig Büblein auf ihrem Schooß, das sie doch dem Vater ihres Gatten zeigen muß, wenn sie auch sonst demselben im Herzen nicht so zugethan ist, als sie es vielleicht seyn sollte. Sie vermag es nicht, die noch immer in ihr wohnende Scheu vor ihm ganz zu unterdrücken. Es will ihr immer bedünken, als habe er nur mit innerem Widerstreben in ihre Verbindung mit dem Sohne gewilligt.

Genug, Marinka kommt, um ihm den Enkel zu zeigen, zumal er nicht zur Taufe des kleinen Weltbürgers zu kommen vermocht hatte. — Sie hat's gethan! — Jetzt aber, jetzt ihr Büblein auf dem Arm, läuft und trippelt sie durch den Schloßgarten hindurch, die Wiese entlang, nach jenem Häuschen, wo noch immer eine alte Frau, ein herzliebes altes Mütterchen wohnt. Der muß und will sie ihr Büblein zeigen, der muß sie sagen und verkünden, wie sie so unendlich glücklich ist! Und als sie nun kommt und die alte Frau das Kind, ihr Kind, auf dem Arme hält und die Augen der Großmutter freudig, glänzend auf ihr ruhen — da muß sie, die junge schöne Frau, sich an die alte lehnen, muß ihre Arme um deren Nacken schlingen und sagen: „O, Du liebe, liebe gute Großmutter; möchte mir Gott einst ein so stilles, zufriedenes Alter, wie das Deinige ist, geben. — Und wenn Trübsale kommen, will ich an

Dich denken, an Deiner einst von Dir empfangenen Liebe und Güte mich aufrichten."

So standen sie und die Abendsonne, die durch die Scheiben schaute, umgoldete ihre Häupter, während der Knabe, freudig lächelnd, mit seinen Aermchen zur jungen Mutter langte.

Ein Abenteuer in Rhodus.

Aus den Erinnerungen eines alten Weltwanderers.

Vor vielen Jahren schon war mir das Loos beschieden, die Insel Rhodus zu besuchen. Warum gerade ich zu diesem Auftrage ausersehen wurde, wüßte ich zur Stunde selber nicht anzugeben, allein es war sozusagen von jeher mein Loos, daß alle unangenehmen und gefährlichen Kommissionen an mich kamen, und daß mir mein Butterbrod immer mit der beschmierten Seite auf den Boden fiel. Beiläufig muß ich jedoch bemerken, daß der Zeitpunkt, von dem ich rede, um mehr als fünfzig Jahre hinter uns liegt, daß ich damals, um der Konscription zu entgehen, welche mich unfehlbar in die Reihen der „großen Armee des kleinen Korporals" geführt haben würde, nach England entwichen war, und daß es damals selbst in dem großen London an sprachkundigen Individuen fehlte, denen man eine kaufmännische Geschäftsreise nach dem Süden von Europa hätte anvertrauen können.

Ich war damals Commis in einem bedeutenden Handlungshause, Dixon und Myers, in Crutched Friars. Myers, der jüngere Geschäftstheilhaber, war der Sohn eines deutschen Bäckers Christoph Mayer, der in den Siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach England eingewandert war, und sich ein bedeutendes Vermögen verdient hatte. Dieser Christoph Mayer nun, der seinen Namen in Myers verwandelt hatte, war der leibhaftige Vetter meiner Großmutter und hatte selbst im frostigen nebeligen England sich noch immer ein gutes deutsches Herz bewahrt, welches er lebenslang dadurch bethätigte, daß er alljährlich namhafte Summen in sein heimathliches Städtchen am Neckar sandte, um dürftige Verwandte zu unterstützen, für deren Kinder das Lehrgeld zu bezahlen, die Kirche restauriren zu lassen, eine neue Orgel darin zu stiften und eine andere Stiftung zu machen, aus deren Ertrag die Schulkinder des Städtchen alljährlich am Maitage oder Kinderfeste bewirthet und beschenkt werden sollten; — in Pappelweiler achtete man nächst dem lieben Gott und dem Amtmann niemanden so hoch, wie den „Herrn Vetter" in England, den Christoph Mayer, dessen Adresse nur allein der Stadtpfarrer und der Bürgermeister hatten. War es da zu verwundern, daß in den damaligen kriegsläufigen Zeiten meine gute Großmutter an den Herrn Vetter in England dachte, um mir eventuell ein Plätzchen zu sichern, damit ich nicht unter den französischen Adlern mit nach Spanien marschiren müsse, wo damals viele meiner Landsleute unter den Kugeln der Guerillas verbluteten? Herr Christopher Myers, der schon manchem jungen Pfälzer fortgeholfen hatte, und keinen Menschen bitterer haßte als den Bonaparte, nahm daher die schriftliche Fürbitte meiner Großmutter für mich sehr wohlwollend auf; und da sie einen ganz besonderen Nachdruck darauf gelegt hatte, daß meine Eltern mich zum Kaufmann bestimmt und in die lateinische Schule geschickt hätten, wo ich unter dem Herrn Konrektor Hagen sieben Preise bekommen und mich in der französischen, italienischen und englischen Sprache schriftlich und mündlich ausdrücken könne, auch die italienische Buchhaltung erlernt und bei Jakob Nathanael Krapp und Söhne drei Jahre „incipiret" habe und nun als Kaufmannsdiener freigesprochen sey, so schien der Herr Vetter in England einigermaßen überzeugt, daß England mir Chancen für mein Fortkommen bieten müsse. Eines Tages kam ein Briefpaket von einem Handelshaus in Mannheim an meine Eltern, welches ein rundes Sümmchen Geld und einen Brief vom Herrn Vetter in England enthielt, des lakonischen Inhalts etwa: „Schickt mir nur den Jungen; ich will sehen, was aus ihm zu machen ist; das beiliegende ist sein Reisegeld, und die Adressen auf dem Zettel sind seine Reiseruthe," wie der Herr Vetter in seiner orthographischen Naivetät schrieb. Ach, das war ein Tag der Freude in unserem Hause! lebenslang will ich ihn nicht vergessen. Wie meine Eltern mit Freudenthränen umhergingen und bald mich, bald die Großmutter umarmten, und wie nun beschlossen ward, die Abreise schnellstens zu betreiben und möglichst geheim zu halten, damit man mich nicht vor der Zeit zu den Soldaten hole. Es ward nun in dem ganzen Städtchen verbreitet, Amtsfeldmesser Ried's August gehe nach Frankfurt, um bei dem Lederhändler Klustus als Ladendiener in Condition zu treten, und zu gehöriger Zeit, als ich, umgeben von Eltern, Geschwistern, Verwandten und Freunden, in die Postkarriole stieg, übergaben mir noch alle Schuhmacher und Gerber des Städtchens Kommissionen an die Firma Johann Reinhard Klustus. Ich bestellte alles treulich, denn diese Firma war die erste, welche auf meiner Marschroute genannt war, und die freundliche Aufnahme, die mir in dem alten Hause in der Döngesgasse zu Theil ward, die liebreichen und fürsorglichen Rathschläge, welche mir der alte Herr Klustus und sein Buchhalter Brötter, ein Landsmann, ertheilten, gingen an dem achtzehnjährigen Jungen, der einer vermeintlich großen Zukunft entgegenreiste, nicht verloren, und erfüllten mich mit bedeutendem Muthe. Es würde jedoch zu weit führen, wenn ich meine Reise über Köln, Nymwegen und Rotterdam nach Hull und von da nach London ausführlich erzählen wollte; — es genüge daher zu sagen, daß ich mit guten Pässen und Empfehlungen wohlbehalten und ungefährdet von Werbern und militärischen Behörden Rotterdam erreichte und von da nach England kam, und daß ich eines Abends ganz betäubt und bestäubt an dem hübschen Hause anpochte, welches der Herr Vetter in Pallmall bewohnte. Der große Luxus, der mich hierumgab, hatte mich beinahe wortlos gemacht, und mein Respekt für den Herrn Vetter überstieg alle Grenzen, als ich meinen Namen nannte und den Brief der Großmutter abgab, und mit bangem Herzklopfen den Erfolg abwartete. Aber das

trauliche „Grüß-Gott“ eines kleinen steinalten Männchens in feinem schwarzem Anzug mit gepudertem Haar und Zopf, welcher sich als meiner Großmutter Vetter zu erkennen gab, machte mir wieder Muth, und gab mir die Ueberzeugung, daß ich auf das Wohlwollen des alten Herrn bauen dürfe, so lange ich mich desselben werth erhalte, wenn gleich dasselbe sich nicht sehr einnehmend, sondern eher in einer barschen, herrischen Weise äußerte. Nachdem mich der alte Herr genügend nach allen meinen Familienverhältnissen und denjenigen von halb Pappelweiler ausgefragt, empfahl er mich der Fürsorge eines alten Dieners, welcher mir eine reichliche Mahlzeit vorsetzte und ein Stübchen unter dem Dache anwies. Am andern Mittag führte mich derselbe Diener durch die menschenvollen Hauptstraßen nach der City in das dunkle weitschichtige Geschäftslokal von Dixon und Myers, wo mehr als ein Dutzend Commis in lauter kleinen Verschlägen wie Kleiderschränken arbeiteten, und ich lange warten mußte, bis man mich in ein Nebenzimmer winkte, um vor einigen wohlbeleibten Herren eine Art Examen zu bestehen, denselben meine Zeugnisse und einen eigenen Brief von mir in vier Sprachen vorzulegen, worauf man mich ohne Bescheid entließ. Ich begann schon zu fürchten, daß meine Kenntnisse für unzureichend erfunden worden seyen, und kehrte sehr kleinmüthig auf einem Umwege nach Pallmall zurück, allzu sehr von dem vermeintlichen Mißerfolg in Anspruch genommen, als daß ich für all die Herrlichkeiten, die mir der Diener unterwegs zeigte, ein Auge gehabt hätte; zumal ein Gefühl der Vereinsamung und Bangigkeit in meine Seele einzog, von dem ich keine Beschreibung geben kann. Den alten Herrn Vetter sah ich den ganzen Tag nicht, sondern aß mit seiner alten Wirthschafterin und dem Diener am Tische; den folgenden Morgen jedoch übergab man mir einen Brief, worin mir die Herren Dixon und Myers die Stelle des jüngsten Commis auf ihrem Comptoir mit jährlichem Salair von 60 Guineen anbieten ließen, Aufbesserung des letztern bei entsprechenden Dienstleistungen vorbehalten; die ersten drei Monate als Probezeit, um sich gegenseitig kennen zu lernen. Ich ließ mich bei dem alten Herrn melden, um ihm zu danken; allein er lehnte denselben kalt ab. Das sey eine bloße Geschäftssache, meinte er; darein habe er sich nicht gemischt und werde sich nicht mengen; sein Sohn, dem er mich empfohlen habe, werde mich deßhalb um kein Haar schonender behandeln als einen Landsfremden, wenn ich seinen Ansprüchen nicht genüge, und ich trage mein Schicksal und meine Zukunft lediglich allein in meiner Hand. Halte ich mich gut, werde mir seine Unterstützung niemals fehlen; gerathe ich auf Abwege, so werde er mich entweder meinen Eltern zurücksenden oder seine Hand ganz von mir abziehen. In England stehe jeder Mann ganz auf sich selbst. Sechszig Guineen sey ein kleiner Anfang, kaum genügend zum Auskommen; er rathe mir, lieber den Versuch zu machen, ob ich nicht anderwärts einen größeren Lohn bekommen könne; er leihe mir dazu gern seinen Namen als Referenz. Auch sey er erbötig, meinethalben mit einem ehemaligen Dienerpaar seines Hauses zu reden, das nun in Back Alley, Wentworth Street, Whitechapel, ein Speise- und Logirhaus hielt, und das mich trotz der Theurung vielleicht für fünfzehn Schillinge per Woche in Kost und Wohnung nähme, um meinen Eltern die Beruhigung zu geben, daß ich in einem anständigen, christlichen Hause sey. — Das Ende dieser Unterredung war meine Erklärung, ich wolle es mit den Herren Dixon und Myers probiren und bei John Browns in Back Alley mich einquartieren, womit der alte Herr zufrieden schien. Noch am selben Tage meldete ich mich wieder auf dem Comptoir in Crutched Friars, bewarb mich um die angebotene Stelle, ward angenommen und aufgefordert, mich am folgenden Montag früh neun Uhr einzufinden, erhielt den damals üblichen Earnest-penny oder Draufgeld in einer goldenen Guinea, und übersiedelte nun, von dem Diener des alten Herrn Vetter geleitet, in das Logierhaus in Back Alley in Whitechapel, nachdem ich dem alten Herrn hatte versprechen müssen, jeden ersten Sonntag im Monat sein Gast zu seyn.

Mein Posten war leicht auszufüllen; er beschränkte sich anfangs auf die Bestellung von mündlichen Kommissionen und Ausgängen zu den verschiedenen Agenten und Schiffsrhedern, denn unser Haus betrieb ausgedehnte Geschäfte in Export und Import, hatte einen lebhaften Verkehr mit der Levante und mit Spanien und litt daher nicht so sehr wie die meisten anderen Geschäfte in England unter der damaligen Continentalsperre. Ich hatte von dieser Beschäftigung, so sehr sie auch meinen Neigungen anfangs widersprach und meine Erwartungen täuschte, einen großen Vortheil: sie lehrte mich Land und Leute und die Natur des britischen Handelsverkehrs überraschend schnell kennen und verhalf mir ungemein rasch zu einer solchen Vertrautheit mit der englischen Sprache, daß sich meine Bekannten wunderten, und ich, als ich nach acht Monaten auf einen andern Posten vorrückte, diese Stelle weit besser ausfüllte, als dieß der Fall gewesen wäre, wenn man mich gleich anfangs damit betraut hätte. Ich kann eben nicht sagen, daß mir mein Aufenthalt in London damals sehr gefiel. Ich fühlte mich so allein und verlassen inmitten der großen Stadt; die Stille und Frömmigkeit des kleinen Hauswesens, dem ich angehörte, lastete wie ein Alp auf meinem erregbaren Geiste, und ich mußte meine ganze Willenskraft aufbieten, um das Heimweh hinunter zu kämpfen, das mich beschlich, so oft ich an mein schönes Neckarthal dachte. Allein es gibt Ein treffliches Mittel gegen Heimweh und Wehmuth, nämlich die Arbeit, und dieser warf ich mich mit ganzer Kraft in die Arme. Eingedenk des Ausspruchs des alten Christoph Mayer, daß in England jeder nur auf sich selber stehe, faßte ich mein Ziel fest in's Auge, hier vorwärts zu kommen und meinen Eltern Ehre zu machen. Ich hatte bald erfahren, daß ich in diesem Geschäft auf keine Gunst rechnen durfte. Herr Henry W. Myers, der Sohn meines alten Gönners, schien kaum zu wissen, daß ich einen Stuhl auf seinem Comptoir einnehme; er behandelte mich gerade so kurz und herrisch wie jeden Andern, und ließ sich mit keiner Miene merken, daß er mich beachte oder beobachte; Monate lang redete er mich niemals anders an als in Geschäften, und als ich nach Jahren endlich seiner Aufmerksamkeit etwas mehr gewürdigt wurde, da gab er sich das Ansehen, als ge-

schätze dieß nur auf einem ganz natürlichen und rein geschäftlichen Wege. Und doch traf ich ihn und seine stolze Frau, eine Engländerin, jeden Monat einmal bei dem alten Herrn, wo wir an demselben Tische frühstückten und zu Mittag speisten und Thee tranken und in demselben Kirchenstuhle sonntäglich zweimal den unendlich langen Gottesdiensten beiwohnten! Er verkehrte dann mit mir so gleichgiltig artig, wie mit jedem andern Gaste seines Vaters, hielt mich aber stets in gemessenster Entfernung. Von dem patriarchalisch-traulichen Verkehre, wie er daheim in Pappelweiler im Hause meiner Lehrherren geherrscht hatte, war hier auch nicht die leiseste Spur. Ich begriff von vornherein, wiewohl nicht ohne eine gewisse Bitterkeit, daß ich für meine Brodherren wenig mehr sey als eine bezahlte Maschine. Aber Anderen erging es nicht besser, und so lernte ich mich darein ergeben.

Obwohl mir nicht entgangen war, daß ich trotz meiner Jugend es an Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Schulkenntnisse all meinen englischen Kollegen zuvorthat, so mußte ich mir doch zugestehen, daß diese Leute mir an praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten unendlich weit überlegen waren, und mein ganzer Ehrgeiz zielte nun dahin, es ihnen auch auf diesen Gebieten: Waarenkenntniß, Geschäftsroutine u. s. w., gleichzuthun. Es währte auch nicht lange, so ging ein großer Theil der auswärtigen Korrespondenz ganz allein durch meine Hand. Namentlich war dieß mit dem Briefwechsel mit unserm Agenten in Smyrna, einem Italiener, Namens Libri, der Fall. Wir standen, wie schon erwähnt, in lebhaftem Verkehr mit der Levante, und jener Libri, der als unser Agent gehörig akkreditirt war und für gewöhnlich seinen Wohnsitz in Smyrna hatte, mußte zu gewissen Jahreszeiten in unserm Interesse Reisen nach den verschiedenen griechischen Inseln und bis nach den Städten an den Dardanellen und am schwarzen Meer hinauf machen, um die Einkäufe für uns zu besorgen und die erkauften Landesprodukte von den verschiedenen Inseln und Küstenpunkten nach Smyrna zu schaffen, von wo sie nach England verschifft werden mußten. Dieses Zusammenholen der Einkäufe geschah in kleinen Küstenfahrern, von denen Libri bisweilen ein kleines Geschwader unter seinem Befehl haben mußte. Dieses Verfahren veranlaßte natürlich eine ungeheure Menge Korrespondenz, die hinwiederum in verschiedenen Sprachen geführt wurde. Libri's Schulsack war gerade kein klassisch-vollendeter, aber er hatte so lange im Orient gelebt, daß er sich alle Sprachen und Mundarten angeeignet hatte, deren er nur zu seinem vielverzweigten Verkehr bedurfte. Er sprach und schrieb Türkisch, Griechisch, Spanisch, die Lingua Franca, Französisch und sogar etwas Deutsch, aber kein Wort Englisch, und mußte daher die Korrespondenz mit unserm Hause immer in französ. Sprache führen, so ungewohnt und auffallend dieß auch seyn mochte. Zuweilen aber mengte er in seine Briefe auch für Bezeichnungen oder Begriffe, wofür ihm der entsprechende französische Ausdruck augenblicklich fehlte oder nicht einfiel, Ausdrücke in irgend einer andern ihm geläufigen Sprache, deren Orthographie er dann nur nach seinem Ohre feststellte, was das Verständniß derselben doppelt erschwerte. Auch kamen bisweilen Verwickelungen und Streitigkeiten an Ort und Stelle vor, in Folge deren er uns Urkunden, Zeugnisse oder Originalfakturen der dortigen eingebornen Kaufleute, Schiffer und Händler zuschicken mußte. Da wir nun in unserm Geschäfte Niemand hatten, welcher solche Schriftstücke lesen konnte, so mußten wir daher in derartigen, allerdings seltenen Fällen unsere Zuflucht zu den Diensten eines alten Armeniers nehmen, den wir Jahu nannten, obwohl er begreiflicherweise anders hieß; er war ein Wechselmäkler in der City, und ein sehr rechtschaffener Mann, dessen Beihilfe unserm Hause seit vielen Jahren sehr werthvoll gewesen war.

Da ich nun, Dank der Fürsorge meiner Eltern, unter dem alten Korrektor Hagen, gut Lateinisch und etwas Griechisch gelernt und auch den Unterricht in den neueren Sprachen genossen hatte, so war ich bald im Stande, auch ohne des Armeniers Beistand manche solche Schriftstücke und Urkunden zu lesen. Seit dem dritten Jahre meiner Kondition bei den Herren Dixon und Myers aber war es auch meine Obliegenheit, mich mit Libri's nichts weniger als deutlicher Handschrift und Orthographie vertraut zu machen. Noch erinnere ich mich deutlich des Angstschweißes, den es mir auspreßte, als meine Geschicklichkeit hierin zum ersten Mal auf die Probe gestellt wurde. Seine Handschrift war ein ganz abscheuliches Gekritzel, das auf den ersten Blick gar nicht lesbar erschien; ohne die gebrochene Zeile am Anfang des Briefs hätte man unmöglich entscheiden können, was der Kopf und was der Schweif des Schreibens sey. In der ersten Viertelstunde verzweifelte ich an jeder Menschenmöglichkeit, diese Krakelfüße zu entziffern. Mit der unsäglichen Bitterkeit über meine hilflose Unkenntniß paarte sich nach das peinliche Bewußtseyn, die Augen meiner neidischen Kollegen schadenfroh auf mich geheftet zu sehen, weil ihnen gar nichts lieber gewesen wäre, als mich mit meinen angeblichen Sprachkenntnissen auf dem fahlen Roß zu ertappen. Allein die Noth gab mir Muth, Scharfsinn und jene Beharrlichkeit, die alle Schwierigkeiten überwindet, und so gelang es mir nach namenloser Mühe, den Brief zu entziffern und so zu beantworten, daß ich mich meiner Aufgabe gewachsen zeigte. Und weil denn Uebung den Meister macht, so war ich bald der Einzige auf dem ganzen Comptoir, welcher Libri's Briefe lesen konnte, und bald ging der größte Theil der auswärtigen Correspondenz lediglich durch meine Hand. Ich erwarb mir dadurch das Zutrauen meiner Prinzipale und ward als eines höhern vertrauten Postens würdig anerkannt. So ging denn bald alles im richtigen Geleise; mein Gehalt und Ansehen im Hause stieg von Jahr zu Jahr und ich dachte schon daran, mir ein eigenes Häuschen zu miethen und ein Weibchen zu wählen, als mein ruhiges maschinenmäßiges Leben plötzlich gestört ward.

An einem schönen Sommermorgen — es ist mir noch so deutlich gegenwärtig, als ob es erst gestern gewesen wäre — hatte ich kaum das Comptoir der Firma betreten, als ich in Herrn Myers' Zimmer beschieden wurde. Ich ahnte sogleich ein außerordentliches Ereigniß, das unsern ältesten Prinzipal so frühe in die City geführt hatte. Ich wußte überdem, daß unsere Geschäfte in der Levante nicht gut standen; wir hatten in

jüngster Zeit eine Menge von kauderwelschen Briefen von levantinischen Firmen erhalten, an deren Entzifferung unser alter Armenier sogar bisweilen verzweifelt war; dieser hatte mir nur gelegenheitlich Winke von dem gegeben, was er selbst aus den Briefen erschnappt, und ich fühlte, daß ich nicht befugt war, weitere Erkundigungen anzustellen. Ich hatte nur mit Libri's Briefen zu thun, die mir ganz beruhigend erschienen. So konnte ich denn nur ungefähre vage Schlüsse thun, war aber über den eigentlichen Stand unserer Geschäfte ziemlich im Dunkeln.

Ich will die Einzelnheiten jener Unterredung mit den Prinzipalen hier nicht aufführen; es genüge zu sagen, daß unser Haus einigermaßen besorgt geworden war wegen verschiedener scheinbaren Widersprüche in Libri's Briefen, die auch durch spätere Erkundigungen oder schriftliche Erörterungen nicht aufgeklärt worden waren, und durch die eingesandten Original-Fakturen und Korrespondenzen unserer levantinischen Geschäftsfreunde nur eher noch mehr verwickelt worden waren. Namentlich handelte es um verschiedene Ansprüche, die wegen Zöllen, Versicherungs-Prämien und andern Spesen an unser Haus gemacht wurden, und um eine ganze Schiffsladung Knoppern oder Eichelkappen, welche von Adaliah an der karamanischen Küste nach Bourlah hätte gebracht und von da nach England verschifft werden sollen, und die gänzlich verschollen war. Bei dem heutigen geregelten Seeverkehr können solche Dinge nicht mehr vorkommen, aber in damaliger Zeit und unter der Herrschaft des Türkensäbels waren sie nicht unmöglich, aber im höchsten Grade unangenehm. Die ganze Ladung war schon verkauft, und ihr Ausbleiben höchst widerwärtig, da der Käufer fortwährend ungeduldig mahnte und mit einer Klage auf Schadenersatz drohte. Unser Haus war in einer großen Verlegenheit; ein Theil des geschäftlichen Kredits in Frage gestellt. Manchmal schon hatten wir bei Fahrlässigkeiten ein Auge zugedrückt und uns den Umständen anbequemt oder für richtig angenommen, was wir nicht verstehen konnten. Aber der jetzige Fall war ein allzu auffallender und stellte die Zuverlässigkeit unsers Hauses sowie diejenige von unserm Agenten in Frage. Man mußte ihn also genauer untersuchen. Die Korrespondenz darüber schien die Sache nur noch verwickelter zu machen, die Konfusion zu vermehren; irgend Jemand mußte sich persönlich in's Mittel schlagen, die Individuen einander Aug' in Auge gegenüber stellen und die strengste Untersuchung und Nachforschung einleiten. Und jener Jemand sollte meine Wenigkeit seyn.

„Sie sind zwar jung," sagte Herr Dixon zu mir, „aber Sie besitzen unser Vertrauen. Sie sind mit Libri's Darstellungen der Sache vertraut und werden mit Hilfe eines Dragoman an Ort und Stelle im Stande seyn, sich mit allen betreffenden Parteien in's Benehmen zu setzen. Wir werden Sie mit unbedingter Vollmacht, für uns und unser Interesse nach bestem Wissen und Gewissen zu handeln, absenden und wir sind überzeugt, daß wir nur in unserm eigenen Interesse so handeln und daß Sie unser Vertrauen rechtfertigen werden."

Dieß war sehr schmeichelhaft und ich freute mich, einen solchen Beweis von der Achtung zu erhalten, in welcher ich bei meinen Vorgesetzten stand; aber die Sache kam mir trotzdem unerwartet und überwältigend. Ein schönes Barkschiff, welches unser Haus befrachtet hatte, sollte in 10—12 Tagen nach Smyrna absegeln und mich mitnehmen; dieß gab mir Zeit genug, mein Bündel zu schnüren. Ich schrieb einen zärtlichen Brief an meine Eltern, sagte meiner freundlichen Wirthin Lebewohl und fuhr zur anberaumten Stunde in einer Miethkutsche nach den London-Docks hinunter, um an Bord zu gehen und meine Reise anzutreten.

Diese war für mich und die damalige Zeit interessant genug, aber ich will mich auf die Beschreibung und den geschäftlichen Zweck derselben nicht einlassen, sondern nur in Kürze bemerken, daß ich die erforderlichen Nachforschungen zu einem befriedigenden Ergebniß führte, daß Signor Libri aus der Untersuchung in der Hauptsache ganz makellos hervorging und nur der Vorwurf einer kleinen Indiscretion ihn betraf, und daß unser Haus überdem gar keinen oder nur einen höchst unbedeutenden Verlust erlitt.

Ich muß jedoch zu besserm Verständniß des spätern hier erwähnen, daß ich im Verlauf meiner Nachforschungen mich genöthigt gesehen, Mitylene und einige andere der griechischen Inseln zu besuchen und mich dann nach einem gewissen Punkte der karamanischen Küste zu begeben, welcher damals als ein Lagerplatz sehr viel besucht war. Dieß konnte damals größtentheils nur in kleinen einheimischen Booten unter manchem Ungemach geschehen, und ich wünschte mir daher aufrichtig Glück dazu, als mir ein günstiger Zufall eine Gelegenheit eröffnete, in einem behaglichen, gut ausgerüsteten Schooner die Fahrt bis nach Rhodus hinab zu machen. Derselbe war von einem Kapitän befehligt, der mir als tüchtiger Seemann und umgänglicher Bursche schon von London her wohl bekannt war, so daß wir beide uns über dieses unerwartete Wiedersehen in der Levante freuten und ich mich glücklich schätzte, die Fahrt unter seiner Obhut zu machen. Die Kapitäne der Kauffahrteischiffe waren zu jener Zeit (und sind es vielleicht stellenweise noch heutzutage) ein ziemlich ungehobeltes Völkchen, und ich hatte schon mancherlei haarsträubende Dinge über ihre Brutalität und ihre Streiche zur See gehört. Aber Kapitän Wharfinger war ein Mann von Verstand und Mäßigung, der sich nie von den Umständen so weit hinreißen ließ, sich selber zu vergessen. Er benahm sich an Bord der 'Mary Jane' ebenso maßvoll, wie in einem Kaffeehause in Cornhill.

Die Umstände waren auf jener speciellen Fahrt in der That auch so geartet, daß er an sich halten mußte, selbst wenn er Lust gehabt hätte, einmal über die Schnur zu hauen. Ich war nämlich nicht der einzige Passagier an Bord, sondern hatte mich kaum zehn Minuten auf dem Verdeck ergangen, als ich Spuren wahrnahm, daß das große civilisirende Element unter uns vertreten war, was mir eine willkommene Ueberraschung bereitete. Unter einem Schutzdach auf dem Verdeck erspähte ich nämlich einen Stuhl und auf demselben einen hübschen, kleinen, ganz neuen blauen Sonnenschirm, der frisch aus einem Laden in Regent Street zu kommen schien und schwerlich meinem derben

Kapitän Wharfinger selbst gehörte, so daß ich also schließen mußte, der Schiem gehöre einem Frauenzimmer und dieses selber sey an Bord.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mädchenloos.

Roman von Marie von Grumbach.

(Schluß *).

16.

Niemand kann verlorenen Harrens Schmerzen
Einem sehnsuchtsvollen Frauenherzen
Je vergelten, niemand ihm vergüten,
Was in solchen unermeß'nen Stunden
Still der Wurm zernagt an ihren Blüthen,
Der auch nicht, um den sie es empfunden.

Lenau.

Der zweite Morgen nach jenem Orkan war angebrochen, und nur noch die Spuren, die seine Fittige hinterließen, sprachen von seinem Daseyn. Lautlose Stille herrschte über der Landschaft, der Sonne erste Strahlen küßten die Gipfel des Gebirges, und leichte rosenrothe Wölkchen schwebten über der wundervollen Szenerie, als von einem der Vorberge des Libanon zwei Männer auf einem Pferde und einem bescheidenen Eselein nach dem schon geschilderten tief eingewühlten Thale jenes Gebirgsbaches herabritten, um eine Furt zu suchen. Der eine Reiter war eine hohe Gestalt, die an schlanken edlen Körperverhältnissen mit dem Wuchse unseres unglücklichen Freundes unter der Fächerpalme wetteiferte, obgleich die Last der Jahre sie leicht gebeugt hatte. Eisgraue Locken umrahmten den klassischen Kopf, aber der lange Bart, der weit auf die Brust hinabfloß, war weiß wie Schnee; dichte Augenbraunen zogen sich in kühngeschwungenen Bogen über den dunkeln, feurigen Augen dahin, aber der Blick derselben, der gewiß vor Zeiten Blitze der Leidenschaft, des Zorns, der Rache geschleudert hatte, war jetzt ruhig und sanft wie Abendroth. Ein dunkler Talar umwallte die edle Gestalt, ein weißes turbanartig gewundenes Tuch bedeckte zur Hälfte die hohe Stirne und die Locken. Tiefer Ernst lag auf den edlen Zügen des Morgenländers, und nur bisweilen flog ein Lächeln über die feinen Lippen, wenn die Stimme eines Vogels ihn ergötzte oder die Farbenpracht einer Blume sein Auge traf. Der andere Reiter war ein syrischer Knabe, der Knechtsdienste bei dem ersten versah, in welchem wir Ruben Assar, den jüdischen Arzt, wieder erkennen, denselben, dem wir schon an der Seite der ohnmächtigen Josephine im Schooße der Familie Jedburg begegneten.

Die beiden Reiter und das weiße Windspiel, welches ihnen folgte, waren auf dem jenseitigen Ufer des Gebirgswassers hoch oben auf den Böschungen hingeritten, um eine Furt zu suchen, als plötzlich Ruben Assar's Hengst ein lautes Wiehern ausstieß, das aus einiger Entfernung erwidert wurde. Gleich darauf trabten hinter einigen Büschen, die unten am Ufer des Wildwassers wuchsen, zwei ledige aber gesattelte Pferde hervor und schauten aufmerksam zu den Ankömmlingen herüber.

„Was ist das?" rief Ruben Assar; „zwei ledige Pferde und bepackt? Sind räuberische Drusen in der Nähe, denen sie gehören, oder ist hier schon ein Raubanfall vorgekommen?"

— „Der Braune trägt Satteltaschen und Mantelsack, wie die Franken sie gewöhnlich führen, Rabbi," versetzte der Knabe, die Augen mit der Hand beschattend. „Die Thiere sind herrenlos und schleifen den Zaum nach .... Beim Unnennbaren! das zeugt von einem Unfalle!" .... Und dort, Rabbi, seht! ein rothes Tuch flattert unter den Palmen und daneben liegt ein Franke erschlagen!"

„Herr, sey uns gnädig!" murmelte der Arzt und sah sich scheu und lauernd um; „es ist so wie Du gesagt, mein Sohn; die Räuber sind heruntergestiegen von den Bergen und gefallen in eine Karawane friedlicher Pilger wie Raubthiere. Wie aber kam es, daß sie die Pferde nicht mitnahmen, die Zeugen ihres Greuels?"

Bei genauerer Erwägung dieser auffallenden Thatsache und nachdem er sich lange im Thal und auf den umgebenden Höhen umgesehen hatte, kam jedoch Ruben Assar zu der Ansicht, daß wenn der Todte dort drüben von Räubern erschlagen worden wäre, diese die Leiche vermuthlich ganz ausgeplündert und nackt liegen gelassen, auch die Waffe nicht verschmäht hätten, welche noch drüben im Boden steckte und von ihrem Gefäß das thauschwere Seidentuch herabhängen ließ. Nach vorsichtiger Erwägung aller Umstände entschloß sich Ruben Assar daher, nach der Sache zu sehen. Er hatte, weil die Gewässer des Baches bedeutend gefallen waren, bald eine Furt gefunden und dieselbe passirt, und während der Knabe Isaschar sich mühte, die mißtrauischen Pferde durch Liebkosungen heranzulocken und einzufangen, war er zu dem Orte hingeritten, wo Eduard bewußtlos lag, und hatte bald ermittelt, daß dieser nicht todt, aber sehr krank war, halb erschöpft von Aufregung, Hunger und Durst, und gequält von den Schmerzen jener fürchterlichen Krankheit, die man hitziges Gliederweh oder Rheumatismus acutus nennt. Ein Schluck Wein, den er ihm aus der Kürbisflasche an seinem Sattelknopfe einflößte, und angestrengte Bemühungen mit Reiben u. s. w. brachten den Bewußtlosen dazu, daß er die Augen aufschlug und Mitleid heischend scheu und stumm in das sanfte Antlitz des jüdischen Arztes blickte, der ihn mit einigen Worten in der Lingua Franca über seine Absichten beruhigte. Eduard vermochte nur mit unsicherer Hand auf das Taschenbuch in seiner Brusttasche zu deuten, dann zuckten seine Augen wieder und er versank zurück in jene Lethargie, welche ihn zuvor umfangen hatte.

Der jüdische Arzt aber verstand diesen Wink, holte das Taschenbuch hervor und fand den Brief an Capitän Arthur Donaldson. „Bring' die gefangenen Pferde hieher, Isaschar!" rief er dem Knaben zu, welcher keine große Mühe gehabt hatte,

*) Dem Wunsche der Verfasserin gemäß bezeugen wir, daß das literarische Pseudonym Marie von Grumbach, unter welchem wir diese talentvolle junge Dame in die Literatur einführten, unsere Schöpfung ist. Anm. d. Red.

die hungernden herrenlosen Thiere wieder in die Gefangenschaft zu locken, da sie selber nach dem Schutz des Menschen zu verlangen schienen. „Der Franke hier ist nicht todt, sondern nur schwer erkrankt, und wir wollen sogleich umkehren und ihn nach dem Schloß des englischen Effendi bringen, wo man ihn erkennen und aufnehmen wird. Kopple die beiden Pferde und Deinen Esel zusammen, und hilf mir den Mann hier auf mein Pferd heben; besteige Du dann dasselbe ebenfalls und halt ihn fest, während ich das Thier am Zügel führe!"

Gesagt, gethan! Als man den hilf- und willenlosen Kranken mühsam auf das fromme vertraute Pferd des alten jüdischen Arztes gehoben und Jsaschar, hinter Eduard auf die Kruppe gestiegen, denselben fest umfaßt hatte, bestieg Ruben Assar eines der ledigen Pferde, ergriff die Zügel seines eigenen, führte dasselbe erst durch die Furt in dem Bache, dann vorsichtig im Schritt den Berg hinan und auf den kaum erkennbaren rauhen Pfad, welcher nach dem Kaß'r oder Schlosse der englischen Familie hin sich durch die Berge zog. Wenige Stunden später hielt die kleine Karawane vor dem Thore von Jacksonshall, wo Arthur, im Nachdenken versunken, sich erging.

Nur wer aus eigener Erfahrung das unbeschreibliche Gefühl kennt, das sich eines Menschen von Gemüth bemächtigt, wenn er aus dem Krankenzimmer, wo ihm ein theures, vielleicht das theuerste Wesen, dem Tode entgegenschmachtet, in eine wunderbare schöne Naturscene tritt, wer aus Erfahrung weiß, welch' tiefe Schlagschatten das Grün jedes Baumes da in seine Seele wirft, wie der wonnige Glanz der Blumen ihn schmerzlich blendet, die Strahlen der Sonne ihn verletzen, wie eine schmerzlich ringende Dissonanz ihm die ewige Harmonie der Natur stört, Wermuth sich dem Kelche seines frommen Genusses beigesellt, und alle Gefühle und Gedanken sich lösen in eine unausgesprochene weil unaussprechliche Elegie der Seele, wird allein sich einen richtigen Begriff zu bilden im Stande sein von den Empfindungen Arthurs, mit welchen der unglückliche Jüngling bei seiner Abendpromenade sich, in trübes Nachdenken verloren, der Stelle am Eingang des Gartens näherte, wo die zerstörte gestürzte Sphynx, ein Zeugniß der verderbenden Naturkraft, am Boden lag.

Der Hufschlag der Pferde weckte den Jüngling aus seinen trüben Träumereien, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er Ruben Assar mit seinem angebeteten Freunde vor sich sah? —

„Neckt mich das Gaukelspiel eines Traumes, oder erlebe ich Wirkliches?" rief Arthur erstaunt. „Wäre es möglich, Capitän Pillner, mein Freund, mein Lebensretter, hier an diesem Orte?!"

— „Es ist wohl Wirklichkeit, Herr, denn in der Tasche des Unglücklichen fand ich diesen Brief, überschrieben an Euch!" erwiderte Ruben ernst.

„Aber, mein Gott!" rief Arthur angstvoll, und erbrach den dargebotenen Brief; „in welchem Zustande finde ich meinen Freund? sprecht, Ruben, sprecht."

„Seid ohne Sorge, Herr! es ist nur eine schwere Krankheit, Folge von übermäßiger Anstrengung, woran Euer Freund leidet; vor Allem bedarf dieser Mann hier Ruhe, Nahrung und Pflege, denn er ist halbtodt vor Erschöpfung," tröstete Ruben Assar. Arthur rief die Dienerschaft herbei und zwei Männer hoben Eduard aus dem Sattel und trugen ihn nach dem Hause, wo er durch Rubens Bemühungen bald die Besinnung zurückerhielt und erstaunt Arthur anblickte, der an seinem Divan stand und mit seinem Vater und dem Arzte den Erwachten mit ungeheuchelter, wenn auch mit schmerzgemischter Freude begrüßte, denn Arthur hatte die Zeilen seines Freundes an ihn gelesen.

Man berichtete Eduard das Nähere über die Umstände, worin man ihn gefunden hatte, und empfahl ihm die größte Ruhe an; gerührt preßte er seinem edlen Retter die Hand, der unermüdlich war, durch tausend Bemühungen der Erschöpfung und Ermattung seines Schützlings abzuhelfen, und sich dann entfernte, um sich zu Josephinen zu begeben, welche seiner Hilfe ebenfalls bedurfte.

* * *

Am folgenden Morgen erwachte Eduard und sah sich seinem Freunde allein gegenüber. Er fühlte sich besser, denn das türkische Bad, die Blutentziehungen und schweißtreibenden Mittel, welche Ruben Assar ihm verordnet, hatten ihm gut gethan. Mühsam richtete er sich auf, ergriff die Hand Arthurs mit seinen beiden Händen und sah ihn mit feuchtem Blick an.

„Arthur, mein theurer Freund," sprach er bewegt; „welch ein erstaunliches Wiederfinden! Aber leider darf ich nicht lange hier ruhen und meines Körpers pflegen, denn meine Reise hat ein ernstes wichtiges Ziel, und es treibt mich, dasselbe zu erreichen. — Ich finde den Brief nicht mehr, den ich angesichts des Todes an Sie schrieb; gelangte er bereits in Ihre Hände? kennen Sie seinen Inhalt? — ja, ich sehe, Sie kennen ihn, aber ich sehe ferner aus Ihren ernsten besorgten Blicken, daß Sie wenig Hoffnung haben, mir bei meiner Entdeckung mit Erfolg behilflich sein zu können!"

— „Sie beurtheilen mein Schweigen falsch, Eduard, denn ich kann Ihnen leicht bei Ihrem Bestreben behülflich sein," entgegnete Arthur nicht ohne große Anstrengung.

„Sie können? rief Eduard in gewaltiger Aufregung; „Sie können es wirklich? ganz gewiß?"

— „Gewiß und zuverlässig, denn die von Ihnen Gesuchte lebt unter diesem Dache, mein Freund," erwiderte Arthur ernst und mit einem schwermüthigen Lächeln.

„Josephine hier?!" stammelte Eduard; „ist es möglich, sie hier?"

— „Sie ist hier, mein Freund, als die Erzieherin meiner Schwestern, als der gute Genius des ganzen Hauses."

„Sie ist hier, und sie blieb ferne, als man mich halbtodt hieher brachte?" stammelte Eduard. „Also vorbei, Alles für mich verloren?"

— „Fräulein Tanner weiß noch nichts von Ihrer Ankunft, denn sie selbst liegt krank darnieder, jedoch nicht gefährlich, nicht hoffnungslos," sagte Arthur. „Sie brauchen sich ihretwegen nicht zu beunruhigen."

„O Josephine, Josephine! also sind wir einander so nahe? . . . „Lieber Freund, führen Sie mich zu Josephinen, ich muß sie sehen!"

— „Das ist unmöglich, lieber Eduard! das könnte in diesem Augenblicke nicht geschehen, selbst wenn Sie im Stande wären, Ihr Bett zu verlassen!" erwiderte Arthur mit einiger Verlegenheit. „Mademoiselle Josephine bedarf Schonung, denn ihr Zustand ist ein sehr ernsthafter: die Folge einer heftigen Gemüthsbewegung!"

Und um Eduard auf andere Gedanken zu bringen, erzählte Arthur mit inniger Wärme, was Josephine für ihn gethan hatte.

Pillner hörte ihn ruhig an, obschon es in seinem Innern nicht so ruhig war, denn ein wilder Argwohn schlug plötzlich in seiner Seele auf. Er ergriff die Hand seines Freundes und sagte wehmüthig:

„Arthur, ich habe bereits errathen, was Ihr Zartsinn Ihnen mir zu sagen verbot, daß nämlich ein innigeres Verhältniß zwischen Ihnen und Josephinen besteht; ich werde versuchen, mich darüber zu freuen, daß Sie sie lieben und von ihr geliebt werden, als der edlere Mann, der das Glück eines Wesens wie Josephine zu gründen vermag; aber Sie werden nicht ungroßmüthig sein, mein Freund; Sie werden mir, von dem Sie keine Nebenbuhlerschaft mehr zu befürchten haben, es nicht versagen, sie noch einmal sehen zu dürfen, sie, die ich einst mein nannte, aber im Wahnwitz von mir stieß, vor sie zu treten und ihr mein Elend und meine Reue zu zeigen, ihr zu sagen, wie ich von meinem entsetzlichen Irrthum befreit wurde — und dann für immer ihr aus den Augen zu gehen."

— „Sie irren, Eduard, denn in diesem Augenblicke kann ich mich beinahe darüber freuen, daß meine Gefühle für Josephine von ihr nie erwidert wurden," stammelte Arthur tief erschüttert.

„Josephine liebt Sie nicht?" rief Eduard und heftete seine funkelnden Augen auf Arthur, als wollte er sein ganzes Inneres durchschauen.

— „Sie hat mir nie die von mir heißersehnte Liebe gewährt, sondern mir gestanden, daß ein anderes Bild den Grund ihrer Seele erfülle, — Ihr Bild, lieber Pillner!..."

„Josephine, herrliche, göttliche Josephine!" rief Eduard mit einer Mischung von tiefem Schmerz und wonniger Freude. „Also die Liebe zu mir, der ich es nicht verdiente, lebt noch in ihrer edlen Seele! — O Arthur, mein hochherziger Arthur, vergeben Sie mir meine Wonne bei einer für Sie so schmerzlichen Thatsache!"

— „Seyen Sie glücklich, mein theurer Freund," entgegnete Arthur resignirt und erwiderte den Händedruck Eduard's.

„Kann ich Josephinen nicht sehen, sie nicht sprechen?" rief Eduard; „bitte, reden Sie, Capitän! kann ich nicht sogleich zu ihr?"

— „Das wird nicht möglich seyn," erwiderte Arthur kopfschüttelnd; „ich stattete Miß Tanner neulich einen Besuch ab, den ersten seit ihrer Krankheit, und fand sie sehr verändert. Ohne meine Schuld nahm unser Gespräch eine ungünstige Wendung und ich verließ unsere Freundin in sehr angegriffenem Zustande. Sie bedarf der höchsten Ruhe und Schonung. — Doch da kommt Ruben Assar, er kommt von ihr; befragen Sie ihn um seine Ansicht über diesen Punkt."

Der Arzt verbot auf das gemessenste jeden Besuch bei Josephinen, dessen aufregende Natur die allerschlimmsten Folgen für die Kranke haben könnte, und er rieth Eduard dringend an, sich selbst zu schonen und auf eine günstige Gelegenheit zu warten.

„Ich füge mich Eurer Verordnung, mein würdiger Freund," entgegnete Eduard; „aber um des Ewigen willen, Ruben Assar, sprecht, ist noch Hoffnung auf Rettung vorhanden?"

Der Hebräer verharrte einige Augenblicke in unheimlichem Stillschweigen, während welcher Zeit Eduard ein Bild des Jammers vor ihm lag, sein Auge unverwandt auf das Gesicht des Hebräers gerichtet. „Ein Herzensgram, ein langgenährter Kummer, dessen Natur mir zwar unbekannt ist, hat die Gesundheit des armen Kindes grausam zerrüttet, das Fieber das Leben in seinem Sitze erschüttet, aber wenn mich nicht alles täuscht, dürfen wir von Eurem Dazwischenkommen viel erwarten, mein Freund," lautete endlich die ersehnte Antwort.

Eduard sank auf den Divan zurück und bedeckte schweigend sein Gesicht mit beiden Händen, und verharrte so, bis ihm Ruben Assar die Hand zum Scheidegruße reichte mit dem wiederholten Verbot, zu seiner Patientin zu gehen, bevor er, der Arzt selbst, deren Zustand hinreichend geprüft, um beurtheilen zu können, ob sie kräftig genug sey, eine große Gemüthsbewegung gefahrlos zu bestehen.

Arthur aber blieb bis tief in die Nacht bei seinem bedauerungswürdigen Freunde, dem er nun ausführlich berichtete, was zwischen ihm und seiner einstigen Braut vorgefallen, wogegen er ihm mit bewunderungswürdiger Selbstüberwindung und großmüthiger Offenheit den Eindruck schilderte, welchen Josephine schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit ihr auf ihn gemacht, wie das Gefühl, das sie ihm eingeflößt, bei näherem Umgang sich zur glühendsten Leidenschaft gesteigert, welchen Schritt er sodann gethan, und wie sie denselben aufgenommen hatte. Arthur war edelmüthig genug, durch verschiedene Aeußerungen Josephinens über seine eigene Werbung um ihre Hand Eduard zu überzeugen, wie tief sein Bild noch in der Seele des von ihm nach Jahren des schmerzlichsten Verlustes heißer als je geliebten und angebeteten Wesens lebe, des Mädchens, das er, wie er sich zu seiner Todesqual gestehen mußte, an den Rand des Grabes gebracht hatte, und das der Tod allzu wahrscheinlich bald für immer von seinem Herzen scheiden werde. Seine ganze Gestalt schauerte bei diesem und ähnlichen Gedanken zusammen. Arthur hielt die Hand seines Freundes, und fühlte, daß der männliche Held convulsivisch zitterte, wie das welke Laub im Herbstwind, und der Jüngling verdammte sich strenge, noch gewisse egoistische Gefühle in Betreff Josephinens zu hegen, — aber ach, auch er hatte ein Herz, durchströmt von warmem Menschengefühl, vom feurigen Blute der Jugend.

Die bronzene Standuhr des Zimmers hatte bereits die dritte Morgenstunde angezeigt, als der junge Brite seinen krankhaft erregten Freund endlich verließ; er bat ihn inständig, sich zu beruhigen und seinem von den bestandenen Anstrengungen

erschöpften Körper Schlaf und Ruhe zu gönnen, ein Verlangen, das in Betracht des fiebernden Zustandes Eduard's unbillig hätte genannt werden müssen, wäre es nicht aus so gutem Herzen gekommen.

Zwei lange Wochen vergingen, und nur allmälig hatte der tieferschütterte Körper Wiedergenesung gefunden, obschon der Geist längst durch die Gewißheit von Josephinens Nähe halb gesundet und wenigstens ruhiger geworden war. Eines Morgens sprach Arthur wieder bei seinem Gaste ein, und bat um die Erlaubniß, Eduard bei dem gemeinschaftlichen Frühstück den Damen des Hauses vorstellen zu dürfen; willenlos folgte Eduard seinem Freunde nach dem Frühstückszimmer, wo sämmtliche Glieder der Familie mit Spannung seiner warteten. Lord Jedbury empfing ihn mit zuvorkommender Herzlichkeit, das gereiste Schwesternkleeblatt begrüßte mit Enthusiasmus den Freund ihres Lieblings und brannte vor Neugier, den bildschönen jungen Offizier näher kennen zu lernen und die Gründe zu erfahren, aus denen er wegen der „unbedeutenden, schwindsüchtigen Gouvernante" über Land und Meer soweit hergekommen war. —

Eduard's Blicke jedoch glitten zerstreut über alle diese Gestalten weg, die sonst seinem Humor reichlichen Stoff zu pikanten Glossen geliefert hätten; er nahm nicht wahr, wie die elegische Dichterin Alice in ihrem weißen Gewande schmachtend in einer Sophaecke hingegossen ruhte und ihren Flacon mit unnachahmlicher Grazie handhabte. Ebenso wenig schien er die nervöse Evelina zu beachten, die von der andern Sophaecke Besitz genommen hatte, geschmückt mit ihrem kanariengelben Atlaskleide, Miltons Bild auf dem spitzengezierten Busen, eine blaue Brille auf der spitzen Nase, einen rosarothen Fächer in der hagern Hand; und doch hatte sie ihm zu Liebe die strengen Regeln ihrer Tagesordnung kühn überschritten, ihm zu Liebe sich so lieblich geschmückt. Auch der Lady selbst, die langsam den Thee servirte, schenkte der Gast nach der ersten Begrüßung keine weitere Aufmerksamkeit; nur auf den beiden jungen Mädchen weilte sein Auge mit innigem Interesse, denn sie waren ja Josephinens Zöglinge, an ihnen hatte die Edle gearbeitet, sie hatte sie geliebt, das sagte ihm die helle glänzende Thräne, die bei zufälliger Nennung des theuren Namens in das Auge Felicia's trat, während es der ruhigeren Arabella nur schlecht gelang, ihre Bewegung zu verbergen. Um dieses einzigen Umstands willen hätte Eduard sie an das Herz drücken mögen. Er versuchte sofort ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, ungezwungen gingen sie darauf ein und erinnerten ihn dabei durch ihre Worte, ihre Aussprüche, ihr Benehmen überhaupt beständig an ihre liebenswürdige jugendliche Erzieherin.

Das Frühstück war beendet, als ein Diener eintrat und die Ankunft des Arztes meldete. Das Herz unseres jungen Freundes pochte krampfhaft, als er zu dem Morgenländer in das Empfangszimmer eilte, wo ihm dieser mit freundlicher Milde die Hand zum Morgengruße reichte.

„Die Sonne ging wundervoll golden hinter den heiligen Bergen auf, es wird ein schöner Tag heute werden, mein Sohn," sprach er mit bedeutsamem tröstendem Blicke auf Eduard.

— „Gott gebe es!" sagte dieser halblaut und senkte das Haupt tief auf die Brust.

„Der Herr wird es geben, denn der Herr ist gütig; glaubt es dem alten Manne, der unter den Freuden und Schmerzen von siebzig Jahren diese rettende Wahrheit fühlen und erkennen lernte."

Eduard antwortete nicht, aber er ergriff und drückte in stummem, dankbarem Einverständniß die dargebotene Hand des Israeliten. Dann einen forschenden Blick auf die Züge desselben heftend, fragte er: „Waret Ihr schon bei ihr?"

„Nein, mein Sohn, aber ich werde jetzt zu ihr gehen und sie auf Euren Besuch vorbereiten."

— „Nennt ihr meinen Namen nicht, mein ehrwürdiger Freund; mein Gesicht wird ihr minder Entsetzen einflößen, als die Nennung des kalten Namens."

„Ich werde ganz nach Eurem Wunsche handeln, junger Mann," entgegnete Ruben und begab sich zu Josephinen.

Er fand sie bereits in ihrem Lehnsessel liegend; den schlaffen Arm auf die Fensterbrüstung gestützt und den Kopf in die Hand gelegt, betrachtete sie mit stillem Entzücken den im Morgensonnengolde strahlenden Garten. Ihre langen braunen Haare floßen aufgelöst in reichen goldenen Wellen auf die Falten ihres weißen Morgengewandes herab, ihr Auge strahlte in mildem Glanze, und verklärend fiel die Morgensonne auf ihr seelenvolles Gesicht; sie erinnerte in diesem Augenblicke an ein Wesen aus einer andern bessern Welt; Ruben stand einige Augenblicke betroffen und genoß mit einer Mischung von Schmerz und Bewunderung des reizenden Anblicks; dann aber schlug Josephine bei dem Rauschen des Thürvorhangs die Augen auf und reichte lächelnd dem Arzte die Hand.

„Der Herr sey mit Euch, mein Kind! wie ging es meiner Tochter, seit ich sie nimmer gesehen?" fragte Ruben und preßte mit väterlicher Zärtlichkeit die Hand seiner Patientin.

— „Ich hatte die vergangene Nacht mehr Ruhe, mein Vater; ich konnte sogar einige Stunden schlafen und fühle jetzt mich etwas kräftiger."

Ruben fühlte seiner Kranken den Puls und fand ihre Aussage bestätigt; eine Weile sprach er in seiner schönen herzerhebenden Weise zu ihr und bewunderte mit ihr die Natur; dann aber verließ er diesen Gegenstand und fragte freundlich: „Habt Ihr heute nicht das Gefühl, als stehe Euch etwas Unerwartetes, eine große Freude bevor?"

„Keineswegs, mein Vater," versetzte Josephine wehmüthig; „es wäre ja thöricht, dieses Gefühl zu hegen."

— „Und dennoch, meine Tochter, wäre es keine Thorheit, bisweilen an das Wunderbare zu glauben; der Herr ist ein wundervoller Gott," sprach der Greis feierlich. „Ich sage Euch, mein Kind, es wartet Eurer unvorhergesehene Freude — ein Besuch aus Eurem Lande."

„Aus Deutschland, aus meiner Heimath?" rief Josephine, und Thränen traten in ihre Augen.

— „Der Sinn für die Heimath lebt also auch in dem wanderlustigen Deutschen?" sprach Ruben mehr zu sich selbst, als zu Josephinen.

„Oh gewiß, die Heimathsliebe lebt auch in uns armen Deutschen;" versetzte Josephine; „aber ich habe ja keine Freunde mehr dort, mein Vaterland ward mir längst zur Fremde! — Sprecht, Ruben, nennt mir den Namen des Unbekannten."

— „Ihr werdet denselben bald erfahren; ich frage Euch jetzt nur, mein Kind, ob Ihr Euch kräftig genug fühlt, ihn zu empfangen?"

„Ich fühle mich unaussprechlich kräftig," entgegnete sie lächelnd; „aber sprecht, Ruben Assar, wann wird er hier seyn?"

„Im nächsten Augenblick führe ich ihn herein, mein Kind," erwiderte Ruben, reichte seiner Patientin die Hand und verließ das Zimmer.

Erwartung und Aufregung beschleunigten die Schläge von Josephinens Herzen und goßen eine leichte Röthe über ihre Wangen. Zitternd mußte sie sich gestehen, daß sie ihre Kraft überschätzt und sich selbst und den Arzt bethört hatte. Umsonst bemühte sie sich, ihre vorige ruhige Fassung zurückzuerlangen; — es pochte leise an ihre Thüre, kaum hörbar ward diese geöffnet, und — Eduard trat bleich und aufgeregt in das Zimmer, blieb erschüttert einige Augenblicke stehen, seine Blicke hingen stumm an dem geliebten Bilde, aber eine gewisse heilige Scheu schien ihm zu verbieten, sich demselben zu nähern.

Josephine aber erhob sich mit einem leisen Schrei der Ueberraschung von ihrem Sitze; mit dem Ausruf: „Mein Eduard, mein Geliebter!" wollte sie, ihrer Schwäche vergessend, mit ausgebreiteten Armen an seine Brust eilen, allein ihre Kräfte versagten, ihre Füße wankten, und halb ohnmächtig sank sie in ihren Sessel zurück, während Eduard, getroffen von dem ganzen Zauber dieses Ausrufs, zu dem geliebten Wesen hinstürzte. Als Josephine nach einer Weile die Augen wieder aufschlug, lag der Geliebte vor ihr auf den Knieen, und bedeckte ihre Hand mit heißen Küssen; aber er barg sein Gesicht in ihrem Kleide, und zerstreut lagen seine dunklen Locken auf ihrem Schooße. Aus den gewaltigen Stößen, die von Zeit zu Zeit seine Gestalt erschütterten, konnte sie entnehmen, welche Kämpfe sein Inneres durchwühlten.

Eduard hatte der Geliebten von Reue, von Vergebung sprechen wollen; aber jetzt brachte er nur das einzige Wort „Josephine!" hervor, und doch lag in diesem Namen und in dem Tone, in welchem er ausgesprochen ward, alles, was in der beredtesten stundenlang andauernden Rede hätte gesagt werden können von den tiefinnersten Gefühlen seines Herzens. Josephine begriff mit wonnezitternder Seele das Wort in seinem ganzen Umfang, und von denselben Empfindungen hingerissen, fielen sich die so lange Getrennten in die Arme, ein langer, heiliger Kuß vereinte ihre Lippen.

„Josephine, mein Kleinod, mein Stern, darf ich Dich wieder mein nennen!?" bebte es endlich von den Lippen Eduard's.

— „Ich bin ja nicht wieder, sondern noch immer Dein!" flüsterte Josephine; „ach, Eduard, ich war ja immer Dein!"

„Theures, herrliches Mädchen! kannst Du mir die Jahre des Schmerzes, den Kummer vergeben, den ich Dir bereitet habe?"

— „Vergeben kann ich nicht, Eduard, denn ich habe ja nichts zu vergeben!" flüsterte sie unter Thränen der Freude. „War es nicht die unbarmherzige Hand des Geschickes, welche den Himmel unseres bräutlichen Glückes trübte, und warst Du, mein Herzens-Eduard, nicht ungleich unglücklicher als ich? Du lebtest immer als das reine Ideal meines Lebens in meinem Herzen, Dein Bild war die Sonne meiner Seele, wenn auch bisweilen schwarze Wetterwolken ihren Glanz umnachteten; aber Umstände und Verleumdung zerstörten den Frieden Deines Gemüthes und ließen Dich in Deiner Josephine ein verworfenes Geschöpf erblicken! Mein armer, armer Eduard, wie muß Dein edles Herz darunter gelitten haben!"

„Mein Herz hat gelitten, ja fürwahr viel gelitten, himmlische Josephine!" erwiderte Eduard reumüthig; — „aber beuge mich nicht vollends darnieder durch allzu weit getriebenen Edelmuth; habe ich nicht zehnfach alles verdient, was mich getroffen? war es nicht strafbar, auch nur einen Augenblick an Dir zu zweifeln, und war ich vielleicht ein milder Richter Deiner vermeintlichen Verirrungen? O Gott! wie trat ich Dich, holde Blume, in den Staub! wie unmenschlich raubte ich Dir die Sonne Deines schönsten Lenzes! deßhalb tadle mich, Josephine, zürne meiner Engherzigkeit, laß meine Grausamkeit den Stachel Deiner Verachtung und Deines ganzen Unwillens fühlen!"

— „Dir zürnen, Geliebter? Dich tadeln, verachten?" rief Josephine innig. „Eduard, dieß von mir zu verlangen, ist gewiß die einzige Grausamkeit, deren Du Dich je gegen mich schuldig gemacht hast!"

Eduard sprach nichts, er war in diesem Augenblicke unfähig zu jeder Erwiderung; als einzige Antwort preßte er seine heißen Lippen auf die eingefallenen Wangen Josephinens, und eine große Thräne seines dunklen Auges fiel auf ihre weiße Hand nieder, die mildeste süßeste Arzenei für unsere Kranke, und wirksamer gewiß als alle heilbringenden Säfte, die ihr Ruben Assar bisher gereicht hatte.

Nachdem die überwältigende Erregung der beiden Liebenden sich einigermaßen gelegt hatte, theilte Eduard seiner Braut mit, auf welche Weise er von dem schrecklichen Wahn, in dem er in Betreff ihrer Unschuld befangen gewesen, befreit worden; er schilderte auf die schonendste Art mit wenigen Worten die Scene bei Clarissens Leiche, seinen daselbst gefaßten Entschluß, er erzählte ihr, was er seiner Mutter geschrieben und berührte leicht den Unfall, welcher ihn in jener Gewitternacht betroffen hatte.

„Barmherziger Himmel, mein Eduard! um meinetwillen warst Du dem Tode nahe?" rief Josephine zitternd, und eine feurige Röthe flog über ihre Wangen; dann erst beklagte sie in aufrichtigem Schmerze den Tod ihrer Lieblingsschülerin, ihrer Freundin, und das Geschick Joseph's, und reiche warme Thränen, die in den Zeilen ihrer trübsten Leidensklage ihre

Augen geflohen hatten, flossen jetzt für die Urheber derselben in unaufhaltsamer Fülle. Von neuem schloß Eduard das edle Wesen an die Brust und redete freundlich tröstend ihrem Schmerze zu; und hier an dieser trauten Stelle weinte das junge Mädchen sich aus, wie in den Tagen ihrer glücklichsten Kindheit in dem Schooß ihrer Mutter.

Nach einer Stunde etwa erschien Ruben Assar unter der Thüre. Die glückliche Josephine lächelte ihm unter Thränen entgegen, aber Eduard gemahnte die Erscheinung des Arztes an die drohende Gefahr, welche als dunkle Wetterwolke den Horizont seines neuen, schmerzlich errungenen Glückes umnachtete — an den leidenden Zustand der Geliebten.

„Ruben Assar! mein Freund, mein Vater! nun werde ich bald wieder gesund werden, jetzt will ich gerne leben, und ich werde auch, weil ich es will!“ rief Josephine lächelnd; — „o ein festes energisches Wollen vermag viel über den Körper, es vermag auch manches über Leben und Tod, glaubt mir das, Ruben!“

Ruben drückte lächelnd seiner Patientin die Hand, und ermahnte sie eindringlich, ruhig zu seyn; dann reichte er seine Linke Eduard und sagte: „Meine Kunst wird Eurem Einfluß hier weichen müssen, Herr! Ihr werdet ein geschickterer Arzt seyn als ich. Ich rieth Eurer Freundin schon beim Beginne der Krankheit, nach ihrer Heimath zurückzukehren; das arme Kind aber weigerte sich dessen auf eine Weise, die mich ahnen ließ, daß es für ihr Herz Dinge gebe düsterer als der Tod; allein jetzt führt Ihr sie, mein Sohn, zu der Stelle zurück wo ihre Wiege gestanden, und der Herr wird den Erfolg segnen.“

— „Und wirst Du, willst Du mit mir gehen, Josephine?“ fragte Eduard mit einer Mischung von Besorgniß und seliger Wonne die Geliebte; „wirst Du morgen schon mit mir gehen?“ —

„Wann Du willst, und wohin Du willst, bis zum Grabe,“ flüsterte Josephine leise und schmiegte sich dichter an ihren Freund an.

Ruben verabschiedete sich nun von dem Paare, das seiner nicht mehr bedurfte, und das ihm soviel zu danken hatte. Eduard schied mit inniger Rührung von dem wackern Greise, der ihm Ehrfurcht und Liebe einflößte, und den zu verehren er außerdem noch Grund genug hatte; Josephine aber reichte unter Thränen der Rührung ihrem alten Freunde die Hand, der ihrer so in Liebe gewartet, und dessen Worte ihre Seele stets angeweht hatten, wie die reine balsamische Luft des Gebirges den müden Wanderer.

Der Entschluß unseres Paares, schon am nächsten Morgen abzureisen, ward der Familie mitgetheilt, Lord Jedbury und seine Töchter empfanden ein unzweideutiges Bedauern, Josephinen zu verlieren; das Schwestern-Kleeblatt heuchelte wenigstens einiges Bedauern, wenn auch jedes einzelne Glied desselben um seiner eigenen Interessen willen Ursache hatte, Josephinens Weggehen zu beklagen, und sie im Stillen vielleicht vermißte. Arthur versank in ein brütendes Schweigen, welchem ihn weder die gemüthlichen Worte seines einstigen Waffengefährten nach diejenigen seiner angebeteten Freundin zu entreißen vermochten, und innig bedauerte das Paar seinen edlen Freund; allein Josephine sagte: „Es wird besser mit ihm werden, wenn ich fort bin; er wird sich bald vergessen.“

Eduard schüttelte unglaubig das Haupt, bedauerte zwar den Freund, schloß aber die wiedergefundene Geliebte nur desto inniger an seine Brust.

Zum ersten Male seit ihrer Krankheit wagte Josephine nach einen Gang durch den Garten; auf Eduard's Arm gestützt suchte sie alle ihre Lieblingsstellen auf, wo sie in den Jahren ihres Kummers ihrem Schmerze nachgehangen hatte, und nicht ohne Wehmuth labte sie ihren Blick zum letzten Male an den Reizen des Orts, den sie jetzt verlassen sollte, des Ortes, wo sie so viel gelitten, aber auch, wie sie sich gestehen mußte, so vieles für ihr inneres Leben gewonnen hatte. Als sie sich den Palmen näherte, erblickte sie Arthur, der aber bei ihrem Anblick aufstund und nach den schattigeren dichteren Parthieen des Gartens entwich.

Als am nächsten Morgen, mit Mary's Hülfe, alles zu Josephinens Abreise bereit war, überreichte das weichgestimmte Kammermädchen unserer Freundin ein kleines Brieschen. Josephine erkannte Arthur's Handschrift, öffnete das Billet und las:

„Fräulein Tanner, ich vermag nicht Zeuge Ihres Abschieds zu seyn, ich sage daher Ihnen und Ihrem edlen Freunde schriftlich ein inniges Lebewohl. — Gott schütze Sie und helfe mir!

Ihr unglücklicher

Arthur.“

Wenige Stunden später hatte Josephine die alte Johanniterburg und ihre Bewohner, unter verschiedenartigen Empfindungen, auf immer verlassen und fuhr an Eduard's Seite im leichten Reisewagen des Earls durch jene einsame Gegend, in welcher ihr Geliebter wenige Wochen zuvor jene große Gefahr bestanden hatte. Zärtlich begegneten sich Blicke und Händedrücke des Paares, und ihre Lippen flüsterten ein gegenseitiges „Dein auf ewig!“ — inniger nach, wenn auch ruhiger als damals unter den Tannen im Garten der Pension.

Unter den Palmen im Garten von Jacksonshall aber hatte Josephine ein schriftliches Lebewohl an Arthur niedergelegt, beschwert mit einem kleinen Ring, den sie immer getragen, und ihm als Zeichen der Erinnerung und als Pfand ihrer Freundschaft, zurückgelassen; zartfühlend und theilnehmend hatte sie seine Gefühle gegen sie in dem Schreiben nicht berührt, sondern am Schlusse ihn freundlich eingeladen, bei wiedererlangter innerer Ruhe sie in England zu besuchen und ihn scherzend gebeten, dereinst seine Zukünftige aber Braut bei ihr einzuführen.

Sie wußte ja, daß Lord Jedbury in nicht allzu ferner Zeit nach London zurückkehren würde, um seine beiden Töchter in die Gesellschaft einzuführen.

17.

Von hinnen geht die stille Weise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,
Die Vögel haben ausgesungen,
Und dürre Blätter sinken leise.
Lenau

Die Liebenden gingen in Beirut unter Segel, Eduard trug das kranke Mädchen auf seinen Armen in das Schiff, er hüllte sie in seinen Mantel, wenn die frischen Brisen allzu scharf über das buntbewimpelte Deck strichen; stundenlang saß er und betrachtete mit ihr die weite Meeresfläche, lauschte dem Steigen und Fallen der Wogen, den einen Arm um Josephinens zarte Gestalt geschlungen, mit dem anderen ein Schirmdach über ihr ausgespannt haltend, um sie vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen. Er legte, wenn sie ermüdet schien, ihr Haupt sanft an seine Brust und kühlte ihre, noch bisweilen fieberheißen Hände in den seinigen, kurz, er that alles, was die erfindungsreichste Liebe nur zu ersinnen und auszuführen im Stande ist. Josephine nahm mit Entzücken alle diese Kundgebungen einer zarten aufrichtigen Zuneigung entgegen, und der Zustand ihrer jetzigen Seligkeit schien ihr nicht zu theuer erkauft um den Preis ihrer erstandenen Prüfungsjahre im Morgenlande. Sie gedachte nicht mehr der Stürme der Vergangenheit, noch weniger ließ sie sich durch Sorgen für die Zukunft ihren Sinn trüben; es genügte ihr an der reinen Sonne der Gegenwart, durch welche sie sich erwärmen ließ, für und durch welche sie lebte, denn sie war unendlich glücklich. —

Wie stand es aber um Eduard? Der Besitz der Geliebten, die schönen liebenswürdigen Eigenschaften ihres Geistes und Gemüthes, die sie in dem neuen innigen Umgang mit ihm glänzender als je zuvor entfaltete, boten ihm auf der einen Seite Seligkeit genug, um ihm andererseits die Höllenqual zu verdoppeln, die ihm ein Blick auf die leidende Gesundheit des geliebten Wesens bereitete, im Verein mit dem entsetzlichen Gedanken, daß er der Urheber dieses Siechthums sei. Mit todesbangem Herzen fühlte er die Glut, die Josephinens Hände durchwogte, bemerkte er den außergewöhnlichen Glanz ihres Auges, die bisweilen brennende Röthe ihrer Wangen; oft stand er in schwermüthiges Brüten versunken, sein Auge starr auf den Gegenstand seiner Liebe und Angst gerichtet, allein Josephine besaß stets ein Zaubermittel, ihm diesen düsteren Gedanken zu entreißen, sie wußte immer einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der Eduards Gedanken und Gefühle völlig zu absorbiren im Stande war, und der beklagenswerthe junge Mann ergab sich dann wieder, durch das Lächeln seiner Braut hingerissen, wenigstens während der Dauer des Gesprächs, glänzenden beglückenden Hoffnungsbildern.

Kam aber dann die stille Nacht mit ihren Schatten, hatte sich Josephine von ihm getrennt und ihre Cajüte aufgesucht, so drückten schwere Sorgen seine Seele auf's neue darnieder, und abgerissene angstvolle Hilferufe entrangen sich da in der heiligen Stille der Nacht seiner beklemmten Brust und stiegen aufwärts zu dem ewigen Ohre, das unsere Gebete erhört, zu der unendlichen Liebe, die ein reines Gebet gewährt.

Auch Josephine fühlte, sobald Eduard sie verlassen, ihre Schwäche mehr, und konnte sich bisweilen eines leisen Schauers nicht erwehren, aber sie suchte mit verzeihlicher Schwachheit jeden trüben Gedanken jetzt zu bannen. Sie hatte sich ehedem mit Gleichmuth und Würde auf den Tod vorbereitet, sich selbst nach demselben gesehnt, sich sogar darauf gefreut; in ihrem jetzigen Glücke aber sich damit zu beschäftigen, erschien ihr eine Unmöglichkeit. Das arme Kind! sie sollte bald erfahren, daß die neidische Gestalt des Todes sich freut, die lichtvollsten Bilder unseres Erdenglückes durch ihre drohende Erscheinung zu verdunkeln.

Am letzten Tage der Seereise, nach einem lebhaften, anziehenden Gespräch zwischen dem Paare und einigen andern Passagieren, als eine fast wolkenlose Freude auf Eduards Gesicht strahlte, ward er von einem deutschen Arzte, der sich unter den Passagieren befand, bei Seite genommen, und mit großem Ernste folgendermaßen angeredet: „Mein Herr, sehen Sie sich vor — lassen Sie sich nicht durch trügende Erscheinungen täuschen, die Enttäuschung könnte sonst eine allzu schmerzliche sein."

„Was wollen Sie damit sagen, Doctor?" fragte Eduard erschrocken.

— „Ich möchte Sie warnen, lieber Herr Villner! die auffallende Lebhaftigkeit, das Feuer Ihrer Braut sind unnatürlich; und da Sie dieselben für Zeichen von zunehmender Kraft und Gesundheit zu nehmen scheinen, so halte ich es für Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß auf ein solch' irrlichtartiges Aufflackern meist eine traurige Reaction folgt."

„Mein Gott!" rief Eduard erblassend; „ich beschwöre Sie, Doctor, sprechen Sie sich klar aus und reden Sie nicht in solch' furchtbaren Andeutungen! Geben Sie meine Braut schon verloren?"

— „Keineswegs, Herr Villner, aber eben so wenig möchte ich mich für ihre sichere Genesung verbürgen."

Eduard wußte genug, er hatte sich oft dasselbe gesagt, aber es aus dem Munde eines Andern, eines Arztes vollends, hören zu müssen, erfüllte sein Herz mit doppelten Qualen der Angst. Bis zum Tode betrübt, suchte er Josephinen auf, und fand sie über das Schiffsgeländer gebeugt, die nahende europäische Küste mit gierigem Blicke suchend. Sie war trotz ihres leidenden Aussehens in diesem Augenblicke sehr liebreizend und schlang mit so inniger Zärtlichkeit die Arme um den Geliebten, daß dieser, seiner Bewegung nicht länger mächtig, stumm sein Haupt an sie lehnte und sein Gesicht an ihrer Schulter barg, als fürchtete er, sie möchte darin die unnennbaren Schmerzen lesen, die sein Inneres in diesem Momente durchschnitten.

Wenige Stunden später hatten sie den Hafen von Triest erreicht und schickten sich an, den ersten Theil der Landreise zurückzulegen, der jene deutsche Stadt zum Ziele hatte, wo Eduard den Priester verlassen.

„Sind wir erst bei Deiner Mutter, so wird es bald besser mit mir werden; schon der bloße Anblick der guten Frau wird

mich vollends gesund machen!" meinte Josephine, und mit Innigkeit dankte ihr Eduard, daß sie die treffliche Frau noch liebe. — „Ach, daß wir schon bei ihr wären!" sagte er; er hoffte so viel von ihr, ohne sich eigentlich sagen zu können, was. Konnte sie seiner Geliebten Leben und Gesundheit zurückgeben? —

* * *

Josephine kniete auf dem Grabe Clarissens; sie hatte einen Palmzweig aus dem Morgenlande mitgebracht und legte ihn jetzt auf den Grabhügel der Tochter des Orients, die seinen heimathlichen Boden nie betreten. Sie achtete nicht des funkelnden Septemberthau's, der gleich hellen Perlen auf Blumen und Gräsern funkelte und über die schwarzen vergessenen Gedenktafeln einen silbernen Schleier wob, noch des scharfen Ostwindes, der klagend durch die Thränenweiden und Eschen strich und ihren Schleier hob; auf die graue Kirchhofserde, in den Staub versunkenen Menschenglücks und Wehes, weinte sie heiße, schmerzliche Thränen der Trauer herab.

Die Seele, die einst die modernde Hülle unter dem Grabstein bewohnt, erhielt sie wohl in einer bessern täuschungslosen Welt Kunde davon, oder sah sie, daß die treueste reinste Liebe hier um sie weinte? — Aus den Wolken hervor brach die Morgensonne und sandte einen matten freundlichen Strahl auf die gebrochene Marmorsäule und das bleiche Mädchen, das davor kniete.

„Sendest du mir diesen Lichtgruß, Clarissa?" sprach Josephine leise. „Ja, deine schöne Seele liebte immer das Licht, und aus jener Welt, wo kein Irrthum mehr lebt, lächelt dein Geist mir in diesem Strahle zu." —

Josephine gab sich der wohlthätigen Wirkung, die die milde Sonne auf ihr Gemüth und ihren fröstelnden Körper ausübte, einige Augenblicke hin, der herbe Schmerz von vorhin hatte sich in milde Wehmuth gelöst, und freundlich gedachte sie der Todten.

Da fuhr ein rauher Windstoß durch die Kreuze und schüttelte die ersten gelben Blätter von den Bäumen, die Einsame schrack zusammen, der Wind gab so sonderbaren Laut, als er durch die Grabdenkmäler pfiff — es war ihr, als zitterten die Stimmen der Abgeschiedenen aus seinem seltsamen Wesen.

„Rufst du mich, Clarissa?" sprach sie noch leiser als vorhin. Ihr armen welken Blätter!" fuhr sie fort, als sie ihren Schooß mit gelbem Laube überstreut sah; „so rauh wurdet ihr, aus der Mitte eurer grünen Geschwister, vom Baume gejagt? allein auch sie werden welken und fallen!" Josephine seufzte leise, ihr Blick suchte bald den grauen Wolkenhimmel, bald den grünen Rasen des Kirchhofs, endlich senkte sich ihr Auge, ihr Haupt neigte sich gedankenvoll, und in tiefes, tiefes Nachsinnen verloren, haftete ihr Blick an der Erde, und manchmal zitterte ein leiser Seufzer aus ihrer Brust empor.

Sie hörte nicht den leisen Tritt ihres Verlobten, der sich ihr nahte, und erst als seine Hand ihre Wange leicht berührte, schaute sie auf und erblickte Eduard hinter sich.

„Ahnte ich doch, Dich hier zu finden!" flüsterte er sanft; „aber erst war mir bange um Dich, als ich Dich nicht auf Deinem Zimmer fand; sobald ich jedoch erfuhr, daß Du ausgegangen, errieth ich schnell das Ziel deiner einsamen Wanderung."

„Und bist Du mir böse darob, mein Eduard?"

„Dir böse sein? — ach, Josephine, wie wäre dieß möglich?"

— „Mein Herz trieb mich, in dieser stillen Morgenstunde, ungestört durch fremde Beschauer, der todten Freundin den Tribut meiner Liebe zu entrichten," flüsterte sie bewegt.

„Ich sah es, ich habe Dich schon lange beobachtet, Josephine, Du großes edles Herz!"

Josephine schüttelte traurig mit dem Kopfe. „Dieses Herz ist so schwach," sprach sie betrübt, dann nahm sie noch dankend die gelben Blätter von ihrem Schooße und streute sie auf das Grab. „Die gelben Blätter," sagte sie leise und blickte mit wehmüthigem Lächeln zu dem Geliebten empor, „sollen verwehen, sie gehören nun nicht mehr auf den Baum."

„Komm, Geliebte, laß uns fortgehen!" sprach Eduard ängstlich besorgt; „der Friedhof mit seinem Thau und seinen düsteren Eindrücken ist nichts für Dich."

— „Und warum soll dieser Ort mit seinen schmerzlichtrauten Gedanken nichts für mich sein?"

„Weil das Leben Dich gebieterisch zurückverlangt," entgegnete Eduard ergriffen, richtete die knieende Gestalt des Mädchens auf, schlug zärtlich besorgt einen Theil seines Mantels um die Geliebte und ging mit ihr nach dem uns bereits bekannten Hotel am Ostende jener Stadt zurück. —

Ueber Joseph konnte das Paar nicht weiter erfahren, als daß er eines Morgens spurlos aus dem Gasthofe verschwunden, wo er eine Woche lang krank gelegen hatte, eine volle Börse als den dreifachen Betrag seiner Schuldigkeit zurücklassend. —

Der Abend hatte noch nicht eigentlich zu dämmern begonnen, aber die Sonne war untergesunken, und jenes eintönige zweifelhafte Licht, das der Dämmerung vorangeht, senkte sich auf die Fluren, als unsere Reisenden in der alten Residenz ankamen und ein Miethwagen sie von dem Bahnhofe nach der Pension von Madame Pillner fuhr. Eduard sah tiefbewegt auf die Geliebte, denn er fürchtete, der Eindruck, den das Wiedersehen der wohlbekannten Räume auf sie machen werde, möchte allzugewaltig, überwältigend für sie sein; und wirklich sah er sie auch die Farbe wechseln, heftig zittern, Thränen in ihren Augen glänzen, aber sie lächelte ihn an.

Jetzt hielt der Wagen vor dem Gartenthore, einige helle Mädchenstimmen riefen fröhlich: „Die neue Pensionnairin! Madame Pillner, die neue Schülerin kommt!" Bald kam Madame Pillner, bleich und kummervoll, langsam den Sandweg herab, um ihren neuen Zögling zu empfangen. Da ward die Gartenthüre schnell geöffnet, und Eduard und seine bleiche Braut traten ihr entgegen.

„Josephine! Eduard!" stammelte die gute Frau. Mehr brachte sie nicht hervor. Sie schloß zitternd Josephinen in die Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, Eduard umschlang

Beide, und lange hielten sich die Drei in stummer inniger Umarmung. Wie viel hatten sie Alle gelitten! —

Sechs Jahre zuvor, an einem Herbstabende wie dieser, war Josephine denselben Weg heraufgekommen, wie leicht, wie fröhlich war sie da neben ihrer Beschützerin einhergegangen, und wie hatte sich diese ihres frohen Jugendmuthes gefreut! — Jetzt war ihr Gang mühsam und schwach, und mehr getragen als geführt von Eduard betrat sie das wohlbekannte Haus. Und wo war ihr leichter heiterer Sinn? —

Bald saß die kleine Gesellschaft wie ehemals in dem traulichen Wohnzimmer der Mutter, die große Lampe brannte auf dem Tische, und ihr milder Schein fiel auf die Kupferstiche und Gemälde an den Wänden und auf das Bücherbrett in der Ecke, wo Josephine so oft gestanden und in den Werken ihrer Lieblinge geblättert hatte. Hier zeigte ihr ein Portrait die Züge einer Bekannten, einer Schülerin, dort erblickte sie wieder die hübschen Kreidezeichnungen, sämmtlich allerliebste Scenen aus dem Schulleben darstellend, durch welche sich ein ehemaliger Zögling verewigt hatte. Die großen Alabastervasen auf den braunen von Eduard geschnitzten Consolen, trugen Sträußer von Herbstblumen, ganz so geordnet, wie Josephine sie einst zu ordnen pflegte, blaue Astern und Violen, roth und gelbe Georginen unter einander und reichlich durchflochten mit dunklem Epheu und wilden Reben. Auch der alte Lehnsessel stand noch in seiner Ecke, in welchem Eduard während so manchen Winterabends gesessen und seine Cigarre geraucht, während Josephine, auf dem niedern gestickten Tabouret daneben, ihm aus ihren Lieblingsdichtern oder aus den Spalten einer Zeitung vorgelesen hatte; da war noch der alte Schreibtisch der Madame Pillner auf seinem alten Platze, und darauf lagen, wie sonst, Stöße von farbigen Heften, deren Inhalt der Correctur harrte, und dabei Büschel halbverwelkter Blumen, die die Tagsschülerinnen der Schulvorsteherin des Morgens gebracht hatten.

Wie viel länger als wir selbst vermag unsere leblose Umgebung der Hand des Wechsels, der Veränderung, zu trotzen, und wie schmerzlich berührt uns der Gedanke, daß Alles geblieben, wie es war, und daß nur wir selber anders geworden! Auch die drei Wesen, die schweigend in dem wohlbekannten Gelasse saßen, empfanden dieses traurig, sie empfanden, daß so sehr sich jeder Gegenstand um sie her gleich geblieben, sie selbst nicht mehr die waren, die sie gewesen. Erschöpft und bleich ruhte Josephine in einer Sophaecke, düster und tiefbewegt stand Eduard an ihrer Seite, ihre Hand fest in die seinige gepreßt und bedeutsame fragende Blicke mit seiner Mutter wechselnd, die neben seiner Geliebten saß, ihr Auge sorgenvoll bald auf die bleichen Züge derselben, bald auf Eduard gerichtet. Todtenstille herrschte in dem Gemach, das einst von so frohen Stimmen wiedergeklungen hatte.

Madame Pillner brach zuerst das trübe Schweigen; sie hielt es nicht länger mehr aus, es zog sie gewaltig zu dem geliebten kranken Mädchen hin, dem auch sie solches Leid zugefügt hatte. Unter heißen Thränen schloß sie Josephine in ihre Arme, und bat sie innig um Vergebung, daß auch sie sie mißkannt hatte.

Josephine vermochte nicht zu antworten, denn die Erinnerung an jene furchtbare Zeit drang überwältigend auf sie ein, aber sie schmiegte sich innig und dicht an die Brust der geliebten Frau, und in ihrem bittenden Blick lag der Wunsch, das Alte zu vergessen und sich zu beruhigen, so beredt ausgesprochen, daß Madame Pillner wirklich auch etwas ruhiger zu werden schien, und mit einem trüben vielsagenden Lächeln sprach sie leise zu ihrer Schwiegertochter: „Ich war gestern in H. und ließ mich in die Mansarde im Maier'schen Hause führen, die mein edler Sohn Raphael mir einst vergeblich als ein Heiligthum zu schildern bemüht war; dort saß ich lange allein und dachte unter tausend Schmerzen Deiner.“

Ein leiser Händedruck Josephinens und ein Seitenblick auf Eduard baten die Dame, diesen Gegenstand um seinetwillen ruhen zu lassen. Eduard, der beides wahrgenommen, erwiderte nichts, aber ein schwermüthiges Lächeln zuckte um seine Lippen, und sein Haupt senkte sich tiefer auf die Brust. Ein finsterer, banger Geist schien sich diesen Abend des armen jungen Mannes bemächtigt zu haben und wechselnde Schreckgestalten vor seine geängstigte Seele zu rufen. Madame Pillner war zu tief erschüttert, denn sie hatte allzuschwer in der letzten Zeit gelitten! Hatte sie nicht Josephine beklagt und Eduard bereits verloren gegeben? jetzt sah sie ihren Liebling zwar gerettet, seine Geliebte aber als bleiches Opfer daneben, die trostlosesten Befürchtungen rechtfertigend; Josephine selbst endlich war zu tief bewegt, als daß es ihr möglich gewesen wäre, durch ein unbefangenes oder gleichgiltiges Gespräch erheiternd auf ihre Umgebung einzuwirken, dabei war sie so matt und angegriffen, was sie vor Eduard zu verbergen strebte, daß sie sich glücklich schätzte, als man sich endlich zur Ruhe begab, und Madame Pillner sie zu dem Lager führte, das sie ihr neben dem ihrigen bereitet hatte, sich zu ihr niederbeugte und sie oft und zärtlich küßte, leise die weißen Gardinen zuzog und sich entfernte.

An diesem Abende noch schrieb die treue Mutter einen langen Brief an ihren Sohn Raphael, und meldete dem Fernen unter Thränen, was in der Heimath vorgefallen war.

* * *

Der deutsche Arzt auf dem Schiffe hatte richtig prophezeit, es trat eine traurige Reaction in dem Befinden Josephinens ein. Niemand, sie selbst am allerwenigsten, konnte sich dieß verhehlen; Madame Pillner suchte zwar Eduard zu trösten und ihm seine Besorgniß zu benehmen, es gelang ihr aber nicht, denn sie konnte nicht mit der Wärme der Ueberzeugung trösten. Mit Schrecken sah die gute Mutter, wie Josephine täglich schwächer wurde, wie das Fieber keineswegs ab-, sondern zunahm, sie fühlte mit Entsetzen die Glut ihrer kleinen Hände, und hörte die leisen bangen Seufzer, die sich während der langen schlaflosen Nächte der Brust des Mädchens entrangen.

Der Hausarzt, der erst den besten Muth gehabt hatte, schüttelte nun auch bedenklich den Kopf, und Josephine mußte die Hälfte des Tages im Bette zubringen; in den warmen

Mittagsstunden dann ging sie mit Eduard im Garten umher, sie suchten alle Plätze ihrer vergangenen Freuden wieder auf, die Tannengruppe und die Fliederlaube und die grüne Bank bei dem Georginenbeet. Eduard war unerschöpflich in tausend zarten Aufmerksamkeiten, die er stets für die Geliebte bereit hatte, aber sein dunkler Feuerblick war düster, und die Versuche Josephinens ihn aufzuheitern, blieben fruchtlos, während das beständige Bestreben, ihren eigentlichen Zustand und ihre eigene trübe Stimmung zu verbergen, sie aufzureiben drohte. Die Armen! sie sahen beide in der Ferne einen schwarzen Punkt, sie sahen ihn unerbittlich näher und immer näher kommen, sie hatten das traurige Bewußtsein, ihm nicht entfliehen zu können, aber nicht den Muth, denselben mit einem Worte zu berühren. —

Eines Morgens aber, nachdem Josephine eine lange finstere Nacht durchwacht, ergriff sie die Hand von Madame Willner. „Liebe Mutter," sprach sie, und drückte ihr zärtlich die Hand; „wollen Sie mir nicht Eduard senden? ich habe ihm etwas zu sagen."

„Liebes Kind, Eduard harrt schon seit einer Stunde im Wohnzimmer mit Sehnsucht des Augenblickes, der ihn zu Dir ruft," entgegnete Madame Willner und entfernte sich. Bald darauf trat Eduard in das Krankenzimmer, Josephine richtete sich im Bette auf, reichte ihm die Hand, sah ihn mit einem bangen, unaussprechlich zärtlichen Blicke an und sagte: „Ich habe diese Nacht schlecht geschlafen, mein theurer Eduard, und wie ich so wachend dalag, und nichts die tiefe Stille um mich her unterbrach, überdachte ich die Gänge des Schicksals. Damit war es um meine Ruhe geschehen, denn wer vermag ruhig zu bleiben, wenn er an des Lebens nie gelöste Räthsel denkt? Aber als mein Geist sich lange und ängstlich abgemüht hatte, drängte sich ein Gedanke, der schon lange mein Herz bewegt, demselben mächtig und überzeugend auf, und ich meine, seit derselbe meine Seele erfüllt, hat das ruhelose fieberhafte Pochen des Herzens sich einigermaßen beruhigt."

— „Und welcher Gedanke ist es, meine Geliebte?"

„Der Gedanke, mein Freund, daß es noch etwas Höheres gibt, als die Wünsche unseres Herzens erfüllt, unser Erdenglück bestätigt zu sehen, und dieses Höhere, für uns Menschen das Höchste, weil es dem Herzen Frieden gewährt, ist die demüthige vollkommene Ergebung in den ewig weisen Willen Gottes."

Eduard war tief ergriffen; er verstand, auf was sie hindeutete, und in ihrem ganzen Wesen lag in diesem Augenblicke etwas Erhabenes, Feierliches; ein höherer Muth glänzte aus ihren Augen, aber der leidende Zug, der ihr Gesicht umspielte, deutete auch auf den Kampf, der diesem Siege vorangegangen. „Josephine!„ . . stammelte er, aber die Stimme versagte ihm.

„Es liegt etwas unendlich Befriedigendes, Erhebendes in dieser Resignation, mein Geliebter! Unsere Trennung, die Vernichtung unserer schönsten Zukunftsträume ist im Rathe des Himmels beschlossen, — willst Du Dich männlich darein ergeben?"

„Ich fühle mich gedrungen, gegen das Schicksal zu murren!" sprach er ruhig; „ich vermag mich nicht ruhig in das Furchtbarste zu ergeben; ringen werde ich mit dem Tode um Dich, ringen bis auf den letzten Tropfen meines Herzblutes, und der Geist der Vernichtung wird dem stärkeren Genius der Liebe weichen zu müssen. Ja, bei Gott, ich werde rebelliren, meinen Willen dem des Schicksals entgegensetzen," sprach Eduard im Tone trostloser Verzweiflung.

— „Rebelliren, Eduard, rebelliren!" wiederholte Josephine in ernstem, eindringlichen Tone; „o, mein Geliebter, es ist schrecklich, wenn der staubgeborne Wurm gegen seinen göttlichen Schöpfer sich empört."

„O Gott, Josephine, höre auf, schone meiner!"

— „Nein Eduard, ich werde nicht aufhören, sondern reden, bis ich Dir Alles gesagt habe, was in dieser Stunde mein Herz erfüllt! Ach es ist Liebe, Eduard, reine heiße Liebe, was mich dazu treibt, denn siehe, ich möchte Deiner Seele so gerne den Frieden geben, den die meinige endlich gefunden hat. Wisse, auch ich rebellirte einst gegen mein Geschick. Als es mir Dich nahm und ich dadurch so unaussprechlich unglücklich wurde, da bewegten dunkle Gedanken der Empörung auch meine Brust, und mit frevelndem Verlangen setzte ich mich in fernem Lande den giftigen Nachtwinden und anderen schädlichen Natureinflüssen aus; aber vergebens! ich mußte leben. Kampf und Krieg tobten in meiner Brust, und erst als ich mein Auge zu Gott empor richtete und beschloß, muthig und demüthig mich in mein Geschick zu fügen, da kehrte auch die Himmelsgabe des Friedens in meine Seele zurück. Zu meiner Befriedigung sah ich mich endlich durch Krankheit der Befreiung nahe, die der große Erlöser Tod den Unglücklichen bringt, ich sehnte mich nach dem ernsten Freunde mit der Sehnsucht, mit der die Braut der Ankunft des Verlobten wartet. — Da kamst Du, mein Eduard, und wie heiß wünschte ich jetzt zu leben, zu leben an Deiner Seite! ich glaubte auch neue Lebenskraft in mir zu fühlen und dachte, es könnte nicht anders sein, als daß ich jetzt von der Vorsehung dem Leben und Glücke zurückgegeben würde. Aber auf dem Grabe Clarissens durchzuckte es mich wunderbar, daß die Gedanken Gottes doch wohl andere seyen, als die Gedanken der Menschen, und daß das ewige allweise Wesen wohl auch wagen werde anders zu denken, als das elende Geschöpf, das jetzt schaudernd auf dem Grabhügel kniete. — Kann es nicht meine Bestimmung seyn, dachte ich, nachdem ich nun den Kelch meiner Leiden geleert, zu sterben, ehe meine Lippen den vollen Becher der Freuden, den mir die Zukunft lockend darbietet, berührt haben? und in meinem Innern klang ein ernstes trauriges Ja auf diese Frage, so viele rebellische Nein auch meine klugen Berechnungen erst dagegen einzuwenden hatten; bejahend antwortete auch die zunehmende Schwäche meines Zustandes, und ich sah die Thorheit ein, durch ferneres Hoffen mich zu täuschen, und den Frevel, durch eigenwillige Wünsche mich gegen den göttlichen Willen aufzulehnen. Jetzt habe ich mich ergeben, und mit demuthsvollem Vertrauen in den Rathschluß der ewigen Liebe sehe ich der Vollendung meines Geschicks entgegen; aber

auch Du, mein Geliebter, wirst mir versprechen, dasselbe zu thun?"

„Ich vermag es nicht, Josephine," sprach Eduard tonlos.

— „Also willst Du fortfahren, Dich gegen die himmlischen Mächte zu empören? O Eduard, es bangt mir für Dich!"

„Ich will versuchen, dieß nicht mehr zu thun," erwiderte Eduard sanft und barg sein brennendes Gesicht in beiden Händen.

— „Ach, und bald wirst Du Dich ergeben, fromm und muthig ergeben, denn nicht der blinde rauhe Zufall, sondern die ewige Liebe, der Urquell unserer heiligsten Gefühle, verlangt dieses Opfer von uns."

„Ich will auch dieß versuchen, mein Engel, wenn Du es mich lehren willst," sprach Eduard zerknirscht und begrub sein Gesicht unter lautem Schluchzen tief in Josephinens Kissen. Die Kranke fuhr mit der Hand schmeichelnd durch seine Locken; Madame Pillner, die auch herzugetreten war, stand mit gefalteten Händen, und ihr thränender Blick hing mit andächtiger Bewunderung an Josephinen. — Es war ein heiliger feierlicher Augenblick.

* * *

Einige Wochen waren seit diesem Gespräch verflossen und der Zustand der Kranken sich ziemlich gleich geblieben. Ernst und bleich folgte Eduard noch ihren Schritten, aber sein Auge glühte nicht mehr so unheimlich finster, und auf seinem Gesichte lag nicht mehr der Ausdruck düsterer Empörung, der Josephinen so tief bekümmert hatte; vielmehr sprach jetzt männliche, wenn auch schmerzliche Ergebung aus seinen Zügen. Ergebungsvoll und gelassen schien er dem Schrecklichen entgegenzublicken, gleich jenen antiken Helden; aber es lag in dieser Resignation etwas mehr als in der passiven Unterordnung jener alten Heiden in das Unvermeidliche, unter die Macht des blinden unbeugsamen Fatums, — es lag darin die freiwillige demüthige Unterwerfung des eigenen Willens unter den einen liebenden Vorsehung, es war Religion bei dieser Entsagung, die Religion Josephinens, die ihre Seele erfüllte, die sie ihn gelehrt, und die auch auf dem Grunde seines edlen Gemüthes Wurzel geschlagen hatte. —

Eduard hatte viel erlebt in den letzten Wochen, so still auch diese Tage verflossen waren; Josephine hatte zu ihm gesprochen, wie noch niemand es gethan, mit dem ganzen Ernste, den die Nähe eines feierlichen Moments geweckt hat, und mit der Zartheit und Wärme, deren nur ein liebevolles Herz fähig ist. Darum fühlte auch der junge Mann sich mehr und mehr angeweht von dem Hauch aus jener Friedenswelt, die seine Geliebte gefunden hatte, und stark genug, um der schweren Stunde, die ihm bevorzustehen schien, mit Ruhe entgegenzusehen.

18.

Kennt ihr sie nicht des Nordens alte Sage,
Von jenen Wundern an der Grönlandsküste,
Vom Lenz, den rings umstarrt die bleiche Wüste,
Des eisigen Todes ungelöste Frage?
— — — — — — — — —
Das Kloster ist das Bündniß guter Herzen,
Dieß mag getrost die strenge Zeit erwarten,
Umrankt von einem immergrünen Garten,
Wo Blumen blüh'n und Frühlingslieder scherzen. —

Lenau.

Der heilige Weihnachts-Abend mit seinem geheimnißvollen Dunkel war angebrochen, tiefer und tiefer senkten sich seine Schatten über die alte Residenzstadt; nur wenige vereinzelte Fußgänger bewegten sich in den verschiedenen Straßen der Vorstadt von St. A., vollkommene Stille herrschte in dem entlegenen ländlichen Stadttheil. Schon wurden die ersten Lichter an den Christbäumen angesteckt und warfen ihren Schein glänzend auf den hellen Schnee draußen. Auch in der wohlbekannten Pension glänzten jetzt zwei stattliche junge Tannen im Lichterschmuck. Die eine stand auf dem mittleren Tisch des großen Lehrzimmers, und um sie herum lagen die Geschenke der Mädchen, welche die Weihnachtsferien in der Pension zubrachten. Fräulein Lafleur, die alte muntere Seele, wies mit ihrer gewöhnlichen guten Laune jeder Einzelnen ihre Gabe an, die Madame Pillner mit bewunderungswürdigem Takt dem Geschmacke und der Eigenthümlichkeit jedes einzelnen ihrer Zöglinge entsprechend zu wählen verstanden hatte. Weiter unten im Saale, bei dem großen Bilde des leidenden Christus, war auf einem langen kerzengezierten Tische für eine Schaar armer Vorstadtkinder beschiert, und die Colleginnen der Demoiselle, Rosa Schmid und eine bleiche schmächtige Engländerin, die Nachfolgerin von Miß Pierson, waren beschäftigt, jedem Kinde seinen Antheil an Aepfeln und Backwerk, an Kleidungsstücken und Spielzeug in seinen Korb zu legen. Vergnügen leuchtete auf den Gesichtern der Kleinen, aber sie sprachen nichts, kein Laut ging über ihre Lippen, denn stumm ist ja die Freude der Armen, der Unterdrückten.

Auch die Frau des Hauses trat in den Saal und bat freundlich die Lehrerinnen, von ihren Geschenken Besitz zu nehmen, die auf einem kleinen Seitentische zwischen hübschen Blattpflanzen geordnet lagen; sie hatte für jede Schülerin eine liebenswürdige Bemerkung, für jedes arme Kind eine freundliches Wort; und als sie die armen Kleinen eines um das andere in die Arme schloß und herzlich und liebevoll küßte, ohne sich durch deren Lumpen beirren zu lassen, predigte sie ihren staunenden Schülerinnen die große heilige Lehre der Nächstenliebe durch ihr Beispiel lauter und eindringlicher, als so mancher Lehrer und Erzieher in einem ganzen Cursus über dieses Thema abgehaltener Religionsstunden.

Lange aber war des Bleibens der edlen Frau nicht in diesem Zimmerchen, unversehens schlüpfte sie wieder zur Thüre hinaus, denn es brannte ja noch ein zweiter Christbaum auf

dem großem runden Familientische im Wohnzimmer, und in seinem Lichtkreise standen sechs glückliche Wesen: Eduard mit seiner nach langem Kränkeln dem Leben zurückgegebenen Josephine, Raphael Pillner mit seiner angebeteten Braut, der schönen und gefeierten Künstlerin Cäcilie Tanner, und die im Glücke ihrer Lieblinge schwelgenden Mütter: Frau Pillner und Madame Clairon. Wie spielten spiegelnd die Lichter und Kerzen auf den Spiegeln und Fensterscheiben, auf den versilberten Leuchtern und glänzenden Möbeln! am allerschönsten aber in den wonnestrahlenden Augen und den Freudenthränen der Glücklichen!

Benachrichtigt von der Ankunft der geliebten Schwester im Heimathlande, hatte auch Cäcilie für einige Zeit den Schauplatz ihres Ruhmes verlassen und war mit ihrer Beschützerin nach Deutschland zurückgekehrt. Raphael Pillner aber empfand ein allzu tiefgehendes unzweideutiges Interesse an dem Schicksal seines Bruders und der armen Josephine, als daß es ihn länger in der Ferne gelitten hätte. Der Gedanke, von Cäcilien, der Sonne seines Lebens, selbst nur für die Dauer einiger Monate getrennt zu sein, war ihm allzu unerträglich gewesen, und er hatte sich daher seiner alten und jungen Freundin bei der Rückkehr nach der Heimath angeschlossen. Dort angekommen, hatte er einen stillen Lieblingswunsch seiner Mutter erfüllt und dieser Cäcilien zur Aufnahme als ihre Tochter an Herz gelegt, denn einer Erklärung zwischen den beiden Liebenden hatte es kaum mehr bedurft. Daß sie sich mit der edelsten reinsten Neigung liebten, seit sie sich kannten, wußten sie schon lange, und wie empfindlich hatten sie unter dem traurigen Vorgang mit Eduard und Josephinen gelitten, der sich bisher ihrer Verbindung entgegengestellt! Von ganzem Herzen hatte auch Madame Clairon dem jungen Künstlerpaar ihren Segen ertheilt zu einer Verbindung, die freilich unter traurigen Umständen geschlossen worden war, denn wie krank hatten die Neuangekommenen die arme Josephine, wie elend und doppelt beklagenswerth Eduard gefunden! Und Raphael, selbst tief ergriffen von diesem schmerzlichen Anblick, suchte umsonst die Thränen seiner holden Braut zu trocknen, die unaufhaltsam um die zärtlich geliebte Schwester und ihr trauriges Loos floßen. Josephinens Krankenzimmer war wochenlang der Sammelplatz des kleinen Kreises gewesen, jedes einzelne Glied desselben hatte sich bestrebt, durch die zarteste liebevollste Aufmerksamkeit die trüben Stunden nicht nur der Kranken, sondern auch des tiefgebeugten Eduard zu erhellen, und oft versicherte Josephine, daß sie sich unbeschreiblich glücklich fühlen würde, wenn ihr Freund nicht so jammervoll an ihrem Bette stünde, denn sie hatte ja Alle so lieb, so unendlich lieb, die jetzt durch ihre Freundlichkeit die Einsamkeit ihres Zimmers belebten. Auch diese fühlten zwar, wie in dem stillen Krankengemach ein Hauch des Friedens wehe und ihrem Schmerz eine mehr wehmüthige Färbung verlieh; aber Stunden der Trauer waren es immerhin gewesen, die sie da, angesichts eines scheinbar rettungslos dem Tode entgegenwelkenden geliebten Wesens durchlebten.

Allein trotz allem Anschein nahm Josephinens Krankheit eine günstige Wendung um dieselbe Zeit, wo der Arzt sie völlig aufgegeben zu haben schien. Eduard sah mit unaussprechlichen Gefühlen die Geliebte seinen Armen zurückgegeben, die er mit schmerzzerrissenem Herzen als den baldigen sichern Staub des Grabes zu betrachten sich gewöhnt hatte. Wie wunderbar war es: jetzt, nachdem die beiden mit heldenmüthiger Resignation auf ihr Lebensglück verzichtet, durften sie mit einem Male an die ganze Größe desselben glauben!

Wohl lehnte Josephine noch bleich und schwach an der Seite ihres wonnestrahlenden Geliebten, aber die freudige fromme Stimmung des Abends hatte ihre Wangen etwas geröthet, und mit heiterem Lächeln ließ sie ihren Blick auf den beiden stattlichen Myrtenbäumchen ruhen, die unter dem Lichterbaume blühten, und den beiden duftigen Brautschleiern, die darüber gebreitet waren. An dem Stamme des Christbaums aber lehnte ihr Bild, das sie in einer mehr liegenden als sitzenden Stellung, in weißem Morgenkleide mit aufgelösten Haaren um die bleichen Züge, darstellte. Es war dieß das Geschenk Cäciliens an ihren jungen Schwager. Unter welch' traurigen Umständen hatte sie das Bild gemalt, wie oft hatten Thränen die Leinwand genetzt, wie oft Seufzer die Brust der jungen Künstlerin erschüttert! es sollte ja ursprünglich eine letzte Erinnerung an die bald Dahingegangene sein. Josephine selbst hatte zu der Schwester gesagt: „Du sollst, wenn ich dahin bin, das Bild Eduard am Weihnachtsfeste geben, damit er meine Abwesenheit minder schmerzlich empfindet!" Nun lag das Portrait, wie sie gewünscht, unter dem Christbaume, das theure Original aber stand lebenswarm und glücklich an der Seite des dankbaren Verlobten.

Seit Weihnachten auf diesem Erdenrunde begangen worden, wurden wohl nie glücklichere Weihnachten gefeiert als die, welche der kleine Kreis in der Pension von Madame Pillner beging; Besuche wurden weder gemacht noch angenommen, die lange getrennten und theilweise so schwer geprüften Freunde lebten nur für sich selbst. Und gleich dem Wanderer, der den Scheitel des Berges erreicht hat und mit stolzem Selbstgefühl auf die überwundenen Hindernisse und überstiegenen Dornen zurückschaut, blickten nun auch unsere Helden und Heldinnen mit dankbarem befriedigtem Gefühl von der Höhe ihres Glückes zurück auf die vergangenen Leiden. „Wir Alle sind gewachsen in den trüben Tagen, und dürfen deßhalb mit unserem Geschicke nicht hadern," sprach Josephine, und die Anderen mußten ihr von ganzem Herzen beistimmen.

Ein einziger Besuch wurde indeß doch von dem jungen Künstlerpaare abgestattet, nämlich bei dem Grafen Orchinsky, dessen Gemäldegallerie Raphael und Cäcilien an eine unvergeßliche Stunde ihres Lebens erinnerte. Der Graf war entzückt, seinen Phidias wieder zu sehen, und zeigte auch für die Freundin desselben, die geniale Schöpferin seiner Colma, ein unzweideutiges Interesse. „Ohne Schleier," bemerkte er scherzend „haben die Grazien, wenn auch ein weniger geheimnißvolles, doch unstreitig weit anziehenderes Aussehen."

Als die Beiden den alten freundlichen Mann verlassen hatten, gingen sie die Prinzessenstraße hinab, und da wo die

Straße nach dem neuen Thore einbog, blieb Raphael stehen und sagte lächelnd zu seiner Braut: „Hier, meine Cäcilie, durfte ich, freilich ohne Dein Verdienst, zum ersten Male Dein Gesicht sehen, nachdem ich bereits die Hoffnung aufgegeben hatte, die geheimnißvolle Schöpferin der Ossianischen Heldin genauer kennen zu lernen."

Cäcilie entgegnete nichts, aber eine Röthe, die ihr ganzes Gesicht durchglühte, erhöhte noch ihre natürliche Schönheit; bald darauf traten sie in den Garten der Pension, und nahmen ihren Weg über die Veranda. Eduard und Josephine standen an der Flügelthüre des kleineren Schulzimmers und Josephine deutete gerade mit frohem Lächeln auf die Terrasse und flüsterte: „Hier erzähltest Du mir das Mährchen von Aldrastia und dem wilden Manne; ich wollte einen tiefen Sinn hineinlegen und machte mir dann nachher so quälende Skrupel über mein Benehmen, und weil ich mich vor Dir schämen zu müssen glaubte, floh ich Dich dann in der Folge."

„Und an jenem Abende," entgegnete Eduard, „wiederholte ich mir das Gelübde, das ich mir schon bei dem Willmer'schen Ballabende im Stillen abgelegt, die kleine reizende Unterlehrerin meiner Mutter unter allen Umständen zu meiner Gouvernante zu machen."

Eduard sprach jetzt in heiterem Tone, wie Josephine es wünschte, welche ihn stets durch Erinnerungen an die frühere Vergangenheit von den dunkeln Bildern der letzten Jahre und den damit für ihn verbundenen Selbstanklagen abzuziehen suchte. Alle verstanden und bewunderten den Zartsinn und den feinen Takt des liebenswürdigen Wesens. — —

Die Festtage waren vorüber, man befand sich schon in den ersten Tagen des neuen Jahres, als ein trauriger Tag für das eine der liebenden Paare anbrach, nämlich der Tag, an welchem Eduards Abschiedsstunde schlug, weil sein Urlaub abgelaufen war, und er nach England zurückkehren mußte. Es war ein ergreifender Anblick, als die lange schmerzlich Getrennten, dann so glücklich Vereinten sich auf's neue trennen mußten, und nur die Aussicht auf die baldige Wiedervereinigung für das ganze Leben erheiterte einigermaßen die Stunden des Abschieds.

Die Osterfeiertage sollten durch die Doppelhochzeit begangen werden, Josephine bis dahin in den treuen Armen der Liebe im Heimathlande sich vollends erholen und ihren Rath und ihre Wünsche geben und aussprechen zu der reichen Ausstattung, die Madame Clairon den beiden Schwestern mit mütterlicher Sorgfalt ausfertigen ließ.

Eduard reiste ab, und schon von Calais aus erhielt Josephine einen sechsseitigen zärtlichen Brief.

Raphael blieb den Winter über in seiner Vaterstadt, eine kleine Arbeit im Hause seines alten Freundes, des Grafen, für diesen auszuführen. Madame Clairon und Cäcilie blieben als willkommene Gäste in der Pension und waren mit Vergnügen Zeugen von Josephinens täglich vorschreitender Besserung unter ihren liebenden Händen. Hell und glücklich strahlte das seelenvolle Auge von Madame Villner, wenn es auf den wieder sanft sich röthenden Wangen Josephinens ruhte! Wie traurig waren noch vor wenigen Monaten die Sachen alle gestanden, und wie war nun alles noch gut geworden!

* * *

Klar und golden schien am Morgen des zweiten Ostertages die Frühlingssonne auf das kleine Gebirgsdorf Waldkreuz und sein gothisches Kirchlein, das heute minder ernst als gewöhnlich erschien unter dem warmen rosigen Lichte, das auf seinen altersgrauen Mauern und Strebepfeilern und auf den trüben runden Fensterscheiben seiner Spitzbogenfenster ruhte. Landleute in ihrer originellen Tracht gingen und saßen in malerischen Gruppen auf dem Kirchhof umher; einige knieeten auf den Gräbern der Ihrigen und sprachen leise ein Vaterunser für die, welche drunten ruhten, und die einst auch Ostern mit ihnen gefeiert hatten; auf den Gesichtern der Mehrzahl aber malte sich gespannte Erwartung, als sollte etwas ganz Außerordentliches kommen. Darauf deuteten aber nicht nur die neugierigen Gesichter der Dorfbewohner, sondern auch der sorgfältig gescheuerte gepflasterte Weg, der zum Eingang des Kirchleins führte, und die dunkeln, mit bunten Bändern gezierten Epheukränze, die von den Zweigen der noch kahlen Linden lustig in der blauen Morgenluft schaukelten. Festlich gekleidete Kinder hatten sich auf der Kirchhofmauer gelagert und blickten spähend auf die kleine weiße Straße, die vom Bahnhofe her, am Friedhof vorüber, nach dem Dorfe führte. Da brauste der Zug heran, und kaum zehn Minuten später verkündeten die kleinen Wächter auf den Mauern der harrenden Menge drinnen die endliche Ankunft der Erwarteten.

Der alte Dorfkantor mit seinem Gehülfen öffnete nun mit demüthig höflicher Geberde beide Flügelthore des Kirchhofes und über den gepflasterten Weg nach dem Kirchlein schritten zwei Paare im Brautschmuck, gefolgt von zwei älteren, noch schönen Damen. Wir erkennen in der schönen, von kornblauem Seidenkleide umwallten Gestalt die holde Cäcilie; der selbstgewundene Myrtenkranz und der leichte Spitzenschleier heben herrlich das klassische Profil ihres Gesichts; der Stempel des Genius ist dem ernsten Gesichte ihres Begleiters Raphael aufgeprägt, dessen Auge mit dem Ausdruck stiller Seligkeit auf seiner Freundin ruht. Auch das nächste Paar ist uns nicht fremd: der junge Mann im dunkeln Ueberrock mit dem militärischen Aussehen und das schlanke weißgekleidete Mädchen neben ihm; der Preis der Schönheit gebührt der ersten Braut, nicht minder liebreizend aber ist die zweite; der Brautschleier umwallt in graziösen leichten Falten ihre sanftgerötheten Wangen, und der Morgenwind hebt ihre dunkeln, myrtendurchflochtenen Haare, eine wunderbare Perle glänzt in ihrem ausdrucksvollen Auge, und auch das dunkle Feuerauge des Bräutigams schwimmt in einem verwandten feuchten Glanze, wenn er den Blick vom Boden erhebt und auf das geliebte Wesen an seiner Seite heftet.

Hier in dem Dorfkirchlein wird von dem befreundeten jungen Geistlichen die Trauung der Paare vollzogen, nach einer durchdachten, gemüthvollen Ansprache an die Liebenden. Freundeshand und Freundesmund vereint ihre Hände für die

Dauer dieses Lebens. Ein gutgeleiteter frischer Kinderchor beschloß dann durch einen Festgesang die Ceremonie, und die kleine Hochzeitsgesellschaft verließ die Kirche. Draußen warfen die jungen Männer Silbermünzen unter die Kinderschaar und drückten dem Dorfschulmeister und seinem Gehülfen je ein Goldstück in die Hand. Der gute Schulmonarch warf einen staunenden Blick auf das Goldstück, einen dankbar gerührten auf den Geber und einen unwillkürlichen prositvollen auf seinen abgeschabten Frack, der gewiß auf directem oder indirectem Wege von Professor Unschick in seinen Besitz gelangt war.

Der Vorfall mit Josephinen, ihre Entfernung und wieder erfolgte Rückkehr in das Pillner'sche Haus hatte den geschäftigen Zungen der sogenannten Bekannten in der Residenz ergiebigen Stoff zu ungezählten Romanen und Dichtungen gegeben. Um sich selbst den Argusblicken dieser guten Seelen, ihnen aber eine ungeduldig erwartete Unterhaltung zu entziehen, hatte man beschlossen, die frohe Feier in dem harmlosen Gebirgsdorfe zu begehen.

In dem strohgedeckten Pavillon vor dem kleinen Gasthause des Dorfes, mit der herrlichen Aussicht auf das ferne blauende Gebirge, ward das kleine Festmahl gehalten, welchem außer den Trauzeugen auch der junge Dorfpastor, ein Sohn des Oberpfarrers von H. und Jugendfreund der beiden Brüder, anwohnte, und dem die feiernden Dörfler, die von der Kirche hieher gefolgt waren, neugierig zuschauten. Nachmittags brachte das Dampfroß die Zöglinge der Pension mit ihren Hüterinnen; sämmtlich weiß gekleidet, mit lebenden Kränzen geschmückt, brachten sie der geliebten Schulvorsteherin und den jungen Paaren ihre Glückwünsche zu dem fröhlichen Feste dar; mit Umherschweifen in der frühlingsgrünenden Umgegend, mit Veilchensuchen und Kränzewinden wurde der Rest des glücklichen unvergeßlichen Tages verbracht, und die jugendlichen Gäste bedauerten ernstlich, als das Zeichen gegeben wurde, daß es Zeit sey, sich auf den Bahnhof zu verfügen, um mit dem letzten Abendzuge nach der Residenz zurückzukehren.

Die gutmüthigen schaulustigen Dörfler gaben ihnen das Geleite, schwenkten den Abfahrenden Hüte und Tücher nach und unterhielten sich auf dem Heimwege lange und lebhaft von den schönen Frauen und den freigebigen jungen Herren.

Schon am nächstfolgenden Tage trennte sich der kleine Kreis, nicht ohne Bedauern, doch in Folge einer freudigen Veranlassung. Raphael und seine schöne Frau kehrten mit Madame Clairon nach ihrem geliebten Rom zurück. Fräulein Lafleur hatte mit Unterstützung der Frau Pillner und unter einer mäßigen Schuldenlast das Pensionat in der Vorstadt käuflich an sich gebracht und folgte ihrer seitherigen Vorgesetzten als wohlbestallte Directrice in allen Würden und Mühen ihres Standes nach. Madame Pillner hatte nämlich den dringenden Bitten Eduards und Josephinens nachgegeben und sich entschlossen, ihre Tage lieber in Ruhe an der Seite ihrer Lieben zu beschließen, als ihnen ferne in einem mühsamen Berufskreise sich noch länger zu bewegen, dessen Anforderungen und Arbeiten ihrem Alter doch nachgerade beschwerlich zu werden drohten. Sie konnte sich überdieß zu süßer Genugthuung sagen, daß sie nicht umsonst gelebt habe; nein, sie hatte gelebt, geliebt, gewirkt, im schönsten, weitesten Sinne des Worts, und ihr Name blieb ein Segen in der Stadt; dafür bürgten die ungezählten aufrichtigen Thränen, die von so vielen Augen in die Kränze und Bouquets fielen, die die Schaar früherer und gegenwärtiger Schülerinnen zum Scheidegruße darbrachte.

Mit liebevollen Worten freundlicher mütterlicher Ermahnungen an die Mädchen, sowie an die jugendliche Schulvorsteherin, schied Madame Pillner endlich von dem Schauplatz ihres Lebens und ihrer Arbeit. Auch das junge Paar verließ nicht gleichgültig die wohlbekannten Räume; auch sie hatten ja hier unvergeßliche Stunden der Freude und der Trauer verlebt, aber ihr hoffnungsstrahlender Blick wendete sich warm und freudig der Zukunft im fernen Westen zu, und in der gemüthlichsten Stimmung ward die Reise dahin durch das lustige Frankreich zurückgelegt.

Das Ziel des jungen Paares war das Städtchen Sandhurst, wo Eduard seit einigen Monaten die Stelle eines Professors der deutschen Sprache und des Zeichnens an der königlichen Militärschule übertragen worden war, um welche er sich beworben hatte, da er nicht gesonnen gewesen, mit dem Bataillon deutscher Hülfstruppen, bei dem er seither gedient, nach dem Kap der guten Hoffnung zu gehen und gegen die Kaffern zu kämpfen.

Ein glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß der Reverend Charles Blake, der Gatte von Miß Pierson, seit einem Jahre als Kaplan an der Militärschule fungirte, und Frau Blake, die gute sorgsame Seele, hatte auf den Wunsch von Madame Pillner die ganze Einrichtung des kleinen Haushalts besorgt, und das Häuschen, welches Eduard in der reizendsten Gegend der Stadt gemiethet hatte, vor der Ankunft ihrer Freunde auf allerliebste Weise eingerichtet.

An der Pforte des Gartens der Cottage mit dem epheuumrankten Vorbau, welche Josephine fernerhin ihre Heimath nennen sollte, stand die harrende Martha selbst, ein Töchterchen an der Hand, und den etwas feierlichen geistlichen Gatten an der Seite, die Lieben aus Deutschland zu empfangen. Mit besonderer Herzlichkeit preßte sie Josephinen an's Herz; durfte sie ja doch jetzt wieder an sie glauben und sie achten, die sie so warm, wenn auch mit englischer Ruhe, liebte.

Als der stille Abend sich niedersenkte und die Freunde das junge Paar verlassen hatten, traten Eduard und Josephine auf den kleinen Balkon; in der Gruppe hoher Fichten, die zu beiden Seiten desselben emporragte, flüsterte der Abendwind geheimnißvoll; diese ersten Kinder des Nordens, die treu die Thüre der Neuvermählten bewachten, schienen diesen ihren Willkomm entgegen zu bringen, und die alte, noch unbelaubte Ulme, welche ihre kahle Krone über eine kleine eiserne Bank ausbreitete, glühte im scheidenden Abendlichte purpurn, wie ein riesiger Korallenstamm, den man den stillen Tiefen des Meeres enthoben. Die letzten Strahlen der Sonne fielen vergoldend auf den frischen Rasen des Gartens, auf das weiße Häuschen, den dunkelfarbigen Balkon und auf die Gesichter der Glücklichen, die sich auf seiner Höhe umfangen hielten. Ein

Vogel im niederen Buschwerk sang sein Danklied in den stillen friedlichen Frühlingsabend hinein, und rosige, goldgesäumte Wolkenflöckchen bezeichneten die Stelle, wo die Sonne in ihr Wellengrab gesunken. Eduard und Josephine blickten hinaus auf das liebliche Bild und hinauf zu dem glühenden Himmel, fester und inniger verschlangen sich ihre Hände, und von dem Himmel senkte nun jedes seinen Blick in das Auge des Andern, um dort zu lesen die reine ungetrübte Glückseligkeit, die mit glänzender Schrift darin geschrieben stand.

„Die Vorsehung hat uns wunderbar aber herrlich geführt," sprach Josephine leise; „ihrem Willen, ihrer Leitung wollen wir unser ganzes künftiges Leben anheimgeben."

Eduard antwortete nichts, aber in dem leisen Druck seiner Hand lag alles, was Josephine wünschte — eine unbedingte, aufrichtige, männlich feste Zusage, ein ehrliches demüthiges Ja.

Madame Billner aber, die drinnen im Zimmer am lodernden Kaminfeuer saß, und bald auf die Glücklichen auf dem Balkon, bald in die hellen Flammen schaute, faltete andächtig ihre Hände und sandte ein stilles, frommes Gebet empor zu dem Geiste der Liebe, der die Geschicke der Menschen in seiner Hand hält und sie leitet nicht nach unseren Gedanken und Berechnungen, der aber stets zu unserem Besten sie vollendet.

Und dem auf dem Balkon in feierlicher Abendstille gefaßten Vorsatze blieb das junge Paar treu, denn schön ward das Leben, das im neuen Hausstande begann, und schön kann ein Daseyn nur genannt werden, wenn es sich an Gott lehnt, wenn das Geschöpf durch sein Leben die Verherrlichung des Schöpfers und dadurch die eigene Veredlung und Vergöttlichung erstrebt. Ja, dieß war der Fall in dem neugegründeten Hause, und obwohl von Religion nicht gesprochen ward, und die frommen Engländerinnen, die unter den Besuchern aus- und eingingen, mit scheinheiliger Mißbilligung das Haupt schüttelten und in dem deutschen Paare furchtbare Atheisten zu wittern begannen, war doch das Thun und Treiben desselben durch die Grundsätze einer edlen verborgenen Religion des Herzens motivirt, jener Religion, die frei und groß im Leben sich offenbart und von den „Frommen" dieser Welt nicht Religion zu nennen beliebt wird.

Josephine verstand es vortrefflich, aus ihrem Hause eine traute Heimath zu machen, nicht nur für die Mutter und Eduard, sondern auch für den Kreis bewährter Freunde, die im kleinen Gesellschaftszimmer ihren Platz fanden, und nicht nur für diese, sondern für alle Glieder der großen Familie der Heimathlosen, die auf dem Erdenrunde zerstreut, auch in ihre Nähe gelangten. Besonders ihren deutschen Landsleuten, die irgend welches Geschick auf die Insel führte, ward stets ein freundlicher Platz an dem Tische und der Feuerstelle des Kamins aufbehalten, mochte derselbe nun durch den Sohn der Arbeit, den heimwehkranken Handwerker, oder den vereinsamten Gelehrten, den politischen Flüchtling, oder die geplagte deutsche Erzieherin eingenommen werden — sie alle waren dem jungen Paare willkommen, und Josephine bemühte sich, durch die ihr eigene liebenswürdige warme Herzlichkeit ihnen für die Dauer ihres Aufenthaltes in ihrem Hause eine Heimath vor die Augen und in's Herz zu zaubern. Sie selbst hatte es durch eigene Erfahrung kennen gelernt, was es heiße, „heimathlos" zu seyn.

Die Ausgaben dieser etwas ausgedehnten Gastfreundschaft wurde aus einer Kasse bestritten, die ihre Quelle aus dem Honorar für die Unterrichts-Stunden erhielt, die Josephine täglich einer Anzahl junger Damen der Stadt und Umgebung ertheilte, um diese in deutscher Sprache und Literatur zu unterrichten. Erst schüttelte Eduard zwar den Kopf zu diesem Unternehmen seiner Frau und wollte nichts davon wissen, daß ein Theil der Ausgaben durch ihre Arbeit bestritten werden sollte; aber Josephine wußte es ihm auseinander zu setzen, wie die erste Bedingung ihrer inneren Befriedigung davon abhinge, daß sie einen Theil der pekuniären Sorgen auf ihre Schultern gewälzt sehe, und nun hatte ihr Gatte keine weitere Einwendung gewagt, er kannte Josephinens Charakter allzu genau. Und diese hatte bald die Freude, zu sehen, wie Eduard selbst durch ihre Vorträge sich angezogen fühlte und in seinen Mußestunden bisweilen die jungen Damen durch sein Hinzutreten animirte und manches geistvolle Wort mitredete.

Mama Billner verbrachte die Morgenstunden meist auf ihrem Zimmer und schrieb an den Denkwürdigkeiten ihres Lebens; sie arbeitete daran mit jener Geistesfrische, die ihr in so hohem Grade eigen war, und mit dem Gefühle inniger Befriedigung, die der Rückblick auf ein edel angewendetes Leben gewährt.

Der Nachmittag ward dann meist im Familienkreise zugebracht, wo die einzelnen Glieder desselben wetteiferten, sich gegenseitig das Leben zu verschönern. Die Schatten- und Lichtbilder der Vergangenheit bildeten meist den Stoff der Unterhaltung. Die Briefe aus Rom, die so schöne glückliche Bilder vor den Blicken der kleinen Familie entrollten, trugen nicht wenig dazu bei, das reine Glück derselben zu erhöhen.

* * *

Sechs Jahre schon hatte Josephine an der Seite ihres Gatten verlebt, das Glück, das den Beiden aus ihrem Bündniß erwachsen, war kein vergänglicher Honigmond gewesen; es war gewachsen, war noch inniger und fester geworden mit den Jahren. Diese Thatsache malte sich in den Zügen der jungen Eheleute und sprach aus ihren Worten, als sie eines Abends die Dämmerstunde vor dem Kamin traulich verplauderten, wo am Abende nach ihrem Einzuge Madame Billner gesessen und in die Flamme geschaut hatte.

Es war im Frühling und der sechste Jahrestag ihrer Hochzeit; noch brannte ein lustiges Feuer im Kamin, obgleich Veilchen und Tazetten in Menge den Schreibtisch Josephinens zierten, denn draußen herrschte englische Abendkühle; Eduard saß dem Kamine gegenüber, und der Schein der Flamme fiel belebend auf sein dunkles männlich-schönes Gesicht; an seiner Seite ruhte seine Mutter in ihrem Sessel, immer noch die imposante Erscheinung mit dem seelenvollen warmen Blicke, und auf einem ganz niedrigen Tabouret zu den Füßen beider hatte Josephine Platz genommen. Eine ihrer kleinen Hände ruhte

in der ihres Gatten, die andere hielt die Mutter in der ihrigen. Spurlos waren die Jahre über ihre Züge gegangen, und liebreizend wie an ihrem Hochzeitsfeste blickte sie zu den beiden Lieben mit einem Ausdruck stiller, wonniger Glückseligkeit empor. Es war die einzige Caprice Josephinens, allabendlich diesen Sitz einzunehmen, um ihren Lieben recht in die Augen blicken und sich nebenbei als das Kind im Hause fühlen zu können, und Eduard fand diese Idee zu allerliebst, um nur auch einen Versuch zu machen, sie seiner lieben kleinen Frau abzugewöhnen; im Mund die glimmende Cigarre, blickte er so unendlich vergnügt auf die geliebte Gattin herab, dessen Hand er von Zeit zu Zeit mit warmer Innigkeit preßte.

Sie hatten schon viel von dem Glück der vergangenen Jahre geredet, als Josephine nachdenklich äußerte: „Ein einziger Gedanke nur fällt bisweilen als trüber Schatten auf das weite glänzende Bild meines Glückes."

„Und dieses böse Schattenbild wäre?" fragte Madame Billner zärtlich besorgt.

— „Das Dunkel, das über dem Schicksal Josephs ruht," versetzte Eduard leise und beugte sich zu seiner Freundin herab.

Josephine nickte bejahend, sie wollte etwas entgegnen, aber sie ward unterbrochen durch das Dienstmädchen, das seiner Gebieterin einen mit vielen Stempeln versehenen Brief überreichte.

„Ein Brief aus Konstantinopel!" rief Josephine erstaunt aus, als es ihr gelungen war, beim zitternden Schein der Flammen das Postzeichen zu entziffern. Die Dienerin hatte indeß eine Lampe auf den Kaminsims gestellt, und Josephine erbrach den Umschlag, der einen versiegelten, ebenfalls mit ihrer Adresse versehenen Brief und einige begleitende Zeilen in französischer Sprache enthielt. Der Vorstand des fränkischen Hospitals in Konstantinopel, ein französischer Arzt, zeigte ihr darin den Tod ihres Vetters Josephs an. „Sechs Jahre," hieß es in dem Schreiben, „hat unser edler Freund sich dem Dienste der Menschenliebe geweiht, und durch seine Aufopferung und Hingabe in der Krankenpflege geleistet, was an dieser Anstalt vor ihm noch nie geleistet ward, denn zweimal während dieser sechs Jahre wüthete die Pest verheerend in ihren Räumen; von Bette zu Bette eilte er, seine unermüdete Hand wartete lindernd der Leiden des Körpers, sein Mund spendete den Balsam des Trostes den Seelenwunden der Unglücklichen, der Elenden; in seinen Armen hauchten der verlassene Fremdling und der Verbrecher, den die Gesellschaft ausgestoßen, ihr Leben aus; jenen ließ er an seiner edlen Brust eine Heimath ahnen, diesen verwies er an die göttliche Gnade, die verzeiht, wo menschliche Gerechtigkeit den Stab gebrochen. Ueber seinem Eifer für seine Mitmenschen vergaß er jedoch seiner selbst, und im vergangenen März machte ein schleichendes Fieber seinem Leben ein Ende. Wenige Stunden vor seinem Tode übergab er mir diesen Brief für Madame, und das letzte Lächeln schwebte auf seinen todesbleichen Lippen, als er mich bat, sobald er dahin, diesen Scheidegruß an seine Adresse zu befördern u. s. w.

„O Joseph, Spielgenosse meiner Kinderjahre!" rief Josephine schmerzlich; ihre Thränen machten es ihr unmöglich, den Brief, der wie ein Gruß aus dem Grabe sie traf, selbst zu lesen, und so reichte sie ihn ihrem Gatten. Eduard erbrach ihn und las:

„Meine liebe Cousine! Wenige Tage noch, und ich werde die geheimnißvolle Grenze überschritten haben, die uns arme Erdenbewohner von dem Reiche der Geister trennt. — Ehe aber meine Seele diese elende Erdenhülle mit den Ufern des Jenseits vertauscht, soll Ihnen, Josephine, ein letztes Wort werden von dem Manne, um dessentwillen Sie so viel gelitten, so heldenmüthig und standhaft geduldet haben. — Nicht will ich Sie bitten, mir jenen frevelhaften Egoismus, durch dessen Verlangen eine ganze Kette von Leiden um Ihr junges schuldloses Leben geschlungen wurde, zu verzeihen; weiß ich doch, daß Sie dieß längst gethan haben, Sie, deren edles liebewarmes Herz fähig ist, jedes Opfer selbst dem elendesten Menschen zu bringen! Nein, nur sagen will ich Ihnen, daß die so spät zu mir gelangte Kunde, Ihnen durch mein Betragen Schmerz bereitet zu haben, an meinem verwundeten Herzen nagte und daran nagen wird, bis es den letzten matten Schlag gethan hat.

„Ach, hätte ich einst Ihrem Rathe gefolgt! Hätte ich den Muth gehabt, den elenden Götzen menschlichen Ehrgeizes zu verachten! Meine Seele zittert bei dem Gedanken an die Leiden, die ich durch meine Feigheit, meine kalte Selbstsucht Anderen und mir selbst bereitet habe. — Sie sprachen mir so warm von dem Balsam der Liebe, ich verhöhnte Sie damals, und erst da es zu spät war, sie zu befolgen, erkannte ich die tiefe Wahrheit Ihrer Worte.

„Ja, es kam eine Zeit, da ich den Muth in mir fühlte, Clarissa, das edle hochherzige Wesen, vor der Welt zu lieben, aber ach, es war in dem Augenblick, wo sie starr und kalt auf ihrem Todtenlager vor mir lag. — Ich beschloß die leidende Menschheit zu lieben; ihre Qualen zu lindern, sollte der Zweck eines noch langen Lebens seyn; aber kaum hatte ich gelernt, in ihrem Dienste mich brauchbar zu erweisen, als ich die unerbittliche Hand des Todes an meinem Herzen fühlte. Ach, gerne hätte ich noch länger gelebt, geliebt, gelitten, als mir die Stimme des Ewigen, Unerforschlichen, zurief: „Bis hieher und nicht weiter." — Doch ich will nicht klagen, nein, mein letzter Athemzug soll ein Dankgebet seyn, das mit meinem befreiten Geiste emporsteigt zu Gott; ja, Dank sey schon hier der ewigen Liebe, die mich auch während der kurzen Zeit meines Menschendienstes die köstliche Himmelsgabe des Friedens kosten ließ, des Friedens, den ich früher auf den dunklen naturwidrigen Pfaden meines irren Lebens so eifrig suchte, ohne ihn jedoch nur ahnen zu dürfen.

„Findet es die Vorsehung gut, die besten Wünsche und Gebete eines Sterbenden zu erhören und zu gewähren, so werden gewiß, meine edle treffliche Josephine, alle Segnungen des Himmels Ihr Leben verschönern und auf Ihrem Hause und Allen denen ruhen, die Ihrem Herzen theuer sind . . . .

„Leben Sie denn wohl, geliebte Schwester, mit Allen,

deren Herz mir noch einen Gedanken der Erinnerung weiht. Dunkel und dunkler zerfließen die Bilder meines vergangenen Lebens vor meiner Seele, und nur noch zwei Gedanken beschäftigen meinen Geist und gewähren meinem Herzen Ruhe: der feste Glaube an die Gnade Gottes, und die Ueberzeugung, die Hoffnung, die arme theure Clarissa, die ich bis zu meinem letzten Hauche lieben werde, als verklärten Geist wiederzufinden an einem Orte, wo die kalten starren Schranken der Welt und unserer eigenen Schwächen sich unserer Vereinigung nicht mehr hemmend entgegenstellen werden. Gedenken Sie mit Nachsicht

Ihres armen Vetters

Joseph Schwarz.

„Friede sey mit seiner Asche," sprach Eduard leise, nachdem er den Brief zu Ende gelesen; seine Mutter stimmte in diesen Wunsch mit ein, und Josephine, das Haupt leicht geneigt, nickte stumm ihren Beifall.

Wie Joseph seine Verbindung mit den Jesuiten gelöst und nach Konstantinopel gekommen, blieb unseren Freunden ein Räthsel, das sie indeß auch nicht zu lösen versuchten; es genügte ihnen, und besonders Josephinen, zu wissen, daß der begabte aber finstere, friedlose Geist ihres Jugendgefährten endlich den langersehnten Frieden gefunden hatte, und die Empfindungen ihres Herzens vereinten sich zu einem stillen Gebet für die abgeschiedene Seele.

* * * *

Die Reibungen und Aufstände der syrischen Bevölkerung, die bald nach Josephinens Abgange aus dem Morgenlande begannen und so viel schuldloses Blut fließen machten, hatten der Familie Jedburg ihr orientalisches Eldorado unvermuthet rasch entleidet, und der alte Lord für zweckmäßiger und rathsamer gefunden, seine Heimkehr zu beschleunigen und sich bis zum Beginn der nächsten Londoner Saison lieber auf seinen Familiensitz in Schottland zurückzuziehen und Politik zu treiben, als, von dem drohenden Mordgeschrei der Eingeborenen umtobt, auf seiner Warte in der alten syrischen Johanniterburg die Gestirne des Ostens zu betrachten; eine Idee, deren Ausführung das dreistimmige Angstgezeter der gereiften Grazien des Hauses beschleunigt hatte.

Wenige Jahre nach seinen Eltern war auch Arthur nach seiner heimathlichen Insel zurückgekehrt, nachdem er mehrere Jahre den Süden Europa's, und besonders Italien, bereist hatte. Er war jedoch nicht allein heimgekehrt, sondern hatte seinen Eltern in der Person einer bildschönen Sicilianerin von uraltem Geschlechte eine willkommene Schwiegertochter mitgebracht, die ihn längst von dem Gram über seine unglückliche Liebe zu der deutschen Gouvernante geheilt hatte. Wenige Monate nach seiner Heimkehr starb sein älterer Bruder, und Arthur wurde nun Majoratserbe.

Ein Zufall ließ ihn erfahren, was aus seinem Freunde Villner geworden war, und er schrieb freundlich an Eduard. Hiedurch entspann sich ein Briefwechsel, und als Arthur beim Beginn der Saison mit seiner jungen Frau nach London kam, machte er mit dieser einen Ausflug nach Sandhurst, um die Familie Villner zu besuchen.

Arthur stellte seiner reizenden Frau das junge Paar als seine besten Freunde, seine größten Wohlthäter, als die Retter seines Lebens vor; er versicherte scherzend seine feurige Liebe, daß das wenige Gute, das sie beim Beginn ihrer Bekanntschaft an ihm gefunden, das Werk Josephinens sey, und unterließ es bei keiner Gelegenheit, dieser seine unbegrenzte Achtung und Freundschaft zu beweisen. Josephine, die um der Aehnlichkeit willen, die Clorinde, die jugendliche Gattin Arthurs, in ihren Augen mit Clarissa zu haben schien, schnell ein Herz für die interessante Südländerin gefaßt hatte, freute sich zwar von ganzem Herzen über das Liebesglück ihres englischen Freundes, aber wenn sie seine Blicke so verklärt auf den Zügen der jungen Lady ruhen sah, konnte sie sich nicht enthalten, sich gewisse Scenen aus ihrem Aufenthalt in Syrien in's Gedächtniß zurückzurufen; sie vermochte dann zwar leicht, ein Lächeln zu unterdrücken, aber es drängte sie doch, die Hand ihres Gatten verstohlen und innig zu drücken, und sich von ganzer Seele über die Treue ihres beständigen männlich-ernsten Eduard zu freuen und über den reichen Sommer ihres Lebens, der aus dem stürmischen Frühlinge ihres Mädchenlooses erwachsen war.

Der Schiffbruch der 'Mulhouse'.

Von einem Augenzeugen.

Es war am 26. Februar 185—. In dem großen und schönen Hafen von New-Orleans herrschte ein ungewöhnliches Jagen und Treiben, denn es galt, sich zur Abfahrt des Segelschiffes „Mulhouse" nach Europa parat zu halten. Dieses Schiff gehörte einer Gesellschaft von Kaufleuten und war schwer mit Baumwolle beladen. Auch ich beabsichtigte, mit diesem Schiffe wieder nach meiner alten Heimath, an den Ursprung des Neckars, zurückzukehren, da ich dem Wunsche, meine in New-Orleans sich aufhaltenden Kinder zu besuchen, Genüge geleistet hatte. Der Morgen war sehr schön, und wurden um 9 Uhr die Anker gelichtet, worauf das Schiff auf dem Mississippi absegelte.

Am Bord befanden sich im Ganzen 52 Personen, worunter ca. 30 Passagiere. Vom besten Winde begünstigt, gaben wir uns den angenehmsten Hoffnungen hin und fuhren frohen Muthes den Mississippi hinab, bis in den Golf von Mexiko, wo das Unglück anfing. Wir geriethen nemlich hier auf Sandbänke und war es uns unmöglich, weiter zu kommen. Zwanzig Tage verbrachten wir in dieser unwillkommenen Stellung zu, bis der Capitän vier kleine Dampfboote zusammenbrachte, welche vereint unser Schiff wieder in die See führten.

Ungünstige Winde verschlugen uns nun an die Südwestküste von Florida, welche durch die vielen Riffe und Sandbänke sehr berüchtigt ist, und wo schon manches Schiff seinen Untergang gefunden hat.

Am 25. März Nachts sprang ein heftiger Wind auf und wurde das Schiff auf Felsen und Sandbänke geführt, daß wir nicht wußten, wo wir waren; der Sturm tobte immer fürchterlicher, Blitze zuckten, der Donner rollte; hiezu das Tosen und Toben der entfesselten Elemente, das Schreien und Wehklagen der Passagiere, die Befehle der Seeleute — welcher Wirrwarr! Trotzdem war das Schiff noch immer unbeschädigt, bis es am 26. März Morgens 7 Uhr, nachdem es von einer Sandbank auf die andere gerutscht war, auf Felsen stieß und hier weder vor- noch rückwärts gebracht werden konnte.

Untersuchungen ergaben, daß das Schiff ein Leck bekommen hatte, durch welches das Wasser stromweise einfloß, und bald so hoch stand, als die Kajüte. Alles Entbehrliche wurde über Bord geworfen, und das Schiff zu erleichtern; das Nothsignal wurde aufgezogen — doch alles umsonst; das Wasser stieg immer höher, alles Pumpen und Ausschöpfen half nichts mehr — ein gewisser Tod schwebte uns vor Augen.

„Oh mon dieu, mon dieu!" hörte man die französischen Passagiere beten, kurz, Alles bereitete sich auf den Tod vor, namentlich noch, als am Morgen des 27. eine mächtige Welle das Steuerruder hinwegriß. — Allein wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten. Am 27. Morgens 9 Uhr, nachdem wir 26 Stunden in dieser trostlosen Lage zugebracht hatten, entdeckten wir ein kleines Lootsenboot, welchem wir den Stand der Dinge meldeten. Der Führer desselben versprach Hülfe und fuhr so schnell als möglich zurück; es sollte jedoch noch manche Welle über unser Schiff hinschlagen, bis die Erretter kamen, denn erst am 28. März fuhren vier kleine zerbrechliche Boote her, um uns zu retten. Zuerst ward das Gepäck verladen, hierauf gingen sämmtliche Passagiere in ein Boot. Ich war vom Verdeck, auf welchem bereits Wasser war, herabgesprungen, kam jedoch, statt in's Boot, in's Meer, und nur durch die kräftige Hülfe des Capitäns, welcher mich alsbald erfaßte und in's Boot zog, wurde ich dem so nahen Tode entrissen.

Kaum waren wir ungefähr hundert Schritte von unserm Schiffe hinweggerudert, als nur noch die Hälfte der Mastbäume, und nach weiteren etwa 500 Schritten gar nichts mehr vom Schiff zu sehen war. — Es war mit den sämmtlichen Baumwollvorräthen untergegangen.

Auf jenem Rettungsboot waren wir so zu sagen vom Regen in die Traufe gekommen, denn dasselbe war zerbrechlich, und jede Minute drohten uns die haushohen Wellen zu verschlingen. Sechs Mann hatten beständig mit Wasserschöpfen zu thun. Und auf diesem Boot sollten wir einen Weg von etwa 60 englischen Meilen — so weit war es bis zum nächsten Landungsplatz — zurücklegen. Endlich am 28. März, Nachts 12 Uhr, kamen wir auf der Insel Key West*) an, und mußten wir hier am Ufer übernachten, trotz unserer nassen Kleider. Aber wir waren doch, was die Hauptsache war, vorerst gerettet, und mußten wir auf dieser Insel bis den 10. April, an welchem Tage ein Schiff abfuhr, uns aufhalten. Die Lebensmittel sind hier sehr theuer, da Nichts wächst, vielmehr alles durch Schiffe hergebracht werden muß. Tausendmal dankten wir hier Gott für unsere wunderbare Errettung. Hiemit wäre nun der Gegenstand meiner Erzählung, mein Schiffbruch, erschöpft, es wird jedoch dem Leser nicht uninteressant seyn, zu erfahren, wie ich sodann in meine Heimath gekommen bin.

*) Eines der nackten kahlen Felseneilande südlich von Cap Sable, der südwestlichsten Spitze von Florida. Der ganze Archipel dieser gefährlichen felsigen Eilande ist auf den Karten unter dem Namen der Florida Reefs oder Riffe zu finden.

Anm. d. Red.

Am 10. April fuhren wir per Dampfer von dieser Insel ab, und kamen ohne weiteren Unfall nach Charleston, und von dort per Segelschiff nach Newyork, wo wir uns wieder acht Tage aufhalten mußten. Bisher hatte ich bereits eine Strecke von nahezu 5500 Meilen auf dem Wasser zugebracht.

Von Newyork fuhren wir endlich mit günstigem Winde ab per Segelschiff bis Bremen, wo wir nach etwa 5 Wochen ankamen, da wir auch noch auf der Nordsee wegen schlechten Windes ankern mußten. Auf der Nordsee feierten wir auch das Osterfest. Von Bremen ging es gut bis Mannheim, wo ich die Eisenbahn benützte bis in die Hauptstadt meines Vaterlandes. Von hier aus machte ich den nicht mehr weiten Weg in meinen Heimathort zu Fuß und kam ich am 30. Mai daselbst an, nachdem meine Reise ein Vierteljahr — voller Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren — gedauert hatte.

Eine Zeitungs-Annonce.

Novellette.

Die milde Märzsonne schien in ein niedriges schmales Mansardenstübchen und zeigte nur allzu deutlich dessen dürftige Ausstattung und die beschränkten Verhältnisse seiner Bewohnerinnen — einer Wittwe und ihrer Tochter. An dem einzigen Fenster, dessen Vorhänge zurückgeschlagen waren, saß Frau Schiefer, eine bleiche, dürftig, aber reinlich gekleidete Matrone, emsig strickend; jetzt legte sie ihre Arbeit nieder, zog ihr Tuch dichter um die Schultern und sagte zu ihrer Tochter, welche ihr gegenüber am Tische saß und Landschaften kolorirte: „Liebe Emma, lege noch eine Schaufel Kohlen in den Ofen, es ist diesen Morgen bitter kalt."

Emma gehorchte stumm, mußte aber unwillkürlich bemerken, wie der kleine Kohlenvorrath auf die Neige ging, und die Erinnerung an den niedrigen Stand ihrer Börse, der die Erneuerung des Vorraths an Heizmaterial verbot, nöthigte ihr einen leisen Seufzer ab. Aber nur eine kleine Weile entsank ihr der Muth, denn Emma war ein liebliches holdes Wesen voll Sonnenschein und freudiger ansteckender Hoffnung, und in ihrer liebreizenden Erscheinung einer frischen Rose zu vergleichen, welche in einer Sandwüste blühte. Sie war sehr hübsch, mit sinnigen gefühlvollen nußbraunen Augen, die nur eine Schattirung heller waren, als ihr reiches welliges Haar, mit frischen kirschrothen Lippen, zart rosig angehauchten Wangen. Und als sie, vom Ofen zurückkehrend, ein Zeitungsblatt auf-

hob, welches das Mädchen der Nachbarin vorhin hereingebracht hatte, und das Papier entfaltete, um es zu sehen, hätte meine geneigte Leserin bemerken können, was für eine hübsche kleine runde Hand mit rosig zugespitzten feinen Fingern Emma hatte.

„Ei sieh doch, liebe Mama!" rief sie plötzlich; „da finde ich einen Antrag, der ganz für mich passen würde: eine Gouvernantenstelle für drei kleine Mädchen. Oh, Mama, ich hätte große Lust, mich darum zu bewerben. Wir sind arm, sehr arm, und ich möchte einiges Geld verdienen, um Dir ein behaglicheres Daseyn ... Nein, liebe Mutter, weine nicht!" unterbrach sie sich, schnell zu der Mutter Füßen niederknieend und diese umarmend, als sie sah, daß Frau Schiefer ihr Gesicht in den Händen barg.

— „Ich weine nicht, liebes Kind," versetzte diese, wehmüthig aufblickend; „aber mich überkam so plötzlich die Erinnerung an all das, was wir eingebüßt haben: Stand und Vermögen, und an die Armuth und den Mangel, die jetzt auf uns lasten. Oh, das ist hart, liebe Emma!"

„Allerdings, Mütterchen, aber bedenke nur, welch ein Glück es für uns seyn würde, wenn ich meine Kenntnisse und kleinen Talente dazu verwenden könnte, uns beide in der Welt fortzubringen!" rief Emma fröhlich. „Soll ich mich nicht um jene Stelle bewerben, lieb Mütterchen? ich möchte sie gar zu gerne, wie schmerzlich es mir auch fallen würde, Dich zu verlassen!"

— „Handle, wie Du es für gut findest, mein Herzchen, und nimm keine Rücksicht auf mich! Der Gedanke, daß Du wenigstens in einer solchen Stelle nicht hungern und darben darfst, wird mir den Schmerz der Trennung von Dir mildern; und dann — wir sind ja in Einer Stadt!" sprach Frau Schiefer resignirt.

„Nun denn, Mamachen, so will ich keine Zeit verlieren, mich der Dame vorzustellen!" rief Emma, ihre Mutter leidenschaftlich umarmend. Ihre kleine Toilette war bald beendet, und die Frische und Anmuth der Jugend ließ die dürftige Kleidung vergessen. Emma sah allerliebst aus, und gerührt küßte die Mutter ihr Kind und gab ihm einen herzlichen Segenswunsch mit auf den Weg. „Du gutes Kind!" flüsterte sie ihr nach; „Emma ist ein wahrer Sonnenstrahl in der Dunkelheit meines jetzigen täglichen Lebens, ihr Herz hat noch nichts von den bitteren Tropfen empfunden, welche das Schicksal oft in unseren Lebenskelch gießt!"

Das war ein Irrthum, gute Frau. Emma hatte jenen bittern Kelch der Herzenstäuschung nicht nur gekostet, sondern schon bis auf die Hefe geleert! — —

Franz Aschendorf saß in einem Lehnstuhl und spielte mit zwei oder drei hübschen goldgelockten kleinen Mädchen, die an ihm herumkletterten; der gutmüthige Scherz und heitere Humor, womit er auf dieses Spiel einging, verrieth ein weiches Herz, ein warmes empfängliches Gemüth, einen poetischen Sinn. „Ei ei, Lydia, es ist unverantwortlich, wie sehr Du diese kleinen Schelme da verziehst!" rief er seiner Schwester zu, welche an ihrem Stickrahmen arbeitete.

— „Ah, als ob Du sie nicht noch zehnmal mehr verwöhntest, Bruder!" erwiderte Frau Eller lachend. „Uebrigens hast Du Recht, Franz, ich bin zu nachlässig für die kleinen Rangen, und darum suche ich eben eine Gouvernante, die sie einigermaßen in die Zucht nimmt. — Aber lieber Bruder, wenn man Dich so zärtlich und sinnig mit Kindern spielen sieht, ist es Einem unbegreiflich, daß Du Dich nicht verheirathet hast. Du würdest ja den trefflichsten, häuslichsten Ehemann, den zärtlichsten Vater gegeben haben!"

„Glaubst Du?" fragte er lächelnd.

— „Ja, sicherlich, und ich nehme es Fräulein Ruland gar nicht übel, daß sie sich so auffallende Mühe gab, Dein Herz zu erobern, und daß sie noch immer auf Dich wartet; Du aber scheinst wenig Interesse für sie zu haben!"

„Gar keines, liebe Lydia; das ganze Wesen jener jungen Dame stößt mich eher ab — trotz ihres Reichthums und ihrer Bildung. Und weißt Du, Schwester, weßhalb ich nicht heirathe? Weil ich einmal in eines der anmuthigsten und gemüthreichsten Mädchen verliebt war, die es auf der ganzen Welt giebt. Ich lernte sie in Meran kennen, wo sie häufig im Hause der Frau Ruland erschien. Anfangs erschien ihr meine Annäherung nicht unwillkommen, aber plötzlich begegnete sie mir kalt und abweisend. Ich bewarb mich hierauf in bester Form schriftlich um ihre Hand, weil ich mein Schicksal kennen lernen wollte und deutlich fühlte, daß mein Leben ohne sie ein verfehltes seyn würde. Statt aller Antwort erfuhr ich, daß sie am selben Tage noch Meran verlassen habe, und Fräulein Ruland gab mir hinterher ganz zart zu verstehen, es sey nur geschehen, weil jene junge Dame meinen fortwährenden beeiferten Aufmerksamkeiten habe ausweichen wollen."

— „Und hast Du ihr dieß geglaubt, Bruder?"

„Allerdings, denn Ottilie Ruland schien ja die beste Freundin meiner Angebeteten zu seyn. Ich habe mir seither vergeblich Mühe gegeben, diese wieder ausfindig zu machen, denn mein Mißgeschick machte mir die sympathischen Avancen von Fräulein Ruland nur um so fataler ..."

Das Eintreten der Zofe, welche eine Kandidatin für die Gouvernantenstelle anmeldete, unterbrach diese Mittheilungen. Frau Eller begab sich in den anstoßenden Salon, um Emma Schiefer zu empfangen, deren Aeußeres ihr sehr gefiel, aber Emma hatte keine Zeugnisse und war noch ein Neuling in diesem Fache. Sie versprach ihr Bestes zu thun und bat eindringlich, Frau Eller möge ihr eine ehrliche Probe gönnen. Die Unterhaltung zog sich in die Länge, und von dem Klang der leisen süßen Stimme plötzlich wundersam berührt, schlich sich Franz Aschendorf an die Portière und schielte nach der jungen Dame, aber nach dem ersten Blick trat er rasch hinaus in den Salon und rief: „Ist es möglich? Emma? ... Fräulein Schiefer?!"

Diese war entsetzt aufgesprungen, aber in der nächsten Minute ohnmächtig wieder zusammengesunken.

Eine Stunde später waren Franz und Emma erklärte Verlobte, und ersterer stellte das reizende Mädchen seiner Schwester als jenen Gegenstand seiner ersten und einzigen wahren Neigung vor, von welcher er ihr kurz vorher gesprochen. „Aber

wie kommt es, lieber Bruder, daß ihr euch jetzt so schnell verständigt habt, während damals . . ."

„Das will ich Dir sagen, Lydia; wir waren beide die Opfer einer tückischen Intrigue von Ottilie Ruland, welche Emma gesagt hatte, ich sey bereits im Stillen ihr eigener Verlobter. Das mußte Emma um so tiefer schmerzen, als sie mir gut war; aber was konnte sie nun andres thun, als mir ausweichen, nachdem sie an meiner Ehrenhaftigkeit zweifeln mußte, da ich trotz meines angeblichen Verlöbnisses mit Fräulein Ruland um Emma mich beworben?"

„Das ist abscheulich von Fräulein Ruland," sagte Lydia; „aber wie kam es, daß Du niemals wieder etwas von der armen getäuschten Emma hörtest? Warum wichen Sie meinem Bruder aus, liebes Kind, da Sie ihm doch gut waren und sahen, daß er Ottilie nicht geheirathet hatte?"

„Weil wir durch den Bankerutt und Tod meines Vaters arm geworden waren und den Namen meiner Mutter angenommen hatten! weil ich wußte, daß Herr Aschend— daß Franz reich ist, und weil ich . . ."

„Weil Du zu stolz warest, mir unter solchen Verhältnissen wieder zu begegnen, Du liebe böse Emma!" rief Franz, seine Verlobte innig umarmend. „Ein einziges Wort von mir, ein paar Zeilen hätten jene Lüge Ottiliens aufgedeckt und uns beiden manche harte Stunde erspart!"

„Ernste Stunden sind auch von Werth, denn sie reifen unsern innern Menschen aus, mein Geliebter!" flüsterte Emma mit überströmenden Augen. „Unsere reinsten Freuden sind diejenigen, welche aus Leiden und Sorgen entsprießen! — Aber nun laß mich zu meiner armen Mutter zurückkehren, welche meine Rückkehr mit Ungeduld erwarten wird!"

„Und ich begleite Euch, meine Lieben!" rief Frau Eller; „ich muß die Mutter meiner lieben neuen Schwester kennen lernen!"

Frau Schiefer war nicht wenig erstaunt, ihre Tochter in solcher Begleitung zurückkehren zu sehen und zu vernehmen, daß Emma statt einer Gouvernantenstelle einen Verlobten, eine eigene künftige Heimath gefunden hatte, und Lydia Eller drang darauf, daß ihre neue Schwester und deren Mutter noch am selben Tage in das Haus der wohlhabenden verwittweten Frau Eller übersiedelten, wo ein paar behaglicher eleganter Gastzimmer sie beherbergen sollten, bis Franz für seine geliebte süße Braut und deren brave vielgeprüfte Mutter ein warmes behagliches Heimwesen eingerichtet und seinen eigenen häuslichen Herd aufgeschlagen hatte.

Julie Mylius.

Wildgoose Lodge.

Eine Kriminal-Geschichte aus der Zeit der irischen Unruhen.

In einer stürmischen wilden Oktobernacht des Jahres 1816 war eine kleine Kapelle zu Stonetown in der irischen Grafschaft Louth, viele Meilen von Dundalk, der Schauplatz einer geheimnißvollen Versammlung von ungefähr vierzig Männern, welche meistentheils in die groben, mit schweren Kaputzen oder Krägen versehenen Friesröcke gekleidet waren, wie sie unter der ländlichen Bevölkerung von Irland üblich sind. Alle diese Männer waren bewaffnet, obgleich in sehr abenteuerlicher Weise, nämlich mit schweren plumpen Flinten, Sattelpistolen, Knütteln, alten Flintenläufen auf Pistolenkolben, aber auch mit Mistgabeln u. dgl. Diese Leute sehen wild, verkümmert, bleich und abgetrieben aus, denn viele sind aus großen Entfernungen herbei geritten oder gefahren — aus abgelegenen Dörfern in den Grafschaften Meath, Cavan und Monaghan. Es sind Landleute, Fischer von der Küste, Schmiede, Handwerker, Ackerknechte, kurz Männer von jedem Stand und Alter. Ein finsteres Geheimniß ruht auf ihrem Treiben; ihre Stirne ist gerunzelt, der Mund zusammengekniffen von dem Bewußtsein des finstern Unternehmens, über welchen sie brüten, denn sie sind nicht hier versammelt, um eine Mitternachtsmesse zu hören, noch auf einem Bittgang oder einer Wallfahrt begriffen, am wenigstens auf der Wallfahrt nach Croagh Patrik oder dem Eingang des Fegefeuers auf dem Eiland im Binnensee Longh Deargh. Kein Priester ist im Begriff, diesen Unruhestiftern die Hostie zu zeigen. Keine Glocke noch Schelle ertönt in dieser Nacht innerhalb der kleinen Kapelle an der Straße, kein Geistlicher in Meßgewändern erhebt das Kruzifix über ihre Häupter. Jene Menschen sehen nicht aus wie Leute, welche hier erschienen sind, um sich an den Stufen des Altars niederzuwerfen und ihre Gemüther durch Beichte und Buße zu entlasten. Sie haben kein Werk vor, zu dessen Unterstützung und Förderung die heilige Mutter Gottes, die Heiligen oder die Engel angerufen werden können. Sie untersuchen die Schlösser ihrer Pistolen, laden ihre Gewehre, pflanzen ihre Bajonnette auf und wetzen dieselben, und dieß alles mit einem finsteren verbissenen Lächeln, das auf nichts Gutes deutet. Sie fluchen über die Jungen von Dumbride und Ennisheen, weil sie zu spät kommen, und bringen den Gevattern von King's Court und Ballynavoeneen ein Hurrah, da sie frühe kommen, obschon sie zu Fuß durch die Torfmoore wandern mußten.

Der Versammlungsort dieser Ribbonmen oder Bandmänner, wie sie sich nannten, weil ein Stückchen Band am Hute ihr Erkennungszeichen bildete, ist eine schlichte, weißgetünchte kleine Kapelle, mit einem grünen Rasenstreifen außen vor ihrer Thüre, und auf demselben, von einem Stakelenzaune eingefaßt, ein großes eisernes Kreuz, von einer Dornenkrone überragt und mit den Emblemen der Leidensgeschichte geziert. Das Innere des dürftig erhellten Gebäudes ist armselig und einfach: eine Decke von Bohlen, weißgetünchte kahle Wände, an denen nur hie und da ein grell koloriertes Bild der heiligen Jungfrau oder des heiligen Patrik oder einige Ablaßbriefe oder Gottesdienst-Verzeichnisse hingen, etliche rohe Kirchenstühle und Bänke, am östlichen Ende eine hölzerne Plattform, auf welcher der Priester auf- und abgeht, während er seine Predigt hält, und auf dieser selben Plattform der Altar mit dem Hostienbehälter. Auf den Bänken liegen etliche stark zeelesene und abgerissene ABC- und Lesebücher, auf dem Fenstersims ein Haselstock, denn Stonetown ist ein armes Dorf und besitzt

kein Schulhaus, und die Schule wird daher in der Kapelle gehalten. Den ganzen Tag hindurch ist Pat Devan, der Schulmeister und Kirchspielschreiber, hier damit beschäftigt, einem halben Hundert barfüßiger, lebhafter, zerlumpter Bauernkinder etliche Worte Husaren-Latein, etwas von den vier Species der Rechenkunst und einige Bruchstücke der irischen Grammatik einzubläuen. Jene schwarzen Torfstücke, welche in einem Haufen neben dem rothglühenden Torffeuerchen des Kaminherdes liegen, sind das einzige Entgelt, welches die Kinder täglich für ihr Bißchen Schulung zu entrichten haben. Die Kapelle ist heiß, voll dumpfer stinkender Luft, denn sie ist nicht geöffnet worden, seit die Kinder aus der Schule gegangen sind.

Herr Devan gilt bei den Landleuten, den Torfstechern und Bauern von Stonetown und Reagstown, für ein Wunder von Gelehrsamkeit, und es ist nur unbegreiflich, daß er niemals hinging, um alle Preise im Seminar von Maynooth wegzuschnappen oder die gelehrten Jesuiten von St. Omer in Staunen zu versetzen. Er kann das Brevier in lateinischer Sprache lesen und die Todtengebete sprechen, und zwar beides beinahe so geläufig wie Pater Murphy der Pfarrer. Er kennt die Horä auswendig und weiß ganze lange Gedichte in irischer Sprache herzusagen. Niemand wirft sich so tief oder so feierlich auf die Kniee nieder als er, wenn die Schelle ertönt und die Hostie erhoben wird. Er kann dich kaum fragen, wie es dir geht, was Weib und Kinder machen, ohne daß er Latein in seine Rede bringt; Niemand in Louth hat mehr Wallfahrten gethan und mehr Stationen zurückgelegt. Niemand weiß mehr vom heiligen Vater in Rom und von den großen Kirchenfesten daselbst zu erzählen; und vor Allem! er ist ein Freund der armen Leute und in allen geheimen Gesellschaften. In dieser seiner Kapelle versammeln sich die Bandmänner und bereden ihre Pläne, wie sie Häuser überfallen wollen um Waffen zu erpressen, damit sie beim nächsten Aufstande gerüstet sind. Er theilt die Befehle aus und denuncirt Männer als Spione und Verräther. Er weiß, wann Meath gerüstet, wann Monaghan aufrührisch, wann Cavan unzufrieden und mürrisch ist, wann Louth etwas im Schilde führt. Da er ebensowohl Kirchspielschreiber als Schulmeister ist, verwahrt er die Schlüssel der Kapelle, so daß niemand als diejenigen, welche es zu wissen brauchen, etwas von den Versammlungen der Weißburschen oder Vereinigten Irländer erfahren. Pat Devan steht überdieß beinahe in priesterlichem Ansehen, ist geachtet und gefürchtet zugleich und jedenfalls beliebter als der Leutpriester im Dorfe, ein stattlicher, würdiger, leutseliger Herr, von dem man nicht weiß, ob er jene politischen Versammlungen kennt und billigt oder nicht. Auf jeden Fall ist er an diesem Abend nicht unter den Versammelten in der Kapelle, sondern sitzt wahrscheinlich an seinem behaglichen Torffeuerchen, wärmt sich die Zehen und liest einen der Kirchenväter in der Nähe eines Tischchens, worauf angenehm duftend ein tüchtiges Glas Whiskypunsch dampft, oder er denkt an seine fröhlichen Studienjahre im Collegium zurück, während er die letzten Torfbrocken in dem einfachen Kamine mit bläulichem zitterndem Flämmchen vollends verglühen sieht.

Es ist in der That eine wilde stürmische Nacht für ein Stelldichein; eine jener Nächte, wo die Kiefern und Fichten im Walde wallen und ächzen, die Eichen grollend ihre Wipfel schaukeln und die Ulmen in ruheloser Verzweiflung die Luft peitschen. Der stürmische Wind reißt die dürren Blätter scheffelweise von den Bäumen. Dürres Laub knistert und raschelt auf allen Pfaden. Ganze Wolken von gelben Blättern erheben sich ganz unvermuthet aus irgend einem Winkel, wirbeln eine Weile in der Luft und zerstreuen sich dann in völliger Niederlage über die losen Feldsteinmauern und die weiten öden Strecken von Berg und Sumpf, Halde und Torfmoor. Der Wind hat ganz dämonische Zornesausbrüche, pfeift aber zwischenhinein durch Schlüssellöcher, rasselt und rüttelt an Fensterläden und Thüren, heult um Dächer und Giebel und saust und seufzt hohl und schaurig durch die Schornsteine herab. Wenn je die Teufel in der Finsterniß umherwandern, hoffnungslose Menschen zur Verzweiflung zu treiben, verstockte Sünder zu Mord und Greuelthat anzuspornen und sich über alles Böse und Sündhafte zu freuen, das allenthalben ausgedacht oder gethan ward, — so war jene Nacht ganz dazu angethan, die Teufel zu derartigem Umhergehen und Aussäen von Unfrieden und Unheil aufzufordern! —

Devan macht die Runde unter den Männern in der Kapelle, den rothwangigen jungen Burschen sowohl als den alten verwitterten, narbenvollen Schuften von verworfenem Aussehen, welche Anno Achtundneunzig mitgefochten haben, und gibt ihnen Feldgeschrei und Paßwort für die Nacht. Man hört kaum mehr als ein Flüstern, aber man sieht desto mehr wilde leidenschaftliche Geberden und finstere drohende Gesichter. Dann nimmt Devan ein Torfstück vom Feuer, bläst Funken aus dessen brennendem Ende und schwingt es über seinem Kopf. Man hört einen unterdrückten Freudenruf, Gewehre und Mistgabeln werden geschwungen, irgend einer zieht eine Flasche Schnaps und eine Eierschale aus der Tasche, und das feurige Getränke macht die Runde, bis die Augen der Verschwörer funkeln und eine wilde grausame, blutdürstige Beweglichkeit und Lebhaftigkeit unter die ermüdeten Männer kommt, welche Devan nun auswählt und in zwei Banden scheidet. Das brennende Torfstück voraus tragend, führt Devan sie in roher militärischer Ordnung auf die Straße hinaus, und verschließt sorgfältig die Thüre der Kapelle hinter sich. Beinahe schweigend marschiren sie von hier aus dem Flusse entlang, und lassen unentschieden, ob sie nur zum Exerciren gehen oder irgend ein Pächterhaus angreifen. Viele wissen es selbst nicht; die meisten wissen nur, daß man sie vom Pflug und Ambos, vom Fischerboot und Webstuhl und Torfstich hinweggerufen hat in irgend einem geheimen Auftrag des Ausschusses der Bandmänner, und daß sie nicht gewagt haben, sich diesem Aufgebot zu entziehen. Aber Devan und M'Cabe, Marron und M'Elarney wissen was sie wollen und sollen, denn sie sind die Anführer, und jedermann soll bald erfahren, um was es sich handelt. Durch die Reihen läuft hie und da die flüsternde verbitterte Mahnung: „Erinnert euch, Jungens, wer Tierney, Coulan und Shanley an den Galgen gebracht

hat; wir dürfen keinen Pardon denen geben, die auch keine Schonung geübt haben!“ Und leise Flüche und Verwünschungen in irischer Sprache antworten diesem Zuspruch, wenn Devan die Tarfackel schwingt, die scharlachroth im Winde glüht.

Mittlerweile setzen sich auch andere Banden von verschiedenen Seiten her nach derselben Richtung in Bewegung. Ein Trupp Männer, bewaffnet mit Flinten, Pistolen und blei-ausgegossenen Stöcken, ist auf Nebenpfaden von Correcklick herübergekommen, und auf den Kreuzwegen sind andere Trupps dazugestoßen. Auf den Kreuzwegen von Ballynavorneen sind wieder andere auf verschiedenen Pfaden reitend und zu Fuße, lachend und mit Freudengeschrei zusammengetroffen. Auf den Fußwegen von Dumbride hat man ebenfalls Rekruten gesehen, und sogar in Churchtown hat Ein Bewaffneter gewartet. In Churchtown trennen sich die Männer; die Fußgänger, welche hier herum Weg und Steg ganz genau kennen, machen den nächsten Weg querfeldein durch Busch und Moor nach der Kapelle von Reaghstown; die Reiter aber (und viele derselben sogar zu Zweien auf Einem Gaul) traben über Tullykeel nach Reaghstown.

Jetzt sind ihrer nahezu hundert beisammen, wild aussehende Bursche, viele von ihnen mit finsteren Stirnen, vorstehenden Backenknochen und breiten grausamen Mäulern, Gesindel, das zu jeder Schandthat aufgelegt ist. Sie kommen nun in die Nähe des Ortes, wo ihre dunkle That ausgeführt werden soll. Bei der Kapelle von Arthurstown wird noch mehr Schnaps herumgereicht, und die Leute steigern sich durch Trinken zu völliger Wuth, denn es geht hier sicher nicht ohne Rauferei und Gefecht ab, namentlich wenn die Dragoner ihnen über den Hals kommen. Der wilde Kerl, welcher den Trupp von Reaghstown anführt, rühmt sich, er habe eine Handvoll Bursche, auf die er sich verlassen könne, und er tritt zu Campbell, welcher die Leute von Dumbride herübergebracht hat, schwingt eine Sattelpistole und schwört, daß er jedem von der Truppe, welcher wankend werden wolle, eine Kugel durch den Schädel jage.

Hinter der Kapelle von Reaghstown wird die Gegend sehr wild, und es gibt nur einen einzigen schmalen sumpfigen Feldweg durch das Ried und Torfmoor, der für Pferde kaum gangbar ist. Auf einer kleinen Anhöhe steht ein einsames Bauernhäuschen, zu dieser Jahreszeit beinahe ganz von Wasser umgeben und nur in einem Boot erreichbar, wenn man den schmalen Dammweg nicht kennt, welcher südlich von dem Weg zur Reaghstowner Kapelle abzweigt und dorthin führt. Das Moor ist ein jammervoll wilder, öder und unheimlicher Ort, um kein Haar besser als jene anderen fünf Millionen Tagewerke von Torfmoor, welche der irischen Landschaft einen solch verlassenen eintönigen Charakter geben; weite Strecken mit Gestrüpp und Grasbüscheln, die seit der Sündfluth noch nie betreten worden zu seyn scheinen, große dornichte Dickungen von Stechginster, verworrene Brombeerschläge, riesige Hügel von Binsen, Büschel von verdorrten Gräsern und Seggen, Dutzend von Tagewerken voll Haidekraut in Einem Striche; tiefe Abzugsgräben für das Wasser sind in die krapprothe Torferde eingezogen, und aus dem verworrenen Gestrüppe, das dieselben umwuchert, steht die Moosschnepfe auf und fliegt im Zickzack davon, wenn Du ihnen nahe kommst; kleine schwarze Haufen von aufgesetzten Torfziegeln sind da und dort zu sehen und bilden die einzige Landmarke, welche dieses melancholische Flachland unterbricht, oder hie und da ein kleiner Buckel, mit Binsen oder schilfartigem Grase bewachsen. Ueberall, an den dunklen chokoladefarbigen frischen Schollen, die erst gestern gestochen worden sind, wie auf den staubigeren und zerreiblicheren Theilen der schon älteren Stichtorfe, breitet die wilde Baumwolle ihre trügerischen kleinen Büschel schneeweißer Fasern aus, mit denen die Wildente ihr gelegentliches Nest im Ried auspolstert. Trotz Prairieen, Urwäldern, Gletschern, Dschengeln und Erdbergen gibt es nichts so Oedes und Abstoßendes als ein irisches Torfmoor, obschon darunter der unerschöpflichste Reichthum eines Bodens liegt, dessen Schätze sich seit der Sündfluth angesammelt haben und nur der Zauberruthe menschlichen Kunstfleißes bedürfen, um gehoben zu werden und in reichster Fülle Wohlstand und Genüge hervorzubringen.

Derartige Oertlichkeiten, welche nur von armen, thatkräftigen, kühnen und verwegenen Männern bestedelt, sind selbst unter einem hellen Sonnenschein und heitern Himmel traurig und trostlos genug anzusehen; in einer stürmischen Herbstnacht aber und bei heulendem Winde erscheinen sie in ihrer unheimlichen düstern Oede wie das Ende der Welt und weit draußen jenseit der Civilisation. Man wähnt sich zurückversetzt in jene Periode der Urwelt, da die Oberfläche unseres Planeten noch von riesigen Krokodilen und Schlangeneidechsen bewohnt war.

An dem Wege, welche zu diesem Torfmoore führte, stand die Hütte eines Taglöhners, bewohnt von einem gewissen Pat Halfpenny und seinem Weibe. Beide sitzen am Feuer, plaudern über die Tagesbegebenheiten und lauschen dem Winde, der bald zu wüthendem Sausen und Heulen anschwellt, bald zu einem leisen Raunschen herabsinkt und plötzlich seltsame Töne zu erzeugen scheint, welche wie Gemurmel vieler herannahenden Stimmen und Getrappel und Geplätscher von Pferdehufen klingt. Das Weib erschrickt und schmiegt sich an den Mann an; beide zittern, denn eine Todesangst überkömmt sie und ihr Herz pocht so laut, daß sie ihren Herzschlag beinahe so deutlich hören können, als den Pendelschlag der alten Wanduhr in der Ecke. Eine Minute später erschallt ein barsches Klopfen an der Thür, — das Pochen von Männern, welche sich ihren Eintritt erzwingen werden, wenn man sie nicht sogleich einläßt. Zwei finstere Männer, einer davon mit einer Flinte bewaffnet, treten ein, sobald die Thür zitternd geöffnet worden ist, gehen ohne ein Wort zu sprechen zum Herd, nehmen einen Topf, legen einige Brocken rothglühenden Torfs hinein und wallen damit wieder fortgehen. Das arme Weib fällt ihnen zu Füßen und bittet sie fußfällig und mit gefalteten Händen, doch zu dieser Stunde das Feuer nicht fortzunehmen. Sie weiß nicht, wozu es dienen soll, aber sie argwöhnt irgend eine entsetzliche Nachethat. Die Männer stoßen sie rauh auf die Seite, und derjenige mit der Flinte sagt zu Halfpenny: „Wenn wir noch

ein Wort von Dir oder Deinem Weibe hören, so schleppen wir Dich mit fort; wenn Du Dich untersteht, uns nachzusehen, Du Dummkopf, so jage ich Dir den Schuß in meiner Flinte hier durch den Leib!" Sie lassen dann eine Schildwache an der Thüre zurück und gehen weiter zu Lynch, der in einem andern Hause weiterhin wohnt. Halfpenny horcht in banger Furcht und hört gleich darauf ein Geräusch von Stimmen, die durch einander reden und schreien, dann eilfertige Schritte und das Getrappel von Pferden. Endlich ist der Lärm in der Ferne verhallt, Halfpenny glaubt, es sey nun alles sicher, öffnet die Thüre und will seinen Nachbar Carrol herbeiholen, da hört er sich aus der Finsterniß von einer barschen Stimme anrufen, welche ihn mit einem Schuß bedroht, wenn er nicht sogleich hineingehe und seine Thüre wieder verschließe.

Die Bandmänner verhehlen nun ihre Absicht nicht länger; sie sind ausgezogen, um ein einsam gelegenes Haus, genannt Wildgoose-Lodge (Wildganshütte), zu überfallen, die Wohnung eines Pächters Namens Edward Lynch, welcher im vergangenen Sommer bei den letzten Assisen in Louth klagend gegen drei Bandmänner: Tierney, Coulan und Shanley, aufgetreten ist, weil sie gewaltsam in sein Haus einbrachen, um Waffen zu erlangen. Der Widerstand war ein verzweifelter gewesen. Die Identität der Angeschuldigten wurde unwiderlegbar erwiesen und dieselben überwiesen und zu Dundalk hingerichtet, zum offenbaren Entsetzen und zur Entrüstung der Band-Gesellschaft. Lynchs Schwiegersohn Thomas Rooney und ein junger Taglöhner Namens James Rispin, waren die hauptsächlichsten Belastungszeugen gewesen.

In jenem abgelegenen alleinstehenden Hause auf der Marsch ahnt Niemand die Nähe einer Gefahr; da sind die Bewohner rührig an der Arbeit oder sitzen singend und lachend um das Herdfeuer herum und warten auf das Abendbrod, welches man so eben zubereitet: Lynch und seine Gattin, sein unerschrockener Schwiegersohn, James Rispin, und ein anderer Taglöhner, Elisabeth Richards und noch ein anderes Dienstmädchen und ein Kind.

Devan und Malone, die Anführer der beiden Banden, haben dem erhaltenen Befehl gemäß ihre Leute in eine lange Kette aufgelöst und nach rechts und links um den Hügel herumgeschickt, auf welchem das dem Untergang geweihte Haus steht; jetzt ziehen sich die Männer allmählig zusammen und umzingeln mit schußfertigem Gewehr ihre Opfer. Der glühende Torf, welcher durch den Wind und das Hin- und Herschwingen in eine helle Flamme aufschlägt, ist ein wanderndes Signal für den sich zusammenziehenden Kreis der Bandmänner. Dieser sich mehr und mehr verengende Kreis soll die verhaßte Familie Lynch und deren Hausgenossen verhindern, nach dem Wasser hinunter zu eilen und sich in der Dunkelheit durch Schwimmen und an's Land Waten oder durch Verstecken in den Haidekrautbüschen auf der Marsch zu retten. Gologly und etliche andere Männer, welche auf dem Feldwege zurückgeblieben sind, lachen und tanzen, wie sie ihre Gefährten einen Kreis bilden sehen. M'Clarney hat sich geweigert, bei den Pferden zu bleiben und diese zu halten, denn, meint er, er sey ebenso gut wie ein Anderer im Stande, mit zu dem Brande zu gehen.

Mittlerweile hat der Lärm der Stimmen die Familie Lynch aufmerksam gemacht; man sieht hinaus, erblickt das bewegliche wandelnde Licht und vernimmt drohendes Geräusch, das nur Unheil bedeuten kann. Pachter Lynch erräth im Nu, daß die Bandmänner im Anzug sind, um ihre drei gehenkten Kameraden zu rächen. Rooney nimmt seine Flinte vom Nagel und rüstet sich zur Gegenwehr; einige stürzen vorwärts und verriegeln die Hausthüre, auf welche die Belagerer nun mit Flintenkolben und Schultern einen Angriff machen. Eine Stimme von innen ruft: „Halloh, den Ersten, der herein dringt oder hinausgeht, schieß' ich nieder!"

Devan schreit draußen heiser durch die Finsterniß, während der Glast des Torffeuers auf sein Gesicht fällt, so daß es noch mehr als sonst demjenigen eines bösen Geistes gleicht: „Oho, glaub' ja nicht, Rooney, daß es wieder geht wie das vorige Mal! Heute Nacht ist hier Dein Kirchhof!"

Es wird kein Wort weiter gesprochen, aber ein paar Schüsse blitzen von den Fenstern aus auf, und einem Mann Namens Keeran wird durch das Pulver eines Schusses das Gesicht verbrannt. Die Bandmänner weichen zurück und machen keinen weitern Versuch, sich durch Sprengen des Schlosses an der Thüre oder durch Einschlagen der Füllungen einen Eingang zu erzwingen. Devan und Malone ertheilen nun laut den Befehl, das Haus von hinten anzuzünden, und mit blutgieriger wilder Hast eilen die Elenden nach den Heufeimen und sammeln große Haufen dürren Flachses, ungedroschenen Hafers und Strohs. Die beiden Männer, welche das Feuer bei Halfpenny geholt haben, entschlossene Bursche, und einer davon ein Räuber von Profession, — erhalten nun den Befehl, ein Bündel Flachs anzuzünden und es in das Dachstroh zu schleudern. Es erhebt sich ein Knistern und Krachen, ein Feuerschein und eine hohe Lohe, deren rother Glast alsbald den Kreis von rothen wuthheulenden verzerrten Gesichtern zeigt und sich in den Bajonnetten und Flintenläufen dunkelroth spiegelt.

„Hurrah, halloh!" ruft Devan; „wir wollen den Burschen im Lande zeigen, daß wir keinen Angeber unter uns dulden!"

Das Feuer verbreitet sich mit furchtbarer Geschwindigkeit über das ganze Strohdach; die Flamme schlägt von einem Ende bis zum andern auf, mit knisterndem Rauschen und dem Aufwallen hoher, vom Feuerschein gerötheter Rauchwolken. Im Nu ist die große Wasserlache, welche beinahe das ganze Haus umgibt, gleichsam in ein Meer von Blut verwandelt, die Fenster leuchten im Widerschein und das von der Hitze verdorrte Gras sinkt um und fällt. Der weite Kreis der frohlockenden Angreifer muß durch den Glast des Feuers hindurch den im Hause eingesperrten Unglücklichen wie ein Reigen jubelnder Teufel erscheinen.

Das Schicksal der Belagerten erscheint besiegelt. Es ist, als ob nur die Stimme Gottes vom Himmel oder die rächende Hand der Engel jetzt die Familie Lynch retten könne. Devan's Leute wissen dieß wohl, daher tanzen sie frohlockend und joh-

lend umher, werfen ihre randlosen Hüte in die Luft und schwingen ihre Gewehre und Mistgabeln mit der Wildheit von Kannibalen. Aber was haben ihnen die armen Weiber und die Kinder gethan? Was wissen diese von gerichtlichen Verfolgungen und von Verschwörungen der Bandmänner, — sie die damals so tapfer von Lynch und Rooney vertheidigt wurden, als diese gegen die mitternächtigen Räuber um ihr Leben fochten? Vielleicht können die Männer selbst noch jetzt, wenn sich Lynch und Rooney, Rispin und der andere Ackerknecht, wenn sie sich von den weinenden Weibern und schreienden Kindern losreißen, etwas gegen die erbosten Angreifer ausrichten. Wie, wenn sie ihre Flinten bis zur Mündung laden, einige frischgeschliffene Messer in den Gürtel stecken, dann die Thüre aufstoßen und wie wüthend über die Mörder herfallen, — können sie dann, wenn es ihnen auch nicht gelingt, den Cirkel zu durchbrechen, doch wenigstens einige der Angreifer niedermachen, ihr Leben theuer verkaufen und wenigstens einen tapfern Tod sterben?

Nein, hiezu ist nun schon keine Zeit mehr; der Pächter hat sein Weib im Arm, Rooney sein kleines Kind, das um Hülfe schreit, an die beiden Ackerknechte klammern sich ihre Liebsten an und bitten unter hysterischem Schluchzen um Gnade, — die Weiber hängen an den Männern mit der Todesangst und Verzweiflung von Ertrinkenden. Die brennenden Balken des Daches und die Massen von glimmendem Dachstroh fallen auf sie herunter und stecken ihre Kleider in Brand, das ganze Haus glüht wie ein Ofen, die Flammen schlagen zu den Fenstern heraus, die Wände sehen glühendroth aus, und von Betten, Stühlen, Tischen, ja vom Fußboden selbst schlägt die Lohe auf. Männer und Weiber fliehen an den Fenstern vorüber von einer Ecke zur andern, wie entsetzte Thiere in einem brennenden Walde, und ihr verzweifelndes Angstgeschrei schallt gellend durch die Lüfte.

„Laßt Keinen heraus! Keiner darf am Leben bleiben, daß er es erzählen kann!“ ist der fortwährende Schrei der Belagerer, die immer wieder neues Stroh herbeitragen und auf das brennende Dach schleudern. Der Himmel über dem einsamen Sumpf wird immer röther und röther, und bis in die weite Ferne, bis nach Ardee und Enniskeen hin sehen die Männer den Feuerschein und wissen, was er zu bedeuten hat.

Endlich springt Bryan Lemon, einer von Devan's Bande, mit einem schweren Schmiedehammer in der Hand vorwärts und zerschmettert durch ein Dutzend wuchtiger Schläge gleich denen eines Titanen die schwere eichene Hausthüre. Die Männer mit den Bajonnetten und Gewehren rücken näher, aber nicht um in das brennende Haus einzudringen und alle niederzumachen, welche sie dorin antreffen. Nein, dazu ist ihr Haß zu groß und ihre Grausamkeit zu teuflisch: sie wollen sich den Spaß nicht abkürzen, den ihnen der Todeskampf der Eingesperrten macht. Vielmehr schleppt ein Dutzend von ihnen Arme voll dürren Flachses und Haferstrohs herbei, die sie anzünden und zu den Fenstern hineinwerfen. Der Heuseimen liefert Stoff genug zu dem Holzstoße für die Unglücklichen. Im brennenden Stall brüllt das arme Vieh kläglich; die Pferde bocken und schlagen aus, scheu geworden von der Hitze und dem Feuerschein.

Die Weiber und Kinder flüchten von Stube zu Stube, Treppe hinauf und hinab; sie suchen sich zu verkriechen, zu verstecken, sie bitten und beten und schreien, und ihr Jammer übertönt das Brüllen der Flammen, schallt weit hinaus in die Dunkelheit und scheucht den Reiher und den Fuchs auf. Man sieht des unglücklichen Lynch's wohlbekannte Gestalt an einem Fenster vorüber wanken und Devan gibt Befehl auf ihn zu schießen. Er kann dem Gelüste zu diesem Befehl nicht widerstehen, obschon er dadurch seinen Burschen den Spaß abkürzt. Einige Schüsse fallen auf den Pächter, aber er bricht nicht zusammen; ein weit schrecklicherer Tod erwartet ihn; man sieht nichts mehr von Lynch. Dem jungen Ackerknecht James Rispin winkt das Leben noch fröhlicher, denn er liebt es noch leidenschaftlich, er sucht sich zu retten; er erklettert daher eine Seitenwand, von welcher das Dach heruntergebrannt ist, und bittet um Gnade. Aber umsonst! es wäre ebenso vergeblich, den schnappenden Hai oder den Wolf, der ein Lamm niedergeworfen hat, um Gnade anzuflehen! Die Antwort auf seine Bitte sind ein Dutzend Stöße von Bajonnetten und Mistgabeln in seinen Rücken und seine Seiten, so daß der Unglückliche kopfüber in die Feuersgluth hinunterstürzt.

Rauch und Feuer schlagen auf's neue aus den Fenstern und Thüren, — ein gellender durchdringender Schrei ertönt, der Schrei eines Kindes, dann versinkt alles in ein tiefes fürchterliches Schweigen. Das ganze Haus ist gleichsam in die kirschrothe Gluth eines Ofens unter einer Retorte verwandelt. Blickt man zu den Fenstern hinein, so sieht man nur eine einzige heulende, rauschende, wüthende Flammenmasse. Endlich fallen die rothglühenden Dachbalken krachend herunter und zerbrechen, eine Funkengarbe steigt aus der Gluth empor und zerstäubt vor dem Winde, dann schlägt noch eine hohe Flammensäule auf, über welcher sich eine gewaltige rothbeleuchtete Rauchmasse wölbt; dann stürzen Haus und Feuer in sich zusammen und begraben unter ihren Trümmern die unglücklichen acht ermordeten Bewohner. Devan und seine Leute schießen in wildem scheußlichem Jubel ihre Gewehre ab, der weite Kreis von hundert Ungethümen in Menschengestalt verengert sich, die Elenden werfen ihre Hüte in die Luft, johlen und jubeln und rufen: „Lynch, wir wünschen Dir Glück zu Deinem warmen Bett!“

„Es wäre nun Alles recht, wenn wir nur noch Herrn Filgate *) da hätten!“ sagt Malone zu einem seiner Leute, der lachend antwortet: „Der fehlt freilich noch, aber Dem heizen wir das Bad ein ander Mal!“

Es war ein glorreiches Nachtwerk für die Bandmänner gewesen, obwohl jetzt manchen davon ein leises Grauen über die Folgen beschleichen mag. Nachdem sie aber der Feuerstätte des Hauses den Rücken gewendet, welches vor einer Stunde

*) Der Richter in Louth und Präsident der Assisen, welcher die drei Bandmänner verurtheilt, gegen welche Lynch damals wegen ihres Raubanfalles ausgesagt hatte.

noch so fröhlich und lebensvoll, und nun ein glühender Aschenhügel und Leichenhaufen ist, schreit Campbell dem Gologly und den Anderen, welche die Pferde drunten in dem sumpfigen Theil des Feldwegs geholten haben, zu: „Alle sind dahin; wir haben sie Groß und Klein verbrannt und keinen übrig gelassen, der die Geschichte erzählen kann. Bei Gott, Lynch und Rooney werden dießmal nicht hingehen und uns angeben!"

Allein dieser selbe Gologly, dem dieß zugerufen wurde, ging hin und verrieth Campbell und brachte ihn an den Galgen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

12.

Im kleinen Kreise auf Schloß Lindhorst war es stiller geworden, seit Wilibold und Fräulein v. Hopfen fort waren. Cäcilie schloß sich wieder mehr an ihre Mutter an und ward von dem Trübsinn derselben angesteckt. Graf Ludwig aber war mit seinen Gästen täglich auf der Jagd oder dem Fischfang, und der Professor malte in seinem Zimmer gar fleißig, wobei ihm die beiden Damen zuweilen Gesellschaft leisteten oder die Gräfin ihm eine Sitzung gewährte. Nur die Abende waren dann einigermaßen unterhaltend, weil sie den ganzen Kreis im Salon versammelten, wobei wohl meist von Italien und namentlich von Rom gesprochen ward, und Professor Wocker seine Zuhörer durch die lebendigsten Schilderungen jener Blüthezeit des Künstlerlebens in Rom entzückte, wo der edle biedere Thorwaldsen, Overbeck, Reinhard, Koch u. A. m. noch die Künstler zusammen hielten und jene reizendsten Frühlingsfeste in Ganzano und in den Steinbrüchen am Pontemollo feierten, welche jedem unvergeßlich seyn werden, der jemals einem derselben angewohnt hatte.

Eines Morgens kam die Gräfin zum Frühstück herunter und fand zu ihrem Erstaunen den Assessor Thiele im Frühstückszimmer, mit der Lectüre der eingetroffenen Zeitungen beschäftigt.

„Guten Tag, Mama! ich freue mich, Sie heute so frisch und blühend und heiter zu sehen!" begrüßte der junge Mann die Gräfin, deren Hand er ehrerbietig küßte; „Sie waren leider in der letzten Zeit nicht immer so munter; waren Sie denn krank, beste Mama?"

— „Nicht eben krank, lieber Sigmund, aber verstimmt und aufgeregt," erwiderte die Gräfin freundlich. „Allein wie kommt es, daß Sie zu Hause geblieben sind, während die Anderen auf die Jagd fuhren?"

„Ich habe keine sonderliche Freude an diesen Treibjagden im Walde, Mama! Ich ziehe den Pürschgang oder den Anstand vor, und dann habe ich heute einige Briefe zu schreiben, die sich nicht mehr länger aufschieben lassen, und will noch um Verlängerung meines Urlaubs einkommen, da Graf Ludwig wünscht, daß ich noch einige Zeit hier bleibe."

— „Ein Wunsch, den ich von ganzem Herzen unterstütze, Sigmund, denn Sie werden von Jahr zu Jahr ein seltenerer Gast auf Lindhorst, obschon Sie wissen, wie willkommen Sie uns allen sind. Ich betrachte Sie, wie von jeher, gleichsam als ein Kind des Hauses, Sigmund, und habe Ihnen noch ganz dasselbe mütterliche Wohlwollen bewahrt, wie ehedem, wo Sie als ein frischer sinniger Junge Ihre Ferien hier verlebten . . . Du lieber Himmel, wie ganz anders waren jene Zeiten!"

„Die Zeiten ändern sich und die Menschen, theure Mama — denn so nenn' ich Sie noch immer," sagte der Assessor, und rückte der Gräfin näher. „Auch Sie haben sich verändert, Mama, namentlich gegen mich — Sie dutzen mich nicht mehr wie ehedem, und das thut mir wehe, denn ich bin mir bewußt, Ihnen und Ihrer Familie gegenüber noch immer der Alte geblieben zu seyn!"

— „Das weiß ich und fühl' ich, lieber Sigmund; aber Sie sind kein Junge mehr — Sie sind ein Mann geworden, ein Justizbeamter; da finde ich es nicht mehr passend, Ihnen das Du zu geben, welches für den Knaben und Jüngling angezeigt war."

„Und wenn ich Sie darum recht dringend bäte, liebe Mama, würden Sie es mir versagen?" fragte er mit zuthunlichem schmeichelndem Blicke; „oder habe ich irgend etwas gethan, das mich dieses Vorzugs verlustig gemacht hätte?"

— „Nein, wahrlich, Sigmund, das nicht!" entgegnete die Gräfin mit Wärme. „Ich finde in Ihnen noch immer ganz die alte ruhige und besonnene und doch weiche und eindrucksfähige Natur, und liebe und achte Sie wie ehedem. Sie erinnern mich immer an Ihren Vater, was den Ernst, und an Ihre selige Mutter, was das Herz anlangt, und darum sind Sie mir doppelt werth, denn Ihre Mutter war beinahe meine einzige wirkliche Freundin."

„Und Sie versprachen der Sterbenden, mir Mutter zu seyn, und schon um dieses Gelübdes willen dürft' ich vielleicht als Recht erwarten, daß Sie mir das herzliche Du der alten Zeit wieder schenkten, Mama!"

— „Wohlan, es sey, Sigmund, wenn Du es wünschest!" sagte die Gräfin lächelnd und reichte ihm die Hand, die er inbrünstig und unter Dankesworten küßte. „Und nun laß uns frühstücken und zwar allein, denn Professor Wocker hat sich entschuldigen lassen, und Gety ist ausgegangen; Du mußt Dir also an meiner Gesellschaft genügen lassen."

„Und wo ist Comtesse Cäcilie, wenn man fragen darf, Mamachen?"

— „Sie besucht einige Kranke in Hinterweiler, Sigmund! und ich lasse ihr gerne die Freude, Trost und Unterstützung in die Hütten der Armen zu bringen," sagte die Gräfin; „wir erwarten heute noch einige junge Damen als Gäste, und so nimmt Gety die Frühstunden zu Hülfe, um sich hernach den Gästen widmen zu können."

„Und Cäcilie macht den Weg allein, Mamma?"

— „Und warum nicht? Hinterweiler ist kaum drei Viertelstunden von hier, und der Weg durch den Wald wunderhübsch und romantisch, und jedermann in der ganzen Gegend kennt Cecy und liebt das gute Kind nach Verdienst, denn sie ist unermüdlich in ihren Samariterdiensten und der gute Engel aller Armen und Nothleidenden. Was sollte ihr also drohen? Ich wollte," setzte die Gräfin mit einem leichten Seufzer hinzu, — „ich wollte, mein Sohn Ludwig verstünde es ebenso, sich Freunde oder wenigstens dankbare Herzen zu verschaffen."

„Es ist eine Leichtigkeit, sich bei dem Volke populär zu machen, und Ludwig wird die kleine Kunst auch noch erlernen, sobald er erst die Nothwendigkeit davon eingesehen," erwiderte Sigmund. „Er hat seither noch zu wenig mit und unter seinen bäuerlichen Nachbarn gelebt. — Aber was meinen Sie, Mama, dürfte ich mir die Freiheit nehmen, der Comtesse Cäcilie entgegenzugehen und das Geleite zu geben?"

— „Ich gebe Dir mit Vergnügen meine Erlaubniß, Sigmund; — ja noch mehr, mein Lieber! wenn Du es nicht für grausam und anspruchsvoll hältst, wenn ich alte Frau mich Dir aufdränge, so möcht' ich selbst mich Deinem Geleite anvertrauen. Willst Du mir dieß Opfer bringen?"

„Ah, ein Opfer, Mama? Meiner Treu, ich bin so stolz auf diesen Vorzug, daß ich für Sie jede andere Gesellschaft in der Welt aufgäbe, theuerste Mama!" entgegnete er mit einer Betheuerung, welche so enthusiastisch und aufrichtig und ernsthaft zugleich klang, daß einer so scharfblickenden Dame wie Gräfin Waal nicht entgehen konnte, es wäre Herrn v. Thiele gar nicht unangenehm, wenn man ihn über den Grund dieses ausnehmenden Eifers befragte, wozu die Gräfin aber keine Lust zu haben schien, denn sie erwiderte nur ruhig:

— „Du wirst mich durch Deine Begleitung um so mehr verbinden, als ich schon lange gewünscht hätte, mit Dir über einige Angelegenheiten zu reden, welche mir sehr am Herzen liegen, und wozu sich auf diesem stillen Morgenspaziergange die beste Gelegenheit ergeben wird."

„Mit mir, Mama?" fragte Herr v. Thiele etwas überrascht und bewegt und schaute forschend zu der schönen Frau auf; „in welcher Weise kann ich Ihnen denn dienen?"

— „Mit Deinem klaren Verstand und Deinem richtigen unbestechlichen Gefühl, lieber Sigmund. Ich bedarf Deines freundlichen Rathes, der sich ebenso sehr auf Deine Kenntnisse und Talente, wie auf die trefflichen Eigenschaften Deines Herzens stützt, mein Lieber; aber Du mußt mir zugleich feierlich versprechen, niemanden ein Wort von Demjenigen anzuvertrauen, über was ich Dich befragen will!"

„Nun denn, mein Wort darauf, daß ich Ihre Fragen redlich und treulich beantworten und über unsere ganze Unterredung unverbrüchliches Stillschweigen beobachten will," versetzte Sigmund, nicht wenig erwartungsvoll und gespannt, das zu erfahren, was Gräfin Lindhorst ihm auf solch heimliche Weise anvertrauen werde.

Einige Minuten später ging die Gräfin gemächlich an seinem Arm durch den Blumengarten und Park den Bergrücken entlang, und plauderte unbefangen von den Verbesserungen, die sie jüngst in den Anlagen um das Schloß vorgenommen, und von den Plänen, welche sie wegen ihres künftigen Aufenthalts gefaßt hatte, nachdem Ludwig das Majorat angetreten und sich verheirathet haben würde. Sie wollte nämlich alsdann der künftigen Schwiegertochter das Feld räumen und nur hie und da besuchsweise nach Schloß Lindhorst kommen, für die Dauer aber nach einer Provinzialstadt oder nach der Residenz übersiedeln. Daß aber die beinahe maschinenmäßigen Fragen, welche die Gräfin über die relativen geselligen Zustände, die Preise der Wohnungen u. s. w. in den betreffenden Städten an Sigmund richtete, nicht der einzige Zweck dieser Unterredung seyn konnten, begriff der Assessor sehr gut, und wenn ihm auch sein Zartgefühl verbot, die Gräfin an jenen Zweck zu erinnern, so konnte er doch eine gewisse ungeduldige Spannung wegen desselben nicht verleugnen.

Aber die Gräfin schritt an seinem Arme den gewundenen Waldpfad hinab und bog auf den Wiesenpfad in dem hübschen Thale hinaus, ohne auf jene Gegenstände zu kommen, deren Besprechung ihr so sehr am Herzen zu liegen schien, bis man einen Vizinalweg erreicht hatte, welcher das Thal hinauf nach dem Vorderweiler führte. Hier stießen zwei Bäche, welche aus verschiedenen Schluchten der waldigen Berge herabkamen, zusammen, und waren kurz unterhalb ihrer Vereinigung mit einer alten steinernen Brücke überwölbt, an deren jenseitigem Ufer eine kleine Feldkapelle und nahe dabei eine vereinzelte riesige Linde standen, unter welcher sich eine steinerne Ruhebank befand.

„Laß uns hier einen Augenblick ausruhen, Sigmund, denn diese Bank ist eines meiner Lieblingsplätzchen," sagte die Gräfin, sich auf der Bank niederlassend, und bedeutete den Assessor, neben ihr Platz zu nehmen. „Es ist ein ungemein traulicher Ort, ganz geschaffen zu stillen Träumen, und man übersieht von hier beinahe Alles, was Schloß Lindhorst Sehenswerthes hat. Sieh nur, wie malerisch hier die Thürme des Schlosses über die Baumkronen des Parks herüberblicken, dort das Kirchlein weiß aus seinem Winkel herunterglänzt und hier hinauf die Wälder wie dunkle Mauern das freundliche Wiesenthal und die Obstgärten am Fuße der Berge einschließen. Dazu das Rauschen des Wassers und das silberne Blinken der Wellen und der frische Hauch des Nachheues — ist es nicht reizend und von einer ergreifenden Wirkung?"

„Ganz gewiß, theuerste Mama," bestätigte Sigmund gedankenvoll, denn er konnte sich nicht recht erklären, wie sich die Gräfin für einen Anblick so sehr ertasiren konnte, den sie wohl schon tausendmal gehabt hatte, und wie der Eindruck hiervon mit der unverkennbaren Gemüthsbewegung zusammenhängen sollte, welche die Gräfin nicht zu verhehlen vermochte. Endlich nach einer längern Pause wandte sich die Gräfin zu dem Assessor, ergriff seine Hand und sagte: „Ich möchte mit Dir über meinen Wilibald sprechen, lieber Sigmund! Eine Mutter kann leider ihren Sohn nicht so genau kennen, wie ihn einer seiner Freunde kennt, und da Du sein vertrautester Freund bist, wie ich weiß, so möcht' ich von Dir erfahren, was denn der

Grund der seltsamen Veränderung ist, welche mit Willy in jüngster Zeit vor sich gegangen ist und welche Du unfehlbar bemerkt haben mußt!"

„Ich bin allerdings Willy's Freund, Mama," erwiderte Herr v. Thiele etwas überrascht; „aber ich möchte Ihnen zu bedenken geben, daß ich eben als sein wahrer Freund nicht zu den unbedingten Bewunderern und Schmeichlern Willy's gehöre, und daß er eben darum seit einiger Zeit etwas gespannt und zurückhaltend gegen mich ist."

— „Ich weiß es, lieber Sigmund, und bin Dir dankbar für die Vorstellungen, welche Du ihm gemacht, und für die Warnung vor einer Gefahr, welche Du ihm gegeben hast, und die er Dir übel nahm, weil er glaubte, Du behandelst ihn wie einen Knaben. Aber ich kenne Willy allzu gut, um nicht zu wissen, daß er Dir dennoch im Herzen dankbar ist und sich Dir wieder nähern wird; denn von dem Tage an, wo Du so ernst mit ihm gesprochen hast, datirt sich der Umschlag in seinem Betragen, welcher seine Spitze in dem gefaßten Entschluß findet, seine Offiziersstelle zu quittiren."

„Wenn Sie dieß alles wissen, Mama, so ist die Vorfrage erledigt, nämlich die, ob ich Ihnen unbefangen antworten kann. Sie halten mich also nicht für gereizt gegen Willy, nicht für parteiisch?"

— „Für keines von beiden, Sigmund, sondern ich halte Dich, wie von jeher, für den treuen erprobten Freund unserer Familie," sagte die Gräfin mit Wärme. „Du bist einige Jahre älter als mein Ludwig, und um ein Namhaftes klüger und welterfahrener als meine beiden Söhne, und da Willy weiß, wie sehr ich Dich achte, so werden die ernsten Vorstellungen, welche Du ihm wegen seiner Verschwendung gemacht hast, auch mit der Zeit ihre für sein Gefühl empfindliche Spitze verlieren, und ich hoffe, daß er begreifen wird, wie Du es nur in seinem Interesse und zu unsern Gunsten gethan hast. Und dennoch," fuhr sie mit einer gewissen Unbehaglichkeit fort, „dennoch möcht' ich beinahe zuverlässig behaupten, daß es nicht Dein Einfluß allein war, lieber Sigmund, was diese rasche und energische Sinnesänderung bei dem sanguinischen Willy hervorbrachte, sondern daß noch irgend eine andere mächtige Triebfeder mitgewirkt hat."

„Und welche denn, theure Mama?"

— „Etwa die Liebe, Sigmund! Kannst Du mir nicht sagen, ob Willy nicht irgend eine ernstere Liaison hat?"

„Wie könnt' ich das, Maman Comtesse?" versetzte der Assessor überrascht. „Sie stellen mir da eine schwierige und verfängliche Frage, liebe Mama. Beinahe jeder junge Mann hat gewisse Geheimnisse, welche er seiner Mutter nicht anvertrauen mag, und von denen er noch weniger wünscht, daß seine Mutter sie durch einen Andern erfahre, denn Frauen und Männer hegen häufig ganz verschiedener Ansichten von einer und derselben Sache."

— „Das heißt also mit anderen Worten: Willy hat in der Residenz irgend eine Liaison, die seiner unwürdig ist?" fragte die Gräfin streng.

„Im Gegentheile, Mama, das habe ich nicht gesagt und kann ich mit gutem Gewissen nicht sagen," entgegnete Sigmund lebhaft abwehrend. „Meine Bemerkung war eine ganz abstrakte, ohne alle Beziehung auf Willy, ohne jegliche Verdächtigung seiner. Ich bin sogar überzeugt, daß Willy in dieser Hinsicht hoch über seinen Kameraden steht, und daß er, wenn er überhaupt in irgend welcher Beziehung zu einer Dame steht, ehrlich und ernstlich in dieselbe verliebt ist, und daß allerdings vielleicht gerade dieß jene mächtigere Triebfeder ist, von welcher Sie sprachen."

„Und wer ist die Dame, welche bereits einen solchen Einfluß auf meinen Jungen erlangt hat, Sigmund?"

„Das weiß ich nicht, Maman Comtesse," versetzte Sigmund achselzuckend. „Ich bewege mich in der Residenz in einem ganz andern Lebenskreis, als Willy;" wir sehen uns nur gelegentlich in der ‚Löwengrube,' jenem zwanglosen Verein; ich habe keine genauere Kunde von seinem Treiben, außer was ich gerüchtweise oder von Onkel Holthaus über Willy erfahre. Ich weiß daher über sein Privatleben und seinen Umgang nichts auszusagen, und muß jedenfalls recht höflich bitten, theuerste Maman, daß wenn Sie von mir Aufschlüsse erwarten, Sie dieselben nicht in Ihrer Besorgniß mit den Farben Ihrer Phantasie allzu lebhaft kolorirren."

— „Hat Willy etwa schon in der Residenz Malwine von Hopfen kennen gelernt, Sigmund? ich bitte, sag mir nur dies Eine!"

„Ich weiß es nicht, theure Mama, aber es ist nicht unmöglich. Fräulein von Hopfen ist eine junge Dame, welche ihr Licht nicht unter den Scheffel stellt, eine der bellea der Gesellschaft."

— „Sag mir offen, bester Sigmund, wofür hältst Du sie?" bat die Gräfin dringend. „Ist sie Dir nicht als eine kleine Kokette erschienen, welche mit feiner Berechnung eine gute Heirath zu machen sucht?"

„Oh, ich sollte denken, daß dieß heutzutage die Mehrzahl unserer jungen Damen in der Stadt thun, und Fräulein von Hopfen um kein Haar mehr als die Anderen! nur gelingt es ihr vielleicht besser, weil sie unleugbar etwas Piquantes in ihrem Wesen hat.

— „So sage mir wenigstens, Sigmund, ob Du mit einigem Grund vermuthen kannst, daß Malwine irgendwie schon einen gewissen Einfluß auf Willy gewonnen hat?" fragte die Gräfin noch dringender.

(Fortsetzung folgt.)

An unsere geehrten Leser!

In dem Wunsch, die größere Novelle „Ein Mädchenloos" möglichst schnell zu Ende zu bringen, haben wir in diesem und den vorangehenden Heften die übrigen begonnenen Erzählungen zurückgestellt, werden dieselben aber schnellstens zu Ende bringen.

Die Redaktion.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Der Gesandtschafts-Kurier.

Novelle von P. v. S.

I. Der Goldadler.

Wir finden uns in jenem nördlichen Theile Großbrittanniens, welcher vor der Vereinigung der Kronen von England und Schottland, als Border oder Grenzland bezeichnet war. Dieses Gebiet, um dessen Besitz beide Reiche kämpften, war damals ein fast öder Landstrich, wo noch heute der Anbau beschränkt, der Jagd weite Heide- und Moorstrecken darbietet.

Die Sommerzeit war schon in ihren dritten Monat gelangt, der unter diesem Klima eher dem Herbste südlicherer Gelände gleicht. Indeß beleuchtet die Sonne noch mit fahlem Scheine die See'n; Ebene und Hügel sind wie umschleiert von Duft und die Wildbäche rauschen in fröhlichem Sturze über die Felsen. Damwild sammelt sich in Rudeln unter dem Buchenschatten, durch die Jagdgesetze geschützt, in den Schluchten der Cheviotberge, wo einst englische und schottische Freibeuter sich das Wild streitig machten, und sengten und brannten; der Heimath der stolzen Häuptlinge, Douglas und Percy, und so mancher nicht minder in der Sage und der Ballade gefeierter Räuber und Geächteten.

Wendet sich der Blick dem Meere zu, so zeigt sich nur eine feindliche Fischerbarke, deren Segel von einem leichten Hauche geschwellt wird, der in dem Röhrigt säuselt, aus dem da und dort eine wilde Ente aufflattert. Der einzige Beherrscher der Erde und der Lüfte ist in diesem Augenblick ein Goldadler, der majestätisch über seinem Reiche schwebt und einen Raub ausspäht. Plötzlich dröhnt ein Knall durch die lautlose Oede, ein leichter Rauch steigt auf, und im selben Augenblick als der Schuß aufgeblitzt, gellt ein Schrei durch die Lüfte; der geflügelte Herrscher ist vom tödtlichen Blei getroffen, dreht sich convulsivisch und stürzt leblos nieder, auf hundert Schritte vor dem Feinde, dessen Auge ihn in seinem Aufsluge verfolgt hat.

Der Schütze des Adlers erhebt sich aus seiner knieenden Stellung in dem Schilfe, während sein Hund nach den Enten im nahen Teiche jagt. Ein sonderbares Gefühl, ein Gewissensbiß, der bei Jägern selten ist, ergreift ihn beim Anblick des todten Adlers zu seinen Füßen, dessen Gefieder von Blut geröthet, dessen stolzes Auge gebrochen ist, und auf den Lauf seiner Büchse gestützt, sagt er: „Gott verzeih mir, daß ich das Leben einem Geschöpfe geraubt, das mehr werth ist, als ich selber!" Der so sprach war kein Anfänger im Waidwerk; er hatte in den Dschungeln Indiens und auf dem Eise Norwegens gejagt, den Bär auf den Schneegefilden Rußlands und jedes Wild verfolgt, das nur in den Wäldern am Amazonenstrome zu finden ist. Der Goldadler war nicht die Beute eines unwürdigen Gegners, sondern eines Jägers von athletischer Gestalt, abgehärtet und gebräunt wie ein Araber. Sein stolzes offenes Gesicht mit den schwarzen feurigen Augen drückte Entschlossenheit und Thatkraft aus, wie sie dem ritterlichen Abkömmling eines alten Adelsgeschlechtes geziemte, dem letzten eines Stammes, der einst eines der reichsten Feudalgüter in Schottland besessen, und von seiner Burg seine weiten Ländereien von den Bergen bis zum Meere überschauen konnte. Aber dieß Alles war dahin, und es blieb ihm nur ein Heidestrich und ein Moor, wo er das Haselhuhn und den Birkhahn verfolgen konnte, mit einem Jagdschlosse, in dessen epheubewachsenen Trümmern die Eule neben ihm hauste.

„Prächtiger Schuß, Ereildoune, ich wünsch' Euch Glück dazu!" ließ sich eine Stimme hinter ihm vernehmen. Der Schütze wandte überrascht den Kopf. Die Heide und das Moor waren kein reicher Besitz, aber er gehörte ihm allein zu, und wurde selten von fremdem Fuße betreten.

„Ihr seid es, Mylord! Welchem Zufall verdankt der Border die Ehre Eures Besuches?"

— „Ich habe mich verirrt," erwiderte Se. Gnaden, der Herzog von Glencairne, ein tüchtiger Waidmann und Schotte von altem edlem Geschlechte, ein kräftiger Greis, dem man seine sechzig Jahre nicht ansah und der in seinem Tartan für einen Pächter der Umgegend gehalten werden konnte. — „Wir sind auf Besuch bei Fitzalleyne, der uns eine Jagdpartie vorgeschlagen hat, und während wir den Heidehühnern nachliefen, fanden wir uns plötzlich in unbekannter Gegend. Ihr kömmt uns daher ganz erwünscht. Erlaubt, Sir Fulke Ereildoune, Euch meine Begleiter Lord Polemore und M. Victor Vane vorzustellen."

Der arme Edelmann begrüßte die Gefährten des Herzogs mit demselben Anstande, wie seine Ahnen, die Herren des Border, die Herzoge von Châtellerain und Hamilton begrüßt hätten.

„Ihr habt einen Adler erlegt, Ereildoune? bei St. Georg, welch' prächtiger Vogel!" rief der Herzog sich bewundernd zu dem König der Lüfte niederbeugend.

— „Ich beneide Euch um diesen Schuß," sagte der als Victor Vane vorgestellte Jäger; „ich habe in meinem Leben manche Raubthiere getödtet, Vögel und Menschen, aber weder im Harzgebirge noch im Engadin jemals einen Adler erbeutet."

Ereildoune sah den Redner etwas erstaunt an und erwiderte: „Die Adler sind selten, und wenn wir sie erspähen, tödten wir sie, um sie noch seltener zu machen. Wäre der Adler, den Ihr tödten möchtet, Herr Vane, vielleicht der zweiköpfige?... Habt Ihr eine gute Jagd gehabt, Herr Herzog?"

„Eine sehr schlechte! Die Vögel sind scheu, wie der Teufel," erwiderte Seine Gnaden. „Aber Eure Waidtasche ist voll. Wir sind halb todt vor Hunger; könntet Ihr uns nicht in Eurem Pavillon etwas zu essen geben?"

— „Mit Vergnügen, Mylord, wenn Eure Gnaden mein Eulennest beehren und sich mit einem Gericht kalten Wildbratens begnügen will," sagte dieser, indem er den blutenden Adler aufnahm.

— „Mein lieber Ereildoune, ich würde mich mit einer Brodrinde begnügen, so hungrig bin ich," setzte der Herzog hinzu, dessen Ohr durch den kalten Wildbraten angenehm be-

rührt war, „und wenn Euch noch einige Flaschen Madera von Eurem Vater her geblieben sind, werdet Ihr uns ein Königsmahl vorsetzen. Es gab in Europa keinen größern Feinschmecker, als Regence-Ercildoune!" setzte er mit einem Lächeln froher Erinnerung hinzu.

Die Stirne des Adlerschützen umwölkte sich, als er seine Hunde herbeipfiff, um die drei Sportsmen über die Heide zu führen. Victor Vane hatte seinen Blick bemerkt, und hielt ihn für Verlegenheit über die Einladung, welche der Herzog ihm aufgedrängt hatte. „Er ist gedemüthigt," dachte er lächelnd, „uns seine Armuth sehen zu lassen!" Er täuschte sich aber, wenn er dem Abkömmling eines edlen Geschlechtes, solch kleinlichen Hochmuth zuschrieb. Ercildoune hätte seine Gäste ebenso herzlich in einer Scheune wie in einem Palaste aufgenommen. Wie ein arabischer Häuptling unter seinem Wüstenzelt, hätte er die Gastfreundschaft mit einem Gerstenbrod ausgeübt; auch schätzte er seine Stammesahnen zu hoch, um sie von dem Gewicht seines Silbergeschirres, der Auswahl der Weine und Speisen abhängig zu machen. Er war arm, aber in seiner Armuth blieb er zu sehr Edelmann, um sich neben dem Reichthum Anderer entwürdigt zu fühlen.

Etwa eine Meile entfernt erhob sich das Jagdschloß, das Malcolm, einer der alten schottischen Könige, sich erbaut haben sollte, als Sammelplatz für seine Waidmannszüge. Die eine Hälfte des Bauwerks lag in Trümmern, eine Steinmasse unter einer Epheuhülle; die andere stellte die verschiedensten Baustyle dar, von dem sächsischen Rundthurme bis zu der flamboyanten Gothik der Elisabethenzeit. Vögel nisteten in den Kaminen; Stechpalmen und Hageboen wurzelten in den zerklüfteten Mauern: die Terrasse war mit Moos überzogen und die Waldrebe schlang sich um das Wappenschild des Eingangthores.

„Gott, wie all' dieß zerfallen ist in den zwanzig Jahren, die ich nicht hier war!" rief der Herzog, ohne an seinen Gastfreund zu denken.

Dieser lächelte nun und sagte:

„Es ist der Reichthum, welcher ohne Abschied fortgezogen ist."

— „Ja, ja, in der That! Ihr seyd nicht schuld daran, Ercildoune ..... Eurem Vater hätte nicht erlaubt werden sollen, das Fideicommiß anzutasten, das während mehrerer Generationen das Erbe Eurer Ahnen erhalten hat; doch er muß jetzt dort oben Rechenschaft ablegen, und darum schon vor Denen, die dahingegangen sind;" unterbrach sich der Herzog, als er sah, daß er seinen Gastfreund bei seiner empfindlichen Seite angegriffen hatte.

Der Alte hatte die Fehler seiner guten Eigenschaften, einen Freimuth, der in seinen Jahren der Unbesonnenheit gleichkam, weßhalb ihn Victor Vane manchmal „ein Kind in den Sechszigen" nannte.

Ein langer Zugang führte die Gäste nach dem bewohnbaren Theil des Schlößchens in ein großes getäfeltes Gemach, von zwei Spitzbogenfenstern erhellt, das noch mit einigen werthvollen Gemälden aus der venezianischen und niederländischen Schule geschmückt war. Ein rother abgenützter Teppich bedeckte das Eichengetäfel des Fußbodens; und ein Kredenztisch erinnerte an den frühern Glanz der Familie, durch einige Pokale von Gold und Silber, Siegeszeichen der Jagdzüge und der Rennbahn.

„Ah," sagte der Herzog, indem er sich in einem Armstuhl niederließ, „dieß ist der Saal, wo ich zum ersten Male vor langen Jahren gespeist habe: Georg IV. war einer der Gäste; er liebte Euren Vater, und dieser empfing ihn königlich, allzusehr vielleicht ....

Ercildoune zog ungeduldig eine Glockenschnur, indem er sagte:

„Ich hoffe, Mylord, daß die Bergluft Euren Appetit gereizt hat, und schelle deßwegen nach dem Imbiß, denn die Vorräthe sind spärlich, wie ich Euch zum Voraus gesagt habe." —

— „Lieber Herr," warf Victor Vane ein, sich von einem Gemälde abwendend, auf das er sein Augenglas gerichtet hatte, „ich denke, es gibt Nichts besseres als ein Flügelstück von einem Haselhuhn; auch bin ich entzückt von Eurer malerischen Residenz. Kein Wunder, daß König Georg sie seinem chinesischen Pavillon vorgezogen hat."

— „Ihr würdet noch weniger erstaunt seyn über diesen Vorzug, wenn Ihr, wie ich, dem ausgesuchten Mahle beigewohnt hättet, das der Vater unseres Gastfreundes Sr. Majestät vorsetzte. Ercildoune, wenn der König noch lebte, müßte er Euch entschädigen für die Abgaben, welche er nur allzu oft seinem ergebenen Unterthan auferlegte."

— „Ich wüßte nicht," entgegnete dieser, „daß die hohen Herren jemals etwas zurückerstatten."

Der Herzog lachte herzlich; seine Würde nöthigte ihn, die Hälfte des Jahres in dem Dunstkreis des Hofes zuzubringen, und er erfreute sich daher um so lebendiger der Bergluft und des freien Wortes, das einem mehr hofmännischen Herrn hätte als demokratisch erscheinen können.

In diesem Augenblick wurde der Imbiß aufgetragen, und Alle setzten sich um den runden Tisch, wo der kalte Wildbraten auf silberner Platte umhergereicht und durch alten Bordeaux angefeuchtet wurde, dem eine andere Schiffstrümmer des väterlichen Erbes, eine Flasche Tokayer, folgte.

Diese Reste aristokratischen Besitzes wurden besonders von Lord Polemore mit einigem Neide angesehen, der als englischer Pair von neuem Datum gern die Hälfte seiner Besitzungen hingegeben hätte, um über dem Eingange seines Schlosses einen Feudalschild, wie den des armen Edelmannes, anbringen zu können.

Nachdem der Herzog zweimal sein Glas geleert hatte, gab er sich ganz seiner naiven Zutraulichkeit hin.

„Das ist ja ein lukullisches Mahl, das Ihr uns da vorsetzt, Ercildoune."

— „Sagt, ein Fest würdig den Göttern," rief Lord Polemore, der aus einem venezianischen Pokale trank, einem Geschenk der Regentin Marie von Guise.

„Dieser Wein ist ein wahrer Nektar!"

— „Es ist Tokaver!" sagte Greildoune mit der Courtoisie, von der seine offene Weise begleitet war.

„Tokayer?" versetzte der Herzog; „ein Geschenk Leopolds für Euren Vater, ich erinnere mich. Die Spinnweben an der Flasche sind ein köstlicherer Schmuck als der Kaisermantel. Von diesem Ambrosia läßt sich weder für Silber oder Gold etwas erkaufen. Wie viele Flaschen bleiben Euch noch?"

— „Sehr wenige, vielleicht ein Dutzend; aber so viel es auch seyn mögen, gestattet mir, Mylord, sie Euch anzubieten."

„Ob ich es Euch gestatte, Greildoune! Ein kaiserlicher Wein, ein Geschenk Leopolds! Tausend Dank; ich wäre in Verzweiflung, Euch zu berauben."

— „Mein lieber Herzog," erwiderte der Gastfreund mit dem liebenswürdigsten Lächeln, „ich hoffe, Ihr werdet mein Geschenk annehmen. Ihr könntet das Anerbieten eines reichen Mannes zurückweisen, aber einem armen müßt Ihr das Vergnügen lassen, Euch ein Geschenk zu machen, wenn er es in seiner Macht hat."

„In der That," sagte der Herzog; „Ihr seyd allzu gut, zu großmüthig, — der wahre Nachkomme Eurer Ahnen, und Ihr würdet thun, wie sie, wenn sie Euch nicht außer Stand gesetzt hätten, Ihrem Beispiel zu folgen.

— „Großmüthig, Mylord! wenn ich es wahrhaft wäre, könnt' ich es ohne Schaden seyn; wo Nichts ist, gibt es auch Nichts zu vergeuden," versetzte Greildoune, dem es schwerlich gelungen wäre, dieser neuen Anspielung auf die Verschwendung seines Vaters auszuweichen, wenn nicht glücklicher Weise Viktor Vane ihm zu Hülfe gekommen wäre, aus Takt oder Zufall, indem er das Gespräch auf ein Salzgefäß in Filigran leitete.

„Ist diese Arbeit nicht italienisch?" fragte er.

„Nein, nein; ein Greildoune, der sich auf Cuba befand, als Cortez das Reich des Montezuma eroberte, folgte ihm, und brachte unter anderen auch diese Rarität aus dem berühmten Schatze von Axarocoli zurück. Er machte ein Loch hinein, das Ihr noch sehen könnt, und als er dem Blutbad der Noche triste entronnen war, trug er sie statt eines Amulets um den Hals."

„Es ist ein seltsames Kleinod!" murmelte Lord Polemore, das Gesicht verziehend, indem er daran gedachte, daß nicht Einer seiner Vorfahren zu der Eroberung von Mexiko geholfen, denn diese waren damals noch Wollspinner, Weber gewesen, oder übten eine noch gemeinere Hanthierung aus.

Aber Viktor Vane rühmte sich einer Genealogie, die ihn vielleicht nicht wenig in Verlegenheit gesetzt hätte, wenn er vor dem Wappenherold sie hätte beweisen müssen, indem er sagte:

„Wie, einer Eurer Vorfahren hat unter Cortez gekämpft? In diesem Falle, Fulke, haben wir ein gemeinschaftliches Band, denn Einer der Meinen, Freund von Velasquez de Leon, war auch dort. Da ein Vane und ein Greildoune sich zusammen vor Otumba und in dem Tempel des Huitzlipochli gefunden, müssen wir Freunde seyn, Sir Fulke."

Greildoune verbeugte sich stumm, indem er die Freundschaft, die sich ihm anbot, weder annahm, noch zurückwies.

Ein Sonnenstrahl, der durch die Schlingpflanzen drang, welche die beiden Fenster des improvisirten Bankettsaales verdunkelten, umgab das kriegerische Haupt Greildounes wie mit einem Heiligenschein, dessen Stirne kaum minder gebräunt war, als die seines Vorfahrs, als er aus Mexiko zurückkehrte, während bei dem vorgeblichen Enkel des Waffengefährten eines Velasquez de Leon nicht ein Zug von demselben zurückgeblieben seyn konnte. Dieser zeigte in seiner kleinen, schmächtigen Gestalt, den dünnen Lippen, trotz dem blonden Schnurbärtchen etwas Weibisches, mit dem Doppelausdruck der Schlauheit, Intrigue und Grausamkeit, und bildete den auffallendsten Kontrast gegen den hohen Wuchs, das edle Aussehen seines Tischgenossen, dem er im offenen Angriff niemals gewachsen seyn, den er nur durch Trug und Hinterlist besiegen konnte.

Man saß noch bei Tische, der Herzog mit innigem Behagen seinen Tokayer schlürfend, als durch seinen einzigen Diener Greildoune eine Depesche überreicht wurde. Das Schreiben trug das königliche Siegel, und auf dem Couvert war zu lesen: Im Dienste Ihrer Majestät. Es enthielt nur zwei Zeilen:

„Sir Fulke Greildoune ist zu einer augenblicklichen Sendung berufen: Antwort Morgen um eilf im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten."

„Eine Depesche des foreign office?" fragte der Herzog seinen Wirth.

„Ja, eine augenblickliche Sendung. Wahrscheinlich nach dem europäischen Osten."

„Ha! Meister Johnnie Russell will abermals die Karten zusammenwerfen," rief der Herzog, für den Lord Russell ein politischer Feind war. „Wann reist Ihr ab?"

„Diese Nacht, mit dem Eilzug. Ich bin daher noch frei bis zum Abend," erwiderte Greildoune, um seinen Gästen zu beweisen, daß sie ruhig seine Einladung genießen könnten. „Ich bedaure, daß der Minister zu dieser Sendung nicht Buller oder Philip Vaughan berufen hat. Ich hätte gerne noch einen Monat gejagt, will mich aber mit dem Hochwild in der Wallachei entschädigen, wenn ich Zeit dazu finde."

„Ihr seyd im Dienste Ihrer Majestät?" fragte Vane, der es sehr wohl wußte, denn er kannte alle Kabinetskuriere in Europa.

„Eigentlich gesagt bin ich im Dienste des Ministers des Auswärtigen," sagte Greildoune. „Man bezahlt mich, um beständig im Sattel zu seyn, beständig zur Disposition Ihrer Excellenzen, um in Galopp ein Portefeuille mit Cigarren aus der Havanna, einen Depeschenbehälter unter der Aufschrift „in Eile" mit Chokoladetafeln oder einem Topf Caviar bepackt weiter zu fördern.

„Geht, geht, Greildoune, das ist zu stark!" sagte der Herzog lachend.

„Keineswegs, Mylord. Vergangenes Jahr reiste ich nach New-York mit diplomatischen Brieftaschen, weit genug, um die Unabhängigkeit Canada's oder eine Kriegserklärung an

die Vereinigten Staaten zu enthalten; aber es befanden sich darin nur ein Tafelservice für Se. Excellenz den Gesandten, zwei französische Romane und ein Topf Pommade für den ersten Sekretär."

Der Herzog lachte noch mehr und sagte:

„Dießmal dürfte es ernstlicher seyn, wie ich vermuthe; die Angelegenheiten verwirren sich auf dem Kontinent, überall sind die Völker zum Aufstande reif. Ich mache mich gefaßt auf Revolutionen in Venedig, Galizien, Kroatien und den Donauländern. Ich glaube, daß Eure Brieftasche morgen wichtige Erklärungen unseres Kabinets enthalten wird. Es handelt sich darum, an Sir Henry Bulwer Instruktionen abzusenden, um die Türkei einzuladen, oder ihr vielmehr den Befehl anzudeuten, daß ..."

„Mein lieber Herzog, es ist nicht an mir, zu wissen, was das mir anvertraute Portefeuille enthält, sondern es sicher zu überliefern," sagte Greildoune, um die Indiscretionen aufzuhalten, wozu sein Ungarwein den Herzog verleiten konnte. „Ich bin kein Politiker, wie Ihr wohl wißt, und habe nicht die geläufige Zunge der Herren Diplomaten, deren Depeschen ich befördere; auch befasse ich mich nur mit dem, was mich angeht."

„Wollte Gott, diese Herren thäten dasselbe," sagte der Herzog, „und zögen, wie Ihr, die Jagd und die Landluft einem Leben voll Intriguen vor; es stände nur um so besser. Was Russell betrifft, so läßt sich auf ihn wörtlich anwenden, was Clarendon von Lord Bristol sagte: Die Angelegenheiten zu verwirren, hat er nicht Seinesgleichen. Wenn die Depeschen, welche Ihr nach der Moldau bringen sollt, Europa nicht auf den Kopf stellen, wird es sein Fehler nicht seyn .... Zum Glück wird die Nachschrift lauten: NB. In keinem Falle wird England Krieg führen."

Greildoune entgegnete: „Jetzt, Mylord, seyd Ihr zu streng! Ich werde während meiner ganzen Reise mich für die Göttin der Zwietracht ansehen, welche ihre Fackel durch ganz Europa schwingt. Niemals ist mir noch meine Rolle als Kurier in so poetischem Lichte erschienen."

Lord Glencatrne wollte seinen Eifer nicht zurückhalten, der unerschöpflich war, wenn er auf das Kapitel des foreign office zu reden kam, dessen Uebelthaten er aufzählte, und nicht abließ, bis die Stimme ihm versagte.

Beim Aufbruch widerholte er seinen Dank gegen Greildoune und sagte, wie er hoffe, ihn dagegen auf seinem Schlosse von Benithmar an den Ufern der Clyde zu sehen.

„Erlaubt mir, meine Danksagungen mit denen des Herzogs zu vereinen," setzte Vane hinzu, mit seinem liebenswürdigsten Lächeln. „Weil Ihr der Pélérinomanie ergeben seyd, wie Guy Patin dieses Bedürfniß beständiger Lokomotion nannte, das Euch von einem Ende Europa's zum andern führt, so müßt Ihr wohl häufig über Paris und Neapel kommen. Ich befinde mich so oft in diesen beiden Städten, daß ich hoffe, Euch dort eines Tages zu begegnen, und Euch zu beweisen, wie gerührt ich von Eurer Aufnahme bin, und wie gerne ich die Bekanntschaft eines solchen Gastfreundes erneue."

Greildoune geizte mit seinen Worten gegen M. Vane, und begnügte sich statt der Antwort mit einer Verbeugung. Als seine Gäste ihn verließen, begleitete er sie zwei oder drei Meilen weit, um sie auf den richtigen Weg zu bringen, indem er mit dem Herzog vorausging.

„Mylord," sagte er leise genug, um von den beiden Andern nicht gehört zu werden, „wie hat sich dieser Victor Vane in Eure Gesellschaft eingeschlichen?"

— „Ich wüßte nicht, wie es kam, oder vielmehr ich habe ihn bei dem Fitzalleyne gefunden."

— „Auf Besuch?" fragte Greildoune, die Brauen zusammenziehend.

— „Ja, Fitz ist ganz vertraut mit ihm, und alle Damen verehren ihn, obgleich ich selber sein bleiches, unbedeutendes Gesicht gar nicht bewundere. Woher kennt Ihr ihn denn, und was habt Ihr gegen ihn?"

— „Gegen ihn? Nichts; aber ich kenne ihn hinlänglich, um mit Eurer Erlaubniß Euch um Zurückhaltung zu bitten, wenn Ihr von Politik redet und er es hören kann. Wenn Ihr ein Staatsgeheimniß entdeckt habt, oder nur die Instructionen kennt, welche das Kabinet seinen Agenten ertheilt, so thut nicht dergleichen, mehr zu wissen als alle Welt."

— „Ich verstehe Euch, Greildoune, und danke Euch dafür," sagte der Herzog, der endlich einsah, daß er nicht so discret gewesen, wie es einem Pair der drei Reiche zustand; „aber Ihr habt selber zu viel gesprochen, als daß ich nicht neugierig seyn sollte, mehr zu erfahren. Ist denn dieser Mann nicht wie wir von edlem Blut und ein Gentlemen? verkehrt er nicht in den besten Kreisen? Habt Ihr ihn nicht an fremden Höfen getroffen?"

— „Wahrscheinlich."

— „Was, zum Henker, habt Ihr denn noch gegen ihn vorzubringen?"

— „Nichts, was mich betrifft, Mylord, ich wiederhole es. Ich kenne nur seinen Ruf als Abenteurer, politischer Intriguant, Agent der Revolutionspartei in Ungarn und Italien, ein Agent, der mehr aus Interesse als aus Begeisterung handelt. Kurz ich will weder Gutes noch Böses von ihm sagen, aber ich halte es für klug, ihn nicht zum Vertrauten zu machen."

— „Der Mann, den man nicht trauen kann, ist in meinen Augen ein Schurke!" sagte der Herzog, der seine Ausdrücke wenig wählte.

Greildoune fuhr lächelnd fort: „Mein lieber Herzog, die officielle Sprache läßt keine so einfachen Definitionen zu. Ein großer Staatsmann, ein Patriot bleibt schwer ein ehrlicher Mann; allein die Politik spricht diejenigen frei, welche die Moral verdammt."

— „Dieß ist leider nur allzu wahr; aber das gilt nur im Allgemeinen, nicht in diesem besondern Fall. Was wißt Ihr von Victor Vane? was läßt ihn Euch verdächtig erscheinen?"

— „Alles Verdächtigen ist Feigheit, Mylord! Ich werde ihn nie verdächtigen, nur meine Ergebenheit hat mich zu Dem

veranlaßt, was ich gesagt, damit Euer Gnaden sich hüten mögen. Was ich weiß, ist kein Staatsgeheimniß; Vane ist auf dem Kontinent als ein Feind Oesterreichs, und in politischen Intriguen verwickelt, bekannt. Weiter habe ich nichts gegen ihn! Dasselbe würde ich ihm ins Gesicht sagen, wenn Eure Gnaden voraussetzen könnten, daß ich eine persönliche Ursache zu solchen Reden habe."

Der Herzog drückte Greilloune warm die Hand und drang nicht weiter in ihn. Man war an einen Fußpfad gelangt, der geradeaus nach dem Schlosse des Lord Fitzalleine führte; die verirrten Jäger bedurften ihres Geleiters nicht länger, und dankten ihm zum letzten Male, der nach seiner Behausung zurückkehrte. Sein Eintritt in das zerfallene Gemäuer war traurig; die Anspielungen des Herzogs auf den ehemaligen Reichthum seiner Vorfahren erweckten ihm schmerzliche Erinnerungen und er sagte sich, wie süß es ihm wäre, wenn er dieses Dach wiederherstellen könnte, durch welches das Regenwasser niederträufelte; den Saal wieder wohnlich machen könnte, wo Jacob IV. einst gespeist hatte, das Schlafgemach, worin Maria Stuart geschlafen, und Karl Eduard als Flüchtling versteckt war; aber lieber den Rest dieser Behausung auseinanderfallen sehen, als daß der letzte Greilloune sein Glück einem fleckenlosen Namen vorzöge.

2. Ein Prognostikon.

„Was denkt Ihr von diesem Manne?" fragte Lord Polemore M. Victor Vane denselben Abend in einer Salonecke des Lord Fitzallayne, als der Herzog von Gleneaire außerhalb dem Bereich ihrer Stimme war.

— „Was ich von ihm denke? — — Jenun ich denke, er wird eines gewaltsamen Todes sterben."

— „Gütiger Himmel," sagte der neue Pair schaudernd, „und warum das?"

— „Ich analysire niemals," erwiderte Victor Vane mit seinem süßen Lächeln. „Ich denke es, weil ich es eben denke. Er wird vielleicht in einem Duell umkommen wegen einer barbarischen Wahrheit, die er der Politik in's Gesicht geschleudert hat.

— „Wer ist es, dem Ihr ein so entsetzlich romantisches Ende prophezeit?" sagte eine blonde schmachtende Dame, welche auf Besuch bei Lord Fitzallayne war.

— „Ein Original, dem wir auf der Haide begegnet haben, Mylady," antwortete Lord Polmore; „ein armer Teufel in Lumpen, der uns durchaus zu Mittag einladen wollte, um uns Gerstenbrod auf silbernen Platten und schwaches Bier in venezianischen Gläsern vorzusetzen. Abgeschmackt!"

— „Ein armer zerlumpter Bursche, welcher venezianisches Glas besitzt, welch ein Gallimathias!" rief die blonde Dame.

— „Ihr seyd ein Undankbarer, Mylord," sagte Victor Vane. „Es war nicht schlechtes Bier, sondern ein ausgesuchter Wein, lieber Lord, welchen wir bei diesem Fest der Barmeciden getrunken haben."

Aber Lord Polemore hielt fest an seiner verächtlichen Version ihres Abenteuers.

„Dieses Original," wiederholte er, „ist ein simpler Kabinetskurier, den eine ministerielle Depesche jeden Augenblick an's Ende der Welt schieben kann. Er bewohnt ein Schlößchen in Ruinen, welches er für einen Haltplatz bei den Jagden der alten schottischen Könige ausgibt, und hat gegen das Hungersterben nur das Wild, welches er selber erlegt. Man sieht den Himmel durch das Dach hineinschauen, und seine eingelegten Fußböden sind mit türkischen Teppichen bedeckt, freilich etwas löcherig. Weil Victor Vane es so haben will, so mag es ein Wein zu einer Guinee die Flasche gewesen seyn, welchen wir aus venezianischem Glas getrunken; auch wurde uns ein Flügel von einem Haidehuhn auf Silbergeschirr präsentirt; der Speisesaal mag meinetwegen für eine Raritätenkammer und die Schmierereien von Oelbildern für kostbarer als die in der Nationalgallerie angesehen werden; auch mag Victor Vane immerhin glauben, daß dieser Kurier Ahnen unter den Kaziken von Meriko besitzt. Ich meinestheils wünschte, daß er einen Koch gehabt hätte, um unsern Imbiß aufzuwärmen, oder denselben durch irgend eine Sauce piquanter zu machen."

— „Aber wer ist denn dieses Original?" fragte Lady Augusta, die diese Erzählung zu belustigen begann, abermals.

— „O, habt Geduld, wartet," erwiderte Lord Polemore mit dem Ansehen eines großen Herrn, der die Namen all seiner Standesgenossen auswendig weiß, aber sich um die ohne Titel nicht bekümmert. Ja, ich glaube, so ist es . . . er heißt Fulke Greilloune." Dieser Name machte einen Oberst der königlichen Garden aufmerksam, der bis dahin ohne das geringste Interesse dem Gespräch der Beiden gefolgt war.

„Fulke Greilloune? Ihr sprecht von ihm? dem besten Jungen auf der Welt! einem kühnen Sportsman, der die schönsten Jagdhunde in Schottland besitzt, zwei schwarze Hunde von Gordon, gekreuzt mit der Race von Regent und Rake.

—„So, so, Ihr kennt ihn also?" murmelte Lord Polemore, etwas verlegen über diese Dazwischenkunft.

— „Ob ich kenne? einen Reiter, welcher alle Jockeys der beiden Königreiche in den Kirchthurmrennen hinter sich zurückläßt; auf ihn zu wetten ist stets sicher, auf welchem Pferde er auch sitzen mag. Ob ich ihn kenne? Noch letztes Jahr hat er mir das Leben gerettet im Golf von La Spezzia, mit der Gefahr selber zu ertrinken, so hoch gingen die Meereswogen, hoch wie die Berge . . . Und ist er wirklich hier?" . . .

— „Ja, in seinem Rattenloch," sagte Lord Polemore in übelster Laune.

— „In seinem Jagdschlößchen? Das wußt' ich nicht; morgen will ich hin, um ihn zu begrüßen."

— „Welches Bild entwerft Ihr beide, meine Herren," sagte Lady Augusta. „Die Kontraste, welche dieser Fulke Greilloune in sich vereinigt, machen ihn wahrhaftig zu einem seltsamen Original, Bettler und Paladin, ein Wilder und ein Heros!"

— „Ja, ein sehr interessantes Orignal," sagte Victor Vane; „denn diese Kontraste in einem und demselben Manne sind heut zu Tage seltener als im Mittelalter, wo ein fahrender Ritter wie dieser Sir Fulke hätte eine Fürstentochter hei-

rathen können, ohne anderes Kapital, als seine gute Toledanerklinge."

— „In der That!" sagte der Oberst ungeduldig: „ich bedarf nicht so vieler Redensarten, Lady Augusta, um Euch zu versichern, daß Greilboune ein Mann ist, der schwerlich seinesgleichen finden würde. Ich wollte, Ihr hättet ihn gesehen auf dem Verdeck einer Yacht während eines Sturmes oder schwimmend mitten im Winter in den Gewässern des Bosporus, oder auf der Löwenjagd mit den Zuaven — dann ist er bewundernswerth; — was das Gold betrifft, so hat er freilich wenig, aber alle wahrhaft ehrenwerthe Namen sind gegenwärtig arm; der Reichthum ist zur Gottheit des Bürgerthums herabgesunken, und hat seinen Sitz unter Kaufleuten und Industriellen genommen . . ."

Nach diesem letzten Pfeile, auf Lord Polemore abgedrückt, Sohn eines Gliedes der Cottonokratie, wandte sich der Oberst an eine Marquise von Preis, als bereue er, zu edel zu Gunsten eines Freundes gesprochen zu haben, und flüsterte dieser Nichtigkeiten zu. Lord Polemore und Victor Vane, die Herren des Kampfplatzes geblieben, vervollständigten auf ihre Weise die Schilderung desjenigen, der diesen Morgen noch eine so uneigennützige Gastfreundschaft gegen sie ausgeübt hatte. Auf solche Weise erzeigt sich die Welt in unserer hohen Civilisation. Der Araber spricht ganz anders von dem Häuptling in der Wüste, der ihn unter seinem Zelte aufgenommen hat.

Diesen selben Abend noch sattelte Van's Diener, ein vertrauter, nützlicher Diener, mit abgeschliffenen Manieren, ein Pferd aus dem Stalle des Lord Fitzallayne, ließ es nach der nächsten Eisenbahnstation galoppiren, und übergab dem Telegraphen-Amt ein Telegramm, von Victor Vane an den Grafen Conrad-Constantin Thalcon, rue de la Paix, 122 bis zu Paris adressirt. Dieses Telegramm war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Der Adler des Vorders hat seinen Flug gegen Osten genommen. Rupft ihm die letzten Federn seines Flügels aus. Nur die Picciola. — Feinheit oder das kleine Rohr nach belieben, — kein Schritt, bis er über den König hinaus ist. — Dann versichert Euch der Sache, selbst wenn, — die Weißröcke in großer Parade — der Halbmond zeigt die Hörner. — Perfide wie immer schreit, aber zieht den Säbel nicht. NB. Der Adler hat Schnabel und Klauen."

Dieses polyglotte Telegramm war für die, welche den Schlüssel besaßen, so zu lesen:

„Sir Fulke Greilboune, Kurier Ihrer Majestät, bringt das Portefeuille des Foreign-Office nach den Donaufürstenthümern. — Nehmt ihm seine letzten Depeschen ab. — Wir brauchen nur die kleinste Brieftasche. — Ich überlasse Euch die Wahl der Mittel, sey es durch List oder eine Flintenkugel. — Ihn nicht anhalten, bis er über Turin hinaus ist. — Bemächtigt Euch der Depeschen, sollte es auch dem, der sie trägt, das Leben kosten. — Die Oesterreicher haben die Obmacht in Galizien. — Die Türkei wendet sich gegen uns. — England, wie gewöhnlich, zeigt sich böse, aber will nicht bis zum Kriege gehen. NB. Dieser Greilboune wird Euch zu schaffen geben; es ist nicht leicht mit ihm zu Ende zu kommen."

Der Telegraphenbeamte gähnte den ganzen Tag auf einer kleinen Station, wo er ohne die Besucher auf dem Schlosse nicht eine einzige Depesche zu befördern gehabt hätte; so war es auch gähnend, daß er unter dem Diktiren des Dalmatiners Obiges niederschrieb, und nach dessen Angabe die Phrasen sich folgen ließ.

Das Telegramm war nicht vollkommen niedergeschrieben, als die Glocke der Eisenbahn den Nachtzug von Edinburgh her, verkündigte; ein Reisender von hohem Wuchse, in einem Mantel mit Pelzfutter, stieg die Stufen zur Station herauf und warf sein Goldstück auf die Fensterbank des Kassiers, indem er sagte: „Erste Klasse nach London."

Der Reisende, mit seiner Karte versehen, schloß die Thüre einer leeren Diligence auf, und bemächtigte sich eines Platzes mit der Schnelligkeit eines habituellen Passagiers. Der Eilzug brauste fort, und ließ keine andere Spur seines Vorüberziehens als eine kleine Rauchwolke zurück. Der Dalmatiner hatte diesen Reisenden neugierig angesehen.

„Wer ist es?" fragte er den Telegraphisten.

„Sir Fulke Greilboune aus dem Jagdschlosse. Er ist Kabinetskurier und stets unterwegs, wie der ewige Jude."

Der Dalmatiner lächelte bei dieser Antwort, vollendete sein Diktando, wünschte einen guten Abend und kehrte zu Pferde nach dem Schlosse zurück.

Am folgenden Vormittage trat der bekannteste aller Kuriere in das Kabinet des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten ein und erhielt Depeschen nach Paris, Turin und Jassy. Zwei Stunden später nahm er den Expreß-Train nach Folkestone und reiste nach Paris in Gesellschaft zweier Husarenoffiziere des 11. Regiments, die entzückt waren über einen so angenehmen Gefährten, mit dem sie über Pferderennen, Jagd, Fischerei und andere für Engländer unerschöpfliche Gesprächsgegenstände reden konnten. Vor Mitternacht gab der Kurier einen Theil seiner Depeschen bei der englischen Gesandtschaft ab, und da es nicht nöthig war, seine Reise in einem besondern Train fortzusetzen, entschloß er sich, in einem Kaffeehaus zu soupiren, wohin er gewöhnlich ging, wenn er sich nur einige Stunden in Paris aufhielt.

3. Das Café Minuit.

So wollen wir das Kaffeehaus nennen, in welchem Greilboune einzukehren pflegte, und das neugierige Leser in einer der vier Straßen Lafitte, Castiglione, Rivoli, oder rue de la Paix aufsuchen können. Man kann sich in dem großen Spiegelsaale niederlassen, oder auch in einem der kleinen Kabinete, wo die Pariser Stutzer mit einer Laura oder Aglaë zu soupiren pflegen. Es ist der Sammelplatz der Legationssekretäre, der Kabinetskuriere, der Feuilletonisten, der Touristen, Künstler und der Prinzen, welche vergessen wollen, daß sie Prinzen sind, um sich als Männer von Geist zu zeigen. Ohne ein Club zu seyn, da dieses Café jedem offen steht, finden sich die Nichteingeweihten doch gänzlich allein mitten unter zahl-

reicher Gesellschaft, fremd den sich unter einander Bekannten, welche eine Sprache reden, die eine Menge Wörter mit Doppelbedeutung enthält.

Ercildoune war stets gerne dort gesehen, denn gerade in solcher Art von Republiken wird der Mann am ehesten nach dem geschätzt, was an ihm ist und wie er sich gehabt, nicht nach Titel und Vermögen.

In diesen späten Stunden hoffte er kaum noch Bekannte dort zu finden. Das Debüt einer neuen Tänzerin in der großen Oper und ein Ball bei der spanischen Gesandtschaft hatten diese Nacht die diplomatischen Attaché's in Anspruch genommen. Kaum hatte er sich an seinem gewohnten Tische niedergelassen um etwas zu essen und Galignani zu durchlaufen, so setzte sich an den nächsten Tisch ein Individuum, das er zum ersten Mal ansichtig wurde, und das seine gebräunte Hautfarbe als einen Reisenden bezeichnete, der länger unter der tropischen Sonne als unter den Gaslüstres verweilt hatte.

Dieser Ankömmling bot Ercildoune eine duftende echte Cigarre an, die dieser höflich ablehnte, weil er nur seinen Latakié rauchte, und wenigstens den Namen derjenigen kennen wollte, von denen er eine Höflichkeit annahm.

Der Unbekannte ließ sich nicht abweisen und begann ein Gespräch.

„Paris ist verödet," sagte er. „In diesem Augenblicke ist alles auf dem Lande."

„Paris ist niemals leer, Dank der Fremden und ihrer ab- und zuströmenden Bevölkerung," erwiderte Ercildoune, indem er noch aufmerksamer Den beobachtete, welcher ihn angeredet hatte. — Es muß ein Grieche seyn, dachte er, als er seine langgeschlitzten Augen und die feinen Züge musterte.

„Ihr habt Recht, mein Herr," versetzte der Andere, dem der erste Widerspruch nicht genügte, um das Gespräch fallen zu lassen. „Ihr habt um so mehr Recht, als diese Bevölkerung sich stets erneut."

„Die Hotels beklagen sich nicht darüber."

„Gewiß nicht, noch auch die Eisenbahnen und Dampfboote, aber der vereinzelte Reisende, wie ich, fände leicht Grund, diese Ueberfülle zu bedauern. Diesen Abend bin ich z. B. nur hier eingetreten, um mich von einem vergeblichen Gange von einem der größern Hotels zum andern zu erholen, wo ich nicht ein einziges Bett für mich fand. Man wird zwar dort bedient wie die Fürsten . . . wenn es Raum gibt."

„Dank für den Wink, mein Herr."

„Welche abgeschmackte Manier in Schaaren zu reisen wie Schwalben oder Schafe!" nahm der Unbekannte wieder auf, dem sein schweigsamer Nachbar wenigstens zuhörte. „Weil die Hotels mit tausend Zimmern nicht genügen für den Nomadenschwarm, wird man dereinst gezwungen seyn, ein Zelt mitzunehmen, um nicht unter freiem Himmel schlafen zu müssen. Die Bouillon in den Gasthäusern wird auch immer schwächer."

„Diese hier ist wenigstens vortrefflich."

„Die Weinpreise werden sich verdoppeln."

„Garçon, eine Flasche Chandon, oder Montebello!"

„Die Fremdenführer und Lohndiener, welche den Touristen die Merkwürdigkeiten zeigen, brüsten sich wie die Tambour-Majors an der Spitze eines Regiments. Man muß vor allen Theatern queue machen; diesen Abend noch erstreckte sich die vor der Oper bis auf den Boulevard."

„Wie wird es erst bei Aufführung der „Afrikanerin" seyn?"

„Wird sie von Galignani angekündet?"

„Nein, aber die Times, welche mit solchen Neuigkeiten immer voraus ist, versicherte diesen Morgen, daß der unmögliche Tenor endlich gefunden sey."

„Die Times, welches merkwürdige Blatt habt Ihr Herren Engländer da! Es beherrscht England, und thut was die geheime Polizei zu Wien, die Armee in Frankreich und die Confetti zu Rom thun."

„Doch nicht, mein Herr! sagt eher, daß, Dank der Times, England die politischen Argumente nicht braucht, welche die Regierungen auf dem Kontinent benützen, um die öffentliche Meinung zu lenken."

Der Grieche (wenn es einer war) lächelte, als er Ercildoune auf dem Wege sah, sich in ein politisches Gespräch zu verwickeln; aber indem er ihn genauer ansah, wäre ihm lieber gewesen, er hätte mit Jemand zu thun gehabt, dessen Gesicht weniger soldatische Entschlossenheit angezeigt, oder dessen minder hoher Wuchs und minder kräftige Fäuste ihn zu einem weniger furchtbaren Gegner gemacht hätten.

„Basta!" sagte er; „sobald die Regierungen ihren Völkern Brod und Fleisch zu wohlfeilen Preisen liefern, sie zu belustigen verstehen, haben sie keine Aufstände zu unterdrücken und werden die lästigen Rufe nach „Freiheit" nicht mehr zu hören bekommen. Ein fröhlicher wohlgenährter Mensch wird niemals aufwieglerisch; und wer nach dem Mordstahl des Patrioten greift gegen einen König oder einen Präsidenten, thut es nur, weil er hungert und nicht den Muth hat, sich selber den Hals abzuschneiden. — Eine solide, sehr einfache Politik.

„Eine solide, sehr einfache Politik."

„Alles Solide ist einfach; nur täuschende und abgenützte Mittel müssen gestützt werden, um nicht umzustürzen. Ein gutes Gewölbe bedarf keiner Eisenklammern. Panem et circenses. Dieß ist der erste Artikel jeder guten Verfassung. Wenn die Völker Brod und Zerstreuung haben, fangen sie keine Händel mit ihrer Regierung an.

„Dann meint Ihr wohl, daß wohlfeiles Brod und verminderte Abgaben auch die Insurrektionsgelüste jenseit des Rheins beschwichtigen würden, und daß die Frage der Nationalitäten endlich verstummen müßte?" fragte Ercildoune, der zurückhaltend, aber nicht schweigsam, den Griechen wenigstens amüsant fand, wenn er ihn auch nicht bewunderte und ihn deßhalb in gehöriger Entfernung hielt.

„Die Nationalitäten! ein lächerliches Vorurtheil! eine Mythe, welche morgen hinschwinden würde, wenn nicht die Regierungen stets einen Grund zur Hand haben müßten, um eine Intervention oder eine Annexirung von einigen Spannen Landes zu rechtfertigen. Die Nationalität eines Menschen richtet sich nach dem Sold, den er da oder dort erhält. So ist es

immer gewesen, aber mehr noch in unserm prosaischen Jahrhundert, von Gemeinplätzen verziert, ohne Ritterlichkeit, wo Alles sich materialisirt und tarifirt wird, wo wir die Mumien der Pharaonen als Brennmaterial für die Lokomotiven und ihre Särge für unsere Kaminfeuer benützen. Ist man nicht darauf gekommen aus den Veilchen ein Zuckerwerk und aus irgend einer andern Blume ein Mittel gegen den Keuchhusten zu bereiten? Welches Jahrhundert! Das Veilchen als Bonbon! Daß die Poeten diese Entweihung der Blume von Clemence Isaure gestattet, läßt sich noch begreifen, aber es ist auch das Sinnbild Napoleon des Großen. Warum läßt Napoleon III. die Blume seines Oheims nicht besser respektiren?"

„Er hat vorgezogen, seinen Lorbeer wieder grünen zu lassen!" sagte Greildoune, der in dieser letzten Rede seines Tischnachbars eine Aufforderung zur Diskussion über die kaiserliche Politik zu bemerken schien.

In diesem Augenblicke nun trat ein Anderer in das Café ein, den der Grieche wahrscheinlich nicht als Zuhörer wünschte; denn er erinnerte sich plötzlich eines vergessenen Rendezvous und verabschiedete sich rasch von Greildoune, welcher dieses Verschwinden sich bald erklärte, indem er in dem Eingetretenen einen Agenten der geheimen Polizei erkannte, und zu dem Schlusse gelangte, daß der Grieche, den er selber für einen Mouchard gehalten, nur ein Industrieritter sey.

Wenn die großen Spiegel, welche den Saal erleuchteten, die Eigenschaften der Zauberspiegel des Paracelsus und Agrippa besessen hätten, würde Greildoune in ihrer vergoldeten Umfassung vielleicht seine zweite Begegnung mit diesem Vorkämpfer des Veilchens geschaut haben, den er im Verdacht hatte, es nur auf seine Börse abzusehen. Aber diese Spiegel gaben nur die Bilder der Gegenwart zurück; der königliche Kurier, dem die Zukunft verborgen war, kümmerte sich wenig darum, und da er noch einige Briefe zu schreiben hatte, bevor er seine Reise nach Turin fortsetzte, ließ er sich ein Kabinet anweisen, wo er bis zum folgenden Morgen mit seiner Feder beschäftigt war.

4. Rückblicke.

Sir Fulke Greildoune, dieser Abkömmling der Vorderhäuptlinge, war Nichts als ein Kabinetskurier, dessen Sold er auch bezog: Wie er es seinen vornehmen Gästen noch am vorigen Tage gesagt hatte, mußte er in seinem Dienste sich stets zur Disposition des Ministers bereit halten, stets den Fuß im Bügel, um nach St. Petersburg oder Teheran, nach Madrid oder Washington, nach Wien oder Mexiko sich aufzumachen. Allein dieser Beruf war ihm lieb; er hatte ihn selber gewählt, da er sich dazu tüchtig fühlte. Als kühner Sportsman, der beste Reiter in ganz Europa, fand er sich ebenso behaglich unter dem Zelte des Arabers, wie in einem Pariser Café, er trug mit derselben Ausdauer einen moskowitischen Winter mit einem Rudel Wölfe hinter seinem Schlitten, wie die minder gesunde Luft einer britischen Gesandtschaftskanzlei; wußte den bösen Zungen der Sekretäre und Attachés Stand zu halten, und fand sein Leben als Kurier kaum beschwerlicher, als wie er theils durch Noth, theils durch Temperament es seit seiner Kindheit geführt.

Sein Vater, Regence Greildoune, so genannt wegen seiner Vertrautheit mit dem Prinz-Regenten, war ein Verschwender, Spieler und ausschweifender Mann gewesen, ohne den Gentleman aufzugeben; dieses Beispiel, weit entfernt ihn zur Nachahmung zu reizen, weckte nur seinen edlen Stolz und flößte ihm Abscheu ein.

Als er diesen Vater im Jünglingsalter verloren hatte, nachdem Mutter und Geschwister und Verwandte längst gestorben waren, hatte er keinen Beruf, und war zu stolz, um Protektion zu erbetteln. Ein Lord, der bei Hofe beliebt war, ein alter Gefährte seines Vaters, der mit zu dem Ruin des Sohnes beigetragen hatte, und wahrscheinlich Gewissensbisse fühlte, wollte ihm zu Hülfe kommen. Er empfahl ihn dem Premierminister, der ihm Nichts abschlagen konnte. Der junge Greildoune wurde eingeladen, sich zur Audienz im Ministerium des Auswärtigen zu melden, und um Verwendung dort anzusuchen. Er begab sich daher nach Downing-Street, und hatte nun seine Creditive zu zeigen, um eingelassen zu werden. Die Excellenz, eine Cigarre im Munde, den grauen Hut auf dem Kopfe, ertheilte seine Instruktionen den Unterbeamten, die ihn ehrerbietig anhörten.

„Wer seyd Ihr?" fragte er Greildoune.

„Fulke Greildoune."

„Ja, so ist's; empfohlen durch Lord Longbourne; welche Stelle wünscht Ihr?"

„Die eines Kabinetkuriers!"

„Wir haben deren schon zu viele, junger Mann! Aber einerlei: es wird eine Sinecure mehr seyn, ich hab' es zugesagt."

„Eine Sinecure! Mylord, dann verzichte ich darauf. Ich will kein Geld vom Staate, wenn er meiner Dienste nicht bedarf," antwortete Greildoune stolz, indem er sich mit dem Minister auf gleichen Boden stellte.

Diese Sprache war diesem neu; seit zwanzig Jahren war niemals ein solcher Skrupel in seinem Kabinet ausgesprochen worden. Diese Seltenheit entzückte ihn.

„Junger Mann," sagte er, „Ihr seht mir aus, als besäßet Ihr einen Freimuth, der Eurem Aufrücken schaden könnte; das wird aber im Verkehr mit den Diplomaten sich verbessern. Ich frage Euch daher, ob Ihr Euch fähig glaubt, das Examen durchzumachen, welchem sich Alle unterziehen müssen, die in mein Departement eintreten wollen."

„Ich hoffe es zu seyn, Mylord, und wenn das nicht wäre, hätte ich einfach Eure Excellenz gebeten um Ihren guten Willen für den Tag, wo ich meine Anfrage mit noch größerer Sicherheit wiederholen könnte."

„Immer besser; meldet Euch morgen gleich bei der Prüfungskommission und kehrt ohne Bedenken zurück; denn wir haben in der That zu viele Kuriere, welche ihr Portefeuille unterwegs verlieren, als daß ich nicht froh seyn sollte, einen zu bekommen, der es sicher überbringt . . . Ohne Lebewohl."

War der junge Mann ein Original, so war es der Minister ebenfalls in seiner Art. Er sah mit Vergnügen den von

Lord Longbourne Empfohlenen wiederkehren, mit einem regelmäßigen Zeugniß, das nicht durch Gunst ertheilt war, und überließ ihm nun die Wahl zwischen der Stelle eines Kuriers, eines bezahlten Attachés oder eines Unterlieutenants in der Leibgarde. Sir Fulke bestand auf seinem ersten Ansuchen, obgleich er die Offiziersstelle vorgezogen hätte, aber er hatte Abscheu davor, in Schulden zu gerathen. Es war die Achtung vor sich selber, ein ehrenhafter unbeugsamer Stolz, welcher den Repräsentanten einer der ältesten Adelsfamilien aus dem Norden zum Kabinetskurier machte.

Ueberdieß hatte dieses Nomadenleben großen Reiz für seine abenteuerliche Einbildungskraft, und paßte trefflich zu seinem physischen Wesen, den Gewohnheiten, die er frühe angenommen, bevor er der einzige Herr des Jagdschlößchens geworden, das allein von dem Grundbesitz seines Vaters übrig geblieben war. Der junge Kurier wußte bald seine bescheidene Laufbahn zu Ehren zu bringen, indem er sich glänzende Bekanntschaften in England und im Auslande aufrichtige Freundschaft erwarb, deren er würdig war. Als aufopfernder Freund vergaß er nur seine geleisteten Dienste, niemals diejenigen, welche man ihm erweisen wollte, denn er nahm sie selten an und forderte sie nie. Als großmüthiger Feind verzieh er unabsichtliche Beleidigung oder offenen Krieg; aber Trug, Verrath und Hinterlist, Feigheit, fanden keine Gnade bei ihm.

Mit dreißig Jahren hatte er die Liebe noch nicht kennen gelernt, obgleich dieses edle tapfere Herz dieses Gefühl nicht als eine Schwäche ansah, oder gegen die Reize der Frauen unempfindlich war. Im Gegentheil wäre die Liebe ihm eine heroische Leidenschaft gewesen; aber er suchte noch das Ideal seiner ersten Jugendträume, — jene Geraldine, welche er, ein neuer Sydney, hätte sehen können in den Spiegeln des Café Minuit, wenn diese Zauberspiegel gewesen wären.

5. Der Hinterhalt.

Kennt Ihr die Donaufürstenthümer? Wo nicht, so reiset hin. Wenn sie je besser regiert würden als gegenwärtig, so würden sie bald der übrigen Welt gleich seyn. Diese kleinen Reiche werden ohne Zweifel die Werkzeuge ihres eigenen Untergangs seyn und für den europäischen Osten ein beständiger Herd der Zwietracht bleiben; allein sie bieten dem Touristen unendlich viel Anziehendes dar. Ohne sie hätte der Zugvogel keine wirksame Ruhestätte mehr; — ideale Regionen, wo die raffinirten Torturen des Postdienstes unbekannt sind, wo man jedem lästigen Briefwechsel entgeht, wo mitten in diesen unendlichen Fichtenwäldern, welche Euch von der übrigen Welt abscheiden, Ihr den gierigsten Gläubigern trotzen oder sie vergessen könnt! Hier ist der wilde tosende Strom mit seinen Flößen die einzige Heerstraße, die Eurer Wanderlust offen steht. Oder wenn Ihr die Waldpfade vorzieht, tragen Euch halbwilde Pferdchen im schwindelnden Galopp davon; dann, durch den Zuruf Eures Führers aufgehalten, findet Ihr Euch plötzlich mitten in einer volkreichen Stadt, deren Daseyn Euch bei allem geographischen Wissen unbekannt war, und Ihr schließt die Augen auf unter einem funkelnden Sternenhimmel, bei einer sanften Musik, die von irgend einem Balkon herab ertönt. So sind die Donaufürstenthümer, und für meinen Theil wünschte ich, daß sie für immer in diesem glückseligen Zustande verblieben, wäre es auch nur, um so manchem gezwungenen Einsiedler, dem eine häßliche Geschichte auf der Rennbahn, die übergroßen Rechnungen seines Schneiders, ein häßlicher Liebeshandel oder die Sehnsucht nach einem Paradiese ohne Weib, wimmelnd von Wild, eine solche Zuflucht wünschenswerth macht, ein Asyl zu bieten.

Sir Fulke setzte seine Reise fort mit all der Eile, welche Schnellzüge, Posten, Schifffahrt und andere Wege zum Weiterkommen gestatten, und gelangte direct von Paris nach Turin und Venedig; überstieg die Alpen und die Karpathen, setzte über die Drau und die Donau, hielt in Belgrad an, um Depeschen abzugeben, und wandte sich dann nach der Moldau. Diese Gegenden waren ihm von lange her bekannt, als er sie zur Zeit der Unruhen in Griechenland und Serbien durchstreift hatte. Wenn ihm kein anderes Förderungsmittel zu Gebote stand, schwang er sich am liebsten in den Sattel; wenn eine gebahnte Straße durch einförmige Landstriche führte, wählte er die Postkalesche. Im Augenblicke, wo wir ihn wiederfinden, hatte er Siebenbürgen bereits hinter sich gelassen, und fand sich noch wenige Tagereisen von Jassy, dem Orte seiner Bestimmung.

Das Land war damals in einem Zustand der Gährung, welche durch die Konflikte zwischen der Kirche und den Civilbehörden unterhalten wurde. England, Frankreich, Oesterreich und Rußland nahmen gleich großen Antheil an den Angelegenheiten dieses kleinen Erdenwinkels, da bei der Revolution in Griechenland, dem unsicheren Zustand Italiens und der polnischen Insurrektion dadurch neue Verwicklungen herbeigeführt und die kaum beschwichtigte orientalische Frage abermals auftauchen konnte. Zu Jassy befand sich sogar ein englischer Agent, der mit einer besonderen Mission betraut war, und an den die Depeschen, welche Greildoune überbringen sollte, gerichtet waren, worin die heikelsten Materien besprochen wurden, nämlich die Rolle Großbritanniens bei den freiwerdenden Südstaaten und dem Siege der liberalen Partei in Griechenland, Ungarn und Venetien. Dieses einfache Portefeuille mit dem englischen Wappen trug der Kurier an gemsledernen Riemen um die Brust geschnallt, als einziges Gepäck, und war seinen Führern am Fuße der Karpathen zu Pferde vorausgeeilt, nur mit seinen Sattelpistolen bewaffnet.

Es war ein prachtvoller Tag gewesen, der seinem Ende nahte, als Greildoune auf einer syrischen Vollblutstute, deren Hufe kaum den Sand berührten, in einen Wald eindrang. Die Luft war mit harzigen Düften angefüllt; die letzten Sonnenstrahlen warfen ihren goldenen Schein durch das Zweiggitter der hohen Fichten und erhellten spärlich die sich kreuzenden Pfade in dem Waldesschatten, wo nur der wilde Eber oder der Köhler hausten, und gegen Westen glühten in Purpur getaucht die Gipfel der Karpathen, dieses Granitwalles des Magyarenlandes.

Da und dort, in weiten Zwischenräumen, lag unter den Bäumen ein ärmliches Dorf versteckt, und Weiber von elendem Aussehen, nach türkischem Geschmack gekleidet, kündeten die

Moldau an. Weiterhin stieß der Reisende auf ein Zigeunerlager, dessen Feuer aus der Waldestiefe hervorglühte; aber als es nachtete und der Reiter einer schmalen Thalschlucht nahte, wurden diese Anzeichen der Menschennähe immer seltener und hörten endlich ganz auf.

Während er seinen Weg zwischen zwei hohen Felswänden fortsetzte, hörte er nur den Hufschlag seines Pferdes, und das entfernte Rauschen des Stromes in der Tiefe. Fest im Sattel sitzend und mit seinem Adlerauge die Dunkelheit durchdringend, eilte er vorwärts, so rasch es sein Reitthier vermochte. Diese Nächte, so einsam und still, gefielen ihm, wie die Freiheit in dieser fast unberührten Natur, welche so gut zu seinem unbeugsamen Wesen paßte, das ihn als den stolzen Enkel der alten Helden ankündigte, welche dereinst Schottland mit dem Ruf ihrer Thaten erfüllt hatten.

Mit erhobenem Kopfe und gespitzten Ohren flog das edle Roß mit dem ganzen Feuer seiner Race auf diesen gewundenen Pfaden dahin. Plötzlich fühlte es sich angehalten durch einen heftigen Ruck des Zügels; die Augen seines Reiters hatten gesehen, was die seinen nicht zu unterscheiden vermochten: einen gefällten Baumstamm, der quer über dem Weg lag; die Stute bäumte sich und blieb einige Sekunden auf den Hinterfüßen. Ereildoune hielt sich fest im Sattel, während hinter der Barrikade Büchsenläufe erglänzten und eine Stimme auf Französisch rief: „Halt da!“ Unser Held war auf einen Hinterhalt gestoßen, dem schwer zu entgehen war. Sich gegenüber sah er die Waffen seiner Angreifer blinken, zu seiner Linken stieg der Fels auf, dessen Tannen das Licht abhielten, zur Rechten gähnte der Abgrund. Seine Lage wurde kritisch, bevor er sich wenden konnte, sah er sich von allen Seiten durch Stahlläufe bedroht, und dieselbe Stimme ließ sich auf's Neue hören: „Eure Papiere oder das Leben!“

Ein Moment reichte ihm hin die Waffen zu zählen, welche gegen ihn gerichtet waren. Acht Vermummte hielten ihn umzingelt; rasch wie der Blitz griff er nach einer der Sattelpistolen und schoß sie mitten in die Gruppe ab, die ihm gegenüber war. Ein durchdringender Schrei folgte dem Schuß, und ein Mann rollte in den Abgrund. Ereildoune zog die Zügel straffer an, und setzte, auf die Stärke des Pferdes vertrauend, über die Barriere, die er wohlbehalten überschritt. Noch ein Moment und er wäre durch sein Roß gerettet worden, wenn nicht in derselben Sekunde alle Läufe auf dasselbe gerichtet worden. Von drei Kugeln getroffen schwankte das arme Thier auf seinen Füßen und stieß einen Jammerschrei aus. Bevor es zusammenbrach hatte Ereildoune den Boden erreicht und sich an einen Fels gestützt, wie ein gehetzter Eber seinen Feinden die Zähne weisend. Er hoffte nichts mehr; woher konnte er in dieser Einöde Hülfe erwarten? und hatte nur den einen Gedanken, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen und seine Depeschen zu retten.

Nun begann ein neues Feuern, dessen Knall durch die Felsen dröhnte, und ein zweiter Räuber fiel mit einer Kugel durch den Kopf. Seine Gegner schienen ihn eher entwaffnen als tödten zu wollen, und schützten sich vor seinen Schüssen hinter dem Strauchwerk der Barrikade. Den Rücken an eine Granitwand gelehnt, zu seinen Füßen die Leiche seiner Stute, fühlte sich Ereildoune voll Muth und Kraft; aber ein Schuß zerschmetterte seinen Arm über dem Handgelenke und machte dieses Glied unbrauchbar.

„Memmen!“ rief er ihnen zu, „warum nicht auf das Herz zielen?“

Wüthend über den Tod ihrer Gefährten warfen sich die Räuber, als sie ihn endlich in ihrer Gewalt sahen, unter einer Fluth von Verwünschungen über den Verwundeten her, während auf rumänisch, französisch, venezianisch und ungarisch die Aufforderung, „die Depeschen oder der Tod“ gebrüllt wurde.

„Der Teufel wird sie nicht hergeben,“ rief einer der Banditen in ungarischer Sprache. „Man muß ihn ergreifen und binden. Wir wollen ihm nicht an's Leben.“

— „Karl hat recht; knebelt ihn und nehmet ihm seine Papiere,“ setzte ein Zweiter hinzu, den der Kurier an seiner Mundart als einen Galizier erkannte.

Ein Dritter, welcher der Anführer zu seyn schien, ließ ein gellendes Lachen hören, welches des Angegriffenen Blut erstarren machte, mehr als eine Todesdrohung; es war dasselbe, welches er einige Wochen zuvor in dem Pariser Café gehört.

— „Basta, basta! genug der Redensarten, bringt den Adler des Borders um, und raubt ihn aus. Seine Klauen werden nicht mehr wehe thun, wenn er todt ist.

— „Pace, pace!“ murmelte ein Sizilianer; „die englische Regierung würde den Tod seines Abgesandten rächen. Laßt ihm die Wahl, wir wollen nur seine Depeschen.“

Und noch ein Mal erfolgte der Ruf: „Die Depeschen oder der Tod!“

Ereildoune antwortete nur durch ein verächtliches Lächeln. Seine Linke preßte die königlichen Briefschaften gegen die Brust, und indem er seine Feinde maß, rief er mit einer Donnerstimme: „Feuer!“

Bei diesem Kommandowort seines eigenen Todes gelang es ihm, mit einem raschen Griff und allen seinen Kräften das Portefeuille zu packen und in den Abgrund zu schleudern, wo es von Fels zu Fels in den Strom rollte, der es vielleicht nach dem Meere entführte.

Fortgesetztes Wuthgeschrei, von einem letzten Feuern gefolgt, antwortete auf diese tollkühne Handlung und Fulke sank zusammen.

6. Ist er todt?

Alles war jetzt still im Walde. Das Schreien der Raubthiere, das Grunzen des Ebers, manchmal der Klageruf der Eule unterbrachen allein das Schweigen der Nacht. Ueber der schlummernden Erde spannte sich ein reiner Sternenhimmel aus, und beleuchtete schwach die moosbewachsenen Felsen, die gähnende Schlucht und das schäumende Wasser. Auf dem Pfade, der durch den Engpaß führte, lag die Leiche der schottischen Stute, und über ihr, sein Blut mit dem des Thieres vermischend, das Gesicht aufwärts gekehrt, streckte sich die leblose Gestalt des Kuriers aus.

Die Stunden flohen, der Morgen graute, und immer noch regte Ercildoune kein Glied. Sein verwundeter Arm lag wie zu einer letzten Liebkosung auf dem Nacken der Stute, und sein Blut träufelte unter dem schwarzen Sammt seiner Reitjacke hervor; ein kaum merklicher Hauch, welcher von Zeit zu Zeit seine Brust hob, deutete allein an, daß das Leben noch nicht ganz entflohen war. Von den fünf Schüssen hatten nur zwei getroffen; einer, die Brust mit einer Kugel durchbohrend, während der andere an seiner metallenen Feldflasche abgeprallt war, aber allein hingereicht hatte, ihn zu betäuben.

Ueberzeugt, daß er nicht mehr aufstehen würde, hatten die Bösewichte sich geflüchtet, und ihre Todten davon getragen: so große Eile hatten sie, die Karpathen zwischen sich und ihrem Schlachtopfer zu wissen. Es wäre schwer gewesen, ihren Stand zu bestimmen, zu sagen, ob es eigentliche Banditen oder Agenten der Revolution gewesen, oder Leute, denen daran lag, unerkannt zu bleiben. Wenn ihr begangener Mord jemals entdeckt wurde, konnte er den Köhlern oder den Zigeunern zugeschrieben werden. Ueberdieß war es wahrscheinlich, daß bald keine Spur mehr von diesem Leichnam in der Wildniß aufgefunden wurde, wo die reißenden Thiere und die Raubvögel die Aufgabe des Todtengräbers übernehmen, wie an so manchen anderen Opfern, über deren Geschick ein undurchdringliches Geheimniß waltet, von denen nie wieder etwas vernommen, an die nicht mehr gedacht wird.

Ercildoune hatte die ganze Nacht unbeweglich und scheintodt gelegen. Ein minder kräftiger Körper hätte einem solchen Angriff nicht widerstehen können; aber er athmete noch, und bald fuhr ein leichter Schauder durch seine Glieder. Er schloß halb die Augen auf und sah den Himmel an.

Er hatte Alles vergessen.

Die Sterne schienen über seinem Haupte sich zu drehen; die hohen Tannen umwogten ihn wie dunkle Gespenster, und der Windhauch in ihren Aesten war ihm ein fremder Laut. Er glaubte zu träumen, und suchte vergebens zu errathen, wo er sich befinde. Ein brennender Durst trocknete seine Kehle aus, und bedrückte seine Lungen. Das Rauschen des Stromes in der Tiefe füllte sein Gehirn mit wirren Bildern an, es waren die weiten Seeen, die Meere und die kühlen Bäche seiner schottischen Heimath. Das einzige deutliche Gefühl, welches er empfand, war ein brennender Schmerz in der Brust, so oft er Athem holte. Ein Nachtvogel der unter den Bäumen umherflatterte, streifte seine Stirne mit dem Flügel; diese Berührung machte ihn schaudern und gab ihm das Bewußtsein wieder; die Sterne hörten auf zu streifen und die Gegenstände ringsumher wurden ihm deutlicher. Instinktmäßig wollte er die rechte Hand ausstrecken, und konnte sie nicht bewegen; er tastete mit der linken umher und traf auf die Leiche seiner Stute, das geronnene Blut, welches ringsum den Boden getränkt hatte. Nun erwachte er völlig und die Erinnerung kehrte zurück.

Er begriff, daß er auf den Tod verwundet in der Einöde, fern von aller Menschenhülfe, lag.

Den Tod, welchem er so oft getrotzt, fürchtete er nicht; aber so verlassen zu sterben, den in der Ferne heulenden Raubthieren zur Beute zu werden, machte ihm seinen Zustand unerträglich.

Er sah den Himmel an, die allmälig von der Sonne erlöschenden Sterne und erinnerte sich an alle die schönen Nächte seines Wanderlebens, die er im Morgenlande unter Palmen oder auf der leuchtenden Meeresfluth zugebracht hatte; in den nördlichen Regionen, auf den Schneesteppen, über die sein Schlitten dahinflog, in den deutschen Alpen, wo er bei Fackelschein die Bären gejagt.

Endlich wird aus der Dämmerung der Morgenfrühe ein sonnenheller Tag; der Wald erwacht, die Vögel beginnen ihren Sang. Dem verwundeten Manne war es ein Trost, das Licht wieder zu schauen; aber dieses Licht ließ ihn seine entsetzliche Lage nur noch mehr fühlen, indem es den Schauplatz des nächtlichen Trauerspiels erleuchtete; und bald, o Schrecken, sah er auch hoch über seinem Haupte krächzendes Aasgevögel kreisen, das sich um die willkommene Beute sammelte. Der Flügelschlag senkt sich immer tiefer; schon glaubte er, unfähig diese eckelhaften Feinde abzuwehren, sich von ihnen berührt, als er seine ganze Kraft sammelte und einen Nothschrei ausstieß, so verzweifelt, daß er von dem Widerhall vervielfältigt, den gierigen Schwarm in die Luft trieb.

Aber diese letzte Anstrengung hatte seine Kräfte erschöpft und er wurde ohnmächtig.

7. Die Unbekannte.

Mitten in der Einsamkeit der Karpathenwälder hatten zwei lebende Wesen diesen Aufschrei gehört.

Aber ach! es war ein schwaches Weib und ein Hund, ein großer schlesischer Hund, — welche im Schatten der Fichten ausruhten, in geringer Entfernung und etwas höher oben im Gehölze.

Dieser Ruf der Verzweiflung machte sie beide erbeben; die Frau erhob sich instinktmäßig und der Hund sträubte das Haar und stieß ein Geheul aus. Erstere horchte in Erwartung eines zweiten Rufes, aber es blieb Alles still. Nun legte sie ihre Hand auf den struppigen Kopf ihres Gefährten, der sie wie fragend ansah, und rief ihm ein Wort in deutscher Sprache zu. Das kluge Thier schnoberte in der Luft, und suchte dann mit der Schnauze auf dem Boden die Spur, welche es verfolgen sollte. Seine Herrin folgte ihm entschlossen.

Die Erscheinung dieses holden Wesens inmitten des Waldes hatte etwas wunderbares; es vereinte sich in ihr die scheue Anmuth des Rehes mit der blendenden Schönheit südlicher Himmelsstriche, der Stolz einer Römerin mit der Geschmeidigkeit der Griechin. In die reiche Tracht ihres Landes gekleidet, flatterten die langen Haarflechten um ihre Schultern, und sie eilte flüchtigen Fußes über den Waldpfad hin, unbekümmert um die anstreifenden Zweige, die brennenden Strahlen der Sommersonne.

Von ihrem Hunde geleitet gelangte die unbekannte Schöne in wenig Augenblicken nach dem blutigen Kampfplatze. Bei diesem Anblicke wich sie vor Entsetzen zurück; aber bald die

natürliche Schwäche ihres Geschlechtes besiegend, kniete sie neben dem leblosen Körper nieder, erhob das Auge zum Himmel und betete inbrünstig.

Ein schrecklicher Zweifel bedrückte sie; war es nicht zu spät, dieses scheinbar erloschene Leben zu retten? Sie beugte sich über den Schottländer und legte die Hand auf sein Herz. Es schlug noch schwach, sehr schwach, aber dennoch war es ein untrügliches Lebenszeichen. Der Unglückliche mußte gerettet werden um jeden Preis. Aber was vermochte sie, das schwache Weib, allein und hülflos zu seinem Beistande? Zudem waren die Minuten gezählt, jeder Augenblick konnte den schwachen Hauch auslöschen! — Was beginnen?

Während diese verwirrenden Gedanken sie bestimmten, scharrte der Hund, durch die Witterung des Blutes außer sich, den Boden auf, und stieß ein Wuthgeheul aus, als habe er die Spur der Mörder entdeckt, und warte des Befehls ihnen nachzueilen. Eine plötzliche Eingebung kam über das junge Weib, und zeigte ihr den Weg zu seiner Rettung. Das treue Thier war ihr Gefährte, ihr ergebener Diener, und gehorchte blindlings ihrem Gebote, und wußte ihre Gedanken zu verstehen. Sie rief ihn mit schmeichelnder Stimme zu sich heran, zeigte auf den Verwundeten und dann streckte sie die Hand gegen Westen aus, indem sie einige Worte aussprach. Der Hund hob seine großen verständigen Augen zu seiner Herein auf, und flog dann wie ein Pfeil davon.

Als sie sich allein sah an dieser Mordstätte, begann sie sich zu fürchten. Ihr Beschützer hatte sie verlassen, und die Räuber konnten jeden Augenblick zurückkehren, um ihr Opfer auszuplündern. Ihr Muth wollte sie verlassen, aber sie rief abermals den Himmel um Beistand an, allein dessen eingedenk, den sie zu retten strebte.

Sie blickte ihn voll Mitleid an, und unwillkürlich netzten ihre Thränen die Stirne des armen Sterbenden. Es war augenscheinlich ein Fremder; sie wußte nicht woher er kam, noch weßhalb er ermordet worden, aber sie fühlte unendliches Mitleid für den Unglücklichen, in dessen zerstörten Zügen sich eine edle Entschlossenheit ausdrückte, die sie unwillkürlich anzog, und alle bessere Regungen in ihrem Frauenherzen anfachte. Ereildoune fand sich in's Leben zurückgekehrt unter unerklärlichen Gefühlen. Die Zähren, welche auf seine Stirne fielen, die sanfte Berührung einer Hand, welche von seinen Schläfen die vom Nachtthau feuchten Haare entfernt, während die andere mit einem Tannenzweige sein Gesicht fächelte, dieß Alles entriß ihn allmälig seiner Betäubung, und versetzte ihn in eine Welt der Träume, aus der er sich nicht loswinden konnte. Er seufzte, und seine stummen Lippen bewegten sich krampfhaft: Die junge Unbekannte verstand was er begehrte, das einzige, was sie ihm zu reichen vermochte. Sie pflückte ein großes festes Blatt des Alpenampfers, schöpfte damit Wasser aus dem Strome, und den Kopf des Sterbenden stützend, näherte sie das improvisirte Trinkgefäß seinen Lippen.

Ereildoune schlürfte gierig den kühlen Trank, von innerem Durste verzehrt. Drei Mal füllte sich der Blattbecher auf's Neue und drei Mal trank er aus dieser Lebensquelle, die eine wohlthätige Hand ihm kredenzte. Dann fiel sein Haupt auf den Arm der Unbekannten zurück. Seine Augen hatten sich noch nicht aufgeschlossen; und er war, ein schwaches Wohlgefühl ausgenommen, noch nicht bei Bewußtsein.

Die Zeit ging hin, und immer noch waren sie allein; die Hitze nahm zu und die höhere Sonne senkte glühende Strahlen auf den Kopf des Verwundeten herab. Sie mußte ihn durch Baumzweige schützen, und ihm Kühle zufächeln, bis er endlich die Augen aufschlug und eine himmlische Erscheinung in ihr zu erblicken wähnte. Er hatte weder die Kraft sich zu regen, noch das klare Bewußtsein seiner Lage, wußte nicht ob er schlafe oder wache, ob dieses holde Bild eine Wirklichkeit, oder eine Truggestalt seiner Träume sey, aber seine Augen hingen fest an diesem Himmelsblick der sich auf ihn herabsenkte, und bis in seine Seele drang, indem er sich unauslöschlich dort einprägte. Sie aber hatte keine Furcht mehr, und hätte ihn um Alles in der Welt nicht verlassen; ja ihr Schicksal schien ihr hinfort seltsam mit diesem Fremden verbunden.

Plötzlich schallte Hundegebell aus der Ferne und bald darauf kehrte der treue Freund zu den Füßen seiner Gebieterin zurück, von zwei moldauischen Bauern begleitet, welche er durch sein Ungestümm ihm zu folgen gezwungen hatte. Dankbar preßte jene, die der Rettungsangel des Verwundeten gewesen, ihre Lippen auf den Kopf des wackern Thieres und gelangte jetzt erst zum Bewußtsein ihrer Gefahr, da die Hülfe nahe und die weibliche Schwäche in ihr Recht eintrat. Aber sie bekämpfte eine Anwandlung von Ohnmacht, erhob sich, und ertheilte ihm Befehle mit anmuthiger Würde.

Die beiden Moldauer schickten sich an, ihr zu gehorchen, ohne sich viel über das Schauspiel zu verwundern, das sie vor Augen hatten; solche Gewaltthaten waren in den Fürstenthümern nicht gerade selten. Sie hieben große Aeste ab, und flochten eine Tragbahre daraus, welche sie mit Moos bedeckten, und hoben den Verwundeten darauf.

Obgleich dieß mit großer Behutsamkeit geschah, verursachte es ihm doch so große Schmerzen, daß er auf's Neue in Ohnmacht fiel, und man hätte ihn an das Ende der Welt tragen können, ohne daß er es gewahr geworden wäre. Indem sie die Bahre aufnahmen, wandten sich die Bauern zu der jungen Frau.

„Nach Eurem Hause, Erzellenz?"

Sie schrack bei diesen Worten zusammen, und eine Wolke flog über ihre Stirne.

„Nein, nein," sagte sie barsch in moldauischer Sprache, „tragt ihn in das Kloster von Monastika; es ist näher, und er wird besser dort verpflegt werden. Wenn jemand ihn noch retten kann, so sind es die Nonnen."

„Und was sollen wir ihnen sagen?"

„Daß Ihr diesen Fremden ermordet gefunden habt und außer Stande seid, die Urheber des Verbrechens zu bezeichnen. Nennt meinen Namen nicht; sagt nur, daß er verlassen, sterbend ist, das genügt, ihm die Pforten des Klosters aufzuschließen. Wenn Ihr ihn in Sicherheit gebracht habt, kehrt hieher zurück, verscharrt die Leiche des Pferdes, daß es nicht

von den wilden Thieren zerrissen wird. Jetzt eilt, die Augenblicke sind kostbar!" —

Mit diesen Worten warf die Unbekannte einen letzten Blick auf den Mann, denn sie gerettet — und wohl niemals wieder sehen wird. Dann, als die Träger an einer Mündung des Pfades verschwunden waren, warf sie sich an einem Baumstamme nieder, und gab sich ihren Träumen hin.

8. Im Kloster.

Folge mir, lieber Leser, in die Stille einer Klosterzelle mit ihren weißgetünchten Wänden, dem Christusbilde über dem kleinen Altar, auf dem zwei Lilienbüschel in Silbergefäßen standen, und dem Fensterbogen, der eine weite Fernsicht über duftige Nadelwälder umrahmt, während das tiefe Schweigen nur manchmal durch die Gesänge aus der nahen Kirche unterbrochen wird. Diese waren die ersten Eindrücke von Fulke Greildoune, als er nach dem fieberhaften Schlummer mehrerer Tage die Augen in dem Kloster von Monastika aufschlug. Sein Leben hatte nur an einem Faden gehangen, denn die Kugel war in seiner Brust stecken geblieben, und Fieber und Blutverlust bedrohten sein Leben während mehrerer Wochen. Zum Glück half ihm sein kräftiger Körper diese Krise überstehen, der so mancher Andere unterlegen wären; die Pflege der guten Nonnen that das Uebrige. Sie zogen mit wundersamer Geschicklichkeit die Kugel aus der Wunde; berühmt weit und breit wegen ihren chirurgischen Kenntnisse, wurde dem Verwundeten durch sie Rettung. Sicher hätte ihn keine Frau, so nahe sie ihm auch gestanden, mit einsichtigerer Vorliebe pflegen können, als diese Klosterschwestern von hohem Range es thaten, die in diesen Mauern in Ruhe und Stille, fast schutzlos mitten in den moldauischen Wäldern, in Gemeinschaft hausten. Geistesklar und erfrischt erwachte Greildoune an einem warmen Augustmorgen, und schaute mit Staunen um sich her und fragte sich, ob er noch träume.

Eine ehrwürdige Nonne nahte sich ihm lächelnd. Er konnte sich diese ältliche Erscheinung, welche ja gar nicht derjenigen glich, die er in seinem Fieberwahn im Walde gesehen, und deren Bild sich ihm tief eingeprägt hatte, durchaus nicht erklären. Auch war sein erstes Wort auf französisch zu fragen:

„Wo ist sie?"

„Ich verstehe Euch nicht, mein Sohn," sagte die Nonne; „ich kenne kaum einige Worte der Sprache, aber Ihr sollt nicht reden, Ihr seid noch zu schwach dazu.

Bei seiner Vertrautheit mit den europäischen Mundarten wiederholte er die Frage auf moldauisch: „Wo ist sie?"

„Von wem redet Ihr, mein Sohn?"

„Von wem?" wiederholte er wie träumend; „von einer Frau, einem Engel, der stets an meiner Seite war."

„Aber es war Niemand in Eurer Nähe, als ich und die Laienschwestern."

Der Schatte wurde ungeduldig, und sein Auge suchte umher nach dem Gegenstand seiner Träume.

„Wo bin ich denn?"

„In unserm Kloster von Monastika. Zwei Bauern haben Euch sterbend im Walde aufgefunden und hieher gebracht. Ihr seid lange in Todesgefahr gewesen, aber Dank sei Gott und der heiligen Jungfrau, jetzt auf dem Wege der Genesung. Allein redet nicht weiter, Ihr seid noch zu schwach dazu."

„Schwach, ich?" wiederholte er mehrmals ungläubig. Durch eine unwillkürliche Bewegung wollte er sich auf seinen rechten Arm stützen, aber dieser versagte seinen Dienst. Nun begriff er, daß die Nonne Recht hatte, und zum ersten Male in seinem Leben vergoß er, sich gegen die Wand wendend, Thränen über sein Unvermögen.

„Ich erinnere mich nun," sagte er mit schwacher Stimme, „an Alles, wie die Memmen mich verwundet haben, und sie mich gerettet hat. Sie müssen es erfahren im Foreign-Office. Sagt ihnen, daß ich die Depeschen vernichtet habe.. Aber Lyttan Bulwer muß auf mich warten."

Die gute Nonne verstand nichts von diesen Reden, welche auf englisch gesagt wurden. Das Gefühl seiner Schwäche war für Greildoune das Bitterste, welches er je empfunden. Als er sich des Vergangenen erinnerte, wurde diese Empfindung von einer andern gefolgt, sich an seinen Mördern zu rächen, dem Manne gegenüber zu stehen, der in jener schrecklichen Nacht seinen Mitschuldigen zugerufen: „Tödtet den Adler vom Border." Gegen einen ehrlichen Feind hätte er keinen Haß gefühlt, aber die Niederträchtigkeit dieser Schurken, die ihn allein angegriffen und wehrlos verwundet hatten, erregte auf's Höchste seinen Zorn.

Der Tag neigte sich und die Schatten außerhalb des Fensters wurden länger; die Gesänge schwiegen in der Kapelle, die Nonne verließ das Krankenlager, um vor dem Altare zu beten; eine noch vollkommenere Ruhe, als während der Tageszeit, schien mit der Nacht auf das einsame Gotteshaus niederzusinken. Es war eine seltsame Episode in dem bewegten Dasein des Kabinetkuriers und es war ihm, wie Einem, der aus dem Geräusch und dem grellen Lichte der Außenwelt plötzlich unter die dunkeln Wölbungen einer alten Domkirche eintritt, wo alles Frieden und Andacht ist. Er hatte niemals noch diese Erschöpfung der Lebenskräfte, diese Schlaffheit, dem Todesschlummer gleich, empfunden, dessen Träume sich für ihn auf das Andenken einer Frau beschränkten, ein strahlendes himmlisches Bild, wie die Vision eines Künstlers, der in seiner Begeisterung einen Strahl der göttlichen Schönheit auffaßt. Nach dieser Frau rief er beständig, und fragte sich unablässig: „Wo ist sie?"

Während mehrerer Tage sah er eine um die andere der ihn wartenden Schwestern aufmerksam an, und ließ nicht ab mit seinen Fragen nach dem engelgleichen Wesen, das er im Walde gesehen, das ihm zu trinken gegeben. Die guten Nonnen gaben diese hartnäckige Erinnerung irgend einem Fieberwahne schuld; aber er wollte nicht von diesem Gedanken ablassen. Auch verlangte er die beiden Moldauer auszufragen, welche tagtäglich sich im Kloster nach ihm erkundigten. Diese erwiderten ihm,

daß ein Hund sie an den Ort geführt, wo sie ihn bewußtlos gefunden und auf einer Tragbahre nach dem Kloster gebracht hätten. Vergeblich bedrängte er sie mit seinen Fragen; er konnte nichts weiter von ihnen erkundigen, und schickte sie reich belohnt von dannen. Er begriff nun, daß Alles vergeblich war, und legte sich fortan Stillschweigen auf.

So brachte er mehrere Wochen auf seinem Schmerzenslager in der engen Zelle zu, und sah stets nur dieselben Gesichter, dieselben Gegenstände, und hörte keinen andern Laut, als die Metten und Vespergesänge. Diese Unthätigkeit wurde ihm unerträglich; wie der gefesselte Löwe, der nach der Freiheit in der Wüste seufzt, sehnte er sich mit aller Kraft nach dem Augenblick, wo er wieder in das thätige Leben eintreten konnte. Er erholte sich, aber so langsam, daß der Herbst seinem Ende nahte, und nur Fichten und Cedern noch grün waren, als er von seinem Schmerzenslager wieder erstehen durfte und bereit war, seinen Platz in den Reihen der Lebendigen einzunehmen.

Indeß hatte der Meuchelmord des Kabinetskuriers einiges Aufsehen in Europa erregt. Sobald er dessen fähig war, hatte Greildoune einen Bericht seines Abenteuers an den Bevollmächtigten in Jassy und nach London an das Foreign-Office eingesandt. Ein so freches Attentat an einem Boten der Königin, und der Verlust wichtiger Staatspapiere, mußten den Unwillen der betreffenden Regierung erregen, und auch die übrigen Mächte konnten nicht gleichgiltig bleiben. Greildoune hatte die feste Ueberzeugung, daß seine Mörder keine Räuber gewöhnlichen Schlages seien, denn diese hätten es auf seine Börse und nicht auf seine Depeschen abgesehen gehabt. Er war fast gewiß, daß der, dessen Stimme er erkannt, der Mann sei, mit dem er zu Paris im Café Minuit geredet hatte, dessen Ausdrücke bewiesen, daß er den Kabinetskurier persönlich kannte, und einen perfiden Anschlag verriethen. Die Politik konnte diesem Komplott nicht fremd seyn. Der Süden Europa's war in Aufruhr; es gährte auch im Orient, und für politische Flibustier hatte der Mord eines Menschen nicht viel zu bedeuten, wenn sie sich wichtiger Dokumente bemeistern wollten.

Lord Lexington, ihm persönlich befreundet, warf zu Gunsten seines Schützlings in London Feuer und Flamme aus. Das Foreign-Office gerieth in Aufruhr, seine geheimsten Instruktionen verschwinden zu sehen. Das Parlament war nicht beisammen, sonst hätte es wohl nicht verfehlt, aus diesem Ereigniß den Gegenstand unendlicher Debatten, wo nicht eine europäische Frage zu machen. Die ganze Presse widerhallte von diesem Abenteuer, die Photographen stellten in ihren Auslagen genaue Ansichten des Exzesses und der Kampfesszene aus, beide durch ein Objektiv wieder gegeben, das sehr hellsehend sein mußte. Die Regierung von England aber that wie gewöhnlich unter solchen Umständen, indem sie drohende Protokolle an die Großmächte abschickte, um sie später zurückzunehmen, und mit den Fürstenthümern einen lebhaften Streit anfing, der sich durch eine Schadloshaltung beendigte.

Bei all Diesem blieben die Schuldigen unbestraft. Die moldauische Regierung versicherte, daß sie ihr Möglichstes gethan, sie zu entdecken und dem Gerichte auszuliefern. Wahr oder nicht, es wurde Nichts weiter ermittelt. Das kleine Fürstenthum zog sich aus der Schlinge, indem es einen pekuniären Ersatz für den angerichteten Schaden erlegte, während die Urheber desselben los und ledig gingen, da ihre Masken vor den Gesichtern und die Nacht sie geschützt hatten, und die Wälder niemals ihre Geheimnisse zu verrathen pflegen.

Glücklicher als die Regierungen besaß Greildoune einige Anzeichen, die ihn auf die Spuren des Komplottes leiten konnten. Auch schwor er, wenn er je wieder dem geheimnißvollen Gast des Pariser Café's begegnen sollte, dieser seinen Antheil daran theuer bezahlen müßte.

„Ihr fühlt doch keinen Haß gegen Eure Mörder, mein Sohn?“ sagte eines Tages die Priorin von Monastika zu ihm, eine ehrwürdige Frau, aber unwissend wie ein Kind, welche seit fünfzig Jahren ihre Klostermauern nicht mehr verlassen hatte.

„Haß, ehrwürdige Frau? nein,“ sagte er mit verächtlichem Lachen.

„Dann werdet Ihr auch keine Rache suchen, und Euch erinnern, daß Christus sterbend seinen Henkern vergeben hat.“

„O das ist etwas Anderes. Christus war Gottes Sohn, und ich bin nur ein Mensch. Solche Schurken verdienen eine Strafe, besonders Einer davon wird mir nicht entgehen; wenn ich ihn jemals unter die Fersen bekomme, zertrete ich ihn wie eine Viper.“

Mutter Veronika seufzte. Sie hatte den armen Verwundeten mit mütterlicher Sorge gepflegt und liebte ihn wie ihr Kind; es wurde ihr daher schwer, ihn von einer Rache abzuhalten, welche ihr menschliches Gefühl entschuldigen mußte. Dennoch hielt sie es für Pflicht darauf zu beharren.

„In den Augen der Welt, mein Sohn, magst Du im Rechte seyn. Der böse Feind ist schwer zu überwinden; aber noch einmal, Du bist ein Christ und mußt deßhalb dem Heiland folgen und thun, wie er gegen den Verräther gehandelt, der ihn ausgeliefert hat.

„Vergebung, fromme Mutter, ich bin kein Gottesgelehrter, aber ich glaube, wenn unter den übrigen eilf Jüngern nur ein Funke von Ergebenheit gewesen wäre, dieser verrätherische Ischarioth nicht bis zum Morgen am Leben geblieben wäre. Was mich betrifft, versichere ich Euch, daß, wenn ich damals in Galiläa gewesen, ihm keine Zeit zum Erhängen geblieben wäre.“

Die würdige Priorin schwieg. Eine solche Auffassung apostolischen Berufes war nie im Kloster ausgesprochen worden und sie konnte sich des Lächelns nicht enthalten.

Gegen das Ende seiner Reconvalescenz fühlte der Adler des Vorders in sich stärker als je den Thätigkeitstrieb wieder erwachen, der ihm angeboren war. Die Oberin wollte ihn nicht ziehen lassen vor seiner völligen Herstellung, und er beschloß die Langeweile seiner Eingeschlossenheit, wie ehedem in ähnlichem Falle, bei der Quarantäne, auf dem Schiffe oder in der Windstille auf dem Meere, durch Arbeit abzukürzen. Greildoune

malte bewundernswerth, und wußte mit großem Talent und Treue darzustellen, was er gesehen hatte. Sobald er seinen Arm wieder gebrauchen konnte, schafften ihm die Nonnen, welche, wie in allen griechischen Klöstern, die Malerei trieben, Staffelei und Farben herbei, und er malte aus seiner Phantasie oder vielmehr aus seinen Erinnerungen. Sein Werk war so wohl gelungen, daß die Schwestern, welche seine Fortschritte tagtäglich bewunderten, es für eine treffliche Zierde ihres Marienaltares erklärten. Und doch stellte dieses Bild nur den Kopf einer Frau mit goldenem Haar und tiefen sanften Augen dar, von einem Heiligenschein eingefaßt.

„Jetzt bin ich gewiß," sagte Ereildoune zu sich selber, als er die Palette niederlegte, „daß ich sie gesehen habe. Ohne das, wie hätte ich ihr Bild zu Stande gebracht?"

Dann wandte er sich an die Oberin: „Nehmt dieses Gemälde als eine Erinnerung von mir hin, ehrwürdige Frau, und wenn Ihr jemals Derjenigen begegnet, welche ihm gleicht, so wisset, daß sie es ist, der ich noch vor Euch meine Rettung verdanke, und sagt ihr, daß Fulke Ereildoune in seinem Herzen die heilige Schuld seiner Dankbarkeit ewig bewahren wird."

Diese letzten Worte betrübten Mutter Veronika fast eben so sehr, als die ersten sie erfreut hatten; denn sie sah den Beweis darin, daß ihr lieber Kranker in seinem Kopfe noch nicht ganz genesen sey.

Einige Tage darauf wohnte Ereildoune vor seiner Abreise, um der Oberin gefällig zu seyn, noch einem Tedeum an, das die Nonnen zur Feier seiner Genesung sangen. Er beugte sich unter dem gerührten Segen der ehrwürdigen Mutter, und schied dann, nachdem er noch für die dreimonatliche Pflege ein reiches Almosen zurückgelassen hatte, aus diesem Gotteshause, wo er eine so sichere Zufluchtsstätte, so liebevolle Pflege gefunden hatte.

Der Morgensegen sang ihm ein süßes feierliches Lebewohl zu, als er durch die entlaubten Wälder sich nach der Donau aufmachte, die schon von dem Winterregen geschwellt war.

9. Bei dem Minister.

Das bedeutendste und beliebteste Glied des englischen Kabinets war in Italien angelangt, im Schlosse Liramor, das seiner Gemahlin gehörte, um einige, den Staatsgeschäften mühsam abgerungene Tage dort zuzubringen. Hier finden wir den Minister allein mit Ereildoune in seiner Bibliothek, kaum verändert, unmerklich gealtert seit dem Tage, als der arme schottische Edelmann seine Gunst durch eine Art von Herausforderung gewonnen hatte.

Vor dem Kamine stehend, schaute der große Mann, dessen Jugendlichkeit ganz Europa in Staunen setzte, seinen Untergebenen mit einem Wohlgefallen an, das er nicht zu verbergen suchte.

„Wißt Ihr, daß Ihr über alles Lob erhoben seyd?" sagte er; „man muß es Euch begreiflich machen, weil Ihr aussehet, als wüßtet Ihr nichts davon."

Ereildoune machte eine leichte abwehrende Bewegung. „Ach nein, Mylord, ich that nur meine Schuldigkeit, nicht mehr. Alle meine Kollegen hätten ebenso gehandelt."

„Glaubt Ihr? Ich bin nicht dieser Ansicht; nicht Einer davon hätte sich umbringen lassen, um seine Depeschen zu retten, denn Ihr mußtet Euch für verloren halten, als Ihr Feuer kommandirtet."

„Sicherlich; ich weiß bis zu dieser Stunde nicht, wie sie mich gefehlt haben. Ich hätte ganz von Kugeln durchlöchert seyn sollen, wenn sie recht gezielt hätten."

„Ich sage Euch, es ist wundervoll," setzte Se. Excellenz gerührt hinzu. „Nur müßt Ihr es nicht noch einmal versuchen; die diplomatischen Albernheiten, welche zu gegenseitiger Verblendung hingekritzelt werden, wiegen das Leben eines wackeren Mannes nicht auf. Dieß erinnert mich an die Schelmworte des schrecklichen Bernal Ryder bei der letzten Sitzung. 'Meine Herren,' sagte er mit seiner unbarmherzigen Aufrichtigkeit, 'geben wir uns immerhin vor dem guten Publikum, das an unsern Ernst glaubt, alles mögliche Ansehen; aber unter uns dürfen wir uns wohl im Hausrocke zeigen.' Zu guter Letzt haben uns die Fürstenthümer noch eine große Entschädigung bezahlt, deren Hälfte mit Recht Euch zukömmt."

„Ich danke Euch, Mylord! ich brauche sie nicht."

„Was soll das heißen, Ereildoune? Ich hielt Euch für arm?"

„Das bin ich auch, aber ich habe keine Schulden. Und dann, mit Eurer Erlaubniß, liebe ich dieses System des Schadenersatzes keineswegs. Wenn ein oder mehrere Schurken sich gegen den Sendling oder einen simpeln Unterthan einer Großmacht in Hinterhalt legen, muß das Land, welchem sie angehören, eine bedeutende Kontribution aufbringen. Wer sind denn die Opfer dieser Zwangsmaßregel? Sind es die wirklichen Verbrecher, oder nicht vielmehr Bauern, Pächter, friedliche Bürger, das heißt der ehrliche Theil des Volkes? Wenn Ihr es mit einem Großstaate zu thun habt, so erklärt ihm den Krieg oder lasset die Schuldigen vor Gericht laden, je nachdem der Schade das Ganze oder den Einzelnen betrifft; aber gegenüber einem kleinen Lande ist eine solche Rache bedrückend und illusorisch, denn die Buße gereicht ihm zum Nachtheil, und das Verbrechen bleibt unbestraft. Entschuldigt, Mylord, aber ich vermag weder die Würdigkeit noch die Gerechtigkeit solchen Verfahrens einzusehen. Ich, für mein Theil, bin überzeugt, daß meine Meuchelmörder mit der Moldau Nichts zu schaffen haben. Welchen Ersatz würde ich daher in der Summe finden, welche dem Fürstenthume abgetrotzt worden? Wollt Ihr mich in der That rächen . . . so lasset diese Schurken entdecken . . . und mir ausliefern."

Lord Lexington hörte seinen Gast mit demselben Erstaunen, demselben lebhaften Antheil zu, wie damals wo sie sich zum ersten Male in dem Foreign Office begegnet hatten. Außerhalb des Parlaments Widerspruch zu finden, war ihm neu und anregend. Ueberdieß war seine Gesinnung zu erhaben, als daß er nicht diesen stolzen Kabinetskurier von Herzen geschätzt hätte, der ihm, dem Premierminister eines großen Reiches, niemals geschmeichelt hatte.

„Ercildoune," sagte Seine Herrlichkeit lächelnd, „wenn Ihr nicht diesen unbeugsamen Stolz besäßet, und Ihr es mir verweigern würdet, möchte ich Euch dreitausend Pfund Sterling anbieten, um Euch beständig zur Seite zu haben, und Euch reden zu hören, wie Ihr es thut. Ihr seyd eine Ausnahme in gegenwärtiger Zeit, mein Freund, der wenig spricht und stets die Wahrheit sagt! Bei der Wahl zwischen Eurem Leben und der Pflicht, opfert Ihr Ersteres. Ihr seyd ohne Vermögen, und verschmäht, was der Staat Euch anbietet, weil Ihr es nicht verdient zu haben glaubt. Ihr habt so oft an meiner Tafel gespeist, auf dem Lande und in der Stadt, unter meinem Dache geschlafen, und seyd der Einzige unter all meinen Bekannten, der nie etwas von mir begehrt hat. Bei meiner Seele, Sir Fulke, Ihr gehört nicht unserm Jahrhundert an!"

Ercildoune lächelte. Er war allzu wahr in seiner Gesinnung, um sich seines Edelmuthes bewußt zu seyn.

„Warum sollte ich nicht meiner Zeit angehören, weil ich aus der Achtung und der Zuneigung, deren ich mich bei Euch erfreue, Mylord, nicht eine Stufe zum Emporkommen machen will? Dieß ist nichts so seltenes, oder die Welt müßte schlimmer seyn als ich sie vor mir sehe."

Der Minister reichte ihm die Hand mit jener herzlichen Offenheit, mit der er so sparsam war, deren stumme Beredtsamkeit aber alle kannten, welchen die Ehre zu Theil ward, in seiner Vertrautheit zu leben.

„Indeß," fuhr er nach einigem Schweigen fort, „ist der Staat Euch etwas schuldig, und ich will seine Schuld bezahlen. Der Stand eines Kabinetskurier führt Euch nicht weiter, und es handelt sich darum, zu Euren Gunsten eine Ausnahme zu machen. Es gibt eine Stellung, halb civil, halb militärisch, welche Euch trefflich anstünde und für die Ihr besser als jeder andere passen würdet, wie zum Beispiel auf den Posten eines Gouverneurs von Cephalonia?"

Ercildoune zögerte mit seiner Antwort, und stützte sich auf die Kaminbrüstung.

— „Aufrichtigen Dank," sagte er; „aber ich wünsche nichts. Ich ziehe das Wanderleben und das Reisen allem Anderen vor. Wenn Ihr daher durchaus etwas für mich thun wollt, vertraut mir aufs Neue eine Sendung nach dem Osten an, mit der Erlaubniß, wiederzukehren nach meinem Belieben, und der Vollmacht, allen Beistand und alle Geldmittel in Anspruch nehmen zu dürfen, um zu meinem Zwecke zu gelangen.

— „Herzlich gerne, ich versprech' es Euch. Aber ich fürchte, Eure Nachforschungen werden vergeblich seyn. Die wir angestellt, waren bis jetzt umsonst, obgleich Frankreich uns alle Hülfe geleistet hat. Zu Paris, sagt Ihr, habt Ihr den Mann gesehen, der sich durch den Ton seiner Stimme verrathen hat. Würdet Ihr ihn auch jetzt wieder erkennen, wenn Ihr ihm begegnetet?"

Ercildoune stampfte mit den Füßen auf das Tigerfell vor dem Kamin, als läge der unter seinen Füßen, an welchem er sich zu rächen begehrte.

„Sicherlich, Mylord, und wär' es erst in zwanzig Jahren, so würde ich seine Stimme unter Tausenden erkennen. Auch den Ausdruck seines Gesichts mit seiner weibischen Schönheit, obgleich ich ihn damals nicht so aufmerksam angesehen, ist mir Erinnerung geblieben."

— „Das mag seyn; es geschehe Alles nach Euren Wünschen; es ist das Geringste, was ich für Euch thun kann. — Aber es kommen Leute. — „Lady Georges," fuhr die Excellenz fort, indem er sich an eine junge Dame wandte, die von mehreren Personen gefolgt in das Bibliothekzimmer eintrat, „hier ist Sir Fulke Ercildoune, der schon wieder sich sehnt, in das Land zurückzukehren, wo er kaum mit dem Leben davon kam. Diese Kabinetskuriere sind wie besessen; und dieser da glaubt sich in einen arabischen Häuptling verwandelt."

— „Und hat darin auch gar nicht Unrecht; denn es fehlt Eurem Schützling nur der weiße Beduinenmantel," sagte Lady Georges, indem sie letzteren einen glühenden Blick zuwarf.

Das Schloß Liramar vereinigte zu jener Zeit die eleganteste Gesellschaft, wie jedesmal, wenn der große Minister und Lady Lexington nach ihrem Lieblingsaufenthalt folgte, einem weiten italienischen Palaste, mit aller englischen Behaglichkeit ausgestattet, dessen Orangenhaine sich bis an das Meer erstreckten. Als Ercildoune durch höheren Befehl aus dem Kloster von Monastika dahier abberufen worden, ahnte er wohl nicht, daß er dort Aufsehen erregen würde. Der Edelmuth seiner Aufopferung, die Gefahren, die ihm gedroht, die geheimnißvollen Umstände seiner Rettung, alle die einzelnen Züge seines romantischen Abenteuers, obgleich das interessanteste unbekannt geblieben, erregten die Neugier dieser frivolen egoistischen Welt, und unser Held wurde zum Löwen des Augenblicks. Kaum angelangt stritten sich die schönen Bewohnerinnen von Liramar um seine Aufmerksamkeit, und wenn er minder scheu gewesen, hätte er sich von den zartesten weißen Händen können liebkosen lassen. Aber diese Erfolge berauschten ihn nicht; er hatte keine Freude an diesen Ziereien der Liebe, welche in den Salons im Kurse sind. Die Atmosphäre der Boudoirs war ihm erstickend; auch hatte er in seiner frühesten Jugend zu viel von dem übergoldeten Laster gesehen und unter seinen Folgen leiden müssen, um es nicht zu verabscheuen und zu fliehen für immerdar.

„Ihr gleicht dem Adler des Gebirgs, Monsieur," sagte ihm eine französische Herzogin, eine ehemalige Schönheit, welche in ihren reiferen Jahren eine Macht geworden war, wie es Frauen dieses Alters in Frankreich gewöhnlich sind.

— „Ja, Madame, wie er liebe ich die Freiheit und Einsamkeit."

Ercildoune dachte unwillkürlich an den Goldadler, den er in den Mooren des Borders erlegt hatte. Die Aehnlichkeit ihres Schicksals war zu auffallend. Wer weiß ob er nicht dereinst es beklagt, nicht erlegen zu seyn wie dieser König der Lüfte.

„Wenn ich etwas jünger wäre," fuhr die Herzogin fort, „würde ich Eure Zähmung versuchen. Ich möchte Euch knirschen sehen in Euren Ketten, Euren Tyrannen zugleich hassend

und anbeten; denn Ihr würdet mir zu Füßen liegen, mein Sklave seyn, versteht Ihr wohl?"

— „Ich, Madame? Stets Euer Diener, niemals Euer Sklave."

— „Oh! Ich kenne dieß Großthun und weiß, wie man damit zu Ende kommt. Glaubt es, schöner Adler, kurz oder lang werdet Ihr auf einen Feind stoßen, schrecklicher als eine Kugel; — es ist die Liebe, wenn ihr lieben könnt."

Lächelnd gab sie ihm einen leichten Schlag mit ihrem Fächer und ließ sich dann am Whisttische nieder, zu dem Spiele der Diplomaten und ältlichen Damen, welches sie meisterhaft verstand.

Von dieser Gegnerin befreit, wandte sich Greildoune nach dem Rauchzimmer, indem er über die letzten Reden der Herzogin nachdachte.

Die Liebe war ihm bis dahin ein versiegeltes Blatt gewesen; Eitelkeit bei den Frauen, Sinnlichkeit bei den Männern, sagte er sich manchmal mit einer kaltblütigen Philosophie, die viele mit ihm theilten; obgleich er eine dunkle Vorstellung von einer tiefen unwiderstehlichen Liebe hatte, die ein ganzes Daseyn umstürzen konnte, ihm aber als ein Hirngespinnst erschien, vor dem er sich sicher glaubte.

Indeß meinte er in dem bläulichen Gekräusel der Rauchwolken, die seinen Lippen entquollen, ein wohlbekanntes Frauengebilde schweben zu sehen. Er sah sie zuerst ganz deutlich, mit ihren himmlischen Augen, ihren goldschimmernden Flechten, und ihrem erbarmungsvollen Lächeln; dann verschwand sie, um einige Augenblicke darauf wieder zu erscheinen. War es die Gestalt eines Dämons oder eines Engels? Das fragte er nicht, sondern erhob sich langsam, um in seinen Träumen am Ufer hinzuwandeln, wo die blauen Wogen des Mittelmeers lautlos erstarben. Einige Tage darauf fand sich Greildoune in dem Golf von Neapel, auf der Fahrt nach Sizilien, wo er einen Sendling des Foreign Office treffen sollte, um ihm das neue Portefeuille für die Donauprovinzen zuzustellen.

10. Die Schöne seiner Träume.

Es war in den ersten Dezembertagen; aber die Durchsichtigkeit der Luft und das milde Klima ließen das Land sehr verschieden von dem trüben Winter des Nordens erscheinen. Der Tag neigte sich seinem Ende; die Sonne warf vor ihrem Verschwinden noch einen Purpurschein auf das reiche Panorama, das in Europa nicht seinesgleichen hat: der Vesuv, Castellamare mit seinen Orangenhainen, die Hügel mit weißen Villen überstreut, in der Ferne Capri und seine dunklen Felsen, gewährten einen prachtvollen Anblick. Halb liegend ausgestreckt auf dem Verdeck des Dampfers, schaute Greildoune einer kleinen Barke zu, mit lateinischen Segeln, welch in einer frischen Brise der Stadt zueilte. Es war eine Lust zu sehen, wie das schwache Fahrzeug sich anmuthig beugte und erhob unter dem Anschlag der Wellen, ohne daß sein Lauf dadurch gehemmt wurde, der Möve gleich, welche die Fluth mit ihren raschen Schwingen streift. Je näher das Boot kam, desto mehr zog es den Träumer an, der bald eine Frauengestalt unter dem reichen Schutzdache gewahren konnte, dessen Stickerei in dem letzten Sonnenstrahle erglänzte. Als die Barke dem Schiffe vorüberschwamm, fuhr es wie ein Blitz über seine Augen; er erhob sich und stieß einen Schrei aus. Er hatte das Weib seiner Träume erkannt, sie, deren Bildniß er in dem Kloster zurückgelassen hatte. Außer sich, ohne zu glauben, was er sah, wollte er ihr mit dem Blicke folgen, aber die Erscheinung war schon verschwunden und die Barke hatte nur eine leuchtende Furche zurückgelassen.

11. Die Moral der Mutter Veronika.

Der Frühling hatte in der Moldau wieder Laub und Blüthen hervorgerufen. Die Klostergärten von Monastika hatten ihren schönsten Schmuck angelegt, und die Nonnen pflückten täglich eine Rosenspende für ihre Altäre. Mutter Veronika war allein in ihrer Zelle und warf von Zeit zu Zeit aus dem Fensterbogen einen Blick auf den blauen Bergstreifen, der sich in der Ferne hinzog. Woran dachte sie in diesen Momenten der Zerstreuung, welche ihr ängstliches Gewissen sich vorwarf? Ach! vielleicht an das verlorene Weltkind, das sie wie eine Mutter liebte; an den Ketzer, den sie vom Tode errettet, und der ohne Zweifel in diesem Augenblick auf dem Weg der Sünde dahinwandelte. Plötzlich ließ sich ein fester Tritt in dem Klostergange vernehmen; die Zellenthüre that sich auf, und die Pförtnerin führte den Kabinetskurier ein.

Unter Freudenthränen rief die Priorin: „Der Himmel segne Dich, mein Sohn!" und streckte ihm beide Hände entgegen. „Ich hoffte nimmer, Dich in dieser Welt wieder zu sehen. Es ist gut, sehr gut von Dir, uns nicht vergessen zu haben."

„Euch vergessen, Mutter?" rief seinerseits Greildoune, der seine Rührung nicht bemeistern konnte; ich müßte sehr undankbar seyn, wenn, auf's Neue in meinem Dienste in die Moldau gekommen, ich Euch nicht besucht hätte.

— „Wie ergeht es Euch jetzt? Seyd Ihr vollkommen hergestellt?"

— „O, gänzlich, ich bin so kräftig wie zuvor."

Mutter Veronika führte ihn zur Halle, um ihn recht genau sehen zu können und betrachtete ihn lange mit Zärtlichkeit, dann leuchtete plötzlich ein Gedanke aus ihren Augen.

„Ach mein Kind, bald hätt' ich es vergessen. Ich habe Dir Manches zu sagen, und habe das Urbild Deines Gemäldes gesehen."

Greildoune fühlte eine heftige Erschütterung, aber er faßte sich sogleich wieder.

„Was sagt Ihr, Mutter? Ihr habt sie gesehen?"

„Jawohl, und Du hattest Recht, sie war Deine Retterin, ich hörte es von ihr selbst. Aber dieß Alles ist so seltsam ..."

— „O meine Mutter, ich flehe Euch an, um Gottes willen verbergt mir Nichts."

— „Mein geliebter Sohn! mäßige Deine Ungeduld, ich will Dir Alles sagen. Es war ungefähr vor einem Monat, an einem hohen Marienfeste, wozu immer viele Leute aus Piatra, Ronan, selbst von Jassy sich einfinden. Während der heiligen Messe schaute ich, Gott verzeih' mir, durch das Chorgitter in

die Kirche hinab und sah im Gewühle eine Frau knieen, welche auffallend Eurem Bilde auf dem Altare glich. Bald wär' ich vor dieser Erscheinung ohnmächtig geworden, so sehr überraschte sie mich, und ich konnte mir nun erklären, was sie für einen Mann gewesen seyn mußte, da sie meine arme Nonnenseele so ganz hinnahm. Mein Sohn, diese Frau ist noch schöner als ihr Bild."

— „Ich weiß es; aber ihr Name, ihre Heimath?" unterbrach sie ungeduldig der Kabinetskurier, der außer sich gerathen war. „Warum flieht sie mich? warum entzieht sie sich meinem Danke?"

— „Ich will Euch Alles sagen, mein Sohn, wenn Ihr mich zu Wort kommen lasset."

Ereildoune merkte, daß er sich verrathe, und unterdrückte seine Bewegung mit Gewalt; er lehnte sich an die Wand, die Arme über der Brust gekreuzt, in der Stellung eines Uebelthäters, der seine Verurtheilung anhörte.

Mutter Veronika fuhr also fort: „Als die Messe beendigt war, meldete Schwester Eunice eine Dame bei mir. Ich befahl sie in meine Zelle zu führen, und sah dort, an der Stelle, wo Ihr stehet, das Urbild Eures Gemäldes, mit diesen himmlischen Augen, diesem glänzenden Haarschmuck, gleich einem Heiligenschein, und diesem Engelslächeln, das Euch so wohl gelungen ist. Ich werde noch ganz schamroth über meine Bewunderung. Wie kann irdische Schönheit uns in dem Maaße ergreifen, wenn wir unempfindlich bleiben gegen die himmlische? Ich sah auf den ersten Blick, daß es eine vornehme Dame war. Nachdem sie sich wegen ihrer Unbefangenheit entschuldigt hatte, mit einer Anmuth, die keine niedrig Geborne besitzen kann, obgleich wir sicherlich Alle vor dem himmlischen Vater gleich sind, fragte sie mich umständlich aus über einen Fremden, den wir vergangenen Herbst gepflegt hatten. Welche süße Musik in ihrer Stimme! Ob der Verwundete viel habe leiden müssen; ob er, vollkommen geheilt, abgereist sey? Ich antwortete ihr so gut ich es vermochte, und erzählte ihr alle Einzelnheiten Eures Leidens und auch daß Ihr während der Reconvaleszenz ein Bild gemalt hättet, das ich ihr zu zeigen mich erbot, was sie gerne annahm. Ich führte sie in die Kapelle, wo sie kaum einen Blick darauf geworfen hatte, als sie einen überraschten Aufschrei zurückhielt, und ihre Wangen tief errötheten. Sie sah es lange stumm und aufmerksam an, während ich mich in der Ferne hielt. Als ich sie ruhiger glaubte, nahte ich mich ihr, und wiederholte Eure eigenen Worte: ‚Wenn Ihr jemals eine Frau sehet, welche diesem Bilde gleicht, so wisset, daß es diejenige ist, der ich mein Leben verdanke, und sagt ihr, daß Fulke Ereildoune der Schuld seiner Dankbarkeit eingedenk seyn wird.' Thränen kamen ihr in die Augen und sie rief: ‚Hat er das wirklich gesagt? Aber wie konnte er dieß Bild malen? er hat mich nicht gesehen.' — Er hat Euch gesehen, gnädige Frau, und sein Werk ist hier um es zu beweisen. Warum ein gutes Werk nicht eingestehen wollen? Daß Ihr es seyd, die ihn gerettet hat, bin ich gewiß. — ‚Ach, was ich gethan habe, ist sehr geringfügig,' setzte sie hinzu. ‚Ich habe diesen Fremden sterbend in einer Schlucht gefunden, und versuchte ihn in's Leben zurückzurufen, während mein Hund nach Hülfe auslief. Dieß war Alles. Das verdient gar keinen Dank, und überdieß dachte ich, er würde es nie erfahren, denn er schien bewußtlos.' — ‚Wie, meine Tochter, zählt Ihr die Gefahren für nichts die Euch selber bedrohten, wenn die Räuber zurückgekehrt wären?' — ‚O mein Sohn, wenn Du hättest ihr trauerndes Antlitz sehen können, als sie mir mit einem unvergeßlich bitteren Lächeln entgegnete: ‚Ist denn das Leben ein so kostbares Gut, wenn es sich darum handelt, einem leidenden Geschöpfe beizustehen?' . . . Erhabene aber traurige Worte, besonders durch den Ausdruck, mit dem sie gesagt wurden. Diese Frau ist schön wie der Morgenstern, aber ich halte sie nicht für glücklich."

Ereildoune schritt bewegt in der Zelle auf und ab, stets die Arme über der Brust gekreuzt, als wollte er die Schläge seines Herzens unterdrücken, dann blieb er vor der Priorin stehen.

„Jetzt aber, Mutter, sagt Ihr mir ihren Namen, nicht wahr?"

— „Ach, es ist mir unmöglich, denn ich kenne ihn nicht."

— „Großer Gott! Ihr habt sie ziehen lassen, ohne sie darum zu befragen?"

— „Beruhige Dich, mein Sohn! ich konnte nicht anders handeln, denn ich wurde gewahr, daß sie unbekannt bleiben wollte. Dieß allein weiß ich, daß sie ein reich-ciselirtes Flacon bei sich trug, auf dessen Deckel der Name Idalia eingegraben war; sie hatte es in meiner Zelle stehen lassen, und ich sandte es ihr durch eine der Schwestern nach."

— „Idalia!" wiederholte er mit bebender Stimme. Idalia! ein seltsamer Name, welcher ihn auf's Neue in das Reich der Träume versetzte, indem er dadurch an eine Frau von idealer Schönheit voll unwiderstehlicher Anziehungskraft, voll Gefühl und Leidenschaft gemahnt wurde, welche dieser Name griechischen Ursprunges ihm offenbarte. Aber dennoch konnte er aus demselben Nichts weiter errathen.

— „Idalia ist nur ein Taufname, der mir nicht helfen wird, sie aufzufinden. Wird sie mir denn noch einmal verloren gehen, wie im Golf von Neapel?"

— „Mein Sohn," sagte die Oberin, welche betrübt den Kummer ihres jungen ketzerischen Freundes mit ansah, „beruhige Dich, es ist vielleicht ein Glück, daß Du sie nicht wiederfindest. Wer weiß, ob diese wunderbare Schönheit nicht Dein Verderben seyn würde? Gott will nicht, daß man sich an Irdisches hänge . . ."

Aber diese Art von Tröstung vermochte Nichts über Ereildoune. „Mindestens," fuhr er mit schlecht unterdrückter Bewegung fort, „habt Ihr ihr doch meinen Dank recht ausgedrückt, habt ihr gesagt, welche Begeisterung ihr Edelmuth, ihre Aufopferung für einen Fremden in mir geweckt hat?"

„Ich hab' ihr dieß Alles gesagt, seid dessen gewiß, und vieles Andre noch, und habe alle Eure Reden wiederholt, sowohl die der Fieberphantasie, als die Eurer Reconvaleszenz. Ich habe mit einem Worte alles Gute, was ich von Euch denke, vorgebracht und sie hörte mich an mit sichtlichem Interesse, indem sie nur ihre eigene Aufopferung zu verkleinern suchte, und meinen Lobsprüchen eine Demuth entgegensetzte, welche mir zu

Herzen ging. Nachdem sie einen letzten Blick auf das Bild geworfen hatte, sagte sie: ‚Ich bin gerührt von der Ehre, welche dieser Fremde mit Euch, heilige Mutter, mir angethan hat; aber es ist weit mehr, als ich verdiene. Dieses Bild ist nicht würdig eines Marienaltars; verbergt es im Dunkeln, oder hängt es neben einer Magdalena auf.‘ Dann sagte sie mir Lebewohl. Ich war aber ganz betrübt über ihr Weggehen, und es war mir, als sei mit ihr das Licht aus dem Kloster verschwunden.“

Creildonne blieb eine Weile in Gedanken versunken und fragte dann nach langem Schweigen: „Glaubet Ihr, daß sie verheirathet ist?

„Ich wüßte es nicht zu sagen, auch hat sie nicht davon geredet. Ihre Kleidung war kostbar, und sie trug an der linken Hand mehrere Ringe, wovon wohl einer ein Ehering gewesen sein kann — aber ich wiederhole Euch, daß ich errathen zu haben glaube, daß sie nicht glücklich ist.“

Er hielt eine Verwünschung zurück. Nicht ein Mal zu wissen, ob sie frei sei! Wie das Schicksal mit ihm spielte!

„Ehrwürdige Mutter, ist mir erlaubt, das Bild wieder zu sehen?“

„Sicherlich, mein Sohn, wir haben es ja aus Eurer Hand.“

Einen Augenblick darauf trat Creildonne festen Schrittes, von Mutter Veronika gefolgt, in die alte Kirche ein, eine der merkwürdigsten in den Fürstenthümern wegen ihrer Architektur und ihrer Ausschmückung. Tiefe Stille herrschte unter den heiligen Wölbungen, deren farbige Fensterscheiben nur ein gedämpftes Licht einließen. Der stolze Schotte nahte sich bebend, und es deuchte ihm vermessen, in dieser Freistätte des Gebetes und der Andacht den Schatten eines Weibes aufzusuchen. Die Unbekannte trat ihm aus ihrem Rahmen entgegen mit gesenktem Blick und strahlender Stirne, gleich der Madonna eines alten Künstlers, wie sie ihm im Walde in seinem Todesschlummer erschienen war, wie er sie noch jüngst gesehen auf den Fluthen des Mittelmeeres im Strahl der Abendsonne. Lange blickte er sie an, als wollte er von diesen stummen Lippen die Lösung des Räthsels ablesen, das ihn peinigte. Die ernste Stimme der Oberin entriß ihn diesem Anschauen. „Beharre nicht eigensinnig auf diesen Nachforschungen mein Sohn; diese Frau ist vielleicht Deiner nicht würdig. Es liegt hier ein Geheimniß verborgen, und alles Geheimniß verhüllt eine Gefahr. Die Belladonna ist eine schöne Pflanze; aber sie wächst im Schatten, an öder Stelle, auch verbirgt sie ein tödtliches Gift. Pflücke keine andere Blume, als die im Sonnenscheine erblüht!“

Er war nur zur Hälfte überzeugt. Je mehr man ihn von seinem Ziele ablenken wollte, desto eifriger verfolgte er dasselbe. Er überschüttete Mutter Veronika mit seinen Fragen, ließ sie hundertmal das Gesagte wiederholen. Diese war ihm gefällig, nicht ohne ihre langen Reden mit Ermahnungen zu untermengen, welche strenge sein sollten, indem sie zugleich eine unerschöpfliche Nachsicht zeigte. Creildonne lächelte darüber; er hätte alle Predigten der Welt angehört, nur um von seiner Unbekannten etwas zu vernehmen.

Als der Abend herbeikam, konnte er sich nicht entschließen, diesen Ort zu verlassen, wo noch vor einem kurzen Monde die Dame seiner Gedanken geweilt, und brachte die Nacht in einem Wirthschaftsgebäude des Klosters zu. Wahrscheinlich schlief er dort wenig und träumte viel von der schönen Idalia, wozu die ganze Umgebung stimmte; der sanfte Sternenglanz, das Rauschen der Wildbäche, der Harzduft der Fichten nahmen all seine Sinne gefangen. In der Ferne, auf den Ebenen an der Donau, schienen die Wälder von dem Nachtwinde bewegt, durch zahllose Gespenster belebt, den Seelen der Todten, welche in ihrem Schatten begraben liegen. Wie manche Königsheere hatten seit der Welt Anfang diese Ufer betreten! Wie viele Leichen hatten sie dort zurückgelassen: Scythen, Assyrer, Römer und Griechen, Barbaren aus dem Norden, die in das große Reich sich getheilt; später die Söhne des Halbmondes im Kampfe mit christlichen Soldaten; wie viele feindliche Völker waren in diesen Ebenen zusammengestoßen und hatten ihr Blut dort in Strömen vergossen, wie ihre Asche noch heute vermischt ist in gemeinsamem Grabe! Was ist aus diesen einst blühenden Völkerschaften geworden? Wo sind sie, diese Kohorten, zahlreicher als die Blätter an den Bäumen?

Und noch rollt die Donau gelassen ihre Fluthen weiter unter derselben Sonne, welche einst die Stirnbinde des Darius beleuchtete, spiegelt dieselben Gestirne ab, welche die Nächte des philosophischen Julian erhellten! Die Jahrhunderte sind dahingegangen, Herrscher und Völker mit ihnen, aber der königliche Strom verfolgt stets den alten Lauf gegen das Meer zu.

Diese Gedanken alle drängten sich in dem Gehirne des Kabinetskuriers, während sein Blick über diese unendliche Einsamkeit hinstreifte. Er meinte in den Stimmen der Nacht die Wehklage der ganzen Menschheit zu vernehmen, die mit ihren Schmerzen kämpft. Warum sollte sie nur leben um zu leiden und zu sterben? Bis dahin hatte er nie darüber nachgedacht. Seine Lebensweise hatte ihn in steten Wirbel fortgerissen, so daß er keine Zeit zum Nachdenken, kaum zum Dasein fand. Aber nun, da eine neue Empfindung sich seiner bemächtigt hatte, kehrte er in sich selber zurück, fühlte, daß er lebe, und sein Leben ein Ziel habe, das Ziel, die Frau wiederzufinden, welche ihn gerettet hatte. So ungewiß auch dieses Ziel sein konnte, hatte er sich dennoch geschworen, nicht davon abzulassen und seine Einbildungskraft, zugleich mit seinem Herzen erwacht, verlor sich in phantastischen Träumen über die Geliebte.

So mochte einst der Perser von der unsterblichen Leibgarde in diesen Einöden an der Donau von irgend einer Lydierin mit Gazellenaugen geträumt haben; so der wilde Bulgare, von byzantinischem Pfeile verwundet, von der griechischen Sklavin, der er nicht mehr seine Jagd- oder Kriegsbeute zutragen konnte; so auf seine Lanze gestützt, vergaß der römische Legionär, dem die Lagerwache anvertraut war, die stolze Matrone, welche ihm am Tiberufer ihre Treue bewahrte, um eine blonde Tochter des Nordens zu ersehnen, die er unter dem Nebelhimmel des alten Britanniens begegnet hatte.

Alle diese Männer hatten zu ihrer Zeit in dieser selben Umgebung in dem Andenken eines geliebten Weibes ihre Herzen wärmer schlagen gefühlt, nun seit Jahrhunderten im Tode

erstarrt; wie hätte es Greilboune vermocht, gegen eine Macht anzukämpfen, welche so viele Helden bezwungen? Auch erkannte er sich für besiegt und entschlummerte, den Namen Idalia auf den Lippen.

12. Eine Erscheinung.

Leser, wenn Du einer dramatischen Darstellung anwohnst, geschieht es Dir wohl häufig, daß die Scenerie mitten in einem Akte plötzlich sich verändert, um Dir eines der rasch verschwindenden Bilder zu zeigen, welche die Folgen der Handlung Dir erklären. Solcher Scenenwechsel ist nicht selten im Leben eines Gesandtschafts-Kuriers.

Wir finden uns wieder am Seine-Ufer, in einer Winternacht und Nebelluft, die die Erde mit einer dichten Schneedecke verhüllt. Die große Metropole gleicht stets jener Kurtisane, welche dem Erstkommenden zulächelt, und ist mehr als je die Stadt der Kontraste. Reichthum und Armuth, Orgie und Hunger, Lust und Verzweiflung begegnen sich an jeder Straßen-Ecke. Jenen Abend schienen alle Köpfe verdreht, die Narrheit schüttelte ihre Schellen in Fieberwuth, denn wir befinden uns mitten in der Karnevalslust und in der Oper tobt der Masken-Ball. Die Boulevards wimmeln von Wagen, welche den Freudentempeln zueilen, oder schöne Damen in die Gesellschaften der vornehmen Welt fördern. Unter all diesen Fahrzeugen befindet sich Eines, dessen Bestimmung eine ganz verschiedene ist, und das einen Reisenden einschließt, der, in warme Pelze eingehüllt, sich als der Held unserer Erzählung offenbart.

Vor wenig Augenblicken von London angelangt, nahm sich Fulke Greilboune kaum Zeit, bei der englischen Gesandtschaft vorzusprechen, um eiligst an den Bahnhof des Mittelmeeres zu gelangen, wo er sich in den Schnellzug werfen soll, denn er gedenkt sich in Marseille nach Konstantinopel einzuschiffen, wo die Angelegenheiten sehr verwirrt sind. Der Libanon ist in Flammen, der Schah von Persien unzufrieden, und England, treu seiner Politik der Nichteinmischung, will die Hand überall haben, um Vortheil davon zu ziehen.

Oben in der Straße Lepelletier wird der Kabinetskurier aufgehalten durch ein in dem Zudrange der Menge häufiges Gewirre. Er schaut aus dem Wagenfenster und sieht in der Equipage neben sich bei der hellen Gasbeleuchtung eine Dame in rosenfarbenem Domino. Sie scheint jung und schön zu sein und hält einen prachtvollen Strauß von Veilchen und Camellien in den Händen. Plötzlich nimmt sie ihre Maske ab, um etwas an ihrem Kopfschmucke zu verbessern, und Greilboune erkennt deutlich ..... seine schöne Unbekannte, seinen rettenden Engel, die reizende Idalia. Er hatte seine Ueberraschung noch nicht überwunden, als der Wagen verschwunden war, und die Unbekannte sich vor dem Eingang der kaiserlichen Akademie, die sich diesen Abend in einen Tempel der Terpsichore verwandelt hatte, in dem Gewühle verlor.

Seine Aufregung wäre schwer zu schildern. Während einiger Minuten bestürmte ihn die heftigste Unentschlossenheit. Die Gelegenheit war da, er durfte nur eine Einlaßkarte nehmen und in den Ball eindringen, wo er bald den rosenfarbenen Domino aufgefunden hätte. Das Geheimniß seines Geschickes lag unter seiner Hand, und er brauchte sie nur auszustrecken, um es zu erfassen.

Aber die Pflicht rief ihn von dannen, die Befehle waren gemessen und der Dampfzug wartete nicht auf ihn. Mit der Entschlossenheit eines Spartaners warf er sich in den Wagen zurück und die Pferde rannten in gestrecktem Trabe fort. Eine halbe Stunde später entführte ihn die Lokomotive in aller Eile auf dem Schienengeleise nach Marseille.

13. An den Ufern des Bosporus.

Unferne von Konstantinopel saß Greilboune in einer warmen, hellen orientalischen Nacht an den Ufern des Bosporus. Er hatte während des Tages auf den Hügeln gejagt, Damwild und Schakale erlegt, oder auf die Möwen geschossen, die sich an den Strand wagten; jetzt, an eine Cypresse gelehnt, in einem Gehölze, das sich in sanfter Neigung bis an das Meer hinabzog, schien er in tiefes Träumen versunken. Seine Büchse lag zu seinen Füßen auf dem Moose neben seiner Jagdbeute. Einige Schritte weiter hin graste friedlich, an einem Baum angebunden, sein Pferd, ein Halbblut und trefflicher Renner. Wenn Lady Georges ihn jetzt im Sternenscheine gesehen hätte, würde sie ihn für einen wahrhaften Araber gehalten haben, in dem weißen Burnuß, mit dem gebräunten Gesichte, dem schwarzen Barte und den dunklen Augen, die unverwandt auf das Meer hinausschauten.

Ein Jahr war hingegangen, seit seinem Besuche im Kloster von Monastika, und ungeachtet aller Anstrengungen, hatte er sein Doppelziel noch nicht erreicht, das er mit so viel Eifer verfolgte. Seine Mörder blieben stets noch unbekannt; wie er sie auch nach allen Seiten in den Fürstenthümern aufgesucht hatte, war er doch nicht weiter gelangt, als am ersten Tage nach dem Ueberfalle. Wer sie auch sein mochten, verkleidete Vornehme, gemeine Meuchelmörder oder politische Werkzeuge, sie hatten ihre Maßregeln so schlau ergriffen, daß sie allem Nachspüren entgingen; auch verzweifelte er allmählig daran, jemals sie zu erreichen. Aber die Frau, welche Greilboune wegen eines ganz andern Beweggrundes verfolgte, warf ihn in noch größere Ungewißheit. Die Umstände, unter welchen er der Unbekannten zum letzten Male begegnet, hatten ihn äußerst schmerzlich berührt. Was suchte sie auf dem Opernballe? War sie eine der Gottheiten dieses unheiligen Tempels? Dieser Gedanke durchbohrte das Herz des sittenstrengen Edelmannes wie eine Stahlklinge tausendmal schärfer, als die Kugeln seiner Meuchelmörder. Umsonst sagte er sich, daß sie vielleicht aus Langeweile oder Neugierde dahin gegangen sei, wie andere vornehme Damen, welche nach verdächtigen Freuden lüstern sind, und diese Annahme war ihm eben so verhaßt. Sie war ihm in seiner Todesnähe erschienen, von einem himmlischen Scheine umflossen, und die Erinnerung an diese Frau war ihm so sehr mit der Heiligen verwandt, welche er in dem Kloster von Monastika zurückgelassen, daß er unmöglich in ihr eine Herrscherin der Gesellschafts-Säle, eine der Bettlerinnen um Huldigungen sehen konnte, deren Lächeln eine Lüge ist für den Anbeter-

schwarm, den sie hinter sich dreinschleppen. Was war sie in der That? Sollte er sie lieben oder vergessen, und hatte Mutter Veronika nicht Recht gehabt, als sie ihm die Gefahren einer solchen Verfolgung aufzählte?

All dieses sagte sich Greildoune in dieser schönen Nacht, in der Nähe der Stadt mitten in dem Schweigen, das nur von Zeit zu Zeit durch den Ruf des Muezzins unterbrochen wurde, der die Gläubigen zum Gebete rief.

Während er so träumte, hörte und sah er nicht einen Reiter, der durch das Wäldchen ritt, ohne selber an das Zusammentreffen zu denken, welches ihn erwartete. Dieser neue Ankömmling von großer Schönheit war in elegante griechische Tracht gekleidet, und ritt eine flüchtige Araberstute. Seine Träume, wenn er geträumt, mußten sehr heiter sein, denn er trällerte lustig irgend eine italienische Opernarie, indem er mit einem Myrtenzweige spielte, der ihm statt aller Waffe diente. Die Stimme weckte im Näherkommen den Kabinetskurier; er horchte hin, wie der Soldat, den die Trompete wachruft. Diese reinen durchdringenden Töne in der Nachtstille machten ihn schaudern. Plötzlich flammten seine Augen; im Moment, als der Reiter an ihm vorüberkam, faßte er seine Büchse, und sprang mit einem Wuthgeheul auf seine Füße.

Die Stunde der Rache war da: Greildoune fand sich endlich dem Manne gegenüber, den er zwei Mal in seinem Leben gesehen hatte, im Café Minuit und dann zu seinem Unglück in der Karpathenschlucht; der Graf Conrad Phaleon, denn der Leser muß seinen Namen erfahren, war es, an den Victor Vane das Telegramm gerichtet hatte.

Der Instikt eines Feindes ist unfehlbar; die beiden Männer erkannten sich zu gleicher Zeit, und der Grieche, beim Anblick seines wiedererstandenen Opfers, hatte nur den einen Gedanken, einer Rache zu entfliehen, die unversöhnlich sein mußte. Er drückte seine Sporen der Stute in die Weichen, und flog wie ein Pfeil nach dem Ufer zu. Diese Eile trug ihn außer Schußweite; aber er rechnete nicht auf die Raschheit seines Gegners, der im selben Augenblick sein Pferd losband, in den Sattel sprang und den Zügel zwischen den Zähnen, dem Flüchtigen nacheilte. Das Feuer, welches durch seine Adern strömte, theilte sich auch seinem Rosse mit; auch kam er dem Griechen immer näher, und als dieser das Wäldchen hinter sich ließ, hatte er ihn auf fünfzig Schritte vor seinem Büchsenlauf. Der Wiederhall des Bosporus erdröhnte von der Aufforderung: „Ergebt Euch, oder Ihr seid des Todes!" Eine entsetzliche Wiedervergeltung, welche nur den Flüchtigen antrieb, seine Eile zu verdoppeln. Aber wohin er auch entfloh, er konnte seinem Schicksal nicht entgehen. Fulke hielt das Leben des Verräthers in der Hand; ein einfacher Druck derselben, die nie ihr Ziel verfehlt hatte, warf ihn in den Staub. Jener wußte es nur allzuwohl, und erbebte unter der Furcht vor der fliegenden Kugel. Aber Fulke schoß sie nicht ab. Seine edle Natur wollte keinen wehrlosen Feind treffen. Es war nun eine verzweifelte Jagd längs der Meerenge, die den Staub aufwirbelte und über Myrten und Rosen dahin stob, bald durch Orangenhaine, bald durch Gestrüpp und Kaktushecken, beide an Wuth und Schnelligkeit sich gleich, einer um sein Leben, der andere um seine Rache wettkämpfend, während Greildoune immer mehr Boden gewann.

Die Sterne flohen über ihren Häuptern, die Moscheen verschwanden am Horizont, und ihr Rennen wurde nicht langsamer. Bisweilen stoben sie dicht an der Salzfluth hin, und es sprühten Schaumflocken auf, daß die Möven mit lautem Geschrei entflohen. Greildoune flog in wilder Lust dahin in dieser wüthenden Jagd, worin er mit der Rache all seine liebsten Vergnügen fand. Er hatte schon manches Abenteuer erlebt, alle Raubthiere, vom Fuchse bis zum Löwen, verfolgt, aber nie diese schreckliche Jagd auf einen Menschen mitgemacht, die er mit immer größerer Hitze fortsetzte, je mehr er sich seinem Feinde näherte, wie der edle Jagdhund, der seinen Blutdurst verdoppelt fleht, wenn der Fuchs seinem Ende naht.

Der Gegenstand seiner Verfolgung war jedoch noch nicht zu Tode gehetzt, und alles zeigte an, daß er irgend einen Schlupfwinkel zu erreichen suche. Greildoune errieth die Absicht, und trieb sein Roß verzweifelnd an. Beide Reiter waren nicht mehr weit entfernt von einander, als Graf Phalcon sein von der Angst verzerrtes Gesicht gegen seinen Gegner wandte. Dieser Augenblick, rasch wie der Blitz, schien ihm der Anfang seines Todeskampfes. Er sah Fulke's Augen funkeln unter dem weißen Burnuß, den Stahllauf über seiner Schulter, und begriff nun, warum jener nicht losdrückte. Er wollte ihn aus dem Sattel werfen, um seiner Rache zu genügen und ihn unter seinen Füßen zu zermalmen. Einige Sekunden noch, und es war um ihn geschehen. Sie galoppirten beinahe sich zur Seite hin, die dampfenden Nüstern des englischen Renners berührten die Weichen der Berberstute. Schon hob sich der Schotte in den Bügeln und streckte den Arm aus, um den Grafen an der Kehle zu packen, als plötzlich am Fuße eines ungeheuren Felsblockes Phalcon alle seine Kräfte zusammennahm, um darüber wegzuspringen. Das edle Thier that es auch, stürzte aber auf der andern Seite in dumpfem Falle zu Boden, der ankündigte, um welchen Preis es diesen letzten Sprung gemacht hatte. Greildoune stieß einen Wuthschrei aus. Auch er wollte hinübersetzen, aber sein Roß versagte ihm den Gehorsam. Schon war eine Sekunde verloren, ein Jahrhundert für den Flüchtling, wenn er sie benutzen konnte. Noch einmal machte er den Versuch, ließ sein Pferd im Galopp ansprengen und setzte dann über das Hinderniß weg mit der ganzen Geschicklichkeit des besten Reiters in den drei Königreichen. Dieses Mal schwang sich der Renner über den Fels, als wäre er eine irländische Ackermauer, und gelangte zerschmetternd in ein Gehölz von wilden Feigen. Am Fuße des Hindernisses lag die Berberstute im Sterben. Ihr Sattel war leer und der Reiter verschwunden.

Ein Fluch dröhnte abermals über den Bosporus, als Greildoune sich allein fand, mitten in einem Gehölze. Nach allen Seiten, so weit er sehen konnte, strebten Palmen und Strauchwerk empor, zwischen denen dunkle Pfade sich kreuzten.

Er lief nach allen Richtungen, durchsuchte das Dickicht, spürte in den finstersten Winkeln nach, die gespannte Waffe in

der Hand, und entschlossen, Feuer zu geben, beim mindesten Geräusch; aber seine Nachforschungen hatten keinen andern Erfolg, als die Vögel aufzuschrecken, welche in den Zweigen nisteten. Wie einen Menschen finden mitten in dichtem Gehölze, in der Dunkelheit, geblendet von dem Mondenschein und den Feuerfliegen, welche ihn umschwirrten? Sein Feind war außer seinem Bereich und konnte von der Nacht begünstigt, im Nachen entflohen seyn, oder sich irgendwo in diesen Gärten verstecken, wo der feige Mörder so sicher geborgen war, wie der Fuchs in seinem Baue.

Ueberzeugt von der Fruchtlosigkeit seiner Verfolgung, ließ Greildoune die Zügel auf den Hals seines Pferdes fallen, und ritt, das Thier seinem Instinkt überlassend, auf's ungewisse weiter. Seine zurückgedrängte Wuth fraß ihm in's Herz hinein, wie die Waffe, welche versagt, die sie bewegende Hand verwundet. Er hatte seinen Todfeind in seinem Bereiche gehabt, und ihn entrinnen lassen, gerade in dem Augenblicke, als er daran war, ihn niederzuwerfen, und den Fuß auf seiner Brust ihm das Geheimniß seiner perfiden Ränke zu entreißen. Es war seine Schuld gewesen; wozu diese vergebliche Großmuth? warum, wenn er es vermochte, nicht dem unerbittlichen Gesetz der Wiedervergeltung gehorchen, und seinen Mörder treffen und in seinem Todesröcheln schwelgen? Dieß waren seine Gedanken, indem er alle Dämonen der Hölle aufrief. Heilige Mutter Veronika, wo weilest Du da?

Das Pferd folgte mit gesenktem Kopfe dem ersten Pfade, der sich darbot, und gelangte zu einem breiten Cederngange. Ringsum waltete tiefe Stille, nur von den im Ufersande ersterbenden Wellen unterbrochen, und Nichts rührte sich, als die Leuchtkäfer, welche kleinen Sternen gleich um die Baumzweige schwirrten. Greildoune ließ sein Roß auf gut Glück weiter traben, als er plötzlich zwischen den dunklen Cedern einen hellen Schein gewahrte, der nur aus einer Wohnstätte dringen konnte. Dieser Zwischenfall erregte auf's neue seinen Eifer. Nachdem er sich versichert, daß es keine Täuschung war, sprengte er im Galopp auf das Licht zu.

Es war ohne Zweifel das Versteck seines Feindes. In jedem Falle, was dieses Gebäude auch seyn mochte, Palast, Harem oder Moschee, gelobte sich der Kabinetskurier freiwillig oder mit Gewalt im Namen Englands dort einzudringen, und sich ihn ausliefern zu lassen, wäre er auch von einem ganzen Heere bewacht. Die Cedernallee führte zu einer großen Marmorterrasse, nach der sich die spärlichen, mit persischen Blenden verwahrten Fenster eines türkischen Landhauses öffneten. Er stieg ab, band sein Pferd an und schritt die Stufen der Terrasse hinauf, welche mit Blumen eingefaßt war, auf die offene Thüre zu, die zugleich bei den Bewohnern große Sicherheit und Abwesenheit aller bösen Absicht andeutete. Greildoune trat entschlossen hinein und fand sich in einem weiten Hofraume, von Maurbogen umgeben, wo nach dem Landesbrauch ein Wasserstrahl in einem Marmorbecken beständige Kühle verbreitete. Er ging einige Schritte weiter in der Galerie, deren Stille nur durch das Klirren seiner Sporen auf dem Mosaikboden gestört wurde. Bald zog ein Lichtschein aus einem Gemach in der Nähe seine Aufmerksamkeit an. Er schaute zwischen einem Thürgehänge hindurch, das nur halb zugezogen war, in einen Raum, der durch eine Hängelampe von Alabaster erleuchtet war. Aloepastillen, die auf einer Glutpfanne brannten, erfüllten dieses orientalische Gemach mit süßem Dufte.

Der Schotte faßte seine Büchse mit der Linken und hob den Vorhang mit der Rechten um einzutreten.

Ein weibliches Wesen, schöner als die Huris des Paradieses, erhob sich vom Divan, und warf einen Blick voll Ueberraschung und Entsetzen auf ihn.

Greildoune stand wie erstarrt, stumm und bebend. Er dachte nicht mehr an seinen Mörder. Die Frau ihm gegenüber war die unbekannte Schöne aus der Moldau.

Wildgoose Lodge.

Eine Kriminalgeschichte aus der Zeit der irischen Unruhen.

(Schluß.)

Am frühen Morgen nach dieser entsetzlichen Schreckensnacht hört ein Nachbar Namens Owen Reilly, dessen Hütte nur etwa vier englische Meilen von dem Hause Lynch's entfernt liegt, Stimmen auf der Straße und verrammelt voll Schrecken seine Thüre, denn ein Haufe bewaffneter Männer, der um diese Zeit unterwegs ist, kann nichts Gutes bedeuten. Man pocht laut und drohend an seine Thür, allein er will noch immer nicht öffnen, bis die Stimmen darauf bestehen und ihm feierlich betheuern, daß niemandem im Hause etwas zu Leide gethan werden solle, und die Leute nur etwas zu essen und zu trinken haben wollen. Reilly öffnet nun die Thüre und sieht einige wild aussehende bewaffnete Männer mit rauchgeschwärzten Gesichtern vor sich, welche Haferbrod und eine Schüssel Milch verlangen. Sie sind müde und verdüstert und einer derselben hat eine schwarze verbrannte Wunde im Gesicht — das ist Keeran, den Lynch durch einen Schuß aus dem Fenster verwundet hat.

Am folgenden Tag wandern die Leute aus der halben Gegend herbei, um sich die Trümmer von Lynch's Hause zu betrachten. Auch Herr Filgate kommt herüber geritten und besichtigt mit Entsetzen die vier geschwärzten Mauern und die verkohlten, gespenstig aussehenden Ueberreste der acht ermordeten Personen. Die Bauern stehen schweigend umher, in heimlichem Mitleid oder stillschweigender Billigung. Der Sonnenschein ruht warm auf der weißen Asche des Daches, der zertrümmerten Thüre und dem zusammengetretenen, mit halbverbranntem Stroh bedeckten Garten.

Die Menge öffnet und theilt sich, als ein altes Mütterchen, von Gram niedergebeugt, und die Arme in der Luft schleudernd wie eine Klagefrau bei einem irischen Leichenbegängniß, heran kommt, um nach den schwarzen Mumien zu sehen, welche vor so kurzer Zeit noch lebensfrische fröhliche Menschen waren. Sie erkennt zwei von ihnen — ihren Sohn, dessen Schulter mit dem Muttermaal daran noch nicht vom Feuer verzehrt ist, und Biddy Richards, eines der Dienstmädchen. Die Uebrigen ver-

mag sie nicht zu errathen, denn sie sind so furchtbar verbrannt. Den armen Rooney findet man neben seinem Weibe sitzend, die geschwärzte Leiche seines nur fünf Monate alten Söhnchens zwischen seinen Knieen, wo er den kleinen Liebling vor der Wuth des Feuers zu bergen suchte. Der schwere Schmiedehammer liegt noch im Gras neben der Thür, der ganze Garten ist zusammengetreten und mit Flachs und Stroh bestreut.

Es haben sich an dieser gräßlichen Verschwörung zu viele Leute betheiligt, als daß das Ganze lange unentdeckt bleiben könnte. Devan wird sogleich verhaftet. Ferner fällt es auf, daß ein Nachbar Namens M'Cabe nicht unter Denjenigen ist, welche herbeieilen, um die Trümmer von Lynch's Haus zu sehen. Einem Tagelöhner Namens Greenan, welcher nach Lisswinny beschieden ist, um vor Herrn Filgate, dem Bezirksbeamten, Aussagen über das Ereigniß zu machen, sagt man, M'Cabe sey lahm und durch eine Blutschwäre am Knie an's Haus gebannt; allein Alice Rispin sieht ihn zwei Tage nach der Feuersbrunst ganz kerngesund über einen Graben im Felde springen, und bald darauf sagt ein Angeber gegen ihn aus, daß er mit bei der Einäscherung des Hauses gewesen sey.

Die Behörden haben einen Preis von fünfzehnhundert Pfund Sterling auf die Entdeckung der Urheber jenes scheußlichen Verbrechens gesetzt, und diese Belohnung ist allzu verlockend, als daß nicht bald Angeber in Menge sich einfänden, — meistens Männer von sehr zweideutigem Rufe, gewöhnlich Diebe oder sonstige bestrafte Verbrecher, aber ihre Aussagen sind sämmtlich konsequent und übereinstimmend, denn sie sind lauter Augenzeugen des Verbrechens und an der Ausführung desselben thätig betheiligt gewesen. Der erste, Bernard M'Ilroy mit Namen, war ehedem Soldat in der Miliz von Meath gewesen und gibt vor Herrn Filgate zu Protokoll, er sey von Devan zu dem Geschäft gezwungen worden und habe nicht gewagt, sich von dem beabsichtigten furchtbaren Anschlag gegen Wildgoose Lodge auszuschließen. Ein zweiter Denunziant, Peter Gologly, schon einmal wegen Mords verdächtig und im Untersuchungsarrest gewesen, hat auf dem Feldwege die Pferde gehalten, die Feuersbrunst mit angesehen, die Schüsse und den Jubel mit angehört. Michael Kernan, ein dritter Denunziant, will hinterher gestehen, daß er eigentlich nichts wisse, als was er durch M'Ilroy vom Hörensagen habe, der ihm mitgetheilt, sie würden sich mit einander in eine Belohnung von mehr als siebentausend Pfund theilen. Thomas Gubby, ein anderer Angeber, ist ein Dieb; und Patrik Murphy, ein weiterer Denunziant, soll nach richterlichem Urtheil gerade wegen Raubmords und Diebstahls gehangen werden, wie er als Belastungszeuge gegen die mittlerweile verhafteten und in Untersuchung befindlichen Männer aufzutreten sich erbietet.

Die ganze Bande, soweit man sich ihrer bemächtigen konnte, ward nun vor das Schwurgericht verwiesen und wurde vor den Frühjahrs-Assisen der Grafschaft Louth, unter dem Vorsitz des Richters Fleicher am 5., 6. und 7. März 1817 wegen der Verbrennung des Pächters Edward Lynch und seiner ganzen, aus acht Personen bestehenden Familie und deren Behausung processirt.

Der Staatsanwalt (Serjeant) Joy legte den Thatbestand mit großer Beredtsamkeit und drastischer Wirkung dar, und beklagte „den tiefen Zustand sittlichen Zerfalls, zu welchem anscheinend die unteren Volksklassen dieses Landes heruntergesunken seyen. Nicht sobald suche ein rechtschaffenes Individuum Regreß gegen erlittenes Unrecht bei den unparteiischen Gesetzen seines Landes, so werde eine teuflische Verschwörung zu seinem Verderb angezettelt. Der unglückliche Lynch habe genugsame Beweise von seinem Muthe und seiner Ehrbarkeit abgegeben in der gerichtlichen Verfolgung jener Elenden und darum sey er zum Opfer der Zerstörung ausersehen worden. Es sey alsbald eine Verschwörung angezettelt worden, um ihn seines Lebens zu berauben. Verworfene Menschen, lichtscheue Verbrecher aus Süd und Nord, Ost und West, aus den Grafschaften Monaghan, Louth, Cavan und Meath, haben sich zu einem diabolischen Komplott zusammengethan, um den Mann zu ermorden, welcher es gewagt hatte, um Schutz und Regreß an die Gesetze seines Landes zu appelliren. Es sey eine beachtenswerthe Wahrnehmung, daß mit dieser abscheulichen Parteisache der religiöse Parteigeist nichts zu thun habe, denn die Mörder wie die Ermordeten seyen Katholiken, also Einer Religion angehörig. Das Vergehen gründe sich einzig auf eine gänzliche Verabscheuung aller Gesetze, auf eine Mißachtung aller unparteiischen und vertheilenden Gerechtigkeit." — Nachdem er sodann einen kurzen Abriß von den Aussagen der Angeber vorgetragen, äußerte der Staatsanwalt: „Allein bald wurden die verzehrenden Flammen allgemein, man hörte kein Schreien und Wehklagen mehr, und das Schweigen, welches nun eintrat, war ein Schweigen des Todes. Die Mörder wähnten und brüsteten sich gegen einander damit, daß alles vorüber und sie vor jeder zukünftigen Strafe sicher seyen. Allein dieß war ein eitler Wahn, ein vergebliches Rühmen! Ein Auge sah sie, und die Stunde ihrer Bestrafung war zur Hand. Wie konnten sie hoffen, dem Blicke Gottes zu entgehen, welcher alle Räume der Erde erreicht, vor dem selbst das Verborgenste heller Tag ist! Sie wurden sogar von ihren sterblichen Brüdern und Genossen gesehen, denn dasselbe Feuer, welches sie für ihren teuflischen Zweck angezündet, hatte einen so starken Glast und Lichtschein auf ihre Gesichter, denen der Stempel des Lasters und Verbrechens aufgeprägt war, geworfen, daß sie vollkommen deutlich erkennbar waren, und daß alle diejenigen, welche sie gesehen hatten, von ihnen einen so tiefen Eindruck hinnahmen, wie ihn nichts wieder verwischen kann. Die Elenden beschlossen, nachdem sie ihre Rachgier befriedigt hatten, den gräßlichen Auftritt noch mit einem schadenfrohen, boshaften Jubel- und Triumphgeschrei.

Die drei ersten Angeschuldigten: M'Cabe, Keeran (der Mann mit der geschwärzten Schußwunde im Gesicht) und Campbell, wurden zuerst schuldig befunden, und nahmen das auf Todesstrafe lautende Urtheil mit wilder und trotziger Verstocktheit hin. Am folgenden Tag wurde auch gegen Craven, Marron, Gainer, Malone, Lennan und Butler ein Wahrspruch auf Schuldig gefällt und dieselben zum Tode verurtheilt, und dieses dadurch verschärft, daß die Kadaver der Gerichteten den

Wundärzten behufs der Dissection überlassen werden sollten. Als das Urtheil gefällt war, brachen die Mörder in einen lauten Protest voll Schwüren, Eiden und Verwünschungen aus, und legten in ihren rohen, harten und grausamen Gesichtern genugsam an den Tag, mit welch geringen Skrupeln sie Richter und Geschworne ebenfalls in's Feuer geworfen haben würden. Man vermochte sie kaum zu beschwichtigen oder zu veranlassen, daß sie auf die Anrede des Richters achteten, in welcher derselbe, von seinen Gefühlen übermannt, zweimal hatte innehalten müssen. Noch bevor die Verkündigung der Todesurtheile fertig war, ergriff Malone ein in seiner Nähe liegendes Neues Testament und schwur im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau, er sey unschuldig. Als jedoch der Gerichtsdiener es ihm aus der Hand riß, brach er in ein wildes Wuthgeschrei aus, stieß Verwünschungen gegen den Richter, die Jury und die Polizei aus, und wurde noch unter dem unerschöpflichen Schwall jener bitteren, abscheulichen, rohen und halborientalischen Flüche, an welchen die irische Sprache so reich ist, abgeführt.

Am dritten Tage wurden nochmals drei der Angeklagten schuldig befunden, und während des Zeugenverhörs gestand der Denunziant und Belastungszeuge Murphy: er habe als Bandmann schwören müssen, seinen Brüdern bis auf die äußerste Möglichkeit zu gehorchen, und würde, wenn er wieder frei wäre, unter ähnlichen Umständen ebenso zu handeln gezwungen seyn.

Der Richter Fletcher sagte in seiner zusammenfassenden Schilderung des Ergebnisses der Untersuchung und der Anrede an die Geschworenen: Das Verbrechen, dessen die Angeklagten angeschuldigt sind, sey vielleicht das empörendste gewesen, welches ihm je in seinem ganzen richterlichen Berufe vorgekommen. In wie weit dasselbe bewiesen worden sey, haben sie, die Geschworenen, zu entscheiden; er wisse nur, daß sie gewiß ihrer Pflicht im vollsten Umfang nachkommen würden. Hierauf wandte er sich mit aller Energie an die versammelte Menge der Zuschauer und Zuhörer im Schwurgerichtssaale und hob noch besonders hervor, daß Aberwitz von Enthusiasmus und patriotischer Begeisterung oder religiöser Bigotterie keinen Antheil an der Hervorrufung und Vollführung jener monströsen Verbrechen gehabt habe; es stünden hier nicht zwei feindliche Parteien unter den oppositionnellen Bannern von Orange und Grün sich gegenüber, keine Protestanten gegen Katholiken oder Katholiken gegen Protestanten, — sondern es stehen Katholiken gegen Katholiken. Er fragte, wie es komme, daß die katholische Geistlichkeit ihren Einfluß beim Volke nicht geltend mache, um solchen Greueln zu steuern, da sie ja bekanntlich mittels des Beichtstuhls genugsam von Allem unterrichtet werde, was im Lande vorgehe? warum denn die Priester nicht ihre Schuldigkeit thun und allen denjenigen die Wohlthaten der Kirche versagen, welche an derartigen Verbrechen theilnähmen oder die Namen der Verschwörer zu nennen sich weigerten? Ob denn eine verbrecherische Verbindung, welche sich über vier Grafschaften erstrecke, überhaupt der katholischen Geistlichkeit in jenen Ländern noch ein Geheimniß bleiben könne? ob die Geistlichen nicht wenigstens die Wirkungen davon einsehen müßten, und ob es denn nicht ihre Amts- und Gewissenspflicht wäre, nach den Ursachen solcher Wirkungen zu forschen? Wenn aber die niedere Geistlichkeit unthätig bleiben wolle, so sollten und würden sicher die Bischöfe diejenige Autorität ausüben, womit die Kirche sie bekleidet habe, und die Priester energisch zur Erfüllung ihrer Pflicht anhalten! — Wo denn der teuflische Plan gefaßt und ausgereift worden sey? In einer Kapelle. — Wer die Verschworenen angeführt habe? Der Schulmeister und Kirchspielschreiber. — Katholiken seyen die Anreger und Ausführer eines Verbrechens gewesen, das an Katholiken begangen worden sey. Und warum haben diese Leute, diese unglückseligen Opfer, so schwer büßen müssen? Weil der arme Lynch und Rooney sich mit männlicher Tapferkeit und Muth eines mitternächtigen Angriffs auf ihre Behausung erwehrt und die elenden Räuber, welche inzwischen verdientermaßen gehangen worden seyen, zur gesetzlichen Verfolgung gebracht und ihres Verbrechens überwiesen hätten. Das einzige Vergehen der armen Opfer, jenes eingelegten Feuers habe einfach darin bestanden, daß sie sich an die milden (!) und wohlthätigen Gesetze ihres Landes um Schutz und Regreß gewandt hätten. Der gesammten Geistlichkeit von Louth, Monaghan, Cavan und Meath liege nun die Pflicht ob, den priesterlichen Charakter wieder zu Ehren zu bringen. Er wisse nicht und es kümmere ihn auch nicht, ob irgend ein Mann von dieser Klasse anwesend sey, aber er wünsche Dem, was er soeben geäußert, die größtmögliche Oeffentlichkeit zu geben und es in den weitesten Kreisen verbreitet zu sehen. Er sey bekanntlich allen Parteien fremd und spreche nur im Drange einer ehrlichen und herzlichen Entrüstung, und weil er mit besonderer Beeiferung dahin strebe, seine Pflicht bis zur äußersten Grenze seiner Kenntnisse und Fähigkeiten zu thun. Er sey stets der beeiferte Anwalt der Katholiken gewesen und habe allem Unrecht, worunter dieselben zu leiden haben, Abhülfe zu schaffen versucht. — Der Richter ermahnte dann die Jury noch, die ganze Sache reiflich und leidenschaftslos zu erwägen. Wenn ihnen noch irgend ein Zweifel verblieben sey, so möge derselbe den Angeschuldigten in seinem vollen Umfang zu gut kommen, denn dieß sey ja die wohlwollende und mildthätige Absicht jenes Gesetzes, welches die verblendeten, bethörten und verworfenen, elenden Urheber und Vollführer des fraglichen Verbrechens zu zerstören gesucht hätten.

Die Geschworenen zogen sich nun auf kurze Zeit zurück und fällten den Wahrspruch auf „Schuldig".

Nun erfolgte ein unbeschreiblicher Auftritt. Die Verurtheilten brachen mit irischer Leidenschaftlichkeit in die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen aus. M'Clarney, ein alter, oft bestrafter, rückfälliger Verbrecher, machte seinem Grimm dadurch Luft, daß er den Anwalt verfluchte, welcher gegen ihn plaidirt hatte, und daß er den Richter häufig unterbrach, als dieser das furchtbare Todesurtheil verkündete. „Es liegt mir nichts daran! es kümmert mich gar nicht, was Ihr mit mir thut!" war der fortwährende Ausruf des unmenschlichen Ungethüms.

Am 9. März wurden die zehn Mörder in Dundalk gehenkt; die anderen neunzig Ungeheuer aber, welche um den Feuertod der Familie Lynch herum getanzt und gejubelt hatten, kamen ungerupft davon.

Richter Fletcher aber gab in einer öffentlichen amtlichen Rede, welche er unmittelbar nach jenen Hinrichtungen in Armagh hielt, eine Geschichte der Verfolgungen zum Besten, welche die Katholiken in Armagh von Seiten der sogenannten Orange- und Tagesanbruch-Männer, d. h. der fanatischen englisch-protestantischen und namentlich hochkirchlichen Partei hatten erdulden müssen. Durch diese Verfolgungen waren Tausende von armen katholischen Irländern erbarmungslos und auf unverzeihlich ruchlose Weise aus ihrem Heimathlande vertrieben, oder, um uns der eigenen grausamen Ausdrucksweise der Orangisten zu bedienen, „zur Hölle oder nach Connaught geschickt worden." Diesen ruchlosen, leichtfertigen und gänzlich unprovocirten Verfolgungen hatten die schwachen britischen Behörden nicht Einhalt gethan; verrätherische oder leidenschaftlich erbitterte Personen von der leidenden Partei hatten das Unrecht noch absichtlich mit düstreren und gehässigeren Farben geschildert, hatten hierdurch zu der verhängnißvollen Gründung der Verbindungen der Bandmänner*) und hiedurch mittelbar zu der beklagenswerthen irischen Rebellion von 1798 Anlaß gegeben, an welche sich nur das furchtbare, Rache-weckende Andenken zahlloser Greuelthaten und förmlicher Menschenschlächtereien knüpft, — ein Andenken, welches in der heutigen Fenier-Bewegung und dem nicht mehr geheimen, sondern offen ausgesprochenen Haß aller ausgewanderten und vieler noch einheimischen Irländer gegen die britische Regierung ihre Nachwirkung äußert.

In solchen Verbrechen wie dasjenige der Verbrennung von Wildgoose-Lodge, welches wir vorstehend erzählt haben, tritt die düstere Schattenseite des sonst so schönen irischen Charakters an den Tag: der in Grausamkeit verkehrte ungestüme Muth, das in fetisch-anbetenden blinden Aberglauben umgeschlagene tief-religiöse Gefühl, der sehnsüchtige Freiheitsdrang, welcher sich thörichterweise in feige Verschwörungen und Geheimbündelei verirrt. England hat sich schweres Unrecht gegen Irland zu Schulden kommen lassen, aber Irland hat auch blutwenig gethan, die Hand zu Versöhnung und vernünftiger Reform zu bieten und der schönen Insel die Segnungen einer friedlichen gedeihlichen Entwickelung zu verschaffen.

Licht und Schatten.

Novellette von R. v. Moscherosch.

In einem elegant möblirten Wohnzimmer des stattlichsten Hauses einer neuen fashionablen Straße zu M. standen eines Morgens zwei junge Frauenzimmer am Fenster und hielten verschiedene Stücke feiner Leinwand und Battist in den Händen. Beide waren hübsch und in jener glücklichen Lebensperiode, welche man als die Blüthenzeit des Daseins bezeichnet; aber das Schicksal hatte ihre Loose verschieden ausgetheilt und ihrem Aeußern ein verschiedenes Gepräge aufgedrückt; denn die Eine, in dem bescheidenen verwaschenen Kattunkleidchen und dünnen verblichenen Umschlagetuch war eine arme Nähterin, Gertrude Neu, und die andere in dem schmucken hellfarbigen Seidenkleid und der reich verzierten Zuavenjacke von schwarzem Halbtuch mit goldenen Schnüren war Fräulein Blanca Selbold, die Tochter des verstorbenen Majors, deren Mutter hier im eigenen Hause auf das behaglichste die Einkünfte eines hübschen Vermögens und einen anständigen Wittwengehalt mit ihren beiden Töchtern verzehrte.

„Wie? sind Sie bei Troste?" rief plötzlich die blühende Blanca stolz und unwillig als Antwort auf eine schüchterne Bitte, welche die blasse abgehärmte Nähterin nur ganz leise gewagt hatte; „ich soll Ihnen auch noch Vorschuß auf Ihre Arbeit geben? Wo denken Sie hin? Die meisten Leute wären froh, wenn wir sie nur beschäftigten und sie ihr Geld erst nach der Ablieferung der Arbeit bekämen! Wenn Ihnen daher meine Bedingungen nicht behagen, so will ich Sie nicht weiter bemühen, denn ich kann Leute genug finden, welche froh daran sind. Guten Tag!"

Mit diesen Worten nahm die elegante junge Dame der Arbeiterin das Paket mit der Leinwand und den anderen weißen Stoffen aus der Hand, wandte ihr den Rücken und wickelte alles wieder in das graue Papier, während die Nähterin einige Entschuldigungen stammelte und nach einem vergeblichen Versuch, das stolze und entschiedene Fräulein durch einen thränenvollen flehenden Blick zu erweichen, zögernd das Zimmer verließ.

Ein älterer Herr in Reisekleidern hatte den so eben geschilderten Auftritt aus einem Nebenzimmer beobachtet, dessen Verbindungsthüre offen stand, und schien von dem Gesehenen nicht sehr erbaut zu seyn, denn er empfing Blanca's freundlichen Gruß, womit sie ihm entgegeneilte, ziemlich kalt, als er nach dem Weggehen der Nätherin in das Wohnzimmer trat.

„Wie schön, daß Sie endlich kommen, bester Onkel! wie freue ich mich Sie wieder zu sehen!" rief Blanca mit Tönen der höchsten Freude und flog ihm an den Hals; „Sie haben uns fürwahr die angenehmste Ueberraschung bereitet, indem Sie gleich von der Eisenbahn her zu uns kommen. Das ist recht freundlich von Ihnen!"

„Nun ja, meine schmucke Blanca, ich komme direkt vom Courierzuge, denn ich sehnte mich ordentlich nach einem Willkomm auf deutscher Erde von meiner lieben Schwester und ihren holden Töchtern!" Es lag ein leiser Sarcasmus in dem Tone, womit er das Wort ‚hold' aussprach, aber seine Nichte Blanca bemerkte es nicht, sondern eilte fort, um ihre Mutter und Schwester herbeizuholen. Frau v. Selbold kam auch sogleich, theilte die Freude ihrer Tochter und drang darauf, daß der General Mantel und Ueberrock ablege, es sich bequem mache, und ihr dann in's Speisezimmer folge, wo

*) Das Wahrzeichen der irischen Rebellion war ursprünglich ein grünes Blatt am Hute, welches dann durch eine Kokarde oder eine Schleife von hellgrünem Seidenband ersetzt ward, daher der Name Ribbon-men, d. h. Bandmänner.

seiner alsbald ein Gabelfrühstück warten sollte, dessen er nach der langen Nachtfahrt mit dem Courierzuge wohl sehr bedürftig seyn würde.

„Nun ja, liebe Schwester, Du hast recht; ich fühle einigen Appetit, denn ich habe seit meiner Ankunft in Stettin mir noch keine einzige ruhige Mahlzeit vergönnt," sagte der General; „aber nun laßt mich erst auf mein Zimmer gehen und ein wenig Toilette machen, ehe wir zu Tische sitzen!"

Blanca führte den Onkel sogleich nach den Gastzimmern und überließ ihn dem Diener, der inzwischen mit dem Gepäcke eingetroffen war; dann aber eilte sie in ihr Stübchen hinauf, um die der Nähterin abgenommene Leinwand hinauszutragen und noch einiges an ihrer Toilette zu arrangiren, während Frau v. Selbold in die Küche hinunterging, um die Zubereitung des Gabelfrühstücks zu beschleunigen.

Als der General sich gewaschen und umgekleidet hatte und in Begriff war, über den Teppich-belegten Korridor nach dem Speisezimmer hinabzugehen, das im Erdgeschoß lag, sah er die Nähterin von vorhin unten an der Treppe stehen und bei ihr seine andere Nichte Cäcilie, welche so eben ihre Börse aus der Tasche zog, den Inhalt derselben in die Hand der Nähterin leerte und mit gedämpfter Stimme sagte: „Es scheinen nicht ganz drei Thaler zu seyn, und ich bedaure daß es nicht mehr ist; aber nehmen Sie es einstweilen immerhin. Meiner Schwester aber müssen Sie nicht böse seyn, denn ich bin überzeugt, daß sie es nicht böse gemeint hat, und ich hoffe zuversichtlich, daß es mir gelingen wird, Ihnen diesen Auftrag noch zu verschaffen."

„O, ich weiß daß das Fräulein es nicht böse gemeint hat," entgegnete die Nähterin mit bewegter Stimme. „Ich hätte es eigentlich erwarten können, weil ich mir eine solch ungewöhnliche Bitte erlaubte, und es thut mir aufrichtig leid, daß ich das gnädige Fräulein damit beleidigt habe. Aber Ihnen, mein Fräulein, wolle es der liebe Gott tausend- und abertausendfältig vergelten!"

— „Reden wir nicht davon!" erwiderte Cäcilie. „Und meiner Schwester wegen seyen Sie außer Sorgen; ich werde alles wieder in's Geleise zu bringen suchen. Guten Morgen!" fügte sie hinzu und ließ sie zur vorderen Hausthüre hinaus; „Sie sollen binnen Kurzem wieder etwas von uns hören!" Die arme Nähterin mit ihrem Pack im Arm überhäufte Cäcilien mit Dankesbezeugungen und verließ dann das Haus.

Cäcilie dagegen ward auf das angenehmste überrascht, als sie, sich umwendend, dem Oheim gegenüber stand, welcher sie auf das herzlichste bewillkommnete, und sie am Arme nach dem Speisezimmer führte.

Cäcilie und Blanca waren die einzigen Kinder der wohlhabenden Frau v. Selbold, die vermöge ihrer Herkunft und Familie eine geachtete Stellung in der Residenz begleitete. Wer aber die beiden Schwestern zum ersten Mal sah, der würde sie kaum für Verwandte gehalten haben, so sehr unterschieden sie sich in ihrer äußeren Erscheinung. Blanca, welche um mehr als zwei Jahre jünger war als Cäcilie, war ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und Anmuth und den glänzendsten Talenten, während die ältere Schwester weder angenehm von Gesicht noch schön gewachsen noch lebhaft war und sich auch durch keine besondere Begabung auszeichnete, daher neben der jüngeren Schwester wirklich unbedeutend erschien. Von früher Jugend auf an Schmeichelei und Auszeichnung gewöhnt, hatte sich Blanca bereits eine gewisse Entschiedenheit angewöhnt, die manchmal an's Schroffe und Eigenwillige grenzte; die ältere Schwester aber war in Folge der steten Zurücksetzung und Vernachlässigung, welche sie erfuhr, noch weit schüchterner und zurückhaltender geworden, als sie von Natur aus war, und ohne einen reichen Fond von wirklicher Herzensgüte und stiller Resignation wäre Cäcilie längst verbittert und versauert geworden. War Blanca eher allzu absprechend und anspruchsvoll geworden, so war Cäcilie allmälig so scheu und zurückhaltend, daß sie in den Augen von Fremden nichts weniger als liebenswürdig erschien, während ältere und vertrautere Freunde leicht den rechten Ton fanden, um die Verschüchterte aus sich heraus zu locken und die reichen Schätze ihrer wirklichen Herzensgüte und ihres klaren gesunden Menschenverstandes und unbestochenen Urtheils zu entfalten. Niemand aber bemühte sich, die Ungleichheit zwischen den Schwestern auszugleichen, als ihre eigene verständige liebevolle Mutter, welche ihren jugendlichen Gemüthern manche weise Lehre über die Vergänglichkeit menschlicher Schönheit einzuprägen suchte.

Zu der Zeit, von welcher wir reden, war Blanca gerade im Begriff, eine ältere Dame, deren Gemahl ein spezieller Freund ihres Vaters gewesen, als Gesellschafterin nach Rom zu begleiten, wo Herr v. Waldau zum Geschäftsträger ernannt worden war. Herrn v. Waldau's Ehe war kinderlos, seine Gemahlin etwas kränklich und von stiller Gemüthsart, und er beirathete es daher als eine besondere Gefälligkeit, daß Frau v. Selbold einer ihrer Töchter erlaubte, seine Frau für den ersten Winter nach dem neuen Wohnorte zu begleiten. Daß er und seine Frau dabei Blanca den Vorzug gaben, war ja am Ende nur natürlich, denn die Schönheit ist nun einmal die Königin der Welt, und so ward auch bei dieser Wahl der Maßstab mehr an Blanca's äußere Vorzüge, als an die inneren Eigenschaften gelegt, welche, wenn sie gehörig in's Auge gefaßt worden wären, unfehlbar mehr zu Gunsten Cäciliens entschieden hätten. Cäciliens zurückhaltendes Wesen hatte sie veranlaßt, mehr die minder augenfälligen Talente einer Frau auszubilden: sie war äußerst belesen, mit mehreren lebenden Sprachen und ihrer Literatur genau vertraut, spielte trefflich Klavier, malte und zeichnete sehr hübsch, und hatte sich von jeher mit Eifer und Umsicht der Führung der Haushaltung angenommen. Eine kränkliche Dame hätte in ihr nicht nur eine weit anregendere Gesellschafterin und liebevoller sich hingebende Pflegerin, sondern auch eine emsige und verständige Gehülfin in der Sorge für das Hauswesen gefunden. Cäcilie fühlte sich daher für den Posten einer Begleiterin der Frau v. Waldau weit geeigneter als Blanca und es kostete sie wirklich Mühe, der Schwester diesen Vorzug gutwillig einzuräumen, denn Blanca war durchaus nicht so erfahren in fremden Sprachen wie sie; und nur die Vorstellung

der Mama, daß Blanca mehr Vortheil als sie von der Gelegenheit haben würde, fremde Sprachen an Ort und Stelle sprechen zu hören, vermochte sie mit den Verhältnissen auszusöhnen, denn niemals appellirte man an Cäciliens Großmuth vergebens; und ruhig betheiligte sie sich daher an den Vorbereitungen, welche für die Abreise der jüngern Schwester gemacht wurden.

Auch die Arbeiten, welche die arme Nähterin an diesem Morgen Blanca überbracht hatte, um mit der Bezahlung derselben neue in Empfang zu nehmen, gehörten zu der Ausstattung, welche Frau v. Selbold ihrer Tochter mit auf die Reise geben wollte. Die Nähterin hatte ihre Arbeit recht gemacht und Blanca ihr den geforderten Preis unverkürzt bezahlt, und würde ihr gern die weiteren Arbeiten überlassen haben, wenn sie nicht die schüchterne Bitte des jungen Mädchens um einen Vorschuß von wenigen Thalern für ungerechtfertigt und anmaßlich gehalten hätte, weßhalb sie in der oben geschilderten Weise das Gesuch rundweg abschlug, ohne sich nach dem Beweggrund oder der Ursache desselben zu erkundigen, wie Cäcilie gethan hatte, als sie die Nähterin mit thränenden Augen auf der Treppe traf, nachdem diese von Blanca entlassen worden war.

Das Frühstück war vorüber, und ein weiterer Gast des Hauses, der Assessor Wilibald Trautmann, der Sohn des Generals, welcher zum Besuch aus der Provinz gekommen war, um seinen Vater bei dessen Heimkehr von einer speziellen Sendung an einen nordischen Hof zu begrüßen und einige Tage mit ihm in der Residenz zu verbringen, war mit den beiden Cousinen allein im Zimmer, das diese eben zu verlassen sich anschickten.

„Darf ich mit Ihnen gehen, meine Cousinen?" fragte der Assessor, welcher nicht bemerkt hatte, wie Cäcilie der jüngeren Schwester durch ein Zeichen bedeutet, daß sie ihr etwas mitzutheilen habe.

— „Ei, natürlich, Vetter, wenn Du willst, denn wir haben keine Geheimnisse vor Dir," erwiderte Blanca, und alle drei begaben sich in ein kleines Hinterzimmer neben dem Salon, wo die Mädchen gewöhnlich arbeiteten. —

„Nun, Cilly, was wolltest Du mir mittheilen?" fragte Blanca ihre Schwester.

— „Ich wollte wegen der Nähterin mit Dir reden, welche Du diesen Vormittag fortschicktest, Blanca."

„Nun?" fragte diese offen; „was soll's mit der Person?"

— „Ich denke, liebe Schwester, Du hast dem Mädchen weh und unrecht gethan," entgegnet Cäcilie sanft. „Du hättest ihr die Bitte um einen kleinen Vorschuß nicht abschlagen sollen in Anbetracht ihrer wirklich bedrängten Umstände?"

„Welcher Umstände?" fragte Blanca betroffen.

— „Wie? Du weißt nicht? Du hast nicht einmal darnach gefragt? . . ."

„Wie sollt' ich auch? ich bezahlte ihr die abgelieferte Arbeit, und erachtete mich nicht für verpflichtet, mich weiter um sie zu bekümmern!" entgegnete Blanca.

— „Je nun, das ist so Deine Weise," sagte Cäcilie; „wenn Du Dich aber herabgelassen hättest, das arme Mädchen näher zu betrachten, das ich für ehrlich, rechtschaffen und fleißig halte, so würde Dir nicht entgangen seyn, wie verstört und bekümmert sie war, und Du hättest sie dann vom Verderben retten können!"

„Vom Verderben? mit meinem Bißchen Arbeit und mit einigen Thalern Vorschuß?" fragte Blanca verwundert.

— „Allerdings, meine Liebe! Arbeit ist das edelste Almosen was wir den Armen geben, und Freundlichkeit der höchste Lohn, womit wir sie ihnen würzen können!"

„Aber ich bitte Dich, liebe Cilly, so halte mich doch nicht in solcher Spannung, sondern erzähle kurz und gut, was mit der Nähterin ist! Ich möchte wissen, womit ich ihr helfen kann!" rief Blanca.

Die Geschichte der Nähterin, welche Cäcilie nun erzählte, war das alte ewige Lied von der Noth der Armen. Trudchen Neu war die Tochter eines rechtschaffenen Arbeiters, dessen Tod eine Wittwe und drei unversorgte Waisen hinterlassen hatte. Frau Neu nähte für Kleidermacherinnen und Trudchen legte mit Hand an, aber dennoch hatten die beiden Frauensleute Mühe mit ihrer Arbeit den Unterhalt für sich und die beiden kleinen Kinder zu erschwingen, welche noch schulpflichtig waren. Frau Neu wohnte draußen vor dem Thore in einem der sogenannten Familienhäuser, welche auf Aktien zu Gunsten der Arbeiter erbaut worden waren, um ihnen billige Wohnungen zu verschaffen. Aber es können Zeiten kommen, wo den Armen, die auf ihrer Hände Erwerb angewiesen sind, selbst der Preis einer einzelnen Stube unerschwinglich ist. Im vergangenen Sommer hatten Frau Neu und ihre Tochter wenig Arbeit gefunden und sich an der unentbehrlichen Nahrung abbrechen müssen; dieß und die peinigenden Sorgen hatten die erschütterte Gesundheit der armen Frau unterwühlt und sie den ganzen Herbst hindurch auf's Krankenlager geworfen, und der fürchterliche Zeitpunkt stand bevor, wo der Hausmeister die aufgelaufene dreimonatliche Miethe nicht länger stunden konnte, sondern von Amtswegen Pfändung eintreten lassen und die Zahlungs-Unfähigen aus dem Hause weisen mußte. Und um diese Katastrophe abzuwenden und im Vertrauen auf ihre rege Kraft und die ihr von dieser Familie zugesagte Arbeit hatte Trudchen sich erkühnt, Fräulein Blanca um einen Vorschuß zu bitten, damit sie wenigstens einen Theil der fälligen Miethe bezahlen und der kranken Mutter die furchtbare Nothwendigkeit ersparen könne, im Armenhause ein Unterkommen zu suchen.

„Und dieß alles ist wahr?" rief Blanca, als sie die Schilderung gehört hatte, und ihr von Hause aus weiches Herz erglühte von Reue über ihr eigenes Betragen.

— „Ich habe keinen Grund, an der Erzählung des armen Mädchens zu zweifeln," erwiderte Cäcilie. „Der Gram war ihr ja nur allzu deutlich aufgedrückt."

„Warum aber verschwieg sie mir diesen Jammer?"

— „Vermuthlich, weil Du sie nicht darnach fragtest!" entgegnete Cäcilie; „Du hast Dir einen solchen entschiedenen

und bewußten Ton gegen die Armen angewöhnt, der das Vertrauen von ihrer Zunge zurückdrängt . . ."

„O Cilly, wie magst Du dieß sagen!" rief Blanca; „Du weißst ja, daß es von mir nicht so böse gemeint ist. Aber ich will sogleich sehen, was sich für Trudchen und ihre Mutter noch thun läßt! Unterhalte Du einstweilen den Vetter Willibald!" Damit eilte sie aus dem Zimmer und eilte auf ihr eigenes um Hut und Mantel zu holen und sich sogleich auf den Weg zu machen.

Cäcilie wußte zwar, daß das kleine Darlehen, welches sie der Nähterin aus ihrer eigenen Börse gegeben, wenigstens deren dringendsten Bedürfnissen abgeholfen, und hatte daher dessen gegen ihre Schwester nicht erwähnt; sie war jedoch einigermaßen überrascht von dem plötzlichen Entschluß Blanca's, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, und etwas pikirt darüber, daß sich diese so das Verdienst einer Wohlthat sich wieder als spezielles Monopol aneignen wollte. Sie murmelte daher eine unwillkürliche Bemerkung über diese späte Hülfe und unnöthige Eile vor sich hin, und trat verstimmt an das Fenster, wo sie auf die Scheiben trommelte, während Vetter Willibald in unbehaglicher und verlegener Situation nach einem illustrirtem Buche griff, welches auf dem Tische lag, und darin blätterte, weil er wirklich nicht recht wußte, was er dazu sagen oder wie er sich verhalten sollte. Seine Verlegenheit steigerte noch Cäciliens Verstimmung, welche nun über die Schwester doppelt böse war, weil sie diese Verlegenheit hervorgerufen und den Vetter zum Zeugen derselben gemacht hatte; und schüchtern, wie sie war, ließ Cäcilie sich von der peinlichen Stimmung überwältigen, anstatt dieselbe unter die Füße zu treten, und da sie im Augenblick nicht in der Fassung war, war, ein unbefangenes Gespräch mit Willibald anzuknüpfen verließ sie mit einem unwilligen Aufwerfen des Kopfes das Zimmer, ohne den Gast eines Worts zu würdigen.

Der Assessor war von diesem unceremoniösen und auffallenden Benehmen einigermaßen verblüfft, trat an's Fenster und blickte einige Minuten gedankenvoll hinaus. Dann sah er seinen Vater, eine Cigarre rauchend, drunten im Garten umherspazieren und ging zu diesem hinunter, wo er sich mehr Unterhaltung versprach.

„Na, was ist's, Junge?" rief ihm der General entgegen; „Du kommst allein? Was hast Du denn mit den Mädels gemacht? Bist ihnen schon desertirt?"

— „Nicht doch, Papa! ich könnte eher sagen, sie seyen mir ausgerissen."

„Ei, wenn Du bei Ihnen ebenfalls so als Ritter von der traurigen Gestalt erscheinst, wie Du mir in diesem Augenblick vorkommst, so geschah Dir ganz Recht, Junge!" versetzte der General. „Blitz und Schlag, Bursche, was ist Dir denn, he? Na, heraus mit der Sprache? Bekenne!"

— „Ich, Papa? ich habe nichts zu bekennen und bin mir nicht des leisesten Vergehens oder Verstoßes bewußt, denn ich habe kaum ein Wort mit meinen beiden Cousinen gewechselt, seit wir Sie an der Thür des Speisezimmers verließen."

„Na, da haben wir's ja schon, Bursche!" rief der General, gutmüthig polternd. „Das ist ja meiner Treu' Vergehen genug, wenn ein junger Mann länger als eine Viertelstunde bei zwei hübschen jungen Mädchen ist und kein Wort mit ihnen wechselt! Was hat Dir denn die Zunge so gebunden, mein Herr Tintenlecker, zumal zwei solch reizenden Mädchen gegenüber?"

— „Oder besser gesagt, Papa, einem so reizenden Wesen gegenüber," berichtigte Willibald; „denn die Andere hat keinen gegründeten Anspruch auf dieses Prädikat!"

„Darin stimme ich Dir gar nicht bei, Willy!" sagte der General. „Wenn ich auch zugebe, daß die eine an äußeren Vorzügen überlegen ist, so wiegen die sittlichen und geistigen Eigenschaften der andern dieß reichlich auf."

— „Erlauben Sie mir, anderer Meinung zu seyn, lieber Papa," sagte Willibald. „Nach meinem bescheidenen Dafürhalten besitzt Cousine Blanca eben so reiche geistige und gemüthliche Vorzüge als äußere Reize, während Cäcilie von Mutter Natur sehr stiefmütterlich behandelt worden ist!"

„Stiefmütterlich, Junge?" rief der alte General lebhaft. „Na, höre, Willy, Du überraschest mich. Ich hielt Dich immer für einen verständigen Burschen und schmeichelte mir mit der Ansicht, ich habe meinen Theil beigetragen, einen solchen aus Dir zu machen. Wenn ich aber ein derartiges Urtheil von Dir höre, werd' ich ordentlich an Dir irre. Schönheit geht nicht tiefer als die Haut, Willy, und deßhalb dünkt mich Adel des Geistes und Güte des Herzens unendlich höher als körperliche Schönheit."

— „Hierin pflichte ich Ihnen vollkommen bei, lieber Papa," sagte Willibald; „allein eben darum kann auch von Cäciliens Fehlern gar nicht die Rede seyn, denn sie ist eben so unliebenswürdig als unschön."

„Wie? was?" rief der General, vor Erstaunen plötzlich stehen bleibend, nahm die Cigarre aus dem Mund und schleuderte sie mit einer geringschätzigen Geberde gegen einen Baumstamm. „Höre, Willibald!" begann er, hielt aber unmuthig inne, setzte seinen Spaziergang fort und murmelte: „Bah, der Junge ist ein Narr!"

Der Assessor war jedoch mit dieser Definition seiner selbst nicht zufrieden und bat um eine Erläuterung derselben. Die Ursache der Meinungs-Verschiedenheit von Vater und Sohn bezüglich der beiden Schwestern läßt sich leicht erklären, wenn man erwägt, in was für einem verschiedenen Licht das Benehmen der beiden Schwestern jedem von ihnen erschienen war. Da aber die beiden verschiedenen Phasen sich ihrem Geist tief eingeprägt hatten, so war es nicht zu verwundern, daß jeder der beiden Herren von der Entscheidung des andern überrascht war."

Der General hatte sich schon längst mit dem Wunsche getragen, eine seiner Nichten von seinem einzigen Sohne als seine Schwiegertochter heimgeführt zu sehen, vorausgesetzt, daß die beiden jungen Leute ein Gefallen an einander fänden; allein er hatte sich damit begnügt, diesen Wunsch seinem Sohne nur anzudeuten, und überließ es dem jungen Manne, seine Wahl selber zu treffen.

Wilibald hatte von vorher für seine Tante Selbold eine Achtung und Verehrung gehegt, die ihn sehr zu Gunsten von deren Töchtern einnahm, und so verstand er sich mit Vergnügen dazu, den Wink seines Vaters zu befolgen. Dieses gegenwärtige Zusammentreffen in dem Hause seiner Tante war auch von ihm und seinem Vater geflissentlich eingeleitet worden, damit der Assessor Gelegenheit zu Beobachtung des Charakters seiner beiden Cousinen haben und sich über seine künftigen Pläne entscheiden sollte.

Wilibald war von der letzten Bemerkung des Generals etwas verletzt und schon im Begriff, ihm den Rücken zu wenden und ihn ohne eine Erläuterung zu verlassen; allein er erinnerte sich der umwandelbaren Herzensgüte und klaren Verständigkeit seines Vaters, und in der Ueberzeugung, daß derselbe irgend einen plausiblen Anhaltspunkt oder Grund für jene auffallende Behauptung zu Gunsten Cäciliens haben müsse, überwand er seine Empfindlichkeit und fragte gutmüthig den Vater: wie er denn zu einem derartigen Schlusse gekommen sey. Allein dem General war nur der ungünstige Eindruck von Blanca's Betragen gegen die arme Nähterin und das günstige Licht gegenwärtig, in welchem ihm Cäcilie erschienen war, als sie in aller Stille ihr Werk der Barmherzigkeit an der Unglücklichen gethan hatte und so hinderte ihn eine verzeihliche Parteilichkeit an der ruhigen Erwägung, daß sein Sohn ja von diesen beiden Auftritten noch gar nichts wußte, und er erklärte sich Wilibald's Aeußerungen nur aus dem allmächtigen Eindrucke, welchen die Schönheit auf die Sinne gedankenloser junger Männer macht, und so schritt der alte Herr rasch dem Hause zu, aus welchem er nun seine Schwester die Majorin und seine Nichte Cäcilie treten sah.

Cäcilie hatte sich wieder gefaßt; da sie aber niemals ihre Empfindungen geflissentlich zeigte oder an die Erscheinung treten lassen konnte, so gab sich auch in ihrem Benehmen nichts weiter kund, was die Ansichten des Generals oder seines Sohnes über sie umstimmen konnte; und als Blanca von ihrem Gang der Barmherzigkeit zurückkehrte, that sie des Zwecks desselben auch nicht öffentliche Erwähnung und vereitelte dadurch die Hoffnung ihres Vetters, daß sein Vater sich alsdann durch eigene Wahrnehmung und thatsächliche Beweise von der Urtheilslosigkeit des Assessors überzeugen könne.

Der Tag und der Abend verging mit ungetrübter Heiterkeit; nicht der leiseste Zufall oder Umstand ergab sich, um die unliebsamen Eindrücke zu rechtfertigen, welche jede der jungen Damen auf das Gemüth ihrer Gäste gemacht hatte. Die beiden gutmüthigen und entschieden liebenswürdigen Mädchen hatten nicht die mindeste Ahnung davon, wie genau sie beobachtet, wie argwöhnisch ihr Gebahren belauert ward von den beiden männlichen Gästen, von denen jeder nur darauf erpicht schien, einen Fehler oder Flecken an dem Liebling des andern zu entdecken. Und als die Zeit des Schlafengehens kam, zogen sich der General und sein Sohn etwas ärgerlich und enttäuscht auf ihre Zimmer zurück, denn es war ihnen zu Muth, als seyen sie durch die Umstände oder durch das schlaue Benehmen ihrer Gegnerinnen um die Bestätigung ihrer vorgefaßten Ansicht von jedem der beiden Mädchen betrogen worden.

Der nächste Morgen brachte auch kein neues Licht, um die Wolken zu verscheuchen, welche über den beiden Schwestern hingen. Wilibald war zu empfindlich und allzu sehr darauf erpicht, seine Wahl in den Augen seines Vaters zu rechtfertigen, und beschloß daher, in Gegenwart seines Vaters eine Erkundigung über die arme Nähterin vom gestrigen Tage an seine schöne gewinnende Cousine zu richten, weil er überzeugt war, daß Blanca's Herzensgüte genugsam zu ihren Gunsten zeugen müsse. Er suchte nach einer Gelegenheit, diesen Gegenstand zur Erörterung zu bringen, und schon beim Frühstück gab ihm eine Aeußerung der Tante gegen ihre Töchter über irgend eine weibliche Arbeit willkommenen Anlaß, jenes Thema zu berühren.

„Verzeih' mir die anscheinende Neugierde, liebe Cousine Blanca," hub er an; „aber ich möchte gar zu gerne wissen, was für eine Bewandniß es mit der armen Nähterin hat, für welche Du Dich gestern so sehr interessirtest? Darf ich mir die Frage erlauben, was aus ihr geworden ist?"

— „Ach ja, die unglückliche Gertrude Neu!" versetzte Blanca erröthend. „Jenun, ich hatte keine Ruhe, bis ich sie gefunden und mein unfreundliches Benehmen vom gestrigen Morgen wieder gut gemacht hatte, denn ich schämte mich meines gedankenlosen hochmüthigen Verfahrens. Ich verweigerte dem Mädchen nämlich einen kleinen Vorschuß für eine Arbeit, die ich ihr übertragen wollte, nnd fragte sie nicht einmal, wozu sie das Geld bedürfe. Ja, ich war so grausam, ihr den Auftrag selbst abzunehmen, den ich natürlich gestern Mittag ihr wieder ertheilt und überbracht habe."

Wilibald warf über den Tisch hinüber dem General einen triumphirenden Blick zu, und der alte Herr nickte überrascht und freundlich gegen Blanca. „Das war brav gehandelt, Mädchen," sprach er; „es geht nichts über ein ehrliches Geständniß, wenn man jemanden wehe gethan hat; die Kränkung ist dadurch schon halb gebüßt, meine liebe Nichte."

„Aber ein bloßes Geständniß meines begangenen Unrechts würde, fürcht' ich der armen Person gestern wenig genug geholfen haben," entgegnete Blanca lächelnd. „Die unglückliche Gertrude dauert mich innig, denn ich fand sie in größerer Verlegenheit, als ich gestern mit Mühe ihre Wohnung erfragt hatte. Der Verwalter des Familienhauses war außer Standes gewesen, ihr für die verfallene Miethe noch einige Tage Borgfrist zu geben, weil er von der Gesellschaft, welcher jene Familienhäuser gehören, den Auftrag erhalten hatte, Exekution gegen die säumigen Schuldner einzulegen. Ich fand Gertruden ganz trostlos an dem Bett ihrer kranken Mutter sitzend und das Geld zählend, welches sie am Morgen für ihre Arbeit von mir erhalten und welches Cäcilie ihr aus freien Stücken vorgestreckt hatte; aber alles Zählen vermehrte die Summe nicht auf denjenigen Betrag, welchen die arme Arbeiterin zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeit bedürfte."

Jetzt war die Reihe an dem General, dem Assessor einen triumphirenden Blick zuzuwerfen, als von Cäciliens freiwilli-

gem Akt werkthätiger Nächstenliebe die Rede war, und der Assessor konnte nicht umhin, diese Handlung im günstigsten Lichte zu betrachten.

„Ich brauche meine gute Blanca gar nicht zu fragen, ob sie der unglücklichen Arbeiterin sogleich die benöthigte Summe vorstreckte," sagte die Majorin; „ich bin überzeugt, mein Kind, daß Dein gutes Herz Dir selber die paratesten Mittel an die Hand gegeben hat, um den Kummer der beiden Bedrohten zu lindern."

„Ach, beste Mama, es mußte ein recht hartes, trockenes Herz gewesen seyn, das beim Anblick so vielen wirklichen Jammers nicht weich geworden wäre," versetzte Blanca und ihre schönen großen Augen füllten sich unwillkürlich mit Thränen. „Die Dankbarkeit, mit welcher die beiden Wesen mich überhäuften, als sie ihr Leid gewendet sahen, war so überwältigend, daß ich mich beeilte sie zu verlassen. Die Leute des Executors waren nämlich unmittelbar nach mir in's Haus getreten und würden das Bett gepfändet haben, worin die Kranke lag, weil Gertrude noch ein anderes zweischläferiges in der Kammer hatte, würden den beiden armen Frauensleute kaum das Unentbehrlichste gelassen und sie auf die Straße gesetzt haben, wenn sie nicht im Stande gewesen wären, ihre verfallene Miethe zu bezahlen und für die laufende Miethe Sicherheit zu stellen. Ich bezahlte die Schuld und leistete vor meinem Weggehen dem Verwalter noch Bürgschaft für eine vierteljährliche Miethe, und so werden Gertrude und ihre Mutter hoffentlich nicht wieder belästigt werden. Die Kranke kann nun um so eher genesen, Gertrud ihrer Arbeit ruhiger und ohne Aengsten nachgehen, und wir brauchen nichts zu thun, als ihr für genügende Aufträge und Kundschaft zu sorgen, wonach wir aus allen Kräften streben wollen!"

Sowohl die Majorin und ihre ältere Tochter, als die beiden Herren zollten Blanca's Handlungsweise und guten Absichten Beifall und trugen ebenfalls ihr Scherflein dazu bei, um für die nächste Zeit die Nähterin und ihre Mutter vor Mangel zu schützen. Der kleine Auftritt vom gestrigen Morgen, welcher der Nähterin so unheilvoll zu werden gedroht hatte, war zum Wendepunkt ihres Geschickes geworden, und sie sah sich von da an unter dem Patronat eines Vereins wohlwollender Damen, welche ihr für genügende und lohnende Beschäftigung sorgten.

Die Meinungs-Verschiedenheit von Vater und Sohn über die beiden Mädchen glich sich gütlich aus, und der General konnte nun keine begründete Einwendung mehr dagegen erheben, daß der Assessor sich um Herz und Hand der schönen Blanca bewerbe. Wilibald nützte daher auch die paar übrigen Tage seines Urlaubs so gut, daß er einen tiefen Eindruck auf das Mädchen machte und es zwar noch nicht zu einer förmlichen Verlobung, aber doch zu Geständnissen kam, in Folge deren sich ein intimer Briefwechsel zwischen Wilibald und Blanca bildete. Der Assessor reiste seelenvergnügt über den errungenen Erfolg in seinen Wohnort zurück, und Blanca, die sich kaum hätte träumen lassen, daß der hübsche, gewandte, reiche Wilibald Trautmann jemals eine seiner nicht reichen Cousinen zur Lebensgefährtin wählen werde, trat in der vergnügtesten bräutlichen Stimmung mit ihren Freunden die Reise nach Rom an und erwies sich ganz als die heitere angenehme Gesellschafterin, welche ihre Bekannten erwartet hatten.

Der wackere gutmüthige General lernte inzwischen seine zwar nicht schöne, aber herzensgute, schlichte, treuherzige Nichte Cäcilie immer besser kennen; da er sich Mühe gab, ihre guten Eigenschaften zu ermitteln, um seine frühere günstige Meinung für sie auch zu rechtfertigen, so fand er bald vieles an ihr zu bewundern und zu schätzen. Es berührte ihn wehmüthig, daß ein so liebenwürdiges treffliches Mädchen aus Mangel an einem hübschen Gesicht in der Gesellschaft nicht gehörig gewürdigt wurde, daß sie vielleicht in Folge davon zur Ehelosigkeit verdammt seyn sollte, und als er sich nach einigen Monaten zur Ruhe setzen ließ, drang er in die Majorin, Cäcilien zu erlauben, daß sie ihn auf sein hübsches Landgut im Gebirge begleite und die Honneurs seines Hauses mache. Er gefiel sich nämlich in allen möglichen Plänen, wie er wohlhabende und gebildete, achtbare, junge Männer aus seiner Nachbarschaft behufs der Jagd oder der Angelfischerei zu sich einladen und Cäcilien vorstellen wollte, und schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß Cäciliens Vorzüge auf dem Lande besser gewürdigt werden würden, als in der Stadt. Frau v. Selbold täuschte auch in Einer Weise die Erwartungen ihres Bruders nicht, sondern war mit Vergnügen bereit, während Blanca's Abwesenheit Cäcilien ebenfalls eine angenehme Luft- und Ortsveränderung zu gönnen, und kam mit ihrer älteren Tochter nach Braunbach auf das Gut des Generals.

Cäcilie war mit dieser Anordnung sehr zufrieden und äußerst dankbar; das Gut ihres Oheims und dessen Umgebungen waren ihr noch ganz fremd und um so anziehender, da sie in einem der malerischesten Theile des Gebirgs lagen und sie Zeit und Gelegenheit genug hatte, einer ihrer werthesten Liebhabereien nachzuhängen und recht viel nach der Natur zu zeichnen und zu malen. Der gesellige Kreis, welchen der General in Braunbach um sich schuf, war ein sehr angemessener und erweiterte sich rasch. Eine Anzahl jüngerer Männer, in deren Wahl der General seinen Scharfsinn und seine Menschenkenntniß, sowie seine Freiheit von jeglichem Standesvorurtheil und Kastengeist bethätigte, sammelte sich um ihn. Hohlköpfe, Stutzer, dünkelhafte Junker, geldsüchtige Vermögenjäger wurden nicht eingeladen; dagegen bildeten einige gebildete, charaktervolle, geistreiche Leute, die im Stande waren, über den wirklichen Geistes- und Herzensvorzügen seiner Nichte deren Mangel an Schönheit zu vergessen, die tagtäglichen Hausfreunde des alten Herrn. Ein gemüthlicher, gebildeter, treuherziger Geist herrschte in dem zwanglosen Verkehr dieses Kreises, in welchem Cäcilie durch ihren harmlosen Frohsinn und ihre Herzensgüte, Natürlichkeit und treffliches Gemüth bald zum allgemeinen Liebling wurde. Da ihre schöne Schwester nicht anwesend war und nur selten junge Damen im Hause des Generals erschienen, so fiel auch die Einfachheit von Cäciliens Zügen nicht so sehr in die Augen. Kein Wunder daher, daß Einer aus dem kleinen Kreise anständiger Männer, der sich

um sie schaarte, sich inniger und dauernder von ihr angezogen fühlte, als er dieß vor den Anderen zu erkennen gab, obschon Cäcilien seine stillen Huldigungen nicht unbemerkt geblieben waren. Die Nachricht von der bevorstehenden Abreise der Majorin und ihrer Tochter brachte endlich diese stille Neigung zu einer Krisis.

Der Aufenthalt Blanca's in Rom hatte sich weit über die ursprünglich angegebene Frist ausgedehnt. Es war Frühling geworden; der Juni hatte das junge Laub der prachtvollen Buchen- und Eichenwälder hervorgelockt, welche die Berge und Hügelzüge in der Umgegend von Braunbach krönten. Wilibald war über Pfingsten zum Besuch gekommen, und der General hatte einige von seinen älteren und jüngeren Hausfreunden zu einer kleinen Fußparthie eingeladen, deren Ziel der hohe Eibenberg mit seinen Felskronen, herrlichen Tannenwäldern und seiner prachtvollen Fernsicht seyn sollte. Auch die Majorin, ihre Tochter Cäcilie und einige weitere Damen gehörten zu der Gesellschaft. Cäcilie hatte ihr Skizzenbuch und ihre Aquarellfarben mitgenommen und war, als die Anderen den Gipfel des Eibenberges vollends erklimmten, in einer schattigen Waldschlucht, wo sie einen Wasserfall zeichnete, aus Versehen zurückgelassen worden. Ganz in ihr Schaffen vertieft, hatte sie kaum bemerkt, daß sie allein war, als ein Herr von der Gesellschaft den Waldpfad wieder herunter stieg und zu ihr trat.

„Der Herr General schickt mich, Fräulein v. Selbold, Sie abzuholen, denn die Anderen haben soeben wahrgenommen, daß wir Sie verloren haben," hub er mit freundlichem Gruße an und trat an ihre Seite. „Aber Sie sollen Ihre Arbeit nicht unterbrechen, mein Fräulein! ich werde mir erlauben, hier zu warten und Ihnen zuzusehen, bis Sie fertig sind."

— „Das ist sehr freundlich von Ihnen, Herr Oberförster," erwiderte Cäcilie mit leichtem Erröthen und freundlichem Aufblick. „Ich habe noch eine Viertelstunde zu thun und möchte diese Skizze noch vollenden, denn vermuthlich finde ich vor unserer Abreise keine Gelegenheit mehr zu einem Ausfluge hieher."

„Sie wollen abreisen, Fräulein v. Selbold?" fragte der Oberförster Henkel überrascht; „davon hatte ich keine Ahnung."

— „Mama und ich kehren übermorgen nach der Residenz zurück, weil wir meine Schwester aus Rom erwarten, die nach achtmonatlicher Abwesenheit heimkehrt," erwiderte Cäcilie. „Du lieber Himmel! wie schnell mir diese sechs Monate hier vergangen sind!" fügte sie gedankenvoll hinzu.

„Trotzdem, daß es die Wintermonate waren, die auf dem Lande verhältnißmäßig langweilig sind, Fräulein?"

— „Mir waren sie nicht langweilig, Herr Oberförster; ich versichere Sie," erwiderte Cäcilie. „Die Natur ist immer schön, und ich habe das Landleben so liebgewonnen, wie ich dieß niemals für möglich gehalten hätte; ich habe keine Viertelstunde an Langeweile gelitten. Ich liebe diese Ruhe und Stille so sehr, welche der geistigen Arbeit, der Einkehr in sich selbst so günstig ist. Man liest hier, fern von dem Lärm und Gewühl und den Aufregungen des städtischen Lebens, ein gutes Buch mit weit mehr Genuß .... Ah!"

Einer ihrer Pinsel war Cäcilien zufällig entfallen. Der Oberförster bückte sich darnach und legte denselben auf Cäciliens Knie, und nun erst bemerkte sie, wie nahe er sich hinter ihr in's Gras gesetzt hatte und ihr über die Schulter ihre Arbeit betrachtete. Sie dankte ihm erglühend.

„Stört es Sie nicht, mein Fräulein, wenn ich Ihnen zusehe?"

— „Oh, nicht doch! ich bin dieß gewöhnt," erwiderte sie zerstreut; „wo sind denn die Anderen?"

„Sie haben eine Stunde Vorsprung vor uns und werden nun dem Gipfel nahe seyn," sagte der Oberförster, der sich den besorgten Umblick Cäciliens richtig deutete. „Sie brauchen sich aber weder zu fürchten noch zu beeilen, mein Fräulein, denn die Gesellschaft wird längere Zeit auf dem Gipfel bleiben, und wir sie schnell einholen, wann Sie fertig sind, denn ich führe Sie einen nähern Weg auf die Höhe. Inzwischen aber können Sie mir kein größeres Glück und Vergnügen gewähren, Fräulein v. Selbold, als wenn Sie mir erlauben, Ihr Begleiter und Beschützer zu seyn, und zwar unter vier Augen," fügte er leise mit einem solch beweglichen gefühlvollen Tone hinzu, daß Cäcilie dessen Absicht nicht verkennen konnte. Halb unwillkürlich blickte sie erschrocken zu ihm auf, und ihre Blicke begegneten sich — eine tiefinnige Ernsthaftigkeit lag in dem ehrlichen treuherzigen Auge des Forstmannes. Cäciliens einzige Antwort war ein tiefes Erröthen, und ihre Hand zitterte, als sie den Pinsel in einer Wasserflasche mit weiter Mündung auswaschen wollte, welche neben ihr im Grase stand; die Flasche fiel um und ihr Inhalt ergoß sich zum Theil auf Cäciliens hübsche neue Muslinrobe. Herr Henkel holte augenblicklich sein Taschentuch hervor, um das Uebel zu verringern; er machte sich die reizende Verlegenheit Cäciliens zu Nutze, um seine Werbung zu födern und begann seine Operationen damit, daß er sich zunächst als den Urheber dieses Unfalls anklagte, was die Malerin natürlich in Abrede zog. Cäcilie erklärte gutgelaunt, daß an dem Kleide nicht viel liege, da es sich ja waschen lasse, und wollte ihren Malapparat zusammenpacken.

„Mit nichten, mein Fräulein! lassen Sie sich durch meine Anwesenheit nicht zum Aufbruch drängen!" bat der Oberförster; „vergönnen Sie mir, daß ich Ihnen noch eine Weile zusehe. Sie haben ja noch die ganze Felsparthie dort hinten auszumalen!"

— „Die Skizze ist hinreichend verständlich — ich werde sie zu Hause vollends ausmalen," stammelte Cäcilie verlegen. „Es soll nur eine flüchtige Skizze seyn, um meiner Schwester Blanca einen ungefähren Begriff von diesem schönen Punkte zu geben, der mich so bezauberte, daß ich seine Kopie weiter ausgeführt, als ich anfänglich beabsichtigt habe."

„Ah, ich habe von meinem Freunde Wilibald so viel Rühmendes über Ihr Fräulein Schwester gehört," sagte Henkel. „Nach seiner Schilderung ist Fräulein Blanca ein Inbegriff von Anmuth und Vollkommenheit."

— „Das ist sie auch fürwahr, soweit man bei Menschen

von Vollkommenheit sprechen kann," entgegnete Cäcilie warm; „ich bin überzeugt, wenn Sie sie kennen lernten, würden Sie ebenfalls Ihr Herz an sie verlieren wie Wilibald.

„Das ist nicht möglich, Fräulein, denn ich habe mein Herz bereits verloren!" flüsterte Henkel eindringlich.

— „Dann werden Sie es rasch wiederzuerlangen suchen, sobald Sie Blanca gesehen haben, um es ihr zu Füßen zu legen," sagte Cäcilie lächelnd.

„Glauben Sie mir, ich würde das niemals thun, wenn ich wüßte, daß die Dame, an welche ich es verlor, einigen Werth darauf legte! Wähnen Sie denn, ich sey so leicht zu gewinnen?" fragte er mit bebender Stimme und blickte ihr forschend in's Gesicht; sie aber bückte sich erglühend über ihre Farben.

— „Das kann ich natürlich nicht wissen, Herr Oberförster," versetzte sie, weil sie augenblicklich nichts Besseres zu sagen wußte.

„Ich war niemals ein blinder Anbeter bloßer Schönheit," fuhr er mit ernsthafter Betonung fort; „es bedarf etwas mehr als bloßer äußerer Vorzüge, um meine besten Neigungen und Gefühle zu fesseln."

— „Oh, das alles finden Sie in meiner Schwester vereinigt," unterbrach ihn Cäcilie; „Schwester Blanca ist eben so gut als schön!"

„Zugegeben, mein Fräulein, aber es ist kein großes Verdienst dabei, wenn eine schöne Person gut ist, da jedermann ihr freundlich entgegen kommt und sie hätschelt," gab der Oberförster zur Antwort. „Wenn aber jemand von der Natur minder verschwenderisch mit äußeren Reizen ausgestattet ist und dennoch Tugenden und geistige Vorzüge ersten Ranges besitzt, dann spreche ich demselben ein hohes Verdienst zu, denn selbst die Abwesenheit von Neid, Eifersucht und den schlimmen Leidenschaften, welche aus jenen beiden entspringen, ist an sich schon keine kleine Tugend. Und glauben Sie mir, Fräulein v. Selbold, ein derartiges Muster anspruchsloser und doch innigst werthvoller Weiblichkeit habe ich in dem lieben, mir so unendlich theuren Mädchen gefunden, dem ich in diesem Augenblick gegenüber stehe!"

„Oh nicht doch, Herr Henkel, ich verdiene solche enthusiastische Lobsprüche nicht," versetzte Cäcilie mit verlegenem Erglühen; „ich bin mir leider bewußt, meine liebe Schwester schon mehr als einmal mit Neid und Eifersucht betrachtet zu haben."

„Ein solches Gefühl ist nur natürlich und jedenfalls verzeihlich, wenn es keinen Eindruck zurückgelassen hat," sagte Herr Henkel. „Nein, nein, Sie können mich über den wahren Werth Ihres Charakters nicht täuschen, Cäcilie! ich liebe Sie treu und innig, und würde nur allzu stolz seyn, mein Geschick lebenslang an das Ihrige zu ketten, wenn mir das unschätzbare Glück zu Theil würde, daß sie darein willigten . . . Cäcilie, wollen, können Sie meine Neigung nicht erwidern?"

Was Cäcilie ihm erwiderte, vermögen wir nicht zu sagen, denn sie sprach so leise, daß nur er es hören konnte; allein ein glückliches seliges Lächeln flog über sein Gesicht, als er seinen linken Arm zärtlich um ihre schlanke Taille legte, ihre Rechte ergriff und an seine Lippen drückte, in die lieben ehrlichen Augen schaute, als sie die erglühende Wange an seiner Schulter verbergen wollte, und endlich einen langen süßen Kuß auf ihre reine Stirne hauchte. Etwa zehn Minuten später half er ihr den Malapparat zusammenpacken, nahm ihn unter seinen linken, reichte ihr den rechten Arm und führte sie zu der übrigen Gesellschaft.

* * *

„Ei sieh doch, Cäcilie! da kommt Wilibald über den Platz herüber!" rief Blanca etwa drei Wochen später am Fenster ihrer Wohnung in der Residenz: „aber wer ist denn der Herr an seiner Seite?"

— „Oh, das ist mein Adolph!" rief Cäcilie entzückt. „Oh, das ist lieb und gut von ihm, denn so früh hätte ich ihn noch nicht hier erwartet!"

„Adolph? Dein Adolph?" rief Blanca mit freudiger Ueberraschung. „Ja, mein Kind, was bedeutet denn dieß? Ich werde ja ordentlich neidisch und eifersüchtig auf Dich, denn Dein Adolph ist weit größer und schöner als mein Wilibald. Wollen wir tauschen?"

Ein lustiges Lächeln und muthwilliges Kopfschütteln war Cäciliens einzige Antwort, als sie die Treppe hinunter und ihrem Geliebten entgegen eilte. Schwester Blanca folgte ihr auf dem Fuße und nach der herzlichen Begrüßung zu urtheilen, welche die beiden verlobten Paare mit einander austauschten, schienen weder die beiden Herren noch die jungen Damen sehr geneigt, ihre präsumtiven Lebensgefährtinnen gegenseitig zu vertauschen.

* * *

Es gab eine Doppelhochzeit an Einem Tage. Die Schwestern waren ganz gleich gekleidet, und in ihren hübschen weißen Kränzen und Schleiern war schwer zu sagen, welches von den beiden bescheiden gesenkten Häuptern das schönere sey. Jedenfalls blickten die beiden hübschen jungen Ehemänner mit gleichem Stolze auf ihre holden Neuvermählten. Und wenn sich die Nachbarn auch baß verwunderten, daß die minder hübsche der beiden Fräulein Selbold den schönsten Mann gewonnen habe, so würde der glückliche Bräutigam Henkel doch über die Idee gelacht haben, daß man seine Cäcilie unschön nenne, denn er hatte an ihr Schönheiten entdeckt, die er nicht um die glänzendsten äußerlichen Vorzüge hingegeben hätte, deren sich die gefeiertsten Schönen berühmen konnten.

Der alte General war mit dem Ergebniß seiner Anschläge so zufrieden, daß er an der Hochzeit seelenvergnügt war und sich nicht nehmen ließ, mit jeder seiner beiden Nichten ein Ehrentänzchen zu thun. Seine Schwester hatte ihm versprochen, zu ihm nach Braunbach zu ziehen und ihm Haus zu halten, um in Cäciliens Nähe zu seyn. Und als sie am Abend vor stillem Glücke weinte, schlug ihr der General freundlich auf die Achsel und sagte: „Na, weine nur nicht, Schwester Anna! hast ja gar keinen Grund dazu! Sey von Herzen vergnügt, denn Deine beiden Kinder sind ja glücklich! Merk' Dir nur Eines: bleib zu jeder Zeit ruhig und laß Dir auch bei der kleinsten

Gelegenheit Deine gute Laune nicht abhanden kommen. Sieh' nur, was für unbedeutende Anlässe den Lauf der Dinge in den Angelegenheiten Deiner beiden Töchter verändert haben. Hätte mein Junge Deine Blanca in demselben Lichte betrachtet, wie ich sie bei jenem Besuch in Deinem Hause sah, hätte ich von Cäcilien denselben Eindruck hingenommen, wie er anfangs, und wären wir beide weggegangen, ehe jene ungünstigen Eindrücke sich ausgeglichen hatten, so wäre es heute zu keiner Doppelhochzeit gekommen. So aber liegen Licht und Schatten seltsam gemischt in jedem Charakter, und wie es ohne Licht und Schatten kein Bild gibt, so wäre auch das Leben flach und farblos und eintönig ohne Licht und Schatten in uns und um uns!" —

Das Sonnenlicht.

Eine naturwissenschaftliche Skizze.

Der Naturforscher muß es innigst bedauern, daß die Kenntniß des Sonnenlichtes beinahe gänzlich neuen Ursprungs ist, wenn auch eine Ahnung der Wahrheit den Physikern einer frühern Periode nicht gänzlich fehlt. Der Anhänger der Newton'schen Theorie versichert noch immer, daß das Licht eine Ausströmung von Atomen der Körper sey, und ihm gegenüber hält der Nachfolger von Young und Fresnel es nur für eine Undulation (Wellenbewegung) eines außerordentlich feinen Mediums. Aber keiner von beiden hat noch daran gedacht, den Einfluß dieses wundervollen Agens (dieser wunderbar wirkenden Kraft) auf die Natur zu ergründen, und doch ist diese Frage von viel reellerem Charakter und selbst größerem Interesse in ihren Resultaten, als alle jene gelehrten und oft so eiteln Spekulationen über die Natur des Lichtes, und wir werden im Verlauf dieser Blätter nachweisen, daß ein schöner Zusammenhang zwischen den mancherlei Naturreichen und jenen feinen Lichtstrahlen besteht, die in dem Bache erglänzen und deren Rückprallung und Zersetzung durch Blumen, Grasflächen und haidereichen Hügel der Erde, auf der wir wohnen, so viel von ihrem Glanz und Reiz verleiht.

Die alten Philosophen waren wohl mit manchen Gesetzen der Rückprallung und Brechung des Lichts und seiner Zersetzung bekannt, aber blieben im Dunkeln über dessen bestimmte Wirkungen auf der Welt. Dichter konnten von dem Alles durchdringenden, leuchtenden, Leben-gebenden Prinzip singen, das die Erde umfluthet, und jedes Menschenkind, selbst im wildesten Zustande, muß gefühlt haben, wenn die Morgendämmerung die Schatten der Nacht verjagte, daß, um mit den Worten der Schrift zu reden, es ein liebliches Ding war, die Sonne zu schauen. Deßgleichen konnte Denjenigen, die unter ländlichen Scenen lebten, die mit ansahen, wie die Blume in ihrer bunten Pracht sich emporhob, das Sonnenlicht zu grüßen, und die Natur stillschweigend in ihren Strahlen sich erfreute, die Thatsache nicht entgehen, daß das Sonnenlicht in irgend einer Beziehung zu dem Wohlbefinden alles animalischen und vegetabilischen Lebens stehen müsse. So weit ging ihre Kenntniß; und die dunkle Anerkennung eines solchen Zusammenhanges und das Leben erhaltenden Einflusses des Sonnenstrahls führte ohne Zweifel dazu, daß man die Thatsache selbst in den mythologischen Gestalten eines Apollo und Baal personificirte, indem der unerleuchtete Geist des Heiden auf die Anbetung der Kreatur, statt des Schöpfers gerieth.

Aber mit der Enthüllung der Wissenschaft wurde es den Weltweisen einleuchtend, daß das Prinzip des Lichts kein einfaches war. Der Sonnenstrahl war nicht bloßes Licht; mit ihm war Wärme vereint und ein gewisses Prinzip, von dem sie wohl einige Wirkungen, aber nicht die wesentlichsten Eigenschaften kannten. So finden sich im 16. Kapitel des Buchs: „Sonnenschein und Schatten" von dem Jesuiten Kircher von 1601—1680 (sein Buch führt den Titel: „Ars magna lucis et umbrae," folgende merkwürdige Worte: — ‚Es ist gewiß, daß in der Sonne, dem Mond, den Sternen, außer Licht und Wärme und andern ursprünglichen Qualitäten, sich noch weitere Eigenschaften finden, wie solches aus mancherlei sonderbaren, selbst paradoxen durch sie hervorgebrachten Wirkungen ersichtlich." Unter diesen Wirkungen faßt nun Kircher mit seiner gewöhnlichen Leichtgläubigkeit Wahres und Falsches zusammen. So erzählt er uns in allem Ernst, daß ein wunderbarer, aus Indien gebrachter Stein — Indien ist immer das Vaterland solcher Wunder — von sphärischer Form und der Größe eines Tanbenei's und schwarz von Farbe das Ab- und Zunehmen des Mondes durch den größern oder kleinern Umfang eines gewissen Lichtflecks an demselben anzeige. Bei Vollmond war derselbe so groß wie eine Erbse; beim Neumond schwand er zu einem Hirsenkorn zusammen! Wir hören ferner, daß dieses größte aller Naturwunder einem königlichen Haupte zum Geschenk gemacht wurde! Doch wird weiterhin der Einfluß des Sonnenlichts auf die Pflanzen deutlich anerkannt. Obwohl bei allen Eigenschaften, die von solchen Naturforschern dem Sonnenlicht und den Strahlen des Mondes und der Sterne zugeschrieben werden, noch viele irrthümliche Ansichten existirten, ist doch so viel gewiß, daß, wenn sie auch dessen Dasein nicht zu beweisen oder dessen Natur außer Zweifel zu setzen vermochten, sie doch im Sonnenlicht deutlich die Gegenwart eines dritten und vierten Prinzips erkannten, welches die moderne Wissenschaft nunmehr in magnetischer oder actinischer Kraft entdeckt hat. Kircher weist deutlich die Existenz einer mit der magnetischen übereinstimmenden Kraft im Sonnenlicht nach; und die Experimente von Somerville, auf die wir wieder zurückkommen werden, liefern im Verein mit andern Beobachtungen über die Erscheinung des Lichts den Beweis, daß der Sonnenstrahl in gewissem Grade eine magnetisirende Kraft hat.

Die Alchymisten waren völlig überzeugt, daß das Licht außerordentliche Veränderungen in den Körpern hervorbringe. In der That war es eine ihrer Einbildungen, daß von der Gegenwart, Menge oder Abwesenheit dieses Prinzips in den Metallen auch deren Auftreten in den geringern Gestalten von Blei oder Eisen oder dem edlern Zustande von Gold oder Silber abhänge. ‚Im Jahr 1556,' sagt R. Hunt, ‚wurde be-

merkt, daß Hornsilber von den Sonnenstrahlen schwarz wurde, und andere eigenthümliche Einflüsse, welche die Alchymisten beobachteten, brachten sie auf den Gedanken, daß das feine Element Licht von der höchsten Wichtigkeit für die mannigfaltige Gestaltung der Form in der Natur sei. Und in den Schriften von Homberg kommt folgender Paragraph vor: — Das auf irdische Körper stoßende Sonnenlicht modificirt dieselben nach Beschaffenheit ihrer innern Textur oder Zusammensetzung. Der leuchtende Stoff theilt sich der Substanz der Körper mit, verändert die Anordnung ihrer Theile, bringt sie zum Wachsthum und gibt dem Körper selbst demnach auch eine andere Substanz, auf ebenso verschiedene Weise, als bei verschiedener Quantität derselbe sich auch verschieden anbringen läßt. Sir Isaac Newton hatte einen ähnlichen Gedanken und frägt: „ob grobe Körper und Licht sich nicht eins in das andere verwandeln lassen? und die Körper nicht viel von ihrer Wirksamkeit durch die Licht-Atome enthalten, die in eine Verbindung mit ihnen eingehen? Denn alle festen Substanzen lassen, wenn sie erhitzt werden, so lange Licht ausströmen, als sie hinlänglich warm bleiben; und das Licht hält wechselseitig an den Körpern, so oft seine Strahlen deren Theile treffen."

Die Lehre vom Einfluß des Lichts auf die äußere Natur war im Mittelalter mit einer Menge Fabeln vermengt. Wir lesen von sonderbaren Sympathieen, die zwischen Sonnen-, Mond-, Sternenlicht und Pflanzen und Thieren bestehen. Dieselben bildeten wirklich die Grundlage der aberwitzigen Träume der Astrologie. Man hielt es für eine ausgemachte Wahrheit, daß Mollusken und Schaalthiere mit zunehmendem Monde fett wurden, und wieder zusammenschwanden, wenn seine silberne Scheibe erbleichte. Auch war es wohl bekannt, daß der volle Schimmer des Sonnenstrahls auf manche Pflanzen einen verderblichen Einfluß ausübte und der grüne Schatten der Waldungen sie schützte und ihre Entwicklung begünstigte. Wiederum wurde, um eine Thatsache zwischen die Fabeln zu setzen, behauptet, daß das modificirte unter einen schattigen Wallnußbaum fallende Licht heftiges Kopfweh verursache, während das unter einem Lindenbaum sogleich davon heile! Die Nothwendigkeit des Sonnenlichts für Erzeugung und Entwicklung der Farben scheint im Allgemeinen bekannt gewesen zu seyn.

Der feste und sichere Besitz gewisser klarer und deutlicher allgemeiner Vorstellungen fehlte bei Allem, was man damals von Licht und dessen Einflüssen wußte. Die Naturforscher, welche viele von den Eigenschaften dieses feinen Agens mit Erfolg hätten erforschen können, waren mit dessen Natur und Gesetzen beschäftigt. Und während Newton sich darauf legte — mochte ein Kircher — der wahre Typus eines mittelalterlichen Weltweisen — die allersonderbarsten Luftsprünge im Sonnenlicht, indem er wechselsweise seine Schüler und die Welt in Schrecken oder Erstaunen setzte, aber zur Enthüllung wissenschaftlicher Wahrheit keine sichere Anleitung gab. Beinahe 200 Seiten von Kirchers Buch sind mit natürlicher Magie vermittelst des natürlichen und künstlichen Lichtes angefüllt. Da lernen wir, wie man Gespenster in der Luft erscheinen läßt, wie man eine Landschaft anzuordnen hat, damit sie bei Sonnenschein einen verschiedene Figuren bildenden Schatten wirft; wie man durch die Sonnenstrahlen eine Maschine in Bewegung setzen kann, welche eine Masse Rauchwerk auf einem Altar in Brand setzt, die Wachskerzen an seiner Seite anzündet und nach Beendigung des Opfers eine Fontaine spielen läßt, wodurch der Brand des Weihrauchs gedämpft wird und die Lichter auslöschen! Doch genug davon!

Mit den Fortschritten der Chemie wurde auch stufenweise die Kenntniß von den Eigenschaften der Sonnenstrahlen erweitert. Der berühmte Chemiker Scheele wies in einer Reihe sorgfältiger Experimente die Operation nach und analysirte den Einfluß der verschiedenfarbigen Strahlen, indem er das prismatische Farbenbild auf salpetersaurem Silber bildete. Dr. Priestley eröffnete in seinen wohlbekannten und hoch interessanten Forschungen über die Wirkung des Lichts auf Pflanzen den Weg für die schönsten Entdeckungen späterer Zeiten und zeigte in einer neuen Weise die Abhängigkeit des Pflanzenreichs von dem belebenden Einfluß der Sonnenlichtsströme. Man erkannte nun deutlich, daß Licht die Kraft besaß, gewisse chemische Veränderungen zu Stande zu bringen, obwohl das Vorhandensein derselben in dem Sonnenlicht einer bestimmten, solche Resultate hervorbringenden Classe von Strahlen noch nicht ausfindig gemacht war. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts wurde von dem Grafen Rumford über die chemischen Eigenschaften des Sonnenlichts eine sorgfältige Untersuchung angestellt, in deren Verlauf manche merkwürdige chemische Erscheinungen an Gegenständen, die dem Licht ausgesetzt wurden, an den Tag kamen.

Der erste experimentale Beweis für das Vorhandensein eines dritten Prinzips im Sonnenstrahl, außer Hitze und Licht, wurde von Ritter in Jena gewonnen. Er fand, daß über das violette Ende des prismatischen Farbenbildes hinaus noch Sonnenstrahlen sich zeigten, die nicht den Eindruck des Lichtes auf das Auge machten, aber doch die mächtigsten chemischen Wirkungen auf die ihnen ausgesetzten Silberpräparate hervorbrachten. Außer den rothen Strahlen des Farbenbildes fand man also, daß noch eine Classe unsichtbarer Wärmestrahlen existirte.

Die erste Anwendung der Sonnenstrahlen auf Erzeugung von Bildern — mit andern Worten, der erste Versuch der Photographie — wurde von dem berühmten Wedgewood gemacht. Sein Bericht ist so interessant und lehrreich in Bezug auf die Fortschritte dieser schönen Kunst, daß er wohl eines kleinen Auszugs in unsern Blättern werth ist. Das angewendete Präparat war eine Auflösung von salpetersaurem Silber auf weißes Papier oder Leder übergetragen. Man fand, daß es nur zwei oder drei Minuten lang den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt zu werden brauchte, um die volle Wirkung hervorzubringen, und daß blaues oder violettes Licht den entschiedensten und mächtigsten Effekt ausübte. „Wenn der Schatten einer Figur auf die präparirte Oberfläche geworfen ist, bleibt der davon verdeckte Theil weiß, die andern Theile werden schnell dunkel. Das Exemplar des Gemäldes (Glasgemälde wurden bei diesen Experimenten angewendet) oder das Profil muß

sogleich, nachdem es genommen ist, an einem finstern Ort verwahrt werden. Man kann auch den Versuch im Schatten machen, aber in diesem Fall sollte die Aussetzung nur einige Minuten dauern. Bei Kerzen- oder Lampenlicht, wie man sie gewöhnlich gebraucht, zeigt sich keine merkbare Affizirung. Kein Versuch, den man bis jetzt gemacht hat, die uncolorirten Theile des Exemplars oder Profils vor der Einwirkung des Lichtes zu schützen, ist bis jetzt glücklich gewesen . . . . Außer der eben erwähnten Zeichnungsmethode gibt es noch mehrere andere, und das Verfahren ist von Nutzen für Abrisse aller derjenigen Gegenstände, welche eine theils dunkle, theils durchsichtige Textur (Gewebe) besitzen. Die Holzfasern von Blättern und die Flügel von Insekten lassen sich sehr hübsch damit nachbilden, und man braucht hiezu nichts, als daß man das direkte Sonnenlicht durch sie hinströmen läßt und die Schatten auf präparirtem Leder auffaßt. Die vermittelst einer Camera obscura gewonnenen Bilder haben sich als zu schwach erwiesen, um in mäßiger Zeit eine Wirkung auf salpetersaures Silber hervorzubringen. Dieß war der erste und zum Unglück erfolglose Versuch, durch das Sonnenlicht Gemälde zu schaffen."

Der allmälige Fortschritt der gegenwärtigen Kunst, durch welche die Daguerreotyp-Bilder entstanden sind, ist sehr interessant. Der Raum gestattet hier nur einige gedrängte Bemerkungen. Im Jahr 1814 stellte Niepce aus Chalons eine Reihe scharfsinniger Bemerkungen über diesen Gegenstand an. Ihm folgte Daguerre im Jahre 1824, anfänglich mit nicht besserem Erfolg, als Wedgewood und Sir Humphry Davy. Später kamen diese Männer überein; ihre Forschungen im Einverständniß mit einander und zu gegenseitiger Benützung zu verfolgen. Ihre Versuche waren sehr geistreich aber blieben im höchsten Grad verdrießlich. Doch gelang es zuletzt Daguerre, die Kunst zu höherer Vollkommenheit zu bringen und im Jahr 1839 wurde über seine Entdeckung Bericht erstattet und Proben davon der wissenschaftlichen Welt von Paris vorgelegt. Die äußerste Treue, die schönen Abstufungen von Licht und Schatten, die Kleinheit und der außerordentliche Charakter dieser gemalten Täfelchen erregten allgemeine Ueberraschung, und Europa und die neue Welt waren erstaunt über die Thatsache, daß Licht sich dazu benützen ließ, auf feste Körper Bilder von zarter Schönheit, geometrisch treu für die von demselben erleuchteten Gegenstände, abzuzeichnen. Die französische Regierung belohnte den Urheber dieser Entdeckung mit einer lebenslänglichen Pension. „Frankreich hat," sagt Arago, „diese Entdeckung adoptirt: vom ersten Augenblick an hat es seinen Stolz darein gesetzt, dieselbe — ein Geschenk für die ganze Welt — freigebig auszustatten. Ziemlich sonderbar jedoch ward, trotz dieser Generosität, das Verfahren durch ein Patent in England geschützt. Man bereute vielleicht das Geschenk und zog es zurück. Das Talbotyp-Verfahren beruht auf einer photogenischen oder vielmehr heliographischen Zeichnung und wurde ungefähr um dieselbe Zeit wie die Daguerreotypie von Fox Talbot entdeckt. Präparirtes Papier wird in der Camera angewendet.

Verlassen wir die eigentliche Geschichte der auf das Sonnenlicht bezüglichen Prinzipien und wenden uns jetzt zu den Thatsachen, welche die moderne Wissenschaft über die Zusammensetzung des Sonnenlichts enthüllt hat, und schreiten von da weiter zur Betrachtung seines Zusammenhangs mit den Erscheinungen der äußern Natur. Wäre der Forscher im Stande, einen der Sonnenstrahlen, welche in ihrer Leben-erhaltenden Sendung von Hügel zu Hügel fliegen, zu isoliren, derselbe würde sich als ein zusammengesetzter Strahl erweisen, an dem drei bestimmte Kräfte von Licht, Wärme und chemischer Thätigkeit sich entdecken lassen. Sonnenlicht ist nicht blos mit Wärme vereintes Licht; jeder Strahl enthält eine Combinirung von wenigstens drei Prinzipien, und diese sind von einander trennbar. Man ist übereingekommen, sie mit den respektiven Benennungen Licht, Wärme und Actinismus zu unterscheiden. Sie sind durch Vermittlung des Prisma zu trennen. Wenn ein Sonnenstrahl in einem dunkeln Zimmer auf diesen Apparat fällt, wird er zersezt. Seine feinen Bestandtheile werden geheimnißvoll zerstört und schlagen sich in verschiedener Entfernung von einander auf dem weißen Täfelchen nieder, welches uns die Erscheinung des prismatischen Farbenbildes enthüllt. Dieser schöne Farbenstreif verdient unsere aufmerksame Betrachtung. Auf der einen Seite sehen wir einen Kegel glänzenden Sonnenlichts ungetheilt auf die Oberfläche des Glases fallen; auf der andern zeigt es sich gleichsam in ein gemaltes Band verflacht, das in reinerer Schönheit erglänzt, als je auf eines Künstlers Palette oder einem Damenkleid. In den drei Grundfarben — blau, gelb und roth, — aus welchen alle andern zusammengesetzt sind, erblicken wir die Analyse des Lichts. Aber dieß ist nicht Alles. Wenn man einen zarten Finger in die gelben Strahlen des Farbenbildes halten könnte, würde der Wärmegrad sich größer fühlen, als an dem violetten Ende. Brächte man ihn in die rothen Strahlen, würde man hier eine größere Wärme, als in den gelben oder violetten empfinden. Mit einem genauen Thermometer machen sich diese Resultate auffallend bemerkbar. In dem blauen Strahl zeigt er 56° Fahrh., in dem gelben 62° und ein wenig über dem rothen 79°. Könnten wir einen Streifen unzersetzten Sonnenlichts von genau gleichen Dimensionen nehmen und dieselbe Methode zur Erforschung des relativen Verhältnisses der Wärme in seinen Theilen anwenden, es würde sich kein Unterschied zeigen. Der Thermometer würde denselben Wärmegrad in allen seinen Theilen angeben. Das Prisma hat also in einer zweiten Richtung auf den Sonnenstrahl gewirkt, und wir müssen in der ungleichen Wärme der prismatischen Farben die getrennte Existenz eines zweiten Prinzips im Sonnenlicht — das heißt Wärme anerkennen. Dasselbe Instrument gewährt jedoch ein anderes und nicht minder seltsames Resultat. Aber hier müssen wir die Kräfte der Chemie zu Hilfe rufen, wenn wir uns davon überzeugen wollen, daß unser Sonnenstrahl noch eine weitere Störung durchgemacht hat. Zu diesem Zweck nehmen wir zu einem für den photographischen Prozeß präparirten Stück Papier unsere Zuflucht. Setzt man dieß dem Farbenstreif aus, so ergibt sich, daß es in den blauen und violetten Strahlen und darüber hinaus geschwärzt wird. Hier sizt also

offenbar hauptsächlich dasjenige Prinzip im Licht, welches eine chemische Veränderung in den Körpern schafft oder hervorruft — und dieses Prinzip ist der Actinismus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

„Auch hierin bin ich überfragt, liebe Maman Comtesse," versetzte Herr v. Thiele mit gleichmüthigem Lächeln. „In den vierzehn Tagen meines Aufenthalts war ich so viel vom Schlosse abwesend mit Angelfischen, Jagen und Ausflügen, daß ich unmöglich Gelegenheit hatte, das Benehmen des Fräuleins v. Hopfen gegenüber von Willy genauer zu beobachten. Daß zwischen beiden eine gewisse cavaliere Vertraulichkeit besteht, die sich besonders in kleinen Neckereien und Scherzen äußert, konnte mir nicht entgehen. Doch habe ich niemals bemerkt, daß gerade Willy es so besonders darauf angelegt hätte, sich bei Fräulein v. Hopfen zu insinuiren. Er lacht und tollt und scherzt in seiner muthwilligen harmlosen Weise mit ihr und hat dadurch einen gewissen Grad von brüderlicher Vertraulichkeit mit ihr hergestellt, der einem jungen Dragonerlieutenant ganz angemessen ist und vielleicht nur Einer Person vorwurfsvoll erscheint, die ihn vielleicht um diese leichte und affable Gabe geselligen Umgangs beneidet."

— „Du meinst meinen Ludwig, nicht wahr, lieber Sigmund?" fragte die Gräfin. „Du hast also ebenfalls schon bemerkt, daß Ludwig Malwinen sehr bedeutende Aufmerksamkeiten erweist und auf Willy's cordiales Einvernehmen mit Malwinen eifersüchtig ist?"

„Pardon, meine theure Mama, das möcht' ich nicht mit derjenigen Bestimmtheit behaupten, womit Sie es aussprechen," entgegnete Herr v. Thiele ernsthaft. „Ich will nicht in Abrede ziehen, daß ich ebenfalls bemerkt, wie Graf Ludwig dem hübschen Fräulein v. Hopfen entschieden mehr Aufmerksamkeit und Beeiferung schenkt, als Graf Willy. Allein ich bin nicht in der Lage, den relativen Erfolg derselben taxiren zu können. Nach meinem bescheidenen Dafürhalten dürften sich jedoch unter dem leichten und scherzenden Verkehr Willy's mit Fräulein v. Hopfen weit weniger ernste Wünsche und Ansichten verbergen, als unter der scheinbaren Zurückhaltung Ludwigs. Allein wozu diese Grübeleien, liebste Maman Comtesse? muß es denn gerade eine Dame seyn, welche jene veränderte Lebensanschauung in Willy hervorgebracht hat? Wirken Zureden und Beispiel eines Mannes nicht oft noch weit ansteckender und gründlicher?"

— „Eines Mannes, lieber Sigmund?" fragte die Gräfin erbleichend und mit bangem Blicke. „Und wer ist dieser Mann? Der Amerikaner, jene Person Namens Lüning?"

„Lüning? und warum gerade dieser, Mama?" fragte Herr v. Thiele verwundert aufblickend.

— „Weil ich mit Bestimmtheit weiß, daß Willy . . . seit dem widerlichen Auftritt im Dorfe an jenem Abend . . . mehrmals Zusammenkünfte mit jenem Mann gehabt, um sich seinen Rath wegen der Auswanderung nach Amerika zu erbitten, weil erwiesenermaßen Willy erst seit der zufälligen Begegnung mit jenem Manne auf den Einfall gekommen ist, seine Offiziersstelle aufzugeben, Landwirth zu werden und allfällig nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Derlei Einfälle konnten unmöglich Willy von selbst kommen, und mußten nur unter dem Einflusse jener Person entstehen, die . . ."

„Nicht doch, liebe Mama, Sie thun vielleicht Beiden Unrecht und urtheilen zu rasch, indem Sie dem fremden Manne nun aufbürden, was Sie just vor einigen Minuten weiblichen Einflüsterungen zuzuschreiben geneigt waren," entgegnete Herr v. Thiele lächelnd. „Ich bin überzeugt, daß keinerlei intimer Verkehr zwischen Willy und jenem Amerikaner besteht."

— „Aber doch irgend eine Beziehung, ein Band, welches Beide verknüpft?" rief die Gräfin mit unverhohlener Angst; „erkläre mir nur, worin dasselbe eigentlich bestehen kann?"

„Zunächst in einer Art instinktiver Bewunderung, womit der sanguinische Willy einen Mann anstaunt, der angeblich schon so viel durchgemacht, so viele Abenteuer bestanden hat, der mit dem romantischen Reiz eines weitgereisten Weltwanderers umgeben ist, und der sicher sehr gern von seinen Fährlichkeiten und Erlebnissen spricht und seine Abenteuer auf pikante Weise aufstutzt, wie denn derlei Leute im Allgemeinen sehr gern mit ihren Schicksalen prahlen. Und gerade das Knorrige, Derbe und scheinbar Verschlossene jenes Burschen ist meines Bedünkens auch so eine Art von Charlatanerie, womit er sich vor dem Volk und der Jugend ein gewisses Relief gibt. Und in Willy steckt noch die ganze Romantik und negative Thatkraft eines fahrenden Ritters wie in jedem jungen Mann seines Alters, und die lebhaft kolorirten Schilderungen jenes wilden Weltfahrers von den Indianer-Kämpfen, den Bären- und Büffeljagden, den Prairieen und ungeheuren Strömen, den Pflanzungen und Farmen und dem wilden Reiz des Lebens als Hinterwäldler oder Jäger haben natürlich die erregbare Einbildungskraft Willibalds lebhaft entflammt, und ihm den Wunsch eingegeben, Aehnliches zu erleben und dieses langweilige maschinenmäßige Daseyn eines Garde-Offiziers im Frieden mit jenem Leben voll Kämpfen und Aufregungen zu vertauschen."

— „Das mag theilweise allerdings Willy's Phantasie entflammt haben, aber es ist nicht Alles," sagte die Gräfin Waal. „Willy ist kein Träumer, und in den Zukunftsplänen, welche er mir mitgetheilt hat, spielen jene Abenteuer mit Indianern und Büffeln keine Rolle, sondern er phantasirt von ungeheuren Landstrichen, welche um wenige Tausend Dollars zu erwerben seyen, von einem einfachen, nüchternen, thätigen Kolonistenleben, wo er sich aus dem Urwald oder der Prairie heraus ein kleines Paradies erschaffen und mit fleißigen deutschen Bauern besiedeln will — seine Pläne sind auf etwas Greifbares, Nützliches, Bleibendes gerichtet, und er gedenkt nur in dem Falle nach Amerika zu gehen, wo ihm das deutsche Vaterland oder

Europa überhaupt einen Wirkungskreis für seine Thatkraft versagen würde."

„Jenun, Mama, auch dieß sind Ideale und sogar Ideologieen in dem Munde eines jungen Mannes, der nie empfunden hat, wie harte Handarbeit thut," erwiderte Herr v. Thiele. „Vielleicht hat ihm jener Amerikaner etwas vorschwadronirt von so und so viel Sklaven, welche er sich kaufen und für sich arbeiten lassen könne, und hat ihm eine jener lockenden Idyllen in der neuen Welt vorgeschwindelt, wie Sealsfield sie so verführerisch zu schildern weiß . . ."

— „Du irrst, lieber Sigmund! nie würde Willy sich selber so weit entwürdigen, von Sklavenarbeit leben und sich bereichern zu wollen," sagte die Gräfin. „Er hat sich dagegen in den stärksten Ausdrücken verwahrt. Und doch bin ich überzeugt, daß jener fremde Mann in irgend welcher Weise hinter Willy's Plänen steckt, daß irgend ein geheimnißvolles Verhältniß zwischen beiden besteht, und daß Du, lieber Sigmund, darum weißt!"

Dieser zuckte die Achseln. „Ich habe allerdings von einem Vertrage gehört, welchen Willy mit dem Amerikaner gemacht hat," versetzte er; „ich habe sogar mich gegen Wilibald ausgesprochen und dadurch die Spannung noch vermehrt, welche momentan zwischen uns besteht; allein er hat mir keinen genauen Bescheid auf meine Frage gegeben, und wenn das Gerücht Recht hat, so ist von Willy's Besserungsplänen wenig zu halten. Ich will jedoch nicht den Denuncianten machen, beste Maman-Comtesse, und bitte daher, mich von jeder Aeußerung hierüber zu dispensiren, denn es ist, wie ich besonders nachdrücklich betone, vorerst nur ein Gerücht."

— „Dann begehst Du keine Indiscretion, Sigmund, wenn Du es mir mittheilst, und ich bitte Dich inständig, flehentlich, um meiner Ruhe und meines Friedens willen darum!" sprach die Gräfin leidenschaftlich. „Ich beschwöre Dich, Sigmund, wenn ich nicht das Schlimmste befürchten soll, sag' mir, was für eine Verbindung besteht dem Gerücht zufolge zwischen Willy und jener Person?"

„Der Amerikaner hat drunten im ‚Adler' erzählt, er habe dem jungen Grafen seine beiden Rennpferde abgekauft und werde sie auf dem Bodener Rennen für gemeinsame Rechnung rennen lassen."

— „Ah, das ist glaublich, Sigmund," erwiderte die Gräfin erleichtert, — „wenigstens was den ersten Theil jenes Gerüchts anlangt. Willy hat mir eine namhafte Summe als den Erlös aus seinen Rennpferden eingehändigt. Aber daß er mit jener Person in ein solches geschäftliches Verhältniß getreten ist, mein lieber Freund, das kann ich nicht glauben. Willy ist zu stolz und selbstbewußt dazu, und hat mir feierlich versprochen, wenn er seine Pferde verkauft habe, nie wieder einen Louisd'or an Wetten zu wagen. — Du schweigst, lieber Sigmund?" setzte sie noch einer Pause hinzu; „Du glaubst also nicht, daß Willy seine guten Vorsätze halten werde?"

„Aufrichtig gesagt, beste Mamon Comtesse, in diesem Stücke bin ich unverbesserlich skeptisch," gab Herr v. Thiele ruhig zur Antwort. „Jagen, Wettrennen und ähnliche Sports bringen Einen mit seltsamen Gefährten zusammen — zwar glücklicherweise nicht auf lange, denn der Verständige und Denkende lernt seine Leute bald kennen und sagt sich von ihnen los, ehe sie ihn zu sich hinunterziehen; aber ohne Schaden geht es niemals ab, zumal wenn junge Leute, die ihrem eigenen Kopf folgen wollen, dadurch klug werden sollen. Ich habe mich erkühnt, mit Wilibald über dieses Kapitel ein ernstes wohlgemeintes Wort zu reden, aber er hat mir's bitter übel genommen. Er kann nichts Arges darin sehen, daß er Pferde rennen läßt und gelegentlich darauf wettet, und doch ist dieß ein ebenso thörichtes und verderbliches Hazardspiel, als ob er sein Geld an die Roulette trüge."

— „Wirklich, Sigmund? und wie so denn?"

„Weil bei diesem noblen Zeitvertreib jede Schurkerei praktizirt wird, die nur irgend erdenklich ist. Willy verschanzte sich gegen meine Vorstellungen hinter die Angabe, daß Sie ihm die kleine Passion für seine Rennpferde wohl gönnen, und so hab' ich natürlich hiegegen nichts weiter zu bemerken vermocht."

— „Und ist denn diese Liebhaberei wirklich so unverzeihlich an einem jungen Kavallerie-Offizier? büßt Willy hiedurch an seinem Charakter ein? Treiben seine Kameraden nicht der Mehrzahl noch diese Passion?" fragte die Gräfin.

„Allerdings ist dieses Hazardspiel Mode geworden unter der vornehmen Welt, liebe Mama, aber es hat dadurch in meinen Augen nichts von seinem verwerflichen Charakter verloren," erwiderte Herr v. Thiele ernst; „es gehört einmal unter die noblen Passionen, wie Landsknecht und Macao, denen es so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern. Nicht daß ich Wilibald deßhalb für schlimmer hielte als andere junge Leute, weil er Rennpferde und ein Wettbuch hält, — im Gegentheil: wenn ich vielleicht ein müßiger junger Lieutenant beim Leibdragoner-Regiment wäre, würde ich es für ein wesentliches Attribut meiner Stellung halten. So aber gehöre ich einer andern Lebensstellung an, und habe eine andere Geschmacksrichtung, andere Ansichten und kein Urtheil in solchen Dingen. Sie wissen ja, liebe Maman, in welch strenger und nüchterner Weise mein seliger Papa mich erzog, und mögen sich hieraus erklären, warum ich gegen diese Liebhabereien streng bin und darin nur eine zwecklose Vergeudung von Zeit und Geld sehe — ich habe mich, wie gesagt, durch meine Auslassungen hierüber schon mit Wilibald überworfen, und möchte es dadurch nicht auch mit Ihnen verderben."

— „Das wirst Du nie, mein lieber Freund; ich habe von jeher große Stücke auf Deine Ansichten und Grundsätze gehalten, und ich fürchte sogar, daß Du leider nur allzu sehr Recht hast," erwiderte die Gräfin; „aber was jenen fraglichen Läning anlangt, glaubst Du, daß er Willy bei dem Pferdehandel übervortheilt habe?"

„Wohl kaum, denn sonst würden beide nicht auf so gutem Fuße mit einander stehen, Mama. Sind sie ja doch mit einander aus der Residenz zurückgekehrt und haben die beiden Pferde auf den Kettenhof gebracht, wo sie noch stehen. Uebrigens wird das gute Einvernehmen nicht von langer Dauer

sehn, denn alle derartigen Freundschaften platzen bei der ersten verlorenen Wette. Ich hielt es für meine Pflicht, Willibald einige Vorstellungen wegen seiner Vertraulichkeit mit jenem betrunkenen Wirthshaushelden zu machen, einmal weil das Verhältniß nach meinen Begriffen ein unpassendes ist und nur die Spannung zwischen den beiden Brüdern steigert, da ja Graf Ludwig einmal einen ausgesprochenen Widerwillen gegen den Amerikaner hat, und endlich weil ich in diesem nur eine gefährliche Bekanntschaft für Willibald sehe."

— „Gefährlich?" fragte die Gräfin hastig; „und in wiefern hältst Du ihn für gefährlich für Willy?"

„Ein derartiger Mensch ohne Bildung, welchen das Leben so rauh umher getrieben hat, ist ein schlechter Umgang für jeden jungen Mann, und jener hat noch schlimmere Kameraden. Willibald ist eine offene, gutmüthige, leichtgläubige Natur, für jedermann zugänglich; läßt er sich nun mit solchen Burschen ein, so wird er sich eines schönen Morgens so sehr mit denselben verwickelt finden, daß er sich nicht wieder herausarbeiten kann. Willy hat Geist und Witz, anmuthige gewinnende Manieren, ein weiches empfängliches Herz, einen männlichen Muth und Freimuth — aber all diese Eigenschaften finden keine Nahrung und Würdigung bei solchen ungebildeten Menschen oder gemeinen Naturen, und er darf sich meines Erachtens Glück wünschen, wenn er in denselben nicht erwiesene Schufte oder Betrüger kennen lernte."

Die Gräfin erschrak und ihre schönen Züge verdüsterten sich. „Ist denn jener Lüning wirklich ein Mann von solch unrettbar gemeinem und lasterhaftem Charakter, mein Freund?" fragte sie mit einer Stimme, welche ruhig und leidenschaftslos klingen sollte, der man aber eine mühsam verhaltene Erregung anhörte, und starrte dabei auf den Boden.

„Ich halte ihn für keine ganz verworfene Natur, theuerste Maman-Comtesse," entgegnete Herr v. Thiele offen. „Er hat immer noch einige gute Eigenschaften, aber diese machen ihn nur desto gefährlicher. Einem absolut schlechten Burschen würde Willibald instinktmäßig ausweichen, weil er ihn durchschauen müßte. Aber Willibald ward anfänglich zu Gunsten jenes Menschen eingenommen durch dessen Derbheit und Freimuth, welche so groß sind, daß jener Lüning alles Schamgefühl verloren zu haben scheint, — aber solche Derbheit und zwanglose Bonhommie ist oft nur eine geflissentliche Maske, hinter welcher sich wirkliche Rohheit verbirgt, wie die Grobheit gewisser Aerzte auch nur im Grunde eine andere Art von Charlatanerie ist. Willy hat sich ferner bestechen lassen durch Lünings anscheinende Freigebigkeit und Uneigennützigkeit, die vielleicht nur von der Schnelligkeit herrührt, womit er sein Vermögen erworben hat. Der Mann soll sich gerühmt haben, daß er binnen weniger Wochen in den Golddistrikten vierzigtausend Dollars mit Goldgraben und Waschen verdient habe, und es will mich bedünken, daß es ihn nun gewaltig juckt, mit diesem Gelde möglichst schnell fertig zu werden."

— „Jene abenteuernde Lebensweise mag den Mann zwar verdorben haben, aber das seßhafte Leben hier zu Lande kann ihn vielleicht doch auf vernünftigere und anständigere Gedanken bringen," bemerkte die Gräfin mitleidig.

„Nicht unmöglich, chère maman, aber wenig wahrscheinlich," versetzte Herr v. Thiele achselzuckend. „Ich nehme den Mann so, wie er mir jetzt vorkommt. Es ist für uns gleichgültig, ob dieser Mann vielleicht einmal ein wackerer Junge gewesen ist; jedenfalls macht die Schule des Lebens die Menschen in der Regel ganz anders — die einen besser und edler, geläuterter und ruhiger; die anderen bitterer und verbissener. Jenem Manne hat das Schicksal jedenfalls etwas hart und rauh mitgespielt, und es liegt in seinem Wesen etwas Düsteres, Verbittertes. Mögen Sie nun auch mildherzig annehmen, der Mann habe unglücklich geliebt oder eine unglückliche Ehe geführt — ah, Sie erschrecken, theuerste Maman-Comtesse? meine Vermuthung erinnert Sie, wie ich sehe, an das kleine Verhältniß, welches der Fremde mit Ihrer Zofe angeknüpft haben soll! Diese Sache erscheint Ihnen bedenklich, wie ich bemerke, Maman-Comtesse, und wenn es Ihnen dieselben Besorgnisse für Ihre Zofe einflößt, wie mir, und Ihnen daran gelegen ist, Jakobäa zu behalten, so möchte ich Ihnen unmaßgeblich rathen, so bald wie möglich sich um diese Angelegenheit zu bekümmern und dem weitern Verkehr Ihrer Kammerfrau mit dem Amerikaner ein Ziel zu stecken. Wenn irgend etwas in dem Wesen jenes Mannes Willibald für ihn einzunehmen wußte, theuerste Maman, so können Sie sich nicht wundern, daß der Mann Ihre Zofe vollständig bezaubert hat."

— „Hältst Du denn seine Liaison mit Jakobäa für so ernst gemeint, daß dieselbe vorzugsweise ihn in dieser Gegend zurückhält, lieber Sigmund?" fragte die Gräfin, das Antlitz vom Boden aufrichtend, und heftete ihr umflortes ernstes Auge eine Minute auf den Assessor, um sodann den Blick sogleich wieder zu Boden zu senken.

„Daran vermag ich nicht zu glauben, theuerste Mama," erwiderte Herr v. Thiele. „Der Mann ist zu lange ein heimathloser Nomade gewesen, als daß ich ihm wirklich die ernste Absicht zutrauen könnte, nur wegen einer Person, die über die Jahre der Jugend und Anmuth hinaus ist, wegen eines schönen wildreichen Jagdreviers sich dauernd hier niederzulassen. Er muß noch irgend einen andern gewichtigeren Beweggrund dazu haben, über welchen ich aber vorerst noch im Unklaren bin. Ein solcher Charakter ist schwer zu schildern, und Sie, theure Maman-Comtesse, die Sie von jeher lauter geordnete Zustände um sich herum hatten, die Sie der Mittelpunkt so vieler Interessen sind und durch tausenderlei Wurzelfasern der Heimath, Mutterliebe, Verwandtschaft und Freundschaft an die Scholle gebunden werden, können sich unmöglich eine solche Lage, wie diejenige jenes Amerikaners, genau vergegenwärtigen. Hat jener Mensch aber wirklich Chancen, seinen geheimen Zweck (gleichviel worin derselbe auch bestehe) zu erreichen, hat er Aussichten mit den Rennpferden Geld zu gewinnen und Ihre Zofe zu heirathen, so möcht' ich zehn gegen eins wetten, daß er vorzugsweise seinen häuslichen Herd hier unten im Dorfe aufrichten wird."

— „Das verhüte Gott in seiner Barmherzigkeit!“ entfuhr der Gräfin, die vor Entsetzen die Hände rang.

„Um's Himmels willen, theuerste Maman-Comtesse, was ist Ihnen?“ rief der Assessor, bestürzt über die tiefe Gemüthsbewegung der Gräfin. „Ich habe, fürcht' ich, etwas sehr Ungereimtes gesagt, daß ich Sie mit jenem Burschen so sehr erschreckt habe. Bitte, beruhigen Sie sich, liebste Maman! vorerst ist ja noch kein Unglück geschehen, und ich kann mich ja irren — ich fühle sogar, daß ich in meiner Besorgniß vielleicht zu weit gegangen bin und zu schwarz gesehen habe.“

„Nein, nein — keineswegs!“ rief die Gräfin, welche rasch aufgestanden war, sich aber ebenso schnell kraftlos wieder niedergesetzt hatte. „Du hast ganz Recht, mein Freund! Dein richtiges Urtheil hat Dich nur die Wahrheit ermitteln lassen. Oh, verlaß mich nicht, lieber Sigmund, ich bitte Dich inständig. Ich erwarte von Dir nicht allein Rath, sondern Hülfe. O sprich, hast Du mir auch wirklich Alles gesagt, was Du weißst und meinst? Gibt es außer den schon erwähnten keinen anderen Beweggrund mehr, weßhalb jener Mann, nachdem er meinem armen Wilibald aufgelauert und Schlingen gelegt und ihn eingefangen, sich hier angesichts unsers Schlosses niederlassen und uns gleichsam belagern sollte?“

„Je nun, beste Comtesse,“ erwiderte der Assessor ernst und zögernd, — „wenn ich offen reden darf, so möcht' ich behaupten, daß noch ein weiteres Motiv für jenen Burschen vorhanden ist, aber eines, von dem ich nicht gerne rede — fühlen Sie sich unwohl, theuerste Maman?“

— „Ich? weshalb denn?“ flüsterte sie tonlos und gab sich Mühe gleichmüthig zu erscheinen.

„Weil ich Sie zittern sehe, als ob Sie fröstelten! Lassen Sie uns weiter gehen, liebe Mama; es ist hier feucht und der Zugwind ....“

— „Nicht doch, Sigmund, ich friere nicht! Fahre fort; warum zögerst Du denn, mir von .... von jenem Fremden zu sprechen?“

„Weil ich Ihnen die Hochachtung und Liebe einer zweiten Mutter zolle, verehrteste Gräfin, wie Sie mir seit Jahren die Liebe einer Mutter geschenkt haben, und weil .... weil jenes Motiv des Amerikaners einigermaßen Sie selbst betrifft.“

— „Mich?“ fragte die Gräfin erschrocken und tonlos. „O Gott, nein, Sigmund, mich kann es nicht betreffen! Was für eine ... Beziehung fände denn statt zwischen jenem Menschen ... den ich nie gesehen habe ... und mir?“

„Dieß eben ist es, theure Maman,“ erwiderte der Assessor ruhig. „Es wäre weit besser, wenn Sie sich wirklich in den vergangenen drei Monaten nicht geflissentlich eingesperrt und die Begegnung jenes Menschen gleichsam geflissentlich vermieden hätten, um ihn dadurch auf den Gedanken zu bringen, daß er ein Mensch von besonderer Bedeutung sey.“

— „Wer sagt, daß ich ihm geflissentlich ausgewichen sey?“ fragte die Gräfin heftig. „Wer wagt dieß zu sagen? Warum sollte ich jenen Menschen fürchten? Was gut oder schlecht von ihm denken? Was geht er mich an oder ich ihn?“

„Sehen Sie, liebe Maman-Comtesse, dieß eben ist es ja,“ versetzte Herr v. Thiele. „Das Beste wäre gewesen, man hätte dem Burschen so wenig Aufmerksamkeit wie möglich geschenkt, anstatt sich ihm gegenüber ein solches Air zu geben oder zu solchen Maßregeln zu greifen. Sie haben die ganze Unannehmlichkeit dem hochfahrenden stolzen Betragen Ludwigs zu danken, dem Sie stillschweigend beigepflichtet und wofür Sie ohne Ihr Wissen und Wollen die Verantwortung übernommen haben, was im vorliegenden Falle nicht nur unklug, sondern auch ungerecht und Ihnen ganz unähnlich war, verehrte Gräfin. Es war eine schroffe Maßregel, dem Manne das Haus zu verbieten, wenn er nur aus Anlaß einer redlichen und ernstgemeinten Werbung um Jakobäa hieher kam. Man hat dadurch sicher die Base nur erpichter auf heimliche Zusammenkünfte mit dem Amerikaner gemacht und diesem in ihren Augen ein höheres Relief gegeben. Es war unpolitisch, dem Wirthe Herganser ein Kapital zu kündigen, weil er sich nicht dazu verstehen wollte, Lüning auszuweisen, da derselbe so gut bezahlte wie jeder andere Gast. Lüning hat dem Manne einfach das Geld vorgestreckt, damit er es sogleich heimbezahlen konnte, und die Geschichte ist ruchbar geworden und hat die Bauern noch vollends gegen Graf Ludwig erbittert. Ein Mann, welcher dem Grundherrn in einem solchen Fall mit Erfolg trotzen und seinen Rechtsboden behaupten kann, erscheint dem Volk als ein wahrer Heros. Es bedurfte nicht erst noch des neulichen Vorfalls mit dem erlegten Hirsch, um jenen Amerikaner zu erbittern; jeder Andere wäre ob solcher Behandlung ebenso entrüstet geworden. Aber Graf Ludwig hat in diesem Falle den unseligsten Mißgriff begangen, denn er hat es mit einem Manne zu thun, der ebenso hartnäckig ist als er selbst, aber auch (was die Wage zu Gunsten Lüning's bedeutend steigen macht) in seinem Rechte und unabhängig ist, — mit einem kühnen leidenschaftlichen Burschen ohne Grundsätze und Schonung. Graf Ludwig vermag nicht zu begreifen, wie man stolz seyn kann, ohne von Adel zu seyn; aber jener Bursche ist in seiner Art mindestens ebenso stolz als Ludwig und hat viele Jahre in einem fernen Lande gelebt, wo man nichts von Standesunterschieden, von einem Geburtsadel weiß, wo der Einzelne nur thut, was ihm Recht erscheint, und wo jeder desto mehr auf den Werth seines eigenen Ich hält, je mehr ihn das Glück oder seine eigene Thatkraft mit äußeren Glücksumständen gesegnet hat. Sie wissen ja, theuerste Maman, wenn der Bauer auf's Pferd kommt, reitet er den Edelmann zu Tode, und wir Adeligen dürfen in Allem, was nicht starr unter den Schutz und Buchstaben des Gesetzes fällt, nicht vergessen, daß wir im Staate sehr in der Minorität sind und daher bei jedem Schein von gerechter Beschwerde über uns den großen Haufen zu Gegnern haben. Jener Lüning ist nun natürlich erbost über die Behandlung, welche ihm widerfuhr; er gehört zu einer Menschenklasse, welche nur die Logik der Leidenschaft kennt, die das Gesetz schon hassen würde, wenn es den Einzelnen wegen wirklich begangener Vergehen bestrafte oder seine Mißgriffe rügte; wenn aber ein solcher Mann auf Widerstand und Hindernisse in einer solch harmlosen Angelegenheit wie eine Liebschaft stößt, wenn man einem unabhängigen Manne die freie Wahl seines

Wohnorts verkümmern will, so kann ich mir recht gut denken, in welchem Maß dieß ihn erbittern muß. Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten hätte der Mensch den Aufenthalt in Lindhorst und die Liebelei mit der alten Jungfer längst satt bekommen und sich von hier entfernt, um sein Geld anderwärts zu vergeuden, das ihn in den Fingern juckt wie die Pfennige den Schulknaben, wenn Graf Ludwig nicht den unglücklichen Versuch gemacht hätte, jenem Manne seine Freiheiten zu verkümmern; und ich bin ferner überzeugt, daß Willibald schon von Anfang an im Stillen sich auf die Partei jenes Menschen geschlagen hat, eben weil er sah, daß sein Bruder eine so unvermittelte Animosität gegen denselben an den Tag legte . . ."

— „Das mag Alles sehr wahr und logisch seyn," fiel ihm die Gräfin mit einem tiefen Seufzer in die Rede; „allein ich vermag nicht abzusehen, inwiefern das mich angeht!"

„Aber bemerken Sie doch gefälligst, meine liebe Gräfin Waal, daß wenn alle jene unbesonnenen Schritte auch von Graf Ludwig ausgehen, doch Sie allein dafür verantwortlich gemacht werden und daß man jenem Lüning das Verhältniß auch in diesem Sinne dargestellt hat," sagte Herr v. Thiele ernsthaft. „Graf Ludwig ist noch nicht majorenn, hat also eigentlich noch gar keine Befugnisse. — Uebrigens soll dem Vernehmen nach jener Amerikaner auch mehrfach schon im Wirthshause offen erklärt haben, er werde nicht eher ruhen, als bis er einmal Gelegenheit gefunden habe, die Frau Gräfin zu sprechen, ihr seine Meinung in's Gesicht zu sagen und Sie an vergangene Dinge zu erin . . . . aber Verzeihung, theuerste Maman-Comtesse, daß ich Sie da mit Wiederholung der Unverschämtheiten jenes Burschen aufrege! . . . Um's Himmels willen, was ist das? Die Gräfin wird ohnmächtig!"

Sigmund v. Thiele hatte Recht: Gräfin Waal war bewußtlos zusammengesunken. Er eilte nach der Anlände der Brücke und zum Wasser hinab, tauchte sein Taschentuch in dasselbe, kehrte zu der Ohnmächtigen zurück und schlang die feuchten Falten des Tuchs um ihre Stirn. Langsam, allmählig kehrten Pulsschlag und Besinnung wieder zurück, obschon die Gedanken noch getrübt und verwirrt waren.

„Rette, rette mich, Willy!" murmelte die Gräfin; „sag' ihm, es könne nicht seyn, er dürfe mich nicht sehen — lieber wolle ich sterben. Er darf mich nicht aufsuchen."

— „Nein, das soll er auch nicht, theuerste Maman!" sagte der Assessor beschwichtigend und rieb die starren Finger der Gräfin.

„Reiß' ihn zurück, Willy! halt' ihn — er will mir den Trauring vom Finger ziehen!" stammelte die Gräfin und versuchte sich entsetzt aufzuraffen; „Hülfe, Hülfe!"

— „Nicht doch, liebste Maman-Comtesse! er ist ja nicht da! ich bin es, Sigmund Thiele, der nur in der besten Absicht zu Ihnen geredet, aber ein sauberes Unheil angerichtet hat!" sprach der Assessor begütigend. „Ich habe Ihnen alles mitgetheilt, was ich wußte, und wollte nun lieber, ich hätte mir die Zunge abgebissen, bevor ich gesprochen. Mir blutet das Herz, nun ich Sie so sehr erschüttert habe."

Die Gräfin hatte sich wieder erholt. „Du mußt mich nun auch trösten, Sigmund," sagte sie; „es genügt nicht, jemanden zu warnen, denn was hilft alle Warnung ohne Hülfe und Rath? Was sollen wir thun, daß er seine Verfolgungen gegen uns einstellt? Wäre es mit Gold gethan, so würde ich ihm den Frieden abkaufen; aber ich habe von einem Manne gehört, der zwar das Geld nahm, womit man ihn bestechen wollte, aber immer mehr verlangte, wie der Strudel Schiff um Schiff verschlingt und doch immer noch mehr verlangt."

(Fortsetzung folgt.)

An unsere geehrten Leser!

So eben erhalte ich aus Rheden in Westpreußen mit Datum vom 15. Juli nachstehende **Berichtigung**, zu deren Aufnahme ich mich verpflichtet erachte, falls ich in der angedeuteten Weise der Frau Julie Burow-Pfannenschmidt unabsichtlich zu nahe trat, da ich die mir früher gewordene Mittheilung über deren Verhältnisse für richtig und genau gehalten. Die Absicht, irgend jemand zu kränken oder zu beschädigen, hatte ich überhaupt nicht.

Stuttgart, 17. Juli 1867.

Otfrid Mylius.

Berichtigung.

Im zehnten Hefte der Erheiterungen las ich in dem Aufsatz „An die deutsche Nation," datirt v. 16. Mai, eine ganz irrthümliche Nachricht über Julie Burow (Frau Pfannenschmidt); im Interesse der Wahrheit und Humanität, weder durch Familien- noch Freundschafts-Verhältniß geleitet, erlaube ich mir jene Nachricht zu berichtigen. Vielleicht werden Sie sich dadurch veranlaßt sehen, die Herren Dirigenten der Schillerstiftung zu fortgesetzter Unterstützung anzuspornen, falls dieselben, durch jene Notiz irregeleitet, sie zurückzuziehen beabsichtigen sollten.

1. Frau Pfannenschmidt's Gatte ist längst todt.

2. Er ist nie Baurath, sondern nur Bauinspektor gewesen, und zwar in Bromberg, nicht in Thorn.

3. Frau Pfannenschmidt ist sehr leidend, wie man sagt an der Brustwassersucht, und lebt in höchst dürftigen Verhältnissen.

Ihr Gatte hat ein ungeregeltes Kneipleben geführt, daraus sind Schulden erstanden; Schulden essen mit aus der Schüssel, daraus ist die unordentliche Hauswirthschaft entstanden. Die Tochter der Frau Pfannenschmidt hat in Bromberg ein Putzgeschäft etablirt, bestrebt sich also, auf ehrenvolle Weise das tägliche Brot zu verdienen.

Indem ich wiederhole, daß kein **besonderes** Interesse mich geleitet und ich durchaus in keinem Verkehr mit der Familie stehe, sondern nur der Gedanke, man könne einer kranken Wittwe plötzlich den sehnsüchtig erwarteten Nothgroschen entziehen, mich gerührt und zu diesem Schritte getrieben hat, zeichne ich hochachtungsvoll

M. Gr.

Erzieherin in Preußen.

Verantwortl. Redakteur: **Otfrid Mylius.** — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kerbiatt & Comp.

Der Gesandtschafts-Kurier.

Novelle von P. v. S.

(Fortsetzung.)

14. Ja, sie ist's!

Beide blieben wie festgebannt; sie vor Schreck und Entrüstung, daß ihre Einsamkeit so gewaltsam gestört wurde, er vor stummem Entzücken über ihren Anblick. Creildoune nahte sich ihr zuerst, beugte das Knie und rief aus: „Endlich?"

Er war sich nie der Macht des Gefühls so bewußt geworden, welches ihn in seinem langen Umhersuchen aufrecht erhalten, wie zu dieser Stunde, als er die Hand der schönen Unbekannten mit seinen Lippen berührte und seinen Blick wonnestrahlend zu ihr aufhob, die in ihrem weißen, goldbesetzten Gewande vor ihm stand, gleich einer Gottheit in eine Weihrauchwolke gehüllt; maßlose Freude erfüllte sein Herz bei dem Gedanken, daß dießmal die unerreichbare Erscheinung ihm nicht entfliehen könne.

Die junge Frau konnte diesen nächtlichen Ueberfall sich durchaus nicht erklären. Die Erscheinung eines Bewaffneten im Innersten ihrer Behausung zu so ungewohnter Stunde, warf sie in Bestürzung, worin mehr Unwillen als Schrecken lag. Sie entzog ihm ihre Hand und warf auf diesen Fremden in Beduinentracht einen Blick, der auch den Verwegensten abgewehrt hätte.

Creildoune warf seinen Mantel zurück und sie sah nun deutlicher diese Züge, welche sie einst im Todeskampfe erblickt hatte. Kaum hatte sie den Verwundeten aus dem Walde erkannt, als ihr erzürntes Antlitz sich mit Gluth überzog, ihre Lippen von innerer Erregung bebten, und jener sanfte Madonnen-Ausdruck ihren auf Creildoune gesenkten Blick verklärte, den er an der Schwelle des Grabes geschaut und in seinem Bilde wiedergegeben hatte.

„Ihr?" rief sie.

Dieses einzige Wort war wie eine Offenbarung und sagte ihm, daß der Gegenstand seines Umhersuchens ihn nicht vergessen hatte.

Er beugte sich abermals über diese Hand, welche sein mattes Haupt gestützt hatte, indem er einen glühenden Kuß darauf preßte.

„Ich hatte keine Hoffnung, Euch wiederzusehen," sagte er. „Gesegnet sey der Zufall, welcher mich hieher geführt. Bald sind es zwei Jahre, daß ich Euch aufsuche, um meinen Dank dafür auszusprechen, daß Ihr mein Leben gerettet, und ich dadurch Euer eigen geworden bin."

Diese Worte, mit gebrochener Stimme vorgebracht, offenbarten das tiefe Gefühl eines opferbereiten Herzens, dessen ritterliche Ergebung sich bis zum Erhabensten steigern mußte. Kein Weib hätte sie ungestraft anhören können.

Sie schwiegen nun lange. Die junge Frau, deren Verwirrung sich steigerte, schien getheilt zwischen dem Zauber und Schrecken, den ihr ein solch überraschender Auftritt bereitete, während Creildoune sein Auge nicht sättigen konnte an dieser strahlenden Schönheit, noch herrlicher in dem Halbdunkel dieses orientalischen Gemaches, als er sie je in seinen Träumen geschaut.

Indeß brachte ihn das Befremdende seiner Gegenwart bald wieder zum Bewußtseyn seiner Lage zurück. Wenn er auch kein Fremder war für diese Frau, weil zwischen ihnen die Erinnerung an eine Wohlthat bestand, welche von der einen Seite so edel ausgedrückt, von der andern so tief empfunden war, mußte er sich dennoch entschuldigen über sein bewaffnetes Eindringen, seine befremdende Erscheinung mitten in der Nacht.

„Vergebt mir," sagte er endlich mit der Ritterlichkeit eines Edelmannes und der Schüchternheit eines Liebenden, „vergebt mir, daß ich so ungehörig bei Euch eingedrungen bin; aber Ihr waret es nicht, der ich hier zu begegnen hoffte. Ich verfolgte einen meiner Meuchelmörder längs des Bosporus, und habe dann seine Spur einige Schritte von diesem Hause verloren. Ich glaubte, und das war mein Irrthum ..."

„Euer Mörder .... hier?" fragte Idalia mit dem Ausdruck des Staunens und Entsetzens.

„Nein, es ist unmöglich," versetzte Creildoune lebhaft bedauernd, die Frau erschreckt zu haben, und überzeugt, daß sein Feind nicht da sey, weil es ihre Wohnung war.

„Allein seyd Ihr dessen gewiß, daß es einer Eurer Mörder aus der Moldau war?"

„Vollkommen; ich kenne ihn, weil ich ihn zuvor gesehen. Auch er hat mich sehr wohl erkannt, denn sobald er mir begegnet, ist er mit höllischer Eile entflohen. Der Elende war ohne Waffen und ich wollte nicht auf ihn schießen. Als er von der Dunkelheit begünstigt verschwand, hab' ich ihn vergeblich in den Gebüschen des Gartens gesucht, bis ich den Lichtschein sah, der mich hieher geführt."

„In diesem Falle kann er nicht weit seyn, jedoch wahrscheinlich nicht im Hause, denn er hätte nicht unbemerkt hereintreten können. Er wird also im Garten versteckt seyn. Ich will Euch alle meine Leute mit Fackeln mitgeben, daß Ihr ihn suchen könnt."

„Er hat vielleicht den Strand erreicht und ist über's Meer entflohen. Was liegt übrigens daran? Ich denke nicht mehr an meine Rache, und bin meinem Feinde dankbar, mich zu Euch geführt zu haben. Wenn Ihr wüßtet, wie lange ich nach diesem Augenblicke geseufzt! Ich hatte gegen Euch eine heilige Schuld abzutragen, und jetzt, da der Himmel meinen Wunsch erhört, fühle ich ihre Last mehr als je."

Eine Wolke der Trauer flog über das schöne Frauenantlitz, und das matte Lächeln ihrer Lippen erinnerte an den Ausspruch der Mutter Veronika: Diese Frau ist nicht glücklich! — „Reden wir nicht mehr davon," sagte sie; „Ihr seyd mir nichts schuldig. Ich habe eine Menschenpflicht erfüllt, dieß ist Alles; mein Hund Scylla hat mehr gethan als ich."

„Wie! zählt Ihr es für Nichts, Euer Leben in Gefahr gesetzt zu haben, um das meinige zu retten? Ein Schutzengel hätte nicht mehr thun können."

„Nicht doch! Ehret mich nicht mehr, als ich es verdiene. Was hab ich denn so Großes gethan? Einige Tropfen Wasser waren die ganze Wohlthat."

„Sie haben mir das Leben wiedergegeben, und ich kann es nicht oft genug sagen, daß mein ganzes Daseyn nicht hinreicht, Euch dafür zu lohnen."

Ercildoune legte in seine Reden die ganze Begeisterung, welche ihn entflammte. Die junge Frau fühlte wohl, daß sie keiner gewöhnlichen Dankbarkeit gegenüberstand, aber sie schwieg voll Verwirrung. Was ging in ihr vor? Ließ sie sich von dem Zauber dieser so warm ausgesprochenen Leidenschaft hinreißen, indem sie diese Heldengestalt mit dem männlichen verklärten Antlitz vor sich sah? Sicher war es dankenswerth, eine solche Existenz gerettet zu haben, und sie konnte stolz darauf seyn. Dessen war sie sich wahrscheinlich bewußt, denn ihre Verlegenheit schien nachzulassen, und sie reichte dem Kabinetskurier ihre Hand mit der Anmuth einer Königin.

„Dank," sagte sie, „für das, was Ihr gesagt; diese Worte sind mein schönster Lohn. Fortan können wir uns nicht mehr als Fremde begegnen; lasset uns scheiden wie zwei Freunde."

Diese Worte verwirrten Ercildoune.

„Uns trennen?" fragte er, ihre marmorweiße Hand in die seine pressend; „wohl kann ich nicht diesen seltsamen Besuch länger ausdehnen, für den ich Euch um Nachsicht bitte; aber werdet Ihr mich ziehen lassen, ohne Hoffnung, Euch wiederzusehen?"

Die junge Frau blieb stumm, zog ihre Hand zurück und schaute ihn voll Wehmuth an.

„Ihr wisset nichts von mir," fuhr er fort, „nicht einmal meinen Namen; wenigstens müßt Ihr ihn erfahren. Ich bin Fulke Ercildoune, Kabinetskurier der Königin von England. Wenn ich den Eurigen gekannt hätte, würdet Ihr früher von mir gehört haben, und . . ."

Er schwieg; seine stürmischen Gefühle fesselten seine Lippen, so sehr erfüllte ihn diese Frau mit scheuer Ehrerbietung, daß er eine Gottheit in ihr sah, zu deren Füßen er kaum den Weihrauch seiner Huldigungen darzubringen wagte.

„Ihr wünscht meinen Namen zu erfahren? ich heiße Idalia Vassalis," sagte sie verwirrt, als müßte sie darüber erröthen.

„Warum habt Ihr ihn mir so lange verborgen? Ohne den Zufall, der mich zu Euch geführt, hätte ich in der Unkenntniß fortgelebt, die meine Verzweiflung ausmachte.

„Vielleicht hatte ich meine Ursachen, ihn zu verschweigen; überdieß konntet Ihr mich vergessen haben."

„Euch vergessen? eher das Leben lassen."

„Das Leben? . . . . haltet Ihr es denn so werth? . . . . Aber während wir die Zeit mit Reden hinbringen, kann Euer Mörder entflohen seyn. Nehmt meine Leute mit Euch und sucht ihn zu entdecken, es ist nöthig zu meiner Sicherheit, wie für die Eurige. Die Gärten haben nur einen einzigen Ausgang gegen das Meer zu; lasset ihn bewachen. Ich habe aus den französischen Blättern ersehen, daß Ihr in der Moldau wegen Eurer Depeschen angehalten worden. In diesem Falle waren Eure Meuchler keine gewöhnlichen Räuber."

Die junge Frau schellte mit einem kleinen silbernen Glöckchen. Eine Negerin kam herbei, deren Erscheinen in der weiß und rothen Kleidung diesen Auftritt eines arabischen Mährchens vervollständigte. „Paulus und seine Söhne sollen sich mit Fackeln und Waffen versehen und diesen Herrn hier begleiten," sagte Idalia Vassalis zu ihrer Sklavin.

Die Negerin verbeugte sich nach orientalischer Weise und ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen.

„Diese Leute werden Euch wie ihrem Herrn gehorchen," fuhr Idalia fort. „Es sind Albanesen in meinem Dienste. Laßt Euch von ihnen bis zu Eurer Wohnung begleiten. Wenn Eure Mörder in der Türkei sind, seyd Ihr nicht sicher an den Ufern des Bosporus."

Dann, als sie Ercildoune zaudern sah, setzte sie hinzu: „Verweigert mir nicht meine erste Bitte an Euch. Wenn ich Euch das Leben gerettet habe, bleibt mir auch das Anrecht, Euch zu bitten, daß Ihr es nicht unnöthig auf das Spiel setzet."

„Ich gehorche, denn von heute an ist dieses Leben mir lieb, das überdieß mir nicht mehr angehört."

Die junge Frau wich der Antwort aus und sagte Ercildoune Lebewohl — auf Französisch, wie sie immer zu ihm geredet hatte.

Er konnte nach so förmlichem Abschiede nicht mehr länger verweilen; doch zögerte er noch und hielt die ihm gereichte Hand zurück.

„Gestattet Ihr, daß ich morgen wiederkomme?" setzte er schüchtern hinzu; „ich hätte Euch noch so Vieles zu sagen!"

Idalia's Stirne umwölkte sich auf's Neue, und sie antwortete nicht. Der ritterliche Schotte fühlte seinen ganzen Stolz und sagte:

„Ich will Euch meine Gegenwart nicht aufdrängen; lebt denn wohl, und weil wir uns nicht wiedersehen sollen, so nehmt ein- für allemal den Ausdruck einer Dankbarkeit hin, welche Euch lästig zu seyn scheint." Diese Worte, in leichter Bitterkeit hingeworfen, machten mehr Eindruck als die leise Bitte. Ihre Stirne wurde wieder klar, und mit anmuthigem Lächeln wurde sein Urtheil gesprochen.

„Ihr habt mein Schweigen falsch gedeutet," sagte die geheimnißvolle Schöne; „kehrt zurück, wenn es Euch angenehm ist; ich werde Euch stets mit Freuden sehen."

Diese Einladung sagte viel, das Lächeln noch mehr; er vermochte kaum seine Freude zu unterdrücken. In diesem Augenblicke kündete ein Geräusch von außen an, daß die Albanesen ihn auf der Terrasse erwarteten. Er verbeugte sich zum letzten Male vor der jungen Frau, wie er es vor seiner Souveränin nie gethan hätte, und schied von der Gottheit in ihrem Heiligthume, in das er wie ein Ungeweihter eingedrungen war, und welches er nun in glühender Andacht verließ.

Als er sich im Freien befand, in der Kühle einer glänzenden Nacht des Orients, empfand er eine seltsame Regung, als erwache er aus einem Traume. Noch war er berauscht von dem Rauchwerke und dem Blumenduft; noch geblendet von den Wundern, die er geschaut, dem buntfarbigen Marmor, den Goldarabesken, der plätschernden Fontaine; aber was ihn über

Alles entzückte und verwirrte, war das Lächeln, das die Flamme seiner romantischen Liebe für eine Unbekannte zur hellen Lohe anfachte.

15. Eine lange Unterredung und eine Meeresfahrt.

Alles Suchen war vergeblich und der Mörder wurde nicht gefunden.

Der Renner wartete friedlich auf seinen Herrn, den Zaum um eine Ceder geschlungen, und die Berberstute, welche einen Fuß gebrochen hatte in ihrem Sturze, lag noch am Felsen. Alles wies darauf hin, daß der Flüchtling die Küste erreicht hatte, aber die Albanesen schienen nicht davon überzeugt zu seyn. Die Pforte, welche Idalia bezeichnet hatte, war verschlossen, und die Mauern zu hoch, als daß ein Mensch sie so leicht hätte übersteigen können; allein es wäre doch möglich gewesen, um sich auf eine Barke, oder eines der Fahrzeuge auf der Rhede zu flüchten, was Ereildoune als das wahrscheinlichste erschien. Beim Ausgang der Gärten wollte er seine Begleitung zurückschicken, aber die Leute bestanden darauf, ihm nach Pera zu folgen.

„Wir müssen Euch bis an Eure Wohnung begleiten, gnädiger Herr," sagte der Albanese Paulus mit der übertriebenen Unterwürfigkeit der Diener seines Stammes; „es sind die Befehle Ihrer Excellenz."

„Ihrer Excellenz?"

„Ihrer Excellenz der Gräfin Vassalis."

Dieser Titel gab dem Kabinetskurier zu denken; so sehr er auch von dem Wunsche gequält war, mehr über diese geheimnißvolle Gräfin zu erfahren, konnte er doch anständiger Weise ihre Diener nicht ausfragen. Er setzte im Schritt seinen Weg längs dem Strande fort, von den Albanesen umgeben, mit ihren scharfen Gesichtszügen und der malerischen Tracht, während ihre Fackeln einen röthlichen Schein auf den Sand und die vom Monde versilberten Fluthen warfen. Eine Stunde zuvor hatte er denselben Pfad verfolgt, von einem Rachedurst angetrieben, den nur der Tod seines Feindes löschen konnte, und jetzt gedachte er nur der schönen Frau, ihres himmlischen Lächelns, jenes süßen berauschenden Dunstkreises, in dem sie ihm erschienen war, des süßen Lautes ihrer Stimme, als sie ihn zur Wiederkehr eingeladen.

Wer war dieses seltsame Wesen? was war sie? Diese Frage drängte sich nach dem Wiedersehen Ereildoune noch unablässiger auf, als je zuvor. Ihr hoher Rang ließ sich nicht bezweifeln, nannten sie doch ihre Leute eine Gräfin; ihr Reichthum ebenso. Ihrem Alter nach mochte sie zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre zählen. Aber obgleich sie die ganze Jugendfrische bewahrt, war es doch augenscheinlich, daß sie den Schmerz und vielleicht auch den Haß kannte. Vor allem zeigte sie eine Würde, einen natürlichen Adel, welcher Achtung gebot, und dennoch hatte sie Ereildoune in dem frivolen Gewühle verschwinden gesehen, welches sich nach den Pariser Winter-Lustbarkeiten drängt. War dieß möglich, und hatten seine Augen ihn nicht getäuscht?

Gleich einem römischen Triumphator setzte unser Held bei Fackelschein seinen Zug fort, bis er die Vorstadt Pera erreicht hatte, stets von der schönen Contessa träumend und im Gedanken, sie morgen wiederzusehen. Zum ersten Male in seinem Leben konnte er, der sonst ebenso sanft auf dem Verdecke eines sturmbewegten Schiffes oder auf seinem Sattel in dem Wüstensande schlief, auf seinem Lager keine Ruhe finden.

Sobald der Tag graute, erhob er sich, von denselben Gedanken erfüllt. Als der Trommelschlag verkündete, daß der Herr aller Gläubigen sich zum Gebet verfüge, tauchte sich Ereildoune in die Wogen des Bosporus, um die Zeit zu tödten bis zu der Stunde, wo er den Pfad nach der Villa wieder aufnehmen konnte.

Diese Stunde, zu langsam für seine Ungeduld, war endlich da; er schwang sich in den Sattel und galoppirte in der Richtung hin, wo ihn eine Macht, stärker als seine frühere Energie, hintrieb, gleich dem gewappneten Ritter der alten Tannhäusersage, dem Schild und Schwert nichts helfen gegen die Augen der schönen Teufelinnen; eine Legende, die ewig wahr bleibt.

Woher dieses strahlende Licht, welches ihn blendete, und sein ganzes Daseyn in einem Zauberreigen mit sich fortriß? Er hatte es bis dahin nicht gekannt, und ihm stets mißtraut; ja er hatte nie daran glauben wollen, und jetzt glänzte es vor seinen Augen und überfluthete die ganze Welt mit übernatürlicher Glorie, und zeigte ihm wie ein Stück des Himmels jenes weiße Haus, das aus den Bäumen hervorschimmerte, während sein Roß durch den Cederngang hinflog, und dampfend vor der Marmortreppe anhielt.

Die Gräfin Vassalis stand auf ihrem Balkon und schaute träumend über die prächtige Umfassung des Bosporus hinaus. Von einem weißen Gewebe umhüllt, das in weiten Falten an der feinen Gestalt niederfloß, in einem Ueberwurf von schwarzen Spitzen, schien sie für einen Thron geschaffen zu seyn. Als sie sich umwandte, ihren Besuch zu empfangen, kam sie diesem so freundlich entgegen, daß er, wenn er mehr Herr über sich gewesen, sich gewiß bald heimisch gefühlt hätte.

Sie reichte ihm die Hand nicht, wie es eine englische Dame gethan hätte, aber sie lächelte ihn an mit unwiderstehlicher Huld. Als Ereildoune sich vor ihr verbeugte, hätte sie seinen Herzschlag hören können, der nicht stärker war, als der heldenmüthige Bote in der Karpathen-Schlucht seinen Mördern Feuer kommandirt hatte.

Seine Gemüthsbewegung war so gewaltig, daß er kein Wort vorzubringen vermochte; aber sein Schweigen so beredt, daß Idalia in ihrer Frauenart es verstehen mußte. Sie sah auf den ersten Blick, welche Macht sie über diesen Mann ausübte; — wie wird sie dieselbe gebrauchen? Nachdem sie einen Moment sich an seiner Verlegenheit geweidet, ohne daß sie jedoch es gewahr werden ließ, machte sie derselben ein Ende, indem sie das Gespräch einleitete, und ihm sagte: „Ihr habt also Euren Mörder nicht entdecken können? Meine Leute erzählten mir, daß alles Nachsuchen vergeblich gewesen."

„Dieß ist wahr," sagte Ereildoune mit einem leichten Beben in der Stimme; „aber auf mein Wort, ich habe es ganz ver-

gessen. Wenn ich noch an diesen Menschen denke, so ist es nur, ihn dafür zu segnen, daß er mich zu Euch geführt."

„Eure Großmuth ist über alle Maßen," erwiderte die Gräfin, welche die letzten Worte nicht verstehen zu wollen schien. „Ihr erinnert Euch der Wohlthaten und vergesset die Beleidigungen." Alles Blut stieg Ercildoune in's Gesicht und sein Adlerauge funkelte.

„Ihr beurtheilt mich zu günstig, gnädige Frau; ich habe in meinem ganzen Leben nie eine Beleidigung vergessen, am wenigsten einen Verrath. Wenn mein Liebstes auf der Welt mich verriethe, würde ich es ohne Erbarmen aus meinem Herzen reißen. Was aber meine Dankbarkeit betrifft, so erlaubt mir beizusetzen, daß sie nicht das einzige Gefühl ist, das mir Euer Andenken bewahrt hat."

Nun erröthete die Gräfin ihrerseits und neigte das Haupt; da sie aber die Unterhaltung nicht auf diesem gefährlichen Terrain fortführen wollte, beeilte sie sich es abzulenken, indem sie sagte: „Ich denke, gegenwärtig sei Konstantinopel Euer Aufenthalt."

Es wurde ihm schwer, von gleichgiltigen Dingen zu reden, während sein Mannesherz überfloß, und gleichsam gezwungen erwiderte er:

„Ja, ich verweile zu Konstantinopel, um Depeschen aus England abzuwarten. Aber ich bin von meiner Regierung autorisirt dahin zu gehen und zu bleiben, wo es mir beliebt, um diese Banditen zu entdecken. Es ist daher wahrscheinlich, daß ich einige Zeit in der Türkei verweilen werde. Und Ihr, gnädige Frau, seid wohl an Euerm gewöhnlichen Aufenthalte, und gedenkt ihn noch zu verlängern?"

„Ich kann es nicht bestimmen, ob auf Monde oder nur auf einige Tage. Aber nicht wahr, welch schönes Land! besonders für Euer Künstlerauge muß die reiche Natur im Orient ein wahres Labsal sein."

„Ich übe meine Kunst nur gelegentlich aus, wenn ich von meinem Wanderleben raste. Wir andern Söhne der alten Scotia haben Besseres zu thun, als den Pinsel zu führen, und graben unsern Namen am liebsten mit der Degenspitze ein."

Ercildoune redete nur mechanisch, und sein Gedanke war weit von seinen Worten entfernt. Seine ganze Seele lag in seinem Blicke, welcher Idalia mit wachsender Leidenschaft anschaute, die jede andere Frau gerührt haben würde, bei ihr aber ein sichtliches Unbehagen hervorrief, als wie wenn diese Liebe, für Ercildoune etwas Neues, für sie nur eine alte Geschichte wäre, die sie nicht noch einmal durchleben mochte.

Das Gespräch stockte, bis er, von quälender Neugier getrieben, es wieder aufnahm: „Ich habe Euch einige Zeit nach meinem Abenteuer in der Moldau im Golf von Neapel gesehen. Ihr waret in einer Barke, mit Veilchen beladen."

„Das ist sehr möglich, ich war damals in Sizilien und Ihr habt mir auf dem Meere begegnen können; das Mittelmeer ist meine Heimath."

„Ihr seid also eine Sizilianerin?"

„Nein; aber ich sehe das Meer als meine Heimath an. Es wird oft zum Grabe, warum sollte es nicht auch eine Wiege sein können? Seine blauen Fluthen rufen mir die ersten Erinnerungen meiner Kindheit zurück .... und sie sind sehr bitter für mich." Diese letzten Worte wurden auf eine Weise betont, welche die Schlüsse der Mutter Veronika: „diese Frau ist nicht glücklich" mehr und mehr bestätigten.

„Ich war damals nicht allein, sonst wäret Ihr mir wohl nicht entkommen .... Ich habe Euch noch ein anderes Mal gesehen, gnädige Frau ...."

„Wo denn?"

„Dieß Mal, ich muß es gestehen, war es mitten in einem Gedränge, daß ich minder sicher bin, ob nicht eine Vision mich getäuscht habe ... es war vor drei Monden, am Eingang der großen Oper zu Paris."

Die Gräfin errieth vielleicht, daß er dießmal lieber sich getäuscht hätte, und sagte weniger vertraulich:

„Nach unserm Gespräch von gestern Abend hätte ich gedacht, daß wir uns seit dem Abenteuer in den Karpathen nicht mehr begegnet, welches Euch ja selber als eine Vision erschienen war." Ercildoune sah nun, daß seine Gottheit von einem geheimnißvollen Schleier umhüllt war, den sie ihm nicht zu lüften gestattete. Er wich einer allzu direkten Frage aus, indem er zufällig hinwarf: „Ihr reiset oft nach Paris?"

„Zuweilen; wer thut es nicht? Paris ist der Mittelpunkt der Welt, wie die französische Sprache eine universelle ist."

„Paris, Neapel, die Moldau, Konstantinopel liegen weit aus einander. Ihr müßt die Gabe der Allgegenwart besitzen, um Euch an all diesen Orten treffen zu können."

„Ich reise viel," entgegnete die mysteriöse Gräfin. „Aber Ihr selber, als Kabinetskurier, der einen Tag auf der Newa, den andern auf dem Amazonenstrome schifft, reiset ja noch weit mehr als ich und das Mittelmeer muß Euch wie ein Teich mitten in einem Parke vorkommen. Ich denke, dieses Leben gefällt Euch. Es muß einen großen Reiz haben, denn es läßt wenig Zeit zum Nachdenken übrig." Ein Freudenstrahl blitzte in seinen Augen auf. Sie kannte sein Leben und seine Neigungen, hatte sich also mit ihm beschäftigt; o, wenn ihr Besuch im Kloster von Manastika ihr durch ein zärtliches Mitgefühl für den Mann, den sie gerettet, eingegeben worden wäre!

„Ja," sagte er, „ich liebe diese Existenz, die ich jeder andern vorziehe, den Soldatenstand ausgenommen. Ich fühle mich behaglicher im Sattel, als in einem Salon und ziehe die Freiheit in der Wüste tausendmal der Eleganz des Weltlebens vor. Indeß hab' ich sie nicht ganz aus freiem Willen erwählt; der Kriegsdienst wäre eine angenehmere gewesen, aber ich war nicht reich genug, um in das Heer zu treten."

„Was redet Ihr von Reichthum?" sagte die Gräfin, welche dieser Freimuth entzückte; „Ihr besitzet, was weit mehr werth ist, Energie, Unabhängigkeit und Ehrgefühl. Wie viele Andere haben diese Schätze eingebüßt, aber sie nie besessen! Ihr dagegen ziehet die Freiheit eines Spartaners den Sklavenketten der Welt vor."

„Ihr habt mich verstanden," sagte er; „eines meiner Motto's heißt:

Ich diene keinen Knechten."

„Ebenso edel als stolz. Wenn Ihr das Haupt nicht vor Sklaven beugt," setzte sie mit trübem Lächeln hinzu, „so werdet nie der Sklave eines Weibes."

„Ihr Sklave niemals, so lange ich einen Hauch des Lebens in mir verspüre. So sagte ich noch gestern, aber heute . . . . ."

Hier wurde das Zwiegespräch durch das plötzliche Erscheinen eines Dritten unterbrochen. Es war der große serbische Hund, der schon einmal in dieser Erzählung aufgetreten ist. Er sprang von der Terrasse auf das Fenster und blieb unbeweglich, indem er seine Mähne sträubte, und seine großen Augen auf Greildoune heftete mit beständigem Knurren. Es war ein prächtiges Thier von reinster Race, mit nervigen leichten Gliedern und fast so groß wie ein Reh.

„Sieh,da, mein edler Freund," sagte der Kurier. „Ich hab' auch ihm eine Schuld abzutragen. Welch schönen Jagdhund habt Ihr da!"

Der Hund schaute ihn noch eine Sekunde an, dann legte er sich zu den Füßen seiner Herrin nieder, mit jener unruhigen Eifersucht, welche seinesgleichen stets gegen Fremde zeigen.

„Scylla, du bist nicht artig," sagte die Gräfin, indem sie ihre schöne Hand auf den Kopf ihres Lieblings legte. „Entschuldigt ihn, Sir Fulke. Er ist so oft mein einziger Hüter gewesen, daß er wohl das Recht hat, mit seiner Gunst sparsam zu seyn."

„Euer einziger Hüter? wo ist denn die Ritterlichkeit unserer Tage hingerathen, um diese Rolle einem Hunde zu überlassen?"

„Sie ist zu finden, wo sie stets gewesen; in den Träumen der Dichter, sonst vermag ich sie meinestheils nirgends zu sehen."

„O, es gibt doch noch aufopfernde Seelen, bei denen ein einziges Gefühl das ganze Leben ausfüllt, die ihm treu bleiben, bis das Herz stille steht. So zu lieben ist ein verklärtes Daseyn, das Glück im Opfer, und der Mann, der ein solches Empfinden in sich trägt, muß der, die es ihm eingeflößt, noch dankbar seyn."

Er hielt inne, fast erschreckt über seine Kühnheit, und mehr noch, so weit gelangt zu seyn, nachdem er sich so lange geschworen, unempfindlich zu bleiben; aber die vergangenen Schwüre lagen weit zurück, und er schwamm zu dieser Stunde in einem berauschenden Dunstkreis, in der Nähe derer, die er liebte, die minder seine Sinne, als seine Einbildungskraft gefangen nahm.

Es war ein Freudenwahnsinn mit Angst gemischt, denn er hoffte kaum wieder geliebt zu werden, und dennoch hätte er die ruhigsten Lebensstunden von ehedem nicht ausgetauscht gegen den Sturm der Gegenwart, sollte er auch sein Unglück werden. So kalt und müde gegen alle Huldigungen auch eine Frau seyn mag, so kann sie doch niemals den Ausdruck solcher Leidenschaft gleichgiltig anhören. Die Gräfin war vielleicht nicht unempfindlich dafür. Sie schien einen Augenblick tief nachzudenken; war es in Freude oder Schmerz? Auch ein scharfsichtigerer Beobachter als Greildoune hätte es nicht errathen können. Indeß um eine Situation, die ihm gefährlich schien, abzuschneiden, erhob sie sich, und klagte über die Hitze des Gemaches.

„Ihr liebt die freie Luft, Sir Fulke; auch mir würde sie besser behagen. Wollt Ihr durch meine Gärten wandeln? Sie sind etwas verwildert, aber sie gefallen mir in dieser Art besser als die Symmetrie französischer Anlagen."

Sie zog ihren Spitzenumwurf über die Schultern und sie gingen hinaus, gefolgt von Scylla, der sein Auge nicht von Greildoune abließ.

An den Gärten war nicht viel von einer nachhelfenden Hand zu sehen, aber sie boten eine üppige Wildniß von südlichen Pflanzen dar, die in ihren dichten Gebüschen von Granaten, Myrten und Cactus zwischen riesigen Cypressen und Cedern und den blühenden Rosenranken, die sich hindurchschlangen, einen eigenthümlichen Reiz hatte.

„Es ist Alles sehr schlecht unterhalten, seit Jahren ist Nichts hier gethan worden, wie Ihr wohl sehen könnt. Im Vergleich zu den englischen Parks muß Euch diese Anlage sehr geringfügig erscheinen."

„Bei meiner Seele, ich habe nie so etwas Prächtiges gesehen."

„In der That?" sagte die Gräfin ironisch, „welcher Enthusiasmus! Wie kann Jemand, der so viel gereist, an solcher Ursprünglichkeit sich erfreuen?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Greildoune ernst, „aber so viel mir klar ist, könnte dieser Garten mir ebenso verhängnißvoll werden, wie die alten Zauberhaine den Paladinen der Tafelrunde."

„Ich kenne jene Dichtungen," sagte die Gräfin, „aber Sir Fulke, nehmt ein Beispiel daran, und um deutlicher zu reden, wandelt nie auf einem Boden, der Euch unbekannt ist. Ihr wißt Nichts von mir, kennt blos meinen Namen; verlasset mich, ohne mehr zu erfahren. Es ist besser, glaubt es mir, weit besser."

Greildoune war minder überrascht von diesen seltsamen Worten, als von der Aufforderung, die sie enthielten. Diese Frau zu verlassen im Augenblick, da er sie nach zweijährigem Suchen wieder aufgefunden, wo das Luftgespinnst zur Wirklichkeit geworden, ihm eine neue Welt aufschloß! Er wäre nicht er selbst gewesen, hätte nicht geliebt, wenn dieses seltsame Ansinnen einigen Eindruck auf ihn hätte hervorbringen können.

„Es wäre besser, sagt Ihr? Für wen? Für Euch oder mich?"

„Für Euch."

„Dann erlaubt mir, es nicht zu thun. Aber dieß ist vielleicht nur eine Ausflucht; redet aufrichtig. Wenn meine Gegenwart Euch lästig ist, werde ich Euch gehorchen; wo nicht, so handelt es sich um mich allein, und dann hofft nicht, mich zu überzeugen. Ich werde Alles verlassen, was im Leben mir lieb ist um Euretwillen, Alles, nur die Ehre nicht."

„Dieß ist Wahnsinn. Höret mich, Sir Greildoune, ich achte Euch zu sehr, um etwas Anderes als Euer Glück zu wollen. Brechen wir von heute an einen Verkehr ab, der kaum begonnen hat. Wo nicht, werdet Ihr vielleicht eines Tages mir vorwerfen, Eure Illusionen genährt zu haben. Ich rede aufrichtig zu Euch, obgleich ich Euch keine Gründe angebe. Ihr glaubt in einer Schuld gegen mich zu stehen; das beste

Mittel sie zu tilgen, ist, mir zu gehorchen, und mich zu vergessen, als hätten wir uns nie gesehen."

„Ihr verlanget, o Himmel, das Einzige, was ich nicht zu thun vermag."

„Man kann Alles mit festem Wollen, besonders mit einer Energie, wie die Eurige. Ueberdieß genügen vierundzwanzig Stunden Abwesenheit, um die Vergessenheit herbeizuführen."

Die Gräfin sprach mit dem leichten Sinn einer Weltdame, aber es tönte etwas aus ihren Reden heraus, das sie nicht ausdrückten. Es lag in dem Laute ihrer Stimme ein bitterer Schmerz, wie eine Reue; sie that sich Gewalt an, eine Leidenschaft von sich abzuwehren, deren Wahrheit sie erkannte. Greildoune aber litt, wie nie in seinem Leben, und mit gebrochener Stimme erwiderte er:

„Ich werde gehorchen, wenn es seyn muß; aber wenn Euch solche Grausamkeit geboten war, warum habt Ihr mich gerettet? Lieber mich sterben lassen . . ." Diese Worte, mit dem Laute entsagender Trauer gesprochen, setzten die junge Frau noch mehr in Verwirrung. Thränen drangen in ihre Augen, die einzigen vielleicht seit dem Tage, wo sie diesen Mann dem Tode abgerungen hatte, den sie marterte. Ihre Lippen bewegten sich zum Sprechen, aber sie blieben stumm, und sie wandelten schweigend in dem Cederngange hin.

Tiefe Stille herrschte rings um sie her. Die Sonnenstrahlen warfen ein gedämpftes Licht unter die Schattenwölbungen der Aeste und Zweige, man hörte nur den schrillen Laut der Cicade, und den schwachen Anschlag der Meereswogen. Keiner der beiden Lustwandelnden vergaß in der Folge diese hehre Stunde, von der ihr Schicksal abzuhängen schien.

Nach einigen Augenblicken dieses schweigenden Hinwandelns blieb Greildoune stehen, indem er die Arme über die Brust kreuzte und auf seine Gefährtin einen Blick warf, der durch einen letzten Entschluß belebt war.

„Gräfin Vassalis," sagte er, „antwortet mir aufrichtig. Steht Eure Ehre oder Ruhe dabei auf dem Spiele? Ist es wegen Eurer selbst oder meinetwegen, daß Ihr mir befehlet, Euch zu verlassen?"

„Meinetwegen nicht, ich gelob' es Euch; ich hätte vielleicht nicht die Kraft dazu. Es ist Euretwegen, Euch zu Liebe allein."

„Dann ist mein Entschluß gefaßt, ich verlasse Euch nicht, was auch geschehe, und solltet Ihr nie etwas Anderes, als einen Fremden in mir sehen!"

Idalia sah ein, daß alles weitere Bemühen vergeblich und der Würfel gefallen war. Ueberdieß sagte ihr die Erfahrung, wie schwer es jedem Manne, der sie gekannt, geworden war, sie zu vergessen.

„So sei es denn," sagte sie mit der sorglosen Beweglichkeit, welche Greildoune schon an ihr bemerkt hatte; „reden wir nicht weiter davon. Laßt uns die Phantasie der Poeten vergessen und erfreuen wir uns des schönen Tages. Schauet wie ruhig das Meer daliegt; mein Kaïk ist am Fuß der Terrasse, und nun es kühler wird, könnten wir eine kleine Wasserfahrt wagen, wenn Ihr die Ruder führen wollt. Was sagt Ihr dazu?"

Eine seltsame Umwandlung in diesem verführerischen und geheimnißvollen Wesen, das noch vor einem Augenblick finster und befangen vor ihm stand, und den Mann entfernen wollte, der ihr Alles verdankte, und zu dem sie jetzt mit liebenswürdiger Vertrautheit redete, und sich ohne Rückhalt dem so süßen Vergessen hingab, wie zwischen Fremde, die eben erst Freunde geworden, eine Glückstunde für die Liebe wie für die Freundschaft, denn sie ist reich an Verheißungen, wie der Morgen eines schönen Tages, oder die Blüthe, welche der Frucht vorausgeht.

Die Barke wiegte sich am Fuße der Terrasse, halb versteckt zwischen blühenden Myrten. Weithin dehnte das Meer seine glatte Fläche aus, da und dort mit den weißen Segeln türkischer Felucken besäet. Greildoune, der zuerst in das Boot stieg, reichte der Gräfin die Hand, um ihr an Bord zu helfen. Sie schwang sich mit der Leichtigkeit eines Vogels hinein und ließ sich auf den Kissen nieder, gleich der Cleopatra, als sie auf ihrer vergoldeten Galeere den Nil hinauffuhr.

Sie schifften am Ufer hin, zugleich den kühlen Schatten und den Anblick des Golfs genießend, über dem die Berge Griechenlands eine bläuliche Linie zogen. Das Fahrzeug schwamm so ruhig hin, daß ein leichter Ruderschlag genügte, um es über das Wasser hinzutreiben.

Niemals noch in seinem Leben hatte Greildoune so köstliche Momente hingebracht. Idalia gegenübersitzend und ihr so nahe, daß der Windhauch, der in ihren Gewändern und Locken spielte, ihm ihren Duft zutrug, betrachtete er sie mit verzückter Bewunderung, die keine Worte fand, sich auszusprechen. Auch die schöne Gräfin schien vollkommen glücklich zu seyn. Ihr Entschluß stand fest, und da sie nicht die Frau war, einen solchen zu bereuen, gab sie sich vollkommen dem Zauber dieser Stunde hin. Schweigend schwammen sie lange so umher, jedes seinen Träumen hingegeben, während Scylla vom Ufer aus mit wachsamem Auge dem Laufe der Barke folgte. Als sie das Gespräch wieder aufnahmen, wurde es lebhaft fortgeführt und Idalia entfaltete alle Schätze eines reichen Geistes, indem sie über Schriftsteller, Kunst, und besonders über Reisen sprach; sie ließ sich die Abenteuer des Kabinetskuriers erzählen, was dieser gerne that, ohne gewahr zu werden, daß seine Gefährtin Nichts von sich selber sagte, und daß diese Frau, welche in seiner Seele wie in einem offenen Buche las, stets für ihn undurchdringlich blieb.

Aber was kümmerte ihn dieß in jenem Augenblick? Er dachte nicht einmal daran, sondern schwamm in eitel Glückseligkeit, in einem Traume, aus dem er sich nicht wecken wollte. Indeß neigte sich der Tag, und die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die Fluthen. Die Gräfin äußerte den Wunsch, nach der Villa zurückzukehren, und er mußte mit Bedauern das Fahrzeug nach dem Landungsplatz zurückrudern.

„Unsere Fahrt war von langer Dauer," sagte sie, als sie geplaudert hatten; „entschuldigt mich, Sir Fulke, ich habe vor Abgang der französischen Post noch einige Briefe zu schreiben, und will Euch daher nicht länger zurückhalten."

Greildoune wollte diesen glücklichen Tag nicht enden lassen,

ohne sicher zu sein, daß ihm ein Morgen folgen sollte, und bat förmlich um die Erlaubniß wieder zu kehren.

„Ich sehe kein Hinderniß dagegen," sagte die Gräfin, „und werde mich freuen, Euch beim Mittagsmahle bei mir zu empfangen, wenn Ihr mir die Ehre geben wollt. Ich speise um sieben. Es ist also abgemacht . . ."

Er verbeugte sich dankbar.

Die junge Frau war schon im Weggehen, als sie einer plötzlichen Eingebung folgend, die sie vielleicht bekämpft hatte, sich umwandte, indem sie ihm die Hand darbot, die er an seine Lippen führte.

„O, dieß ist zu viel, Sir Fulke, wir leben nicht mehr in der Zeit der alten Galanterie. Wenn eine Frau diese Gunst gestattet, bietet sie die Rückseite der Hand dar. Auf morgen also," setzte sie mit einem Lächeln hinzu, welches den Vorwurf milderte.

Greildoune folgte ihr mit den Augen, bis sie in ihre Wohnung zurückgekehrt war, stieg dann zu Pferde und erreichte die Stadt.

Was that er bis zum andern Morgen? Die Chronik berichtet, daß er bald nach seiner Ankunft in Pera eine Fischerbarke miethete, welche ihn bis zu einer Stelle führte, wo er die türkische Villa sehen konnte, und einen Theil der Nacht damit hinbrachte, nach dem Lichte auszuschauen, das aus ihren Fenstern leuchtete.

16. Ein Diner an den Ufern des Bosporus.

Morgenland, du Wiege des Menschengeschlechtes, mit welchem Zauber umfängst du den Reisenden! Nirgends zeigt die Natur solche Pracht, wie unter jenem Himmelsstriche. Die Berge, um welche große Erinnerungen schweben, bilden gleichsam die Stufenreihen eines Amphitheaters, dessen Mauerkrone in die Himmelswölbung reicht; die Thäler von denkwürdigen Strömen bewässert, gleichen mit ihrem reichen Pflanzenschmucke den Paradiesesfluren; azurblaue Fluthen umfassen die Gestade, und eine leuchtende Sonne gießt über Land und Meer eine andern Horizonten unbekannte Verklärung aus.

Die Vergangenheit des Orients ist mit den denkwürdigsten Aufzeichnungen der Geschichte des Menschen verknüpft, wo er seine ersten Schritte versucht, seine ersten Laute gestammelt, wo seine Jugendblüthe sich zu einer Höhe der Gesittung aufschwang, die seitdem nie überschritten worden, deren Trümmer noch die Nachwelt in Staunen setzen.

Im Morgenlande wurden jene Heroenkämpfe vollbracht, welche während Jahrhunderten die mächtigen Urvölker gegen einander unter die Waffen riefen, bald der Eroberung eines Weibes, bald eines Reiches wegen; sagenhafte Regionen, wo der Schönheit Tempel und Throne errichtet wurden, wo um der Helena willen so viel Blut vergossen wurde, wie durch die mörderischen Launen einer Semiramis, wo Alexander auf seinem Siegeszuge am Grabe des großen Cyrus hinstarb.

Für einen Nordländer, wie Greildonne, und in seinen absonderlichen Verhältnissen war es schwer, sich von all diesem Zauber nicht fortreißen zu lassen, und er glich einem Opiumraucher, der sich von der Fata Morgana des muhamedanischen Paradieses umgaukelt sieht.

Während er nach einer durchwachten Nacht früh Morgens auf die Jagd auszog, um die Stunden zu tödten, welche noch zwischen ihm und seinem Glücke lagen, dachte er ernstlich über sich selber nach, über seine Leidenschaft, der er bislang sich so kräftig widersetzt hatte.

Ihretwegen hatte er zumal seinen Schwüren entsagt, seine Vergangenheit und seine Rache vergessen; seine Freiheit wollte er fesseln, sein Lebensglück auf das Spiel setzen, und für wen? für ein Weib, das ihm unbekannt, vielleicht nicht mehr sich selber angehörte, und seine Huldigungen nur widerstrebend hinzunehmen schien.

Dieses seltsame Geheimniß hätte einen Erfahreneren zur Besinnung bringen können, aber dem Wesen des edeln Schotten widerstrebte alles Mißtrauen, und es schien ihm eine Entheiligung seines Ideals, an der Frau zu zweifeln, welche ihn gerettet hatte. „Es ist zu spät, mich loszureißen," rief er, nach langem Nachsinnen; „mein Leben gehört ihr an. Was auch geschehen mag, so will ich meinen Glauben an sie bewahren!"

Je näher der Abend kam, desto mehr schwanden die leichten Zweifel, welche sich in seine stürmischen Gefühle eingeschlichen hatten, und als Greildoune sich in den Sattel schwang, waren sie alle dahin, und nur der Gedanke, sie wieder zu sehen, ihm geblieben.

Die Villa der Gräfin Vassalis war zwei gute Stunden von Pera entfernt, aber sein flüchtiger Renner trug ihn in weniger als der Hälfte Zeit dahin. Bei seiner Ankunft wurde er von einem der albanesischen Diener empfangen, der ihn nach dem Gesellschaftssaale geleitete. Die Vorhänge waren zurückgezogen und das goldene Licht der Abendsonne strömte blendend in das Gemach. Während der Grieche mit lauter Stimme „Sir Fulke Greildoune" ankündigte, suchte sein Auge vergeblich nach der Dame des Hauses, und fiel überrascht auf Viktor Vane, der ihm lächelnd entgegentrat.

Greildoune's erste Empfindung war die einer heftigen Enttäuschung, die zweite einer blinden Wuth. Er bedachte nicht die geringe Wahrscheinlichkeit, daß eine Frau von hohem Range in der Einsamkeit leben und ihn eingeladen haben könnte, um allein mit ihm zu Tische zu sitzen. Auch die Anwesenheit von Viktor Vane ließ sich leicht erklären durch die Bekanntschaft der Gräfin mit einem Manne, der in der aristokratischen Welt aller Länder so viele Verbindungen besaß und fast beständig in der Fremde lebte. Der Kabinetskurier hätte dieß bedenken sollen; vielleicht that er es auch, aber demungeachtet war ihm die Gegenwart dieser Persönlichkeit mit dem fahlen, häßlichen Gesichte höchst ungelegen, das ihm schon, als er ihn unter seinem eigenen Dache aufgenommen, einen tiefen Widerwillen eingeflößt hatte.

Zudem lag in der Haltung desselben eine Behaglichkeit, welche den Neuangekommenen äußerst verletzte, indem er sehen mußte, wie dieser Mann in dem Salon der Gräfin sich geberdete, wie wenn er da zu Hause wäre.

„Ha, Sir Fulke," rief er voll Liebenswürdigkeit aus, sehr

erfreut, Eure Bekanntschaft zu erneuern! Es ist keine Ueberraschung, denn ich wußte von der Gräfin, daß Ihr diesen Abend hier seyn würdet. Ich hab' Eure Gastfreundschaft am Border nicht vergessen und bedauere nur, Euch nicht früher begegnet zu seyn, um Euch meinen Dank auszudrücken."

„Zuviel Ehre, mein Herr; solche Kleinigkeit ist keines solchen Erinnerns werth," erwiderte Ereildoune sich kalthöflich verbeugend, wie um den Andern von sich abzuhalten.

Idalia hatte also zu Victor Vane von ihm geredet! — während er weder einem Fremden noch einem Freunde ihren Namen genannt hatte.

Sir Vane schien die Zurückweisung nicht gewahr zu werden, und fuhr unbefangen fort:

„Ich weiß, daß Ihr in der Nachbarschaft einem Eurer Angreifer aus der Moldau begegnet seyd; das wundert mich nicht, denn der Orient ist die Zuflucht aller Banditen; ich hoffe, Ihr werdet ihn wieder treffen."

„Ich deßgleichen, bedaure aber nur, ihn geschont zu haben."

Die Antwort war kurz und trocken, und hätte jeden Andern betroffen gemacht, der minder keck gewesen wäre.

„O, das ist sehr schade, denn Großmuth ist bei diesen Briganten übel angebracht; ich habe ihr Treiben in Italien gesehen. Uebrigens ist es eine seltsame Geschichte mit diesem Hinterhalt in den Karpathen, dem Ihr nur wie durch ein Wunder entgangen seyd. Ich denke, es handelte sich um einen politischen Grund."

„Alles weist darauf hin. Die Politik gleicht dem Orient und dient manchem Bösewicht zum Schlupfwinkel."

Vane lächelte bejahend und sagte:

„Ihr habt ganz Recht; ich habe mich selber zu einer Zeit mit Politik befaßt, fand aber so schlechte Gesellschaft, daß ich die Karten wegwarf und die Parthie aufgab." Dann plötzlich das Gespräch abbrechend, fuhr er fort:

„Erlaubt, Euch zwei meiner besten Freunde vorzustellen, und lasset mich hoffen, daß Ihr in Kurzem das Trio vervollständigen werdet. — Der Graf Alfred Larara, — Oberst Falkenstiern, — Sir Fulke Ereildoune."

Letzterer wandte sich zu den Beiden, welche er noch nicht gewahr geworden war. Der Oberst, ein Ungar, gefiel ihm durch sein soldatisches Wesen. Der Andere, ein Grieche, mit katzenartiger Geschmeidigkeit, sagte ihm minder zu. Indeß erzeigten sich Beide als Leute von Welt und Erziehung, und von Letzterem war ihm der Name aus dem Gefolge des Königs Otto bekannt.

Der regelrechten Vorstellung folgte der Austausch einiger hergebrachter Höflichkeiten.

„Es scheint mir, daß die schöne Gräfin uns etwas lange schmachten läßt," sagte Larara plötzlich, sich an Sir Vane wendend, der ihm leise zuwinkte, um ihn zur Vorsicht aufzufordern; „werden wir sie nicht bald zu sehen bekommen?"

„Beruhigt Euch, sie wird sogleich erscheinen."

Ereildoune unterdrückte mühsam eine Geberde des Unwillens und glaubte falsch zu hören. Mit welchem Rechte sprachen diese Männer so vertraulich von einer Frau, die er so hoch verehrte? und was war ihr dieser Victor Vane, der ihre Gäste empfing, und nicht allein das Recht über ihr Haus, sondern auch über ihre Person sich anzumaßen schien?

Während er sich diese Fragen innerlich vorlegte, öffnete der Diener beide Thürflügel für die Gräfin.

Ein unbetheiligter Zeuge hätte auf den ersten Blick bei ihrem Eintritte erkannt, daß sie von diesen vier Männern mit gleicher Leidenschaft, wenn auch mit verschiedener Gesinnung, geliebt werde.

Niemals war der Schatten von Trauer, welcher manchmal diese geheimnißvolle Schönheit verschleierte, so sichtbar gewesen, wie bei ihrem Erscheinen in dem lichtblauen, faltigen Gewande, die schönen Schultern unter einer durchsichtigen Hülle verborgen, ihr lichtbraunes Haar mit einem Blumenkranze geschmückt. Sie nahte sich ihren Gästen mit der Anmuth und der Würde einer Fürstin, stolz auf ihre Macht, aber eher müde als begierig ihrer Huldigungen. Sie hatte für alle denselben Gruß, ohne die geringste Schattirung des Vorzuges, und nur als sie sich zu Ereildoune wandte, trete ein flüchtiges Lächeln um ihre Lippen.

Dann horchte sie zerstreut, die Düfte eines Blumenstraußes einathmend, auf die Reden ihrer vier Bewunderer, welche sich um sie drängten; Vane und Larara, glänzend lebhaft und schmeichlerisch, Ereildoune und der Ungar verwirrt und fast stumm, jeder nach der Verschiedenheit seines Charakters.

Weiter zeigten sich keine Gäste, auch schien die Gräfin Niemanden sonst zu erwarten und, an die Gesellschaft von Männern gewöhnt, diese vielleicht, wie die meisten Herrscherinnen der Salons, ihrem eigenen Geschlechte vorzuziehen.

Das Diner wurde angemeldet. Die Gräfin gab Ereildoune ein anmuthiges Zeichen, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, und die drei übrigen Gäste folgten in gemeinsamen Hasse gegen den Bevorzugten. Der Speisesaal war ein weites Gemach mit weißen Marmorwänden und rothen Damastbehängen. Der Mosaikboden verschwand unter einer weichen Binsenmatte und eine Fontäne ergoß sich in einer Ecke über einen Blumenkorb.

„Was macht dieser verfluchte Schotte hier?" flüsterte Larara dem Engländer zu; „es ist ein wunderschöner Mann, und sie scheint ihn zu begünstigen? Er muß reich seyn?"

„Ganz und gar nicht; es ist ein armer Teufel ohne Heller und Pfenning, ein simpler Kabinetskurier. Ist Euch sein Name nicht aufgefallen? es ist der Adler von Conrad Phalcon. Nehmt Euch in Euren Reden vor ihm in Acht."

Larara schaute an die Zimmerdecke.

„Er? ist es möglich?"

„Nun ja, eine Gräfinnen-Laune:" sagte Vane, die Achsel zuckend. „Sie hat ihm das Leben gerettet, wie Ihr wißt."

„Wenn aber Conrad . . . ."

„Conrad ist zu Athen. Stille, unser Mann könnte uns hören."

So rasch diese Worte in griechischer Zunge geflüstert wurden, hätten sie doch die Aufmerksamkeit des Kabinetskuriers erwecken können, der die Sprache wohl verstand, wenn er nicht ganz dem Glücke hingegeben gewesen wäre, die geliebte Hand

auf seinen Arm zu fühlen, den Duft ihrer reichen Haarflechten einzuathmen, die an seine Schulter streiften.

Die Tafel war reich besetzt mit schwerem Silbergeschirr, ausgesuchten Weinen, und von einer zahlreichen albanesischen, nubischen und türkischen Dienerschaft besorgt, welche dem Mahle einen märchenhaften Anstrich gaben, den die Fülle von morgenländischen Zuckerwerk, Früchten nnd Blumen vervollständigte. Die sorgfältig verhängten Fenster ließen keinen Schimmer des Tageslichtes ein, und Marmor und Krystall ergänzten von den Wachsfackeln der Kandelaber. Die mysteriöse Gräfin schien in dieser Pracht wie in ihrem natürlichen Elemente zu leben. Dieser Luxus bedeckte vielleicht nur die Oberfläche, aber wahr oder falsch war er dennoch vorhanden.

„Meine Tafel ist rund, wie die König Arthur's," sagte die Gräfin, indem sie Ercildoune zuwinkte, sich zu ihrer Rechten niederzulassen. „Wenn Gleichheit irgendwo herrschen soll, muß es bei Tische seyn."

„Da, wo Gräfin Vassalis sich befindet, gibt es stets einen Ehrenplatz," erwiderte er mit leichtem Hinblick auf seine Nebenbuhler.

„Hätte ich, wie der irische Held O'Donneghue sagen sollen: Wo ich bin, ist das obere Ende des Tisches?"

„Diese Antwort hat mir immer gefallen und ich sehe mehr Stolz darin, als in einem Wettstreit um den Vorsitz."

„Und dennoch, liebe Gräfin, seid Ihr für die Gleichheit," sagte Victor Vane im leichten Tone, der mehr zu bedeuten schien als seine Worte.

Idalia erröthete, und ein Aufflackern des Stolzes blitzte in ihren Augen als einziges Anzeichen ihres Unwillens über diese zudringliche Vertraulichkeit.

„O ja," sagte sie, „denn eine Frau muß nicht immer konsequent seyn."

Was kann dieser Mann ihr seyn? fragte sich Ercildoune in peinlicher Neugier. Er war nicht als Verwandter vorgestellt worden, die Gräfin behandelte ihn nicht verschieden von den übrigen Gästen, und dennoch nahm er ihr gegenüber eine Haltung an, welche den Argwohn erweckte. Mit dem unfehlbaren Instinkt der Leidenschaft errieth Fulke, daß Victor Vane Idalia liebte und eifersüchtig war. In wie weit war er berechtigt es zu seyn?

Auf ihrer Stirne schwebte stets ein leichter Ausdruck von Trauer, der sie noch verschönerte; auch ihr sonst so lebhafter Geist zeigte sich in der verachtenden Gleichgiltigkeit und Ermattung durch seiner Bitterkeit in neuem Lichte. Die schöne Gräfin konnte leicht errathen, daß alle diese Männer sie liebten, ohne daß sie dadurch in die mindeste Verlegenheit gerieth. Ercildoune, der sie von der Seite beobachtete, bemerkte, daß sie kaum die Speisen vor ihr berührte und nur Schaumwein trank, als wollte sie sich betäuben und ihren Traum durch Aufregung zerstreuen. Ebenso beobachtete er seine Tischgefährten, und sah bald, daß seine Anwesenheit sie belästigte nnd besonders Victor Vane unangenehm war.

Während der raffinirten Tafelgenüsse erlahmte das Gespräch nicht, das lebhaft nnd mannigfaltig war, der geliebten Frau gegenüber, und zuweilen gewisse zarte Gegenstände mit einer Freiheit berührte, welche eine sprödere Frau hätte erschrecken können. Die Gräfin, ohne ihren Gästen einen Zwang aufzulegen, wußte sich mit vollkommenem Anstande diesen Leichtfertigkeiten fern zu halten, und wenn der strenge Schotte manchmal darüber erröthete, mußte er ihr doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie keinen Theil daran hatte.

Als nur noch Blumen und Früchte auf der Tafel standen, setzten die nubischen Sklaven jedem der Gäste den im Orient beliebten Hookah vor.

„Erlaubt Ihr es, in Eurer Gegenwart zu rauchen?" fragte der Kabinetskurier, etwas erstaunt über dieses Sichgehenlassen.

„Ich muß wohl, meine Herren! Wir sind weder zu Paris noch zu London, wo die Männer ebenfalls türkischer Sitte fröhnen; und warum auch nicht? Kennen sie doch in unserer Zeit keine vollkommene Seligkeit ohne Cigarre oder Narghile! — Wie findet Ihr diesen Latakieh? ich halte ihn für gut; den Rest meines Vorraths hat die französische Legation angekauft."

„Er ist ausgezeichnet, wie man ihn selten findet. Doch, bei welcher Gesandtschaft kann ich die Ehre haben, Euch zu begegnen? Ihr wißt, gnädige Frau, daß ich Eure Nationalität noch nicht kenne."

Diese Frage war sehr natürlich, und nichts möglicher, als daß die Gräfin Vassalis von den Repräsentanten der Großmächte gekannt war. Demungeachtet setzte sie die schöne Idalia in große Verlegenheit; sie erröthete und ihr Gesicht drückte die höchste Verachtung aus.

„Ihr werdet mich bei keinem Gesandten sehen," sagte sie.

Ercildoune hatte diesen Ausdruck nie bei ihr bemerkt. Mit ihren blitzenden Augen glich sie einer entthronten Königin, bereit die ganze Welt herauszufordern. Victor Vane beeilte sich, eine Antwort zu erklären, die sonderbar erscheinen konnte.

„Die Gräfin ist nach dem Orient gekommen, um sich auszuruhen, und würde ihrem Zwecke wenig genügen, wenn sie den Festen dieser kleinen Hofhaltungen anwohnen wollte, wo man unter dem Vorwande des Vergnügens dem Ersticken ausgesetzt ist. Ich meinestheils kenne nichts Unausstehlicheres, als diese Verbindlichkeit, seinen Gesandten im fremden Lande aufzusuchen."

Das Gespräch ging bald auf anderes über und setzte sich noch lange fort, woran aber Ercildoune wenig Theil nahm und sich seinen Gedanken hingab. Die Gräfin Vassalis war nicht im Verkehr mit den Gesandtschaften, aus Geschmack oder Nothwendigkeit? Zudem war sie von verdächtigen Männern umgeben, von denen der verdächtigste, Victor Vane, sich eine Macht über sie anmaßte, die sie, wenn auch widerstrebend, hinnahm. Alle diese Bedenken zerrissen sein Herz, und stürzten ihn in unendliche Zweifel, aus denen eine geheime Stimme, das Echo der Mutter Veronika, ihn zum Mißtrauen ermahnte. Allmählig wurden jedoch diese Warnungen durch den berauschenden Glanz verscheucht, der ihn umgab, und Idalia's fast zärtliche Blicke, die ihn zuweilen trafen, bezauberten ihn mehr als je. Wenn er nicht das hohe Ideal in ihr fand, das

er geträumt hatte, sie auch kein Engel war, machten ihre weltlichen Reize mindestens einen sehr verführerischen Dämon aus ihr.

11. Die schottische Ballade.

„Wie lange wir bei Tische geblieben sind!" sagte die Gräfin, als sie von ihren Gästen gefolgt, einen Blick auf die türkische Uhr des Gesellschaftszimmers warf, und diese die zwölfte Stunde schlug. „Die Franzosen sagen, daß man an der Tafel nicht älter werde. Irgend ein Anderer behauptete dasselbe vom Spieltisch. Liebt Ihr die Karten, Sir Fulke?"

„Ich darf nicht nein sagen, obgleich es der gefährlichste Zeitvertreib ist. Ich habe seine entsetzlichen Wirkungen in Südamerika gesehen, wo, nach einem Sprüchworte des Pizarro, selbst um die Sonne gespielt wird bevor sie aufgegangen."

„Nur die Spieler rechnen erst mit dem folgenden Tage ab," sagte die Gräfin, mit dem traurigen Ausdruck auf ihrer Stirne. „Machen wir eine Parthie Baccarat, es ist das Lieblingsspiel des Grafen Alfred, und mir das angenehmste."

„In der That, gnädige Frau? das hätt' ich nie geglaubt." Greildoune redete aufrichtig. Nichts schien ihm befremdender in dieser aristokratischen Natur, als der Abscheu vor den Gesandtschaften, die Liebe zu Spiel und Maskenbällen. Idalia errieth diesen Eindruck und setzte bitter lächelnd hinzu: „Ja, ich liebe das Spiel; ich lieb' es, weil es aufregt und berauscht und Alles vergessen läßt."

„Vergessen! Welcher Kummer kann ein Leben wie das Eure trüben?"

„Ha," sagte die Gräfin, sich über ihren Blumenstrauß beugend, „es gibt kein Leben ohne Leid und ohne Reue."

Victor Vane, dessen Eifersucht durch dieses Zwiegespräch beunruhigt wurde, brach es durch einige unbedeutende Worte ab. Die Gräfin wandte sich ohne Antwort ab, und ließ sich am andern Ende des Salons in einen Armstuhl nieder. In einer Wolke von Spitzen und duftigen Geweben, den schönen, sinnigen Kopf rückwärts gelehnt, schien sie eher geschaffen, von der Höhe eines Balkons süßes Liebesgeflüster anzuhören, als sich in den Stürmen eines bewegten Lebens umherzutreiben.

„Wunderbarer Abgrund von Widersprüchen, wer vermag dich zu erforschen?" flüsterte Greildoune wieder und wieder.

Das Baccarat war für ihn ein neuer Gegenstand der Beobachtung. Die Gräfin entwickelte darin Uebergänge von der höchsten Aufregung zu gänzlicher Gleichgiltigkeit. Sie spielte verwegen, gewann ohne Vergnügen, und wenn sie verlor, warf sie das Gold hin, ohne es zu zählen, abwechselnd, zwischen toller Lust und stillen Träumen, bald lachend über irgend einen Scherz ihrer Partner, bald von der Seite die männlichen Züge Greildoune's betrachtend, dessen Kopf sich von einem leuchtenden Hintergrund wie ein tizianisches Bild abhob. Alle Spieler hielten die Bank abwechselnd, jeder mit verschiedenem Glück. Als die Gräfin an die Reihe kam, glaubte der Kabinetskurier zu bemerken, daß sie das Glück auf seine Seite zu lenken versuche. Auch war es ihm günstig und er fand sich am Ende der Parthie zu seiner Ueberraschung im Besitz von einigen Hundert Goldstücken. Schon wollte er seinen Gewinn wieder zu verlieren suchen, als die Gräfin ungeduldig sich erhob und sagte:

„Vergebung, meine Freunde, daß ich das Spiel unterbreche; man bringt uns den Kaffee."

Bis dahin war die Eifersucht der übrigen Gäste gegen Greildoune durch Höflichkeit in Schranken gehalten worden, aber zu dieser späten Nachtstunde machte sie sich in indirekten Sarkasmen oder beleidigenden Anspielungen Luft. Der stolze Schotte, welchen die halben Herausforderungen nicht einschüchterten, bewahrte eine abwehrende Haltung, aber es war klar, daß ohne die Anwesenheit der Gräfin der geringste Anstoß einen Ausbruch hervorgerufen hätte. Sie begriff, daß eine Diversion nöthig war und setzte sich an ihr Piano, wo sie nach einigen glänzenden Präludien einen rumänischen Kriegsgesang anstimmte. Dann sang sie mit ihrer vollen biegsamen Stimme Romanzen und Lieder verschiedener Völker, bis sie plötzlich eine alte schottische Ballade mit ihrem Wechsel zwischen Freude und Trauer begann.

Greildoune horchte zu, über das Instrument gebeugt gleichsam in Andacht versunken bei dem Anblick der begeisterten Sängerin, während sein Ohr gierig die wohlbekannten Klänge einsog, und er sich weit weg auf seine Heimathberge versetzt glaubte.

Als sie geendigt hatte, rief er aus: „Ihr kennt also unsere alten Volksdichtungen, deren Erinnerung das Herz eines jeden Schotten mit tiefem Heimweh erfüllt?"

„Ihr habt mich nie Englisch reden hören," sagte Idalia nach einigem Schweigen; „ich muß Euch gestehen, ich liebe die Sprache nicht allzu sehr, sie ist zu ungalant für meine Lippen. Wäre vielleicht der alte Rhymer einer Eurer schottischen Vorfahren?"

„Ich glaube ja, doch ist Alles, was man von dem Dichter weiß, nur Sage, während sein Sir Tristan unsterblich ist."

„Weil seine Thorheit den meisten Männern gemein ist .... Es ist stets die alte Geschichte zu allen Zeiten."

„Thorheit, sagt Ihr? das ist ein seltsames Wort; es war wenigstens Treue."

„Treue, Thorheit, kömmt auf dasselbe heraus."

„Ihr glaubt also nicht an eine beständige Liebe wie die Tristans?" sagte Greildoune befangen.

„Für wen? für Isolde, das Weib eines Andern? Ach ja, das ist ein Unglück der heutigen Welt, worin die Liebe nur Reiz erhält, wenn sie verboten ist."

Bei diesen Worten, nicht ohne Bitterkeit vorgebracht, erhob sich die Gräfin und nahte dem Fenster. Greildoune folgte ihr, während die drei Uebrigen ihr Gespräch fortsetzten.

Köstliche Stille waltete draußen in der freien Luft, von dem Dufte der Rosen erfüllt. Unendliche Gestirne gossen ein sanftes Licht über die dunkeln Massen der immergrünen Bäume des Gartens aus, während zwischen ihren Zweigen hindurch die phosphorescirenden Gewässer des Bosporus blinkten.

„Welch schöne Nacht!" sagte Idalia; „wie sie zur Ruhe und Nachdenken auffordert, und wie schade, sie bei der Tafel oder am Spieltisch hingebracht zu haben!"

Es lag in ihrer Stimme eine leise Trauer und ein Sehnen nach dieser Ruhe, die ihr fehlte. Ereildoune vermochte kaum sein überströmendes Gefühl, das ihm glühende Worte auf die Lippen drängte, zu bewältigen. Sie errieth es und neigte sich gegen ihn, indem sie mit einer Jasminranke an der Mauer spielte.

„Kehrt allein nach Hause zurück, Sir Fulke; weicht ihrer Gesellschaft aus, wenn sie Euch einladen; besonders gebt ihnen keinen Anlaß, Euch herauszufordern, wenn meine Wünsche Euch etwas gelten ... Ich will nicht sagen, daß sie es auf Eure Börse abgesehen haben .... noch sind sie nicht so weit gesunken, wenigstens jetzt noch nicht."

Dieser befremdliche Rath, leise geflüstert, entzückte ihn ebenso, wie er ihn überraschte. Es lag ihr also an seiner Sicherheit; auch erwiderte er ihr im selben Tone: „Eure Wünsche sind mir Gesetz. Mein Leben ist Euer, Ihr habt darüber zu verfügen."

Schritte nahten sich; es war Victor Vane, der sich in das Gespräch mischte.

„Ich wette, daß Ihr die Sterne bewundert, Sir Fulke! Es ist prachtvoll, die schönste Nacht, wie ein persisches Gedicht! Nur im Orient sind solche Nächte zu finden."

„Das leugne ich nicht," sagte die Gräfin sich umwendend. „Aber nach der Poesie auch die praktische Seite. Ich denke, Ihr solltet den Sternenschein benützen, um nach Stambul zurückzukehren. Ich fühle mich etwas ermüdet und schicke Euch deßhalb fort. Gute Nacht, meine Herren!" — Die Verabschiedung war zu deutlich, als daß die Gäste sich ihr nicht gefügt hätten. Ereildoune zog sich zuerst zurück, und verbeugte sich vor der Gräfin. Als er schon unter der Thüre war, sagte Graf Larara mit erzwungener Freundlichkeit:

„Darf ich Euch nicht einen Platz in meinem Wagen anbieten bis nach Pera?"

„Ich danke," erwiderte er frostig. „Ich bin zu Pferde gekommen, und will auch so zurückkehren."

„Laßt Euer Pferd durch einen Diener zurückführen und kommet mit uns."

„Ihr seid allzu freundlich, Herr Graf; aber mein Renner ist etwas störrisch und ich kann ihn Niemanden anvertrauen."

Victor Vane verfolgte ihn mit den Augen, bis er außerhalb des Gemaches war, und wandte sich dann zu der Gräfin:

„Was für eine Laune, Madame, einen Kabinetskurier zu patronisiren, einen ruinirten Edelmann, der kein anderes Besitzthum hat als ein Eulennest mit Spinnweben austapezirt?"

Die Gräfin sah ihn fest an: „Er ist ein edles Gemüth, und das genügt mir. Nehmt Euch in Acht, daß ihm kein Unglück widerfährt."

Sie hatte vollkommen begriffen, daß ihre Gäste nur eine Gelegenheit suchten, um ihrer Feindseligkeit genüge zu thun. Auch die Aufforderung zum Mitfahren hatte keinen andern Beweggrund gehabt. Ueberdieß waren sie nicht ganz ihrer Sinne Meister, wenigstens der Grieche und der Ungar. Wenn der Kabinetskurier einen Streit nicht gerade aufsuchte, wich er ihm auch nicht aus, da er häufig sich in Ländern aufgehalten, wo die Leidenschaften heftiger sind, und das Duell das beste Mittel ist, sich Ruhe zu verschaffen.

Allein Idalia's Wille war ihm heilig, und eher als er die geliebte Frau ausgesetzt hätte, bezwang er seinen Ingrimm und wich einer Aufforderung aus, die ihn in eine widerliche Lage verwickeln konnte. Einmal im Sattel, flog er mit seinem Renner wie ein Pfeil dahin, während seine Gedanken noch rascher fortwirbelten und sich stets um denselben Gegenstand drehten. Die vergangenen Stunden hatten seine Leidenschaft nur noch vergrößert und neue Wolken über seine Zukunft heraufbeschworen. Ueber Allem aber, Idalia's Rang und Reichthum, stieg der dunkle Schatten des Geheimnisses auf, das er vergeblich zu durchdringen versuchte.

18. Die Tochter der Comnenen.

Am folgenden Tage, während der Gluthhitze der mittäglichen Stunden, wandelte Idalia einsam in ihrem Saale umher, von ihrem Lieblingshunde gefolgt, der in seiner Mattigkeit den traurigen Gedanken seiner Gebieterin sich anzupassen schien. Die Gräfin war in tiefes Sinnen versunken, ohne jedoch eine Frauenschwäche zu zeigen; ihre Augen blitzten und ihre krampfhaft geschlossenen Lippen zeigten Ungeduld und Ingrimm an. Sie glich einer Königin in Fesseln, die sie abzuschütteln versucht, und bewegte sich in einem Kreise, den sie selber gezogen. Auch die Vorwürfe, die sie sich machen mußte, vermehrten noch die schwere Last ihres Daseins. Die Welt behandelte sie als eine Feindin, aber noch in der Hitze des Kampfes war sie weit davon, sich für besiegt zu halten.

Nachdem sie mehrmals das Gemach durchschritten hatte, blieb sie vor einem geöffneten Schreibtische stehen, wo mehrere Briefe durcheinander lagen. Ihr Auge haftete an dem neuesten und sie überlas ihn zornig. „Gold und immer Gold!" sagte sie vor sich hin. „Er würde seine Seele darum verkaufen, und es doch in alle Lüfte streuen! Bah! Geben wir ihm, was er verlangt. Noch viel mehr, alles würde ich ihm geben, wenn er mich freiließe .... Frei, mein Leben auf's neue zu beginnen. — Sollte dieß möglich seyn?" ....

Sie sank auf einen Stuhl vor dem Schreibtische, in schmerzliches Nachdenken verloren.

„O Sylla," rief sie, den Kopf des treuen Thieres mit beiden Händen fassend, und in seine klugen Augen schauend; „einmal dem Ehrgeiz geopfert, windet er seine Schlingen so fest, daß kein Entkommen möglich ist. Heute kümmert mich weniger mein eigenes Geschick, als das Uebel, was ich einem Andern anthun kann. Du mußt ihn auch gern haben, Sylla, Du hast ihn ja mit mir gerettet. Ich glaube Plutarch sagt irgendwo: wenn man die Unehrenhaftigkeit einer Sache einsieht, ist es noch immer Zeit ihr zu entsagen." ...

„Aber was thun, wenn das Entsagen unmöglich ist?"

Nach einigen Minuten schob sie in fieberhafter Hast die Briefe beiseite, deren mehrere in Chiffern geschrieben waren, die andern Griechisch oder Französisch, und zeichnete einige Linien auf ein weißes Blatt, unterschrieb eine Tratte auf ein

Bankhaus und steckte beides in ein Couvert, das nach Athen addressirt war.

Ein Schauder fuhr durch ihren Körper, als sie die Feder von sich warf.

„O frei, frei seyn, wann kann ich es hoffen?"

„Kein Opfer ist zu groß für die Freiheit ...."

„Wird er heute kommen? — Ich fürchte nein. Wer weiß, ob er nicht eine schlimme Meinung von mir gefaßt?"

„Mehr als einmal sah ich gestern seine Stirn sich verfinstern bei den Reden dieser Männer, die ich verabscheue. Es wäre besser, er käme nicht, und doch wäre ich so glücklich, ihn zu sehen ..."

Kaum hatte sie Zeit sich etwas zu fassen, als die nubische Sklavin eintrat und Fulke Ercildoune ihr folgte. Zwischen Furcht und Sehnsucht schwankend, horchte Idalia nur auf letztere Empfindung, als sie ihren Freund sich nahen sah. Ihr Erröthen, ihr frohes Lächeln verkündeten das Glück, welches ihr seine Gegenwart gewährte. War es doch, als gehöre ihr Ercildoune wo nicht ganz, doch zur Hälfte an, durch das Andenken an die schreckliche Stunde, welche sie mit ihm in der Waldeinsamkeit hingebracht. Konnte sie es vergessen, wie sie das fliehende Leben zurückgehalten und es vor den Raubthieren bewahrt hatte?

Auch Ercildoune fühlte dieses Band immer stärker werden. Was diese Frau Andern war, wollte er nicht ergründen; sie hatte ihn dem Tode abgekämpft, und das war genug, seine Leidenschaft zu rechtfertigen. In dem Wesen der Gräfin lag eine Unbekümmertheit, welche zuletzt ihre lebhaftesten Empfindungen beherrschte und sie nur dem gegenwärtigen Augenblick unterwarf, ohne weiter zu schauen.

Dieser Tag war für Ercildoune die süßeste Betäubung und er gab sich ihr ohne Hintergedanken hin. Er schwamm in einem Traumreich, in ewigem Frühling, im Frieden mit der ganzen Außenwelt. Gegen Abend wiederholten sie ihre Wasserfahrt und sahen die Sonne im Bosporus versinken, und die Gipfel des Ida in Purpur tauchen.

Als der Abend aufstieg, landeten sie am Fuß der Terrasse und aus den offenen Fenstern lud die hellbeleuchtete Tafel zur Einkehr. Die Gräfin behielt Ercildoune bei Tische, und sie speisten allein. Wären die Weine mit Opium gemischt gewesen, hätten sie unserem Helden keine reizenderen Träume vorgaukeln können. Welcher Unterschied gegen gestern! Kein lästiger Zeuge, nur sie allein, die ihn berauschte mit ihrem Anblick, ihrer Stimme, ihrem Lächeln. Die schöne Gräfin war den ganzen Abend entzückend durch ihre liebevolle Anmuth, die Reize ihres Geistes und ihre gleichmäßige Laune. Heute gab es nicht jene Uebergänge von toller Lustigkeit zu bitterer Trauer, die ihr sonst eigen waren. — Viktor Vane aber und seine Freunde waren völlig vergessen, und der Kurier der Königin vernahm nur zufällig, daß ihre Abreise von Konstantinopel nahe bevorstand, und sie deßwegen gestern nach der Villa gekommen waren.

Nach der Mahlzeit und dem köstlichen Narghile kam die Reihe an die Tonkunst. Idalia setzte sich an ihr Piano, und sang ihren ganzen Musikschatz durch. Ercildoune wurde nicht müde, diese Wunderstimme anzuhören, welche ihn an die Malibran erinnerte, die ihm noch aus seiner frühen Kindheit im Gedächtniß geblieben war.

Als die letzten Klänge verhallt waren, setzten sie sich auf die Terrasse, um den prachtvollen Himmel anzuschauen, in stummer Seligkeit. Der Ruf des Muezzin oder der Ruderschlag eines verspäteten Fischers unterbrachen allein das Schweigen ringsumher.

„Ha!" sagte die Gräfin, „welch schönes Erbe, dieses herrliche Byzanz, durch erbärmliche Eitelkeit eingebüßt. Welches Reich, wenn eine mächtige Hand es zusammengehalten hätte; asiatischer Fanatismus und die Größe des Orients, mit römischer Gewalt und der Kraft der Barbaren! welch eine Welt wäre das gewesen!"

— „Großartig gewiß, aber unmöglich," sagte Ercildoune. „Wasser und Feuer, Altes und Neues, Leben und Tod, Tradition und Unglauben, Bilderstürmer und Anbeter der Heiligen, wie alle diese feindlichen Gegensätze vereinen?"

Idalia schüttelte den Kopf.

„Diese Gegensätze schwinden für den Helden oder den Propheten, der sie benützt, um zu seinem Ziele zu gelangen. Bevor er die Andern zu seiner Meinung bekehrt, muß er an sich selber glauben, wie Zoroaster, Mahomet, Cromwell, Napoleon, welche nur deßhalb ihren Zweck erreicht haben, weil sie blindlings ihrer Mission vertrauten. Wer kann sagen, was Byzanz unter einem Manne dieser Art geworden wäre? Anstatt eines glänzenden Geschickes, hat es bis zum Eindringen des Islam eine fast schmähliche Existenz hingeschleppt. Mein Eifer überrascht Euch vielleicht, Sir Fulke, ich habe einiges Recht zur Bitterkeit. Man sagt, ich stamme von den Comnenen ab, und werde schamroth, wenn ich an ihren verlorenen Ruhm gedenke."

— „Eure hohe Abkunft setzt mich nicht in Staunen, hab' ich doch bei Eurem ersten Anblick etwas Königliches in Euch geahnt."

In diesen Worten, mit dem Ausdruck der Wahrheit vorgebracht, lag keine Schmeichelei, aber mehr als je drängte sich ihm der Abstand von ihr auf, wenn er an sein zerfallenes Besitzthum in den schottischen Nebeln gedachte.

„Ich habe vielleicht einst von einem Fürstenthume, dem Reiche meiner Väter, geträumt, da wo Morgen- und Abendland sich berühren. Wahnsinn alles das, ein flüchtiger Jugendtraum wie das Leben, wie Alles in der Welt."

— „Was bedürft Ihr eines Königreiches, so lange Ihr die Menschenseelen beherrscht. Ich selber in meiner niedern Stellung kann Euch Nichts anbieten als dieses Leben, das ich Euch verdanke, das ganz Euer ist."

Bei diesen Worten, mit bewegter Stimme gestammelt, wollte Ercildoune sich vor ihr niederwerfen. Die Gräfin hielt ihn zurück und sagte traurig:

„Nein, mein Freund, Euer Leben ist zu edel, zu kostbar. Gebet es nie einem Weibe, keine wäre dessen würdig, obgleich alle stolz darüber seyn sollten."

Nach kurzem Schweigen fuhr Idalia fort:

„Mehr als meiner königlichen Abkunft, rühme ich mich des athenienfischen Blutes, das in meinen Adern fließt, wodurch ich zwei Welten in Trümmern angehöre."

„Deßhalb lebe ich lieber in der Vergangenheit."

— „Wahl habt Ihr Recht, daß Griechenland nur eine große Ruine ist."

— „Und dennoch lebt es, und regiert und kann nicht sterben. Seine Sprache hat die Umwälzungen der Zeiten überlebt und wird von den Gelehrten aller Nationen gestammelt. Seine Geschichte, seine Kunst gelten als ewige Typen alles Schönen und Großen. Es herrscht in der Dichtkunst, in den Spuren einer frühern Civilisation, die Griechenland unsterblich gemacht."

Die Gräfin glich einer Inspirirten während dieser Worte und wandte ihre Augen nach dem hohen Olympos, dem Helikon, deren Spitzen im Abendnebel sie vergeblich zu suchen schien.

Erelldonne fühlte, daß er vergessen war bei diesen großen Erinnerungen und suchte leise das Gespräch von den geschichtlichen Höhen auf seine Empfindungen zu leiten, als Idalia, die vielleicht ihre Schwäche fürchtete, ihn durch folgende Worte zum Schweigen brachte:

„Wir sind weit von Athen und Byzanz abgekommen, wie mir scheint, Sir Fulke, darum genug für heute. Es ist spät, steiget zu Pferde und kehret glücklich nach Pera zurück."

Sie stand auf, reichte ihm die Hand, die er dießmal ohne Widerstand an seine Lippen preßte. Am Fuß der Terrasse hob er den Kopf und sah Idalia, wie sie über die Balustrade geneigt ihm ein Lebewohl zuwinkte. Als er ihren Gruß erwiderte, fiel eine Rose auf die Mähne seines Pferdes nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer in Rhodus.

Aus den Erinnerungen eines alten Weltwanderers.

(Fortsetzung.)

Die Erklärung des Räthsels mit dem Sonnenschirm ließ auch nicht lang auf sich warten. Wharfinger's Schwägerin hatte eine kleine Tochter, deren Gesundheitsumstände ihren Verwandten Sorge eingeflößt und welcher man daher eine Luftveränderung angerathen hatte; namentlich versprach man sich von einer Seereise den besten Erfolg für die Brustleiden der jungen Dame. Allein zu jener Zeit war es noch mit den größten Schwierigkeiten verbunden, wenn man jemanden zur See schicken wollte, — Schwierigkeiten von denen man heutzutage gar keine Ahnung mehr hat. Wharfinger hielt es daher für das Beste, wenn seine Nichte mit ihm zur See gehen würde, denn er hielt es für möglich, daß sie bei einiger Sorgfalt und Aufmerksamkeit von seiner Seite auch nicht einen einzigen Tag an den nöthigen Bequemlichkeiten und Lebensbedürfnissen Mangel leiden sollte, und jedenfalls war es seine ernsthafte Absicht, der Nichte, die ohnedem sein Liebling war, die zärtlichste beeifertste Fürsorge zu Theil werden zu lassen. Der Vorschlag ward dankbar angenommen mit dem Zusatz, daß die Mutter die Reise mitmachen sollte. Alle hatten auch vollen Grund, mit ihrem Entschluß zufrieden zu seyn, der Plan hatte sich als ganz ausführbar und trefflich bewiesen, und die Reise war seither nicht nur eine wahre Lustreise, sondern auch von dem besten Erfolg für die Gesundheit des kleinen Mädchens gewesen.

„Hoffentlich wird es Ihnen unter uns gefallen," sagte Wharfinger, nachdem er mir diese Erklärung abgegeben hatte; „wir sind seither vergnügt und wohlgemuth gewesen, und wenn es nicht fortgeht, wie wir begonnen haben, nun, dann werde ich in Ihnen den Jonas sehen, der uns Unglück gebracht hat." —

Jene Worte sind mir noch ganz gut im Gedächtniß, weil sie einen unangenehmen Eindruck auf mich machten. Ich war mir bewußt, daß nichts von einem Jonas an mir war und daß ich nur gute Wünsche und wohlwollende Gedanken mitgebracht hatte; es wäre mir lieber gewesen, er hätte seine Bemerkung für sich behalten.

Bald darauf ward ich Frau Wharfinger, wohlgemerkt: der Schwägerin, nicht der Gattin des Kapitäns, vorgestellt. Sie war eine angenehme Person von vornehmem Aussehen und gebildetem Betragen, wie man sie in jeder Gesellschaft gerne getroffen haben würde, geschweige denn erst an Bord eines Küstenfahrers; die kleine Bessie, das Töchterchen, welches sie bei sich hatte, war ein hübscher holder Engel von sechs Jahren.

So war denn unsere Gesellschaft an Bord der 'Mary-Jane' zusammen gesetzt. Ich besuchte meine Reisegefährten einige Tage vor Abfahrt des Schiffes, so daß sie schon einigermaßen bekannt waren, als wir in See kamen. Unter Tags war der Kapitän natürlich ziemlich anstrengend beschäftigt, und so blieb mir die Verantwortlichkeit überlassen, Frau Wharfinger und die kleine Bessie zu unterhalten, und während er so mit den Schiffsrhedern zu thun hatte oder sich mit Schiffer und Mannschaft irgend eines Trabaccolo herumzankte, las ich entweder meinen Freundinnen vor oder zeichnete nach der Natur (ein Lieblingszeitvertreib von mir), oder schlenderte mit ihnen am Strande herum. Ich zeichnete für meine kleine Freundin die Boote und den Schooner selbst und die seltsamen Gestalten der verschiedenen Seeleute, welche beständig mit uns verkehrten. All' dieß belustigte die Kleine ungemein und wir wurden von Tag zu Tag befreundeter, was gar nicht zu verwundern und kein Verdienst von mir war, denn ich hatte ja keine Konkurrenten um die Gunst des Kindes. Die kleine Bessie hing an mir mit einer rührenden Zuneigung, und ich würde sie überall geliebt haben, aber unter den damaligen Verhältnissen wurde sie in der That die Freude und Wonne meines Daseyns.

Mit Zeit und Weile gelangten wir nach Rhodus, wo sowohl Kapitän Wharfinger als ich längere Zeit zu thun hatten. Wir ankerten angesichts der Stadt in See, und da

meine Geschäfte nicht so dringend waren, daß es mir auf einen oder zwei Tage ankam, so beschloß ich noch vierundzwanzig Stunden bei meinen Freunden zu bleiben und zuvörderst die Insel zu durchforschen, in der Hoffnung, bei meiner Rückkehr das Schiff noch hier liegend zu finden. Gesagt, gethan! ich leitete es ein, daß ich am übernächsten Morgen meiner Geschäfte wegen an's Land gehe, und wollte mir inzwischen mit der größten Beeiferung die Genüsse eines Touristen verschaffen.

Wer jemals Rhodus besucht hat, der wird begreifen, wie sehr viel Vergnügen und Genuß mir dieser Ort verschaffte. Schon das Klima gewährt einen angenehmen Kontrast gegenüber von jedem andern Ort der Levante. Ein leichter Wind bewegt beständig die Atmosphäre und erhält die Temperatur auf einem erträglichen Grade; wenigstens hatten wir während meines ganzen Aufenthalts diesen Wind, welchen die Bewohner sich sehr dienstbar zu machen wissen, denn eine Menge von Windmühlen auf dem langen Küstenstriche, welcher sich weit in das mittelländische Meer hineinzieht, nützen jeden leisen Hauch in der Luft aus. Der Hafen an sich ist sehr hübsch, und war zu jener Zeit noch beinahe ganz orientalisch, was mit den vielen gewaltigen Baudenkmälern des abendländischen Mittelalters in den einstigen Befestigungen lebhaft kontrastirte; und dicht hinter der Stadt dehnt sich ein wunderhübsches lachendes Gelände aus.

Wir wollten unsern Ausflug in's Innere dieser gesegneten Insel auf die gewöhnliche Weise, nämlich zu Esel machen, was um so mehr Spaß versprach, als wir eine ganze Cavalcade bildeten und die kleine Bessie schon von Hause aus gewöhnt war, ein Eselein zu reiten, und Frau Wharfinger sich vor einigen Püffen nicht fürchtete. Auch war der Weg nicht sehr beschwerlich, denn er führte zunächst dem Strande entlang.

Unser erster Besuch galt natürlich den herrschenden Gewalten des Ortes: dem Pascha, welchem uns der britische Konsul vorstellte, hierauf den übrigen Konsuln, wo wir die freundlichste Aufnahme fanden. Und da solch jugendliche Reisende, wie die kleine Bessie, sehr selten sind, so ward diese natürlich mit Liebkosungen überhäuft. Namentlich Eine Dame — ich will sie Frau Richard nennen — schien ganz in das Kind vernarrt zu seyn; ihr ganzes Haus wurde gebrandschatzt und umgewühlt um alles, was die Kleine nur irgend amüsiren konnte, und alle Arten von Süßigkeiten in solchen Mengen herbeigeschleppt, daß sich ein Dutzend Kinder daran hätte krank essen können. Da das Spielzeug, welches man der kleinen Bessie reichte, altväterisch und meist halb zerbrochen war, so schloß ich daraus, daß es schon seit langer Zeit aufbewahrt worden war, was mir auch durch die Aussage einer alten Dienerin bestätigt wurde, laut welcher Frau Richard ihre beiden einzigen Kinder schon vor langen Jahren sehr jung verloren hatte und seither kinderlos geblieben war.

Frau Richard konnte sich gar nicht mit unserem Weitergehen versöhnen; anfangs sollten wir alle bei ihr bleiben, dann bat sie ihr wenigstens die Kleine etwas länger zu lassen. Da wir aber nicht hoffen konnten, unsern Ausflug gemeinsam zu machen, falls wir nicht unsere Wanderung alsbald fortsetzten und Frau Wharfinger sich nicht von dem Kinde trennen konnte, weil seine Mutter wünschte, daß Bessie's künftige Erinnerungen an diese schöne Landschaft sich mit den Erinnerungen an sie selbst verschwisterten, so ward verabredet, Bessie solle uns begleiten, aber am folgenden Tage Frau Richard besuchen dürfen, welche dann Mutter und Kind während der paar Tage ihres Aufenthalts im Hafen beherbergen solle. Ich brauche wohl nicht erst hervorzuheben, daß Frau Wharfinger diese Gastlichkeit unbedingt annehmen konnte, da man an einem vom Weltverkehr so abgelegenen Ort und inmitten einer so kleinen fränkischen Bevölkerung jedermann genau kennt und es daher keine Unbesonnenheit ist, die Gastfreundschaft einer Unbekannten anzunehmen.

Nach diesem Abkommen setzten wir unsern Spazierritt fort und zwar unter der Führung eines alten Herrn, welcher sich uns angeschlossen hatte und mit den Sitten und Bräuchen der Eingeborenen, wie mit der Geschichte und Topographie der Insel genau vertraut war. Wir sahen auf diesem Ausflug vieles Schöne und Merkwürdige, dessen Schilderung ich jedoch auf eine andere Gelegenheit verschieben muß, hatten aber auch einen Anblick, der so häßlich und düster, so spezifisch orientalisch war, daß ich ihn lebenslang nicht wieder vergessen kann. Ich meine nämlich das Leprosen-Viertel, d. h. den abgesonderten Stadttheil, wo die mit dem Aussatz, der Lepra, behafteten, leben mußten. Heutzutage findet man im Orient allenthalben Lazarhäuser oder Leprosenhäuser, wohin die vom Aussatz befallenen zur Behandlung geschickt werden. Diese sind durch einen gesundheitspolizeilichen Cordon abgesperrt, und man kann derartige Anstalten, insofern sie von Unheilbaren bewohnt werden, in gewissem Sinne für Herbergen des Elends und der Verzweiflung halten. Allein diese Kranken sind Männer und Frauen, welche ebenfalls einmal ihre Zeit der Gesundheit und in derselben ihren größeren oder geringeren Antheil und Interesse an dem Thun und Treiben der großen Menschenfamilie gehabt hatten, und nun wenigstens in der Erinnerung an ihr früheres Leben einigen Trost zu finden vermöchten. Ueberdieß sind sie nicht eher dem allgemeinen Menschenverkehr entzogen worden, als bis die Krankheit jeden gleichsam deutlich gestempelt und für das thätige praktische Leben unfähig gemacht hat. Ihr Fall ist daher in so weit nicht wesentlich verschieden von demjenigen anderer Unheilbaren.

Allein das Leprosen-Viertel der Stadt Rhodus ist keine Heilanstalt, kein freundliches friedliches Asyl, dessen Thore demjenigen sich öffnen, den alle anderen Sterblichen außer den der Pflege der Aussätzigen sich widmenden Mitgliedern geistlicher Orden vermeiden. Es ist vielmehr eher ein entsetzliches Treibhaus der Krankheit, ein Vorrathshaus, worin der Same jener furchtbaren ansteckenden Krankheit aufgespeichert wird. Das Leprosen-Viertel nimmt nicht nur diejenigen Männer und Weiber auf, welche wirkliche Leprosen, d. h. mit dem Aussatz Behaftete sind, sondern auch solche, welche ohne wirkliche Krankheit nur den Makel und Verdacht derselben an sich haben. Die Bevölkerung dieses Viertels pflanzt sich, fürchter-

licher Weise, durch Geburten fort, welche innerhalb seiner Umschließung stattfinden. So ist es denn mit geringen Ausnahmen nur von denjenigen bewohnt, welche niemals Verkehr mit der Menschenfamilie gehabt haben und die von der äußern Welt nicht mehr kennen, als sie durch Wahrnehmung aus der Ferne, wenn sie von ihren Mauern herab auf die Vorübergehenden blicken, ermitteln können.

Die Mittheilungen welche uns der alte Herr, unser Führer, hierüber machte, waren entsetzlich, beinahe zu furchtbar um wahr zu seyn, und er erzählte sie uns in einem solch gleichmüthigen Tone, als ob ihm diese Ideen längst vertraut seyen und wie selbstverständlich erschienen. Wir waren alle davon so sehr ergriffen, daß wir keine weiteren Merkwürdigkeiten mehr sehen wollten und daß Frau Wharfinger weinte. Die kleine Bessie verstand natürlich nicht, um was es sich handle, blickte aber sehr ernst drein, und ich fühlte, daß auch mein Gesicht einen ungewöhnlichen Ausdruck angenommen hatte. Wir hatten seither Französisch mit einander gesprochen, so daß Bessie nicht verstanden, was ihrer Mutter Thränen abgepreßt hatte. „Was gibt es denn, Mama? warum weinst Du?" fragte sie.

„Ach, ich habe eine schreckliche Geschichte gehört, liebe Bessie, — so traurig', daß ich gar nicht daran denken mag," versetzte die Mutter.

— „Mama, liebe Mama, fürchtest Du Dich denn? Will Dir jemand 'was zu Leide thun? Soll uns denn ein Unglück zustoßen?"

„Nicht doch, liebes Kind; es betrifft nur die armen Leute, welche dort in jenen Häusern leben. Sie sind alle so arm und unglücklich, und viele von ihnen sehr krank; sie dürfen gar nicht ausgehen und jemand besuchen, sind ihr ganzes Leben lang Tag und Nacht eingesperrt und müssen dort bleiben bis sie sterben."

— „Die armen Leute!" rief Bessie; „wie froh müssen sie seyn, wenn sie sterben und in den Himmel gehen dürfen!"

Dieß war auch meine Ansicht, aber bei reiflicherer Erwägung mußte ich gestehen, daß ich sehr bezweifelte, ob die Umstände, unter welchen sie leben, zunächst diese Resignation bei ihnen hervorrufen müßten und nicht vielmehr Verzweiflung, Verbitterung und Haß gegen Gott und Menschheit.

„Was haben sie denn gethan, daß man sie so grausam behandelt?" fuhr die kleine Bessie fort, und ich stellte nun von mir aus dieselbe Frage und verlangte zu wissen, in wie fern denn eine solche Ein- und Absperrung gerechtfertigt sey? in welchem Verwandtschaftsgrad jemand zu den Aussätzigen stehen müsse, um dieser lebenswierigen Verbannung zu verfallen? Was für eine Gefahr für das Gemeinwohl denn daraus entstehen würde, wenn man Personen mit einem erblichen Makel an sich erlauben würde, mit der menschlichen Gesellschaft zu verkehren, bis wenigstens die Beweise für die vorhandene wirkliche Krankheit bei denselben ausgebrochen wären.

Herr Bernard zuckte die Achseln und nahm meine letzte Frage zuerst auf. Als Nicht-Arzt könne er natürlich nicht als Autorität sprechen; aber er sey geneigt zu glauben, daß in einer derartigen Erlaubniß gar keine Gefahr liegen würde, wenn die Grenzen dieser Erlaubniß genau beobachtet und die Kranken wirklich beim ersten Anzeichen der Krankheit abgesondert würden, was aber freilich bei der menschlichen Schwäche kaum zu erwarten sey, da die Verwandten niemals die Angabe machen dürften, so lange noch Hoffnung vorhanden, einen Krankheitsfall zu verheimlichen. Die Hoffnung sey ja eine große Täuscherin. Die Symptome müßten bereits mehr als bedrohlich seyn, bevor die vom Aussatz betroffenen Personen sich in die furchtbare Wirklichkeit und Nothwendigkeit ergäben. Es möge allerdings zum Nachtheil der gemeinen Wohlfahrt gereichen, wenn durch jenen Mangel an einer verständigen Gesundheitspolizei eine gewisse Anzahl Personen in förmlicher Abgeschlossenheit gehalten und durch Geburten die Krankheit vielleicht erblich fortpflanzen würden, aber dieses Uebel scheine unvermeidlich. Die Behörden greifen immer mit strengen Strafen ein, wenn in irgend einer andern Familie ein Fall von Aussatz verheimlicht werde; der davon Befallene werde dann sogleich von den Behörden gefaßt und in's Leprosen-Viertel gesperrt. Die Vererbung des Aussatzes erfolge nach der allgemeinen Annahme nur von den Eltern auf die Kinder, und man wolle neuerdings die Möglichkeit der persönlichen Ansteckungsfähigkeit durch Berührung u. s. w. leugnen, weil in diesem Falle der Aussatz weit allgemeiner verbreitet seyn müßte. Aber auch die erbliche Ansteckung scheine ihre Grenze zu haben, denn der Aussatz zeige sich im allgemeinen bei denjenigen, welche im Leprosen-Viertel geboren und aufgewachsen seyen, selten oder gar nie später als bis zum achtzehnten Jahr; es sey sogar möglich, daß es im Leprosen-Viertel Personen gebe, welche ganz aussatzfrei seyen, und daß bei besserer Nahrung und Pflege und größerer Reinlichkeit, bei gesünderer Wohnung und Kleidung &c., kurz unter günstigeren Lebensbedingungen der Kinder von Leprosen der Aussatz gar nie zum Ausbruch kommen würde. Es sey konstatirt, daß immer eine Anzahl Leprosen sich der Isolirung zu entziehen wissen, ohne gerade die Krankheit durch Ansteckung zu verbreiten, und man sperre sogar die Leprosen nicht einmal überall ein, sondern könne dieselben in vielen Gegenden des türkischen Reiches frei als Bettler an Straßen und in Gassen herumgehen sehen, ohne an der Berührung mit Vorübergehenden in anderer Weise gehindert zu werden, als durch den natürlichen Abscheu, welchen ihre Lage einflöße.

Diese Unterredung hatte eine ziemliche Zeit in Anspruch genommen und einen Halt unterwegs verursacht; auch mußten wir sie, Stück für Stück, der kleinen Bessie erklären. Wir alle waren von dieser Schilderung tief ergriffen. Es ist schlimm genug, wenn man solche Dinge liest, aber es ist von wahrhaft entsetzlicher Wirkung, wenn der mündlichen Darstellung derselben sich nach die praktische Illustration hiezu an Ort und Stelle zugesellt. Wir konnten uns nicht in Allgemeinheiten verlieren, denn wir hatten hier den besondern Fall vor Augen und brauchten nur einen kleinen Hügel zu ersteigen, um mitten in die Hauptstraße dieses Stadttheils hineinschauen zu können, ja es war nicht einmal dieß nothwendig, denn unser Haltmachen

hatte die Aufmerksamkeit der Leprosen erregt, und einer um den andern kam auf die Mauer heraufgeklettert, mit welcher ihr Stadtviertel umgeben war. Wir konnten bald ein, zwei Dutzend Köpfe zählen — blasse, verhärmte Gesichter, mit Lumpen bedeckt, oft mit halb verkrümmten Körpern, schwangen sich mit Hülfe der unten Stehenden auf den Mauerumgang hinauf und schauten unheimlich auf uns herab, und ich erinnere mich noch, daß eine der vorherrschenden Empfindungen in mir in jenem Augenblick die Verwunderung darüber war, daß jene Unglücklichen unter ihren Umständen noch ein hinreichendes Interesse an menschlichen Angelegenheiten behalten hatten, um sich die Mühe zu geben, dort hinaufzuklettern und nach uns auszublicken.

Aber nicht alle waren siech und von trauriger Miene. Unter den abschreckenden gespenstigen Gestalten auf jener Mauer befand sich mehr als Ein rosiges frisches Gesicht mit der Farbe anscheinender Gesundheit, und mir ward ganz weh um's Herz, als ich die Züge eines sehr hübschen Mädchens von 17 bis 18 Jahren unterschied. Das fröhliche Lachen und Lärmen von Kindern, welches jenseit der Mauer ertönte, machte unter diesen Umständen einen wahrhaft schmerzlichen Eindruck auf mich; und als ich wieder hinblickte, sah ich ein junges Mädchen ein wunderschönes Kind von etwa vier Jahren heraufheben. Von anderen Kindern hörten wir nur die Stimmen; sie baten wahrscheinlich, man möge sie ebenfalls hinaufheben, damit sie die Vorübergehenden sehen könnten.

Es scheint in der That, daß die wirklichen Symptome dieser Krankheit nicht immer dem persönlichen Aussehen Eintrag thun, denn der Aussatz wuchert zuweilen Jahrelang an Stellen des Körpers fort, wo er von den Kleidern bedeckt ist, so daß man den Kopf einer Sirene auf einem Todtenleib haben kann. Die Fälle sind gar nicht selten, wo eine Person 18 bis 20 Jahre alt wird, ohne daß sich die mindeste Spur von Lepra an ihr zeigt, und junge Weiber sollen häufig bis zu diesem Alter im vollen Glanz ihrer Schönheit und Jugendfrische blühen.

Am tiefsten erschütterte mich der Anblick der kleinen Kinder, die hier in diesem lebendigen Grab, in diesem lebenswidrigen Kerker das glückliche Vorrecht der Unwissenheit genossen und bewiesen, daß, abgesehen von aller zufälligen Beihülfe, Frohsinn das Erbtheil der Kindheit ist.

Wie schon erwähnt, schenkten wir nach unserm Weggehen von dem Leprosenviertel den zahlreichen sonstigen Merkwürdigkeiten der Insel keine besondere Aufmerksamkeit mehr. Unser Ausflug nahm aber gleichwohl beinahe den ganzen Tag in Anspruch, und am Abend waren wir wieder in der heimeligen kleinen Kajüte unseres Schiffs versammelt, da wir unser Unterkommen auf demselben jedem andern in Gestalt eines Hotels oder Gasthauses in der Stadt vorzogen. Bessie wurde früh zu Bett geschickt, und wir übrigen blieben noch, allerdings in etwas gedrückter Stimmung, beisammen sitzen und besprachen unsere Pläne. Kapitän Wharfinger hatte, wie es schien, im Verlauf des Tages Fürsorge getragen, daß ich morgen meinen Ausflug nach dem Festlande von Kleinasien hinüber bequem machen konnte; er hatte ein einheimisches Boot und einen gewandten schlauen Burschen als Dragoman oder Dolmetscher für mich gemiethet, dessen Dienste mir noch willkommener gewesen wären, wenn sie sich nicht auf eine genau beschränkte Zeit bestimmt hätten. Ich wäre nämlich gerne noch einen oder mehrere Tage länger ausgeblieben, wenn Daniel mich hätte begleiten können; aber ich erfuhr erst unterwegs, daß er ein Jude war und rechtzeitig in Rhodus zurück seyn mußte, um das jüdische Passah mitzufeiern. Das war nun nicht zu ändern, wie leid es mir auch that, denn ich mußte nur allzu froh seyn, einen Begleiter zu bekommen, der mir als ganz zuverlässig empfohlen und erfreut war, ein Stück Geld ehrlich verdienen zu können.

Hier sollte ich eigentlich einen Absatz machen oder die Fahrt von Rhodus nach dem Festlande hinüber beschreiben; allein dieß würde mich zu weit führen. Es genüge daher zu sagen, daß ich meinen Ausflug machte, meine Geschäfte besorgte und zu gehöriger Zeit durchaus zufrieden mit den Leistungen meines improvisirten Premierministers nach Rhodus zurückkehrte, und mich dem Schooner näherte.

Der Abend war schön, der Himmel lieblich, das Meer wie ein Spiegel von Lapis Lazuli. Die Natur prangte unter ihren schönsten Aspekten, und nichts deutete auf eine ungewöhnliche Begebenheit. Wir beiden kehrten ganz ahnungslos von unserer Expedition zurück und rüsteten uns, den Faden meiner persönlichen Erfahrungen wieder da aufzunehmen, wo ich ihn hatte fallen lassen. Aber es sollte nicht so seyn. Wir waren vielleicht noch eine halbe Seemeile von unserm Ankerplatz entfernt, als wir ein kleines Boot auf uns zukommen sahen; ein einziger Mann saß darin und ruderte aus Leibeskräften. Ich hatte nachgerade so viel Unterscheidungsgabe mir erworben, daß ich in dem Ruderer schon von ferne einen Glaubensgenossen meines Dolmetschers erkannte; und als wir demselben näher kamen, sah ich, daß seine Züge von Furcht und Unruhe verstört waren und auf eine schlimme Botschaft deuteten.

Plötzlich stieß er einen Schrei aus, wie man ihn zuweilen von den Matrosen hört, und rief einige mir gänzlich unverständliche Worte, welche aber einen tiefen Eindruck auf meinen Begleiter machten, denn dieser erblaßte vor jäher Angst und gleichzeitig vor Ueberraschung und Verlegenheit. Unser einer Bootsmann spitzte die Ohren und begann aufgeregt, obschon nicht erschrocken auszusehen. Aber von keinem der beiden konnte ich eine Erklärung herausbekommen, denn der Schiffer verstand nicht Französisch und der Israelite schien momentan ganz stumm zu seyn.

Gleichzeitig machten sich ungewöhnliche Symptome auf dem Molo geltend, welcher von Menschen wimmelte — viele derselben gestikulirten lebhaft und alle liefen wirr durcheinander, schwangen drohend die Fäuste und schienen einen wahren Kriegstanz aufführen zu wollen.

„He, Daniel, guter Freund, was gibt's denn eigentlich?" fragte ich.

„Fürchterliche Neuigkeiten, Excellenz," erwiderte er mit morgenländischer Unterwürfigkeit. Mittlerweile hatten zwischen ihm und dem Manne im Boote noch weitere Erörterungen

stattgefunden, welche meinen Bootsmann mit ungewöhnlichem, jedoch nicht freudigem Interesse zu erfüllen schienen, denn der griechische Schiffer brummte einige Wort in den Bart, in denen ich unschwer Verwünschungen erkannte. „Hunde und Hundesöhne!“ murmelte er zwischen den Zähnen und warf finstere drohende Blicke auf Daniel und seinen Glaubensgenossen.

Mir gelang es erst nach langem begierigem Ausfragen Daniels, mir einen deutlichen Begriff von Dem zu machen, was am Lande vor sich ging. Der jüdischen Bevölkerung von Rhodus drohte nämlich ein schwerer Unfall: einer jener Ausbrüche abergläubischen Hasses, welchen die Juden in halbcivilisirten Ländern so sehr ausgesetzt sind, war seinem Gipfelpunkte nahe. Ich rede hier von einer geschichtlichen Thatsache, welche damals in den Zeitungen gelesen zu haben viele sich noch erinnern werden, und die nun sogar der Tradition angehört, obschon derselbe Fall seither noch manchmal vorgekommen seyn mag, und auch so lange vorkommen wird, als die widerstrebenden Charakterzüge und religiösen Traditionen der griechischen Christen und der Juden unter morgenländischer Herrschaft mit einander in Berührung kommen.

Es war wie gesagt um die Zeit des jüdischen Osterfestes, mit welchem ein besondres Verhängniß für die armen Kinder Abrahams verbunden zu seyn scheint. Sey es nun, daß zu dieser Jahreszeit irgend etwas den Glaubenseifer der griechischen Orthodoxen ganz besonders stachelt, welcher dann seinen berechtigten Ausdruck in Verfolgung der Juden zu finden glaubt, sey es, daß man überhaupt von Zeit zu Zeit den Juden etwas am Zeuge flicken will, — genug, es gibt um diese Zeit immer Streitigkeiten in der Levante, und wer die Kämpfe und Schlägereien zur Osterzeit zwischen Lateinern und griechischen Rechtgläubigen mit angesehen hat, der kann sich ungefähr die Erbitterung vergegenwärtigen, mit welcher die Griechen bei irgend einer schicklichen Veranlassung über die vermeintlichen Feinde ihres Glaubens, die wehrlosen Hebräer, herfallen.

Die Christen im Morgenlande sind immer sehr geneigt zu Anschuldigungen gegen die Juden, denen man hauptsächlich das Stehlen und Abschlachten von Kindern nachsagt. Es ist ein im Orient allgemein verbreiteter Glaubenssatz, daß der Talmud den Juden vorschreibe, womöglich ein Christenkind zu stehlen und als Opferlamm zu schlachten, um sein Blut unter die Osterkuchen zu mischen. Vergebens macht man den Leuten bemerklich, daß eine solche Beschuldigung thöricht sey, weil ein besonderer Artikel in den Satzungen Mosis den Juden verbiete, Blut von irgend einem Geschöpfe zu genießen; man erhält zur Antwort, jenes Gebot, Christenkinder zu schächten und ihr Blut zu genießen, rühre allerdings nicht von Moses, sondern von den Schriften der Rabbi, d. h. vom Talmud, her; jeder Versuch einer Widerlegung dieses Wahns ist vergebens, denn würde man denselben auch heute hier widerlegen, so würde er morgen an einem andern Orte alsbald wieder auftauchen und begierige Gläubige finden.

Ich hatte von all' diesem vorher schon gehört und entsann mich, in den Zeitungen gelesen zu haben, daß es einige Jahre früher in Syrien aus demselben Grunde Ruhestörungen gegeben habe. Die Leute waren aber inzwischen nicht klüger geworden. Ein Kind war verschwunden, und die ganze Einwohnerschaft, Christen wie Mohamedaner, wetteiferte nun mit einander in der Beflissenheit, die Juden des Kinderraubs zu beschuldigen. Die unglücklichen Hebräer wurden in ihren Quartieren in einer Art Belagerungszustand gehalten, und sicher hätte die allgemeine Erbitterung zu den ernsthaftesten Folgen geführt, wenn das vermißte Kind nicht unerwartet schnell aufgefunden worden wäre.

Jetzt hatte ein ganz ähnlicher Aberwitz die Bewohner von Rhodus befallen. Wie es gekommen und wessen Kind vermißt worden war, vermochte Daniels Freund nicht zu sagen. Er wußte nur, daß die ganze Bevölkerung in Aufruhr war und sich in Wort und That so geberdete, daß man am Abend einer allgemeinen Metzelei zu seyn glaubte. Er selbst hatte sich außer Standes gesehen, das Judenviertel noch zu erreichen, bevor ihm der Rückzug abgeschnitten war; er wußte, daß Daniel gleichfalls etwa um diese Zeit zurückkehren mußte, hatte auf das Herankommen unseres Bootes gelauert und es fertig gebracht, einen Kahn zu entlehnen und Daniel entgegenzufahren, um ihn zu warnen, daß er sich nicht unter den gegenwärtigen Umständen nicht der Gefahr aussetze, am Molo zu landen.

(Schluß folgt.)

Winifred's Schicksale.

Eine einfache Geschichte, aus den Erinnerungen einer alten Jungfer.

Viele meiner Bekannten wundern sich, daß ich, eine alte Jungfer, auf die Idee komme, eine Geschichte zu schreiben; „Dein ganzes Wesen hat die Prosa des Lebens angenommen, und alle Phantasie der Jugend hat längst Schiffbruch gelitten,“ sagen sie. — Möglich, aber ich glaube, daß die Erinnerungen an die Wege der Vorsehung oft wunderbarer sind als alle Romantik der Jugend.

Die Stadt, in der ich lebe, ist klein und unbedeutend; sie liegt auf der weiten Ebene, die in alten Zeiten als die Grafschaft Powis bekannt war. Viele adelige Familien lebten in der nächsten Umgegend, und bis die Eisenbahn unser stilles Fleckchen Erde berührte, hielten wir eine gewisse schläfrige Würde aufrecht, welche alle Classen charakterisirte und dem geselligen Leben einen Anstrich altväterischer Ruhe und Förmlichkeit gab. Die kleinlichsten Rangverhältnisse theilten die Gesellschaft in zahllose Cirkel, und ich vermied bald allen Umgang bis auf den mit einer mir gegenüberwohnenden Dame, einer Wittwe aus guter Familie, deren Vermögensverhältnisse jedoch trübe genug waren.

Ich selbst war ein einsames, unverheirathetes Frauenzimmer von mittlerem Alter, dessen Einkommen von dem Ertrage einer kleinen Buchhandlung und einer Leihbibliothek abhing. Hie und da vergrößerte ich dasselbe dadurch, daß ich zwei Zimmerchen vermiethete, aber immer erheischte es Sparsamkeit und

Eintheilung, um mich standesgemäß durch's Leben zu beingen. Es ist auch nicht zu läugnen, daß ich mich oft recht einsam und verlossen fühlte, besonders als mit zunehmenden Jahren sich ein Asthmo einstellen wollte.

Ich wohnte in einer engen, mit oltmodischen Häusern besetzten Stroße. Die oberen Stockwerke derselben bildeten einen Vorbou über die unteeen, so daß es bei schlechtem Wetter eine ongenehme Promenode für die Damen der Stodt war. Füe mein Geschäft hotte dieser Umstond seine Vorzüge, wäheend er für einen großen, lebhosten Umtrieb entschieden hinderlich gewesen wäre. Eine weitere Foige dieser Bauort und der engen Straßen wor, daß mein Schiafzimmer den Gemöchern des jenseitigen Houses so nohe gerückt wor, daß ich nicht nur deutlich Alles sehen konnte, wos in denselben vorging, sondern auch, wenn ich am Fenster soß, bequem eine Unterhaltung mit den Nachbarn gegenüber unknüpsen konnte, ohne fürchten zu müssen, daß wir von den Vorübeegehenden gehört und verstanden würden. Meine Nochbarin, Frou Horper, hatte erst im reiferen Lebensalter einen pensionirten Offizier geheirathet. Das Einkommen der beiden Eheleute wae ungenügend gewesen und der alte Herr hotte durch den Einfluß des benachbaeten Adels die Stelle eines Posthalters in unserer Stadt erhalten. Um für Weib und Kind zu sorgen, hatte er nicht geruht, bis er die Versicherung hatte, daß die Stelle noch seinem Tode auf die hinterlassene Wittwe übergehen sollte. Das Einkommen wor gering, denn es betrug nur 84 Pfund, wovon 25 Pfund für Hausmiethe abgingen, aber es war eben doch ein sicheres Brod für die Wittwe und ihre Tochter, und die zu erfüllenden Pflichten woren einfach und leicht.

Winifred Harper wurde geboren, ols ihre Mutter bereits vierzig Jahre zählte; mir wor es immer ein Räthsel, woher das Kind seine Lebhaftigkeit und Lustigkeit nahm. Wie eine Lerche statterte sie den gonzen Tag in dem düstern, alten Hause umher und hotte für nichts Interesse, was außer demselben vorging. Es war ein hübsches, einnehmendes, kleines Wesen, und mir altem einsamen Geschöpf that es wohl, die heiteren Liedchen des Kindes zu hören oder dos runde rosige Gesichtlein mie entgegen lachen zu sehen, wenn ich mit kleiner Nodelorbeit am Fenster des Vorboues saß.

Frau Harper war eine schüchterne scheue Frou; es war ihr eine harte Aufgobe, mit Fremden in Berührung zu kommen, obgleich ihre Pflicht es immee und immer wieder erheischte. Sobold Winifred dos Alter von sechszehn Johren erreicht hatte, begab sich die Wittwe mit ihr vor die betreffende Behörde und thot die nöthigen Schritte, domit dos junge Mädchen ihrer Mutter als Assistenin beigegeben wurde. Jo, das war einmal ein hübschee, pikanter, reizender Postossistent! Sie erfüllte alle Pflichten so gut, doß ihr höchstens ihre schaefe, weische Junge hie und do die Ungnade eines olten, grämlichen Heren oder einer ouf ihre jugendliche Schönheit eifersüchtigen Dame zuzog Winny nohm sich's aber nicht sehr zu Herzen und ging froh und wohlgemuth ihren Weg. Do sie jung und romantisch war, hatte meine Bibliothek eine besondere Anziehungskroft für sie, und es entstond doraus bold eine innige, dauernde Freundschoft zwischen uns. Das junge Mädchen machte mich zue Vertrouten aller Widerwärtigkeiten und Aergernisse, die dos Postwesen mit sich brachte, und da sie von meiner Verschwiegenheit überzeugt war — mit wem hätte ich auch plaudern sollen? — theilte sie mir noch und nach ouch verschiedene Eigenthümlichkeiten mit, die ihr bei Ausübung ihrer täglichen Berufspflichten aufgefallen woeen.

Frau Harper, Winny und ich führten denn ein friedliches behagliches Stillleben, bis diese ihr zwonzigstes Jahr erreicht hatte. Sie hotte viele Bewunderer, welche om Schalter des Expeditionszimmerchens mit ihe zu plaudern versuchten, ober keiner konnte Fuß im Hause fossen, weil Feau Harpee viel zu scheu und nervös war, um irgend eine Annäherung zu dulden. Das Postlokol war aber notürlich kein passender Platz für zärtliche Ergüsse; die jungen Hereen mußten draußen auf dem Pflaster stehen bleiben und ihren Gefühlen durch ein kleines Loch in der Mauer Ausdruck geben; und des Mödchens Antworten woren überdieß so satyrisch und beißend, doß sie bold in den Ruf einer Kokette kam. Dies that mir leid, denn ich konnte sie besser, als eine gute Tochter und fleißige, geschickte Houshälterin; es that mir olso weh, zu denken, daß sie am Ende, gleich mir, eine arme, einsame, alte Jungfer werden sollte.

Um diese Zeit kam eine Eisenbahn in Vorschlog, welche unsere Stadt berühren und uns mit einem großen Handelsplotz in Verbindung bringen sollte. Es kamen bold gonze Trupps Arbeiter und mit ihnen Aufseher und Ingenieure, welche alle Zimmer, die sich auftreiben ließen, in Beschlog nohmen. Meine Zimmer waren fortwährend besetzt; kaum verließ sie ein Miethsherr, so kam schon ein onderer, um dessen Stelle einzunehmen.

Hinter meinem Loden hotte ich eine hübsche, große, geräumige Küche, deren Fenster die Aussicht auf einen einsamen Hügel in der Nähe der Stadt bot. Ich hielt mich lieber hier auf, als in dem düstern Zimmer nebenan, dos ich meinem Miethsherrn zu Ehren mit einem Sopha, einer Aufsotzkommode und einem Teppich aufgeputzt hatte.

Wenn manche derselben mich mit meiner einfachen Hoube und meiner breiten Schürze im Winkelchen am Herde sitzen sahen, hielten sie mich wohl für eine achtbare Magd und nickten mir vertraulich zu. Woren sie doch selbst gemeine unwissende Leute und konnten die Reinheit meiner Aussprache, die Richtigkeit meiner Satzbildung, durch welche ich ihnen meine höhere Bildung begreiflich mochen wollte, nicht beurtheilen. Ich strofte ihren Irrthum natürlich mit einer verdienten stillen Verochtung.

Eines Morgens trot ein großer, hübscher, junger Monn in meinen Loden, welcher bei meinem Anblick in gewohnter, fast unbewußter Artigkeit den Hut obnohm. Diese Aufmerksomkeit, verbunden mit seinem offenen Gesichte und dem freisamen, wohlwollenden Ausdruck seiner dunkeln Augen, nahm mich sogleich für ihn ein und ich lächelte ihm freundlich zu.

„Ich bin einer der Ingenieure dieser Bohnlinie," hub er mit ongenehmer Stimme an; „Hartley sogte mir, ich könne vielleicht hier auf einige Monote Zimmer finden."

— „Meine Zimmer sind sehr klein und werden wohl einem Herrn, wie Sie, nicht genügen," erwiderte ich.

„Oh," lachte er, „wir Arbeitsleute dürfen nicht so viele Ansprüche machen. Ich suche eine stille Wohnung, wohin meine Kameraden mir nicht allzu eifrig nachlaufen und ich selbst mich scheuen würde, allzu viele Besuche bei mir zu sehen."

Ich zeigte ihm meine Zimmer, welche ihm sehr zu gefallen schienen; denn er fand so viele Vorzüge, die ich bisher nie entdeckt hatte, daß wir sogleich Handeleins wurden. Noch vor Abend hatte sich Gilbert Stanway Esqu. (so war nämlich sein Gepäck adressirt) in meiner kleinen Wohnung häuslich niedergelassen.

„Welch ein hübsches Mädchen am Postschalter drüben!" sagte er, als er durch die Küche ging, nachdem er seine Briefe besorgt hatte.

— „Sie ist mehr als hübsch," erwiderte ich; „sie ist gut."

„Aber auch beißend!" lachte der junge Mann; „ich war drüben am Postschalter, um meine Briefe abzugeben, und sagte ihr bei dieser Gelegenheit einige verbindliche Worte, aber sie fuhr mich an, wie eine wilde Katze."

Während Stanway noch sprach, hörte ich Winny's Schritt im Laden; sie trat ein, ohne den fremden Herrn zu bemerken und sagte mit lustigem Lachen: „Da habe ich wieder einen von den ausgelassenen Eisenbahn-Leuten am Schalter gehabt; es kostet wirklich Mühe, sie im Zaum zu halten."

„Der reuige Sünder steht hier!" sprach Stanway vortretend; Winny verstummte vor Verlegenheit und er benutzte es, um eine passende Entschuldigung vorzubringen. In wenigen Minuten waren sie bekannt und die alten Wände widerhallten von lustigem Lachen.

Winny hatte immer ihre Abende bei mir zugebracht und Gilbert, denn ich nannte meinen neuen Miethsherrn bald bei dessen Taufnamen, zog meine geräumige Küche seinem engen Stübchen vor.

Aus diesem häufigen Zusammenseyn entstand ein inniger herzlicher Verkehr, der mir manch heimliche Freude bereitete. Der neue Brückenbau wurde uns eine Quelle des Interesses und ich begab mich oft mit Winny an Ort und Stelle, um den Fortgang des Bauwesens in Augenschein zu nehmen. Als der Winter kam und die Arbeit einstellte, bat Stanway oft herzlich Winny's Harfe holen zu dürfen, und wenn sie sang und er neben ihr saß oder sich über ihren Stuhl lehnte, betrachtete er sie mit solcher Bewunderung, daß es mein altes Herz wie Sonnenlicht erwärmte. Er hatte auch angefangen, ihr Unterricht im Lateinischen zu geben, und es war reizend, wenn sie ihr „amo, amas" aufsagte und ihre Augen dabei fest auf dem Boden oder der alten Wanduhr hafteten. Manchmal war Stanway auf einige Tage verreist und bei seiner Rückkehr lag dann immer so viel Herzlichkeit und Freude in seinem Wesen, daß mir's oft war, wie einer alten Mutter, die ihr einziges Kind begrüßt.

So hoch ich Winny schätzte, hielt ich ihn doch ihrer werth, und hoffte, sie würden die Hände in einander legen, sich innig in's Auge blicken und gestehen: „Ich liebe Dich." Winifred war aber so launenhaft, daß der junge Mann nie wußte, wie sie ihn behandeln würde. Das mochte wohl der Grund seines Schweigens seyn, selbst mir gegenüber, der seine Neigung kein Geheimniß seyn konnte.

Eines Abends saß ich in meinem Schlafzimmer, von wo aus ich Winifred's Stübchen überblicken konnte, und bewunderte eben die Ordnung desselben, als er an meiner Thüre vorüberging; ich bat ihn einen Augenblick einzutreten.

„Sehen Sie, Gilbert, dieses Zimmerchen ist ein wahres Bild der Niedlichkeit. Dort hat sie ihren Sonntagsstaat hergerichtet, damit sie morgen früh Alles bei der Hand habe. Ich bin überzeugt, es findet sich kein Stäubchen im Zimmer."

Stanway schaute mit stillem Entzücken hinüber, wandte sich aber endlich seufzend ab. „Es ist ein reizenderer Anblick als manches elegante Boudoir, Mutter," sagte er. Niemand außer ihm hatte mich je so genannt und es hatte ihm mein Herz unwiderstehlich gewonnen. „Es ist ein zierliches Nestchen für ein zierliches Mädchen, aber Winny ist veränderlich und so stolz, als wenn sie königliches Blut in den Adern hätte."

„Das ist richtig, aber die Harpers sind auch keine gewöhnlichen Leute; sie stammen von guter Familie und ihr welscher Stammbaum ist ganz merkwürdig; ich glaube jedoch, Winny kümmert sich nicht viel darum."

Sie betrat soeben ihr Zimmer und ich mußte den Ingenieur schnell fortschicken. Die Gelegenheit, welche mir der Zufall gegeben hatte, ging also wieder verloren.

Endlich war die Brücke vollendet und Gilberts Beschäftigung in unserer Stadt zu Ende. Ich hoffte, er werde sich erklären, bevor er abreiste, aber Winny's Betragen war zu ärgerlich. Ich hatte sie früher nie so hochmüthig und zurückhaltend gesehen, sie ließ sich kaum herbei, mich zu besuchen, auch wenn sie wußte, daß Stanway nicht zu Hause war.

Es war am Vorabend seiner Abreise; er betrachtete eben die Bücher in meinem Laden, als Winifred eintrat. Durch die Glasthüre konnte ich sehen, wie sie bei seinem Anblick erschrack und erröthete; sie wollte sich sogleich wieder zurückziehen, aber er legte die Hand auf ihren Arm.

„Kommen Sie herein und bleiben sie bei uns, Winny," sprach er mild; „ich gehe morgen fort."

— „Ich kann nicht," erwiderte sie schnell; „ich muß mit den Morgans ausgehen."

„Gehen Sie heute nicht; es ist das letzte Mal, liebe Winny!" bat er und strich ihr leise die lichten Locken zurück. Als sie ihm keine Antwort gab, beugte er sich und küßte sie auf die Stirne. Im gleichen Augenblick schlug ihn Winifred wie ein unartiges Kind auf die Wange.

— „Sie vergessen sich, Herr Stanway," rief sie und stampfte mit dem kleinen Fuße. „Sie vergessen, wer Sie sind und wer ich, Winifred Harper, bin." Sie schritt wie eine Herzogin aus dem Laden und einige Minuten später verließ sie mit Helene Morgan das Haus, frisch und rosig wie ein Maimorgen.

„Mutter," sagte Gilbert, als wir uns für die Nacht trennten, „bitte, geben Sie Winny dieses als ein Andenken, wenn

ich fort bin." Er legte ein prachtvolles Armband von namhaftem Werthe in meine Hand.

— „Aber Gilbert," rief ich, „wie konnten Sie so verschwenderisch seyn?"

„Ich habe ein gutes Einkommen," erwiderte er mit melancholischem Lächeln.

Wir sprachen nicht weiter darüber und als er fort war, gab ich es dem jungen Mädchen. Ich sah sie später, als sie allein in ihrem Zimmer war, das Geschmeide mit Thränen und Küssen bedecken.

„Also Sie hatten den jungen Stanway von Stanway-Court in Ihrer Wohnung?" fragte mich die Frau unsers Rektors eines Tages; „ich sah ihn neulich auf einem Ball und erkannte ihn sogleich wieder."

— „Sie müssen sich irren, liebe Frau Rektorin!" rief ich erstaunt; „er hat sich nie über etwas beklagt, war mit Allem zufrieden und aß sein Brod mit Käse in meiner Küche wie der gewöhnlichste Sterbliche; es kann nicht der junge Stanway von Stanway-Court gewesen seyn."

„Es ist aber doch so," versicherte die Dame; „er hat mir Sie und Ihre Wohnung sehr gelobt. Ich fürchte, er hat einen gemeinen Geschmack, denn er will mit Gewalt Ingenieur werden. Er quält seinen Vater immer um dessen Einwilligung hiezu, aber der alte Herr wird es natürlich nie erlauben. Seine Schwestern meinten auch, er habe eine seiner Stellung im Leben unwürdige Herzensneigung; ich konnte jedoch nichts Näheres darüber erfahren. Sie werden wissen, daß nicht er der eigentliche Ingenieur hier war, sondern der Herr, der im Hotel Royal wohnte; ein Freund von ihm."

Sobald Frau Lawson fort war, winkte ich Winny zu mir herüber und theilte ihr die Neuigkeit mit.

„Ich wußte es," antwortete sie; „ich mußte es ja von seinen Briefen wissen. Viele davon waren nach Stanway-Court adressirt und die Antworten trugen immer das adelige Wappen. Später gab er sie anderswo auf die Post, als ob er nicht wünschte, daß ich seine Verhältnisse kenne."

— „Warum hast Du mir nie davon gesagt, Winny?"

„Weil es Sie unruhig gemacht haben würde. Sie hätten sich nicht mehr behaglich gefühlt, wenn er da in der Küche gesessen wäre und Sie Mutter genannt hätte. Er war so gut und edel; ich werde nie mehr jemand lieb haben können, nachdem ich Gilbert Stanway geliebt."

Das arme Kind kniete vor mir, bitterlich weinend barg es das Gesicht in meinem Schooße. Was konnte ich ihr zum Troste sagen, jetzt, da ich die Verhältnisse kannte?

Winifred Harper, die Postgehülfin, war kein Weib für Gilbert Stanway von Stanway-Court. Als sie sich ausgeweint hatte, erhob sie sich, küßte mich und ging. — Von nun an sah ich sie oft neben ihrem Bette knieen und ihr Antlitz in den Kissen verbergen; sie wurde immer ernster und düsterer und mir nagte des armen Kindes Kummer am Herzen.

Eines Morgens kam Winny mit der alten Heiterkeit in's Zimmer gehüpft und hielt mir einen Brief an mich entgegen, von Gilberts Hand, wie sie sagte. Ich erlaubte ihr, ihn vorzulesen:

„Liebe Mutter, ich gehe nach Amerika. Endlich darf ich meinem Wunsche folgen, vorausgesetzt, daß ich weit genug fortgehe, um Charley Stanway von Stanway-Court aus dem Weg zu kommen. Sobald mein jährliches Einkommen von 300 Pfund sich in 3000 verwandelt hat, komme ich wieder und kaufe mich bei Llanweny an; dann müssen Sie Haushälterin bei mir werden; also werden Sie ja nicht älter. Wie geht es der reizenden Winifred? hat die kleine Kokette mich schon vergessen? Leben Sie wohl, morgen gehe ich unter Segel."

Ich weiß nicht, was Winny eigentlich erwartet hatte, denn sie faltete den Brief mit einem Ausdruck getäuschter Hoffnung zusammen, nahm ihn mit nach Hause und brachte ihn nicht wieder zurück; ich denke, der Brief und das Armband befinden sich in irgend einem sichern Versteck.

Winifred wurde immer ernster und gesetzter, sie sah aus, als ob sie jedweden Herzensgedanken längst begraben hätte, und wenn sie am Schalter erschien, scherzte niemand mehr mit ihr, wie in früheren Zeiten. Da das Geschäft immer zunahm, war das Einkommen der Posthalterin um 50 Pfund erhöht worden und Frau Harper stellte ein junges Mädchen als Gehülfin für Winny an. Pflichten und Sorgen nahmen immer mehr überhand und beschwichtigten die Gedanken meines kleinen Lieblings beinahe vollständig. Es kamen keine Briefe mehr von Gilbert und Winny erwähnte seinen Namen nicht; aber so oft wir spazieren gingen, besuchten wir seine Brücke auf dem Heimweg.

Ungefähr ein Jahr nach Stanway's Abreise hatte ein Postvisitator meine Zimmer inne. Seine Gegenwart war meinen Freunden natürlich unangenehm, aber sie war ein nothwendiges Uebel.

Eines Tages erhielt ich einen Besuch von Frau Harper, deren Schüchternheit so außerordentlich war, daß sie selten ihre eigene Schwelle überschritt. Sie war ein schwächlich aussehendes altes Frauchen und sprach so leise und mit einem so flehendem Tone, daß es mich ganz schmerzlich bewegte. Ich pflegte meine eigene Stimme zu dämpfen, wenn ich mit ihr sprach, und behandelte sie stets mit zärtlicher Aufmerksamkeit. An diesem Tage kam sie mir älter und schwächer vor als gewöhnlich.

„Ich bin eigentlich recht unruhig, Fräulein Price," flüsterte sie; „aber Sie werden mich entschuldigen. Ich komme, um Sie um Rath zu fragen in einer Angelegenheit, die meines lieben Kindes Zukunft betrifft. Nicht wahr, Sie interessiren sich für Winifred?

Ich versicherte die arme Frau in herzlichster Weise, daß Winny mir theurer sey als Alles, und sie fuhr weinend fort: „Ich bin sehr leidend und meines Kindes Zukunft liegt mir schwer auf dem Herzen; es quält mich der Gedanke, was nach meinem Tode aus ihr werden soll, und wer sich ihrer annehmen wird? Ich bin alt, Fräulein Price, und ich glaube nicht, daß Winny den Wunsch hat, sich zu verehelichen, ich hoffe es auch nicht, denn die Ehe ist eine große Lotterie, in welcher viele Nieten gezogen werden. Aber deßhalb bin ich nicht herüber gekommen. Herr Johnson — Sie wissen, wen ich meine?" ...

Ich zeigte auf die Thüre meines Miethsherrn und Frau Harper dämpfte ihre Stimme, bis sie beinahe unhörbar wurde. —

„Herr Johnson hat mit mir darüber gesprochen; er meint ich habe sehr gealtert und es sey rathsam den Dienst niederzulegen, wie mein seliger Mann zu meinen Gunsten gethan habe. Es solle dann zu gleicher Zeit ein Gesuch eingereicht werden, damit Winifred die Posthalterei erhalte. In diesem Falle werde meiner Tochter Zukunft gesichert seyn, während, wenn der Tod, dessen Stunde wir ja nicht kennen, mich plötzlich abriefe, sogleich ein Beamter aufgestellt werden und Winny heimath- und brodlos werden würde."

Frau Harper weinte heftig und wollte sich nicht trösten lassen. Ich erklärte ihr aber, Herrn Johnson's Plan habe meinen vollen Beifall, und nach einer Weile begann sie wieder:

„Das Einkommen beläuft sich jetzt auf 134 Pfund und würde meines Kindes Zukunft vollständig sichern. Die Hauptsache meines Besuches ist jedoch die Frage, ob Sie, im Falle meines Todes, die Güte haben würden, mit Winifred zusammen zu ziehen? Das Mädchen ist jung und unüberlegt und soll nicht allein wohnen. Sie können Ihren Buchhandel ja gut in unser Haus verlegen, Winifred würde Sie wie eine Mutter ehren und mich dann weniger vermissen."

Ich suchte der guten alten Frau auf jede mögliche Weise begreiflich zu machen, daß dieser Plan mich auf's äußerste erfreue und verbinde, daß ich jedoch hoffe, sie werde selbst noch viele glückliche Jahre erleben. Ich beredete sie eine Tasse Thee mit mir zu trinken, und plauderte so heiter, daß sie endlich etwas aufschaute. Im Verlaufe des Abends trat Herr Johnson in mein Zimmer; obgleich sein Erscheinen Frau Harper verschüchterte, ergriff ich dennoch die Gelegenheit, mit ihm über die Sache zu sprechen. Er stimmte unserem Vorhaben herzlich bei und setzte sogleich eine Verzichts-Urkunde auf, welche Frau Harper unterzeichnete.

Noch am gleichen Abende wurde das Schreiben in großem amtlichem Couvert „im Dienste Ihrer Majestät" nach London abgesandt.

Ja, ‚im Dienste Ihrer Majestät.' Ich war eine loyale Unterthanin und hatte bisher geglaubt, daß alles, was im Dienste ihrer Majestät geschehe, ehrenhafte und gerechte Thaten seyen, würdig des Namens von Englands Königin und Englands Regierung. Ich war ein leichtgläubiges, altes Weib; aber ich sollte Zeuge einer teuflischen — es ist ein starkes Wort, aber ich schreibe es mit Ueberlegung — einer teuflischen That seyn, die in ihrem Namen vollbracht wurde. Nur hat, natürlich, die Königin nichts davon gewußt. Frau Harper's Verzichturkunde war ohne Winifred's Wissen abgegangen, weil die Mutter sie nicht mit ihren Todesgedanken ängstigen wollte. Das Mädchen blieb also in vollkommener Unwissenheit, bis eines Morgens ein amtliches Schreiben einlief, welches die Annahme der Verzichtleistung der bisherigen Posthalterin und die alsbaldige Entbindung derselben von ihren Pflichten anzeigte."

Winny las und konnte nicht verstehen; sie kam zu mir herüber und ich erklärte ihr die Sachlage.

„Barmherziger Gott!" rief sie entsetzt, „so wollte meine Mutter für mich sorgen? Wir haben kein anderes Einkommen, wir müssen zu Grunde gehen, wenn ich die Stelle nicht bekomme und die ganze Zeit ist nun verloren gegangen. O wie konntet ihr Johnson trauen? Er ist ein erbärmlicher Heuchler, und hat mich mit seinen Anträgen verfolgt, bis ich ihm sagte, wie zuwider er mir sey. Glauben Sie nun, daß etwas Gutes von seiner Seite kommen kann?"

Ich konnte nicht antworten; Winny's Befürchtung hatte mich mit Schrecken erfüllt. Nach einer Weile fuhr sie ruhiger fort:

„Ich will zu Frau Lawson und den besten Advokaten gehen, vielleicht bringt man noch eine Petition zu meinen Gunsten zusammen. Wenn nur nicht die ganze Zeit verloren wäre!"

Sie ging und eilte den ganzen Tag von einer einflußreichen Person zur andern. Sie bezeichnete die Sachlage so klar, daß alles sich dafür interessirte und am folgenden Tag ging ein Gesuch an den Generalpostdirektor ab, welches die Unterschrift aller geachteten und einflußreichen Männer der Stadt trug. Es war zu spät. Die Antwort lautete, der neue Posthalter sey bereits ernannt und werde seine Stelle in den nächstfolgenden Wochen antreten, bis wohin Frau Harper und ihre Tochter das Postgebäude zu räumen haben.

Es sey mir vergönnt, über den Jammer der nächsten Zeit flüchtig hinweg zu gehen. Es ist ein hartes Loos, Alles auf einmal zu verlieren und plötzlich in die tiefste Armuth zu versinken, ohne an deren Sorgen und Qualen gewöhnt zu seyn. Eine Zeit lang verwandelte der mütterliche Instinkt Frau Harper in ein anderes Wesen, sie sprach und handelte mit Entschiedenheit und suchte Arbeit zu finden, um die Sorgen des täglichen Brodes, welche schwer auf Winifred lasteten, einigermaßen zu erleichtern. In den ersten Monaten versorgten die Bewohner der Stadt das arme Mädchen mit Näharbeit und bezahlten sie gut, aber der Reiz der Neuheit verschwand, das Interesse ließ nach und die Armen befanden sich bald im äußersten Mangel. Sie hatten ihr Elend in einem kleinen Häuschen in der Nähe der Stadt verborgen und ich sah Winifred nur hie und da, wenn sie mich besuchte und bleich und abgezehrt in meiner warmen Kaminecke saß, am gleichen Platze, wo das einst so glückliche Kind sich herumgetummelt, wo das junge Mädchen ihr erstes und einziges Liebesglück genossen hatte.

Der Posthalter, welcher Frau Harper's Stelle erhalten hatte, war ein Verwandter des Herrn Johnson, ein älterer, bequemer Mann, der sich nur um Glas und Pfeife kümmerte. Die Geschäfte am Schalter besorgte seine Tochter, ein wahrer Husar von einem Mädchen; Arabella Johnson hatte ein keckes, herausforderndes Wesen und kokettirte bald nicht mehr am Schalter, sondern erlaubte ihren Günstlingen in's Postzimmer zu kommen. Mir wurde sie immer verhaßter, nicht nur, weil sie an meines Lieblings Stelle war, sondern auch, weil ihr

ganzes Auftreten und Benehmen das weibliche Gefühl verletzen mußte. Sie fühlte es und gab mir meine Abneigung vierfach zurück.

Nach einigen Monaten bot der neue Posthalter Winifred an, bei ihm als Gehülfin mit einem Gehalte von 7 Schillingen wöchentlich einzutreten. Sie willigte ein und mein armes Herzblättchen mußte nun sammt seiner Mutter von dieser kleinen Summe, wovon wöchentlich noch zwei Schillinge für Miethe abgingen, leben und dafür von Morgen 8 Uhr bis Abends 8 Uhr im Dienste seyn.

Als das Unglück über Frau Harper gekommen war, hatte sie sich etwas aufgerafft, aber bald wurde sie vollkommen kindisch und weinte und jammerte den ganzen Tag nach Leckerbissen, die Winny ihr nicht verschaffen konnte. Armes Mädchen! die Treue und der Schmerz, welcher in ihren Zügen lag, brachen mir beinahe das Herz; oft winkte ich ihr zu mir herüber und vergaß ganz, daß sie vor Feierabend nicht mehr herüber kommen durfte, und daß selbst dann sie nicht lange verweilen konnte, weil die alte Mutter sie erwartete.

Um diese Zeit, zwei Jahre nachdem Frau Harper durch eigene Unvorsichtigkeit ihre Stelle verloren hatte, begannen sonderbare Gerüchte in der Stadt zu circuliren. Man sprach von Briefen, deren Abgabe verzögert worden, von Geldbriefen, welche nie an den Ort ihrer Bestimmung gekommen waren. Winny war nicht zugegen, wenn die Morgenpost ankam, aber es fehlten auch Briefe, die am Schalter aufgegeben worden waren und durch ihre Hände gegangen seyn mußten. Arabella sparte die verfänglichsten Winke nicht, wenn derlei Klagen einliefen. Sie erklärte, sie bewache ihre Gehülfin mit sorgsamen Augen, aber es sey ihr bis jetzt noch nicht gelungen, ihr auf die Spur zu kommen. Winnifred wußte nichts von all' dem; ihr Unglück hatte sie so eingeschüchtert, daß sie sich von ihren Bekannten zurückzog, und ich wollte natürlich ihren Jammer nicht um ein Atom vergrößern.

Eines Sonntags nahm ich mir fest vor, das entlegene Häuschen, wo meine Freunde jetzt wohnten, zu erreichen. Es war ein kalter Frühlingstag, ein scharfer Ostwind pfiff durch die Bäume, aber ich hielt es nicht für gut, den Besuch länger aufzuschieben. Ich fand die arme, alte Frau ganz kindisch; sie hatte Alles, bis auf die Tage ihrer Kindheit in Llanmeny vergessen.

Bei meinem Eintritt stund sie eben mit gefalteten Händen vor Winny und sagte eine Hymne nach der andern auf, gerade wie sie es in jenen Zeiten gethan haben mochte.

Winifred blickte mich mit einem traurigen Lächeln an; o wie verschieden war dieses Lächeln von der Heiterkeit, mit welcher sie einst zu mir herübernickte, wenn ich am Fenster stand und Gilbert Stanway nachblickte!

„Sie lassen mich ganz allein," wimmerte Frau Harper; „die Andern gehen in den Wald um Erdbeeren und Maßliebchen zu pflücken, und ich soll meine Aufgaben lernen und habe niemand, der mir hilft; es ist zu unartig."

Ich hatte seit Jahren nicht geweint, aber ich weinte über diese alte, kindische Frau, die mit einem schwachen Strahl der Erinnerung früherer Freundschaft sich an mich schmiegte.

Winifred brachte ihre Mutter zu Bette und als dieselbe eingeschlafen war, begleitete sie mich zur Stadt zurück. Sie hatte meinen Arm genommen, damit ich mich auf sie stützen konnte, aber sie sprach nichts; ich sah, wie schwer sie litt, und schwieg ebenfalls. Endlich kamen wir an Gilbert's Brücke, da machte sie sich von mir los und sagte mit herzzerreißender Stimme:

„Verlassen von Gott und den Menschen!"

— „O nein, liebes Herz," rief ich schnell; „verbanne den bösen Gedanken; „Du bist weder von Gott noch von Menschen verlassen, Er wird Dir seine Vatersorge beweisen zur rechten Zeit. Sey muthig, Kind, Du bist jung und kannst diese Prüfungen ertragen, die Sonne wird ja auch wieder einmal leuchten."

„Mög's bald besser gehen," klagte sie; „mein Herz bricht beinahe unter seiner Last."

Wir trennten uns und sie versprach, mich am nächsten Abend zu besuchen, um einen Kuchen abzuholen, den ihre Mutter liebte. Ich konnte die ganze Nacht vor Kummer um Winifred nicht schlafen.

Am folgenden Abend kam sie; nachdem sie eine Zeitlang mit mir geplaudert hatte, wollte sie ein Tuch aus ihrem Ledertäschchen nehmen, um den Kuchen einzuwickeln, den ich für ihre Mutter gebacken hatte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Brief aus dem Täschchen; er fiel schwer auf, als ob Geld in demselben wäre.

„Winny, Winny, was ist das für ein Brief?" rief ich. Das Mädchen schaute mich wild an, wurde bald roth, bald bleich und zitterte heftig. Ich bückte mich und hob den Brief auf.

„An die Verwaltung des Waisenhauses, Manchester," las ich.

Ich wußte, daß es auf hiesiger Post besonders leicht war, Briefe nach Manchester verschwinden zu lassen, weil sie erst an eine andere Stadt versandt werden mußten und deßhalb eine Gefahr der Entdeckung beinahe nicht vorhanden war.

„Sie glauben doch nicht, daß ich den Brief genommen habe?" fragte Winny, nachdem sie sich etwas erholt hatte; „ich versichere Sie, ich weiß nicht, wie er in mein Täschchen kam."

— „Winifred," rief ich; „Du bist wohl über Deine Kraft versucht worden und es liegt in Fleisch und Blut der Versuchung nachzugeben. Vielleicht hat das Weinen Deiner Mutter Dich so weit gebracht. Fürchte Dich nicht vor mir, gesteh' mir's, wenn Du den Brief genommen hast, Du würdest ihn doch jedenfalls wieder zurückgegeben haben."

„Ich versichere Sie hoch und theuer, ich weiß nichts von dem Briefe," wiederholte sie und blickte mich mit thränenvollen Augen treuherzig an. „Ich kann mir nicht denken, wie er in mein Täschchen kam. Es lag den ganzen Tag im Postzimmer, aber nicht so, daß ein Brief hätte möglicherweise hinein fallen können. Ich will ihn jedoch mit der nächsten Post expediren und dann hat es ja nichts zu bedeuten?"

Ich sagte ihr nun von den Gerüchten, welche im Umlauf waren, und es alterirte sie so, daß sie beinahe ohnmächtig wurde. Als sie etwas ruhiger geworden, beratschlagten wir ernstlich was zu thun sey.

„Es ist Frau Gwyther's Schrift," sagte Winny seufzend; „die Leute wissen gar nicht, welche Versuchungen sie Einem in den Weg werfen. Es ist so leicht einen Brief unter mehren Hunderten wegzunehmen, und so schwer die Spur zu finden, weil sie durch so viele Hände gehen."

„Frau Gwyther ist eine liebevolle Dame," bemerkte ich; „sie könnte überhaupt etwas für Dich thun, Winny, wenn Du ihr Deine Geschichte erzählen würdest. Komm, wir wollen sogleich zu ihr gehen."

Die gefährliche Lage, in welcher das Mädchen sich befand, besiegte den Stolz und wir machten uns alsbald auf den Weg. Die Dame horchte mit tiefem, steigendem Interesse auf Winifred's Erzählung.

„O Frau Gwyther," schloß diese mit zitternder Stimme, „haben Sie wohl je daran gedacht, welche Falle Sie durch derlei Geldsendungen Ihren Mitmenschen legen? Nicht nur unsere Sündhaftigkeit versucht uns, sondern auch unsere Schwäche. Man verachtet einen Mann, der ein Mädchen verführt hat, aber man kann ihr die verlorene Unschuld nicht wieder geben; so hätten Sie auch mir meine Rechtschaffenheit nicht wieder geben können, wenn ich diesen Brief genommen hätte, und es wäre möglich gewesen, daß ich es gethan. Vor zwei Jahren würde ich nicht geglaubt haben, daß eine Unredlichkeit mich auch nur einen Augenblick in Versuchung führen könnte, aber vor nicht gar langer Zeit legte ich einen Brief, welcher Geld enthielt, bei Seite, bereute es jedoch zeitig genug und sandte ihn ab. Glauben Sie denn, ich habe eine stolze Freude, die Versuchung überwunden zu haben, in mir gefühlt, als ich unser armseliges Stübchen betrat und meine alte Mutter vor Kälte weinte? Gewiß nicht! Ich sehnte mich, selbst in meinen Träumen, nach dem Gelde. Wenn ich nun, seit dieser Zeit, ein Paket Briefe in die Hand nehme, so zittere ich jedes Mal, es möchte ein Geldbrief darunter seyn und ich auf's Neue versucht werden. O Sie wissen nicht, was für ein Jammer, was für eine Erniedrigung in der Versuchung liegt!

Winny's bleiches Gesicht glühte vor Scham, Frau Gwyther erhob sich, legte den Arm um das Mädchen und küßte es wie eine Schwester. Wir redeten ihr dann vereint zu, die gefährliche Stellung aufzugeben und Frau Gwyther versprach, besorgt seyn zu wollen, daß sich ein anderer Verdienst für Winifred finde. Sie nahm ihren Brief zurück und erklärte, sie wolle sogleich statt des baaren Geldes eine Anweisung absenden.

Als Winifred am folgenden Tage kaum eine Stunde gearbeitet hatte, trat Herr Johnson in's Postzimmer und klagte sie an, einen Werthbrief entwendet zu haben. Arabella habe denselben am Abend noch gesehen, aber bei Abgang der Post nicht finden können. Er fordere sie auf, ihren Diebstahl sogleich zu gestehen, sonst werde er ihre Wohnung polizeilich durchsuchen lassen. Winifred gab einfach an, wie es sich mit dem Briefe verhalten habe und da gerade Frau Gwyther wegen ihrer Anweisung kam, hätte der Posthalter die Sache gern fallen lassen; diese Dame aber erfaßte die Gelegenheit und sagte dem Herrn ihre Meinung in deutlicher, wenn auch nicht schmeichelhafter Weise. Winifred kündete ihre Stelle.

Frau Gwyther konnte im Augenblick nur ein Plätzchen als Bonne bei einer Familie im Auslande für Winny finden; ich bot dem armen Kinde an, ihre Mutter zu mir zu nehmen und mir Mühe zu geben, auf deren kindische Ideen einzugehen, mit ihr zu spielen und für sie zu sorgen, wogegen Winifred mir die Hälfte ihres Gehaltes von 30 Pfund bezahlen sollte; und nachdem Alles geordnet war, trennten wir uns mit tiefer, schmerzlicher Bewegung.

Während all' dieser Zeit hatte ich kein Wort von Gilbert Stanway gehört und kannte auch dessen Adresse nicht. Es kam mir oft der Gedanke, seine Briefe könnten hier auf der Post unterschlagen worden seyn, aber in dem ersten Jahre seiner Abwesenheit war ja Winny noch Posthalterin gewesen; ich mußte ihn also nothwendig für einen veränderlichen, unzuverlässigen Mann halten und würde mich nicht weiter für ihn interessirt haben, wenn ich nicht überzeugt gewesen wäre, daß Winny nie einen Andern lieben würde.

Meine Zimmer waren lange leer gestanden, und mein Geschäft war in letzter Zeit so flau gegangen, daß ich alle Mühe hatte mich ehrlich durchzuschlagen. Es war mir schmerzlich, die alte Frau Harper um Bonbons und Spielsachen jammern zu hören und nicht im Stande zu seyn, sie ihr zu geben. — Meine Küche war völlig mit Puppen bevölkert und es war keine kleine Aufgabe für eine ordnungsliebende Person, wie ich es mein ganzes Leben gewesen, alle diese Dinge zu ertragen; aus Liebe zu Winny aber versagte ich ihrer armen, alten Mutter nichts.

Eines Abends in der Dämmerung trat ein Fremder in meinem Laden; er trug eine Binde über dem Auge und hatte die gebückte Haltung eines alten Mannes. Nach freundlicher Begrüßung sagte er mir, er habe von meiner Wohnung gehört und da er einige Wochen in der Stadt bleiben werde, würde er gerne zu mir ziehen.

Ich zeigte ihm die Zimmer; sie schienen ihm zu gefallen und er wollte sie eben miethen, als ich ihm sagte, ich habe noch eine Frage zu stellen, die ich nie unterlasse und von deren Beantwortung die Sache abhänge.

„Sind Sie ein Postvisitator, mein Herr?" Aber die Frage überraschte ihn wohl eben so sehr, als ob sie gelautet hätte: Sind Sie ein Räuber, mein Herr?

„Mein Gott, nein, meine liebe Frau," erwiderte er schnell, „wie kommen Sie zu dieser Idee?"

— „Weil ich unter keiner Bedingung einen Postvisitator in meine Wohnung nehmen würde," antwortete ich; „ich bin überzeugt, daß sich auch gute Leute darunter finden mögen, aber ich würde selbst den Engel Gabriel nicht aufnehmen, wenn er mit der Post zu thun hätte."

„Warum denn?" fragte er lachend.

— „Meine Gründe sind kein Geheimniß; und wenn Sie sich mit mir bemühen wollen, werde ich Ihnen einen derselben zeigen."

Der Fremde folgte mir. Auf einem kleinen Stuhle in der Küche saß die alte Frau Harper, die grauen Haare kurz geschnitten wie ein Kind, und wiegte eine große Puppe in den runzeligen, nackten Armen. Beim Anblick eines Fremden verhüllte sie wie ein ungezogenes Kind ihr Gesicht in der Schürze.

— „Was bedeutet das?" fragte Herr Barnes und setzte sich ermüdet auf eine Bank; „wollen Sie mir gefälligst erklären, was dieses arme Geschöpf mit Ihrer Abneigung vor Postbeamten zu thun hat?"

Ich schloß erst meinen Laden, um nicht mehr unterbrochen zu werden und erzählte ihm dann die ganze Sachlage bezüglich der Verzichtleistung der früheren Posthalterin und aller nachfolgenden Leiden Winifreds. Als ich sprach, bemerkte ich, daß Barnes' Auge glänzender wurde und seine ganze Gestalt sich zu strecken schien.

„Dürfte ich das Zimmer sehen, von dessen Fenstern Sie das Stübchen Ihres Schützlings überblicken konnten?" fragte er.

Ich führte ihn die Treppe hinauf und zeigte ihm, wie man von diesem Gemache aus Arabella Johnson's Zimmer und das Postlokal übersehen konnte.

„Das ist ein größeres, lustigeres Zimmer, als dasjenige, welches Sie mir zuerst zeigten," sagte Barnes nach einer Weile; „ich will Ihnen für dieses wöchentlich fünf Schillinge mehr geben."

Ich willigte ein und er rieb sich vergnügt die Hände.

Der neue Miethsherr war ein ruhiger, stiller Mann, aber eigenthümlich scheu und zurückhaltend. Er wollte mit niemand bekannt werden, sondern blieb den ganzen Tag in seiner Stube sitzen und studierte Homöopathie. Gegen Abend ging er regelmäßig spazieren, wählte aber stets einsame, abgelegene Straßen zu seinen Promenaden. Jeden Morgen kam ein kleines Päckchen von der Eisenbahn an ihn, dessen Empfang Herrn Barnes sehr zu ärgern schien.

Ich nahm mir endlich die Freiheit, ihm zu erklären, daß seine Gesundheit unter diesen Verhältnissen nothwendig leiden müsse.

„Sie haben Recht," antwortete er; „ich fühle mich wirklich so unwohl, daß ich Sie bitten möchte, einen Brief für mich zu schreiben."

Ich freute mich, ihm gefällig seyn zu können; als er aber eine Guinee in das Schreiben legen wollte, erschrack ich und setzte ihm Winifred's Gründe gegen dieses Verfahren auseinander.

„Mein liebes Fräulein Price," sagte er nun ernst, „ich habe Lust, Ihnen mein Geschäft zu übertragen. Sie sind ein vertrauenswerthes Frauenzimmer und könnten mir die besten Dienste leisten. Die hiesige Postverwaltung steht im Verdacht, Briefe unterschlagen zu haben, und es ist meine Aufgabe, der Sache auf die Spur zu kommen. Nach Allem, was ich von Ihnen weiß, halte ich die Tochter des Posthalters für schuldig, aber ich konnte sie bisher nicht in die Falle bringen. Jeden Abend habe ich einen Werthbrief aufgegeben und die Geldstücke gezeichnet und jeden Morgen haben die betreffenden Posthalter, ihrer Anweisung gemäß, das Päckchen durch die Eisenbahn zurückgeschickt. Wenn der fragliche Brief nicht an seine Adresse gekommen wäre, würde ich ein Telegramm erhalten haben und dann wäre die Untersuchung sogleich eingeleitet worden. Glauben Sie, daß man auf der Post drüben mein Hierseyn ahnt? Johnson kennt mich allerdings persönlich, aber ich dächte, ich sey ziemlich gut vermummt."

Herr Barnes zeigte mir eine Anzahl Briefe, die er schon aufgegeben hatte, und ich machte ihn auf deren große Aehnlichkeit aufmerksam, weil diese, wenn die Johnsons irgendwie Verdacht hatten, sie unfehlbar veranlassen würde, auf der Hut zu seyn. Nun schrieb ich einen Brief und legte ein Geldstück hinein; als es ganz dunkel geworden war, ging Barnes hinüber und gab denselben nebst einem von ihm selbst geschriebenen, der ein paar Handschuhe enthielt, auf die Post. Ich konnte die ganze Nacht vor Aufregung nicht schlafen, mein Gewissen quälte mich, denn es wollte den Unterschied zwischen einer Lockspeise für den Schuldigen und einer Versuchung für den Unschuldigen nicht einsehen. Ich stand früh auf und schon um acht Uhr kam ein Telegramm für Herrn Barnes. Das Papier brannte mich ordentlich in den Fingern, als ich es ihm hinaufbrachte.

„Davies nicht angekommen," las er, und rief dann vergnügt: „Hurrah, wir haben sie endlich gefangen. Ihr Brief hat es zuwege gebracht, Fräulein Price. Aber warum zittern Sie denn, Sie ungeschicktes Geschöpf? Wir haben ja kein Unrecht gethan."

Mir war es aber zu Muthe, als ob ich Unrecht gethan hätte, und sein Triumph machte mich ganz krank. Als er forteilte, schaute ich ihm ängstlich nach, und ich glaube, daß ich, wenn Arabella mir weniger verhaßt gewesen wäre, hinübergegangen seyn würde, um sie auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Ich that es aber nicht; ich blieb wie gebannt am Fenster stehen und sah sie keck und frei mit einem Handlungsreisenden schäkern, der eben gekommen war, seine Briefe zu holen. Endlich kehrte Herr Barnes mit zwei Polizeidienern zurück. Sie gingen alle drei in's Postlokal und schloßen die Thüre hinter sich. Erst hörte ich den Schrei einer weiblichen Stimme und dann war einige Minuten Alles stille. Bald darauf erschien Arabella, gefolgt von ihrem Vater, Herrn Barnes und den beiden Polizeidienern in ihrem Schlafzimmer. Sie war selbst jetzt noch nicht eingeschüchtert und sah mit keckem Lachen der Untersuchung zu. Hie und da zuckte sie ärgerlich die Achseln, als ob sie ihres Vaters Jammer nicht begreifen könne. Jede Schublade wurde geleert, jede Schachtel geöffnet und bald fand man in verschiedenen Verstecken Ringe, Armbänder, Knöpfchen, Spitzen, Handschuhe, Schleier und andere leichte Gegenstände, die man gelegentlich in Briefen versendet. Unter ihrem Kopfkissen fand man ein ganzes Paket Briefe. Ich sah Herrn Barnes zu mir herüberblicken, als er einige derselben zur Hand nahm, und Arabella fing an lustig zu lachen. Nachdem Alles durchsucht war, bot er ihr Hut und Shawl, und sie kleidete sich mit koketter Sorgfalt vor dem Spiegel an, ohne sich im Ge-

ringsten um ihres Vaters Schmerz zu kümmern. Eine Droschke war vorgefahren und Barnes begleitete das Mädchen sogleich auf die nächste Behörde, woselbst sie in's Gefängniß gebracht wurde, bis sie vor das Schwurgericht gestellt werden konnte.

Als mein Miethsherr zurückkehrte, gab er mir einige amerikanische Briefe, welche Arabella unterschlagen hatte. Ich konnte sie lange nicht lesen, weil meine Augengläser immer wieder von Thränen trübe wurden und die Worte in einander verschwimmen ließen. Es kamen auch so viele Besuche, um die Ereignisse des Tages zu erfahren, daß ich erst am folgenden Abende mit der Durchsicht der sieben oder acht Briefe fertig wurde.

Das erste Schreiben datirte sich ungefähr zwölf Monate nach Gilberts Abreise; er hatte viele Hindernisse zu überwinden gehabt und war oft auf dem Sprunge gewesen, nach England zurückzukehren, um das thatenlose abhängige Leben eines jüngeren Sohnes zu führen und vielleicht eine reiche Erbin zu heirathen; seine unveränderliche Liebe für Winifred hatte ihn jedoch immer wieder zurückgehalten, ihm Muth und Ausdauer gegeben. Endlich war es ihm gelungen, festen Fuß zu fassen, und nun hatte er alle Aussicht auf künftigen Reichthum. Er machte mir Vorwürfe, weil er keine Antwort auf seine Briefe erhielt, nahm an, Winifred sey verheirathet, und bat mich, ihm Alles über ihre Verhältnisse zu schreiben, weil er nun aufgehört habe, sie zu lieben. Es that mir furchtbar weh, zu denken, wie viele Schmerzen mein Schweigen seinem einsamen Leben gebracht habe mußte, aber ich hoffte, es werde nun, wenn er die Ereignisse der letzten Jahre erfahren haben würde, noch Alles recht werden.

Ich war eben beschäftigt, den vorletzten Brief zu durchlesen, der erst vor einem Monat angekommen war, worin Gilbert mir anzeigte, er sehe sich veranlaßt, nach England zu reisen, und werde mich vor seiner Rückkehr nach Amerika jedenfalls besuchen. Ich hatte den Brief noch nicht zu Ende gebracht, als ein Reiter die Straße herauf sprengte und vor meiner Thüre hielt. Einen Augenblick später trat ein dunkler bärtiger Mann in die Küche. Ich erkannte Gilbert Stanway sogleich.

„Ist's wahr?" rief er athemlos, „ich habe es erst diesen Morgen gehört; man sagt, daß Winifred, meine Winifred, wegen Diebstahl und Unterschlagung gefangen sey? Ich erklärte es für eine gemeine Lüge, aber man erwiderte, es sey ein junges Mädchen, das in der ganzen Nachbarschaft bekannt und seit Jahren im Postlokal angestellt gewesen sey. Ich wähnte seither, sie ganz vergessen zu haben, aber mir ist's, als würde ich lieber sterben, als daß ich dieß glauben müßte."

„Nein, nein," rief ich schnell; „es ist nicht Winifred!"

Er verbarg das Antlitz in seinen Händen und schluchzte laut. Ich erzählte ihm nun Alles und bereitete ihn darauf vor, Frau Harper zu sehen, welche bei Gilberts Ankunft glücklicherweise nicht im Zimmer war. Der arme Mann war außer sich, als er Winifred's Geschichte hörte.

„Kälte, Hunger und Elend!" jammerte er; „o nur daran zu denken, daß meine Winny am Nöthigsten Mangel litt, während ich im Ueberfluß lebte! wenn ich nur damals gewußt hätte, daß sie mir gut war!"

„Ja, wenn die jungen Leute ehrlich und offen mit ihren Herzensangelegenheiten zu Werke gingen," erwiderte ich, „so wäre manches Weh erspart. Warum haben Sie Winny nicht gesagt, wer Sie sind und was Sie beabsichtigten? warum ihr nicht erklärt, daß keine Dame aus Ihrer Sphäre Sie heirathen würde, wenn Sie Ingenieur bleiben wollten, und daß Sie eben darum eine kluge, häusliche Gattin brauchten? Glauben Sie mir, Gilbert, das wäre das Beste gewesen für uns Alle!"

Es war wirklich rührend, Gilberts Zärtlichkeit für Frau Harper zu sehen.

Als Herr Barnes nach Hause kam, fragte er mich, ob ich nun alle meine Briefe gelesen habe.

„Alle bis auf einen," antwortete ich; „und den will ich nun erst bei Gelegenheit lesen."

„Aber das ist kein Brief von mir," rief Gilbert; „der wurde ja erst vor vier Tagen in London aufgegeben!"

Ich öffnete ihn nun hastig und las: „Madame, ich habe Ihnen die traurige Nachricht zu geben, daß eine junge Person, welche allein von Boulogne nach Ihrer Stadt reiste, beinahe sterbend von der Euston-Station in unser Spital gebracht wurde. Der Name ist Winifred Harper; unter ihren Sachen fand sich eine Karte mit Ihrer Adresse. Es scheint, daß Mädchen habe sich auf der Heimreise befunden, aber ihre außerordentliche Schwäche ihr nicht erlaubt, weiter zu kommen. Wenn ihre Verwandten sie noch lebend zu treffen wünschen, müssen sie ohne Verzug in London eintreffen."

Ich weiß nicht, was in den nächsten Minuten um mich her vorging. Da war keine Winifred, kein Gilbert mehr, nur eine kinderlose Mutter und ein armes, altes Geschöpf, deren Hoffnung, Liebe und Freude sich in einem todten Mädchen concentrirte, das von niemand anerkannt, in einem öffentlichen Spitale Londons lag. Endlich brachte mich Herr Barnes wieder zur Besinnung.

„Ich glaube es nicht," rief er immer wieder; „ich will es nicht glauben, bis unsichtbare Hände Euch Alle in Trauer hüllen. Das Mädchen ist nicht todt. Man wollte Sie mit diesem Brief nur auf das Schlimmste vorbereiten, aber das arme Kind kann nicht todt seyn, wenn ihr Bräutigam gerade kommt, sie zu heirathen. Was haben Sie denn für eine Idee von der Vorsehung, Fräulein Price?"

Er bestimmte nun Gilbert, sogleich mit dem nächsten Zug nach London zu gehen und uns am folgenden Morgen durch den Telegraphen zu melden, wie die Sachen stünden. Zugleich schrieb er an die Frau eines dortigen Postbeamten und bat sie, sich um die Kranke anzunehmen, da Gilbert doch nicht viel für eine Patientin der Frauenabtheilung eines Krankenhauses thun konnte. —

Winifred war nicht todt; sobald sie wohl genug war, wurde sie in das Haus ihrer unbekannten Freundin gebracht, welche sie mit der Zärtlichkeit einer Schwester pflegte. Wenige Wochen später kam sie mit dieser Dame und Gilbert nach Hause; sie war sehr bleich und mager, aber es lag ein Schimmer ihres alten Wesens über ihr und die erste spitzige Antwort, die sie Gilbert gab, ließ mich vor Freude weinen.

Wir kümmerten uns nun nicht weiter um die Post und den Posthalter; als Winifred aber hörte, daß Arabella Johnson, als des Diebstahls überwiesen, zu vier Jahren Zuchthaus verurtheilt worden war, ließ sie sich nicht abhalten, das schuldige Mädchen im Gefängniß zu besuchen und ihr so mild und weich zuzusprechen, daß Arabella's Stolz endlich gebrochen wurde und sie ihr Verbrechen bekannte und eingestand, sie selbst habe damals den Geldbrief der Frau Gwyther in Winny's Täschchen gelegt, um den Verdacht auf Winifred zu lenken, daß diese die Urheberin der Diebstähle auf dem Postamt gewesen sey. Winny verzieh ihr, und wedee Gilbert noch Winifred vergaßen sie, nachdem ihre Strafzeit erstanden war, denn Winny erinnerte sich stets der Tage der eigenen Versuchung.

Gilbert kaufte ein reizendes Gütchen im Thale von Llanmeny und wies es mir und Frau Harper zur Wohnung an. Er warf uns auch ein so schönes Einkommen aus, daß ich befürchtete, das junge Ehepaar werde sich Entbehrungen auferlegen müssen; aber Gilbert ist auf dem Wege, in Amerika ein reicher Mann zu werden. Ich hoffe den Tag zu erleben, an welchem er mit seiner künftigen Gattin zurückkehren und sich in Llanmeny niederlassen wird. Dann erst werde ich ganz glücklich seyn, ihre Kinder werden um mich aufblühen und das arme alte einsame Geschöpf wird eine reizende Heimath haben.

Lina v. Berlepsch.

Das Sonnenlicht.

Eine naturwissenschaftliche Skizze.

(Fortsetzung.)

Die Anwendung des Prisma's auf den Sonnenstrahl offenbart uns so die Zusammensetzung seines Lichts — Licht im engeren Sinn in seine Grundfarben getheilt, Wärme davon getrennt und sich besonders stark an dem einen Ende des Farbenkreiss darstellend, und Actinismus an dem andern Ende. Den Scheidungsproceß hat man sich also zu denken: das Prisma affizirt auf verschiedene Weise die von den Licht-, Wärme- und actinischen Strahlen genommene Richtung. Licht, durch den gelben Strahl dargestellt, ist als Trennungspunkt zu betrachten, Wärme liegt oder wendet sich von ihm nach der einen Seite und Actinismus nach der andern. Sie sind jedoch alle vereint und durchdringen einander in den meisten Theilen des Farbenbildes.

Es zeigt sich also, daß in dem Sonnenstrahl entweder drei besondere Principien wohnen, wie wir sie sofort hier betrachten werden, oder drei Modifikationen eines einzigen großen Princips, aber in beiden Fällen zu den verschiedenen Erscheinungen Anlaß geben, welche wir als Licht, Wärme und Actinismus charakterisiren. Von diesen ist das leuchtende Princip dasjenige, welches die Welt malt und unsere schöne Schöpfung in all ihrer Glorie deckt — das, gefänftigt, den blauen Himmel über uns färbt — und rückprallend den Blumen unter uns Wärme des Colorits oder Tiefe des Tons gibt. Das erwärmende Princip verbreitet Leben und Bewegung über die Welt, gebietet dem Saamenkorn, zu erwachen, dem Wind, sich zu erheben, dem Wasser, zu fließen; und das chemische Princip wirkt beständig nicht allein auf alle beseelten, sondern auch auf alle unbeseelten Körper — erregt Leben in der Pflanze und bewirkt eine tausendfache Molecular- (Theilchen-) Veränderung in den mannigfaltigen Substanzen.

1) Betrachten wir jetzt zunächst die Herrschaft, welche von dem Sonnenlicht über die Schöpfung ausgeübt wird, und für's erste den Einfluß des rein leuchtenden Princips auf das Pflanzenreich. Wenn wir uns in die Tiefen des Waldes versenken, wohin nur wenige zerstreute Strahlen durch das dichte Blätterwerk oben gelangen, und pflücken daselbst irgend eine gewöhnliche Pflanze und stellen sie einer von derselben Species (Art) gegenüber, die außen am Wege wächst und in einer Fluth von Sonnenlicht sich badet, so werden wir einen merkwürdigen Unterschied zwischen ihnen finden. Würden wir uns wiederum eine Farben-Scala bilden, an der die vorherrschenden Schattirungen der tropischen Pflanzen mit denen unseres gemäßigten Klimas zusammengestellt wären, so ließe sich ein noch auffallenderer Unterschied wahrnehmen. Dieser Unterschied liegt in der Intensität (Stärke) der Farbe; die waldgeborne Pflanze ist im Contrast zu ihrer kräftigen frischen Schwester, die an der Straße sich nährt, ein erbleichtes, blasses, zartes Ding; und das Blatt eines Palmbaumes der tropischen Gegenden hat im Vergleich mit denen, die in einem europäischen Baumgarten gepflückt werden, eine Tiefe des Tones, die der letzteren ganz fremd ist. Die Ursache des Unterschieds ist das Verhältniß des fraglichen Princips, dem die Pflanzen im einen wie im andern Fall ausgesetzt sind; daher ist offenbar, daß das Sonnenlicht im innigsten Zusammenhang mit der Farbe steht. Ein einfaches Experiment wird dieß beweisen. Nehmen wir ein Geranium, das bis jetzt des vollen Einflusses des Tageslichts in freier Luft sich erfreut hat, und verweisen es nun nach einem Fenster im Wohnzimmer, wo lang nach Tagesanbruch die Läden noch geschlossen sind, und wo das Licht nur in Einer Richtung auf dieselbe fallen kann, so ergiebt sich eine auffallende Wirkung: die Blattstengel verlängern sich an der dem Licht abgewendeten Seite und drücken die Blätter von einer horizontal wagerechten, beinahe in eine perpend. senkrechte Richtung, um dieselben in eine solche Lage zu bringen, daß sie von dem spärlichen Lichte, dem sie jetzt ausgesetzt sind, so viel als möglich aufnehmen können. Das ganze Aeußere der Pflanze ist verändert. In kurzer Zeit sieht sie ganz wie verdreht aus und gewährt uns, von einem vollen zu einem kränklichen Grün verbleichend, ein vollkommenes Bild geschwächter und ungesunder Vegetation. Wird dieselbe Pflanze wieder in ihre frühere Lage gebracht, erholt sie sich schnell und bezeugt durch üppiges Grün und kräftige Farbe, daß zwischen ihrer Lebensfähigkeit und dem Sonnenstrahl ein geheimnißvolles Band besteht.

Die moderne Wissenschaft ist mit dieser interessanten Untersuchung beschäftigt. Schon beweisen zahlreiche Thatsachen auf's deutlichste die Abhängigkeit der Farbe vom Licht. Ein sehr natürlicher Irrthum dürfte aber in diesem Punkt entstehen,

vor dem wir sogleich warnen müssen, denn Licht hat keine gleichförmige, willkürliche Kraft zur Hervorbringung der Farbe. Ein aus den Tiefen der Erde gegrabenes Mineral mag die Eigenschaft haben, wenn es an's Licht gebracht wird, die glänzendsten Farben zu entwickeln, obgleich bis dahin kein Strahl der Sonne je darauf gefallen ist. Eine in dem dunkeln Laboratorium des Chemikers präparirte Flüssigkeit wird, bei Licht untersucht, die ausgesuchtesten Farben offenbaren. Dieß ist aber blos eine physische Eigenschaft des Stoffs. Wir sind nicht im Stande, sie zu erklären; aber wir wissen, daß die Eigenschaft, dergleichen Farben zurückzuwerfen, in dem Mineral oder der Flüssigkeit nicht durch die Kraft des Lichts hervorgebracht worden ist. Nicht so ist es jedoch bei den Pflanzen. Wenn eine Kartoffel im Finstern keimt und ihre langen blassen Schößlinge nach Sonnenlicht ausstreckt, und wenn eine solche Pflanze in's Licht gebracht wird, bleibt sie noch immer farblos. Laß sie aber nur einige Tage nach einander dem Licht ausgesetzt seyn, und der nachwachsende Theil wird dunkel und grün. Augenscheinlich hat in diesem Fall das Sonnenlicht auf das vegetabilische Gewebe eingewirkt und dasselbe mit der Eigenschaft, gewisse farbige Lichtstrahlen zurückzuwerfen, begabt. In der Pflanzenwelt gilt es demnach als allgemeine Regel, Licht übt den wichtigsten und direktesten Einfluß auf die Farbe und folglich auf die gesunde Entwicklung und Vollkommenheit der Vegetation aus.

Die Vegetation der tropischen Länder gibt, ohne auf individuelle, zahlreich vorkommende Ausnahme zu achten, den schlagendsten Beweis zu dieser Bemerkung; und nehmen wir die Summe der chromatischen Kraft, so werden wir nirgends auf Erden eine solche Farbenpracht finden, wie an den blumengekrönten Klassen, deren Heimath dort liegt. Betrachten wir einige der tropischen Orchideen, die nie in unsern öffentlichen Gewächshäusern vorkommen, und vergleichen deren glänzende Farben mit denen der Primel, Maßliebe und der keuschen blauen Glocke. Wie niedrig, schwach diese Schattirungen sind! Wie prachtvoll und herrlich die Farben sich dort zeigen! Und wenn wir fragen, woher dieser Unterschied? so suchen wir einen Theil unserer Antwort in dem Glanze der sonnigen Regionen, wo die Werke der göttlichen Allmacht mit einem Gewande bekleidet erscheinen, neben dem die prächtigsten Aufzüge irdischer Majestät erbleichen müssen.

Keine Sprache vermag die Glorie der Pflanzenwelt am Amazonenstrom und in Brasilien zu beschreiben — die unendliche Mannigfaltigkeit der Form, die Contraste der Farbe und Größe. Selbst die größten Bäume haben hier brillante Blumen: scharlach, purpurroth, blau, rosenfarbig, goldgelb, vermengt mit allen möglichen Schattirungen von Grün. Majestätische Bäume, wie der Bombar Ceiba, der dunkelblättrige Mora mit seinen weißen Blumen, der Feigenbaum, die Kassia- und Mimosen-Gattungen, die hier von ungewöhnlicher Dimension sind, und tausend andere Riesen des Waldes stehen hier der graziösen Palme, der zarten Akazie, Schilfrohr von hundert, Gräsern von vierzig Fuß Höhe und Farrenkraut-Bäumen in Myriaden gegenüber. Passifloren und schlanke Schlingpflanzen umschlingen die niedern Gewächse, während andere so dick wie eine Tanne an den hohen Bäumen hinaufklimmen, sich wieder zur Erde herablassen, von Neuem erheben und von Ast zu Ast ausstrecken, mit ihren eigenen Blättern und Blumen bekränzt und mit den lebhaft gefärbten Blumen der Orchideen noch verziert. Eine undurchdringliche, unaufhörliche Vegetation bedeckt den Boden, — Verfall und Tod sind von dem überschwänglichsten Leben bedeckt; die Bäume, so lange sie leben, mit Schmarotzerpflanzen überladen; sterben sie, so werden aus ihnen Massen von Pflanzen-Dickichten. In Ländern dagegen, wo das leuchtende Prinzip weniger reich, der Himmel weniger hell, die Sonne weniger wirksam, herrscht ein gedämpfter Farbenton vor, und jede Farbe, womit die Natur geschmückt, ist demgemäß gesänftigt und gemildert. Könnten wir die Natur nach ihrer mannigfaltigen Außenseite für sich allein betrachten, wie wir es mit dem Werk eines Künstlers thun, wir würden die ausgesuchteste Harmonie herrschend finden.

Diese Betrachtungen setzen es außer Zweifel, daß Licht und Farbe in der organischen Welt in engster Beziehung zu einander stehen. In Rücksicht auf den Umfang und die Natur dieser Beziehung zu den Blumen der Farben und zu den nicht grün colorirten Theilen einer Pflanze bleibt noch viel zu erforschen übrig. Die grüne Farbe der Pflanzen kommt von der Bildung und dem Vorhandensein einer eigenthümlichen Mischung in ihren Zellen her, die reich an Kohlenstoff — Chlorophyll genannt, ist. Es ist eine beglaubigte Thatsache, daß diese Mischung in der Pflanze unmittelbar durch deren Aussetzung an das Licht hervorgebracht wird. Keine im Dunkeln gewachsene Pflanze ist grün; aber sobald sie dem Licht ausgesetzt wird, beginnt Chlorophyll sich unmittelbar zu erzeugen und im Verlauf der Zeit wird die Pflanze grün, einfach, weil dieser grüne Färbestoff in ihren Zellen sich angesetzt hat. Die Bildung dieses Prinzips läßt sich also unbedenklich einer durch die Sonnenstrahlen bestimmten Einwirkung zuschreiben. Analytische, ausdrücklich zum Zweck der Entdeckung, welches von den Prinzipien des Sonnenlichts diese Wirkung hervorbringen, angestellte Experimente haben deutlich offenbart, daß sie hauptsächlich dem Einfluß der Lichtstrahlen in ihrer Trennung von Wärme und Actinismus zu danken ist. Folgende Anekdote mag dieß noch erläutern. Ueber den ungeheuren Waldungen Nordamerika's breiten sich Wolken oft Tage lang ununterbrochen aus, so daß sie die Strahlen der Sonne fast gänzlich auffangen. So war in einem gewissen Distrikte die Sonne einst 20 Tage verdunkelt und inzwischen hatten die Blätter, in ihrem Wachsthum von Hitze und Feuchtigkeit gefördert, beinahe ihre volle Größe erreicht. Da sich aber ihr Gewebe in Abwesenheit eines hinläuglichen Grades erleuchtender Kraft zur Erzeugung des Chlorophylls entwickelt hatte, gewährten sie den außerordentlichen Anblick blaß-weißlicher Farbe. Die Wolken zerstreuten sich endlich, die Sonne brach durch und ergoß eine goldene Fluth von Licht über die Blätter. Alsbald begann auch der Bildungsprozeß von Chlorophyll; um die Mitte Nachmittags war der ganze Wald in Grün gekleidet und die scheidenden Strahlen der Sonne fielen auf Farben

von so dunkler Schatttrung, als ob sie auf ordentliche Weise sich entwickelt hätten. In welcher Weise das Licht dabei thätig ist, vermag die Chemie nicht zu bestimmen.

Die Erzeugung des Chlorophylls vermittelst des Lichtes ist von den wichtigsten Folgen für die Menschen- und Thierwelt begleitet. Es ist noch nicht allgemein zugegeben, daß die Pflanzen das Meiste des zu ihren Grundbestandtheilen gehörenden Kohlenstoffes aus der Atmosphäre ziehen. Die Sache verhält sich jedenfalls also: der Bruchtheil der in der Luft gegenwärtigen Kohlensäure ist die wahre Quelle, woher eine große Quantität des Holzes, das in seinen verschiedenen Entwicklungsformen die Erde in Feld und Wald wie im Blumengarten schmückt, herzuleiten ist. Das auf das junge Samenblatt der aufspringenden Pflanze fallende Licht entwickelt Chlorophyll in dessen Gewebe und die Bildung des Holzes beginnt in dem Pflänzchen den Augenblick, da das Leben über dem Boden seinen Anfang nimmt. Das Holzgewebe bildet sich kaum überhaupt, wenn das actinische und erwärmende Prinzip allein, oder beide zusammen, aber getrennt von der rein leuchtenden Thätigkeit, auf die Pflanze fallen. Merke Dir also, mein Leser — es war der feine Lichtstrahl, welcher dem Bau der Eiche Masse und Festigkeit gab; ohne ihn wäre sie in kurzer Frist zu einem blassen, weichen, saftvollen Ding herangewachsen, das eines Kindes Hand zerbrechen konnte, und nach einem unreifen Versuch, die Funktionen ihrer Natur auszuüben, wieder zu Grunde gegangen.

In direktem Zusammenhang mit der Bildung von Chlorophyll und der Entwicklung des Holzgewebes in der Pflanze steht die Zersetzung der Kohlensäure und die Ausscheidung von Sauerstoffgas, ein für das Pflanzen- wie für das Thierreich gleichwichtiger Respirationsprozeß. Mit Ausnahme der Nacht athmen die Pflanzen so lange sie leben, beständig Kohlensäure aus der Luft ein und scheiden Sauerstoff, welcher aus deren Zersetzung entsteht, aus. Dieser Prozeß beruht strenge auf der Anregung des Lichts. Sobald der Morgen anbricht, beginnt die Pflanze, dem Frühlichte gehorsam, ihr Tagewerk. Die in der frischen, feuchten Luft tanzenden Blätter trinken deren Kohlensäure; der Sonnenstrahl fällt auf sie und belebt sie zu ihrer Zersetzungs-Funktion; das Gas, den Kräften der Lebenschemie nachgebend, überliefert seinen Kohlen- und Sauerstoff der Pflanze, welche den erstern zu eigenem Gebrauch behält, den letztern seinem Zweck gemäß zur Förderung der Gesundheit von Menschen und Thieren abgibt. Den ganzen langen Tag lehrt uns die Wissenschaft, Ströme dieses reinen Elements von jeder Wiese, jedem belaubten Wald aufsteigen zu sehen, — während wir zugleich in die Mysterien des Wachsthums und der Massenbildung des vegetabilischen Organismus eingeweiht werden. Die Sonne geht unter, die Feierstunde anzeigend, und gleichmäßig sinkt die ganze Natur zur Ruhe. Der Wald und das Feld rasten auch. Der Anregung des Lichts beraubt, zersetzt die Pflanze noch immer Kohlensäure, aber in sehr verminderter Quantität und man mag gleichfalls annehmen, daß sie der Ruhe genießt, — um mit der Morgensonne den Kreislauf ihrer Thätigkeit wieder zu beginnen.

Wunderbare, geheimnißvolle Verbindung zwischen Pflanzenleben und Licht! Das Licht breitet seinen grünen Mantel über die Natur. Das Licht malt die Blumen. Das Licht berührt wie mit einem Zauberstab die schlummernden Blätter und weckt sie zur Thätigkeit. Gehorsam dem Impulse, nimmt die Pflanzenwelt wieder ihren Dienst auf und strömt, während sie selbst in Kraft und Stärke heranwächst, eine Fluth reinen und unentbehrlichen Gases in die Atmosphäre aus.

Licht ist also von hoher Wichtigkeit für die Gesundheit und das Wohlsein der lebenden Wesen. So selbsteinleuchtend diese Behauptung erscheinen mag, beginnt doch erst jetzt selbst in unserer civilisirten und wissenschaftlichen Zeit deren praktischer Einfluß zur Erkenntniß zu kommen. Licht ist unzweifelhaft nothwendig zu gesundem Leben und organischem Gedeihen. Wir können uns kaum denken, wie ein thierisches Daseyn bei dessen gänzlicher Abwesenheit bestehen kann. Und doch existirt wirklich ein Thier, der Proteus anguinus, zu dessen Wohlbefinden Licht nicht wesentlich nothwendig erscheint. Dieses außerordentliche Geschöpf wandert allein schweigend und in ewiger Nacht durch die dunkeln Gewässer seiner heimathlichen Höhlen. Dort lebt und stirbt es und andere derselben Art folgen ihm nach, die mit dem Zauber des Sonnenlichts und der Herrlichkeit der Farben gleich unbekannt sind. Andere Thiere dagegen haben Licht absolut nöthig, wie sich aus der einfachen Thatsache ergibt, daß thierisches Leben zugleich mit dem Pflanzenleben mit der Verminderung und endlichen Abwesenheit von Licht aufhört. Die Untersuchungen, welche Professor Forbes im Aegeischen Meer mit dem Kratzgarne vornahm, bestätigen diese Wahrheit auf eine merkwürdige Weise. Wir müssen jedoch vorausschicken, daß derselbe den Umfang des Meeresgrundes, auf welchem Spuren vegetabilischen und animalischen Lebens vorkommen, in sogenannte Zonen eintheilt, deren unterste oder achte in einer Tiefe von 300 Faden sich findet. Darüber hinaus war kein Zeichen von Thier- oder Pflanzenleben mehr zu entdecken. Man berechnet, daß Licht bis zu einer Tiefe von 100 Faden eindringt, aller Wahrscheinlichkeit nach aber gehen dessen schwache und zerstreute Strahlen noch weiter hinab. Eine Vergleichung der Schaal- und anderer Thiere der untersten Zonen mit denen der höhern stellt nun einen sehr großen Unterschied in den Farben der einzelnen Arten dar, — indem die der Tiefe größtentheils weiß oder farblos sind, während die der höhern Regionen in sehr zahlreichen Fällen brillante Farbenmischungen zeigen. Die Resultate einer hierauf bezüglichen Untersuchung sind folgende: die Mehrzahl der Muscheln der untersten Zone sind weiß oder transparent, mit Rosa-Schattirung; sehr wenige tragen Andeutungen einer andern Farbe. An der 7. Region sind die weißen Arten noch sehr zahlreich, jedoch keineswegs im Verhältniß zu der 8. Bräunlichroth, die vorherrschende Farbe der Brachiopoden, ist charakteristisch für die Fauna (Thierwelt) dieser Zone: die daselbst gefundenen Crustaceen (gelenkschalige Thiere) sind roth. In der 6. Zone werden die Farben heller, Roth und Gelb herrschen vor, doch ist gewöhnlich die Schale einförmig gefärbt.

In der 5. Region sind manche Arten gestreift oder von verschiedener Farbenmischung und die Zahl der weißen Arten ist sehr vermindert. In der 4. sind Purpurfarben häufig und Farbeneontraste gewöhnlich. In der 3. und 2. trifft man grüne und blaue Schattirungen, manchmol von sehr lebhafter Art; aber die heitersten Farbenmischungen, deßgleichen das glänzendste Weiß findet mou in der Littoral(Ufer-) Zone. Die Schalen- und Strahlthiere der höheren Zonen sind viel glänzender colorirt, als die der tiefern, wo sie gewöhnlich weiß sind, wie auch die Farbe der Schale beschaffen seyn mag. So dient die Gattung der Trocheen (trochus) zu einem Beispiel für eine Gruppe von Formen, die an Schole und Thier die glänzendsten Farben dorstellen; aber während die Thiere solcher Arten, welche die Uferzone bewohnen, lebhaft und buntscheckig gefärbt sind, erscheinen die Thiere in größerer Tiefe, wenn auch ihre Schalen beinahe ebeusa hoch wie die Deckel ihrer Verwandten näher der Oberfläche colorirt sind, größtentheils in einförmigem Gelb oder vollkammenem Weiß.

Ohne Zweifel liegt der Hauptgrund dieser schönen Stufenfolge der Kraft und des Glanzes der Farbe von den tiefern nach den höhern Zonen in der stufenweisen Zunahme des Lichts gegen die Oberfläche. Die Nahrungsplätze der Thiere mögen hier einen madificirenden Einfluß ausüben, aber wir haben vornehmlich iu der verschiedenen Intensität des Lichts in jenen Meerestiefen die Erklärung des Phänomens zu suchen. Professor Forbes hat schän nachgewiesen, daß diese Zonen oceanischen Lebens uns ein eben solches Gemälde der Beziehungen des Klimos zur Organisation darbieten, wie wir es bei hohen Gebirgen in einem Tropenlande finden, auf dessen Grundfläche die Palme wächst, während die Vegetation an den steilen Seiten hinauf einen immer mehr nördlichen Choralter onnimmt. Er stellt hiefür das Gesetz auf, daß Breiteparallelen den Tieferegionen gleich kommen, — das heißt, im Verhältniß als die Lebenszone tiefer liegt, werden die Thieee, welche sie enthält, ihre Verwandten in den Regionen den Polen zu, finden. Gerade wie die Flechie, die an der Grenze des ewigen Schnees auf ungeheuren Hähen in den Tropenländern wächst, die Vegetatiou der Polarregionen repräsentirt, so sind die Schalen von Thieren in den untern Zonen der Meerprovinzen Repräsentanten der Formen, die sich an den Küstengegenden weit nördlich von dem Ort, wo das Experiment gemacht wurde, varfinden. Dieß dient zu einer schönen Erläuterung für den Einfluß des Lichts auf die Farbe in den verschiedenen Regionen der Erde. Der kalte und blasse Norden ist repräsentirt durch die weißen oder durchsichtigen Thiere der tiefsten Zone, das vollere Licht der gemäßigtern Regionen durch die stufenweis-größere Belebtheit der Farbe, je mehr wir uns der Oberfläche nähern, uud der leuchtende Schimmer des südlichen Himmels ist uns in dem ausgesuchten bandartigen und kräftigen Glanz der Schalen und Thiere, die an den sonnigen Gestaden des aegeischen Meeres hausen, malerisch enthüllt.

Dasselbe Gesetz gilt gleichmäßig für die Forben der Landthiere, wie für die Bewahner des Oceans. Dieß zeigt sich besonders schön in dem Gefieder der Vögel. Welcher Contrast zwischen dem Schwan des Nordens und dem Flamingo der Tropenflüsse! — der erste, ein schöuer Vogel, schneeweiß mit Ausnahme eines gelben Flecks am Kapse, in den kalten Buchten von Island überwinternd und die dunkle, stille Luft der Polarnacht mit seinen violinartigen Töuen erfüllend; der zweite, lauter Roth, mit Rosaschimmer vou solcher Intensität, daß es im Sonnenlicht der Landschaften, wo er sich aufhält, fast nicht zu ertragen ist. Nehmen wir wiederum uusere rothbraunen Vögel, und stellen sie den prächtigen Ara's und Papageien oder den glänzenden Kolibris afrikanischer Wälder an die Seite — hätten wir nicht einen Ersatz an ihrem Gesang, wir müßten bei der Vergleichung uns sehr beschämt fühlen. Aber vielen dieser Sonnen-gemalten, auserlesenen Geschöpfe dient ihre Farbe zur einzigen Empfehlung. Die Farbe der Säugethiere, Reptilien, Insekten und Fische steht gleicherweise im Verhältniß zu dem Schauplatz ihres Wohnorts. Unter dem breunenden Strahl der Tropenländer, wo Licht und Wärme in vollster Entwicklung sind, tragen die Bewahner dan Lond, Meer und Luft die hellsten und glänzendsten Farben. In kälteren Regionen, unter trüberem Himmel schwinden diese Forben und machen anderen, minder eindringlichen Platz, mit denen wir wohl vertraut sind.

Wir müssen jedoch zu dem Einfluß des leuchtenden Prinzips auf das thierische Leben selbst zurückkehren. Die auffallendsten, merkwürdigsten Thatsachen stehen damit in Verbindung! Ich dachte, schreibt Dr. W. F. Edwords, ich könnte vielleicht ein Beispiel von der Wirkung des Lichts bei Entwicklung der Thiere finden — das heißt, bei denjenigen Veränderungen der Gestalt, durch welche sie in dem Zeitranm von der Morgendämmerung ihres Lebens bis zum erwachsenen Alter hindurchgehen. Ich wünschte zu bestimmen, welchen Einfluß dak Licht, unabhängig von Wärme, auf die Entwicklung des Froschgeschlechts ausüben würde. Zu diesem Zweck brachte ich Froschlaich in Wasser, in einem durch schwarzes Papier für das Licht nndurchdringlich gemachten Gefäß; das andere Gefäß war durchsichtig. Sie wurden demselben Temperaturgrad ausgesetzt, aber das durchsichtige empfing die Strahlen der Sonne. Die dem Lichte ausgesetzten Eier entwickelten sich der Reihe nach; von denen im dunkeln Gefäß keines; nnr bei einigen bemerkte ich unzweifelhafte Zeichen einer Umbildung des Embryo. Eine Reihe ähnlicher Experimente wurde mit dem Kaulfrosch, — wie kaum zu bemerken nöthig, dem Thier in einem Mittelzustande zwischen Frosch und Ei — angestellt. Man nahm eine blecherne Büchse in zwölf Fächer getheilt, jedes Fach numerirl und durchlöchert, so daß das Wasser leicht durch die Büchse laufen konnte. Ein zuvor gewogener Kaulfrosch wurde in jedes Foch gebracht und dann die Büchse in die Seine einige Fuß unter die Oberfläche versenkt. Eine größere Anzahl wnrde gleicherweise in ein Gefäß mit Seinewasser gebracht, aber dem Licht völlig ousgesetzt. Bald begann ihre Verwandlung, aber von den zwölf unter Wasser gesetzten behielten z e h n ihre Gestalt, abwahl manche ihr Gewicht verdoppelt, ja verdreifacht hatten! Es muß noch bemerkt werden, — und erläutert auf's schlogendste den Einfluß des Lichts auf die Entwicklung —

daß alle diese Kaulfrösche, als man sie in's Wasser brachte, die Größe hatten, bei der gewöhnlich die Umwandlung stattfindet; aber da das Reizmittel des Lichtes fehlte, waren sie nicht im Stande, die Veränderung durchzumachen und nahmen in ihrem noch unvollkommenen Zustande nur an Gräße zu. Ihre Gesundheit litt nicht unter diesem Mangel, aber ihre Entwicklung wurde aufgehalten. Diese Experimente dienen also mit einander zum Beweise, daß die Gegenwart des Sonnenlichts die Entwicklung der Form begünstigt, — ein Wachsthums-Prozeß, der anderen Gesetzen, als denen der bloßen Größezunahme, unterthan ist. Man kann in der That die Frage aufwerfen, ab der Proteus selbst, der den Naturforschern die außerordentliche Erscheinung eines Geschöpfes bietet, das zu gleicher Zeit Kiemen für Einathmung des Wassers und Lungen für Einathmung der Luft besitzt, seine anomale Beschaffenheit nicht den natürlichen Umständen verdankt, unter denen er gefunden wird. In den Wassern und auf dem Schlamm der Magdalenen-Höhle in Adersberg, in Illyrien und in andern Tiefen unterirdischer Seen hat man diese Thiere fern von dem Einfluß und Genuß des Sonnenlichts entdeckt.

Es ist außer Frage, daß Leben und Organisation des Menschen selbst gleichfalls in bemerkenswerthem Grade unter dem Einfluß physischer Agentien (Kräfte) stehen. Man hat schon gedacht, der seiner organisirte menschliche Körper könne nicht unter der Abwesenheit van Kräften leiden, die van dem Schöpfer und Erhalter der Welt in der Natur immer angewendet werden, Leben zu geben, zu kräftigen und in seinen verschiedenen Farmen zu entwickeln. Keine Täuschung kann größer sein. Namentlich ist Licht in seinem Einfluß auf die Gesundheit in traurigem Maße mißachtet worden. Bei gehörig umfassender Untersuchung würde sich bald ein auffallender Unterschied in Bezug auf körperliche Entwicklung zwischen den Bewahnern der Höhlen und Winkel unserer Städte und den wilden Stämmen ergeben. Humboldt macht, da er von den Chaymas spricht, folgende Bemerkung: „Männer und Weiber sind sehr muskulös; ihre Formen sind fleischig und gerundet. Es ist unnöthig, zu bemerken, daß ich nicht Ein Individuum mit einem natürlichen Gebrechen gefunden habe. Dasselbe kann ich van vielen Tausenden von Karaiben, Muyscas und mexikanischen und peruvianischen Indianern sagen, die ich fünf Jahre lang beobachtet habe. Ungestaltheit ist bei gewissen Menschenracen, namentlich solchen, die eine stark gefärbte Haut haben, ausnehmend selten." Des Contrastes wegen wollen wir hier eine Anzeige aus der Medical Gazette (medicin. Zeitung) vam Jahr 1832 noch beifügen. „Es ist gegenwärtig" heißt es daselbst „in Paris ein Künstler am Louvre, ein ausgezeichneter Historienmaler, Namens Ducornet, der mit den Füßen malt. Er ist ohne Arme von bedürftigen Eltern zu Lille geboren. Es gibt hier noch eine Anzahl Bettler, wenigstens zwölf oder dreizehn, in mancherlei Mißgestalten und alle zu Lille in gewissen dunkeln Höhlen unter den Festungswerken gebaren. Der Einfluß des Mangels an Licht in solchen Plätzen auf das Varkammen von Mißgeburten ist so notarisch, daß der Magistrat von Lille strengen Befehl gegeben hat, den Armen den Aufenthalt daselbst nicht zu gestatten." Die Ungestalt der Cretinen ist unter andern Ursachen auch ihrem Wohnart in tiefen, schattigen Thälern, wohin das direkte Sonnenlicht selten dringt, zugeschrieben worden. Sir A. Wylie versichert, daß sich die Ursachen von Krankheit an der schattigen Seite einer ausgedehnten Kaserne zu Petersburg in manchen Jahren zu der Seite, die im vollen Genuß des Sonnenlichts liegt, wie 3 zu 1 verhalten. Dupuytren führt einen ähnlichen, gleich belehrenden Fall an. Eine Frau, die in einem dunkeln, nie von der Sonne beschienenen Zimmer wohnte, hatte lange die Geschicklichkeit der ausgezeichnetsten Aerzte in Paris zu Schanden gemacht. Eine sorgfältige Erwägung der Umstände ihres Falls führte Dupuytren darauf, ihre Krankheit dem Lichtmangel zuzuschreiben, und sobald sie in eine freiere Lage gebracht wurde, verschwanden ihre Uebel ahne Zögern. Welche Lehre für unsere Gesetzgeber, daß zum Wahlbefinden der Menschen in Städten oder sanst wo der reine, belebende Einfluß des Sonnenlichts ebenso nathwendig, wie die Luft selbst ist!

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnisse eines Zuaven-Offiziers in Ost-Indien.

Nach mündlichen Mittheilungen erzählt von Karl Seifart.

2. Eine Tigerjagd.

Debrais hatte seine Angelegenheiten nach Wunsch in Batavia geardnet. Es waren ihm sawohl hier, als auch auf Ceytan graße Besitzungen zugefallen und er vermochte mich bei meiner Reiselust leicht, als sein Mandatar nach Candy abzugehen.

Nach herzlichem Abschied von Debrais und seiner liebenswürdigen Familie, welche so grause Gefahren mit uns überstanden hatte, schiffte ich mich auf der Corvette Devastatian ein und erreichte wohlbehalten am 14. März 1863 den herrlichen Hafen von Trincamale.

Ich trat in Gesellschaft mehrerer Engländer, welche eine zahlreiche Dienerschaft von Kulies im Gefolge hatte, die Ueberlandreise nach Candy an; auch eine Carawane van Singhalesen gesellte sich zu uns, weil die Dschengeln und Thäler, die wir zu durchziehen hatten, sawohl durch die graße Zahl der dortigen Raubthiere, als besanders auch durch die wilden Weddas unsicher gemacht wurden, eine von den civilisirten Singhalesen gänzlich abgesonderte Völkerschaft, die in den unwegsamsten Wäldern und Schluchten Ceylons dahin vegetirt, nur von Jagd und Raub lebt nnd aller Cultur unzugänglich zu seyn scheint.

Unbeschreiblich schön und seltsam waren die Reize der Landschaften, welche wir durchzogen Ein Himmel, sa blau wie ihn uns im kalten Abendlande der heiterste Sammertag nicht zeigt, breitete seine krystallklare Kuppel über ein ununterbrochenes Meer des saftigsten Grüns aus, gegen welches die herrlichsten Buchenwaldungen Frankreichs und Deutschlands fahl und abgeblaßt erscheinen würden. Wilde Zimmtbäume, Cocospalmen von imposantester Höhe, Cardamomen, Baumwollenstauden

und üppig wuchernde Gewächse von den wunderbarsten Blattformen, die zum Theil unsere Botanik noch nicht kennt, überzogen in buntem Gemisch die terrassenförmig bis zum Adamspik aufsteigenden Höhen, dessen bläulicher Gipfel bei der unglaublichen Durchsichtigkeit und Klarheit der Luft aus ganz bedeutender Ferne überall sichtbar ist.

Man hat die Fabel des Paradieses, von welchen die heiligen Schriften erzählen, mit Recht nach Asien verlegt; mein bewegtes Leben hat mir Gelegenheit gegeben, das Schönste, was die vegetative Natur in Frankreich, Deutschland, Italien und Afrika den entzückten Blicken zu zeigen vermag, bewundernd in mir aufzunehmen, aber die Fülle der schönen Bilder, welche in dieser Beziehung meine Phantasie bewahrte, erblaßten und vergilbten den mich umgebenden Reizen indischer Landschaften gegenüber, wie dürftige Holzschnitte vor lebenswarmen, colorirten Gemälden. Man denke sich das saftige, vom Sonnengold durchwirkte Grün der üppig emporstrebenden Stauden und Bäume, belebt von einer Fauna, wie sie sich schöner und bunter keine Phantasie vormalen kann; prachtvolle wilde Pfauen, Paradiesvögel und Papageien wiegen sich auf den blüthenübergossenen Zweigen der Talapatbäume und Cardamomen; gescheucht durch Tiger und Leoparden, die vor der Macht unserer starken Mannschaft und unserer Elephanten wie ein Blitz durchs Gebüsch schießen, flattern die schönen Vögel zur reinen Himmelsbläue auf und entfalten ein schillerndes Farbenspiel, wie es keine Künstlerhand zusammensetzen kann; wunderbare Töne erfüllen die klare Luft und verschmelzen selbst mit dem fernen, donnerähnlichen Gebrüll des Tigers zu einer Harmonie, die ihren sanften Abschluß in den Klängen des Glöckleins der Wihâra *) findet, die dort von Zimmtbäumen umrauscht und umfächelt in tiefster Waldeinsamkeit am rauschenden Ufer der Mahavali Ganga ihre uralten Mauern und Thürme erhebt.

Ganz berauscht und aufgeregt von allem Schönen und Seltsamen, was mich auf jeder Tagereise überwältigend umgab, langte ich endlich in Candy an und hatte tagelang Mühe, meine aufgeregte und entzückte Phantasie zu beruhigen, um mit nüchternem Verstande an die Erledigung der Rechtsgeschäfte zu gehen, welche mir Debrais übertragen hatte. —

Candy macht ganz den Eindruck einer civilisirten, europäischen Stadt; die Herrschaft der Engländer hat hier Alles gethan, um Einen, sowohl was Wohnung als Geselligkeit betrifft, keinerlei europäischen Comfort entbehren zu lassen. Indeß, in Erinnerung an die schöne, frische, durch keine Menschenthätigkeit gestörte Natur, welche ich eben verlassen, langweilte mich das gewohnte europäische Leben, welches ich hier wiederfand, und eine unwiderstehliche Sehnsucht zog mich, nachdem ich meine geschäftlichen Obliegenheiten erfüllt, in die herrlichen Einsamkeiten zurück, die mein Fühlen und Denken so überwältigend gefangen genommen hatten.

Tägliche Spaziergänge und Jagden führten mich meilenweit von Candy weg, selbst bis in das wildromantische Thal Kotmala, welches die blumenübersäeten Ufer der Mahavali Ganga schmücken. Meine englischen Freunde, die ich auf der Corvette Devastation gewonnen, vor Allen Lord Breathwest, begleiteten mich gern auf solchen Excursionen, und wiederholt wurden die glänzendsten Jagden angestellt.

Bei der über alle und jede Beschreibung reichen Fauna wurde eine Jagdbeute gemacht, von welcher wir abendländischen Federschützen keine Vorstellung haben; dazu ein Aufwand an Dienerschaft und Elephanten, dessen Herstellung die Kosten übertraf, die etwa ein kleiner deutscher Fürst bedarf, um sein lilliputisches Contingent für den Krieg auszurüsten.

Indeß gerade dieser Glanz und Aufwand, und diese reiche, mit kleiner Mühe erreichte Jagdbeute ward mir auf die Dauer langweilig und gleichgültig; es reizte mich nicht mehr, den scheuen Leoparden vom sichern Dschellah aus mit der eisförmigen Kugel niederzustrecken, ja selbst das anfangs so aufregende und alle Nerven spannende Schauspiel einer regelrechten Tigerjagd mit den unwiderstehlichen Elephanten verlor für mich an Reiz. War es doch immer dasselbe. Der Tiger, durch das Geschrei und die Flintenschüsse einer Armee von Kulies aus der Dschengel aufgetrieben und zur Wuth des Wahnsinns gebracht, stürzt sich heulend und knirschend auf den von zahlreichen Schützen bemannten Elephanten, der, mit hoch gehobenem Rüssel den Angriff erwartend, klug wie ein Mensch dasteht, mit raschem unwiderstehlichen Griff das bissige, schnaubende Ungethüm packt und mit einer Vehemenz zu Boden schleudert, daß jede Rippe brechen muß. Liegt der zuckende Tiger da, so vollenden die Felsenfüße des Elephanten das Werk und zerstampfen das wildeste und gefährlichste der Raubthiere sa buchstäblich zu Brei, daß selten das zähe, schöne Fell ganz erhalten bleibt.

Das ging so einmal wie allemal und wir hatten selten Noth, ja nicht einmal Muße und Gelegenheit, unsere eisförmigen Kugeln aus schweren Büchsen auf die aufgejagten Tiger zu verschießen. Die Elephanten und Kulies waren allein die Jäger, wir auf dem Dschellah müssige Zuschauer, wie einst die Römer bei ihren Thiergefechten im Circus.

Mein abenteuerlicher Sinn, noch mehr wohl mein sentimentaler Hang zur Einsamkeit und meine Schwärmerei für die prachtvolle Natur des Landes, verlockten mich, nach und nach allein oder in Gesellschaft nur eines tapferen und jagdkundigen Begleiters, von dem ich unten reden werde, Streifzüge in das Kotmalathal zu unternehmen.

Ich kann nicht leugnen, daß auch eine gewisse Eitelkeit ihren Theil an diesen abenteuerlichen und höchst gefahrvollen Unternehmungen hatte. Ich hatte nämlich Gelegenheit gehabt, den braven Lieutenant Gerard *) in meiner Garnison zu Constantine näher kennen zu lernen; der Ruhm, der ihn umgab, die Bewunderung, die er erregte, hatten schon längst einen eigenthümlichen Reiz auf mich ausgeübt. So wie er von gespannten Zuhörern umgeben zu seyn und von Thaten erzählen zu können, die eine übermenschliche Kraft, sowie Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit erforderten, das war längst der heißeste Wunsch gewesen, der meine ganze Seele erfüllte und der mich

*) Buddhistisches Mönchskloster.

*) Der berühmte Löwenjäger.

jetzt in Indien, wo sich die Gelegenheit zu seiner Realisirung bot, mächtig in die gefahrvollsten Bahnen trieb.

Was Gerard für Afrika ist, sagte ich mir wiederhalt bei Tag und Nacht, kannst du für Ostindien, zunächst für Ceylon werden.

Für diese abenteuerliche Idee fand ich einen gleichgesinnten Gefährten in einem Deutschen, Namens Ertel, aus einer kleinen Ortschaft des Harzgebirges. Ertel, ein junger, kräftiger Mann von meinem Alter und geistig aufgeweckt und begabt, hatte zwar nur eine mittelmäßige Erziehung genossen und später das Sattlerhandwerk erlernt, war aber durch seine Reisen und ungewöhnlichen Erlebnisse weit über seinen Stand gebildet — er hatte das Französische, Englische, Holländische und Portugiesische praktisch erlernt und sprach die vier Sprachen so geläufig, wie seine Muttersprache — und dabei ein Mann von der gewinnendsten Herzensgüte und Zuverlässigkeit. Im Jahre 1848 hatte er den Feldzug nach Holstein mitgemacht, mehreren Gefechten beigewohnt und war schwer verwundet worden; vollständig geheilt und ehrenvoll verabschiedet, hatte er sodann sein Glück in Amerika versucht und gefunden. Indeß eine gewisse Ruhelosigkeit des Geistes und der den Deutschen eigenthümliche Drang, so viel als möglich von der Welt zu sehen, hatten ihn vermocht, mit seinem erworbenen Vermögen zunächst nach dem Cap und dann nach Ostindien überzusiedeln, woselbst er in Colombo ein großes Geschäft etablirte. Dieses hatte er seit Jahresfrist aufgegeben und war mit seinen Reichthümern nach Candy übergesiedelt, um ganz seiner Passion zu leben; seine Passion aber war die Jagd. In den wildreichen Forsten des Harzgebirges unter Jägern und Wildschützen aufgewachsen, hatte die Lust zur Jagd schon früh seine ganze Seele erfüllt, und wo sich ihm später in den verschiedensten Ländern und Lebenslagen nur irgend Gelegenheit bot, hatte er dieser Lust gefröhnt.

Das sind in kurzen Umrissen die Lebensschicksale und Charakterzüge des Mannes, den ich mir zum Jagdgefährten erkoren hatte.

Es war in der Nacht vom 23. auf den 24. August, als ich mit Ertel Candy verließ, mit Allem reichlich versehen, was ein mehrtägiger Aufenthalt in den Wildnissen nöthig erscheinen ließ. Zwei Kulies folgten uns mit Lebensmitteln, Wein, Munition und warmen Kleidungsstücken für die Nachtruhe, zwei starke persische Fanghunde von vortrefflicher Dressur schossen jagdlustig vor uns her. Wir waren froh, mit aufgehender Sonne die waldige Schlucht zu erreichen, welche in das Kotmala-Thal führt, denn die drückende Hitze, welche in dortigen Gegenden nicht wie bei uns allmälig, sondern unmittelbar nach dem Aufgange der Sonne mit aller Kraft auftritt, hätte uns den Aufenthalt auf den schattenlosen Maisfeldern sehr lästig gemacht.

Jetzt wanderten wir im Schatten der riesigen Palmen und Cardamomen wohlgemuth dahin; für das zahlreiche Wild, welches uns gefiedert und behaart umschwärmte, waren unsere vortrefflichen Büchsen gar nicht geladen, und ich tadelte Ertel heftig, als er ein unschuldiges Mandrill, welches sich im Gipfel einer Cocospalme amüsirte, herabschoß. Das verendende Thier sah mich mit so menschenklugen, vorwurfsvollen Augen an, daß es mir durch Mark und Bein ging, und der weichmüthige Ertel nahm, sich die Augen wischend, meinen Zank geduldig hin.

Schweigsam und tief in uns gekehrt, setzten wir unsere Wanderung fort. Immer wilder und wilder verschlangen sich Gebüsche und Stauden, so daß wir oft in die Nothwendigkeit versetzt waren, die Faschinenmesser, welche wir führten, anzuwenden. Gegen Mittag lagerten wir uns auf einer schattigen Waldwiese, deren Gras über uns zusammenschlug, nahmen ein tüchtiges Mahl ein und erfrischten eben durch eine treffliche Flasche Capwein unsere Kräfte, als über uns ein Pfauenpaar kläglich schreiend aufflog.

„Dscherdar!“ riefen die Kulis wie aus einem Munde und unsere persischen Fänger schmiegten sich ängstlich und mit gekrümmten Rücken an unsere Seite.

Mit dem Worte „Dscherdar“ — Tiger, König des Waldes — war Ertel aufgesprungen und machte seine Büchse fertig; ich that überrascht und mechanisch dasselbe, während die zaghaften Kulies, von welchen wir überhaupt keinen Beistand erwarten konnten und wollten, mit der Behendigkeit eines Mandrills sich auf dem nächsten Baum in Sicherheit brachten.

Es ist eine den ostindischen Jägern bekannte Eigenthümlichkeit der dortigen, zahlreichen, wilden Pfauen, daß sie durch Auffliegen und ängstliches Geschrei die Nähe eines Tigers anzeigen, und auch uns gegenüber sollte sich der prophetische Vogelschrei nur zu bald bestätigen. Etwa vierzig Schritt von uns zerriß mit merklichem Geräusch plötzlich das Schlinggewächs, welches zwei riesige Palmen umschlang, und wie umgeben von einem grünen Rahmen starrten uns die leuchtenden Augen aus dem kolossalen Kopfe eines Königstigers an. — Warum hielten wir nicht auf diese glühenden Augen, warum schossen wir nicht hinein? — Ich weiß es nicht. — Wahrlich Beide keine Memmen, waren wir doch, sei es aus Furcht oder Spannung, wie gelähmt und sahen ruhig zu, wie sich der Tiger allmälig aus dem Schlinggewächs loswand und sich uns langsamen Schritts näherte. War es die Majestät und die überwältigende Schönheit des Thieres, was uns bannte? Ich für meine Person lasse nicht von der Behauptung, die mir überdem von gediegenem Künstlerurtheil später wiederhalt bestätigt wurde, daß der Königstiger das furchtbarste und gefährlichste Raubthier, zugleich aber das schönste Thier der Erde ist. Ganz abgesehen von dem prachtvollen, rothgelben und regelmäßig schwarz gestreiften Fell, ist die Form des Thieres wie gearbeitet nach der Wellenform der Schönheitslinie, und Leichtigkeit und Anmuth der Bewegung adeln die kolossale Kraft, welche sich in den gewaltigen Gliedern ausdrückt. Eine wunderbare Harmonie der Gliederverhältnisse zeichnet das schöne Thier aus. — Auch der Löwe ist schön, und die muthige, ruhige Würde, sowie die wahrhafte Majestät seiner Erscheinung haben ihm seit Jahrtausenden und bei allen Völkern mit Recht den Beinamen des Königs der Thiere erworben; aber an regelrechter Schönheit kann er sich mit dem Königstiger, seinem Rivalen an Kraft und Furchtbarkeit, nicht messen.

Schon der unverhältnißmäßig große Kopf des Löwen fügt sich nicht harmonisch dem Gliederbau an, während am Körper des Tigers Alles harmonisch zusammenfließt.

Das furchtbar schöne Ungeheuer war uns jetzt auf etwa zwanzig Schritte genaht, machte Halt und betrachtete uns mit Augen, in welchen Hölle und Verderben flammten. Ich schoß auf das rechte dieser gräulichen Augen, — fühlte mich zu Boden geschmettert, und verlor das Bewußtsein. — —

Als ich unter heftigen Schmerzen erwachte, fühlte und sah ich mich wie ein Kind in Windeln mit Bandagen umwickelt und das rückkehrende Bewußtsein belehrte mich, wie der vor mir sitzende Ertel, daß ich mich in meiner Wohnung zu Candy befand.

Wie ich dahin gekommen, was mit mir vorgegangen, wie lange ich bewußtlos gelegen? — darauf hätte ich selbst in aller Ewigkeit keine Antwort geben können.

Ertel erzählte: „Sie hatten durch Ihren voreiligen Schuß dem Tiger nur das rechte Gehör gestreift und in dem Augenblicke, in welchem auch ich fliegen ließ, hatte die Bestie Sie mit ungeheurem Sprunge erreicht, niedergeschlagen und zerfleischt. Das war das Werk eines Augenblicks. Ich stand vor Schrecken starr, bis das wüthende Thier, plötzlich ganz ruhig geworden, Sie an der Hüfte packte und gemächlich mit Ihnen dem Dickicht zueilte. Da überkam mich gottlob wieder Kraft und Muth, mit einem Griff hatte ich die von unseren Kulies bei Seite gelegte geladene Büchse an mich gerafft, zielte so ruhig wie nach einer Scheibe, und wie durch Federkraft sah ich, nachdem mein Schuß erkracht, den Tiger wohl sechs Fuß hoch in die Höhe schnellen. Sie lagen blutig am Boden; ich eile Ihnen zu helfen, werde aber von dem Ungeheuer angenommen. Hier, mein zerschmetterter linker Arm mag Ihnen wenigstens den Trost geben, daß Sie Leidensgefährten haben."

Nach diesen Worten versuchte Ertel seinen in schwarzer Binde befindlichen linken Arm zu heben, es gelang ihm aber nicht und er fuhr fort: „Die Tatze des waidwund geschossenen Tigers hatte mich wie eine eiserne Klammer an den Talapabaum gedrückt, welchen die Kulies erklettert, der heiße Athem, welcher den gebleckten Zähnen entströmte, berührte wie ein Gluthstrom mein Gesicht. Warum biß er nicht? Ein schwacher Druck seiner Kinnladen an meinem Halse hätte meinem Leben ein Ende gemacht! Nein, das Ungeheuer marterte mich, es spielte mit mir, wie die grausame Katze mit der gefangenen Maus. Unter gräßlichen Schmerzen fühlte ich, wie die furchtbaren Krallen tiefer und tiefer in meine Schulter bis auf die Knochen drangen. Da — war es Raserei des Schmerzes, war es der plötzlich erwachende Muth der Verzweiflung? — riß ich das scharfe Faschinenmesser von der Seite, Stich und Schnitt waren eins und taumelnd stürzte ich über die zusammenbrechende Bestie hin in's Gras. Als ich mich aufraffte, war ich von meinem und des gefallenen Tigers Blute ganz überströmt; ich hatte ihm, mit einer Kraft, welche nur die Verzweiflung verleihen kann, den Bauch von der Brusthöhle an bis zu den Hinterläufen aufgeschlitzt. Ein Gefühl übermannte mich, als ob ich aus der Hölle in den Himmel geschleudert sei. Unsere Hunde und unsere Kulies, welche bei dem ganzen Vorgange gleiche Feigheit bezeigt hatten, kamen jetzt aus ihren Verstecken herbei, die Hunde leckten gierig das Blut des Tigers, und die Kulies haben Sie auf. Mit Mühe brachten wir Sie zur Kotmala-Schlucht, wo Lord Breathwest und Gefolge uns aufnahmen und Sie dem Lager übergaben, auf welchem Sie, selbst durch die Behandlung der Aerzte nicht geweckt, nun über achtundvierzig Stunden bewußtlos gelegen haben."

Ich drückte dem getreuen Ertel die eine gesunde Hand und der erste klare Gedanke, welcher mir kam, war der, daß ich darauf verzichten wollte, für Ostindien ein Gerard zu werden.

Der Onkel in Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

30.

Droben in Buchenberg am sonnigen Berghang steht das niedliche kleine Forsthaus im Gebirgsstyle und bietet aus seinen Fenstern eine entzückend schöne Aussicht über Nähe und Ferne, über die steilen Berge mit den dunklen Nadelwäldern, die grasigen Terrassen und Almen, die kleinen grünen Wiesenthäler mit ihren murmelnden Bächen oder kleinen Seeen in der Umrahmung von schattigen Gehölzen, mit einzelnen Gruppen von alten Buchen oder Eichen oder gewaltigen Tannen und Kiefern; dazwischen hinein die vielen einzelnen zerstreuten Gehöfte mit ihren kleinen Ackergrundstücken, durch rohe Zäune oder dichte Hecken abgetheilt von den Wiesgründen, auf welchen stattliches Melkvieh zur Waide geht. Und nun erst weiter hinaus die ausgedehnte Fernsicht, — hier nach dem duftig blauenden wolkenumzogenen Gebirge mit seinen starren Gipfeln und kahlen Felsenstirnen, dorthin über eine weite wellige Hochfläche, wo finstere Nadelwälder ebenfalls sich durch das grüne Gelände von Halden und Moorstrecken hinziehen und hellleuchtende Einzelhöfe, aus grünen Baumgruppen hervorschauend, zu Hunderten in die Landschaft verwoben, die Dörfer und größeren Ansiedlungen aber selten sind, bis drüben an der Grenze des Horizonts die kornreiche Ebene sich zeigt, wo auf dem schweren Waizenboden der Bauer nicht mehr als Häusler auf seinem einsamen Gute sitzt, sondern das Genüge ihn veranlaßt, bequemer zu Lust und Leid und Schutz und Trutz in größeren Gemeinden beisammen zu wohnen.

Das ist die Aussicht vom Buchenberg, die nicht umsonst so berühmt geworden ist und einen Besuch wohl verlohnt; die Aussicht welche einst eine Anzahl Mönche veranlaßte, droben ein Kloster zu gründen und eine Kirche, in welcher man allerlei wunderthätige Reliquien zu verschiedenen Jahreszeiten zeigte, damit gläubige Leute in Menge dorthin wallfahrteten, um Ablaß ihrer Sünden und Befreiung von körperlichen Leiden zu suchen und die Verwahrer jener Reliquien, die frommen Mönche, zu beschenken und denselben das vortreffliche Bier abzukaufen, welches aus dem Gerste-Zehnten ihrer Be-

sitzungen drunten in der Ebene gebraut ward, nachdem der Frohnbauer sie mit seinen Thieren in der Frohne heraufgeführt hatte.

Jetzt war's anders geworden hier oben, das Kloster längst aufgehoben und seine Räume in eine große Oekonomie umgewandelt, die Kirche nur an wenigen Feiertagen im Jahr noch spärlich von Wallfahrern besucht, und nur von einem Kaplan und Meßner bedient, die Stätte einsam, außer wenn Fremde hinauf kamen, um die glorreiche Aussicht und das kräftige Bier zu genießen, die beide unverändert geblieben waren. Im Försterhaus, seitwärts von dem alten Kloster, hart am Waldrande, wohnte ein freisamer Jägersmann mit seiner stattlichen Frau und einigen frischen Kindern und seinen beiden Forstgehülfen und bei ihm hatten seit einer Woche der Kommerzienrath Emanuel Heffter und seine Tochter Leonie Unterkunft gefunden.

Es ist ein heiterer Augusttag; die Sonne lacht freundlich auf die Berge herab, über deren waldigen Höhen und tief eingeschnittenen Thälern ein fein flimmernder graulicher Duft liegt. Am mattblauen Himmelsdom ziehen weiße Wolken hin. Der Vogelgesang im nahen Walde ist verstummt; nur hie und da läßt sich der zänkische Laut von Hähern, der warnende Schrei einer Elster, das Krächzen eines Raben oder das scharfe, schrille „Giah" eines größern Raubvogels hören. Die Nachmittagssonne scheint auf die grüne Matte, die sich vor dem Forsthause ausbreitet, und neben der riesigen Kiefer mitten auf dem abschüssigen Plan steht ein roher geflochtener Lehnstuhl von Haselgerten, in welchem ein Mann bleich und zusammengesunken sitzt und düster in's Weite starrt, als sähe er nichts von all der reichen Gottespracht, welche um ihn her und vor ihm ausgebreitet ist. Unweit von ihm, auf der rauhen Bank von Kieferstangen, welche den Fuß des alten Baumes umgibt, sitzt eine hübsche zierliche zarte jugendliche Gestalt, emsig an einem Linnengeräthe nähend. Die schrägen Strahlen der Nachmittagssonne fallen auf ihr gesenktes Haupt und entlocken dem reichen Haar goldene Reflexe, werfen einen trügerischen Schein von Frische und Glanz auf das blasse ernste Gesicht mit den schönen regelmäßigen Zügen, und auf die intelligenten lebhaften Augen, welche sonst so munter blickten und nun von einer leichten Wehmuth verschleiert sind. Bisweilen blickt das junge Mädchen von seiner Nadelarbeit auf und blickt nach dem blassen zusammengefallenen Manne im Sessel hin, und dann leuchtet ein feuchter Glanz aus diesem Auge, welches mit unsäglicher Besorgniß und rührender Zärtlichkeit die Theilnahmslosigkeit des Kranken wahrnimmt.

„Leonie, liebes Kind," hebt endlich der Mann in dem Sessel mit schwerer Zunge an, — „ist heute kein Brief von der Mutter gekommen?"

— „Nein, lieber Papa, bis jetzt noch nichts! der Bote ist noch nicht angekommen."

„Hm, immer noch keine Nachrichten von ihm! Oh, es ist eine Marter, hier oben zu sitzen auf dem verwünschten Berg, wie mit gebundenen Händen und angefesselt, während man drunten so nöthig wäre!" klagte der Kranke, dessen Stimme etwas Aergerlich-Klägliches hatte, wie die eines kranken ungeduldigen Kindes. „Ich sehe, man will mich beseitigen, man hat mir die ganze Leitung des Geschäfts aus der Hand gewunden und mich mundtodt gemacht. Oh, daß ich wenigstens gehen könnte, um aus dieser Gefangenschaft zu entfliehen und mir alle diese unerbetenen Vormünder vom Halse zu schaffen, die mich unter ihr Kuratel stellen wollen! Die Hauptsache wäre, daß man Spahlenberg nachsetzte und ihm die Gelder abnähme, die er mitgenommen hat!"

— „Gib Dich doch zufrieden, Väterchen! und denke nur an Deine Gesundheit und nicht an das Geschäft!" bat Leonie. „Der Arzt hat Dir ja jede Aufregung verboten. Und vor Allem denke nicht mehr an den Mann, welcher dein böser Dämon war, lieber Papa! Koste es auch, was es wolle, so ist seine Entfernung nicht zu theuer bezahlt!"

„Thörichtes Geschwätz!" versetzte der Kommerzienrath ungeduldig; „Du pfeifst immer dieselbe Weise, welche Du von den Anderen gehört hast; ich aber kenne Spahlenberg besser. Kein Mensch ist von Hause aus so schlimm, als er durch die Umstände wird. Spahlenberg ist ein Genie. Hätte er nur ein Bißchen mehr Glück gehabt, so wäre er anders geworden. Aber das Unglück macht die Menschen selbstsüchtig und bitter. Spahlenberg mag gegen mich perfid gewesen seyn, das gebe ich zu; aber er hatte Grund mir zu mißtrauen, denn ihr alle, die ihr ihn nicht näher kanntet, seyd ihm mit dem gehässigsten Vorurtheil begegnet und habt ihm nie eine freundliche Miene gegönnt — vor allem die Mutter!"

— „Die Mutter? Dein Wort in Ehren, Väterchen!" erwiderte Leonie, und eine gerechte Entrüstung trieb ihr das Blut in die bleichen Wangen und ein Feuer des edelsten Zornes in die wehmuth-umflorten Augen; „aber Mama lass' ich nichts geschehen. Sie hat mit dem ruhigen und richtigen Instinkt einer geraden ehrlichen Natur jenen Menschen niemals ungerecht beurtheilt. Wie kannst Du nur noch Partei für einen Menschen nehmen, welcher sich diese Schändlichkeiten zu Schulden kommen ließ? Bedenke nur das Elend und die Schmach, in welche er mich gestürzt hätte, wenn ich Deinem Andringen gefolgt und mit ihm vor den Altar getreten wäre, mit ihm dessen rechtmäßige Frau noch am Leben und auf dem Wege zu ihm war? — Großer Gott, dieser einzige Zug kennzeichnet ja dem Elenden schon zur Genüge; und wo stünde ich, wo wir alle, wenn Dauels und Gustav und Adolph Gehring nicht jenem Menschen endlich ein Paroli gebogen hätten? — O Papa! wollte Gott, Du sähest endlich ein, was die Mutter gethan hat, und grübeltest nicht mehr über das Vergangene, denn alles was über uns ergangen, ist ja nicht unverschuldet gekommen. Die Armuth läßt sich ertragen, wenn nur der innere Friede vorhanden ist, und von uns allen sollst Du nie ein saures Gesicht sehen, niemals ein Wort des Bedauerns hören, wenn das Schlimmste über uns hereinbricht!"

„Das Schlimmste kann nicht ausbleiben, Kind, wenn man ohne mich wirthschaften will!" rief der Kommerzienrath erregt. „Die Verlegenheiten, worin ich mich befinde, sind nur augenblicklich. Laß diese Krise vorüberseyn und das Geschäft

wieder besser gehen, so werd' ich mich binnen weniger Jahre wieder herausgearbeitet haben und den Leuten beweisen, wer ich bin!"

Leonie betrachtete ihn mit unsäglicher Wehmuth. „Ich will dieser Behauptung nicht widersprechen, lieber Papa," sprach sie bewegt. „Ich habe kein Urtheil darüber und verstehe nichts davon. Aber ..... wozu diese Pläne und Gedanken, Väterchen? Laß sie fallen, Papa, gönne Dir und den Deinigen Ruhe! Unser aller Plan ist gefaßt und klar. Wir wollen heruntersteigen von dem hohlen trügerischen Schein eines Wohlstands und in einfache anspruchslose Verhältnisse zurückkehren, wollen demüthig hinnehmen, was Gott in seinem unerforschlichen Rathschluß über uns verhängt hat. Ich habe bereits Schritte gethan, um eine Stelle als Erzieherin zu erhalten, und werde die Hälfte meines Gehalts auch meinen Eltern geben. Emma will eine Arbeitsschule in Hagenbach gründen und einen kleinen Laden in Zwirn, Nähseide und ähnlichen Dingen anlegen, welchen sie im Verein mit der Mutter besorgen kann. Gustav wird auch sein Scherflein beitragen, damit unsere guten Eltern nicht Mangel leiden werden; dann ist ja für Alles gesorgt. Was bedarf der Mensch mehr als sein bescheidenes tägliches Brod und den innern Frieden?"

„Das sind sentimentale Verrücktheiten und Mädchenträume," versetzt Herr Hesster unwillig; „bedenkst Du denn nicht, wer ihr seyd? Töchter eines Kommerzienraths, eines der ersten Industriellen! Glaubst Du, daß euch die Noth und Selbstbeschränkung so leicht werden, daß ich es zugeben würde, euch in fremde Dienste gehen zu sehen?"

— „Ich fürchte, lieber Papa, daß Du Dich doch darein ergeben mußt, wie schmerzlich es auch Deinem Selbstgefühl seyn mag," sagte Leonie. „Wir sind auf das Aeußerste gefaßt, denn wir theilen Deine sanguinischen Hoffnungen und Illusionen nicht; Herr Danels sagte der Mutter, daß der Konkurs kaum zu vermeiden sey, wenn nicht die Mittel herbeigeschafft werden könnten, den Gläubigern einen Akkord anzubieten!"

„Ah, also ist meine Vermuthung doch richtig? Jener elende schleichende Danels also ist der böse Genius, der mir mein schönes Geschäft aus den Händen ziehen will?" rief Herr Hesster in ohnmächtiger Wuth. „Der Erbärmliche! ich habe mir da in der That eine Schlange am Busen erzogen. Und hier unthätig sitzen zu müssen, während solche treulose Menschen mit meinem Eigenthum und Credit nach Belieben schalten und walten und mich geflissentlich ruiniren! Das ist furchtbar, das bringt mich schier zum Wahnsinn! — Geh', Kind, und sag' dem Bezirksförster, er solle seinen Wagen einspannen lassen, denn es ist unerläßlich, daß ich selber hinuntergehe und zu Hause zum Rechten sehe!"

— „O Papa, wie kannst Du glauben, daß ich einem solchen Verlangen nachgeben werde!" sagte Leonie schmerzlich. „Hat Dir der Arzt nicht absolute Ruhe und gänzliche Entfernung von den Geschäften empfohlen? Willst Du durch diese ungeberdige ungeduldige Hast und diese steten Grübeleien einen neuen Schlaganfall heraufbeschwören? — Nein, ich bestehe darauf, Du bleibst hier und lässest Andere für Dich handeln. O mein armer theurer Vater! ich finde es unbegreiflich, daß Du noch einem solchen Stolz und einer derartigen Verblendung nachgeben magst, anstatt demüthig und ergebungsvoll das Unabwendbare hinzunehmen! Unser aller einziges brünstiges Gebet Tag und Nacht geht dahin, daß der liebe Gott Deinen Stolz hinwegnehmen und Dir demüthige Ergebung in Seine Fügungen verleihen möge...."

„Herr Kommerzienrath! Fräulein Leonie! ein Wagen, ein Wagen von Hagenbach!" rief ein kleiner rothwangiger Blondkopf von Knaben, und kletterte an der untern Böschung der Matte durch die Schlehen- und Maßholderbüsche und Brombeerenranken herauf. „Die Chaise fährt hier herauf, — eben biegt sie drunten beim Bildstock in den Weg ein. Hören Sie, wie Bergmann bellt?"

Herr Hesster und Leonie waren überrascht. „Es wird Mama mit Emma seyn, welche nach uns sehen will," sprach Leonie zu dem Kranken, und rief dann laut zu dem Knaben herab: „Erkennst Du nicht, Karl, wer in dem Wagen sitzt?"

„O ja, ich sehe ihn ganz deutlich. Drei Herren sitzen darin, und der Kutscher ist ein Postillon. Ich erkenne ihn an seinem glänzenden Hut und seinem blauen Kamisol!" — „Drei Herren in einer Extrapost-Chaise?" flüsterte Leonie halblaut und warf besorgte Blicke auf den kranken Vater; „was hat das zu bedeuten?"

„Es wird ein Besuch aus Hagenbach seyn — Freunde welche sich nach meinem Befinden erkundigen wollen," meinte der Kommerzienrath mit einem freudigen Selbstgefühle. Aber Leonie schüttelte wehmüthig das Haupt, denn ihre Ahnung gab ihr eine ganz andre Erklärung und erfüllte sie mit einem bangen Vorgefühl, mit einer aufregenden Spannung. Sie durfte jedoch nicht lange in dieser verharren, denn der bemerkte Wagen war bald die Straße vollends herauf und vor dem Forsthaus angekommen, und die drei Herren stiegen unter dem wüthenden Gebell der beiden Jagdhunde aus, fragten sich zurecht und kamen bald zu dem Baume herab, unter welchem der Kranke saß.

Das Aussehen der drei Männer gefiel Leonien gar nicht. Der Vorderste derselben war ein breitschultiger untersetzter Mann in mittleren Jahren mit krummen derben Beinen und einem watschelnden Gang; sein gelbbraunes Gesicht mit den buschigen schwarzen Brauen und dem dünnen Bart um Mund und Kinn hatte etwas Kaltes, Verbissenes, Lauerndes, welches noch augenfälliger hervortrat, wenn er die Augen aufschlug und durch die Klemmlorgnette mit blauen Gläsern blickte, die ihm auf der krummen Nase saß, wobei er immer das Kinn in die Luft reckte und den Kopf etwas rücklings neigte. In diesen dunklen, lauernden, kalten Augen las Leonie keine Spur von menschlichem Gefühl, nur Härte und Grausamkeit; die Kleidung des Mannes war modern, aber salopp getragen, und um seinen breiten Mund lief hie und da ein herbes grausames Zucken. — Der zweite der Ankömmlinge war noch um einige Jahre jünger, groß und stämmig, schmal von Gesicht, mit einer gewaltigen Habichtsnase und einem kurzen spitzen Kinn. Das kurzgeschorene Haar, die schielenden Augen hinter

der Klemmlorgnette und der gleichgültige und selbstgenugsame Ausdruck seines Gesichts waren ebenfalls nicht im Stande sonderliches Vertrauen zu ihm einzuflößen. Der Dritte war gleichfalls ein Mann von mittleren Jahren und stämmigem Wuchs, dunklem Teint und Haar, der es offenbar darauf angelegt hatte, sich ein französisches Aussehen zu geben, denn das Haar auf seinem breiten massigen Kopf war kurz geschoren, und gab ihm mit dem schwarzen Schnurr- und Knebelbart, dem breiten Mund mit den weißen Zähnen, dem vierschrötigen Bau und der etwas legeren Kleidung das Ansehen eines französischen Unteroffiziers in Civil. Der Mann lächelte zwar, aber es lag in dem Blicke der dunklen Augen mehr Hinterlist als Herzensgüte, und Leonie fühlte sich instinktmäßig von allen drei Männern abgestoßen, denn abgesehen davon, daß sie bei Nummer Eins und Drei das unverkennbare Gepräge orientalischer Abstammung erkannte, glaubte sie in dem Auftreten der drei Männer trotz deren artiger Begrüßung doch einen klar bewußten Zweck zu erkennen, der auf nichts Gutes deutete.

„Wir wünschen Herrn Kommerzienrath Heffter zu sprechen, mein Fräulein," hub der erste höflich aber in einem sehr bestimmt verlangendem Tone an, daß er damit jeden Widerspruch niederschlagen zu wollen schien.

Leonie erbebte einen Moment, dann aber heftete sie ihr Auge mit ernstem Forschen auf den Sprecher und erwiderte mit einer Stimme, welcher sie möglichst viel Festigkeit zu geben suchte: „Ich bedaure, meine Herren! mein Vater ist so leidend, daß er sich nicht in der Lage befindet, Besuche zu empfangen oder gar auf geschäftliche Unterhandlungen einzugehen."

„Das ist uns sehr leid, mein Fräulein, allein da wir nun einmal die Fahrt hieher gemacht haben, sind wir nicht gesonnen uns abweisen zu lassen," versetzte der Sprecher in einem Tone, dessen Barschheit die Höflichkeit seiner Worte Lügen strafte. „Sie würden uns sehr verbinden, wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, uns nur auf fünf Minuten Gehör bei dem Herrn Kommerzienrath zu verschaffen, und werden Ihrem Herrn Vater selbst den größten Dienst damit erweisen, indem es sich nicht um eine geschäftliche Verhandlung mit dem Herrn Kommerzienrath, sondern nur um eine Auskunft handelt, welche für ihn wie für uns von der wichtigsten Bedeutung ist und großen Schaden und ernste Folgen abwenden kann. Haben Sie die Gewogenheit, dem Herrn Kommerzienrath zu sagen, daß ich, Advokat Jonas, mein Kollege Advokat Hohbach und Herr Agent Nassauer ihn freundlichst bitten, ihm nur einige wenige Fragen über sein Verhältniß zu Herrn Edmund Spahlenberg vorlegen zu dürfen."

— „Und zu einer derartigen unverfänglichen Frage kommen Sie zu Dreien?" erwiderte Leonie mißtrauisch und mit blitzenden Augen.

„Jeder für sich, aber in derselben Angelegenheit," sagte Herr Hohbach. „Ich wenigstens, mein Fräulein, muß darauf bestehen, daß mir Ihr Herr Vater einige Fragen beantwortet. Wir haben mit Mühe sein Versteck aufgefunden, und sind nicht gesonnen, uns abweisen zu lassen!"

— „Sein Versteck, mein Herr?" rief Leonie mit glühender Wange und strengem Blick. „Es ist, so viel ich weiß, kein Geheimniß in Hagenbach, daß mein armer Vater sich hier von den Folgen eines Schlaganfalls erholt. Wenn also die Andeutung wegen des Verstecks eine hämische Anschuldigung seyn soll, als ob mein Vater sich zu verbergen brauche, so weise ich sie mit Entrüstung zurück."

„Verzeihung, mein Fräulein! nicht wir reden von einem Versteck, sondern die Leute in Hagenbach," nahm nun auch der Dritte das Wort und versuchte freundlich zu lächeln. „Gestatten Sie mir daher die Bemerkung, daß es wohl das Einfachste wäre, uns Gehör bei dem Herrn Kommerzienrath zu verschaffen, weil dieß die beste Widerlegung des Gerüchts seyn wird, daß sich Herr Heffter vor seinen Gläubigern verberge. Wir sind hieher gekommen aus reiner Rücksicht für den Herrn Kommerzienrath und um kein Aufsehen zu erregen, was unvermeidlich gewesen wäre, wenn wir die gewünschte Auskunft durch das Gericht hätten einfordern wollen. Bedenken Sie gefälligst, welchen Lärm und welche Mißdeutungen es veranlaßt haben würde, wenn eine Deputation des Gerichts in Hagenbach mit Schöffen und Zeugen hieher gefahren wäre, um Ihren Herrn Vater zu vernehmen in einer Sache, wo uns ein einfaches Ja und Nein von ihm genügt!"

Leonie stand unschlüssig, denn trotz aller Freundlichkeit traute sie diesem Menschen nicht. „Ich bin Ihnen für eine solche Rücksicht sehr verbunden, meine Herren," entgegnete sie, all ihren Muth zusammenraffend. „Allein ich begreife nicht, daß Sie dieselbe Auskunft nicht in ebenso erschöpfender Weise von Herrn Dauels, dem Faktotum meines Vaters, hätten erhalten können! Im Interesse der Humanität bitte ich Sie inständig, meinen armen Vater zu schonen, der heute zum ersten Mal das Zimmer verläßt, dem der Arzt auf das strengste jede Erschütterung, jede Aufregung verboten hat!"

„Lassen Sie gefälligst den Herrn Kommerzienrath selbst hierüber entscheiden, ob er sich kräftig genug fühlt, uns zu empfangen, mein Fräulein!" rief Herr Jonas; „tragen Sie ihm unser Anliegen vor!"

— „Leonie! Leonie, was gibt es denn?" fragte Herr Heffter laut und ungeduldig aus der Ferne; „Leonie, was hast Du denn? warum hältst Du die Herren zurück?"

„Nun, Sie hören ja selbst, daß Herr Heffter uns sprechen will!" rief Hohbach und schritt auf den Kranken in seinem Lehnstuhle zu. Die beiden Anderen folgten ihm und ließen sich nicht mehr zurückhalten, und Leonien blieb nichts übrig, als ihnen sich anzuschließen. Hohbach sprach bereits angelegentlich mit dem Kommerzienrath als Leonie hinzutrat, und als sie dem Vater Vorstellungen machte und ihn an das Verbot des Arztes erinnerte, wies er sie barsch ab. „Bring' den Herren Stühle, Kind, und laß uns allein! Ich habe mit den Herren wichtige Dinge zu verhandeln!" sprach er.

„Ich bitte Dich um Gottes willen, lieber Papa, nimm nur heute keine Geschäfte vor!" flehte Leonie in ahnungsvoller Angst. „Erinnere dich, was Du der Mutter versprochen hast, Dich zu schonen und die Abwickelung Deiner Angelegenheiten

Herrn Dauels und Adolph zu überlassen. Es ist im höchsten Grade unmenschlich und grausam, Dich zu Dreien in dieser Weise zu überfallen. Du bist gar nicht zurechnungsfähig — ich protestire im Namen der Mutter gegen die Gültigkeit jedes Geschäfts, welches hier vorgenommen wird, denn alles sagt mir, daß Du hier überrumpelt werden sollst . . ."

„Sie scheinen von Ihrer lieben Familie bereits unter Kuratel gestellt zu seyn, Herr Kommerzienrath!" sagte Jonas hohnlächend. „Hätt ich gewußt, daß meine gute Absicht hier solche Anerkennung fände, so würde ich mir die Mühe erspart und einfach auf Wechselarrest angetragen haben; dann hätten wir die Recherchen jedenfalls bequemer gehabt. Ich bitte Sie daher, sich unumwunden auszusprechen, Herr Kommerzienrath, ob Sie sich noch in jeder Hinsicht unabhängig und dispositionsfähig genug fühlen, um mit uns hier zu verhandeln, oder ob wir die Sache in die Hände des Gerichts legen sollen. Ich für meinen Theil habe gar kein Interesse dabei, diese letztere Modalität zu vermeiden, zumal wenn unsere gute Absicht von Seiten Ihrer Angehörigen in solcher Weise gewürdigt wird. Ich dächte, Ihnen sollte mehr daran liegen als uns, diese Angelegenheit hier in aller Stille zu ordnen."

„Geh', Leonie, ich befehle es Dir!" rief der Kommerzienrath streng und unwillig; „bringe Stühle und laß uns allein."

„Ich beschwöre Dich, liebster Vater, laß Dich nicht einschüchtern, sey auf Deiner Hut! weise alle Ansinnen ab! Es ist sicher nichts Gutes, wozu man Dich bereden will! Jedenfalls will ich dabei anwesend seyn als Zeugin!" rief Leonie ängstlich.

„Wohlan, so bleiben Sie, Fräulein! überzeugen Sie sich daß unser Besuch nur eine freiwillige urbane Rücksicht auf Ihren Vater ist!" rief Hohbach. „Zunächst aber halten Sie uns nicht mehr länger unnöthig auf, denn der Nachmittag ist schon ziemlich weit vorgerückt, und ich wünschte mit der Eisenbahn wieder nach Hause zu fahren. Kann ich von Ihrem Herrn Vater den gewünschten kurzen Bescheid nicht erhalten, so kehre ich schnurstracks um und beantrage Wechselhaft gegen den Herrn Kommerzienrath!"

„Gegen einen kranken gebrochenen Mann, der erst vor acht Tagen einem lebensgefährlichen Anfall erlag, eine Haft?!" rief Leonie mit bebender Stimme, während Glut und Blässe auf ihrer Wange wechselten. „Und Sie, Sie haben die Stirne, dieß mir in's Gesicht zu sagen, mein Herr? Sie wollen ein Mensch, ein Christ, ein Mann von Bildung seyn?" rief sie und schlang ihre Arme wie schützend um den Vater. „Sie sollten erröthen vor dem bloßen Gedanken, einen Kranken mit solchen Drohungen schrecken zu wollen! Aber mich schüchtern Sie nicht ein, mein Herr! denn ich bin überzeugt, daß wenn Sie ein Recht hätten, meinen Vater gefangen setzen zu lassen oder wenn der Vortheil nicht auf der andern Seite läge, Sie sich keine Minute bedacht hätten, von jenem Recht Gebrauch zu machen, anstatt hieher zu fahren, denn aus Ihren Zügen spricht nichts was mich zu Ihrem Gemüth oder Herzen . . . ."

„Stille, Leonie! ich gebiete Dir nun ernstlich Schweigen!" sagte der Kommerzienrath zürnend. „Kümmere Dich nicht um Dinge, welche Du nicht verstehst!"

„Wohlan, so will ich den Bezirksförster holen und ihn entscheiden lassen! er wird mit diesen Herren schon fertig werden!" entgegnete Leonie, und sprang heftig weinend dem Forsthause zu, auf dessen Schwelle ihr Frau Hupper, die Gattin des Bezirksförsters, schon entgegen kam. Karl hatte aus Leoniens Benehmen Besorgnisse für sie, seine Gönnerin, geschöpft und den Vater im Forsthause aufgesucht, und in Abwesenheit desselben der Mutter seine Befürchtungen anvertraut.

„Was ist Ihnen, liebes Kind? wer sind jene Männer und was haben sie Ihnen gethan?" fragte Frau Hupper, als sie sah, daß die drei Männer scheue Blicke zurück warfen und offenbar eine Einmengung des Försters fürchteten. Aber Leonie war nunmehr so erschüttert, daß sie nur schluchzen konnte und sich ganz trostlos an den Hals der freundlichen Wirthin warf. „Wo ist Herr Hupper? O, bitte senden Sie ihn meinem Vater zu Hülfe! er soll ihn vor jenen Männern schützen, die nichts Gutes im Schilde führen!" war alles was Leonie hervorbrachte.

„Geh, Karl! lauf dem Vater entgegen und schleun' Dich!" rief die Försterin, welcher nun auch vor den drei Männern unheimlich ward. „Der Vater wird über den Stellhau herunterkommen. Sag' ihm, daß Fräulein Leonie ihn schön bitten lasse, schnell zu kommen!"

Der Knabe ließ sich dieß nicht zweimal befehlen, pfiff seinem Dächsel und eilte fort; Frau Hupper aber führte Leonie auf ihr Zimmer und versuchte sie zu beruhigen. Es währte lange, bevor sie nur einige aufklärende Worte aus dem Mädchen herausbrachte, dessen Haß und Unruhe mit jeder Minute zu wachsen schien. Aber die bruchstückweisen Erklärungen, welche Leonie der guten Frau gab, behandelten Dinge, welche dieser so fremd waren, daß die Försterin nur erschrack und weidlich über die drei Spitzbuben schimpfte, die mit der Hundepeitsche fortgejagt zu werden verdienten. Aber leider war niemand von den Männern um den Weg, und so resolut Frau Hupper auch war, so fühlte sie doch einiges Bedenken, mit zwei Advokaten anzubinden, so wenig sie auch diese Menschenklasse respektirte. Die arme Leonie schien den Kopf ganz verloren zu haben, und da dieß an einem solch besonnenen, klaren und gebildeten Mädchen ein auffallender Zustand war, so begann Frau Hupper ebenfalls den Kopf zu verlieren.

„Ich bitte Sie inständig, liebste Frau Hupper, lassen Sie mir den Wagen einspannen! ich will nach Hagenbach fahren und die Mutter oder Herrn Assessor Gehring holen!" rief Leonie.

— „Der Wagen ist fort sammt dem Knechte, liebes Kind!" sagte die Försterin. „Aloys fährt den Hirsch hinunter, den mein Mann heute früh auf der Bürsch geschossen hat. Und gesetzt auch, die Pferde wären da, was wollten Sie in Hagenbach? Vor zwei bis drei Stunden könnten Sie nicht zurückseyn, und was für Teufeleien können einstweilen diese drei Männer dort anrichten?"

„Aber ich muß fort, muß die Mutter warnen und Herrn

Dauels! Diese Menschen bringen nichts Gutes!" rief Leonie; „ist denn kein Pferd, kein Bote zu bekommen?"

„Hm, ich glaube kaum, liebes Kind! Die paar Häusler drüben sind fort im Grummetschneiden. Aber gehen Sie doch zum Herrn Kaplan! er ist ein freundlicher Herr und hat ein gutes Pferd! Kann er selber Ihnen nicht helfen, was er gerne thun wird, so läßt er Ihnen sein Chaischen einspannen, oder schickt seinen Knecht für Sie in die Stadt, oder er geht mit Ihnen zum Braumeister und bewegt diesen, daß er Ihnen hilft!"

„Ich danke Ihnen von Herzen, liebe Frau Hupper! ja ich will zum Kaplan!" sagte Leonie, sich an dieser Hoffnung rasch aufrichtend. „Aber da ist ja der Wagen der Herren selbst! wie wenn ich den Postillon durch ein Stück Geld bewegen könnte, mich hinunter zu fahren?" Und an diesen Gedanken sich anklammernd, eilte sie hinaus, um nach dem Schwager zu sehen. Allein dieser war mit seiner Chaise einstweilen nach der Brauerei hinübergefahren, um sich und die Pferde zu erquicken, und als Leonie ihn endlich aufgefunden hatte, war der Bursche durch kein Versprechen zu bewegen, auf ihr Ansinnen einzugehen, und die Herren im Stich zu lassen, welche er hieher gefahren hatte. Der Kaplan aber war mit seiner Wirthschafterin über Land gefahren, und der Braumeister nicht zu bewegen, daß er Leonie eines seiner Pferde gebe, denn er hatte ja drunten in Hagenbach gehört, daß man dem hochmüthigen Kommerzienrath „das Dach umdecken werde", und was kümmerte ihn ein Mann, mit dem es einmal so weit gekommen war; jedenfalls aber war der dicke stumpfsinnige Bierbrauer nicht der Mann, der sich um landfremder Leute willen, die ihn seither keines Blickes gewürdigt hatten, mit den Advokaten überwarf.

Als Leonie nach mehr als einer Stunde wieder nach dem Forsthaus zurückkehrte, waren die drei Herren gerade mit ihrer Verhandlung fertig und schienen mit dem Ergebniß derselben sehr zufrieden. Jeder von ihnen vertrat einige Besitzer Spahlenberg'scher Wechsel auf Herrn Heffter, und ihr Zweck war zunächst gewesen, sich zu vergewissern, ob Herr Heffter sein Accept als echt anerkenne oder ob ihre Mandanten im Besitze von Fälschungen seyen. Unter dem Vorgeben, daß sie ermitteln müßten, ob und welche Accepte gefälscht seyen, damit man Spahlenberg sogleich als Wechselfälscher von Seiten der Kriminalgerichte verfolgen könne, hatten sie dem Kommerzienrath, der trotz seiner Vorsicht doch aus Nervenschwäche und Bestürzung über den unerwarteten Besuch sich arglos auf die Entscheidung dieser Frage eingelassen, die Anerkennung der Echtheit mehrerer seiner Accepte abgelockt. Sobald dieser Schritt gewonnen war, änderten sie ihre Taktik und drohten ihm nun effektiv mit Wechselhaft, falls er nicht irgend eine Sicherstellung wenigstens für einen Theil der Wechselbeträge leisten könne. Sie hielten ihm entgegen, wie es schon allgemein bekannt, daß seine Bilanz sehr schlecht, daß bei einem sofortigen Ausbruch des Konkurses und demgemäß einem Zwangsverkauf der Liegenschaften und Fabrikutensilien der Erlös bedeutend unter dem Werth der Hypotheken und Schätzungen bleiben und somit eine Insolvenz eintreten werde, während andrerseits eher Chancen vorhanden seyen, bei Stundung der Forderungen und Zuwarten bis auf bessere Zeiten, das Geschäft wieder nutzbar und rentabel zu machen und zu günstigeren Preisen zu verkaufen. Sie legten ihm nahe, daß ihm nichts andres übrig bleibe, als ein Moratorium von seinen Gläubigern zu begehren, was aber nur unter gewissen Sicherungen, z. B. Verbürgung der Passiven durch einen seiner Freunde oder Verwandten, oder unter gewissen Concessionen, zu denen seine Frau sich herbeilasse, geschehen könne; und namentlich dieser kalte, verbissene Advokat Jonas, der sich prinzipiell ein wildes Vergnügen daraus zu machen schien, alle Leiden und allen Druck, der im Lauf der Jahrhunderte auf seinen israelitischen Vorvätern gelastet hatte, an jedem armen christlichen Schlachtopfer zu rächen, das ihm der Zufall in den Weg warf, wob aus unverfänglichen Aeußerungen des aufgeregten und erschreckten Mannes ein solches Netz um den Kommerzienrath, daß er diesem den Auftrag entlockte, den Versuch zu machen, einen Borgvergleich mit seinen Gläubigern einzugehen, auf die Grundlage hin, daß Frau Louise Heffter sich gegenüber von sämmtlichen, diesem Moratorium beitretenden Gläubigern verbindlich mache, auf alle ihre Vorzugs- und Ausscheidungsrechte zu verzichten und im Fall eines ausbrechenden Bankerotts nur mit den übrigen zustimmenden Gläubigern in gleicher Klasse zu concurriren.

Herr Heffter war nicht so leicht dazu zu bewegen gewesen, diese Einräumung zu machen, aber die drei Dränger suchten ihn zu überzeugen, daß weder er selbst noch seine Frau sich hiedurch etwas vergäben. Sie appellirten an seinen Stolz, an seine Erfahrung als Geschäftsmann, an seinen Ruf in der Handelswelt, und stellten ihm vor, wenn nur erst die Panik vorüber sey, welche Spahlenbergs Flucht hervorgerufen habe, werde er in seinem Geschäftsbetrieb wie bei seinen Freunden und Verwandten bald die erforderlichen Mittel finden, um sich durch einen Nachlaßvergleich der dringensten Verbindlichkeiten zu entledigen, um so mehr, als bereits in Hagenbach stadtkundig sey, daß sein Verwandter oder Oheim in Amsterdam erbötig sey, etwas für ihn zu thun, um wenigstens den Fortbetrieb des Geschäfts zu sichern. Der Kommerzienrath war noch allzu stolz, allzu geneigt zu Illusionen, um nicht auf diesen Köder anzubeißen. Auf der andern Seite dagegen mußte er einräumen, daß, wenn die Mandanten seiner drei Bedränger auf Wechselhaft drangen, jedenfalls alles verloren und ein Bankerott unvermeidlich sey, indem dieser Umstand ihm jeden Rest von Kredit rauben und selbst den Onkel Wagner in Amsterdam zurückschrecken würde.

Als alles so weit besprochen und Herr Heffter genügend in die Enge getrieben war, brachte Jonas eine Urkunde zum Vorschein, welche er aufgesetzt und bei sich geführt hatte, — einen unmaßgeblichen Vorschlag wie er sagte, — und veranlaßte Heffter, denselben zu unterschreiben, indem Naßauer ein Reiseschreibzeug producirte. Es sollte nur der Kürze wegen einstweilen unterzeichnet und von den drei Anwesenden als Zeugen beglaubigt werden, um wo möglich noch am selben Abend die Unterschrift der Frau Heffter zu gewinnen und dann

durch rasches Zusammenberufen der Gläubiger alle weiteren ungünstigen Folgen der momentanen Insolvenz zu beseitigen. Es war offenbar ein vorbedachter und tief angelegter Plan der drei Männer, wie nun Heffter deutlich einsah; allein er hatte keine andre Wahl, als die, das Instrument zu unterzeichnen und alle daraus erfolgenden Schritte auf sich zu nehmen. Und er tröstete sich dabei mit der Hoffnung, daß es ihm nun desto eher gelingen werde, Hülfe auf diesem Wege zu finden. Gleichwohl konnte er sich einer gewissen ahnungsvollen Bangigkeit nicht erwehren, als die drei Männer weggegangen waren und er sich wieder allein sah. Eine solche Urkunde, einmal aus seiner Hand gelangt, war die Kugel aus dem Rohr, unmöglich mehr zurück zu rufen, — war ein Bekenntniß seiner Insolvenz, welches beliebig gedeutet werden konnte. Und wer bürgte ihm dafür, daß diese drei Bedränger es aufrichtig und ehrlich mit ihm meinten? . . . .

Es waren unheimliche, angstvolle Gedanken, welche nun in seiner Seele einzogen, als er sich nach dem Weggehen der drei Männer den Schritt reiflicher überlegte, welchen er soeben gethan hatte. Wie sehr er sich auch einzureden suchte, daß er am Ende gegenüber von ihren Drohungen von Wechselprozessen und Wechselhaft nicht anders zu handeln vermocht habe, wie sehr er auch sich an die Hoffnung anklammerte, die vielen Freunde und Verwandte werden ihn nunmehr, wo er endlich sich soweit vor der unabweisbaren Nothwendigkeit gedemüthigt, nicht mehr stecken lassen, sondern ihm behülflich seyn, wenigstens durch einen Borg- und Nachlaß-Vergleich sich mit seinen Gläubigern zu arrangiren, so dünkte ihm doch dieser Weg, den er eingeschlagen, und diese Männer, die er damit betraut, nicht für geeignet. Und was das Schlimmste war, er hatte nun auch seiner Frau angesonnen, sich in diese Angelegenheiten zu mengen oder wenigstens mit verbindlich zu machen, und gerade dieser Schritt erschien ihm je länger desto mehr höchst leichtfertig und unentschuldbar. In seiner Frau, welche er bisher von allen seinen Verbindlichkeiten fern zu halten gesucht und gewußt hatte, benachtheiligte er auch seine Kinder. Was würden Gustav und die beiden Mädchen dazu sagen?!

Wo aber blieb Leonie? warum kehrte sie nicht zurück, da doch die drei Männer fort waren? fragte er sich nun; hatte er sie beleidigt, und hatte sie nicht Recht gehabt, als sie ihn warnte? Die Angst des Kranken stieg zu einer fieberischen Unruhe; er rief mit seiner schwachen Stimme nach Leonie; aber nur das Echo und das Gebell der beiden an Ketten liegenden Hunde antworteten ihm, und die Bangigkeit, welche ihn überkam, trieb ihm beinahe Thränen aus.

„Wo bleibst Du nur so lange, Leonie?“ frug er endlich mit ungeduldigem vorwurfsvollem Tone; „wie konntest Du mich allein lassen, liebes Kind?“

— „Du schicktest mich ja hinweg, Papa! Aber um's Himmels willen, wie siehst Du aus? was ist geschehen? Du bist ja förmlich krank und elend?“

„Bring' mich in's Haus, Kind! Du mußt einen Brief an die Mutter schreiben! Sie darf ihre Unterschrift nicht hergeben! Ich widerrufe die meinige; ich will erst, so sauer es mich ankommt, mit Dauels und Gehring darüber reden! Nur in's Haus zurück, liebes Kind! da ist keine Minute zu verlieren!“

— „Großer Gott, Vater, so hast Du Dich also doch einschüchtern lassen?“ fragte Leonie erbebend. „Oh, warum hast Du meinen Rath nicht befolgt? Oh meine Ahnung! aber wenn es noch nicht zu spät ist, wenigstens die Mutter zu warnen, so laß uns eilen, ihr zu schreiben!“

Leonie holte die Magd der Frau Hupper und trug mit ihr den Vater in's Haus. Allein hier überkam eine ohnmachtartige Schwäche den Kommerzienrath, und es dauerte lange, bis er nur wieder reden konnte. Dann aber schien sein klares Bewußtseyn gestört und er sprach so verworren und leidenschaftlich, daß Leonie nicht darüber in's Klare kommen konnte, was er eigentlich wollte und was sie der Mutter schreiben sollte.

Endlich war ihr nur Eines klar: wenn es nothwendig war, die Mutter zu warnen, so durfte keine Zeit mehr verloren werden. Sie bat Frau Hupper dringend, sich des Kranken anzunehmen, und kleidete sich schnell an, um zu Fuße aufzubrechen und die anderthalb Meilen nach Hagenbach auf geraden, wenn auch rauhen Waldpfaden, welche näher waren als die Landstraße, zurückzulegen. Keine Vorstellung der Försterin vermochte ihr diesen Gedanken auszureden, und schon stand Leonie auf der Schwelle und wollte gehen, als eines der kleinen Mädchen ausrief: „Fräulein Leonie, da kommt der Vater den Steig herunter! — Papa, Papa! komm geschwind!“

„Gott sey Dank! und nun laß' ich Sie nicht gehen, bevor Sie meinen Mann gesprochen haben!“ sagte Frau Hupper; „bedenken Sie doch, liebes Kind, daß Sie gerade in die Nacht hineinkommen würden und sich im Walde verirren könnten; in solch 'nem Föhrenwald sehen die Stämme all' einander gleich und die Pfade ebenfalls! Sie würden vor Angst vergehen, wenn die Nacht Sie überraschte. He, Franz, Franz!“

„Halloh, ich komme ja!“ scholl's den Berg herab.

„Ich fürchte mich nicht vor der Nacht, liebe Frau Hupper!“ sagte Leonie; „aber gleichwohl will ich nachgeben. Der Herr Bezirksförster ist ein Mann, der sich auf derlei Dinge versteht; er kann mich wenigstens berathen!“

Mittlerweile war der Förster vollends den Steig herabgekommen, so schnell, daß ihm die Pfeife ausgegangen und in seinem ehrlichen offenen braunen Gesicht ein halber Schrecken zu lesen war. „Na, was ist's denn, Weib?“ fragte er; „was für ein Gezeier? Pardon, Fräulein Heffter! aber sagen Sie mir nur, was es gibt? Kommen Sie herein!“

Er hing seine Büchsflinte an den Rechen auf dem Flur, und führte Leonie herein. Seine klaren, blauen, treuen Augen hafteten mit der innigsten Theilnahme auf ihr, während sie ihm von dem Besuch der drei Männer erzählte, und er ließ vor ungeduldiger Aufregung den langen blonden Schnurrbart durch die kräftigen Finger laufen.

„Potz Schock-Millionen Schwerenoth!“ rief er; „da soll ja doch ein siedendes Donnerwetter drein schlagen! — Vergebung, Fräulein, aber ich kann mich nicht halten! Wenn man ein einziges Mal den Rücken wendet, so setzt es doch gleich ein

Unheil! Kreuz-Element! wenn ich hier gewesen wäre, ich wollte den Millionenhunden von Juden und Rechtsverdrehern die Wege gewiesen haben! Hundevolk! einen kranken elenden Mann einschüchtern! Aber da sollte man die Gesetze vor die Säue werfen, wenn solch ein erpreßtes Dokument Giltigkeit hätte! — Na, da hilft nun vorerst kein Maulspitzen mehr, da muß gepfiffen seyn!" und er that denn auch einen Pfiff auf den Fingern, daß das Haus gellte. „He, Kaspar, Hansjörg, den Braunen satteln! Lotte, meinen Uniformsrock und die Reitpeitsche! Christel, hole 'mal den Hirschfänger aus dem Gewehrschrank!" — Potz Sternblitz, ist denn keiner von den Burschen da?"

„Die Pferde sind ja mit dem Wagen fort, den Hirsch nach der Eisenbahn zu fahren, Franz, und der Wagen ist noch nicht zurück," sagte die Försterin, die auf den Pfiff herbeigeeilt war.

„Potz Harz und Pech! wo ist Karl?"

„Er sucht Dich im Walde, Franz."

„Oh verkehrte Welt! reitet denn der Teufel heute die ganze Wirthschaft? He, Christel, marsch! geh' hinauf zum Braumeister! er solle mir den Rappen leihen zu einem Ritt nach Hagenbach, aber schnell! ich muß zur Stelle fort! — Na, Fräulein Heffter, nur nicht bange! Poltern ist so meine Art, aber 's ist nicht böse gemeint! Ich will, hol' mich der Teufel, nicht fluchen noch schwören, aber der Donner soll mich treffen, wenn's nicht wahr ist: meinen stärksten Hirsch im Forst gäb' ich drum, wenn ich die drei Lumpe hätte mit der Hundspeitsche von der Schwelle jagen dürfen! Und wenn ich noch Einen davon bei Ihrer Frau Mutter erwische, so soll er ein Autograph von meiner Handschrift hier in's Stammbuch kriegen, daß man's auf seinen Schultern blau und grün lesen kann. Diese Millionen-Hunde! diese Sommerfüchse von Advokaten!"

Die Försterin hatte Uniformsrock, Hut und Hirschfänger gebracht und redete ihrem Eheherrn zu, wenigstens ein paar Bissen zu essen, bis das Pferd käme, und er ließ sich dazu bewegen, weil ihm Leonie noch nicht alles erzählt hatte. Eine Viertelstunde später aber saß er im Sattel, ritt den Berg hinab und ließ das kräftige Pferd drunten einen ausgiebigen Paß laufen.

Leonie kehrte wenigstens einigermaßen erleichtert zu ihrem Vater zurück, welchen sie noch immer in fieberischer Aufregung und großer Schwäche antraf. Als Frau Hupper ihren Leuten das Abendbrod ausgetheilt hatte, kam sie hinauf um das bekümmerte Mädchen zu trösten und ihr Muth einzusprechen, denn sie war eine resolute Frau und hatte ein unerschütterliches Vertrauen zu ihrem Gatten. Wenn Franz etwas in seine Hand nahm, so meinte sie, sei die Sache schon gewonnen, denn er war ihr Held, ihr Ideal von einem Manne.

Und der biderbe Jägersmann verdiente auch einen solchen Glauben an ihn, denn was er einmal anpackte, das hatte „'ne Schneid'", wie er zu sagen pflegte. So hatte er denn auch den tüchtigen Weg nach Hagenbach auf dem muthigen Rappen so schnell zurückgelegt, daß es noch nicht vollständig Nacht geworden war, als er vor dem Landhause anritt und die Klingel am Gartenthore zog, um nach einer Weile von einem der herbeikommenden Wächter zu erfahren, daß die Frau Kommerzienrath das Landhaus verlassen und die kleine Wohnung drunten an der Saalbach bei der Spinnerei bezogen habe, worauf Herr Hupper durch den stillen öden Park in das Thal hinunterritt.

„Um's Himmels willen, liebe Mutter! das ist ja Herr Hupper selbst, der drunten vor der Hausthüre hält!" rief die erschrockene Emma, die bei dem Hufschlag des Pferdes an's Fenster geeilt war. „Was hat dieß zu bedeuten?"

„Kein Unglück, Frau Kommerzienräthin! erschrecken Sie nicht! 's ist nur ein später Besuch!" rief der Förster von unten herauf, welcher Emma's Angstworte gehört hatte und sich rasch aus dem Sattel schwang. „Ich wollte nur fragen, ob Sie mir nichts mitzugeben haben für den Herrn Gemahl oder Fräulein Leonie! Na, bleiben Sie nur hübsch oben, ich komme schon!" Er schlang nun die Zügel um den Kloben des Glockenzugs und stieg dann die Treppe hinan.

Die Lampe brannte auf dem Tisch vor dem Sopha und warf ein behagliches Licht auf ein hübsches, kleines, bescheiden möblirtes Zimmer, worin Herr Hupper die Kommerzienräthin und ihre älteste Tochter fand. Frau Heffter war blaß und nervös, wie unter den Aufregungen der letzten Tage nicht anders zu erwarten war. Der Anblick des Försters trieb ihr Thränen in die Augen.

„Guten Abend, lieber Herr Hupper," hub sie an; „seyn Sie uns willkommen, aber sagen Sie mir offen: ist wirklich kein Unfall vorgekommen? Oh, bitte, verhehlen Sie mir nichts! wie geht es meinem Gatten?"

— „Ganz erträglich, Frau Kommerzienräthin! ganz leidlich. Der Herr Kommerzienrath war heute zum ersten Mal im Freien," erwiderte der Förster treuherzig.

„Lieber Herr Hupper, ich bitte Sie, lassen Sie den fatalen Titel hinweg, der mir ordentlich in die Seele schneidet!" bat Frau Heffter. „Glauben Sie mir, er hat mir niemals Freude gemacht, und klingt jetzt beinahe wie Hohn. Sie haben sich uns Allen als ein wackerer Freund gezeigt, und als solcher werden Sie mir nicht wehethun, nicht schmerzliche Erinnerungen bereiten wollen, nicht wahr? darum fortan schlichtweg Frau Heffter!"

— „Mir auch recht, liebe Frau Heffter! in allweg denn!" sagte der Förster und nahm den angebotenen Stuhl, während Emma hinausging, dem Gaste einen Imbiß zu holen.

„Ich danke Ihnen, Herr Förster! „und nun offen und ehrlich heraus mit der Sprache: nicht wahr, Sie kommen nicht so zufällig, sondern absichtlich und im Auftrage?"

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Der Gesandtschafts-Kurier.

Novelle von P. v. S.

(Schluß.)

19. Morituri te salutant.

Die Gräfin verweilte unbeweglich auf derselben Stelle und sah nach der Gegend hin, wo ihr Freund verschwunden war. Woran mochte sie denken, während ihre Hand Rosen und Granaten entblätterte, die in ihrem Bereich waren. Ercildoune's Liebe, die edelste, der sie je begegnet, wiegte sie in süße Träume, und sie gedachte der unglücklichen Isolde und an die heldenmüthige Aufopferung des edeln Tristan. Müde der bannalen oder egoistigen Leidenschaften, die sich um sie hertrieben, fand sie einen unbeschreiblichen Reiz in dem Gefühle, das die Erinnerung an ein gutes Werk erzeugt hatte, und vielleicht dazu bestimmt war, ihr ein neues Leben zu schaffen.

Plötzlich ertönte ein Geräusch von Tritten hinter ihr. Sie wandte sich, von Schrecken ergriffen, um. Ein Mann stand an ihrer Seite, und eine Stimme, die sie alsbald erkannte, sprach das einzige Wort:

„Idalia!"

Die Stimme hatte einen so tiefen, so verzweifelten Klang, daß es unmöglich war, eine Trauerscene in dieser überraschenden Erscheinung zu verkennen.

Die Gräfin erbebte und trat zurück, sich auf die Marmorbrüstung stützend. Staunen zuerst, dann Zorn, zuletzt etwas das dem Mitleid glich, glänzte in ihrem Auge; sie nickte kalt mit dem Kopfe.

„Gnädige Frau," sagte die Stimme, „ich bin eigens von Paris gekommen, um Euch wieder zu sehen."

— „Ich empfange niemanden, Prinz Wladimir," sagte die Gräfin und wollte sich entfernen; „haben meine Leute es Euch nicht berichtet?"

Nun warf sich der Angeredete auf seine Kniee nieder und ergriff eine Falte ihres Gewandes.

„Ihr werdet Euch nicht weigern, mich anzuhören. Habt Ihr denn weder Mitleid noch Reue über das, was Ihr aus mir gemacht? Ist denn Euer Herz von Stein?"

— „Eine Scene aus einem Melodrama! Ich bitt' Euch, die sind nur für das Theater!"

Prinz Wladimir, von Geburt und Herzen ein Pole, war eines der Opfer der Gräfin Vassalis. Er hatte sie in dem Wirbel des Pariser Lebens getroffen und sich die Flügel an den Strahlen dieser Schönheit verbrannt, wie so manche Andere.

„Mein Gott," sagte er, „wie könnt Ihr so kalt seyn? Habt Ihr denn vergessen, daß seit ich Euch kenne, ich nur für Euch lebe, Euch Alles geopfert habe, Ehre, Pflicht und Ruhe?"

Es war zum Erbarmen, diese bleichen Lippen das Kleid der Gräfin küssen, dieses edle Haupt mit den feurigen Jagellonen-Augen sich zu dem Blicke erheben zu sehen, der ein Urtheil sprechen sollte.

Ach, dieses war kurz und grausam.

„Mir dieß Alles zu sagen, seyd Ihr gekommen?" versetzte Idalia. „Es war nicht der Mühe werth. Gute Nacht, Prinz Wladimir."

Gleich einem wunden Löwen sprang der Pole auf und stellte sich der Gräfin gegenüber, als wollte er ihr den Weg versperren.

„So ist es also wahr, was sie Alle sagen, daß Euer Herz von Stein ist? — Habt Ihr noch nie gefürchtet, daß Eure Sklaven sich gegen Euch empören könnten?" Er hielt inne und brach in ein Schluchzen aus, nach einigen Momenten fuhr er fort:

„Und dennoch liebe ich Euch, ja, mehr als je. Wisset Ihr, warum ich gekommen bin? Ich gehe nach Polen; bevor ich für mein armes Vaterland sterbe, wollte ich Euch zum letzten Male sehen. In dieser Welt werden wir uns nicht mehr begegnen, Idalia, habt Ihr kein Wort des Mitleids für mich?"

Die Gräfin schwieg, aber Rührung hatte sie ergriffen. Ihr Gewissen strenger noch, als ihr Ankläger, sagte ihr laut genug, wie sehr sie schuldig war. Sie neigte den Kopf und flüsterte mit gebrochener Stimme:

„Ich kann Euch nur das Einzige sagen; vergebet mir!" Dieses Wort war beredt, und enthielt das Geständniß ihres Unrechts, und die bittere Reue, dieses Leben zerstört zu haben. Der edle Pole war davon gerührt, kniete aufs Neue nieder und erfaßte ihre Hand, die er mit Küssen eines ewigen Abschiedes bedeckte."

„Euch vergeben?" sagte er; „Alles, meinen Tod und mehr noch; aber wenn Ihr je wieder einem Mann begegnet, der Euch liebt, wie ich Euch geliebt habe, erinnert Euch meiner . . . und verschonet ihn."

Unfähig mehr zu ertragen, bedeckte Idalia ihr Gesicht mit den Händen. Als sie den Kopf aufrichtete, war Prinz Wladimir verschwunden.

Allein geblieben, brauchte es lange bis die Gräfin aus der Betäubung sich erholte, in welche sie dieser überraschende Auftritt gestürzt hatte, der ihr wie ein Traum vorkam.

Sie wandelte lange auf den Terrassen hin und her, schaute auf das Meer, den Himmel, wo schon der Morgen dämmerte, und versuchte diese düstere Vision durch den Gedanken an die andere Liebe zu verscheuchen; aber sie sah stets den Unglücklichen vor sich, welcher wie ein Gladiator, der auf den Kampfplatz eilt, vor sie hingetreten war und ihr, wie dem Cäsar, sein „Morituri te salutant" zugerufen hatte. Dieser Schatten drängte sich zwischen sie und Ercildoune, wie um sie an einem gefährlichen Abhange aufzuhalten, ihr stets seine letzten Worte wiederholend: „Wenn Ihr jemals einen Mann begegnet, der Euch liebt, wie ich es gethan habe, verschont ihn in meinem Andenken."

Ja, es war ein Wink des Himmels; Ercildoune zu retten, nicht länger diese edle Natur vergeblich zu ihren Füßen

sich verzehren zu lassen, ihn zu verhindern, sein Leben, seine Ruhe und seine Zukunft in einer unsinnigen Leidenschaft hinzuopfern, war ihre Aufgabe und es noch Zeit dazu. Wenn diese große Seele leiden sollte, war es besser ihr einen brennenden Schmerz aufzuerlegen, als sie später unwiderbringlich verloren gehen zu lassen.

Das Opfer mußte für Idalia sehr schwer seyn, denn nachdem sie diesen Entschluß gefaßt, lehnte sie sich auf's Neue an die Balustrade, und schien unter der Last eines ungeheuern Schmerzes zu erliegen.

Wenn sie Unrecht gethan, so büßte sie zu dieser Stunde grausam dafür.

Vor kaum zwei Jahren hatte ein junger Mann ihretwegen den Tod gefunden in einem Duell an der sicilianischen Küste. Viele Stimmen hatten sich gegen sie erhoben, und die Mutter des Opfers hatte sie mit ihren Verwünschungen verfolgt. — Arme Idalia, wer sie diesen Abend gesehen, hätte sie nicht der Herzlosigkeit anklagen können.

20. Sie ist wie ein Traum verschwunden.

Einige Stunden später vergoldete die Sonne mit ihren noch schrägen Strahlen die türkische Villa, die blühende Terrasse und das Meer zu ihren Füßen. Die Gräfin Vassalis, in reichem Morgenanzuge, schaute von ihrem Balkon herab auf das reizende Panorama, mit einer Mischung von Rührung und Reue. Ihre Blässe verrieth, daß sie nicht geschlafen, und sie verfolgte mit den Augen den unstäten Flug der weißbeschwingten Möven, welche die türkischen Schiffer für die Seelen ungetreuer Frauen halten. Ihre Gedanken waren ernst und feierlich; sie hielt Abrechnung mit ihrer Vergangenheit, und erforschte sich selber mit der Strenge eines Richters.

Indem sie so in dem Lauf der Jahre zurückblickte, gedachte sie jener Zeit, als sie in der ersten Mädchenblüthe eines Abends am sicilianischen Ufer saß, und eine beredte Stimme sie mit ihrer Melodie entzückt hatte, indem sie vor ihren Augen täuschende Luftgespinnste von Freiheit oder Herrschaft aufsteigen ließ. Ihre junge Einbildungskraft ließ sich leicht fortreißen in unbekannte Regionen, wo der Ehrgeiz lockte, und die Vorbilder einer Semiramis und Aspasia ihr vorschwebten. Sie hätte alle ihre Reichthümer darum gegeben, nach diesem Moment zurückkehren und die lügenhafte Stimme von sich stoßen zu können, die sie verderbt hatte.

Sieben Jahre waren seitdem vergangen, während deren sie geherrscht hatte, aber auf welche Weise? Als Theaterkönigin mit hölzernem Scepter, den sie verachtete.

— „O," sagte sie sich, „ich war mehr eine Getäuschte, als eine Schuldige und so jung damals, daß er mich durch seine Lügen berauschte! Welche glorreichen Aussichten in diesen Täuschungen! Wiederverjüngung der Völker, Umsturz der Reiche, Abhülfe allen Unrechts, Befreiung der Unterdrückten, das alles führte er mir vor Augen, um mich zu verführen und zu blenden.

„Nein," fuhr sie nach einer Weile fort, „das ist nur zur Hälfte wahr. Ich bin betrogen worden, aber was hab' ich selber gethan mit der aufopfernden Liebe, die sich mir anbot? Und heute noch . . . soll ich diesen edeln aufrichtigen Mann zu einem neuen Opfer machen? Nein, nein, . . . ich werd' ihn vor mir selber retten, wie ich ihn dem Tode entrissen habe.

„Dennoch beklemmt mir der Gedanke an sein Leiden das Herz . . . aber man stirbt nicht am Schmerze, was auch die Dichter sagen mögen. Einige peinvolle Tage, und es ist vorüber . . . wenn er mich nicht ganz vergißt, werde ich in seinem Gedächtniß als eine süße Erinnerung leben."

Die Gräfin streckte die Hand aus nach einem kleinen Silberglöckchen: aber bevor sie es ergriff, zauderte sie. Ein heftiger Kampf ging in ihr vor sich.

Sie ging ein Paar Mal im Gemache auf und ab, bevor sie zu dem Tische zurückkehrte:

„Keine Schwäche," sagte sie und läutete.

Die nubische Sklavin, die sich stets in ihrer Nähe hielt, kam eilig herbei.

„Ich reise in einer Stunde ab. Sage es Paulus und mache Dich bereit, mich zu begleiten."

Diese Frau bereute nicht leicht einen Entschluß; aber als die Negerin hinausgegangen war, sank sie in einen Stuhl und zwei große Thränen flossen über ihre Wangen.

* * *

Am Abend desselben Tages wandte sich Ercildoune, das Herz voll Liebe und Hoffnung, der türkischen Villa zu. Wie es tief ergriffenen Seelen manchmal geschieht, fühlte er sich von dunkeln Ahnungen gequält. Er verjagte die finstern Gedanken und trieb sein Pferd an. Als er sich dem Hause näherte, sah er trotz der Abendkühle alle Fenster verschlossen und das Herz wurde ihm schwer.

Er trat ein, und wie das erste Mal, als er eingedrungen war, fand er nur Schweigen und Einsamkeit.

Der erste Hof war verlassen, im zweiten kam eine alte Negerin ihm entgegen.

„Gräfin Vassalis?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Sie ist nicht hier."

„Wo ist sie?"

„Illustrissimo, Ihre Excellenz ist abgereist."

„Abgereist?" rief Ercildoune erblassend, „wohin? auf wie lange?"

Die Schwarze schüttelte den Kopf und verbeugte sich bis zur Erde, aber sie konnte oder wollte keine direkte Antwort geben. Ihre Gebieterin hatte Stambul am Morgen mit Paulus, der jungen Sklavin und ihrem Hunde Sylla verlassen.

Das Ziel ihrer Reise war aber gänzlich unbekannt. Sie reiste viel und war nicht gewöhnt, ihre Leute von ihrem Vorhaben zu unterrichten. Aber sie hatte für den englischen Effendi einen Brief zurückgelassen, der ihn wohl benachrichtigte von dem, was er wissen wollte.

Die Negerin suchte nun in den Falten ihres Gewandes und reichte dem Kabinetskurier ein versiegeltes Blatt hin. Er bemächtigte sich desselben hastig, und erbrach es mit solch zitternder Hand, wie er noch vor keiner Gefahr gebebt hatte.

Es waren nur einige Zeilen einer unsichern Schrift; ein

höchst freundliches und verbindliches Lebewohl, das wohl eine unvorhergesehene Abreise verkündete, aber Nichts über die Dauer der Abwesenheit oder künftiges Wiedersehen sagte.

Ercildoune war vernichtet; eine Wolke fuhr über seine Augen; er zerdrückte die Unglücksbotschaft in der Hand, und entfernte sich eilig, um der Sklavin den Anblick seines Schmerzes zu entziehen. Lange irrte er wie ein Wahnsinniger in den Gärten umher, und fand sich endlich, ohne daß er dessen bewußt war, auf den Marmorstufen der Villa wieder. Was er um sich her erblickte, waren stille Zeugen des vergangenen Glückes; sie allein fehlte und mit ihr Licht und Leben!

Seltsame Geheimnisse des Menschenschicksals! Ein Mann hat die Hälfte seines Lebens in strenger Pflichterfüllung hingebracht. Vielfach erprobt, hat er gegen das Unglück angekämpft, allen Versuchungen widerstanden, einen ehrenvollen Namen erworben und sich durch Tapferkeit ausgezeichnet. Eines Tages schwebt ein Schatten über seinen Pfad, ein Weib berührt den Löwen mit sanfter Hand und nun ist er besiegt, geknickt wie ein Rohr, weinend wie ein Kind, dem sein Spielzeug zerbrochen!

Diese Schwäche hat nichts Wunderbares und trifft meist nur die Stärksten, ja nur sie allein, denn große Leidenschaften wohnen nicht in gemeinen Seelen.

Wer Ercildoune so unter der Wucht seiner Verzweiflung gebeugt gesehen, hätte unwillkürlich an das antike Fatum denken müssen. Die Pandorabüchse hatte sich unter seiner Hand erschlossen, und nicht einmal die Hoffnung war in ihr zurückgeblieben.

21. Die Nacht des Beiram zu Konstantinopel.

So wie das alte Byzanz nach so vielen Stürmen, die darüber weggefegt, noch heute besteht, ist es höchst malerisch und schön. Der klare Himmel, die wundervolle Umgebung, die schmale Meerenge, welche zwei Welttheile in Wellenlinien scheidet. Dieß Alles bildet ihm einen Rahmen, mit dem die buntbemalten Holzhäuser, riesenhaften Paläste, schlanken Minarete, dunklen Cypressen und die Begräbnißstätten mit ihren Marmorsteinen auf die anmuthigste Weise übereinstimmen. Des Nachts ist der Anblick noch feenhafter und zauberischer, wenn man dieses sanfte Dämmerlicht, das sich von dem funkelndern Sternengewölbe ergießt, eine Nacht nennen kann.

In diesem Augenblick war ganz Konstantinopel durch den Schluß des Ramadan in festlicher Aufregung. Der Bosporus, das goldene Horn und das Marmora-Meer bieten den glänzendsten und belebtesten Anblick dar. Alle Fahrzeuge der Rhede tragen farbige Wimpel von bunten Laternen beleuchtet. Am Gestade flammen die Minarete wie Leuchtthürme, und Sprüche aus dem Koran zeigen sich allenthalben in Gluthschrift. Die Geschütze der Vesten erdröhnen in kurzen Zwischenräumen und wecken das Echo des Bosporus, und durch das Gewimmel von kleinen Fahrzeugen bewegen sich die Dampfboote, mit Lampen geschmückt und Musikbanden an Bord, deren fröhliche Weisen die Luft erfüllen.

Die Stadt selber bietet einen eben so glänzenden Anblick dar. Von den Kuppeln der Moscheen züngeln Flammenspitzen auf und Feuerfunken stieben aus den Fontänen zu großer Lust der kosmopolitischen Bevölkerung des alten Stambul. Unter den zahllosen Fahrzeugen, welche sich am Eingange des goldenen Hornes drängten, hätte man in einem Caïk eine finstere Männergestalt gewahren können, die in ihren Burnuß gehüllt weder auf das Fluchen der Bootsführer, noch auf den Lärm der Geschütze und das Rauschen der Musik zu achten schien, und nicht einmal durch den häufigen Anprall der Barke in dem dichten Gewimmel aus ihrer Erstarrung geweckt wurde. Durch eine geschickte Hand gelenkt, landete diese endlich nicht ohne Mühsal vor dem Stapel von Topchané. Nun erhob sich Ercildoune, lohnte seinen Führer ab, stieg aus und wanderte vor sich hin, ohne recht zu wissen, wohin er seine Schritte wendete.

Er gelangte auf den Platz Topchané, einen der größten von Konstantinopel, im Augenblick, als von den Abhängen von Pera und Galata eine dichte Menge sich herabwälzte, in der alle Volksstämme und Trachten vertreten waren: Bulgaren in Pelzmützen und Ueberwürfen von roher Schafwolle; Georgier in kurzer Tunika, durch einen Metallgürtel zusammengehalten; Inselgriechen in gestickter Halbweste, Pumphosen und Tarbusch; modische Türken im engen Rock und rothen Fez; Perser mit großen schwarzen Astrachankalpaks; alte Osmanlis mit geschweiftem Turban, lichtfarbigem Kaftan, der an die Janitscharenzeit erinnerte; türkische Frauen, in den Yaschmak drapirt, dessen wolkenartige Verhüllung nur ein Paar große schwarze Augen durch den Musselin schimmern ließ; da und dort europäische Modetracht, welche seltsam gegen dieses Maskengewimmel abstach.

Auslagen mit Speisen aller Art, Buden mit Zuckerwerk, wonach die Türken lüstern sind, andere mit Scherbets aller Art, Limonade und Eiswasser, dehnten sich längs des hell beleuchteten Platzes hin. Aus den Kaffeebutiken drang der Lärm einer wilden Musik hervor, das Schnarchen des Tabourka, das Schwirren des Tamburins und die gellenden Töne der Rohrpfeife, und mischte sich mit dem betäubenden Gesumme der menschlichen Stimmen, während im Vordergrunde unbewegliche Moslems mit gekreuzten Beinen auf Kissen saßen und gemächlich aus ihrem Tschibuk oder dem Narghile rauchten.

Ercildoune, der nach seiner Wohnung zu gelangen strebte, auf den stillern Anhöhen von Pera, bewegte sich langsam durch das Gewühl. Ohne das ihm vertraute Schauspiel ringsumher zu beachten, erfüllte ihn nur der Gedanke, daß das Postbool erst in drei Tagen abgehe, und er rief unwillkürlich: „Ich gäbe meine ganze Habe darum, wenn ich morgen fort könnte!" Dieser Ausruf war durch die Nachrichten entstanden, welche ihm der Führer seines Caïk gegeben hatte. Dieser, mit allem Verkehr im Hafen vertraut, hatte ihm berichtet, daß die Io, Dampfyacht der Gräfin Vassalis, und erst vor vierundzwanzig Stunden von Athen angelangt, des Morgens nach Neapel oder vielmehr nach Capri abgefahren sei, wo die Gräfin eine Villa besitze. Diese Kunde war sicher, denn der Caïdschi, ein Grieche, hatte einen Bruder unter dem Schiffsvolk der Io. Während

Sir Fulke sich seinen bittern Gedanken hingab, fühlte er eine Hand auf seinen Schultern. Er wandte sich um und erkannte zu seiner Ueberraschung einen alten Freund, den Gardeoberst, der zu Beginn dieser Erzählung so ritterlich den armen Gesandtschaftskurier bei Lord Fitzalleyne vertheidigt hatte. „Ihr hier, Royaldene?“ rief Ercildoune; „das hätt' ich nicht erwartet . . . Was führt Euch nach Konstantinopel?“

„Ich, lieber Freund, treibe mich in der Welt umher, nur um die Zeit todt zu schlagen, hauptsächlich aber wegen der Jagd. Da der Kriegslärm nachgelassen, hab' ich für ein Jahr Urlaub erlangt und benütze ihn zu einem Jagdausfluge, der sich über den ganzen Orient ausdehnen soll. Aber Ihr, welche Ursache führt Euch in die türkische Hauptstadt? . . . . Wahrscheinlich der Dienst?“

„Ja,“ sagte der Kurier gezwungen, „die Diplomatie allein . . . . Glücklicher Sterblicher, Ihr dürft nur Euren Launen folgen; — ich aber bin wie ein losgerissenes Blatt, das der Wind fortreibt; gestern zu London, heute hier. Wer weiß, wo ich morgen seyn werde?“

„Ihr macht mir bange, Ercildoune; so gedrückt hab' ich Euch nie gesehen, der Ihr sonst so heiter, so unbekümmert seid. Was geht denn vor? Wollt Ihr vielleicht die orientalische Frage lösen?“

„O, die Politik ist mein geringster Kummer! Ihr wißt ja, daß ich nur ein blindes Werkzeug, nur der Ueberbringer mir unbekannter Schriftstücke bin. Und auch mein Dienst gibt mir gegenwärtig wenig zu schaffen, da ich ermächtigt bin, mit aller Ruhe meine Mörder aus der Moldau aufzusuchen. Ich glaubte sogar letzte Woche Einen davon gepackt zu haben, als er mir im letzten Augenblicke entwischte.“

„Wenn Ihr frei seid, so kommt mit mir; Ihr liebt ja das abenteuernde Umherstreifen; im Nothfalle gehen wir bis nach Indien auf die Tigerjagd, und vielleicht stoßt Ihr auch unterwegs auf die, welche Ihr suchet.“

„Schönen Dank, Royaldene; zu jeder andern Zeit hätte Euer Anerbieten mich verlockt; aber gegenwärtig kann ich es nicht annehmen; ich gehe nach Neapel, und bin sehr verdrießlich erst in zwei Tagen abreisen zu können.“

„Ist es weiter Nichts, alter Freund? Nehmt meine Yacht, die am goldenen Horn vor Anker liegt. Ich brauche sie erst in einem Monat wieder, und stelle sie Euch zur Verfügung während dieser ganzen Zeit. Ihr werdet mit ihrem raschen Gange zufrieden seyn.“

„Wie gütig von Euch! dießmal nähme ich es mit großem Danke an, wenn es nicht unbescheiden wäre.“

„Unbescheiden? ein häßlich Wort für unsere alte Freundschaft. Nehmt mein Erbieten an, und ich will Euch noch dankbar seyn. Aber, zum Henker, was wollt Ihr in dieser Jahreszeit dort beginnen? . . . Ihr lauft doch nicht der Gräfin Vassalis nach, wie ich meine?“

„Der Gräfin Vassalis! was läßt Euch dieß vermuthen?“ . . .

„Nichts, nichts mein Freund! ich will mich nicht in Eure Herzensangelegenheiten einmischen; aber ich habe von Eurem Abenteuer in der Moldau gehört. Die Gräfin hat Euch das Leben gerettet, wie man mir erzählte, und ich hab' mir vielleicht Gedanken darüber gemacht . . . . Uebrigens wäre das nichts Besonderes, und Ihr vielleicht der Einzige, der ihrem Zauber entrinnen könnte.“

„Habt Ihr denn selbst die Gräfin gekannt?“ sagte Ercildoune, der vergeblich seine Bewegung zu verbergen suchte.

„Ich wurde ihr durch Lord Evandale zu Bucharest vorgestellt; zum Unglück oder Glück erst am Vorabend des Tages, als sie die Wallachei mit weiß Gott welcher Residenz vertauschte, und hatte keine Zeit, mich unter die Schaar von Paladinen einzureihen, welche diese neue Armide auf ihren Wanderzügen begleitet. Ich kann mich daher ihrer nähern Bekanntschaft nicht rühmen, noch auch zu den Helden dieses Romanes zählen, dem Ihr selber ein Kapitel hinzugefügt habt.“

„Lieber Royaldene, ich verdanke ihr mein Leben, aber im Uebrigen ist Alles mir Geheimniß.“

„Das ist der rechte Ausdruck; diese Frau war stets von Geheimnissen umgeben . . . . und ich bin zu offen, als daß ich Euch verschwiege, daß Ihr mir einen Antheil an ihr zu nehmen scheint, der nicht bloße Neugier oder gewöhnliche Dankbarkeit verräth. Ich würde ein anderes Gefühl verletzen, wenn ich Euch Alles erzählen wollte, was ich von ihr gehört, das mir weder für mich, noch für einen Freund von Bedeutung zu seyn schien, und bin zu sehr der Eurige, um jetzt davon reden zu wollen. Aber ich werde um Euretwillen den Bruder des Lord Evandale ausfragen, der sich hier befindet. Reiset nach Neapel; ich verspreche, übermorgen mit dem Dampfer zu schreiben und mein Brief soll Euch im Britischen Hotel an den Chiaja treffen.“

„Ich kann nicht läugnen, daß Ihr mir mehr als einen Dienst dadurch erweiset.“

„Nichts weiter davon; ich will nun meine Befehle ertheilen, und morgen soll der Alcyon für Euch bereit seyn, wenn Ihr mit Sonnenaufgang nach dem Stapelplatze kommt.“

Mit einem warmen Händedruck schieden die beiden Freunde.

22. Auf Capri.

In den ersten Morgenstunden des folgenden Tages durchpflügte der Alcyon die Fluthen des Marmora und wandte sich den Dardanellen zu.

Von dem Verdeck des Fahrzeuges sah Ercildoune das Panorama von Konstantinopel im Frühnebel verschwinden und winkte seinem Freunde Royaldene ein Lebewohl zu, der ihn bis zu der Prinzeninsel begleitet hatte, und in der Barke zurückkehrte.

Allein auf der weiten Meeresfluth fühlte er sich zu ernstem Nachdenken über seine Lage getrieben. Wenn auch seine Liebe hartnäckig fortbestand, und sein ritterlicher Sinn sich dagegen sträubte, konnte er sich doch eines bittern Gefühles nicht erwehren, das sich bisweilen zum Ingrimm steigerte. Die unerwartete Flucht der Gräfin, bevor die Rose, die sie ihm vom Balkone zugeworfen, noch verdorrt war, brachte seine edle und rechtschaffene Natur auf. Es war an der Zeit, alle diese Geheimnisse aufzuklären, und eine Lösung herbeizuführen, welche den allzu lange ausgesponnenen Roman beendigte. Ueberdieß begann

er über seine Sklaverei zu erröthen. Auch gelobte er sich, sobald er die Gräfin erreicht, ihr eine Erklärung abzufordern, sollte auch sein Herz brechen und seine Existenz darüber zu Grunde gehen.

Der Alcyon war ein treffliches Fahrzeug und flog mit Dampfeseile wie der Vogel, dessen Namen es trug, über die Wogen dahin, durch den inselreichen Archipel, das alte aegäische Meer, an Syra und Delos vorüber, an Panos und Chio, Milo und Cythere, bis er einige kurze Stunden vor Malta beidrehte und dann seinen raschen Lauf fortsetzte.

Der Tag nahte seinem Ende, als Capri, dieses Paradies, schwebend zwischen Himmel und Wasser, in Sicht kam. Der Farbenzauber, welcher dieses Eiland schmückt, war damals in seiner ganzen Pracht. Die Sonne sank hinter dem Berg Salto, dessen schwärzliche Felsmassen sich von einem azurblauen Grunde abhoben. Goldenes und purpurnes Leuchten verklärte in der Ferne die Höhen von Ischia und Procida; das Meer färbte sich dunkelblau, da und dort mit weißen Segeln gefleckt, und der kühlere Abendhauch trug den Duft der Orangenhaine von Sorrent und der Veilchen von Anacapri herüber.

Dieß wundervolle Schauspiel war für Greildoune verloren, der gleich den Gefährten des Odysseus, die vom Sirenensange an diesen Gestaden verlockt wurden, ganz andere Gedanken in seinem Sinne bewegte.

Bald ankerte der Alycon an der Marina grande, und es war beinahe dunkel, als Greildoune in dem Gedränge der Caprioten, welche jeder neue Forestiere herbeigelockt, an's Land stieg.

Er war übrigens wohlbekannt auf Capri und die Männer riefen ihm laute Grüße zu, während die jungen Mädchen ihn anlächelten. Bei den Männern war er beliebt wegen seiner Kühnheit, die ihn die steilsten Felsen erklettern, im Sturme ihn mit dem Meere hatten kämpfen sehen, wo er mit eigener Lebensgefahr einen der Ihrigen gerettet. Die Frauen waren ihm geneigt, wegen seiner schönen Gestalt und seiner Freundlichkeit, und es wurde ihm daher leicht, auf seine erste Anfrage alsbald Auskunft zu erhalten.

„Niursi, niursì (Signor si)!" rief ihm ein Fischer zu, „die illustrissima Contessa Vassalis; sie kennt mich wohl; ich fahre sie stets nach der blauen Grotte, und wie freigebig, wie großmüthig ...."

„Ist sie in ihrer Villa?" fragte Greildoune, diese Gesprächigkeit abschneidend.

„Sie muß dort seyn, Signor mio. Vorgestern hat sie an der Piccola-Marina gelandet, ganz nahe an der Villa Santilla, welche ihr gehört."

„Kann man zu Lande dahin gelangen?"

„Gewiß, Eccellenza. Ich will Euch den Weg zeigen, wenn es Euch gefällig ist."

„Nein, ich kann ihn wohl allein finden; nur wäre mir lieb, wenn Ihr mir ein Pferd verschaffen wolltet," sagte er, indem er dem Fischer ein Geldstück reichte.

Dieser weigerte sich, es anzunehmen und sagte mit dem verbindlichen Wesen, welches den Neapolitaner auszeichnet: „Nichts von Euch, Signor. Wir haben auf Capri nicht vergessen, was Ihr vor vier Jahren für uns gethan. Wartet nur zehn Minuten und ich bringe Euch das beste Pferd auf der ganzen Marina."

Eine Viertelstunde später ritt Greildoune auf einem kräftigen kleinen Landpferde seinem Ziele zu, bald durch Waldgestrüpp, bald zwischen Maulbeerhecken oder Gartenmauern über Stock und Stein hintrabend.

Auf dem nahen Kirchthurme schlug es neun, als er auf die Höhe der anmuthigen Bucht gelangte, welche an der Seite gegen Sicilien gelegen ist. Beim Sternenschein sah er den kleinen Hafen mit den Fischerbooten, und an der Küste zwischen Oliven- und Citronenbäumen versteckt, fünf oder sechs Villen mit weißgetünchten Mauern. In den Wohnungen der Fremden blinkte noch hie und da ein Licht, aber alle Eingeborenen lagen unter den flachen Dächern ärmlicher Behausungen schon in tiefem Schlafe.

Greildoune zweifelte, so spät noch jemand zu finden, der ihn nach der Villa Santilla weise. Zum Glück begegnete er einer Bäuerin mit einem schweren Reisigbündel belastet, die ihm Auskunft gab, so daß er nach einigen Minuten an die Thüre des bezeichneten Hauses gelangte.

Die Villa, von dichten Baumgruppen umschlossen, schien ganz verlassen zu seyn. Nirgend ein Licht aus den Fenstern, nirgend ein Eingang in den Garten. Zu einer solchen Stunde Einlaß zu begehren, schien ihm gewagt; schon wollte er umkehren, als seine Ungeduld alle Rücksichten überwog und er an die Thüre pochte.

Von Innen ließen sich Tritte vernehmen. Die Thüre ging auf und ein graubärtiger Mann, halb Lazzarone, halb Bedienter, zeigte sich auf der Schwelle, indem er eine kleine Lampe in der Hand trug, welche einen flackernden Schein warf.

„Dieß ist die Villa Santilla?" fragte Greildoune zögernd.

— „Si Signor, hier selbst."

„Die Villa der Gräfin Vassalis?"

— „Si Signor, wenn die Signora nicht schon einen Käufer dafür gefunden hat."

„Wollt Ihr sagen, daß die Villa dem Verkaufe ausgesetzt ist?"

— „Si Signor, und wenn Eccellenza sie morgen früh besichtigen will, so kann ich Haus und Garten vorzeigen, wozu es heute zu spät ist."

„Aber ich wünsche die Gräfin zu sehen ..."

— „Auch zu spät, Eccellenza."

„Zu spät?"

— „Um zwei Tage, weil vorgestern angekommen, sie denselben Abend wieder abgereist ist."

„Denselben Abend, um für wann wiederzukehren?"

— „Wahrscheinlich niemals, nach den Befehlen, welche sie mir zurückgelassen hat; denn wie es scheint, will sie den Verkauf nicht abwarten."

„Und wohin soll der Käufer sich wenden?

— „Vorerst nach Neapel, bis diesen Abend oder Morgen früh, und dann nach London, Paris, Wien oder Madrid, denn sie hat uns all diese Städte aufgezählt, und wir sollen die Luft-

tragenden an ihren Bankier, Signor Meuricof schicken, dem sie ihre Vollmacht hinterlassen wird." Die Niedergeschlagenheit, welche sich bei diesen Worten auf Ereildoune's Gesicht ausdrückte, fiel dem Hüter der Villa auf: „Excellenza," sagte er, „zeigt dieselbe Ueberraschung, wie drei oder vier andere Fremde, welche diesen Morgen die Signora Contessa besuchen wollten, worunter auch ein Landsmann, Signor Victor Vane. Dürfte ich nun meinerseits fragen, Excellenz, ob dieser plötzliche Verkauf irgend einen Vermögensverlust anzeigt? Denn ich kann nicht glauben, was mir die Cameriera zu verstehen gab, die vorgestern die Contessa begleitete, daß, nachdem diese Signora so viele Anbeter in Verzweiflung gestürzt, sie nun ihrerseits das Opfer einer unglücklichen Leidenschaft geworden sey, und im Sinne habe, ihren Schmerz in irgend einer sichern Zuflucht zu begraben."

Diese unverschämte Frage zeigte deutlich genug, daß der Alte gar zu gerne über seine Gebieterin geklatscht hätte: aber so fieberhaft auch die Neugier Ereildoune's war, verletzte diese Mittheilung dennoch sein Zartgefühl. Er hatte das Geheimniß seines Herzens durch Navaldene errathen lassen, ohne ihm ein Geständniß zu machen; aber dieser war ein Landsmann, ein Freund; von einem solchen konnte er auch das Erbieten annehmen, ihm Nachrichten über die mysteriöse Gräfin zu geben, wenn es auch mit Widerstreben geschah, und in der Voraussicht, alles Nachtheilige auf's schlagendste widerlegen zu können. Wie mußte ihm daher zu Muthe seyn bei dieser rücksichtslosen Insinuation des Hüters der Villa, dem er schweigend den Rücken wandte und sich entfernen wollte! Dann sich besinnend, kehrte er um und fragte: „Ihr habt mir gesagt, daß Sir Victor Vane gekommen sey, die Gräfin zu besuchen, und daß er wie ich erstaunt gewesen, sie nicht mehr in ihrer Villa zu finden! glaubt Ihr, daß er noch Neapel zurückgekehrt ist?"

— „Si Signor, in der Hoffnung die Contessa dort zu erreichen; auch schien er sehr verdrießlich darüber, daß sie mir nur die Adresse ihres Bankiers zurückgelassen hatte. Ich denke nicht, daß er es sey, der das Herz der Signora zu rühren verstand ...."

„Danke," sagte Ereildoune, dießmal lächelnd, indem er zwei Scudi in die Hand des Hüters gleiten ließ, als wollte er ihn dafür entschädigen, daß er sein Geschwätz nicht länger angehört.

Dieser Schadenersatz in klingender Münze schien dem Hüter mehr als hinreichend, so gewöhnt auch italienische Dienerschaft an die buona mano ist; denn er verbeugte sich tief und sagte: „Was kann ich thun für Eure Excellenz, Milordo? Ich stehe ganz zu Befehl."

„Nichts," erwiderte Ereildoune, schwang sich in den Sattel und kehrte nach der Bucht zurück, wo die Yacht vor Anker lag.

Den folgenden Morgen landete er zu Neapel.

23. Die Io weder im Hafen noch in der Bucht.

Gräfin Bassalis hatte Neapel schon verlassen, und ihr Bankier konnte oder wollte Ereildoune keine weitere Nachweisungen geben, um ihre Spur zu verfolgen; bevor er andere Nachforschungen anstellte, beschloß der Kabinetskurier den Brief abzuwarten, den ihm Navaldene verheißen hatte. Dieser kam den zweitfolgenden Tag. Er wurde von Ereildoune mit zitternder Hand erbrochen; ja er wollte ihn verbrennen vor dem Lesen; sollte er seine theuersten Illusionen zerstören, die Göttin von ihrem Piedestal herabstürzen?

Dieß der Brief:

„Mein lieber Fulke!

„Noch einmal bitte ich um Vergebung, wenn ich in unserer letzten Unterredung die empfindlichste Seite Eures Herzens umsonst berührt habe. Ich schwieg, sobald ich gewahr wurde, daß ich Euch wehe that, und in der Hoffnung, ehrliche Abbitte leisten zu können, auf die Gefahr hin, Euch doppelt rücksichtslos zu erscheinen, erbot ich mich so genaue Nachweisungen als möglich über das zu erlangen, was zu wissen Ihr begierig seyn müßt. Ich verlor keine Zeit, den Bruder des Lord Evandale aufzusuchen, der, wie so viele Andere, von der Zauberin hingerissen, vergeblich seinen Reichthum und seinen Rang ihr zu Füßen gelegt hatte. Es folgt nun ausführlich, was ich in einer Unterredung vor mehr als einer Stunde erfahren konnte, und ich freue mich innig es Euch mitzutheilen, lieber Fulke, weil ich es aufrichtig thun kann, indem ich Alles das zurücknehme, was ich in einem Gespräche vorgebracht, das nur das Echo von Klatschereien war. Wenn für die Einen die Gräfin eine neue Alcina ist, gilt sie den Anderen eher als die keusche Schwester der Fee des Ariosto.

„Aber ob Alcina oder Logistilla, bleibt sie doch immer eine Fee, deren Eltern und Vaterland niemand genau angeben kann. Was diesem Charakter noch mehr entspricht, ist die Ungewißheit ihres Alters; die Einen weisen ihr dreißig, Andere kaum zwanzig Jahre zu, ähnlich der Feengabe einer ewigen Jugend. Diejenigen, welche am weitesten in die Geschichte ihrer zweifelhaften Vergangenheit zurückzutauchen vermögen, geben der Gräfin als Vormund, Oheim oder Gatten (welche mysteriösen Ungewißheiten) einen alten griechischen Kaufmann, Spiridion Porphyrogenetes, der sich einen Abkömmling der Paleologen oder Comnenen nannte.

„Nachdem er im Handel ein ungeheures Vermögen erworben hatte, erinnerte sich dieser Handelsfürst plötzlich seiner Abstammung, als die Schlacht bei Navarin den Hellenen zu beweisen schien, daß die europäischen Mächte ernstlich darauf bedacht seyen, ein unabhängiges Griechenland zu schaffen. In seiner mehr oder minder ausgesprochenen Kandidatur gescheitert, hatte er nie den König Otto anerkannt, und tröstete sich mit der Voraussicht, daß eine deutsche Dynastie niemals zu Athen Wurzel fassen würde. Er sparte daher seine Ansprüche für eine günstigere Gelegenheit auf, und that noch mehr, indem er sie durch Verdoppelung seines Vermögens befestigte; da nach seiner Berechnung die Regierung zu Athen sich nur auf einer Schuld gründen konnte, die sie niemals einzulösen im Stande wäre. Ein schlechter Schuldner macht zuletzt seine Gläubiger un-

geduldig. Der Tag mußte daher kommen, wo diese nicht ungerne einen zahlungsfähigen Fürsten für sein Gegentheil eintauschen würden. Kurz, dieser zehnfache Millionär verzweifelte nicht daran, ein Kapital realisiren zu können, das der englisch-französischen Anleihe gleich käme. Er fand sich schon auf gutem Wege, und bereitete mit Hülfe von Solchen, die zu eigenem Vortheile der Ehrgeiz jedes Prätendenten auszubeuten verstehen, seine nahe Kandidatur vor. —

„Schon hatte der Nachfolger König Otto's einen kleinen Hof um sich versammelt, und da er um Hoffnungen nicht feilschte, wurde er damit überschwemmt. Indem er seine Rechte auf die Realität seiner Geldsäcke mehr als auf seine Genealogie, die vielleicht minder reell war, gründete, und den Großherrn nicht weniger verschuldet sah als den griechischen König, kostete es ihm nicht viel, weiter zu glauben, daß er eines Tages ebensowohl über den Bosporus, wie über den Piräus herrschen werde. Seine Schmeichler wiederholten es ihm von allen Seiten, und Spiridion wurde nicht müde, ihre Reden anzuhören; denn unglücklicher Weise nahm die Zahl seiner Jahre noch rascher zu, als die seiner Millionen und zugleich hatte sein Geistesvermögen sich etwas abgeschwächt. Nur eine Empfindung war bei diesem Crösus lebendiger geblieben als alle übrigen: seine Vorliebe für Rhodokanaki (Rosenkorb), wie die Gräfin Vassalis zuerst genannt wurde. Diesem Namen, hinter dem sich der einer andern fürstlichen Familie in Griechenland bergen, soll die Gräfin angehören, mit Recht oder Unrecht, thut Nichts zur Sache. Kurz, diese kleine Nichte oder Mündel war für ihn eine geliebte Tochter, die unter seinen Augen erzogen, und mit all' seinen Ideen von alter Abstammung und künftiger Größe genährt wurde. Er stellte sie seinen geheimen Berathern als eine zweite Anna Comnena, oder Theodora vor, mit Geist und Schönheit begabt, und mehr noch als er selber zum Herrschen fähig. Unter den Verwandten galt sie blos als seine Erbin, und diese zeigten sich begieriger nach dem materiellen Nachlasse des alten Spiridion, als nach seiner zweifelhaften Krone.

„Um erstere vor allen künftigen Ansprüchen zu wahren, beschloß der Oheim, der Gatte seiner Nichte zu werden. Ungeachtet der Altersverschiedenheit schien Rhodokanaki gegen diese Absicht keineswegs abgeneigt. Sie war so lange von dem Onkel immer „kleines Weibchen“ genannt worden, daß sie in ihrem sechszehnten Jahre noch nicht wußte, ob sie ein Herz habe, das mit dem Kopfe nicht einerlei Meinung seyn könnte. Sie war in demselben Falle, wie so manche Fürstentöchter, die von der Politik von ihrer Wiege an verlobt werden. Uebeigens, alle ehrgeizigen Illusionen ihres Oheims theilend, hätte das Mädchen sein eigenes Schicksal zu verrathen geglaubt, durch die Hingabe an romantische Jugendträume, denen nur solche folgen können, die nicht zum Herrschen bestimmt sind. Zu schön, um nicht auch feurigere Verehrer, ihrem Alter angemessener als der greise Oheim, zu finden, deren sich mehrere unter den Abenteurern in ihrer Umgebung zeigten, waren für diese die Gunstbezeugungen des Alten nicht minder werthvoll, wie die der Nichte, so daß keiner eine direkte Erklärung wagte, selbst nicht der gefährlichste von Allen, ein gewisser Grieche, unter dem Namen des Grafen Conrad Phaleon bekannt, der sich selber den Erben großen Reichthums und eines adeligen Namens nannte. Schlauer als seine Nebenbuhler, hatte dieser Phaleon, ein zu Grunde gerichteter Verschwender, das Talent, das ganze Vertrauen des Greises zu gewinnen, und sich von ihm geheime Sendungen übertragen zu lassen, deren Entdeckung seine Sicherheit bedrohen mußte. Vielleicht war er sogar einer Angeberei nicht fremd, welche Spiridion nöthigte, seinen mehrjährigen Aufenthalt in Smyrna zu verlassen, wo Rhodokanaki zurückblieb. Indem er vorgab, nur in Handelsgeschäften zu verreisen, hatte sich der Alte nach dem Königreich Neapel geflüchtet, und wollte seine Nichte mit seinem ganzen Haushalte in die Villa Santilla nachkommen lassen, als der Graf Phaleon mit einer Trauerbotschaft in Smyrna anlangte. Spiridion war vom Schlage getroffen worden, und wünschte, daß das junge Mädchen auf's schleunigste zu ihm komme; aber aus Furcht vor einem noch schwerern Anfalle, stets im Gedanken der Waise das Anrecht auf sein Erbe zu sichern, hatte er dem Grafen Phaleon Vollmacht ertheilt zu einer Heirath durch Prokuration, wie es unter ähnlichen Umständen in fürstlichen Häusern gebräuchlich ist. Der Greis war nicht durch eine falsche Mahnung geschreckt worden und starb einige Tage nach dem Wiedersehen seiner Nichte, die er vor Zeugen als seine rechtmäßige Gattin erklärte, indem er auf dem Todtenbette die Trauung abermals durch einen katholischen Priester vollziehen ließ, da keiner vom griechischen Bekenntniß anwesend war. So wurde Rhodokanaki fast im selben Moment zur Gattin und Wittwe und gelangte in den Besitz des ungeheuern Reichthums des Verstorbenen. Aber über dieser neuern Situation waltet auch ein neues Geheimniß, ein noch dunkleres, als über ihrer Kindheit, das nur durch mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen theilweise aufgeklärt wurde, und welches diese Sphinx von einer Frau allein verrathen könnte.

— „Ist Gräfin Vassalis wirklich frei, entweder als nie verheirathet, oder einfach als Wittwe des alten Spiridion? — Ist es wahr, daß sie das Weib des Grafen Phaleon ist durch die Thatsache einer frühern Verheirathung, bevor sie eine solche mit ihrem Oheim einging, welche sie, so lange dieser am Leben war, der Bigamie schuldig machte, sey es unwissentlich, oder mit ihrer Einwilligung, um den Sterbenden zu täuschen, und sein Erbe zu sichern? Aber wenn sie die Frau des Grafen wäre, sagen die Einen, die sie nun als Wittwe gelten lassen, wie hätte dieser gewissenlose Grieche beim Tode des Oheims nicht seine Rechte geltend gemacht, sowohl über ihre Person, die ihm niemals einen ausgesprochenen Vorzug gezeigt, noch in ihrem Hause

eine Besoldung für geleistete Dienste empfangen soll? Dieser Vermuthung wird eine andere entgegengestellt, daß der Graf Phalcon, nachdem er das Vertrauen des alten Spiridion mißbraucht, und die Bestimmungen seiner Vollmacht gefälscht habe, um selber das junge Mädchen zu heirathen, es nöthig gefunden, ihn glauben zu machen, daß er ihm seine Nichte nach seiner Anordnung keusch und rein, als Braut zuführe. Aus demselben Grunde mußte nach der zweiten Heirath die erste verleugnet werden, um das Besitzrecht an das Erbe, gegenüber den Seitenverwandten, nicht in Zweifel zu stellen, die nur allzu bereit gewesen wären, die letzten Verfügungen des Verstorbenen umzustoßen, unter dem Vorwande der Täuschung.

„Dieses Geheimniß oder irgend ein anderes hat für die Betheiligten eine gegenseitige Abhängigkeit geschaffen, welche der Gräfin nur eine scheinbare Freiheit gewährt; denn der Graf, dem Uebelwollende manchmal die Rolle eines Eunuchen im Serail zutheilen, hatte sich jeder neuen Heirath seiner Frau widersetzt. Ein drei- oder vierfaches Räthsel, welches kund thut, warum so viele Freier dieser neuen Penelope, deren Odysseus ein Mythus ist, hingehalten wurden, — übrigens eine ebenso kluge Penelopeia wie ihr antikes Vorbild, nach dem Zeugniß so mancher ihrer Bewerber, welche vergebens Herz und Vermögen ihr zu Füßen gelegt haben.

„Diese Klugheit, verbunden mit der Freiheit und dem Sichgehenlassen eines Wanderlebens, ist ein weiteres Räthsel, dessen Lösung zu den abenteuerlichsten Vermuthungen führt. Nach den Einen wäre dieses schönste Geschöpf Gottes, Fee oder Sterbliche, nur eine Kokette, die sich lieben läßt und stets die Herrschaft über sich selber bewahrt. Nach Anderen wäre sie, dank ihrer Erziehung, eine Ehrgeizige, der nur ein Thron genügt. Weder Graf noch Fürst soll ihre Hand erhalten; es muß ein Herrscher, mindestens ein Prinz von Wales seyn.

„In Wahrheit jedoch ist die Gräfin Vassalis, Sterbliche oder Fee, Alcina oder Logostilla, dennoch ein Weib und hat ein Herz; aber dieses Herz hat sich noch nicht geregt, bis auf die letzte Zeit, und wenn es einmal einem gewöhnlichen Sterblichen sich zuneigt, so wird auch der politische Ehrgeiz schweigen müssen.

„Ich wage es nicht, lieber Fulke, Euch als diesen Glücklichen zu bezeichnen; aber bei der Gesandtschaft von Konstantinopel werden Wetten eingegangen zu Euren Gunsten, in Betracht der übeln Laune eines Eurer Nebenbuhler, so oft Euer Name genannt wird. Wenn es so ist, wiederhole ich mit Vergnügen, weil ich Eure romantischen Ideen kenne, daß Ihr der Vorgezogene seyn werdet, ohne Euch der Rechte auf die alte schottische Krone berühmt zu haben.

Euer von ganzem Herzen

C. Royaldene."

24. Das Wieder-Zusammentreffen.

Obgleich dieser Brief den Heiligenschein trübte, welchen für Ercildoune Dankbarkeit und Liebe um das Haupt der Gräfin Vassalis gewebt hatten, obgleich weder eine Kokette noch eine Ehrgeizige je das Ideal dieses edeln Herzens werden konnte, waren doch einige Stellen darin, welche die heilige Flamme ihres begeisterten Verehrers wieder anzufachen vermochten. Und wenn sie einen Thron erträumt, wie konnte er ihr ein Verbrechen daraus machen, da sie sich dessen würdig fand? Stand es ihm zu, dieser geliebten Frau einen Ehrgeiz vorzuwerfen, der sowohl durch ihre Abkunft und Erziehung, wie durch ihren ungeheuren Reichthum gerechtfertigt war; der zugleich ihr unabhängiges Leben entschuldigte, und diese Umgebung von Hofmachern und Schmeichlern, deren Huldigungen eher der künftigen Fürstin als ihrer Schönheit galten! Auch konnte die Kälte, welche der Gräfin zum Vorwurf gemacht wurde, demjenigen noch weniger mißfallen, der ohne eitle Selbsttäuschung einigen Grund zu dem Gedanken hatte, daß man nicht ohne Ursache eifersüchtig auf ihn sey, obgleich er nur solche Gunst von ihr erfahren hatte, welche selbst die Tugend einer Königin, die als Jungfrau sterben will, nicht ernstlich compromittiren konnte.

Diese Gedanken waren hinlänglich, eine träumerische Stunde auszufüllen, während Ercildoune in der Richtung von Bajä hinwandelte, und sich nach der langen einsamen Meeresfahrt, an dem geräuschvollen Treiben der alten Parthenope erfreute.

Die Stadt Neapel fand sich in jenem Augenblick nicht wenig aufgeregt, obgleich sie wie Ercildoune ihren inneren Sturm verbarg. Noch herrschten die Bourbonen; allein auf Oesterreichs Hülfe zählend, hatten sie unkluger Weise das ihnen angebotene Bündniß des savoyischen Königshauses abgewiesen, und die Unionspartei, in stetem Verkehr mit Garibaldi, war in täglicher Erwartung eines Aufstandes.

Auf einer der Anhöhen, welche die Bucht beherrschen, hatte sich Sir Victor Vane eine kleine Villa, einen palazzoletto, geschaffen, wo er an jenem selben Morgen eine geheime Conferenz mit dem Grafen Phalcon gehabt. Beide kehrten nach dem Mittagsmahle auf demselben Wege nach Neapel zurück, den sich der einsame Spaziergänger erwählt hatte. Der Grieche und der Engländer setzten ihr Gespräch von dem Morgen fort, blieben von Zeit zu Zeit stehen, und sahen sich um, ob sie niemand hören könne.

Der Grieche hatte dem Letztern berichtet, daß die Gräfin Vassalis Neapel noch nicht verlassen, obgleich sie ihre Abreise angekündigt und ihre Yacht weggeschickt hatte, indem sie ihm erklärte, daß sie mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen wolle, um sich in irgend eine Zufluchtsstätte zurückzuziehen, und deßhalb jedem Besuche ausweiche, der sie in ihrem Entschlusse wankend machen könnte.

„Ich begreife nicht," sagte Victor Vane, „wie Ihr in diesen seltsamen Plan einstimmen könnt, da Ihr doch behauptet, auf die schöne Idalia einen Einfluß zu besitzen, ja sogar eine Auto-

rität, deren Natur Ihr nun, unter dem Vorgeben eines gegenseitigen Schwures, niemals erklären wolltet."

„Dieser Einfluß, diese Autorität, bestehen sie in der That? Ich zweifle daran, wenn Ihr sie dieser neuen Laune unterordnet, welche mit ihrer ganzen frühern Existenz in Widerspruch ist, und nicht nur uns mit dem Verluste unseres nützlichsten Bundesgenossen bedroht, sondern vor Allem Euch der Einnahmen beraubt, die Ihr seid so langer Zeit von der Gräfin bezieht, wie mir wohl bekannt, außer den Summen, die von mir an Euch ausbezahlt wurden. Wollt Ihr denn, lieber Konrad, auch Euch dazu verdammen, der Welt zu entfliehen?"

— „Noch nicht; aber Eure Verheißungen im Namen des politischen Interesses, dem Ihr dient, zögern allzulange in Erfüllung zu gehen, und da es mir nicht, wie Euch, gelungen ist, ein Kapital zur Seite zu legen, das mir ein sicheres Einkommen für den Tag gewährt, wo ich freiwillig oder gezwungen mich zurückziehe, gestehe ich, daß ich mich verlocken ließ durch das Anerbieten einer halben Million Franken, falls ich der Gräfin die freie Verfügung über sich selber zurückstellen wolle."

— „Dieß überrascht mich, von Eurer Seite sowohl als der ihrigen, deren Angelegenheiten mehr als die eigenen bis dahin hauptsächlich von unserem politischen Bunde gefördert wurden. Habe ich wegen eines solchen Resultats Euch geschrieben, auf's Schleunigste zu mir zu kommen? Vergeßt Ihr, was Ihr noch gestern Abend mir versichertet, daß eine Viertelstunde mit der Gräfin Euch genügen würde, sie diese Flucht aufgeben zu lassen, welche eher einem perfiden Verlassen gleichkäme? Und nun kommt Ihr diesen Morgen, mir zu erklären, daß gegen Euer Wort Ihr eingewilligt habt, sie nicht allein ziehen zu lassen, sondern auch sogar ihre geheime Abreise zu fördern."

— „Sir Victor Vane, ich spreche mindestens das Verdienst der Aufrichtigkeit, Euch gegenüber, an. Ich hatte Euch Unmögliches verheißen, und es wäre Verrath gewesen, wenn ich Euch nicht benachrichtigt hätte."

— „Ich weiß diese besondere Ergebenheit zu schätzen," sagte Vane ironisch; „und werde Euch beweisen, daß ich sie verdiene, indem ich Euch meinerseits offenbare, was die schöne Gräfin so begierig macht, mit der Vergangenheit und allen Mitschuldigen derselben, zu brechen. Aber vor allem, lieber Konrad, bedenkt wohl, daß für fünfmalhunderttausend Franken, oder wie Euch die Gräfin kennt, die Zinsen dieser Summe, denn das Kapital dürft Ihr wohl nicht aufzehren, Ihr mindestens das Doppelte an der Jahresrente verliert, die Ihr von der Gräfin bezieht, und was unsere Gesellschaft durch mich Euch ausbezahlt wegen des Einflusses auf diejenigen, welche ihr so viele nützliche Mitglieder zugeführt hat."

Der Grieche verzog das Gesicht bei dieser Bemerkung, welche seinen persönlichen Werth gewaltig herabsetzte.

Victor Vane fuhr fort:

„Jetzt, lieber Freund, glaube ich erst, daß Ihr in Wirklichkeit auf die Nichte, Wittwe, oder einfach die Erbin eines Thronkandidaten sehr bestimmbare eheliche Rechte habt, die, wie man sagt, niemals geltend gemacht wurden wegen Eurer Achtung vor einem Schwure, wodurch Ihr Euch von je her auszeichnetet; ja ich glaube noch weiter, daß Ihr auch als echter Ehemann nicht wißt, daß Eure edle königliche Gemalin selber auf dem Punkte steht, dem Ehekontrakt einen Messerstich zu versetzen."

— „Ich höre Euch an als echter Gatte, sey ich es oder nicht," sagte der Grieche; „das heißt mit allem Unglauben dessen ich fähig bin. Fahret fort!"

— „Das will ich thun, auf die Gefahr hin, Eure Galle zu erregen. Ihr glaubtet, die Gräfin allen Versuchungen einer Penelopeia aussetzen und Eure häufigen Abwesenheiten ungestraft wie Odysseus verlängern zu können."

— „Ihr habt aus eigener Erfahrung gesehen, lieber Victor, daß die Zahl der Freier die Sicherheit der abwesenden Gatten ausmachte. Ich selber, meine Herren, habe Euch alle herausgefordert, und bedaure nur, meine Ausforderung nicht in die Form einer Wette gebracht zu haben."

— „Ihr hättet bei Allen gewonnen, die Ihr selber eingeführt; aber es ist Einer aufgetreten, ohne Eure Erlaubniß, und nach dem Verhängniß solcher Abentheuer kann dieser Eine Euch, unverwundbar wie Achilleus, Trotz bieten; denn nachdem er, Euch zum Danke, mindestens von zehn Kugeln getroffen wurde, . . . sollt Ihr ihm seitdem, bei einer weitern Begegnung, die Fersen gewiesen haben.

— „Was ist die Lösung dieses Räthsels, Sir Victor?"

— „Mein Gott, Euch gegenüber will ich nicht die Sphinx spielen, und es Euch selber sagen. Ein simpler Kabinetskurier, ein armer Teufel von einem Schotten, ein gewisser Fulke Greildoune, ist der glückliche Sterbliche, um dessentwillen Penelopeia ihre Freiheit zurückzukaufen wünscht, (wenn sie nicht frei ist), um dessen willen alle Nebenbuhler des Odysseus abweisen und einen verwitterten Thurm bewohnen will, den sie durch Verkauf aller ihrer Landgüter ohne Zweifel in einen Palast umschaffen wird."

Dießmal war es mehr als ein Verziehen des Gesichtes, das den Grafen Konrad ausrufen ließ:

„Ich kann es nicht glauben," indem er seine Rede mit einer gräßlichen Verwünschung beendete.

— „Ganz nach Belieben, theurer Graf! Ueberlaßt Euch Eurer Sicherheit; ja thut noch mehr: Geleitet selber diesen Abend die Flüchtige nach der Yacht Alcyon, auf der dieser neue Paris seine Helena zu suchen gekommen ist; Ihr habt mir abgeschlagen, mich Euch nach dem Hause der Gräfin begleiten zu lassen, wo diese sich Aller Augen verbergen will bis zur Stunde ihrer Flucht. Ich will gefälliger seyn, und Euch benachrichtigen, daß seit gestern der Kurier im Britischen Hotel angelangt ist. Der Steuermann des Alcyon, den ich auf dem Quai begegnete, sagte mir, daß er für einen Monat unter dem Befehle des Sir Fulke Greildoune stehe, der ihm geboten habe, sich zur Abfahrt bereit zu halten."

— „Aber, Sir Victor, die Gräfin hat mich beauftragt, auf dem amerikanischen Dampfer Sea-Gull Plätze für sie zu

bestellen, um ihre eigene Yacht, welche zu Livorno ihrer wartet, zu erreichen."

— „Nun ja! ich weiß ihr Dank für diese letzte Täuschung .... sie hat doch wenigstens Rücksichten; nein, Ihr habt den vierten Grad der italienischen Brüderschaft: Hirko, hikirro, papataci, Gasparone, — noch nicht erreicht. — Die Gräfin wird sich allein an Bord begeben, das ist schicklicher."

— „Ja allein, ... wie Ihr sagt, hoffe ich," versetzte der Grieche mit halber Stimme, indem er die Hand an seinen Gürtel legte; aber im selben Augenblick ließ er diese sinken mit einer Geberde des Entsetzens; der Grieche erblaßte und war starr, wie vor einem Gespenste, er hatte plötzlich auf dem Wege hinter sich, eine ihm furchtbare Gestalt erblickt.

Das Erkennen war gegenseitig und gleichzeitig: aber Ercildoune beschleunigte seinen Schritt, während der Grieche ihn wie gelähmt anstarrte, und bald seine kräftige Hand auf seiner Schulter fühlte.

„Heute werdet Ihr mir nicht entgehen," sagte er, und wandte sich an Victor Vane: „Ihr kennet den Menschen nicht, der an Eurer Seite ist, Sir Victor?"

— „Doch! ... ich glaube ihn zu kennen," sagte dieser, minder überrascht als sein Gefährte.

— „Ihr glaubt! aber ich glaub' es nicht," erwiderte Ercildoune; „denn wenn dieß der Fall wäre, und Ihr ihn kenntet, wie ich, der zwar seinen Namen nicht weiß, so würdet Ihr ihm nicht zur Seite gehen: er ist ein Mörder!"

„Ein Mörder? Darin liegt eine Verwechslung, ein Irrthum durch eine zufällige Aehnlichkeit," erwiderte Vane.

— „Nein, nein, weder Verwechslung noch Irrung, und wenn es eine wäre, wird das Gericht sie auffinden, denn ich verlange, daß dieser Mann mir folge, bis ich ihn durch einen Sbirren verhaften lasse, dem ich laut wiederholen werde: Es ist ein Mörder! und bis dahin muß er mir die Waffe übergeben, womit ein Feigling seiner Art stets versehen ist. Ich wiederhole es, er ist ein Mörder!"

Zwei Bauern, welche in diesem Augenblicke vorübergingen, hörten die heftigen Reden und hielten sich zur Seite, da ein Streit zwischen den vornehmen Ausländern sie Nichts anging. Zwei oder drei andere Gestalten zeigten sich in einiger Entfernung.

Victor Vane sah ein, daß es gefährlich für ihn wäre, denjenigen allzu lebhaft zu vertheidigen, dessen erschrockenes Aussehen den Schuldigen verrieth.

„Mein armer Phtiorodon," sagte er, seinem wahren Namen ausweichend, „ich bestehe darauf, daß es ein Mißverständniß ist; fügt Euch den Umständen bis Alles sich aufklärt. Folgt ohne Geräusch und Skandal Eurem Ankläger, wenn er nicht wenigstens meine Bürgschaft annehmen will, sobald ich ihm mitgetheilt, wer Ihr seyd, und welche Gründe ihn vor weiterem Aufsehen abhalten sollten."

— „Sir Victor," erwiderte Ercildoune, „ich werde Alles anhören, was Ihr mir sagen wollt, sobald der Mörder gefangen sitzt. Bis dahin will ich Nichts wissen, was mich vergessen machen könnte, daß er feige zu entfliehen, wie anzugreifen versteht. Vorwärts daher, ohne Geräusch und Skandal, wie es Euch beliebt; aber daß er nicht mir zu entweichen versuche, denn dießmal tödte ich ihn, wie einen tollen Hund."

Der erschreckte Grieche reichte Ercildoune den Revolver hin, den er bei ihm vermuthet hatte.

25. Im Gefängniß.

Obgleich Victor Vane bald einen Theil seiner angeborenen Keckheit wieder erlangt hatte, fühlte er sich doch verlegen über seine Rolle in diesem unerwarteten Auftritt. Sein schwankendes Zeugniß zu Gunsten des Griechen konnte einerseits diesen glauben lassen, daß er ihn Preis gebe, ungeachtet seines mittelbaren Antheils an den Hinterhalt in den Karpathen, und konnte andererseits Ercildoune diese Mitschuld ahnen lassen. Zu seinem Glücke begriff der Grieche, als er sich bei diesem Namen nennen hörte, der ihm von den Afsiltirten gegeben und der wahrscheinlich eigenthümlich bekant wurde, daß sein Gefährte ihrem Geheimbund nicht untreu werden wolle, und wenn er ihn nicht von dem Gefängniß bewahren konnte, es besser für ihn sey, einen Helfer in der Freiheit zu haben, als einen Mitangeklagten, der nur auf die eigene Vertheidigung bedacht wäre. In der Aufregung der ersten halben Stunde haftete der Blick des Schotten fest auf dem Mörder, der ihm schon einmal entgangen war, und den er nun um keinen Preis entfliehen lassen wollte.

So waren die drei Männer bis auf eine Meile von Neapel gelangt, als ein Reiter mit einem Diener ihnen entgegen kam. Es war Sir Edward F., erster Sekretär der englischen Gesandtschaft, dem Fulke Ercildoune ebenso bekannt war, wie Victor Vane, letzterer weniger, weil er nicht zur Diplomatie gehörte und ihr anrüchig war.

Es gab einen Halt, und der Sekretär rief: „Wie, Sir Fulke, Ihr seyd es? Woher kommt Ihr denn und wohin geht Euer Weg mit diesem bleichen Gefährten, den Ihr wider seinen Willen fortzuführen scheint? Doch ich errathe; Ihr habt wohl den Banditen aus der Moldau wieder aufgefunden!"

— „Ja, ihn selbst."

— „Endlich ist es Euch also gelungen, nachdem Ihr und die englischen Gesandtschaftskanzleien ihn so lange gesucht, denn der alte Minister hatte ihnen sehr an's Herz gelegt, ja Nichts zu vernachlässigen und Euch kräftig beizustehen. Auch ich stehe ganz zu Eurer Verfügung, Sir Fulke, obgleich Ihr tapfer genug seyd, eine ganze Schaar solcher bleichsüchtiger Wegelagerer zu eskortiren."

— „Dank, Sir Edward."

— „Und wohin führt Ihr ihn, Sir Fulke? Wohl nach dem Wachtposten am Thore?"

— „Nein, ich verlasse ihn nicht, bis er unter Schloß und Riegel sitzt."

— „Das ist das sicherste; aber Ihr könnt doch nicht durch ganz Neapel ziehen, mit dem Revolver in der Hand? Wir wollen am nächsten Posten zwei Soldaten verlangen, und uns damit begnügen hinten drein zu folgen. Fürchtet Ihr nicht, er könnte bis dahin sich davon machen?" und sich an den Reit-

knecht wendend, „Tom, binde mit Deinem Ledergürtel diesen Mann an Deinen Steigbügelriemen, wie ich es in Frankreich bei einem Gensdarmen sah, der einen Ausreißer auf offener Straße gefangen hatte."

— „Es ist unnütz," sagte Creilboune; „aber ich will thun, wie Ihr sagt, und zwei Soldaten an dem Wachposten verlangen. Meinen Dank, setzt Euren Spazierritt fort."

— „Nein, nein! Ich weiß die Instruktionen des Ministers auswendig, und will ihnen, die uns alle in dieser Angelegenheit verantwortlich machen, auf's Wort nachkommen. Kehren wir um, Tom."

„Nach Eurem Belieben, Sir Edward," sagte Creilboune.

— „Aber, mein lieber Sir Fulke, Ihr solltet eher Sir Victor Vane, denn er ist es ja, dankbar seyn," setzte Sir Edward hinzu, indem er sich gegen diesen wendete. „Ich werde Eure Stelle vertreten, Sir Victor, kehrt nach Eurer Villa zurück und folget meinem Rathe, je eher je besser das Königreich Neapel zu verlassen. Weil ich Euch in Gesellschaft meines Freundes treffe, glaube ich meine Stellung bei der Gesandtschaft nicht zu kompromittiren, wenn ich Euch mittheile, daß die neapolitanische Regierung, welche auf die Spur einer Verschwörung gerathen ist, bei der auch Ausländer betheiligt sind, uns noch diesen Morgen eine Liste von Engländern zugestellt hat, die, ohne unsere Bürgschaft, verhaftet oder ausgewiesen werden sollen. Euren Namen, Sir Victor, meine ich auch darunter gelesen zu haben."

— „Der Wink scheint mir gut zu seyn," sagte der Angeredete, „und ich bitte Sir Fulke um die Erlaubniß, ihn zu benützen, um so mehr, als er sich weigert meine Bürgschaft anzunehmen für den Mann, den er hartnäckig für seinen Meuchler ansieht."

— „Ja, in der That, Sir Vane, ich beharre darauf," versetzte Creilboune verächtlich; „und wenn Ihr selber in diesem Lande verdächtig seyd, so könnte Euer Zeugniß von Anderen noch übler aufgenommen werden, als ich es that. Gott befohlen! Vorwärts."

Als sich Victor Vane, der die Richtung von Bajä einschlug, weit genug entfernt hatte, sagte Sir Edward leise zu dem Gesandtschaftskurier:

— „Ich sehe ein, daß ich noch besser gethan, als ich es dachte, indem ich Euch von diesem Vane befreite. Habt Ihr den Blick des Einverständnisses bemerkt, den er mit Eurem Gefangenen wechselte?"

— „Nein; aber ich habe ihn stets aller Schlechtigkeiten fähig gehalten, und vielleicht war er selber einer der Anstifter des Ueberfalles, dem ich nur durch ein Wunder entging. Er befand sich im vertraulichsten Gespräch mit dem elenden Griechen, als ich sie beide auf dem Wege erkannte. Ist er Euch wirklich als ein Verschwörer denuncirt worden? Das würde mich nicht wundern."

— „Ich hab' ihm nur die Wahrheit gesagt. Leider hat aber die neapolitanische Regierung noch gewichtigere Verschwörer gegen sich, als diesen Vane, Leute denen allein vorzuwerfen ist, daß sie solcher Intriguanten sich bedienen. Es ist sehr zu befürchten, daß die Bourbonen in Neapel wie die in Frankreich den Kürzeren ziehen werden, ohne Verschulden des jungen Königs, der für die Fehler seines Vaters büßen muß. Doch wir sind an Ort und Stelle."

Der Offizier, welcher den Posten befehligte, war ein Adeliger und Sohn eines höhern Beamten, der Sir Edward kannte; auch hatte er von dem Ueberfall in den Karpathen gehört. Nach einer kurzen Verständigung befehligte er zwei Füsiliere, welche den Gefangenen zuerst auf ein Polizeibureau und dann in das Gefängniß führten, wo dieser den Wink Sir Vane's benützend, sich keinen andern Namen gab, als Rhodophilus. Sir Fulke und Sir Edward verließen ihn erst, als sie ihn unter der Hut des Schließers sahen.

26. Die Rhodophilen.

Die beiden Tage nach der Verhaftung des Griechen war Creilboune wieder seinem beständigsten Gedanken, dem an seine Liebe, zurückgegeben, und stets ohne eine Spur der angebeteten Frau, hätte er nicht Neapel verlassen können, selbst wenn ihm keine Weisung des Polizeichefs zugekommen wäre, die ihn aufforderte, sich bereit zu halten, um sich über die Verhaftung seines Mörders zu verantworten. Er brachte diese Zeit damit hin, in der Stadt und Umgegend umherzustreifen, und kehrte zwanzig Mal an dieselbe Stelle zurück; wenn er nicht ganz von seiner Leidenschaft befangen gewesen, hätte ihm eine Aufregung in den Gesichtern der Bevölkerung auffallen müssen. So entgingen ihm gewisse Betonungen, gewisse Geberden der Vorübergehenden, die einem aufmerksamen Beobachter alsbald die Gährung, welche die Gemüther erhitzte, verrathen hätten.

Während der Name „Idalia" auf seinen Lippen schwebte, wurde in Kaffeehäusern, in den Garküchen, an den Buden unter freiem Himmel, wo Limonade, Feigen, Polenta und Maccaroni feilgeboten wurden, an dem Gerüste des Quacksalbers, unter den Hallen der Kirche, der Name Garibaldi gemurmelt, oder mit den Augen gezwinkert und die Lippen verzogen, wodurch selbst das Schweigen aufrührerisch wurde.

Die heimliche Strömung der revolutionären Propaganda, welche die Oberfläche des neapolitanischen Volkslebens aufzuwühlen begann, die unserem Helden entgangen war, wurde von dem wachsamen Auge der Polizei verfolgt, wie es einige Verhaftungen bewiesen. Die Regierung hoffte noch durch das Militär die Insurrektion niederzudrücken, und die Stadt durch die Kanonen der Forts von Sant-Elmo, Castelamare und del Uovo in Respekt zu halten.

Am vierten Tage nach seiner Ankunft zu Neapel erhielt Creilboune ein Billet von Sir Edward, der ihn bat, sich in sein Kabinet zu verfügen, um eine wichtige Nachricht entgegenzunehmen.

„Mein lieber Fulke," sagte Sir Edward, „da sind große Neuigkeiten für Euch und Andere. Wißt Ihr, daß Ihr Feinde und Neider habt?"

— „Den Feinden vergebe ich, die Anderen kann ich nur bemitleiden, denn sie täuschen sich wohl über mein Glück und mein Verdienst."

— „Lieber Fulke, Ihr seyd zu bescheiden, der Günstling des Ministers . . .“

— „Hab' ich mir je diese Gunst zu Nutzen gemacht?“ unterbrach ihn Ercildoune.

— „Nein; auch sind Eure eifrigsten Nebenbuhler diejenigen, welche Ihr bei einer schönen Frau verdrängt habt.“

— „Sir Edward, ich habe niemanden verdrängt, weder bei dem Minister noch anderwärts.“

— „Vertheidigt Euch nicht dagegen. Vielleicht bedarf diese edle Dame Eurer in diesem Augenblick und Ihr seyd ein zu loyaler Ritter, um ihre Gunst zu verleugnen, wenn sie von einer Gefahr bedroht wird. Aber beginnen wir mit Euch. Ich habe Sir Vane einen Wink gegeben, daß er sich auf der Liste der verdächtigen Ausländer findet und sich deßhalb in Sicherheit begeben soll. Diese Liste hat sich seit vorgestern um mehrere Namen vermehrt und der Eurige findet sich mit einer ausführlicheren Angabe darunter. Ihr wäret schon verhaftet und würdet statt des Mörders im Gefängniß sitzen, wenn Ihr nicht dem diplomatischen Korps angehörtet; aber der arme König, der noch wer weiß wie lange auf seinem Throne sitzt, fürchtet so sehr den alten Premier zu erzürnen, daß seine Minister keine Maßregeln gegen einen englischen Unterthan ergreifen dürfen, bevor sie nicht mit der Gesandtschaft konferirt haben. Deßhalb werdet Ihr seit gestern auf jedem Schritt und Tritt von einem Polizeiagenten begleitet und nicht aus dem Auge gelassen; aber obgleich Ihr als ein zweiter Garibaldi denunzirt seyd, hätte es der Zustimmung des Gesandten bedurft, um Hand an Euch zu legen . . . Bis zu welchem Grade haltet Ihr Euch für schuldig? Ich stelle diese Frage zuvörderst an Euch selber, bevor ich Euch sage, woher ich vermuthe, daß die Anschuldigung kommen könne.“

— „Sir Edward, da ein Sbirre mir wie mein Schatten gefolgt ist, so konnte sein Bericht die neapolitanische Polizei schon ein wenig über mich beruhigen.“

— „In der That war in Euren Handlungen, Euren Reden und Geberden Nichts was den Verschwörer verrieth, außer vielleicht daß gestern Abend, als Ihr das kleine Theater San Carlino besuchen wolltet, und Ihr den Saal geschlossen fandet mit einer Schildwache an dem Eingang, Ihr darüber die Achseln gezuckt habt.“

— „Aber, so sagt mir doch, Sir Edward, worin die Anklage besteht, die ich bis jetzt auch nur durch ein Achselzucken beantworten kann.“

— „Mein lieber Sir Fulke, wenn zufällig Euer Lächeln und diese stumme Geberde nur die tiefe Verstellung eines Verschwörers wären, so erfahret, daß Ihr zugleich der Polizei als ein agitirender Feind Franz II. denunzirt seyd, ein Gerücht dem ähnlich, das über Euren Meuchelmörder in Umlauf ist, der seinerseits nur ein politischer Verschwörer, durch Euch seinen Mitschuldigen denunzirt und verrathen wäre. Seyd Ihr nun auf der Spur?“

— „Ja, ich glaube es; die doppelte Anklage kömmt von Victor Vane, der mit dem Mörder im Einverständniß, meine Zeugschaft vor dem Gerichte zu entkräften und die öffentliche Meinung zu Gunsten seines Mithelfers stimmen will, wenn die revolutionnäre Bewegung zu Stande kömmt, welche die Regierung befürchtet.“

— „Ich habe einen ähnlichen Gedanken gehabt, selbst bevor er durch die umständlichere Mittheilung, die wir so eben erhalten, bestätigt wurde, welche mich in Stand setzt, Euch genauer zu offenbaren, was in dieser kritischen Stunde vor sich geht. Hätte Franz II. es nur mit Piemont zu thun, und wäre Garibaldi nur ein General im Solde Karl Emanuels, so könnte er mit Erfolg, oder wenigstens mit gleichen Waffen, kämpfen; wenn er nur die Mißvergnügten und Lärmstifter seiner eigenen Staaten sich gegenüber hätte, würde es ihm leichter als seinem Vater; so aber ist es die Revolution, die ihm den Krieg erklärt, nicht allein die italienische, sondern eine europäische. Diese, welche sich zur Absetzung der Herrscher im allgemeinen, besonders aber der bourbonischen verschworen hat, begann in Frankreich und wird in Spanien enden. Die neuen Dynastieen wie die alten werden ihrerseits an die Reihe kommen, die, welche sich dem sogenannten Fortschritt angeschlossen, wie die retrograden. Ihr seht, lieber Sir Fulke, daß ich konservativ, toryistisch, aristokratisch genug bin, und wenn Ihr mich eines Tages im Parlamente sehen werdet, will ich Reden halten, worüber unsere Vorgänger staunen würden. Da Ihr wie, ich von aristokratischer Abkunft seyd, werdet Ihr meine Abschweifung vergeben, wenn Ihr wie der alte Minister, Euer Beschützer, im Grunde des Herzens ein Tory geblieben seyd.“

— „Mein lieber Sir Edward, da ich mich selten mit Politik beschäftige, glaube ich bis jetzt weder Whig noch Tory zu seyn; sagt mir aber nun wie ich, ohne mein Vorwissen, zum Verschwörer geworden bin.“

— „Das heißt den Redner geistreich auf die Frage zurückführen; aber ich bin dabei, indem ich nur wiederhole, daß der König von Neapel zu seinem Unglück alle Revolutionäre zu Feinde hat, deren Haupt Garibaldi ist, wie Ihr ein Verschwörer, ohne es vielleicht zu wissen; denn die Revolution rekrutirt sich ohne Unterschied aus allem edeln oder egoistischen Ehrgeiz, allen gerechten oder ungerechten Interessen, aller Antipathie und Unzufriedenheit. Selbst die königlichen Familien liefern ihre Anhänger, wenn ein nachgeborner Bruder oder ein mißvergnügter Vetter sich in die Opposition wirft, und seinen Liberalismus bis zur Demagogie steigert; die Bourbonen aller Zweige haben solche jüngere Söhne gehabt, wie auch die Dynastie, deren einzige Erbin Königin Viktoria ist.“

— „Ich höre, Sir Edward.“

— „Aber ich schweife nicht von der Frage ab, nur bin ich, wie mein Oheim im Parlamente, etwas umständlich. Ich fahre daher fort: da die Revolution aus Prinzip alle Ueberläufer aufnimmt, die sich ihr darbieten, Unterdrückte und Unterdrücker, Reaktionäre und wüthende Gemäßigte, unzufriedene Prinzen und rebellische Unterthanen, usurpatorische Könige und gesunkene Prätendenten, kurz alle Gegner des status quo; allenthalben, wo die vollendete Thatsache, wenn sie auch verjährt seyn mag, einen offenen oder verborgenen Protest

gegen die bestehende Macht hervorruft, gibt es keine religiöse Sekte, keine politische Verbindung, keinen von der Polizei nicht sanktionirten Verein, welche die Regierungen nicht überwachen müssen; vom Cerberismus bis zur Gesellschaft der Rhodophilen, der Ihr, Sir Fulke, als eifrigstes Mitglied anzugehören angeklagt seyd."

— „Und was soll dieß für eine Gesellschaft seyn?"

„Wahrhaftig, lieber Freund, diese Antwort kommt mir unerwartet. Ich will wohl glauben, daß Ihr ein sehr gefährlicher Anhänger derselben seyd, von ganzem Herzen und ausschließlich dem Haupte dieser Verbindung ergeben, das für sich eine Krone von Griechenland oder Konstantinopel erträumt, ohne wie Ihr angeschuldigt seyd, in dieser Absicht die Bourbonen von Neapel entthronen zu suchen; auch bin ich geneigt, Euch selbst in Eurer Ergebenheit für Eure Königin, als wahr und unbewußt anzusehen, und nicht wie die andern Glieder dieser Rosenkette mit allen Gesellschaften verbündet, welche den Thron und die Weltordnung umstoßen wollen; aber ohne Euch mit demselben Maaß zu messen, wie irgend einen Andern, und besonders diesen Intriguanten Victor Vane, so könnt Ihr doch gewiß nicht läugnen, das Verbindungszeichen, die Rose, erhalten zu haben, die mit einem Worte Euch zum Rhodophilen macht, mag sich nun Euer Oberhaupt, Rhodokanaki oder Rosenkönigin nennen! Ihr hättet mich mit halben Worten verstehen und nicht dazu nöthigen sollen, einen Namen auszusprechen, der Euch erröthen macht, wie ein junges Mädchen, glücklicher und naiver Günstling jener hohen Dame!"

Der Kabinetskurier empfand plötzlich Sir Edward gegenüber dieselbe Aufregung wie vor seinem Freunde Royaldene, dessen Brief ihn nicht mehr daran zweifeln ließ, daß die schöne Gräfin eine jener Prätendentinnen sey, die selber oder durch ihre Anhänger mit den Aufrührern aller Länder gemeinsame Sache machen, und deßhalb mit Recht als Feindinnen behandelt werden können von einer Regierung, zu deren Untergang die Verschworenen sich geeinigt haben.

„Wie, mein lieber Greildoune, Ihr schweiget?" fuhr Sir Edward fort. „Kömmt Euer Verstummen dem Eingeständniß Eures Eintritts in eine Gesellschaft gleich, welche, wenn sie nur solche Anhänger wie Ihr zählte, gewiß das Vorgeben, nur eine Revolution in Rosenwasser getaucht, anzustreben, rechtfertigen würde? Leider zählt diese Verbindung, wie alle illegalen, nur allzuviele Abenteurer, ruinirte Verschwender, Glücksritter und gewissenlose Intriguanten in ihren Reihen, welche bereit sind, die Demagogie oder die Usurpation zu unterstützen. Ich setze noch hinzu, daß sobald der Polizeiminister Euren Namen genannt hat, der Gesandte und ich mit gutem Gewissen für Euch einstehen konnten, indem wir erklärten, daß wenn auch die Großmeisterin Euch eine Rose gereicht habe, diese nicht dem politischen Korbe entnommen, sondern eine der Blüthen mit oder ohne Dornen, das Pfand einer mehr oder minder platonischen Neigung sey."

— „Ich weiß Euch Dank, Sir Edward, daß Ihr nur metaphoristisch von meinen Empfindungen gesprochen habt. Die Wahrheit nöthigt mich, Euch meinerseits zu erklären, daß meine Hingebung an jenes Wesen so weit geht, als die Dankbarkeit für diejenige, der man das Leben verdankt, nur gehen kann; daß ich aber bis vor einer Stunde von ihr kein Zeichen ihrer Gunst erhalten hatte, dessen sich auch der Eitelste rühmen könnte! Vielleicht werde ich, in Folge Eurer freundschaftlichen Mittheilung, Euch weitere Beweise geben können, daß Ihr mit Recht für mich gutgesprochen, und ich nie und nirgend in eine Konspiration, weder gegen den König von Neapel noch gegen andere legitime oder nicht legitime Souveräne, mich eingelassen. Habt nur die Güte, die Denunziationen, welche Euch vorgelegt wurden, mir näher zu bezeichnen."

— „Dieß will ich thun, sobald Ihr mir Euer Wort gegeben, in diesem Kabinet mein Gefangener bleiben zu wollen, bis ich Euch frei lasse."

— „Das verspreche ich Euch."

— „Entschuldigt diese Vorsicht. Se. Excellenz der Gesandte, indem er sich für Euch verbürgt, hat in Euch den Boten der Königin von England, einen Freund ihres Premierministers, im Auge gehabt, der unter uns gesagt, gegen die Macht, bei welcher Se. Excellenz akkreditirt ist, nicht allzufreundlich gesinnt seyn soll. Dieß vorangeschickt, haben wir hier eine Note, welche an den Polizeiminister gelangt ist, und uns mitgetheilt wurde:

— „Es muß der neapolitanischen Regierung daran liegen, nicht durch falsche Denunziationen mißbraucht zu werden, welche dahin zielen, Individuen der Aufsicht zu entziehen, welche sich zu ihrem Umsturze verschwören. Sie wurde nicht getäuscht, indem ihr die Affiliation der Rhodophilen mit der der vorgeblichen Unionisten und all den Gesellschaften, welche aus dem Carbonarismus hervorgegangen sind, verrathen wurde; aber unter den Mitgliedern die als der Regierung feindlich signalisirt sind, wurden auch böslicher Weise selbst diejenigen aufgeführt, welche sich dagegen auflehnten und mit ihrem Rückzuge drohten, als ihnen bekannt wurde, daß die Gesellschaft von ihrem ursprünglichen Zweck, der den Angelegenheiten Italiens ganz fremd, abgehen wolle. So hat der Gesandtschaftskurier Fulke Greildoune, eine unglückliche Aehnlichkeit benützend, als feinen Meuchelmörder ein Glied der Rhodophilen verhaften lassen, das sich in Gewahrsam befindet, während er selber auf der Yacht Alcyon eigens von Konstantinopel gekommen ist, um zu Neapel die Großmeisterin zu treffen und sie zu unterstützen in dem Beistand, den sie den gegen die Bourbonen verschworenen Feinden verheißen hat, oder wenn das Komplot mißlingen sollte, ihre Flucht auf besagtem Fahrzeug unter englischer Flagge zu begünstigen. Die neapolitanische Polizei kann sich der Thatsache versichern, wenn sie die Yacht Alcyon unter besondere Aufsicht stellte, um das Einschiffen der Großmeisterin zu verhindern."

— „Erkennt Ihr, wie ich, in dieser Note die Hand des Sir Victor Vane?" sagte Sir Edward.

— „Vollkommen," erwiderte Greildoune; „nehmen wir die andere vor."

— „Diese ist ein Bericht des Polizeiagenten, welcher sich

auf diese Angabe hin in das Gefängniß begab, und den Gefangenen ausfragte, der dasjenige bestätigte, was Euch betrifft, und damit schloß, um zugleich seine Unschuld an dem Ueberfalle zu beweisen, sowie auch an dem revolutionären Komplott, dessen Hauptanstifter Ihr seyd, er wolle das Versteck verrathen, wo sich die Großmeisterin verberge, bis sie sich mit Euch auf dem Alcyon einschiffen könne. — Ich gebe Euch nur einen Auszug aus diesem wortreichen Bericht, aus dem Ihr selber entnehmen könnt, ob ich seinen Sinn genau wiedergegeben, indem ich die plumpen Ausdrücke bei Seite ließ, die Eure Beziehungen zu der Großmeisterin charakterisiren."

— „Ihr habt es mit Klarheit und Takt gethan," sagte Greildoune.

— „Wisset also, lieber Freund, daß in diesem Augenblick nach der Angabe Eures Gefangenen, sechs Sbirren die Verhaftung der Großmeisterin vornehmen, indem drei sie in dem Hause wo sie noch verborgen ist, aufsuchen, während drei andere an Bord Eurer Yacht, wenn sie sich schon dahin verfügt hätte, sich ihrer bemächtigen werden. Ihr sehet daher, wenn Ihr auch nicht mein Gefangener wäret, Euch keine Zeit bliebe, diejenige zu benachrichtigen, deren Mitschuldiger Ihr seyd und nicht seyn könnt. Ich sehe mit Vergnügen an Eurem Lächeln, daß Ihr sie in Sicherheit glaubt, und daß die Anklage, so weit sie Euch betrifft, Euch wenig erschreckt."

— „Darüber könnt Ihr selbst urtheilen, Sir Edward, aus dem Brief, der mir durch den Steuermann des Alcyon überbracht wurde, als ich Euer Billet erhielt, das mich nach der Gesandtschaft berief."

„Zur See, an Bord des Sea-Bird, Sept. 1860.

„Mein lieber Sir Fulke!

„Ich hoffe, daß dieser Brief Euch minder überraschen wird, als es ohne Zweifel durch meine plötzliche Abreise von Konstantinopel geschehen ist, der das Lebewohl vorausgegangen wäre, das ich Euch heute zurufe, wenn ich nicht hätte befürchten müssen, daß dadurch mein fester Entschluß vor Euch zu fliehen, weil Ihr selber es nicht thun wolltet, dadurch erschüttert worden wäre; denn Ihr müßt es erfahren: vor Euch Sir Fulke wollte ich mich flüchten, von Euch mich trennen, weil ich Euch zu spät kennen lernte, gefesselt wie ich es bin durch eine Vergangenheit, welche ich Euch nicht kann theilen lassen, ohne eine Hingebung zu mißbrauchen, die auf übertriebener Dankbarkeit beruht! — Ja, ich fand Euch zu spät; zu spät habt Ihr mich eine Empfindung kennen gelehrt, der ich mein Herz verschlossen glaubte, und die, ich fehe es ein, mir nicht nur die bitterste Reue erspart, sondern mir auch allein das Glück gegeben hätte, das ich so thöricht in dem Wahne des Ehrgeizes gesucht habe. Eines Tages vielleicht kann ich mich theilweise vor Euch rechtfertigen durch die Geschichte meines Lebens, um Eurer Freundschaft, — kehrt zu dieser allein zurück, wenn Ihr mich wieder sehen wollt! — die Mittel an die Hand zu geben, meine Sache zu verfechten, wenn Hohn und Tadel über mich ausgesprochen wird. Dann werdet Ihr erfahren, warum ich bisher aller Erwiderung ausgewichen, wie ich es gewünscht hätte und noch wünsche, gegenüber diesem leidenschaftlichen Dank, den ich für so aufrichtig halte. Wenigstens habe ich, in Euch denjenigen sehend, der früher gekannt, mir ein verschiedenes Geschick bereitet hätte, niemals meine eigenen Empfindungen entheiligt, indem ich Euch mit diesen verderbten und geldgierigen Menschen, welche meine Jugend durch ihre Schmeicheleien vergifteten, in Eine Reihe stellte, und die mich alle Männer hassen machten, bis Ihr mir geoffenbart, daß es mindestens Einen gebe, der mich um meiner selbst willen liebe. Indem ich Euch fliehe, Sir Fulke, flüchte ich mich auch vor jenen Männern, aber vor ihnen, weil ich dadurch meiner Vergangenheit entfliehe, — vor Euch, weil ich, gebunden, sie nicht mit Euch vergessen kann.

„Ich hätte Euch dieses letzte Lebewohl von viel weiterher zugesandt, wenn ich nicht um unser beider willen Eurer beständigen Verfolgung ein Ziel setzen müßte. Kaum an Bord des amerikanischen Fahrzeuges gelangt, auf dem ich meine Yacht erreichen will, vernahm ich, daß der Alcyon, der seit drei Tagen neben dem Sea-Bird ankert, Euch nach Neapel gebracht hatte. Ich hatte daher Recht, Euch über meine Spur zu täuschen, und Ihr werdet mir es nicht mehr zum Vorwurf machen, wenn Ihr erfahret, daß diese Vorsicht gegen Euch mich vor einer nicht geahnten Gefahr bewahrt hat, — mich die ich niemals mit der Regierung beider Sicilien etwas zu schaffen gehabt; was, wie mir scheint, Einige der von mir erwähnten Männer ihrestheils nicht verbürgen könnten, welche auch ohne mein Vorwissen die politische Gesellschaft, deren Oberhaupt ich in meiner ehrgeizigen Einfalt, als Erbin eines großmüthigen und leichtgläubigen Verwandten, geworden war, kompromittirten. Ich wurde frühe genug in Kenntniß gesetzt, daß ich bei der neapolitanischen Polizei denunzirt sey, da eine Versäumniß von einigen Stunden meine Abreise verhindern konnte. Weil Ihr aber noch in Neapel seyd, werdet Ihr schon mehr darüber vernommen haben, als ich selber, und Ihr kennet nun einen der Gründe, welche mich für Euch und Eure blinde vollständige Hingebung fürchten ließen, die sich mir anbot, ohne nur den Schleier des Geheimnisses lüften zu wollen, das mich vor Euren Augen von je und auch jetzt noch umhüllte.

„Ich benütze zu diesem Lebewohl das Paketboot mit dem wir auf der Rhede kreuzen, um es an Bord des Alcyon abgeben zu lassen, und Euch den getreuen Sylla zuzusenden, der mehr als ich Euer Retter war. — Auf diese Weise sind meine beiden einzigen Freunde auf dieser Welt vereint, die mit uneigennütziger Liebe mir zugethan waren.

Ida, C. B."

N.S. „Die Freistätte, wohin ich mich zurückziehen will, macht mir den Schutz Sylla's überflüssig, während er Euch, den er schon einmal gerettet, gegen die Gefahren und die Feinde vertheidigen kann, welchen Ihr so kühn und unvorsichtig Trotz bietet. Selbst zu Neapel könntet Ihr mindestens Einem der Männer begegnen, vor welchem ich Euch

gewarnt habe, denn ihre Eifersucht hat sich nicht verloren, wie die, welche Sylla selber einen Augenblick gegen Euch empfunden hat. — Armer Sylla, der wie Ihr die Dankbarkeit bis zur Hingebung steigert! Gewiß vergißt er mich nicht bei seinem neuen Herrn, wie Ihr mich auch nicht vergessen werdet an der Seite des Wesens, das würdiger seyn wird als ich, sein Leben dem Euern zu verbünden."

— „Wie sehr ich Euch auch vertraue, lieber Sir Edward," sagte Greildoune, „so hätte ich mich doch nicht berechtigt geglaubt Euch diesen Brief lesen zu lassen, wenn es sich nicht um meine Rechtfertigung bei der neapolitanischen Polizei handelte.'

— „Ich begreife es, und dennoch lieber Freund möchte ich Euch bitten sie sogar dem Polizeiminister mitzutheilen, den ich um Erlaubniß gebeten, Euch in sein Kabinet führen zu dürfen, wo ihm vielleicht schon das Ergebniß der durch seine Agenten gemachten Nachsuchung zugekommen ist."

— „Ich folge Euch, Sir Edward, wünsche aber, daß die Lesung des Briefes nicht in meiner Gegenwart stattfinde, wenn sie zu Lösung Eurer Verantwortlichkeit nöthig ist."

— „Mein lieber Fulke, es handelt sich darum, dem Polizeiminister zu beweisen, daß er nicht mehr nöthig hat Eure Yacht in Beschlag zu nehmen, damit Ihr den Hafen nicht nach Willkür verlassen könnt."

— „Gegenwärtig denke ich auch gar nicht daran Neapel zu verlassen, bevor ich nicht meinen Meuchelmörder und Victor Vane verurtheilen gesehen, den ich mehr und mehr für den Anstifter halte."

27. Volksjustiz.

Augenscheinlich hatten Eifersucht und Haß Victor Vane vermuthen lassen, daß Sir Fulke nur nach Neapel gekommen im Einverständniß mit der Gräfin Vassalis; dasselbe war mit Conrad Phaleon der Fall; und diese Leidenschaften hätten hingereicht die Doppeldenunziation hervorzurufen, wenn euch ihr glücklicher Nebenbuhler sie nicht beide auf der Straße von Bajä überrascht haben würde. Nach der Verhaftung des Griechen und dem Winke, den Victor Vane von dem Gesandtschaftssekretär erhalten, hatte die Note an den Polizeiminister und der Vorschlag des Griechen, die Zuflucht der Gräfin Vassalis zu verrathen, nicht nur den Zweck einer feigen Rache gegen die Gräfin und ihren bevorzugten Verehrer, sondern war auch von Seite des niederträchtigen Griechen ein Mittel, Zeit zu gewinnen oder wenigstens sich bei der Polizei zu empfehlen, denn in den Krisen wie die worin sich die neapolitanische Regierung fand, glaubt thörichter Weise die Polizei den Staat zu retten durch die Verschwörer selber, welche ihre Mitschuldigen verrathen. Diese Berechnung wäre vielleicht Conrad Phaleon zu gute gekommen, wenn ihm nicht eine irrige Voraussetzung in Beziehung auf Gräfin Vassalis und Sir Fulke zu Grunde gelegen wäre. Aber nach dem spätern und unnützen Suchen nach der Gräfin hatte die Rolle des „falschen Bruders", welche der Grieche an die Stelle des Meuchlers einzuschwärzen versuchte, viel von ihrer Wichtigkeit verloren, und zudem wurde die Bewegung, welche Neapel aufwiegeln sollte, so beschleunigt, daß selbst die Haftnahme eines Hauptagenten einer so unbedeutenden Gesellschaft wie die Rhodophilen, nicht von Werth gewesen wäre. Der Gesandtschaftssekretär und der bescheidene Bote der Königin hatten mit einigen Worten den Polizeiminister zufrieden gestellt, der ihnen seine Unruhe über wichtigere Angaben, die sich nur allzu bald erwahren sollten, nicht verbergen konnte. Garibaldi, Sieger zu Melazzo; Garibaldi, Meister von Sizilien, war in Calabrien gelandet, und schon vor den Thoren von Neapel. Dieser Name, der vor Kurzem noch in die Ohren geflüstert wurde, erschallte zwei Tage später von einem Ende der Stadt zum andern, von dem Rufe: Viva la libertà! gefolgt, indem das Volksgewühl sich durch die Straßen drängte, auf die Greildoune aus seinem Fenster hinabsah.

Plötzlich ward die Masse noch dichter, das Geschrei lauter, mit anderen Ausrufen und Verwünschungen gemischt. Einen Augenblick darauf trat Williamson, der Steuermann des Alcyon, ein, um die Befehle des Sir Fulke hinzunehmen.

„Ich wäre bald fortgerissen worden," sagte er, „von dem Schwarme der Schreier, unter denen ich zwei von unseren Matrosen entdeckte. Diese Leute wollen die Gefängnisse stürmen und unter anderm auch einige Engländer befreien, die die Polizei ergriffen hat."

„Die Gefangenen befreien!" Bei diesen Worten sprang Greildoune auf, der lange in den tiefsten Träumereien versunken gewesen: „So?" sagte er, „sie wollen den Mörder frei machen! da muß ich hin."

Rasch eilte er fort, von Williamson und Sylla gefolgt.

Evviva la libertà! Dieser Ausruf, himmlisch und teuflisch zugleich, hatte die Mauern des Gefängnisses durchdrungen, und was auch das Verbrechen war oder die falsche Anklage, die sie bevölkert hatten, schuldig und unschuldig, gab es keinen einzigen Gefangenen, für den er nicht einige Hoffnung brachte. Wenn die Verbrecher aller Art, die gegen die Strafgesetze gesündigt hatten, schon eine günstige Wendung in der allgemeinen Gährung hofften, so war dieß noch weit mehr bei den Staatsverbrechern, den Verschwörern und Verdächtigen der Fall, welche ihrer nahen Befreiung sicher, ungeduldig wurden, daß die Pforten sich so lange nicht aufschlossen. Conrad Phaleon wünschte sich Glück zu seinen Namen eines politischen Renegaten, den er im Einverständniß mit Victor Vane sich beigelegt hatte, obgleich dessen besondere Denunciation keine Folge gehabt, und wofür er vielleicht die Ungeschicklichkeit der Polizei verantwortlich machte, indem er nicht wußte, daß die Gräfin Vassalis, von anderer Seite gewarnt, Neapel an Bord des Seu-Bird ohne die geringste Mithilfe Greildoune's verlassen hatte.

Zu seinem Unglück hatte der verrätherische Grieche selber die günstigste Wendung kompromittirt, die ihm die Revolution darbot, um seine Angaben gewichtiger zu machen. Sein Verhör hatte die Nachweisungen vervollständigt, die die Polizei aus anderen Quellen erhalten, und es war darauf die Verhaftung

zweier Carbonari erfolgt, die den Rhodophilen affiliirt waren und wußten, wem sie dieselbe zu verdanken hatten.

Viva la libertà! die Thüren des Gefängnisses thun sich auf; die Volksmenge, in welcher Brüder und Freunde figuriren, zwingt die Hüter, sie zu denen zu führen, welche sie nicht nur befreien, sondern auf den Schild heben will; Uebelthätern und Verbrechern wird diese Ehre nicht zu Theil und sie schleichen unbemerkt davon.

„Conrad, Conrad! wo seid Ihr denn?“ rief Einer in englischer Matrosenkleidung, der mit unter den Hauptanstiftern zur Erstürmung des Gefängnisses gewesen, und der schon sobald er im Vorhofe war, nur nach dem Griechen suchte. „Conrad, Conrad!“ — Sein Freund entdeckt ihn endlich auf der Schwelle eines Kerkers mit zwei anderen Gefangenen ringend.

„Was gibt es?“ fragte der Matrose; „warum diesen Gefangenen verhindern, mit den andern herauszugehen?“

„Was anders, als daß wir es ihm verdanken, hier zwei Nächte sitzen zu müssen, daß wir ihn nicht fortlassen, weil er ein Verräther und Angeber ist, und daß wenn einer von uns einen Dolch hätte, er schon lange seinen Lohn erhalten haben würde.“

„Setzt noch hinzu, daß er ein feiger Meuchelmörder ist,“ sagte eine Donnerstimme, die Ercildoune's, der während dieses Auftrittes herbeigekommen war, und seinerseits auch seinen Gefangenen suchte.

Die Erscheinung der Rachegöttin selber hätte die Heroen, von denen Phaleon abzustammen behauptete, nicht mehr erschrecken können, als diesen wahrscheinlichen Sohn räubtscher Klephten.

„Ein Meuchelmörder und Verräther?“ riefen fünf oder sechs Garibaldiner, die diese Worte herbeigezogen hatten; „der muß aufgehängt werden.“

Sie schleppten ihn hinaus in den Hof des Gefängnisses und — hängten ihn ohne weiteres auf.

Der den Carbonari verdächtige Matrose schlich sich heimlich davon.

„Auch er ist ein Verräther!“ rief ein Mann aus der Menge.

Wahrscheinlich wäre der Matrose dem Schicksal des Griechen nicht entgangen, wenn er sich zu erkennen gegeben hätte; ein Blick auf Ercildoune von Sylla begleitet, ließ ihn verstummen und jagte ihn in die Flucht.

In einem Berichte über die Ereignisse jenes Tages wird dieser Episode in dem Gefängnisse erwähnt, ohne daß der Name des durch die Volksjustiz Gerichteten genannt ist. Sir Fulke aber wünschte sich Glück, daß ihm erlassen ward, sich mit eigenen Händen Rache zu verschaffen.

Aber ist dieß die ganze Enthüllung seines Abenteuers in den Karpathen?

Nein, er hofft gleich uns jene geheimnißvolle Schöne wieder zu sehen, die ihm ein ewiges Lebewohl gesagt zu haben glaubte.

Biarritz.

Von Dr. Leopold Strauß.

Seebäder sind neuerdings in Frankreich ebenso sehr in die Mode gekommen wie in England und Deutschland, nur mit dem Unterschied, daß der Franzose an deren Einrichtung und Lage ganz andere Ansprüche macht, als der Engländer. Brighton, Scarborough und einige andere britische Seebäder der vornehmen Welt können nicht als Muster britischer Seebäder gelten, denn sie strotzen von Ueberfeinerung und werden nur von der fashionablen Welt besucht, die in ihrem sklavischen Modenkultus, ihrer blinden Anbetung der Etikette und ihrer starren Abgeschlossenheit bekanntlich die langweiligste, obiöseste und kläglichste Menschenklasse ist. Wer ein richtiges britisches Seebad kennen lernen will, der besuche eines der zahllosen, hübsch gelegenen Fischerdörfer, welche rings um die britische Küste herum zerstreut sind und zur Sommerfrische vernünftiger, denkender und fühlender Geschöpfe dienen, und da wird er dann sehen, daß der Brite des Mittelstandes mit vielem Takt und praktischem Sinn vorzugsweise nur solche Orte aufsucht, wo malerische steile Klippen, ein schöner Strand und eine unumschränkte Aussicht auf das weite Meer Gelegenheit zum Baden, Spazierengehen, einsamen Träumen, zu Ruderbootparthien und zum Skizzenzeichnen bieten, und daß er dort im Genuß frischer Seeluft, kühlen Wellenschlags und unverfälschter Natur am frohesten ist, und sogar um dieser willen für einige Wochen gerne auf den ihm sonst so werthen häuslichen Comfort verzichtet.

Ganz andere Postulate stellt der Franzose an ein Seebad. Unsere Nachbarn jenseit des Rheins sind keine Freunde von Spaziergängen. Daß ein gebildeter Franzose, und zumal ein Pariser, Spaziergänge liebe, ist eine reine Seltenheit, und wenn französische Damen nicht spazieren f a h r e n können, so bleiben sie lieber zu Hause. Ein Badeort und namentlich ein Seebad bedarf für sie keiner andern Anziehung, als daß andere Leute auch dorthin gehen und daß der Ort einige elegante Kaffeehäuser und ein gutgeleitetes Casino hat. Sind sie hierüber beruhigt, so gehen sie hin, verbringen einige Tage in Dieppe oder Trouville, sitzen auf Stühlen am Strande, hören dem Bade-Orchester zu, essen Gefrorenes und gehen hie und da einige hundert Schritte weit. Für die reiche und vornehme Welt von Frankreich aber ist die Krone von allen Seebädern Biarritz, nicht etwa wegen irgend welcher besonderen Vorzüge in der Lage des Ortes oder seinen Bade-Einrichtungen, sondern einfach, weil der Kaiser und die Kaiserin dasselbe patronisiren, und weil es fashionable und s e h r t h e u e r ist.

Wenige Orte sind dem Namen nach so gut bekannt und doch so selten von Deutschen besucht, wie Biarritz, obschon man mit ungeheurer Leichtigkeit dahin kommen kann, denn man erreicht es von Frankfurt oder Köln aus in etwa 40 Stunden, und es ist ohne Frage unter den fashionablen Seebädern eines der reizendsten. Seine Lage ist köstlich; die Aussicht auf die Pyrenäenkette, auf die zahllosen kleinen Buchten

der spanischen Küste, auf den unabsehbar weiten und breiten biscayischen Meerbusen, auf die weit umher zerstreuten malerischen Häuser und die hübsche Kirche mit dem weißen Thurm, ist, vom Leuchtthurm herab genossen, wunderschön und einzig in ihrer Art. Für den Fremden aber ist die Beobachtung des geselligen Lebens und Treibens in jenem fernen Winkel von Frankreich eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung. Vom Meere aus ist die Stadt selbst nicht sichtbar, und Biarritz, an sich selbst nicht groß, zeigt sich nur als ein kleiner Ort mit einem großen weißen Gebäude an dem einen Ende der Bucht, nämlich dem Casino, wo Concerte, Bälle, Kartenspiel, theatralische Vorstellungen u. s. w. die Abendunterhaltungen der Badegäste bilden, und mit einem rothen Backsteinhause von mäßigem Umfang und bescheidenem Aussehen am andern Ende, der sogenannten Villa Eugenie, der Residenz Kaiser Napoleons III. während seines Aufenthalts in Biarritz. Dieser Landsitz steht ziemlich anspruchslos aus und würde ohne die Schildwache am Thor dem Fremden kaum auffallen. Die eigentliche Stadt liegt in einer kleinen Thalmulde und enthält eine ziemliche Anzahl schöner Läden, eine Unzahl unschöner und theurer Logirhäuser, einige Kaffeehäuser und mehrere kleine Hotels, deren größere und bessere meist an Stellen liegen, wo man eine Aussicht auf das Meer hat. Diese einzige lange Straße von Biarritz ist an freundlichen Sommerabenden so voll Menschengewimmel, wie ein Jahrmarkt. Die Läden und Gewölbe sind glänzend beleuchtet und zeigen die reichsten Auslagen von Bijouterieen, Moden- und Reise-Artikeln; vor den Cafés ist jeder Stuhl besetzt, alles verspeist Gefrorenes und eine leichtfertige, elegant gekleidete Menschenmenge schlendert durch die Straßen, liebäugelt und kokettirt, beschaut sich die Vorübergehenden und die Auslagen der Läden und namentlich die paar fremdartigen Trachten einiger Badegäste oder Ladenbesitzer, z. B. der Dienerschaft des türkischen Gesandten, eines türkischen Kaufmanns, welcher Parfümerieen, Pfeifen, Tabak 2c. verkauft, oder sieht den Kunststücken eines Affen, Bären, Pony oder einiger dressirten Pudel zu, welche irgend ein armer Teufel hier herumführt, um von der Zuschauermenge unter freiem Himmel ein paar Sous zu erschnappen. Außer den eigentlichen Läden stehen unter den Bäumen noch einige Reihen Buden, warin Spazierstöcke, Elfenbeinschnitzereien, Achatwaaren und ähnliche Lebensbedürfnisse verkauft werden und vor denen eine Menge Badegäste lachend, rauchend, scherzend und kokettirend auf- und niedergehen. Plötzlich hört man ein lautes Wagengerassel, Pferdegetrappel und Peitschenknallen, und durch die dichte Menschenmenge kommt die neueste Diligence aus Bayonne herangerumpelt, bringt neue Badegäste und fährt einige Dutzend von den anwesenden beinahe über den Haufen, so daß sie schreiend und gestikulirend auseinander stieben. Hierauf eilen Viele nach dem Postamte, um Briefe oder Zeitungen in Empfang zu nehmen, und sehen Schaffner, Postillon und Postbeamten in einer so lauten und von solch heftigem Geberdenspiel begleiteten Unterhaltung, daß man glaubt, es handle sich um das Leben von einem oder dem andern der Sprechenden, bis der Postillon vom Bocke heruntersteigt, Peitsche und Zügel einem der Stallknechte gibt, welche die Pferde ausspannen und in den Stall führen, und mit seinen Freunden in das erste beste Kaffeehaus tritt, um sein Seidel Bier zu trinken, denn das bayrische (oder Straßburger) Bier ist auf seiner civilisatorischen Mission um die Welt auch nach Biarritz gekommen. Der Schaffner übergibt seine Briefbeutel und Postfelleisen, der Schalterbeamte händigt den angekommenen Reisenden ihre Bagage aus und diese zerstreuen sich um in verschiedenen Hotels garnis Quartier zu suchen; und nach einigen Minuten, wenn die angekommenen Briefe und Zeitungen ausgetheilt sind, rennen die Zeitungsverkäufer schreiend unter der Menge herum, die nun wieder gemächlich vor den Buden auf und abwogt.

Mittlerweile ist der Mond aufgegangen, die linde, frische, kräftige Salzluft des Meeres weht herein und ab und an hört man das Rauschen und Klingen der steigenden Fluth, wenn sie auf dem Sand des Strandes anspült oder gegen die Klüfte und Höhlungen der Uferklippen peitscht. Jetzt tönen die Akkorde des Bade-Orchesters schwach vom Casino herüber und nun setzt sich die Mehrzahl der Badegäste dorthin in Bewegung, um entweder auf der dem Meere zugekehrten breiten Terrasse zu bummeln oder einen Blick in die eben angelangten Journale zu werfen, nach den Tagesneuigkeiten zu sehen, die Liste der neuangekommenen Gäste zu durchmustern, vor Allem aber um zu sehen und gesehen zu werden. Am Abend ist die schöne Welt allein sichtbar; was am Morgen aus all' den Badegästen wird, ist sehr schwer zu sagen; den ganzen Vormittag hindurch sind die Straßen öde, die Badeplätze nur wenig besucht und der ganze Strand leer von Spaziergängern. Nur hie und da beweist das Klimpern eines Piano oder der flüchtige Anblick einer nachlässig gekleideten Gestalt, daß die stillen Häuser mit den geschlossenen Jalousieen nicht unbewohnt sind, wie ihr trübseliger, verlassener Anblick vermuthen läßt.

Ich habe vor einigen Jahren einmal zufällig im Monat März eines der bekanntesten und besuchtesten Seebäder an der Küste von Wales berührt, und der öde, unheimliche, verlassene Eindruck, welchen die fashionable Stadt in jener todten Jahreszeit machte, bleibt mir unvergeßlich. Die ersten Hotels sahen aus wie verlassene Kasernen, die warmen Bäder wurden neu gemalt, die Badekarren und Lustfahrzeuge waren abgefahren und irgendwo unter ärmliche Schuppen gestellt, die Eisenbahnstation erschien mir wie eine Einsiedelei, die Ladenfenster waren mit Roll-Läden verschlossen, und da auch auf den Straßen beinahe keine Leute zu sehen waren, so erschien mir die Stadt wie von der Pest befallen oder ausgestorben. Durchwandert man am Morgen oder am frühen Nachmittag Biarritz, so nimmt man ungefähr denselben Eindruck hin, so still sind die Straßen, so selten die Spaziergänger, so spärlich die Badenden; die herrschende Hitze ist übrigens eine genügende Entschuldigung für diese Trägheit, und nur englische Touristen, Neger und Salamander vermögen sich unnöthig den glühenden Strahlen der Morgen- und Mittagssonne in diesem fashionablen Badeorte während der Monate August und September

auszusetzen. Erst gegen fünf Uhr wagen sich die Badegäste aus ihren schattigen Asylen hervor, worin sie wahrscheinlich bis 5 oder 6 Uhr geschlummert oder gedruselt haben, einen neuen Roman in der einen, ein Glas geeisten Sorbet in der andern Hand, eine Cigarette im Munde, und suchen nun den sandigen Strand oder die verschiedenen Seebade-Anstalten auf.

Die hauptsächlichsten der letzteren sind die Côte des Basques, der Port Vieux und die Côte Napoleon. Der Port Vieux oder alte Hafen ist eine kleine enge Bucht und namentlich von Schwimmern sehr besucht, während die unter dem Namen Côte Napoleon bekannte Bai mehr von solchen frequentirt wird, die im Schwimmen weniger geübt sind aber doch in die klare Salzfluth tauchen oder die Wogen des biscayischen Meerbusens über sich hereinrollen lassen möchten, was sie hier ohne alle Gefahr thun können. An dem einen Ende der Côte Napoleon steht die Villa Eugenie, und dieser gegenüber am jenseitigen Ende das Casino mit seiner weißen Façade. Drunten auf dem Sand in der Nähe des Casino steht das Bade-Etablissement, ein langes, niedriges, etwas buntbemaltes Gebäude in halb maurischem, aber kläglich modernisirtem Styl; und in dieses umfangreiche Gebäude treten von entgegengesetzten Seiten her Damen und Herren, in die allerneueste und übertriebenste Mode gekleidet, um dann binnen kurzem mehr einfach als elegant gekleidet längs der jenseitigeu Front in's Wasser zu steigen. Die Badetracht der Frauen besteht aus Tunica und weiten Beinkleidern, die oft sehr fantastisch oder geschmackvoll gestickt oder mit Litzen benäht sind, während die Herren gewöhnlich in kurzen Badehosen und einer ärmellosen Weste von sehr unscheinbarem, verwaschenem Stoff zum Vorschein kamen. Es erfordert anfangs eine ziemliche Dosis Kaltblütigkeit, in derartigem Aufzug zwei- oder dreihundert Schritte weit durch eine Menge herumlungernder eleganter Damen oder bummelnder Stutzer hindurch zu wandeln, welche sich hier versammeln und kritische Bemerkungen über die Vorübergehenden austauschen; allein es ist eine Feuerprobe, der sich alle Badenden, Frauen wie Männer, unterwerfen müssen, bevor sie in Biarritz in's Wasser gelangen können; da aber Gewohnheit die zweite Natur ist, so geht die Neuheit dieses etwas beengenden Gebahrens bald vorüber, und man behandelt die Promenade im Badekostüm über den Strand hin als eine sehr natürliche Sache, gibt das Anstieren und die kritischen Bemerkungen mit Zinsen heim und erlangt in Kurzem die erforderliche desinvolture.

Die verschiedene Art und Weise, wie die einzelnen Badenden es anstellen, um in's Wasser zu gehen, sind ebenso bemerkungswerth, wie unbeschreiblich belustigend. Der glatte, sandige Strand dacht sich sehr allmählig ab, und die Badenden müssen daher eine ziemliche Strecke zurücklegen, bevor sie ihre richtige Tiefe erreichen, obschon selbst an einem windstillen Tage die Wogen zuweilen mit bedeutender Gewalt hereinrollen. Die beliebteste Methode in's Wasser zu gehen, ist bei dem „jungen Frankreich“ ein Hupf und ein Sprung, ein Rennen, ein Satz über zwei oder drei Rieselwellen hinüber, ein Platschen, dann ein Rückzug und wiederum ein vorsichtiges Vorangehen, ein wilder Tanz, als ob der Badende mit einer Woge als Tänzerin den Cancan tanzen wolle, und endlich ein gewaltiges Untertauchen in drei Fuß Wasser. Der Franzose in mittleren Jahren, der schwimmenden Beschaffenheit seines Fettes bewußt, wandert mit schwerfälligem Elephantentritt eine Strecke weit in die See hinein, wirft sich auf den Rücken und schwimmt behaglich und zufrieden auf demselben, bis ihn eine Woge erfaßt und mitten unter die Spaziergänger auf dem Strande hereinspült und ihn hier hoch über der Wassermarke im Trockenen liegen läßt, worauf er aufsteht und dieselbe Geschichte von Neuem beginnt. Damen trippeln leicht den Strand herab bis zum Wasserrande, legen hier die zierlichen, kleinen Pantoffeln ab, welche sie über den lockern, trockenen, kiesigen Sand getragen haben, der trotz seiner Feinheit und Nachgiebigkeit die nackten Füße doch etwas reizt, dann bleiben sie zuweilen stehen und lassen sich von einer Dienerin einen Eimer Seewasser über den Kopf gießen als Vorbereitung oder Einleitung, bevor sie die Grenzen von Gott Neptuns Reich überschreiten. Eine Lieblings-Belustigung der an der Côte Napoleon Badenden besteht darin, daß sie sich, Damen wie Herren, bei den Händen fassen und so in langer Kette oder Reihe kühn gegen die hereinrollenden Wogen vorrücken. Sobald dann die weiße Schaumkrone der Woge über sie hereinbricht, springen alle empor und lassen sich von der heranrückenden Fluth landwärts tragen. Natürlich sind dann immer einige unglücklich und machen ihren Sprung nicht rechtzeitig, aber der Hauptzweck besteht darin, die Kette der in einander geschlungenen Hände nicht zu unterbrechen, und wer daher auf dem weichen festen Sande zuerst wieder Fuß faßt, der hilft seinen unglücklicheren Nachbarn wieder auf die Beine. Sollte aber der ersten Woge noch eine Sturzsee dicht nachfolgen, so wird wahrscheinlich die ganze Gesellschaft schmachvoll über den Haufen geworfen und kommt erst nach einigen Sekunden zappelnd, hustend und triefend wieder auf die Beine. Dieser Zeitvertreib ist ganz ungefährlich, denn das Wasser ist seicht und der Strand von ganz allmäliger Neigung, und überdem ist den ganzen Tag hindurch ein Boot in einer gewissen Entfernung vom Strande stationirt, um selbst gute Schwimmer zu verhindern, daß sie über einen gewissen Punkt hinausgehen, und um im Nu irgend einem Badenden zu Hilfe zu kommen, der unvorsichtiger Weise sich zu tief in die See gewagt haben sollte. Die Bucht gewährt an einem schönen Herbstnachmittage einen wunderschönen Anblick, zumal wenn die Strahlen der untergehenden Sonne der ganzen Scene noch ihre Glorie leihen, die Kiefernwälder mit purpurnem Schimmer überhauchen und über die zerstreuten malerisch aussehenden Häuser und kühnen Felsen das warme Gold einer herbstlichen Beleuchtung ausgießen. Wer aber einen Sonnenuntergang in seiner ganzen unbeschreiblichen Pracht genießen möchte, der besteige den kleinen Hügel hinter der Kirche, von wo aus er nicht nur eine unabsehbare glorreiche Strecke des Meeres, sondern auch eine beinahe grenzenlose Kette von Gipfeln des Hochgebirgs überblickt, die sich in feierlichem Purpurgewand von dem rosig und golden glühenden Himmel abheben, wann die Sonne in den Ocean niedersinkt

und einen letzten reichen, zitternden, leuchtenden Pfad dichter Glorie über den Ocean hinstreut.

Der Port Vieux, ein schmaler, buchtartiger Schlupfhafen zwischen den Klippen und im Vergleich mit der vorgeschilderten Côte Napoleon genannten Bucht ziemlich klein, ist der beliebte Badeplatz der Schwimmer und zuweilen so besucht, daß ein Neuling beinahe Gefahr läuft, aus dem Wasser hinaus gedrängt zu werden. Damen und Herren schwimmen, tauchen und tummeln sich hier herum wie ein Schwarm Delphine; aber der Strand ist hier felsig und senkt sich mit steiler Böschung stellenweise so rasch zum tiefen Wasser ab, daß die des Schwimmens nicht kundigen Badegäste diese Bucht nicht patronisiren. Je näher die Stunde des Diners heranrückt, desto verlassener wird das Meer; Männer und Frauen laufen in triefenden, eng anliegenden Badekleidern eiligst nach dem Maurischen Badehause oder einem andern im Schweizerstyl, um sich wieder in ihre Landkostüme zu stecken. Die Boote, welche sich den ganzen Tag hindurch draußen auf den Wogen geschaukelt haben, in der sehnlichen Erwartung, einem Ertrinkenden oder Versinkenden zu Hilfe kommen zu dürfen, werden an den Strand gerudert und gezogen. Die Kassiere an den Schaltern der Badehäuser, welche das Eintrittsgeld einnehmen, schließen ihre Fenster und zählen ihre Franken; die Badekleider werden zu Hunderten zum Trocknen aufgehangen; die Dämmerung weicht mit erstaunlicher Geschwindigkeit der Nacht und tiefes Schweigen lagert sich gleicherweise über die Côte Napoleon und den Port Vieux, denn Biarritz ist bei Tische.

Mit Baden, Spazierengehen, Bummeln, Essen, Trinken, Liebeln und Rauchen werden die Stunden der Besucher dieses Badeortes der Kaiserin hingebracht, und wer sich damit begnügt, seine Zeit mit derlei Vergnügungen hinzubringen, für Den ist Biarritz ganz geeignet. Wer dagegen Gelegenheit zu größeren oder kleineren Fußwanderungen und Excursionen, zu Spaziergängen und Spazierfahrten sucht, der ist hier schlimm daran. Die Eisenbahn befördert zwar abenteuerliche Reisende in sehr kurzer Zeit hinüber nach Spanien, über welchen Ausflug ich ein andermal einige Worte sagen werde, und die Diligence hält täglich mehrmals die Verbindung mit Bayonne aufrecht, woselbst, allem Anschein nach, die Hälfte der Besucher von Biarritz ihre Tage verbringen, indem sie am Morgen dorthin fahren und vor Abend nicht wieder zurückkehren. Die Plätze in den am Morgen abgehenden Fuhrwerken und Fahrgelegenheiten sind so gesucht, daß man, um sich einen Platz zu verschaffen oder zu sichern, jedenfalls schon am vorangehenden Nachmittag ein Billet nehmen muß, obschon Droschken, Omnibusse, Diligencen und Wagen aller Art beinahe jede Viertelstunde dorthin abgehen.

Diese Vorliebe der Badegäste von Biarritz für Bayonne ist auch leicht zu erklären und zu entschuldigen, denn nur wenige Städte sind so geschaffen, einen entschieden günstigen Eindruck auf den Fremden zu machen, wie Bayonne. Die Stadt selbst ist halb französisch, halb spanisch, von einem ganz eigenthümlichen Gepräge, und gibt sich in ihren Läden und Gasthöfen mit den Schildern und Inschriften in beiden Sprachen als Grenzstadt zu erkennen; dazu die hellen, freundlichen, breiten, geräuschvollen und belebten Straßen mit ihren vielen Fußwanderern und Spaziergängern: Damen, nach der neuesten Pariser Mode gekleidet, spanischen Schmugglern, Priestern, Nonnen und Soldaten in ihrer malerischen Tracht, Touristen aus aller Herren Ländern; dazu noch die eigenthümlichen landesüblichen Fuhrwerke, die buntausgeschirrten Saumthiere, die schweren, ungeschlachten Frachtwagen; die prachtvolle Place de Grammont, die ehrwürdige Kathedrale und vor Allem die Aussicht von der Citadelle nach der ganzen Kette der Pyrenäen, welche von hier aus ebenso großartig und schön, wo nicht noch schöner erscheinen, als die Berner Alpen von Thun oder Interlaken aus, — das alles zusammen macht Bayonne zu einem ebenso interessanten wie genußreichen und unterhaltenden Aufenthalt. Nicht minder reizend und in hohem Grade lieblich ist die Umgebung der Stadt, die friedliche, sonnige, fruchtbare Landschaft, durch welche der Adour-Fluß hinströmt, mit dem prachtvollen Hintergrund der ganzen Gebirgskette. So ist es denn nicht zu verwundern, daß der Ausflug von Biarritz nach dem nur eine deutsche Meile entfernten Bayonne ein besonders beliebter ist, um so mehr, als der einzige andere interessante Ausflug auf französischem Boden nur nach dem Leuchtthurme gemacht werden kann. Diesem statten beinahe alle Badegäste von Biarritz während ihres Aufenthaltes mindestens Einen Besuch ab, und man sieht den Weg dahin bei gutem Wetter jeden Tag durch ganze Karawanen von solchen neugierigen Wallfahrern zu Fuß und zu Wagen, zu Pferde oder zu Esel belebt, und bei klarem Wetter wird dieser Besuch auch einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen. Die Aussicht über das Meer hin ist wunderbar schön, und das Panorama von Ocean und Gebirgswelt in der Richtung nach Spanien hin ist wohl kaum zu übertreffen. Weiter an der Küste entlang, in der Richtung nach Bayonne hin, befindet sich eine Höhle, die zwar an sich nichts Besonderes darbietet, aber Gegenstand und Oertlichkeit einer ergreifenden Sage ist. Man nennt sie die Chambre d'Amour oder Liebeskammer und erzählt von ihr, ein liebendes Paar sey in derselben von der steigenden Fluth überrascht worden und Arm in Arm verschlungen ertrunken. — „Die armen Geschöpfe!" hört man die fashionablen Besucherinnen sagen, wenn sie sich in der Nähe des romantischen Orts zu einem Picnic niedersetzen; und der Todeskampf von zweien ihrer Mitgeschöpfe ist dann bald vergessen in dem Knallen der Champagnerkorke und dem fröhlichen Gelächter der glücklichen und übermüthigen Gäste, welche hieher gekommen sind, um einen Tag angenehm zu verbummeln und sich nicht entfernt einfallen lassen, ihr Vergnügen durch irgend welche düsteren Gedanken zu beeinträchtigen.

Die fashionablen Besucher von Biarritz verbringen ihre Zeit mit einer tüchtigen Portion Schlaf, einem mäßigen Quantum Herumbummelns, einer gewaltigen Quantität Müssiggangs, einer hübschen Proportion von Badegenuß und einem winzig kleinen Bruchtheil wirklicher Leibesübung, oder man sollte eigentlich besser und richtiger sagen: während sie vorgeben, sich mit derartigen vermeintlichen Genüssen zu amüsiren,

schwindet der Tag ihnen unter den Fingern dahin. Gleichwohl aber findet man nur wenige wirklich gelangweilte ernstere Personen unter der Menschenmenge, welche sich an einem schönen Herbstnachmittage am Strande einfindet, denn die Scene ist so lebendig und bewegt, so heiter und sonnig, die Meereswogen so krauß und grün, die Aussicht so prachtvoll, die Badenden so vergnügt, die Spaziergänger so bunt gekleidet, daß auch der acht- und gedankenloseste Beobachter sein Auge und jenes Vacuum, welches die Stelle seines Gehirns einnimmt, damit beschäftigen kann, daß er die bunte modische Menschenmenge begafft, und darüber nachgrübelt, wer die Einzelnen wohl seyen, wo sie ein Unterkommen gefunden haben, und wie viele neue Ankömmlinge der nächste Wagenschub von Bayonne herüber bringen möge. Dazu kommt dann natürlich noch eine unerschöpfliche Quelle von Unterhaltungsstoff in allen möglichen wahren oder erdichteten Anekdoten und Charakterzügen über die kaiserlichen Badegäste und ihr Treiben: wen der Kaiser empfangen, was für Toiletten die Kaiserin getragen, was für Fortschritte im Schwimmen der kaiserliche Prinz im Port Vieux gemacht habe, — lauter Gegenstände, welche mit einem ungemeinen Ernste erörtert und von Mund zu Mund fortgepflanzt werden. Ab und zu sieht man alsdann den Mann, welcher die Zügel Frankreichs so fest in der Hand hält, ganz anspruchslos wie einen andern schlichtbürgerlichen Familienvater mit der Kaiserin am Arme und dem Prinzen an der Hand auf dem Sande spazieren gehen, wo dann Jedermann sich herbeidrängt und den Hut abnimmt und nach einem jener graziösen Lächeln hascht, womit die Kaiserin solche beeiferte Begrüßungen erwidert. Der Kaiser liebt derartige Spaziergänge ohne allen Zwang und Cer moniell, wo er sich unter die Leute mischen und Bekannte anreden und auf eine Weile vergessen hat, wie schwer der Kaisermantel sonst drückt. Wie reich und glänzend der kaiserliche Hof auch in Paris ist, so einfach, anspruchslos und gewinnend ist das Badeleben des kaiserlichen Paares in Biarritz, wo sich Napoleon und Eugenie sicher weit mehr amüsiren, als der große Hause reicher, vornehmer oder ehrgeiziger Müssiggänger, welche ihnen zu Liebe und von Modesucht und Eitelkeit getrieben hieher kommen.

Als Biarritz noch ein kleines Fischerdörfchen war, ehe der Kaiser es entdeckte und auf seine heutige Stellung erhob, war der Port Vieux noch kein öffentliches Schwimmbad, sondern ein stiller Schlupfhafen, wo die paar Fischerboote der Einwohner anlegten. Diese Boote und die Fischer sind nun verschwunden, aber ein lebhafter Schifffahrtsverkehr konnte seither noch nicht nach Biarritz gelockt werden; denn wenn Fahrzeuge gelegentlich durch die Stürme des biscayischen Meerbusens gezwungen werden, eine Zuflucht in Biarritz zu suchen, so laufen sie Gefahr, an den zahllosen Riffen und Felsen zu zerschellen, welche hier in allen Richtungen aus dem Meere starren, — Klippen und Riffe, woran der Wogenschlag der Atlantis Höhlen und Grotten ausgewaschen hat, damit die Brandung darin tosen und sieden kann, oder Felsenriffe, über welche die Wogen in Wolken von blendendem Schaum und Gischt hereinschlagen, — Felsen, welche vom Strande aus betrachtet an einem sonnenhellen Sommertage sehr hübsch und malerisch aussehen, wenn die Brandung ihren Fuß mit weißen Schaumkränzen umgibt, die aber, in einer stürmischen Winternacht vom Verdeck eines Schiffes aus betrachtet, welches der volle Druck des Windes gegen sie antreibt, ein furchtbares, entsetzliches Aussehen haben müssen. Da man aber Biarritz in jeder Hinsicht heben will, so wird gegenwärtig als ein Zufluchtsort für derartige bedrängte Fahrzeuge ein neuer geräumiger und sicherer Hafen in der Nähe des Port Vieux gebaut. Es ist eine beliebte Leibesbewegung, um den bereits fertigen Theil des Hafens herum zu schlendern und zu klettern, und ein Besuch daselbst verlohnt sich abgesehen von der Schönheit der umgebenden landschaftlichen Szenerie. Der neu errichtete Hafendamm besteht hauptsächlich aus ungeheuren Blöcken Concrete, die man an Ort und Stelle in gewaltigen hölzernen Kästen von fünfzehn Meter Länge anfertigt, und neben welchen noch eine Menge von Steinen verwendet werden. Die Stürme des Winters von 1865—66 haben furchtbare Verheerungen an diesen Hafenbauten angerichtet; der Ocean, gleichsam ergrimmt ob dem Eingriff der Menschenkraft in seinen Bereich, schleuderte ungeheure zertrümmerte Massen von Steinen und Concret auf den Strand zurück; aber die Schäden sind wieder ausgebessert worden, und eine weiße Bildsäule der heiligen Jungfrau, welche man am Ende des neuen Molo aufgerichtet hat, wird nicht nur als eine Denksäule für den Tod von vier Arbeitern betrachtet, welche eine Sturzwoge von dem Gerüste herabriß, worauf sie arbeiteten, so daß sie den Tod in den empörten Wogen fanden, sondern auch als ein Sinnbild der Hoffnung für das Gelingen des Unternehmens.

Wer nach Biarritz geht, muß namentlich drei Dinge mitbringen: Zeit, Neigung und Geld, dann wird er sich schwerlich an Ort und Stelle enttäuscht finden. Wer die Gebirgsscenerie aufsuchen will, der hat die Pyrenäen in nächster Nähe; wem es um einen Anblick des Meeres zu thun ist, der hat den weiten biscayischen Meerbusen vor sich. Wer nach neuen Ansichten und Emotionen hascht, der kann ohne Mühe einen Ausflug nach Spanien hinüber machen; wer angenehm bummeln will, der hat den Strand und das Casino. Man kann sich hier eine angenehme, müssige, mäßig unterhaltende Sommerfrische mit Herumlungern, Kaffeeschlürfen, Gefrornesessen, Cigaretteurauchen und Seebaden verschaffen; man kann aber auch eine Zeit unerträglicher Hitze keuchend und schwitzend und dürstend unter einem großen Schirm verbringen, wie im September 1865. Vielen genügt das erhebende Bewußtseyn, mit dem kaiserlichen Ehepaare sich in denselben Wogen abkühlen und erholen zu dürfen, oder die Sprünge und Bewegungen zu beobachten, unter denen der schwächliche Erbe des schönsten Reiches der Erde seine ersten Lektionen im Schwimmen nimmt. Die Geschmäcke sind verschieden.

Was aber den Besuch von Biarritz für einen Deutschen interessant und genußreich machen würde, das ist die angenehme, lehrreiche und unterhaltende Fahrt durch ganz Frankreich mit einem kurzen Aufenthalt in Paris, die Besichtigung der herrlichen Kathedrale von Tours, der Besuch der Stadt

Bordeaux mit ihrer schönen Brücke über die Gironde, ihrem prächtigen Theater und ihren großartigen Quais und öffentlichen Gebäuden, die Eisenbahnfahrt durch das merkwürdige Departement des Landes, jene eigenthümlichen, öden, Distel- und Dornen-bedeckten Haidestrecken; ein Blick auf das interessante Bayonne. Hat man dann nach einer Fahrt, die, wenn nicht zu schnell zurückgelegt, die angenehmsten Erinnerungen sammeln läßt, welche ein Reisender nur nach Hause bringen kann, Biarritz erreicht und den Ort kennen gelernt, wo der Wille einer Kaiserin im fernsten Winkel Frankreichs aus einem öden, unscheinbaren Fischerdorfe ein kleines Eldorado und eine rasch aufblühende Stadt geschaffen hat, dann kann man nach glücklich vollbrachter Kur noch einen hübschen Ausflug in das nördliche Spanien oder die höchst eigenthümlichen und originellen baskischen Provinzen machen, welche dem gebildeten Mann von einiger Beobachtungsgabe die reichste Ausbeute gewähren werden.

Baskisch Blut.

Erzählung; aus den Reise-Erinnerungen eines deutschen Malers.

Die Sonne brannte allzu heiß hernieder, als daß ich meine Wanderung nach Eaux-bonnes, einem der berühmtesten Pyrenäenbäder, hätte fortsetzen können; und da ich nicht pressirt war, so beschloß ich über die Zeit der glühenden Mittagshitze Halt zu machen. Als ich meine Blicke umherschweifen ließ, um einen schattigen passenden Ort für meine Mittagsrast zu suchen, bemerkte ich ungefähr hundert Schritte über mir an einem der Berghänge einen Punkt, wie ich ihn mir wünschte. Dieser Rastort war bald erreicht, und von ihm aus beherrschte ich eine volle Aussicht über die Straße und die auf derselben Vorüberkommenden. Es war eine jener kleinen Matten smaragdgrünen frischen Grases, welche zwischen den wilden Felsen der Pyrenäen so häufig vorkommen. Einige Bäume, die hier in dem Humus Wurzel geschlagen hatten, spendeten kühlen Schatten, und der Ablauf einer Quelle, die weiter oben an einer steilen Felswand entsprang, rieselte durch die Matte hindurch. — „Das ist just der rechte Ort für ein Mittagsschläfchen!“ sprach ich zu mir selbst, warf den Ranzen in's Gras, um es mir leicht zu machen, schnallte die Umhängetasche auf, um meinen Proviant hervorzuholen, und breitete mein Mittagbrod vor mich aus. Dieß war rasch absolvirt, und als ich mich in's Gras gestreckt und mir eine Cigarette angezündet hatte, fühlte ich mich bald so behaglich, daß mir nichts mehr zu wünschen übrig blieb.

Ich hatte mich noch nicht lange diesem süßen Nichtsthun hingegeben, als ich von meinem erhabenen Standpunkte aus einen fetten, kleinen, fidel aussehenden Mann die Straße heraufkommen sah. Die Sonnenhitze war auch für ihn zu stark; er fächelte sich mit seinem niedern breitkrempigen Hute Kühlung zu, und warf spähende Blicke umher, um sich irgend ein behagliches Winkelchen zu suchen, wo er ausruhen konnte. Ich rief ihn an und winkte ihm; er bemerkte mich und war in der Hälfte der Zeit, welche ich gebraucht hatte, um an dem Abhang heraufzuklettern, an meiner Seite. Es war ein Mann stark in den Fünfzigen, unter mittlerer Größe, von frischer, gesunder Gesichtsfarbe und beweglichem, rüstigem Wesen. Zu besserem Fußhalt auf den rauhen Bergpfaden trug er die Spartille oder hanfgeflochtene Schuhsohle. Ein gutmüthiger freundlicher Ausdruck lachte in seinem Gesichte; aber er war so sehr mit Staub bedeckt, daß ihm dieser eben so dick auf Haar und Gesicht, wie auf den Kleidern lag.

Ich glaubte meinerseits nichts Besseres thun zu können, als dem Manne in meinem ledernen Trinkbecher einen Schluck Branntwein mit Wasser gemischt anzubieten. Er trank dieses Gemisch mit dem besten Willen von der Welt, gab dankend den Becher zurück, wischte sich den Schweiß ab und setzte sich neben mich in's Gras. Erst als er all' diese Operationen verbracht und die Ueberbleibsel meines Mittagsmahls vertilgt hatte, bequemte er sich zum Reden; dann aber holte er die verlorene Zeit reichlich ein. Ich habe noch selten einen solch gesprächigen Menschen mit einer so geläufigen Zunge getroffen. Er gab sich mir zunächst als einen Arzt zu erkennen und erging sich dann in einem heftigen Ausfall gegen das Rauchen, was ihn aber gar nicht hinderte, fünf Cigaretten zu rauchen und dabei die ganze Zeit über zu schwatzen.

Auf meine Frage nach den Volkssagen dieser Gegend erwiderte er mir, es gebe keine solchen oder sie seyen ihm wenigstens nicht bekannt. Hier gab er mir auf meine Bitte eine Schilderung des Volkscharakters und der Sitten der französischen Basken. Sie seyen, versicherte er mich, ein tapferes, biederes Volk, von sehr lebhaftem Ehrgefühl, gastfreundlich und höflich, zumal gegen Fremde, aber auch — gleich ihren Brüdern, den spanischen Basken — außerordentlich leidenschaftlich, reizbar, auf ihre Würde eifersüchtig, ehrgeizig und rachgierig, zumal wenn Frauensleute dabei in's Spiel kämen. Er versicherte mich sodann, er liebe die Ausländer, namentlich die Deutschen und die Engländer, weil sie gebildete, verständige und freigebige Leute seyen; die Engländer, meinte er, seyen auch nicht so phlegmatisch, wie man gewöhnlich annehme, sondern oft äußerst leichtsinnig, unbesonnen und vorschnell, wenn sie sich von ihren Leidenschaften hinreißen ließen — letztere Bemerkung begleitete er mit einem gewissen bedeutsamen Blick und einer Heimlichthuerei, welche meine Neugierde erregten.

Da wir denselben Weg zu machen hatten, beschlossen wir gemeinsam weiterzugehen, und schlenderten lachend und unter munterem Geplauder dahin, mit den vorübergehenden Landleuten die übliche Begrüßung „Adichat“ (guten Tag) wechselnd. Nachdem wir eine gute Strecke Wegs mit einander gewandert waren, schlug mein Begleiter mir vor, ein Glas Milch zu trinken, und als ich mich damit einverstanden erklärte, nahm er wiederum seine bedeutsame geheimnißvolle Miene an und sagte: „Jetzt geben Sie Acht und sehen Sie sich die Leute in dem Hause, welches wir betreten werden, genau an!“

Wir waren an eine Stelle der Straße gelangt, wo die Schlucht, durch welche der Weg hinführte, plötzlich in ein hüb-

sches grünes Wiesenthal von etwa tausend Schritten in der Breite einbog. Dieses Thal war sehr fleißig angebaut, von einem tosenden Gave oder Gebirgswasser durchströmt und mit einem Dutzend Bauernhäuschen besiedelt. An der Thüre eines dieser Häuser pochte mein Freund an. Ein junges Frauenzimmer von ungefähr drei- oder vierundzwanzig Jahren öffnete uns die Thüre. Sie war ausnehmend hübsch und hätte wahrhaft für schön gelten können ohne die geisterhafte Blässe, welche auf ihrem vollkommen blutlosen Angesichte lag; ihre hochgewachsene schlanke Gestalt war so schön modellirt und voll Ebenmaß, ihr Gebahren so graziös und taktvoll, daß ich sie unmöglich für eine Bäuerin halten konnte; wenigstens war sie allen Bauermädchen, welche ich zuvor gesehen hatte, entschieden überlegen. Sie bewillkommnete meinen Begleiter mit großer Herzlichkeit, und dieser brachte nun für mich die Bitte um einen Trunk Milch vor, welcher alsbald entsprochen wurde. Das bleiche Frauenzimmer schien jedoch nicht zum Plaudern aufgelegt, so daß ich Zeit genug hatte, meine stillen Bemerkungen zu machen. Es waren noch zwei andere Frauensleute in der Stube: die Eine unverkennbar die Mutter der Blassen; die Andere konnte, nach der Aehnlichkeit zu schließen, eine jüngere Schwester der letzteren seyn. Alle drei trugen Trauergewänder. Das Häuschen selbst war, wie die Mehrzahl der anständigeren Wohngebäude in jenem Theil der Pyrenäen, zwei Stockwerke hoch. In der Stube, worin wir saßen, stand ein großer Herd, worauf ein Reisigfeuerchen brannte, und vor demselben spielte ein Kind von zwei bis drei Jahren. Das junge Frauenzimmer weigerte sich, Bezahlung für die Milch anzunehmen, welche sie uns vorgesetzt hatte, und gab mir sogar — und zwar mit einer Regung von Stolz, wie ich mir einbildete — die paar Sous zurück, welche ich dem Kinde in die Hand gedrückt hatte, das offenbar ihr gehörte.

Nachdem wir eine Weile gerastet und unsere Milch getrunken hatten, bedankten wir uns und verließen das Haus. — „Ihr würdet mir einen Gefallen thun, mein Herr, wenn Ihr mir die Geschichte erzählen wolltet, welche sich an diese Leute knüpft, wie ich sehe," sprach ich nun zu dem Doktor, der sich auch gar nicht lange bitten ließ und folgendermaßen anhub:

„Der Umsturz von Ludwig Philipps Regierung im Jahr Achtundvierzig und was darauf folgte, gab, wie Sie wissen werden, Anlaß zu mancherlei Verschwörungen und wirklichen oder eingebildeten Anschlägen gegen die junge Republik und hernach gegen das Kaiserreich. Und da gerade in dieser Gegend die Leute sehr königlich gesinnt waren, so wurden manche davon, die aus ihrer Theilnahme für die Familie Orleans kein Geheimniß machten, mehr oder weniger verdächtig oder wenigstens angeschwärzt. Unter den so Denuncirten war auch ein gewisser Jacques Lacoste, der Vater des jungen Frauenzimmers, welches Sie vorhin gesehen haben. Unter dem Vorgeben, er habe an einer hochverrätherischen Verschwörung theilgenommen, ward er eines Tages ganz unversehens verhaftet, prozessirt und auf zehn Jahre nach Cayenne geschickt.

„Die Vollziehung dieses Urtheilsspruchs versetzte die Familie Lacoste's, welcher einer der wohlhabendsten Bauern des Thals gewesen war, in die größte Noth, und erweckte sie aus ihrem bisherigen behaglichen Daseyn von wohlbelohntem Fleiße zu einem Leben voll unausgesetzter Arbeit und Entbehrung. Die Familie bestand aus Mutter, Sohn und zwei Töchtern, von denen die älteste, Julie, etwa achtzehn Jahre alt war, als jene furchtbare Heimsuchung über sie hereinbrach. Julie hatte sich schon von Jugend nicht bloß durch ihre seltene Schönheit, sondern auch durch ihre sanfte Gemüthsart, ihre Grazie, Zuthunlichkeit, ihren Verstand und ihre rasche Auffassungsgabe ausgezeichnet. Ihre geistigen Vorzüge und Eigenschaften waren der Beachtung des Dorfpfarrers nicht entgangen, welcher sich nun einige Mühe gab, dieselben auszubilden. Unter seiner Schulung lernte Julie das Französische lesen, sprechen und schreiben (denn die Bearner und Basken haben ja bekanntlich eine eigene Sprache, welche sie Escualdanac nennen), und Julie machte sich die erworbenen Kenntnisse sehr zu Nutze, indem sie begierig alle Bücher las, die ihr nur unter die Hand fielen. So bescheiden nun diese Talente und Fertigkeiten waren, so erhoben dieselben Julien doch unbedingt hoch über ihre Gespielinnen, für welche sie bald ein Gegenstand der Bewunderung und ein wahres Orakel wurde. Die Ausbildung und Ausübung der geistigen Fähigkeiten übt immer auch eine Wirkung auf den Ausdruck des Gesichts; Juliens von Natur schon freundlichen und wohlwollenden Zügen prägten sich Herzensgüte und Empfindsamkeit immer stärker auf, und den muntern Blitz ihres dunkeln Auges zügelte ein gewisser Ausdruck von Besonnenheit und mildem Ernst, den nur hie und da ein verstohlener koketter, muthwillig-schalkhafter Blick Lügen strafte. Freundlich, zuvorkommend und gemeinnützig in ihrem eigenen kleinen Wirkungskreise, bewahrte sich Julie in der Stille und Abgeschiedenheit ihres Thales ein kindlich argloses Gemüth. Von der Welt wußte sie gar nichts, denn sie war noch niemals über ihr Thal oder über die Schlucht hinausgekommen, in welche das Thal ausläuft. Das Einzige, was sie von größeren Städten als ihr heimathliches Dorf gehört hatte, wußte sie aus den Schilderungen einiger gereisten Nachbarn, welche schon in Bayonne gewesen oder sogar bis Toulon gekommen waren und durch ihre Erzählungen von der Pracht und Größe jener Städte das Staunen und die Neugierde des jungen Mädchens in nicht geringem Maße erregten.

„Juliens beobachtendem Blick und besonnener Erwägung konnte nicht entgehen, daß sie zwar zu Hause ihrer Familie sich nützlich machen konnte, aber dieselbe noch auf weit wirksamere Weise unterstützen könnte, wenn es ihr gelänge, in einer der großen Städte, von welchen sie gehört hatte, Beschäftigung zu finden. Es war kein selbstsüchtiges Gefühl, welches sie zu dem Wunsche bewog, eine Stelle als Dienerin in der Stadt zu finden; sie war viel zu gut und wohlwollend, um selbstsüchtig zu seyn, und alle Pläne, welche sie in dieser Beziehung machte, sollten nur den Ihrigen zu gute kommen, welche sie daheim zurücklassen würde. Allein obschon sie sich wegen der Verwirklichung ihres Wunsches an verschiedene Leute gewandt hatte, welche am besten ihr hiezu hätten behülflich seyn können, so sah sie doch lange Zeit ihre Bewerbungen vergeblich, bis

endlich ein Zufall alle Schwierigkeiten beseitigte und zur Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches führte.

„Eine Dame, welche als Badegast in Eaux-Bonnes verweilte und mit einer Gesellschaft einen Ausflug in's Gebirg gemacht, hatte das Unglück gehabt, durch ein Rutschen des Sattels vom Pferde zu stürzen. Sie erlitt zwar nur eine leichte Beschädigung am Kopf, aber ihre Nerven waren durch den Schreck so sehr angegriffen worden, daß ihre Begleiter sie nicht mehr weiter bringen zu können glaubten und sie nach dem ersten besten Bauernhause brachten, das sich in der Nähe darbot und das zufälliger Weise dasjenige von Juliens Mutter war. Die aufmerksame und beeiferte Verpflegung, welche die Dame von Seiten Juliens fand, erwarb dieser die Gunst der Verunglückten und den förmlichen Antrag, als Zofe in den Dienst der Dame zu treten, — einen Vorschlag, welchen Julie mit Entzücken annahm und ihre Mutter billigte. Als die Dame wieder genesen war und nach Eaux-Bonnes zurückkehrte, ward abgemacht, daß Julie sich acht Tage später in dem Hause der Dame in Pau einfinden sollte.

„Die Dame, in deren Haushalt Julie eintreten sollte, war sehr wohlhabend und gesellig, und sah nicht nur die angesehensten Bewohner von Pau in ihrem häuslichen Kreise, sondern auch viele von den Fremden und namentlich den Engländern, welche zu ihrem Vergnügen oder aus Gesundheits-Rücksichten ihren Winteraufenthalt in Pau nahmen. Madame Duroyer war lange verheirathet gewesen, aber nun eine kinderlose Wittwe. Selbst lebhaft und witzig, wählte sie sich ihren Umgang vorzugsweise unter Personen, welche diese Eigenschaften besaßen, und kümmerte sich nicht sonderlich viel um den guten Ruf oder übrigen Charakter ihrer Gäste, wenn diese nur zu ihrer Unterhaltung oder zur Zierde und Belebung ihres Salons beitrugen.

„Unter den vielen Ausländern, welche im Hause der Madame Duroyer aus- und eingingen, war auch ein gewisser Edward Bellhouse, ein junger Engländer von guter Familie und Erziehung und feinen Manieren. Er war etwa zweiundzwanzig Jahre alt, leidlich hübsch, von mittlerer Größe, gut gewachsen und nicht ohne Geist und Talent. Seine Stimme war merkwürdig weich und gewinnend; aber einen besondern Reiz und Ausdruck verlieh seinem Gesicht ein dunkles Augenpaar, dessen offener freier Blick, voll Kühnheit und doch nicht ohne eine gewisse Herzensgüte, besonders auf Frauen einen gewissen Eindruck machte und alle diejenigen Personen gewann, die er mit seinem Blicke für sich einnehmen wollte. Er war ursprünglich für eine gelehrte Laufbahn bestimmt gewesen; allein ein kommerzieller Unfall, welcher seinen Vater betroffen und des größten Theiles seines Vermögens beraubt, hatte auch ihm die Mittel genommen, seine Studien fortzusetzen. Seine Eltern waren nach Pau gekommen, um daselbst wohlfeil und bescheiden leben zu können, und Edward hatte sie begleitet, um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen, bevor er in ein kaufmännisches Comptoir eintrat.

„Ein Mädchen aus dem Gebirge in ihrer malerischen Tracht und dabei von einer so augenfälligen Schönheit wie Julie, mußte nothgedrungen die Aufmerksamkeit der verschiedenen jungen Männer, welche die Salons der Madame Duroyer besuchten, auf sich ziehen. Julie ward mit Schmeicheleien überhäuft, hatte aber für alle ein taubes Ohr. Weit entfernt, einen Hang zu Putz und Koketterie an den Tag zu legen, wie manches andere Mädchen unter solchen Umständen gethan haben würde, legte sie ihre wohlfeile einfache Landestracht nicht ab, sondern suchte jeden Franc, den sie entbehren konnte, gewissenhaft zurückzulegen für ihre Angehörigen zu Hause, auf deren Unterstützung ihr einziges Dichten und Trachten hinzuzielen schien. Es wäre gut gewesen, wenn sie diesem löblichen Vorsatz und Beweggrund immer treu geblieben wäre; allein durch den Tod eines unverheiratheten Oheims von Juliens Mutter fiel der Familie ein kleines Vermögen zu, welches sie vor Noth sicher stellte und ihr erlaubte, ihre frühere Stellung wieder einzunehmen.

„Mit diesem Umschlag in ihren Vermögens-Verhältnissen ging auch mit Julien eine Wandlung vor sich. Der edle erhabene Zweck, den sie sich vorgenommen hatte, war nun aufgehoben, und Gedanken, welche ihrem Herzen seither fremd gewesen waren, fanden nun in ihrer Seele Raum. Von den Ersparnissen, welche sie für die Unterstützung der Ihrigen zurückgelegt hatte, verwendete sie nun zwar einen Theil zu wohlthätigen Zwecken, aber das Uebrige zur Anschaffung von Putz und Geschmeide. Seit der Druck der Sorge für die Ihrigen von ihr genommen war, wurde sie lebhafter, munterer, minder zurückhaltend. Das Gesicht, welches seither so ungerührt erschienen bei irgend einem zufälligen oder zudringlichen Kompliment, begann nun zuweilen den Schmeichler eines Lächelns zu würdigen, welchem jedoch oft ein geringschätziges Aufwerfen der Lippen folgte, von dem zweifelhaft war, ob es einen Spott über sich selbst oder über den Urheber jenes Kompliments ausdrücken sollte. Julie hatte seither die abgelegte Garderobe ihrer Gebieterin, welche ihr vermöge ihres Postens zugefallen war, verkauft; nun aber ließ sie sich dieselbe für den eigenen Gebrauch zurecht machen und vertauschte die Landestracht mit modischer städtischer Kleidung.

„Edward Bellhouse war einer von den Wenigen, welche dem Mädchen seither keine Aufmerksamkeit geschenkt hatten, außer etwa dem flüchtigen Blick welchen jedes hübsche Mädchen beansprucht. Julie achtete ihn anfangs um dieser Rücksicht und Enthaltsamkeit willen, verliebte sich aber endlich bis zum Sterben in ihn. Sie hatte bei vielen Gelegenheiten die Bewunderung wahrgenommen, welche man Edward in dem Cirkel der Madame Duroyer zollte, und mehr als einmal die rosige Gluth der Freude bemerkt, welche seine Gegenwart, eine Anrede oder ein Blick von ihm auf irgend einer schönen Wange hervorrief. Ihr Auge war nicht das einzige, welches ihm auf Tritt und Schritt folgte, als ob ein Zauber in seiner Erscheinung läge. Lange Zeit hatte er keine Ahnung von ihren Empfindungen für ihn, bis er eines Tags, wo er in Madame Duroyer's Salon einige Bilder in einem Album betrachtete, bei einem zufälligen Aufblick von denselben Juliens Auge mit einem Ausdruck auf sich geheftet sah, über

dessen Bedeutung er nicht mehr im Zweifel seyn kannte. Sie, an welche er zuvar nur selten gedacht hatte, erschien ihm nun mit doppelter Schönheit bekleidet, mit Einem Worte, bevar noch der Abend um war, hatte er sich ebenso leidenschaftlich in Julien verliebt, als diese sich in ihn.

„Edward war ebenfalls wie umgewandelt: seine Bücher wurden ihm zum Eckel, und sein Kopf und Sinn schien für gar kein anderes Bild, für keinen andern Gegenstand mehr Raum zu haben, als für sie. Endlich gab er es auf, gegen dieses Gefühl länger anzukämpfen; er suchte und fand mehrfach Gelegenheit, sie zu sprechen, und es dauerte nicht lange, so tauschten sie das Geständniß ihrer Liebe gegen einander aus.

„Die baskischen Frauen kennen, wie die Spanierinnen, keine Grenzen in ihrer Anhänglichkeit; in Liebe wie in Haß bewegen sie sich in den Extremen. Juliens Herz und Seele gehörte von diesem Augenblick an ihrem Geliebten; um seinetwillen trazte sie dem Zarn und der Verachtung ihrer Familie, und ihre eigene Schande schien für sie gar keine Schrecken mehr zu haben, wenn es galt, ihm Kummer aber Unbehagen zu ersparen, ihm einen Wunsch zu erfüllen, eine Freude zu bereiten. Sie war so unvorsichtig, unbesannen und ihrer eigenen Würde vergessen, daß endlich der Tag kam, wa sie unter Schimpf und Schande das Haus ihrer Herrin verlassen mußte."

„Ihr Liebhaber Edward war nicht in der Lage, sie zu unterstützen, und fühlte nun die Selbstsucht und den Leichtsinn seines eigenen Betragens bitterlich. Der Gedanke, sie leiden zu sehen, war ihm unerträglich. Seine erste Regung war der Rath, sie salle nach Hause zurückkehren zu ihrer Familie und der Liebe ihrer Mutter vertrauen; allein Julie fürchtete sich ebenso sehr, ihn zu verlassen, als dem Tadel und den Vorwürfen ihrer Mutter zu begegnen.

„Gerade in diesem kritischen Zeitpunkte erhielt Edward Bellhouse einen Brief aus Landan, welcher ihm ein vortheilhaftes Unterkammen auf einem Camptoir anbot. Hier bot sich ihm eine Befreiung von allen Verlegenheiten und Schwierigkeiten dar, wie er sie nicht besser wünschen kannte. Er erklärte Julien, er habe nun eine Gelegenheit, sich aus der Patsche zu ziehen, aber er müsse sie verlassen. Sie bat um die Erlaubniß, ihn nach England begleiten zu dürfen; sie wollte ihm in jeder Eigenschaft folgen, ihm keine Opfer und Kosten verursachen, wollte zufrieden seyn, wenn sie nur immer in seiner Nähe seyn dürfe um ihn zu beobachten und zu trösten. Ihre leidenschaftliche inständige Bitte überwältigte ihn beinahe, denn er liebte sie wirklich tief; er versicherte sie, die Trennung von Ihr bekümmere ihn ebenso tief wie sie; er erklärte ihr, es müßte alle seine Aussichten und Lebenspläne in England zerstören, wenn es bekannt würde, daß sie ihm dorthin gefolgt sey; er wies ihr nach, daß ihrer beider gegenwärtige Liebe nathgedrungen vor ihrem künftigen Glück in den Hintergrund treten müsse; er gelobte ihr, sie selbst und ihr noch ungeborenes Kind würden sein ganzes Leben lang seine Mittel und seine Neigungen theilen. Und als alle diese Vernunftgründe nicht durchschlugen, als er sie noch immer unüberzeugt und von Gram niedergebeugt sah, versprach er ihr bündig, bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder zurückzukehren.

„Allein was sollte sie in der Zwischenzeit beginnen? Die Liebenden wurden jedach der Lösung auch dieser Schwierigkeit enthoben, indem Juliens Mutter ganz unerwartet zum Besuche nach Pau kam. Sie hatte keine Ahnung von der Schande, welcher ihre Tochter verfallen war, und hatte daher diese noch im Hause der Madame Durover aufgesucht in der Hoffnung, ihr Kind noch ebenso schön und unschuldig zu sehen, wie Julie vor Jahr und Tag die Heimath verlassen hatte. Die arme Frau ward beinahe vam Schlage gerührt, als ihr in Frau Durover's Hause die Kunde von dem Unglück und der Schande ihrer Tochter wurde; sie eilte nach dem Hause, worin Julie sich aufhielt, und fand nur allzu sehr bestätigt, was sie von ihr gehört hatte. Die unerwartete Begegnung ihrer Mutter war zuviel für die erschütterten Nerven des unglücklichen schuldigen Mädchens, — ohnmächtig sank sie in Krämpfen zusammen. Bei diesem Anblick aber ging in der armen Mutter eine Wandlung vor sich; das Mutterherz erbarmte sich der Unglücklichen. Frau Lacoste hob das Mädchen vom Baden auf, gab ihm alle möglichen guten Worte, versicherte es ihrer Verzeihung und Liebe und forderte es auf, sogleich mit ihr nach Hause zurückzukehren. Julie weigerte sich anfangs, aus Furcht, sich wieder in der Heimath sehen zu lassen; als aber Edward Bellhause durch sein Zureden die Varschläge der Mutter unterstützte und Julien von der Unmöglichkeit überzeugte, sie mit sich nach England zu nehmen, willigte sie ein. Er wollte ihr einen Theil des Geldes, welches ihm zu seiner Reise eingehändigt worden war, aufdrängen, und deponirte es, als sie dessen Annahme beharrlich verweigert hatte, in ihrem Namen bei einer Sparkasse mit dem ausdrücklichen Bedeuten, daß es für sie und ihr Kind bestimmt sey, und sie hatte nun kein Recht mehr, die Annahme abzulehnen.

„Kurz darauf kehrte Julie mit ihrer Mutter in ihr heimathliches Thal zurück. Welche Veränderung war mit ihr selber vor sich gegangen, seit sie zuletzt das unveränderte Antlitz der Heimath gesehen hatte! Im Schmucke ihrer Schönheit und Unschuld hatte sie dieselbe verlassen, von einem edlen Zweck und Drang beseelt; schuldig, elend, verachtet, mit gebrochenem Herzen kehrte sie nach Hause zurück, — nun keine Stütze mehr für ihre Lieben, sondern eine Schande und eine Bürde!

„Erwägungen dieser Art hatten eine ernste Erkrankung Juliens zur Folge, und endlich schenkte sie einem Knaben das Leben, welcher beinahe so schön war wie sie selbst. Ihr ganzes Dichten und Trachten, ihr ganzes Daseyn fand nun seinen Angelpunkt in dem Kinde. Stunden-lang konnte sie den Kleinen auf dem Schaaße haben und bewachen, ohne sich zu rühren. Sie vermied den Umgang mit ihren früheren Gespielinnen, und zeigte sich nur selten, wenn überhaupt, im Freien. Niemand wußte, wie es ihr seit ihrem Weggehen vom Darfe ergangen war, als der Pfarrer, ihre Angehörigen und ich, der ich sie in ihrer Krankheit behandelt hatte. Ganz

abweichend von Dem was die meisten Frauensleute meines Bedünkens unter ähnlichen Umständen gethan haben würden, sprach sie gern mit dem Priester und mir von ihrem Geliebten, drückte zwar manchmal ihr Erstaunen darüber aus, daß er nichts von sich hören ließ, hielt aber felsenfest an dem Glauben, daß er sie noch immer liebe und daß er nicht glücklich seyn könne, so lange sie von einander getrennt seyen.

„So vergingen mehr als anderthalb Jahre, ohne daß sie etwas von ihm hörte; allein noch immer hielt sie unerschütterlich an der zuversichtlichen Ueberzeugung fest, daß sie ihn bald wieder sehen würde.

„Der Spätsommer war gekommen; das regenlose dürre Wetter war schwül gewesen, endlich sammelten sich Wolken am westlichen Horizont, und jedermann erwartete den Ausbruch eines ersehnten Gewitters, welches die überwältigende Hitze mildern sollte. Zuletzt brach eines der furchtbarsten Gewitter aus, welche jemals das Thal heimgesucht hatten. Der Regen goß in Strömen herab; die schmalen Gebirgspfade wurden hinweggeschwemmt, die Gaves waren beinahe zum Doppelten ihrer gewöhnlichen Stärke angeschwollen, und die stürzenden Wassermassen hatten vieles Vieh und mehrere Scheunen hinweggeschwemmt. Der Donner rollte den Felsen entlang und an den Berghängen herab, und weckte die Echos der Thäler und Schluchten mit einem entsetzlichen Dröhnen, und durch das Hochgebirg raste ein Sturmwind, welcher noch auf lange Zeit Spuren seiner Wuth hinterließ.

„Inmitten dieses Orkans und Aufruhrs der Natur langte ein Fußreisender in dem Dorfe an, wo Juliens Mutter wohnte. Das Haus dieser Familie ist, wie Sie gesehen haben werden, das erste am Eingang des Dorfes. Der Wanderer, bis auf die Haut durchnäßt, betrat ohne Bedenken dieses Haus, erbat sich und erhielt ein gastliches Obdach, saß bald vor einem guten Feuer, trocknete seine Kleider und erlangte wieder seine Munterkeit. Julie und ihre Mutter waren an jenem Tage zufällig ausgegangen, um eine kranke Nachbarin zu besuchen, und noch nicht nach Hause zurückgekehrt, als der Fremde eintrat. Vor dem Feuer spielte das Kind, das bald seinen eigenen Zeitvertrieb verließ, um sich mit dem Gaste zu befreunden. Dieser setzte das Knäbchen bald auf sein Knie, liebkoste es und begann mit ihm zu spielen. Der Knabe sah dem Fremden sehr ähnlich, und diese Aehnlichkeit fiel dem Gaste ebenso gut auf, wie Juliens Bruder und Schwester. Das Gewitter verwandelte sich in einen der langsamen triefenden Regenschauer jenes Gebirgs, welche endlos erscheinen. Juliens Bruder machte daher dem Fremden den Vorschlag, über Nacht zu bleiben, worauf er ihm am andern Morgen einen nähern Weg über die Berge nach den Bädern zeigen wollte. Der Vorschlag ward dankbar und bereitwillig angenommen, und der Fremde unterhielt sich damit, mit dem Kleinen zu spielen und zu tändeln, der ein ganz besonderes Wohlgefallen an ihm gefunden zu haben schien.

Gegen Abend kam Julie ohne ihre Mutter nach Hause, denn diese war bei der kranken Nachbarin geblieben, um ihr während der Nacht abzuwarten. Juliens erster Blick galt ihrem Kinde, das noch immer auf des Fremden Knie saß. Sie trat auf diesen zu, um ihm den Knaben abzunehmen, da erkannte sie im Scheine des Herdfeuers in dem Fremden den Vater des Knaben. Ein leichter Schrei, den sie alsbald unterdrückte, erschreckte den Gast; er wandte sich um und rief: „Julie!“ Er konnte sich nicht enthalten sie in seine Arme zu schließen, aber sie warnte ihn mit den klugen Augen, und er gab kein weiteres Zeichen des Wiedererkennens von sich.

„Juliens Bruder hatte den Schrei gehört und die Gemüthsbewegung bemerkt, welche sie vergebens zu unterdrücken sich bemühte. Er hatte vernommen, wie der Fremde sie bei Namen genannt, und es bedurfte jetzt keines weitern Aufschlusses mehr, um ihn über die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen dem Fremden und dem Kinde aufzuklären.

„Gegen Julien war Joseph immer der liebreichste aller Brüder gewesen; als sie fiel, hatte sie kein Wort des Vorwurfs von ihm gehört; auch gegen ihr Kind hatte er stets nur Zärtlichkeit und Wohlwollen an den Tag gelegt. Er gab sich das Ansehen, als habe er die Wiedererkennungsscene zwischen seiner Schwester und dem Fremden nicht bemerkt; allein Julie, welche den Scharfblick ihres Bruders kannte, beobachtete ihn den ganzen Abend hindurch genau, ohne es sich merken zu lassen. Sie sah in dem Funkeln seines Auges die Erfüllung eines längstgehegten Wunsches, sie bemerkte die Gluth seiner Wange, seine zusammengepreßten Zähne und geballten Hände; — sie wußte daß sein baskisches Blut empört war, daß er ihr Geheimniß durchschaut hatte und über Racheplänen brütete. Nachdem alle schlafen gegangen waren, schlich sie sich nach Edward's Stübchen und bat ihn flehentlich, sich sogleich anzukleiden und seinen Weg nach Pau oder irgend einem andern Orte als demjenigen, welchen er ihrem Bruder als sein Reiseziel genannt hatte, fortzusetzen. Edward stand sogleich auf und ward von Julien in's Freie geführt, wo er sie noch einmal umarmte und dringend bat, ihm mit dem Kinde nach Pau zu folgen. Dieß versprach sie, zeigte ihm den Weg und kehrte dann in ihre Schlafkammer zurück, wo sie sich dem heftigsten Schmerze hingab.

„Allein die Hoffnung auf die nahe bevorstehende Rache hatte auch ihrem Bruder Joseph den Schlaf geraubt; er hatte gehört wie sie den Fremden weckte; er war sogleich aufgestanden, hatte gelauscht und gesehen, wie kurz darauf der Mann, der seine Schwester in's Unglück gestürzt hatte, das Haus verließ. Er sprang in einen Baum, der dicht vor seinem Fenster seine Aeste ausbreitete, und ließ sich an demselben herab. Der Regen hatte aufgehört, und der Himmel war wieder klar und die Nacht schön geworden; der klarste Mondschein erfüllte die Schlucht mit seinem falben Lichte, trotz der umgebenden hohen Berge.

„Edward schritt tüchtig aus und es dauerte ziemlich lange, bis sein Verfolger ihn einholte. Der Baske rief ihn in französischer Sprache an und Edward, welcher ihn in der Entfernung nicht erkannte, blieb stehen.

„Ihr habt etwas vergessen,“ rief Juliens Bruder als er

so nahe kam, daß Edward ihn erkannte; „Ihr habt bei Eurer Flucht etwas in unserem Hause zurückgelassen!"

— „Ihr irrt, mein Freund! ich vermisse nichts; ich habe nichts zurückgelassen!"

„Doch, doch; Ihr habt das arme Mädchen vergessen, das Ihr verführt habt; Ihr habt vergessen, daß Juliens Ehre die meinige und ihre Rache auch meine Rache ist!" rief der junge Mann außer sich vor Wuth, zog sein Messer und drang mit einem wüthenden Stoße auf den Gegenstand seines Hasses ein. Dem Engländer, welche Fehler er auch sonst haben mochte, gebrach es nicht an Muth. Mit einem wuchtigen Streich seines Stocks schlug er dem Basken das Messer aus der Hand, welches in den Abgrund an der Straße hinunterflog. Nun drang der Baske mit einem lauten Schrei auf ihn ein und versuchte mit ihm handgemein zu werden; allein Edward empfing ihn mit einem schweren Faustschlage zwischen die Augen und schleuderte ihn dadurch taumelnd gegen die Felsen, — jedoch nur für einen Augenblick, denn unbekümmert darum, ob er auch einen zweiten Schlag riskire, hatte Joseph sich auf seinen Gegner gestürzt und durch die Plötzlichkeit des Ueberfalls denselben zu Boden gebracht. An Körperkraft waren beide einander gleich; allein durch den Schlag betäubt, und minder gewandt und geschmeidig als sein Gegner, fühlte Joseph während des Ringens bald, daß er dem Gegner nicht gewachsen sey. Sie rollten mit einander an die Seite des Wegs, welche den Gave überhing, und nun packte der Baske seinen Gegner fest und brachte durch einen starken Stoß mit dem Fuße beide an den Rand des Abgrunds. Vergebens bemühte sich Edward, den Burschen abzuschütteln, welcher sich mit der Kraft der Verzweiflung an ihn anklammerte — beide stürzten mit einander über die Felsen hinab, brachen durch die Kronen der paar schlanken Bäume, welche aus den Spalten wuchsen, und fielen schwer in den Gave hinab, der drunten floß. Der Sturz erfolgte aus einer Höhe von hundertundfünfzig Fuß und an einer Stelle, wo das von Felsblöcken, Steinen und Gerölle verstopfte Bett kaum anderthalb Fuß tief Wasser hatte.

„Juliens Bruder war zur Stelle todt; Edward überlebte merkwürdigerweise den Sturz, denn sein Fall war einigermaßen dadurch gebrochen worden, daß sein Gegner zu unterst gefallen war. Am frühen Morgen wurden beide von einem Fischer gefunden, welcher Forellen für die Badeorte angeln wollte. Dieser holte Hülfe herbei und man brachte die beiden Verunglückten nach dem Häuschen von Juliens Mutter. Man sandte sogleich nach mir, aber ich sah auf den ersten Blick, daß für den verstümmelten Engländer keine Aussicht auf Rettung mehr war. Er war übrigens noch bei Besinnung und Sprache, und erzählte mir vor seinem Tode, er habe unglücklicherweise die Adresse verloren gehabt, welche Julie ihm gegeben, aber in der Hoffnung, Julie möchte auf das Postamt nach Pau schicken, um nach Briefen für sie zu fragen, Brief auf Brief poste restante Pau abgeschickt, wo dieselben ohne Zweifel sich noch vorfinden würden. Er starb in Juliens Armen, sein Haupt an ihrem Busen, sein Kind an der einen Hand . . .

„Es wird mir lebenslang unvergeßlich bleiben, wie das halb wahnsinnige Mädchen in Verwünschungen gegen seinen Bruder ausbrach. Ich werde nie vergessen, wie sie sich von der Leiche des Engländers gar nicht losreißen lassen wollte, wie sie sich daran anklammerte, wie sie raste und ohnmächtig ward, bis eine furchtbare Gehirn-Entzündung daraus entsprang. Von der Zeit ihrer Genesung an bis auf diese Stunde hat ihr Gesicht jenes leichenartige blutlose Aussehen behalten, welches Sie an ihr bemerkt haben müssen. Edward's Eltern haben für sie und ihren Knaben gesorgt, nachdem ich auf den Wunsch des Sterbenden an sie geschrieben. Er liegt auf dem protestantischen Friedhofe in Pau begraben; und vier Mal im Jahre findet man an dem eisernen Gitter, welches sein Grab umschließt, einen frischen Kranz mit bunten Immortellen aufgehängt." — —

Ich dankte meinem Reisegefährten für diese Geschichte, und bald darauf schieden wir; aber noch lange dachte ich an diese tragische Geschichte von dem wilden baskischen Blut.

W. Fed.

Das Sonnenlicht.

Eine naturwissenschaftliche Skizze.

(Fortsetzung.)

Es ist bekannt, daß unter gewissen Umständen der Wärme die Eigenschaft innwohnt, latent zu werden. Wenn eine Eismasse durch Hitze schmilzt, ist die daraus entstehende Flüssigkeit nicht wärmer, als das Eis war. Der Thermometer weist noch immer 0° R. Hier ist eine ungeheure Summe von Wärme verschwunden, hat sich versteckt, ist mit einem Wort latent geworden. Nun hat man die Frage aufgeworfen und seit den Tagen Newton's, der hierüber offenbar seine eigenen, streng entschiedenen Ansichten hatte, wiederholt aufgeworfen: kann das Licht nicht ebenso gut latent werden, wie die Wärme? Kann nicht etwas von dem leuchtenden, zur Zeit des Sonnenscheins von Körpern eingesogenen Prinzip wirklich einer Substanz länger beiwohnen, oder müssen wir annehmen, daß es auf dieselben fallend, damit theilweise zu nichte wird; diese Vorstellung ist von großer Wichtigkeit und dient möglicher Weise zur Erklärung mancher Erscheinungen, welche dem Naturforscher so schwer zu schaffen machen. In Sir D. Brewsters Briefen über die natürliche Magie ist das sonderbare Experiment, die Inschrift auf Münzen im Dunkeln zu lesen, beschrieben. Eine alte, gut geglättete Münze legte man auf eine erhitzte Eisenplatte und die Inschrift zeigte sich in schwacher Beleuchtung. Wird gepulverter (?) Flußspath im Dunkeln auf eine erhitzte Schaufel gebracht, so sieht man phosphorisches Licht von dem Mineral ausströmen. Wedgewood fand, daß eine Menge anderer Mineralien bei gleichem Verfahren im Dunkeln zu Lichtausströmungen gebracht werden können, wie deren Sir

D. Brewster beinahe 60 aufgezählt hat. Im Jahre 1663 machte Robert Boyle die Beobachtung, daß ein Diamant entweder durch Einfluß der Wärme oder Reibung oder einfachen Druck ein Licht, das dem eines Glühwurms gleich kam, von sich gab. Dufay schreibt dieselbe Eigenschaft einigen Smaragden, ein anderer Schriftsteller dem Lapis Lazuli zu. Wir haben bisher, wenn in arabischen Mährchen vom Leuchten der Edelsteine die Rede war, dieß für einen Theil der Fabel gehalten, zu deren Ausschmückung es gehörte, und nun enthalten solche Angaben, so übertrieben sie auch seyn mögen, den Ausdruck wissenschaftlicher Wahrheit. Benvenuto Cellini behauptet in seiner zu Anfang des 16ten Jahrhunderts erschienenen Abhandlung über Juwelen bestimmt, daß er einen Karfunkel im Finstern habe leuchten sehen; deßgleichen, daß man einen farbigen Stein derselben Gattung in einem Weinberg nahe bei Rom durch das Licht, das er Nachts ausströmte, entdeckt habe. Im Jahre 1768 lag in London der Königl. Societät eine leichte Methode vor, „Phosphor zu erzeugen, der gleich dem Bologneser Stein Licht einsaugen und von sich geben würde;“ und diese Methode bestand in Calcinirung (Verkoltung) der Austernschalen. Wenn dieser Stoff dem Sonnenlicht ausgesetzt und dann in ein vollkommen dunkles Zimmer gebracht wurde, strömte er Licht genug aus, um die Zeit auf einer Uhr zu entdecken, wenn der Beobachter seinen Augen dadurch, daß er sie 2 oder 3 Minuten geschlossen hielt, vorher gleichsam Ruhe gegönnt hatte. So wurde Saturn mit seinem Ring und der Mond mit seinen verschiedenen Phasen durch Holzstücke, die mit einem Teig von dieser Substanz bedeckt waren, im Dunkeln dargestellt.

Dieß ist der Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gewesen, und man hat gefunden, daß die Erzeugung von Phosphorescenz in den dazu tauglichen Körpern durch Ausstellung an das Sonnenlicht einer besondern Classe von Sonnenstrahlen zuzuschreiben ist. Bei einigen der phosphorescirenden Substanzen, die auf Papier ausgebreitet und dem Einfluß des Sonnen-Farbenbildes ausgesetzt wurden, fand man, daß sie die phosphorescirende Eigenschaft nur in denjenigen, den Strahlen ausgesetzten Theilen zeigten, welche eine chemische Veränderung erregen, und selbst die dunkeln Strahlen über die violetten hinaus eine liebliche Phosphorescenz bewirkten, welche die rothen und warmen Strahlen vernichtete. M. Becquerel geht in einem schätzbaren Aufsatz in den Annalen der Chemie ausführlicher auf diesen eigenthümlichen Gegenstand ein. Die Licht-producirenden Strahlen des Farbenbildes bezeichnet er mit dem Namen phosphorogenische.

Es ist bemerkenswerth, daß eine ähnliche, wenn nicht analoge Erscheinung bei einigen Blumen vorkommt. Wenn, heißt es bei R. Hunt in seiner Poesie der Wissenschaft, ein Nasturtium, das man im Sonnenschein gepflückt hat, in ein dunkles Zimmer gebracht wird, so entdeckt das Auge, nachdem es eine kurze Zeit ausgeruht hat, die Blume an dem Licht, das von ihren Blättern ausgeht. Auch ist ausgemacht, daß die menschliche Hand, wenn man sie eine halbe Stunde in helles Sonnenlicht gehalten, einige Minuten lang im Dunkeln Licht ausströmt.

Im Jahre 1842 erregte Professor Moser in Königsberg großes Interesse durch einige von ihm der wissenschaftlichen Welt gemachte Mittheilungen über Etwas, was er sonderbarer Weise unsichtbares Licht und latentes Licht nannte. Aus einigen seiner Experimente zog er nämlich den Schluß, daß ein Theil vom Licht latent wird, wenn eine Flüssigkeit verdampft, und wiederum entbunden wird, wenn derselbe Dampf sich verdichtet. Nach ihm geben alle Körper, selbst in absoluter Finsterniß, Licht von sich — welches er das eigene Licht der Körper nennt. Seiner Ansicht gemäß bringt Licht dieselbe allgemeine Wirkung auf alle Substanzen hervor, und diese Wirkung besteht in einer Modifikation von deren Oberfläche, wodurch diese in Stand gesetzt wird, Dämpfe auf eine verschiedene Weise zu verdichten. Durch eine Reihe besonderer Experimente glaubte Moser die Existenz von Licht in diesem anomalen Zustande dargethan zu haben. Er brachte nämlich eine polirte Silberplatte auf einen $^1/_{20}$ Zoll in die Nähe von einer Horn- oder Achatkamee mit weißen Figuren auf dunkelm Grunde. Nach 10 Minuten hatten sich die auf der Kamee eingegrabenen Figuren auf der Silberplatte ausgedrückt und wurden dadurch sichtbar, daß man Quecksilber- oder Wasserdämpfe auf die Oberfläche desselben übertrug. Eine Silberplatte wurde die Nacht über jodisirt, und sogar ohne Kerzenlicht, alsdann eine zerschnittene Achatplatte, eine gravirte Metallplatte und ein Hornring darauf gelegt und die Silberplatte hernach in Quecksilber-Dämpfe gebracht. Ein gutes, deutliches Bild von allen den Figuren, den Steinen, den Buchstaben der Metallplatte und dem Ring wurde gewonnen. Es wurde sogar nachgewiesen, daß wenn zwei Körper in gehörige Nähe zu einander gebracht werden, sie sich gegenseitig abzeichnen. Der auf dem polirten Innern eines Uhrgehäuses befindliche Name des Uhrmachers wurde von der gravirten Oberfläche auf die ungravirte übertragen.

Diese Resultate sind sehr sonderbar, aber bei näherer Forschung ergibt sich, daß, während die bemerkten Thatsachen richtig sind, die daraus gezogenen Folgerungen aller Wahrscheinlichkeit nach unrichtig sind. Es ist merkwürdig, daß die gemachten Eindrücke nicht blos an der Oberfläche sind, sondern etwas in das Metall eindringen. Man hat sogar gehofft, den also fixirten Bildern viel Permanenz zu verleihen, daß die Platten von Graveurs für ihre Arbeit benützt werden könnten. Diese Thatsachen beweisen das Vorhandenseyn eines energischen, hiebei wirksamen Prinzips. Man hat angenommen, daß die bemerkten Resultate eine Folge der Wärmeausstrahlung von Körpern seien, die eine verschiedene leitende Kraft besitzen. Diese Strahlungen sollen eine gewisse Molecular-Störung in den Theilchen der metallischen Oberfläche hervorbringen, welche in der Darstellung des Bildes darauf zum Vorschein kommt.

Es ist nach diesen Bemerkungen offenbar, daß Professor Mosers latentes Licht nicht mit der merkwürdigen Eigenschaft der Sonnenstrahlen, auf die oben unter einem ähnlichen Namen angespielt wurde, zu verwechseln ist. Das Licht, das in den angeführten Fällen zuerst als von den Körpern eingesogen

und dann ausgeströmt erscheint, ist ein sichtbarer Strahl und durch das menschliche Auge völlig schätzbar. Welches der genaue Werth dieser Eigenschaft sey, die manche, und noch der Meinung gewisser Naturforscher, alle Körper besitzen, die feinen Lichtstrahlen in ihren Bau aufzunehmen und hernach stufenweise wieder in den Operationen der Natur auszuströmen, vermögen wir kaum zu bestimmen. Der Mensch ist von Wundern umgeben, über welche die Sinne allein ihn nicht aufklären können. Manche Arten von Insekten und andern Geschöpfen sind wirklich nachtwandelnde Geschöpfe. Wenn der Tag kommt, ziehen sie sich zur Ruhe zurück; und sobald die Schatten des Abends hereinbrechen, sind sie draußen in der stillen Nachtluft und schwärmen unter den ungeschlossenen Blumen herum oder es suchen Männchen und Weibchen einander auf. Wenn der Himmel bewölkt ist und weder Mond noch Sterne scheinen, wo soll der Führer so unzählbarer Tausende dieser Geschöpfe zu ihrer Nahrung oder ihrem Raube seyn? Müssen wir nicht annehmen, daß sie mit einem Sehvermögen, unendlich schärfer als unser eigenes, begabt sind? Aber zu welchem Zweck sollte ihnen die Gabe des Gesichts verliehen seyn, ohne ein Medium zu seinem Eindruck? Mit Einem Wort: läßt sich denken, daß bei Nacht das den Tag über absorbirte Licht allmälig wieder ausströmt? Die Frage mag Erstaunen erregen, verdient aber Beachtung. Humboldt hat nachgewiesen, daß die Erde selbst leuchtend ist: daß unser Planet außer dem Licht, das er von dem Centralkörper, der Sonne, empfängt, sich selbst eines eigenen Leucht-Processes fähig zeigt. Die Intensität des Erdlichtes soll das Licht des Mondes in seinem ersten Viertel um Etwas übersteigen. Dieser Leuchtkraft schreibt Arago das blasse verschwimmende unbestimmte Licht zu, welches uns im Freien bei dichtbewölkten Herbst- oder Winternächten zum Führer dient, wenn weder Mond noch Stern am Firmament, noch Schnee auf dem Boden ist. Zugegeben, daß ein Theil dieses Erdlichtes von den chemischen oder elektromagnetischen Erscheinungen an der Oberfläche herkommt, läßt sich nicht ein Theil davon auch der Ausströmung des bei Tag absorbirten Lichtes zuschreiben? In seiner bloßen Beziehung zu dem Menschen und der thierischen Welt und dem Gesicht verdient die Existenz des leuchtenden Princips im Sonnenstrahl wohl unsere Aufmerksamkeit. Man kann sich das Vorhandenseyn einer Welt denken, wo der Lichtzuschuß viel geringer als bey uns ist. Ein Beispiel dafür ist der Uranus. Dort erscheint die Sonne nur als ein kleiner, glänzender Stern und die Summe der Lichtintensität ist nur $^1/_{150}$ von dem, was auf uns kommt. Pflanzen und Thiere, gleich den unsrigen, kommen also auf jenem fernen Weltkörper nicht vor. Die Schönheit eines Sommertags, die Glorie des Firmaments, selbst wenn der Uranus eine Atmosphäre hätte, das ausgesuchte Colorit der Erde und aller ihrer schönen Bewohner, sind dort beinahe unbekannt. Der ganze Genuß, den wir von der Betrachtung der Naturreiche haben, beruht unmittelbar auf den leuchtenden Strahlungen, wodurch die Gegenstände für den Sinn des Gesichts wahrnehmbar werden. Und entweder des Wahrnehmungsvermögens für diese herrlichen Wirkungen des Sonnenlichts beraubt zu seyn, oder der Intensität der Sonnenstrahlen in so vermindertem Maße theilhaftig zu werden, daß sie für die Sehorgane kaum zu erkennen sind, wäre eben so viel, als eines der schönsten von den goldenen Gliedern an der Kette zu verlieren, welche uns mit der materiellen Welt in Verbindung setzt und zur Offenbarung der Werke Gottes in der Schöpfung dient.

Wir können unsere Betrachtung darüber nicht schließen, ohne auch der Anziehungskraft, welche im Licht sein soll, zu gedenken. Die Alten waren von dem Vorhandenseyn derselben im Sonnenlicht völlig überzeugt und schrieben derselben die Biegung der Pflanzen nach dem Lichte zu. Betrachten wir das aufbrechende Keimblättchen einer jungen Pflanze, das dem belebenden Sonnenstrahl wie in Folge einer unsichtbaren oder geheimen Kraft zustrebt, — bemerken wir Gewächse, die, auf der einen Seite im Schatten, dem Sonnenlicht folgsam, nach der seinem Einfluß ausgesetzten Seite sich hinneigen, so ist die Vorstellung von einer dieser Strahlen inwohnenden Anziehungskraft nichts weniger als unnatürlich. Was vielleicht noch seltsamer, ist der Umstand, daß selbst unorganische Stoffe der anziehenden Kraft des Sonnenlichts nachgeben. Stellt man eine Flasche mit einem Stück Kampher in das Licht, so zeigen sich die rautenartigen Krystalle dieses Harzes in glänzendem Ueberzeug auf dem Innern des Gefäßes an der dem Licht ausgesetzten Seite niedergeschlagen. Wie sonderbar ist diese Erscheinung, wie geheimnißvoll die Kette zwischen dem Sonnenstrahl und den Krystall-bildenden Kräften! Doch müssen wir uns sorgfältig davor hüten, hier an die Anziehungskraft im gewöhnlichen Sinn des Worts zu denken. Professor Macaire thut dar, daß in Bezug auf Pflanzen das Licht nicht durch eine eigentlich sogenannte physische Anziehung wirkt. Man hat gefunden, daß die blauen Strahlen bei diesem Einfluß auf die Vegetation am thätigsten sind. Von den rothen Strahlen wenden sich Pflanzen mit Heftigkeit ab.

Das Licht, das wir durch Reflex von der blauen über uns sich wölbenden Atmosphäre erhalten, ist in einem sehr merkwürdigen Zustande und von dem des direkten Sonnenlichts unterschieden: man nennt es dann polarisirtes Licht. Um mit Newton zu sprechen — gleicht ein ordentlicher Sonnenstrahl einem langen, flachen, geraden Stock mit Seiten. Das Licht in diesem Zustande besitzt besondere Eigenschaften und ist des Reflexes und der Uebertragung in gewissen Richtungen unfähig. Der Stand der Sonne am Horizont verursacht eine Veränderung in der Fläche der polarisirenten Strahlen und dieß läßt sich durch einen besonderen Apparat dem Auge des Beobachters sichtbar machen. Es ist dieß die von Prof. Wheatstone erfundene Polar-Uhr, die auf einen bestimmten Punkt am Horizont gerichtet, die wirkliche Sonnenzeit mit großer Genauigkeit angibt. Da es nicht nöthig ist, daß der Horizont ganz wolkenlos sey, obwohl in letzterem Fall die Wirkung sich viel glänzender zeigt, so ist die Polaruhr ein viel nützlicheres Instrument, als die Sonnenuhr. Sie läßt sich vor Sonnen-

aufgang und nach Sonnenuntergang anwenden, so lang überhaupt ein Theil der Sonnenstrahlen von der Atmosphäre zurückgeworfen wird. Wenn die Luft hell, der Horizont ohne Wolken, blau und unergründlich ist, dann sind die Sonnenstrahlen, von der Atmosphäre auf die Erde zurückgeworfen, in ihrem intensivst-polarisirten Zustande. Den ganzen Tag fallen dieselben auf die Erde, ohne allen Zweifel, um irgend einem bestimmten Zwecke zu dienen. Bis jetzt sind die eigenthümlichen Wirkungen polarisirten Lichts auf die Schöpfung noch nicht erforscht worden. Möglich, daß sie bei der Entwicklung der chemischen Erscheinungen bedeutsamer sind.

II. Es ist jetzt Zeit, nach den Wärmestrahlen der Sonne, den Begleitern der Lichtstrahlen, uns umzusehen. Ein Wärmestrahl nahe dem Schluß seiner langen und schnellen Bahn von der Sonne zu unserem Planeten, trifft und überspringt die dünnen oberen Schichten unserer Atmosphäre. In seinem Gang nach unserer Erde erleidet er von dem Medium, durch welches er seinen Weg zurücklegt, einen bestimmten Einfluß, indem ein beträchtlicher Theil, etwa ein Drittel der von der Sonne ausgehenden Wärmestrahlen, beim Eindringen in unsere Atmosphäre absorbirt wird. Professor J. D. Forbes hat in einer Reihe von Experimenten, die er in der Alpenregion in der Schweiz vornahm, diese Thatsache vollständig bewiesen. Es folgt daraus, daß die schöne Lufthülle unseres Erdballs in Wirklichkeit eine Schutzwehr für die Erdenbewohner gegen die volle und vielleicht zerstörende Einwirkung der Sonnenhitze bildet. Ein Theil dieser schützenden Kraft kommt wahrscheinlich auf Rechnung der wässerigen Bestandtheile der Luft, durch welche, in einem Zustande von Dampf, die Wärmestrahlen aufgehalten werden. Auf die Oberfläche unserer Erdkugel stoßend, erzeugen diese Strahlen eine kaum weniger bemerkenswerthe Wirkung als die Lichtstrahlen und sind mit diesen gleichmäßig zum Wohlbefinden der organischen Schöpfung nothwendig. Ihre Intensität bei Annäherung an die Erde und Fühlbarkeit für den Menschen hängt von dem verhältnißmäßigen Abstand zwischen Erde und Sonne ab, also auch von der Art der Richtung, in welcher diese Strahlen fallen; daher treffen, obwohl im Winter die Erde der Sonne um $^1/_{30}$ ihres größten Abstandes von derselben näher rückt, die schiefen Strahlen nur unsere nördliche Halbkugel und erzeugen wenig Empfindung von Wärme. Der relative Stand der Erde und Sonne gibt im Verein mit den andern Enthüllungen der Wissenschaft über die Schöpfung Zeugniß von der Weisheit und Güte des Schöpfers. Das Sprießen des Hahnenfußes auf der Wiese, und der grüne üppige Graswuchs rings herum ist eine ebenso direkte Folge des Abstandes der Erde von der Sonne, als es die kosmischen Erscheinungen in tausendfach höherer Bedeutung sind. Eine sehr geringe Veränderung in der gegenseitigen Stellung unseres Planeten und ihrer Central-Umlaufswelt hätte auf dem erstern Zustände des Seyns zur Folge, welche mit einem Mal der organischen Welt ein ganz anderes Aussehen geben würden. Die Primel und Schlüsselblume, unfähig, die tropische Hitze auszuhalten, wenn unsere Erde der Sonne näher wäre, würde verdorren, und ihre Stelle von der Palme, dem Cactus und Farrenkraut eingenommen. Oder wäre die Erde in größerer Ferne, würden die grünen Felder der gemäßigten Regionen in ewigem Schnee seyn und die prächtigen Pflanzenformen der tropischen Länder der dürftigen, verkrüppelten Vegetation der nördlichen Zonen weichen. Aehnliche Wirkungen würden sich in der thierischen Schöpfung zeigen, und in beiden Fällen bliebe die Erde nicht länger der schöne Wohnplatz für den Menschen. Es ist daher buchstäblich wahr, daß es jede Blume die wächst, jedes Thier, das athmet, für ihr Leben selbst von diesen schönen Gesetzen der Anziehung abhängig ist, die von dem Schöpfer ins Daseyn gerufen worden sind, um unsern rollenden Erdball mit der großen Quelle von Licht und Wärme in Verbindung zu setzen.

Könnten wir uns eine unserer Erde ähnliche, mit einer Schale von festem, 46 Fuß dicken Eise bedeckte Kugel denken, so würde die von uns in einem Jahr empfangene Quantität Wärme hinreichen, um diese ungeheure Masse verdichteten Wassers zu schmelzen. Die auf die Erde treffenden Wärmestrahlen zerstreuen sich auf manchfache Weise und sind jeder verschiedenen Zwecken förderlich. Ein Theil der Sonnenwärme geht durch Rückprallung von der Oberfläche, auf welche sie fällt, wieder ab; diese Strahlen gehen, zugleich mit den von den Körpern ausgesandten Wärmestrahlen, durch die freie Luft und verbreiten sich in dem unermeßlichen Raume. Ein anderer Theil wird von den Körpern eingesogen, die ihn durch Ausstrahlung wieder verlieren. Andere Strahlen erwärmen die Erde und dann die darüber liegende Luft und steigen, sie ausdehnend, mit ihr zu den obern Regionen der Atmosphäre. Bei weitem der größere Theil dringt Sommers in die Erde ein und bleibt dort, in eine gewisse Tiefe hinabsteigend und durch die ganze Erdkruste geleitet, eine Zeit lang. Von da zerstreut er sich nach den Seiten, die umgebenden Schichten erwärmend. Im Winter kehrt diese Wärme theilweise wieder nach der Oberfläche zurück und ersetzt daselbst den durch Ausstrahlung u. s. w. in dieser Jahreszeit erfolgenden Verlust, zerfließt am Ende in die Luft und von da in die grenzenlosen Regionen, durch welche unsere Erde ihren jährliche Bahn beschreibt. Es ist schon längst bemerkt worden, daß mit der Tiefe in der Erde die Temperatur steigt und man besitzt Formeln, vermittelst deren man die Tiefe eines in die Erde gesenkten Schachtes oder Stollens nach dem Verhältniß seiner Temperatur annähernd zu schätzen vermag, — so regelmäßig steigt in manchen Fällen die Temperatur in dem Maße, als wie hinuntersteigen. In einer gewissen Tiefe unter der Oberfläche findet sich jedoch eine Schichte, die eine unveränderte Temperatur behauptet und davon ihren Namen erhalten hat. In gewissen Bergwerken ist der Wechsel der Jahreszeiten unbekannt und die Temperatur eines ewigen Frühlings herrscht in diesen dunkeln Regionen, wohin dessen Licht und Freude nie gelangt. Man fühlt also die Strahlen der Sonne, wo man ihr Licht niemals gewahr wird. Die großen darüber befindlichen Felsenlager lassen diese feinern Strahlen nur langsam da hinab und schließen die Begleitung der Elemente des Lichts und Actinis-

mus aus. Der Wärmegrad dieser Zone erhält sich also durch die innere Temperatur jener unbekannten Tiefen, die außer dem Bereich menschlicher Forschung liegen Diese Zone wechselt an Tiefe mit der Breite. Gegen die Pole zu liegt sie tiefer, als am Aequator. In den 90 Fuß unter der Oberfläche befindlichen Gewölben der französischen Sternwarte zeigt der Thermometer unwandelbar 9,33° R. Die Schichte der unwandelbaren Temperatur kann man als die Grenze betrachten, bis zu welcher die Wärmestrahlen der Sonne und zugleich diejenigen dringen, welche nach der Ansicht einiger Naturforscher von dem glühenden Centrum unserer Erdkugel ausgehen sollen.

Diese Bemerkungen beweisen augenscheinlich, daß die Hitze-einsaugenden Kräfte der Erdkruste von beträchtlichem Umfang sind, und die daraus folgenden Resultate zeigen sich von hoher Wichtigkeit für die auf der Oberfläche befindliche organische Welt. Die Strahlen des Sonnenlichts, welche der Erde und dem Himmel im Frühling, Sommer und Herbst Schönheit gaben, verschwinden und verlieren sich für uns mit jedem abnehmenden Tage. Keine Materie vermag dieselbe für unsere Zwecke zurückzuhalten, wenn die Schatten der Nacht auf die Erde fallen. Erst ein frischer Tag liefert uns wieder den täglichen Bedarf, und mit Vollendung seines Kreislaufs geht dieser aus, und der Thier- und Pflanzenwelt, unfähig, das flüchtige Licht zu fesseln, bleibt nur eine Wahl: carpe diem (benütze den Tag). Nicht so mit der Wärme. Der Antheil für den Tag geht Nachts nicht verloren, wenn auch viel davon sich verflüchtigt. Das von der Erde in heißen Sommertagen empfangene Wärme-Quantum sammelt sich in den dunkeln Tiefen des Erdballs. In den kurzen Nächten strahlt wenig davon aus, und so wird eine Summe von Wärme in der Erdkruste angelegt, welche in den frostigen Wintertagen einen hohen Werth erlangt. Die rückkehrenden Wärmestrahlen besuchen wieder die Oberfläche, wenn die Erde in den Fesseln des Eises liegt, und die Wasser des Baches vor Kälte erstarren. Die tiefgewurzelten Bäume genießen die Wohlthat dieser Wärme eben zu der Zeit, da ihre Zweige unter einer Last von Schnee seufzen oder wie in ein Gehäuse von Eis eingeschlossen sind. Bei ihrem Aufsteigen durch den Boden mildert sich die Strenge des Winterfrostes, und die Strahlen werden, indem sie die obenaufliegende Luft erwärmen, nach den Operationen der Natur dienstbar und zerstreuen sich erst in den Raum, wenn ihre Verrichtungen in Bezug auf die Erschaffung und Einrichtung unseres Planeten sämmtlich abgethan sind. Wäre unsere Erdkruste verschiedentlich gebaut, so würde eine völlige Veränderung in diesen Erscheinungen eintreten, von einer Zerstörung des Pflanzen- und Thierlebens auf einem großen Theil der Erde begleitet.

Stellen wir die herrlichen Produkte einer tropischen Landschaft denen der unsern gegenüber, so schicken wir wieder die Bemerkung voraus, daß die mannigfaltigen Einflüsse des Sonnenlichts alle für das Wohlsein der organischen Welt nöthig sind. Weder Wärme, noch Licht, noch actinische Kraft allein kann eine Pflanze fertig machen, oder zum Wohlbefinden des Thieres beitragen. In dem Verhältniß, nach welchem die göttliche Weisheit sie im Sonnenstrahl vermengt hat, sind sie Bedürfniß für die Schöpfung, die sie erleuchten und beleben. Doch ist den vereinigten Einflüssen von Wärme und Licht viel von der Ueppigkeit und dem Glanz der Natur in den Tropengegenden zuzuschreiben. Das Klima mit allen seinen wechselnden Erscheinungen ist, wenn auch nicht allein, doch in großem Umfang von der Sonnenhitze abhängig und steht gänzlich unter dem Einfluß desselben. Die Wüsten der Sahara zeigen uns die Sonnenkraft in ihrer zerstörenden Intensität, die Wälder Brasiliens in ihrer Leben-ernährenden Wirksamkeit und Fülle. Daraus erkennen wir, daß die Wirkungen der Sonnen-Wärmestrahlen zugleich durch die Natur der Gegend bestimmt werden. Die Sahara liegt eben, flach, öde unter dem verzehrenden Strahl, die üppigen Waldungen Brasiliens sind vor dessen zerstörendem Einfluße durch den Wechsel der Oberfläche des Landes, durch die ungeheure Bergkette, welche die neue Welt beinahe mit beiden Polen verbindet, und durch mancherlei auf jener Naturbeschaffenheit beruhende und von ihr erzeugte Umstände geschützt. Doch ist der Sonnenstrahl das große erhaltende Mittel für die Glorie und Schönheit der Schöpfung in jenen heißen Gegenden. Ihrer verheerenden Wirkung durch die reichliche Feuchtigkeit der Atmosphäre in den Gegenden der Fruchtbarkeit beraubt, weckt und fördert die Wärme das Leben in außerordentlichem Grad. Martius spricht von den Palmen als den Sprößlingen des Phöbus und der Gäa (Erde). Die erstaunliche Erzeugungskraft des Bodens in jenen Gegenden gibt selbst in den Schriften derer, welche sie mit eigenen Augen gesehen haben, einer Mannigfaltigkeit von Ausdrücken Entstehung, die von dem belebenden Einfluß des Sonnenlichtes Zeugniß geben. Es ist eine höchst merkwürdige Thatsache, daß beinahe ausschließlich in diesen warmen, bevölkerten Theilen unserer Erdkugel die Anzeichen vegetabilischer Irritabilität (Reizbarkeit) beinahe einer Offenbarung von Leben, wie man sie bei den Thieren sieht, sich annähern. An den Ufern des Ganges existirt eine Pflanzenform von solcher Lebendigkeit, daß sie einigen der niederen Thierklassen in ihren Bewegungen gleichkommt. Diese Pflanze treibt und rührt sich nicht, außer wenn sie sich in einer Lage befindet, wo die Temperatur 30,2° R. beträgt. Das Desmodium zu Kew ist in einem der heißesten Gewächshäuser. Die Blättchen dieser seltsamen Pflanze sind in beständiger Bewegung. Durch eine Reihenfolge kleiner Erregungen erhebt sich ein Blatt und fällt auf gleiche Weise. Während das eine sich erhebt, fällt das andere und so dauert die Bewegung fort. Bezeichnend für ihre große Abhängigkeit von der Wärme, hören diese Bewegungen Nachts nicht auf und sind in den stillen, warmen Stunden eines indischen Sommerabends sehr lebhaft, besonders im Schatten. In einem tropischen Treibhaus zu Kew sieht man noch ein anderes dieser sonderbaren Beispiele vegetabilischer Bewegung — den Fliegenschnäpper Diese sensitive (empfindsame) Pflanze bedarf in unserem Klima einer künstlichen Wärme für die Darstellung ihrer verschämten Erregungen. In den warmen Ebenen am Senegal findet sich

die Gutenmorgen-Blume, welche sich gegen den Vorübergehenden verneigt: indem die Bewegung mit vegetabilischer Reizbarkeit in Zusammenhang steht. Es ist wahr, ähnliche Beispiele fehlen auch bei uns nicht gänzlich: und die Staubfäden gewisser Pflanzen lassen sich durch Berührung mit einer Nadel in Bewegung setzen, und auf den Moräſten Deutschlands findet sich eine Fliegenfalle in dem sogenannten Sonnenthau; aber vergeblich sucht man etwas Analoges für das Desmodium gyrans in unsern kältern Klimaten. Der Zusammenhang der Sonnenwärme mit vegetabilischer Reizbarkeit und der verschwenderischen Ueppigkeit des Wachsthums, welche die tropischen Gegenden charakterisirt, gibt einen schlagenden Begriff von der Abhängigkeit dieses schönen Theils der Schöpfung von den belebenden Einflüssen des Sonnenlichtes. Wärme und Bewegung sind durch die ganze Natur geheimnißvoll mit einander verbunden. Die Experimente Dutrochets über die Circulation in den Gefäßen der Chara erläutern diese Bemerkung. Auf dem Gefrierpunkt ist die Circulation langsam, aber sowie das Wasser, worein die Pflanze versetzt ist, sich allmälig erhitzt, nimmt auch jene, im Verhältniß wie die Temperatur bis auf 36° R. steigt, an Schnelligkeit zu. Licht hat dagegen keinen Einfluß darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Lord Byron.

Ein Lebensbild von R. v. Hof.

Der Versuch, eine Biographie Byrons zu geben, nachdem so manche der berühmten Schriftsteller Englands und Deutschlands dies gethan, wird beinahe vermessen erscheinen; und wenn nun dieser Versuch dennoch gewagt werden soll, so geschieht es nur in der Hoffnung, diesen größten englischen Dichter der Neuzeit so manchem Gemüthe, welches die Poesie liebt, ihn aber mit einer gewissen moralischen Scheu betrachtet, vielleicht etwas näher bringen zu können. In seinem Briefwechsel mit Thomas Moore nämlich, und in noch andern Werken, welche nicht in's Deutsche übersetzt wurden, findet sich so Manches, welches Begebenheiten aus seinem Leben oder Stellen seiner Werke in einem ganz neuen Lichte erscheinen läßt, und zwar völlig verschieden von dem, wie man gewohnt war, dieselben anzusehen. — Es ist sicherlich eine unbestrittene Wahrheit, daß kein anderer Dichter so unsäglich durch den bösen Leumund gelitten, als der unsterbliche Verfasser von „Childe Harold's Pilgrimage."

Nicht nur Neid und Eifersucht, sondern auch eine weitverbreitete, mächtige, politische Partei, Bigotterie, schwächliche Moralität, und der ganze Anhang einer gekränkten Frau, welche die großen und erhabenen Seiten im Charakter ihres Mannes nie begriffen hatte, das Alles trat gegen Ihn in die Schranken, und suchte seines Ruhmes Glanz zu schwärzen; sein Genius aber hob ihn mit seinen Götterarmen über das Geschick, welches man ihm zugedacht, empor, und „versetzte ihn unter die Sterne," wo sein Name mit jedem neuen Jahre leuchtender strahlt.

Nichts übt wohl einen übelern Einfluß auf die Kindheit und auf die Jugend eines Menschen aus, als zerrüttete Familien- und Vermögensverhältnisse. Beides traf Byron im höchsten und empfindlichsten Grade. — Sein Vater, der Kapitän Byron, entführte die Gattin von Lord Carmarthen, er heirathete sie zwar, nachdem ihre Scheidung bewirkt, stürzte aber durch seine übermäßigen Ausgaben sie und sich bald in Schulden und böse Verwicklungen. Diese Frau starb nach wenigen Jahren und hinterließ nur Ein Kind, eine Tochter, Namens Augusta, die oftgenannte treueste Freundin ihres Stief-Bruders, unseres Dichters; erquickend und tröstlich geht diese innige, nie getrübte Zuneigung durch sein sonst so stürmisch bewegtes Leben.

Capitän Byrons zweite Frau wurde Miß Gordon, eine reiche Erbin aus aristokratischer Familie, deren Vorfahren von königlichem Geblüte waren. Das junge Ehepaar bezog ein schönes Gut in Schottland. Zwei Jahre später hatte sich alles mobile Vermögen der Dame auf Nichts reducirt und selbst das Gut war verschuldet — verpfändet. Die Erbin, die in Reichthum, Pracht und Ueberfluß erzogen, sah sich auf ein jährliches Einkommen von 150 Pfund Sterling herabgekommen; dies Verarmen, bei ihrer Gewohnheit, rücksichtslos und ohne Berechnung auszugeben, steigerte die Launenhaftigkeit ihres reizbaren Temperamentes außerordentlich.

Im Jahr 1788 am 22. Januar gab sie dem großen Dichter das Leben, der für seine jüngern Jahre ihrer alleinigen Fürsorge, ihrem alleinigen Einflusse überlassen blieb. Die übele Behandlung ihres Gatten hatte ihre Leidenschaften nur noch zügelloser gemacht, den letzten Funken von Religiösität in ihrem Gemüthe erstickt und dem Aberglauben, dem sie stets zugethan, Thür und Thore geöffnet. Es wurde zu der Zeit vielfach bezweifelt, ob ihr die gesunde Vernunft überhaupt geblieben! Man hörte sie ihr eigenes Kind eine lahme Brut schelten und es verhöhnen, weil es nicht im Stande war, an seinem bei der Geburt verletzten Fuße einen Stiefel zu tragen.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß drei seiner großen Zeitgenossen mit einem gleichen, körperlichen Gebrechen zu kämpfen hatten: Sir Walter Scott, der Marschall Soult und Prinz Talleyrand. — Bei unserm Dichter indessen wurde durch zweckmäßige Verordnungen eines berühmten Arztes, John Hunter, die Lähmung, die eine irrige Behandlung dem verletzten Fuße zugezogen hatte, bald gehoben.

Wie sehr nun auch Byrons eigene Eltern ihren einzigen Sohn verwahrlosten und vernachläßigten, Mutter Natur trat für ihn auf, die schönen Worte Walter Scotts: „Oh, Caledonia stern and wild! Sweet nurse for a poetic child," etc. sollten sich an ihm glänzend bewähren. Der Schulunterricht, den seine junge Seele empfing, war dürftig, wie die Mittel, die darauf verwendet wurden, aber die herrlichen Landschaften Schottlands, ihre Erhabenheit sowohl als der sanfte Schmelz ihrer Farben, hinterließen in seinem für alles Schöne empfänglichen Gemüthe Eindrücke, welche nie verloschen.

Im Mai des Jahres 1798 wurde der zehnjährige Knabe beim Tode seines Onkels, Lord Byron, zu dessen Titel und Würden durch Erbfolge erhoben.

Sein Eigenthum an Kenntnissen war zu dieser Zeit noch gering. Er hatte selten die untersten Plätze der Klassen verlassen, und mehr seinen Ruhm in Leibesübungen als geistiger Bestrebungen gesucht. Bei seinen Schulkameraden war er sehr beliebt, obwohl man sprichwörtlich von ihm behauptete, daß er lieber gäbe als nähme: nämlich — „Prügel und Püffe.“

Bald nach diesem Ereigniß bezog Mrs. Byron mit ihrem Sohne dessen neues Besitzthum; ihr geringes Einkommen wurde zu dieser Zeit durch eine Pension von 300 Pfund Sterling, die ihr der Staat aussetzte, sehr beträchtlich vermehrt.

Der junge Lord empfing nun einen angemessenen Unterricht, und zeichnete sich wiederum durch liebenswürdiges Betragen gegen seine Mitschüler aus. Er war im Vergleich mit denselben zurück, was eigentliche Schulwissenschaften anbelangt, aber in Kenntniß der Geschichte und klassischen Literatur übertraf er alle bei weitem. Seine größte Stärke lag in einer sa genauen Bekanntschaft mit der Bibel, ganz besonders deren historischem Theil, wie sie bei einem Knaben seines Alters selten oder nie gefunden wird.

Auch machten sich schon jetzt die Eindrücke aus den schottischen Hochlanden geltend. Er feiert die theuren Frennde seiner vereinsamten, liebeleeren Kindheit, die trotzigen Höhen, die meerumbrausten Felsen, die stillen Halden unterm matten Zwielicht blasser Nebelschleier, welche die Gegend von Aberdeen ihm vorgeführt hatte, besonders hebt er die wilde Schönheit des Lochin-y-gair und seine drohende Herrlichkeit (frowning glories) hervor.

In Harrow, wo er sich nun befand, gab's erst eine schwere Zeit für ihn; Byron war nämlich von Natnr äußerst scheu, zurückhaltend, dabei im höchsten Grade erregbar; das zurückgezogene Leben, welches er bis dahin geführt hatte, konnte ihn um so weniger befähigen, in einer großen Schule und deren vielfach bewegtem Leben sogleich seinen Platz zu finden. Dies gelang ihm erst nach einem Zeitraum von reichlich anderthalb Jahren. Er war ein Freund Peel's, dessen Bruder aber stand seinem Herzen noch viel näher. Er selbst sagt von Ersterem in einem Tagebuch: ich dachte immer, er würde etwas Großes werden, aber eigenthümlich ist's, daß er in Harrow bessere Verse machte als ich, während man mich für den bessern Redner hielt.

In einem seltsamen Verhältniß stand der junge Lord zu George Sinclair, Sohn des berühmten Sir John Sinclair. Das Tagebuch berichtet darüber: Ja, George war einer meiner Freunde, er machte die Exerzitien für die halbe Schule, und bat mich auch manchmal, die meinigen machen zu dürfen, welches ihm ohne Ausnahme mit der größten Bereitwilligkeit zugestanden wurde. Dagegen übernahm ich seine Schlägereien für ihn, theilte Prügel aus für ihn, oder prügelte ihn selbst, damit er Andere prügele, wenn die Ehre oder unsere Statuten solches erforderten.

Aber trotz dieser vielen Schlägereien, von denen Byron behauptet, kaum eine verloren zu haben, war er wiederum ein sehr beliebter Kamerad und von den Professoren wohl gelitten, ja begünstigt. Eine merkwürdige Erscheinung muß es uns daher ewig bleiben, daß gerade diejenigen, welche ihm hienieden am nächsten standen, ihm ihre Herzen verschlossen. War er erst von den Eltern unverzeihlich vernachlässigt und schlecht behandelt worden, so begegneten ihm nun der Herzog von Gordon, sein Taufpathe, und Lord Carlisle, sein Vormund, mit Gleichgültigkeit, ja Kälte.

Einer der Lehrer von Harrow, ein sehr glaubwürdiger, angesehener Mann, Doktor Drury, erzählt uns, daß er dem Lord Carlisle über den jungen Byron bei dessen Austritt aus der Schule einen umfassenden Bericht erstattet, und ihm versichert habe: der junge Mann besitze Talent, wahrlich solche Talente, daß sie seinem Rang den Ruhm hinzufügen werden. Worauf der Lord mit einem kühlen, gedehnten „Wirklich!?“ erwidert habe, welches wohl Befremden und unangenehme Ueberraschung, aber durchaus keinen freundlichen Antheil verrathen habe.

Obwohl Byron durch die viele Beschäftigung mit dem Ruder, dem Ball, dem Bogen oder auch dem Schläger seinen eigentlichen Schularbeiten nicht genügende Zeit gewidmet hatte, so war seine Belesenheit doch der Art, daß gelehrte Männer seiner Zeit, die sich belesen nannten, vor dem Umfang seiner literarischen Kenntniß von Erstaunen ergriffen wurden. Wissenschaften, die sich das männliche Alter zu eigen macht, hatte sein frühreifer Geist mit Feuereifer erfaßt und stndirt; auch konnte man oftmals sehen, wie er dem Plane, auf dem ein munteres Ballspiel unterhalten wurde, gesenkten Hauptes entrann, um sich auf ein Grabmal zurückzuziehen, das schön beschattet, einen freien Blick in's Thal von Windsor gestattet. Dort weilte er stundenlang, verloren im Nachdenken über die ernstesten Fragen des Lebens. Dort schrieb er die Zeilen, die ihm eine Vorahnung seines Ruhmes diktirt haben mag:

Mein Epitaph soll seyn mein Nam' allein;
Wenn der den Staub zu ehren nicht vermag,
Laß andern Ruhm nicht meine Thaten messen!
Er zeichne uns des Grabes stillen Haag:
Bring ihm Erinn'rung oder — das Vergessen.

Im Jahre 1808 war sein Gut und sein Familiensitz, Newstead Abbey, an Lard Grey de Ruthyn vermiethet worden.

Mrs. Byron hatte in der Nähe dieses alterthümlichen Schlosses ein kleines Haus bezogen, ihr Sohn besuchte sie dort während der Ferien, und war hoch erfreut, wenigstens in derselben Gegend, in der seine Besitzung lag, verweilen zu können, denn er hing an diesem Familiensitz mit aller Wärme seines Gemüthes.

Nicht weit von Newstead lag Annesley, der Stammsitz der Familie Chaworth. Der junge Dichter hatte Fräulein Mary Chaworth, welche zwei Jahre älter war als er, schon in London kennen gelernt; die ungewöhnliche Schönheit, mehr noch der hohe Liebreiz, der in dem Wesen und Charakter der jugendlichen Erbin lag, fesselte und begeisterte ihn in hohem Grade. Er erneuerte ihre Bekanntschaft in Newstead, wo er häufig

weilte, da er ein Freund des damaligen Inhabers war, welcher ihm ein Zimmer des Schlosses gänzlich zur Verfügung stellte.

Nun folgten häufige Besuche Byrons in Annesley und darauf wieder eines jener betäubenden Ereignisse, die nur zu oft in sein Leben, seine Entwickelung störend eingreifen und dann die dauerndsten Spuren darin zurücklassen.

In Gedanken an Mary versunken, saß er in der großen Bibliothek, welche schon in Dämmerung gehüllt war, eine Statue überschattete noch mehr den Sessel, in dem er Platz genommen, und das Postament der Statue verbarg ihn theilweise ganz und gar dem Blicke; da trat Miß Chaworth aus dem noch hellen Park herein, begleitet von einer muntern Gefährtin, die ihr neckend Etwas im Bezug auf ihren knabenhaften Verehrer sagte. Miß Chaworth, auch in angeregter Stimmung, und vielleicht nur, um den Scherz scherzend zu erwidern, antwortete: „Ach, meinst Du, an dem lahmen Jungen wäre mir das Geringste gelegen?" —

Die Worte gingen, nach Byron's eigener Aussage, wie ein zweischneidiges Schwert durch sein Herz. Kaum hatten sich die jungen Mädchen abgewendet, da öffnete er leise das Fenster, war mit einem leichten Sprung von der Brüstung herab in's Gras, welches nur wenige Fuß unter ihm lag, durcheilte in fliegendem Laufe den Park, die anstoßenden Felder, und verfolgte so seinen Weg ununterbrochen, bis er in seinem Zimmer zu Newstead athemlos stille stand.

Im Jahre 1805 schied er von Harrow, wie er gesteht, eben so viel Bedauern hegend beim Andenken, daß er somit von seiner Kindheit scheide, als daß er so viele alte Freunde nun verlassen müsse. Jedoch wurde die ernste Stimmung, welche sein Wesen in Folge dessen für einige Zeit überschattete, bald wieder gelichtet durch die Berührung und den Verkehr mit seinen Kollegen zu Cambridge. Jetzt waren es nicht mehr allein Schwimmen und Tauchen rc., worin er es Allen zuvor that, sondern seine Muse gab ihm hier die ersten bedeutungsvollen Zeichen ihrer Huld. Byron hatte in Southwell, wo sich allezeit eine sehr gewählte Gesellschaft sammelte, einige Bekanntschaften angeknüpft und Freundschaften eingegangen, von denen er sein Leben lang mit Wärme und mit Genugthuung sprach. Diesem Kreise eignete er einige Poesieen zu, welche er zwar dem Druck, aber nicht der Oeffentlichkeit zu übergeben im Begriff war. Da bewog ihn der Rath eines Geistlichen, John Becher, sie weder Druck noch Oeffentlichkeit, sondern — dem Feuer zu übergeben. So ist uns des Dichters Erstlingswerk, welches bei einem Genius, wie der Byron's, von vielseitigem Interesse gewesen wäre, für immer vorenthalten. Mit seltener Selbstbeherrschung und Ausdauer begann er jedoch sofort ein zweites Bändchen, und diese Gedichte ernteten in der Gesellschaft, die ihn umgab, und die zum größten Theil aus berühmten Persönlichkeiten bestand, einen solchen Beifall, daß man ihn veranlaßte ein neues Bändchen, unter dem Namen „Müssige Stunden", zu veröffentlichen.

Es läßt sich voraussetzen, daß solche orkanähnliche Ausbrüche der Leidenschaft, wie die von Mrs. Byron, bei dem erregbaren Temperamente ihres Sohnes auch da den Sturm oft genug herausforderten und in hellen Flammen lodern ließen. So jagten sich denn Donner und Blitz am häuslichen Himmel, daß die Häuslichkeit selbst in ihren Grundfesten erschüttert wurde und zusammen zu brechen drohte, wenn nicht einer der wilden Geister entwiche. Dieser Eine war dann stets Byron, dem seine Mutter indessen allemal auf dem Fuße folgte, um seinen Zufluchtsort auszuspüren und ihn nach längerer oder kürzerer Zeit mit sich zurückzuführen. Doch es war die Zeit gekommen, wo des Jünglings Geist sich der Emanzipation gereift fühlte; es kam ein Tag, wo Mrs. Byron wieder einmal wetterte, bis ihr Sohn, wie vom Sturm gefaßt, dem Haus entfloh, wo sie ihm abermals nachsetzte, ihn abermals in seinem Schlupfwinkel überfiel und zur Umkehr zwingen wollte, aber — wo es umsonst war und sie allein zurückkehrte.

Der Zeitraum von zwei bis drei Jahren, den der junge Dichter abwechselnd auf der Universität Cambridge und in Southwell zubrachte, ist für Entwickelung seines Geistes, Charakters und seines Genius sehr bedeutungsvoll. Hatte seine Kindheit schon manchen Beweis einer schönen Seele, eines tiefen Gemüthes und reichster Begabung geliefert, so trat alles Dies in seinem nunmehrigen Jünglingsleben noch bei weitem klarer und in festern, helleren Formen hervor. Die stets von ihm so hoch angeschlagene Harmonie zwischen körperlichen und geistigen Uebungen und Anstrengungen, das stete Streben nach gleicher Ausbildung der physischen und intellectuellen Kräfte erreichte hier seine Vollendung. Er selbst berichtet uns: „ich schwamm in der Themse von Lambeth an durch die beiden Brückenbogen von Westminster und Blackfriars, eine Entfernung von circa drei englischen Meilen."

Andere — unter ihnen A. G. Cunningham, einer seiner treusten Biographen — erzählen uns: auch in Cambridge und Southwell hinterließ Byron, wie überall, wo er sich längere Zeit aufhielt, manche Spuren seiner Mildthätigkeit und Großherzigkeit; nie traf er mit Armuth und Nothdurft zusammen, ohne sie zu lindern, ohne ein Freund der Bedürftigen zu werden; nie verließ er einen Aufenthaltsort, ohne geliebt worden zu sein.

Das eigentliche Universitätsleben bezeichnet Byron selbst als höchst gefährlich für einen jungen Mann von unentschiedenem Charakter, denn Schwelgen, Zechen, Spielen, Trinken, Wetten und Aufruhr waren an der Tagesordnung; um so mehr ist es zu bewundern und anzuerkennen, daß unser Dichter von dem Allem kaum berührt wurde und seine Ausschweifungen nie die Grenzen des Lasters berührten; sie wurden weder roh noch unsittlich, sondern beschränkten sich auf die Excesse übersprudelnder Lebenskraft der Jugend, auf muntere Gelage, nächtliches Schwärmen, gelegentliches Berauschen und Hazardspielen.

Am schönsten und befriedigendsten offenbarte sich Byron's Charakter während dieser Epoche bei einem schmählichen Angriff, den ein Kritiker auf ihn machte, nämlich Henry Brougham, (dem übrigens das Prädikat „Lord" binnen Kurzem zufallen mußte), und welcher sich dadurch des Herostratos bösen Ruhm errang. Wie eine so ungerechte und unzurecht-

fertigende Kritik, wobei aller Schaden auf den Recensenten zurückfallen mußte, nur überhaupt möglich war, dies erhellt sich am besten durch einen Blick auf die damaligen Zustände in England. Die Gleichheits-Ideen hatten tief Wurzel geschlagen, und es schien den Großen eben die rechte Größe, Rang und Hoheit nirgends unangefochten zu lassen, wo sich nur irgend wo ein Haken einschlagen ließ. Die Versuchung einen Lord Versschmied von seinem Steckenpferde herab zu stürzen war unwiderstehlich für den Kritiker, welcher selbst Lord war. — Byron's Beschämung und Demüthigung beim Anblick der Kritik war eben so schmerzlich als momentan, — ein Augenblick tiefen Erröthens und dann das ruhige, starke Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit. Kühn und bestimmt lautete seine Antwort in einem folgenden Heftchen von Gedichten: „Englische Barden und schottische Recensenten."

Bald nach seinem Abgange von der Universität bezog er sein Schloß (Burg wäre vielleicht der entsprechendere Name für dies Gebäude, welches die Engländer „Hall" nennen) Newstead. Lord Grey de Ruthyn hatte es in einem übeln Zustande verlassen. Byron's erste Sorge war daher, einige Gemächer zur Bequemlichkeit seiner Mutter herstellen zu lassen. Als er im Jahre 1809 seine Majorität dort feierte, waren seine pekuniären Verhältnisse noch der Art, daß er die zum Feste nöthige Summe nur mit sehr hohen Procenten von einem Wucherer erhalten konnte. Es war dieses Fest nicht etwa ein Ergebniß der Willkür, des Uebermuths oder der Prachtliebe, sondern es ist eine uralte und durch ihr Alter geheiligte Sitte, daß jeder Gutsherr, jeder reiche Erbe, jeder bemittelte Edelmann am Jahrestage, wo er majorenn wird, seinen Untergebenen eine Festlichkeit veranstaltet, und der Engländer, der sich diesem Brauche entziehen wollte, würde für geizig, engherzig und kleinlich gelten, ja seine Leute würden es als eine offenbare Ungerechtigkeit und Verkürzung ihrer Rechte ansehen.

Lord Byron war nunmehr ein Pair Englands und erhielt das Recht seinen Sitz im Parlamente einzunehmen; er wandte sich an Lord Carlisle und sandte ihm die dazu nöthigen Documente ein, hatte jedoch noch einmal von dem Vorurtheil dieses Mannes gegen ihn zu leiden, eines Vorurtheils, welches sich auf die eigensinnig vorgefaßte Meinung stützte, daß der Sohn eines Taugenichts nothwendig auch ein Mauvais-Sujet sein müsse; eine kalte ablehnende Erwiederung folgte auf Byron's Schreiben. Da trat dieser eines Tages bleich, ernst und allein unter das hohe Portal des Parlamentsgebäudes, ein entfernter Verwandter, Mr. Dallas, traf ihn dort und schloß sich ihm an. Mr. Dallas berichtet: „beim Eintritt in die Versammlung überschattete das Antlitz meines jungen Begleiters eine noch tiefere Blässe, mit gesenktem Blicke passirte er den Wollsack, leistete die erforderlichen Eide und nahm dann seinen Sitz ein. Auf dem Wege dahin begrüßte ihn der Kanzler mit einem warmen Händedruck und einigen Worten der Anerkennung, wobei der düstere Ausdruck von Kränkung und Unwillen momentan wich. Byron zog sich jedoch schon nach wenigen Tagen in sein Asyl, Newstead, zurück; seine Seele war von Widerwillen und Empörung über die herrschenden Zustände erfüllt, und nicht ohne Bitterkeit wegen vielfach erlittener Unbill und Ungerechtigkeit.

In Newstead traf er mit seinem Freund Hobhouse, dem jetzigen Lord Broughton, die Vorbereitungen zu seinen Reisen durch Spanien, Portugal, Griechenland. Zu Janina in Albanien machte er die Bekanntschaft von Ali Pascha, der viel Wohlgefallen an ihm fand und ihn einige Tage bewirthete.

Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten in Athen setzten die Freunde ihre Reise nach Smyrna fort, besuchten Ephesus und andere berühmte Orte. Byron konnte der Versuchung nicht widerstehen, von Sestos nach Abydos zu schwimmen, und sagte nachher lächelnd einem Freunde: „die Tour ist nicht so weit, aber so anstrengend und gefährlich wegen der Strömung, daß mich dünkt, Leanders Gluth möchte schon ein wenig abgekühlt worden sein, ehe er seine Passage vollendete."

In Konstantinopel trennte sich Hobhouse von seinem Gefährten um nach England zurückzukehren, welches Byron erst nach einer Abwesenheit von zwei Jahren that, nachdem er nochmals lange in Griechenland, Athen besonders, und der Todesstadt Misolonghi verweilt hatte.

Leider betrat er den heimathlichen Boden mit demselben Gefühle, mit welchem er ihn verlassen, mit — Indifferenz. Er sagt: ein Advokat empfängt mich, ihm folgt ein Gläubiger, dem nach drängen sich Farmer, Pächter, Aufseher, Bergleute aus Kohlenwerken, deren Besitz streitbar 2c. 2c. — Seine Absicht war daher nur zu kommen, um wieder zu gehen, sobald die nothwendigen Vorbereitungen dazu gemacht seien.

Er war kaum in London angelangt, da rief ihn ein Brief nach Newstead an das Krankenlager seiner Mutter; er folgte dem Rufe sofort, aber schon auf der Reise erreichte ihn ein zweites Schreiben mit der Todesnachricht. Er begleitete den Sarg zur Familiengruft mit viel tieferem Schmerz, als man hätte vermuthen sollen, wenn man nicht in Anschlag bringt, daß somit auch das einzige Band gelöst war, welches dies warme, liebeverlangende Herz an ein anderes menschliches Wesen fesselte. — Von seinem Vater war ihm nur eine schreckliche Erinnerung geblieben, der Verkehr mit seiner mehrere Jahre ältern Schwester ward durch deren frühe Heirath bedeutend beeinträchtigt, seine nächsten Verwandten, sein Vormund 2c. sahen in ihm nur, wie schon bemerkt, den Abdruck seines Vaters.

Dieser flüchtige Umriß der äußern Umstände und Ereignisse während der letztern Jahre war erforderlich, um die poetischen Schöpfungen dieses Zeitraumes richtig auffassen zu können.

„Der Fluch der Minerva" und einige andere kleinere Gedichte hatten Byron schon einen bedeutenden Ruf erworben, sie waren zu Athen geschrieben; und es muß anerkannt werden, daß die Familie Chaworth zu den ersten gehörte, welche den jungen Dichter günstig beurtheilte, weil, manchen Darstellungen zu folge, man geneigt ist anzunehmen, daß ein Duell zwischen dem Großonkel Byron's und einem Mr. Chaworth, wobei Letzterer getödtet wurde, einen fortdauernden Haß zwischen den Familien erzeugt habe, demzufolge ein An-

trag Byron's von Miß Chaworth zurückgewiesen worden sey. Die intimsten Freunde unseres Poeten widersprechen diesem ausdrücklich und behaupten, daß wohlwollende Gesinnungen von beiden Seiten eine Freundschaft erwachsen ließen, welche Miß Chaworth selbst mit vielem Bedauern durch ihre unvorsichtige Aeußerung zerstört sah.

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

— „Kreuz-Element, Frau Hoffter! ich will's nicht leugnen, denn ich kann nicht lügen: ja, ich bin eigens Ihretwegen heruntergeritten, von Fräulein Leonie geschickt! Aber nur nicht gleich bange, liebe Frau!" rief der ehrliche Jägersmann, als er Frau Hoffter wieder erblassen sah. „Nur nicht erschrecken! es hat gar keine Gefahr für den Herrn Gemahl!"

„Aber die Aufregung in Folge der Unterredung, welche er heute gehabt hat? Er hatte ja Besuch von drei Herren, nicht wahr?" fragte Frau Louise.

— „Ah, Sie wissen es schon? die Burschen sind also schon hier gewesen und ich komme am Ende schon zu spät?"

„Zu spät wozu, lieber Herr Hupper? — Die drei Herren waren schon hier, und wie sehr ich mich auch sträubte und meine Unterschrift verweigerte, am Ende haben sie mich doch herumgekriegt! Mein Mann hat es ja gewünscht und seine Unterschrift schon gegeben. Was blieb da zu thun übrig?"

Hupper fuhr mit einer wilden Verwünschung vom Stuhle auf. „Hab' ich mir's doch halb und halb gedacht, daß ich zu spät kommen würde!" rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Lampe wackelte. „Nichts für ungut, Frau Hoffter! ich bin halt eben ein knorriger Waldmensch. Aber meiner Treu, ich gäbe viel darum, wenn ich daheim gewesen wäre, um den vermaledeiten Schleichern den Rückwechsel zu zeigen oder denselben noch zuvor zu kommen. Sind denn die Spitzbuben schon lange fort?"

„Seit einer Stunde."

— „Potz Kreutz-Millionen-Schock-Schwerenoth! und hatten Sie denn gar niemand, der sich Ihrer annahm, Madame, und Ihnen abrieth?" rief der Förster. „Der Herr Komm... — Gemahl wollt' ich sagen, — läßt dringend bitten, Sie sollten die Unterschrift verweigern!"

„Jetzt ist es zu spät, ich habe sie gegeben, und sehe auch nicht ein, was es verschlagen soll," versetzte Frau Hoffter ruhig und ergebungsvoll. „Nachdem mein Mann eingewilligt hatte in den Vorschlag, sich bei seinen Gläubigern um eine Borgfrist zu bewerben, und diese wohl auf ein solches Ansinnen unter keiner andern Sicherheit eingehen werden, als unter der mir auferlegten Bedingung, konnt' ich ja nicht anders. Und wen hätte ich fragen sollen, Herr Hupper? der Assessor Gehring ist nach Holland gereist zu meinem Sohne, um mit diesem zu verhandeln auf welche Art geholfen werden könne. Herr Dauels ist in die Residenz gereist, um Gelder flüssig zu machen, welche Gustav angewiesen hat. Ich arme Frau verstehe von all den Sachen nichts, als daß mein armer kranker Mann wegen Wechselschulden eingesperrt werden würde, wenn ich nicht in jene Bedingung willigte. Wie konnte ich da am Ende ausweichen?"

— „Nun ja, das begreift sich, liebe Frau! aber wenn nur nicht irgend eine andere Teufelei dahinter steckt? der Geier traue den heillosen Sommerfüchsen von Advokaten!" rief der Förster.

„Nein, nein, so schlecht können diese Menschen nicht seyn, daß sie mit einer armen hülflosen Frau und einem kranken Manne ein tückisches Spiel trieben!"

— „Oho, da sind Sie auf der falschen Fährte, gute Frau!" rief der Förster entrüstet. „Diese Bursche haben kein Herz — ich wenigstens habe noch nicht viele getroffen, denen solch ein Ding unter der linken Rippe wuselte. Sind eben die Knechte und Diener der menschlichen Leidenschaften, die dem Gesetz 'ne wächserne Nase drehen und für ihre Auftraggeber feilschen und zwacken, pressen und fallenstellen! Hol' der Teufel ein Gesetz, das nur solche Bursche verstehen und auslegen. Und dann, liebe beste Frau, wenn sich's einmal um Geld handelt und um ein großes Stück Geld, da sind die Menschen schier insgesammt ein schnödes Raubzeug! — Aber hol' mich der und jener, liebe Frau! Sie sehen, ich passe schlecht zum Gesandten, denn anstatt Ihnen einen Trost zu geben, hab' ich Sie da vielleicht noch mehr erschreckt!"

„Nein, nicht erschreckt, sondern mir nur Wahrheit gegeben, lieber Herr Hupper!" sagte die Frau ruhig und ergebungsvoll. „Wozu die Schönrednerei? Was hab' ich denn gethan, das ich bereuen sollte? Was verschlägt es mir und meinen Kindern im Guten wie im Schlimmen, ob wir einige tausend Gulden mehr haben oder nicht? Jedenfalls will ich mich nicht auf Kosten der Gläubiger meines Mannes bereichern! Unser Schicksal ist ja längst besiegelt, lieber Herr Förster, denn seit Jahren hab' ich Tag und Nacht dieß Ende kommen gesehen — es stand mir ja sicher vor Augen wie der Tod! Es ist ein harter Schlag, aber er trifft mich vorbereitet. Und was nimmt er uns denn im Grunde? Ein trügerisches äußeres Glück, hinter dem kein innerer Friede steckte; einen Schein von Wohlstand, unter dem die fürchterlichsten Sorgen mit uns aus der Schüssel aßen; eine stündliche Folter, denn bei dieser Heuchelei konnten meine Kinder und ich keines Bissens froh werden. Und wenn dabei auch zu Grunde geht, was meine fleißigen nüchternen Eltern mir einst hinterlassen haben, die Früchte ihrer Sparsamkeit und Rührigkeit — was thut es? der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, des Herrn Name sey gelobt! — Noch hat uns ja das Geschick alle einander erhalten, und selbst an meinem armen Gatten ist der Tod nur vorübergegangen, und der Himmel hat ihm noch einige Gnadenfrist zu schenken geruht, die er zu anderen als irdischen Dingen anwenden soll! Haben Sie meine Kinder und mich je kleinmüthig gesehen? Haben wir nicht allen Grund, dem Himmel zu danken, daß er noch mit solcher Langmuth au uns verfuhr? .... Aber Sie essen und trinken

ja nicht, lieber Herr Hupper! Emma, Du mußt dem lieben Gast auch zureden!"

— „Nein, nein, lassen Sie's nur, Fräulein!" versetzte der Forstmann mit seltsam blinkenden Augen und einer dumpfen bewegten Stimme. „Sie so reden zu hören, liebe Frau, thut mir besser als Speise und Trank. Meiner Treu, wer Ihr Gemüth und Ihren Glauben hat, ist reicher als wenn er auf Gold säße! Und doch, wenn ich mich hier umsehe — wie das absticht gegen das stolze Landhaus dort droben, das jetzt wie ausgestorben dasteht!"

„Mit dem Einzug in jenen Prachtbau ist Glück und Segen von uns gewichen, lieber Freund! seither hat mein Mann dem Götzen des Scheins geopfert und sich selbst belogen und betrogen," sprach Frau Heffter. „Jetzt ist der Schlag gekommen und ich hab' ihm stille den Nacken dargereicht, und mir ist unter seiner Wucht leichter geworden, als mir ehemals war. Sehen Sie, da sind die alten Möbeln und Geräthe, die ich einst zur Mitgift von meinen guten einfachen Eltern bekam. Ich habe von droben nichts mitgenommen, als was zu meiner Ausstattung gehörte. Alles Andre soll verkauft werden wie unsere Equipage. Die fünf Zimmer hier reichen für eine kleine Familie hin und der liebe Gott wird in diesen Tagen meinem Gatten auch ein demüthiges Herz gegeben haben, daß er sich wieder in die alte behagliche Einfachheit fügt. Die Kinder sind so erzogen, daß sie den Glanz entbehren können und der Himmel wird uns so viel Kraft verleihen, daß wir, wie es auch kommen möge, mit unserer Hände Arbeit unser Auskommen finden mögen!"

— „Er wird es wahrlich nicht so weit mit Ihnen kommen lassen, liebe Frau!" rief Hupper ergriffen. „Millionen Element! eine Frau wie Sie hätte doch meiner Seel' ein andres Loos verdient!"

„Bah, wir haben auch schöne Tage gehabt, Herr Förster, und der höchste Schatz, den Einem der Himmel gegeben hat, sind doch der innere Friede und wohlgerathene Kinder! das sagen Sie meinem Manne, wenn er unruhig werden will! erzählen Sie ihm, wie Sie mich und Emma getroffen haben, und er wird ebenfalls ruhig werden! Wozu denn das Grübeln und Erwägen und Plänemachen, lieber Freund? Halten wir dem gerechten Richter stille, der da droben im Regimente sitzt und besser als wir versteht, was uns frommt, und Keinem mehr aufladt, als er tragen kann! — Aber nun essen Sie doch und trinken Sie, lieber Freund, sonst bin ich Ihnen ernstlich böse!"

Hupper ließ sich nun nicht mehr nöthigen, und nach einem Imbiß und Trunk verabschiedete er sich mit leichterm Herzen, als er gekommen war, bestieg wieder den Rappen und ritt in der lauen sternenklaren Nacht aus dem Thale hinauf und den Bergen zu.

„Potz Sternblitz!" murmelte er vor sich hin, während er dem Rappen die Zügel auf den Hals legte und sich gemächlich sein Pfeifchen stopfte; „ich meinte im Herwege wunder was für Trostworte ich hervorsuchen müßte, um Frau Heffter die Sorge zu benehmen wegen der Unterschrift, welche ihr die Spitzbuben abgeluchst haben. Aber die Frau hat Trost und Seelenstärke für zwei, — meiner Treu, das ist 'ne Frau nach dem Herzen Gottes. Von Der kann jede noch lernen, — auch meine Lotte! Na, die kriegt das Unglück nicht unter, und der alte Hochmuthsnarr — Gott verzeih' mir's, wenn ich von 'nem gebrochenen Manne so rede! — ist am Ende solch ein Weib nicht werth .... na, mich geht's ja nichts an, aber es thut einem ehrlichen Herzen Gott sei — mich ordentlich wohl, wenn es 'mal wieder solch 'ne Frau sieht! Wie wird meine Lotte weinen vor Rührung, wenn ich ihr das alles erzähle!" Dann schlug er Feuer, daß die hellen Funken stoben, drückte den brennenden Schwamm in den Maserkopf und sog bis der Tabak roth glühte, und mit den ersten dicken Rauchwölkchen gab er dem Rappen die Wade und ritt an der 'frohen Aussicht' vorüber im scharfen Trabe in die stille Nacht hinein.

31.

Der von seiner Reise heimgekehrte Douels erschrack nicht wenig, als am zweiten Morgen nach den vorerwähnten Ereignissen Frau Heffter mit Emma auf das Comptoir kam und Bericht von der neuen Wendung der Dinge abstattete.

„Du lieber Himmel, welche Verblendung von Seiten des Herrn Heffter!" rief er entrüstet und mitleidig zugleich; „wie ist es möglich, daß ein Mann so in seinem eigenen Fleische wüthen kann? Wie kam es nur, daß der Herr Kommerzienrath sich überhaupt auf solche Unterhandlungen einließ? Während Herr Gehring und Gustav und ich uns alle nur irgend erdenkliche Mühe geben, um durch pachtweise Uebernahme des Geschäftes den Fortbetrieb zu sichern, eine Rente daraus zu schaffen und einem Zwangsverkauf vorzubeugen, welcher nur zu den traurigsten Folgen führen müßte, läßt Herr Heffter sich hinreißen, aus irgend einem selbstsüchtigen und unklaren Beweggrunde unsere mühsame Schöpfung wieder über den Haufen zu werfen! — Wollte Gott, Sie hätten nicht unterschrieben, Madame, ohne mich zuvor um Rath gefragt zu haben!"

— „Aber Sie waren ja fort, lieber Herr Douels, und die drei Herren drohten, meinen unglücklichen kranken Mann in Arrest zu stecken, wenn ich nicht unterschreibe!" wandte Frau Heffter ein.

Douels schlug sich vor die Stirne. „Der ganzen Handlungsweise jener drei sauberen Bursche liegt offenbar irgend ein tieferer Plan zu Grunde," sagte er. „Ihr Erscheinen hier war kein zufälliges, davon bin ich fest überzeugt. Sie wußten offenbar, daß Gehring und ich fort waren, und daß sie daher freies Spiel hatten. Aber woher wußten sie dieß? Es muß ihnen verrathen worden seyn; sie haben offenbar irgend einen Spion im Geschäfte, der mit ihnen in Verbindung steht und ihnen über alles berichtet, was im Geschäfte vorgeht!... Na, das wird sich ja ermitteln lassen, und dann wollen wir mit dem Burschen schon ein Wörtchen reden! — Eines aber ist klar, meine liebe Frau Heffter: wir müssen das Comptoir ebenfalls nach der Seelbach hinunter verlegen, um Ihnen näher zu seyn und das Haus hier zu räumen. Wir wollen dann die Zügel schon so stramm in die Hand nehmen, daß wenigstens für die Zukunft keine solchen Tücken mehr vorkommen können. Und mit dem Herrn Kommerzienrath werde ich noch

ein ernstes Wort in dieser Sache reden, damit er nicht durch neue eigenmächtige Handlungen in Frage stelle, was wir für ihn selbst und das Wohl der Seinigen in bester Absicht thun wollen. Sie müssen sich in dieser Sache auf unsere Seite stellen, Frau Heffter!"

„Mit nichten, Herr Dauels! ich werde vielmehr parteilos bleiben," erwiderte diese in ihrer ruhigen klaren Weise und schaute den Buchhalter mit ihren großen thränenvollen Augen fest an. „Wenn Sie sich meine Lage vorurtheilsfrei und besonnen erwägen, lieber Herr, so werden Sie begreifen, daß es sich für mich nicht passen würde, gegen meinen Mann zu agiren, abgesehen davon daß es mir ganz gegen den Strich wäre. Das Weib soll dem Mann unterthan seyn, und das bin ich von jeher gewesen. Verlangen Sie von mir nicht mehr, als was meine Pflicht ist! Habe ich gestern gefehlt, so geschah es nicht in schlimmer Absicht, sondern aus wohlgemeintem Gehorsam und allzu geringer Einsicht. Ich werde in ähnlichen Fällen, wenn sie überhaupt noch vorkommen können, allerdings Sie und Adolph Gehring um Rath fragen, bevor ich handle, um nicht meine Kinder in Nachtheil zu bringen; aber ich werde niemals gegen meinen Gatten Partei nehmen, komme darans was da wolle, denn ich will meinen innern Frieden nicht beeinträchtigen. Gustav selber wird, so wie ich ihn kenne, dieß nur billigen."

— „Nun ja, das mag seyn, allein Sie werden mir doch zugeben, daß es ja geradezu unsere Bemühungen vereiteln heißt, wenn Herr Heffter solche Schritte thut, die nur schaden können und doch zu keinem Erfolg führen," versetzte Dauels, ungewöhnlich warm werdend. „Sie müssen ja begreifen, meine verehrte Frau Heffter, daß wir alsdann unter Umständen vergebens arbeiten, und daß namentlich ich, auf dessen Schultern die meiste Verantwortlichkeit liegt, am Ende lieber vorziehen muß, die ganze Sache fallen zu lassen . . ."

„Das mag seyn, lieber Herr," fiel ihm Frau Heffter in's Wort, und ihr feuchtes Auge war so ruhig und gelassen, daß er wohl einsah, wie innerlich fest und ergebungsvoll und klar bewußt diese Frau war. „Aber wie schmerzlich ich auch bedauern würde, Ihre Hülfe zu verlieren, man soll dennoch nicht sagen, daß ich, nachdem ich so viel Anderes getragen habe, jetzt im letzten Augenblick um irgend welcher irdischen Vortheile willen meinen Gatten verlassen wolle!"

— „Mutter, liebe Mutter! Herr Dauels!" sagte Emma erschrocken und aufgeregt. „Ich bitte, brechen Sie diese Erörterung ab, denn offenbar sind Sie beide in einem unseligen Mißverständniß begriffen. Papa kann ja unmöglich gegen seinen eigenen Vortheil handeln und wird in Zukunft gewiß keinen Schritt mehr thun, wie der vorgestrige. Beweis dafür ist die Angst und Reue, welche ihn veranlaßte, uns Herrn Hupper herunterzuschicken, damit er die Mutter warne. Papa wird gewiß Vernunft annehmen und Sie gewähren lassen, Herr Dauels, und Sie werden gewiß nicht ein solch löbliches und verdienstliches Unternehmen wegen einiger Schwierigkeiten aufgeben wollen? Sie werden doch an unsere Dankbarkeit glauben und uns nicht verlassen. — Sie werden sich uns erhalten, um Gustavs, um unser Aller willen! Sie werden zu Papa hinaufgehen und sich mit ihm berathen, — nicht wahr, Herr Dauels, das werden Sie thun, selbst wenn es Ihnen momentan schwer fällt?!"

Und wie einige Löffel voll Oel die stärksten Wogen ebnen, so wirkten Emma's Blicke und der Ton ihrer Worte besänftigend und beschwichtigend auf Emil Dauels, welcher bald seine gewohnte Ruhe wieder fand und Mutter und Tochter versicherte, daß er sein Werk nicht verlassen werde.

„Herr Heffter hat sich unnöthig in Angst bringen lassen," sagte er. Ich bin überzeugt, daß die Drohungen der drei Herren mit dem Schuldthurm nicht ernsthaft gemeint, sondern nur Schreckschüsse waren, denn jene drei Männer sind allzu geriebene Bursche, um nicht einzusehen, daß ein Bankerutt und Zwangsverkauf in solcher Zeit nur die größten Verluste für die Gläubiger selbst nach sich ziehen würde."

— „Es wäre denn," wandte Frau Heffter etwas unruhig ein, — „daß einer oder der andere von den Gläubigern, welche durch jene Männer vertreten werden, die geheime Absicht hätte, das ganze Geschäft in dieser Zeit unter seinem wahren Werthe an sich zu bringen. Halten Sie diesen Plan nicht für möglich oder wahrscheinlich?"

„Oh nein, das wäre denn doch gewagt, Madame! denn wenn auch ein solcher Plan bei der Versteigerung gelänge, so würden die anderen Gläubiger doch schwerlich ihre Zustimmung geben, sobald sie einen solchen Anschlag merkten," erwiderte Dauels, allein sein Erblassen verrieth der scharfblickenden beobachtenden Frau doch bald, daß ihm diese Chance nicht so unmöglich und unbedeutend erschien. — „Indessen wollen wir jedenfalls auf unserer Hut seyn und auch diese Eventualität nicht aus dem Gesichte verlieren," fuhr er fort; „vor Allem aber werde ich sogleich an Gustav nach Amsterdam telegraphiren, damit er wenigstens mit Adolph diese Sache berathen kann; und meine zweite Sorge sey die, in den nächsten Tagen mit dem Comptoir wieder nach der Spinnerei hinunter zu übersiedeln." —

Der Commerzienrath lag in Folge der gehabten Gemüthsbewegung und Erschütterung droben in Buchenberg krank darnieder. Man brachte ihm schonend die Nachricht bei, daß seine Frau den ihr angesonnenen Verzicht geleistet habe, und diese Thatsache trug nicht gerade zu seiner Beruhigung bei. dennoch trug er sich andererseits noch mit sanguinischen Hoffnungen, daß es ihm ein Leichtes seyn werde, durch den Advokaten Jonas zunächst den Borgvergleich mit seinen Gläubigern durchzusetzen und dann mit Hülfe seiner Freunde und Bekannten sich wieder herauszuarbeiten. Und als er sich erst mit diesem Gedanken vertraut gemacht hatte, war derselbe ein Sporn zu seiner Besserung, denn er sah ein, daß nun keine Zeit mehr zu verlieren sey, wenn Hülfe geschafft werden solle. Sobald es daher seine Gesundheit nur einigermaßen erlaubte, die Fahrt nach Hagenbach zu wagen, ließ er seine Gattin bitten, ihm den Wagen zu senden, da er nach Hause zurückkehren wolle. Frau Heffter und Emma kamen selbst mit einem Miethwagen, um ihn abzuholen. Der Kranke hatte wieder

einigermaßen den freiern Gebrauch der Zunge verlangt, und frug daher heftig, warum ihn nicht seine eigenen Pferde nach Hagenbach bringen sollten? — Frau Heffter theilte ihm ruhig mit, daß Dauels Pferde und Wagen nach der Residenz mitgenommen und auf dem Wege der Versteigerung zum Verkauf gebracht, weil sie es für einen Uebermuth und keine Herausforderung des öffentlichen Urtheils angesehen habe, daß sie in ihrer Lage noch Equipagen halten sollten. Herr Heffter runzelte die Stirn und biß sich auf die Lippen; offenbar legte er sich Zwang auf, seiner Entrüstung hierüber nicht sogleich an die Erscheinung treten zu lassen; aber er lag auf dem Heimweg finster und verschlossen in seiner Wagenecke, und gab auf die liebreichen freundlichen Fragen seiner Angehörigen nur kurze barsche Antworten.

Endlich langte man in Hagenbach an, aber der Wagen fuhr an der Villa vorüber und um den Hügel herum an die Seeibach hinab und hielt endlich vor dem kleinen hübschen Hause, in welchem die Familie Heffter ehedem viele Jahre lang gewohnt hatte. Der Kommerzienrath warf einen finstern stechenden Blick auf seine Frau, aber Louise erwiderte ihn offen und ruhig, half den noch halb Gelähmten herausheben und die Treppe hinanführen und setzte ihn auf das alte Sopha, welches noch von ihrer Mitgift herrührte.

„Sey uns willkommen in der alten Heimath, Manuel," sagte sie mit herzgewinnendem Tone und Thränen in den Augen. „Hier, wo wir in bescheidener Stille und Genügsamkeit so manches Jahr verlebt und Freud' und Leid getheilt haben, wird uns Allen wohler seyn, als in dem erborgten Glanz und Flitter dort oben. Gott schenke Dir Geduld und Demuth, lieber Manuel, daß wir auch über die schlimmen Stunden hinwegkommen, welche noch vor uns liegen!"

— „Welcher Satan hat Dir den Einfall eingegeben, wieder hieher zuziehen, Weib?" fragte der Kommerzienrath mit verhaltener Wuth. „Ist das auch wieder ein Rath von dem anmaßenden Burschen, dem Dauels?"

„Aber Papa, ich bitte Dich!" rief Emma erschrocken; „wie magst Du so von einem Manne reden, der in dieser schweren Zeit des Leids uns beinahe der einzige Freund geblieben ist und dem wir so viel verdanken?! Willst Du denn vergessen was er nur allein an Leonien gethan, indem er die Verbindung mit Spathenberg vereitelt hat?"

— „Dauels ist ein Intriguant, ein unaufrichtiger Mensch, ein anmaßender dünkelhafter Patron!" polterte Herr Heffter in überwallendem Ingrimm heraus. „Ich wünschte fürwahr, er hätte mir niemals den Fuß über die Schwelle gesetzt; tausendmal lieber wollte ich mich noch mit dem unbeholfenen, eigensinnigen alten Beuttinger plagen, als mit diesem Menschen, der es auf meinen Ruin abgesehen hat! Ohne jene vermaledeite Komödie in Lerchenthal wäre Spahlenberg noch hier, seine Wechsel bezahlt und der ganze Affront vermieden, welcher für uns alle solch ernste Folgen gehabt hat!"

„Schmäle nicht auf einen Unschuldigen, lieber Manuel, denn Du thust Herrn Dauels in jeder Hinsicht Unrecht!" entgegnete Frau Heffter ruhig. „Wenn irgend jemand den Namen eines erprobten Freundes und Vertrauensmannes verdient hat, so ist es Dauels. Und auf meinen Entschluß wegen der Wohnung hat er gar keinen Einfluß geübt. Der Wunsch, jedem falschen Schein von Reichthum und Pracht zu entsagen, ist bei mir schon ein längst gehegter und ein inneres seelisches Bedürfniß. Ich habe mir gesagt, daß es für Leute in unserer Lage ein Frevel und Vorwurf wäre, für die Zinsen von Mobiliar und Wohnung und die Kosten einer Equipage jährlich vier- oder fünftausend Gulden zu verleben. Ich will mir nicht dereinst von Deinen Gläubigern den Vorwurf machen lassen, ich habe auf ihre Kosten gelebt, ihr Geld verschwendet; ich will nicht den Neid herausfordern, um mich hernach verächtlich und schuldig zu machen, und unsere Kinder wollen das auch nicht; das weißt Du schon längst!"

„Albernheiten, Louise! das sind Dinge, welche Du nicht verstehst! Ich kann Dir's nicht verzeihen, daß Du mir dieß gethan und dadurch meinen Kredit ruinirt hast!" rief Heffter; „aber freilich, das hast Du mit Deinem scheuen ungeselligen Wesen und Deiner hausbackenen Frömmelei von jeher gethan!"

Einen Moment blitzte das dunkle Auge der armen Frau in gerechter Entrüstung, und auf ihren Lippen schwebte der Name der Abenteurerin Reclair und eine bittere Entgegnung; allein ein Blick auf ihre beiden Kinder verscheuchte diese Gedanken welche die Eigenliebe und das verletzte Selbstgefühl ihr eingegeben hatten, und mit einem wehmüthigen Blicke entgegnete sie: „Gott verzeih' Dir diesen Vorwurf, Manuel! Ich kann mich davon nicht getroffen fühlen noch den gethanen Schritt bereuen! Und Dein Kredit? Du lieber Himmel! was für ein Segen soll aus einem Kredit kommen, den man durch Täuschung erstrebt und durch Wucherzinsen erkauft?! — Leider hat der Himmel mein Gebet noch nicht erhört und Dir die Augen über Dich selbst geöffnet; aber dießmal will ich nicht gegen mein Gewissen handeln und meinen Kopf aufsetzen, und käme es zum Brechen — ich werde hier bleiben mit den Kindern, umgeben von dem einfachen Hausgeräthe, welches ich Dir einst in die Ehe brachte. Willst Du dieß nicht, na, dann findest Du noch alle die eitlen Herrlichkeiten droben, womit Du Dich umgeben hast, und womit Du den Leuten Sand in die Augen streuen wolltest! Und wenn dann Wahrheit und Gewissen und treue Anhänglichkeit der Deinigen keinen Werth mehr für Dich haben; dann thu' den letzten Schritten vollends, der uns scheidet, Manuel, und geh' Deinen eigenen Weg, und . . . mögest Du ihn nie bereuen!" Und ein heißer Thränenstrom brach aus ihren Augen und erschütterte ihr ganzes Wesen.

Die beiden Töchter drängten sich erst beschwichtigend an die Mutter und bestürmten dann den Vater, er möge nachgeben, was dieser denn auch mürrisch und gezwungen that, denn er erinnerte sich, daß in diesem kritischen Augenblicke nicht nur sein eigenes Schicksal theilweise in der Hand seiner Frau liege, sondern die Offenbarwerdung von ehelichen Dissidien auch seine ganze Sache verderben könne. Aber sein trockenes stolzes Gemüth war voll Bitterkeit gegen die arme, edle duldende

Frau, welche ihm solch unerhörte Opfer gebracht hatte, und er zog es vor, sich unter dem Vorwande von Ermüdung zu Bette bringen zu lassen, um weiteren Erörterungen auszuweichen.

Am folgenden Morgen ließ der Kommerzienrath Herrn Dauels rufen, und empfing ihn mit einem strengen Ernste.

„Sie haben, wie ich höre, eine Reihe von Verfügungen vorgenommen, welche eigentlich weit über diejenige Vollmacht hinausgingen, welche in der Ihnen ertheilten Prokura lag, Herr Dauels," redete er ihn nach den ersten Begrüßungen und nach einem allgemeinen Berichte über den Geschäftsgang in den letzten sechszehn oder achtzehn Tagen in einem unverhohlenen vorwurfsvollen Tone an.

— „Zum Beispiel, Herr Kommerzienrath?" fragte dieser gelassen und mit ruhigem Blick.

„Der Verkauf meiner Equipage, die Verlegung des Comptoirs hieher in die Nebengebäude der Spinnerei," polterte der Kommerzienrath heraus.

„Zum Verkauf der Luxuspferde und des Phaëton ward mir der Auftrag von Ihrer Gattin, welche ich als hiezu berechtigt anerkennen mußte, so lange Sie beinahe lebensgefährlich krank und unzurechnungsfähig waren," versetzte Dauels fest und zuversichtlich. „Die Verlegung des Comptoirs aber unternahm ich in bester Absicht und vermöge einer vermeintlichen discretionären Gewalt, welche in meiner Vollmacht lag, sowie in Folge eines rettenden Abkommens, welches Herr Adolph Gehring und ich mit Ihrer Gattin und Ihrem Sohne getroffen haben, und dessen nachträgliche Sanktion wir von Ihnen erwarten. Dieses Abkommen geht dahin, daß ein Konsortium von mehreren Männern von dem Tage an, wo Sie durch Ihren Schlaganfall die Möglichkeit eingebüßt hatten, das ganze Etablissement mit eigenen Fonds und geistigen Mitteln zu betreiben, die Baumwollspinnerei, die Weberei und die Kattunfabrik pachtweise übernimmt und gegen einen gewissen Abtrag für seine Rechnung fortsetzt. Dieses Konsortium hat mich zum Disponenten bestellt und kraft dieses Mandats hatte ich vollständige Befugniß, eine solch unbedeutende Verfügung wie die Uebersiedelung des Comptoirs des neuen Geschäfts vorzunehmen, — abgesehen davon, daß nicht nur auf den Antrag Ihrer Frau Gemahlin das Landhaus droben sammt Nebengebäuden und Park dem Verkauf ausgesetzt war und daher geräumt werden mußte, sondern es sich auch in anderer Hinsicht im Interesse der Ihrigen sehr empfahl, daß ich in der Nähe Ihrer Frau Gemahlin blieb, falls irgend welche von Ihren Gläubigern neue Einschüchterungs-Versuche machen sollten!"

„Mein Herr, Sie unterstehen sich, gegen mich eine Sprache zu führen, die mich ganz in Erstaunen setzt!" rief der Kommerzienrath. „Sie maßen sich Dinge an, welche ich von einem meiner Untergebenen nicht zu ertragen gesonnen bin!"

„Sie übersehen, Herr Kommerzienrath, daß es nur eines kleinen Circulärs bedarf, um das dienstliche Verhältniß aufzuheben, welches noch zwischen uns besteht und ein rein formelles ist, denn da alle Ihre Bücher in Ordnung sind und Sie Ihren Geschäftsbetrieb liquidiren, bin ich Ihnen als Buchhalter wie als Kassier entbehrlich."

„Das heißt, zunächst, wenn ich Lust habe, jenes Abkommen zu sanktioniren, welches hinter meinem Rücken und ohne mein Zuthun getroffen wurde!" rief der Kommerzienrath; „aber so weit sind wir noch nicht!"

„Sie vergessen zwei wesentliche Dinge, Herr Heffter," entgegnete Dauels ruhig; „nämlich einmal daß Sie die allgemeinen Grundzüge des Projekts längst schriftlich in Händen haben und seither in das Abkommen wenigstens stillschweigend einwilligten, und sodann, daß Ihnen kein anderer Ausweg mehr bleibt, um Ihrer Familie wenigstens noch einiges Vermögen zu retten und einem Bankerutt mit allen seinen Verlusten und Gefahren in jetziger Zeit vorzubeugen, als das Abkommen welches wir Ihnen vorschlugen. Die Pachtsumme, welche das Konsortium Ihnen bezahlt, entspricht genau einer fünfprocentigen Rente aus dem Schätzungswerth sämmtlicher Liegenschaften, Maschinen und Utensilien; in dem Konsortium befinden sich Ihre Gattin und Ihr Sohn; die Pachtzeit ist auf fünf Jahre vorgesehen, die provisorische Urkunde von Ihrer Gattin und mir, Ihrem Prokuristen, vor Gericht vollzogen. Kommt es daher heute zu einer Katastrophe mit Ihnen, so werden die Gerichte den vollzogenen Miethvertrag zwischen Ihnen und dem Konsortium sanktioniren müssen, denn die Liegenschaften und Utensilien erlangen ein Interesse und büßen nichts an Werth ein, sondern können während der Pachtzeit nur gewinnen. Es wird daher von einer Verschleuderung durch Zwangsverkauf abgestanden werden, und Sie können zur Veräußerung günstigere Zeitverhältnisse abwarten, — Zeiten in welchen es durch den Gewinnantheil Ihrer Gattin und Gustav's und den erhöhten Werth der Fabrik hoffentlich Ihnen möglich wird, das Geschäft wieder selbst zu übernehmen und mit Erfolg fortzuführen, oder Ihren Plan zu verwirklichen und eine Aktiengesellschaft für den Fortbetrieb und die Uebernahme zusammenzubringen. Alle diese Erwägungen werden Sie gewiß bestimmen, unbedingt auf den Vorschlag einzugehen, welcher, wie Sie sehen, die volle Billigung Ihres Sohnes und ihrer übrigen Familie hat, und Ihnen das Abkommen mit Ihren Gläubigern, welches Sie durch den Advokaten Jonas eingeleitet haben, nur erleichtern wird!"

„Und Sie rechneten also darauf, Dauels, daß ich mich mit gebundenen Händen in einen Plan hineinzwingen lasse, den man mir auf solch hinterlistige Weise abtrotzen will?" rief der Kommerzienrath mit funkelnden Augen.

„Ich habe Sie so weit kennen gelernt, Herr Heffter, daß ich voraussah, anfangs auf einigen Widerstand von Ihrer Seite zu stoßen," gab Dauels ruhig zur Antwort. „Ich konnte mir denken, daß Ihr Selbstgefühl dadurch verletzt würde und daß Sie in dem Plane alles eher suchen würden, als den aufrichtigen und uneigennützigen Wunsch von Seiten Ihrer aufrichtigen Freunde, wenigstens die furchtbarsten Folgen einer unvermeidlichen Katastrophe von Ihnen abzuwenden, wo nicht den Ruin Ihres Geschäfts zu beseitigen. Allein ich kenne Sie andererseits als einen solch erfahrenen und umsichtigen Ge-

schäftsmann, um getrost erwarten zu dürfen, daß reiflichere Erwägung Ihnen die Wahl erleichtern und die gekränkte Eigenliebe beschwichtigen werde, — zumal wenn Hoffnung vorhanden ist, daß man auch Herrn Gottlieb Wagner in Amsterdam noch in das Consortium hineinziehe und so Ihnen, Ihrem Kredit und Ihrer Familie einen sichern festen Stützpunkt gewinne. Einstweilen sind Ihre Bücher bis zu jenem Tage abgeschlossen, wo Sie so heftig erkrankten. Die Werthe der Rohmaterialien, halbfertigen und marktgnten Waaren sind Ihnen nach Ergebniß eines gewissenhaft aufgenommenen Inventars gutgebracht und stehen augenblicklich zu Ihrer Verfügung. Die sämmtlichen neuen Arbeiten und Versendungen sind auf Rechnung des Consortiums geschehen, die Arbeitslöhne und Saläre bis zu jenem Tage geordnet und von uns übernommen, und hier lege ich Ihnen Bilanz, Inventar und alle anderen Papiere vor, mit der Bitte, dieselben prüfen zu lassen und mir dann Bücher und Kasse abzunehmen, da sich Herr Beuttinger, den ich mir hiezu erbeten habe, bereit erklärt hat, Ihnen bei der Liquidation Ihres Geschäfts beizustehen. Dem Advokaten Jonas habe ich, auf sein Verlangen und da er sich als Ihr Bevollmächtigter ausgewiesen hat, eine beglaubigte Abschrift Ihres Status mitgetheilt, und so erübrigt uns — Ihre Einwilligung in die Pachtbedingungen vorausgesetzt — nun nichts Anderes mehr, als die Geschäftsfreunde durch Circulär von den eingetretenen Veränderungen in Kenntniß zu setzen."

Der Kommerzienrath war nicht im Stande, den Ingrimm zu verhehlen, welcher ihn erfüllte, als er sich auf diese Weise wirklich gezwungen sah, in ein Abkommen zu willigen, welches allerdings zur Sicherung seines Vermögens, soweit solches noch zu retten war, hinreichte, dagegen ihn wirksam lahm legte und von der Leitung eines Geschäfts entfernte, dem er diese großartige Ausdehnung, welche allerdings weit über seine Mittel ging, gegeben hatte. Er polterte nun voll Groll gegen Dauels heraus, daß er sich nicht auf diese Weise düpiren lassen werde und daß jedenfalls die Pachtbedingungen von ihm erwogen und zweckentsprechend gestellt werden müßten, so wie daß er die Procura zurücknehme, welche er Dauels gegeben und dieser so schnöde mißbraucht habe.

„Ueber die Pachtbedingungen werden wir nicht markten, Herr Kommerzienrath, schon um des mißlichen Eindrucks willen nicht, welchen scheinbar allzu niedrige Ansätze machen würden," entgegnete Dauels gelassen. „Ihre Gläubiger sollen nicht im Stande seyn, uns vorzuwerfen, daß wir Ihre Verlegenheiten zu unseren Gunsten ausgebeutet haben. — Meine Procura betrachte ich selbst als erloschen, sobald Sie die Abwickelung Ihrer Angelegenheiten selbst wieder übernehmen. Auch werde ich Ihnen mit Vergnügen dabei mit Rath und That an die Hand gehen und Ihnen die zehntausend Gulden, welche ich in Ihr Geschäft gelegt, noch gerne lassen. Aber ich bitte Sie um Eines, mein lieber Herr Kommerzienrath! kommen Sie von einem ungerechten Vorurtheil zurück, das Sie gegen mich hegen; verstatten Sie mir auch ferner die Rechte eines Hausfreundes und Tischgenossen, wie ich es in den vergangenen acht Tagen war, seit wir das Comptoir hieher auf die Spinnerei verlegten, weil ich aus inneren und äußeren Gründen vorziehe, hier zu wohnen und zu leben und meinen Verkehr mit den Einwohnern von Hagenbach nur auf das Nothdürftigste zu beschränken."

„Ich denke, Sie dürften mich über jede Gehässigkeit erhaben glauben, Dauels," versetzte der Kommerzienrath kurz. „Wenn meine Frau Sie als Tischgenossen angenommen hat, wie als Associé, so geziemt es mir nicht, diese Verfügung umzustoßen. Ueber unsere geschäftlichen Beziehungen werden wir noch mehr reden!"

Dauels verabschiedete sich freundlich und mit ruhiger Zuversicht, denn er wußte wohl, daß seinem frühern Prinzipal keine andre Wahl mehr erübrige, als sich in dieses Abkommen zu ergeben. Der Kommerzienrath sah dieß ebenfalls bei reiflicherer Erwägung ein, aber gerade dieß steigerte seinen Groll gegen Dauels, den er als den Urheber und die Seele dieser Verschwörung gegen seine Selbständigkeit betrachtete, und dem er es niemals zu verzeihen gelobte, daß derselbe auch noch den Assessor Gehring zum Genossen des neuen Consortiums gewonnen hatte.

Gleichwohl mußte der Kommerzienrath sich willenlos darein ergeben, als am Nachmittag auch Adolph Gehring kam und ihm Briefe von Gustav brachte, worin dieser seinen Vater dringend bat, doch auf dieses Abkommen einzugehen. Adolph erstattete Herrn Heffter Bericht über seine Reise nach Amsterdam und die Verhandlungen mit Gustav und mit Herrn Gottlieb Wagner. Gustav war zu jedem Opfer entschlossen und überzeugt, daß nur auf dem von Dauels vorgeschlagenen Wege, welchen Adolph noch in rechtlicher Form ausgearbeitet hatte, einige Rettung seyn, und versprach, den Großonkel Wagner noch dafür zu gewinnen. Letzterer war vorerst noch ganz theilnahmlos und entschieden abgeneigt, etwas für Immanuel Heffter zu thun, obschon er mit dem Munde fortwährend erbötig war, für Heffter's Angehörige etwas zu thun, wenn dieser Nothfall eintrete. Von Gustav's Verlobung mit Grietje theilte Adolph Gehring dem Kommerzienrath nichts mit, — Gustav selbst hatte dieß gewünscht. Er hatte zwar seinen Freund Adolph im Hause des Herrn Cornelis von der Doos eingeführt und ihm Grietje vorgestellt, und Adolph hatte die Wahl Gustavs durchaus gebilligt, weil er in der anspruchslosen, stillen, besonnenen Margaret ein kindlich reines und doch wieder starkes Gemüth und einen seltenen Frohmuth und Willenskraft entdeckt, weil das ganze Wesen der jungen Holländerin ihn ungemein angemuthet hatte. Aber unsere lieben Leser wissen ja, daß Gustav allzu gewissenhaft war, um in einem für die Seinigen so bedenklichen Augenblick das Geschick des wackern Mädchens an das seinige zu ketten. Er wollte seine Verheirathung noch bis dahin verschieben, wo das Schicksal seiner Eltern und Geschwister eine definitive und wo möglich günstigere Wendung genommen haben würde, und einstweilen sollte Margaret sich noch ihren freien Entschluß bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Arme Ritter.

Novelle nach dem Französischen.

Hinterpommern ist ein sehr einförmiges, unwirthliches Land; ganz besonders trägt die Gegend zwischen Stettin und Prenzlow den Charakter einer endlosen Sandwüste. Der Ackerbau ist kümmerlich; in der That kann man mitunter Stunden weit gehen, ohne nur auf eine leise Andeutung von Bodenkultur zu stoßen. Da sind keine stattlichen Meierhöfe, keine wohlgenährten Viehheerden, keine unter Lachen und Singen ihre Arbeit verrichtenden Knechte und Mägde. Selten erhebt sich ein halbverfallenes Strohdach hinter einer den Sandweg von dem sandigen Felde trennenden, halbverdorrten Hecke; selten zeigt sich der Kopf einer magern Kuh oder eines falben Pferdes, und wenn dies geschieht, haftet der Blick des Thieres mit dem unverkennbaren Ausdruck der Verwunderung auf der Gestalt des vorüberziehenden Wanderers, als könne es nicht begreifen, wie er in diese Einöde komme.

Im Jahr 1798, zu Ende des Sommers, begegnen wir einem Fußgänger, der sich mühsam durch die Sandwüste dahin schleppt. Von Zeit zu Zeit hemmt er seine Schritte — vielleicht um auszuruhen, vielleicht auch um rings umher zu spähen, ob denn hier nirgends eine Spur von gesittetem menschlichem Leben zu entdecken sei. Der Mann ist hinsichtlich des Fortkommens auf sein eigenes Fußwerk beschränkt und stützt sich auf einen ziemlich derben Knotenstock; dabei ist aber doch seine Kleidung fein und elegant, und sein ganzes Wesen das eines vornehmen Herrn. Der Staub, der auf seinem Gewande liegt, läßt doch noch erkennen, daß dasselbe aus Sammet und schwarzer Seide gefertigt ist, und die Silbertressen sammt der goldenen Schnur am Hut, wenn auch etwas verblaßt, bilden immerhin eine Zierde, die in dieser Umgebung gewiß zu den größten Seltenheiten gehört. An der Seite trägt der Fremde einen kleinen Degen, dessen Griff sehr zierlich aus Ebenholz mit Gold eingelegt ist, und zwischen den Fingern hält er eine halbgeöffnete, reichverzierte Schnupftabaksdose, die jedenfalls auch ihren Werth besitzt.

Im kümmerlichen Schatten einer schlanken Birke hatte er eine Weile gestanden, den Staub des virginischen Krautes langsam zwischen Daumen und Zeigefinger reibend und dann bedächtig in die Nase schiebend, als seine Aufmerksamkeit plötzlich durch den hellen Ton eines Glöckleins in Anspruch genommen wurde. Eine seltsame Gruppe von Personen kam des Weges daher. Es war ein Mann, der einen Esel führte, an dessen Halse mehrere Glöckchen hingen. Außer einer Anzahl von Körben und Paketen der verschiedensten Größe trug der Esel eine junge hübsche Frau, die sich behaglich auf dem Rücken des geduldigen Thieres schaukelte. Der Mann hatte einen tüchtigen Wanderstab in der Hand und einen Sack über den Schultern.

Unser Fußgänger, der die Gruppe allmälig näher kommen sah, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren; hier fehlte nur noch ein Kind, um die Flucht nach Egypten in niederländischer Manier vollständig zu machen. Freilich fehlte dem Joseph der biblische Ernst; er hatte das Gesicht eines jovialen Lebemannes, und die Jungfrau Maria war auch für eine Mutter Gottes etwas gar zu kokett gekleidet.

Plötzlich bemächtigte sich des fremden Wanderers eine eigenthümliche Bewegung. Die junge Frau, jetzt nur noch wenige Schritte von ihm entfernt, hatte den Kopf nach ihm gewendet, ihre Augen begegneten sich — — diese Züge, diese Gestalt — es konnte keine Täuschung sein!

In demselben Augenblick hielt die Reisende ihr Thier an und rief im Ton der höchsten Ueberraschung: „Jesus Christ! Das ist — ja wahrhaftig, das ist kein Anderer als der Herr Marquis!"

„Susette! Blitz und Hagel! Bist Du das, Susette?"

„Herr von Cadouville!" jauchzte die junge Frau, und schwang sich behende vom Rücken des Esels, ohne viel darauf zu achten, daß das kurze Röckchen bei dieser hastigen Bewegung mehr von der runden, prächtigen Wade sehen ließ, als eine Jungfrau Maria zeigen soll. „Gebenedeite Mutter Gottes, welch' ein seltsames Zusammentreffen!"

„Das kommt wirklich überraschend," versetzte der Marquis. „Welcher böse Wind treibt Dich nach dem fernen Pommern, mein armes Kind?"

„Ein sanfter Zephyr, der diese zarte Elfe liebkosend umfächelt, mein Herr Marquis," nahm der Gefährte des netten Weibchens das Wort, indem er sich mit einer gewissen Wichtigkeit vordrängte und den Fremden militärisch salutirte. „Pierre Godureau, Erwerber der königlichen Armee, ehemaliger Ausrufer von Bayeux, Taschenspieler, Professor der Magie, früher Besitzer des „französischen Parnasses," in diesem Augenblick aber ohne bestimmtes Geschäft, in Folge der revolutionnären Umwälzung."

Der fremde vornehme Herr schien sich zu erinnern.

„Ach, Du bist es, mein Lieber, der in Caumont die Wachsfiguren zeigte?" fragte er.

Godureau verbeugte sich.

„Aufzuwarten, Herr Marquis."

„Und Du, Schlingel, hast nun Susetten hieher entführt?"

„Mit ihrer reiflich überlegten Einwilligung," sagte der Ex-Taschenspieler. „Auch glaube ich, ihr noch keine Veranlassung gegeben zu haben, ihr in mich gesetztes Vertrauen zu bereuen. Wir lieben einander wie Philemon und Baucis; ich theile mit ihr mein Herz und meinen Esel — auch er ist ein Landsmann aus der Normandie, Sie hören es gleich an seinem Accent, Herr Marquis."

Herr von Cadouville konnte sich eines Lächelns nicht erwehren.

„Und sie ist wirklich glücklich?" fragte er mit einem noch immer zweifelnden Seitenblick auf seine ehemalige Dienerin, welche während dieser Rede ihres Begleiters verlegen lächelnd an ihrem Miederband zupfte.

„Glücklich? .... Nun ja, Herr Marquis, ich will nicht das Gegentheil behaupten," versetzte sie erröthend. „Monsieur Godureau ist mein Mann, und die Frau soll den Mann nie

Lügen strafen. Das braucht mich freilich nicht von dem Geständniß abzuhalten, daß wir in den letzten Monaten etwas sehr knapp lebten."

„Alles in Folge der revolutionären Umwälzung," ergänzte der Ex-Werber. „Der Herr Marquis werden sich gnädigst entsinnen, daß ich ein ausgezeichnetes Wachsfiguren-Kabinet besaß, eine Zusammenstellung der berühmtesten französischen Dichter und Schriftsteller, wie sie den Parnaß hinaufklettern und von Apollo und den neun Musen feierlich bewillkommnet werden — Alles täuschend ähnlich in Wachs dargestellt und eine in ihrer Art wirklich unvergleichliche Kunstsammlung."

„Ja, ja," sagte Herr von Cadouville, „man hatte mir davon erzählt."

„Mein französischer Parnaß war der Stolz und die Freude der Normandie, und wohlbekannt in Anjou, Maine und Touraine," erzählte Godureau weiter. „Ein hoher Adel und verehrliches Publikum bewies ihm gleiche Theilnahme, ich hatte mein gutes Auskommen und konnte eine Frau ernähren, bis eine Proklamation der neuen republikanischen Regierung plötzlich mein Glück zertrümmerte."

„Was hatte die Republik mit Dir und Deinem Parnaß zu schaffen?"

„Meine großen Männer wurden verdächtig! Es half nichts, daß ich Boileau und Racine rothe Mützen aufsetzte, Bossuet, Molière und Fenelon Carmagnolen in den Mund legte und einen Freiheitsbaum auf den Gipfel des Parnasses pflanzte. Es sollte überhaupt keine berühmten Männer mehr geben, da man die Berühmtheit für eines der Privilegien der abgeschafften Aristokratie hielt. Die Maires und Ortsvorstände weigerten sich, mir Erlaubniß zur Ausstellung meines Kabinets zu ertheilen. Von allerlei Chikanen und Widerwärtigkeiten verfolgt, in Kolmar verhaftet und nur durch einen glücklichen Zufall losgekommen, flüchtete ich zuletzt über den Rhein. Der „französische Parnaß" mußte in Deutschland ein Asyl suchen."

„Armer Pierre! Und hier ließ man Dich ungehindert gewähren?"

„Ich hatte es gehofft, doch das Unglück war einmal da und wich mir nicht von der Seite. Kaum in Baden angelangt, hielt man mich für einen Spion und wollte mich festnehmen. Ich eilte über die bayrische Grenze; als ich aber meinen Parnaß zur Schau stellte, hielten ihn die Behörden für eine verkappte Verherrlichung der jakobinischen Bergpartei und wiesen mich aus dem Lande. In Sachsen wollte ich's wieder versuchen, doch die Dresdener Polizei kam auf die Idee, meine Musenjünger seien eine Anspielung auf Marat und seine Anhänger. Ich eilte nach Preußen, aber die Denunziationen waren bereits vor mir angelangt. Man verhaftete mich und belegte mein Kabinet mit Beschlag. Nach vielen Plackereien kam ich endlich frei — meinen „Parnaß" aber, ehemals die Quelle meines Wohlstandes und der Stolz meiner erleuchteten französischen Heimath — sah ich niemals wieder. Das Gericht hatte auf Vernichtung desselben erkannt. Denken Sie sich, Herr Marquis, Apollo und die neun Musen wurden in Preußen obrigkeitlich vernichtet! Man ertheilte mir die Weisung, einen der pommer'schen Häfen zu gewinnen und dort das Land zu verlassen. Mit Mühe und Noth erhielt ich Suson zurück; Susetten mit Beschlag zu belegen, hatte man nicht für nöthig erachtet. Ich vergaß, Ihnen zu berichten, Herr Marquis, daß den Namen Suson mein Esel führt, welcher eigentlich eine Eselin ist . ."

„Arme, arme Kinder! So befindet ihr euch hier, viele hundert Meilen von eurer Heimath entfernt, in fremdem Lande und unter fremden Menschen, ohne alle Mittel zum Unterhalt?" rief Herr von Cadouville im Tone aufrichtigsten Mitgefühls.

„Hm, nein, Herr Marquis! Ohne alle Mittel zum Unterhalt — das wäre wohl etwas zu viel gesagt," erwiderte Godureau mit dem dem Franzosen stets eigenem Stolz. „Wahr ist es freilich, daß die rücksichtslose deutsche Polizei meine Karriere gestört hat, und daß ich mich in diesem Augenblick einigermaßen bedrängt fühle."

„Das heißt, wir haben keinen Bissen Brod, aber sehr viel Hunger!" sagte Susette mit naiver Offenheit und der Sache ungenirt auf den Grund gehend.

„Mein Gott! In diesem Augenblick fühle ich meine eigene Dürftigkeit mit doppelter Macht," versetzte seufzend der Marquis. „Wie würde ich mich jetzt glücklich schätzen, könnte ich durch dieses wunderbare Zusammentreffen Euer Loos verbessern; leider aber ist meine eigene Lage just so prekär wie die Eure."

„Jesus Maria, Herr Marquis!" rief Susette erschrocken. „Sie, der Sie zwei prächtige Schlösser, ein Dutzend Diener und drei Equipagen besaßen . . . ."

„Ich besitze heute Nichts, als was ich bei mir trage, reise zu Fuß und kehre am liebsten im Gasthof zur Sonne ein, wo die Zeche nicht zu hoch ist," sagte Herr von Cadouville lächelnd. „Ihr findet das unglaublich, weil ich noch in meiner frühern eleganten Kleidung vor Euch erscheine; — ja seht, es wird auch nicht ewig damit währen. Sammet und Seide sind vergänglich wie alle andern irdischen Dinge, und wenn Susette ihrem ehemaligen Herrn um einige Monate später begegnet wäre, würde dieser letzte Rest seines früheren Glanzes auch wohl bedeutend verblichen sein."

Mit wenigen Worten erzählte nun der Marquis Herrn und Madame Godureau, wie er aus Frankreich ganz plötzlich habe flüchten müssen, ohne im Stande zu sein, mehr als einen einzigen Anzug und einen Beutel mit etwa hundert Goldstücken zu retten. Das Geld habe er später in Koblenz im Spiel verloren, der Rest sei ihm in einer Herberge gestohlen worden. Jetzt befinde er sich auf dem Wege nach Stettin, allwo ihm ein Baron Klurkel eine Stelle als Sekretär angeboten habe.

Herr von Cadouville erzählte dies, indem er geduldig neben Godureau, Susetten und dem Esel einher wandelte, die sich alle drei wieder in Bewegung gesetzt. Der Marquis war ein würdiges Glied jener französischen Aristokratie, deren Hauptcharakterzüge in einer romantischen Ritterlichkeit, grenzenlosen Sorglosigkeit und philosophischem Gleichmuth in allen

Wechselfällen des Lebens bestanden. Man möchte sie ein Geschlecht von Alcibiadessen nennen, das in Versailles intriguirte, in den Wäldern von Kanada blutig kämpfte, an der Börse mit Law spielte, sich in die Idee eines Voltaire und Helvetius vertiefte und zuletzt wie Dionys der Tyrann enden mußte, indem es den kleinen „Junkern" Deutschlands und den jungen „Misses" der drei vereinigten Königreiche Unterricht gab.

Die lebhafte Susette unterbrach öfters die Erzählung ihres ehemaligen Gebieters, und Monsieur Godureau konnte nicht umhin, moralische Betrachtungen einzustreuen, denn die Moral und eine etwas geschraubte Redeweise waren die Haupt-Steckenpferde des aus seiner Karriere geworfenen Professors der Magie. Der „französische Parnaß" war der heilige Geist, der ihm unablässig erhabene Ideen eingab, und seine Sprache glich Herametern, die zur Bequemlichkeit des Publikums in Prosa übertragen sinde Nachdem er sich längere Zeit in Betrachtungen über die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge ergangen, machte er plötzlich die Wahrnehmung, daß Herr von Cadouville, dessen Gang etwas schleppend geworden, mit seinen lackirten Glanzschuhen an jeden Stein im Wege stieß. Mitleidig wie er war, bot er ihm sogleich an, den Platz Susetten's auf dem Esel einzunehmen. Susette, die sich vorher wieder auf den treuen Landsmann aus der Normandie geschwungen, sprang im Nu zur Erde und erklärte sofort, daß ihr nach so langem Reiten das Gehen nur angenehm sei, und daß sie sich wahrhaft glücklich schätze, ihren Esel mit dem Herrn Marquis theilen zu können, der einstmals drei Equipagen besessen.

Gerührt von so viel Edelmuth, entschloß sich der Marquis bei seiner großen Ermüdung, von dem Anerbieten der guten Leute Gebrauch zu machen. Er placirte sich zwischen die Schachteln und Pakete des Grauschimmels, der geduldig mit gesenkten Ohren weiter trabte, während Susette nebenher hüpfte und den Reiter mit ihren guten Einfällen erheitete. Erst an den Thoren Stettins mußte sich Madame Godureau dazu verstehen, den ihr zukommenden Ehrenplatz wieder einzunehmen.

Die wenigen Stunden des Zusammenseyns hatten hingereicht, zwischen den Reisenden ein vertrautes Verhältniß anzubahnen und alle Schranken des Standesunterschiedes, die ehemals bestanden, fallen zu lassen. Als daher jetzt nach Ankunft in der Stadt die Frage entstand, wohin man sich zunächst wenden solle, kam man zu dem Entschluß, ein gemeinsames Nachtquartier im Gasthofe zu „den drei Königen" aufzusuchen. Herr von Cadouville glaubte, den geringen Rest seiner Baarschaft zur Bestreitung desselben verwenden zu können, da ihm ja bald eine sichere Versorgung in Aussicht stand.

Das nächste Geschäft des Marquis, der geläufig deutsch sprach, bestand darin, sich nach der Wohnung des Barons Klurkel zu erkundigen. Man gab ihm die Adresse, theilte ihm aber zugleich mit, daß derselbe seit mehreren Tagen gefährlich erkrankt sey. Von schlimmene Ahnungen befallen, begab sich Herr von Cadouville nach der bezeichneten Adresse. — Herr von Klurkel war vor wenigen Stunden gestorben.

Trotz seiner philosophischen Bildung und Lebensanschauung fühlte sich der Marquis von dieser Nachricht tief erschüttert. Außer dem Baron kannte er keine Seele in Stettin; der unerwartete Tod dieses Gönners versetzte ihn, inmitten einer fremden Stadt, wo er ohne Geld und ohne Empfehlungen stand, in eine wenig beneidenswerthe Lage. Sehr verstimmt trat er den Rückweg nach seinem Gasthofe an. Noch hatte er keine Idee, wie sich seine Zukunft gestalten sollte.

Nachdem ihr Freund sie verlassen, hatten Herr und Madame Godureau den treuen Suson in den Stall gebracht und mit Futter versorgt, dann aber ihre Schachteln und Pakete nach dem ihnen angewiesenen Dachzimmerchen emporgeschafft. Während dieser Beschäftigungen unterhielten sie sich ausschließlich von Herrn von Cadouville. Der Professor der Magie, stolz auf die Leutseligkeit und Herablassung desselben, erklärte ihn für ein höheres Wesen, und Susette, mit der er über ihre gewesene Heimath und manche alte Bekannte geplaudert, sprach von ihm in Ausdrücken der herzlichsten Theilnahme und Rührung.

„Ein Engel von einem Herrn!" sagte sie. „Ohne Dich, Godureau, wäre ich heute noch in seinem Hause."

„In einem Hause, welches er selbst verlassen mußte?"

„Sein Unglück vermochte ihm nicht die gute Laune zu rauben," fuhr die frühere Dienerin fort. „Ach, er wußte Einem immer etwas Angenehmes zu sagen, und freigebig war er, freigebig — —"

„Freigebigkeit ist stets das Kennzeichen eines wahrhaft noblen Charakters," bemerkte Godureau.

„Jedes Jahr bediente ich ihn sechs Wochen lang," fuhr Susette fort; „wenn er den Jagdpavillon bewohnte, nahm er niemanden mit sich, als Jean, den Kammerdiener, und mich. Ach, ich war ihm so unentbehrlich und kannte alle seine Lieblingsspeisen!"

„Erinnern Sie sich derselben noch, Madame Godureau?"

„Er freilich! Er liebte vor Allem eine Mehlspeise, die ich ihm alle Tage auf den Tisch bringen durfte. Wir nannten sie „arme Ritter"."

„Arme Ritter!" rief der frühere Besitzer des Wachsfigurenkabinets nicht ohne Wehmuth. „In dieser Hinsicht erlaube ich mir den Geschmack des Herrn Marquis zu theilen. Arme Ritter sind durchaus französisch .... ach, bei der bloßen Erinnerung überkommt mich mächtige Sehnsucht nach der geliebten Heimath. Süßes Frankreich! Süß und duftend wie Deine „armen Ritter"!

„Da kommt mir ein Gedanke!" rief Susette lebhaft. „Wenn ich dem Herrn Marquis heute Abend sein Leibgericht bereitete ...."

„Vortrefflich! Er würde sich nach Frankreich zurückversetzt glauben. Aber findest Du hier die nöthigen Dinge?"

„Es gehört nicht viel dazu. Außer der Weinsauce, Eier und Milch — —"

„Erst muß man aber wissen, ob die deutschen Behörden die Zubereitung der „armen Ritter" nicht etwa als revolutionäre Handlung betrachten. Sie sind nicht gut zu sprechen auf französische Sitten, und nach der obrigkeitlichen Vernichtung Apollo's und der neun Musen sollte mich auch dies nicht

befremden. Ist es übrigens Ihre unerschütterliche Absicht, Madame Godureau, ein Erinnerungsfest zu veranstalten, so möchte ich Sie bitten, dasselbe gleich für drei Personen zu berechnen, denn in diesem Punkte bin ich nicht weniger Franzose, als der Herr Marquis."

Susette willigte ein und eilte schnurstracks hinab nach der Küche des Gasthauses, wo sie sich die nöthigen Zuthaten zu ihrem Gericht verabreichen ließ.

Keine halbe Stunde verging, so schmorte und brodelte das Lieblingsgericht des verarmten Marquis in der Pfanne, und sein süßer, einladender Duft erfüllte die deutsche Küche und deren anstoßende Räume. Bald zog sich derselbe auch durch den Hausflur bis nach dem im vorderen Theil des alterthümlichen Gebäudes befindlichen Speisezimmer, wo sich eine Anzahl von Fremden und Stammgästen versammelt hatte, welche eben im Begriff standen, sich an der für die Abendmahlzeit hergerichteten Tafel niederzulassen.

Der verlockende Duft schien den Appetit zu reizen; die Geruchsnerven wurden auf's angenehmste berührt; alle Nasen wendeten sich der Thür zu, bei deren jedesmaligem Oeffnen das köstliche Arom hereinquoll und wie lieblicher Weihrauch den Raum erfüllte. So etwas hatte man in den „drei Königen" noch nie gerochen.

Alsbald entstand unter den versammelten Gästen ein allgemeines Murmeln der Ueberraschung, welches später in ein Schnalzen der Zungen und von Seiten des wohlgenährten Kapitäns William Barker in ein wohlbehagliches Grunzen überging.

William Barker befehligte den stolzen Dreimaster „Königin Charlotte", welcher seit zehn Jahren regelmäßig zwischen Stettin und verschiedenen englischen Häfen fuhr. Die „Königin Charlotte" brachte englische Gewebe und Manufakturwaaren herüber, und nahm dann als Rückfracht Holz, Korn, Rübsamen, oder was sie sonst an Produkten bekommen konnte. Dieser Handel hatte auch dem Kapitän ein hübsches Vermögen abgeworfen, und da er keine nahen Leibeserben besaß, war es sein löblicher Vorsatz, sich seines Besitzes zu erfreuen und nach seinem Tode so wenig wie möglich zu hinterlassen.

Die straffe Brise, welche jetzt aus den entfernten Küchenräumen nach dem Speisesaal herüberwehte, ließ ihn den Kopf erheben. Er schnüffelte etliche Male mit hoch erhobener Nase in der Luft herum, als wolle er ergründen, was das für ein unbekannter Wohlgeruch sey, und von wannen er stamme; dann stieß er halblaut jenen energischen Ausruf aus, den man für das wahre Grundwort, für den Schlüssel zur englischen Sprache halten kann, die Derjenige inne hat, der dieses Kraftwort mit dem gehörigen Accent zwischen den fest aneinander geschlossenen Zähnen herauszupressen versteht.

Eine der Aufwärterinnen, die mit Decken des Tisches beschäftigt waren, flog sogleich herbei und fragte, hinter dem Stuhle des Kapitäns stehend, ob Mylord etwas zu befehlen geruhe.

„Ich befehle, mich sogleich zu unterrichten, was das ist, was ich spüre," entgegnete Barker, die Nasenlöcher weit geöffnet, die Augen unverwandt auf die Thür gerichtet.

„Mylord spüren etwas?"

„Yes, I do. Es kommt da herein."

„Durch die Thür? Mein Gott, ich weiß es nicht, Mylord, es ist nichts da!" sagte die Aufwärterin, die sich, wie das übrige Dienstpersonal, zu ärgern begann, daß die Aufmerksamkeit der Gäste von den kulinarischen Leistungen der Fremden zu ausschließlich in Anspruch genommen wurde, ohne daß das von ihr hergestellte Gericht bis jetzt nur die Küche verlassen hätte.

Der dicke Kapitän schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Nichts riecht nicht so gut," bemerkte er mit dem seiner Nation auch in geringfügigen Dingen eigenen Ernste. Ohne eine weitere Erklärung zu verlangen, erhob sich der Seemann und steuerte, seiner Nase als Kompaß folgend, geradeswegs nach der Küche.

Dort kam er just in dem Augenblicke an, als Susette zwischen zwei über einander gelegten Pfannen die armen Ritter, die auf einer Seite braun gebraten waren, kunstgerecht umdrehte. In Folge dieser Operation stieg ein neuer überwältigender Brodem von der im Fett siedenden Mehlspeise empor. Der Kapitän schnüffelte höchst wohlgefällig, pustete jenes echt englische „Oh!" hervor, welches eine andere Zunge gar nicht wiederzugeben vermag, und leckte sich die Lippen. „Wie nennen Sie diese — Maschine?" fragte er, indem er sich dem Herde näherte und mit vorgebeugtem Oberkörper jede Bewegung der schönen Köchin sorgfältig beobachtete.

„Das? Nun, Sie sehen ja, es sind zwei übereinander gestürzte Pfannen," erwiderte Susette, ein wenig ärgerlich über die Zudringlichkeit des Fremden.

„Two, you say? That's much, indeed! Aber wie nennen Sie das, was da brät in diese zwei?"

„Es sind arme Ritter!"

„Arme Ritter?" wiederholte Barker sehr erstaunt. „Wie kann ein Ding seyn arm, was riecht so köstlich?"

„Ja, das weiß ich nicht, mein Herr. Wir nennen es einmal so in Frankreich."

„Ah, you are french — I understand! Und für wen machen Sie das schöne Ding?"

„Das Gericht ist für den Herrn Marquis von Cadouville, der heute Abend hier speisen wird."

„Very good, a french nobleman... Sagen Sie, hat dieser Mylord von Frankreich gekauft die armen Ritter?"

„So gut wie das. Er liebt das Gericht .... es ist seine Leibspeise .... und ich will ihm eine Ueberaschung damit bereiten."

Der Brite betrachtete die kleine Französin höchlich verwundert.

„Sie sind also nicht in seinen Diensten .... Sie machen das nur aus Freundschaft für den Herrn Marquis .... All right, ich will auch seyn Ihr Freund. Machen Sie mir die Ueberraschung, und ich werde bezahlen eine Guinee."

„Warum nicht gar!“ rief Susette. „Ich werde doch das Abendessen des Herrn Marquis nicht verkaufen!“

„Machen Sie ihm ein anderes .... quite the same thing a second time ... Ich werde bezahlen zwei Guineen.“

Und in seine tiefe Hosentasche langend, holte er zwei blitzende Goldstücke hervor, die er der schönen Köchin vorhielt. Susette konnte einen Ausruf der Ueberraschung über dieses großmüthige Anerbieten nicht unterdrücken; es war so lange, daß sie kein Gold mehr gesehen. Dann kam ihr die Idee, der Fremde wolle sie nur zum Besten haben.

„Das ist ein schlechter Scherz,“ versetzte sie. „Gehen Sie, mein Herr, und lassen Sie mich in Ruhe. Der Herr Marquis wir gleich hier seyn, um sein Gericht in Empfang zu nehmen.“

„Ich werde bezahlen drei Guineen!“ rief der Kapitän mit der Kapitän mit der echt englischen Hartnäckigkeit, die vor keinen Hindernissen zurückschreckt, sondern Alles durch Geld erlangen zu können glaubt. „Ich will nun einmal kosten diese Dinger, die man in Frankreich nennt orme Ritter.“

„Dieses Vergnügen soll Ihnen werden, mein Herr,“ sagte der Marquis von Cadouville, der in diesem Augenblick auf der Schwelle der Küche erschien und den letzten Vorschlag des Kapitäns vernommen hatte. „Das Gericht war von meiner guten Madame Godureau für mich bestimmt: es soll mich aber außerordentlich freuen, wenn der Herr mein Gast seyn will.“

„Of course, I will,“ versetzte der Seemann, indem er seine drei Guineen wieder in die Tasche gleiten ließ. Susette, ihrer Armuth gedenkend, fühlte einige Enttäuschung, daß ihr der gute Handel entgangen war und der englische Feinschmecker nun umsonst an ihrem Gerichte theilnehmen sollte.

Sich gegen den Wirth wendend, der in der Küche erschienen war, sagte der Kapitän:

„Decken Sie für Mylord Marquis, ich zahlen zwei. Kommen Sie, Mylord.“

Er deutete Herrn von Cadouville, der sich lächelnd verbeugte, den Weg an, und folgte ihm dicht auf dem Fuße nach dem Speisesaal, wo man sich sogleich an der Tafel niederließ. Die übrigen Gäste drängten sich alsbald um das Paar. Der Kapitän erzählte mit der Donnerstimme, die er sich auf dem Quarterdeck der „Königin Charlotte“ angeeignet, was er auf seiner Kreuzfahrt nach der Küche in Erfahrung gebracht; er beschrieb mit großer Redseligkeit das Gericht und wie die schöne Köchin bei Herstellung desselben zu Werke gegangen. Herr von Cadouville ergänzte diesen Vortrag, indem er mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit jeden gewünschten Aufschluß ertheilte über die aus Frankreich stammende Mehlspeise, welche den seltsamen Namen „orme Ritter“ führte.

Endlich erschien das Meisterwerk Susettens. Auf einer flachen Schüssel lagen die goldbraun geschmorten, mit Zucker und Zimmt überstreuten Schnitte, und eine schaumige, süß duftende Weinsauce benetzte sie an ihrer untern Fläche. Godureau, der von dem Vorgefallenen Kenntniß erhalten, hatte es sich durchaus nicht nehmen lassen, die Schüssel balancirend auf den Daumen hereinzutragen, und dieses mit echt französischer Gewandtheit ausgeführte Kunststück erregte nicht minder die Bewunderung aller Anwesenden.

Herr von Cadouville legte seinen Gästen vor. Er machte den Wirth mit dem ganzen Aufwand seiner Grazie, die dem französischen Adel jener Zeit eigenthümlich war, und eine geistreiche Unterhaltung würzte die in Deutschland unbekannte Speise in nicht geringem Grade. Bald herrschte die fröhlichste Stimmung. Jeder schrie und lachte; niemand hatte je etwas gegessen, was den Vergleich mit armen Rittern aushalten konnte; alle Gäste stimmten in der Versicherung überein, daß sich Kapitän Barker ein Verdienst um die höhere Gastronomie erworben, daß er, ein Columbus auf anderm Gebiet, ein neues Küchen-Amerika aufgefunden habe.

Der dicke Engländer nahm dies Kompliment mit dem phlegmatischen Stolz seiner Race entgegen und ließ sofort einige Körbe des besten Rheinweines kommen, den der Wirth in seinem Keller beherbergte.

Das feurige Blut der deutschen Rebe übte bald seine Wirkung auf den lebenslustigen französischen Aristokraten. Herr von Cadouville, seiner prekären Lebensstellung vergessend, gerieth in eine wahrhaft ausgelassene Stimmung; er sang komische Lieder von Boufflers und citirte allerlei Witzworte und schnurrige Anekdoten von Bièvre. Die Gäste, in gleicher Verfassung wie er selber, jubelten ihm Beifall zu und brachen bei jedem neuen Scherz, der über seine Lippen floß, in ein homerisches Gelächter aus. Am tollsten geberdete sich der sonst so stoisch gelassene Britte. Kapitän Barker hämmerte unablässig mit beiden Fäusten auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser klirrten; dabei erklärte er, daß er in seinem Leben nicht so fidel gewesen sey, und gern drei Guineen zahlen wolle, wenn er sich jeden Abend so köstlich amüsiren könne. Man trennte sich zuletzt in der brüderlichsten Stimmung und gegenseitigem Entzücken; wenn man irgend etwas bedauerte, so war es der Umstand, daß sich das fröhliche Mahl nicht gleich wieder von vorn anfangen ließ.

Während des tollen Zechgelages hatte unser junger Marquis, aufgeregt vom Wein und stolz auf den ihm so verschwenderisch gespendeten Beifall, über seine augenblickliche Lage nicht weiter nachgedacht; als er sich aber nun wieder allein befand und die Erlebnisse des letzten Tages an seinem Geiste vorüberzogen, war das Gefühl, welches sich seiner bemächtigte, ein um so drückenderes.

Es ist ein altes Sprichwort, daß fröhliche Abende trübe Morgen bringen. Herr v. Cadouville sollte die Wahrheit desselben an sich selber bestätigt finden, als Monsieur Godureau mit Susetten in seinem Dachkämmerchen erschien. Die Mienen Beider zeigten keine Spur von Trübsinn, es schien vielmehr, daß sie irgend eine gute Nachricht, eine angenehme Ueberraschung in petto hätten.

„Ich wollte mich nur erkundigen, ob der Herr Marquis mit seinem Lieblingsgericht zufrieden gewesen und gefunden, daß ich meine Kunst noch immer verstehe?“ fragte Madame Godureau mit selbstbewußter, stolzlächelnder Miene, die mit

der bescheidenen Erkundigung einigermaßen im Widerspruch stand. —

„Du hast Dich selbst übertroffen, mein Kind," sagte Herr v. Cadouville mit seiner gewöhnlichen gewinnenden Freundlichkeit, „und ich statte Dir nicht nur meinen Dank, sondern auch meinen Glückwunsch ab."

„Den Dank anlangend, so ist es eigentlich an uns, dem Herrn Marquis zu danken," bemerkte Godureau, „denn Ihnen allein verdanken wir die glückliche Idee, wie unserer bedrängten Lage mit einem Mal ein Ende zu machen sey."

Herr v. Cadouville sah den Ex-Professor der Magie höchlich verwundert an.

„Vor einer Stunde noch," fuhr Godureau sehr ausdrucksvoll fort, „lag unsere Zukunft in düstere Schatten gehüllt vor uns; jetzt ist sie durch einen glücklichen Sonnenstrahl erhellt, und wie vom Fingerzeig einer höhern Macht vorgezeichnet liegt der Pfad vor uns, den wir zu wandeln haben."

„Es will mich bedünken, daß dieser glückliche Sonnenstrahl der dunkeln Rede meines Freundes Godureau noch sehr wenig zu Statten gekommen," versetzte der Marquis lächelnd.

Der kleine Franzose strich sich wohlgefällig das Kinn. „Vernehmen Sie unsern Entschluß, Herr Marquis. Der Beifall, welchen die Kunst Susettens gefunden, bewegt uns, mit morgendem Tage in hiesiger Stadt Stettin ein Etablissement zu eröffnen."

„Ei, das wäre! Und was für eines, wenn man fragen darf?"

„Ein Etablissement, ausschließlich der Zubereitung armer Ritter gewidmet."

Der Marquis lachte laut auf. Monsieur Godureau ließ sich jedoch nicht aus dem Konzept bringen. Das Entzücken und der einstimmige Beifall der Gäste hatten ihn seiner Sache ganz gewiß gemacht, und mit übersprudelnder Beredtsamkeit suchte er jetzt darzuthun, daß dieses Projekt die besten Aussichten von der Welt biete. Er hatte sich bereits alle Details genau überlegt und berechnet. Das Geschäft erforderte keine bedeutenden Auslagen, und sollte sich das unumgänglich nöthige Baargeld nicht auftreiben lassen, so mußte im Nothfall der Esel verkauft werden. Susette verstand es aus dem Fundament, dem Küchendepartement vorzustehen; Godureau war ein gefälliger Wirth und konnte auch seine Gäste durch allerlei Taschenspielerkünste und Balanceirübungen angenehm unterhalten.

Nach und nach mußte sich der Marquis überzeugen, daß der Plan Godureau's am Ende doch nicht so übel sey.

„Wahrhaftig, Ihr seyd zu beneiden! Das Glück zeigt sich Euch gewogener als mir," sagte er mit trübem Lächeln; „es bietet Euch ein gutes Unterkommen just in dem Augenblick, wo es mich der letzten Hoffnung auf ein solches beraubt."

„Wie das?" fragte Susette erschrocken.

„Der Baron Klurkel, in dessen gastfreiem Hause ich eine meinen Fähigkeiten angemessene Stellung finden sollte, ist gestorben."

„Ist es möglich?" rief die frühere Dienerin. „Und der Herr Marquis kennen wirklich sonst niemanden in Stettin?"

„Keine Seele, mein Kind."

„Und wissen nun nicht, wohin Sie sich wenden sollen?"

„Nicht im Geringsten — es sey denn, daß Ihr mir ein Plätzchen in Eurem Etablissement gönnen wolltet."

Godureau sah den Marquis fragend an. Ein Gedanke schien ihm plötzlich durch den Kopf zu gehen.

„Belieben der Herr Marquis zu scherzen, oder fühlten Sie sich wirklich geneigt, uns die Ehre zu erweisen?" fragte er.

„Eine Ehre, bei der alle Nachtheile auf Eurer, alle Vortheile auf meiner Seite sind," erwiderte lachend Herr v. Cadouville. „Darf ich Eure Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, bis sich mir nach irgend einer Richtung hin eine Aussicht bietet, meinen Unterhalt zu verdienen? Vielleicht, daß ich doch Eurem Unternehmen von einigem Nutzen seyn könnte. Ich werde, wie heute, den Vorsitz bei Tische führen, der Kunst Susettens alle Ehre anthun, den Gästen die nationale Bedeutung der „armen Ritter" erläutern und ihren Appetit durch einen guten Humor zu reizen suchen. Ein „armer Ritter" meines Schlages ist jedenfalls die geeignetste Persönlichkeit, Eure „armen Ritter" den deutschen Gästen mundgerecht zu machen."

„Abgemacht!" fiel Godureau mit Lebhaftigkeit ein.

„Welche Ehre, welches Glück, den Herrn Marquis bei uns zu haben!" jubelte Susette, indem sie voll ausgelassener Freude in die Hände klatschte.

„Die Ehre, einen nicht zahlenden Kostgänger zu besitzen, der gleichwohl stets bereit ist, die gastronomischen Schöpfungen meiner kleinen Landsmännin aus der Normandie vertilgen zu helfen! Es soll inzwischen mein eifrigstes Bestreben seyn, Euch durch meinen Freund, den Kapitän William Barker, schadlos halten zu lassen. Er muß sein ganzes Vermögen in „armen Rittern" verzehren."

Gleich am nächsten Morgen begann Monsieur Godureau seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Er verkaufte Suson und was ihm sonst noch an entbehrlichen Habseligkeiten geblieben, miethete ein geeignetes Lokal im belebtesten Theile der Stadt, richtete es nothdürftig ein, und eröffnete mit Susetten und dem Marquis das Etablissement.

Der englische Kapitän, durch Herrn v. Cadouville benachrichtigt, stellte sich schon am ersten Tage mit einer Anzahl von Landsleuten ein, denen er das vergnügte Mahl in den „drei Königen" gerühmt hatte, und die Schüsseln sowohl, wie die treffliche Unterhaltung des französischen Marquis, errangen einen noch ungleich größeren Erfolg als das erste Mal.

Bald erzählte man sich in ganz Stettin von dem neuen kulinarischen Etablissement der beiden Franzosen. Alle Welt wollte das zwiefache Wunder kennen lernen, die schmackhaften Gerichte kosten und ein Stündchen am Tische des liebenswürdigsten und unterhaltendsten aller Gastwirthe verplaudern. Die den Hafen besuchenden Schiffskapitäne und Seeleute bildeten eine starke Phalanx von Stammgästen, der sich die Kaufleute und Bürger Stettins bald in großer Zahl anschlossen.

Monsieur Godureau, stets auf Hebung seines Unternehmens bedacht, sah sich schon nach Ablauf des ersten Jahres in die angenehme Nothwendigkeit versetzt, sein bescheidenes Lokal mit einem glänzenderen zu vertauschen, und Susette stand längst nicht mehr allein in der Küche, sondern fungirte dort nur noch als Aufseherin einer Anzahl von dienstbaren Geistern. Das Glück hatte das Unternehmen der heimathlosen Flüchtlinge in fremdem Lande auf die wunderbarste Weise begünstigt; wie einst über das Haupt der Danae, so ergoß sich auch über sie ein goldener Regen.

Herr v. Cadouville, nicht wenig beglückt durch diesen seltenen Erfolg, präsidirte bei Tisch mit größter Gewissenhaftigkeit; sein Humor, seine Unterhaltungsgabe wuchsen mit dem Zuspruch des Etablissements. Er war längst eine in der Stadt bekannte und beliebte Persönlichkeit geworden. Susettens „arme Ritter," die als Stammgericht immer ihren Ruf bewahrten, und die übersprudelnde Laune des Wirths wurden als zwei durchaus zusammengehörige Dinge betrachtet, unwillkürlich verwechselte man die beiden Begriffe und nannte Herrn v. Cadouville in ganz Stettin nicht anders als „den armen Ritter."

Das verdroß ihn inzwischen nicht im Geringsten. Seine Lage, so eigenthümlich sie auch war, war nicht mit einer Demüthigung verknüpft. Im Gegentheil, er erfreute sich einer Art unumschränkter Herrschaft, und der normännische Edelmann dachte wie Cäsar, daß ein erster Platz, sey es welcher er wolle, immer seine Vorzüge habe.

In dem Verhältniß des Godureau'schen Ehepaars zu ihrem hochgeborenen Geschäftstheilnehmer war nicht die geringste Aenderung eingetreten. Sie behandelten ihn nach wie vor mit der ausgesuchtesten Rücksicht und Ehrerbietung, und thaten was sie ihm nur an den Augen absehen konnten. Seine Garderobe war nie glänzender gewesen, seine Strümpfe nie von feinerer Seide, sein Tabak nie von auserlesenerer Qualität. Wenn der Ex-Professor der Magie und ehemalige Besitzer des „französischen Parnaß" mit ihm sprach, that er dieß immer mit dem Hut in der Hand und in den gewähltesten Ausdrücken, und Susette, gleichgültig gegen alle sonstigen Erfolge, war stolz auf jedes Wort der Anerkennung und Zufriedenheit aus seinem Munde.

So verstrichen die Tage, die Monate, die Jahre — der Marquis schien es nicht zu bemerken, auch die Zeit behandelte ihn mit der äußersten Rücksicht. Das Ansehen des französischen Etablissements stand fest und gesichert gegen alle Wechselfälle; die Macht der Gewohnheit hatte den Reiz der Neuheit ersetzt, und der liebenswürdige Marquis sammt seiner trefflichen Küche waren den Leuten zum Bedürfniß geworden. Man sprach nicht mehr so viel darüber, aber man konnte weder den einen entbehren, noch die andere missen.

Unterdessen waren in der großen politischen Welt nicht minder erhebliche Veränderungen eingetreten als in der kleinen häuslichen unserer Flüchtlinge. Ereigniß hatte sich an Ereigniß gedrängt — welthistorische Ereignisse, wie sie bis dahin die Geschichte kaum zu verzeichnen gehabt. Der Stern des Ritters Bonaparte war glänzend am Horizont emporgestiegen wie der unseres „armen Ritters"; beide hatten das Ausland zur Anerkennung ihrer Macht gezwungen, und just an dem Tage, an welchem der „arme Ritter", der ehemalige Besitzer von drei Equipagen, sich wieder ein niedliches Kabriolet anschaffte, heirathete der Ritter Bonaparte eine österreichische Erzherzogin.

In Folge dieser hohen Verbindung kam es bekanntlich zu einem kurzen Waffenstillstand, und in Folge dieses Waffenstillstandes traf in Stettin der französische General Dubois ein, der daselbst als Vorsteher eines französischen Prisengerichts fungiren sollte.

Der Ruhm des „armen Ritters" mußte natürlich bald zu den Ohren des Generals dringen, und dieser versäumte nicht, dem Etablissement seiner Landsleute einen Besuch abzustatten.

An der Tafel lernte man sich kennen, und im Verlauf des Gesprächs nahm der „arme Ritter" keinen Anstand, seinen wahren Namen und seine Herkunft aufzudecken. Der General, gleichfalls aus der Normandie, war entzückt, hier einen so ausgezeichneten Landsmann zu treffen; er erzählte, er habe bei seiner jüngsten Durchreise in der heimathlichen Provinz erfahren, daß die Herrschaft Cadouville, nachdem sie aus einer Hand in die andere gewandert, demnächst abermals zum Verkauf kommen solle.

Diese Nachricht ging dem Marquis gewaltig zu Herzen. Wie mit einem Zauberschlage weckte sie tausend theure Erinnerungen in seiner Seele, die im Lauf des letzten Jahrzehnts nur hin und wieder wie im Traum vor ihm erschienen waren. Die Bilder seines glücklichen Jugendlebens standen plötzlich mit bunten, lachenden Farben vor seinem geistigen Auge. Alle Stimmen der Vergangenheit tönten mit ihrem süßen, verlockenden Klang in ihm wieder. Da stand es ganz deutlich vor ihm, das alte Herrenhaus von Cadouville, am Ende der langen Eschenallee, inmitten blühender Apfelbäume und grüner Saatfelder; an jedes Fleckchen Erde knüpfte sich eine traute Erinnerung, die heiligste aber an jene Gruppe hundertjähriger Linden auf entlegenem, felsigem Hügel, wo im alten Familienbegräbniß unter dem moosbewachsenen Dach des kleinen Kapellchens Vater und Mutter den ewigen Schlaf schliefen.

Vergebich kämpfte er an gegen diese ihn bestürmenden Erinnerungen. Kaum hatte er sich ihrer entledigt, so kehrten sie noch verlockender zurück, und gelang es ihm, sie am Tage zu bemeistern, so verfolgten sie ihn bei Nacht in seine Träumereien.

Susette und Godureau bemerkten gar wohl seine Traurigkeit; es machte ihnen Kummer, ihn so niedergeschlagen und schweigsam bei Tische sitzen zu sehen, wo er sonst Alles durch seine guten Einfälle erheiterte. Einige Tage schwiegen sie. Dann begannen sie sich heimlich zu berathen. Das Resultat ihrer Berathungen ließ nicht lange auf sich warten. Eines Abends traten sie Hand in Hand vor den Marquis. Godureau hatte eine sehr pathetische Haltung angenommen, und auf seiner Miene lag ein feierlicher Ernst. Susette, beide Hände

in den Taschen ihres koketten Schürzchens, welches sie niemals abgelegt, lächelte still vergnügt vor sich hin.

Der frühere Besitzer des Wachsfigurenkabinets machte mit seinem Anstand drei sehr respektvolle Verbeugungen und hub dann folgendermaßen an:

„Es ist seit einigen Tagen nicht mehr wie früher — der Herr Marquis verbirgt uns etwas — der Herr Marquis hat irgend ein geheimes Herzeleid —"

„Ich?" entgegnete Herr v. Cadouville verlegen.

„Der Herr Marquis hegt den Wunsch, nach der Normandie zurückzukehren," fuhr Godureau fort. „Da es unser eifrigstes Bestreben ist, den Wünschen des Herrn Marquis nachzukommen, haben wir uns an den General Dubois gewendet, welcher dem Herrn Marquis bereitwilligst diesen Reisepaß nebst beiliegenden Empfehlungsbriefen ausgestellt hat."

„O, meine Freunde, wie danke ich Euch für diese zarte Theilnahme!" rief Herr v. Cadouville gerührt. „Doch was sollte ich in Frankreich beginnen?"

„Die Herrschaft Cadouville zurückkaufen, wozu sich jetzt eine günstige Gelegenheit bietet," versetzte Godureau mit unerschütterlichem Ernst.

„Ich — ein armer Ritter — — ohne Geld?"

„Nicht so ganz," fuhr der Ex-Taschenspieler fort, ein wohlgefülltes Portefeuille hervorziehend, welches er dem Marquis mit unterthäniger Verbeugung überreichte. „Der Herr Marquis wird hierin eingeschlossen Kassenbillets im Betrag von achtzigtausend fünfhundert und dreiundvierzig Franken finden, genau sein Antheil am Geschäft, bei dem er sich dreizehn Jahre lang betheiligte."

Der Marquis trat erstaunt einen Schritt zurück.

„Achtzigtausend Franken!" wiederholte er.

„Auf Heller und Pfennig!" rief Susette lachend. „Gestehen Sie nur, Herr Marquis, daß Godureau dießmal einen köstlichen Gedanken gehabt hat. Die „armen Ritter" haben ihre Früchte getragen und aus uns armen Vertriebenen ein beneidenswerthes, glückliches Kleeblatt gemacht."

„Aber der Gedanke kam von ihm, daher gebührt ihm auch der Gewinn. Ich habe ja überdieß nichts anderes gethan als bei Euch gegessen und getrunken."

„Es kommt Alles darauf an, wie man etwas thut," versetzte Godureau trocken. „Nicht Jeder versteht so zu essen wie der Herr Marquis."

Herr v. Cadouville mußte zuletzt dem Drängen seiner ehrlichen Freunde nachgeben und die achtzigtausend Franks annehmen. Er stellte jedoch die Bedingung, daß auch Susette und ihr Mann mit ihm nach Frankreich zurückkehren sollten. So ward denn das Etablissement in Stettin verkauft, und die Gesellschaft kam noch gerade im rechten Augenblick nach der Normandie, um die Herrschaft Cadouville zu erstehen. Man schloß einen überaus vortheilhaften Handel, und nahm augenblicklich Besitz von dem bald zu neuer Blüthe erstehenden Stammgut.

Noch zu Ende der dreißiger Jahre des laufenden Jahrhunderts lebten die in unzertrennlicher Freundschaft Verbundenen in stiller Zufriedenheit in der Normandie. Sie waren natürlich gealtert, sonst aber so lebensfrisch und guter Laune geblieben, wie sie sich einstmals in der Sandwüste Hinterpommerns begegnet. Susette hatte niemals auf die Handhabung der Pfanne, der sie ihren Reichthum verdankte, verzichten mögen; Godureau liebte noch immer das Pathetische und Rhetorische; er ließ sich keine Gelegenheit entgehen, an seine Gutsuntergebenen eine feierliche Ansprache zu halten, und Herr v. Cadouville, den man auch hier den „armen Ritter" nannte, eine Bezeichnung, die er sich gern gefallen ließ, erzählte noch immer seine lustigen Schwänke und sang beim Dessert, wenn auch mit etwas heiserer Stimme, die komischen Lieder von Boufflers, dem an Beranger mittlerweile ein gefährlicher Konkurrent entstanden war. Die Erfahrungen eines bewegten Lebens hatten in diesem klaren Geiste gute Früchte getragen, und wenn man in seiner Gegenwart über die Ideen der Brüderlichkeit und Gütergemeinschaft spöttelte, welche damals lebhaft erörtert wurden, schüttelte er den Kopf und sagte:

„Lacht nicht zu früh, meine Freunde! Brüderliches Zusammenhalten und gemeinsames Wirken vermögen gewiß Großes und Unglaubliches zu leisten, nachdem sie, wie Figura lehrt, aus den drei nutzlosesten Dingen der Welt: einem entführten Mädchen, einem Taschenspieler und einem herabgekommenen Edelmann, ein so dauerhaft glückliches und in höchster Zufriedenheit lebendes Kleeblatt geschaffen."

Das offene Polarmeer.

Von Dr. F. Borth.

Die Entdeckungsreisen in die Polarwelt scheinen trotz ihrer grimmigen Eintönigkeit die einzige Art von größeren Reisen zu sein, für welche sich immer noch abenteuersuchende Unternehmer oder wißbegierige Leser finden. Dieselben Männer, welche schon einmal den Gefahren von Packeis und Eisbergen, der sonnenlosen Winternacht und erstarrenden Kälte getrotzt haben, werden immer auf's neue wieder von dem Schauplatz ihrer Gefahren und Leiden so bezaubert, daß sie wo möglich stets noch einmal dahin zurückkehren. Vielleicht liegt, wie bei den Touristen der Hochalpen-Region, eine Anziehungskraft für kühne Herzen in jenen Einöden, welche seither nur von Wenigen (oft sogar noch von gar keinem) ihrer Mitmenschen besucht worden sind; aber merkwürdig ist es jedenfalls, daß schon so viele Expeditionen nicht allein freiwillig, sondern sogar mit förmlicher Begeisterung nach einer solch öden, ungastlichen und unfruchtbaren Region unternommen worden sind. So lange wenigstens noch irgend eine Hoffnung auf die Entdeckung einer praktikablen Nordwest-Durchfahrt vorhanden war, konnte man sich vergegenwärtigen, daß jede Möglichkeit des Verdienstes, als der Erste die Flagge seines Landes durch jene Durchfahrt des Nordens zu tragen und mit dem geduldigen Kiel seines Schiffes die Wogen des stillen Oceans an dessen fernster nördlicher Spitze zu theilen, einer derartigen

Unternehmung einen hohen Reiz verleihen würde. Allein seit nun einmal unzweifelhaft nachgewiesen ist, daß in jener Gegend jede Möglichkeit der Weltumschiffung aufhört, ist es in der That eine merkwürdige Erscheinung, daß der Nordpol für viele intelligente, kühne und unternehmende Männer ungefähr dieselbe Anziehungskraft haben soll, wie für die Magnetnadel.

Daß ein derartiger anziehender Reiz des hohen Nordens für die Anführer derartiger Expeditionen existirt, welche die zu erreichenden wissenschaftlichen Ziele und Zwecke vollkommen verstehen und zu würdigen wissen und in der Erreichung derselben ihren Lohn finden, die den riesigen Klippen, Küstenfelsen, Vorgebirgen und Buchten jener Region ihren Namen geben, — das ist am Ende erklärlich. Aber wie die gewöhnlichen Mannschaften solcher Expeditionsschiffe so leicht bewogen werden können, ihre Kapitäne zu begleiten und um einer Sache willen, von welcher sie nichts verstehen, gegen solch fürchterliche Feinde und Schwierigkeiten anzukämpfen, ist in der That merkwürdig. Die Wissenschaft darf sich rühmen, in diesem Falle ebenso treue, gläubige und selbstverleugnende Anhänger zu finden, wie der Aberglauben selbst. Sie braucht nur, wie es scheint, einen „einfädigen Magnetometer," einen „Würdemann'schen Kompaß" und einige Taschen- und Kasten-Chronometer auszustellen, und die Hälfte der tüchtigsten und erfahrensten Matrosen von New-York oder Liverpool steht bereit, ihre Flaggen auf den fernsten Eisfeldern des Nordens aufzupflanzen, und sich mit dem größten Eifer einem Unternehmen hinzugeben, das nur allzu oft ihr Leben fordert.

Die Nothwendigkeit, die Monate-lange Winternacht schon in der Polarwelt zuzubringen, bevor überhaupt etwas geschehen kann, sollte eigentlich schon als eine Entmuthigung erscheinen, welche einer Abweisung und Verwarnung gleichkommt. Die gewöhnliche Procedur bei solchen neueren Polarreisen besteht nämlich darin, daß man schon im Herbste aufbricht, so weit nordwärts vordringt, als das Packeis nur immer erlaubt, und dann Winterquartiere bezieht, um sich auf die einzig geeignete Zeit für die Aktion, nämlich den kurzen arktischen Frühling oder Sommer, vorzubereiten. Es ist in der That eine seltsame und furchtbare Art des Unternehmens um dieses Eindringen in des Winters eigenstes Reich und seltsam genug sind die Dinge, mit denen man sich dazu wappnet. Das Schiff, wie klein es auch immer sei, muß nothwendig am Bug mit dicken Eisenplatten gepanzert, mit starken Holzplanken verschalt und mit schweren Balken versprießt seyn, um den Krieg mit dem festgefrornen Meere aufnehmen zu können, nämlich mit dem Packeis, durch welches das Schiff getrieben werden muß, und mit jenen langsam dahertreibenden blaßgrünen Eisbergen, deren höchste Spitzen diejenigen der Masten weit überragen, an welche anzuprallen augenblickliche Zerstörung seyn würde. Die Proviantvorräthe müssen die mannigfaltigsten Gegenstände in sich begreifen und von ungeheurem Umfange und der besten Beschaffenheit seyn, da niemand weiß, ob die Reise ein oder zwei oder drei Jahre dauern wird, ja ob jene starr aufgerichteten und zu festem Eis versteinerten Wogen, welche die Polarkälte erstarrt hat, ehe sie noch ihren Groll ausgetobt (wie die in Felsen verwandelten Riesen der alten Märchen,) den Reisenden überhaupt nicht das Entkommen wehren und sie lebenslang als Gefangene des Winters festhalten. Es ist ferner wesentlich, daß während jener langen, niederdrückenden, entmuthigenden Winternacht, welche keine Dämmerung kennt, der Mensch keine der irgend zu beschaffenden Behaglichkeiten entbehre, und deßhalb liest sich ein Verzeichniß derjenigen Artikel, welche auch auf die bescheidensten Expeditionen dieser Art mitgenommen werden, eher wie die Speisekarte einer fashionablen Picnic-Parthie, als wie das Verzeichniß der Lebensmittel eines Schooners.

Es liegt uns ein höchst interessantes Werk vor, welches vor Kurzem in London erschienen ist und eine Expedition nach dem hohen Norden des atlantischen Oceans beschreibt, nämlich: „Das offene Polarmeer," von Dr. Hayes, — ein Buch, welches schon vor mehreren Jahren hätte erscheinen sollen, aber nicht gedruckt ward, weil der Verfasser während des amerikanischen Krieges als Oberarzt an einem großen Armee-Spitale beschäftigt war und sich daher nicht mit der Herausgabe befassen konnte. Diesem Werke wollen wir einige interessante und neue Notizen über jene noch so wenig bekannte Polarregion nördlich vom Festlande Nordamerika entlehnen. Dr. Hayes segelte im Juli 1860 von Boston in dem Schiffe „United States" ab, welches die Bestimmung hatte, sicher zu ermitteln, ob dort droben ein offenes Polarmeer vorhanden sey. Die Bemannung des Schiffes bestand Alles in Allem nur aus vierzehn Mann, worunter außer dem Doktor nur noch ein einziger Gelehrter, ein Deutscher, Namens Sonntag, welchem das traurige Schicksal bestimmt war, seine Gebeine in jenem unwirthlichen Klima zurückzulassen. Diese kleine Bemannung war übrigens in der oben angedeuteten Weise mit allen Lebensbedürfnissen und Behaglichkeiten wunderbar reich versehen, und hatte sogar einen beschwerlichen Ueberfluß an derartigen Dingen. Das Schiff war so stark beladen, daß, wenn man auf der Fallreepstreppe stand, man sich nur über das Geländer derselben, das Monkey-rail, zu lehnen brauchte, um mit der Hand in das Meer zu tauchen. Während einiger Tage stürmischen Wetters, welche das Schiff in der sogenannten „Davis' Street," einer bekannten Meerenge, zu bestehen hatte, ward die Kajüte des Kapitäns (sechs auf zehn Fuß) des Tages ein Dutzendmal überschwemmt und die Matrosen buchstäblich durch das Wasser aus der Back verdrängt. Und doch war dieß nur eine Art Sommerlustfahrt im Vergleich zu den späteren Begegnungen mit Eisbergen und deren Gefahren. Tagelang verbarg der grönländische Nebel unseren Schiffern jene riesigen Feinde, allein endlich verzog sich der Nebel, und Berg um Berg kam zum Vorschein gleich Schlössern und Burgen in einem Feenmärchen.

Dieser plötzliche Umschlag in Sonnenlicht, und die Aussicht, welche derselbe enthüllte, waren etwas wahrhaft Wundervolles. „Die Eisberge hatten ganz ihr frostiges Aussehen verloren und funkelten im Glanze der hellen, prachtvollen Farbentöne des Himmels und der schrägen Sonnenstrahlen wie Massen von polirtem Metall oder solider Flamme. Aus größerer

Nähe gesehen, erschienen sie wie ungeheure Blöcke von parischem Marmar, mit gewaltigen Gemmen von Perlmutter und Opal eingelegt, und einer insbesondere erschien unübertrefflich großartig. An Gestalt war er dem römischen Colisseum nicht unähnlich, und lag so ferne ab, daß die Hälfte seiner Höhe unter einer Linie blutroth aussehenden Wassers verborgen war. Die Sonne, welche langsam am Horizont hinrollte, sank hinter ihm hinunter, und nun war es, als ab die alte römische Ruine plötzlich Feuer gefangen hätte. Da, wa der Schatten der Berge auf das Meer fiel, war das Meer satt grün, und man konnte sich nichts Weicheres und Zarteres denken, als die Abstufungen von Farbe, welche das Meer machte, wo es an der sich verjüngenden Zunge eines Eisberges dicht neben uns allmälig seichter wurde. Die Färbung nahm an Tiefe zu, wo das Eis das Wasser überhing, und eine uns ziemlich nahe Hähle zeigte die solide Farbe des Malachits, vermischt mit der Durchsichtigkeit des Smaragds, während als seltsamer Kontrast ein breiter Streifen Kabaltblau diagonal durch ihren Körper verlief. — Diese herrlichen Naturwunder sind bisweilen van einer unglaublichen Größe. In der Teßnissake-Bucht lag ein Eisberg, der auf dem Meeresgrunde fest aufgelaufen war, nach Angabe der Eingeborenen schon zwei Jahre lang; er war über dem Meer beinahe vierseitig, mußte daher unter dem Meere ungefähr dieselbe Gestalt haben und konnte also bezügiich seines räumlichen Inhalts annähernd berechnet werden. Die der Küste zugekehrte Seite war über dreihundert Fuß hoch und über 1200 Fuß lang, so daß Dr. Hayes sein Gewicht auf ungefähr zweitausend Millionen Tonnen berechnet. Er war an einer Stelle gestrandet, wo das Meer durchschnittlich 2600 Fuß tief ist.

Das Schiff der Expedition ward so gut gesteuert, daß es nur ein einziges Mal mit einem dieser schwimmenden Ungeheuer in nähere Berührung kam. „Der Schooner," erzählt Dr. Hayes, „stieß auf der Steuerbordseite hinten an, und so leicht auch der Anprall war, so riß er dach Bruchstücke los, welche groß genug waren, das ganze Schiff zu zerschmettern, wenn sie dasselbe getroffen hätten, und ebenso nach zahllose kleinere Stücke, welche um uns herumrasselten. Zum Glück ward aber Niemand getroffen. Das Quarterdeck ward schnell geräumt, die ganze Bemannung schaarte sich im Bug zusammen und beobachtete ängstlich das Baat. Der Eisberg begann sich nun zu drehen und neigte sich langsam über uns herein; die kleinen Stücke fielen immer dichter und schneller auf das Hinterdeck, und das Vorkastell war nun der einzige Ort, wo man noch einige Chancen van Sicherheit hatte. Endlich errettete der Berg selbst uns vor dem Verderben; eine ungeheure Masse brach von jenem Theile ab, welcher unter der Meeresfläche lag, und dieses Stück, mindestens ein Dutzendmal größer als der Schooner, kam wenige Armslängen von unserm Bord emporgetaucht und schickte uns eine ungeheure Masse Schaum und Gischt und Spritzwasser von seinen Seiten zu. Diese Losreißung hemmte die weitere Umdrehung des Eisberges, und dieser begann sich nun nach der entgegengesetzten Richtung zu setzen. Jetzt kam eine andere Gefahr: eine lange Eiszunge erstreckte sich unmittelbar unter dem Schoaner hin; der Kiel streifte und rieb sich bereits auf derselben, und es erschien als höchst wahrscheinlich, daß wir entweder wie ein Ball in die Luft geschleudert oder das Schiff mindestens umgestoßen würde." Allein abermals kam ihnen der Berg selber zu Hilfe, denn die entgegengesetzte Seite desselben begann sich jetzt zu zersplittern, Stück um Stück löste sich davon ab und machte, daß die ungeheure Masse sich wieder rückwärts drehte. Der Knall der berstenden Eismassen erscholl in solch rascher Reihenfolge, daß die ganze Luft nur als Ein gewaltiger Behälter van furchtbaren Tönen erschien. Der Schooner aber und seine Insassen kamen dießmal mit der bloßen Angst davon, und hatten nur den Verlust der Hauptstenge zu beklagen, obschan der furchtbare Gegner sich noch immer schaukelte und hin und her rollte wie ein lebendiges Wesen, und von seinen zerrissenen und zerbarstenen Seiten ganze Wasserstürze in das schäumende Meer ergoß. Fünf Stunden lang dauerte dieses Schwanken und Krachen des Eisberges, dann riß sich ein riesiges Stück, das vielleicht sechstausend Fuß lang und hundert Fuß hoch seyn mochte, von der Hauptmasse los mit einem Knall, gegen welchen das gleichzeitige Abfeuern von tausend Stücken graben Geschützes noch ein Kinderspiel gewesen wäre; und hiemit endete die ganze Vorstellung, ausgenommen, daß die beiden Bruchstücke noch viele Stunden lang im Meere schwankten und rollten.

Diese Mühseligkeiten von Seiten der Eisberge begegneten unsern Reisenden in der Baffinsbay. Als sie jedoch Smith's Sund erreicht hatten und sich bis nach dem Kap Hathertan hindurchzuarbeiten bemühten, in der Absicht, daselbst zu überwintern, kamen erst die noch größeren und schlimmeren Gefahren von Seiten des Packeises. In Folge der graßen Kühnheit seines Kapitäns wurde der kleine Schooner thatsächlich mitten im Fahrwasser vom Eis umschlassen. Das Eis kam so rasch den Sund herab, daß es das Schiff beschädigte und festhielt. Die entsetzliche Verwandlung des verhältnißmäßig offenen Wassers in Packeis geschah wunderbar schnell. „Die Scene um uns her war eben so imposant als beunruhigend. Außer Erdbeben und Vulkanen gibt es in der ganzen Natur keine Offenbarung von Kraft, welche sich mit derjenigen der Eisfelder in den Polarmeeren vergleichen ließe. Sie schließen sich, wenn vom Wind oder von Strömungen gegen das Land oder irgend einen widerstandleistenden Gegenstand angetrieben, mit dem Druck von Millionen in Bewegung befindlicher Tannen zusammen, und das Krachen und Geräusch und die Verwirrung sind dann wahrhaft grauenerregend. Wir waren nun inmitten einer der erschütterndsten Schaustellungen jener Naturgewalten der Polarwelt, und wurden uns auf sehr unbehagliche Weise bewußt, daß der Schooner eine Art Dynamometer werden sollte. Ueberall wo die Eisfluen zusammenstießen, wurden ungeheure Bergrücken empargethürmt, um wieder unterzutauchen, sobald der Druck in einer andern Richtung ausgeübt wurde; und diese pulsirenden langen Streifen aufgehobener und emporgethürmter Eistrümmer, welche in manchen Fällen eine Hähe bis zu 60 Fuß erreichten und also weit über unsere Mastspitze

hinausgingen, predigten uns eindrücklich genug die Gewalt und furchtbare Stärke des Feindes, welcher uns bedrohte." Endlich berührte das Eis wirklich den Schooner, und die Bemannung desselben fühlte sich förmlich in die Luft emporgehoben, wie mit der Hebelkraft von Tausenden von Wagenwinden. In dieser unliebsamen und unfreiwilligen Erhöhung blieb das Schiff acht bange Stunden hindurch; allein glücklicherweise änderten die riesigen Fluten ihren Kurs westwärts, machten etwas Luft und veranlaßten diejenige, auf welcher der Schooner hing, sich zu drehen; hiedurch ward der 'United States' wieder in Freiheit gesetzt, obschon sehr übel zugerichtet; der Raum füllte sich mit Wasser, das Steuer zersplitterte, der Hintersteven zersprang, und das ganze Schiff ward nicht bloß nicht mehr eissicher, sondern sogar seeuntüchtig gemacht.

Mit ungeheurer Schwierigkeit gelangten unsere Nordmeerfahrer in eine kleine Bucht, die sie Port Foulke (nach dem hauptsächlichsten Förderer ihrer Expedition) tauften, und beschlossen hier zu überwintern. Wir können die Art und Weise, wie man es sich in einem arktischen Hafen bequem macht, als bekannt voraussetzen: das Verdeck des Schiffes wird mit einem Bohlendach versehen; der Raum wird geleert, weil er der wärmste Ort ist und die Mannschaft darin wohnen soll, und die ganze Ladung wird an's Land geschafft. Die besondere Eigenthümlichkeit im vorliegenden Falle war der ungewöhnlich große Viehstand des Schiffs in Gestalt von Eskimo-Hunden; der 'United States' hatte nicht weniger als dreißig dieser prächtigen wilden Bestien an Bord, welche man in verschiedenen Niederlassungen der Eingeborenen an dieser Küste um schwere Preise (wegen einer damals herrschenden Hundeseuche, welche diese Thiere sehr selten gemacht) angeschafft hatte. Man kann sich vergegenwärtigen, wie angenehm es war, diese Thiere in der um das Schiff aufgerichteten Schneemauer unterzubringen und nun ihre Behausung einzunehmen, anstatt sie bei sich zu behalten. Die Expedition besaß auf diese Weise nicht weniger als drei „Gespanne" ersten Ranges. Dr. Hayes selbst hatte eine für seine Verhältnisse (wie er mit gerechtem Stolze erzählt) prächtige Equipage, bestehend aus zwölf Hunden und einem schönen Schlitten. „Die Thiere sind von vortrefflicher Beschaffenheit, jedes von ihnen stark und gesund, und alle sehr flink. Sie ziehen meinen grönländischen Schlitten über das Eis dahin mit einer Geschwindigkeit, die nicht für schwache Nerven berechnet ist. Ich habe mit ihnen wohlgemessene sechs englische Meilen (etwa anderthalb deutsche) in 28 Minuten zurückgelegt, dann umgekehrt ohne das Gespann verschnaufen zu lassen und den Rückweg ganz in gleicher Weise in 33 Minuten gemacht," erzählt Dr. Hayes. „Sonntag und ich machten eine Wettfahrt und ich kam ihm um vier Minuten zuvor. Ich wünschte einige meiner amerikanischen Bekannten, welche Liebhaber von Pferderennen sind, hieher, um ihnen eine neue Art von Wettrennen zu zeigen. Unsere Wettrenner brauchen nach dem Rennen weder in der Hitze mit Teppichen bedeckt noch mit dem Schwamm abgerieben zu werden. Wir spannen jeden von ihnen mit einem eigenen Zugstrang an, und die Länge dieser Stränge richtet sich ganz nach dem Belieben des Kutschirenden — je länger desto besser, denn sie verwickeln sich alsdann nicht so leicht, und die Zugkraft der äußeren Hunde ist dann direkter, und wenn das Gespann auf dünnes Eis kommt und einbricht, hat man desto größere Chancen dem Ertrinken oder Untersinken zu entgehen, je weiter die Hunde vom Schlitten entfernt sind. Die Zugstränge sind alle von gleicher Länge, und die Hunde laufen daher neben einander, so daß, wenn sie richtig angespannt, ihre Köpfe in Einer Linie sind. Meine Zugstränge sind so bemessen, daß die Schultern der Hunde gerade zwanzig Fuß von dem Vordertheile der Schlittenläufe abstehen. Das Gespann wird nur mittelst Stimme und Peitsche gelenkt. Die stärksten Hunde werden an die Außenseiten gespannt, und das ganze Gespann wird rechts und links gelenkt, je nachdem die Peitsche auf der einen oder der andern Seite auf den Schnee fällt oder die leitenden Hunde berührt, was immer auf eine ziemlich unsanfte Weise geschieht, wenn sie dem sanften Wink nicht mit der genügenden Munterkeit Folge leisten. Die Stimme unterstützt zwar die Peitsche, aber man verläßt sich in allen dringenden Nothfällen allein auf die letztere. Die Herrschaft über das Gespann steht genau im Verhältniß zu der Geschicklichkeit, mit welcher man die Peitsche handhabt. Die Peitschenschlinge ist ungefähr vier Fuß länger als der Zugstrang und endet in einer Schmitze von harter Sehne, womit ein geschickter Kutscher im beliebigen Fall bis auf's Blut schlagen kann; jedenfalls kann er damit jeden von den Hunden an jedem irgend beliebigen oder seinem Zweck entsprechenden Theil von dessen Körper treffen. Jensen hatte heute einen widerspenstigen jungen Hund in seinem Gespann, welcher seine Geduld endlich so sehr erschöpfte, daß er zu strengen Maßregeln seine Zuflucht zu nehmen beschloß. — 'Sehen Sie jenes Vieh?' rief er mir zu; 'ich haue ihm ein Stück aus dem Ohr!' Im nächsten Moment knallte die Peitsche; die harte Sehne wand sich um die Spitze des Ohrs und schlug sie so reinlich ab, als wenn sie mit einem Messer abgeschnitten worden wäre."

Es war absolut nothwendig, zu diesen Gewaltmaßregeln zu greifen, denn jene Eskimo-Hunde sind so reißend wie Wölfe und wo möglich noch gefräßiger. Sie fressen alles, ihr eigenes Geschirr sogar, falls es von Thierhäuten verfertigt ist, wie gewöhnlich. Die Wildheit womit sie ihre Nahrung zerreißen, macht oft einen peinlich schrecklichen Eindruck. Sogar die Riemen, Pelzdecken und andere Zubehörden des Schlittens sind vor ihnen nicht sicher, und müssen wenn man Halt macht oder bivouakirt, außerhalb ihres Gesichtskreises vergraben werden. Während der einen Expedition fraßen die Hunde ihren Kutschern deren Extra-Pelzstiefeln und Pelzstrümpfe auf und zermalmten sogar einen Meerschaum-Pfeifenkopf, welcher in einem Futteral von Robbenfell steckte. Bei einer andern Gelegenheit mußte einer der Hunde, welcher nicht mehr im Stande war zu ziehen oder dem Schlitten zu folgen, erschossen werden. „Sobald das Thier von der Kugel getroffen ward welche es nur leicht verwundete und ihm einen jämmerlichen Schrei entlockte, stürzten seine Gefährten aus dem Gespann über dasselbe her und rissen es im Nu in Stücke; diejenigen, welche so glücklich gewesen waren, ein Stück von ihm zu erwischen, rissen ihm das Fleisch

von den Knochen beinahe bevor noch das Echo seines letzten Geheuls in der Einsamkeit erstorben war," erzählt Dr. Hayes, welcher diese Hunde zwar sehr bewunderte und liebte, aber doch von ihnen gestehen muß: „die Bestien würden sogar uns aufgefressen haben, wenn wir ihnen die geringste Chance gegeben hätten. Knor stolperte gestern über einen der Hunde und fiel zu Boden, während er gerade die Meute fütterte, und ich glaube, wenn MacDonald nicht sogleich unter sie gefahren wäre, so würden die Hunde den armen Knor in Stücke gerissen haben, ehe er noch aufzustehen im Stande gewesen wäre." — Und dennoch beklagte der Doktor den Verlust jener Hunde mit Recht, als das Unglück wollte, daß dieselben sämmtlich von der oben erwähnten Seuche befallen wurden, denn ohne sie sind Forschungsreisen in der Polarwelt geradezu unmöglich. Die Symptome der genannten Krankheit stimmen so ziemlich mit denjenigen der Wasserscheu überein, und man kann sich daher vergegenwärtigen, was jene Hunde unter solchen erschwerten Umständen thaten.

Das Leben an Bord nahm seinen gewöhnlichen Verlauf unter jenen Breiten; man machte jeden irgend möglichen Versuch, trotz der Kälte und Dunkelheit der Polarnacht lustig und guter Dinge zu sein; die Geburtstage eines jeden von der Bemannung wurden gefeiert; jedes christliche Kirchenfest mit einem Banket begangen; eine Zeitung (in Manuskript) herausgegeben unter dem Titel „Port Foulke Weekly News;" und Dank der allgemeinen Heiterkeit, dem milden wohlwollenden Regimente des Dr. Hayes und, vor Allem, einem großen Vorrath getrockneter und eingemachter Gemüse und Obstarten, ward der Storbut, jene furchtbare Landplage der Reisenden in der Polarwelt, glücklich vermieden. Die wesentlichste physische Plage waren erfrorene Gliedmaßen, und um diese zu kuriren wurde das leidende Glied in eiskaltes Wasser gesteckt, dessen Temperatur von Stunde zu Stunde etwas erhöht wurde, bis das Fleisch vollständig aufgethaut war. Da es aber für einen Beweis von Neulingschaft und Mangel an Erfahrung galt, seine Glieder zu erfrieren, so wurde der Unfall gewöhnlich verschwiegen oder geheim gehalten. Merkwürdigerweise verursachte ihnen die Kälte (so sehr wurde die Mannschaft allmählig daran gewöhnt) weit weniger Unbehagen, als ein oder mehrere Fälle von unvermitteltem, beispiellosem und in der That unerklärlichem Thauwetter.

Im November unter dem Polarstern stieg die Temperatur einmal bis auf + 2° Reaumur, wodurch alle Gegenstände durchnäßt und die Leute der Expedition veranlaßt wurden, nicht nur Mund und Augen, sondern auch die Fenster aufzusperren; dann aber fiel die Temperatur ebenso plötzlich, wie sie gestiegen war, auf ihren normalen Stand von —7° Reaum. herab. Auf Dr. Hayes' späterer Expedition im Frühjahr herrschte in den Schneehütten, worin sie schliefen, eine Temperatur von 28° unter Null Reaum., während sie im Freien auf 45° unter 0° Reaum. oder dem Gefrierpunkt des Wassers stand. Dr. Hayes, welcher mit Dr. Kane in derselben Region gewesen war, durfte daher dieses Faktum als ein in seiner Erfahrung beispielloses erklären; und in der That hat seither nur ein einziger Reisender, Niveroff, in Sibirien eine noch niedrigere Temperatur verzeichnet.

Das Eintreten der langen Winternacht kündigt sich auf eine ganz feierliche Weise an, welche, wie Dr. Hayes wußte, für seine armen Begleiter sehr beunruhigend und peinlich seyn würde. Er schreibt unter'm 13. November: „Die Finsterniß ist noch nicht absolut; ich kann gewöhnlichen Druck mit einiger Mühe um Mittag noch unterscheiden." Mit Ende November schwindet dann der letzte Schimmer von Dämmerung, allein die Sterne scheinen zu allen Stunden mit großem Glanz, und der Mond gibt einen schwachen Ersatz für das Zwielicht, denn er scheint von seinem Auf- bis zu seinem Niedergang fortwährend, beschreibt einen regelrechten Kreis um den ganzen Horizont, durchläuft ununterbrochen seinen zehntägigen Kurs von Helle und scheint mit einer Pracht, welche wegen der allgemeinen Weiße der Landschaft und der gewöhnlich ganz wolkenlosen Reinheit der Atmosphäre anderwärts ganz unbekannt ist. Nichts in der Natur macht einen tiefern, ja förmlich geisterhaften Eindruck, als die Scenerie der Polarwelt unter diesen ungeheuerlichen Aspekten.

Das Wiedererscheinen der Sonne auf der andern Seite wird mit begieriger Ungeduld erwartet und von diesen armen im Eis und Schnee Gefangengehaltenen mit einer beinahe aberwitzigen Freude begrüßt, denn „sie sind durch das fortwährende Lampenlicht gebleicht und so farblos wie Kartoffelauschläge in einem dunklen Keller. Jedermann eilt an dem Tage, welcher im Nautischen Kalender hiefür angegeben ist, nach demjenigen Orte, wo er seines Bedünkens die beste Aussicht auf den willkommenen Fremdling beherrscht. Wir erwarteten den herannahenden Augenblick mit gierigster Sehnsucht. Plötzlich brach ein Lichtstrahl durch die welchen sanften Nebelschleier, welche wie ein Gewölk seewärts und rechts von uns dem Vorgebirge gegenüber lagen; er verwandelte dieselben in ein Meer von Purpur und umspielte leuchtend die silbernen Gipfel und Spitzen all der hohen Eisberge, welche aus dem Nebelgewölk emporragten, als ob sie die kommende Wärme auffangen wollten. Der Sonnenstrahl kam uns immer näher, das purpurne Meer ward breiter, die glänzenden Spitzen und Zacken wurden zahlreicher, als sie in rascher Aufeinanderfolge einer um den andern in die Tageshelle traten; und als diese wunderbare Veränderung über das Antlitz des Meeres kam, fühlten wir daß der Schatten des Vorgebirgs der Schatten der Nacht war und daß die Nacht nun wich. Bald erglühten die dunkelrothen Küstenfelsen hinter uns von einer warmen Färbung, die Hügel und Berge hoben sich in ihrem neuen Gewand von strahlender Pracht und Helle von der weißen Umgebung ab, die aufragenden unruhigen Wellen schmolzen und verloren ihre grimmige Starrheit und lachten im Sonnenschein, und nun wurden wir die Schattenlinie wieder gewahr. ‚Dort ist sie auf jener Spitze!' rief Jansen. — „Hier ist sie auf dem Eisfuße!" rief Dodge. Hier zu unseren Füßen lag eine Masse funkelnder Edelsteine von Eiskrystallen, und die Sonne ergoß sich breit über unsere Gesichter. Von einem gemeinsamen gleichmäßigen Drange getrieben, rissen wir unsere

Pelzmützen ab und begrüßten die lange vermißte Wandrerin am Himmelszelt mit lauten Freudenbezeugungen." Die Sonne war 126 Tage verschwunden gewesen, und der geisterhafte Mondschein und das gelegentliche Glühen und Flimmern von Nordlichtern hatte nur einen dürftigen Ersatz für dieselbe gewährt.

Und nun war die Zeit gekommen, wo der große Zweck der Expedition erreicht werden mußte, wenn er überhaupt zu erreichen war. Die Hunde waren, bis auf etwa ein halbes Dutzend, todt, und mit diesem, ihren Zielen ganz und gar nicht entsprechenden Ueberreste sollten Dr. Hayes und seine Gefährten sich nun bemühen, über das Hügeleis von Smith's Sund hin einen Weg nach Grinnell Land zu suchen. Es war eine furchtbare Reise und ergab sich als allzugroß für ihre Hülfsmittel, obschon sie von Helden unternommen wurde. Man stieß in dieser entsetzlichen Einöde auf nichts Anderes als die Denkmäler von der menschlichen Unmöglichkeit, sie zu durchreisen: z. B. einige Worte von der Handschrift eines Kapitäns von einer der zur Aufsuchung Franklin's ausgesandten Expeditionen, welche in eine Flasche eingesiegelt und in einem Cairn oder Steinmännchen (einem aus rohen Feldsteinen aufgesetzten Steinhaufen von Mannshöhe) vor etwa zehn Jahren hinterlassen worden waren, — einer seltsamen Brieflade für unbestellbare Briefe; ferner die Grabsteine von zwei Schiffsgefährten des Dr. Hayes, von der frühern Expedition unter Dr. Kane. Selbst diese wurden weit hinter sich zurückgelassen, denn der Doctor war angewiesen, einen weit entfernteren Punkt aufzusuchen, als der Fuß eines Menschen je betreten hatte. Trotz des höckerigen Eises, auf welchem sie manche Nacht bivouakiren mußten, und obschon alle seine Leute, Einer um den Andern, der unglaublich strengen Kälte und den furchtbaren Strapazen erlagen, beschloß Dr. Hayes, die Reise doch fortzusetzen. Er schickte alle seine Gefährten bis auf drei zurück, überkletterte mit ihnen die erstarrten Wogen und erreichte endlich den ungastlichen Strand. Hierauf ließ er nochmals zwei zurück, von denen Einer reise-unfähig geworden war, und zog fortan mit einem einzigen menschlichen Begleiter weiter dem Nordpol zu.

Eine derartige Reise ist nie zuvor von einem Sterblichen unternommen worden. Es war kaum wahrscheinlich, daß die zwei Polarwanderer jemals lebend zurückkehren würden. Die beiden Zurückgelassenen hatten Befehl, in ihrem armseligen Schneeloche nur fünf Tage lang auf Jene zu warten und dann schleunigst den Rückweg nach der „Heimath," d. h. dem Schooner, anzutreffen, von welchem sie bereits durch eine Wegestrecke von beinahe 500 englischen Meilen rauhen Eises geschieden waren. Schon begannen ihnen die Lebensmittel knapp zu werden, obwohl sie, in Rücksichtnahme auf die Heimreise, verschiedenen Proviant an zwei Orten versteckt hatten. Dr. Hayes und sein Gefährte Knox versuchten in der That buchstäblich ihren letzten Wurf und schleppten sich immer weiter, bis sie endlich am Gestade jenes offenen Polarmeeres standen, zu dessen Aufsuchung sie sich solch unerhörten Strapazen und Entbehrungen ohne gleichen unterzogen hatten.

„Wie wir so dastunden, den Blick dem dunklen Himmel im Norden zugekehrt," sagt Dr. Hayes, — „da sah man in dunklen Umrissen den weißen sanft abfallenden Gipfel eines stolzen Vorgebirgs oder einer Landspitze des nördlichsten bekannten Landes auf unserer Erdkugel. Es lag nach meiner Schätzung unter 82° 30 Min. nördl. Breite, also etwa 113 geogr. Meilen vom Nordpol entfernt. Näher zu uns her hob sich ein andres kühnes Vorgebirge vom Horizont ab, und noch näher ragte die Landspitze, nach welcher ich am Tage zuvor meinen Kurs hingerichtet hatte, majestätisch aus dem Meere, als ob sie, — ein hoher kühner Bergkegel, über welchen der Winter sein Diadem von Eis und Schnee gelegt — in den Himmel hineinragen wollte. Außer der Küste, auf welcher ich stand, war kein andres Land sichtbar." — Das Meer zu den Füßen der beiden Polarwanderer war eine buntscheckige Fläche von weißen und dunklen Flecken, von schmelzendem Eise und offenem Wasser, und darüber hinaus erglänzte in der Ferne ein gleichförmig dunkler kennzeichnender Ocean. Binnen Monatsfrist von Dr. Hayes' Ankunft an dieser Küste wäre jenes unbekannte Meer ebenso frei von Eis gewesen wie die Baffinsbay.

Mit seinem beschädigten, arg zugerichteten Schiff diese Fahrt zu unternehmen und die Reise nach dem offenen Polarmeere vorzunehmen, konnte Dr. Hayes nicht wagen, denn dieß wäre hoffnungslos gewesen. Allein er ist überzeugt, daß man mindestens drei Monate lang im Jahre mit einem Dampfschiff durch den Smith's-Sund und Kennedy-Channel in das offene Polarmeer schiffen könnte, und er hat sich vorgenommen, es auch noch einmal zu thun. Ohne diesen kühnen Reisenden um seine Lage zu beneiden, vermögen wir doch einigermaßen die Gefühle zu begreifen und zu werthen, welche ihn erfüllten, als er in jener bisher unbesuchten Einöde sein Steinmännchen aufsetzte und seine Flagge aufpflanzte.

Mit verzeihlichem Selbstgefühl schreibt er: „Mit Empfindungen der ungewöhnlichsten Art erwog ich meine Lage mit einem einzigen einsamen Gefährten in dieser seither unbetretenen Wüste, während meine Nähe bei der Erdachse, das Bewußtseyn, auf Land jenseit der Grenzen früherer Beobachtung zu stehen, — die Erwägungen welche mir hinsichtlich des vor mir ausgebreitet liegenden Oceans durch den Kopf zogen, — die Vermuthung, diese eisumgürteten Gewässer möchten vielleicht an die Küsten ferner Inseln schlagen, wo Menschen von einer noch unbekannten Race hausten, — lauter darauf berechnete Umstände waren, sogar die Luft selbst mit einem Geheimniß zu erfüllen, die Neugierde zu steigern und in mir den Entschluß zu befestigen, daß ich in meinem Vorhaben ausharren wolle, dieses Meer einst zu befahren und seine fernsten Grenzen kennen zu lernen. Und wenn ich mir so die Kämpfe und Anstrengungen vergegenwärtigte, welche gemacht worden waren, um dieses Meer zu erreichen — durch's Eis und über das Eis, und von ganzen Generationen wackerer kühner Menschen, — da war mir zu Muthe, als kämen die Geister jener alten biederen Helden der Wissenschaft, um mich zu ermuthigen, wie ihre Erfahrungen mich bereits geleitet hatten; ich fühlte,

daß ich im Bereiche meiner Hand jene große und merkwürdige Sache hatte, welche einst den Eifer des kühnen Frobisher begeistert, und daß ich erreicht hatte, was einst der unvergleichliche Parry erstrebt." —

Irmgard.

Geisterspuk aus dem vormaligen Nardgau.

Erzählt von Hans Weininger.

Unter dem Ausdruck „Nardgau" verstand man im Mittelalter nicht nur den größten Theil der jetzigen Oberpfalz, sondern dazu gehörte auch ein ansehnlicher Strich von Mittelfranken. Die Bezeichnung „Oberpfalz" existirt in Folge einer Theilung des Baierlandes erst seit dem Jahre 1329.

Etwa sechs Stunden nördlich von Regensburg stehen noch auf bewaldeter Höhe die Ueberreste einer Burg, von welcher das Landvolk die oben berührte Geistersage erzählt. Der von der böhmischen Grenze kommende und bis dahin westlich fließende Regen macht unterhalb dieser Ruine eine Biegung nach Süden und strömt der ehemaligen Reichsstadt Regensburg zu, sich da mit der Donau zu vereinen.

Reich begütert und in verschiedene Linien sich theilend, saßen im Mittelalter die Edlen von Zenger auf vielen Burgen des Nordgau's. Ihnen gehörte beispielsweise Rattenstatt, Zangenstein, Zangenfels, Trausnitz, Schwarzeneck, Beilstein, Lichtenwald, Altenthana, Franhof, Schneeberg, Thannstein und Wildenstein. Ein Zenger von Wildenstein (hinter Tännesberg) fuhr jederzeit mit vier Ebern. Vom Wildenstein aus konnte man ihn sehen, wenn er aus Regensburg über die Brücke heimkehrte. So hoch liegt der Wildenstein. Nicht nur an etlichen Burgresten, sondern an vielen noch in baulicher Würde stehenden Schlössern hielt sich der Zenger redendes Wappen, eine schwarze Schmiedezange in Silber oder auch in Gold, wie dies einigen Linien zuständig war.

Viele Zenger waren Lehensleute der 1646 erloschenen Landgrafen von Leuchtenberg, welche im Markte gleichen Namens, hauptsächlich aber zu Pfreimd residirten. Die Pfarrkirche daselbst schmücken zur Stunde noch deren Grabsteine mit schön gearbeiteten ritterlichen Gestalten.

Einem jungen Zenger von Schwarzeneck war Liba von Steinberg von Herzen zugethan. Zu ihrer ehelichen Verbindung waren schon alle Vorbereitungen getroffen. Es fehlte nichts mehr, als daß der Zenger seinem Lehensherrn in Leuchtenberg aufwartete und seinen Eid als Lehensträger leistete. Von dem Landgrafen Ulrich zuvorkommend empfangen und in seinen Lehen bestätigt, erhielt er von diesem den Auftrag, mit einigen Begleitern zu dem Viredom nach Burglengenfeld zu reiten, um diesem eine Botschaft zu überbringen.

Auf dem Rückweg in Gedanken an seine traute Liba versunken, war der Zenger eines Abends, ehe er sich's versah, von seinen bisherigen Gefährten abgekommen. Er versuchte durch Rufen wieder zu ihnen zu gelangen. Allein weder dies noch Harnstöße führten zum gewünschten Ziele.

Indem fing es an, immer dunkler zu werden. Viele der Waldwege kreuzten sich. Kein Vogel, kein Wild ließ sich mehr hören, die waren alle schon zur Ruhe gegangen. Unser Reiter sehnte sich ungemein, aus dem Wald ins Freie zu gelangen. Sein Pferd schien ziemlich ermüdet zu sein, denn es ließ Kopf und Ohren hängen. Auch stolperte es sehr oft über die knorrigen Baumwurzeln, welche über den Weg liefen. Der Reiter mußte sehr Acht haben, nicht zu stürzen. Auf einmal hob das Pferd den Kopf und sog die Luft ein, die ihm entgegen strömte. Daraus schloß der Reiter, daß der schreckliche Wald nun bald zu Ende sein müsse. Und so war es auch. Es ward wieder lichter, das Abendroth warf seine Streiflichter durch den Wald und vergoldete die Stämme uralter Tannenbäume, von deren weit abstehenden Zweigen graues Moos in Fülle herabhing. Ueppiges Farnkraut mit seinen fein gefiederten Blättern stand zwischen abenteuerlich herum gestreuten Felsstücken oder säumte den Weg ein.

Ueber die vorliegende Landschaft hatte die Dämmerung sich bereits ausgedehnt. Violettbläulich war der vorherrschende Ton, in den sich nach und nach der ganze Thalgrund gekleidet. Ueber den Wipfeln eines Wäldchens erhob sich, allein noch von der scheidenden Sonne kräftig beleuchtet, der obere Theil einer Burg. Ein mächtiger Wartthurm von viereckiger Gestalt überragte das Ganze. Das Herrenhaus war mit einem hoch anstrebenden gescharteten Giebel versehen.

Wie der Ritter sich dieser Burg näherte, konnte er auch schon das Einlaßthor unterscheiden und zu diesem hinan führte der Reitsteig im Zickzack. Dieser lag aber so voll Steine, daß das ermüdete Pferd sich sehr in Acht nehmen mußte, nicht zu stolpern oder zu stürzen. Dabei war der Hohlweg, durch den hinauf der Reitsteig stellenweise geleitete, von Braunbeeren, Hagebutten und anderen Schlinggewächsen derart überrankt, daß der Reiter oft genug an ihnen hängen blieb, sich daran ritzte und sich zur Seite biegen mußte.

Endlich war der Platz vor dem äußeren Thore erklommen. Allein weder die Zugbrücke war aufgezogen, noch das Thor geschlossen oder der Pförtner in seinem Thorstübchen anwesend, obgleich die Sonne bereits hinter den Bergen verschwunden war und tiefe Dämmerung herrschte. Wie der Ritter wahrnehmen konnte, zeigten das Thorhaus, der Schloßgraben, wie die nächste Umgebung so recht den Zerfall alles Irdischen. Ringsum lag der Boden voll Steine und Ziegel, Unkraut in Fülle wuchs zwischen dem Thore.

„Gut," dachte der Zenger, „da brauche ich nicht lange mit dem Horne zu tuten oder am Klopfer zu ziehen. Aber eine solche Verwahrlosung habe ich doch noch nie gesehen. Man sollte glauben, die ganze Burg sei ausgestorben oder nur von Geistern mehr bewohnt."

Unter diesen Gedanken stieg er ab, nahm sein Pferd am Zügel, führte es über die Fallbrücke, durch das äußere Thor, über die innere Zugbrücke und durch das zweite Thor. Der ganze Burghof war weithin mit Gras bewachsen. Kein Hund

ließ sich hören. Alleuthalben herrschte Todtenstille. Rechts seitwärts war eiu Stall für ein paar Pferde. Wie der Ritter sah, kein Fenster ganz, Barren und Raufen heruntergesunken, alles voll Spinnengewebe. Ein trauriger Aufenthalt für seiu treues Roß, das heute schon eine so große Strecke zurückgelegt.

Auf die wiederholten Hornstöße erschien endlich ein hochbetagter Diener. Dessen Scheitel war ganz kahl. Nur wenige weiße Härchen umspielten die eingefallenen Schläfen. Vor Altersschwäche war sein Gang sehr langsam und unsicher.

„Gott zum Gruß, Herr Ritter, seid freundlich willkommen. Ich werde gleich für Euer Pferd sorgen. Dem soll es an uichts gebrechen.“

Wie der Zenger sein Befremden aussprach über die große Sorglosigkeit, daß zu so später Abendstunde weder ein Thor geschlasseu, noch eine Zugbrücke aufgezogen sei, entgegnete der greise Dieuer: „das geschieht nach, lieber Herr, aber das Schloß liegt so abseits, daß wir nichts zu fürchten haben Es kommt so selten jemand zu uns, daß wir jeden Ankömmling freudig willkommen heißeu. Seit fünf Jahren seyd Ihr der Erste wieder. Wir wissen gar nicht, wie es in der Welt zugeht. Der Schloßherr, der fast in meinem Alter ist, wird eine große Freude an Euch haben und begierig seyn, dies und das vom Getreibe der Welt zu hören. Vermeidet aber — wenn das möglich ist — das Gespräch über seine Nachkommenschaft. Dieß verstimmt ihn jederzeit. Sonst ist er ein herzeusguter Mann.“

Mittlerweile war es Beiden gelungen, etwas Ordnung iu den verkommenen Stall zu bringen, so daß der Ritter das Pferd abzäumen und absatteln konnte. Der Alte schleppte im Verein mit seinem Gaste Stroh, Heu, Haber und Wasser herbei. Der Apfelschimmel schüttelte sich und sog begierig den Duft des Heues wie den Geruch des Habers ein.

Ueber eine Wendeltreppe giug's nun hinan und nicht lange, so stand der Zenger vor dem alten Burgherrn, der selben freundlich willkommen hieß und dem Diener befahl, Wein zu bringen und aufzutragen, was die Küche zu bieten vermöge.

Das Prunkgemach, in dem sich beide Männer befanden, war durch eine am zierlich geschnitzten Plafond hängende Lampe erhellt. Außerdem braunteu noch zwei Wachskerzen auf dem mächtigen eichenen Tische. Hiezu paßten vollkommen die dreibeinigen Stühle mit durchbrocheuer Lehne. Das Ganze trug das Gepräge vormaliger Wohlhabenheit. Aber es fehlte der orduende Sinn der Hausfrau. Den Wänden eutlang hingen Teppiche, auf deuen von kunstgeübter weiblicher Hand Scenen aus dem Ritterleben dargestellt waren. Diese Bilder waren rund und von abwechselnder Grundfarbe. Um diese Medaillons zogen sich weiße Spruchbänder mit schwarzer Inschrift. In dem Raume zwischen je vier Medaillons war ein heraldisch stylisirtes Thier, ein Adler, ein Löwe, oder auch ein phantastisches Ungethüm zu sehen.

Da faud ein Auszug zur Jagd mit Falken und Hunden statt, dort wurden Herzen gewogen und jenes des Galans zu leicht befuuden, da mußte derselbe, eine Trense im Munde, auf allen Vieren einherkriechen, dort drückte ein Ritter die Geliebte an sein Herz, auf anderen Kreisflächen wurden Blumensträuße, Tulpen, Lilienstengel, Herzen uud Kronen verschenkt. Auf der Tapete der zweiten Wand wurden einem Ritter die Wangen gemalt und ein Ritter von dem Liebesgotte an den Haaren gezaust, indeß zwei Damen ihn hielten. Als Umschriften las der Zenger: „Sehnen und gedenken, thut sicherlich sehr kränken.“ — „Mein Herz leidet Qual, getroffen von der Minne Strahl.“ — „Ach, liebe mich, biu das Rosenstänglein schon werth.“ — „Schönen (selbst gesponnenen) Flachs ziehe ich gekauftem um viel vor (und dabei zauste Amor einen Ritter an den Haaren). — Alle dargestellten Personen waren miparti (die eine Hälfte des Anzuges roth und die andere weiß oder grün) gekleidet, hatten blonde Haare und blaue Augen.

Während der Zenger trotz seiner Müdigkeit sich uicht satt sehen konnte an diesen bezaubernd schön gestickten Teppichen, welche die verstorbene Tochter des Burgherrn in's Leben gerufen, ward der Imbiß aufgetragen.

Beide Ritter stießen mit den Pokalen an, schüttelten sich die Hände und der Burgherr hieß seinen Gast herzlich willkommen. So hatte es unserem Ritter schon lange nicht mehr gemundet. Wildpret und Braten wie auch der Wein waren von vorzüglicher Güte. Lächelud sah der Burgherr seinem Gaste zu. Dabei erzählte er ihm aus seinen jüngeren Jahren, wo er turniret, welche Dänke (Preise) er davon getrageu, welche Damen ihm diese überreicht, wie er mit dem Kaiser die Alpen überstiegeu, in Mailand uud Rom eingezagen, wie er dann in späteren Jahren mit mehreren eine Pilgerfahrt nach letzterer Stadt und Jerusalem uuternommen, welche Gefahren sie da überwanden, wie sie auf dem Heimweg Schiffbruch litten, wie es ihm nur mit äußerster Mühe gelang, ein Stückchen vom Kreuze Christi zu retten und seiner Schloßkapelle zu überbringen. Dabei untersuchte der Alte des Gastes Schwert, Wehrgehäng, Hiefhorn und Reisespieß. Man sah, daß jener sehr für derlei Rüststücke eingenommen und ein feiner Kenner war.

„Morgen, lieber Gast,“ hub er an, „weun Ihr gehörig ausgeruht haben werdet, zeige ich Euch meine Rüstkammer. Diese birgt seltene Stücke, darunter ein Kalenderschwert, viele andere mit sehr ansprechenden Inschriften, ein uraltes Panzerhemd aus Leder mit aufgenagelten Eisenschuppeu, wie ein solches der hohnsprechende Krako trug, der 930 zu Regensburg van Hans Dollinger im Zweikampf erstochen wurde, und desseu ganze Rüstung mit Helm, Schwert uud Schild noch an St. Erhards Altar zu Niedermünster in Regeusburg häugt. Ein paar Roßschweife, den Ungläubigen vau meinen Ahnen entrissen, prangen gleichfalls dort, wie zwei runde Saracenenschilde mit bezaubernd schönen Schriftzügen und Arabesken, etliche Köcher mit orientalischen Pfeilen und Bögen, mehrere ältere Turnierrüstungen, wie selbe für Maun und Roß schon längst nicht mehr im Gebrauch sind. Unter meinen Jagdgeräthschaften Armbrüste von vorzüglicher Güte, Schweinsfedern und Jagdspieße. Da gibt es für Euch genug zu sehen und zu probiren.“

Wie dem jungen Ritter nicht entgangen war, wiederholte sich unter verschiedenen Schildereien und heraldischen Emblemen

ein weißer Schild mit drei rothen Querbalken. „Edler Gastfreund, das ist sicherlich Eueres Hauses Wappen?" fragte er.

„Ja, lieber Freund, ich will Euch auch dessen Entstehung mittheilen. Einer meiner Vorfahren diente den Deutschordensrittern gegen die heidnischen Preußen. In einem Zusammentreffen mit diesen ging es heiß her und war den Rittern, welche weichen mußten, vor Allem daran gelegen, eine Brücke hinter sich zu erreichen. Voll Aufopferung wandte mein Ahnherr, gefolgt von zwei anderen Rittern, sein edles Roß, sprengte, um seinen Genossen Zeit zum geordneten Rückzug zu verschaffen, den Heiden entgegen und ließ seine Streitart weidlich arbeiten. Schon ferne gesehen bezeichnete deren Blinken das Aufziehen zum Streiche und röchelnd wand sich jederzeit wieder ein Heide unter dem Pferde. Zuletzt wurde mein Ahnherr aber doch umrungen, vom Gaul gerissen und hauchte, aus mehreren Wunden blutend, seine ritterliche Seele aus. Diesen wie sein Roß ließen jedoch die Ungläubigen liegen. Wie man ihn später aufhob, war das Blut an drei Stellen quer über den silberblanken Schild geronnen und da eingerostet. Zur Erinnerung dieses wackeren Ahnherrn verlieh uns der Herzog statt des bisher geführten Wappens als solches in Silber drei rothe Querstriche. Das ist gewiß ein eben so schönes wie einfaches Wappen?

„Wäre es nicht schon zu spät und Ihr der Nachtruhe benöthiget, könnte ich Euch noch viel derartiges erzählen. Es gibt wenig Wappen von Belang, deren Entstehung ich nicht kenne. Das war von jeher mein Lieblingsstudium. Schade, daß mit meinem Absterben dieser reiche Sagenschatz verloren geht. Jetzt aber kann ich nicht mehr schreiben, meine Augen sind zu trübe und meine Hände zittern. Bedenkt, junger Freund, daß ich in den Neunzigen stehe und es bereits dreißig Jahre sind, daß meine Tochter Irmgard starb.

„Für morgen ruht Euch gehörig aus. Den Morgentrunk bringt man Euch auf die Stube, und bei Tisch sehen wir uns wohl wieder. Und nun schlaft wohl, mein lieber Gast."

Dabei ergriff der Diener eines der Lichter und winkte ihm zu folgen. Einen schmalen Gang entlang führte der Weg in eine abgelegene Kemenate. So klein die Stube, war sie doch mit allem Nöthigen versehen.

„Wenn Ihr, junger Herr, in der Nacht nebenan etwa Geräusch vernehmet, kümmert Euch nicht weiter darum, betet für die armen Seelen ein Vaterunser und schlaft ruhig wieder fort."

Mit diesen Worten sah sich der Ritter allein im Gemache und begab sich zur Ruhe. Er mochte etwa eine Stunde geschlafen haben, da war es ihm, als ob er einen leisen Gesang vernehme. Er täuschte sich nicht. Durch eine zweite Thüre, welche er bisher nicht bemerkt, fiel ein Lichtstrahl in seine Stube. Wie er von seinem Lager aus wahrzunehmen glaubte, saß im anstoßenden Gemach ein Edelfräulein. Volles dunkles Haar umrahmte ein blasses, schön geformtes Antlitz. Ein eigener Zug von Melancholie ließ sie noch interessanter erscheinen. Sie war damit beschäftigt, an einer Stickerei zu arbeiten, wie er deren im Prunkgemache bewundert hatte. Die Hände zeigten die edelsten Formen, so auch der ganze übrige Körper. Ihre Arbeit begleitete sie mit kaum verständlichem Gesang, der aber eine unendliche Wehmuth verrieth. Der junge Ritter wußte nicht, was zu thun, kaum zu athmen getraute er sich. Mit der Zeit glaubte er, den Gesang besser zu verstehen. Liebessehnsucht und verschwundenes Liebesglück bildeten den Inhalt.

Mehrmals wollte er aufstehen, um die Thüre weiter zu öffnen, aber ein unerklärliches Etwas hinderte ihn jederzeit daran. So erschien der Morgen. Mit dem ersten Hahnenschrei stellte das Fräulein seine nächtliche Arbeit ein und war mit einem Male verschwunden.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der Zenger wie aus einem wüsten Traume erwachte. Statt der gehofften Nachtruhe war er in hohem Grade aufgeregt. Nachdem er seinen Schimmel besucht, der ihn mit freudigem Wiehern empfing, besah er sich, da der Schloßherr noch nicht heimgekehrt war, etliche Gemächer der Burg. Die meisten Thüren er nicht verschlossen fand. In einer Stube bemerkte er unter einem schwarzen Schleier eine Stickerei, welche auf ihn einen nicht zu beschreibenden Eindruck machte. Sie stellte ein leeres Grab in einer Kirche vor. Der Grabstein dazu lehnte an der Wand und eine Jungfrau im Sterbekleide, einen Kranz von weißen Rosen im dunklen Haar, schien dem Grabe eben entstiegen zu sein. Wenigstens deutete dies die Bewegung einer Hand an, welche noch auf dem Grabsteine ruhte. Er hatte diese Züge schon wo gesehen. Wie der Blitz eine dunkle Nacht erhellt, so kam ihm der Gedanke, daß dieses Bildniß kein anderes seyn könne, wie jenes der nächtlichen Sängerin.

Der alte Herr war nicht zu Tisch erschienen und der Diener gab auf manche gestellte Frage nur ausweichende Antworten oder that, als ob er dies oder jenes überhört habe. Speise und Trank waren vorzüglich. Nachdem er sich wieder etwas ausgeruht, durchforschte er die nächste Umgebung der Burg. Das äußere Thor im Rücken, führte ein Fußsteig hart an dem Felsen, worauf die Burg stand, zu einer Kapelle, deren Portal ein romanischer Bogen von größter Einfachheit zierte. Diese Schloßkapelle mußte bis in's neunte oder zehnte Jahrhundert zurückreichen, denn deren Mauern bestunden aus ungeheuren Quaderstücken, außen so wenig wie innen verputzt. Nur auf der Südseite drang durch drei schmale Fensterritzen etwas Licht in die Kirche. Aber auch dieses Gebäude zeigte dieselbe Verwahrlosung wie die Burg. Auf den älteren Grabsteinen erblickte man nur das Wappen der Verstorbenen mit einer Umschrift, auf den neueren dagegen waren Figuren im Umriß angegeben. Einzelne Ritter hielten Rennfähnchen in der Rechten, während die Linke sich auf das wuchtige Schwert oder den schmalen Schild stützte. Seitwärts des Hauptes an einem Kettchen der unförmliche Stechhelm, der gleich einem umgekehrten Blumentopfe über die Panzerkappe gestülpt wurde und nach vornen mit zwei Sehschlitzen ausgestattet war. Lange ärmellose Gewänder umschlossen den Körper und ließen nur die mit dem Kettenpanzer bekleideten Arme und Füße sehen. Die weiblichen Angehörigen waren abgebildet mit zum Gebete gefalteten Händen. Ein Weihel, wie ihn die Klosterfrauen noch tragen, oder ein turbanartiges Regentuch umschloß das

Haupt, während die übrige Gestalt in faltenreiche Gewänder sich hüllte. Mit der Zeit gewöhnten sich Zengers Augen an das eigenthümliche Dämmerlicht. Seitwärts des Altares war ein offenes Grab. Daneben stund ein Stein, gerade wie ihn jene Stickerei im Schlosse zeigte. Auf dem Steine las er:

„Wanderer, wer Du auch seiest, bete für mich, damit ich zur ewigen Ruhe gelange, aber hüte Dich vor meinem Anblicke."

Ein eisiger Schauer befiel ihn und er eilte, in's Freie zu kommen. Stille ringsherum, nur in den Wipfeln der hohen, breitästigen Linden, welche die Kapelle umschatteten, vernahm er ein leises Flüstern. Seitwärts eine in Stein gefaßte Quelle. Der Zenger konnte sich keine Rechenschaft geben von den Gefühlen, welche ihn bestürmten, von dem eigenthümlichen Eindruck, den die Quelle, die stille Abgeschiedenheit des Ortes, die knorrigen schattenreichen Linden, deren Stämme ein halbes Jahrhundert gesehen haben mochten, die uralte Begräbnißkapelle mit der nur angelehnten Thüre auf ihn machten.

Dem alten Schloßherrn gegenüber ließ er nichts von der nächtlichen Erscheinung und dem offenen Grabe in der Kapelle merken, that ihm wacker Bescheid und so verging unter tausenderlei Fragen und Bemerkungen der Abend sehr schnell. Der Schloßherr erzählte ihm ausführlich von der Mühldorfer Schlacht, von dem Tode des Zierotin am Vorabend derselben, und was er alles ausgestanden auf seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem.

„Ach von allen Denen, welche mit mir das heilige Grab besuchten, lebt längst keiner mehr. Ein Ritter, der gleich Euch vor fünf Jahren hier übernachtete und die Betreffenden wohl gekannt, gab mir diese Versicherung. Ja, junger Herr, das Leben ist wonnig und schön, wenn man noch in Eurem Blüthenalter steht. So aber erscheint in vorgerückten Jahren mancher Theil der körperlichen Maschine ziemlich ausgenützt. Doch der Mensch muß dies hinnehmen, wie Gott es gefällt."

„Edler Herr, wie war der Tod des Zierotin am Tage vor der Ampfinger Schlacht? Ich hörte nie davon.

„Ende September 1322 hatten sich die Heere der Gegenkönige Ludwig des Bayern und Friedrich des Schönen von Oesterreich in jener weiten Ebene zwischen Mühldorf und Ampfing gelagert. Da galt es die deutsche Kaiserkrone. Zu den Bayern hielt der Böhmen-König Johann. Ueber diese vereinten Truppen führte der ergraute Schweppermann den Oberbefehl. Die Böhmen feierten den Tag vor der Schlacht als den ihres Landespatrons, des heiligen Wenzel, mit Heerpauken, Posaunen, kriegerischen und geistlichen Gesängen. Als eben Ludwig der Bayer sich das feindliche Lager von ferne besah, drängte Plichta von Zierotin aus dem Blute der russischen Czaren sich heran, verneigte sich vor Ludwig und sprach: „Herr, schau' auf mich." Dabei gab er seinem Pferde die Sporen, umritt das feindliche Lager, hieb Alles nieder, was sich ihm entgegen stellte und kehrte unversehrt zu König Ludwig zurück, wo er seinen prächtigen Hengst etwas verschnaufen ließ. Ein zweites Mal trieb er so dieses Spiel. Da sagte Ludwig: „Plichta von Zierotin, Ihr seid ein kühner Degen, das unterfängt sich der hundertste nicht. Ich versehe mich auf morgen großer Thaten von Euch, aber unterlaßt für heute die Wiederholung Eures frevlen Spieles. Die Oesterreicher haben sich nun vorgesehen und Gott liebt es nicht, ihn so oft zu versuchen.

„Da schnalzte der Zierotin mit der Zunge, drückte seinem Pferde die Sporen in die Weichen, daß der Hengst donnernd dahin stob in der Ebene und des Ritters gezackte Helmdecken weitab im Winde flatterten. Da und dort sah man seine Streitart blitzen. An der Wagenburg stürzte sein Pferd und begrub im Falle den Reiter unter sich. Im Nu war Plichta von der herzu drängenden Menge erschlagen. Friedrich der Schöne kam zu spät, ihn zu retten. Dem Pferde war nichts geschehen. Friedrich ließ den Entseelten unter ritterlicher Geleitschaft in das Lager der Böhmen und Bayern schaffen. Traurig und mit gesenktem Haupte schritt das treue Schlachtroß hinter der Leiche her. Bekümmerten Blickes empfing der Böhmenkönig die irdischen Reste seines todesmuthigen Plichta und ließ diese nach der Schlacht in das von ihm gestiftete Nonnenkloster zu Teinitz bringen, wo er einer fröhlichen Auferstehung entgegen harrt."

„Da könnte ich Euch, lieber Herr, noch viel von einzelnen staunenswerthen Waffenthaten erzählen, aber es ist schon spät und Ihr bedürft der Ruhe, daß Ihr morgen wohlgemuth Euren Weg fortsetzen könnet."

Damit schieden beide unter herzlichem Händedruck.

Von Schlaf war jedoch keinerlei Rede. Um Mitternacht stahl sich ein Lichtstrahl durch die nur angelehnte Thüre und der Ritter vernahm wieder den sehnsüchtigen Gesang. Nun litt es ihn nicht mehr im Bett, auf das er sich in den Kleidern geworfen. Leise erweiterte er die Thüröffnung. Da saß die Jungfrau an einem Tisch, eine Stickerei im Schooß, und ordnete die Haarflechten, welche in seltener Fülle und Schönheit über ihre Schultern flossen. Diese Haare vom tiefsten Schwarzbraun bildeten einen unvergleichlich schönen Gegensatz zu den blauen Augen, welche mit dem größten Wohlgefallen ihr Bildniß in einem Metallspiegel betrachteten. Freundlich blickte sie ihm entgegen. Da faßte er sich ein Herz und trat, sich ehrerbietig verneigend, ein. Durch eine Handbewegung bat sie ihn, Platz neben ihr zu nehmen. Der Zenger wußte nicht, wie ihm geschah, und was er von Allem denken sollte. Ein schöneres weibliches Gebilde hatte er noch nie erblickt. Tadellos war ihr hoher Wuchs und ihre Züge, wenn auch etwas blaß, von einem nicht zu beschreibenden Liebesreize. Freundlich hörte sie seine Entschuldigung an. Dann zeigte sie mit der Hand auf eine in den Tisch gefügte Schrift: Ich muss schweigen. Liebe kann mich binden, Liebe kann mich lösen.

Zärtlich blickte sie ihm in's Auge. Da küßte der Ritter ihr die Hand, welche sie ihm nicht entzog. Er schlang den einen Arm um ihre schlanke Taille und drückte einen Kuß auf ihre Lippen, der mit Wärme erwidert wurde.

Nun erhob sie sich, nahm aus einer Lade einen schweren Ring und steckte ihn dem Ritter an den Finger. Der Zenger

umfing sie nochmals und drückte sie sehnend an sich. Alle seine Küsse wurden voll Innigkeit hingenommen. Da flatterte ein Käuzchen an's Fenster. Widerlich klang dessen ächzender Todtenruf. Irmgard entwand sich seinen Armen und verschwand.

Morgens betrachtete der Ritter den prachtvollen Ring und las in dessen innerem Rande: Du bist mein. Da litt es ihn nicht mehr in der Burg. Herzlich dankte er dem Schloßherrn für dessen Gastfreundschaft, schwang sich auf den treuen Schimmel und trabte zu dem verfallenen Thore hinaus. Auf dem Felde traf er ein paar Hirten, die eben beschäftigt waren, ein Frühstück einzunehmen. Sie luden ihn ein, aber er begnügte sich damit, einfach nur abzusteigen.

„Sagt, liebe Leute, was wißt ihr von dieser Burg und ihren Bewohnern?" sprach der Zenger.

„Ach, gestrenger Herr, das ist eine traurige Geschichte, die man sich von jenem Edelsitze erzählt. Um des Schloßherrn Tochter, die bezaubernde Irmgard, warben ihrer Zeit viele Eures Gleichen, aber sie meinte es mit keinem aufrichtig. Sie gab ihnen allerlei zu lösen. Der eine erstürzte sich sammt dem Pferde von der Ringmauer des Schlosses, ein Anderer ertrank in der Naab, drei oder vier kamen gar nicht mehr von ihren Abenteuern zurück und der letzte wurde am Morgen nach der Walpurgisnacht zerrissen gefunden. Diesem bildschönen jungen Mann, voll trefflicher Erziehung und der besten Lebensart, hatte Irmgard aufgegeben, die Nacht über unbewaffnet auf einen Kreuzweg zu stehen, um ihr dann zu erzählen, was er da alles gesehen. Einige sagen, die Wölfe hätten ihn gefressen, wieder andere, das wilde Heer habe ihn zerrissen, da er sich nicht davor auf das Antlitz warf. Das gab der Mutter dieses Unglücklichen, welche schon lange gekränkelt, den Todesstoß. Sterbend verfluchte sie die herzlose Irmgard. Diese solle keinerlei Trost mehr finden und nicht sterben können, so sehr sie sich darnach sehne einzugehen in die ewige Ruhe. Neun Tage darauf erkrankte Irmgard und starb. Als man sie begraben wollte und am Grab den Sarg noch einmal öffnete, war ihr Leichnam verschwunden. Wer sich von ihr bestricken läßt und sie küßt, muß sterben nach dreimal drei Tagen. Nur wer es vermag, ihrer verführerischen Gewalt zu widerstehen, kann sie zur Grabesruhe bringen."

Gegen Abend erreichte der Ritter eine im Forste vereinsamt gelegene Waldherberge. Da ließ er sein treues Roß füttern und tränken. Alle seine Gedanken waren bei der Irmgard und Dem was die Hirten am Morgen ihm erzählt. Oft fuhr er in seinem Sinnen in die Höhe, weil er glaubte, die verführerische Todte stehe vor ihm und betrachte ihn mit Wohlgefallen. Was er in der Herberge erzählen hörte, stand genau im Einklang mit dem, was er Morgens von den Hirten vernommen. Morgens und Abends, wenn er beten wollte, trat ihm das Bild der bezaubernden Irmgard entgegen. Zuweilen glaubte er, sie betrachte ihn zürnend, weil er die verödete Burg ihres Vaters verlassen. Von Schlaf war die ganze Nacht keine Rede.

Endlich war der Zenger auf die rechte Fährte gekommen und befand sich nach einigen Tagen vor der Burg seiner Verlobten. Als er von Fischbach her den Reitsteig hinantrabte, war ihm, als sähe er seitwärts desselben vier Männer eine Bahre tragen. Auch däuchte ihm, Trauergeläute zu vernehmen. Ferner galt ihm als kein gutes Zeichen, daß die Elstern um die Wette schrieen und einzelne derselben ihn kreischend umflogen. Die Zugbrücke war herabgelassen. Im äußeren Schloßhof übergab der Zenger seinen Schimmel einem Knechte und beeilte sich, in die Arme seiner Verlobten zu gelangen. Hier, hoffte er, werde die Zaubermacht der Irmgard gebrochen seyn. Die gute Liba, welche ihn auf's Herzlichste empfing und sich nicht satt sehen konnte an ihm, war wegen seines langen Ausbleibens in Sorgen gewesen. Auf Befragen, wer wohl im Schlosse gestorben sey, führte Liba ihn in's Brautgemach und zeigte ihm die gebrachte Bettlade, welche vier Männer heraufgetragen hatten. Dabei theilte sie ihm mit, daß Alles zur Hochzeit vorbereitet und diese bereits auf übermorgen festgesetzt sey, die Gäste geladen worden, somit ihrer lang ersehnten Verbindung nun nichts mehr im Wege stünde.

So kam der Tag der Trauung heran. Es war ein bezaubernd schöner, wenn gleich etwas frischer Morgen. Beim Heraustreten aus der Burg kam es dem Zenger vor, als wandle vor der Braut her eine verschleierte weibliche Gestalt, die von einem schwarz gekleideten Ritter geführt würde. Da fiel ihm wieder der Sarg ein, die verödete Waldburg und der Goldreif mit der Inschrift, den er in einen benachbarten Weiher geworfen. Er hatte nicht den Muth, seinen Begleiter nach der Verschleierten zu fragen. Eine tödtliche Bangigkeit hatte sich des Armen bemächtiget.

In der Kapelle des Dorfes angelangt, konnte er sein Gesicht nicht los werden. Statt der lebenswarmen Hand Liba's berührte er eine eiskalt fremde. Da umnachtete eine Ohnmacht seine Sinne und als er wieder zu sich kam, fand er sich auf der Burg, von Liba ängstlich gepflegt.

Nach einigem Kampfe mit sich selbst erzählte er das ganze Abenteuer auf dem verödeten Schlosse, bat Liba unter strömenden Thränen um Vergebung und um den geistlichen Zuspruch des Priesters. Auf wiederholtes Verlangen legte der Geistliche Zengers Hand nochmals in diejenige Liba's und segnete den Bund. Dann breitete der Sterbende die Arme nach seiner Braut aus und umschlang sie schluchzend zum letzten Male. Seine Seele war entflohen.

Liba welkte in tiefer Trauer dahin. Schon der nächste Herbst streute seine buntgefärbten Blätter über ihr Grab. Liba's und des Zengers Grabsteine verschwanden als Baumaterial bei der Erweiterung der Dorfkirche. Jetzt sind nur mehr ein Paar der Leoprechting und der Reisach vorhanden. Von Liba's Burg steht nichts mehr, denn als diese anfing baufällig zu werden, mußte sie im Anfange dieses Jahrhunderts einem modernen zweistöckigen Gebäude weichen, das nun ein Waldhüter bewohnt. Im Hausgange zu ebener Erde ist eine Steintafel angebracht, auf welcher die letzten Besitzer der Reihe nach stehen. Das Geschlecht, welches bis in die neueste Zeit da waltete, ist gleichfalls dem Erlöschen nahe, denn es ruht nur mehr auf zwei Augen und diese gehören einem hohen geistlichen Würdenträger.

Ein Abenteuer in Rhodus.

Aus den Erinnerungen eines alten Weltwanderers.

(Schluß).

Ich vermochte mir genau zu vergegenwärtigen, worin diese Gefahr bestehen würde, denn schon mein griechischer Schiffer sah aus, als ob er am liebsten die beiden Juden in's Meer geworfen hätte, und doch stand er allein gegen Zwei, vorausgesetzt, daß ich neutral geblieben wäre. Auf Daniels Bitte ließ ich wieder vom Land ab und nach dem Schooner steuern, denn ich hätte mich eines Mordes mitschuldig gemacht, wenn ich zugegeben haben würde, daß er unter den Rasenden am Molo lande. Ich beschloß daher, für die beiden Israeliten die Gastfreundschaft des Kapitäns Wharfinger bis dahin anzunehmen, wo ihnen bessere Zeiten lachten. Wir näherten uns dem Schiffe und ich hatte die Absicht, nachdem ich die beiden Juden in sichern Gewahrsam gegeben, selber an's Land zu gehen und zu sehen, ob ich nicht irgendwie helfen und nützen könne. Da ich ziemlich kaltblütig war und jedermann sonst ganz aberwitzig zu seyn schien, so erschien es mir nicht unmöglich, daß ich irgend welchen Nutzen stiften könne, und jedenfalls war ich im Stande, zuverläßige Nachrichten einzuziehen.

Die beiden Hebräer nahmen mein Anerbieten dankbar an; der erboste Schiffer schien ihnen zwar dieses Asyl nicht zu gönnen, allein ich erinnerte ihn daran, daß ich vorerst Patron des Bootes sey und er sich nach meinen Weisungen richten müsse, wenn er etwan Bezahlung haben wolle. So fügte er sich denn mürrisch meinen Befehlen und brachte uns an die Langseite der ‚Mary Jane.' Ich glaube, ich hätte ihm durch nichts eine schlechtere Meinung von meinen religiösen Grundsätzen geben können, als durch die scheinbare Thatsache, daß ich mit diesen verfolgten Schlachtopfern Mitleid hatte, denn der Eifer der morgenländischen Religion thut sich am liebsten nur formell kund.

Als wir dem Schooner näher kamen, bemerkte ich, daß sich die Aufregung des Augenblicks nicht auf die guten Leute am Strande allein beschränkte, sondern daß in Anbetracht des Unterschieds im Temperament die Bemannung unsers Schiffes in ebenso großer Aufregung war, als die Eingeborenen auf dem Molo. Wenn die Leute an Bord auch nicht schrieen und gesticulirten oder herumtanzten, sondern in ernster Berathung bei einander standen, ohne Unterschied auf Rang und Stellung, so las ich doch in ihren Gesichtern eine tiefgehende Aufregung. Kapitän Wharfinger sah aus, wie ich ihn nie zuvor erblickt hatte; ein wilder, verbissener Ingrimm, eine mühsam verhaltene Wuth lagen in seinem Gesicht ausgeprägt, und mit den Pistolen im Gürtel sah er eher einem Seeräuber in der Oper, als dem achtbaren Kapitän eines friedlichen Kauffahrers gleich; der Koch, der Maat, der Zimmermann standen in nicht geringerer Aufregung um ihn her. Sein Boot lag an der Langseite und er war sichtlich im Begriff, an's Land zu gehen, obschon — nach seinem Aufzug zu urtheilen — in keiner freundlichen und friedlichen Absicht. Alle Schiffsgenossen waren da, mit Ausnahme der Frau Wharfinger und ihrer Tochter, welche sich, nach meiner zuverlässlichen Annahme, drunten in der Kajüte befanden, um dem Tumult zu entgehen.

Einer der Matrosen hielt eine Anrede an die übrigen; er schien auf irgend welche Weise Privatnachrichten erhalten zu haben und dieselben zum allgemeinen Besten preiszugeben. Ich konnte weder von den Worten, noch von ihrem Sinn viel verstehen, begriff aber, daß es sich in ungemessener Entrüstung über irgend eine fürchterliche Unthat erging und männiglich zu einem Akt der Rache aufforderte.

Ich muß gestehen, ich fühlte mich nachgerade selbst einigermaßen aus dem Gleichgewicht gebracht, denn das Gebahren der Leute an Bord legte Einem die Sache selbst peinlich nahe. Es fehlt mir sonst keineswegs an Mitgefühl, aber ich kann doch nicht behaupten, daß mich die Aussicht auf die Gefahr, welche Anderen drohte, in demselben Grade aufgeregt haben würde, wie eine uns selber drohende Gefahr mich aufregte. Ich hatte nämlich eine instinktive unbehagliche Ahnung, daß nur ein persönliches Interesse die Leute so sehr exaltirt haben könne.

Sie waren zu sehr beschäftigt, um mich anfangs zu sehen, und erst auf mein Anrufen warf mir Jemand ein Tau zu; die Aufregung der Bemannung schien sogar einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen, als die Leute sahen, wer die Ankömmlinge waren, denn kaum wurden sie Daniels ansichtig, so überhäuften einige von ihnen denselben mit Ausdrücken, die nichts weniger als schmeichelhaft waren. Einer der Matrosen stellte sich sogar an, als wolle er in feindlicher Absicht in's Boot herunterspringen, und aus Aller Munde erscholl ein einstimmiger Wuthschrei als Warnung für den Juden, sich nicht unter die Erbitterten hineinzuwagen, wenn er nicht mißhandelt werden wolle. Mich dauerte der Bursche, denn ich hatte ihn als ehrlich, gutmüthig und gefällig erprobt, und war überzeugt, daß er nichts Unrechtes begangen haben konnte. Allein es war wenig Aussicht vorhanden, daß er in diesem Augenblick unparteiisch oder billig behandelt werden würde, denn offenbar hatten ihn die Matrosen im Verdacht, der Mitschuldige seiner Landsleute zu seyn, und er stand in Gefahr, von jenen ungestümen, leidenschaftlichen Burschen mißhandelt zu werden.

Es war der gegebene Moment, energisch aufzutreten, und meine Freunde gestanden mir hernach, daß ich mich unter so bewandten Umständen gut benommen habe. Ich hielt zunächst den einen Matrosen auf, welcher in unser Boot eindringen wollte; durch richtige Anwendung von Gewalt und indem ich mich so stellte, daß er nicht unter uns herein gerathen konnte, ohne mich erst über Bord zu werfen, verzögerte ich sein Vordringen. Dieser augenblickliche Aufschub genügte, denn ich stieg aus und gab dabei dem Boot einen Stoß, welcher es von der Langseite des Schiffes entfernte, und überließ es dem Ermessen und der Vorsicht der beiden Juden, sich den Vortheil ihrer Stellung zu sichern.

„Halloh, Leute! sagt mir nun, was es denn eigentlich gibt?" rief ich.

Die Leute maßen mich mit wilden Blicken, obschon sie sonst herzlich gutmüthige Bursche waren; aber jetzt begegneten sie mir so feindselig, als ob ich irgend etwas von ihrem überfließenden Ingrimm auf mich gerichtet hätte.

„Die Sache ist die, daß wir zunächst dem verd— Juden dort den Hals brechen wollen!" versetzte einer von ihnen barsch. — „Wir geben nicht zu, daß sich Jemand der Mörder und Menschenräuber annehme," sagte ein Anderer. — „Ich will verd— seyn, wenn wir ihm nicht dennoch den Hals brechen!" schrie ein Dritter; „wir lassen uns durch keinen Burschen von Passagier hinter's Licht führen!"

Die ganze Zeit über verhielt sich Kapitän Wharfinger zurückhaltend und stumm, was mir das ernsthafteste und überraschendste Anzeichen von allem war. Ich wußte wohl, welch eine Kleinigkeit die Matrosen in Harnisch bringen kann, allein Wharfinger war ein nüchterner, besonnener Mann. Nun ward mir nachgerade unheimlich zu Muthe. Das Schiff war in einem Zustande der Anarchie — Meuterei war es kaum zu nennen, da der Kapitän ganz mit den Anderen einig zu gehen schien; aber dennoch war es ein gefährlicher Zustand, welcher augenblickliche Anarchie drohte.

„Kapitän Wharfinger," hub ich mit möglichst festem Gebahren an, obschon ich gern gestehe, daß ich nicht ohne Angst war, — „Kapitän, ich wende mich an Sie um Schutz für die Leute in jenem Boot, welche in meinem Dienste stehen. Wenn einem derselben ein Unfall zustößt, so werde ich Sorge tragen, Sie dafür vor den geeigneten Gerichten zur Rechenschaft zu ziehen."

„Junger Mann," versetzte der Kapitän; „Sie stellen sich selber mehr bloß, als es billig und der Mühe werth ist. Jener Daniel ist ein niederträchtiger Schurke, der an einer Raae zu baumeln verdient."

„Mag seyn, aber gleichwohl sind Sie ihm für den Augenblick Schutz und sicheres Geleit schuldig," sagte ich fest. „Die ganze Sache ist für mich ein Räthsel, und ich kann nicht begreifen, wie der Mann, welcher für sich das allerunleugbarste Alibi geltend zu machen im Stande ist, der Theilnahme an irgend etwas, das hier vorgefallen ist, angeklagt werden kann." Ich drückte sodann mein Bedauern über die an Bord herrschende Aufregung aus und erzählte, auf welche Weise uns die Nachricht von dem Aufstand am Lande überbracht worden sey, und daß ich gewissermaßen mit meinem Wort mich verpflichtet habe, den beiden Juden den englischen Schutz zu verschaffen, weil ich beinahe überzeugt gewesen sey, daß bei dem Betreten des ersten besten gewöhnlichen Landungsplatzes ihr Leben in Gefahr gewesen wäre; ich habe mich schon aus gewöhnlicher Menschen- und Nächstenliebe (um nicht erst der Verpflichtung zu erwähnen, welche aus unserer zeitweiligen Reisegenossenschaft entsprang) für verbunden erachtet, den beiden Männern beizustehen. — „Ihr wißt, meine guten Leute, daß man auf dieser Insel und in diesem Meere überhaupt sich keine besondere Mühe gibt, gerade den rechten Mann zu erwischen, der gehängt zu werden verdient. Wäre Daniel jetzt in die Hände seiner erbitterten Landsleute gefallen, so würden sie ihm bald den Garaus gemacht haben, und es wäre hinterher vergeblich gewesen, ihn zu beweinen, wenn wir auch später all unsern Irrthum eingesehen hätten, wie wir ihn nach meiner positivsten Ueberzeugung noch einsehen werden. Wollt Ihr nun," fuhr ich nach einer ziemlich krampfhaften Anrede fort, — „wollt Ihr nun diesem Burschen einstweilen freies Spiel geben? Hängt ihn auf jeden Fall, wenn er es verdient; da Ihr aber eine solche That nicht wieder ungeschehen machen könnt, so versichert Euch wenigstens Eures Spiels, bevor Ihr anfangt. Ich verlange nichts Anderes von Euch, als daß Ihr ihn unversehrt lasset, bis er sich selber verantwortet hat. Kapitän Wharfinger, ich appellire an Sie, daß Sie ihn vor jeder Gefahr schützen und seine Herausgabe allen Anklägern verweigern, bis die Thatsachen untersucht worden sind."

Dieß und ein gut Theil mehr in derselben Tonart, was ich, wenn auch nicht mit Beredtsamkeit, so doch mit entschiedener Festigkeit vorbrachte, reichte hin, die Leute wenigstens kühler und besonnener zu machen; sie begannen sich ihrer Heftigkeit zu schämen, und ließen sich allmählig zu dem Punkte bringen, wo ich sie haben wollte. Beide Juden sollten an Bord genommen und in festem Gewahrsam gehalten werden, damit man sie auf Verlangen den rechtmäßigen Gerichten oder verantwortlichen Verfolgern übergeben könne. Dieser Aufschub war für die armen Bursche keine geringe Wohlthat. Es war von jeher das Geschick und bleibt vielleicht noch lange die Gefahr ihres Stammes, unter stürmischen Paroxysmen der Volksmenge zu leiden. Die Aufsparung für besonnene Aburtheilung ist für sie in den meisten Fällen so gut wie eine Lebensrettung.

„He da, will vielleicht nun jemand so freundlich seyn und mir erklären, wofür denn der ganze Lärm und Aufstand entstanden ist?" sagte ich.

Statt aller Antwort schrieen ein Dutzend Stimmen durch einander, so daß ich nichts verstehen konnte. Wharfinger gebot durch eine Handbewegung Schweigen und versetzte: „Das will ich Ihnen in zwei Worten sagen! Blicken Sie sich einmal um und sehen Sie, wen Sie vermissen!"

Ich habe bereits erwähnt, daß Mutter und Tochter abwesend waren, was mir seither natürlich genug erschienen war; allein nun meine Aufmerksamkeit speziell auf diese Sache hingelenkt worden war, sah ich im Nu darin ein böses Omen und eine Verbindung mit jenem Unfall. Mir ward es gelb und grün vor den Augen und abwechselnd heiß und kalt. Ich wollte den Gedanken abschütteln, vermochte es aber nicht, wenn ich des Kapitäns ernstes Aussehen betrachtete. Sein Auge fixirte das meinige und mittelst jenes wunderbaren Processes geistiger Telegraphie, womit ohne gesprochene Worte Ideen und Gedanken von einem Geist in den andern überspringen, ward ich mir bewußt, daß er meine Befürchtung errathen hatte und für wohlbegründet erklärte.

„Ja, alle stehen hier bis auf zwei, und diese beiden sind mir die liebsten und besten," sagte er; „die kleine Bessie ist jenen Unmenschen in die Hände gefallen, und ihre Mutter muß mit Gewalt zurückgehalten werden, daß sie nicht eben-

falls in ihr Verderben rennt, indem sie das arme Kind aufsucht!"

Ich will nicht behaupten, daß ich nach Verlauf einer solch langen Zeit mich noch genau der Einzelnheiten dieser traurigen Geschichte erinnere, und ich verweile auch nicht gerne auf den Einzelnheiten derselben; aber soviel weiß ich noch ganz genau, daß ich trotz meiner Betäubung über die Kunde von dem Verschwinden meines Lieblings unter solch beunruhigenden Umständen doch nicht an die allgemein geglaubte Deutung glauben noch meinem unglücklichen Schützling Daniel den zugesicherten Schutz entziehen konnte. Ich war fest überzeugt, daß Daniel und seinen Freund keine Spur von Mitschuld traf, und eben darum konnte ich auch nicht an die Schuld ihrer Glaubensgenossen glauben.

Es brauchte lange, bis ich das Thatsächliche des ganzen Vorfalls ermittelt hatte, welches etwa in folgendem bestand. Die kleine Bessie war, der getroffenen Absprache gemäß, an's Land geschickt worden, um Frau Richard den zugesagten Besuch abzustatten. Es scheint, daß auf dem Schiffe einige Reparaturen an der Kajüte nothwendig geworden und daß Frau Wharfinger veranlaßt worden war, länger bei Frau Richard zu bleiben, um der durch die Reparaturen veranlaßten Unbequemlichkeit zu entgehen. Dieselbe Ursache hatte sie auch veranlaßt, zuerst allein zu dem Schiffe zurückzukehren, um ihre Kajüte wieder in Ordnung zu bringen, bevor die Kleine kam. So war das Kind mit seiner vollständigen Einwilligung und auf die dringende Bitte seiner freundlichen Wirthin sich selber überlassen worden. Bessie war kein schüchternes Kind und selten abstoßend gegen neue Freunde, sondern eher anschließend, wie sie sich auch an Frau Richard leicht angeschlossen hatte und bei ihr vollkommen glücklich zu seyn schien.

Die erste Einmischung des jüdischen Elements in diese Geschichte war folgende: Daniel stand in irgend einem untergeordneten Verhältniß zu Frau Richard, verwaltete, wenn ich nicht irre, ein kleines Gut, welches dieser gehört. Aus diesem Grunde kamen er und mehrere seiner Angehörigen häufig in Berührung mit der genannten Dame und sogar auch in ihr Haus. So stark auch das religiöse Vorurtheil gegen die Juden war und so leicht es unzweifelhaft zu hellen Flammen des Ingrimms angefacht werden konnte, so schien es doch bei normalem Zustande der Dinge gerade keine Abneigung gegen den geselligen Verkehr mit den Juden nach sich zu ziehen, und Daniel brachte daher häufig, wenn er etwas im Hause der Frau Richard zu besorgen hatte, zwei oder drei seiner Kinder auf einmal mit. Diese Kinder hatten auf eine höchst natürliche Weise auch die kleine Ausländerin zu sehen verlangt und waren zunächst Bessie's besondere Lieblinge und Gespielen geworden. Kinder brauchen nicht lange, um Freundschaften zu schließen, und die Erfahrung lehrt, daß sogar Verschiedenheit der Sprache kein unüberwindliches Hinderniß für ihren Umgang ist. Sie hatten ihren Vorrath von Spielzeug geplündert und sich die Erlaubniß erwirkt, unter Aufsicht am Strande zu spielen, was hier mit keiner Gefahr verbunden war, da man auf Rhodus keine Ebbe und Fluth kennt.

So war die Zeit zur Zufriedenheit aller Angehörigen von Frau Richard's Hauswesen hingegangen bis zu dem letzten Abend von Bessie's Besuch bei ihrer mütterlichen Freundin. Die Kinder hatten den ganzen Tag hindurch lustig gespielt und getollt und nichts deutete auf den mindesten Unfall, als man mit Einem Male entdeckte, daß der kleine Gast vermißt wurde. Natürlich beunruhigte man sich anfangs hierüber nicht, sondern erst nachdem man Bessie im Innern des Hauses und in dessen Umgebung vergebens gesucht und gerufen hatte. Dann aber wurden Frau Richard und ihre Angehörigen unruhig und schienen ihren Muthmaßungen freien Lauf gelassen zu haben. Von wem ursprünglich die erste Andeutung des besondern Verdachts ausging, welche die Leute beinahe zum Aberwitz getrieben hatte, ward mir niemals klar; aber jedenfalls fand die Verdächtigung alsbald Glauben.

Die ersten Erkundigungen gingen natürlich dahin: wer Bessie zum letzten Mal gesehen hatte und in wessen Gesellschaft sie gewesen war? Man schickte nach Bessie's kleinen Spielgenossen, aber sie kamen nicht, denn auch sie waren verschwunden. Aspasia, die Zofe der Frau Richard, hatte die Kinder alle mit einander in der Richtung von Daniels Wohnung davonspringen gesehen. Die Judenkinder hatten auf Befragen ausgesagt, Bessie habe sie nur auf halbem Wege begleitet (was in Beziehung auf die Entfernung ganz unbedeutend war) und sie dann verlassen, um nach dem Hause der Frau Richard zurückzukehren. Dieß war das einzige Ergebniß des angestellten sorgfältigsten Kreuzverhörs mit den Kindern.

Unglücklicherweise hatten die älteren Glieder von Daniels Familie Spuren von geistiger Unruhe und Bestürzung blicken lassen und eine verdächtige Beflissenheit gezeigt, sich selbst von jeglichem Vorwurf in dieser Sache zu entlasten. Dieß hätte eigentlich denjenigen Personen, welche mit Daniels Familie hierüber verkehrten, nicht auffallen sollen, wenn sie bedacht hätten, daß gebrannte Kinder das Feuer fürchten, — daß die Erinnerung an vergangene Gewaltthaten nothgedrungen den Gedanken an künftige Möglichkeiten erzeugt. Die Weiber von Daniels Familie wußten nur allzu gut, welche furchtbare Folgen diese Art von unglücklichem Zufall für sie und ihre Angehörigen haben konnte. Da war es denn nicht zu verwundern, daß sie mit der größten Beeiferung hoch und theuer vermaßen, sie wüßten nichts von dem kleinen fränkischen Mädchen.

Irgend ein unglückliches Individuum mochte endlich den Argwohn geäußert haben, das Kind sey zu abergläubischen Zwecken gestohlen worden, und im Nu flog diese Idee zündend von einem Ende der Insel zum andern. Die Einzelnheiten eines solchen Streiches boten sich selbst aus dem Stegreife dar, denn merkwürdigerweise schienen alle Umstände sich ganz der Anklage anzupassen, welche in ihrem fertigen Zustande dahin ging: die Juden seyen schon lange der erforderlichen Mittel beraubt gewesen, ihre Passah-Orgien zu begehen, und haben geflissentlich auf die Gelegenheit hiezu gelauert; jeder derartige Anschlag auf die wohlbekannten Kinder der ansässigen Ein-

wohner aber würde mit Gefahr verbunden gewesen seyn, wie die Juden zu ihrem Schaden erfahren. Da sey nun gerade zur rechten Zeit, d. h. gerade am Vorabend des Festes, ein kleines Christenkind gekommen, das ganz landfremd und ohne Angehörige gewesen, und man habe dasselbe zum Opfer ausersehen. Daniel, welchen man als eine Art natürlichen Beschützers des Christenkindes angesehen habe, sey auf gute Manier der Sache aus dem Weg gegangen, und seine Kinder haben gewissermaßen als Lockvögel gedient; man habe dann in Abwesenheit der Mutter glücklich die Beute gesichert. Jedenfalls könnte durch Zeugen bewiesen werden, daß man das vermißte Kind zum letzten Male in Gesellschaft seiner neuen Gespielen und im Begriff gesehen habe, sich von Frau Richard's Hause zu entfernen.

So ungereimt dieß nun erscheint, so bin ich doch überzeugt, daß es damals nur wenige Leute in Rhodus gab, welche nicht daran glaubten und die kleine Bessie nicht schon ermordet oder wenigstens in irgend einem unheimlichen Loche eingesperrt und des scheußlichen Opfertodes gewärtig wähnten.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich unmittelbar, nachdem ich mich über die Sachlage unterrichtet hatte, entschlossen war, mich auf den Schauplatz des Aufstandes zu begeben, denn offenbar war ein besonnener Kopf dort sehr nothwendig. Wharfinger hatte sich mittlerweile so weit beruhigt, daß er vorerst die Absicht einer persönlichen Rache aufgab, ohne deßhalb jedoch von seinem Argwohn zurückzukommen, und daß er nur deßhalb sich darauf einließ, Daniel in Verwahrung zu nehmen, weil er dann seiner um so sicherer war. Die Schiffsmannschaft aber war einfach noch so toll, wie der Pöbel am Strande.

„Wharfinger," sagte ich, „geben Sie mir ein Paar Matrosen im kleinen Boote mit und lassen Sie mich möglichst nahe bei dem Hause der Frau Richard an's Land setzen. Ich will mein Möglichstes thun, um Ihnen von dort Nachricht zu bringen, und ich meine, es sollte mir gelingen."

Der Kapitän schüttelte den Kopf und hegte offenbar nur wenig Hoffnung; ich fürchte, er war vorzugsweise von Nachgier bewegt. „Nehmen Sie das Boot, und Glück auf den Weg," sagte er; „Ihre Mühe wird wahrscheinlich vergebens seyn; aber wir haben ja den Hauptspitzbuben sicher und fest, das ist wenigstens Ein Trost!"

„Wohlan, geben Sie Acht, daß Sie ihn gut verwahren," versetzte ich; „wenn Sie ihn loslassen, läuft er nicht lange mehr lebendig."

Ich gab ihm noch zu bedenken, daß es eine gewaltige Schande wäre, wenn einem in seinem Gewahrsam Befindlichen irgend etwas gegen Gesetz und Recht zustoßen würde; meine dringende Bitte ging deßhalb dahin, er möge an Bord bleiben, wo er in dieser Beziehung weit mehr nützen könne, während er in seinem dermaligen Gemüthszustand am Ufer nichts Gutes verrichten könnte. Zugleich äußerte ich meine absolute Ueberzeugung, daß die Anschuldigung gegen die Juden eine thörichte Verleumdung, eine ebenso unglaubliche als unmögliche Sache sey, deren bloße Behauptung allem gesunden Menschenverstand in's Gesicht schlüge. Es sey, sagte ich, allerdings genug solider Grund zu Befürchtigungen vorhanden, ohne daß man auf Hirngespinnste verfalle; es sey nur allzu leicht möglich, daß der kleinen Bessie irgend ein Unfall zugestoßen, allein wenn Menschenhand sie daraus befreien könne, so sollte sie auch gerettet werden.

Zur Eile gedrängt wie ich war, ging ich auf einen Augenblick in mein Boot, um Daniel und seinem Freunde Lebewohl zu sagen und sie meines Schutzes je versichern. Beide waren sehr niedergeschlagen, denn man vermochte ja noch nicht zu sagen, ob das Kind wieder gefunden werden würde oder nicht, und in welchem Zustande. Während ich noch mit den Beiden sprach, kam ein Weib herangefahren, eine Griechin, Gattin des Bootführers, welcher jeden Tag herauskam, um nach den Bedürfnissen unserer Bemannung zu sehen und deren Aufträge zu besorgen. Ich hatte sie mehrfach beobachtet, und als eine freundliche, milde, mütterliche Person erfunden, und wähnte daher, sie sei herausgekommen, um zu trösten. Allein hierin irrte ich mich; geraden Wegs auf Daniel zutretend, spuckte sie ihm ohne Vorrede in's Gesicht, und überhäufte ihn mit einem solchen Schwall von Schimpfreden, daß ich ihren Worten nicht zu folgen vermochte, und unter Geberden, als ob sie nicht übel Lust habe, ihm den Hals abzuschneiden; die beiden Juden kauerten sich erschrocken vor ihrem Grimm zusammen.

„Halloh, Weib! scheert Euch fort!" rief ich ihr zu; „diese Männer sind Gefangene, mit denen Ihr nichts zu schaffen habt!"

Sie schien mich zu begreifen, denn sie konnte einige Worte Englisch radebrechen, und meine Geberde war verständlich genug. Ich wies sie aus dem Boote, berichtete Wharfinger den Vorfall und bat ihn, fortan der Möglichkeit ähnlicher Vorkommnisse zu steuern; aber das Ereigniß selbst belehrte mich genugsam, zu welcher Erbitterung selbst Weiber unter derartigen Demonstrationen gesteigert werden konnten.

Ich fuhr nun an's Land, um mein Vorhaben auszuführen, und hatte bald ein ganz ungewöhnliches Schauspiel vor mir. Nie war eine Volksmenge einiger, als diejenige, welche sich wuthentbrannt an der Marina herumtrieb. Sie hatten sich alle in Betreff der Anschuldigung gegen die Judengemeinde ihre feste Ansicht gebildet und schienen verwundert darüber, daß ich wieder zum Vorschein kam. Ob man annahm oder nicht, daß auch ich ermordet worden sey, weiß ich nicht; aber jedenfalls waren die Leute offenbar sehr unangenehm davon berührt, daß sie mich noch lebendig vor sich sahen. Es war die erste Enttäuschung in Betreff ihrer wahnwitzigen Annahmen. Ich gab ihnen nun eine Erklärung ab, welche hoffentlich einiges Gewicht haben sollte, indem ich sie versicherte, meine Abwesenheit habe im Zusammenhang mit Plänen gestanden, die ich schon vor meiner Ankunft in Rhodus gefaßt, ehe noch Daniel etwas von mir gehört oder gesehen habe, so daß von etwaigen Anschlägen seinerseits gegen mich keine Rede seyn könne. Hierauf schlug ich vor, zwei vom Volke gewählte Männer sollten mich nach dem Judenviertel

begleiten, um dort Haus für Haus zu durchsuchen. Die Juden hatten sich natürlich gegen eine derartige Haussuchung von Seiten der Massen gewehrt und waren darauf gerüstet, eine solche nöthigenfalls mit Gewalt abzuweisen. Allein sie würden nur allzu froh seyn, wenn sich ihnen eine ungefährliche Gelegenheit darböte, den Ungrund der gegen sie erhobenen Anschuldigungen darzuthun.

Es wurden also zwei achtbare Griechen gewählt und wir machten uns sogleich an's Werk. Jedes Haus, jeder Schrank, jeder Keller stand uns offen (beiläufig gesagt enthalten aber nicht viele von ihren Häusern Keller), und man lud uns ein, jedes irgend mögliche Versteck genau zu durchsuchen. Wir fanden natürlich nichts, und mit Thränen in den Augen versicherten uns (wie man mir verdolmetschte) die Weiber, sie würden ihr eigenes Blut hingeben, um Spuren von der Kleinen aufzufinden, denn sie wußten nur allzu gut, daß ein vergebliches Nachforschen nach dem Kinde an ihrem eigenen Fleisch und Blut heimgesucht werden würde.

Als die Haussuchung vorüber war, verließen mich meine Begleiter, um der Menge Bericht abzustatten. Ich blieb zurück und verlangte die Kinder zu sehen, welche zuletzt mit Bessie beisammen gewesen waren. Man zögerte lange, auf mein Begehren einzugehen, und erst auf die wiederholte Versicherung meiner friedlichsten und freundlichsten Absichten wurden zwei kleine Mädchen als die fraglichen Kinder producirt. Es waren hübsche Dinger, obschon vor Angst und Entsetzen außer sich. Ich gab mir nun Mühe, durch einen Dolmetscher alle Einzelheiten der ganzen Geschichte zu ermitteln, und die Kinder erzählten mir, wo sie gewesen seyen, was sie gethan und wo sie Bessie aus den Augen verloren hatten. Dieß war an einer Stelle unweit von ihrem Hause geschehen, aber Bessie hatte nicht die Richtung nach dem Hause der Frau Richard eingeschlagen, sondern sich nach dem Strande gewandt; sie hatten sich anfangs nichts darüber gedacht, aber sich hinterher daran erinnert und sich verwundert, daß sie dem fränkischen Mädchen nicht nachgegangen seyen. Das war alles, was sie von Bessie wußten.

Ich beschloß die Fährte zu verfolgen, denn da ich einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß Bessie nirgendswo in der Stadt versteckt war, mußte sich mir die einzige Vermuthung aufdrängen, daß das arme Kind auf irgend eine Weise auf das Land gerathen sey. Ich machte mich allein auf den Weg. Die beiden Kinder wären mit mir gegangen, wenn es räthlich und zu wagen gewesen wäre; allein ich wollte sie keiner Gefahr aussetzen und begnügte mich mit ihren Schilderungen und Andeutungen des einzuschlagenden Weges.

Der bezeichnete Punkt war bald erreicht und bestätigte mir die Bahn, die ich einschlagen mußte. Die Gährung und der Tumult in der Stadt dauerten immer noch fort, denn das Fehlschlagen der Nachforschung ward nur der Schlauheit der Angeschuldigten beigemessen.

Niemand bemerkte mich, niemand schien auch nur an die Möglichkeit des Gelingens zu denken. Alle waren zu sehr mit ihrer einzigen Idee beschäftigt. Ueberdem hatten sie bereits in dieser Richtung nachgesucht, denn sie konnten kaum so thöricht gewesen seyn, eine derartige auf der Hand liegende Wahrscheinlichkeit aus den Augen zu lassen. Allein trotz alledem ging ich nichts desto weniger vertrauensvoll an mein Vorhaben, vielleicht weil ich fühlte, daß die Leute, bei ihrem einmal gefaßten Vorurtheil in der andern Richtung, wahrscheinlich nicht so sorgfältig nachgeforscht hatten, als ich thun würde, denn ich war mit ganzer Seele bei der Sache.

So ging ich denn meines Weges, durchsuchte jeden Winkel, schaute hinter jeden Felsblock, jede Spalte und ging weiter, als ein Kind von Bessie's zartem Alter gewandert seyn konnte. Kein Hut, kein Schuh, kein Band fand sich vor, und ich fürchtete nachgerade schon, irgend ein seeräuberischer Besucher der Insel könnte sie seewärts weggebracht haben.

Sehr entmuthigt machte ich mich auf den Rückweg; die Nacht zog herauf und die Fortsetzung meiner Bemühungen versprach kein Ergebniß mehr. Ich schlug eine andre Richtung nach der Stadt ein und gelangte auf denselben Weg, welchen wir vor einigen Tagen in lustiger Cavalcade seelenvergnügt verfolgt hatten. Dort war der Stechpalmenbusch, den wir bewundert haben, hier der phantastische Fels, und dort drüben lag in seiner düstern Oede und Verlassenheit das Leprosendorf.

Ich blieb an derselben Stelle stehen, wo wir zuvor Halt gemacht hatten, und rief mir die früheren Gedanken wieder vor die Seele. Die Umfassungsmauer war nun verlassen, leer von Menschenköpfen, denn die armen Geschöpfe gingen ohne Zweifel frühzeitig zu Bett. Doch nein, endlich entdeckte ich in der rasch wachsenden Dämmerung doch Eine Person dort oben auf dem Lauerposten, — einen Mann, welcher mich ebenso aufmerksam zu betrachten schien wie ich ihn, ja der jetzt lebhaft gesticulirte und mich auf diese Weise offenbar zum Nähertreten einlud.

Ich zögerte einen Augenblick, denn Furcht und Widerwillen hielten mich zurück, aber Mitleid und Humanität trieben mich endlich vorwärts. Sollte ich mich denn weigern, einen Unglücklichen anzuhören? Soviel konnte ich ja ohne Mühe und Verantwortung, und gewiß auch ohne wirkliche Gefahr für mich, thun. So ging ich denn vorsichtig so weit vor, daß ich den Mann hören konnte. Was rief denn aber jenes bleiche eingemummte Gespenst mir zu? Die Sprache klang meinem Ohre bekannt, aber der Gedanke erschien mir unfaßlich.

„Monsieur, la voici votre petite (mein Herr, hier ist Ihre Kleine)!" tönte es zu mir herab.

Eine furchtbare Angst überkam mich; ich schnappte nach Athem und zitterte; mir ward förmlich übel. Die arme Bessie in jenem lebendigen Grabe? Dieser Gedanke war allzu entsetzlich. Ich schwankte auf den Sprecher zu und würde in meiner momentanen Aufregung mich ernstlich kompromittirt haben, hätte mich nicht sein Zuruf zurückgehalten: „Halte-là, monsieur, il ne faut pas depasser les limites (Halt, mein Herr, Sie dürfen die Grenzen nicht überschreiten)!"

Ich durfte also nicht weitergehen, und doch war die arme Bessie da drinnen in der verpesteten Umfriedigung. Ich blieb daher stehen, wie mir geheißen ward, und bat mit wenigen

Worten um Aufklärung über den Stand der Sache, und wie ich es anstellen sollte, daß arme Kind zurückzubekommen, denn ich wußte ja leider, daß wenn die Thatsache ihres jetzigen Aufenthaltes bekannt werden würde, sie zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt bliebe.

Durch Verbindung dessen, was man mir damals sagte, mit Dem, was ich später von dem armen kleinen Geschöpf selbst erfuhr, vermag ich jetzt das Räthsel zu lösen, wie Bessie in das Leprosendorf gekommen war. Das Kind war durch den Anblick der Aussätzigen und durch die gehörten Schilderungen von deren Lage tief ergriffen, und daher an dem muthmaßlich letzten Abend ihres Besuchs förmlich von dem Verlangen angewandelt worden, noch einmal hinzugehen und sich das Leprosendorf anzusehen. Obschon sonst immer offen und freimüthig, hatte sie doch bei dieser Gelegenheit, wie es zuweilen bei Kindern vorkommt, mit einer über ihre Jahre gehenden Behutsamkeit gehandelt, denn sie mochte ahnen, daß sie etwas thue, was nicht recht sey oder ihr wenigstens verboten werden würde, wenn man ihre Absicht entdeckte. Sie hatte daher nicht einmal die Kinder die Absicht merken lassen, mit welcher sie sich trug, dagegen beim Weggehen von ihnen sich direkt auf den Weg nach dem Leprosendorfe gemacht. Was sie dort wollte, vermochte sie selbst nicht zu sagen. Ich kann mir denken, daß es just jener dunkle unbestimmte Impuls des Wohlwollens war, welcher so oft weiche freundliche Herzen zum ersten Male in Leiden und Mühsale stürzt. Sie gehen, weil der Drang sie nach jener Richtung treibt; sie handeln, da sich die Gelegenheit darbietet. Ich verdankte meine Auskunft hierüber zufällig gerade derjenigen Person, welche zuerst Bessie's Anwesenheit bemerkte. In der Stille des Abends hatte dieser Mann sie herankommen sehen und keine Zeit mehr gehabt, sie zu verwarnen, denn sie war bereits innerhalb des verbotenen Raumes, als er ihrer zuerst ansichtig wurde. Er sagte, er habe das Kind anfangs für einen kleinen Engel gehalten, dann aber im Nu in ihr das fränkische Mädchen erkannt, welches einen oder zwei Tage zuvor hier vorübergekommen sey. Die ganze Gefahr ihrer Lage blitzte in seinem Geiste auf, aber er beschloß sogleich sein Möglichstes zu thun, um Bessie ihren Freunden wieder zurückzugeben. Es handelte sich darum, sie ebenso sehr gegen die gesetzlichen Folgen wie vor den wirklichen persönlichen Gefahren zu schützen, denen sie sich durch die Berührung mit den unglücklichen Wesen aussetzte, unter welche sie gerathen war. Ihre Anwesenheit mußte den Leuten draußen verborgen gehalten und sie selber gewissenhaft vor jeder Berührung mit der aussätzigen Gemeinde bewahrt werden. So hatten sie denn unter einander verabredet, weder die Kleine selbst zu berühren, noch irgend etwas, das sie in die Hand nehmen sollte, und alle Kinder von ihr ferne zu halten. Sie würden ohne Zweifel Bessie sogleich weggeschickt haben, wenn sie nur jemand gehabt hätten, der sie begleiten konnte; dieß war jedoch unmöglich, und man konnte das Kind auch nicht allein gehen lassen. Da blieb denn nun nichts Anderes übrig, als Bessie hier zu behalten, bis sich irgend eine Gelegenheit ergeben würde, ihre Angehörigen wissen zu lassen wo sie war, damit dieselben sie in aller Stille abholten. Ein unbewohntes Nebenhaus, gerade auf der Einfriedigungslinie liegend, gewährte Bessie ein abgesondertes Unterkommen. Es war in der Nähe des Ortes, wo die Freunde und Verwandten der armen Aussätzigen Geschenke in Lebensbedürfnissen für diese niederzulegen pflegen, welche dann von den eingesperrten Kranken Tag für Tag abgeholt werden; diese Geschenke und Beiträge zeigte man Bessie und bedeutete sie, davon zu nehmen, was sie brauchte.

Das Kind erzählte mir später, die Leprosen seyen insgesammt sehr freundlich gegen sie gewesen; namentlich seyen die Weiber um sie herumgestanden und hätten sie betrachtet. Sie selbst würde dieselben geküßt haben, wenn jene es geduldet und nicht vielmehr sich in respektvoller Ferne gehalten hätten. Es hatte sich nur ein einziger Mann gefunden, welcher so viel Englisch zu radebrechen verstand, um ihr zu bedeuten, daß sie sich ganz ruhig verhalten müsse, daß ihr kein Leid zugefügt werden und daß mit Zeit und Weile ihre Freunde kommen würden, um sie zu holen. Die ganze traurige Nacht hindurch ward sie vor Furcht bewahrt durch das Bewußtseyn, daß befreundete Seelen sie bewachten.

Und nun war ich endlich gekommen!

Bessie vernahm den Ton meiner Stimme und war im Nu bei mir. Ihr Weggehen ward ebenso wenig gehindert, als ihr Eintritt in den abgeschlossenen Bezirk gehemmt worden war. Ob zu Zeiten die Kommunikation mit den Leprosen durch Schildwachen gehütet wurde, weiß ich nicht. Vielleicht wurden die Leprosen innerhalb ihrer Umfriedigung gehalten durch die Gewißheit, daß man sie niederschoß, wenn man sie draußen betraf. Muthmaßlich ward nach dieser Zeit ein System strengerer Aufsicht über die Armen eingeführt, weil wahrscheinlich irgend etwas von unserm Abenteuer gemunkelt worden war. Damals aber hatte keinerlei Beaufsichtigung dem Entkommen Bessie's etwas in den Weg gelegt, und ich hatte nichts zu thun, als das Kind an einen sichern Ort zu schaffen.

Wie aber konnte ich jenen freundlichen, großmüthigen Erhaltern des Kleinen genugsam danken, welche, obschon selbst im tiefsten Elend der Verlassenheit sitzend, dennoch ihren ganzen Scharfsinn und ihre Kraft angestrengt hatten, um einem freiwilligen, wiewohl unbewußten Rekruten wieder hinauszuhelfen? Zwei oder drei waren herbeigekommen, um unsere Entweichung zu beobachten und zu beschleunigen. Aus den Kundgebungen in ihrem Gebahren ging hervor, daß die Ausübung einer wohlwollenden guten That niemals ihre Kraft und ihren Werth verliert. Aller Anwesenden Augen funkelten vor Freude. Aber die Zeit drängte, und da nirgendwo am Lande wirkliche Sicherheit für uns war, so mußten wir in thunlichster Eile an Bord unsers Fahrzeuges zu kommen suchen. Die Leprosen drangen daher selber in mich, so rasch wie möglich mich einzuschiffen und die Sache geheim zu halten, da die Bekanntwerdung derselben ebensowohl ihnen als uns Strafen und Unannehmlichkeiten zuziehen würde. Sie entließen uns mit den liebreichsten Abschiedsworten und winkten uns noch lange zärtlich nach. Bessie würde sie geküßt haben, wenn ich sie nicht abgehalten hätte, und die Leprosen selbst nicht zu gr-

gezogen gewesen wären, um einer Verwarnung zu bedürfen. Nachdem ich daher den Leuten aus besten Kräften gedankt hatte, eilte ich mit Bessie nach dem Strande hinab, wo, wie ich wußte, Kapitän Wharfinger's kleines Boot mich erwartete. Ich mußte verhüten, daß die Matrosen beim Anblick des wiedergefundenen Kindes in ein Freudengeschrei ausbrachen, denn die Bursche hätten durch drei Hurrahs uns den ganzen Pöbel auf den Hals gehetzt. Wir ruderten also zunächst an Bord und sandten dann erst Bescheid an's Ufer, daß das Kind gefunden sei. Ich erzählte einfach, ich habe Bessie im Verlauf meines Nachsuchens am Strande gefunden, und das ganze Unheil und Mißverständniß sey nur daraus entstanden, daß das Kind auf seinem Spaziergang sich verirrt habe. Frau Richard und einige andere Honoratiorenfrauen aus der Stadt kamen am andern Morgen herausgefahren, um Bessie zu sehen, und diesen folgte dann noch eine hinreichende Anzahl anderer Zeugen, welche erhärten sollten, daß das Kind wieder zum Vorschein gekommen war, und welche unseren israelitischen Gefangenen sicheres Geleit zu ihren Familien zurückverschaffen sollten. Vierundzwanzig Stunden später aber gingen wir wieder unter Segel und traten die Heimreise an.

Ob seitdem wieder ähnliche Ausbrüche der Erbitterung gegen die Juden in Rhodus stattgefunden haben, weiß ich nicht. Hoffentlich ist aber die Lehre, welche die griechischen Einwohner der Stadt bei dieser Gelegenheit erhielten, nicht an ihnen verloren gegangen.

Bessie ist nun eine Großmutter — eine gesunde, blühende, fürsorgliche, energische alte Dame, der nur eine sehr dunkle Erinnerung an jenes Abenteuer ihrer Kinderzeit geblieben ist, so daß sie niemals genau anzugeben oder sich zu erklären vermocht hat, von welcher Art der Impuls gewesen, welcher sie in Gefahr gestürzt. Sind ihre Erinnerungen daran aber nur unbestimmt, so vermag ich dagegen nicht zu vergessen, wie um ein Haar sie, welche die Freude und das Glück von drei Generationen — als Kind, Gattin und Mutter — gewesen ist, in lebenswieriges Unglück gestürzt und zu hoffnungsloser Gefangenschaft unter den Aussätzigen von Rhodus verurtheilt worden wäre.

Lord Byron.

Ein Lebensbild von R. v. Hof.

(Schluß.)

Weit größern Ruhm aber erntete Byron durch seinen „Childe Harold", das eigentliche Ergebniß dieses viel bedeutenden Zeitraums. Man nimmt an, der Dichter habe sich in dem Childe, einem übersättigten Wüstling, dessen Gefühl für alles Gute und Edle erkaltet, wenn nicht völlig abgestumpft sey, selbst schildern wollen und zwar aus keinem andern Grunde, als dem, daß Byron vor seiner Reise für kurze Zeit ein etwas wildes Leben geführt. Bulwer, Moore und Cunningham stimmen jedoch darin überein, daß grobe Verirrungen selbst da nicht vorgekommen, wie überhaupt nie, sondern daß vielmehr sein rücksichtsloses Verstoßen gegen die Regeln der Gesellschaft, seine scharfen Rügen und Satyren ihrer Mängel, ein gewisses, schroffes Benehmen und etwas Unberechenbares in seinem ganzen Thun und Treiben, endlich der berüchtigte Name seines Vaters die Welt veranlaßt habe, seinen Charakter so unwahr aufzufassen, daß die Verwechselung mit Childe Harold ermöglicht wurde.

Lord Byrons Freunde hatten bei ihm darauf hingedeutet, daß man seinen Helden für eine wirklich lebende Persönlichkeit nehme, worauf er ausdrücklich erklärte, daß dieß in keiner Weise der Fall sey, ganz im Gegentheil hier die Fiktion allein gewaltet, und er nur der Wahrheit die Ehre habe geben wollen, indem er den Childe (fahrenden Ritter) so geschildert, wie ihn das Mittelalter wirklich producirt, nicht bis ins Unkenntliche idealisirt, wie ihn die Romanze liebt.

Childe Harolds Pilgerfahrt, dessen erste Gesänge der elfjährigen Lady Charlotte Harley zugeeignet sind, schildert die Scenen und Begebenheiten aus des Verfassers Reise in Spanien, Portugal, Griechenland und dem Orient. Bulwer nennt dieses Gedicht die bedeutendste Erscheinung auf dem ganzen Gebiete moderner Poesie: Byron allein hat es gewagt, sagt er, mit der Romantik ganz und gar zu brechen, er zeichnet überall die reale Wirklichkeit und drückt ihr kraft seines Genius den göttlichen Stempel der Poesie auf. Uebrigens gehört eine sehr umfassende Kenntniß der neuesten Geschichte dazu, um all die tausendfachen Anspielungen und Hindeutungen dieses Epos richtig aufzufassen, und man möchte wohl thun, eine Ausgabe mit erläuternden Anmerkungen zu lesen; die Bitterkeit, mit der die in diesem Werke enthaltenen Wahrheiten ausgesprochen sind, ist das Resultat von Byrons eigenen Erfahrungen.

In schneller Folge erschienen nun „der Giaur," „der Corsar," „Lara," „die Braut von Abydos," die „Belagerung von Corinth." Herr Dallas versichert uns, daß der Dichter um diese Zeit von allen Seiten bewundert und geehrt und selbst von dem Prinz-Regenten gesucht worden sey. Auch seine erste Rede im Parlamente, welche er im Februar des Jahres 1812 gehalten, hatte ihm die brillantesten Lobsprüche, die schmeichelhaftesten Prophezeihungen erworben. Aber — so von der einen Seite gesucht, flattirt und gehätschelt, wurde er auf der andern Seite von Gläubigern, Geschäftsleuten, politischen Gegnern dergestalt belagert, daß er sich, um dem ewigen, aufreibenden Contact zu entgehen, immer mehr den zügellosen Vergnügungen hingab. Dabei lechzte seine Seele nach tiefern Interessen, nach einem Etwas, das die Leere des Alleinstehens ausfüllen und sein liebedurftiges Herz befriedigen könne. — Im Kreise seiner intimsten Freunde äußerte er, „ein treues Weib könnte mich retten!"

Er vertraute sich der Lady Melbourne, die ihm sehr wohl wollte und ihm ihre Nichte, die Erbin Miß Milbanke, vorschlug. Dieselbe war damals zum Besuch in London, ihre Schönheit und Lieblichkeit fesselte Byron bald an sie, und die junge Dame schien ein gleiches Interesse an dem Dichter zu

nehmen, allein, als ihr dieser seine Hand antrug, zog sie sich halb und halb zurück, lehnte seinen Antrag ab, bot ihm ihre Freundschaft, versicherte ihre Hochschätzung und bat um Fortbestehen der Correspondenz. Eine zweite Anfrage im September 1814 wurde mit einem „Ja" beantwortet und der 2. Januar folgenden Jahres vereinigte sie durch kirchliche Einsegnung.

Schon vor diesem Act hatte Byron, bei einem Versuche seine pecuniären Verhältnisse zu ordnen, erkennen müssen, daß dieß nicht mehr in seiner Macht stand. Er beabsichtigte, die Verbindung hinaus zu schieben; indessen der Würfel war gefallen, Abänderungen hätten auffallen müssen, hätten mißdeutet werden und einen Bruch herbei führen können.

Die Ehe war indessen kaum geschlossen, als das Unheil hereinbrach. Lady Byron, die reiche Erbin, die nie gewußt, daß so Etwas wie Geldverlegenheit existiren könne, wollte ihrem Rang und Reichthum gemäß leben, dagegen war der Zuwachs an Mitteln, den sie ihrem Gatten brachte, nur ein geringes Nadelgeld. Byron machte neue Schulden und sah sich in neuen Verlegenheiten, erlitt die bittersten Demüthigungen der Armuth. Neunmal binnen zwölf Monaten hatte er Execution im Hause, sah sich sogar gezwungen von seinen Büchern zu scheiden. — Die Eindrücke, die sein reizbares Gemüth dadurch erlitt, waren der Art, daß sie seiner Gattin nicht verborgen bleiben konnten; schon mißmuthig, daß der Styl, in welchem sie lebten, hinter ihren Wünschen zurückblieb, konnte sie die Verstimmungen ihres Mannes nicht begreifen noch ertragen, sie nannte sie Geistesverwirrungen, sagte ihm eines Tages in tändelnder Zärtlichkeit Lebewohl, um ihren Vater auf einige, wenige Tage zu besuchen, ließ Byron aber, unmittelbar nach ihrer Ankunft bei demselben, durch jenen schriftlich mittheilen, daß sie nie zu ihm zurückkehren werde. —

Lady Byron hatte ihre kleine Tochter, Augusta Ada, mit sich genommen, und mit ihrem Gatten verabredet, daß er ihr in wenigen Tagen auf den Landsitz ihres Vaters folgen solle. Man kann demnach ermessen, welch ein Donnerschlag Sir Milbanke's Zeilen für ihn seyn mußten. Da stand er nun wiederum allein unter den Trümmern seines kaum begonnenen Familienlebens. — Keine laute Klage, kein Vorwurf gegen Lady Byron entehrte seine Lippen. J. Moore, seinem vertrautesten Freunde, zeigt er brieflich sein tief verwundetes Herz, fügt aber entschuldigend hinzu, „sie konnte mich nicht verstehen, das arme Kind; sie war das Geschöpf von Prinzip und Regel, während ich gewohnt war, das unbegrenzte All nach Willkür zu durchschweifen."

Die öffentliche Meinung entschied sich abermals mit Ungestüm gegen den Sohn des verworfenen Capitäns Byron.

Im April 1816, in seinem 29. Lebensjahre, schied Lord Byron abermals von seinem Vaterland, begab sich nach der Schweiz, wo er in der Villa Diodati seinen Manfred verfaßte, dieses dramatische Gedicht, dessen wunderbare Schönheit eben so sehr fesselt, als der Schleier des Geheimnisses, der es umgibt, und die Tiefe der Gedanken, welche darin ausgesprochen sind. Das Ganze ist eine furchtbar drohende Frage in Betreff der höchsten menschlichen Interessen: seiner Beziehungen zu Gott. Diese Frage hätte nur der Glaube beantworten können, dahin aber war Byron nicht gelangt; er läßt diese Frage offen, aber atheistisch ist, wie seine orthodoxen Feinde behaupten, Manfred nicht.

Während seines Aufenthalts in Italien entstehen in alter Fülle seiner poetischen Kraft der dritte und vierte Gesang von „Childe Harold," seinem Freunde Hobhouse gewidmet, und das rührend schöne kleine Epos: „der Gefangene von Chillon."

Man hat geglaubt, Manfred solle eine Nachahmung von Göthe's „Faust" seyn, auch hat man gestrebt den Gefangenen von Chillon zu entdecken, den man für eine wirkliche Person, einen Bonnivard aus Genf, hielt. Der Dichter aber schreibt an Thomas Moore: „ich habe Göthe's „Faust" nie gelesen denn ich kann kein Deutsch." Und in Betreff des andern Gedichtes erklärt er ausdrücklich den Gefangenen selbst für eine Fiktion. Man sehe den ersten Theil von „Byron's Briefwechsel mit J. Moore." Viele der schönsten lyrischen Poesien fallen auch in diesen Zeitraum von ungefähr fünf Jahren, darunter die allbekannten Gedichte an seine Schwester, sein Töchterchen, sein Weib: „Fare the well, and if for ever, fare the well!" Wer hätte das nicht gelesen und bewundert?

Dagegen sind einige der hebräischen Weisen (Gesänge scheint das weniger richtige Wort, da die Lieder zu den schon vorhandenen Weisen oder Melodieen geschrieben wurden) in den Schatten gestellt, was sie doch durchaus nicht verdienen; ich erlaube mir daher den Versuch hier zwei derselben in Deutsch wiederzugeben:

Jephta's Tochter.

Da mein Gott und mein Volk und Dein Eid,
O, mein Vater, gebeut meinen Tod,
Triff die Brust, die zum Opfer geweiht
Durch den Schwur, der den Sieg Dir errang. —

Ach die Berge, die seh ich nicht mehr,
Doch der Ton meiner Klage verklang:
Von der Hand, die ich liebe so sehr,
Bringt der Tod, den sie giebt, keine Noth!

Und mit Zuversicht, Vater, glaub mir,
Daß das Blut Deines Kindes so rein,
Wie der Segen des Himmels, den Dir
Mein Gebet soll ersleh'n, eh' es rinnt.

Ob's die Jungfrau'n von Salem auch schmerzt,
Sey als Held Du, als Richter gesinnt;
Denk der Schlacht! Denk des Siegs! Sey beherzt!
Ich gewann ja die Freiheit, die Dein. —

Wenn das Blut, das Du gabst, nun entweicht,
Wenn der Mund, den Du liebtest, Dir schweigt,
Finde Trost d'rin, sing stolz mir ein Lied:
O vergiß nie, daß ich lächelnd verschied.

Einem Stern.

Sonne Du des schlafentwöhnten Auges, schwermuthsvoller Stern!
Dessen thränengleiche Strahlen glühen zitternd fern,

Der das Dunkel nur macht sichtbar, doch es nicht verscheucht.
O, wie gleichst Du solchen Freuden, die Erinnerung erzeugt;
Ja, so schimmert aus der Ferne uns das Licht entlegner Zeit,
Dessen matter Schein wohl leuchtet, aber Wärme nicht verleiht:
Bist ein Strahl dem wachen Herzen in des Schmerzes Allgewalt,
Strahlest ja! doch täuschend ferne, — hell und klar, doch ach! — wie kalt. —

Die erste Epoche zeigte uns die Jugend des Dichters: das Suchen nach Wirklichkeit der Ideale, welche der Traum der scheidenden Kindheit im Gemüthe zurückließ, aber Wirklichkeit zertrümmerte sie schrecklich: er sieht, wie Vorurtheil und Ungerechtigkeit, Neid und Habsucht, Lug und Trug herrschen. Seine Wahrhaftigkeit leidet ihn nicht unter solchen Zuständen, mit Widerwillen wendet er sich nach seinem ersten Besuche im Parlamente von seinem Vaterlande weg, andern Ländern zu, und findet dort dieselben Verhältnisse stationär. — Da schwingt er in „Childe Harolds Pilgerfahrt" die Geißel über die Irrungen der Welt.

Die zweite Epoche läßt ihn des höchsten und für ihn letzten menschlichen Glückes verlustig werden. —

Er wendet sich vom Irdischen ab, dem Ewigen zu und schreibt seinen „Manfred."

Nun gelangen wir zur dritten Epoche, wo Byron's Genius durch die beiden ersten geläutert, in seiner höchsten Schönheit und Vollendung erscheint. Er hatte sich von London nach Ostende begeben, nahm seine Tour über Brüssel, Waterloo, den Rhein hinauf nach Genf, und begab sich im Herbst nach Italien, wo er in Venedig seinen Wohnsitz nahm. Hier ward er mit den Grafen Gamba und deren Schwester der Gräfin Guiccioli bekannt, welche eine heftige Leidenschaft für den Dichter faßte. Später wurde Ravenna für beinahe zwei Jahre der Hauptaufenthaltsort Byrons; hier war die Familie Gamba ansässig; sie gehörten zu den Carbonari, er schloß sich ihnen an, hatte mancherlei Unannehmlichkeiten deßhalb zu ertragen, bis die Brüder verbannt wurden, worauf er sich für einige Zeit dem Verhältnisse zu deren Schwester, widmete. Während dieser Jahre nahm seine Muse ihren höchsten Flug.

In dem seltsamen, schwer zu bezeichnenden Epos „Don Juan" möchte man glauben, er habe sich noch einmal dem wildesten Humor, dem unbezähmbaren Geiste der Satyre hingegeben, um dann zu seiner eigenen Größe und Vollendung ruhig vorzuschreiten. In „Don Juan" steht neben dem erhabensten Gedanken die frivole Spötterei, neben den tiefsten, ergreifendsten Gefühlen die kalte Ironie; die höchste Moral redet zu uns mit eindringlichem Ernste und neben ihr steht die tollste Laune und macht ihre ausgelassenen Sprünge.

Es darf uns nicht wundern, daß man in Don Juan abermals den Dichter selbst zu sehen vermeinte; es ist dieß bei den Engländern eine Art von Manie. Schreibt doch Wilson, (ein sehr geachteter Kritiker,) in Bezug auf Manfred: „Drei moderne Poeten haben uns die Agonie, welcher ungewöhnliche Geister verfallen, und welche sie selbst verzehrte, bildlich dargestellt. Göthe umhüllte seine eigenen Zweifel, seine Dunkelheit (darkness) mit der schrecklichen Form des mysteriösen Faust. (? — —)

Schiller legte, mit noch größerer Kühnheit, dasselbe ruhelose Verlangen, seinen Stolz in die Heldenbrust eines Wallenstein. (? — —)

Nur Byron wagte es, jede Verkleidung zu verschmähen; er tritt vor uns — er selbst — und nennt sich da ganz einfach, Manfred."

Nach solchen Annahmen, sage ich, darf es uns nicht wundern, daß man den Dichter auch im Juan steckbrieflich zu verfolgen suchte, ihn stets fand, wo er nicht war, und solche Passagen übersah, wo er, mit ergreifender Offenheit, in eigener Person vor uns tritt und Irrungen klagend, anerkennt:

Zu früh stand ich verlassen da, mein Erbe war —
Mein eigner Herr zu seyn, o Erbschaft voller Weh!

Nach dem „Don Juan" erschien „Marino Falieri", von dem man zwar sagt, daß ihm die dramatische Einheit fehle, welches jedoch Bulwer in seinem „England und die Engländer" eingehend bespricht, ihn Shakespeare's „Othello" an die Seite stellt, und es dann tadelt, daß man heutzutage nur im Alltäglichen das Naturwahre anzuerkennen geneigt sey, worauf er es als ein Verdienst Byrons hervor hebt, daß er in Marino sowohl als Angiolina eben so seltene, ungewöhnliche als wahre und große Charaktere vor's Auge führe und zwar in lebendiger, lebensfrischer Kraft. Angiolina betrachtet er, als eine der gelungensten Darstellungen edler Weiblichkeit, welche die Literatur überhaupt aufzuweisen habe; sie werde selbst von Cordelia nicht übertroffen.

Mit gleicher Anerkennung spricht sich Bulwer in demselben Werke über „die beiden Foscari" aus. Er nennt Ugo Foscolo — und mit Recht — einen hervorragenden Schriftsteller, und zeigt, wie derselbe dennoch vergebens gestrebt, seinem Patriotismus das wahre Pathos zu verleihen; wie er, nach einer schon übertrieben langen Phrase, nochmals in die Worte ausbricht: e le miei ossa almeno poseranno su la terra de miei padri. — Und nun hebt er die antike Ruhe in der Redeweise Foscari's heraus, welche nichtsdestoweniger die großartigste Wirkung hervor bringt. Ferner behauptet er, daß Byron in diesem Drama der ältesten Literatur so nahe getreten, wie es keinem andern modernen Poeten je vergönnt gewesen. —

Nun gelangen wir zu seinem Meisterstücke „Sardanapal." Diese herrliche Schöpfung nimmt uns schon mit ihren ersten Zeilen gefangen, führt uns, wie mit magischer Gewalt durch die Reihen ihrer vollendeten Formen und Gruppen, und läßt uns selbst dann nicht frei, wenn wir die Lectüre beendet; — erst ganz allmälig löst sich der Geist aus dieser Zauberwelt, die entlegene Vergangenheit ist ihm zur Wirklichkeit geworden, die Gegenwart scheint ihm ein Traum. Noch nie, sagt Moore, sind uns Charaktere jener fernen Epoche so menschlich nahe gerückt: Zaira, Myrrha, Sardanapal sind nicht mehr Phantasiegebilde, sie haben Fleisch und Blut wie wir, sie leben und bewegen sich vor unserm Auge. Wir müssen sie

lieben, bewundern, wir können nicht anders; ihre Schwächen sind nicht verhüllt, nicht verleugnet, nicht einmal entschuldigt, aber die Allgewalt der Darstellung zwingt uns, diese Schwächen nur zu beklagen, nichts mehr als das. Mit athemloser Spannung folgen wir dem Helden Schritt für Schritt durch die Entwicklung des Dramas. Tief erschüttert stehen wir bei der Klage der Zaira, der Selbstverdammung Myrrha's; wir fühlen den Sturz der erfolgen muß zum Voraus, und des Helden Fall versöhnt uns mit ihm, so wie er ist. — In diesem Werke," fährt er fort, „ist Wahrheit und Poesie verschmolzen, das Ideal und die Wirklichkeit sind Eins worden. Unübertrefflich steht es da in hoher Vollendung, noch manche Generation wird d'ran hinauf schauen und d'ran zu lernen haben.

„Cain," des großen Dichters letztes Werk trägt Spuren einer minder klaren und großartigen Anschauung. Man fühlt sich geneigt, anzunehmen, daß sein Geist schon von seiner herannahenden Krankheit überschattet wurde.

Im Jahr 1829 hatte Byron seinen Wohnsitz in Genua genommen, und verfolgte von hier aus die griechischen Angelegenheiten mit dem lebhaftesten Interesse. Zuletzt beschloß er, von seinen Freunden angeregt, sich der Sache Griechenlands gänzlich zu widmen. Was ihm in seinem Vaterlande nie gelungen wäre, wurde ihm in Genua, mit Hülfe seines dortigen Banquiers, gar leicht. Er erhob die Summe von 12,000 Pfd. Sterl. und sandte sie zum Entsatz Missolonghi's voran.

Im Winter des Jahres 1824 langte er, nach einem Besuch auf Ithaca, in oben genannter Stadt an; es war ihm mit genauer Noth gelungen, der türkischen Flotte zu entgehen. Prinz Maurocordato empfing ihn an der Spitze der Armee unter Kanonenschüssen, jubelnder Musik und allen möglichen Ehrenbezeugungen. Die ganze Bevölkerung umwogte ihn im lauten Triumph. Sein Scharfblick erkannte schnell die zerstörende Wirkung innerer Mißhelligkeiten und bezeichnete als alleiniges Rettungsmittel Eintgung und Vorrücken zur Einnahme von Lepanto, welches den Golf von Corinth beherrschend, von höchster Bedeutung und Wichtigkeit sey. Die griechischen Fürsten neigten sich sofort seiner Ansicht, aber es schien, als wolle sich die Mißgunst und Eifersucht seiner Landsleute bis zuletzt, gleich einer Meute kleffender Hunde, an seine Fersen hängen. — Schon stand er an der Spitze seiner Armee von Sulioten, zu deren Heerführer er ernannt war, als ein Obrist Stanhope sich ihm auf's hartnäckigste widersetzte, indem er behauptete, man müsse zuerst eine freie Presse günstig wirken lassen.

Mit edlem Unwillen trat ihm Byron entgegen und sagte, „ich denke, des Schriftstellers Brigade wird marschfertig seyn, ehe des Kriegers freie Presse zu Stande kommt!"

Es waren seine letzten zusammenhängenden Worte. Kaum hatte er sie gesprochen, da wankte er, fiel, und lag in Krämpfen auf dem Boden. —

Der ärztlichen Behandlung gelang es, daß er sich körperlich wieder so weit erholte, um in's Freie gehen zu können, allein eine heftige Erkältung warf ihn bald vollends darnieder, ein hitziges Fieber ergriff ihn. Doktor Bruno bestand darauf, ihm zur Ader zu lassen, obwohl Byron selbst sich kräftig widersetzte. (Der Erfolg war nicht der gehoffte.)

Am 18. April erhob er sich noch einmal, wankte aber bald wieder zu seinem Bette zurück, und verschied nach wenigen Stunden mit den abgebrochenen Worten: „armes Griechenland," — „mein armer Diener," — „ach, meine Schwester, — mein Kind!" —

Der Schmerz der Bewohner von Missolonghi war unbeschreiblich. Kein Ausdruck schien ihnen genügend für ihre Klage, keine Ehrenbezeugung groß genug für ihre Dankbarkeit und Anerkennung. Feierlicher Gottesdienst in Tempeln und im Freien wurde expreß angeordnet, um für Byrons Seele zu beten und dem Hohenpriester Gelegenheit zu geben, dessen Lob und Anerkennung auch am Altare in warmen Worten zu verkünden. Unter allen erdenklichen, militärischen Ehren sargte man ihn ein, und wollte seine Gebeine im Theseustempel zu Athen beisetzen. Aber England, welches sein Leben verbittert und zertrümmert hatte, wollte sich seinen todten Körper nicht vorenthalten lassen. Der schwermuthsvolle Donner der griechischen Geschütze hallte dem Trauerschiffe nach.

In London wurde er mit keiner Auszeichnung irgend einer Art empfangen. Ja, die Geistlichen der Westminster-Abtei ließen verlauten, sie werden den Leichnam dort nicht aufnehmen. — Man ließ sie ungefragt. Byrons Freunde setzten seine Asche im Familienbegräbniß von Hucknall, neben dem Sarge seiner Mutter, bei. Sein Herz blieb in Missolonghi, wo es in einer schönen Urne ruht. —

Samuel Rogers ruft dem Dichter nach:

Geprüft, gleich Dir, seit Deinen frühsten Tagen,
Wer unter uns, uns Allen, dürft' es wagen:
Wir waren beßre Christen, auszusagen. —

Und Moore, sein treuster Freund, schreibt feuchten Auges:

Ein Todeserinnern, ein Kummer, der wirft
Den kältenden Schatten auf Freud' und auf Schmerz,
Den heller noch dunkler im Leben nichts macht,
Den Wonnen und Leiden nicht lindern dem Herz.

Das Sonnenlicht.

Eine naturwissenschaftliche Skizze.

(Fortsetzung.)

Ein sonderbares, sinnreiches Experiment wurde schon vor Jahren von Franklin gemacht. Indem er verschiedenfarbige Tuchstücke auf den Schnee legte, fand er, daß derselbe an die Sonne gebracht, unter den einen schneller schmolz, als unter den andern — zum Beweise, daß Farbe und Beschaffenheit der Oberfläche auf die Einsaugung von Sonnenwärme großen Einfluß ausübte. Dehnen wir die Anwendung dieser Entdeckung auf die Gegenstände der Natur aus, so knüpft sich daran eine sehr interessante Gedankenreihe. Wir lernen, daß die

Körper um uns je nach Farbe und Beschaffenheit der Oberfläche von dem Sonnenstrahl, der doch gleich über allen scheint, nicht gleichmäßig bestimmt werden: einige nehmen mehr, andere weniger von Sonnenwärme an. Ohne Zweifel sind diese Erscheinungen alle schön geordnet von Dem, der sämmtliche Theile unsers Schöpfungsplans zu einem harmonischen Ganzen verbunden hat. Die Experimente von Franklin und Davy wurden von Dr. Stark wiederholt und das dabei gewonnene Resultat weist für die Einsaugungskraft der verschiedenfarbigen Körper diese Reihenfolge nach: Schwarz am meisten; hernach Braun, Grün, Roth, Gelb und Weiß. Kann es eine Frage seyn, daß dieses Resultat ein absichtliches ist? Alle die von Schönheit strahlenden Blumen, welche im Garten oder an der Straße prangen, besitzen eine eigenthümliche, ihnen verliehene Kraft, vermittelst ihrer Farben mehr oder weniger von der belebenden Wärme des Sonnenlichts zu trinken. „Jeder Baum," heißt es in einem der oben von uns angeführten Werke, „der seine grünen Blätter in den Sonnenschein ausbreitet, oder seine braunen Zweige der Luft aussetzt, jede Blume die ihre Schönheit der frohen Erde leiht, besitzt verschiedene Einsaugungs- und Strahlungskräfte. Der Kelch der reinen weißen auf dem See fluthenden Lilie, die bunte Tulpe, die glänzende Anemone, die zarte Rose und die stark gefärbte Päonie und Dahlie, jede besitzt eigenthümliche Kräfte, den erwärmenden Lebensstrom der Sonne zu trinken und wieder in die durstende Atmosphäre auszustrahlen. Das sind nicht Einbildungen eines wissenschaftlichen Träumers, das sind Schlußfolgerungen von unbestreitbarer Wahrheit, die sich durch die einfachsten Experimente bestätigen lassen." Die Farbe eines Grashalms ist nicht das Produkt des Zufalls und das ausgesuchte Colorit einer Blume nicht blos eine Schaustellung des Schmucks. Man hat gesagt, daß eine allmächtige Hand selbst den Flügel einer Mücke gemalt habe, und die Wissenschaft lehrt uns, daß auf ähnliche Weise bei Ausschmückung einer Blume selbst die einzelnen Farben besonders gewählt sind und alle einen gewissen specifischen Zweck erfüllen. Die Wärmestrahlungen sind theilweise für die Erzeugung der Blumen und für das Reifen der Frucht wesentlich.

Die Beschaffenheit der Körperoberfläche hat gleichfalls bei der Wärmestrahlung einen bemerkenswerthen Einfluß. Die Nessel und der Salbei baden sich im Thau, während die Oberfläche des Lorbeers trocken ist. Dieß kommt daher, daß Oberflächen, die glatt und eben sind, die Wärme viel weniger schnell ausstrahlen, als solche, die rauh und uneben. Auch die Farbe der Körper wirkt auf diese Eigenschaft. Im Verhältniß, als ein Körper beträchtliche Einsaugungskraft besitzt, hat er auch gleiche Strahlungskraft. Diese Verbindung von scheinbar einander so widersprechenden Eigenschaften hat ihre Wichtigkeit für die Operationen der Natur: wenn die Nessel, ganz rauh von Haaren, viel Hitze einsaugt, hat sie auch viel Flüssigkeit, welche in Dunst aufgeht und erfordert darum eine schleunige Wiederersetzung der verlornen wässerigen Theilchen. Und diese erfolgt in der Abendzeit. Der wolkenlose Himmel läßt seine Wärme in die Luft ausgehen und das Mondlicht fällt auf die mit Wasserjuwelen ganz bedeckte Pflanze. Das Immergrün dagegen empfängt wenig Wärme, strahlt viel zurück, und bedarf darum nur wenig Flüssigkeit, um das, was es durch Ausdünstung wieder verliert, zu ersetzen.

Daß die Wärme des Sonnenstrahls mit dem Wohlsein und selbst der Existenz des Thier- und Pflanzenreichs in enger Verbindung steht, wird offenbar, wenn dieses Princip an Quantität sich vermindert. Was für ein Contrast zwischen den Polen und dem Aequator! An dem einen ist vegetabilisches Leben höherer Ordnung unmöglich; an dem andern zeigt sich die großartigste Entwicklung des Reichthums der Pflanzenwelt. Was für ein Contrast zwischen Winter und Sommer! Der letztere, strahlend in allen Formen von Leben und Schönheit, der letztere kalt und still, streng und unlustig. Der gemeinste Beobachter zieht daraus seinen einfachen Schluß. Der Naturforscher allein vermag die Folge der Erscheinungen zu erklären und ihre Bedeutung und Schönheit zu schätzen. Augenscheinlich stehen die Wärmestrahlen des Sonnenlichts in wichtigem Zusammenhang mit dem Reifen der Früchte und der vollen Entwicklung der Blumen. In dem verhältnißmäßig geringen Antheil, den unser Klima an diesen Strahlen im Sonnenschein hat, mögen wir den Grund für Unergiebigkeit mancher Fruchtbäume suchen, welche in den Ländern näher dem sonnigen Süden üppige Fruchtbarkeit zeigen. Geschickte Gärtner wissen durch mancherlei Mittel, hauptsächlich durch die zurückstrahlende Wirkung von Ziegelmauern, oft mit Erfolg von solchen Bäumen Frucht zu gewinnen, — offenbar zum Beweis, daß es mehr der Mangel an der Wärme, als an den andern Principien des Sonnenlichts ist, was dieselben Bäume gewöhnlich unfruchtbar macht. Die Entwicklung sowohl des thierischen wie des animalischen Lebens hängt von der belebenden Sonnenwärme ab. Die Geschichte der Insekten liefert uns ein merkwürdiges Beispiel dafür. Eine große Menge Insekten bringt den Winter in ihrem dritten oder Puppenzustande zu — dem Uebergang von der Larve zum Bilde oder vollkommenen Insekte. Sicher in den mancherlei Ritzen oder selbst Erdlöchern geborgen, der Sorge der Arbeit enthoben, erwarten diese schlummernden Wesen das wiederkehrende Sonnenlicht, um sie zu voller Lebensthätigkeit zurückzurufen. Wenn die Wintertage künstlich verlängert werden, findet dieser Uebergang gar nicht statt; und Reaumur bewahrte einzelne Insekten mehrere Monate über die Zeit hinaus, da ihre Kameraden bereits in der Luft herumschwärmten und alle Phasen ihrer Existenz durchgemacht hatten, bloß dadurch, daß er sie in einem kalten Keller ließ. Wenn hingegen künstliche Wärme angewendet wurde, so ging die Verwandlung rasch vor sich und Schmetterlinge flatterten in Gewächshäusern herum, während der Boden außerhalb noch in Schnee gehüllt war. Daß Frühling und Sommer Leben — fördernden Einfluß mit sich bringen, ist also keines Dichters Traum, sondern dem Kenner der Naturwissenschaft in der Entwicklung unzähliger Formen organischen Lebens durch die mächtige Wirkung der Wärmestrahlen der Sonne zur Gewißheit gebracht.

Die Wärmestrahlen der Sonne haben auch mancherlei

bemerkenswerthe Wirkungen auf die anorganische Natur. Durch Erwärmung der Erde wird auch die obenliegende Luft erwärmt. Durch Ausdehnung wird dieselbe leichter und ihre Theilchen steigen in die Höhe. Damit erzeugen sie für andere die Nothwendigkeit, den Platz, den jene früher einnahmen, auszufüllen, und so ist eine Störung ins Werk gesetzt. Dieß ist der Ursprung des Windes. Der Seemann spannt sein Segel in die Brise aus und indem er von ihr vorwärts getrieben wird, läßt er sich wenig träumen, daß die Strahlen des Sonnenscheins zu seinem Vorrücken beitragen. Ein breiter Gürtel um das Centrum unserer Erdkugel nimmt mehr Sonnenwärme auf, als jener an den Polen. In Folge davon steigt die warme, leichte Luft dieses Gebiets in ungeheuren Fluthen in die obere Atmosphäre auf. Indem ihr Platz unten von der Seite her wieder ersetzt wird, entsteht die Erscheinung eines aufsteigenden und eines horizontalen Windstromes. Die kalte Polarluft fliegt über die Erde und folgt dem Aequator; die Aequatorialluft, frisch von der befruchtenden Ueppigkeit der Tropenländer, beugt sich im Aufsteigen darüber her und sucht die Pole, während sie in einem prächtigen Kreislauf wieder herabsteigt, dieselben Bewegungen ununterbrochen zu wiederholen. Die Bewegung der Erde wirkt auf die Richtung dieser Ströme und das also entstehende System der Luftbewegungen erzeugt die herrliche Erscheinung der Passatwinde. So wunderbar in einander gegliedert ist die Schöpfung Gottes. Die stark-oxygenirte (mit Sauerstoff gesättigte) und warme Luft strömt von den Palmenwäldern der Tropen empor, fliegt nach den Polen um die strenge Kälte daselbst zu mäßigen und jene weniger begünstigten Gegenden mit dem Sauerstoff zu versorgen, welche deren eigene spärliche Vegetation nicht auszuscheiden im Stande ist. Wiederum vermischt sich die Kohlensäure der kälteren Regionen mit dem Horizontalstrom, sucht die Tropen auf und nährt dort die üppige Vegetation. Und diese ganze wahrhaft herrliche Reihenfolge von Erscheinungen beruht nach Entstehung und Fortdauer auf der Sonnenwärme.

Man kennt aber einen noch wundervollern, wenn auch weniger bemerkbaren Einfluß der Wärme auf die Natur, als die schöne Erscheinung des Windes. Es ist mehr als hinlänglich erwiesen, daß wenn Körper die Wärme ungleichmäßig ungleichmäßig aufnehmen, alsbald elektrische Strömungen sich bilden. Wenn eine zusammengesetzte Stange Wismuth und Antimon (Spießglanz) erwärmt wird, zeigt sich diese Wirkung besonders lebhaft. Wirklich ist die Erzeugung von Elektrizität durch Hitze vermittelst einer scharfsinnigen Einrichtung der Messung des Wärmegrads dienstbar gemacht worden; und das Instrument, welches die Erzeugung elektrischer Ströme vermittelst der Hitze darstellt, ist zu einem der empfindlichsten Thermometer gemacht, die man in der Wissenschaft kennt. Die Wärme der Hand reicht hin, einen elektrischen Strom von einiger Intensität an diesem Apparat zu erregen; selbst das bloße Vorübergehen des Beobachters erzeugte eine fühlbare Abweichung. Es ist gewiß, daß elektrische Ströme beständig in der Erdrinde unter unsern Füßen hin und her gehen. Diese Ströme sind in den Erzgängen unserer Kupferbergwerke nachgewiesen worden. Die merkwürdigste Anwendung davon zeigt sich in Blain's elektrischer Uhr, einem Instrument, das durch sonst unmerkbare Strömungen des elektrischen Princips, die auf den oberflächlichen Schichten der Erde vor sich gehen, in Bewegung gesetzt wird. Der Ursprung dieser Strömungen ist verschieden. Sie beruhen unzweifelhaft zum Theil auf chemischen Zersetzungen, die beständig in der Erdrinde erfolgen; aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie durch den feinen Einfluß der Sonnenwärme mit erregt werden.

III. Wir wenden uns nun zu der Betrachtung des actinischen Elements des Sonnenlichts und verfolgen dasselbe wiederum nach seinem Einfluß auf die Erscheinungen des Pflanzen-, Thier- und anorganischen Reiches. In der unter der Oberfläche des Bodens begrabenen, vom Einfluß des Lichts ausgeschlossenen Saat erblicken wir den ersten Beweis von der Wichtigkeit des actinischen Princips für die Pflanzenwelt. Es ist eine beglaubigte Thatsache, daß der immer wirksame Einfluß dieses Princips, gleich der Wärme, nach dem Bette in der Erde dringt, wo der Pflanzen-Embryo begraben liegt. Durch einen scharfsinnigen Apparat hat Hunt den Einfluß des Actinismus auf das Keimen, beinahe oder ganz unabhängig von Licht und Wärme der Sonne, dargestellt. Man nahm ein Kistchen, in das feuchter Flanell gelegt wurde, den man durch unten angebrachtes Wasser feucht erhielt. Die eine Hälfte ließ sich vollständig vom Licht absperren, die andere Hälfte wurde dem Einfluß ausgesetzt, den man gerade zu erproben verlangte. Vermittelst einer blau gefärbten Auflösung waren die auf den Flanell fallenden Strahlen eines großen Theils ihres Lichtes und ihrer Wärme beraubt. Dann brachte man Saamenkörner auf den feuchten Flanell und das Kistchen wurde in einem warmen Zimmer dem Sonnenschein ausgesetzt. Innerhalb 24 Stunden zeigten sich an dem Saamen Spuren des Keimens; aber an jenem unter dem beschatteten Theil des Kistchens war keine Veränderung wahrnehmbar. Man fand also, daß die Saamen unter dem Einfluß der actinischen Strahlen in der Hälfte der Zeit von denen im Dunkeln keimten. Andere Experimente von einfacherem Charakter wurden unternommen. Gemeiner Kressesaamen wurde einen Zoll tief in etwas thonigen Boden gelegt und pflegte kaum überall zu keimen; richtete man aber die actinischen Strahlen auf den Boden, so wurde das Sprossen desselben stark aufgehalten. In vielen Fällen wurde das Keimen durch die Thätigkeit der Strahlungen hervorgerufen, welche durch blaue Gläser in kürzerer Zeit und zu größerer Tiefe in den Boden eingedrungen waren, als bei andern darauf bezüglichen Experimenten, wo der Saame dem vollen Einfluß des Lichts und seiner vereinigten Strahlungen, wie sie im gewöhnlichen Sonnenschein beisammen sind, ausgesetzt wurde. Dann versuchte man das Umgekehrte dieser Experimente: die actinischen Strahlen wurden abgeschnitten und der Saame der vollen Wirkung von Licht und Wärme ausgesetzt. Derselbe zeigte mehrere Tage keine Spur des Keimens; wirklich keimte Saame im Dunkeln früher als der im Licht, und in einem Fall war der den Licht und Wärmestrahlen ausgesetzte um 10 Tage hinter dem im Dun-

kein zurück. Dadurch wurde merkwürdiger Weise klar, daß das leuchtende Princip der Erregung von Lebenskraft in dem Saamen in der That hinderlich ist. Eine hinlängliche Anzahl sorgfältig unternommener Forschungen leitete zu dem allgemeinen Schluß, daß das Keimen des Saamens unter dem Einfluß actinischer, von den leuchtenden getrennter Strahlen schneller vor sich geht, als unter dem Einfluß der vereinigten Strahlungen, oder im Dunkeln. Darauf gestützt haben Kunstgärtner die Entdeckung gemacht, daß tief vergrabener Saame, der also der Sphäre des actinischen Einflusses entrückt und von der Luft ausgeschlossen ist, durchaus nicht keimt. Wird auf der andern Seite derselbe einfach auf die Oberfläche gestreut und damit dem glänzenden Tage ausgesetzt, keimt er nur selten. Wenn man ihn dagegen so weit unter die Oberfläche bringt, daß die leuchtenden Strahlen ihre Gewalt verloren haben, die actinische Kraft aber noch dahin dringt, und Luft, Feuchtigkeit, Wärme vorhanden ist, geht das Keimen wirksam vor sich und die junge Pflanze erscheint bald über dem Boden.

Die durch actinische Strahlen in Bewegung gesetzten chemischen und Lebenserscheinungen sind von schöner Ordnung. Die steifen Theilchen des Saamens verwandeln sich in Gummi und Zucker, wovon die junge Pflanze sich nährt. Die winzige Wurzel blickt aus der Hülse heraus und senkt sich durch geheimnißvoll gelenkte Kräfte in den fruchtbaren Boden ein. Das schwache Blattfederchen strebt aufwärts zum Lichte. Der Boden spaltet und hebt sich und das kindische Pflanzenwesen taucht frisch und feucht in die Welt von Luft und Sonnenschein herauf. Mit der Entfaltung seines ersten Blätterpaares und dem ersten Sonnenblitz auf sein zartes Gewebe, beginnt eine Reihe chemischer Lebenserscheinungen, die von denen der vorangehenden Stufe seiner Existenz gänzlich verschieden sind. Die leuchtenden Strahlen werden nun von größter Wichtigkeit für das Wohlbefinden der Pflanze. Merkwürdig ist aber, daß selbst, nachdem die Pflanze ihr Haupt über die Oberfläche erhoben hat, dieselbe, wenn es ihr erlaubt ist, unter dem Einfluß der blauen Strahlen sich weiter zu entwickeln, eine Zeit lang ein üppiges Wachsthum zeigt, und in ihrer ersten Periode ein Aussehen hat, viel besser als das von Pflanzen, die unter weißem Licht aufgewachsen sind. Die Blätter haben ein dunkleres Grün und die Pflanze zeigt durchaus Zeichen kräftiger Gesundheit, obwohl sie saftreicher ist und weniger Holzfasern enthält, als unter andern Umständen. Ein sonderbares Resultat ergibt sich, wenn die Pflanze noch dem actinischen Einfluß, getrennt von dem des Lichts, ausgesetzt wird. Der junge Stengel bleibt, anstatt sich zu festigen, weich, und verlängert sich, ohne im Durchmesser zuzunehmen, fortwährend in ungeheurem Maaße. So etwas kommt unter dem Einfluß des Lichts oder der Wärme nicht vor. Wahrscheinlich dienen dabei die actinischen Strahlen als Werkzeug in Erzielung dieses Resultats vermittelst ihrer Anregungskraft, die in unerklärlicher Weise auf die Wurzeln wirkt, welche für das System der Pflanze den organisationsfähigen Stoff bilden und liefern; und da nur geringes Vermögen vorhanden ist, Kohlensäure zu zersetzen, so wird der Pflanze nicht zu gleicher Zeit derjenige Vorrath von Kohlenstoff geliefert, dessen sie zur Bildung des eigenen Holzstengels und der Blätter bedarf. Gärtner sollen tiefblaue Gläser, um die Entwicklung der Wurzeln von Ablegern zu fördern, mit glücklichem Erfolg in Anwendung bringen.

Obwohl das Wesen des Actinismus erst noch zu enthüllen ist, so läßt sich doch nicht zweifeln, daß derselbe seinen Einfluß auf das Pflanzenreich durch alle Perioden desselben bewahrt. Seine Wirkungen lassen sich nicht allein auf die Stunden vegetabilischer Kindheit beschränken, wenn sie auch in dieser Zeit am deutlichsten in die Augen fallen. Actinismus bestimmt, wie wir lesen werden, nachdrücklich die Zersetzung von mancherlei chemischen Substanzen, welche seinem Einfluß in den Glasgefäßen unserer Laboratorien ausgesetzt werden. In den zarten Pflanzenstengeln sind Stoffe verschiedener Art in beständiger Circulation. Es ist wahr, sie sind der Lebenskraft selbst unterworfen und werden dadurch in mancherlei Mischungen aufgelöst, über welche die Pflanze weitere Verfügung trifft. Aber eben diese Zersetzungskraft, — das nothwendige Attribut im Pflanzen- oder Thierleben — wird aller Wahrscheinlichkeit nach durch Einflüsse, welche dem befruchtenden Sonnenlicht entzogen sind, belebt und erhalten. Und in Bezug auf die Wirksamkeit der actinischen Strahlen bei Erzeugung mannigfaltiger Zersetzungen schließt man nicht ohne Grund, daß die Pflanze auch bei ihren ferneren Lebenserscheinungen deren Einfluß empfindet. Der vereinigte Einfluß von Licht und Actinismus ist wesentlich für Bildung des Färbestoffs in den Pflanzen.

(Schluß folgt).

Zur Charakteristik Balzac's.

Es ist eine höchst auffallende und schon öfter konstatirte Thatsache, daß die französische Literatur, so reich an geistvoll geschriebenen Memoiren, nur sehr selten eine werthvolle Biographie zu Tage fördert. Die berühmten Männer Frankreichs leben im Andenken ihres Volkes in einzelnen pikanten Anekdoten, witzigen Bonmots fort, aber eine gründliche Würdigung ihres Wirkens, eine gewissenhafte Darstellung ihrer Lebensschicksale wird ihnen nur sehr ausnahmsweise zu Theil. Die französische Literatur hat für solche Werke wie z. B. Carlyle's Friedrich der Große, Boswell's Johnsohn, Lockhart's Walter Scott, Lewes' Goethe, Jahn's Mozart, Hoffmeister's und Düntzer's Schiller- und Goethe-Biographieen, Nohl's Beethoven rc. keine entfernt ähnlichen Seitenstücke aufzuweisen. So kommt es denn, daß ein französischer Staatsmann, Dichter, Künstler rc., der kaum ein Jahrzehnt vom irdischen Schauplatz abgetreten, der Masse des Volkes schon so fremd geworden ist, als ob er einer sehr fernen Vergangenheit angehörte, so daß selbst in unterrichteten Kreisen oft ganz widersprechende Ansichten über Ereignisse und Schicksale seines Lebens geäußert werden, mit denen man, wenn eine nur einigermaßen umfassende und zuverlässige Biographie vorhanden wäre, ganz genau vertraut sein müßte. Ein recht

schlagendes Beispiel hierzu liefert der berühmte Romanschriftsteller **Balzac**. Mehr als irgend ein Anderer ist er es, der dem modernen französischen Roman seine Gestaltung gegeben. Sein Name war einstmals in Frankreich so populär wie der Napoleon Bonaparte's, er wurde und wird noch heute in der ganzen gebildeten Welt gefeiert. — Gleichwohl hat sich bis auf den heutigen Tag keiner seiner Landsleute bemüßigt gefunden, ein größeres kritisch-biographisches Werk über Balzac zu schreiben. Eine magere Broschüre von Theophile Gautier, deren Inhalt man in Deutschland etwa als „ehrenden Nachruf" bezeichnen würde, eine kleine Anekdoten-Sammlung von Leo Gozlan: „Balzac in Pantoffeln," das ist ziemlich Alles, was in Frankreich, von Journal- und Revue-Artikeln natürlich abgesehen, über Balzac erschien. Und doch sind es erst 15 Jahre, seit dieses gewaltige, wenn auch in mancher Hinsicht etwas monströse Genie aus dem Leben geschieden, doch leben in Paris noch Dutzende seiner näheren Bekannten, Privatsekretäre und literarischen Mitarbeiter, denen eine reiche Fülle von Material zu Gebote steht und die gar wohl im Stande wären, ein getreues Charakterbild Balzac's zu entwerfen, wenn eine solche Portraitmalerei überhaupt im Geschmack der Franzosen läge. Leider wird aber der nur sehr bedingt richtige Spruch: de mortuis nil nisi bene in Frankreich mit allzu großer Gewissenhaftigkeit befolgt. Ein literarisches Lebens- und Charakterbild ist für den Franzosen stets identisch mit einer Eulogie; man malt entweder Alles blau in blau und hebt bis in den Himmel, oder man schweigt gänzlich. Natürlich kann unter solchen Umständen von unparteiischen biographischen Leistungen nicht die Rede seyn. Was zunächst Balzac anlangt, so wäre eine allseitige Schilderung seines Charakters um so wünschenswerther, als es sich immer mehr herauszustellen scheint, daß die fast überwiegenden Schattenseiten desselben bisher geflissentlich unberücksichtigt blieben oder wohl gar beschönigt wurden. Man hat hin und wieder von der Gewinnsucht und Geldgier des berühmten Schriftstellers gehört, jedoch nur selten wurde angedeutet, daß diese Schwäche bei ihm fast bis zur Leidenschaft entwickelt war, und daß er selbst vor niedrigen und unehrbaren Mitteln nicht zurückschreckte, um ihr zu fröhnen. Ein verbürgtes Geschichtchen, welches in diesem Augenblick in Pariser Blättern die Runde macht, läßt über diese schlimme Neigung keinen Zweifel bestehen. Wir theilen dasselbe hier mit, da es zu gleicher Zeit ziemlich ergötzlich ist. Als Balzac noch ein wenig bekannter Schriftsteller war, gab er ein belletristisches Wochenblatt: „La Chronique de Paris" heraus. Dasselbe hatte keinen Ueberfluß an Abonnenten, und wenn daher die Rechnungen für Druck und Papier fällig waren, herrschte gewöhnlich im Redaktionsbureau die peinlichste Verlegenheit. Eines Tages hatte Balzac wieder einmal den ganzen Fond seiner Kombinationsgabe erschöpft; beträchtliche Zahlungen waren fällig, in der Kasse herrschte aber die vollständigste Ebbe, das Blatt schien rettungslos verloren. In düsteres Nachsinnen vertieft saß der Chefredakteur mit zwei seiner Mitarbeiter im Sanktum, als plötzlich der dritte Hülfsredakteur mit dem Ausruf hereinstürzte: „Gerettet! Gerettet! Wir haben einen Kapitalisten gefunden!" Freudig überrascht sprang Balzac empor und ließ sich das Nähere auseinandersetzen. Der Hülfsredakteur hatte die Bekanntschaft eines sehr reichen Mannes gemacht, der geneigt schien, etwas von seinem Ueberfluß in den unergründlichen Hades der „Chronique de Paris" zu schleudern. „Ich werde ihn für nächsten Sonntag zum Diner einladen," erklärte der Redakteur-en-chef. „Habe ich ihn erst zwischen dem Schraubstock, so soll er mir nicht entgehen. Jetzt vor allen Dingen blendend reine Wäsche, meine Herren, und sorgen Sie mir dafür, daß Ihre besten Anzüge aus dem Pfandhause kommen!" — Balzac, der damals eine bescheidene Mansarden-Wohnung in der Rue Cassini inne hatte, konnte begreiflicherweise den neuen Gönner nicht bei sich selber bewirthen, sondern mußte ihn zu einer der feinen Restaurationen einladen. Dort war Alles auf's Nobelste hergerichtet; wenn ein Herzog aus dem Faubourg St. Germain ein Diner gegeben hätte, die Zurichtungen konnten nicht eleganter und großartiger sein. Endlich erschien der ersehnte Gast. Er war ein noch sehr junger Mann, blaß, schmächtig, mit langem blondem Haar, sehr einfach gekleidet und auffallend schüchtern und zurückhaltend in seinem Wesen. Balzac's Kennerauge ruhte lange forschend auf dem Ankömmling, den diese Begegnung in große Verlegenheit zu setzen schien, da er ein über's andere Mal erröthete. Der Schriftsteller war mit dem Resultat seiner Forschung sehr zufrieden; er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er diesem Individuum gegenüber leichtes Spiel haben werde. Man setzte sich zum Diner, und Balzac behandelte seinen Gast im Verlauf desselben mit der ausgesuchtesten Artigkeit und Zuvorkommenheit. Nach Tisch begab man sich in das anstoßende Gesellschaftszimmer, um eine Cigarre zu rauchen und Kaffee zu schlürfen. Der Journalist, in nachlässiger Haltung auf den Divan hingegossen, die eben angezündete Havanna spielend zwischen den Fingern, hielt diesen Augenblick für geeignet, auf sein eigentliches Ziel loszusteuern. „Sie wissen, mein Herr," begann er in scheinbar gleichgültigem Tone, „ich bin Chefredakteur und ausschließlicher Eigenthümer der „Chronik von Paris," eines Journals, welches ganz sicher die „Revue des deux mondes" und die „Revue de Paris" in nicht ferner Zeit aus dem Sattel heben wird. Man sagte mir, Sie wünschten sich an diesem Journal zu betheiligen. Solche Anträge sind mir schon öfter gestellt worden, ja es vergeht kaum ein Tag, ohne daß ich von Freunden gebeten werde, ihnen einen Antheil an meinem Blatte zu gewähren. Bisher habe ich alle diese Wünsche unberücksichtigt gelassen; da Sie mir aber von bester Seite empfohlen sind, da ich Ihre werthe Bekanntschaft einem Freunde zu danken habe, der in der That unumschränkt über mich verfügen darf, so bin ich halb und halb Willens, zu Ihren Gunsten eine Ausnahme von meiner früher feststehenden Regel zu machen. Nur muß ich gleich hinzufügen, daß es mir unmöglich sein würde, Ihnen mehr Aktien als höchstens bis zum Betrage von 50,000 Frcs. abzulassen. Begnügen Sie sich also damit, bitten Sie nicht um mehr; es würde mir weh thun, Ihre Bitte abschlagen zu müssen." Der junge Mann hatte diesen Worten aufmerksam zugehört. Als Balzac zu Ende war, sagte er, gelassen nach seinem Hut grei-

fend: „Ganz wohl, mein Herr, ich werde es Papa wiedersagen," und empfahl sich. Als die Thür hinter ihm in's Schloß gefallen, rief der Chefredakteur, zu seinen Mitarbeitern gewendet: „Hinter's Licht geführt! Thun Sie mir den Gefallen, meine Herren, und schaffen Sie Ihre guten Anzüge morgen mit dem Frühsten wieder in's Pfandhaus!"

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

„Bestechung?" sagte Herr v. Thiele; „nein, davon kann keine Rede seyn! Das wäre just der rechte Weg, ihn hier zu fesseln und das Uebel, welches jetzt hoffentlich nur ein vorübergehendes ist, zu einem chronischen zu machen. Mit nichten, theuerste Maman-Comtesse, an Ihrer Stelle würde ich nichts Anderes thun, als jeden Anlaß vermeiden, der ihn noch mehr erbittern kann. Er könnte — wohlgemerkt, theuerste Mama, ich spreche nur bedingungsweise, — er könnte sonst aus Rache Willibald irgend einen schlimmen Streich spielen. Vor Allem aber müssen Sie Jakobäa veranlassen, daß sie dem Burschen den Laufpaß gibt; hat sie ihm einmal aus freien Stücken einen Korb gegeben, so wird er diese Gegend nicht mehr unsicher machen, und wenn die Rennpferde nicht leisten, was er von ihnen erwartet — und wo ist dieß je bei Rennpferden der Fall? — wird das Register der Freundschaft zwischen Willibald und ihm bald ein Loch haben. — Nein, schütteln Sie nicht ungläubig den Kopf, beste Mama! Nein, ob der Mann hier bleibt oder weggeht, so ist von ihm nicht viel zu fürchten, so lange er nicht von Neuem beleidigt wird. Ich bin ganz überzeugt, daß die Sache lediglich nur in Ihrer Hand liegt, verehrteste Gräfin, denn Sie haben offenbar einen größeren Einfluß auf Ihre Zofe, als irgend wer, und mein Rath geht dahin, daß Sie sogleich mit Jakobäa sprechen!"

„Du hast Recht, guter Sigmund, ich danke Dir herzlich; ich werde sogleich mit ihr reden!" erwiderte die Gräfin gedankenvoll, stand von der Bank auf und wollte sich mit einem tiefen Seufzer zum Heimgehen wenden, als Sigmund ihr sanft die Hand auf den Arm legte. So leise diese Berührung auch war, so schien sie doch wie diejenige eines Zauberstabs jede Spur von selbstsüchtigem Kummer bei der Gräfin zu bannen und statt desselben das zärtlichste Mitgefühl für den Andern zu erwecken.

„Ich weiß, was Du willst, Sigmund," sagte Gräfin Waal mit weicher Stimme und blickte ihn liebreich an; „Du möchtest mit mir in Deinen eigenen Angelegenheiten reden, und ich kenne auch, leider! den Gegenstand Deines Anliegens."

— „Warum denn **leider**, theuerste Maman? warum **leider**, wenn ich von Cäcilien mit Ihnen reden will?" fragte Sigmund überrascht.

„Nur jetzt nicht, mein lieber Sohn! Oh, schone mich nur in diesem Augenblicke!" bat Gräfin Waal schmerzlich bewegt; „ich bin so angegriffen und aus den Fugen, daß ich Dir jetzt unmöglich einen Bescheid geben kann."

— „Ich habe mich immer mit der Hoffnung getragen, dieser Bescheid werde kein abschläglicher seyn, theuerste Maman-Comtesse," erwiderte Sigmund eindringlich. „Ich glaubte Sie von jeher über gewisse Standesrücksichten und Vorurtheile erhaben und erwartete von **Ihnen** keines jener grausamen Argumente aristokratischen Selbstgefühls, wie von .... Seiten Anderer. Sie kennen ja meine Verhältnisse, theuerste Mutter! Die Heimath, welche ich Cäcilien bieten kann, ist allerdings kein Schloß wie Lindhorst, aber es fehlt ihr auch nichts von Behaglichkeit, und meine Aussichten ...."

„Oh, es handelt sich nicht darum, mein lieber Sigmund," fiel ihm die Gräfin rasch in's Wort; „Du solltest mich allzu gut kennen, um derartige Bedenken an mir zu erwarten. Nein, es ist ein ganz anderer, ganz außer Dir liegender Beweggrund, den ich Dir in diesem Augenblick nicht nennen kann noch darf. Vielleicht hörst Du den wirklichen Grund und den wahren Zusammenhang eines Tages noch, obschon niemals von meinen Lippen — obschon ich den Himmel beifällig anflehen möchte, daß Du ihn nie erfahrest. Aber in diesem Augenblick dränge nicht weiter in mich, denn wenn Du, Sigmund von Thiele, bei mir um Cäciliens Hand anhältst, so weißt Du wahrlich nicht was Du thust!"

— „Das ist ganz Ludwigs Standpunkt, der mir ebenfalls zu bedenken gibt, daß die Grafen Hval eine solch alte Familie von solch reinem Blut und Wappenschild ..."

„Nicht weiter, Sigmund! ich bitte Dich, schone mich!" sprach die Gräfin mit tiefem Ernste. „Mir ist der leiseste Gedanke an solche Unterscheidungen fern. Gönne mir nur Zeit und ich will mein Bestes thun! Wenn ich Dir durch irgend ein Wort weh gethan habe, so vergib mir's um alter Zeiten willen, deren Du einst nicht ohne Thränen gedenken wirst, mein lieber Junge, wenn von mir nichts mehr übrig seyn wird als die Erinnerung. Was man dann auch immer von mir sagen mag, denke dann nur: Sie war immer freundlich gegen mich, und selbst damals als ich um ihre Tochter werben wollte und sie mir auswich, bewies sie mir ihr Wohlwollen, (das wirst Du dann selbst eingestehen), obschon ich es damals nicht glauben wollte. Oh mein theurer junger Freund! daß Du in mein zerrissenes und gequältes Herz blicken könntest!" setzte sie hinzu und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, während dicke Thränen, so hellblinkend wie die Diamanten in ihren Ringen, durch ihre feinen runden Finger perlten.

Herr von Thiele ward ungewöhnlich ergriffen, denn er sah, daß es sich hier um keinen kleinen, sondern um tiefen heimlichen Kummer handle. „Was haben Sie auf dem Herzen, theuerste Maman-Comtesse?" fragte er theilnehmend; „welche Sorge bedrückt Sie so sehr? Bitte, lassen Sie mich Ihren Gram theilen, verehrteste mütterliche Freundin! Ich bin jung und stark, ich verehre Sie und die Ihrigen, und ich weiß vielleicht zu helfen. Kommen Sie, lassen Sie mich versuchen, Ihnen nützlich zu seyn! Schenken Sie mir Ihr Vertrauen."

Nein, Sigmund, ich kann, ich darf nicht!" erwiderte die Gräfin noch einmal aufstehend und wollte sich zum Gehen wenden. „Ich ehre Deinen guten Willen, aber ich darf nicht reden, muß meine Last allein tragen — das ist nur recht und billig. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich gerne das Aeußerste ertragen würde, wenn ich wenigstens allein leiden dürfte. Allein unsere Last drückt doppelt, wenn wir auch die Unschuldigen mit und für uns leiden sehen müssen. Nein, mein lieber Sigmund, das Einzige was Du jetzt für mich thun könntest, ist, daß Du über alles schweigst, was wir heute mit einander besprochen haben; würdest Du es nicht thun, so würdest Du mir ein großes Leid zufügen. Ich habe also Dein Wort, Sigmund?"

„Gewiß, liebste Mama! ich gelobe Ihnen unverbrüchliches Schweigen und werde mein Wort halten wie ein Mann."

„Und namentlich Cäcilien sollst Du auch nicht entfernt ahnen lassen, welche Aengsten das Herz ihrer armen Mutter schier aufreiben. Sieh', da kommt das gute Kind den Fußpfad heruntergehüpft, leicht wie ein Reh, fröhlich wie ein Waldvogel! Oh, es wäre ein unverzeihliches Unrecht, wenn auch nur der leiseste Schatten meiner Sorgen in jenes reine Herz fiele!" —

13.

Die nächsten Tage nach der im vorigen Kapitel geschilderten Unterredung zwischen Sigmund von Thiele und der Gräfin von Waal vergingen in der gewohnten stillen Weise. Die Gräfin und Cäcilie saßen abwechselnd dem Professor Wacker zu den Portraits, welche derselbe zu malen hatte, oder vertrieben sich und ihren Gästen die Zeit mit kleinen Ausflügen und Spazierfahrten. Graf Ludwig und seine Freunde jagten, und Wiltbald war auf einer kleinen Reise abwesend, die er unternommen hatte, um angeblich einige Musterwirthschaften zu besichtigen und sich den Rath erprobter Landwirthe über seinen künftigen Lebensplan einzuholen.

Cäcilie fühlte die Abwesenheit ihrer Freundin Malwine schmerzlich, denn diese hatte sich schon in der Pension jene Autorität über die weiche Cecy erworben, welche Personen von energischem Willen stets über Schwächere ausüben. Wie Cecy früher ihre Mutter zur Vertrauten aller ihrer Gedanken und Gefühle gehabt hatte, so pflegte sie sich jetzt Malwinen anzuvertrauen, und zwar desto rückhaltloser und beeiferter, je weniger neuerdings der tiefsinnige Ernst der Gräfin Mutter und deren sichtlicher Hang zu einsamem Brüten diese für die halb ahnungsvollen, halb träumerisch vagen Empfindungen eines jungen Mädchens zugänglich machte.

Mit großer Freude empfing daher Cecy eines Abends ein Telegramm ihrer Busenfreundin, worin ihr diese ihre Ankunft auf der Station für den folgenden Morgen verkündete und durch den Wagen am Bahnhofe abgeholt zu werden bat.

Zur anberaumten Stunde rollte der Char-à-banc, vom Grafen Ludwig selber kutschirt, die Steige vom Schloß Lindhorst hinunter und über die wellenförmigen Felder nach der Eisenbahnstation. Es war ein wunderlieblicher Morgen des Spätsommers, die Luft frisch und kräftig, der Himmel wolkenlos, die Berge in seinen bläulichen Duft gehüllt, die weite Ebene mit ihrem bunten Anbau von Feld und Wald, Wiesen und Obstgärten und Weinbergen so farbenfrisch und wechselvoll, die Ferne geheimnißvoll verschleiert von niedrigem Gewölk, die ganze Natur von solch unsäglichem Zauber erfüllt, daß Cecy sich in einer wirklich gehobenen Stimmung befand, an welcher die Aussicht auf das Wiedersehen ihrer Vertrauten natürlich auch einigen Antheil hatte. Eine Zeitlang waren beide Geschwister schweigend hingefahren, jedes mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, als Cäcilie ihre kleine Hand auf des Bruders linken Arm legte. Er blickte auf und sah Cecy's braune Augen halb schüchtern, halb innig bittend auf sich gerichtet.

„Was hast Du, meine Liebe?" fragte er.

— „Nur ein einziges Wort unter vier Augen an Dich, lieber Bruder!" erwiderte sie in französischer Sprache. „Ich habe eine Bitte, die Du mir nicht abschlagen wirst?"

„Nun, und warin besteht diese?" fragte er mit einem halb ironischen Lächeln; „Du bist ja feierlich, liebes Kind."

— „Wohl bin ich es, Ludwig, denn mir ist so wohl, so froh zu Muthe, und doch könnte ich noch glücklicher, könnte ganz zufrieden seyn, wenn Du mir einen einzigen Gefallen thun würdest!"

„Rede, liebe Cecy! was soll ich thun, um Dich ganz glücklich zu machen? Soll ich mit Sigmund Thiele reden und ihm die Zunge lösen?"

— „Geh, das war nicht lieb, Ludwig!" flüsterte sie erröthend und ein trübes Wölkchen flog rasch über ihre Züge. „Laß Sigmund aus dem Spiele, Bruder. O Ludwig, Du bist bei all Deinem Stolz und Deiner Verschlossenheit so edel und großmüthig — Du fährst heute selbst mit mir Malwinen entgegen, obschon ich weiß, daß sie gegen Dich schnippisch und schroff war," fuhr sie fort, ohne die leichte Verlegenheit zu bemerken, welche die Erwähnung dieses Gegenstandes bei ihm hervorrief; — „könntest Du es doch über Dich gewinnen, auch in einer andern Beziehung weich und nachgiebig und hochherzig zu seyn!"

„Und welche Beziehung wäre dieß, meine liebe Cecy?"

— „Dein Verhältniß zu Willy, lieber Ludwig, welches Mama so viel stillen Kummer bereitet! Oh, bitte, liebster Ludwig, sey gut gegen ihn, vergib ihm, gib ihm nach und schone sein reizbares Gemüth. Hilf ihm zu einem andern Berufe, in geordnete klare Verhältnisse! Du kannst Mama und mir keinen größern Dienst erweisen. Sieh, Mama hängt nun einmal mit ganzer Seele an dem Jungen und grämt sich über diese mühsam verhehlte Spannung zwischen euch beiden, die bei jedem leisen Anlaß die Maske abwirft. Du bist ja der Verständigere und Besonnenere — komm Du ihm entgegen, mein lieber, lieber Ludwig!"

„Eine seltsame Logik, liebes Kind! soll der Verständigere dem Thoren nachgeben, Cecy?"

— „Gewiß, Bruder! denn der Klügste gibt immer nach, weil er die größere Verantwortlichkeit hat!" wandte Cecy lebhaft ein.

„Um die Thorheit noch zu belohnen und zu ermuthigen, um den verhätschelten Liebling der Mama noch mehr zu verhätscheln?“ rief Ludwig mit inniger Entrüstung. „Glaub mir, liebes Kind, an Willy ist mit Güte nichts zu verbessern. Das Leben muß ihn in die Schule nehmen und ihm zeigen, daß Mama und Papa und alle Lehrer und Bekannte ihn verwöhnt haben. Er ist in den Gedanken verrannt, daß um seiner hübschen Züge und seines einschmeichelnden Wesens willen ihm alles erlaubt sey, daß seine vorübergehende Reue, seine übereilten Besserungs-Gelübde jede Schuld, jede Thorheit sühnen könnten, und eben weil er für alle seine thörichten Streiche und sanguinischen Uebereilungen stets Vergebung fand, läßt er sich nicht warnen. Und um gerecht zu seyn, liebe Cecy, wer von uns beiden bereitet denn Mama Kummer, Willy oder ich?“

— „Nicht Du, allerdings, sondern Wilibald — ich weiß es, lieber Bruder. Aber Du scheinst doch schroff und abweisend gegen ihn gewesen zu seyn, als er neulich seinen Entschluß aussprach, den Soldatenrock an den Nagel zu hängen und Landwirth zu werden; Du sollst ihn verhöhnt und dadurch erbittert haben!“

„Das ist unrichtig, meine Liebe! ich würde es unter meiner Würde halten, meinen Bruder zu verhöhnen,“ versetzte Ludwig mit stolzem Anstand. „Ich habe nur meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß Willy sich bei seinem flatterhaften, energielosen, sanguinischen Wesen am wenigsten zum Landwirth eigne. Dieß ist nach meinem besten Wissen und Gewissen vollkommen war, und die Wahrheit ist immer bitter. Willy, der Bummler, der arbeitsscheue müssige Mensch, der von je her eine heilige Scheu vor Büchern, Studien, Fleiß und Ausdauer hatte, — Willy, der Sanguiniker, der Schmetterling, das Geschöpf des Augenblicks — Willy soll ein besonnener, rechnender, spekulirender Landwirth werden? — Niemals! Dieses neue Experiment des Verblendeten wird Mama zu den vielen schon gebrachten Opfern noch neue auferlegen!“

— „Und doch glaubt Mama, daß es Willy Ernst sey mit der Besserung, und auch Malwine meint, er werde sich fassen lernen, wenn die eiserne Nothwendigkeit hinter ihm stehe!“ wandte Cäcilie ein.

„Bah, Mama ist verblendet; für sie war Willy stets der Inbegriff alles Guteu und Schöneu; und daß Fräulein von Hopfen ihm ein lebhaftes Interesse zollt, kann mich auch nicht wundern. Junge Mädchen lassen sich von Aeußerlichkeiten bestechen, knieen in gläubiger Andacht vor jedem jungen frischen Gesicht; und Willy hat in der Gunst Deiner Freundin bedeutende Fortschritte gemacht, seit sie mich ihm feindlich wähnt; das war vorauszusehen!“

— „Mit nichten, lieber Ludwig! trotz Deinem sonst so klaren Verstand trübt Dir doch ein leidiges Vorurtheil hierin den Blick,“ erwiderte Cecy mit eindringlicher Wärme. „Malwine steht auch nicht in entferntester Beziehung zu Willy. Sie weiß, daß sie sich auf ihn keine Hoffnungen machen darf, sie kennt Mama's Lieblings-Gedanken, eine Heirath zwischen Aurelie von Drosbach und Willy zu Stande zu bringen ....“

„Ah, das also ist im Winde?!“ fiel ihr Ludwig überrascht in's Wort. „Eine reiche Erbin für Willy, um den Liebling recht weich zu betten! Fürwahr, die Idee ist nicht übel, denn der verhätschelte Herr Bruder wird dann reicher als der Majoratsherr! — Hm, sehr fein ausgedacht! Und Fräulein v. Hopfen weiß also um diesen Plan, welchen man seither dem Majoratserben noch nicht einmal mitgetheilt hat? Sehr freundlich in der That!“

— „Sey nicht ungerecht gegen Mama, lieber Bruder, noch gegen Malwine!“ sagte Cecy bittend. „Mama sprach mit Willy darüber, und erzählte mir es, und ich — ach, es mag eine Indiscretion gewesen seyn, lieber Ludwig, aber mein Herz war so voll von Freude über dem Gedanken, Willy nach dem Wunsch der Mama glänzend verheirathet zu sehen, daß ich nicht umhin konnte, es Mally mitzutheilen. Das ist das Ganze!“

„Und wie nahm Fräulein v. Hopfen diese vertrauliche Mittheilung auf?“ fragte Ludwig, und aus seinem finstern Auge blitzte ein intensives lauerndes Interesse auf.

— „Oh, sie behandelte die Sache als eine ganz selbstverständliche, lieber Ludwig! sie fand es ebenso klug von Seiten der Mama, wie natürlich seitens Willy's, daß er eine solche Parthie mache, und meinte, Willy werde die zusammengescharrten harten Thaler des verstorbenen Herrn v. Drosbach bald auf eine cavaliermäßige Weise tanzen machen!“

„Da hat sie vollkommen Recht! Aureliens Vermögen wird dem tollen Jungen vollends den Kopf verdrehen und sein Bischen Verstand kosten,“ sagte Ludwig gedankenvoll. „Indeß wer weiß, ob Mama nicht die Rechnung ohne den Wirth macht?“

— „Sprich nicht so, lieber Ludwig!“ bat Cecy. „Du blickst drein, als ob Du Allem aufbieten wolltest, diese Verbindung nicht zu Stande kommen zu lassen!“

„Ich? bah, fällt mir nicht ein, liebes Kind? Im Gegentheil, es sollte mich freuen, wenn Willy reussirte, aber ich glaube es noch nicht; wenn Aurelie nun nicht so verblendet wäre, sich in den Jungen zu vergaffen? wenn ihr gewisse dumme Streiche zu Ohren kämen, an denen die Laufbahn des verhätschelten Muttersöhnchens so reich ist? wenn er ihr in Civilkleidern nicht so gefiele, wie in der kleidsamen Uniform?“ ....

— „Ludwig, Ludwig, diese Zweifel, diese heimliche Schadenfreude sind Deiner unwerth!“ fiel ihm Cäcilie bewegt in's Wort. „Ist es nicht genug, daß Mama an eurem Zwist schon jetzt so schwer trägt? soll die Vereitelung ihres Lieblingsplanes noch einen weitern Schatten auf die Arme werfen? — Hast Du nicht bemerkt, wie sehr Mama sich binnen weniger Monate verändert hat, wie ihr sonst so liebes freundliches Auge ernst und trübe, wie ihre Wange bleich und schlaff geworden ist? Bemerkst Du nicht die dunklen Ringe um ihre Augen, diese Zeugen so mancher schlummerlosen Nächte? nicht die Zahl der Silberfäden, welche sich täglich in ihrem schönen dunklen Haar vermehrt? .... Oh, mein Bruder! schon um der Gemüthsruhe und des Seelenfriedens der guten Mutter willen solltest Du dem armen Willy anders begegnen und ihn mit Deinem

ganzen Einfluß unterstützen. Aurelie, die so maßvoll und besonnen, so ruhig und überlegt ist, wäre ganz die Frau, um Willy in das richtige Geleise zu bringen, und dieß faßt Mama vielleicht mehr in's Auge, als die übrigen Vortheile dieser Verbindung!"

Ein ungläubiges sardonisches Lächeln spielte um die schmalen Lippen des Grafen Ludwig, aber seine Miene nahm dann sogleich wieder die gewohnte stolze Ruhe und Theilnahmslosigkeit an. Er erwiderte nichts, sondern trieb die Pferde stärker an, obschon die Straße hier eine leichte Hügelwelle hinanführte. Als man die Höhe erreicht hatte, ertönte aus der Ferne her ein schriller Pfiff der Locomotive, und der Zug aus Norden brauste heran. Wenige Minuten nachher fuhr der Char-à-banc am Bahnhofe an, während der Zug an der andern Seite davon eilte. Kaum hielt der Wagen, so trat ein Herr vom Perron aus gegen denselben heran, eine kleine Reisetasche an der Hand, einen Ueberrock am Arme, und grüßte freundlich.

„Was seh' ich? Sie sind es, Doktor Holthaus?!" rief Ludwig von seinem Sitze herab. „Guten Tag, Doktor!"

— „Guten Tag, Herr Graf! guten Tag, Comtesse! welch ein hübsches unerwartetes Zusammentreffen!" sagte der Advokat und drückte den beiden Geschwistern die Hand. Cecy war herzlich erfreut über diese Begegnung.

„Sie gehen nach Lindhorst, Herr Doktor? nicht wahr?" rief sie.

— „Gewiß, Comtesse; ich habe wichtige Geschäfte mit der Frau Gräfin und dem Grafen Wilibald. — Sie erwarten wohl jemand?"

Aber ehe er noch eine Antwort erhielt, kam eine junge elegante Dame von vornehmem Aussehen, gefolgt von einer Zofe, vom Stationsgebäude her, und ihr voran lief ein Lakai in Livree und überreichte dem Grafen Ludwig eine Karte.

„Ah, welche Ueberraschung! Baronesse Drosbach!" rief Ludwig, seinen Hut gegen die junge Dame abnehmend, stieg dann schnell vom Wagen, winkte dem Diener, Cecy herabzuhelfen, und lief an Holthaus ohne Entschuldigung vorüber und auf die Freiin von Drosbach zu, die er mit der vollendetsten Urbanität eines Aristokraten begrüßte. Das war ein Lächeln und Händeschütteln, ein Wortschwall von Artigkeiten und Versicherungen der unaussprechlichen Freude dieses Wiedersehens zwischen den Beiden, als ob sie auf dem vertrautesten Fuße mit einander stünden, und doch wissen unsere geehrten Leser bereits, daß Aurelie dem Grafen Ludwig ein Körbchen in bester Form geflochten hatte. Als Comtesse Cäcilie hinzugeeilt war und die beiden Damen sich umarmten, ging dieser Austausch von Artigkeiten und Freundschaftsbezeugungen von Neuem an, allerdings von Seiten der jungen Comtesse mit einer wirklichen Herzlichkeit, denn in der Stille betrachtete Cäcilie ja Fräulein v. Drosbach schon als ein Glied der Familie, — wie konnte diese den Bewerbungen Wilibald's widerstehen.

— „Welche angenehme Ueberraschung, meine theure Aurelie! wie wird Mama sich freuen, welche von Ihrem Kommen keine Ahnung hat!" rief Cäcilie seelenvergnügt. „Wir erwarteten Sie erst übermorgen!"

„Ich konnte mich nicht mehr länger halten, meine theure Cecy," erwiderte Aurelie! „Ich sehnte mich so unaussprechlich nach dem Anblick und der Gegenwart meiner theuren Gräfin Waal, meiner lieben mütterlichen Freundin, seit ich aus ihrem lieben jüngsten Briefe erfahren hatte, daß sie leidend sey. Ah, nicht wahr, Herr Graf, es ist nicht gefährlich? Ich wäre untröstlich, wenn der herrlichen Dame auch nur das Mindeste zustieße. Ah, ciel! wie kann man auch krank seyn auf Ihrem prachtvollen Lindhorst, für das ich schwärme? — Und Sie, liebe Comtesse Cecy? ah, man braucht gar nicht zu fragen, wie es Ihnen gehe! Sie blühen wie eine Rose, Sie werden mit jedem Tage reizender, mein beneidenswerthes glückliches Kind!" rief sie und drückte von Neuem einen Kuß auf Cecy's Wange. „Und Sie waren den ganzen Sommer hindurch auf dem Lande? Ach ja, das begreift sich ja, — der Trauer wegen! Ah, wie ich Sie beneide um Ihr herrliches gesundes Lindhorst, wo man unsterblich seyn muß! Ich habe leider eine sehr unruhige Saison gehabt; meine Nerven waren so entsetzlich angegriffen. Mein Arzt schickte mich nach Homburg, aber die Kur bekam mir so unaussprechlich schlecht, die Gesellschaft war so wenig nach meinem Geschmacke, daß ich noch vor der Zeit abreiste und nach Trouville ging, um Seebäder zu gebrauchen. Ah, ich sage Ihnen, meine theure Cecy, Trouville ist himmlisch, — so schön, so fashionable, solch exclusive Gesellschaft! Ah, ich schwärme förmlich für Trouville, denn es ist adorabel. Aber auch die Seebäder sagten mir nicht zu, stimmten mich zu sehr herab und so ging ich nach Heidelberg, um mich auszuruhen, und besann mich eben, ob ich Meran oder Gleisweiler den Vorzug geben sollte, um eine Traubenkur zu gebrauchen, als der Brief meiner lieben theuren Gräfin eintraf und alle meine Pläne über den Haufen warf. Ich fühlte, daß mich meine ganze Seele zu meiner verehrten mütterlichen Freundin zog und daß dort, in den Armen dieser herrlichen Dame, im Schooß ihrer liebenswürdigen Familie, an der Seite meiner himmlischen kleinen Cecy, meine Nerven sich am schnellsten wieder beruhigen würden. Aber welch ein glückliches Zusammentreffen hier am Bahnhof. Sie erwarten wohl jemand, Herr Graf?"

— „Gewiß, mein Fräulein! wir waren auf Ihren ehrenvollen Besuch, wie gesagt, noch nicht vorbereitet, sondern sind hier, um eine Freundin meiner Schwester in Empfang zu nehmen, welche mit dem nächsten Zuge von Süden her ankommen wird — der Train muß jede Minute anlangen und Fräulein v. Hopfen bringen."

„Meine Busenfreundin aus der Pension nämlich, eine Waise, die schon seit einigen Monaten bei uns auf Lindhorst ist und nur durch die Krankheit einer Verwandten, einer Tante, von welcher sie erzogen worden, auf acht Tage nach Strasburg abgerufen worden war," sagte Cecy erläuternd. „Sie kennen Malwine Hopfen noch nicht, meine theure Aurelie?"

— „Hopfen? ich kenne keine Familie dieses Namens," erwiderte Fräulein v. Drosbach. „Ist die Familie bei uns begütert?"

„Nicht doch, Baronesse, es ist eine elsässische Familie von gutem altem stiftsfähigem Adel — Herr v. Hopfen war —scher

Staatsrath und Kammerherr," versetzte Graf Ludwig mit beeiferter Wärme, um den Skrupel Aureliens, daß sie auf Lindharst mit einer Bürgerlichen zusammentreffen könnte, rasch zu beseitigen.

— „Ah, fürwahr, ich entsinne mich! Also Baranesse Haysen?" fragte Aurelie.

„Gewiß, und ein liebes, munteres, geistvalles, reizendes Wesen!" rief Cäcilie; „ich bin überzeugt, daß Sie sie schnell lieb gewinnen werden, denn sie ist sa pikant und unterhaltend .... Aber wa ist denn Frau v. Meerfeldt, Ihre Freundin? ist sie nicht mitgelommen?"

— „Leider nicht, meine Liebe!" versetzte Fräulein v. Drosbach. „Ach ja, apropos der Krankheit! Die gute Meerfeldt hat sich gestern unwahl gefühlt, und da der Arzt die Befürchtung aussprach, es könnten die Masern daraus entstehen, und da meine Nerven sa sehr angegriffen sind, daß ich auch die leiseste Alteratian und Aufregung vermeiden muß, sa ließ ich die gute Meerfeldt unter der Pflege meiner ältern Jungfer und meines alten Dieners zurück und flüchtete mich nach Lindharst, denn ich habe einen wahren Harreur vor Krankheiten, namentlich var solchen, die ansteckend sind, wie Masern. Dar ist der Grund, weßhalb ich unerwartet kam, früher als ich beabsichtigte. Und da ich die gute Meerfeldt in den besten Händen weiß und Befehl gegeben habe, mich jeden Tag nur telegraphisch von ihrem Befinden zu unterrichten, und die Krankheit bis zu meiner Abreise am gestrigen Abende nach keinen ausgesprachenen Charakter trug, sa brauchen Sie keine Einschleppung durch mich oder durch etwaige Briefe meiner Leute zu fürchten. Aber da kommt ja der Zug!"

Hätte Aurelie sich in diesem Augenblicke umgesehen, sa wäre ihr das sarkastische und geringschätzige Lächeln nicht entgangen, welches sa eben um die Lippen des Doktor Holthaus spielte. Er war allmählig herangetreten und aus der Entfernung von einigen Schritten dem Gespräche gefalgt, welches in französischer Sprache geführt warden war, denn eine Ahnung sagte ihm, daß dem Besuch der Freiin v. Drosbach, die er dem Namen nach als reiche Erbin kannte, irgend eine tiefere Absicht zu Grunde liege, und er wollte sie wenigstens beabachten, bevar ihn der Aufenthalt auf dem Schlasse in Berührung mit ihr brachte. Er sah nun in ihr eine Dame van mittlerer Gräße, hager und schwächlich, mit ziemlich regelmäßigen, aber nichtssagenden Zügen, einem ziemlich graßem Munde vall künstlicher Zähne, einer auffallend kastbaren Tailette, einem stolzen varnehmen Air. Die Dame war über die Jahre weiblicher Blüthe bereits hinaus und hatte keine der kleinen Künste verschmäht, um ihrem Aussehen aufzuheifen und ihrem welken fahlen Teint eine künstliche Frische zu geben; die Augenbrauen waren affenbar künstlich gefärbt, eine üppige Fülle kastanienbrauner Locken umgab oder verdeckte die eingesunkenen Schläfen, um den vallen großen Mund und die großen grauen Augen spielten ein süßliches Lächeln und ein freundlicher Blick, welche etwas Erzwungenes hatten, und in dem ganzen Gebahren offenbarte sich für den ruhigen Beobachter ein Gemisch van selbstgenügsamem Stalze und dem Bemühen, einnehmend und gewinnend zu erscheinen, — ein Gemeng van Arroganz und Koketterie. Wie freundlich diese Augen auch zu blicken schienen, so lag in in ihnen dach nichts, was Vertrauen erweckte, nichts natürlich Gewinnendes und Anmuthiges. Für einen geübten Beabachter und Kenner der Menschen wie Daktor Halthaus genügte schan die Beeiferung, welche sich in der übertriebenen Tailette dieser Dame: in dem auffallenden Ausputz ihres eleganten Reisekastüms, in dem Paradiesoogel auf ihrem feinen Florentiner Strahhute, in der hachaufgeschürzten Robe, um den tadelias hübschen, kleinen, schmalen Fuß in dem elegantesten silbergrauen Atlasstiefel zu zeigen, offenbarte, — alles mußte ihm den peinlichen Eindruck geben, daß er hier eine Kokette, ein herzlases, hahles, eitles Geschäpf var sich habe.

Der Zug hielt und aus einem Waggon erster Klasse winkte eine kleine reizende schmale Hand — die Hand Malwinens. Die Wagganthüren wurden geöffnet und im nächsten Augenblick hüpfte Malwine heraus, flag in Cäcilien's Arme und überhäufte diese mit den zärtlichsten Warten und Liebkosungen.

„Wie froh bin ich, Dich wieder zu haben, meine theure Mally'" rief Cecy, und in den langen Wimpern ihrer braunen Augen zitterten Thränen; „ich habe während Deiner Abwesenheit gar nicht gelebt, — kaum vegetirt. Und Deine Tante, liebstes Herz?"

— „Sie ist wieder gesund und frisch, mein Engel; die Gefahr war überhaupt nicht graß, allein ältere Damen sind sa ängstlich," erwiderte Malwine. „Vielleicht war es auch nur ein Bißchen Heimweh und Sehnsucht nach mir, was die gute Tante krank machte!"

„Gerade wie bei mir, Mally," sagte Cäcilie; „ja, ich hatte ebenfalls Heimweh nach Dir — jetzt erst verstehe ich es!"

— „Mein liebes, liebes Herz!" flüsterte Malwine und umarmte und küßte van Neuem stürmisch die zierliche Camtesse, und dieses Hüpfen und Sich-wiegen, diese geschmeidige Beweglichkeit, diese Kundgebungen van inniger Freude und Zärtlichkeit lieferten den männlichen Zuschauern ein reizendes Schauspiel, während sie auf dem kaltlächelnden Gesicht der Baranesse Drosbach einen sardanischen Zug weckten. „Mir war, als wäre ich oerbannt und verschallen, während ich von Dir ferne war, meine süße herrliche Cecy, und nun komme ich mir vor wie neugeboren."

„Und Du hast mir nicht einmal geschrieben, Du Böse, Liebiase?" sagte Cäcilie, umarmte aber nichtsdestaweniger von Neuem ihre schlanke Freundin.

— „Ach, mein liebes Kind, wie konnt' ich denn? Tag und Nacht durft' ich nicht von meiner Tante weichen, welche immer neue Aufträge für mich hatte, und zuletzt mußte ich meine Tante nach auf's Land bringen zu Bekannten, wo sie sich erhalen will," versetzte Malwine, und drehte sich nun erst nach den Anderen um, als ob sie diese erst jetzt bemerkte. — „Ah pardon, Graf Waal! ich hatte Sie nicht sogleich wahrgenommen! Seyn Sie mir herzlich willkammen!" und auf ihn zuhüpfend schüttelte sie auch Graf Ludwig mit herzlicher Beeiferung die Hand und blickte ihm erröthend so freundlich in die Augen, daß der junge Aristakrat für einen Moment seine

kalte Würde vergaß und zufrieden lächelnd den Gruß erwiderte. — „Ah, und hier ist ja auch unser trefflicher Doktor Holthaus!" rief Malwine, auf diesen zueilend, schüttelte ihm die Hand und zog ihn näher in den Kreis herein; „wie geht es Laura, lieber Herr Doktor? warum haben Sie das gute Kind nicht mitgebracht? Und wie geht es denn unserer liebenswürdigen Frau Doktorin? Und noch ein ganzes Dutzend ähnlicher Fragen, welche so rasch auf einander folgten, daß sie unmöglich beantwortet werden konnten.

Es lag unbestritten etwas Absicht und Koketterie in der sprühenden Lebhaftigkeit und sanguinischen Beweglichkeit Malwinens, aber die gewandten geschmeidigen Bewegungen ließen den tadellos ebenmäßigen Wuchs der schlanken Gestalt, die sprudelnde Lebhaftigkeit von Malwinen's Temperament im vortheilhaftesten Lichte erscheinen; ihre schönen großen munteren Augen hatten einen reizenden Glanz, ihre Stimme erklang so herzlich, ihr Lachen so fröhlich und ansteckend, daß man sich dem wohlthuenden Eindruck nicht entziehen konnte, wenn man auch nicht ganz an die Aufrichtigkeit dieser demonstrativen Zärtlichkeit und Innigkeit glaubte.

Aus den lächelnden Augen der Freiin v. Drosbach schoß auf eine Sekunde ein giftiger Blitz, aber sie drängte den Unmuth darüber zurück, daß Malwine sie bisher geflissentlich ignorirt zu haben schien, und verheimlichte ihren Neid auf die jugendliche Frische und Unmittelbarkeit Malwinens.

„Wir haben noch einen lieben Gast hier, Fräulein von Hopfen," hub nun Graf Ludwig an, um sich Aurelien gegenüber nichts zu vergeben. — „Baronesse Aurelie von Drosbach — Baronesse Malwine von Hopfen! stellte er die beiden Damen sich wechselseitig vor. „Sie werden sich hoffentlich während unseres Zusammenlebens auf Lindhorst bald näher kennen lernen!"

Die beiden jungen Damen versicherten sich gegenseitig, wie angenehm ihnen diese Bekanntschaft sey, nachdem sie schon so viel Schmeichelhaftes und Gutes von einander gehört hätten. Allein der erste Eindruck war bei beiden unverkennbar ein antipathischer. Aurelie konnte sich nicht versagen, bei aller grinsenden Freundlichkeit doch eine gewisse stolze Zurückhaltung in ihren Gruß zu legen, welche sich je länger desto mehr steigerte, nachdem sie bemerkt zu haben wähnte, daß Malwine ihre Begrüßung mit einem etwas sarkastischen Lächeln beantwortet hatte, von dem sehr schwer zu sagen war, ob es eine Regung von heimlicher Schadenfreude oder von Ironie über den profusen Aufwand von Kunst, von poudre de riz, Schminke, Haarfärbemitteln und künstlichen Locken in Baronesse Drosbachs Aufzug war.

„Der Wagen wartet, meine Damen! das Gepäck und die Dienerschaft werde ich sogleich abholen lassen," sagte Graf Ludwig. „Lassen Sie uns einsteigen, meine Damen! — Lieber Doktor, Sie fahren doch auch mit uns, und begnügen sich mit dem Platz auf dem Rücksitz, nicht wahr?"

„Sehr verbunden, Herr Graf, falls ich nicht belästige," entgegnete Holthaus. „Oder ist vielleicht nicht Graf Willibald in der Nähe, dem ich mich anschließen könnte?"

„Ich bedaure, lieber Doktor! mein Bruder ist noch verreist, wird aber ohne Zweifel in kürzester Frist zurückkommen, da der Magnet wieder hier ist, der ihn unwiderstehlich anzieht — Fräulein v. Hopfen," sagte Graf Ludwig.

— „Diese Behauptung ist mehr kühn als gegründet, Herr Graf," erwiderte Malwine flüchtig erröthend, aber mit ernsthaftem, beinahe abweisendem Tone. „Ich schmeichle mir nicht, eine derartige Anziehungskraft zu besitzen, welche einen jüngern Sohn vergessen ließe, daß ich nur eine sehr bescheidene Mitgift mitbringe. Ihr Epigramm kam nicht an die richtige Adresse, Herr Graf."

Dafür aber das Deinige um so mehr, verwünschte Katze! dachte Ludwig, denn er sah eine rasche Gluth über Aureliens Wangen gleiten, einen finstern giftigen Blitz aus ihren freundlichen Augen zucken. — „Verzeihung, wenn mich meine Wahrnehmungen täuschten, Fräulein v. Hopfen — ein Epigramm aber sollte meine Bemerkung nicht enthalten," erwiderte er mit ruhiger Würde und einem verbindlichen Tone. „Indeß trève de parole, ma chère baronne! wollen Sie mir das Vergnügen schenken, den Platz neben mir auf dem Vordersitz einzunehmen, Fräulein von Hopfen? Die Freiin v. Drosbach wird die Gewogenheit haben, mit Cecy den Mittelsitz einzunehmen und nun vorwärts? Roman wird uns sehnlichst erwarten!" Er half den drei Damen eigenhändig in den Wagen, schwang sich dann auf seinen Sitz, schüttelte die Zügel und die beiden mecklenburger Vollblutpferde flogen im schlanken Trabe auf der ebenen Straße dahin.

Graf Ludwig konnte sich nicht versagen, von seinen Kissen herab heimlich die reizende schlanke Blondine an seiner Seite zu betrachten, welche sich seitwärts in die Ecke zurückgelehnt hatte und mit Aurelien und Cecy plauderte. Die hübschen pikanten Züge, das leuchtende große Auge, welches jede Aeußerung ihres hübschen, etwas sinnlich aufgeworfenen Mundes so beredt commentirte, bald munter blitzte und zu lachen schien, bald sinnend ernsthaft drein schaute, die intelligente Stirne, das etwas starke Kinn, der Ausdruck von klar bewußtem festem Willen um die Mundwinkel, das üppige dunkelblonde Haar unter dem leichten koketten Strohhütchen, die unbeschreibliche und scheinbar unbewußte Anmuth in der ganzen Erscheinung, — das alles fesselte den Majoratserben in höherem Grade, als er an das Licht treten lassen wollte, und er fühlte abermals recht deutlich, wie er dem Besitz dieses gewinnenden Wesens jede weltliche Rücksicht opfern konnte.

Die Strahlen der Spätsommersonne machten sich noch recht bemerklich, denn die Hitze drückte gewaltig. Die Damen hatten sich in die Ecken des Wagens zurückgelehnt und betrachteten unter ihren Sonnenschirmen hervor indolent die Aussicht. Malwine erschien dem Grafen heute ernster und etwas blässer als sonst; ein eigenthümliches geheimes Feuer glühte in ihrem dunkelblauen Auge, das von dunklen Rändern umgeben war, und in ihrem Wesen lag etwas unbeschreiblich Schmachtendes, eine gewisse träumerische Schlaffheit und Sich-gehen-lassen.

„Sind Sie mir böse, süßes Herz? habe ich Ihnen mit meinem Scherze von vorhin wehe gethan, meine Theuerste?"

flüsterte Graf Ludwig bittend in italienischer Sprache, welche, wie er wußte, weder Fräulein Aurelie noch seine Schwester verstanden.

— „Ich Ihnen zürnen, Graf? Mit nichten!" erwiderte Malwine leise ohne ihre Stellung zu verändern, und schlug nur die großen Augen ernsthaft zu ihm auf. „Sie haben mir keinen Grund gegeben, mich für beleidigt zu halten, denn Ihre Neckerei schadete nicht mir!"

„Nicht? Ei es sollte Ihnen auch nicht schaden, meine Theuerste," flüsterte er. „Es war im Grunde eine alberne Bemerkung, aber die Eifersucht gab sie mir ein, denn ich weiß, Sie sind dem Jungen mehr gewogen als mir."

— „Ich fürchte, dieser Beweis würde Ihnen schwer werden, Graf!" entgegnete sie mit lauerndem strengem Blick; „worauf gründet sich dieser Argwohn?"

„Auf die sichtliche Bevorzugung, die Sie meinem Bruder zu Theil werden lassen, — auf den vertraulichen scherzhaften Ton, welchen er sich gegen Sie erlauben darf, grausames Mädchen!"

— „Habe ich Ihnen je verboten, denselben Ton gegen mich anzuschlagen, falls Sie es vermöchten, Graf?" flüsterte Malwine mit einem ironischen Lächeln. „Aber Sie können nicht scherzen, gnädiger Herr!"

„Und warum nicht, Grausame?"

— „Weil Ihre Selbstsucht und Ihr Stolz es nicht zulassen."

„Und warum halten Sie mich für einen Egoisten?" fragte er lebhaft; „wo habe ich gerade Ihnen Beweise dafür gegeben?"

— „Der augenfälligste Beweis war Ihre Neckerei von vorhin, Graf Ludwig! oder wollten Sie etwa behaupten, daß Sie die Pläne nicht kennen, welche Ihre Mutter mit der Dame hinter uns und Ihrem Bruder vorhat? Sie haben diesen Plan durchkreuzt und den Verdacht der Dame geweckt; Sie haben Ihrem Bruder die Werbung erschwert und mich in ein falsches Licht gestellt. Sie mißgönnten Ihrem Bruder die vortheilhafte Heirath!

„Ich? — Sie irren, meine Theure! — im Gegentheile, mein aufrichtiger Wunsch ist, daß der Junge reussire und dadurch in rangirte Verhältnisse komme!"

— „Das glaube ich nicht! Ihr Stolz, Ihre Engherzigkeit lassen dieß nicht zu, denn Sie berechnen im Stillen, daß Ihr Bruder dann nahezu ebenso reich seyn würde wie Sie. Mit Einem Wort, Sie haben besondere Gründe, ihm diese Parthie nicht zu gönnen!"

„Und welche wären diese?"

— „Wer vermag in einem Herzen wie das Ihrige zu lesen, das für Alle ein verschlossenes Buch ist?"

„Nur nicht für Sie, Grausame! Ihnen habe ich seinen ganzen Inhalt aufgethan!" sprach er mit eigenthümlicher Betonung und einem Blick voll verhaltener Leidenschaft. „Sie wollten nicht darin lesen!"

— „Weil ich mich nicht auf Hieroglyphen verstehe, wie ich schon einmal sagte, Graf. — Es genügte vielleicht die Wahrnehmung, daß Andere jene Verbindung Ihres Bruders wünschten, um Sie mit dem Verlangen zu erfüllen, dieselbe zu vereiteln."

„Sie sind bitter und ungerecht, meine Liebe; Sie hegen ein Vorurtheil gegen mich," sagte Ludwig, sich auf die Lippen beißend, und schaute zerstreut vor sich hinaus. — „Eine Frage, meine Theure, die Sie mir offen beantworten müssen, um Ihretwie um meinetwillen," fuhr er dann nach einer Weile fort; „sagen Sie mir ehrlich: gehören Sie ebenfalls zu denjenigen Personen, welche aufrichtig wünschen, daß mein Bruder diese Parthie mache?"

— „Wer gibt Ihnen ein Recht, diese Frage zu stellen, Herr Graf?"

„Der Wunsch, über Ihr Herz in's Klare zu kommen, zu wissen, ob Sie den Jungen lieb haben, so innig lieben, daß Sie seinem weltlichen Glück Ihre Neigung oder seinen Besitz opfern könnten," entgegnete Graf Ludwig und schaute dabei Malwine mit düster glühenden Augen verstohlen forschend an. — „Nennen Sie es Egoismus oder wie Sie wollen, aber ich gebe Ihnen mein Wort als Cavalier, daß wenn Sie mir versprechen, innerhalb drei Monaten mir Ihre Hand zu reichen, so erhält der Junge binnen drei Tagen das Jawort der Dame hinter uns. Wollen Sie auf diesen Vertrag eingehen?"

— „Niemals."

„Ah! sehen Sie, ich wußte es ja, daß Sie den Jungen selbst haben wollen!" versetzte Graf Ludwig knirschend; „Sie lieben ihn, aber ebenfalls mit der vollendetsten Selbstsucht einer Frau!"

— „Wer sagt Ihnen das, Graf?"

„Mein Instinkt, meine Eifersucht!"

— „Die Logik der Leidenschaft ist immer eine falsche, Graf," gab Malwine ruhig und würdevoll zur Antwort. „Wenn diese Frage nur ein Versuch seyn sollte, hinter ein vermeintliches Geheimniß meines Herzens zu kommen, Graf, so war es eine unedle Handlung. Wenn aber Ihr Vorschlag ernst gemeint war, so ist es ein Irrthum. Wie dürfte ich mich anmaßen, auf solche Weise bestimmend in das ganze Leben und in die Seele eines Andern einzugreifen ohne dessen Willen und Absicht, selbst wenn er mir ganz fremd und gleichgültig wäre? geschweige denn, wenn er mir befreundet, der Sohn meiner mütterlichen Gönnerin, der Bruder meiner theuersten Freundin ist? Wissen Sie denn überhaupt, ob Ihr Bruder einen Werth auf den Besitz jener Dame und jenes Vermögens legt? — Ah, sehen Sie, mein umsichtiger, besonnener, stolzer Herr! Sie fallen aus der Rolle, und gerathen von einem Irrthum in den andern!" fügte sie mit einem überlegenen sarkastischen Lächeln hinzu und wandte sich dann an Aurelien mit einer Bemerkung über den herrlichen, wehrhaften, romantischen Anblick, welchen Schloß Lindhorst von diesem Standpunkte aus gewähre. —

Graf Ludwigs Bemerkung über die Anziehungskraft, welche Malwinens Nähe auf seinen Bruder ausübe, erhielt aber eine scheinbare Bestätigung durch den Umstand, daß Willibald noch im Lauf des Nachmittags auf dem Schlosse ankam und zwar mit Extrapost und von Osten her. Er kam, wie er sagte, aus

Württemberg, wo er sich die landwirthschaftliche Akademie Hohenheim, die Ackerbauschulen und landwirthschaftlichen Zustände eingesehen und den Rath erfahrener Landwirthe über seinen neuen Lebensplan eingeholt haben wollte. Er schien erstaunt, Aurelien und Malwinen auf Lindhorst vorzufinden, und begegnete der ersteren mit beeiferter Auszeichnung, Malwinen aber mit dem früheren Abandon und beinahe brüderlichen ruhigen Tone. Mit Dr. Holthaus und der Gräfin hatte er noch im Verlauf des Abends eine kurze Unterredung, mit deren Ergebniß alle drei sehr zufrieden erschienen, denn Wilibald legte unmittelbar darauf im Salon, wo sich alle zusammenfanden, seine gewöhnliche liebenswürdige Unbefangenheit und seinen ansteckenden heiteren Frohmuth an den Tag. Selbst die Gräfin Mutter war aufgeräumter und von einer mildern ungezwungenern Freundlichkeit, als man sie seit Wochen gesehen hatte, und bethätigte gegen Aurelie die wärmste Zärtlichkeit und Innigkeit.

Wilibald hatte Aurelien den Arm gereicht, als es zum Souper ging, und als ihr Nachbar sich unverkennbare Mühe gegeben, einen günstigen Eindruck auf den Gast zu machen, und die leuchtenden Augen, das geschmeichelte Lächeln, die halbe Vertraulichkeit Aureliens bewiesen allen Tischgenossen, daß die reiche Erbin ein unverhohlenes Wohlgefallen für den schmucken Jungen an den Tag legte, und selbst nach dem Abendessen es darauf anlegte, ihn in ihrer Nähe zu fesseln. Er mußte ein Duett mit ihr singen, und sie wandte ihm das ganze Verdienst des gewonnenen Applauses zu. Als sie sodann, mit einer zierlichen feinen Arbeit beschäftigt, neben Gräfin Waal auf dem Sopha Platz genommen hatte und er Miene machte, ihr auf einen Augenblick zu entweichen, um mit dem Maler oder dem Advokaten zu plaudern, rief sie ihn rasch wieder zu sich zurück, um ihn, wie sie sagte, um etwas zu befragen.

„Apropos, Graf, kennen Sie einen Premierlieutenant v. Holbach bei den Dragonern?“ rief sie ihm nach.

— „Gewiß, meine Gnädige, Holbach war ja mein Kamerad. Was ist's mit ihm?“

„Haben Sie schon von seiner neuen Aventüre gehört, die gegenwärtig das Thema aller Salons ist?“

— „Kein Wort, meine Gnädige! Ueberhaupt wie kommt Holbach zu Abenteuern? Dieser Stubenhocker und gesetzte Junge, der eine riesige Scheu vor Schulden und Depensen hatte und im Rufe stand, sogar noch von seiner Gage Ersparnisse zu machen? Sie spannen meine Neugier, Gnädigste!“

„Ah, sehen Sie! stille Wasser sind betrüglich!“ erwiderte Aurelie lächelnd. „Dieser ‚gesetzte Junge‘, wie Sie ihn nennen, hat eine junge reiche Erbin entführt und sich mit ihr trauen lassen, wenn gleich dabei, wie es scheint, mehr mercenäre als romantische Motive mitunterlaufen!“

— „Nicht möglich, meine Gnädige! ich hätte von Holbach eher erwartet, daß er ein Gebetbuch schriebe, als eine Dame entführte,“ sagte Wilibald. „Da muß diese auf Ehre mehr dazu gethan haben, als mein ehemaliger Kamerad! Ah, das ist nicht möglich — das muß eine Verwechslung oder eine Mystifikation seyn.“

„Keines von beiden — man hat mir gestern in Heidelberg die Geschichte ganz genau und umständlich erzählt, und da ich mich zu keiner Discretion verpflichtet habe, so bin ich gerne erbötig, Ihnen alles mitzutheilen, was ich davon weiß,“ sagte die Baronin.

Alle rückten in Erwartung einer pikanten Geschichte näher und bestürmten Aurelien mit Bitten um dieselbe.

„Herr v. Holbach soll vergangenes Frühjahr die Bekanntschaft einer englischen Familie gemacht haben, bei welcher eine entfernte Verwandte, eine junge Waise von bedeutendem Vermögen, war,“ hub Aurelie an. „Die junge Dame, Miß Amelia Jetsom, scheint ein sehr lebhaftes Interesse für den Offizier kundgegeben und denselben einigermaßen ermuthigt zu haben. Offenbar traten beide mit einander in lebhaften Briefwechsel und sahen sich zuweilen in einem kleinen Badeorte, in dessen Nachbarschaft Miß Jetsom's Vormund, Rodgers, ein Landhaus gemiethet hatte. Man sagt, dieser Herr Rodgers, ein ehemaliger Fabrikant, habe nicht übel Lust gehabt, die Hand und das Vermögen der jungen Erbin, welche jedoch, beiläufig gesagt, nicht sehr anziehend seyn soll, einem seiner Söhne zuzuwenden, und deßhalb sich mit seinem Mündel und seiner eigenen Familie nach Deutschland begeben, um die kostbare Parthie vor etwaigen Anschlägen anderer Vermögenjäger sicher zu stellen, bis sein Sohn, der präsumtive Bewerber um Miß Amelia's Hand, aus Ostindien zurückgekehrt seyn würde, was im Laufe dieses Sommers hätte geschehen sollen. Die Erbin gab jedoch unbedingt dem deutschen Offizier den Vorzug vor dem Civilbeamten der ostindischen Kompagnie, und der Himmel war den Liebenden günstig, denn der junge Rodgers erkrankte auf der Heimreise und mußte in Kairo liegen bleiben. Miß Jetsom aber war inzwischen mündig geworden und hatte sich Abrechnung über ihr Vermögen von dem alten Rodgers stellen lassen, weil sie die bestimmte Absicht geäußert, sich nicht eher zu verheirathen, als bis sie mündig geworden. Der Vormund scheint seiner Sache so sicher gewesen zu seyn, daß er hinter dieser mädchenhaften Grille keinen tiefern Grund suchte, oder er wollte vielleicht uneigennütziger erscheinen, als er wirklich war. Genug, er deponirte das beträchtliche Vermögen seiner Mündel zu deren Verfügung in einer Bank und erlaubte dieser, eine befreundete Familie im Rheingau auf einige Wochen zu besuchen, wo er Miß Jetsom gut gehütet glaubte, während er seinem Sohn entgegen reiste. Dieser langte denn auch mit seinem Vater am vergangenen Sonnabend in M. an und wollte am folgenden Tage zu der jungen Erbin reisen und diese abholen, als am Abend nach seiner Ankunft eine Telegramm aus Rüdesheim eintraf, daß Miß Jetsom plötzlich spurlos verschwunden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Der schwarze Gentleman.

Aus den Erinnerungen eines Arztes.

1.

Meine Erzählung beginnt im Jahre 1834, auf dem Rheinstrom, zwischen Mainz und Köln. Das Dampfboot, auf dem ich Passage genommen hatte, trug den Namen der Rheinnixe, Loreley. Eben hatten unsere beiden Kanonen den Rheinstein salutirt und wurden wieder geladen, um der Pathin des Dampfers ihren Tribut zu zollen, als das Geschrei der Passagiere, welche sich lebhaft über die schöne Szenerie unterhielten, plötzlich durch ein lautes Geräusch unterbrochen wurde. Alle blickten nach der Richtung, aus welcher die Störung kam, und sahen mit nicht geringem Erstaunen, daß ein kleiner Tisch vom ernstesten, gesetztesten, stillsten und zurückhaltendsten aller Passagiere umgeworfen worden war. Wegen seines eigenthümlichen Wesens, welches sich nur mit dem Charakter eines Engländers zu vertragen schien, hatten wir diesem Manne vermittelst Akklamation den Namen „der schwarze Gentleman" beigelegt. Seine Physiognomie und sein allgemeiner Anstand flößten Achtung und Ehrerbietung ein. Es war nichts Mürrisches an ihm, nichts, was der Sympathie wehrte, aber doch hätte Niemand sich einfallen lassen, sich ihm vertraulich zu nähern, wenn er nicht selbst die Veranlassung dazu gab. Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit. Niemand sprach zu ihm, und nur flüsternd unterhielt man sich über ihn, obgleich er die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zog. Es herrschte deßhalb allgemeines Erstaunen darüber, daß gerade diese Persönlichkeit sich eine solche Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen ließ. Aber der schwarze Gentleman entfernte sich, ohne von diesem geringfügigen Vorfall Notiz zu nehmen, und unwillkürlich, durch eine Art magnetischen Zaubers zu ihm hingezogen, folgte ich ihm.

Da stand er, eine hohe, stolze Gestalt, und sah mit unterschlagenen Armen zu den unter'm Ruderschlag aufschäumenden, brausenden, zischenden Wellen des Stromes hinab. Als ich seine ruhigen, regelmäßigen Züge betrachtete, stellte ich mir unwillkürlich vor, wie dieser Mann sich benehmen würde, wenn er plötzlich ein menschliches Wesen mit den Fluthen um's Leben ringen sähe, und ich mußte mir gestehen, daß er meine Erwartungen täuschen, ja daß er fast vor meinen Augen verlieren würde, wenn seine Züge nicht selbst bei einem solchen Anblick ihre düstere Starrheit beibehielten. — Während diese Gedanken mich beschäftigten, hörte ich von St. Goar her ein Glöcklein erklingen. Das Boot fuhr langsamer, und wir sahen, wie ein kleiner Nachen vom Ufer abstieß. In demselben befanden sich als Passagiere eine Frau und ein etwa sechsjähriger Knabe, welcher auf dem Schooß seiner Mutter zu schlummern schien. Auf Kommando des Kapitäns ruhten jetzt die Räder, und der Dampfer trieb nun mit dem Strome fort; aber noch immer schäumten die Wellen, und ließen die schwache Barke in allen ihren Fugen erbeben. Ich hatte meine Augen davon abgewendet, als plötzlich ein durchdringender Schrei mich erzittern ließ. „Jesus Maria, mein Kind, mein Kind!" Alle Passagiere stürzten nun der Seite zu, an welcher ich stand. Beim Ergreifen des Strickes, welchen man ihm vom Boot aus zugeworfen, hatte der Führer des Kahns das Gleichgewicht verloren und die elende Nußschale war umgeschlagen. Eben zog man diesen Mann am Strick empor, und einer der Matrosen, welcher von der obersten Stufe der Leiter hinabgesprungen, faßte gerade die Frau, welche im Begriff war, unter das Rad zu gerathen. Aber das Kind! Wer rettet das Kind? Der Strom hatte den Dampfer bereits eine Strecke von mehreren Kabellängen fortgeführt, und kaum konnte man noch über dem Wasser einen kleinen Strohhut unterscheiden, dessen blaue Bändchen im Winde flatterten. Nach einem Augenblick grabähnlichen Schweigens machte sich die Alle beseelende Angst in einem unterdrückten Stöhnen Luft. Wir unterschieden deutlich die kleinen Hände des Kindes, welches vergebens mit der Gewalt des Stromes kämpfte und dessen Kräfte bald erschöpft sein mußten. Es sank unter und verschwand, aber einen Augenblick darauf kam das blonde Köpfchen wieder zum Vorschein und wurde von einem Schrei begrüßt, welcher sich jeder Brust entrang. Dann wurde es wieder still. Alle blickten nach einem Punkte, alle Arme waren nach einer Richtung ausgestreckt, denn man sah jetzt die schwarzen Arme eines rüstigen Schwimmers, welche mit mathematischer Regelmäßigkeit und Präzision die Wellen zertheilten. Es war als schwämme er zu seinem Vergnügen, eine solche Ruhe, ja eine solche Gleichgültigkeit verriethen die Bewegungen, von denen ein Menschenleben abzuhängen schien. Auch war das allgemeine Gefühl mehr das einer entrüsteten Ungeduld als einer dankbaren Bewunderung. Der schwarze Gentleman — denn er war es, welcher sich unbemerkt von dem Schiffsdeck hatte hinabgleiten lassen — wandte offenbar nicht die Hälfte der Kraft an, über die er zu verfügen hatte. Als das Kind nur noch eine kleine Strecke von ihm entfernt war und er's vermittelst einer gewaltigen Anstrengung erreichen konnte, ließ er diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen. Die Zuschauer stießen einen Schrei der Entrüstung aus, den er jedoch nicht vernehmen konnte, da er gerade in dem Augenblick, als das Kind wiederum verschwand, auch seinerseits untertauchte. Neues Schweigen, das Resultat einer unsäglichen Angst, welche aber nach wenigen Sekunden — jede Sekunde galt hier ein Jahrhundert — durch einen hundertstimmigen, gellenden Triumphschrei unterbrochen wurde. Da war der Schwimmer, und eine seiner nervigen Hände hielt das gerettete Kind empor.

Noch langsamer, noch bedächtiger als zuvor sich dem Strom überlassend und das kleine Wesen, welches er dem Abgrund entrissen, wie einen leblosen Gegenstand vor sich schiebend — gleichgültig gegen das Ergebniß seiner Anstrengungen, gleichgültig gegen das Interesse, dessen Mittelpunkt er geworden, kam der schwarze Gentleman nach und nach dem Dampfboot nahe. Ich sah, wie man das Boot hinabließ, welches ihn und das Kind aufnehmen sollte; ich sah, wie der unermüdliche Schwimmer den Beistand des Bootes von sich wies, und jetzt erst suchte ich in den Gesichtern der Passagiere den Widerschein

der freudigen Empfindungen, welche mich erfüllten. Alle Physiognomieen strahlten, außer einer einzigen; alle Blicke funkelten jubelvoll, außer dem einer Dame, welche ich in diesem Augenblick für die leibhaftige Loreley hätte halten können. Sie war schön; aber es war die versteinernde Schönheit der antiken Meduse. Eiskaltes Blut in den Adern, ruhig, gleichgültig, unerbittlich — so hatte sie einem Spiel zugeschaut, bei welchem ein Menschenleben den Einsatz bildete, und so schaute sie auch jetzt darein. Auf einer Erhöhung sitzend und die aufgeregte Menge überragend, dachte sie nur daran, den lebenden Marmor, aus welchem sie gebildet schien, durch den Sonnenstrahl erwärmen zu lassen. Ihre Arme versteckten sich unter dem langen, seidenen Shawl, dessen über der Brust zusammengelegte Falten die untadelhaften Formen ihrer prachtvollen Schultern unverhüllt ließen. Ich mußte mich darüber wundern, daß sie mir erst jetzt auffiel. Den schwarzen Gentleman hatte ich in der Betrachtung dieses geheimnißvollen Wesens, welches in meiner Phantasie noch immer mit der Loreley zusammenfloß, ganz vergessen, als er plötzlich auf die Erhöhung trat und sich vor sie stellte. Welche Veränderung war mit dem Gesicht vorgegangen, dessen regungslose Schönheit ich vorhin bewundert! Ein stilles, aber glühendes Flehen malte sich in den Zügen, von denen ich geglaubt hatte, daß sie zu ewiger Ausdruckslosigkeit verurtheilt seien. Kalt und stumm blickte die schöne, kalte Loreley auf die leidenschaftliche Bitte, welche in diesen Augen, in diesen Zügen geschrieben stand. Dann entrangen sich der Brust des schwarzen Gentleman mit tiefer, aber zitternder Stimme die Worte: „Also nie?" Und die Antwort der Loreley lautete wie ein höhnendes Echo: „Nie!"

Eine leichenartige Blässe lag auf dem Antlitz des Unglücklichen, welchem dieser grausame Urtheilsspruch verkündet wurde. Aber schon in der nächsten Minute hatten die marmornen Züge wieder ihre frühere Ruhe angenommen, und er stieg mit derselben Theilnahmlosigkeit zur Kajüte hinab, mit der er zuvor das Verdeck überschritten hatte. Die Loreley folgte ihm fast unmittelbar darauf. Zum Kinde eilend, welches noch so eben dem Tode geweiht schien, überzeugte ich mich, daß für dasselbe nichts zu befürchten sei, und theilte dies der weinenden Mutter mit, als ein ergrauter Kammerdiener die arme Frau im Namen des Grafen und der Gräfin R. bat, mit dem Kinde in einen reservirten Salon zu kommen, in welchem man alle nöthigen Anstalten zu seiner Pflege getroffen habe.

Als die vier Hauptpersonen dieses kleinen Dramas sich zurückgezogen hatten, wurde der Steward des Dampfboots mit Fragen über den schwarzen Gentleman bestürmt. Er wußte aber darauf nur wenig zu antworten. Der Gegenstand unserer Neugier war der Graf R., Besitzer eines großen Majorats in Schlesien, der letzte Sprößling eines alten Geschlechts, welches mit ihm erlöschen zu sollen schien. Was aber die geheimnißvolle Loreley betrifft, die Zauberin mit der strengen Miene, deren Einfluß mich für einen Augenblick vollständig gebannt hatte, so war sie — ich mußte mich eben darein finden — nicht etwa eine Rheinnixe, sondern eine schlichte Gräfin, die Gattin des kühnen Schwimmers. Während die Humanität des letzteren mit Enthusiasmus gepriesen wurde, fand die eisige Gleichgültigkeit der Gräfin namentlich bei den Frauen eine sehr mißbilligende Beurtheilung, obgleich einige Herren sie zu vertheidigen und ihre Ruhe durch ihre feste Ueberzeugung zu erklären suchten, daß ihr Mann nicht nur sich, sondern auch das Kind wohlbehalten aus der Affaire ziehen werde. Hierzu kam außerdem noch der Verdacht, daß es mit der Dame nicht recht richtig sein möchte. Ein Geheimer Oberregierungsrath trat dazwischen, und gab uns einige wenige Aufschlüsse über das Paar. Der Graf und die Gräfin lebten fast während des ganzen Jahres auf dem Majorat, welches zehn Meilen von Breslau entfernt lag, in vollständigster Abgeschiedenheit von der Welt. Nie machten sie Besuche, und nie empfingen sie Fremde bei sich. Von Zeit zu Zeit verließen sie Deutschland, um einige Monate in Paris zuzubringen. Da es für das Majorat keine direkte Erben gab, so mußte dasselbe nach dem Tode des Grafen an eine Seitenlinie fallen. Niemand interessirte sich in Schlesien für das merkwürdige Ehepaar.

Mit diesen Erklärungen fand die Unterhaltung ihren Abschluß. Wir näherten uns dem Ziel unserer Reise, und die Gruppe der Plauderer zerstreute sich nach und nach. Alle außer mir schienen entschlossen zu sein, nicht weiter über das Gehörte und Gesehene nachzudenken. Ich aber beugte mich träumerisch über die Brustwehr und vergegenwärtigte mir den unaussprechlichen Schmerz, welchen ich hinter den bleichen, starren Zügen der Gräfin verborgen glaubte, die geistige Tortur, welche sich in den Blicken offenbarte, die von Zeit zu Zeit aus den schwarzen Augen ihres Gemahls schossen. Wahrlich, sagte ich mir, was auch das Geheimniß dieser beiden Seelen sein mag, ich habe genug gesehen um zu wissen, daß sie auf ewig durch ein unversöhnliches Geschick mit einander verbunden sind.

Die Sonne senkte sich und war schon beinahe verschwunden, als wir langsam vor dem schwärzlichen Gemäuer der alten Kaiserstadt Kolonia hinglitten. Die breiten Thürme des Doms zeichneten sich schwarz am purpurnen Horizont ab, und als ich den Blick zum kolossalen Krahn erhob, welcher seine skelettartigen Arme gegen den Drachenfels ausstreckt, schien es mir als riefe er diesem zu: „Niemand kann das Vergangene zurückrufen. Die Jahre kommen und vergehen, und von der Zeit, die da war, sind nur wir noch dageblieben. So lasse denn unser Streben der Versöhnung geweiht seyn!"

Und der Fels, dem Stück für Stück das gigantische Gemäuer des Doms entrissen wurde, antwortete auf diesen melancholischen Anruf nur durch ein finsteres Schweigen.

2.

Kaum weiß ich mir selbst Rechenschaft darüber abzulegen, wie ein Ereigniß gleich dem im vorigen Kapitel beschriebenen einen solchen Eindruck auf mich machen konnte. Was hatte ich denn am Ende gesehen? Ein umgestürztes Boot und einen Knaben, welcher durch einen rüstigen Schwimmer vom Tode gerettet wurde. Der Schwimmer war zufällig ein schlesischer Graf und mit einer Frau von auffallender Schönheit verheirathet, ohne daß das Glück dieser Ehe zu lächeln schien. In diesem allem lag nichts Ungewöhnliches. Es kommt häufig

vor, daß ein schlecht geführtes Boot umstürzt, daß jemand in's Wasser fällt und von einem geübten Schwimmer gerettet wird, und noch häufiger sind unglückliche Ehen in den höheren Ständen. Dennoch aber bildete der Vorfall auf dem Rheinboot eine Epoche in meinem Leben. Es war mir vergönnt worden, mit einem Blick das innerste Geheimniß zweier Wesen zu erlauschen. Welcher Art dies Geheimniß sei, blieb mir bis jetzt verborgen; aber mit dem einen Blick hatte ich erkannt, daß ein Gedanke, ein Gefühl diese beiden für einander bestimmten Wesen auf immer von einander fern hielt.

Welches Seelenleben mußte hier verborgen liegen, welches Glück hier durch ein unerbittliches Verhängniß erschüttert sein! „Also nie?" hatte der Graf, nachdem er ein Menschenleben gerettet, leise flüsternden Tones, mit einem unaussprechlich bittenden Blick gesagt. „Nie!" lautete die Antwort der grausamen Loreley, und mit der stummen Resignation der Verzweiflung beugte der Verurtheilte das Haupt. Diese nur von mir beobachtete Szene hatte mich so tief gerührt, daß sie meinen Studien eine ganz neue Richtung verlieh. Alle meine Forschungen waren von jetzt an darauf gerichtet, das geheimnißvolle Band zu erspähen, welches das Leben des Geistes mit dem des Körpers vereint und beide von einander abhängig macht, denn ich konnte mich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das Gleichgewicht des zwiefachen Daseyns im Grafen sowohl wie in der Gräfin gestört sey. Das Mitleid, welches ich für sie empfand, erstreckte sich auf alle in ähnlicher Art Leidende, und stößte mir den brennenden Wunsch ein, ihnen zu helfen. Vergebens streben wir durch Chinin das körperliche Fieber zu bändigen, wenn es uns nicht gleichzeitig gelingt, durch ein entsprechendes Mittel das überreizte Gehirn zu beruhigen, und ebenso wenig vermögen wir den leidenden Geist zu heilen, wenn nicht dem Körper durch zweckmäßige Behandlung die Kraft verliehen wird, die Energie des Kranken zu unterstützen. Hieraus ergibt sich die unabweisliche Nothwendigkeit der von mir angedeuteten Forschung.

Während des diesem Vorfall auf dem Rhein folgenden zweijährigen Aufenthalts in Paris besuchte ich, so oft es anging, die Irrenhäuser und saß häufig am Lager der Fieberkranken, um das psychologische Räthsel ihres Deliriums zu ergründen. Auch an mir selbst suchte ich trotz der Schwierigkeiten eines solchen Experiments ähnliche Studien zu machen. So hatte — um nur ein Beispiel anzuführen — Einer den Auftrag, mich zu verschiedenen Stunden zu wecken, damit ich den Gang meiner eigenen Träume überwachen könnte. Auf diese Weise wollte ich die traumhaften Eindrücke in ihrer vollen Frische festhalten, den Einfluß der verschiedenen Stunden und der verschiedenen Bedingungen, denen der Körper unterworfen war, ermitteln, um hierdurch die Materialien für eine psychologische Abhandlung zu sammeln, welche ich in der vollen Kraft meiner reiferen Jahre auszuarbeiten gedachte.

Und immer wieder trat dabei die Erinnerung an das gräfliche Ehepaar vor meine Seele. Es erfüllte mich ein glühendes Verlangen, in derselben Weise auf das Leben dieser beiden Unglücklichen einzuwirken, wie sie auf das meinige influirt hatten. Die Unruhe, welche der Graf mir verursachte, gab mir in meinen Augen das Recht auf alle Geheimnisse seines Lebens, und da es mir weder an Muße noch an pekuniären Hülfsmitteln mangelte, so bot ich Alles auf, um in Kürze zu meinem Ziele zu gelangen. Ich besuchte die höchsten Zirkel, in denen es mir nicht an Verbindungen fehlte. Ich erkundigte mich auf allen Gesandtschaften, fragte in allen Hotels nach, und ging sogar so weit, auf den Polizeibüreaux Erkundigungen einzuziehen. Aber Alles umsonst, und ich mußte der Hoffnung entsagen, die geheimnißvollen Touristen jemals wieder zu sehen.

So nahte die Zeit meiner Abreise heran, und der alten Sitte gemäß drangen meine Freunde in mich, bevor ich Paris auf immer Lebewohl sagte noch einmal alle Sehenswürdigkeiten dieser interessantesten Stadt der Welt in Augenschein zu nehmen. Aus Gefälligkeit bequemte ich mich dazu, obgleich es in meinen Augen keine abgeschmacktere Rolle gibt, als die eines Kuriositätenjägers. So trat ich denn auch, um dem mir vorgezeichneten Programm gerecht zu werden, eines Abends — zum ersten Mal in meinem Leben — in ein Spielhaus. Was ich dort sah, stimmte mit meinen Erwartungen keineswegs überein. Statt der leidenschaftlich verzerrten Gesichter, die ich mir vorgestellt hatte, trat mir überall eine studirte Ruhe entgegen — und wie jämmerlich erschien mir die künstlich versteckte Leidenschaft, der studirte Heroismus, wenn ich daran dachte, daß Aller Gedanken lediglich auf den Gewinn oder Verlust lumpiger Goldrollen gerichtet seien! Schon wollte ich den glänzenden Saal verlassen, als meine Aufmerksamkeit durch die Bemerkungen rege gemacht wurden, welche die Zuschauer unter einander austauschten. Sie galten der Hartnäckigkeit eines Spielers, welcher seinen Einsatz stets auf dem Roth stehen ließ und schon fünfzehn Mal hinter einander gewonnen hatte. Ich wand mich durch die Menge, um auch meinerseits einen Blick auf den glücklichen Spieler zu werfen, welchen mir Niemand zu bezeichnen brauchte, da die vor ihm aufgehäuften Goldrollen und Banknoten ihn hinreichend verriethen. Aber kaum konnte ich einen Schrei der Ueberraschung zurückdrängen, als ich im Glückskind den Grafen R., den schwarzen Gentleman, erkannte.

Der Eindruck, den er diesmal auf mich machte, erinnerte mich lebhaft an den, welchen ich empfing als ich ihn damals ruhigen, kalten Auges auf das schäumende Gewässer hinabstarren sah. Es bestand jetzt derselbe Kontrast zwischen dem auf seinem Antlitz ausgeprägten unverwüstlichen Phlegma und dem Sturm von Leidenschaften, der ihn umtobte. Die Karten wurden für ein neues Spiel gemischt. Fest überzeugt, daß das Glück seinen Liebling auch diesmal nicht im Stich lassen werde, besetzten alle Spieler das Roth; aber plötzlich, während schon der Croupier den Ruf: „Le jeu est fait, rien ne va plus!" ertönen ließ, sah ich, wie die Goldhaufen, welche bisher auf dem Roth gestanden, wie durch eine unsichtbare Attraktion, ohne daß Jemand gesehen hatte wie es zuging, auf das Schwarz übertragen waren. Der Wechsel kam so plötzlich, daß die andern Spieler den entscheidenden Augenblick unbenutzt vorübergehen ließen. Das Roth verlor, das Schwarz gewann. Zum

sechszehnten Mal hatte der verwegene Spieler triumphirt, und dieser letzte Einsatz sprengte die Bank.

Auf allen Gesichtern malte sich eine grenzenlose Betroffenheit; mir aber, der ich nicht eine Sekunde die Augen vom Spieler abgewendet hatte, war das Ganze absolut unerklärlich, und ich konnte die widersprechenden Zeugnisse meiner Sinne schlechterdings nicht mit einander in Harmonie bringen. Einerseits sagte mir der Augenschein, daß die Farben gewechselt seien; andererseits aber hätte ich darauf schwören mögen, daß die Hand des Spielers nicht einen Augenblick den Haufen berührt. Noch immer saß er wie im Anfang mit verschränkten Armen da und schien dem Spiel nicht das mindeste Interesse zu widmen. Es schien mir unmöglich, daß er eine Hand hätte rühren können ohne daß ich's bemerkte. Aber wer hätte es sonst thun sollen? Unter allen Anwesenden zweifelte Niemand daran, daß es das Werk des Spielers selbst sey. Niemand erhob den geringsten Einwand, und auch dem Croupier, welchem doch Argusaugen zugeschrieben werden, fiel es nicht im Traum ein, die vollkommene Berechtigung des Manövers, welches ihm so verhängnißvoll geworden, in Frage zu stellen. Uebrigens muß ich hinzufügen, daß ich zu sehr mit dem Gesicht des Grafen beschäftigt war, um genau auf das zu achten, was auf dem Tische vorging.

Während mich noch diese verworrenen Eindrücke bestürmten, entstand plötzlich ein Tumult. Der Croupier sprang auf, die mißvergnügten Spieler, welche sich eben entfernten, kehrten um, und Aller Blicke wendeten sich mit dem Ausdruck des Schreckens dem Schlesier zu. Das von fahler Blässe bedeckte Gesicht des Grafen war kaum noch zu erkennen; seine großen, weit geöffneten Augen schienen aus ihren Höhlen springen zu wollen, und seine bläulichen Lippen waren entsetzlich anzuschauen. Ich sah, wie sein Körper im Zustand leichenartiger Starrheit hin und her schwankte und dann vornüber fiel. In der nächsten Sekunde lag er regungs- und gefühllos zu unsern Füßen.

Man trug den Grafen in ein anstoßendes Zimmer, und ich folgte dorthin. Sobald ich mich als Arzt zu erkennen gab, machte Alles mir Platz. Ich fand, daß ein Schlagfluß zu befürchten und ein sofortiger Aderlaß unbedingt nothwendig sey. Glücklicherweise trug ich stets meine Lanzette bei mir, so daß die Operation unverzüglich vollzogen werden konnte. Als sie beendet und der Verband angelegt war, ließ man mich mit meinem Patienten allein. Seine zuvor verzerrte Physiognomie war jetzt wieder ruhig geworden; das Gesicht hatte, obgleich noch immer blaß, wieder die natürliche Färbung und zugleich den edlen Ausdruck angenommen, welcher bei ihm mehr eine Gabe der Natur als das Resultat der Berechnung zu seyn schien. Je länger ich die in einem ruhigen, kindesähnlichen Schlaf vor mir liegende Gestalt betrachtete, desto lebhafter bemächtigte sich meiner ein Gefühl achtungsvollen Mitleids. Ein leichter Seufzer und eine leise Bewegung verriethen, daß der Kranke wieder zu sich komme. Behutsam zog ich mich zurück. Das Schweigen, welches uns umgab, schien mir so heilig, daß ich es um Alles in der Welt nicht hätte brechen mögen.

Nach einer Weile machte der Graf mir mit dem verbundenen Arme ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen möge. Er nahm meine Hand in die seinige und blickte mich lange schwermüthig an. Dann flog ein schwaches Lächeln über seine Züge, und ohne Verlegenheit oder zu stark hervortretende Cordialität sagte er:

„Es ist, wenn ich mich nicht irre, nicht das erste Mal, daß wir uns sehen, und ein Vorgefühl sagt mir, daß wir uns hier nicht zum letzten Mal getroffen haben. Danken mag ich Ihnen nicht, denn einerseits scheint die alltägliche Etikette weder Ihrer noch meiner selbst würdig zu sein, und andererseits ginge ich vielleicht zu weit, wenn ich Ihnen schon jetzt näher träte. Ich kann Sie deßhalb nur bitten, die Behandlung, welcher Sie sich mit so günstigem Erfolg unterzogen, an mir zu Ende zu führen. Finden Sie nicht, daß ich stark genug bin, um nach Hause zu fahren?"

Ohne zu antworten, drückte ich seine Hand und ging dann hinaus, um einen Wagen zu bestellen. Als ich zurückkehrte um dem Grafen sofort zu melden, daß Alles bereit sey, trat mir an der Thür der Croupier mit den Worten entgegen: „Um Vergebung, Herr Doktor; aber wie wird es mit dem Gelde?"

Der Graf hatte, wie es schien, diese Worte durch die eben angelehnte Thür gehört, denn sofort trat er auf die Schwelle und entschuldigte sich höflich wegen der Störung, welche er im Hause verursacht. Dann fügte er hinzu: „Haben Sie die Güte, mein Guthaben aufzuheben. Dieser Herr wird Ihnen morgen die Hälfte abfordern, um darüber meinem Wunsche gemäß zu verfügen; die andere Hälfte wollen Sie gefälligst unter das Personal Ihres Etablissements vertheilen, als kleine Entschädigung für die Mühen und Beängstigungen, welche ich verursacht haben mag."

Natürlich stieg ich zum Grafen in den Wagen und fuhr mit ihm bis zu seinem in der Vorstadt Saint-Germain belegenen Hotel. Es war ein schönes, prachtvoll möblirtes Haus, worin er die erste Etage bewohnte und auf dessen Schwelle ihn derselbe grauhaarige Diener empfing, den ich auf dem Dampfboot bemerkt hatte. Ich gab die nöthigen Anordnungen und entfernte mich mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wieder vorzukommen. Von der Gräfin war an diesem Abend nicht die Rede, und eine Ahnung sagte mir, daß ich diese edle, aber kalte Physiognomie nie wiedersehen würde. Die Loreley war aus meinem Daseyn verschwunden.

Am nächsten Tage empfing mich der Graf mit außerordentlicher Freundlichkeit. Die rasche Wiederherstellung, welche er durchaus mir verdanken wollte, entsprach, wie er versicherte, seiner Lage, da er unverzüglich nach Schlesien reisen müsse. Er fühlte sich stark genug, um die Beschwerden der Reise zu ertragen, und wollte sich noch denselben Abend auf den Weg machen. Zuvor aber hatte er noch eine Bitte an mich. „Wie Sie wissen, verfügte ich gestern Abend über Sie ohne zuvor Ihre Einwilligung erhalten zu haben. Schlagen Sie mir jetzt

meine Bitte nicht ab. Sie müssen sich heute zum Bankhalter bemühen und eine Summe in Empfang nehmen, deren Betrag ich nicht kenne, die aber jedenfalls nicht unbedeutend sein kann. Ich möchte das Geld, über dessen Erwerb ich erröthen muß, nicht gern benutzen. Ich bitte Sie, mein Herr, mich nicht für einen Spieler zu halten. Wie Sie, wurde auch ich nur durch die Neugier in das Haus geführt, in dem wir uns trafen. Es schien mir schicklich, dort durch einen unbedeutenden Einsatz mein Entree zu bezahlen, und als das Glück mir einen Strich durch die Rechnung machte, ließ ich das Geld nur in der Absicht stehen, meinen ursprünglichen Zweck zu erreichen. Den Erfolg kennen Sie."

Hier unterbrach sich der Graf. Es schien mir als wiche sein Blick dem meinigen aus und als zitterten seine Lippen. Aber schnell faßte er sich und fuhr fort: „Ihr Name ist mir nicht fremd; oft wurde er mir von Freunden der Familie Ihrer Mutter genannt, mit denen der Zufall mich zusammenführte. Ich weiß, welcher edlen Aufgabe Sie Ihr Leben widmen, und oft wurde ich fast eifersüchtig auf den hingebenden Enthusiasmus, welcher Ihnen zur Triebfeder dient. Gestatten Sie mir, mich in gewissem Grade mit Ihnen zu verbünden, und nehmen Sie die Summe, welche in Ihren Händen das Werkzeug zur Milderung manches verborgenen Leidens werden kann. Haben Sie darüber disponirt, so erinnern Sie sich Ihres schlesischen Banquiers. Zwei Zeilen von Ihnen, unter Hinzufügung des Namens der Person, welche Ihrer Hülfe bedürftig ist, werden von mir stets augenblicklich honorirt werden. Und jetzt leben Sie wohl! Wir werden uns eines Tages wiedersehen. Davon bin ich fest überzeugt, obgleich das Wann und das Wo mir unbekannt ist."

So nahmen wir Abschied von einander. Während ich der Lösung des Räthsels, welches mich seit Jahren beschäftigte, schon nahe zu sein glaubte, wurde sie mir plötzlich wieder in weite Ferne gerückt. Aber desto tiefer fühlte ich, daß zwischen diesem Manne und mir ein Band bestehe, welches Zeit und Entfernung wohl lockern, aber nicht zerreißen könnten.

3.

Als ich einige Wochen nach diesem Vorfall Paris Lebewohl sagte, ging ich nach Berlin, um dort, im Mittelpunkt der deutschen Intelligenz, meine Studien zu vervollständigen. Bald nach meiner Ankunft veröffentlichte ich eine Abhandlung, worin ich die eigenthümliche Thätigkeit des Gehirns, welche sich im sogenannten Gespenstersehen äußert, zu erklären suchte. Obgleich diese Abhandlung vom Publikum sehr kühl aufgenommen wurde, verschaffte sie mir doch nicht allein einen Ruf in der gelehrten Welt, sondern auch einen medizinischen Lehrstuhl an der Berliner Universität, wo sich mir ein angenehmer Wirkungskreis und eine vortheilhafte, wenn nicht glänzende Carriere eröffnete. Schon hatte ich meinen ersten literarischen Versuch fast vergessen, als ein merkwürdiges Ereigniß mir mein Erstlingswerk, dessen Mängel ich jetzt nur zu wohl erkannte, wieder in's Gedächtniß rief.

Eines Abends war ich später als gewöhnlich aufgeblieben und saß noch nach zwölf Uhr in meinem Studirzimmer, als mir ein Besuch angekündigt wurde. Beim ungewissen Schein der Lampe konnte ich anfangs nur einen Mann von hohem Wuchs erkennen, dessen gebeugte Haltung mir unwillkürlich Mitleid einflößte. Sowie aber der Fremde zu sprechen begann, erkannte ich in dem hohen Greise den Grafen Edmund R. Sein Anblick nach einem so langen Zeitraum erschütterte mich wie der einer schönen, aber verwitterten Statue. Noch immer hatte er dichtes Haar, aber es war weiß wie der Schnee. Sein edles Antlitz war von tiefen Furchen durchzogen, und in seinem ganzen Wesen lag der Ausdruck der Entmuthigung und Verzweiflung. Noch immer hatte er das edle Haupt und die majestätische Haltung, welche ihn früher charakterisirten, aber es war die Majestät der Resignation, die Würde, welche die Niederlage überdauert. Züge und Haltung drückten einen unsäglichen Lebensüberdruß aus.

Die ersten zwischen uns gewechselten Worte verriethen unsere beiderseitige Verlegenheit. Der Graf hatte jedoch bald seine gewöhnliche Kaltblütigkeit wiedergefunden und sagte:

„Ich komme diesmal nicht um Ihnen ohne Weiteres wieder zu entschlüpfen. Bei unserem ersten Zusammentreffen mißfiel mir allerdings die scharfe Beobachtung, der Sie mich unterzogen, und fast wurde ich dadurch erzürnt. Sie wissen, wie das Schicksal uns später wieder zusammenführte. Es mochte ein Zufall sein; jedoch konnte ich mich nicht enthalten, darin eine Fügung zu erblicken. Seitdem hat mich ein geheimnißvoller Impuls mehr als einmal zu Ihnen hingezogen. Lange habe ich widerstanden, weil ich, indem ich mich Ihnen wieder näherte, die letzte Hoffnung zu zerstören fürchtete, welche mir noch geblieben. Jetzt zeigt Ihnen meine Gegenwart, daß das Bangen endlich überwunden ist. Ich mußte einem höhern Einfluß gehorchen, und hier bin ich."

Nach einer Pause, während welcher ich mich in der heftigsten Spannung, aber auch in großer Verlegenheit befand, fuhr er fort: „Unmöglich kann ich mich täuschen. Es haben zu viele Umstände auf meinen Entschluß eingewirkt, als daß ich in ihnen nicht das Walten des Verhängnisses erkennen sollte. Während der letzten Jahre kam mir fortwährend Ihr Name vor Augen, und stets wurde er mir in's Ohr gerufen. Noch vor Kurzem, als ich flüchtig die Novitäten durchblätterte, welche ein Buchhändler mir zugeschickt, fielen mir folgende Worte auf einem bedruckten Blatt in's Auge und machten auf mich den Eindruck eines mit Flammenzügen an die Mauer geschriebenen Schicksalsspruchs: „Die Vision besteht für Den, welcher sie sieht, aber auch nur für ihn allein; sie setzt eine frühere Handlung bei ihm voraus. Eine Reihe sträflicher Gedanken, ohne daraus folgende That, kann keine permanente oder periodische Visionen erzeugen. Wenigstens ist mir kein solcher Fall vorgekommen." Als ich nach dem Namen des Autors suchte, dessen Werk diese Worte entnommen waren, trat mir wieder Ihr Name entgegen. Das entschied. Und jetzt zum Zweck meines Besuches. Den besondern Fall, für welchen Ihre ärztliche Erfahrung Ihnen kein Beispiel bietet, werde ich Ihnen liefern — ich!"

Der Graf preßte die Hand an seine Stirn, als fürchtete er,

daß sie zerspringen möge. Dann hub er wieder an: „Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben, und möchte Ihnen gern gerecht werden. Ist es wahr, daß die Kenntniß des Schlechten Denen frommt, welche das Gute wollen, so haben Sie ein heiliges Anrecht auf mein Bekenntniß. Erlauben Sie mir nun, dasselbe in der für mich am wenigsten qualvollen Form abzulegen. Nehmen Sie diese Papiere, und lesen Sie dieselben mit Aufmerksamkeit."

Damit überreichte er mir ein Paket Papiere, grüßte mich mit einer stummen Verbeugung, und ging schnell auf die Thür zu. „Nur Eine Frage!" rief ich. „Was ist aus der Gräfin geworden?"

Die hohe Gestalt des Grafen schien noch höher zu werden, als er sich umwandte, um mir in stolzer und fast drohender Haltung gegenüber zu treten. Mit eigenthümlichem Ausdruck auf den leeren Raum deutend, antwortete er: „Hier ist die Gräfin, hier, zur Rechten ihres Gatten!"

Damit ging er fort und ließ mich in schwer zu beschreibender Stimmung allein. Indem ich das Paquet öffnete, schien es mir, als sollte ich über Leben und Tod entscheiden. Bildete ich allein nicht die Jury, welche ein erstes und letztes Urtheil über das Leben des Grafen fällen sollte? Den Inhalt der Papiere werde ich dem Leser im Auszuge und mit einigen erklärenden Bemerkungen vorführen, damit er neben mir über den Grafen Edmund, den schwarzen Gentleman, zu Gericht sitze.

4.

Am Ufer der Weidnitz liegt, von hohen, ehrwürdigen, stattlichen Bäumen umgeben, das alte Schloß L., wo der Graf Arthur R., der glückliche Gatte einer liebenswürdigen Frau, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Edmund, als der älteste der drei Kinder, war lange mit den Vorrechten des einzigen Sohnes ausgestattet, denn er hatte bereits sein vierzehntes Jahr erreicht, als sein Bruder Felix zur Welt kam. Auf Felix folgte zwei Jahre später eine Schwester, Namens Marie, welche aber schon in ihrem dritten Jahre starb. Je ungetrübter bisher das Leben der Gräfin dahingeflossen war, desto tiefer empfand sie jetzt den Verlust der Tochter. Jedoch hatte der Himmel ihr eine Entschädigung vorbehalten, denn ihre Herzensfreundin, welche schon sehr jung an den Prinzen O. in Böhmen, einen verschwenderischen, leichtsinnigen Menschen, verheirathet war, starb mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, und ihre letzte Bitte an den Gatten war das dringende Verlangen, daß die Erziehung des Kindes der erprobten Freundin anvertraut werden möge.

Es wurde dem Prinzen schwer, das der Sterbenden gegebene Versprechen zu halten, aber dennoch mußte es geschehen. Die kleine Julie wurde nach dem Schlosse L. gebracht und füllte dort die Lücke aus, welche durch den Tod Mariens in den Familienkreis gerissen war. Bald vergaß ihr Vater im Strudel des Vergnügens seinen doppelten Verlust, in wenigen Jahren war sein bedeutendes Vermögen vergeudet, und von den Gläubigern bedrängt, traf er mit ihnen ein Uebereinkommen, welches ihm nur den Ausweg ließ, Dienste in der österreichischen Armee zu nehmen. In der Schlacht bei Aspern traf ihn an der Spitze seines Regiments die Todeskugel.

Dem Grafen Arthur gelang es, der ihm anvertrauten Waise noch einige Trümmer ihres väterlichen Vermögens zu retten, und kaum dachte noch Jemand daran, daß sie nicht mit zur Familie gehöre. Den Adoptiveltern schenkte sie eine durch nichts getrübte kindliche Liebe, und die beiden Söhne des Grafen betrachtete sie als ihre Brüder. Liebenswürdig und von Allen geliebt, besaß sie, wie alle offenen Naturen, ein unbedingtes Vertrauen zu Denen, an welche sie heilige Bande knüpften.

Hatte Edmund unter der Aufsicht des Vaters eine gründliche Bildung empfangen, so betrachtete er es jetzt als seine Pflicht, seinerseits für die Erziehung der Geschwister zu sorgen, über welche er einen unbeschränkten und ungewöhnlichen Einfluß ausübte. Felix war stolz auf seinen Bruder, und Julie betrachtete den stolzen, schönen, ernsten und doch stets freundlichen Gelehrten nur mit der schwärmerischen Bewunderung, welcher sich junge Mädchen von enthusiastischem Naturell so gern hingeben. So verflossen die Jahre unter Studien und unschuldigen Freuden, bis die Zeit kam, wo Felix daran denken mußte, sich in einer Militärschule auf die Laufbahn, der er sich widmen wollte, vorzubereiten. Edmund benutzte die ihm daraus erwachsende Freiheit, um dem lang gehegten Wunsch nach einer längern Reise zu genügen. Damals beschäftigten gerade die Wunder des Orients die Gemüther aller Derer, welche sich für die Zeugen untergegangener Geschlechter interessirten, und die Sammlungen orientalischer Alterthümer im Britischen Museum sowohl wie in Paris flößten Edmund das heiße Verlangen ein, Egypten, welches er als die Wiege der europäischen Kultur betrachtete, zu besuchen. Kaum keimte dieser Gedanke in ihm, als auch schon zur Ausführung geschritten wurde. Schon nach einigen Wochen befand er sich an Bord eines auf seine eigenen Kosten vollständig ausgerüsteten Schiffes auf dem Nil, begleitet von einem Dolmetscher, welchen der englische Konsul ihm empfohlen hatte, ausgerüstet mit seinem Herodot und Strabo, sowie mit einem speziell für ihn aus Konstantinopel erlangten Firman des Sultans. Von seinem mit wissenschaftlicher Sorgfalt geführten Tagebuch hatte Graf R. für mich nur einige Seiten herausgehoben, deren Inhalt ich hier kurz wiedergeben muß.

Unser Reisender befindet sich in Theben, auf der kolossalen Marmor-Terrasse, von welcher sich im Angesicht des Nils der Tempel des Jupiter Ammon emporhebt. Eine von sechshundert gigantischen Sphynxen gebildete Galerie führt zu diesem kolossalen Gebäude, in welchen jede der hundert von dreißig Säulen getragenen Hallen bequem eine Kathedrale des Mittelalters in sich aufnehmen könnte. Kraft des Firmans, welcher ihn zu Nachgrabungen berechtigte, hatte der Graf Edmund mehrere Abtheilungen von Arbeitern auf verschiedene Punkte der in der Nähe befindlichen Katakomben vertheilt. Er selbst hatte sich, um ungestörter arbeiten zu können, allein auf die Terrasse begeben, und zertrennte eben den Byssus, welcher die Mumie eines jungen Mannes, und allem Anschein nach die

eines königlichen Prinzen, seit Jahrtausenden geschützt hatte. Diese Reliquie aus uralter Zeit war so trefflich erhalten, wie er es nur wünschen konnte, und auf den Beobachter hätte es einen eigenthümlichen Eindruck machen müssen, diese beiden jungen Männer einander gegenüber zu sehen — den Einen seit drei Jahrtausenden todt, den Andern in der Blüthe des Lebens. Die Mumie schien den Lebenden, der Lebende die Mumie zu befragen, und Beide schienen in gleichem Maße vom Anblick des Andern überrascht zu seyn. Wie der Botaniker aus den vertrockneten Blättern, welche ihm vorliegen, sich die frische, duftige, farbenprächtige Blume konstruirt, so war es Edmund gegeben, nach der vor ihm ausgestreckten Mumie sich ein Bild des Lebenden zu vergegenwärtigen. Dieser Königssohn, welchen er so eben dem tausendjährigen Dunkel des egyptischen Grabes entrissen, erschien ihm jetzt in der melancholischen Schönheit frühreifer Jugend.

Nach dem unabänderlichen Brauch der alten Egyptier war der Mumie ein Pergament beigegeben, und Edmund machte sich an die Entzifferung dieses Dokuments. Schon oft war es ihm, mehr durch eine glückliche Kombinationsgabe als durch beharrliches Studium, gelungen, die hieroglyphischen Bilder mit Erfolg zu deuten, welche die wenig abweichenden Formen des Wanderns der Seele von ihrem Scheiden aus der menschlichen Hülle bis vor die mystische Waage des ewigen Richters bezeichnen, wobei zwei Genien ihr als Begleiter dienen. Eine Schaale jener Waage trägt das Gefäß der Uebelthaten, welches die Sünden der abgeschiedenen Seele enthält; in der andern liegt eine Feder, das ironische Symbol der guten Handlungen, deren die Seele sich vor den Augen des Allwissenden rühmen darf. Zwischen zwei Sphynxen, Sinnbildern der Weisheit, sitzen Helios und Amasis zu Gericht, und Osiris ist bereit, das Urtheil auszuführen.

Das ist die gewöhnliche Zusammensetzung dieses Passes, welcher in Gestalt des Papyrus dem Todten mit auf den Weg gegeben wird. Aber auf der Rolle, welche Edmund jetzt prüfte, ging den hier beschriebenen Hieroglyphen eine lange Reihe von Bildern voraus, welche Vorfälle aus dem Leben des Verstorbenen erzählen zu sollen schienen. Das erste Bild stellte einen Mann von mittlern Jahren dar, welcher, mit den Insignien der Königswürde bekleidet, zwischen zwei jungen Männern stand. In der emporgestreckten rechten Hand hielt er einen Ring und zeigte mit gebieterischer Geberde auf den rohskizzirten Thron. Die Namen der drei Persönlichkeiten waren nicht im Geringsten verwischt, und es war für Edmund leicht, sie zu entziffern. Der König war der letzte Fürst der neunzehnten Dynastie, Rhamses der Neunte. Die beiden Gestalten zur Rechten und Linken stellen Sethos und Amasis vor, die beiden Söhne, denen er seine Krone hinterläßt. Ein zweites Bilderfeld neben diesem ersten zeigt Amasis, den jüngsten Prinzen, welcher etwas auf Pergament schreibt, während er mit der linken Hand denselben Ring emporhält, welchen im vorhergehenden Tableau der König zeigt. Offenbar kopirt oder deutet Sethos die Inschrift, welche auf dem Stein des Ringes gravirt ist. Sethos, der ältere Bruder, wendet dem Thron den Rücken und entfernt sich. Die dritte Zeichnung stellt die beiden Brüder, jeder in einem Boot auf einem Gewässer, wahrscheinlich auf dem des Nils, dar. Auf dem vierten und letzten Bilde endlich sieht man nur noch Sethos, welcher mit verschränkten Armen am Vordertheil des Bootes steht. Der andere Nachen ist umgeschlagen und das Wasser bedeckt bis zur Hälfte den nach oben gerichteten Kiel. Amasis ist verschwunden. Man sieht nur noch eine winkende Hand aus dem Wasser hervorragen, und am Zeigefinger dieser Hand sitzt derselbe Ring, welcher schon bei den früheren Bildern eine so wichtige Rolle spielte. Das Herz des Verstorbenen flog in der Gestalt eines Vogels aus der Brust hervor, im Schnabel den geweihten Schlüssel der religiösen Mythen tragend. Anubis, der Bote der Götter, am Schakalkopf kennlich, legte vor Osiris zu der symbolischen Feder die guten Handlungen des Verstorbenen auf die Waage, und daneben den Ring. Unter der ungleichen Last dieser Zugabe senkte sich diese Schaale, die andere schnellte in die Höhe, und die Seele ging triumphirend aus dem Körper hervor.

Was aber das Interesse, mit welchem unser junger Alterthumsforscher sich der Deutung der Hieroglyphen unterzog, noch erhöhte, war der Umstand, daß der Zeigefinger an der rechten Hand der Mumie einen Ring trug, in welchen ein Amethyst von außerordentlicher Schönheit und Größe gefaßt war, und daß außerdem dieser Amethyst eine gravirte Inschrift zeigte.

Die Aufmerksamkeit des jungen Grafen wurde durch die Beschäftigung welcher er sich hingab, so vollständig in Anspruch genommen, daß alles Andere für ihn nicht vorhanden war. Er bemerkte deßhalb nicht, wie ein Mann sich ihm leisen Schrittes näherte, welcher jetzt mit verschränkten Armen neben ihm stand und ihn schweigend, mit traurigen Blicken betrachtete. Er wurde der Anwesenheit des Fremden erst gewahr als die am Horizont niedersinkende Sonne den Schatten desselben über den Papyrus warf. Als er jetzt umherblickte, sah er, in den weißen, weitfaltigen Burnus gehüllt, einen der Kabylischen Scheiks neben sich stehen, deren kühne Razzia's sie zum Schrecken der Reisenden gemacht haben. So ruhig und unbeweglich stand der Egypter da als wäre er aus Marmor gemeißelt oder aus Erz gegossen. Die erste instinktive Bewegung des Grafen war, daß er nach der Doppelbüchse griff, die er auf seinen Reisen stets bei sich führte; aber zugleich mußte er unwillkürlich erröthen, als er sah, wie diese Bewegung in der Physiognomie des Arabers den Ausdruck geringschätzigen Mitleids hervorrief. Hätte Letzterer feindselige Absichten genährt, so wäre es ihm in der That bei der Zerstreutheit des Forschers ein Leichtes gewesen, dieselben auszuführen. Mehr im Tone freundlicher Mahnung als in dem des Vorwurfs sprach der Kabyle in fränkischer Mundart:

„Es ist nicht recht von Dir, Fremdling, daß Du die Ruhe des Grabes störst. Die Lebenden können durch eine Unterhaltung mit den Todten wenig gewinnen."

Mit geheimer Befriedigung darüber, daß dieser direkte Vorwurf ihn von der peinlichen Pflicht befreite, sich über eine

Regung zu erklären, deren er sich bereits schämte, antwortete Edmund:

„Du würdest Recht haben, wenn das Grab nicht Geheimnisse verschlösse, welche der Welt von Nutzen seyn können. Ueberdieß trachte ich nur nach den Geheimnissen dieser, nicht nach denen der andern Welt.“

„Wie kannst Du wissen,“ antwortete der Araber, „ob die Offenbarung der dem Grabe anvertrauten Geheimnisse den Lebenden in irgend einer Weise von Nutzen seyn kann? So lange eine Kraft verborgen liegt, schlummert sie. Wird sie aber entfesselt — kannst Du dafür bürgen, daß sie nicht Unheil statt des Segens stiftet?“

„Nach einem Schlummer von Jahrtausenden,“ murmelte Edmund wie im Selbstgespräch vor sich hin, „möchte ihre Kraft denn doch erschöpft seyn.“

„Bist Du dessen so ganz gewiß?“ entgegnete der Araber nach einem Augenblick bedeutungsvollen Schweigens. „Was sagst Du von dem Samenkorn, welches, heute dem durch Dich entweihten Grabe entrissen, morgen in die Furche gelegt wird, und obgleich es aus der Zeit des Pharao herstammt, ebenso üppig emporsprießt und Frucht bringt als gehörte es zur vorjährigen Ernte? Wie weißt Du, daß die Kraft der Jahrhunderte, welche spurlos am Weizenkorn vorüberging, die unsichtbare Saat der menschlichen Leidenschaft erstickt hat?“

Edmund selbst hatte die Wahrheit des vom Fremden herbeigezogenen Phänomens erprobt, und wußte gegen diese scharfsinnige Argumentation nichts einzuwenden. Ueberdieß schien der Kabyle keine Antwort von ihm zu erwarten, sondern hatte sich der Mumie genähert, welche er mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit betrachtete. Plötzlich streckte er seine braunen Arme aus, ergriff die Hand des Todten, zog den Ring vom verdorrten Finger ab, heftete seine glänzenden Augen auf den violett strahlenden Stein und betrachtete die darauf gravirten Worte. „Sieh her,“ sagte er, „das ist die Sprache des Kronos, des unzerstörbaren Zerstörers! Mir gehört die Welt, und alle Dinge vereinigen sich in mir. Ich allein schaffe, und ich allein vernichte. Ich will was ich will. Ich gebe und ich nehme. Ich theile den Sterblichen ihr flüchtiges Glück aus und entziehe es ihnen wieder. Aus Erdenstaub entsprungen, darf der Mensch nicht den Händen des Schicksals wehren. Hüte Dich, mit dem Finger von Staub das Werk des höchsten Richters anzutasten!“

„Ist das der Sinn der Inschrift?“ rief Graf Edmund.

„Es sind ihre Worte,“ erwiderte der Kabyle, ihm den Ring an den Finger steckend. „Möchtest Du nie ihren Sinn an Dir selbst erfahren. Sieh nieder zu Deinen Füßen. Da liegt das erste Opfer des Orakels. Möchtest Du nicht das zweite werden!“

Er deutete mit dem Finger auf die Mumie. Dann nahm er Edmund den Papyrus aus der Hand und fuhr fort: „Hier siehst Du Rhamses und seine beiden Kinder, Sethos den älteren und Amasis den jüngeren Sohn. Das Vorrecht der Erstgeburt hintansetzend, bestimmt der König Den zu seinem Nachfolger, welcher ihm die Inschrift des Ringes erklärt. Indem er den Szepter dem Weisesten geben will, handelt er selbst unweise, denn er verkehrt die Ordnung der Natur. Amasis ist mit durchdringendem Scharfsinn begabt und erräth zu seinem Unglück die Bedeutung des Amulets. Der Mensch soll nicht den Händen des Schicksals wehren. Hüte Dich, mit dem Finger von Staub das Werk des höchsten Richters anzutasten! Diese Wahrheit, welche ihm einen Thron kostet, prägt Sethos tief, tief seinem Gedächtniß ein. Auf diesem Stein steht sie nicht fester als in der Seele des jungen Prinzen. Als sein Vater todt ist, besteigt Amasis den ihm bestimmten Thron. Sethos beugt das Haupt unter den Beschlüssen des Orakels. Sie sind ihm der Wille des allmächtigen Gottes; aber nie wird er die heiligen Worte vergessen, und wenn der Tag kommt, wo er und sein Bruder auf dem Strom fahren, wenn die Stunde kommt, wo der Nachen seines Bruders umschlägt und Amasis flehend die Hände nach ihm ausstreckt, dann wird Sethos sich hüten, zwischen ihn und das Verhängniß zu treten. Das war das Ende des jungen Königs. Vor den Augen seines Bruders Sethos nahmen die Wasser den Lebenden auf, und gaben nur den Todten zurück.“

„Und was wurde aus Sethos?“ rief Edmund, welchen diese einfache Erzählung aus grauer Vorzeit lebhaft ergriff.

Ein bitteres Lächeln kräuselte die Lippen des Kabylen, und mit tief einschneidender Stimme erwiderte er leise: „Sagtest Du nicht, Du würdest dem Grabe nie das Geheimniß einer andern Welt abfordern?“

Edmund, durch diesen unerwarteten Sarkasmus außer Fassung gebracht, senkte die Augen vor den brennenden Blicken des Kabylen und betrachtete den Amethyst an seiner Hand. Zornige Feuer schienen von dem funkelnden Stein auszusprühen. Mittlerweile war, ohne daß er es bemerkte, die Sonne hinter dem dunkeln Vorhang der Lybischen Berge verschwunden; die große Scheibe des Vollmondes übergoß die ruhige Atmosphäre und die weite, dürre Ebene mit ihrem Silberlicht. Als der Graf wieder aufblickte, stand ihm der geheimnißvolle Bewohner der Wüste nicht mehr zur Seite. Lautlos wie er erschienen, hatte er sich wieder entfernt, und Edmund sah die phantomartige Erscheinung sich im Schatten der gigantischen Säulen des Jupitertempels verlieren.

Der Diener, welchen er eiligst dem Kabylen nachsandte, brachte ihm keine Kunde von demselben. Vergeblich suchte man die benachbarten Dörfer durch; Niemand sah ihn kommen oder gehen. Keine Kabylen hatten sich in der Gegend gezeigt, was sich schon durch die Furcht erklärte, welche eine so zahlreiche und wohlbewaffnete Eskorte wie die des Grafen Edmund und anderer Reisenden, die sich gerade dort aufhielten, ihnen einflößen mußte.

Je mehr Edmund über sein Zusammentreffen mit dem Araber nachdachte, desto räthselhafter und unwahrscheinlicher wurde es ihm. So deutlich auch seine Erinnerung war, hätte es doch des Zeugnisses eines Dritten bedurft, um ihm die Gewißheit zu geben, daß nicht die erregte Phantasie ihm einen Streich gespielt. Sogar die Natur selbst schien gegen ihn auftreten zu wollen. Rund um den Ammonstempel, und nament-

lich da, wo die Erscheinung stattgefunden, bedeckte ein feiner Sand den Boden, auf welchem selbst der leichteste Schritt Spuren zurücklassen mußte, und doch zeigte sich nicht die allergeringste Spur. Zweifel wurden in ihm rege. Es blieb allerdings noch die Deutung der Inschrift, aber war dieselbe richtig, und konnte nicht auch sie das Werk der Phantasie seyn? Aber wie kam der Amethyst vom Finger der Mumie an den seinigen? Hatte er in Gedanken diese Uebertragung selbst bewerkstelligt? Er mochte nachsinnen so viel er wollte, zu einem Resultat konnte er nicht gelangen. Mit der Zeit schwächte sich dieser Eindruck wie jeder andere ab, und am Ende reduzirte sich ihm die Erscheinung des Arabers auf eine Idee. Doch sollte dies Ereigniß oder die Vision beim Ammonstempel einen entscheidenden Einfluß auf sein Leben und auf das Schicksal seiner ganzen Familie äußern.

Hier ist im Tagebuch des Grafen Edmund eine Lücke, und wir finden ihn erst wieder auf dem alten Schloß seiner Väter, in Schlesien, wo er, wie in früheren Jahren, ein Gegenstand der Zärtlichkeit und Verehrung ist. Julie, welche jetzt alle Reize jungfräulicher Anmuth und Schönheit entfaltet, ist ihrem Adoptivbruder mit ehrfurchtsvoller Bewunderung zugethan, und ein Wort von ihm hätte das Gefühl zu heißer Liebe gestalten können. Aber Edmund ist zu ernst, zu sehr dem Studium ergeben, um einer zarteren Neigung eine bestimmende Gewalt über sich einzuräumen. Zwar ist sein Wesen, wenn er mit Julien spricht, nicht mehr dasselbe. Seine Stimme wird dann sanfter und gefühlvoller, sein Auge heller und freudiger. Aber er selbst will sich das in ihm keimende Gefühl nicht eingestehen; statt sich ihm hinzugeben, kämpft er dagegen an und sucht es sich zu verhehlen.

Seit Edmunds Rückkehr hat das Schloß den Charakter eines archäologischen Museums angenommen. In den alterthümlich gewölbten Säälen haben die Maurerleute Nischen angebracht, welche allerlei seltsame Dinge beherbergen. Piedestale und Statuen, Sarkophage und Ueberreste von uralten Papyrusrollen, ausgestopfte Krokodile und kostbare Steine, und endlich einige Sphinxe, mit Gliedern aus polirtem Granit und staunenden Kinderaugen, — das sind die Schmuckgegenstände der Zimmer, in denen Julie sich am häufigsten der Gesellschaft ihres brüderlichen Lehrers erfreut, und zusammen suchen sie diese Schätze, welche aus dem fernen Orient hierher, aus einem entfernten Jahrtausend in die Gegenwart versetzt sind, harmonisch zu ordnen und zu klassifiziren.

„Ei, was für ein schöner Ring!" rief eines Tages Julie, einen prachtvollen Amethyst aus seinem Gehäuse ziehend und an's Fenster tretend, um ihn dort in besserer Beleuchtung spielen zu lassen.

Edmund war eben in's Studium eines beschädigten Papyrus vertieft und antwortete, ohne von seiner Arbeit aufzublicken: „Es freut mich, daß Du unter meinen seltsamen Siebensachen etwas gefunden hast, was Dir gefällt."

„Du willst mir ihn also schenken, Edmund? Dank, tausend Dank! Sieh, wie er mir steht! Du hast ihn wohl eigens für mich beim Goldschmied Sarastro's machen lassen, nicht wahr? Ei, wie herrlich!" fuhr sie fort, indem sie den schönen Ring in die Sonne hielt und jubelnd herumtanzte. „Das ist meine Eroberung, und wehe Dem, der sie mir entreißen will! Der Weg zu meinem Ringe geht nur über mich hinweg!"

„Bedenkst Du auch, was Du da sagst?" erwiderte Edmund. „Bildet der Ring fortan einen Theil Deines Selbst, so wird er einst Dem gehören, welchem Du Dich selbst zu eigen gibst. Möchte er das doppelte Geschenk, das Du ihm damit machst, seinem ganzen Werthe nach zu würdigen wissen!"

„So sey's denn!" rief Julie lachend. „Das ist also mein Verlobungsring. Er wird mir gewiß Glück bringen, denn er ist ein Talisman, ein Amulet, nicht wahr? Sieh, es ist etwas darauf gravirt. Kannst Du's mir übersetzen?"

Damit neigte sie sich zu Edmund nieder. Dieser fürchtete für die Fetzen des Papyrus, welche mit den Locken seiner lieblichen Gefährtin in Berührung kamen, deckte sorgsam ein Glas darüber und blickte dann zum ersten Mal zu Julien empor. Aber in demselben Moment ergriff ihn ein eigenthümliches Mißbehagen, und unwillkürlich zuckte er zusammen, denn das Kleinod, welches er am Finger Juliens sah, war der Ring des Amasis. Eine gewaltige Gemüthserschütterung versetzte ihn unter die Ruinen von Theben, vor die Mauern des Ammons-Tempels. Wieder sah er den jungen Kabylenhäuptling vor sich und senkte das Auge vor dem durchbohrenden Blick desselben. Die in den Amethyst gegrabenen Züge sprühten Flamme, und in die Schwingungen dieser Lichtwellen mischte sich ein schwaches, anscheinend aus weiter, weiter Ferne kommendes Geräusch. Dieß Geräusch, welches den violetten Strahlenflammen des Amethyst eine Sprache zu verleihen schien, gestaltete sich nach und nach zu bestimmten Worten. Wie in einem Traum wurde das Licht zur Stimme, der Farbenglanz zum Orakel. Und die von den Flammen gesprochenen Worte waren genau die des Kabylen: „Ich gebe den Sterblichen ihr flüchtiges Glück und nehme es ihnen wieder. Keiner vermesse sich, der Hand des Schicksals widerstehen zu wollen!"

„Nun, kommt's bald?" fragte die sanfte Stimme Juliens, gerade zur rechten Zeit, um den Zauber des Talismans zu brechen und Edmund in's wirkliche Daseyn zurückzurufen. Sich seiner selbst und seiner Visionen schämend, versuchte er Julien die Hieroglyphen zu erklären, als plötzlich die Töne eines Posthorns sich im Schloßhof vernehmen ließen. Daher kamen wohl die Tonwellen, welche aus weiter Ferne zu Edmund gedrungen waren und sich in seiner Phantasie zu den Worten eines Orakels gestaltet hatten. Eine Postkutsche hielt unter dem Fenster, vor welchem Edmund mit Julien stand, aus allen Richtungen wurden Stimmen laut, und ein elastischer Schritt ließ sich unter Säbel- und Sporengeklirr auf der Treppe vernehmen. In dem nächsten Augenblick lag ein junger Offizier Edmund in den Armen. Es war Felix.

Seit der Rückkehr Edmunds aus Egypten sahen die Brüder sich zum ersten Mal wieder. Wegen des bevorstehenden

Examens hatte Felix sich nicht von der Militärschule entfernen können, und vielleicht wären seine Aussichten nicht die ermunterndsten gewesen, wenn nicht die Ereignisse ihm zu Hülfe gekommen wären. Es war im März des Jahres 1813, unmittelbar nach dem Abfall des Generals York. Ganz Preußen erhob sich auf den Ruf seines Königs, und Felix war als Offizier unter das Lützow'sche Freikorps getreten. „Aber das ist noch nicht Alles," fügte er hinzu, und drückte seinem Bruder kräftig die Hand. „Du bist natürlich mein Waffengefährte. In meinem Mantelsack liegt Dein Offizierspatent, unterschrieben und besiegelt. Wohlan, Edmund, die Jagd beginnt, die Meute ist losgelassen, und Bonaparte muß ein schlauer Fuchs seyn, wenn er unserer wilden, verwegenen Jagd entrinnt."

* * *

Bruchstücke aus Juliens Briefen.

Im Juni 1814. Sie sind zurückgekehrt, liebe Therese. Welche Sorgen haben wir um sie ausgestanden! Welchen Gefahren sind sie entronnen, welchen Mühseligkeiten mußten sie sich unterziehen! Aber Gott sey Dank, jetzt haben wir sie wieder, und sie sind noch die Alten. Edmund mag vielleicht noch ernster und zurückhaltender, Felix noch etwas ausgelassener und muthwilliger geworden seyn. Der Erstere theilt nunmehr seine Zeit unter die ihm liebgewordenen Studien und die Besorgung des Gutes, welches der Vater ihm zum Theil abgetreten hat, Felix dagegen reitet und jagt vom Morgen bis zum Abend. Aber darum mußt Du Dir nicht den Einen als Pedanten, den Andern als leichtfertigen Wildfang vorstellen. Edmund ist stets gütig, stets liebevoll, und ein Wort von ihm genügt, um die ausgelassenste Laune des Bruders zu bändigen. Edmund ist ihm ein zweiter Vater, und was hat er ihm Alles zu verdanken! Ohne diesen ruhigen, stets besonnenen Beschützer und Wächter hätte unser feuriger Kadet während der Kampagne zwanzig Mal das Leben verloren. Ein herrlicher Mann ist Edmund, wie es deren wenige gibt. Welche Erhabenheit der Gesinnung, und welch tiefes Wissen! Was mir dabei leid thut, ist, daß solche außergewöhnliche Begabung ihren Besitzer so selten glücklich macht. Felix dagegen ist glücklich. Den Stachel des Ehrgeizes kennt er nicht, und wenn man ihn ansieht, muß man unwillkürlich so munter seyn wie er. Wer von ihnen ist nun des Mitleids und wer des Neides werth?

* * *

21. Juli. Deine wohlgemeinten Rathschläge und Warnungen hättest Du sparen können, liebe Therese. Du hast einen ganz verkehrten Begriff von unserem Verhältniß. Jeder von ihnen könnte für sich meiner Seelenruhe gefährlich werden, aber zusammen halten sie einander das Gleichgewicht und neutralisiren sich gegenseitig. Zwischen ihnen stehend, lebe ich ruhig und zufrieden, denn ich fühle, daß dieß gerade mein Platz ist; mein Daseyn ist die nothwendige Ergänzung des ihrigen. Wir Drei bilden zusammen nur Eins. Zwei von uns würden ohne das Dritte nur eine verstümmelte Individualität abgeben, und würden wir ganz von einander getrennt, so sähe ich in der That nicht ein, wie wir existiren könnten. Freilich, Edmund könnte vielleicht ohne uns fertig werden, aber wir niemals ohne ihn. Er ist unser Ruhepunkt, der Magnet, welcher uns zu sich hinzieht. Nie ist mir ein in sich so vollendeter Charakter vorgekommen. Felix und mir ist das Glück sozusagen ein Instinkt, dem wir uns ohne Berechnung hingeben, gleich wie zwei Schwimmer sich neben einander gedankenlos vom Strome forttragen lassen.

* * *

Es ist mir ein Unglück zugestoßen, Therese! Mein Loos ist entschieden; ich werde nie einem Manne die Hand am Altare reichen. Ich habe meinen Verlobungsring verloren. Laß Dir erzählen, wie's zugegangen ist.

Wir hatten ein Ballspiel verabredet. Um den Schläger besser handhaben zu können, zog ich den Ring vom Finger und legte ihn, sorgfältig in mein Taschentuch gewickelt, auf das Piedestal der großen Sphynx, welche Edmund am Ende der Allee hat aufstellen lassen. Nach dieser Partie machten wir eine Bootfahrt und kehrten bei Mondschein durch das Gehölz zurück. Als wir wieder im Salon versammelt waren, bemerkte ich zum ersten Mal, daß der Ring noch immer an meinem Finger fehlte, und ging rasch in die Allee, um das Taschentuch, welches ich dort hingelegt, mit dem darein gekno-teten Ringe zu holen. Das Taschentuch lag da, wo ich es gelassen, auf dem Piedestal, und sorgsam entfaltete ich es. Da flog ein Nachtschmetterling daraus hervor, welcher scheu umherflatterte und sich die sammetartigen Flügelchen an der Flamme meiner Wachskerze verbrannte. Der Ring aber fehlte, und ich konnte ihn nirgends finden. Du wirst mich vielleicht auslachen; aber das unbegreifliche Verschwinden des Ringes läßt mir keine Ruhe, und ich habe seitdem keine frohe Stunde gehabt. — —

Heute, meine liebe Therese, ergreife ich die Feder um Dir mitzutheilen, daß ich glücklich, unendlich glücklich bin. Möchte es mir gelingen, Dir, Du Freundin meiner Seele, nur einen leisen Begriff von der Wonne beizubringen, für die keine Sprache einen Namen hat. Scherze mir nicht mehr über den Zauberring, denn ihm verdanke ich meine Seligkeit, und Du wirst, wenn Du diesen Brief gelesen, meine Pietät für den alten egyptischen Talisman theilen.

Am Morgen des Tages, welcher dem Absenden meines letzten Briefes an Dich folgte, wurden die Mutter und ich früh durch eine lustige Fanfare geweckt. Etwa zwanzig Jäger waren unerwartet angekommen und wir mußten uns eiligst ankleiden, um sie zu empfangen. Während des Frühstücks im Wappensaal, den Du ja kennst, wurde die Aufmerksamkeit des Grafen auf ein Familienbild gelenkt, wo ein Ritter knieend von seiner Dame den Gürtel und das Jagdhorn entgegennimmt. Allgemein fiel die Aehnlichkeit des Bruders Felix mit seinem Ahnen auf, und in mir wollte man durchaus eine Aehnlichkeit mit der Dame entdecken. Daraus entstand denn die Idee, daß wir beide ein lebendes Bild nach dem Muster des an der Wand hängenden aufführen sollten, wozu Felix natürlich sofort bereit war. Als er vor mir

knieen wollte, machte ich ihn lächelnd darauf aufmerksam, daß der Wind Asche und Holzspäne durch's Kamin auf den Fußboden getrieben habe, wodurch er die untadelhafte Weiße seines Beinkleides in Gefahr bringen würde. Dadurch ließ er sich jedoch nicht irre machen; schnell zog er sein Taschentuch hervor, breitete es aus und kniete darauf nieder. Aber in diesem Augenblick bemerkte ich, wie sein Gesicht sich unter dem Einfluß eines stechenden Schmerzes zusammenzog. Er versuchte aufzustehen, fühlte mechanisch mit der Hand nach einem Stützpunkt und traf auf ein leichtes, mit krystallenen Kuriositäten beladenes Tischchen, welches sofort umschlug und den Fußboden mit Trümmern bedeckte. Felix gerieth mit der Hand auf eine Krystallscherbe, und verletzte sich dermaßen, daß das Blut hervorsprang. Edmund hob ihn auf, verband die wunde Hand, empfahl ihn unserer Sorgfalt und ritt, der Pflicht der Gastfreundschaft genügend, mit den Jägern davon.

Nachdem sie fort waren, versank Felix nach und nach in einen Zustand halber Bewußtlosigkeit, und während ich neben dem Sessel, in den er sich mit geschlossenen Augen zurücklehnte, leise mit der Mutter sprach, entschlüpften mir, ich weiß selbst nicht wie es kam, mit Bezug auf den verlorenen Ring, die Worte Verlobung und Braut. Sofort öffnete Felix die Augen und fragte mit fieberischer Betonung: „Braut? Von wem sprecht Ihr?"

„Von niemandem," antwortete ich verwirrt. Aber damit gab er sich nicht zufrieden, denn als die Mutter nach wenigen Augenblicken das Zimmer verließ, sah er mich mit großen fragenden Blicken an, und so mußte ich ihm denn Alles erzählen, was für mich von dem Ringe zusammenhing, wobei ich das Ganze in's Lächerliche zu ziehen suchte. Felix wurde immer aufmerksamer und träumerischer. „Braut?" wiederholte er. „Da warst Du ja nicht mehr meine Schwester!" Diese Worte machten mich betroffen; stumm senkte ich die Augen, es folgte ein langes, verlegenes Schweigen, und um es um jeden Preis zu brechen, fragte ich ihn nach der Ursache seines Unfalls. „Das weiß ich selbst nicht," antwortete er. „Als ich mich niederließ, muß mein Knie auf einen Stein oder sonst etwas Scharfes gestoßen seyn, denn ich empfand einen durchdringenden Schmerz, der sich selbst jetzt noch nicht verloren hat."

„Komm," sagte ich, „wir wollen sehen, ob wir der Ursache auf die Spur kommen können."

Die Domestiken hatten den Saal noch nicht betreten, und es lag dort noch Alles so wie wir es verlassen. Indem Felix sich bückte, um das Taschentuch aufzuheben, beugte auch ich mich nieder, um nach dem verhängnißvollen scharfen Gegenstand zu suchen.

„Da hab' ich's!" rief Felix, etwas aus den Falten des Taschentuches hervorziehend. Denke Dir unser Erstaunen, als es der Ring, mein Verlobungsring, war.

Schweigend und beide tief erröthend, blickten wir einander an, und Gott mag wissen, was in unseren Herzen vorging. Das Schicksal hatte sein Urtheil gefällt, und wir fühlten, daß es wahr gesprochen.

Wie mag es zugegangen seyn? Darnach fragten wir uns erst später, als wir Arm in Arm durch die Allee gingen, an deren Ende die Sphynx steht. Unsere Taschentücher mußten neben einander gelegen und ich mußte sie verwechselt haben.

Felix stellte mich seinen Eltern als seine Braut vor, und sie segneten uns als Brautleute wie sie uns als Geschwister gesegnet hatten. Es schien ihnen nicht unerwartet zu kommen. Wie eigenthümlich, jetzt die Braut Dessen zu seyn, welcher noch vor einer Stunde mein Bruder gewesen! Aber ich fühle, daß sich in meiner Brust ein Dunkel gelichtet hat, welches mich, wenn ich in mich selbst schaute, häufig in Verlegenheit setzte. Mein zweiter Vater wollte die Verlobung, welche ihn ganz glücklich macht, sofort nach der Rückkehr der Jäger proklamiren; die Mutter aber hielt es nicht für passend, jemandem etwas davon zu sagen, bevor Edmund, das künftige Haupt der Familie, seine Einwilligung dazu gegeben.

Aber Edmund kam nicht mit den Anderen zurück. Anfänglich wurde dieß im allgemeinen Getümmel nicht bemerkt, und wir Frauen waren vollauf mit der Anrichtung des Mahls beschäftigt. Als man sich endlich nach ihm erkundigte, konnte niemand Aufschluß über ihn geben. Einer der Jäger erzählte, daß Edmund sich in gestrecktem Galopp von den Uebrigen getrennt, unter dem Vorwand, daß er etwas zu besehen habe, eine Entschuldigung, welche nicht sehr plausibel klang. Als er noch immer nicht kam, wurden Boten nach ihm ausgeschickt, um ihn zur Eile anzuspornen. Endlich wurde eine Nachricht in den Saal gebracht, welche allgemeine Bestürzung verbreitete. Das Pferd Edmunds war schaumbedeckt, mit zerrissenem Zügel, ohne den Reiter, in den Hof gesprengt.

Alles machte sich auf, und die ganze Nacht wurde dem Suchen im Walde gewidmet, aber umsonst. Nach durchwachter Nacht ging ich am nächsten Morgen mit Felix in den Wald. Felix sprach kein Wort, und ich vergoß bittere Thränen. Stumm schritten wir neben einander hin, bis wir an das Ufer der Weidnitz kamen, wo wir uns auf einer Bank niederließen. Auf der ruhigen, hellen Wasserfläche trieb langsam ein Nachen auf uns zu. Langsam, langsam kam er näher. Es schien niemand darin zu seyn; er kam mir wie ein schwimmender Sarg vor, und reichlicher, heißer flossen meine Thränen. Aber plötzlich, als der Nachen an's Ufer stieß, richtete sich jemand darin empor. Es war Edmund. Er sprang an's Land, und freudig flogen wir auf ihn zu.

Lange mußten wir ihn mit Fragen bestürmen, bevor wir herausbrachten, was ihm passirt war. Es scheint, daß der Felix zugestoßene Unfall ihn verstört hatte, und daß er sich gleich nach der Erlegung des Hirsches von den Gefährten entfernte. Er vertiefte sich in seine Träumereien, und es wurde dunkel bevor er es merkte. Sein angebundenes Pferd war scheu geworden, hatte sich losgerissen und den Heimweg eingeschlagen, während Edmund sich verirrte und sich endlich entschloß, den Tag im Freien zu erwarten. Am Ufer des Flusses fand er ein Boot, aber ohne Ruder. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich vermittelst seines Jagdmessers einen Tannenzweig zuzustutzen, mit Hülfe dessen er das Boot

lenken zu können hoffte. Aber bald fand er, daß der Strom zu stark sey und daß er sich von demselben forttreiben lassen müsse. Sich im Boot niederlegend, war er von der Kälte und Müdigkeit betäubt worden und erst wieder zu sich gekommen als der Nachen an's Ufer stieß.

So ungefähr lautete die Erzählung Edmunds, und wir waren so froh, ihn wieder zu besitzen, daß ein Jubelruf dem andern folgte. Dem Vater rannen, als wir triumphirend heimkehrten, die Thränen aus den Augen, die Mutter mußte ihren Erstgeborenen immer wieder umarmen. Felix war ganz außer sich. Edmund aber schien von der Müdigkeit überwältigt, und mit gesenktem Haupt, hohlen Augen und veränderter Stimme, schien er dem ihn umwogenden Jubel ganz fremd zu bleiben. Aber das wird sich schon geben.

Nun magst Du selbst ermessen, wie glücklich ich bin.

* * *

Edmund ist sehr krank gewesen. Er hatte ein heftiges Fieber, welches ihm fast keinen Augenblick Ruhe ließ, und in seinen Phantasieen kamen so merkwürdige, so schreckliche Dinge vor, daß ein christliches Gemüth sich wohl dadurch beunruhigt fühlen konnte. Ohne gerade Atheist zu seyn, glaubt Edmund nur das was er begreift. Die ganze Religion ist ihm die Pflicht. Das Leben ist in seinen Augen eine fortwährende Aufgabe, welche ihren Lohn nur in sich selbst findet. Es schreckt ihn nicht die Furcht vor einer Strafe jenseit des Grabes, sondern nur der Schmerz und die Scham, welche das eigene Gefühl dem Menschen für jede Begehungs- und Unterlassungssünde bereitet. Jeder Fehler ist in seinen Augen unverzeihlich, und daher kommt es denn auch wohl, daß er uns als geradezu unfehlbar erscheint. Sein strenger Glaube verbannt die göttliche Barmherzigkeit aus dem Himmel.

Mag man ihn noch so sehr lieben, man muß ihn immer auch ein wenig fürchten, und bei dem Gedanken, daß die zwischen seinem Bruder und mir ausgetauschten Gelübde ihm mitgetheilt werden müßten, empfand ich ein Bangen, welches ich mir selbst zum Vorwurf mache. Kaum wagte ich seinen düstern, fest auf mich gerichteten Blicken zu begegnen, als der Vater die Erklärung in unserer Gegenwart abgab. Aber Edmund empfing sie mit einem freundlichen, wenn auch schmerzlichen Lächeln. Glaubtet Ihr denn, sagte er, zu uns gewendet, daß ich's nicht schon längst wußte? Euer Geheimniß gehörte mir, bevor es Euch selbst klar geworden, und mit Eurer Verbindung geht mein liebster Wunsch in Erfüllung. Ich habe nur diesen Augenblick erwartet, um Euch mitzutheilen, daß auch ich mir eine Lebensgefährtin gewählt habe. Noch eine kurze Zeit, und drei glückliche Familien werden dies Schloß bewohnen.

Edmund verheirathet sich, meine Therese, und obgleich mir strenge Verschwiegenheit auferlegt ist, würde ich mich doch an unserer Freundschaft zu versündigen glauben, wenn ich Dir ein Geheimniß daraus machen wollte. Du kennst den endlosen, vergeblichen Prozeß wegen des Ritterguts Rosenberg bei Oels. Der jetzige Besitzer, dem meine Wohlthäter das Eigenthum streitig machen, hat keine Kinder. Seine Erbin ist eine Nichte, welche sehr schön seyn soll, und die Vermählung Edmunds mit dieser Nichte würde die Streitigkeit, bei welcher der Stolz der beiden Familien noch mehr betheiligt ist als ihr Interesse, auf einmal schlichten. Edmund hat die junge Dame auf seinem neulichen Ausflug nach Breslau kennen gelernt; sie gefällt ihm und er heirathet sie, was gewiß die einfachste Sache von der Welt ist. Dennoch hat der Gedanke für mich etwas Anstößiges. Nie hielt ich es für möglich, daß Edmund eine Spekulations-Verbindung eingehen würde, und das achtzehnjährige, hübsche und heitere Wesen, welches auf diese Weise gewissermaßen zum Handelsartikel gemacht wird, flößt mir aufrichtiges Mitleid ein.

* * *

Während Julie diese Worte an ihre Freundin schrieb, machte Edmund sich in seinem Tagebuch die bittersten Vorwürfe, denn es steht dort unter demselben Datum: „Wie ist es möglich, daß niemand, selbst die Mutter nicht, die Qualen meines Herzens ahnt? Wie können Julien selbst meine Leiden ein Geheimniß seyn? Wie kann sie es über sich gewinnen, ihn in meiner Gegenwart zu liebkosen und ihm die süßesten Namen beizulegen? Ich muß die Gabe, mich zu verstellen, denn doch in sehr hohem Grade besitzen. Desto besser! Vielleicht wird es mir mit der Zeit gelingen, Herr über meine Neigung zu werden. — Das Verhängniß wollte es nicht anders; das Schicksal hat entschieden. Aber sollte sein Urtheil wirklich ein unwiderrufliches seyn? Kann nicht noch etwas Unerwartetes mir den bittern Kelch von den Lippen reißen? Aber welch ein Gedanke, wenn mein Glück sich nur durch das Unglück meines Bruders erkaufen läßt? Muth, Muth! Das Schicksal hat entschieden, und wehe Dem, der sich ihm in den Weg wirft!

* * *

Hier befindet sich unter den Papieren des Grafen ein Brief des Schloß-Intendanten Joachim Fürchtegott Schumann an die Baronesse Therese, die Freundin und Korrespondentin Juliens. Der Brief ist vom 15. September datirt und erzählt in verworrener Weise ein schreckliches Unglück, welches sich am Tage zuvor ereignet. Ich entnehme demselben folgende Auszüge:

„Gestern um acht Uhr Morgens verließen unsere beiden jungen Herren das Schloß, um auf der Weidnitz wilde Enten zu schießen. Der Sohn des Wildhüters befand sich bei ihnen im Boot, und außerdem nahmen sie nur noch einen Hund mit sich, welcher am Ufer blieb und ihnen die Enten auftrieb. Herr Felix war, wie mir der Knabe sagte, noch munterer als gewöhnlich. Er hatte seine schwersten Jagdstiefeln an, setzte sich, während sein Bruder am Steuer saß, vorn an die Spitze des Bootes und amüsirte sich damit, daß er es fortwährend schaukeln ließ. Herr Edmund warnte ihn mit der Bemerkung, daß, wenn er in's Wasser stürze, die schweren Stiefeln ihn am Schwimmen hindern würden; aber er schaukelte und scherzte nur noch mehr. Da lief der Hund — noch ein ganz junges Thier — landeinwärts, und der Knabe wurde an's Ufer gesetzt um ihn zurückzuholen; noch mehrere Minuten lang hörte er das Lachen des Herrn Felix. Der Hund wurde nach einer Viertelstunde eingeholt, und als der Junge wieder mit ihm

an's Ufer kam, sah er, daß das Boot leer war und vom Strome fortgetragen wurde. Er dachte, die Herren seyen an's Land gestiegen, sie hätten das Boot schlecht befestigt und dasselbe sey durch die Gewalt der Strömung losgerissen. Er rief und feuerte mehrmals seine Flinte ab, aber kein Signal antwortete ihm. Seine Verlegenheit wurde zur Bestürzung als er die Mütze des Grafen Felix an einem Weidenzweig hängen sah. Als der Hund diese Mütze erblickte, stieß er ein klägliches Geheul aus, was, wie die gnädige Frau wissen werden, eine schlimme Vorbedeutung ist. Der Knabe lief zum Schloß zurück, und in drei Viertelstunden waren beide Ufer von Leuten bedeckt, welche nachsuchen und Beistand leisten wollten. Mehrere gingen bis an den Hals in's Wasser, und Einer von diesen sah endlich in einer Bucht den Grafen Edmund im Schlamm stecken. Seine über dem Kopf zusammengeschlagenen und in's Haar verwickelten Hände zeigten, daß er sich in einer Anwandlung von Verzweiflung hineingestürzt. Die Kälte hatte ihn erstarrt, denn seine Augen waren geschlossen, und er sah und hörte nichts. Von Herrn Felix hat sich noch keine Spur gefunden. Er muß bei dem leichtsinnigen Spiel, dem er sich hingab, in's Wasser gefallen seyn. Daß Herr Edmund Alles gethan hat, um ihn zu retten, zeigt der Zustand, in dem wir ihn fanden. Es ist ihm aber kein Wort zu entlocken gewesen, so sehr grämt er sich. Meine gehorsamste Bitte, verehrte Frau Baronesse, geht jetzt dahin, daß Sie sofort nach dem Empfang dieses Briefes hieher eilen. Ich habe dafür gesorgt, daß Sie auf allen Stationen den nöthigen Vorspann finden."

* * *

Therese konnte nur wenige Tage bei der Freundin bleiben. Nach ihrer Abreise wurde der Briefwechsel lebhaft fortgeführt, und aus ihm schöpfe ich eine gedrängte Zusammenstellung der Ereignisse, welche dem Tode des Grafen Felix folgten. Während mehrerer Wochen war Edmund die Beute einer Schwermuth, welche durch nichts gemildert werden konnte. Sein Schmerz war so bitter und nagend, als legte er sich selbst die Schuld am Tode seines Bruders bei. Plötzlich aber, ohne daß man sich den Wechsel erklären konnte, machte diese Störung einer ruhigen Heiterkeit Platz. Er traf Vorbereitungen zu einer Reise und erklärte, er wolle nach Breslau, um einige Geschäfte zu erledigen. Von dort aus schrieb er, daß er sich nach St. Petersburg begeben wolle, um eine gerade in der Vorbereitung begriffene Expedition nach dem Kaukasus mitzumachen. Von seiner Verlobung war nicht mehr die Rede. Für Die, welche ihn kannten, hatte dieser plötzliche Entschluß nichts Ueberraschendes. Seine Briefe vom Kriegsschauplatze enthielten viel Interessantes über die Sitten der Tscherkessen, aber nicht über die Gefahren, denen er täglich ausgesetzt war. Nur aus andern Quellen erfuhr man zu wiederholten Malen, wie er sich stets in der vordersten Reihe befand und den Tod förmlich zu suchen schien.

Im Mai des Jahres 1817 traf endlich der Brief ein, welcher zur unendlichen Freude der Seinigen die Nachricht enthielt, daß er in's elterliche Haus zurückkehre. Aber der Vater sollte seinen Sohn nicht noch einmal umarmen, und als Edmund wieder auf dem Schlosse ankam, lagen ihm, dem letzten Sprößling eines alten Geschlechts, alle Sorgen des Familienhauptes ob.

Das zweijährige Kriegsleben hatte seinen Körper gekräftigt, und seinem ohnedies schon imponirenden Wesen einen gewissen gebieterischen Anstand gegeben, welcher dem Uebergewicht, das seine hohe Intelligenz und seine Geburt ihm neben Andern verlieh, noch zu Hülfe kam. Und war er schon an und für sich einer der seltenen Menschen, zu denen sich alles Schwächere hinneigt, so darf man sich nicht darüber wundern, wenn Julie, als noch vor Ablauf eines Jahres die verwittwete Gräfin ihrem Gatten nachgefolgt war, den Bitten des alleinigen Erben nicht widerstehen konnte. Vielleicht hätte ihr Stolz sich empört, wenn er auf Grund ihrer hülflosen Lage sie um ihre Hand gebeten hätte. Aber statt ihr vorzustellen, daß sie eine von ihm abhängige Waise sey, berief er sich auf seine eigene Verwaisung, in welcher nur sie ihm Trost und Ruhe gewähren könne, und statt den Bruder bei ihr vertreten zu wollen, flehte er sie an, den Schmerz um den geliebten Verblichenen mit ihm gemeinsam zu tragen.

Hiezu gesellte sich noch das Mitleid, welches Julie für Edmund empfand. Mehrmals hatte sie ihn plötzlichen Anfällen tiefer Schwermuth unterworfen gesehen, welchen stets ein erschreckender Zustand folgte. Plötzlich erblaßte der Graf in solchen Fällen, seine Augen eichteten sich mit leichenhafter Starrheit auf einen bestimmten Punkt im leeren Raume, und seine sonst so ruhigen Züge wurden furchtbar verzerrt. Seine zusammengepreßten Lippen erlaubten ihm kaum das Athmen, und in Allem machte er den Eindruck eines plötzlich von namenlosem Entsetzen Erfaßten, ohne daß sich dafür die geringste Ursache erkennen oder irgend etwas das Herannahen eines solchen Zustandes ahnen ließ. Von seiner Umgebung wurden diese Erscheinungen als eine Folge des Feldzuges betrachtet. Einmal, nicht lange nach dem Tode der Gräfin, passirte es bei einer Ausfahrt, auf welcher Edmund die Damen zu Pferde begleitete. Bei einer Wendung des Weges stieß er einen Schrei aus, blickte starr vor sich hin und fiel dann vom Pferde. Während die Damen ausstiegen und sich über ihn beugten, erhob sich plötzlich ein lautes Getöse, und sie sahen, wie, wenige Schritte von ihnen entfernt, ein gewaltiger Fels, der sich halb über den Weg geneigt hatte, herabgestürzt war. Ohne den Edmund zugestoßenen Unfall würden sie durch den Felsen zerschmettert worden seyn.

Ueber dies Ereigniß enthielt das Tagebuch des Grafen Folgendes: „Wie könnte ich noch an Dem zweifeln, was sich mir auf so überzeugende Weise offenbart? Habe ich nicht mehr als einmal gesehen, wie die Hand mit dem flammenden Ring einen Tscherkessensäbel von meinem Haupt abwehrte? Und hat sie nicht jetzt wieder den warnenden Finger gegen mich erhoben? Warnend zeigt sie mir die Hand, und drohend flammt mir der Ring entgegen. Wann wird diese Drohung sich verwirklichen? Und werden diese Erscheinungen stets nur mir allein sichtbar seyn? — Aber wozu diese fortwährenden Gewissensbisse? Nur die That kann Folgen gebären. Was nicht gethan wurde,

existirt nicht, und was nicht existirt, kann keine Wirksamkeit entfalten. Für meine Handlungen bin ich verantwortlich; können aber Gedanken mir zum Vorwurf gemacht werden?"

* * *

Die Heirath wurde in der Schloßkapelle in Gegenwart einiger Zeugen vollzogen. Als Edmund seiner jungen Braut vor dem Altar die Hand reichen wollte, erblickte er in dieser Hand die des Bruders Felix mit dem flammenden Ringe. Er hatte diese Erscheinung erwartet und sich mit aller seiner geistigen Kraft dagegen gestählt. Es gelang ihm, sich zu fassen, und selbst seine Züge dermaßen zu beherrschen, daß sie nicht das Geringste errathen ließen. Es gelang ihm auch, die Glückwünsche der Freunde mit heiterm, ungezwungenem Lächeln entgegenzunehmen. Dann aber entfernte er sich, und das alte Uebel erfaßte ihn mit neuer Stärke, welche eine lange, furchtbare Krankheit zur Folge hatte. Sobald der Arzt es erlaubte, übernahm die junge Frau allein seine Pflege, und in diesen Tagen und in diesen Nächten entnahm sie den Phantasieen des Kranken in abgebrochenen Ausrufen Dinge, welche ihrem sich dagegen sträubenden Geist die ganze schreckliche Wahrheit enthüllten.

Eines Tages erwachte Edmund zum ersten Mal wieder aus einem ruhigen, erquickenden Schlummer. Er hatte das wonnige Gefühl der Genesung und blickte sich liebevoll nach Derjenigen um, welche ihn mit so unermüdlicher Sorgfalt gepflegt. Aber Julie war wie umgewandelt. Ihr Blick war kalt geworden, ihr starres Antlitz gefühllos und unerbittlich wie das der Meduse. Noch immer war sie ein Engel — aber der Engel des Gerichts.

Sie wußte Alles, und er sah, daß sie Alles wußte.

„Warum hast Du ihm nicht die Hand gereicht?"

Das waren ihre einzigen Worte.

In der entscheidenden Krisis seines Lebens, als auf einmal seine schönste Hoffnung zertrümmert vor ihm lag, war plötzlich die dem Ring eingegrabene Devise der Wahlspruch seines Lebens geworden. Was das Schicksal über ihn verhängt, wollte er ruhig über sich ergehen lassen, aber sich ebensowenig gegen das Verhängniß auflehnen, wenn es sich ihm günstig zeigen sollte. Um den Preis einer sträflichen Handlung war ihm das Lebensglück zu theuer erkauft gewesen; den Traum des ihm versagten Paradieses aber glaubte er ungestraft nähren zu dürfen.

In dieser Stimmung bestieg er mit seinem Bruder das Boot. Je düsterer und gedankenvoller er dreinschaute, desto ausgelassener wurde Felix. In unseliger Verblendung neckte dieser den Bruder mit seiner verständigen Wahl. „Du wirst reich, sehr reich werden," sagte er höhnend, „und für das Geld, welches Du an dem Prozesse sparst, könntest Du Deiner Frau eine Tiara von lauter Diamanten kaufen. Aber mit allen Deinen erheiratheten Schätzen bist Du nicht im Stande, mir dies zu bezahlen." — Und indem der unglückliche junge Mann diese Worte sprach, ließ er den verhängnißvollen Amethyst vor den Augen des Bruders in der Sonne spielen. Edmund schaute still und düster vor sich hin und würdigte die unfreundlichen Neckereien des Bruders keiner Antwort.

Man weiß, wie es kam, daß die beiden im Boot allein gelassen wurden. Die Laune des jüngeren Bruders wurde immer übermüthiger, und ungeachtet aller Warnungen Edmunds fuhr er fort zu schaukeln, bis er endlich das Gleichgewicht verlor und in's Wasser fiel. Augenblicklich untersinkend, kam er nach wenigen Sekunden wieder zum Vorschein und bemühte sich, das Boot zu erreichen; aber dasselbe wurde von der Strömung zu schnell fortgetragen, und keine Hand streckte sich ihm entgegen, kein Ruder wurde ihm hingereicht. Er war in einen Strudel gerathen. Die getränkten Kleider hinderten ihn, die schweren Stiefel zogen ihn nieder, und immer weiter entfernte sich das Boot.

„Genug der Strafe, Edmund!" rief er verzweiflungsvoll. „Meine Kraft geht zu Ende, ich kann nicht mehr! Hilf mir, oder ich bin verloren!"

In diesem Moment erhob sich vor dem geistigen Auge Edmunds das Bild des Kabylen und stellte sich zwischen ihn und den Bruder. Mit verschränkten Armen blickte er auf den schwimmenden Felix hinab und sah dem Todeskampfe desselben ruhig zu. Eine günstige Wendung des Stroms brachte diesen in die Nähe des Bootes. Nur die Hand ausgestreckt, und er war gerettet! Unwillkürlich beugte sich Edmund herab, um die Hand des Verzweifelnden zu erfassen; aber da blitzte ihm die Flammenschrift entgegen: Hüte Dich, dem Schicksal in den Arm zu fallen! — Er bebte zurück. Der Augenblick war dahin, die Hand des unglücklichen Felix war verschwunden.

Noch einmal sah er sie von weitem, aber nicht mehr streckte sie sich ihm bittend entgegen. Vom Todeskampf geballt, hub sie sich racheforderend gen Himmel, und drohte dem noch immer unbeweglich dastehenden Mörder. Bald war sie wiederum verschwunden, und Alles war vorbei.

Wie lange Edmund so stehen blieb, wußte er selbst nicht. Das Bellen eines Hundes entriß ihn dem starren Hinbrüten. In Schweiß gebadet, kam er wieder zu sich, wie aus einem qualvollen Traume erwachend. Angst und Gewissensbisse waren seine Gefährten. Ein schriller Schrei entfuhr seiner Brust, und die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, sprang er in die Fluth.

Nie hat Edmund die Verzeihung Juliens erhalten. Die Liebe kann zuweilen die Achtung überleben; aber Julie hatte Edmund nicht eigentlich geliebt, sondern ihm nur eine fast abgöttische Verehrung gezollt. Als er in ihren Augen gesunken war, als er ihre Achtung verscherzt hatte, konnte sie sich nie wieder mit ihm versöhnen. Nie! Das war die einzige Antwort, welche seinem Flehen zu Theil wurde.

* * *

Die ganze Nacht hatte ich dem Durchlesen der Manuskripte gewidmet. Schon dämmerte der Morgen, als ich mich endlich erhob — ein strenger, zum unerbittlichen Verdammen entschlossener Richter. Je höhere Gaben der Graf von der Natur und dem Schicksal empfangen hatte, desto weniger fühlte ich mich zur Milde geneigt. Je heller seine Tugenden strahlten,

desto schwärzer wurde mir sein Verbrechen. Wie konnte er bei seiner Intelligenz in den groben Irrthum verfallen, einen Unterschied zwischen Handlungen und Gedanken, zwischen Begehungs- und Unterlassungssünden aufzustellen?

Im höchsten Grade aufgeregt und empört, fühlte ich mich unbeugsam, als plötzlich eine weiche, kühle Hand sich auf meine brennende Stirn legte. Eine wohlbekannte, süße Stimme richtete Worte des zärtlichsten Vorwurfs an mich. „Wozu, mein Karl, dies ewige Wachen? Wie oft hast Du nicht selbst gesagt, die Nacht sey keines Menschen Freund!"

„Das sind Worte, welche vom Himmel kommen!" rief ich, mein armes besorgtes Weibchen an die Brust pressend. „Ja Du hast Recht, die Nacht ist keines Menschen Freund!" — Und je mehr das Licht des Tages überhandnahm, desto mehr fühlte ich mich von der ewigen Milde durchdrungen, die das Licht der heiligen Sonne über Gerechte und Ungerechte ausgießt.

„Laß gleich die Pferde anspannen!" sagte ich, trotz der Bitten meines sanften Gretchens. „Ich verdiente nicht Arzt zu seyn, wenn ich nicht zuerst einem Unglücklichen den ersehnten Frieden brächte."

Der Graf empfing mich stehend, und wir blickten einander stumm in's Auge. Dann öffneten sich meine Arme, und er warf sich mir an die Brust. „Endlich!" rief er mit einem tiefen Seufzer der Erlösung. Zum ersten Mal seit vielen Jahren träufelte auf diese dürstende Seele der milde Thau menschlichen Mitleids herab.

* * *

Am letzten Abend des Jahres saß ich am Lager des Grafen Edmund, um seinen Todeskampf zu lindern. Seit er mir gebeichtet, hatte sich seine Seele raschen Fluges dem reinern Daseyn genähert. Sie mußte sich selbst sagen, daß, wenn das Verbrechen groß, die Strafe furchtbar gewesen.

Ich hielt die rechte Hand des Sterbenden und beobachtete den immer schwächer werdenden Pulsschlag. Bald wurde derselbe ganz unmerklich, und schon glaubte ich, daß der Kranke geendet habe. Aber auf einmal richtete er sich empor, und hielt sich allein aufrecht. Die weit geöffneten Augen blickten gen Himmel. Die rechte Hand strebte empor und schien ein unsichtbares Etwas fassen zu wollen. Der Körper wurde von heftigen Zuckungen erschüttert. Plötzlich rief er im Tone höchster Angst: „Bruder, Bruder! Genug der Strafe! Reich mir die Hand! Hilf mir, oder ich bin verloren!"

Ich zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Waren das nicht dieselben Worte, welche der sinkende Felix ihm zugerufen? Schon glaubte ich die Stunde des Gerichts für ihn gekommen. Aber ich irrte mich, denn ein sanftes Lächeln verklärte die Züge des Sterbenden. Mit der Hand, welche er eben emporgestreckt, schien er etwas an die Lippen zu führen, was er mit glühenden Küssen bedeckte. Dann fiel er zurück, und der Graf Edmund hatte seinen letzten Seufzer ausgehaucht.

Ruhe, Friede und Verzeihung dem gequälten Geist!

(Lerow's Newyorker belletrist. Zeitung.)

Ein eintägiger Ausflug nach Spanien.

Von Dr. Leopold Strauß.

„Monsieur wünscht zu wissen, wie dieser Fluß heißt? Es ist die Bidassoa," sagte ein Bootsführer an einem wunderherrlichen Morgen des vergangenen Spätsommers. Wir hatten die Eisenbahn von Biaritz (s. S. 616) bis nach dem kleinen Dorfe Hindaye benützt, welches beiläufig gesagt einen gewissen Grad von Berühmtheit erlangt hat wegen der angeblichen Entdeckung eines Komplotts zu Ermordung des Kaisers der Franzosen, als er auf der Reise nach San Sebastian zur Zusammenkunft mit der Königin von Spanien und zum Besuch der Gegenden jenseit der Pyrenäen Hindaye passirte. Wir waren an letzterm Orte zu einer Zeit angekommen, wo die Leute sich gewöhnlich erst besinnen, ob sie ihre Betten verlassen wollen; hatten in der Restauration des Bahnhofs gefrühstückt und einen Bootsführer engagirt, uns schräg über den Fluß nach Fuentarabia hinüberzuführen, der ersten spanischen Stadt, welche wir zu besuchen beabsichtigten. Eine Gesellschaft von vier englischen Touristen hatte sich ungefragt an uns angeschlossen, sich die besten Plätze im Stern des Boots gesichert, wo sie behaglich ihre Pfeifen rauchten und die Scenerie bewunderten, und von ihnen war auch die Frage ausgegangen, welche die obige Antwort hervorgerufen hatte.

Die Bidassoa! Welch eine Fülle historischer Erinnerungen schoß uns bei diesem Namen durch den Kopf und gemahnte uns an so manche geschichtliche Thatsache, welche sich hier zugetragen! Die neueste davon war vielleicht jener denkwürdige Tag, wo am frühen Morgen die verbündeten Heere unter dem Befehl des Marquis von Wellington den spanischen Boden verließen, über den hübschen Fluß setzten, über welchen wir so eben gerudert wurden, und den wankenden Thron des ersten Napoleon auf französischem Boden vollends zu stürzen unternahmen. Ich hatte erst kurz zuvor in einer Biographie des Herzogs von Wellington eine höchst lebendige Schilderung dieses Unternehmens gelesen, und sah mich daher mit doppeltem Interesse in dieser Gegend an. Unmittelbar vor uns erhob sich der Kirchthurm von Fuentarabia, von wo aus eine Rakete das Signal zum Vorrücken gegeben, und unwillkürlich zogen mir die Namen der verschiedenen britischen Führer, eines Lord Aylmer, General Wilson und Obersten Maitland, wieder durch den Sinn, wie denn den ganzen Tag hindurch meinem Blick in allen Richtungen nur Städte und Berge begegneten, deren Namen vor mehr als einem halben Jahrhundert während des Kampfes der Engländer und ihrer Verbündeten gegen Napoleon in den westlichen Pyrenäen bekannt geworden waren.

Bevor ich mich noch von diesen aufdämmernden geschichtlichen Erinnerungen loszureißen vermocht hatte, berührte der Kiel unseres Boots den Schlamm des spanischen Ufers, wir landeten an einem schmalen steinernen Quai und standen innerhalb des Weichbilds der alten malerischen, verwitterten, vielfach beschossenen maurischen Stadt Fuentarabia oder Fontarabia. Worte reichen kaum hin, den ungemeinen malerischen Reiz

der alten Stadt zu schildern, welche aber auch in demselben Grad, wie sie den Künstler als Vorwurf für seinen Stift und Pinsel entzücken muß, als Wohnort unbehaglich und unerträglich seyn mag. Leider gehen malerisches Aussehen und civilisirtes Behagen selten Hand in Hand, und wenn Fontarabia überreich an romantischen Giebeln, überhängenden Dächern, prachtvollen Karniesen, kühnen Erkern, ragenden Thürmchen und andern äußern Dekorationen ist, so kann nicht geleugnet werden, daß es im Innern einen Ueberfluß von Schmutz, Gestank, Knoblauchgeruch und Ungeziefer hat. Die nun halb zerfallenen und theils durch den Zahn der Zeit, theils durch Kanonenkugeln zerbröckelten Häuser waren ohne Zweifel einst die Wohnungen wohlhabender Mauren, denn sie legen selbst in ihrer Verkommenheit noch Zeugniß ab von ihrem einstigen Glanze. Man denke sich eine lange schmale Straße mit Häusern, deren verschiedene Stockwerke so über einander hervortreten, daß die reich verzierten Gesimse und Hufeisenbogen-Friese am obersten Gipfel ganz nahe zusammentreten und nur noch einen langen schmalen Streifen blauen Himmels sehen lassen; man vergegenwärtige sich diese Häuser, geschmückt mit zerbröckelter Skulptur und verwittertem Bildwerk; man bevölkere sich im Geiste diese Straße mit Männern und Frauen in der malerischen spanischen Volkstracht, mit hübschen, ja zum Theil sogar schönen dunklen bronzefarbigen Gesichtern; man denke sich die reiche satte Färbung des alten Holzwerks, dessen dunkle Farbe nur die Wirkung der Zeit, nicht die des Rauches ist, belebt durch hellfarbige glänzende Gardinen und Zeltdächer und Marquisen, dazu noch als Kontrast die Menge von farbenprächtigem köstlichem reifem Obst, von Gemüsen und andern Früchten, die man an den Fenstern und vor den Hausthüren massenhaft aufgeschichtet sieht, und man kann sich einen schwachen Begriff von dem allgemeinen Aussehen dieser höchst malerischen Stadt machen.

Allein man begnüge sich mit dieser Vorstellung; man versuche nicht in das Innere zu blicken, wenn man nicht darauf vorbereitet ist, tausend und einem Geruch zu begegnen, wovon der eine immer schlimmer ist als der andere, und Knoblauch noch der beste, — oder wenn man nicht mit Garderobe versehen ist, um beim Heraustreten aus der Stadt sogleich eine andere Kleidung anzulegen. Reinlichkeit ist diejenige Tugend, welche von den spanischen Bauern von jeher am wenigsten praktieirt worden ist, und da Fontarabia dermalen jener Klasse verfallen ist und Häuser, die einst einer einzigen wohlhabenden Familie zur Wohnung dienten, nun von Leuten aus dem Volke bewohnt werden und in den verschiedenen Stockwerken nicht nur je eine Familie, sondern auf demselben Boden oft deren mehrere beherbergen, — wenn derartige Häuser gar nicht mehr unterhalten und geschlossen werden, sondern ungehindert zerfallen dürfen, — so ist es besser, wenn die heutigen Besucher nicht allzu neugierig sind und mittelst ihrer Einbildungkraft lieber sich vergegenwärtigen, wie diese Häuser vor Jahrhunderten im Innern ausgesehen haben mögen, anstatt heutzutage in deren dunkle Winkel einzudringen.

Es ist in Fontarabia wenig zu sehen mit Ausnahme dieser einzigen Straße, welche aber jeder Verehrer des Malerischen nothgedrungen besuchen muß, wenn er in diese Gegend kommt. An dem einen Ende desselben liegt die Kirche, welche wir besuchten und wo uns zunächst der große Kontrast überraschte, den sie gegenüber von denen des Nachbarlandes darbot, wo trotz des unbedeutenden Grenzflusses doch ganz andere Sitten, Bräuche und Sprache herrschen. Fontarabia ist zwar nur ein armseliges, verkommenes, elendes Landstädtchen aus zerfallenden Häusern, aber es vermag doch seine Kirche mit solch prächtigen Gefässen und reichen Zierrathen auszustatten, daß sich eine Kathedrale nicht daran zu schämen brauchte. Wir besuchten die Kirche gerade zur Zeit der Messe, vermochten daher das Gebäude nicht so genau zu besichtigen, wie wir gewünscht hätten. Der Fußboden des Schiffs wimmelte von knieenden Gestalten in jener heitern Mannigfaltigkeit bunter Trachten, welche der spanische Bauer liebt und die uns durch Bilder genügsam bekannt sind. Alle diese Gruppen knieten im tiefen Schatten, und zwischen den Pfeilern hindurch schoßen nun gelegentlich verirrte Lichtblitze und einzelne warme helle Farbentöne herein und spielten auf Ohrringen oder Halsbändern. Der Hochaltar allein war von einer Lichtfülle umflossen; dort brannten Lampen und Kerzen, dort gingen Priester in weißen Gewändern und reich gestickten Pallien hin und her, und die Strahlen der vielen brennenden Kerzen spiegelten sich in den geweihten silbernen und goldenen Gefässen und Geräthen; Weihrauchdüfte schwängerten die Atmosphäre und lieblicher Gesang mit Orgelbegleitung, bald feierlich gedämpft, bald laut anschwellend, erhöhte den Effekt des Ganzen noch wesentlich.

Nahe bei dieser Kirche ist die alte Citadelle, ein häßlicher steinerner Bau auf einer Anhöhe, welcher in Kriegszeiten ganz besonders zur Zielscheibe des groben Geschützes gedient zu haben scheint, denn in dem Gestein der Mauern und Felsen stecken noch viele Kanonenkugeln, und kaum eine Quadratelle des ganzen Mauerwerks ist ohne Spuren der früheren Beschießungen. Das Thor stand offen, wie denn alles von Zerfall und Oede zeugt; von Neugier getrieben traten wir ein, allein kaum waren wir drinnen, so kam wie durch Zauberschlag ein ganzer Schwarm Bettler zum Vorschein, umringte uns unter kläglichem Gewinsel und bat in einem Jargon, der weder Französisch noch Spanisch war, um Almosen. Es war der abscheulichste und anwiderndste Hause ekelhafter Geschöpfe, der mir jemals zu Gesicht gekommen, von Lumpen und Fetzen nur spärlich bedeckt, mit stumpfen, widrigen, tückischen Gesichtern und listigen, lauernden Augen, — ein Gesindel, das man besser in der Bidassoa ersäuft als mit Almosen traktirt hätte. Als wir die Stadt verließen, mußten wir die Trümmer der eingerissenen, gesprengten und halb abgetragenen ehemaligen Befestigungen passiren, und kamen unter einem Brückenbogen von verwittertem grauem Stein hindurch, aus dessen Ritzen und Fugen der hübsche Frauenhaarfarn (Adianthum Veneris) in dichten Büscheln und gefiederten Zweigen wucherte. Unser Boot erwartete uns, und wir verabschiedeten uns von Fontarabia, welches aus einiger Entfernung noch immer imposant genug aussieht, und fuhren die Bidassoa hinunter nach Irun.

Der Fluß ist zur Zeit der Ebbe sehr seicht, denn das Wasser fällt um sechszehn Fuß, und wir kamen daher nur langsam vom Fleck und saßen mehr als einmal fest, wo dann unsere Schiffer jedesmal über Bord sprangen und, bis um die Kniee im Wasser watend, das Boot weiterschoben und dabei mit uns plauderten. Ueberhaupt wimmelte das ganze Flußbett zur Ebbezeit von Menschen, Männern, Weibern und Kindern, welche im Wasser standen und mit rohen Spaten den Grund aufgruben, um Schlamm, Kies und verschiedene Schaalthiere zu Tage zu bringen, worunter eine Muschelart, welche große Aehnlichkeit mit der gemeinen Miesmuschel hatte; ihre Ausbeute schoben sie in einen groben Sack, den sie zu diesem Zweck um den Hals trugen; der Gewinn mochte ein sehr dürftiger seyn, aber unser Schiffer versicherte uns, die ärmeren Volksklassen der Gegend leben vorzugsweise nur von solchen Weichthieren und Krustern, welche sie selber auf diese Weise suchten, was den Appetit bedeutend verschärfen mag.

Wir fuhren unter der hübschen Eisenbahnbrücke über die Bidassoa hindurch, welche die Reiche Frankreich und Spanien verbindet, und dann den Fluß hinauf nach Trun, welches wir zu Wasser hätten erreichen sollen; allein die Ebbe war so tief, daß wir bald nicht mehr weiter konnten, sondern noch in einiger Entfernung von unserm Bestimmungsorte anlegen, so gut wie möglich an's Ufer klettern und dann zu Lande und zu Fuße weiter mußten. Trotz der Hitze war der Spaziergang doch nicht unangenehm, denn er führte zwischen Feldern hin, wo der Mais sieben bis acht Fuß hoch stand und wir eine Menge bronzefarbiger Männer und Weiber beschäftigt sahen, die uns im Vorübergehen äußerst artig grüßten. Endlich kamen uns die weißen Häuser und rothen Dächer der Stadt Trun zu Gesicht; wir verabschiedeten uns von dem Bootsmann, welcher uns bis dahin zum Führer gedient hatte, und setzten unsere Wanderung allein in einem fremden Lande fort, dessen Sprache uns beinahe unbekannt war.

Trun ist ein uralter Ort, aber wir sahen außer der Kirche und dem Marktplatz wenig davon. In der Kirche war gerade Hochamt, und auf dem Markte kauften wir um wenige Sous so viel der köstlichsten Weintrauben, als wir unsrer vier nur essen konnten. Wir wandten dann der Stadt den Rücken, ritten nach dem Bahnhofe und nahmen uns Billets nach San Sebastian, wo wir den Tag zu verbringen gedachten, denn es war noch frühe am Vormittag.

Ich will hier nichts von den verschiedenen Belagerungen von San Sebastian erzählen, welche diejenigen meiner geneigten Leser, welche sich dafür interessiren, weit besser in Büchern nachlesen können, sondern mich nur auf eine Schilderung dessen beschränken, was ich bei meinem eintägigen Besuche in dieser spanischen Festung und Seebad selber gesehen habe.

Es macht einen seltsamen Eindruck, wahrzunehmen wie beinahe ganz unmerklich ein Land in das andre verschmilzt, bis man nach Verlauf von einigen Stunden sich selbst beim Gabelfrühstück in einem Lande findet, welches ganz andere Menschen, Trachten, Sitten und Bräuche und eine andere Sprache hat als dasjenige, worin man gefrühstückt hatte. Als der Train an der Rampe des Bahnhofs von San Sebastian hielt, stiegen wir aus den Wagen mit dem Bewußtsein, nicht mehr hommes, sondern caballeros zu seyn und uns wirklich in Spanien zu befinden, dem Land der Abenteuer, Papiercigarren, Dolchmesser, Priester und Stiergefechte.

Flaggen wehten lustig zu beiden Seiten des Wegs, welcher vom Bahnhof nach der Stadt führte, denn erst den Tag zuvor war die Königin von Spanien, Isabella die Dicke, hier angekommen. Dieß lieh der staubigen Straße ein belebtes Aussehen, und die hohen weißen Häuser mit den vielen Fenstern und Balkonen leuchteten und glänzten in der Sonne, und der hohe Hügel, welchen die Citadelle krönt, erhebt sich imposant hinter denselben.

Dem Nordeuropäer, welcher Spanien betritt, fallen drei Dinge besonders überraschend auf, nämlich die Hitze, die Cigarretten und die Geistlichen. Ueber die Hitze kann gar kein Zweifel obwalten; die Sonne glüht sengend von einem klaren tiefblauen Himmel herab, ihre Strahlen werden mit erschwerender Wirkung von blendend weißen Häusern, von peinlich hellgrünen Jalousieen und Marquisen, von überwältigend glänzenden rothen Ziegeln und von schmerzlich staubigem, erstickend heißem Straßenpflaster zurückgestrahlt. Aus irgend einem Grunde ist die spanische Seite der Pyrenäen immer heller und nebelfreier als die französische. Ich selber bin, als ich über einen der höchsten Pyrenäenpässe wanderte, auf der französischen Seite durch undurchdringlichen dichten Nebel und hartnäckigen Rieselregen hinangestiegen, habe dann den schmalen Grat überklettert, welcher die beiden Reiche scheidet; und habe die spanische Seite in Sonnenlicht gebadet, die Gipfel des Hochgebirgs klar und scharf vom dunkelblauen Firmament abgezeichnet gefunden. Dieß ist ein ziemlich häufiges Vorkommniß. Bei einer andern Gelegenheit habe ich vom Pic de Nethou, der höchsten Spitze des Maladetta (des Montblanc der Pyrenäen) eine ununterbrochene freie Aussicht über Berg und Thal weit nach Spanien hinein gehabt, während mir der Blick über den Bergrücken der Grenze nur Thäler zeigte, deren jedes seine wogende Nebelmasse hatte, aus welcher die Gipfel des Hochgebirgs wie Inseln in einem gewaltigen grauen Ocean emporragten. Man will diese Erscheinung bald dem steilern Abfall der Pyrenäen auf der spanischen Seite, bald der Verschiedenheit des Bodens beimessen, welcher auf der französischen Seite bis zur Ueppigkeit fruchtbar, auf der spanischen dagegen hart, trocken und steinig und vergleichsweise mit dürftiger Vegetation begleitet ist.

Was sodann die Cigarretten anbelangt, so haben die meisten Nationen ihre Eigenthümlichkeiten in Bezug auf den Tabak und dessen Gebrauch. Thonpfeifen sieht man selten außerhalb England, den Niederlanden und theilweise unter dem Volk in Frankreich. Der Deutsche raucht den Tabak am liebsten aus langröhriger Porzellanpfeife oder Meerschaumkopf; der Ungar seinen starken aromatischen Tabak aus kurzem Stummel von Thon oder Meerschaum; der Türke saugt den würzigen Rauch seines Latakia-Tabaks durch die langen

Röhren seines Tschibuck oder die Schlangenröhren seiner Wasserpfeifen ein. Der Franzose raucht seine eigenen theuren und starken Regie-Cigarren, oder schmaucht seinen „Caporal" aus der kurzen Thonpfeife oder aus Cigarrettenpapier. Der Italiener spinnt seinen Tabak in lange dünne, spindelförmige Rollen aus, seine Cigarren, besonders die Virginia, sehen aus, als wären sie in Samen geschossen, ein hochaufgeschossenes Kraut. Der landesübliche Branch des Rauchens in Spanien ist die Papiercigarre, die Cigarrette. Alle Klassen, hoch und niedrig, stecken sich den kleinen Glimmstengel von weißem Papier in die Physiognomie und lassen den blaßblauen duftigen Rauch in Ringeln um üppige dunkle Voll- und spitze Schnurbärte wirbeln. Jedem fremden Besucher Spaniens muß jene ungewöhnte Erscheinung auffallen, wie die Männer jeden Alters und Standes an jedem Orte und zu jeder Zeit behaglich ihre weißen Cigarretten schmauchen, die eine an der Asche der andern anzünden und den Rauch derselben mit einem Genuß einsaugen, als ob er die reinste Luft wäre.

Wie jeder, der Frankreich zum ersten Male besuchte, nothgedrungen überrascht worden ist von der außerordentlichen Menge uniformirter Männer, welche man in den Straßen herumgehen und herumlungern sieht, so fällt Einem bei einem Spaziergang durch eine spanische Stadt die ungeheure Menge von Priestern und Ordensgeistlichen in schwarzen Gewändern und seltsam geformten Hüten auf, welche mit zu Boden geschlagenen Blicken in allen Richtungen umher laufen, und gelegentlich die Köpfe aufrichten, um einen finstern, gehässigen Blick auf die fremdländischen Ketzer zu werfen, als sehnten sie wieder die Zeiten der Inquisition und der Auto-da-fé's herbei, wo man mit solchen heidnischen Ausländern kurzen Proceß machte und sie schlechtweg verbrannte. Spanien ist das am meisten von Priestern und geistlichen Orden heimgesuchte Land, die Königin ganz unter dem Einfluß der Kirche, welche jeder Reform mit der größten Energie entgegentritt. Kein anderes Land ist in solchem Maße wie Spanien von der Natur auf das wunderbarste mit allen Erfordernissen zu politischer Größe und blühendem Wohlstand versehen, und dennoch ist Spanien so verarmt, so verkommen, so verwahrlost, so weit hinter allen anderen Ländern zurück. Dieß rührt einzig von der geistigen Knechtschaft her, worin die Geistlichkeit noch weitaus die größte Masse des Volkes hält. Allerdings gibt es natürlich auch unter der Geistlichkeit manchen hochherzigen, freisinnigen, gebildeten, talentvollen, energischen und geschickten Mann; allein in der Regel macht ihre Erziehung und Beschäftigung und der Geist, welcher sie regiert, diese Priester engherzig und untauglich zur Förderung der geistigen Wohlfahrt und des commerciellen Wohlstands eines Landes. Ich will den Stab nicht über eine Menschenklasse brechen, welche ich als Stand achte und ehre; allein der Schuster bleibe bei seinem Leisten, d. h. der Priester bei seiner Kirche, der Staatsmann in seinem Rathsaale. Nirgends ist der alte Spruch eines deutschen Kraftmanns:

„Wo Landsknecht' sieden und braten
Und Pfaffen zum Weltlichen rathen
Und Weiber führen das Regiment,
Nimmt's selten ein gutes End',"

augenfälliger bewährt als im heutigen Spanien, welches nur von Erinnerungen der Vergangenheit zehrt und am Vorabend einer furchtbaren Revolution steht.

Abgesehen von ihrem geschichtlichen Interesse verdient die Citadelle von San Sebastian auch darum der erste Punkt zu seyn, welchen alle Fremden besuchen, weil man von ihr aus eine der prachtvollsten Aussichten auf das Meer genießt, welche nur auf der ganzen Welt zu finden sind. Sie steht auf dem Gipfel eines hohen Hügels, der ganz steil aus dem Meer aufragt und ebenso steil nach der Landseite hin abfällt. Es führt jedoch ein Weg in ein- und ausspringenden Winkeln mit leichter Steigung bis auf den Gipfel, und die verschiedenen Biegungen enthüllen bei jedem Schritt neue Schönheiten: das eine Mal zeigt die Aussicht die Berge und Ebenen Spaniens, mit der vom hellsten Sonnenschein beleuchteten Stadt zu unsern Füßen, das andere Mal den Anblick der fernen Pyrenäen, welche ihre Häupter bis in die Wolken recken; bei der nächsten Krümmung sodann überblicken wir den weit hingebreiteten biscayischen Meerbusen mit dem Sonnenlicht das auf seinen Wogen zittert, mit dem weißen Schaum und Gischt, den die Brandung an den dunklen Felsen hinaufwirft, und den Schiffen, welche sich auf seiner ewig unruhigen Fläche schaukeln. Hat der Besucher etwa zwei Drittel des Hinaufwegs zurückgelegt, so gelangt er auf eine ziemlich ebene Fläche, wo sich grüner Rasen unter seinen Füßen ausbreitet und anmuthige Bäume ihre schattigen Kronen über seinem Haupte ausbreiten. Es ist ein wunderlieblicher Ort, weckt jedoch wehmüthige Erinnerungen, denn aus dem weichen hellgrünen Gras erheben sich zahlreiche weiße Steine mit Inschriften darauf, welche besagen, wie mancher tapfere Mann bei dem Sturm an diesem steilen Hügel herauf schon gefallen, niedergemäht von Paßkugeln und Kartätschenfeuer, gefallen in dem Bemühen, die Citadelle für den König und das Vaterland wieder aus Feindeshand zu reißen. Unter diesem Rasen liegen hauptsächlich die Gebeine vieler von jenen tapfern Kriegern, welche bei der Belagerung von San Sebastian am 8. September 1813 fielen, wo es galt, die starke Feste den Franzosen zu entreißen.

Der heutige Besucher der Citadelle vermag sich nur schwer die Scenen von Blutvergießen und Gemetzel vorzustellen, welche vor mehr als fünfzig Jahren hier stattfanden, obschon die Mauern noch die untrüglichen und unläugbaren Spuren der Kanonenkugeln tragen, von welchen viele noch jetzt in dem Gestein stecken. Jetzt ist es eine hübsche, friedliche, verwilterte Feste mit zwei oder drei müssig herumlungernden Schildwachen und einem bummelnden Unteroffizier, welche ihre Zeit zwischen Cigarrettenrauchen und dem Ausblick durch eine Fernröhre theilen, was sie aber beides in einer gleich trägen und theilnahmlosen Weise besorgen. Worte vermögen übrigens die glorreiche Aussicht, welche man von diesem hohen Standpunkte aus genießt, nicht gebührend zu schildern, — einer Aussicht über Gebirge, Ebenen und Ocean hin, welche sämmtlich sich in ungeheure Ferne ausdehnen, während die malerische Lage

von San Sebastian, mit seiner wunderbar schönen Bucht und Hafen, von diesem günstigen Terrain aus vollkommen gewerthet werden kann.

San Sebastian hat von jenen Sehenswürdigkeiten, deren Besichtigung die Reisehandbücher jedem Touristen obligatorisch auferlegen, mit Ausnahme der Citadelle, glücklicherweise nur wenige aufzuweisen; seine Kathedrale und sonstigen Kirchen zeichnen sich durch keinerlei architektonische Schönheiten aus, seine Straßen bieten gar nichts besonderes, und selbst die Alameda oder öffentliche Promenade ist kaum der Beachtung werth; nur ein Ausflug nach dem Badeplatz, selbst unter einer glühend heißen Sonne, wird den Touristen belohnen, welcher sich zufällig nach diesem spanischen Seebad verirrt hat.

Die Art zu baden ist in San Sebastian ziemlich einfach und der in Ostende üblichen ziemlich verwandt. Man sieht hier keine so feinen und mühsamen Toiletten wie in Biarritz; jedermann läßt sich mehr gehen; aber das gesellige Zusammenbaden ist nicht üblich, sondern den Damen und Herren sind je verschiedene, obschon dicht neben einander liegende Badeplätze an der Bucht angewiesen, und man kann ihr Treiben von dem hohen Wege aus beobachten, welcher um den zum Baden bestimmten Theil der Bucht herumläuft. Einen belustigenden Anblick gewährt das Baden der spanischen Gassenjungen, welche eine wahrhaft entenartige Natur entwickeln und im Wasser ebenso zu Hause zu sein scheinen wie am Lande. Jede Stelle der Bucht ist ihr Badeplatz, und sie schwimmen und tauchen mit bewundernswerther Leichtigkeit. Es bildet hier eine stehende allgemeine Belustigung, für jene Jungen Sous in's Meer zu werfen, nach denen sie tauchen, und die Schnelligkeit und Gewandtheit ihrer Bewegungen auf und unter dem Wasser zu beobachten, verlohnt wohl das Opfer einiger Kupfermünzen. Kaum verschwindet solch ein Zweisousstück unter der Oberfläche, so glänzen ein Dutzend Paar Fersen oder Füße gleichzeitig in der Sonne, stürzen sich in das grüne Wasser und verschwinden, und nach Verlauf von wenigen Sekunden taucht dann ein Dutzend Köpfe wieder auf, und einer derselben trägt zwischen den festzusammengepreßten Zähnen die gesuchte Münze.

Es war mir eine sehr unliebsame Enttäuschung, finden zu müssen, daß in San Sebastian die anmuthige Mantilla nicht in der Mode war, sondern die Damen sich größtentheils nach der Pariser Mode trugen. Erst später am Nachmittage, als mehr Leute auf der Promenade erschienen, sah ich verschiedene Frauen in der Mantilla erscheinen, wiewohl meist nur Frauen aus dem Volk. Auch die Herren kleideten sich meist nach der französischen Mode, und nur die unteren Volksklassen bedienten sich jener reizenden, farbenreichen, malerischen Tracht, welche auf einem Gemälde so hübsch anzusehen und so effektvoll, in Wirklichkeit aber so elend schmutzig und verkommen ist. Die Soldaten, von denen die Stadt wimmelte, — wahrscheinlich zum Theil wegen des Aufenthalts der Königin in der Nähe von San Sebastian — sind ein schauderhaftes Corps; ich habe all mein Leben lang keine schmutzigere, abstoßendere, faulere, schlumpigere Menschentruppe gesehen, mit wilden thierischen stumpfsinnigen Physiognomieen, in den häßlichsten unbequemsten heißen braunen Uniformen. Nirgends eine Spur von martialischem Gebahren, von jener militärischen Sauberkeit und Selbstgefälligkeit, welche man am preußischen oder französischen Soldaten bemerkt, sondern ein Eindruck halb anwidernder und abstoßender, halb lächerlicher Art.

Als wir von der Citadelle auf die Stadt herunter blickten, hatte ein kreisrunder niedriger Holzbau wie ein Gerüste unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und wir darin ohne Mühe das Amphitheater für die Stiergefechte zu erkennen geglaubt. Als wir vom Berge herunter kamen, lenkten wir unsere Schritte zunächst dorthin. Es hatten schon seit geraumer Zeit keine Stiergefechte mehr in San Sebastian stattgefunden, und der Circus war daher geschlossen; wir verschafften uns jedoch leicht Zutritt und betrachteten uns den Schauplatz so mancher blutigen Kämpfe, die — wie barbarisch sie in der Schilderung auch für deutsche Ohren klingen mögen, — für spanische Zuschauer ein seltsames Interesse und einen ungemeinen Zauber besitzen. Allein der Circus in San Sebastian ist eigentlich ein höchst armseliger, wackeliger, halbzerfallener Holzbau, mit terrassenförmig über einander ansteigenden Reihen von Sitzen, ohne Bedachung und daher der Einwirkung des Wetters ganz ausgesetzt, so daß die Bänke morsch und der Anstrich durch Verbleichen und Abfallen ganz unscheinbar geworden ist. Doch ist eine schiefe, halbzerfallene, flitterhaft aufgeputzte Loge für die königliche Familie vorhanden. Im Ganzen aber macht das Gebäude einen trostlosen Eindruck.

Schon vor dem Antritt unseres Ausfluges nach Spanien hatte man mich vor der rücksichtslosen, unfreundlichen, ja nicht selten groben Behandlung gewarnt, welche der Reisende in den Gasthöfen erfahre, und ich erfand die mir gemachte Schilderung keineswegs übertrieben. Im Verlauf des Nachmittags stellte sich bei uns der Hunger ein, denn wir hatten seit dem Frühstück in Hindaye nur einige Trauben gegessen. Wir traten daher in ein Hotel mit einem prahlerischen Titel und einer Inschrift, die besagte, daß daselbst Französisch gesprochen werde. Aber niemand kam uns entgegen und ungefragt und ohne fragen zu können stiegen wir die Treppe hinan und sahen uns vergebens nach jemand um, dem wir unser Anliegen vortragen konnten. Endlich kam eine sehr gleichgültige Kellnerin zum Vorschein, welcher wir unsern Wunsch vortrugen, etwas zu essen. „Da müssen Sie warten,“ sagte sie; „die Table d'hote ist erst um sechs Uhr.“ — Auf unsere Erklärung hin, daß wir nicht an der Table d'hote, sondern nach der Karte zu speisen wünschten, bekamen wir denselben Bescheid wie zuvor, mit dem Beisatz, wir brauchten ja nicht zu kommen, wenn es uns nicht genehm sey, aber vor sechs Uhr könnten wir nichts zu essen bekommen. Vergebens schützten wir unsern Hunger vor und stimmten unsere Ansprüche sogar auf Brod und Käse herab, erhielten aber immer denselben Bescheid wegen der Table d'hote um sechs Uhr; endlich kehrte die Kellnerin uns ganz stolz den Rücken und überließ es uns, nach Belieben zu gehen oder zu bleiben. Da kein anderer Mensch zum Vorschein kam, mußten wir am Ende abziehen und unser Heil in einem andern Gasthof versuchen, wo wir jedoch ganz denselben Bescheid erhielten, mit

dem einzigen Unterschied, daß die Table d'hote daselbst um fünf Uhr schon stattfand.

„Jetzt können Sie nichts zu essen bekommen," erklärte uns hier die Kellnerin beinahe entrüstet; „um fünf Uhr ist Table d'hote, an welcher Sie speisen können, falls noch einige Plätze frei sind." — Auch dieser dienstbare Geist segelte stolz von uns hinweg, als ob sie unser Eindringen überhaupt höchst unpassend finde.

Zuletzt waren wir gezwungen, in ein Kaffeehaus einzufallen und unsern Hunger mit Wasser-Chocolade und Zwieback zu stillen und auf die Table d'hote um fünf Uhr zu warten.

„Welche Plätze sind noch vacant?" fragten wir, als wir zur anberaumten Stunde in den Speisesaal traten.

— „Keine," hieß es.

„Können wir denn nicht hier speisen?"

— „Nein," war die trockene Antwort.

Wir wandten uns immer wieder an die verschiedenen Kellner, aber niemand sprach Französisch, und so waren wir ihnen auf Gnade und Ungnade ergeben. Endlich setzten wir uns, zur Verzweiflung getrieben, der Reihe nach an die Tafel mit dem festen Entschluß, nur körperlicher Gewalt zu weichen; allein glücklicherweise durften wir unsere Sitze behalten und niemand machte uns unser Recht streitig. Ich muß dem Hotelbesitzer die Gerechtigkeit widerfahren lassen, hier zuzugestehen, daß die Mahlzeit in der That trefflich und der Preis räsonnabel war. Neben mir saß ein Spanier mit fünf Töchtern, welche klein und unscheinbar waren und einen sehr freien Mißbrauch von der verfassungsmäßigen Befugniß häßlich zu seyn machten, und denen wir Ausländer keinen geringen Zeitvertreib zu gewähren schienen, denn sie betrachteten uns sehr ungenirt und machten kichernd ihre Bemerkungen über uns. Wir vergalten ihnen Gleiches mit Gleichem, vollkommen sicher in der Ueberzeugung, daß rings um uns her niemand Deutsch verstehen würde. Plötzlich tippte mich der Spanier auf den Arm, deutete auf eine Platte und sagte mit einem selbstzufriedenen Lächeln: „Fisch, mein Herr!"

„Ah, Sie sprechen Deutsch, Caballero?" fragte ich etwas erschrocken, denn ich fürchtete, er könnte unsere nicht allzu schmeichelhaften Bemerkungen über seine Familie verstanden haben.

— „Sauerkraut, mein Herr! Kuchen, mein Herr," erwiderte er mir lächelnd, und auf alle meine weiteren Bemerkungen erfolgte immer dieselbe Antwort, so daß ich bald mich überzeugte, daß diese paar Worte das ganze Repertoire meines Nachbars im Deutschen bildeten. Trotzdem aber reichten sie hin, ein freundschaftliches Einvernehmen zwischen uns herzustellen, und als wir von der Tafel aufstanden, schüttelte er mir die Hand herzlich und sagte: „Adieu, mein Herr Deutsch!" mit großer Innigkeit und zur erstaunten Bewunderung seiner Töchter. Die Oberkellnerin nahm unser Geld sehr mürrisch, wie unter Protest, und entließ uns ohne Abschiedswort. Wir aber eilten über die Alameda und die staubige Landstraße nach dem Bahnhof, wo wir in diesem W a r t e saal in buchstäblichster Bedeutung des Worts noch über eine Stunde warten mußten, bis der verspätete Zug ankam, welcher uns nach der belle France zurückbringen sollte. Endlich durften wir dann in den Wagen steigen, und langten spät in der Nacht müde, staubig, hungernd und schläfrig wieder in Biarritz an, zwar sehr befriedigt von diesem eintägigen Ausflug nach Spanien, aber doch mit dem Entschluß, nicht sobald eine größere Reise mit längerm Aufenthalt in jenes Land zu machen, dessen vorwaltende Eigenthümlichkeiten Hitze, Schmutz und Unhöflichkeit sind.

Die Intrigue.

Novellette von H a n s E l l i s s e n.

Der geneigte oder ungeneigte Leser, die schöne oder minder schöne Leserin, jedenfalls nur der, welcher diese Geschichte überhaupt zu lesen beabsichtigt, wolle mir in die Räume eines hellerleuchteten Tanzsalons folgen, der ja vom schönen Geschlechte ohnehin so gern betreten wird und so oft, wie dieß auch vor mir von Andern schon häufig genug ausgesprochen ist, die Gelegenheit zu einem tiefern und weithin ausreichenderen Verhältnisse dargeboten hat.

Es ist Ball bei einem Professor der Universität Y. Nichts von dem sonst in Y. nicht allzu seltenen steifen Gesellschaftstone ist hier wahrzunehmen. Ueberall finden wir eine leichte ungezwungene Unterhaltung zwischen Herren und Damen, die sich zum größten Theile schon von früher her gut zu kennen scheinen. Nur einen jungen Mann erblicken wir, dessen geistreiches Gesicht freilich durchaus keine Verlegenheit, aber auch nicht die ausgelassene Lustigkeit seiner Altersgenossen auf diesem Balle verrathen läßt, wiewohl eine überglückliche Stimmung gerade bei ihm unverkennbar ist. Es ist ein bei seinen Bekannten gern gesehener und beliebter Student, den wir kurzweg Alfred nennen wollen.

Lassen wir uns die Mühe nicht verdrießen, unser indiscretes Auge heute Abend etwas näher auf ihn zu richten, so errathen wir leicht den Grund seiner gemeldeten unverkennbar glücklichen Stimmung. — Was einen jungen Mann auf einem Balle glücklich machen kann, ist ja selten etwas anderes, als die Gelegenheit, sich einer ganzen Damenflora oder aber nur einer bestimmten Auserwählten nahen zu können. Wir haben es diesmal mit dem letztern Falle zu thun, obgleich Alfred erst heute und zwar auf gegenwärtigem Balle die Bekanntschaft seiner Auserwählten gemacht hat und er alle in sich auflodernden Gefühle noch in seinem Innern zu verschließen sucht. — Wen aber unter der jungen Männerwelt hätte auch nicht die reizende von einem leichten rosa Musselinkleide verhüllte Gestalt und das liebliche Gesicht Fräuleins C's. zum Entzücken hingerissen? — Glücklich der, welchem es vergönnt ist, öfter in ihre Nähe zu kommen und sich ihres Umgangs zu erfreuen! — Armer Alfred! Du siehst sie heute zum ersten Male, und wer bürgt Dir für eine Erneuerung der Bekanntschaft mit ihr? — Wohl fühlt auch er das Schmerzliche dieses Gedankens, der aber nur dazu beiträgt, das Feuer seiner Liebe noch weit stärker anzufachen. Es möge hiefür folgendes, bei

seiner Rückkehr von dem Balle in sein einsames, kaltes Gemach, ihm von der Gluth seiner Phantasie eingegebenes Gedicht Zeugniß ablegen:

Kann ich's in Worten wiedergeben,
Was mir das Herz erfüllt? —
Wohl wird mich ewiglich umschweben
Dein engelschönes Bild;
O, könnt' ich ewig von Dir träumen!
Mir will die Seele über'schäumen,
Mein Herz bleibt ungestillt!

Wie strömt' es wonniges Entzücken
Mir in die Brust hinein,
Da ich begegnet Deinen Blicken
Mit ihrem Wunderschein!
Ein Augenblick! — Da war's verflogen,
Der Wonnetraum hinweggezogen
Und ich mit mir allein!

Ich kann es nimmer, nimmer fassen,
Weil's mir das Herz sonst bricht,
Daß ich Dich wieder sollte lassen,
Du himmlisches Gesicht!
Ich will Dich ewig, ewig lieben
Mit meinen heißen treuen Trieben,
Dich lassen kann ich nicht!

Es war am Morgen nach dem eben kurz geschilderten Balle, als Fräulein Hedwig G. von einer ihrer intimsten Freundinnen, die wie sie auf dem gestrigen Balle gewesen, besucht wurde. Es konnte nicht fehlen, daß alles, was sie mit einander sprachen, den Ball betraf und die Rede auch bald auf den schönen Tänzer Hedwig's kam. Beide hatten ihn gestern zum ersten Mal gesehen und gern hätte sie etwas Näheres über ihn erfahren. Zumal Hedwig, die ihn mehr in ihr Herz geschlossen zu haben schien, als sie sich merken ließ, obgleich sie ihrer besten Freundin auch nicht ganz verheimlichen durfte, daß er ihr wohl gefallen habe. Plötzlich klatschte sie, gerade am Fenster stehend, fröhlich in die Hände und rief: „Da kommt mein Vetter zu uns; der wird ihn wohl kennen und muß uns von ihm erzählen."

Ehe dieser junge Mann über die Treppe heraufsteigt, will ich dem Leser in aller Eile mittheilen, daß derselbe eigentlich kein Vetter, sondern nur ein entfernter Verwandter der G'schen Familie, aber in dieser „wie zu Hause" war, so daß es uns nicht verwundern darf, ihn ohne große Umstände in das Zimmer, in welchem sich die beiden jungen Mädchen aufhalten, eintreten zu sehen. Auch will ich es nicht verschweigen, daß gerade dieser Vetter, der auch Student war, auf seine Cousine ein Auge geworfen hat und sich ihres spätern Besitzes schon versichert hält, in welcher Hoffnung die stets freundliche Aufnahme von Seiten seiner Verwandten ihn noch bestärkt haben mag.

Die beiden Mädchen, von denen der Vetter auch das andere schon länger kannte, ließen es sich also nach seinem Eintreten sehr angelegen seyn auf möglichst diplomatischem Wege einige Notizen über den nur dem Namen und vom gestrigen Balle her bekannten Studenten aus dem Vetter herauszulocken: „Ha, ha den meinst Du?" sprach dieser im verächtlichen Tone, zu Hedwig gewandt; „war sonst ein ganz netter Kerl, fängt aber an sich um Mädchen zu bekümmern, die ihn nichts angehen. Hüte Dich, hüte Dich, Hedwig." Hedwig aber empörte es fast, ihren Vetter, der auf dem gestrigen Balle wohl bemerkt haben mochte, daß Alfred öfter als üblich mit ihr getanzt hatte, in einem Tone sprechen zu hören, als besitze er allein das Privilegium ihrer Gunstbezeugungen. Sie begnügte sich für heute zwar damit, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand überzulenken; im Stillen aber wünschte sie nichts sehnlicher, als daß sie der Zufall bald einmal wieder in die Nähe Alfred's führen möge.

Sollte dieß nun auch im gegenwärtigen Winter nicht mehr geschehen, so traf es sich in dem darauf folgenden Sommer desto öfter. Man hatte in Alfred einen angenehmen und liebenswürdigen Gesellschafter erkannt, und er ward von den Honoratioren der Stadt jetzt häufiger zu Excursionen und ähnlichen Vergnügungspartieen eingeladen. Ja Hedwigs Eltern selbst, die nichts von ihrer Tochter Zuneigung zu Alfred ahnten, forderten ihn zuweilen zu dergleichen Partieen auf. So hatten denn Alfred und Hedwig Gelegenheit sich einander immer mehr zu nähern und es gab für beide keine schöneren Tage, als solche, an welchen sie, ohne gegenseitig das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen, möglichst ungestört mit einander sprechen und sich beschäftigen konnten. Namentlich waren Alfred's glücklichste Lebensmomente Diejenigen, in denen er Hedwig einen Gefallen an den Augen absehen und alle möglichen kleinen Aufmerksamkeiten erzeigen konnte, wiewohl er, damit dieß nicht zu auffällig erscheine, auch sonst, wie es so wie so in seiner Natur lag, gegen jedermann gefällig war.

Lange sollte indessen dieses Verhältniß vor den Augen von Hedwig's Eltern nicht verborgen bleiben. Diese nun hatten sie, wie gesagt, dem Vetter zugedacht und hielten es außerdem für Einbildnng Hedwig's, wenn sie sich von Alfred besonders bevorzugt glaubte; aber doch konnten dieselben sie in ihrem Glauben an dessen Liebe nicht wankend machen, bis endlich der Vetter einen schändlichen Anschlag ersonnen hatte, der, so zweifelhaft der Erfolg desselben erscheinen mußte, doch bald einen gänzlichen Bruch zwischen Alfred und Hedwig herbeiführte.

Der Vetter war schon lange mit Alfred bekannt, ließ sich aber, ich weiß nicht, ob es Zufall oder Absicht war, in der letzten Zeit häufiger als sonst bei demselben blicken. Da traf sich's einmal, daß er das im Anfang dieser Geschichte mitgetheilte, auf ein einzelnes Blatt Papier geschriebene und mit der vollen Namensunterschrift versehene Gedicht bei Alfred fand und, um es demnächst, wenn sich eine Gelegenheit zeigen würde, zu seinem Zwecke zu verwenden, unbemerkt zu sich steckte. Diese Gelegenheit zeigte sich bald. Die schon vorhin erwähnte Freundin Hedwigs begegnete dem Vetter und bat diesen, als sie erfuhr, daß er auf dem Wege zu G's. sey, ein Buch, welches sich Hedwig von ihr erbeten habe, für dieselbe mitzunehmen, was er als eine günstige Gelegenheit ergriff,

indem er das erwähnte Gedicht Alfreds in dieses Buch legte, um dadurch Hedwig zu dem Glauben zu veranlassen, als sey dasselbe an ihre Freundin gerichtet, jenen bei ersterer in den Verdacht zu bringen, als sey nicht sie, sondern eine andere die, welche er anbetete.

Seine Absicht wurde, so zweifelhaft, wie gesagt, der Erfolg erschien, vollkommen erreicht. Hedwig verhielt sich kälter und kälter gegen Alfred, denn sie zweifelte jetzt nicht mehr an der Wahrheit von ihrer Eltern Behauptungen. Sie hielt die so aufrichtig und wahr gemeinten Worte Alfreds, in denen etwas Angenehmes für sie lag, für nichts weiter als leere Schmeichelei. Hätte sie nicht, was sonst mit ihrem Charakter unvereinbar war, Alfred's Gedicht bei der Rückgabe des Buches an ihre Freundin zurückbehalten, so würde, namentlich bei näheren Erkundigungen, die Sache sich vermuthlich aufgeklärt haben und Hedwig's Verhältniß zu Alfred bald in das alte Geleise zurückgetreten seyn. So aber stellte sie sich Alfred immer schroffer gegenüber, denn der Gedanke empörte ihr tiefstes Innere, daß seine bislang an sie gerichteten Worte nur Verstellung sollten gewesen seyn.

Natürlich konnte diesem ihr verändertes Wesen nicht entgehen. Vergeblich redete er sich ein, daß er sich irre, aber es ward ihm doch unendlich schwer, ihr, die ihn jetzt, wie er meinte völlig grundlos, so wegwerfend behandelte, mit derselben Freundlichkeit, wie früher, entgegen zu kommen, zumal er sich auch darin nicht zu täuschen glaubte, daß er den bewußten Vetter in der Gunst Hedwig's immer mehr steigen sähe.

Noch einmal überwand er sich, als er wieder einmal mit ihr eine gemeinsame Tour unternahm, zu der sie beide — von Hedwig's Eltern selbst war eine solche Einladung schon lange nicht an ihn ergangen — geladen waren, ihr gelegentlich eine kleine Dienstleistung anzubieten. — „Fräulein Hedwig," fragte er, als er sie mit ihrem Mantel beschwert sah, „erlauben Sie vielleicht, daß ich Ihr Mäntelchen trage?" — Aber ein so schneidendes, verächtliches, ich möchte sagen ungezogenes „Nein" ward ihm als Antwort zu Theil, daß sogleich der Entschluß fest in ihm stand, sich von jetzt an immer von ihr fern zu halten. Er war zu stolz und sich zu wenig einer Schuld bewußt, um sie geradezu nach der Umwandlung ihrer Gesinnung gegen ihn zu befragen und gleichsam um ihre Gunst zu betteln; aber ehe er sie für immer verließ, richtete er noch an demselben Tage bei passender Gelegenheit einige Worte an sie, aus welchen sie entnehmen mußte, daß Alfred die besten Gesinnungen gegen sie hegte, daß sie aber sein Ehrgefühl verletzt habe, und er die Ehre höher zu schätzen wisse, als die Liebe.

Hedwig war bei seinen Aeußerungen keines Wortes fähig gewesen. Erst Abends in ihrem Zimmerchen hatte sie Zeit über seine Worte näher nachzudenken und sich zu überzeugen, daß sie durch ihr abstoßendes Wesen das reinste und edelste Herz beleidigt habe. Auch der letzte nur noch schwache Verdacht, den sie wegen des mehrfach erwähnten Gedichts gegen Alfred hegte, ward anderen Tags durch die Versicherung ihrer Freundin, daß sie nichts von diesem Gedichte wisse, ganz und gar beseitigt. Alfred aber verließ die Universität, infolge seiner letzten an Hedwig gerichteten Worte, sehr bald und ließ in Hedwig's Herzen den peinigenden Stachel der Reue zurück.

* * *

So schwand für sie der Rest des Sommers in Trübsal dahin und erst zu Anfang des Herbstes sollte dieselbe für immer ihr Ende nehmen. Sie unternahm mit ihren Eltern und dem Vetter eine Reise in den Harz. Hier führte dieselbe eines Tages auf einem schmalen Stege, auf welchem nicht zwei Menschen neben einander gehen konnten, ihr Weg an einem schwindelnden Abhange vorüber. Hedwig ging zufällig voran. Plötzlich gewahrte sie eine Gesellschaft junger Leute, die ihr und ihren Begleitern entgegenkamen und unter diesen — Alfred. Bei dieser letzten Wahrnehmung mochte sie nicht allzu genau auf den schmalen Steg zu ihren Füßen geachtet haben, so daß sie plötzlich mit einem lauten Schrei die Tiefe des Abhangs hinabglitt. Der hinter ihr gehende Vetter hätte bei etwas mehr Geistesgegenwart sie noch frühzeitig genug vor dem Sturze bewahren können; jetzt aber sollte ihm, der sich eben anschickte, vorsichtig den schrägen Abhang hinab zu klettern, die Beschämung zu Theil werden, sie von seinem Rivalen gerettet zu sehen.

Alfred, der Hedwig zwar auch erkannt, aber ohne an das Vergangene zu denken, mit eigener Lebensgefahr ihr den Abhang hinab mit Windeseile entgegenkam, fing sie, bevor sie noch die zerschmetternde Tiefe erreicht hatte, in seinen Armen auf. Nachdem beide in mühsamer Weise wieder den Steg erreicht hatten, fand Hedwig bald Gelegenheit, Alfred, der sich auf allgemeines Verlangen ihren Eltern mit angeschlossen, ihre Schuld zu bekennen, die er ihr, schon ehe er den Zusammenhang der Dinge und vor allem den Diebstahl des Vetters erfahren, gern verzieh.

Der Vetter versuchte, als Alfred ihn später über sein Verfahren zur Rede setzte, sich mit ein paar Redensarten, wie „Spaß" und „Neckerei", die er sich habe erlauben wollen, herauszuhelfen, aber an eine Heirath zwischen ihm und der Cousine war nicht mehr zu denken. Dagegen habe ich erfahren, daß Hedwig vor Kurzem, wie es die Leser jetzt nicht anders erwartet haben werden, mit Alfred ihre Hochzeit gefeiert hat.

Das Sonnenlicht.

Eine naturwissenschaftliche Skizze.

(Schluß.)

Weniger bekannt ist der Einfluß des Actinismus auf die Pflanzenwelt. Möglicherweise sind die Wirkungen, die man dem Lichte, ehe man dessen chemisches Princip als ein bestimmtes Element des Sonnenlichts erkannt hat, in Rücksicht auf Entwicklung von animalischem Leben und auf Wohlbefinden des Körpers zuschrieb, auf Rechnung der actinischen Strahlen zu setzen. Merkwürdig ist die Wirkung auf die menschliche Haut und kommt wahrscheinlich insbesondere vom

Actinismus her. Daß man die Wirkung der Sonnenstrahlen lange mit jenen auffallenden Farbenunterschieden, welche den Bewohnern des Erdballs eigenthümlich sind, in Zusammenhang gebracht hat, ergibt sich aus verschiedenen Gründen. In der h. Schrift heißt es: „blickt nicht auf mich, weil ich schwarz bin, weil die Sonne mich beschienen hat." Und in dem alten tragischen Dichter von Phaselis lesen wir: „die Aethiopier sind von dem nahen Sonnengott auf seiner Bahn mit einem düstern Glanz gefärbt worden und ihr Haar ist von der Hitze seiner Strahlen vertrocknet und gekräuselt." Die Sommersprossen der Haut rühren offenbar von einer chemischen, durch den Sonnenstrahl hervorgebrachten Wirkung her und das gewöhnliche lohfarbige Aussehen, das man auch Sonnverbrannt nennt, ist ohne Zweifel einer ähnlichen Ursache zuzuschreiben. Betrachtet man den actinischen Einfluß des Sonnenlichts als eine der Quellen des Lebensreizes für die vegetabilische Welt, so mag man auch annehmen, daß sie eine gleiche Gewalt auf die Zustände animalischen Lebens ausübt.

Die actinischen Strahlen sind hauptsächlich in ihrer Beziehung zu den anorganischen Substanzen erforscht worden und die Wissenschaft hat in dieser Hinsicht einige Wahrheiten entdeckt, die so wunderbar wie eine Dichtung erscheinen. Es ist bereits der chemischen Zersetzung eines Silberpräparats durch das Licht gedacht worden, als einer der am frühesten erkannten actinischen Wirkungen des Sonnenlichts. Bei ihren Untersuchungen über das Chemische des Sonnenlichts haben Naturforscher entdeckt, daß viele andere chemische Substanzen auffallend dem zersetzenden Einfluß actinischer Strahlungen unterworfen sind. Die Chlor- und Wasserstoffgase, in entsprechenden Verhältnissen unter einander gemischt, gehen im Dunkeln keine chemische Verbindung ein. Sobald jedoch das die Mischung enthaltende Gefäß auf kurze Zeit dem Einfluß des Sonnenlichts ausgesetzt wird, tritt dieselbe alsbald ein und gewöhnlich mit einer heftigen Explosion. Die interessanteste Zersetzung vielleicht, die durch Sonnenlicht zu Stande gebracht wird, ist eine von Sir John Herschel beschriebene. Wenn eine Peroralat-Auflösung von Eisen an einem finstern Ort verwahrt wird, unterliegt sie keiner merklichen Veränderung; setzt man sie jedoch dem Einfluß des Sonnenlichts in einem Glase aus, zeigt sich an der Auflösung bald eine sehr interessante Erscheinung. In kurzer Zeit entwickelt sie eine unzählbare Menge Gasbläschen, die sich in der Flüssigkeit mit zunehmender Geschwindigkeit erheben, und die Auflösung sieht aus wie Syrup, der eine starke Gährung durchmacht. Dieses Aufbrausen wird immer stärker und beinahe stürmisch, wenn man eine unpolirte Glasröhre mit einem Stückchen Holz eintaucht, die Flüssigkeit selbst wird hernach in auf- und absteigende Strömungen versetzt, wird allmälig gelblich trübe und schlägt am Ende Eisen-Protoralate in der Form kleiner glänzender Krystalle von zitronengelber Farbe nieder. Was aber noch merkwürdiger, es ergibt sich aus den von Dr. Draper gewonnenen Resultaten, daß gewisse Körper die Fähigkeit haben, actinische Strahlen einzusaugen und dann im Finstern sich ebenso wie im Sonnenlicht verhalten. Wenn man Chlor allein dem Sonnenscheine aussetzt, so scheint es das actinische Princip einzusaugen und geht dann, dem Wasserstoff beigemischt, mit demselben im Finstern eine Verbindung ein. Dieß ist sehr geheimnißvoll. Müssen wir annehmen, daß gleich dem Erwärmungs- und Leuchtungs-Prinzip das actinische fähig ist, in die Körper einzugehen und dort eine Zeit lang zu verbleiben?

Man kann sich vernünftiger Weise vorstellen, daß diese mächtigen Strahlungen nicht ohne Wirkung auf die Erdoberfläche fallen. Und man hat sich wirklich überzeugt, daß das Sonnenlicht auch wenn es noch so leicht die Oberfläche der Körper streift, die eine oder andere Veränderung in ihrer Natur oder Molecular-Einrichtung hervorbringt. Der actinische Einfluß macht sich dem Felsen und Gebirge nicht weniger fühlbar als dem Thier und der Pflanze. Es ist nicht nöthig, die Chemie zu Hülfe zu rufen, um uns mit ihren ausnehmend-empfindlichen Täfelchen den Beweis dafür zu liefern. Eine polirte Platte von Metall, Glas, Marmor, oder selbst nur eine polirte Holzfläche, die man theilweise dem Einfluß des Sonnenscheins ausgesetzt hat, liefert, sobald sie der Wirkung von Merkurial-Dampf unterworfen wird, den Beweis, daß eine gewisse Störung in den erleuchteten Theilen stattgefunden hat, während dagegen an den im Dunkeln gehaltenen Theilen keine Veränderung zu entdecken ist. „Wir wissen nun," bemerkt Hunt, „daß es unmöglich ist, irgend einen Körper, einfach oder zusammengesetzt, den Sonnenstrahlen auszusetzen, ohne daß er durch diese chemische und moleculäre Störung beeinflußt wird. Um ein Beispiel aus der anorganischen Natur zu nehmen: der Granitfels, der sein emporgerichtetes Haupt fest dem daherfahrenden Sturm preisgibt, — die Steine, welche der Geist in Formen architektonischer Schönheit gefügt hat — oder das Metall, das von den großen Thaten des Menschen Zeugniß geben soll, — sie erfahren gleicher Weise eine zerstörende Einwirkung in den Stunden des Sonnenscheins und würden ohne die nicht minder wunderbare Fürsorge der Natur unter der leisen Berührung des zartesten aller Agentien des Universums bald zu Grunde gehen." Die Entdeckungen der Naturforscher haben aber auf eine merkwürdige Art gezeigt, daß ein gegenwirkender Einfluß existirt. In unserer Unwissenheit sind wir geneigt uns einzubilden, daß für Menschen, Thiere und Pflanzen allein Nacht und Schlaf nöthig sind. Die Wissenschaft belehrt uns, daß Berg und Thal nicht minder der Ruhe bedürfen — und Finsterniß und Erholung auch für die Natur in ihren anorganischen Formen wesentlich ist. Bei den früheren Experimenten über Lichtzeichnung hat man gefunden, daß Substanzen, welche einen Sonnen-Eindruck bei Tag aufgenommen haben, ihn wieder bei Nacht verloren. Ein vermittelst Jodkali (Potassium-Jodid) präparirtes Papier zeigt diese Eigenschaft sehr schnell. Wenn man ein Bild aufnimmt, behält es den Eindruck einige Minuten, aber verliert ihn wieder im Dunkeln und das Papier muß wieder, wie zuvor, bedruckt werden. Bei Nacht gehen also die chemischen Störungen die durch die immerthätigen Sonnenstrahlen bewirkt werden, nicht vor sich.

Wenn der Morgen dämmert, ist die ganze Schöpfung gerichtet, das wiederkehrende Licht zu begrüßen, indem nicht allein die organischen sondern auch die anorgischen Reiche durch den sanften Schlaf erquickt sind.

Die actinischen Strahlungen sind von dem Menschen bei einer der ergötzlichsten Künste, welche die moderne Wissenschaft ins Daseyn gerufen hat, verwendet worden. Die jetzt von dem Daguerreotype und Kalotype hervorgebrachten Bilder lassen wenig zu wünschen übrig. Im Punkt der Treue nichts; aber wir müssen weiter auf die Verbesserungen in den kleinern, jedoch wichtigen Theilen der Gleichförmigkeit im Detail und allgemeinen Ausdruck sehen. Die allgemeinen Principien der Photographie bei Aufnahme von Daguerreotyp-Bildern sind sehr einfach und lassen sich leicht erklären: — eine fein polirte Platte versilberten Kupfers mit äußerst reiner Oberfläche ist das Täfelchen, auf welchem das Bild aufgenommen wird. Nachdem es eine Zeil lang Jod-Dämpfen ausgesetzt worden, wird es in den Apparat, gewöhnlich nur eine Art Camera obscura, übergetragen, durch welchen das linsenförmige Bild erzeugt wird. Wenn das Bild auf diese gelbliche Oberfläche fällt, drückt es sich sogleich auf derselben ab und wenn es noch eine kurze Zeit bleibt, tritt die sichtbar verdunkelnde Wirkung auf der Oberfläche des Metalls ein. Bei der gewöhnlichen Praxis sind wenige Sekunden hinreichend, die gewünschte Veränderung hervorzubringen und die Platte wird dann aus der dunkeln Kammer entfernt. Bis jetzt unterscheidet das Auge noch keine Wirkung auf der Platte. Aber sobald es dem Merkurial-Dampf ausgesetzt wird, tritt das verborgene Bild schön hervor. Der Quecksilber-Dampf hängt sich in Form ausnehmend kleiner Kügelchen an die Oberfläche und das Bild steht in ausgezeichneter Treue und Wahrheit da. Im Gegensatz zu dem allgemeinen Eindruck stellen die Lichter des Daguerreotyp's in Wirklichkeit diejenigen Theile dar, auf welche der chemische Einfluß des Sonnenlichts wirksam gewesen ist: die Schatten werden von der dunkeln polirten Oberfläche des metallischen Plättchens gebildet. Der einzig übrig bleibende Proceß hat zum Zweck das unzersetzte Jodsilber zu entfernen und damit das Bild permanent zu machen. Dieß geschieht dadurch, daß man das Täfelchen in eine Auflösung von überschwefelsaurem Natron bringt. Das so erzeugte Bild ist ohne Farbe — das heißt, es ist einfach eine Zeichnung in Schwarz und Grau. Eine Menge kleiner Details sind nöthig, um die Vollendung des Processes zu sichern, was sich allein durch lange Erfahrung erreichen läßt. Die Einführung einer gewissen Farbe bei photographischen Portraits hat sehr dazu beigetragen, sie dem Publikum zu empfehlen. Aber es muß bemerkt werden, daß die Kunst in diesen Fällen der Natur die Hand reicht. Das Sonnenlicht verweigert bis jetzt seine Dienste zur Erzeugung zarter Farbenschattirungen und diese werden erst später mit Pinsel und Palette nachgemacht. Die bis ins Kleinliche gehende Genauigkeit der umfangreichsten also hervorgebrachten Zeichnungen kann man sich kaum denken. Sie ertragen selbst eine nahe Betrachtung vermittelst des Linsenglases und sind bezüglich der geometrischen Präcision unvergleichbar.

Der Talbotyp-Proceß ist complicirter und erfordert einen Grad von Sauberkeit der Manipulation und Geschicklichkeit den wenige besitzen. Die erzielten Bilder sind jedoch äußerst schön. Talbot selbst gibt über das hierbei von ihm eingehaltene Verfahren folgenden Bericht: — ich wähle dabei zuerst Papier von guter, fester Qualität und glatter Oberfläche. Ich weiß keines, das dem Zweck besser entspricht, als superfeines Schreibpapier. Ich tauche es in eine schwache Auflösung gewöhnlichen Salzes und wische es trocken, wodurch das Salz gleichmäßig durch dessen Substanz vertheilt wird. Dann breite ich eine Auflösuug salpetersauren Silbers nur auf einer Seite aus und trockne sie am Feuer. Die Auflösung soll aber nicht gesättigt, sondern 6—8fach mit Wasser verdünnt seyn. Wenn trocken, ist das Papier zum Gebrauche fertig, und gehörig zubereitet, für gewöhnliche photographische Zwecke sehr verwendbar. Nichts kann z. B. vollkommener seyn, als die Bilder, die es von den Blättern und Blumen, besonders bei einer Sommersonne gibt; das durch die Blätter gehende Licht zeichnet jede Verzweigung ihrer Nerven ab. Dadurch daß das Papier wechselweise mit Salz und Silber gewaschen und dazwischen getrocknet wurde, habe ich dessen Empfindlichkeit bis zu dem Grad gesteigert, der zur Aufnahme der Bilder der Camera obscura erforderlich war. Nachdem eine Anzahl Bogen mit chemischen, leicht von einander verschiedenen Proportionen präparirt ist, wird ein Stück von jedem abgeschnitten, gehörig bezeichnet oder numerirt und Seite an Seite auf eine Viertelstunde in ein sehr schwaches, verschwimmendes Licht gebracht. Wenn eines derselben, wie es oft geschieht, einen auffallenden Vorzug von seinen Genossen hat, wähle ich das Papier mit der entsprechenden Nummer, um es in die Camera obscura zu bringen." Das Papier, auf dem dann das unzersetzte Silber entweder entfernt oder so fixirt werden soll, daß es durch das Licht keine Veränderung erleidet, wird mit verschiedenen Auflösungen gewaschen. Am besten dazu erscheint überschwefelsaures Natron. Bei dem Verfahren mit sogenannten Kalotypen sind die chemischen Präparation kostspieliger, indem sie aus salpetersaurem Silber, Jod- und Bromkali, Galläpfelsäure u. and. m. bestehen. Aber das Papier ist für das Licht, selbst wenn es demselben nicht einmal eine Sekunde ausgesetzt wird, ausnehmend empfindlich und das Bild zeigt eine reizende Abstufung des Tons und Treue des Details.

Die damit gewonnenen Bilder unterscheiden sich von den Daguerreotypen in dem bemerkenswerthen Punkte: sie sind negativ in ihrem Charakter — das heißt, die Lichter werden durch dunkle, die Schatten durch helle Stellen bezeichnet. Um ein positives Bild zu erhalten, nimmt man zu einem sehr einfachen Mittel seine Zuflucht: das negative wird über einem Stück empfindlichen auf einem Brettchen unten liegenden Papiers angebracht; dann werden die Papiere mit einer Glastafel bedeckt und kurze Zeit dem Sonnenschein ausgesetzt. Das Resultat ist, daß nur diejenigen Theile des empfindlichen Pa-

piers einen Farbeneindruck erhalten haben, welche den Lichtern des negativen Bildes aben entsprechen. Mit einem Wort, ein positives aber treues Bild wird auf dem zweiten Papier durch Lichter erzeugt, die von Lichtern dargestellt werden, und die Schatten durch Schatten, wie in der Natur. Auf diese einfache Weise kann man sich eine große Anzahl pasitiver Bilder von einem guten Negativen verschaffen. Man hat mit Erfalg verschiedene Wege eingeschlagen, um zuerst die Erzeugung eines pasitiven Bildes möglich zu machen. Aber diese Mittel haben sich für eine wirkliche Anwendung in größerem Maßstabe nicht bestätigt. Der Nachtheil, unter dem sawohl die Kalatype- als Daguerreotypebilder in ihren mancherlei Modifikationen bilden, ist die Einförmigkeit ihrer Färbung. Ein düsteres, tiefes Braun charakterisirt dieselben, vielfach in Schwarz, Purpur, Bräunlichblau schattirend, aber eine räthliche Tinte besitzend. Einige Photographen sind kühn genug, nach auf einen endlichen Erfolg in Erzeugung verschiedener Farben durch Einfluß der Sonnenstrahlen zu haffen; man glaubt nach zu entdecken, wie man den Pinsel der Natur zur Entwicklung aller der Farbenglorie einer Landschaft dienstbar machen kann. Hunt erzählt in dieser Beziehung folgenden sonderbaren Umstand: —" Im Sommer 1843 war ich mit einigen Experimenten auf Papier, das nach dem Talbot'schen Kalotype präpaeirt war, beschäftigt und hatte ein mit Silber-Bromid und Galläpfelsäure prepaeirtes Papier in eine Camera obscura gelegt. Die Camera umschlaß ein Bild von einem Stück klaren, blauen Himmels, einigen an der Front mit Stuckarbeit verzierten Häusern und einem grünen Felde. Das Papier war unvermeidlich länger, als man beabsichtigt hatte — gegen 10 Minuten ausgesetzt; ein sehr schönes Bild hatte sich abgedrückt, das, zwischen das Auge und Licht gehalten, eine sonderbare Farbensalge darstellte. Der Himmel war von karmoisinrather Farbe, die Häuser schieferblau, die grünen Felder ziegelrath. „Gewiß," setzt unser sanguinischer Forscher hinzu, „scheinen diese Resultate zu der Hoffnung zu berechtigen, daß wir am Ende zu einem Verfahren gelangen, wabei die äußere Natur ihre Bilder auf präparirten Flächen in aller Schönheit des wirklichen Colacits abdruckt."

Es ist jedach zu erinnern, daß eben das Peincip, welches bei Hervorbringung dieser Bilder thätig ist, — das actinische — von dem leuchtenden Prinzip, der Ursache aller Farbe nicht nur unterschieden ist, sondern in einem wirklichen Gegensatz zu demselben steht.

Ein besanders interessantes Experiment ist im Zusammenhang mit der Daguerreotypie gemacht worden, vermittelst dessen man Porträts in absaluter Finsterniß erhalten kann. Dieses Wunder wird dadurch zu Stande gebracht, daß man durch Mitwirkung eines großen Peismas die actinischen Strahlen von denen des Lichts und der Wärme scheidet. Ist dieß geschehen, so läßt man blaß jene nichtleuchtenden Strahlen in das Zimmer ein, wo der Sitzende seinen Platz hat, und richtet sie auf die Züge, von welchen sie wieder ausgestrahlt und von einer äußerst empfindlichen Platte in einer Camera abscura aufgenommen werden, auf welcher natürlich das Bild sich abdrückt. Bei der ersten Entdeckung der Phatagraphie bildete man sich natürlich ein, daß in andern und sannigern Ländern als die unseren, die Bilder um viel lebhafter und deutlicher seyn würden. Sonderbar genug ist aber unser Klima der Lebendigkeit der Darstellung hundertfach günstiger, als selbst die Gegend unter dem Aequatar. In dem hellen und schönen Licht der höhern Alpen erfordert, wie sich gezeigt hat, die Erzeugung eines phatagraphischen Bildes viele Minuten mehr, selbst bei den empfindlichsten Varbereitungen, als z. B. in London. Man hat uns von einem Herrn erzählt, der in dem eben erwähnten Irrthum befangen, einen vollständigen Daguerreotypischen Apparat nach Mexica mit sich führte, um die Gebäude dieser Stadt aufzunehmen. Zu seiner graßen Ueberraschung und Enttäuschung mißlangen seine Versuche fast gänzlich und erst als die Regenzeit eintrat und die Intensität des Sonnenlichts dadurch geschwächt wurde, war er im Stande das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Reisende, welche die Alterthümer von Yucatan aufnehmen wollten, mußten aus einem ähnlichen Grunde auf die Anwendung des phatagraphischen Apparats verzichten, und zu folgsamern Werkzeugen, — zu Pinsel und Skizenbuch greifen. Aus diesen sanderbaren Thatsachen erhellt, daß im Verhältniß zu der Intensität des Lichtglanzes der chemische Einfluß des Sonnenstrahls minder mächtig wird. Licht und Actinismus hat man wirklich als widerstreitende Kräfte betrachtet, und jene Resultate scheinen diesen Schluß zu bestättigen. Man könnte glauben, das Sonnenbild selbst würde sich gewiß am allerstärksten auf der Dagnerreotypplatte ausprägen; im Gegentheil, der Stand der Sanne ist nur durch einen Fleck angedeutet, wa wenig aber keine chemische Veränderung auf dem Täfelchen Statt gefunden hat.

Man ist schon auf den Gedanken gekommen, daß neben den drei das Sannenlicht constituirenden Princtpien noch ein viertes vorhanden sey, — nämlich Elektricität. Mrs. Sommerville hat in einer Reihe van Experimenten an Nadeln, die dem violetten Strahl des prismatischen Farbenbildes ausgesetzt wurden, mehrere merkwürdige Erscheinungen entdeckt, welche das Vermögen der Sannenstrahlen, ihnen Magnetismus zuzuführen, zu beweisen scheinen. Andere Experimente lieferten ähnliche Resultate. Dagegen haben eine Menge anderer Beobachter, welche diese und ähnliche Versuche wiederhalten, nichts damit ausgerichtet. Man ist darum zu der Vermuthung gelangt, daß wenn Elektricität mit dem Sonnenlicht in Verbindung stehe, dieselbe eher das Resultat der vereinigten Wirkung der Princtpien — Licht, Wärme, Actinismus — als ein bestimmtes und gesandertes, mit ihnen den Strahlen inwohnendes Princip sey.

Die Wissenschaft vom Sonnenlicht hat, so jung sie noch ist, manche Frucht getragen, wenn auch nur in den Erscheinungen des Daguerreotypes und Kalatypes. Auf der Sternwarte zu Greenwich werden die Magnetnadeln durch actinische Strahlungen, die van ihnen auf einen Bagen präparirten Papiers zurückprallen, zu Selbstaufzeichnungen gebracht. Einen der größten praktischen Belege für die nützlichen Resultate

aus den hier geschilderten Entdeckungen liefern die prächtigen Palmentreibhäuser zu Kew. Da es unmöglich war, ein Schattensystem zum Schutz dieses ungeheuren Gebäudes und seines werthvollen Inhaltes vor den versengenden Strahlen der Sonne zu ersinnen, so kam man auf die Idee, durch Färbung des Glases möchte es möglich seyn, diesen Zweck ohne Nachtheil für die Pflanzen und ohne Entstellung für das Gewächshaus zu erreichen. Die wirksamsten Strahlen bei Erzeugung der versengenden Wirkungen sind jene, welche die rothen Strahlen begleiten und selbst über sie hinausliegen. Diese Strahlen mußte man also abschneiden und doch zugleich allen leuchtenden und actinischen Strahlen und selbst den obern Wärmestrahlen freien Durchzug gestatten. Eine Anzahl Experimente von Hunt lieferten endlich das gewünschte Resultat und man fand ein grünlich-gelbes Glas, das für die schädlichen Strahlen undurchdringlich, alle wohlthätigen frei durchließ. Dieses Glas wurde also angewendet und lieseri, nach der Ueppigkeit der erotischen Vegetation daselbst zu schließen, ausgezeichnete Resultate. Sonderbar genug haben Kunstgärtner lange zuvor durch die Praxis gefunden, was hier erst mühsame Forschungen der Wissenschaft zu Tage förderten — daß Pflanzen unter einem Glas von dieser Farbe am besten treiben.

Einige sehr interessante, mit dem Fortschreiten der Jahreszeiten zusammenhängende Erscheinungen eröffnen noch ein weites Feld für künftige Forschungen und verheißen reichen Lohn für die aufgewendete Mühe. Im ersten Frühling, wenn der feuchte Boden sich mit unzähligen Pflanzenwesen hebt, die zu dem belebenden Tag aufwärts dringen, zeigt sich, daß die actinischen Strahlen — die nothwendigsten — auch in größter Menge im Sonnenlicht vorhanden sind; aber wie der Frühling in den Sommer übergeht, — wie die schwächliche Pflanze an Höhe und Stärke gewinnt und sich mit Blumen zu schmücken Anstalt macht — herrscht das leuchtende Princip am stärksten vor und unter seinem Einfluß bildet die Pflanze ihre Holzfaser, die für ihre Stärke und Festigkeit nothwendig ist. Wie der Sommer sich in die nüchternere Zeit des Herbstes verliert, — wenn die Erde ihr Erzeugniß dem Landmann liefern und die Frucht am Zweige zeitigen muß — ist das Wärmeprincip am reichsten — und mit seiner Hülfe reifen die goldenen Früchte des Bodens der Hand des Sammlers entgegen. Selbst an einem einzigen Tage scheint das relative Verhältniß dieser Principien zu wechseln. Die aufgehende Sonne scheint auf den bethauten Boden, mit überwiegend actinischem Einfluß; am Mittag erscheint sie in ihrem herrlichen Glanz und am Abend läßt sie ihre Wärme wirken. Doch sind den ganzen Tag über die drei Principien über die Schöpfung ausgebreitet. Keines läßt sich vom andern trennen, ohne der organischen und selbst der anorganischen Welt Eintrag zu thun.

Vereinigt, wie vollkommen angemessen sind sie den Bedürfnissen unsern schönen Schöpfung! Wie beredt die Sprache, die aus ihren mannigfaltigen Erscheinungen spricht und von der Weisheit Macht und Liebe dessen Zeugniß gibt, der sie nur als dienstbare Werkzeuge mit seiner allmächtigen Hand regiert!

Eine Jagd auf Briganten in den Bergen von Ascoli.

Von einem deutschen Offizier in italienischen Diensten.

Das Briganten- oder Räuber-Unwesen ist einer der düstersten Züge in den noch so verworrenen Zuständen des heutigen Italiens, und eines der verwerflichsten Mittel, welche der päpstliche Stuhl anwendet, um durch Ausbeutung der niedrigsten Leidenschaften einer über alle Maßen rohen und verdummten Race die gedeihliche Entwickelung des italienischen Einheitsstaats zu stören und eine stete Unruhe und Unsicherheit zu schaffen, welche jede Rückkehr friedlicher Zustände verhindert. Man muß in Unteritalien gelebt haben, um die Erbitterung eines jeden ehrlichen Mannes gegen jene geflissentlich genährten schimpflichen Zustände, gegen jene Greuelthaten der Briganten vollständig zu werthen und zu begreifen. Aber der Vorfall mit dem jungen Schweizer, dem Sohn eines angesehenen Fabrikanten in der Nähe von Neapel, welchen vor einigen Jahren die Räuber wegschleppten und erst nach Erlegung eines kolossalen Lösegeldes herausgaben, die Erlebnisse des Engländers Moens unter den Briganten, und die immer und immer wiederkehrenden Nachrichten von Greueln, welche von Räubern im südlichen Italien begangen wurden, werden hinreichen, einer Erinnerung an die Verfolgung dieser Elenden auch in ven Augen deutscher Leser einiges Interesse zu verleihen. Zur Konstatirung des Umfangs, welchen das Räuberwesen erreicht hat, schicke ich hier einige statistische Thatsachen voraus, welche dem officiellen Bericht des Kriegsministers über die in den Jahren 1863 und 1864 gegen die Räuber unternommenen Operationen entnommen sind. Hieraus geht hervor, daß im Jahr 1863 nicht weniger als 345 Briganten in Folge kriegsrechtlichen Spruches erschossen wurden, 509 im Kampf mit den königlichen Truppen blieben, 599 verhaftet und gefangen genommen wurden und 325 sich freiwillig ergaben. Die Truppen hatten 142 Todte und 72 Verwundete gehabt; die Nationalgarde zählte 111 Todte und 49 Verwundete. Die Briganten hatten 492 Personen ermordet und 454 hinweggeschleppt, um Lösegeld von ihnen zu erpressen. Auch waren im genannten Jahre 2530 Beförderer und Hehler des Räuberwesens verhaftet worden. Im Jahr 1864 betrug die Zahl der kriegsrechtlich erschossenen Briganten 65, die der im Gefecht gebliebenen 246, die der Gesangeugenommen 330, die derer welche sich freiwillig ergeben hatten, 119 Individuen. Der Verlust der Truppen belief sich auf 62 Todte und 39 Verwundete, derjenige der Nationalgarde auf 27 Todte und 14 Verwundete. Die Räuber hatten 243 Morde begangen und 497 Personen behufs der Erpressung von Lösegeld gefangen genommen. Wegen Förderung und Unterstützung des Räuberwesens waren 1627 Personen verhaftet worden. Man kann sich hienach einen Begriff von der Unruhe machen, welche diese Zustände in den betreffenden Gegenden den Truppen und der Nationalgarde bereiten.

Im Spätherbst 1865 erließ der Kommandant des Armeecorps in Unter-Italien, General Pallavicino, eine Proclama-

tion, worin er allen denjenigen Räubern, welche sich aus freien Stücken ergaben, versprach, daß ihnen die Todesstrafe erlassen und sie der Gnade des Königs empfohlen werden sollten. Viele machten sich dieses Anerbieten zu Nutze, und stellten sich; aber doch war ihre Zahl verhältnißmäßig so unbedeutend, daß man von Seiten des Militärs erneuerte Anstrengungen machen mußte, um den steten Unbilden der Briganten ein Ziel zu stecken. Die Streifzüge gegen die Räuber aber sind mit Gefahren und Mühseligkeiten verbunden, welche nur wenige meiner Kameraden in deutschen Heeren ahnen, und von denen sie sich aus Nachstehendem einen ungefähren Begriff machen können.

Ich saß eines Abends im Quartier eines meiner Kameraden und wir erfreuten uns gemeinsam jener köstlichen Ruhe, welcher man sich nach einem ermüdenden Tagewerke hingibt, als mich mein Sergeant-Major auf sehr unangenehme Weise aus meiner Siesta weckte durch eine Vorladung des Obersten, der mich unverweilt zu sprechen verlangte. Ich gehorchte unverzüglich dieser Weisung, und fand, daß ich mich sogleich fertig machen sollte, nach Ascoli zu marschiren, um nach den Räubern zu fahnden, welche daselbst alle möglichen Scheußlichkeiten begangen hatten. Jene Seite der Apenninen war wegen ihrer vielen gewundenen und unebenen Wege und weit auseinanderliegenden Dörfer schon längst ein berüchtigter Schlupfwinkel der Räuber gewesen; und trat man unterwegs in irgend ein Bauernhäuschen, um sich zur Erfrischung eine Schüssel Milch geben zu lassen, so vernahm man aus dem Munde des Bauers Schilderungen von den Greuelthaten der Briganten, welche Einem die Lust zur Verfolgung derselben gründlich entleideten.

Der aktive Dienst hat zwar immer einen gewissen aufregenden Reiz für den Soldaten, allein diese Art von Gendarmerie-Dienst und Guerilla-Krieg, wo man einer Handvoll verworfenen Gesindels über Stock und Stein nachziehen muß, ohne sie je zum Stehen zu bringen, ist nichts Anziehendes. Allein es war einmal meine Pflicht und ich konnte mich derselben nicht entziehen. Das Einzige, was mir, nächst dem Vertrauen auf den göttlichen Schutz, noch Hoffnung und Zuversicht gab, war die Ueberzeugung, daß ich mich auf die Leute meiner Compagnie verlassen konnte, von denen viele schon bei Capua und Maddaloni an meiner Seite gefochten hatten.

Mit Tagesanbruch standen wir unter'm Gewehr und waren bald darauf in Marschordnung zum Aufbruch fertig. Es war einer der schönsten Morgen, welche ich je erlebt habe. Jedes Wäldchen ertönte von Vogelgesang, noch lange bevor die Glocken der Klöster die Frühmetten anläuteten. Alles sah so unbeschreiblich frisch und lieblich aus, alles um uns her war Freude und Leben. Die Strahlen der Morgensonne drangen durch die leichten Nebelschleier, die aus dem Thal aufstiegen, und bereiteten uns ein Schauspiel, gegen welches kein fühlendes Gemüth gleichgültig bleiben konnte. Die Bauern waren schon im Felde, die Bäuerinnen in ihren rebenumrankten Häuschen schon mit der Bereitung des frugalen Frühmahles beschäftigt. Und als die Signalhörner das Zeichen zum Aufbruch gaben, fühlte jeder von uns die süßen Eindrücke der Natur an seinem Gemüthe, und jeder stammelte ein leises Gebet für diejenigen, welche wir zurückließen, und als Echo für diejenigen Stoßgebete, welche die Zurückbleibenden für unsere Rückkehr mit wohlerhaltenen Gliedern, gen Himmel sandten.

Ich will hier nicht auf die Details unsers Marsches nach Ascoli eingehen, noch von den Ereignissen reden, die dort stattgefunden, sondern nur einige Thatsachen auswählen, welche ein kennzeichnendes Licht auf die damaligen Zustände jener Gegend werfen.

Frohen Muthes und voll Eifer langten wir in Ascoli an und nahmen uns vor, sogleich am folgenden Morgen unsre erste Streifpartie zu machen. Allein hätten wir gewußt, wie viele Monate lang uns jene Berge einschließen sollten, welche sich so großartig vor uns erhoben und uns damals im vollen Sonnenlicht so grün und lieblich erschienen, welche aber im Winter sich als eine Art Citadelle von Schnee erweisen und uns gefangen halten sollten, — so würden wir minder fröhlich und zuversichtlich gewesen seyn.

Ancona, welches wir auf diesem Marsch passirten, sah ganz freundlich und wohlhabend aus, — eine Bemerkung, welche wir an allen Städten machten, die seither zum Kirchenstaate gehört hatten. Seit sie an König Victor Emanuel übergegangen waren, schien ein furchtbarer Alpdruck von ihnen genommen; jeder Handwerker arbeitete jetzt gern, und jeder Bürger ließ mit Begeisterung den Rè Galantuomo hoch leben.

In Ancona warnte man uns vor einer faulen List, deren sich die Räuber häufig bedienten. Zehn oder zwölf von ihnen pflegten sich gewöhnlich als Straßenarbeiter zu verkleiden, arbeiteten scheinbar an der Ausbesserung der Landstraßen, und trugen die übliche blaue Blouse und die kurze Kniehose der handwerksmäßigen Straßenarbeiter; unter den Blousen aber waren sie mit Pistolen und Dolchmessern bewaffnet. Ich war für diese Warnung sehr dankbar, denn ich konnte nun auf meiner Hut seyn, und ich wünschte nur, wir wären einige Tage früher gekommen, denn wir hätten einer jungen Frau, die an ihrem Hochzeitstage ermordet wurde, das Leben zu retten vermocht. Da die Geschichte kurz ist, will ich sie hier erzählen. Zwei junge Bauersleute wollten sich an einem bestimmten Tage trauen lassen, und es war bekannt, daß der junge Gatte seine Neuvermählte nach der Trauung, dem Abschiednehmen u. s. w. nach ihrer künftigen Heimath, einem kleinen Dorfe weiter oben in den Bergen, bringen würde. Die Räuber — dieselbe Bande, welche jene Verkleidung angenommen — hatten diese Thatsache, so wie die Zeit ermittelt, zu welcher die ahnungslosen Schlachtopfer eine bestimmte Stelle der Straße passiren würden. Die Neuvermählten kamen; einer der Straßenarbeiter trat an den Wagen heran und bettelte: „Un soldo, signora bella, per amore della Madonna (ein Almosen, schöne Frau, um der Mutter Gottes willen)!" Das junge Weibchen zog im großmüthigen Drange ihrer Festfreude ihre Börse heraus und hegte nicht das mindeste Mißtrauen gegen den Mann, weil die Straßenarbeiter meist ehrliche Bursche

sind; sie war gerade im Begriff, dem angeblichen Bettler ein kleines Scherflein zu reichen, als ihr Fuhrwerk von jenen verkleideten Räubern umringt wurde. Der junge Gatte ward durch einen Schlag auf den Kopf betäubt, die junge Frau vom Wagen heruntergerissen und festgehalten, während man sie und ihren Gatten am ganzen Leibe durchsuchte. Den Mann hielt man für todt und ließ ihn an der Straße liegen; er kam aber nach einiger Zeit wieder zu sich, und der erste Anblick, welcher sich seinen Augen darbot, war ein solch entsetzlicher, daß sich die Feder sträubt, denselben zu beschreiben. Kaum zwanzig Schritte von ihm lag seine Braut ermordet am Boden, ihr ganzer Brautstaat mit Blut getränkt, die Kleider beinahe in Fetzen zerrissen, die Ohrringe aus den Ohrläppchen gerissen, der Finger abgeschnitten, woran sie den Trauring und den landesüblichen schweren goldenen Siegelring getragen hatte. Pferd und Fuhrwerk waren verschwunden, und hatten den Briganten wahrscheinlich dazu gedient, den Schauplatz dieses abscheulichen Raubmords schnell zu verlassen.

Der trostlose junge Gatte mit seiner schweren Kopfwunde wurde von einem Priester und einem Hirten gefunden und nach dem nächsten Dorfe gebracht; allein obschon er anscheinend in einem Zustand beinahe hilflosen Blödsinns war, als der Priester ihn bei der Hand ergriff, um ihn von diesem furchtbaren Auftritt hinweg zu führen, wollte er doch sich nicht rühren, sondern deutete auf die Leiche seiner erschlagenen Frau, welche der Schäfer mit möglichster Schonung und Decenz wieder hergerichtet hatte, und weigerte sich unter dem energischsten physischen Widerstand, ohne die Leiche von der Stelle zu gehen. Jene beiden mußten ihn daher vorerst sich selber überlassen und hingehen, um Hilfe zu holen, daß man die beiden Schlachtopfer der Räuber fortschaffen konnte. Die arme ermordete junge Frau ward auf dem kleinen Friedhofe jenes abgelegenen italienischen Dorfes beerdigt, der halb verrückte überlebende Gatte aber nach seiner Heimath zu seinen Freunden geschafft.

Wir machten in Ancona einen Rasttag, um uns für die Expedition vorzubereiten, und waren am andern Morgen bei Zeiten marschfertig. Ich nahm einige meiner Leute mit mir, auf deren Kaltblütigkeit und Muth ich mich verlassen konnte, und wir machten uns auf den Weg nach einem gewissen Theile des Gebirgsabhangs, wo ich einen starken Rauch über den Bäumen hatte aufsteigen sehen. Ich fand daselbst, wie ich erwartet hatte, ein großes, wohlhabend aussehendes Bauernhaus von ungewöhnlichem Umfang. Das Gehöfte trug unverkennbare Spuren, daß es erst vor ganz kurzer Zeit durch Räuber heimgesucht worden sey; das Haus selbst mit seinen rebenumkränzten Fenstern und seiner Thüre war vollkommen unversehrt; aber an einigen Nebengebäuden und Stallungen fehlte bald die Thüre ganz, bald hing die vorhandene nur noch an einem einzigen Kloben.

Unser Erscheinen auf diesem Gehöfte schien eine gewisse Bewegung in dem Bauernhause hervorzurufen, und als ich auf dessen Thüre zuschritt, bemerkte ich, wie ein junger Mann — muthmaßlich der Sohn von einem der Weiber, bei denen er stand — aufgeregt erschien und seiner Mutter einige Worte zuflüsterte, und wie sie ihm antwortete und mehrmals mit dem Kopf winkte.

„Guten Tag, Signor," hub ich an; „dem Anschein nach muß ich fürchten, daß Ihr von den Räubern heimgesucht worden seyd, und daß wir zu spät gekommen sind, um Euch zu helfen!"

„Um Vergebung, ich weiß von nichts, Herr Kapitän; ich habe keine Briganten gesehen," versetzte der Bursche erschrocken.

Die Sache kam mir ebenso räthselhaft als verdächtig vor, denn daß Räuber hier gehaust hatten, darüber konnte kein Zweifel seyn. Wie sollte ich mir aber die Abneigung der Leute von dem Maierhof, diese Thatsache einzugestehen, erklären? Sie standen unverkennbar in keinem Einverständniß mit den Räubern, weil unzweifelhaft im Hause und außer demselben geplündert worden war. Ich sah bald ein, daß die Leute nicht reden wollten, und daß es vergebliche Mühe war, sie zum Reden zu bringen; nachdem ich daher die Milch getrunken, welche mir die Bäuerin freundlich angeboten hatte, sammelte ich meine Leute wieder und wir begaben uns in den Schatten eines großen, überhängenden Felsblockes, welcher uns ein Obdach vor der Sonne gab. Hier schickten wir uns an, das Mittagbrod einzunehmen und unsere Siesta zu halten, welche unter dem willkommenen Schatten des Felsens nach einem mehrstündigen Marsch in dem heißen Sonnenbrand eines Junitags doppelt willkommen waren, denn es war nun hoher Mittag und kein Wölkchen trübte das klare Dunkelblau des Firmaments. Die Vögel schwiegen; die Kühe und Schafe und sogar die jungen Zicklein standen stille in dem schilfreichen Teich am Fuße des Berghang, und kein Laut außer dem Zirpen der Cicade störte die tiefe Ruhe des Mittags.

Meine Gedanken beschäftigten sich noch mit den seltsamen Umständen auf dem Gehöfte und dem unerklärten Benehmen seiner Bewohner, als mein Ohr mitten unter meinem Nachsinnen das Geräusch nahender Schritte vernahm; ich sah mich um und gewahrte zwei Carabinieri oder Gendarmen, welche soeben um eine Ecke des steilen Bergpfades bogen und in Sicht kamen, eine Begegnung, welche in den Apenninen ein ganz unverhofftes Glück, eine unschätzbare Gunst des Zufalls war. Ich lud die Leute ein, bei uns zu rasten, und war sehr froh, den Carabinieri mein Erstaunen über das Benehmen der Bauern auf dem Gehöfte mitzutheilen, worauf mir der eine Gendarm erwiderte: „Ich kann Ihnen das Betragen der Bauersleute leicht erklären, Herr Offizier, denn da ist nichts Besonderes dran!" und mit einem artigen „Con permesso" (mit Verlaub) sich neben mir in's Gras niederstreckend, gab er mir folgende Erläuterung:

Wenn die Räuber auf einem Gehöfte eine Haussuchung vornehmen, so ist ihr Verfahren ein ganz anderes, als bei ihrer gewöhnlichen Behandlung der Reisenden oder sonstigen Fremden. Es gilt zunächst, sich des Viehes zu versichern. Die schönsten Thiere werden mit der gewissenhaftesten Sorgfalt aus dem Viehstande des Bauers ausgelesen und dann unter der Aufsicht der besonderen Begleiter des Capo oder Hauptmanns weggeschickt. Sodann bringen sie in's Haus, was Nie-

mand ihnen zu wehren wagt, weil in diesen Gebirgsgegenden die Häuser so weit von einander entfernt liegen, daß man auf keine Hilfe von außen rechnen kann. Oft ist auch nur die Hausfrau mit ihren Mägden zu Hause, und die Männer sind draußen im Felde. Das Erste, was die Räuber von der Hausfrau verlangen, sind ihre gioje, ihr Geschmeide, denn wenn die italienische Bäuerin baares Geld hat, so eilt sie sogleich damit zum Goldschmied, um es in Ohr- und Fingerringe, Halsbänder mit einem schweren goldenen Kreuz daran, Armbänder und Aehnliches zu verwandeln. Sie kauft nur Geschmeide vom feinsten Gold. Der Grund für diese auffallende Liebhaberei scheint darin zu liegen, daß die Leute diese Anlage in Geschmeide für die sicherste Anlage ihrer Mitgift oder Ersparnisse halten, weil es keine Sparkassen, Banken und ähnliche Geldinstitute für den gemeinen Mann gibt. Ich habe mehr als einmal derbknochige, braune, sonnverbrannte Bauernweiber an einem Sonn- oder Festtage in Kleidern von rauhem, selbstgesponnenem Zeuche und doch mit goldenem Geschmeide überladen gesehen, mit Ohrringen, die beinahe bis zu den Schultern hinabreichten, mit einem Koller von feinst ciselirten Kügelchen um einen Hals, von dem ein ungeheurer Kropf herabhing, und mit anderen Schmuckgegenständen, an denen sich eine Gräfin nicht zu schämen gebraucht und um welche manche Gräfin sie vielleicht beneidet hätte. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß diese Räuber von Profession zunächst die Juwelen und das Geschmeide verlangen, denn es vertritt die Stelle des baaren Geldes. Widerstand würde nur zu Gewaltthat führen, darum gibt die Frau mit schwerem Herzen ihr Vermögen hin, das oft eine Birne für den Durst, für künftige Nothfälle und Bedürfnisse des Gatten ist und dann in irgend ein von der Geistlichkeit unterhaltenes Leihhaus wandert. Das Geschmeide wird weggenommen, während die Frau mit thränenvollen Augen dabei steht. Kein Schrank oder Schublade bleibt undurchsucht, und wenn die Räuber endlich Hände und Taschen voll von der schändlichen Beute haben, bereiten sie sich vor, den letzten Akt dieses elenden Drama's aufzuführen.

Haben diese Bestien von Räubern ihre Habgier befriedigt und Alles weggenommen, was nur irgend von Werth ist, so wollen sie auch ihre Grausamkeit befriedigen. Der Räuberhauptmann packt also den Herrn des Hauses oder Gehöftes, führt ihn hinaus in's Freie, heißt ihn von seiner Familie Abschied nehmen und fordert ihn auf zu beichten, da er sterben müsse. Vergebens bittet der Ausgeplünderte voll Todesangst um sein Leben; was hat er denn gethan? er hat ja Alles hingegeben! Allein seine Worte sind in den Wind geredet; nachdem er einen herzzerreißenden Abschied von seinem weinenden Weib und seiner Familie genommen, werden ihm die Augen verbunden und die Hände auf den Rücken zusammengeschnürt. Man fordert ihn zum Beichten auf; aber wo ist der Beichtvater? In einem Winkel in kurzer Entfernung von seinen Kameraden steht ein Räuber, dessen kahlgeschorene Platte auf dem Schädel nun, wo er den spitzen Brigantenhut abgenommen hat, deutlich zeigt, daß er ein Priester ist. Der Bursche hängt sich nun seinen Kirchenrock über die Räubertracht um, tritt im Priestergewand zu dem Knieenden und hält ihm ein Kruzifix an die Lippen zum Küssen. Ist die kurze Beichte des Bauers vorüber, so erhält derselbe die Absolution von den Lippen eines Burschen, welcher der Menschheit wie der Kirche gleich sehr zur Schande gereicht. Nun hört der unglückliche Bauer das Knacken eines Flintenhahns, und ihm gegenüber stellen sich die beiden Räuber auf, welche die Hinrichtung vornehmen sollen. Das verzweifelnde Weib ist da und reicht die eine Hand dem armen Gatten, während sie mit der andern sich die Augen bedeckt, um das entsetzliche Schauspiel nicht zu sehen. Schon scheint alles zu Ende zu seyn, da schreitet der Capo auf den Knieenden zu, nimmt ihm die Binde von den Augen und fragt den vor Todesangst beinahe Bewußtlosen, was er thun wolle, wenn man ihn am Leben lasse. — „Gott segn' euch, Herr! ich werde Alles thun, was ihr nur von mir verlangt!" versetzt der Arme und umklammert die Kniee des Räuberhauptmanns; „ach, mein Weib! meine kleinen Kinder!"

„Gut!" versetzt der Capo; „wenn Du den Eid leisten willst, den ich Dir vorsprechen werde, so soll Dir um Deines Weibs und Deiner Kinder willen das Leben geschenkt seyn!"

Der Knieende schlägt sein Auge zu dem klaren Himmel auf, von dem er in Gedanken schon Abschied genommen hatte, legt die Hände zusammen, von denen man ihm inzwischen die Stricke abgenommen hat, und schickt sich an, den Eid zu leisten, welchen ihm der herzutretende Räuberpriester nun vorsprechen wird. Man verlangt dem Mann den fürchterlichsten Eid ab und bedroht ihn mit zahllosen Bußen, Strafen und Heimsuchungen in Zeit und Ewigkeit, und läßt ihn das Kruzifix küssen. Weib und Kinder, welche kaum ihren eigenen Augen trauen, umklammern den Geretteten mit all der Lebhaftigkeit und stürmischen Anhänglichkeit des südlichen Naturells, denn er ist nun frei, die erschütternde Furcht vor einem schrecklichen Tod ist von ihm genommen, und seine kräftigen Arme umschließen in einer einzigen väterlichen Umarmung alle seine Lieben. Der Gerettete wendet sich wieder seinem Hause zu, das von Allem, oft sogar vom Brode entblößt ist. Aber das unsägliche Weh der Todesangst ist überstanden, denn in dem Augenblick, wo er schon Alles verloren gab, ist ihm das Unersetzliche, das süße Leben, theurer als alles Andere, gelassen worden. Häufig kommt es allerdings auch vor, daß die so Begnadigten den Verstand verloren haben oder an den Folgen dieser aufregenden Scene starben.

Diese Erläuterung, welche mir aus dem Munde der Carabinieri wurde, erklärte mir sogleich, warum die Leute auf dem Gehöfte so rundweg geleugnet hatten, etwas von den Räubern zu wissen. Die armen Leute hatten nicht den Muth, etwas auszusagen, denn wenn sie das gethan hätten, wären binnen vierundzwanzig Stunden nicht bloß der Vater, sondern die ganze Familie ohne Erbarmen niedergemetzelt worden. Derartige Fälle sind mehrere vorgekommen.

Ich dankte den beiden Gendarmen für ihre Gefälligkeit und gab das Zeichen zum Aufbruch, da die Sonne bereits ziemlich schräge stand. Bald waren wir wieder unterwegs, verfolgten, begünstigt von dem tiefen Schweigen um uns her,

unsern Pfad, und näherten uns schnell dem Orte, wo wir etwas von den Räubern zu sehen hofften, welche wir verfolgten. Wir hatten nämlich in Erfahrung gebracht, daß eine Gesellschaft von englischen Touristen, der sich auch etliche Deutsche angeschlossen, einen Ausflug nach einem bestimmten Theil dieser Gebirgskette gemacht hatten, wo eine Reihe schöner Aussichtspunkte die Mehrzahl derer, welche diese Gegend besuchen, zu einem Abstecher verlockt. Dieser Theil der Apenninen hat einen vollständigen Voralpen-Charakter, und ist besonders schwer zu ersteigen. Er wimmelt von kleinen Seen, steilen Abhängen und tiefen Schluchten, und hat dazwischen hinein düstere Wälder, hochragende Felsen und an denselben jene kleinen grünen Terrassen, welche man in der subalpinen Region der deutschen und schweizer Alpen findet. Die Kuh- und Ziegenhirten dieses Theils der Apenninen leben beinahe ganz so wie die Sennen in unseren nordischen Alpen, nur mit dem Unterschied, daß sie den Winter im Gebirge zubringen. Im Spätherbste nämlich und ehe noch die großen Schneefälle eintreten, wird das Vieh nach einer der Hochmatten oder pianure im Gebirge getrieben, und der Hirte oder die Hirtin (allfällig auch, wenn sie verheirathet sind, beide) beziehen eine Art Sennhütte, welche aus zwei Abtheilungen besteht, nämlich einer für das Vieh und der andern für die Hirten. Sehr häufig ist die Hirtin nur ein junges Mädchen, das dann ganz allein dort oben bleiben muß. Die Sennhütten sind reichlich mit Futter für die Thiere versehen, und den Hirten schafft man genügende Mundvorräthe an Mehl, Reis, Salz und gedörrtem Ziegenfleisch hinauf. Das Bett besteht aus einer Schütte Heu oder Stroh, und zur Bedeckung dienen selbst in den kältesten Winternächten nur einige Schaf- oder Ziegenfelle. Mit diesem Proviant und einem genügenden Holzvorrath verbringen diese Leute den Winter fern von der Welt hoch oben in der Gebirgseinsamkeit, und sind lustig und guter Dinge. Bei starkem Schneefall wird die Hütte selbst so tief eingeschneit, daß man sie gar nicht bemerkt und sie nur in der allgemeinen Schneelandschaft verschwimmt. Erst der Anbruch des Frühlings gibt den Eingeschneiten dann ihre Freiheit wieder, und wenn der Schnee von den Bergen verschwunden ist, so zieht ein Theil der Dorfbewohner mit Querpfeife und Tambourin in's Gebirg hinauf, um sie aus ihrem Winterquartier abzuholen. Dieß ist dann ein Fest für das ganze Dorf und wird sehr hübsch und feierlich begangen. Am steilen gewundenen Bergpfad herab ziehen zuerst die mit Blumen und Bändern und Goldpapier geputzten Milchkühe, die Glocken am Halse, voraus das Leitthier, gewöhnlich eine große, stattliche, schwarze oder weiße Kuh, mit einem Blumenkranz um die Hörner. Hierauf folgen die Kälber, die Ziegen mit ihren Zicklein und endlich, im besten Sonntagsstaat und unter fröhlichem Gesang, die heimkehrenden Hirten und ihre Freunde. Das ganze Dorf zieht ihnen entgegen und begleitet sie zur Kirche, wo ein Dankgottesdienst für die glückliche Erhaltung während ihrer langen Abschiedenheit dargebracht und der ganze Tag einer schlichten herzlichen Fröhlichkeit gewidmet wird.

Wir durchsuchten sorgfältig jede Schlucht und Krümmung, jedes Gebüsch, jeden Winkel, welche wir auf unserem Wege antrafen, wunderten uns aber, gar keine Spur von den Briganten zu entdecken, obschon man uns versichert hatte, daß dieß ihr Weg sey. Schon hatten wir die Hoffnung aufgegeben, ihnen zu begegnen, als wir plötzlich um einen Felsenvorsprung bogen und einem aufregenden Schauspiele gegenüberstanden. Man denke sich eine in den Felsen gehauene Hütte, eine Art großer Grotte, aber vorne ganz dicht mit anmuthig blühenden Schlinggewächsen aller Art überwuchert, welche aus den Felsenritzen hervor wuchsen, und dabei eine hübsche Quelle, deren krystallhelles Wasser mit lautem Rauschen und Murmeln in tief eingewühltem Rinnsal von einer Felsenleiste zur andern herunterrieselte. In dieser Grotte und vor derselben lagen fest geknebelt und gebunden fünf Reisende, drei Engländer und zwei Deutsche, am Boden und erwarteten einen scheußlichen Tod unter raffinirten Qualen. Die Räuber, mehr als ein Dutzend stark, knieten meistens am Boden und waren mit der Durchsuchung der Reisesäcke und der Taschen ihrer Gefangenen beschäftigt, während der Capo vor einem ziemlich umfangreichen Reisesack stand, im Begriff ein seines weißes Hemd mit gestickter Brust anzuziehen, welches er aus demselben genommen hatte. Ich vermag die Bestürzung, die Ausrufe des Erstaunens, welche den Räubern entfuhren, gar nicht zu beschreiben, und ebenso wenig das freudige und hoffnungsvolle Aufseufzen der Gefangenen bei unserem Anblick. Ein kurzes aber hitziges Scharmützel folgte. Drei von den Räubern fielen verwundet, wenn auch nicht tödtlich, und auch mehrere meiner Leute wurden blessirt. Allein ich hatte die Genugthuung, neun Mann von der Bande unter starker Bedeckung und unter der Führung der Carabinieri nach Ancona zu senden, wo sie den Lohn für ihre Verbrechen erhalten sollten, denn nach ihrer Gefangennahme wagten sich Leute genug hervor, um Zeugschaft über die von dieser Bande begangenen Unthaten ablegten.

Kurze Zeit darauf und noch während unseres Aufenthalts in Ascoli hörten wir neue Berichte über Greuel und Scheußlichkeiten einer andern Räuberbande, und wurden dadurch zu vermehrter Umsicht und Rührigkeit aufgefordert. Eines Tages erhielten wir Nachricht, daß in der darauffolgenden Nacht eine gewisse Villeggiatura oder Landhaus überfallen werden sollte; der Plan der Räuber zielte angeblich darauf ab, das Haus zu plündern und niederzubrennen, die Männer umzubringen und die Frauensleute mit fort zu schleppen. Das Haus war, wie die meisten in Italien, auf drei Seiten mit Bäumen umgeben, und zum Glück für uns und unsere Pläne ergab sich, daß auf zwei Seiten desselben auch ein dichtes Gebüsch von Unterholz sich hinzog. Die Nacht war für unser Vorhaben ganz günstig, denn sie war dunkel und ohne Mondschein, so daß wir das Haus umzingeln, im Gebüsch uns in Hinterhalt legen und so die Räuber erwarten konnten.

Auf unserem schweigsamen Marsch nach jenem Landhause begegneten wir einem Priester, einem elenden, verdächtig-aussehenden Manne den ich lieber nicht an diesem einsamen Berg-

hang getroffen hätte. Mir fiel auf, daß er unsern Gruß nicht mit jener Artigkeit erwiderte, wie wir es sonst von den Geistlichen gewohnt waren. Als er an unserer Abtheilung vorüber gekommen war, kehrte er mit einem kleinen Umweg wieder um und kaum war er uns aus dem Gesichte, so hörten wir einen dreifachen gellenden Pfiff, den ich aus Erfahrung als ein Warnungszeichen erkannte. Ich ließ meine Leute jedoch ihren Schritt beschleunigen und wir erreichten bald unser Ziel. Ich stellte meine Leute auf, wählte für mich und meinen Lieutenant die geeigneten Posten aus, welche wir einnehmen wollten, und so warteten wir.

Kein Laut störte das feierliche Schweigen. Die hohen Apenninen welche vor uns aufragten, zeigten schon herbstlichen Schnee auf ihren Gipfeln und sahen in der dunkeln Nacht unheimlich und gespenstisch aus. Es war sehr kalt, denn wir waren schon hoch oben im Gebirge und die Schneemassen droben sandten einen schneidenden Wind herab, obschon es im Thale noch warm war. Wir warteten und lauschten, aber kein Fußtritt unterbrach die Stille der Nacht. Stunde auf Stunde verging, auf dem Thurm des Klosters weit drunten im Thale schlug es Mitternacht, und noch blieb alles still. Langsam und träg verrann die Nacht und der Morgen graute. Am Morgen kam eine andere Abtheilung zu unserer Ablösung und wir kehrten, entmuthigt durch unsern Mangel an Erfolg, in das Lager zurück, welches wir am Tage zuvor aufgeschlagen hatten.

Die Scenerie der Apenninen ist weit malerischer und wilder, als die der Alpen. Die hellblinkenden weißen Dörfchen, welche sich gleichsam in den Ecken und Winkeln der niedrigeren Vorberge verstecken und an die steilen Hänge schmiegen, sind überaus reizend. Die hübschen Häuschen, die seltsamen Kirchlein und Kapellen, die Bauern und Bäuerinnen in ihren malerischen Trachten, hellfarbigen Weiberröcken und bizarren Kopfbedeckungen, — all' dieß zusammen macht ein Bild von ungemein malerischem Eindruck. Die Apenninen selbst machen in ihrer furchtbaren Majestät von Höhe und Bekleidung einen großartigen Effekt. Ungeheure Nadelwälder, welche die Berge überziehen und zwischen denen sich die steilen Pfade hinwinden, schließen an vielen Stellen jede andere Aussicht als diejenige nach den über sie herein hängenden Felsenstürzen aus, und nur selten gestattet hie und da eine Lichtung oder eine Oeffnung in den dunklen Wäldern einen Ausblick in irgend ein liebliches Thal drunten. Das Düster dieses Gebirgstheils mit seinem Schweigen und seiner Einsamkeit, mit seinen finsteren Schluchten und furchtbaren Abgründen flößt dem Gemüthe eine Art dumpfen Grauens ein.

Um aber wieder auf meine Geschichte zurückzukommen, so sey hier angeführt, daß wir in der darauf folgenden Nacht in einen Auftritt verwickelt wurden, den ich lebenslang nicht wieder vergessen werde. Wir sandten eine Abtheilung auf Recognosciren aus, denn wir hatten uns am hellen Tage von den Gefahren versichert, die wir zu bestehen gehabt hätten, wenn wir in jener Nacht angegriffen worden wären; ich hatte nämlich ermittelt, daß jene Bäume welche, wie ich oben erwähnt, eine Art Hintergrund für das fragliche Landhaus bildeten, gerade am Rande eines jener fürchterlichen Abgründe standen.

Die Nacht rückte heran und mit ihr unsere Arbeit. Wir waren kaum an unserem Bestimmungsorte angelangt, so fanden wir, daß trotz unserer eigenen Eile und Beeiferung die Räuber uns doch zuvor gekommen waren. Ich hörte nämlich deutlich einen unterdrückten Schrei wie von jemand, dem man den Mund zuhält, und dann einen lauten italienischen Fluch; ich stand dicht unter der Sockelmauer außen an der linken Seite des Hauses. Alsbald gab ich das Signal zum Vorrücken; meine Leute rückten im Sturmschritt gegen die Fronte des Hauses heran, und erzwangen sich, nachdem sie zwei-, dreimal vergeblich im Namen des Königs Einlaß begehrt hatten, endlich mit Waffengewalt den Eintritt.

Aber was für ein Anblick bot sich unseren Augen dar! Am Boden lag, schon todt, in seinem Blute ein alter Mann, furchtbar verstümmelt, Ohren, Finger und Nase abgeschnitten. Eine Frauensperson, welche ich für das Weib des Ermordeten hielt, war mit Füßen und Händen an ihren Stuhl gebunden, ihr graues Haar ganz blutgetränkt von einer Wunde auf ihrer Stirn; die Arme war halb von Sinnen, denn man hatte ihren Gatten vor ihren Augen umgebracht. Zwei Jungen von etwa vierzehn und sechszehn Jahren lagen, fürchterlich zerschlagen und mit Stich- und Hiebwunden bedeckt, in einer Ecke des Zimmers zusammengekauert, — der jüngere schon todt, wie sich nachher ergab. Ein Weib, meiner Schätzung nach die Dienstmagd, war an den Pfosten einer Bettstelle gebunden; aber es lag zuviel Befriedigung in ihren tiefliegenden, schwarzen, grausamen Augen, als daß man auch nur für einen Augenblick sie für ein Opfer der Räuber hätte halten können. Nein, sie war die Verrätherin, die Spionin der Räuber in dieser Familie, sie hatte diejenigen welche sie genährt und ihr vertraut hatten, den Räubern tückisch überantwortet; um sie vor Verdacht sicher zu stellen, hatten ihre Mitschuldigen sie an die Bettlade gebunden. Mein Blick überschaute natürlich alle diese Einzelnheiten in weit kürzerer Zeit, als zu deren Erzählung nöthig ist. Aber wo waren die Räuber? Ich drang an der Spitze meiner Leute die breite Treppe zu einem andern Stockwerk hinan, und hier fanden wir das Gesindel. Der Inhalt von Kommoden, Spinten, Kabinetten, Schränken und Koffern war auf Tischen, Stühlen, Sofas und Fußboden herum zerstreut und zum Theil schon zusammengepackt, um weggeschleppt zu werden. Nach kurzem Widerstand wurden einige der Räuber gebunden; drei befanden sich in einer Art Vorzimmer, wohin wir sie mit dem Bajonnet getrieben hatten, und wir ließen vier Mann als Schildwache vor der Thüre desselben. Zwei weitere lagen schwer verwundet am Boden, Seite an Seite neben zwei meiner wackeren Burschen, die ebenfalls blessirt worden waren, der eine sehr gefährlich durch eine Kugel im Bein, der andere durch einen Schuß in die Seite. Wir hatten die Räuber alle entwaffnet mit Ausnahme jener Drei im Vorzimmer, welche durch das Fenster entkamen. Einer von den Räubern war wiederum

ein Priester, und ich schickte ihn, noch fester gebunden und gefesselt als die übrigen, unter Bedeckung nach Ancona. Aber die italienischen Kriegsgerichte verfahren mit solchen Burschen viel zu glimpflich, aus Furcht sich mit der Geistlichkeit zu überwerfen. Die Herausgabe des Räuberpriesters wurde von der päpstlichen Regierung verlangt unter dem Vorgeben, er solle nach Rom geschickt und daselbst vor die geistlichen Gerichte gestellt werden; aber dieß ist nur die Versetzung von einem Kloster in das andere, wobei man ihm einen andern Namen gibt, damit sein Verbrechen vertuscht werde und er der Kirche keine Schande mache. Wir Offiziere beschwerten uns hierüber, aber es half nichts; denn es erschien der italienischen Regierung damals rathsam, sich so wenig wie möglich mit der Regierung und dem geistlichen Regiment des Papstes zu verfeinden, welche beide gegen uns, ihre Besieger und Bedränger, schon genugsam erbittert waren.

Weitere Erinnerungen an meine Zusammenstöße mit Räubern erzähle ich ein ander Mal; hier genüge zu sagen, daß der eben erzählte Vorfall unsere letzte Begegnung mit jenem Gesindel im Herbst 1865 war, denn bald darauf fiel der Schnee so reichlich, daß wir in Ascoli wie in einer Citadelle eingeschlossen waren und die Verfolgung der Briganten aufgeben mußten.

A. v. Hegyi.

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

„Vater und Sohn,“ fuhr Fräulein v. Drosbach fort, — „reisten am andern Morgen ab, um nach der Verschwundenen zu forschen, vermochten aber keine Spur von ihr zu entdecken, obschon der Eine den Rhein hinunter, der Andere bis nach Paris fuhr. Da kommt am Dienstag Abend ein Telegramm aus England an Herrn Rodgers in M., worin ihm die Anzeige wird, daß Fräulein Amelia Jetsom und Eduard v. Holbach Esq. sich in irgend einem Kirchspiel von London einige Stunden früher haben trauen lassen, und bereits auf der Heimreise begriffen seyen. Herr Rodgers ward nun seinerseits telegraphisch zurückberufen und soll die Absicht hegen, seiner Mündel einen Prozeß anzuhängen, und die Ehe für ungültig erklären zu lassen.“

— „Und aus welchem Grunde, meine Gnädige?“ fragte Herr v. Thiele interessirt.

„Das weiß ich nicht, aber man hat mich versichert, daß er hier, in unserem Lande und vor unseren Gesetzen, einen Prozeß gegen seine Mündel beginnen wolle,“ sagte Fräulein v. Drosbach. „Die Ehe soll nach unseren Gesetzen nicht gültig seyn, sagt man.“

— „Wie so denn?“ fragte Wilibald lebhaft, welcher der ganzen Erzählung mit Spannung gefolgt war. „Was meinen Sie dazu, lieber Doktor?“

„Die Ehe ist gültig und kann nach unseren Gesetzen nicht rückgängig gemacht werden,“ erwiderte dieser; „nur nöthigt sie den jungen Gatten, entweder dieselbe durch eine zweite Trauung in unserm Lande bestätigen zu lassen, wozu die Erfüllung der vorgeschriebenen gesetzlichen Bestimmungen und im vorliegenden Fall die Erlaubniß des Landesherrn gehört, oder aber seine Charge niederzulegen und sogleich auszuwandern, denn er hat mindestens das Staatsbürgerrecht durch eine im Auslande ohne Consens und Aufgebot eingegangenen Ehe verwirkt.“

— „Und die Ehe kann also nicht für ungültig erklärt werden, Herr Doktor?“ fragte Aurelie.

„Keineswegs, sofern nicht einige Fälle vorkommen, welche wohl hier nicht eintreffen werden,“ sagte Holthaus.

— „Und diese wären zum Beispiel?“ fragte die Gräfin Waal scheu.

„Der Fall etwa, daß das eine oder das andere Individuum des jungen Paares schon anderweitig rechtsgültig verheirathet wäre und der Gatte oder die Gattin desselben noch lebte, ohne daß eine förmliche Scheidung stattgefunden hätte,“ sagte Holthaus. „Eine solche Ehe, aus welcher die Bigamie des einen Gatten resultiren würde, ist ungültig. Ebenso eine solche, wo die Trauung von einem nicht ordinirten Geistlichen vorgenommen worden wäre, wie z. B. vom Schmied zu Gretna-Green oder irgend einem Individuum, welches man nur in priesterliche Gewänder gesteckt hätte — ein Fall, welcher aber wohl nur in Romanen vorkommen wird!“

— „Wie aber, wenn das betreffende Paar nur eine Civilehe eingegangen hätte?“ fragte Wilibald mit einer gewissen neugierigen Spannung, die er vergebens zu verbergen suchte; „die Civilehe ist doch bei uns gesetzlich erlaubt, nicht wahr?“

„Allerdings ist bei uns eine Civilehe rechtsgültig, sofern sie vor unseren Behörden und nach Maßgabe der Landesgesetze eingegangen worden ist,“ erwiderte der Advokat. „Auch kann nach meinem Dafürhalten selbst eine im Auslande eingegangene Civilehe ebensowenig für ungültig erklärt werden, wie eine kirchlich eingegangene, aber ohne die Cognition der Behörden und die Erfüllung der gesetzlichen Postulate vollzogene. Die Gesetze unseres Landes aber und die der meisten civilisirten Länder ahnden eine derartige Mißachtung ihrer Vorschriften auf eine andere empfindliche Weise — sie suchen nämlich die Schuld der Eltern an den Kindern heim. Kinder welche aus einer derartigen heimlichen Ehe entsprossen sind, gehen z. B. nach unseren Gesetzen aller Erbrechte an ihren Vorfahren verlustig, gerade so wie illegitime oder im Ehebruch oder in bigamischer Ehe erzeugte Kinder ebenfalls ohne Erbrechte an ihre Väter und unter Umständen sogar an ihre Mutter sind.“

In diesem Augenblick schauten Wilibald und Malwine wie zufällig einander an und dann, wie von einem gemeinsamen Gedanken getrieben, die Gräfin Waal, welche auffallend blaß geworden war und sich vergebens bemühte, eine tiefe Aufregung zu verbergen, und Malwine rückte der Gräfin näher

und flüsterte besorgt, aber mit einer unverkennbaren Beimischung von Neugier:

„Um Gott, gnädige Mama, was ist Ihnen? Sie kämpfen mit einer Ohnmacht!"

— „Nicht doch — nur ein Anfall von Schwindel — mein gewöhnliches Leiden," flüsterte die Gräfin hastig. „Bitte, liebe Malwine, seyn Sie ruhig — machen Sie kein Aufheben davon, es wird vorübergehen!"

Malwine verhielt sich ruhig, verwandte aber heimlich kein Auge von der Gräfin, und suchte sich die Frage zu lösen, was denn diese momentane tiefe Gemüthserschütterung bei der Gräfin hervorgebracht haben könne. Fräulein von Hopfen brachte unwillkürlich die sichtliche Bestürzung, Seelenangst und Aufregung der Gräfin Waal in Zusammenhang mit dem Thema der stattfindenden Unterredung, welche mittlerweile fortging, und auch für Malwinen so viel Interesse zu haben schien, daß sie kein Wort davon verlieren wollte, ohne aber darum die Gräfin aus den Augen zu lassen. Diese war sich der lauernden heimlichen Beobachtung von Seiten Malwinens bewußt und darüber erbost; aber offenbar steigerte diese Wahrnehmung noch die innere Erregung der Dame und ihren reizbaren Zustand.

„Ah, Sie meinen also, Herr Doctor, daß Herr v. Holbach aus seiner heimlichen Heirath keine Vortheile ziehen wird?" fragte Aurelie, welche eine besondere Neugier anzutreiben schien, diesen Gegenstand gründlich zu erörtern.

„Um Vergebung, meine Gnädige, so präjudiciell und gewagt solche heimliche Ehen auch im Allgemeinen sind, so dürfte Herr v. Holbach doch im Grunde nicht so erheblich von den Folgen derselben berührt werden. So viel ich weiß, hat er keine Eltern mehr und seine entfernten Verwandten sind wenig begütert; namentlich aber ist meines Wissens kein Majorat in der Familie vorhanden. Es entgeht daher seinen allfälligen Kindern kein bedeutendes Erbe. Ist aber seine junge Frau schon mündig und hat sie die Ehe unter Beobachtung aller jener Schritte und Vorschriften eingegangen, welche die britischen Gesetze vorschreiben, so braucht Herr v. Holbach nur britischer Unterthan zu werden, um seine Kinder auch bei uns erbfähig zu machen, denn wenn diese nach den Gesetzen ihres Heimathlandes legitim und erbfähig sind, so werden sie auch nach den unseren dafür anerkannt. In England sind die Kinder aus einer vor dortigem Gesetz giltigen Ehe vollberechtigte Intestaterben."

„Wirklich? Ah, das ist mir sehr interessant, Herr Doktor, und ich bin Ihnen für diese Mittheilung äußerst verbunden," sagte Fräulein v. Drosbach mit ihrem graziösesten Lächeln zu Dr. Holthaus. „Ich gönne Herrn v. Holbach diesen Goldfisch, den er da aus dem Wasser gezogen hat; es ist für uns immer eine gewisse Befriedigung, einen Mann von Stande und aus einem alten Geschlecht einigermaßen retablirt und in den Stand gesetzt zu sehen, den alten Glanz seiner Familie wieder aufzufrischen. Man sollte Herrn v. Holbach schon aus Rücksichten des esprit de corps einen Wink von Dem geben, was Herr Doktor Holthaus soeben geäußert hat."

„Das dürfte kaum nöthig seyn, meine Gnädige," bemerkte ihr Willibald fröhlich und mit einer plötzlich wieder gewonnenen Zuversicht. „So wie ich Holbach kenne, ist er ein solch überlegter, berechnender und trockener Junge, daß er sich jedenfalls ganz genau um diese Verhältnisse bekümmert und die ganze Tragweite seines Schrittes erkundigt haben dürfte, bevor er denselben gethan hat. Die Romantik einer solchen Entführung war bei ihm jedenfalls das untergeordnete Moment."

„Was ich in seinem Falle auch ganz entschuldige, Herr Graf," erwiderte Aurelie mit einer gewissen Bestimmtheit. „Sie werden mir zugeben, daß wir unserm Landsmanne um Standes- und patriotischer Rücksichten willen das Jahreseinkommen von 4—5000 Pfd. Sterling der Miß Jetsom eher gönnen müssen, als dem jungen Rodgers, der sich in Calcutta eine andere weiße oder farbige Erbin suchen kann. Jedenfalls hat diese Person, diese Miß Jetsom, bei der Sache am meisten gewonnen, denn sie wird Baronin und hoffähig. Unser allergnädigster Landesherr wird Herrn v. Holbach Gnade für Recht ergehen lassen und ihn nicht einsperren lassen, wie einen Menschen aus dem Volke."

„Ist dieß denn möglich? steht Gefängnißstrafe auf einer solchen heimlichen Ehe?" fragte Cäcilie Herrn von Thiele halblaut.

„Allerdings, meine theure Comtesse! nicht die Ehe allein, sondern schon die Entführung wird an beiden Theilen bestraft, selbst wenn die entführte Dame einverstanden war," erwiderte Sigmund. „Wäre Miß Amelia Jetsom ein Landeskind, so würde sie bei ihrer Rückkehr von der Hochzeitsreise mit ein bis zwei Monaten, Herr v. Holbach mit drei bis sechs Monaten Bezirksgefängniß zu bestrafen seyn. Letzterer Fall kann praktisch werden, wann jener Herr Rodgers als Vormund die Gültigkeit der Ehe anficht und gegen Herrn v. Holbach Klage erhebt, was er unter Umständen thun könnte, um für seinen um das Vermögen der jungen Dame verkürzten Sohn eine bedeutende Entschädigung herauszuschlagen."

„In welchem Falle er aber zunächst entweder in England klagen oder nachweisen müßte, daß die Ehe seiner Mündel vor den englischen Gesetzen ungültig wäre," ergänzte Herr Holthaus.

„Der Fall der Bestrafung nach unseren Gesetzen wird aber wohl kaum praktisch werden, wenn Herr v. Holbach sich als Engländer habilitirt, nachdem er auf seine diesseitigen Staatsbürgerrechte verzichtet oder dieselben verloren hat, denke ich," wandte Graf Ludwig ein. „Mir selbst ist ein Fall bekannt, wo ein junger Mann aus dieser Gegend mit einem jungen Mädchen nach Nordamerika entwich, sich dort trauen ließ, etwa zehn Jahre lang ausblieb und dann wieder kam, um nach Ablebens seines Vaters eine Erbschaft flüssig zu machen, welche er an demselben gemacht hatte. Er war amerikanischer Bürger geworden, und die Behörden ließen ihn straflos gehen, obschon er mit seinen Geschwistern in Unfrieden war."

„Ganz natürlich, Herr Graf; aber ein Anderes wäre es gewesen, wenn dieser Mann beim Tode seines Vaters schon gestorben gewesen wäre und seine Hinterlassenen ihre Ansprüche an die Erbschaft geltend gemacht hätten," versetzte Holthaus,

der, wie alle Juristen, am liebsten von seinem Handwerke sprach; „in diesem Falle wäre der Wittwe und den Kindern obgelegen, zunächst zu beweisen, daß die vollzogene Ehe des Verstorbenen eine vor den Gesetzen der Vereinigten Staaten unbedingt gültig gewesen, denn im andern Falle wären sie nicht zur Erbschaft berufen gewesen. Uebrigens wären Eltern oder Vormünder der Entführten selbst in jenem Falle befugt gewesen, auf Bestrafung des Entführers anzutragen."

„Ist das so zu verstehen, lieber Doctor, daß eine gerichtliche Untersuchung und Bestrafung gegen Jemanden wegen einer Entführung oder heimlichen Ehe nur auf Klage der Entführten oder deren Eltern oder Vormünder stattfinden kann?" fragte Wilibald lebhaft.

„Allerdings, Herr Graf, nur auf Klage von diesen oder von Seiten des Ehegatten der Entführten, falls solche verheirathet war," entgegnete Holthaus. „Im letztern Fall natürlich wäre die Strafe für beide noch höher auszumessen, weil dabei noch ein Vergehen gegen die Sittlichkeit, ein Ehebruch stattfände."

„Es ist merkwürdig, welch ein Interesse Sie alle an diesem Gegenstande nehmen, meine Damen und Herren!" sagte die Gräfin mit einem erzwungenen Lächeln und Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft, als ob sie ihren Gästen bedeuten wolle, ein Gespräch abzubrechen, dessen Gegenstand auf ein Gebiet hinüber leitete, der nach ihrem Ermessen vor Damen und zumal vor jungen Mädchen nicht zu erörtern sey. „Man könnte glauben, Sie wollten insgesammt einen modernen Sensationsroman schreiben oder eine Entführung einleiten, — so genau erkundigen Sie sich nach diesen Dingen."

„Mon Dieu, aber warum denn nicht, meine liebe Gnädige?" rief Fräulein von Drosbach. „Es ist doch nicht zu leugnen, daß die Sache ihre sehr romantische Seite hat, wenn auch, — j'y conviens — ihre etwas scabröse. Die heutige Art zu freien und gefreit zu werden, ist so unendlich prosaisch und banal, daß man sich ordentlich freut, wenn Jemand einmal über die Schnur haut. Sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Graf Wilibald?"

„Ich, meine Gnädige?" versetzte dieser halb erschrocken und erröthend; „ei gewiß — ich schwärme für Romantik!"

„Und Sie würden ohne Zweifel auch eine Erbin lieber entführen, als auf dem gewöhnlichen zahmen Wege freien, nicht wahr?" rief Aurelie muthwillig.

„Unter Umständen allerdings, meine Gnädige."

„Ach, es muß reizend seyn, so entführt zu werden, sich irgendwo heimlich trauen zu lassen, und dann eines Tages bel et bien in der verblüfften Gesellschaft der Heimath als Mann und Frau zu erscheinen und all die verdutzten Gesichter zu schauen, die ihre Combinationen vereiteln sehen!" rief Aurelie, ihre Locken mit einer wohlstudirten Wendung des Hauptes zurückschüttelnd und schlug ihre Augen schmachtend zur Decke auf. Da aber Niemand sich mit ihr für diese Gedanken begeisterte und selbst Wilibald trocken schwieg und halb verlegen war, als ob er aus Rücksicht für seine Mutter und die anderen Damen sich nicht auf dieses Thema einlassen wolle, — veränderte Aurelie den Standpunkt des Gesprächs und wandte sich, plötzlich ernsthafter werdend, an Sigmund. „Bitte, sagen Sie mir, Herr v. Thiele, kommt dann das Vergehen der Big . . . . Bigamie oder Doppelehe so häufig vor?" fragte sie.

„Im Gegentheil, meine Gnädige — höchst selten, wenigstens bei uns in Deutschland," versetzte er; „es soll in England, namentlich unter Seeleuten und Kaufleuten, sowie unter Soldaten häufiger seyn."

„Bestraft man denn ein solch seltenes Vergehen hart, Herr v. Thiele?"

„Immerhin, zumal wenn der schuldige Theil überwiesen wird, mit Vorbedacht gehandelt, seine noch bestehende Ehe geflissentlich verschwiegen zu haben," sagte Sigmund. „Die christlich-germanische Rechtsanschauung findet darin ein Verbrechen, welches dem Ehebruch gleichkommt und noch härter zu strafen ist, weil Doppelehe ihre störenden Folgen über mehrere Familien erstreckt. Unser Gesetz z. B. verfügt in einem derartigen Falle unter Umständen eine ebenso schwere als entehrende Strafe, der napoleonische Coder Zwangsarbeit. Aber am bedenklichsten sind die Folgen erst für die Kinder aus einer solchen Ehe, und hierin geht das Gesetz offenbar zu weit, denn es trifft Unschuldige . . ."

„Allerdings, Sigmund," fiel ihm Doktor Holthaus in's Wort, — „aber wenn man bedenkt, wie schwer die bürgerliche Ordnung der Gesellschaft dadurch gekränkt wird, erscheint die Strafe, welche die Kinder aus einer solchen Verbindung heimsucht, nicht ungerechtfertigt . . . . Gnädige Frau, was ist Ihnen? Ich bitte tausendmal um Verzeihung . . ."

Gräfin Waal war aufgestanden, und hatte sich leise, langsam und schwankend dem Fenster nähern wollen; aber auf halbem Wege wankte sie, suchte sich an einer Stuhllehne zu halten und wäre zu Boden gesunken, wenn nicht Wilibald herbeigeeilt wäre und sie aufgefangen hätte.

„Luft! Luft!" stammelte sie; „führe mich auf mein Zimmer, Willy!" und mit einer matten Geberde ihrer Hand winkte sie die übrigen ab, und ließ sich hinausführen.

Cäcilie war so erschrocken, daß sie zwar aufgesprungen war aber wie versteinert stehen blieb, bis sie Malwinen aus der Thüre eilen sah, um der Gräfin beizuspringen. Nun folgten sie und Ludwig ebenfalls der Gräfin und kamen gerade dazu, wie Mama auf der Wendeltreppe ohnmächtig zusammenbrach und von Malwinen und Wilibald gehalten wurde, bis Jacobäa und der Lakai herbeigerufen waren, um die Gräfin auf ihr Zimmer zu bringen.

14.

Wie beunruhigend auch die Symptome der Erkrankung gewesen, welche so unvermuthet bei der Gräfin an dem im vorigen Kapitel geschilderten Abend ausgebrochen war, so schien diese sich doch merkwürdig rasch wieder davon erholt zu haben, denn am andern Morgen erschien sie wieder im Frühstückszimmer, um am Frühstückstische zu präsidiren und ihre ganze gewinnende Liebenswürdigkeit zu entfalten. Wohl lag an diesem Morgen noch ein tieferer Hauch von Wehmuth auf ihrem Antlitz und eine gewisse schmachtende Schwäche und

Blässe in ihrer Erscheinung; aber diese stille schmerzliche Resignation kleidete die noch immer schöne Frau sehr gut, und lieh ihrem ganzen Wesen etwas Gewinnendes, wittwenhaft Matrönliches, etwas das ihr die aufrichtigste Theilnahme ihrer nähern und entferntern Umgebung gewann. Alle Hausgenossen und Gäste zollten der Dame zunächst den doppelten Ausdruck ihres Bedauerns über den Unfall vom gestrigen Abend und der Freude, die Gräfin so schnell wieder hergestellt zu sehen, und knüpften dann hieran die Hoffnung, daß die Ohnmacht keine ernsten Folgen hinterlassen möge.

„Aengstigen Sie sich meinethalben nicht, meine verehrten Gäste!" sprach die Gräfin mit ihrem holdesten Lächeln. „Es wäre mir unsagbar schmerzlich, wenn Ihre Besorgniß um mich auch nur im mindesten die Arrangements störte, welche sie für den heutigen Tag getroffen haben. Mein Anfall vom gestrigen Abend war unbedeutend; es war eine Regung meines gewöhnlichen Nervenleidens, wie sie beinahe täglich vorkommt und wie ich sie meist durch meine Willenskraft unterdrücke; aber gestern übermannte mich das Uebel rascher als sonst, und ich zwang mich zu bleiben, um nichts von der interessanten Unterhaltung zu verlieren, die mich in hohem Grade fesselte," bemerkte sie mit einem leichten Wechsel der Farbe. „Ich gewann zu spät die frische Luft der offenen Galerie, und verlor auf einen Moment die Besinnung. Das ist alles. — Wenn ich heute nur ein Bißchen Ruhe und Stille um mich habe, so wird alles wieder gut werden. Ich wünsche und hoffe, daß Sie um meinetwillen auf die reizende Parthie nach dem Windthale nicht verzichten werden, welche gestern proponirt ward. Meine liebe Aurelie Drosbach soll sogleich einen der reizendsten Punkte kennen lernen, und Willy wird sich die Ehre nicht nehmen lassen, sie zu kutschiren!"

Wilibald bestätigte diese Hoffnung durch die graziöseste Verbeugung und sah die Baronesse erwartungsvoll an.

„Mit tausend Freunden, meine theure Gräfin! sehr verbunden, Graf Waal," erwiderte Aurelie lächelnd. „Aber wir werden doch hoffentlich das Vergnügen Ihrer Begleitung haben, meine verehrte mütterliche Frundin!"

„Mit nichten, meine Liebe! Sie müssen mich entschuldigen, so sehr mir auch Ihre Gegenwart den Genuß erhöhen würde," versetzte die Gräfin. „Würde auch eine dringende geschäftliche Unterredung, welche ich mit meinem verehrten und bewährten Freunde Dr. Holthaus zu pflegen habe, mich nicht einen großen Theil des Morgens hindurch in Anspruch nehmen, so fühle ich mich doch allzu angegriffen, um nicht jede wenn auch noch so angenehme Aufregung zu vermeiden. Nein, meine lieben Gäste und namentlich Sie, meine theuerste Aurelie! Sie müssen mich für heute entschuldigen. Mein Tagewerk ist schon vorgezeichnet! Heute Vormittag eine Unterredung mit unserem trefflichen Holthaus — heute Nachmittag, wenn ich mich etwas besser fühle, eine Sitzung von einer oder zwei Stunden bei unserem verehrten Professor Wacker! Mittlerweile werden Sie von Ihrem Ausfluge zurückgekehrt seyn!"

Der Vorschlag fand Beifall, aber die Gräfin lehnte das Erbieten Cäciliens, bei ihr bleiben zu wollen, mit freundlicher Bestimmtheit ab, weil sie das Kind nicht des Vergnügens berauben wollte.

„Meine Gnädige, da mein Bruder bereits seine Dame geworben hat, so werden Sie hoffentlich mir nicht das Vergnügen entziehen, einen Platz in meinem Wagen einzunehmen?" wandte sich Graf Ludwig an Malwine von Hopfen.

„Ich danke Ihnen verbindlichst, Herr Graf, aber ich muß zu meinem Bedauern ablehnen," erwiderte Malwine mit graziösem Lächeln. „Die Gesellschaft muß mich heute dispensiren. Ich bin von der Reise noch angegriffen, und habe dringende Briefe zu schreiben; ich möchte daher das Recht beanspruchen, heute hier zu bleiben und allfällig Maman-Comtesse Gesellschaft leisten zu dürfen, wenn ihre Geschäfte vorüber sind."

„Wie lieb von Ihnen, beste Malwine!" erwiderte die Gräfin graziös. „Ich kann ein solches Opfer zwar kaum mit gutem Gewissen annehmen, allein ich will Ihnen unbedingte Willensfreiheit lassen!" setzte sie hinzu und küßte Malwinen auf die Stirne.

„Oh, bitte, bitte, theure Maman-Comtesse, lassen Sie mich hier!" flüsterte Malwine, der Gräfin die Hand küssend. „Graf Wilibald wünscht sicher im Stillen, seine Aufmerksamkeiten ungetheilt auf Einen Punkt zu concentriren!"

Gräfin Waal heftete einen flüchtigen, stechenden, lauernden Blick auf Malwinen, allein diese blieb unbefangen, und wandte sich von der Gräfin hinweg. Graf Ludwig aber folgte ihr bis in die tiefe Fensternische, wohin sie sich mit einem Modenjournal in der Hand zurückzog, um anscheinend darin zu blättern. „Sie sind grausam und ungroßmüthig, meine Gnädige!" flüsterte er ihr zu; „ich hätte nicht geglaubt, daß Sie mir diese Bitte abschlügen, wäre es auch nur, um sich an dem Flatterhaften zu rächen. Sie lassen mich unter Ihrer Empfindlichkeit leiden!"

„Sie reden mir in Räthseln, Herr Graf! ich habe fürwahr nicht die Ehre, Sie zu verstehen," entgegnete Malwine und sah ihn mit ihren großen schönen Augen ernsthaft und verwundert an.

„Grausame Spötterin! fügen Sie zu der Kränkung auch noch Hohn?"

„Weder das Eine noch das Andere, Herr Graf; mein Gewissen ist rein!"

„Wollen Sie etwa leugnen, daß Sie nur darum zu Hause bleiben, weil Maman wünscht, daß Fräulein v. Drosbach mit Willy fahre, was Ihnen verdrießlich ist?"

„Sie haben kein Glück in Ihren Vermuthungen und Combinationen, lieber Graf," versetzte Malwine mit feinem Lächeln. „Wie können Sie wissen, ob es nicht gerade ein Lieblings-Gedanke von mir ist, Herrn Wilibald Gelegenheit zu möglichst ungestörtem Zusammenseyn mit Fräulein v. Drosbach zu geben, um allen Verdacht selbstsüchtiger und mercenärer Absichten von meiner Seite auf einen der Söhne dieses Hauses zu beseitigen? Wäre es nicht sehr denkbar, Herr Graf, daß ich nach den Winken, welche Sie mir gestern gaben, die größtmögliche Beeiferung aufbieten würde, um den

Lieblingswunsch Ihrer gnädigen Maman in Kürze verwirklicht zu sehen?"

„In diesem Falle hätten Sie gleichwohl auf mein Anerbieten einzugehen und einen Platz in meinem Wagen anzunehmen vermocht, meine Gnädige, wär's auch aus keinem andern Grunde, als um Willy zu strafen!"

„Hiezu habe ich weder Grund noch Befugniß, Herr Graf," versetzte sie. „Graf Willibald ist vollkommen Herr seines Willens und hat bereits entschieden, und ich will um keinen Preis habsüchtig oder egoistisch erscheinen, was Sie bei reiferer Erwägung nur billigen werden!"

„Nicht so ganz, mein Fräulein!" sagte er; „es kann unter Umständen ein Beweis der innigsten Neigung seyn, wenn Sie Pläne fördern, welche die materielle Zukunft meines Bruders sichern!"

„Jenun, das ist von Ihrer Seite eine Art fixer Idee, deren Richtigkeit erst die Zeit bewähren muß," sagte sie. „Lassen Sie uns beide wetteifern, das Glück Ihres Bruders zu gründen, falls er die Verbindung mit jener Dame für ein solches Glück hält, wie Sie es offenbar zu nehmen scheinen!"

Graf Ludwig wandte sich halb ärgerlich von der Spröden ab und zog sich in seinem gewohnten Stolz zurück; aber er machte jetzt den Vorschlag, nicht in zwei Equipagen, sondern im Jagdwagen oder Phaeton den Ausflug zu machen, da ja nur zwei Damen und drei Herren von der Parthie seyen. Dieser Vorschlag ward angenommen und eine halbe Stunde später fuhr der Jagdwagen mit der Gesellschaft vom Schlosse ab und in die schönen Wälder hinein, welche sich schon herbstlich bunt zu färben begannen.

Malwine war wirklich einige Stunden auf ihrem Zimmer geblieben, emsig mit Briefschreiben beschäftigt, das ihr offenbar viel Kopfzerbrechen kostete, denn sie stützte das reizende Köpfchen oft auf die Hand und blickte gedankenvoll, aufgeregt und sogar besorgt in die blaue Luft hinaus, welche heiß und zitternd über dem Schloßgarten lag. Und wie sie nun einmal auch so hinausblickte, sah sie den Doktor Holthaus mit dem Verwalter in angelegentlichem Gespräch durch den Schloßgarten gehen und die Richtung nach der Maierei einschlagen. Die Unterredung des Geschäftsmanns mit der Gräfin mußte also schon vorüber seyn, und Malwine fragte sich: was die Gräfin wohl jetzt treiben möge und warum Maman-Comtesse sie nicht rufen lasse, um sich von Malwinen durch Plaudern oder Vorlesen die Zeit vertreiben zu lassen, wie sie sonst wohl zu thun gepflegt hatte; dem Professor Wacker konnte die Gräfin augenblicklich auch nicht sitzen, denn dieser war ebenfalls vor Kurzem durch den Schloßgarten nach dem Walde zu gegangen, und somit unbeschäftigt. Und wie Malwine so grübelte, da kehrte ihr die Erinnerung an die Vorfälle vom gestrigen Abend, an die Bemerkungen welche Dr. Holthaus und sein Neffe an die Holbach'sche Entführungs-Geschichte geknüpft hatten, so lebhaft zurück, daß sie sich beinahe jedes einzelnen Wortes und namentlich all der Eindrücke erinnerte, welche die für sie selbst so interessante Unterhaltung auf die Gräfin-Mutter gemacht hatte, und sie argwöhnte je länger desto lebhafter einen innern Zusammenhang und Causalnexus zwischen dem Gegenstand der gestrigen Unterhaltung und der Aufregung, spannenden Seelenangst und schließlichen Ohnmacht der Gräfin.

Malwine verschloß ihre Schreibereien endlich, nahm eine ihrer feinen Arbeiten und ging hinunter, um nach der Gräfin zu sehen und vielleicht im Verlauf der Unterhaltung einiges zu erfahren.

Was für ein Geheimniß stak dahinter? Das war der immerwiederkehrende Gedanke der einsam Grübelnden.

„Wo ist die gnädige Frau, Madame?" fragte sie Jakobäa, welche ihr auf der untern offenen Galerie begegnete. Jakobäa sagte, die Gräfin sey schon seit einer vollen Stunde im Bibliothekzimmer des seligen Herrn, angelegentlich in große Bücher vertieft, welche sie sich zusammen getragen habe. „Wie schade, daß die gute Dame sich in dem dumpfigen Zimmer vergräbt, anstatt den herrlichen Tag im Freien zu genießen!" sagte Malwine bedauernd. „Nach dem plötzlichen Anfall vom gestrigen Abend wäre es doppelt geboten, sich zu schonen. Glauben Sie nicht auch, Madame?" fügte sie leutselig hinzu und heftete einen Blick voll ernster Besorgniß auf die vertraute Dienerin der Gräfin.

— „Ach ja, gnädiges Fräulein, Sie haben nur allzu Recht!" erwiderte Jakobäa, ohne etwas Arges dabei zu denken; „nach all der Sorge und Aufregung der letzten Zeit sollte die gnädige Frau sich mehr schonen und lieber durch eine Reise sich zerstreuen. Und gerade heute, wo ihr Ruhe und Schlaf doppelt nöthig wäre nach der fieberisch aufgeregten, schlummerlosen Nacht, sitzt sie nun seit dem ersten Morgengrauen in dem großen kalten Zimmer und läßt sich nicht von den Büchern weglocken. Kaum daß ich sie zum Frühstück abrufen konnte! Und dann, nach der Unterredung mit dem Doktor Holthaus, war ihr Erstes, wieder zu den Büchern zurückzukehren!"

„Sonderbar! wenn ich nicht irre, so hatte die Gnädige doch sonst kein solch absolutes Bedürfniß zu ernsten Studien!" sagte Malwine. „Aber es scheint seit dem Tode des gnädigen Herrn hier so Vieles anders geworden zu seyn! Es ist allerdings herb, auf die Herrschaft verzichten zu müssen, welche man so lange genossen hat; allein warum hat die Gnädige auch ihre Einwilligung gegeben, aus dem Gute ein Majorat zu machen! — Glauben Sie nicht, Madame, daß dem veränderten Benehmen der gnädigen Frau vielleicht der Gedanke zu Grunde liegt, wie unangenehm es sey, binnen Kurzem die Zügel der Herrschaft in die Hände des Sohnes niederlegen zu müssen?"

— „Wie meinen Sie das, meine Gnädige?" fragte Jakobäa vorsichtig und heftete ihre großen grauen Augen fragend auf Fräulein v. Hopfen.

„Jenun, es ist ja ein sehr natürliches und verzeihliches Gefühl, daß man mit einem gewissen Bangen oder Bedauern dem Moment entgegen sieht, wo man aufhört, der Mittelpunkt und die Herrin der ganzen Familie zu seyn, — wo eine junge, unerfahrene Dame, welcher man ganz fremd ist, hier als

Herrin einziehen und ihren eigenen Willen geltend machen wird, wo man gleichsam vom Throne heruntersteigen und sich mit einem mäßigen Witthum begnügen muß, wo man einen bescheidenen Wittwensitz in dem Schlosse beanspruchen darf, dessen unumschränkte Gebieterin man seither war! .... Derartige Gedanken, die sich der lieben Gräfin unwillkürlich aufdrängen müssen, erklären einigermaßen die unverkennbare Veränderung, welche seit einiger Zeit mit der gnädigen Frau vorgegangen ist, und die oft auffällige Zerstreuung und Launenhaftigkeit, die beinahe krankhafte Reizbarkeit, welche der sonst so herzensguten und milden Dame sich bemächtigt hat, wie auch Ihrem Scharfblick und Ihrer aufrichtigen anhänglichen Sorge für Ihre Dame nicht entgangen seyn wird, nicht wahr?"

— „Nun ja, ich kann nicht leugnen, daß die gnädige Frau seit einiger Zeit in vielen Stücken ganz anders ist, als sie vordem war," erwiderte Jakobäa behutsam und doch gespannt zu erfahren, wohin Malwine ziele. „Es ist wahr, die gnädige Frau ist zuweilen etwas launenhaft und reizbar."

„Sie fühlt sich unglücklich, die arme Dame, und wagt es doch nicht zu gestehen — ihre mütterliche Liebe ist in Konflikt gerathen mit ihrem Selbstgefühl, ihren eigenen Interessen. Es ist auch in der That etwas schwer, sich zu resigniren, wenn man von dem Genusse eines beinahe fürstlichen Vermögens heruntersteigen muß zu einem Witthum von einigen tausend Gulden. Es ist dieß unter Umständen sogar ein Unglück, und Unglück macht zuweilen selbstsüchtig, und es ist vielleicht nur eine unbewältigte leise Regung von Selbstsucht, welche der gnädigen Frau jenes unbegreifliche und ungerechtfertigte Vorurtheil gegen Herrn Lüning eingibt, das Ihnen einen Theil Ihres Lebensglückes kostet, meine liebe Frau. Es ist vielleicht eine unbewußte Regung von .... von einer Art Mißgunst oder Eifersucht oder Rivalität, welches die gnädige Frau so abgeneigt gegen die Verbindung ihrer Vertrauten mit dem Amerikaner machte!" ...

„Wie so denn Eifersucht oder Mißgunst, gnädiges Fräulein?" fragte die Zofe, plötzlich gespannt aufhorchend und aus ihrer Zurückhaltung heraustretend, seit der Gegenstand des Gespräches sie selbst direkt berührte. „Wie meinen Sie denn das?"

„Wenn mich meine Wahrnehmungen nicht täuschen — was ja möglich ist, meine Liebe, denn wir Menschen irren ja so leicht," erwiderte Malwine geheimnißvoll, — „so ist der Amerikaner wohl nur darum bei dem Grafen Ludwig und seiner gnädigen Mama nicht beliebt, weil er reich, ja vielleicht sehr reich und sehr unabhängig ist und sich der Gutsherrschaft gegenüber als gleichberechtigt fühlt. Nun ist zwar die gnädige Frau sonst die Herzensgüte selbst, aber es mag ihr doch bisweilen ein gewisses Unbehagen verursachen, denken zu müssen, daß ihre seitherige Vertraute und Dienerin demnächst vielleicht in eine glänzendere oder mindestens ebenso günstige Lage gelangen könnte, wie sie selbst, denn unter gewissen Umständen ist ja die Gattin des Herrn Lüning bei gleichen Einkünften glücklicher und unabhängiger gestellt als die Gräfin Waal! — Das ist natürlich nur so eine Art Vermuthung meinerseits; Sie, meine gute Frau, müssen ja, bei Ihrer genauen und langjährigen Bekanntschaft mit dem sonst so trefflichen und weichen Charakter der Gnädigen, selbst am besten beurtheilen können, ob meine Muthmaßungen gegründet sind oder nicht — ob das Vorurtheil der Gnädigen gegen Herrn Lüning zu besiegen ist, oder ob nicht noch andere, tiefere Beweggründe für jene Gefühle der Abneigungen gegen den Herrn Amerikaner vorhanden sind. Jedenfalls aber, meine liebe Frau, werden Sie es meiner aufrichtigen Theilnahme für Sie und meiner Achtung für den Charakter und die Persönlichkeit des Herrn Lüning zu gute halten, daß ich Ihnen meine unmaßgebliche Ansicht von der Sache mittheilte. Ich interessire mich so sehr für den merkwürdigen Mann, und wäre meine Achtung für Sie, Madame, für Ihre ganze Persönlichkeit, für die erprobte Treue womit Sie der gräflichen Familie schon seit so vielen Jahren dienen, noch irgend welcher Steigerung fähig gewesen, so würde die Bevorzugung, welche Herr Lüning Ihnen zu Theil werden läßt, Sie in meinen Augen noch unendlich mehr ausgezeichnet haben," sagte Malwine mit dem herzlichsten Tone, und drückte Jakobäa die Hand.

„Wie lieb und gütig von Ihnen, gnädiges Fräulein!" versetzte die alte Zofe gerührt und erwiderte dankbar den Händedruck Malwinens. „So hab' ich also doch Eine Seele, welche mit mir fühlt?"

„Oh, die nicht nur mit Ihnen fühlt, meine Gute, sondern die von ganzem Herzen beeifert ist, Alles für Sie zu thun, was in ihrer Kraft steht!" sagte Malwine treuherzig. „Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen eindrängen, meine liebe Frau, denn ich habe kein Recht dazu und Sie könnten mich noch für allzu jung, für allzu fernestehend halten, als daß Sie mir vertrauen könnten. Allein was in meiner schwachen Befugniß steht, um Ihnen durch ein Fürwort bei Comtesse Cäcilie oder beim Grafen Willibald zu dienen oder Ihnen sonst Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, das soll von Herzen gerne geschehen!" setzte sie verbindlich hinzu, — „und nun, meine Liebe, bitte, gehen Sie zur gnädigen Frau und fragen Sie, ob ich die Ehre haben könne, ihr ein Stündchen Gesellschaft zu leisten?"

„Sehr wohl, meine Gnädige! — Gott lohne Ihnen die Theilnahme!" flüsterte Jakobäa mit einem Blicke voll dankbarer Innigkeit. „Ach, wenn ich nur einmal die Ehre haben könnte, eine halbe Stunde mit dem gnädigen Fräulein zu sprechen und ihr zu erzählen, wie das Alles gekommen ist und wie mir die gnädige Frau zusetzt, das Verhältniß mit dem Amerikaner aufzugeben! ...."

„Wenn es Ihnen Vergnügen oder Erleichterung verschafft, sich über solche Dinge gegen ein unerfahrenes junges Mädchen wie ich aussprechen, so kommen Sie auf mein Zimmer wann Sie wollen — Sie sind stets meiner innigsten Theilnahme sicher, und — dort plaudern wir ungestörter und minder beobachtet als hier, meine Gute!" sagte Malwine und winkte mit den Augen nach der gegenüber liegenden Galerie,

wo der Lakei mit den Ellbogen auf der Balustrade lag und anscheinend in den Schloßhof hinunter blickte, aber unausgesetzt heimlich herüberschielte, um zu ermitteln, was denn Jakobäa mit dem Fräulein haben könne.

„Wie gütig von Ihnen, mein liebes gnädiges Fräulein! Ich werde kommen und Ihnen mein Herz ausschütten, und Sie sollen sehen, daß ich gewiß nicht ohne Grund klage, und Gott lohne es Ihnen!“ erwiderte Jakobäa mit aufrichtigem Danke und eilte zu ihrer Herrin hinein, um den Auftrag Malwinens auszurichten.

Die Gräfin schien unangenehm berührt von der Unterbrechung, denn sie blickte erregt und bleich von den Büchern auf, worin sie las, als Jakobäa eintrat und das Begehren des Fräuleins vorbrachte; dann aber ließ sie Malwinen freundlich danken und sich mit der Dringlichkeit eines Geschäftes entschuldigen. Dagegen werde es ihr angenehm seyn, Malwinen später droben bei Herrn Professor Wacker zu treffen, wenn sie, die Gräfin, demselben sitze.

„Ein dringendes Geschäft in der Bibliothek?“ fragte Malwine, als Jakobäa ihr die Antwort der Gräfin überbracht hatte. „Sonderbar! — Was für Bücher sind es denn, meine Gute, welche die Gnädige zu ihrem Geschäfte nöthig hat?“

„Ich weiß es nicht, mein liebes gnädiges Fräulein! aber falls es Sie interessirt, will ich Sie hernach einführen, wann die Gnädige weggegangen ist.“

„Nicht doch; ich möchte nicht einmal indiskret erscheinen, meine Gute, geschweige denn indiscret seyn. Was kann es im Grunde mich kümmern, was für ein Geschäft von Bedeutung die Gräfin in der Stille und Heimlichkeit des Bibliothekzimmers betreibt? und was hab' ich überhaupt für ein Recht, mich in die Geheimnisse der gnädigen Frau einzudrängen, obschon mir nun unverkennbar deutlich wird, daß der Ausflug nach dem Windthale nur vorgeschlagen ward, um der gnädigen Frau absolute Ruhe zu ihren Studien in dem Bibliothekzimmer zu verschaffen. Es wäre merkwürdig, zu erfahren, auf was für ein Fach menschlichen Wissens diese Studien eigentlich gerichtet sind!“ setzte sie ironisch hinzu. „Ich werde mich in die große Rebenlaube begeben, meine Liebe; haben Sie die Güte, mich zu benachrichtigen, wann die Gnädige nach mir fragt! Auf Wiedersehen, meine arme, wackere, gute Jakobäa!“ Sie winkte ihr mit dem leutseligsten Lächeln zu, eilte nach der Wendeltreppe und trällerte die Melodie der neuesten Quadrille, während sie die kalten Steinstufen hinabtänzelte und durch das Portal verschwand.

Malwine war nicht unzufrieden mit dem Eindruck, welchen sie auf die Zofe der Gräfin gemacht hatte, denn diese war sehr ernsthaft und gedankenvoll geworden; und die Winke und Aeußerungen des jungen Fräuleins waren wie mit Widerhaken in ihrem Geiste sitzen geblieben. Jakobäa setzte sich grübelnd in ihren Lehnstuhl auf der Galerie und strickte bittere argwöhnische Gedanken gegen ihre Herrin in ihren Strumpf hinein, denn wenn Andere, Fernstehende die Abneigung und das Vorurtheil der Gräfin gegen Jost Lüning bemerkt haben mußten, so war daran sicher nicht mehr zu zweifeln.

Eine halbe Stunde war vergangen, als der Professor von Walde zurückkehrend an der Rebenlaube der Terrasse vorüber kam, einen Strauß später Feldblumen und verschiedener Gräser in der Hand, deren er offenbar zu einem seiner Bilder bedurfte. Das Geräusch seiner Schritte weckte auch Fräulein v. Hopfen aus ihrem Sinnen und Brüten auf, aber sie zeigte sich nicht, sondern blickte ihm nur nach, bis er im Portale verschwunden war. Kurz darauf kam Jakobäa herab, um Malwinen zu melden, daß die Gräfin Toilette machen wolle, um dem Maler zu sitzen.

„Hat die Gnädige nicht nach mir gefragt, meine Liebe?“

„Mit keinem Worte, gnädiges Fräulein,“ versetzte Jakobäa. „Sie schien noch ganz in Gedanken versunken, als sie hinausging, ein Papier in der Hand, das sie geschrieben hatte und sogleich in ihren Schreibtisch einschloß. Sie war noch wehmüthiger und erschrockener, als diesen Morgen, und ich möchte wissen, was sie so sehr alterirt hat. Jetzt ist der günstigste Augenblick, wenn Sie in das Bibliothekzimmer treten wollen, gnädiges Fräulein; Sie sind dort ungestört, und ich hole Sie, sobald die Gnädige nach Ihnen fragt!“

„Ich bin aber in der That nicht neugierig, meine Liebe,“ erwiderte Malwine gleichgültig; „wer weiß, ob ich etwas von den Büchern verstehe, welche die Gräfin gelesen hat!“

„Sie? oh, wie sollten Sie das nicht verstehen?“ rief Jakobäa; „vielleicht ist noch eines der Blätter liegen geblieben, auf welche die Gnädige geschrieben hat!“

Und als Malwine mit Jakobäa in's Schloß getreten war, folgte das Fräulein wie willenlos der Zofe nach der südöstlichen Thurmtreppe, obschon sie auf der entgegengesetzten schneller zu ihrem Zimmer gelangt wäre, und bog im ersten Stockwerke in den Gang ein, welcher zu den Zimmern des seligen Grafen führte.

„Hier, gnädiges Fräulein! das zweite hinter dem Vorplatz ist das Bibliothekzimmer,“ flüsterte Jakobäa, eine schwere Flügelthüre aufstoßend.

Malwine zögerte, wie wenn ihr Gewissen ihr ein weiteres Vordringen verböte; ein kühler Luftzug strömte ihr entgegen, und die Stille dieser etwas abgelegenen Gemächer hatte beinahe etwas Unheimliches. „Nun denn, ich werde mir einen Band von Lessing oder Jean Paul zum Lesen holen,“ erwiderte sie endlich und huschte hinein.

„Und ich will Acht geben, daß Sie nicht überrascht werden,“ zischelte Jakobäa, und zog dann die schwere Thüre des Vorzimmers hinter ihr zu.

Die beiden Fenster des Vorzimmers mündeten auf die Galerie und waren dunkel, da die Läden schon seit dem Tode des Grafen verschlossen und die Gardinen herabgelassen waren. Die Thüre gegenüber vom Eingang war angelehnt und führte in das sogen. Schreibzimmer des Grafen, ein Gemach von mäßigem Umfang, mit braunem Holz getäfelt und einfach möblirt. Halb in der tiefen Nische des einzigen Bogenfensters stand der schön geschnittene alterthümliche eichene Schreibtisch des verstorbenen Schloßherrn mit dem bequemen Lehnstuhl davor, und hinter diesem Lehnstuhl mündete links die Thüre in das

Bibliothekzimmer, ein großes, kahles Gemach mit drei Fenstern Fronte, einem alten dunklen Parketboden, von dem die weiß angestrichenen Büchergestelle längs der Wände grell abstochen. Zwei hölzerne Pfeiler trugen die getäfelte Decke und waren mit alten Waffen und Rüstungen behangen. Zwei lange Tische von schwerem Eichenholz flankirten jene Pfeiler, und an dem mittlern Fenster stand ein alter Rococo-Schreibtisch mit halb abgerücktem Stuhle, von welchem die Gräfin kaum erst aufgestanden zu seyn schien.

Schüchtern und nicht ohne Herzpochen war Malwine jenseit der Schwelle dieses Gemachs stehen geblieben um sich umzusehen, denn diese Räume waren ihr noch ziemlich fremd — sie war erst ein einziges Mal unter Cäciliens Führung flüchtig hier durchgewandelt. Die hohen Bücherregale waren nur zum wenigsten Theil gefüllt, und alles verrieth dieselbe methodische Ordnung und Regelmäßigkeit, welche der maßvolle verstorbene Graf seiner ganzen Umgebung aufgeprägt zu haben schien. Jedes der einzelnen Fächer war mit einer großen gedruckten Etikette versehen, welche, in das oberste Gesims des Faches eingelassen, die wissenschaftliche Disciplin verkündigte, welche die darunter aufgestellten Bücher angehörten. Der stufenförmige Tritt stand vor dem Fache, welches die Etikette „Jurisprudenz" trug und über welchem eine Büste mit dem ernsten Gesichte des Hugo Grotius herunterschaute.

Malwine konnte ihren eigenen Herzschlag hören, als sie so, horchend, regungslos, vornübergebeugt, scheu und begierig um sich blickend, eine Minute am Eingang des Zimmers stand. Mit lautem Aufathmen trat sie endlich vorwärts, nachdem sie sich überzeugt, daß sie ganz allein sey.

„Es widerstrebt mir zwar, hier zu spioniren," flüsterte sie, als ob sie sich selber Muth einreden wollte, und begann langsam die linke Seite des Zimmers entlang zu gehen, um dasselbe umkreisend zu dem Rococo-Schreibtische zu kommen. „Allein ich übe ja nur Wiedervergeltung! Hat sie mich nicht jüngst ebenfalls belauscht, um hinter mein Geheimniß zu kommen? Hat sie mich nicht förmlich gedemüthigt, als sie mich verbietend verwarnte, meine Gedanken zu ihrem ältesten Sohne zu erheben? Arme verblendete Frau! als ob ich mich vor einer solch unbestimmten zigeunerartigen Prophezeiung gefürchtet hätte, wie diejenige war: Wenn Ihnen an einer glücklichen, friedlichen Zukunft gelegen ist, so hüten Sie sich, in irgend welche Beziehung zu unserer Familie zu treten! — Lächerlich! hielt sie mich denn für ein Kind, auf welches solche Worte Eindruck machen? Hätte ich mich irgendwie dadurch abhalten lassen, meinem eigenen Kopfe zu folgen, wenn mir Graf Ludwigs ganze Persönlichkeit nicht so fatal antipathisch gewesen wäre? — Ah, Madame! Sie haben Ihre Geheimnisse, wie ich die meinigen, und da Sie so neugierig sind, hinter die meinigen zu kommen, so übe ich nur Revanche, indem ich mich bemühe, in die Ihrigen einzudringen, denn es liegt mir alles daran, Sie in meiner Hand zu haben, bevor Sie mein Geheimniß ermittelt haben. — Ah, also hier hat sie gesessen und in diesen Büchern gelesen, trotz der empfindlichen Kühle, die diesen Morgen in dem hohen Gemache herrscht!" fuhr sie fort, sich mit beiden Händen auf die geschweifte Lehne des Stuhls vor dem Schreibtisch stützend; „hier liegen noch die Bücher. Laß sehen, was für Werke es sind! Aha, Weiske's Rechtslexikon und Brockhaus' Konversationslexikon?! Eine eigenthümliche Frauenlektüre!"

Lautlos schob Malwine den Stuhl etwas zurück, setzte sich auf denselben und begann einen der Bände aufzuschlagen. „Sieh, sieh, da liegen noch Papierstreifen als Buchzeichen drin! Bigomie — das fatale Thema vom gestrigen Abend. Und hier! Testoment! Ei ei, meine Gnädige! was haben Sie mit Bigomie und mit Testomenten zu schaffen? Wollen Sie etwa selbst Ihr Testament machen und Ihr Vermögen dem armen Willy vererben, weil für Ludwig schon so gut gesorgt ist? In der That, das wäre sehr vernünftig, denn ich vermag für mein Leben nicht zu begreifen, wie die arme Gery und Willibald durchkommen sollen, wenn sie auf ihre eigenen Hilfsquellen angewiesen sind. Die gute Gery namentlich, das verwöhnte Kind, darf froh seyn, daß sie nicht von ihrem eigenen Witz leben muß. Wäre sie an meiner Stelle, so würde sie vermuthlich eine Gouvernante geworden seyn, wozu ich gar keinen Appetit habe, obschon man mich hiezu erzogen hat! — Und sieh' da! auch in den andern Bänden stecken Buchzeichen: hier bei Erbfolge, dort bei Erbrecht! Hm, die Sache wird immer verwickelter! Und hier ist ein ganzes Buch, das nur von Testomenten handelt, und hier ist ein Werk über das Erbrecht! Meiner Treu, ich bin ganz paff! Was für eine Grille geht denn der guten Frau im Kopfe herum, daß sie über solche Dinge trockene Bücher liest, anstatt sich von Holthaus oder Thiele hierüber mündlich Aufklärung geben zu lassen? Hat etwa die Ohnmacht von gestern Abend sie so sehr erschreckt, daß sie über Kopf und Hals ihr Haus bestellen will? .... Jenun, und warum sollte sie denn nicht daran denken, ein Testament zu machen? Im Grunde ist sie ja bereits bei Jahren, wenn auch noch nicht alt genug, um schon den nahenden Knochenmann zu wittern, welcher die Aufsetzung eines Testaments zu einer solch unliebsamen Erinnerung, zu einer so schwer zu erfüllenden Pflicht macht! Und wer weiß, ob ich nicht gar unter den Papieren in dieser Mappe den Entwurf des Testaments selbst finde!"

Malwine schob die Bücher von der kolbledernen Schreibunterlage, öffnete diese und schüttelte die darin befindlichen losen Papierstücke auf die eingelegte Platte des Schreibtisches. Es waren nur einige kleine Blättchen mit Bleistift beschrieben, und Fräulein v. Hopfen erkannte in denselben die Handschrift der Gräfin, — lauter kurze Notizen oder Schlagworte, welche zum Theil schon durchstrichen waren, als ob sie erledigt wären. Und Malwine las davon ab: „Bigamie — Illegitimität — Heimliche Ehe — ob Kinder aus einer solchen erbfähig sind?" ... Plötzlich sprang sie erblassend auf, als ob sie auf eine Schlange getreten wäre, und griff sich mit bebender Hand an die Stirne. „Was ist das?" murmelte sie und in ihren sonst so munteren Augen lag ein wahres Entsetzen. „Das ist mehr als ich erwartet habe! Gilt diese ängstliche Neugier der Gräfin den Folgen ihrer eigenen Vergangenheit, oder?... Doch

nein, Willy hat gewiß nicht geplaudert, es kann niemand eine Ahnung davon haben! — Großer Gott, wenn es wirklich ihrer eigenen Vergangenheit gälte, was die Gräfin so sehr beunruhigt und so nervös gemacht hat?" fuhr sie fort, ihre Flechten von der Stirne streichend und gedankenvoll aus dem Fenster blickend. „Mir ist, als dränge mir all mein Blut zum Herzen und als flüsterte mir jemand höhnisch Verderben in's Ohr! Wenn die plötzliche Angst der Gräfin nur Folge eines bösen Gewissens, wenn sie nicht die rechtmäßige Gattin des Grafen gewesen wäre, wenn sie jetzt erst zu fürchten begänne, daß dieß entdeckt würde?! Man munkelt so viel von ihrer dunklen Vergangenheit und niedrigen Herkunft; — wenn diese entsetzliche aufreibende Angst, die ich zuweilen in den Augen der Gräfin lese, nur allzugut gegründet wäre! . . . Dann hab' ich allerdings einen dummen Streich gemacht. — Und wie leicht ist es möglich, daß meine Vermuthung nicht trügt? Sie hat mich ja selbst vor jeder Verbindung mit ihrer Familie gewarnt, und zwar mit Recht und in bester Absicht, wenn mein Argwohn begründet ist! Ludwig und Wilibald müssen — das fühlt ihre Mutter ganz deutlich — in angesehene und womöglich auch reiche Familien hinein heirathen, damit, wenn die Katastrophe kommt und ihre mangelhafte Geburt aufdeckt, sie sich den Schutz einflußreicher Personen sichern und womöglich auch ein Vermögen, denn das Testament und das Majorat des verstorbenen Grafen können ja möglicherweise angefochten werden, wenn sich noch irgend jemand findet, welcher ein Recht auf den Namen und die Erbschaft des Grafen Waal geltend machen kann! Zwar sagt man, es seyen keine Verwandten des seligen Grafen mehr vorhanden; aber wer weiß? und die Grafenwürde ist jedenfalls verscherzt! — Ah, also das war's, was der Gräfin den Wink eingab: alle meine Bemühungen würden am Ende doch zu nichts führen, selbst wenn ich meinen Zweck erreichte und mir die Hand Ludwigs sicherte?! Sie ist also doch wenigstens keine gewöhnliche Abenteurerin, und meinte es gut mit mir, wollte mir eine Enttäuschung ersparen, und ich wäre ihr noch zu Dank verpflichtet, wenn ich ihr geglaubt und gefolgt hätte?! — Mir schwindelt bei dem Gedanken, was aus dieser Geschichte noch werden wird!" und wirklich aufgeregt und angegriffen sank sie in den Sessel zurück und starrte auf das Blatt mit den Notizen, das sie noch in der Hand hielt.

„Also darum ward Aurelie Drosbach verschrieben und die Parthie forcirt, weil Gefahr auf dem Verzug steht und die Entdeckung zu befürchten ist?" fuhr Malwine nach einer Weile tief bewegt fort. „Darum diese Eile, diese Beeiferung?! Und Ludwig und Willy wissen offenbar noch nicht davon, haben keine Ahnung, denn Willy würde mir's gewiß bekannt haben, und Ludwig könnte unmöglich so stolz seyn, wenn er auch nur entfernt den Makel in seinem Wappen ahnte. Wie würde er zusammenbeben, wenn jemand ihn einen Bastard nennte?! Und doch hege ich meine ernsthaften Zweifel, ob nicht diese schlaue, besonnene, berechnende Frau, seine Mutter, eines Tages einen Fehltritt begangen hat! Ward sie nicht abwechselnd weiß und roth, als sie mir mit flammenden Augen zurief: 'Was wissen denn Sie von meiner Jugend, Kind?' Oh, es war nicht Zorn allein, sondern auch Furcht und Zweifel, was sie in jenem Augenblicke so tief erschütterte. — Und nun ist mir ihr ganzes Treiben klar: die Gräfin kommt hieher, um insgeheim und allein durch Studium ausfindig zu machen, was für Hülfsmittel zu ihrer Rettung sie aufsuchen, was für verborgenen Gefahren und Klippen sie ausweichen soll. Sie hat keinen Rathgeber, dem sie vertraut oder bei dem sie ihr Geheimniß sicher glaubt. Das steht mir unumstößlich fest, denn sonst würde sie sicher ihren eigenen Sohn zu Rathe ziehen, der ja auch die Rechte studirt hat, oder jenen superklugen Sigmund Thiele, den ich so aufrichtig hasse, oder den alten Holthaus selbst, der ja ihr aufrichtig ergeben erscheint! — Vielleicht bedeutet dieß für Wilibald eben so viel Unheil als für seinen Bruder; aber immerhin hat Willy weniger zu verlieren und bessere Chancen für die Zukunft, wenn es ihm gelingt, der Mutter noch bei Zeiten eine anständige Mitgift abzulocken und damit in der neuen Welt oder in einem andern Lande sein Heil zu versuchen. Wenn ihm hier der Boden unter den Füßen zu schwanken beginnt, so ist es die höchste Zeit, sich nach einem festern und zuverlässigern Grunde umzusehen. Es wird fürwahr ein schwerer Schlag für den stolzen Majoratserben seyn, wenn er eines Morgens als Herr Ludwig Waal schlechtweg seinem Ebenbilde im Spiegel gegenüber steht, und den Balken in seinem Wappenschild findet! Ob er dann auch noch mit jener souveränen Mißachtung auf seinen Bruder Willy heruntersieht? — Und doch wer weiß? vielleicht ist dieß alles nur ein einfaches Wetterleuchten, das spurlos an uns Allen vorübergeht? Die Zeit wird es ja lehren, und ich wenigstens will mir's zur Aufgabe machen und der Zeit in die Hand arbeiten, um die Ermittelung der Wahrheit zu beschleunigen!"

Malwine hatte den Schreibtisch und die darauf liegenden Bücher wieder in die frühere Verfassung gebracht, war dann aufgestanden und gedankenvoll im Gemach auf und nieder gegangen, als sie plötzlich über das Geräusch ihrer eigenen Schritte erschrack, die in dem öden großen Gemach seltsam hallten. Da überkam sie ein eigenthümliches vages Grauen, und halb entsetzt flüchtete sie rasch aus diesen verlassenen Räumen, in welchen trotz der geöffneten Fenster eine kühle dumpfe Luft herrschte.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche und Lebensregeln.

Wenn man hundert solcher Männer, welche sich von kleinen Anfängen aus zu Wohlstand, Einfluß und Achtbarkeit emporgeschwungen haben, fragen würde: welchen Umständen sie ihren Erfolg im Leben beimessen? so würden sie sicher antworten: „Der Nöthigung, von frühe auf für sich selbst zu denken und sich nur auf sich selbst zu verlassen."

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von F. Kleeblatt & Comp.

Zwei Frauen.

Novelle von M. Berger.

1. Zwei Mädchen.

„Dies ist also der letzte Abend, den wir in der Gefangenschaft zu bringen!"

„Und auch der letzte unseres Zusammenseins, denn wie schnell werden wir morgen früh weit genug von einander entfernt sein, — Du nach Süden, ich nach Norden! wie werde ich das Leben ohne Dich ertragen können, mein Herzlieb!"

Diese Gefangenschaft war ein Pensionnat in einer größeren deutschen Stadt, und die beiden Sprecherinnen zwei junge Mädchen, die sich am Vorabend ihres Scheidens ewige Freundschaft schwuren und nach Mädchenart das Weh der Trennung schon im Voraus durchlebten. Leise flüsternd gingen sie den dunklen Laubgang auf und nieder, der Mond schien helle, die Abendkühle erfrischte nach dem heißen Tage, und süß und klangvoll tönte das Lied der Nachtigall in die stille Nacht.

Olga Gajewska war die Tochter eines polnischen Flüchtlings, der sein Vaterland betrauernd und den Tag der Rache erwartend im Land der Träume und des Sonnenlichts, im glühenden Italien, sein Zelt aufgeschlagen hatte. Olga war eine schöne, imposante Erscheinung; das feine, zarte Gesicht umrahmten glänzend schwarze Haare und aus den dunkelblauen Augen sprühte ein verzehrendes Feuer; sie mußte unendlich lieben können, aber auch wehe dem, den ihr Haß traf! Ihr war der Zwang und der Gehorsam in dem Institut lästig gewesen, ja er schien ihr erniedrigend, und sie ertrug beide nur, weil sie ein Gehorchen kannte, dem sie sich willig hingab: nämlich die Ergebung unter den Willen ihres Vaters, den sie mit einer Schwärmerei liebte, in welcher ihr ganzes Gefühl aufging; sie war sein einziges Kind, sein einziges Gut. Als er, gewarnt vor der geheimen Polizei, in einer dunklen, schaurigen Nacht entfloh, ließ er Olga bei ihrer Mutter zurück: „Sei Du ihr Trostesengel!" hatte er zu dem zwölfjährigen Mädchen gesagt, und als man am folgenden Morgen die Gattin an des Gatten Statt gefangen nahm, hatte die Mutter beim Scheiden Olga zugerufen: „Räche Du Deine Mutter!"

Viel Leid war früh schon gewaltsam in das junge Herz eingekehrt, viel heftiges Weh; aber nicht mit sanfter Wehmuth sondern mit Sturmesbrausen. Ein tiefer Abscheu vor Denen, die all dies Leid erregt, blieb in ihrer Seele haften; sie lernte ihr Vaterland und dessen alte Traditionen von einstiger Größe lieben, als ihr verlornes Paradies, und träumte von deren Verwirklichung. Dies leidenschaftliche, früh gereifte Wesen hatte sich wunderbarer Weise fest und innig an die jüngere Melanie von Hardenfels angeschlossen, eine liebliche Brünette mit einem Madonnengesichtchen. Melanie's Eltern hatten in Schlesien bedeutende Güter und dort hatte sie, das einzige Kind, behütet und beschützt von treuer Mutterliebe, ihre frohe Kindheit verlebt. Kein Wölkchen trübte den klaren Himmel ihres Frohsinns, kein Mißklang die Harmonie ihres Familienlebens; von allen Menschen das Beste denkend, war sie auch stets bemüht, das Beste, was in ihren Kräften stand, zu thun; ihre Seele lag offen und klar vor Jedem, der sich's werth dachte, tiefer in dies Kinderherz zu blicken; fromm und wahr schritt sie voran auf ihrem Lebensweg, stets geleitet und bewahrt von liebenden Augen. Als sie aus diesen Verhältnissen zum Erstenmal herausgerissen wurde, war es, um nach F. in das Institut zu kommen. Wie bange war ihr davor gewesen und wie viel Thränen die ersten Tage und Nächte geflossen! Eine Nacht besonders dünkte es ihr gar zu einsam und schwer, unter all den fremden Menschen zu leben; das Neue und so ganz Verschiedene von daheim ängstigte sie, sie weinte bitterlich. Da beugte sich ein ernstes, blasses Gesicht über sie, und zwei Arme umschlangen das bebende Kind:

„Weine nicht, Du Kleine, fürchte Dich nicht; es gibt noch ganz anderes Weh und viel schrecklicheres Leid, als hier zu sein. Du wirst bald eben so fröhlich sein, wie die Andern. Wie schnell geht die Zeit herum, und dann bist Du wieder bei Vater und Mutter. Sieh, ich habe keine Mutter, und mein Vater ist weit weg und holt mich erst, wenn ich ganz erwachsen bin; nur selten höre ich von ihm; fern bin ich von Allem, was ich liebe, fern von meinem schönen Vaterland, fern von dem Grabe meiner Mutter. Ich will Dich lieb haben, kleine Melanie, und will Dich schützen, wenn Dich das Neue und Fremde Deiner Umgebung ängstigt. Nur weine nicht!"

Es war Olga, die tröstend und beruhigend die weinende Melanie bald in Schlaf gesprochen hatte, und lange noch an ihrem Bette sitzend, ihre Hand in der ihrigen hielt und traurig auf die Kleine herniederblickte. Von nun an fand Melanie an Olga eine treue Freundin, die fest und treu alle kleinen Leiden verscheuchte und sie bald heimisch in der fremden Umgebung werden ließ. Oft saßen beide am Abend zusammen; Olga erzählte von ihrer Kindheit, und sprach von Gefühlen und Empfindungen, denen Melanie staunend mit angehaltenem Athem zuhörte; wunderbar klangen ihr alle Pläne, Hoffnungen und Wünsche, die Olga für ihre und ihres Vaterlands Zukunft hegte und fest klammerte sich die Kleine an Olga an, wenn diese im Eifer auffuhr und mit blitzenden Augen den Himmel um die Erfüllung ihrer Wünsche anflehte. So ging die Pensionszeit zu Ende. Melanie blieb gern länger und länger, und es waren bald drei Jahre aus dem Einen geworden, welches sie im Institut zubringen sollte. Der Abend an dem sie zum letzten Male mit ihrer Freundin in dem Garten umherwandelte, schien ihr das Herz brechen zu wollen.

„Du schreibst mir aber recht viel, Olga, und Alles, was Du denkst und treibst und wie sich Dein Leben in Neapel gestalten wird, nicht wahr? Wie wundervoll denke ich mir das schöne Italien!"

„Ja ich freue mich auch unendlich auf die Freiheit und das Wiedersehen mit meinem Vater. Morgen kommt er, und dann darf ich für immer bei ihm bleiben. Du, Kleine, wirst in Deinem lieben „Rosenau" ein stilles Leben führen, mit Deinen Blumen und Deinen Lämmern. Ich muß hinaus in die Welt; mir ist's zu eng hier und überall, wo nicht täg-

licher Wechsel und fortwährende Erregung ist. Ich sehe Dein Schicksal klar vor mir — ein paar Jahre noch wirst Du vielleicht bei Deinen Eltern sein, Winters in der Stadt bei Deiner Großmutter; dort wirst Du tanzen, Theater und Concerte besuchen und sehr vergnügt seyn, dann wirst Du Dich verheirathen an einen Landwirth, — ganz gewiß, Kind! Die Liebe wird so sanft bei Dir einziehen, daß Du nur ihre Seligkeit kennst; kein Hinderniß wird Dir im Wege liegen; sanft wie Du selbst bist, wird auch Dein Schicksal sein."

„Und Du, Olga, kannst Du für Dich nicht auch ein so friedliches Bild entwerfen?" frug Melanie, als die Freundin eine Zeit lang ernst und trübe geschwiegen hatte.

Wie aus einem Traum fuhr sie auf. Ich, Kleine, ich werde mit den Wellen des Lebens kämpfen müssen!" versetzte Olga langsam und feierlich.

Am andern Morgen, als Melanie noch sanft schlummerte, stahl sich Olga leise aus dem Zimmer; sie hatte am Abend vorher alle nöthigen Abschiedsfeierlichkeiten durchgemacht und sollte mit dem ersten Zug nach der Station fahren, an welcher sie mit ihrem Vater zusammentraf. Melanie hatte gebeten, sie zu wecken; sie lag aber so selig lächelnd in süßen Träumen, daß Olga es nicht über sich gewinnen konnte, sie zu stören; sie löste ein kleines, goldenes Kreuz von ihrem Hals, schlang das Band, an dem es befestigt war, um Melanie's Hand, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und schlich leise hinaus. Im Frühstückssaal harrte ihrer ein verschlafenes Hausmädchen, welches ihr Frühstück gebracht hatte. So öde und groß war ihr das Haus noch nie vorgekommen. Dunkle Wolken standen am Himmel, einzelne Regentropfen fielen, und ein heftiger Donnerschlag rollte über ihrem Haupte, als sie in den Wagen stieg. Das war ihr Scheiden aus der Pension — ihr Eintritt in das Leben.

Der Donnerschlag hatte Melanie aufgeweckt, staunend blickte sie auf das kleine, goldene Kreuz, sich besinnend, in welchem Zusammenhang es zu ihr stand. Da sah sie plötzlich das leere Bett Olga's, ein Schrei entrang sich ihren Lippen, ein Wagen rollte über den Hof, sie eilte an's Fenster, — es war Olga, die ihr mit dem Tuch ein letztes Lebewohl zuwinkte.

„Wann werde ich mein Herzlieb wiedersehen?" jammerte sie und fing bitterlich zu weinen an. Aber auch ihre Abschiedsstunde nahte und mit ihr ein wolkenloser Himmel und eine helle, klare Sonne; das Gewitter war vorüber gezogen und hatte eine erquickende Kühle zurückgelassen.

Melanie's Eltern kamen und sie hüpfte froh und leicht in den Wagen, welcher sie aus der Pension hinwegführte, wo nach Olga's Abreise nichts mehr sie fesselte. Glücklich, ihre Eltern wieder zu sehen, dachte sie bald nicht mehr der Thränen von diesem Morgen, und wie strahlten erst ihre Augen, als sie vernahm, daß sie mit den Eltern eine Reise nach der Schweiz machen sollte, bevor man nach Rosenau zurückkehrte.

So waren die beiden Freundinnen in kurzer Zeit sehr weit von einander getrennt, die Eine mit bangem Herzen einem Wiedersehen mit ihrem Vater entgegenharrend, der nun über ihre Zukunft bestimmen sollte; die Andere sorglos an der Seite ihrer Eltern dem Land der Wunder zueilend, deren Eindrücke ein frommes Herz mit Anbetung und Staunen in sich aufnimmt.

2. Briefe.

Melanie an Olga.

„Mein Herzlieb! Ich soll Dir zuerst schreiben und bald — das hattest Du ausdrücklich gewünscht; nun thue ich es, wenn auch nicht sehr bald, doch so bald ich kann. Zwei Monate sind es schon, daß wir die Pension verlassen, und erst heute komme ich zu einer ruhigen Stunde, um Dir Alles zu erzählen, was ich bis dahin erlebte. Denke Dir, daß wir erst gestern hier ankamen, nach einer wundervollen Reise in die Schweiz. Aber ehe ich Dir von Allem was ich that und erlebte, erzähle, muß ich Dich zanken für etwas, was Du mir gethan hast. Du hast mich Dein Weggehen verschlafen lassen, und so sah ich nur vom Fenster den häßlichen alten Wagen mit Deinem großen schwarzen Koffer auf dem Verdeck, sah ein Tuch winken und eine kleine Hand, die dies Tuch hielt, und dann kam ein so heftiger Blitz, daß ich meine Augen schließen mußte; als ich sie aber wieder öffnete, warst Du um die Ecke verschwunden. Ich weinte sehr, und küßte das kleine, goldene Kreuz, worauf Dein Wahlspruch steht: „Ertrage und harre aus."

Ach Olga, er ist gar zu ernst und traurig; warum sich das Leben so schwarz denken, wie Du es immer thust! ist es doch so wunderschön und die Welt so groß und wunderbar und die Menschen so lieb und gut! Ach Olga, wie bin ich so glücklich! Wir reisten ganz rasch nach Heidelberg, wo wir am Abend spät ankamen, also doch nicht nach Norden, wie wir es uns immer dachten; am andern Morgen gingen wir auf das alte Schloß und schauten hinab auf die Stadt und nach dem Neckar, und weit hin nach den fernen Bergen. Es war herrlich, mit meinen Eltern vereint diese Pracht ansehen zu können. Ich dachte aber auch an Dich, mein Herzlieb, und ob Du wohl auch mit Deinem Vater in eine so prächtige Natur blicktest.

Wir blieben den ganzen Tag in Heidelberg, das ich gleich sehr liebgewann und wo ich am liebsten ganz geblieben wäre. Ich habe eine Skizze vom alten Schloß gemacht, den Anfang zu einer ganzen Sammlung, denn wie viel gab es erst in der Schweiz zu zeichnen! Mächtig hohe Berge mit Felsenzacken und liebliche Seeen mit friedlichen Dörfern an ihren Ufern, kleine, allerliebste Sennhütten und Holzhäuser und wunderbar schöne Blumen, wie ich sie nie anderswo sah. Verlange nicht, daß ich Dir eine ordentliche Reisebeschreibung liefere, das kann ich nicht, es schwirrt alles in meinem Kopf herum; ich mußte so viel sehen, und Alles war mir so neu und ungewöhnlich.

In Interlaken blieben wir einige Wochen, weil sich Papa beim Bergsteigen den Fuß verrenkt hatte. Wir lernten viele Menschen dort kennen, auch einige junge Mädchen, mit denen ich viel spazieren ging. Dort geschah mir auch etwas sehr Trauriges, was ich Dir kaum zu erzählen wage, ich verlor nämlich das Kreuzchen auf einem Spaziergange in

die Berge; ich trug es immer um den Hals, das Band muß sich gelöst haben und das Kreuz so zu Boden gefallen sein. Gleich am andern Morgen ging ich denselben Weg, aber es war nicht mehr da. Viele bittere Thränen habe ich ihm nachgeweint, denn es war Dein letztes Geschenk. Später, als die meisten Bekannten abgereist waren und ich Niemand mehr zum Spazierengehen hatte, zeichnete ich viel, und als ich einmal sehr rathlos das Immer-schiefer-werden meines Schweizerhäuschens beobachtete, sah ich plötzlich einen Schatten auf mein Papier fallen. Ich blickte um und sah einen jungen Mann mit einem grauen Hut neben mir stehen, der aufmerksam meine Zeichnung betrachtete.

„Das wird etwas zu schief," sagte er.

„Ach ja, das ist's eben, was mich so unglücklich macht," sagte ich.

„Nun da läßt sich helfen; geben Sie mir Ihren Bleistift," sagte er.

Und im Nu war mein Häuschen gerade und ein schöner Baum davor und eine Ziege auf dem Grasplatz, so daß ich erstaunt den Schöpfer dieser Wunder anblickte. Seit diesem Tag aber sind wir sehr gute Freunde geworden; er gab mir Unterricht und half mir mein Herbarium in Ordnung bringen. Es ist ein Landsmann von Dir und heißt Leon Kolkowsky; aber ich glaube, er hat noch einen andern Namen, den er nicht sagt, denn ich hörte, wie er mit meinem Vater von seiner Heimath sprach und von der geheimen Polizei und den Spionen im Ausland; manchmal war er so traurig und dann konnte ihn nichts erheitern, als wenn ich ihm ein Volksliedchen sang. Wenn ich dann aus vollem Herzen jodelte und meine Stimme aus den Bergen widerhallte, dann lächelte er und nannte mich sein liebes Kind. Einmal hatten wir auch ein sehr ernstes Gespräch. Ich erzählte ihm nämlich von Dir und Deiner heißen Liebe zu Deinem Vaterlande. Da sprach er beinahe so wie Du, wenn wir des Abends zusammen saßen, aber nicht so hoffnungsvoll und glühend, sondern so traurig, als ob Alles verloren sei. Denke Dir, daß er denselben Wahlspruch hat als Du: „Ertrage und harre aus."

Er reiste mit uns an den Genfer See und der Abschied von uns schien ihm sehr nahe zu gehen; aber er bat meinen Vater um die Erlaubniß, nach Rosenau kommen zu dürfen. Das würde mich sehr freuen; dann würde ich ihn immer zu erheitern suchen und er würde gewiß hier im lieben, stillen Rosenau wieder heiter werden.

Nun habe ich Dir sehr viel von mir erzählt und weiß so wenig, doch gar nichts von Dir, mein Herzlieb. Schreibe mir bald. Ich soll nun hier anfangen, eine kleine Hausfrau zu werden, die Milchkammer zu besorgen und der Mutter in manchen Dingen zu helfen, und ich freue mich sehr darauf. Es ist doch wunderschön, Alles so herrlich im Stand zu halten, wie Mutter ihre große Wirthschaft, und die flinken Mägde, jede an ihrem Platz, arbeiten zu sehen, sowohl auf dem Feld als daheim in dem Haus. Heute früh ging ich überall herum, ich kannte noch jedes Eckchen, und dann ritt ich mit Vater auf meinem lieben alten Pony auf das Feld, wo fleißig gearbeitet wurde.

„Das Auge des Landwirths sieht mit Freude ein so frisches Gedeihen," sagte mein Vater und ich fühlte mit ihm, welche Befriedigung dieser Gedanke in sich schließen muß. So schön hatte ich mir das Leben zu Haus nicht gedacht. Ich bin unsagbar glücklich. Leb' wohl, mein Herzlieb, und schreibe bald

Deiner Melanie."

Olga an Melanie.

„Mein liebes Kind! Dein fröhlicher Brief kam mir recht willkommen, und es war mir, als sähe ich ein Stückchen blauen Himmels nach wochenlangem Grau! O wer doch auch so frisch und sorglos in's Leben schauen könnte! Aber dies ist nur den Sonntagskindern bestimmt. Du bist glücklich, Du hast eine schöne, blühende Heimath, liebe Eltern, die Dich behüten und leiten; ich habe das Grab meiner Mutter und die Gewißheit, in wenigen Monaten keinen Vater mehr zu haben. Er siecht dahin im ungestillten Verlangen nach dem Vaterland, und mich verzehrt der Haß und das Hoffen auf Rache Denen gegenüber, die meiner Jugend Alles genommen haben. Ich fand an meines Vaters Stelle nur seinen alten Diener, der mich an sein Krankenlager führte und so sind wir, anstatt im warmen, sonnigen Italien, hier im kleinen, deutschen Landstädtchen, schon lange und bange Monate. Mein Vater wird mit jedem Tag schwächer, kann nur wenig sprechen und dictirt mir jeden Tag nur einige Minuten lang seine letzten Wünsche und seine letzten Befehle. So fühle ich mich gewissermassen meiner Bestimmung für mein Vaterland zu wirken und zu handeln näher, da ich immer mehr in die Geheimnisse des heiligen Bundes eingeweiht werde. Ich habe das Einzige, um was ich sonst die Männer beneidete, erreicht; ich bin würdig gehalten, das zu wissen, was ein polnisches Herz vom Verzweifeln rettet: daß es Mittel gibt, und welche dies sind, das Vaterland zu retten. Ich könnte nun auch ganz glücklich sein, wenn meine Mutter mir nicht des Nachts im Traume erschiene und mir drohend winkte.

Ja, Melanie, mein Vater ist der einzige, der mich versteht, denn er sagt nie: 'Was kann ein schwaches Mädchen wie Du?' Nein, er vertraut mir sein Innerstes an, er hält mich für würdig, die großen Pläne zu kennen, welche die Getreuen für ihr armes Vaterland schmieden. Bald werde ich aufgenommen seyn in den heiligen Bund.

Während Du im freien Schweizerland die Himmelsluft einathmetest, wachte ich hier im engen Stübchen und träumte von der Zukunft: ich habe mir meine Pläne festgestellt; jeder Schritt ist ausgedacht; — dem Dienste des Vaterlandes gebe ich mich hin — wehe dem aber, der meine Pläne durchgekreuzt, sei es Mann oder Weib! ich zermalme sie. — Nach meines Vaters Tod soll ich in ein größere Stadt Deutschlands gehen, nach D. wo viele Freunde stets einen Vereinigungspunkt haben; man wird

mir die Mittel geben dort ein Haus zu machen; und anscheinend unbeschäftigt, nur mir selbst lebend, werde ich durch wichtige Verbindungen die Pläne des h. Bundes zu fördern im Stande seyn. Ein schwaches Weib dem die Combination, der weithin reichende Verstand des Mannes fehlt, kann mit Klugheit und Besonnenheit manches erreichen, was jenem unmöglich ist, denn seine Schritte werden mehr beobachtet als die unseren. — Armes Kind, kannst Du mein Geheimniß fassen, konnst Du es auch bewahren? Ich bin thöricht Dir so viel davon zu sagen, aber Du bist das einzige Wesen nach meinem Vater, welches ich liebe, und Du mußt schweigen, mußt es — weil ich es will. Melanie, wer meine Pläne durchkreuzt, sey es Mann oder Weib, ich zermalme sie — merke recht auf diese Worte! sie sind Wahrheit und furchtbare Gewißheit. Sprich nie wieder mit Deinem Freund Leon über mich, er hat denselben Wahlspruch wie ich, das sagt genug, aber man könnte sich dennoch täuschen.

Melanie, vor Einem muß ich Dich warnen, traue diesem Leon nicht, und wenn er einst kommt und sein Schicksal mit dem Deinen verbinden will, thue es nicht! Es liegt ein Fluch auf Allen, die unserm armen Vaterland angehören. — Du bist ein schwaches Mädchen, Du kannst und darfst nicht hinein in den Strudel, in diese wilde Brandung — und wenn er seine Heimath je vergessen kann, daß er ihr nicht mehr dienen will mit allen seinen Kräften, dann muß er doch über kurz oder lang zurück, denn wir haben Macht, alle die verlorenen Schafe zu ihrem rechten Hirten, auf ihre alleinige Weide hinzuleiten. Und sollten alle unsre Mühen, alle unsre Leiden umsonst seyn, es wird eine Zukunft für Polen geben, so wie es eine Vergangenheit hatte, wenn auch tausend Leben noch geopfert werden müssen. Wie freudig stirbt mein Vater, denn sein ganzes Leben und Wirken war ein fortwährendes Arbeiten gegen die Feinde des Vaterlandes; Rache war sein Losungswort, und Rache soll das meinige sein. Nicht umsonst hat das zwölfjährige Kind es mit angesehen, wie man seine Mutter an den Haaren dahinzerrte; ich habe meine Hände in die Blutspuren getaucht und mit diesen Händen will ich dem Vaterland dienen. — — Ich höre meinen Vater rufen, er ist von seinem Schlaf erwacht. So leb' wohl, mein Kind! Gott gebe, daß wir uns einst wieder sehen; Dein liebliches Engelsangesicht würde mir ein Trost in meiner dunklen Nacht seyn. Ich kann Dich nicht auffordern, mir zu schreiben; ich weiß nicht, wo ich in der nächsten Zeit sein werde. Vielleicht kommt einmal eine ruhige Stunde, in der es mir Bedürfniß seyn wird, an die Pensionszeit zurückzudenken, wie an eine friedliche Insel im sturmbewegten Meere. Wenn alsdann ein Brief von mir kommt, nimm ihn auf, und denke es sey ein Todtmüder, der aus ihm ihm spricht. Was er auch enthalten mag, lies es und vertraue

Deiner

Olga.

3. Sechs Jahre später.

In einer der Galerieen von D. saß an einem frühen Morgen eine Dame von wunderbarer Schönheit vor einem der dort aufgestellten Kunstwerke, eifrig bemüht es zu copiren. Es war in dem Saal, in welchem die Antiken aufgestellt waren, und der selten so frühe am Tag besucht wurde, und dann nur von Künstlern, die des eigenen Studiums halber hierherkamen.

Ueberwältigend war der Eindruck, den man beim Eintreten in diesen Saal empfing; lustige weite Hallen mit halbrunden Nischen, die roth austapezirt waren, während der Saal selbst eine hellgraue Farbe hatte; in den Nischen waren die Statuen und Büsten aufgestellt und hoben sich vortheilhaft in ihrer ganzen Schönheit von dem rothen Hintergrund ab. Hie und da eine kleinere Nische mit einer Bank, zum Ausruhen, so recht geschaffen um den mächtigen Eindruck, den die Kunst auf ein empfängliches Gemüth macht, in sich wirken zu lassen.

Ganz am Ende des Saals, von Wenigen nur gesehen und noch wenigeren eine Theilnahme entlockend, lag am Boden hingestreckt ein Coloß, der sich dem Chaos entwindet, schauerlich vollkommen in Figur, Gesicht und Ausdruck. Man sieht das verzweifelte Streben sich loszuringen, alle Kraft des Körpers und der Seele concentrirt sich in dem Gedanken: „Vorwärts!“ Selten noch hatte dieser Gegenstand einen Künstler gefesselt, aber fast zitternd vor innerer Bewegung führte heute eine Hand den Stift, um keine Linie zu übersehen in dem Ausdruck des mächtigen Hauptes. Endlich ruhte diese müde Hand und stützte das gesenkte Köpfchen; lange mußte die junge Dame so dagesessen haben, — träumend und sinnend, aber frohe heitre Träume waren es nicht, welche ihr die Lippen so fest auf einander preßten und das Blut in die Wangen trieb. Da öffnete sich eine Thüre und leise trat ein Mann auf sie zu; erst als er dicht neben ihr stand bemerkte sie ihn, blickte auf und schaute ernst und fragend in seine Augen.

„Wie, Olga, so früh am Morgen schon hier?“

— „Kann man etwas Besseres thun als sich zu jeder Stunde erinnern, daß es ein „Vorwärts“ giebt, welches alle Kräfte in Anspruch nimmt?“ antwortete sie, auf das Bild deutend.

„Ein „Vorwärts“ freilich, aber kein so unaufhaltsames, gewaltiges wie hier, und wie Sie es zu wollen scheinen!“ sprach er mild. „Es muß bei unsrem Vorwärts viel Geduld, viel Bauen auf Hoffnung seyn und jegliches Entsagen auf eine Erfüllung.“

— „Leon, wie können Sie so sprechen? wie können Sie nicht verzehrt seyn von diesem Bauen auf Hoffnung, wie Sie es nennen? Sie ein Mann, während ich das schwache Weib dürste, dürste nach Erfüllung auch nur eines einzigen unserer Pläne! Wie können Sie noch Gedanken für etwas anderes haben, als für unser armes Vaterland? Nein, Sie sind nicht werth ein Pole zu seyn, wenn Sie so wenig der Mission nachkommen, die uns auf Erden ward!“ Und wiederum ver-

grub sie ihr Gesicht in beide Hände und seufzte laut auf. Es war eine tiefe Stille; und feierlich, ernst klangen Leon's Worte als er diese Stille brach: „Ertrage und harre aus."

„Ja harre aus, aber ertrage — das ist zu schwer für mich; doch lassen Sie uns jetzt gehen! Sie haben mir etwas zu sagen, sonst wären Sie nicht hierher gekommen."

— „Ich habe Ihnen neue Befehle zu bringen und einige versiegelte Briefe," erwiderte Leon. „Man hat in Erfahrung gebracht, daß der junge Graf K. heute Abend nach W. reist um seine Gemahlin dort zu sehen. Sie werden diese Reise verhindern, oder wenigstens das Wiedersehen der beiden Gatten, denn er ist der Träger wichtiger Papiere, die er seiner Frau geben wird um sie weiter zu befördern, und welche nicht an die richtige Adresse kommen d ü r f e n. Verstehen Sie wohl, Olga, Graf K. ist der heiligen Sache nicht treu, wenigstens nicht so treu als er es vorgiebt; seine Frau ist eine Ungarin, merken Sie sich dies! Es wird für Sie leicht seyn, den Grafen hier zu fesseln; der Paß seiner Gattin lautet nur auf zwei Tage, morgen ist die Zeit abgelaufen. Sodann wird in den nächsten Tagen eine Ministerconferenz bei dem östreichischen Gesandten seyn. Sie werden erfahren, welche Beschlüsse man dort faßt, und Ihre Berichte zur rechten Zeit einschicken. Vor allem aber Vorsicht und Ruhe! mäßigen Sie Ihre heftigen Gefühle, wollen Sie nichts übereilen; eine zu früh gepflückte Frucht reift nie; haben Sie mich verstanden, Olga?

„Ich habe Sie verstanden." —

— „Ihr Wagen wartet an der nächsten Straßenecke!"

„Mein Wagen? Ich habe ihn nicht bestellt."

— „Ich that es, verlieren Sie keine Zeit!" versetzte Leon, und führte sie an den Wagen; sie stieg ein und schnell flogen die Pferde mit Beiden davon. Es waren Olga Gajewska und Leon Koitowsky, oder vielmehr Graf Leon Parewsky. Olga hatte erreicht, wornach sie gestrebt; sie war in den heiligen Bund der Getreuen eingetreten, sie erfüllte ihre Mission, sie hoffte auf Erfüllung. Unter der Maske einer Beschützerin aller Künstler, sich selbst mit der Ausübung und dem Studium der Malerei beschäftigend, war sie bald in den höheren Kreisen von D. eine eben so frappante als anziehende und fesselnde Erscheinung. Nach dem Tod ihres Vaters war sie mit einer älteren Begleiterin nach D. gekommen, hatte eine glänzende Wohnung genommen, und im Anfang sehr still und zurückgezogen gelebt. Jung, schön und selbständig, wie es wenige in diesem Alter sind, zog sie bald Aller Augen auf sich, aber wenn auch in der ersten Zeit der geheimnißvollen Erzählungen über sie kein Ende war, so konnten auch die schärfsten Zungen und die durchdringendsten Augen nichts finden, um einen Stein auf die junge Dame zu werfen. Sie lebte ganz zurückgezogen, in tiefer Trauer um ihren Vater, besuchte unter dem Schutz ihrer Begleiterin die Galerieen, und zeichnete und malte dort fast ganze Tage. Sie schien sogar absichtlich der allgemeinen Aufmerksamkeit entgehen zu wollen, und nur nach und nach und sehr vorsichtig knüpfte sie einige Bekanntschaften mit polnischen Familien an. Erst nach mehr als Jahresfrist fing sie an, mehr unter Menschen zu gehen, und nun waren es sechs Jahre, daß sie hier lebte, aufgenommen in allen Kreisen und gern gesehen bei Alt und Jung. Sie hatte viele Bekannte, aber keine einzige Freundin; wie manches Mädchenherz schlug heftiger, wenn sie in's Zimmer eintrat und sehnte sich nach vertrautem Umgang mit diesem herrlichen Geschöpf; aber keine wagte es, sich Olga zu nähern, die unaufdringlich ein Gefühl von Unnahbarkeit um sich zu verbreiten und alle Vertraulichkeit zu entfernen verstand. Olga erschien sehr ruhig, sehr sanft; aber über ihrer ganzen Erscheinung lag ein dunkler Schleier, den zu heben sie Niemanden gestattete. Unter der Ruhe barg sie eine verzehrende Leidenschaft, unter der Sanftmuth berechnende Klugheit und Vorsicht.

Hier hatte sie auch den Grafen Parewsky kennen gelernt, einen Mann in mittleren Jahren, von bedeutenden Geistesgaben und eben so treu wie sie seinem Vaterland ergeben, aber ohne ihre jugendliche Begeisterung und somit ohne alle Illusion auf ein Gelingen seiner Sache. Er diente ihr, weil er in seiner Jugend in den Bund der Getreuen eingetreten war, er diente ihr mit allen seinen Kräften, weil er nie etwas halb that, aber er sehnte die Zeit herbei, die ihn von seinen Pflichten innerhalb des Bundes entband, und die nun bald eintreten sollte, da jedem Mitglied nach zehn Jahren treuen Dienens frei stand auszuscheiden.

Es waren noch andere Gründe, als die Muthlosigkeit und das gänzliche Verzweifeln am Gelingen, welche ihn dazu trieben, diesen Zeitpunkt sehnlichst herbeizuwünschen; er liebte die einfache Waldblume, welche ihm in der Poesie der Schweizerberge entgegengetreten war: er liebte Melanie Hardenfels, ohne je ihr noch einer andern Seele es gestanden zu haben. Erst wollte er ganz frei sein von Allem, was die Verzweifelten, wie er oft den Bund der Getreuen nannte, von ihm verlangen konnten; dies holde, madonnengleiche Wesen sollte nicht mit in den Kampf um eine verlorne Hoffnung gezogen werden. Sechs Jahre waren vergangen, seit er sie zuerst gesehen, und nur einige Male war er auf Rosenau gewesen, stets bangend und zagend, ein Anderer habe um sein köstliches Kleinod geworben und es von dannen geführt. Aber wie glücklich war er, wenn die geliebten Augen ihm den Willkommsgruß zuwinkten! Sollte sie verstanden haben, daß er sie liebe so innig, so unaussprechlich, wie nur ein Mann ein Weib lieben könne, daß er um sie werbe so treu, so fest; konnte sie sich deuten, warum er so lange Zeit verstreichen ließ, ohne ihr seine Liebe zu erklären? Dies fragte er sich tausendmal und eben so oft sagte er sich, daß dieß stumme Werben eben so hoffnungslos sei, als die kühnsten Wünsche für die Freiheit seines Vaterlandes. Er hielt es aber für unehrenhaft, dieß junge Wesen an sich zu fesseln, ehe er ihr einen sichern Hafen bieten konnte; den Leiden und Gefahren des stürmischen Meeres, auf welches ihn seine Pflichten trieben, wollte er seine Waldblume nicht aussetzen. Sie sollte nicht ihre Jugend, ihr fröhlich kindliches Leben vertrauern in Sehnsucht und unerfüllten Wünschen. Kam ein Anderer ihm zuvor, hatte in seiner Abwesenheit ein Würdigerer ihr Herz gewonnen, sein Wahlspruch war: „Ertrage und harre aus"; es gab dann noch immer eine verlorne Hoff-

nung, der er sich und sein Leben weihen konnte, — die trostlose Sache Polens!

Melanie hatte nie wieder mit ihm von Olga gesprochen, hatte ihm auch damals nie deren Familiennamen genannt; nie war Melanie's Namen über seine Lippen gekommen; er war wie eine heilige Reliquie tief im Innersten seines Herzens verborgen. So wußten die beiden Freundinnen nicht, daß sie einen gemeinsamen Freund hatten, und da Olga seit jenem Brief vom Krankenlager ihres Vaters nie wieder an Melanie geschrieben hatte, waren die beiden Mädchen ganz auseinander gekommen.

Melanie hatte damals staunend und mit einer gewissen unheimlichen Regung die leidenschaftlichen Worte ihrer Freundin gelesen und nur halb verstanden; sie lagen zu sehr außer dem Bereich ihres Ideenkreises; oft noch dachte sie an Olga, die sie von Herzen lieb hatte, denn sie war ja ihre einzige, vertraute Freundin gewesen.

Ihr Leben auf dem Lande war ziemlich einförmig, aber sehr glücklich verflossen; im Winter war sie meistens in der Stadt, um an den Wintervergnügungen Theil zu nehmen. Sie hatte auch viele liebe Bekannte gefunden, aber keine, die ihr Olga ersetzen konnte, keine, an der sie so hinaufgesehen, in deren Gegenwart sie sich so beschützt gefunden hätte. Wie ein munteres Vögelchen hüpfte sie von Zweig zu Zweig, sang fröhliche Lieder und sorgte wenig um die Zukunft; manchmal konnte sie auch recht ernst sein, ernste Geschichtsbücher lesen und sich allerlei Fragen aufschreiben, die sie Leon aufgeben wollte, wenn er Rosenau wieder besuchte. Sein Kommen war stets ein Ereigniß in ihrem Leben; sie dachte daran wie an etwas, was von Zeit zu Zeit eintreffen muß, aber nie fiel es ihr ein, Wünsche und Hoffnungen daran zu knüpfen. Der Garten der Liebe war für sie noch verschlossen, der Liebe, die „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt" macht. Sie kannte nur die sorgende, helfende, lindernde Liebe, die von Glaube, Hoffnung und Liebe die größeste ist. Ihr jungfräuliches Herz war unberührt geblieben, sie kannte weder die Seligkeit noch das unsägliche Elend, was in der Liebe des Weibes zu dem Manne liegt. Leon war ihr Freund, er hatte in Vielem Olga's Platz eingenommen, er war ihre oberste Autorität geworden in allen ihren Gedanken.

Anders war sein Verhältniß zu Olga. Er war an sie hingewiesen worden mit Aufträgen und Briefen, man hatte ihm von ihr gesprochen, wie von einer bedeutenden Frau, er hatte ihre Berichte gelesen, die Klugheit und Besonnenheit aussprachen, und so hatte er einen Theil ihres Wesens gekannt, ehe er sie je gesehen. Sie war für ihn die begeisterte Patriotin und er anerkannte nur in ihr ein Herz, wenn das Vaterland mit im Spiel war. Meistens gingen die Depeschen und Befehle an Olga durch seine Hand; so sah er sie öfters und leitete einen großen Theil ihrer Gedanken.

Ihre Stellung in D. war eine außergewöhnliche und ihr Benehmen in derselben ebenfalls; sie war Weib im höchsten Sinn des Wortes, aber all ihre Empfindungen hatten durch die Richtung derselben die Kraft und die Ueberlegenheit des Mannes. Warum hatte man ein Weib zu diesem Posten auserlesen? Hätte an ihrer Stelle ein Mann gestanden, man hätte ihn einen Spion genannt. Was war sie? Ein Mädchen, schön, reich, jung, unnahbar für jeden Versuch, bis zu ihrem Herzen zu dringen, ihrem Vater leidenschaftlich hingegeben und ihrer Mission treu bis zu ihrer letzten Kraft. So erschien sie ihm, wenn er sie mit Andern sah. Und was dachten Diejenigen, die nicht wußten, welcher Fahne sie zugeschworen hatte; nicht wußten, daß sie mit edelsten Mitteln den unedelsten Zweck verfolgte, daß sie das Vertrauen manches bedeutenden Mannes mißbrauchte, daß ihre angebliche Freundschaft zu mancher Frau nur der Deckmantel war, um oft und zu jeder Stunde in ihr Haus kommen zu können, den intimsten Gesprächen gleichgesinnter Männer zu lauschen?

Man bedauerte das verlassene Wesen, bewunderte die begabte Künstlerin. Einige sagten, sie habe ein Gelübde gethan, sich nie zu verheirathen, — Andere: ihr Mann sei im Exil, sei gezwungen gewesen, ihren Mädchennamen wieder anzunehmen. Die schwarze Kleidung, welche sie nie abgelegt hatte, schien eine sichere Bestätigung und so stand sie da, frei, ganz frei und scheinbar ganz ruhig. Aber nur scheinbar. In ihrem Herzen hatte neben der Hingabe an ihre Heimath eine andere Liebe feste Wurzel gefaßt, eine Liebe, die unmerklich bis zur Leidenschaft gestiegen war und nur durch ihren unbegrenzten Stolz so tief verborgen bleiben konnte, eine Liebe zu Leon Parewsky.

Wer will es wagen, den Ursprung, den Grund zu erklären von dem Zug eines Herzens zu dem andern? Die Liebe ist heilig, und ein Frevler, wer daran rüttelt. Olga mußte Leon lieben, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können; sie bewunderte in ihm das vollkommene Ideal eines Mannes. Sie kannte sein Verzweifeln an einer Auferstehung des alten Königreiches und sah dabei doch die redlichen Bemühungen, die sein Pflichtgefühl unerläßlich machte. Sie vertraute blind seinen Beschlüssen und ließ sich in der Ausführung der Befehle, die ihr wurden, von ihm leiten, denn wie oft hatte sie seine Umsicht und sein klares Denken erprobt! Und wenn die ernsten Verhandlungen geschlossen waren, die ihn jeden Tag zu ihr führten, dann öffnete er vor ihr zuweilen den Schatz seines Wissens auf dem Feld der Kunst und der Literatur.

Er war es gewesen, der ihr zuerst die klagenden Lieder ihrer Volksdichter gelesen, er, der ihr die halb vergessene Muttersprache wieder erlernen half. Warum wählte er meist sanfte Liebeslieder, die von treuem Werben und festem Hoffen sprachen? Warum bebte manchmal seine Stimme und er sah sie dann an, als ob er ihr etwas Besonderes sagen möchte? Sein Blick ruhte dann forschend auf ihr und während er dachte, ob sein Geheimniß sicher in ihrem Herzen ruhen würde, waren es die kaum verklungenen Worte der polnischen Liebeslieder, welche ihr vor der Seele standen. Sonst war er stets ernst und kalt; nur selten gedachte er des eignen Erlebten, und dann schloß immer nur mit dem Wahlspruch ihres heiligen Bundes: „Ertrage und harre aus", stand hastig auf und ging.

Eines Abends war er wieder zu ihr gekommen, um sie in

ein Concert abzuholen. Sie hatte einige Zeit auf ihn gewartet, ihren Flügel geöffnet und leise ein Volkslied zu spielen begonnen. Es war ein ungarisches Lied, klagend um verlorne Liebe. Da war er eingetreten.

„Armes Kind, auch Sie?" hatte er leise gesagt, mit der Hand seine Augen bedeckt, schweigend eine Zeit lang neben ihr gestanden, dann schnell ihren Arm ergriffen und sie an den Wagen geführt. Aber diese Worte tönten lange in Olga nach; erst lag die Erinnerung davon wie ein banger, schwerer Traum auf ihrer Seele; dann wurden ihr die Worte klarer, immer klarer, bis endlich mit Flammenschrift zu lesen war: Er liebt, aber er liebt eine Andere!

Wer war diese Andere, um deren willen er sie nicht lieben konnte? Seine Kälte hätte sie ertragen können; sie hatte tief in ihrem Herzen das Heiligthum ihrer Neigung treu bewahrt und gepflegt, so lange sie glaubte, er sei zu kalt, zu ernst, zu gebeugt von dem Schicksal seines Vaterlandes, um eines Weibes zu gedenken. Sie hatte sich ihn gedacht überlegen den Regungen des Herzens und hatte ihn treu fortgeliebt wie ein Künstler seine raphaelische Madonna. Aber nun da sie wußte, er liebte eine Andere, da warf sich aller Haß, dessen sie fähig war, auf diese Andere, da erwachten mit einem Mal alle Hoffnungsblüthen, die lange in ihrem Herzen geschlummert hatten, da standen die Augenblicke lebhaft vor ihrer Seele, welche ihr damals nur ein flüchtiges Warum entlockt hatten, diese Augenblicke, wenn er ihr die vaterländischen Gedichte las, welche von treuem Lieben sprachen. Wenn es je Stunden gegeben, in denen sie gehofft hatte, sein Weib zu werden und mit ihm vereint das einsame Krankenlager ihres Vaters, den furchtbaren Tod ihrer Mutter zu rächen, dann wurde die Erinnerung an diese Stunden ihr jetzt zu einer Anklage gegen ihn und sie wollte Genugthuung dafür. Sie haßte das Lied, welches sie gesungen, sie haßte die Sprache, in welcher es gedichtet. Weinend, verzweifelnd brachte sie die Nacht zu, sie hörte erst auf zu klagen, als der erste Schein des Morgens in ihr Gemach fiel.

Mit welch mitleidsvollem Ton hatte er gesagt: „Armes Kind, auch Sie?!" Und sie sollte ihn wiedersehen, vielleicht schon in ein paar Stunden, sollte wie jeden Morgen ihm ihre Berichte übergeben, seinen Rath annehmen für dieses oder jenes. So saß sie in ihrem Sessel vor dem Kamine, in welchem schon lange das Feuer ausgegangen war, mit den Händen hielt sie ihre Kniee umfaßt und blickte starr und düster vor sich hin.

„Er liebt eine Andere!"

Wer ist es, die es gewagt, also ihr Glück zu zerstören, noch ehe seine Erfüllung recht da war? es gänzlich zu zerstören und für immer. Sie hatte einmal an Melanie geschrieben: Wer meine Pläne durchkreuzt, ich will sie zermalmen, sei es Mann oder Weib. Freilich lag damals ein ganz anderer Sinn in diesen Worten, ihre Pläne waren nicht durchkreuzt, aber Hoffnungen und kaum geahnte Wünsche im Keim erstickt und „wer es sei, ich will sie zermalmen," sagte sie sich auch jetzt. Melanie — konnte sie es sein? hieß der Pole, den sie in der Schweiz gekannt, nicht Leon? — Rasch eilte sie an ihren Schreibtisch, suchte mit zitternder Hand unter ihren Papieren, — da waren die Conceptbogen mit den festen Zügen ihrer Depeschen, da waren Briefe in Menge! Hastig leerte sie das ganze Gefach, endlich das rosenrothe Papier und die feine Handschrift Melanie's . . . .

Sie durchflog den Brief: Leon, Leon! kein anderer Name; noch einmal schlug sie ein Blatt um, da stand der ganze Name zum erstenmal: Leon Koikowsky. Also doch nicht; dem Himmel sei Dank, der ihre unschuldige Jugendfreundin vor ihrem Haß bewahrt; denn auch die Erinnerung an die Pensionszeit, an das innige Verhältniß zwischen ihr und Melanie hätte diese nicht schützen können; die Leidenschaft für Leon stieg mit jedem Augenblick und begrub alles sanftere Fühlen in ihrem Feuer.

Sie war es nicht. Wie hätte auch Leon dieses Kind zu lieben vermocht? Wie thöricht, auch nur einen Augenblick daran zu denken!

Die Zeit verging und die Stunde war nahe, in welcher sie Leon erwartete. Sie mußte ruhig werden, ganz ruhig, er durfte nichts ahnen. Sie trat vor ihren Spiegel: so bleich waren ihre Wangen noch nie gewesen, das durfte er nicht sehen; sie konnte den Ausruf: „Auch Sie, armes Kind?" nicht noch einmal hören, denn er klang wie eine Demüthigung.

Sie kleidete sich mit besonderer Sorgfalt an, sie eilte in den Garten und ließ den scharfen Ostwind gut machen, was die durchwachte Nacht an ihr verbrochen. So gerüstet erwartete sie Leon.

Er kam. Ernst und kalt wie immer, mit geschäftsmäßiger Gemessenheit zog er die Papiere aus seiner Brieftasche:

„Die Gattin des Grafen K. ist nach Warschau zurück, Sie können ihn von dem Posten, nach welchem Sie ihn im Auftrag unserer Vorgesetzten geschickt, abberufen, für diesmal ist die Gefahr beseitigt. Fürst M. wird von seinem Kaiser abberufen, er wird der Träger einer geheimen Mission nach Petersburg sein. Handeln Sie, wie es die Umstände erfordern."

Er stand auf, langsam und feierlich, als ob nun erst das Wichtigste zu sagen sei.

Olga bebte, ihr Herz war sehr schwach.

„Dies war unsere letzte dienstliche Unterredung, Olga; ich bin aus dem Bunde ausgetreten, Gott schütze Sie in Ihren Bemühungen, mein Rath und meine Hülfe steht Ihnen stets zu Diensten. Ich verlasse morgen früh D. auf einige Monate, doch werde ich dann wieder hierher zurückkehren. Olga, das Glück meines ganzen Lebens hängt von dem Ausgang dieser Reise ab, denken Sie an mich, und wünschen Sie meinen Wünschen und Hoffnungen Erfüllung."

Mit diesen Worten verließ er sie — Olga hatte ihm ruhig zugehört, staunend, sich fragend, zu welchem Zweck dies alles. Sobald die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte, sobald seine Stimme verhallt war, zerriß der Zauber, der sie gefangen hielt, als er mit ihr gesprochen hatte. Ueberwältigt von den widersprechendsten Gefühlen sank sie in einen Sessel und ein convulsivisches Schluchzen machte ihre Gestalt beben.

4. Leon's Werbung.

Der Frühling hatte den ganzen Reichthum seiner Schätze verschwenderisch auf die Erde gestreut und diese schmückte sich damit; staunend ob dieser immer neuen Pracht und Fülle, welche die Herzen aufschließt mit jeder erblühenden Rosenknospe, gaben sich die Menschenkinder allem Zauber und Reiz des Wonnemonats hin. Durch die ganze Natur ging ein klagendes Sehnen und löste sich in den leisen Melodieen der Nachtigall, die allabendlich im tiefen Gebüsch sang, zitternd auf. Der sanfte Wind trug den Blumenduft gleich einem Gute-Nacht-Gruß in manches Schlafgemach, dessen Fenster sich nicht schließen konnten und lange offen blieben mit den Augen seiner Bewohner, die nicht müde werden konnten zu fühlen: Der Lenz ist gekommen, der Winter ist aus.

Der Winter ist aus! wie weit reicht dieser Gedanke, und auf wie vieles erstreckt er sich, auf Schnee und Eis, Kälte und Dunkel nicht allein in der Schöpfung, sondern auch in den Herzen und nimmt wie mit einer Zauberformel die starre Decke, die manches Hoffen gefangen hielt, hinweg und pocht an, leise und süß, mit einem bisher unter dem Schnee versteckten Schneeglöckchen!

Auf Rosenau war der Frühling nicht minder schön und er wurde mit Jubel begrüßt.

Melanie war dieses Jahr nicht in der Stadt gewesen. Die Großmutter war gestorben und recht einsam waren die langen Winterabende gewesen, als die Eltern so oft nach der Stadt fuhren, um dort mancherlei Geschäfte abzumachen. Es war der erste Schmerz gewesen, den Melanie erfuhr; er trat gewaltsam an sie heran, und beugte das arme Kind unter die Macht des kleinen Wörtchens: Scheiden, welches so viel Weh in sich schließt. Die treuen Augen, welche sie so lieb gehabt, waren für immer geschlossen und der Platz im Herzen nur noch der Erinnerung an viel Liebe und Güte geweiht.

Wie sie bei jeder Veränderung in ihrem Leben, bei jedem Neuem, was an sie herantrat, an Leon dachte, so geschah es auch jetzt, und oft fragte sie sich, ob er wohl im Frühjahr nach Rosenau kommen würde. Er war so lange nicht da gewesen. Und aus der Frage wurde der Wunsch, und mit jeder neu erblühenden Blume reihte sich dem Wunsch die Gewißheit bestimmter und fester an.

So erstaunte sie nicht, als der wohlbekannte Brief, der schon manches Frühjahr erschienen war, an einem schönen Maimorgen auf dem Frühstückstisch lag, heute zwar etwas schwerer als sonst. Was konnte darin stehen? Noch nie hatte ihr Vater einen Brief von Leon erhalten, der nicht die Anfrage, ob er kommen dürfe, enthalten hätte; was konnte er heute so viel zu schreiben haben?

In solchen Gedanken wendete sie den Brief hin und her, betrachtete ihn von allen Seiten und dachte, ihr Vater bliebe auch gerade heute sehr lange aus. Endlich kam dieser und nahm erfreut den Brief aus seiner Tochter Händen, erbrach ihn und las, immer ernster werdend, einen, zwei, drei Bogen.

Was konnte das sein, und warum richtete ihr Vater beim Zusammenfalten der Papiere einen langen, prüfenden Blick auf sie? Aber er las in ihren Augen nur Erstaunen und sie schienen eben so eifrig als ihre Worte zu fragen:

„Kommt er?“

„Vielleicht,“ antwortete Herr v. Hardenfels.

Nach dem Frühstück folgte eine Unterredung mit der Mutter in deren Kabinet, und erst bei Tisch sagte der Vater: „Ich habe Leon geschrieben, daß wir ihn erwarten.“

Es war diesmal alles anders wie sonst, alles so feierlich, so merkwürdig, und doch konnte Melanie den rechten Schlüssel dazu nicht finden.

Leon hatte Herrn v. Hardenfels seine Liebe zu Melanie gestanden, den Grund seines langen Schweigens, hatte ihm seine Verhältnisse klar aus einander gelegt und um die Erlaubniß gebeten, um seine Tochter offen werben zu dürfen. Sie sollte aber von dem allem nichts wissen, bis er kam; er wollte selbst freien um dies köstliche Kleinod. Und die Eltern hatten mit Vertrauen das Schicksal ihrer Tochter in seine Hände gelegt und ihm erlaubt zu kommen.

Obwohl er sich schon längere Zeit als den Grafen Parewsky zu erkennen gegeben hatte, so war er stets als Leon Kolkowsky bewillkommnet worden und in Melanie's Erinnerungen an die schönen Tage des Zusammenseyns in der Schweiz konnte der alte Name dem neuen nicht weichen.

Leon war schon einige Tage da gewesen, als sie an einem Abend, nachdem sie ihm mehrere Volksliedchen gesungen hatte, ihre Bücher herbeiholte, um ihm zu zeigen, was sie in seiner Abwesenheit gelesen, und den langen Zettel, auf dem alle Fragen aufgeschrieben standen, die sie ihm vorlegen wollte.

„Morgen früh müssen wir gleich nach dem Frühstück dies Alles in Ordnung bringen und anfangen, zusammen zu lesen.“

— „Ja gewiß, denn mir ist es gar nicht, als sei ich auf Rosenau, so lange Sie mir den langen Zettel mit den undeutlich geschriebenen Fragen nicht vorgelegt haben.“

„Das ist recht abscheulich von Ihnen, mich so auszuspotten, und zur Strafe —“

— „Zur Strafe werde ich sie gleich jetzt beantworten, um morgen zur Belohnung für meinen Eifer Ihnen verschiedene Fragen vorlegen dürfen; nicht wahr, Fräulein Melanie?“

„Nein, heute Abend ganz gewiß nicht, und ich weiß nicht, ob ich Ihnen morgen früh schon die undeutlich geschriebenen Fragen verziehen habe; Sie können sich heute Nacht eine sehr schöne Rede ausdenken, mit welcher Sie meine Verzeihung erflehen wollen, aber für heute gute Nacht!“

— „Ich werde es nicht können, Sie haben mir allen Muth genommen, ich werde morgen nur drei Worte zu Ihnen sagen können.“

„Drei Worte nenn' ich Euch inhaltsschwer! — Nun gut, wenn Sie es vermögen, in drei Worten Alles gut zu machen, was Sie heute Abend verbrochen, dann sei Ihnen Verzeihung gewährt.“

Und somit schieden sie.

Aber die „drei Worte“, so scherzhaft aufgenommen, beschäftigten Melanie doch mehr, als sie es sich eingestehen wollte.

Lange noch stand sie am Fenster und blickte hinaus in die warme Sommernacht. Mit welchem Wort wird er wohl anfangen? Ich? was sollte darauf folgen? nein, so konnte er nicht anfangen; aber doch mußte er sehr demüthig bitten, denn es war zu arg mit den „undeutlich geschriebenen Fragen", vielleicht doch „Ich" — und dann? weiter kam sie nicht; sanft und klagend tönte das Lied der Nachtigall, süß dufteten die Blumen, hell funkelten die Sterne. Frühlingszauber, Liebesahnen!

Was tausend Worte ihr nicht erklären konnten, eine Maiennacht hatte ihr's zugeflüstert, ein Stern, der langsam vom Himmel fiel, hatte ihr Herz getroffen:

„Ich liebe Dich!"

Das war's was er sagen wollte. „Ich liebe Dich!" Das war's was jetzt mit Flammenschrift in ihrem Herzen geschrieben stand. Lange lag sie wachend auf ihrem Lager und dachte an die drei Worte und die heiligen Drei hatten Wohnung in ihrem Herzen genommen und standen fest und unerschütterlich darin.

Mit Zagen und Herzklopfen begrüßte sie den nächsten Morgen. Was ihr beim Sternenschimmer so selig und gewiß im Herzen geklungen hatte, das bezweifelte sie am hellen Tage, es konnten ja auch andre Worte seyn; wie thöricht war sie gestern Abend gewesen aber eine wundervolle Thorheit war es.

Sie ging muthig zum Frühstück hinunter, konnte aber doch ein Rothwerden nicht bezwingen und einige kleine Zerstreutheiten, einige Verwechslungen zwischen Zuckerdose und Milchkanne fanden doch statt, und dabei begegnete sie Leon's Augen so oft, und diese Augen sahen sie so triumphirend bei diesen kleinen Leiden an. Sie hatte ihre Arbeit mitgenommen und sich eifrig damit beschäftigt, sie wagte nicht an das gestern Abend bestimmte Verzeihungbitten zu erinnern. Endlich hörte sie Leons Stuhl sich bewegen, er kam zu ihr: „Darf ich jetzt die drei Worte sagen?" ergriff ihren Arm und führte sie in den Garten. Sie ließ alles wie im Traume mit sich geschehen. Lange blieben sie im Garten, gingen langsam den schattigen Laubgang auf und nieder, saßen wohl eine Stunde unter dem Kastanienbaum, dessen Aeste bis zur Erde reichten und in dessen Zweigen Vögel sangen und hin und her hüpften. Es mußten aber wohl die richtigen drei Worte gewesen seyn, die er ihr gesagt hatte, denn als Beide nach dem Haus zurückgingen und in dem Frühstückszimmer die Eltern fanden, hatte man selten zwei glücklichere Menschen gesehen, und Vater und Mutter gaben dem jungen Paare ihren Segen mit leichtem, frohem Herzen. Leon's Aufenthalt auf Rosenau verlängerte sich um Wochen und Monate und Melanie wollte nichts von seiner Abreise hören. Für ihn selbst hatte außer dem Zusammenseyn mit seiner Braut die Stille des Landlebens einen eigenen Reiz; er hatte so viel in belebten Städten mitten in deren eigentlichem Treiben und Lärmen gewohnt, daß ihm das Fernseyn von dem Heerlager, von wo so viele unsichtbare und unscheinbare Fäden Ursachen und Wirkungen der größten Wichtigkeit schaffen und leiten, unendlich wohl that.

Rosenau lag wie eine kleine Insel der blühendsten Vegetation, eingeschlossen zwischen hohen Bergen und schroffen Felsmassen. Was Natur und Kunst Herrlichstes und Schönstes schaffen konnten, war für Rosenau geschehen, und Melanie liebte jeden einzelnen Theil des Gutes und seiner Umgebungen zu sehr, um Leon nicht mit allen wiederholt bekannt zu machen. So hatten die traulichen Spaziergänge, die fröhlichen Ritte im größeren Kreis von Freunden und Verwandten, kein Ende und wenn an einem Regentag der Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten war, so hatten die Verlobten so viel van Plänen für die Zukunft und von Bildern aus der Vergangenheit zu sprechen, daß selbst diese Tage erwünscht und mit Freude begrüßt wurden. Mit den warmen Sommertagen kamen auch viele liebe Gäste nach dem traulichen Rosenau, dessen Thüren sich gerne öffneten um aus allen Weltgegenden Freunde und Verwandte zu empfangen; einer der liebsten Besuche war für Melanie der ihrer Cousine Marie Osten, die erst kurze Zeit verheirathet, eben von einer Reise nach Italien zurückkam und nun ihrem Gatten auf sein Gut im hohen Norden folgen wollte. Ihre Ankunft sallte besonders gefeiert werden und Leon schlug eine Wasserfahrt auf dem kleinen Fluß, der mitten durch das Gut strömte, vor. Mit Freuden stimmten alle ein, und das Ziel dieser Fahrt war auch bald gefunden. Ungefähr eine Stunde stromabwärts lag eine kleine Villa dicht am Wasser, sie war das Eigenthum einer Schwester des Herrn v. Hardenfels, die eben auf einer größeren Reise begriffen, diesem die Villa für den Sommer zur Benutzung freigestellt hatte. Frau Osten schlug vor, sich von der Haushälterin dort ein kleines Mittagsmahl kochen zu lassen, dieses im nahegelegenen Wald zu verzehren und den ganzen Tag im Freien zuzubringen, während die Herrn fischten oder ihnen vorlesen sollten. Der Plan erhielt Aller Zustimmung und fröhlich bestiegen die beiden jungen Paare das mit Blumen bekränzte und mit bunten Fahnen geschmückte Boot, von welchem ein Baldachin die brennenden Sonnenstrahlen abhielt. Langsam schaukelten sie auf dem Wasser, welches klar bis zur Tiefe die kleinen Fische und Flußkrebse sehen ließ, fröhlich erschallten die lieblichen Volkslieder, welche Melanie und Marie Osten anstimmten, und fast zu schnell für die Freude an der schönen Fahrt erreichten sie das Ziel derselben. Aber der Aufenthalt in dem kühlen Buchenwald und das improvisirte Mittagsmahl, wobei der grüne Rasen die Tafel und mit Moos bedeckte Felsblöcke die Sessel vorstellten, ergötzte sie nicht minder und lautes Lachen erschallte bald durch den stillen Wald. Die beiden Herrn gingen nun mit ihren Angeln nach dem Fluß und Melanie und Marie nahmen ihre Arbeiten zur Hand und schwelgten in einem traulichen Plauderstündchen. Mariens Erinnerung an das kaum verlassene wunderbar schöne Italien war noch zu lebhaft in ihr, als daß sie nicht immer wieder davon zu schwärmen anfing: „Und welch ein Kontrast," schloß sie, „werden nun der kalte Himmel und die spärliche Vegetation unserer Heimath mit den blühenden Citronen und Myrtenhainen seyn, die ich eben verließ; aber es ist daheim und dieses Wort hat einen goldenen Zauber. Wo wird denn Dein Daheim seyn, Du kleine Braut?"

„In einer großen Stadt, vor deren engen Straßen und vielen Menschen ich mich schon jetzt fürchte. Leon hat dort seine Freunde und Bekannte und natürlich zieht es ihn dort hin." —

„Und das Leben in der Stadt, vor welchem Du Dich fürchtest, wird Dir bald recht gut gefallen; Dein Mann wird Dich in die Dir unbekannten Kreise einführen und Du wirst manches Interessante sehen und hören."

„Für dies „Manche" aber muß ich den Frieden und die Stille meines Landlebens aufgeben, an denen ich doch von ganzem Herzen hänge.

„Sey nicht albern, Melanie, ich dächte doch, Leon wäre es werth, daß man mehr noch für ihn aufgeben könnte, als die Einförmigkeit und die Ruhe des Landlebens."

So beschäftigten Pläne, Wünsche und Hoffnungen die Herzen der Beiden; ernster und immer ernster wurde die Unterhaltung, so daß die Herren sie bei ihrer Rückkehr still und in sich gekehrt fanden, was zu der lächelnd gestellten Frage: „Hatten sie sich gezankt?" Anlaß gab.

„Vielleicht darüber, wer von uns beiden am würdigsten sey, geliebt zu werden," meinte Leon; was ihm einen vorwurfsvollen Blick Melanie's eintrug, der deutlich sagte: als ob sich über so etwas streiten ließe!

Scherzend und lachend wurde die Rückfahrt angetreten, bei hellem Mondschein und Sternengefunkel.

Leon hatte seinen Arm um Melanie geschlungen: „Warst Du vergnügt heute?"

„Sehr glücklich!" antwortete sie leise.

In einigen Wochen sollte die Hochzeit gefeiert werden, der Weg zur Kirche sollte mit Rosen bestreut sinnbildlich andeuten, welche Wünsche man für den Lebensweg der jungen Braut hegte; sie sollte ihren Ehrentag haben, mitten in der warmen wundervollen Sommerzeit, die jedes Herz glücklich stimmt. Herr und Frau Osten wurden mit Bitten bestürmt, ihren Aufenthalt bis über dieses Fest auszudehnen, und ließen sich gerne erbitten, zumal auf ihrem Gut ein alter treuer Verwalter die Stelle des Herrn noch leicht einige Wochen länger vertreten konnte. So war Melanie's Brautstand eine Zeit seliger Freude; stets zusammen mit ihrem Verlobten, umgeben von allen Denen, die ihrem Herzen am nächsten standen, war ein Tag immer glücklicher als der andere. Ihre Mutter sorgte allein für die Ausstattung, Malwine sollte mit allem überrascht werden. Die Sorge und der Ernst des Lebens sollten erst mit dem Tag ihres Eintretens in das neue Haus beginnen. „Und dann wird mich Leon schon davor zu behüten wissen," sagte sie mit kindlichem Vertrauen auf seine Macht.

„Ein Bekenntniß habe ich Dir noch zu machen, liebe Melanie," sagte eines Abends Leon, als er mit seiner Braut in dem dichten Laubgang des Gartens auf und nieder ging. „Kennst Du dies," und hiermit zog er ein kleines goldnes Kreuzchen hervor, mit dem Spruch darauf: Ertrage und halte aus."

„Mein Kreuzchen," rief voller Freude Melanie, „woher kommt es?"

— „Ich fand es in der Schweiz; Du erzähltest mir wohl einmal, Du habest es verloren, aber damals hattest Du Dir mein Herz schon so fest zu eigen gemacht, daß ich dachte, es sey kein Unrecht dieses Kreuz zu behalten. Ich durfte damals ja nicht sprechen und hatte so wenig Hoffnung es je zu dürfen; etwas mußte ich aber von Dir haben und so konnte ich mich nicht entschließen meinen Fund herzugeben, als ich erfuhr es sey Dein."

Melanie schwieg und schien mit ihren Gedanken in weiter Ferne. Endlich flüsterte sie:

„Arme Olga, wo mag sie jetzt seyn? o daß ich sie noch einmal wieder sehen könnte!"

Und schmerzliche Erinnerungen, traurige Bilder schienen sie aus der Ferne zu grüßen, aber angstvoll beben machte sie diese Erinnerung und fester klammerte sie sich an den Geliebten.

„Leon, heute muß ich Dir trotz ihres Verbotes von Olga sprechen, ich muß Dir auch ihren Brief zeigen, mir wird so bang wenn ich an Alles denke was sie mir damals schrieb."

„Wer ist denn diese Olga? ich erinnere mich nicht."

„Olga Gajewska, meine Pensionsfreundin, sie die mir das Kreuz schenkte."

„Olga Gajewska Deine Freundin? das Kreuz was ich so lange auf dem Herzen getragen — kommt von ihr?"

„Warum erschreckt Dich das, Leon, kennst Du sie?"

„Olga Gajewska, dieses fanatische Mädchen, die ihr Leben einsetzen könnte für ihr Vaterland, und Du meine sanfte stille Waldblume, welche Gegensätze."

„Du kennst sie also? warum sprachst Du nie von ihr?"

„Wie konnte ich ahnen, daß sie dieselbe Olga sey, von der Du mir in der Schweiz einst gesprochen, als Deine liebste Herzensfreundin? Wohl kenne ich sie; lange Zeit sah ich sie täglich, wir arbeiteten zusammen im heiligen Dienst des Vaterlandes; nun aber bin ich frei — sie, die strenge Patriotin, kann mir nichts mehr anhaben; aber was hat sie Dir geschrieben, Du armes Kind? mit was hat sie Dich geängstigt?"

Und Melanie zeigte ihm den Brief und lange saß er schweigend in dem Lesen dieser Zeilen versunken.

„Sey ganz ruhig, meine geliebte Melanie; ihre Drohungen sind eitel und Dein Schicksal, mit dem meinigen verbunden, wird Dich nicht auf die bewegte Fluth hinaustreiben. Aber Dein Wunsch, sie wieder zu sehen, soll erfüllt werden; sie wohnt in D. und so wirst Du mit ihr zusammen treffen."

Melanie war ruhig und hocherfreut in der fremden Stadt ein bekanntes Wesen zu finden, Olga's Drohungen vergaß sie bald und schrieb den excentrischen Brief dem aufgeregten Zustand zu, in dem ihre Freundin damals war. Sie mußte ja nun anders geworden seyn, ruhiger, verständiger. Wie wenig ahnte sie was in diesem Herzen vorgegangen war, was nun in ihm vorging; wie wenig konnte sie eine Leidenschaft verstehen, die sich von selbst entzündet, durch die eigene Phantasie genährt, verzehrend für viele werden sollte!

5. Das Wiedersehen.

Melanie war Gräfin Parewski und mit ihrem Gemahl auf dem Wege nach D. Der Abschied von den Eltern und dem lieblichen Rosenau war ihr sehr schwer geworden und manche Thräne war hinter ihrem grünen Schleier zur Erde gesunken. Endlich war der letzte Tag der Reise angebrochen und sie sehnte sich recht in ihre Häuslichkeit zu kommen.

„Gleich morgen müssen wir zusammen zu Olga gehen,“ sagte sie zu Leon; „wie erstaunt wird sie seyn mich als Deine Frau zu sehen; sie ahnt nicht, daß wir uns kennen, da sie nur den Namen Kolkowski von mir hörte.“

Und dieses „Morgen“ was sich die junge Frau so sehnlich herbei wünschte, es brach an, aber um ein Anfang zu seyn von vielem Weh und entsetzlichem Leid.

Olga hatte nach Leon's Abreise furchtbare Tage verlebt; gefoltert von Eifersucht, gemartert von dem Grübeln wer diejenige sey, die ihr das Einzige geraubt, was sie hätte glücklich machen können, wollte sie sich selbst entgehen und irrte von Beschäftigung zu Beschäftigung, von Ort zu Ort, — nirgends Ruhe. Sie ging in die Galerie; kaum saß sie aber fünf Minuten vor einem Bild als ihr ein Dämon zuflüsterte: da hat er gestanden und Deine Zeichnung betrachtet. Sie fuhr in die Oper, jeder Ton erinnerte sie an den Abend, an welchem sie das unglückselige Lied gesungen. Die Menschen, welche sie sah, sprachen ihr von ihm, von seiner Abreise, von unbestimmten Gerüchten, er sey zu seiner Braut gereist. Sollte denn Alles nur an ihn erinnern, konnte sie nirgends Ruhe finden? Sie fuhr spazieren, die schnelle Bewegung that ihr gut.

„Schneller, schneller,“ hatte sie hundert Mal dem Kutscher zugerufen, bis er seine Pferde antrieb, daß sie dahin rasten wie im Flug, durch Wälder, auf staubigen Chausseen, nur fort, immer fort, immer weiter. So erreichte sie das Ufer des Flusses, an welchem D. lag und wollte demselben entlang mit den Wellen um die Wette fahren, da wurde ihr Wagen durch einen dichten Menschenknäuel aufgehalten; sie beugte sich aus dem Wagen.

Man trug ein junges Weib, todtenbleich, die Haare hingen wild um sie herum, die Kleider klebten fest an der kalten Gestalt, sie war todt. Entsetzt ließ sie halten:

„Was ist geschehen?“

Eine alte Frau war nur zu gern bereit ihr die schaurige Geschichte zu erzählen:

„Ihr Liebster hat sie verlassen, sie wurde wahnsinnig und stürzte sich in's Wasser.“

„Fort, fort!“ schrie Olga fast dem Kutscher zu und weiter ging es in fliegender Hast.

Ja der Tod — das war die einzige Ruhe.

So vergingen die Tage; die Nächte wollten nicht enden, ruhelos, friedelos, aufgelöst in einem einzigen, furchtbaren Gedanken: das was sie so lange gehofft, was nächst ihrem Streben im Dienst des Vaterlandes ihr höchstes Ziel war, was sie aussöhnen sollte mit allem Bitteren dessen sie auf Erden so viel theilhaftig geworden war, das Herz des edelsten, besten Mannes zu gewinnen — es war gescheitert, für immer verloren und mit diesem Gedanken wurde ihre Leidenschaft immer stärker, ihr unsinniger Plan sich zu rächen an der die selbst so unschuldig, ihren Herzenstraum zerstört hatte.

Aber endlich kam auch für Olga die Stunde, in welcher der Stolz des Weibes siegen sollte über das Herz, siegen und triumphiren. Neue Befehle kamen, neue Nachrichten, welche ihr manches enthüllten von dem Treiben angesehener Polen im Ausland, was ihr von der größten Wichtigkeit war.

„Es gibt noch mehr zu schaffen als einen Liebesmat,“ sagte sie sich und kämpfte mit derselben Leidenschaft, mit der sie sich ihrem Schmerz hingegeben, jetzt gegen jede sanfteren Gefühle, die in ihr aufsteigen wollten.

So vergingen Tage und Wochen; eines Morgens saß sie in ihrem Kabinet, mit Zeichnen beschäftigt, da meldete der Diener: Graf und Gräfin Parewski. Ein Schauer durchbebte sie, eiskalt strömte es nach ihrem Herzen, der Augenblick war da, der ihr aufdecken sollte, wer es sey, den sie schon tief im Herzen haßte. Die Thüre öffnete sich:

„Melanie!“ rief sie mit fast heiserer Stimme, aber nur einen Augenblick ließ sie das unnennbare Erstaunen über sich Macht gewinnen. Im nächsten Augenblick lagen sich beide Freundinnen in den Armen.

Mit einem fast übermenschlichen Kraftaufwand gewann es Olga über sich, ganz ruhig und sehr erfreut über das Wiedersehen zu erscheinen. Nur ein sehr scharfer Beobachter konnte den triumphirenden Zug, der um ihre Lippen spielte, bemerken, als sie zu Parewski sagte:

„Also Sie waren jener Leon Kolkowski, der junge Mann mit dem grauen Hute, der meiner Freundin das schiefe chalet corrigirte?“

Prüfend sah sie ihn dabei an, fast feierlich klangen die Worte, „mit dem grauen Hut.“ Aber Melanie war zu unerfahren, Parewski zu sehr mit den Gedanken an jene glücklichen Tage in der Schweiz beschäftigt, um den Sinn zu erfassen den Olga in diese Worte legte.

„Und denke Dir, Olga, daß er Dein Kreuz gefunden hatte und es mir nie zurückgab, obwohl er wußte, daß es das Meinige war!“ sagte Melanie lebhaft.

„Wußten Sie auch, daß das Kreuz von mir kam, Graf Parewski? oder ich will sie von nun an Kolkowski nennen; der Gedanke ist allzu köstlich, daß Sie sich den Luxus eines zweiten Namens erlaubten, um ihn auch nur auf einen Augenblick zu vergessen.“

Man nahm Abschied, lächelnd und sehr heiter reichte Olga ihrer Freundin die Hand.

„Wir müssen uns recht viel sehen, liebes Herz, um uns für die lange Trennung zu entschädigen.“ Kaum war aber die Thüre geschlossen, als sich Olga's Züge zu einem fast dämonischen Grinsen verzogen. „Nun habe ich das Mittel und Gott Dank auch die Macht, dieser Thörin zu vergelten was sie mir gethan.“

Erschöpft sank sie in einen Sessel nieder und saß lange in

dumpfen Brüten versunken vor dem Kamin, die Kohlen prasselten, rothe Flammen züngelten empor, um gleich darauf zu verschwinden, das ganze Kohlengebäude war eingesunken, nur schwarze Asche war geblieben, und Olga sah noch immer unbeweglich hin. Plötzlich stand sie auf: „Vergehen soll ihr Glück wie diese Flammen, nichts soll bleiben, als schwarze Asche."

Der Grund, warum Graf Parewski einen zweiten Namen angenommen hatte, war ein ganz individueller und hatte nur zum Zweck, seine Reisen vor einigen Mitgliedern seiner Familie geheim zu halten; daß eine andere Art von Auslegung möglich war, daran hatte er nicht gedacht; daß man seinen grauen Hut mit jenen Hüten verwechseln konnte, welche die regierungsfreundlichen Polen im Ausland trugen um sich daran als Mitverschworne zu erkennen, die gegen den Bund der Getreuen als gegen ein Phantom, welches sich aber doch zuweilen verkörperte, ankämpften, das war ihm nicht eingefallen; hatte er doch mit diesen Hüten nur die Farbe gemein und unterschied sich auf das Bestimmteste davon durch die Form. Aber Olga ergriff mit leidenschaftlicher Hast diese beiden Dinge, welche gegen Parewski zeugen konnten, und ohne sich zu fragen, ob sie genug Gewißheit habe, ohne auch nur zu wünschen näheren Aufschluß zu haben, eilte sie, einen Bericht aufzusetzen und Parewski als einen Verräther des Vaterlandes zu denunciren. Sie erwartete mit Ungeduld die Antwort und als diese ihr endlich wurde und die größte Vorsicht anbefahl, spielte ein spöttisches Lächeln um ihren stolzen Mund. „Lange genug habe ich gethan was ihr wollt; nun fängt mein Werk an, zu dem ich nur Autorisation brauche; das Wie ist meine Sache."

In ihrem äußeren Leben hatte sich nichts geändert, nur daß man sie nun öfter allein sah, wo sie früher stets von Parewski begleitet war, oder wenn er noch mit ihr zusammen gesehen wurde, so war Melanie stets dabei. Es schien ein sehr inniges Verhältniß zwischen beiden Freundinnen obzuwalten; Melanie gab sich mit der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Herzens der Freude hin, Olga wieder zu sehen, und da sie ganz fremd in allen Kreisen und Verhältnissen D.'s war, so fand sie an Olga eine große Stütze. Kein Mensch ahnte wie die stolze Polin bei jenen Zusammenkünften litt; nur manchmal fuhr ein fast unmerkliches, triumphirendes Lächeln über ihr Gesicht wenn sie Parewski's Sorge um seine junge Gattin sah, und ihre Augen leuchteten in ungewöhnlichem Glanz. Olga ging diesen Winter mehr denn je unter Menschen, sie selbst gab glänzende Gesellschaften und schien zu allem aufgelegter als sonst. An Parewski's Stelle hatte man ihr einen alten General geschickt, der wie Jener die Briefe für sie empfing und mit ihr des Morgens die Ausführung der verschiedenen Befehle berieth.

Er hatte ihren Vater gekannt, ihre Mutter war seine einzige Liebe gewesen, und ihr Tod ein furchtbarer Schmerz für ihn. Nach vielen vergeblichen Bemühungen hatte er endlich ihre Freilassung erwirkt und die Erlaubniß erhalten, sie selbst zu ihrem Gatten in's Ausland begleiten zu dürfen. Er eilte nach dem Gefängniß um eine Leiche zu finden, die niemand dort beweinte, und ein Grab graben zu sehen, wo diese Frau, die er so heiß geliebt, ihre Ruhestätte finden sollte, mitten unter den Verbrechern, welche im Gefängniß ihren Tod fanden. Ihr ein würdiges Begräbniß unter den vorangegangenen Mitgliedern ihrer Familie zu erwirken, war nun seine letzte Aufgabe, und als die Gebete über dem Grab gesprochen und ein einfaches Marmorkreuz darauf errichtet war, eilte er dem verbannten Gatten das trostlose Ende seiner Gattin mitzutheilen. Olga war damals in der Pension gewesen, hatte auch später nichts von diesem allem erfahren und hörte nun mit fliegenden Pulsen den einfachen Worten des Generals Sulkowski zu, der ihr mit von Thränen erstickter Stimme die Geschichte seines Lebens und seines Leidens erzählte. Verklärt durch die nahen Beziehungen zu ihren Eltern, besonders durch das treue Andenken, was er ihrer Mutter bewahrte, erschien ihr Sulkowski wie ein Engel, ihr zur Hülfe gesandt. Er kam oft und brachte fast jeden Abend bei ihr zu; sie bemühte sich um ihn wie um einen Vater und oft sagte sie zu ihm:

„Lassen Sie uns nie vergessen, daß wir beide ein Wesen zu rächen haben, welches jedes Opfer von uns verlangen kann! Sie haben es ihr schon gebracht durch ihr einsames, freudloses Leben. Das Meinige beginnt immer einsamer, immer freudloser zu werden, bald wird es dem Ihrigen gleichen."

Aber Sulkowski fing an sein Leben nicht mehr so einsam und freudlos zu finden, seit ihm durch Olga's Bemühen ein wenig Sonnenschein darin ward. Er lernte sie unentbehrlich finden und ein Wünschen nach dem Besitz dieses schönen, stolzen Wesens regte sich mächtig in seinem Herzen. Der Tag, an welchem er diesen Wunsch Olga mittheilte, entschied mehr als ein Geschick, denn als Olga allein war und nach der Antwort ihres Herzens forschte, konnte sie nur Eine finden:

„Als seine Frau werde ich noch mächtiger, wird es mir noch leichter, eine verlorne Jugendliebe zu rächen." Und so stand sie ein paar Wochen später vor dem Altar, auf den sie ein gebrochen Herz legte und von dem sie hinwegging, gekettet für ihr ganzes Leben an einen Mann, der keine Ahnung von den Motiven hatte, die das stolze, schöne Weib an seiner Seite bewegte, sein eigen zu werden.

Parewski dachte bei dieser Nachricht an jenen Abend, an welchem er dem ungarischen Lied gelauscht und sagte wie damals: „Armes Kind!"

Aber die Schlußworte blieben heute weg, denn sein Schicksal hatte ihm so unendlich viel mehr gewährt als er damals zu hoffen gewagt hatte. Er erzählte seiner Frau die Entdeckung, welche er gemacht, und Melanie fühlte sich von diesem Augenblick noch weit mehr zu Olga hingezogen.

Die Stunde sollte kommen, in der sie erkennen würde, wer der war, um den Olga an jenem Abend getrauert und geklagt hatte.

6. Olga Sulkowski.

Die Verheirathung Olga's hatte allgemeines Erstaunen in D. hervorgerufen, und ihre Wahl fast ein noch größeres;

dahin waren alle Vermuthungen, alle jene Gerüchte, die man so gerne glaubte und von deren Mysterien umhüllt Olga so interessant gewesen war, aber man gab sie doch nicht so leicht hin und bald hatten die geschwätzigen Zungen D.'s Neues gefunden, was sich leicht und schnell an das Alte anreihen ließ. Es war eine Aufregung in allen Kreisen, in welchen sie erschien und mit wahrer Ungeduld erwartete man die Rückkehr des Ehepaars, welches gleich nach der Hochzeit auf des Generals Güter gereist war.

Endlich kamen sie zurück und wenige Tage nachher erschienen Einladungskarten zu einer Soirée bei Frau von Sulkowski. Für die Neugierigen, welche etwas ganz Besonderes erwartet hatten, war es eine bittere Enttäuschung alles wie an vorhergegangenen Abenden zu finden. Man machte Musik wie gewöhnlich und Olga schien liebenswürdiger und hinreißender wie je. Als die Gäste ganz versunken in dem Zuhören einer wundervollen „Fantasie“ waren, welche ein junger Violinspieler mit großer Vollkommenheit ausführte, winkte Olga dem Grafen Parewski und schritt voran in das ihm so bekannte Cabinet.

Sie öffnete ihren Schreibtisch, nahm ein gefaltetes Blatt heraus:

„Lesen Sie, ich rechne fest auf Ihre Unterschrift:“

Parewski las und wurde bleich:

„Ich kann meine Unterschrift nicht geben, das wissen Sie; wozu mich wieder hinein reißen wollen in den Strudel eines immer bewegten Meeres, welches nie Ruhe finden wird und von dessen Ebbe und Fluth ich mich losgesprochen habe.“

„Sie wollen damit sagen, Sie haben Sich von Ihrem Vaterland losgesagt, wenn Sie in Zeiten wie diese und bei einer so wichtigen Sache, die den Gang der Dinge mit einem Schlag umgestalten kann, nicht Ihre Stimme geben? Sie wollen nun öffentlich darthun was Sie bisher im Geheimen waren? — ein Verräther.“

„Olga, was sprechen Sie!“

„Ich heiße Frau von Sulkowski und bin für Sie nicht mehr Olga, das merken Sie sich, mein Herr!“ sagte sie mit eisiger Kälte. „Glauben Sie nicht an die Macht der Getreuen? ich dächte doch, Sie müßten die Ausdehnung des Bundes kennen. Er reicht bis über die Grenzen dieses Landes und verfolgt alle die, welche ihm angehören, wohin sie auch gehen.“

„Ich verstehe Sie nicht; auf mich hat der Bund keine Macht mehr, da ich herausgetreten bin. Ich unterschreibe nicht.“

„Sie scheinen vergessen zu haben, daß der Bund ein Recht hat auf die Vergangenheit derer, welche ihm nicht Treue geschworen.“

„Meine Vergangenheit war seinem Dienste geweiht und mit der gewissenhaftesten Treue suchte ich seine Pläne zu fördern und für das zu wirken, was mir immer als leere Hoffnung erschien.“

„Sie dienten ihm hier, aber im Ausland veränderten Sie Ihren Namen, ohne es anzuzeigen; im Ausland trugen Sie den „grauen Hut“! Stille, unterbrechen Sie mich nicht! Sie wissen, der Bund richtet auf die Aussagen glaubwürdiger Zeugen und gibt nichts auf die Vertheidigung des Angeklagten. Wer sollte die Macht des Bundes besser kennen wie Sie, der Sie zu den Eingeweihtesten gehören? Es ist nun an Ihnen, sich seinen Gesetzen zu unterwerfen — oder zu unterschreiben.“

„Ich unterschreibe nicht und glaube an eine Gerechtigkeit, die über dem Phantom dieses Bundes steht, dem Sie sich hingegeben haben, mit allen Ihren Kräften, theils aus Eitelkeit, theils aus Rache, — zwei Motiven welche Sie blind machen gegen die eigentliche Bestimmung des Weibes. Ich habe, so lange ich mußte, treu gedient. Nun bin ich frei und werde es bleiben; lange Jahre des Glückes habe ich dem Dienst des Vaterlandes geopfert, nun aber suche ich meinen einzigen Lohn in dem Glück und Frieden einer echten, deutschen Häuslichkeit.“

„Immer besser, Graf,“ sagte Olga höhnisch lächelnd; — „Sie verrathen sich immer mehr, wenn Sie auf die Idylle Ihres Lebens kommen. Und dies alles hat die kleine Melanie fertig gebracht. Ich hätte dem Wachspüppchen solche Macht nicht zugetraut.“

„Gnädige Frau, Sie weichen von Ihrem Thema ab, und dann weiß ich nicht, was ich hier noch soll. Ich bin nicht gesonnen, Ihre Betrachtungen über meine Gattin anzuhören. Sie erlauben mir, mich zu beurlauben. Ich werde Morgen nach Rasenau reisen.“

„Nun, so wünsche ich Ihnen ein recht glückliches Christfest auf Rasenau, inmitten der echten deutschen Häuslichkeit, welche gewiß dort herrscht. Leben Sie wohl, lieber Graf“ versetzte Olga.

Die schweren Damast-Vorhänge waren wieder zugefallen, Olga war allein.

„Ein glückliches Christfest, das soll ihm werden, wie er es verdient, und ihr ebenfalls, die mir mein Glück geraubt!“ murmelte die Verschmähte. „Wie anders hätte Alles werden können, wenn dies Weib nicht dazwischen gekommen wäre; und wie anders hätte ich werden können, wenn Leon mich geliebt hätte! Aber so bin ich erst recht das geworden, wozu man mich auserlesen; bis jetzt habe ich trotz der verrätherischen Mittel, deren ich mich bedienen muß, um für die Sache meines Vaterlandes zu wirken, doch noch meine Seele, mein Herz rein und edel erhalten, und zwar durch die Liebe zu Leon; aber nun eile ich schwindelnd abwärts auf dem Weg, der mich erniedrigt; ich kann nicht mehr zurück; konnte ich nicht glücklich werden, so soll sie es auch nicht sein. Ich habe Leon zuerst geliebt, mein mußte er werden!“

Drinnen im Salon war schon lange die Musik zu Ende, man fing an, die Wirthin zu vermissen und sich über ihr Verschwinden zu verwundern. Drinnen im Cabinet lag ein stolzes Weib in stummer Verzweiflung am Boden und rang nach Fassung; todesbleich, die schönen Züge verzerrt, die Hände krampfhaft geballt. Da ertönte eine liebliche Walzweise, wie sie auf den Schweizer Bergen das Herz des Wanderers erfreut. Dies Lied schien Olga zu electrisiren, sie raffte sich auf, legte die Flechtenkrone, welche herabgefallen war, auf ihrem Scheitel zurecht, ordnete die Perlenschnüre, welche ihren schö-

nen Hals schmückten, und nahm ein kleines Flacon aus dem verborgenen Fach ihres Schreibtisches:

„Du Trost in bangen Stunden, in denen ich mich selbst verliere," sprach sie schmeichelnd vor sich hin, sog einige Tropfen aus dem Flacon, und verbarg es dann wieder sorgfältig.

Sie kehrte zu den Gästen zurück, ganz ruhig, ganz heiter, entschuldigte ihr langes Wegbleiben mit dem Lesen eines Briefes, den ein junger, in große Noth gerathener Künstler ihr geschrieben, schilderte in der rührendsten Weise sein Elend und schlug vor, gleich jetzt eine Collecte für den jungen Mann zu erheben. Er war in D. bekannt, sein Schicksal interessirte viele, und seine Fürsprecherin war hinreißend schön.

Reiche Gaben gingen ein. Als sich aber Olga nach Parewski und seiner Gemahlin umsah, waren beide verschwunden. Bald entfernten sich auch die andern Gäste, und so endete die erste Soirée bei Frau v. Sulkowski.

* * *

Auf Rosenau wurde der heilige Abend gefeiert. Lichterglanz erhellte die Zimmer, Riesenbäume mit bunten Bändern, Gold- und Silberstreifen, künstlichen Blumen und glänzenden Perlen geschmückt, strahlten in dem ganzen Zauberglanze des Christfestes, reiche Gaben waren auf den Tischen ausgebreitet, glückliche Menschen standen bewundernd davor, Friede im Herzen, gläubige Anbetung auf den Lippen. Ein Choral, in welchem Melaniens liebliche Stimme sanft durch alle andern durchklang, war kaum verhallt; sie stand an der Seite ihres Gatten, er hatte seinen Arm um sie geschlungen, beide bewunderten eine Murillo'sche Madonna, welche ihr Antheil an der Weihnachtsbescheerung war. Melanie's Herz war übervoll, sie konnte nicht sprechen, die rechte Weihnachtsfreude war in ihr eingekehrt und trug sie auf leichten Schwingen zu der Krippe im Stall zu Bethlehem. Sie war ihr Leben lang dem Stern gefolgt und er hatte sich nie von ihr entfernt; in gläubigem Vertrauen war sie auf ihrem Lebensweg dahin gewandelt, die Freude grüßend mit jubelndem Herzen, dem Leid nicht aus dem Wege gehend, wenn die bitteren Tage nahten und nun ruhte sie sicher und fest in dem starken Arm, der sie umschloß. Ihre Liebe war in der Knospe aufgeküßt worden von der Liebe des Mannes, der ihr am Altar Treue gelobt hatte; kein Kampf, kein Zweifel, kein geängstigtes Herz hatte sich in den seligen Traum ihrer ersten Liebe eingeschlichen. Alles war da ehe sie sich bewußt fühlte, daß sie danach verlange, alles so vollkommen, daß kein Wunsch mehr übrig blieb, und ein süßes Geheimniß in ihrer Brust machte sie zuweilen vor Wonne beben. Leon, der so viel gekämpft und gelitten, so tief hineingeschaut in das Elend der Welt und das Elend in jeder einzelnen Brust, er wußte es tausendfach zu schätzen, welches Glück ihm in der zarten Waldblume wurde, die er sein eigen nannte, welch köstlicher Schatz das Herz seiner Frau war. Wie eine Perle rein und unentweiht aus der sie umgebenden Hülle kommt, so hatte sich alles, was sie empfand und dachte, aus dem tiefen Innern ihres Herzens entwickelt, seit sie ihn liebte, und dies alles war sein Eigenthum geworden. Dankend und hoffend sandte er seine Gebete in dieser Stunde zum Himmel; sie war ihm eine Weihestunde, in welcher alles, was er an Glück und frohem Hoffen empfand, sich vor seinen Blicken entfaltete.

Dies war das Christfest auf Rosenau. Allein plötzlich wurde die feierliche Stille durch das Eintreten eines Dieners unterbrochen, der einen Brief an den Grafen Parewski brachte. Leon kannte die Handschrift nicht, aber als er den Brief erbrechen wollte und auf das Siegel sah, leuchteten ihm die Worte im rothen Lack entgegen: „Ertrage und harre aus!" — der Wahlspruch der Polen. Sollten ihn denn überall hin diese Worte verfolgen? was konnten sie noch von ihm wollen? Er las die wenigen Zeilen des Briefes, blickte wehmüthig auf seine Gattin, und wandte sich zu dem Diener, der, einer Antwort harrend, am Eingang des Zimmers stand, mit der Frage: „Ist ein Wagen bereit?"

„„Der Diener, welcher mit dem Brief ankam, hat einen Wagen für den Herrn Grafen von der nächsten Station mitgebracht.""

— „Sagen Sie ihm, ich werde in zehn Minuten bereit sein." —

Melanie hatte seinen Arm ergriffen: „Du willst fort, heute noch?"

„Ich muß auf einige Tage nach der Stadt, mein liebes Herz," erwiderte er; — „es wird keine lange Trennung sein, nur höchstens zwei bis drei Tage, dann komme ich zurück; es ist ein Mißverständniß vorgefallen, das ich schneller beendige, wenn ich selbst gehe."

Aber durch Melanie's Herz fuhr ein heftiger Schmerz, und mit Mühe nur konnte sich ihr Gatte von ihr losmachen. Draußen in der kalten Winternacht zog er noch einmal den Brief aus der Tasche und las: „Ein ernstes Geschäft ist abzumachen. Man braucht zuverlässige Männer. Man erinnert sich Ihrer treuen Dienste und nimmt Sie sofort in Anspruch. Die Zeit drängt.

Im Auftrag des Bundes: General Sulkowski."

Wie viele tausend solcher Briefe hatte Leon an Olga's Schreibtisch unterzeichnet und gesiegelt in den Morgenstunden, in welchen er mit ihr arbeitete. Hatten diese Briefe auch den Gatten von seinem Weib hinweggerissen, dann wann sie am seligsten im Gefühl ihres gegenseitigen Glückes waren? Hatten sie ebenfalls trostlose Herzen gemacht? Was konnte man von ihm noch wollen, da er sich von allem losgesagt? Vor allem wollte er zu General Sulkowski und ihm wiederholen, was er an jenem Abend seiner Frau gesagt: daß er frei sei und es bleiben wolle. So fuhr er Meilen und Meilen bis die Nacht dem Tage wich und von allen Kirchthürmen das Fest eingeläutet wurde. Da flog seine Seele nach Rosenau, zu Melanien, die nun allein zur Kirche ging, die sich so sehr auf dieses Christfest gefreut hatte.

Noch einmal las er den Brief durch und sah, was er bisher übersehen, in der einen Ecke von einer feinen weiblichen Handschrift die wenigen Worte: „Ein recht glückliches Christfest auf Rosenau! O. S."

7. Ertrage und harre aus.

Aus den Tagen wurden Wochen und aus den Wochen Monate, und Leon kehrte noch immer nicht zurück. Melanie war noch auf Rosenau bei ihren Eltern; hastige kurze Briefe, von denen der Eine immer hinausschob, was der Andere so nahe gerückt hatte, waren die einzige Nachricht, die sie von ihrem Gemahl erhielt. Der eigentliche Grund seiner schnellen Abreise, seines langen Ausbleibens war ihr völlig fremd. Es war eine schreckliche Zeit für die arme Frau, und sollte ihr die Wahrheit der Worte auf dem goldenen Kreuzchen, dem Geschenk Olga's, recht tief einprägen.

Leon war gleich nach seiner Ankunft in D. zu dem General Sulkowski gefahren, und fand dort zwei der eifrigsten Mitglieder des Bundes. Mit den schmeichelhaftesten Reden wurde ihm die Pille vergoldet: er war zum größten Bedauern Aller aus dem Bunde geschieden, aber man mußte noch einmal seine Dienste in Anspruch nehmen, da den wichtigen Geschäften, die in Warschau selbst abzumachen waren, kein Anderer gewachsen war. Er allein war der Mann dazu; nicht mehr aufgeführt in den Listen, würde sein Name keinen Verdacht erregen und seine Ankunft in Warschau war nach der langen gezwungenen Abwesenheit sehr natürlich. Leon mochte sagen, was er wollte, man ließ ihn nicht los; mit den höflichsten Worten suchte man ihn festzuhalten und spiegelte ihm vor, seine ganze Reise würde höchstens nur eine Woche dauern, und so mußte er sich denn endlich zur Annahme dieser geheimen Mission verständigen. Die Wahrheit war, daß er durch Olga's Mittheilungen dem Bunde gefährlich erschienen war, daß man ihn nicht aus den Augen lassen wollte und ihn so durch einen besonderen Auftrag beschäftigte. Olga hatte ihren Zweck erreicht; sie wollte ihn von Melanien trennen, sie wollte ihn unglücklich machen, und das schwache Weib langsam zermalmen. Sie hatte noch andere Pläne, die Reise war nur der Anfang, Leon sollte nicht zur Ruhe, nicht zum Genuß seiner echten, deutschen Häuslichkeit kommen.

Und sie erreichte ihren Zweck. Zur Ruhe kam er nicht. Von einem Ende des Landes wurde er zum andern geschickt, bis sich seine Abwesenheit auf Monate belief und er fast verzweifelnd noch immer kein Ende sah. Seine Frau schrieb ihm Briefe voll sehnenden Verlangens, durchweht von einem trüben, tiefgedrückten Geist:

> „Ich habe an Olga geschrieben; sie, die so viel auf alle diese Verhältnisse einwirken kann, hätte doch gewiß helfen können, aber sie antwortete: Warum hast Du einen berühmten Mann geheirathet, wenn Du Deinen Gatten für Dich ganz allein haben willst? Seine Nation hat Anrechte, die sie nie fahren läßt."

Leon sah sich in einem Netz von Intriguen gefangen, aber den rechten Schlüssel konnte er nicht finden, denn er war weit entfernt, denselben in der unglücklichen Leidenschaft Olga's für ihn zu suchen. Da kam eines Morgens ein Brief von Herrn v. Hardenfels, wenig Worte nur, aber furchtbare Worte: „Melanie schwebt zwischen Leben und Tod: Sie haben einen Sohn."

Fast schwand der Nachsatz bei der schrecklichen Nachricht, die der Vordersatz brachte. Seiner Sinne kaum mächtig, beschloß Leon, abzureisen, entstehe daraus, was da wolle. Er reiste Tag und Nacht und war am Ende des dritten Tages auf Rosenau. Melanie war im furchtbarsten Delirium, sie erkannte ihn nicht und rief klagend immer seinen Namen. So vergingen viele Nächte und viele Tage; endlich aber sollte doch der Tag kommen, an welchem sie ihrem Gatten wiedergegeben ward. Er saß an ihrem Bette, ihre Hand in der Seinen haltend, da schlug sie die Augen auf, ein mattes Lächeln kam auf ihre bleiche Lippe: „Leon!" flüsterte eine schwache Stimme. Sie war gerettet.

Jetzt erst hatte Leon den Muth, nach seinem Kind zu fragen, jetzt erst fand das Gefühl, einen Sohn zu haben, Raum in seinem Herzen, aber auch jetzt fiel es ihm wie Centnerschwere auf die Seele, daß er seinen Posten verlassen, ohne davon Meldung zu machen; er sandte einen reitenden Boten nach der nächsten Telegraphenstation mit einer Depesche, welche die verspätete Meldung und den Grund der plötzlichen Abreise enthielt. Kaum eine Stunde verfloß und schon war die Antwort da:

> „Man verläßt nicht ungestraft einen so wichtigen Posten, doch sei es Ihnen verziehen im Andenken an Ihre vortrefflichen Dienste. Sie werden jedoch spätestens in drei Tagen wieder dort sein."

Melanie hatte diesmal keine Thränen, ganz leise nur sagte sie: „Leon, jetzt habe ich ganz verstanden, was es heißt: ‚Ertrage und harre aus', Gott gibt die Kraft dazu."

Und wieder reiste er ab, und wieder war sie allein, aber sie hatte ihr Kind. Es war ihr eigen, und ganz allein ihr, Niemand hatte Anrecht an das kleine Leben, Niemand konnte es ihr nehmen. Dies sagte sie sich tausend- und tausendmal, und wurde nie müde, es sich zu wiederholen, und es dem kleinen, blassen Geschöpfchen mit heißen Küssen zuzuflüstern. Fast schämte sie sich, die Andern sehen zu lassen, in welchem Grad sie ihren kleinen Engel liebte; lächelte er Jemand anders als ihr zu, so konnte sie bittre Thränen weinen; hatte ein anderer Mund seine Rosenlippen berührt, so eilte sie, den fremden Kuß hinwegzuküßen. Das Kind anzusehen, wenn es in seinem Bettchen lag, war ihr höchstes Glück, sie ließ es keinen Moment aus den Augen; den unsichern Bewegungen seiner kleinen Hände eine Richtung zu geben, war ihre Lust; sie wurde nicht müde, in die reine, blaue Tiefe seiner Augen zu schauen; Tag für Tag bewachte sie das sich entwickelnde Leben, Tag für Tag bezeichnete ein neues Wunder, aber das größte aller Wunder blieb der Gedanke: dies kleine, schwache Wesen wird einst ein Mann, wird seinem Vater ähnlich sehen, wird mich „Mutter" nennen; und so eilte sie den Jahren voran, bis das Uebermaß von seligen Gedanken und Gefühlen ihr Herz vor Seligkeit zittern machte, und jeder Gedanke ein Gedicht, jedes Gefühl ein Gebet war.

So vergingen die ersten Wochen; bis jetzt war die Schön-

heit des Kindes jene reine Engelschönheit unschuldiger Kindergesichtchen; aber als der erste Monat seines Erdenlebens verflossen war, kam eine Veränderung, die zu keinem Herzen als dem der Mutter sprach, keinem Auge sichtbar als dem ihrigen — das Aufleuchten einer Aehnlichkeit mit seinem Vater, und diese Aehnlichkeit begrüßte Melanie mit einer Wonne, die nur durch das bittere Vermissen des geliebten Mannes getrübt werden konnte. Manchmal war sie deutlich in den Zügen zu lesen, dann war sie wieder verschwunden, sie tauchte auf und ging, wie eine selige Erinnerung.

Melanie's ganzes Wesen war mit der Sorge um das Kind erfüllt und mit der Hoffnung auf die Wiederkehr Leon's. So harrte sie in Geduld und ergab sich demuthsvoll in den Willen, der der Menschen Schicksale lenkt.

Während sie so stille in der Hoffnung und geduldig, lebte Olga ein Leben voller Qualen. Im Anfang schwelgte sie in dem Bewußtsein, die Gatten getrennt und so das vollkommene Glück derselben gestört zu haben; aber mit dem Gefühl, Leon für immer verloren zu haben, war ihre Leidenschaft nur um so heftiger geworden, und ihn täglich zu sehen, mit ihm alles zu besprechen, was sie dachte und empfand, war ihr eine allzusüße Gewohnheit geworden, um diese so mit Einem Mal aufgeben zu können. Seit ihrer Verheirathung mit General Sulkowski hatte ihre allgemeine Thätigkeit in Sachen des geheimen Bundes bedeutend abgenommen; sie ließ ihren Gatten so ziemlich alles bestimmen und ausführen, und leitete nur die Fäden, welche Leon verderben sollten; ihre Unruhe hatte immer zugenommen, ihre felsenfeste Energie war zu großem Theil mit untergegangen, als ihr Herz Schiffbruch gelitten hatte. Sulkowski erfuhr eine bittere Enttäuschung, als es ihm mit jedem Tage klarer wurde, Olga habe nur Kraft und Fähigkeit, ein Engel des Lichts oder ein Dämon der Hölle zu sein, kenne keinen Mittelweg, und die Stunden, in welchen sie, wie in der ersten Zeit ihres Bekanntseins, der Engel seines einsamen freudlosen Lebens sein wollte, wurden immer seltener. Friedlos, gequält von tausend sich widersprechenden Gefühlen und Entschlüssen, war sie heute entflammt für einen Gedanken, — hingerissen, mit aller ihrer früheren Willenskraft zu erfüllen, was an die Patriotin verlangt wurde; und morgen konnte sie den ganzen Tag auf ihrem Ruhebett liegen, ganz erschlafft, kaum im Stande, die Augen offen zu halten. Die Zeit, binnen welcher Leon's Auftrag erfüllt sein mußte, kam immer näher; der Gedanke, ihn nun bald wieder mit Melanie vereinigt zu wissen, ließ ihr keine Ruhe, sie suchte nach andern Gründen, ihn von ihr zu entfernen.

Tag und Nacht brachte sie so zu, aber umsonst; es war unmöglich, etwas auszusinnen; sein Austreten aus dem Bund machte es um so schwerer, ihn zu beschäftigen; das Mißtrauen, welches ihre Meldung von dem Namenwechsel und dem Tragen eines grauen Hutes hervorgerufen hatte, war gänzlich verschwunden durch Leon's gewissenhafte Ausübung seiner schwierigen Mission in Warschau. Nach dieser Richtung hin konnte ihr keine Hülfe für ihre rachedürstenden Pläne werden.

Bald nach Leon's Zurückkunft kam er mit seiner Gattin und dem Kind in D. an. Melanie hatte gleich an Olga geschrieben und sie dringend gebeten, zu ihr zu kommen, um ihren kleinen Engel zu sehen; Olga ging, mehr in der Hoffnung, aus Leon's Aeußerungen einen Anhaltspunkt zu finden, damit sie ihm neue Qualen auferlegen könne, als aus dem Wunsch, sein Glück, seine Häuslichkeit, sein Kind zu sehen.

‚Ertrage und harre aus'! Wenn sie nur die Kraft behielte auszuhalten, bis ihr Werk vollendet war!

Sie fand Melanie neben der Wiege ihres Kindes sitzend, Mutter und Kind das vollkommenste Bild unentweihten Glücks und Friedens. Olga begrüßte ihre Freundin, schien theilnahmsvoll das kleine Wesen zu betrachten, ihre Gedanken aber waren weit entfernt von dem Ort, an welchem sie sich befand, und den Menschen, mit denen sie sprach. Als sie in das Zimmer eingetreten war, fiel ihr erster Blick auf ein kleines Oelgemälde, in welchem sie sogleich das Bild des Kaisers erkannte. Ein Entschluß ging durch ihre Seele, der ihr Ruhe geben konnte, und das Lächeln, mit dem sie den eintretenden Leon empfing, galt der Freude über einen neuen Plan, sein Glück zu verderben. Sie erkundigte sich eingehend über alles, was er in Warschau gesehen oder gehört, sie sprachen lange von dem Schicksal ihres Vaterlandes, Olga schien noch nie so sehr mit dem Grafen übereingestimmt zu haben als heute.

„Mich dünkt, gnädige Frau, als seien Ihre Hoffnungen bedeutend gesunken; ich vermisse die Sprache der sichern Patriotin, welche Sie von jeher geführt, und glaube dem General mehr Einfluß auf Sie zugestehen zu müssen, als ich es je für möglich gehalten hätte," sagte Leon.

„Der klare, überlegene Verstand eines Mannes hat immer Einfluß auf ein Weib, um so größeren, wenn es der Mann ist, den man als den edelsten und besten hat schätzen lernen; aber ich muß noch viel von dem hören, was Sie in der Heimath erlebt, wen Sie gesprochen haben, und hauptsächlich, von wem Sie dies schöne Bild des Kaisers haben," entgegnete sie etwas langsam und zerstreut; „Sie hatten es früher nicht."

Der Graf erschrack sichtlich, mehr vor dem Ton ihrer Worte, als vor dem Inhalt derselben. Jenes Bild des Kaisers war das Eigenthum seines Vaters gewesen, der eine Stelle in der Kaisers nächster Umgebung eingenommen hatte und stets jenes Bild als besten Schmuck seines Schlosses betrachtete. Leon hatte das Bild mitgenommen aus einer Art von Pietät für das, was seinem Vater theuer war, — freilich ein Act, der ihm bei den glühenden, fanatischen Patrioten schaden konnte! Das bedachte er erst heute bei dem sonderbaren Ton in Olga's Stimme.

Sie war aufgestanden und ganz dicht an das Bild hinzugetreten, scheinbar um es recht genau zu betrachten; Leon war ihr gefolgt und wollte das Bild herunter nehmen, als sie leise zu ihm sagte: „Ich habe genug gesehen, bemühen Sie sich nicht weiter!" und dann sich zu Melanie wendend fragte sie heiter: „Hättest Du nicht Lust, heute Abend in die Oper zu fahren, meine Liebe? Ich erwarte Dich und Deinen Gemahl in meiner Loge?"

— „Wir sind zu Graf O. eingeladen," sagte Melanie.

„Wohlan, fahren wir zusammen nach der Oper dorthin; Du kommst doch, nicht wahr?" Sie ließ Melanie kaum Zeit zur Antwort und eilte hinaus.

Leon war ernst geworden, aber durch den freundlichen Abschied etwas beruhigt. In seiner Seele begann ein furchtbarer Verdacht aufzusteigen gegen das Weib, welches er zu kennen glaubte und welches ihm doch zuweilen ein vollkommenes Räthsel war. Der Brief mit den in die eine Ecke des Papiers gekritzelten Worte: „Ein fröhliches Christfest auf Rosenau!" kam in sein Gedächtniß zurück; eiskalt durchfuhr es ihn. Sollte er sie als eine Verrätherin fliehen oder war sie nur eine bis zum Aeußersten excentrische Natur? Der Abend kam, und Melanie fuhr mit wahrer Freude in die Oper, ein Genuß, der ihr lange versagt gewesen war.

„Wie gut und liebenswürdig doch Olga ist," sagte sie zu ihrem Gatten, der ihr zerstreut beipflichtete.

Zwei Acte der ziemlich großen Oper waren vergangen, als man Olga's Wagen meldete. „Sie werden verzeihen, wenn ich Sie verlasse!" wandte sie sich an ihre Gäste; „aber ich vergaß, daß ich noch vor der Gesellschaft bei dem Grafen O. einen Besuch mit dem General machen muß, er holt mich ab. Auf Wiedersehen!" Sie eilte davon, ohne eine Antwort abzuwarten.

Graf Parewsky blieb mit seiner Gattin bis zu Ende der Oper, Melanie konnte sich nicht entschließen, gleich von da in die Soirée zu fahren, sie mußte erst nach ihrem Kind sehen; sie fuhren nach Hause. Als sie in die Nähe ihrer Wohnung kamen, rollte ein Wagen die Straße hinab, der vor ihrem Hause gestanden zu haben schien. Bald waren sie angekommen. Der Diener hielt die Thüre noch offen und schien jenem Wagen nachzusehen.

„Wer war da?" frug Leon.

— „Frau von Sulkowsky mit einem fremden Herrn, sie war unwohl geworden, und kam herauf, die Kammerfrau der Frau Gräfin um etwas kölnisches Wasser zu bitten."

„Kamen Beide herauf?"

— „Ja wohl."

„In welchem Zimmer waren sie?"

— „In dem Zimmer der Frau Gräfin."

Leon wußte genug, um Grund zu einer großen Aufregung zu haben. Seit heute schien ihm Olga zu allem fähig, und er scheute sich nicht, ihr in Gedanken Verrath und Hinterlist vorzuwerfen. In weniger als einer Stunde war er im Hause des Grafen O.; auf sein Zureden war Melanie zu Hause geblieben, sie schien müde und abgespannt von dem ungewohnten Theaterbesuch, und Leon fürchtete in der Soirée des Grafen O. Dinge erleben zu müssen, die er seiner Gattin ersparen wollte. Sein erster Blick beim Hereintreten fiel auf ein kleines Sopha, auf welchem Olga mit einem Fremden Platz genommen hatte; jener Fremde war General F., einer der glühendsten Patrioten, einer der mächtigsten Mitglieder des Bundes. Als er Leon eintreten sah, erhob er sich, trat auf ihn zu: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen", und winkte ihm zu folgen. Sie waren allein in einem kleinen Kabinet. Der Fremde begann: „Graf Parewsky, Sie kennen die Gesetze und die Macht des Bundes, er weiß von keinem Aufhören dieser seiner Macht, und sie dehnt sich aus auch auf jene Mitglieder, welche ausgeschieden sind, sobald diese seinen Interessen entgegenhandeln. Man verlangt von ihnen keine Theilnahme mehr, straft aber alles, was auf ein Versöhnen mit der Regierung hindeutet. Sie werden daher nicht erstaunt sein, wenn ich Sie bitte, mir nach W. zu folgen, und zwar sogleich. Man wird, Ihrer vortrefflichen Dienste eingedenk, die Untersuchung beschleunigen, aber Ihre Gefangennehmung ist unerläßlich. Es liegen zu viele Beweise vor."

Leon war sprachlos vor Entrüstung und Ingrimm; wie ein Schleier, der ein Bild lange verhüllt, bei einer leisen Bewegung hinwegfällt, so sah er plötzlich das ihm verhüllt gewesene Treiben Olga's; ihre Hand war in diesem Allem, ihr hatte er auch diese Stunde zu verdanken. Nur seine ritterliche Natur, seine Ehrenhaftigkeit hatten ihn so lange davon abgehalten, dieses früher einzusehen. Jetzt war Alles zu spät, er kannte die Gesetze des Bundes in ihrer ganzen Ausdehnung und wußte, daß er sich fügen mußte. Ohne Abschied von Melanie mußte er seinem Richter folgen. Nur einige hastige Worte schrieb er für sie nieder, und stieg in den festverschlossenen Wagen, der ihn hinwegführte.

Olga übernahm es, der Gräfin die neue Trennung zu verkünden. Die Stunde, für welche sie gelebt und gewirkt hatte, war angebrochen, ihr Sieg gewiß, und in ein paar Augenblicken konnte sie durch diese furchtbare Nachricht, durch alle Anklagen, die Leon trafen, Melanie an den Rand der Verzweiflung gebracht haben. Das schwache Weib, welches fast der Trennung unterlegen war, konnte die Mittheilung von ihres Gatten Schuld nicht überleben.

„Wer meine Pläne durchkreuzt, ich zermalme sie", der Schwur sollte erfüllt werden.

Und so standen sich nun jene beide Frauen gegenüber: beide liebten denselben Mann, beide hatten denselben Wahlspruch, der sie tröstete und stärkte auf dem Weg nach dem Ziel, und doch, wie verschieden dieses Ziel, wie verschieden die Wege danach?

Olga fand ihre Befriedigung im Zerstören, Melanie im Aufbauen eines Glückes, welches die Eine mit ihren Gebeten, die Andere mit ihren Flüchen im Herzen trug. Aber wenn Olga heute Abend hergekommen war, um zu sehen, wie sie Melanie zermalmte, dann war sie umsonst gekommen. Aus dem sanften Weib war eine Heroin geworden und eben so fest, wie sie auf das Bestehen von Himmel und Erde baute, eben so unerschütterlich war der Glaube an ihres Gatten Unschuld. Sie wollte keinen Trost, sie bedurfte ihn nicht; sie hoffte, wo nichts zu hoffen schien, und wies Olga die Thüre, als sie es wagte, ihr von den Vergehen des Patrioten zu sprechen. Kein einziges Wort, welches den leisesten Schatten auf Leon warf, ließ sie ungerügt hingehen; sie vertheidigte ihn mit allen Kräften, die ihr zu Gebote standen, und diese schienen mit jeder Minute zuzunehmen. Sie wußte bis in's kleinste Detail Alles, was ein Mitglied des Bundes zu erfüllen hatte; klar und bestimmt, ganz unparteiisch legte sie vor Olga's erstaunten Blicken

die ganze Geschichte des unglücklichen Landes aus, für dessen Befreiung Jene ihr Leben hinzuopfern vorgab.

„Er wird und muß wieder kommen", war ihre Antwort auf alles was Olga sagte, um ihr das Gegentheil zu beweisen.

— „Der Bund hört nicht auf die Vertheidigung des Angeklagten, er richtet nur nach der Aussage der Zeugen, und Leon hat viele Zeugen gegen sich, die alle genug von seinem zweideutigen Benehmen in der letzten Zeit wissen um ihn zu verderben," rief Olga.

„Aber auch viele, welche zu widerlegen wissen, was Andere zweideutig nennen, und welche Klarheit in dies Gewebe von Intriguen zu bringen vermögen!" sagte Melanie. „Mein Glaube kann nicht erschüttert werden; ich kenne meinen Gatten, er hat in seinem ganzen Leben nicht einen einzigen Schritt gethan, der ihn verdächtigen könnte, und wenn er selbst nichts zu seiner Vertheidigung thun kann, so werden und müssen es Andre können!"

— „Spricht dieses Bild nicht hinlänglich gegen Ihn? zeigt es nicht seine Gesinnungen?" rief Olga und deutete auf des Kaisers Bild.

„Ja es zeigt, daß der Sohn das werth hält um seines Vaters willen, was diesem als sein bestes Eigenthum erschien, und daß er den Wohlthäter seines Vaters als solchen ehren kann, ohne daß er den Maßregeln, welche, freilich von diesem ausgehend, sein Vaterland zu unterdrücken und zu vernichten suchen, nicht mit allen seinen Kräften entgegentreten solle. Das hat Leon gethan, so lange er ein Mitglied des Bundes war, aber wenn der besonnene Mann manches mit andern Augen ansieht, als es der feurige Jüngling that, so kann doch seine politische Gesinnung dieselbe bleiben, wenn er sich auch aus dem Wirkungskreis, aus der Thätigkeit für eine hoffnungslose Sache zurückzieht. Ich glaube an Leon, darum kann mir niemand etwas gegen ihn sagen; ich liebe ihn und niemand hat die Macht, sein Thun und Lassen in meinen Augen zu verdunkeln."

— „Du liebst ihn? — was ist Deine Liebe, als ein Anlehnen des Schwachen an den Stärkeren, ein mildes Feuer, welches Deine Seele licht macht, ihr aber nicht die Kraft gibt, sich mit seinem Geist zu den Höhen aufzuschwingen, die Jener bewohnt? Was ist Deine Liebe für ihn? nichts weiter als eine Genugthuung, eine Befriedigung seiner Eitelkeit, ein sich Wohlfühlen bei der gänzlichen Hingabe und Verehrung eines schwächeren Wesens. Wie anders hätte Leon geliebt werden sollen, werden können!"

Das war zu viel für Melanie und erschien ihr eine Entweihung; ihre Wangen erglühten, ihre sanften Augen blitzten, sie erhob sich und stand strafenden Blickes vor Olga: „Was wagst Du auszusprechen?" sprach sie; „wie darfst Du das Glück unserer Liebe antasten, eine Liebe, die ein Streben nach dem Himmel ist und die der Himmel auf Erden für uns ist? Wie kannst Du von dem sprechen, was ich als Kleinod im Herzen trage und zu entweihen fürchte, wenn ich Andern von diesem Kleinod sage? Kein Wort mehr, keine Sylbe über Leon soll aus Deinem Munde kommen! Allzu lange schon habe ich Dich angehört. Du vermagst nicht meinen Glauben an ihn zu zerstören, und noch viel weniger, mir den Glauben an seine Liebe für mich zu nehmen." Und stolz wandte sich Melanie von Olga ab, die wie vernichtet in einem Sessel lag, und schritt langsam zur Thüre hinaus.

Was war aus dieser Stunde geworden, in welcher sie über ihre Nebenbuhlerin triumphiren wollte? wo war der Sieg hin, der ihr Ersatz geben sollte für Alles, was sie um Leon gelitten? Wie ohnmächtig war sie solcher Liebe gegenüber, wie erniedrigend und unedel erschien ihr das ganze Bestreben, das Glück dieser Beiden zu untergraben, um der Stunde willen, welche ihr die Hoffnung geraubt hatte, seine Liebe für sich zu erringen.

„Armes Kind, auch sie?" diese Worte waren wie ein Dolch in ihr Herz gedrungen und ließen ihr keine Ruhe; von dieser Stunde an war es ihr immer klarer geworden, daß sie umsonst liebte und unerwidert.

„Es muß mir vergolten werden, was ich um ihn leide," dachte sie, aber wie schwach war alles, was sie thun konnte, gegenüber von dem Himmel, den Melanie im Herzen trug! Olga fand ihre Vergeltung nicht im Vernichten seines Glückes; alles was sie dafür gethan, fiel auf sie selbst zurück und folterte ihr Gewissen mit tausend Qualen.

Eine weiße Camellia stand auf dem Blumentisch; sie riß sie heftig ab mit den Worten: „So möchte ich jenen Mann aus meinem Herzen reißen können!" Aber nach einigen Minuten hob sie sie vom Boden auf und stellte sie mitleidig in ein Wasserglas: „Und doch ist er's werth was ich um ihn leide, und meine gerechte Strafe ist diese Stunde. Gebe Gott, daß noch etwas gut zu machen sei!"

Tief in der Nacht verließ eine dunkle Frauengestalt das Haus der Gräfin Parewsky, mühsam hielt sie sich aufrecht, langsam schlich sie den Häusern entlang, oft stehen bleibend, die Hand auf die Brust gepreßt, tief Athem holend.

Es war Olga Sulkowsky.

Wie ein Nebel waren alle ihre hochfliegenden Pläne zerronnen, ihre Macht gebrochen vor dem reinen Herzen eines treuen Weibes. Umsonst alles was sie gelitten, umsonst, daß sie herunter gesunken war auf den Pfad des Verbrechens.

„Wer meine Pläne durchkreuzt, den will ich zermalmen!" — Aber sie hatte sich selbst zermalmt, denn sie selbst war es gewesen, die ihre Pläne durchkreuzt, durch eine Leidenschaft, die keine Grenzen kannte, durch ein Streben nach Rache, das in ihr alle edlen Gefühle, alle Weiblichkeit untergrub. Sie war stark genug gewesen, das Ungewöhnliche ihrer Stellung tadellos durchzuführen; aber sie war nicht stark genug, um Dem zu entsagen, nach welchem ihr Herz begehrte; in ihrer egoistischen Liebe zu Leon ging alles unter, was sie je für ihr Vaterland gefühlt und gewirkt hatte, und jetzt, da sie alles verloren, stand sie mit ihren anklagenden Gedanken wieder an der Schwelle ihres Lebens, wieder an dem Morgen, der ihr die Leiche ihres Vaters gezeigt, an welchen sie geschworen:

„Ertrage und harre aus."

Wie hatte sie ihren Schwur gehalten?

Bei grauer Morgendämmerung verlangte ein gebrochenes Weib Einlaß in das Haus des Generals Sulkowsky. Kaum daß die Diener in ihr die Herrin erkannten. Ihre Haare waren grau geworden, Fieberfrost schüttelte ihre Glieder, gläsern starrten die Augen aus den tiefen Höhlen; sie schleppte sich die Treppe hinauf; in ihrem Cabinet angelangt, öffnete sie das geheime Schiebfach ihres Schreibtisches, zog das kleine Fläschchen hastig an den Mund; aber diesmal versagten die Opiumtropfen ihren Dienst. Nichts konnte das Feuer dämpfen. Mit zitternden Händen ergriff sie eine Feder und begann zu schreiben, Blatt um Blatt bedeckte sie mit unsichern Schriftzügen, dann legte sie alle in ein Couvert, siegelte und schrieb die Adresse. „Wenn ihn etwas retten kann, so sind es diese Blätter", sagte sie leise vor sich hin und zwei Thränen rollten langsam über ihre Wangen herab. — „Ihn retten?! Noch vor wenigen Tagen habe ich Alles daran gesetzt ihn zu verderben, habe keine Lüge, keinen Verrath gescheut, bin des Nachts in seine Wohnung gedrungen unter dem Vorwand, Hülfe zu bedürfen; in seiner Abwesenheit habe ich das, was ihn verdächtigen konnte, jenes Bild, dem Mächtigsten seiner Richter gezeigt, und heute an dem Tage, wo ich erndten wollte, wo ich meinen Lohn erringen wollte, heute demüthige ich mich, werde aus seinem Ankläger sein Vertheidiger, und dies Alles weil die treue echte Liebe eines Weibes die Schranke ist, an der Alles scheitert, was jene Schranke zerbrechen will. Aber es ist noch nicht genug; nicht allein seine Richter, sondern er selbst soll wissen, daß ich ihn retten kann, er soll noch mehr wissen als Jene! Ihm will ich mein Herz mit seinem grenzenlosen Elend darlegen, und dann soll er mich verfluchen — oder mir vergeben. Ich fühle meine Kräfte schwinden, die Minuten meines Daseins sind gezählt; nur noch diese Eine Stunde gewähre mir, o Gott, um meine Beichte zu schreiben! diese Eine Stunde laß mir noch und dann bin ich bereit, vor deinen Richterstuhl zu treten."

Und wieder ergriff sie die Feder; oftmals mußte sie aufhören und neue Kraft in den Opiumtropfen suchen, immer bleicher wurden ihre Wangen, immer starrer ihr Blick, kalter Schweiß bedeckte ihre Stirne, nur mühsam rang sie nach Athem. Endlich war es vollendet. Sie blickte lange auf die Adresse dieses letzten Briefes, siegelte und küßte das Siegel. — „Lebe wohl!" hauchte sie leise. Ermattet von diesen Anstrengungen legte sie sich auf ihr Ruhebett, die Sinne schwanden ihr.

Die Thüre öffnete sich und das Kammermädchen trat ein um ein Feuer anzuzünden, ein Schrei des Entsetzens entfuhr ihren Lippen.

Auf dem Ruhebett lag ihre Herrin, aber es war nicht Schlaf der ihre Züge so entstellte, und das dumpfe Röcheln, welches sich ihrer Brust entrang, war kein ängstlicher Traum; der Tod war an sie heran getreten. — — Eine Minute noch und Olga Sulkowsky war nicht mehr unter den Lebenden!

8. Ein Bild des Friedens.

Draußen Schnee und Eis, starre Kälte, drinnen ein behaglich erwärmtes Zimmer, Blumen, grüne Blattgewächse, heller Kerzenschimmer, — draußen tiefe Stille, nur manchmal unterbrochen von den eiligen Schritten eines Vorübergehenden, drinnen eine jauchzende Kinderstimme und das süße Geplauder einer jungen Mutter.

„Heute kommt der Vater!"

Wie oft hatte sie es dem Kleinen schon gesagt und wurde nicht müde, es immer wieder zu sagen, obwohl sie wohl wußte, daß er es noch nicht verstehen konnte. Aber sie mußte ihrem Herzen Luft machen, sie mußte es einer lebenden Seele vertrauen, daß nun nach langen, bangen Wochen ihr Gatte wiederkehren würde, um niemals wieder zu gehen.

Alles war zu seinem Empfang festlich hergerichtet und der kleine Franz durfte heute länger wie gewöhnlich bei der Mutter bleiben. Er mußte seinen Vater begrüßen.

Auf dem Tisch lag ein Brief an Leon; das große rothe Siegel mit dem Bild einer Schlange zu einem Ring gerundet und darin die Worte: „Ertrage und harre aus", bewahrte noch das Geheimniß des Schreibens; Melanie hatte den Brief, welcher vor einigen Tagen von dem General Sulkowsky ihr zugeschickt worden war, schon verschiedene Male um und umgewandt. Es war Olga's Handschrift; was sollte die Todte noch von ihrem Gemahl wollen? ein Vermächtniß, welches in seinem Schweigen angstvoll zu ihr sprach, denn alles, was von Olga kam, hatte noch bis jetzt Unglück gebracht!

Der Tod der Jugendfreundin hatte Melanie auf das tiefste erschüttert, und doch konnte sie sich eines Gefühls von Rache nicht erwehren, welches bei dieser Kunde über sie kam. Olga war ihr in der letzten Zeit unheimlich gewesen; sie hatte sich nie recht in sie hineinfinden können, und die letzte Unterredung mit ihr war nicht geeignet, dies Gefühl zu entfernen. Wie viel Leid sie auch schon in ihrer Ehe erduldet, immer war die Verkündigung oder die Vollstreckung desselben durch Olga's Hände, in Olga's Namen geschehen.

Als Melanie ihrem Gatten den Tod der Frau von Sulkowsky geschrieben hatte, war seine Antwort: „Ich danke Gott, daß er dies Weib von der Erde genommen hat!" Es waren seltsame Worte, und Melanie verstand sie doch vollkommen, obgleich sie sich nicht Rechenschaft davon geben konnte, warum auch sie denselben Gedanken hatte.

Nun waren Wochen vergangen seit jener Nacht, in welcher Olga wie ein versuchender Dämon vor ihr gestanden hatte, an der Ehre, an der Treue ihres Gatten rüttelnd. Aber standhaft wie Melanie in dieser Stunde gewesen, war sie es auch geblieben, so lange Leon von ihr getrennt war, und endlich war ihre Hoffnung erfüllt; er kam zurück. Aber wiederum mußte das Erste, was ihn begrüßen sollte, ein Brief von Olga seyn; nach ihrem Tod sogar mußte sie zwischen die Gatten treten. Melanie schob den Brief in ihre Schreibmappe, um ihn erst am andern Morgen Leon zu geben; heute Abend sollte er ganz ihr eigen sein. Kaum war dies geschehen, als ein Wagen

vor dem Hause anfuhr, die Thüren eilig geöffnet wurden, fröhlich grüßende Stimmen erschallten, laute Schritte hastig die Treppe hinaufsprangen, — noch ein Augenblick und Melanie lag in den Armen ihres Gatten.

Im höchsten Schmerz wie in der höchsten Freude ist der Mund stumm, nur das Herz spricht, nur die Augen glänzen voll Seligkeit. Stumm waren beide Gatten im ersten Wonnegefühl des Wiedersehens nach solcher Trennung; lange hielten sie sich umschlungen — bis aus der kleinen Wiege eine helle Stimme sie mahnte, es gebe noch ein Wiedersehen, noch einen Kuß auf frische, rosige Kinderlippen.

Und in seinem Bettchen saß aufgerichtet der kleine Franz, die Aermchen nach der Mutter ausstreckend. Melanie nahm das Kind auf den Arm und brachte es dem Gatten; Thränen des Dankes und der Freude entströmten Leon's Augen. Wie lange hatte er Weib und Kind entbehrt; nun waren sie wieder vereinigt. Ein Bild des Friedens waren diese drei glücklichen Menschen, ein Bild, was dem Herzen wohlthat. Melanie wollte nichts wissen von Allem, was Leon erlebt und gelitten; sie wollte nicht an die trübe Vergangenheit erinnert werden. Heute Abend wollte sie nur der Freude des Wiedersehens leben. Als aber der Kleine zu Bett gebracht und die Gatten allein waren, nahm Leon ihre Hand und sagte: „Weißt Du auch, wem ich meine schnelle Befreiung zu verdanken habe? Jemand, von dem wir es am wenigsten erwartet hätte — Olga Sulkowsky!"

„Olga Sulkowsky? von ihr ist auch ein Brief für Dich hier!" antwortete Melanie, als sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatte; der Brief wurde aus seinem Versteck herbeigeholt; nun konnte sie ihn nicht länger verheimlichen, nachdem sie diese Nachricht gehört.

Leon betrachtete ihn lange, dann aber wiederholte er doch wieder jene Worte, welche er ihr schon einmal geschrieben hatte, nämlich: „Ich danke Gott, daß er dieses Weib von der Erde hinweggenommen hat." Bevor er den Brief erbrach, theilte er Melanie mit, was er gelitten, — durch Olga's Angeberei und Anklagen gelitten. Mit der größten Schonung hatte man ihn behandelt und das Verhör nach Möglichkeit beeilt; aber selbst die unbedeutendsten Kleinigkeiten, welche ihn schuldig erscheinen lassen konnten, waren dem Bunde hinterbracht, und alle entstammten den Berichten Olga's. Endlich war jener Brief von ihr an die Richter angekommen, welchen sie kurz vor ihrem Tode geschrieben hatte, worin sie widerrief, und der ihn freisprach. Aus welchem Grund sie diese unwürdige Rache an ihm ausgeübt, das war sowohl den Richtern, als ihm selbst verborgen; der Brief, den er in der Hand hielt, sollte es ihm sagen. Es waren eng beschriebene Blätter, und er brauchte eine lange Zeit, sie zu lesen. Als er zu Ende war, legte er sie schweigend zusammen, warf einen forschenden Blick auf Melanie und sagte feierlich und langsam:

„Es ist das Bekenntniß einer Todten. Das laß uns zuerst erwägen, damit kein Vorwurf sie treffe, kein Gedanke der Erbitterung in uns aufsteige, wenn wir bedenken, wie viel Leid sie uns zugefügt, wie ihre Macht nur an der Größe Deiner treuen Liebe zerbrach, wie sie ihre Vernichtungspläne nur aufgab, als sie einsah, unser Glück stehe auf einem zu festen Grunde, als daß sie es zerstören könne."

Und er begann zu lesen: „Ich will zermalmen, wer meine Pläne durchkreuzt, sei es Mann oder Weib; das hatte ich mir geschworen. Melanie trat zwischen mich und mein Glück, zwischen mich und Sie, an ihr mußte mein Schwur erfüllt werden. Leon, ich habe Sie geliebt, Ihnen galt die Klage jenes ungarischen Liedes an dem Abend, als Sie so mitleidig sagten: „Armes Kind, auch Sie!" Ich kann nicht sterben ohne Ihnen Abbitte zu thun, jetzt erst sehe ich ein, daß mein Streben, Ihr Weib zu zermalmen, ein ohnmächtiges war, Melanie liebt Sie mit der echten, wahren, aufopfernden Liebe; das Gefühl, was mich verzehrte, war eine glühende Leidenschaft, die in egoistischen Wünschen das bessere Ich verliert und verdirbt. Ich erkenne die ganze Größe meines Verbrechens; mir schaudert vor meinem wahnsinnigen Thun. Hören Sie die Beichte einer Sterbenden."

Und nun folgte das Aufzählen von Allem, was sie gethan, um Leon's Glück zu zerstören. Es waren bittere Selbstanklagen und demüthiges Flehen um Vergebung. Leon hatte lange aufgehört zu lesen; Melanie verbarg das Gesicht in ihre Hände; endlich blickte sie zu ihrem Gatten auf und begegnete seinen fragenden Blicken: „Ja, Leon, ich habe ihr vergeben. Friede sei mit ihr."

Graf Parewsky schloß seine treue Gattin gerührt in seine Arme.

Ein Tag auf der Schnepfenjagd.

„Horch wie brauset der Sturm, und der schwellende Strom durch die Nacht hin!
Schaurig-süßes Gefühl! Lieblicher Frühling Du nahst."

Die ersten warmen Strahlen der Sonne haben den Schnee von der Erde hinweggeschmolzen, Erde, Luft und Wasser erfüllt ein munteres Leben und Bewegen. Die ersten Boten des Frühlings, die freundlichen Schneeglöckchen, lugen leise aus dem gelockerten Boden hervor, und auf dem längst bekannten, alljährlich besuchten Dache klappert der Storch im Neste, freudig von allen Hausbewohnern willkommen geheißen; vor dem Thore haben sich schon Bachstelzen gezeigt, und hie und da ertönt das Geschrei der Frösche, wenn auch weniger harmonisch, als das tausendstimmige Freudenlied der Vögel, die dem Schöpfer ihren Lobgesang im Angesicht des wolkenlosen Himmels darbringen.

Geehrter Leser! Du bist passionirter Jäger; Du hast bereits vielfach mit Deinen Freunden und Bekannten von den nun angekommenen Schnepfen geredet, und im Club, wo augenblicklich unter den Jagdliebhabern von nichts weiter die Rede ist, habt Ihr Euch über den Tag besprochen, wo Ihr zuerst darnach ausgehen wollt. Diese ersten Versuche fallen indeß nicht besonders aus; die Sonne ist wieder verschwunden,

und die Hände erstarren Euch vor Frost; der Hund sucht — findet aber nichts, und Ihr kehrt zurück mit dem Bewußtsein, „daß sie noch nicht da sind.“ So vergehen einige Tage, es wird milder, und nachdem in der Nacht ein warmer Regen gefallen ist, treibt es dich nun mit Macht hinaus in die laue, belebende Frühlingsluft.

Dein Wohnort ist in der Nähe solcher Gegenden, wo es viele Schnepfen gibt, und Du befindest Dich deßhalb mit Tagesanbruch schon mit einigen der obenerwähnten Jagdfreunde auf der Tour dorthin, um der Einladung eines in dortiger Gegend stationirten Försters zu folgen. Der leichte Jagdwagen mit raschen Pferden bespannt, bringt Euch bald dahin; Ihr steigt vor dem „Kruge“ aus, und geht zu Fuß zum Försterhause, das hart am Ende des Dorfes liegt. Ein paar alte Hirschgeweihe zieren den Giebel des Daches, und vor dem Hause steht eine Reihe Vogelbeer-Bäume, an denen alljährlich die korallenrothen Trauben zu des Försters Dohnenstieg wachsen. Im nahen Garten wird gegraben, und die Frau Försterin, die eben die ersten Frühkartoffeln pflanzt, empfängt Euch zuvorkommend, aber mit unverkennbarer Verlegenheit, und freut sich, als ihr Mann, der die Kommenden bereits gesehen, in der Thür erscheint, und Euch bittet, „doch näher zu treten.“ Er ist noch in Hemdsärmeln, raucht aus einer langen Pfeife, und hinter seinem Ohre steckt eine Feder, welche beweist, daß er bis eben mit Schreiben beschäftigt war; er hat Euch schon gestern erwartet, nnd erzählt, daß „eine Menge Schnepfen“ in seinem Reviere liegen. Sein Zimmer, in das er Euch führt, ist decorirt mit allerlei Jagdgeräthschaften; Hölster und Flinte liegen schon parat, denn Ihr wollt Euch nicht lange aufhalten, und eben seid Ihr im Begriff fortzugehen, als Euch die eintretende Frau Försterin bittet, doch gegenüber in das Visitenzimmer zu kommen, und dort einen kleinen Imbiß zu nehmen. Dieses Zimmer ist für die Familie eine Art Heiligthum, und trägt alle Spuren des seltenen Bewohntseins, wovon die auf den Fensterbänken liegenden todten Fliegen ein unverkennbares Zeugniß geben. Ein Sopha steht darin mit reinlichem Ueberzuge, ein Wandschrank mit Tassen, und oben auf demselben eine Vase mit Schilfähren, und auf der Kommode unter dem Spiegel liegt ein Spiel Karten, womit, wenn Sonntags der Herr Pastor kommt, eine Parthie Whist gespielt wird. Und jetzt erscheinen auch des Försters Kinder; zwei derbe Jungen, die, eben rein gewaschen und glatt gekämmt, Euch die Hand geben müssen; sie sagen Euch wie sie heißen, wie alt sie sind, und was sie werden wollen, und nachdem Ihr das alles erfahren, säumt Ihr nicht länger und brecht nach genommenem Imbiß auf, Euch von der Frau Försterin empfehlend, und mit Dank deren freundliche Einladung auf den Abend zum Pfannkuchen ablehnend, denn Ihr werdet „zu Hause“ zurück erwartet. Jetzt holt Ihr nun noch die Hunde aus dem Kruge ab, wo Ihr sie zurückgelassen, und so geht es unter fröhlichem Geplauder vorwärts.

Wunderbar schön, erhebend und erheiternd sind die ersten Tage des wiedererwachenden Frühlings, und das ist mit einer von den Hauptreizen der Schnepfenjagd. Die Sonne scheint so warm, die Erde duftet und bekundet ihr inneres schaffendes Leben, und wolkenlos liegt der Himmel über den Revieren, die Ihr absuchen wollt. Es dauert nun auch heute bei dem Schmucke, in welchem sich die Natur zeigt, nicht lange, — so steht Dein Hund — Du hörst zum ersten Male in diesem Jahre das Dich entzückende „Klad, Klad,“ die erste Schnepfe erhebt sich, und eilig sendest Du ihr zwei Schüsse nach. — Doch nicht jeder Schuß trifft, und eben haben sogar Deine beiden nicht getroffen, denn Du warst zu hitzig; bald aber hast Du sie, die sich inzwischen wieder niedergelassen, wieder aufgefunden, Du willst es besser machen, zielst vorsichtiger — aber auch diessmal trafst Du nicht. Ja! ja! man hat, wie in allen Dingen, auch auf der Jagd seinen guten wie schlechten Tag, und mit Schaudern fällt Dir ein, daß es ja eine alte hagere Jungfer war, die Dir heute morgen zuerst begegnete, und die Du nicht früh genug gewahrtest, um den Lauf Deines Gewehres erdwärts zu kehren. Trauriges Geschick!! Fast schämst Du Dich vor Deinem alten Caro, der Dich gar vorwurfsvoll anblickt, und dem Du wie zur Beschwichtigung zurufst: „Caro, es wird schon besser werden.“

Die Suche nach Schnepfen ist eine Jagd für den wahren Jäger, nnd da in Deiner Brust echtes Jagdfeuer wohnt, so erduldest Du die größten Anstrengungen, verfolgst die zwei- bis dreimal aufgejagte Schnepfe — aber umsonst! sie entgeht Dir immer wieder. Mittlerweile ist es Mittag geworden, und langsam gehst Du dem Platze zu, den Ihr zum Frühstücks-Rendez-vous bestimmt habt, denn der Hunger stellt sich ein. Deine Jagdgefährten, die sich gleich anfangs von Dir trennten, hast Du öfter schießen hören, und an ihrem Benehmen kannst Du, als auch sie zur festgesetzten Zeit erscheinen, schon auf 50 Schritte erkennen, daß sie glücklicher waren als Du, und bereits eine gute Jagd gemacht haben; sie nahen eifrigen Schrittes mit freudigem, erhitzten Gesichte, und rufen Dir schon vor Weitem zu, daß das erste halbe Dutzend bereits geschossen sei. — Der Tragkorb mit dem Frühstück, den ein kleiner Dorfbewohner getragen hat, wird geöffnet, und Ihr langt zu, und ladet den Förster ein, „Euer Gast zu seyn.“ Die Damen Eures Hauses haben vortrefflich für Euch gesorgt, und die kalten Coteletten und ditto Geflügel munden Euch nach den gehabten Anstrengungen vortrefflich. Auch dem beigefügten Getränke thut Ihr alle Ehre an, doch seid Ihr genügsam, obgleich manche Jäger behaupten, daß die Schnepfen, wenn man scharf getrunken, so groß wie ein Scheunenthor würden.

Das Frühstück ist eingenommen, man zündet eine gute Cigarre an, und überläßt sich eine Stunde lang der Ruhe; der Förster unterhält Euch inzwischen mit vollkommen wahren Jagdgeschichten, die Du aber nur halb hörst, denn Du gedenkst gar zu wehmüthig der alten Dame und ihres freundlichen Morgengrußes, springst alsbald mit einem derben Fluch auf, nimmst Deine Flinte, und gehst mit „Caro“ wieder von dannen. Die Jagd fällt aber am Nachmittage für Dich besser aus, Du findest und triffst, und als Ihr Euch zum Heimwege rüstet, hängt auch an Deiner Jagdtasche eine Schnepfe, und mehrere hast Du noch geschossen, die aber Caro „der Schlingel“ nicht

gefunden hat. — Ihr würdet gern noch bis zum Abend geblieben sein, denn zu den hohen Reizen der Schnepfenjagd gehört vor Allem die „Murke," welche im Stande ist, ein fühlendes Jägerherz in die seligste Stimmung zu versetzen! — aber Ihr werdet zu Hause erwartet, Deine Frau hat Dir gestattet, Deine Jagdfreunde und heutigen Begleiter mitzubringen zu Tisch, und Ihr eilt deßhalb zurück, dem Förster fest versprechend, Euch in den nächsten Tagen nochmal einstellen zu wollen.

Triumphirend und mit Stolz zeigst Du Deiner Frau die erlegte Schnepfe; sie meint zwar, das sei sehr wenig Beute von einem ganzen Tage, aber Du weißst ihr das genügend auseinander zu setzen, wie das bei den wenigen Schnepfen, die es dort doch nur gäbe, schon eine „gute Jagd" sei; nebenbei weißst Du sie auch noch zu überreden, diesesmal „aus Rücksichten" die Schnepfe verschenken zu dürfen. Nach verschiedenen Hin- und Herreden gibt sie endlich nach; Du hast ihr zu beweisen gesucht, daß die Schnepfe nach der Größe zu urtheilen doch nur eine „alte" sei, die gebraten zäh ist.

Sie hat es ja auch schon öfter erlebt, wie Dein erlegtes Wild, und natürlich immer die größten und schönsten Exemplare, an höhere Gönner verschenkt wurden; so noch im vergangenen Herbst der große alte Birkhahn mit dem schönen Gefieder, während Du die Jungen, weniger schön aussehenden, selbst verspeisen mußtest; hat ja ferner selbst im letzten Winter nach Deiner Treibjagd den größten Hasen für den Herrn Superintendenten ausgesucht, während — bescheiden wie Du immer bist — die kleinsten auf Deiner eigenen Tafel erschienen. Die mühsam erlegte Schnepfe wird denn nun auch wieder für den Gaumen eines Feinschmeckers bestimmt, wird fein in Papier gewickelt und mit zartem Billet an den Herrn Landdrosten gesandt. Am untern Rande des Billets bemerktest Du noch nota bene, daß es in der Gegend, wo, wie der Herr Landdrost neulich zu erwähnen geruht habe — Du Hoffnung habest, hin versetzt zu werden, außerordentlich viel Schnepfen geben solle. — Erst nachdem diese Angelegenheit nach Wunsch beendet, streckst Du Dich, nach gewechselter Wäsche, auf Dein Sopha, um die Stunde vor Tisch noch auszuruhen, und nicht ohne inneres Behagen denkst Du an den vergnügten Abend, der Dir noch im Kreise Deiner Freunde bevorsteht, denn nichts ist wonniglicher für den Jäger, als nach den gehabten Anstrengungen gemüthlich und gut zu diniren.

Eben warst Du im Begriff ein wenig einzuschlafen, als Dein Diener erscheint und Dir meldet, daß Deine Gäste bereits bei der „gnädigen Frau" eingetreten sind; Du erhebst Dich, wirfst noch vor dem Spiegel einen prüfenden Blick auf Deine Toilette, und begibst Dich nun zu den Herren, sie willkommen zu heißen. Bei Tisch ist natürlich fast ausschließlich von Gegenständen der Jagd die Rede, und wie es denn eine allgemein gemachte Erfahrung ist, daß dabei fabelhafte Geschichten zu Tage kommen, so werden auch heute bei Dir deren erzählt, die alles Unglaubliche übertreffen. — Ihr habt es Euch vortrefflich schmecken lassen, denn das Essen war ausgezeichnet, der Wein ebenfalls, und bei der Cigarre und dem heißen, starken Kaffee beschließt Ihr den Bitten der Damen zu folgen, und noch eine Stunde mit in's „Kränzchen" zu gehen, das heute bei dem Herrn Domänenpächter ist. Bei Euerer Ankunft sind die übrigen Gäste bereits versammelt, und Ihr werdet von allen Leuten mit Fragen über Eure Jagdbeute bestürmt. Du überhörst indessen diese Fragen, denn Du bist soeben zu der im Sopha sitzenden Frau Oberamtmännin getreten, die Dir ihre jüngste, vor wenig Tagen aus der Pension zurückgekehrte Tochter vorstellt. Diese war gerade in lebhafter Conversation mit dem Herrn Auditor begriffen, der sie mit dessen wichtigen Amtspflichten bekannt machte. Sie citirt ihm auch noch nach geschehener Vorstellung mit Dir — mehrere Stellen aus Sponnagels bekanntem Liede, doch hast Du Gelegenheit, ihr theilweise mangelhaftes Gedächtniß zu bemerken, denn die Strophen: „Er selbst soll kalt wie Stahl und Stein, sein Herz wie Eis und Eisen sein, das ist des Amtmanns Wille" waren ihr gänzlich entfallen. — Mit wahrem Herzklopfen hast Du an die Möglichkeit gedacht, mit einigen der anwesenden Klosterdamen an den Whisttisch gebannt zu werden; doch fühlt der Herr Domänenpächter ein menschliches Rühren, er bittet Dich mit einigen andern Herren eine Partie L'hombre zu machen, und führt Euch in ein Nebenzimmer. Im Saal, wo die Damen sitzen, wird nun „etwas musicirt;" die Tochter des Hauses beginnt eine lange Composition von Chopin, und der Hauslehrer, der ihre jüngern Geschwister unterrichtet, jener junge blasse Mann ohne Bart, im schwarzen, schon etwas lange aus der Mode gekommenen Frack und schwarzer Weste, begleitet den Vortrag mit der Geige. Er hielt sich bis eben bescheiden dicht neben der Thür auf, dankte verbindlichst, wenn Thee oder Wein ihm präsentirt ward — jedoch ohne etwas zu nehmen — und dachte gewiß an seine ferne Braut, mit der er seit 10 Jahren verlobt ist, und die er in den nächsten 10 Jahren heimzuführen denkt, wann er bis da einem Pfarrer adjungirt sein sollte.

Die Töne des gar nicht enden wollenden Stückes dringen auch zu Dir in's Nebenzimmer, lieber Leser, und da Du wohl ein Freund von einfachen kunstlosen Liedern, von einer schönen Mädchenstimme vorgetragen, aber nicht von solchen Studien bist, wie Du sie schon seit einer Stunde hörst, so überkommt Dich nachgerade eine stille Sehnsucht nach der Ruhe Deines Hauses. Du schleichst Dich leise hinweg, hast ja auch des Tages Last und Hitze getragen, und bald bist Du so fest entschlafen, daß Deine erst spät heimkehrende Gattin umsonst sich bemüht, Dich aufzuwecken, um Dir noch die wichtige Mittheilung zu machen, daß allem Anschein nach aus dem Auditor und der jüngsten Tochter des Ober-Amtmanns bald ein Brautpaar werde.

P. L. von Heinhold.

Der verlorene Ring.

Eine einfache Geschichte von Hans Ellissen.

„Wann ist Dein Lob erschöpft, o Jugend? — Nie nie! — O, könnten wir doch ewig jung seyn, ewig die Freuden

der Jugend genießen! Könnten wir doch ewig lieben, lachen, singen, trinken, wandern! Was ist mir nun geblieben aus der Zeit der Wonne, aus der Jugendzeit? — Nichts — nichts, als die Erinnerung mit ihrer Wehmuth, ihren Schmerzen! Wohl greift noch die zitternde Rechte zum Silberpokale, den einst treue Genossen dem Kämpfer für Freiheit und Recht verehrten, wohl leert ihn noch der Mund mit sicherem Zuge; aber das Feuer des Weines ist erloschen, das Feuer der Jugend verglüht. — Wo seyd ihr, Kameraden, Freunde meiner Jugend, mit denen ich in Freuden und Leiden zusammenhielt? — Zerstreut! zerstreut hier und dort, in allen Landen; viele fern, die meisten todt! Euch, ihr Unvergeßlichen, sey dies Glas geweiht, euch ....“

„Guten Morgen, Albert! Nun schon wieder so fleißig? Wohl wieder Dichtungsversuche? — Was! Donnerwetter, jetzt machst Du wohl gar Novellen?!“ —

Durch diesen plötzlichen Ausruf eines eben eingetretenen wackeren Commilitonen sah sich der mit Schreiben eifrig beschäftigte Studiosus Albert B. bei seiner Arbeit unterbrochen, d. h. genöthigt, bei dem letzten Worte der obigen Exclamationen seine Feder in Ruhestand zu versetzen, und es wird daher dem jugendlichen Schriftsteller, der seine Laufbahn als solcher auf so eigenthümliche Art zu beginnen gedachte, niemand verargen können, wenn derselbe den ungebetenen Gast im Stillen auf den Blocksberg wünschte. — Dieser indessen fuhr ungestört in seinem Wortschwall fort: „Heute wird nichts aus dem Dichten und Novellenschreiben, Du mußt mit nach H. Vielleicht kannst Du da die Wirklichkeit mehr erlangen, als hier mit Deiner Phantasie. Mach' nur schnell, die andern warten draußen. Kannst Dich auch allenfalls mit etwas Proviant versehen. Laß Dir von Deiner Mutter oder Schwester ein paar Butterbrode schneiden und Dir geben, was sie Gutes haben. Pack' Deine Taschen nur gehörig voll. Ich gehe einstweilen mit den anderen in den Garten und warte auf Dich.“

Wohl oder übel mußte sich der biedere Studiosus bequemen, dem Wunsche seines Intimus F. — denn dieser war der Eindringling — nachzukommen. Er mußte sich nicht bequemen, aber er that es. Was hätte ihn auch heute daheim halten sollen? — Wollte er aufrichtig gegen sich selbst seyn, so amüsirte er sich draußen im lustigen Sonnenschein auf freier Wanderung besser, als in seiner engen, wenn auch gemüthlichen Stube, da ja doch das einzige, was ihn im Augenblick noch daheim hätte fesseln können — der Novellenstoff bereits mit den oben angeführten Worten erschöpft war. — Also warum sich lange besinnen? — Bald war seine Umhängetasche mit allen möglichen Victualien gefüllt, und schon hatte er nach flüchtigem Lebewohl von Eltern und Geschwistern, die Stiegen der Treppe erreicht, als er noch einmal von seinem Vater zurückgerufen wurde. Fast ärgerlich über diesen neuen Aufenthalt, beeilte er sich doch dem Wunsche des Genannten nachzukommen.

„Albert, Du weißt,“ sagte sein Vater, „daß in H. mein alter Schul- und Jugendfreund E. wohnt, den ich, so nahe wir seit Kurzem bei einander wohnen, seit Jahren nicht gesehen habe. Ich möchte deßhalb diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen, ihm wenigstens ein paar Worte zu schreiben. Bitte Deine Freunde sich noch einen Augenblick zu gedulden; den Brief bringe ich gleich hinunter.“

Einer Aufforderung zur Geduld bedurfte es hier indessen nicht, denn Albert's hübsche Schwester, die auch zufällig im Garten war, bewirkte, daß dieselbe seinen Bekannten nicht ausging; einige vielleicht gar den stillen, für heute jedoch unausführbaren Wunsch nicht unterdrücken konnten, statt die Tour nach H. zu unternehmen, lieber in Gesellschaft dieses liebenswürdigen Mädchens zu verweilen.

Doch wollte man die verschiedenen, beabsichtigten Seitenabstecher von H., wo man sich heute und morgen aufzuhalten gedachte, noch ausführen, so war es jetzt an der Zeit aufzubrechen. Man zögerte deßhalb, nachdem Albert den Brief seines Vaters in Empfang genommen und man sich noch einmal verabschiedet hatte, nicht länger, sich auf den Weg zu machen.

Fröhlicher Gesang erschallte aus den Kehlen der sechs Wanderer, als sie das Thor der Universität hinter sich gelassen. — Gern möchte ich erzählen, wie sich dieselben auf ihrem ferneren Wege nach H. amüsirten im seligen Gefühl der Jugend und Freiheit, müßte nicht befürchten, damit den Leser vielleicht nur zu langweilen. Nur das zur Geschichte Nothwendige will ich deßhalb hervorheben.

Wir betreten mit den Studenten zugleich die schon von Weitem sichtbare Sillburg. Siehe, wie leicht werden jetzt wieder ihre Schritte, wo sie sich einem so herrlichen Ruhepunkt nahen! Wie fröhlich erklimmen sie den steilen Berg und wie fühlen sie sich, oben angelangt, entzückt durch die herrliche Aussicht! Dort G., woher sie kamen, — dort H., der Zielpunkt ihrer Reise. Aber nun sie auch oben selbst ein wenig umherschauen, haben sie noch andere Dinge zu bewundern. Es gibt noch manches Schönere, als Berge und Thäler ꝛc., manches was die Blicke mehr zu fesseln vermag; das Schönste aber in den Augen' eines jungen lebensmuthigen Mannes ist unfehlbar das Gesicht eines hübschen Mädchens. — Man sehe nur jenes niedliche Lockenköpfchen, dessen Augen blendendere Strahlen werfen, als die Sonne selbst, die jetzt gerade ihren Glanz über das alte Gemäuer und die ganze Gegend breitet! Wie leichtfüßig und sicher die Lustige dahin springt, wie sie so herzhaft und kindlich fröhlich lacht! — Sollten wir es Albert verdenken, daß er auf diese allein ein Auge gerichtet, daß er über sie sogar seine Kameraden auf einen Augenblick vergißt? — Seht nur, wie eifrig er jetzt am Abhange klettert, wie er hin und herläuft und sich wieder und wieder bückt! Es ist nicht schwer zu errathen, was ihn dahin getrieben. Man denke nur an die vielleicht schon zu oft gebrauchte Reminiscenz aus Schiller:

Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.

Ja, ja, da ist er richtig mit einem schönen Sträußchen in der Hand schon wieder oben! Selbst eine hochrothe Nelke, die

er vielleicht von dem Wirthe aus dessen Gärtchen sich erbeten, sieht man als Symbol seiner Liebe unter den anderen Blumen prangen. Aber ob er auch wohl daran gedacht hat, wie er das Bouquet seinem Lockenköpfchen in die Hände spielt? — Ja in der That! Wenn es auch nicht auf der Stelle in ihre Hände gelangt, so weiß er es doch mit größtem Geschick in ihren Hut zu practiciren, den sie über jenen Stuhl gehängt hat, und dessen Platz er sich genau gemerkt zu haben scheint.

Gerade zur rechten Zeit gesellt er sich wieder zu seinen Commilitonen, die schon im Begriff sind, aufzubrechen und weiter gen H. zu schreiten, während er noch Zeit hat zu bemerken, wie seine, eben zu ihren Sachen zurückgekehrte Schöne sich über den Blumenstrauß gebeugt hat, um sich an dessen Wohlgeruch zu erfreuen. — Mit der geheimen Hoffnung, dem reizenden jungen Mädchen vielleicht zufällig noch einmal in H. — denn daß es von da sey, hielt er für zweifellos — zu begegnen, schloß er sich, wie gesagt, den andern an und eilte mit diesen in raschen Schritten vorwärts.

Schon waren sie nicht mehr weit von H. entfernt, als unser Albert die Entdeckung machte, daß er einen Ring, den er stets zu tragen pflegte und den er auch heute noch am Finger gehabt zu haben sich erinnerte, verloren habe. Ohne Zweifel hatte er denselben bei'm Pflücken der Blumen verloren und es war sehr unwahrscheinlich, ob er denselben wieder finden würde; jedenfalls wäre es Thorheit gewesen, hätte er um danach zu suchen, gleich wieder umkehren wollen, da er ja morgen mit seinen Freunden die betreffende Stelle wieder passiren mußte. Also ohne sich durch diesen Verlust, der allerdings um so größer war, als jener Ring ein altes Erbstück seines Vaters war, in seiner heitern Stimmung beirren zu lassen, betrat er mit den anderen die Stadt H. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß es mehr werth sey, nur ein einziges Mal — ihn dünkte es so — das schönste Mädchen der Welt gesehen zu haben, als einen lumpigen goldenen Ring zu besitzen. Ob er recht daran that, darüber will ich mir kein Urtheil anmaßen. —

Es war schon etwa zwei Uhr Nachmittags, als unsere lustigen Studenten, um sich durch Speise und Trank zu stärken und einmal gründlich von ihren heutigen Strapazen zu erholen, in einem renommirten Wirthshause in H. einkehrten. Albert machte, nachdem er seinen Magen gehörig versorgt, sich auf den Weg, um den Brief seines Vaters an dessen Freund E. abzuliefern. Nach langem Suchen fand er endlich die Wohnung desselben aber leider — verschlossen. Zum Glück erfuhr er durch die Nachbarn, daß E. heute mit seiner Familie ausgefahren sey, er ihn aber den nächsten Tag sicher zu Hause treffen würde. Er hätte nun den Brief gleich denen, welche ihn hierüber benachrichtigten, übergeben können, zog es aber doch vor, bis morgen damit zu warten.

Zu seinen Freunden zurückgekehrt, ward von diesen und ihm, nachdem man sich noch ein wenig in der Stadt umgesehen, beschlossen, nach dem ... berge, einem Hauptvergnügungsorte der H . . . . r, hinauszuwandern. Wie es sich, da gerade Sonntag war, nicht anders erwarten ließ, traf man hier eine Menge Menschen an. Es war dieß unsern Helden schon recht, zumal da sie sich bewußt waren oder vielmehr sahen, daß sich die Blicke manch schönen Mädchens, vielleicht durch ihre buntfarbigen Studentenmützen aufmerksam gemacht, auf sie richteten.

Als sie sich um einen großen Tisch herum niedergesetzt und Bier in gehöriger Quantität hatten „anfahren" lassen, dauerte es nicht lange, so erschien ein behäbiger Herr mit heiterem Gesichte, der sich zu den Studenten wandte.

„Das machen Sie recht," redete er sie an, „daß Sie auch einmal zu uns H . . . . ern herüber kommen. Habe lange keine Studenten gesehen; war selbst 'mal solch' ein flotter Bursche. Die Zeiten sind nun freilich längst vorbei, freue mich aber doch immer, wenn ich vergnügte, sorgenfreie junge Leute sehe."

Die jungen Leute unterließen es nicht, den guten Alten zu bitten, daß er sich ein wenig zu ihnen setzen möge, was er auch nach einigem Widerstreben that. — Mit seltenem Humor wußte er die ganze Gesellschaft in die heiterste Stimmung zu versetzen und die jugendlichen Gemüther für sich zu gewinnen.

Es war in der That ein braver Kerl mit echten deutschen Gesinnungen und einem, wenn gleich weniger echten, schwarzrothgoldenem Taschentuche. Gern hätten ihn die Studenten noch länger bei sich behalten, wäre es ihm selbst nur recht gewesen, aber mit der Bemerkung, daß ihn jetzt andere Pflichten riefen, empfahl er sich bald wieder. Kaum war er fort, so schleppte ein Kellner ein Fäßchen Bier herbei und bestellte dabei, das sey von Herrn E., der sich eben von den Herren Studenten entfernt habe und dieselben jetzt bitten ließe, sich den Inhalt des Fäßchens schmecken zu lassen.

„Von wem?!" fragte Albert mit Ungestüm. — „Von Herrn E.," ließ sich der Kellner noch einmal vernehmen. — „Hol's der Henker! Das nicht eher zu wissen," fuhr Albert, mehr zu seinen Freunden gewandt, fort. „Der ist es ja, für welchen ich einen Brief in der Tasche habe." —

Glücklicherweise aber wußte der Kellner hier zu rathen, der unserem Albert den Bescheid gab, daß er Herrn E. in der und der Laube treffen würde. — Natürlich zögerte Albert nicht lange, schritt auf die bezeichnete Laube zu und trat vor dieselbe hin. — Richtig? da war der Herr von vorhin und daneben — das Lockenköpfchen von der Sillburg nebst einigen anderen Personen, die uns jedoch nicht weiter interessiren. Man stelle sich die freudige Ueberraschung Albert's vor, die er bei dem plötzlichen Anblicke der Heißersehnten empfand, welche er jetzt als die Tochter E.'s kennen lernte. Er wurde, nachdem er seinen Brief übergeben hatte, mit sichtlicher Freude willkommen geheißen und erfuhr zugleich, daß E. mit seiner Familie schon Nachmittags von der Sillburg zurückgefahren, um den Abend noch auf dem —berge zuzubringen. Auch daß heute gerade ein kleiner Ball hier arrangirt sey, an welchem seine Tochter theilnehmen würde und zu dem E. jetzt auch ihn und seine Freunde einlud, wurde ihm mitgetheilt. Feine Toilette, hieß es, sey durchaus nicht nöthig, weil man eben nur einen improvisirten Ball zu erwarten habe.

Albert überbrachte seinen Freunden diese Einladung, und diese gingen mit Freuden darauf ein. Demnach zogen dieselben, als der Abend hereinbrach und sie dem Fäßchen den Rest gegeben, oder vielmehr das Fäßchen seinen Rest hergegeben, nach dem vielversprechenden Ziele, dem Schönheit-bergenden Tanzsaale.

Daß die Studenten noch keine der anwesenden Damen kannten, verhinderte doch nicht, daß bald eine allgemeine Heiterkeit und Gemüthlichkeit im Saale herrschte. Ueber das Allgemeine wollen wir indessen nicht die einzelnen Personen aus den Augen lassen. — Es konnte nicht fehlen, daß Albert endlich auch einen Tanz mit der blondlockigen Tochter E.'s machte. Welche himmlische Wonne ihn durchströmte, als er ihre Hand erfassen und an ihrer Seite den Saal durchfliegen durfte! — Aber sieh! Was blitzte da im Scheine der Kerzen an ihrem Finger? — Er sah es genau, es war sein Ring, den sie ohne Zweifel gefunden und arglos ihrem Finger anvertraut hatte. — Wie er den Ring so blitzen sah, blitzte ihm zugleich ein heller Gedanke durch Herz und Kopf. Er forderte den Ring nicht zurück und schwieg, aber in seinem Innern wogte es von unnennbaren Gefühlen.

Ich schweige über den weitern Verlauf dieses Abends und will nur noch kurz melden, daß Albert andern Tags wiederum seine Schritte nach dem Hause E.'s lenkte, nicht um *seinen* Ring, sondern um den des Lockenköpfchens dagegen zu erbitten. — Es ist schade, daß ich die Worte nicht kenne, die er gebraucht hat, um so schnell zu seinem Ziele zu gelangen. So viel nur weiß ich, daß es ihm nicht schwer geworden von E. die Einwilligung zur Verlobung seiner Tochter zu erlangen. So hatte Albert mit dem Ringe zugleich einen herrlichen, unschätzbaren Juwel gefunden. —

Schließlich aber kann der Verfasser dieser simplen Geschichte sich noch für die Wahrheit, hauptsächlich des Ausgangs derselben verbürgen, da er selbst einer der mehr erwähnten Studenten war, welcher noch jetzt diese beiden Tage zu den schönsten seines Lebens zählt.

Haifische in der Walfischbay.

Die Walvisch- oder Walfischbai liegt an der Westküste von Süd-Afrika, etwa unter 22° 57′ südlicher Breite und hat sich, wie die meisten Buchten jenes Theils von Afrika, hauptsächlich dadurch gebildet, daß die vorherrschenden Südostwinde den lockern Sand des Binnenlands von den vorspringenden Landzungen hinweggefegt haben, bis er parallel der Küste Untiefen und Sandbänke gebildet hat und nun Lagunen und Buchten umschließt, welche Fahrzeugen von mäßigem Umfang zu allen Jahreszeiten einen sichern Ankergrund zu bieten vermögen.

Verschiedene derartige Buchten und Lagunen sind nur von Schiffern bewohnt, welche von Kaufleuten in der Kapstadt beschäftigt und durch die gelegentlich hier anlegenden Schiffe, welche den Ertrag ihrer Arbeit abholen, mit den erforderlichen Lebensbedürfnissen versehen werden. Andere solche Buchten dagegen dienen als Ausgangspunkte für Händler und Reisende, welche sich in das Innere von Südwest-Afrika wagen wollen, und die Walfischbay insbesondere ist der Hafen, von wo aus die Hauptstraße durch die Länder der Damaras und Namaquas nach der Ovambo-Gegend und den Landstrichen am Ngami-See und Zambesi-Strom ausgeht.

Der Hauptgegenstand der Fischerei an der Walfischbay sind die Steinbrassen, der Snug und Cabaljao (nicht *unser* Kabeljau, sondern ein sehr großer, grobfaseriger Fisch, dessen Name wahrscheinlich von dem portugiesischen Wort cabalho, Pferd, herrührt; außerdem aber auch das kapische Meerschwein (Phocaena capensis,) die Seekuh und andere Delphinarten, welche ihre Beute bis beinahe auf den Strand hinausjagen. Die vorzugsweise Aesung dieser großen Delphine besteht aus dem Galleon und einigen anderen kleineren Fischen, welche, wenn sie von jenen Meeressäugethieren verfolgt werden, drei bis vier Meter hoch aus dem Wasser aufspringen wie der Lachs. Es kommt daher nicht selten vor, daß bei solchen verzweifelten Sprüngen der Fisch und der Delphin mit einander auf dem Sande stranden. Die Seekuh oder der kapische Delphin bildet immer ein verlockendes Ziel für die Büchse irgend eines Jägers oder Reisenden, welcher gezwungen in der Bucht warten muß, bis man ihm seine Zugthiere von den entlegenen Waiden im Innern geholt hat. Zuweilen werden solche Delphine so nahe am Lande tödtlich getroffen, daß die nächste Woge sie vollends auf den Sand hereinträgt und halb stranden macht; gewöhnlich aber wird man ihrer nur habhaft, wenn der Schuß tödtlich war, denn so lange sie noch nach dem tiefern Wasser entkommen, ist ohne eine Harpune mit starker Leine nicht daran zu denken, daß man sie erlange.

Die Gewässer der Walfischbay beherbergen verschiedene Arten von Haifischen. Der flache Sandkriecher, auch Geige oder Engelfisch genannt, Squatina angelus, ein 7—8 Fuß lang werdender gefräßiger und äußerst häßlicher Hai, schwimmt bis zum Wasserrande heran, huscht aber flink davon und läßt ein trübes Kielwasser hinter sich, wenn man an ihm vorüber kommt. Andere Haie, von 3—4 Fuß Länge, kommen so nahe heran, daß Personen, welche bis um die Kniee im Wasser waten, sie mit einer Harpune spießen können; ja zuweilen zeigen Haie von größeren Dimensionen ihre schaufelförmigen Schnauzen sogar zwischen dem Strande und dem unvorsichtigen, im seichten Wasser watenden Fischer, der nicht aufmerksam genug oder nur darauf erpicht ist, sich eine genügende Anzahl Schollen oder andere Plattfische für sein Mittagbrod zu harpuniren.

Bei ruhiger See an windstillen Tagen sieht man häufig die dreieckige Rückenflosse der größeren Haifisch-Arten über der Wasserfläche erscheinen, gefolgt von einem beinahe ähnlichen dreieckigen Theile des obern Flügels der Schwanzflosse; beide durchschneiden dann behend den ruhigen blauen Spiegel des Meeres, während der Eigenthümer dieser Flossen unter demselben hingleitet. Die Fischer ziehen dann mit Haken und Leine aus, und bald sind die Boote mit einer Anzahl Exemplare des blauen oder plattnasigen Hai, des stachelrückigen oder Alligatorhai und des Speerhai oder Menschenfressers und einer ge-

meinen Art von Hai, welcher viele Aehnlichkeit mit dem Hunde-Hai (Scyllium melastomum) der britischen Küsten hat, und mit kleineren Arten von Haien gefüllt. Das Fleisch aller dieser Arten ist zwar eßbar, aber es ist hier nicht üblich, sie zu verspeisen, und man begnügt sich daher damit, ihnen die Lebern herauszuschneiden, welche einen vorzüglichen Thran geben, und etwa auch Stücke von dem weichen Bauch herauszutrennen, deren man sich als Köder beim Fischen bedient.

Eines Tages sah ich ein Fischerboot von einem Ausflug nach der Pelikanspitze zurückkehren, plötzlich aber auf halbem Wege die Segel einziehen und die Mannschaft sich auf einen Kampf mit einem dieser Meeresungeheuer einlassen, welches mehr als halb so lang war, wie das Boot. Einige zogen die Leine der Harpune ein, womit der Hai angespießt war, und das biegsame Eisen derselben schwankte und zitterte wie ein Draht. Der Hai peitschte in seinen krampfhaften Versuchen, sich zu befreien, das Meer in karmoisinrothen Schaum, aber der Bootsführer wußte ihm bei jeder Gelegenheit durch Stoß und Stich mit seinem langen Kappmesser Wunden beizubringen, welche so tief waren, daß sie den Hai widerstandsunfähig machten. Nachdem die Fischer den Hai an den Strand gezogen, ruderte das Boot noch einmal hinaus, erlegte noch einen Hai von beinahe derselben Größe und würde wahrscheinlich noch einige weiter gefangen haben, wenn sich nicht der Wind erhoben, den Meeresspiegel gekräuselt und hiedurch die Bedingungen für glückliche Verfolgung erschwert hätte. Diese beiden Haie wurden von den Fischern Knochenhai genannt, weil die Knochen noch so weich und knorpelartig sind, daß man mit einem scharfen Messer die Rückenwirbel rein durchschneiden kann; sie waren auf dem Rücken und an den Seiten dunkelgrau oder schieferfarben, am Bauche aber wie gewöhnlich weiß. Die auffallendste Eigenthümlichkeit aber, welche ich niemals zuvor an einem Hai bemerkt hatte, war, daß der hintere Theil des Körpers sich nicht wie gewöhnlich rasch verjüngte, sondern sich mehr in die Breite ausdehnte, dagegen an Dicke verhältnißmäßig abnahm. Der Schwanz war einen vollen Fuß breit und nur vier Zoll dick, — eine ganz vortreffliche Anordnung, um dem Schwanz die größtmögliche Kraft zur Austheilung eines Schlages nach der Seite zu geben, ohne daß das Wasser demselben erheblichen Widerstand entgegensetzte. Ich habe nur beim Delphin und Meerschwein eine ähnliche Anordnung bemerkt; aber bei diesen Meeressäugethieren sind die beiden Flügel der Schwanzflosse horizontal angebracht, der Schlag daher vertikal und die Dicke des Körpers am Schwanze weit größer als die Breite. Die Fischer zeigten mir auch eine merkwürdige Erscheinung beim Hai: wenn man ihn nämlich auf der Seite unter der Bauchflosse berührt, so wird dadurch eine krampfhafte Bewegung derselben hervorgebracht, selbst wenn das Leben in dem Hai schon so weit erloschen ist, daß keine noch so rohe Behandlung an irgend einem andern Theil des Körpers noch das geringste Lebenszeichen hervorruft; die Fischer haben auch besondern Handgriff, welchen ich bei manchen Matrosen ebenfalls bemerkt habe, um einen Theil des Schädels mit mehreren Rückenwirbeln daran herauszuschneiden, so daß das abgelöste Stück sehr genau dem Hals und Torso eines Frauenzimmers gleicht. Der größte Hai, welcher damals gefangen wurde, maß zwölf Fuß und drei Zoll in der Länge, der andere blieb nur um einige Zolle hinter jenem zurück, und später ward noch ein größerer getödtet, dessen Maßverhältnisse ich jedoch vergessen habe. Der aus den Haifischlebern gewonnene Thran wird mit 30 Pfd. Sterl. per Tonne bezahlt, und die Fischer erklärten, der Fang der Haie verlohne sich weit besser als die regelrechte Fischerei. Die Leber des einen Hai füllte einen großen Korb, und zwei sehr stämmige Namaquas vermochten ihn kaum fortzuschleppen. Der Magen enthielt einen Steinbrassen von 3—4 Fuß Länge, der nur ein einziges Mal in der Mitte entzwei gebissen war. Die Haut desselben war schon theilweise verdaut; aber der Fisch selbst erschien noch ganz frisch, als ich ihn aufschnitt. Ich nahm eine Anzahl Schmarotzerthiere vom flachen Theil des Körpers nahe beim Schwanze hinweg, da, wo die eigene breite abgeplattete Gestalt jener Kruster sie in den Stand setzte, sich fest an den Hai anzusetzen ohne Gefahr zu laufen, wieder weggespült zu werden.

Als ich im November 1864 in dem Barkschiff „Gute Hoffnung" auf der Heimfahrt begriffen war und wir in der felsichten Bucht von Angra Pequena lagen, beobachtete man in geringer Entfernung von uns einen Hai von derselben Art. Der Maat sprang sogleich mit einigen Freiwilligen in's Boot, sie verfolgten und harpunirten den Hai, waren aber in Ermangelung von andern Waffen außer Stande, denselben umzubringen oder das gewaltig zuckende und um sich schlagende Geschöpf zu sichern, welches bei den gewaltigen heftigen Anstrengungen, welche es machte, um sich loszureißen, sowohl die Sicherheit des Boots als das Leben der an Bord desselben befindlichen in hohem Grade gefährdete. Kapitän Scheel ließ sogleich das Quarterboot aussetzen und ruderte dem andern zu Hilfe, und nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es endlich dem Oberfischer Lodewyk Dante, dem Hai eine zweite Harpune in den Unterkiefer zu schleudern, während der Maat der Kreatur gleichzeitig eine Tauschlinge um den Schwanz warf. Das Meeresungethüm erschien nun, an drei Stellen seines Körpers festgemacht, ganz hilflos; wir streckten es zwischen den beiden Booten aus und zogen es im Schlepptau nach dem Schiffe hin, während es mit ohnmächtiger Wuth zu uns heraufglotzte, seine milchweißen Kinnladen aufriß und uns in denselben fünf Reihen kleiner, scharfer, sägenartig gestellter Zähne wies. Schon der bloße Anblick des Hai durchrieselte mich eiskalt, als ich ihn auf kaum anderthalb Fuß Entfernung an dem kurzen Eisen der Harpune hielt, die wir ihm in die Kinnlade geworfen hatten, während die Leine der Harpune gleichzeitig als weiteres Sicherungsmittel einige Male um einen Koveinnagel*) geschlungen war.

Die Brustwehr der Fallreepstreppe wurde ausgehoben, ein starkes Tau als Windeleine von der obersten Maßspitze herunter gelassen, und ein Dutzend stämmiger Matrosen hißten ihn an Bord. Die Leber ward wie gewöhnlich herausgetrennt

*) Koveinnägel heißen die Zapfen, woran das laufende Takelwerk befestigt wird.

und zu Thran ausgeschmolzen. Man hat mich versichert, daß man schon oft 130 Gallonen Thran von einem einzigen Hai gewonnen habe. Wir kosteten das Fleisch, welches wie grobfaseriges Ochsenfleisch aussah aber ungefähr den Geschmack von Schildkrötenfleisch hatte, welches man nach Art der Wilden roh auf der Kohlenglut geröstet. Die äußerste Länge des Hai betrug 18 Fuß und 1 Zoll, der größte Durchmesser 6 Fuß 4 Zoll, die Höhe des obern Flügels der Schwanzflosse 3 Fuß 7 Zoll, die Höhe des untern Flügels 2 Fuß. Weitere Beobachtungen vermochte ich kaum zu machen, weil der Maat in seinem Eifer, das Verdeck frei zu machen, den Kadaver bald hatte über Bord werfen lassen.

Man hat übrigens häufig noch größere Haifische gefangen; einer, welchen die Mannschaft der „St. Helena" in der Tafelbai erlegte, soll volle 27 Fuß, und ein anderer, welchen Fischer vor einigen Jahren in derselben Bucht harpunirten und am Strande zeigten, soll nahezu 30 Fuß in der Länge gehabt haben.

Ich erinnere mich noch, daß eines Tages im Meerbusen von Carpentaria, an der Nordküste von Australien, während einer Nacht einer unserer stärksten Haken, den wir haiten über Bord hängen lassen in der Hoffnung, Grundhaie zu fangen, gerade gebogen und abgebrochen worden war. An einem windstillen Tage arbeitete ich gerade an einer Zeichnung auf dem Verdeck, als ich durch ein Geschrei aufgeschreckt wurde. Die Leute sprangen in's Takelwerk hinauf und als ich der Richtung ihrer Blicke folgte, erblickte ich ein solch gewaltiges, monströses Geschöpf, daß ich es anfangs für einen echten Walfisch hielt, bis seine vertikal stehende Schwanzflosse und sein allgemeines Aussehen mich überzeugten, daß es ein Hai war. Seine breite flache Nase, beinahe derjenigen einer Barbe ähnlich, mußte eine Breite von mindestens 6—7 Fuß, seine ganze Länge weit mehr als zwanzig Fuß betragen haben, und sein wirklicher gewaltiger Umfang erschien noch größer durch den Umstand, daß um ihn her ganze Schwärme kleinerer Haie, von acht Fuß und mehr, sowie ganze Schaaren von Remoren oder Saugfischen von mehr als drei Fuß Länge und von unzähligen Lootsenfischen lustig sich herumtummelten. Alsbald wurden unsere größten und stärksten Haken beködert und über Bord geworfen, unsere Büchsen geladen und schußfertig gemacht, um auf die Haie zu feuern, sobald sie angebissen haben würden; allein das riesige Meeresungethüm schwamm gemächlich von unserm Stern hinweg und wir verloren es binnen Kurzem aus dem Gesichte.

An einem kleinern Hai von etwa zehn Fuß Länge, welcher in der Walfischbay gefangen worden war, hatte ich Gelegenheit, das Maul und Gebiß genau zu untersuchen und mir namentlich die fünf Reihen dicht beisammen stehender scharfer und sägenartig angeordneter Zähne zu betrachten, die auf einer knorpeligen beweglichen Leiste stehen, welche der Hai nach Belieben aufrichten oder umklappen kann, als ob sie in einem Scharnier liefe. Diese Zahnreihen sind gewöhnlich umgelegt und nach rückwärts gekehrt, richten sich aber in dem Augenblicke auf, wo der Hai seine Beute ergreift. Ich habe das Spiel dieser Zahnleisten, ihr willkürliches Auf- und Zurückklappen ganz deutlich an jenem verendenden Hai beobachtet, welchen wir in der Bucht von Angra Pequena gefangen hatten, wie ich oben erzählt. Es sah förmlich aus, als ob die Zahnleisten seines Gebisses sich gleichzeitig mit seinem Athmen und unter dem Druck seines Schnaubens vorwärts und zurück bewegten, während aus dem starren Fischauge ein düsterer Ingrimm glotzte.

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

15.

Inzwischen waren die beiden Söhne und die Tochter der Gräfin mit Aurelie von Drosbach und Sigmund v. Thiele heiter und in der besten Stimmung durch den lustigen Wald dahin gefahren nach dem Windthale, welches ungefähr zwei Meilen von Schloß Lindhorst entfernt liegt. Melchior der Reitknecht war mit zwei tüchtigen Speisekörben vorangeritten, um den Imbiß an einer geeigneten Stelle des Windthales bereit zu halten und über Pferde und Wagen zu wachen, während die Gesellschaft die Naturschönheiten dieses interessanten Fleckchens Erde genoß.

Das Windthal ist eine Natur-Erscheinung, welche in jener Gegend einen verdienten Ruf hat. Wenn man die waldigen Vorberge des Gebirgszuges überstiegen hat, und auf die ziemlich breite Hochfläche gelangt, die sich wellenförmig viele Meilen lang und zwei bis drei Meilen breit dahinzieht, bald von ausgewaschenen Thälern und Schluchten, bald von kahlen wilden Felsenhäuptern oder gerundeten Bergkuppen unterbrochen, führt das schmale Rinnsal eines Baches, welcher im Sommer beinahe ganz vertrocknet, in einen ziemlich breiten Thalkessel hinunter, welcher unverkennbar in früheren Zeiten das Bett eines Sees war, bis ein Bergsturz von einer benachbarten steilen Felsenhalde herab, die Gewässer zu ungewöhnlicher Höhe staute, daß sie die Felsenschranke, welche den See nach Südosten hin wie eine Schütze verschloß, zerbrachen und eine enge tief eingewühlte Schlucht einrissen, durch welche die Wasser abliefen. Und obwohl vielleicht mehr als zwei Jahrtausende vergangen sind, seit die rohen Naturgewalten diesen See abließen, zeugen doch noch bis auf den heutigen Tag gewaltige Felsenblöcke und ragende Felsenmauern, sanfte Böschungen und ein mäandrisch gewundenes, mit großen Blöcken angefülltes Bachbette, welches vom Herbst bis Frühling ziemlich wasserreich ist und die gesammelten Gewässer des alten Seebeites und seiner Gehänge und der benachbarten Höhen als tosenden Wildbach in Dutzenden von Wasserstürzen über und zwischen Felsblöcken und Trümmern durch jene Schlucht abführt, von der einstigen Bestimmung dieses Mulden- oder Kesselthales, welches nur an jener südöstlichen Seite einen Ausgang hat. Launenhaft zerstreut, unter allen Winkeln und nach jeder Richtung durch einander geworfen, liegen und hängen haushohe und kleinere Blöcke an den Gehängen und in

der Sohle des Thales; kahle starre Felsenstirnen einerseits, lustiger grüner Buchenwald und dunkles Tannicht andererseits bekränzen die Höhen, welche das Thal umsäumen; aber dieses selbst ist verhältnißmäßig arm an Vegetation. Einige Gruppen mächtiger Bäume haben in der Dammerde Wurzel geschlagen, welche die größeren Felsenblöcke aufgestaut, wenn Schnee und Regen den Humus von oben herunter geschwemmt hatten, und überbreiten nun mit ihren mächtigen Kronen die chaotisch durch einander geworfenen Trümmer, zwischen denen sich junger Waldanflug und ein niedriger Pflanzenwuchs von Buschwerk und Gestrüpp festgesetzt hat. Sonst sind die steilen Hänge ziemlich kahl, und nur an der Sonnenseite sproßt da und dort Ahorn oder Maßholder zwischen den Ranken von Brombeeren und den Schlehenbüschen, welche sich auf den Steinriegeln angesiedelt haben. Was aber neben den seltsamsten launenhaftesten Gebilden, zu denen jener Bergsturz und nach ihm Eis- und Wasserfluthen die Trümmerblöcke zusammengefügt haben, dem Windthale seinen eigenthümlichen Reiz leiht, das ist eine unbeschreibliche Einsamkeit und Stille, eine scheinbar gänzliche Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Ein kleines einsames Gehöfte, etwa eine halbe Wegstunde nördlich von dem Thale, ist auf eine Meile in der Runde die einzige Menschenwohnung. Hier ließen unsere Wanderer Wagen und Pferde unter Aufsicht des Reitknechts und Kutschers zurück, und klimmten durch prächtigen Hochwald, dem schon der herbstlich bunte Anflug wärmere Färbung lieh, einen steilen Rücken hinan, um über dessen Plateau an den obern Saum des Windthales zukommen. Von hier führte durch eine Klamm in den Felsen ein Pfad im Zickzack in das Thal hinunter, und wenn man einmal unten auf der Sohle desselben stand, sah man sich von allen Seiten nur von den steilen Hängen umgeben, die bis zu einer Höhe von 3—400 Fuß anstiegen; und über dem Kranze von Felsenstirnen und Wald, welcher in jener Richtung den Gesichtskreis abschloß, wölbte sich hoch und blau der reine Himmelsdom. Kein Singvogel ließ sich im ganzen Thale hören, zumal in dieser Jahreszeit, wo die Sänger des Waldes schon stumm geworden sind; kein Vierfüßler belebte diese kleine, in sich abgeschlossene Welt. Nur hie und da zog ein Bussard oder Weih auf lautloser Schwinge hoch über das Thal hin, oder ein großes Wiesel trabte über die harten Trümmer des Gesteins und verschwand in dem Gestrüpp. Und diese Oede und Einsamkeit, das eigentliche hallende Echo welches jedem lauten Worte antwortete, übten einen wundersamen unbeschreiblichen Eindruck auf den Besucher dieses Thales. Erst ward Einem beinahe bänglich zu Muthe; aber wenn das Ohr sich an die geheimnißvolle Stille, das Aug' sich an die Kontraste zwischen dem grellen Licht auf der Sonnenseite und dem bläulichen, duftigen, kühlen Schatten auf der entgegengesetzten gewöhnt hatte, dann zog eine ganz eigenartige, feierliche und schier erwartungsvolle Stimmung in das Gemüth ein, und es war Einem zu Muth, als ob man hier jeden Moment etwas Besonderes und Ungewöhnliches erleben müsse. Dazu kam noch, daß die Luft in dem Thale niemals unbewegt war, sondern ein Wind stets die Wipfel der alten Bäume schüttelte, eine Art Wirbelwind beständig in diesem Thale kreiste und ihm seinen Namen gab.

Als unsere Gesellschaft auf dem Gehöfte Alle-Wind aus dem Wagen gestiegen war, hatte Graf Wilibald Fräulein v. Drosbach den Arm angeboten, um ihr den steilen Pfad durch den Hochwald hinanzuhelfen. Aurelie hing an seinem Arme, schmiegte ihre Schulter dicht an die seinige und schaute mit ihren großen leuchtenden grauen Augen unsäglich freundlich zu ihm auf, wie er so scherzend und drollige Geschichten erzählend neben ihr herschritt, und die Blicke seiner munteren geistvollen Augen in die ihrigen tauchte. Mit dem eigenthümlichen Leichtsinn seines sanguinischen Wesens verschmähte Willy es nicht, mit seiner Begleiterin zu kokettiren. Er las in ihren Augen die unverhohlene Bewunderung seiner frischen Schönheit, und Aurelie war im Grunde so übel nicht und für ihre Jahre noch recht ordentlich conservirt, nur vielleicht etwas allzu beeifert und absichtlich und künstlich aufgeputzt. Ihr schmachtender Blick, ihr Lächeln, ihr Anschmiegen waren sicher nicht ohne Berechnung und hatten etwas Sinnliches, welches die Einbildungskraft beschäftigte. Sie war „verliebt," um einen alltäglichen Eindruck zu gebrauchen, und sie machte dem Manne, welcher ihr gefiel, keinen Hehl daraus. So oft Willy ihren Arm, der auf dem seinigen ruhte, leise drückte, sah er die heiße Gluth flüchtig über ihre Wangen bis zum Hals und Nacken aufflammen, sah Aurelien ihre Augen mit einem unbeschreiblichen Blicke rasch zu ihm aufschlagen und dann wieder zu Boden senken, fühlte ihren Arm auf dem seinigen zittern und bemerkte, wie sie langsamer und mühevoller athmete. Und der leichtsinnige böse Junge hatte eine Freude daran, diese heimliche Aufregung noch zu steigern, indem er diesen verstohlenen Druck von Zeit zu Zeit wiederholte und sein zauberkräftiges Auge nicht von dem ihrigen verwandte, obschon sein Mund nur von ganz gleichgültigen oder drolligen Dingen überfloß.

Und Willy besaß in der That einen Zauber, welchem die Frauen kaum widerstehen konnten. Aurelie gestand sich das selber und gab sich diesem magischen Einflusse willenlos hin, und sie war Kennerin darin, denn die böse Welt behauptete, sie habe schon viel und Viele geliebt — d. h. nach ihrer egoistischen, herrischen und flatterhaften Weise, so weit ein Weib überhaupt lieben **kann**, das so sehr von dem Bewußtsein seines Rangs und Reichthums und all der Vortheile seiner Geburt und Stellung erfüllt und von einem grausamen Drange beherrscht ist, allenthalben für die Erste angesehen und als solche verehrt und mit Schmeicheleien und Huldigungen überhäuft zu werden, — ein Weib von wenig Gemüth und seichtem Wesen, nur immer an sich selber denkend und nur von Eitelkeit, Vergnügungssucht und Hang nach Abwechslung bewegt.

Und Aurelie, die Kennerin der Männer, mußte sich gestehen, daß Willy unbedingt der schmuckste Junge, der schönste Mann sey, den sie je gesehen, und jedenfalls der einnehmendste. So oft sie ihn zuvor von ferne in seiner Dragoner-Uniform erblickt oder beobachtet, hatte sie sich gestanden, daß

er der schönste Offizier sey, daß keiner die Uniform mit solcher Grazie trage und das Militärisch-Stramme und Martialische so mit Anmuth und einem gewissen genialen Sich-gehen-lassen zu verquicken wisse. Als sie die Einladung der Gräfin erhalten und daraus erfahren hatte (was ihr übrigens bei ihrem Interesse für diesen Jüngling schon zuvor zu Ohren gekommen war), daß er seine Lieutenantsstelle quittirt habe, hatte sie eine leise Regung von Bedauern und Unmuth nicht zu unterdrücken vermocht und sich zweifelnd gefragt, ob der schöne Willy, wie er unter seinen Kameraden geheißen, nicht in Civilkleidern um ein Namhaftes an seiner Schönheit eingebüßt haben werde. Allein nun sie so an seinem Arme hing und ihn Aug' in Auge betrachtete, mußte Aurelie sich gestehen, daß Willy in der grauen Jagdjuppe mit dem grünen Kragen und den Hirschhornknöpfen, mit dem lose um den Hals geschlungenen amarantrothen Seidentuch und dem breiten Hemdkragen, auf dem Kopfe das leichte graue niedrige Hütchen mit Gemsbart, Spielhahnsfeder und Edelweiß, — in der That noch weit schmucker und vortheilhafter erscheine, daß die Kraft und Harmonie seiner Formen noch günstiger hervortrete und die Anmuth und angeborene Würde seines ganzen Wesens unbefangener und sieghafter zur Geltung komme, als in der knappen Uniform welche das Männliche und Geschmeidige in Willy's ganzer Erscheinung eher verkümmert als enthüllt hatte. Und der Gedanke, daß dieser junge bildhübsche Held ihr zum Eheherrn bestimmt sey, daß er unverkennbar darauf hinarbeite, ihre Gunst zu gewinnen, und daß er nur vielleicht noch etwas linkisch oder schüchtern sey, um in Worte zu kleiden, was sein und der Seinigen Wunsch sey und in ihrem eigenen Herzen ein so lautes Echo fand, ja was von ihr vielleicht mit einer fieberischen Ungeduld erwartet wurde, damit sie jenen Zwang überspringen konnte, den die Etikette ihrem eigenen Fühlen auferlegte, — dieser Gedanke fesselte ihre Zunge zwar, machte aber daß sie die ganze Gewalt und Leidenschaft ihrer Seele in die Blicke legte, die sie hie und da flüchtig, blitzartig zu ihm emporrichtete, — die Blicke eines Auges, das weitaus der größte ihrer Reize war.

Nachdem die Gesellschaft den Totaleindruck des Thales von verschiedenen Standpunkten aus genossen hatte, erbot sich Willy, der Baronesse Drosbach die einzelnen Felsengruppen zu zeigen, die zumeist ihre besonderen Namen hatten. Er legte eine gewinnende ungezwungene Unbefangenheit an den Tag, als wäre er nur Aureliens wegen da, und überließ seine Geschwister und Sigmund ganz sich selbst. An jedem Andern vielleicht wäre ein solches Betragen anmaßlich oder geringschätzig erschienen, aber der Junge hatte eine solch naive, herzliche und gewinnende Weise, daß man ihm alles verzeihen mußte. Cäcilie und Herr v. Thiele nahmen es ihm nicht übel. Cäcilie hing an Sigmund's Arm und war so still selig, so unaussprechlich zufrieden, daß sie auf Willy nur wenig, auf ihren Bruder Ludwig gar nicht achtete. Nur als Willy unter dem fröhlichsten, harmlosesten und muthwilligsten Lachen Aurelien den Vorschlag gemacht hatte, mit ihr unter vier Augen die einzelnen Reize und Schönheiten des Windthales zu genießen und sich deßhalb von der Gesellschaft abzusondern, und als Aurelie stumm aber mit einem unbeschreiblichen Blicke hierin gewilligt, hatte Cäcilie es sich nicht zu versagen vermocht, ihrem Bruder Wilibald einen Blick zuzuwerfen, worin ein stiller Vorwurf, eine innige Warnung, eine Regung von Zweifel an seinem sittlichen Ich zu liegen schien. Willy hatte jenen Blick und seine Bedeutung verstanden und bedeutsam erwidert, aber Cecy wußte daraus nicht klug zu werden, ob er ihr sagen gewollt, sie möge seinetwegen unbesorgt seyn, oder ob er ihr zu erkennen geben gewollt, daß er sich in seinem Treiben nicht irre machen lasse.

„Die arme Malwine!" flüsterte Cäcilie ihrem Begleiter Sigmund v. Thiele zu; — „ich hätte Bruder Willy nicht für so flatterhaft gehalten. Sehen Sie nur, Sigmund, wie er mit Fräulein v. Drosbach scherzt, wie sie an seinem Arme hängt, als wollte sie sich um ihn ranken! — Arme, arme Mally! ich hätte Willy nicht für einen solchen Sklaven des Geldes gehalten! er war früher immer so freigebig und uneigennützig!

— „Ich will nicht über Willy richten, aber auch mir ist er neuerdings räthselhaft und unbegreiflich geworden, meine theure Cecy," erwiderte Thiele. „Es liegt auf ihm etwas, das seiner Natur sonst fremd war. Er sucht uns offenbar irgend ein Geheimniß zu verbergen, das ihn selbst drückt, und es liegt in seinem Wesen ein Zwiespalt, den ich mir nicht zu erklären vermag. Mir ist als scheute er zuweilen unsere Blicke, als suchte er unter Scherz und übermüthiger Lustigkeit irgend eine geheime Sorge oder ein Weh zu verbergen. — Ist Dir dieß nicht ebenfalls so erschienen, lieber Ludwig?" wandte er sich an diesen.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht, lieber Sigmund," versetzte Graf Ludwig kalt. „Willy ist ein Anderer geworden; seine Reizbarkeit und sein Aufwallen, sein übersprudelnder Humor, der zuweilen in eine Zerstreutheit und gedankenvolle grübelnde Schweigsamkeit umschlägt, verrathen deutlich, daß der frühere Gleichmuth seines Wesens erschüttert ist. Wahrscheinlich liegt ihm," setzte er mit kaltem ironischem Lächeln hinzu, „weniger eine moralische als eine pekuniäre Schuld auf dem Herzen. Ich bin überzeugt, daß er Mama und Herrn Holthaus noch kein vollständiges Sündenregister übergeben hat, und daß über kurz oder lang noch eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage von Schulden und dummen Streichen an's Licht treten wird, die ihm momentan schwer auf der Seele liegen."

— „Oh, nicht doch, lieber Ludwig!" rief Cecy halb bittend, halb tadelnd. „Ich könnte eher an jeder andern Seite von Willy's Charakter zweifeln, als an seiner Aufrichtigkeit. Er hat gewiß Mama alles gestanden. Meinen Sie nicht auch, lieber Sigmund?"

„Ich wage hierüber kein Urtheil, Comtesse! jedenfalls ist irgend eine Umwandlung mit Willy vorgegangen, für welche mir der Schlüssel noch fehlt! Seine Lustigkeit hat oft etwas Krankhaftes, Erzwungenes."

„Ah, nicht wahr? das ist ganz meine Ansicht!" rief

Ludwig beipflichtend. „Es ist eine Art Galgenhumor, wobei man sieht, daß es Willy selbst nicht Ernst ist. Seine unbändige Lustigkeit von diesem Morgen erschien mir förmlich gemacht, und nur drei Personen scheinen ihn darin nicht zu durchschauen, nämlich die gute Maman, Fräulein Malwine von Hopfen und Fräulein Aurelie von Drosbach . . ."

— „Und ich, lieber Bruder! ich glaube, daß Willy's Lustigkeit nicht gemacht ist — ich vertraue ihm noch, und werde ihn nicht eher fallen lassen, als bis . . ."

„Nun? als bis er was gethan?!" rief Graf Ludwig drängend.

— „Bis er Fräulein von Drosbach geheirathet haben wird," entgegnete Cäcilie trübe. „Ich liebe Aurelie, weiß gewiß ihre Vorzüge zu werthen, und gönne ihr alles Liebe und Gute; aber ich kann nicht glauben, daß Willy mit ihr und sie mit Willy glücklich würden, und ich fürchte . . . . ich wähne wenigstens, eine Andere liebe ihn insgeheim mehr und inniger."

„Wer ist das? Fräulein v. Hopfen, nicht wahr?" forschte Ludwig begierig.

„Laß es mein Geheimniß bleiben, wer es ist, lieber Bruder, denn ich will nicht indiskret seyn," sagte Cäcilie und warf Sigmund einen verstohlenen bittenden Blick zu, daß er sie nicht verrathe. Die rollenden Augen, der leidenschaftliche Ausdruck in Ludwigs Gesicht hatte sie erschreckt.

„Jenun, wie Du willst, liebe Cecy! die Zeit wird es lehren, wer diese stille Verehrerin des Jungen ist," sagte Graf Ludwig kalt. — „Wir können es abwarten, denn binnen Kurzem muß ja alles an den Tag kommen: die geheime Bürde, welche den Jungen drückt, und die Liebe, welche er verschmäht oder verrathen hat . . . ."

„Bruder, ich bitte Dich! Du gehst zu weit!" bat Cäcilie, aber Ludwig fuhr ruhig fort:

„Wenn ich mir die geheimnißvollen Reisen Willy's zusammen halte mit der Beeiferung, womit er Fräulein von Drosbach nun plötzlich den Hof macht, nachdem früher die leiseste Andeutung einer derartigen Parthie förmlich hingereicht haben würde, gerade seine erbittertste Opposition herauszufordern, so kann ich mich des Argwohns nicht entschlagen, daß mein Bruder durch irgend ein tiefer eingreifendes Ereigniß aus dem Gleichgewichte gebracht worden ist. Und wenn ich mich nicht sehr täusche, so wird es ihm nicht sehr erschwert, sich in dieser Stunde noch das Jawort der Baronesse zu holen," setzte er mit einem sardonischen Lächeln hinzu.

Die beiden Personen, denen diese Bemerkungen galten, waren mittlerweile zu einer der größten Felsengruppen hinangeklettert, welche im Volksmunde das Riesenbett genannt wird. Auf einem hohen Trümmerhaufen, zwischen dessen Ritzen und Fugen Gräser, Disteln und Weidenröschen sprossen, liegt eine große, leicht geneigte, vom Wasser glatt geschliffene Platte von etwa zwölf Fuß in's Gevierte, und an beide Seiten derselben legen sich unregelmäßige Blöcke wie Seitenwände einige Fuß hoch an. Von Nordwest her strecken einige starke alte Buchen ihre Aeste über diese Steintafel herein, einem Betthimmel entfernt ähnlich, während gegen Südost der Blick gerade über den schmalen Einschnitt jener Schlucht in ein tieferes Thal hinunter und nach den ferneren Höhen schweift und wunderliche Felsenhäupter und ein fernes hoch oben an einem Berghange klebendes Dorf zeigt, — die einzige Spur von Menschenleben, welche man im Windthale wahrnehmen kann.

„Ah, wie schön! wie überraschend!" flüsterte Aurelie, als sie mit laut pochendem Herzen und halb athemlos die Felsenplatte erklommen und Willy ihr mit einer stummen Geberde jene Aussicht durch die Schlucht hinab und über dieselbe hinaus gezeigt hatte. „Man ahnt hier die Welt draußen, ohne sie deutlich zu sehen! Wie schade, daß hier keine Bank ist!"

„Nehmen Sie Platz, meine Gnädige! hier ist Raum genug!" rief Willy, und breitete den Plaid, den er auf der Schulter getragen hatte, auf den Stein auf und führte Aurelien artig an der Hand herzu. „Wenn Sie erlauben, setze ich mich zu Ihren Füßen und helfe Ihnen die Landschaft bewundern. Die Leute nennen diesen Stein sehr unpoetisch das Riesenbett, aber ich möchte ihn lieber den „Thron" nennen, denn in diesem Augenblick ziert ihn eine Königin!"

„Sehr galant, mein Herr Ritter, nur etwas zu ironisch!" erwiderte Aurelie mit ihrem freundlichsten Lächeln von dem Plaid aus, worauf sie sich niedergelassen hatte, und so unter ihrem Sonnenschirm, dessen seidenes Futter einen rosigen Schein auf ihr Gesicht warf, und in einer graziösen Haltung machte sie einen hübschen Eindruck, denn wie sie so en face da saß, konnte man die leichte Verkrümmung ihres Rückgrats nicht bemerken, und das duftige Gewebe ihrer hellen bauschigen Robe paßte ganz vortrefflich zu der Umgebung und ließ sie wie eine Fee im Halbschatten der Baumkronen erscheinen.

„Eine Königin der Anmuth und Schönheit in der That, oder besser gesagt eine Elfe, die hier in der Einsamkeit ausruht," flüsterte Willy, sich vor ihr niederlassend und sah in den feuchten Glanz ihrer Augen. Dann aber bemerkte er, kaum eine Spanne von seiner Hand, den reizendsten kleinen schmalen Fuß mit dem zierlichsten Knöchel in einem allerliebsten eleganten goldbraunen Prünellstiefel, und diesen winzigen Fuß mit beiden Händen umfassend, beugte er sich darauf nieder, drückte einen Kuß auf die zierliche Fußbiege und flüsterte: „Pardieu, wie reizend! welch gottvolles, wunderbares Füßchen! Man muß dafür schwärmen! O, Sie sind ein Engel, meine Gnädige, und diese Formen adorabel!"

„Bösewicht! Spötter! Sie sind garstig! Einen staubigen Schuh zu küssen!" schmollte Aurelie, und schnell verschwanden Fuß und Bein unter den Falten der weiten Rockschöße und sie schlug ihn leicht mit der Kante ihres Sonnenschirms auf die kühne Hand.

„Vergebung, meine Gnädige! aber ich schwärme für solche Formen! ich habe nie etwas Schöneres und Zierlicheres gesehen, als diesen anbetungswürdigen Elfenfuß," sagte Willy galant und blickte in ihre verführerischen Augen, die in diesem Momente streng zu blicken versuchten.

„Ah, par exemple, monsieur le comte, mais vous êtes méchant!" flüsterte Fräulein von Drosbach mit gesenkten

Blicken. „Sie zwingen mich, diesem Tête-à-tête ein Ende zu machen. Ich kann unmöglich glauben, daß Sie mich hieher gelockt, um mich zu . . . zu demüthigen oder . . . in Versuchung zu führen, Graf Wilibald! Ich habe eine allzu gute Meinung von Ihnen, um dieß zu glauben," setzte sie milder hinzu und warf ihm einen verstohlenen innigen Blick zu, der manchem Manne warm um's Herz gemacht hätte. — „Vertreiben Sie mich nicht so rasch von diesem reizenden Punkte!" fuhr sie dann schmachtend fort und blickte an ihm vorüber in die Ferne. „Wie zauberisch schön muß es hier in einer hellen Vollmondsnacht seyn, wenn der Mond seinen märchenhaften Glanz über dieses Thal ergießt und die Bäume und Felsblöcke ihre langen Schatten auf den kahlen Grund werfen!"

Ihr Auge streifte dabei Willy's Gesicht mit einem magischen Blicke voll verhaltener Glut, aber er bemerkte es nicht. Eine plötzliche Umwandlung schien über ihn gekommen zu seyn; er starrte in's Blaue und seine schönen, ausdrucksvollen Züge zeigten einen gedankenvollen Ernst. Ich bin zu weit gegangen und habe seinen Enthusiasmus erkältet! Der arme Junge ist schüchtern geworden, weil er mich beleidigt zu haben glaubt. Ich muß ihn wieder einigermassen aufrichten, dachte Aurelie bei sich selbst. Und mit den weichsten Inflexionen ihrer Stimme fuhr sie fort: „Ich wollte, ich hätte hier ein kleines hübsches Châlet mit einigen Zimmern, Herr Graf! Wie wunderschön müßte es seyn, hier bisweilen zu leben und von den Emotionen und Fatiguen des geselligen Lebens und der großen Welt sich auszuruhen!"

„Nichts leichter, meine Gnädige, als sich dieses Vergnügen verschaffen! Sie sind ja in der Lage, diese Laune jeden Moment befriedigen zu können," entgegnete er zerstreut. „Baumaterial ist dicht zur Hand — Holz und Steine. Grund und Boden ist hier spottwohlfeil, und ein Wink von Ihnen, die Wünschelruthe des Reichthums zaubert in kürzester Frist ein kleines Feenschloß in diese Wildniß und erhebt Sie zur Fee des Windthales. Aber wollten Sie so allein mitten im Walde wohnen?"

„Allein? mit nichten, Graf!" erwiderte sie mit einem naiven Lächeln. „Ich glaube, ich wäre albern genug mich zu fürchten, selbst wenn ich meine Domestiken bei mir hätte! — Es ist ein armseliger Genuß, den man für sich allein in Anspruch nimmt! Man genießt die Schönheiten der Natur weit inniger zu Zweien. Meinen Sie nicht auch, Graf Waal?"

„Ohne Zweifel, meine Gnädige," erwiderte er mechanisch.

„Aber wenn ich mir vergegenwärtige, welch einen Genuß es einem neuvermählten Paare gewähren müßte, seine Flitterwochen in dieser stillen Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt zu verbringen, so muthet es mich an, wie lauter Poesie. Wie thöricht erscheint mir dagegen die Mode, seinen Honigmond auf Reisen oder in großen Städten oder in fashionablen Bädern zu verbringen, wo man fortwährend beobachtet ist, wo man Pflichten der Etikette und der Geselligkeit zu genügen hat, wo eine Reihe von Aufregungen jenen innigen Austausch und jenes verbindende steie Beisammenseyn stören, welches mir doch ebenso wünschenswerth wie nothwendig erscheint, damit zwei Menschen einander erst recht kennen und verstehen lernen, welche einmal für Lebenszeit auf einander angewiesen sind! . . . . Glauben Sie nicht auch, lieber Graf, daß ein Theil der kühlen Ehren in der ‚Gesellschaft' von der Mode herrührt, die ersten Wochen oder Monate der Ehe unter den vielfachsten Zerstreuungen hinzubringen?"

„Theilweise allerdings, meine Gnädige!"

Aurelie spann das Gespräch über diesen Gegenstand und ähnliche noch eine Weile fort, ohne aber etwas Anderes aus ihrem Begleiter herauszulocken, als kurze zerstreute Antworten. Er schien weder für ihre Naturbegeisterung noch für ihre Ansichten und Pläne über die Ehe sich recht zur interessiren, sondern vielmehr mit einem geheimen Entschluß zu kämpfen, dessen Ausführung ihn Mühe kostete. Endlich machte sie Miene, aufzustehen und diese Scene abzukürzen. Da erfaßte Willy rasch ihre Hand und sah sie schüchtern, bittend an.

„Nur noch einen Augenblick Geduld, meine Gnädige!" bat er mit einem leichten Händedrucke. „Geruhen Sie mir nur einige Minuten geneigten Gehörs zu schenken, Baronesse, denn ich möchte mit Ihnen reden!"

— „Mit mir? Und so ernsthaft und wichtig, Graf? Was mag das seyn?" fragte sie und ihr Blick umspielte ihn mit naiver Ueberraschung und einem aufmunternden Lächeln, während eine leichte Röthe durch die Schminke hindurch über ihre Wangen sich ergoß und ihr Busen sich unwillkürlich rascher hob und senkte. „Verfügen Sie über mich, Graf Waal! Ich bin ganz Ohr!"

„Ja, es ist fürwahr ein ernster Gegenstand, meine Gnädige, mit dem ich Sie unterhalten möchte, und ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, womit Sie mich anhören wollen," sprach Willy hastig, blieb aber dann stecken.

Aurelie lächelte ihn mit einem Gemisch von Verschämtheit, Schalkhaftigkeit und Aufmunterung an, und sagte: „Dieser feierliche Eingang spannt meine Neugierde auf den höchsten Grad, lieber Graf! Bitte, reden Sie offen! Drücken Sie los!" Und gleichsam von Mitleid mit Dem, was sie seine Blödigkeit nannte, getrieben, reichte sie ihm mit einem innigen Blick die kleine Hand, welche in der seinigen zitterte.

Willy hielt die Hand fest und rückte der Baronesse näher, welche im Vorgefühl einer Werbung, die ihr in hohem Grad willkommen war, schon eine heimliche Freude fühlte und ihre Aufregung kaum verhehlen konnte. „Darf ich offen reden, meine Gnädige? wollen Sie mir versprechen, daß Sie mir nicht zürnen wollen, wenn meine Erklärung Sie auch überraschen oder wenn ich in einer solch delikaten Angelegenheit gleichsam mit der Thüre in's Haus fallen sollte, denn auf Ehre, meine theure Baronesse, ich bin in einer ganz verteufelten Situation, in einer riesigen Verlegenheit um passende Worte!" sagte Willy mit wirklicher Verlegenheit und beugte sich um diese zu verhehlen, auf Aureliens kleine Hand hinab, die er küßte.

„Sprechen Sie ganz schlicht und ohne Ceremonien, lieber Graf!" flötete Aurelie halb verschämt und mit einem verwunderten und schmachtenden Blicke. „Ich erwarte von Ihnen

keine diplomatischen Auseinandersetzungen — Sie sind Soldat, Graf Waal, und ein Soldat geht immer direkt auf sein Ziel los. Auch dürfen Sie mir glauben, mein Freund, daß ich bei der großen Hochachtung und Verehrung, welche ich für Ihre gnädige Maman und Ihre ganze Familie hege, und bei dem lebhaften Interesse, welches mir Ihr biederer, gerader, offener Charakter eingeflößt hat, himmelweit entfernt bin von jeder lächerlichen Minauderie oder kleinlichen Empfindlichkeit. Ich stehe, dünkt mich, nicht in dem Ruf einer albernen Prüde. Also sans cérémonies, s'il vous plait, mon cher comte!"

— „Wohlan denn, zur Sache, meine Gnädige! und tausend Dank für die Indemnität, die Sie mir im Voraus ertheilen, meine theure Baronin!" sagte Willy einigermaßen aufathmend, und drückte leise ihre kleine Hand. „Ich weiß nicht, meine Gnädige, ob es Ihnen bekannt, daß es ein stiller Lieblingswunsch meiner guten Mutter ist, Sie als Tochter begrüßen und an ihr Herz schließen zu dürfen?...

Er stockte und sah Aurelien halb verlegen an, als ob er eine Antwort erwarte, und diese hielt es für angezeigt, jetzt zu erröthen, verschämt zu Boden zu blicken und etwas erstaunt zu antworten: „In der That, Graf Waal, davon hatte ich keine Ahnung. Die Güte Ihrer trefflichen Mutter hat mir da eine Ehre zugedacht, die ich mir nicht hätte träumen lassen, die ich aber gerührt anerkenne, denn die Verbindung mit einem solch alten und berühmten Hause, dessen Söhne mir als solche vortreffliche Männer bekannt sind, ist eine Auszeichnung, die... die ich... deren ich mich niemals würdig gehalten hätte!"

— Sie machte eine Kunstpause, weil sie damit dem vermeintlich blöden Jungen genugsam entgegengekommen zu sein schien, der vor lauter innerer Aufregung und leidenschaftlichem Ungestüm, wie sie erwähnte, seine Werbung etwas täppisch angriff.

„Nun denn, meine Gnädige, es ist also keine Indiscretion sondern nur meine Pflicht, Ihnen dieß zu gestehen," fuhr Willy mit steigender Verwirrung fort; „geruhen Sie also zu glauben, daß ich als ein armer Teufel von jüngerm Sohn und im Bewußtsein meiner Unbedeutendheit mich niemals erkühnt haben würde, die Ehre einer Verbindung mit Ihnen, einer reichen Erbin, zu ambiren, wenn ich nicht gesehen hätte, daß es ein solch theurer und werther Lieblingsgedanke meiner guten Maman und beinahe eine Art fixer Idee derselben war, einen ihrer Söhne mit der Hand der Baronesse Drosbach beglückt zu sehen. Ich habe seither nur selten das Glück gehabt, Sie zu sehen, meine Gnädige, ich habe Sie nur von ferne bewundern dürfen, habe Sie immer umlagert gesehen von einem Schwarm von Anbetern, die alle weit mehr und besser waren als ich, und ich wußte, daß Sie, die Königin der Mode, die Centralsonne der Salons, sich den Teufel aus einem jungen Lieutenant voll Schulden machen würden, mit dem man wohl 'mal eine Tour tanzt oder einen Galopp rast, aber nicht an einen Tanz durch's Leben denkt. Sie sehen, meine theure Baronesse, daß ich weder anspruchsvoll noch sanguinisch bin!"

— „Gewiß, Graf Waal! Sie sind allzu bescheiden, Sie sind sogar ungerecht gegen sich selbst und gegen mich, da ich Sie niemals so gleichgültig beurtheilt, sondern immer über das Niveau unsern jungen Tänzer gestellt habe!" flüsterte Aurelie langsam und heftete unter den dunklen Wimpern hervor einen Blick voll heimlicher Glut auf ihn.

„Sehr gütig und liebreich von Ihnen, meine Gnädige! Aber offen gestanden, ich traute mir ganz und gar nicht diejenigen Eigenschaften zu, welche Ihnen gefallen und ein Aequivalent Ihrer unzähligen Vorzüge seyn würden. Auch wollt' ich Maman nicht wehe thun, indem ich ihr meine Zweifel an mir selbst und meiner Würdigkeit zu erkennen gab. Die gute Maman ist ohnedem neuerdings leidend und angegriffen, und es würde sie sehr gekränkt haben, wenn ich sie desillusionnirt hätte. Ebenso glaubte ich den Zeitpunkt nicht so nahe, wo Sie Ihren so lieben und schmeichelhaften Besuch auf Lindhorst machen würden. Enfin, ich war daher nicht wenig überrascht und beinahe erschrocken, als ich gestern, von einer kleinen Reise zurückkehrend, Sie bei uns traf, meine Gnädige — eine solch reizende verführerische Armida!..."

„Schmeichler!" flötete Aurelie; „Spötter! Sie sagten ja soeben, daß ich Sie erschreckt habe!"

— „Nicht Sie, meine Gnädige, haben mich erschreckt, sondern der Gedanke, daß niemand ungestraft in den Himmel dieser dunklen Augen blicken kann, — die Ueberzeugung, daß Maman nun von mir erwarte, mich kopfüber in Sie zu verlieben und Sie im Sturme zu erobern, was doch nicht geschehen darf und kann, meine theure Baronin, denn als ein ehrlicher Kerl muß ich Ihnen gestehen und zwar im Vertrauen auf Ihre Discretion, daß ich bereits heimlich verlobt bin, und daß ich zu spät das Glück habe, Ihnen zu begegnen und ein Wesen kennen zu lernen, welches der ganzen Liebe und Anbetung eines Mannes würdig ist!" fügte Willy leichter und mit einer galanten Wendung hinzu, denn nun das Schwerste mit jenem Geständniß überstanden war, fand er seine gewöhnliche Unbefangenheit wieder.

„Ah, Sie sind verlobt? heimlich verlobt, Herr Graf?" sagte Aurelie mit scheinbarer Theilnahme, obschon ihre Stimme etwas bebte und sie leicht die Farbe gewechselt hatte. „Es ist mir unendlich schmeichelhaft, daß Sie mich zur Vertrauten dieses Geheimnisses machen, und da Sie dieß offenbar nur in der Absicht gethan haben können, mich um irgend einen Dienst zu bitten, so will ich Ihnen mit der Erklärung zuvorkommen, daß Sie über mich unbedingt verfügen mögen. Was kann ich für Sie thun, Graf Waal?"

— „Ah, Sie sind ein Engel, meine Gnädige!" flüsterte Willy, ihr näher rückend, und blickte ihr in die feuchten, schmachtenden, wundersamen Augen. „Sie bringen mich in die Gefahr eines Zwiespalts mit mir selbst, meine reizende Circe, denn welcher Mann könnte Ihnen widerstehen?"

„Sie spotten, Graf Willy! das ziemlich unumwundene Bekenntniß welches Sie so eben abgelegt haben, zeugt daß Sie sich entweder sehr brav gehalten haben oder in den Banden einer anderen Circe von weit mächtigerem Zauber liegen, als derjenige ist, dessen ich mir bewußtlos bin! Und darf ich,

als Ihre Vertraute, fragen: wer denn die Glückliche ist, welche einen jungen Schmetterling wie Sie so fest gefesselt hat?" fügte sie mit einer leichten Ironie hinzu.

— „Um Vergebung, meine Gnädige! lassen Sie mich den Namen verschweigen, bis gewisse Schranken gefallen sind, welche mir Discretion auferlegen!"

„Sieh, sieh! ich habe eine Ahnung! Ihre stille Flamme ist Fräulein v. Hopfen, nicht wahr?" fragte sie neckend.

— „Ich darf keinen Namen nennen, meine Gnädige! Und würde Malwine Hopfen mich mit Ihnen allein gelassen haben, wenn sie meine Flamme wäre?" versetzte Willy.

„Nun denn, ich will nicht weiter in Sie dringen, lieber Graf; ich will mir Ihr Vertrauen erst zu verdienen suchen," sprach Aurelie resignirt. „Aber da Sie von mir einen Dienst erwarten, so müssen Sie gestehen, daß ich très-bonne enfant bin, da Ihnen nicht ein unbedingtes Vertrauen als Preis meiner Bereitwilligkeit auferlege! Jede andere Frau an meiner Stelle würde ohne Zweifel verlangt haben, die Nebenbuhlerin kennen zu lernen, deren Interessen sie fördern soll. Aber um kurz zu seyn, Graf Wilibald, womit kann ich Ihnen dienen?"

— „Dadurch, daß Sie mir gestatten, zur Beruhigung meiner guten Maman und zur Täuschung der Anderen Ihnen ein klein Wenig den Hof zu machen, meine himmlische Baronesse!" flüsterte er und küßte ihr wieder die Hand.

„Sie verlangen sehr viel, Graf," erwiderte sie schmachtend und mit einem leichten Seufzer; „Sie verlangen von mir eine sehr gefährliche Komödie; ich soll mit dem Feuer spielen, ohne mich zu verbrennen! — Und wenn ich nun ein Opfer meiner Gutmüthigkeit würde und allmälig unwillkürlich der Scherz sich in bittern Ernst verwandelte?" setzte sie flüsternd hinzu und blickte ihn verstohlen mit verhaltener Leidenschaft an.

— „Dann komme die Schuld über jene, die uns dazu genöthigt haben!" rief Willy lebhaft.

„Und wer wird dann die Unglückliche, Verrathene seyn, Graf Wilibald? Und halten Sie mich für so uneigennützig, daß wenn ich wirklich eine ernste Neigung zu Ihnen gefaßt hätte, ich nicht Allem aufbieten würde, um gebieterisch zu verlangen, daß Sie mir Ihre Hand reichen?"

— „Das würde nichts helfen, meine Gnädige, denn mein Wort ist verpfändet, und ein Graf Waal hält sein Wort. Darum stehe ich für mich ein!" sagte er fest.

„Ihr Männer seyd furchtbare Egoisten! was kümmert es euch, ob ein Herz darüber bricht, wenn nur euer Zweck erreicht wird!" sagte Aurelie mit einem leichten Seufzer. „Uebrigens bitte ich zu bemerken, daß ich mir doch noch eine Bedenkzeit ausbedingen muß, bevor ich so schlechthin auf Ihr Ansinnen eingehe, Graf! Die Rolle die Sie mir zutheilen, kann unter Umständen nicht bloß gefährlich seyn, sondern auch ihre lächerliche Seite haben, indem ich als die Düpirte erscheine. Ja, diese ganze Komödie kann sogar nur eine Finte seyn, mit welcher Sie mich hintergehen."

— „Ich, meine Gnädige? und wie so denn?"

„Gesetzt Sie hätten eine ausgesprochene Abneigung oder ein Vorurtheil gegen mich, so gäbe es kein leichteres Mittel, um mir jede Hoffnung auf Ihren Besitz zu benehmen, als den Vorwand, daß Sie bereits verlobt seyen!" sagte Aurelie mit einem festen forschenden Blick.

— „Und Sie würden mich einer solchen Kriegslist für fähig halten, meine Gnädige?"

„Und warum nicht? Ein Mann der seine Mutter täuscht und vor seinen Geschwistern Heimlichkeiten hat, wie Sie, kann Der sich ein Gewissen daraus machen, ein gutmüthiges leichtgläubiges Mädchen wie mich zu hintergehen?"

— „Das ist zwar logisch gedacht, theuerste Baronesse, aber dennoch ungerecht. Ich muß mir übrigens dieses Mißtrauen gefallen lassen und mir sagen, daß ein Mann in meiner Lage es verdient hat."

„Sie können dieses Mißtrauen entkräften, Graf Waal! Nennen Sie mir den Namen Ihrer Verlobten!"

— „Nie, meine Gnädige; dieser Name ist mehr als die Hälfte von einem Geheimnisse, das nicht mein allein ist," sagte Wilibald fest.

„Dann sind Sie entweder mit Fräulein v. Hopfen oder mit einer Person verlobt, die unter Ihrem Stande ist — mit einer Person vom Theater oder Ballet oder einer kleinen Bürgerlichen, deren Sie sich vor Ihrer Familie einigermaßen schämen!"

— „Das sind Suggestivfragen, auf welche ich nicht antworten werde, meine liebe Baronesse," versetzte Willy ruhig und würdevoll. „Aber um Sie mit einem einzigen Worte zu beruhigen, verpfände ich Ihnen meine Ehre als Cavalier, daß ich mich jenes Verlöbnisses nicht zu schämen brauche, und daß es mich unauflöslich bindet!"

„Dann, Herr Graf, sind Sie gegen mich bereits zu weit gegangen und haben mir eine ridiküle Rolle zugewiesen, die ich nicht länger fortsetzen darf, ohne mir selbst zu vergeben; ich kann daher in Ihr Ansinnen nicht willigen, mir zum Schein noch länger von einem Manne den Hof machen zu lassen, welcher sein Wort und seine Treue einer Andern verpfändet hat," erwiderte sie streng. „Ich könnte vielleicht unter Umständen ein solches Opfer für eine Freundin bringen, aber nicht für eine Unbekannte, von der ich nicht weiß, ob sie eines so großen Opfers würdig ist!"

— „Dann verzeihen Sie mir die seitherigen Huldigungen welche keine Komödie waren, meine theure Baronin, aber auch allerdings nicht weiter gehen dürfen!" sagte Willy würdevoll. „Ich muß nun die Folgen meines Schrittes auf mich nehmen."

„Führen Sie mich zur Gesellschaft zurück, lieber Graf, wenn ich bitten darf. Unser Verschwinden könnte mißdeutet werden!" Aurelie war aufgestanden und hatte sich zum Gehen gewandt, stolz und kalt und augenscheinlich verletzt, und ging Wilibald voran, der erst seinen Plaid vom Boden aufraffte.

Als Beide von der Felsgruppe herabgestiegen waren, sahen sie Cäcilien und Herrn v. Thiele auf sich zukommen, welche sie aufgesucht hatten, und nach Graf Ludwig fragten, der

ebenfalls verschwunden war. Ludwig habe sich vorhin in dieser Richtung gezeigt, meinten sie, um vielleicht das andere Paar aufzusuchen, da er zum Ansbruch nach dem Gehöfte Alle-Wind treibe. Die Mittagssonne brannte in der That jetzt auch glühend in den Thalkessel herein und machte den Aufenthalt nicht mehr angenehm. Die beiden Paare besuchten nun gemeinsam noch die paar übrigen merkwürdigen und benamsten Felsenbildungen, und obschon Willibald und Aurelie sich bemühten, die frühere heitere Stimmung an den Tag zu legen, so konnte dem aufmerksamen Beobachter doch nicht entgehen, daß diese Bemühung erzwungen und wenig erfolgreich waren, und Sigmund und Cecy warfen sich bedeutsame Blicke zu.

Als die vier Personen wieder das Thal herauskamen, sahen sie Ludwig hinter einem Felsblocke an dem kleinen Bache stehen und nach Forellen und Aeschen angeln. Er hatte eine englische Angelruthe in Gestalt eines Spazierstocks mitgebracht und versuchte sein Heil, aber ohne Erfolg. Die behenden Fische bissen nicht an.

„Sie sehen, meine Gnädige, ich wollte das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden und eine kleine Zubuße zu unserem Gabelfrühstück liefern," sagte Ludwig zu Fräulein von Drosbach. „Aber ich fürchte, Sie müssen mit dem guten Willen fürlieb nehmen, denn ich bin kein so geschickter Angler wie Bruder Willy!"

— „Du hast nicht die rechten Fliegen oder zeigst Dich den Forellen, darum beißen Sie nicht an!" sagte Willy mechanisch.

„Schade, daß wir keine zu unserem Frühstück bekommen können — ich schwärme für Forellen und Aeschen!" sagte Aurelie. „Nichts Delicateres, als diese großen Bachforellen und Aeschen frisch aus dem Wasser!" fügte sie lüstern hinzu und ließ einen flüchtigen Seitenblick zu Willy hinüber gleiten.

— „Wenn ich Ihnen einen Genuß bereiten kann und Ludwig mir sein Geräthe anvertrauen will, so bringe ich Ihnen binnen einer halben Stunde ein Gericht der schönsten Forellen," sagte Willy beeifert. Ludwig überließ ihm die Angelruthe und den Korb, Willy warf die Angel und mit dem ersten Wurf biß eine große Forelle an und ward glücklich an's Land geschleudert. „Ah, das ist ja federleicht! die Fische beißen frisch an!" rief Willy; „aber nun geht alle voran und laßt mich allein, denn ich mag weder mich durch Unterhaltung stören noch mir durch die hellen Damengewänder die Fische verscheuchen lassen, wenn ich angeln will. Sorgt ihr einstweilen für das Nöthige auf dem Maiergute, bis ich komme!" — Und sich so stellend, daß kein Zoll Schatten von ihm auf das klare Gewässer des kleinen Baches fiel, schritt er weiter und warf seine Angel von neuem.

Graf Ludwig war neben Aurelien hergeschritten, die sich den Tausch gefallen zu lassen schien und seinen angebotenen Arm annahm, als der steile Pfad nach dem Walde hinauf begann. Anfangs plauderten Beide von gleichgültigen Dingen, bis sie unmerklich sich von dem andern Paare getrennt hatten. Dann blieb Ludwig plötzlich stehen und schaute Aurelien tief in die Augen

„Was haben Sie, Graf Waal?" fragte diese verwundert aufschauend.

— „Gestatten Sie mir eine Frage, theuerste Aurelie!" flüsterte er weich und einschmeichelnd. „Ich sehe Sie zerstreut und verstimmt, und ich glaube den Grund zu kennen, denn ich hörte von ferne daß Sie einen Wortwechsel mit meinem Bruder auf dem Riesenbett hatten. Hat er Sie beleidigt?"

„Nicht doch; Graf Willibald ist nicht der Mann, eine Dame zu beleidigen, Herr Graf!"

„Weichen Sie mir nicht aus, meine Gnädige! ich beschwöre Sie," flüsterte er dringender. „Sie hatten irgend einen unliebsamen Auftritt mit dem Jungen. Ich sah wie Sie sich verletzt von ihm abwandten und allein vom Felsen herunter kamen. Ich liege schon seit gestern, wo der Junge sich gleichsam Ihrer bemächtigte, wie auf Kohlen, und weniger meine Ungeschicklichkeit, als meine Aufregung, trug vorhin die Schuld, daß ich keinen Fisch fing. Ich weiß um den Plan meiner guten aber schwachen Mutter, eine Verbindung zwischen Ihnen und dem Jungen zu Stande zu bringen — Sie können ahnen, wie furchtbar der Gedanke mich aufregen mußte, daß der Junge Ihnen dort oben eine Liebeserklärung mache und um Ihre Hand werbe! — Hat er dieß wirklich gethan? er der in den Netzen einer Andern schmachtet, die ihn nicht loslassen wird?"

„Sie wissen also um sein Geheimniß, Graf Ludwig?" fragte sie mit forschendem Blicke.

„Mir ist es kein Geheimniß, daß er in den Fesseln einer Kokette liegt; aber ich beschwöre Sie, theuerste Aurelie, sagen Sie mir offen: hat er um Ihre Hand geworben?"

„Nein, und er wird es auch nie — aber was kann das Sie kümmern, Graf Ludwig?"

„Oh! welche Frage, Baronesse?! Werde ich denn niemals so glücklich seyn Sie von der Innigkeit meiner Empfindungen zu überzeugen? Sollte Ihnen denn die unwandelbare Anbetung eines Mannes gar nichts gelten, der mit Vergnügen sein Blut und Leben Ihnen zu Füßen legen würde, süße angebetete Aurelie?"

Sie sah ihn fragend an, als wollte sie sagen: Ist das nach all dem Vorgefallenen Dein rechter Ernst? dann aber flüsterte sie: „Lassen Sie uns ein ander Mal hievon reden, Graf Waal, und beruhigen Sie sich mit meiner Versicherung, daß Ihr Bruder und ich einander Zeitlebens fremd bleiben werden! Reden wir von etwas Anderem!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Allein Gustav hatte es doch nicht über das Herz gebracht, der Mutter sein Verhältniß zu Margootje zu verhehlen.

Der Mutter hatte er in einigen besonders vertraulichen Zeilen, welche er Adolph mitgegeben, das Geheimniß gestanden, was für ein Band ihn dermalen an Holland knüpfe; er hatte der

theuren Mutter ein Bild Margaretens geschickt und sie gebeten, auch die beiden Schwestern in dieses Geheimniß einzuweihen, welches nur dem Vater vorerst noch ein solches bleiben sollte. Dieß war von Seiten Gustavs sehr loglich gehandelt, denn da ihm Adolph gestanden hatte, wie er in aller Stille mit Leonien stand, hätte er doch Gefahr laufen müssen, daß sein Geheimniß vielleicht unwillkürlich und aus Versehen von Adolph verrathen werde, und da war es denn besser, diesen und Leonie und somit auch die Mutter und Emma zu Vertrauten zu haben. Weil er aber auch Margootje keinen Hehl daraus gemacht, wie nahe ihm Adolph Gehring als der Geliebte Leoniens und als künftiger Schwager stehe, und daß Adolph den Auftrag habe, der Mutter die Photographie seiner künftigen Schwiegertochter zu überbringen, so hatte Margaret es sich nicht nehmen lassen, Gehring die freundlichsten Grüße an Frau Heffter und deren Töchter und ein hübsches Angebinde von ihrer eigenen Handarbeit für Leonie mitzugeben. Und da Leonie sich nicht nur hiefür schriftlich bedanken, sondern das Geschenk erwidern wollte, so hatten Mama und Emma je einige Zeilen an Margootje beigelegt und in diesen auf's herzlichste die künftige Tochter und Schwester begrüßt und ihr den theuren Gustav anempfohlen und an's Herz gelegt und ihr gedankt für all das stille innere Glück, welches Margootje ihm in der Fremde gewährte, und so war aus Brief und Antwort, aus Gruß und Gegengruß eine Brücke geschlagen worden, welche die Herzen dieser Menschen einander desto rascher und inniger näherte, je mehr die Familie Heffter daheim in diesen ernsten Stunden von der Außenwelt abgeschlossen war. Was bindet denn die Seelen fester an einander als der Kitt der Sympathie?!

Der Kommerzienrath unterzeichnete nach einigen minder wesentlichen Modifikationen in den Bedingungen den Pachtvertrag wegen der Fabrik, und ließ denselben durch die zuständigen Behörden beglaubigen; aber in seinem stolzen Gemüthe war immer noch ein Groll zurückgeblieben, weil er darin eine geflissentliche Demüthigung erkannte, und er legte sich wenig Zwang auf, um sowohl Dauels als Gehring ein Hehl daraus zu machen, welche er täglich in seinem Hause sah.

32.

Seit den Begebenheiten, welche wir im vorigen Kapitel erzählt haben, sind einige Wochen vergangen, und wir übergehen die mannigfaltigen Gemüthsbewegungen und Aufregungen, die für die einzelnen Glieder der Familie Heffter damit verbunden waren.

Die ganze Fabrik: Spinnerei, Weberei, Kattundruckerei und Färberei arbeitet mit halben Kräften unter der umsichtigen Leitung von Emil Dauels, dem sich noch Adolph Gehring zugesellt hat. Das erforderliche Betriebskapital ist herbeigeschafft, indem Gustav Heffter, Dauels und Gehring ihre Mittel eingelegt haben. Dauels und Gustav haben auch für genügende Beschäftigung gesorgt, denn das Etablissement arbeitet nur zum Theil für eigene Rechnung, hauptsächlich aber für Rechnung von großen Exporthäusern in Hamburg, Bremen, Amsterdam und Rotterdam, welche den Rohstoff liefern und das Edukt davon beziehen. Das neue Consortium arbeitet billig, hofft aber, binnen weniger Jahre und wenn erst die Geldkrise und der amerikanische Krieg vorüber sind, seine Kundschaft so weit ausgedehnt zu haben, daß das Etablissement mit vollen Kräften lohnender arbeiten kann.

Dauels ist der tägliche Tischgenosse des Herrn Heffter, welcher den Titel des Kommerzienraths jetzt weislich in den Sack gelegt hat. Dauels ist Tag und Nacht thätig und an der Arbeit; er hat „reinen Tisch" gemacht mit dem Comptoirpersonal, wie er zu sagen pflegt, d. h. er hat diejenigen weggeschickt, die er für doppelzüngig und unzuverlässig hielt, wie z. B. Stoll und einige Andere, und das Personal sehr vereinfacht. Andere der Commis sind freiwillig ausgetreten, als das Geschäft an das neue Consortium überging, wie Latte, welcher ein Schnittwaarengeschäft in Hagenbach gekauft hat, woselbst nun die runde Frau Auguste sehr elegant frisirt und aufgetakelt die Honneurs des Ladens macht und Herr Latte mit süßem Lächeln und beeifertem Händereiben die schöne und minder schöne Welt von Hagenbach empfängt, um ihr Kattun und Barèges, Thibet und Mohair, Lustre und Popelines, Moll und Jaconnets, Tarlatans und Tülle, zu verkaufen. Dauels arbeitet für zwei, und hat Bücher und Kasse dem alten Beuttinger und Adolph Gehring überlassen. Die Hagenbacher bekommen ihn nur selten zu Gesicht, denn er hat nicht das absolute Bedürfniß der Einheimischen, jeden Abend seine verschiedenen Gläser Bier bei sehr trivialer Konversation und banalem Klatsch in irgend einer Bierstube zu verbringen, sondern er ist froh, wenn er nach gethaner Arbeit — und sein Feierabend fällt oft sehr spät, — ein Stündchen zu harmlosem Geplauder in der Familie Heffter oder zum Verkehr mit irgend einem seiner Lieblings-Autoren hat, denn eine kleine gutgewählte Bibliothek von lauter Klassikern ist die einzige Zierde seiner bescheidenen Wohnung, und als echter Weiser hat er überhaupt wenig Bedürfnisse, wenigstens physische, — für die Befriedigung seiner geistigen weiß er selbst zu sorgen. Die Hagenbacher hassen ihn, ohne zu wissen warum. Er ist gegen jedermann höflich und zuvorkommend, freundlich und gerecht, aber allerdings in seinen Anforderungen an Andere ebenso streng als an sich selbst. Die ehemaligen Commis des Kommerzienraths schimpfen über ihn, weil sie sich von ihm überflügelt, um seinetwillen zurückgesetzt wähnen, wiewohl jeder, wenn er die Hand auf's Herz legen und redlich seyn wollte, bekennen müßte, daß er ihm an kaufmännischen und allgemeinen Kenntnissen, an Bildung und Welterfahrung, an Umsicht und Scharfblick das Wasser nicht reiche.

Die Hagenbacher „Honoratioren" ärgern sich über Dauels, weil er eine andere Sprache spricht, weil er unabhängig ist, keine Besuche macht, sich nicht um den Beifall ihrer Frauen und Töchter bewirbt, noch um ihr Intérieur bekümmert, weil er kein Bedürfniß nach ihrem Umgang und ihrer Unterhaltung hat, noch zu ihrer Unterhaltung und ihrem Amüsement beiträgt. Die Beamten, vor denen er nicht knixt und bückling, sehen in ihm einen „hochnäsigen Bengel," dem sie seinen starren Nacken gelegentlich einmal in's Wachs drücken

werden; die paar Kaufleute und Fabrikanten einen „großmäuligen norddeutschen Schwätzer und Schwindler," die Philister einen „preußischen Spion," die Frauen, welche ihn anfangs charmant fanden, als er noch auf die Bälle und Tanzkränzchen kam und ein unterhaltender Courmacher für sie selbst oder allfällig eine annehmbare Parthie für eine ihrer Töchter zu werden versprach, schelten ihn jetzt hochmüthig und stolz und können nicht begreifen, was für einen Affen er an der stillen trockenen Emma Heffter gefressen haben soll, die er doch noch einmal sitzen lassen wird, denn wenn er erst in Hagenbach warm geworden ist, wird er es sicher machen, wie alle die anderen „Bursche von draußen," die „Ausländer," die „norddeutschen Zecken," die sich auf dem trägen Leibe des gemüthlichen süddeutschen Volkes fest und voll saugen, — er wird dann eine reiche Parthie machen, die er vermuthlich auch von „draußen" herein holt, denn diesen hochmüthigen Laffen ist ja keine von den „unserigen" gut genug, und die arme Emma Heffter ist dann genarrt, denn ganz Hagenbach ist ja darüber einig, daß der alte Heffter rettungslos „fertig" ist, er mag es machen wie er will. Die Gastwirthe endlich, die ein solch wesentliches Moment in der Direktion der öffentlichen Meinung von Hagenbach sind, sprechen unumwunden über Herrn Dauels ab, als über „so einen norddeutschen Kümmelspalter und Hungerleider," weil er kein Bedürfniß hat, wie andere der industriellen Emporkömmlinge, die feinen Weine und leckeren Bissen in der „Krone" oder dem „Hotel Schwägerle" in Hülle und Fülle zu genießen, bei jeder irgend denklichen Gelegenheit Champagner zu trinken und im Kreise der Jeunesse dorée von Hagenbach und Umgebung bis beinahe zum lichten Morgen Sitzungen zu halten, in denen viel Wein und feine Bissen, echte Havannah-Cigarren und starke Spirituosen consumirt werden, sonst aber wenig Geist entwickelt, dagegen um so häufiger in den „kleinen" Stunden Macao, Landsknecht oder irgend ein anderes grundehrliches Spielchen getrieben wird, das dicht neben dem Stehlen feil hat. Da war doch Spahlenberg seligen Andenken — „das muß man ihm lassen, wenn er auch ein Schuft ist," — ein ganz anderer Kerl, verdarb keinen Spaß, war bei jeder Gelegenheit der fidelste, der erste und letzte im „Herrenzimmer," und stellte seinen Mann im Essen, Trinken und Krakehlen, und seine Anekdoten und saillies waren immer die schlüpfrigsten und schmutzigsten oder „saftigsten," wie man in Hagenbach sagt. Und die Hagenbacher Jeunesse dorée, deren leichte und unechte Vergoldung so häufig unter dem Einfluß von Champagner oder Weinpunsch nach Mitternacht abspringt und den rohen Lehm darunter zeigt, sieht in Dauls nur eine Art „Lump," weil er sich kein Reitpferd hält und sein Vergnügen lieber mit dem Hirn, als mit dem musculus ischiaticus und ischio-coccygeus sucht und aus seiner Gleichgültigkeit gegen Pferdefleisch und ähnliche Sports kein Hehl macht, obschon er es nicht verschmäht, zuweilen einmal mit dem hünenhaften Forstschreiber oder dem Bezirksförster Huppe auf Birsch und Anstand zu gehen und seinen Rehbock oder Hirsch zu schießen, ohne im Herrenzimmer die halbe Woche hindurch Mauljägerei zu treiben oder Waidmanns-Latein zu verzapfen.

Im Grunde aber entsprangen all der Groll und das Mißtrauen und Vorurtheil der Hagenbacher gegen Herrn Dauels nur daraus, weil er nicht nach oberdeutscher Weise das Herz auf der Hand trug und jeden Hansdampf bei der ersten Begegnung in alle seine Verhältnisse einweihte, weil die Leute von ihm und über ihn nicht mehr erfuhren, als er ihnen sagen wollte, und deßhalb ein gewisses Dunkel über seiner Herkunft und Vergangenheit schwebte, welches er nicht aufklären zu wollen schien, da er jeder, wenn auch noch so vorsichtigen oder schlauen Suggestivfrage oder Anbohrung hierüber auswich. Der Mikrokosmus deutscher Kleinstädte liebt es nun einmal nicht, mit unbekannten Größen zu rechnen, sondern zieht im Menschenverkehr die Anwendung der vier Spezies vor. —

Herr Heffter ist seit seiner Rückkehr von Buchenberg ebenfalls aus dem geselligen Verkehr von Hagenbach verschwunden, was zwar nicht auffällt, aber seine lieben Mitbürger durchaus nicht abhält, sich desto emsiger mit ihm zu beschäftigen. Jeder Hohlkopf und Schwätzer bemüht sich, neue Gerüchte, Vermuthungen, angebliche Thatsachen ꝛc. über ihn zu erschnappen und am abendlichen Biertisch in Umlauf zu bringen. Man weiß, daß er an der einen Seite gelähmt ist und nur mit schwerer Zunge spricht; man streitet sich, ob seine geistigen Fähigkeiten durch den Schlaganfall gelitten haben oder nicht. Man ist aber überzeugt, daß er trotzdem gern in Gesellschaft käme, wenn seine Frau es zugäbe, die ihn angeblich jetzt ganz unter den Pantoffel genommen hat. Man discutirt leidenschaftlich, ob es ihm gelingen werde, einen Borg- oder Nachlaß-Vergleich mit seinen Gläubigern einzugehen, oder ob es nicht zu einem Konkurs kommen werde. Die Stimmenmehrheit unter den maßgebenden Persönlichkeiten der Stadt steht auf Seiten der letztern Meinung, denn man kann sich ja denken, daß es für ihn das Beste ist, den Konkurs über sich hereinbrechen zu lassen und seinen reichen Verwandten in Holland zu nöthigen, daß er das ganze Etablissement hernach um einen armseligen Preis erkaufe, worauf der Kommerzienrath mit dem holländischen Gelde wieder von Neuem beginnt und binnen weniger Jahre wieder ganz zu Kräften gekommen seyn wird. Diese Ansichten, Muthmaßungen, Prophezeiungen werden jeden Abend im Speisesaal der „Krone" und des „Hotel Schwägerle" mit der größten Rücksichtslosigkeit besprochen, ja alle möglichen Eventualitäten und Zufälle gerade dann mit geflissentlicher Beeiferung und zuversichtlicher Sachkenntniß erörtert, wenn man unter den eben anwesenden fremden Gästen des Gasthofs irgend Einen weiß oder vermuthet, der in der Heffter'schen oder Spahlenberg'schen Angelegenheit hier ist. Jeder von den Hagenbacher Honoratioren weiß bis auf's Tüpfelchen hinaus, wie es in dieser Sache kommen wird, und ist mit Vergnügen erbötig, von seinem Gesichtspunkte aus denjenigen Gläubiger der einen oder andern Firma zu berathen, welcher ihn mit seinem Vertrauen beehren will. Merkwürdigerweise wissen alle diese klugen Leute weit mehr von Herrn Heffter's Plänen, als dieser selbst. Seit er von Buchenberg

zurück und „ihm das Geschäft durch Kabale aus der Hand gewunden" ist, wie er Anderen einzureden bemüht ist, hat er sich in seiner Weise eingehend mit seinem Status beschäftigt, seine Ausstände einzutreiben, seine Angelegenheiten zu ordnen versucht, und alle möglichen Schritte gethan, bei seinen Freunden und Bekannten Hülfe zu finden. Der alte Beuttinger hat ihm einige Tage lang geholfen, ist aber hart mit ihm zusammen gekommen, denn der gestürzte Mann ist reizbarer und empfindlicher als je, wie alle verbitterten Leute. Er trägt sich mit den abenteuerlichsten, sanguinischesten Plänen, um sich zu retten, — er brütet über Windeiern, welche bei Dauels auf energischen Widerspruch und inständiges Abrathen stoßen und dem alten Beuttinger nur ein wehmüthiges Kopfschütteln abnöthigen, bis der verbitterte Heffter hartnäckig über seine Pläne schweigt, sich verletzt, mißtrauisch, verbissen in sich selbst zurückzieht, Briefe über Briefe schreibt, Advokaten, Mäkler, Sensale und Kommissionnäre in's Brod und in Athem setzt, heute einen Kapitalisten, morgen einige jüngere Associés sucht, übermorgen an den Landesherrn schreibt und dessen Unterstützung nachsucht, dann wieder einen Aktienverein gründen will, welcher das Etablissement in die Hand nehme u. dgl. m. Die sanften Vorstellungen und Bitten seiner Frau haben ihn nicht zu rühren, nicht zu der Ueberzeugung zu bringen vermocht, daß alle diese krampfhaften Anstrengungen doch vergeblich sind, daß er sich lieber in das Unabwendbare mit Geduld und Ergebung fügen und die unvermeidliche Katastrophe nicht länger verschleppen möge, anstatt sich durch derlei nutzlose und verzweifelte Bemühungen täglich, stündlich auf's neue aufzuregen und sich fortwährend neue, bittrere, schmerzlichere Enttäuschungen zu bereiten. Vergebens sind die Bitten der Seinigen, der Zuspruch der Töchter, die Briefe seines Sohnes — Heffter's Stolz ist noch nicht gebrochen, sein Glaube an seine Zukunft, seine eigene Kapazität als Geschäftsmann, an das Glücken eines neuen Versuchs nicht erschüttert. Er reist mit Opfern an Geld und Bequemlichkeit bald dahin, bald dorthin, trägt Banquiers, großen Kapitalisten, höheren Staatsbeamten seine Entwürfe und Projekte vor, wird bald widerwillig bald mit geduldigem Mitleid angehört und dann unter einer artigen Entschuldigung mit dem fatalen Geldmarkt, den drückenden Zeitverhältnissen, mit anderweitigen Engagements oder anderen schon getroffenen Dispositionen entlassen. Wer ihn anhört und ermuthigt, das sind nur die Advokaten, welche sich ihre Audienz bezahlen lassen, oder Schwindler und Projektenmacher, welche selbstsüchtige Zwecke dabei verfolgen.

Frau Heffter und ihre beiden Töchter haben nun alle Versuche aufgegeben, den Gatten und Vater zu überzeugen. Sie mußten mit Schmerzen wahrnehmen, daß er sich verletzt, argwöhnisch, verbittert von ihnen zurückzog und sie des Komplotts gegen ihn zu seiner Demüthigung und seinem Ruin beschuldigte, er hat für sie nur herbe Worte und bittere Vorwürfe; er zieht sich sogar zu Hause von ihnen zurück und vergräbt sich in sein eigenes Zimmer zu seinen Geschäftsbüchern, seinen Baurissen, Plänen und Projekten. Er bleibt auf seinen nutzlosen Reisen nutzlos lange aus, und erscheint zu Hause nur bei den Mahlzeiten im Familienzimmer, aber immer wortkarg und düster, reizbar und leicht aufwallend. Er ignorirt den Tischgenossen Dauels geflissentlich und hofft ihn dadurch aus dem Hause zu vertreiben, aber Dauels erträgt dieß, wie er schon manches Andere von diesem Manne ertragen, mit einer Geduld und Hochherzigkeit ohne gleichen, welche den Kommerzienrath nur noch mehr empört, weil er die Unbefangenheit eines guten Gewissens für Frechheit, das großmüthige Stillschweigen und Ignoriren bei giftigen Anspielungen für gemeine Feigheit und Niederträchtigkeit hält, und nicht begreifen kann, daß Gehring und Dauels, Gustav und seine Schwestern und theilweise Frau Louise selbst in dem Kommerzienrath nur eine Art unheilbaren Geistes- oder Gemüthskranken sehen, — einen Menschen welcher von einer fixen Idee, einer Monomanie beherrscht, des klaren Blickes und deutlichen Verständnisses für alle anderen Dinge verlustig gegangen und weder mit Güte noch Gewalt von seiner Verkehrtheit zu überzeugen ist. Heffter weiß es nicht zu würdigen, daß Dauels nur bleibt, weil seine Nähe der stille duldenden Frau Louise eine Stütze und für die feinfühlende hingebende Emma ein Trost ist, — ein Trost den seine Kinder auswärts suchen müssen, da der Vater ihnen in seinem Wahne Ohr und Herz längst verschlossen hat. In seinem Egoismus hat er längst aufgehört, als zärtlicher liebreicher Vater zu fühlen, und isolirt, abgelöst von den Banden der Liebe und des Vertrauens, die ihn mit seinen Kindern verknüpfen sollten, hat er sogar Werthung und Verständniß für jenen Drang der Pietät und Neigung verloren, welche trotz allem Vorgefallenen seine Gattin und Kinder zu ihm hinzieht. Er sieht in ihnen jetzt nur eine Art Ballast, der ihn an einem neuen Aufschwung hindert, wie er vordem vielleicht in ihnen nur Werkzeuge oder Mittel zur Förderung seiner Zwecke gesehen hatte.

Der Hausstand ist still und klein; die alten Möbeln von Frau Louisens Mitgift füllen die paar Zimmer in dem Hause an der Seelbach; nur Herr Heffter hat sich wieder mit der eleganten Ausstattung von ehedem umgeben. Wozu auch noch solche Ostentation? sagt Frau Louise; sie und ihre Töchter machen ja keine Besuche und empfangen keine mehr, denn nur selten verirrt sich jemand von den Hagebachern hier heraus, seit man den heuchlerischen Beileids-Bezeugungen der Ersten, die mehr die Neugier als wirkliche Theilnahme hergeführt, den verdienten Werth beigelegt hatte, denn Frau Louise hat einen scharfen Blick für Menschenkenntniß, und das Unglück hat denselben noch geschärft. Die Herren Dauels und Gehring und der alte Beuttinger sind die einzigen treu gebliebenen Freunde, und an Adolph Gehrings Mutter und Schwestern haben Frau Heffter und ihre Töchter wieder befreundete Herzen gewonnen, denen sie sich mit aller Innigkeit und Dankbarkeit wunder Gemüther anschließen. Frau Gehring hat all das Bittere vergessen, was ihr einst die eigensüchtige Handlungsweise des Herrn Heffter bereitete, als er sie aus dem Geschäft hinausdrängte; sie hat, eine hülflose schwache Wittwe, schon damals, wo sie Unrecht zu leiden glaubte, es ruhig über sich ergehen lassen und die Ahndung

derselben dem lieben Gott anheim gestellt. Und nun hat sie es erlebt, wie sie ihren Kindern offen sagt, daß sie noch froh seyn darf, ihr und ihrer Familie Geschick nicht an dasjenige von Immanuel Heffter und seinen Spekulationen gefesselt zu sehen, weil ihm sein Egoismus und sein rücksichtsloses Haschen nach Reichthum und Glanz doch keinen Segen gebracht haben. Frau Gehring hat mehr oder weniger eine Strafe des Himmels, eine Sündenschuld für das, was Heffter an ihr, der Wittwe, und ihren verwaisten Kinder gethan hat, in dem Schicksal gesehen, welches den Kommerzienrath ereilte, und nun der Himmel gerichtet, glaubt sie sich nicht mehr befugt, einen Groll zu hegen, und sie hat daher Heffter verziehen und an die Stelle der einstigen Bitterkeit ist Mitleid mit ihm, Mitleid mit der braven, stillen, schlichten Frau Louise getreten, die ja einst ihre Busenfreundin war und ihr gleichgesinnt, denn beide Mütter haben von jeher kein anderes Streben gehabt, als ihre Kinder einfach, schlicht und recht zu guten, wackeren, brauchbaren und genügsamen Menschen zu erziehen. Und seit Frau Gehring weiß, was für ein süßes stilles Geheimniß ihren Sohn Adolph und Frau Louisens jüngere hübschere Tochter verbindet, da ist gleichsam jede Erinnerung an vergangenes Leid untergegangen in dem Gedanken, dieß sey eine Fügung des Himmels, welche in den Kindern wieder zusammenfüge, was die blinde rücksichtslose Leidenschaft des einen Vaters getrennt habe, und ihr Herz ist Leonien mit der ganzen Liebe einer Mutter entgegen gekommen und sie hat mit Freuden eingewilligt, einen großen Theil ihres bescheidenen Vermögens Adolph anzuvertrauen, damit er es in das neue Consortium lege, welches der Familie Heffter die Schöpfung ihres Vaters erhalte und die Mittel liefere, innerhalb einer bestimmten Zeit seine Verbindlichkeiten abzutragen. Darum sind auch Frau Gehring und ihre beiden Töchter jetzt beinahe täglich im Schweizerhäuschen an der Seelbach zu sehen, und nehmen den innigsten Antheil an dem Geschicke der Familie Heffter, welches durch Adolph mittelbar ja auch sie so nahe berührt. — —

Es ist einer der schönen Tage des Spätherbstes, wo der Himmel über die rasch ersterbende und hinwelkende Natur gleichsam noch eine letzte Glorie von goldenem Sonnenlicht und reichem Farbenschmuck breitet, als ob er zeigen wollte, welch eine Fülle unaussprechlicher Schönheit und Anmuth das Antlitz unserer Erde kleidet. Die parkartigen Anlagen um das stattliche Herrenhaus droben auf dem Hügel prangen in allen Farben, die Läden und Fenster der Beletage sind geöffnet, als wolle man den frischen Hauch der Herbstluft sie noch einmal durchwärmen lassen, bevor man die unbewohnten Räume wieder für den Winter verschließe. In dem großen Gesellschaftszimmer mit dem Balkon stehen verschiedene Männer an den Fenstern, in angelegentliches Gespräch untereinander vertieft, Leute welche die prachtvolle Aussicht aus diesen Fenstern ziemlich kühl läßt, denn in ihren Zügen liegt etwas Lauerndes, Bitteres, Verbissenes, oder etwas kalt Entschlossenes. Es geht auf eilf Uhr, und immer neue Männer steigen von der Stadt aus herauf, treten in den Park und das Landhaus und lassen sich nach dem Salon weisen, wo die Anderen sind. Jeder nimmt mit einer kecken Neugier und Unbefangenheit die elegante Ausstattung dieses und der beiden anstoßenden Zimmer in Augenschein, als wollte er ein Inventar von ihrem ganzen Inhalte aufnehmen, winkt dann bedeutsam einem Bekannten zu, als wollt' er sagen: Ah, Du bist auch da? in derselben leidigen Angelegenheit? Man begrüßt sich, schüttelt sich die Hände und tauscht Bemerkungen aus, die eben nicht sehr human und schmeichelhaft sind.

„Eine sehr unangenehme Veranlassung, die uns hier zusammenführt, lieber Freund!" sagt ein untersetzter Herr mit einer braunen Perrücke, ganz fein in Schwarz gekleidet, zu einem hagern langen Manne in einem hellen Ueberzieher, der verdrossen und lauernd an einem Fenster lehnt und mit seinen kalten forschenden Blicken jeden der Anwesenden und der Eintretenden mustert. „Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie stark betheiligt sind, lieber Sackmann?"

— „Nicht gerade stark, aber auf eine ganz infame Weise dran gekriegt, lieber Herr Hutter!" versetzte der Lange. „Hatte zwei starke Tratten auf Heffter zum Incasso, und ließ ihm vor Verfall schreiben, ob er mir nicht Deckung dafür schicken wolle, da es mit Umständlichkeiten und Kosten verbunden wäre, sie hier einkassirenzu lassen. Da kommt Heffter selbst, deckt ungefähr zwei Drittel des einen Wechsels in Baarem und gibt mir für den Rest und den Betrag des andern Wechsels eine Rimesse auf Hamburg, kurze Sicht, mit dem Giro von Spahlenberg und einer Nothadresse, und ich, der ich keine Ahnung davon habe, daß Heffter wackelt, nehme das Appoint mit Vorbehalt und gebe ihm die Tratte auf ihn quittirt zurück; und was geschieht nun?" . . .

„Das ist leicht zu errathen, lieber Herr Sackmann," fällt ihm Herr Hutter gelassen in's Wort und nimmt mit sanftem Lächeln eine Prise. „Die Rimesse auf Hamburg kommt natürlich bei Verfall mit Protest zurück und auch die Nothadresse erweist sich als lauter Mondschein. Ja, ja, solche Fälle ereignen sich häufig, und die Banquiers auf den Hauptplätzen wissen gewöhnlich besser als wir kleinen Leute, wie es um Manchen steht, der uns durch den Umfang seines Geschäfts und seinen Aufwand imponirt. Aber nehmen Sie mir's nicht übel, lieber Freund; es war doch unbesonnen von Ihnen, die eigentliche Tratte herauszugeben, bevor Sie wenigstens für die Devise auf Hamburg Accept hatten! In Wechsel-Angelegenheiten hört die Gemüthlichkeit auf. Wer bei Verfall seiner Verbindlichkeiten zu solchen Accommodationen greifen muß, der ist gewöhnlich kernfaul. Na, dieser Vorfall wird Ihnen eine Lehre seyn, lieber Sackmann, obschon mir unbegreiflich, wie Sie, ein sonst so geriebener Geschäftsmann . . . ."

— „Gott, ich könnte mir selber das Haar ausraufen, daß ich so eselhaft war, Herr Hutter!" versetzte der Lange mit einem Zähnknirschen der Wuth. „Aber Heffter war selbst da und ich hätte es ihm gegenüber für unartig gehalten, ein Mißtrauen zu zeigen. Es waren ja nur siebenhundert Thaler preuß. Courant . . . ."

„Ah, siebenhundert Thaler sind ein Objekt, lieber Sackmann!"

— „Allerdings, aber Sie hätten die Zuversicht sehen sollen, mit welcher Heffter auftrat, wie er mir anbot, wenn ich die Devise auf Hamburg nicht gebrauchen könnte, sie bei Schweinfurter diskontiren zu lassen, dessen Sohn mit ihm bei mir war . . . .“

„Sehen Sie, das war schon verdächtig, lieber Sackmann! das hätte mich mißtrauisch gemacht!“ sagte Herr Hutter mit ruhiger Ueberlegenheit; „Sie haben noch zu viel Gemüth, lieber Freund! müssen härter werden!“

— „Zum Donner auch! ich bin auch hart geworden, das sollen Sie sehen!“ murmelte der Lange durch die Zähne. „Aber ich glaubte korrekt zu handeln. Ich hatte schon manchen Thaler an Heffter verdient und durfte es nicht mit ihm verderben, und dazu hatt' ich gerade Verwendung für Hamburger und konnte es begeben, und hätte ich es bei Schweinfurter diskontiren lassen und es hernach bei diesem gekauft, wäre ich mindestens um ein Procent theurer hingekommen . . . .“

„Und doch wieder um 99 Procent wohlfeiler, lieber Freund!“ fiel ihm der gemüthlich aussehende kleine Herr mit der braunen Perrücke in's Wort. „Mehr Logik, Freundchen! besser kalkuliren! nicht sanguinisch seyn!“ setzte er väterlich hinzu und streichelte sich das Kinn behaglich. „Ich begreife nun, wie es kam: Sie gaben das Papier mit Ihrem Giro in Kurs, erhielten es nach einigen Wochen mit Protest zurück und mußten Anschaffung machen, zu einer Zeit, wo dieß für Sie sehr unbequem und mit Opfern verbunden war!“

— „Ganz richtig; so geschah es, und als ich meinen Regreß an Heffter nehmen wollte, kam nach einigen Tagen statt der Antwort das Circulär, welches uns hieher bescheidet, weil Heffter Borgfrist begehrt. Ich dachte, mich soll der Affe lausen, als ich das Papier in Händen hatte, und ich mußte es zwei-, dreimal lesen, ehe ich meinen Augen traute! Ging es Ihnen nicht ebenso, Herr Hutter?“

„O nein, mir gar nicht — ich erhielt das Circulär auch nicht direkt, aber ich ahnt' schon längst, wie es steht!“

— „Und doch sind Sie mit Heffter verwickelt?“ . . . .

„Nein, gottlob ich nicht,“ sagte Herr Hutter mit einem sanften Lächeln. „Ich habe schon seit Jahr und Tag mit meinem alten Freunde Heffter keine Geschäfte mehr gemacht. Ich vertrete nur aus Gefälligkeit ein mir befreundetes auswärtiges Haus, welches dem armen Heffter Baumwolle geliefert hat und noch mit einem bedeutenden Saldo hängt!“

— „Sie Glücklicher, Beneidenswerther!“ sagte Sackmann beinahe neidisch. „Aber darf man fragen, was Sie gewarnt hat, lieber Freund?“

„Der liebe Gott und meine Grundsätze, mein junger Freund!“ erwiderte Hutter mit Salbung. „Sehen Sie um sich her und sagen Sie mir, ob Sie als Kaufmann einen solch fürstlichen Luxus billigen oder rechtfertigen können? Ich meinerseits kann darin nur eine kopflose Verschwendung oder einen absichtlichen Schwindel sehen, und beide Fälle sind nach meinen Begriffen und Grundsätzen von christlicher Demuth und Bescheidenheit ein Vergehen, das eine Strafe in sich trägt und dessen Folgen nicht ausbleiben. Hoffart ist immer vom Uebel. Ich war vor ungefähr drittehalb Jahren mit meinem Sohne Nathanael hier, um meinem alten Geschäftsfreund Heffter, dessen Sohn ja bei mir seine Lehre bestanden hatte, einen Gegenbesuch zu machen, welcher vielleicht unter dem göttlichen Beistand zu innigeren Beziehungen geführt hätte, weil mein Sohn an einer von Heffters Töchtern, einem lieben stillen Mädchen, einiges Wohlgefallen gefunden. Aber als wir diesen Luxus und diese geflissentliche Ostentation sahen und sie mit unserm bescheidenen Daheim verglichen, da ward ich stutzig und hielt meinen Sohn, den ich in meinen strengen Grundsätzen erzogen hatte, noch rechtzeitig zurück, und stellte die Sache dem lieben Gott anheim. Und der hat mich auch erleuchtet und mir die Augen geöffnet, denn als ich so unter der Hand mich näher erkundigte, da mußt' ich zu meinem aufrichtigen Schmerze manches hören, was nicht nach meinem Herzen war und auf ärgerliche Dinge und sündliche Abwege in dem Privatleben meines armen Freundes Heffter deutete. Ich schickte daher meinen Sohn mit einigen Empfehlungen nach Basel zu lieben christlichen Freunden, um ihn auf andere Gedanken zu bringen . . . .“

— „Und Herr Nathanael holte sich dort eine andere Frau, die ihm eine halbe Million zubrachte,“ ergänzte Sackmann etwas ironisch.

„Ja, und einen genügsamen, frommen, christlichen Sinn,“ versetzte Herr Hutter mit unerschütterlicher Ruhe. „Wir haben allen Grund, dem lieben Gott für diese Tochter und Schwester zu danken, die so ganz nach Seinem Herzen und nach unserm Sinn ist.“

— „Das glaub' ich Ihnen gerne, Herr Hutter; aber sagen Sie 'mal, was halten Sie denn von der Heffter'schen Angelegenheit?“ fragte Sackmann lauernd; „wird die Borgfrist zu Stande kommen? kann sie ihm helfen? wird er sich wieder emporarbeiten?“

„Das weiß nur der liebe Gott, Freund! darüber kann ich kurzsichtiger Mensch nicht urtheilen! das hängt von allzu vielen Umständen und Zwischenfällen ab,“ erwiderte der christliche Kaufmann. „Ich werde für den armen Heffter thun, was sich thun läßt, ohne dem Interesse meiner Liverpooler Freunde etwas zu vergeben. Aber wir müssen erst den Status kennen lernen, erst eine Basis gewinnen und dann alles auf einen richtigen bescheidenen Standpunkt zurückführen, was Zeit kosten wird. Jedenfalls aber wird Heffter einen schweren Stand haben — es sind zu viele Advokaten da, und diese Diener der menschlichen Leidenschaften sind immer die Unglücksraben eines Geschäfts — sie sammeln sich um den Sterbenden, stürzen sich auf den noch zuckenden Leichnam und ruhen nicht eher, als bis sie ihn zerfleischt haben. Allein da kommt ja mein armer guter Heffter! wie er mich dauert! sehen Sie nur, lieber Freund, wie ihn der Schlaganfall entstellt hat!“ Und den langen hagern Bekannten stehen lassend, welcher sich wenig Mühe gab, den Ingrimm zu verhehlen, der sein Gemüth verbitterte, ging Herr Hutter auf seinen alten Bekannten Heffter zu und begrüßte ihn mit einer freundlichen

Herzlichkeit, welche allen Anwesenden wohlthuend und für Heffter selbst sehr tröstlich war.

Jedermann wußte, daß Herr Hutter, wenn auch nur ein Schnittwaarenhändler, doch ein sehr reicher und umsichtiger Mann war, der mit einem einzigen Federzuge Herrn Heffter hätte gründlich zu helfen vermocht, falls es in seiner Absicht gelegen wäre. Das herzliche Mitleid und die schonende freundliche Rücksicht, womit der reiche Mann den Kommerzienrath behandelte, ließ vermuthen, daß er etwas für diesen thun werde, und dieß flößte der Mehrzahl der Gläubiger einiges Vertrauen ein. Während Herr Hutter sich noch bei Heffter nach dem Befinden seiner Angehörigen erkundigte und ihm sein inniges Bedauern und seine herzliche Theilnahme ausdrückte, traten einige Personen ein, auf welche alles gewartet zu haben schien, nämlich die Advokaten Jonas und Hohbach und der Agent Nassauer, welche unsere Leser bereits kennen gelernt haben, in Gesellschaft einiger andern Herren, deren frostige Mienen und blaue Aktenfaszikel sie als Rechtsanwälte zu erkennen gaben.

Auf dem runden Tisch inmitten des Salons standen Schreibmaterialien. Der Advokat Jonas setzte sich, nachdem er durch seine blaue Lorgnette den Blick durch's Zimmer hatte laufen lassen, an den Tisch und fragte, ob die Herren Anwälte nicht so freundlich seyn wollten, sich an den Tisch zu setzen, — sich zu Tisch zu setzen, hätt' er besser gesagt, denn was hier verhandelt wurde, war ja eigentlich nur Advokatenfutter. Nachdem er mit seiner rauhen leidenschaftslosen Stimme der Versammlung erklärt hatte, daß er von Herrn Immanuel Heffter, welchen er im Auftrag einiger Gläubiger zu fassen gehabt, gebeten worden sey, dessen übrige Gläubiger zusammenzuberufen, um den Versuch zu machen, dem Gesammtgläubiger eine Borgfrist zu erwirken, weil derselbe in Folge der schon lange andauernden Handelskrise und verschiedener anderer Unglücksfälle momentan außer Stande sey, seinen laufenden Verbindlichkeiten nachzukommen, wie derselbe bestätigen werde, verlas er ein Memorandum, welches entschieden perfid abgefaßt war, indem es sich einerseits sehr skeptisch über die Richtigkeit des von Herrn Heffter eingereichten Vermögensstandes aussprach und den Gläubigern nahe legte, sich über diesen erst ganz klar zu werden und eingehende Recherchen darüber anzustellen, auf der andern Seite aber den letzteren die Aussicht eröffnete, daß sie im Fall eines rigorosen Vorgehens gegen den Gemeinschuldner nur einen allgemeinen erheblichen Verlust für die Gläubiger herbeiführen würden.

Hiedurch ward Herrn Heffter das Wort ertheilt, um sich über seine Hoffnungen und Aussichten bezüglich der Mittel zu einer künftigen Befriedigung seiner Gläubiger auszusprechen, und an dessen Eröffnungen knüpfte sich eine schonungslose bittere Erörterung seiner Lage, ein herber Tadel seiner Handlungsweise und namentlich des Abkommens, welches er mit dem neuen Consortium wegen pachtweiser Uebertragung der ganzen Fabrik an dasselbe geschlossen hatte. Allein Dauels sowohl als Adolph Gehring waren anwesend, um hierüber Auskunft zu ertheilen und Rede zu stehen, und wiesen nach, daß die Verpachtung des Etablissements, wodurch dieses rentabel gemacht und im Gange erhalten ward, sowohl im Interesse der Masse als der zahlreichen Arbeiter der Fabrik gelegen habe, welche bei der nothgedrungenen Einstellung des Geschäfts brodlos geworden wären. Die Einwendungen gegen diese Maßregel, welche von anderen Gläubigern gegen dieses Abkommen erhoben wurden, fanden jedoch energische Gegner in den Herren Jonas und Hohbach und dem Agenten Nassauer, welche für die einstweilige Anerkennung jenes Pachtvertrags waren, und endlich beschwichtigte Herr Hutter ebenfalls durch ein freundliches Fürwort die mißtrauischen Gegner jenes Abkommens, indem er zuvörderst die Hoffnung aussprach, daß die Firma Zwischenbari u. Comp. in Liverpool, welche er zu vertreten die Ehre habe, in diesem Abkommen nichts Präjudizielles sehen werde, und darauf hinwies, wie leicht es, wenn erst eine genaue Einsicht in den Stand der Sache ermöglicht sey, seinem lieben alten Freunde Heffter, einem solch umsichtigen, unternehmenden und gewiegten Geschäftsmann, werden dürfte, nach überstandener Geldkrise und Geschäftsstockung mit Hülfe seiner Freunde und Bekannten oder reichen Verwandten oder durch Benützung günstigerer Konjunkturen ein billiges Abkommen mit seinen Gläubigern zu treffen, den Vertrag mit dem Consortium wieder aufzulösen und sein Geschäft wieder zu übernehmen oder andere Hülfsmittel zu finden, um seinen Gläubigern wenigstens theilweise gerecht zu werden. Er befürwortete kräftig den Verkauf aller entbehrlichen und nicht rentablen Liegenschaften und Mobilien, die Aufstellung eines Verwaltungsrathes oder Gläubiger-Ausschusses, die vorzunehmende Verpflichtigung der Gemeinschuldner, alle eingehenden Gelder dem Gläubiger-Ausschuß zu behändigen und diesem die Mitverfügung in allen geschäftlichen Schritten einzuräumen, und schloß mit der Ueberzeugung, daß eine unter solchen Umständen zu ertheilende Borgfrist von achtzehn Monaten jedenfalls mit weit weniger Gefahr des Verlustes verbunden sey, als ein allgemeines Anstürmen auf ein Etablissement mit erschüttertem Kredit.

(Fortsetzung folgt.)

Offene Correspondenz.

Erklärung.

An Hrn. Dr. C. W. in A... Der Grund, weßhalb ich noch keine Rechenschaft über die eingegangenen Beiträge zur Freiligrath-Stiftung und für die Zwecke Carl Mauchs veröffentlicht habe, liegt einfach darin, daß meine Aufforderungen für beide Zwecke erfolglos geblieben sind. Ich habe meinen Beitrag für die Freiligrath-Stiftung schon in der hiesigen Künstler-Gesellschaft „Bergwerk" gegeben. Die angebliche Zusendung von Ihnen ist mir nicht zugekommen.

Herrn Hauptm. H. W. in R... Herzlichen Dank für Ihren so freundlichen Brief vom 20. Sept. und die darin ausgedrückten Gesinnungen. Ihre reizende Schilderung von Donaustauf sollen Sie im 1. Hefte des künftigen Jahrgangs finden, welches demnächst erscheinen wird.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Fühlen und Handeln.

Ein amerikanisches Lebensbild.

1.

„Sie verlangen einen großen, sehr großen Schatz von mir, Herr Paul!" sprach ernst der alte Mann, und wandte sein Gesicht ab.

— „Nie, nie sollen Sie Ursache haben, es zu bereuen, mir diesen Schatz anvertraut zu haben," erwiderte Paul eifrig. „O, Herr Trevelyan, wenn Sie wüßten, wie sorgsam ich sie behüten, wie zärtlich ich sie lieben, wie mannhaft ich stets jeden Kummer oder Schmerz von ihr fernhalten will; wenn Sie wüßten, wie sehr ich liebe, wie ich sie verehre. Uebergeben Sie sie mir, Sie können es; Sie können Niemand finden, der sie zärtlicher behüten, mehr lieben wird, als ich."

„Ach, mein guter Junge, alle jungen Leute sprechen vor der Heirath so. Unglücklicherweise lehrt aber erst spätere Erfahrung, hier zwischen Wahrem und Falschem, zwischen Liebe und Laune, Beständigkeit und Wankelmüthigkeit zu unterscheiden. Und wenn dann die Erfahruug darthut, daß man einen Fehlgriff gethan, dann, Paul, ist es nicht mehr gut zu machen."

— „Ja, ja, ich weiß dies Alles!" entgegnete Paul ungeduldig, aber nicht unehrerbietig; „so wird es aber nicht bei mir sein. Zeit und Erfahrung wird nur meine Liebe, meine unwandelbare Treue bestätigen. Vertrauen Sie sie mir! Gott ist mein Zeuge, daß mein Leben Sie befriedigen soll!"

„Thörichter Bursche! An die Möglichkeit von Liebe, an die Dauer von Beständigkeit und Glück zu glauben," murmelte Herr Trevelyan zwischen den Zähnen, fügte dann aber laut hinzu: „Es wird ein Tag kommen, wo Sie mir noch im Grabe fluchen werden, daß ich je in diese Heirath gewilligt habe, wo es Ihnen lieber wäre, ich hätte sie mit eigener Hand erschlagen, als Ihnen gegeben."

— „Nie, nie!" rief Paul. „Komme, was mag; mir wird das größte Glück sein, einmal geliebt zu haben und von ihr geliebt worden zu sein."

Der alte Mann ergriff seine Hand und sah ihm forschend in die Augen. Sie saßen auf einer Gartenbank, im Schatten eines großen Kastanienbaumes. Hinter ihnen hob sich die Haide mit ihren grauen Granitfelsen, mager mit Haidekraut und Wachholder bedeckt; vor ihnen senkte sich eine Waldwiese, im reichsten Grün, mit Blumen durchwirkt, erglänzend. Gleich einem Silberbande glänzte in der Entfernung das Meer durch die Oeffnungen unter den Bäumen. Die weißen Segel der fernen Schiffe glichen den ausgebreiteten Flügeln dahinschwimmender Vögel. Es war einer jener Sommertage, wo die Sonne brennend auf Laub und Rasen liegt, wo die Erde kaum zu athmen und nur zu zucken scheint unter dem Wärmenebel, der über ihr schwebt, wo die Natur so still ist, daß man sie todt glauben könnte. Es war einer jener Tage, welche in der Seele namenlose Erregungen wecken, wo ein unerfülltes, unbestimmtes Verlangen nach Liebe und Schönheit, welches dann selbst der Glücklichste und am reichsten Begabte fühlt, leidenschaftliche Wünsche und eine schmerzliche Leere erregt. Es war ein Tag, an welchem wir, in der wahrsten Bedeutung des Wortes, leben, weil wir fühlen. Vielleicht übte er seine Wirkung auch auf Herrn Trevelyan, obgleich er nicht leicht durch etwas aufzuregen war. Es gibt jedoch Zeiten, wo ein schwacher Einfluß unser ganzes Wesen zu durchdringen und die Richtung unserer Gedanken und unseres Willens zu ändern scheint.

Herr Trevelyan war ein ruhiger, ernster Mann, von Natur hart, kalt und glänzend, wie polirter Stahl. Schwer zu bewegen, aber entschlossen, wenn er sich entschieden hatte, sey es zum Guten oder zum Bösen. Bestimmt, klar und fest, kannte er kein halbherziges Schwanken zwischen dem Wollen und der Schwäche, welche nicht wagt. Sein Ja war ein wirkliches Ja, und gegen eine Verweigerung gab es bei ihm keinen Widerruf. Es war eine schwierige Aufgabe, etwas von ihm zu erlangen, man blieb aber nicht lange in Ungewißheit. Paul wußte, seine Verweigerung würde eben so entschieden sein, als seine Zusage gewissenhaft gehalten werde; und als Trevelyan nach langer Pause zu ihm sprach: „Ihr mögt sie nehmen, ich vertraue Euch!" da fühlte der junge Künstler, daß die Gefahr vorüber und seine Heirath mit Magdalenen nun gewiß sei, da er an ihrer Einwilligung niemals zweifelte.

In einem stillen Landhause lebend, ohne ein anderes Vergnügen, als die Salongesellschaften benachbarter Mädchen, hatten die Besuche Paul Lefevre's, des Künstlers und Dichters, Magdalenen ein neues Leben eröffnet. Er hatte sie malen gelehrt, eine unerschöpfliche Quelle geistiger Befriedigung, und an Dinge zu denken geführt, die sie bisher nicht berührt hatten. Sein begabter Geist, voller Schönheitsinnes und Poesie, war eine seltene Fundgrube für Magdalenen, welche allein mit ihrem Vater wohnte, einem Manne, der bei den Frauen jede geistige Kraft und That leugnete und denselben nur so viel Bildung zugestand, um fähig zu seyn, ein Kochbuch und die Bibel zu lesen. Eine höhere Stufe der Erziehung hielt er für eben so unnöthig als unweiblich. Im stillen Landleben und bei der bisherigen geistigen Thatenlosigkeit Magdalenens erlangten Pauls Schönheitsgefühl und seine Liebesversicherungen eine Gewalt über diese, die sie in einem geschäftigeren Leben nicht erzielt hätten. Der Mangel am Vergleich verlieh ihm Vollkommenheit, und Mangel anderer Thätigkeit schuf ein Interesse, das sicher nicht durch moralische Sympathie oder geistige Wahlverwandtschaft erzeugt war. Oft findet die Welt des Geheimnißvollen auf abgelegenen Landsitzen ihre Erklärung in solchen Bedingungen.

Der Erfolg langer gemeinschaftlicher Spaziergänge durch Wald und Wiesen und über die felsige Haide, der Vorträge über das Schöne am Piano wie an der Staffelei, wo die Kunst ihnen eine andere Sprache erschuf und Mysterien erläuterte, welche Worte nicht erreichen können; der Erfolg gemeinschaftlicher Studien der Poesie und Geschichte, wo die äußersten Grenzen menschlichen Denkens erreicht wurden und die edelsten Saiten in ihren jungen Herzen erklangen; der Erfolg dieser

Freundschaft, die anfänglich nur ein einfacher Geistesaustausch blieb, war, wie vorauszusehen, der, daß Paul Magdalenen und diese Paul liebte, oder doch vermeinte, ihn zu lieben. Hätte es noch einen andern Mann in ihrer Nähe gegeben, den sie lieben konnte, wäre ein anderer Maßstab für die Gefühle ihres Herzens vorhanden gewesen, so würde sie eine Wahl gehabt haben. Sie nahm für Aehnlichkeit, was nur einfache Unkenntniß der Verschiedenheit, und für ein gegenseitiges Verständniß, was nur Mangel an Uebung der Urtheilskraft war. Sie liebte Paul aus Dankbarkeit für seine Liebe zu ihr, aus Bewunderung seiner Schönheit und aus Bewunderung seines Geistes. Sie liebte ihn wie eine Schwester den Bruder, aber nicht wie das Weib von ihrer lebhaften Natur den Gegenstand ihrer eigenen, freien, geistigen Wahl. Sie kannte keine andere Liebe, daher befriedigte sie diese, und sie glaubte unbedingt an deren Stärke und Aufrichtigkeit.

Paul trat in das Zimmer, in welchem sie im tiefen, kühlen Schatten saß, der so wohlthätig ist, wenn außen solche Sonnengluth herrscht. Aus dem Sonnenschein hereinkommend, konnte er sie kaum erkennen, wie sie am offenen Fenster hinter grüner Blende saß und in einem seiner Lieblingsautoren die von ihm selbst angezeichneten Stellen las. Er eilte hastig auf sie zu, indem sein Gesicht vor Freude strahlte und vor Röthe erglühte. Obgleich nie schöner, sah er auch nie knabenhafter aus, als in diesem Augenblicke. Selbst Magdalene, die nie zu kritisiren gewöhnt war und ihn wahrlich als einen geistigen Riesen betrachtete, selbst sie war über die außerordentliche Jugendlichkeit seines Ansehens und Wesens betroffen, als er ihr schüchtern, aber freudig nahte.

„Magdalene, Ihr Vater hat seine Einwilligung gegeben; wir sind verlobt," sprach er mit leiser Stimme, welche so zitterte, daß sie kaum vernehmlich war.

Das Mädchen legte mit offenem Lächeln ihre beiden Hände in die seinigen. „Das freut mich, Paul!" rief sie mit unveränderter Stimme, indem ihre blauen Augen so ruhig und träumerisch blickten wie immer und nicht die leiseste Röthe ihr Gesicht überzog. Ihr war Verloben ein Ausdruck, nicht die Erfüllung eines sehnsüchtigen Wunsches; eine Thatsache, nicht ein Gefühl. Es war eine nothwendige gesellschaftliche Ceremonie zwischen zwei noch unverheiratheten Personen, es war keine äußere Vollziehung eines vorhergegangenen inneren Verlöbnisses. Und mit dem kindlichen Kusse, den sie ihm so ruhig gab und den er so zärtlich empfing, begann das Anfangskapitel der Liebe eines vereinigten Lebens. Es mußte das Anfangskapitel eines Drama des Glückes werden, denn es fehlte augenscheinlich keine Bedingung desselben. Jugend, Schönheit, Unschuld und geistige Gaben, was bedurfte es nach der gewöhnlichen Erfahrung mehr? Eines doch. Man konnte es in dem ruhigen, stillen Gesichte Magdalenens lesen, als sie sich wieder über ihr Buch beugte, während der Liebhaber zu ihren Füßen saß und seine ganze Gestalt vor Leidenschaft und Freude erzitterte. Man konnte es in dem unermeßlichen Abstande zwischen ihren Gefühlen sehen, als er sein Gesicht in ihren Schooß vergrub, wobei sein langes Haar gleich dunklem Golde über ihr weißes Kleid wallte, und ein Schluchzen seine Liebe bekundete, während sie nach schwesterlicher Weise sein Haar streichelte und sich über die Inbrünstige Heftigkeit und die Art wunderte, wie er sein Glück aufnahm. Und dann, als er aufsah und sie mit bebenden Lippen sein Leben, seines Lebens besten Engel nannte und alle die glühenden Ausdrücke hervorstieß, wie sie nur eine solche Liebe in einer solchen Natur von sich geben kann, und sie ruhig, ernst und sanft versuchte, diesen Ausbrüchen Einhalt zu thun, und bei alle diesem Sturme der Gefühle selbst so leidenschaftslos aussah, als ob ein Vögelchen auf ihren Knieen sänge.

2.

Herr Trevelyan hatte noch einen Sohn, Andrew, dem Namen nach Advocat in London und verheiratheter Mann von achtbarem Stande und Rang, in der That aber ein Spieler und Gauner. Gewiß hätte sich sein Leben befriedigender gestaltet, wenn seine Erziehung eine bessere gewesen und er nicht auf die unverständigste Weise verdorben worden wäre. Ungehindert hatte man seine Fehler wachsen lassen, wie sie wollten, in mancher Art sogar ermuntert. Es war daher kein Wunder, wenn das verdorbene und verzogene Kind zu einem selbstsüchtigen, ausschweifenden, lasterhaften Manne wurde, der kein höheres Gesetz kannte, als seinen eigenen Willen, und kein höheres Vergnügen als Selbstbefriedigung. Die Liebe zu diesem Sohne war einer der stärksten oder auch der schwächsten Punkte Herrn Trevelyan's gewesen, wie man selbst beurtheilen mag. Trotz trüber und schlechter Berichte, trotzdem, daß er wußte, die Familie werde durch ihn entehrt und sein Name durch seine Lebensweise beschimpft, blieb der alte Mann fest in dieser Liebe. Selbst als der Sohn jenes unglückselige Frauenzimmer heirathete, von welcher man nicht wußte, wie und wo er sie getroffen hatte, die so wenig als Schwester für Magdalenen taugte; selbst als er den gemeinen Juden herabsandte, daß er hinreichend Geld verlange, aber nicht erbitte, um ihn aus dem Arrest wegen einer entehrenden Wechselschuld zu erlösen, — selbst dann wandte sich der alte Mann nur bloß zur Seite und sah traurig aus, liebte aber seinen lieben Burschen dessenohngeachtet wie vorher. Er war sein Stolz, der selbstwillige Anhalt obstinaten Glaubens und grundloser Hoffnung, von welchem er nicht vertrieben sein wollte. Er war sein Erstgeborner, den er einst auf den Armen gewiegt, als die Glorie des Romantischen noch glänzend auf sein eheliches Leben herabschien und die goldene Wolke der Hoffnung noch den dunklen Hintergrund seiner Zukunft erleuchtete. Und Herr Trevelyan war nicht der Mann, der über solche Eindrücke leicht hinwegging. Hatte sich einmal eine Affection an seine granitne Seele angehängt, so mußte sie gewaltsam herausgerissen werden, wenn sie überhaupt herauszureißen war, denn weder die Zeit noch die Qual geringer Sorgen oder Unannehmlichkeiten konnte sie ausrotten, und selbst Andrew's Fehler hatten bis jetzt die Kraft solcher Liebe nicht geschwächt.

Andrew lebte in der Befriedigung seiner Neigungen. Wenn er ein schamloses Bekenntniß seines schlechten Lebenswandels nach Hause sandte, so begleitete er dieses Bekenntniß mit so

warmen Versicherungen van Anhänglichkeit, daß dem alten Manne der Muth mangelte, ihm ein strenger Richter zu sein, und er statt dessen sein Vertheidiger ward. Wie sollte er nicht dem vergeben, der ihn so sehr und so getreulich liebte? Sollte er nicht eine graße Hoffnung auf eine spätere Umwandlung bauen, wenn diese kindliche Liebe so unabgekühlt fortdauerte? Nach Allem waren es doch nur Jugendstreiche, dessen sich der Bursche schuldig gemacht hatte. Sein Herz saß ja am rechten Platze und werde schon wieder auf bessere Bahn lenken. Andrew kannte des alten Mannes Denken und Handeln recht gut, wenn er diese liebenden, pflichtschuldigen Briefe schrieb. Er pflegte sie seine Schatzkammerscheine zu nennen und seinem Weibe den Werth derselben voraus anzugeben. Da er nie schrieb, außer wenn er Geld brauchte, und dies war sehr oft, so war er stets sicher, seine Bemühungen reichlich vergütet zu erhalten. Auf solche Weise waren die letzten sechs Jahre verflossen; Andrew ging mit reißender Schnelligkeit vom Schlechten zum Schlimmsten über, bis selbst die Schurken und Betrüger, mit denen er in Verbindung stand, sich scheu von ihm zurückzogen.

Eines Tages erhielt Herr Trevelyan einen Brief von London. Es war dies ein sonderbares Schreiben, in welchem man sich sehr genau nach seiner Gesundheit und seinen Gewohnheiten erkundigte, und ihn bat, mit umgehender Post zu antworten. Er that es, aber nicht ganz in der erwünschten Art, und es erfolgte eine Correspondenz, welche endlich an's Licht brachte, daß Andrew Geld geliehen hatte, welches nach dem Tode des Vaters wiederzuzahlen sei und daß er ernstlich auf die Möglichkeit von seines Vaters Tode in den nächsten zwei Jahren speculirte. Eine derartige Erfahrung war vielleicht das Einzige, was Herrn Trevelyan die Augen öffnen konnte; sie traf die Liebe zu seinem Sohne an der Wurzel, indem sie das Vertrauen zerstörte. Alles hätte er vergeben können und hätte er auch vergeben, außer diesem; aber es war ein Schlag, der allen Glauben bei ihm vernichtete und trostlose Leere und Zerstörung zurückließ.

Magdalene erfuhr nichts van dem Vorgefallenen. Wohl hatte sie bemerkt, daß sich ihr Vater entfärbte, als er jenen Brief von fremder Hand las, dessen Inhalt ihr unbekannt war, und sah ihn nun schnell hinsiechen, wie van schlimmer Krankheit betroffen. Auf ihre kindliche Frage, ob ihm irgend etwas widerfahren sei, was ihn beunruhige oder kränke, erhielt sie nur die Antwort: „Nein, Kind, nichts, wo Du helfen könntest", wobei er traurig zu Boden blickte. Er faltete damals den Brief sorgfältig zusammen, legte ihn nach seiner Weise unter die andern Papiere seines Schreibtisches und die Angelegenheit schien vergessen oder gleich andern geringen Störungen vorübergegangen zu sein. Magdalene kannte ihn jedoch zu gut, um nicht zu fühlen, daß ein schmerzliches Geheimniß bestehe, welches weder ihre Liebe erreichen, nach seine eigene Philosophie zu heilen im Stande sei. Mehr als einmal berührte sie leise den Gegenstand, da sie richtig vermuthete, daß ihr Bruder dabei im Spiele sei; nie aber ging der Vater auf ihre Frage ein und ward endlich zornig, sobald sie Andrew's Namen nannte. Es war äußerst schmerzlich für das arme Mädchen, sehen zu müssen, wie im Stillen ihres Vaters Herz brach, ohne daß er sie Theil an seinem tiefen Kummer nehmen ließ, da sie echt weiblich dachte, Liebe und Theilnahme würden sicherlich einen Schmerz erleichtern, welcher Art er auch sey. Er blieb jedoch verschlossen und Magdalene konnte nur die Wirkungen beobachten, während die Ursache ihrer Sorge entging.

Er ward krank, der arme alte Mann; Niemand mußte eigentlich, was ihm fehle. Der Arzt griff fehl und verordnete allerhand abscheuliche Arzneien, von denen doch einige unwirksam seyn mußten, wenn auch andere recht waren. Keine Arznei aber konnte ihm mehr helfen, weder die beste, noch die geschickteste angewandte. Bei seinem Alter wirkte der nagende Kummer auf eine Weise, für welche es keine ärztlichen Heilmittel gibt. Sein Herz war gebrochen. Die Krankheit dauerte mehrere Monate und war ein Hinsiechen, das niemals schwankte, sondern ihn Tag für Tag sicherer dem Grabe näher brachte. Er wußte, daß er sterben werde, und doch erwähnte er nie seines Sohnes. Seine bitterste Betrachtung war es, daß des Spielers Berechnung nun doch eine glückliche gewesen sei und daß ihn sein baldiger Tod bereichern werde.

Nie wich Magdalene von seiner Seite und nichts konnte der Aufopferung und Zartheit gleichkommen, mit welcher sie ihn pflegte. Hätte Liebe ihn retten können, er wäre nicht gestorben, so lange sie bei ihm war. Sie besaß die seltene Gabe, ein Krankenzimmer zu verschönern, indem sie es mehr zur Wiege der Schwäche als zum Vorgemach des grausen Grabes machte; eine Gabe, die nur aus echt weiblicher Liebe entsprang. Freunde, welche den Vater besuchten, bemerkten die ausgezeichnete Ordnung und melancholische Schönheit, welche sie dem Orte mitgetheilt, und mehrere derselben äußerten, Fräulein Trevelyan habe das Krankenlager ihres Vaters in einen Thron verwandelt. Zum ersten Male lernte der alte Mann sie hochschätzen. Er hatte sie niemals so sehr wie den Sohn geliebt, aber hatte sie vielmehr überhaupt nicht geliebt. Sie war nach jener schrecklichen Nacht geboren, die außer ihm nur Gott kannte, wo im Traume die Lippen seines Weibes ein Geheimniß lispelten, welches sie lange schmerzliche Jahre bewahrt, das Geheimniß, daß sie nie Liebe zu ihm gefühlt habe. Magdalene erschien ihm stets als die Bestätigung seines Unglücks, Andrew dagegen als eine Erfüllung seiner Hoffnungen. Zum ersten Male in seinem Leben erkannte er, wie ungerecht er gewesen sey. Das arme Mädchen hatte den Unterschied, der zwischen ihnen gemacht wurde, wohl gefühlt, hielt ihn aber für Folge eignen Fehlers, wenn sie auch wußte, daß Andrew nichts weniger als tugendhaft sey. Zum ersten Male nahm sie ihre wahre Stellung im Herzen des Vaters ein, und war ihm wirklich theuer geworden. Wenn er früher nur auf ihre Schönheit stolz gewesen war, ihren Charakter geachtet, sie aber nicht geliebt hatte, so war dies seit seiner Krankheit anders. Er war nur dann glücklich, wenn sie zu Füßen seines Bettes saß, wenn er sie sehen konnte, nur zufrieden, wenn sie sich im Zimmer befand. Einmal hörte sie ihn die Worte „blind" und „bestraft" murmeln, als er auf das Portrait des Sohnes blickte, das an der

Wand über seinem Kopfe hing, und sie in der Nähe am Tische stand.

Endlich starb er. Obgleich er in der letzten Zeit zusehens kränker geworden, war sein Tod doch ein plötzlicher. Magdalene befand sich allein mit ihm; sie hatte ihm eben noch Medicin gereicht, hatte seine Kissen aufgelockert und das Deckbett glatt gestrichen, als sie bemerkte, wie sich seine Gesichtszüge veränderten. Sie beugte sich über ihn und fragte, ob ihm etwas fehle, da sie glaubte, er fühle sich etwas schwach. Seine Lippen bewegten sich leicht, doch hörte sie keinen Ton; die Augen wurden starr und das schreckliche Häutchen legte sich über dieselben. Sie hob ihm das Haupt empor, wieder lächelte er schwach; ein Seufzer und sie war allein.

Andrew wußte nichts von der Krankheit seines Vaters. Mehr als einmal hatte Magdalene um die Erlaubniß gebeten, ihm schreiben zu dürfen, stets jedoch war seine Antwort: „Nein, mein liebes Kind, jetzt noch nicht; nicht eher bis ich Dir es sagen werde;" und seine Worte waren dabei so bestimmt und fest, daß sie wohl fühlte, sie dürfe nichts wieder erwähnen, besonders, da sie in seinem schwachen Zustande bis zum Aeußersten gehorsam zu seyn strebte. So hatte wenigstens der alte Mann im Frieden krank gelegen und war im Frieden gestorben, ohne daß Magdalene die Sorge hatte, das Todtenbett sey durch die trügerische Liebe des Bruders entweiht worden. Nun sie aber allein stand, schrieb sie sogleich an Andrew und theilte ihm mit, was vorgefallen sey, indem sie zugleich bemerkte, der Vater habe ihr nicht erlaubt, ihm die Krankheit desselben wissen zu lassen; nun sey er aber das Haupt der Familie und möge Alles übernehmen. Am Schlusse des Briefes bat sie ihn noch, sogleich herabzukommen und Alles nach seinem Belieben zu ordnen. Als Andrew diese Nachricht erhielt, war er nicht wenig überrascht. „Wie," rief er, „so schnell ist es gegangen! Die kleine Hexe! Wenn sie mir nur geschrieben hätte, daß er krank war, ich hätte zehn Procent mehr erhalten können. Das soll sie mir büßen! Wir wollen wohl sehen, wer Herr ist, wenn ich die Sachen selbst in die Hände genommen habe. Diese Nacht aber schon kann ich noch nicht hinabreisen; sie mögen einstweilen machen, was sie wollen."

Die Ursache, warum er dieselbe Nacht nicht schon abreisen konnte, war eine angesetzte Whistpartie, wo er mit so geschickt markirten Karten manövriren wollte, daß es niemand entdecken sollte, und wobei er einen Gewinn von mehr als hundert Pfund zu machen hoffte. Er war nicht geneigt, eine so gute Gelegenheit sich entgehen zu lassen, weil sein Vater todt zu Hause liege und seine Schwester nicht liebe, allein zu seyn.

Er schrieb daher einige Zeilen, worin er sein Erstaunen über die Nachricht aussprach, ohne ein Wort des Schmerzes jedoch. Er hatte jetzt keine Ursache mehr, das Possenspiel, wie er meinte, fortzusetzen, und bevollmächtigte seine Schwester, als sein Agent alle nothwendigen Vorbereitungen zu treffen, indem er meldete, er werde morgen hinabkommen, Besitz von dem Eigenthum zu nehmen, den letzten Willen zu lesen und zu sehen, daß das Leichenbegängniß gehörig vor sich gehe. „Gehörig, aber mit äußerster Oeconomie und Einfachheit", schrieb der sorgsame Andrew, wobei er das Wort „äußerst" zweimal unterstrich. Alles dies schien Magdalenen sehr natürlich; so schlecht es war, erwartete sie doch nichts Besseres. Was die Gewißheit seines Erbes betraf, so theilte sie seine Ansicht und zweifelte nicht einen Augenblick, daß er zum Erben eingesetzt und ihr nur ein geringes Heirathsgut ausgesetzt sey, wenn der Künstler Paul, der unpraktische Paul, im Stande seyn werde, sie zu heirathen und Haus und Wirthschaft zu erhalten.

Die Whistpartie ergab ein Fehlschlagen für den schlau berechnenden Andrew. Augen, so scharf wie die seinigen, und ebenso die Möglichkeit einer Betrügerei ahnende Geister umgaben ihn. Seine feinen Kunstgriffe, erst geargwöhnt und dann entdeckt, endeten mit einer tumultuarischen und gewaltthätigen Scene, worin jeder beraubt und jeder geschlagen wurde, und bei welcher die Schuld des Ganzen auf den gaunerischen Gast geworfen wurde. Andrew mußte schließlich noch eine bedeutende Summe Geldes zahlen, um vorzubeugen, daß die böse Sache nicht den Händen der Polizei übergeben werde, wie einige der bedürftigsten und gemeinsten der Gäste drohten.

Am nächsten Tage kam er herab nach Oakfield, geschlagen und beschimpft und deshalb in schlechter Stimmung. Alles war für das Leichenbegängniß vorbereitet, welches nach seinem Wunsche morgen stattfinden sollte, und es herrschte im Hause jene schreckliche Stille, welche die Gegenwart des Todes mit sich bringt, eine feierliche unirdische Stille, der Schatten von Gottes Hand. Der dumpfe Geruch, welchen Mangel an Lüftung und Sonnenschein schon in einem Tage erzeugt, mischte sich mit dem Dufte von Lavendel, getrockneten Rosenblättern und andern welkenden Blumen. Nur leise bewegten sich die Dienstboten und sprachen nur wispernd. Magdalene versuchte zu arbeiten, nahm bisweilen ein Buch, wie um zu lesen, aber die Thränen fielen ihr immer auf die Hände und benetzten das Buch. Paul wanderte traurig von Zimmer zu Zimmer, seine Theilnahme linderte jedoch nur wenig Magdalenens Kummer. „Wer aber," sprach sie für sich, „könnte mich trösten? Niemand in der Welt!" Mitten in dieser peinvollen, feierlichen Stille, welche wie ein strenger Engel auf der Thürschwelle saß, hörte man das geräuschvolle Rollen eines Wagens in den Hof und bald darauf Adrew's Stimme, welcher über den Kutscher fluchte, daß er an der Hallentreppe vorbeigefahren sei.

Gezeichnet mit allen Merkmalen des Mannes der Gaunerei und des Lasters, laut in Sprache, geräuschvoll, roh und gemein in seinem Wesen, sein einst hübsches Gesicht von den Spuren der Ausschweifung verheert und abgemagert, mit einem in der Gemeinheit versunkenem Geiste, trat Andrew in die Halle, wo Paul und Magdalene ihn erwarteten. Er machte keinen Versuch Theilnahme oder Kummer zu heucheln, so weit wenigstens war er ehrlich. Wie fürchterlich mußte es dem Mädchen sein, welches so viele Stunden bei dem Sterbenden zugebracht, daß ihre Seele ganz von seinem Bilde durchdrungen war, wie schrecklich mußte es sein, diesen großen rohen Schatten zwischen ihren Kummer und das geheiligte Andenken treten zu sehen und den geistigen Tod zu fühlen, der durch ihres Bruders Gegenwart den Vater fern von ihr wegzog.

Die Einsamkeit der ersten Stunden ihrer Verwaisung war nichts im Vergleiche mit jener Einsamkeit, die sie nun fühlte. Die rohe Gleichgültigkeit, mit welcher er, anfänglich im Allgemeinen, dann ins Einzelne gehend, sich nach den letzten Augenblicken seines Vaters erkundigte, die Kälte, mit welcher er zuhörte, die Augen dehnend und geräuschvoll gähnend, als sie ihm diese und jene Thatsache erzählte, welche mehr Mitgefühl im Herzen eines Fremden erweckt haben würde, die förmlich prahlende Nachlässigkeit in jeder Geberde, indem er sich entweder gegen den Kaminmantel lehnte, oder in den weiten Armstuhl warf, den einen Fuß über das Knie des andern legend, oder eine Hand in die Seite stemmend, während die andere mit dem kleinen Hunde spielte, — alles dieses waren Qualen für Magdalenen, welche fühlte, daß die Schamlosigkeit des Bruders auch sie beflecke.

„Ach, das ist wohl Dein Liebhaber?" fragte Andrew, indem er blinzelnd auf Paul blickte. Sich dann zur Schwester wendend, fuhr er mit lautem Wispern fort: „Ich sage Dir, Mag, es ist kein guter Stoff an ihm; es ist ein hübscher Junge, dem Gesichte nach, ich lasse mich aber henken, wenn ich nicht mit vierzehn Jahren mehr Mann war, als er jetzt ist. Doch das geht mich nichts an."

— „Ich hoffe, Ihr werdet gute Freunde werden," entgegnete das Mädchen beleidigt, „und Du sollst nie Ursache haben, Eure Verwandtschaft zu bedauern!"

„Das ist ein sehr ernsthaftes Gespräch, Mag, wie es zur Gelegenheit paßt. Konnte denn der alte Bursche diese Liebschaft leiden?"

— „Meinst Du Papa?" fragte sie kalt.

„Natürlich, ja!" lachte Andrew und dies Lachen war so laut und anhaltend, daß Magdalenen das Herz gefror.

— „O, Andrew, lache doch jetzt nicht," rief sie, ihre Hand auf seinen Arm legend; „es entsetzt und kränkt mich. Du weißt ja, wer über unsern Köpfen schläft."

„Sei keine abergläubische Närrin, Mag," sprach der Bruder rauh, „und sage mir nicht, was ich thun und nicht thun soll. Ihr thörichten Mädel bleibt dumm auf dem Lande, so lange ihr nicht wißt, wie man leben muß. Immer geht ihr durch eine Welt voll Geister und Schatten, bis ihr vor dem Tone eurer eigenen Stimme erschreckt!" Andrew kreuzte wieder die Beine und spielte mit den Ohren des Hundes, bis dieser heulte und davonlief.

Paul schaute auf den Londoner mit einer milden Neugier, als sei er eine Art privilegirter wilder Bestie; und zufriedengestellt dann, daß er nichts zur Bezähmung derselben thun könnte, entfernte er sich, was Magdalenen gleichsam eine Erleichterung gewährte, Andrew jedoch verdroß, da er sich viel Spaß versprochen hatte, ihn zu quälen.

Auf die Nachricht von Andrew's Ankunft versammelten sich nach und nach alte Freunde der Familie, um das Lesen des Testamentes zu hören und Beistand oder Tröstung anzubieten, je nachdem ihre Stellung sie berechtigte, einige mit dem unbestimmten Gefühle des Schutzes für Magdalenen, da Andrew den möglichst schlechten Ruf in der Nachbarschaft besaß. Mehr als Einer hielt es nicht für unmöglich, daß die Schwester, einige Vertheidigung gegen ihn nöthig haben möchte, da sie meinten, ihr träumerischer Liebhaber verstehe nichts von Geschäften. Bald hatte sich eine große Versammlung eingefunden, groß nämlich für ein Landhaus, und Magdalena fand sich überrascht, wie erleichtert und sicher sie sich in ihrer Gegenwart fühlte. Alle Anwesenden schienen ihr näher als dem Bruder zu stehen und Alle mehr Theilnahme und Sorge ihrem Loose zu widmen.

„Mag, wo ist das Testament?" fragte Andrew mit lauter Stimme; „ich sehe voraus, Du weißt, wo der alte Bursche solche Dinge aufbewahrte, nicht wahr?" Er sprach als Herr, mit dem Tone und in der Weise eines Sklavenhalters. Es war der höchste Grad der Rohheit.

— „In der Bibliothek," entgegnete die Schwester.

„Bleib! Im obern Bibliothekzimmer? Nicht wahr, so sagtest Du. Ich erinnere mich noch recht gut, daß dies sein Schlupfwinkel war, als ich noch ein kleiner Junge war, und kenne daselbst Alles genau. Wenn es dort ist, kann ich es selbst finden, Mag; ich habe die Schlüssel. Keine Kniffe einer Unterschiebung, wissen Sie, Gentlemen!" und mit Gelächter und höhnischem Seitenblick stürzte er aus dem Zimmer.

Bald kehrte er zurück, ein versiegeltes Paket in der Hand haltend, auf welchem von der Hand des verstorbenen Mr. Trevelyan die Worte: „Mein letzter Wille" standen.

„Hier ist es und ganz unversehrt!" rief er kichernd, indem er einen Stuhl näher an's Fenster zog. „Zieh' die verteufelten Rouleaux in die Höhe," herrschte er, ungeduldig daran zerrend; „sie erlauben ja einem Menschen nicht einmal, sich selbst zu sehen. Komm, Mag, wir wollen sehen, wir wollen sehen, was er für Deinen Heirathskram bestimmt hat. Gewiß hinlänglich genug, daß ich zurückprallen werde oder mein Name ist nicht Andrew."

Magdalene erhob sich und ging stolz durch das Zimmer, um sich zu entfernen; stolz und traurig, nicht in ihrer Selbstliebe, sondern in ihrer Tochterwürde verwundet, verwundet im todten Vater, dessen Andenken durch den Sohn entehrt wurde. Ein Blick von einem der anwesenden Freunde brachte sie zu ihrem Sitze zurück, und sie erkannte, als dieser ihr zuflüsterte: „Ertragen Sie es nur jetzt von ihm, Ihres armen Vaters wegen!" daß dies sowohl ein guter Rath, als ihre höchste Pflicht sei. Sie beherrschte sich so gut sie konnte, und setzte sich wieder, sich zum erstenmale in ihrem Leben entehrt fühlend.

Andrew erbrach das Siegel des Pakets und nahm das Testament aus dem Couvert. Nachdem er die Beine gekreuzt und durch Räuspern gleichsam die Kehle geklärt, blickte er herausfordernd auf die Schrift und begann sie laut zu lesen. Das Testament setzte fest, daß alle Ländereien, Grundstücke u. s. w., welche er, der Erblasser besitze, seinem theuren Sohne Andrew vererbt würden, mit der Ausnahme einer jährlichen Zahlung von achtzig Pfund an Magdalenen, welche er der zärtlichen Sorgfalt ihres Bruders anempfahl, „im vollen Vertrauen an seine Liebe und Ehre." Die Eigenthumsmasse ergab ungefähr ein Einkommen von achthundert Pfund jährlich. Es war Alles

klar und deutlich unterzeichnet und attestirt in gehöriger Form, und doch veränderte sich Andrew's Gesicht, als er zum Schlusse gelangte.

„So, was ist das?" schrie er, Magdalenen wild anstierend und ihren Arm ergreifend, als sie sich bei Nennung ihres Namens vorbeugte. „Welches Teufelswerk hast Du hier getrieben mit aller Deiner behaupteten Liebe und abschwindelnden Schmeichelei?" Er stieß sie fast, so heftig schüttelte er ihren Arm.

— „Andrew, was sprichst Du da?" erwiderte das Mädchen aufspringend und seine Hand wegstoßend; „selbst unter solchen Umständen und von meinem Bruder kann ich eine solche Sprache nicht dulden!"

„Sie haben Recht, Magdalene. Schämen Sie sich! Schämen Sie sich, Mr. Trevelyan!" hörte man rings im Zimmer.

— „Urtheilen Sie Alle selbst," rief er, heftig aufspringend und seine Schwester starr ansehend, „urtheilen Sie selbst! Wenn Eines von Ihnen seine Zukunft und die seiner Kinder sich durch einen Teufelsstreich gleich diesem entrissen sähe, dann würde es fühlen, was ich fühle, und meine Heftigkeit verstehen. Heftigkeit ist es jedoch nicht, es ist gerechter und gegründeter Zorn. Also darum hat sie mir nie etwas von der Krankheit meines Vaters geschrieben?" fuhr er fort, Magdalenen an der Schulter packend, als diese fest vor ihm stand; „also darum versuchte sie alle ihre Künste, um den alten, auf dem Todtenbette kindischen Mann dahin zu bringen, daß er on ihre Zuneigung zu seiner Person und nicht zu seinem Gelde glaube, daß er sie, die er ja früher nicht leiden konnte, zu seiner Erbin mache?"

„Erbin?" rief Magdalene erblassend. „Seine Erbin?" widerholte sie wie im Traume.

— „Ha, ich war zu ehrlich gegen ihn," fuhr Andrew fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten; „ich war nicht kriechend, nicht schmeichlerisch genug. Sie ist als Aufhetzerin zwischen ihn und mir getreten, hat jede meiner kleinen Unvorsichtigkeiten übertrieben, hat seine Liebe zu mir in Kälte verwandelt; ja, das hat sie zuletzt noch gethan! — um mir den Vorrang abzugewinnen und mich von der Erbschaft auszuschließen. Ich, der einzige Sohn, enterbt zu werden wegen so einer nichtswürdigen Närrin, wie diese da; bei Jove, Gentlemen! das ist zum Tollwerden! Hören Sie nur das kleine Codicill, was ich da noch finde," setzte er im Tone bitteren Spottes hinzu, mit dem Finger auf das Pergament zeigend: „hier steht: 'Ich widerrufe hiermit jeden früheren Willen, jedes frühere Testament, in welcher Art und Zeit sie auch von mir gemacht seien, und hinterlasse meiner lieben Tochter Magdalene den alleinigen Besitz von Allem und den Rechtstitel auf Alles, was ich bei meinem Tode besessen, sowohl an Grundstücken wie an Gelde. Ich mache sie auch zu meiner einzigen Testamentsvollstreckerin. Unterzeichnet: Trevelyan. Zeugen: Paul Lefevre und Mary Anne Taylor.' Sie haben also auch die Hand dabei im Spiele gehabt?" schrie er, sich wild zu Paul wendend; „das ist ja beim Himmel ein herrliches Complot, was man da ausgebrütet hat!"

„Ich sah Herrn Trevelyan dies Papier unterzeichnen, und ich und Mary Anne Taylor thaten es auch als Zeugen; was wir aber unterzeichneten, wußte ich nicht," antwortete Paul zögernd.

Andrew richtete die blutunterlaufenen Augen voll auf ihn, dann auf Magdalena und wieder auf ihn, sah hierauf aufmerksam, während tiefe Stille im Zimmer herrschte, auf das Codicill, und blickte dann wieder auf die Schwester und Paul.

„Wo ist diese Mary Anne Taylor?" fragte er mit rauhem Flüstern.

„Du weißt ja, daß sie, unsere Wärterin, gestorben ist," entgegnete Magdalene mit leiser Stimme.

„Ich durchschaue Alles. Es ist ein Complot, Gentlemen, ein scheußliches Complot!" kreischte Andrew weiter. „Aber so wahr ich lebe, das soll Euch nicht ungestraft hingehen! Ich erkenne nun Alles, und auch Ihr und die ganze Welt soll es kennen lernen. Die Schrift gleicht der meines Vaters nicht, — meiner Schwester Liebhaber, einer der Zeugen, und die Wärterin, pflichtschuldigst todt seitdem, der zweite. Ich bin kein Kind, um mich von einer so plumpen und ersichtlichen Geschichte bethören lassen!" Er warf das Papier auf den Boden und stampfte mehrmals mit dem Fuße darauf. „Natürlich kann ich den Hohn dieses Begräbnisses nicht mitmachen; ich habe hier kein Geschäft weiter. Mein Fluch auf Euch alle, mein tödtlicher, vernichtender Fluch nnd meine zukünftige Rache! Dies sei mein Beitrag zur morgenden Begräbnißceremonie!"

„Andrew! Andrew! gehe nicht! entehre den armen Papa nicht so schändlich," flehte Magdalene, ihn festhaltend; „bedenke, was Du ihm schuldig bist; Andrew, überlege doch!"

„Ihm schuldig? Was ich Euch schuldig bin, das werde ich Euch bezahlen!" Er stieß sie mit einem Fluche von sich und eilte, seine Verwünschungen wiederholend, aus dem Zimmer und aus dem Hause, den bleichen, erstarrten Leichnam im Zimmer oben verlassend, ohne einen Gedanken, ein Gebet oder ein Zeichen, daß er ihn jemals geliebt habe.

8.

Die Aufregung und das Fehlschlagen seiner Erwartungen in den letzten Tagen waren zu angreifend für die gebrechliche, durch Ausschweifungen jeder Art gebrochene Constitution Andrew's und warfen ihn mit einem schrecklichen Anfall des Delirium tremens auf das Krankenlager mit geringer Aussicht, daß er wieder genesen werde. Er war daher verhindert, Einspruch gegen das Testament zu erheben, und Magdalene erfüllte den letzten Willen und nahm ungestört Besitz von ihrem Eigenthume, wunderte sich jedoch, warum der Bruder nie ihre Briefe beantwortete oder die ihm zugeschickten Geldsendungen anerkannte. Sie hatte bei sich beschlossen, daß sich Andrew gleichmäßig mit ihr in das Erbe theilen sollte, nur wollte sie sich nicht selbst durch ein geschriebenes Document oder einen Contract binden, da sie wünschte, das Recht der Zutheilung sich nach ihrem eigenen Ermessen und nach den Umständen seiner Familie vorzubehalten. Es ward ihr unbehaglich bei seinem Stillschweigen und sie sprach mehr als einmal davon, nach London zu gehen und zu sehen, was die Ursache desselben

sei. Paul indeß, der einen Schreck vor allen Scenen hatte und eine Sache wie Streit unendlich mehr scheute, als er Unterdrückung und Unrecht haßte, überredete sie, ruhig da zu bleiben, indem er meinte, wenn etwas Uebles für sie kommen sollte, würde es zeitig genug kommen, ohne daß sie ihm halbwegs entgegen gehe. Schweigen sei das Beste, was zwischen ihnen bestehen könne. Und da Magdalene fühlte, er habe Recht, blieb sie auf dem Lande und ward ruhiger und heiterer, wie die Schärfe ihres Kummers mit der Zeit sich milderte.

„Ein Brief, Miß!“ rief die Dienerin eines Tages, indem sie eine roh aussehende Epistel hereinbrachte, welche mit einer Oblate gesiegelt und mit unordentlichen Tintenklecksen überschrieben war. Das Schreiben war vom Regen durchnäßt und schien in den Koth gefallen zu sein. Magdalene nahm es sorglos in die Hand; sie glaubte, es sei ein Circular oder ein Bettelbrief, die Handschrift nicht erkennend. Sie hatte es jedoch kaum geöffnet und Namen und Unterschrift gelesen, als sie sich entfärbte. Es war von Andrew, mit zitternder, unruhiger Hand geschrieben, als ob er wirklich sehr krank wäre, aber geschrieben mit der ganzen Kraft und Bitterkeit seiner Natur, wie wenn der Tod ihm nicht nahe genug gestanden habe, um ihn sanfter zu stimmen oder umzuwandeln. Mit der Beschuldigung beginnend, daß sie das vorgebliche Codicill selbst verfertigt, zögerte er nicht, mit seinem Ansinnen herauszurücken. „Du weißt,“ schrieb er, „wie gut Du des Vaters Handschrift nachmachen kannst. Ich habe mehr als einen von Dir geschriebenen Brief in Händen, bei denen man schwören könnte, daß sie seiner Schrift noch ähnlicher sind, als das Lügencodicill, was Du dem Testamente angefügt hast. Ich hätte nicht gedacht, wenn ich bisweilen über Deine unschuldigen Fälschungen zu lachen pflegte, daß ich noch über eine so gemeine und strafbare Fälschung, wie diese, schandern sollte. Um Dich jedoch vor dem Verderben zu retten, in das Du fallen mußt, mache ich Dir ein Anerbieten, obwohl es ebenfalls ungesetzlich, ja ein Verbrechen ist, welches beim Bekanntwerden mir ebenso schlecht wie Dir bekommen würde. Ich will jedoch, da Du meine Schwester bist, diese Gefahr laufen und etwas Ungesetzliches begehen. Noch habe ich so viel Mitgefühl für Dich behalten, wie gemein, betrügerisch und falsch Du Dich auch gegen mich bezeigt hast. Wenn Du Dich also ruhig jedes Besitzes, den Du durch das falsche Codicill erhalten, begeben und Dich mit den achtzig Pfund jährlich begnügen willst, die Dir im Testamente ausgesetzt sind, und die, wie ich denke, eine ganz hübsche Versorgung für Dich sind, so will ich die Sache fallen lassen und Du sollst mich nie wieder darauf anspielen hören. Ich will Dir selbst ein Asyl in meinem Hause gewähren, wenn Du es ertragen kannst, die Familie zu sehen, die Du so schmählich zu ruiniren trachtetest. Nimmst Du jedoch das edelmüthige Anerbieten von meiner Seite, bei welchem ich ja jährlich achtzig Pfund verliere, die mein wären, wenn ich Deine Schuld aufdeckte, nicht an, so werde ich die Angelegenheit sogleich den Händen meiner Collegen übergeben, und dann magst Du Dich vertheidigen, wenn Du kannst. Deine Verheimlichung der Krankheit des Vaters und daß Du mir nur seinen Tod gemeldet, Deine Briefe, die Du in seiner nachgeahmten Handschrift schriebst, werden Dich ohne Zögern und ohne Hoffnung auf Appellation verurtheilen. Sieh Dich daher vor und überlege es wohl, ehe Du den einzigen Weg der Rettung ausschlägst. Verwirfst Du meinen Antrag, so bereite Dich vor, Schande und Transportation zu ertragen, denn Du sollst mich dann unbeugsam finden. Nimm daher den Vorschlag an, den ich Dir als Bruder und Freund — ja als Freund, trotz Deiner schlechten Aufführung — mache und gib den Besitz ruhig auf; Du wirst finden, daß ich Recht habe.

Andrew Trevelyan.“

Magdalene setzte sich betäubt nieder. Anfänglich konnte sie sich weder ihrer eigenen Gefühle, noch der Lage ihrer Stellung gleich klar bewußt werden. Es war, als ob sie plötzlich mit einem heißen Eisen gebrannt worden sei, und der Schmerz ihr jeden Gedanken und alle Kraft geraubt habe. Eine starke Natur, wie die ihrige, kann aber durch einen Schlag nicht lange niedergeworfen werden, und je heftiger der Stoß, desto heftiger ist der Widerstand. Ihr Bruder hatte sich verrechnet, wenn er glaubte, daß sie so leicht durch die Gewalt einer Anschuldigung besiegt werden würde; etwas von der Natur ihres Vaters war auch auf sie übergegangen, und Unterwerfung ohne Kampf bei ihr ebenso unmöglich, als das Biegen eines Eisenstabes durch ein Kind. Was sollte sie aber thun? Außer ihrer eigenen Stimmung war noch vieles Andere in Betracht zu ziehen. Welches war ihre Lage und wie sollte sie am besten für ihre Ehre und moralische Ueberzeugung handeln? Sie wußte bestimmt, daß das Codicill von ihres Vaters eigner Hand geschrieben, daß es sein ausdrücklicher und freier Wille war. Sie durfte schon deßhalb ihr Recht nicht aufgeben, wollte sie nicht das Testament verletzen, das ihr an sich, mochte es nun zu ihrem Vortheil oder gegen ihr sein, über Alles in der Welt heilig war. Er war des Vaters Wille, den sie aufrecht erhalten mußte, nicht nur ihr eigenes Vermögen. Eine zweite, mehr selbstsüchtige Seite der Frage war es, daß dies Vermögen sie in den Stand setzte, Paul zu heirathen. Ohne dasselbe, das wußte sie, war die Heirath, wenigstens noch für viele Jahre hinaus, unmöglich. Unpraktisch im höchsten Grade, träumerisch, poetisch, freigebig, wie Paul war, würde ihn eben seine Liebe zu ihr nie thatkräftig und verständig machen, nie befähigen, durch seine Kunst den Unterhalt zu verdienen, welche, wie er behauptete, alle Göttlichkeit verliere, sobald sie verkäuflich werde. Hatte sie also das Recht, jeden andern Grund bei Seite gesetzt, die Zukunft ihres Verlobten zu zerstören, indem sie auf die falsche Zumuthung ihres Bruders einging? War es nicht vielmehr ihre Pflicht, mehr an ihn, als an sich selbst zu denken, und war sie nicht gerechtfertigt, das für ihn festzuhalten, was sie aus lauter Ueberdruß der Sache um ihrer selbst willen bis zur Entsagung würde getrieben haben? Es gab aber noch einen dritten Grund von großer Bedeutung. Wenn sie ihr Recht ohne Kampf aufgab, würde dann nicht die ganze Welt sagen, es geschehe, weil sie sich schuldig fühle und den Gedanken einer Bloßstellung fürchte? Und was müßte sie dann eben in ihrer Unschuld fühlen, wenn man von ihr sagte, sie habe das

Testament gefälscht, die Wahrheit verrathen und das Grab jenes Wesens, das sie am meisten verehrte, entehrt? Nein! das Herz des Mädchens schwoll und seine Augen blitzten! Nein! Sie wollte sich vertheidigen, komme, was da wolle. Unschuldig, wollte sie ihre Unschuld auch aufrecht erhalten, und zur Erbschaft berechtigt, wollte sie dieselbe auch gegen alle Angriffe vertheidigen. Möge der kommen, der sie ihr entreißen wolle!

Mit starker und leidenschaftlicher Geberde zerknitterte Magdalene den Brief in ihrer Hand und setzte sich dann nieder, an ihren Bruder zu schreiben. Lange jedoch hielt sie die Feder in der Hand, ehe sich die Aufregung in ihr legte. Als sie endlich schrieb, waren ihre Worte nachdrücklich und ruhig. Sie verwarf bestimmt jedes Aufgeben ihrer Rechte, sie lehnte mit wenig Worten jeden Vorwurf einer Fälschung ab, ohne die Sache zu würdigen, weiter darauf einzugehen, drückte aber ihren festen Entschluß aus, ihre Unschuld bis auf's Letzte, bis an die äußerste Grenze ihrer körperlichen und geistigen Kraft zu vertheidigen.

Während Magdalene noch vor Aufregung gleich einem jungen Kampfrosse beim ersten Trompetenstoße erzitterte, kam Paul zu ihr, den gewöhnlichen Abendbesuch zu machen. Immer liebend, immer sanft und fast weibisch in seiner Art, war es dies heute mehr als gewöhnlich. Sein Gesicht trug einen so milden, fast überirdischen Ausdruck der Trauer und der Liebe, daß er mehr einem Genius oder Engel glich, der herabgestiegen war, Gottseligkeit und Reinheit zu lehren. Nichts vermochte ihm dagegen Geschäftsthätigkeit und Strenge zu geben. Sein braunes, in der Mitte gescheiteltes Haar fiel in wallenden Locken über die Schultern, seine schmächtige, schlanke Figur, seine weißen Hände mit spitz zulaufenden Fingern und blaßrothen Nägeln, alles war so zart-weibisch, daß er trotz allem, was Männliches und Kräftiges in seiner Person lag, doch mehr einem Männerkleider tragenden Mädchen glich. Magdalene dagegen war hoch und wohlgebaut, vollkommen organisirt, mit wohlgeformten, aber größeren Händen, — den Händen einer thätigen und arbeitenden Person, — entschlossen, aber ruhig, und mit jener stillen, bestimmten Weise, die, weit verschieden von Kälte, der gewöhnliche Ausdruck von Festigkeit ist. Sie stand da, zum tödtlichen Kampfe gestählt, mit erweiterten Nasenlöchern, erhobener Brust, die Haare von der hohen Stirn zurückgestrichen, und mit blitzenden Augen unter kräftigen, dunklen Brauen. Voll Leidenschaft und Kraft des wirklichen Lebens glich sie einer schönen Amazone, an der Seite eines jungen Schäferknaben. Sicherlich sah sie nicht aus wie ein schwaches Weib, welches des Schutzes seines Armes bedurfte, wie es die überlieferte Fabel von Mann und Weib, welches auch ihre Eigenschaften sind, will.

„Wie Du heute so erhaben aussiehst, Magdalene!" sprach Paul, mit Innigkeit ihre Hand ergreifend.

Sie sah ihn zwar ruhig, aber mit einer gewissen Zerstreuung, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit an, welche nicht in Worten ausgedrückt, leicht aber von einem liebenden Herzen gefühlt wird. Ihre Hand lag unbeweglich in der seinen.

„Komm und setz' Dich an's Fenster," fuhr er fort; „man hat uns jetzt so wenig Tage des Sonnenscheins, so wenig Momente des Schönen vor dem Winter gelassen, daß wir die wenigen noch genießen müssen, die sich uns zeigen."

Es war einer jener letzten Herbsttage, wo die Sonnenuntergänge so klar und die Wolkengebilde so herrlich sind.

„Du weißt, Magdalene, wie sehr ich den Sonnenuntergang in Deiner Nähe liebe," setzte Paul hinzu; „wie ich es liebe, die Wolken durch die Luft schwimmen zu sehen, ihre unbestimmten Worte der Verheißung zu lesen, aus ihnen glänzende Vorahnungen zu bilden, zu fühlen, daß sie zwischen uns hin- und herschwebende Worte sind, die zu unseren Lieben schöner sprechen, als es zum Ohr dringende Worte vermögen. Und wenn ich mich dann wende und sehe Dein Gesicht in denselben Gedanken erglühen, welche in meinem Herzen brennen, wenn ich rund um mich die Glorie Deiner großen Liebe fühle; dann, Magdalene, fühle ich, daß ich prophetisch in meinen Hoffnungen, ein Enthusiast, aber ein guter Seher gewesen bin. Und Du, Magdalene, träumst Du nicht auch von der Zukunft, von der schönen Zukunft, die einst ein matter Stern am Horizonte war, jetzt aber ein herrlicher Tempel ist, auf dessen Schwelle wir bereits den Fuß setzen? Denkst Du nie an die Zeit, wann heilige Worte ihre Heiligkeit auch zu unserer heiligen Liebe fügen werden; wann der große Name Gattin Dein Leben umschließen und krönen wird? Brennen Dir nicht auch große Gedanken im Herzen, wie mir in dem meinigen, und scheinen sie Dich nicht von der Erde in den Himmel zu heben?"

„Ja, Paul!" antwortete Magdalene träumerisch, „ach ja! ich denke oft daran!" Sie sprach, als wenn sie eben an ganz andere Dinge dächte.

Paul blickte sie einen Augenblick aufmerksam-sehnsüchtig an, zog dann den niedrigen Stuhl, auf welchem er saß, näher an sie heran, denn es war seine Art, stets zu ihren Füßen zu sitzen, und drückte die nicht antwortende Hand nun zärtlicher, wie man ein Kind liebkost, bei welchem Liebkosungen alle Uebel heilen. Ihre Finger aber lagen kalt in den seinen, welche in jedem Nerv erbebten. Er strich sich das Haar aus dem Gesichte und blickte mit sichtlicher Anstrengung so heiter wie früher zu ihr auf.

„O Magdalene," fuhr er fort, „ich kann mir selbst kaum, viel weniger Dir sagen, wie sehr ich Dich liebe, wie mein ganzes Leben, Herz und Seele mit Dir verbunden sind, und wie mein Schaffen und meine Begeisterung in Dir ihre Quelle erkennen! Wenn Du mir genommen würdest, Magdalene, ich würde sterben wie Blumen, die man vom Stengel schneidet. Ich scheine mein wahres Sein nur aus Dir zu schöpfen und keine Kraft und keine Freude zu haben, als welche Du mir gibst. Bist Du froh, Magdalene, daß ich Dich so sehr liebe?"

— „Ja, Paul," sagte das Mädchen ermüdet, „ich bin sehr froh darüber."

„Ich fühle, Magdalene, wir werden große Dinge im Leben vollbringen! Ich werde durch Deine Inspiration in der Kunst werden, was noch kein Mensch meiner Zeit oder Generation geworden ist, und was ich ohne Dich nicht werden

könnte. Du bist so schön, so erhaben! Welch große und heilige Freude ist es für mich, daß Du auf meinem Pfade erglänztest, daß mir die große Aufgabe wurde, Deinen Geist zu leiten und zu richten, und Dich aus dem geistigen Schatten, in dem Du früher weiltest, in das Licht geführt zu haben! Welch herrliche Lehren werden wir vereint der Welt geben! Welch ein Beispiel werden wir den Menschen bieten, um ihm zu folgen und vorwärts zu kommen!"

— „Was sollen wir thun, Paul?" fragte Magdalene, die nicht genau wußte, was sie sagen sollte, aber doch sah, daß er eine Antwort erwartete.

„Kannst Du noch fragen, was wir thun sollen? Kannst Du jetzt nach Allem, was ich gesagt habe, in Zweifel sein, was unsere Mission ist?"

— „Nun, Du weißt Paul, Du bist nie sehr bestimmt," entgegnete das Mädchen, ihm so die volle Wahrheit sagend. Sie wußte nicht, woher ihr der Muth dazu kam, es erschien ihr aber heute ein leichteres Ding, Paul zu sagen, daß er ein Enthusiast sei und immer gewesen sei.

„Meine Magdalene! Doch, ich will Dich nicht schelten, Liebe! ich weiß, Du hast noch nicht den Punkt der Begeisterung erreicht, von dessen Höhe die Welt so klein erscheint und unüberwindliche Schwierigkeiten so leicht überblickt werden! Was unsere Aufgabe ist? Ist es die nicht, daß ich ein Künstler und zwar der größte Künstler meiner Zeit werde, indem ich Gedanken verkörpere, für welche die Welt zu skeptisch und materiell, zu irreligiös und gottvergessen ist, und sie ihr täglich vor Augen führe? daß ich die wahre Religion, die vergessene Herrlichkeit durch meine Kunst zurückrufe und sie über den Staub erhebe, in welchen die eisernen Fersen des Verkehrs und des Skepticismus sie so lange niedergetreten haben? bin ich nicht berufen, der Raphael, der Michelangelo Englands zu werden? Und Du? was wirst Du nicht in meinem ruhmvollen Leben sein? wirst Du nicht seinen Stern, seine Liebe, seine Glorie bilden? Wenn ich dann einst gestorben bin, wird man auf meinem Grabsteine lesen, daß der da ruhende große Künstler groß durch die Liebe wurde, daß Magdalene, sein königliches Weib, als Begeisterin, als Auslegerin des Göttlichen ihm zur Seite stand! O Magdalene, Magdalene! Zweifle nicht an unserer Mission, noch an der ruhmvollen Weise, in der wir sie erfüllen können; wir werden die Kunstwelt regeneriren. Getrennt können wir nichts sein! Nein, Magdalene; ohne mich wird Deine Kraft in Asche zerfallen, wie die meine ohne Dich. Wir sind bestimmt, die Leitsterne unserer Zeit, die Gründer eines neuen Geschlechts, einer höheren Generation zu werden! Wir sind geschaffen, den Glauben und die Liebe zur Kunst wiederherzustellen! Wir werden Alles seyn, Magdalene, was Mann und Frau zusammen sein können, und unser Leben soll eine unsterbliche Lehre des Guten und Schönen für das Menschengeschlecht werden! Ist's nicht so?"

— „Ja, Paul, ich hoffe es!" entgegnete das Mädchen; „doch sey so gut und laß meine Hand los." In ihrem Zustande der Aufregung konnte sie das nervöse Zittern nicht ertragen, welches seine unruhige Berührung verursachte. Es war genug, daß sie vermochte, seine träumerischen Worte und unbestimmten Visionen anzuhören; diese unruhigen, brennenden Finger, die unaufhörlich über ihre Hand hinstrichen, reizten sie über alle Selbstbeherrschung.

„Liebst Du mich nicht, Magdalene?" fragte er traurig, indem er ihre Hand fallen ließ und seine Augen sich mit Thränen füllten.

— „Ja, ich liebe Dich sehr, und Du weißt es ja auch; aber es stört mich, meine Hand von den Deinigen, wenn sie so unruhig sind, festgehalten zu wissen."

„Kein Ausdruck Deiner Liebe, welches er auch sey, würde mich belästigen," seufzte Paul betrübt.

— „Laß Dich dadurch nicht beunruhigen, lieber Paul! wir sind einen Tag reizbarer als den andern, und heute ist mir nicht wohl."

„Und hängt Deine Liebe von Deinem Wohlsein ab, Magdalene? Selbst wenn ich im Sterben läge, würde eine Liebkosung von Dir mir so wohlthun, wie in meinen wohlsten Augenblicken!" Seine Lippe zuckte und seine Augen suchten das Freie, wo eben die Sonne hinter den Horizont hinabsank. —

Mit einer seltsamen, plötzlichen und unerwarteten Geberde, zum ersten Male beunruhigt, daß sie verpflichtet sey, ihn wie ein Kind zu besänftigen, strich ihm Magdalene mit der Hand über die Haare, mit einer liebkosenden aber kaum liebenden Art. Seine Thränen flossen reichlicher, doch jetzt vor Freude und fielen schnell und schwer ihr in den Schooß. Er ergriff ihre Hand und küßte sie heftig.

Das Mädchen wandte sich ab. „Ich wünschte, er wäre männlicher und weinte nicht so bald," sprach sie für sich, „ach, wäre er doch mehr ein Mensch der Welt und verstünde das wirkliche Leben besser, als es der Fall ist!"

In dem heftigen Kampfe wirklicher Leidenschaft bei ihrem ersten Eintritt in's wirkliche thätige Leben kamen ihr die unbestimmten, träumerischen Hoffnungen Pauls, seine Behauptungen, seine wesenlose Romantik und seine Beschaffenheit, sich durch bloße Worte und Visionen zu begeistern, bei dem Aufruhr in ihrem eigenen Herzen, wie die Töne einer Aeolsharfe beim Klange kriegerischer Musik war. Sie waren schön, aber bedeutungslos, ohne Zweck und Plan, unbestimmte, traurige Töne, durch Zufall von dem vorbeistreichenden Winde erweckt. Pauls Poesie war sehr liebenswürdig aber sehr schwankend, und trotz aller Versicherungen der in ihm ruhenden Kraft fühlte Magdalene, daß ihr in ihrer gegenwärtigen Lage ein Kind so nützlich wäre, als er. Er ermüdete sie vielmehr. Gleich einem hungrigen Menschen bedurfte sie substantieller Nahrung, und er hatte nur Träume und Visionen für sie. Magdalene begann sich seiner Schwäche bewußt zu werden; nicht offenbar bewußt, aber nicht weniger gewiß. Sie empfand es deutlich, er sey empfindsam und zärtlich, leicht zu verwunden, aber ebenso leicht durch ihre Liebkosungen zu besänftigen; er lebte von Worten und ward durch sie befriedigt, und hoffte von einer Zukunft — einer Zukunft, die dem Idealisten nie kommt, — daß er Pinsel und Palette in die Hand

nehmen und als eine Macht in der Kunst seiner Tage in Träumereien und Liebeleien hinbringen werde. Sie empfand es, er sey auf seltene Weise kindergleich in wirklicher Erfahrung, aber auch kindergleich in dem eitlen Wahne, er habe Alles empfangen, was das belehrende Leben gewähren könne, so daß er keiner Erfahrung mehr bedürfe.

„Nein, nein!“ sagte sich Magdalene, „er ist weder ein Führer noch eine Stütze für mich.“

Auch Paul empfand etwas von diesen Gefühlen. Er bemerkte, daß seine Worte oft kalt in ihr Ohr fielen und daß nicht ein Pulsschlag ihres ruhigen starken Herzens im Einklange mit dem seinigen schlug, das so laut für eine ausgemalte Zukunft des Ruhmes und Einflusses klopfte. Bald hatte er auch erkannt, daß sich ihr Charakter in einer andern Art als der seinige entwickeln und daß ihre Seele sich von der seinigen lostrenne. Aber er verschloß dazu die Augen und litt nur, anstatt es einzugestehen.

4.

Bevor er zum Aeußersten schritt, schrieb Andrew noch mehrmals an Magdalenen, seinen Ton in jedem Briefe ändernd, bald drohend, bald bittend, bald sie zu erschrecken suchend, bald schmeichelnd. Dies dauerte eine Woche; kein Tag verging ohne Brief des einen oder andern Charakters. Wenn er sie nicht durch gemeine Namen und schmutzige Beschuldigungen beleidigte, nicht in jedem Nerv ihres weiblichen Herzens verwundete und ihren Stolz so verletzte, bis das Gefühl der Erniedrigung ihr zur wirklichen Tortur ward, dann appellirte er an ihrem Edelmuth in den herzgewinnendsten Worten, dann bat er um seines Weibes und seiner Familie willen, um des schlimmen Einflusses willen, den das Bekanntwerden seiner Enterbung in seinen Kreisen haben müßte; es würde sein Todesstreich seyn. Sie solle ihn vom Tode erretten. Nicht selten jedoch schloß ein solcher Brief mit der Drohung, daß er gewiß morgen einen Polizeibeamten mit Handschellen herabschicken werde.

Obschon sonst sehr offenherzig von Natur, war es Magdalenen doch nicht möglich, mit Paul über die Nachrichten zu sprechen, die sie beunruhigten. Sie wußte, wie wenig muthig er sich dabei bezeugen, und daß sie die Verlegenheit seiner Schwäche noch mitzutragen haben würde. Wenn er, wie sie gewiß war, unter dem ersten Anprall solch riesiger Beunruhigung erlag, so würde sie ihn so wie sich selbst aufrecht zu erhalten haben, was natürlich ihre eigene Unruhe und Sorge noch mehren müßte. Sie sagte ihm daher nichts und trug ihre Bürde still und schweigsam. Dies ward indeß die Veranlassung von Verdrüßlichkeiten zwischen Beiden. Sorgenvoll, aufgeregt und beständig reizbar, hing ihr Geist und ihre Seele jetzt nur an einer Sache, und dies in so umfassender Weise, um jede andere Angelegenheit in Schatten zu stellen. Sie ward stündlich ungeduldiger bei Pauls mädchenhaften Zärtlichkeiten und seinen poetischen Träumereien; seine sanften Klagen brachten sie fast außer sich. Er beschwerte sich zwar niemals, wehklagte aber beständig taubenartig ohne irgend eine bestimmte Ursache. Immer sprach er mit melancholischer Stimme und von melancholischen Dingen, schrieb traurige Verse und weinte viel. Bei jeder Bewegung, ob Freude oder Trauer, standen ihm stets Thränen in den Augen. Dabei folgte er ihr überall im Hause mit einer Art trauriger Bewachung, als fürchte er, es könne sie etwas leiblich vor seinen Augen entführen. Immer schlich er dicht hinter ihr her und nistete sich sogleich neben ihr ein, wenn sie nur so viel Platz auf dem Sopha gelassen hatte, daß sich ein Sperling niederlassen konnte. Rückte sie mit einer Entschuldigung hinweg, dann blickte er, oft mit einer Art traurigen Schmollens, was noch peinlicher mitanzusehen war, zu ihr auf, ging dann mit zärtlich vergebender Miene zu ihr und wagte einige schwache Liebkosungen. Wich sie ihm dabei zurück, was jetzt oft geschah, da sie seine Liebkosungen, sie wußte selbst nicht warum, belästigten, so härmte er sich plötzlich wie ein gefangener Vogel oder er trat auch vor sie hin, gleich dem Liebhaber in einem Melodram, der sein Gewand mit den Worten öffnet: Tyrann! stoße Dein Opfer nieder! und dies mit jener Art von Resignation, welche sanfte Tugend auf der einen und Barbarei auf der andern Seite erblicken läßt. Oft begann er dann mit dem zeitweiligen Bekämpfungstrieb, der schwachen Naturen eigen ist, ihr eine besondere Offenbarung der Liebe aufzudrängen, welche sie hinnehmen mußte, wollte sie nicht endlich offen in der Sache sprechen, was sie für Beide nicht wünschenswerth hielt. So mußte sie sich seinen angebotenen Küssen unterwerfen und dulden, daß er ihre Hand nahm oder ihre Taille umspannte und sie an sich drückte. Sie hatten genau dieselbe Größe, nur daß ihre Figur die kräftigere war. Sie biß dabei die Zähne fest zusammen und ihre Nerven spannten sich gleich Saiten; ja es kam ihr bisweilen das Gefühl, sie könne ihn bei dergleichen Berührungen umbringen.

Paul kam jetzt öfter denn je in's Haus und wandelte immer gleich einem Gespenste oder unerlösten Geiste umher. Nie war sie allein, nie frei von ihm. Sie begann seiner schrecklich müde zu werden und zu fühlen, welch' unaussprechliches Gut die Einsamkeit sei, und hatte bald nur den einen stillen Wunsch, ihrem Verlobten entfliehen zu können. Wenn er wie immer sie dahin zu bringen suchte, von der Heirath zu sprechen, dann wendete sie bleich das Gesicht ab, und wenn er der großen Dinge gedachte, die sie vereint im Leben vollbringen würden, dann zuckte verächtlich ihre Lippe. Wiederholte er seine hohen Erwartungen, so hatte sie die Antwort: „Träumer! an eine Zukunft des Ruhmes zu glauben ohne eigenes eifriges Streben; sich mit den Worten zu begnügen, Du wirst berühmt werden, ohne Anstalt zu machen, dahin zu gelangen, die Stunden verträumend, die der Arbeit gewidmet sein sollten, und zu denken, der Wille könne Alles thun, ohne den Willen zur That umzugestalten! Enthusiast, der aus Ideen Wirklichkeiten und Gewißheit aus Hoffnungen macht!“ Es war dies eine traurige aber richtige Entgegnung auf die glänzenden Gedanken, welche die Stelle der Thaten bei dem jungen Künstler vertraten. Sie bewies, wie wenig geistige Harmonie zwischen ihren Naturen bestand und wie wenig sie für eine festere Vereinigung im Leben geschaffen waren.

Eines Tages kam Paul wie gewöhnlich zeitig am Morgen. Er pflegte die ganze Wegstrecke, welche seine Wohnung von Oakfield trennte, schnell zu laufen und kam daher stets aufgeregt, erhitzt und athemlos bei Magdalenen an, was diese von selbst schon störte. Auch heute kam er roth und ungestüm, bei seinem Eintritt einen ganzen Strom von Liebe ausschüttend, indem er als Gensz zu des Mädchens Füßen flog, ihre Kniee umfaßte und sie seinen Morgenstern, sein Leben nannte. Magdalene hatte die vergangene Nacht nicht geschlafen, auch sie war aufgeregt, nur in verschiedener Art, und sehr reizbar. Viel hätte sie darum gegeben, allein zu seyn, aber wie sollte sie Paul entfernen? Da er einmal da war, mußte sie ihn vernünftig zu machen suchen. Er sprach leidenschaftlich und zärtlich, sie antwortete einsilbig, mit abgewendeten Gesicht zu Boden blickend. Als er ihre Hand nahm, entzog sie ihm dieselbe mit den Worten: „Lieber Paul, laß mich heute allein und berühre mich nicht!" und auf seine Frage, ob sie weiße Seide oder geblümte zu ihrem Hochzeitskleide gewählt habe, sprach sie ziemlich kühl: „Keines von Beiden. — Wir haben noch viel Zeit, ehe es so weit kommt," fügte sie weiter mit einem Ausdruck hinzu, der zu sagen schien, sie sei froh, daß sie so sprechen könne.

Paul hatte schon lange mit den Thränen gekämpft, sie jedoch mit wunderbarer Selbstbeherrschung zurückgehalten; jetzt aber hielt er sie nicht mehr. Eine heftige Fluth von Thränen strömte herab, als er ausrief: „Magdalene, Magdalene! Ein Etwas trennt uns mehr und immer mehr. Sage mir, was Du an mir mißbilligest, Geliebte; ich will es ändern, was es auch sei, und sollte ich Dir zu Gefallen mir das Herz herausreißen!"

Er weinte so bitterlich, daß Magdalene fast überwältigt ward. Sie hatte eine wirkliche Zuneigung zu ihm, wenn diese auch nicht die Stärke der gewünschten Liebe zwischen Verlobten besaß.

„Lieber Paul," entgegnete sie sanft, „ich weiß es wohl, ich habe mich seit kurzem sehr verändert, aber ich habe auch viel Kummer erlitten, den ich nicht geeignet fand, Dir mitzutheilen. Dies ist der einzige Grund meiner Kälte. Ich weiß, daß ich kalt und anders bin, aber ich bin sehr gequält worden." Ihr Blick und ihre Sprache waren liebevoll.

— „Aber warum hast Du mir dies nicht erzählt, Magdalene?" rief Paul, noch schluchzend. „Warum hast Du etwas in Deinem Leben vor mir verhehlt? Gehört Du nicht jetzt mir ganz und habe ich nicht das Recht, jede Bürde mit Dir zu theilen? Du hast nicht recht gethan, mir etwas zu verschweigen!"

„Vielleicht that ich Unrecht," erwiderte das Mädchen, „ich hielt es aber für das Beste, Paul."

„Ich weiß, daß Du stets nur das Beste willst, Du kannst nichts Uebles thun! Begehst Du je einen Irrthum, so ist es aus edleren Beweggründen, wie bei den andern Leuten. Aber jetzt öffne mir Dein Herz; es wird Dir wohl thun und ich will Dir helfen und beistehen!"

Magdalene blickte in das zu ihr aufgerichtete Gesicht, das, noch geröthet und thränenfeucht, voller Leidenschaft erbebte, aber doch so Schwäche athmete, und ein Lächeln stahl sich über ihre ruhigen, einer antiken Göttin gleichen Züge, als sie für sich fragte: „Beistand von ihm?"

„Mein Bruder bestreitet das Testament," sagte sie laut; „er meint, das Codicill, bei welchem Du als Zeuge zugegen warst, sei eine Betrügerei; ich hätte meines Vaters Handschrift nachgeahmt und Du wärst natürlich der Mitwisser. Du weißt, ich kann ganz so wie der arme Papa schreiben, und da ich oft im Scherze Briefe an Andrew geschrieben habe, mit der Behauptung, sie kämen vom armen Papa, so hat er einen starken Beweisgrund. Da nun der Schein so sehr gegen mich ist, so hat er in der Thatsache, daß das Codicill mit zitternder Hand geschrieben, ungleich meines Vaters fester und bestimmter Schrift, den sichern Beleg der Fälschung gefunden. Ist das nicht schmerzlich?"

„Was willst Du aber thun, Magdalene?" fragte der blaß gewordene und zitternde Paul.

— „Das Gegentheil bestreiten bis auf den letzten Zoll meiner Besitzung!" entgegnete diese fest.

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Bist Du genöthigt, dies zu thun?"

— „Nein! ich habe wieder einen Brief von meinem Bruder erhalten, worin er mir, wie er schon früher gethan, anbietet, seine Anklage zurückzunehmen und nicht weiter in der Sache zu gehen, wenn ich den Besitz aufgebe und das Codicill vernichte. Thue ich es nicht, so will er mich wegen Betrügerei festnehmen lassen."

„Magdalene!" Das schreckliche Wort Betrügerei machte eine niederschmetternde Wirkung auf Paul, verzweifelt fragte er: „Du wirst es doch sicherlich nicht dahin kommen lassen?"

— „Was soll ich denn sonst thun, Paul?"

„Gieb Alles Deinem Bruder, bis zum letzten Heller; Deinen Theil, Alles lieber, als den unseligen und noch unweiblicheren Streit zu beginnen."

— „Und was wollen wir denn anfangen, Paul, wenn ich eine Bettlerin bin?"

„Wie kannst Du nur so fragen, Liebe? Hand in Hand wollen wir durch die Welt wandern, meine Kunst unsere Hülfe, unsere Liebe unser Trost und Schutz! Wir werden nicht verlassen seyn, Magdalene!"

— „Wie? Die Sache aufgeben und ihm und der Welt das Recht geben, an meine Schuld zu glauben? Mich also selbst verurtheilen? Nein, das kann ich nicht!"

„Laß sie glauben, was sie wollen, Magdalene; macht das Dafürhalten schon die Wahrheit? Bist Du nicht unschuldig? Wer richtet über Dich als Gott? Was ist die Meinung der Welt, verglichen mit der Wahrheit Deiner Unschuld und der Gerechtigkeit des Himmels? Magdalene, befolge meinen Rath; laß Dich nicht in den Streit ein; gieb ihn ohne Kampf auf! Komm zu mir! Mein Arm soll Dich stützen und mein Herz Dich beschirmen!"

— „Das klingt ganz schön in Worten," entgegnete sie ziemlich kalt. „Du weißt jedoch auch, daß dies in der Wirklichkeit nichts bedeuten will. Wenn ich dies Eigenthum auf-

gebe, geben wir alle Hoffnung auf unsere Verbindung auf. Wir haben nichts ohne dasselbe zu unserm Unterhalt. Was würdest Du denn thun?"

„Habe ich nicht bereits von meiner Kunst gesprochen?"

— „Deine Kunst? wie kannst Du Dich auf diese verlassen? Hast Du nicht immer gesagt, Du könntest nicht für Geld malen und verlörest alle Kraft und Begeisterung, wolltest Du etwas beginnen, was Dir aufgetragen worden? Hast Du Dir nicht zu wiederholten Malen Glück gewünscht zu der hohen Begünstigung, Deine Künstlerkraft nur für den Ruhm und die Regeneration des Menschengeschlechts verwenden zu können?"

Ihre Lippen verzogen sich etwas.

„Wenn es nothwendig wäre und wenn ich Dich jetzt nicht erhalten kann, Magdalene, so wollte ich lieber unsere Heirath bis auf unbestimmte Zeit hinausschieben, als daß Du Dir selbst Uebles zufügst!"

— „Hältst Du denn eine kräftige Vertheidigung meines Rechtes für eine übie Handlung, Paul?"

„Gegen einen Bruder, ja!"

— „Dann mußt Du jede Unterdrückung und jede Tyrannei lieber ertragen, als Dich vertheidigen! Sind das Grundsätze eines Mannes?" Magdalene sprach diese Worte mit unverstellter Geringschätzung.

„Ja," erwiderte Paul und seine Lippe zitterte; „ich möchte Dich lieber geduldig und weiblich einem Unrecht unterliegen sehen, als daß Du vor die Oeffentlichkeit trittst, Dich zu vertheidigen. Vor die Oeffentlichkeit! O Schande! Du, meine königliche Magdalene, auf dem Platze der Verbrecher, vom gemeinen Haufen angegafft, von der zügellosen Presse besprochen; Deine Schönheit besprochen, Deine Unschuld zum Thema, zur zweifelhaften Frage gemacht; Du, von einem Anwalt zum andern hin- und hergeworfen, gequält, beschimpft, mit kühnen Augen angesehen! Nein! nie, Magdalene! es bräche mir das Herz! Es wäre eine solche Erniedrigung für Dich, daß ich sie nicht ertragen könnte. Ich bin eifersüchtig auf Dich und für Dich, um Deiner selbst willen!"

— „Ist dies nicht etwas kindisch?" entgegnete Magdalene; „hast Du nicht mehr Gerechtigkeitssinn und Sinn für unsere eigene Würde und unsern Werth, die selbst nicht durch den äußern Schein angetastet werden dürfen? Machst Du Dich nicht ebenso mit Worten zu fürchten, wie Du Dir bisweilen mit Worten geschmeichelt hast, wenn Du sagtest, Du wolltest mich beschützen und durch Deine Kunst erhalten? Ich weiß es besser als Du, Paul, was kommen wird. Ich bin weder so gut noch so enthusiastisch als Du, aber ich bin verständiger und glaube das wirkliche Leben besser zu verstehen."

„Magdalene, ich werde Dich verlieren!" war Alles, was Paul hervorbringen konnte. Von Thränen erstickt sank er auf's Sopha.

— „Sey vernünftig, lieber Paul," sprach sie etwas zärtlicher; „was kannst Du von mir, einem Weibe von starker Willenskraft, anders erwarten, als daß ich die Wünsche meines Vaters als die heiligsten Dinge auf Erden betrachte und mit Entschlossenheit mein Recht aufrecht zu erhalten und seine Bestimmungen zu erfüllen trachte? Und wenn ich nie in unserem Leben verschiedener Meinung und That mit Dir gewesen wäre, so würde ich doch niemals durch einen solchen Anfall von Verzweiflung, wie Du eben jetzt, ergriffen werden." Sie versuchte zu lächeln. „Damit erreichen wir nichts!"

„Magdalene, theures Weib, mache mit mir, was Du willst; nur liebe mich, sey sanft mit mir und bleibe mir nahe. Mache mit mir, was Du willst, selbst mit meinem Gewissen, und richte mein Leben ein, wie Du es gern hast; ich bin passiv in Deinen Händen!"

— „Mit Deinem Gewissen?" rief Magdalene, „ich habe nur so viel Antheil an Deinem Gewissen und Deinem Leben, als es mit dem meinigen in Verbindung steht. Was ich hier thue, ist meine eigene Angelegenheit und die sociale und sittliche Verantwortlichkeit trage ich allein. Ich bringe Dich auf keine Weise damit in Verbindung und lege nicht das Gewicht einer Feder auf Deine Schulter!" Sie glaubte nicht stolz zu sprezu sprechen und doch that sie es.

Er erhob den Kopf. „Thue was Du willst," wiederholte er, „nur liebe mich und laß das Uebrige gehen, wie es will?"

— „Und dies ist mein Beschützer?" dachte Magdalene, einen traurigen Blick auf ihn werfend; „ein schwacher poetischer Knabe voll Geist aber ohne Willen, voller Gedanken aber ohne Thatkraft. Und ich —" sie legte die Hand auf den vor Aufregung sich hebenden Busen — „ich muß stark seyn für uns beide, und weder ihm noch der Welt wissen lassen, daß ich ihn nur wie ein verzärteltes Kind betrachte, das ich mit Tändeleien besänftigen und vor dem ich die Wahrheit verbergen muß."

Diese Unterhaltung war für Beide von keiner guten Wirkung. Magdalene konnte den Eindruck nicht überwinden, den ihr Pauls Thränen verursacht. Sie dachte von jetzt an nie ohne eine gewisse Geringschätzung an ihn, was weder eine angenehme noch würdige Ideenverbindung mit einem Mann ist, besonders mit dem Manne, der ihr Herr und Meister werden soll. Ihr Benehmen wurde kälter und erhielt einen Anstrich von Ueberlegenheit, aus welchem jene Geringschätzung durchblickte. Dies Benehmen schnitt Paul in die Seele. Er fühlte es, daß er es verdiene; sein Unglück machte ihn aber nicht kräftiger, sondern täglich trostloser und schwächer. Seine Gesundheit litt; die feingeschnittenen Gesichtszüge erhielten die Schönheit eines Engels mit gebrochenem Herzen, Lippen und Augenbrauen waren schmerzlich verzogen. Und seine Augen, jene großen, zärtlichen, feuchten blauen Augen, waren nie ganz frei von Thränen, selbst wenn er sich auf jene Art zu lächeln zwang, womit man niemand als sich selbst täuscht. Wenn ihn Magdalene schalt, daß er sich so härme, lächelte er auf diese zweifelhafte Weise und fragte, was sie mehr verlange; ob sie nicht sehe, daß er glücklich und heiter sey?

Mittlerweile entschloß sich Andrew, der wohl einsah, daß weder Bitten noch Drohungen etwas vermochten, zu den äußersten Maßregeln zu schreiten. In einem jener wilden Anfälle von Wuth, wo er mehr einem Teufel als einem Menschen

glich, verschaffte er sich in der Anklage der Fälschung einen Verhaftsbefehl gegen seine Schwester; zehn Minuten später war er von der betreffenden Behörde ertheilt und ein Polizeibeamter nach dem stillen Landhause abgesendet, wo er, der Verfolger, geboren worden, um die Spielgefährtin seiner Kindheit, die Freundin seiner Jünglingsjahre, seine einzige, schutzlose Schwester, in das Verhör der Verbrecher abzuholen.

Es war in der Dämmerungsstunde eines trüben Herbsttages, als Magdalene und Paul einen Wagen durch die Pforte fahren und auf das Haus zukommen hörten. Paul war den ganzen Tag sehr traurig und Magdalene ungewöhnlich zerstreut gewesen. Sie hatte wie gewöhnlich einen Brief von ihrem Bruder erwartet und da sie keinen erhalten, Uebles geahnt, und bedachte eben, wie sie ihm am besten begegnen möchte. Der immer liebende Paul wunderte sich, worum sie durch seine Zärtlichkeiten nicht beruhigt wurde; er hielt es für unfreundlich, daß sie dieselben abwies und an der Macht der Liebe zweifelte. Sein Benehmen hatte sie mehrmals zu harten Worten und zu mehr als ungeduldigen Blicken gereizt, wodurch sich die Sachen nicht besserten, wie sie standen. Als sie das Wagengerassel hörte, fiel ihr für einen Augenblick der Muth, sie ahnte, was es brachte und wußte, was es zu bedeuten habe; und als eine fremde Stimme vor der Thüre sich hören ließ, die nach ihr fragte, und ein großer, entschlossen aussehender Mann in's Zimmer trat, welches er sogleich mit dem ersten Blick seiner Augen in Besitz zu nehmen schien, erkannte sie, ohne daß noch ein Wort zwischen ihnen gesprochen worden, daß es der Beamte und daß er gekommen sei, sie zu verhaften.

„Es thut mir sehr leid, Fräulein," sagte er mit so artigem Benehmen, als ein Beamter mit einem Verhaftsbefehl in der Tasche nur gegen jemand haben kann. „Es ist ein schmerzliches Amt, das ich zu vollziehen verpflichtet bin; ich bin jedoch gezwungen, meine Pflicht zu erfüllen.

— „Natürlich," erwiderte ruhig Magdalene, die sich bei seinem Eintritt erhoben hatte; „Sie müssen ihren Auftrag vollziehen!"

Der Beamte faltete ein Blatt Papier aus einander und sprach: „Hier ist eine Vollmacht zu Ihrer Verhaftung auf Anklage der Fälschung, und auf Ansuchen Ihres Bruders, Herrn Andrew Trevelyan, ausgestellt. Es thut mir wirklich leid, daß ich Sie bitten muß, sich zu bemühen und mit mir zu kommen."

— „Wohin?" fragte Magdalene, ohne daß sich eine Muskel ihres Gesichtes bewegte, nur wie durch unbewußten Instinkt legte sie die Hand aufs Herz.

„Erst vor die Obrigkeit, Fräulein, und dann vielleicht ins Gefängniß," entgegnete achtungsvoll der Beamte. „Vielleicht finden Sie jedoch eine Bürgschaft und ich hoffe, Sie werden es."

— „Ich will die Glocke ziehen," sagte das Mädchen ruhig aber fest; „und meiner Dienerin auftragen, daß sie mir Alles zurechtlegt, was ich an Sachen brauchen werde. Wollen Sie sich nicht währenddem setzen? Darf ich Ihnen vielleicht einige Erfrischungen anbieten?"

Paul fiel wie betäubt zurück, als er hörte, in welcher Angelegenheit der Fremde gekommen war. Als aber Magdalene ihre Befehle gegeben hatte und sich zu ihm wendete und so ruhig sprach, als ob nichts vorgefallen sei, da sprang er auf, fiel vor ihr auf die Kniee und flehte sie an, eher Alles aufzugeben, Alles zu unterschreiben und zu bekennen, als sich der schrecklichen Untersuchung zu unterwerfen. O daß sie ihn erhören möchte und schon da ihm gefolgt hätte, als er das erste Mal mit ihr darüber gesprochen! daß sie den Muth gehabt hätte, einem Leben den Vorzug zu geben, wie es die alten braven Troubadurs früherer besserer Zeiten führten, die heroischen Künstler jener Tage, wo Kunst Heldenthum war, daß sie den fürchterlichen Skepticismus von heute gefürchtet und der Vorsehung und ihm vertraut hätte! O daß er ihre Rettung mit seinem Leben erkaufen, daß er sie durch irgend eine heroische That befreien könnte, die ihr nicht allein die Freiheit wiedergeben, sondern die Menschenherzen zum Edelmuth und zur Großherzigkeit bis in die spätesten Zeiten bewegen würde! Er schluchzte entsetzlich und seine kraftlosen Arme, welche die Welt in Bewegung setzen sollten, umfaßten sie wie schwache Mädchenarme.

„Still!" sprach Magdalene ernst; „quäle Dich nicht so peinlich. Du weißt, daß ich schuldlos bin, sei daher sicher, daß ich auch so befunden werde. Gräme Dich nicht und rege Dich nicht noch mehr auf, der Du so sehr auf die Wahrheit und Gott vertraust! Wird er nicht meine Unschuld vertheidigen und wird die Wahrheit nicht von selbst hinreichen, mich zu beschützen?"

— „Nein, nein, Magdalene! sie werden Dich umbringen!" schrie Paul, sich fester an sie klammernd! „Magdalene, ich werde Dich nie wiedersehen!"

„So schlimm ist's noch nicht, junger Herr", sprach der Beamte mild, ihn vom Boden aufhebend, als sei er ein Kind, indem er seine krampfhaften Hände vom Kleide des Mädchens losmachte und ihn auf das Sopha setzte. „Ich versichere Ihnen, wir werden Ihrer Muhme keine Art Leid zufügen. Lassen Sie ihr Kleid los, lieber junger Herr; sie bedarf aller ihrer Festigkeit und Sie können dieselbe nur erschüttern, wenn sie sich so betragen. Sie wird gut genug aus der Angelegenheit herauskommen. Ich verstehe solche Dinge zu gut, um nicht die Wahrheit zu erkennen, wo ich sie vor Augen sehe."

„Wird sie für unschuldig erkannt werden?" rief Paul, sich an den Beamten wendend, als sey er ein Wahrsager. „Werde ich sie jemals wiedersehen? O, Magdalene, werden wir uns erst im Grabe wiedersehen? Soll das Grab der Altar unserer Verbindung werden?"

„Lieber Paul, um's Himmels willen, ein wenig Muth! ein wenig Festigkeit!" sprach Magdalene, ihre Hand auf seine Schulter legend. „Wo ist Deine Männlichkeit? Ich, ein Weib, auf deren Kopf alles Schlimme zusammengehäuft ist, ich würde erröthen, mich wie Du zu betragen. Fasse Muth! noch schickt man mich nicht nach den Colonieen." Sie lächelte traurig.

Er versuchte sich zu erheben, aber seine Aufregung war so groß, daß er nicht stehen konnte. Halb ohnmächtig sank er auf einen Stuhl, während die Dienerin die Reisetasche packte, mit großer Verwunderung und voller Betrübniß, indem sie etwas von der Wahrheit ahnte. Der Polizeibeamte trank ein Glas Wein und zwar heute mit dem ungewöhnlichen Gefühl von Herzensbedrückung. Magdalene in ihrem schwarzen Kleide und dem blassen marmorgleichen Gesichte, welches aussah, als ob sie alle Kraft und allen Muth in ihrem Herzen zusammen- und mit eisernem Griff ihre Nerven fest hielte, lehnte sich über Paul, der dem Tode nahe schien. Sie küßte ihn auf die Stirne und flüsterte sanft einige Liebesnamen, die er allen andern Worten vorzuziehen schien. Wie neu lebte er auf, aber nur, um nach ihren Händen und ihrer Taille zu haschen und zu versuchen, sie mit Gewalt näher an sich zu ziehen.

Das ruhige erhabene Ansehen, mit welchem sie sich sanft von seinem krampfhaften Festhalten losmachte, während er noch rief: „Nichts, selbst Dein eigener Wille soll uns nicht trennen!" die ernste Majestät, mit welcher sie ihn zwang, still zu seyn und auf sie zu hören, wenn er wirklich wünsche, ihr etwas Gutes zu thun, anstatt der selbstsüchtigen Schwäche seines Grames nachzugeben, dies Alles ließ Paul fühlen, daß sie die Stärkere sei, wenn er es nie zuvor gefühlt, und da ihr Einfluß ihn beherrschte, gab er sich möglichste Mühe, ihren Worten zu lauschen.

„Höre denn!" sagte sie mit tieferer und monotonerer Stimme als bisher; „wünschest Du, daß ich glaube, ich habe bei meinem Weggange ein Kind zurückgelassen oder einen Mann, der für mein Wohl besorgt ist? Bist Du ein Mann, so ermanne Dich! bist Du ein Kind, wie kannst Du dann verlangen, daß ich mein Leben der Schwäche eines Kindes anvertraue? Höre daher auf mich, Paul, denn es hängt jetzt viel von Dir ab."

„O, Magdalene, Du weißst, ich würde mein Leben für Dich geben!" rief der arme Bursche leidenschaftlich.

„Ich weiß das, habe aber nur Deine Selbstbeherrschung nöthig. Schreibe an den Freund, von dem Du mir gesagt, an den Gerichtsadvokaten Horace Rutherford, und bitte ihn, zu mir zu kommen. Wenn Du einen besonderen Boten schickst, kann er morgen früh um 9 Uhr bei mir sein und vielleicht etwas zu meiner Freilassung beitragen. Sei ruhig, sei nützlich und erinnere Dich Deines eigenen Glaubens an die Wahrheit. Lebe wohl! Du kannst mir jetzt nur durch Deinen Muth und Deine Selbstbeherrschung nützlich sein!"

Sie beugte sich über ihn und küßte ihn mehrmals auf die Stirn; und Paul, mehr voll Ehrfurcht als beruhigt, ließ sie aus dem Zimmer gehen, still und ohne irgend eine Miene zu machen, sie zurückzuhalten. Als aber der Wagen aus dem Thore rollte und Alles das nach seiner Ansicht der Schande entgegenführte, was er auf Erden liebte, als die Diener erschrocken und klagend um ihn flüsterten und fragten, was dies Alles zu bedeuten habe, da verließ ihn die Kraft wieder und lange Stunden verbrachte er in halb bewußtlosem Zustande, und verlor auf diese Weise viel werthvolle Zeit, ehe er sich Magdalenens Bitte erinnerte und aufraffte, um an seinen Freund, seine einzige Hoffnung, zu schreiben.

5.

Horace Rutherford kam so schnell, als es ihm möglich war, nach Empfang von Pauls unzusammenhängendem Briefe; bald darauf war Magdalene frei und gegen Bürgschaft entlassen, um sich zur Untersuchung der Anklage bei den nächsten Assisen wieder einzufinden.

Die Freilassung zu bewirken hielt nicht schwer. Ein Mann von Welt, der es versteht, mit den Geschäften des gewöhnlichen Lebens umzugehen, hätte sie, auch ohne Jurist zu sein, betreiben können. Es lag jedoch etwas in der Pünktlichkeit und Entschiedenheit, mit welcher Rutherford verfuhr, was Magdalenen, die nur an die Schüchternheit und den Mangel praktischen Talents Pauls gewöhnt war, fast heroisch erschien, während es nur männlich war. Sie hatte nie gewußt, wie schwach ihr Liebhaber sey, bis ihr, ihrer unbewußt, der Vergleich mit einem andern Manne seines Alters geboten war, mit einem Manne, der unter ähnlichen Verhältnissen erzogen worden, auf den aber das Leben eine so verschiedene Wirkung geäußert und dem es so verschiedene Lehren gegeben hatte. Nicht daß sie nicht vollkommen die Liebenswürdigkeit von Pauls Gemüth und Geist erkannt hätte; die zuverlässige und thatkräftige Natur des Horace erfüllte sie aber mit größerer Bewunderung, vielleicht weil sie ein neues Studium für sie war und mehr im Einklange mit ihrer Natur stand.

Horace war bald mit Herz und Seele bei der Sache. Wenn Magdalene seine eigene Schwester gewesen wäre, er hätte nicht mit aufrichtigerem Eifer wirken können, als es geschah, indem er nichts unversucht ließ, was ihre Unschuld an den Tag fördern konnte. Er erkundigte sich genau nach allen alten Bekannten ihres Vaters, nach den vertrauten Familienfreunden, verschaffte sich deren Adressen, soweit sie ihm Magdalene geben konnte, und wo diese mangelten, war ihm der kleinste Leitfaden hinreichend, ihm bis ans Ende zu folgen. Noch hatte er aber nichts ausfindig gemacht, was ihm von besonderm Nutzen sein konnte. Ein Mann, von dem Magdalene am meisten sprach, entging ihm. Seit zwei Jahren schon war er auswärts, war in die deutschen Bäder gereist, hatte darauf den Continent durchzogen und war schließlich nach Spanien gegangen. Ein Mehreres und Genaueres über ihn wußte selbst seine einzige Verwandte, eine Schwester, die in Devonshire lebte, nicht. Da nicht viel Zeit vor den Assisen übrig war, so hatte Rutherford keinen Tag zu verlieren. Er ermattete jedoch nicht in seinen Hoffnungen, ermuthigte Magdalenen durch tröstliche Versicherungen und setzte seine Nachforschungen nach Herr Slade, dem abwesenden Familienfreund, mit außerordentlicher Hartnäckigkeit fort. Magdalene war zufrieden, die Angelegenheit ihm gänzlich zu überlassen, an seine Klugheit und Kraft zu glauben, und sich sicher zu fühlen, so lange er ihr sagte, daß sie sich so fühlen möchte.

Die drei Freunde bildeten eine sonderbar contrastirende Gruppe, physisch ebenso ungleich als moralisch, und doch jedes von ihnen prächtig in seiner Art. Wie schon erwähnt, waren

Magdalene und Paul beide von Ansehen schön; Horace indeß war minder günstig von der Natur ausgestattet; er besaß jedoch etwas, das für diesen Mangel entschädigte. Unter Mittelgröße, aber derb und kräftig, war er so wohl proportionirt, daß der Mangel an Größe nicht bemerkbar wurde; er hinterließ bei Manchen sogar den Eindruck einer großen Figur. Sein Gesicht war scharf geschnitten und unregelmäßig, seine großen schwarzen Augen und das dichte schwarze Haar gaben ihm indeß eine Art herber Schönheit. Obgleich streng genommen jeder Gesichtszug künstlerisch unliebenswürdig genannt werden konnte, da die breite Nase dick an der Basis und stumpf am Ende war und sich zu ihr dicke ungetheilte Lippen, ein mächtiges Kinn und fast viereckige Wangen gesellten, ohne Harmonie des einen zum andern, so sprach doch aus diesen eignen Elementen solch ein edler Ausdruck, solch ein Ansehen von Kraft und Freimüthigkeit, Lebhaftigkeit und Scharfsinn, daß es niemand einfiel, Horace Rutherford nicht für das zu halten, was man einen echten, wahren Mann nennt. Sein Benehmen hatte etwas rasches; um seine Lippen spielte für gewöhnlich ein Lächeln und seine Augen waren solche, welche sprachen und lachten. In der Unterhaltung war er lebendig und glänzend; sie berührte gewöhnlich ein Thema des Tages und nur selten war sie metaphysisch oder abstract. Er sprach gut, erzählte Geschichten und Anekdoten mit vielem Geist, war brav, edelmüthig, zuverlässig und entschlossen, und dabei ein Mann, dessen Hoffen, dessen Kraft und Selbstbeherrschung unüberwindlich waren.

Welch ein verschiedenes Wesen war er daher vom empfindsamen, scheuen, poetischen, schwankenden, schönhaarigen Paul, dessen Lächeln dem Sonnenschein eines Apriltages glich, dessen Thränen leicht wie bei einem Kinde flossen und ebenso leicht trockneten. Der eine ein Mann der That, geboren um mit dem wirklichen Leben zu kämpfen und dasselbe in seinem Vorüberziehen zu prüfen, um sich in die Mitte des Kampfes zu stürzen; der Andere als Dichter abseit und getrennt von den täglichen weltlichen Erscheinungen bleibend, der große Gedanken hegte, schöne Worte in Fülle hatte, aber keine Thaten vollbrachte, der ein Träumer, ein Sänger, ein Künstler, aber kein Mensch war.

Ihnen zur Seite nun stand, um die Gruppe vollständig zu machen, Magdalene, bleicher, schmächtiger und ernster wie gewöhnlich, mit dunkelbraunem Haar und graublauen Augen, und mit kaltem träumerischem Gesicht, in welchem nur entschlossener Wille und die ernsten Spuren des Kummers sich sehen ließen. In ihren halb königlichen, halb mädchenhaften Manieren stand sie vor dem Einen als eine Göttin, die Verehrung verdiente, vor dem Andern als ein des Schutzes bedürftiges Weib. Paul verehrte die Stärke, die er nicht nachahmen, Horace liebte die Unschuld, die er so gut vertheidigen konnte.

Horace fand bald, daß ein Zerwürfniß zwischen den beiden Verlobten bestand. Auch hatte ihm Paul bald noch seiner ersten Ankunft in Oakfield viel davon erzählt, und nach diesem ersten Bekenntniß noch oft seines Freundes Geduld und Theilnahme in Anspruch genommen, indem er jedesmal ihn aufsuchte, wenn irgend ein kleines Mißverständniß zwischen ihm und Magdalenen bestand, was freilich sehr oft war. Rutherford, liebreich und theilnehmend, gab Paul den Rath, nicht zu empfindlich zu sein; er konnte sich Magdalenen nicht hart denken. Was war aber zu thun? Er sah zu seinem Schmerze recht wohl, wo der Fehler lag; wer konnte aber das Verhältniß ändern, wenn nicht sie selbst? Sie paßten nicht für einander, das war das einzige traurige Wort, welches Alles in sich begriff.

(Schluß folgt).

Monaco, die Spieler-Residenz.

Von Aug. Bellmann.

Ich reiste an einem November-Morgen früh um 7 Uhr, während es noch dunkel war, mit dem Vetturin von Nizza ab, und als wir über den Pont-neuf fuhren, streckte sich das Vorgebirge von Antibes lang in die graue Morgendämmerung hinein und zeigte sich nur als ein schwarzer Strich, dunkler als die dunkle Farbe des Meeres, während wir im Hintergrund eben nur die Umrisse der Gebirge von Esterel zu unterscheiden vermochten. Als wir aber auf der Straße nach Genua den Berg hinan fuhren und die fernen Gebirgszüge gegen den Col di Tenda hin in Sicht kamen, übergoß die aufgehende Sonne die schneeigen Spitzen mit der wundersamsten weichen und zarten Färbung, und als bei den Quatre-Chemins (Vier Wegen) eine Krümmung der Straße uns einen Ausblick nach Antibes verschaffte, hob sich alles scharf und deutlich in dem stillen Morgen vom Meer und Himmel ab, während man über das Vorgebirge hinaus einen schwarzen Punkt in der Bucht von Cannes erblickte, welchen Einer von unserer Reisegesellschaft als die Ile St. Marguerite erkennen wollte, jenes berüchtigte Staatsgefängniß früherer Zeit, wo einst der Mann mit der eisernen Maske eingekerkert war. Tief unter uns lag Villafranca mit seiner seltsamen kleinen Stadt und seinem großen natürlichen Hafen, der nun eine Station für die russischen Kriegsschiffe im Mittelmeere bildet. Je höher die Sonne stieg, desto mehr gewann das Meer an Farbe, bald in Blau, bald in Grün, je nachdem wir entweder in die Ferne auf seinen weiten Spiegel hinausblickten oder unser Auge unmittelbar vor uns auf die starren Felsenklippen der Küste richteten, während da und dort irgend eine kleine seichte Bucht oder ein Schlupfhafen uns sogar von unserem hohen Gesichtspunkte aus zeigte, wie merkwürdig klar das Wasser war. So ging es weiter, an Eza vorüber, jenem seltsamen Dörfchen und früheren Seeräubersitze, das wie ein Adlerhorst hoch auf einem Felsen klebt, als wollt' es sagen: kommt mir nur heran! und das nun kaum hundert ländliche Einwohner zählt, welche ganz abgeschieden von der Welt dort leben und die Augen weit aufreißen, wenn hie und da Picnic-

Parthieen von Nizza oder Mentone aus sich hieher wagen, an den Felsen herumklettern in jener nutzlosen negativen Thatkraft müßiger englischer Touristen — zur wortlosen Verwunderung der schlichten Dörfler, die nicht begreifen können, was denn an ihrem armseligen Neste solch Merkwürdiges seyn soll, das eines Besuchs verlohne. Eza liegt weit ab von der Landstraße, tief unter dieser, und es führt kein praktikabler Fahrweg dort hinunter. Hinter Eza vorüber windet sich die Straße nach Corniche um die Lehne des Gebirges und scheint förmlich in der Luft zu hängen, jetzt am Gehäng eines Berges hin, an dessen Fuße die Wogen des Mittelmeeres branden, und die Straße hat nicht einmal eine richtige Brustwehr zu ihrem Schutze, so daß nervöse Leute oft gewaltig ängstlich werden, wenn die kolossale Diligenee im Trab heranrumpelt und Einen beinahe an den Rand der Straße hinaustreibt, daß sie vorüber kommen kann. — „Ah, voilà mon coin (da ist meine Ecke)!" sagte einmal der Condukteur einer Diligenee zu mir, als wir rasch um eine scharfe Ecke dieser Landstraße bogen; „hier ist die einzige Stelle, wo ich in den zwanzig Jahren, seit ich zwischen Nizza und Genua fahre, umgeworfen worden bin. Mille tonnerres! der Postillon allein war daran Schuld; er hatte ein Gläschen Branntwein um das andere getrunken, ehe wir abfuhren, und kehrte sich gar nicht daran, wohin wir kamen. Und als wir hier um die Ecke fuhren, trafen wir mit der andern Diligence zusammen. Mon Dieu, es war ein Glück, daß wir von Genua kamen und auf dieser Seite nach dem Berge hin waren! Wir fuhren gerade in jene Ecke herein, und schnapp! brach das Rad und wir legten um!" — „Wurde jemand beschädigt?" fragte ich theilnehmend. — „Gott behüte! nicht ein Hautriß! Wenigstens ich nicht," versetzte der Condukteur; „einige von den Leuten im Wagen schnitten sich allerdings an den Fensterscheiben, und erhielten einige Püffe und Beulen; aber es kam doch niemand um's Leben."

Dann ging es weiter nach Turbia, dem höchsten Punkte den die Straße erreicht. Hier eröffnet sich dem Reisenden eine ganz neue wundervolle Aussicht. In der Ferne erstreckt sich eine Landspitze weit hinaus in's Meer, an deren Ende Bordighera, die Stadt der Palmen, liegt. In geringer Entfernung davon diesseits erblicken wir die Befestigungen von Ventimiglia, und merken nachgerade, daß wir uns Italien nähern. Nun senkt sich die Straße und an den Bergen zu unserer Rechten hinunter entdecken wir, gerade unter einem gewaltigen Felsen, eine winzig kleine Stadt, die selbst auf einem felsigen Vorgebirge steht und so dicht an den Rand desselben hinausgebaut ist, daß man wähnen möchte, man brauche nur über die Brustwehr, welche auf jeder Seite der Stadt entlang der Straße läuft, hinunter zu gleiten, um ein Morgenbad im Meere zu nehmen. Am Fuße dieses Vorgebirges bildet eine kleine Bucht einen natürlichen Hafen, ebenfalls en miniature. Das ganze Städtchen gleicht mehr einer Burg oder einem Residenzschlosse als einer Stadt, denn man unterscheidet von hier oben herab einen öffentlichen Platz und den Palast des Fürsten, und von den Mauern herab zeigen Kanonen ihre drohenden Schlünde, und draußen vor der Stadt, gegen Mentone hin, erhebt sich ein großes weißes Gebäude, welches man uns als das Casino bezeichnet. Das Ganze sieht aus wie eine Stadt aus Kinderspielwaaren, und von der Höhe herab erscheint alles so klein, daß es uns nicht wundern sollte, wenn wir beim Hinabsteigen in die Stadt sie von einer Race von Liliputern bewohnt sehen würden.

„Es ist Monaco, die Hauptstadt der kleinsten Monarchie in Europa, die jetzt freilich nur noch einen Schein von Selbstständigkeit hat, weil sie von Frankreich annexirt worden ist. Ein sehr freundliches sonniges Städtchen, ist es nur allzu sehr exponirt, um als Wohnort angenehm zu seyn. Der Garten am seewärts gekehrten Ende der Stadt ist sehr hübsch, mit hübschen Kieswegen und angenehmen Sitzen und voll von Cacteen von eigenthümlicher Gestalt und Wuchs. Wie stark das stehende Heer des Fürsten von Monaco ist, weiß ich nicht; doch hat glaube ich Alexander Dumas bei einer Erkundigung darnach die Antwort erhalten: die ganze Infanterie sey auf Schildwache, die Artillerie beurlaubt, die Kavallerie Tags zuvor gestorben; spätere Ermittlung soll ergeben haben, daß die Infanterie aus zwei Mann, Artillerie und Kavallerie je aus Einem Individuum bestand. Verbürgen kann ich es jedoch nicht, denn Alexander Dumas und Münchhausen sind Vettern.

Nachdem ich eine Weile in der Stadt herumgeschlendert, stattete ich auch dem Casino einen Besuch ab; es ist ein hübsches Gebäude und steht mitten in einem Garten in der Nähe des Meeres. Ein treffliches Orchester spielte, lauter moderne Opernmusik. Ein geräumiges, mit Journalen wohlversehenes Lesezimmer war mit üppigen behaglichen Sophas umgeben, und hinter demselben befand sich der verhängnißvolle Spielsaal welche dem ganzen Städtchen zum Lockvogel dient, wo zwei lange grüne Tische von gierigen, aufgeregten Gesichtern umgeben sind und in den Pausen der Musik kein anderer Ton zu vernehmen ist, als das Klirren des Geldes und die gedämpfte Stimme der Croupiers. Hier hat ein französischer Biedermann Namens Blanc, derselbe welcher auch schon einige deutsche Spielhöllen in's Leben gerufen, der reizenden Natur eine Pestbeule der modernen Civilisation aufgedrückt.

Dieses Monaco, so klein es auch, ist in der That ein reizender Ort, wo man viel Geld vergeuden und — wenigstens am grünen Tisch im Casino — sehr wenig gewinnen kann. Die Preise aller Lebensbedürfnisse sind fabelhaft gesteigert, seit Herr Blanc es zum Gegenstand seiner Exploitation gemacht hat, so daß es gegenwärtig beinahe ausschließlich nur Engländer und Russen sind, welche sich in Monaco breit machen und von den Myrmidonen Blanc's ausplündern lassen.

Monaco war von je her ein Punkt, welcher den Malern und Touristen gefiel; wir finden es schon in den Schriften von Smollet und Addison, von Frau v. Sevigné und Frau von Genlis erwähnt; aber in die Mode gekommen ist es eigentlich erst seit einigen Jahren. Es gehört zu jenem Theil der sog. Riviera di Levante, d. h. des Küstenstrichs zwischen Nizza und Genua, welcher vor den Nordwinden beinahe ganz ge-

schützt, sich namentlich im Winter eines milden warmen Klima's erfreut und daher „Klein-Afrika" genannt wird. Die glühende Hitze, welche im Sommer der Reflex der Sonnenstrahlen von diesen kahlen starren Felsenwänden erzeugt, wird einigermaßen gemildert durch die Seewinde, und das kleine Fürstenthum Monaco bietet daher auf beschränktem Raume alle die Eigenschaften und Vorzüge, welche Goethe in Mignon's Lied von dem Lande rühmt, „wo die Citronen blüh'n." Jene sonnige Biegung der Küste zwischen Nizza und Mentone, einerseits bespült von dem herrlichsten azurblauen Meere, andererseits überragt von den breitsten Gipfeln der Seealpen, ist unbestreitbar ein kleines Paradies und bildete das Gebiet der kleinsten von Europa's Monarchieen, nämlich des alten Fürstenthums Monaco, worin Monaco die Hauptstadt und Residenz, Mentone die bedeutendste Stadt und Roccabruna beinahe das einzige Dorf war, bevor dieses Fürstenthum durch die politischen Ereignisse der Neuzeit gestückelt ward. Roccabruna ist ein kleines Dorf, etwa eine Wegstunde von der reizenden Stadt Mentone entfernt, besitzt noch die Ruinen einer alten Burg mit Thürmen und liegt ganz eingebettet in Haine von Citronen, deren goldene Früchte und silberweißen Blüthen ungemein malerisch sind, und deren Ernte den Reichthum des Ortes bildet. Zwischen Monaco und Mentone fand von jeher eine gewisse gegenseitige Eifersucht statt; Monaco brüstete sich, der Sitz einer langen Reihe von Dynasten und einer „Regierung" zu seyn, wenn dieser stattliche Ausdruck auf einen solchen Liliputstaat angewendet werden kann. Mentone berief sich dieser alterthümlichen Größe gegenüber auf seine moderne Blüthe, seinen Wohlstand und sein gesundes Klima, denn Monaco ist zuweilen den Winden sehr ausgesetzt und Nizza dem Mistral unterworfen. Mentone dagegen zeigt bis tief in den Winter hinein seine blühenden Gärten voll Citronen und Orangen, und ist, seit ein englischer Arzt vor etwa 20 Jahren die Vortheile seiner geschützten Lage und seines milden Winters kennen gelernt hat, ein beliebter Winteraufenthalt für Lungenkranke und Gesunde aus dem nördlichen Europa geworden. Rings um die freundliche Stadt her entstehen Villen über Villen, meist von Engländern erbaut oder bewohnt, welche den Genuß der schönen italienischen Landschaft noch durch britischen Comfort erhöhen. Im Jahr 1847 warf Mentone offen das Joch der Fürsten von Monaco ab, und zwar in einer Weise, als ob man im Thukydides die Geschichte der Befreiung irgend einer griechischen Stadt lese, und erklärte sich zur Freistadt unter dem Protektorat von Sardinien, und die Krone von Sardinien, welche sprüchwörtlich Italien nur für eine Artischocke ansah, die sie Blatt für Blatt verspeisen werde, verschlang schnell dieses einzelne Blätchen. Hierauf kam die Abtretung von Nizza und Savoyen im Jahr 1859 an Frankreich, wobei Mentone und Roccabruna wirklich an Frankreich kamen und in Folge ihres Mangels an Loyalität ihre Nationalität verloren; und jetzt kam über Monaco eine Zeit der Blüthe und des Wohlstandes, wie sie es nie zuvor gehabt hatte, so daß es bald einen europäischen Ruf haben wird, welcher allerdings nicht der feinste ist, denn neben seinem unvergleichlichen Klima und Himmel, seiner malerischen Lage, seiner alten und romantischen Geschichte wird es nun auch all jenen erborgten Flitter und traurigen Glanz bekommen, welchen Homburg, Baden-Baden, Wiesbaden und andere deutsche Spielbank-Bäder besitzen. Als Theil und Glied des europäischen Staatensystems ist Monaco kraft des Völkerrechts ein unabhängiger, souveräner oder halbsouveräner Staat. Das alte Banner weht noch immer auf der alten Burg, ein schachbrett-artig gewürfelter Schild mit zwei Mönchen als Schildhaltern; es ist ein Schallwappen, denn man leitet den Namen Monaco von dem lateinischen Worte Monachus, Mönch, her, obschon diese Ableitung sich auf keine genügenden geschichtlichen Thatsachen stützt. Monaco ist entschieden älter als das Christenthum, soll schon in dem Antoninischen Itinerarium häufig erwähnt, von Lucan reizend beschrieben worden und auch in anderen Schriftstellern des alten Rom mehrfach geschildert seyn. Die Schicksale der ligurischen Meeresküste bilden ein wichtiges und merkwürdiges Kapitel in der römischen Kaisergeschichte. Auch in Monaco sind sehr echte und unverkennbar-römische Ueberreste, deren Besichtigung und Studium der gewöhnliche Tourist selten die verdiente Beachtung schenkt. Der ligurische Volksschlag bewahrt noch heutzutage sehr viel von der Reinheit und Unabhängigkeit seines ganz entschiedenen Volkscharakters, nur ist er in Monaco sehr stark mit dem provençalischen, wie in Genua mit dem lombardischen Element vermischt. Im zehnten Jahrhundert nahm ein tapferer Häuptling thätigsten Antheil an der Vertreibung der Saracenen aus dieser Gegend und der Provence, und erhielt in Folge davon die Herrschaft Monaco vom Kaiser Otto zum Geschenk. Im Mittelalter finden wir Carlo Grimaldi als den Souverän einer Herrschaft, welche dem Loose, Reichslehen zu werden, entgangen war. Beinahe acht Jahrhunderte hindurch regierten die Fürsten aus dem Hause Grimaldi über dieses kleine Gebiet, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts der Mannsstamm der Grimaldi ausstarb. Dem Gerüchte nach gab es noch einen rechtmäßigen Erben in dem alten edlen Hause der Grimaldi zu Genua, und auch von anderen Seiten her wurden Erbsansprüche erhoben. Allein die Tochter des letzten Fürsten Antonio Grimaldi hatte sich in die französische Familie Thorigny hinein verheirathet, und das Fürstenthum gelangte nun durch Hofkabalen in Versailles an diese Familie. Die Geschichte dieser Uebertragung ist höchst merkwürdig, gehört zum Theil der Region der skandalösen Memoiren, zum Theil der wahren und wirklichen Geschichte Ludwigs des Vierzehnten an, und könnte mit jenem glücklichen Gemeng von Wahrheit und Dichtung, wovon Scribe's „Glas Wasser" einen solch eclatanten Vorgang darbietet, zu poetischen Zwecken verwendet werden. Ich werde auf diese Geschichte zurückkommen, und nur einstweilen auf die gegenwärtigen Zustände von Monaco eingehen.

Heutzutage sind es hauptsächlich die Engländer, welche diesen Theil der ligurischen Küste unsicher machen; alle Städte, Villen und hübsch gelegenen Dörfer wimmeln von ihnen. Mentone als Kurort wird vorzugsweise von britischen Lun-

genkranken besucht, seit man entdeckt hat, daß es in klimatischer Hinsicht die auffallendsten Vorzüge vor Nizza hat, und seit an letzterem Orte die Preise so furchtbar gesteigert worden sind, daß wer nicht mit Geld um sich werfen kann, hier nicht zu existiren vermag. Allein überall, in Monaco, Mentone, Roccabruna, Bordighera wimmelt es von Engländern welche nach ihrer gewohnten Weise alle ihre spezifischen Eigenheiten, ihre Lebensweise und Umgebungen mitgebracht und dem geselligen Leben jenen erelusiven, steifen, langweiligen Anstrich gegeben haben, welcher uns Deutsche abstößt. Nur in Monaco ist dieser spezifisch englische Ton nicht ganz herrschend, indem der Spielpächter — derselbe Blanc, welcher früher die Höllen in Homburg und einigen Kurorten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, namentlich des ehemaligen Kurfürstenthums Rien-ne-va-plus, des Herzogthums Trente-et-Quarante und der Landgrafschaft Rouge-et-Noir, in Scene setzte, — dafür gesorgt hat, durch eine Anzahl französischer Abenteurer und Abenteurerinnen und Lockvögel der Physiognomie des öffentlichen Lebens einen mehr kosmopolitischen Anstrich zu geben. Bordighera, wo man die Zwerg- und die Dattelpalme in afrikanischer Schönheit und Ueppigkeit findet, ist seit einigen Jahren bei den Engländern besonders beliebt, und in den nächsten Jahren werden sich diese Kolonieen auch auf San Remo und andere südlicher gelegene Orte ausdehnen. Herr Blanc, welcher sein Geschäft vortrefflich versteht, hat eine Anzahl der beliebtesten Aerzte in Paris und London zu veranlassen gewußt, die Vortheile des Klimas von Monaco besonders herauszustreichen, in der medicinischen Presse dafür zu wirken und ihre Patienten dorthin zu schicken. Man unterscheidet daher unter denjenigen Gästen, welche in Monaco einen längern Aufenthalt nehmen, leicht verschiedene Klassen. Die erste ist die der gedankenlosen, vornehmen, müssigen Bummler, welche Monaco besuchen, weil es in die Mode gekommen ist und man sich hier gut amüsiren kann; diese Leute tragen ihr Geld gelegentlich an die Spielbank, setzen aber vorzugsweise die Gastwirthe und die Damen der pariser Demi-Monde in's Brod, welche hier sehr zahlreich vertreten sind und mit jenen bekannten Messieurs de und Mesdames de, die unsere deutschen Spielbäder allsommerlich so profus heimsuchen, die zweite Klasse bilden. Diese eleganten Abenteurer und Abenteurerinnen sind mehr oder weniger der Spielbank affiliirt, als Zutreiber von Opfern, als Lockvögel; obschon auch eine Menge Industrieritter damit verquickt sind, welche ihr Geschäft auf eigene Faust betreiben. Die dritte Klasse besteht aus den Spielern von Profession, die man täglich am Roulette und Farotisch trifft und an ihren verwitterten Physiognomieen mit dem erzwungenen Ausdruck stoischer Ruhe erkennt. Die vierte Klasse ist die der wirklichen oder eingebildeten Kranken, welche hier Genesung oder Erleichterung suchen, und die fünfte sehr kleine Klasse besteht aus Gelehrten und sonstigen Jüngern der Wissenschaft, welche um geschichtlicher oder archäologischer Studien willen, sowie aus Künstlern, welche wegen landschaftlicher Studien und Aufnahmen hieher kommen, und aus empfindsamen Bummlern, welche hier ein Eden zu finden glauben, wo unverfälschte herrliche Natur in traulichster Stille genossen werden kann, was auch der Fall ist, wenn man jenem Winkel fern bleibt, wo in dem elegant eingerichteten, von Marmor, Skulptur, Vergoldung und Spiegeln blinkenden Casino die Versuchung ihren Thron aufgeschlagen hat, dem Herr Blanc täglich neue Huldigende und Opferer zuzuführen bestrebt ist, denn in Folge eines Abkommens, welches er mit der Dampfschifffahrts-Gesellschaft der Messagertes Imperiales getroffen hat, fährt seit einigen Jahren ein Dampfboot täglich zwischen Nizza und Monaco hin und her und bringt jene Reisende, welche mit der Eisenbahn oder den Marseiller und Touloner Dämpfern in Nizza ankommen, nach diesem viel und mit Recht gerühmten Winkel der Riviera, von wo sie wiederum täglich nach Mentone und Genua per Dampfboot weiter befördert werden können, und bald auch mit der neuen im Bau begriffenen Eisenbahn längs der ligurischen Küste.

(Forts. folgt.)

Auf der Schneuß.

Erinnerungen eines alten Hofjägers.

III. Der Selbstschuß.

„Na, nur Geduld, junger Herr! wie sind bald zur Stelle," sagte der Alte. „Fluchen und Wettern hält Regen und Trauf nicht ab, und wer wird so'n Bißchen Wasser fürchten?"

Ich schwieg, denn ich mochte vor dem Alten nicht weichlich erscheinen, obschon es kein Genuß ist, nach einer ungeschlafenen Nacht und einem fünfstündigen Pirschgang von einem Gewitterregen bis auf die Knochen durchnäßt zu werden. Der Regen goß in Strömen herunter, und unter unseren Füßen rieselten Bäche über den rauhen abschüssigen Pfad. Die Baumkronen trieften wie Dächer, aber der alte Huwalt schritt mir unverdrossen voran, blies Wolke um Wolke aus dem kleinen Pfeifenstummel und ließ die hellen scharfen Augen links und rechts schweifen. Plötzlich stand er still und winkte mir mit der Hand, ein Gleiches zu thun. Leise glitt die alte Zwillingsbüchse von seiner Schulter herab, der Gewehrlappen ward vom Schloß gewickelt, die beiden Hähne knackten, und mir mit den Augen die Richtung bezeichnend, flüsterte er: „Schießt, aber zielt gut auf den Kopf!" Sein Auge hatte mir eine kleine Gruppe uralter Kiefern bezeichnet, welche etwa sechszig Gänge von unserm Pfad lag, und unter denen ein tiefer Schatten lag, denn rundum war junger dichter Anflug von Fichten und Kiefern, und dahinter zog sich der Hochwald die steile Lehne hinauf. Ich strengte meine Sehkraft an, um zu ermitteln, was der alte Huwalt meine, aber ich sah nichts als den tiefen Schatten auf dem dunklen Hintergrund der Stämme und des braunen Bodens.

„Nun? sputet Euch!" flüsterte der Alte ungeduldig; „ein kapitaler Bock!"

Ich schüttelte den Kopf um ihm zu bedeuten, daß ich nichts bemerke. Da zog er langsam das Gewehr an die Wange,

zielte eine Sekunde und ließ krachen. Mit dem Knall sah ich einen rothen Gegenstand unter den Kiefern aufspringen, und einige andere Thiere im Dunkel verschwinden, und vernahm ihr Reißen durch das Dickicht, ihr flüchtiges Getrappel auf dem Boden des Hanges. Wir zwängten uns mühsam durch das dichte Tannicht, und fanden auf dem Anschuß einen ungewöhnlich starken Rehbock mit mächtigem Gehörn verendend am Boden. Die Kugel hatte ihn dicht hinter die Lojen getroffen, die letzten Zuckungen liefen noch durch die sehnigen Glieder des zierlichen Thieres, dann lag es starr.

„Ein uralter Bock mit riesigem Gehörn! ein Meisterschuß!" sagte ich bewundernd, als ich mich zu unserer Jagdbeute herabbeugte.

„Endlich hab' ich dich doch erwischt, du alter listiger Bursche!" murmelte Huwalt; „hast mich oft genug genarrt in diesen fünf Jahren und manchen andern Bock im Revier abgeschlagen. Bah, steckt das Messer ein, Junge! Den da schränken wir nicht, sondern lassen ihn liegen, und holen jemand aus dem nächsten Edelhofe. Kommt! wir können beim alten Lambrecht ebenso gut unterstehen, und haben es näher!" Er zog den Rehbock dicht unter den Stamm der höchsten Kiefer, warf einige Fichtenäste darauf die er mit dem Waidmesser geschlagen hatte, und stieg dann bedächtig die steile Lehne hinan, wo der Boden von Nadeln ganz glatt war. Nach fünf Minuten mühsamen Klimmens erreichten wir das Plateau, das mit einem sechszigjährigen Fichtenwald bestanden war, gelangten nach einiger Zeit auf einen wenig betretenen Pfad, der quer über den Rücken führte, und blickten bald in ein weites Thal hinunter, in dessen Mitte aus einem Stücke Hochwaldes, das wie ein Feldholz oder eine Remise mitten zwischen den Wiesen und Aeckern lag, ein hohes Dach mit grauem Giebel und einem runden Thurme ragte.

„Was ist denn dieß? ein Schloß?" fragte ich.

„Ja, Schloß Lindach, ein alter Edelhof, aber nun verlassen! dort wollen wir untertreten bis das Gewitter vorüber ist. Hab' einen alten Bekannten dort!"

Eine halbe Stunde später traten wir in ein kleines Haus auf dem Saume jenes Waldstücks, das, wie ich nun bemerkte, ein ziemlich ausgedehnter Park mit schönen alten Bäumen und dichtem Unterholze war. Die Wege durch den Park waren verwachsen und mit hohen Schmielen bedeckt, die noch nicht gemäht waren, und das Häuschen war ein altes Forsthaus oder eine Parkhüterwohnung unter den hohen Bäumen. In der Küche brannte ein Feuer auf dem Heerde, die Stubenthüre war angelehnt, aber nirgends ein Mensch zu sehen und zu hören. Huwalt that einen Pfiff auf dem Finger, dem aus einiger Entfernung das Anschlagen eines Hundes und ein gellender Pfiff folgten.

„Aha, er ist nur im Stalle; immerhin herein, junger Herr, wir sind bei Freunden, — tretet näher!" sagte Huwalt, stieß die Stubenthüre auf und schritt mir voran.

Es war eine kleine behagliche Stube mit dunklem Holzgetäfel und drei niedrigen Fenstern; aber die Diele sauber mit Sand bestreut, der Tisch und die Bank in der Ecke blank gescheuert, die hölzernen Wände garnirt mit ausgestopften Vögeln und allerlei Raubzeug: Füchsen, Wieseln, Iltissen, Sperbern, Habichten, über der Thüre der Schlafkammer ein gewaltiges Paar Schaufeln von Dammwild und etliche starke Rehgehörne — eine echte Jägerwohnung, und bei alledem behaglich. Ehe ich mich noch recht umgesehen, ertönten Schritte draußen und ein schöner alter Mann trat ein und begrüßte uns ohne Ueberraschung herzlich.

„Nichts für ungut, Lambrecht, wenn wir ohne Umstände eintraten!" sagte Huwalt. „Sind vom Wetter überrascht worden und der junge Herr da ist in den Thierbach gefallen und soll sich sein Zeug 'n Bißchen trocknen, während es ausregnet."

„Gottwillkommen, Alter, und auch Sie, junger Herr!" versetzte Lambrecht; „meine Alte wird gleich da seyn und soll ein Feuer in den Ofen machen und Ihnen trockenes Zeug schaffen. Es goß ja wie mit Bottichen! Und ein Imbiß kann auch nichts schaden, Huwalt? he?"

Der athletische alte Mann mit dem schneeweißen Haar und Schnurbart und dem grauen Wamms half mir aus den nassen Wasserstiefeln und goß das Wasser in denselben zum Fenster hinaus, nahm mir die durchnäßte Juppe ab und lieh mir eine von den seinigen. Sein ehrliches verwittertes, sonnegebräuntes Gesicht mit den borstigen Brauen und scharfen dunklen Augen, seine etwas gebückte Haltung und sein ganzes Gebahren verriethen den alten Waidmann, ebenso wie die junge Bracke neben ihm und die paar alten abgetragenen Gewehre am Rechen hinter der Thüre. Er war schweigsam und wortkarg wie solche alte Forstleute meist sind, und mehr seine Blicke als seine Worte und der etwas starre strenge Ausdruck des Gesichts, verriethen die Freude über den unerwarteten Besuch.

„Die Schecke hat gekalbt, Huwalt, und meine Alte ist noch drüben im Stall," sagte Lambrecht nachdem er einige Fragen und Antworten mit meinem Begleiter gewechselt und uns einen Krug Bier, eine Flasche Kornschnaps und einen Laib Schwarzbrod auf den Tisch gesetzt hatte. „Ich will sie 'mal ablösen gehen, damit sie zu euren Sachen sieht!"

Einige Minuten nachdem er weggegangen war, trat Frau Lambrecht ein. Eine kleine hagere Matrone, den Siebzigen nahe, aber noch rüstig und munter, mit einem seltsamen Blitz in den blauen Augen und einem launigen Zug um den zahnlosen Mund. Sie war in eben demselben Maße gesprächig, wie ihr Eheherr einsylbig, und während sie mir aus dem Spint trockene Strümpfe und Wäsche gab und die sonstigen Kleider deren ich bedurfte, ließ sie ein wahres Kreuzfeuer von Fragen über den alten Huwalt und mich ergehen, und ruhte nicht eher, als bis sie wußte, wer ich war, und wer meine Eltern gewesen u. dergl. m. Dann stellte sie Salz, Butter und Rauchfleisch auf und ging in die Küche, um einen kolossalen Eierkuchen zu backen. Huwalt lehnte an der Thüre, rauchte seine Pfeife und plauderte mit ihr über seine eigenen häuslichen Angelegenheiten und diejenigen unserer Wirthe. Einige Aeußerungen interessirten mich unwillkürlich, und ich horchte hin.

„Und was macht die Gnädige? habt Ihr sie schon lange nicht mehr gesehen, Rosine? fragte Huwalt.

— „Wie soll ich? kommt sie ja doch nie hieher, Gevatter. Sie ist immer im Auslande, bei ihrer Enkelin in Wien, die den Gesandten geheirathet hat," erwiderte Frau Lambrecht. „Seit man das gnädige Fräulein begraben, ist kein Mensch von der Familie mehr in Lindach gewesen."

„Teufel, das ist schon sträflich lange her," murmelte Huwalt.

— „O ja, zu Marie Lichtmetten waren's zweiundvierzig Jahre."

„Hm, schon zweiundvierzig Jahre — allerdings verzweifelt lange, und doch ist mir, als wär's erst gestern gewesen," murmelte Huwalt gedankenvoll. „Du lieber Himmel, wie die Zeit vergeht, Rosine!"

Aha, dachte ich, dahinter steckt eine Geschichte, die ich hören muß.

— „Man sagt, die Gnädige sei halb kindisch," fuhr Rosine fort; „das eine Mal hat sie Heimweh nach Lindach und will hieherreisen; das andere Mal fürchtet sie sich wieder vor dem alten Schlosse und kehrt auf halbem Wege wieder um. Du liebe Zeit! wenn sie das alte Nest noch einmal sehen will, ist's meiner Treu die höchste Zeit, denn es droht den Einsturz. Jakob fand vor acht Tagen, daß die Decke in dem großen Eckzimmer neben dem Thurm herabgefallen war — wir hörten in der Nacht den höllischen Lärm bis hieher. Jakob hat nach Wien geschrieben, aber es wird wieder kein Geld kommen, um die Reparatur vorzunehmen. Jüngst war ein Herr da, der acht Tage hier bei uns logirte — ein Maler aus Wien, welcher das ganze Schloß malte; der meinte auch, es sei Schade um den schönen alten Bau, der so rettungslos zerfalle. Er versprach mit dem Herrn Baron zu reden — wird aber auch nichts helfen!"

„Es liegt ein Fluch auf diesem Lindach, Rosine, sag' ich," bemerkte Huwalt ernst. „Man soll von Todten nur das Beste reden; aber was der gnädige Herr gethan hat, war doch ein faules Bubenstück — nicht mehr noch weniger!"

Rosine seufzte nur; der Respekt vor der Brodherrschaft verbot ihr, diese Bemerkung zu bestätigen, aber sie vermochte nicht zu widersprechen. „Es war ein schwerer Schlag, daß Fräulein Laura solch ein Ende nehmen mußte," sagte sie; „sie allein wäre im Stande gewesen, den wilden Herrn zu bändigen. Und was hat's ihm gefrommt? Er hatte hernach doch keine ruhige Stunde mehr. Gott verzeih' es ihm! Mich überläuft's noch immer eiskalt, wenn ich daran denke." Sie wischte sich mit einem Schürzenzipfel die Thränen aus den Augen und ging an den Herd zurück.

Ich sah den alten Huwalt fragend an, als wollt' ich sagen: dahinter steckt gewiß wieder eine Geschichte. Er winkte mit dem Haupte und kam zum Tische, legte mir vor und aß mechanisch. Ich sah's an seinen ausdrucksvollen Augen, daß seine Gedanken fernab waren bei Erinnerungen an vergangene Zeiten, und ich kannte seine Weise zu gut, um ihn zu stören. Ich wartete geduldig, bis das Essen vorüber war und der Alte sich seine Pfeife gestopft hatte. Dann setzte er sich auf die Fensterbank, so daß er die Thüren und Dächer des alten Schlosses im Auge hatte, die über die Bäume ragten, und von dem nun reichlich niederströmenden Regen wie in einen feinen Schleier gehüllt wurden. Er winkte mir mit der Pfeife heran und bedeutete mich, ihm gegenüber auf der Bank Platz zu nehmen.

„Ich seh' Euch an, junger Herr, daß Ihr wissen möchtet, auf was sich das bezieht, was ich da vorhin mit der alten Rosine geschnackt habe," sagte er, als wir die alte Frau hatten weggehen sehen. — „Na, Ihr sollt's erfahren, weil wir hernach an dem Schlosse vorüberkommen. Vor ungefähr fünfundvierzig Jahren gehörte das prächtige Gut hier dem Baron Max von Linnich, der damals ein Mann von ungefähr dreißig Jahren war. Ein schöneres Gut war zu jener Zeit weit und breit nicht zu sehen, — vierhundert Morgen prächtiger Aecker und Wiesen, ein Park von zweihundert Morgen voll mit Fasanen, Damwild und Kaninchen, dazu ein paar tausend Morgen Hochwald bis hinüber nach dem Rauhsteinbachthale, und noch ein bedeutendes Vermögen an Kapitalien, das in Amsterdam in einer Bank lag. Und die ganze schmucke Herrschaft gehörte dem jungen Herrn Max allein, denn es war ein Freigut und ein Majorat, so lange noch Söhne vorhanden. Lambert war sein Leibjäger, ich sein Revierbursch, und wir hatten gute Tage bei dem gnädigen Herrn, obschon manch Donnerwetter dazwischen fiel."

„Der Baron war also wohl ein tüchtiger Weidmann, he?" fragte ich.

„In allen Stücken und mit Leib und Seele; ging ihm nichts über das edle Weidwerk. Ein Schütze im Flug und Rann, Junge, wie ich Zeit meines Lebens keinen ähnlichen wieder gesehen, — man hätte schwören mögen, er habe Freikugeln geladen, und die Bauern glaubten's auch, und seit er 'mal einem Köhler in Steinbach drüben eine Kugel auf den Kolben der Büchse schoß, die der Kerl auf ihn angeschlagen und ihm damit noch das halbe Ohr wegrasirte, ließen sie unsere Hirsche ungehudelt!"

„Also ein wilder Patron, wie es scheint?" warf ich ein, um den Alten in Fluß zu bringen.

„Wild, wie es das Buch aufweist — ein Satan von einem Mann, vor dem die ganze Nachbarschaft zitterte," fuhr Huwalt fort. „Na, wir kannten seine schlimmen Tage und sahen uns vor, denn im Grunde war er so schlimm gerade nicht. War ein untersetzter riesenstarker Herr, mit Lichtern im Haupt wie Karfunkel, pechschwarzem straffem Haar und Bart und einem braunen Gesicht wie ein Zigeuner und ganz zerrissen von Blatternarben. Hatte die Feldzüge am Rhein unter den preußischen Husaren mitgemacht und sich wie ein Teufel mit den Franzmännern herumgeschlagen, dann seinen Abschied genommen, weil er sich mit seinem Obersten nicht vertragen. Hatte dann unter den Kaiserlichen Dienste nehmen wollen, denn er war 'ne geborne Kriegsgurgel, aber die gnädige Mama hatt's ihm aus dem Sinn gebracht, denn das Haus stand nur noch auf zwei Augen, und so war er wohl oder übel hier geblieben, und langweilte sich hier zu Tode, wenn's gerade

nichts zu sagen gab, denn mit Lesen und Schreiben hatt' er sich all sein Tage lang die Augen nicht verdorben. Seine Lieblingszeit war Herbst und Winter, von der Hirschbrunft bis zur Zeit, wo die Hirsche abwarfen. Da waren wir Tag und Nacht draußen und hatten unser Pläsir, wenn auch die gnädige Mama daheim sich schier vor Angst verzehrte. Draußen im lustigen Walde war's dem gnädigen Herrn am wohlsten; und wenn alles gut ging und wir ihn zu Schusse brachten, hatt' er für jeden ein freundliches Wort und eine offene Hand, und machte wieder gut, was er in seiner rauhborstigen barschen Weise verletzt hatte. Wenn es aber schief ging und ihm 'was in die Queere kam, dann konnt' er auffahren wie ein grimmiger Bär, fluchte und tobte, daß die Fenster klirrten und schlug und warf alles kurz und klein, obschon es ihm hernach immer leid that, seine gnädige Mutter so alterirt zu haben. Die Gnädige wohnte allein mit ihm auf dem Schloß, war eine bleiche sanfte Frau und immer kränklich; sie soll schon beim alten Baron viel ausgestanden haben, der auch stolz und wild und karg war, aber die verschuldete Herrschaft wieder emporgebracht hatte. Ich kann mir die Gnädige nicht mehr gut denken, denn sie kam nur selten aus ihren Zimmern, hatte wenig Umgang, lag auf ihrem Sopha, ließ aber jeden Armen vor und soll freundlich wie ein Engel gegen jeden Bedürftigen gewesen seyn. Außer dem jungen gnädigen Herrn war noch eine Tochter da, ein Fräulein von etwa fünfzehn Jahren, aber das hatten sie in ein Stift gethan, um ihre Erziehung zu vollenden, und als die Baronesse Melanie fort war, kam eine Nichte der gnädigen Frau auf das Schloß, um der alten Dame Gesellschaft zu leisten. Fräulein Laura von Winstow war ein schmuckes, frisches Ding, achtzehn oder neunzehn Jahre alt, mit einem wunderlieblichen Gesicht wie Milch und Blut, und einem Paar brauner Lichter im Kopfe wie ein Reh. Sie war aus dem Mecklenburgischen, guter Leute Kind, aber arm, und die jüngste von fünf Schwestern, und darum waren ihre Eltern wohl froh, als die gnädige Frau ihnen geschrieben hatte, sie sollten nur das Fräulein schicken und die Gnädige wolle sie an Kindesstatt annehmen und aussteuern.

„Es war mit dem Fräulein gleichsam ein ganz ander Leben in Schloß Lindach eingezogen. 's ist seltsam, Junge, aber zuweilen träum' ich noch von ihr. Es that dem Aug' und dem Herzen wohl, sie zu sehen. Eine zierliche leichte Gestalt, nicht über Mittelgröße, geschmeidig wie ein Reh und munter wie ein Finke; freundlich und leutselig gegen jedermann, bis zum Stalljungen herunter. Die gnädige Frau war ganz entzückt von ihr und so alle Leute auf dem ganzen Gut, denn ihre Augen lachten Einem in's Herz hinein, und ihre Stimme war so frisch und hell wie die einer Schwarzdrossel. Und wenn sie so in dem hellen Kleidchen und dem breiten Hute im Park oder Wald umherging, da sang sie meiner Treu' auch so frisch und lieblich wie 'ne Drossel. Und wo in einem Häuschen ein Krankes oder Bresthaftes darnieder lag, da blieb der hülfreiche Engel in Gestalt von Fräulein Laura nicht aus.

„Auch dem gnädigen Herrn hatte sie's angethan, wie ich bald bemerkte. Er war ruhiger und stiller geworden, fluchte und wetterte nicht mehr so gewaltig wie sonst, ging ihr auf Tritt und Schritt nach und las ihr an den Augen ab, was sie sich wünschte. Er ließ ihr keine Ruhe, bis sie unter seiner Anführung reiten lernte, und dann schenkte er ihr eine wunderhübsche goldbraune Stute von ungarischer Zucht, die er selber für sie zugeritten hatte. Allein mich wollte bedünken, als ob sich Mamsell Laura, wie wir sie nannten, aus dem gnädigen Herrn nicht eben viel machte, denn sie war immer etwas scheu gegen ihn. Seine Sinnesart war so wetterwendisch und launenhaft, und Mamsell Laura soll einmal unbemerkt Zeuge gewesen seyn, wie er seine Wuth an einem der Hundeknechte ausließ und denselben blutig schlug, und von da an schien sie ordentlich vor ihm zurückzuschrecken, und je mehr sie ihm auswich, desto mehr war er hinter ihr her und suchte sie zu gewinnen.

„Mamsell Laura mochte ein halbes Jahr hier gewesen seyn, da hatten wir einsmals Durchzug von Truppen. Es war ein preußisches Bataillon, und unter den Offizieren, die auf dem Schlosse in's Quartier kamen, war Einer, den der gnädige Herr von früher kannte, ein Hauptmann, glaub' ich, ein Herr v. Kalitz. Der ward von der gnädigen Herrschaft besonders ausgezeichnet, denn sie hatte seine Mutter auch gekannt, und ein Bruder von Mamsell Laura hatte unter ihm gedient. Da mußt' er denn versprechen, einmal auf länger zum Besuch zu kommen, wozu er gern erbötig war, denn die Herrschaft wußte es ihren Gästen behaglich zu machen. Unser gnädiger Herr aber hatte, seit er wieder Soldaten gesehen, keine leibliche Ruhe mehr, sprach von Neuem davon, Dienste bei den Kaiserlichen zu nehmen, und ward unwirscher und launenhafter wie zuvor. Die Dienerschaft meinte, es rührte daher, daß ihm Mamsell Laura so zu sagen die kalte Schulter wies. Und einsmals mußt' er gegen die Gnädige darüber auch ein Wörtchen geäußert und ihr gezeigt haben, was ihm in Kopf und Herzen herum ging, und die Leute wollten wissen, die gnädige Mama habe es gebilligt, daß er Mamsell Laura freie, und habe dieser einen Wink davon gegeben, denn diese ward bald etwas vertrauter, wich ihm nicht mehr so geflissentlich aus, wußt' es aber doch geschickt zu umgehen, daß er ihr offen gestand, wie es ihm um's Herz war. Rosine, die damals auf dem Schloß diente, will's beschwören, daß das Fräulein um die Absichten des gnädigen Herrn wußte, was auch keine Kunst war, denn hätte sie es ihm selber auch nicht an den Augen abgelesen, so würde sie's an der alten Baronin bemerkt haben, die ihr stündlich von ihrem Sohn vorschwatzte und jedes Mal, wenn sie den gnädigen Herrn und Fräulein Laura beisammen sah, die beiden so pfiffig und bedeutsam anschaute, als ob sie gar nicht zu sagen wage, was ihr auf der Zunge lag. Und die Rede geht, daß der gnädige Herr, der doch sonst so keck und resolut war und sich Pulverdampf hatte um die Nase wehen lassen, zu schüchtern war, um Fräulein Laura zu sagen, wie es ihm um's Herz war, — was ich auch gerne glaube, denn den Damen gegenüber war er immer trocken und linkisch, als könnt' er nicht auf Fünfe zählen.

„Eines Tages kam ganz unversehens Herr v. Kalitz auf Besuch, und ward von Herzen willkommen geheißen. Es war

just um die Feistzeit der Hirsche, und wir hatten einen schönen Wildstand; und da Herr v. Kalitz ein leidenschaftlicher Weidmann und hirschgerechter Jäger war, so verging selten ein Tag, wo wir nicht einen oder zwei Hirsche streckten. Unser gnädiger Herr fand zum ersten Mal seinen Meister im Schießen mit Büchse und Flinte, denn Herr v. Kalitz war noch ein flinkerer und sicherer Schütze, und gewann eines Tags die Wette, zwei Holztauben nach einander im Fluge mit der gepflasterten Kugel zu schießen, und das war zu jener Zeit, wo man noch lauter Gewehre mit Feuerschloß führte, ein wahres Wunder, so daß ich ihn anstarrte, als ob er der wilde Jäger selbst wäre. Nun war er aber das sicherlich nicht, denn einen hübschern Mann hab' ich nie wieder gesehen, groß und schlank, flink und geschmeidig, mit kühnen grauen Augen, einem treuherzigen offenen Gesicht und gesetzten ruhigen Benehmen, — ein Mann, dem man's ansah, daß er zum Befehlen geboren, und dem zu gehorchen eine Lust war. Er hatte es mit seiner höflichen maßvollen Weise bald uns allen angethan, und bei den Damen im Schloß war er unverkennbar Nummer Eins.

„Nun hatten wir nach der Hand erfahren, daß es bei der zweiten Ankunft des Herrn v. Kalitz auf dem Schlosse einen kleinen Zwischenfall gegeben, den anfangs niemand von der Herrschaft beachtet hatte. Als Herr v. Kalitz damals auf dem Schloß in Quartier gelegen, hatte er Fräulein Laura nicht zu Gesicht bekommen, denn sie lag gerade krank an einem Schnupfenfieber. Wie er aber zum Besuche kam, und zwar ganz unangemeldet, nach Soldatenart, — es war just nach Tische und die Damen noch im Speisezimmer, — da stellte der gnädige Herr seinen Freund dem Fräulein vor, und der Lakai, welcher servirte, hat behauptet, Herr v. Kalitz sey beim Anblick der Mamsell etwas erstaunt und überrascht gewesen und Mamsell Laura habe einen leichten Schrei ausgestoßen und dann eine solche Freude bezeugt, daß man wohl gesehen, diese beiden seyen einander nicht mehr fremd. — Na, wie dem auch seyn mag, der gnädige Herr hat sicher nichts davon bemerkt, und die gnädige Mama wohl auch nicht, und das war ein Glück für die beiden Anderen, denn just den Tag zuvor hatte Baron Max um die Hand der Mamsell angehalten und sie hatte bitterlich geweint und gebeten, nicht in sie zu drängen und abzuwarten bis das gnädige Fräulein Melanie wieder aus dem Stift zurück sey. Dem gnädigen Herrn war's hart angekommen, so halb und halb abgeblitzt zu seyn, denn er ging hernach mit mir an den Klosterweiher, um junge Wildenten zu schießen, aber geschossen hat er an jenem Tag keine, sondern seine Flinte in den Kahn gelegt und starr in die Luft geschaut, und ist immer zu spät gekommen, wenn ein Flug Enten aufstieg und er darnach noch zu schießen vermocht hätte. Und wenn ihn in den nächsten Tagen der Herr v. Kalitz im Schießen übertroffen hat, da muß es zum Theil auch mit von dem versteckten Körbchen hergekommen seyn, das ihm Fräulein Laura gebunden hatte.

„Genug, an diesem Tag und den nächstfolgenden haben die Mamsell und Herr v. Kalitz so sehr Sorge getragen, einander ganz fremd, wenn auch nicht unfreundlich zu begegnen, daß kein Mensch eine Ahnung hatte, wie genau diese beiden sich kannten. Am dritten Tage aber mochte doch irgend jemand von der Dienerschaft geplaudert haben, denn bei Tische trank Baron Max ungewöhnlich viel und schwatzte vom Jagen und Fischen; aber Herr v. Kalitz und Mamsell Laura blieben auffallend wortkarg, und der Lakai wollte hernach wissen, der gnädige Herr habe ab und an heblings einen wilden, grimmigen, furchtbaren Blick auf seine Base geheftet, daß ihr mehrfach die helle Röthe auf den Wangen aufgeschlagen sey. Und da mochten Herr v. Kalitz und das Fräulein merken, daß sie verrathen seyen . . . .

„Was ich nun erzähle, das hab' ich nicht selber gesehen, sondern das hat Rosine hinterher erzählt. An selbigem dritten Tage nämlich, wo Herr v. Kalitz und das Fräulein bei Tische so schweigsam und verdutzt gewesen waren, hatte Rosine nach Tische in den Zimmern der gnädigen Frau Gardinen aufzustecken. Und wie sie so in dem kleinen Kabinet neben der Putzstube der gnädigen Frau damit beschäftigt ist, kommt die Gnädige mit Mamsell Laura von der Tafel herauf, und das Fräulein wirft sich der alten Baronin um den Hals und erzählt ihr eine lange Geschichte, woraus die Rosine entnehmen kann, daß Herr v. Kalitz der alte Liebhaber der Mamsell Laura ist, den sie auf dem Gut eines Verwandten kennen gelernt, und daß sich die beiden gelobt hatten, einander zu heirathen, sobald Herr v. Kalitz Major oder reich genug sey, um eine Frau zu erhalten. Rosine hatte anfangs unwillkürlich und nothgedrungen zugehört, dann aber vorsätzlich hingehorcht, denn das Weibervolk ist nun einmal neugierig, zumal wenn sich's um Liebesgeschichten handelt. Aber bei Rosinen war das Geheimniß gut aufgehoben, denn sie war Fräulein Lorchen von ganzer Seele zugethan und hätte diese um's Leben nicht verrathen, selbst wenn die gnädige Frau auch nicht gerathen hätte, dem jungen Herrn nichts von dieser Sache zu sagen, um ihn nicht zu erbittern, bevor er so von hinten herum allmählig darauf vorbereitet worden wäre.

„So vergingen noch ein acht oder zehn Tage, während wir jeden Tag im Walde waren und mit Glück jagten, denn der Förster Hameldiug und ich mußten jede Nacht draußen seyn und die Hirsche einkreisen und am Morgen bestätigen, und die Herren standen dann auf die Hauptwechsel, während wir mit zwei Bracken und einigen Holzhauern trieben. Eines Mittags lagerten wir dort drüben am Kohlhau, da kam Fräulein Lorchen mit dem Jagdwagen angefahren und brachte das Frühstück. Wir hatten eine schlechte Jagd gemacht und nur Herr v. Kalitz einen starken Rehbock geschossen, der Gnädige aber zwei- oder dreimal gefehlt und endlich eine Gais angeschossen, die ich hernach mit dem Schweißhund aufgesucht und vollends abgefangen hatte. Und wie er nun die Mamsell mit dem Wagen daher kommen sah, rief er mich und Lambrecht, daß wir mit ihm an den Bach hinunter gingen, in welchen wir unser Wild geworfen hatten, denn es war ein heißer Tag. ‘Daß mir keiner von euch schnackt, Bursche, daß dieß Stück da eine Ricke gewesen, hört ihr? sonst soll euch die Schwerenoth über den Kopf kommen!” sagte Baron Max und nahm sein Jagdmesser mit der Säge heraus und sägte der Ricke die Krone vom Schädel

herunter als wär's ein Bock gewesen, dem man das Gehörn abgenommen. Dann hieß er mich die Ricke auf die Schulter nehmen und hinauf zum Wagen tragen, während er dem Bock das Gehörn ebenfalls absägte. Wie ich nun mit meinem Stück Kahlwild über den Berg kam und aus dem Holze trat, da sah ich Herrn v. Kalitz und Fräulein Lorchen neben einander an dem Fuß einer großen Saalbuche sitzen und einander glückselig in die Augen schauen, und ordentlich mit einander kosen. Herr v. Kalitz hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt und drückte sie an sich, und sie lächelte ihn an — so freundlich und innig, daß es Einem ganz warm um's Herz machte. Ich war stehen geblieben und schaute ihnen zu, denn ich mochte nicht stören; die beiden Leutchen dauerten mich im Grunde — ich weiß nicht, warum, — und ich gönnt' es ihnen von Herzen, daß sie 'mal einen Augenblick für sich hatten. Mit Einem Male aber knackt' in meiner Nähe ein dürrer Zweig am Boden, und wie ich mich umsehe, — wer steht da hinter einem Hollunderbusch, keine zwanzig Gänge von mir? der gnädige Herr selber, der sich ganz leise angebirscht hatte und nun alles mit angesehen: die zärtlichen Blicke, die Händedrücke, das glückliche Lächeln des Fräuleins, den langen langen Kuß! — Meiner Treu! all mein Leben lang vergess' ich das Gesicht nicht, das der gnädige Herr bei diesem Anblick schnitt! er war fürchterlich anzusehen mit seinen wilden rollenden Augen; ich glaubte zu hören, wie er vor Wuth mit den Zähnen knirschte und einen gräßlichen Fluch vor sich hin murmelte! Mich überlief es eiskalt, denn ich dachte: wenn der Baron in diesem Augenblick die Büchse zur Hand gehabt hätte, so wäre Herr v. Kalitz ein todter Mann gewesen.

„Na, jetzt w o l l t' ich die Liebesleutchen unterbrechen und schritt daher festen Trittes an dem steinigen Hang hinunter, daß sie aufstoben wie ein paar Eichhörnchen, und sich etwas verlegen mit dem Frühstücksgeräthe zu schaffen machten. Gleich darauf kam auch der Baron herzu, ganz fröhlich und unbefangen, und aß und trank, während Lambrecht und ich die Rehe auf den Wagen warfen. Wie wir zu der Herrschaft zurückkamen, hatt' er die Flasche in der Hand und trank Fräulein Lorchens Gesundheit und hernach die des Herrn v. Kalitz. Als nach dem Frühstück Mamsell Laura mit dem Wagen wieder weggefahren war, saßen die beiden Herren bei einander unter der Saatbuche, und rauchten ihre Pfeifen, schienen aber nicht zum Schwatzen aufgelegt. Der Baron sah den Herrn v. Kalitz immer lauernd von der Seite an.

„Laura Winstow ist ein verzweifelt hübsches Mädel, Kalitz, nicht wahr?" hub der Baron endlich an und faßte ihn scharf in's Auge.

„O ja, sehr hübsch," versetzte Kalitz etwas verlegen und mir war, als säh' ich seine Hand zittern, womit er die Pfeife hielt. „Und ein braves, liebes Mädchen dazu."

„Ich wußte nicht, Hans, daß Du sie schon früher gekannt hast," fuhr der Baron fort. „Hast Du gewußt, daß sie hier ist?"

— „Nein, Bruderherz! das heißt, ich hatte bei meinem ersten Besuch gehört, daß ein Fräulein v. Winstow da sey, wußte aber nicht welche es war. Es sind ja fünf Schwestern, und ich kenne sie alle."

„Na laß gut seyn! Ich mache Dir keinen Vorwurf daraus, daß Du mir verhehltest, wie lange Du Lorchen schon kennst!" rief der Baron herzlich. „Ich hatte selber ein Auge auf Lorchen und war verteufelt eifersüchtig. Aber das ist nun vorüber, denn es hilft nichts mehr! Ich wünsch' euch beiden Glück. Und an mich mußt Du Dich nicht kehren, alter Junge, wenn ich ab und an ein Bißchen bärbeißig bin, denn ich bin in einer vermaledeit schlechten Stimmung!"

„Herr v. Kalitz drückte ihm die Hand, als ob er sich bei ihm entschuldigen wollte; aber Baron Max stand auf, klopfte seine Pfeife aus und sagte: wir wollten uns tummeln, um noch einige Triebe zu machen.

„Er hatte nur allzu wahr gesprochen, der gnädige Herr, denn er war in den nächsten Tagen in einer schrecklichen Stimmung, und ließ seinen verhaltenen Unmuth bei jeder Gelegenheit an dem Förster Hamelding, an Lambrecht und mir aus. Es liefen kein Hochwild und keine Böcke mehr an, und die Zeit zum Abschuß von Kahlwild war noch nicht da, und so schimpfte und fluchte der Baron über die Wildschützen, welche ihm seinen Hochwildstand verdorben haben sollten, und schwur hoch und theuer, den ersten besten Wilddieb, den er mit Gewehr oder Schlinge in seinem Walde träfe, erbarmungslos über den Haufen zu schießen; und wir drei Jäger hatten Tag und Nacht keine Ruhe, um auf die angeblichen Raubschützen zu streifen.

„Eines Tages sagte Hamelding: künftigen Montag sollen die alten Fasanenhähne drüben im Parke abgeschossen werden; der Baron will Herrn v. Kalitz noch eine Freude machen, ehe er wegreist. Nun gab es alle Hände voll zu thun. Das Fasanengehege lag in den Vorhölzern und jungen Schlägen hinter dem Parke nach den Feldern zu, und wurde sorgfältig gehütet, damit ja keine Wildbruten und Gesperre draußen liegen blieben. Das ganze Gehege war mit einer Hecke umgeben, und in allen Lücken derselben lagen Selbstschüsse für Füchse oder Hofhunde, sowie Tellereisen und Schwanenhälse für Raubzeug; überall ringsum waren Habichtskörbe angebracht. Fünf große gerade Schneußen liefen durch das ganze Gehege, in welchem drei Poschplätze mit Anposchhäuschen waren, wo die Fasanen gekirrt wurden. Das ganze Gehege war leicht geneigt, sonnig und warm, und vor Ueberschwemmung sicher, — na, Ihr könnt hernach noch die Lage selber besichtigen, denn wir kommen auf dem Heimwege an der Stelle vorüber. Kurz, das Fasanengehege war des gnädigen Herrn besondres Steckenpferd und Liebhaberei, für welches er sich kein Geld und keine Mühe verdrießen ließ. Gewöhnlich beschoß er seine Fasanen allein, und ließ sie sich von Lambrecht und mir treiben, und wer mit ihm den Abschuß der überschüssigen Hähne und gelten Hennen besorgen durfte, der mußte schon einen großen Stein bei dem Baron im Brette haben.

„Auf die Nachricht nun, daß der gnädige Herr Fasanen schießen wolle, gab es wieder neue Unruhe und Aufregung. Das ganze Feld und Wiesland und die Feldhölzer wurden

mit Hunden und Treibern abgesucht und alle Gesperre in das Gehege hereingetrieben; es mußte geräuchert und für Kirrung gesorgt werden; ganze Weizengarben wurden auf die Stege gehängt, die Schneußen und Stellwege wurden von Gras und Buschanflug gesäubert und überall an den Büschen, die dieselben bestrichen, Vogelbeeren, Hollunbertrauben und Misteln angebunden. Alle Fallen und Selbstschüsse für Hunde und Füchse wurden weggenommen und das Gehege Tag und Nacht bewacht. Der gnädige Herr war vorne und hinten und trat uns ordentlich auf die Hacken, damit alles hübsch in die Reihe komme. So ging die Woche um, und noch am Sonntag Abend ganz spät begegnete uns der Baron selber im Gehege, wo er noch einmal nachgesehen hatte, ob alles in Ordnung und die Ebereschen und andere Beeren hübsch angesteckt und verdorbene Rosinen auf die Stellwege gestreut seyen, um die Fasanen zu kirren. Er schärfte Lambrecht und mir mit einem wilden Fluche ein, daß sich niemand mehr unterstehe, eine Schneuß oder einen Stellweg zu betreten, sondern daß wir die Vögel über Nacht ganz ungestört aus dem Gebüsch auf die Gestelle (breiten Wege) herauskommen lassen, damit sie die Kirrung von Rosinen annähmen.

„Am andern Morgen um acht Uhr war alles in Ordnung, und der Baron kam mit den Hunden zuerst auf den Platz herunter, wo wir ihn erwarteten, um aufzubrechen. Herr v. Kalitz war noch einmal auf sein Zimmer gegangen, um etwas zu holen was er vergessen hatte, und dabei mußte ihm Fräulein Lorchen begegnet seyn und ihm das Geleite gegeben haben bis zur Freitreppe, wo sie Hand in Hand mit einander unter der Thüre erschienen. Herr v. Kolitz zog sie noch einmal in die Halle zurück und küßte sie, und ich werde zeitlebens niemals vergessen, wie sie so bei einander standen, Hand in Hand, und ohne ein Sterbenswörtchen zu reden, einander in die Augen schauten. Der gnädige Herr bemerkte es auch, und war seine Miene zuvor schon ernst und düster, so nahm sie nun gar einen Ausdruck an, der mich entsetzte. Ein wahrhaft teuflischer Blitz schoß aus seinen dunklen Augen und er biß sich auf die Lippen, daß ich meinte, das Blut müsse davon aufspritzen; dann aber wandte er sich zum Gehen als ob er nichts gesehen hätte, und schritt mit den Hunden in die Parkallee hinein, und wir Jäger hinter ihm her.

„Der Baron hielt von je große Stücke darauf, wenn er eine Jagd anstellte, daß alles genau und buchstäblich nach seiner Weisung ging, und wer dagegen verstieß, dem sagte er seine Meinung gut deutsch, ohn' Ansehen der Person. Als wir daher den Park hinter uns hatten und an den Zaun kamen, gab er jedem von uns nochmals seine Instruktion, wie er zu gehen habe. Das Gehege hatte fünf parallele Schneußen gegen die Hügel hin, und die Schneußen waren oben und unten der Quere nach durch zwei Stellwege verbunden. Nun sollte Herr v. Kolitz die beiden Schneußen zur Linken, der gnädige Herr die beiden zur Rechten nehmen, so zwar daß jeder auf der äußersten Schneuß am jenseitigen Ende vom Felde her begänne und nach dem Park zu schritte, und wenn diese abgetrieben war, sollte er vom Parke aus die zweite Schneuß in der entgegengesetzten Richtung nehmen, und die mittelste wollten dann Herr v. Kalitz und der gnädige Herr mit einander wieder herwärts begehen. Hameldiug und Lambrecht sollten für Herrn v. Kolitz treiben, aber unter keinen Umständen auf die Schneußen und Stellwege herauskommen, bevor das Geräumt ganz abgetrieben war. Dem gnädigen Herrn aber sollte nur ich treiben und unsre alte Hündin Bella.

„Wir hatten uns bald aufgestellt und das Treiben begann. Viele Fasanen wurden aufgegangen und mehrere Schüsse fielen. Merkwürdigerweise hatte der Baron wiederum kein Glück und schoß erbärmlich; dem ersten Hahn, den ich austrieb, schoß er im Aufsteigen das 'Spiel' ab; den zweiten, den ihm Bella gestanden hatte, fehlte er ganz, und dann achtete er gar nicht mehr darauf, ob die Fasanen vor ihm aufstiegen oder nicht. Ich war ganz in seiner Nähe und bemerkte alles; aber ich wagte ihn nicht darauf aufmerksam zu machen, denn er schaute so finster drein und biß sich auf die Unterlippe. So waren wir bald die ganze Schneuß heruntergekommen, ohne einen Fasan geschossen zu haben, obschon ich ein halbes Dutzend hätte mit der Mütze herunterwerfen können. Ich begnügte mich daher, als wir unten auf dem Stellwege nach dem Park hin anlangten, leichthin zu sagen: „Diesen Trieb sollten wir nochmals machen, gnädiger Herr!"

„Das wollen wir auch heute Nachmittag," brummte er finster und mit einem Fluche. „Aber wo ist Herr v. Kolitz?" — Da kam Lambrecht mit vier Fasanen in der Hand heran und fragte, ob er die Jagdbeute des gnädigen Herrn ebenfalls mit auf's Schloß nehmen sollte. Der aber hieß ihn mit einem bösen Blick und einem wilden Fluch zum Henker gehen. — „Wo ist Herr v. Kalitz?" schrie er; „warum wird die zweite Schneuß nicht abgetrieben? warum thut Hameldiug nicht wie ich ihm geheißen?"

„Halten zu Gnaden, Herr Kammerjunker," sagte der Lambrecht; „aber Hameldiug ging ein starkes Volk Feldhühner auf und Herr v. Kolitz schoß zwei herunter und sah das Volk draußen vor dem Gehege in den Kleeäckern wieder einfallen. Da ist der gnädige Herr v. Kolitz mit Hameldiug und dem Perdrix hinausgegangen um die Hühner noch einmal zu beschießen."

„Der gnädige Herr murmelte einen wilden Fluch in den Bart, und ließ sich seine Schneuß nochmals treiben. Wiederum gingen wir ein Dutzend Fasanen auf, und der Baron schoß darnach, fehlte aber alle. Während dem knallte es draußen im Felde wie ein Heckenfeuer, und zeigte, daß Herr v. Kalitz gute Arbeit machte.

„Als wir den Schlag abgetrieben hatten, kehrten wir wieder auf der Schneuß zurück in den Stellweg gegen den Park hin, wo Lambrecht uns erwartete, um zu melden, daß Fräulein v. Winstow um die Erlaubniß bitte, die Fasanenjagd mitmachen zu dürfen; sie werde dann sogleich hier seyn, denn sie rüste so eben ihr Schießzeug. Der Baron nämlich hatte ihr eine leichte französische Flinte geschenkt und sie schießen gelehrt und zur Feldjagd angebracht und sie schoß ihre Wachtel oder Feldhuhn recht ordentlich herunter. Der Gnädige hatte 'mal

die Laune, daß jedermann um ihn her das trieb, woran er selber gerade seine Freude hatte . . . ."

„Wie alle großen Herren zu allen Zeiten!" wandte ich ein.

Der alte Huwalt nickte und that einen langen Athemzug, fuhr sich mit dem Aermel über Stirn und Augen, und fuhr mit bewegter Stimme fort: „Was ich Euch nun zu erzählen habe, junger Herr, das ist in meinem Gedächtniß wie eingebrannt und beklemmt mir die Brust, so oft ich daran denke; 's ist mir, so wahr ich lebe, manch liebe Nacht im Traume vorgekommen und hat mich aus dem Schlafe geschreckt wie Feurjoh. — Ist mir doch noch heute, als säh' ich des gnädigen Herrn dunkles blatternarbiges Gesicht vor mir mit der verhaltenen Wuth in den Zügen und den wild blitzenden Augen, die den Lambrecht zu durchbohren schienen, als er das Anliegen von Fräulein Lorchen bestellte! Es war als ob er den Lambrecht verschlingen wollte. Dann aber verzog er das Gesicht zu einem garstigen bittern Lächeln und sagte: 'Ah so? Laura will uns Gesellschaft leisten? Auch gut! sie kann die mittlere Schneuße nehmen und Du magst ihr treiben, Lambrecht! Sag' ihr das, mit einer schönen Empfehlung von mir und sie soll sich sputen!' Und damit wandte er sich und da der Hund eben einen Fasan stand, so ging er hin und schoß ihn, ließ die Bella weiter suchen, und schoß noch einen. Mittlerweile hörten wir auch Herrn v. Kalitz und Hamelding rufen, welche wie wir in's Gehege zurückgekehrt waren, und der gnädige Herr kehrte um, lief nach dem Stellwege zurück und sah Lambrecht am Eingang der mittleren Schneuße stehen.

„Wo ist das Fräulein v. Winslow?" rief er ihm zu.

— „Das gnädige Fräulein bog just in die andre Schneuß ein, wo die Stechpalmen stehen, um Herrn v. Kalitz entgegenzugehen, der dort herunter kommt," sagt Lambrecht, kann aber nicht vollenden, denn der Baron schießt auf ihn zu mit rollenden Augen und packt ihn an der Brust.

„In jene Schneuß dort, wo die Stechpalmen sind, du Tölpel?" schreit er. „Hab' ich Dir denn nicht deutlich gesagt, daß sie diese hier nehmen soll? . . . . Laura, Laura, Lorchen! nicht dort hinauf! Um's Himmels willen, kommen Sie zurück! Kalitz kommt ja von der andern Seite! Ich bitte Sie, gehen Sie nicht weiter!" — Das alles schrie er aus Leibeskräften und im vollen Laufen um an den Eingang der Schneuß zu kommen, und wir hinter ihm her, ganz verdutzt und erschrocken, denn wir konnten uns seinen Schreck und seine Angst nicht erklären, und glaubten beinahe, er sey im Kopfe nicht mehr richtig. Und als wir an die Schneuß kamen, sahen wir das Fräulein einige hundert Gänge weit vor uns in dem breiten Gestelle leichtfüßig hin springen und von der andern Seite her den Herrn von Kalitz einbiegen, der ihr von weitem mit dem Hute winkte.

„Laura, Laura! um's Himmels willen, halt! keinen Schritt weiter! Lorchen, Lorchen, ich beschwöre Sie!" rief der Baron voll Entsetzen und lief ihr nach, aber just in diesem Augenblick that's einen kleinen Knall am Boden wie ein Pistol — ein Rauchwölkchen schlug vor Mamsell Laura auf, und sie — sie that einen Sprung, schwankte, und fiel dann mit dem Gesicht zu Boden.

„Ach junger Herr, es überläuft mich noch heute eiskalt, wenn ich dran denke," fuhr Huwalt fort und biß einen Moment die Zähne über einander. Ich lief hin und hob sie vom Boden auf; da sah ich den grauen Sammetspenser den das Fräulein trug, vor der Brust ganz blutig, und das dunkelrothe Lebensblut rann in großen Tropfen auf ihr Kleid herab. Sie hatte keinen Laut gegeben, aber als wir sie aufhoben, stöhnte sie tief auf. Ihr liebes herziges Gesicht war todesblaß und vom Schmerz verzerrt. Der gnädige Herr war stehen geblieben wie angewurzelt, und sah aus wie ein armer Sünder auf dem Schaffott. Herr von Kalitz aber kam herangeschwankt, wie wenn ihn der Schlag gerührt hätte. Er kniete nieder und nahm sie in seine Arme und sie legte ihr Köpfchen an seine Brust wie ein schlaftrunkenes Kind, und schlug ab und zu die matten Augen zu ihm auf.

Lambrecht lief nach dem Bader im Dorfe, und kam bald mit ihm zurück. Als der aber die Wunde untersuchte, schüttelte er wehmüthig den Kopf und ließ die Lippe hängen. Und mein' Seel', junger Herr, ich schäme mich nicht, es zu sagen: wir jungen Bursche und der Förster Hamelding, der doch ein gestandener Mann war, wir schluchzten wie die Kinder.

„Unterdessen aber war der Baron wie von Sinnen; er geberdete sich wie rasend, fluchte, tobte, zerraufte sich das Haar, warf sich auf den Boden, verfluchte sich selber und seine Geburt, und wollte Hamelding das Gewehr entreißen, um sich selbst zu erschießen. Zwei Männer mußten ihn halten und wegbringen, damit ihn wenigstens das sterbende Fräulein nicht hörte. Es war herzzerbrechend, die arme Mamsell Laura anzusehen, mit der es rasch zu Ende ging. Sie lag noch immer in Herrn von Kalitz Armen und er hielt ihre weißen bluitgen Hände in den seinigen, während sie zu ihm aufblickte mit den lieben, treuen, schönen, blauen Augen, die allmählig trüb wurden. Ich weiß nicht, ob Ihr schon jemals das starre, glasartige verschleierte Aussehen bemerkt habt, welches die Augen von Leuten annehmen, welche an Schußwunden sterben. Damals sah ich es zum ersten Male, und zwar an dem braven lieben Fräulein, der wir alle so gut waren, und es schnitt mir in die Seele, wie kaum jemals wieder ein Sterbefall. Das arme Kind schnappte mehrmals krampfhaft nach Luft. Ihr Geliebter drückte sein Taschentuch auf die Wunde, aber die äußere Blutung war unbedeutend, desto mehr aber verblutete sie sich nach innen. Man konnte ordentlich sehen, wie schnell es mit ihr zu Ende ging, — und dabei sah sie so ruhig aus und so schön, als ob sie ganz friedlich und sanft einschlafen wollte, — nur war ihr schmuckes Gesicht weiß wie eine Wachsmaske und das liebe blaue Aug' ward starr und trübe.

„Mein armer, armer Hans!" murmelte sie und legte ihre Hand auf sein Herz, und er flüsterte: ‚Mein süßes Herzlieb!' und seufzte dann, als ob ihm das Herz zerspringen wollte, denn man merkte wohl, daß er in sich hinein schluchzte, bis es ihm beinahe die Brust zerriß; dann streckte die Mamsell ihr

weißes Gesichtchen in die Höhe und schlug die schönen, brechenden, trüb anlaufenden Augen mit einem letzten Liebesblick zu ihm auf und flüsterte gebrochen: ‚Noch einen Kuß, mein Herzblatt! .... küsse mich, Hans! — Ich kann nichts mehr sehen, es wird dunkel vor meinen Augen; aber ich bin .... bei Dir, mein Hans .... bin an Deinem Herzen .... Gelieb ..‘ Dabei erstarb langsam ihre Stimme und die Worte kamen nur einzeln und mühsam aus ihrem Munde. Sie that einen langen röchelnden Athemzug wie ein Seufzer, und — hatte ausgelitten.

„Herr v. Kalitz hob sie in seinen Arme vom Boden auf, küßte sie inbrünstig unter lautem Schluchzen und trug sie in's Schloß, wo er sie im Billardzimmer auf ein Kanapee legte. Niemand durfte die Leiche berühren oder zu ihr hinein, bis er nach einer Stunde wieder heraus kam mit einem Gesicht, das so kalt und vergrämt war, als wäre es in Stein verwandelt. Er hatte keine Stimme mehr, und war wie vertauscht.

„Hameldiug holte den Pastor von Gerdau herüber, daß er der gnädigen Frau die Kunde beibringe, denn er hatte allen Leuten im Hause streng verboten, der kränklichen Dame den Unfall zu melden. Am dritten Tage begruben wir das Fräulein von Winstow auf dem Dorfkirchhofe, wo noch ihr Leichenstein steht. Herr v. Kalitz folgte ihr noch zu Grabe, und kam Jahr für Jahr an ihrem Todestage, bis ihn bei Auerstädt ein ersehnter Soldatentod traf. Die alte Baronin ward schwermüthig, und ist zwei Jahre nach dem Fräulein gestorben.

„Und der Baron?“ fragte ich.

„Der ist sogleich nach dem Tod des Fräuleins auf und davon gegangen und lange wie verrückt in der Welt herumgereist. Er hatte einen doppelten Selbstschuß für Herrn v. Kalitz mitten in jene Schleuße gelegt und das arme Fräulein hatte an den Draht gestoßen und den einen Schuß in die Brust bekommen; der andre aber hätte den Herrn v. Kalitz treffen müssen, wenn nicht das Fräulein auf den Draht gefallen wäre und ihn abgerissen hätte, denn der andre Lauf war nach der Richtung gekehrt, von wo Herr v. Kalitz irrthümlich kam. Offenbar hatte der Baron Max am Abend zuvor beide gestellt, als wir ihn aus dem Gehege kommen sahen. Später trat er in ein ungarisches Husarenregiment und blieb bei Aspern, und nach seinem Tode kam seine junge Wittwe, die er in Ungarn geheirathet hatte und gebar hier eine Tochter, das einzige Kind. Eines Tages aber erfuhr sie zufällig die traurige Geschichte, zog augenblicklich fort, und kam glaub' ich nicht wieder. Die das Gut erbte, die Tochter, ist auch todt, und so liegt Gottes Zorn und Fluch sichtlich auf dem Haus wie auf dem Geschlecht, denn es ist erloschen mit Dem, der an seinem Freund solch ein schwarzes arglistiges Bubenstück beging.“

Friedrich von Trenck.

Ein Lebensbild von W. v. H.

1. Jugend und erste Verhaftung.

Friedrich Freiherr v. Trenck, dessen Leiden als Staatsgefangener seinem Namen einen ausgebreiteten Ruf verschafft haben, wurde am 16. Febr. 1726 zu Königsberg in Preußen geboren. Er stammte aus einem der edelsten Geschlechter des Landes. Nach dem Tode seines Vaters, welcher Generalmajor der Kavalerie in preußischen Diensten gewesen, im Jahr 1740, verheirathete seine Mutter sich zum zweiten Male und verließ Preußen, um ihren Wohnsitz in Breslau aufzuschlagen. Friedrich hatte zwei Brüder und eine Schwester; sein jüngster Bruder wurde von der Mutter mit nach Schlesien genommen, der andere stand als Kornet in einem Kürassierregimente. Seine Schwester war an den einzigen Sohn des Generals Waldau verheirathet, der den Dienst verlassen hatte und nun auf seinen Gütern, in Brandenburg, lebte.

Mitten unter fröhlichen, halbbarbarischen Ereignissen aufgewachsen, empfand auch der junge Trenck jenen Durst nach Kriegsruhm und üppigem Leben, der jenen Theil der Geschichte bezeichnet. Von allen Seiten her war man auf kriegerische Eroberungen erpicht, und in Preußen, das damit begonnen hatte, sich auf Kosten seiner Nachbarländer zu vergrößern, erreichte diese Wuth ihre höchste und frevelhafteste Höhe. Neben diesen Neigungen besaß jedoch Trenck auch Fähigkeiten höherer Art: er liebte die Wissenschaft und bereicherte seinen Geist mit den Schätzen alter und neuer Gelehrsamkeit; er war auch mit einigen praktischen Wissenschaften innig vertraut, zeichnete gut, und verstand sich aufs Fechten, Reiten und andere körperliche Uebungen. Er war Lutheraner und unter Anderen auch in der heiligen Schrift belesen. Ueber diese guten Eigenschaften und Talenten wucherte jedoch das militärische Feuer und der Geschmack an sorgloser Lüderlichkeit, dessen wir bereits Erwähnung gethan haben, empor; dazu kam noch eine unglückliche Selbstüberschätzung, die ihn keine Beaufsichtigung ertragen ließ und ihn in manche traurige Verirrungen stürzte. Nachdem seine Erziehung an der Universität Königsberg vollendet war, kam er als ein junger Mann, der auf Beförderung hoffen durfte, nach Berlin und wurde dort unter den besten Auspizien bei König Friedrich von Preußen eingeführt, der ihn aufs Schmeichelhafteste aufnahm und als Kadet bei seiner Leibgarde anstellte. Dieses Ereigniß, welches im Jahr 1742 stattfand, machte Trenck, der damals erst 16 Jahre alt war, höchst glücklich, und entzündete in ihm einen lebhaften Wunsch sich auszuzeichnen.

Es ist allgemein anerkannt, daß Friedrich II. von Preußen ein außerordentliches Beispiel davon gibt, was erreicht werden kann, wenn man einen festen Plan konsequent durchführt. Seine Absicht war, aus einem fast unbedeutenden Staate Deutschlands vermöge der militärischen Taktik eine große Nation zu machen; und er erreichte sie. Da er nicht im Stande war aus seinem kleinen Gebiete zahlreiche Armeen zu ziehen, so ersetzte er durch erhöhte Geschicklichkeit, was ihm an Macht abging. Es gab nie einen größeren Zuchtmeister. Seine Armee war wie eine sinnreich zusammengesetzte Maschiene, in der sich jeder Theil im schönen Gleichgewichte befand, während er selbst die bewegende Kraft vorstellte. Die Leibgarde, in die Trenck versetzt worden war, bildete die Musterschule für die preußische Kavallerie. Sie bestand nur aus einer Schwa-

dron, aber die Mannschaft war aus der ganzen Armee erlesen und trug die glänzendste Uniform in ganz Europa. Zur Equipirung eines Offiziers bedurfte es 2000 Reichsthaler; der Küraß war ganz mit Silber plattirt; und die Pferdeausrüstung allein kostete 400 Thaler. Diese Schwadron hatte eigentlich nur 6 Offiziere und 144 Mann; doch waren immer gegen 50—60 Ueberzählige da und ebenso viele Pferde, denn der König verleibte ihr die schönsten Leute ein, die er in der Armee fand. Die Offiziere waren die unterrichtetsten, welche die Armee aufzuweisen hatte; der König selbst machte ihren Lehrmeister, und schickte sie nachher in die Kavalerie, um dort die Manöver zu instruiren, die sie selbst unter dem Könige gelernt hatten. Sie avanzirten schnell, wenn sie sich gut hielten; sie wurden jedoch wegen des geringsten Fehlers kassirt oder zur Strafe zu einem Garnisonsregiment geschickt.

Keine Truppe in der Welt hatte ein so strenges Exerzieren wie diese Leibwache. Es begann um 4 Uhr Morgens; und dabei wurden all die Veränderungen probiert, die der König bei seiner Kavalerie einzuführen gedachte. Gräben von 3, 4, 5, 6 Fuß und noch breiter, ebenso Hecken und Zäune mußten übersprungen werden; innerhalb einer Art Schranken wurden Wettrennen gehalten, wobei die Pferde im vollen Laufe gegen einander rannten. Dieselben Exerzitien mußten oft nach dem Mittagessen mit frischen Pferden wiederholt werden; und es war in Potsdam nichts Ungewöhnliches, daß dreimal in einer Nacht Allarm geblasen wurde. Die Pferde standen in den königlichen Ställen; und wer nicht innerhalb 8 Minuten sich angekleidet, bewaffnet und sein Pferd gesattelt, und bestiegen hatte, so daß er vor dem Schlosse erscheinen konnte, bekam 14 Tage Arrest. Die Augen waren kaum geschlossen, so ertönte die Trompete von Neuem, um die Jugend an Wachsamkeit zu gewöhnen. Durch diese Exerzitien gingen viele Leute und Pferde zu Grunde; aber Friedrich nahm keine Notiz davon.

Von Zeit zu Zeit wurde kleinen Abtheilungen gestattet sich in Berlin zu erholen; und die am meisten in Gunst stehenden Offiziere speisten bisweilen mit dem König zu Mittag und an Galatagen mit der Königin — eine Ehre, die durch das beständige Aussetzen von Leib und Leben theuer erkauft wurde. Trenck, der einige einträgliche Besitzungen in Ungarn besaß, die ihm auch den Baronstitel brachten, hatte es durchaus nicht nothwendig, Hofgunst zu suchen; allein sein Temperament trieb ihn an, dieß mit besonderem Eifer zu thun, und er hatte das Glück von dem Souverain bemerkt und ausgezeichnet zu werden. Unser Held hatte sich von Kindheit an durch sein erstaunliches Gedächtniß ausgezeichnet, und er war kaum 6 Wochen Kadet, als der König eine Probe in dieser merkwürdigen Fähigkeit mit ihm anstellte. Er gab ihm auf, die Namen von 250 Soldaten auswendig zu lernen, was in 5 Minuten geschehen war. Sodann sagte er ihm den Inhalt zweier Briefe her, die Trenck augenblicklich in das Französische und Lateinische übertrug. Endlich befahl er ihm eine wirkliche Landschaft aus dem Gedächtniß niederzuzeichnen, und als er dieß mit demselben Erfolge ausführte, gab er ihm eine Kornetsstelle bei seiner Leibgarde, sowie eine glänzende Equipirung dazu.

Nachdem der junge Baron Trenck einmal diesen Schritt vorwärts in seinem Berufe gethan hatte, so war ihm auch die Aussicht eröffnet, sich einen Weg zur höchsten Ehrenstelle zu bahnen, als seine eigene Thorheit plötzlich jede Hoffnung für die Zukunft abschnitt. Es scheint, daß er während seines Aufenthalts in Berlin ein Verhältniß mit einer Schwester des Königs anknüpfte; und da er dabei unklugerweise vom Gegenstande seiner Liebe Aufmunterung erhielt, so lebte er am Rand eines Vulkans, der jeden Augenblick ausbrechen und ihn vertilgen konnte. Der König bemerkte diese Anmaßung von Seiten Trencks erst nachdem derselbe einen Feldzug gegen Oesterreich mitgemacht und Proben seiner Tapferkeit gegeben hatte. Mit einem größeren Widerstreben, als man bei dem preußischen Monarchen hätte erwarten sollen, entschloß er sich daher den jungen Offizier für seine Vermessenheit zu bestrafen. Doch fiel der Streich erst, nachdem Trenck einen neuen Grund zur Unzufriedenheit dadurch gegeben hatte, daß er ein Geschenk von Pferden und einen Brief mit Freundschaftsbezeugungen von seinem Vetter Franz annahm, der Pandurenoberst in Oesterreich war, was, wie es scheint, den König an Trencks Loyalität zweifeln ließ. Dieser Zusammenfluß von Verirrungen entschied sein Schicksal.

In einem Lande, welches eine freie Verfassung besitzt, müssen alle Verbrechen, seyen sie nur erwiesen oder blos verklagt, gehen sie gegen den Staat oder eine Privatperson, einem förmlichen Verhöre unterworfen werden. Wird dann der Angeklagte unschuldig erfunden, so läßt man ihn frei. In Landen aber, wo Despoten regieren, deren Wille Gesetz ist, gibt es keine Bürgschaft gegen Ungerechtigkeit. Ob der Verdächtige zuerst verhört oder alsbald verurtheilt wird, hängt nur von der Laune des regierenden Herrn ab. Friedrich von Preußen rühmte sich seiner Gerechtigkeit sehr, und wo seine eigenen Gefühle oder seine Politik nicht im Spiele waren, ließ er auch gewöhnlich dem ordentlichen Gerichtsverfahren seinen Lauf. Bei dieser Gelegenheit aber handelte er im Geiste eines wahren Despoten; er ließ sein Opfer fassen, und schickte es ohne weitere Erklärung oder Verhör als Gefangenen in die Citadelle von Glatz. Die Verhaftung, die im Juli 1745 statt fand, zu welcher Zeit Trenck erst 19 Jahre alt war, geschah auf eine ebenso demüthigende als unerwartete Weise. Ungehört, unangeklagt und ungerichtet wurde er wie ein Verbrecher durch 50 Husaren von der Armee abgeführt; seine Equipage blieb zurück und ward die Beute einer Kreatur des Königs, seine Stelle fiel einer andern zu. Trenck hatte sich allerdings einer großen Unklugheit schuldig gemacht, vielleicht war er sogar ein gesetzlicher Verbrecher, aber die Art seiner Verurtheilung und Verhaftung war eine Schmach für Friedrich, der gewöhnlich der Große genannt wird. Wohl möchte man bei diesem traurigen Falle mit Trenck ausrufen: „Unglückliches Volk, wo die Macht höher steht als das Gesetz und wo der Unschuldige und der Schuldige demselben Urtheilsspruche ausgesetzt sind! Unglückliches Land, wo das allmächtige:

„Dieß ist unser Wille!“ alle Aussprüche des Gesetzes übertönt und den Betreffenden ohne Weiteres seines Vermögens, seiner Ehre und seines Lebens beraubt!“

Trenck war jetzt Gefangener in Glatz, einer starken Festung in einer Gebirgsgegend. Der politische Gang, den man in einem solchen Falle hätte befolgen müssen, wäre einfach der gewesen, daß er den König demüthig um Gnade angefleht hätte. Aber im Bewußtseyn, daß er nichts Verrätherisches begangen, sondern im Gegentheil unter Unwürdigkeiten leide, bat er vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Dieser Ton mißfiel Friedrich noch mehr, und er gab keine Antwort auf das Schreiben. Trenck verzweifelte nun an Genugthuung oder Befreiung, und dachte nun, da er nicht im Stande war sich irgend gutwillig zu unterwerfen, nur darauf, wie er aus seinem Gefängniß zu entrinnen vermöchte. Es fehlte ihm weder an Freunden noch an Geld, und er glaubte, daß es ihm nicht schwer werden würde, die Offiziere seiner Wache für sich zu gewinnen. Bei diesem Projekte ward er von einem Lieu. Piaschky und Fähnrich Reitz unterstützt, die Beide mit ihm davon gehen wollten.

Endlich gewann er auch einen Kapitän Manget, der von einem Kriegsgericht zu 10jähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden war. Nachdem die nothwendigen Maßregeln getroffen waren, wurde der Plan von Mangel verrathen, der sich dadurch Begnadigung und Freiheit erkaufte. Piaschky rettete sich durch Flucht; Reitz wurde verhaftet, blieb ein Jahr lang eingesperrt und verlor seine Stelle, und Trenck selbst ward nun enger eingeschlossen und mit größerer Vorsicht bewacht. Dieser Fluchtversuch vermehrte eben so sehr den Verdacht des Königs als seinen Zorn, und Trenck durfte nun fast nicht mehr auf Befreiung rechnen.

Von jetzt an wollen wir Trenck sein Schicksal mit seinen eigenen Worten erzählen lassen, und nur da Abkürzungen vornehmen, wo dieß nothwendig erscheint.

2. Haft in Glatz.

Mir selbst überlassen betrachtete ich meine Lage von dem schlimmsten Gesichtspunkte aus und beschloß entweder zu fliehen oder zu sterben. Die lange und enge Einsperrung wurde meinem ungeduldigen Geiste mit jedem Tage unerträglicher. Ich verzweifelte noch nicht daran, die Garnison auf meine Seite zu bringen. Sie wußten, daß ich Geld hatte, und in einem armen Garnisonsregimente, dessen Offiziere sämmtlich unzufrieden waren, da man sie meist wegen geringer Vergehen aus andern Korps gezogen und zur Strafe hieher gesandt hatte, war nichts unmöglich.

Mein Plan war folgender: Mein Fenster im Thurm der Citadelle ging nach der Stadt und war 90 Fuß über dem Boden. Aus jener konnte ich nicht heraus, wenn ich nicht vorher einen Zufluchtsort in der Stadt besaß. Ein Offizier unternahm es, mir einen solchen zu verschaffen, und vermochte einen ehrlichen Seifensieder mir ein Versteck zu gewähren. Ich kerbte nun mein Federmesser und durchsägte drei dicke eiserne Stangen; diese Arbeit war mir jedoch zu langweilig, da ich acht Stangen durchfeilen mußte, bevor ich zum Fenster hinaus konnte; ein anderer Offizier verschaffte mir daher eine Feile, die ich jedoch mit Vorsicht gebrauchen mußte, um nicht von den Schildwachen gehört zu werden. Als diese Arbeit beendigt war, schnitt ich mein ledernes Felleisen in Riemen, nähte sie mit den Enden aneinander, knüpfte meine Betttücher daran und kam sicher diese ungeheure Höhe herab. Es regnete, die Nacht war dunkel und Alles schien mich zu begünstigen; allein ehe ich in die Stadt gelangen konnte, mußte ich durch einen Wassergraben, der voll Schlamm war; diesen Umstand hatte ich nicht in Erwägung gezogen. Ich sank bis an die Kniee hinein, und nach langem Ringen und unglaublichen Anstrengungen um loszukommen, sah ich mich genöthigt, der Schildwache zu rufen und sie zu bitten, sie möchte zum Gouverneur gehen und ihm sagen, Trenck stecke im Schlamm fest.

Mein Mißgeschick war um so größer, als der Gouverneur von Glatz einer der grausamsten Männer war. Er nahm daher keine Rücksicht auf meine Bitte, sondern ließ mich bis Mittag zum Spott der Soldaten im Kothe stehen. Dann wurde ich halb todt herausgezogen, nur um auf's Neue eingekerkert zu werden. Man schloß mich den ganzen Tag über ein, ohne mir nur Wasser zum Waschen zu gewähren. Man kann sich keinen Begriff machen, wie ich aussah; ich war ganz erschöpft und mit Koth überzogen, mein langes Haar war in den Schlamm gefallen und hatte mich im Losringen ganz damit bedeckt. In diesem Zustande blieb ich bis zum nächsten Tage, wo man mir zwei Mitgefangene schickte, die mir beim Reinigen helfen sollten.

Die einzige Gefälligkeit, die man mir während meiner Einsperrung gewährte, bestand darin, daß ich einige Bücher haben durfte, mit denen ich mir die Zeit vertrieb. Aber in der Dunkelheit der Nacht oder wenn ich des Lesens müde war, wurden meine Betrachtungen um so düsterer. Mein Geist war noch ungebändigt und ich schmachtete nach der Freiheit, deren man mich ungerechterweise beraubt hatte.

Eines Tages kam der Major Doo, von einem Offizier der Wache und einem Adjutanten begleitet, um mich zu visitiren. Nachdem er jeden Winkel meines Zimmers ausgestöbert hatte, hielt er mir vor, was ich für ein Verbrechen habe begehen wollen, als ich jenen Fluchtversuch machte, und ging so weit, daß er mich einen Vaterlandsverräther nannte, der mit dem Feinde korrespondirt habe. In diesem Augenblicke riß ich ihm den Degen von der Seite, auf dem schon lange meine Blicke geruht hatten, sprang zur Thüre hinaus, stürzte die Schildwache von oberst zu unterst die Treppe hinab, ging an den Leuten vorbei, die eben vor der Gefängnißthüre aufgezogen waren, um die Wache abzulösen, schreckte sie durch die Art, wie ich um mich schlug, aus einander, verwundete vier derselben, schlug mich durch die Uebrigen durch, sprang auf die Brustwehr des Walles, und hüpfte, den gezogenen Degen in der Hand, von dieser erstaunlichen Höhe herab, ohne mir den geringsten Schaden zu thun. Mit gleicher Sicherheit und gutem Erfolge sprang ich auch über den zweiten Wall. Keine ihrer Flinten war geladen; keiner wagte es, mir nachzuspringen; sie mußten daher um die Stadt herum und durch das Thor der

Citadelle springen, um mich zu fangen. Somit hatte ich eine gute halbe Stunde Vorsprung.

Aber eine Schildwache, die an einem engen Durchgange stand, wollte mich mit dem Bajonnette aufhalten, ich parirte und verwundete sie im Gesichte. Zu gleicher Zeit sprang eine zweite Schildwache von den Außenwerken herbei, um mich von hinten zu fassen; um diese zu vermeiden, sprang ich über die Pallisaden. Dort aber fing ich mich unglücklicherweise mit dem Fuß, und erhielt einen Bajonnetstoß in die Oberlippe; ich war nun so verwickelt, daß ich nicht loskommen konnte, und sie schlugen mich mit dem Gewehrkolben, und schleppten mich in das Gefängniß zurück, während ich wie ein Verzweifelter kämpfte und mich vertheidigte.

Gewiß hätte ich, wenn ich sorgfältiger über die Pallisaden gesprungen wäre und die Schildwache, die sich mir entgegenstellte, niedergemacht hätte, entrinnen und das Gebirge erreichen können. So hätte ich nach Böhmen entfliehen können, nachdem ich bei hellem lichten Tage aus der Festung Glatz gebrochen, an allen Schildwachen vorbei, über alle Wälle gesprungen und trotz der Wache, die unter den Waffen stand und zur Gegenwehr bereit war, ungestraft durchgekommen wäre. Mit dem Schwerte in der Hand hätte ich mich vor keinem einzelnen Gegner gefürchtet und zugleich war ich im Stande, mit dem schnellsten Läufer um die Wette zu rennen.

Nachdem ich blutend und entmuthigt in mein Zimmer zurückgebracht war, vermehrte man die Strenge meiner Haft; zwei Schildwachen und ein Unteroffizier wurden mit mir eingeschlossen und selbst wieder durch äußere Schildwachen bewacht. Meine Schmerzen waren furchtbar; ich hatte den Fuß verrenkt, spuckte Blut und meine Wunden konnten erst nach einem Monat geheilt werden. Jetzt erst erfuhr ich, daß der König mich nur zu einer einjährigen Haft verurtheilt gehabt hatte, um sich zu versichern, ob seine Verdachtgründe richtig wären. Meine Mutter hatte für mich gebeten und die Antwort erhalten: „Ihr Sohn bleibt ein Jahr lang Gefangener für seine unvorsichtige Korrespondenz."

Dieß hatte ich nicht gewußt und man sagte in Glatz, ich sey zu lebenslänglicher Einkerkerung verurtheilt. Ich hätte nur noch drei Wochen nach Freiheit schmachten dürfen, als ich jenen unbesonnenen Versuch machte. Was mußte der König davon denken? Mußte er jetzt nicht mit Strenge einschreiten? Wie ließ sich meine Ungeduld rechtfertigen, so eine Wiedereinziehung zu riskiren, da ich doch gewiß war, in drei Wochen Freiheit, Rechtfertigung und Ehre wieder zu erlangen? Allein so war einmal mein unseliges Geschick, alle Umstände trugen dazu bei, mich unglücklich zu machen, bis ich endlich trotz der Reinheit meiner Gesinnungen wirklich Ursache gab, daß man mich für einen Verräther halten konnte.

So sah ich mich denn wieder in meinem Kerker; aber nicht so bald fühlte ich mich wieder wohl, als ich neue Projekte zur Flucht entwarf. Ich ließ es mir zuerst angelegen seyn, die Zuneigung meiner Wachen zu gewinnen. Ich besaß Geld, und dieses, in Verbindung mit dem Mitleide, daß ich einflößte, vermochte Alles auf unzufriedene preußische Soldaten. Bald gewann ich 32 Mann, die bereit waren, beim ersten Signal Alles zu thun, was ich befehlen würde. Zwei bis drei ausgenommen kannten sie einander gegenseitig nicht; sie konnten also nicht Alle auf einmal verrathen werden. Ein Unteroffizier Namens Nicolai, sollte sich an ihre Spitze stellen. Die Garnison bestand nur aus 120 Mann vom Garnisonsregiment, die Uebrigen waren in der Umgegend von Glatz zerstreut. Von vier den Offizieren, die dabei kommandirten, hatte ich drei in mein Interesse gezogen. Alles war vorbereitet: Degen und Pistolen lagen in einem Ofen verborgen, der sich in meinem Gefängnisse befand. Wir hatten die Absicht, alle Gefangenen zu befreien und uns unter Trommelschlag nach Böhmen zurückzuziehen. Unglücklicherweise hatte Nicolai unser Vorhaben einem österreichischen Deserteur mitgetheilt, der her ging und unsere Verschwörung verrieth. Der Gouverneur schickte augenblicklich seine Adjutanten in die Citadelle mit dem Befehl, der Offizier von der Wache solle Nicolai und einige Andere, die in die Sache verwickelt waren, verhaften.

Nicolai befand sich auf der Wache, und da der Lieutenant mein Freund und selbst in das Geheimniß eingeweiht war, so gab er das Signal, daß Alles verrathen sey.

Nikolai war augenblicklich entschlossen und schrie: „Zu den Waffen, Kameraden! wir sind verrathen!" Alle Verschwornen folgten ihm nach dem Wachhause, wo sie sich der Patrontaschen bemächtigten, da der Offizier nur 8 Mann bei sich hatte; dann kamen sie, unter beständigen Drohungen, jeden niederzuschießen, der sich ihnen widersetzen würde, um mich aus dem Gefängnisse zu befreien; allein die eiserne Thüre war zu stark und die Zeit zu kurz, um sie zu demoliren. Nicolai rief mir zu und bat mich, ihnen zu helfen; doch umsonst; als der Brave sah, daß er nichts mehr für mich thun konnte, stellte er sich an die Spitze der 19 andern, marschirte nach dem Thor der Citadelle, wo sich ein Unteroffizier und zehn Mann befanden, nöthigte diese, ihn zu begleiten und entfloh so nach Böhmen.

Jetzt war ich allen Stürmen des Mißgeschickes Preis gegeben. Man leitete eine Untersuchung gegen mich ein, als einen Verschwörer, der die Offiziere und Soldaten des Königs zu verführen strebe. Man befahl mir, die Namen der übrigen Verschwörer zu nennen; auf solche Fragen gab ich jedoch gar keine Antwort, außer daß ich fest erklärte, ich sey ein unschuldig Gefangener, ein ungerechterweise kassirter Offizier; ungerecht, weil man mich nie verhört habe. Ich sey somit aller meiner Verbindlichkeiten ledig und man dürfe es für nichts so Merkwürdiges halten, daß ich nach jenem Naturgesetze lebe, das Jedermann ein Recht gibt, seine Ehre zu vertheidigen und auf jede mögliche Weise seine Freiheit wieder zu erlangen. Dieß aber sey der einzige Zweck bei allen meinen bisherigen Unternehmungen gewesen, und werde es auch künftig seyn; denn ich sey entschlossen fortzumachen, bis meine Versuche entweder mit Erfolg gekrönt wären, oder ich dabei das Leben verloren hätte.

Man entfernte nun die Soldaten aus meinem Zimmer. Um diese Zeit war auch mein Geld beinahe Alles ausgegeben. Ich war jetzt ein elender Gefangener, und sah nirgends eine Aussicht, meine Lage zu verbessern. Während ich mich in die-

ser Art verzweifelnder Betäubung befand, gewann ich das Mitgefühl eines braven und etwas excentrischen Mannes, des Lieutenants Bach, eines Dänen von Geburt, der jedesmal den 4. Tag die Wache bezog. Er trat in meinen Kerker und sagte mir, daß es rein unmöglich für mich sey zu entfliehen, wenn nicht der Offizier von der Wache mit mir desertiren würde; daß er selbst nichts sehnlicher wünsche, als sein Leben für mich zu opfern, daß er aber Pflicht und Ehre nicht so weit vergessen könne, um mit mir zu desertiren, während er sich auf der Wache befinde. Er gab mir jedoch sein Ehrenwort, daß er innerhalb weniger Tage eine solche Person ausfindig machen und einstweilen alles Nöthige zu meiner Flucht vorbereiten wolle. Er kam an demselben Abend zurück und brachte den Lieutenant Schell mit. Beim Eintreten sagte er: „Hier ist Ihr Mann." — Schell umarmte mich, gab mir sein Ehrenwort, und somit war die Sache abgemacht.

Wir begannen bald über die zu Erreichung unseres Zweckes nöthigen Mittel zu berathen. Schell war erst kürzlich aus der Garnison Habelschwert nach der Citadelle von Glatz gekommen, und sollte in zwei Tagen die Wache vor mir beziehen, bis zu welcher Zeit wir somit unsern Versuch aufschoben. Außer Schell wollten noch zwei andere Offiziere, Schröder und Lunitz desertiren. Schell sollte mit mir gehen, und Schröder und Lunitz drei Tage später nachkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Herrin von Lindhorst.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

16.

Die heiße Sonne eines Herbsttages stand in ihrer Mittagshöhe, und brannte empfindlich auf Berg und Thal herab. Droben in Bannwald am sogenannten Grauen Brunnen lagen drei Jäger im Schatten auf dem weichen Moos und hielten ihre Mittagsrast. Der eine von ihnen, den wir an der koketten waidmännischen Tracht als Fritz Abt, den jungen „Bannmüller", erkennen, lag auf einer rauhen Kotze, die er als Mantel gerollt, mit sich getragen hatte, und schlief nicht wie der andere junge Mann, dessen beinahe mädchenhafte Schönheit und kräftiger elastischer Wuchs ihn als Graf Willibald zu erkennen gaben, und der ältere Mann, der dort auf dem Bauche lag, die gekreuzten Arme über eine Baumwurzel und darüber den Kopf gelegt, war unser alter Bekannter, der Amerikaner Jost Lüning, dessen tiefe Athemzüge einen gesunden ernstlichen Schlaf verriethen. Zu seinen Häupten, im Bereich seiner Hände, lag sein Doppelgewehr, das durch ein Visier auf der Mitte des Laufs sich als Büchsflinte zu erkennen gab, und neben dem Gewehr hatte sich das schwarze Dächsel niedergestreckt, welches beinahe nie von der Seite des Alten kam.

Fritz Abt allein schlief nicht, sondern er rauchte und schnitt mit seinem Jagdmesser allerlei Figuren in das dichte grüne Moos vor ihm. Von Zeit zu Zeit aber warf er finstere gehässige Blicke auf den Grafen Willibald, welcher ein halb Dutzend Schritte von ihm schlief, den Kopf auf das Kreuz eines erlegten Rehbocks gestreckt, und den Unmuth nicht ahnte, welchen sein Anblick in dem jungen Bannmüller zu erwecken schien. Neben dem Grafen Willibald aber lag ein schöner brauner Schweißhund mit klugen Augen, welche er nicht von Fritz Abt verwandte, als ob das treue Thier verstände, was für bittere Empfindungen gegen seinen Herrn das Gemüth des jungen Nachbars bewegten. Endlich aber bemerkte Fritz die lauernde Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er von Seiten des Thieres war, und neckte den Hund durch ein Zungenschnalzen, das derselbe mit einem dumpfen zornigen Knurren erwiderte.

„Na, was ist das?" fragte Jost Lüning, plötzlich erwacht, und raffte sich halb auf, mit einer Hand nach dem Gewehre greifend. Die Haltung des Hundes verrieth ihm sogleich den Zusammenhang; er murmelte eine kräftige Verwünschung gegen den Dummkopf, der die Leute „verdammt nicht schlafen lasse", und wollte sich gerade wieder niederlegen, als Fritz eine große Feldflasche hervorzog und sie Jost hinhielt.

„Thut Bescheid, Alter!" flüsterte er; „ich wollte sie Euch hinbringen, aber das bösartige Vieh knurrte, da es mich aufstehen sah."

„Unsinn!" murmelte Jost; „der Hund ist gutartig, aber er hat eine Nohschen (notion, Ahnung) davon, daß Du seines Herrn guter Freund nicht bist, und hat Dir's an den finsteren Augen abgelesen. Na, gib den Becher her, und den Zucker, Junge, damit ich mir einen Trunk mischen kann!" und lautlos aufstehend hing er das Gewehr am Riemen um den Hals, ging zu Fritz hinüber, um Feldflasche und den Jagdbecher aus einer Kokosnußschale zu holen, und stieg zu der Quelle hinunter, die aus dem rothen Sandstein rieselte und sich in ein kleines längliches Becken ergoß. „Ha, das labt! das schleicht hinunter wie feines Oel und bringt die alte Maschine in Gang.... Dank Dir, Junge!.... Wird bald Zeit seyn, aufzubrechen, wenn wir noch die dichte Fichtenkultur durchnehmen wollen, wohin heute früh das Rudel Hochwild gezogen ist."

„Euer vornehmer Freund schläft ja noch wie eine Ratte, Lüning!" versetzte Fritz giftig. „Er ruht auf seinen Lorbeeren, da er heute allein etwas geschossen hat!"

— „Er schläft, weil er heute Nacht gar nicht zu Bette kam, you sneaking skunk!" sagte Jost mit einem tadelnden geringschätzigen Blicke. „Es war kaum halb zwei Uhr, als er mir unter meinem Fenster pfiff um mich zum Anstand und Birschgang abzuholen. Bist Du neidisch, weil Er den Bock geschossen hat? Dann magst Du Dich schämen, Junge, denn Er hat den Ruhm verdient und hat überhaupt das Zeug zu einem Jäger, das Du verdammt nicht hast, Du gespreizter Truthahn; darum gib Dich zufrieden und mach mir die Leber nicht gelb! „Was hast Du gegen den Gentleman?

„Daß er ein verwünschter Aristokrat ist, dem ich unsere Rehe und Hochwild gar nicht gönne," erwiderte Fritz mit verhaltenem Ingrimm. „Was hat er in unserem Wald verloren? Was braucht er unser Wild wegzuschießen? Wollte 'mal

sehen, wenn Ihr oder ich in den gräflichen Waldungen jagen wollten, was Er dazu sagte."

Jost hestete einen finsteren strengen Blick aus seinen grauen Augen auf den jungen Mann und sagte kalt: „Wenn er Dich oder mich einlüde auf die Jagd da drüben, Junge, so schätz' ich, er wäre Gentleman genug, sich über jeden schönen Schuß zu freuen, den wir machten. Aber er kann uns verdammt nicht einladen, so wie die Sachen nun einmal stehen, weil wir beide es mit dem hochmüthigen Heißsporn von Gobbler, seinem Bruder, verdorben haben. Wenn Er aber Lust hat mit mir zu gehen und ich an ihm Gefallen finde, so soll, denk' ich, kein Teufel mich hindern, ihn mitzunehmen, — verstehst Du, Junge? Und damit Sela."

„Oho, Meister Jost! ich dächte, dabei hätten wir auch ein Wörtchen mitzureden — mein Vater und ich!" wallte Fritz auf.

— „Du? Ei seht doch! Ich habe, schätz' ich, meinen Antheil am Pachte bezahlt und mir ausbedungen, daß ich mit mir auf die Jagd nehmen darf, wen ich nur immer will, und da Dein Vater und ich den Ertrag theilen, so kalkulir' ich, daß es dem Governor gleichgültig seyn kann, Wen ich mitnehme, vorausgesetzt, daß er mir etwas trifft, he? Und Dich, mein Junge, werd' ich verdammt nicht fragen!"

„Aber ich sage Dir, Jost, daß es mein Vater sehr übel nehmen wird, wenn er erfährt, daß einer von den Jungen vom Schlosse im Bannwald jagt; denn du weißt ja, daß mein Vater mit der Herrschaft im Prozeß liegt!"

— „Das kümmert mich nicht so viel, Junge; God d— your petty strives, you bloody boors (Gott v—e eure kleinen Händel, ihr verwünschten Bauern)! Was thu' ich damit? Ich stehe auch auf Garant'sett mit dem jungen Heißsporn von Rothkopf auf dem Schlosse; aber den Jungen dort hab' ich als Gentleman erfunden und liebgewonnen, und darum ist er mir als Jagdgenosse immer willkommen, sey er nun ein Graf oder ein Holzhauer, wenn nur der Kerl was taugt und seiner Kugel sicher ist!"

„Natürlich, es thut Dir ganz wohl, Alter, daß die Leute Dich mit dem Grafen so vertraut sehen, und schmeichelt Deiner eigenen Eitelkeit!" sagte Fritz Abt bitter. „Du bist mir ein schöner Republikaner, Lüning, wenn es Dir so viel Spaß macht, mit den vornehmen Herrn umzugehen!"

— „Mondkalb, was verstehst Du hiervon?" versetzte Jost geringschätzig. „Was kümmert's mich, ob er Graf ist oder nicht, oder was die Leute davon denken! Ich bin dem Manne gut, denn er ist ein frischer, quicker Junge und ein treues Blut — wat koof' ik mir davor, daß er 'n Graf ist? So lange er mit mir jagt, ist er mir Mister Waal schlechtweg, und damit basta! Und ob Du und Dein Alter ihm giftig sind oder nicht, das kümmert mich kein zerschlagenes Zündhütchen! — Was hast Du gegen ihn einzuwenden? hat er Dir etwas zu Leide gethan, Dich betrogen, belogen, verleumdet?"

„Nein, nichts von alle dem, aber er ist einmal ein Aristokrat, und wir sind mit seinem Vater im Prozeß, und darum haß' ich diese ganze gräfliche Sippschaft insgesammt und könnte Einen um den Andern erschießen....

— „Oh, you darned bloody sneaking rattlenake (Du verd— kriechende Klapperschlange)!" brummte Jost und wandte sich verächtlich von dem jungen Manne ab. „Das steht euch verd—n Bauern gleich! Du vermaledeiter grüner Junge, Du! Ein verd—e Indschen von den Pahnies oder Schoschonies würde nicht so sprechen, wie Du, und hätte mehr Männlichkeit unter seinem ledernen Jagdhemd als Du! Wenn Dein Alter so spräche in seinem dummen Grimm und Koller, wollt' ich es ihm noch vergeben, denn er ist eben ein Bauer. Aber daß Du so sprichst, der Du mit den Jungen vom Schlosse geschult worden bist und manch lieben Tag ihr Brod gegessen hast, — daß Du um erbärmlichen Gelds oder vermeintlicher Rechte willen vergessen kannst, daß die jungen Grafen und Du einst Spielgefährten und Mitschüler waren, das ist schändlich und zeugt von einem schlechten Herzen! Und nun geh' zum Teufel, verd—s Stinkthier, und geh' in Dich und laß Dich heute nicht mehr vor mir sehen, sonst gäb' ich Dir bei Jove die Peitsche, you darned sneaking Injun!"

„Oho, Jost, Du wirst mir doch nicht verbieten wollen, hier zu bleiben?....

— Oh yes, I do, by Jove," sagte der Amerikaner mit eisiger Ruhe. „Mind, sir, ich meine verdammt, was ich sage! Ich will nicht vergessen, was ich Freundliches von Deinem Vater und Dir empfangen habe; aber nun Du so über den jungen Gent gesprochen, der Dir nie etwas zu Leide gethan, mag ich heute und morgen nicht mehr mit Dir jagen, und schätze, Du mußt das selbst fühlen. Waren's auch nur Worte, Junge, so waren's schlechte Worte, in keinem guten Herzen gewachsen. Geh'!"

Jost wandte ihm den Rücken, und stieg wieder aus der kleinen Schlucht hinauf, ohne Fritz noch eines Blickes zu würdigen. Der junge Bannmüller that einige Schritte ihm nach, und rief: „Jost, alter Knabe, sey doch kein Narr!" aber der Amerikaner schaute sich nicht einmal nach ihm um. Da zauderte Fritz, schaute ihm eine Weile nach, murmelte eine Verwünschung und folgte ihm dann mit resolutem Schritt, aber nur um seinen Teppich, sein Jagdzeug und die Ueberreste des Frühstücks zögernd aufzuräumen. Dann warf er einen lauernden Blick auf Jost, der sich ganz ruhig wieder auf seinen vorigen Platz gestreckt hatte und jetzt seine kurze Pfeife rauchte, aber von Fritz keine Notiz mehr nahm, sondern ernsthaft in seine blauen Rauchwölkchen blickte.

„Jost, seyd Ihr mir wirklich böse?"

— „Unsinn! ich meine, was ich spreche, Junge! und Deine Worte waren schändlich! Ich verzeihe sie Dir nicht! Geh, und sag' mir übermorgen, daß sie Dir leid thun!"

„Na, ein Wort ist ja kein Donnerschlag, Alter!"

— „Einerlei, aber man schätzt den Menschen nach seiner Rede. Laß mich heute, Deine Nähe macht mir die Galle warm und bringt mir Unglück!" murmelte Jost sich abwendend. „Einem Andern als Dir hätt' ich die Kehle 'n Bißchen zu-

sammengeschnürt und die Roßpeitsche gegeben. Go on and be darned!"

Fritz sah ein, daß er es mit dem Alten verdorben hatte, und kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß er für heute so eigensinnig sein würde, wie ein Maulthier. Er schwang sich daher auf dem Absatz herum, schritt den Abhang hinunter und war bald unter den Bäumen verschwunden.

Als seine Schritte beinahe verklungen waren, stand Lüning auf und blickte ihm nach. „Der verd—e Kerl! jetzt wird er uns den Trieb verderben, denn er geht gerade nach der rauhen Fichtenkultur!" murmelte er. „Das thut er mir zum Aergerniß. Ah, ich schätz', ich hab' ihm doch verdammt nicht zu viel gethan, denn ob geschult oder nicht, der Bauer schlägt den Jungen noch immer in den Nacken! Noch immer der tückische, verbissene, eigennützige deutsche Bauer! Bei Jove, ich will's ihm eintränken!"

Dann kehrte er langsam wieder um, setzte sich unter eine der gewaltigen Tannen, dem Schläfer gerade gegenüber, und schaute gedankenvoll, träumerisch auf Wilibald, der noch immer in einem gesunden festen Schlafe lag. Das eherne vertrocknete Gesicht des Amerikaners nahm einen eigenthümlichen Ausdruck an, — die scharfen stechenden Augen schwammen in einem feuchten Glanz und blickten leer in's Blaue, und der sonst so herbe Zug um dieselben war verschwunden. Es war, als ob sein Blick nach innen gekehrt sey und Dingen nachhänge, die einer fernen Vergangenheit angehörten, und doch kehrte sein Auge ab und zu wieder zu dem Gesichte des Schläfers zurück und haftete an demselben lange und mit einer stillen leisen Wehmuth, die man dem rauhen herben Mann nicht zugetraut hätte. Und ein- oder zweimal war es gar, als ob der breiten Brust des Amerikaners sich leichte Seufzer enträngen.

Eine halbe Stunde oder mehr mochte Lüning so gesessen haben, — die kurze Pfeife war längst ausgeraucht und kalt geworden, ohne daß er es beachtete, — da fuhr er zusammen von dem Schrei eines Vogels, der aus der Holzung aufflog und den Hochwald suchte. Das Dächsel zu seinen Füßen war ebenfalls aufgefahren, schnoberte in die Luft, lauschte und windete und zeigte eine unverkennbare Unruhe. Drunten in der Schlucht ließ sich ein leichtes Geräusch vernehmen, welches die Spannung des Hundes vermehrte, so daß auch der Schweißhund aufmerksam ward. Bergmann, das Dächsel, blickte begierig bald auf seinen Herrn bald nach der Schlucht hinab, als wollt' es sich seine Befehle erbitten. Lüning war mit Einem Male wie verwandelt; der leidenschaftliche besonnene Jäger war an die Stelle des stillen nachdenklichen Träumers getreten. Mit einer kreisförmigen Schwenkung der Hand und einem ermunternden Blick schickte er Bergmann in einem Bogen den Abhang hinab und der Hund schien den Befehl so genau zu verstehen, wie nur ein Mensch ihn in Worte gefaßt begriffen hätte. Mit einer anderen Handbewegung winkte er dem Schweißhunde zur Ruhe; dann schlich er, tief zum Boden herabgeduckt, das Gewehr schußfertig in beiden Händen, von Stamm zu Stamme bis an eine alte Wettertanne am Rande der Schlucht und sank hier lautlos in die Kniee. Kaum eine Minute war er hier, so hob sich das Gewehr langsam und stetig in seiner Hand, lag an seiner Wange und suchte fest und sicher eine bestimmte Richtung, nämlich den langen Kopf und die beweglichen Losen eines Altthiers, das noch halb drunten in der Schlucht zwischen den Büschen stand und vorsichtig loste und windete, ehe es sich in den Hochwald herauf wagte. Plötzlich knallte ein Schuß, die Hinde machte einen gewaltigen Satz durch die Büsche und stürzte den Abhang hinunter; ein lautes Getrappel erscholl — ein Hundegebell tiefer unten in der Schlucht, dann bewegten sich vier oder fünf Stücke röthlicher Thiere durch das Gebüsch, ein zweiter scharfer Knall erscholl unter der Tanne, ein Hirsch sprang ebenfalls mit gewaltigem Satz empor und die übrigen Thiere des Rudels klimmten die jenseitige Böschung der Schlucht hinan und setzten in weiten Fluchten durch den Wald.

Lüning pfiff seinem Hunde zurück und schickte sich an, sein Gewehr behend auf den frischen Brand zu laden, als er den Grafen Wilibald auf sich zukommen sah, der von dem ersten Schusse geweckt rasch aufgesprungen war und nach seiner Büchse gegriffen hatte.

„Nun? was war's?" fragte er.

— „Ein Doublé, schätz' ich — ein starkes Altthier und ein Sechserhirsch", erwiderte Lüning schmunzelnd und betrachtete das Gewehr. „Nun sollt Ihr es auch nicht wieder zurückbekommen, Sir, da ich es so schön eingeweiht habe. Ich nehm' Alles zurück, was ich über das Spielzeug da gesagt. 's ist ein prächtiges Gewehr!"

„Ah, nicht wahr? das sagt' ich ja!" rief Willy. „Ich gratulire Ihnen, Lüning, denn der Schütze hat sicher ebenso viel gethan, wie das Gewehr. Aber sagen Sie mir nur, wie kam denn das so geschwinde?"

— „Oh, ich schätze, es geht mit natürlichen Dingen zu, Sir! Ihr schliefst und ich mocht' Euch nicht wecken. Hatte mich mit Fritz Abt gezankt und den Burschen weggeschickt, weil er mich geärgert; da ist, wie es scheint, das Teufelskind hingegangen und durch die dichte Fichtenkultur gedrungen, in welche heute früh das Rudel Hochwild hineingewechselt. Wollte uns wahrscheinlich den Spaß für diesen Nachmittag verderben. Aber das Viehzeug schlich sich wohl vor ihm vorüber und wechselte hier herauf, um nach dem oberen Walde zu ziehen, und da hörten ich und Bergmann das Zeug die Schlucht herauf kommen und waren flugs dabei, ihm den Paß zu verlegen. Und alles ging so geschwind, daß ich nicht mehr Zeit hatte, Euch zu wecken, wenn wir nicht das Nachsehen haben wollten. Nichts für ungut, Sir!"

„Never mind, sir, wie Sie zu sagen pflegen, Alter!" sagte Willy lächelnd und drückte Lüning die Hand. „Sie waren jedenfalls der geeignetere Schütze, denn ich hätte, druselig wie ich noch war, nicht so gut geschossen. Ich bin nicht schußneidisch, sondern wünsche von ganzem Herzen Glück zu dem Schusse!"

— „Dank' Euch, Sir! dafür sollt Ihr morgen ebenfalls ein Doublé machen, wenn es das Glück will," sagte Lüning freundlich. „Nun ich das Kopfthier von dem Rudel wegge-

schossen, können wir der andern Thiere morgen sicher seyn, denn ich weiß, wo sie stehen werden!"

„Wollen wir nun die beiden erlegten Stücke aufsuchen, Meister Lüning?" fragte Willbald, da er sah, wie der Amerikaner die Zündhütchen aufsetzte und das Gewehr umhängend zu dem Lagerplatze zurückkehren wollte.

— „Aufsuchen? Oh, damit hat es keine Eile, Sir!" versetzte Lüning lächelnd. „Ich schätze, die entlaufen uns nicht mehr, denn ich habe sie geschossen, und sie haben ‚gezeichnet', wie nur ein Waidmann es wünschen kann — hättet den Sprung sehen sollen, die Todesflucht, welche jedes von ihnen machte! sind mir beide verdammt so sicher wie Vollmond! — Na, Sir, haltet den Hund nur hübsch an der Leine, und laßt das Viehzeug erst krank werden. Plaudern wir ein Stündchen, und schicken dann die Hunde nach, dann ist da 'ringere Arbeit bei. He, Bergmann mein Hundchen, da herein!"

Und ohne einen allfälligen Widerspruch seines Jagdgastes abzuwarten, schritt er wieder zu der großen Tanne zurück, wo seine alte Jagdtasche lag, suchte Tabaksbeutel und Feuerzeug und wollte sich seine Pfeife stopfen, als Willy sich neben ihm niederließ und ihm eine Cigarre anbot.

„Na, dank' Euch, auch gut, Sir!" sagte Lüning und streckte sich behaglich nieder. „Für heute wär's genug des Weidwerks. Ich mache nie zuviel ‚Fleisch' auf ein Mal, und morgen sollt Ihr zu Schuß kommen, junger Herr! wollen uns anschleichen, wie ein paar weiße Wölfe, bis Ihr Euren Schuß auf vierzig Gänge anbringen könnt. Aber nur hübsch kühl und ruhig, Mann, sonst erlegt Ihr Euer Leben lang keinen Hirsch. — Ah, ich will den verd—n Nigger, den Fritz, auslachen, daß gerade mir das Rudel anlief, als er es aus Neid und Bosheit verscheuchen wollte!" und der Alte lachte trocken in seinen grauen Bart und blies die würzigen Wölkchen lustig in die reine frische Waldluft. Er war in seiner Weise vergnügt und betrachtete das feine schmucke Gewehr, das er quer über seine Kniee gelegt hatte, mit einer stillen Bewunderung und Liebe, wie etwa eine Mutter ihren kleinen Liebling betrachtet. „Bei Jove, hätte verd—t nicht geglaubt, daß das Ding so gut schießt — das federleichte zierliche Dings da wie 'n Weibersonnenschirm! Nur ein Bißchen zu leicht und zu zierlich für meine derben Knochen. Hätte nicht geglaubt, Sir, daß ich noch einmal ein andres Geschirr führen würde, als meine alte schwere, einläufige Kentucky-Rifle. Also 's bleibt dabei, stät und fest, das Ding ist mein für dreißig Thaler, die Ihr heute Abend noch haben sollt!"

— „Topp, Sie sollen Sie behalten, mein Freund, und viel Glück und Freude dazu, denn es ist ein kapitales Gewehr! beide Läufe schießen trefflich; und was den Preis anlangt," setzte Willy mit einem leichten Erröthen hinzu, — „so ziehen wir ihn von dem Gelde ab, welches ich Ihnen schon schulde!"

„Nee, nee, Junge! ich zahle heute Abend baar, sonst freut mich das Ding nicht, und Ordnung muß seyn. Die Summe, die Ihr von mir entlehntet, ist 'ne Sache für sich, und die dreißig Thaler sind auch wieder 'ne Sache für sich. Ihr steht nun einmal mit den fünfhundert Thalern in meinem Taschenbuch angekreidet und kommt nicht eher los, als bis sie bilanzirt sind. Ich bin kein Knauser und Filz, junger Herr, aber ein Mann, dem schon zuviel Vermögen unter den Händen zerschmolzen sind, wie Schneebälle, als daß ich nicht 'n Bißchen Ordnung in meinen Geldangelegenheiten hielte. And mind, sir, ich hab' Euer Wort, daß wenn Ihr wieder im Gedränge seid wie jüngst bei dem Rennen, Ihr Euer Geld lieber von mir holt als von irgend einem verd—n Skunk oder Coyote von wucherischen Juden — nicht wahr?"

— „Gewiß, Alter, das soll geschehen, wenn es überhaupt noch einmal vorkommen wird," erwiderte Willy mit einer leichten Verlegenheit. „Ich habe mir nämlich vorgenommen, nun endlich einmal vernünftig zu werden und keine Schulden mehr zu machen, sondern ein ruhiges und verständiges, gesetztes und anständiges Leben zu führen, und meinen Unterhalt selbst zu verdienen . . . ."

„Halloh, habt Ihr das, Junge, und glaubt Ihr es halten zu können?" fiel ihm Lüning mit lautem Lachen in's Wort. „Bei Jove, da seyd Ihr noch gewaltig grün, Sir! Ihr denkt wohl, das Leben ist so leicht zu machen, he? zumal für einen Mann wie Ihr, der so vielerlei Bedürfnisse hat? Ihr redet Euch wohl am Ende gar ein, daß Ihr Euren guten Vorsätzen besser nachkommen könnt, als andere Leute, he? — Na, da seht dieß Kind hier an, das doch nun ein ‚altes Pferd' ist und seinen Willen hat wie Einer, und glaubt Ihr wohl, mir sey all mein Lebtag lang gelungen, das zu vollführen, was ich mir in guten Stunden einsamen Nachdenkens vorgenommen habe, nämlich irgendwo seßhaft und ein ruhiger arbeitsamer Mensch zu werden? Niemals und nimmermehr, Junge; ich bin seit dreißig Jahren und mehr wie der ewige Jude. Kaum sitz' ich irgendwo 'ne Weile und glaube guten Boden gefunden zu haben, wo ich anwurzeln und mich festsaugen kann, — bauz, da krieg' ich Streit und Händel mit Jemanden oder hänge einer Thorheit oder Liebhaberei nach, die wieder alle meine guten Vorsätze vereitelt! — Nee, nee, Junge, glaubt mir: wie unser Herrgott jedem Thierchen seine besondere Weise und Standort vorgezeichnet hat, wie er den Dachs heißt in der Erde leben und den Staar von Land zu Land ziehen, so hat er auch jedem Menschen von Haus aus vorgeschrieben, was er thun soll, und diesem Gebot muß Einer dann folgen, mag er sich dagegen sträuben oder nicht. So mögt Ihr Euch strecken oder krümmen, Junge, so werdet Ihr immer ein verwöhntes Kind bleiben, ein guter Kerl, aber ein Müßiggänger, der nur von Anderen lebt wie ein Storch oder Reiher oder 'n Weih, und dieß Kind hier wird weiter und immer weiter ziehen von Land zu Land wie ein Storch oder ein Albatros, bis 'mal in irgend 'nem Winkel der Erde sein armseliges Gebein an der Sonne bleicht — das ist nun 'mal meine Bestimmung!" setzte er mit einem schnurrigen Tone hinzu, als ob er die Wehmuth hinwegscherzen wollte, die in seinen Worten und Gedanken gelegen hatte.

— „Ich kann Euch nicht ganz Recht geben, Alter, denn es wäre doch traurig, wenn Dem so wäre, wenn der Mensch Vernunft und Willenskraft und Bildungsfähigkeit nur um-

sonst hätte und einer ihm vorgezeichneten Bahn blindlings gehorchen müßte," sagte Willy gedankenvoll und schaute den Amerikaner fest an. „Sagt selbst, wozu wäre uns denn die Erkenntniß des Guten und Bösen gegeben, wenn uns nicht zugleich der Trieb und die Kraft gegeben wäre, dem Einen nachzustreben und das Andere zu meiden?"

„Da bin ich überfragt, Junge; das Wissen haben wir wohl, aber das Können mangelt," sagte Lüning mit ernsthaftem Blick und skeptischem Kopfschütteln. „Steht denn nicht schon in der Schrift: der Geist sey willig, aber das Fleisch schwach? — Ne, bei Jove, junger Herr, dieß Kind hier hat's erfahren, daß all Menschending und Menschenglück unvollkommen ist, und daß Einer, wenn er alt wird, nichts deutlicher fühlt, als wie schwer es ist, zu thun, was ihm frommen mag, wie er es in seinem Innern fühlt! Glaubt mir, die Verhältnisse machen den Menschen, und was Einer nicht gelernt hat, eh' er seine Weisheitszähne getrieben, das lehrt ihn selbst das Leben nicht mehr. 's ist 'ne Thorheit zu sagen, das Unglück mache uns weise und witzige uns. It's all bloody humbug, sir, denn dieß Kind hier ist all sein Leben lang unglücklich gewesen und doch nicht klug geworden, und der alte heiße wilde Kopf ist noch so unsinnig und ungeberdig und unbedacht, wie damals, wo diesem alten Pferd der erste Flaum um den Schnabel sproßte. Nee, nee, 'n Thier ist besser daran, als unser einer; so 'n alter Hirsch, so 'n Sechszehnender ist ein gar schlauer, fürsichtiger, gescheidter Bursch, der für seine Haut und Sicherheit tausendmal besser zu sorgen weiß, als dieses Kind hier. 's ist all Täuschung und shamwork, Junge! wenn wir beide auch alt werden, sind wir drum höchstens bitterer, aber nicht klüger geworden. Drum fort mit den dummen Gedanken und Grübeleien, Junge! seht 'mal nach, ob noch ein Tropfen in der Flasche ist!"

Willy reichte ihm seine Feldflasche hinüber und betrachtete den Alten, der einen tiefen Zug aus der Flasche that, sich dann gemächlich zurücklehnte und die Augen schloß. Willy konnte sich ein tieferes Interesse an diesem Menschen nicht verhehlen, das freilich ganz eigenartig war. Unter dieser rauhen, derben, oft cynischen Außenseite, die ihn manchmal abstieß, lag eine zweite andere Natur verborgen, die nur in seltenen Momenten theilweise hervortrat und ein edleres Wesen mehr ahnen als erkennen ließ, — ein Wesen, welches Jost selbst geflissentlich vor fremden Blicken zu verbergen schien. War jene Ueberzeugung des Amerikaners von der Vorausbestimmung des Menschen, jene Erkenntniß seiner eigenen Schwäche und der Unzulänglichkeit seiner Willenskraft gegenüber von seinen wilden Trieben oder Leidenschaften nur ein Instinkt oder das Ergebniß eines reifern Nachdenkens bei dem weitgereisten, vielerfahrenen Manne, oder war es nur Denkfaulheit, eine leichtfertig angenommene Lebensphilosophie, mit welcher er sich selber entschuldigte? War es Instinkt oder erfahrungsmäßiger Scharfblick, was Jost Lüning den Gedanken eingab, daß Willy's Charakter und der seinige gleichgeartet seyen? — Wenn Graf Wilibald in diesem Augenblicke den alten Jäger betrachtete, so konnte er sich nicht verhehlen, daß offenbar seine Züge etwas weicher waren und auf innere Vorgänge und Bewegungen deuteten, welche seinem gewöhnlichen rauhen Gebahren fremd waren. Von der Idee erfaßt, daß er eine Art cynischen Philosophen vor sich habe, aus dessen reicher Lebenserfahrung er manches lernen könne, wollte Wilibald so eben einige Fragen an Jost Lüning richten, als dieser aufblickte und, dem beobachtenden Auge des Grafen begegnend, einen andern Ausdruck seiner Miene annahm und den Gegenstand des Gesprächs veränderte.

„Ich sag' Euch, junger Herr, ich habe all mein Tage lang kein solches Gewehr gesehen noch geführt wie dieses hier," hub er von Neuem an. „Bei Jove, wie froh wäre dieß Kind hier gewesen, wenn er drüben in 'Meriky solch ein Gewehr gehabt hätte! Zounds, um wie viel mehr Hirsche hätt' er in den Hirschhimmel geschickt und wie manchen darned rascally Injun vom Gaul geblasen, oder in die ewigen Jagdgründe befördert, wenn er solch ein Gewehr gehabt hätte! Ich möcht' 'mal mit Euch da drüben seyn am Antler Creek oder Bighorn River, wo die Hirsche und Elks in Rudeln beisammen stehen von 70, 80 Stücken oder über die Paräry vertheilt äsen, als hätte der Schäfer sie ausgefahren. Da war's Kinderspiel, sich im hohen Gras bei gutem Winde anzuschleichen und seine zwei feisten Hirsche zu schießen. Bei Jove! das möcht' ich noch einmal mitmachen, oder so 'ne Herbstjagd auf Mushirsche an einem der Seeen, wo man mit diesem groben Blei Thier und Kalb sicher neben einander in's Ried legte!"

— „Hiezu kann ja Rath werden, Meister Lüning," versetzte Willy mit forschendem Blick. „Was thun wir beide hier, wenn es uns bestimmt ist, das Leben von Wanderratten zu führen? Ist es da nicht klüger, hinüber zu gehen und ein freisames ungebundenes Jägerleben zu führen oder uns im Hinterwalde anzusiedeln, uns ein Blockhaus zu bauen und uns aus der Wildniß herauszuhauen? einen großen Landstrich zu besiedeln, welcher unseren Kindern und Kindeskindern dereinst Reichthum, Einfluß und Ansehen sichern wird? Ich kann mir nichts Schöneres denken, als so der Schöpfer seines eigenen Glückes zu seyn und mit einem lieben treuen Weibchen sich sein eigenes Nestchen zu bauen. Ihr nehmt dann Jakobäa mit, ich . . . eine junge rührige Frau, und wir bauen unsern Mais und Tabak und ziehen im Spätherbst und Winter, wenn die Feldgeschäfte ruhen, auf die Jagd und holen uns den Fleischbedarf für den Winter . . . Ihr schüttelt den Kopf, Herr Lüning?"

„Ja, ich schüttle den Kopf, bei Jove! Aber nennt mich nicht ‚Herr', sondern Jost schlechtweg, denn Ihr wißt, ich kann das Zeug nicht leiden, zumal aus Eurem Munde!" rief Jost lebhaft. „Also immer noch die alte Schrulle, junger Herr? Ihr Pionneer und Hinterwäldler werden, ein Blockhaus selbst bauen und bewohnen, und selber den Boden urbar machen, Bäume fällen, Fenzriegel spalten und Zäune machen? und mit diesen Händen hier, die so klein und weich sind, wie 'ne Frauenhand? Und eine Frau von hier, von Eurem Stande wollt Ihr mitnehmen und sie in einem Blockhaus unterbringen, wo der Boden eiskalt, der Wind durch alle Fugen zieht, der Rauch bis auf den Tisch herunter kommt? wo ein Klotz der Stuhl, ein

paar Pflöcke das Kleiderspint, ein Erdhaufen der Herd ist, wo der Winterschnee Euch bis zum Dache einschneit? Und Eure Frau, ein zartes, feines, junges Ding wie 'ne Puppe aus einem Putzkasten, soll Kühe melken, Ahornzucker kochen, Wolle und Baumwolle spinnen und weben, Häute gerben, Kleider und Mocassinen machen? ... Na, schlagt Euch diese Gedanken aus dem Kopfe, Junge, denn so wahr dieß Kind hier vor Euch hockt, das sind verrückte Pläne für solche Schooskinder wie Ihr und Eure Jungfer Liebste!"

— „Und weßhalb denn? traut Ihr mir so wenig Willenskraft und Ausdauer zu?!" rief Willy lebhaft. „Und wenn ich Euch sage, daß das Mädchen, von dem ich rede, willig und entschlossen ist, mein Loos zu theilen ...."

„So werdet Ihr nicht so grausam seyn, ein Mädchen, das Ihr lieb habt, solch unerträglichen Prüfungen und harten Strapazen zu unterwerfen!" fiel ihm Jost beinahe wild in's Wort. „Thätet Ihr es, nachdem ich Euch gewarnt, so wäret Ihr entweder ein kopfloser Narr oder ein kurzsichtiger, eigensinniger Selbstsüchtling. Schlagt Euch den dummen, albernen Schnack aus dem Kopfe; dachte mir's halb und halb, daß eine Liebschaft dahinter steckt. Aber wenn Ihr wißt, was es heißt, ein Mädchen lieben so recht von ganzer Seele, daß man sein Herzblut und Lebensglück für sie hingeben könnte, so seht Euch wohl, daß Ihr sie nicht in Lagen bringt, wo sie Unerhörtes, Ungewohntes dulden muß um Euretwillen und durch Eure Schuld, wo sie stille duldend und ohne Klagen am gebrochenen Herzen stirbt oder in Elend und Jammer verkommt, und Ihr, der sie überlebt, dann viele viele Jahre hindurch Tag und Nacht nur das Jammerbild der Verkommenen wie einen ewigen Vorwurf vor dem innern Auge habt, wie den nagenden Wurm im Herzen, der niemals stirbt? .... Seht mich an, Junge, der dieß erlebt hat, und laßt Euch warnen! Spielt nicht mit dem Glück und dem Leben eines armen, schwachen, liebenden Weibes, sonst jagt Euch der lebendige Vorwurf wie mich von Land zu Land, als eine Art bösen Gewissens, das Ihr nicht mehr zur Ruhe bannen könnt!"

Jost war erregt aufgesprungen und sein ganzes Wesen hatte einen Ausdruck von innerm Weh und Seelenpein angenommen, der etwas Ergreifendes und doch zugleich Edles zeigte, und Willy tief bewegte. „Sie haben mich mißverstanden, Meister Lüning," entgegnete er. „Ich denke nicht daran, meine Liebste Experimenten dieser Art auszusetzen, aber sollte es denn unmöglich seyn, mit einem bescheidenen Vermögen drüben in einem neuen Staate sich anzukaufen und sich anständig auf seiner eigenen Hufe fortzubringen?"

„Oh, für einen Bauer ist es nicht unmöglich, der sein Lebenlang nichts Andres gewußt hat, als harte Arbeit," sagte Jost noch immer erschüttert. „Aber für Euch ist es nichts, denn Ihr wärt unglücklich, das Gespötte und Gelächter der Nachbarn, die Euch nicht verstünden, wie Ihr sie nicht ...."

— „Dann zögen wir in die Einöde und beschränkten uns auf uns selbst!"

„Als ob Ihr es aushalten könntet, Knabe, nur einen Tag allein zu seyn und auf Euch selbst beschränkt, Ihr die Ihr nicht einmal gewöhnt seyd, Eure Stiefel selbst zu schmieren, geschweige denn zu flicken und zu sohlen? Ihr ein Hinterwäldler? haha! Eher paßt' ich zu einem Hofmarschall! Nein, bei Jove! dieß Kind hier ist Euch gut, hat einen Narren an Euch gefressen, als ob Ihr mein eigener Sohn wäret, weil Ihr Jemand gleich sehet, der .... schon lange nicht mehr unter den Lebenden ist, — weil ich nie ein Gesicht gesehen, das mir so viel Vertrauen erweckte, als das Eurige, und mich sogleich für sich einnahm, als ich Euch zum ersten Male damals sah vor dem ‚Adler'. — Aber eben weil ich Euch gut bin und es treu und ehrlich mit Euch meine, wollt' ich bei Jove tausendmal lieber Euch mit diesem Gewehr hier ein Loth Blei auf's Blatt schicken, als Euch drüben in 'Merika sehen, bebürdet mit einem armen Weibchen, das stumm wie ein Lamm Euch in's Elend und Verderben folgt. Nee, Du weißt nicht, was Du schwatzest, Knabe, denn Du bist nie auf dem Saum der Prairie an ein halbverfallenes Blockhaus gekommen, wo ein mit Unkraut überwucherter frischer Hügel mit einem Kreuz und ein von Coyotes und Ratten abgenagtes Menschengerippe auf der Diele Dir die traurige Geschichte erzählten von einem deutschen Ehepaare, dem einst 'was Schöneres vor der Wiege vorgesungen worden ist und das nie geahnt hat, daß der Mann in der Wildniß den Anstrengungen und dem Fieber erliegen und das arme hülflose Weib nicht mehr Kraft genug haben würde, nachdem es ihn verpflegt und begraben, den Gaul einzufangen, zum nächsten Nachbar zu reiten und Hülfe zu begehren, so daß die Arme verschmachtete und vielleicht noch in den letzten Zügen von den Prairiewölfen angeschnitten wurde .... Junger Mensch, Du hast nie die Verzweiflung und Todesangst in dem Auge derjenigen gesehen, welche Dir lieber war als Vater und Mutter und als Dein eigenes Leben! Du hast nie erfahren, daß kein Scalpmesser oder Navaja schmerzlicher in's Leben schneidet, als das Lächeln Deiner Liebsten, das Dich noch trösten soll, wenn ihr selbst das Herz bricht vor Angst und Elend!" ...

Willy war unwillkürlich auch aufgesprungen und hatte kein Auge von dem Manne verwandt, der ihm in diesem Momente ganz umgewandelt erschien — es lag in seinem Wesen eine solch hinreißende Beredtsamkeit, ein solch tiefer, wahrer und zugleich edler Schmerz, daß es ihn eiskalt überlief, und er ganz starr dem Amerikaner nachsehen mußte, als dieser, die derbe, haarige, gebräunte Hand vor den Augen, sich von ihm wandte und wie ein Betrunkener nach der Quelle in der Schlucht hinwankte, wo er Willy aus dem Auge verschwand. Eine Art von Instinkt oder eine Regung von Takt gebot dem jungen Grafen, den Mann allein zu lassen, denn er fühlte, daß dieser in unbewußter Aufregung ein Geheimniß seiner Vergangenheit halb gelüftet, daß Erinnerungen an vergangene schmerzvolle Erlebnisse ihn übermannt hatten, und daß er seine tief innerliche Erschütterung nicht vor Anderen zeigen wollte.

Eine lange Viertelstunde zog an Willy vorüber und trug wesentlich dazu bei, auch ihn ernster zu stimmen und skeptischer an seiner Zukunft zu machen. Dann sah er Jost's Kopf und halben Leib über den Rand der Schlucht auftauchen; sein Ge-

sicht so hart und eisern, sein Blick noch schärfer und stechender als zuvor.

„Packt die Sachen zusammen, junger Herr, und bringt mir meine Weidtasche mit!“ rief er rauh und barsch; „'s ist Zeit, nach dem Wilde zu sehen.“

Jost lockte seinem Dächsel und schritt voran. Graf Willibald hatte rasch sein Jagdzeug aufgenommen, die Weidtasche des Amerikaners ergriffen, und eilte ihm nach durch das rauhe steinige Bett des kleinen Baches hinab. Schon nach einigen Dutzend Schritten hörte er in einer Entfernung von etwa hundert Gängen Bergmann Laut geben, und als er hinzukam, lag das Altthier auf der Seite dicht neben dem Bach und zappelte nur noch schwach mit den Läufen. Jost's Kugel war ihm durch den Stich in die Brust gedrungen und hatte den Sitz des Lebens gefunden.

„Fangt es ab, Sir! hätte nicht geglaubt, daß es noch lebt,“ sagte Jost finster. „Kaum hundert Schritte vom Anschuß zusammengebrochen und doch noch nicht verendet, und 's ist schier eine Stunde her. Aber der Schweiß zeigt, daß es ein Lungenschuß war! — Nicht so, Junge! stoßt ihm den Gnicker hinter den Losen in die Wirbelsäule! So! und nun kommt, den Hirsch zu suchen! Haltet Euren Hund hübsch an der Leine; der Kleine da thut seine Schuldigkeit schon!“

Kaum einige Hundert Schritte weiter oben fanden sie den Sechserhirsch verendet im Hochwalde liegen, die Kugel dicht hinter dem Blatt. Willy lobte die beiden prächtigen Schüsse, aber der Alte lehnte das Lob bescheiden ab, maß das Verdienst dem trefflichen Gewehre bei, und suchte mit seinem Hunde noch in weitem Kreise.

„Was sucht Ihr denn noch weiter, Meister Lüning?“ fragte Willy.

„Die Kugel da hat durchgeschlagen und offenbar noch ein andres Stück Wild angeschossen,“ erwiderte Jost düster. „Will mit meinem Dächsel da die Fährte ausmachen und verfolgen, während Ihr zu dem Haldenbauer gehen müßt, um den Wagen zu bestellen. Der Bauer und sein Sohn können das Wildpret aufladen und nach Abt's Mühle fahren. Sie mögen ihm sagen, daß er damit mache, was er wolle, denn ich käme heute nicht nach Hause.“

„Und warum nicht, Jost?“ fragte Willy verwundert.

„Fragt nicht, Junge! dieß Kind hier hat seinen bösen Tag, wie immer, wenn er an alte Geschichten denkt! Laßt mir meinen Wandel allein!“

„Nicht doch, Meister Lüning! seyd vernünftig und kommt heute Abend nach Hause! Wo wollt Ihr denn übernachten?“

„In der Waldhütte drüben am Katzenstein; bin dann vor Tag wieder an dem Stellrain, wo das Rudel auf die Mönchshalde herauswechselt!“

„Bah, und Ihr habt nicht einmal einen Schluck Branntwein oder einen Bissen Brod bei Euch?“

„Was thut's, Junge! dieß Kind hier und der Hunger sind alte Kameraden! hot's morgen wieder ein. Und kann ich das angeschossene Thier ausmachen und zu Schusse bringen, so hab' ich Junge und Leber zu einem Braten. Das genügt!“

„Lüning, 's ist nicht gut, wenn der Mensch allein ist, — Ihr seht, ich schlag' Euch mit Euren eigenen Worten,“ sagte Willy näher tretend, legte dem Alten die Hand auf die Schulter und schaute ihn theilnehmend an. „Wenn Ihr wirklich heute Abend nicht in's Dorf hinunter geht, sondern in der Waldhütte übernachten wollt, so laßt mich Euch Gesellschaft leisten, — nicht um Euretwillen,“ setzte er rasch hinzu, als er sah, daß Jost ablehnen wollte, — „nein, nur damit ich selber morgen vor Tag beim Anstand und Pirschgang zur Hand bin!“

Jost blickte ihm eine Weile forschend in die Augen, dann sagte er: „Wenn Dir's Ernst ist, Junge, na denn meinethalben, obschon sie Dich sehr auf Deinem Schloß vermissen werden. Kannst ja 'mal versuchen, wie so 'n Moossack in der räucherigen Köthe von Deinem Daunenbett verschieden ist! — Eigentlich sollt' ich Dir abrathen, aber Deine Augen haben mir's angethan .... Es war 'mal Jemand, der hatte dieß Kind hier auch so im Bann mit seinen Augen,“ murmelte er gedankenvoll vor sich hin. „Hatte just dieselben Lichter im Kopfe wie der junge Bursch und konnt' ebenso beweglich blicken! — Topp, so kommt denn, Sir, wenn Ihr mit dem Hotel Rauchkammer am Katzenstein fürlieb nehmen wollt. Ich will gleich die Junge und Leber von dem Hirsche da mitnehmen zum Abendessen, und Pfanne und Salz und Brod könnt Ihr vom Haldenbauer mitbringen.“

Der junge stolze Graf ließ sich von dem Amerikaner geduldig wie ein Lehrling behandeln. Nicht allein die Romantik eines solchen Wald- und Weidmannslebens regte seine Phantasie an, sondern ein unerklärliches Etwas an dem alten Abenteurer zog ihn an, nachdem er heute Nachmittag einigermaßen in dessen Inneres geblickt zu haben glaubte, und er hoffte am Abend beim Lagerfeuer in der Jagdköthe noch mehr von der Vergangenheit dieses Mannes zu erfahren. Er ging daher nach dem Haldenhofe, um dem Bauern die Abholung des erlegten Wilds anzuempfehlen und den Auftrag zu ertheilen, daß derselbe auf das Schloß schicke, um Willy's Ausbleiben zu entschuldigen; dann ließ er sich von der Bäurin mit Brod, Milch, Branntwein, Speck und Kochgeschirr bepacken und stieg willig die anderthalb Wegstunden nach der Waldhütte hinan, die er erst nach Einbruch der Nacht erreichte. — —

Willy's Ausbleiben beunruhigte zwar die Gräfin einigermaßen beim Thee, als sie die Nachricht davon bekam, aber Cäcilie suchte ihr und Fräulein v. Hopfen, die ebenfalls etwas ängstlich schien, die Besorgnisse auszureden. Graf Ludwig lächelte sardonisch, zuckte die Achseln, und warf Fräulein v. Drosbach einen bedeutsamen Blick zu, der diese auf einen Moment die Stirne runzeln machte. Etwas später ging Aurelie in den anstoßenden Salon, setzte sich zum Flügel und spielte ein Capriccio über Verdi'sche Motive, während die übrige Gesellschaft noch mit dem Thee beschäftigt war. Plötzlich wähnte Aurelie jemand hinter sie treten zu sehen, und gewahrte aufblickend den Grafen Ludwig, der sie freundlich anblickte, als ob er sie anreden wollte.

„Lassen Sie sich nicht stören, meine Gnädige!“ flüsterte er

auf ihren fragenden Blick; „ich möchte mir zwar auf einige Augenblicke ein huldvolles Gehör erbitten, aber ich kann warten, bis Sie mit Ihrem reizenden Spiel zu Ende sind!"

— „Sie machen mich neugierig, zu erfahren, was Sie mir zu sagen haben," erwiderte sie mit einem ermunternden Blick ihrer dunklen schwimmenden Augen; „Sie sehen so mysteriös und ironisch aus, Herr Graf!"

„Pardon, Baronesse! ich bin in meinem Leben nie ernster und feierlicher gestimmt gewesen, als in diesem Moment! Ist es Ihnen nicht zu kühl, auf jenen Balkon zu treten, meine Gnädige? Ich möchte wünschen, daß wir ungestört sprechen könnten!"

— „Bitte, holen Sie mir meine Mantille vom Sopha, Graf Ludwig! ich werde Sie auf dem Balkon erwarten!" flüsterte Aurelie mit bedeutsamem Blicke und trat auf den Balkon hinaus. Tausende von Sternen blinkten an dem klaren Himmelsdom, und die silberne Mondsichel warf einen weichen Glanz auf das purpurne Laub der wilden Reben, welche ihre Festons um die Säulen des Altans wanden. Als Graf Ludwig mit der Mantille kam, lehnte Aurelie im vollen Mondlicht in der Ecke, auf die Balustrade gestützt und sah ihn mit ihren großen glänzenden Augen seltsam an.

„Darf ich mir erlauben, Ihnen die Mantille umzulegen?" flüsterte er. Aurelie wandte sich rasch und bot ihm ihre Schulter dar, über welche sie mit ihrem stereotypen Lächeln und einem halbschmachtenden Blicke zu ihm zurück schaute. Er breitete ihr das seidene Gewand über die Schultern und küßte sie auf ihr kleines Ohr. Sie schrack zusammen, wandte sich rasch zu ihm und flüsterte: „Abscheulicher, was soll das heißen?"

— „Gnade, meine süße theure Aurelie!" lispelte er, ihre Hand erfassend, die er an seine Lippen zog; „es ist die obligate Introduction einer Unterredung, die ich mit Ihnen haben muß, Aurelie! Ich beschwöre Sie, hören Sie mich ruhig an! Sie können unmöglich verkennen, daß mein leichtfertiger Bruder Sie geflissentlich meidet und brusquirt, nicht nur neulich bei unserm Ausflug in's Windthal, sondern heute wieder mit seinem Jagdausflug. Er stellt sie bloß, ob mit Absicht, ob ohne dieselbe, lasse ich dahin gestellt; aber soviel ist gewiß, daß alle Welt weiß, wie Sie hieher gekommen sind, um eine Gräfin Waal zu werden. Verlassen Sie Lindhorst frei, so sind Sie wenigstens einigermaßen kompromittirt, denn Sie sind im Vertrauen auf die Versicherungen meiner guten Mutter zu weit gegangen, meine theure Baronesse! Haben Sie den Blick bemerkt, welchen die mognante Hopfen Herrn v. Thiele zuwarf? .... Aurelie, Sie wissen um meine Empfindungen für Sie — bereiten Sie mir nicht den Schmerz, Sie durch ein Klatscherei unschuldig der Medisance preisgegeben zu sehen!... Aurelie, Engel, süßes Leben! ich bete Sie an, und wenn Sie mich nicht förmlich hassen, so willigen Sie ein, die Meinige zu werden, und wär's auch nur, um sich an dem anmaßenden Willibald zu rächen? Aurelie, nur Ein Wort, — bitte: darf ich hoffen?"

„Graf Waal," versetzte sie und ihre Stimme bebte, wie ihre Hand, die in der seinigen lag, — „nicht aus Rache oder einem selbstsüchtigen Motiv, sondern weil ich vergangene Schuld zu sühnen habe, weil ich mich von soviel Edelmuth besiegt fühle, lege ich von ganzer Seele Hand und Herz in Ihre Hand, falls ich Ihrer theuren Mutter als Tochter willkommen bin!"

— „Ich danke Ihnen, meine Angebetete!" sprach er, ihr die Stirn küssend; „und da kommt Maman selbst, die Ihnen sagen wird, wie glücklich sie ist, Ihnen die Mutterarme zu öffnen — Mama, Deinen Segen für Deine Kinder! wir haben uns soeben verlobt!"

„Ja? ist es möglich? ist mein Wunsch erfüllt, Sie Tochter nennen zu dürfen, meine theuerste Aurelie?" fragte die Gräfin und umschlang zärtlich und doch mit tiefer Gemüthsbewegung Fräulein v. Drosbach, die sich ihr an die Brust schmiegte. „Gott segne euch, meine Kinder! .... Und nun laßt mich die frohe Kunde sogleich den Anderen mittheilen!" sprach sie, erfaßte Aurelien und Ludwig an der Hand und kehrte mit ihnen zur Gesellschaft zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Olfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Die Stimme eines in der Handelswelt so bekannten und geachteten Mannes wie Herr Hutter entschied zu Gunsten des Vorschlags oder Anliegens des Herrn Heffter, und es handelte sich nur noch darum, welche Garantieen derselbe seinen Gläubigern für die erbetene Vorgschrift geben könne. Dieß rief aufs neue eine stürmische Debatte unter den anwesenden Anwälten und Gläubigern hervor, als es sich darum handelte, die verfallenen und nicht bezahlten wie die noch verfallenden Wechsel aus dem Verkehr zurückzuziehen und zu stunden, wogegen sich viele sträubten. Endlich aber ward auch diese Schwierigkeit durch Zureden überwunden, und Herr Jonas drang auf Schluß der Verhandlung und Aufnahme eines Protokolls, worin er geltend machte, daß Herr Immanuel Heffter unter heutigem Tage von seinen Gläubigern sich eine Borgfrist von achtzehn Monaten erbitte, wogegen er sich anheischig mache, in der Zwischenzeit keinem einzelnen seiner Gläubiger ein Vorzugsrecht einzuräumen oder zur Befriedigung zu verhelfen, während seine Frau sich verpflichte, für den Fall daß während der genannten Frist oder nach derselben ein Konkursverfahren gegen Herrn Immanuel Heffter ausbrechen würde, auf ihre sämmtlichen Vorzugs- und Ausscheidungsrechte an die Masse zu verzichten und mit ihren Vermögens-Ansprüchen nur mit den übrigen Gläubigern fünfter Klasse zu konkurriren, wie Herr Heffter dieß selbst angeboten habe.

„Erlauben Sie mir eine Frage, Herr Heffter! haben Sie vielleicht der Gläuberschaft ein solches Anerbieten gemacht?" fragte Adolph Gehring halb erschrocken den Kommerzienrath, als der Advokat geendet hatte.

— „Mit nichten," versetzte Heffter verlegen; „ich erklärte nur, daß meine Frau, die ja nahezu die bedeutendsten Ansprüche

an meine Aktiv-Masse habe, mit denselben zurücktreten werde."

„Im Gegentheile!" wallte der Advokat Jonas auf und warf über die krumme Nase und die blauen Gläser seiner Klemm-Lorgnette hinweg einen geringschätzig vorwurfsvollen Blick auf den Kommerzienrath; „Sie haben nicht nur dieses Anerbieten gemacht, auf Grund dessen allein ich die heutige Versammlung zusammenberufen habe, sondern haben sammt Ihrer Gattin eine schriftliche Zustimmung ertheilt!"

Der Kommerzienrath hätte, wenn er nicht feig und eingeschüchtert gewesen wäre, hier mit Fug einwenden können und sollen, daß ihm dieses Zugeständniß förmlich abgedrungen, daß er durch Drohungen mit Wechselarrest, Schuldhaft &c. dazu gleichsam gezwungen worden sey; aber er sah Aller Augen begierig auf sich geheftet und schwieg hartnäckig, um nicht seine Gläubiger stutzig zu machen. Der jüdische Advokat aber ersah sich rasch seinen Vortheil, und einen finstern lauernden Blick auf den Kommerzienrath werfend, sagte er: „Ich meinerseits bin weit entfernt, in Sie zu dringen, daß Sie und Ihre Frau diese Einräumung machen, welche wohl das Mindeste ist, was Ihre Gläubiger als Aequivalent für die gewährende Vorgfrist verlangen können. Ich für meine Partei habe gar kein Interesse dabei, Ihnen diese Vorgfrist zu gewähren, denn ich kann jeden Moment par rigueur gegen Sie vorgehen; und wenn daher Ihre Angehörigen irgend ein Präjudiz darin sehen, so ziehe ich meinen Antrag sogleich wieder zurück." Die Herren Hohbach und Nassauer unterstützten ihn pflichtschuldigst, um eine Krise herbeizuführen, einzelne der Gläubiger begannen unruhig zu werden, während die anwesenden Advokaten sich mit ihrer gewohnten eisigen Ruhe dahin äußerten, daß man dann dann eben unbedingt eine Katastrophe herbeiführen müsse. Nur Einer der Advokaten, ein Dr. Stein, auch ein Israelite, ein hochgewachsener schlanker Mann mit geistvollen blauen Augen und einem blonden Bart und einem ausdrucksvollen angenehmen Gesicht voll Intelligenz und Milde, welcher bisher abseits gesessen war und an dem Hader und Gekläffe seiner Kollegen keinen Antheil genommen hatte, rückte näher zum Tische heran, dicht an die Seite des Kommerzienraths und warf ihm einen flüchtigen Blick zu, welcher beinahe eine Warnung enthielt. Allein Heffter schien dieß nicht zu verstehen; es war seine fixe Idee, an die er sich förmlich anklammerte, daß die erbetene Vorgfrist ihm helfen könne, und er stammelte einige Worte, welche ungefähr besagen wollten, daß es ihm ja gar nicht einfalle, sein Anerbieten zurückzunehmen, und daß er zuversichtlich hoffe, durch die Vorgfrist in den Stand gesetzt zu werden, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen.

„Nun, dann trage ich darauf an, das betreffende Protokoll aufzunehmen, wenn die Mehrzahl der Gläubiger sich bereit erklärt, Herrn Heffter, der keine anderen Garantieen mehr einlegen kann, unter der vorbesprochenen Bedingung die erbetene Vorgfrist zu gewähren!" Er sah sich im Zimmer um, aber niemand schien Lust zu haben, das Wort zu ergreifen. Die Mehrzahl der Privatleute und Geschäftsmänner mochten sich geniren, angesichts der Advokaten das Wort zu ergreifen, selbst wenn sie mit dem Vorschlage nicht ganz einverstanden waren, denn die Anwesenheit jener gefürchteten Handlanger des Rechts schüchterte sie ein. Endlich stand Herr Hutter auf, stemmte beide Hände auf die Lehne seines Stuhls und sagte, sich mit einem freundlichen fragenden Blick unter den Anwesenden umsehend:

„Wie es scheint, sind alle Anwesenden mit mir darüber einig, daß wir einem achtbaren, von unverschuldetem Unglück betroffenen Mann Gelegenheit geben sollen, bessere Zeitverhältnisse zu seiner Rettung abzuwarten, und ich freue mich, daß diese humane Gesinnung sich geltend macht. Ich bin überzeugt, mein lieber alter Freund Heffter wird hierin eine wesentliche Ermuthigung sehen, unter dem gegenwärtigen Schicksalsschlage den Kopf aufrecht zu halten und im Vertrauen auf Gott und seine eigene Kraft sein Möglichstes zu thun, um das Zutrauen zu rechtfertigen, welches wir in seine Geschäftstüchtigkeit und seinen Charakter setzen." Herr Hutter schüttelte dann herzlich die Hand, welche ihm Heffter dankbar darbot, und setzte sich mit sichtlicher Befriedigung nieder.

Das Protokoll ward von dem Advokaten Jonas einem andern in die Feder diktirt, während Heffter daneben saß. Als der Advokat an die Stelle kam, wo von dem Verzicht seiner Gattin auf ihre sämmtlichen Vorrechte an seine Aktivmasse die Rede war, schaute Heffter beinahe erschrocken auf und fragte: „Wie? das soll heißen, daß meine Frau sogar auf ihr eingebrachtes Vermögen verzichten solle? . . ."

„Ja, mit einfachen Worten heißt es ungefähr so viel, Herr Kommerzienrath," erwiderte ihm Dr. Stein warm und heftete einen sehr ernsten Blick auf ihn. Aber Jonas und Hohbach suchten diese Deutung zu entkräften und den Schluß der Verhandlung herbeizuführen. Es war nahezu ein Uhr und die Mehrzahl der Gläubiger offenbar gelangweilt und hungrig, also selbst ungeduldig, zu einem Schlusse zu kommen.

„He, Herr Sackmann, Sie werden doch nicht gehen wollen?" rief Hohbach dem Genannten zu, der von seinem Stuhle aufgestanden war und seinen Hut in der Hand sich der Thüre näherte. „Wir sind ja im Nu fertig!" Aber Sackmann ließ sich nicht halten, schützte einen dringenden Ausgang vor, den er noch vor Tisch zu machen habe, und versprach das Protokoll am andern Tage bei Herrn Jonas zu unterschreiben.

Jetzt galt es noch die Bestellung eines Gläubigerausschusses, welcher Herrn Heffter während der erbetenen Vorgfrist zur Seite stehen sollte. Die Vorschläge der anwesenden Advokaten, die sich beinahe allein vernehmen ließen, bezeichneten hiefür in erster Linie Herrn Hutter, dann die Herren Jonas, Hohbach und Nassauer. Aber Herr Hutter lehnte entschieden ab, da ihm seine vielseitigen Geschäfte, seine vorgerückten Lebensjahre und seine Gesundheits-Umstände verbäten, ein solches Amt zu übernehmen, dessen getreue Ausfüllung häufige Reisen und längeres Verweilen in Hagenbach erfordern würde; er meinte, die drei anderen vorgeschlagenen Herren, welche sich ja bereits mit Herrn Heffters Status eingehend beschäftigt hätten, würden zu seiner Assistenz hinreichen und haben sein volles Vertrauen, um so mehr als ja nächst Gottes Hülfe die Hauptsache an der erprobten Thatkraft seines Freundes Heffter selbst liege. Die drei genannten Herren wurden daher als Gläubigerausschuß

bestellt und denselben ihr Mandat vorgeschrieben, zunächst den Passivstand und den Werth der Aktivmasse genau zu erheben und dann ein Budget für die etwaigen Kosten der Geschäftsführung ꝛc. aufzunehmen, sowie überhaupt zum Rechten zu sehen.

Endlich war das Instrument fertig, und man lud nun zunächst die persönlich anwesenden Gläubiger zur Unterschrift ein, welche dieselbe größtentheils ohne Umstände gaben und sich dann entfernten. Als es aber an die Advokaten ging, unterzeichneten diese meist nur mit dem Vorbehalt, die spezielle Genehmigung ihrer Mandanten beizubringen, und Herr Hutter folgte diesem Beispiele ebenfalls, drückte dann seinem „lieben alten Freunde Heffter" herzlich die Hand, empfahl ihn dem besonderen Schutze des lieben Gottes und versprach, seine Liverpooler Freunde zur Gewährung der Borgfrist zu bewegen.

Allmählig verlief sich die ganze Versammlung, und Herr Heffter ging ebenfalls. Eine schwere Stunde seines Lebens lag hinter ihm, aber trotz seines sonstigen Sanguinismus vermochte er doch keine rechte Hoffnung zu fassen. Irgend etwas lag auf ihm wie eine düstere Ahnung, daß er nicht gerettet, daß dieß nur der Anfang des Endes sey und daß wohl das Bitterste erst noch nachkommen werde. Als ihn der Tagelöhner in seinem Rollstuhl durch den Park schob, kam er an den Zimmerleuten vorüber, welche einen Plankenzaun quer durch das Grundstück zogen, um denjenigen Theil, der mit dem schönen und eleganten Landhause verkauft werden sollte, von den Ländereien abzuschneiden, welche noch zur Bleiche gehörten. Ein trübes Gefühl überkam den stolzen Mann, als er sich in's Gedächtniß rief, wie dieser Lustgarten einst Haide und Walde gewesen und von ihm mit enormen Kosten in eine englische Anlage verwandelt worden sey, und als er sich beinahe als gewiß als gewiß voraussagen mußte, daß diese Schöpfung nun weit unter ihrem wirklichen Werthe geschweige denn unter den Kosten ihrer Anlage an irgend einen landfremden lachenden Käufer kommen werde. Es schnürte ihm die Brust zusammen wie Herzkrampf, als er sich sagen mußte, daß die Hälfte der Summen, welche diese Anlagen und das nun öde hallende Landhaus gekostet, welche beide ihm lange nicht den davon erwarteten Genuß gewährt hatten, ihm jetzt eine unschätzbare Hülfe seyn würde. Es war ihm, als ob all die Einwendungen und Warnungen seiner guten Frau, all die Bitten und Vorstellungen derselben gegen seinen hochfahrenden Stolz und Ehrgeiz, gegen seine sinnlose Ostentation und Geldverschwendung nun vor ihm ständen wie ein gewappneter Mann und ihn mit einer unbesiegbaren unausweichlichen Wucht zu Boden drückten — und zum ersten Mal trat klar und deutlich Ein Begriff, Ein unvermeidliches Ziel vor sein geistiges Auge, — der Gedanke: ich bin hoffnungslos ruinirt, und zwar ganz durch eigene Schuld.

Einige hundert Schritte vor ihm gingen Adolph Gehring und Emil Dauels, welche ebenfalls bis zu Ende in der Versammlung geblieben waren. Sie unterhielten sich über den so erlebten Auftritt, und Gehring sagte: „Es ist ein reines Possenspiel, eine absichtlich in Scene gesetzte Komödie. Alle diese Advokaten wissen, daß Heffter sich nicht mehr halten kann, und daß ein Konkurs unvermeidlich ist. Und jener fromme Heuchler Hutter weiß es ebenfalls; aber sie verschweigen es, sie bestärken den verblendeten Mann noch in seinen thörichten Hoffnungen, nur um ihn desto sicherer zu verderben."

„Aber warum hast Du es dem unglücklichen Manne nicht gesagt?" fragte Dauels. „Vielleicht würde er doch Vernunft angenommen haben!"

— „Hoffen wir das niemals; er ist noch lange nicht mürbe genug, glaub' mir das, lieber Freund, denn sonst hätte er einsehen müssen, daß er mit jenem Verzicht seiner Frau sich selbst den Todesstoß gibt," sagte Gehring. „Diese heimtückischen Bursche hätten ihm auch ohne jenen Verzicht der Frau Louise Borgfrist ertheilt, denn sie wissen so gut als wir, daß der jetzige Augenblick nicht dazu geeignet ist, irgend ein Objekt zu verkaufen. Aber sie wollten ihn erst in Pflicht nehmen, daß er nichts von seinen Aktiven mehr auf die Seite schaffe; sie wollten verhindern, daß die Ansprüche der Frau, welche denjenigen aller anderen Gläubigern vorangehen, den Konkurs aufhalten konnten; darum legten sie ihm die Fußangel mit der Borgfrist. Und dennoch, wie schlau und tückisch diese Patrone Jonas und Hohbach und Nassauer und Hutter es auch angegriffen zu haben wähnen, wie fein eingefädelt ihnen ihr eigenes Plänchen auch in diesem Augenblick erscheinen mag, so geb' ich der Hoffnung Raum, ihren Anschlag zu vereiteln. Ich habe die Hoffnung, irgend eine Achillesferse an ihrem Machwerk, irgend ein Loch in ihrem listigen Netze zu finden, denn gewöhnlich hat das Register solcher weitgreifenden Anschläge und Maßregeln ein Loch. Ich werde heute Nachmittag mich eingehend mit der Sache beschäftigen und das Corpus Juris nachschlagen, denn es sollte mich freuen, wenn wir namentlich jenem verbissenen, heimtückischen Jonas und seinen Machinationen eine Nase drehen könnten. Wer weiß, ob nicht auch gegen das neue Consortium irgend ein Anschlag beabsichtigt wird?"

„Ich denke, das werden Sie wohl bleiben lassen, denn in diesem Stücke sind wir ja so vorsichtig wie möglich zu Werke gegangen," sagte Dauels; „hältst Du es denn für möglich, daß jene Advokaten uns trotz aller unserer Vorkehrungen schaden können?"

— „Und warum nicht, mein Freund?" meinte Gehring; „bei der Verwirrung und Unklarheit unserer Gesetzgebung ist kein Ding unmöglich, wie Du siehst. Es gibt da nur ein einziges Sicherungsmittel: offen, rechtschaffen und korrekt zu handeln, und dieß wollen wir auch." —

Als Herr Heffter nach Hause kam, begegneten ihm ernste beobachtende Blicke der Seinigen, aber weder Frau Louise noch die Töchter richteten eine Frage an ihn. Man sah ihnen an, daß sie aus seiner Miene erfahren wollten, ob er mit dem Erfolge der Verhandlung zufrieden sey. Er gab daher sehr große Zuversicht zu erkennen und meinte, das Schwerste sey nun überwunden, und er werde binnen Kurzem wieder im Stande seyn, das Geschäft aufzunehmen und für eigene Rechnung oder eine neue Gesellschaft fortzuführen.

— „Nicht doch, Manuel, täusche Dich hierüber nicht,"

erwiderte ihm seine Frau milde. „Komm zurück von allen Illusionen und gönne Dir Ruhe, lieber Mann! Abgesehen davon, daß Du offenbar den Geschäften nicht mehr gewachsen bist, weil Du hartnäckig den sanguinischesten Illusionen nachhängst, anstatt nur das Mögliche zu erstreben, wirst Du Dich ja erinnern, daß Du die Fabrik an das neue Consortium auf fünf Jahre verpachtet hast. Du wirst doch diesen Vertrag nicht brechen wollen?"

„Und warum nicht?" rief Herr Heffter, dem schon über dem geäußerten Zweifel an seiner Befähigung die Zornader geschwollen war. „Ich möchte Denjenigen sehen, der mich hindern könnte. Bin ich nicht nicht der Gründer, der Eigenthümer des Etablissements? war denn der ganze Vertrag jemals ernstlich gemeint und nicht vielmehr eine Fiktion?"

— „Ich weiß nicht anders, als daß der Vertrag so ernstlich gemeint war, um nöthigenfalls einen Eid darauf abgeben zu können," versetzte Frau Louise mit einem solch tadelnden und mahnenden Blicke, daß der ergrimmte Gatte unwillkürlich davor zur Seite schaute. „O Manuel, Manuel, wie sehr beklage ich Dich, wenn Du im Ernste redest! Wie kannst Du auf Vertrauen und Achtung Deiner Mitmenschen, auf den Segen Gottes hoffen, wenn Du in Deiner Eigensucht und Herzenshärte schon so weit gekommen bist, an die Stelle von Recht und Gewissen nur Dein eigenes Belieben und Deinen Vortheil zu setzen? — Gott verzeihe Dir und suche das nicht an Dir heim; aber zu fragen brauchst Du nun nicht mehr, was Dich in die gegenwärtige Lage gebracht hat!"

Frau Heffter ging hinaus, um einem Ausbruch seines blinden Zorns und seiner verletzten Eigenliebe auszuweichen, und der Eintritt Dauels', welcher zu Tische kam, beugte einer Scene vor. Allein vor Frau Louisens innerm Auge stand es unerschütterlich klar und deutlich fest, daß das Loos ihrer Familie und ihres Gatten durch seine eigene Schuld besiegelt sey. Sie warf sich in ihrem stillen Kämmerchen auf die Kniee nieder und flüsterte schluchzend: „Ich kann und will ihn nicht richten, lieber Gott; ich kann den Verblendeten nur bemitleiden und für ihn beten. Richte Du ihn milde, Vater der Barmherzigkeit, und erleuchte ihn; gib ihm Demuth um Jesu Christi willen! Das ist mein einziger Wunsch und mein einziges Flehen!" Und nach einem brünstigen Gebete in diesem Sinne stand sie wieder ruhiger und ergebungsvoller auf. — —

In der ‚Krone' und dem neuen Hotel Schwägerle waren an diesem Tage die Tables d'hote sehr besetzt, denn die Mehrzahl der Advokaten war zu Tische geblieben und viele der zur Versammlung gekommenen Gläubiger blieben ebenfalls in der Hoffnung, etwas Genaueres über das Schicksal zu erfahren, welches die Rechtskundigen dem Kommerzienrath prophezeiten. Allein diese Erwartung trog, denn wenn alle diese Juristen auch den Erfahrungssatz bewährten, daß sie bei jedem Zusammentreffen nur von ihrem Handwerke reden, so schienen sie sich doch gleichsam stillschweigend das Wort gegeben zu haben, über die Heffter'sche Angelegenheit nicht zu sprechen, und zwar offenbar nur um der Laien willen, von denen sie umgeben waren. Die Stammgäste der Table d'hote in den beiden Gasthöfen hatten sich entschlossen, die Speisestunde für heute bis dahin hinauszuschieben, wo die zusammenberufene Gläubigerversammlung zu Ende seyn würde, alles in der Hoffnung, über den Stand der Sache sowohl wie über die gefaßten Beschlüsse und die Aussichten der Gläubiger Genaueres zu erfahren, weil man doch annehmen konnte, daß das, was heute so Vieler Gedanken beschäftigte, auch auf die Lippen treten werde. Aber sie sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht. Von den Laien erfuhren sie, daß der Passivstand Heffters zwar bedeutend, aber nach der gegebenen Aufstellung des Aktivvermögens nicht hoffnungslos sey und keine Ueberschuldung nachweise, und daß Heffter nur eine Vorgfrist von anderthalb Jahren und keinen Nachlaß nachgesucht, und daß seine Frau sich bereit erklärt habe, bei etwa dennoch ausbrechendem Konkurse ihre Ansprüche in der Klasse der übrigen Gläubiger geltend zu machen; daß man daher mit Fug annehmen könne, die Freunde oder Verwandten Heffters werden es schon um dieser Ursache willen nicht zu einem Konkurse kommen lassen.

Nach Tische erschienen sodann einige der Honoratioren aus der Stadt, namentlich einige der angeseheneren Fabrikanten und Kaufleute, in der ‚Krone', um ihren Kaffee daselbst zu nehmen und ebenfalls die neuesten Nachrichten über den Stand der Sache einzuziehen. Die Mehrzahl von diesen waren mit Herrn Hutter genauer bekannt und erörterten mit diesem die brennende Frage des Tages; und Herr Hutter sprach offen seine Freude darüber aus, daß seinem alten Freunde und Bekannten Heffter nun doch Gelegenheit gegeben sey, sich um Hülfe umzusehen, welche er sicher auch finden werde, da er wohl ohne diese Gewißheit die Vorgfrist nicht erbeten, noch den Fortbetrieb des Geschäfts durch die Verpachtung der Fabrik gesichert haben würde. Neben diesem erkundigte sich der christliche Kaufmann auch angelegentlich nach dem Geschäftsbetrieb des neuen Consortiums und erfuhr, daß dasselbe offenbar mit Erfolg arbeite und die Lebensfähigkeit des Geschäfts zur Evidenz darthue. Herr Hutter erging sich sodann noch in einigen allgemeinen Phrasen des Bedauerns über das Schicksal Heffters, verzapfte einige humane Floskeln von der Schonung und dem ermunternden freundlichen Entgegenkommen, welches man dem Gründer eines solch gemeinnützigen, Hunderte von Händen beschäftigenden Etablissements schon aus volkswirthschaftlichen und philanthropischen Rücksichten schulde, und schloß sich endlich an einen der Kaufleute aus der Stadt an, um dessen Familie einen Besuch zu machen und sich von diesem Geschäftsfreunde in dessen Equipage nach der nächsten Eisenbahnstation bringen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Offene Correspondenz.

Herrn E. A. R. in E . . . Ich bestätige Ihnen mit herzlichem Dank den Empfang des „Deserteurs", über welchen ich baldigst berichten werde. Die beiden fraglichen Beiträge kommen baldigst zum Abdruck; aber eine größere humoristische Erzählung von 3—4 Bogen wäre mir hoch willkommen.

Frau W. H. in B. . . . Die eingesandte Erzählung lehnen wir dankend ab.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kierblatt & Comp.

Fühlen und Handeln.

Ein amerikanisches Lebensbild.

(Schluß.)

„Aber Paul," rief Horace Rutherfort eines Tages, als dieser sich wiederum über die Gemüthsart seiner Verlobten beklagte, „Du mußt ein wenig Unmuth um der Kraft willen vergeben, die sie nöthig hat."

„Wohl, Horace, aber Magdalene ist sehr verändert. Sie war nie sehr entgegenkommend, aber sie war doch nie so kalt wie jetzt."

„Bedenke, was sie jetzt alles beschäftigt, bedenke die bittere Lage, in welcher sie sich befindet. Es ist wohl schön für Leute wie Du, Paul, die unbeschäftigt sind und nichts thun, den ganzen Tag an nichts zu denken als an die Liebe. Die Gedanken eines zerfleischten und gemarterten Gemüthes sind jedoch ganz andere."

„Es mag so sein," sprach Paul naiv, „aber ich habe ja nichts mit ihrer Unterfuchung zu thun, und sie brauchte mich nicht damit heimzusuchen. Warum muß sie kalt gegen mich sein, weil ihr Bruder ein schlechter Mensch ist?"

„Ja, mein lieber Junge, das ist schwer zu beantworten; Du mußt Dich eben zufrieden geben, wie es ist. Die Menschen sind nie gerecht wenn sie aufgeregt sind. Fräulein Trevelyan ist gereizt und verstimmt, und mag wohl manchmal ungerecht gegen Dich sein, wenn Du voll Empfindsamkeit ihr nahest. Frauen bleiben zarte Geschöpfe, selbst die stärksten von ihnen, und schwer zu behandeln. Bedenkst Du aber nicht, daß Du als Mann, der in moralischer Kraft über ihr stehen muß, weniger empfindsam und umsichtiger sein solltest?"

„Gewiß!" entgegnete Paul schüchtern, „und ich thue auch für sie Alles, was in meiner Macht steht. Wenn sie je einen Dienst von mir verlangte, wie ihn die alten Helden oder Paladine leisteten, ich würde ihn dankbar und froh ausführen!"

„Wohl!" sprach Horace mit mattem Lächeln, „von Dir werden aber keine so großartigen Dienste gefordert. Man verlangt von Dir nur, daß Du ernst in Deinem Urtheile, männlich und selbstvertrauend bist. Glaube mir, Paul, es liegt oft mehr wirklicher Heroismus in der Beherrschung der Zweifel und des Kummers, der aus ihnen entsteht, als in einem Drachenkampfe der alten Zeiten. Wir sind Alle zu selbstsüchtig; der ist der wirkliche gesellschaftliche Held, der ohne Selbstsucht nur wenig verlangt."

Paul schaute bekümmert drein.

„Horace, ich brauche Dir nicht zu sagen, wie sehr ich sie liebe. Sie ist mein Leben, das Lebensblut meines ganzen Wesens. Ohne sie würde mir die Welt dunkel und kalt sein, denn sie ist Alles, was ich liebe, Alles, Alles! Und wenn ich ihre Kälte gegen mich sehe und denke, sie würde nie anders werden, dann bricht mir das Herz. Ich kann nichts dagegen thun. Ich mag schwach, leidenschaftlich, knabenhaft, rasend, ich mag alles seyn, es ist doch nur Liebe zu ihr, was mich so macht!"

„Hast Du kein stärkeres Herz als dies? Der rechte Mann muß mehr zu ertragen fähig seyn, als der Geliebten Mißstimmung, besonders wenn diese verdrießlich und reizbar gestimmt ist; er muß ein Herz haben, stark genug für jeden Schicksalsschlag. Du sprichst von heroischen Thaten, versäumst aber dabei Dein eignes wahres Heldenthum, das darin besteht, ein wenig Eigensinn zu ertragen. Paul! Paul! wie oft überblicken wir die Blumen zu unsern Füßen, während wir vergebens die Hände nach solchen über unsern Köpfen ausstrecken! Wie oft vernachlässigen wir Eigenschaften, die wir besitzen, in Träumereien von solchen, die unmöglich für uns zu erreichen sind!"

„Du hast Recht, Horace," erwiderte Paul, „vollkommen recht, und ich will trachten, Magdalenens würdig zu werden."

Zu demselben Augenblicke trat diese selbst ins Zimmer. Paul, noch erfüllt von dem Antriebe, welchen Horace's Ermahnungen hervorgebracht, flog auf sie zu, ergriff ihre Hand und preßte sie zwischen seinen Händen.

Magalene erröthete stark und entzog ihm die Hand, indem sie mit leiser Stimme sagte: „Paul, ich liebe solche Dinge nicht vor andern Leuten."

„Horace ist ja aber wie mein Bruder, wie mein eigen Fleisch und Blut! Er kann alles sehen und hören, was zwischen uns geschieht."

„Herr Rutherford ist aber nicht mein Bruder," antwortete das Mädchen übereilt und fügte, vielleicht stolzer als sie beabsichtigte, hinzu: „ich kann solche Albernheiten nicht vor ihm gestatten!"

Diese Worte wurden zwar halblaut gesprochen, Horace hörte jedoch jedes derselben. Auch er fühlte sich nun aufgeregt und that Magalenen, die er für hart hielt, Unrecht in seinem Innern. Diese, verlegen und aufgebracht, wandte sich ab und verließ das Zimmer, ohne zu sagen, was sie mit Horace hatte besprechen wollen. Paul war zur Statue der Verzweiflung geworden.

„Du siehst, wie sie mich behandelt," rief er trostlos, im Zimmer auf und nieder schreitend; „Du siehst nun selbst, Horace, ihre Mißachtung und Kälte. Sie beherrscht mich mit eiserner Ruthe: sie macht mich zu ihrem Sklaven, und tritt mich mit Füßen, nun ich ihr Sklave bin. Sie könnte wohl sanfter mit mir seyn. Was that ich, der ich sie so sehr liebe, um dies zu verdienen?"

Er warf sich auf das Sopha, das Gesicht in die Hände vergrabend, und zitterte krampfhaft.

„Ist dies Deine Art, ein kleines Ungemach zu ertragen?" rief Horace mit lustiger Stimme, indem er ihn auf die Schulter klopfte. „Komm! sey diesmal muthiger. Du, der Du Milton und Cromwell und alle diese eisernen Helden oft im Munde führst, als ob ihr Leben sanftere Beschäftigungen als das Malen gehabt habe, denkst Du, sie würden dies Benehmen gut heißen?"

„Ja," entgegnete Paul fast stolz, mit einer sonderbaren Mischung von Leidenschaftlichkeit und Kummer zu ihm aufblickend, „ja, das würden sie. Der stärkste Mann liebt einmal, und Empfindlichkeit ist nicht Schwäche!"

„Empfindlichkeit — nein. Dies ist aber mehr als Empfindlichkeit, das ist nackte Thorheit!“ sprach Rutherford mit seiner klaren, ruhigen Stimme.

„Thorheit, Horace? Solch ein Wort von Dir?“

„Ja, von mir, Paul, und ich will Dir auch sagen, mein lieber Bursche, warum ich es Thorheit nenne. Du plagst Fräulein Trevelyan mit Deiner Liebe, die Du ihr etwas aufdringlich entgegenbringst, und plagst sie oft so. Du hast noch nicht soviel gesunden Sinn gehabt, es in diesem Lichte zu sehen, klagst aber über ihre Kälte, wo Du Dich über Deinen eignen Mangel an Einsicht schämen solltest. Du bist so von Deinen eignen Gefühlen durchdrungen, daß Du die ihrigen nicht bemerkst. Sie wird durch Dich belästigt und ermüdet, und sagt es Dir rund heraus, indeß Du Dich in einem kindischen Anfalle von Verzweiflung aufreibst. Eine Schale umgibt für Dich die Dinge, und diese Schale mußt Du durchbrechen, um wahres Verständniß daraus zu schöpfen. Jetzt bombardire mich nicht weiter mit vernichtenden Gefühlen,“ setzte er hinzu, da er sah, daß Paul entgegnen wollte; „nimm meinen Gesichtspunkt als den richtigen und wahren; und Du wirst Deine Rechnung finden, wenn Du Dich von etwas mehr Weltkenntniß leiten läßt, als bis jetzt. Vertraue mir, wenn ich so zu Dir spreche.“

Horace schritt aus dem Zimmer, ehe Paul antworten konnte. Er suchte Magdalenen zu treffen, um ihr Vorstellungen zu machen, daß sie so unfreundlich sey, und sie zu einem gelinderen Benehmen zu überreden. Es war ihm peinlich zu sehen, wie diese jungen Leute einander aus Mangel an gesundem Verstand und gegenseitigem Verstehen quälten.

Magdalene befand sich im Speisezimmer und stand trübsinnig am Fenster, nach dem feinen Regen blickend, welcher wie die Fransen eines Trauergewandes aus den dunklen Wolken herabfiel. Ihr Antlitz war so düster wie der Himmel draußen, und ihr Herz so schwer wie ihre Augen. Als Horace eintrat, wandte sie sich ungeduldig, da sie glaubte, es sey Paul, der einen Auftritt mit ihr haben und besänftigt seyn wolle. Als sie jedoch sah, daß es Horace war, strich plötzlich ein Erröthen wie Purpur über ihr Gesicht. Sie lächelte und hielt ihm halb die Hand entgegen, indem sie seufzte, als würde sie von schwerer Last befreit. Schnell jedoch, wie wenn sie sich an etwas erinnerte, that sie dem Lächeln Einhalt, zog ihre Hand zurück und sah ihn so kalt an, als wie sie Paul angeblickt haben würde.

„Ich komme, mir eine Freiheit zu erlauben, Fräulein,“ begann Horace. Er lächelte etwas verlegen, denn ihm war das Geschäft, in welchem er vor ihr stand, ein unangenehmes.

„Was ist es?“ fragte Magdalene; „gewiß nichts Bedeutendes.“

„Ich wünsche eine ernste Unterredung mit Ihnen, wenn Sie erlauben wollen,“ entgegnete er, sie zu einem Stuhle führend. Sein Benehmen hatte etwas Gebieterisches, aber es gefiel Magdalenen, welche der langen Liebeständelei überdrüssig war.

„Ist etwas schlimm geworden, Herr Rutherford?“

„In Ihrer Angelegenheit — nein; in Ihrem Leben aber wird Vieles schlimm werden, wenn Sie sich nicht vorsehen. Vergeben Sie meiner Freimüthigkeit; ich bin jetzt ein alter Freund und fühle, daß ich das Recht habe, Rath zu ertheilen. Darf ich offen sprechen, ohne zu fürchten, Sie zu beleidigen, Fräulein Trevelyan?“

„Ja,“ erwiderte diese schüchtern.

„Nun, so will ich es. Ich kam, um mit Ihnen über meinen alten Freund Paul zu reden.“

„Von ihm?“ fragte Magdalene, mit einem ihrer plötzlichen stolzen Blicke.

„Bleiben Sie ruhig, Fräulein, ich werde nichts erwähnen, was nur im Geringsten Ihren Stolz beleidigen könnte; aber ich muß offen seyn. Glauben Sie in Ihrem Benehmen gegen Paul klug, ich will nicht sagen gerecht, nur einfach klug zu handeln? Es ist ein delicater Gegenstand, einer, den zu berühren ich eigentlich kein Recht habe; Sie sind jedoch jung und unerfahren und scheinen eines gewissenhaften Rathgebers zu bedürfen. Lassen Sie uns alle Ceremonieen übergeben. Denken Sie, ich sey ein alter grauhaariger Priester, dem Sie beichten sollen, und lassen Sie keine falsche Scham meiner Nützlichkeit für Sie hinderlich seyn. Sagen Sie, fühlen Sie nicht, daß Sie rauh und hart gegen Paul sind? Er liebt Sie sehr zärtlich, mehr als Sie es vielleicht ahnen; sein ganzes Leben scheint von Ihnen abzuhängen, sein ganzes Glück von Ihrer Freundlichkeit und Güte.“

„Schlimm genug, daß es so ist,“ entgegnete Magdalene rasch. „Wenn er mich nicht so heftig liebte, wenn er leben könnte, ohne mir immer zu folgen wie ein Kind seiner Wärterin; wenn er etwas Ungeduld, vielleicht Ungerechtigkeit, ertragen könnte, ohne zu weinen, wie er es thut und womit er mich nur ungeduldiger und kälter macht, Herr Rutherford; wenn er mehr Thatkraft, mehr Weltkenntniß besäße, und weniger schwärmerisch und romanhaft wäre; wenn er nicht immer von der Zukunft so verzückt und mit solcher Gewißheit spräche; wenn er, anstatt sich mit Helden zu vergleichen, zufrieden seyn wollte, erst ein Mann zu seyn, so würde ich auch freundlich, entgegenkommend seyn. Aber“ — und Magdalene blickte mit vollem, fast anklagendem Blicke Horace in's Gesicht, — „er plagt mich und macht mich seiner überdrüssig. Ich gäbe Alles darum, mich nicht so verfolgt und gequält von ihm zu sehen. Aber ich kann ihm nicht helfen, ob ich ihn gleich liebe und schätze.“ Magdalene stand auf und trat einige Schritte hinweg.. „Wenn,“ sprach sie dann, plötzlich zurückkehrend und vor Horace sehr leidenschaftlich in Ausdruck und Haltung stehen bleibend, „wenn er Ihnen auftrug, mit mir zu reden, so sagen sie ihm, was ich gesagt habe. Meine Liebe zu ihm wird stets im Verhältniß zu seiner eigenen Männlichkeit und Verständigkeit seyn. Wenn er so fortfährt, wie er es seit des Vaters Tode bisher gethan, so werde ich ihn noch hassen! Mein Gatte muß ein Mann seyn, der mir helfen und mich leiten kann, nicht ein melancholische Brocken und Poesie herausschluchzendes Kind!“

Als hätte sie ein furchtbares Geheimniß verrathen oder

ein Verbrechen begangen, so eilte sie hinweg, die Treppe hinauf in ihr eigenes Zimmer, verschloß die Thüre desselben, fiel dann auf die Kniee und überließ sich einem solchen Ausbruch des Schmerzes, wie noch nie in ihrem Leben.

Horace saß, als sie ihn verlassen hatte, einige Zeit wie an den Platz gebannt. Ein Etwas in ihrem Tone und ihrem Benehmen hatte ihn durchbebt, und, während er ihr grollen wollte, ihn auf ihre Seite gebracht. Sie sah so stattlich und majestätisch schön aus, daß er wohl fühlte, wie tief Paul unter ihr stehe; daß er erkannte, was sie als Weib, das seit Kurzem zur Kenntniß ihrer Kraft aber auch der Schwäche ihres Verlobten gekommen war, fühlen mußte. Er bemitleidete beide, am meisten jedoch Magdalene, da er mehr mit ihr sympathisirte. Wäre er ein Weib gewesen, würde er vielleicht Paul mehr bemitleidet haben.

„Sehr wahr," sagte Horace halblaut, indem er sich vom Sopha erhob. „Ich bin überzeugt, sie werden sich besser vertragen, wenn sie einmal verheirathet sind. Es ist eine schlimme Lage für beide, und niemand weiß, wer mehr zu tadeln ist. Sicherlich ist Paul sehr langweilig und Magdalene sehr ungeduldig." —

Mit sichtlicher Beherrschung ihrer selbst war Magdalene nach dieser Unterhaltung freundlicher mit Paul, als eben vorher, und in Folge davon der Bursche so schwärmerisch glücklich, als er vorher unvernünftig in seiner Verzweiflung gewesen war. Horace sah indeß an vielen Zeichen, obwohl sie das Mädchen zu verbergen suchte, daß sein Entzücken sie so sehr belästigte, als es nur früher seine Klagen gethan, und daß die Spaltung tiefer liege, als daß Paul etwas dagegen ihun oder sie jetzt ungeschehen machen konnte. Magdalene war entzaubert und bemerkte den Mangel an geistiger Gleichheit, übertrieb ihn wohl gar, aber er war für sie da und konnte nicht weggeleugnet werden. Die Ueberwindung war ihr bald zu anstrengend, sie verfiel in ihre frühere Weise der Ungeduld und Kälte und bald ging Paul wieder traurig und gebrochenen Herzens umher.

Er wandte sich an Horace und bat ihn um seine abermalige Vermittelung, und zwar mit solcher Trostlosigkeit, solchem Verzagen an der Zukunft und dem Glücke, daß Rutherford trotz seiner großen Abneigung, Mitleids halber gezwungen war, die höchst peinliche und unangenehme Aufgabe zu übernehmen. Was er auch übernommen, er that es und that es ganz; und so sprach er auch wieder mit Magdalenen, mit mehr Bestimmtheit, Kraft und Deutlichkeit als früher, und sagte ihr schließlich, daß sie sehr unrecht handle.

„Gab Ihnen Paul den Auftrag?" fragte Magdalene stolz.

„Das that er," entgegnete Horace, etwas verletzt durch ihre Kälte gegen ihn, und setzte, ihren Blick vermeidend, hinzu: „Ich habe Ihre Weise gegen Paul auch von selbst gesehen."

„Und darf ich fragen, was Sie rathen, nein, was Sie verlangen, daß ich thun soll?"

„So liebreich wie möglich mit ihm zu seyn," entgegnete Horace, einen flüchtigen Blick auf ihr geröthetes Gesicht werfend.

„Und Sie, der Sie wenigstens männlich sind, Sie können solch ein Wort für meinen zukünftigen Gatten sagen?" rief das Mädchen bitter. „Liebreich! liebreich! dies Wort würde sich für ein Kind, für einen Sklaven oder einen Schooßhund eignen. Liebreich gegen einen Mann, der als Ideal des Guten und der Kraft dastehen muß; gegen ein Wesen, welchem nächst Gott Achtung und Ehrerbietung gebührt. Liebreich! er beauftragt seinen Freund, mit der verstockten Geliebten zu unterhandeln und sie zu bitten, liebreich zu seyn!"

Dabei warf sie den Kopf stolz zurück und blickte mit Augen auf Horace so hart und glänzend wie Stahl. Ihre Lippen zuckten nicht, nur ihre Nasenlöcher erweiterten sich, und in den glänzenden Augen spiegelte sich unaussprechliche Verachtung — Verachtung selbst gegen ihn. Plötzlich aber kam eine matte Weichheit über dieselben, der kalte Glanz wich einem tieferen und dunkleren Schimmer und etwas, das keine Thräne war, die Augen aber gleich einer solchen überflorte, stahl sich in sie, als sie fest aber schüchtern nach ihm blickte. Der Stolz dieses trotzigen Kopfes war vergangen, der schwellende Hals erschlafft und vorwärts geneigt, und Horace fühlte, als er ihren Blick traf und zurückwarf, seine eigenen Augen matter und dunkler werden. Er streckte die Hand aus und als sie die ihrige hineinlegte, drückte er sie warm.

„Armes Kind!" rief er; „armes Kind!"

Ein Seufzer, tief und aus dem Herzen kommend, entschlüpfte ihr trotz aller Anstrengung, ihn zu unterdrücken, gleich einer Art zitternden Aechzens; sie erwachte wie aus einem Traume und entzog ihm die Hand hastig, indem sie sich abwandte. Ein Strahl hatte zwischen sie geleuchtet, und Worte, die kein Ohr vernommen, waren von Herz zu Herz gesprochen worden. Horace fuhr auf als habe er eine schreckliche Vision gehabt oder unheilige Worte gehört, und sprach, an ihr vorübergehend, ohne sie anzusehen: „Wenn Sie stark sind, treten Sie den Schwachen nicht unter die Füße!" Und so verließ er sie, in einem Zustande, von welchem sie nicht wußte, ob er Glück oder Unglück sey.

„Sie hat Recht," sagte Rutherford für sich, „und Paul ist ein Narr. Wie pflegte ich sonst dieses Burschen Schönheit und poetisches Wesen zu beneiden! Jetzt aber — ich möchte lieber das wildaussehendste Ungeheuer seyn, das jemals böse Kinder zu fürchten machte, wenn ich nur stark und männlich wäre, als alle seine Liebenswürdigkeit sammt seiner Schwäche hinnehmen. Kein Weib soll von mir sagen, daß sie mich nicht achte, selbst Magdalene nicht!"

So kam Paul bei dieser Zusammenkunft nicht eben vorwärts, und Alles, was Horace, als er ihn um den Erfolg fragte, sagen konnte, war der mitleidige Rath: „Laß sie allein, und plage auch mich nicht, ich bin beschäftigt."

6.

Die Assisenzeit nahte heran und die Untersuchung gegen Fräulein Trevelyan wegen Fälschung bildete natürlich das Gespräch der Nachbarschaft. Man kann sich denken, wie groß die Aufregung in einem Städchen war, in welchem man die Familie so genau kannte, und wo Jedermann ein besonderes

Interesse an der Sache nahm — bald für bald wider — was einer kleinen Gesellschaft einen häuslichen Charakter, nicht immer aber einen häuslichen Reiz gewährt. Auch Andrew fand seine Anhänger. Es gibt immer Vertheidiger für jede Seite einer Angelegenheit und für jede Person Selbst um Oakfield waren Einige, wenn schon nicht Viele, zu finden, welche meinten, das Codicill sey doch sehr auffällig, da Jeder wisse, wie der alte Trevelyan für seinen Sohn eingenommen gewesen sey und wie wenig er sich um die Tochter gekümmert habe. Wieder Andere meinten, daß es ungerecht sey; denn wenn auch Andrew ein wilder Bursche gewesen, so sey er doch verheirathet und in gesicherter Stellung und alles Frühere müsse vergessen seyn. Herr Trevelyan habe ihm so oft schon früher vergeben; er habe ihm die Heirath verziehen, und hätte nicht nöthig gehabt, so sehr unnachsichtig wegen irgend einer andern Sache zu seyn. Und was hatte Andrew nach Allem gethan, diese Enterbung zu rechtfertigen? Magdalene war zwar ein gutes Mädchen, dieß waren sie überzeugt, aber sie war eine von jenen verteufelt geschickten Frauen, denen man nicht recht trauen darf. So sprachen und stritten die Nachbarn unter sich, Guelfen und Ghibellinen um Oakfield bildend, strenge Andrewisten und Magdalenisten. Horace wirkte indessen auf seine eigene Weise, keine Person in seine Pläne einweihend, während Paul so geistige Todeskämpfe vor der kommenden Oeffentlichkeit und Schande litt, daß er fast Vergebung für seine Feigheit verdiente.

So erschien der verhängnißvolle Tag und mit ihm die Vorladung zur Untersuchung. Der Saal des Gerichtshofes war überfüllt; jede Person von einigem Ansehen in der Umgegend war zugegen. Es waren Wetten eingegangen, unversöhnliche Zwiste und selbst eine Heirath aus der Angelegenheit entstanden; es war ein Bürgerkrieg um Oakfield entzündet und jedermann begierig zu sehen, wie die Schlacht endigen werde. Die Andrewisten waren die Schwächsten an Zahl, aber die Stärksten an Lunge, während die Magdalenisten sich begnügten mit der frostigen Sympathie aller wohlgesitteten Leute und „hofften," daß Fräulein Trevelyan siegen werde. Als der Fall zur Verhandlung kam, nahm Magdalene inmitten der tiefsten Stille ihren Platz auf der Bank der Angeklagten ein.

Es ward ihr bedeutet den Hut abzunehmen, dieß Verlangen indeß nach einiger Discussion dahin ermäßigt, daß sie nur den Schleier zurückzuschlagen brauchte. Da ward der ganze Saal lebendig. Seide rauschte, Stiefeln knarrten, Einige erhoben sich über die Köpfe ihrer Nachbarn, Andere beugten sich vor, andere rückwärts, — Alle um eine Ansicht des edlen Antlitzes zu erhalten, das ruhig und würdevoll auf der Verbrecherbank saß. Horace stand neben ihr. Sein Interesse an der Sache selbst war zu stark geworden, um ihm zu gestatten, die berufsmäßige Vertheidigung Magdalenens selbst zu übernehmen. Eifrig, klar und entschlossen bewachte er jeden Zug, jede Wendung des Falles und gab dem Anwalte der Angeklagten häufige und werthvolle Winke. Paul saß auch in der Nähe Magdalenens, aber im Zustande großer physischer Schwäche und innerer Aufgeregtheit. Er hatte gerade noch soviel Besinnung, um sich ohne Ohnmacht vorn gegen die Tafel zu lehnen, obschon er umgefallen wäre, wenn er nicht gesessen hätte. Gelegentlich war auch Horace aufgeregt, aber es war eine Erregung anderer Art, die ihm größere Lebhaftigkeit als gewöhnlich verlieh. Er besaß mehr Lebendigkeit des Denkens, mehr Schärfe der Wahrnehmung, gleich einem Menschen, dessen Sinne durch Opium erhöht und gereizt sind. Fast schien er einen Sinn mehr zu besitzen und fähig zu sein, das zu errathen, was er nicht sehen konnte. Nur Eines störte ihn, die Poststunde. Die Londoner Post kam nämlich erst spät des Nachmittags zur Stadt, und er erwartete heute mit Gewißheit einen Brief von dem abwesenden Hausfreunde, Herrn Schlade, dessen Aufenthalt in den Gebirgen von Cordova er endlich entdeckt hatte. In beständiger Correspondenz mit der alten Frau Schlade bleibend, hatte er die Zeit berechnet, daß er heute einen Brief von ihrem Bruder erhalten könnte, da er voraussetzte, dieser werde so schnell als möglich antworten. Er war sicher, in diesem Briefe irgend eine gewichtige Nachricht zu finden. Und doch konnte die verwünschte Post bis kurz vor vier Uhr nicht da seyn; wie war es möglich die Untersuchung so lange hinzuziehen, die höchstens eine bis zwei Stunden beanspruchte? Er saß daher auf der Folter, ertrug aber die Qual brav, ohne einen Andern dadurch zu ängstigen, daß er sich's merken ließ. Magdalene war bleich wie eine Statue und auch statuengleich in ihren Bewegungen, indem sie gleich einer Nachtwandlerin mit widernatürlicher Ruhe handelte, blickte und sprach, als wären ihre Nerven von Eisen. Paul verbarg seine Angst so übel, daß er wehklagte, und erregte die meiste Theilnahme.

Die Untersuchung schritt vor. Andrew war der erste Zeuge in seiner eigenen Angelegenheit. Er beschwor, daß er schon vor einigen Jahren seines Vaters letzten Willen gekannt, wie dieser ihn an seinem Todestage hinterlassen habe; daß er gesehen, wie jener ihn unterzeichnete, ebenso wie die Zeugen William Schlade und Joseph Lawson, von denen der letztere seitdem gestorben sey. Er sagte aus, der Vater habe ihn oft seinen Erben genannt, und legte Briefe vor, worin dieser Ausdruck zwischen oftmaliger Versicherungen seiner Liebe und seines Vertrauens wiederholt war. Doch konnte er keinen Brief, nicht eine Zeile von seines Vaters Handschrift, vorzeigen, welche nach dem Datum des Codicills geschrieben waren. Er ging darüber hinweg, so gut er konnte, von seinem Anwalt unterstützt. Hierauf beschwor er, daß seine Schwester seines Vaters Hand vollkommen nachahmen könne, ebenso wie seine briefliche Ausdrucksweise, und legte zur Probe Briefe derselben vor, die zwar in jungen scherzhaften Jahren geschrieben, jetzt zugestanden und nicht bestritten wurden. Schließlich brachte er darauf basirend vor, daß nach seinem besten Glauben das Codicill nicht von der Hand seines Vaters geschrieben sey, der er nie beleidigt und dadurch Grund zur Enterbung gegeben habe, daß es daher eine von seiner Schwester gefertigte Fälschung habe. Der Anwalt des Klägers wies die Wahrscheinlichkeit dieser Behauptung nach, da noch dazu der

Zeuge Paul Lefevre der Verlobte der Angeklagten sey und mit ihr theilen werde. Der zweite Zeuge, die Amme und Wärterin Magdalenens, sey gestorben. „Pflichtschuldigst und zur schicklichsten Zeit gestorben!" sagte der Anwalt, für welchen Ausdruck er einen Verweis vom Richter erhielt. Soweit die Anklage.

Magdalenens Vertheidigung gegen dieß Alles war ein einfaches Verneinen. Ihr Anwalt legte dar, daß sie weder das Codicill gefälscht noch überhaupt mit dessen Dasein bekannt gemacht worden sey. Der Vater habe ihr verboten, während seiner letzten Krankheit nach dem Bruder zu schicken — welcher Punkt von Andrew und seinem Sachwalter sorgfältig beachtet wurde — da er augenscheinlich sehr zornig gegen ihn gewesen sey; Magdalene wüßte nicht warum; er habe aber nicht gestattet, seinen Namen zu nennen, noch weniger ihn sehen wollen. Da ihr Vater den ganzen Briefwechsel mit dem Versicherungsbureau, bei welchem Andrew auf seines Vaters Tod speculirt hatte, zerstört oder auf die Seite geschafft, so daß sie nicht eine Zeile davon gefunden, so war sie natürlich auch nicht fähig, einen stichhaltigen Grund für den Wechsel in seinem Verhalten gegen den Sohn anzugeben. Es brachte Magdalenen in große Verlegenheit, daß es ihr unmöglich war, auch nur durch einen Beweis die Behauptung von der spätern Abneigung des Vaters gegen ihren Bruder zu bekräftigen. Horace blickte nach ihr, und lächelte, als ihr Vertheidiger zu Ende war; seine Augen waren aber mit Blut unterlaufen und seine Lippen blau geworden, denn er wußte, welchen üblen Eindruck diese durch nichts unterstützte Behauptung auf die Jury machen und welche Handhabe es Andrew's Anwalt geben mußte. Wieder und immer wieder blickte er nach der Uhr und verwünschte im Herzen den schleppenden Gang der Zeit. Bald überwand er indeß den vorübergehenden Anfall von Verzagtheit und ging an die Angelegenheit mit neuer Hoffnung.

Paul war nun der nächste, welcher befragt wurde. Seine Aufregung, die ungewisse zögernde Stimme, mit welcher er sprach, seine oft wechselnde Farbe und schüchterne Weise, Alles machte sowohl auf die Jury als auf das Publikum einen schlechten Eindruck. Wenige sprachen: er ist zu empfindsam, Viele aber glaubten ihn schuldig, sahen einen Theilnehmer von Magdalenens vermeintlichem Verbrechen in ihm. Horace war in Verzweiflung. Auf die direkt an ihn gestellte und leicht zu beantwortende Frage, ob er Herrn Trevelyan das Codicill habe unterzeichnen sehen, gab Paul eine sehr zögernde Antwort. Er litt selbst sehr dabei, so verlegen, verwirrt und eingeschüchtert zu seyn, und verwickelte sich immer mehr in solch hoffnungslose Widersprüche, machte so ungeschickte Einräumungen, daß mehrere von der Jury Blicke wechselten und ein alter Freund Magdalenens den Kopf schüttelte und seufzte. Als ihm bedeutet wurde, sich wieder zu setzen, rief des Gegners Anwalt: „Sie haben genug für uns ausgesagt, Sir, und zuviel für die Angelegenheit der Angeschuldigten." Er hatte wirklich die ganze Sache in ein unauflösliches Gewebe von Confusion und Verdacht gebracht.

Magdalene blickte ihn groß und kalt an, als er vorüberging. Ihre Lippen kräuselten sich leicht, aber nicht unfreundlich. Ihre Augen begegneten denen Horaces, welche traurig aber zärtlich auf sie gerichtet waren, und zum ersten Male senkte sie die ihrigen und ihre Lippen zuckten; es war aber nicht die Untersuchung, an die sie dachte.

Die Verhandlung nahte dem Schlusse und noch war es nicht vier Uhr. Dringend bat Horace den Vertheidiger, sie noch so lange wie möglich hinzuziehen, wodurch die Vertheidigung nur noch mehr geschwächt wurde. Endlich, als die Zeiger der Uhr fünf Minuten vor vier Uhr wiesen, kam der Bote, welcher im Postamt gewartet hatte, athemlos hereingeeilt, ein Paket in der Hand tragend. Horace ergriff es, sah sogleich, daß es von London kam, erbrach das Convert und fand, daß sein Agent Briefe und Dokumente schickte, welche den Poststempel „Spanien" trugen. Zuerst ergriff er ein Schreiben, das „William Schlade" unterzeichnet war.

Dieser erste laut gelesene Brief, adressirt an Horace Rutherford Esq., war ein wichtiges Dokument, welches so leicht durch die Post verloren gehen konnte. Er lautete:

„Werther Herr! Mit nicht geringem Erstaunen und mit Entrüstung habe ich von dem schändlichen Anschlage des jungen Trevelyan gegen die Ehre und Existenz seiner Schwester gehört. Erstaunen sollte ich eigentlich nicht sagen, denn meine Kenntniß vom Charakter dieses Mannes ist bereits seit mehreren Jahren feststehend und aus zu unleugbaren Quellen geschöpft, um Erstaunen zu fühlen über ein Verbrechen, welches er begehen könnte. Ich bin jedoch glücklicher Weise im Stande, zur Wiederherstellung von Ruf und Ehre und meines Pathchens viel beitragen zu können, und obgleich ich ungern solch kostbare Documente, wie die beiliegenden, der Post anvertraue, gleichwohl aber kein andres Mittel vor mir sehe, so sende ich sie Ihnen im vollen Glauben und in der Hoffnung, daß sie noch zeitig genug eintreffen und für hinreichend befunden werden. Bitte, versichern Sie Fräulein Trevelyan meiner herzlichsten Zuneigung, und halten Sie mich, bei dem gemeinsamen Interesse, welches wir beide an diesem Falle nehmen, für Ihren aufrichtigen

William Schlade."

Herrn Schlade's Handschrift ward durch einen Zeugen geprüft, dessen Gegenwart sich Horace vorher versichert hatte, und dann wurden die inliegenden Documente vorgelesen. Sie bestanden in einer Copie des Codicills von Herrn Trevelyan's Handschrift, in der Correspondenz zwischen ihm und dem Assecuranzcomptoir und dem folgenden an Herrn Schlade, damals in Wiesbaden, gerichteten Briefe:

„Theurer Freund! Sie wissen, daß ich nicht oft vertrauliche Mittheilungen mache, noch meinen Freunden die Last meines Kummers aufbürde. Heute müssen Sie indeß gestatten, eine Ausnahme zu machen und eine solche Last und ein Bekenntniß zu empfangen, welches ich für Ihr Pathchen zuversichtlich zukünftig von Nutzen halte. Die beigeschlossene Correspondenz wird Ihnen den Grund meines letzten großen Kummers wegen meines Sohnes kund-

thun. Sie wissen, theurer Freund, wie oft ich seine Ausschweifungen verziehen, wie vielmal ich meine eignen Unterhaltsquellen erschöpft habe, um seine Schulden zu bezahlen, wie ich ihn immer geliebt und ihm immer geglaubt habe. Seit der traurigen Entdeckung aber, die ich gemacht habe, sind meine Augen trübe von der Verwüstung in meinem Herzen. Alles hätte ich vergeben, nur die Herzlosigkeit nicht, die Wechselfälle meines Lebens zu berechnen und Procente auf meine Gebrechlichkeit zu nehmen, meinen Tod durch seine Wünsche zu beschleunigen, und nicht zufrieden mit der Erbschaft, die ihm doch gewiß war, auf mein baldiges Hinscheiden zu speculiren. Diese Entdeckung hat einen solchen Wechsel in meinen Gefühlen hervorgebracht, hat meine Augen so völlig über den wahren Charakter des Burschen geöffnet und mich zugleich durch das Vergleichen so aufmerksam auf den Werth meiner Tochter gemacht, daß ich heute mein Testament widerrufen habe und Alles, was ich beim Sterben besitze, Magdalenen hinterlasse. Ein eignes Vorgefühl läßt mich Ihnen die Papiere zuschicken; ich wünsche nicht, daß man sie nach meinem Tode finde und auslege. Es ist mir lieber, Sie behalten sie in guter und geheimer Verwahrung, bis sie etwa gebraucht würden, wenn man sie überhaupt je braucht, das Codicill, was ich heute angefügt, zu unterstützen.

„Ihr Pathchen befindet sich ganz wohl und wird täglich hübscher. Sie wissen von ihrer Verbindung mit einem jungen Künstler, der vor etwa zwei Jahren in unsre Nähe kam. Es ist ein trefflicher Junge, nur etwas zu flüchtig für meinen Geschmack; wenn sie ihn jedoch lieb hat, so ist das Alles, was verlangt werden kann. Da sie nun unabhängig nach meinem Tode seyn wird, habe ich nichts weiter zu thun, als zur Vorsicht bei der Heirath zu mahnen. Bewahren Sie mein Geheimniß, theurer Schlade, bis nach meinem Tode, und glauben Sie mich stets

Ihren aufrichtigergebenen Freund

Andrew Trevelyan.

Obgleich auch dieses Document als die Handschrift Herrn Trevelyan's geprüft wurde, ward doch keines dieser so plötzlich vorgebrachten Papiere als genügender Beweis betrachtet, wenn man auch einräumte, daß sie sehr zu Gunsten der Angeklagten sprächen. Es gab eine lange und scharfe Besprechung dieses Gegenstandes, und dies war ein Glück, denn die Beweisgründe des Vertheidigers, welche stets vom Richter unterbrochen und für unzuverlässig gehalten und nur aus Nachsicht für die Angeklagte geduldet wurden, waren fast erschöpft, als ein sonnverbrannter alter Herr sich einen Weg durch den Gerichtssaal bahnte. Der Aufruhr, den er verursachte, erregte Magdalenens Aufmerksamkeit, und als er im Durchdrängen sich mit dem Gesicht nach ihr wendete, stieß sie einen matten Schrei aus und rief: „Herr Schlade!"

Er war es wirklich selbst. Die Beweiskraft seines Wortes war entscheidend und beschloß die Verhandlung. Der Gerichtshof trat in kurze Berathung, bei welcher der Richter die Entscheidungsgründe kurz zusammenfaßte, und ohne die Sitze zu verlassen, erklärte die Jury die Gefangene für „nicht schuldig," was einen langen und lauten Beifall unter den anwesenden Zuhörern erregte, welchem Einhalt zu thun der Richter nicht einschritt.

„Wie geschickt sind Sie verfahren; wie brachten Sie diesen Beweis auf, Rutherford?" fragte Andrew's Anwalt, diesem die Hand schüttelnd; sie waren alte Freunde.

„Ich fand eine Anmerkung im alten Tagebuch des Herrn Trevelyan: 'Ein Schreiben heute an Herrn Schlade abgeschickt', welche den Datum des Codicills trug, und ich dachte, es könne dabei vielleicht etwas herauskommen. Da Herr Schlade Fräulein Trevelyan's Pathe war, hatte es den Anschein, daß er ihm darin Auskunft ertheilt habe."

„Bei Jove! ein guter Griff!" sprach Magdalenens Vertheidiger, worauf die beiden gelehrten Amtsbrüder Arm in Arm den Gerichtshof miteinander verließen, zur großen Verwunderung des gemeinen Volkes, welches sie noch vor Kurzem sich so heftig hatte gegenüberstehen sehen. Herr Schlade führte Magdalenen zu seiner Schwester, welche in der Nähe bei einer Freundin geblieben war, um so schnell als möglich Nachrichten von der Verhandlung zu erhalten. Paul und Horace gingen zusammen nach Oakfield; Horace fröhlich, voll jugendlichen Geistes, lachend, springend und singend, mit dem Verlangen, als einzige Belohnung, die er beanspruchte, Magdalenen zuerst zu sehen und der Erste zu seyn, der ihren Dank empfinge; Paul aber aufgeregt, zitternd und kraftlos. Endlich kam sie, Fräulein und Herrn Schlade als Gäste mit sich bringend. Als sie aus dem Wagen stieg, flog Horace zur Thüre hinaus und war mit einem Sprunge an ihrer Seite.

Sie nahm seine beiden Hände in die ihrigen und ihr Gesicht leuchtete voll Glückseligkeit und Dankesgefühlen, als sie zu ihm sagte: „Gott segne Sie! Sie waren mein Beschützer!" und dann mit einem Tone, der durch jede Nerve drang, mit einem leisen, tiefen, weichen Tone, der wie Musik zu seinem Herzen klang, hinzusetzte: „Ich verdanke lieber Ihnen mein Leben, als sonst jemand in der Welt! Gott segne Sie, theurer Freund! immer und immerdar!"

Paul hatte nur eben Kräfte genug, in ihre Arme zu fallen, nicht, sie in die seinigen zu schließen, indem er mit kindischer Leidenschaftlichkeit ihre Wangen mit Küssen bedeckte, die eben erst von Horace's schwarzem Haar berührt worden waren. Sie konnte dies nicht ertragen. Auch Fräulein Schlade war augenscheinlich unwillig und nur ihr Bruder lächelte schalkhaft. Magdalene stieß die Hand ihres Liebhabers weg, indem ein eigner Anfall von Stolz, Schreck und Liebe auf ihrem Gesicht zu lesen war, den Paul tagelang nicht vergessen konnte, obwohl er wußte, er habe sein Zeugniß schlecht abgegeben. Sollte sie ihm aber nicht verzeihen, da es ja doch nur die Liebe zu ihr, das Mitgefühl und der Kummer gewesen waren, die ihn so unmännlich gemacht hatten?

Ein schwärmerischer Blick Magdalenens fiel auf Horace, ein Blick, der plötzlich ihr ganzes Gesicht umwandelte. Sich dann zum dunkleren Theile der Halle wendend, sprach sie sanft mit Paul und bot ihm die Hand. Er rannte herbei, sie zu er-

greifen und zu liebkosen, wobei Magdalene einen unterdrückten Schrei ausstieß und die Hände rang, als wolle sie eine Feuerhaut abstreichen, dann aus dem Gemache eilte und sich für diesen Tag nicht mehr sehen ließ.

„Es war eine zu ernste Sache," sprach Herr Schlade zu Horace, als sich beide für die Nacht entfernten, „um sie der Post allein zu vertrauen; so setzte ich mich denn auf dieselbe Briefpost, die mein Paket trug. Der Teufel hole jene Burschen im Zollhause. Hätten sie mich nicht aufgehalten, so hätte ich meine Briefe um mehrere Stunden überholt."

7.

Magdalene, der Fälschung beschuldigt und als Verbrecherin auf der Bank der Angeklagten sitzend, fühlte sich stolz und unschuldig; in der Einsamkeit und Stille ihres eigenen Zimmer aber fühlte sich die vor der Welt gerechtfertigte Magdalene schuldig. Sie hatte keine Worte für die Vorwürfe ihres Gewissens, konnte sich indeß nicht verbergen, daß sie Ursache zu Vorwürfen habe. Sie konnte nicht sagen, was sie Böses gethan, und fühlte sich doch zu beschämt und erschrocken, um Beten zu können. Auch Horace hatte ein verändertes Benehmen. Er sprach nie mit ihr, wenn er es ändern konnte und vermied es, auch nur eine Minute mit ihr allein zu seyn.

Es sey schon ganz wohl so, überredete sie sich. Warum sollte sie auch wünschen, ihn allein zu sprechen; war sie nicht ein verlobtes Weib? Was konnte es ihr gelten, ob er ihre Gesellschaft liebe oder nicht? Hatte sie nicht so viel Stolz, als daß es sie betrübe, daß es einen Mann in der Welt gab, der sie vermied? Sie versuchte daher gleichgültig zu erscheinen, und stieg die Treppe hinab mit der Haltung und dem Wesen einer Juno. Ein andermal wünschte sie sich Glück, einen Freund wie Rutherford zu besitzen. Er war ihr ein wirklicher praktischer Freund für's Leben, und sie war sicher, er werde stets Alles für sie thun, was er vermögte. War dies nicht genug? Sie selbst fühlte ja nichts anderes für ihn als einfache Freundschaft. Sie dachte sich ihn verheirathet und glücklich, und malte es sich aus, wie glücklich sie selbst bei der Kunde davon seyn werde. Sie würde dann gehen und ihn besuchen und sehr in seine Frau verliebt seyn, welche an ihr eine Schwester, eine liebe Schwester finden sollte. Im Geiste sah sie die Gattin Rutherford's, seine Rückkehr erwartend, gleich einem lieblichen eingerahmten Bilde unter der Thüre stehen, sah sie die Stufen herabsteigen und ihren Arm in den seinigen legen, vielleicht legte er den Arm um ihre Taille, sah wie dann beide in ihr hübsches Landhaus gingen und wie sich die Thüre schloß zwischen ihrem Liebesglücke und der kalten Welt draußen, welche sie von sich abschieden so gut es ging. O, wie glücklich mußte dieses Weib und wie mit Recht stolz auf ihren edlen Herrn, auf ihren Gattinnamen und das goldene Verbindungszeichen an ihrer Hand seyn! Wenn Magdalenen solche Bilder vorschwebten, dann weinte sie, war aber erzürnt über sich selbst, wenn sie die Thränen über das Gesicht rinnen fühlte, und rief oft laut in ärgerlichem Tone: „Wie einfältig ich bin; warum weine ich denn? Ich werde bald eben so thöricht werden, wie Paul!"

Der Ausdruck im Gesicht Magdalenens war ein anderer geworden, wie er schon einmal in ihrem Leben sich geändert, als die Ereignisse Einfluß auf sie ausübten. Von den ruhigen Träumen ihrer ersten jungfräulichen Entfaltung, wo sie aussah, als ob sie nur in schönen Visionen lebe und die Gegenwart ein kurzer Uebergang zu einer herrlichen Zukunft sey, als Pauls Geist ihr Führer, seine Poesie ihre Wirklichkeit war, — von dieser Phase stiller Hoffnungen und unerklärter Lichtbilder war es in einen kalten, verschlossenen, leidvollen Ausdruck eines Kummers übergegangen, welcher stählte aber nicht besserte. In ihrem Antlitz zeigte sich zu jener Zeit mehr Stärke des Vorsatzes, aber es war die Stärke des Eisens, die Kraft des Granits, nicht die der Liebe. Jetzt hatte ihr feines Gesicht einen neuen Ausdruck gewonnen und zwar den schönsten. Die sonderbare Tiefe und Dunkelheit in ihren Augen sandte nicht mehr Blitze des Stolzes aus, sondern sprach von einer neuerwachten Regung des Lebens und der Leidenschaft. Ein rosiger Hauch übergoß ihre Wangen, als ob das Blut freier ihr durch die Adern flöße, und sie erröthete leicht wie jemand, dessen Herz schnell schlägt. Ihre Lippen waren feuchter und röther; die früher harten, verschlossenen Züge hatten einem sanften Lächeln Platz gemacht, und selbst ihre Figur war biegsamer, jede Bewegung graziöser geworden. Hatte sie etwas von ihrer früheren Geradheit verloren, so blieb sie doch ebenso ehrenhaft und aufrichtig und war nur zurückhaltender, scheuer. Ein Einfluß hatte sich geltend gemacht, den sie früher nie gefühlt, und Jedermann sprach davon, wie sehr sie sich geändert, wie sehr sie sich vervollkommnet habe. Gegen Paul suchte sie freundlich und sanft zu seyn, wenn es ihr auch nicht immer vollkommen gelang. Ihr Benehmen war augenscheinlich erzwungen und oft ein so peinliches, daß selbst der schwache Paul es fühlte und sie bedauerte. Nie ging aber seine Wahrnehmung so weit, ihn zur Entsagung zu nöthigen, oder ihm selbst nur den Gedanken kommen zu lassen, daß sie ihn nicht liebe. Er hielt sie blos für ärgerlich und reizbar, und maß etwas die Schuld daran bei, wenn er auch nicht begriff wodurch; aber er glaubte an ihre Liebe. Schwächlich und doch immer schwärmerisch, blieb er in grämlicher und verletzter Weise oft ganze Tage weg, oder er kam jeden Tag in's Haus und folgte Magdalenen auf Tritt und Schritt, immer und immer seine Liebe in zärtlicher Sanftmuth betheuernd, was sie endlich so aufregend peinigte, daß sie selbst sein Name anwiderte und sie ihn zuletzt bis zum Wahnsinn haßte.

War Horace zugegen, was oft geschah, wann ihn Geschäfte nach Oakfield führten, so konnte Magdalene selten aufblicken, ohne seine Augen auf sich geheftet zu sehen. Es konnte sie dies jedoch nur beunruhigen, denn nie blickte er sie freundlich an und sie glaubte in seinem Gesicht nur Mißfallen und Abneigung zu lesen. Sein Benehmen war barsch und gleichgültig, und sogar noch mehr als gleichgültig, wenn sie besonders schön aussah oder graziöser und reizender wie gewöhnlich war. Saß Magdalene dann mit geröthetem Gesicht und verdunkelten Augen in ihrem Zimmer, so pflegte sie seine Art und Weise gegen sie eine unverschämte zu nennen und erklärte laut, daß sie ihn

nicht mehr dulden könne. Er bemerkte es wohl, daß sie glaubte, sie mißfalle ihm, und ermuthigte diese Idee.

Eines Tages, als sie sich ganz besonders dadurch bedrückt fühlte, warf sie ihm sein Benehmen vor, indem dicke Tropfen der Leidenschaft und des Stolzes aus ihren Augen gleich Gewitterregen hervorquollen. Und als er sich abwendend sagte: „Ich werde Ihnen nicht schmeicheln, Fräulein Trevelyan; es ist vieles an Ihnen, was ich nicht billige, nicht billigen kann," überfluthete es ihre Augenlieder und zwei schwere Thränen fielen ihr in den Schooß. Sie sah es nicht, wie er zusammenfuhr beim Anblick ihrer Thränen, und sich in die Lippen biß, wie er vor Bewegung zitterte, noch bemerkte sie die zärtliche Bewegung seiner Hand, die unwillkürlich nach dem Herzen fuhr; sie sah und wußte nichts, als daß er sie verachte, und verwandte alle Kraft auf das Bestreben, es vor ihm zu verbergen, was es ihr koste, dies zu wissen.

„Habe ich Sie beleidigt, Fräulein Trevelyan?" fragte er in milderem Tone.

— „Ich bin Ihnen zu viel schuldig, um durch irgend etwas beleidigt zu werden, was Sie sagen," entgegnete sie, mühsam die Worte hervorstoßend.

„Ich wollte nicht verletzend seyn," fuhr er nach kurzer Pause fort, indem er sich ihr näherte und sich neben sie auf das Sopha setzte.

— „Sie sind gar oft recht rauh gegen mich," sprach Magdalene, ihm schüchtern in's Gesicht blickend.

„Das thut mir leid, ich meinte nur aufrichtig zu seyn."

— „Und glauben Sie denn, daß ich wirklich so schlimm bin?" erwiderte das Mädchen, sich zu ihm beugend.

Er blickte sie an, nur einen Moment lang, aber mit einem Blicke, der ihr alles pulsirende Blut in das Gesicht trieb, so ernst, zärtlich und liebend war er; mit einem Blicke, der alles umfaßte, was ihr als Ideal männlicher Neigung vorschwebte, was sie vom Manne ersehnte, ohne eine Untreue gegen Paul in diesem Entgegennehmen zu erblicken. Es war aber eben nur ein vorübergehender Blick; der bleierne Schleier fiel wieder über Horace's Gesicht und zeigte ihr diesen Tag nur noch Härte und Kälte.

„Nicht gerade schlimm," sagte er, sich erhebend, „aber launisch, kindisch, wankelmüthig, schwach. Ja schwach," fügte er hinzu, Magdalenens stolze Geberde bemerkend; „wirkliche Kraft, Fräulein Trevelyan, kann alle Zustände des Lebens hinnehmen und ertragen. Die Ihrige ist nur eine fieberhafte Aufregung, die Sie bei einigen Vorkommnissen aufrecht erhält, bei anderen aber ermatten läßt." Und als wäre er für einen Tag Held genug gewesen, ging Horace aus dem Zimmer; kurz darauf hörte sie ihn durch die Halle ein Liedchen summen. Aber sie sah und hörte nicht, wie er die Maske fallen ließ, und war kaum mehr erschrocken, als er es war.

Es gab eigentlich keinen Grund, die Heirath länger aufzuschieben. Ein Jahr war nun seit dem Tode des Herrn Trevelyan verstrichen und es mußte für Magdalenen besser seyn, einen Beschützer zu haben. So sprach die Welt und so riethen ihr die besten Freunde. Die Angelegenheit ward zwischen Horace und Paul besprochen; ersterer saß mit dem Rücken nach dem Lichte, beide hatten die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und stützten die Stirne in den Händen. Es ward verabredet, daß, wenn Magdalene einwillige, die Heirath recht bald und hier im Hause stattfinden solle, während Horace noch bei ihnen verweile, und daß er selbst den Heirathscontract aufsetze.

„Nun gut!" sprach der Advocat, prahlerisch gähnend; „dabei wollen wir es lassen. Rufe Fräulein Trevelyan, lieber Junge."

Man schickte nach Magdalenen und in Kurzem trat sie herein, bleicher als gewöhnlich. Sie hatte sich in der vergangenen Nacht sehr gegrämt und schlecht geschlafen. Als nach ihr verlangt wurde, ahnte sie, warum es geschehe. Und wirklich hatte sie sich gewundert, daß Paul so lange von der Sache geschwiegen. Er wußte nicht, wie dankbar sie ihm deswegen gewesen war.

„Wir besprachen eben unsere Heirath, Theuerste!" rief ihr Paul entgegen. Er zog einen Stuhl für sie dicht neben den seinigen an den Tisch, Horace und dem Fenster gegenüber.

Einen Augenblick stand sie unentschlossen und tödtlich erblassend still; dann zog sie, bis an die Schläfe erröthend, ihren Stuhl weiter ab von Paul und setzte sich.

„Ah!" seufzte sie unwillkürlich; „ich hatte das ganz vergessen!"

Ein schwaches Lächeln stahl sich über Horace's Lippen. Sie sprach so naiv, daß er sich dieses Lächelns nicht erwehren konnte, obschon er sich eben nicht in vergnüglicher Stimmung befand. Paul nahm es sanft genug hin, und erhob nur die Augen mit dem gewöhnlichen Ausdrucke gekränkter Demuth, worüber Magdalene fast rasend wurde. Wäre er aufgefahren und hätte sie geschlagen, sie würde ihn mehr geachtet haben; hätte er rauh, kalt, selbst grob mit ihr gesprochen, sie würde es ertragen haben, wenn es nur mit Männlichkeit geschah. Was er auch sonst gethan, es wäre immer besser als der Eindruck gewesen, er ließe sich mit Füßen treten. Als sich Horace zu ihr wandte, und ihr mit leiser Stimme zurief: „Miß Trevelyan, sind das die rechten Worte gegen den Gatten ihrer eigenen freien Wahl?" und sie dabei ernst und unwillig anblickte, da fühlte sie nur Achtung und Demuth. Ach! wenn nur Paul so wäre!

„Es thut mir leid, daß ich so sagte," antwortete sie und sprach dann mit Paul und meinte freundlich zu seyn, war aber statt dessen nur gereizt.

„Horace meint," begann Paul schüchtern, „daß es besser für Dich wäre, Magdalene, bald verheirathet zu seyn."

„Horace?" rief das Mädchen mit einem Gelächter, das Heiterkeit ausdrücken sollte, aber nur der wahrste Herzenserguß von Bitterkeit war; „und Du Paul? Es scheint mir doch eine Sache, die Dich näher angeht als ihn?"

„Ich? Kannst Du noch mehr Versicherungen meines glühenden Wunsches begehren, Dir Alles zu seyn, was Bruder, Freund, Gatte, Beschützer nur seyn kann? Kannst Du an dem außerordentlichen Glück zweifeln, mit welchem ich Dich mein nennen werde in dem Gefühle, daß uns nun ein herr-

liches Leben vereint beginnt? Du mußt mich nicht mißverstehen. Wenn ich von Horace sprach, so war er nur der Unterstützer meiner eigenen Wünsche, nicht deren Urheber."

Während Paul sprach, blickte Magdalene zu Boden; als sie aufsah und den dunklen Augen gegenüber begegnete, die voll auf sie gerichtet waren, ward sie bleicher als je. Sie schrack zusammen und erhob sich halb, als erwarte sie, daß Horace spreche; dieser aber wandte sich ab.

„Ich überlasse diese Angelegenheit gänzlich Ihnen Beiden," sagte sie dann ungeduldig. „Ich wünsche nichts damit zu thun haben. Ordnen Sie Alles nach Ihrem Belieben. Wegen der Heirathsbedingungen, Paul, trage ich keine Sorge. Ihr seid Beide Männer von Ehre und werdet thun, was recht ist."

Sie erhob sich zum Gehen. Ein inneres Schluchzen versagte ihr weitere Worte.

„Edelmüthige, gute Magdalene!" rief Paul; „vielleicht hast Du Recht nach Deinen weiblichen Gefühlen, und Deine vertrauensvolle Zuversicht soll gerechtfertigt werden. Vielleicht ist es besser, es gibt keine gesetzlichen Ansprüche von irgend einer Seite und unser Vermögen wie unser Einkommen bleibt für alle Fälle vereinigt."

„Wir werden darüber sprechen; ich glaube, Herr Schlade muß dabei zu Rathe gezogen werden," sagte Horace trocken.

„Du weißt, Freund, was ich meine," entgegnete der arme Paul, der in diesem Augenblicke zu glücklich war, um sich durch Worte verletzt zu fühlen, die ihn sonst bei seiner Empfindlichkeit sehr ergriffen haben würden.

„Ja, ja, ich weiß es. Da Sie einwilligen, Miß Magdalene Trevelyan — daß die Heirath bald stattfinde, können Sie das Uebrige uns überlassen. Herr Schlade und — wenn Sie mich annehmen wollen, — und ich werden Ihre Bevollmächtigten seyn."

Magdalene sah ihn vorwurfsvoll an. Sie antwortete nichts, hielt ihm aber im Vorbeigehen ihre Hand hin. Es blieb ihm keine Wahl, er mußte sie ergreifen, that es aber so kalt, daß sie wünschte, sie hätte es nicht gethan. Er erfaßte die schöne Hand ohne den leisesten Druck, aber seine Lippen zitterten und sein Herz blutete. Noch einmal sah sie ihn mit demselben fragenden und vorwurfsvollen Blicke an, zog dann ihre Hand zurück und verließ mit ihrer leidenschaftlichen Weise so schnell das Zimmer, daß ihr Paul erschrocken nachstarrte. Auch Horace blickte ihr nach, küßte im Fluge den leichten Eindruck, den ihre Finger in den seinigen gelassen und fuhr dann fort, ruhig über die Heirath zu sprechen und auf die Bedingungen einzugehen.

Nachdem er Alles mit Paul besprochen und mit ihm übereingekommen war, daß Magdalens Vermögen ihr ohne Rückhalt verbleiben sollte, reiste er ab, um den Heirathscontract abzufassen und denselben dann mit dem Familienanwalte zu mundiren und zur Unterschrift fertig zu machen.

Hätte Jemand den sonst so gewandten Advokat Rutherford bei dieser Beschäftigung beobachtet, so würde er kaum geglaubt haben, daß er eine so einfache Sache ausarbeite, als den Heirathscontract für einen Freund. Dicke Tropfen standen ihm auf der Stirn, die Augen waren geröthet, sein Gesicht zeigte sich verstört und schaurig, und die männlichen wohlgeformten Hände zitterten wie die eines Mädchens. Er bebte dabei an allen Gliedern, fuhr dann und wann auf und warf selbst einmal laut aufschreiend, als würde er gefoltert, die Feder weg. Obgleich aber Niemand Zeuge seiner Schwäche war, raffte er sich doch zusammen und drängte die Gedanken zurück, die ihm durch's Gehirn fuhren. Er dachte an das Opfer, welches Magdalene zu bringen Willens war und an sein Unvermögen, es zu verhindern; an ihre augenscheinliche Liebe zu ihm und an die Unehre, die daraus folge, wenn er sie annehme. Er vergegenwärtigte sich Pauls starke Zuneigung, aber auch seine gänzliche Untüchtigkeit, und dachte an ihr verpfändetes Wort und an ihr Widerstreben. Es war ein unglückliches trauriges Verhängniß, welches obwaltete; jedes war zu bemitleiden, Niemand zu tadeln. Mangel an zeitiger Erkenntniß der Lage war es, nicht Mangel an Tugend, was sie in diesen traurigen Zustand versetzt hatte, und er sah keinen Ausweg, der eine glückliche Lösung herbeiführen könne. Seine einzige Hoffnung blieb diese, daß, einmal verheirathet, Pflicht, Stolz und Gewohnheit wie die Anmuth von Pauls wirklicher Natur Magdalenen dessen Schwäche vergessen lassen und sie mit ihrem Loose versöhnen werde. Sie war ja gut, war brav und wenn sie auch jetzt zu wenig Herrschaft über sich besaß, so würde das vorübergehen; sie würde nach und nach ruhiger und kräftiger werden. Mit solchen Gedankenbildern suchte sich Horace zu überreden und da Frieden herzustellen, wo es keinen Frieden gab. Worte und Schatten ließ er die Stelle von Wirklichkeiten einnehmen. Er sah dabei auf die richtige Namensetzung der contrahirenden Parteien nach streng gesetzlicher Weise, bis etwas seine Augen blendete und er nichts mehr sehen konnte.

Als er indeß seine Aufgabe doch beendet hatte, nahm er den Akt mit nach Oakfield. Hr. Schlade las die Heirathsbedingungen, fand aber einige Aenderungen erforderlich. In dem Verlangen, allein zu seyn, zog sich Horace in die Bibliothek zurück, deren Fenster nach dem Garten gingen, er war aber so aufgeregt, daß er fieberhaft im Zimmer auf und nieder schritt. Sich an's offene Fenster lehnend, gewahrte er Magdalenen, welche allein im Garten sich befand. Auch sie war fortgeeilt nach ihrem Lieblingsorte, dem Gange zwischen den Haselnußsträuchern, wo sie ungesehen zu sein glaubte. Es wehte jedoch ein so bitterer Nordostwind, daß sich die Vögel in ihre Nester zurückgezogen hatten und das Vieh auf den Feldern hinter den Hecken Schutz suchte. Magdalene schritt den langen Gang auf und nieder; jede Bewegung und Geberde verrieth, daß ein gewaltiger Kampf in ihrem Innern tobte. Auch sie dachte daran, wie unmöglich es sey, einer Lage zu entgehen, in die sie selbst sich unwissentlich gebracht und daß Paul sie zu sehr liebe, um die Verbindung mit ihm zu lösen zu können; dies hieße ihn tödten. Ihr eigenes Herz würde in Gewissensbissen brechen, wenn sie sich als seine Mörderin ansehen müßte. Dann fand sie es doch wieder sehr unrecht, daß Paul die Künstlerarbeiten für seinen Lebensunterhalt seit ihres Vaters Tode ganz aufgegeben habe, wenn er auch früher nicht

ähig gewesen war, sich allein durch seine Kunst zu erhalten. Jetzt hatte er aber jede Verbindung und selbst die Arbeitsgewohnheit verloren. Dies hatte aber alles keinen Einfluß auf ihr Verhältniß. Die unglückliche, blind eingegangene Verpflichtung mußte gewissenhaft gehalten werden. Ehre und Pflicht verlangten das Opfer, und ihr Herz mit aller Liebe, die es umschloß, mußte für immer, gleich den Geistern unter Salomo's Siegel, verschlossen bleiben. Auch ihr Herz barg große, dunkle, mächtige Genien von unermeßlicher Stärke, niedergehalten durch ein Wort und einen Ring. Warum auch sollte sie die Heirath aufgeben? Hätte Horace sie noch wirklich geliebt, ja dann hätte sie wohl eine Ursache gehabt und hätte die Anstrengung gemacht, frei zu seyn. Daß sie ihn liebte, mit ganzer Seele liebte, barg sie sich nicht länger; sie bekannte es vor Gott und hätte es laut vor allen Menschen bekannt, wenn es nöthig gewesen wäre. Hätte er sie geliebt — sie ließ sich auf den Gartensitz nieder, auf welchem ihr Vater und Paul an jenem heißen Sommerabende gesessen, als ihr Schicksal besiegelt ward — hätte er sie nur halb so geliebt, wie sie ihn, ja dann könnte sie den Bund brechen, sie könnte es, sie würde es. Das war ja aber nicht der Fall. Er haßte sie, er haßte sie bitter und gewaltig, das war leicht ersichtlich, und that es auf eine Weise, daß die ganze Welt es merken mußte. Seine Gleichgültigkeit, seine Kälte, seine Härte waren eben so viele Worte der Verachtung und des Mißfallens, und wie schmerzlich für sie zu ertragen, die ihm doch so viel schuldete. Wäre er nicht so liebreich in der schrecklichen Untersuchung gegen sie gewesen, es würde sie nicht so bekümmert haben; ihm aber ihre Freiheit, ihr Leben zu danken und zu wissen, daß er sie verachte, das war unnennbar schmerzlich. Und Magdalene, die kalte, ruhige, träumerische Magdalene schritt ungestüm durch den Garten, gleich einer zum Leben erwachten Statue, der die Liebe die Lippen berührt.

„Dieß kann ich nicht länger ertragen," rief laut Horace; „klug und ehrenhaft gegen Paul muß ich seyn, aber schließlich bin ich doch auch nur ein Mensch und bin doch auch ihr es schuldig!"

Sein Herz hatte ihr Geheimniß errathen. Schnell eilte er die Stufen hinab und hinaus in den Garten und durch den Laubgang bis dahin, wo dieser in's Freie mündete und wo Magdalene, dem strengen Winde ausgesetzt, sich wieder auf die Bank niedergelassen, um durch Vernunftgründe ihre Leidenschaft niederzukämpfen. Hier hielt Horace die Schritte an. Magdalene hatte ihn nicht bemerkt und fuhr in ihrem halblauten Denken fort: „Ja, ich will heirathen, recht bald; und dann, wenn Gewohnheit und die Erkenntniß, daß das, was ich gethan habe, nun unlösbar ist, mich mit meinem Schicksale versöhnt haben, dann werde ich auch geduldiger mit Paul seyn, vielleicht selbst ihn lieben und freundlich mit ihm umgehen. Er ist gut, sehr gut, und ich habe mich sehr abstoßend gegen ihn betragen; aber ich liebe ihn nicht, ich fühle es tief; was soll ich thun? Geduld! Geduld! Entsagung und jene ruhige Stärke, welche Kummer ertragen kann, ohne daß man ihn ahnt und beklagt, das ist Alles, was das Leben noch für mich hat."

Sie wandte sich, um nach dem Hause zurückzugehen, und erblickte Horace. Erschrocken suchte sie ihm zu entschlüpfen.

„Ich komme, Sie zu bitten, daß Sie bei diesem Winde doch lieber in das Haus gehen," sprach er.

— „Ich wollte es eben thun," erwiderte sie mit zu Boden gesenkten Augen. „Warum kommen Sie?"

„Ich fürchtete, Sie möchten sich erkälten, wenn Sie hier im Freien ohne Shawl und Hut sitzen." Er war nicht seine gewöhnliche Stimme, mit der Horace dieses sprach.

— „Sie sind sehr freundlich; ich glaubte nicht, daß Sie wüßten, wo ich war." Und Magdalenens sorgenvolles Antlitz begann zu lächeln.

„Ich erblickte Sie vom Fenster aus."

— „Ach, und da kamen Sie zu mir?" Sie sah erröthend zu ihm auf.

„So ist es," entgegnete Horace.

Weiter wurde nichts gesprochen und sie gingen in's Haus zurück. Wie wenig ahnte Magdalene, wie sie vom obern Fenster aus bewacht worden war, wie wenig die Qual, welche der ihrigen Gesellschaft leistete. Wie konnte sie in dem gleichgültigen Benehmen ihres Freundes Gefühle erkennen, die noch vor einigen Minuten ihm die Arme öffnen und sie rufen ließen, in dieselben zu kommen, die noch vor Kurzem sie in der Stille mit den Namen Magdalene, Geliebte benannten. Alles dieß war tief begraben.

Die Rückkehr des Contractes erwartend, welcher wegen der Abänderungen des Herrn Schiade, abermals abgeschrieben werden mußte, blieb Horace noch einige Tage in Oakfield. In dieser Zeit fügte er zu den vielen unangenehmen Eigenschaften, welche er besaß, wie sich Magdalene überredete, noch die, beständig Paul's Lobredner zu machen. Er pries und übertrieb selbst dessen Tugenden derart, daß schon die Aufzählung von Paul's Vollkommenheiten das Mädchen ermüdete. Als Horace das eine Mal noch mehr und bessere Züge bei Paul als bisher herausfand, sah ihn Magdalene mit solcher Verwunderung, Aerger und Unwillen an, daß ihm das Wort auf den Lippen erstarb und er plötzlich in der Rede stockte.

„Ich freue mich, daß Sie stocken müssen," rief sie stolz; „es scheint, Sie könnten Ihr Leben mit dem Lobe Paul's hinbringen." Und sie ging hinweg, die Treppe hinauf nach ihrem Zufluchtsorte.

Ein ander Mal, nachdem Paul in einem Anfalle von Kummer mehrere Tage in gekränkter Würde vom Hause weggeblieben, endlich aber zurückgekehrt und Magdalenen nach seiner Weise auf allen Tritten gefolgt war, bat dieser sie, mit ihm Schach zu spielen. Sie sagte zu, denn sie freute sich über die Gelegenheit, still zu sitzen und ihren Verlobten ebenfalls still verhalten zu wissen. Sie setzten sich daher und Horace stellte sich neben sie. Für gewöhnlich spielte Magdalene viel besser als Paul; ihr Spiel war bestimmter, das seine bestand darin, mehr Pläne zu machen. Heute aber spielte sie so schlecht, daß sich ein Neuling an ihrer Stelle wegen der Mißgriffe geschämt haben würde. Sie übersah die schlagendsten Vortheile, denn Paul brachte oft in seinem Plane mit einem

Bauer seine Königin in Gefahr und vergaß, während er seine Kräfte zu einem unmöglichen Schachmatt zusammennahm, der Figuren auf seinem Wege sich zu versichern. Seine Braut ließ heute Alles geschehen.

„Du bist diesen Abend gar nicht Du selbst," sprach endlich Paul, der plötzlich die Entdeckung machte, daß seine Königin seit ein halb Dutzend Zügen im Schach von Magdalenens Springer stand.

— „Du hast Recht, ich spiele sehr schlecht," entgegnete sie.

„Sehr schlecht," wiederholte Horace.

— „Herr Rutherford ist der letzte, meine Fehler zu schonen oder zu verbergen," sprach sie bitter.

„Ich glaubte, Sie brauchten Freunde und keine Schmeichler," bemerkte Horace mit gleichgültigem Tone.

— „Es scheint, ich habe keine von beiden hier!"

„Meine Magdalene!" rief Paul, verwundert aufblickend; „was höre ich? Keine Freunde? Jeder von uns würde für Dich sterben! Was ist Dir begegnet? Bist Du krank? Warum betrübst Du Dich plötzlich mit so bitteren Gedanken. Bitte sag' es mir, Magdalene," fügte er liebkosend hinzu.

— „Sie sind ungerecht und launisch," sprach Horace in seiner herben Weise, die das Mädchen einschüchterte, als wäre es ein Kind und der es doch über Alles zu gehorchen liebte.

„Ich weiß, daß ich's bin," entgegnete sie, freimüthig zu seinem Gesicht aufblickend; „ich bin auch gegen Sie ungerecht, ich weiß es wohl; aber Sie werden mir vergeben, nicht wahr?"

Wenn Magdalene reuig aussah, war sie über alle Maßen schön. Kein Ausdruck kleidete sie so gut wie dieser, der weiblichste, den sie besaß, und gegen keinen mußte Horace mehr auf seiner Hut seyn. Es war ein so großer Triumph, dieses gegen alle Anderen so große, kalte und strenge Weib ihren Stolz verlieren und zu dem sanftesten Mädchen werden zu sehen. Dieß war fast die einzige Versuchung, der Horace nicht widerstehen konnte, denn sie erweichte sein Herz zu sehr.

„Es ist nicht an mir, Ihnen zu vergeben, eigensinniges Kind," erwiderte er mit außerordentlicher Güte in Stimme und Blick. „Sie haben mich nicht beleidigt, Sie quälen nur sich selbst."

Magdalenens Gesicht veränderte sich so sehr, als wenn sie eine Maske abgenommen hätte. Ein ruhiger und friedlicher Ausdruck trat an die Stelle der fieberhaften Gereiztheit, ihre Augen wurden dunkel und liebend und ihre Lippen verloren den traurigen Zug und wurden von einem Lächeln umspielt. Es war wie wenn der rauhe, strenge Winter in den liebenden, liebenswürdigen, lachenden Frühling verwandelt ist. Sie war so glücklich, daß sie selbst Paul in ihr Glück zog und zärtlich und heiter, wie in früheren Tagen, mit ihm sprach.

Der arme, solcher Aeußerungen in der letzten Zeit ungewohnte Paul schaute sie schwärmerisch an und man sah, wie ihm vor Glück und Dankbarkeit die Thränen in die Augen traten. Sogleich schwand Magdalenens froher Blick; Ungeduld und Verachtung trat an die Stelle. Sie stand vom Schachtische auf, trat zur Seite und verließ, als sich ihr Horace näherte, das Zimmer.

„Paul," rief dieser, seltsam kälter und leidenschaftlicher, als er je zu ihm gesprochen, „Du bist ein offenbarer Narr!" Mit diesen unwillkürlichen Worten ging er ebenfalls hinaus und überließ Paul seiner Aufregung und nervösen Kraftlosigkeit.

„Glauben Sie nun noch nicht, daß ich zu bemitleiden bin?" fragte Magdalene, als ihr Horace in der Halle begegnete.

— „Ja, Sie sind sehr zu beklagen, Fräulein Trevelyan, so wie Paul ist. Doch ist er unglücklicher wie Sie, weil er weniger Widerstandskraft wie Sie besitzt. Er ist eine von den Naturen, welche Leiden stärker als sonst etwas fühlen, deren ganze Kraft des Gefühls eben in ihrer Macht des Leidens und Elendes liegt."

„Ach, Sie urtheilen wie die übrige Welt. Weil Paul's Thränen so leicht fließen, glauben auch Sie, er fühle deßhalb stärker als ich. Nicht immer fühlen die mit der wenigsten Selbstbeherrschung am meisten, so wenig wie im Gegentheile."

— „Ich weiß es wohl, Miß Trevelyan; Paul's Natur verlangt nur darum mehr Rücksicht, weil sie schwächer ist als die Ihrige. Fräulein Trevelyan," — er sagte dieß sehr ernst, — „Sie können sich jetzt nicht mehr helfen. Sie sind an einen Mann gefesselt, den sie nicht lieben, den sie in keinem Dinge achten, wie Sie Ihren Gatten lieben und achten sollen; aber Sie werden Ihr ehrliches Leben besser finden als Sie erwarten. Wenn Paul glücklich und ruhig ist, wird er stärker werden. Ihre Aufopferung wird sich belohnen!"

„Ich wünschte, ich dürfte Ihnen glauben, Herr Rutherford," sagte Magdalene traurig. „Ich wünschte, Paul würde so männlich und gut, wie Sie sind."

— „O still, still! Sagen Sie das nicht wieder," entgegnete er mit leiser Stimme; „Sie verführen mich, das Gegentheil von dem zu werden, was Sie an mir rühmen. Gott helfe uns! wir haben Alle seiner Hülfe nöthig!" Er wandte sich hinweg. Magdalene sah ihm nach; ihr Herz klopfte gewaltig.

Der Heirathscontrakt kam an. Es gab nichts mehr zu erwarten, er mußte unterzeichnet werden und dies geschah jetzt so gut als später. Keine Hoffnung gab es, daß sich die Heirath von selbst löse, wie Magdalene noch seltsamer Weise geträumt hatte, ebensowenig wie Gründe, sie zu lösen. Das Brautkleid war fertig und Alles vorbereitet. Endlich entschloß sich Magdalene, das traurige Opfer zu bringen und dem gegenwärtigen Zustande des Leidens ein Ende zu machen; denn er war ein gleiches Elend für sie Alle.

Zur bestimmten Stunde waren alle nöthigen Personen im Zimmer versammelt, Herr Schlade mit seiner Schwester, dann die Frau, welche seit des Vaters Tode im Hause mit gewohnt hatte, welche indeß, auf einem Auge blind, taub und gebrechlich, von keiner großen Bedeutung in den letzten Ereignissen gewesen war, Horace, Paul und Magdalene. Paul hatte einen seiner peinlichen Anfälle von Nervenschwäche und

war zitternd und halb ohnmächtig, Magdalene dagegen kalt, bleich, statuengleich, wie sie es am Tage der Gerichtsverhandlung gewesen, als sie ihren Muth zusammen zu nehmen hatte, um Kraft und Selbstbeherrschung zu besitzen. Man gab ihr die Feder in die Hand. Horace lehnte gegen den Kamin, scheinbar an den Nägeln kauend. Magdalene blickte nach ihm hin; er aber blickte zu Boden und wallte die Augen nicht erheben. Nur als ihr Blick dringender und schmerzlicher ward, winkte er mit der Hand und sprach: „Schreib', schreib!" gleich einem Vater.

Noch immer derselbe ernste fragende Blick in ihren Augen, und die Verwunderung der Anwesenden über das Zögern; noch immer derselbe Kampf in ihrem Herzen und ihre stumme Anrufung verworfen. Sie sprach noch einmal fragend: „Horace!" aber er antwortete nur: „Still!" und dieß mit so leisem Tone, daß ihn niemand außer sie selbst verstand. Nun wandte sie ihre Augen von ihm auf Paul, von ihm, dem starken Manne, der seine Leidenschaft mit so unerschrockenem Muthe bemeisterte, der bei Folterqualen, wie sie wenig Menschen erduldet, Beherrscher seiner selbst blieb, zu dem unmächtigen Paul dem in seiner Kraftlosigkeit der Kopf sich auf die Brust neigte. Wieder und zum letzten Male blickte sie von einem zum andern, warf dann mit jähem Schluchzen die Feder zu Boden und rief: „Die Wahrheit muß gesagt werden. Ich liebe ihn nicht, ich mag nicht unterzeichnen, ich will sein Weib nicht werden!"

Horace sprang vorwärts und breitete die Arme aus; und Magdalene fiel in dieselben aufgeregt und wankend, aber nicht ohnmächtig. „Magdalene, Magdalene, Du die Meine?!" flüsterte er, sie an sich drückend; das Mädchen aber sah entschlossen auf und rief laut: „Ja Dein und keines Andern! Dein oder todt!"

Paul zuckte zusammen, trat aber zu ihnen und fragte zitternd: „Was sagt Ihr? daß Ihr einander liebt?"

Magdalene klammerte sich an Horace. „Ich habe es vor Dir und aller Welt verborgen, Paul," sprach sie, „so lange ich konnte und würde es noch länger verbergen, wäre ich nicht überrascht worden."

„Ich habe nicht unredlich gegen Dich gehandelt," fügte Horace hinzu, indem er ihm die Hand reichte. „Wenn Du Alles wüßtest, Du würdest uns Beide freisprechen!"

„Und Du liebst wirklich Horace, Magdalene?!" fragte Paul wieder mit schwacher Stimme.

Sie erröthete bis zum dunkelsten Purpur, als er sie anblickte. „Ja," sprach sie, „ich liebe ihn!"

Der arme Bursche wandte sich ab; nach kurzer Pause aber sagte er, seine Hand in diejenige Magdalenens legend und zwischen jedem Worte bitterlich schluchzend: „Ach, Magdalene, es wäre besser gewesen, Du hättest es mir früher gesagt; es würde Euch und mir mancher unnöthige Schmerz erspart worden seyn, denn ich wäre nicht unedelmüthig gewesen. Doch das ist vorüber. Du liebst mich nicht! Ich habe das lange gefühlt und war zu feig, es mir selbst zu bekennen. Immer nahm ich es als einen andauernden Anfall von Ungeduld auf, der einmal vorübergehen würde. Ich wollte es nicht glauben, daß meine Quälerei mit Schuld trage; aber ich werde Dich nie mehr quälen; wenn ich auch schwach war in dem fürchterlichen langen Kampfe, so kann ich doch auch stark seyn im Entsagen und im Guten!"

Er wagte es nicht zu ihr aufzublicken, zog sie aber nach aller Weise zärtlich an seine Brust.

Magdalene nahm seine Hand und ihre Thränen benetzten dieselbe, als sie sagte: „Lieber Paul, mein Leben soll Dir danken!"

Paul küßte sie und legte dann knabengleich seine Hand liebevoll auf Horace's Schulter; als er aber fühlte, daß ihn seine Standhaftigkeit wieder verließ, floh er zum Hause hinaus und wanderte schon nach einigen Stunden durch die Straßen Londons, von wo er am nächsten Tage außer Landes reiste.

* * *

Jahre vergingen, ehe man sich wieder traf. Als Magdalenens Haar sich grau zu färben begann und ihre Kinder heiratheten, kam Paul Lefevre wieder nach Oakfield, um bei ihr und ihrem Gemahle zu bleiben. Es war noch derselbe träumerische, thränenreiche, nicht in die Welt passende Paul, der er in seiner Jugend gewesen, mit einem unbestimmten Kummer, der in der Welt zur Melancholie sich ausgebildet hatte. Nie ging er über das Porträtmalen hinaus, immer aber war er bereit, das große historische Gemälde zu beginnen, welches ihn Michel Angela gleichstellen sollte, und noch den letzten Tag vor seinem Tode sprach er von der Mission, zu welcher er berufen sey, und erzählte er, wie die Regeneration der Kunst und der Welt durch ihn kommen würde.

Erica vulgaris.

Schilderungen der Haidestriche in Nordholland und Brabant, von J. v. Ms.

Vor mehr als zwanzig Jahren studirte ich in *** und machte an einem schönen Mittwoch-Nachmittag die botanische Excursion mit. Mit einem Male stellte sich mein verehrter Lehrer mir gegenüber und reichte mir ein Pflänzchen mit den Worten: „Erica vulgaris".

Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte, denn zu Spöttereien war der Professor doch nicht wohl aufgelegt; sollte ich es also als eine besondere Aufmerksamkeit betrachten? aber als eine freundliche Erinnerung an mein Vaterland? — doch nein, dieß konnte es auch nicht sein, denn als ich das Pflänzchen annahm, fügte er hinzu: „das ist das ächte gemeine Haidekraut." — Konnte ich wohl anders glauben, als es sei dem Herrn Professor bekannt, daß diese Pflanzengattung nur allzu häufig, sogar in sechserlei Arten, in meinem holländischen Vaterlande vertreten sei? —

„Danke bestens, Herr Professor," erwiderte ich, nachdem ich das mir längst bekannte Kraut eine kleine Weile betrach-

fet hatte; „in meinem Vaterlande könnte ich Sie Stunden-, ja Tage-lang herumführen, ohne daß Sie etwas anderes zu Gesicht bekommen würden als dieses gemeine Haidekraut.“

Des Professors Gebahren sagte es mir nur zu deutlich, daß er dieß nicht glaube, und da es nun mit dem Herrn Professor auch jetzt noch wohl manchen geben mag, dem es unglaublich scheint, daß in dem Wasser-reichen Holland, mit den fetten Marschböden, noch Tagreisen-große Strecken Haide sollten gefunden werden, trotzdem es in der Wirklichkeit doch nicht weniger als zwei und eine halbe Million württemb. Morgen Haidefeld in den Niederlanden gibt, erlaube ich mir Einiges darüber mitzutheilen.

Schon in meiner Jugend lernte ich das Haidefeld kennen; mein Leben bewegte sich mit größeren und kleineren Intermezzi fünf und zwanzig Jahre lang und unter den verschiedensten Verhältnissen, auf oder in der Nähe jener Haidefelder, welche ich liebgewonnen, denn trotz der Unfruchtbarkeit und der Oede haben sie ihren eigenen Reiz, welcher sich gewiß Jedem bei näherer Bekanntschaft derselben unauslöschlich eingeprägt. Ich verstehe zu wenig von der Geognosie und Botanik, um mit Rücksicht darauf eine erschöpfende Beschreibung der Haidestrecken in den Niederlanden geben zu können; auch waren dieselben zu meiner Zeit in dieser Richtung sozusagen noch gar nicht erforscht. Ich kann daher auch über ihre Entstehung u. s. w. nichts Bestimmtes sagen, aber ich will es versuchen aus meiner Erinnerung, — denn seit mehr als 13 Jahren sah auch ich kein Haidefeld mehr, — dem Leser ein Bild jener Steppen zu entwerfen. Bekanntlich erstrecken jene unwirthlichen Landstriche sich von Deutschland in die Niederlande hinein; nördlich vom Rhein sind sie die Fortsetzung der Lüneburger Haide; südlich vom Rheinstrom aber gehören sie der bekannten Mooker-Haide an, der Fortsetzung der vlaemischen Campine. Letzterer Landstrich, in Gestalt einer Hochebene, dacht sich der Maas zu immer mehr ab, um allmählig in das fruchtbare Maas-Stromgebiet überzugehen und, je mehr man sich von dem linken Maasufer entfernt, desto deutlicher in der alten Gestalt wieder aufzutreten, und mit Unterbrechungen noch bis über Breda hinaus fortzusetzen. Doch bildet die Haide in Nord-Brabant selbst nirgendwo mehr eine eigentliche Hochebene, im Gegentheil ist sie flach und niedrig, in mancher Gegend sogar sumpfig und zwar vorzugsweise im nord-östlichen Theil Nord-Brabants, wo sie unter dem Namen Peel — Moor — bekannt ist.*)

Auf meinen vielen Wanderungen über die Haidefelder in den Provinzen Nordbrabant, Gelderland, Utrecht, Overyssel und Drenthe fand ich vorzugsweise Granit, Glimmer, Quarz und Sandstein, öfters in Faust-großen deutlich erkennbaren Stücken, aber die meisten Steine sind eben durch Verwitterung bis zur Unkenntlichkeit abgeschliffen, und sogar nur selten von Faustgröße oder in Plättchen von der Größe eines halben Guldens, doch gibt es hie und da auch recht große sogenannte Findlinge — skandinavischen Granit — wovon ich im Jahr 1846 das schönste und größte Exemplar auf der Amersfoorter-Haide gesehen habe. Der kolossale Block war mitten mitten durch gesägt, und dennoch waren die kleinsten Seiten der beiden länglichen Würfel weit über zweifache Manneshöhe. — Der Boden der niederländischen Haidestrecken ist Sand, vom feinsten und leichtesten Flugsand bis zum Kiesboden, dessen einzelne kleinste Körner die Größe von Stecknadelköpfen haben. Zu oberst liegt eine mehr oder weniger dicke Schichte Haide-Humus. Wäre diese nicht in den weitaus meisten Fällen schon seit Jahrhunderten fortwährend abgeschält und entweder als Streu- oder als Brenn-Material auf den zunächst liegenden Höfen verwendet, so würde in jener Schichte die solideste Basis zu der Urbarmachung geboten sein. Unterhalb jener Humusschichte liegt zunächst $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß Sand, sodann wechseln zumeist äußerst dünne Lehmschichten mit 1 bis 2 Zoll dicken Kiesbänken und $\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Fuß mächtigen Sandablagerungen der verschiedensten Beschaffenheit, und in einer Tiefe von etwa 6 bis 10 Fuß sind eine oder mehrere Fuß mächtige Torf- oder Kieslager gerade nichts Befremdendes, während der Raseneisenstein in den feuchteren moorartigen Haidestrichen auch nichts Fremdes ist, und z. B. in der Nähe Deventer's in solchem Uebermaß gefunden wird, daß eine sehr ansehnliche Eisenschmelze allda kein anderes Erz verwendet. —

Was nun das Pflanzenreich betrifft, so fand ich außer einigen Haidekraut- (Erica- oder Calluna-) Arten, je nachdem der Boden näßer oder trockner leichter oder schwerer, mooriger oder kiesiger war, neben einigen wenigen guten Grassorten auch Binsen und Seggen, Wollgras, Moosbeeren, Brombeeren, Wachholder- und Heidel-Beeren, Günserich, Rothwurz, Gagel u. s. w. Auf den allerunfruchtbarsten Feldern trifft man Erica arborea und E. cinerea, d. h. das große und das graue Heidekraut; eine dritte Sorte Erica Tetralix (Moorhaidekraut), welche durch den Bewohner häufig mit der zweiten Sorte verwechselt wird, läßt auf feuchten moorigen Boden schließen, und Erica vulgaris (das gemeine Haidekraut) kommt fast auf jeder Haide und an jedem Waldrain vor. —

In keiner Provinz mag so viel Haidefeld in Acker- und Grasland und Wald umgewandelt sein als in Nord-Brabant, was wohl der niederen Lage im allgemeinen zuzuschreiben sein dürfte, denn wo sich das Terrain nur einigermaßen über das gewöhnliche Niveau erhebt, ist der Boden der größeren Trockenheit wegen dürftig und unfruchtbar, und da treffen wir Haidefelder wo die Aussicht noch öfters auf einige Stunden Entfernung durch gar nichts unterbrochen wird; so mußten z. B. im Jahr 1839, kurz nach Abschluß des Friedens mit Belgien, die Thürme von Haaren und Esch, welche 5 Stunden von einander liegen, bei der letzten großen Revue, welcher ich beiwohnte, dem Russischen Kronprinzen, jetzt Kaiser Alexander II., zu Ehren, als Richtungspunkte für die in Schlachtordnung aufgestellte Armee gewählt werden. — Die eigentliche Mooker-

*) Als wir in der zweiten sehr trockenen Hälfte des September 1838 mit unserm Bataillon den Peel zwischen Bökel und Oploo passirten, kamen wir, trotz der Führung eines Ortskundigen, an eine Stelle, wo die Wagen ausgespannt, entleert, auseinander genommen und sodann stückweise hinübergetragen werden mußten.

haide, auch in historischer Beziehung von großer Bedeutung, ist eine Fortsetzung der Cleve'schen Berge, mit ansehnlichen Hügel- und Hochebenen, wo noch ziemlich viel Laub- und Nadelholz angetroffen wird.

Die Fortsetzung der Lüneburger Haide in den Niederlanden aber, deren nördlichster Theil die Provinz Drenthe bildet, bietet unter allem anderen, wenn auch nicht gerade die meiste Abwechselung, dennoch das meiste Interesse, und ist trotz der Unwirthlichkeit eine wahre Goldgrube, denn hier wird der sogenannte lange Torf gewonnen, der millionenweise überall in den Niederlanden hin verschickt wird, und noch heutzutage den größten Theil des verbrauchten Bedarfs an Brennmaterial ausmacht. Auch hier wie in Nord-Brabant ist der Boden Sand, aber er liegt hier sehr nieder und ist in großer Ausdehnung, anstatt mit dem gewöhnlichen Haidefilz, mit einem durchschnittlich 25 bis 30' mächtigen Veen- (Torf-) oder Moor-Lager bedeckt, und nur die oberste Schichte ist mehr oder weniger mit Haidekraut überzogen. So lange nun kein Abzugskanal in der Nähe ist, haben jene Ländereien einen äußerst geringen Werth, und wurden zu Hunderten und Tausenden von Morgen für kaum eben so viele halbe Gulden verkauft; kommen dieselben aber an den Schnitt, d. h. werden dieselben mit einem Netz kleinerer und größerer Abzugs-Kanäle durchzogen, dann steigt der Werth mit jeder Fußbreite, um welche der Kanal heranrückt, und erreicht allmählig, je nach Mächtigkeit und Güte des Torfs oder Veen, einen Werth von mehreren Tausend Gulden per Morgen. — Der an der Oberfläche liegende Veen ist meist allzusehr verwittert, zur Torfgewinnung unbrauchbar und wird unter dem Namen Bonkaarde mit der zu allerunterst liegenden Veen-Lage zur Urbarmachung und Verbesserung des bloßgelegten Untergrunds verwendet.

Nicht die ganze Provinz Drenthe besteht aber aus diesem Torflager; es gibt hier auch noch Haidefelder welche den andern auf's Haar ähnlich sind, aber schon allzu sehr inmitten jener Torflager liegen, sowie solche Strecken, welche eigentlich zu keiner jener beiden Specialitäten gehören, nördlich die sogenannten Buchwaizenfelder, welche für jede andere Kultur zu moorig, und dennoch zur Torfgewinnung untauglich sind. — Im Spätsommer wird hier der Boden in Fuß-große Stücke aufgehackt und die losgeschälten Plaggen paarweise gegeneinander und dachförmig zum Trocknen aufgestellt. Sobald es die Frühjahrswitterung und der Grad der Trockenheit jener Plaggen erlaubt — durchschnittlich im Monat Mai, aber öfters auch noch viel später — zieht der Bauer mit seinen Gehilfen hinaus, jeder mit einem eisernen Schürhaken und einem Kohlentopf bewaffnet und stößt sie, gegen den Wind ausgehend, mit Feuer an, hinter sich eine undurchdringliche Rauchwolke zurücklassend. Aber Wehe einem solchen Feuersetzer, wenn der Wind sich plötzlich drehen sollte, was schon manchem wenn nicht den Feuers-, so doch den Erstickungstod gebracht hat! Nach dem Brennen wird die Saat mit der Asche veregget und untergebracht. Nach vier bis sechs Ernten ist das Land, bei einer Produktion von etwa 1 bis 2 w. Scheffel pro w. Morgen so erschöpft, daß es viele Jahre braucht, bevor es von neuem in Angriff genommen werden kann. — Zu behaupten daß der sogenannte Höhenrauch von jenem Haidebrennen herrührt ist, hier zu Lande, des gleich paraten Zweifels am gesunden Menschenverstand wegen, schon gefährlich, und dennoch vollkommen wahr. Weil aber hier der Platz nicht ist, dieß beweisen oder erklären zu wollen, beschränke ich mich auf die einfache Versicherung: daß jemand, der das Brennen so vieler Tausend Morgen Haide mit angesehen, und sich dazu noch auf stets zunehmende Entfernungen überzeugt hat, daß die Erscheinungen und Einflüsse, wenn auch mit der Entfernung allmählig abnehmend, sich stets gleich blieben, darüber nicht mehr in Zweifel sein kann, und daß ich jenen Haidebrandrauch auch im Süden Deutschlands seit mehr als 18 Jahren fast alljährlich sowohl an den Erscheinungen in der Luft, als durch den Geruch und durch die Athmungsbeschwerden meiner sehr leicht affizirbaren Lungen erkannt habe. Der sogenannte schwarze Flugruß, welcher durch die heiße Gluth aufgescheucht und mit dem Rauch fortgetrieben sich in manchem Jahr zu Millionen auf den Blüthen niederläßt und diese zerstört, reicht glücklicherweise nicht bis in diese Gegenden Ober-Deutschlands.

Außer den oben beschriebenen naturhistorischen Merkwürdigkeiten bietet uns Drenthe auf seinem unwirthlichen Boden auch noch eine kultur-historische, nämlich die sogenannten Hünenbetten, welche unweit Assen — der Hauptstadt der Provinz — angetroffen werden. Nachdem man die nächste kultivirte Umgebung des Städtchens in östlicher Richtung, Rolde zu, passirt hat, kommt man auf einem ziemlich ebenen, weit ausgedehnten, und mit einer dicken Schichte Haide-Humus überzogenem Haidefeld, das in seiner höheren Parthie, links von der Chaussee, eine Menge kleiner Hügel, von der Form eines abgestumpften Kegels, und von verschiedenen Dimensionen, ohne einige Gliederung oder Ordnung zeigt — nämlich Hünengräber, die altbekannten Begräbnißplätze der Hunnen und Wenden.

Nachdem ich mich fast einen ganzen Tag auf der hie und da versumpften Pußte aufgehalten und den Boden in Bezug auf seinen Kulturwerth möglichst genau untersucht und mich überzeugt hatte, daß, vor allen Dingen, eine großartige Entwässerung noththat, ließ ich mich gegen Abend noch zu einem sogenannten Hünenbett führen. Es lag dieß auf der Gemarkung Rolde, mitten im angebauten Ackerfeld, denn auch die Provinz Drenthe hat ihre fruchtbare Oasen. — Auf einem freien Plätzchen von einigen wenigen Quadrat-Ruthen, mitten in einem mit Winter-Roggen angefäeten Acker, lagen einige gewaltig große, längliche Steine, — sogenannte Findlinge, welche ich, trotz der starken Abschleifung in Folge atmosphärischer Einwirkungen, als skandinavischen Granit ansprach, folgenderweise auf einander. Unten am Boden lagen, auf etwa 3 bis 4 Fuß parallel an einander, zwei etwa 10' lange Steine, von zwei ähnlichen anderen, nahezu auf dem oberen und unteren Ende, quer überdeckt, welche ihrerseits, und auf gleiche Weise, wiederum zwei andere eben so große Steine

oben trugen; das Ganze, aus sechs Steinen bestehend, dürfte eine Höhe von wenigstens 8' und jeder einzelne Stein ein Gewicht von wenigstens 30 Centnern haben, und die Form derselben stimmt überraschend mit derjenigen der keltischen Menhir und Dolmen in deren Bretagne und im südlichen England, Wales und Cornwallis überein. Die südlichere Fortsetzung jener Lüneburger-Haide, welche einen großen Theil der Provinzen Overyssel und Gelderland bildet, bietet östlich von der Yssel des Interessanten weit weniger, und geht, je näher jenem Strom, desto mehr in's fruchtbarere Ysselstromgebiet über, um auf der anderen Seite, mit der zunehmenden Entfernung vom Fluß, wieder als Haide, und wohl als eine sehr merkwürdige Abtheilung unter dem Namen Veluwe aufzutreten.

Diese Veluwe ist ein Staffel-förmiges Hochplateau, dessen niedere Theile sich in regelmäßiger Abdachung östlich ins Yssel-Strom-, nördlich und westlich ins Zuydersee-Gebiet verlieren; die höheren Theile aber, welche sich in der Richtung von Hettem an dem Ysselstrande, wo sich der Boden noch einmal hebt, und durch einige Wald-gekrönte Hügel eine gar anmuthige Landschaft bildet, nach Arnhem am Rhein, vom Norden nach Süden ausdehnen, treten erst in einer Entfernung von 3 bis 4 Stunden von der Yssel auf und erheben sich stolz bis zu 300 würt. Fuß und darüber, freilich keine Höhen um den Ehrentitel eines Gebirgs beanspruchen zu können, aber immerhin Erhabenheiten, welche im Lande der Ebenen sich sehen lassen dürfen, und auch manchen Aussichtspunkt haben, wie z. B. bei Arnhem. Unmittelbar hinter der Stadt steigt hier das Terrain bis auf etwa 200' und so schnell, daß die Chaussee — d. h. die Straße, nach dem Holländischen Wort Straatweg, im Gegensatz zu dem Wort Grindweg, welch letzterer wirklich chaussirt, während ersterer aus hartgebrannten, auf die Kante gestellten, Backsteinen erbaut ist — ein gegenwärtig in Württemberg nur selten mehr vorkommendes Gefäll hat. Auf etwa drei Viertheilen der Höhe angekommen, finden wir ein einfaches Wirthshaus mit einem köstlich gelegenen Garten, von wo aus man eine überaus herrliche Aussicht hat. Nach der West- und Nordseite versperren Wald- und Hügelrücken die Aussicht, und selbst von der Stadt sieht man nur wenig, weil dieselbe durch den vorspringenden Winkel vom Park des Freiherrn von Heckeren theilweise verdeckt ist, aber in süd- und südöstlicher Richtung schließt die Landschaft erst in Meilen-weiter Entfernung mit dem Waldgeschmückten Gebirgszug von Cleve, der am südlichen Horizont allmählig gegen Westen abnimmt, und sich bei Nymwegen, das auf dem äußersten Vorsprung sich amphitheatralisch erhebt, ins Flachland verliert; und während in fast östlicher Richtung die 500' hohe und weitherum sichtbare Eltener-Hügelreihe, von hier aus gesehen einem mächtigen Kegel gleich, sich majestätisch aus den Fluthen erhebt, dessen Fuß fast durch den Rhein bespült ist, bricht Vater Rhein sich zwischen den beiden Gebirgszügen hindurch in zahllosen Krümmungen Bahn, und erscheint uns in seinem breiten Bette, inmitten üppiger Wiesen, als mächtiges Silberband auf bläulicht-grünem Sammt. Und dazu dann die lachende Landschaft mit den Obstbäumen reicher Dörfer, die Rauchwimpel der vorübergleitenden Dampfboote, die weißen und braunen Segel der mühevoll und langsam sich bewegenden Beurtschiffe, und die schöne parkartige nächste Umgebung — wahrlich es ist ein Anblick wie man ihn kaum lieblicher, reicher und schöner, in den Niederlanden überhaupt gewiß kaum erwarten würde. Der Tourist sollte auch nicht versäumen, bevor er den Wanderstab weiter setzt, die Villa des obengenannten Herrn v. H. zu besuchen, die des Schauenswerthen so überaus vieles bietet, daß Niemand dieselbe unbefriedigt verlassen wird. Am südöstlichen Abhang des Hügels hat der Besitzer sich, in seinem etwa 800 W. Morgen haltenden Park, ein wahres Eldorado geschaffen. Mit echtem Kunst- und Schönheitssinn wurde der nicht eben fruchtbare Boden durch Melioration in den Stand gesetzt, nicht nur die schönsten inländischen, sondern wahre Prachtexemplare ausländischer Bäume zu tragen; so stehen z. B. einige Cedern im Park, wie man sie kaum irgendwo schöner, kräftiger und größer finden wird. Ohne die lächerliche Spielerei mancher landschaftlichen Gärten findet man hier, inmitten der schönsten Anlagen und Terrassen: Brücken, Weiher und Wasserwerke, Grotten und Felsen, an den natürlichen Abhängen des Hügels mit treuer und glücklicher Naturnachahmung angebracht, daß man, in der reichen Fülle der Vegetation, es nicht nur vergißt, sondern kaum zu glauben vermag, es befinde man sich hier auf dem Abhang der steilen Veluwer Hügelkette. — Wenn man den Park durch das obere Thor verläßt, so gelangt man in einer kleinen Viertelstunde zu dem oben schon erwähnten Wirthshaus, wo man sich noch einmal an dem herrlichen Anblick ergötzt, welche man auf dem Belvedere im Park schon kennen gelernt hat, geht dann bergan und erreicht den Wald, wo man möglicherweise ein flüchtiges Reh, ja sogar einen Hirsch zu Gesicht bekommt, denn die vielen anstoßenden Parke und Privatwaldungen, welche sich rechts und links, gegen Yssel und Rhein hin, ausbreiten, bilden hier einen Hochwald von mehreren Quadratstunden, hinter welchem ein unabsehbares stundenlanges Haidefeld sich ausbreitetet, das in seiner Mitte, in dem großen Soerenschen Wald, dem Wild einen geschützten ruhigen Zufluchtsort bietet. — Um von den vielen Parken und Villa's in Arnhem's Nähe nur einige zu nennen, erwähne ich folgender, wie sie sich meiner Erinnerung aufdrängen: Beekhuizen, Biljoen, Hartjesberg, Hemelscheberg, Middachten, Rhederoord, Sonsbeek, Heerenberg und Doornweert. — Etwa eine Viertelstunde jenseit des Wirthshauses erreicht man die höchste Höhe, vielleicht 200 bis 250' über dem Rhein; dann geht es wieder bergab, und nach einer weiteren halben Stunde kommt man bei dem letzten Hause an, einem Wirthshause das einige prächtige Ulmen beschatten, und hier hatte früher, wo die Straße nach Apeldoorn noch nicht gebaut war, alle Kultur und menschliche Ansiedelung bis auf zwei Stunden weit ein Ende, und würde es auch jetzt noch haben, stände nicht auf jede Stunde Wegs das Häuschen des Weggeldeinnehmers; die Woeste Hoeve halbwegs war die einzige Ansiedlung auf den fünf langen Stunden bis Apeldoorn. Die Straße führt nun über dreizehn kleinere

und größere Hügel quer durch die Veluwer Haide, welche ohne dieselbe eine der unwirthlichsten und ödesten sein würde, welche man sich immer denken konnte. Wer das Glück hat den Weg bei mildem und heiterem Wetter im Früh- oder Spätjahr zurückzulegen, der wird seine Mühe reich belohnt sehen, denn es hat seinen eigenen Reiz, das grünlich-braune üppige Haidekraut Hügel-auf Hügel-ab, vor- und rückwärts, rechts und links, überall vom reinen, heiteren blauen Himmel abgegränzt zu sehen; wer vollends bei mildem Wetter in der Blüthezeit des Wegs zieht, eingsumher, so weit sein Auge reicht, ein endloses Feld mit halb rothen und weißen, häufig in Lila hinüberspielenden Kelchen und Glöckchen auf dem braunen Unterbau, wer das anheimelnde Summen der Myriaden fleißiger Bienen gehört und die herrliche balsamische Luft eingeathmet; der wird, wenn er den Wanderstab in die Ecke gestellt, aus vollem Herzen rufen: „schön ist die Haide!“ und wird diesen Genuß lebenslänglich nicht vergessen. — Wer aber diesen Weg bei Sturm und Unwetter zurücklegen muß, den behüte Gott, denn der Wind jagt hier mit ungekannter Kraft über die kahle Einöde, der Donner rollt hier mit unglaublicher Wuth, die Blitze zucken hier drohender und greller als sonstwo durch die schwarze Sturmnacht, und nur ein Gewitter im Hochgebirge übertrifft die Schauerlichkeit der großartigen wilden Scenerie; denn bietet auch des Wegeinnehmers Häuschen einem Jeglichen auf jeder Stunde Wegs einen Zufluchtsort, so begreift doch derjenige, welcher weiß was es heißt mit den Elementen zu kämpfen, wie langsam die Minuten alsdann vergehen und wie schauerlich es ist, so gar nichts zu sehen, — wir sagen nur ein solcher vermag den Trost zu begreifen, der in einer menschlichen Wohnung oder demjenigen liegt, was nur einem schützenden Dache ähnlich sieht, denn das wellenförmige Terrain verbirgt bis fast zum letzten Augenblick das so heiß ersehnte Asyl.

Aber auch zur Sommerzeit kann die sengende und drückende Sonnenhitze sich zur unausstehlichen Qual steigern, denn es ist, als ob das braune Haidekraut gerade zur Pein des Vorübergehenden seine latente Wärme ausströmen lasse; und muß man vollends querfeldein auf schmalen Fahr- und Fußwegen seinem Ziel entgegen gehen, so wähnt man zu ahnen, daß die Erica vulgaris ein prächtiges Brennmaterial sein müsse, denn die Sohlen brennen unausstehlich auf dem spiegelglatten Boden. — Zu jeder Tags- und Jahreszeit und auch bei jeder Witterung mit der Haide vertraut, ahnte ich nicht, als vor bald 20 Jahren einmal ein aufkommendes Wetterleuchten mich zeitig heimfahren hieß, um eine Erfahrung reicher zu werden, kann dafür aber auch jene Belehrung nie vergessen, denn es war eine mehr als unheimlich bange Stunde. Wohl kannte ich mein Pferd Betsy und wußte wie ängstlich es bei einem Gewitter war, aber es ging der Heimath zu, wo sie gern das Unglaubliche leistete, und so setzte ich mich wohlgemuth in mein Tilbury. Als ich dann aber die Höhe erreichte, ballten sich die Wolken beinahe plötzlich so massenhaft zusammen, daß ich, im vollsten Sinne des Worts, bald keine Hand mehr vor Augen sehen konnte, und mich ganz der Führung meines treuen Pferdes überlassen mußte, das in banger Ahnung nun im vollsten Jagen dem schützenden Stall zueilte. Da mit Einem Male fühlte ich, an dem nur leicht gehaltenen Zügel — eine Art zu fahren, welche ich viel mehr meiner Betsy, einem alten Falkonierspferd, abgelauscht als dasselbe darauf eingeübt hatte — daß mein Pferd einem Gegenstand auszuweichen suchte, sah aber nichts und hörte des Tosens und Brausens in der Luft wegen eben so wenig. Allein kaum eine Viertel-Minute später jagte ich an einem Gefährt vorüber, was mich trotz meiner anfänglichen Bestürzung darüber sehr beruhigte, weil ich mich überzeugte, daß mein flüchtiges Pferd die Augen offen und die Geistesgegenwart nicht verloren hatte. Endlich hielt Betsy — ich mußte an einer Barriere seyn, und rief laut. Der Einnehmer Teelet, der meine Stimme erkannte, kam eiligst heraus, — bezahlt hatte ich schon Morgens im Voraus, — aber wie groß war meine Verwunderung, als ich mich überzeugte, schon eine Barriere passirt zu seyn die demnach offen gestanden, und die meine Betsy, trotz ihrer Eile doch erkannt hatte. Das Gleiche passirte mir noch zweimal, denn erst bei dem fünften und letzten Schlagbaum hielt mein Pferd wieder an. — Auffallend bleibt es mir immer daß Betsy nicht auf der Woeste Hoeve halbwegs, wie es sonst doch immer geschah, gehalten hatte. — Nach einer tollen Fahrt von ungefähr fünf Viertel-Stunden, welche mich aber eine halbe Ewigkeit gedäucht hatten, begrüßte mich mein Diener, und gratulirte zur glücklichen Zurückkunft und mit Recht, denn nur wenige Minuten später brach ein schreckliches Gewitter los, das sich allmählig in einen strömenden Regen auflöste, wobei ich höchst wahrscheinlich meine Betsy verloren hätte, denn die schreckliche Angst vor Blitz und Donner machte sie stets förmlich scheu und kopflos.

(Schluß folgt).

Der Holzschuh.

Eine Geschichte.

Unsere Leser werden allesammt schon von dem großen Geigenspieler Paganini gehört haben, dessen Leistungen in seinem Fach so außerordentlich waren, daß ihn das gemeine Volk seiner Landsleute in Italien trotz aller Bewunderung sogar im Verdacht hatte, er habe seine wundersame Kunstfertigkeit von dem leibhaftigen Gott-sey-bei-uns. Hiezu mag sowohl das menschenscheue, argwöhnische, abstoßende Wesen des Geigers, wie sein Geiz und seine Vorliebe für außerordentliche und düstere wilde Weisen beigetragen haben. Allein der kleine Zug aus seinem Leben, den ich hier meinen lieben Lesern erzählen will, mag beweisen, daß der Teufel nicht immer so so schwarz ist wie man ihn malt, und daß der menschenfeindliche abstoßende Künstler ebenfalls Stunden hatte, wo er edleren Regungen zugänglich war.

Im Herbste des Jahres 1832 ging in den Künstlerkreisen zu Paris, wo Nicolo Paganini sich damals aufhielt, das Gerücht, der große Geiger sey am Schlusse eines von ihm gegebe-

nen großen Concerts plötzlich erkrankt. Es hieß, er leide an einem schleichenden Wechselfieber, welches allen angewandten ärztlichen Mitteln widerstehe und sogar für sein Leben fürchten lasse. Paganini war damals schon so dünn wie ein Gespenst, und sein schwaches Leben schien nur noch an einem Faden zu hängen, den der geringste Anstoß zerreißen konnte. Die Aerzte verordneten ihm daher einstimmig Einsamkeit, gänzliche Ruhe und die strengste Diät. Paganini miethete sich daher einige Zimmer in einem jener Privat-Krankenhäuser oder Maisons de santé, deren es in Paris viele gibt, und zwar in der Villa Lutetiana in der Vorstadt Poissonnière, wo damals nur reiche und vornehme Kranke Aufnahme fanden. Dieses nun längst eingegangene Institut war ein großes behagliches Gebäude, in einem geräumigen parkähnlichen Garten, wo jeder Kranke sich nach Belieben ergehen und ganz nach seiner Wahl Einsamkeit oder Geselligkeit genießen konnte. Die Haupt-Annehmlichkeit dieses Hauses bestand darin, daß jeder Patient darin leben konnte wie er mochte, daß er am Abend sich entweder in die Einsamkeit seines Zimmers zurückziehen oder an den Spielen, der Musik und den unterhaltenden Gesprächen im Salon Antheil nehmen konnte. Der berühmte Geiger hielt es natürlich mit der Stille und Zurückgezogenheit, namentlich Abends, und täuschte hierdurch sehr die Erwartungen einiger reichen oder vornehmen älteren Damen, welche theils in der That, theils nur in der Einbildung kränklich waren und unter diesem Dache lebten und es dem berühmten Manne nicht vergeben konnten, daß er sich nicht von ihnen anbeten und bewundern lasse, welche Huldigungen von Seiten müssiger Leute beiläufig gesagt berühmten Personen am Ende höchst langweilig werden und albern erscheinen müssen. Da diese alternden Schönen den Ritter Paganini sichtlich bemüht sahen, ihnen auszuweichen, so verschrieen sie ihn als einen Menschen von verschlossenem Charakter und bösem Gewissen, als einen abscheulichen Geizhals, welcher sich sogar geweigert habe, bei einem Concert mitzuwirken, dessen Ertrag den durch Ueberschwemmung beschädigten armen Familien von St. Etienne hätte zu Gute kommen sollen, blos weil er sich in den Kopf gesetzt habe, niemals unentgeltlich zu spielen. Sie maßen ihm die Grille bei, er meide ihren Umgang nur in der Befürchtung, man könnte ihn einmal auffordern, den Hausgenossen eine derartige unentgeltliche Probe von seiner Geschicklichkeit zu geben.

Paganini ahnte recht gut, was für eine Ansicht seine Tischgenossen von ihm hegten, aber es lag ihm nichts daran. Sein Gesundheitszustand besserte sich zwar allmählig, allein er wechselte trotzdem mit Niemand im ganzen Hause ein Wort, als mit Nicette, dem Stubenmädchen, welches ihn verpflegte, einem muntern unschuldigen Landmädchen, dessen unbefangenes Geplauder ihm manchmal, wenn Nicette ihm seine Mahlzeiten brachte, die gewöhnlichen Wolken des Unmuths von der Stirne scheuchte.

Eines Morgens brachte Nicette ihm das Frühstück und war gegen ihre Gewohnheit sehr traurig und wortkarg. Paganini, welcher gerade zum Zeitvertreib aus einem Stück Elfenbein einen Dolchgriff schnitzte, bemerkte sogleich die Veränderung, welche mit dem Mädchen vorgegangen war, und befragte dasselbe hierüber. „Was ist Dir, mein Kind?" sagte er; „Du bist traurig und hast verweinte Augen; ist Dir ein Unglück zugestoßen?" Statt aller Antwort seufzte Nicette tief auf und wollte nicht recht mit der Sprache heraus; aber der große Geiger war ein geübter Menschenkenner, und wie er das Mädchen so mit seinen großen, schwarzen Augen fixirte, wußte er bald, wo es der Armen fehle. „Na, ich sehe schon wie es steht," sagte er; „nicht wahr, nachdem er Dir mit tausend Eiden Liebe und Treue geschworen, ist Er nun davon gegangen, und Du hast keine Nachrichten mehr von ihm?"

„Ach nein, Herr!" jammerte Nicette; „fortgegangen ist der arme Bursche allerdings, aber nicht aus freien Stücken. Er hat bei der Conscription ein Marschirloos gezogen und nun haben sie ihm das Gewehr in die Hand gegeben und ihn fortgeschickt und ich soll ihn nun nimmer wiedersehen!" Und sie schluchzte ganz krampfhaft in ihre weiße Schürze hinein.

„Ah so! aber warum hast Du ihm denn keinen Ersatzmann gekauft, Nicette?"

„Wie, Herr? ich glaube, Sie treiben ihren Scherz mit mir!" rief das Mädchen und schaute unter Thränen zu ihm auf. „Ein armes Ding wie ich, wie könnt' ich einen Ersatzmann stellen?"

„Ist denn das so theuer?" fragte Paganini.

„Jawohl, dieses Jahr sind die Stellvertreter ganz besonders theuer, weil es heißt, es gebe Krieg," jammerte Nicette; „ach, unter 1500 Franken ist keiner zu haben."

„Hm, ist das alles, Nicette?" fragte der berühmte Geiger und drückte des Mädchens kleine dicke Hand zwischen seinen gelben Knochenfingern. „Na, dann brauchst Du nicht zu weinen! Wir wollen sehen, was sich machen läßt!" Er zog dann seine Brieftasche heraus und schrieb auf ein weißes Blatt: „NB. Zu überlegen, wie man am besten ein Concert zu Gunsten Nicettens geben kann." —

Wochen vergingen; der Winter war da, und Paganini's Arzt empfahl ihm entschieden, vor dem Monat März ja keinen Schritt aus dem Hause zu thun. Paganini versprach diesen Rath zu befolgen, denn sein Leben war ihm sehr lieb; es stellte für ihn noch so und so viel hunderttausend Franken vor, welche er mit seinen Concerten verdienen konnte. Sein Befinden hatte sich schon während des Spätherbstes namhaft gebessert, und da er sich jetzt nicht mehr in die schattigen Lauben und Gänge des Gartens flüchten konnte, so gewöhnte er sich allmählig daran, hie und da eine halbe Stunde in dem großen Gesellschaftszimmer zu verweilen. Er setzte sich z. B. nach Tische auf ein Sopha im Salon und blätterte ein halbes Stündchen in einem Kupferwerk oder schlürfte gemächlich ein Glas Zuckerwasser mit Orangeblüthen-Aufguß. Die alten Damen um ihn her klatschten oder spotteten über ihn und sein seltsames Betragen, aber er achtete gar nicht darauf und gab sich den Anschein, als ob er die anzüglichen Aeußerungen gar nicht höre.

So war die Weihnachtszeit herangekommen, welche in Frankreich durchaus nicht das gemüthliche Kinderfest und die

allgemeine Freudenzeit ist, wie bei uns. Da gibt es keinen lichterglänzenden Christbaum mit dem herrlichen unvergeßlichen Duft von harzigen Tannen und erlöschenden Wachskerzen, keine feierliche Einbescheerung für Jung und Alt am heiligen Abend, keine gemüthlichen Familien-Mahlzeiten. O nein, da stellt man den Kindern am heiligen Weihnachts-Abend nur einen Holzschuh in eine Ecke des Kaminheerds und nimmt an, irgend eine wohl- und wunderthätige Fee komme über Nacht durch den Schornstein herab und fülle den Handschuh mit verschiedenen Geschenken und Leckerbissen, — was unsern deutschen Kindern wohl nicht recht einleuchten wird. Der alte Brauch aber, daß man die Schuhe der Kinder in der Christnacht in den Kamin stellt, kommt den Pariser Gewerbsleuten und Ladenbesitzern zu Gute, denn diese wunderliche Art von Weihnachtsbescheerung verursacht in Paris allein Jahr für Jahr einen ungefähren Umsatz von zwei Millionen Franken.

Am Morgen des 24. December steckten einige der älteren Damen der Villa Lutetiana, welche dem gefeierten Geiger so abhold waren, die Köpfe zusammen und hatten sehr viel mit einander zu tüscheln und zu verkehren, lächelten sehr schadenfroh und pfiffig, und vertrösteten sich gegenseitig auf den Abend, und hatten dann auch anderen nicht Eingeweihten verschiedenes zuzuflüstern. Der Abend war gekommen, die Hauptmahlzeit vorüber. Paganini saß nach seiner Gewohnheit auf dem Sopha im Salon, schlürfte sein Orangeblüthenwasser und blätterte in einem Bilderbuche, als sich auf dem Flur ein ungewöhnlicher Lärm hören ließ Gleich darauf trat Nicette herein und meldete: draußen sey ein Packträger mit einer Kiste unter der Adresse des Herrn Ritters Paganini.

„Ich habe zwar keine Kiste zu erwarten, aber es wird wohl am besten seyn, wenn der Mann die Kiste hereinbringt," sagte Paganini.

Ein stämmiger Packträger trat mit einer umfangreichen Kiste ein, auf deren Deckel neben der Adresse zu lesen war: „Zerbrechlich! mit Sorgfalt zu behandeln." Paganini untersuchte die Kiste mit einiger Neugier, lohnte dann den Packträger ab und schickte sich an, die Kiste zu öffnen, was für ihn, der in allen möglichen kleinen Künsten so erfahren, eine Leichtigkeit war. Die Hausgenossen aber waren vor Neugier so außer sich, daß sie sich ohne Umstände herzudrängten, auf die Gefahr hin, recht taktlos und zudringlich zu erscheinen. Aber jedermann wollte wissen, was in der Kiste stecke.

Paganini hatte den Deckel abgenommen und hob nun aus der Kiste ein großes Paket in braunem Packpapier mit mehreren Siegeln. Als er dasselbe geöffnet, zeigte sich, daß es nur die Hülle für ein anderes war, und erst nachdem der Geiger wohl ein halbes Dutzend solcher Papiere abgenommen, zeigte sich den Augen der zwanzig neugierigen Zuschauer ein riesiger Holzschuh, aus Einem Block Eichenholz geschnitzt und beinahe groß genug zur Wiege für ein kleines Kind. Ein schallendes Gelächter der Zuschauer folgte dieser Entdeckung.

„Ah, ein Holzschuh also?" sagte Paganini. „Ich kann ziemlich sicher errathen, wer ihn mir geschickt hat. Einige von den verehrlichen Damen hier wollen mich einem Kinde vergleichen, welches immer Geschenke erwartet und niemals welche gibt. Na, meinethalben denn! sey es drum! Wir wollen sehen, ob es nicht irgend ein Mittel gibt, diesen Holzschuh so zu veredeln, daß er sich mit Gold aufwiegen läßt." Mit diesen Worten machte er der Gesellschaft eine flüchtige Verbeugung, verließ den Salon und trug Holzschuh und Kiste in sein Zimmer hinauf.

Drei Tage lang erschien der Virtuos nicht mehr im Salon, und die Tischgenossen erfuhren von Nicette, daß er droben in seinem Zimmer von früh bis spät mit Tischlerwerkzeug arbeite. Und in der That, der geniale Musiker, dessen Hände noch zu ganz anderen Dingen und Verrichtungen als zum Violinspiel erstaunlich geschickt waren, hatte aus dem plumpen Holzschuh ein vollkommenes und volltönendes Instrument hergestellt, das er nur mit einer einzigen Silbersaite zu beziehen brauchte, um es vollständig zu machen. Tags darauf erschien eine öffentliche Ankündigung, des Inhalts, daß Paganini am Neujahrs-Abend ein Concert im großen Saal der Villa Lutetiana zu geben beabsichtige; der große Meister wolle zehn Stücke spielen, fünf auf der Violine und fünf auf einem Holzschuh. Der Eintrittspreis war zwanzig Franken für das Billet. Da jedoch überhaupt nur einhundert Billets ausgegeben werden sollten, so war es selbstverständlich, daß diese nur von den vornehmsten und reichsten Leuten von Paris gekauft wurden, welche schon seit mehreren Monaten das Vergnügen, Paganini zu hören, hatten entbehren müssen. Ganz Paris sprach einige Tage lang nur von dem Concert auf dem Holzschuh, und die müssigen Leute der vornehmen Welt konnten die Aufführung kaum erwarten. — Endlich kam der anberaumte Abend; der Saal war mit Reihen bequemer Stühle versehen und dem Anlaß entsprechend verziert und beleuchtet; elegante Equipagen waren in der Hauptstraße der Vorstadt aufgefahren, und der Saal füllte sich mit reich geputzten Herren und Damen, welche vor Begierde brannten, zu ermitteln, was des berühmten Musikers angekündigter Vortrag auf dem Holzschuh eigentlich zu bedeuten habe.

Endlich trat Paganini auf, lächelnd, anscheinend wieder ganz hergestellt und gekräftigt, und spielte zuerst auf seiner Violine fünf von jenen wunderbaren Musikstücken, welche niemals verfehlten, seine Zuschauer in den siebenten Himmel des Entzückens hinaufzuheben. Dann ergriff er den in eine Violine verwandelten Holzschuh, welcher noch etwas von seiner ursprünglichen Form bewahrt hatte, und begann, während eine wilde Begeisterung auf seinem Gesichte glühte, eine jener wunderbaren Improvisationen, welche seinen Zuhörern Mark und Bein durchschütterten. Das erste dieser Musikstücke versuchte den Abschied eines Rekruten zu schildern, die Thränen und Wehklagen seiner Verlobten, dann das wilde stürmische Leben im Lager und im Felde, den Lärm der Schlacht, und zuletzt die Heimkehr des Soldaten, begleitet von Triumph und Freude, bis das Musikstück mit dem fröhlichen Geläute der Hochzeitsglocken und Böllerschüssen endete. Ein lauter, stürmischer, anhaltender Beifall folgte diesem musikalischen Drama; selbst die ältlichen Damen, welche den menschenscheuen

Virtuosen nicht leiden mochten und denen er Freibillets geschickt hatte, um feurige Kohlen auf ihr Haupt zu sammeln, konnten nicht umhin, ihm Beifall zu klatschen, während ihm die übrigen Zuhörerinnen aus der vornehmen Welt ihre Bouquets zuwarfen. In einer Ecke des Flurs nahe bei der Saalthüre stand die arme Ricette und weinte bitterlich, denn die Symphonie von dem Rekruten hatte auch sie am innersten Herzen ergriffen.

Als das Concert zu Ende und die Einnahme gezählt war, die sich auf 2000 Franken belief, rief Paganini die tiefgerührte Ricette herbei, und übergab ihr das ganze Geld mit den Worten: „Hier, Ricette, hast Du noch fünfhundert Franken mehr als Du zum Kauf eines Stellvertreters bedarfst; Dein Verlobter kann damit die Kosten der Heimreise bestreiten. — Aber da fällt mir soeben ein," setzte er nach einer Pause hinzu, „daß Du eigentlich noch etwas mehr brauchst, um Dir eine Ausstattung zu verschaffen. Nimm diese Geige aus einem Holzschuh, verkaufe sie und bestreite damit eure häusliche Einrichtung!"

Ricette war vor Freude und Dankbarkeit ganz außer sich, nahm Geld und Violine und verkaufte die letztere an einen reichen Liebhaber um 6000 Franken. Diese soll jetzt im Besitz eines englischen Lords seyn, welcher vordem britischer Gesandter am französischen Hofe war, und dieses Andenken an den wunderlichen Künstler sehr hoch hält. Jedenfalls aber gewinnt diese Reliquie noch besondern Werth durch die Erinnerung an eine gute That, welche sich daran knüpft.

Monaco, die Spieler-Residenz.

Von Aug. Bellmann.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte der merkwürdigen Uebertragung des Fürstenthums Monaco an die Familie Thorigny findet sich in jenen beiden dankbaren Quellen für die Geschichte des Hofes Ludwigs des Vierzehnten: in dem „Tagebuch des Marquis de Dangeau" und den „Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon," obschon nicht zu übersehen ist, daß der letztere unverkennbar von einer Feindseligkeit gegen das Haus Monaco erfüllt ist und keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um die Familiengeschichte wie die einzelnen Individuen der Familie mit der ätzenden Lauge seines Spotts zu übergießen; er spricht von der „Souveränität über einen Felsen, von dessen Mitte aus man beinahe über die Grenzen seines Gebiets hinausspucken kann" und dergleichen. Er macht sich lustig über Ludwig I. von Monaco, der so rund wie ein Faß gewesen und eine dicke Weinnase wie ein Küper oder Rathsherr gehabt haben soll. Der Fürst war wenigstens in seinen jungen Tagen ein tapferer Degen und galanter Junge und der Nebenbuhler des nachmaligen Königs Karl II. von England um die Gunst der Hortense Mancini, jener bekannten Nichte des Kardinal Mazarin, gewesen. Die Fürsten von Monaco hatten übrigens nicht erst seit der Verheirathung dieses Fürsten, des damaligen Herzogs von Valentinois, den Titel von souveränen Fürsten, sondern derselbe war ihnen schon von Kaiser Karl V. und König Philipp II. verliehen und vom Papst und den italienischen Republiken anerkannt worden; Ludwig III. verlieh den Fürsten nur das Tabouret, nämlich das vielbeneidete Vorrecht, in seiner Gegenwart sich setzen zu dürfen. Ludwig XIV. bestätigte die Souveränitätsrechte der Fürsten, welche auch durch das europäische Staatsrecht im Utrechter Friedensschluß und auf dem Wiener Kongreß anerkannt wurde.

Die Oberherrschaft oder das Schutzherrnrecht über Monaco war einer der streitigen Gegenstände zwischen Frankreich und Spanien während der großen Rivalität im 16. Jahrhundert gewesen. Im 14. Jahrhundert hatte die regierende Familie Grimaldi sich eng an Frankreich angeschlossen, und ihr Blut tapfer für letzteres an dem verhängnißvollen Tage von Crecy vergossen, welche Hülfe die Franzosen bei einer denkwürdigen Belagerung von Monaco durch die Flotte der Genuesen vergalten. In dem Kampfe zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich hatte die überlegene Diplomatie des ersteren Monaco für sich zu gewinnen gewußt und soll sogar, der Sage nach, bei irgend einer Gelegenheit die gesammte Einwohnerschaft von Monaco in den Adelsstand erhoben haben. Jedenfalls aber ward der Fürst von Monaco durch Karl V. mit Ehrentiteln und Lehen überhäuft. Gleichwohl blieb immer noch eine gewisse Anhänglichkeit an Frankreich vorhanden, und Fürst Honoré II. entschloß sich zu Anfang seiner Regierung, die Verbindung mit Spanien gegen ein Bündniß mit Frankreich zu vertauschen, zu welchem Entschlusse der Herzog von Angoulême, der damals die Provence verwaltete, wesentlich beigetragen haben soll. Honoré verjagte 1644 die Spanier durch einen Staatsstreich. Hinter der ganzen Geschichte steckte als Anstifter höchst wahrscheinlich der Cardinal Richelieu, welcher stets darauf aus war, dem Hause Oesterreich Abbruch zu thun. Monaco nahm eine französische Besatzung auf und bekräftigte die neue Lage der Dinge durch einen Staatsvertrag. Alle Besitzungen der Familie Grimaldi in der Lombardei und Neapel wurden natürlich durch das Haus Oesterreich, von dem sie abgefallen war, konfiscirt; aber Ludwig XIII. entschädigte die Grimaldi reichlich für alle diese Verluste, erhob den regierenden Fürsten zum Baron, Grafen, Seigneur, Marquis, errichtete zu seinen Gunsten das Herzogthum Valentinois, und erlaubte ihm als Fürst von Monaco den Titel „Hoheit" und „von Gottes Gnaden" zu führen. Nach dem Vorbild Richelieu's verliehen auch die Regentin Anna von Oesterreich und Mazarin dem Fürsten Honoré mehrere wichtige Vorrechte und überhäuften ihn bei seinen Besuchen am französischen Hofe mit Ehren. Er hatte einen einzigen Sohn, welcher durch das zufällige Zerspringen einer Kanone getödtet wurde; derselbe hatte aber kurz zuvor sich verheirathet gehabt und hinterließ einen Erben, Namens Ludwig, bei dessen Taufe ganz besondere Festlichkeiten stattgefunden hatten; der junge König Ludwig XIV. und dessen Mutter Anna von Oesterreich hatten Pathenstelle bei dem kleinen Prinzen vertreten. Honoré II. concentrirte

seine ganze Liebe und Wohlwollen auf diesen Enkel und empfahl ihm noch in seinem Testament, ja nie in seiner Ergebenheit gegen Frankreich wankend zu werden.

Dieser Prinz Ludwig heirathete, zwei Jahre bevor er zur Regierung gelangte, im Jahre 1661, Charlotte Katharine von Gramont, eine Dame, welche leider allzusehr in die Intriguen am französischen Hofe verwickelt war und angeblich den König in dem Interregnum getröstet hatte, welches zwischen die Vallière und die Montespan fiel. Aus dieser Ehe stammten zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, über deren Heirathen sich St. Simon und Dangeau sehr lustig machen. Die Tochter, damals 34—35 Jahr alt, welche man ihr wohl ansah, heirathete den Herzog von Uzès, einen Jungen von 18 Jahren, und starb einige Tage nachher. Der Sohn heirathete Maria von Lothringen, und die Familien-Annalen jener Zeit enthalten eine solche Menge Skandal und Klatsch, daß wir darüber am besten hinweggehen. Fürst Ludwig war ein Original; er hing so sehr an seinen Rechten und Privilegien, daß ihm das Gerücht sogar nachsagt, er sey vor Gram gestorben, weil er seine ganze Würde als souveräner Fürst von Monaco nicht geltend zu machen vermocht habe. Er hob immer gebührend deutlich hervor, daß dasjenige, was er als Pair von Frankreich that, nichts von demjenigen zu entkräftigen vermöge, was er als Fürst von Monaco etwa thun möchte. Als ihm Ludwig XIV. den Orden vom heiligen Geist verlieh, fragte er, ob er denselben als Herzog oder als Fürst annehmen solle. Der Hof scheint in der That von Neid und Parteisucht zerrissen gewesen zu seyn über den amphibischen Charakter des berühmten Höflings. Der Fürst nahm das Amt eines französischen Botschafters in Rom an; aber die Etikettefragen, die Herr v. Monaco erhob, weil er über dem Gesandten nie den Fürsten vergessen konnte, machten ihm und seiner ganzen Umgebung vielen Verdruß. Er verlangte z. B., in allen Briefen der Regierung an ihn Monseigneur genannt zu werden; aber Ludwig XIV. entschied in diesem Stücke gegen ihn, weil die souveränen deutschen Fürsten auch nicht das Prädikat Monseigneur empfingen. Seinen öffentlichen Einzug in Rom bezeichnete eine außerordentliche verschwenderische Pracht. Er gab sich ein Ansehen, welches weit über seinen Privatrang ging; er verlangte, von den übrigen Gesandten als „Hoheit" angeredet zu werden, und enthielt denjenigen, welche ihm diesen Titel verweigerten, auch den ihnen gebührenden Titel „Excellenz" vor. Er unterließ die gewöhnlichen Artigkeits- und Ergebenheitsbezeugungen am Schluß seiner Briefe. Es gelang ihm, seinen Rückzug aus Rom unter Darlegung von großartiger Pracht und Würde zu machen, aber er verwickelte sich auch in allerlei Händel mit der päpstlichen Regierung. Die Gläubiger eines unwürdigen Fürsten Baini ließen diesen durch päpstliche Sbirren bis in den Palast verfolgen, wo der Fürst von Monaco war. Dieser behauptete, so lange er hier verweile, sey der Palast die Wohnung eines Gesandten und die Sbirren haben sich zu entfernen. Da diese jedoch nicht alsbald Lust hatten, so zogen die Herren vom Gefolge des Fürsten ihre Degen und vertrieben die Häscher mit Gewalt, worauf einige von den Sbirren Feuer gaben und mehrere von dem Gefolge des Fürsten verwundeten. Die Geschichte machte in Rom großes Aufsehen, und da die päpstliche Regierung nach der Ansicht des Fürsten nicht genug Satisfaktion gab, so zog er mit großem Aufsehen wieder von Rom aus, und das heilige Collegium mußte sich bequemen, dem König von Frankreich einen Entschuldigungsbrief zu schreiben. Es ward jedoch gerächt, denn der Fürst starb in Folge langen Wartens bei einer Audienz beim Papste, die er zu einer Zeit hatte, wo er so unwohl war, daß er sein Zimmer nicht hätte verlassen sollen.

Mit seinem Nachfolger Anton drohte der direkte Mannsstamm der Familie Grimaldi auszusterben. Dieser Fürst ließ Monaco auf französische Kosten befestigen und nahm an den letzten unglücklichen Kriegen Frankreichs unter der Regierung Ludwigs XIV. den umfassendsten Antheil. Zumeist aber war der kleine Monarch in Sorgen um das Geschick seines Stammes, denn er hatte nur Töchter und sein Bruder war Geistlicher und ist später als Erzbischof gestorben. Er lebte sehr unglücklich mit seiner Gattin, die sich um ihren Eheherrn gar nicht kümmerte und Monaco nach den Lustbarkeiten von Paris unerträglich langweilig fand. Der allgemeine Plan der Familie ging dahin, die älteste Tochter sollte irgend eine vornehme Parthie machen und der neue Schwiegersohn dann adoptirt und in die Erbfolge eingesetzt werden. Die beiden Eltern zankten sich über die Tochter, welche man in einem Kloster unterbrachte, bis sich die Heirath arrangiren ließ. Das Mädchen sträubte sich und weigerte sich, irgend einen Ehevertrag zu unterschreiben, welchen ihre Mutter nicht zuerst unterzeichnet hätte, und Madame schien gar nicht gesonnen, ihrem Herrn Gemahl zu Gefallen etwas zu unterzeichnen. Die Mutter durfte nicht einmal ihre Tochter sehen, aber sie kam nach Paris, wo sie zu ihrem großen Leidwesen fand, daß Paris die reizende Mademoiselle d'Armagnac vergessen hatte; sie machte nun die beabsichtigte Verbindung ihrer Tochter mit Herrn v. Roney rückgängig. Hierauf ward eine Verbindung eingeleitet mit einem Herrn v. Matignon, von einem berühmten alten Geschlechte, das über die Kreuzzüge hinaufreichte (obschon St. Simon, welcher über dieses Heirathsprojekt überhaupt erbost gewesen zu seyn scheint, die Familie heruntersetzte). Es war ein ganz eigenthümlicher Fall, aber auf eine für Herrn v. Monaco sehr günstige Weise eingeleitet, welcher sehr anspruchsvoll in seinen Bedingungen war. Von seinen zahlreichen Gläubigern gedrängt, verlangte er von seinem Schwiegersohn Geld, um dieselben zufriedenzustellen. Dieser Schwiegersohn mußte von vornehmer Herkunft und doch erbötig seyn, seinen Namen, Familie, Livreen, Wappen rc. aufzugeben und gegen diejenigen der Familie Grimaldi zu vertauschen; ferner mußte er sich dazu verstehen, die beiden jüngeren Schwestern der Braut auszustatten und ebenso irgend welche Ansprüche, die der Abbé de Monaco allfällig erheben möchte, zu befriedigen. Andere Bedingungen konnten im Verlauf der Zeit nach auftauchen, und endlich war es nicht unmöglich, daß der Fürst von Monaco nach einen Sohn bekam, wodurch dann die verheirathete Tochter alle die großen Vortheile einbüßen mußte, die sie ihrem Gatten zu

bringen sollte. Der Fürst suchte jedenfalls einen möglichst großen Vortheil aus seiner Tochter zu ziehen, aber er vermochte auch ziemliche Vortheile zu bieten, denn sein Tochtermann wurde eine Art Souverän, und Ludwig XIV. war gewillt, zu seinen Gunsten das ungeheure Herzogthum Valentinois wieder zu errichten, das auf die männlichen Erben beschränkt gewesen war. Der Schwiegersohn des Fürsten sollte unmittelbar nach der Trauung zum Herzog von Valentinois erhoben werden und diesen Titel selbst dann lebenslang behalten, falls dem Fürsten von Monaco noch ein Sohn geboren werden würde. Dieses Zugeständniß erscheint dem Herzog von St. Simon so außerordentlich, daß Ludwig XIV. nur aus Alterschwäche seine Einwilligung dazu gegeben haben könne. So oft St. Simon von dem Fürsten und Ludwig XIV. spricht, scheint er die großen Dienste vergessen zu wollen, welche jene fürstliche Maus dem königlichen Löwen geleistet hatte.

Die Heirath kam zu Stande, der gefürchtete nachgeborne Sohn blieb aus; Fürst Anton ward im Lauf der Jahre zu seinen Vätern versammelt und die Dynastie Matignon-Grimaldi kam an die Regierung. Der erste Fürst aus der neuen Linie war jedoch erst der Sohn der Erbin; er mußte es noch erleben, daß man in seinem kleinen Fürstenthum den Freiheitsbaum aufpflanzte, und starb in Paris 1795. Eine schöne Schwiegertochter von ihm endete in den Tagen Robespierre's auf der Guillotine. In Monaco gab es erst einen Volksaufstand und hernach ward das kleine Gebiet an Frankreich annexirt; mehrere von den Eingeborenen kamen in den Revolutionskriegen zu großen Ehren, und ein Anderer, Baron Bosio, errang sich als Künstler einen europäischen Ruf. Aus dem Residenzschloß machte man erst ein Lazareth für die Verwundeten, später „un dépôt de mendicité.“ Von Kriegslasten hatte Monaco sonst nicht viel zu leiden; nur ein einziges Mal beschoß eine englische Fregatte den Platz auf die Nachricht hin, daß die Franzosen daselbst einen Vorrath von Waffen und Munition hätten. Bei dieser Gelegenheit explodirte ein Vorrath von Pulver und tödtete leider viele Weiber und Kinder, die sich unvorsichtigerweise an jener Stelle zusammengeschaart hatten.

Die Familie Grimaldi sah zur Napoleonischen Zeit ihr kleines Fürstenthum aus der Karte von Europa vertilgt; und es war eine Zeit, wo sie kaum zu hoffen wagte, daß dieses winzige Ueberbleibsel des mittelalterlichen Feudalsystems jemals wieder aufleben gemacht würde. Da kritzelte Talleyrand in aller Stille unten an eine der Seiten der Wiener Schlußakte noch den Satz hinein: „et le Prince de Monaco rentrera dans ses états“ (und der Fürst von Monaco soll wieder in seinen Staaten eingesetzt werden). Der schlaue Diplomat hatte seine eigenen geheimen Gründe dazu. Der Satz durfte stehen bleiben, und ward vielleicht kaum näher untersucht. Als der wieder eingesetzte Fürst wieder Besitz von seiner Grafschaft nehmen wollte, traf er unterwegs in Cannes mit Napoleon I. zusammen, der gerade von Elba kam. Der Fürst entzog sich gewandt einer ziemlich derben Einladung des großen Mannes, ihn nach Paris zu begleiten, und beeilte sich dann, der sardinischen Regierung Nachricht von Dem zu geben, was er in der Provence mit angesehen hatte. Zum großen Verdruß des Volks erschien nun plötzlich eine Abtheilung englischer Soldaten in Monaco und besetzte es. In der neuen Ordnung der Dinge wurde Monaco unter die Schirmherrschaft Sardiniens gestellt. Die Regierung Honoré's V. währte 25 Jahre und ist das vollständigste verjüngte Abbild einer Tyrannei nach altgriechischem oder mittelalterlich italienischem Muster. Der grausame tyrannische Fürst rühmte sich ein Philanthrop zu seyn und behandelte seine armen Unterthanen, als ob sie nur seine Pächter wären. Während er sein Möglichstes that, unter seinen italienischen Unterthanen Verarmung und Elend zu fördern, stellte er auf seinen Gütern in der Normandie Versuche an, die Armuth zu beseitigen, und versuchte sich sogar als Schriftsteller auf diesem Gebiet. Auf seinem marmornen Grabstein in einer der Kapellen der Kirche von Monaco steht als Inschrift zu lesen: „Ci gît qui volut faire le bien“ (hier liegt Einer, welcher das Gute thun wollte). Wir Deutsche wissen, was derartige ruhmredige Phrasen auf Grabschriften von gekrönten Häuptern zu bedeuten haben, deren Bemühungen um Volkswohl sich gemeinhin nur auf unverdaute Theorieen, auf flüchtigen Kitzel des Ehrgeizes oder reine Velleitäten beschränkten. Honoré V. regierte sein Ländchen mit eiserner Ruthe; etliche Einzelnheiten seiner Gesetzgebung sind ebenso lächerlich, als sie empörend und schädlich gewirkt haben mußten. Der Fürst maßte sich ein Monopol auf Bereitung und Einfuhr von Mehl an, und es durfte in die Staaten Sr. Durchlaucht kein Brod gebracht werden, welches er selber nicht hatte backen lassen. Jedes Butterbrod, jede Semmel, welche ein Reisender für seinen eigenen Gebrauch mitbrachte, wurden auf dem Zollhaus unerbittlich konfiscirt. Der Staatsmüller kaufte das schlechte Getraide auf, welches die Polizei in Genua nicht verkaufen ließ. Wenn ein Schiff irgend welches verbotene fremde Brod nach irgend einem Hafen des Fürstenthums brachte, ward die ganze Ladung konfiscirt. Jeder Bäcker mußte ein Register über die Menge des schlechten Brods führen, das er an jede Familie verkaufte, und wenn eine Familie vermeintlich nicht genug Brod kaufte, wurde Haussuchung bei ihr vorgenommen. Aehnliche Monopole erstreckten sich auch auf andere Lebensbedürfnisse. Die Rechtspflege, welche seine Gerichte ausübten, war so schlecht wie die Qualität seiner Brodlaibe. Es ward ein „Civilstandsregister des Viehs“ eingeführt, und jeder Eingeborene war verpflichtet, so oft ihm ein Thier geboren wurde, einen förmlichen Eintrag in das Register vornehmen zu lassen, das Geschlecht des Thieres genau anzugeben, und von dem Tode desselben ebenfalls Anzeige zu machen. Diese Abgeschmacktheit steht wohl unsers Bedünkens in den Annalen staatlicher Tyrannei einzig da. Die Buße für diese ganze Mißregierung fiel, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, auf seinen Nachfolger und Bruder Floreston. Als der gegenwärtige Papst durch seine liberalen Tendenzen eine neue Aera der Revolution in Italien einweihte, schlug der vorhandene Zündstoff auch im Fürstenthum Monaco in hellen Flammen auf. Das Volk verlangte eine konstitutionelle Regierung, die ihm auch gewährt werden mußte; und die Tyran-

nei des Pöbels gab sich bald in Handlungen der Gewaltthat und Empörung kund. Der Fürst führte in den Tuilerieen Klage über seine eigenen Unterthanen; Ludwig Philipp meinte, der Fürst sey zu hart behandelt, und Guizot war der Ansicht, man müsse ihm einige materielle Hülfe angedeihen lassen. Aber einige Monate später kam die Februar-Revolution und rief Guizot und seinen Brodherrn vom Ruder ab. Es ward nun offen die Frage aufgeworfen, ob Mentone und Roccabruna zu freien Städten unter sardinischem Protektorat erhoben oder nicht sogleich im Ganzen an Sardinien annexirt werden sollten. Fürst Florestan starb 1856, und ihm folgte der gegenwärtige Fürst, welcher den Titel Carl III. annahm. Auf der dem Friedensschlusse jenes Jahres vorangehenden Konferenz in Paris machte der österreichische Bevollmächtigte geschickt darauf aufmerksam, daß die Okkupation des monacheffischen Gebiets in Mentone und Roccabruna durch sardinische Truppen genau auf demselben Boden stehe, wie die Besetzung Rom's durch französische Truppen. Im Jahr 1859 erließen die Bewohner von Mentone ein Manifest und versuchten eine Revolution in Monaco anzuzetteln, welches unter allen Wechselfällen treulich an seinem angestammten Herrn gehangen hatte. Dieser Anschlag ward zwar vereitelt, und dasselbe Jahr war definitiv dazu ausersehen, die lange Aera bürgerlicher Unruhen abzuschließen und eine feste Ordnung der Dinge zu schaffen. Als Nizza und Savoyen an Frankreich abgetreten wurden, hätten Mentone und Roccabruna, weil sie bereits thatsächlich sardinisch waren, in dieser Abtretung mit eingeschlossen seyn sollen; aber der Fürst von Monaco machte seine Eigenthumsrechte schriftlich geltend, zu deren faktischer Geltendmachung ihm die politische Macht fehlte, und Napoleon III., der Herrscher über vierzig Millionen Seelen, übte die anerkennenswerthe Gerechtigkeit, die Rechte des Fürsten zu achten, und mit dem kleinen Beherrscher von 12,000 Seelen auf dem Fuße vollkommener Gleichstellung zu verhandeln. Ein französischer und ein monacheffischer Bevollmächtigter wurden ernannt, um ein Abkommen zu treffen, und das Resultat war, daß in Folge des Vertrags von Roccabruna der Fürst von Monaco eine Entschädigung von vier Millionen Franken und einige andere wichtige Zugeständnisse erhielt. Man darf diesen Staatsakt aber durchaus nicht so auffassen, als habe der Fürst von Monaco sein Gebiet an Frankreich verkauft; dieß ist nicht der Fall. Viele Jahre hindurch hatte er nicht die mindeste Autorität mehr über jene beiden Städte gehabt, und die von Frankreich bezahlte Entschädigung war von Seiten Napoleons III. in der That ein Akt raffinirter und urbanster Billigkeit und Wohlwollens, wie man es in der Geschichte der Gebietsabtretungen und Annexionen in der That nur selten findet. Fürst Carl III. ist kraft jener Verträge, obwohl die Beschlüsse des Wiener Kongresses „zu existiren aufgehört haben", noch immer ein unabhängiger Fürst und — wenigstens auf dem Papier — in der That ein sehr großer Mann. Ich habe das monacheische Staatshandbuch vor mir liegen, welches verhältnißmäßig größer ist als das preußische und worin das Ministerium allein drei gedruckte Seiten einnimmt.

Soviel im Allgemeinen von den politischen Zuständen der Vergangenheit von Monaco. Kehren wir zu dem heutigen Monaco der Spielbank zurück! Ich weiß nicht, in wie weit die Saison von 1863—64 Herrn Blanc gelungen ist, — meines Erachtens war sein Erfolg nur mittelmäßig, und mich würde es gar nicht grämen, wenn der Mann sich dabei ruinirt hätte. Allein sein Dampfboot und sein Omnibus waren damals ziemlich voll, und wann erst die Eisenbahn fertig ist, welche der Küste entlang von Nizza nach Genua führen soll, so hat sich Herr François Blanc entschieden eine goldene Brücke zu seinem Rückzug gebaut, wann er Homburg räumen muß. Mich dünkt, das Spiel in Monaco reussirt überhaupt nicht sonderlich; am Roulette sieht man nur mit kleinen Einsätzen, am Farotisch nur selten überhaupt und dann bisweilen mit großen Einsätzen spielen. Die Roulette in Homburg hat nur Ein Zero, die in Monaco zwei. Die Null ist der Hauptgewinn der Bank und es ist wahrhaft zu verwundern, wie oft die Kugel, anstatt auf eine der 36 Zahlen zu fallen, sich die rothe oder schwarze Null auswählt. Die Besucher von Monaco begeben sich je nach ihrem Geschmack, wenn der Omnibus sie gratis nach dem Plateau hinauf gebracht hat, entweder in das Lesezimmer, den salon de lecture, — oder das Spielzimmer, le salon de jeu. Wer sich für das letztere entscheidet, der wird, wenn er auch nur mit geringen Einsätzen spielt, gewöhnlich ausgebeutelt und kehrt meist in sehr heruntergekommenem Zustande nach Nizza zurück. Das Hotel ist übrigens sehr gut und bietet um billige Preise eine treffliche Table d'hote. Man erzählt sich eine Menge höchst pikanter und interessanter geheimer Geschichten und Anekdoten von den Leuten, welche dieses Etablissement des Herrn Blanc besuchen oder sich daselbst längere Zeit aufhalten, — namentlich von vornehmen jungen Herren und Damen, welche, nicht zufrieden damit hier unter dem herrlichsten Himmel wie in einem Eden unter Hainen von Palmen und Myrten zu wandeln und auf das herrlichste azurblaue Meer hinauszublicken, beinahe ihre ganze freie Zeit im Innern des Casino verbringen und ihr Hauptvergnügen bei petits soupers mit sehr viel Champagner suchen.

Viele von diesen Herren oder Damen stehen ebenso gut in Herrn Blanc's Dienste, wie die Huissiers in schwarzem Frack oder die Lakaien in blau und rother Livree, und gehören zu den Werbern, racoleurs, und Werberinnen, Lockvögeln, racoleuses, welche jedes derartige Institut haben muß. Dieß sind sehr charmante Leute, von artigen Manieren und sehr hübscher Toilette, mit namhafter persönlicher Anziehungskraft und einem angenehmen geselligen Talent, einem reichen Vorrath amusanter Anekdoten, — Leute, die sich mit Leib und Seele an die Interessen von derartigen Etablissements verkauft haben und nun eine Menge ihrer Nebenmenschen mit Leib und Seele in's Verderben stürzen. Sie zeigen oft einen Grad von feiner Gewandtheit, der einem Diplomaten Ehre machen würde, und eine Ausdauer und Willenskraft, die einem christlichen Missionär wohl anstünde. Man findet sie aber nicht in den Spielsälen allein, sondern auch in den verschiedenen großen Städten, welche an dem Wege nach Monaco liegen. Die Behaglichkeit und der Aufwand, womit sie leben, läßt vermuthen, daß die Spielbank ihre Dienste

sehr gut bezahlt, und daß diese geheimen Fonds noch bedeutend die sehr offen zu Tage liegenden namhaften Ausgaben eines solchen Etablissements für die Gehalte von Direktoren, Inspektoren, Croupiers, Polizei, Commis, Dienerschaft, für die Kosten von Inseraten, Möblirung, Gärtnerei, Gebäude u. s. w. vermehren müssen. Wenn aber diese Spielbanken ihren Aktionären trotzdem noch immer Dividenden von 56 bis 83 Procent abwerfen, so kann man annehmen, daß der Gesammtgewinn ein enormer seyn muß. Ich weiß nicht, ob das Etablissement in Monaco dieselbe Politik befolgt, wie die deutschen Spielbanken, indem sie solchen Spielern, welche ihr Hab und Gut am grünen Tische verloren haben, eine kleine Unterstützung als Reisegeld verwilligen, um sich mit geleerter Börse so schnell wie möglich auf den Heimweg zu machen, und die neu angekommenen präsumtiven Opfer der Spielhöllen nicht durch den Anblick ihres Elends oder ihrer Entblößung zu warnen; aber bei weiterer Entwickelung des Blanc'schen Instituts wird diese Einrichtung wahrscheinlich auch nothwendig werden.

Die Affiliirten der Spielbank treten unter den verschiedensten Verkleidungen auf: der anscheinend sehr vornehme und gebildete Herr, welchen Du an der Table d'hote triffst, wo er so angenehm unterhaltend und nicht ohne Geist plaudert und so im Vorbeigehen zwar bemerkt, daß er selber nicht spiele, dabei aber doch solch wunderbare Dinge zu erzählen weiß von ungeheuren Summen, welche in neuester Zeit mit verhältnißmäßig sehr kleinen Einsätzen am Roulette und Faro gewonnen worden sind, gehört höchst wahrscheinlich auch nur zum Personal der Spielbank und ist nichts anderes als ein Werber. Jene Dame von mittleren Jahren und noch sehr hübsch und weltgewandt, in eleganter Toilette und von feinen Manieren, die für eine Baronin oder Gräfin gilt und auf Promenaden und in Magazinen so leicht und zwanglos Bekanntschaften mit Damen anzuknüpfen weiß, die es besonders auf den Umgang mit den sonst so spröden und exclusiven Engländerinnen abgesehen hat, die die Herren in einer gewissen vornehmen Entfernung zu halten und sie doch wieder anzuziehen weiß, erhält sicher von Herrn Blanc freie Station und ein anständiges Nadelgeld. Und was dann die gewöhnlichen Racoleuses anlangt, welche die Spielbank alljährlich unter den hübschesten und pikantesten weiblichen Stammgästen des Bal Mabile auslesen läßt, so schätz' ich, je weniger ich darüber sage, desto besser wird es seyn. Eine seltsame Thatsache ist es jedenfalls, daß unter dem neuen System Monaco das Hauptquartier einer großen Menge Jesuiten und einer bedeutenden Anzahl von Loretten geworden ist, von denen wir hoffen wollen, daß sie einander gegenseitig neutralisiren.

Nun aber, mein verehrter Leser, so viel im Allgemeinen über dieses saubere Völkchen, welches leider wie die Schlange im Paradiese, dieses reizende Eden unsicher macht. Es ist nur zu beklagen, daß eine der ältesten Familien von Europa es nicht verschmäht hat, sich durch die Verbindung mit dem Unternehmen einer solchen Spielhölle zu beschmutzen. Man kann sich ja nichts Reizenderes denken, als diese Gärten und Terrassen von Monaco mit ihrer Fülle von Orangen, Citronen, Feigen, Weintrauben, mit ihren prächtigen Gebüschen von Camellien, Rhododendren, Azaleen und dergleichen, mit ihren immerblühenden Rosen, Veilchen, Cacteen u. s. w. Und wie köstlich und wie wohlfeil sind diese Südfrüchte! Oft kauft man acht bis zehn der schönsten Orangen um einen Silbergroschen. Und dann diese herrliche Umgebung: dieser steil am Gehäng emporkletternde Weg nach Turbia, diese schroff gegen das Meer abfallenden Klippen, das seltsame alterthümliche Städtchen, welches den steil und starr aus dem Meere aufragenden Felsen krönt, die wuchernde Ueppigkeit und Schönheit des beinahe tropischen Pflanzenwuchses von Schlinggewächsen und Schmarotzern, welcher sich an Felsenklippe und Mauerwerk anklammert, der ungeheure Palast und die alten Kasernen, die Alpenhöhen im Hintergrund, das azurblaue herrliche Meer in der Fronte, — dieß ist ein Anblick von unvergänglicher Anmuth und Abwechslung, dem gegenüber der frivole Luxus in dem Casino mit seinem Marmor, seiner Vergoldung, seinen Spiegeln, Parquetböden und seiner profusen Beleuchtung in ein Nichts zerfällt. (Schluß folgt.)

Friedrich von Trenck.

Ein Lebensbild von W. v. H.

(Fortsetzung.)

3. Entweichung.

Mein vertrauter Umgang mit gewissen Offizieren war dem Gouverneur nicht unbekannt, und da er durch einen Spion erfahren hatte, was vor sich gehen sollte, gab er augenblicklich den Befehl, Schell in Arrest zu setzen. Schröder, der den Befehl gehört hatte, kam voll Entsetzen nach der Citadelle und sagte Schell in aller Eile, er solle sich durch Flucht retten, denn Alles sey entdeckt. Schell hätte nun seine eigene Rettung leicht bewerkstelligen können, da Schröder Pferde bereit stehen hatte, und ihn auf einem derselben selbst nach Böhmen begleiten wollte. Wie handelte aber dieser brave Mann in diesem kritischen Momente gegen seinen Freund? Er lief eilig in mein Gefängniß, zog einen Korporalsfäbel unter seinem Rock hervor und sagte: Freund, wir sind verrathen; folge mir, nur leide nicht, daß ich lebendig in die Hände meiner Feinde falle.

Ich wollte etwas sagen; er unterbrach mich aber, nahm mich bei der Hand und setzte hinzu: Folge mir, wir haben keinen Augenblick zu verlieren. — Ich schlüpfte schnell in Rock und Stiefeln, ohne daß ich Zeit gehabt hätte, das wenige Geld mitzunehmen, das ich noch hatte. Als wir aus dem Gefängniß traten, sagte Schell zu der Schildwache: ich nehme den Gefangenen in das Offizierszimmer, bleibe nur stehen, wo Du bist.

Wir traten auch wirklich in das Zimmer, gingen aber zur andern Thüre wieder hinaus. Schells Absicht war unter das Arsenal zu gehen, das nicht ferne lag, den bedeckten Weg zu gewinnen, über die Pallisaden zu springen, und dann so gut als möglich zu entfliehen. Wir hatten kaum hundert Schritte gemacht, als wir dem Adjutanten und dem Major Quadt begegneten. Schell fuhr anfangs zurück, erstieg dann den Wall,

der dort nicht sehr hoch war, und sprang hinab. Ich folgte ihm und kam unverletzt unten an, nur die Schulter streifte ich mir ein wenig. Mein armer Freund war nicht so glücklich, er hatte den Knöchel verrenkt. Er zog sogleich den Degen, bot ihn mir hin und bat mich, ihn niederzumachen und zu entfliehen. Er war ein kleiner schwacher Mann. Statt daher seine Bitte zu erfüllen, nahm ich ihn auf den Arm, beförderte ihn über die Palisaden, packte ihn dann auf den Rücken, und lief so davon, ohne recht zu wissen, wohin.

Es dürfte nicht unnöthig seyn, die günstigen Umstände anzuführen, die unser Unternehmen förderten. Die Sonne war eben untergegangen, als wir die Flucht ergriffen; auch fiel ein Reif. Niemand mochte sich daher der Gefahr aussetzen, die wir eben bestanden hatten, und uns nachzuspringen. Wir hörten einen furchtbaren Lärm hinter uns. Jedermann kannte uns; ehe sie aber um die Citadelle herum und durch die Stadt kamen, hatten wir eine gute halbe Stunde Vorsprung.

Die Allarmkanonen wurden abgefeuert, ehe wir hundert Schritte entfernt waren; dieß setzte meinen Freund sehr in Schrecken, da er wußte, daß es in solchen Fällen beinahe immer unmöglich war, von Glatz zu entfliehen, wenn die Flüchtlinge nicht einige Stunden vor dem Abfeuern der Lärmkanonen durchgekommen waren, indem alle Pässe augenblicklich von Bauern und Husaren verlegt wurden, die außerordentlich wachsam waren.

Wir waren nicht 500 Schritte von den Wällen entfernt, als Alles vor uns und hinter uns auf den Beinen war. Es war noch halber Tag, als wir heruntersprangen; doch war unser Entweichungsversuch ebenso sehr vom Glücke begünstigt als wunderbar. Dieß schreibe ich theils meiner Geistesgegenwart, theils dem Rufe zu, den ich mir bereits erworben hatte, und wonach 2—3 Mann es für eine gefährliche Sache hielten, mich anzugreifen. Ueberdieß glaubte man, wir seien sehr gut mit Waffen versehen, und Niemand hätte sich eingebildet, daß Schell nur seinen Degen, ich nur einen alten Korporalsäbel hatte.

Ich hatte meinen Freund kaum 300 Schritte getragen, als ich ihn niedersetzte und mich umschaute; es wurde aber so schnell dunkel, daß ich weder die Stadt noch die Citadelle mehr sehen konnte; folglich konnten auch wir nicht gesehen werden. Meine Geistesgegenwart verließ mich keinen Augenblick; Tod oder Freiheit war mein Entschluß. — Wo sind wir, Schell? fragte ich meinen Freund. Wo liegt Böhmen? Auf welcher Seite fließt die Neisse? Er zeigte seitwärts, konnte jedoch nicht sprechen. Ich verstand sein Zeichen, nahm ihn auf die Schultern, und trug ihn nach der Neisse. Hier hörten wir deutlich, wie man in den Dörfern Sturm läutete, und die Bauern, die allenthalben die Desertionslinie zu bilden hatten, von allen Seiten her in Bewegung waren und den Allarm weiter verbreiteten.

Ich kam nach der Neisse, die ein wenig gefroren war, betrat sie mit meinem Freunde und trug ihn so lange, als ich waten konnte. Als ich den Boden nicht mehr fühlte, was nur etwa 18 Fuß lang dauerte, hängte er sich an mich, und so erreichten wir glücklich das Ufer. Mein Vater hatte alle seine Söhne schwimmen gelehrt, wofür ich ihm oft zu danken hatte. Ich hatte mir durch diese Kunst, die ich in der Kindheit mit Leichtigkeit erlernte, bei verschiedenen Gelegenheiten das Leben gerettet und wurde somit kühner in der Gefahr. Der Leser kann sich leicht vorstellen, daß dieses Schwimmen in der Mitte Dezembers, und ein nachheriges 18stündiges Verweilen in der frischen Luft eine harte Aufgabe war.

Gegen 7 Uhr folgte Frost und Mondlicht auf den Reif. Der Umstand, daß ich meinen Freund trug, erhielt mich allerdings warm; aber ich begann nun auch müde zu werden, während er Alles zu leiden hatte, was Kälte, der Schmerz des verrenkten Fußes, den ich vergebens einzurichten bemüht war, und Todesgefahr über einen Menschen bringen kann.

Nachdem ich den Fluß überschritten hatte, folgte ich eine halbe Stunde lang seinem Laufe. Sobald wir über die ersten Dörfer draußen waren, die die Desertionslinie bildeten, und die Schell genau kannte, fanden wir in einem glücklichen Augenblick einen Fischernachen, der am Ufer befestigt war. Wir sprangen hinein, fuhren wieder über den Fluß und erreichten bald das Gebirge.

Hier angekommen setzten wir uns eine Weile in den Schnee nieder. Die Hoffnung lebte in unsern Herzen wieder auf, und wir hielten Rath, wie wir wohl am besten weiter kämen. Ich schnitt Schell einen Stock, um ihm das Vorwärtshüpfen zu erleichtern, wenn ich müde vom Tragen war. So setzten wir unsern Marsch fort, während der Schnee uns schwere Hemmnisse in den Weg legte.

So verging die Nacht. Wir hatten nur eine kurze Strecke zurücklegen können, da wir bis an die Kniee im Schnee waten mußten. Es gab keine Wege im Gebirge und an vielen Stellen war es gar nicht zu passiren.

Endlich wurde es Tag und wir sahen uns in der Nähe eines Dorfes am Fuß des Gebirges. Zur Seite desselben, etwa 300 Schritt von uns entfernt, bemerkten wir zwei einzelnstehende Häuser. Dieß brachte uns auf einen Plan, der uns auch gelang. Beim Hinabspringen vom Walle hatten wir unsere Hüte verloren; allein Schell besaß noch seine Schärpe und seinen Ringkragen, die ihm unter den Bauern gewiß Autorität genug verschaffen mußten. Ich schnitt mich in den Finger, schmierte mir Gesicht, Hemd und Rock voll Blut und verband mir den Kopf um wie ein gefährlich Verwundeter auszusehen.

In diesem Anzuge trug ich Schell bis an das Ende des Waldes, nicht weit von jenen Häusern. Dort band er mir die Hände auf den Rücken, doch so daß ich sie im Fall der Noth leicht losmachen konnte und hüpfte an seinem Stabe hinter mir drein, wobei er um Hülfe rief. Auf dieses erschienen zwei alte Bauern, Schell befahl ihnen in das Dorf zu laufen und dem Schulzen zu sagen, er solle augenblicklich mit einem Karren kommen. „Ich habe diesen Burschen erwischt," fuhr er fort. „Er hat mir aber mein Pferd getödtet und in dem Ringen habe ich mir den Fuß ausgerenkt. Doch gelang es mir noch, ihn schwer zu verwunden und zu binden. Lauft

schnell und bringt einen Karren, sonst stirbt er mir, ehe er gehängt wird."

Ich ließ mich in das Haus führen, als wäre ich halbtodt. Ein Bauer wurde nach dem Dorfe abgeschickt. Eine alte Frau und ein hübsches Mädchen schienen großes Mitleid mit mir zu haben, sie gaben mir etwas Brod und Milch; aber wie groß war unser Erstaunen, als der ältere Bauer Schell bei Namen nannte und ihm sagte, er wisse recht wohl, daß wir Deserteure wären, denn er sey in der Nacht vorher in einem benachbarten Bierhause gewesen, und da sey ein Offizier hingekommen, der uns verfolgt habe; dieser habe unsere Namen genannt, uns beschrieben und die ganze Geschichte unserer Flucht erzählt. Der Bauer kannte Schell, denn sein Sohn hatte in dessen Kompagnie gedient, und oft von ihm gesprochen, als er zu Habelschwert im Quartier lag.

Jetzt konnten wir auf nichts mehr bauen als auf unsere Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Ich lief augenblicklich nach dem Stalle, während Schell den Bauern im Zimmer zurückhielt. Dieser war jedoch ein braver Mann und beschrieb ihm den Weg nach Böhmen. Wir waren noch immer erst sieben Meilen von Glatz entfernt, da wir im Gebirge den Weg verfehlt und mehrere Meilen vergebens gemacht hatten. Die Tochter folgte mir nach dem Stalle. Ich fand dort drei Pferde, aber keinen Zaum. Ich beschwor sie nun auf's flehendlichste mir zu helfen. Sie war gerührt, schien halb und halb Willens mir zu folgen und gab mir zwei Zäume. Ich führte nun die Pferde vor die Thüre, rief Schell herbei und half ihm mit seinem lahmen Beine auf's Pferd.

Der alte Bauer fing nun an zu weinen und bat, ich möchte ihm doch seine Pferde nicht nehmen; aber er hatte zum Glück nicht den Muth, vielleicht auch nicht den Willen, uns zu hindern; denn bei unserer damals so elenden Lage hätte er uns mit einer Heugabel so lange aufhalten können, bis ihm von dem Dorfe aus Hilfe gekommen wäre.

Nun saßen wir also ohne Hüte und ohne Sättel zu Pferde; Schell in seiner Uniform, Schärpe und Ringkragen, ich in meinem Uniformsrock. Noch einmal mußten wir fürchten, alle unsere Hoffnungen scheitern zu sehen, denn mein Pferd wollte nicht von dem Stalle weg; endlich gelang es mir jedoch, es vorwärts zu bringen. Schell machte den Führer. Kaum hatten wir 100 Schritte zurückgelegt, als wir die Bauern in Haufen aus dem Dorfe kommen sahen. Im Augenblick unserer Ankunft waren die Leute sämmtlich in der Kirche gewesen, da es ein Festtag war, und sie erschienen jetzt nur, weil man sie herbeigerufen hatte, um uns fangen zu helfen. Zum Glücke hatten wir einen Vorsprung vor ihnen und waren ihnen bald aus den Augen.

Wir waren genöthigt, die Straße nach Wünschelburg einzuschlagen und die Stadt selbst zu passiren, in welcher Schell einen Monat vorher einquartiert gewesen war und wo ihn jedes Kind kannte. Unser Aufzug, ohne Hut und Sattel, bewies zur Genüge, daß wir Deserteurs waren. Unsere Pferde gingen jedoch fortwährend gut und so hatten wir das Glück, durch die Stadt zu kommen. Schell kannte die Straße nach Braunau, wo wir um 11 Uhr ankamen; wir hatten jetzt die preußische Grenze sicher passirt.

Nur wer sich in einer ähnlichen Lage befunden hat, kann sich einen Begriff davon machen, welche Freude wir empfanden. Beschreiben läßt sich so Etwas nicht. Ein Unschuldiger, der in einem Kerker geschmachtet und durch seine eigenen Bemühungen seine Ketten gebrochen und seine Freiheit wieder errungen hat, trotz aller Willkürmacht von Fürsten, die sich ihm vergebens widersetzte, der fühlt in solchen Momenten einen tiefen Abscheu vor jedem Despotismus. So geschah es auch mir, und ich begriff nicht, wie ich je den Entschluß hatte fassen können, unter einer Regierung zu leben, wo Wohlstand, Zufriedenheit, Ehre, Freiheit und Leben von dem Willen eines Meisters abhängen, der, wenn auch seine Absichten noch so rein seyn mögen, doch nicht im Stande seyn kann, allein einer ganzen Nation Recht zu verschaffen. In meinem ganzen Leben fühlte ich kein höheres Entzücken als in diesem Momente. Mein Freund hatte sich für mich einem schimpflichen Tode ausgesetzt; und nun, nachdem ich ihn wenigstens 12 Stunden lang auf meinen Schultern getragen, hatte ich ihn und mich selbst gerettet. Wir hätten uns gewiß von Niemand lebendig nach Glatz bringen lassen.

Als ich mich so innerhalb der böhmischen Grenze zu Braunau in Freiheit sah, schickte ich die zwei Pferde nebst dem Korporalssäbel nach Glatz zurück. Ich schrieb auch an den König, setzte ihm meine Lage getreu aus einander, gab ihm unzweifelhafte Beweise meiner Unschuld, und bat ihn um Gerechtigkeit. Ich erhielt jedoch keine Antwort.

Ich war also nun in Böhmen, als Flüchtling, als Fremder, ohne Geld, ohne Protektor oder Freund, ein 20jähriger Jüngling! Im Feldzug von 1744 war ich zu Braunau bei einem Weber einquartiert gewesen, dem ich damals gerathen und selbst mit geholfen hatte seine Effekte zu vergraben, um sie vor Plünderung zu bewahren. Der würdige Mann nahm uns voll Freude und Dankbarkeit auf. Zwei Jahre vorher hatte ich in diesem nämlichen Hause als unumschränkter Herr seines Schicksals gelebt. Ich besaß damals neun Pferde und fünf Domestiken, und meine Hoffnungen waren so hoch und günstig als nur möglich; jetzt kam ich als Flüchtling, der Schutz suchte und alles verloren hatte, was ein Jüngling wie ich nur verlieren konnte. Ich hatte nur ein einziges Louisd'or in meinem Beutel und Schell 40 Kreuzer. Von dieser geringen Summe mußten wir Kosten für die Heilung seines Fußes bezahlen und alle unsere Bedürfnisse bestreiten.

Nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte zu Braunau sah sich mein Freund wieder hergestellt. Wir waren genöthigt gewesen, meine Uhr zu verkaufen, sowie Schells Schärpe und Ringkragen, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen, und dann blieben uns nur noch vier Gulden übrig. Aus den Zeitungen hatte ich erfahren, daß mein Vetter, der österreichische Trenck, zu derselben Zeit in enger Haft und Kriminaluntersuchung steckte. Man kann sich leicht denken, was für eine Wirkung diese Neuigkeit auf mich machte. Noch nie hatte ich das Peinliche der Armuth empfunden. Meine Bedürfnisse waren alle

befriedigt worden, und ich hatte stets unter den Ersten des Landes gelebt, und war von ihnen geliebt und geachtet worden. Nun war ich entblößt, hilflos und wußte nicht, wie ich eine Anstellung finden oder einen Ruf erlangen sollte.

Endlich entschloß ich mich zu Fuß zu meiner Schwester zu reisen, Geld von ihr zu holen und nachher in russische Dienste zu treten. Schell, dessen Schicksal an das meinige gekettet war, wollte mich nicht verlassen. Wir nahmen falsche Namen an, ich nannte mich Knert und Schell hieß Lesch. Sodann verschafften wir uns Pässe als gemeine Deserteurs, und verließen Braunau am 21. Januar Abends. Es sah uns Niemand und wir schlugen die Straße gegen Bielitz in Polen ein. Ein Freund, den ich in Neurode hatte, gab mir ein Paar Taschenpistolen, eine Muskete und drei Dukaten, dann setzten wir unsern Marsch fort.

Die Beschreibung unserer Reise von Braunau in Böhmen durch Polen nach Elbing, durch ein Gebiet von 160 deutschen Meilen und mitten im Winter, würde allein einen Band füllen; doch ich begnüge mich hier mit einigen Einzelnheiten.

Am 22. Februar 1747 langten wir nach einem gräulichen Tagmarsch an einem Orte an, der Schmiegel hieß. Hier geschah mir ein seltsames Abenteuer. Ein elender Fiedler spielte den Bauern auf seiner Geige zum Tanz auf; ich nahm das Instrument zur Hand und spielte, während sie ihre Lustbarkeit fortsetzten. Mein Spiel gefiel ihnen sehr; als ich aber ermüdet war und aufzuhören wünschte, nöthigten sie mich, anfangs durch Bitten, nachher durch Drohungen, die ganze Nacht fortzuspielen. Ich war so erschöpft, daß ich fast in Ohnmacht sank; endlich bekamen sie Händel unter einander, und während alles in Verwirrung war, entkamen wir ohne weitere Mißhandlung.

Welch ein weites Feld der Betrachtung über die verschiedenen Schicksalswechsel bot mir diese Nacht! Drei Jahre vorher hatte ich noch in Berlin mit den Töchtern und Schwestern von Königen getanzt; jetzt sah ich mich in einer polnischen Hütte, als ein zerlumpter, fast nackter Musikant, der rohen Bauern aufspielen und am Ende gar sich mit ihnen herumschlagen mußte.

Dießmal war ich selbst schuldig an dem Mißgeschick gewesen, das mir passirt war. Hätte mich nicht die Eitelkeit verführt, diesen armen Bauern zu zeigen, daß ich ein Virtuose sey, so hätte ich in Frieden und Ruhe schlafen können. Derselbe eitle Wunsch mich zu zeigen, den ich mehr als andere Leute empfand, machte mich mein Leben lang zum Opfer des Neids und des Tadels. Hätte mir die Natur ferner einen schwächern oder einen häßlichen Körper gegeben, so wäre ich weniger in Acht genommen, weniger gesucht, weniger vorgezogen worden, und ich hätte auch weniger Abenteuer und Mißgeschick gehabt. So gereichen die Vorzüge eines Menschen ihm oft zum Unglück; und so muß der Bär, der tanzen gelernt hat, in Ketten leben und sterben.

Am folgenden Tage hatten wir ein großes Trübsal durchzumachen. In einem Dorfe, durch das wir kamen, verkauften wir Schells Weste für 18 Groschen, nur um nicht Hungers zu sterben. Diese Summe war bald aufgezehrt, und ich schoß nun eine Krähe, die ich allein aß, da Schell sich weigerte an dem Mahle Antheil zu nehmen. Am 27. kamen wir nach Hammer in Brandenburg, wo meine Schwester lebte, und wo ich Hülfe zu finden hoffte. Ich hatte mich getäuscht. Meine Schwester und ihr Gatte, entsetzt bei dem Gedanken, einem Geächteten Aufnahme gewähren zu sollen, wollten mich nicht sehen und ersuchten mich weiter zu gehen. Fast verzweifelnd änderte ich nun meinen Plan, und wir schlugen den Weg nach Elbing ein, wo ich einige Freunde hatte. Nach zahllosen Gefahren und Unannehmlichkeiten trennte ich mich von meinem Freunde Schell bei einem Haus an der Straße, wo er wohl aufgenommen worden war, und kam endlich erschöpft, mit wunden Füßen und in Lumpen zu Elbing an. Hier erholte ich mich wieder, bekam Geld, und ging über Danzig nach Warschau; in Thorn traf ich wieder mit Schell zusammen und so reisten wir beide nach Wien, wo wir im Jahr 1747 glücklich eintrafen.

4. Neues Mißgeschick.

Seit Trenck seinen Zufluchtsort in Wien gewählt hatte, glaubte er sich von ferneren Belästigungen befreit; hierin täuschte er sich jedoch. Obschon ihn die österreichischen Behörden mit einer gewissen Freundlichkeit aufnahmen, so sah er doch bald ein, daß er gar leicht in ähnliche Unannehmlichkeiten gerathen könne wie sein Vetter, und verließ daher Wien im August 1748, um sich nach Holland zu begeben. In Nürnberg traf er mit einem Korps Russen zusammen, welche General Lieven, ein Verwandter seiner Mutter, kommandirte, und die auf dem Marsch nach den Niederlanden begriffen waren. Der General nahm ihn freundlich auf, ertheilte ihm den Rath, in russische Dienste zu treten und gab ihm das Kommando über eine Kompagnie Dragoner. Bald erfolgte der Friede und das Regiment kehrte nach Mähren zurück. Kurz darauf wurde Trenck mit einer Abtheilung Kranker die Weichsel hinab nach Danzig geschickt, wo russische Schiffe ihrer warteten, um sie aufzunehmen und nach Rußland zu bringen. Mit diesen ging er nun nach Riga und von da nach Moskau. Hier machte er die Bekanntschaft des Lords Hyndford, damals englischer Gesandter am Hofe der Kaiserin Elisabeth, und wurde von diesem mit großer Auszeichnung behandelt. Sein Aufenthalt wie seine Laufbahn in Rußland wurden dadurch schnell abgeschnitten, daß sein Vetter, der im Oktober 1749 in Oesterreich starb, ihn zu seinem Erben einsetzte. Um dieses Erbe anzutreten, verließ er Moskau ziemlich ungern und ging über St. Petersburg, Stockholm, Amsterdam und Sachsen nach Wien. Diese Reise hatte unglückliche Folgen für ihn. In Wien ward er in verschiedene Processe in Betreff des letzten Willens und Eigenthums seines Vetters verwickelt. Nach langem Herumziehen vor den Gerichten konnte er nur einen Theil der ihm vermachten Güter realisiren. Durch die Hartnäckigkeit, womit er seine Ansprüche verfocht, zog er sich zudem die Feindschaft mächtiger Männer zu, die sein Verderben beschlossen.

Im März 1754 starb Trencks Mutter in Preußen, und obwohl er mittlerweile in österreichische Dienste getreten war,

erachtete er es doch für nöthig, sein Regiment zu verlassen und nach Danzig zu gehen, um dort einige Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Dieser Schritt wurde von seinen Feinden in Wien den preußischen Behörden mitgetheilt, und legte den Grund zu einem schrecklichen Unglück. Da sich Trenck in einer unabhängigen Stadt für sicher hielt, so ahnte er nicht, daß seine Freiheit in Danzig gefährdet seyn könnte. Allein der Danziger Magistrat gestattete es aus übergroßem Respekt vor seinem mächtigen Nachbar, daß eine Abtheilung preußischer Offiziere einen Verhaftsbefehl gegen den unglücklichen Trenck in Wirkung setzte und ihn über die Grenze nach Pommern schleppte, das bereits zu dem preußischen Gebiet gehörte. In einem fest verschlossenen Wagen wurde er von einer Abtheilung Dragoner von Garnison zu Garnison bis nach Berlin transportirt. So sah er sich noch einmal in der Hand Friedrichs, und ward nun ohne viel Ceremonie unter einer starken Bewachung durch Spandau nach Magdeburg geliefert.

Wir lassen nun wieder das unglückliche Opfer des Despotismus die Einzelnheiten seiner neuen, noch strengeren und weit längeren Haft erzählen.

Haft in Magdeburg.

Als ich in der Festung Magdeburg (Juli 1754) angekommen war, wurde ich dem Kapitän der Citadellwache übergeben. Man nahm mir einige Dukaten ab, die ich noch bei mir hatte, beraubte mich aller meiner übrigen Habseligkeiten, führte mich in den Kerker, der zu meinem Empfang bereit stand, verschloß die Thüre und ließ mich allein.

Mein Kerker war eine Kasematte, deren Vordertheil 6' breit und 10' lang und durch eine Scheidewand von den übrigen abgetrennt war. An der innern Mauer befanden sich zwei Thüren, eine dritte am Eingang in die Kasematte selbst. Das Fenster in der 17' dicken Mauer war so gelegen, daß ich zwar Licht hatte, aber weder Himmel noch Erde sehen konnte; ich sah nur das Dach des Magazins. Innerhalb und außerhalb dieses Fensters waren eiserne Stangen angebracht und zwischen diesen ein so dichtes und durch das Ansteigen der Mauern dergestalt gelegenes Eisengitter, daß ich unmöglich Jemand sehen konnte, der außerhalb des Gefängnisses ging, noch umgekehrt diese mich erblicken konnten. An der Außenseite befand sich eine hölzerne Pallisade, 6' von der Mauer entfernt, wodurch die Schildwachen verhindert wurden, irgendwie mit mir zu verkehren. Ich hatte eine Matratze und eine Bettstatt; diese war aber unbeweglich an den Boden fest genagelt, so daß ich sie nicht hinwegziehen und nach dem Fenster hinaufsteigen konnte. Neben der Thüre stand ein kleiner eiserner Ofen, auf gleiche Weise an den Boden befestigt. Ich war noch nicht in Eisen geschlagen, und meine Ration bestand aus $1\frac{1}{2}$ Pfund Brod täglich, und einem Kruge Wasser.

Von Jugend auf habe ich stets einen guten Appetit gehabt; mein Brod war aber so schimmelig, daß ich anfangs kaum die Hälfte davon essen konnte.

Daran war der Geiz des Majors Rieding Schuld, der sogar daraus seinen Nutzen zog, so groß war die Anzahl der unglücklichen Gefangenen. Ich bin nicht im Stande, meinen Lesern die ungeheuren Hungersqualen zu beschreiben, die ich 11 Monate lang erduldete. Ich hätte jeden Tag mit Leichtigkeit 6 Pfund Brod verzehren können; und wenn ich alle 24 Stunden meine kleine Portion erhalten und verzehrt hatte, so blieb ich noch ebenso hungrig wie zuvor und mußte doch wieder 24 Stunden warten, bis ich ein neues Stück bekam. Wie gerne hätte ich einen Wechsel von 1000 Dukaten auf mein Vermögen in Wien ausgestellt, wenn ich meinen Hunger nur an trockenem Brode hätte stillen dürfen! Ja dieser Hunger war so ungeheuer, daß ich kaum in einen leichten Schlaf versunken war, als ich auch schon träumte, ich sitze an einer üppig gedeckten Tafel, und esse wie ein Vielfraß, so daß die ganze Gesellschaft mit Staunen auf mich sah, während doch nur meine Phantasie von der Empfindung des Hungers so aufgeregt war. Bald aber erweckte mich eine nagende Pein, die Gerichte verschwanden und nichts blieb, als die Wirklichkeit meines Elends. Dadurch wurden nur die Anforderungen der Natur noch mehr entflammt, meine Qualen ließen mich endlich gar nicht mehr schlafen, und wenn ich in die Zukunft schaute, so steigerte sich die Grausamkeit meines Geschicks wo möglich noch bei dem Gedanken, daß eine Verlängerung dieser Leiden bald unerträglich werden müßte.

Mein Hunger wuchs auch wirklich mit jedem Tage, und von allen Prüfungen, die mir mein Leben auferlegte, war diese elfmonatliche die bitterste. Bitten und Vorstellungen halfen nichts; immer erhielt ich die Antwort: „Wir dürfen Ihnen nicht mehr geben; der König hat es so befohlen." — Mit dieser Antwort mußt' ich mich zufrieden geben. Aber diese Strenge erweckte die lebhafteste Sehnsucht nach Freiheit in mir. Täglich brachte man mir gegen Mittag meine Portion Brod und Wasser. Der Gouverneur besaß die Schlüssel zu allen Thüren; die innere Thüre wurde nicht geöffnet, sondern mein Brod und Wasser durch eine Oeffnung hereingeschoben. Die Gefängnißthüren wurden nur einmal in der Woche, am Mittwoch, geöffnet, wo der Gouverneur und der Platzmajor ihren Besuch machten, nachdem mein Loch vorher gesäubert worden war.

Nachdem ich so 2 Monate im Gefängniß gewesen war und die Beobachtung gemacht hatte, daß diese Methode unverändert dieselbe blieb, begann ich ein Projekt in Ausführung zu bringen, von dessen Möglichkeit ich überzeugt war. Da wo der Ofen stand, war der Boden mit Backsteinen gemauert, und dieses Pflaster erstreckte sich bis zu der Mauer, welche meine Kasematte von der anstoßenden trennte, in welcher sich kein Gefangener befand. Mein Fenster war nur durch eine einzige Schildwache bewacht; ich fand daher unter denen, die nach einander dort Wache standen, bald zwei gutmüthige Bursche, die mir die Lage meines Gefängnisses beschrieben; daraus nahm ich ab, daß ich meine Entweichung bewerkstelligen könnte, wenn es mir nur gelang bis in die anstoßende Kasematte vorzudringen, deren Thüre nicht verschlossen war. Hatte ich nun einen Freund und ein Boot, die an der Elbe meiner warteten, oder konnte ich über den Fluß schwimmen, so waren die Grenzen von Sachsen nur eine Meile weit entfernt.

Es würde zu weitschweifig werden, wenn ich meinen Plan in allen Einzelnheiten beschreiben wollte, doch muß ich einige nähere Umstände anführen, da derselbe sehr verwickelt und von riesenhafter Arbeit war.

Ich arbeitete durch das 18 Zoll lange Eisen, durch welches der Ofen festgemacht war, und brach die Vernietungen der Nägel ab, bewahrte jedoch die Köpfe derselben, damit ich sie wieder an ihren Platz stecken konnte und alles sicher erschien, wenn meine wöchentlichen Besucher kamen. So gewann ich Werkzeuge, vermittelst welcher ich den Backsteinboden ausarbeiten konnte, unter dem ich Erde fand. Ich versuchte nun zuerst ein Loch durch die 7′ dicke Mauer zu arbeiten, und zwar hinter und gedeckt von dem Ofen. Das erste Lager, auf das ich stieß, waren Backsteine; dann kam ich auf große behauene Steine. Ich zählte nun die Backsteine des Bodens wie der Mauer genau ab und prägte mir ihre Reihenfolge ein, um sie wieder an Ort und Stelle bringen und allem den Anschein der Sicherheit geben zu können.

Am Tage, der der Visitation voranging, ward Alles wieder sorgfältig hergerichtet und der dazwischen gelegene Mörtel behutsam verwahrt. Um alle noch etwa vorhandenen Lücken auszufüllen, zermalmte ich den dadurch erhaltenen weißen Stoff, machte ihn naß, und verfertigte zugleich einen Pinsel von meinen Haaren; ich strich nun diesen Mörtel darauf, wusch ihn sauber ab, und bei dem Dämmerlicht meiner Zelle konnte man nicht bemerken, daß die Mauer beschädigt war. Wohl hundertmal wiederholte ich dieses Verstreichen und Weißwaschen.

Während der Arbeit legte ich Steine und Backsteine auf meine Bettstatt. Wäre man daher so vorsichtig gewesen und zu einer andern Zeit als dem bestimmten Mittwoch gekommen, so wäre ich unvermeidlich entdeckt worden; da mir aber kein solcher Unfall passirte, so hatte ich nach einer sechsmonatlichen herkulischen Arbeit Aussicht auf glücklichen Erfolg.

Nun mußten auch Mittel und Wege gefunden werden, um den Schutt aus meinem Gefängnisse zu schaffen, den ich bei einer so dicken Mauer nicht allein wieder an den alten Ort zu bringen im Stande war; Mörtel und Steine konnte ich ohnedieß nicht entfernen. Ich nahm daher die Erde, streute sie in meinem Zimmer umher, und trat den ganzen Tag darauf herum, bis sie zu Staub ward; diesen Staub streute ich durch meine Fensteröffnung, wobei ich mich des losgemachten Ofens zum Hinaufstehen bediente. Mit dem aufgelösten Garn eines alten Strumpfes band ich Späne von meiner Bettstatt zusammen und befestigte ein Büschel von meinen Haaren daran. Hierauf machte ich ein großes Loch unter dem mittleren Gitterwerk, das man von unten nicht wahrnehmen konnte, und durch dieses schob ich den Staub mit meinem selbstgemachten Werkzeug nach dem äußern Fenster; dann wartete ich bis ein Wind ging und kehrte jenen während der Nacht hinaus; er wurde sofort weggeblasen und keine Spur blieb an der Außenseite. Durch dieses einfache Auskunftsmittel beförderte ich wenigstens dreihundert Last Erde und erhielt so Platz, um mit meinen Arbeiten fortfahren zu können; da dieß aber immer noch nicht hinreichend war, so machte ich kleine Kugeln und blies dieselben, während die Schildwache auf- und abging, durch eine Papierröhre zum Fenster hinaus. In den so gewonnenen leeren Raum legte ich meinen Mörtel und die Steine, und arbeitete mit Erfolg weiter.

Ich kann jedoch nicht beschreiben, auf welche Schwierigkeiten ich stieß, nachdem ich etwa 2′ tief in den Stein eingedrungen war. Meine Werkzeuge bestanden in den Eisenstücken, die ich ausgegraben hatte. Ein mitleidiger Soldat gab mir einen alten eisernen Ladstock und ein Schnappmesser, die mir vortreffliche Dienste leisteten, namentlich das letztere, wie ich gleich deutlicher zeigen werde. Mit diesen beiden schnitt ich Späne von meiner Lagerstatt, die mich in den Stand setzten, den Mörtel aus den Zwischenräumen des Steines herauszustechen. Doch ist es unglaublich, welche Arbeit es kostete, die 7′ dicke Mauer zu durchbrechen; der Bau war alt und der Mörtel oft ganz versteinert, so daß ich den ganzen Stein zu Staub verwandeln mußte. Nachdem ich jedoch meine Arbeit 6 Monate lang ununterbrochen fortgesetzt hatte, näherte ich mich endlich der Erfüllung meiner Hoffnungen, wie ich an den Backsteinen erkannte, auf die ich nun stieß und die jetzt allein noch zwischen mir und der anstoßenden Kasematte lagen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

33.

Auf dieser Station nun traf Herr Hutter die Herren Sackmann, Hohbach, Jonas, Nassauer und einige Andere von der Gläubigerversammlung, setzte sich mit denselben zusammen in ein Coupé zweiter Klasse, und hier erst, wo man zu sagen en petit comité beisammen war, sprach man offen über das Ereigniß des Tages und seine Folgen.

„Den armen Heffter hab' ich sehr bedauert," hub Herr Hutter an, welcher den Standpunkt des christlich-milden Freundes und billig denkenden Geschäftsmannes noch immer festhielt. „Wer ihn näher kennt, der weiß, was ein solcher Austritt ihn gekostet haben mag. Kann ich ihn auch nicht ganz von aller Schuld freisprechen, so muß ich doch sagen, daß die obwaltenden Um- und Zustände sehr viel dazu beigetragen haben, die Katastrophe herbeizuführen, und muß jedenfalls den Mann beklagen, der in diesem Lebensalter und nach so langer Wirksamkeit von einem solchen Schicksalsschlage ereilt wird. Ich will ihm von Herzen gönnen, daß er bald die erforderliche Hülfe finde und daß namentlich die Krise zu Ende gehe, denn bei günstigeren Konjunkturen und einer weisen Mäßigung dünkt es mich nicht unmöglich, daß er sich mit Gottes Hülfe wieder herausreiße. Es war eben ein Unglück, daß ihm sein Socius Gehring so frühe wegstarb. Gehring war das erhaltende Element, Heffter das schaffende, und so ergänzten sie sich gegenseitig. Der Eine trieb den Andern an, und der Andere zügelte wieder den Einen. Bei Geschäften von solchem Umfang

ist eine derartige Theilung der Arbeit oder Kombination der Kräfte oft sehr ersprießlich. — Ich habe heute die Ruhe, Sicherheit und Gewandtheit bewundert, mein verehrter Herr Doctor Jonas, womit Sie die schwierige Verhandlung geleitet und das rechte Maß von Ermunterung und Hoffnung ausgetheilt haben, ohne gerade allzu sanguinische Hoffnungen zu verrathen. Ich habe alle Achtung vor Ihrem außerordentlichen Takt und Ihrer Sicherheit als Geschäftsmann, Herr Doctor."

— „Sehr schmeichelhaft, Herr Hutter," versetzte Jonas sichtlich geschmeichelt, denn er war trotz seiner Trockenheit und Verbissenheit so eitel, wie die Mehrzahl seiner Glaubensgenossen. „Ich freue mich, wenn Sie gefunden haben, daß ich meine Zweifel an dem Erfolg meiner Bemühungen nicht ganz verbarg, denn offen gestanden ich nahm dieses Mandat zur Berufung einer Gläubigerversammlung nur sehr ungern an, einmal weil erfahrungsmäßig diese Vorgfristen und Accommodements nur selten zum Ziele führen, und dann weil ich von vornherein die Ueberzeugung hatte, daß Herr Heffter sich doch auch mit der Vorgfrist nicht halten kann."

„Wie? Sie haben diese Ueberzeugung gewonnen?" fragte Hutter verwundert.

— „O ja, es kann dem geübtern Blicke eines erfahrenen Geschäftsmannes nicht entgehen, daß in derartigen Fällen der Gemeinschuldner meist auf Glücksfälle und Eventualitäten hofft, die beinahe niemals eintreten, und daß im vorliegenden Falle namentlich Heffter sich auf Hülfe von einer Seite verläßt, die sehr problematisch ist," sagte Jonas mit einer überlegenen Zuversicht. „Er gestand uns ja selber, daß momentan von seiner Familie keine Hülfe zu erwarten sey."

„Und dennoch haben Sie ihm die Vorgfrist gewährt und dadurch die unausbleibliche Katastrophe nur hinausgeschoben?" fragte Herr Hutter mit ernsthaftem Blick.

— „Jenun, was wollen Sie? er verlangte es ja selbst!" rief Jonas. „Und vielleicht ist doch noch irgend eine Möglichkeit vorhanden, daß ihm durch seine Freunde oder durch einen unerwarteten Glücksfall geholfen wird!"

„Und was war Anderes zu machen?" rief Herr Nassauer lebhaft, der ebenfalls sein Licht leuchten lassen wollte. „Wer würde jetzt kaufen das ganze Etablissement im Einzelnen oder Ganzen zu einem nur annähernd annehmbaren Preise? Wenn es jetzt kommt zum Konkorsch, so ist die Mehrzahl der Gläubiget noch schlimmer daran, als es sein wird in einer späteren Zeit, wenn die Verhältnisse wieder besser sind."

— „Hm, hm, ich bin damit nicht einverstanden, meine Herren", erwiderte Herr Hutter mit einem leisen Tadel in seinem Tone. „Ich kann diese Handlungsweise nicht billigen. Mein armer Heffter wird hinterher Ihnen den Vorwurf machen daß Sie ihn einigermaßen hintergangen haben."

„Wie kann er das?" rief Jonas und sein grausames schwarzes Auge funkelte mit einem boshaften Triumph. „Wir haben nichts gethan, als was im Interesse unserer Mandanten lag, was er selber vorschlug, und was er für möglich und erreichbar hielt! Wenn er sich über seine Lagen Illusionen macht und sich sanguinischen Hoffnungen hingibt, ist das unsere Schuld?"

— „Das will ich nicht näher untersuchen, Herr Doctor," entgegnete Hutter; „aber es geht mir gegen das Gefühl, daß die Frau veranlaßt worden ist, noch einen Theil ihres unbestreitbar persönlichen Vermögens für ihren Gatten zu opfern."

Die Advokaten lachten sehr befriedigt, ohne darauf zu antworten, und nur Nassauer sagte: „Nu, die Frau hat ja eigentlich noch kein Opfer gebracht. Sie hat nur versprochen eines zu bringen, wenn es kommt zum Konkorsch; daher wird sie Allem aufbieten, daß es nicht so weit kommt, und durch den Vertrag sind dem Herrn Heffter die Hände gebunden, daß er nichts mehr kann beseitigen. Uebrigens, was wollen Sie, Herr Hutter? hat Heffter nicht schon gezeigt, daß er gegen seine Gläubiger nicht offen ist? Hat er nicht sein Etablissement verpachtet an das neue Consortium? Will das das nicht heißen, daß er das Geschäft sich sichern will vor alle Fälle?"

„Mich dünkt, zur Verpachtung hätte er noch alles Recht, und es wäre erst zu beweisen, daß der Vertrag nur ein fingirter ist," sagte Herr Hutter mit einer gewissen empfindlichen Kühle. „Nach Allem was ich aus dem eigenen Munde meines Freundes weiß, ist er diesem neuen Consortium fremd, betrachtet sich von demselben überlistet und übervortheilt und ist namentlich sehr ungehalten auf den Procuristen desselben, seinen früheren Buchhalter Dauels."

— „Dieß kann eine bloße Maske seyn," warf Hohbach hin. „Der alte Heffter ist ein schlauer Fuchs, der sein kolossales Schuldengebäude lange genug mit Geschicklichkeit balancirt hat, ehe er offen Farbe bekennen mußte. Der Status Heffters ist von der Art, daß die Gläubiger allen Grund haben, ihm zu mißtrauen, denn die Aktiven figuriren darin als Werthe, die wohl nie in diesem Betrage realisirt werden können, so daß neben der faktischen Insolvenz wohl über kurz oder lang auch die Ueberschuldung sich herausstellen wird."

„Und der Konkurs nicht ausbleiben kann, um so mehr als Heffter schon früher einmal mit seinen Gläubigern sich arrangirt hat und ein Akkord selten zum zweiten Male gelingt," sagte Nassauer mit frischer Zuversicht.

— „Schöne Aussichten für die Gläubiger!" murmelte der lange Sackmann. „Und da soll man noch Vorgfrist ertheilen?"

„Jenun, es kommt darauf an, ob dieß nicht mehr im Interesse des einzelnen Gläubigers wie der gesammten ist, als wenn man Heffter momentan die Sache über den Kopf würfe und so denjenigen, welche besonders streng und rücksichtslos gegen Heffter vorgehen, Gelegenheit gäbe, sich vornweg zu befriedigen," sagte Hohbach.

— „Wie wollen Sie dieß aber dem Einzelnen verwehren?" fragte Sackmann lauernd.

„Auf eine sehr einfache Weise", erwiderte Jonas beinahe barsch; „setzen wir den Fall, einer der Wechselgläubigen schließe sich unserm Abkommen nicht an und dringe auf Bezahlung, glauben Sie denn, wir würden dann Namens unserer Man-

danten gleichgültig zusehen, daß durch das rigorose Vorgehen des Einzelnen, dem ja noch Andere folgen könnten, die Aktivmasse sich beträchtlich vermindere?"

„Und was würden Sie dagegen thun können?" rief Sackmann; „Sie vermögen doch nicht den Einzelnen zu zwingen?"

— „Nein, wir direkt nicht, aber das Gericht," sagte Jonas kalt. „Gelänge es dem Gerichte nicht, ein Moratorium zu Stande zu bringen, wozu natürlich der Gemeinschuldner den Hauptanstoß geben müßte, und zöge in einem derartigen Falle Herr Heffter nicht vor, seine Insolvenz anzuzeigen, um nicht die Masse der Gläubiger um eines bevorzugten Einzelnen willen zu benachtheiligen, so würden wir darauf antragen, daß der Konkurs gegen den Gemeinschuldner eingeleitet werde."

„Dieser Fall wird dann wahrscheinlich bald praktisch werden," sagte Sackmann beinahe drohend.

— „Ohne Zweifel, wenn der Gemeinschuldner sich nicht selbst alle mögliche Mühe gibt, seine Gläubiger für die Borgfrist zu gewinnen," erwiderte Jonas trocken.

„Dieser Fall kommt sogar ganz gewöhnlich bei solchen Vergleichsversuchen vor — es sind immer gewisse renitente Gläubiger da, welche dem Gemeinschuldner den Genuß der eingeräumten Borgfrist verkümmern, — das Register seiner Berechnungen hat dadurch gewöhnlich von vornherein ein Loch," sagte Hohbach ironisch.

— „Und gesetzt, der Konkurs bräche aus, was geschieht dann mit der verpachteten Fabrik?" fragte Hutter unbefangen; „die Gläubiger werden doch die fünfjährige Pachtzeit achten müssen?"

„Keineswegs — nicht im mindesten!" rief Jonas mit boshaftem Lächeln und blickte über seine Klemm-Lorgnette hinweg zu Herrn Hutter herüber. „Unter Umständen, z. B. im Falle eines Krieges, bei Fortdauer der Handelskrise und unter ähnlichen Verhältnissen kann es den Gläubigern opportun seyn, den Vertrag zu achten, welchen Heffter mit dem neuen Consortium abgeschlossen hat. Aber ebenso gut kann es auch im Interesse der Masse liegen, auf den Verkauf zu dringen, wenn Aussichten vorhanden sind, das ganze Anwesen unter günstigen Bedingungen zu verkaufen."

— „Aber das würde ja das Consortium in offenbaren Nachtheil bringen!" rief Herr Hutter; „das würde unbedingt zu einem Prozesse führen!"

„Ohne Zweifel zu einem Prozesse zwischen dem Consortium und Heffter," lachte Hohbach; „die Herren vom Consortium würden mit ihren Ansprüchen dann einfach an die Masse verwiesen und in der letzten Klasse mit den anderen Gläubigern konkurriren!"

— „Ist das möglich?" rief Herr Hutter verwundert, und die Advokaten bestätigten es mit der einstimmigsten kaltblütigsten Zuversicht. „Ich kann es kaum glauben, daß es so kommen kann und wird," fuhr Hutter fort; „es ist ja der junge Gehring bei dem Consortium, der für einen sehr gewiegten Juristen gilt; sollte der an diese Folge nicht gedacht haben?"

„O, er hat sicher daran gedacht, wenn er überhaupt ein Interesse dabei hat", versetzte Jonas. „Er weiß aber auch, daß in einem solchen Falle das neue Consortium ja ebenfalls das Etablissement bei der Versteigerung erwerben und es jedenfalls nach seinem vollen Werthe bezahlen kann. Aus diesem Grunde und weil wir dadurch jedenfalls Eines Käufers sicher sind, haben wir heute auch auf den Abschluß jenes Miethvertrages gar keinen Werth gelegt . . ."

— „Oder vielmehr darin nur ein günstiges Moment für die Gläubigerschaft im Ganzen gesehen," fiel ihm Hohbach fröhlich in's Wort. „Die Herren von dem Consortium, die ihr Geld einmal in den Betrieb des Heffter'schen Etablissements gesteckt haben, werden die Liegenschaften und Maschinen jedenfalls erkaufen müssen und sich bereits um die Mittel umgesehen haben."

„Wenn ich Sie also recht verstehe, meine Herren, so sind Sie der Ansicht, daß die Gläubigerschaft im Falle eines gegen Heffter ausbrechenden Konkurses gegen das neue Consortium nicht die mindeste Rücksicht üben, sondern die Erwerbung und den Fortbetrieb des ganzen Etablissements nur der allgemeinen freien Concurrenz der Steigerer überlassen wird?" fragte Herr Hutter.

— „So ist es," erwiderte Jonas; „und es ist sogar mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusetzen, daß mehrere der Hypothekengläubiger oder sonstigen Interessenten als Konkurrenten bei der Versteigerung auftreten werden, wann die Verhältnisse von Kredit und Geld inzwischen sich gebessert haben werden. Der Ankauf des Etablissements kann unter Umständen zu einer vortrefflichen Spekulation werden, denn wenn man das allzu umfangreiche Anwesen in drei bis vier einzelne Geschäfte zerschlägt, so ist ein Gewinn beinahe sicher, sey es nun für die Gläubigerschaft oder für einen Privatmann oder eine Gesellschaft, welche den Spekulationskauf macht; das brauche ich einem solch umsichtigen Kaufmann wie Sie, mein verehrter Herr Hutter, wohl nicht aus einander zu setzen."

„Was mich anbelangt, so bin ich zu alt, abgesehen von den Rücksichten die mir meine ehemaligen Beziehungen zu meinem Freund Heffter auferlegen," entgegnete der christliche Kaufmann mit mildem Lächeln und drehte die Daumen seiner gefalteten Hände gleichmüthig um einander. „Auch ginge das Unternehmen wohl weit über meine Mittel . . . ."

— „Bah, Sie scherzen, Herr Hutter!" rief Sackmann; „bei Ihrem Vermögen und demjenigen Ihres Herrn Sohnes — oder vielmehr Ihrer Schwiegertochter!" setzte er anzüglich hinzu. „Es kostet Sie eine Reise nach Basel oder Frankfurt und Sie haben in einer Stunde entweder das ganze Kapital als Darlehen oder ein halbes Dutzend Theilhaber, die eine Million repräsentiren."

„Sie sind ein Sanguiniker, lieber Sackmann!" sagte der gottselige Kaufmann mit bedächtigem Kopfschütteln. „Sie sind ein Spaßvogel, denn Sie wissen nur allzu gut, daß die Kapitalisten in Basel und Frankfurt nicht erst mich erwarten, um ihr Geld anzulegen, obschon ich nicht leugnen will, daß wenn ich die Mittel hätte und die Ueberzeugung von der soliden und rentablen Zukunft des Heffter'schen Geschäfts gewönne, ich kaum Anstand nehmen würde, darauf einzugehen. Allein, wie

gesagt, ich bin eigentlich zu alt und der gute Herr Sackmann überschätzt meine Verhältnisse entschieden."

— „Na, wir wollen es abwarten, Herr Hutter! ich hätte gar kein Bedenken, mich mit einer großen Summe ebenfalls zu betheiligen, wenn Sie sich an die Spitze stellten, und solcher Liebhaber wird es noch mehr geben," rief Sackmann.

„Lassen wir dies der Zukunft anheimgestellt, lieber Sackmann! kommt Zeit, kommt Rath," gab Herr Hutter zur Antwort; „es wäre lächerlich, jetzt nur an solche Dinge denken zu wollen, wo nach menschlicher Annahme noch alle Hoffnung vorhanden ist, daß der Gründer jenes Etablissements sich aus seinen momentanen Bedrängnissen herausreiße. Wir wollen ihm von Herzen wünschen, daß seine dießfälligen Bemühungen Erfolg haben. Wir wollen nicht die Haut des Bären vertheilen, ehe wir ihn selbst erlegt haben."

Die Advokaten lächelten, und Herr Nassauer betrachtete heimlich die sanften Züge Hutters, als ob er in denselben dessen Gedanken lesen wollte, und ließ dann beiläufig fallen, daß auch er unter denselben Bedingungen wie Herr Sackmann erbötig wäre, sich zu betheiligen, und noch manchen anderen Liebhaber wüßte; aber Herr Hutter äußerte sich nicht weiter darüber, was ohne Zweifel andeutete, daß die Sache ihn näher interessirte, als er an die Erscheinung treten lassen wollte. — —

Während aber dieß im dämmernden Eisenbahn-Coupé verhandelt wurde, saß Herr Immanuel Heffter, über dessen Schicksal auf solche Weise gewürfelt wurde, beim Schimmer der Lampe auf seinem Zimmer im Schweizerhause vor seinem Hauptbuche und rechnete, daß ihn der Kopf schmerzte, und zermarterte sein Gehirn, um Rettungsmittel zu finden, und neue Hülfsquellen zu eröffnen, und kam zu der Ueberzeugung, daß er doch wohl klüger gehandelt hätte, seinen Gläubigern nicht blos einen Borg-, sondern lieber zugleich einen Nachlaß-Vergleich anzubieten und einzuleiten, denn das Damokles-Schwert des Konkurses schien je länger desto niedriger über seinem Haupte zu hängen.

34.

Draußen im Walde nach dem Buchenberg hin gehen einige Paare mit einer Dame in gereifteren Jahren, in angelegentliches Gespräch vertieft, aber nicht unempfindlich gegen die Reize der Natur, die sich ihnen enthüllen. Es ist einer jener zaubertisch schönen linden weichen Herbsttage, welche auf das empfängliche Gemüth von solch unbeschreiblicher Wirkung sind. Der spärliche Laubwald dieser Hügel und Abhänge ist in alle Farben des Herbstes gekleidet, und die braunen, gelben, röthlichen Blätter, welche der Frost und der herbstliche Wind abgestreift haben, decken den Boden. Die Stauden und Sträucher auf den steinigen Matten sind braun und dürr, oder grau und unscheinbar, gleich den schönen Zierpflanzen in den Gärten um Hagenbach, den Dahlien und Blumenrohren und Wunderbäumen, den Robinien u. a. m., deren Laub und Stengel jetzt auch braun und schwarz, unscheinbar, schlaff und wie verbrüht die Köpfe hängen. Aber die Nadelwälder, der vornehmste Schmuck dieser Berggegend, stehen noch in ihrer ganzen vollen Kraft und Schönheit, in dem vollen Schmuck ihrer dunkelgrünen Nadeln; die goldenen Strahlen der niedriger stehenden Herbstsonne werfen spielende Lichter auf die grauen und röthlichen Stämme, auf die silberweißen Flechten der Rinde, in denen helle Thautröpfchen hängen und wie Diamanten blinken, auf das sammetne Grün des Mooses, das wie ein weicher Teppich den Boden überzieht, auf die frischgrünen Matten, wo das Gras sich von der Sommerdürre wieder erholt hat und angenehm absticht von dem braunen Moos der Felsblöcke, Rollsteine und Findlinge, die überall auf den Gehängen und dem welligen Gelände umher liegen, von dem nun verdorrenden Gestrüppe, das sich um diese Steinblöcke herum angesiedelt hat, weil sie die Sonnenwärme durch Ausstrahlung dem umgebenden Boden mittheilen und doch gleichzeitig in ihrer Nähe auch etwas Feuchtigkeit zurückhalten. Da und dort hat die Erdspinne ganze Strecken des Bodens, ganze Felder von Kletten und anderem Gestrüpp mit ihrem weißgrauen Gewebe überwoben, auf welchem glitzernde Thautropfen stehen. An andern Stellen ragen die schönen strahlenförmigen Blumenblätter der Eberwurz noch silberweiß aus dem Herzen der harten, vielfach zerschlitzten stacheligen Blätter und sitzen dicht am Boden zwischen der spärlichen Grasnarbe. Hier füllt der beinahe rasenbildende Thymian noch im Verdorren die Luft mit dem kräftigen Würzhauch seiner Blüthen; dort zieht sich röthlich-braun ein Strich Haidekraut über eine Welle des Terrains hin, und dort drüben ragen einige Gruppen von Kiefern und Fichten aus dem kurzen rauhen Gras der Matten und Waiden. Ueberall noch immer Bilder genug, welche das Auge laben und das Gemüth mit einem unaussprechlichen Gefühl erfüllen, das aus Wehmuth und Freude gemischt, die scheidende Schönheit des Jahres beklagt und doch wieder in der Hoffnung sich aufrichtet, daß dem nahenden Tode der schönen Pflanzenwelt und der ganzen Augenwaide doch immer wieder ein Frühling folge.

Der Sonnenschein, so hell und warm, legt eine Glorie über die nächste Umgebung und läßt den Duft der Ferne weißlich und schleierartig erscheinen, geheimnißvoll verlockend, als ob er die zeitweise verborgenen Herrlichkeiten des unfernen Gebirgs ahnen lassen wolle. Die frische, leichtbewegte Luft wirkt kräftigend, belebend auf Lungen und Haut, auf Nerven und Auge, und schafft eine stramme, kecke Stimmung, ein unbewußtes Wohlbehagen, einen milden Ernst in dem Gemüthe der Lustwandelnden, den die sabbathliche Stille dieser Gegend noch bedeutend erhöht.

„Wie wunderbar schön ist doch dieses Land," sagte Dauels stehen bleibend zu den beiden jungen Damen an seiner Seite, und seine Hand deutet mit einer graziösen Bewegung auf das herrliche Panorama, welches auf der erklommenen Höhe sich dem Beschauer darbietet. „Dieses zerrissene wellige Hügelland mit den vielen einzelnen zerstreuten Häuschen und Gehöften, den grünen Waiden und kleinen Gehölzen und Baumgruppen, mit den mäandrisch gewundenen silbernen Bächen! Jene höheren Hügel und Berge dort mit den schwarzblauen Nadelwäldern und den kleinen Seeen und Teichen an ihrem Fuße, und dort wieder die langen Höhenzüge und einzelnen höher ragenden Berggruppen mit ihren beschneiten Felsenhäuptern, zer-

klüfteten Flanken, nackten Abstürzen, schwarzen Schluchten, und in der Ferne das Gebirge mit seinen steilen, kegelförmigen, mysteriös verschleierten Gipfeln und Zacken! — Mir ist, als könnt' ich mich nicht mehr von dieser Gegend trennen, obschon ich im Flachlande geboren und aufgewachsen bin! Nun erst begreife ich ganz die stille Traurigkeit und Sehnsucht, welche meinen Freund Gustav oft erfaßte, wenn er mir mit enthusiastischer Bewunderung von seiner schönen Heimath erzählte!"

— „Wie schwer muß es ihm geworden seyn, sich in den flachen Niederlanden anzugewöhnen!" sagte Antonie Gehring, die zu seiner Linken ging; „wie wird er sich freuen, wenn er kommendes Frühjahr seine Heimath wiedersieht!"

„Der edle, wackere Bruder!" flüsterte Emma gerührt: „und denken zu müssen, daß er uns, uns Allen dieses Opfer gebracht und sich selber von hier verbannt hat, um für seine und unsere Zukunft zu wirken! — Fürwahr, auch mir wird es schwer werden, von hier wegzugehen!" flüsterte sie und zerdrückte eine stille Thräne, die sich ihr in's Auge stahl.

— „Es wird nicht dazu kommen, Fräulein Emma, daß dieses Opfer Ihnen auferlegt wird," sagte Dauels leise und drückte ihr die Hand. „Haben Sie kein Vertrauen auf den Erfolg meiner Arbeit, auf das Gelingen unserer Unternehmung?"

„Oh doch, gewiß, Herr Dauels, ich habe das beste Vertrauen auf Ihre Tüchtigkeit und Umsicht," erwiderte sie und blickte ihn auf einen Moment aus ihren sanften Augen freundlich und mild an, daß es ihm wie warmer Sonnenstrahl tief in die Seele drang, senkte dann aber rasch und erglühend den Blick. „Allein kann all mein Vertrauen auf Sie, unseren bewährten treuen Freund, meinen Pflichten irgend welchen Abbruch thun?"

— „Welchen Pflichten, liebe Emma?" fragte Dauels, ihre Hand ergreifend, die er innig drückte.

„Den Pflichten einer treuen Tochter und der eigenen Ehre, lieber Herr Dauels," versetzte Emma mit einer Ruhe, welche zeigte, daß sie aus bewußter klarer Ueberzeugung so handelte. „Leonie und ich wissen, daß Papa nur eine Art Ruhegehalt oder Almosen von seinen Gläubigern erhält, bis er deren Ansprüche befriedigt hat. Er lebt, wie unsere humanen Mitbürger in Hagenbach es offen aussprechen, von dem Gelde seiner Gläubiger. Das aber wollen wir nicht, und darum ist es fest beschlossen, daß Leonie und ich in Dienst gehen, sey es in welcher Eigenschaft es wolle, damit wir durch unsere eigene Kraft unsern Unterhalt finden und unsern Verdienst mit den Eltern theilen können. Wir wollen den freundlichen Mitbürgern keine Veranlassung geben, in ihrer liebenswürdig aufrichtigen Weise so von unseren Eltern und uns zu reden. Leonie und ich sind entschlossen, nicht eher zu rasten noch zu ruhen, als bis wir es dahin gebracht haben, daß wir unser Scherflein zu dem Unterhalt unserer Eltern beitragen und Papa in den Stand setzen können, auf seine Sustentation zu verzichten und den Vorwurf zu beseitigen, daß er auf Kosten seiner Gläubiger lebe!"

— „Aber mein liebes Fräulein, Sie nehmen diese Sache zu ernst und empfindlich auf!" sagte Dauels tief bewegt. „Ihr Herr Vater arbeitet ja für den Gehalt, den er empfängt, und den ihm die Gläubiger-Versammlung nicht allzu glänzend verabreicht hat. Sie müssen sich nicht um solche Aeußerungen der Gemeinheit und Engherzigkeit bekümmern, die nur Bosheit oder Schadenfreude ersonnen haben oder Ihnen wieder hinterbringen konnten. Kein Billig-Denkender, kein Gerechter wird es Ihrem Herrn Vater zum Vorwurf machen, daß er sich eine Sustentation ausbedungen hat."

„Das sagt Mama, und das behauptete ich ebenfalls," antwortete Emma ruhig und bestimmt. „Allein trotz alledem ist schon der Gedanke, daß man auf solche Weise beurtheilt wird, ein höchst peinlicher, und unser Gefühl vielleicht desto empfindlicher, je ungünstiger unsere äußeren Umstände sind. Und so hat Leonie, die um so viel empfindlicher und verletzbarer als sie lebhafter und sanguinischer ist wie ich, das Gelübde gethan, sich ohne Verzug nach einer Stelle umzusehen, in welcher sie ihre bescheidenen Kenntnisse und Fähigkeiten verwerthen kann, und mir werden Sie billigerweise nicht zumuthen, daß ich hinter dem Beispiel meiner jüngeren Schwester zurückstehe."

„Und Ihre Frau Mutter billigt den Plan, liebes Fräulein?" fragte Dauels.

„Allerdings, denn sie geht ja bekanntlich von der Ansicht aus, daß wir über kurz oder lang doch unbedingt zu dieser Selbsthülfe für unsern Unterhalt gezwungen sein würden. Warum also dem Unvermeidlichen nicht gefaßt entgegengehen? Wer weiß überhaupt, ob wir nicht in diesem Augenblicke noch eher Fürsprache, Verwendung, Empfehlung finden, als später wenn wir die Töchter eines ...."

„Liebe beste Emma, vollende nicht! Dazu wird es ja sicher nicht kommen!" bat Antonie Gehring mit Thränen in den Augen. „Gib den Gedanken auf, in fremde Dienste zu gehen; er ist ja fürchterlich. Es gibt sicherlich noch andere Mittel, Dich selbstständig fortzubringen."

„Keines", versetzte Emma kopfschüttelnd; „ich bin noch minderjährig, und Adolph sagt, wenn über Papa der Konkurs hereinbricht, so werden auch unsere sämmtlichen Besitzthümer und Fahrnisse in die Vermögens-Untersuchung hereingezogen. Also ist vorerst nicht daran zu denken, daß ich meine Idee verwirkliche, einen Laden in Stickwolle und anderen Materialien für Frauenhandarbeiten in der Residenz zu errichten; und es bleibt nichts anderes übrig, als einstweilen als Ladenmädchen oder Wirthschafterin in einen Dienst zu gehen, denn ich bin überzeugt, daß solche Arbeit um Geld keine Schande ist. Ich bin gewiß, liebe Tonie, Du würdest an meiner Stelle um kein Haar anders handeln als ich, und ich würde dann als Deine Freundin Dir den Rath geben: was Du thust, das thue bald, denn je früher dieser Schritt geschieht, desto rascher ist die Bitterkeit verwunden, welche damit verbunden ist!"

Antonie schlang ihren Arm um Emma's Nacken, küßte sie auf die Wange und flüsterte bewegt: „Du hast Recht, meine Liebe! Du bist unendlich besser als ich ... Und Leonie? hat sie auch schon Schritte gethan?"

„Allerdings; sie sollte als Gouvernante in eine vornehme

Familie nach Rußland kommen; allein Bruder Gustav will das nicht zugeben, weil die Gouvernanten in Rußland allen möglichen Unbilden und Ausbeutungen ausgesetzt seyn sollen, und so hat unsere gute Mutter an Gustav geschrieben, er solle sich in den Niederlanden nach einer Stelle für Leonie umsehen, damit sie wenigstens an ihm eine Stütze habe."

„Und weiß mein Bruder um diesen Entschluß Leoniens?" fragte Antonie Gehring schüchtern.

„Wohl kaum, liebe Tonie, denn die Sache ist erst gestern in dieses Stadium getreten," sagte Emma.

„Dann muß ich ihn doch davon benachrichtigen und meine Mutter ebenfalls," sagte Antonie und wandte sich zu den Anderen, welche die obenbezeichneten Personen nun beinahe eingeholt hatten.

Emma und Dauels gingen mit einander voran, beide still und schweigsam, gedankenvoll, denn auf beiden lag wie ein Alp der Gedanke an die bevorstehende Trennung, welche beiden so unbeschreiblich nahe ging. Keines gab dem übermächtigen Gefühle Worte, wovon es so eben bewegt wurde. Dauels starrte sinnend in die Ferne. Emma's Auge haftete am Boden. Als sie jedoch eine Strecke weit stumm dahingegangen waren, blickte Emma zufällig schüchtern auf und sah sein Auge voll wehmüthiger Zärtlichkeit und innigster Sorge auf sich geheftet. Sie erglühte und lächelte ihn halb schmerzlich, halb tröstlich an und ihr klares tiefes sinniges Auge hing eine Weile an dem seinigen. Er bot ihr schweigend die Hand, die sie schüchtern erfaßte, und auf seine Frage: „Emma, liebe theure Emma, wird diese Trennung, die Sie für so nothwendig und unvermeidlich halten, in unseren Beziehungen irgend etwas ändern?" — flüsterte sie kaum hörbar: „Niemals, wenigstens was mich anlangt, mein lieber Freund!" —

Dauels zog ihre Hand an seine Lippen und sah sie mit einem unbeschreiblich innigen dankbaren Blicke an. „Wohlan denn, geschehe was da muß, liebe Emma! Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Aber lassen Sie uns hier in dieser ernsten Stunde das Gelübde ewiger Treue tauschen! Emma, Du oder keine! ist meine Parole. Versprich mir ein Gleiches!"

„Bedarf es hiezu erst der Worte?" flüsterte sie mit innigem Blicke und senkte dann das liebe Auge, aus welchem ein Strahl von höherem Lichte blitzte, während sie über und über erglühte. Stille, selig, ernst und wehmüthig und doch wiederum das Herz voll Trost, schritten sie dann schweigend neben einander her. —

Mittlerweile hatte Antonie vor ihrem Bruder der an seinem Arme hängenden Leonie die Frage vorgelegt, ob es wahr sey, daß sie eine Stelle als Erzieherin in Holland suche, und Leonie hatte es erschrocken, aber doch fest und bestimmt bejaht. Gustav war ob dieser Nachricht nicht minder überrascht, als Dauels gewesen war, denn er, so gut wie förmlich verlobt mit Leonie, glaubte eher ein Recht auf die Mitwissenschaft um diesen Plan gehabt zu haben, als seine Schwester, und suchte den Entschluß seiner Verlobten umzustimmen, indem er ihr eine sofortige Verbindung vorschlug. Aber Leonie wollte hievon nichts hören.

„Du kannst das nicht im Ernste verlangen, Gustav," sprach sie halb vorwurfsvoll. „Eine Hochzeit ist ein Freudenfest und könnte ich in dieser Stimmung und dieser Lage meinen Ehrentag mit Freuden begehen? Wäre es nicht ein wahrer Hohn auf die augenblickliche Lage meiner Eltern, ein feiges Umgehen meiner Kindespflicht? — Und dann, mein Freund, bedenke die Ungleichheit unserer Lage! sollen unsere Feinde sagen: mein Vater habe mich mit dem Gelde seiner Gläubiger ausgestattet?"

Adolph Gehring wandte vergebens alles Mögliche ein, um Leoniens Entschluß zu erschüttern, den er zwar in der Theorie gutheißen mußte, dessen praktische Verwirklichung ihn aber mit einem empfindlichen Entbehren bedroht haben würde, und als das Mädchen tapfer und muthig auf dem einmal gefaßten Vorsatze beharrte, blieb ihm schließlich nicht Anderes mehr übrig, als daß er Leonien den Vorschlag machte, die Sache der Entscheidung seiner Mutter vorzulegen.

„Mit nichten, lieber Gustav," entgegnete Leonie und ihr hübscher kleiner Mund, ihre lieblichen Züge nahmen einen äußerst willensfesten Ausdruck an. „Was ich mit meinem Gewissen einmal abgemacht, davon bringt keine Macht der Welt mich ab. So sehr ich daher auch Deine treffliche Mutter liebe und verehre, so wenig kann ich ihr doch ein Vorrecht vor meinem Gewissen einräumen. Dagegen magst Du meinen Entschluß immerhin ihrer Prüfung vorlegen, denn sie soll mit ihrem vollen Herzen und ihrer ganzen Weiblichkeit meinen Vorsatz wenigstens beurtheilen. Sie müßte nicht die treffliche Frau und Mutter seyn, als die ich sie verehre, wenn sie mir nicht beipflichten würde."

Und so war es auch. Leonie und Adolph warteten auf die kleine hagere Frau, welche in Begleitung ihrer jüngern Tochter und eines kleinen Enkels den Nachtrab der Gesellschaft bildete, und legten ihr die Sache zur Begutachtung vor. Leonie führte ihre eigene Parthie mit aller Beredtsamkeit des Herzens und allem edlen Selbstgefühl eines reinen uneigennützigen Gemüths; Adolph bot alle Gründe des Verstandes dagegen auf und rief in seinem verzeihlichen Egoismus vielleicht sogar Sophismen in's Feld; aber seine Mutter hörte nur auf jene Logik des Gefühls, welcher unser Herz und Gewissen seine Billigung verleiht, und als beide ihre Gründe gegenseitig erschöpft hatten, standen der zarten kleinen Frau Thränen in den lieben intelligenten Augen, und die einfachen Züge von einer edlen Wehmuth verschönert und verklärt, zog sie Leonien an ihr Herz, küßte sie innig auf die klare Stirn uund sagte:

„Folge Deinem Herzen, mein Kind, und genüge dem Drange der kindlichen Liebe zuerst! Die innere Befriedigung, das süße Bewußtseyn einer erfüllten Pflicht wird dir Kraft verleihen, selbst das Unangenehme einer solchen Abhängigkeit zu ertragen, und die Schule des Lebens wird Deinen innern Menschen reifen und veredeln. Komme was da wolle, meine liebe Tochter, die Stunden der Prüfung werden ja auch vorüber gehen und an Deiner Seele nicht unfruchtbar bleiben. Und wenn wir Dich einst gereifter, geläutert durch Schicksal und Erfahrung, uns werther durch die Trennung, wiedersehen, dann wirst Du unser Aller Herzen noch unendlich theurer

sein! — Laß Dich nicht von Deinem Vorsatze abbringen, liebe Leonie, und erweise Dich als mein starkes Kind, dann bin ich erst recht stolz auf eine solche Tochter! Der Reichthum Deines innern Lebens ist mir jetzt und dann lieber und für meinen Adolph werther, als alle Schätze der Welt!"

Und weinend umarmten sich die beiden Frauen, und Leonie gewann in dieser Minute die tröstliche Ueberzeugung, daß sie in Frau Gehring eine rechte, treue zweite Mutter gefunden habe. Auch Adolph Gehring war nun zufrieden gestellt und fühlte in seinem Innern deutlich, daß es frevle Selbstsucht wäre, Leonien von ihrem Projekt abzubringen und demjenigen ungetreu zu machen, was sie für ihre Pflicht hielt, denn eine solche Untreue gegen sich selbst und seine erkannte Kindespflicht rächt sich ja immer an unserm innern Menschen und beeinträchtigt unsern Charakter; und wie schmerzlich ihm auch das Opfer war, die liebe Nähe der holden Verlobten vielleicht auf Jahre zu missen, so fiel es doch wie Himmelsthau beschwichtigend und tröstend in seine Seele, als am späten Abend, wo er von Hessters nach Hause kehrte, die Mutter ihm mit einer unsäglichen Befriedigung die Hand reichte mit den Worten:

„Ich danke Dir, Adolph, daß Du mir eine solche Tochter zugeführt hast, die Tochter einer solchen Frau! Wer als Kind so fühlt und handelt, der wird auch als Gattin und Mutter preiswürdig und mustergültig sich gebahren. Und laß sie immerhin gewähren und sich im Kampfe mit dem Leben stählen, mein lieber Sohn, denn die erprobte Weiblichkeit und gereifte Tüchtigkeit werden Dir in künftigen Tagen ein höheres Glück an Leoniens Seite sichern, als Du ahnen kannst! Die Frische der Jugend und der äußere Reiz vergehen; aber die Herzensgüte und erprobte Tugend bleiben als ein höherer, unverwelklicher, unveräußerlicher Reiz der Frau. Und Leonie ist eine Natur, die der Stürme bedarf, um noch ihre volle Kraft und Festigkeit zu erlangen; ihre Kindheit und Jugend waren allzu sonnig, als daß sie schon jetzt in dem rauhern Boden eines andern Leben gedeihen würde. Sie bedarf der Verpflanzung!"

„Liebste beste Mutter, ich opfere meine eigenen parteilichen Empfindungen und Ansichten von Herzen gerne Deiner reifern Einsicht," erwiderte Adolph und umarmte gerührt seine Mutter. „Wer weiß wozu es gut ist, daß Leonie noch nicht heirathen will? Sie ahnt vielleicht, daß die Stürme, welche den Ihrigen drohen, auch an uns nicht spurlos und ohne Beschädigung vorübergehen werden. Schicken wir uns denn geduldig in eine höhere Fügung und Führung!" — —

In dem behaglichen Wohnzimmer des Herrn Kornelis van der Doos an der Leydsche Poort zu Amsterdam saßen am selben Abend der Hausherr und Gustav Hesster bei einander an dem runden Tische unter der Hängelampe, und rauchten unter angelegentlichem Gespräch ihre Cigarren. Gustav hatte dem kleinen alten Herrn aus einem Briefe der Mutter vorgelesen, den er jetzt zusammenfaltete und in die Brusttasche steckte.

„Was meinen Sie, Onkelchen Kornelis? wird der Plan gelingen?" fragte Gustav und blickte erwartungsvoll zu dem ruhigen Onkel van der Doos auf.

— „Hm, ich weiß nicht, mein lieber Junge," erwiderte der alte Herr; „kann hierüber nichts sagen, habe keine Erfahrung in derlei Dingen. Unsere niederländischen Familien aus dem Kaufmannsstand schicken ihre Töchter meist in die Institute, und ziehen die öffentliche Erziehung vor, soviel ich weiß; allein ich will nicht sagen, daß ich hierüber unfehlbar informirt bin. Nur glaub' ich mich zu erinnern, daß nicht oft Gouvernantenstellen in unseren Zeitungen ausgeschrieben werden. Indeß muß man es eben versuchen; Holland ist ein reiches Land und jede rührige Kraft findet hier ihren Wirkungskreis. An guter Empfehlung soll es Jongvrouw Leonie jedenfalls nicht fehlen; da wollen wir schon fürsorgen!"

„Ich danke Ihnen, lieber Onkel! Sie thun mir damit einen großen Gefallen!" rief Gustav.

— „Bah, Junge! wer wird davon reden! die Juffer ist ja Eure Schwester, gehört somit zur Familie!" sagte Kornelis lächend; „wie sollt' ich da nicht mein Bestes thun?"

„Und Sie finden es nicht auffallend, lieber Onkel, daß Leonie eine solche Stelle sucht?" fragte Gustav etwas befangen.

— „Wie so denn, mein Junge?" fragte der Holländer verwundert aufblickend.

„Ich meine, daß sie um Geld dient, Onkel!"

— „Oho, thun wir das nicht alle, bis auf den König hinauf?" fragte Onkel Kornelis mit verwundertem Lächeln; „in unserm lieben Niederlande ist keine ehrliche Hantierung, die einen Menschen nährt, eine Schande; wir verdammen nur Müssiggang und Schlemmerei. Und wie sollt' ich alter Arbeitsbüffel den Segen der Arbeit verkennen wollen, der uns selbst das Widrige unsers Geschicks und das Unangenehme des Lebens vergessen lehrt? Wie sollt' ich dem lieben Meisje nicht von Herzen gönnen, daß es in einer geregelten Berufsthätigkeit die schweren Stunden vergesse, die hinter ihr liegen, und den Druck derjenigen minder fühle, die vielleicht noch für sie kommen können?! Nein, mein Junge, ich bin mit diesem Plane ganz einverstanden!"

„Ihre Hand, lieber Onkel! Sie sind ein edler lieber Mann!" rief Gustav.

— „Possen, mein Junge! ich bin ein schlichter alter Kerl, der für euch beide Kinder nichts hat als eine rechte Liebe, obschon er Dir, Junge, recht herzlich böse seyn sollte, weil Du mir mein Adoptiv-Kind, meine molje Grietje stehlen willst!" sprach Herr Kornelis lächend. — „Aber da kömmt mir just ein Gedanke, lieber Junge, den ich Dir nicht vorenthalten darf. Leonie fände vielleicht noch eine bessere und angemessenere Stelle, als die einer Erzieherin, wenn wir es recht angriffen!"

„Nun, und das wäre?"

— „Na, sieh' mal, Junge, wenn ich mich hier in diesen Räumen umsehe, die mir Grietje so hübsch in der Reihe hält und so behaglich macht, da möcht' ich fragen: ob denn Euer Onkel oder Groß-Onkel, Mynheer Gottlieb Wagner, bei all' seinem Gelde ein solch behagliches hübsches Nestchen hat, wie der alte Buchhalter Kornelis van der Doos? Was meinst Du, Junge, wann er uns hier sähe, würd' er wohl nicht mit Freuden mit mir tauschen wollen?" .

„Ja, ohne Zweifel, wenn er uns sehen könnte!“ sagte Gustav; „aber er ist ja halb blind! — Und Sie meinen also, daß Leonie . . .“

— „Sich ganz vorzüglich zu seiner Pflegerin und Wirthschafterin eignen und ihm sein Nestchen ebenso schmuck und wohnlich und traulich einrichten würde, wie Margootje mir meine paar Stübchen hier eingerichtet hat — ja, mein Junge, das meine ich!“ rief der alte Herr beinahe lebhaft. „Das ist just meine Idee, und darum möcht' ich Dir vorschlagen: bevor Du morgen ein Stellegesuch in die Zeitungen einrücken lässest, gehst Du zu dem alten Herrn Wagner und fragst kurzweg bei ihm an, ob er nicht geneigt und im Stande wäre, Juffer Leonie als Wirthschafterin in's Haus zu nehmen!“

„Topp, ich werde es thun, lieber Onkel, aber offen gestanden, ich verspreche mir nur wenig Erfolg davon . . .“

— „Ei da sollte ja doch ein Donnerwetter — na, Gott verzeih' mir's, aber der alte Mynheer Gottlieb Wagner müßte doch ein verdoemde deutsche Mof seyn — nichts für ungut, Junge, aber Du weißt, Du bist in meinen Augen kein Mof! — wenn er solch einen Vorschlag ablehnen würde, — schon aus Eigennutz, weil er sich in einem solchen dankbaren jungen Herzen eine treuere Pflegerin kaufte, als in Miethlingen, — abgesehen davon, daß ja Blut stärker ist als Wasser!“

„Und dennoch glaube ich kaum, daß er darauf eingehen wird!“ rief Gustav. „Wer weiß ob er nicht darin nur eine eigennützige selbstsüchtige Spekulation von unserer Seite, einen Versuch der Erbschleicherei und Ausbeutung sieht?“

— „Kann er das, wenn er in solch ein liebes frisches Gesicht sieht?“ rief Onkel Kornelis und deutete mit dem Daumen hinter sich auf die Wand, wo Margarethe seit Kurzem die Photographieen von Emma und Leonie und Frau Heffter aufgehangen hatte. „Und wenn er das wirklich könnte, mein' Seel', dann wär' er mit all seinem Gelde ein jammerwürdiger Schobbejack und nicht mehr werth, als daß ihn die Wasserratten fräßen, bei Gott!“ und er schlug mit der geballten Faust auf den grünen Tischteppich, daß die Brille klirrte und emporflog.

„Ei ei, Onkelchen, was ist das?“ rief Margarethens helle liebliche Stimme, denn sie trat gerade mit dem Theezeug in die Thüre. „Schütz' uns Gott, was habt Ihr beide denn mit einander, daß Onkelchen am lieben Sonntagabend flucht und wettert? Ihr zankt euch doch nicht, ihr Bösewichter?“

— „Nicht die Spur, liebes Herz!“ sagte Gustav; „Onkel Kornelis geräth bloß bedingungsweise in Harnisch, und vielleicht vorzeitig und ohne Noth, wenn gleich der Mann, der ihn ärgert, nicht zu schätzen ist!“

„Und was für ein Mann ist das, Herzens-Mof?“

— „Ei nun, Großonkel Wagner!“

„Der!?“ versetzte sie mit einem leisen Seufzer; „ach ja Der, der ist freilich nicht zu schätzen. Und was wollt Ihr denn von ihm?“

— „Ihn glücklich machen, Meisje! ihm ein solch hübsches anstelliges Ding wie Du zur täglichen Gefährtin und Pflegerin geben!“ sagte Onkel Kornelis, und erzählte ihr, was für einen Plan er für Leonie ausgedacht habe. Margarethen entfielen vor Ueberraschung das Messer und das Butterbrod, das sie so eben strich; sie sah abwechselnd den Onkel und Gustav fragend an, ob sie auch recht höre. Dann aber sprang sie auf, fiel Gustav ungestüm um den Hals, herzte ihn und rief:

„Ist das auch wahr, Herzens-Mof? hast Du mich nicht zum Besten, Herzens-Affe? Leonie kommt hieher? ich soll sie sehen und sprechen und liebgewinnen? wir sollen dicke Freundinnen werden? Ach, das ist schier zu schön, um wahr zu seyn, Slingel; aber wenn Ihr mich belogen habt, werd' ich in euch in meinem ganzen Leben nicht mehr gut! Ha, wie mich das freut, obschon ich offen gestanden das liebe Mädchen dem alten kalten Filz, der anstatt eines Herzens eine Goldbarre in der Brust hat, gar nicht gönne. Und doch wer weiß, was geschieht, wann er Leonie erst kennen gelernt und sie sein Herz gewonnen hat! Wer weiß, ob sie ihn nicht noch ganz umwandelt, daß er sich von ihr um den Finger wickeln läßt wie mein böser, garstiger, lieber alter Kornelis hier, der auch ein alter Brummbär war und den ich recht hübsch gezähmt und folgsam gemacht habe! Nicht wahr, Du böser alter Onkel Du?“ und sie umhalste ihn ebenfalls recht herzlich ungestüm, daß er Mühe hatte, sich ihrer zu erwehren, obschon er herzlich dabei lachte und ihr vertraulich auf den Rücken schlug und sie seine wilde Windsbraut, sein verwöhntes Kind nannte. Aber gewiß saßen in ganz Amsterdam an diesem Abend kaum drei glücklichere Menschen um einen Theetisch beisammen, als hier in dem Stübchen des guten alten Herrn van der Doos, und zwar trotz all des äußern herben Druckes der Verhältnisse, welcher auf Gustav Heffter bei der Erinnerung an das Schicksal der Seinigen lastete.

Margarethe war unaussprechlich vergnügt über die Aussicht, Leonien in der Nähe zu haben, und trotzdem daß sie ein gewisses Mißtrauen oder Vorurtheil gegen Großonkel Wagner hegte, das sie nicht verhehlen konnte, mußte sie am Ende doch zugeben, daß es für Leonien aus mehr als Einem Grunde besser wäre, wenn sie in Herrn Wagners Hause ein Unterkommen fände, wie wenn sie eine Stelle als Gouvernante suchte. —

Am folgenden Morgen ging Gustav voll der besten Hoffnungen zu Herrn Gottlieb Wagner, um ihm den Antrag zu machen, daß er Leonie als Gesellschafterin oder als Lenkerin seines Hauswesens zu sich nehme, und suchte diesen Vorschlag auf's beste zu befürworten. Der alte Herr, welcher noch immer an seinen Augen litt, hörte den Großneffen anfangs nur ungern und mürrisch an; allmählig aber schien ihm der Vorschlag einigermaßen einzuleuchten, und am Ende gab er seine Geneigtheit zu erkennen, auf denselben einzugehen, fügte aber die Bedingung bei, daß er sich die Sache erst noch überlegen wolle und Leonien sehen müsse, bevor er den entsprechenden Entschluß fasse.

Gustav glaubte seine Sache schon gewonnen. „Natürlich, natürlich, lieber Onkel,“ sagte er; „Sie sollen Leonien sehen, denn ich bin sicher, daß ein einziger Blick auf ihre offenen lieblichen Züge und in ihre treuen Augen Ihnen ein unbedingtes

Vertrauen zu dem wackern Mädchen einflößen wird. Sie werden auf den ersten Blick die Ueberzeugung gewinnen, lieber Onkel, daß Sie in meiner Schwester keinen Miethling haben, sondern sich eine treue dankbare Tochter und zärtliche Pflegerin verbinden werden, daß Leonie das Vertrauen rechtfertigen wird, welches Sie ihr beweisen."

„Soll mir lieb seyn, Gustav, wenn ich einmal eine Person treffe, welche es uneigennützig und aufrichtig gut mit mir meint," versetzte Herr Wagner; „soll auch des Mädchens Schade nicht seyn, falls wir uns gut vertragen. Aber wie gesagt, ich muß mir die Sache noch überlegen. Schreibe einstweilen Deiner Schwester, daß sie kommen möge. Wird Deinen Eltern eine Erleichterung seyn, wenn sie ein weiteres von ihren Kindern versorgt sehen!"

— „Allerdings, lieber Onkel, obschon uns Allen um die beiden Mädchen gar nicht bange zu seyn braucht," sagte Gustav. „Beide sind anspruchslos und arbeitsam erzogen, beide wissen, daß sie für ihre Zukunft auf sich selbst angewiesen sind, und jede ist in ihrer Art brauchbar und anstellig. Ich bin überzeugt, Leonie kann sich vermöge ihrer Kenntnisse leicht eine annehmbare und geachtete gut bezahlte Stellung als Lehrerin oder Erzieherin verschaffen und wird einer solchen volle Ehre machen, und Emma ist ganz die Person, um einem Hauswesen mit Umsicht und Würde vorzustehen."

„Ist mir lieb zu vernehmen," entgegnete Herr Wagner halb mürrisch, halb gleichgültig. „Es macht Deiner Mutter alle Ehre, wenn sie ihre Kinder so erzogen hat. Beweist mir, daß sie ganz die verständige, praktische Frau ist, wie sie alle in der Wagner'schen Familie sind. Deine Mutter müßte aus der Art geschlagen haben, wenn sie..."

„Seyn Sie überzeugt, lieber Großonkel, meine gute Mutter ist die beste, edelste, verständigste aller Frauen, ein Gemüth treu wie Gold, und geprüft durch ihre Schicksale!" rief Gustav mit aufrichtigem Enthusiasmus. „Und meine beiden Schwestern sind in allen Stücken die würdigen Töchter ihrer trefflichen Mutter!"

„Dann um so besser! Aber apropos, wenn ich Dich recht verstehe, Gustav, so erwartet Deine Schwester ein Salär, ein Gehalt, wenn ich sie bei mir aufnehme, nicht wahr?" fragte Herr Wagner sauertöpfisch und lauernd.

— „Allerdings, lieber Großonkel, das thut sie und mit Recht!" versetzte Gustav lebhaft. „Leonie geht in fremde Dienste um sich nützlich zu machen, um ihre eigene Kraft zu erproben, um die Genugthuung zu haben, daß ihre Leistungen etwas werth sind, und daß sie mit dem Ertrage derselben allfällig ihre Eltern unterstützen kann, obschon es gottlob so weit nicht kommen wird, so lange ich noch arbeiten kann und gesund bin. Aber es wird dem guten Mädchen sein Loos erträglicher machen, wenn es die Befriedigung hat, daß seine Leistungen auch materiell gewerthet werden. Sie wird dann nicht das demüthigende Bewußtseyn haben, daß sie Almosen empfange, wie wenn sie irgendwo ohne Gehalt Aufnahme fände. Sind Sie nicht auch dieser Ansicht, lieber Onkel?"

„Nicht ganz, Gustav! junge Leute müssen bescheiden seyn und sollen keine Ansprüche machen, bevor sie nicht ihre Kraft erprobt haben," brummte der alte Herr unwirsch. „Und offen gestanden, Gustav, es ist mir ein peinlicher Gedanke, daß die Tochter meiner Nichte wie eine Magd um Geld dienen soll!"

Gustav seufzte leise. „Es ist allerdings kein großes Glück, Großonkel, aber meines Bedünkens auch keine Schande," sagte er; „jedenfalls aber ist es weise, sich bestmöglich in Das zu schicken, was die Vorsehung einmal über uns verhängt hat. Es werden ja auch wieder bessere Tage kommen, und ein gutes Gewissen wird über Vieles hinüberhelfen."

Herr Wagner murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, welche wie Billigung klangen; offenbar war das Thema der Unterhaltung gar nicht nach seinem Geschmack, denn er fürchtete sichtlich, Gustav werde daran wieder einige Bitten knüpfen, daß Herr Wagner seinem Vater helfe. Aber Gustav that dieß nicht. Es that ihm zwar wehe, daß der alte Herr nicht mit dem leisesten Wort der Erkundigung seiner Nichte mehr gedachte; aber er war auch so entschieden überzeugt von der Vergeblichkeit jeder Fürbitte bei dem alten Hagestolzen, daß er auf diesen Gegenstand nicht mehr zurückkommen wollte. Er mußte noch ein langes Lamento des Herrn Wagner über die schlechten Zeiten und das flaue Geschäft und die weitläufige Geschichte seiner Krankheit anhören, bevor ihn der Alte entließ. Dann kehrte Gustav eiligst auf sein Comptoir in der Kalverstraat zurück, schrieb an seine Mutter, daß Leonie nun kommen solle, legte eine Banknote für das Reisegeld hinein und gab auf einem besondern Blättchen die nöthigen Anleitungen für Leoniens Reise, steckte dann noch ein Briefchen von Margarethe dazu, welches diese an ihre liebe Schwester und Schwägerin geschrieben und durch Onkel Kornelis in die Stadt herein geschickt hatte, und ließ den wichtigen Brief vom Stapel laufen. —

„Nun, Herzens-Mof, wie ist denn alles abgelaufen? wie hat der alte Grimmbart den Vorschlag aufgenommen?" rief Margarethe am Abend Gustav entgegen, als er in die bekannte Wohnung an der Leydsche Poort trat. Das gute Kind war ganz aufgeregt von Spannung und Neugier. Gustav berichtete treulichst, was zwischen Onkel Wagner und ihm stattgefunden; aber Margootje war mit dem Ergebniß gar nicht zufrieden. „Der abscheuliche alte Isegrimm! ich bin überzeugt, er weiß gar nicht, was für einen Schatz er an Leonie haben wird! Er ist gar nicht werth, solch einen Sonnenschein um sich zu haben, weil er schon das Anerbieten so kühl aufgenommen hat. Wenn ich Leonie wäre, so würde ich gar nicht zu ihm zu gehen, selbst wenn er mich haben wollte. Der garstige, alte, einsiedlerische Onkel! mit offenen Armen hätte er solch ein liebes Wesen aufnehmen sollen! Ach, wir wollen nur hoffen, daß er sich noch anders besinnt, ehe Leonie da ist, denn aus der Nähe einer zärtlichen Mutter in die Umgebung eines solchen sauertöpfischen bittern alten Brummbären versetzt, müßte ja meine gute Schwester die Hölle auf Erden haben! Ich bin dafür, Herzens-Gust, daß Du gar nicht mehr zu dem alten Herrn hingehst, denn wenn das liebe Mädchen erst einmal hier ist, werden wir bald eine geeignetere Stelle für sie finden kön-

nen, ohne daß sie das Marterholz des übellaunigen alten Herrn wird!"

— „Ich fürchte, Du gehst zu weit, mijn Hartje," erwiederte Gustav lächelnd. „Großonkel Gottlieb ist allerdings kein Adonis an Liebenswürdigkeit, und kann mit Deinem Onkel, dem herzensguten stillen Herrn Kornelis van der Doos, den Vergleich nicht aushalten; aber irgend etwas für seine arme Blutsverwandte wird sich ja doch bei ihm unter der vierten Rippe regen. Uebrigens machen wir Beide ja im Grunde die Rechnung ohne den Wirth, mein süßes Margootje, denn wir vergessen, daß Leonie selbst am besten entscheidet, ob sie sich mit dem Großonkel befreunden zu können hofft oder nicht!"

„Ach ja, lieber Gust, das ist noch das größte Glück, daß sie selber Augen haben wird zu sehen," sagte Margarethe lebhaft. „Allein das sage ich Dir, Herzens-Mos, da Leonie natürlich hier bei uns wohnen wird und hier bleiben muß, so lange es nur irgend möglich ist, und ich ihr das Stübchen neben dem meinigen schon so wunderhübsch und behaglich hergerichtet habe, so werde ich Allem aufbieten, um sie zu veranlassen, daß sie nicht zu dem alten Griesgram geht, um dort ihre schöne Jugend zu vertrauern!"

— „Das wäre aber ebenso ungerecht als unklug von Dir, liebste Margarethe, und sieht Dir gar nicht ähnlich!" wandte Gustav ernsthaft ein. „Wozu soll es nützen, Leonien ein Vorurtheil gegen Großonkel Gottlieb beizubringen, an dessen Hülfe wir unter Umständen noch froh seyn können? Du kennst ihn ja noch gar nicht einmal!"

„Ich ihn nicht kennen, nachdem Du mir so unendlich viel von ihm gesprochen und erzählt hast?" rief Margarethe. „Ich sage Dir, ich kenne ihn so gut, daß ich ihn malen könnte, obschon ich ihn — Gott sey Dank! — noch nie gesehen habe!"

— „Bah, das ist im Grunde doch nur eine sehr unvollständige und einseitige Bekanntschaft, denn wer weiß, ob ich selbst dem Großonkel Gottlieb nicht manchmal Unrecht gethan habe, weil er sich immer so hartnäckig abweisend und zugeknöpft gegen meine Bitten verhielt!"

„Lieber Gust, ich bin überzeugt, Du thust niemand Unrecht, nicht einmal unwissentlich. Du hast den Alten mit dem richtigen Instinkte des Herzens beurtheilt," sagte Margareth zuversichtlich.

— „Nein, nein, liebstes Herzchen, ich war nur allzusehr Partei, wie ich wohl fühle. Indessen wirst Du bald die persönliche Bekanntschaft des Großonkels machen müssen, mein süßes Grietje, denn wenn Leonie einmal hier ist und bei euch wohnt, so ist es unerläßlich, den Onkel Gottlieb mit den Beziehungen bekannt zu machen, in denen ich zu Dir und Onkel Kornelis stehe. Ich möchte für mein Leben nicht dem spätern Vorwurfe begegnen, daß ich dem nächsten Verwandten meiner Mutter etwas von meinen Verhältnissen verheimlicht habe. Wenn Leonie angekommen ist, werden Du und ich sie zu Großonkel Gottlieb begleiten und ich werde Dich ihm als meine Verlobte vorstellen!"

„Gott verhüte es!" rief Margootje erschrocken und die glühenden Rosen auf ihren frischen Wangen erblaßten. „Ach Herzens-Gust, kann dieß nicht umgangen werden? Mir baugt ordentlich vor dem Großonkel und ich ahne deutlich, daß er mich Deiner gar nicht würdig finden und unsere Verbindung mißbilligen wird!"

— „Was thui das, mijn Hartje? Fürchtest Du, er könne mich Dir abspenstig machen, lieb Margootje?"

„Das nicht, aber es wird Dir doch schmerzlich seyn zu erfahren, daß er Deine Wahl nicht billigt, und er wird darüber an Deine liebe Mutter schreiben. Und ich weiß es ja selbst nur allzu gut, süßer Herzens-Mann, daß ich so tief, tief unter Dir stehe und Dir so gar nichts bieten kann!"

— „Du? Ei, Du böse nichtswürdige Grietje, die sich immer selbst verleumdet!" rief er und drückte Margarethen innig an sein Herz und sprach: „Bemüß es an Dir selbst, mein Herzchen, ob ich Dich je wieder aufgeben oder um Anderer willen geringer von Dir denken könnte! Vermöchtest Du es denn, Du böser mißtrauischer Schelm?"

„Ich? Oh nein — nun und nimmermehr!" rief Margareth mit glänzenden überströmenden Augen und schlang beide Arme um ihn und schmiegte sich an ihn, als ob sie ihn nicht mehr lassen könnte und wollte.

Onkel Kornelis kam bald darauf auch nach Hause, und als ihm Grietje den Fall zur Entscheidung vorlegte, pflichtete er ebenfalls Gustav darin bei, daß derselbe verbunden sey, bei Gelegenheit von Leoniens Ankunft den alten Herrn Wagner von der Verlobung in Kenntniß zu setzen und ihm Margootje vorzustellen, — wär's auch nur um des Decorums willen und damit Margarethe später Leonien in Herrn Wagners Hause besuchen könne; und Grietje war eine viel zu folgsame Tochter und Nichte, als daß sie nicht, wenn auch etwas beklommen und mit einem leichten Seufzer, sich in diese Anordnung ergeben hätte. —

Gustav's Brief hatte einem qualvollen Zustande der Spannung im Hefftler'schen Hause ein willkommenes Ende gemacht, aber auch Adolph Gehring's Stimmung gegenüber von dem Lebensplan seiner Verlobten nicht verbessert. Er war durch Gustav vor Kurzem dem alten Herrn Gottlieb Wagner vorgestellt worden und hatte keinen sehr günstigen Eindruck von ihm hingenommen. Alle Vorstellungen, Bitten, Berechnungen und Zureden des beredten jungen Juristen waren nicht im Stande gewesen, den alten Hagestolzen zu einer Betheiligung an dem Consortium zu vermögen oder dem stets schroff abweisenden unversöhnlichen Manne auch nur eine bedingte Zusage von künftiger Hülfe abzuringen. Und die lebhafte, muntre, etwas stolze Leonie sollte mit diesem vertrockneten selbstsüchtigen Geldmenschen künftig in der allernächsten Gemeinschaft leben, seine Schroffheiten und Launen ertragen, die Abhängigkeit von ihm fühlen? Das war ihm ein peinlicher Gedanke.

Leonie aber schien die ihr eröffneten Aussichten mit ruhiger Resignation, wenn auch nicht gerade mit Freuden aufzunehmen. Letzteres war ihr unmöglich, denn sie hatte ja aus Gustav's Briefen an die Mutter, aus manchfachen Erörterungen der Schritte, welche Gustav bei dem alten Herrn zu Gunsten seines Vaters gethan hatte, genugsam erfahren, daß Großonkel Gott-

lieb mit einer auffallenden Zähigkeit an seinem Gelde hing. Allein das gute Kind hatte sich einmal klar gemacht, daß der Weg der Pflicht, welcher vor ihr liege, ein unvermeidlicher sey, und sich ruhig und willensfest in Alles ergeben, was ihr Schmerzhaftes, Unliebsames oder Demüthigendes auf der Verfolgung desselben begegnen würde. Und da sie auf widrige Erfahrungen sicher rechnete, so fand sie eine Art Trost und Ermuthigung in dem Gedanken, daß sie vielleicht eigens dazu ausersehen sey, den hartherzig erscheinenden Großonkel zu bekehren, indem ihrer unausdeuglichen liebreichen Weise mehr gelingen werde, wie den mehr verständigen Vorstellungen als gemüthlichen Bitten von Bruder Gustav und Freund Adolph. Und diese Illusion, welche sie mit der ganzen sanguinischen Zuversicht und elastischen Spannkraft der Jugend in sich nährte, wirkte erhebend und wie ein sittlicher Sporn auf Leonie. Und in der Nacht nach der Ankunft von Gustav's Brief, als sie gedankenvoll und in wachen Träumen in ihrem Bette lag und der Schlummer sie beharrlich floh und sie einmal bemerkte, daß auch Emma nicht schlafen konnte und leise weinte, da stand sie auf, rief Emma bei Namen, schlüpfte zu ihr in's Bett, warf sich weinend an der Schwester Herz und bat diese, nicht zu weinen; und dann eröffnete Leonie der Schwester, wie dankbar sie gegen den lieben Gott sey, daß er ihr diese Gelegenheit gönne, die Liebe und das Vertrauen des reichen Großonkels zu verdienen und sich bei demselben so beliebt und um ihn verdient zu machen, daß er Papa nach Kräften unter die Arme greifen und zu einem neuen Wirkungskreise oder zu einem Vergleich mit seinen Gläubigern verhelfen werde, und gelobte dann im edlen Enthusiasmus und vollen gläubigen Herzensdrang der Jugend, daß wenn Großonkel Gottlieb erst dieß gethan haben würde, sie ihn buchstäblich auf den Händen tragen und ihn eine ganz ungekannte Art von Glück und Befriedigung, von Behaglichkeit und Seelenruhe kennen lehren werde.

Emma bestärkte nicht nur Leonien in diesen edlen Vorsätzen, sondern zeigte den größten Wetteifer, die Schwester abzulösen und zu ersetzen, falls der Großonkel dann in seiner großmüthigen Dankbarkeit Leonie aussteuern und in den Stand setzen werde, ihren Adolph zu heirathen, was ja gar nicht ausbleiben könne. Sie gelobte Leonien, daß sie mit Versicherung bei dem alten Herrn bleiben und ihn bis an sein hoffentlich noch sehr fernes Ende verpflegen wolle, und Aehnliches mehr; und beide ergingen sich über diesen Gegenstand in allerlei mädchenhaften romantischen Luftschlössern, deren Quelle und Angelpunkt aber die aufrichtigste kindliche Liebe war. Sie weinten zusammen vor Rührung und Begeisterung, wie in der Vorahnung der Trennungsschmerzen; sie legten Gelübde ab, für die guten Eltern jedes Weh, jede Demüthigung stille duldend hinzunehmen und sich selbst das Nothwendigste zu versagen, um nur den theuren Eltern zu einer ruhigen behaglichen Existenz zu verhelfen und einen sorgenfreien Lebensabend zu bereiten, und sie schwelgten in derlei sanguinischen Plänen, bis Müdigkeit und Schlaf ihre Rechte geltend machten und beide Schwestern in fest umschlingender Umarmung, Wange an Wange, einschliefen.

Arme Kinder! treue Herzen! Während Emma und Leonie diesen schönen und tröstlichen Gedanken nachhingen, hatte das Schicksal ihre Pläne schon gekreuzt. Es war, als ob Margarethe Recht behalten sollte. Am Tage nachdem Gustav seinen Brief abgesandt hatte, welcher Leonien berief, sandte Herr Gottlieb Wagner gegen Abend nach ihm, weil er ihn sprechen müsse, und Gustav folgte der Vorladung ungesäumt. Großonkel wollte wissen, ob Leonie auch musikalisch sey und Klavier spiele, und Gustav beeilte sich, diese Frage zu bejahen und den Fleiß gebührend hervorzuheben, womit seine jüngere Schwester ihr schönes Talent ausgebildet habe. Herr Gottlieb Wagner nahm aber diese lobende Anerkennung sehr gleichmüthig hin, richtete noch einige andere Fragen über Leoniens Kenntnisse, Befähigungen und Bildung an Gustav, und entließ denselben ohne weitern Bescheid. Gustav, der selbst sehr vielseitig und gründlich gebildet war und den Großonkel nach sich selbst beurtheilte, glaubte zuversichtlich, denselben hiedurch in dem Wunsche bestärkt zu haben, eine solch gewinnende Erscheinung und gebildete Gesellschafterin um sich zu sehen, und überließ sich den zuversichtlichsten Hoffnungen. Er erzählte nicht einmal Margarethen von dieser Unterredung, um nicht durch deren skeptische Einwürfe seine Erwartungen herunterstimmen zu lassen. Er fiel daher wie aus den Wolken, als er im Laufe des nächsten Tages einen Brief durch Romp erhielt, worin ihm Delffs Namens des Großonkels Gottlieb schrieb: dieser habe sich anders besonnen und verzichte auf den Plan, Leonien in sein Haus zu nehmen, da er überzeugt sey, daß eine Dame von ihrer Bildung und ihren Ansprüchen sich unmöglich in der einfachen stillen Häuslichkeit eines schlichten alten Junggesellen gefallen könne, welcher weder den Lärm von Gesang oder Klavierspiel ertragen könne noch an die feinen Manieren und vornehmen Lebens-Anschauungen eines in solcher Ueppigkeit aufgewachsenen und in den besten Instituten erzogenen Dämchens gewöhnt sey; und weil er just in seinem dermaligen leidenden Zustande sich unfähig fühle, irgend eine Veränderung in seiner seitherigen Lebensweise und Hausordnung zu ertragen. Großonkel Gottlieb ließ daher Gustav bitten, die Seinigen zu Hause per Telegramm oder Brief von diesem definitiven Entschluß des Herrn Wagner in Kenntniß zu setzen und Leonien die Reisekosten zu ersparen.

Dieser Schlag kam unerwartet und traf Gustav schwerer als ihn manche herbere Heimsuchung getroffen hätte. Ist es doch wirklich, als verleihe der Himmel uns bei furchtbaren Schicksalsschlägen immer die verhältnißmäßige geistige Kraft, dieselben zu ertragen und den Kopf oben zu behalten, während kleinere Widerwärtigkeiten oder fehlgeschlagene Hoffnungen uns momentan ganz aus der Fassung bringen. Er erblaßte in der That bei Durchlesung dieser Zeilen, die ihn förmlich überraschten und ihm unbegreiflich erschienen, so sehr, daß sein Commis Femmel ihn bestürzt anschaute und fragte: was für ein Unglück ihm begegnet sei, und er Mühe hatte, dessen Unruhe zu beschwichtigen. Aber Stunde um Stunde verging, ohne daß Gustav zu einem klaren Entschluß über das kommen konnte, was er thun sollte. Wenn er dem Auftrag des Großonkels

gemäß Leonien durch ein Telegramm benachrichtigte, daß sie nicht kommen solle, weil der Oheim sie nicht aufnehmen werde, so versetzte er Mutter und Schwester jedenfalls in Bestürzung und unruhige Besorgnisse bis zu dem Punkte, wo die briefliche Aufklärung hierüber eintraf. Schickte er aber Leonien den Bescheid von Onkel Gottlieb brieflich, so war beinahe mit Bestimmtheit anzunehmen, daß dieser Brief die Schwester nicht mehr zu Hause antraf; denn die Mutter und Leonie hatten ihm ja in ihrem letzten Schreiben gemeldet, daß Leonie sich unendlich sehnte, Hagenbach zu verlassen, daß sie schon reisefertig sey und auf den ersten Brief kommen könne; und Gustav hatte in seinem jüngsten Briefe, worin er das Ergebniß seiner Unterredung mit Herr Gottlieb Wagner nach Hause meldete, der Schwester die größte Eile anempfohlen, weil man das Eisen schmieden müsse, so lange es noch warm sei, und weil er instinktmäßig einen Wankelmuth in Großonkels Entschlüssen fürchtete. Gustav war daher nicht im Stande, einen Entschluß zu fassen, und sagte sich, es werde wohl das Beste sein, nicht eher einen Schritt in der Sache zu thun, bevor er nicht mit Margarethen gesprochen, deren richtiges Urtheil und Gefühl er schon in manchen kritischen Lagen ihm den besten Weg bezeichnet hatten. Er verließ daher heute sein Comptoir vor der gewöhnten Stunde, zum Erstaunen Femmels, welcher insgeheim schon alles mögliche Unheil für seinen Prinzipal fürchtete, und wanderte dem ihm liebgewordenen Hause an der Leydsche Poort zu.

„Ach, Herzens-Mof, wie thöricht, Dich um deßwillen zu grämen!" rief Margarethe froh aufathmend, als er ihr den Brief, von Großonkel mitgetheilt, nachdem seine Blässe und Ernsthaftigkeit sie erschreckt hatten. „Dem Himmel sey Dank, daß ich recht hatte, liebster Gust! Stehst Du nun, daß ich dem garstigen alten Isegrimm nicht zu nahe trat und daß ich selber fühlte, wie solch ein Feenkind nicht in seine dumpfe Höhle paßt? Du liebe Zeit, das arme Mädchen wäre bei ihm verwelkt und abgestanden, wie eine schöne Topfpflanze ohne Sonnenschein und bei starkem Frost! Ah, mir ist fürwahr ein Stein vom Herzen, denn ich war je länger desto weniger dem Gedanken hold, Leonie dort zu sehen."

Und als Margarethe dann erfuhr, daß Gustav die Nachricht noch nicht nach Hause befördert hatte, war sie ganz froh und billigte vollkommen seine Beweggründe. „Die Hauptsache ist, daß wir das liebe Kind hier haben," sprach sie mit ansteckender fröhlicher Zuversicht; „ich bin der festen Ueberzeugung, daß wir eine passende Stellung für Leonie hier finden und zwar gerade hier in Amsterdam. Nur nicht eilen und drängeln, Herzens-Gust! Leonie ist ja hier unter Angehörigen, im Schoos der eigenen Familie, und die Zeit wird ihr inzwischen nicht verloren gehen: ich werde ihr Unterricht im Holländischen geben, und Du sollst staunen, liebster Mof, was für eine ausgezeichnete Lehrerin ich bin; und das liebe Meisje wird einstweilen Land und Leute kennen lernen, und der Uebergang aus dem Elternhause in die Dienstbarkeit wird ihr durch diese Zwischenstufe erleichtert werden. Willst Du nun wohl wieder munter und zuversichtlich seyn und mir zugeben, daß der Himmel alles zum Besten geführt hat, Gust?" rief sie und fiel ihm um den Hals und küßte ihm die Falten von der Stirn mit solch überzeugender siegthafter Gewalt, daß Gustav bald wieder ruhig lächelte. —

Und Leoniine trat ihre Reise an, ohne vor den Unbehaglichkeiten des Winters zurückzubeben. Sie fand Kraft und Selbstbeherrschung, den erschütternden Schmerz nicht an die Erscheinung treten zu lassen, welchen ihr die Trennung von den Eltern, von Emma, von Adolph Gehring, von seinen Schwestern, von Dauels bereitete, — dem ganzen kleinen Kreis von wirklichen Freunden, welche ihr geblieben waren. Der Gedanke den eigenen Lieben zu nützen durch das Opfer, das sie bringe, lieh ihr tröstlichen freudigen Muth. Sie weinte ihre Thränen im Stillen, vor und nach dem Abschied, in dem frostigen dämmernden Eisenbahnwagen, welcher mit der düstern, grauen, neblichten Atmosphäre draußen und dem schmelzenden Schnee am Boden, dem kahlen Gefilde, das gleichsam an ihr vorüberflog, mit den bald neugierig forschenden, frech glotzenden, theilweise zudringlichen, bald vornehm gleichgültigen, abgeschlossenen, argwöhnischen Reisegefährten, nicht eben dazu angethan war, diese Winterreise lieblich und unterhaltend oder ihre Stimmung leichter, elastischer zu machen. Oft hinderten sie die Thränen, die ihr in's Auge traten, in dem interessanten Buche über Holland zu lesen, welches Antonie ihr als Reise-Lektüre noch in den Wagen gereicht hatte; oft störte die überwältigende Fülle der eigenen Gedanken, Reflexionen, Ahnungen und Empfindungen den ruhigen Genuß des Buches oder der Unterhaltung mit einer der seltenen Reise-Gefährtinnen. Und dann waren die Tage so kurz, daß Leonie Morgens und Abends im dunklen, matt erleuchteten Waggon viele Stunden lang Zeit zu wachen Träumen und Vorsätzen stillem Gedankenverkehr und innerer Einkehr hatte, so daß sie sich allmählig eine Andere werden fühlte im Bewußtseyn, hier auf sich selbst gestellt zu seyn und nächst Gott auf die eigene Kraft.

Und als rheinabwärts der Winter ihr je weiter desto deutlicher in fester Gestalt, in seiner ganzen wilden starren Schönheit entgegen trat und ihr einen freiern Umblick in dem ihr ungewöhnten, grenzenlos erscheinenden Flachlande erlaubte, da hatte sie das Herbste der Vereinsamung überwunden und sich still und muthig in das Geschick ergeben.

Der Abrede gemäß telegraphirte Leonie von Wesel aus an Bruder Gustav, mit welchem Zug sie komme, und ihr Herz schwoll vor Ungeduld, bis diese letzte Strecke der Reise zurückgelegt seyn und sie in den Armen ihres Bruders eine neue Heimath wiederfinden würde. Und als der Zug am frühen Abend im Bahnhof von Utrecht anfuhr und sie halb schüchtern halb neugierig das Fenster heruntergelassen hatte, um sich das bewegte Leben auf der Terrasse zu betrachten, da sprang ein Herr heran, der sie bei Namen rief und den Hut schwenkte, zum großen Erstaunen verschiedener behaglicher phlegmatischer Mynheers, und eine halbe Minute später umschlossen sie Gustav's Arme und legten sie in diejenigen der frischen blonden, Freudethränen-weinenden und doch unendlich lieb lächelnden Margarethe.

Onkel van der Doos war schon eine Stunde lang wie

auf Kohlen gesessen und in der hübsch beleuchteten und mit Buchs und Epheu dekorirten Wohnstube unruhig herumgetrippelt, als der heranrollende Miethwagen ihm endlich verkündete, daß der erwartete liebe Gast angekommen war. Sein ehrliches schlichtes Gesicht strahlte das herzlichste Wohlwollen, als er Leonien auf der Schwelle die Hand reichte, und sein Auge blitzte in unverhohlener Ueberraschung, als Margootje mit der zärtlichsten Geschäftigkeit dem Gaste Hut und Mantel, Shawl und Pelze abnahm und Leonie gleichsam aus ihrer Hülle schälte, und ihm nun eine kleine zierliche geschmeidige Gestalt voll einfacher Grazie, ein jugendlich frisches edles Gesicht von intelligentem geistigem Ausdruck entgegentrat, dessen Schönheit und Lebhaftigkeit selbst die Beschwerden der mehrtägigen anstrengenden Reise nicht beeinträchtigt hatten.

„Herr des Lebens! wie ist sie hübsch und schmuck! frisch und appetitlich wie ein Nußkern!" rief Margarethe, den lieben Gast in den weidengeflochtenen Korbsessel drückend, den sie an den warmen Chamotte-Ofen gerückt hatte, und bedeckte bald die kalte geröthete Wange Leontens mit Küssen, bald hüpfte sie voll Jubel um sie her, klatschte in die Hände und umhalste ihren Herzens-Mos. — „Du lieber Himmel! eine reine richtige Fee! fürwahr, so hübsch hätte ich sie mir gar nicht vorgestellt! Es ist als sollte man sie unter eine Glasglocke stellen, die reizende herzige Puppe!"

Leonie lächelte unter Thränen und sie umschlang Margarethen ungestüm und küßte sie innig und flüsterte: „Du gute, liebe, herrliche Schwester! diese Stunde werde ich Dir lebenslang nicht vergessen!" Und als Margarethe sie ebenfalls stürmisch umarmt hatte, mußte Leonie sich gefallen lassen, daß Margootje sie wieder in den Korbsessel drückte, vor ihr niederkniete, ihr mit Gewalt Ueberschuhe, Stiefelchen und Strümpfe abnahm und durch Wollenstrümpfe und Filzschuhe ersetzte, die sie auf dem Thonofen erwärmt hatte, während sie ausrief: „Die armen lieben Füßchen sind beinahe erstarrt! — Onkelchen, daß Du mir nicht herüberblickst, sondern fein aus dem Fenster schaust, bis ich Dir erlaube, wieder umzusehen! Herzens-Mos, gib mir Acht auf ihn, denn er ist ein arger Schalk, und darf meine herrliche Leonie nicht in Verlegenheit bringen!"

Onkel Kornelis aber hielt sich ganz wacker. Er stand ruhig in der Ecke, schaute hinaus auf die beschneite Straße, rieb die Hände und murmelte vor sich hin: „Mein' Seel', sie ist ein richtiges Harjteief (Herzlieb), ein kleiner Engel, eine Weihnachtspuppe! und wir haben heute Sanniklas-Abend*)!" Der alte Herr war unverkennbar seelenvergnügt, und rückte hernach mit sinnigen kleinen Geschenken für Alle heraus. — —

(Forts. folgt.)

*) Der in Holland zur Beschenkung der Familien-Angehörigen dient und unsere deutsche Weihnachtsbescheerung vertritt.

Aus Literatur und Kunst.

In einer neulich veröffentlichten Lieferung der Verhandlungen des brittischen Entomologischen Vereins findet sich eine Schilderung der beunruhigenden Verheerungen, welche eine kleine schlanke Art Ameisen auf St. Helena anrichtet, wohin sie vor etwa zwanzig Jahren von der Westküste Afrika's aus eingeführt worden ist. James-Town (die Hauptstadt der Insel St. Helena) soll von diesen verheerenden Insekten ganz verwüstet worden seyn, indem dieselben das ganze Holzwerk der Kathedrale, der Bibliothek und beinahe der ganzen Stadt verzehrt haben sollen. Auch die Bücher haben sie aufgefressen und zwar, wie man speciell bemerkt hat, die theologischen zuvörderst, wahrscheinlich weil diese weniger häufig gelesen werden, als die sogenannte leichte Literatur. Die einzige Holzart, die sie nicht verzehren, ist das indische Teakholz (dessen man sich vorzugsweise zum Bau von Kriegsschiffen bedient, weil es hart und dauerhaft ist und durch Kanonenkugeln nicht zersplittert wird), allein sie bohren auch durch dieses hindurch um an anderes Holzwerk zu gelangen, welches etwa dahinter liegt und ihrem Geschmacke besser zusagt. Selbst Blechbüchsen gewähren keinen Schutz vor diesen Insekten, wenn sie mit Rost befleckt sind, denn die Ameisen bohren sich an rostigen Stellen mit Gewalt ein und verzehren den Inhalt der Blechbüchsen. Vorerst beschränken sich ihre Verwüstungen nur auf James-Town; allein wenn man denselben nicht Einhalt thut, werden sie bald über die ganze Insel sich verbreiten. Der von diesen Anmeisen angerichtete Schaden soll sich bereits auf viele Tausend Pfund Sterling belaufen, und die Regierung der Insel hat einen Preis ausgesetzt auf ein wirksames Mittel zur Ausrottung dieser gefürchteten Landplage.

Trotz der wenigen und nassen Witterung des vergangenen Sommers 1865 haben die Versuche, welche man in England mit der Zucht der sogenannten Ailanthus-Seidenraupe gemacht hat, doch ein befriedigendes Ergebniß geliefert. Diese Seidenraupe lebt bekanntlich nur auf dem Ailanthus glandulosa oder sogenannten Götterbaum, welcher aus dem nördlichen China kommt und auch bei uns als ein beliebter Zierbaum gut fortkommt und sich durch Wurzelschnittlinge oder Sprossen leicht vermehren laßt. In China ist die Ailanthus-Seidenraupe ein förmliches Ungeziefer und kommt in den Bergwäldern so massenhaft vor, daß die von ihr erzeugte Seide jährlich über zwölftausend Ballen geben würde, wenn man sie auf den Markt brächte, neben den etwa hunderttausend Stücken seidener Stoffe, welche von den Eingeborenen selber gewoben werden. In England hat man bereits große Strecken mit Ailanthus bepflanzt, um im bevorstehenden Sommer die Zucht dieser Seidenraupe im Großen versuchen zu können.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Das Geheimniß des Vormunds.

Novelle von M. E. Braddon, (Verfasserin von ‚Lady Audley's Geheimniß', ‚Eleanor's Sieg', ‚Lady Flavia', ‚Frau Halliburtons Trübsale' ꝛc. ꝛc.)

1. Die Testaments-Klausel.

„Es ist die empörendste Klausel, welche je erfunden ward, um die Vortheile eines Testaments nichtig zu machen," sagte die Dame.

„Aber es ist eine Bedingung, welche Sie erfüllen müssen, wenn Sie das Vermögen nicht verlieren wollen," entgegnete der Herr, und begann einen kriegerischen Marsch mit den zarten Fingerspitzen seiner weißen Hand auf dem Saffianüberzuge seines Schreibtisches zu trommeln, während die Dame mit der Spitze ihres schmalen feinen Fußes den Takt dazu schlug.

Der Herr war verstimmt und die Dame nicht minder, was wir nur mit Widerstreben anführen, denn sie war sehr jung und sehr hübsch, und obschon der zornige Blitz in dem dunkelgrauen Auge ihrem regelmäßigen Antlitz eine gewisse wilde Schönheit lieh, so war es doch eine Art von Schönheit, welche einen Mann von nervösem Temperament eher beunruhigen konnte.

Sie war sehr hübsch. Ein wunderschönes reiches Haar vom dunkelsten Braun fiel in reichen Locken unter ihrem eleganten Pariser Hute hervor auf einen stolzen schön geschwungenen Nacken. Ihre dunkelgrauen Augen waren groß und glänzend, mit langen, glänzend schwarzen Wimpern besetzt, und gehörten zu jener gefährlichsten Klasse von Augen, welche zu ehrlicher Männer Verderben je geschaffen worden sind. Sie sahen aus wie tiefe Pfuhle von glänzendem Wasser, umgeben von dunklem schattigem Röhricht, wie verirrte einzelne Sterne an einem nächtig-schwarzen Himmel; aber schön waren sie — so schön, daß sie, wie die Signal-Laterne, welche die Ankunft eines Schnellzuges auf den Fersen eines Güterzuges meldet, vor einer drohenden Gefahr zu warnen schienen. Ihre Nase war fein geschweift, ihr Mund klein, deutlich geschnitten, entschlossen von Ausdruck; ihr Teint brünett und etwas farblos. Im Uebrigen war sie schlank und hochgewachsen, das Haupt saß mit stolzer Grazie auf einem schönen Hals und Nacken und geneigten Schultern, und Hand und Fuß waren wunderhübsch klein und wohlgebildet.

Der Herr, welchen wir in diesem Advokaten-Bureau in Gray's Inn zu London der jungen Dame gegenüber sehen, war zehn bis fünfzehn Jahre älter als diese und ebenfalls auffallend hübsch; aber es lag eine gewisse schmachtende Gleichgültigkeit in seinem Benehmen, welche sich sogar seinem Gesichte mittheilte und dessen unleugbare Schönheit zu überschatten schien. Es lag über den männlichen wohlgebildeten Zügen gleichsam ein dunkler Schleier von Ermüdung, von schlaffer, verdrossener Unachtsamkeit, welcher das Licht seiner Augen auslöschte und das Lächeln von seinen Lippen vertrieb.

Daß ein Mann, welchen die Natur so freigebig bedacht hatte, so lebensmüde seyn könne, wie er erschien, das war an sich ein solches Räthsel, daß man sich gewöhnte in ihm einen Mann zu sehen, unter dessen ruhigem äußerem Gebahren irgend ein tiefes und stürmisches Geheimniß verborgen lag, das allerdings gewöhnlichen Beschauern nicht in die Augen sprang. Er war dunkel und bleich mit massigen schöngeschnittenen Zügen und braunen Augen, welche von schweren Lidern halbverdeckt nur selten unter denselben aufschauten. Der Mund hatte einen geistvollen Ausdruck und dünne Lippen, aber dem Gesichte fehlte jene eine Eigenschaft, welche der männlichen Schönheit eigentlich erst die rechte Weihe gibt, nämlich Entschlossenheit. So saß er hinter seinem Schreibtische, trommelte mit den schlanken weißen Fingern auf den Tisch und schaute mit einem düstern Schatten auf seiner schönen Stirne trüb vor sich nieder.

Außer den beiden war noch eine dritte Person anwesend, eine ältliche Dame, dem Aussehen nach eine ziemlich verblichene Schönheit in einem übermäßigen Aufputze; sie nahm doch keinen Theil an der Unterredung, sondern saß in einem Lehnstuhl am Kaminfeuer und las in der Times, deren knisternde Blätter bei jedem Umschlagen einen scharfen knarrenden Ton von sich gaben, welcher dem nervösen Temperament und der Aufregung der jüngern Dame und des Herrn sehr unangenehm seyn mochten.

Der Herr war ein Sachwalter oder Solicitor, Horace Margrave mit Namen, der Vormund der jungen Dame und der Vollstrecker des Testaments von deren Oheim. Die junge Dame hieß Ellinor Arden, war Universal- und Nach-Erbin ihres Onkels John Arden vom Park und Dorf Arden in Northamptonshire, und war an diesem Tage volljährig geworden. Herr Margrave war sowohl mit ihrem vor zehn Jahren verstorbenen Vater, als mit ihrem jüngst verstorbenen Oheim genau befreundet und vertraut, und Ellinor war in dem Glauben aufgewachsen, daß wenn Treue, Wahrheitsliebe, Rechtschaffenheit und Freundschaft auf Erden zu finden seyen, diese Eigenschaften sich in der Person von Horace Margrave, Solicitor, von Gray's Inn, vereinigt und verkörpert fänden. Der Vormund und Testamentsvollstrecker ist so eben im Begriff, sie mit den Bedingungen und Bestimmungen des Testaments ihres Oheims bekannt zu machen und auszusöhnen, denn diese sind in der That höchst eigenthümlicher Art.

„Zunächst, meine liebe Ellinor," fährt er fort und trommelt noch immer auf den Tisch, blickt aber auf sein Schreibepult und nicht in ihr Gesicht, — „zunächst muß ich Ihnen bemerklich machen, daß Sie gar kein besonderes Recht hatten, zu erwarten, daß Sie Ihren Oheim, John Arden, von Ardens beerben."

„Ich war seine nächste Verwandte," entgegnete Ellinor.

„Zugegeben, meine Liebe; aber das ist noch immer kein Grund, weßhalb Sie ihm besonders lieb und werth gewesen seyn sollten. Ihr Vater und Ihr Oheim waren — nach der in diesem christlichen Lande üblichen liebreichen Art von brü-

derlicher Liebe — den größten Theil ihres beiderseitigen Lebens hindurch einander beinahe fremd. Ihr Oheim selber hat Sie nie gesehen, denn Ihr Vater wohnte auf dem kleinen Gute seiner Frau im Norden Schottlands; Sie wurden in jener unbekannten und unangenehmen Gegend erzogen bis zum Tode Ihres seligen Vaters vor zehn Jahren, worauf man Sie nach Paris schickte, um dort unter der Aufsicht Ihrer Tante Ihre Erziehung zu vollenden; und Sie wurden John Arden, von Arden's, dem einzigen Bruder Ihres Vaters, nicht einmal vorgestellt."

„Das ist richtig," bestätigte Ellinor; „mein Vater hatte einen solchen Abscheu vor der Möglichkeit, seine Handlungsweise falsch gedeutet zu sehen, daß er seinem Bruder aus Zartgefühl fremd blieb; hätte er seine Tochter dem reichen Bruder vorzuführen versucht, so hätte man denken können . . ."

„Er habe es auf das Geld seines reichen Bruders abgesehen," fiel Herr Margrave der Zögernden in die Rede. „Zuverlässig würde jener Schritt so gedeutet worden seyn, meine Liebe! Ihr Vater handelte mit dem ganzen Stolz der Ardens von Northamptonshire, ganz wie ein gebildeter selbstbewußter englischer Gentleman handeln soll; aber in den Augen der Welt handelte er wie ein Thor. Und Sie haben also niemals erwartet, Ihres Oheims Vermögen zu erben?"

„Ich habe es niemals gehofft noch gewünscht," erwiderte Ellinor; „das bescheidene Vermögen meiner Mutter würde mir genügt haben."

„Wollte der Himmel, Sie hätten niemals einen Pfennig mehr geerbt!" sagte Horace Margrave und die gleichgültigen Schatten verschwanden für einen Augenblick von seinem Gesicht und enthüllten einen Ausdruck von tiefer schmerzlicher Wehmuth, welcher peinlich anzusehen war. Er sprach so selten über irgend einen Gegenstand in wirklich ernsthaftem Tone, daß Ellinor Arden über diese Umwandlung in seinem Benehmen erschrack und plötzlich forschend zu ihm aufblickte. Allein jener Schleier von Schlaffheit war schon wieder über sein Gesicht gesunken, und er fuhr mit dem frühern gleichgültigen Tone fort: „Zu Aller Erstaunen vermachte Ihr Oheim Ihnen, und nur Ihnen allein, sein ganzes Vermögen. Da Sie ihm stets fremd geblieben, war dieß nicht ein Akt der Liebe, sondern ein Akt der Pflicht gegen seinen verstorbenen Bruder. Aber der einzige Mensch, den er wirklich liebte, war nicht durch Bande der Blutverwandtschaft mit ihm verbunden; und wie er es daher für eine Ungerechtigkeit gehalten hätte, um desselben willen, eines Fremden, seine einzige Nichte zu enterben, so erkannte er es andererseits für unbillig, denselben von der Erbschaft ganz auszuschließen. Jener Fremde, jener Schützling Ihres Oheims, ist der Sohn einer Dame, in welche Ihr seliger Oheim einst verliebt war, die aber einen Anderen liebte, welcher ärmer und minder angesehen war, als Squire Arden, von Arden, und die es diesem offen aber zartsinnig und zärtlich erklärt hatte, wie jede ehrenwerthe Frau gegen einen Mann von Dem reden sollte, was das ganze Gebäude seines Lebensglücks über den Haufen werfen kann. Jene Dame heirathete ihren ärmern Bewerber, George Dalton, einen jungen Wundarzt in einer kleinen Provinzialstadt; aber sie starb schon drei Jahre nach ihrer Verheirathung mit Hinterlassung eines einzigen Kindes, eines Knaben. Wenige Jahre darauf starb auch der Wundarzt, und nun nahm Ihr Oheim den verwaisten Knaben, welcher damals etwa vier Jahre alt war, an Kindesstatt an. Ihr Onkel aber verheirathete sich niemals, sondern widmete sich ganz der Erziehung des Sohnes jener Frau, welche ihn ausgeschlagen hatte. Er erzog den Jungen aber nicht in der Erwartung, daß derselbe sich jemals als seinen Erben betrachten dürfe, sondern so wie man einen Mann erziehen muß, der sich im Leben seinen eigenen Weg bahnen soll. Er bestimmte ihn für die Advokaten-Laufbahn, und Henry Dalton plaidirte seinen ersten Prozeß ein Jahr vor dem Tode Ihres Oheims; dieser hinterließ ihm keinen Heller, sondern . . ."

„Nun? fahren Sie fort, Herr Margrave!"

„Sondern er vermachte sein ganzes Vermögen Ihnen unter der Bedingung, daß Sie binnen Jahresfrist nach zurückgelegter Volljährigkeit Henry Dalton heirathen."

„Und wenn ich einen Andern heirathe oder die Verbindung mit dem Sohne jenes Arztes verweigere, so verliere ich das Vermögen des Oheims, nicht wahr?" fragte Ellinor.

„So ist es — Sie verlieren den Anspruch auf den letzten Pfennig!"

Ein schöner heller Blitz strahlte aus ihren Augen, als sie eilig vom Stuhle aufstand, hinter den Tisch trat, ihre kleine Hand leicht auf Horace Margrave's Schulter legte und lächelnd entgegnete: „Sey es d'rum! ich will jenes Vermögen ausschlagen. Ich habe eine Rente von hundert Pfund aus dem Gute meiner Mutter — das ist hinreichend für jede Frau. Ich will die Erbschaft fallen lassen und," setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, — „den Mann heirathen, den ich liebe!"

Horace Margrave's gewöhnliche Blässe schlug bei diesen Worten Ellinors in tödtliches Erbleichen um, sein Gesicht ward verstört, sein Haupt sank vornüber auf die Brust und seine starkmarkirten schwarzen Augbrauen zogen sich schmerzlich über den halbgeschlossenen Augen zusammen. Ellinor stand etwas rückwärts von seinem Stuhl, ihre kleine Hand im zierlichen Handschuh leicht auf seine Schulter gestützt; sie konnte also die Veränderung nicht wahrnehmen, welche mit seinem Gesicht vorgegangen war. Sie wartete eine Weile, was er zu ihrem Entschlusse sagen würde; als er sich jedoch nicht äußerte, ging sie ungeduldig von ihm hinweg und kehrte wieder zu ihrem Stuhl auf der andern Seite des großen Tisches zurück.

Nach einer langen Pause schaute Herr Margrave träge zu ihr auf und sagte mit der gleichgültigsten Miene und Betonung: „Sie sind nicht bei Troste, mein armes romantisches Kind, so leichtsinnig eine Rente von dreitausend Pfund hinzuwerfen, abgesehen von dem Schlosse Arden-Hall und den dazu gehörigen ausgedehnten Ländereien, — und alles nur, um den Mann zu heirathen, den Sie lieben! Meine süße poetische Ellinor, darf ich mir die unbescheidene Frage erlauben, wer denn der Glückliche ist, der Ihre Liebe besitzt?"

Diese sehr einfache und offene Frage erschien so unbefangen und natürlich, zumal weil sie von einem Geschäftsmanne ausging, der ihr im Alter überlegen, ein alter Freund ihres verstorbenen Vaters und ihr eigener Vormund und Vermögensverwalter war; allein trotzdem mochte sie Ellinor Arden ganz unerträglich vorkommen. Eine dunkle Glut überflog überflog ihr hübsches Gesicht, sie schlug die Lider über die blitzenden Augen herab, und ihre Lippen bebten in einer Aufregung, welche sie nicht zu unterdrücken vermochte. Sie schwieg einige Minuten, während welcher Horace Margrave gleichgültig mit einem Federmesser spielte, gedankenlos vor sich hin stierte und seiner schönen Mündel nicht einmal einen Blick gönnte. Die ältliche Dame am Kamin wandte mehrmals während dieser so lange erscheinenden peinlichen Pause die knarrenden Blätter der Times, um diese unangenehme Situation zu unterbrechen.

„Sie dürfen mir meine indiskrete Frage nicht übelnehmen, meine liebe Ellinor," hub Horace Margrave wieder von Neuem an. „Ich denke, als Ihr Vormund, der bis heute vollkommen befugt war alle Ihre Handlungen zu kontroliren, besitze ich hoffentlich noch immer eine Anwartschaft, wenn auch kein Recht mehr, Sie zu berathen, und Sie werden mir hoffentlich einen kleinen Anspruch auf ihr Vertrauen einräumen. Sagen Sie mir also so offen und unumwunden, als Sie mit einem Advoten von gereifteren Jahren wie ich reden dürfen: wer ist der Mann Ihrer Liebe? wen würden Sie lieber heirathen als den Adoptivsohn Ihres Oheims, Henry Dalton?"

Nur ein einziges Mal während dieser Rede begegneten sich beider Augen; ein langer, ernsthafter, vorwurfsvoller, wehmüthiger Blick lag in den ihrigen; eine unbeschreiblich tiefe düstere Finsterniß von Gram und Kummer in den seinigen. Horace Margrave aber schlug zuerst die Augen nieder, klapperte mit dem Heft des Federmessers auf den Tisch und sagte: „Sie zögern so lange, mir eine offene unumwundene Antwort zu geben, mein liebes Kind, daß ich nachgerade glauben möchte, der Held Ihrer Liebe sey nur eine mythische Person und Ihr Herz am Ende noch ganz frei. Sprechen Sie offen, Ellinor, ist dem nicht so? Sie haben ja so wenige Leute kennen gelernt, haben so lange Zeit von Ihrem Leben in der gänzlichen Abgeschlossenheit eines Pariser Klosters zugebracht, haben nach dem Kloster-Aufenthalte unter den Argusaugen Ihrer verehrten Tante und Vormünderin gelebt, daß ich in der That nicht einsehen kann, wie Sie dieses liebe wackere Herz an einen Mann verloren haben sollen. Ich möchte daher vermuthen, daß Sie mich mystifiziren wollten, und frage Sie daher noch einmal, meine theure Mündel: lieben Sie wirklich irgend einen bestimmten Mann?" Er schaute bei dieser entscheidenden Frage mit einem scheuen schrägen Blicke unter seinen dunklen Wimpern hervor zu ihr auf wie ein Mann, welcher einen schweren Streich erwartet, von dem er weiß, daß derselbe ihn zerschmettern wird, und der daher die Augen schließt, wenn jener Streich fällt.

Von Ellinor Arden's Antlitz wich die Gluth vor einer tödtlichen Blässe, als sie mit fester Stimme ein entschiedenes „Nein" erwiderte.

„Sie lieben also Niemand, Ellinor?"

„Keinen," war die Antwort.

Horace Margrave seufzte tief auf, als ob eine Last von seiner Brust genommen wäre, und fuhr in seinem vorigen, geschäftsmäßig ruhigen Tone fort: „Um so besser, meine liebe Ellinor; und in Anbetracht, daß Sie durch keine anderweitige frühere Neigung gebunden sind, daß es der ernste, ja sogar feierliche Wunsch und die Bitte Ihres seligen Oheims ist, diese Verbindung vollzogen zu sehen; — in Anbetracht ferner, daß Henry Dalton ein ganz guter wackerer junger Mann ist. . . ."

„Halten Sie ein!" unterbrach ihn Ellinor; „ich hasse wackere junge Männer, — furchtbar vollkommene Wesen mit hellen Haaren und frischen rothen Wangen, in hellfarbigen Paletots von Salz- und Pfefferzeug und doppelten Sohlen an den Stiefeln. Solche Menschen sind mir unausstehlich."

„Ah, nicht doch, meine liebe Ellinor! Das Leben ist weder ein Bühnenstück noch ein dreibändiger Roman, und — verlassen Sie sich darauf! — das Glück einer Frau hängt weder von der Farbe des Haares noch von dem Schnitt der Röcke ihres Gatten ab. Wenn er Sie vernachlässigt, werden Sie dann in der Einsamkeit und Oede Ihres verlassenen Heimwesens glücklicher seyn in der Erinnerung an die wallenden dunklen Locken um seine Stirne, welche sich vielleicht in jenem Augenblick über den grünen Tisch eines Spielhauses in St. James-Street beugt? Wenn er Ihr Herz mit den marternden Qualen der Eifersucht zerfleischt, werden Sie dann einen Trost darin finden, sich die feurigen Blicke seiner braunen Augen, welche den Ihrigen nicht mehr begegnen, in's Gedächtniß zurückzurufen? — Mit nichten, theure Ellinor! schlagen Sie sich die schulmädchenhaften Begriffe von Byron'schen Helden mit umgeschlagenen Hemdkrägen und mangelhafter Moral aus dem Sinne. Heirathen Sie Henry Dalton, denn er ist so wacker, ehrenhaft und verständig, daß Sie ihn am Ende achten lernen müssen. Aus dieser Achtung wird nach und nach Liebe entspringen, und — glauben Sie mir, so parador es auch klingen mag, — Sie werden ihn besser lieben lernen, weil Sie ihn nicht allzu viel geliebt haben."

„Ganz wie Sie wollen, mein lieber Vormund," versetzte Ellinor, die womöglich in seinem gleichgültigen Tone hätte reden mögen, mit einem spöttischen Nachdruck, welcher wider ihren Willen ihre eigene Aufregung verrieth. „So will ich mich denn jedenfalls für Henry Dalton und das Vermögen entscheiden, denn es wäre doch Schade, wenn ich Ihren trefflichen, verständigen und geschäftsmäßigen Rath nicht befolgte. . . ."

„Wenn wir aber um sechs Uhr speisen sollen, mein Fräulein . . ." wagte hier die Dame am Kamin schüchtern einzuwenden, welche bisher hoffnungslos eine Lücke in der Unterredung erwartet hatte.

„So müssen wir uns sogleich auf den Heimweg machen," ergänzte Ellinor; „Sie haben Recht, meine liebe Frau Morrison; ich war sehr unachtsam gegen Sie. Bitte, verzeihen Sie mir, denn das Glück eines ganzen Lebens" (dabei schaute sie nicht auf Frau Morrison, sondern auf Herrn Margrave,

der aufgestanden war und groß, anmuthig, gleichgültig am Kaminsimse lehnte), „das Glück eines ganzen Lebens hing vielleicht von unsrer heutigen Unterredung ab. Ich habe nun meinen Entschluß nach dem Rath meines freundlichen Vormunds gefaßt — eine Entscheidung welche ohne Zweifel zu dem Glücke aller Betheiligten ausschlagen wird. Ich stehe nun ganz zu Ihren Diensten, Frau Morrison."

Horace Margrave zog die Klingel neben sich und sagte: „Ihr Wagen wird in drei Minuten am Eingange des Gartens seyn, Ellinor, und ich werde mir erlauben, Sie hinunter zu begleiten. Glauben Sie mir, Sie haben klug gehandelt, obschon Sie vielleicht niemals erfahren, wie klug." Er führte sie selber die breite Treppe mit dem Eichenholzgetäfel hinab, setzte seinen Hut auf und geleitete seine Mündel durch den stillen Garten von Gray's Inn bis an ihren Wagen. Sie war ernst und still und er wagte sie nicht eher anzureden, als bis sie mit ihrer ältlichen Begleiterin und Ehrendame in ihrer geräumigen Equipage saß. Dann legte er die Hand auf den Kutschenschlag und sagte: „Ich werde heute Abend Henry Dalton nach Hertford-Street bringen und seiner künftigen Gattin vorstellen."

„Ja, bitte thun Sie das!" versetzte Ellinor kalt.

„Wir kommen aber erst um acht Uhr," sagte er, lüftete seinen Hut und schaute starr dem Wagen nach bis derselbe verschwunden war, worauf er langsam auf sein Zimmer zurückkehrte und sich in einen behaglichen Lehnstuhl warf, den er zum Feuer rückte. Dann nahm er aus einem kostbaren venezianischen Kästchen auf dem kleinen Tische daneben eine Cigarre, zündete sie an und versank, in die feinen blauen Wölkchen blickend, in ein gedankenvolles Schweigen, das er nur ein einziges Mal unterbrach, indem er vor sich hinmurmelte: „Horace Lionel Welmorden Margrave, wenn Du nur ein rechtschaffener Mann gewesen wärest!"

2. Der Verlobte erfährt ein Geheimniß.

Ellinor Arden und ihre Anstandsdame und Beschützerin Frau Morrison saßen mit feiner Handarbeit beschäftigt in dem kleinen hübschen Salon ihres Hauses in Hertford-Street, und die Zeiger der reichvergoldeten bronzenen Stutzuhr auf dem Kamin deuteten schon auf ein Viertel über acht Uhr, als Horace Margrave's ruhig gehender Brougham an der Hausthüre anlangte.

Horace Margrave's geschäftliche und öffentliche Stellung war keine unbedeutende. Er hatte eine große und ungewöhnlich respektabile Praxis, und zählte unter seinen Klienten namentlich Eisenbahn-Kompagnieen, welche ihm sehr belangreiche Geschäfte zuführten. Er war von ausgezeichneter Familie, ein vollkommener Gentleman, elegant, talentvoll, geschickt, geistreich, — eigentlich zu gut für einen Advokaten wie jedermann sagte, aber trotzdem ein sehr guter Advokat, wie seine Klienten fortwährend behaupteten. Ungeachtet seiner fünfunddreißig Jahre war er noch unvermählt — weßhalb, das vermochte niemand zu errathen, da manche stolze Erbin und manche hübsche Frau sich gern erbötig gezeigt hätte auf eine Werbung von Horace Margrave, von Gray's Inn und von The Fir Grove, Stanleydale, Berkshire, mit Ja zu antworten. Allein der hübsche Advokat hielt es offenbar lieber mit seinem freien Junggesellenleben; denn wenn sein Herz für weibliche Reize empfänglich gewesen wäre, so würde er es höchst unvermeidlich im Umgange mit seiner holden Mündel Ellinor Arden verloren haben.

Ellinor wohnte erst seit einigen Wochen in London; sie hatte sich der Bevormundung ihrer Tante in Paris entzogen, um sich in den Strudel des Londoner socialen Lebens hineinzuwerfen, geduckt unter die breiten Fittige einer ältlichen Dame, welche unter der gemeinsamen Mitwirkung der Tante und des Herrn Margrave erkoren und in ihrer Würde bestallt worden war. Die große Welt war für Ellinor noch etwas ganz Neues, denn sie kam aus dem engen Kreise des Klosters, worin sie erzogen worden war, und der stillen Coterieen des Faubourg St.-Germain, worin sich ihre Tante so sehr gefiel, um sogleich ihre Stellung in London als einzige Erbin des reichen Herrn Arden von Arden, einzunehmen. Darum war Horace Margrave nun ihr einziger Rathgeber und Leiter — Horace, dessen sie sich noch aus ihrer glücklichen Jugend in den schottischen Bergen erinnerte, als er auf einer Jagd-Expedition als Gast in ihres Vaters Hause weilte: — Horace, welcher von Zeit zu Zeit ihre Muhme in Paris besucht und ihr seit Jahren all die zärtliche Freundschaft und respectvolle Hingabe eines ältern Bruders bewiesen hatte. Ellinor fühlte sich von einem solchen Vertrauen zu ihm durchglüht und stellte sich so sehr unter seinen Einfluß, als ob er wirklich der leibliche Vater und Vormund gewesen wäre, den er nur vor dem Gesetze vorstellte.

Ellinor's Wange glühte hoch auf, als sie den Wagen vor der Hausthüre anhalten hörte, und sie sagte mit einem spöttischen Lächeln zu ihrer Anstandsdame: „Nun werden wir ja meinen Zukünftigen kennen lernen, Frau Morrison! geben Sie nur Acht auf die hellen Haare und dicksohligen Stiefeln!"

„Ah, es wäre sehr unpassend von ihm, in doppelsohligen Stiefeln zu kommen," erwiderte die nüchterne Duenna; „Herr Margrave schilderte ihn ja als einen solch vorzüglichen jungen Mann."

„Sehen Sie, das ist es eben, meine liebe Frau Morrison! Diese Schilderung faßt alles in sich: ein guter, ein vortrefflicher junger Mann." — Und: „O mein Traum, mein schöner holder Traum!" setzte sie leise mit einem tiefen Seufzer hinzu, denn wohlgemerkt; sie hatte erst am heutigen Tage den Rubicon der Weisheit überschritten und das diesseitige Ufer desselben war ihr noch etwas ganz Neues; sie war noch romantisch und und vielleicht sogar etwas thöricht. —

Der Diener meldete die Herren Margrave und Dalton, und wider Willen blickte Ellinor nun mit einiger Neugier auf, um diesen jungen Mann zu betrachten, für welchen sie eine solch tiefe Verachtung und eine solch unverdiente Neigung hegte. Henry Dalton war etwa drei bis vier Jahre älter als sie, von mittlerem Wuchse, weder groß noch klein. Sein Haar war hell, wie sie prophezeit hatte, aber keineswegs von einer häßlichen Farbe, und legte sich in dichten krausen Ringeln um

eine breite, niedere aber massige Stirne. Seine Züge waren für diejenigen eines Mannes regelmäßig genug, seine Augen dunkelblau; der allgemeine Ausdruck seines Gesichts war ernst und sinnig, und nur bei seltenen Anlässen spielte ein ruhiges Lächeln um seine festgemodelten Lippen. Wie er so dicht neben Horace Margrave stand, erschien er nicht gerade als ein hübscher Mann, aber für den Physiognomiker war sein Gesicht jenem gerade in denjenigen Eigenschaften überlegen, an welchen es der dunklen Schönheit des Advokaten mangelte, nämlich in Kraft, Entschlossenheit, Selbstvertrauen, Ausdauer rc., kurzum in allen jenen Attributen welche aus einem Menschen einen großen Mann machen.

„Herr Dalton hat sehnlich auf die Stunde geharrt, welche ihn in Ihre Nähe bringen sollte, Fräulein Arden," hub Horace Margrave an; „er ist schon seit langer Zeit mit denjenigen Artikeln in dem Testament Ihres seligen Oheims bekannt, welche Sie erst am heutigen Tage erfahren haben."

„Ich bedaure aufrichtig, daß Fräulein Arden sie überhaupt erfahren mußte, wenn sie ihr Schmerz verursacht haben," setzte Dalton mit ruhiger Würde hinzu.

Ellinor blickte auf, schaute ihm in's Gesicht und begegnete einem Paar schöner blauer Augen von besonderem Ernste. Er ist im Grunde nicht so übel, dachte sie; ich war thöricht, daß ich mich über ihn lustig machte; aber lieben kann ich ihn nie.

„Fräulein Arden," fuhr der junge Advokat fort und nahm der im Sopha sitzenden Ellinor gegenüber einen Stuhl, während Horace Margrave sich auf der andern Seite an den Kamin lehnte; — „Fräulein Arden, unsre erste Begegnung findet unter solch eigenthümlichen Umständen statt, daß es für unser Beider Glück am besten ist, wenn wir uns sogleich verständigen. Ihr verstorbener Oheim war mir der liebste theuerste Freund, den ich jemals hatte; ein Vater hätte dem liebevollsten dankbarsten aller Söhne nicht theurer seyn können, als er mir war, daher muß mir jeder seiner Wünsche heilig seyn. Allein ich bin dazu erzogen worden, daß ich mich ganz auf mich selber verlasse, und ich kann mit Selbstgefühl sagen, daß ich mir nichts sehnlicher wünsche, als mir selbst, ohne Beihülfe von Interesse und Vermögen meine Laufbahn zu schaffen. Der Verlust jenes Vermögens wird also für mich keine Einbuße seyn. Wenn Sie daher gewillt sind, meine Hand auszuschlagen und das Vermögen zu behalten, auf welches Sie allein einen Anspruch haben, so thun sie es. Sie sollen von mir niemals in dem Besitze Dessen gestört werden, worauf Sie vor allen Anderen das beste Anrecht haben. Herr Margrave, Ihr Anwalt und der Vollstrecker des Testaments Ihres Oheims, soll morgen eine Urkunde aufsetzen, durch welche ich meinerseits auf alle Ansprüche an dieses Vermögen verzichte. Ein Wort von Ihnen, mein Fräulein, und ich sage Ihnen heute Abend Lebewohl, bevor," setzte er mit einem ernsten Blicke auf ihr schönes Antlitz und mit einer unwillkürlich unsichern Stimme hinzu, „bevor mein Herz Eindrücke empfängt, welche mir vielleicht den klaren Blick für Recht und Gerechtigkeit trüben."

„Herr Dalton, Sie bringen römische Tugenden auf einen Jahrmarkt," sagte Horace Margrave, welcher die Beiden unter seinen langen Wimpern hervor mit trägem Blicke beobachtete. „Sie üben eine unnütze Großmuth, aber Sie werden die Atmosphäre reinigen."

„Soll ich gehen oder bleiben, Fräulein Arden?" fragte der junge Advokat.

„Bleiben Sie, Herr Dalton," erwiderte Ellinor aufstehend und legte ihre Hand wie zur Stütze auf die Lehne eines Stuhls, der in ihrer Nähe stand. „Bleiben Sie immerhin, Herr Dalton. Kann durch diese Verbindung, welche der Wunsch meines seligen Onkels war, Ihr Glück gemacht werden, so soll es geschehen. Ich darf dieß Vermögen nicht behalten, welches nicht mein ist; aber ich kann es theilen. Ich will Ihnen gestehen — und ich weiß, Ihre großmüthige Natur wird mich um dieses Geständnisses willen eher noch achten — daß ich mich erkühnt habe, einen Traum zu hegen, woran ein Anderer einen Antheil hatte. Ich bin thöricht, unsinnig, phantastisch gewesen, habe mich gründlich geirrt, wie es jungen Mädchen, frisch aus der Pension hinweg, oft passirt. Dieser Traum ist nun zerstört. Wenn Sie können, so nehmen Sie meines Oheims Vermögen und meine eigene Achtung an; das eine gebührt Ihnen von Rechts wegen, die andre haben Sie sich durch Ihr Betragen vom heutigen Abende gewonnen!" Damit reichte sie ihm die Hand, die er leise drückte und an seine Lippen zog; dann führte er sie zu dem Sopha zurück und setzte sich wieder in den Stuhl an ihrer Seite.

Horace Margrave schloß die Augen, als wäre der längst befürchtete Streich auf sein Haupt gefallen.

Der Rest des Abends verging träge. Herr Margrave plauderte angelegentlich und in seiner gewohnten glänzenden Weise, hatte aber sehr unachtsame Zuhörer. Ellinor war zerstreut, Henry Dalton gedankenvoll, und Frau Morrison beschränkt und langweilig. Herr Margrave unterdrückte mehrmals ein Gähnen, das er hinter dem gestickten Ofenschirme verbarg, und als die vergoldete Stutzuhr, auf welcher ein goldener Pan unter Schilf und Binsen ruhte, halb zehn Uhr schlug, stand auch Herr Dalton auf um sich zu verabschieden, und Ellinor blieb nun allein, um über die feierliche Verlobung nachzudenken, zu welcher sie sich von einem augenblicklichen Drange hatte hinreißen lassen.

„Ich will ein Cab nehmen, um nach dem Temple zurückzukehren," sagte Henry Dalton, als sie aus dem Hause traten; „gute Nacht, Herr Margrave."

„Nicht doch, Herr Dalton! noch einen Augenblick, wenn ich bitten darf," erwiderte Horace halb befangen halb dringend. „Ich habe Ihnen noch eine unaufschiebbare Mittheilung zu machen, wozu meines Erachtens die Nacht geeigneter ist als der Tag. Wenn Sie sich daher nicht vor späten Stunden fürchten, so kommen Sie mit mir in meine Wohnung und rauchen Sie noch eine Cigarre bei mir. Ich muß vor Ihrer nächsten Begegnung mit Ellinor noch auf ein Stündchen eine Unterredung mit Ihnen pflegen. Ist es heute Nacht Ihnen möglich, so erweisen Sie mir eine Gefälligkeit, wenn es noch heute Nacht seyn kann."

Der ernste Ton Margrave's und eine gewisse tiefere Bedeutung, welche Dalton aus dessen Worten herauszuhören glaubte, befremdeten den jungen Advokaten zwar, aber er begnügte sich mit einer leichten Verbeugung zu erwidern: „Ich stehe mit Vergnügen zu Ihren Diensten, denn ich würde bei der Heimkehr noch einige Stunden gelesen haben; also stört mich Ihr Vorschlag in keiner Weise." —

Henry Dalton und Horace Margrave saßen in angelegentlicher Unterredung beinahe drei Stunden lang in der Wohnung des letzteren beisammen; aber keiner von ihnen rauchte eine Cigarre, und die Flasche Madeira blieb unberührt auf dem Tische stehen. Nur Horace hatte sich aus einem Flaschenkeller ein einziges Glas Rum eingeschenkt und bis auf die Nagelprobe geleert.

Schlag zwei Uhr öffnete Horace Margrave selbst seinem Gaste die äußere Thüre. Auf der Schwelle stand er still, umfaßte fieberisch heftig Dalton's Arm und fragte leise: „Ich bin also nun sicher? Sie halten Ihren Eid?"

Henry Dalton wandte sich um, schaute ihm fest und ernst in die Augen und in das verstörte bleiche Gesicht und erwiderte: „Die Daltons aus Lincolnshire sind weder eine alte, noch eine reiche, noch eine vornehme Familie, Herr Margrave, aber sie halten ihr Wort; gute Nacht!" Er reichte dem Andern nicht einmal die Hand zum Abschiede, sondern griff nur an seinen Hut und verbeugte sich ernst.

Herr Margrave verschloß mit einem Seufzer die Hausthüre und kehrte in sein warmes Studirzimmer zurück. „Endlich bin ich sicher," murmelte er; „aber ohne dieses Geheimniß hätte ich glücklich sein können. Ich weiß nicht, ob ich heute Abend klug gehandelt habe oder nicht; es hätte noch eine andere Art der Lösung gegeben," fuhr er fort und schaute auf die Stelle über dem Kamin, wo ein Paar prachtvoll eingelegter Pistolen und ein tscherkessischer Dolch in einer schönen Scheide von getriebenem Silber hingen. „Vielleicht verlohnte die ganze Geschichte kaum der Mühe, welche mich diese Erklärung kostete; wer weiß, ob vielleicht im Ganzen ‚le jeu ne vaut pas la chandelle'! *)

3. Nach den Flitterwochen.

Seit jener mitternächtigen Unterredung in Horace Margrave's Wohnung waren drei Monate vergangen. Die Londoner Saison war in ihrer höchsten Höhe, und das ganze Westende wieder bewohnt von der vornehmen, von ihren Landsitzen nach der Stadt zurückgekehrten, eleganten Welt. Henry Dalton und seine junge Frau waren von ihrer Brautreise zurückgekehrt und hatten ihren Aufenthalt in dem kleinen Hause in Hertford Street genommen, welches Ellinor schon vor ihrer Verheirathung sich eingerichtet hatte.

Der Brautstand des jungen Paares war ein sehr kurzer gewesen; all die holden Ungewißheiten, Zweifel, Träume, Befürchtungen, Hoffnungen, Grübeleien u. s. w., welche das poetische Vorspiel einer Heirath aus Liebe ausmachen, hatten dieser durch den Willen ihres verstorbenen Oheims angeordneten Ehe gefehlt, — eine Ehe, welche sich nur auf Achtung, nicht auf Neigung gründete und zu welcher Ellinor sich durch den großmüthigen Drang einer ungestümen Natur, die nie eine Regung des Gemüths zu unterdrücken gelernt, hatte hinreißen lassen?

War Ellinor glücklich? Vermag diese kühle Achtung, dieser ruhige Respekt, welchen sie für den ihr durch fremde Wahl aufgedrungenen Mann fühlt, dem glühenden Herzen des romantischen Mädchens zu genügen? Beide haben sich an den Seeen von Cumberland in diesem vertrauten Zusammenleben der Flitterwochen allerdings nun besser kennen gelernt, aber von Achtung zu Liebe ist noch ein weiter Weg.

Ellinor war schon seit sechs Wochen verheirathet und hatte Horace Margrave, den einzigen Freund welchen sie außer ihrem Gatten in ganz England hatte, seit ihrem Hochzeitstage nicht wieder gesehen; damals an jenem sonnigen Maimorgen hatte er ihre eisige Hand in die seinige genommen und sie, als ihr Vormund und der Stellvertreter ihres verstorbenen Vaters, in die Arme ihres Gatten geführt. Sie entsann sich noch, daß an jenem Tage Horace Margrave's Hand, als er die ihrige berührte, ebenso kalt und schlaff war wie die ihrige, und daß sein theilnahmsloses Gesicht im Strahl der hellen Frühlingssonne, welche durch die Kirchenfenster herein schien, noch blässer als sonst erschien; jedenfalls aber hatte er die Honneurs beim Hochzeitsfrühstück gemacht, die Trinksprüche auf Braut und Bräutigam ausgebracht, die Brautjungfern bekomplimentirt und jedermann bezaubert durch all die vollendete Grazie und merkwürdige Leichtigkeit und Gewandheit der Umgangsformen des hochbegabten Horace Margrave. Und wenn sie sich jemals eingebildet hätte, aus alten Zeiten her und wegen ihres verstorbenen Vaters oder ihres holden Gesichtchens und ihrer Hochachtung für ihn ein Recht zu haben, daß sie ihm werther und in seiner Schätzung etwas mehr sei, als der gleichgültigste seiner Klienten, — so wäre dieser Gedanke vollständig widerlegt worden durch sein glattes aber gemessenes Benehmen und die feine weltmännische Kaltblütigkeit, womit er ihr am Wagenschlage Lebewohl sagte, ehe die raschen Braunen sie nach der Eisenbahn zogen, mit welcher sie nach dem See von Windermere abreiste.

Es ist nun Ende Juni's, und Ellinor sitzt in ihrem kleinen Salon und erwartet Morgenbesuche. Sie und Henry sind schon seit einer Woche in London, und Horace hat sich noch nicht eingefunden. Ellinor sieht an diesem Morgen abgespannt aus und scheint vergebens nach irgend einer Beschäftigung zu suchen. Bald tritt sie an das Piano und schlägt einige Akkorde an, bald summt sie einige Takte aus irgend einer schwermüthigen Melodie, bald blättert sie in einem noch unaufgeschnittenen Roman, bald deckt sie ihren Stickrahmen auf oder sieht nach ihrer Zeichnenmappe und ihrem Skizzenbuch; aber nichts vermag sie zu fesseln, denn eine seltsame Unruhe und Spannung hat sich der jungen Frau bemächtigt und treibt sie umher. Endlich wirft sie sich seufzend in einen tiefen Lehnstuhl am offenen Fenster und blickt gedankenlos durch einen kleinen Wald blühen-

*) Das Spiel verlohnt des Kerzenlichtes nicht.

der Heliotropien und Geranien in die heiße sonnige Straße hinab.

Ellinor ist wunderlieblich anzusehen, aber nicht glücklich. Den schönen geistvollen Zügen fehlt jene Fröhlichkeit und Spannkraft, die sie sonst belebten. Träumerisch schlingt sie eine feine goldene Kette — das einzige Geschmeide, das sie trägt — um den Finger und wickelt sie wieder ab, und so sitzt sie schon seit einer halben Stunde und schaut durch ihre Blumen hinunter auf die Straße. Plötzlich springt sie auf, schleudert die Kette vom Finger, drückt ihre beiden kleinen Hände auf's Herz und stammelt: „Endlich, endlich doch!" Ein Herr ist vom jenseitigen Trottoir gerade unter ihrem Fenster über die Straße herübergekommen und pocht an der Hausthüre. „Ah, nun wird sich dieses Räthsel endlich aufklären," murmelt sie.

Der Diener meldet Herrn Margrave, und gleich darauf tritt dieser ein. Ellinor eilt ihm entgegen. „Endlich, endlich kommen Sie! Ah, Herr Margrave, ich habe mich so sehr gesehnt Sie zu sehen," stammelt sie aufgeregt.

„Gesehnt mich zu sehen?" wiederholt er und schlägt nach einem forschenden Blick über den Tisch hin, auf welchen er seinen Hut zwischen zierliche Nippessachen stellt, sein theilnahmsloses Auge mechanisch zu ihr auf; „wirklich, meine liebe Ellinor, Sie haben sich nach mir gesehnt? und weßhalb denn?"

„Weil .... weil ich wahrhaft in Sorgen und Aengsten bin ...."

„Und weßhalb in Aengsten, meine Liebe?"

„Weil ich einige Fragen an Sie richten muß, Herr Margrave, auf welche Sie mir die Antwort nicht vorenthalten dürfen," sagte sie aufgeregt.

Ein leichtes Zucken, wie von einem inneren heftigen Schmerz, zuckte über sein Gesicht hin, aber so flüchtig, daß Ellinor es nicht bemerkte, dann ließ er sich nachlässig in einen Stuhl neben dem ihrigen sinken, jedoch so daß sie ihm nicht in's Gesicht sehen konnte und er dem Fenster den Rücken zuwandte. „Bah, meine liebe Ellinor, meine beste Frau Dalton," hub er an, „welche andere Fragen könnten Sie an mich zu richten haben, als solche von rein geschäftlicher Art? und sollte Ihr Gatte, der ein solch vortrefflicher Geschäftsmann ist, selbst diese nicht noch besser beantworten können als ich?"

„Herr Dalton ist die letzte Person, an welche ich mich wegen einer Antwort auf die Frage wenden würde, die ich stellen will," erwiderte Ellinor hastig.

„Und warum, wenn ich bitten darf?" fragte Margrave.

„Weil diese Fragen sich gerade auf ihn beziehen!"

„Ah, nicht doch, meine liebe Frau Dalton! ist dieß nicht ein verkehrter Anfang? Sie appelliren von Ihrem Gatten an den Sachwalter!"

„Mit nichten, Herr Margrave, ich wende mich an meinen Vormund."

„Verzeihen Sie mir, meine liebe Ellinor, ein solcher existirt nicht mehr; der Vormund ist abgeschafft, todt, verschollen. Von dem Augenblick an, wo ich vor dem Altarstufen der St. Georgs-Kapelle, Hanover Square, Ihre Hand in diejenige Ihres Gatten legte, ist meine Vormundschaft erloschen; mein Recht und meine Pflicht Sie zu berathen, und Ihre Pflicht, mich um Rath zu fragen, sind erloschen. Sie haben hinfort nur einen einzigen Vormund, Rathgeber und Freund, und dieser heißt Henry Dalton."

Ein trüber Schatten fiel über Ellinor Dalton's schönes Antlitz und ihr Auge füllte sich mit Thränen, als sie antwortete: „Der Himmel ist mein Zeuge, Herr Margrave, daß ich auch nicht das leiseste Wort äußern will, welches in einen Vorwurf gegen Sie verwandelt werden kann. Sie haben die Pflichten der Vormundschaft, welche Sie auf die Bitte meines sterbenden Vaters übernahmen, so treu und gewissenhaft erfüllt, wie nur ein Mann von Ihrer hohen Stellung und Ihrem makellosen Ruf und Charakter derartigen Pflichten nachkommen kann. Allein ich muß Ihnen doch gestehen, ich hätte manchmal gewünscht, daß sich — um des Andenkens meines verstorbenen Vaters willen, welcher Ihnen so viel Liebe und Vertrauen schenkte, um der Erinnerungen willen an meine entschwundene Kindheit, wo wir Freunde und Gefährten waren — irgend ein wärmeres, wohlwollenderes, liebreicheres Gefühl, irgend etwas von der Zärtlichkeit eines älteren Bruders, mit der gewissenhaften Erfüllung Ihrer Pflichten als Vormund gepaart hätte. Ich möchte nicht um alle Welt Ihnen einen Vorwurf machen — am wenigsten aus einer Handlung, für welche nur ich allein verantwortlich bin — aber ich muß wider Willen daran denken, daß, wenn dieß geschehen wäre, diese Heirath niemals stattgefunden haben würde."

„Ist denn Ihre Ehe nicht glücklich, Ellinor?"

„Im Gegentheil, sie ist eine höchst unglückliche!"

Horace Margrave schwieg einen Augenblick und versetzte dann ernst, beinahe wehmüthig: „Meine liebe Frau Dalton (er nannte sie jeden Augenblick bei diesem Namen, um ihr recht zu Gemüthe zu führen, welche Veränderung in ihren gegenseitigen Beziehungen vorgegangen sey), wenn Sie mich eines Mangels an Zärtlichkeit in meinem Benehmen gegen Sie und des Mangels an Rücksicht und dankbarer Wärme für das Andenken Ihres seligen Vaters, meines theuren trefflichen Freundes, beschuldigen — dann rechnen Sie mir etwas zum Verbrechen an, wofür ich so wenig verantwortlich bin wie für die Farbe meines Haars oder die Umrisse meines Gesichts. Sie legen mir etwas zur Last, was vielleicht der Fluch meines ganzen Daseyns ist, nämlich ein Herz, welches außer Standes ist, für irgend ein lebendes Wesen eine starke Zuneigung oder eine aufrichtige Freundschaft zu empfinden und zu hegen. Sehen Sie mich an: ich stehe mit 35 Jahren ganz allein da, ungeliebt und ohne Neigung für jemand, ohne irgend ein Band, das ich nicht ebenso leicht zerreißen kann, wie ich meine Reisekoffer packe oder eine Wirthszeche in einem Gasthofe bezahle. Mein Leben ist in seinen glücklichsten Bezügen ein trauriges: eine öde unfruchtbare Gegenwart, welche weder auf eine schönere Vergangenheit zurück noch nach einer glücklicheren Zukunft vorwärts blicken kann ...." Seine sonst so wohlklingende Stimme war allmählig zu einem herzerschütternd traurigen Ton herabgesunken, und er stierte düster auf den Teppich, dessen verschlungenes Muster er mit der Spitze seines Spazier-

stöckchens nachfuhr. — „Aber Sie wollten ja einige Fragen an mich richten, Frau Dalton?“ setzte er nach einer Weile aufblickend hinzu.

„Allerdings; erlauben Sie mir denn, einige solche zu stellen, Herr Margrave. Als ich Herrn Dalton heirathete, welche Bestimmungen wegen des Vermögens wurden da getroffen? Sie gaben mir damals keine Auskunft hierüber, und ich unterließ mich darnach zu erkundigen, da ich in allen geschäftlichen Dingen so ganz unerfahren war, und überdieß Herrn Dalton für einen durchaus ehrenhaften Mann hielt.“

„Welche Bestimmungen wegen des Vermögens?“ wiederholte Horace, als wäre dieß die allerletzte Frage, welche er von ihr erwartet hätte.

„Ich meine mein eigenes Vermögen,“ erwiderte sie; „wie viel davon ward auf mich eingetragen?“

„Kein einziger Pfennig,“ erwiderte er in solch gleichgültigem Tone, daß sie darob zurückprallte. „Auch nicht Ein Pfennig,“ fuhr er fort; „in dem Testament Ihres seligen Onkels war nirgends von einer derartigen Bestimmung die Rede. Er vermachte sein Geld Ihnen, aber unter der Bedingung, daß Sie es mit seinem geliebten Adoptivsohne Henry Dalton theilten. Dieß beweist nicht nur eine innige Liebe, sondern auch ein unbedingtes Vertrauen zu dem jungen Manne. Dem Manne, der sein Vertrauen besaß, konnten Sie auch das Ihrige schenken, Frau Dalton, und darum traf er keinerlei spezielle Verfügungen. Ihr Vermögen ausscheiden oder es auf Ihren Namen eintragen lassen, hieße das Testament Ihres Oheims für nichtig erklären, und darum schlug ich auch keinerlei derartigen Bestimmungen vor. Ich mag darin vielleicht nicht nach Art eines Advokaten gehandelt haben, meine liebe Ellinor; aber ich habe meines Bedünkens darin auf diejenige Weise gehandelt, welche allein mit der liebevollen Fürsorge Ihres verstorbenen Oheims für diejenigen beiden Personen, die ihm am nächsten standen und am werthesten waren, verträglich ist.“

„Henry Dalton ist also der einzige Besitzer oder Herr meines — unseres Vermögens?“ fragte sie lebhaft?“

„Als Ihr Gatte, ja, ganz entschieden.“

„Und er darf auch das Gut Arden verkaufen, wenn er will?“

„Allerdings darf er es nach Belieben veräußern, denn es ist weder ein Majorat noch die Erbfolge an demselben auf gewisse Personen beschränkt, Frau Dalton.“

„Nun denn, so muß ich Ihnen mittheilen, Herr Margrave, daß Henry Dalton sich wirklich mit dem Gedanken trägt, das Gut zu verkaufen,“ erwiderte sie mit einem zürnenden Blitz ihrer Augen und schaute ihren frühern Vormund an, als ob sie auch von ihm ein Zeichen lebhafter Entrüstung erwarte.

„Jenun, meine liebe Frau Dalton,“ erwiderte ihr Horace so kalt und gleichgültig als möglich; „ich vermag Ihren Gatten nicht zu tadeln, wenn er zu diesem vernünftigen und praktischen Entschlusse gekommen ist. Arden Hall ist eines der ödesten, langweiligsten und zerfallensten alten Herrenhäuser in ganz England. Es sieht sehr aristokratisch aus, aber seine bauliche Unterhaltung verschlingt jährlich ungeheure Summen. Es hat prachtvolles geschnitztes Eichenholzgetäfel, aber erbärmliche Domestikenzimmer; drei geheime Treppen aber keinen einzigen guten Ofen; es hat sechs Zimmer mit Gobelinstapeten, aber kein Badezimmer; es hängen zwölf Leonardo da Vinci und andere Kabinetstücke großer italienischer Meister darin, aber im ganzen Hause ist keine Thüre oder Fenster, die nicht einen meuchelmörderischen Luftzug von dem scharfen Nordostwinde einließen; es hat einen Wildpark und keine Hirsche darin; drei Wildhüterhäuschen und nicht so viel Kaninchen oder Fasanen, daß sie auch den bescheidensten Wilddieb in Versuchung führen könnten! — Nein fürwahr! Herr Dalton kann nichts Vernünftigeres thun, als Arden Hall verkaufen; aber leider ist Ihr Gatte nicht der Mann, für welchen ich ihn halte, falls er darauf rechnet, dafür einen Käufer zu finden!“

Ellinor betrachtete ihn mit einer guten Dosis Erstaunen und Geringschätzung, als sie erwiderte: „Aber dieser Mangel an Gefühl, diese Lieblosigkeit, dieses Vergehen gegen das Andenken meines armen Oheims!“

„Nicht doch, meine liebe Frau Dalton! Das Andenken Ihres armen Onkels wird um keinen Deut höher in Ehren gehalten, wenn Sie im Besitze des unbehaglichen baufälligen Hauses bleiben. Wann erklärte Dalton Ihnen seinen Entschluß, Arden zu verkaufen?“

„Bei der Rückkehr von unserer Hochzeitreise. Ich machte den Vorschlag, unsern Aufenthalt dort zu nehmen, — d. h. natürlich außer der Saison.“

„Und Er?“ fragte Horace begierig.

„Erwiderte mir, es könne gar niemals davon die Rede seyn, daß wir unsern Aufenthalt dort nähmen, da das Gut verkauft werden müsse.“

„Und Sie erkundigten sich nicht nach den Gründen dieser bestimmten Weigerung?“

„Oh doch,“ erwiderte Ellinor; „ich verlangte sie zu erfahren, aber er entgegnete mir, er sey außer Stande, mir seine Gründe zu nennen, und werde mir sie vielleicht niemals angeben können. Er meinte, wenn ich ihn liebe, könne ich ihm vertrauen und glauben und insbesondere annehmen, daß der von ihm eingeschlagene Weg, wie seltsam er mir auch erscheinen möge, in Wirklichkeit der beste und weiseste sey, den er wählen könne.“

„Und dennoch zweifeln Sie, trotz dieser Versicherung, an Ihrem Gatten?“ fragte Horace ernst.

„Wie kann ich anders?“ rief sie; „er weigert sich, von dem Vermögen, das ich ihm zugebracht habe, mir auch nur einen Heller zu geben. Er, der Gatte einer reichen Frau, predigt mir immer Sparsamkeit, selbst in den unbedeutendsten Dingen. Ich darf mir kein Geschmeide, kein Gemälde, kein elegantes Stück Möbeln, keine Sammlung von Treibhauspflanzen wünschen, denn, wenn ich dieses thue, sagt er mir sogleich, es gehe über seine gegenwärtigen Mittel und ich müsse warten, bis wir über ein größeres Einkommen verfügen könnten. — Und dann hängt er so sehr an seinem Berufe, daß ihm dieser tausendmal lieber ist als ich. Kein armer An-

walt ohne Praxis und Vermögen, der eine Mutter und Schwester zu unterstützen hat, arbeitete jemals strenger als er oder widmete sich mit einer eifrigeren gewissenhafteren Hingabe als er der aufreibenden Routine des Advokatenstandes."

„Ellinor Dalton," entgegnete Margrave; „Ihr Gatte ist ein so gewissenhafter, rechtschaffener und hochsinniger Mann, als jemals einer den vergifteten Hauch des Menschenlebens eingesogen hat. Ich nehme mir selten die Mühe, eine leidenschaftliche Versicherung abzugeben, aber um so eher dürfen Sie nun, wo ich es thue, mir glauben, wenn es in Ihrer Macht steht! Glauben Sie mir selbst, wenn Sie ihm nicht glauben können!"

„So sind also auch Sie gegen mich?" rief Ellinor schmerzlich. „Oh, glauben Sie mir, ich gräme mich nicht des Geldes wegen, denn mein Herz hängt nicht daran. Auch hadere ich nicht um den Besitz des Vermögens mit ihm, sondern der Muth entsinkt mir nur bei dem Gedanken, daß ich einem Manne verbunden bin, den ich weder achten noch verehren kann. Ich verlange ja gar nicht ihn zu lieben," setzte sie halb im Selbstgespräche hinzu, „aber ich habe den lieben Gott inbrünstig gebeten, er möge mich in den Stand setzen, meinen Gatten wenigstens zu achten!"

„Das dürfen Sie auch, Ellinor; ich kann Ihnen nicht sagen, daß Sie ihn verkennen ...."

In diesem Augenblick erscholl ein rascher fester Schritt auf der Treppe, und alsbald trat Henry Dalton selbst in's Zimmer. Mit heiterem fröhlichem Gesichte trat er auf seine Frau zu, aber beim Anblick Horace Margrave's prallte er verdüstert zurück, und hub an: „Herr Margrave, wenn ich nicht irre, war es ein Theil unseres Abkommens, daß ...."

„Daß ich niemals Ihre Schwelle überschreiten sollte — so ist es," ergänzte Margrave.

Ellinor betrachtete abwechselnd beide mit blassen erschrockenen Zügen und rief: „Henry, Henry, in's Himmels Namen, was hat dieß zu bedeuten?"

„Nichts, meine liebe Ellinor, was Dich im Mindesten berührt. Eine geschäftliche Verabredung zwischen Herrn Margrave und mir — sonst nichts," gab er zur Antwort.

Seine Gattin wendete geringschätzig ihren Blick von ihm ab und zu Horace Margrave und legte ihre Hand auf das Schnitzwerk der Lehne des Stuhls, auf welchem dieser saß. Diese Geberde, an sich so unbedeutend, sagte so beredt und deutlich als nur Worte es zu sagen vermöchten: Ich traue ihm dennoch, Dir und der ganzen Welt zum Trotz! — Dieser Akt bleibt auch von Henry Dalton nicht unbemerkt, der seiner Gattin einen strengen vorwurfsvollen Blick zuwirft und dann gegen den Gast bemerkt: „Unter solchen Umständen, Herr Margrave, hätten Sie ...."

„Allerdings kein Recht gehabt, hieher zu kommen, — zugegeben! und ich wäre auch nicht hier erschienen, wenn nicht ...." Er zögerte zu vollenden und warf einen scheuen Blick auf die junge Frau.

„Daß Herr Margrave hieher kam, geschah auf meine Bitte," fiel sie hier ein; „ich schrieb an ihn und bat ihn um seinen Besuch. Aber was bedeutet denn all dieß, Dalton? Was für ein Geheimniß steckt hinter diesem räthselhaften Benehmen? Soll ich meinen ältesten und besten Freund hier in meinem Hause und unter meinen Augen beleidigen lassen?"

„Eine verheirathete Frau hat keinen andern Freund als ihren Gatten, und ich bin nun einmal nicht gesonnen, Herrn Margrave als Gast in unserm Hause zu empfangen," erwiderte Henry Dalton kalt und entschlossen.

„Ich werde Ihnen nicht länger mit meiner Gesellschaft zur Last fallen, Herr Dalton — guten Morgen!" sagte Margrave aufstehend und ging langsam nach der Thüre; er hatte schon die Hand auf der Klinke, da drehte er sich noch einmal um und sagte mit einem Tone mühsam verhaltener Bewegung in seiner Stimme zu Frau Dalton: „Ellinor, reichen Sie mir noch einmal die Hand!" Sie streckte ihm beide Hände entgegen, die er leidenschaftlich erfaßte; dann beugte er seinen dunklen Kopf einen Augenblick über beide und sagte: „Vergeben Sie mir, Ellinor, und leben Sie wohl!" damit ging er.

Sie eilte ihm nach bis zur Treppenanlände und rief: „Herr Margrave! Vormund! Horace! kommen Sie zurück — kommen Sie, wenn auch nur auf einen Augenblick!"

Herr Dalton folgte ihr, erfaßte ihr zartes Handgelenke mit starker Hand und führte sie in den Salon zurück. „Ellinor Dalton, wähle zwischen jenem Mann und mir!" sprach er mit tiefer Gemüthsbewegung. „Suchst Du Deine Bekanntschaft mit ihm noch einmal zu erneuern oder unterhältst Du irgend welchen Verkehr mit ihm, der nicht durch meine Hand geht, so sind wir geschieden für immer!"

Ellinor sank schluchzend in einen Stuhl. „Mein einziger, mein einziger bester Freund, und ihn so scheiden sehen zu müssen!" rief sie.

Dalton stand in einiger Entfernung von ihr, und beobachtete sie ernst und traurig, als sie in diesen ungestümen Ausruf der Leidenschaft ausbrach. — „Welch ein Elend, welch ein unseliger trauriger Zustand! und keine Hoffnung auf eine Aenderung, keine Aussicht auf ein Ende desselben!" sagte er laut.

4. Die Begegnung am dritten Orte.

Henry Dalton erzielte in seinem Beruf ganz ungewöhnliche Erfolge. Alte, greise, gewiegte Richter sprachen bei ihrem Glas Portwein nach Tische von dem wundersamen Scharfblick, welchen der junge Advokat in den wichtigsten, schwierigsten und verwickeltsten Rechtsfällen entwickle. Zwei, drei Jahre vergingen, und der Name Dalton begann in den nördlichen Gerichtsbezirken Bedeutung zu erlangen. Der grauende Morgen fand ihn zuweilen noch an der Arbeit in seinem Studierzimmer, während seine hübsche junge Frau auf einem glänzenden Hausballe tanzte oder auf die süßlichen Plattheiten eines ihrer zahlreichen Bewunderer oder stillen Anbeter lauschte. Sich unglücklich fühlen, hieß bei Ellinor Dalton leichtsinnig seyn. Ihre Natur war eine jener ungestümen, leicht erregbaren, welche nicht im stillen Kreise eines einsamen Hauswesens über ihre vermeintlichen Leiden zu brüten vermögen. Sie

wähnte sich schwer beeinträchtigt durch ihres Gatten Sparsamkeit und kalte Zurückhaltung, und suchte in den heitersten Kreisen der Londoner fashionablen Welt jenen Frieden, welcher nie an ihrem öden kalten Heerde geweilt hatte.

„Sein Beruf gilt ihm alles," pflegte sie zu sagen. „Da er sich nicht um mich kümmert, so bleibt mir wenigstens die vornehme Welt und die Gesellschaft; und wenn ich nicht geliebt werden kann, so will ich ihm wenigstens jedenfalls beweisen, daß ich mir noch Bewunderung verschaffen kann." In manchen Häusern, deren beständiger Gast sie war, ging Horace Margrave ebenfalls als gern gesehener Hausfreund aus und ein, denn der weltgewandte, vornehme, reiche, geistvolle und unvermählte Advokat war überall willkommen, wo eine Mama heirathsfähige Töchter oder ein Vater Geld anzulegen oder Hypotheken zu erwerben hatte. Gegen ihn war Ellinor's Betragen immer unwandelbar dasselbe. — „Dalton," pflegte sie zu ihrem Gatten zu sagen, mit welchem sie nachgerade auf den Fuß vornehm-gleichgültiger Wahrung des Scheins von gutem Einverständniß zu stehen gekommen war, — „Sie können Herrn Margrave den Zutritt in Ihrem Hause verweigern und mir den Briefwechsel mit ihm verwehren. Ich kann Ihnen das Recht zu einem solch strengen Verfahren nicht bestreiten; aber den Glauben und das Vertrauen in den Freund meines verstorbenen Vaters vermögen Sie mir nicht zu nehmen. Sie sind nicht im Stande, meinen Empfindungen gegen den Freund meiner Kindheit und Vormund meiner Jugend Zwang anzuthun."

Allein Ellinor fand, daß Horace Margrave sich allmählig immer seltener in jenen Häusern sehen ließ, welche sie besuchte, und nur selten begegnete sie mehr dem hochgewachsenen stattlichen Manne, dessen schwarzer Lockenkopf die übrigen Männer stolz überragte; und selbst, wenn sie mit ihm zusammentraf, konnte ihr nicht entgehen, daß er ihr auszuweichen versuchte, wenn seine Stimme auch noch immer liebreich und sanft war, und daß er es zu keiner Vertraulichkeit mehr zwischen ihr und ihm kommen lassen wollte. Im dritten Jahre ihrer Ehe hörte sie zufällig, Horace Margrave reise in der Schweiz und habe die ganze Besorgung seines ausgedehnten Geschäfts seinem jüngern Associé überlassen.

Der Herbst des dritten Jahres ihrer Ehe war herangekommen, und Ellinor und ihr Gatte verweilten auf dem Landsitze ihres Freundes Sir Lionel Baldwin. Seit jenem Auftritt zwischen Horace Margrave und Henry Dalton in dem Salon Ellinor's in Hertford Street, hatte Horace natürlich die Behausung Dalton's nicht mehr betreten und es hatte seither auch keinerlei Erörterung zwischen den beiden jungen Gatten stattgefunden. Nach jenem Auftritt war Henry Dalton vor seiner schluchzenden Frau auf die Kniee niedergesunken und hatte sie inständig gebeten an seine Ehre und Treue zu glauben und überzeugt zu seyn, daß er für alle seine Handlungen so triftige und uneigennützige Beweggründe habe, daß er jederzeit für dieselben einstehen könne. Er betheuerte ihr auf das kräftigste, daß die Heirath von seiner Seite ganz auf Liebe gegründet gewesen, daß er von keinerlei habsüchtigen Erwägungen getrieben worden sey, und daß wenn er ihr nun das Geld vorenthalte, auf welches sie anscheinend so ein gegründetes Anrecht besitze, es nur geschehe, weil es nicht in seiner Macht stehe, ihr dasselbe in Fülle zur Verfügung zu stellen. Allein seine Vorstellungen waren vergebens. Ellinor hatte von Anfang an ein Vorurtheil gegen ihn gehegt, und ihm nur eine kurze Zeit getraut, um sodann, als sich ihr der erste gegründete Argwohn gegen ihn aufdrängte, noch vollständiger als jemals an ihm zu zweifeln. Sie war in ihrer Neigung zu einem andern, deren Innigkeit sie sich vielleicht kaum selber zu gestehen wagte, so sehr gekränkt worden, daß ihr Gefühl für Henry Dalton beinahe an Abscheu grenzte. In ihren Augen und vor ihrem Kastengeiste war Henry eben eine gewöhnliche Natur, ein Mensch aus niederem Stande, ein Emporkömmling, zumal wenn sie ihn mit dem eleganten, vornehmen, glatten Horace Margrave verglich. Gerade jene guten Eigenschaften, welche Andere an Henry Dalton schätzten: sein schlichter praktischer Verstand, seine einfachen treuherzigen Manieren, sein reges Streben, und seine ausdauernde, energische, unermüdliche Hingabe an einen Beruf, für welche seine Gattin keine Sympathie hatte, — alle diese widerstritten ihrem romantischen und enthusiastischen Temperament und verblendeten sie gegen seine wirklichen Vorzüge. Die Welt, welche bald hinter alles kommt, lernte binnen Kurzem die excentrischen Bedingungen von Herrn Arden's Testament und die Umstände kennen, unter welchen Henry Dalton die junge schöne Erbin geheirathet hatte, und nahm schon aus Neid Partei gegen Dalton. Man sprach von seinem unverdienten Glücke bei dieser Heirath, man meinte die junge Frau bemitleiden zu müssen, welche so das Opfer der Laune eines alten Verwandten und einer Konvenienz-Heirath geworden war; denn daß dieß der Fall sey, ward ja durch Ellinor's offenkundige Gleichgültigkeit gegen Dalton genugsam bestätigt; und schon aus Kastengeist nahm die leichtsinnige, vornehme Welt unverholen Partei gegen den jungen Emporkömmling und Eindringling in die höheren Kreise.

Henry Dalton und seine Frau waren ungefähr seit einer Woche in Baldwin Court zum Besuch, als Berufsgeschäfte den jungen Advokaten nöthigten, schnell nach London zu reisen und seine junge Frau einstweilen unter dem Schutze seiner alten Freunde, der Familie Baldwin, zurückzulassen.

„Sie werden sich hier glücklich und behaglich fühlen, liebe Ellinor," sagte Henry Dalton zu seiner Frau; „das Haus ist voll angenehmer Gäste und Sie selbst sind ja bekanntlich der Liebling von Sir Lionel und Lady Baldwin. Und mich werden Sie nicht vermissen," setzte er mit einem Blick auf ihr gleichgültiges Gesicht seufzend hinzu.

„Nein, fürwahr! hierüber brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen, Herr Dalton," versetzte sie kalt. „Ich bin nicht gewöhnt, Ihre Zeit oder Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Ich weiß sehr gut, auf wie wenig Rücksicht von Ihrer Seite ich rechnen darf, wo Ihre Berufspflichten in's Spiel kommen."

„Ich würde nicht so angestrengt arbeiten, wenn ich nicht dazu gezwungen wäre, Ellinor;" sagte er mit einer leicht vorwurfsvollen Betonung.

„Dieß vermögen Sie besser zu beurtheilen, als ich, Herr Dalton," erwiderte sie kühl. „Ich habe kein Verlangen, mich in Ihre Geheimnisse einzudrängen, und lasse Ihnen vollkommen freie Hand."

Damit schieden beide; sie sagte ihm mit ebenso viel vornehmer Artigkeit und Gleichgültigkeit Lebewohl, als ob er ihr Juwelier oder Lieferant gewesen wäre. Als der leichte Phaëton ihn nach der Eisenbahnstation davon trug, warf er einen langen traurigen Blick zu den Vorhängen des Zimmers seiner Gattin hinauf und murmelte vor sich hin: „Ich bin nur begierig, wie lange dieses unverdiente Elend, dieses grausamste aller Mißverständnisse noch dauern wird!"

Am Morgen nach Herrn Dalton's Abreise öffnete Sir Lionel Baldwin am Frühstückstisch die Briefmappe und rief plötzlich mit einer Mischung von Ueberraschung und Vergnügen: „Ah, sehen Sie 'mal, unser verirrter Wanderer ist wieder heimgekehrt! Da finde ich unter den Briefen an mich Einen, den ich an der kühnen gewandten Handschrift für denjenigen unseres Freundes Horace Margrave erkenne. Er trägt den Poststempel von London; unser glänzender Zugvogel ist also wieder heimgekehrt." Sir Lionel theilte den Gästen die für sie bestimmten Briefe aus, und öffnete dann seine eigenen, verschob aber denjenigen von Horace Margrave bis zuletzt. — „Das ist köstlich!" rief er; „Horace wird morgen Abend hier eintreffen!"

Ellinor Dalton's Wange erblaßte bei dieser Ankündigung, denn der geheimnißvolle Zwist zwischen ihrem ehemaligen Vormund und ihrem Gatten trat ihr wieder vor die Seele. Sie sollte also Horace hier und allein wieder begegnen. Jetzt oder niemals wollte sie jenes Geheimniß kennen lernen, welches die beiden Männer vor ihr hatten und hinter welchem ohne Zweifel irgend eine Gemeinheit von Seiten Henry Dalton's, des Sohnes eines armen Landarztes, steckte.

Das Erscheinen Margrave's in diesem Kreise ward als ein ungemeiner Gewinn angesehen, nicht blos von Seiten der Wirthe, sondern auch von Seiten der Damen. Die Herren waren nicht so enthusiastisch für ihn, denn namentlich die jüngeren fühlten, daß sie durch ihn rasch verdunkelt werden würden. Einer der jüngeren Herren, ein angehender Beamter aus einem der Ministerien, meinte sogar, man werde sich in den Erwartungen von Horace Margrave einigermaßen getäuscht finden. Er habe ihn im Laufe des Sommers in den Walliser Alpen und am Genfer See getroffen und sey ordentlich erschrocken über die Veränderung, welche mit Horace vorgegangen sey.

„Eine Veränderung? in wie fern denn?" fragten die Gäste und Ellinor fühlte, daß ihre Wange noch blässer ward.

„Je nun," meinte der junge Herr, „Horace Margrave ist nicht mehr der elegante, heitere, gewandte Lion der guten Gesellschaft, der er vordem war. Er ist finster und verstört, ungesellig und düster. Er hatte in seinem Wesen etwas — ich weiß nicht wie ich es nennen soll — etwas Mysteriöses, Unheimliches, etwas von Byron'schem Weltschmerz. Er kommt mir vor wie eine verdammte Seele, wie . . . ja fürwohr, wie der Ewige Jude. Ein tiefer Schmerz ist unverkennbar über ihn hingegangen, und wenn er nicht Horace Margrave wäre, der vollendetste Gentleman, den ich kenne, so möcht' ich sagen: er sieht aus wie das leibhaftige böse Gewissen, wie jemand der einen Mord auf der Seele hat."

„Sie sind ein Narr, Sir Archibald;" rief Sir Lionel Baldwin dem Erzähler zu. — „Horace ein Mörder? welche verrückte Idee! — Wahrscheinlich ist Margrave krank, denn er sagte mir bei seiner Abreise in die Schweiz, er fühle sich leidend und verlasse England nur, weil er einer Luftveränderung, einer absoluten Ruhe und Erholung bedürfe. Wir wissen ja alle, daß Margrave an der Leber leidet."

„Nun ja, es mag Krankheit seyn — daran habe ich nicht gedacht," erwiderte Sir Archimbald Beechgrove. „Er sah elend genug dazu aus; und es ist bisweilen schwer, die Grenze zwischen einem schuldigen Gewissen und einer Leberkrankheit zu ziehen. Mag seyn, daß seine kranke Leber allein dieses verstörte Aussehen verschuldet; ich bin kein großer Physiognomiker, aber soviel will mich doch bedünken, daß es nicht blos ein körperliches, sondern auch ein tiefes Seelenleiden ist, was diese Veränderung zuwege gebracht hat."

„Vielleicht eine unglückliche Liebe!" lächelte eine Wittwe in mittleren Jahren, welche aus ihrer stillen Neigung für Horace kein Hehl machte.

„Meine Damen und meine Herren, unser Grübeln führt zu nichts, und ich bin überzeugt, die Schilderung unsers werthen Freundes Sir Archibald Beechwood ist ziemlich hoch kolorirt. Warten wir ab, was unsere eigenen Augen sehen werden, und fragen wir dann unsern glänzenden Horace selber um den Grund. — Bah, Horace ein böses Gewissen, Horace ein Mörder! Lächerlich! — wenn jedermann ein so gutes Gewissen hätte wie Horace Margrave, mein lieber Archie, so wäre die Welt mehr mit Ehrenmännern bevölkert. Ich kenne ihn von Kindesbeinen an; es hat nie eine edlere, bravere Seele gelebt, als er ist." —

Diese Erklärung schnitt alle weiteren Erörterungen ab, und man sah der Ankunft eines solch vortrefflichen Gesellschafters mit Begierde entgegen. Ellinor allein hegte vage Befürchtungen. Ihr dünkte es ganz klar, daß Horace Margrave's verdüsterte Stimmung nicht nur von körperlichen Leiden herrühre, sondern daß ein stiller Liebeskummer sich darein mische. Sie liebte ihn noch immer, obschon sie es sich niemals ganz gestand; sie redete sich ein, auch er habe sie treu und warm geliebt und ihr nur seine Neigung verhehlt, um sie nicht zum Verzicht auf die Hinterlassenschaft ihres Oheims zu bewegen und um nicht Henry Dalton in den Weg zu treten, welcher, wie sie sich längst klar geworden, irgend eine heimliche und mysteriöse Uebermacht über Horace besaß. Ellinor verbrachte daher zwei unglückliche Tage unter Grübeln und Zweifeln, die sie doch in ihrer tiefsten Brust verschließen mußte.

Am Abend des zweiten Tages um die Zeit wo die frühe Dämmerung sich über den schönen Park von Baldwin Court herabsenkte, saß Ellinor allein in einem kleinen boudoir-artigen Salon, welcher neben dem großen Salon in einer Ecke des

Hauses lag und durch eine Glasthüre mit den Gewächshäusern und namentlich mit einem geräumigen Wintergarten von Glas und Eisen in Verbindung stand. Dieses reizende kleine Gemach war Ellinor's Lieblingsaufenthalt, wohin sie sich immer zurückzog, wenn sie der größern Gesellschaft entfliehen wollte. Das Boudoir hatte nur ein einziges Erkerfenster und war mit ausgezeichnetem Geschmack möblirt. Eine Portière von Seidendamast versteckte jene Glasthüre nach dem Wintergarten, welcher eine Thüre auf die Schloßterrasse hatte. Das Erkerfenster gewährte die Aussicht auf den Rasenplatz und den Teich und auf den golden glühenden Abendhimmel gen Westen. Hier saß sie denn im Zwielicht, sinnend und träumend, voll banger Erwartung auf die Begegnung mit Horace, den sie schon seit acht Monaten nicht mehr gesehen hatte. Die Herren waren im Billardzimmer, um eine Wettparthie zwischen zwei gewandten Spielern ausmachen zu sehen. Die Damen waren auf ihre Zimmer gegangen, um ihre Toiletten zum Diner zu machen. Ellinor dagegen hatte sich heute früher angekleidet als sonst und war ganz allein. Es war schon zu dunkel um zu lesen aber zu arbeiten, und sie war zu müde und indolent und gleichgültig um nach Licht zu klingeln; so saß sie denn, die Hände müssig in den Schoos gelegt, in einem Lehnstuhl, schaute zerstreut in die purpurne und goldene Gluth des Westhimmels und dachte vielleicht an Horace.

Plötzlich weckte ein leichter Schritt, der auf dem weichen Teppich halb erstarb, sie aus ihrem Sinnen und mit einem Seitenblick nach dem Spiegel über dem Kamin sah sie in demselben den Reflex von Horace Margrave's bleichem und verstörtem Gesicht. Er trug einen weiten dicken Ueberrock und hatte einen leichten Reisehut in der Hand; offenbar war er so eben erst angekommen und in den großen Salon getreten. Er prallte zurück als er eine Dame in dem Boudoir sah, aber er erkannte Ellinor nicht, weil das Licht nicht auf ihre Züge fiel. „Vergebung, Madame, wenn ich Sie gestört habe," sagte er; „aber ich habe mich überall nach Sir Lionel umgesehen."

„Herr Margrave, erkennen Sie mich nicht? Ich bin es ja, Ellinor," stammelte sie.

„Ellinor — Frau Dalton — Sie hier?" rief er überrascht und der Hut entsank seiner kleinen Hand. „Ich hörte Sie seyen in Paris, sonst würde ich nicht gewagt haben .... nein, niemals."

Zum ersten Mal in ihrem Leben sah Ellinor Dalton den weltgewandten Horace Margrave so aufgeregt, daß die steinerne Maske eleganter Indifferenz und weltmännischer Kaltblütigkeit, die er gewöhnlich trug, von seinem Gesichte fiel und ihn ganz so sehen ließ, wie er war.

„Es befremdet Sie also, mich hier zu sehen, Herr Margrave?" fragte sie ängstlich. „Und wie verändert finde ich Sie! Ja, diese Herren hatten gestern früh, als sie von der Veränderung sprachen, welche mit Ihnen vorgegangen sey, recht. Sie sind so blaß, so verstört, Sie müssen sehr krank gewesen seyn!"

„Allerdings, es war ein harter Anfall," erwiderte Horace, der inzwischen seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen hatte, und ließ sich nachlässig in einen Stuhl sinken; „ich litt an Fieber, Erschöpfung, an hunderterlei Dingen, für welche die Aerzte gar keinen Namen hatten. Ja, meine Krankheit machte den Doctoren so viel zu schaffen, daß sie mich sogar überzeugen wollten, ich habe Nerven, — wie eine junge Dame, die ein schmucker Offizier hat sitzen lassen oder der die Eltern die Heirath mit einem armen Pfarrgehülfen nicht erlaubt haben. Ein nervöser Advokat! Liebe Frau Dalton, können Sie sich etwas Abgeschmackteres denken? — Mein Hausarzt bestand jedoch darauf, daß ich mein Reisebündel schnüre und nach der Schweiz reise, um mich an den Herrlichkeiten der Natur wieder zu erholen; und ich war der Akten und Prozesse und Termine so herzlich überdrüssig, daß ich seinen Rath mit Vergnügen befolgte und sogleich mich auf den Weg nach Genf machte."

„Und diese Schweizerreise hat Sie wieder hergestellt?" fragte Ellinor theilnehmend.

„O ja, vielleicht einigermaßen, wenn auch nicht ganz, beste Frau Dalton. Sie können selbst bemessen, daß ich noch nicht sehr kräftig bin, wenn sogar die angenehme Ueberraschung, meiner frühern Mündel so unerwartet zu begegnen, beinahe für meine allzu empfindlichen Nerven zuviel ist. Aber sagten Sie nicht vorhin, meine liebe Frau Dalton, man habe gestern hier von mir gesprochen?"

„O ja, ganz gewiß, mein lieber Vormund; als Sir Lionel gestern beim Frühstück ankündigte, daß Sie hieher kämen, erzählte einer der Herren, er habe Sie in der Schweiz getroffen, Sie sähen so krank und unglücklich aus!"

„Unglücklich?! Ach ja, meine liebe Frau Dalton, es ist ein rechtes Unglück für einen Mann, wenn er eine angeborne Blässe und ein dunkles Haar hat! Die Welt besteht dann darauf, aus ihm ein innerlich vernichtetes Wesen zu machen, dem irgend ein metaphysischer Wurm oder ein Gewissensbiß am Herzen nage. Ich reibe mich beinahe auf in der Bearbeitung irgend eines schwierigen Falles, wo irgend ein langweiliger alter Mann seinem jüngsten Sohn in einem Codicill auf einem halben Bogen Briefpapier die Summe von vierzigtausend Pfund vermacht hat; und die elegante Welt, welche mich in der Schweiz auf einer Erholungsreise betroffen findet, kehrt nach Hause zurück und schildert mich als unglücklich. Ist das nicht recht fatal?" fuhr er mit einer schneidenden Selbstironie fort; „hätte ich rothes Haar und dicke rothe Backen, so könnte ich alle drei Monate mein Herz brechen, ohne daß jemand sich um diesen Bruch kümmerte!"

Ellinor schaute ihn voll inniger Theilnahme an und erwiderte mit einer Stimme, welche wider ihren Willen etwas unsicher war: „Mein lieber Herr Margrae, ich bin eigentlich schon eine alte verheirathete Frau, und glaube mich wohl erkühnen zu dürfen, auf diese Thatsache hin mit aller Offenheit zu Ihnen sprechen zu dürfen, nicht wahr?"

„Gewiß, Madame, reden Sie ganz unumwunden!" versetzte Margrove und seine Wimpern zuckten unwillkürlich, als seine Lider sich schwer über die hübschen braunen Augen senkten und seine Hand nachlässig mit dem Reisehütchen spielte.

„Wohlan denn, so will ich Sie wieder meinen lieben Vormund nennen, Herr Margrave — ich will Ihnen jenen alten

Namen geben, mit dem ich Sie meines Wissens zum ersten Mal an dem Tage nannte, wo mein armer Vater begraben ward. Ach," fuhr sie leidenschaftlich fort, — „wie gut erinnere ich mich noch jenes traurigen, öden, furchtbaren Tages! Mir ist als sähe ich Sie noch, wie ich Sie damals sah, in der tiefen Fensternische des kleinen Studierzimmers in der lieben theuren schottischen Heimath stehen und mit den dunklen traurigen Augen so wehmüthig und mitleidig auf mich herunterblicken. Ich war damals noch ein solches Kind. Mir ist als höre ich noch Ihre leise tiefe Stimme wie Sie an jenem Tage zu mir sagten: ‚Ellinor, Ihr seliger Vater hat Sie als ein theures Vermächtniß feierlich in meine Hand gegeben. Ich mag vielleicht nicht so gut noch von so vortrefflichen Grundsätzen seyn, wie ich dem vertrauensvollen Gemüthe Ihres Vaters erschien; es mag vielleicht etwas von angeborener Schwäche und Unentschlossenheit in meinem Charakter liegen, was mich nicht eben zum geeignetsten Manne für ein solch verantwortliches Amt machen mag. Allein ich fühle das Zutrauen, welches in den Worten des Sterbenden lag, und die Pflicht, welche er er mir übertrug, so tief und lebhaft, daß ich Ihnen gelobe bei meiner Hoffnung auf den Himmel, bei dem mir so heiligen Andenken des Todten, bei meiner Ehre als Mann und Advokat: ich werde die mir übertragenen wichtigen Pflichten so gewissenhaft erfüllen, wie es nur von einem rechtschaffenen Mann und ehrenhaften Gentleman zu erwarten ist . . .'"

„Ellinor, um's Himmels willen halten Sie ein!" rief er mit gebrochener Stimme und drückte die eine geballte Faust gegen sein abgewandtes Gesicht; „diese Erinnerungen sind furchtbar!"

„Ich weiß, es ist vielleicht Unrecht von mir, das Andenken jenes traurigen Tages wieder heraufzubeschwören," erwiderte Ellinor. „Sie sind jeder Pflicht Ihres Amtes treulich, rechtschaffen, gewissenhaft und edel nachgekommen. Allein jetzt ist es anders geworden zwischen uns; jetzt überlassen Sie mich gänzlich dem Manne, welcher nicht der Gatte meiner Wahl, sondern mir durch eine harte grausame Nothwendigkeit aufgedrungen worden ist. Sie thun alles was in Ihren Kräften steht, um uns beide einander fremd zu machen. Und dennoch, Horace, dennoch, mein Vormund, sind Sie nicht glücklich!"

„Nicht glücklich?" wiederholte er mit bitterm Lächeln und blickte zu ihr auf. „Meine liebe Frau Dalton, es ist ein kindisches Geschwätz um Glück und Unglück — zwei Worte, die nur in einem Roman von Frauenhand üblich sind, worin die Heldin durch zwei Bände und drei Kapitel unglücklich und dann im letzten Kapitel namenlos glückselig ist. Im praktischen Leben spricht man nicht viel von Glück und Unglück; unsere Bezeichnungen dafür sind Erfolg und Fehlschlagen. Ein Mann erringt sich eine hohe Stellung und hat Erfolg; oder er strebt sein ganzes Leben darnach und erringt sie doch niemals — je nun, er ist dann unglücklich. Aber ein glücklicher Mensch, liebe Ellinor! haben Sie jemals einen solchen gesehen?"

„Sie mystifizieren mich, Herr Margrave, aber Sie antworten mir nicht."

„Weil ich, um Ihnen zu antworten, erst mich selbst befragen muß, meine liebe Frau Dalton; und glauben Sie mir, es erfordert eine gute Portion Muth bei einem Manne, wenn er sich erkühnt, die Frage an sich selber zu richten, ob er auf dieser langweiligen Lebensreise den richtigen oder unrichtigen Weg eingeschlagen hat. Ich gestehe Ihnen, daß ich meine eigene Memmenhaftigkeit kenne, und bitte Sie daher, mich nicht dazu zu zwingen, daß ich mich muthig geberde!" Damit stand er auf, warf einen Blick auf seinen Aufzug und sagte: „Die Glocke zum Ankleiden für das Diner hat schon vor einer Viertelstunde geläutet, und Sie sehen mich hier noch im Reisekostüm — das ist Ihr Verschulden, Frau Dalton! Auf Wiedersehen beim Diner!"

Als Ellinor allein war, versank sie wieder in eine düstere Träumerei. „Was für ein Geheimniß steckt hinter dem ganzen Leben dieses Mannes?" murmelte sie vor sich hin; — „soll ich es wagen, diesen Schleier zu lüften? Doch nein, nein, ich habe kein Recht dazu."

(Fortsetzung folgt.)

Monaco, die Spieler-Residenz.

Von Aug. Bellmann.

(Schluß.)

In der Nähe von Monaco liegt das alte Schloß Carnolas, angeblich der Anfang oder das älteste Haus von Mentone, welches der berühmte Anton I. von Monaco erbaut und Honoré V. theilweise wieder abgetragen und umgebaut hat. Das erste Stockwerk ist noch palastartig und sehenswerth; es enthält viele Gemälde, besonders Ahnenbilder, und unter diesen die Bildnisse von Anton und seiner Gemahlin, einer Prinzessin aus dem Hause Lothringen-Armagnac. Außerdem sind hier noch die Familienbilder bis auf die Zeit von Karl X. herab, und unter Anderen auch das Portrait der schönen Italienerin, welche von ihrem künftigen Gatten, Honoré III., so bezaubert war, daß sie erklärte, sie werde entweder ihn heirathen oder in ein Kloster gehen; „O Monaco ò monaca" (entweder Monaco oder Nonne), ist der witzige Wahlspruch, den man ihr beimißt. Leider aber war sie als Gattin in der Liebe nicht so standhaft und ausdauernd als energisch, denn sie entlief später dem so geliebten und bezaubernden Manne mit einem Andern, hatte zahllose galante Abenteuer, und heirathete endlich im Alter von sechszig Jahren in England den Prinzen Condé, welchem sie bei seiner Auswanderung dorthin gefolgt war. Ihr erster Gatte focht tapfer in der Schlacht von Fontenoy, wo sein jüngerer, erst 18jähriger Bruder ein Bein verlor. Tapferkeit war eine erbliche Tugend in dieser Familie gewesen. Einer der Honorés hatte drei Galeeren ausgerüstet, mit welchen er zu Don Juan d'Austria's Flotte gestoßen war und tapfer vor Lepanto focht. Dagegen sagt man den Einwohnern von Monaco nach, sie haben sich ihren geschützten Hafen zu Nutze gemacht und in früheren Zeiten nach Barbareskenart Seeraub getrieben, was in jenen Tagen des Faustrechts vermuthlich für

gar kein Verbrechen, sondern für eine ganz natürliche und erlaubte Sache angesehen worden seyn mag.

Wenn man sich Monaco auf dem Landwege nähert und es zu Gesicht bekommt, so bewundert man zunächst seine prächtigen Wälle und Befestigungen, steigt dann an einem breiten Abhang hinab und gelangt an das mit einer militärischen Wache versehene befestigte Neu-Thor. Hier ist eine wunderschöne terrassirte Promenade, woselbst man die große Höhe bewundern muß, welche hier die Aloëpflanzen erreichen. Man kann hier auch die öffentlichen Concerte hören, welche das Orchester der Spielbankgesellschaft oder, wie sie euphemistisch heißt, des Cercle des étrangers à Monaco unter freiem Himmel gibt. An einigen Stellen zeigt der Weg an seinen Krümmungen noch die Ueberreste von Mauern, welche unverkennbar älter sind als die heutigen Befestigungen.

Die Pfarrkirche des heutigen Nicolaus enthält die Gruft der Fürsten von Monaco, wo ihre sterblichen Ueberreste aufbewahrt sind, während in einer Kapelle ihre Denksteine stehen — einfache Inschriften mit ihren Namen auf den Steinen von weißem Marmor. Die Stadt hat noch ein zweites offenes Thor und ein drittes, von einer Mauer mit Zinnen und Schießscharten vertheidigtes, welches auf den Paradeplatz, die sogen. Place d'Armes, mündet. Von dieser Esplanade aus hat man eine prachtvolle Aussicht, und das auf dem Felsen wurzelnde, gleichsam aus demselben herauswachsende Schloß erscheint so unvergänglich wie seine Grundlage. Das Schloß mit seinem ganzen Zubehör von Belfrieds, Thürmchen, Galerieen, Bogengängen, Höfen und Vorbauen hat beinahe einen maurischen oder orientalischen Anstrich. Unter dem Haupteingang prangt in Stein gehauen das Wappen der Familie mit dem Motto: „Deo juvante" (mit Gottes Hilfe). Welfen und Ghibellinen haben sich um dieses Schloß gestritten, an dessen Räumen manch düstere Sage haftet, von denen viele leider nur allzu sehr auf wirkliche Thatsachen gegründet sind. Oft ertönten diese Hallen vom fröhlichen Lärm der Gelage und Freudenfeste, häufiger aber waren sie der Schauplatz der blutigsten Thaten und finstersten Tragödien, wovon die Annalen der italienischen Fürstenhäuser überhaupt so reich sind. Einer der Fürsten ward gerade in dem Augenblick ermordet, wo Ludwig XII. von Frankreich alle die Ehren und Auszeichnungen bestätigt hatte, welche Karl VIII. dem Hause Monaco verliehen. Hier wurde sein Nachfolger durch den niederträchtigen Verrath seines eigenen Neffen erschlagen, eine düstere blutige That, welche dem Romanschreiber oder Trauerspieldichter einen dankbaren Stoff geben würde. Hier wurde der berühmte Augustin Grimaldi vergiftet. Hier hielt Kaiser Karl V. unter großem Pomp seinen Einzug und ward drei Tage lang unter fortwährenden Festlichkeiten bewirthet. Hier stattete Papst Julius III. einen denkwürdigen Besuch ab. Auch war es hier, wo der Dichter Petrarca verhaftet wurde, gerade in dem Augenblick, wo er sich nach Neapel einschiffen wollte. Die Gärten des Schlosses sind höchst merkwürdig, von großer Ausdehnung und trefflich unterhalten. In dem einen Theil des Schlosses wird noch die Chambre d'York, nämlich das Gemach gezeigt, worin im Jahr 1767 der junge Herzog von York starb; es ist um seiner Ausstattung und Verzierung willen merkwürdig, die noch ganz so erhalten ist, wie sie damals war. Die übrigen Gelasse dieses Theils des Schlosses sind neuerdings reparirt und renovirt worden. Im Archiv des Schlosses bewahrt man noch sorgfältig den Brief auf, welchen Georg III. an den Fürsten von Monaco geschrieben, den ich hier copire. Er ist französisch abgefaßt und lautet:

„Mon cousin! En m'apprenant la triste nouvelle de la mort de mon très-cher frère de Duc d'York, on ne m'a pas laissé ignorer en même tems vos soins assidus pour luy procurer tout ce que pouvait contribuer à son rétablissement ou à son soulagement, l'attachement que vous avez marqué pour celuy qui me touchait si près m'a pénétré des sentimens les plus vifs d'estime et de reconnoissance pour vous.

„Je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte garde et vous accorde toutes sortes de félicités. Je suis bien véritablement, mon cousin,

votre bien cousin,

George R." *)

Der Dank des Königs beschränkte sich aber nicht auf diesen freundlichen Brief allein, denn die Chronikschreiber des Hauses Monaco erzählen mit großem Vergnügen, daß der Fürst endlich auf dringende Einladungen hin einen Besuch in England gemacht habe und dabei mit Aufmerksamkeiten und Bezeugungen des innigsten Wohlwollens von Seiten des Königs von Großbritannien überhäuft worden sey. Georg III. machte dem Fürsten mehrere werthvolle Pferde zum Geschenk, welche seinem verstorbenen Bruder gehört hatten, und der junge Herzog von York folgte seinem Beispiele in gleicher Weise. In dem Archiv zu Monaco wird noch ein Brief aufbewahrt, welcher alle die Ehrenbezeugungen schildert, die dem Fürsten bei seinem Besuch der königlichen Schiffswerften x. zu Theil wurden, und das ganze kleine Fürstenthum scheint sich höchlich geschmeichelt gefühlt zu haben ob der auszeichnenden Aufmerksamkeiten, welche das mächtige England seinem Haupte erwiesen.

*) „Mein Vetter, als man mir die traurige Kunde von dem Ableben meines sehr theuren Bruders, des Herzogs von York, meldete, hat man mir zugleich Ihre angelegentlichen Bemühungen geschildert, demselben alles das zu verschaffen, was zu seiner Wiederherstellung oder zur Erleichterung seines Zustandes beitragen konnte, die Anhänglichkeit, welche Sie an den Tag gelegt haben, für denjenigen, der mich so nahe anging, hat mich mit den lebhaftesten Gefühlen der Hochachtung und Dankbarkeit für Sie erfüllt.

„Ich bitte Gott, daß er Sie in seine heilige Obhut nehme und Ihnen alles mögliche Glück verleihe. Ich bin aufrichtigst, mein Vetter, Ihr guter Vetter

Georg R."

Eduard Herzog von York, der zweite Sohn Georgs II. von England und der geistreichen Caroline von Anspach, war ebenso debauchirt wie sein Vater, und ein verhältnißmäßig sehr unbedeutender Mensch, der zu Anfang der 1760er Jahren wegen Lungenschwindsucht und Auszehrung nach Italien geschickt worden war und von dem paradiesischen Klima Monaco's Hilfe erwartet hatte.

Wer ein Freund von alten Sagen und seltsamen Bräuchen, Trachten und alterthümlichen Traditionen ist, der wird in Monaco seine Rechnung finden. Auf etlichen der alten monacheischen Münzen kann man noch die Rundschrift der Legende finden: „Sancta Devota, tu noa nb hoste protege“ (Heilige Devota, schütz' uns vor dem Feinde). Der Betstuhl nnd das Betezimmer dieser Heiligen wird noch gezeigt, nnd die Sage verknüpft ihr Andenken mit der ersten Einführung des Christenthums in diesen Gegenden. Sie war in der diocletianischen Christenverfolgung erschlagen worden, aber ihre Freunde brachten ihre Leiche an Bord eines nach Afrika bestimmten Bootes, damit ihre Ueberreste dort nngestört ruhen möchten. Allein es ging ein starker Südwind und trieb das Schiff von Afrika nach der Nordküste des mittelländischen Meeres. In einem Traum sah der Lootse eine Taube aus dem Munde der Märtyrin nach einem fernen Thale auf der Ostseite des Vorgebirges des Herkules fliegen; er sah darin einen göttlichen Fingerzeig, brachte den Leichnam der Märtyrin dorthin nnd bestattete ihn, und später kamen die Gläubigen und erbauten eine Betkapelle über dem Grabe. Aber dem Ruf der heiligen Devota ward bald Konkurrenz gemacht durch die Kunde von dem Auftauchen einer noch wirksamern heiligen Stätte, nämlich Unserer Lieben Frau van Laghet. Eine fromme Dame von Manaco, Camilla Porta, fand, daß selbst die heilige Devota sie nicht von einer Krankheit hellen konnte. Da hörte sie von einer der Mutter Gottes geweihten kleinen Kapelle zu Laghet, die von Felsen versteckt und dem Einsturze nahe sey; Camilla Porta begab sich also dorthin, wnrde geheilt und ließ aus Dankbarkeit die Kapelle wieder herstellen. Später entstaaden eine Kirche und ein Klaster an diesem Orte, welche sogar noch heutzutage am Dreieinigkeitsfest und zu anderen kirchlichen Festzeiten ein stark besuchter Wallfahrtsort für Tausende von Pilgern von nah und fern sind. Eines Tages stellte sich auch ein vergrämter, von Sorgen niedergedrückter Wanderer hier ein, betete, beichtete, verweilte eine Nacht unter dem Dach der schlichten Mönche und setzte am andern Tage seine Reise fort. Dieser Wanderer war Karl Emanuel nach der unglücklichen Schlacht von Novara, als er in die Verbannung floh nnd hier noch eine einzige letzte Nacht in seinen verscherzten Besitzungen verbrachte, ehe er in's Ausland floh, um in Portugal zu sterben. Eine Inschrift auf einer Steintafel im Kloster verewigt diese Thatsache. Merkwürdigerweise hat König Franz I. von Feankreich gerade drei Jahrhunderte zuvor nach der verhängnißvollen Schlacht von Pavia in der benachbarten Karthause (der sogen. Certosa von Pavia) in ähnlicher Weise ein Unterkommen suchen gemußt, um zu beten und sich vor dem Herrn der Heerschaaren zu demüthigen.

Eine der größten Merkwürdigkeiten, welche man van Monaco anführen kann, ist der noch gäng und gäbe Brauch religiöser dramatischer Varstellungen am Charfreitag, ein mindestens ebenso echter Ueberrest der mittelalterlichen Mysterien und Moralitäten, als das bekannte Passionsspiel im Oberammergau. Man führt auch in Monaco die ganze Leidensgeschichte dramatisch auf, und der Eindruck derselben soll angeblich noch durch die große Aehnlichkeit erhöht werden, welche die engen Straßen von Monaco mit denjenigen von Jerusalem haben. Ich bin jedoch von kompetenten Augen- und Ohrenzeugen versichert worden, daß das Passionsspiel zu Monaco demjenigen von Oberammergau an Einfachheit, Innigkeit und erschütternder Wirkung entfernt nicht zu vergleichen, daß es für ein wahrhaft frommes Gemüth geradezu peinlich sey und daß einzelne Scenen darin nahezu an Blasphemie streifen. Auch viele einheimische Katholiken sind dieser Ansicht, und der Bischof von Nizza hat diesen Vorstellungen vergebens Einhalt zu thun gesucht. Da sie aber schon seit unvordenklichen Zeiten in Monaco üblich gewesen sind und angeblich in den Augen und lebhaften Empfindungen dieser reizbaren südlichen Race nichts Unrechtes oder Lächerliches haben, so sind sie nicht abgestellt worden, und jeder, der auch nur ein Erstaunen darüber an den Tag legen würde, liefe Gefahr, mindestens tüchtig durchgeprügelt zu werden. Ueberdem ziehen diese Schauspiele ungeheure Menschenmassen aus der ganzen Umgebung herbei. Es sollen außer der Passion auch noch andere Abschnitte der biblischen Geschichte aufgeführt werden, aber meistens von einer ungeheuren Trivialität seyn. Ohnedem muß der Zusammenfluß von Fremden in Monaco wesentlich dazu beitragen, diesen Darstellungen jenen Hauch von Naivetät, Einfachheit oder echtem Gefühl zu benehmen, den sie etwa seither noch gehabt haben mögen, und dieß wird höchst wahrscheinlich ihre Aufhebung von selbst herbeiführen.

Dieser Zusammenfluß von Fremden hat die letzte Phase in der Geschichte von Monaco zuwege gebracht, wo der Fürst, nach seinem eigenen Vorgeben, sich „die Entwicklung der inneren Hülfsquellen dieses Ortes“ hat angelegen seyn lassen. Was hierunter zu verstehen ist, wird aus dem Obengesagten genugsam hervorgehen. Monaco war ehedem ein ödes langweiliges Städtchen, die abgelegene vergessene Hauptstadt eines obscuren und beinahe vergessenen Fürstenthums, nur für den Geschichts- und Alterthumsfreund von Interesse. Jetzt beginnen die einst so stillen und leeren Straßen sich mit eleganten Spaziergängern und vornehmen Bummlern zu beleben, palastähnliche Hotels und Logierhäuser entstehen, die ganze Gegend gewinnt wie durch Zauberschlag ein anderes Ansehen, und Monaco verspricht, einer der fashionabelsten Badeorte Europa's zu werden, dem man besonders die Schönheit der Landschaft, die Milde des Klima's, seine Zuträglichkeit für Brustkranke, und die Gelegenheit zu Seebädern nachrühmt, zu denen man umfassende Veranstaltungen getroffen hat. Auch der Plan, eine Trinkhalle zu errichten wo die Mineralwasser aller Länder zu finden seyn werden, mag seine Vortheile haben. Allein der störendste Zug in dem ganzen lachenden Gemälde der Zukunft von Monaco blieb doch immer, daß es der Zufluchtsort aller jener Spielhöllen werdea soll, welche der Druck der öffentlichen Meinung aus Deutschland vertreibt, — daß die prächtigen Hotels, die geräumigen Lesezimmer, die Promenaden und die Musik nur das Beiwerk der großen Spielbank des Herrn Blanc aus Homburg sind, welche das Casino in die Hand genommen hat und unter dessen erfahrener Hand es ge-

deihen soll. Man glaubt daher an Ort und Stelle zuversichtlich, daß Monaco binnen Kurzem der glücklichste Winkel der ganzen Erde werden, daß ein wahrhaft goldenes Zeitalter für dasselbe beginnen wird. Herr Blanc hat die französische Presse in Bewegung gesetzt, um der Welt nicht nur die tausenderlei Reize, sondern auch die künftige Glückseligkeit von Monaco zu verkündigen, dessen ganzes Gebiet in wenigen Jahren mit Villen, Hotels, Landhäusern u. s. w. bedeckt seyn werde; und diese feilen leichtsinnigen Franzosen mit ihrem eigenthümlichen Talent, häßliche Thatsachen unter pomphaften, rhetorischen Wendungen zu verstecken, verschweigen die Schwären, welche der neue Zustand der Dinge mit sich bringen wird, und flunkern großsprecherisch von dem beschleunigten Fortschritt der Civilisation und dem frischen Strom von Ideen, welcher durch den gesteigerten Fremdenverkehr hier eingeführt werden wird. Es fehlt jedoch auch nicht an anderen Ansichten, an Persifflagen der von Blanc's bestochenen Lobrednern prophezeiten goldenen Zukunft von Monaco, wie nachfolgende Strophe beweist:

„A la Monaco, depuis que sont faites
Les constructions du grand Casino,
Hôtels et villas, blanches maisonnettes,
Tout, comme l'on dit, va sur des roulettes
A la Monaco." *)

Ich für meinen Theil kann es nur bedauern, daß Monaco diese Wandlung erlebt hat. Es liegt etwas so Liebenswürdiges und Tüchtiges in dem Charakter dieser alten ligurischen Bevölkerung, daß es mich schmerzt, sie durch diese Laster der großen Städte besudelt, durch die Nähe von Hazardspiel, Müssiggang, Wollust, Leidenschaft und Laster verdorben zu sehen; daß den armen Kranken, von denen die hübschen Landhäuser der Gegend immer wimmelten, das stille Asyl verkümmert werden soll, wo sie in friedlicher Ruhe Leibes und der Seele ihrer Gesundheit pflegen konnten. Nur mit Bedauern und Schmerz wende ich mich ab von diesem lieblichen Flecken Erde, der allernächsten irdischen Verwirklichung eines entschwundenen Eden, der besten thatsächlichen Verkörperung eines poetischen Eldorado — eines Eden an Schönheit, aber nicht an Unschuld; eines Eldorado, dessen goldener Strom fortan durch ein schmutziges verworfenes Bett fließen wird.

*) In Monaco, seit die Bauten des großen Casino, die Hotels und Villen, die weißen Häuschen entstanden, soll, wie es heißt, Alles wie auf Rädchen (Rouletten) gehen, — in Monaco.

Eine Frauen-Rache.

Lebensbild aus der englischen vornehmen Welt.

1.

„Creil! Station Creil! — drei Minuten Aufenthalt!" rief der Conducteur des pariser Nachtschnellzuges zu der geöffneten Thüre des Waggons herein. Ein Herr in einem Reisepelze, momentan der einzige Insasse dieses Coupé, reckte und ermunterte sich aus seinem Halbschlummer, arbeitete sich aus der Umhüllung von Plaids und Reisedecken heraus, worin er in den Kissen der Wagenecke gelegen hatte, stieg aus dem warmen Coupé hinaus auf die zugige Rampe und stieß dabei ziemlich unsanft gegen eine Dame in einem langen Mantel, deren doppelt verschleierte Reise-Kapuze ihre Züge vollständig verhüllte.

„Ah, pardon, Madame!" stammelte er mit einem unverkennbaren britischen Accent und griff an seine Reisemütze, worauf er nach der Restauration eilte und sich durch die Menge nach dem Büffet vordrängte. Es war eine kalte stürmische Märznacht, — eine Nacht wo der eisige Nordostwind Einem durch die wärmsten Kleider bis auf Mark und Bein dringt.

Morton Devereur — so hieß unser Reisenden — schauerte, halb vor Kälte, halb vor Ungeduld, als ihm der Kellner aus einer der langhalsigen Flaschen auf dem Zahltisch die große silberne Feldflasche mit darauf gravirtem Wappen und Namenszuge mit Kirschwasser füllte. Der Keller im 'Grand Hotel' hatte im letzten Augenblick vergessen, die Feldflasche noch mit Brauntwein füllen zu lassen, und der britische Garde-Offizier verwünschte im Stillen herzlich den Kerl wegen der Mühe, die er ihm durch seine Fahrlässigkeit bereitet hatte. Jenun, diese Mühe war zwar nicht groß, aber es lag in Devereur's Natur und Gewohnheit, über alles zu fluchen, was nur im entferntesten Grade sein persönliches Interesse oder Behagen beeinträchtigte, und es war weit bequemer, in Decken und Plaids gehüllt drinnen im Coupé zu liegen, als hier an dem von einer ganzen Volksmenge umlagerten Büffet zu warten, bis jener 'Lump von Kellner' ihm die Feldflasche mit dem Branntwein gefüllt hatte, welchen er in einer derartigen Nacht absolut nicht entbehren konnte.

Die Flasche war endlich gefüllt; er riß sie dem Keller aus der Hand, warf den geforderten Betrag auf den Zahltisch und eilte hinaus auf die Rampe, wo das gewöhnliche Gedräng sich bemerklich machte: Leute die am Zug hin und her liefen, um ihr specielles Coupé zu suchen, oder die im letzten Moment noch einmal aus dem Wagen sprangen und nach der Restauration stürzten, um noch ein Gläschen Branntwein, ein petitverre, zu nehmen, alle durch einander schreiend, fluchend oder lachend, und da und dort unter den beweglichen lebhaften Franzosen ein ruhiger Deutscher oder mürrischer Brite, welche sich mittelst ihrer physischen Kraft einen Weg durch die Menge bahnten.

„Vorwärts, mein Herr! in den Wagen!" rief der Schaffner ungeduldig und öffnete die Thüre von Devereur's Coupé, denn die nächtliche Kälte hatte beiden zugesetzt und der Schnellzug mußte eine Verspätung von zehn Minuten einholen.

Der Garde-Offizier hatte sich wieder in seine Ecke gelehnt, die Decken und Teppiche abermals um seine Beine geschlungen und den silbernen Becher seiner Feldflasche zweimal gefüllt und geleert; der Zug war wieder abgegangen und fuhr längst mit voller Dampfkraft, als Devereux sich eine Cigarre anzünden und nun erst bemerkte, daß er nicht mehr allein war. Ganz in dem Schatten der fernsten Wagenecke, in ihren Mantel eingehüllt, einen Theil des Gesichts durch die große Kapuze verhüllt, saß die Dame, welche er beim Aussteigen in Creil

angerannt hatte. Sie hatte den Schleier nun zurückgeschlagen, und aus dem Schatten heraus blitzten ihre Augen, wie sie mit der starren lauernden Wachsamkeit eines Katzenthiers jede Bewegung ihres Reisegefährten beobachtete. Devereur erbebte beinahe, als er plötzlich jenem starren forschenden Blicke begegnete; dann aber richtete er sich mit einem halbunterdrückten Fluch von seinem Sitze etwas auf, als eine heitre jugendliche Stimme, die er sehr gut kannte oder zu erkennen wähnte, ihn anredete.

„Ah, ce cher Morton!" erklang es mit leichtem, gedämpftem Lachen; „welch wunderbarer Zufall! welch ein glückliches Zusammentreffen!" und das heitere Lachen erklang abermals und heller.

Devereur konnte nun nicht mehr zweifeln, daß er recht gehört; er hatte seine Reisegefährtin vollkommen erkannt, aber nach dem Ausdruck seiner Züge zu schließen, war er von diesem Zusammentreffen durchaus nicht so entzückt, wie zu erwarten gewesen war.

„Wie? Du hier, Valerie?!" rief er überrascht, aber nicht eben angenehm, sondern mit einer guten Dosis Widerwillen. „Bist Du es wirklich? und was soll dieß heißen?"

Die junge Dame lachte abermals, schlug die Kapuze zurück und zeigte ein Gesicht, das er niemals wieder zu sehen gehofft hatte. Es war ein wundersam hübsches Gesicht, von eigenthümlicher dunkler Schönheit, mit einem unerklärlichen Zauber in seinem Lächeln, einem feinen spöttischen Blitz in den funkelnden Augen und doch wiederum einem geringschätzigen Zuge um die frischen kirschrothen Lippen, — es lag etwas von der Schönheit eines gefallenen Engels in diesen Zügen.

„Ja, ich bin es," erwiderte sie in gut accentuirtem Englisch. „Du hieltest mich wahrscheinlich für todt, nicht wahr? Aber so weit sind wir noch nicht, wie Du siehst. Wir sind beide am Leben geblieben, um uns noch einmal zu begegnen. Aber wie, Morton, hast Du nicht einmal ein Wort freundlichen Grußes für mich nach einer so langen Trennung?"

Valerie hatte sich so weit vorgebeugt, daß der volle Schein der Lampe auf ihr Gesicht fiel. Devereur hatte sein Auge forschend auf sie geheftet und schwieg trotzig, die schmalen weißen Lippen zusammengekniffen, als ob er eine Verwünschung darin zurückhalte.

„Ich gebe zu, es ist ein recht seltsamer Zufall, daß wir uns auf diese Weise wieder begegnen," fuhr Valerie halb ironisch fort. „Du bist wohl sehr überrascht, nicht wahr? Ich erkannte Dich sogleich, als Du vorhin auf dem Bahnhof gegen mich anranntest und mich um Entschuldigung batest! Du hast wohl nicht geahnt, wen Du um Verzeihung batest, nicht wahr?" fügte sie mit leisem spöttischem Lachen hinzu.

Devereur's hübsches Gesicht war düster geworden und er schoß einen Blitz aus seinen Augen, als er erwiderte: „Hierin hast Du wenigstens Recht, denn wenn ich es gewußt hätte..."

— „Würdest Du unfehlbar ungalant genug gewesen seyn mich nicht zu kennen, fürcht' ich," fiel ihm Valerie ironisch in's Wort. „Jedenfalls hättest Du Allem aufgeboten, um dieses kleine Tête-à-tête zu vermeiden, nach welchem ich mich schon längst gesehnt und das ich mir zu verschaffen beeifert angestrebt habe! — Ja, mein Freund, es wäre mir sehr ungelegen gekommen, wenn Du mir wieder ausgewichen wärest; deßhalb ließ ich Florine im andern Wagen zurück und drückte mich in diese Ecke, um Dich zu erwarten. Du brauchtest so lange, um Dir dieses Kirschwasser zu verschaffen, daß ich schon fürchtete, der Zug werde ohne Dich abgehen und meine Erwartung vereiteln. Du magst Dir daher meine Befriedigung denken, als ich Dich endlich wieder erscheinen und Deinen Platz einnehmen sah, ohne daß Du mich bemerktest!" ....

„Was willst Du von mir?" unterbrach er sie ungeduldig. „Willst Du Geld? ich habe keines!"

— „Ah, dieser gute Morton! Mein Gott, wie drollig! Er behandelt mich wie einen Straßenräuber!" kicherte Valerie ironisch.

„Was zum Geier willst Du denn sonst von mir? Du bist mir doch wahrscheinlich nicht auf der Fährte gefolgt wie ein Schweißhund, lediglich um mir das Vergnügen zu verschaffen, Dein Gesicht wieder zu sehen?"

— „Sehr galant und verbindlich, fürwahr! Du bist charmant, Morton! Deine ungenirte brutale Geradheit hat seit jener Zeit sich noch bedeutend vervollkommnet! — Aber Du bist doch im Unrecht: ich bin Dir wirklich, wie Du so graziös bemerkst, wie ein Hund auf der Fährte gefolgt in der bloßen Absicht, mir auf ein oder zwei Stunden das Vergnügen eines Beisammenseyns unter vier Augen mit Dir zu verschaffen, — ich will absolut nichts Anderes von Dir?"

„Sehr vernünftig von Dir, daß Du nichts anderes verlangst, meine Schöne! und was nun das Tête-à-tête anlangt...."

— „Halt ein!" sagte Valerin. „Du hast durchaus keine Ursache, roh gegen mich zu seyn. Und wenn ich Dir nun bündig erkläre, daß es sich durchaus nicht um einen Anschlag auf Deine Börse handelt, so mag dieß Dich um so eher veranlassen, mir artig zu begegnen! — Komm, gib mir nur einen Schluck von jenem Kirschwasser, denn mich friert entsetzlich! — Und dann — Du wolltest ja vorhin rauchen, als ich Dich störte — zünde Dir Deine Cigarre wieder an und gib mir eine Cigarette aus Deinem Cigarrenkästchen dort!" Sie streckte ihre kleine, schmale, niedlich behandschuhte Rechte — einen von Valerie Duhamel's besonderen Reizen, — nach dem Cigarrenkästchen von Robbenfell aus, welches auf dem Sitze zwischen ihnen lag. Er stieß es ihr mit einem ungeduldigen Ruck entgegen, sie wählte sich eine Cigarette und zündete sie sich an. Hierauf füllte er den silbernen Becher seiner Feldflasche wieder und bot ihr denselben mit einem bittern Lächeln. „Noch immer die alten Geschmäcke und Manieren, Valerie!" sagte er spöttisch.

„Ah parbleu!" versetzte sie lächelnd; „Dein Anblick gemahnt mich wieder an die alten Zeiten. Ha, das erwärmt, das labt! — Und nun laß uns ein Wenig plaudern, mein Schatz!" — Sie zog ihren Mantel dichter um sich, blies drei oder vier Züge Rauch mit aller Gemächlichkeit eines Kenners von russischem Tabak von sich, lehnte sich dann nachlässig in

die Kissen zurück, und hub gleichmüthig an: „Sag' mir zunächst, Morton, bis wann Deine Hochzeit seyn wird?"

Devereur's Nerven hatten mittlerweile ihre gewohnte Spannkraft wieder erlangt, und anstatt daher über diese plötzliche Frage zu erschrecken (was seine Reisegefährtin vielleicht zu erzielen gewünscht hatte, erwiderte er, während er sich seine Cabana ansteckte, mit seiner herkömmlichen Kaltblütigkeit: „Ah, Du weißst also schon hievon? und darf man erfahren, wie Du zu dieser Kunde gelangtest?"

— „Ja, ich weiß darum — auf welche Weise, das ist ja gleichgültig," sagte Valerie. „Ich weiß um die meisten Deiner Angelegenheiten, die zu erfahren mir irgend interessant ist: so habe ich z. B. erfahren, daß Du in sechs Wochen mit Deiner Cousine, Lady Flora, Hochzeit machen willst. Ich wußte auch, warum Du sie heirathen willst — weil dieß Dein einziger Weg zur Rettung ist, wenn nämlich Dein ‚Barrabas' am Derby-Rennen keinen Preis gewinnt. Habe ich nicht Recht?"

„Es ist jedenfalls einiges Wahre an der Sache," versetzte er gleichgültig, ohne die Cigarre aus dem Munde zu nehmen; „fahre nur fort!"

— „Ah, Du meinst, ich habe Deinen Oheim, Sir Walter, vergessen, oder vielmehr die Möglichkeit, daß, wenn er ohne Kinder sterbe, das Gut Braithwaite an Dich komme, nicht wahr?"

„Allerdings, ich meinte dieß," sprach er; „Du scheinst mit dem Stande meiner Angelegenheiten ziemlich genau bekannt zu seyn, Valerie, und doch vermag ich nicht ganz einzusehen, in wie ferne meine Verheirathung oder meine Erbschaft Dich kümmern können, da wir doch, wie Du weißst, unsere gegenseitigen Beziehungen schon längst gelöst haben!"

— „Allerdings, aber kann ich nicht einen gewissen natürlichen Antheil an dem Wohlergehen eines alten Freundes nehmen, Morton? Allein Deine Verheirathung ist mir jedenfalls nicht gleichgültig!"

„Dir? ah! und wie so denn?"

— „Wie, hast Du Dir noch niemals gesagt, Morton, daß es mir möglicherweise einfallen könnte, diese Heirath zu verhindern?"

„Nein, fürwahr, diese Vermuthung ist mir noch nie gekommen, meine Gute, denn eine solche Idee wäre für meinen gesunden Menschenverstand nicht gerade schmeichelhaft."

— „Bah, diese Idee hätte Dir füglich kommen sollen. Du lächelst, Morton? Du meinst, ich habe keinerlei Ansprüche an Dich, keine Beweise für dieselben? Wer weiß? — Vor unseren Gerichtshöfen sind schon manche Prozesse auf leichtere Beweise hin gewonnen worden, mein Freund! Und setzen wir einmal den Fall, ich würde Lady Flora aufsuchen und sprechen?"

„Setzen wir zuvörderst den Fall, daß meine Cousine geneigt wäre, Dich zu empfangen und anzuhören!" versetzte er sardonisch.

„Oh, sie würde mich unbedingt empfangen, wenn sie meinen Namen hörte — den Namen natürlich, den ich einst trug. Und selbst wenn ich meinen Zweck bei ihr nicht erreichen, mein angebliches Recht bei ihr nicht geltend machen könnte, so wäre ich wenigstens im Stande, Dir das Spiel bei ihr zu verderben."

„Das könntest Du allerdings, aber Du wirst es nicht wollen, Valerie!"

„Das kömmt darauf an; weßhalb behauptest Du dieß?"

„Weil ich, wenn ich wirklich glaubte, daß Du mir diesen Streich zu spielen gedächtest, kein Bedenken trüge...." Er vollendete nicht, aber das ingrimmige mordlustige Funkeln seines Auges sagte ihr nur allzu deutlich, was er auszusprechen sich scheute.

„Ah, par exemple! Nein, nein, nein, mein lieber Morton, das würdest Du nicht thun!" versetzte sie mit einem spöttischen Lachen. „Es wäre allerdings für einen Hünen wie Du eine Kleinigkeit, eine zarte Dame wie ich zu erwürgen und aus dem Wagenfenster zu werfen; aber Du wirst es doch bleiben lassen, — einmal weil Florine im anstoßenden Coupé ist und mich in Amiens vermissen würde; und dann zum andern, weil ich ganz wohl im Stande bin, mich selber zu beschützen, denn ich habe hier einen sehr zuverlässigen guten Freund bei mir, — voyez!" sprach sie und Devereur sah bei diesen Worten das Blinken eines kleinen damascirten Pistolenlaufs, den Valerie aus dem Hinterhalte ihres Zobelpelzmuffs herausstreckte. — „Allein von diesen Thorheiten!" fuhr sie nun ganz ruhig fort; „laß uns gelassen reden wie zwei vernünftige Menschen! Es ist eine unumstößliche Thatsache, daß Du ruinirt bist, wenn einer von den beiden Plänen fehlschlägt, auf welche Du hoffst, d. h. wenn Dein Rennpferd, auf welches Du hohe Summen gewettet hast, am Derby-Tage keinen Preis gewinnt, oder wenn die Heirath mit Deiner Cousine Lady Flora nicht zu Stande kommt. Was ‚Ruin' für einen Mann von Deinem Stande bedeutet, das weißst Du sehr wohl — es bedeutet Entehrung, Schande, Verbannung. Aber das Pferd kann gewinnen, und Du bist gerettet; die Heirath kann zu Stande kommen, und Du würdest dann nichts mehr zu fürchten haben. Die erstere Möglichkeit kümmert mich nicht, die zweite dagegen sehr viel. Ich bin erbötig, der Sache ihren Lauf zu lassen, mich in keiner Weise in Deine Heiraths-Angelegenheit zu mischen, — aber nur unter Einer Bedingung!"

„Du willst Dir vermuthlich einen Antheil an der Beute sichern, he?" spöttelte er.

„Du irrst Dich abermals; ich habe eine derartige Erpressung nicht nöthig," erwiderte Valerie ruhig. „Meine Bedingung ist einfach die: Du versprichst mir feierlich mit Deinem Wort — und merke Dir wohl, wenn Du dasselbe jemals brichst, besitze ich die Mittel, Dich hiefür zu bestrafen — daß Du niemals, unter was für Verhältnissen und Umständen wir einander auch begegnen mögen, durch irgend ein Zeichen, Wort, Geberde oder Anspielung bekundest, daß wir einander jemals gekannt haben, daß wir uns etwas anderes als gänzlich fremd seyen; daß Du von heute Nacht an unsere Vergangenheit und mich so gänzlich aus Deiner Erinnerung auslöschest, als ob dieselben niemals existirt hätten. Bist Du damit einverstanden?"

„Ist das alles?" rief er; „meiner Treu, wenn Du nichts

weiter verlangtest, so verlohnte es kaum der Mühe, diese ganze Scene aufzuführen! Du weißt, ich würde Dir das, was Du verlangst, auch ohne irgend welche melodramatische Drohungen zugesagt haben! — Ich soll Dich ungeschoren lassen? Laß Du mich in Frieden, Valerie, und Du wirst Dich niemals zu beklagen haben, daß ich mich irgendwie in Dein Spiel mische, welcher Art es auch immer sein mag, — das verspreche ich Dir!"

— „Du willst mir also feierlich Dein Wort verpfänden, daß Du auf mein Verlangen eingehst?" fragte Valerie.

„Ich gelobe es Dir, so oft Du willst!"

— „Gut! und nun noch einen guten Rath, bevor wir uns heute Nacht trennen, Morton Devereur!" sagte Valerie sehr ernst. „Halt' mir pünktlich Dein Wort, so soll es Dein Schade nicht seyn, wenn Du in Zukunft jemals mich siehst oder von mir hörst. Brichst Du aber Deine Zusage, dann sieh' zu — gare-à-toi (nimm Dich in Acht)! Du wirst es am schwersten zu büßen haben, das sag' ich Dir!"

Als der Schnellzug von Paris nach Calais nach einem Aufenthalt von zehn Minuten Amiens wieder verließ, hatte Morton Devereur sein Coupé abermals für sich.

2.

Wir führen die geehrte Leserin an einem schönen Maiabend in die große Loge von Her Majesty's Theatre in London. Der Vorhang ist nach dem ersten Akte einer neuen Oper soeben gefallen, und das Gesumme der Stimmen in der allgemeinen Loge wird immer lauter, denn offenbar beschäftigt irgend ein interessanter Gegenstand die Gemüther Aller.

„Sie halten also das Gerücht für wahr?" fragt Lord Greystoke ziemlich zweifelnd.

— „Wahr, Mylord?" versetzt der kleine Tom O'Dowd welcher so eben in einem raschen Hansom (zweisitzigen Miethwagen) mit der betreffenden Neuigkeit aus White's Club gekommen ist; — „wahr? bah, es ist nicht der leiseste Zweifel mehr zu erheben, Mylord! Das neuvermählte Paar langte gestern Abend von Paris in Bruton Street an. Man hat mich bei Sams' versichert, sie habe die Loge dort drüben, welche früher Lady Gryffyn innehatte, für den Rest der Saison übernommen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie sich schon heute Abend in derselben zeigte!"

„Also alles schon ganz in der Ordnung?" fragte ein Garde-Offizier gedehnt.

— „Ganz total! Die Trauung fand natürlich im Hotel der Gesandtschaft statt," entgegnete Tom O'Dowd.

„Da ist Morton ein böser Strich durch die Rechnung gemacht, das steht fest!" fährt der Garde-Offizier fort. „Der wird sich verteufelt in die Finger schneiden.

— „Wer weiß?" erwidert ein Anderer; „die Familiengüter sind Majorat, und Sir Walter hinterläßt vielleicht keinen Erben."

„Solche Burschen hinterlassen gewöhnlich einen Erben, wenn es gilt, einen Neffen von der Erbschaft auszuschließen — so war es wenigstens in meinem Falle!" murmelt Maidlow verdrießlich. „Ich will die größte Wette eingehen, wenn Ihr wollt, daß es mit Morton nun am Ende ist!"

— „Wer hätte aber sich auch einfallen lassen, daß der alte Narr sich noch verheirathen werde!" rief Lord Crevecoeur, ein Ueberbleibsel aus der Zeit des Regenten; „meiner Treu, Braithwaite hätte doch klüger seyn sollen! — Und wer ist denn die Frau?"

„Gerade darüber weiß niemand Auskunft zu geben, Mylord," erwidert Tom O'Dowd sehr lebhaft, denn er will sich gern im Gespräch mit Mylord sehen lassen, da es ihm ein gewisses Relief unter seinen Bekannten gibt. „Niemand weiß es. Ich höre nur, daß sie eine Ausländerin ist — eine Französin, wie es heißt — aber sie soll Englisch sprechen wie eine Eingeborne, sagt man mir soeben bei Sams. Und was Schönheit und Grazie anlangt, soll sie etwas ganz Ungewöhnliches, Fabelhaftes — soll riesig hübsch und liebenswürdig seyn!"

— „Hoffentlich wird sie noch heute Abend hier erscheinen," bemerkte der Garde-Offizier schmachtend. „Morton wird ebenfalls gleich hier seyn. Wird einen verteufelt guten Spaß absetzen, zu sehen, wie er seiner Tante entgegentritt, — ah. Bei Jove, ihr wißt, wenn ‚Barrabas' beim nächsten Rennen nicht gewinnt — und ich hörte, er laufe leicht Gefahr, von anderen Rennern überholt zu werden — so wird Morton in einer verwünschten Patsche stecken, das ist verbürgtes Factum. Soll riesig hohe Wetten eingegangen haben. Und jetzt vollends gar sich um die Aussicht auf ein Einkommen von jährlichen fünfzehntausend Pfund betrogen zu haben, ah das ist trichinenhaft ärgerlich!"

„Hoffentlich hat die Familie Lady Flora's Vermögen möglichst sicher radicirt, — wißt Ihr's nicht?" fragte Maidlow. „Wird gut seyn für die junge Dame, wenn er am Abrechnungstag ihr Vermögen nicht angreifen kann."

— „Oh, da ist nichts zu befürchten; er kann keinen Pfennig davon angreifen," entgegnete der Andere. „Das ganze Vermögen ist auf Lady Flora eingetragen, dafür haben die Verwandten schon gesorgt. Diese Anordnung stellte beinahe die ganze Verbindung in Frage; aber Morton besann sich noch des Bessern und trieb die Sache zu Ende. Die Verwandten seiner Frau bezahlten ihm seine dringendsten Schulden und machten ihn wieder flott. Wenn er sie nicht geheirathet hätte, so wär' er längst gezwungen gewesen auszukneifen, um nicht eingesponnen zu werden. Und er geht ihr nicht wenig um den Bart, denn sie ist wirklich ein reizendes Geschöpf, und riesig in ihn verliebt!"

„Um so thörichter von ihr!" brummte Lord Crevecoeur halblaut vor sich hin.

— „Ich glaube, Sie haben Recht, Mylord!" sagte Maidlow ziemlich ärgerlich (denn man munkelte Maidlow habe sich selbst sehr angelegentlich um die Gunst der reichen Lady Flora beworben). „Auf Ehre, sie hätte 'was Besseres verdient; die Augen werden ihr schauderhaft aufgehen über ihre Wahl. Mich dünkt, die Familie hätte die Verbindung von Lady Flora und Morton gar nicht zugegeben, wenn er nicht zur Zeit der Heirath Aussicht gehabt hätte, Braithwaite zu beerben — damals war er noch nicht so gut als von der Erbschaft ausgeschlossen wie jetzt! Ha, wie erbost werden sie nun seyn!"

„Kaum weniger grimmig, als Er selbst sein wird, denk' ich!“ wandte der süßliche Garde-Offizier ein, der noch immer an derselben Idee herunter zehrte. Bei Jove, es wird einen riesigen Spaß absetzen, die erste Begegnung zwischen ihnen mit anzusehen. Morton wird gute Lust haben, Onkel und Tante zu erdrosseln. Ich möchte verteufelt gerne, daß er heute in's Theater käme.“ —

Etwa um dieselbe Zeit fuhr ein Hansom wie wüthend vor der Thüre eines stattlichen Hauses in Bruton Street an; ein junger Mann sprang hastig heraus und pochte laut und herrisch, worauf ein Lakai in glänzender Livree das äußere Portal öffnete.

„Sir Walter ist angekommen, ich weiß es,“ sagte Devereux mit seltsam aufgeregter Stimme. „Fragen Sie an, ob ich ihn sogleich sprechen kann! — Zum Donner, Mann! wißt Ihr denn nicht, wer ich bin? Meldet Sir Walter, daß Captain Devereux ihn zu sprechen wünsche!“

Er hatte so rasch gesprochen, daß der Lakei gar nicht Zeit gefunden hatte, ihm zu antworten. Allein nun kam ein ernster ruhiger Mann in der schwarzen Kleidung eines Kammerdieners herbei und enthob den Lakai der Antwort, indem er sagte: „Kapitän Devereux? Ah, das ist Sir Walter's Neffe! — Sir Walter und Mylady sind soeben nach der Oper gefahren. Sie haben Lady Gryffyn's Loge für den Rest der Saison gemiethet, falls die Gesundheit Sir Walter's erlauben sollte, daß er so lange in der Stadt bleibe. Vielleicht haben Sie die Gewogenheit, zu hinterlassen, zu welcher Stunde Sie morgen wieder vorsprechen wollen, Sir! Sir Walter ist zwar selten vor ein oder zwei Uhr Mittags zu sprechen; allein wenn Sie wünschen, will ich ihm wenigstens melden ....“

Devereux wartete den Schluß dieses Anerbietens nicht ab. „Wenn ich Sir Walter heute Abend nicht mehr sprechen sollte, so werde ich ihn morgen Nachmittag besuchen, — sagen Sie ihm das!“ rief er und sprang dann in den Hansom. „Zurück nach Lowndes Street und laßt die Pferde tüchtig ausgreifen!“ befahl er dem Kutscher.

Der Kammerdiener verbeugte sich mit unzerstörbarer Gelassenheit — er war, wie die Mehrzahl der Dienerschaft, von Mylady selbst gewählt worden und ein Innbegriff von vollkommener Zuverlässigkeit, — und bedeutete dann durch einen Wink seinem Untergebenen, die Thüre wieder zu schließen. Der Hansom machte sich so rasch auf den Rückweg nach Lowndes Street, als das kräftige Pferd in der Gabeldeichsel nur laufen konnte.

„Halt!“ rief endlich Morton dem Kutscher zu, öffnete die Hausthüre mit einem Hauptschlüssel und eilte in's Haus. Lady Flora war allein im Salon der Beletage; sie hörte den Schritt ihres Gatten, als er auf dem Weg nach seinem Ankleidezimmer an der Thüre vorüber ging, und kam heraus.

„Du lieber Himmel, Morton, was ist Dir?“ rief sie, als sie die Blässe seines Gesichts bemerkte; „ist ein Unglück geschehen?“

— „Nein, gar nichts!“ versetzte er kurz, beinahe barsch; „ich habe Eile, das ist alles!“

Er stürzte in sein Ankleidezimmer und machte hastig Toilette. Als er damit zu Ende war und wieder herauskam, sah er daß Lady Flora ihn aufgeregt und beinahe ängstlich oben an der Treppe erwartete. — Ich kann es ihr ja jetzt ebenso gut mittheilen wie später, dachte er. — „Komm' auf einen Augenblick herein, Flora,“ sagte er und führte sie in den Salon, wo er, sich zu einer gewissen Ruhe zwingend fortfuhr:

„Ich habe soeben schlimme Neuigkeiten gehört, meine Liebe. Mein Oheim Braithwaite hat in Paris sich mit irgend einem unbekannten Frauenzimmer verheirathet, ist gestern mit ihr nach England zurückgekehrt und hat sie heute Abend in die Oper geführt. Ich bin soeben im Begriff, gleichfalls dorthin zu gehen um ihnen zu begegnen. Adieu!“

— „Halt?“ bat Lady Flora; „Du hast mich ganz erschreckt, Morton! Du bist in einer solchen Aufregung!“

„Bah, welcher Mann würde auch nicht empört seyn, wenn er sich auf diese Weise um sein rechtmäßiges Erbe betrogen sähe, wie ich es bin! Siehst Du denn nicht ein, daß es mit meiner Aussicht auf den Besitz des Gutes Braithwaite vorüber ist, daß mich die Thorheit jenes alten Mannes ein jährliches Einkommen von fünfzehntausend Pfund kostet? Du begreifst doch, daß er immerhin noch so lange leben kann, um noch ein halbes Dutzend Kinder zu hinterlassen!“

— „Und wenn auch — was liegt daran?“ sagte die wohlmeinende Lady Flora. „Mich dünkt, wir können dieselben entbehren.“

„Allerdings, wenn 'Barabas' seine Schuldigkeit thut, können wir es,“ erwiderte Morton. „Allein wenn er überholt wird — und es sind seltsame Gerüchte im Umlauf .... Na, ich will Dir sagen, Flora, wie ich die Sache ansehe: der alte Mann ist durch irgend einen Kniff oder Schwindel zu diesem Schritte bewogen worden. Vor einem halben, ja vor einem Vierteljahr fiel es ihm noch nicht im Schlafe ein, sich zu verheirathen!“

— „Aber weißt Du denn auch ganz gewiß, daß das Gerücht wahr ist?“ fragte Lady Flora noch immer skeptisch.

„Ob es wahr ist? Ei, habe ich Dir denn nicht gesagt, daß ich soeben von Bruton Street komme, wo die Dienerschaft mir von Mylady sprach. Leider Gottes ist gar nicht mehr daran zu zweifeln; aber gleichwohl will ich in die Oper gehen und mir einmal ansehen, was für eine Person es ist. Adieu! — Und wenn dieser vage Argwohn sich bewährt, der mir ahnungsvoll durch den Kopf zieht,“ murmelte er dann vor sich hin, als er in dem Hansom nach dem Theater fuhr, — „dann, beim Himmel! mag sie sich vor mir in Acht nehmen!“

Inzwischen waren in Lady Gryffyn's Loge zwei Personen erschienen, deren Ankunft das Signal zu geben schien, daß alle Operngläser in der ganzen allgemeinen Loge gegenüber sich wie auf Kommandowort nach Ihnen richtete.

„Bei George, da ist sie wirklich!“ sagte Lord Crevecoeur; „das Gerücht ist also wahr.“

Eine hochgewachsene schlanke Dame mit dunklem Haar, in prachtvoller Toilette, mit großen Augen welche so lebhaft funkelten wie ihre Brillantenparüre, und auf deren frischen

kirschrothen Lippen ein stolzes Lächeln schwebte, trat mit einem solch zuversichtlichen und sichern Gebahren, als wäre sie zu diesem Berufe geboren, an die Vorderseite der Loge vor und setzte sich dicht neben einen hagern, aufrechten alten Herrn: ihren Gemahl Sir Walter Braithwaite. Beide erschienen ganz gleichgültig gegen die unverkennbare Sensation, welche ihr Erscheinen in dem gedrängt vollen Hause hervorrief. Mylady widmete ihre ungetheilte Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne, bis der Zwischenakts-Vorhang wieder fiel. Dann erst ließ sie ihre großen Augen gleichgültig über die Logenreihen und hie und da auch über die Sitze des Parkets drunten hinschweifen. So oft ihr Gatte sie anredete, neigte sie ihr stattliches Haupt liebreich und graziös zu demselben, und ab und an öffneten sich auch die frischen rothen Lippen zu einem reizenden verführerischen Lächeln über die eine oder andere Bemerkung, welche Sir Walter machte.

„Beim Geier!" sagte der alte Greystoke in der großen Loge; „Braithwaite ist im Grunde doch kein solcher Narr, Crevecoeur. Sie ist ein herrliches Weib!"

— „Bah!" versetzte der Nestor von White's Club; „er muß doch verrückt gewesen seyn, als er in seinen Jahren eine Frau wie diese heirathete! Betrachtet nur einmal ihre großen brennenden Augen! Es müßte fürwahr mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht über kurz oder lang die Verblendung zu bereuen hätte, daß er diese Wahl getroffen!"

„Wird eine hübsche Ehe abgeben, schätz' ich!" sagte Maidlow; „ein blühend schönes Weib und eine halbe Mumie!"

— „Verteufelt seltsame Mesalliance, fürwahr," stimmte der Gardeoffizier bei; „aber wie schade, daß Morton heute nicht kommt, nicht wahr?"

Im Parket unten war eine kleine Hinterlage, an welcher Devereur einen Antheil hatte. Sie lag gerade unter der allgemeinen Loge des ersten Ranges und gewährte daher den vollen Anblick der Loge der Lady Gryffyn. Dort saß er, glücklicherweise allein, denn sein Gesicht gewährte gerade in diesem Augenblick gar keinen sonderlich anmuthenden Anblick. In der Tiefe jener Parterreloge verborgen, war Morton ungesehen Zeuge des Eintretens seines Oheims und der Dame gewesen, die ihn um seine Erbschaft gebracht — er hatte sie auf den ersten Blick erkannt. Der unbestimmte Argwohn, welcher ihn auf so unerklärliche Weise verfolgt, seit er das Gerücht von der unerwartet raschen Verheirathung seines Oheims vernommen hatte, war dadurch über allen Zweifel bestätigt worden. Sie war es also, Valerie Duhamel, welcher er diesen Streich zu danken hatte! Nun begriff er, was sie veranlaßt hatte, jenen Vertrag mit ihm zu machen, um die Vergangenheit — ihre eigene Geschichte, ihre beiderseitige Vergangenheit — in Vergessenheit zu begraben. Ihr ganzes Spiel war ihm nun mit Einem Male klar. Hätte er es damals errathen, als er ihr zuletzt im Bahnzuge begegnet war, so würde er den Schaden, den sie ihm damals zuzufügen vermocht hätte, riskirt und ihren Anschlag vereitelt haben. Allein er wußte damals, daß sie ihn in der Hand hatte, daß sie seine Verbindung mit Lady Flora hätte rückgängig machen können, und er war damals sehr froh gewesen, ihr Stillschweigen auf solch leichte Bedingungen hin, wie sie dieselben verlangt hatte, gesichert zu haben. Er hatte nicht entfernt geahnt, in welcher Weise jenes Weib ihn überlisten würde. — Aber nun ist es ein Anderes! dachte er in seinem Ingrimm und seiner Zerknirschung; jetzt kann sie mir bei Flora nicht mehr schaden. Wenn sie sich einbildet, ich werde nun schweigen und mich kaltblütig und geduldig auf diese Weise bestehlen lassen, so ist sie verteufelt auf dem Holzwege, das steht fest. Ich werde jedenfalls den alten Hansnarren wissen lassen, wen er geheirathet hat, und zwar ehe vierundzwanzig Stunden vergehen.

Er wartete sodann auf dem Vorsaal mit Maidlow und einigen Anderen (welche ihn ziemlich unbarmherzig über die Art und Weise neckten, wie er um seine Aussichten beschwindelt worden sey), um sie vorübergehen zu sehen.

„Ich habe sie seither noch nicht zu Gesicht bekommen," belog er, ohne zu wissen weßhalb, seine Begleiter; „ich möchte doch auch wissen, was für 'ne Art von Frauenzimmer sie ist!"

— „Da kömmt sie, am Arm des alten Burschen!" sagte sein Kamerad von der Garde. „Nun laßt uns 'mal sehen Morton, wie Ihr sie mit einem einzigen Blicke vernichtet!"

Sie war beinahe schon an den Herren vorübergegangen, ohne Morton in der Gruppe zu bemerken; plötzlich aber entstand vorne ein Gedränge, daß alles stehen bleiben mußte und sie ebenfalls. Bei dem Umblick in der Menge ward sie endlich auch seiner gewahr, und es lag in dem kalten, spöttischen, triumphirenden Ausdruck ihres Gesichts, als sie seinem Blick voll bitteren Ingrimms und Feindlichkeit begegnet, etwas das ihn beinahe zum Wahnsinn trieb. „Ist sie es?" fragte er laut genug, um von ihr gehört zu werden.

Ihr Gesichtsausdruck wechselte blitzschnell bei diesen Worten, und an die Stelle des stolzen ironischen Lächelns trat ein Ausdruck von Erbitterung und Rachgier, welcher ihn hätte warnen und ihm Zurückhaltung für den nächsten Augenblick anrathen sollen. Statt dessen aber brach er in ein leises höhnisches Lachen aus.

„Wie? Ihr kennt sie also, Morton?" flüsterte einer seiner Begleiter, welcher bemerkt hatte, wie Mylady Farbe und Ausdruck gewechselt hatte, und der nun neugierig war, den Grund davon zu erfahren.

— „Ob ich sie kenne?" erwiderte Devereur halb laut, jedoch deutlich genug, daß ihn seine beiden Begleiter und die Dame selbst verstehen konnten. „Ja, ich kenne sie, und die Pariser Polizei kennt sie ebenfalls. Wenn Ihr euch in Paris bei der geheimen Polizei nach ihr erkundigen würdet, so würde man euch sagen, sie sey eine russische Spionin und heiße Valerie Duhamel!"

3.

Es ist achtundvierzig Stunden später, und zwar zu Braithwaite Manor, auf dem Herrenhause des Familienguts, in Hampshire, auf der Grenze des Neuen Waldes. Das altersgraue Herrenhaus in Renaissancestyle aus Königin Elisabeth's Zeit steht auf einer Anhöhe, die auf der einen Seite von der nach dem Schlosse hinanführenden langen gewundenen Allee,

auf der andern Seite von den Gewässern des Wayverne begrenzt wird, welcher das Gut durchströmt. Das Herrenhaus steht einsam und abgeschieden genug, denn es liegt auf eine Entfernung von sechs oder acht englischen Meilen vom Parkthore kein bewohntes Haus in der Nähe, und selbst die Häuschen der Wildhüter stehen mehr als tausend Schritte von dem Schlosse selbst entfernt.

Es ist eine stille schwüle Frühlingsnacht. Tief dort drunten am Horizont steigt vor dem leichten spärlichen Lüftchen, das sich regt, eine düstere schwarze Wolkenbank auf, ein Gewitter welches schon den ganzen Tag über gedroht hat und nun von Minute zu Minute den Ausbruch droht. Blitz oder Wetterleuchten zuckt ab und an in der Ferne auf, und gelegentlich vernimmt das dumpfe Rollen fernen Donners — sonst aber ist alles still. Das Fenster eines Zimmers im westlichen Flügel, welcher auf den Wayverne herabschaut, steht offen, und aus demselben fällt ein schwacher Lichtschimmer von der Wachskerze, welche eine Frau in der Hand hält. Es ist eine hochgewachsene Gestalt in einem langen schwarzen Mantel, eine große Kapuze über das Gesicht heruntergeschlagen, und hat beinahe schon fünf Minuten lang horchend und lauernd hier gestanden. Draußen ist alles so stille, daß sie weiß, sie muß die Schritte des Mannes hören, welchen sie erwartet. Sie muß ihn hören, weil er auf dem Wege am Flusse daher kommt, der unter dem Fenster hinläuft, und sie vernimmt seinen Schritt mindestens eine Minute früher als sie ihn sieht. Bis jetzt hat sie noch keine Schritte vernommen, und die Zeiger ihrer Uhr rücken immer näher auf Mitternacht. Sie stützt ihre Hand — eine reizend geformte weiße Hand, an deren schön gemodelten schmalen Fingern kostbare Ringe mit Brillanten und Opalen blitzen — auf den Fenstersims, beugt sich vorwärts und starrt anhaltend hinunter nach dem dunklen Wasser, das gerade hier einen starken Fall hat und wild und reißend durch sein enges tiefes Bett strömt, — der Weg neben dem Fluße ist so schmal, die Böschung des Hügels hier so steil, daß der Fluß beinahe gerade unter ihr vorüber zu rauschen scheint. Sie fühlt sich wahrscheinlich hier vor jeder Ueberraschung sicher, denn das Zimmer, worin sie wartet, ist das letzte einer ganzen Reihe von Gemächern, welche sie ihre eigenen nennt, und die Dienerschaft schläft insgesammt auf der andern Seite des Hauses im östlichen Flügel; sonst würde die Herrin von Braithwaite Manor wohl kaum die Schicklichkeit so sehr außer Augen gesetzt haben, um mit diesem vermummenden Mantel um ihre nackten Schultern und beim trüben dürftigen Schimmer einer kleinen Wachskerze hinzugehen und eine Unterredung mit einem Mann zu haben, welchen sie (nach ihrem eigenen Geständniß) erst seit achtundvierzig Stunden kennt. Da aber diese mitternächtliche Unterredung ihre Absicht ist, so müssen wir vermuthen, daß sie sich vor jedem beobachtenden Auge oder lauschenden Ohre vollkommen sicher weiß. Und sie darf sich auch sicher fühlen, denn um diese Stunde wacht kein Auge, lauscht kein Ohr mehr in diesem ganzen stillen, dunklen, schweigsamen, palastähnlichen Hause, als das ihrige. Jetzt tönen ferne Schritte eines einzelnen Mannes, unter dessen Füßen der Kies des Weges knirscht, durch die stille Nacht. — „Ha; endlich!" flüsterte die Harrende; „nun bist Du mein!" Die Kerze wird ausgeblasen, und mit der rechten Hand in ihrem Busen unter dem Mantel, steht die Frau erwartungsvoll in der tiefen Finsterniß da.

* * *

Am Morgen nach jener oben geschilderten kleinen Scene im Foyer der Oper hat Morton Devereux zwei Nachrichten empfangen, die ihn ungewöhnlich bewegten. Die erste war ein Brief, worin ihm gemeldet wurde, das Rennpferd Barrabas sey gefährlich gestürzt und werde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr zurecht kommen; der Schreiber schloß mit der Bemerkung, es dürfte vielleicht noch Zeit seyn, einen guten Theil des gewetteten Geldes rückgängig zu machen, da die Thatsache des Unfalls vorerst kaum einer oder zwei Personen bekannt sey. Der andre Brief besagte, daß Lady Braithwaite sehr bedaure, gestern durch Abwesenheit von Hause den Besuch des Kapitäns Devereux verfehlt zu haben, um so mehr als der Gesundheitszustand Sir Walter's es unerläßlich nothwendig gemacht habe, die städtische Wohnung sogleich mit dem Aufenthalt in Braithwaite Manor zu vertauschen. Dieser Brief schloß mit der Nachricht, daß Sir Walter Braithwaite und seine Gemahlin am andern Morgen von London abreisen würden, und drückte die Hoffnung aus, daß Kapitän Devereux sie binnen Kurzem in Hampshire besuchen werde.

Devereux's aberwitziger Ingrimm über diesen Beweis von Mylady's Einfluß über ihren Gatten machte, daß der Zustand des Rennpferdes Barrabas und die Angelegenheit seiner eingegangenen Wetten vorerst ganz vergaß. Er eilte zuvörderst nach Bruton Street, aber nur um zu erfahren, als endlich auf sein lautes gebieterisches Pochen die Thüre geöffnet wurde, daß Sir Walter und Mylady schon mit dem ersten Frühzuge von London abgereist seyen.

„Das Teufelsweib!" knirschte er, als er auf dem Heimwege in Berkeley Square einbog; „die nichtswürdige Teufelin! Glaubt sie denn wirklich mich überzeugen zu können, daß sie wähne, ich werde nach den Vorgängen vom gestrigen Abend im Theater bei unserm allfälligen spätern Zusammentreffen unsere ehemalige Bekanntschaft ignoriren? Oder will sie etwa die Komödie noch weiter fortsetzen und sich den Anschein geben, als ob sie mich niemals gekannt habe? — Sie ist entweder stärker von Willen und Nerven, als ich vermuthet habe, oder sie sinnt auf irgend einen höllischen Streich und kümmert sich gar nicht darum, in welchem Grade sie mich dadurch reizt und herausfordert. Sie blickte drein wie ein Teufel, als ich gestern Abend jene kleine Anekdote über sie zum Besten gab. Sie ist fürwahr gerade das Weib, das im Stande wäre . . . . Bah, was fällt mir ein? dieses Spiel ist in unseren Zeiten nicht mehr möglich! Nein, sie fürchtet sich vor mir und hat den alten Narren aus der Stadt gehetzt, um zu verhindern, daß ich ihm einen Floh in's Ohr setze. Sie gedenkt ihn vielleicht wieder mit sich in's Ausland zu nehmen — wer weiß es? Ich werde sie aber trotz alledem aus dem Felde schlagen. Was hab' ich nun von ihr zu fürchten? Und jetzt, seit es mit Bar-

rabas schief ging, muß ich entweder die Aussicht auf den einstigen Besitz des Familienguts als eine Birne für den Durst haben, oder ich muß eine hübsche runde Summe von seinem Werthe bekommen, um die Juden zufrieden zu stellen, oder es ist mit mir zu Ende. Jedenfalls aber will ich heute Abend nach Hampshire gehen!" — Zunächst aber begab er sich nach dem ‚Corner' und versuchte hier den Roth zu verweihen, welchen man ihm wegen des Rückgängigmachens der Wetten gegeben, die er auf das Lieblingspferd der Rennbahnen gewettet hatte. Allein er kam zu spät; die Geschichte mit dem Unfall welcher das Rennpferd betroffen hatte, war unter die Leute gekommen, und die Wettenden scheu und stutzig geworden. Er ging nun umher und versuchte vergebens sich durch gegentheitige Wetten zu sichern, bis der letzte Zug von dem Bahnhof an der Waterloo-Brücke abgegangen war. Er fuhr daher erst spät am folgenden Abend, mit Wuth und Verzweiflung im Herzen, durch das Portthor von Beaithwaite Manor ein.

Wenn es ihm nicht gelang, entweder seinem Ohrim die Augen zu öffnen und auf diese Weise „Mylady" für immer zu beseitigen, oder (er dachte in seiner Bedrängniß auch an dieses unrühmliche Auskunftsmittel) der Dame für sein Schweigen ein tüchtiges Stück Geld abzupressen, so war er bis zum nächsten Abrechnungstag hoffnungslos verloren. Er war daher fest entschlossen, das eine oder das andere Auskunftsmittel zu versuchen, denn er sagte sich: welches von beiden er auch einschlagen möge, er müsse gewinnen, ob auf geradem oder krummem Wege. Mylady kam sogleich in den Salon, wohin man ihn geführt hatte, und empfing ihren Neffen. „Sir Walter ist allzu unbäßlich, um vorerst irgend eine Aufregung zu ertragen," hatte der Kammerdiener gesagt. Die Unterredung zwischen Tante und Neffen war eine sehr lange, denn sie dauerte in der That, bis die große Roccoco-Uhr auf dem Kamin die eilfte Abendstunde geschlagen hatte. Mylady wünschte sodann Kapitän Devereux herzlich eine gute Nacht und zog sich in ihre eigenen Zimmer zurück. Man hatte dem unerwarteten Gast Erfrischungen im Speisezimmer hergerichtet, und Devereux entließ den Diener, welcher ihm serviren sollte, und nahm sein Abendbrod allein ein. Nachdem er von den ihm vorgesetzten Gerüchten mit einem Appetit gegessen hatte, welcher bewies, daß er seinen Gleichmuth mehr als wieder gewonnen hatte, warf er sich in einen Lehnstuhl am offenen Fenster, zündete sich ungentet eine Cigarre an und rauchte sie gemächlich, während er seinen Gedanken nachhing. Bis hieher ging alles gut! dachte er. Ich hatte im Grunde doch Recht, und sie fürchtet sich wirklich vor mir. Für den Augenblick also bin ich jedenfalls sicher und ihr überlegen, und kann sie noch meiner Pfeife tanzen lassen. Sie muß mir aus der Patsche heraushelfen, in welche mich jenes verfluchte Pferd gebracht hat, und hernach — no, dann wollen wir sehen, was sich thun läßt! Die Trumpfkarte ist immer in meiner Hand, sobald ich sie ausspielen will! Valerie ist übrigens ein gescheidtes Weib — gab noch als sie sah daß ich schonungslos auftreten wolle, als sie sah und fand, daß sie sich selbst nicht helfen konnte. Ich wollte übrigens, sie hätte mir die Banknoten vorhin gegeben, bevor wir aus einander gingen — ich möchte heute Nacht noch heimreisen. Es wäre immer noch etwas wegen des Wettrennens zu machen. Na, warten wir denn! sie versprach in einer halben Stunde an ihrem Fenster neben dem Weg am Flusse zu seyn. Die Zeit ist zwar schon vorüber, aber sie mag warten! Mir einerlei, sie soll beim Teufel noch eine Weile harren und wie auf Kohlen stehen! Wäre es mir nicht um die Banknoten zu thun, welche sie für mich bereit zu halten versprach, so könnte sie die ganze Nacht hindurch auf mich warten! — Uebrigens ein guter Burgunder, dieser da. Er sollte mein sein bis auf die letzte Flasche! Na, beim Himmel, er soll's auch binnen Kurzem seyn! Laßt mich nur erst aus der Patsche herausgearbeitet seyn, dann mag „Mylady" sich in Acht nehmen! . . . .

Und in diesem Gedankenzuge ging es weiter, bis die Flasche von diesem köstlichen Chambertin leer war. Dann stand er auf, ging, ohne seinen Hut mitzunehmen, auf die Terrasse hinaus und schritt dem Uferwege zu, die Hände in den Taschen seines Paletot, die dicke Cabano mit der rothglühenden Spitze zwischen seinen Lippen.

* * *

Die Schritte kamen näher, — langsam und gemächlich, als ob er gar keine Eile habe, wiewohl die Zeit seines Stelldichein schon um eine halbe Stunde vorüber war. Die Frau welche ihn in dem dunklen Zimmer erwartete, ihre rechte Hand noch immer unter dem Mantel in ihrem Busen verborgen, konnte nun in der draußen herrschenden schwarzen Finsterniß die glühende Spitze der Cigarre, welche er noch nicht weggeworfen hatte, deutlich unterscheiden. Gleich darauf hielten die Schritte dicht unter dem Fenster; Morton Devereux stützte beide Arme auf den niedrigen Sims und schaute in das Zimmer herein.

„Bist Du hier, Valerie?" flüsterte er, da er sie in der Dunkelheit anfangs nicht zu unterscheiden vermochte.

— „Ja, ich bin hier," gab sie zur Antwort.

Es lag ein seltsamer Ton in ihrer Stimme, welcher ihm auffiel und ihn unangenehm berührte, wie ein kalter eisiger Luftzug.

Morton schleuderte das Stümpfchen seiner Cigarre von sich und sagte ungeduldig: „Weßhalb in aller Teufel Namen bist Du denn ohne Licht gekommen? Es ist ja hier so finster wie im Hades!"

Während er noch sprach, zuckte ein heller Blitzstrahl aus dem fernen finstern Gewölk durch das schwarze Firmament und beleuchtete auf einen kurzen Augenblick ihr Gesicht. War es Einbildung oder trug jenes Gesicht wirklich jetzt denselben Ausdruck von teuflischer Rachgier, welchen es in jener Nacht im Opernhause gezeigt hatte?

„Heda, hörst Du mich nicht?" fragte er, und ungeachtet seines zuversichtlichen Selbstvertrauens und des Burgunders, den er getrunken hatte, ward ihm doch nachgerade unbehaglich bei der Sache.

— „Ich höre," gab sie mit dumpfer Stimme zur Antwort. „Mein Licht ist ausgegangen während der langen Zeit des

Wartens. Wozu aber auch Licht? es ist hell genug für das Geschäft, welches wir mit einander zu erledigen haben!"

„Nun denn, so gib in's Geiers Namen 'mal das Geld heraus! Das Gewitter kann jeden Augenblick ausbrechen, und ich werde dann bis auf die Haut durchnäßt. Hast Du die Banknoten mitgebracht? Na, natürlich wirst Du sie da haben, denn wozu wäre ich sonst hier?"

— „Ja wohl," sprach sie und, wie er wähnte, in einem feierlichen Tone; „was hättest Du sonst hier zu suchen, Morton Devereux? Ja, ich habe mitgebracht, was ich Dir — zugedacht habe!"

„So gib's schnell heraus!"

— „Nur gemach, dazu ist noch Zeit genug. Ich habe Dir noch Einiges zu sagen, ehe Du und ich ‚quitt' rufen können. Erinnerst Du Dich noch unsers letzten Zusammentreffens auf der Eisenbahn in Creil, Morton?"

„Natürlich!" versetzte er mürrisch; „was soll das? wozu diese Frage?"

— „Erinnerst Du Dich noch dessen, was ich Dir beim Abschied sagte? daß wenn Du Dein Versprechen brächest, Du es bitter bereuen sollest? Weißt Du noch?"

„Nun ja, es schwebt mir noch ganz dunkel vor, daß Du einen ähnlichen Unsinn schwatztest," versetzte er spöttisch. „Du hattest immer eine Vorliebe für das Melodrama, Valerie — ich gebe zu, in jener Nacht spieltest Du eine wahre Force-Rolle! .... Aber die Zeit ist vorüber, wo Du die Trumpfkarte ausspielen kannst, welche Du damals in der Hand hieltest. Du kannst mir nun bei Flora keinen Schaden mehr zufügen — Du willst es auch nicht, um Deiner selbst willen. Dagegen siehst Du wohl, daß ich Dich an einem endlosen Strang habe und Dich immer unter dem Daumen behalten werde, und als ein gescheidtes Weib hast Du dieß eingesehen und zugegeben, bist zu Kreuz gekrochen und hast ein Abkommen mit mir getroffen. Also — wo sind nun die Banknoten?"

— „Ich habe Dir," fuhr Valerie fort, als ob er gar nicht gesprochen habe, — „ich habe Dir damals gesagt, Du werdest es bereuen müssen; und Du hast den Vertrag mit mir gebrochen als ein Lügner und ein Feigling! Du wähnst das Spiel bereits gewonnen zu haben — Du bildest Dir ein, ich sey für alle zukünftige Zeit Deine leibeigene Sklavin, — mit Einem Wort, Du meinst mich durch eine einzige Phrase der Verachtung und dem Hohngelächter preisgeben zu können, und wähnst mich hiedurch zu unbedingtem Gehorsam zu zwingen! Glaubst Du denn, ich werde mich bequemen, auf solch leichte Weise alles das hinzugeben, was ich so hart und mühsam errungen habe? wähnst Du, ich werde, sobald es Dir, meinem Herrn und Meister beliebe, wieder zu meinem frühern Daseyn, zu meiner alten Sklavenkette zurückkehren? — Ha, Morton Devereux, so haben wir nicht gewettet! das wird nicht geschehen! Was ich versprach, das werde ich auch halten. Du verpfändetest mir Dein Wort und hast Deine Zusage gebrochen. Ich verpfändete Dir das meinige und werde es getreulich halten. Lügner — Memme — Verräther, nimm hier Deinen Lohn!"

Bei diesen Worten schnellte Valerie's Rechte plötzlich von ihrem Busen hinweg — der nackte weiße Arm schimmerte einen Moment durch die Dunkelheit — der kalte Rand eines stählernen Pistolenlaufs berührte Devereux's Schläfe leicht; dann folgte ein heller Blitz, ein scharfer Knall, hierauf das Kollern eines Körpers und ein dumpfer schwerer plätschernder Fall in das dunkle reißende Wasser dort unten. Das Gewitter brach in seiner lange verhaltenen Wuth los, aber der zuckende grelle Widerschein der Blitze beleuchtete keinen Todeskampf in den wilden reißenden Wellen drunten. Die trüben Gewässer hielten ihr Opfer fest, und ein Elender stand jenseits vor seinem gerechten Richter.

* * *

„Heda, Carrington, hast Du es schon gehört?" fragte ein Herr, der am folgenden Tage in das Rauchzimmer des Gardeclubs trat; „bei George, eine verdammte Geschichte! Was denkst Du davon? Morton Devereux hat sich erschossen!"

— „Wirklich? hat er das gethan? und wo denn? versetzte der Andere gleichmüthig.

„Irgendwo da drunten in Hampshire. Man hat sein Wettbuch bei ihm gefunden, wie es scheint, und da er Gefahr lief, gewaltige Summen zu verlieren, die er auf 'Barrabas, gewettet hatte, hält man dieß für den Beweggrund zu seinem tollen Schritte."

— „Auf 'Barrabas,?" rief Carrington. „Na, dann war Devereux ein Narr! Wie thöricht von ihm, daß er nicht gewartet hat! War ja alles eitel Lüge von dem Sturz des Thieres! ‚Barrabas' ist so gesund wie 'n Fisch — habe so eben 'n Telegramm über ihn erhalten! Bin erbötig jede beliebige Wette zu halten, daß er bei nächstem Rennen Preis gewinnt, ah!" R. Rellenburg.

Ein Postamt mitten im Ocean.

Ein Postamt weit draußen im Meer, und noch überdieß fern von allem Verkehr der civilisirten Welt! das klingt seltsam, ist aber nichts destoweniger wahr und wirklich. Wie wenige Personen im Ganzen auch um das Vorhandenseyn eines derartigen Postamts wissen, so ist dasselbe gleichwohl eine Thatsache, eine etwas romantische zwar, aber darum gleichwohl verbürgte und erwiesene Thatsache. Ja noch mehr, nur wenige Seefahrer kommen daran vorüber, ohne dort anzulegen und ihre eigenen Briefe daselbst niederzulegen und die etwa zur Bestellung dort liegenden in Empfang zu nehmen, denn es ist allgemein bekannt und angenommen, daß man von jedem Schiffsherrn oder Kapitän erwartet, er werde zeitweilig das Amt eines Postmeisters sowohl als dasjenige eines Briefboten für jenes Postamt im Meere übernehmen.

Zwischen der noch ganz unbesiedelten und ebenso beinahe noch unerforschten Nordküste des australischen Festlandes und der Insel Borneo liegt die Torres-Straße, eine Meerenge, die für den Seefahrer sehr gefährlich ist. Weil aber Schiffe, welche von Süd-Australien oder Van Diemens-Land aus nach irgend einem Seehafen Ostindiens bestimmt sind, eine Fahrt

von Hunderten von Seemeilen ersparen, wenn sie sich durch diese gefährliche Meerenge wagen, so wird diese natürlich sehr häufig von den Schiffen aller Nationen befahren, welche in jenen Meeren des fernen Südostens verkehren.

Die Torres-Straße, obwohl eine Meerenge genannt, ist doch über 300 Seemeilen lang und wimmelt nicht nur von zahllosen kleinen und wunderschönen Eilanden (von denen jedoch nur wenige bewohnt, die Mehrzahl dagegen öde, menschenleere Wildnisse sind), sondern ist noch überdieß mit unzähligen Sandbänken, die selten den Wasserspiegel überragen, verstopft und zu einem Labyrinthe von kleinen Kanälen von Fahrwasser gemacht, welche die Schifffahrt ungemein erschweren. Kein Schiff vermag dieses Gewirr von Sandbänken mit einiger Sicherheit anders zu passiren, als am hellen Tage. Ueberdem gehören die Bewohner der wenigen besiedelten Inseln meist wandernden Stämmen von wilden Malayen oder Papuas (ostindischen Negern) an, die auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehen, meist Seeräuberei treiben, häufig sogar Menschenfresser und jedem Laster und Verbrechen zugethan sind. Wehe daher dem unglücklichen Seemann, dessen Fahrzeug auf einer dieser Sandbänke strandete oder auf einem der Eilande der Torres-Straße auffuhr! So feig sie zu anderen Zeiten, wie alle heimtückischen Wilden sind, so drängen sie sich doch bei diesen Gelegenheiten frech an Bord, metzeln jedes lebende Individuum nieder, plündern das Fahrzeug von Allem was in ihrer Schätzung werthvoll ist, stecken es dann in Brand und brennen es bis zum Wasserrande nieder.

Manches Schiff, welches seit seiner Abfahrt von Sydney oder Hobbarttown nach Indien verschollen, ist auf diese Weise in der Nähe der Torres-Straße verloren gegangen. Die Kapitäne der in jenen Gewässern verkehrenden Fahrzeuge pflegen daher häufig einen oder zwei Tage lang auf einander zu warten, damit ihre Schiffe einander auf der Fahrt durch diese verwickelte und gefährliche Meerenge Gesellschaft leisten, obwohl es natürlich auch häufig geschieht, daß ein Schiff allein jene gefürchtete Wasserstraße passiren muß. Doch ist selbst dann die Gefahr nicht sehr groß, wenn die Mannschaft gute Umschau hält, das Schiff bei Nacht vor Anker geht und tüchtige Anker hat. Kriegsschiffe besinnen sich in der Regel gar nicht, die Fahrt durch die Torres-Straße allein zu machen, denn sie führen ja hinreichend Mannschaft und Waffen, um die Wilden im Schach zu halten, selbst wenn das Schiff zu Schaden kommen sollte. Schreiber dieses hat vor Jahren einmal an Bord eines Kriegsschiffes die Torres-Straße passirt und dabei Gelegenheit gehabt, mit eigenen Augen die Gefahr zu beurtheilen, denen ein Kauffahrteischiff möglicherweise ausgesetzt ist. Er gehörte damals zu einer kleinen Kriegsbrig, welche mehrere Jahre von England abwesend gewesen und aus Mangel an Bemalung und jenes allgemeinen Aussehens von Reinlichkeit und Schmuckheit, welches gewöhnlich Kriegsschiffe kennzeichnet, für ein ungeübtes Auge den Anschein eines Kauffahrers hatte.

Wir waren auf der Fahrt von Sydney nach Colombo (auf Ceylon); beim Einlaufen in die Meerenge wurden Matrosen in verschiedenen Theilen des Takelwerks aufgestellt um den Kurs des Schiffs zu lenken, und in jedem Masttop ward ein Offizier aufgestellt. Es war ein wunderschöner Anblick um den verschlungenen mäandrischen Verlauf des Fahrwassers, wie es sich von jenen hohen Beobachtungs-Posten aus darstellte. Das Wasser war, wie es in jener Meerenge gewöhnlich der Fall ist, so klar und glatt wie in einem Mühlenteich, obschon es an verrätherischen Strömungen und Strudeln darin nicht fehlt, und jeder Umriß der glänzenden goldgelben Sandbänke war unter seiner Oberfläche deutlich sichtbar. Die kleinen dichtbewaldeten Eilande zu beiden Seiten erschienen wie kleine Parks und Lustgehölze, in welchen die Pflanzenwelt von Europa und Asien sich auf eine zauberische Weise mit einander vermengten; nirgends machte sich irgend ein Anzeichen geltend, daß sie bewohnt waren, obschon zuweilen im Lauf des Tages ein Kahn mit zwei nackten Wilden an Bord aus irgend einem versteckten Winkel hervorschoß und die Wilden an die Langseite unsers Schiffes heranruderten in der Hoffnung, ein kleines Geschenk an Zwieback oder Fleisch zu erhalten. Die Kanäle zwischen den einzelnen Eilanden waren häufig nur schmal und in vielen Fällen von überhängenden Bäumen beschattet, deren üppig belaubte und mit mancherlei Früchten beladene Aeste und Zweige sich von einem Eiland zum andern schlangen. Jeden Nachmittag vor Sonnenuntergang legten wir bei und lagen mit einem Kattanker fest, und die Offiziere gingen dann auf eine oder mehrere Stunden mit ihren Jagdflinten nach den benachbarten Eilanden, während die ganze Nacht hindurch eine gewissenhafte Wache an Bord unterhalten wurde. Zuweilen, obschon nur selten, sahen wir Spuren von menschlichen Wohnungen, stießen aber bei keiner dieser Gelegenheiten auf einen der Eingeborenen.

Eines Nachmittags waren wir in gewohnter Weise an einer Landspitze vor Anker gegangen, wo zwei Strömungen zusammentrafen; und kaum war das Kabel ausgelassen, als die Ankerkette riß und wir rasch gegen den Strand zu treiben begannen. Wäre dieser Unfall einem knappbemannten ungestalten Kauffahrer passirt, so wäre dieser aller Wahrscheinlichkeit nach auf den Strand gelaufen, ehe man noch einen andern Kattanker ausgeworfen und dieser Grund gefaßt hätte, und Schiff und Mannschaft wäre in dieser Weise eine Beute der Wilden geworden; denn obschon fünf Minuten zuvor kein menschliches Wesen auf dem Eiland sichtbar und die ganze Scene in ödes Schweigen gehüllt war, so hatte unsere Brig kaum zu treiben begonnen, als mit Einem Male der ganze Strand von Eingeborenen wimmelte, welche — Männer, Weiber und Kinder — von allen Seiten her an's Wasser kamen. Die Männer waren sämmtlich mit Speeren und Kriesen (kurzen malayischen Dolchen) bewaffnet und huben alle zugleich an, uns mit wildem Geschrei und Geberdenspiele zu drohen, und viele von ihnen liefen bis um die Hüften in's Wasser vor Begierde, die ersten bei der gehofften Plünderung zu seyn.

Fünf Minuten genügten jedoch, um alles an Bord wieder in die Reihe zu bringen. Das Schiff drehte sich noch einmal sicher nach seinem Anker, und die Wilden hatten inzwischen ihren Irrthum erkannt und ein friedliches Betragen angenom-

men, ihre Waffen beiseite geworfen und ihre Kähne in's Wasser gesetzt, und nun kamen sie herangerudert und betelten um alles dasjenige, was wir ihnen geben wollten. Weil uns jedoch die Nähe derartiger Nachbarn während der Nacht nicht sehr willkommen war, so feuerten wir einige Musketen über ihre Köpfe hin ab, worauf sie alsbald wieder dem Strande zuruderten und ebenso geheimnißvoll verschwanden, wie sie hervorgekommen waren. Binnen einer halben Stunde war alles wieder Schweigen und Einsamkeit und man hörte nichts mehr als das Quacken der zahlreichen Reptilien und das Summen zahlloser Insekten, die sich in der frischen Abendluft gütlich thaten. —

Draußen vor der Meerenge, fünfzig Seemeilen von irgend welchem Lande, liegt ein kleines, sandiges, beinahe von jeglicher Vegetation entblößtes Eiland, auf welchem schon vor unvordenklich langer Zeit irgend ein bedachtsamer Seefahrer ein Postamt errichtet hat in der Absicht, den Kapitänen irgend welcher anderer Schiffe, welche zufällig das Eiland passiren sollten (es liegt gerade auf dem direkten Kurs nach Indien) bekannt zu geben, daß er wohlbehalten durch die Meerenge gekommen sey. Er hinterließ nämlich einen Brief für seine Schiffseigner oder Schiffsrheder mit dieser Thatsache, damit sie, falls seinem Fahrzeug später ein Unfall zustoßen würde, erfahren möchten, er sey nicht in der gefährlichen Torres-Straße verunglückt, — ferner einen zweiten Brief an den Kapitän des ersten besten vorüberfahrenden Schiffes, worin er seine Hoffnung ausdrückte, daß der Kapitän die Freundlichkeit haben werde, das andere Schreiben an die Eigner und Rheder seines Fahrzeugs mit der ersten besten ihm aufstoßenden Gelegenheit zu bestellen.

Seit dieser Zeit herrscht unter den Seeleuten aller Nationen der stehende Brauch, wenn sie die Torres-Straße zurückgelegt haben, hier an dem Eilande anzulaufen, um diejenigen Briefe, welche sie auf dem Postamtseiland vorfinden dürften, zu Beförderung zu übernehmen, und ihre eigenen Briefe zu Nutz und Frommen derjenigen und zur Bestellung für diejenigen dort zu lassen, welche zunächst die Insel besuchen dürften. Seither hat jenes Postamt im Ocean auch noch andere Verwendung gefunden: sowohl Passagiere*) wie Seeleute und Kapitäne haben daselbst Briefe für ihre Freunde und Bekannten zurückgelassen und ebenso Briefe von solchen vorgefunden, und gar manches seltsame Ereigniß oder Erlebniß ist durch Briefe zuwege gebracht worden, welche man in der Brieflade des Postamts-Eilandes in Torres-Street gefunden hatte.

Das Eiland liegt, wie gesagt, über fünfzig Seemeilen von irgend einem andern Lande, und diese Entfernung ist zu groß, um den Eingeborenen der benachbarten Inseln der Torres-Straße zu erlauben, daß sie es in ihren schwanken Kähnen besuchen, und das Postamt ist daher vor allen Plünderungen sicher. Die Brieflade dagegen steht gleichsam unter dem Schutze des Völkerrechts und wird von allen Europäern heilig geachtet, welche das Eiland besuchen. Alle Briefe, welche man darin findet, werden unfehlbar an ihren Bestimmungsort bestellt, wenn sie zu diesem Zwecke adressirt sind, oder sozusagen poste restante wohlbehalten daselbst zurückgelassen, bis die Adressaten sich selbst einstellen, um dieselben abzuholen.

Wenn ein Schiff an dem Eiland vorüber fährt, so kann es eine in der Luft wallende Flagge ganz in der Nachbarschaft der einzigen Baumgruppe, deren sich die Insel rühmen darf, bemerken. Im Schooß jener Baumgruppe oder jenes Gehölzes, etwa 250 Schritte vom Strande, steht eine kleine hölzerne Hütte aus beschlagenem Holze und mit einem Wetterdach versehen, welches durch starke getheerte Leinwand wasserdicht gemacht ist. Unter dem Dach dieser Hütte steht eine Matrasenkiste, in mehrere Fächer abgetheilt — diese Kiste ist die Brieflade des extemporirten Postamtes im Ocean, auf Postoffice Island weit draußen im Sunda-Meere, in der Nähe der Mündung der Torres-Straße.

Friedrich von Trenck.

Ein Lebensbild von W. v. H.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte ich auch Gelegenheit gefunden, mit einigen Schildwachen zu sprechen; unter Anderem auch mit einem alten Grenadier, Namens Gebhard. Ich nenne diesen deßhalb mit Namen, weil er sehr hervorragende und edle Eigenschaften an den Tag legte. Von ihm erfuhr ich die genaue Lage meines Gefängnisses und alle Umstände, die mir zu meinem Entrinnen von Nutzen seyn konnten. Es fehlte mir nun an nichts mehr als an Geld, um ein Boot kaufen und mit Gebhard über die Elbe nach Sachsen hinüber fahren zu können. Durch Gebhard wurde ich mit einem gutherzigen Mädchen, einer Jüdin und

---

*) Ich habe Postoffice Island, wie das Eiland bei den Seefahrern heißt, etwa im Jahr 1847 oder 1848 besucht, wenn ich nicht irre. Kriegsschiffe führen keine regelmäßigen Passagiere; da aber die beiden Töchter des Gouverneurs von Singapore mit ihrer Erzieherin und einer Art Ehrendame auf Besuch in Sydney gewesen waren, hatte unser Kapitän Vincent King den Damen die Ueberfahrt an Bord unserer Kriegsschaluppe angeboten und sein Anerbieten war mit Vergnügen angenommen worden. Als unser Fahrzeug auf der Höhe von Postoffice-Island anlangte, baten die Damen um Erlaubniß, mit dem Cutter ans Land zu gehen, die ihnen bereitwillig gewährt wurde. Bei dieser Gelegenheit fand sich in der Kiste unter dem Dache von getheertem Segeltuch neben manchen anderen Dokumenten auch folgendes mit einem begleitenden Briefe: „Der ‚Gilbert Henderson', Kap. Pirie, ist an dem und dem Datum glücklich durch die Torras-Straße. Passirte Postoffice Island auf der Fahrt nach Calcutta, alles wohl und gesund. Wer nur immer dieses Dokument zu Gesicht bekommt, der sei so gefällig und berichte dieß im ersten Hafen, den er erreicht. Wenn nach Singapore bestimmt, so beliebe er den anliegenden Brief mitzunehmen und zu bestellen." So ungefähr lautete der Inhalt jenes Dokuments, soviel ich mich erinnern kann. Wir hinterließen eine Notiz über unsern Besuch, nahmen den fraglichen Brief mit und gaben auch die öffentliche Benachrichtigung von dem Wohlbefinden des Schiffes ab. Den Damen gefiel die Sache so sehr, daß sie darauf bestanden, ein Papier mit ihren Namen ꝛc. in der Kiste zurückzulassen.

geborenen Dessauerin, Namens Esther Heymann, bekannt, deren Vater 10 Jahre im Gefängniß gewesen war. Dieses gute, mitfühlende Mädchen, das ich nie gesehen hatte, gewann zwei Grenadiere, daß sie sie jedes Mal mit mir sprechen ließen, wenn sie Schildwache standen. Durch Zusammenbinden meiner Späne erhielt ich eine Ruthe, die lang genug war, um über die Pallisaden vor meinem Fenster hinauszureichen; auf diese Art empfing ich Papier, ein weiteres Messer und eine Feile.

Ich schrieb nun an meine Schwester, setzte ihr meine Lage auseinander und bat sie, der Jüdin 300 Reichsthaler einzuhändigen, da ich hoffen dürfte, vermittelst dieser meine Flucht zu bewerkstelligen. Einen zweiten rührenden Brief schrieb ich an den Grafen Puebla, den österreichischen Gesandten in Berlin; diesem Brief schloß ich einen Wechsel von 1000 Gulden auf meine Effekten in Wien bei und bat den Grafen, die Summe der Jüdin auszubezahlen, da ich es ihr als Belohnung versprochen hab'. Dieses vortreffliche Mädchen that Alles, was ich verlangte; aber unser Plan ward entdeckt, und ich war abermals in Verzweiflung. Auch die Familie der Jüdin mußte unter diesem neuen Mißgeschick leiden, ein Umstand, der meinen eigenen Kummer noch vermehrte.

Der König kam zu einer Revue nach Magdeburg, visitirte dabei die Sternschanze und befahl, alsbald eine neue Zelle für mich zu erbauen, wobei er selbst die Art der Eisen vorschrieb, an die ich gefesselt werden sollte. Der ehrliche Gebhard hörte den Offizier sagen, diese Zelle sey für mich bestimmt und gab mir Nachricht davon, versicherte mich aber zugleich, sie könne nicht vor einem Monate fertig werden. Ich beschloß daher, meine Bresche in die Mauer sobald als möglich zu beendigen und ohne Beihilfe irgend eines Andern zu entfliehen. Die Sache war möglich, denn ich hatte das Haar meiner Matratze in einen Strick gedreht. Diesen wollte ich an eine Kanone binden und mich daran vom Walle hinablassen; dann wollte ich über die Elbe schwimmen, die sächsische Grenze gewinnen und so sicher entwischen.

Am 26. Mai 1755 hatte ich in die nächste Kasematte durchbrechen wollen, aber als ich an die Backsteine kam, fand ich sie so hart und so fest verkittet, daß ich mich genöthigt sah, die Arbeit auf den folgenden Tag zu verschieben. Müde und erschöpft gab ich sie bei Tagesanbruch auf; wäre zu dieser Zeit Jemand in mein Gefängniß gekommen, so hätte er die Bresche unfehlbar entdecken müssen. Welch' ein furchtbares Schicksal hat mich doch durch mein ganzes Leben verfolgt und mich unaufhörlich kopfüber in Unheil gestürzt, wenn ich das Glück schon in der Hand zu haben wähnte!

Der 27. Mai war ein schrecklicher Tag in der Geschichte meines Lebens. Meine Zelle in der Sternschanze war früher fertig geworden, als Gebhard geglaubt hatte; in der Nacht, da ich eben meine Flucht vorbereitete, hörte ich einen Wagen vor meinem Gefängnisse halten. Schlösser und Riegel ertönten, die Thüren flogen auf, und die letzte ärmliche Hülfsquelle, die mir blieb, war, daß ich mein Messer versteckte. Der Platzmajor, der Major vom Tag und ein Kapitän traten ein. Ich sah sie beim Lichte zweier Laternen. Sie sagten nichts als: „Ziehen Sie sich an!" — was sogleich geschehen war. Ich trug noch die Uniform vom Regimente Cordova. Man gab mir Eisen, die ich mir selbst um Knöchel und Gelenke befestigen mußte; der Platzmajor band mir eine Binde vor die Augen, nahm mich unter den Arm und führte mich nach dem Wagen. Man mußte durch die Stadt fahren, um zur Sternschanze zu gelangen; ich vernahm anfangs nichts als das Geräusch der Eskorte; als wir aber nach Magdeburg einfuhren, hörte ich, wie das Volk zusammenlief, um mich zu sehen.

Bei dieser starken Probe verließ mich dennoch meine Kraft nicht. Endlich hielt der Wagen an und man führte mich in meine neue Zelle, wo mir die Binde von den Augen genommen wurde. Welch' ein Entsetzen ergriff mich aber, als ich bei dem Lichte einiger Kerzen den Boden mit Ketten bedeckt sah und zugleich zwei grimmige Männer erblickte, die mit ihren Schmiedehämmern neben einer Feuerpfanne standen! Die Maschinen des Despotismus gingen an ihr Werk! Eine ungeheure Kette wurde mit dem einen Ende an meinen Knöchel, mit dem andern an einen Ring, der in der Mauer stack, befestigt. Dieser Ring war drei Fuß vom Boden entfernt und erlaubte mir nur, mich etwa zwei bis drei Fuß zur Rechten und ebensoviel zur Linken zu bewegen. Sodann nieteten sie einen andern starken Eisenring von der Breite einer Hand um meinen nackten Leib; daran hing eine Kette, welche sie an eine armsdicke Eisenstange befestigten. Diese Stange war zwei Fuß lang und an jedem Ende derselben befand sich eine Handschelle.

Niemand sagte mir gute Nacht — sie verließen mich in furchtbarem Schweigen; ich vernahm das schreckliche Knarren von vier Thüren, die eine nach der andern hinter mir verriegelt wurde! Da saß ich nun entblößt, verlassen, in dicker Finsterniß auf nackter Erde mit einer Fesselwucht, die kein Mensch zu tragen vermochte.

Ich sah voraus, daß dieses Elend nicht lange andauern könnte; ich hatte von dem Wiederausbruch des Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen gehört. Es erschien als reine Unmöglichkeit, unter solchen Leiden und Drangsalen das Ende desselben geduldig abzuwarten. Das waren meine Betrachtungen! Endlich wurde es wieder Tag. Aber wo war sein Glanz? Dahin! Ich sah ihn nicht. Doch reichte sein Dämmerlicht hin, um mir eine genügende Einsicht in meinen Kerker zu gewähren.

Derselbe war etwa 8' breit und 10' lang. Es befand sich kein Ofen darin. In der Ecke erhob sich ein Sitz, vier Backsteine breit, auf dem ich sitzen und mich gegen die Mauer lehnen konnte. Gegenüber von dem Ringe, an den ich befestigt war, kam das Licht durch eine halbkreisförmige Oeffnung von 1' Höhe und 2' im Durchmesser. Diese Oeffnung hatte eine Ansteigung bis zur Mitte der Mauer, die 6' dick war; in dieser Mitte war sie mit einem eisernen Gitter verschlossen und von da an senkte sich die Oeffnung wieder nach Außen hinab und war an beiden Enden wieder mit starken eisernen Stangen versehen. Mein Kerker lag im Graben der Befestigung; die Oeffnung, durch welche mir Licht zufloß, war so von der Wallmauer überdeckt, daß das Licht nicht unmittelbar, sondern nur durch Reflex hereindringen konnte. Wenn man nun noch den

geringen Umfang der Oeffnung und die Hindernisse bedenkt, welche Gitter und Eisenstangen dazwischen legten, so wird man einsehen, daß nothwendig eine große Finsterniß herrschen mußte; doch gewöhnten sich meine Augen nach und nach so sehr an dieß Zwielicht, daß ich eine Maus laufen sehen konnte. Zwischen den Stangen und dem Gitter war ein Glasfenster angebracht mit einem kleinen Flügel in der Mitte, durch welchen man frische Luft hereinlassen konnte. Der Name Trenck war mit rothen Backsteinen in die Wand gemauert und zu meinen Füßen befand sich ein Grabstein, in den ebenfalls der Name Trenck und ein Todtenkopf eingehauen war. Die Thüren zu meinem Kerker waren doppelt und von Eichenholz; außerhalb derselben befand sich ein freier Raum und eine Vorzelle, in der sich ein Fenster befand, und dieser Raum war ebenfalls mit doppelten Thüren abgeschlossen. Der Graben, in welchem sich dieser furchtbare Kerker erhob, war auf beiden Seiten mit 14' hohen Pallisaden eingeschlossen und der Schlüssel dazu dem Offizier von der Wache übergeben, da es des Königs Absicht war, jede Möglichkeit eines Verkehrs mit den Schildwachen abzuschneiden. Die einzige Bewegung, die ich machen konnte, bestand darin, daß ich in die Höhe hüpfte und meine Arme schwenkte, um mir warm zu machen. Als ich mich mehr an meine Fesseln gewöhnt hatte, war ich im Stande, mich 4' von einer Seite zur andern zu bringen; dann thaten mir aber schon meine Schienbeine wehe.

Die Zelle war erst vor elf Tagen getüncht worden und Jedermann hielt es für unmöglich, daß ich es länger als vierzehn Tage in diesen Dämpfen aushalten würde. Sechs Monate lang war ich beständig von Wasser durchnäßt, welches von dem obern Gewölbe auf mich herabträufelte, und ich kann behaupten, daß ich in den drei ersten Monaten nie trocken wurde; dennoch blieb ich gesund. Täglich um Mittag nach Ablösung der Wache ward ich visitirt und sie mußten dann die Thüren einige Minuten offen lassen, sonst hätte die Feuchtigkeit der Luft die Lichter ausgeblasen.

Das war meine Lage, und da saß ich nun von allen Freunden verlassen, ein Hülfloser, Unglücklicher, preisgegeben den Qualen des Denkens, das mir unaufhörlich die schrecklichsten Bilder vor die Seele führte. Mein Herz war noch nicht ganz versteinert, meine Kraft hatte sich in Kleinmuth verwandelt, mein Kerker wurde die Höhle der Verzweiflung, und dennoch hielt ich den Arm zurück und erduldete dieses ungeheure Elend.

Gegen Mittag ward mein Kerker geöffnet. Schmerz und Mitgefühl malte sich in den Mienen meiner Kerkermeister. Keiner sprach ein Wort, keiner sagte mir guten Morgen. Aber ihr Herannahen war schauerlich; denn da sie an so ungeheure Riegel und Schlösser nicht gewöhnt waren, klirrten sie eine volle halbe Stunde lang, bis jene seelenerstarrende, hoffnungtödtende Hindernisse entfernt waren. Es war die Stimme der Tyrannei, die so donnerte! Man brachte mir ein Feldbett, eine Matratze und Leintücher; man stellte mir einen Wasserkrug hin und neben diesen einen sechspfündigen Brodlaib. „Damit Sie sich nicht mehr über Hunger beklagen können, sollen Sie nun so viel Brod haben, als Sie essen können,“ sagte der Platzmajor. —

Die Thüre ward verschlossen und ich wieder meinen Gedanken überlassen.

Was für ein seltsames Ding ist es doch um das sogenannte Glück! Wie soll ich die grenzenlose Freude ausdrücken, die ich empfand, als ich nach sechs Monaten unerträglichen Hungers wieder einen Schmaus von rohem Kommißbrod halten durfte! O Natur! welch eine Wonne legst du in die Befriedigung deiner Bedürfnisse! Bedenkt das, ihr, die ihr euch vollstopft, die ihr eure Erfindungsgabe anstrengt, um einen Appetit zu machen, den ihr euch doch nicht verschaffen könnt; bedenkt, wie einfach die Mittel sind, die einem Stück schimmeligen Brodes einen raffinirteren Wohlgeschmack verleihen als alle Spezereien des Morgenlandes oder alle Leckerbissen des Landes oder der See; bedenkt dieß, werdet hungrig und eure Sinnlichkeit wird Genüge finden.

Aber ach! meine Freude war von kurzer Dauer. Ich fand bald, daß auf Exceß Schmerz und Reue folgen. Mein langes Fasten hatte meine Verdauungswerkzeuge geschwächt und unthätig gemacht. Mein Körper schwoll an, mein Wasserkrug war bald geleert und die ganze Nacht hindurch folterten mich Krämpfe, Koliken und endlich ein unmäßiger Durst. Ich verfluchte Die, welche nur auf eine neue Tortur gekommen zu seyn schienen, indem sie mich, nachdem sie mich so lange hatten hungern lassen, nun plötzlich zur Völlerei reizten. Hätte ich mich nicht auf mein Bett strecken können, so wäre ich wirklich in dieser Nacht in Verzweiflung gerathen; doch auch dieß war nur eine theilweise Erleichterung, denn da ich noch nicht an meine ungeheuren Fesseln gewöhnt war, so konnte ich mich in ihnen noch nicht so gut bewegen, wie mich dieß nachher die Gewohnheit thun lehrte. Ich zog sie jedoch soweit zusammen, daß ich im Stande war, auf die Matratze zu sitzen. Unter allen Schreckensnächten nimmt diese den ersten Platz ein. Als sie am nächsten Tage meinen Kerker öffneten, fanden sie mich in einem wahrhaft jammernswerthen Zustande; sie wunderten sich über meinen Appetit und brachten mir einen neuen Laib. Ich wies ihn zurück, da ich glaubte, ich werde nie mehr Brod bedürfen; sie ließen mir ihn jedoch da, gaben mir Wasser, zuckten die Achseln und verabschiedeten sich, da sie allem Anschein nach mich nicht mehr am Leben zu finden erwarteten, und verschlossen alle Thüren, ohne zu fragen, ob ich eine weitere Hülfeleistung wünschte oder nöthig habe.

Nach drei Tagen erholte ich mich aus diesem elenden Zustande und von neuem trat der Gedanke an Flucht vor meinen Geist. Als die vier Thüren geöffnet wurden, bemerkte ich, daß sie nur von Holz waren; ich legte mir daher die Frage vor, ob ich nicht mit dem Messer, das ich so glücklich gewesen war zu verbergen, die Schlösser wegschneiden könnte, und sollte dann auch dieses und jedes andere Mittel fehlschlagen, so war es noch immer Zeit zu sterben. Ich beschloß auch einen Versuch zu machen, mich von meinen Ketten zu befreien. Es gelang mir, die rechte Hand durch die Handschelle zu zwängen, wobei mir freilich das Blut unter den Nägeln hervorspritzte. Meine

Versuche mit der linken waren lang erfolglos, indem ich aber mit einem Backstein, den ich von meinem Sitze erhielt, an der nachlässig geschlossenen Vernietung rieb, brachte ich auch dieß zu Stande. Die Kette war an den um meinen Leib gehenden Reif durch einen Haken befestigt, dessen eines Ende nicht in den Reif eingeschoben war; ich stemmte also meinen Fuß gegen die Mauer und gewann so Kraft genug, um diesen Haken zurückzubringen und zu öffnen, so daß ich das Gelenk der Kette herausbringen konnte. Das letzte Hemmniß war nun noch die Kette, die meinen Fuß an die Mauer fesselte; ich nahm daher die Ringe dieser Kette, wand sie hin und her und zog und drehte, und machte endlich einen verzweifelten Kraftversuch wobei auch wirklich die Kette, da die Natur mir eine große Stärke geschenkt hatte, mit Gewalt aufsprang und zwei Ringe zugleich abflogen.

Ich dünkte mich überglücklich; ich eilte nach der Thüre, tappte im Finstern herum, um die Köpfe der Nägel zu finden, womit das Schloß befestigt war, und entdeckte, daß ich kein sehr großes Stück Holz zu durchschneiden hatte, um meinen Zweck zu erreichen. Alsbald ging ich mit meinem Messer an's Werk und schnitt durch die Eichenthüre, um zu sehen, wie dick sie wäre; sie war nur 1 Zoll dick; es war mir daher möglich, alle vier Thüren in 24 Stunden zu öffnen.

Noch einmal belebte Hoffnung mein Herz. Um jede Entdeckung zu vermeiden, beeilte ich mich, meine Ketten wieder anzulegen; aber welche Schwierigkeiten hatte ich da zu überwinden! Nach langem Herumtappen fand ich endlich die abgesprungenen Ringe; ich verbarg sie. Bisher hatte ich das Glück gehabt und war mit keiner Visitation belästigt worden, da man es für durchaus unmöglich hielt, daß ich mich solcher Ketten entledigen könnte. Die gelösten Ringe band ich mit meinem Haarbande zusammen; als ich aber meine Hand wieder in den Ring zu schieben versuchte, war sie so geschwollen, daß jede Anstrengung fruchtlos erschien. Die ganze Nacht arbeitete ich an der Vernietung, aber Alles war umsonst.

Um Mittag sollte ich visitirt werden; Noth und Gefahr trieben mich daher zu einem neuen Versuch, der endlich nach den schmerzhaftesten Qualen gelang. Meine Visitatoren kamen und Alles schien in Ordnung. Es war mir jedoch nachher unmöglich, meine rechte Hand herauszubringen, so lange sie noch so geschwollen war. Ich blieb daher ruhig bis zum 4. Juli; kaum hatten an diesem Tage meine Visitatoren mich verlassen, als ich mich meiner Fesseln entledigte, das Messer zur Hand nahm und meine Arbeit begann. Die erste der Doppelthüren, die sich nach innen öffnete, war in weniger als einer Stunde überwunden; mit der zweiten war es ein anderes Ding, das Schloß war zwar bald umschnitten, aber es öffnete sich nach außen; es blieb mir daher nichts übrig, als die ganze Thüre über der Stange durchzuschneiden. Eine unausgesetzte, unglaubliche Arbeit machte dieß möglich, obwohl es im höchsten Grade schwierig war, da ich mich im Dunkel befand und Alles dem Gefühl nach thun mußte. Der Schweiß tropfte oder strömte mir vielmehr vom Leibe; meine zerfleischten Finger waren mit meinem eigenen Blute bedeckt.

Der Tag brach an; ich kletterte über die Thüre, die ich halb weggeschnitten hatte, und gelangte nach dem Fenster hinauf, das in dem Raum oder der Zelle, welche sich, wie ich oben beschrieben, zwischen beiden Thüren befand, angebracht war. Hier sah ich, daß mein Kerker im Graben des ersten Walles lag. Vor mir erblickte ich die vom Walle ausgehende Straße, die Wache, die nur 50 Schritte entfernt stand, und die hohen Pallisaden, welche im Graben staken und die überschritten werden mußten, ehe ich an den Wall gelangen konnte. Meine Hoffnung wuchs, ich verdoppelte meine Anstrengungen. Die erste der nächsten Doppelthüren ward in Angriff genommen; sie öffnete sich nach Innen und war bald überwältigt. Die Sonne ging auf, ehe ich noch damit fertig war; die vierte mußte wie die zweite weggeschnitten werden. Meine Kraft nahm ab, meine Hände zeigten das rohe Fleisch. Ich ruhte eine Weile, und begann dann von Neuem. Bereits hatte ich einen Schuh-langen Schnitt gemacht, als mein Messer abschnappte und die gebrochene Klinge zu Boden fiel.

Nun waren alle meine Hoffnungen dahin. Muthlos und halb wahnsinnig vor Schmerz und Zorn und von meinem Blute bedeckt kehrte ich in meine Zelle zurück. Der Mittag kam heran; ich wußte, daß ich entdeckt werden müßte. Ich beschloß, meine Gefängnißmeister zu einem Gewaltsstreich zu reizen. Sie fanden die erste Thüre unverschlossen, worüber sie höchlich erstaunten. Noch mehr machte sie der Anblick bestürzt, der sich ihnen nun darbot. Da stand ich wie ein Verzweifelter, mit Blut besudelt, ein Bild des Entsetzens, einen Backstein in der einen, mein abgebrochenes Messer in der andern Hand. Als sie herankamen, schrie ich: „Zurück, Herr Major, — zurück! Sagen Sie dem Gouverneur, daß ich nicht länger in Ketten leben wolle, daß ich hier stehe, damit er mich todt schießen lasse, wenn es ihm beliebe; denn nur auf diese Art werde ich mich überwunden geben. Hier soll Niemand herein, ich werde Alle niedermachen, die mir zu nahe kommen. Hier sind meine Waffen, hier will ich sterben, aller Tyrannei zum Trotz!" — Der Major erschrack, er wagte es nicht einen Entschluß zu fassen, und machte dem Gouverneur seinen Rapport. Einstweilen setzte ich mich auf die Backsteine nieder, die ich von meiner Bank abgerissen hatte, und erwartete mein Schicksal; doch war meine eigentliche Absicht nicht so verzweifelt, wie es den Anschein hatte. Ich suchte nur eine günstige Kapitulation zu erhalten.

Der Gouverneur kam augenblicklich in Begleitung des Platzmajors und einiger Offiziere, und trat in die äußere Zelle; aber als er meine Figur erblickte, wie ich mit einem Backstein in der Hand und mit gehobenem Arme dastand, sprang er augenblicklich wieder zurück. Ich wiederholte, was ich dem Major gesagt hatte; er befahl nun augenblicklich sechs Grenadieren, die Thüre mit Gewalt zu nehmen. Die vordere Zelle war etwa sechs Schuh breit, so daß nur zwei Mann zu gleicher Zeit meine Verschanzung angreifen konnten; als sie aber sahen, daß ich mich anschickte, meine Backsteine auf sie herabzuwerfen, sprangen sie erschrocken zurück. Eine kurze Pause erfolgte und der alte Platzmajor trat mit dem Kaplan

gegen die Thüre vor, um mich zu besänftigen. Die Unterhaltung währte einige Zeit, da wurde der Gouverneur ärgerlich und befahl einen neuen Angriff. Den ersten Grenadier schmetterte ich nieder, die übrigen sprangen zurück, um nicht von meinen Geschossen getroffen zu werden.

Der Platzmajor fing nun wieder an, mit mir zu unterhandeln. „Um Gotteswillen, mein lieber Trenck!" sagte er, „womit habe ich Sie beleidigt, daß Sie mich in's Verderben stürzen wollen? Man wird mich zur Verantwortung ziehen, daß Sie in Folge meiner Nachlässigkeit ein Messer verbergen konnten. Lassen Sie mit sich sprechen, ich bitte Sie! Geben Sie sich zufrieden! Sie sind ja nicht ohne Hoffnung, nicht ohne Freunde!" — Ich antwortete: „Aber werden Sie mir nicht schwerere Fesseln auflegen als vorher?"

Er ging hinaus, besprach sich mit dem Gouverneur und gab mir dann sein Ehrenwort, daß man von der Sache keine weitere Notiz nehmen und Alles wieder genau so wie früher herstellen werde.

Hier endete die Kapitulation und meine elende Citadelle wurde genommen. Mein Zustand erregte Mitleid; man untersuchte meine Wunden und schickte einen Arzt, um sie zu verbinden; ich erhielt ein frisches Hemd, und die mit Blut besudelten Backsteine wurden entfernt. Indessen lag ich halbtodt auf meiner Matratze. Ich fühlte einen ungeheuren Durst; der Arzt verordnete mir etwas Wein; man stellte zwei Schildwachen in die vordere Zelle, und ließ mich so vier Tage mit den Fesseln in Frieden. Auch Fleischbrühe erhielt ich täglich, und wie köstlich mir die schmeckte, wie sie mich belebte und stärkte, kann ich nicht beschreiben! Zwei Tage lang lag ich in einem schlummerähnlichen Entzücken, und wenn ich erwachte nöthigte mich ein unstillbarer Durst zu trinken. Meine Füße und Hände waren geschwollen; die Schmerzen, die ich an Rücken und Gliedern fühlte, waren furchtbar.

Am fünften Tage waren die Thüren fertig. Die innere war ganz mit Eisen plattirt, und ich wurde nun wie früher gefesselt. Vielleicht hielten sie eine weitere Grausamkeit für unnöthig. Die Hauptkette jedoch, die mich an die Mauer fesselte, sowie auch die, welche ich vorher zerrissen hatte, war nun dicker gemacht. Dieß ausgenommen wurde die Kapitulation strenge gehalten. Es thue ihnen sehr leid, sagten sie, daß sie ohne des Königs ausdrücklichen Befehl meine Noth nicht erleichtern könnten; sie wünschten mir Standhaftigkeit und Geduld, und verschlossen meine Thüren.

Ich muß hier nothwendig meinen Anzug beschreiben. Meine Hände waren gefesselt und durch eine Eisenstange auseinander gehalten, meine Füße ebenfalls an die Mauer gekettet. So konnte ich weder Hemd noch Strümpfe auf die gewöhnliche Weise anziehen; das Hemd wurde daher angeknüpft und alle 14 Tage gewechselt; die groben Kommißstrümpfe wurden an der Seite zugeknüpft; ein blauer Rock von Soldatentuch wurde mir ebenfalls umgebunden, und an den Füßen trug ich ein Paar Pantoffeln. Das Hemd war von Soldatenleinwand, und wenn ich mich in dieser Molestkantentracht besah, wie ich in einem solchen Kerker so an die Mauer gefesselt dastand und vergebens um Gnade oder Gerechtigkeit flehte, während sich mein Gewissen von jedem Vorwurf, mein Herz von jeder Schuld frei wußte, — wenn ich dabei an meine früheren glänzenden Verhältnisse in Berlin und in Moskau dachte und sie mit diesem traurigen, furchtbaren Schicksalswechsel verglich, dann versank ich entweder in tiefen Kummer oder gerieth in eine Wuth, die den größten Helden oder Philosophen zum Wahnsinn oder zur Verzweiflung gebracht hätten.

Mein Stolz, die Gerechtigkeit meiner Sache, das unbegrenzte Vertrauen, das ich auf meine Willenskraft setzte, sowie die Arbeiten eines erfinderischen Kopfes und eisernen Körpers, vermochten allein mich am Leben zu erhalten. Diese körperlichen Arbeiten, diese ununterbrochenen Erfindungen und Projekte zur Wiedererlangung meiner Freiheit erhielten mich gesund. Wer sollte es glauben, daß ein Mann, der so gefesselt war wie ich, doch Mittel zu finden wußte, sich Bewegung zu machen? Durch Schwingen meiner Arme, durch Bewegung mit dem obern Theil meines Körpers und in die Höhe springen brachte ich mich oft in einen starken Schweiß. Wenn ich mich so abgemüht hatte, schlief ich gesund und dachte oft, wie Mönche von den Generalen, die alle Unbill der Witterung und alle Gefahren des Krieges ertragen mußten, wie Viele von Denen, die mich in diesen Kerker des Elends geworfen hatten, froh seyn würden, wenn sie mit einem so ruhigen Gewissen schlafen könnten wie ich. Oft dachte ich, um wie viel glücklicher ich sey als Die, welche auf dem Krankenbette von Gicht, von Steinschmerzen und andern Krankheiten, die ihre furchtbare Wucht an dem Menschen üben, gequält werden. Wie viel glücklicher war ich in meiner Unschuld als der Uebelthäter, der die Qualen des Todes, die Verachtung der Menschen und die Schrecknisse einer ewigen Schuld zu erleiden hatte!

Ich gewöhnte mich allmählig an die Eisen, die mir ehedem so unerträglich gewesen waren. Ich konnte mein langes Haar auskämmen und es zuletzt mit einer Hand knüpfen. Mein Bart, der so lange unrasirt geblieben war, gab mir ein grimmiges Aussehen und ich begann ihn bei den Wurzeln auszureißen. Der Schmerz war anfangs groß, besonders um die Lippen herum; aber auch das überwand die Gewohnheit und ich vollzog diese Operation in den folgenden Jahren alle sechs Wochen oder zwei Monate — indem das Haar so lange brauchte, bis die Nägel es wieder fassen konnten. Ungeziefer belästigte mich nicht; die Feuchtigkeit meines Kerkers war ihm nicht zuträglich. Meine Glieder schwollen nie an, weil ich ihnen, wie oben angeführt, beständig Bewegung machte.

Ich hatte in der Welt gelebt und viel davon gesehen; ich war daher sehr wenig von Gedankenleere gepeinigt. Die früheren Schicksale meines Lebens und die Erinnerungen an die Personen, die ich gekannt hatte, gingen mir so oft im Kopfe herum, daß ich sie endlich ebenso der Ordnung nach vor Augen hatte, wie wenn sie förmlich niedergeschrieben wären. Die Gewohnheit vervollkommnete mich dergestalt in dieser geistigen Uebung, daß ich ganze Reden, Fabeln, Oden und Satyren komponirte, die ich dann laut wiederholte. Ja ich hatte mein Gedächtniß so sehr damit angefüllt, daß ich nach Wiedererlang-

ung meiner Freiheit im Stande war, zwei ganze Bände mit diesen meinen Gefängnißarbeiten anzufüllen. Unter diesen Uebungen verstrichen Tage, die mir sonst zu langen Jammertagen geworden wären, wie Augenblicke.

(Schluß folgt).

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Tage machten Leonien recht fühlbar, daß sie ein neues Daheim gefunden hatte und in Margarethen eine unaussprechlich zärtliche Schwester von einer Innigkeit des Gefühls, einer Lebhaftigkeit des Gebahrens, wie sie solche bei den für phlegmatisch und zugeknöpft geltenden Holländer gar nicht für möglich gehalten hatte. Margarethe hatte es über sich genommen, ihre neue Schwester darauf vorzubereiten, daß es mit der Stelle bei Großonkel Gottlieb nichts sey, und daß Leonie dieß auch nicht zu bereuen habe; und der Brief, welchen diese nach Hause schrieb, bewies genugsam, daß Margootje sie hiervon zu überzeugen vermocht habe, und sprach die Hoffnung aus, daß es den Bemühungen Gustav's und seiner Freunde und Bekannten wohl gelingen werde, ihr ein anderweitiges passendes Unterkommen zu verschaffen, das sie dann mit dem größten Eifer antreten werde.

Als Leonie sich von den Reise-Strapazen etwas ausgeruht und erholt hatte, ging Gustav eines Abends zu Großonkel Gottlieb, um ihm die Ankunft seiner Schwester anzuzeigen und um Erlaubniß zu bitten, ihm Leonien und Margarethen vorzustellen; daß er dies that, anstatt sie sogleich bei dem Großonkel einzuführen, geschah in Folge eines reiflich erwogenen Beschlusses des Familienraths, da Margootje der Ansicht war, Gustav solle den Großonkel erst allmählig auf seine Verlobung vorbereiten, anstatt ihn mit dieser Kunde zu überraschen. Obschon nun Gustav mit seiner Wahl ganz zufrieden und in seinen Verhältnissen unabhängig war, so empfand er doch ein gewisses Unbehagen darüber, wie Herr Wagner diese Kunde wohl aufnehmen werde.

„Margarethe Voogd, die Nichte des alten Kornelis van der Doos, Junge? Eine einfache Handwerkerstochter?“ rief der Alte auch wirklich unangenehm überrascht und beinahe zürnend, denn Kornelis und er waren alte Bekannte, aber im Lauf der Jahre einander fremd geworden. „Das ist also das ganze Ziel Deiner Wünsche und Bestrebungen, Gustav? Höher hast Du Dich nicht verstiegen? Du dem vor wenigen Jahren noch die besten Parthieen offen gestanden wären?!“

— „Seien Sie ohne Sorgen, lieber Großonkel! ich habe die beste Partie gemacht, die zu machen war!“

„Unsinn, die Juffer Voogd, deren Vater den Tischler ich wohlgekannt, hat nur ein kleines Vermögen, und wenn der alte Buchhalter van der Doos sich auch etwas Geld erspart haben mag und seiner Nichte vererbt, so wird es doch nicht so klotzig ausfallen,“ sagte Gottlieb Wagner herb. „Ich habe mich in Dir getäuscht, Junge; hielt Dich für klüger, bist aber just derselbe kopflose, ungestüm zutappende Träumer wie dein Vater! Aber das kommt davon, wenn das junge Volk seinen eigenen Weg gehen will! Hättest Du mir gefolgt, wärest mein Stellvertreter in dem Hause Hendrik Haring en Zoonen geworden, so wärest Du bei guter Aufführung in wenigen Jahren jüngerer Theilnehmer geworden und hättest eine der Töchter des Hauses und mit derselben eine Tonne Goldes geheirathet; ja hätt' ich entfernt geahnt, daß Du in Deinen Jahren schon mit Gewalt heirathen willst, so hätt' ich Dir lieber meine Mündel, Jongvrouw Batje Tjenk Willems, gekuppelt, die doch wenigstens eine Viertelsmillion hat!“

— „Und deren Sippschaft mir hernach auf jedem Bissen Brod zu schlucken gegeben hätte, daß ich een verdoemde duitsche Mof, een Schobbejak gewesen sey, der ihnen verschwiegen, daß ich der Sohn eines Bankeruttirers, nicht wahr?“ rief Gustav mit geringschätzigem Lächeln. „Nein, lieber Onkel, alteriren Sie sich nicht! lassen Sie die Sache wie sie ist, denn sie ist so am besten. Ich danke für die Viertelsmillion der 40jährigen Jongvrouw Batje Tjenk Willems — die Juffer Margootje Voogd, die Tischierstochter, ist mir gut genug, denn ich heirathe nach Herz, nicht nach Geld.“

„Nach Belieben, Gustav; wer sich die Suppe einbrockt, muß sie auch ausessen,“ versetzte Großonkel Gottlieb mürrisch.

— „Sie werden hoffentlich von Margarethen besser denken, wann Sie sie erst kennen gelernt haben werden, lieber Onkel! Ich darf sie Ihnen doch mit Leonien vorstellen, nicht wahr?“

„Es wäre grob, wenn ich es Dir verwehren wollte, indessen — macht euch keine thörichten Hoffnungen, als ob ich etwa die beiden Mädchen ausstatten werde!“ versetzte Gottlieb Wagner herb. „Ich denke nicht daran, denn mein Bißchen Vermögen reicht ohnedem kaum hin, mir ein leidliches Auskommen zu sichern, wenn meine verwünschte Augenkrankheit mich nöthigt, meine Stelle im Geschäft niederzulegen und mich zur Ruhe zu setzen. — Aber eins wie das andre gesagt, Gustav, so begreife ich nicht, wie Du in diesen Tagen, wo Dein Vater am Umwerfen steht, Dich mit einem armen Mädchen verloben magst!“

— „Seyn Sie gerecht, lieber Onkel! würde mich eine Reiche freien?“ entgegnete Gustav lächelnd.

„Hm, mag seyn; — und was sagen die Deinigen dazu, namentlich Deine Mutter, Gustav?“

— „Sie billigt meine Wahl und heißt Margarethen als Tochter willkommen, denn diese hat die Probe bestanden — als ich Grietje ihr Wort zurückgeben wollte, hat sie es nicht angenommen, war edel genug zu erklären, daß sie, wie sie es mir einst gelobt, gute und böse Tage mit mir theilen wolle!“ . . .

„Hm, Unverstand ist kein Edelmuth,“ brummte Großonkel Gottlieb. „Indessen, das ist Eure Sache! wie man sich bettet, liegt man. Die Juffer Voogd soll das mit sich selbst ausmachen. Mich kümmert es nicht!“

„Adieu, Onkel, ich sehe, Sie zürnen mir, obschon ohne Grund — also auf Wiedersehen in den nächsten Tagen!“ sagte Gustav; „wir wollen sehen, ob Margarethens liebliche

Erscheinung Sie nicht auf andere Gedanken bringt, so daß Sie sie nicht mehr für ein heirathslustiges Gänschen halten, sondern für ein liebes wackeres Mädchen, das vor Begierde brennt, sich Ihnen nützlich zu machen und Sie mit aller Liebe und Sorgfalt zu umgeben, die nur eine Tochter für ihren Vater . . . ."

„Ich danke — ich bin versorgt und verpflegt, und will die Jungfer nicht bemühen," fiel ihm der Alte kühl in's Wort. „Ich habe solche Beeiferungen von jeher entbehren und mir selbst genügen gelernt. Wenn ich mich einmal verlassen fühle, kann ich ja noch heirathen!"

„Thun Sie das, lieber Großonkel! Myjongvrouw Batje Tjenk Willems wäre ganz die rechte Parthie für Sie, und würde Ihnen gewiß noch einen heitern Lebensabend bereiten," sagte Gustav halb ironisch, denn er war etwas verletzt. „Ich wünsche Ihnen recht viel Glück dazu, und eine baldige Wiedergenesung; Adieu!"

„Ich glaube, der Junge macht sich über mich lustig — soll ihm aber auch nicht vergessen werden," brummte Gottlieb Wagner hinter ihm her. „Heirathen? mich noch mit einer jungen Frau plagen? Das fehlte mir noch! — Ah, ich merke nun, wo er hinaus wollte; zu mir in's Haus ziehen, den Großonkel gleichsam in's Haus schlachten, auf Tritt und Schritt belauern und ihm auf den letzten Athemzug warten?! Oho, fehlgeschossen, mein Junge! Keine Spur davon! Dem alten Gottlieb Wagner bist Du nicht schlau genug, Manneken! Unsereiner hat die Augen noch offen, trotz der Entzündung und Binden." — —

„Armer bethörter Mann!" murmelte Gustav vor sich hin, während er die Gracht entlang nach Hause schritt; „wir werden uns freilich niemals verstehen, so lange ich noch ein fühlendes Herz und das Bedürfniß habe, mich einer mitfühlenden Seele anzuschließen! Du dauerst mich, schwacher Greis, denn Deine Stützen sind von Glas und Deine Reichthümer folgen Dir nicht in die Grube! — Wie ganz anders könntest Du es haben, wenn Du nicht wähntest, Dir selbst genügen zu können! Und im Grunde möchtest Du eigentlich zugreifen und das annehmen, was ich Dir bieten wollte, hegtest Du nicht den Wahn, ich wolle es Dich über seinen Werth bezahlen lassen! Armer, beklagenswerther reicher Mann!"

35.

Die Zeit schleicht mit bleiernem Fuße an dem Unglücklichen vorüber. Dieß empfanden in diesen Tagen niemand lebhafter, als Frau Heffter und ihr Gatte. Frau Louise entbehrte schmerzlich das liebe geistvolle Gesicht, die munteren Augen und die glockenreine fröhliche Stimme Leoniens; aber sie ergab sich in das Unabwendbare mit aller Zuversicht und Selbstüberwindung einer Mutter und Christin, daß es so seyn müsse in Folge einer höhern Schickung, daß alles dieß nur zu Aller Bestem dienen werde, und sie fand einen Trost in dem Bewußtseyn des Besitzes solch guter Kinder, die bei dem Unglück der Eltern so willig ihre eigene Behaglichkeit zum Opfer brachten, denn auch Emma hatte sich um eine Stelle als Buchhalterin in einem kaufmännischen Geschäfte in Frankfurt beworben, das sie nach Neujahr antreten sollte. Welche Zeit der Spannung für die arme Mutter! Indessen ihr einerseits die Tage so unbeschreiblich rasch vergingen, während deren sie die stille sanfte Emma noch bei sich behalten durfte, schlichen ihr andererseits die Stunden so träge dahin, wo sie auf die frohe Kunde wartete, daß Leonie eine Stelle gefunden habe oder daß die Hoffnungen ihres Gatten auf eine günstige Erledigung seiner Angelegenheiten sich realisiren würden. Aus Leoniens und Gustavs Briefen wußte sie, daß ihre jüngere Tochter nicht in das Haus von Onkel Gottlieb gekommen war, sondern erst ein anderweitiges Unterkommen suchte, aber einstweilen an Margarethen eine wahre Schwester und an der stillen kleinen Behausung des Onkels van der Doos eine zweite Heimath gefunden hatte, in welcher sie sich ungemein wohl fühlte bis auf die zartsinnige Furcht, den lieben Leutchen beschwerlich zu fallen. Diese Befürchtung war allerdings eine ganz vergebliche, wie Margooitje und Onkel Kornelis sie stündlich versicherten, denn mit Leonien schien ein guter Geist in das Haus eingezogen zu seyn, und dem alten Herrn van der Doos hatte all sein Lebtage noch nie eine Mahlzeit so gut geschmeckt, als seit er zwei solch reizende, jugendlich frische und fröhliche Haus- und Tischgenossinnen hatte. Und namentlich Margarethe fühlte sich so unendlich beglückt durch Leoniens Nähe, daß sie mit Beklommenheit an die Stunde dachte, wo ihr liebes deutsches Meisje ein Unterkommen in einem andern Hause finden und sie verlassen würde; wo der einsamen Margarethe die Tage bei ihrer Nadelarbeit oder Lektüre wieder so unsäglich lange wurden wie zuvor, und wo sie eine doppelte Sehnsucht fühlen mußte: nach Gustav und nach Leonie.

Frau Louise schrieb ihrer jüngern Tochter häufig, vermochte aber von Hause wenig Gutes zu berichten. Das Landhaus war verkauft worden; der ehemalige Bierbrauer Stahl hatte es unter dem Schätzungswerthe in Ermangelung anderer Liebhaber ersteigert und der Gläubiger-Ausschuß es ihm so zugeschlagen. Papa Heffter war leidend; die Aufregungen und Sorgen der letzten Zeiten hatten ihre Wirkung auf seinen unterwühlten Organismus nicht verleugnet. Verbittert und vergrämt wie er war, schwankte seine Stimmung bald zwischen sanguinischer Hoffnung und tiefer Entmuthigung, die beinahe an Schwermuth grenzte. Er sah nachgerade ein, daß in diesen Zeiten der Geldkrise seine Ausstände nicht so schnell und ohne Verlust zu realisiren waren wie er gehofft hatte, daß ihn die Borgfrist wenig nützen würde, daß ihm nur mit einem Nachlaßvergleich geholfen sey, um so mehr als ohnedem viele seiner Gläubiger gezögert hatten, sich dem Borgvergleich anzuschließen. Er hatte die drückende Erfahrung gemacht, daß seit der Versteigerung oder vielmehr Verschleuderung des Landhauses, seit der förmlich abgedrohten und abgetrotzten Unterschrift Frau Louisens unter der Verzichtsurkunde die Advokaten Jonas und Hohbach und der Agent Nassauer sich gar nicht mehr um ihn kümmerten, daß Jonas als Vorstand des Gläubiger-Ausschusses ihm nicht einmal mehr Antwort auf seine Zuschriften ertheilte und ihn über den Beitritt oder Nichtbeitritt der Gläubiger ganz ohne Bescheid ließ. Aber außerdem hatte Herr Heffter auch die Erfahrung gemacht, daß er Spah-

lenberg weit mehr Accepte geleistet hatte, als er nur gebucht, und daß sich je länger desto mehr eine namhafte Steigerung seiner Passiven und eine dieser proportionale Entwerthung und Verminderung seiner Aktiven, also eine unleugbare bedeutende Ueberschuldung sich herausstellte. Beuittinger, Dauels und Adolph Gehring hatten ihm angerathen, einfach seine Insolvenz anzuzeigen und dann einen Nachlaßvergleich mit seinen Gläubigern zu versuchen; allein der Kommerzienrath war vorerst noch zu stolz zu Ersterem und hatte sich nur zu Letzterem bequemt, d. h. in den letzten Tagen des Novembers den Advokaten Jonas beauftragt, einen neuen Borg- oder Nachlaß-Vergleich mit der Gläubigerschaft einzuleiten. Jonas aber, ein träger Mensch und ohnedem mit Geschäften überbürdet, die er meist von seinen Schreibern besorgen ließ, begnügte sich damit, das Mandat nicht abzulehnen und einige Erkundigungen wegen der Ausführbarkeit an Herrn Heffter zu stellen, ließ diesen dann aber Woche um Woche ohne allen weitern Bericht über diese Angelegenheit, und mehrte dadurch noch die qualvolle geistige Spannung und das körperliche Leiden des schwer geprüften Mannes.

Unter solchen Umständen hatte Frau Heffter mit den Ihrigen die traurigsten Weihnachten verlebt, die sie jemals gefeiert. Ihr Gatte lag an Gicht zu Bette, und nur Dauels und die Familie Gehring erschienen zur Einbescheerung, obschon unter dem lichterstrahlenden Weihnachtsbaum auch kleine Geschenke von und für Gustav und Leonien lagen und man der Abwesenden mit inniger Theilnahme und Rührung gedachte.

In dem Hause an der Leydschen Poort zu Amsterdam dagegen ward der Weihnachtsabend zum ersten Mal nach deutscher Sitte mit einem beleuchteten Christbäumchen gefeiert und unter demselben die kleinen Geschenke arrangirt, welche die beiden Mädchen für Onkel van der Doos, für Gustav und einige seiner speziellen Freunde, namentlich junge deutsche Kaufleute, gefertigt hatten. Onkel Kornelis war seelenvergnügt, als nach der Einbescheerung die ganze Gesellschaft um den Theetisch saß, die Herren Quartette sangen und auch die beiden jungen Mädchen durch vierhändiges Spiel von klassischen Musikstücken und dem Gesang von Volksliedern ihr Scherflein zur allgemeinen Fröhlichkeit und geistigen Anregung beitrugen. Er brachte dann, als die dampfende Punschbowle auf dem Tisch erschien, aus vollem Herzen den Toast auf ein ebenso fröhliches Wiedersehen unter dem Weihnachtsbaum im nächsten Jahr aus — wohl die längste öffentliche Rede, welche der kleine Buchhalter des Hauses Goldmann und Söhne jemals gehalten hatte, und rieb sich vor Freuden beinahe die Knöchel wund. Kirchhoff aber, Gustav's intimster Freund, gedachte auch der Lieben Aller in der Heimath und trank ihnen eine fröhliche Weihnachtszeit und ein glückliches Neujahr zu, das Gustav und Leonien in der Erinnerung an die Verhältnisse daheim eine stille Thräne in's Auge trieb. Margarethe ihrerseits war tiefgerührt von dieser schönen deutschen Feier des Christabends, von dem lichterstrahlenden Christbaum, unter welchem die Geschenke lagen, — von dem herrlichen Choral, welchen Gustav und seine Freunde vor dem Christbaum sangen, wie von der fröhlichen, anregenden, geistig bedeutenden und von Musik und Gesang belebten Unterhaltung, welche die jungen Deutschen in das sonst so stille Heimwesen des gemüthlich-phlegmatischen alten Herrn van der Doos gebracht hatten. Sie that laut und aus freiem Antrieb das Gelübde, daß sie künftig alle Weihnachten in solcher Weise feiern werde, und noch bis tief in die kleinen Stunden der Nacht hinaus saß sie auf dem Rand von Leoniens Bette und ließ sich von dieser erzählen, wie man in Deutschland die hohen Feste der Kirche und Familie feiere; ja sie mußte schließlich gestehen, daß die sonst von den Holländern so geringschätzig behandelten Deutschen in ihren Sitten und Bräuchen doch entschieden mehr Poesie und Gemüth, mehr Phantasie und Schönheitssinn bethätigten, als die nüchternen, mehr auf das Praktische und Materielle abzielenden Niederländer. Dann schloß sie Leonien recht innig in die Arme und sagte ihr mit dem Wunsche, daß die nächste Weihnachtszeit eine fröhlichere und minder umwölkte seyn und daß sie beide dieselbe „daheim" im lieben Oberdeutschland verbringen möchten, eine gute Nacht. Leonie aber lag noch lange schlummerlos auf ihrem Lager und gedachte unter inbrünstigen Gebeten für das Wohlergehen ihrer Theuren in der Heimath.

Als Leonie am folgenden Morgen in's Familienzimmer kam, trat Onkel Kornelis ihr mit schlauem Lächeln entgegen und überreichte ihr zwei Pakete, welche für sie angekommen waren. Das größere kam aus Hagenbach und enthielt Geschenke, Backwerk, Briefe von der lieben Mutter, von Schwester Emma, von Adolph Gehring und dessen Mutter und Schwestern, und bereitete natürlich Leonien große Freude, denn es war so zeitig vor Weihnachten zur Post gegeben worden, daß es gerade zum Feste in ihre Hände gelangen und ihr den Beweis liefern mußte, wie viele treue Herzen in diesen Tagen an sie, die Ferne-weilende, mit inniger Neigung dachten! — Das andere Paket enthielt ein Angebinde von Heinrich Kirchhoff, als Gegengeschenk eines Paars feiner gehäkelter Pulswärmer, welche Leonie ihm unter den Weihnachtsbaum gelegt hatte; es war ein sehr sinnig gewähltes Präsent: ein Wörterbuch der holländischen und deutschen Sprache und ein holländisches Lesebuch, welches die Heimathskunde der Niederländer in Geschichte, Geographie, Naturkunde und Sage der reiferen Jugend vermittelte durch gutgewählte Lehrstücke aus den besten holländischen Schriftstellern.

„Herzchen, wir wollen Dich nicht bereden, mit uns in die Kirche zu gehen," sagte Margarethe nach dem Frühstück. „Du würdest von den etwas langathmigen Predigten unserer calvinistischen Geistlichen doch nicht genug verstehen. Auch hast Du sicher das Bedürfniß, jetzt mit Deinen Gedanken allein zu seyn, um die verschiedenen Briefe zu lesen. Wir lassen Dich daher das Haus hüten, während Onkel Kornelis und ich zur Kirche gehen. Kommt dann Gustav wirklich noch, so kannst Du ja mit ihm in den deutsch-lutherischen Betsaal gehen!"

— „Gustav kommt sicher, um mich abzuholen, liebe Margarethe; wir beide würden Weihnachten nicht gebührend gefeiert zu haben wähnen, wenn wir nicht zur Kirche gingen,"

erwiderte Leonie. „Ich werde nach Tische mich meinen Briefen widmen, wann Onkel Kornelis schläft und Du mit Gustav Schlittschuhe laufen gegangen seyn wirst!“

„Auch gut, mein Herzchen!“ rief Leonie sichtlich erfreut und flog ihr an den Hals; „ich sehe wohl, Du bist Gustav's ähnliche ebenbürtige Schwester. Gute Andacht also, mein Kind; laß uns um glückliche Tage, um Geduld und Muth beten!“ — Und sicher haben an diesem Festtage der Christenheit nur wenige Menschen ihre Herzen in gläubigerm Vertrauen und innigerer Demuth vor Gott ausgeschüttet, als diese beiden jungen Mädchen.

— — „Herz, liebes Herz! sieh nur hieher!“ rief Leonie Margarethen entgegen, als diese nach Einbruch der Dunkelheit von der Eisbahn auf einem der Kanäle südlich der Stadt nach Hause kehrte. „Lies dieß hier und berathe mich! Dieß kann kein Zufall seyn, ist eine sichtliche Schickung von oben!“

Margarethe nahm das Zeitungsblatt aus Leoniens Hand, las die bezeichnete Stelle, schaute dann in frohester Ueberraschung auf, fiel Leonie um den Hals und rief einmal über das Andere: „Nein, das ist Schickung, das ist kein Zufall, Hartliesje! das ist Gottes Finger!“

„Was habt Ihr denn für ein Geheimniß?“ fragte Gustav verwundert; und: „Wie kommst Du zu diesem Zeitungsblatt?“ setzte er hinzu, als Margarethe ihm das Papier gereicht und die Stelle bezeichnet hatte, wo unter Stellen-Offerten ein Inserat zu lesen war, welches etwa folgendermaßen lautete: In einer achtbaren kaufmännischen Familie in einer der ersten Städte der Niederlande wird eine junge Person von gebildetem Stande gesucht, welche geneigt und geeignet wäre, eine 16jährige blinde Tochter im Klavierspiel und Gesang, in der französischen, hochdeutschen und englischen Sprache und allen Realkenntnissen zu unterrichten und sich mit besonderer Liebe der Unterhaltung und Pflege ihres unglücklichen Zöglings hinzugeben 2c.

— „Es war die Hülle von Herrn Kirchhoff's Paket,“ entgegnete Leonie mit einer tiefen Rührung. „Als ich das Zeitungsblatt vorhin glatt strich und ein Wenig überlas, blieb mein Auge zufällig auf diesem Punkte haften, und als ich die Anzeige gelesen und mich überzeugt hatte, daß es die gestrige Nummer der „Courant“ sey, da durchzuckte es mich mit einer freudigen Hoffnung, die Vorsehung selbst schicke mir in diesem Stellenantrag das liebste schönste Weihnachtsgeschenk!“

„Wollte Gott, mein Herzchen, Du erhieltest die Stelle! ich wüßte fürwahr keine geeignetere Persönlichkeit hiezu als Dich!“ rief Margarethe fröhlich. „Und meiner Treu, ich glaube Du brauchst Dich nur zu zeigen, und Du wirst reüssiren!“

— „Ich habe vorhin, als ich mir die Sache in einsamer Stille reiflich erwog, dem lieben Gott auf den Knieen mein Anliegen anbefohlen, und will nun im Vertrauen auf Ihn mein Netz auswerfen!“ entgegnete Leonie, auf einen angefangenen Brief deutend; „laßt mich nur schreiben, damit der Brief noch heute zur Post komme. Kennst Du die Adresse, lieber Gustav?“

„O ja, die Firma Jean Gerard Hoogendijk und Comp. ist eine höchst achtbare, mit welcher ich persönlich bekannt bin, und ich hoffe, daß meine Empfehlung wenigstens nicht überflüssig seyn wird,“ sagte Gustav und ergriff den Gedanken mit Interesse. „Schreib, meine Liebe, und überlaß es mir, den Brief mit einigen begleitenden Zeilen zu befördern. Der eine der Chefs ist ebenfalls ein Deutscher, und somit brauchen wir nicht zu fürchten, in diesem Fall dem landesüblichen Vorurtheil gegen Deutsche zu begegnen.“ —

Dieser Zwischenfall hatte der Festzeit noch einen besondern Inhalt verliehen, denn die Phase der Hoffnungen schwillt ja unser Herz meist unendlich höher, als der Augenblick der Erfüllungen. Auch Onkel Kornelis nahm den innigsten Antheil und betrachtete es als einen besondern Glücksfall, wenn Leonie jene Stelle erhalten würde; er bot daher auch seine Fürsprache an und an, und trug sich mit zuversichtlichen Erwartungen, welche denn auch ganz berechtigt erschienen, denn schon am zweiten Tage nach Weihnachten erhielt Gustav einen Brief von Herrn Franke, dem Associé von Hoogendijk und Comp., worin dieser ihm den Empfang seiner Zuschrift und derjenigen seiner Schwester meldete und ihn freundlich bat, der Kürze wegen schon an diesem Tage nach der Börse ihm Leonien in seiner Wohnung auf dem Singel vorzustellen, um weitere Verhandlungen mündlich zu pflegen.

Leonie war in der fröhlichsten Aufregung, als Gustav spornstreichs herausgeeilt kam, um ihr diese Kunde zu bringen. Es war verabredet, daß Margarethe Leonien nach des Bruders Comptoir in der Kalverstraat bringen sollte, von wo Gustav bei der Rückkehr von der Börse dann seine Schwester abhole. Die beiden Mädchen hatten nun ein äußerst ergiebiges Thema der Unterhaltung, während Leonie ihre Toilette machte und ihre Zeugnisse u. s. w. hervorsuchte, und Margarethe bemühte sich, ihr Muth einzuflößen, denn der ersten freudigen Ueberraschung waren bald alle jene Zweifel in die eigene Kraft gefolgt, welche einen derartigen ersten Schritt begleiten. Leonie fürchtete namentlich, für einen solchen Posten noch zu jung und zu unerfahren zu seyn. Grietje aber meinte: ersteres sey ein Fehler, der sich von Tag zu Tag verbessere; den andern aber vermöge Lust und Liebe reichlich aufzuwägen, und die Eltern der Blinden werden der Armen lieber eine warmherzige jugendliche Freundin als eine pedantische ältere Erzieherin geben wollen.

Alle Zweifel und Befürchtungen Leoniens wichen aber allmählig, als sie mit Gustav die Wohnung des Herrn Franke betrat und diesem Manne gegenüberstand. Der Kaufherr war ein Mann von mehr als fünfzig Jahren, ernst und sanft, von schlichtem Wesen und freundlichen Manieren, der seine blauen Augen mit einer Art Rührung auf Leonien haften ließ, als ob er sehr begierig sey, die Schreiberin jenes Briefes kennen zu lernen, worin ihm in wenigen kurzen und klaren Worten eine jener im Handel und Wandel so häufigen häuslichen Katastrophen als Motiv zu einem Stellegesuch angedeutet worden war. Der Eindruck, welchen er von der Bewerberin hinnahm, schien jedoch ein günstiger gewinnender zu seyn, denn er be-

handelte dieselbe mit ebenso viel Wohlwollen als Urbanität, erkundigte sich bei ihr nach ihren Kenntnissen, sprach mit ihr abwechselnd Deutsch, Französisch und Englisch, um ihr Gelegenheit zur Geltendmachung ihres sprachlichen Wissens zu geben und überblickte flüchtig die ihm vorgelegten Zeugnisse.

„Ich will Ihnen nicht verhehlen, mein Fräulein," sagte er endlich, auf den Zweck der Unterredung eingehend, nachdem er längere Zeit durch bloße Unterhaltung sich von der allgemeinen Bildung und den geselligen Gaben Leoniens zu überzeugen versucht hatte, — „daß es mir an Anträgen nicht gefehlt hat, und daß Sie die Bevorzugung, die ich Ihnen einräume, nur Ihrer Zuschrift an mich verdanken, welche hoffentlich von Ihnen allein herrührt (was Leonie durch eine ausdrucksvolle und doch einigermaßen erstaunte stumme Geberde bestätigte). Es spricht ein treues Gemüth, ein bescheidener frommer Sinn aus Ihrem Brief, den Sie, man merkt es, mit dem Herzen geschrieben haben. Ich meinerseits schenke Ihnen Vertrauen, mein Fräulein; aber ich bin nicht der einzige Faktor in dieser Frage: es handelt sich darum, daß Sie auch meiner armen Tochter Eliza gefallen. Ich bin Wittwer und Geschäftsmann; ich kann mich meinem unglücklichen Kinde nicht so widmen wie ich möchte, und Eliza steht allein. Sie ist das einzige Kind, welches mir geblieben ist, denn meine übrigen Kinder sind in der Welt zerstreut; meine Frau ist seit drei Jahren todt, an derselben Krankheit gestorben, welche meinem armen Kinde sein Augenlicht gekostet hat, — am Scharlachfieber. Vordem war Eliza eine fleißige, gelehrige Schülerin gewesen — jetzt ist sie nur auf den mittelbaren Verkehr mit dem Wissen beschränkt. Drei Jahre lang habe ich sie der Pflege der geschicktesten Augenärzte anvertraut gehabt und erst vor einigen Wochen wieder hieher zurückgebracht mit der Ueberzeugung, daß ihre Sehkraft unrettbar verloren ist. Diese wenigen Worte sagen Ihnen alles, was von Ihnen erwartet wird, mein Fräulein! Sie sollen meinem Kinde Kenntnisse geben, die seinen Geist veredeln und ausbilden und die ungeheure traurige Oede seines hülflosen Daseyns ausfüllen. Sie sollen Eliza Künste lehren, welche ihr Trost gewähren können, wie die Musik, für welche Eliza schöne Anlagen besitzt. Sie sollen sie spielend, unterhaltend, plaudernd unterrichten, als eine liebe Gefährtin und Gespielin, als eine schwesterliche Freundin, der sich mein armes Kind rückhaltlos anvertrauen kann. Das ist in Kürze Ihre Aufgabe; eine schwere und unerreichbare, wenn sie nur mit dem Verstand erfaßt wird, — eine leichte, lohnende, wenn Sie so viel herzliches Mitgefühl und einige Theilnahme für die gute Eliza haben, als Ihr feuchtes Auge in diesem Moment erwarten läßt. Fühlen Sie in sich den Muth, sich dieser Aufgabe zu unterziehen?"

— „Ich fühle mehr herzlichen guten Willen und Drang dazu in mir, als Befähigung, mein Herr," entgegnete Leonie bescheiden. „Das Schicksal Ihrer Tochter ergreift mein ganzes Gemüth und läßt mich die Wichtigkeit und Schwierigkeit meiner Aufgabe nicht unterschätzen; mein Mitgefühl gibt mir daher Muth dazu. Aber nach meinem bescheidenen Dafürhalten wird der wesentlichste Theil meines Erfolgs namentlich davon abhängen, ob ich im Stande seyn werde, das Vertrauen meines Pfleglings in solchem Maße zu gewinnen, daß sie in mir mehr die schwesterliche Freundin als die Lehrerin, mehr die Gespielin als die Dienerin sieht."

„Das ist sehr richtig, mein Fräulein, und Sie bestärken mich in meinem Vertrauen zu Ihnen durch diese klare Einsicht in die Verhältnisse. Ich habe daher die beste Hoffnung, daß es Ihnen gelingen wird, sich auf diesen allein richtigen Fuß zu Eliza zu stellen," sprach Herr Franke mit Wärme. „Sie sollen hernach Eliza sehen, um selbst zu entscheiden, ob meine Hoffnungen sanguinisch sind oder nicht. Eliza ist beinahe noch ein Kind an Körper — an Gemüth ist sie es entschieden. Ihre Bildung hat während der Kuren, denen sie unterworfen werden mußte, um ihr das kostbare Augenlicht wiederzugeben, vernachlässigt werden müssen. Jetzt hat sie selbst jede Hoffnung aufgegeben, jemals wieder sehend zu werden; sie hat mit einer rührenden Geduld und Fassung sich in ihr furchtbares Geschick ergeben; sie hat mich inständig gebeten, sie nicht zum Gegenstand weiterer vergeblicher Versuche zu machen und sie in meiner Nähe zu lassen. Sie behauptet, der Himmel habe ihr eine innere Welt erschlossen, welche eben so reich sey, wie die ihr verhüllte äußere Körperwelt. Sie weiß nichts von meinem Plan, ihr eine Lehrerin und Gesellschafterin zu geben. Ich will sie gar nicht mit diesem Gedanken überraschen. Ich habe mir vorgenommen, die künftige Pflegerin bei ihr einzuführen als einen Gast unseres Hauses, der mir empfohlen ist und den ich meinerseits Eliza empfehlen werde. Diese Art der Annäherung wird am schnellsten zu einer Art Verständigung zwischen Lehrerin und Zögling führen und einer aufrichtigen Freundschaft und Zuneigung Bahn brechen, welche von Seite meines Kindes um so aufrichtiger seyn wird, da sie auf der tiefstgefühlten Anerkennung eines dankbaren Gemüths und liebreichen Herzens fußt. Sind Sie mit diesem Plane einverstanden, mein Fräulein?"

— „Wie sollt' ich es nicht von ganzem Herzen seyn, Herr Franke!" versetzte Leonie mit feuchten Augen und gerührter Stimme. „Dieser Plan ist so zartfühlend und taktvoll, daß er ebenso beredt von Ihrem zärtlichen Vaterherzen wie von Ihrem Takte zeugt. Ich ergebe mich mit Entzücken Ihrer Leitung."

„Ich muß das Verdienst bescheiden ablehnen, welches Sie mir hieraus vindiziren wollen, mein Fräulein," sagte Herr Franke sanft und aufrichtig. „Ein Mann, dem der Himmel in seinem geliebten Kinde eine solche Prüfung auferlegt, wird unwillkürlich ein Anderer, als er vordem war. — Um aber auf das Geschäftliche unserer Angelegenheit zu kommen, mein Fräulein," fuhr er fort, „so wollen wir uns gegenseitig eine ehrliche Probe geben, nach deren Verlauf es Ihnen freistehen soll, entweder das Haus zu verlassen, worin Sie seither als ein liebwerther Gast gehalten waren, oder länger da zu bleiben und mir dann Ihre Bedingungen zu nennen, an denen ich nicht feilschen werde. Sind Sie damit einverstanden?"

— „Nicht so ganz, Herr Franke," erwiderte Leonie lebhaft und mit überströmenden Augen; „Sie führen mich auf eine solch vertrauensvolle und ehrende Weise in Ihre Familie

ein, daß ich von Herzen hoffe und wünsche und mich aus allen Kräften bemühe, dieses Zutrauen zu rechtfertigen und Fräulein Eliza's Freundschaft zu verdienen. Ich würde es daher später nicht über mich gewinnen, über pekuniäre Fragen mit Ihnen zu verhandeln; ja es würde mir einigermaßen peinlich seyn, nur Bedingungen irgend welcher Art nennen zu müssen, wenn es den Anschein hätte, als wäre mein Scheiden dem guten Fräulein Eliza unangenehm!"

„Oder als wenn es nur den entferntesten Anschein hätte, als ob meine Schwester dann ihre Beliebtheit und Brauchbarkeit pekuniär ausbeuten wollte!" ergänzte Gustav. „Ich möchte daher ebenfalls die freundliche Bitte aussprechen, daß wir lieber jetzt das künftige Salär Leaniens feststellen, oder die Werthung ihrer Leistungen ganz in Ihre Hand legen!"

— „Ich begreife diese delikate Rücksicht, mein lieber Herr Heffter, obschon ich einer jungen Dame wie Ihre Schwester ist, niemals derlei mercenäre Absichten unterlegen würde," sagte Herr Franke. „Ich will Ihnen daher offen sagen, was für ein Gehalt ich der Gesellschafterin meines Kindes ausgesetzt habe. Was meinen Sie zu ....?" und er nannte eine Summe, welche weit über Gustavs und Leaniens Erwartungen ging.

„Das ist zu viel, Herr Franke! ich begnüge mich mit der Hälfte," sprach Leonie gerührt.

— „Nicht doch, ich bleibe bei dieser Bedingung," versetzte Herr Franke. „Ich sagte ja, daß ich keinen Miethling dingen, sondern Eliza eine Freundin erwerben wolle. Also abgemacht, mein Fräulein. Sie erhalten neben genanntem Gehalt und gänzlich freier Station eine so rücksichtsvolle Behandlung, als wären Sie ein Glied der Familie. Gibt es denn eine Werthung in Geld für Dienstleistungen, wie ich sie begehre? Und gibt es nicht tausend Gelegenheiten, fremdes Leid zu mildern, wenn Sie etwas entbehren können? Also kurzweg, topp! schlagen Sie ein!"

„Von ganzem Herzen und mit lebenswierigem Danke!" flüsterte Leontine tief ergriffen und schlug in die dargebotene Hand des Kaufherrn ein.

— „Mit Gott! wie der Kaufmann seine Geschäftsbücher eröffnet," sagte Herr Franke und sein ernstes Auge leuchtete auf, als ob ihm ein Stein vom Herzen wäre. „Und nun kommen Sie zu meinem Kinde, denn Sie müssen uns den Rest des Tages schenken, mein Fräulein, und Ihr Bruder wird heute Abend mit uns den Thee nehmen und Sie abholen, und bis dahin dürfte es auch entschieden werden, ob Sie morgen hieher übersiedeln oder nicht!"

Der Handelsherr führte die Geschwister durch einige Zimmer in ein kleines aber behaglich ausgestattetes Gemach, wo sie Eliza am Piano trafen. Sie war, wie ihr Vater gesagt hatte, beinahe noch ein Kind oder erschien wenigstens so durch das Linkische, was die armen Blinden meist haben; aber ihre Züge waren regelmäßig und wohlgebildet und ermangelten nur des süßen Augenlichts zu ihrer Belebung und Beseelung; das aschblonde reiche Haar war vorn in zwei Flechten unter dem Ohr hindurch geschlungen und mit dem aufgesteckten Zapf vereinigt und umrahmte schlicht das liebliche rührende blasse Gesicht. Auch die Toilette war einfach, kindlich, ungesucht; nur an der kleinen schöngenadelten Hand blitzten zwei kostbare Ringe, sichtlich Erbstücke der Mutter.

„Liebes Kind, hier bringe ich Dir einen werthen Gast, die Tochter eines deutschen Geschäftsfreunds, Fräulein Leonie Heffter, welche einige Zeit in Amsterdam sich aufhalten wird, um ihren hier etablirten Bruder zu besuchen," sagte Herr Franke zu Eliza, die beim Geräusch der Schritte das Gesicht den Eintretenden entgegengekehrt und den am Gang erkannten Vater mit einem kindlich-frohen Lächeln begrüßt hatte. „Fräulein Heffter ist heute unser Gast; laß sie Dir freundlich willkommen seyn!"

— „Gewiß, lieber Papa! — seyn Sie mir denn herzlich willkommen, Fräulein!" sagte die Blinde mit ihrer rührenden wehmüthigen Stimme und wandte sich gegen Leonie, deren Stellung sie mit jenem unerklärlichen Instinkte errieth, welcher den Blinden oft einigermaßen den Gesichtssinn ersetzt; „nehmen Sie vorlieb mit meinem gebrochenen Deutsch und mit der dürftigen Unterhaltungsgabe einer Blinden?"

„Gott segne Sie, mein liebes Fräulein!" flüsterte Leonie unter Thränen und küßte Eliza auf die Stirne; „ich hoffe, wir werden uns ganz gut unterhalten!"

— „Sie weinen, Fräulein Heffter? Sind Sie unglücklich?" fragte Eliza erschrocken; „was ist Ihnen?"

„Oh nichts, gar nichts, meine Liebe!" stammelte Leonie und ergriff Eliza's Hand, die sie innig an ihr Herz drückte. Die Worte mangelten ihr in diesem Moment vor dem überwältigenden Gedanken, daß es ihr nicht erlaubt sey, sich unglücklich zu fühlen, gegenüber einem solchen armen unschuldigen Opfer einer verheerenden Krankheit! Von welch ungeheurem Werthe ist ja das Augenlicht, die leibliche Gesundheit gegenüber von allen anderen irdischen Behaglichkeiten und Wohlthaten! Und mit der dankbaren Erkenntniß der großen Gnade des Himmels, deren sie sich gegenüber von dem Leid der armen Eliza rühmen konnte, schwall ihr Herz von dem innigen heißen Drange, diesem beklagenswerthen Geschöpf Stütze und Stab und Leuchte zu werden, und ihm in allen Stücken eine schwesterliche, treue Führerin und Freundin zu seyn.

Herr Franke hatte mittlerweile auch Gustav Heffter seiner Tochter vorgestellt und diese beiden in ein kleines Gespräch verwickelt, welches Leonien Zeit geben sollte, sich wieder zu sammeln, worauf diese sich ebenfalls in die Unterhaltung mengte, bis Gustav sich empfohl und Herr Franke Leanien bat, abzulegen und es sich bequem zu machen, da man demnächst zu Tische gehe. Nach Tische kehrte Herr Franke auf sein Comptoir zurück, und überließ die beiden jungen Mädchen sich selbst bis zu seiner Heimkehr um 9 Uhr Abends. Als er in's Zimmer trat und Eliza ihn am Schritt erkannte, ging sie auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und flüsterte: „Mein lieber bester Papa, wie dank' ich Dir genug! Ach, ich bin so unaussprechlich glücklich, daß Du mir Leonien gebracht hast! Ich habe sie so lieb gewonnen; bitte sie doch, bei uns zu bleiben! Sie ist so gut gegen mich, mehr als eine Schwester. Sie weiß so viel

und spricht so gut mit ihrer lieben weichen Stimme, daß ich sie immer, immer hören möchte, nur um von ihr zu lernen. Sie hat mir so allerliebst erzählt von ihren Bergen und der schönen Schweiz und von dem Bodensee, der beinahe so groß sey wie unser Y, und von allen möglichen Dingen; und sie hat mit mir Klavier gespielt und angefangen, vierhändig mit mir zu spielen, und ich kann bereits ein kleines Stückchen, das Du sogleich hören sollst. Darf ich Sie bitten, liebe Leonie, es nochmals mit mir zu probiren? Werden Sie mir nicht böse seyn, daß ich Sie so quäle?" setzte sie mit kindlicher Unbefangenheit und Schüchternheit hinzu und schlang vertraulich ihren rechten Arm um Leoniens Schulter, als diese sie liebkosend und willfährig zum Piano führte.

Herr Franke konnte seinem herzgefühlten Dank nur in Blicken Ausdruck geben, als er sich an das Klavier lehnte und mit tiefer Bewegung dem Klavierspiel lauschte. Und als er seinen Beifall ausgesprochen und Leonien innig gedankt hatte, schloß er sein armes Kind mit der gewaltigsten Rührung in seine Arme, streichelte ihm die Stirne und sagte:

„Wie glücklich macht es mich, liebe Eliza, Dich so lebhaft und aufgeräumt zu sehen! Und nicht wahr, Fräulein Heffter, Sie machen meinem lieben Kinde das Vergnügen, in unser Haus zu übersiedeln und es als das Ihrige zu betrachten? Nicht wahr, Sie kommen schon morgen? ich darf Ihnen den Wagen schicken?"

— „Es soll mir eine unaussprechliche Freude seyn, Ihre Güte zu benützen und meiner theuren Eliza Gesellschaft zu leisten, sie aufzuheitern und anzuregen," flüsterte Leonie erschüttert. „Sie soll an mir eine zärtliche treue Schwester haben!"

„Und Sie, meine Liebe, sollen dann an mir einen dankbaren Vater finden!" versetzte Herr Franke bewegt. — —

„Siehst Du, Herzchen, ich sagt' es ja, daß es so kommen würde!" rief Grietje mit Thränen der Freude, aber auch der Wehmuth über den Verlust der guten Leonie, welche ihr in den drei Wochen ihres Zusammenlebens ebenfalls eine Schwester geworden war. „Es konnte ja nicht anders seyn: sie mußten beide Dir gut werden — der Vater durch das Auge, das arme liebe Mädchen durch das Ohr! — Ach, und morgen schon gehst Du? o Schmerz! — Aber Herr Kirchhoff hat fortan bei mir eine große Kerze gut, denn er ist mit Gottes Hilfe das Werkzeug gewesen, daß Du eine solche Stelle gefunden hast. Sein Weihnachtsgeschenk war das segensreichste. — Na, Du bist doch dort am Ende noch mehr an Deinem Ort und besser gewerthet, als bei dem Onkel Gottlieb, dem wir — puh! mich schauert davor! — am Neujahrsmorgen unsern Besuch machen müssen, wie mein garstiger Herzens-Mof haben will!"

— „Wir wollen keine Vergleiche ziehen, noch Vorurtheile nähren, liebe Margarethe," erwiderte Leonie sanft; „ich versichere Dich, meine Liebe, wenn mir Großonkel Gottlieb ebenso freundlich und taktvoll entgegengekommen wäre wie Herr Franke, so würde ich ebenso gerne oder noch lieber zu ihm gegangen sein als zu einem Fremden, obwohl Großonkel sein Möglichstes thut, um mich fühlen zu lassen, daß er sich nicht eben viel um seine Verwandten kümmert. Meine gute Mutter und Schwester Emma und ich hatten es uns so ganz anders gedacht, als es nun gekommen ist. Wie würde ich dem alten Herrn jeden Wunsch an den Augen abgelesen, mich in jede seiner Launen gefügt, ihm jede Stunde zu versüßen gestrebt haben! Und nun bin ich seit vollen drei Wochen hier und der alte Herr hat noch nicht das mindeste Verlangen mich zu sehen, die Tochter seiner allernächsten noch lebenden Verwandten! Das ist sehr demüthigend!"

„Ganz und gar nicht, mein Herz," rief Margarethe; „das beweist nur, daß Dein Großonkel ein recht liebloser garstiger alter Mof ist, dem ich gar nie gut werden kann, weil er solcher Verwandten wie Du und Gustav gar nicht würdig ist..."

— „Nicht doch, Liebe! schilt mir den alten Herrn nicht! Wenn er auch jetzt irrt, weil er für sein Geld fürchtet, so kann er doch unter Umständen vielleicht über Nacht andern Sinnes werden," sagte Leonie. „Und wäre er selbst noch kälter und abweisender als er ist, so würd' ich dennoch jede Minute mit Freuden zu ihm eilen und ihn verpflegen, wenn er meiner bedürfte. Ach, es wäre so schön, ihm unsere uneigennützige Liebe beweisen zu dürfen, sein Vorurtheil widerlegen zu können, und gleichsam feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln. Allein noch ist ja nicht aller Tage Abend, liebe Margarethe; wer weiß, ob er nicht auf andere Gedanken kommt, wenn er uns erst persönlich kennt!"

„Puh, mich verlangt gar nicht mehr nach der Ehre seiner Bekanntschaft!" rief Margarethe; „wenn ich ihn mir denke neben meinem guten alten Onkelchen Kornelis, da kömmt er mir vor wie ein Eisberg — mich schauert vor Frost schon bei dem bloßen Gedanken an ihn. Und doch hast Du Recht: wir müssen das Faktum würdigen, daß Mynheer Gottlieb einmal unser Verwandter ist. Aber nun zu etwas Anderm, was mir näher liegt, mein süßes Herzens-Püppchen! Wann und wie oft werden wir uns forthin wiedersehen? Wirst Du mich, darf ich Dich besuchen? Darf ich auch Deinen armen lieben Pflegling kennen lernen? Wirst Du mich nicht ganz vergessen, wenn Du mit Eliza in Herrn Franke's Karosse hier vorne über den Wall fährst? wirst Du auch einen Blick für uns haben, Herzchen?"

Leonie stopfte ihr den Mund mit Küssen, und überhäufte sie nach Mädchenart mit zärtlichen Vorwürfen darüber, daß sie nur überhaupt so etwas von ihr denken könne, und dann weinten sie zusammen im Vorgefühl des bevorstehenden Trennungsschmerzes, bis der Wagen des Herrn Franke kam, um Leonie und ihr Gepäck abzuholen. —

(Fortsetzung folgt.)

Erica vulgaris.

Schilderungen der Haidestriche in Nordholland und Brabant

von J. v. Ms.

(Schluß.)

Halbwegs Arnhem und Apeldoorn, nachdem man schon manchen Hügel erklommen, ohne etwas anderes als Haide zu

Gesicht zu bekommen, gewahrt man plötzlich ein nicht sehr umfangreiches aber freundliches Thal, eine Art Mulde Rechts und links von der Straße stehen stattliche Bauernhäuser und Scheunen, und ringsum wogen Roggen- und Buchwaizenfelder; blühende Kartoffeln, Spörgel und Klee würden Einen vergessen machen, daß man sich auf der Haide befindet, wenn nicht der spärliche Graswuchs erinnerte, daß es nur eine fruchtbare Oase ist, welche das Auge erfreut. Etwas rechts, am Ausgang des Thälchens wo es sich zu einem Hohlweg zusammenzieht und bergab in ein anderes Thal hinabführt, wachsen einige verkrüppelte, durch den Wind auf die Seite gedrückte Kiefern, und erinnern unwillkürlich an die Gränzen der Waldregion im Hochgebirge, so daß man fast in Versuchung kommt sie für Legföhren zu begrüßen. — Ein nicht sehr tiefer Schöpfbrunnen an dieser Stelle, mit einem köstlichen und klaren Wasser, ermöglicht den bleibenden Aufenthalt der beiden Familien, welche neben der Oekonomie eine viel besuchte Schank-Wirthschaft betreiben. In einem jener beiden Wirthshäuser wurde dem Fremden ein schönes Schoppenglas gezeigt, woraus Napoleon I. sollte getrunken haben; aber an einem schönen Tag fuhr eine fröhliche Gesellschaft lustiger Studenten, welche die kürzlich von Utrechta nach Arnhem eröffnete Eisenbahn benützt hatten, weiter nach Apeldoorn, und erkundigten sich auf der obigen Halte — Waeste Hoeve genannt — nach dem berühmten Glase, was dann auch gerne gezeigt wurde; da fragt mein Vetter, einer der Lustigsten der stets gerne den Schlauen machte: „Ei Mütterchen, was machten Sie denn, wenn das Glas zerbrochen würde?" und die Frau, durch den zutraulichen Ton überlistet, antwortet: „Oh! da kaufen wir ein anderes, wie dieß schon einige Male passirte." — Das helle Gelächter der lustigen Schaar sagte der Frau daß man ihr das Geheimniß entrissen, und seither gilt das Glas für zerbrochen. —

Nach einem mehr als vierstündigen Marsch läßt man Beekbergen in einer Vertiefung rechts liegen: wo die Quellen, welche auf der östlichen Gränze dem öden Hügelland entspringen, sich in einem muntern Bache sammeln und nebst einigen Getraide- nach viele Papiermühlen-Räder treiben. — Nicht weit unterhalb Beekbergen liegt ein mächtig großer Wald in so sumpfigem Boden, daß die Bäume nur im Winter, wenn der Moorboden festgefroren, geschlagen werden können. —

Eine Stunde später erreicht man Apeldoorn, den Hauptort einer mehr als 13000 Seelen zählenden Gemeinde, mit einer Gemarkung von etwa 20 Quadrat-Stunden, größtentheils neu gebaut. Das Sehenswertheste an dem überaus netten Dorfe mit seinen theils städtischen, meist aber Villaartigen Wohnhäusern ist außer dem von Dieren kommenden Kanal, — der bei Tobattem in die Yssel mündet und durch das der Veluwerhaide entströmenden Wasser gespeist wird, — das königliche Lustschlößchen Loo. Eine schöne gerade breite Allee mit vier Reihen Bäume — auf beiden Seiten mit kleinen Villen — führt vom Dorfe dahin; das Palais ist klein und bietet des Sehenswerthen gerade nichts besonderes, um so schöner aber ist der etwa 1600 württemb. Morgen haltende Park mit den herrlichen Anlagen, Blumengeländen, schattenreichen Alleen, schönen Weihern u. s. w. In der Mitte des älteren Theiles des Parks etwa liegt das altgräfliche Jagdschlößchen, ein einfacher aber schmucker alterthümlicher Bau unter mächtigen Bäumen versteckt und durch einen Jahrhunderte alten Epheu, dessen Stamm am Boden wenigstens einen halben Fuß dick ist, beinahe ganz überwuchert; es wird dieses alte Schlößchen nur dann bewohnt, wenn die Gäste im neuen, durch den Statthalter Willem III. (zu gleicher Zeit König von England) erbauten Palais nicht untergebracht werden können. Im Park sieht man es wieder, was Geld, Zeit und Kunstsinn auch auf den Haidefeldern hervorzuzaubern vermögen, — ob mit Nutzen ist eine Frage, welche ich meiner in dieser Beziehung sehr reichen Erfahrung gemäß nicht immer bejahend beantworten möchte, wenn sich auch vieles zum Vortheile sagen läßt. Der Park aber ist, obwohl die beiden kleinen Oekonomien in demselben nicht besonders prosperirten und die Rasenplätze darin sogar vieles zu wünschen ließen, eine der schönsten und großartigsten mir bekannten Anlagen, und die Partieen hinter dem Schloß und seitwärts desselben, beim „hohen Weiher", und ebenso beim sogenannten und auch wirklich „großen Weiher", lassen sowohl durch die geniale Anlage, als auch den herrlichen Holzwuchs alles weit hinter sich, was man sonstwo in diesem Genre sehen kann. Man bemühte sich hier nicht, die Landschaft durch Grotten, Felsen und Brücken zu illustriren, im Gegentheil, man griff der Natur bloß hülfreich unter die Arme und brachte auf diese Weise im Laufe von anderthalb Jahrhunderten ein naturgemäßes Ganze zusammen, woran ich noch immer mit Freude und Dank wegen der allda glücklich zugebrachten Stunden zurückdenke. Niemand, und sei er auch noch so weit gereist, wird diesen Park unbefriedigt verlassen, aber der Sachverständige wird es stets mit mir bedauern, daß von dem mühsam herbeigeführten Wasserreichthum auch durchaus kein ökonomischer Nutzen gezogen wurde. — Aus dem Park zurückgekehrt wendet man bei der schönen Wohnung des königlichen Intendanten rechts um und folgt der Straße nach Utrecht. Bei Beekbergen ungefähr hat man das eigentliche Velüwer Hochplateau verlassen, aber bald geht es wieder Hügel-an, steigt in einigen Abstufungen innerhalb einer Stunde etwa 120—150′ und man betritt alsbald den etwa 3500 württemb. Morgen großen Soeren'schen Eichen- und Buchenwald, dessen Holzbestand, trotz der nicht sehr rationellen Bewirthschaftung, ein wirklich schöner ist. In dem Walde zerstreut liegt eine kleine Filialgemeinde, Hoog-Soeren genannt, zwischen üppig grünenden kleinen Wiesen und Aeckern, aber trotz diesen und den Nebenverdiensten im Wald haben die Leute doch nur ein ärmliches Auskommen und genießen somit von der wirklich idyllischen Lage blutwenig. — Wie überall in den Niederlanden, wo es Kunststraßen gibt, steht auch auf dem Weg von Deventer über Apeldoorn nach Utrecht zu Anfang jeder Stunde des Weges das Häuschen des Straßengeld-Einnehmers; beim ersten Schlagbaum zu Anfang des Waldes ist der Ziehbrunnen sowohl der Tiefe als des schönen Echo's wegen

in demselben zu erwähnen. Beim zweiten Schlagbaum hat der Wald, der sich mehr in der Richtung von Nord nach Süd ausdehnt, ein Ende und man sieht wieder eine unabsehbare Haide vor sich, die aber ein gemildertes Ansehen bekommen hat, und die Straße ist hier zu beiden Seiten mit Waldbäumen, freilich keinen üppigen, bepflanzt. — Nach einer weiteren Stunde biegt man rechts ab und stößt alsbald beim Uetteler See auf eine sehr anmuthige natürliche Oase.

Gegen Nordost und Ost erheben sich hier einige kahle Hügel, welche von drei Seiten ein Thälchen einschließen, in dessen Tiefe ein See, von einigen Morgen Größe, mit klarem und fischreichem Wasser liegt, woran sich gegen Westen eine freundliche und beziehungsweise fruchtbare Gemarkung von etwa 100 Morgen anschließt, welche auf drei Seiten von einem kleinen Gehölz umgeben ist. — Der wohlbestallte Pächter auf diesem fruchtbaren Eiland im braunen Haidemeer wird in seinem behaglichen Stillleben öfters Monate lang nicht gestört; wenn aber der Hof den Sommeraufenthalt auf Loo genommen, dann bringt derselbe sowohl hieher als auf das benachbarte Aardhuis, eine zweite unweit gelegene Oase, Luft, Leben und Wohlfahrt, und die beiden Plätzchen sind auch wie dazu geschaffen, um hohen Herrschaften, welche sich auf einige Stunden dem Jagen und Treiben der Welt entziehen und ungenirt und unbelauscht ergehen möchten, im reichlichsten Maße das Erwünschte zu bieten. Es verirrt sich der Wanderer nur höchst selten hieher, und zu eigentlichen Lustfahrten für größere Gesellschaften eignen sich die lieben Plätzchen nur wenig, weil es den Pächtern im Allgemeinen verboten ist, Fremde zu bewirthen; beide Einsiedeleien sind nämlich als zum Loo gehörig Kron-Domänen.

Es ist ein eigenes Ding um den Aufenthalt am Uetteler See und auf dem Aardhuis, denn man kann gewiß nicht sagen, daß diese Oasen durch ihre Prachtfülle bezaubern, die Wohnungen waren sogar mehr als bescheiden; neuerer Zeit aber ließ der König — wie ich hörte — auf dem Aardhuis bauen, und Roggen, Hafer, Buchweizen, Spörgel, Klee, Rüben, Kartoffeln, Gras, einiges Gemüse und sonstige ordinäre Gartengewächse nebst einigem Nadelholz, Eichen, Buchen und Erlen (und dieß wenige auch nicht einmal in Hülle und Fülle), ist alles, was das Pflanzenreich hier bietet; aber diese Gewächse kommen Einem noch einmal so schön vor inmitten des ewigen graubraunen Haidekrauts, und das Behagliche, das jede Kultur in dem Naturfreunde erweckt, macht sich hier erst recht geltend und wird durch die schöne Aussicht, insbesondere vom Aardhuis auf die nur wenige Stunden entfernte Zuider See mit den hellen Segeln ihrer vielen Fahrzeuge, nicht wenig erhöht. Ein Sonnenuntergang am warmen schönen Sommerabend, wo die sinkende Sonne wie ein Feuerball in dem endlos großen Wasserbecken jener tief in's Land hineinspringenden Bucht der Nordsee untertaucht, ist eine Erscheinung, die, wenn auch schon öfters gesehen, den fühlenden Menschen gewiß nicht ohne Rührung läßt; während man nämlich sinnend über den majestätischen Abschiedsgruß sich noch einige Augenblicke durch den kühlenden Abendwind anfächeln läßt, verändert sich die Scene, und was man kaum zuvor für spiegelglattes Meer gehalten, welches die letzten Strahlen der scheidenden Sonne in weiter Ferne trug, hat sich in die herrlichste Gebirgsgegend verwandelt, denn die herabgesunkenen Wolken lagern sich am Horizont derart — freilich auch manchmal in so phantastischen Formen, daß Niemand über die Erscheinung im Zweifel seyn kann, — auf und über und hinter einander, daß auch der genaueste Kenner und das geübteste Auge im Zweifel seyn würde, wenn ihm seine Lokalkenntniß nicht zu Hülfe käme. — Das herrliche Wolkenspiel dauert jedoch nicht lange, denn mit der sinkenden Nacht wird der Horizont allmählig kleiner, und bald mahnt der heitere Sternhimmel zur Rückreise. —

Ich habe die meisten Haidefelder in den Niederlanden gesehen; doch nirgends fand ich so viel Abwechslung als auf der Veluwer Haide, worauf ich volle sieben Jahre meines Lebens zugebracht, und welche ich dem Touristen, der dieselbe nicht nur durch eigene Anschauung kennen lernen, sondern auch ein paar höchst genußreiche Tage darauf verleben will, bestens empfehlen kann; von Apeldoorn kehre er sodann über Voorst, Brummen, Dieren und Selp nach Arnhem, und wenn irgendwo, so wird er es auf dieser Tour erfahren, was des Menschen Fleiß und Kunstsinn im Laufe der Zeit zu schaffen vermag; gewiß traut er kaum seinen Augen, wenn er sich erinnert, in dem so ungerechterweise als unschön verschrieenen Königreich der Niederlande zu seyn. —

Aber die Extreme berühren sich, und hiefür liefern die Niederlande den sprechendsten Beweis. Man denke nur an die herrlichen holländischen Fettwaiden, wo das Vieh bis auf 20 und mehr Centner gemästet wird, und in Drenthe an die armselige Haide, wo die Haidschnucke, der traurigste Repräsentant des Schafviehes, seine elende Existenz fristet, und dennoch liegt der Segen Gottes für diese Gegenden auf jenen Thierchen, die kleiner als das kleinste Merino-Schaf und statt der Wolle mit einem grauen, groben, zottigen Haarpelz ausgestattet, nicht geringer anzuschlagen sind, als das köstlichste Milch- und Fettvieh Hollands und Frieslands. Und welche Pracht und Kunstsinn und Reinlichkeit hier, und welche Armuth, Abstumpfung und Unreinlichkeit dort! — Wer kennt nicht oder hörte doch wenigstens nicht schon einmal von dem Reichthum, von der Prachtliebe und von der übertriebenen Reinlichkeit der Bewohner von Broek in Nord-Holland, während man in Drenthe noch Wohnungen trifft, wo der Rauch, — nachdem er zur Genüge in der einzigen Räumlichkeit, die meistens durch Hühner und Enten, und häufig auch durch Ferkel oder gar Schweine mit belebt wird, herumgezogen und die für gewöhnliche Menkinder schon kaum athembare Luft derart vergiftet hat, daß Einem die Thränen überfließen, — durch ein Loch im Dache langsam das Freie sucht. Solche Extreme trifft man häufig, fast unmittelbar neben einander; es geht damit, wie es im Vor-Napoleonischen Paris ging, wo der raffinirteste Luxus und die grimmigste Armuth häufig unter Einem Dache wohnten, denn z. B. östlich der Peel in N.-Brabant herrscht Wohlstand und Gesittung, und westlich von jener versumpften Länderstrecke, in den sogenannten acht Zeeligheden (Seligkeiten) —

acht, wegen der Unreinlichkeit und Versunkenheit der Einwohner berüchtigten Dörfern, die ihren Namen einem witzigen Soldatenscherz verdanken — herrschten bis vor etwa 30 Jahren noch gar unbeschreibliche Zustände. Müßte ich nicht befürchten, den Anstand zu verletzen, so könnte ich gar wunderliche Dinge aus eigener Erfahrung erzählen, und theile darum aus Vielem nur einiges, aber zur Charakteristik der damaligen dortigen Zustände Genügendes mit.

Als ich im Jahre 1838 mit der Kompagnie in Bockel übernachten sollte und das mir angewiesene Quartier betrat, stieß ein durch mein Kommen aufgeschrecktes Schwein den Tisch um und rannte davon. Wie es mir in meinem zweiten Quartier erging, nachdem ich dem ersten unwillig den Rücken gekehrt, kann ich unmöglich erzählen, und vielleicht erst im fünften oder sechsten, das ich mir auf besondere Empfehlung des Bürgermeisters erwählte, schlief ich mit meinem Bedienten auf Stroh, womit ich mir in einer der sechs Bettstellen in der Wand ein Lager herrichten ließ; die fünf anderen Wandbettstellen in dem scheuerähnlichen und einzigen Wohnungsraum — von Zimmer ist hier überhaupt keine Rede — wo die Leute Nacht und Tag zubrachten, wurden Abends durch den Bauer und seine Familie und Dienerschaft bevölkert. — Etwa in der Mitte des Hauses, dessen Dach von Stroh und Haidekraut bis auf vier oder fünf Fuß vom Boden herunter reichte, war eine Wand eingezogen, hinter welcher das liebe Vieh hauste und uns von Zeit zu Zeit mit seinem Brüllen, Blöcken, Grunzen, Schnattern und Kakern aus dem Schlafe störte und sich um so vernehmlicher machte, als das Loch in jener Wand, das die Verbindung zwischen Wohnung und Stallung herstellte, nicht einmal mit einer Thüre oder einem Schutzbrett versehen war.

Ja wenn irgendwo so sieht man in den Niederlanden, wie groß der Einfluß des Bodens auf seinen Bewohner ist, und daß nicht bloß die socialen Zustände, sondern auch das intellektuelle Daseyn dadurch modificirt und in der Entwicklung begünstigt oder gehemmt wird; aber umgekehrt ist es auch wiederum durchaus nicht zu verkennen, daß der Bodenwerth schon durch das bloße Hereinziehen einer Gegend in das Netz des großen freien Verkehrs steigt und daß das beste Mittel zur Beförderung der Urbarmachung und besserer Kulturzustände überhaupt die Anlage neuer Wege, wo möglich Kanäle, in neuerer Zeit auch Eisenbahnen, ist, weil hiedurch die Zufuhr von Futter, Dünger, Streu und Baumaterial ermöglicht und dann wiederum die Zunahme der Bevölkerung, insbesondere durch Zufluß von außen, gesichert wird. Der mächtige Aufschwung, welchen Apeldoorn in letzterer Zeit genommen, datirt von der Zeit, wo der schon erwähnte Kanal bis nach Huttem gegraben wurde, trotz der Jahrhunderte-langen unmittelbaren Nähe des fürstlichen Loo. Drenthe war im vorigen Jahrhundert eine fast noch unbekannte Wildniß, welche durch die erste Kanalisation unter König Willem I. aufgeschlossen ward und durch die in den letzten Jahren neu entstandenen Wasserwege wieder um vieles gewonnen hat. Und so ging es auch in Nord-Brabant; es ist der von der Vorsehung vorgeschriebene Weg, und das Dampfroß, das bald die vielen Haidefelder in allen Provinzen schnaubend auf Eisenwegen durchschreiten wird, — es sogar auch schon theilweise durchzieht, — wird allgemach die letzten Reste der noch hie und da befindlichen Urzustände verscheuchen, und Wohlfahrt, Gesittung und Kultur dorthin verbreiten, wo sonst noch auf Jahrhunderte hinaus Nacht den menschlichen Geist umschatten und die Erica vulgaria den Boden bedecken würde. —

J. M. van Gorinchem.

Schriftsteller-Eigenheiten.

Schriftsteller haben im Momente des Schriftstellerns oft sonderbare Manieren. Voltaire z. B., als er an seiner Tragödie „Catilina“ arbeitete, hüllte sich, um sich recht zu begeistern, in einen Schleier ein und spazierte in diesem Aufzuge in den Alleen seines Landsitzes Ferney umher, und deklamirte unter gewaltigen Gestikulationen seine Verse. Sein Gärtner konnte sich, als er ihn einst so herumspazieren und agiren sah, nicht enthalten, laut aufzulachen; dafür wurde er auf der Stelle fortgejagt, und selbst die dringendsten Fürbitten vermochten nicht, Voltaire zu bewegen, ihn wieder in seine Dienste zu nehmen.

Frau von Staël konnte nie eine Idee finden, wenn sie nicht ein Brodkügelchen zwischen den Fingern rollte, oder mit einem kleinen Baumreis spielte.

Der Geometer Laplace spielte, so oft er arbeitete, mit einem Zwirnknäuel. Fehlte ihm dieser, so war's mit seinem Scharfsinn aus; deswegen ließ ihm auch sein Diener, der um den Ruhm seines Herrn sehr besorgt war, alle Morgen den Knäuel zwischen die Finger gleiten.

Wenn Diderot arbeitete, agirte er mit Händen und Füßen, keuchte, rannte im Zimmer auf und ab, warf seine Perrücke in die Luft, fing sie auf, setzte sie auf den Kopf, schleuderte sie wieder in die Höhe und stieß dabei unterdrückte Schreie aus, oder gerieth in Zuckungen. Einer seiner Collegen fand ihn eines Tages in Thränen schwimmend.

„Mein Gott,“ rief dieser; „Sie erschrecken mich, — was fehlt Ihnen?“

„Ich weine über eine Erzählung, die ich mir ausdenke,“ antwortete Diderot schluchzend. —

Der Dichter Chérault konnte keinen Vers machen, wenn er nicht eine bestimmte, eigens hierzu verfertigte Kleidung an hatte; der Lustspieldichter Picard dagegen schrieb seine Komödien im Bette. Noch weiter trieb die Bizarrie der Freund des letzteren, der Dramendichter Etienne. Wenn er die Begeisterung kommen fühlte, eilte er nach Hause, schickte Frau, Kinder, Diener fort, schloß Thüren, Fenster, Läden zu und herrschte nun das tiefste Schweigen und das tiefste Dunkel rings um ihn, so legte er sich in's Bett und machte Verse.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Das Geheimniß des Vormunds.

Novelle von M. E. Braddon, (Verfasserin von ‚Lady Audley's Geheimniß', 'Eleanor's Sieg', ‚Lady Flavla', ‚Frau Halliburtons Trübsale' ꝛc. ꝛc.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Wer den glänzenden, gesprächigen Gast, der bei der Tafel zur Rechten von Sir Lionel saß und durch den unaufhörlichen Strom witziger Persifflage die ganze Tischgesellschaft in lautem Gelächter erhielt, beobachtete, der hätte in ihm unmöglich den bittern verstörten Horace Margrave wieder zu erkennen vermocht, der noch vor einer Stunde so düster und gedrückt war. Selbst Ellinor war wider Willen bezaubert und aus ihren eigenen Gedanken herausgerissen durch die wundersame Wirkung seiner lebendigen Unterhaltungsgabe, und bewunderte im Stillen die ungewöhnlichen Talente dieses Mannes. Er ist so talentvoll, so hochbegabt, voll der glänzendsten Eigenschaften, dachte sie; er ist so bewundert, so glücklich und erfolgreich, und doch so unglücklich.

Noch am selben Abend brachte die Post einen Brief für Ellinor, welcher nach ihrer Wohnung in London adressirt, aber von dort nach Baldwin Court geschickt worden war. Sie erbebte einigermaßen beim Anblick der Handschrift der Adresse, eilte mit dem Brief in den kleinen Salon neben dem Glashause, wo sie glücklicherweise allein war, und las ihn beim Licht der Lampen auf dem Kaminsims. Als sie den Brief wieder zusammengefaltet und zu sich gesteckt hatte, kehrte sie in den großen Salon zurück und suchte Horace Margrave auf, welcher allein an einem Tischchen saß und in einer Mappe voll Stahlstiche blätterte.

„Herr Margrave", hub sie an und setzte sich neben ihn, „darf ich Sie um einen kleinen Rath bitten? Ich habe soeben einen Brief aus Schottland erhalten."

„Aus Schottland? und von wem?"

„Ja, das errathen Sie wohl kaum. — Von unserem lieben alten Geistlichen, dem guten James Stewart; Sie erinnern sich doch noch seiner?"

„Gewiß, ein alter Herr mit weißen Haaren und einer Familie von Töchtern, von denen die kleinste mich noch um einen halben Kopf überragte. Stehen Sie in Briefwechsel mit ihm, Frau Dalton?"

„O nein; ich bin nun schon so lange von Schottland hinweg, daß mir meine lieben alten Freunde daselbst einer um den andern abhanden gekommen zu seyn scheinen," erwiderte sie gerührt. „Ich hätte so gerne eine neue Kirche in Achindore erbauen lassen, aber Herr Dalton sträubte sich natürlich gegen eine solche Ausgabe; und da ich über diesen Punkt niemals mit ihm streite, so habe ich meine Idee aufgegeben. Aber Herr Stewart hat mir dießmal in einer besondern Angelegenheit geschrieben, — er meldet mir nämlich, Margaret Mackey, meine ehemalige Amme, sey blind und kränklich geworden und habe ihre frühere Stelle aufgeben müssen. Die liebe arme alte Seele! sie ging nach dem Tode meines guten Vaters nach Edinburgh in einen andern Dienst, und ich verlor sie ganz aus dem Gesicht, sonst würde ich schon längst für sie gesorgt haben. Aber nun, nachdem der Pfarrer sich an mich gewendet hat, darf ich nicht länger säumen, sondern werde der guten alten Seele sogleich ein Jahrgehalt von hundert Pfund aussetzen, trotz der strengen und löblichen Sparsamkeit des Herrn Dalton."

„Mich dünkt, Herr Dalton wird diese Summe zu hoch finden, meine Liebe," entgegnete Horace in einem geschäftsmäßigen Ton. „Eine Leibrente von fünfzig Pfund ist für eine alte Frau im Norden von Aberdeenshire beinahe schon ein fabelhafter Reichthum. Aber Sie sind in Ihren Ansichten so großartig wie in Ihren Gefühlen großmüthig, meine Liebe; hartköpfige und geriebene Geschäftsleute wie Dalton und ich können es kaum mit Ihnen aufnehmen."

„Ich bitte Sie, vergleichen Sie sich nicht mit Herrn Dalton," sagte Ellinor mit stiller Geringschätzung.

„Keineswegs, denn ich fürchte, ich darf das nicht," erwiderte er ernst; „aber ich habe Sie vorhin unterbrochen."

„Ja, ich wollte sagen, daß ich in dieser Angelegenheit keine abschlägige Antwort annehme, daß mich keine armseligen und verächtlichen Ausreden und Ausflüchte von meinem Vorhaben abbringen sollen. Ich werde noch heute an Herrn Dalton schreiben, dann kann ich bis übermorgen eine Antwort haben. Fällt diese ausweichend oder abschlägig aus, so weiß ich was ich zu thun habe."

„Und was gedenken Sie zu thun?" fragte Horace Margrave gespannt.

„Das werde ich Ihnen mittheilen, sobald ich Henry Dalton's Antwort habe," erwiderte Ellinor. „Aber ich bin ungerecht gegen ihn: er kann mir die Erfüllung dieser Bitte nicht abschlagen."

* * *

Drei Tage nach dieser Unterredung und just in dem Augenblicke, wo die Hausglocke den Gästen von Baldwin Court den Wink gab, sich zum Diner anzukleiden, das in einer halben Stunden servirt werden würde, und alle Gäste auf ihre Zimmer eilten, um ihre Toilette zu machen, legte Ellinor ihre kleine Hand leicht auf Horace Margrave's Arm, als er soeben den großen Salon verlassen wollte, und sagte: „Bitte, schenken Sie mir einige Minuten Gehör; ich habe von Herrn Dalton eine Antwort auf meinen Brief erhalten."

„Und wie lautet seine Antwort?" fragte Horace und folgte ihr in das kleine Boudoir neben dem Gewächshaus.

„Ganz so wie Sie mich dieselbe erwarten ließen — abschlägig."

„Er versagt Ihnen den Jahrsgehalt für Ihre alte Dienerin?" rief Horace und zog seine dunklen gewölbten Brauen leicht in die Höhe, schien aber keineswegs überrascht von der Nachricht.

„Ja, er schlägt mir meine Bitte rundweg ab; er wagt weder den Versuch einer Entschuldigung, noch bemüht er sich, einen Grund für sein Betragen zu erfinden. Er behauptet, ein

Gehalt von vierzig Pfund sichere einer alten Frau im nördlichen Schottland ein behagliches Auskommen, da dort viele Geistliche der presbyterianischen Kirche kein größeres Einkommen beziehen. Diese Summe will er ihr sogleich aussetzen und schickt mir zugleich eine Anweisung für das erste Halbjahr. Allein er will weder mit einer größeren Summe herausrücken, noch sich auf Geltendmachung von Motiven dafür einlassen, die, wie er sagt, ihm immer falsch ausgelegt werden. Was halten Sie von seiner Handlungsweise?"

Bei diesen Worten ging die nach dem Gewächshaus hinausführende Glasthüre von einem Zugwind des herbstlichen Abendwindes, welcher zu den geöffneten Fenstern des Glashauses hereinwehte, von selbst auf. Der Tag war heiß gewesen, der Gärtner hatte seine Pflanzen reichlich gespritzt und Thüren und Fenster offen gelassen, damit die Feuchtigkeit leichter verdunste.

„Meine liebe Ellinor, wir haben eine ungünstige Lokalität gewählt," erwiderte Horace; „wenn jemand in das Gewächshaus treten sollte, kann er hören, daß wir von Ihrem Gatten reden."

„Bah, die Hausgenossen sind sämmtlich im Umkleiden begriffen," erwiderte Ellinor leichthin. „Und zudem, wenn jemand da wäre, könnte es ihn kaum überraschen, mich meine Verachtung gegen Henry Dalton äußern zu hören. Die Welt glaubt hoffentlich nicht, daß wir ein glückliches Paar sind."

„Ganz nach Ihrem Belieben, beste Frau Dalton; ich glaubte vorhin deutlich zu hören, daß sich jemand im Glashause regte. Jedoch gleichviel; Sie fragen mich, was ich von der Handlungsweise des Herrn Dalton halte, weil er einer hochbetagten Dienerin nur ein Jahresgehalt von vierzig Pfund aussetzen will? Halten Sie mich daher für keinen herzlosen Schurken, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Entscheidung Ihres Gatten für eine ganz richtige halte."

„Aber bedenken Sie: mir mein eigenes Geld vorzuenthalten, mich im Almosengeben zu beschränken und meine Mildthätigkeit zu hemmen, — ist das nicht abscheulich? Ich könnte ihm noch verzeihen, wenn er mir ein Collier von Brillanten oder eine neue Equipage oder ein Paar Ponies abschlüge; allein in dieser Angelegenheit, welche meine innerste Neigung und mein Gefühl betrifft, mir um seiner engherzigen Sparsamkeit oder um eines schmutzigen Geizes willen meine ernstlich geltend gemachten Wünsche zu versagen, das ist allzu grausam."

„Meine liebe Frau Dalton, wie alle sanguinischen warmherzigen Leute von ungestümem Charakter geben Sie sich zu leicht voreiligen Schlüssen hin. Sie behaupten, Herr Dalton wolle Ihnen Ihr eigenes Geld vorenthalten. Nun ist Ihr eigenes Vermögen, mit Ausnahme des Erlöses von dem Gute Arden, welches er nach Ihrer Verheirathung verkaufte, zufällig ganz in den dreiprocentigen Consols angelegt. Wenn nun — aber wohlgemerkt, ich habe nicht den mindesten Grund zu der Vermuthung, daß dieß wirklich geschehen, sondern ich setze nur beispielsweise den Fall — wenn nun Henry Dalton, als ein geschickter und unternehmender Geschäftsmann, etwa in Versuchung gekommen wäre, mit einem Theil von Ihrem Vermögen zu spekuliren?" ....

„Ohne meine Einwilligung dazu einzuholen?" fiel ihm Ellinor rasch in die Rede.

„Ja, ohne Ihr Vorwissen sogar, denn was verstehen Frauen von Spekulationen?"

„Herr Margrave, wenn Henry Dalton dieß gethan hat, so ist er kein Geizhals mehr, sondern ein — Betrüger," entgegnete Ellinor leidenschaftlich. „Das Geld, welches mir mein Oheim durch sein Testament hinterließ, war mein. Ich sollte es zwar mit ihm theilen, aber es war trotzdem mein. Keine Sophisterei, kein rabulistischer Advokatenkniff hätte es zu dem seinigen zu machen vermocht. Hat er also ohne mein Vorwissen und meine Einwilligung mit jenem Gelde spekulirt, so verachte ich ihn nicht mehr blos als einen Geizhals, sondern ich verabscheue ihn als einen unehrlichen Mann. Ah, das also war es? Horace Margrave, Sie als geborner Edelmann, Sie, als Mann von Ehre und Bildung, was würden Sie von Herrn Dalton denken, wenn er einer solchen Handlung fähig wäre?"

„Ellinor Dalton," erwiderte er und bemühte sich, seiner Stimme Festigkeit zu geben, — „haben Sie je schon von dem Wahnwitz gehört, den die Menschen Spielsucht getauft haben? Wissen Sie, was ein Spieler ist? Wissen Sie, was ein solcher Mensch fühlt, der das Vermögen seiner Frau, das armselige Wittwengehalt seiner Mutter, das Erbtheil seiner hilflosen Kinder, das Geld, das er für die Erziehung seines ältesten Sohns bezahlen sollte, die Mitgift seiner Tochter, die Summen, welche er seinen vertrauenden Gläubigern schuldet, oder das Geld, das ihm ein vertrauender Brodherr anvertraute, blindlings am grünen Tische eines Spielhauses im Westend aufs Spiel setzt? Glauben Sie denn, daß in jenem Augenblick des Wahnsinns, wenn das Gaslicht seine Augen blendet, die Haufen von Gold und Banknoten auf dem grünen Tuche ihm den Mund wässern machen und der Dämon der Leidenschaften dem „faites votre jeu" des Croupiers in seiner Seele ein millionenfaches Echo leiht und ihn an allen Haaren zu dem Spiele hinzieht — glauben Sie, ein Spieler ahne in jenem Augenblick auch nur entfernt, daß er das Geld verlieren werde, welches nicht ehrlicherweise sein ist? Nein, er hofft zuversichtlich, es verdoppeln, verdrei-, vervier-, verzehnfachen zu können, er glaubt jedes glänzende Goldstück, welches er wagt, hundertfach ersetzt zu bekommen, damit er es den hungernden Kindern und der zagenden Gattin heimbringen könne mit der Frage: Bin ich denn im Grunde so sehr zu tadeln? — Sind Sie schon auf dem großen Gerüste zu Epsom gestanden und haben die weißen Gesichter der Wettenden und das Gedränge und Geschrei derer bemerkt, welche am Ende eines Rennens nach dem Zielpfosten hineilen? Jeder Mensch auf jenem überfüllten Gerüste, jede Kreatur in jenem dichten Volkshaufen, von dem großen Magnaten der Rennbahn an, welcher eine Viertelsmillion zu gewinnen gedenkt, bis zu dem armseligen unvergohrenen Lehrling, welcher eine halbe Krone aus der Ladenkasse gemaust hat, um sie auf das Lieblings-

pferd zu wetten, — jeder wähnt, er habe auf das gewinnende Pferd gesetzt. Das ist der große Wahnsinn des Spiels, das der dämonische Zauber des Spielhauses und der Rennbahn, das die armselige trügerische Hallucination des Mannes, der mit dem Vermögen eines Andern spekulirt. Bemitleiden Sie ihn, Ellinor! Wenn die Unehrlichen überhaupt jemals das Mitleiden der Redlichen verdienen, so ist ein solcher Mensch zu bemitleiden." — Horace hatte mit einer an ihm ungewohnten Energie gesprochen und sank nun, von seiner eigenen Heftigkeit erschöpft, in den Stuhl zurück.

„Ich möchte den Mann, den ich meinen Gatten nennen muß, lieber für einen Geizhals halten, als für einen Betrüger, Herr Margrave," sagte Ellinor kalt. „Aber mit einem wahren Schmerz erfahre ich in diesem Augenblick, daß, wenn Henry Dalton sich wirklich einer derartigen Schmach schuldig gemacht hätte, sein Verbrechen in Ihnen einen Anwalt finden würde."

„Sie sind unerbittlich, mitleidslos, Frau Dalton," versetzte Horace nach einer Pause. „Gott genade dem Manne, der sich ein Vergehen gegen Sie zu Schulden kommen läßt!"

„Nun genug von Henry Dalton, Herr Margrave," sagte sie; „lassen Sie uns von etwas Anderem reden. Ich sagte Ihnen neulich, daß wenn Er mir die Erfüllung meiner Bitte versage, auf welche ich ein unbestreitbares Recht habe, ich entschlossen sey, einen andern Weg einzuschlagen."

„Das sagten Sie allerdings, Ellinor; aber was wollen Sie thun?"

„Ihn verlassen."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch, Herr Margrave; ich will ihn im Besitz dieses Vermögens lassen, an welches er sich so zäh anklammert, oder das er — falls er der armselige verächtliche Mensch ist, welcher er nach Ihrer Ansicht und Darstellung möglicherweise gewesen seyn kann — durch tolle gewagte Spekulationen verloren hat. Ich will ihn verlassen, sich selbst überlassen. Es kann ihm niemals etwas an mir gelegen gewesen seyn, denn er hat mir jede Bitte abgeschlagen, jeden Wunsch versagt, jede Freude verkümmert; er hat jede Stunde seines Lebens nicht mir, sondern nur seinem geliebten Berufe gewidmet. Meine Muhme ist bereit, mich wieder bei sich aufzunehmen. Ich verlasse daher noch heute Abend Baldwin Court und gehe nach London, um von da morgen früh nach Paris abzureisen."

„Unmöglich, Ellinor!" rief Margrave; „bedenken Sie doch: die Welt ...."

„Lassen Sie die Welt ihr Urtheil über uns beide fällen! Was kann die Welt von mir sagen? Ich werde wieder bei meiner Muhme wohnen, wie zu der Zeit, ehe jenes unselige grausame Vermögen durch Vererbung an mich gelangte. Herr Margrave, mein Vormund, wollen Sie mich nicht nach Paris begleiten? Ich bin so unerfahren in allen derartigen Dingen, so wenig gewöhnt mir selbst zu helfen und mich zu behelfen, daß ich diese Reise nicht allein zu unternehmen wage. Nicht wahr, Horace, Sie begleiten mich?"

„Ich, Ellinor?" fragte er und die dunklen Wimpern zitterten wieder über den düsteren braunen Augen.

„Ja, Sie, Herr Margrave! wer wäre wohl so geeignet, meinen Beschützer abzugeben wie Sie, dessen Vormundschaft mich mein Vater mit brechender Stimme noch anempfahl? Wollen Sie mir um seinetwillen diesen Dienst erweisen?"

„Ist es wirklich ein Dienst, Ellinor? kann ich Ihnen einen Dienst dadurch erweisen, daß ich Sie Ihrem Gatten entführe?"

„Bleibt mir eine andere Wahl?" rief Ellinor geringschätzig; „Sie weigern sich also, mir zu helfen? Nun denn, so gehe ich allein. Ich reise noch heute Nacht und ganz allein!"

Eine helle Gluth stieg in Horace Margrave's blasses Gesicht und seine hübschen Augen schossen einen hellen Blitz. „Mit nichten, Ellinor! Sie sollen und dürfen nicht allein reisen," rief er; „mein armes Kind, meine Mündel, meine hilflose Waise, mein kleines schottisches Mädchen aus der guten alten Zeit, ich werde Sie auf dieser Reise als Ihr Beschützer begleiten, werde Sie sicher in die Arme Ihrer Muhme führen und Henry Dalton für mein Benehmen Rechenschaft ablegen. Ich werde wenigstens hierin mich des Vertrauens Ihres verstorbenen Vaters würdig erweisen, Ellinor. Treffen Sie sogleich Ihre Vorbereitungen zur Reise. Sie haben doch Ihr Mädchen bei sich?"

„Allerdings; Ellis, ein ganz treffliches zuverläßiges Mädchen. Also heute Nacht mit dem Postzuge, Vormund!"

„Ich werde bereit seyn; Ellinor. Sie müssen sich bei Sir Lionel entschuldigen und unter möglichst wenigen Erörterungen von hier abreisen. Auf Wiedersehen!"

Als Ellinor Dalton und Henry Margrave das kleine Boudoir verließen, trat ein Herr in einem dicken Ueberrocke, einen Teppichshawl über die Schulter geworfen, auf der andern Seite des Gewächshauses auf die Terrasse hinaus, zündete sich eine Cigarre an und ging eine halbe Stunde in tiefem Nachdenken vor dem Hause auf und nieder.

5. Die Flucht nach Paris.

Ellinor ertheilte während des Umkleidens ihrem Mädchen die Weisung, sogleich einzupacken. Ellis war eine sehr ernste und praktisch-nüchterne Person, die hierüber kein Erstaunen ausdrückte, sondern sich ruhig an die Arbeit machte, den Inhalt der Kästen und Garderoben wieder in Koffer und Packen zu verpacken, die silberbeschlagenen Flacons in sammetgefütterten Etuis unterzubringen und alles so stille und methodisch zu ordnen, als ob es keine Eile und Aufregung in der Welt gebe.

Es war für Ellinor Dalton ein langer Abend. Jede Viertelstunde, welche die bronzene Stockuhr auf dem Kamin schlug, erschien ihr wie eine ganze Stunde. Niemals waren ihr die Familien der Gutsbesitzer vom Lande so albern und langweilig, die Londoner Gäste so gespreizt und geckenhaft erschienen. Ihr Tischnachbar, der sie zur Tafel geführt hatte, ein junger Elegant aus einem der Ministerien, bestand darauf, ihr eine lustige Anekdote von einem seiner Kollegen zu erzählen,

welche mit Ausnahme der gelegenheitlichen Unterbrechungen von der Suppe bis zum Dessert dauerte, ohne daß die witzige Pointe kommen wollte. Nach Tische ward Ellinor von der ältesten Tochter eines benachbarten Gutsbesitzers in Beschlag genommen, welche mit einem schwierigen Häkelmuster nicht zurecht kommen konnte und von Ellinor Rath und Hülfe begehrte, aber nichts von deren zerstreuten Anleitungen begriff. Allein wie zerstreut auch Ellinor ihrerseits seyn mochte, Horace Margrave war nicht um einen Deut weniger der elegante, gewandte, hochgebildete Lion der guten Gesellschaft des Westends. Er trug beinahe allein die Kosten der Unterhaltung, verhandelte Politik mit den Landedelleuten, sprach über Geldmarkt und Staatspapiere mit den Handelsherren aus der City, von Sport und Pferden mit den jungen Stutzern der Provinz, von den neuesten Künstlerinnen und Stücken an den Londoner Theatern mit den jungen Londonern; er erörterte mit einem gelehrten Squire aus der Provinz Sir John Herschell's neueste Entdeckung, und mit einem großen Grundbesitzer die Vorzüge der jüngst erfundenen landwirthschaftlichen Maschinen; er flatterte wie ein Schmetterling von einer Schönen zur andern und wußte jede durch einen Scherz, eine Artigkeit, ein Kompliment oder eine Schmeichelei für sich zu gewinnen. Er bethätigte, daß er die große Kunst verstand, jedermann zu gefallen und niemand zu mißfallen — das große Geheimniß des Erfolgs im geselligen Leben.

„Heda, Horace," sagte Sir Lionel, als der vielbewunderte Advokat an einer Ecke des reichen marmornen Kamins im Salon lehnte und mit einer Gruppe junger Männer und einer einzigen, beinahe allzu forschen Dame sprach, welche sich unter dem Schutz eines Bruders in diesen Kreis gedrängt hatte, zum großen Aergerniß schüchternerer Seelen, welche von entfernten Sophas aus in Horace eine Art Don Juan sahen, — „apropos, mein Junge, wo haben Sie den ganzen Tag gesteckt? Wir suchten Sie wie eine Stecknadel, denn Sie sollten in einer Wette am Billard entscheiden und ein Pistolenschießen auf morgen veranstalten."

„Ich ritt nach dem Gabelfrühstück hinüber nach Horton, wo ich einige Stunden in Wahlangelegenheiten zu thun hatte," versetzte Horace.

„Sie waren in Horton?" fragte Sir Lionel ängstlich.

„Allerdings in Horton, mein lieber Sir Lionel! Allein weßhalb befremdet Sie das? Ich habe doch hoffentlich damit kein Unrecht begangen? Ein Klient von mir will dort als Parlamentskandidat auftreten. Sie werden doch nicht etwa selbst sich um die Wahl in dem kleinen Flecken Horton bewerben wollen, Sir Lionel?" setzte er lachend hinzu. Aber niemand lachte mit; Sir Lionel schaute etwas verlegen darein, die Familien aus der Nachbarschaft wurden ernsthaft, und sogar eine forsche junge Dame in Rosa, von welcher etwa sieben Freundinnen im Vertrauen wußten, daß sie eine stille Neigung für Horace hegte, bebte zurück, ergriff in fieberischer Angst den Arm ihrer Schwester in Himmelblau und horchte mit bänglicher Miene auf die Unterhaltung am Kamin.

„Alle Tausend, wie stille ist alles plötzlich geworden!" rief Horace noch immer lachend. „Es ist als wäre ein Blitzstrahl aus heitrem Himmel in diesen gastlichen Herd gefahren, seit ich von meinem Besuch in Horton erzählt habe. Was soll denn dieß bedeuten?" setzte er hinzu und sah sich lächelnd im Kreise um.

„Je nun, kurz und gut, um Ihnen die Sache mit Einem Male klar zu machen, lieber Horace," versetzte Sir Lionel etwas zögernd, — „die Sache ist die: der Typhus herrscht in Horton und haust unter den gemeinen Leuten und der Fabrikbevölkerung entsetzlich. Der Flecken ist gleichsam in Bann erklärt. Sie aber," setzte der alte Herr mit einem Anlaufe, heiter zu erscheinen, hinzu, — „Sie sind schwerlich in eines von den Nebengäßchen gekommen, wo die gemeinen Leute wohnen; Sie ritten wohl nur durch die Stadt, Horace, und so sind Sie vor Ansteckung sicher."

Die Gäste aus der Provinz und die junge Dame in Rosa athmeten leichter auf.

„Um Vergebung, mein lieber Sir Lionel," erwiderte Horace mit gleichgültigem Lächeln; „ich durchlief anderthalb Stunden lang wohl zwanzig der engsten Gassen und plauderte mit mindestens vierzig verschiedenen Fabrikarbeitern, denn es lag mir daran, die Richtung der politischen Strömung in Horton zu ermitteln. Die Leute waren insgesammt ausnehmend schmutzig und ich entsinne mich nun auch, daß ein Theil davon sehr ärmlich und kränklich aussah; aber ich bin ganz außer Sorgen, daß ich nicht vom Typhus angesteckt worden bin," fuhr er mit einem Blick auf die ernsten Gesichter der Zuhörer fort; „ein halbes Dutzend starker Cigarren und ein scharfer zweistündiger Ritt über die öde offene Hochebene müssen durchaus desinficirend wirken. Und wenn nicht," setzte er bitter hinzu; „man muß ja früher oder später sterben, warum also nicht an einem Nervenfieber, das man sich in Horton geholt hat?"

Bei dieser Bemerkung überlief es die Zuhörer eiskalt und der jungen Dame in Rosa traten beinahe Thränen in die Augen. Horace aber scherzte und lachte jede Befürchtung einer Gefahr wegen seines Nachmittags-Spazierritts hinweg und sang einige Minuten später ein übermüthiges deutsches Trinklied, wozu er sich selber auf dem Klavier begleitete. —

* * *

Endlich war der lange Abend vorüber und Ellinor, welche an ihrem entfernten Arbeitstische nichts von dem Gespräch über den Typhus gehört hatte, hieß das Erscheinen eines Domestiken mit einem Präsentirbrett voll glänzender silberner Leuchter herzlich willkommen. Als sie am Nebentische ihre Kerze anzündete, trat Horace Margrave herzu, zündete die seinige ebenfalls an und sagte: „Ich habe mit Sir Lionel gesprochen; der Wagen erwartet uns in einer Stunde; der Postzug geht erst um ein Uhr ab. Aber erwägen Sie sich diesen Schritt nochmals wohl, liebe Ellinor; noch ist es nicht zu spät zur Umkehr. Sagen Sie mir offen, sind Sie wirklich fest entschlossen, diesen Schritt zu thun und alle seine Folgen zu übernehmen?"

„Es ist mein unabänderlicher Entschluß — in einer Stunde werde ich reisefertig seyn," erwiderte sie. —

Frau Dalton's Zimmer lagen am Ende eines langen Corridors; das Ankleidezimmer hinter dem Schlafzimmer; die Thüre zwischen beiden stand offen, als Ellior eintrat; ihre Koffer waren schon gepackt. Sie musterte sie eilligst, überlas die Adressen, welche ihre Zofe darauf geklebt hatte und wollte gerade in das Ankleidezimmer treten, als sie jählings und mit einem Ausruf des Erstaunens auf der Treppe stehen blieb!

Ihr Gatte, Henry Dalton, saß im Ankleidezimmer am Tische, eine offene Schreibmappe vor sich und schrieb eilfertig. Auf einem Stuhl am Kamin lagen sein Ueberrock, Hut, Teppichshawl und Reisetasche. Er blickte bei Ellinor's Eintreten einen Augenblick ernst und ruhig und schrieb dann weiter.

„Herr Dalton, Sie hier?" hub Ellinor an.

„Zu dienen," versetzte er ohne sich im Schreiben zu unterbrechen. „Ich traf mit dem Halbsechsuhrzuge ein und kam früher zurück, als ich erwartet hatte.

„Mit dem Zuge, welcher um 5 Uhr 30 Minuten von London abgeht, wahrscheinlich?" fragte sie ängstlich.

„Nicht doch, sondern mit dem Zuge, welcher um halb sechs Uhr auf dem benachbarten Bahnhofe eintrifft," versetzte er ohne aufzublicken; „oder welcher vielmehr um jene Zeit eintreffen sollte und heute um zehn Minuten später kam."

„Und Sie sind also schon seit sechs Uhr hier, mein Herr?"

„Seit zehn Minuten vor sechs Uhr, meine liebe Ellinor. Ich übergab mein Gepäcke einem Lastträger und ging vom Bahnhof zu Fuße in einer Viertelstunde hieher."

„Sie sind seit sechs Uhr hier und haben mich nicht einmal Ihre Ankunft wissen lassen und sich vor niemand im Hause gezeigt, Herr Dalton?"

„Doch, doch, meine Liebe; ich sprach Sir Linoel. Bei Tische konnte ich nicht erscheinen, weil ich einige dringende Geschäfte zu besorgen hatte."

„Dringende Geschäfte?"

„Ja, Elliuor, ich mußte diese Reise nach Paris vorbereiten, auf welche Sie so sehr erpicht sind."

„Herr Dalton!" stammelte sie mit einer tiefen Gluth der Verlegenheit.

„Ja, Madame," fuhr er gelassen fort und faltete seinen Brief zusammen, überschrieb und siegelte ihn. „Sie finden mein Benehmen wieder recht abscheulich und verächtlich: so unerwartet anzukommen, durch das Gewächshaus einzutreten, da man, wie Sie wohl wissen, auf diesem Weg einen Umweg von hundert Schritten erspart, wenn man vom Bahnhofe herkommt, und dann unwillkürlich einen Theil des Gesprächs zu hören, welches einen solch tiefen Eindruck auf mich machte, daß ich dann absichtlich dablieb, wo ich war, und freiwillig den Rest der Unterredung anhörte — das ist recht gemein und abscheulich, nicht wahr?"

„Den Horcher zu spielen!" sagte sie höhnend.

„Natürlich; was konnten Sie Anderes von mir erwarten? Stimmt es nicht mit allem Uebrigen überein?" fuhr er gleichmüthig fort. „Ein Geizhals, ein Mann ohne Bildung, ein Geld-zusammenscharrender Filz, oder vielleicht — was noch schlimmer — ein Mensch ohne Grundsätze, ein unredlicher Betrüger, der mit fremdem Geld Spekulationen macht! Oh, Ellinor Dalton, wenn jemals der Tag kommen sollte (und Gott ist mein Zeuge, daß ich denselben nicht um eine Stunde früher herbeizuführen wünsche!) wo es mir vergönnt seyn wird, Ihnen nur fünf oder sechs Worte zu sagen, wie bitter werden Sie dann Ihre Ansichten von mir und die Ausdrücke bereuen, in denen Sie heute von mir sprachen' — Allein ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, Madame! es ist einmal unser Unglück und Mißgeschick, uns beiderseitig in einer qualvollen Lage zu befinden, woraus uns vielleicht nur der Bruch der Kette zu reißen vermag, die uns an einander fesselt. Sie haben die Initiative ergriffen, Madame; Sie wollten mich verlassen und zu Ihrer Muhme in Paris zurückkehren — wohlan, Sie mögen gehen! . . ."

„Herr Dalton!" rief sie, denn irgend etwas in seinem Benehmen machte trotz ihrer längst gehegten und eingewurzelten Vorurtheile gegen ihn einen tiefen Eindruck auf sie, und sie streckte bittend die Hand nach ihm aus.

„Gehen Sie, Ellinor! auch ich bin dieses langen Kampfes gegen einen bösen Schein, der mich verurtheilt, bin der steten Demüthigungen und Konflikte müde, in welche ich mit mir selbst komme! Ich will mich lieber verdammen lassen, denn ich bin bis in's innerste Herz jener fortwährenden Appellationen an Ihre Großmuth und Ihr Vertrauen müde, — bin des vergeblichen Versuchs überdrüssig, mir die Liebe einer Frau zu gewinnen, die mich verachtet!"

„Nicht also, Herr Dalton," stammelte sie mit einer Zärtlichkeit, deren sie im Verkehr mit ihrem Gatten nicht gewöhnt war; „falls ich wirklich irgend etwas mißdeutete, war . . ."

„Oh nicht doch, hier handelte es sich von keinem ‚Wenn, und ‚Falls' mehr, sondern von einer vollendeten Thatsache," fiel er ihr leidenschaftlich in's Wort. „Nein, Ellinor, nein! es ist nun zu spät zu Erörterungen; und überdieß vermöchte ich Ihnen keine besseren Erläuterungen zu geben als diejenigen, welche Sie bereits gehört haben. Ein Eid verschließt mir den Mund, daß ich mich nicht rechtfertigen kann. — Es ist zu spät zur Versöhnung, denn in drei langen Jahren ist der Bruch allmählig so weit gediehen', daß ich heute Abend über einen unüberschreitlichen Abgrund zu Ihnen hinüberblicke und mich nur verwundert frage, wie ich jemals mir einbilden konnte, noch dereinst Ihre Liebe zu gewinnen, — und daß ich hieran gedacht habe, dafür ist der Himmel mein Zeuge," setzte er mit Thränen in der Stimme hinzu, und diese an dem sonst so ruhigen und festen Manne so seltene und fremde Gemüthsbewegung erschütterte auch Ellinor sehr tief.

„Herr Dalton! Henry! . . ." stammelte sie.

„Sie sollen Ihren Entschluß ausführen und nach Paris gehen, Ellinor," fuhr er schmerzlich fort; „allein der Mann, der Sie dorthin begleitet, muß Henry Dalton seyn!"

„Wie? Sie selbst wollen mich dorthin bringen?"

„Ja, Madame, ich werde selbst Sie unter den Schutz Ihrer Muhme stellen. Von diesem Augenblicke an sind Sie frei von

mir auf immer. Sie werden eine Leibrente von etwa 200 Pfund Sterling bekommen, um davon zu leben; — das ist allerdings nicht viel von den dreitausend Pfund Renten, die Sie von Ihrem Oheim erbten, nicht wahr?" setzte er mit bitterem Lachen hinzu; „allein bei meinem Ehrenwort, es ist alles was ich leisten kann, denn den Rest bedarf ich für mich selbst. — Es ist nun ein Viertel über Zwölf; fuhr er nach einem Blick auf seine Uhr fort; — „hüllen Sie sich warm ein, Ellinor, denn es wird eine kalte Fahrt seyn. Ich werde jetzt klingeln, daß die Leute Ihr Gepäck hier hinuntertragen."

„Henry, schenken Sie mir nur einen Augenblick Gehör," bat sie flehentlich und ergriff seine Hand. „Henry, irgend etwas in Ihrem Benehmen von heute Abend läßt mich ahnen, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe. Ich will nicht nach Paris gehen, ich will bei Ihnen bleiben und Ihnen vertrauen."

„Sie können es nicht, Ellinor!" erwiderte er mild, drückte ihre kleine Hand und sah sie mit seinen sinnigen ernsten blauen Augen wehmüthig an. „Glauben Sie mir, meine Liebe, es ist besser, weit besser so wie es ist. Ich habe diesen Kampf drei Jahre lang ertragen, aber er hat mich beinahe aufgerieben. Ich glaube nicht, daß ich ihn einen einzigen Tag länger ertragen könnte. Ellis," sagte er zu der Zofe, die in diesem Augenblick auf sein Klingeln in's Zimmer trat, — „sorgen Sie dafür, daß dieses Schreiben Herrn Horace Margrave sogleich eingehändigt wird, und lassen Sie dann die Koffer und das Gepäcke hinunterschaffen. Sind Sie nun bereit, Ellinor?"

Sie hatte sich rasch in einen weiten Sammetmantel gehüllt, während die Zofe ihr den Hut herbei brachte und diejenigen Dinge ordnete, welche sie vor Aufregung nicht selbst arrangiren konnte. Unten in der Halle blieb sie stehen und sagte: „Ich muß mich noch von Horace Margrave verabschieden und ihm diese Aenderung in unserem Plane erklären."

„Dieß ist schon durch meinen Brief geschehen, Ellinor. Sie werden kein Wort mit Horace Margrave sprechen, so lange ich noch unter diesem Dache bin."

„Jenun, ganz wie Sie wollen," erwiderte sie gefügig, denn sie hatte plötzlich Gehorsam gegen ihren Gatten, wenn auch nicht Achtung für denselben erlernt.

Henry Dalton war während der kurzen Fahrt nach der Eisenbahnstation ganz schweigsam; beim Aussteigen aber hub er an: „Sie werden ohne Zweifel Ellis bei sich haben wollen, nicht wahr?" Sie nickte und die Zofe folgte ihr in den Eisenbahnwagen. Der Gatte schien selbst ein Tête-à-tête mit Ellinor vermeiden zu wollen.

Auf der ganzen vierstündigen Fahrt nach London betraf sich Ellinor selbst darüber, daß sie unwillkürlich das ruhige ernste Gesicht ihres Gatten im trüben Lichte der Lampe beobachtete. Man vermochte keinerlei Gemüthsbewegung auf jener glatten weißen Stirn oder in jenen gedankenvollen freundlichen Augen zu lesen, aber sie erinnerte sich der Aufregung in seiner Stimme, womit er vorhin in ihrem Ankleidezimmer mit ihr gesprochen. — Er ist also doch einer tiefgehenden Gemüthsbewegung fähig! dachte sie. Sollte ich ihm am Ende nicht gänzlich Unrecht gethan haben? Kann es nicht noch einen andern Schlüssel zu jenem räthselhaften Geheimniß geben als Geiz und Gemeinheit von seiner Seite? Und wann er mich wirklich liebt und ich ihn nicht verstanden und seine ganze Handlungsweise mißdeutet habe, was für ein herzloses, armseliges Geschöpf muß er dann in mir sehen? —

* * *

Am folgenden Abend ziemlich spät langten die beiden Gatten in Paris an, und Ellinor sah sich, nach einem Zwischenraum von nahezu vier Jahren, wiederum in dem kleinen Salon ihrer Muhme in der Rue St. Dominique, wo sie mit offenen Armen empfangen ward. Henry Dalton überhob seine Frau aller Schwierigkeiten bezüglich der Erklärung dieser eigenthümlichen Ankunft, indem er vorgab, es sey ein Besuch, welchen Ellinor auf sein Anrathen unternommen.

„In einem spätern Zeitpunkte wird sich alles aufklären, Ellinor," flüsterte er ihr erläuternd zu. „Für jetzt müssen wir uns auf eine längere Frist trennen. Ich wollte aber Ihre gute Muhme nicht durch die Wahrheit erschrecken."

„Du sollst Dein früheres Schlafzimmer wieder bekommen, liebe Ellinor," sagte die Muhme; „es ist noch ganz unverrückt so wie Du es verlassen hast. Sieh' her," und sie öffnete eine Thüre, welche vom Salon ausmündete und ein allerliebstes Zimmer, das mit hochrothem Glanzperkal ausgeschlagen war und solche Vorhänge und Spiegel in vergoldeten Rahmen hatte und in seiner ganzen Einrichtung einen Verein von Geschmack, Reichthum und Behaglichkeit zeigte. — „Aber Du siehst übel aus, mein Kind," fuhr sie ängstlich fort, als Ellinor die Platte mit kaltem Geflügel von sich schob, wovon sie auf Bitten und Anrathen der Muhme hätte essen sollen. „Dein Aussehen macht mir wirklich bange, liebes Herz."

„Die Reise hat mich etwas ermüdet, liebe Tante. Wenn Sie erlauben, ziehe ich mich sogleich zurück. Es ist nahezu eilf Uhr ...."

„Ja, leg' Dich schlafen, mein Herz; die Ruhe ist Dir jetzt nöthiger als alles andere. Gute Nacht, mein liebes Kind! Lisette — Du erinnerst Dich doch noch Lisettens, nicht wahr? — also Lisette soll Dich ausschließlich bedienen, bis Dein eigenes Mädchen mit unserer ausländischen Weise vertraut ist. Das arme Ding ist ganz außer sich und hat sich in der Küche dagegen verwahrt, daß man ihr Frösche zu essen gebe. Ich will nun selbst hingehen und sorgen, daß man es ihr behaglich mache." —

Ermüdet von der beinahe vierundzwanzigstündigen ununterbrochenen Reise schlief Ellinor gesund und fand am andern Morgen beim Erwachen die Muhme an ihrem Bette sitzend.

„Liebe Seele, Du siehst nach der Nachtruhe wieder weit besser aus," hub die Muhme an. „Dein Mann wollte Dich nicht aufwecken um Dir Lebewohl zu sagen; er hat deßhalb einen Brief für Dich zurückgelassen."

„Wie, Herr Dalton ist schon wieder abgereist?" fragte Ellinor.

„Ja, meine Liebe, er schützte ganz wichtige Geschäfte und

Termine und eine Rundreise im nördlichen Gerichtsbezirke oder etwas derartiges vor; aber sein Brief wird Dir dieß besser erklären," versetzte die Muhme zerstreut. „Er hat übrigens jede nur erdenkliche Anordnung getroffen, damit Du es während Deines Aufenthalts bei mir recht behaglich habest, meine liebe Ellinor; er scheint ein recht zärtlicher und besorgter Gatte zu seyn."

„Ja, er ist sehr freundlich," entgegnete Ellinor mit einem Seufzer. Sobald die Muhme weggegangen war, öffnete sie Dalton's Brief, aber mit einer Angst, die sie nicht unterdrücken konnte. Ihr Leben war in diesen wenigen ereignißreichen Tagen so gänzlich verändert worden, und sie fühlte trotz ihrer Gleichgültigkeit und Abneigung gegen Henry Dalton sich nun nach seinem Weggehen so hülflos und schutzlos, daß sie die Hoffnung nicht zu unterdrücken vermochte, dieser Brief werde irgend einen Versuch zur Erklärung seines Benehmens oder zu einer Annäherung und Versöhnung enthalten. Allein keines von beiden stand in dem kurzen Briefe, welcher nur folgendermaßen lautete:

„Meine liebe theure Ellinor!

„Wann Sie diese wenigen Zeilen des Abschieds erhalten, werde ich schon wieder auf dem Rückwege nach England seyn. Ich erfüllte Ihren Wunsch, Sie der Heimath Ihrer Jugend und dem Schutze Ihrer einzigen mütterlichen Verwandten wiederzugeben, und ich hoffe und glaube, hierin nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben. Wie sehr Sie mich falsch beurtheilt, mißverstanden und meine Beweggründe für ein Verfahren, das ich einzuschlagen gezwungen war, mißdeutet haben, das sollen Sie niemals erfahren. Ich selber aber vermöchte es nicht in Worte zu fassen, wie furchtbar ich unter diesem schrecklichen Mißverständnisse von Ihrer Seite gelitten habe. Lassen wir jedoch diese bittere schmerzliche Vergangenheit vergessen seyn, denn unsere Wege im Leben führen künftighin auseinander und bleiben getrennt. Dennoch aber, wenn Sie in irgend einer künftigen Zeit eines Rathgebers, oder eines wirklichen ernsten und uneigennützigen Freundes bedürfen, beschwöre ich Sie, sich in diesem Falle an niemand anders zu wenden, als an

Ihren treu ergebenen

Henry Dalton."

Der Brief entsank ihrer Hand. „Jetzt, jetzt stehe ich in der That ganz einsam und verlassen," murmelte sie; „was habe ich denn gethan, daß ich niemals aufrichtig und wahrhaft geliebt worden bin, daß ich das Opfer einer Spekulationsheirath war? Das ist sehr bitter. Und der Mensch, der einzige Mann, den ich jemals zu lieben vermocht hätte, weicht mir gleichgültig aus — oh, dieser Gedanke ist allzu schmerzlich!"

6. Horace Margrave's Bekenntnisse.

Das Leben im Faubourg St. Germain erschien Ellinor sehr langweilig nach dem Verkehr mit der glänzenden Londoner Gesellschaft, woran sie seit ihrer Verheirathung gewöhnt gewesen war. Der gesellige Cirkel von Freunden und Bekannten ihrer Muhme war sehr beschränkt. Vier oder fünf alte adelige Damen, welche der Ansicht waren, der Ruhm der Welt sey mit den Bourbonen untergegangen und Frankreich, welches an der Spitze des Entwickelungsgangs der ganzen Civilisation stand, sey in einem wahnwitzigen dämonischen Todtentanze begriffen, der nur zum Verderben und auf den Greveplatz führe; ferner einige ältliche, aber noch leidlich wohlerhaltene Aristokraten des ancien régime, deren politische Ansichten seit 1793 stillgestanden hatten und die so ziemlich den alten Bronzestanduhren jener Zeit glichen, sehr reich verziert und mühsam gearbeitet, aber ganz außer Stande, die Stunde des Tages zu zeigen; — drei oder vier sehr junge, in Klöstern erzogene Damen, welche sich für gar nichts interessirten, als für Lamartine's Dichtungen und für Spitzenklöppeln; und ein gewaltig bärtiger und ernster Herr von Stande, welcher einen Band Gedichte unter dem Titel „Wolken und Nebel" geschrieben, aber bis jetzt noch keinen Verleger dafür gefunden hatte, — das war der ganze Umfang des geselligen Kreises in der Rue St. Dominique. Diese Menschen versammelte Ellinor's Muhme an einem bestimmten Abend in der Woche, wo sie allein Besuche annahm, in ihrem Salon bei ziemlich schwachem Kaffee, etwas Orangenblüthen- und etwas Zuckerwasser und ganz dünnen Biscuits auf Oblaten.

Der erste Tag nach Ellinor's Ankunft war zufällig der Tag, wo die Muhme „empfing", und der armen Frau Dalton war zu Muthe, als ob die trägen langweiligen Stunden gar nicht herumgehen und die ebenso langweiligen Gäste niemals Abschied nehmen wollten. Sie mußte unwillkürlich daran denken, wie ganz anders alles sich gestaltet hätte, wenn Horace dagewesen wäre. Wie würde er die Partei des tiers-état (des Bürgerstandes) so energisch ergriffen haben gegenüber von den weißköpfigen alten Anhängern des einstigen Adels! wie hätte er mit den jungen Damen aus dem Kloster über Lamartine's Oden gestritten und dieselben kritisch analysirt! Auch für den bärtigen Dichter hätte er gewiß einige ermuthigende Worte gehabt und mit den alten douairières den Verfall der Bourbonen beklagt. Allein er war fort — er war ausgestrichen aus ihrem Leben, und vielleicht gänzlich. „Ich werde ihn niemals wiedersehen, diesen edlen, ehrenhaften Vormund, dessen Fürsorge mein seliger Vater mich anbefahl!" sagte sie.

Am andern Tage besuchte Ellinor mit ihrer Muhme das Louvre und das Palais-Royal; aber die Gemälde ermüdeten sie nur. Selbst das Kolorit des Rubens schien die Hälfte seiner glühenden Schönheit eingebüßt zu haben, seit sie dieselben zum letzten Male gesehen hatte; und Maria von Medicis, die blühende, strahlende, widerte sie unsäglich an. Viele von den neueren Erwerbungen der Galerie däuchten ihr gewaltig überschätzt, und ehe eine Stunde verging, drängte sie ihre Muhme, die große Ausstellung wieder zu verlassen. Im Palais-Royal machte sie einige Einkäufe, fuhr dann noch bei ihrer Putzmacherin vor und besprach sich mit derselben über einen neuen Hut; dann aber erklärte sie sich vollkommen erschöpft von den Anstrengungen des Morgens.

Sie legte sich in den Wagen zurück und war auf dem

Heimwege sehr schweigsam; plötzlich aber, beim Umbiegen um eine Ecke schrack sie zusammen, denn ein Miethwagen mit einem einzelnen Herrn darin fuhr dicht an ihr vorüber und sie rief, „Tante, er war es, Er mein Vormund, Herr Margrave.... haben Sie ihn nicht gesehen? er fuhr so eben an uns vorüber!“ Sie zog dabei heftig an der Anhaltschnur und der Kutscher der Tante hielt die Pferde an; aber Horace Margrave war weit und breit nicht mehr zu sehen und der Fiacre, worin er saß, längst um eine der Krümmungen der Straße verschwunden.

„Sey außer Sorgen, meine liebe Ellinor,“ sagte die Muhme, als Frau Dalton das Wagenfenster hinunterließ und hinausblickte; „wenn Du Dich in dem Gesichte des an uns Vorüberfahrenden nicht getäuscht hast und es wirklich Horace Margrave war, so besucht er uns sicher in kürzester Frist.“

„Wie könnt' ich mich in dem Gesicht meines Vormundes irren, liebe Tante? Das ist ja unmöglich. Aber Sie haben Recht: er wird uns besuchen.“

„Gewiß, und er besucht uns wahrscheinlich schon heute Abend, denn er weiß ja, wie selten ich ausgehe.“

Aber was kann ihn nur nach Paris geführt haben? fragte Ellinor sich im Stillen. Ich weiß, er würde mir eher ausweichen als mich aufsuchen, denn seit dem Zwiste zwischen ihm und meinem Gatten schien er immer meine Begegnung zu vermeiden. So hat also sein Besuch gewiß nichts mit mir zu schaffen. Aber jedenfalls wird er heute Abend hier vorsprechen. —

Diesen ganzen Abend und den folgenden Morgen erwartete sie fortwährend den Namen ihres Vormundes melden zu hören, allein er kam noch immer nicht. Sie suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß er am gestrigen und heutigen Tage vielleicht wichtige Geschäfte zu besorgen habe, daß er aber desto zuverlässiger am Abend erscheinen werde.

Am Abend nach dem Diner saß sie daher vor dem niedrigen Holzfeuer im Kamin in dem kleinen Salon ihrer Tante, blätterte in einem Buche, zu dessen Lektüre ihr alle Aufmerksamkeit und Fassung fehlte, und schaute alle paar Minuten auf die kleine Stutzuhr des Kamins; aber der Abend zog träge vorüber und es ward eilf Uhr ohne daß Horace Margrave erschien. Auch am folgenden Tage erwartete sie ihn vergebens, und es verging auf diese Weise eine volle Woche ohne daß sie das mindeste Lebenszeichen von ihm erhielt. Er muß Paris verlassen haben, dachte sie. Aber von hier wieder abzureisen ohne mich gesehen zu haben, das ist der unzweideutigste Beweis von seiner Gleichgültigkeit gegen mich, setzte sie bitter hinzu. Wenn ich ihm jemals etwas galt, so heuchelte er wahrscheinlich nur um meines Vaters willen irgend ein Interesse für die freundlose arme Waise. — Das war ein bitterer demüthigender Gedanke.

In der folgenden Woche ging Ellinor mit ihrer Muhme ein- oder zweimal in die große Oper und besuchte zwei oder drei Soireen im Faubourg St. Germain, wo ihr hübsches Gesicht und ihre eleganten Manieren einiges Aufsehen erregten, aber von Horace Margrave war noch immer nichts zu hören noch zu sehen. „Ich muß mich fürwahr geirrt haben,“ sagte Ellinor; „wenn Horace in Paris gewesen wäre, so hätten wir ihn höchst wahrscheinlich in der großen Oper gesehen, da er ein solch leidenschaftlicher Musikfreund und Kenner ist.“ —

Die ganze Woche verging und am Sonntag Abend saß Ellinor Dalton allein in ihrem Zimmer und schrieb einen ganzen Pack Briefe an einige Freundinnen in England, als sie hierin durch eine Vorladung zu ihrer Muhme unterbrochen wurde, weil irgend jemand sie sogleich im Salon zu sprechen wünschte.

Jemand im Salon, welcher sie sprechen wollte? wer konnte das seyn? sollte ihr Vormund noch kommen? — „Ist es ein Herr oder eine Dame?“ fragte sie den Lakaien, welcher ihr den Bescheid von der Muhme gebracht hatte.

„Eine Dame — eine barmherzige Schwester,“ hieß es.

Ellinor eilte in den Salon und fand wirklich eine Schwester vom Orden des heiligen Vincent von Paula im Gespräch mit ihrer Tante.

„Liebe Ellinor,“ hub die Muhme an, „diese Dame bittet Dich sie zu einer kranken Person zu begleiten, welche Dich um einen Besuch ersucht, aber ihren Namen nicht genannt wissen will. Was soll denn dieses Heimlichthun bedeuten?“

„Eine kranke Person, welche mich zu sprechen wünscht?“ fragte Ellinor. „Nicht möglich! Ich kenne ja so wenige Leute in Paris und zuvörderst niemand, der gerade nach mir schicken sollte!“

„Wenn Sie mir vertrauen können, Madame, und mich auf meinem Besuch bei der fraglichen Person begleiten wollen, so bin ich überzeugt, daß Ihr Erscheinen von großem Nutzen sein wird,“ sagte die barmherzige Schwester. „Leider ist der Kranke in einem so aufgeregten Zustande, daß er nur selten bei sich ist, und ich glaube daher, nur Sie allein werden, nächst dem lieben Gott und dem Zuspruch der Kirche, im Stande seyn, ihm wieder seinen Seelenfrieden zu geben.“

„Gut, ich werde kommen,“ sagte Frau Dalton. Die Muhme wollte ängstliche Einwendungen dagegen erheben, aber Ellinor fuhr ruhig fort: „Nicht doch, beste Tante, ich muß hingehen. Wenn ich irgendwie von Nutzen sein kann, so wäre es nicht nur sehr grausam, sondern sogar sehr feig, wenn ich diesen Gang verweigern wollte . .“

„Aber liebes Kind, Du kennst ja die Person gar nicht, zu welcher Du gehen sollst.“

„Ich werde dieser Dame vertrauen und hingehen,“ entgegnete Ellinor. „Ich will nur meinen Hut aufsetzen und meinen Shawl umlegen, dann stehe ich zu Ihren Diensten, Madame,“ wandte sie sich an die barmherzige Schwester und eilte aus dem Zimmer.

„Wenn diese Mädchen erst einmal verheirathet sind, lassen sie sich nicht mehr halten,“ murmelte Ellinors Muhme und faltete die mit einer Menge altväterischer kostbarer Ringe bedeckten weißen Hände ergebungsvoll in einander. — „Ich bitte Sie recht inständig, meine fromme Frau,“ wandte sie sich dann laut an die barmherzige Schwester, welche ruhig dasaß und ernst in die Asche des Kamins stierte, — „geben Sie nicht zu, daß meine Nichte sich zu lange aufhält; ich werde die peinlichste Angst ausstehen, bis sie wieder wohlbehalten zurück ist.“

„Seyn Sie unbesorgt, Madame, sie wird in meiner Begleitung vollkommen sicher seyn," sagte die barmherzige Schwester.

„So! nun stehe ich ganz zu Ihren Diensten, Madame," sagte Ellinor, als sie wieder in's Zimmer trat. In der nächsten Minute saß sie mit der grauen Schwester in einem Miethwagen und sie rasselten durch das stille Faubourg dahin. „Gehen wir weit?" fragte Ellinor ihre Begleiterin.

„Nach dem Hotel Meurice," war die Antwort.

„Nach einem Gasthofe? Die Person, welche mich zu sprechen verlangt, wohnt also nicht in Paris?"

„Nein, Madame."

Wer mochte es seyn? Niemand, der in Paris ansässig war, also ohne Zweifel jemand aus England. Aber wer konnte es seyn? Ihr Gatte oder Horace Margrave? Dieß waren die einzigen beiden Personen, welche sie sich denken konnte; allein wer von beiden es auch seyn mochte, wozu diese Heimlichkeit?

Sie erreichten das Hotel und die barmherzige Schwester führte sie mehrere Treppen hinan und zwei oder drei Gänge entlang, bis sie plötzlich an der Thüre eines kleinen Zimmers hielt und von Ellinor gefolgt hineintrat.

Zwei Herren, dem Anscheine nach Aerzte, standen in einer Fensternische, in angelegentlichem leisem Gespräche begriffen. Der Eine blickte auf, als er die beiden Frauen eintreten sah, und die barmherzige Schwester fragte ihn: „Wie steht es mit unserm Patienten, Herr Delvigne?"

„Er ist ruhiger geworden, Schwester Louise," war die Antwort. „Das Delirium hat nachgelassen; er ist nun ganz bei Besinnung, aber sehr schwach und erschöpft. Ist dieß die fragliche Dame?" setzte er mit einem Blick auf Ellinor hinzu.

„Gewiß, Herr Delvigne."

„Madame, darf ich Sie auf einen Moment um geneigtes Gehör bitten?" wandte sich der Arzt an Ellinor.

„Ich stehe mit Vergnügen zu Dienst, mein Herr! Aber zuerst vergönnen Sie mir eine einzige Frage, ich beschwöre Sie! Nennen Sie mir um's Himmels willen den Namen des Kranken, der mich zu sprechen begehrt."

„Das steht außer meiner Macht, Madame, denn ich kenne seinen Namen selbst nicht."

„Aber die Leute im Hotel?"

„Wissen ihn ebenso wenig. Sein Reisesack hat keine Adresse und er ist ohne Adresse und ebenso ohne Papiere. Wahrscheinlich kam er nur auf einem ganz flüchtigen Besuche hieher und ist nur durch eine heftige, rasch verlaufende Krankheit hier aufgehalten worden."

„Dann vergönnen Sie mir, daß ich den Kranken sehe, mein Herr, denn ich kann diese Spannung nicht ertragen. Ich habe Grund zu vermuthen, daß jener Herr ein mir sehr theurer und nahestehender Freund ist. Lassen Sie mich ihn sehen, und ich werde dann auf das Schlimmste gefaßt seyn!"

„Sie sollen ihn sehen und sprechen, aber erst in zehn Minuten, Madame! Herr Laruce, wollen Sie so freundlich seyn, den Kranken auf das Wiedersehen dieser Dame vorzubereiten!"

Der andere Arzt verbeugte sich ernst, trat dann durch eine Nebenthüre in ein Schlafzimmer und verschloß dieselbe sorgfältig hinter sich.

„Madame," hob Doctor Delvigne an, „ich ward vor drei Tagen hieher gerufen, um nach dem Kranken zu sehen, welcher in jenem Zimmer liegt und welchen mein Kollege schon seit acht Tagen an einem heftigen Anfall von Typhus behandelt hatte. In der jüngsten Zeit ist der Fall noch verwickelter und gefährlicher geworden, weil eine Gehirnentzündung hinzutrat, und mein Kollege Laruce hatte die ganze Verantwortlichkeit für die Behandlung eines solch complicirten Falls nicht übernehmen wollen und es daher für seine Pflicht gehalten, noch einen andern Arzt beizuziehen, wobei seine Wahl auf mich fiel. Ich fand, gleich meinem Kollegen, den Fall ganz außerordentlich, denn es galt nicht nur die physische Schwäche zu bekämpfen, sondern auch den Kranken von einem geistigen Druck zu befreien, von einer Verzweiflung und geistigen Depression solch furchtbarer erschütternder Art, daß Herr Laruce und ich der Befürchtung Raum geben müssen, selbst für den Fall, daß es uns gelänge, das Leben des Kranken zu fristen, doch ihm den gesunden Verstand nicht mehr retten zu können."

„Entsetzlich! furchtbar!" stammelte Ellinor.

„In den drei Tagen und drei Nächten, während deren ich ihn wiederholt besuchte," fuhr Doctor Delvigne fort, — „ist es uns nicht gelungen, seinem Delirium Einhalt zu thun. Erst heute Abend erzielten wir auf kurze Zeit einige lichte Augenblicke. Während seines ganzen Deliriums verweilte unser Patient nur auf zwei oder drei Gegenständen, die zwar von verschiedenem Charakter, aber wahrscheinlich doch durch irgend eine Verkettung von Umständen so verbunden sind, daß sie sich auf die einzige Quelle und Ursache seines gedrückten geistigen Zustandes und seines gestörten Seelenfriedens zurückführen lassen. Durch alle seine Fieberphantasieen und die wirren Ausgeburten seines Deliriums hindurch war Ein Name beständig auf seinen Lippen ..."

„Und dieser Name heißt?" rief Frau Dalton ängstlich.

„Ellinor Dalton."

„Mein eigener Name?"

„So ist es, Madame! Der Kranke nannte unaufhörlich Ihren Namen und beschwor Sie auf das dringendste um Verzeihung — um Verzeihung eines großen Unrechts, das er Ihnen zugefügt — eines schon vor langer Zeit verübten, von ihm boshaft und schlau verheimlichten Verbrechens ..."

„Eines Verbrechens?" wiederholte Ellinor mit ungläubigem Tone. „O nicht doch, wenn der Kranke identisch ist mit der Person, welche ich in ihm vermuthe, so war er von jeher und stets nur der treueste, redlichste Freund gegen mich. — Aber um aller Barmherzigkeit willen führen Sie mich zu ihm, mein Herr! Diese Qual der Ungewißheit bricht mir das Herz."

„Nur noch einen Augenblick Geduld, Madame! Ich hatte große Mühe, Sie ausfindig zu machen. Nur dadurch, daß ich überall den Namen der Dame nannte, den der Kranke beständig im Munde führte und die ich suchte, richtete ich durch einen glücklichen Zufall meine Erkundigungen an eine Freundin Ihrer

Tante und erfuhr so Ihre Adresse. Diese gute, hingebende, wackere Schwester Louise hier war sogleich erbötig, diesen Gang der Barmherzigkeit zu Ihnen zu unternehmen, und ich war damit einverstanden in der Ueberzeugung, daß Sie sich ihr vielleicht lieber anvertrauen würden als mir ..."

Bei diesen Worten ging die Thüre des Nebenzimmers leise auf; der andere Arzt trat ein und sagte: „Ich habe den Kranken nun auf Ihren Besuch vorbereitet, Madame; aber Sie müssen sich auf eine bedeutende Erschütterung Ihres Gemüths und Ihrer Gefühle für ihn gefaßt machen, denn er ist sehr krank."

„Gefährlich?" fragte Ellinor.

„Leider ja — in einer sehr großen Gefahr," versetzte Doctor Laruee ernst.

Schon während der Unterredung mit Herrn Delvigne hatte Ellinor zu sich selbst gesagt: Worin es auch bestehen mag, was ich erdulden muß, so werde ich es muthig ertragen. Um seinetwillen werde ich mich gelassen darein ergeben! — Ihr hübsches Gesicht war todesblaß, die festen dünnen Lippen über den zusammengebissenen Zähnen fest auf einander gepreßt, die dunkeln traurigen Augen thränenlos und gefaßt; aber das Herz pochte ihr so laut in der Brust, daß sie in der Stille des Zimmers jeden einzelnen Pulsschlag desselben zu hören schien.

Ihre schlimmsten Ahnungen verwirklichten sich. Es war Horace Margrave, welcher, den Kopf auf einen Haufen von Kissen gestützt, vor ihr lag und die abgemagerte, wachsweiße Hand schlaff auf die abgenähte Bettdecke von Eiderdunen streckte, in welche man ihn gehüllt hatte. Sein Haupt war mit feuchten Tüchern umgeben und die Wärterin hatte dieselben mit einem rothen Foulard festgebunden, dessen schreiende Farbe das blasse, abgezehrte Gesicht durch den Kontrast noch geisterhafter erscheinen ließ. Das dunkelbraune Auge hatte seinen gewöhnlichen träumerischen Ausdruck verloren und aus den tiefliegenden Augäpfeln blitzte die düstere fieberische Glut der Krankheit. Seine Blicke waren mit einem starren ernsten Blicke auf die Thüre geheftet, durch welche Ellinor eintrat.

„Endlich — endlich kommen Sie!" lispelte er mit einem hysterischen Schluchzen.

Ellinor drückte die Hand leicht auf ihr pochendes Herz, sank neben seinem Bett auf die Kniee nieder und hub ganz ruhig an: „Horace, Horace, was soll dieß bedeuten? Warum — warum finde ich Sie in diesem Zustande wieder?"

Herr Margrave heftete sein großes glänzendes Auge auf sie und sagte: „Sie sollen Alles erfahren, Ellinor; darf ich offen zu Ihnen reden?"

„Gewiß — sprechen Sie, wenn es Sie nicht allzusehr angreift!"

„Angreift, mein Kind?" wiederholte er mit einem bittern unnatürlichen Lachen; „wie kann bei mir nur noch von Nerven die Rede seyn? Sehen Sie her!" Er streckte die eine abgemagerte, halb durchsichtige Hand aus, und sie zitterte wie Espenlaub, bis er sie flach auf die Steppdecke herunter fallen ließ. „Vier Jahre lang habe ich mein Leben langsam in einem einzigen nervösen Fieber verbrannt, und Sie glauben, es könne mich etwas noch angreifen?" Er seufzte unruhig und ungeduldig, warf sein müdes Haupt auf das Kissen zurück und kehrte das Gesicht der Wand zu.

Ellinor sah sich wehmüthig in dem Zimmer um, worin dieser vielbewunderte, vielumworbene, hochbegabte, glänzende Horace Margrave seit zwölf langweiligen Tagen und zwölf schmerzvollen Nächten gelegen hatte. Es war ein kleines Zimmer im vierten Stockwerk, behaglich möblirt, mit einem kleinen eisernen Ofen. Auf dem Tisch neben dem Bett lag ein aufgeschlagenes Brevier mit einem Rosenkranz darauf, aber die Leserin war weggegangen. Nahe dabei lag ein neues Testament in englischer Sprache, welches die barmherzige Schwester, die Pflegerin Horace Margrave's, ihm verschafft hatte in der Hoffnung, daß er sich bewegen lasse, darin zu lesen. Allein der Kranke sprach Französisch, wenn er bei Besinnung war, und verweigerte jedesmal, so oft sie ihn bat, den Zuspruch eines Priesters anzunehmen, dieses mit leidenschaftlicher Geberde ebenso entschieden, als den Besuch eines protestantischen Predigers, den sie ihm vorschlug.

Ein Lichtschirm von weißem Milchglase hielt den Schein der Lampe von dem Auge des Kranken ab, dämpfte deren Licht und warf den Schatten der Möbel in großen Figuren an die Wände des Zimmers. Horace lag einige Zeit ganz ruhig und kehrte sein Gesicht von Ellinor ab, aber sie sah an der rastlosen nervösen Bewegung der Hand, die auf der Steppdecke lag, daß er nicht schlief. Der Doctor öffnete leise die Thüre, streckte den Kopf herein und flüsterte: „Wenn er Ihnen etwas mittheilen will, Madame, so hören Sie ihn ruhig an, richten Sie womöglich keine Fragen an ihn und verrathen Sie keinerlei Aufregung." Sie nickte bejahend und der Arzt schloß die Thüre wieder.

Nach einer Weile wandte Horace Margrave sein Gesicht ihr wieder zu, blickte sie mit seinen fieberglühenden Augen ernsthaft an und sagte: „Ellinor Dalton, Sie fragten mich, was dieß bedeute. Ich will es Ihnen erklären. An demselben Tage, wo Sie England verließen, führte ein seltsamer Zufall mich in das Herz einer Fabrikstadt — einer Stadt, wo gerade ein sehr heftiges ansteckendes Nervenfieber epidemisch herrschte. Meine Gesundheitsumstände waren sehr schwach, und ich ward, wie sich erwarten ließ, von dem Typhus angesteckt. Ich wurde gewarnt, als es vielleicht noch nicht zu spät war, um Vorkehrungen zu meiner Rettung zu treffen; aber ich wollte derartige Vorsichtsmaßregeln nicht anwenden, denn ich suchte den Tod und war doch eine allzu große Memme, um einen Selbstmord zu begehen. Das Leben war mir zwar verhaßt, aber ich fürchtete mich vor dem Tode. Gleichwohl wollte ich eine Gefahr nicht abwenden, welche ich nicht selber aufgesucht hatte. Der Typhus sollte mich hinraffen, wenn er wollte. — Ellinor, mein Wunsch geht schnell vollends in Erfüllung ... ich bin dem Tode nahe ..."

„Horace! Horace!" stammelte Frau Dalton, sank abermals neben seinem Bett auf die Kniee nieder, ergriff seine hagere Hand und drückte sie an ihre Lippen, aber er entzog sie so hastig, als ob er gestochen worden wäre.

„Um's Himmels willen nicht also, Ellinor, wenn Sie noch ein Fünkchen Zärtlichkeit und Mitleid für mich haben!" stammelte er aufgeregt. „Dieß kann ich nicht ertragen. Vier Jahre lang haben Sie mich nie ohne Maske gesehen, aber nun will ich dieselbe fallen lassen und Sie sollen mich in meiner wahren Gestalt sehen. Geben Sie Acht, Ellinor Dalton; Sie werden mich bald hassen und verfluchen!"

„Sie hassen, Horace? — O nein! nimmermehr!"

Er winkte ihr ungeduldig mit der Hand, als wollte er Betheuerungen abweisen, welche sich bald in's Gegentheil verkehren würden. — „Warten Sie noch einen Augenblick — Sie wissen ja noch nichts!" erwiderte er und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Sagen Sie selbst, Ellinor, ich bin nicht der freundlichste und zärtlichste Vormund gegen meine schöne junge Mündel gewesen, nicht wahr? Sie selbst machten mir eines Tages, bald nach Ihrer Verheirathung, meine kalte Gleichgültigkeit zum Vorwurf, als wir uns in dem kleinen Salon in Hertford-Street trafen."

„Wie? Sie erinnern sich dessen noch?" rief Ellinor.

„Ja, sehr deutlich entsinne ich mich noch dieser Worte. Ellinor, Sie haben überhaupt in Ihrem ganzen Leben kein Wort mit mir gesprochen, dessen ich mich nicht noch genau erinnerte sammt der Betonung, womit es gesprochen wurde, und dem Orte, wo ich es hörte. Sagen Sie selbst, Ellinor, bin ich kein liebreicher zärtlicher Vormund gegen Sie gewesen?"

„O ja, gewiß, Horace, das waren sie einst," bestätigte Ellinor.

„Und wann war ich es, Ellinor? in welchem Zeitpunkt, Ellinor?"

„Bevor mein Oheim mir jenes unglückselige Vermögen hinterließ, Horace."

„Ja, so ist es — jenes armselige Vermögen schied uns ein- für allemal und auf ewig," sagte er traurig. „Jene erbärmliche Komödie, welche ich Ihnen gegenüber mit der kalten Gleichgültigkeit aufführte, hatte zwei Gründe, Ellinor Dalton; können Sie einen davon errathen?" — Sie verneinte. — „Wirklich? können Sie sie nicht errathen? Ich heuchelte eine Gleichgültigkeit, die ich nicht fühlte, oder schützte eine Apathie vor, welche von Anfang bis zu Ende nur eine Lüge war, Ellinor Dalton, weil ich ... von allem Anfang an bis heute Sie mit der ganzen Kraft und Macht meines Herzens und meiner Seele liebte ..."

„Horace, halten Sie ein! um's Himmels willen, Horace!" rief sie und streckte die Hände flehend nach ihm aus, als wollte sie ihn an einem Geständniß hindern, welches ihr das Herz zu brechen drohte.

„Als Sie siebzehn Jahre alt waren, Ellinor, hatten Sie noch keine Ahnung davon, daß Sie das Vermögen Ihres Oheims erben sollten," fuhr Horace fort. „Es wäre im Grunde natürlicher gewesen, wenn er seinen Adoptivsohn Henry Dalton zu seinem Erben eingesetzt hätte. Ihr armer Vater und ich erwarteten nichts anderes. Ihr Vater betraute mich mit der Verwaltung Ihres kleinen Einkommens, und ich entledigte mich dieser Pflicht treulich. Aber ich war ein leidenschaftlicher Spekulant und trieb meine Wagnisse in's Große; ich warf Tausende als Köder hin und steckte jeden Tag schwere Summen in alle möglichen Unternehmungen, wie ein Hazardspieler seine Einsätze am grünen Tisch auf eine Karte macht. Das kleine Vermögen Ihrer Mutter war für mich ein solch unbedeutendes Depositum und Werthobjekt, daß seine Verwaltung mir niemals einen Moment zu schaffen machte oder mir schlimme Gedanken eingab. Ich war damals gerade auf dem besten Wege, ein steinreicher Mann zu werden; ich war in Wirklichkeit schon ein reicher Mann und ein ehrenhafter und geachteter dazu, Ellinor. Ich liebte Sie — mit einer Innigkeit, deren ich mich gar nicht fähig gehalten hätte, — ich betete Sie an, meine unschuldige, schöne Mündel; wie konnte es wohl anders kommen? Ich bin kein Stutzer und Geck, Ellinor, und nichts war mir von jeher verhaßter, als eine männliche Kokette, ein Mann, der auf Eroberungen ausgeht. Aber ich durfte mir kühn gestehen: ‚Ich liebe und werde wieder geliebt.' Diese schönen dunkelgrauen Augen, Ellinor, hatten mir das Geheimniß eines jungen und vertrauenden Herzens verrathen, und ich erachtete mich für mehr als glücklich, für gesegnet über mein Verdienst. Oh, Ellinor, Ellinor! daß ich doch damals mich gegen Sie ausgesprochen hätte!"

Frau Dalton hatte ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt und schluchzte laut, wie sie so neben seinem Kissen kniete.

„Ich sagte mir damals thörichterweise, es sey noch Zeit genug," fuhr Horace fort. „Oh, es war die glücklichste Zeit meines Lebens, Ellinor! Entsinnen Sie sich noch unserer stillen Abende in der Rue St. Dominique, so oft ich nach Paris herüber kam und meine Geschäfte und Geschäftssorgen in meinem Bureau in London zurückließ, um eine Woche in der Gesellschaft meiner jungen Mündel zu verbringen? Erinnern Sie sich noch der Bücher, die wir zusammen lasen? — Du lieber Himmel, eine gewisse Seite in Lamartine's Oden steht noch ganz deutlich vor meiner Seele, wie die Verse mir unauslöschlich in's Gedächtniß gegraben sind! Ich kann noch die Lichter und Schatten sehen, welche Sie auf meine Anleitung unter der Ansicht der Kuppel einer Münchener Kirche anbrachten, welche Sie damals malten. Ich vermag mich noch jedes Gedankens, jedes Wortes, jedes Vergnügens, jeder Gemüthsbewegung aus jener stillen, harmlosen Zeit des Glückes und des Friedens zu erinnern, wo ich mich mit dem Glauben und der Hoffnung trug, daß Sie, Ellinor, meine Gattin werden würden!"

Sie erhob auf einen Moment ihr thränen-überströmtes leidvolles Antlitz zu ihm und ließ es dann schnell wieder auf ihre Hände herabsinken.

„Da starb Ihr Oheim, Ellinor, und die schönen herrlichen Luftschlösser, welche ich mir mit solchem Vertrauen für mein künftiges Leben gebaut hatte, wurden in tausend Trümmer zerschellt, denn jenes Vermögen war Ihnen nur unter der Bedingung bestimmt, daß Sie Henry Dalton heiratheten. Frauen sind ehrgeizig. Ich redete mir ein, Sie würden niemals auf ein solch bedeutendes Vermögen verzichten, Sie würden den jungen Dalton heirathen. Dieß war die Antwort des Advokaten in mir auf diese überaus wichtige Frage. Allein jene zarten, hol-

den, dunkelgrauen Augen, die unter dem Schleier ihrer schwarzen Wimpern hervor zu mir aufschauten, hatten mir ein süßes Geheimniß verrathen, und nährten in mir eine vage stille Hoffnung, Ihr edles, großmüthiges Herz könnte vielleicht jenes Vermögen für so gering achten, daß Sie es verschmähen würden um des Mannes willen, den Sie liebten. So sprach der Liebende in mir, und darum klammerte ich mich noch immer an die Hoffnung an, Ellinor, Sie, meinen Liebling noch gewinnen zu können. Es war festgesetzt, daß Sie die Bedingungen, woran die Erbschaft Ihres Oheims geknüpft war, nicht eher kennen lernen sollten, als bis Sie Ihre Volljährigkeit erreicht hätten. Sie waren zu der Zeit, wo Ihr Oheim starb, kaum neunzehn Jahre alt; Sie sollten also noch beinahe zwei Jahre lang in Unwissenheit erhalten werden über die Buße, mittelst deren Sie jenen unerwarteten Reichthum erkaufen mußten. In der Zwischenzeit hatte ich, als einziger Testamentsvollstrecker (Ihr Oheim schenkte mir, wie Sie sehen, ein unumschränktes Vertrauen), das gesammte Kapitalvermögen zu verwalten, welches John Arden von Arden hinterlassen hatte.

„Ich war, wie gesagt, ein toller Spekulant, Ellinor. Mein Stand und meine Geschäfte warfen mich in die Bahn der Spekulation hinein. Voll Vertrauen in meinen eigenen Scharfblick, in die Macht meiner Erfahrung und Umsicht, setzte ich mein ganzes Vermögen in dem Hazard der damaligen Eisenbahnaktien-Spekulationen ein. Ich verdoppelte, verdreifachte, vervierfachte dieses Vermögen, und als es auf das Vierfache seines ursprünglichen Betrages angewachsen war, setzte ich es abermals auf's Spiel. Es war zwar aus meinen Händen, aber nach meinem Dafürhalten in einer zu sichern Spekulation angelegt, daß ich es für so gesichert erachtete, als ob es niemals aus der Kasse meines Bankiers gezogen worden wäre. Die Eisenbahngesellschaft, welcher ich als Direktor vorstand, war eine der reichsten und blühendsten in ganz England. Mein ganzes Vermögen war, wie schon erwähnt, darin angelegt und verdoppelte sich rasch. Als der Bevollmächtigte und Testamentsvollstrecker Ihres Oheims, als Ihr eigener ergebener Freund, erachtete ich Ihre Interessen für höher als meine eigenen. Warum sollte ich also nicht ebenfalls mit Ihrem Vermögen spekuliren und dasselbe verdoppeln, um hernach sagen zu können: ‚Sehen Sie, Ellinor, hier sind zwei Vermögen, deren Herrin Sie sind. Das Eine schulden Sie Henry Dalton nach den Bestimmungen in dem Testamente Ihres Oheims; das andere gehört Ihnen unumschränkt. Sie sind nun reich und haben die freieste Befugniß, ohne irgend ein Opfer denjenigen Mann zu heirathen, den Sie lieben, und dieß ist mein Werk, Ellinor!‘ — Mit solchen Gedanken und Plänen trug ich mich damals, und mit diesen Worten wäre ich am Schlusse jener beiden Jahre der Spekulation bei Ihrer Mündigwerdung vor Sie hingetreten, um Ihnen . . .“

„Genug, Horace, genug! ich durchschaue nun Alles. Schonen Sie sich selbst und mich, Horace! Sagen Sie mir nichts weiter!“

„Mit nichten, Ellinor, ich darf mich nicht schonen! Kein einziger Gewissensbiß und Seelenschmerz, kein einziges Herzweh darf mir erspart werden, denn ich verdiene es nicht besser,“ fuhr er zerknirscht fort. „Sie hatten ganz recht in dem Urtheile, welches Sie damals in dem Boudoir bei Sir Lionel über den gewissenlosen Spekulanten fällten. Das Geld war nicht mein eigenes; keine Sorgfalt, kein scharfsinniges Verdrehen von Thatsachen, keinerlei erzwungene Schlußfolgerungen hätten es zu dem meinigen machen können. Wie kann ich überhaupt jetzt noch wissen, ob wirklich Ihr Interesse mein einziger leitender Beweggrund bei dem Schritte war, den ich damals that? Wie kann ich heute behaupten, daß es nicht schon damals nur der frevle Wahnwitz des Hazardspielers war, welcher mich zu meinem Verbrechen trieb? Wie soll ich dieß heute noch wissen oder wie kann ich es beweisen? — Genug, der verhängnißvolle Sturz blieb nicht aus; mein eigenes Vermögen und das Ihrige wurden in dem unersättlichen Abgrund jener Krise verschlungen; und ich, der vertraute Freund, der mit dem höchsten Vertrauen beehrte Stellvertreter Ihres Vaters und Oheims, der gewissenhafte Advokat, dessen Name gleichbedeutend geworden war mit Ehre und Rechtschaffenheit — ich, Horace Welmoden Margrave, der einzige direkte Nachkomme jenes royalistischen Kapitäns Margrave, der im Kampf für seinen König und die Ehre seines edlen Stammes bei Worcester gefallen war — ich, Ellinor, war ein Betrüger und Schwindler, ein untreuer Verwalter, ein ehrloser Mann, welcher eine Waise um ihr Vermögen bestohlen . . .“

„Nein, nicht ehrlos, Horace! Nein, nein; nur ein Irrender!“ fiel ihm Ellinor ein.

„Ein Irrender?“ wiederholte Horace bitter. „Ja, das ist auch eines von den euphemistischen Worten, welche unredliche Männer erfunden haben, um damit ihre eigene Unehrlichkeit zu bemänteln. Der betrügerische Bankier, welcher das Geschick von Hunderten, die ihm Glauben und Vertrauen schenkten, in seinen Ruin verwickelt, wird von seinen Freunden und Anwälten nur als ein Irrender dargestellt. Der Commis, welcher seinen Prinzipal bestiehlt in der aberwitzigen Hoffnung, das Genommene später wieder zu erstatten, wird von seinem Vertheidiger vor einer weichherzigen Jury aus Söhnen seines eigenen Fleisches und Bluts nur als ein Mann dargestellt, welcher einen Fehltritt begangen! — Der Spekulant, welcher mit dem Gelde eines Andern auf dem Welt- und Geldmarkt das große Hazard spielt, wagt ebenfalls mit kläglichem Gesicht der Welt in die Augen zu schauen und zu sagen: ‚Ach, ich habe nur einen Fehltritt begangen!‘ — Nein, Ellinor, ich habe niemals diese Ausrede für mich in Anspruch genommen. Von dem Augenblick an, wo jener Bau meiner Hoffnungen und Erwartungen jach in Trümmer zusammenstürzte und mein ganzes Leben in Ruin und Verzweiflung begrub, bin ich wenigstens so ehrlich gewesen, mein Verbrechen mir selber einzugestehen und habe meinem Geschick fest in's Auge zu sehen versucht. Allein ich war darin feig und erbärmlich, daß ich die Bürde meines Elends nicht allein trug, Ellinor, sondern die schwerste Last meines eigenen Frevels auf die unschuldigen Schultern Henry Dalton's legte . ! .“

„Wie? Henry Dalton's, meines Gatten?!“

„Ja, Ellinor, Ihres Gatten Henry Dalton, des wahrhaftigsten, treuesten, edelsten, ehrenhaftesten, gewissenhaftesten Mannes!"

„Sie zollen ihm ein hohes Lob, Horace," erwiderte Ellinor bitter.

„Und doch nur ein verdientes, Ellinor. Ja, ich bin schwach und boshaft genug, daß ich ein grausames Vergnügen darin fühle, zu dieser Anerkennung von Henry Dalton's Verdiensten gezwungen worden zu seyn," fuhr Horace mühsam fort. „Es ist die letzte armselige Gerechtigkeit, die ich ihm widerfahren lassen kann, denn Gott weiß es, ich habe ihm Unrecht genug zugefügt!"

Die Anstrengung, welche das lange Sprechen Horace gekostet, hatte seine Kraft vollständig erschöpft und er sank halb ohnmächtig in die Kissen zurück. Ellinor rief die barmherzige Schwester aus dem Nebenzimmer herbei, welche dem Kranken ein Stärkungsmittel reichte, und nach einiger Zeit hub Horace Margrave mit leiser, gebrochener Stimme und mühsamer Betonung von neuem an:

„Von dem Augenblick an, wo ich meines Ruins sicher war, Ellinor, fühlte und wußte ich deutlich, daß ich Sie für immer verloren hatte. Ich vermochte diesen Gedanken nicht zu ertragen; ich glaubte nicht, daß ich noch lange leben werde, denn mein Daseyn war bisher von keinem Hoffnungsstern erhellt, noch vom Sonnenschein der Liebe beleuchtet und erwärmt worden. Vogue la galère! machte es nun seine eigene düstre Bahn entlang dem Ende zu treiben. Glauben Sie mir, ich kannte dieß ertragen; — aber der Gedanke, daß Sie mich verachten, daß ich Ihren Abscheu errege, diesen vermochte ich nicht zu ertragen, das war allzu bitter. Ich konnte nicht vor Sie hintreten und Ihnen sagen: ‚Ich liebe Sie, ich habe Sie immer geliebt; ich liebe Sie mit einer Innigkeit, wie ich niemals zuvor geliebt habe, niemals wieder lieben zu können hoffte; aber ich bin ein Schwindler und Betrüger, und Sie können niemals die Meinige werden.' — Nein, Ellinor, dieß vermochte ich nicht über mich und doch waren Sie dem Tag nahe, wo Sie mündig wurden. Irgend ein Schritt mußte gethan werden, und das Einzige, was mich vor dieser Alternative bewahren konnte, war, mich an Henry Dalton's hochherzige Großmuth zu wenden."

„Ich hatte von dem Adoptivsohne Ihres Oheims so vieles Löbliche gehört und ihn oft in Arden-Hall getroffen; ich wußte, daß er einer der edelsten und ehrenhaftesten, gediegensten Männer war, die je in dieser Atmosphäre des Menschenlebens geathmet hatten. Ich beschloß daher mich an seine Großmuth zu wenden und ihm alles zu entdecken. ‚Er wird mich verachten,' sagte ich mir, ‚aber ich kann seine Verachtung eher ertragen, als die Mißachtung der Frau, die ich liebte.' — So sprach ich zu mir, und eines Abends — in der Nacht nachdem Henry Dalton Sie zum ersten Mal gesehen und die strahlende Schönheit meiner jungen Mündel einen tiefen Zauber auf ihn ausgeübt hatte, am Abend des Tages wo Sie mündig geworden waren — nahm ich Henry Dalton mit in meine Wohnung, ließ mir von ihm mit einem hohen Eid das unverbrüchlichste Stillschweigen geloben, und theilte ihm alles mit.

„Sie werden jetzt die grausame Lage begreifen, in welche Henry Dalton versetzt worden war. Das Vermögen, dessen Mitbesitz er durch die Heirath mit Ihnen erwerben sollte, existirte gar nicht mehr. Von dem Erbe Ihres Oheims war nichts mehr übrig als das wenig einträgliche Gut, auf welchem Annuitäten hafteten. Sie waren arm, mit Ausnahme der Rente von hundert Pfund, welche Sie aus dem Vermögen Ihrer Mutter bezogen. Sein feierlicher Eid verbot ihm, dieß Ihnen zu eröffnen, und drei lange Jahre hindurch ertrug er Ihre Verachtung und schwieg. Urtheilen Sie nun selbst über das Unrecht, welches ich ihm gethan habe! Beurtheilen Sie nun selbst die Großmuth und Uneigennützigkeit und den Seelenadel des Mannes, den Sie verachtet, gehaßt und gequält haben!"

„Oh Horace, Horace! was für ein Elend hat jenes unselige Vermögen über uns hereingebracht!"

„Nicht doch, Ellinor, nicht das Vermögen selbst hat uns unglücklich gemacht, sondern die einzige theilweise Abweichung von der geraden Linie der Ehre und Pflicht, die ich mir zu Schulden kommen ließ. Ellinor, theuerstes, einst so geliebtes Wesen, können Sie dem Manne verzeihen, der Sie einst so treu geliebt und Ihnen doch solch furchtbares Leid bereitet hat?"

„Ihnen verzeihen, Horace?" rief sie aufstehend, strich mit zärtlicher liebreicher Hand das reiche dunkle Haar von seiner bleichen Stirne zurück und blickte ihm voll in's Gesicht. — „Als Sie mir vorhin sagten, Horace, Sie haben vor langer Zeit sich von mir geliebt geglaubt, so haben Sie richtig in meinem Herzen gelesen, obschon Sie niemals geahnt haben, wie innig und wahr diese meine Liebe für Sie gewesen. Jetzt, jetzt wo ich die Gattin eines Andern, eines Mannes bin, dem ich so unsäglich viel Liebe schulde, um das Unrecht wieder gut zu machen, welches ich ihm gethan, — jetzt darf ich es Ihnen gestehen ohne einen Gedanken, welcher eine Sünde gegen ihn ist, wie sehr ich Sie geliebt habe! Und Sie fragen mich, ob ich verzeihen kann? Ebenso freiwillig und gerne, als ich um Ihretwillen auf jenes Geld verzichtet haben würde, kann ich Ihnen nun verzeihen, daß ich es durch Sie verloren. Ihr Geständniß hat Ihre ganze Schuld gesühnt und mir die Augen über meine Pflicht geöffnet; ich werde forthin gegen Henry Dalton eine treue liebreiche Frau seyn, und Sie und er können noch aufrichtige Freunde werden!"

„Mit nichten, Ellinor! Glauben Sie denn, mein weltlicher Stolz hätte mir erlaubt, Ihnen ein derartiges Bekenntniß abzulegen, wenn ich mich nicht dem Tode nahe wüßte?" fragte er schwach. „Nein, Sie sehen mich jetzt nur künstlich gekräftigt durch Stärkungs- und Reizmittel, welche mir eine falsche Kraft gegeben haben, Sie sehen mich in einer Aufregung, welche stark genug ist, selbst den Tod zu bemeistern. Aber nun ist es vorbei, Ellinor. Die Aerzte sagen mir, daß bis morgen Abend kein schwacher, schwankender, ehrloser Schuft genannt Horace Margrave mehr unter den Lebenden ist. Kam-

men Sie," sagte er und streckte seine abgemagerten Hände aus, zog sie zu sich heran und drückte einen Kuß auf ihre Stirne; „den ersten und letzten, Ellinor!" hauchte er tonlos; „leben Sie wohl, Gott segne Sie!" Dann ward sein Gesicht noch bleicher und leichenhafter als zuvor, und er sank ohnmächtig gegen die Wand zurück.

Der Arzt blickte zu der halboffenen Thüre herein, winkte Ellinor und sagte: „Sie müssen ihn nun sogleich verlassen, beste Madame, denn es geht mit ihm zu Ende. Wäre es nicht um den furchtbar aufgeregten und zerstörten Gemüthszustand des Kranken gewesen, so würde ich diese Unterredung niemals erlaubt haben!"

„Ach mein Herr, bitte sagen Sie mir nur das Eine: können Sie ihn noch retten?"

„Mit Nichten, Madame," versetzte der Doctor achselzuckend; „seine Rettung kann nur durch ein Wunder geschehen, das außer menschlicher Macht und ärztlicher Geschicklichkeit liegt!"

„Sie haben also selbst keine Hoffnung mehr?"

„Nicht die leiseste Spur einer solchen, Madame!"

Ellinor ließ das Haupt sinken; der Arzt ergriff ihre Hand, drückte sie zärtlich und heftete einen wehmüthig theilnehmenden tröstlichen Blick auf sie.

„Senden Sie mir gefälligst morgen Bescheid über das Befinden des Kranken, Herr Doctor," bat Ellinor inständig.

„Ich verspreche Ihnen gewissenhaft von seinem Zustande Nachricht zu geben, Madame, aber bitte, nun gehen Sie! Ihre Anwesenheit kann seinen gefährlichen Zustand nur verschlimmern. Adieu!"

Gesenkten Haupts und ohne ein weiteres Wort verließ Ellinor das Zimmer und ließ sich von der barmherzigen Schwester an den Wagen begleiten. —

Am folgenden Morgen saß Ellinor wiederum schreibend in ihrem Zimmer, als sie abermals in den Salon beschieden wurde. Die barmherzige Schwester war da und plauderte mit der Muhme. Beide schauten ernst und gedankenvoll drein und die Muhme warf einen besorgten Blick auf die eintretende Ellinor.

„Steht es schlimmer mit ihm?" rief Frau Dalton der barmherzigen Schwester zu, ehe noch ein Wort gewechselt ward.

„Leider ja, Madame! er ist . . . ."

„Oh, sprechen Sie es nicht aus, ich bitte Sie! Um aller Barmherzigkeit willen, sagen Sie mir nicht mehr!" rief sie. „So jung, so begabt, so vielbewundert . . . . oh, es ist entsetzlich! Und hier in diesem selben Zimmer haben wir vor Jahren solch glückliche Stunden mit einander verlebt!" Mit thränenlosem Auge trat sie an's Fenster, drückte ihre Stirne gegen das Glas, blickte in die Straße hinab und in den grauen trüben Herbsthimmel hinein, und dachte darüber nach, wie neu und fremdartig ihr die Welt nun erschien, da Horace Margrave todt war!

* * *

Die irdischen Ueberreste von Horace Margrave wurden auf dem Kirchhofe Père-la-Chaise beigesetzt und über seinem Grabe ein bescheidenes Denkmal errichtet. Es war anfangs beabsichtigt worden, seine Leiche in seine Heimath zu bringen und bei seinen Ahnen in der Kirche von Margrave, einem Dörfchen in Westmoreland, beizusetzen, in deren Chor eine liegende Bildsäule von Algernon Margrave zu sehen ist, von jenem Kavalier, der in der Schlacht von Worcester gefallen. Da aber der Verstorbene keine näheren Verwandten hatte als einige entfernte Vettern, die der Armee oder der Geistlichkeit angehörten, und da der hochgefeierte Mann der Mode keinen Pfennig Vermögen hinterlassen hatte, so war diese Idee schnell wieder aufgegeben worden und die Leiche des vielbewunderten Horace sollte in fremder Erde vermodern. Es ward niemals zuverlässig bekannt, wer ihm den einfachen Grabstein hatte setzen lassen — eine schlichte Marmortafel mit seinem Namen und einer umgekehrten verlöschenden Fackel, aus deren Rauch ein Schmetterling sich in die Lüfte schwang. Wer es aber auch gethan haben mochte, hatte eine beredtere Inschrift erfunden, als die besten lateinischen Verse oder eine lange Liste von Tugenden gewesen wären. —

Am Tag nach Horace Margrave's Beerdignng saß noch am späten Abend Henry Dalton angestrengt arbeitend in seinem Bureau im Temple. Das Licht der Bureaulampe fiel auf sein stilles, friedliches Gesicht und seinen hellen Teint und enthüllte einen traurigen sorgenschweren Ausdruck, der ihm nicht gewöhnlich war. Er sah seit seiner Verheiratung mit Ellinor um zehn Jahre älter aus, und war namentlich seit der Trennung von ihr sehr gealtert. Er hatte den Kampf des Lebens gekämpft und verloren, — verloren den Preis in der großen Schlacht, die manche so leicht nehmen, die aber Anderen eine ernste Anstrengung ist. Er war unterlegen in dem ernsten Bemühen, die Neigung einer Frau zu gewinnen, welche er so treuinnig, so zärtlich zu lieben vermocht hätte.

Das Leben hatte nun kaum mehr einen Reiz, einen Werth für ihn; er hatte kein Ziel der Hoffnung oder des Ehrgeizes mehr. Er hatte nur noch seinen Beruf und die harte angestrengte Arbeit, mittelst derer er den nagenden Seelenschmerz in seinem Innern vergaß.

Ich will unausgesetzt, hart und unverdrossen arbeiten, — sagte er sich, — damit sie, obschon für immer von mir getrennt, vom Ertrag meiner Arbeit wenigstens behaglich leben und sich noch einige von jenen Freuden gönnen kann, welche man mit Geld zu erkaufen vermag.

Henry Dalton hatte Horace Margrave seit der Abreise von Baldwin Court aus dem Gesichte verloren gehabt; er wußte noch nichts von dessen Reise nach Paris, von seinem Erkranken und seinem Tode. Er hatte keine Hoffnung, jemals des Eides entbunden zu werden, welcher ihm unverbrüchliches Schweigen insolange auferlegte, als Horace Margrave lebte.

Müde zwar und erschöpft, aber mit ungeschwächter Ausdauer hatte Henry Dalton sich an jenem Abend in einen schwierigen Fall vertieft, welcher den ganzen professionellen Scharfblick des geschickten jungen Advokaten beanspruchte, und saß, abwechselnd lesend und schreibend, bis nach eilf Uhr über seinen Akten und Büchern.

In dem Augenblick wo die Uhr des Tempels halb zwölf

schlug, hörte er die Glocke an der Vorthüre des Erdgeschosses ertönen, als ob eine hastige aufgeregte Hand die Klingel gezogen hätte. Henry Dalton's Zimmer lagen im ersten Stockwerk; in dem Erdgeschoß darunter war das Bureau eines jungen Lebemannes, welcher regelmäßig um sechs Uhr Abends wegging.

„Wer mag das seyn?" murmelte er. „Ich erwarte doch niemand mehr zu solcher Stunde, und dennoch scheint der späte Besuch mir zu gelten?" Er hörte, wie sein Schreiber die Thüre öffnete und jemand empfing; aber Herr Dalton schrieb weiter ohne aufzuhorchen oder aufzublicken.

Drei Minuten später ward die Thüre seines eigenen Bureau geöffnet und eine Person trat unangemeldet ein. Jetzt schaute Henry jählings auf, und sah eine in tiefe Trauer gekleidete Dame, die einen dichten schwarzen Kreppschleier vor dem Gesichte trug, an der Thüre stehen.

„Madame," hub er an, — „darf ich mir die Frage erlauben? . . . ."

Die Fremde eilte auf ihn zu, fiel vor ihm nieder, schlug den Schleier zurück, umfaßte seine Kniee und rief: „Henry, Henry Dalton!"

„Ellinor! Du bist . . . Sie sind es?" . . .

„Ja, ich bin es, Henry! Ich traure um Horace Margrave, meinen unglücklichen Vormund; er starb vor fünf Tagen in Paris, nachdem er mir alles erzählt hatte. Henry Dalton, mein Freund, mein Gatte, mein Wohlthäter, kannst Du mir vergeben?"

Henry fuhr rasch mit der Hand über die Augen und wandte sein Gesicht von ihr ab. Dann hob er sie in seinen Armen vom Boden empor, zog sie an seine Brust und sagte mit gebrochener Stimme: „Ellinor, ich habe so lange und so schwer gelitten, daß ich diese große Gemüthsbewegung kaum ertragen kann. Mein süßes, theures Weib, mein Schatz, mein bestes, angebeteles und geliebtes Herz, wenn Du wüßtest, was es mich gekostet hat, den Schwur zu halten, den ich einem .... einem Pflichtvergessenen gab! Doch gleichviel, nun sind wir ja endlich von dem furchtbaren Geheimniß entbunden, welches als eine solch entsetzliche Qual, als ein solch verhängnißvoller Druck auf unser beider Leben gelegen hat. Horace Margrave . . . ."

„Er ist todt, Henry! Laß die Todten ruhen! Ich liebte ihn einst so innig, ich verzeih ihm gerne das Unrecht, das er an mir begangen. Oh sag' mir, daß auch Du mir verzeihst, Henry!"

„Von ganzem Herzen, Ellinor! von ganzer Seele!" sprach er und schloß sie innig an sein Herz.

Geläutert durch diese Prüfung war Ellinor Dalton sorton die hingebendste, treueste, zärtlichste Gattin, aus allen Kräften bemüht, das Unrecht wieder gut zu machen, das sie an ihrem edlen hochherzigen Gatten begangen, und ihm an Seelengröße und innerm Werth nachzueifern. Sie verzichtete freiwillig auf ihre Stellung in der großen und eleganten Welt, und bestrebte sich, nur für ihren Gatten und ihre Familie zu leben, denn binnen weniger Jahre schlangen zwei Kinder ein noch innigeres Band um die beiden Gatten, und im Genusse eines bescheidenern aber reinern Glückes, als ihnen das unverkürzte Erbe John Arden's gewährt hätte, segneten beide in späteren Jahren sogar noch das Geheimniß des Vormundes. —

Die Insel Ascension.

Aus dem Reiselagebuch des Dr. Theodor Booder.

Am 15. Mai 1865 verabschiedete ich mich von meinen zahlreichen Freunden in der Kapstadt und schiffte mich an Bord des schönen Postdampfers „Roman" nach England ein. Zwei Tage später riß ein furchtbarer Sturm, welcher sich zu der Höhe eines Orkans von einer seit Jahren ungekannten Wuth steigerte, beinahe alle in der Tafelbai ankernden Schiffe von ihren Ankern los und bedeckte den Strand mit den Trümmern gescheiterter Schiffe. Der unglückliche Dampfer „Athen" fuhr, nachdem er seinen letzten Anker verloren hatte, tapfer in die hohe See hinaus und man hielt ihn schon für gerettet, als man ihn aus dem Gesichte verlor. Was später aus ihm geworden, darüber vermag niemand Kunde zu geben. Vielleicht ist eine Woge über sein Verdeck hereingestürzt, als er um die Landspitze bog und hat ihn seeuntüchtig gemacht, oder sein Feuer im Maschinenraum ausgelöscht; — genug, das Einzige was man von ihm weiß, ist, daß man seine Gestalt im Dunkel der Nacht noch undeutlich zwischen den Riffen und mitten in der Brandung sah, welche wüthend gegen die Klippen von Green-Point tobte. Stundenlang hörte man noch das Angstgeschrei der an Bord Befindlichen, konnte aber nichts für sie thun als Feuer am Strande anzünden und den Unglücklichen dadurch wenigstens einige Theilnahme bethätigen, wenn es auch rein unmöglich war, ihnen zu Hilfe zu kommen. Es ist aber etwas furchtbares, angesichts des sichern Festlandes so umzukommen, daß auch nicht Ein Mann übrig bleibt, um die Geschichte ihres Kampfs mit den Elementen oder die Ursache ihres Untergangs zu erzählen.

Da der „Roman" ausgelaufen war, ehe der Sturm noch seine volle Wuth erreicht hatte, so war er schon nach der Fahrt des ersten Tages so weit in hoher See, daß er mit seewärts gekehrtem Bug dem Sturm die nächsten vier Tage trotzen konnte, obschon ihn dessen unwiderstehliche Wuth weit leewärts getrieben hatte.

Der Sturm legte sich endlich, das Schiff kam seinem eigentlichen Kurs immer näher, und in wenigen Tagen dampften wir beharrlich nach St. Helena. Nachdem wir den ganzen Nachmittag seinen unfruchtbaren Felsenwänden entlang gefahren waren, die als wir ihnen näher kamen, zu unserer Linken beinahe himmelhoch anzusteigen schienen, bogen wir nach einander um die verschiedenen Landspitzen und gingen endlich vor Anker angesichts der tiefen Schlucht, welche Raum bietet für die lange und je weiter vom Meer sich entfernende desto schmäler werdende Straße von James-Town.

Nach einer Fahrt von weiteren sieben Tagen bei günstigen Winden und mit vollem Dampf über eine ruhige See hin,

kamen wir in Sicht der Insel Ascension. Der erste Anblick derselben zeigte uns nur undeutlich die höchsten Bergspitzen der Insel, welche ganz schwach durch den dünnen warmen Nebelschleier und Duft des Horizonts erschienen und allmählig immer deutlichere und bestimmtere Umrisse gewannen, als die ganze Insel einen dunkleren Farbenton annahm und das kühle Graublau der Ferne den warmen Localtönen auf den verschiedenen Vorsprüngen wich. Der große Pik oder höchste Gipfel zeigte sich nun deutlich, hoch aus den weißen Wolken ragend, die ihn umschwebten und die niedrigeren Hügel und Berge überschatteten, deren kahle baumlose Abhänge grau und allen Pflanzenwuchses baar sich bis zu den steilen Klippen herabsenkten, die beinahe senkrecht zum Meere abfielen, die einen dunkel und düster von der natürlichen Farbe des Felsens, die andern weißlich von dem Auswurf der Meeresvögel, welche sie in gewaltigen Flügen umschwärmten. Meerschwalben, Rothgänse, braune Fregattvögel schwärmten um unser Fahrzeug her, während die Tropikvögel mit ihren langen weißen Federn in den Schwänzen anscheinend mühelos zwischen unseren Masten herumflatterten. Ganze Schaaren von fliegenden Fischen erhoben sich bisweilen dicht vor unserm Bug; Delphine und Meerschweine zogen neben uns her und gaben uns Gelegenheit, ihr lustiges Tummeln und ihre possierlichen Sprünge zu beobachten, als sie mit ihren spitzen Nasen gleichsam durch die durchsichtigen Wogen zu bohren schienen oder ihre gewölbten Rücken und spitzen Rückenflossen über die Oberfläche erhoben oder in ihrem Ungestüm bisweilen mit ganzem Leibe sich aus dem Wasser emporschnellten. Ein schönes Schiff mit vollem Takelwerk und alle Segel von dem sanften Winde entfaltet, fuhr vor uns her, ward aber bald von uns überholt.

An Boatswain-Bird Island (dem Tropikvogel-Eiland) vorüber, einem vereinzelten Felsenriff, welches von den Excrementen der darauf horstenden Meeresvögel ganz weiß und wegen einer Höhle in Form eines natürlichen Gewölbes, durch welches die Wogen sich mit lautem Tosen stürzen, merkwürdig ist, bogen wir um die Nordostseite der Insel und wurden gewaltig überrascht durch das wilde öde Aussehen der rothen Bergkegel, die sich um die Seiten des großen Piks thürmten. Tiefer unten waren große Lavamassen, oft in Form kleiner Hügel, abgelagert, und dem Meere zunächst zeigten sich lange Züge von schwarzen, zerrissenen, zerklüfteten und in unregelmäßige Trümmer zerbrochenen Felsen, die hie und da mit sandigen Strandstrecken von blendender Weiße abwechselten. Als wir in die Clarence-Bucht auf der Nordseite der Insel einfuhren, sahen wir hier mehrere britische Kriegsschiffe vor Anker, nemlich den „Mäander" als Wachtschiff und zwei schmuck aussehende Kriegsdampfer, die als Kreuzer bei dem westafrikanischen Geschwader standen, sowie das Barkschiff „Saxon" aus der Kapstadt.

In der Ferne erschienen die hohen Hörner der Grünen Berge, deren höchstes eine Meereshöhe von 2800 Fuß erreicht; ihre graulichen Seiten waren theilweise von dünnen Nebelschleiern verhüllt und erschienen beinahe grün im Kontrast zu den dunkelrothen Bergkegeln vor uns, von denen einer, von 1500 Fuß Höhe, zum Signalposten benützt wird. An dem Abhang desselben erschien das Berghaus (the Mountain House) mit seinen langen weißen Linien, welche die Mauern seiner verschiedenen Terrassen und Umfriedigungen bedeuteten. Auch auf den übrigen Abhängen waren andere Häuschen zu sehen, und tiefer unten standen die Regierungsgebäude und die übrigen Häuser von George-Town.

Wir unterließen es, den üblichen Kanonenschuß als Salutation der vor Anker gehenden Dampfer abzugeben, weil wahrscheinlich jeder Lärm verboten ist, welcher dazu beitragen kann, die den Strand besuchenden Seeschildkröten zu stören. Damit deren Lieblingsstandorte und Wechsel so viel wie möglich ungestört bleiben, ist den Privatpersonen auf das strengste untersagt, Schildkröten umzudrehen oder auch nur da spazieren zu gehen oder zu waschen, wo man möglicherweise diese so gewinnbringende Einnahmequelle für die Insel beunruhigen oder verscheuchen könnte, denn auf die hiesige Ausbeute an Schildkröten ist nicht nur die Garnison von Ascension, sondern sogar auch die Bemannung des westafrikanischen Geschwaders als einen Theil ihres Proviants angewiesen.

Wir landeten an einem soliden steinernen Quai, in dessen Nähe sich ein Apparat zur Condensirung süßen Wassers bei Gelegenheit der Seesalzgewinnung befindet, denn Trinkwasser ist auf Ascension sehr spärlich vorhanden und die paar Quellen der Insel reichen zur Deckung des Bedarfs nicht aus. Als wir an's Land gestiegen waren, passirten Einige von uns die verschiedenen Magazine und Schuppen der Flottenstation und die Regierungsgebäude, welche den größeren Theil der Stadt bilden, und wandten uns dann dem Strande zu, um die Teiche zu besichtigen, wo die gefangenen Meerschildkröten verwahrt werden, während Andere den kurzen Aufenthalt benützten, um diejenigen Kuriositäten aufzusuchen und zu kaufen, welche hier den Fremden zum Kaufe angeboten werden. Die hauptsächlichsten derselben waren kleine, hübsch mit Felsstücken und Sand ausgekleidete Kisten, worin eines oder mehrere Schildkröteneier oder eben aus dem Ei geschlüpfte junge winzig kleine Schildkröten aufbewahrt werden, sowie einige sehr fein gewobene Matten, welche von den Kruhmännern (Negern) des Geschwaders vom Festlande herübergebracht werden. Diese Matten sind, soviel ich erfahren konnte, aus den Fasern eines Palmblatts geflochten, und zwar aus denjenigen der Raphia Hookeri oder Welwitschii, von welchen der unternehmende deutsche Botaniker Dr. Welwitsch, welcher im Jahr 1860 die ganze Küste von Loando durchforschte, Samen und junge Pflanzen, sowie Zeichnungen von dem ausgewachsenen Baume mitgebracht hat, dessen Blattstengel oder Mittelrippen eine Länge von nahe 45 Fuß, die einzelnen Fiederblättchen des Wedels aber eine Länge von 4—5 Fuß erreichen. Auch Du-Chaillu hat vom Gabuhn-Strome Exemplare von derselben Palme mitgebracht, die übrigens noch lange nicht die größte Palme Afrika's zu seyn scheint, denn mein verstorbener Freund Richard Thornton, der ehemalige Geognost und Geolog der Zambesi-Expedition des Dr. Livingstone, versicherte mich, er habe auf seiner Reise mit dem verstorbenen Baron van der

Decken nach Kilimad=Nscharo, dem ostafrikanischen Schneeberge, Palmen gesehen, mit solch ungeheuren Blättern, daß er die Länge derselben auf beiläufig sechszig Fuß geschätzt habe.

Unser Aufenthalt auf Ascension war so kurz, daß wir uns unmöglich mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt machen konnten; aber der Botaniker und Obergärtner Bell, welcher sich hier nach England einschiffte, machte uns bereitwillig Mittheilungen über die Anstrengungen, die die Regierung gemacht hat, um an den günstigeren Oertlichkeiten inmitten dieser kahlen starren Wildniß von vulkanischen Kegeln auch nur eine Spur von Pflanzenwuchs einzubürgern.

Die Insel hat nur einige Quellen, aber keine Flüsse; dagegen stürzt zur Regenzeit das Wasser in tosenden Wildbächen über die Felsen herab, verläuft aber mit der größten Schnelligkeit. Die hauptsächlichsten Quellen sind Dampier's in einer Schlucht auf der Nordseite, so genannt nach dem berühmten britischen Seemanne, der in früherer Zeit sein versinkendes Fahrzeug hier noch zu erhalten versuchte; ferner Middleton's Quellen auf der Westseite und Palmer's Quelle auf der Südseite. Außerdem sammelt man das Tagwasser auch in Cisternen, wie es von den höheren Bergen abläuft, und leitet es in einem System von Röhren und Behältern nach Georges-Town, und nebstdem wird bei der schon erwähnten Gewinnung von Steinsalz ein gewisses Quantum des verdunstenden Wasserdampfs wieder zu tropfbar flüssigem Süßwasser verdichtet.

Bekanntlich hängen in dürftigbewässerten Ländern die durchschnittliche Regenmenge und der Baumwuchs der Wälder wechselsweise von einander ab. Ohne Regen wachsen keine Bäume, und ohne Bäume mögen sich noch so viele Wolken um die Berghänge ziehen, so werden sie doch nicht versucht werden, den Boden mit ihrem kostbaren Naß zu befruchten. In vielen Theilen von Süd-Afrika hat man die Erfahrung gemacht, daß wenn ein Stamm von Eingeborenen sich in der Nähe eines Hügels niederließ und die denselben bekleidenden Bäume zu baulichen oder anderen Zwecken übermüthig und übermäßig umschlug, die kleine Quelle vertrocknete, von welcher jener Stamm seinen Unterhalt abhängig gemacht sah, daß die jährliche Regenmenge abnahm, weil nicht mehr Laub genug vorhanden war, um den Boden darunter vor den glühenden Sonnenstrahlen zu schützen oder um Feuchtigkeit aus der umgebenden Luft anzuziehen und einzusaugen. Ohne Bäume keine Quellen, ist ein ziemlich allgemein gültiger Satz, und wegen des allzuraschen und schonungslosen Abtreibens der Wälder mußten mehrere bedeutende Missionsposten in Inner-Afrika aufgegeben werden, so z. B. Lattakuh, der Posten des rühmlichst bekannten Missionärs Moffat, welcher dafür seinen Aufenthalt in Kuruman oder Neu-Lattakuh nehmen mußte.

Der Zweck der britischen Regierung geht nun dahin, diesen Proceß auf Ascension umzukehren, und zunächst jede nur irgend thunliche Auswaschung oder Höhlung, in welcher Boden zurückgehalten werden kann, jeden für Pflanzenwuchs geeignet erscheinenden Abhang, jede Felsspalte, worin nur ein Strauch oder Baum Wurzel schlagen kann, in Anbau zu nehmen, um den Regenfall zu veranlassen und heranzuziehen. Man hat zu diesem Ende Guano von dem Tropikvogel-Eilande kommen lassen und den Mist von der Stallfütterung der auf der Insel gezüchteten und für die Garnison geschlachteten Ochsen dazu verwendet, anbaubares Land herzustellen. Schon im Jahr 1840 waren Versuche gemacht worden, die nordöstlichen Ebenen anzubauen; aber in Folge der Verlustes der Pferde und der häufigen Mißernten wurden dieselben wieder aufgegeben und die Ebenen für unfruchtbar und nutzlos erachtet. Vor dem Jahr 1859 schon hatte der frühere Direktor des botanischen Garten von Kew, der berühmte Botaniker Sir William J. Hooker, Samen aller Art nach Ascension geschickt, um an verschiedenen Grundstücken Anbau-Versuche zu machen; aber die Samen scheinen zu dicht oder sonst fahrlässig verpackt gewesen zu seyn, denn von einer großen Sendung derselben keimten nur eine Araucaria und etliche Eicheln. Mit späteren Sendungen wurden dann die Versuche mit besserem Erfolg erneuert und werden noch immer fortgesetzt. Ein bedeutender Schritt vorwärts in dem Anbau der Insel ist der gelungene Versuch, das im Jahr 1849 eingeführte Para-Gras allgemein einzubürgern. Dieser Versuch ist trefflich gelungen, und diese Grasart erwies sich als ganz geeignet; sie bedeckt schon große Strecken, vermehrt sich auf überraschende Weise, hält alles Unkraut und geringere Gras darnieder und wächst nicht nur sehr rasch, sondern vermag selbst der vollen Gewalt der tropischen Sonne und der Passatwinds ausgesetzt einer Trockenheit von mehreren Monaten zu widerstehen.

Beinahe ebenso werthvoll und zweckentsprechend erwies sich der australische Waddle oder Gummibaum, ein strauchartiges dorniges Gewächs, das trefflich eingeschlagen hat und wegen seines raschen Wachsthums und seiner leichten Vermehrung und Fortpflanzung binnen weniger Jahre das Aussehen und wahrscheinlich auch das Klima der Insel wesentlich umgestalten wird. Ein kleiner Ableger, den man im November 1861 ausgepflanzt hat, war im Juni 1862 zu einer Pflanze von 7 Fuß Höhe und 36 Fuß Umfang herangewachsen. In den darauffolgenden drei Jahren hat man über tausend dieser Pflanzen in Stecklingen und Ablegern ausgepflanzt, und an Boden zur weitern Anpflanzung derselben fehlt es nicht, denn dieser Gummistrauch wächst überall auf frisch umgebrochenem Boden. Man hatte zur Zeit unseres Besuchs bereits wieder über tausend neue Löcher von drei Fuß Breite und vier Fuß Tiefe zur Aufnahme von weiteren Setzlingen gegraben, und alte Kisten, Butterfässer, Blechkapseln von Eingemachtem *rc.*, kurzum alle möglichen Gefäße und Geschirre wurden verwendet, um darin Ableger von den jungen Zweigen zu machen und diese in denselben nach der Ablösung vom Mutterstamme nach jeder beliebigen Entfernung zu schaffen. Man kann diese Ableger und Senklinge nämlich in weit niedrigerem Wuchse verpflanzen, als diejenigen von allen übrigen Bäumen oder Sträuchen. Außer dem australischen Gummistrauch gedeihen hier auch die Araucaria excelsa, die Bermudasceder und mehrere australische Bäume. Doch muß man davon Jahr um Jahr frische Samen einführen, da die auf Ascension gepflanzten Bäume natürlich noch keine Samen tragen.

Vom Kap der guten Hoffnung und von der benachbarten Küste von Westafrika werden gelegentlich Guaven-, Orangen-, Limonen-, Loquats- und wilde Obstbäume eingeführt, und in den Beeten des Akklimatations-Gartens sind Dattelpalmen, Kaffeesträucher, Rahmäpfel u. s. w. ausgesäet und angepflanzt, um mit Zeit und Weile auf der Insel verbreitet zu werden. Tausende von jungen Bäumen und Sträuchern, die allenthalben auf der Insel, von den höchsten Bergspitzen bis zu den Hausgärtchen herab, auf der Insel angepflanzt sind, wachsen rasch und gedeihlich heran: Ananasse gedeihen schon überall, wo man sie zu pflanzen versucht hat, und Ginster und Brombeeren überziehen bereits die Schluchten und geben dem kleinen Wilde einigen Schutz. Die angepflanzten Gummibäume liefern bereits Stangen und Stecken zu Zäunen und Flechtwerk, und man zählt dermalen auf der einst ganz unfruchtbaren kahlen Insel schon vierzigerlei verschiedene angebaute Bäume.

Die Insel Ascension führt ihren Namen daher, daß sie am Himmelfahrtstage 1501 durch Juan de Nueva Galego, einen spanischen Seefahrer, entdeckt ward. Sie hat die Gestalt eines Dreiecks, ungefähr acht englische Meilen lang und an der Westseite sechs engl. Meilen breit und ist ein einziger erloschener Vulkan. Sie liegt ungefähr 700 englische Meilen nordwestlich von St. Helena, das Fort etwa unter 7° 55′ 56″ südl. Breite und 14° 25′ 5″ westl. Länge von Greenwich. Früher war sie ein Lieblings-Schlupfwinkel von Seeräubern, da sie gerade auf dem Kurs der nach Europa heimkehrenden Ostindienfahrer liegt; allein es war jedenfalls kein sicherer Versteck für die Piraten, weil nicht nur Kauffahrer, sondern zeitenweise auch Kriegsschiffe die Insel besuchten, um ihre Bemannungen mit den am Strande gefundenen Schildkröten und den in ihren Gewässern häufigen köstlichen Fischen zu laben. Als im Jahr 1700 Dampier auf der Rückkehr von der damals noch unbekannten Terra australis, dem heutigen Neuholland und Neu-Guinea, in die Nähe von Ascension kam, fand er sein vom Sturm herumgeworfenes Fahrzeug so leck, daß er am 23. Jan. in die Bucht einlaufen und hier vor Anker gehen mußte. Er traf aber keinen geeigneten Ort, um das Schiff am Lande trocken legen zu können, denn das Leck saß so tief in der Nähe des Kieles, daß es durch Umlegen des Schiffs nicht über Wasser gebracht werden konnte; er ließ daher den Gehülfen des Schiffzimmermanns den Versuch machen, ob er nicht durch Hinwegnehmen der innern Verschalung das Leck verstopfen könne. Bei dem morschen Zustande der Verschalung legte dieß aber nur eine noch größere Oeffnung bloß, durch welche das Wasser so heftig hereinströmte, daß es allen Versuchen der Schiffsmannschaft zum Trotz weder zurückgedrängt noch durch Auspumpen entfernt werden konnte; und nach einer unausgesetzten vergeblichen Arbeit von zwei Tagen und zwei Nächten mußte der tapfere Weltumsegler sein Schiff preisgeben und sich mit einem einzigen Sacke Reis, einem großen und einem kleinen Faß Wasser und soviel von seinen Büchern und Papieren, als er eben noch zu retten vermochte, rasch auf die Insel flüchten. Er meldet in seinem Logbuche unter dem 26. die Entdeckung der nach ihm benannten Quelle in einer Entfernung von 8 engl. Meilen von dem Punkte seiner Landung und jenseit eines hohen Berges, den man zu passiren hatte; da aber die Quelle ferner noch eine halbe Meile unterhalb des Berggipfels lag, so war sie so beständig in kalte Nebel eingehüllt, daß man es für ungesund hielt, in der Nähe derselben zu wohnen. Dagegen fand man etwa zwei Meilen südöstlich von der Quelle zwei oder drei niedrige buschartige Bäume, an dessen einem ein Anker und Kabel mit der Jahreszahl 1642 eingeschnitten war, und etwa zweihundert Schritte davon einige Höhlungen im Felsen, welche den verschlagenen Seeleuten bei jedem Wetter Obdach gewährten. Landkrabben, Fregatt- und andere Meeresvögel, sowie die äußerst zahlreiche Nachkommenschaft der von früheren Schiffen ausgesetzten Ziegen versahen Dampier und seine Mannschaft mit Nahrungsmitteln.

Zur Zeit von Napoleons I. Gefangenhaltung auf St. Helena, im Jahr 1816, wurde Ascension zuerst regelmäßig als eine Flottenstation von der britischen Regierung besetzt; man errichtete ein Fort und verschiedene öffentliche Gebäude und stationirte hier Truppen. Die Bevölkerung der ganzen Insel bestand vor 1855 aus höchstens 400 Personen. Seit man es aber als passenden Sammelplatz für das britische Kriegsgeschwader zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Westküste Afrika's erkannt hat, steigt die Einwohnerzahl rasch. Seit Beendigung des nordamerikanischen Bürgerkriegs ist jedoch auch der Sklavenhandel wieder im Zunehmen begriffen; man erzählte uns während unseres Aufenthalts in Ascension, daß verschiedene amerikanische Fahrzeuge, welche während des Kriegs als Kaperschiffe oder Blokadebrecher Dienste geleistet hatten, nun verkauft worden seyen, um als Sklavenschiffe verwendet zu werden; darunter war der Sage nach eines von solcher Schnelligkeit der Fahrt, daß beinahe keines von den britischen Kreuzer-Dampfschiffen im Stande war, es einzuholen.

Jede Schilderung der Insel wäre unvollständig, würde man ihres Hauptprodukts, der Schildkröten, nicht ausführlich gedenken. Da aber die wenigen Stunden unseres Aufenthalts nicht hinreichten, diesem Gegenstand die verdiente Aufmerksamkeit zu schenken, so entlehne ich dem Werke von Sir J. Alexander eine kurze Schilderung. Die große Seeschildkröte kommt in Menge hieher um ihre Eier am Strande zu legen, und wird bei dieser Gelegenheit gefangen. Die Schildkrötenteiche, zwei große Gehege in der Nähe des Meeres, welches durch die Zwischenräume eines Wogenbrechers aus großen Steinen hier aus- und einströmen kann, enthielten zu jener Zeit ungefähr dreihundert Schildkröten, jede vier bis fünf Centner schwer, die in den Teichen herumschwammen oder sich auf dem Sand in der Sonne wärmten. Die am Strand gefangenen Schildkröten werden hier aufbewahrt, bis man sie zur Verschiffung oder zum Schlachten bedarf; im letztern Fall hängt man sie bei ihren Hinterfüßen an einem Galgen auf, welcher auf dem Damm zwischen den beiden Teichen errichtet ist, und schlachtet sie, sobald sie den Kopf herausstrecken und die Kehle preisgeben. In der heißen Jahreszeit, vom Januar bis April, steigen die Schildkrötenweibchen Nachts an's Land, kriechen in den

verschiedenen Buchten über die Hochwassermarke hinaus (die Fluth steigt hier nur zwei Fuß hoch), scharren im Sande durch die abwechselnde Bewegung ihrer Hinterfüße große Löcher in den Sand, welche tief genug sind, daß sie ihren Körper bedecken, kriechen unter schwerem Seufzen hinein und legen hier je 150 bis 200 Eier, die sie mit Sand zudecken und der Sonne zum Ausbrüten überlassen, worauf die Weibchen wieder dem Meere zu watscheln. Inzwischen aber haben zwei stämmige Männer die Bewegungen der unglücklichen Schildkröte beobachtet, eilen ihr nach und der eine unterschlägt ihr geschickt einen Vorderfuß um sie zum Stehen zu bringen, während der Andere, — einem Schlage behutsam ausweichend, der ihn lahm legen könnte, — das Thier mittelst eines Hebebaums umstürzt, daß es hülflos liegen bleibt. Auf diese Art werden fünfzehn bis dreißig Exemplare in einer einzigen Nacht gefangen, und in einer gewissen Saison hat man deren über sechshundert in Einer Nacht bekommen. In einigen der Buchten, wo die starke Brandung und die steilen Riffe den Booten das Anlegen verwehrt, um die gefangenen Schildkröten einzunehmen, werden dieselben an Tauen nach dem Boote geschleppt und in's Schlepptau genommen.

Von der Zeit an, wo die thalergroßen ausgekrochenen Jungen nach dem Meere zurückkrabbeln, erscheinen sie dann hier nicht eher wieder, als bis sie vier bis fünf Centner schwer sind, und wie lange sie brauchen, um diese Größe zu erreichen oder wie sie die Zwischenzeit zubringen, ist bis jetzt ein noch ungelöstes Räthsel. Die alten Schildkröten bleiben zuweilen ein Jahr und darüber in den Teichen eingesperrt ohne irgend welche Nahrung, und legen dann innerhalb der Einfriedigung ihre Eier in den Sand, und für diesen Fall sind hinreichende Oeffnungen angebracht, damit die ausgekrochenen jungen Schildkröten in die hohe See entkommen können. Ihre Zahl wird aber durch gefräßige Vögel und Fische bedeutend decimirt, und die Schildkröten sind selbst im erwachsenen Zustande nicht vor ihren Feinden sicher, denn man fand in einem 14 Fuß langen Haifisch, welcher in der Clarence-Bucht gefangen wurde, den Kopf einer großen Schildkröte. Diese Thatsache und die Menge der Weibchen, die, von 600 bis zu 1000 im Verlauf eines Jahres, hier gefangen werden, müssen mit Zeit und Weile die Anzahl der Schildkröten wesentlich vermindern, und Sir James Alexander schlägt daher vor, man sollte in einer der offenen Buchten immer je ein Weibchen anbinden und festmachen, damit man mittelst desselben auch Männchen fangen könne.

Das Vorrecht, Schildkröten umzulegen, ist ausschließlich der Regierung vorbehalten, und der Kommandant hat über alle während eines Jahres gefangenen Exemplare Rechnung abzulegen. Der festgesetzte Preis für jede Schildkröte ist 2 Pfd. 10 Schillinge Sterl., und deßhalb werden nur wenige von Kauffahrern gekauft, sondern nur gelegentlich einige gegen Proviant für die Garnison vertauscht; weitaus die Mehrzahl der gefangenen Schildkröten wird zum Nutzen der Garnison und der Bemannung des Kreuzergeschwaders verwendet.

Die Gewohnheit, zu seinen gewöhnten und vertrauten Standorten zurückzukehren, scheint bei der Schildkröte ebenso allgemein vorzuherrschen wie bei anderen Geschöpfen. Ein großes altes Weibchen, das man Nelson nannte, weil einer seiner Vorderfüße von einem Haifisch weggebissen worden war, entkam, nachdem man es zwei oder drei Jahre in den Teichen gehalten hatte, wurde aber im darauffolgenden Jahr in der Clarence-Bucht wieder gefangen; und in derselben Bucht ward eine andere Schildkröte umgedreht, auf welcher der Name des Maats eines britischen Kauffahrers eingeschnitten war, der sie drei Wochen vorher gekauft und mitgenommen hatte.

Die Extreme von Hitze und Kälte sind den Schildkröten gleichermaßen schädlich, und man sollte nur in der warmen Jahreszeit sie nach Europa zu nehmen versuchen. Beweis dafür ist die verunglückte Spekulation eines britischen Kapitäns, der hundert Stücke Schildkröten auf Ascension kaufte, aber die Zeit seiner Ankunft daselbst so ungünstig wählte, daß er nur vier derselben lebend nach Bristol brachte.

Wir nahmen an Bord des „Roman" einige schöne Exemplare mit, welche glücklich nach England kamen. Die einzige Pflege, die man ihnen angedeihen ließ, bestand meines Wissens nur darin, daß man sie vor der Sonne beschattete und zur Abkühlung recht oft mit Seewasser begoß; allein die kurze und beinahe sichere Ueberfahrt eines Postdampfschiffes verringert ohne Zweifel das Risico des Transports derselben um ein Namhaftes.

Wir legten auf der Heimfahrt an der schönen Insel Madeira zwar an, landeten jedoch nicht, und erreichten am 20. Juni wohlbehalten die Docks von Southampton.

Die Unbekannte.

Reise-Abenteuer.

Besäße ich wie mancher Andere das beneidenswerthe Talent, an und für sich unbedeutende, aber zu novellistischen Ausschmückungen geeignete Erlebnisse aus dem eigenen Leben in spannende Erzählungen umzuwandeln, so hätte ich den im Nachfolgenden enthaltenen Stoff auch vielleicht zu einer solchen verarbeiten können. Da mir aber, wie eben angedeutet, dieses Talent leider nicht eigen ist, so muß ich mich damit begnügen, mein kleines Abenteuer, wenn ich es so nennen darf, just so zu erzählen, wie mir der Schnabel gewachsen ist, denn dasselbe überhaupt zu erzählen, ist nun einmal meine Absicht. So will ich denn mein Heil versuchen und mein Erlebniß so gut auftischen, als ich kann.

* * *

Im Laufe des Sommers 186 . unternahm ich von der beinahe schon fünf Semester hindurch von mir besuchten Universität G. aus eine kleine Vergnügungsreise nach meinem Heimathsorte F. Auf der Rückkehr nach G., die von dem mit verschiedenen Besorgungen beauftragten Kutscher meines Vaters und mir auf einem Umwege unternommen werden mußte, gelangten wir auch nach dem in einem reizenden Thale gelege-

nen, von mir bis dahin noch nicht gekannten Städtchen W. Ich hatte schon manches Stückchen vom lieben Deutschland gesehen, aber noch nie hatte sich meinem entzückten Auge ein herrlicheres, an Naturschönheiten reicheres Bild dargeboten, als in der Umgebung dieses Städtchens. Ehe wir dahin gelangten, durchfuhren wir ein kleines Gehölz, wo mich Waldesduft und Vogelgezwitscher schon in die seligste Stimmung versetzten. Zuletzt hielt es mich nicht mehr im Wagen, meine Lektüre, „Prinz Rosa Stramin", mußte in eine Ecke desselben wandern und laut singend und jubilirend legte ich die letzte Strecke bis W. zu Fuß zurück. Mit wahrhaft freudigen Gefühlen begrüßte ich, als der Wald sich zu lichten anfing, das von der Morgensonne beleuchtete vor mir liegende Städtchen. Die Aufträge meines Vaters hielten hier meinen Kutscher etwas länger, als gewöhnlich, fest, und ich ließ es daher meine erste Sorge seyn, mir gleich am Eingange der Stadt, in dem für die Größe derselben ungewöhnlich eleganten Gasthause auf kurze Zeit ein Zimmerchen zu miethen. Auch Hunger und Durst mußten befriedigt werden, und bald sah ich ein leckeres Beafsteak und eine Flasche Rüdesheimer vor mir auf dem Tische prangen. Ersteres war bald verzehrt, und ich trat jetzt an's Fenster und schaute hinab in das Gewoge unter mir. Doch diesmal fesselten mich nicht lange die Wälder und Berge vor mir, nicht der dicht am Städtchen vorbeifließende, von Schiffern belebte Strom, dessen glitzernde Windungen ich mit den Augen weithin verfolgen konnte. Es war etwas anderes, was mit Zaubergewalt meine Blicke auf sich lenkte. Es war ein mit nur allen denkbaren Reizen geschmücktes Mädchen, welches eben in Begleitung noch anderer Herren und Damen aus dem schon mehrfach erwähnten Wäldchen heraustrat und in dem meinem Logis schräg gegenüberliegenden Postgebäude verschwand. Nicht lange dauerte es, so trat dasselbe in Begleitung eines jungen Herrn der Gesellschaft wieder aus der Thüre, mit dem es sich in ein lebhaftes Gespräch zu vertiefen schien. Unwillkürlich fiel der jungen Dame Blick auch auf mein Fenster, aber leise erröthend senkte sie schnell ihr Köpfchen wieder, als ich wie zufällig mein Glas erhob und es heimlich auf das Wohl der Holden, die so schnell mein Herz erobert, leerte. Bald hatte ich den Inhalt des von den beiden geführten Gesprächs mehr errathen, als gehört und so erfahren, daß man in Verlegenheit sei, wie man nach dem naheglegenen Badeorte X gelangen würde, da in der Post und sogar in den Extrachaisen bereits alle Plätze besetzt seien. Zwar bemühte sich der Begleiter der jungen Dame, irgendwo noch einen Wagen aufzutreiben, aber unverrichteter Sache kam er von seinen deßhalb gethanen Wegen jedesmal zurück. Da kam mir der glückliche Gedanke, der Gesellschaft durch meinen Kutscher, dessen Geschäfte durch einen glücklichen Zufall früher beendet waren, als wir erwartet hatten, meinen Wagen zur Disposition zu stellen. Doch sollte dieses in der Weise geschehen, als hätte der Kutscher über den Wagen zu verfügen und zwar aus dem einfachen Grunde, um meinen Spaß daran zu haben, wenn die Gesellschaft nachher erführe, daß sie umsonst gereist sei. Das führte mich in die Nähe derjenigen, deren bloßer Anblick mich schon in Feuer und Flammen versetzt hatte. Vom Fenster aus beobachtete ich die Experimente meines Kutschers, die, wie ich mir wohl dachte, von erwünschtem Erfolge waren. Natürlich vergaß er nicht zu sagen, daß schon ein Platz im Wagen für einen jungen Mann — meine Wenigkeit — versagt sei. Zu meiner Freude bemerkte ich jetzt auch, daß ein Theil der Gesellschaft von den übrigen, welche aus den beiden erwähnten jüngern Personen, aus einer ältern und einer andern jüngern Dame bestand, sich trennte und in der gekommenen Richtung wieder von dannen zog, während unser Wagen, den ich mittlerweile hatte anschirren lassen und in dem ich nach kurzer Begrüßung mit den bewußten Insassen Platz genommen, sich nach der andern Seite hin entfernte.

Nun saß ich ihr gerade gegenüber und konnte jeden Zug ihres lieblichen Gesichtchens unterscheiden, ihren im höchsten Grade vollendeten Körperbau und jede Körperform bewundern. Welchen zum Küssen verlockenden Hals ließ ihr ausgeschnittenes leichtes Kleid erblicken! — Anfangs kümmerte man sich um mich als einem fremden Menschen wenig, aber bald ward ich doch mit in's Gespräch gezogen und nun versteht es sich von selbst, daß ich mich hauptsächlich mit ihr zu beschäftigen bemüht war. O, welche Seligkeit war es für mich, ihr beim Gespräche in die hell leuchtenden Augen zu blicken! Eine allgemeine Fröhlichkeit herrschte bald im Wagen, und allmählig ward ich jetzt auch mit den Familienverhältnissen und den nähern Reisezwecken der vier genannten Persönlichkeiten etwas bekannter. Die ältere Dame, welche eine Tante meiner Angebeteten und die Mutter der beiden anderen war, ward von den Dreien in's Bad begleitet. Sohn und Tochter sollten ihr daselbst noch einige Tage Gesellschaft leisten, während Helene — so hieß ihre Nichte und so will auch ich sie fortan nennen — nach dem, was ich aus den Gesprächen entnehmen konnte, schon andern Tags wieder abreisen mußte.

Unter Lachen und Scherzen hatten wir endlich — ich sage „endlich" im Sinne des Lesers, denn meinetwegen hätte die Fahrt weit länger dauern können — unser Ziel, das Bad erreicht. Hier angelangt, konnte das Wagengeheimniß natürlich nicht länger verborgen bleiben und ich mußte den Dank der alten Dame und ihrer Kinder entgegen nehmen. Helene erfuhr, wie sich nachher herausstellen wird, in X selbst noch nichts davon, und das trug zur Entwicklung meines kleinen Reiseabenteuers wesentlich mit bei.

Einen kleinen Vorfall, der mir noch am selben Abend in X begegnete, darf ich indessen keinenfalls unerwähnt lassen. Er war einfacher Art, mir aber trotzdem unerklärlich. — Heiter und guter Dinge schlenderte ich am Abende durch die von Kurgästen wimmelnden und von den Klängen der Musik erfüllten Alleen und Anlagen des Kurgartens. Manch' hübsches Gesichtchen gab es da zu sehen. Aber meine Augen suchten nur nach einem. Horch? Da rauschte eine seidene Mantille an mir vorüber; sollte sie es gewesen sein? — „Guten Abend, Herr Bieder," hörte ich's plötzlich mit neckischer und doch zugleich herzlicher Stimme dicht hinter mir rufen. — Erstaunt hier von jemandem, der meinen Namen kannte, getroffen zu wer-

den, wandte ich mich rasch um und — richtig! sie war es. — Aber woher wußte sie meinen Namen? — Ich wußte mit Bestimmtheit, daß ich denselben, während des Zusammenseins mit ihr nicht ein einziges Mal genannt hatte, und daß ich keinen Brief oder dergleichen, was meinen Namen hätte errathen können, verloren hatte, davon überzeugte ich mich auf der Stelle. Doch ehe ich mir noch dies Räthsel hätte lösen können, war sie schon wieder verschwunden.

Als ich am andern Morgen, in der Absicht dem Kutscher zum Anspannen die Weisung zu ertheilen, aus meinem Logis heraustrat, war ich nicht wenig erstaunt, zu sehen, daß das bereits ohne meine Aufforderung geschehen war; noch mehr aber, als bei meiner Annäherung der Staub hinter dem Wagen aufwirbelte und letzterer im Nu meinen Blicken entschwand. — Was sollte ich thun? Wie sollte ich mir dies eigenmächtige Verfahren meines Kutschers erklären? Wollte ich nicht auf unbestimmte Zeit in X hängen bleiben, so war es das Gescheidteste meine Beine auf den Rücken zu nehmen und im vollen Carriere dem Wagen nachzueilen. Und so geschah es auch, und zum guten Glück hatte ich den Wagen wirklich bald erreicht.

Schon wollte ich dem Kutscher in gehöriger Weise den Leviten lesen, da — o Ueberraschung und Freude! — sehe ich meine Helene im Wagen sitzen. Ich konnte es jetzt auch ihr nicht länger vorenthalten, daß über den Wagen, den sie von dem vermeintlichen Besitzer desselben, welcher mein Geheimniß nicht verrathen zu dürfen geglaubt hatte und auch des Glaubens war, daß ich noch länger in X bleiben würde, bis W. gemiethet hatte, zunächst ich allein zu verfügen habe. Natürlich mache sie eine Ausnahme und ihr sei ich jederzeit bereit den Oberbefehl über den Wagen abzutreten.

Anfangs weigerte sie sich, dies Anerbieten anzunehmen und machte sogar Anstalten, ganz wieder auszusteigen, bis sie sich doch endlich bereden ließ und jetzt sogar darum bat, ihr die Führung, d. h. die mittelbare Führung des Wagens ganz allein zu überlassen.

Die glücklichen Stunden, die ich so mit ihr allein im Wagen verlebte, zu schildern, wäre ein Ding der Unmöglichkeit, und ich beschränke mich darauf, vorläufig noch mitzutheilen, daß ich auf alle meine Fragen, woher sie denn meinen Namen kenne, nichts weiter zur Antwort erhielt, als daß ich das schon zur rechten Zeit erfahren würde.

Wieder in W. angelangt, glaubte ich auf die Befriedigung meiner Neugierde mit Bestimmtheit rechnen zu dürfen, aber vergeblich! Nur ein neues Räthsel sollte dem ersten hinzugefügt werden, denn statt jetzt Halt zu machen, gebot sie dem Kutscher, die Richtung nach meiner Musenstadt beibehaltend, nach dem nächstgelegenen Orte von W. zu fahren. Von da befahl sie nach einem andern Orte, der in der Richtung nach G. hin lag, zu fahren. Und so ging es immer in derselben Richtung von einem Orte zum andern. Mein Herz zitterte vor Wonne immer noch bei ihr zu seyn, und zitterte vor dem Gedanken, daß sie nun doch endlich in einem der nächsten Orte mich auf vielleicht Nimmerwiedersehen verlassen könnte. Aber nein! sie blieb, blieb bis zur Musenstadt.

Jetzt ward es mir klar, daß hier endlich das Ziel ihrer Reise sei. Mit klopfendem Herzen erwartete ich, wohin sie den Wagen würde lenken lassen und machte aus meiner Neugierde weiter kein Hehl gegen sie. „Diesmal," meinte sie neckisch, „ist Ihre Neugierde überflüssig, denn vorläufig fahr' ich mit zu Ihnen; geben Sie nur gefälligst dem Kutscher die Straßen an."

Nun, ich ließ mir die Sache schon gefallen, wiewohl ich Gedanken eigener Art, die mir jetzt über meine schöne Wagennachbarin im Kopfe aufstiegen, nicht ganz unterdrücken konnte. Aber schon begann die Lösung des Räthsels. — Wir waren in die Nähe meiner Wohnung gekommen — „Helenchen, Helenchen," erscholl es da von mehreren Stimmen zu gleicher Zeit, und eine Schaar von fröhlichen Kindern drängte sich um unsern Wagen, aus dem Helenchen jetzt mit Behändigkeit heraussprang und den Freudigen in die Arme flog.

Wer aber waren diese, die jetzt ihre Hände ausstreckten, auch mich zu begrüßen? — O, ich kannte sie wohl; war es doch mein guter Hauswirth, der alte gemüthliche Professor G. sammt seiner Familie. — Nun erfuhr ich auch gar bald, daß die schöne Helene die Tochter desselben war, von deren Existenz ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, da ihrer während meiner halbjährigen Wohnzeit in dem Hause des Professors, weder von diesem, noch seiner Familie mir gegenüber irgend eine Erwähnung geschehen war. Sie aber kannte mich, weil ich gleich im Anfange des Zusammenseins mit ihr viel über die Professorsfamilie gesprochen und — weil sie eine Photographie von mir besaß, die ihr einmal gelegentlich von ihren Eltern oder Geschwister mußte geschickt worden sein.

Auch die Eltern erfuhren jetzt die Einzelnheiten unserer Fahrt und, als ich am Abend vom Professor zum Thee geladen war, wurde noch einmal herzlich darüber gelacht, daß ich mir dies Räthsel unterwegs nicht hatte lösen können. Als ich jetzt aber wirklich mit ihr anstieß und ich mein Glas auf ihr Specielles mich zu leeren vermaß, da senkte sie nicht wie am Morgen des vergangenen Tages ihr Köpfchen, sondern schaute mir dreist mit ihren hellen Augen lange ins Gesicht. Und so haben wir uns noch oft — denn jetzt blieb sie wieder bei ihren Eltern in G. — gegenseitig und wohl nicht immer durch Zufall in die Augen gesehen, bis ich ihr einmal zu tief hinein geblickt, die Gluth meiner Liebe in hellen Flammen aufschlug und selbst in einem heißen Kuß, den sie willig ertrug, nicht verkühlen wollte. — Erst als ich um ihre Hand anhielt und dieselbe erhielt, ward das Feuer in eine gleichmäßige Bahn gelenkt. Doch nimmer wird es erkalten.

Hans Ellisen.

Friedrich von Trenck.

Ein Lebensbild von W. v. H.

(Schluß.)

Aus dem Verlauf meiner Geschichte wird hervorgehen, wie viel Achtung, wie viele Freunde diese Aufsätze mir selbst in

meinem Kerker verschafften, so daß ich Licht, Papier und endlich die Freiheit selbst wieder erhielt. Das Alles habe ich nur dem Umstande zu verdanken, daß ich in meiner Jugend nicht müde war, mir Kenntnisse aller Art zu erwerben; ich rathe daher allen meinen Lesern, ihre Zeit gut anzuwenden. Ein Monarch kann auf den Unwürdigsten Reichthümer, Ehrenstellen und Glücksgüter herabregnen lassen, ein Monarch kann geben und nehmen, zusagen und absagen, erheben und niederwerfen. Aber ein Monarch kann weder Weisheit noch Tugend verleihen. Die Willkür selbst wird durch diese verdunkelt.

Wie weise hat es die Vorsehung angeordnet, daß die Güter des Fleißes, der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, die wir uns selbst geben, nicht von uns genommen werden können, während im Gegentheile, was Andere uns schenken, nur ein wesenloser Traum ist, aus dem uns jeder Zufall erwecken kann. Der Zorn Friedrichs mochte Legionen vernichten und Armeen besiegen; aber er war nicht im Stande, mir das Gefühl der Ehre, der Unschuld und ihres süßen Begleiters, des Seelenfriedens zu nehmen, — er war nicht im Stande, mir meine Standhaftigkeit, meinen Muth zu rauben. Ich trotzte seiner Macht, stützte mich auf die Gerechtigkeit meiner Sache, fand in mir selbst Hülfsquellen, die mich befähigten, ihm Widerstand zu leisten, ward endlich wirklich mit Erfolg gekrönt und trat wieder als ein Märtyrer der leidenden Tugend in die Welt.

Seyd daher fleißig, Jünglinge, denn ohne Fleiß läßt sich keiner der Schätze, die ich beschrieben, gewinnen. Eure Arbeit wird sich selbst belohnen; wenn dann Mißgeschick oder sogar Unglück über Euch kommt, so lernt von mir und lächelt. Wenn ihr aber keine solche Proben zu bestehen habt, dann arbeitet dennoch unausgesetzt daran, euch Weisheit zu erwerben, damit ihr in eurem Alter Zufriedenheit und Glück findet.

Die Jahre flogen mir in meinem Kerker dahin wie Tage, jene Augenblicke ausgenommen, wo ich der großen Welt und der Thaten großer Männer gedachte und mein Ehrgeiz daran erwachte; oder wenn ich die Schmach meiner Ketten und das Elend meiner Lage betrachtete und für Befreiung arbeitete, und meine Arbeiten doch so endlos, so wirkungslos sah.

Etwa drei Wochen nach meinem Fluchtversuche stand der gute Gebhard zum ersten Male Schildwache vor mir. Die Schildwache, die sie so sorgfältig aufgestellt hatte, bot in der That die einzige Hoffnung auf Entrinnen, die ich hegen konnte, denn die Hülfe mußte von außen kommen, oder es war unmöglich, zu entfliehen.

Die Anstrengung, die ich gemacht, um frei zu werden, hatte ein zu großes Aufsehen und Unruhe in Betreff meiner erregt, als daß ich von nun an nicht auf's Strengste visitirt worden wäre. War ich ja erst neun Tage eingesperrt gewesen und hatte innerhalb achtzehn Stunden ein Gefängniß fast ganz durchbrochen, das die Berechnung so vieler Köpfe eigens für mich erbaut und mit so außerordentlicher Vorsicht angelegt hatte, daß es allgemein für undurchdringlich galt.

Gebhard hatte kaum seinen Posten eingenommen, als wir freie Muße hatten, uns mit einander zu unterhalten. Wenn ich nämlich mit einem Fuß auf meine Bettstatt stand, konnte ich die Oeffnung erreichen, durch die das Licht eindrang. Gebhard beschrieb mir die Lage meines Gefängnisses, und unser erster Plan war, unter dem Fundamente durchzubrechen, das er hatte legen sehen und das seiner Behauptung nach nur zwei Fuß tief seyn konnte.

Vor Allem brauchte ich nun Geld. Gebhard wurde abgelöst und kehrte nachher mit einem Bogen Papier zurück, den er um einen Draht gebunden hatte und mir durch das Gitter zuschob; ebenso machte er es mit einem kleinen Wachslichte, einem brennenden Schwamm, einem Schwefelholz und einer Feder. Ich hatte nun Licht, und um Tinte zu bekommen, stach ich mich in den Finger und schrieb mit meinem Blut an meinen getreuen Freund, den Kapitän Ruckhardt in Wien. Ich beschrieb ihm meine Lage in wenig Worten, schickte ihm einen Wechsel von 3000 fl. auf meine Revenuen, und bat ihn, 1000 fl. davon auf seine Reise nach Gummern zu verwenden, welcher Ort nur zwei Meilen von Magdeburg entfernt lag. Hier sollte er am 15. August seyn. Gegen Mittag an demselben Tage sollte er mit einem Briefe in der Hand dort spazieren gehen; ein Mann würde ihm begegnen mit einer Rolle Rauchtabak in der Hand und diesem sollte er die 2000 fl. übergeben und dann nach Wien zurückkehren.

Das beschriebene Papier händigte ich Gebhard auf demselben Wege wieder ein, wie ich es empfangen hatte, gab ihm seine Instruktionen, worauf er den Brief durch seine Frau nach Gummern schickte, die ihn sicher auf die Post brachte. Meine Hoffnung stieg mit jedem Tage, und so oft Gebhard auf den Posten kam, spannen wir unsere Projekte weiter. Der 15. August erschien, es stand aber einige Tage an, bis Gebhard wieder die Wache bezog. Oh wie schlug mein Herz, als er nun kam und mir zurief: „Alles geht gut! die Sache ist gelungen!" Abends kam er wieder und wir begannen darüber Rath zu schlagen, auf welche Weise er mir das Geld einhändigen könnte. Da meine Hände an eine Eisenstange gekettet waren, so war ich nicht im Stande, die Fensteröffnung zu erreichen, durch welche Luft herein kam; zudem war sie zu enge. Ich machte daher mit Gebhard aus, daß er, wenn er wieder die Wache beziehe, das Geschäft der Reinigung meines Gefängnisses übernehmen und dann das Geld in den Wasserkrug werfen solle. Dieß ging glücklich von Statten. Wie groß war mein Erstaunen, als ich anstatt 1000, 2000 fl. fand, denn ich hatte ihm erlaubt, die Hälfte als Belohnung seiner Treue für sich zu behalten. Er aber hatte nur 5 Pistolen behalten und beharrte darauf, das sey genug.

Würdiger Gebhard! Dieß that ein pommerischer Grenadier! Wie selten sind solche Beispiele! Dein Name und der meinige seyen auf immer vereinigt! Du sollst leben, so lange man sich meiner erinnern wird. Nie fand ich unter meinen hohen Bekanntschaften ein so edles, so uneigennütziges Herz!

Da ich nun Geld hatte, um meine Absichten nöthigenfalls dadurch fördern zu können, so schickte ich mich an, unter dem Fundamente durchzugraben. Das erste, was zu diesem Ende geschehen mußte, war, daß ich mich meiner Fesseln entledigte. Um dieß in's Werk setzen zu können, versah mich Gebhard

mit zwei kleinen Feilen, und mit Hülfe dieser gelang mir die Arbeit, so schwer sie auch war.

Der Haken des Fußrings war so weit, daß ich ihn einen 1/4 Zoll vorwärts ziehen konnte. Ich feilte das Eisen, das hindurch ging, an der Innenseite an, und je mehr ich davon wegfeilte, desto weiter konnte ich den Haken herabziehen, bis endlich das ganze innere Eisen, durch welches die Ketten gingen, durchschnitten war. Auf diese Weise war ich im Stande, den Ring abzustreifen, während der Haken von außen ganz blieb. Einen Durchschnitt wahrzunehmen, war nicht möglich, da man nur die Außenseite visitiren konnte. Nach unaufhörlichen Anstrengungen gelang es mir endlich, meine Hände so zusammenzudrücken, daß ich sie aus den Handschellen ziehen konnte. Ich feilte sodann die Thürangel ab und machte aus einem von den 1' langen Fußbodennägeln einen Schraubenzieher, womit ich die Schrauben nach Belieben herausnehmen konnte, so daß man zur Zeit der Visitation keine Spur davon zu bemerken im Stande war. Der Reif, der mir um den Leib ging, war nur ein geringes Hinderniß, die Kette abgerechnet, die von meinem Handeisen herabhing. Dieser entledigte ich mich dadurch, daß ich in einen der Ringe eine Oeffnung feilte, die ich zur gehörigen Stunde mit Brod verschloß, welches ich zuerst in meiner Körperwärme trocknete und dann mit rostigem Eisen rieb. Ich hätte gewettet, was man wollte, daß Niemand das Geheimniß dieses Bruches entdeckte, wofern er nicht die Kette Ring für Ring mit einem Hammer beklopfte.

Das Fenster wurde nie genau untersucht. Ich zog daher die zwei Haken aus, durch welche die Eisenstangen an die Wand befestigt waren, und stellte sie täglich, sorgfältig übertüncht, wieder her. Von Gebhard erhielt ich Eisendraht, und machte nun den Versuch, ob ich nicht das innere Gitter nachbilden könnte. Als ich sah, daß es mir ziemlich gut gelang, schnitt ich das wirkliche Gitter ganz weg und stellte dafür ein selbstgemachtes künstliches hin, wodurch ich eine freie Kommunikation mit der Außenwelt erhielt, und mir so frische Luft und alle nothwendigen Werkzeuge, Schwamm und Lichter verschaffte. Damit man das Licht nicht sah, hängte ich meine Bettdecke vor das Fenster, und ich konnte nun ohne Furcht vor Entdeckung arbeiten.

Nachdem Alles so vorbereitet war, ging ich an's Werk. Der Boden meines Kerkers war nicht von Stein, sondern von drei Zoll dicken eichenen Dielen, in drei Schichten über einandergelegt und durch einen 1/2 Zoll dicke und 1 Fuß lange Nägel mit einander verbunden. Sobald ich rund um den Kopf eines Nagels hergearbeitet hatte, bediente ich mich des Loches am Ende der Stange, die meine Hände trennte, um jenen herauszuziehen, und schärfte nun den Nagel auf meinem Grabstein zu einem vortrefflichen Meißel. Ich schnitt sodann mehr als einen Zoll breit durch die Diele, um nach unten arbeiten zu können, und nachdem ich ein Dielenstück, das zwei Zoll unter der Mauer eingelassen war, herausgenommen hatte, schnitt ich es so zu, daß es ganz genau einpaßte. Die schmale Spalte, die es bildete, verstopfte ich mit Brod und streute Staub darüber, so daß jeder Anschein eines Verdachts entfernt blieb. Meine Arbeit unter diesem Brett wurde mit weniger Vorsicht fortgesetzt und ich hatte bald meine 9 Zoll dicken Dielen durchgearbeitet. Unter diesen fand ich einen feinen weißen Sand, auf dem die Sternschanze erbaut war. Meine Späne vertheilte ich sorgfältig unter den Brettern. Bekam ich nun keine Hülfe von außen, so konnte ich nicht weiter arbeiten; denn das Graben war nutzlos, wofern ich nicht den Schutt fortschaffen konnte. Gebhard versah mich mit einigen Ellen Tuch, aus denen ich lange enge Säcke machte, diese mit Erde vollstopfte und sie ihm durch die Eisenstangen hinausschob; so oft er dann auf dem Posten war, streute er den Inhalt umher oder nahm ihn mit.

Da ich nun unter dem Boden Raum zum Aufbewahren von mehr Instrumenten hatte, ließ ich mir auch welche geben, sowie ein Paar Pistolen, Pulver, Kugeln und ein Bajonnet. Bald entdeckte ich, daß das Fundament meines Kerkers statt zwei, vier Fuß tief versenkt war. Zeit, Arbeit und Geduld waren daher im höchsten Grade nothwendig, um ungehört und unentdeckt ausbrechen zu können; doch es gibt wenige Dinge, die unmöglich sind, wenn es nur nicht an Willenskraft fehlt.

Das Loch, das ich zu machen hatte, mußte also vier Fuß tief und so weit seyn, daß ich darin knieen und sitzen konnte. Der Umstand, daß ich, um arbeiten zu können, mich auf den Boden niederlegen mußte, das beständige Bücken, um die Erde herauszuwerfen, sowie der enge Raum, in dem das Alles geschehen mußte, machte mir unglaublich viel zu thun; und wenn die tägliche Arbeit vollendet war, mußten die Dinge alle wieder an Ort und Stelle gebracht und meine Ketten wieder angelegt werden, was allein einige Stunden in Beschlag nahm. Am meisten halfen mir hiebei meine Wachslichter; da aber Gebhard alle vierzehn Tage nur einmal auf den Posten kam, so verzögerte sich mein Werk ungeheuer. Es war den Schildwachen bei Todesstrafe verboten, mit mir zu sprechen, und ich fürchtete einen Verrath zu sehr, als daß ich es gewagt hätte, nach einem weitern Helfer zu spüren.

Da ich keinen Ofen hatte, so litt ich in diesem Winter viel von der Kälte. Doch war mein Herz fröhlich, denn ich sah ja die Möglichkeit der Freiheit vor mir, und Alle wunderten sich, mich bei so guter Laune zu finden.

Gebhard brachte mir auch Lebensmittel, besonders Würste und gesalzenes Fleisch, was meine Kräfte sehr stärkte; und wenn ich nicht mit Graben beschäftigt war, schrieb ich Satyren und Verse. So verging die Zeit und ich war selbst im Gefängniß zufrieden. Während ich ganz in Sicherheit eingelullt war, geschah plötzlich Etwas, was fast unglaublich erscheinen wird, und das um ein Haar alle meine Hoffnungen zu Nichte machte.

Gebhard hatte mit mir gearbeitet und wurde am Morgen abgelöst. Als ich das Fenster, das ich dabei immer hinwegthun mußte, wieder an seinen Platz stellen wollte, fiel es mir aus der Hand und drei von den Glasscheiben zerbrachen. Gebhard, wußt' ich, konnte nicht zurückkommen, bis die Wache wieder abgelöst wurde; ich hatte daher keine Gelegenheit, um mit ihm zu sprechen oder wegen der Herstellung eine Verab-

redung zu treffen. Beinahe eine Stunde lang überlegte und zögerte ich; denn sobald man das zerbrochene Fenster sah, das ich ja unmöglich in meinen Fesseln erreichen konnte, mußte man auch genauer nachvisitiren und auch das falsche Gitter entdecken.

Ich faßte daher einen raschen Entschluß und sprach ohne Weiteres mit der Schildwache, die sich eben mit Pfeifen unterhielt. „Mein lieber Bursche," sagte ich, „habe Mitleid mit mir, oder vielmehr mit Deinen Kameraden, die gewiß erschossen werden, wenn Du mir meine Bitte verweigerst. Ich will Dir dreißig Pistolen durch das Fenster werfen, wenn Du mir einen kleinen Gefallen thun willst." — Er schwieg einige Augenblicke, und erwiderte endlich mit leiser Stimme: „Haben Sie denn Geld?" Ich zählte sogleich dreißig Pistolen und warf sie ihm durch das Fenster zu. Er wollte wissen, was er für mich thun sollte; ich erzählte ihm meine Verlegenheit und gab ihm die Größe der Scheiben in Papier. Der Mann war glücklicherweise ebenso klug als kühn. Er verschaffte mir das Glas; ich machte es in das Fenster und Alles war in Ordnung.

Aber ein zweiter Brief, den ich nach Gummern beförderte, um von dort an meinen Korrespondenten in Wien geschickt zu werden, wurde unglücklicherweise entdeckt und ich in Folge dessen vom Prinzen Ferdinand selbst visitirt, der mich befragte, auf welchem Wege ich denselben aus der Garnison geschafft habe. Ich schwieg. Keinerlei Drohungen vermochten mich zu einem Geständnisse zu bewegen.

Nun wurden die Schildwachen verdoppelt; und bald darauf, als der größte Theil der Garnison in's Feld rückte und ein neuer Gouverneur, Namens Borck, ernannt wurde, belud man mich noch mit einem mächtigen eisernen Halsband, das mit Ketten an meine Knöchel befestigt war. Meine Lage wurde jetzt wahrhaft beklagenswerth. Das ungeheure Eisen um den Nacken schmerzte mich und verhinderte mich an jeder Bewegung. Zudem durfte ich es noch nicht wagen, mich der hängenden Ketten zu entledigen, bis ich erst einige Monate sorgfältig beobachtet hatte, wie sie dieselben bewegten und welche Theile sie für vollkommen sicher hielten. Die Ketten, die von meinem Halsband herabgingen, mußte ich zuerst mit der einen und sodann mit der andern Hand halten; denn hätte ich sie hinten hinabhängen lassen, so würden sie mich erwürgt haben, und nach vornen gehängt, verursachten sie mir heftiges Kopfweh. Wenn ich mich auf den Ellbogen stützte, so hielt die Stange zwischen meinen Händen die eine derselben nieder, während ich mit der andern die Kette hielt. Dieß erschöpfte meine Muskeln und verhinderte die Cirkulation des Blutes so sehr, daß meine Arme sichtlich schwanden. Man kann sich leicht denken, wie wenig Schlaf ich in einer solchen Lage genießen konnte; endlich erlagen Körper und Geist dieser Häufung von Qualen, und ich verfiel in ein hitziges Fieber.

Der Tyrann Borck war unerbittlich; er wünschte meinen Tod zu beschleunigen, um so seiner Unruhe und Angst ledig zu werden. Wie tief mußt' ich empfinden, in welch einer elenden Lage sich ein kranker Gefangener befindet, dem kein Bett, keine Erquickung, keine menschliche Hülfe zu Theil wird. Vernunft, Stärke, Heldenmuth, alle edlen Eigenschaften der Seele schwinden dahin, wenn die Körperkräfte kranken. Und noch jetzt erregt, ja entflammt die Erinnerung an meine Leiden in jenen furchtbaren Momenten mein Blut so sehr, daß ich fast unfähig bin zu beschreiben, wie mir damals war.

Und dennoch hatte die Hoffnung mich noch nicht ganz verlassen. Eine Freilassung erschien möglich, besonders wenn es Friede würde. So trug ich vielleicht, was kein anderer Mensch ertrug, während ich doch Pistolen und ähnliche Beförderungsmittel besaß.

Ich blieb etwa zwei Monate lang krank und war endlich soweit herabgebracht, daß ich kaum noch die Kraft hatte, den Wasserkrug zu meinem Munde zu heben. Kann man sich eine Vorstellung von den Leiden eines Menschen machen, welcher zwei Monate lang in einem feuchten, dunkeln, schrecklichen Kerker auf dem nackten Boden zubringen mußte, ohne Bett oder Strohlager, alle Glieder so furchtbar belastet, ohne eine andere Erquickung als Kommißbrod, ohne auch nur einen Tropfen Fleischbrühe, ohne Arzt, ohne tröstenden Freund, ohne andere Aussicht, als daß die Natur ihn endlich aus diesen Nöthen befreie!

Meine Leiden rührten mehrere Offiziere der Garnison; sie besuchten mich hie und da im Geheimen und brachten mir allerhand kleine Luxusartikel, um mich einigermaßen zu trösten. Einer von ihnen, ein Lieutenant Sonntag, verschaffte mir die Mittel, um mich aller meiner Fesseln zu entledigen, und belehrte mich über die Lage meines Kerkers. Ich erfuhr von ihm, daß wenn ich 37 Fuß durchminiren könnte, ich frei seyn würde. Das Unternehmen wurde durch die Natur des Bodens, der aus einem feinen weißen Sande bestand, unterstützt. Auf diese Weise würde ich in die Gallerie gelangen, wo ein Thor offen stehen sollte, sobald ich zur Flucht bereit wäre.

Sobald ich mit Werkzeugen und Licht versehen war, begann ich meine Arbeiten und setzte sie sechs Monate lang fort. Die größte der Schwierigkeiten bestand darin, daß ich alle Tage den aufgelockerten Sand aus dem Loche herausschaffen und wieder hineinbringen mußte, um eine Entdeckung zu vermeiden; doch dieß überwand ich und legte täglich den Boden wieder so sauber hin wie vorher. Einmal wurde meine unterirdische Arbeit von einer Schildwache gehört und sie setzte den Offizier der Wache davon in Kenntniß; ehe die Patrouille aber meine Zelle erreichte, hatte ich glücklicherweise Alles wieder in Stand gestellt und blieb somit unentdeckt. Endlich kam der Tag, wo ich ausbrechen sollte; aber dieselbe Schildwache war wieder auf dem Posten und hörte mich zum zweiten Mal. Da sie ärgerlich darüber war, daß man das erste Mal ihre Aussage bezweifelt hatte, meldete sie wieder, daß sie ein seltsames Geräusch unter dem Boden vernommen habe. Jetzt wurden meine Arbeiten wirklich entdeckt und Alles war umsonst gewesen!

Mein grausames Schicksal wurde bald durch eine neue Erfindung verschlimmert; mein unmenschlicher Kerkermeister Borck gab den Befehl, daß man mich am Schlafe hindern und die Schildwachen mich jede Viertelstunde anrufen und wecken sollten. Dieser furchtbare Befehl wurde alsbald in Ausführung

gebracht. Dieß war in Wahrheit eine Strafe, die über die Natur ging! Doch lehrte mich die Gewohnheit endlich im Schlafe Antwort geben.

Vier Jahre lang dauerte diese unerhörte Grausamkeit! Der edle Landgraf von Hessen-Kassel machte ihr endlich ein Jahr vor meiner Freilassung ein Ende und ich durfte nun wieder einen ruhigen Schlaf genießen.

Eine neue und bessere Wendung trat in meinem Schicksal ein, als Borck abberufen und Reifmann zum Gouverneur ernannt wurde. Ich durfte jetzt mehr Licht und Luft genießen, was ich dazu benützte, daß ich Figuren und Verse mit einem Nagel in die zinnernen Becher ritzte, in denen man mir mein Essen brachte. Die Uebung machte mich in dieser Art Graviren außerordentlich geschickt, und meine Becher erfreuten sich einer sehr starken Nachfrage unter den Kuriositätensammlern.

Auf einem derselben, der, wie ich erfuhr, in Wien großes Aufsehen gemacht hatte, hatte ich einen Vogel in einem Käfige eingegraben, der von einem Türken gehalten wurde. Folgende Inschrift stand dabei: „Der Vogel singt selbst im Sturm; öffnet sein Käfig, ihr Freunde der Tugend, brecht seine Fesseln, und seine Gesänge sollen das Ergötzen eurer Wohnsitze seyn!“

Ich arbeitete so emsig an diesen Bechern, daß ich Gefahr lief, wahnwitzig oder blind zu werden; doch setzte ich die Arbeit fort, denn sie gewährte mir einen Trost in meinem Gram; zudem wollte Jedermann ein solches Denkzeichen meiner Haft haben. Mein Schmerz bei diesen Arbeiten ward durch den beständigen Druck des mächtigen Eisenrings um meinen Hals noch vermehrt, so daß ich eine Zeitlang dieses selbst auferlegte Geschäft aufgeben mußte. Noch ein weiteres Unglück betraf mich, indem ich einen Gefährten verlor, von dem ich bis jetzt noch nichts erwähnt habe. Ich hatte zwei Jahre vorher eine Maus so zahm gemacht, daß sie um mich her spielte und von meinem Munde fraß; auch lernte sie im Lauf der Zeit verschiedene kleine Possen, die dazu beitrugen, mich in meiner Einsamkeit zu zerstreuen. In einer Nacht war sie mehr als gewöhnlich lustig. Sie tanzte auf einem hölzernen Teller herum, und da ich zugleich mit ihr sprach, so zog der vermischte Lärm die Aufmerksamkeit der Schildwache auf sich. Sie rief daher die Offiziere der Wache herbei, und diese thaten den Ausspruch, daß in meinem Gefängnisse nicht Alles richtig sey. Bei Tagesanbruch erdröhnten die Thüren; der Platzmajor, ein Schmied und ein Maurer traten ein. Man hielt eine strenge Nachforschung; Fußboden, Mauern, Ketten und meine eigene Person wurden sämmtlich auf's Genaueste visitirt; aber vergebens. Sie fragten nun, woher der Lärm käme, den sie gehört. Ich erwähnte meiner Maus und pfiff derselben; sie kam und hüpfte mir auf die Schulter. Sollte man es glauben? Man beraubte mich selbst der Gesellschaft dieses Thierchens! Ich bat dringend, man möchte wenigstens ihr Leben verschonen. Der Offizier von der Wache gab mir sein Ehrenwort, daß er sie einer Dame übergeben würde, wo man sie mit der höchsten Zartheit behandeln würde. Mein armes Mäuschen wurde mir also genommen und der Dame gegeben, aber es fühlte sich nicht glücklich bei seinen neuen Freunden. Es wurde in ein Käfig gesperrt, wo es sich abhärmte und das Futter versagte; nach wenigen Tagen fand man es todt.

Der Verlust dieses kleinen Freundes machte mich eine Zeitlang ganz melancholisch. Ich ersann wieder einen Plan zu meiner Befreiung, doch dießmal ersparte man mir den Versuch. Schon bei der Beendigung des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen hatte ich erwartet, meine Freiheit zu erhalten. Nun war der Friede bereits seit neun Monaten abgeschlossen und ich war noch immer Gefangener. Hatte man mich vergessen? Endlich jedoch, als ich bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, kam der Tag der Freiheit. Auf der Parade erschien der Graf Schlieben, Lieutenant bei der Garde, und brachte den Befehl meiner Freilassung. Das war eine freudige Nachricht! Meine Ketten wurden aufgehauen, und ich war frei.

Dieß geschah am 24. Dezember 1763. Ich war in Magdeburg 9 Jahre, 5 Monate und 11 Tage eingekerkert gewesen; wenn man dazu die 17 Monate Haft in Glatz rechnet, so macht es im Ganzen 11 Jahre. So war der Frühling meines Lebens — die schönsten Stunden in diesem Tage des Menschen — in feuchter Kerkerluft dahingeschwunden! Und weßhalb? Wegen eines imaginären Verbrechens — wegen eines Vergehens, über das man mich nie verhört hatte, und an dem ich völlig unschuldig war.

Schluß.

Trenck wurde unter der Bedingung frei gelassen, daß er nie wieder den Fuß auf preußisches Gebiet setzen wollte. Man brachte ihn demgemäß nach Prag. Von dort reiste er nach Wien, um wieder in den Besitz seiner Güter zu treten. Da er aber nur geringen Erfolg hatte und nebenbei seine Gesundheit sehr litt, so begab er sich nach Aachen, um die dortigen Wasser zu gebrauchen. Hier ließ er sich sofort nieder und heirathete im Jahr 1765 die Tochter des Stadtbürgermeisters.

Literatur, Politik und Weinhandel beschäftigten nun abwechslungsweise Trenck's immer thätigen Geist. Er schrieb ein Stück, betitelt: „Der macedonische Held“, dessen Absicht war, den Charakter Friedrichs, seines Unterdrückers, zu entlarven; auch gab er ein Wochenblatt heraus, das den Titel: „Der Menschenfreund“ führte. Im Jahr 1772 begann er eine Zeitung in Aachen, die er eine Zeitlang mit nicht unbedeutendem Erfolge trieb. Da er in seinem Weinhandel nicht glücklich war, ging er nach England. Von dort kehrte er nach Oesterreich zurück, wo er von der Kaiserin Maria Theresia mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen wurde, die auch seiner Frau eine Pension aussetzte, welche diese bis zu dem Tode der Fürstin genoß. Trenck zog sich jetzt auf sein Schloß Zwerbach in Ungarn zurück, wo er sich sechs Jahre lang dem Landbau widmete. Er veröffentlichte auch verschiedene Werke in Prosa und in Versen, sowie eine Geschichte seines Lebens. Als der König von Preußen im Jahr 1786 starb, sah sich Trenck im Stande, sein Vaterland wieder zu besuchen, was er auch im Jahr 1787 nach einer Verbannung von 42 Jahren that. Bei dieser Gelegenheit soll die Prinzessin, der er theilweise sein Unglück zuzuschreiben hatte, und die nun eine be-

jahrte Dame war, ihre warme Theilnahme an den Verlusten und Entbehrungen ausgedrückt haben, deren unglückliches Opfer er geworden war.

Gerne möchten wir nun das Leben dieses unglücklichen Mannes mit einem erfreulicheren Ereignisse schließen; allein auch das ist uns nicht gestattet. Bei seinem heftigen und rücksichtslosen Temperamente umfaßte er die revolutionären Lehren, die im Jahr 1789 in Frankreich herrschend wurden, mit Feuer, und fiel deßhalb bei der österreichischen Regierung in Ungnade. Gegen das Ende des Jahres 1791 besuchte er Frankreich. Der Zeitpunkt war im höchsten Grade ungünstig. Anstatt Freunde zu finden, wurde er als geheimer Emissär des Königs von Preußen denuncirt, und zu St. Lazare eingekerkert. Da durchaus kein Beweis für diese lächerliche Beschuldigung vorlag, war man eben im Begriff, ihn frei zu lassen, als er wegen Theilnahme an einer Verschwörung im Gefängnisse angeklagt und dieses Vergehens halber am 25. Juli 1794 guillotinirt wurde. Dieß war das traurige Ende des Barons Trenck. Anfangs ein Dulder unter dem Despotismus eines Monarchen, fiel er endlich als das Opfer eines ebenso gefährlichen als hassenswerthen Princips, einer wilden und zügellosen Demokratie. Ueber alle Häupter hinweg ragte seine riesige Gestalt; sein greises Haar flatterte um das energische Antlitz. Welche Gedanken wogten durch sein Gehirn?

„Bleib Er bei mir, ich will etwas Großes aus Ihm machen," hatte Friedrich der Große 1749 zu ihm gesagt.

Da fiel Boucher's Haupt. Er war der Vorletzte.

Die Reihe kam an Trenck. Festen Schrittes ging er auf das Schaffot zu; die Stufen der Treppe knirschten unter seinen gewichtigen Schritten. Oben angelangt übersah er die Menge.

„Franzosen!" rief er, „wir sterben unschuldig. Unser Tod wird gerächt werden durch Euch — stellt die Freiheit her, indem Ihr die Ungeheuer opfert, die sie schänden."

Schnell warf er sich in die Maschine. Blitzend fuhr das Beil herab, und in den Sack des Henkers rollte das Haupt des unglücklichen Abenteurers.

Dreißig Köpfe waren in fünfzehn Minuten gefallen.

Auseinander stob die Zuschauermenge.

Wie ein Oceanbrausen schallte donnernd durch die Lüfte der Ruf: „Vive la Nation!"

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Der Neujahrsmorgen kam, und Gustav ging mit Margarethen nach dem Franke'schen Haus auf dem Singel, um dem Kaufherrn, welcher seine Schwester so freundlich aufgenommen hatte, seine Gratulation abzustatten und zugleich Leonien abzuholen, damit sie sich dem Großonkel Wagner vorstelle. Herr Franke empfing Gustav und seine Verlobte mit solchem Wohlwollen, daß beide schon daraus abnehmen konnten, wie sehr er Leonien schätzen gelernt habe, und als er nun gar Eliza herbeiholte, um ihr Margarethen vorzustellen, und das blinde Mädchen auf die herzlichste Weise Margootje willkommen hieß und seinen Vater bat, Jongvrouw Voogd doch zu häufigerem Besuche einzuladen, da Leonie ihr so viel Liebes und Schönes von der künftigen Schwägerin erzählt habe; als sie sodann Grietje's beide Hände erfaßte und sie bat, doch ja recht häufig zu kommen und ihr zu erlauben, daß sie, Eliza, Leonien begleite, wenn sie ihre Besuche droben an der Leyd'schen Poort abstatte, — da war Margarethe bis zu Thränen gerührt und schloß die unglückliche Blinde auf das innigste an ihr warmes Herz.

„Halten Sie mich nicht für selbstsüchtig, mein liebes Fräulein, wenn ich Sie recht herzlich bitte, mir heute Leonien nicht zu lange aufzuhalten, bitte!" flüsterte Eliza dann schüchtern und kindlich naiv; „sehen Sie, wie sie mich verwöhnt hat — ich kann sie schon nicht mehr missen!" Und als die Besucher mit Leonien fortgegangen waren, fiel Eliza ihrem Vater um den Hals und rief: „Ach, lieber Papa! Du hast mir in Leonien das herrlichste Weihnachtsgeschenk gemacht, das ich jemals Deiner Güte verdanke! Leonie ist mir ein rechter Himmelssegen, denn seit sie mit mir zusammen lebt, ist mir gleichsam eine neue Welt aufgegangen."

— „Und Du möchtest wohl, mein liebes Kind, daß sie auf längere Zeit bei uns bliebe?" fragte Herr Franke zärtlich, denn die herzliche Freude der Blinden, die er sonst immer in jener stillen wehmüthigen Apathie des nach innen Versunkenseyns zu sehen gewöhnt war, that ihm in der innersten Seele wohl.

„Wie magst Du nur fragen, lieber Papa? Könnt' ich es, so fesselte ich sie auf länger und machte sie zu meiner Schwester," sprach Eliza; „aber ich weiß ja, daß meine liebe Leonie noch Eltern und Geschwister hat, die ein näheres Anrecht an sie haben. Auch darf man ja sein Herz nicht ganz an solche Dinge hängen, damit man durch einen Verlust nicht allzu sehr enttäuscht werde. Allein dieß Eine würde mir eine große Gnade vom Himmel seyn, lieber bester Papa, wenn es mir vergönnt wäre, Leonie nur so lange um mich zu behalten, bis ich gelernt hätte, was sonst Mädchen meines Alters wissen, bis ich meine Altersgenossinnen eingeholt haben würde. Ach, es wäre dann wenigstens der Grund gelegt, auf dem ich mein inneres Leben fortbauen könnte."

— „Sey ohne Sorgen, mein liebes Herz, ich werde heute noch mit Fräulein Heffter reden, und sie bestimmen, daß sie wenigstens für einige Jahre bei uns bleibe ...."

„Das heißt, lieber Papa, soweit es ihren übrigen Pflichten keinen Abbruch thut," fiel ihm Eliza in ihrer uneigennützigen, selbstlosen Weise in's Wort; „ach, das wäre eine hohe Gnade vom Himmel, und sollte mir das begonnene Jahr zum segensreichsten meines Lebens machen!" Und damit schlang das blinde Mädchen seine Arme um den Hals des Vaters und weinte stille dankbare Freudenthränen an seinem Halse, und dem reichen Handelsherrn ward ganz eigenthümlich zu Muthe: er fühlte sich mitten in seinem Reichthum und Luxus so arm und hülflos, wenn er bedachte, daß all sein Geld und Gut dem

Kinde den unentbehrlichsten aller Sinne nicht wieder verleihen noch Eliza das geben könne, was jedes gesunde Bettelkind vor ihr voraus hatte; und doch lag wiederum für den Vater der Unglücklichen ein ganz unbeschreiblicher Trost darin, daß sein Kind in sich und aus sich selbst jene Ergebung gefunden, die ihm sein herbes unverschuldetes Loos erträglich machten. —

Mittlerweile waren Margarethe, Leonie und Gustav in eines jener niedrigen landesüblichen Miethfuhrwerke gestiegen, welche man in Amsterdam Brummer nennt, und nach der Wohnung des Herrn Gottlieb Wagner gefahren. Der alte Herr empfing soeben die Glückwünsche seiner Untergebenen, des Comptairpersonals der Herren Hendrik Haring en Zaanen, und auf dem Flur warteten der alte Adam Romp, der Kassendiener, und einige der übrigen Bediensteten der genannten Firma, bis die Reihe des Gratulirens an sie käme. Adam beeilte sich, dem Großneffen seines Prinzipals den üblichen Neujahrswunsch darzubringen, und heftete verwunderte Blicke auf die beiden hübschen jungen Damen, welche er in Herrn Heffters Gesellschaft erblickte.

„Nun, mein ehrlicher Alter, wie gefallen Ihnen meine Begleiterinnen?" fragte ihn Gustav freundlich. „Sehen Sie, diese hier, Jangvrauw Margareth Voogd, ist meine Verlobte, und diese hier ist meine Schwester Leonie Heffter, welche seit Kurzem hier in Amsterdam als Gouvernante und Gesellschafterin einer jungen Dame aus dem Kaufmannsstande lebt. Und dieser biedere Alte hier, meine Lieben," wandte Gustav sich an die beiden jungen Damen, — „ist Mynheer Adam Romp, seit einem Menschenalter der vertraute und vertrauenswürdige Kassendiener des ehrenwerthen Hauses Haring en Zaanen und die rechte Hand unseres werthen Großonkels. Ich empfehle diese beiden jungen Mädchen Ihrem besondern Schutz und Wohlwollen, mein lieber Romp!"

— „Sie scherzen wieder einmal, Herr Heffter!" lächelte der Alte gutmüthig; „hat sich 'was von Protektion und Wohlwollen bei mir, der ich nur eine so untergeordnete Stelle im Hause bekleide."

„Bah, lieber Alter, wir überschätzen Ihren Einfluß nicht," versetzte Gustav munter. „Ich weiß, Sie haben das Ohr unseres guten Großonkels und meinen es treu und redlich mit ihm, und da ist es nur unsere Pflicht, sowohl dieß dankbar anzuerkennen, als uns Ihrer speziellen Fürsprache zu versichern. Die Gunst der Kleinen ist auch nicht zu verachten."

— „Immer lustig und schalkhaft, Mynheer! na, Sie wissen ja, Herr Heffter, daß ich für Sie durch's Feuer ginge wie für den alten Herrn und daß, wenn es auf Adam Romp ankäme, Sie längst wie ein eigen Kind hier im Hause säßen! — Wie kommt es aber, daß ich noch nie von Mynheer Wagner etwas über die Jungfer Liebste von Herrn Gustav Heffter gehört habe?"

„Einfach daher, daß ich meine Verlobung dem Großonkel erst vor wenigen Tagen anzeigte und daß er damit nicht ganz zufrieden ist," erwiderte Gustav. „Jangvrouw Voogd ist ihm nicht hübsch und reich genug; was meinen Sie, Adam?"

„Na, Sie spaßen wieder einmal, Herr — solch eine schmucke, liebenswürdige Jungfrau!" . . . .

„Ah, siehst Du, Margaatje, mein alter Freund hier wird noch galant!" rief Gustav; „und denken Sie sich, Adam, auch nicht vornehm genug ist mein süßer Schatz hier in den Augen des Großoheims, und doch gehört sie einer Familie an, die in Ihren Augen gewiß nichts zu wünschen übrig läßt. Sie kennen doch den Herrn Kornelis van der Doos, den Buchhalter von . . . ."

„Goldmanns? Ah, ob ich den kenne, Herr!" fiel ihm Romp mit fröhlicher Ueberraschung in die Rede; „seit dreißig, vierzig Jahren kennen wir uns und treffen uns nie, ohne daß Herr van der Doos ein Prischen mit mir nimmt und mir eine seiner Cigarren verehrt! Ein herzlieber, wackerer alter Herr! Und der ist Ihr . . . ."

„Mein Oheim, mein lieber alter Oheim, der mich als Waise zu sich genommen und erzogen hat und an dem ich mit ganzer Seele hänge!" rief Grietje mit leuchtenden Augen und drückte dem alten Kassendiener die Hand; „wie freut mich, daß Sie meinen lieben Onkel so genau kennen und ehren! ich bin Ihnen dafür auch von Herzen gut!"

Der alte Adam Romp lächelte seelenvergnügt und drückte Margaatje's kleines Händchen zwischen seinen derbknochigen schwieligen Fingern. „Ich sehe nun, wie alles kommen wird," sprach er und seine freudigen Blicke flogen von einem der beiden Mädchen zum andern; „es wird bald eine Hochzeit im Hause geben, und Mynheer Wagner wird Ihnen, Herr Heffter, und der jungen Frau Liebsten das obere Stockwerk einräumen und Sie werden hier einziehen und Herrn Wagner's Stelle im Geschäft einnehmen und das andere Fräulein hier wird dem alten Herrn die Wirthschaft führen, wenn er sich zur Ruhe setzt, und ihn auf sein Landhaus begleiten, wenn er Sommers auf seinem Gute lebt, und der alte Herr wird dann einen solch geselligen, freundlichen und heitern Lebensabend haben, daß ihn ein Erbstatthalter oder Bürgermeister darum beneiden könnte. Ah, wie mich das freut, wenn Mynheer Wagner nicht mehr von den herrschsüchtigen und ungehobelten Wirthschafterinnen abhängt, die ihm über den Kopf gewachsen sind, sondern sein eigen Blut um sich hat! Mein' Seel', Herr Heffter, ich bin ja nur ein einfacher armer Mann, aber ich hab' mir schon oft gesagt, wenn ich daheim bei meinem Nietje und den Kindern sitze, daß ich fürwahr mit dem alten Herrn nicht tauschen würde!"

„Das glaub' ich Ihnen, mein guter Alter," entgegnete Gustav; „und in diesem Stücke sind Sie auch unbedingt reicher als mein Herr Großonkel. Allein der schöne Traum, welchen Sie soeben zum Besten gegeben haben, wird trotz alledem immer nur Traum bleiben, wie einfach und natürlich er auch aussieht und wie leicht er auch zu verwirklichen wäre; wir haben uns im Stillen wohl auch schon mit ähnlichen Gedanken getragen, aber unsere Gedanken sind nicht Großonkels Gedanken!"

„Oh, das ist ja kaum möglich!" rief Adam Romp ganz überrascht, hielt aber augenblicklich inne und nahm eine be-

scheidene demüthige Haltung an, denn die Thüre von Herrn Wagers „Salet" oder Empfangszimmer ging auf, und heraus kam das gesammte Comptoirpersonal der Firma Haring en Zoonen, den sehr trockenen Herrn Laurens Delfts an der Spitze, welcher im Vorbeigehen Gustav freundlich grüßte und einen Blick voll neugierigen Interesses auf die beiden jungen Damen warf. — „Die Reihe ist an Ihnen, Herr Heffter!" sagte Romp und trat an die Thüre um diese zu öffnen.

Gustav und die beiden Mädchen trafen den Großonkel Gottlieb in seinem wohldurchwärmten Empfangszimmer schon im schwarzen Frack und Beinkleid, weißer Weste und Halsbinde, ganz à quatre épingles, mit einer sehr ernsten würdevollen Miene, die allerdings nebstdem auch noch etwas Hartes und Mürrisches hatte. Er saß mit dem Rücken nach dem Fenster, einen grünen Taffetschirm über den Augen, welcher durch die dunkelblauen Gläser seiner Staarbrille verhüllt wurden, was seine Mienen nicht eben freundlicher machte. Gustav eilte zunächst auf ihn zu, ergriff seine Hand und brachte ihm in wohlgesetzter, etwas ceremoniöser Weise nach niederländischer Landessitte den üblichen Glückwunsch dar, dem er dann nach einige herzliche Worte in deutscher Sprache hinzufügte, worauf er erst die beiden Mädchen dem alten Herrn vorstellte. Margarethe kannte den üblichen Brauch zu gut, um nicht ebenfalls in einigen blumenreichen und ziemlich schwülstigen Phrasen ihre Gratulation darzubringen, bevor sie die welke hagere Hand des halb vertrockneten schattenhaften Männchens küßte, was Herr Wagner ebenfalls in wohlgesetzten holländischen Worten erwiderte.

In Leonien aber stürmte und gährte es in diesem Moment allzu sehr, als daß sie sich wohlgeordneter, kühlverständiger Phrasen hätte bedienen können, während sie zum ersten Male dem Manne gegenübertrat, welcher der nächste Verwandte ihrer Mutter war und in dessen Hand es lag, Wahl und Weh über ihren Vater zu verhängen. Als sie seine heiße trockene Hand ergriff und an ihre Lippen zog, fand sie überhaupt nicht sogleich Worte. Durch Thränen hindurch, welche ihr in die Augen schossen, sah sie in die kalten, regungslosen, feierlich-ernsten Züge eines unschönen verfallenen blassen Gesichts, und die großen dunkelblauen Brillengläser erschienen ihr wie die leeren Augenhöhlen eines Todtenschädels, und ein unsägliches Gefühl von Bangigkeit überkam sie, daß sie sich nicht sogleich zu fassen wußte.

„Gott segne Sie für und für, lieber Großonkel!" stammelte sie. „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß der liebe Gott Ihnen in diesem neuen Jahre alles Gute und Liebe schenken und sich Ihrer nach dem ganzen Umfange seiner Gnade und Ihrer Bedürfnisse annehmen möge! .... Der Himmel schenke Ihnen Gesundheit und Frieden und Freude, uns aber Ihr Wohlwollen .... Dieß ist der Wunsch und die innige Bitte unser Aller, namentlich aber meiner lieben herrlichen Mutter, deren Grüße Ihnen zu bestellen ich schon seit Wochen sehnlichst gewartet habe! Und da wir, nämlich meine Eltern und Geschwister und ich, dieses Jahr besonders ernst und unter den bängsten Aussichten antreten, so möge der liebe Gott uns Ihr Herz öffnen, mein theuerster Großonkel, damit wir an Ihnen einen Freund und Beschützer, ein Werkzeug der göttlichen Gnade und Hülfe finden, um welche wir Tag und Nacht so innig flehen! .... O mein theuerster Herr Großonkel, lassen Sie mich an diesem Tage eines Jahres, welches für uns so viele schwere Stunden der Prüfung bringen kann, auf meinen Knieen Sie anflehen, daß Sie versöhnlich und in christlicher Milde sich unser Aller annehmen und den alten Groll vergessen, weil wir ja Alle der Gnade bedürfen! Lassen Sie mich nicht ohne ein Wort des Trostes von dieser Stelle aufstehen!"

Leonie war vor ihm auf die Kniee gesunken, hielt seine zitternden Hände fest und blickte so innigst beweglich zu ihm empor, daß er ein Stein hätte seyn müssen, wenn er nicht eine menschliche Rührung gefühlt hätte. Die Thränen einer Frau sind ja immer rührend, und nun erst die Thränen eines schönen Mädchens, das so ernst und zutraulich, so ganz unter dem Eindruck der tiefstgehenden innern Ergriffenheit, so ganz aus dem innersten Grunde seiner Seele sprach.

„Steh' auf, mein Kind, fasse Dich!" stammelte er. „Ich liebe solche Scenen nicht; sie greifen mich allzu sehr an .... Werden ja sehen, was sich thun läßt, wann erst die rechte Zeit zu einer Hülfe gekommen ist .... Setzt euch, Kinder! laßt uns ruhig plaudern! Muß euch ja erst noch genauer kennen lernen! ...."

Es währte indeß geraume Zeit, ehe eine Unterhaltung in Gang kam. Alle waren mehr oder minder gerührt von dem Auftritt, wozu Leonien die lebhafte Erinnerung an die Lage ihrer fernen Eltern hingerissen hatte. Allein mittlerweile verfehlten weibliche Anmuth und Liebenswürdigkeit ihren Eindruck auf den alten Herrn nicht. Er vergaß beim Anblick der frischen hübschen Margarethe und ihres muntern Geplauders, ihrer frischen Reize, ihrer geistvollen lebhaften Augen und ihres graziösen und bescheidenen sittlichen Benehmens, daß sie eine Tischlerstochter sey, und er gestand sich vielleicht im Stillen, man müsse Gustav einigermaßen entschuldigen, daß er sich von soviel Anmuth und Lieblichkeit habe fesseln lassen, obschon es immerhin eine Thorheit bleibe, ohne Rücksicht auf Geld zu freien. Der Großonkel betrachtete dann auch Leonien und behauptete, sie gleiche ihrer Mutter ungemein, sey ganz so wie er diese vor mehr als dreißig Jahren gesehen habe.

„Und wie lange bist Du schon hier, meine Liebe?" fragte er dann; „wie? schon mehr als drei Wochen? und Du hast mich noch nicht besucht?"

— „Durft' ich denn, lieber Großonkel?" erwiderte Leonie halb vorwurfsvoll; „sagten Sie nicht zu Gustav, Sie wollten ...."

„Dein Bruder hat mich mißverstanden, liebes Kind," erwiderte der alte Herr schnell; „er kam vielleicht gerade zu einer Stunde, wo ich übel gelaunt, verstimmt war, wie es bei Kranken geht. Du hättest aber dennoch mich besuchen sollen, wie es Deine Pflicht war!"

„Ich mache mir es jetzt auch zum Vorwurf, lieber Großonkel!" sagte Leonie. „Sie haben ganz recht, ich hätte mich

durch keinerlei Rücksichten abhalten lassen, hätte sogar eine Abweisung riskiren sollen, um Ihnen die Gelüste meiner Mutter zu bestellen. Ich hatte es mir so schön ausgedacht, mit Ihnen zusammen zu leben, Ihre kleine Haushaltung zu führen, für Ihre Bequemlichkeit und Behaglichkeit zu sorgen, Sie mit der liebreichsten sorgsamsten Pflege zu umgeben, Sie aufzuheitern, wenn sie krank oder verstimmt werden, Ihnen jeden Wunsch am Auge abzulesen und Ihnen das Gefühl zu geben, daß Sie nicht allein stehen, sondern daß warm fühlende Herzen um Sie seyen und sich bemühen, Ihnen das Bewußtsein zu geben, daß Sie der Gegenstand einer innigen Liebe und Verehrung seyen . . ."

— „Ja, Du hast Recht, meine Liebe! so soll es mit uns werden! ich hoffe Du wirst mich allmählig lehren, wie es jemanden zu Muthe ist, der Kinder und Angehörige um sich hat!" sagte Herr Wagner unwillkürlich weich und empfänglich. „Ich meinerseits werde mir alle Mühe geben, Dich so zu halten, daß es Dir bei mir gefalle, wenn gleich es Dir zuweilen hier einsam werden wird, denn ich bin im Grund ein trockener einsylbiger Mann. Aber es versteht sich von selbst, daß es bei dem bleibt, was ich mit Gustav verabredet habe, daß Du also noch heute zu mir ziehst . . . ."

„Wie, lieber Großonkel, das hätten Sie mit mir abgemacht?" rief Gustav verwundert; „ließen Sie mir nicht im Gegentheile durch Delffs schreiben, daß Sie sich nicht an Leoniens Klavierspiel gewöhnen könnten?"

— „Delffs muß nicht bei Trost gewesen seyn, als er dieß schrieb," murrte Herr Wagner. „Wahr ist es, ich bin kein sonderlicher Freund von Musik und verstehe auch nichts davon, bin auch ein allzu vorsichtiger und eigennütziger Mann, um unbesehen die erste beste Verwandte zu mir ins Haus zu nehmen oder eine Katze im Sack zu kaufen — nichts für ungut, mein liebes Kind! — aber ich habe Delffs dahin instruirt, Dir zu melden, daß wenn Deine Schwester mir gefiele und bescheidene Ansprüche mache, ich unbedingt auf Dein Anerbieten reflektiren werde, und darum soll Leonie in der allerkürzesten Zeit hieher übersiedeln und ihre Stelle antreten — es soll ihr Schade nicht sein . . ."

„Lieber bester Oheim," fiel ihm Gustav beinahe ängstlich ins Wort, — „wenn dem so ist, so hat hier ein leidiges Mißverständniß stattgefunden, das kaum mehr zu verbessern ist. Leonie hat bereits eine feste Stelle . . ."

— „Die ich aufgeben werde, bester Großonkel, denn Sie haben den ersten Anspruch auf meine Dienste!" sagte Leonie lebhaft, die sehr blaß geworden war und Thränen im Auge hatte. „Ich werde Herrn Franke bitten, daß er mich loslasse, und er wird so billig und gerecht seyn, meine Gründe zu würdigen! — O warum habe ich nicht meinem Herzen gefolgt und bin zuerst und ohne Umstände hieher gekommen, den lieben Großonkel zu besuchen!"

„Was für ein Herr Franke und was für 'ne Stelle ist denn dieß?" fragte Herr Wagner, und Gustav erzählte ihm in gedrungener Kürze wie alles gekommen sey und welche Anerbietungen der reiche Kaufherr Leonien gemacht habe. Die Züge des alten Herrn Wagner wurden wieder ernster und strenger, sein Entschluß schwankte. „Sehr fatal, sehr unangenehm!" murmelte er; „Franke ist ein sehr vermöglicher Mann und braucht nicht auf das Geld zu sehen; ein solch fürstliches Salaris geht über meine Mittel!"

„Sprechen Sie nicht vom Gelde, lieber Großonkel!" rief Leonie, seine Hand ergreifend; Gustav that Unrecht, dieses Umstands zu erwähnen. Ich komme zu Ihnen und begnüge mich mit Allem, womit Sie meine Dienste werthen! Mein ganzes Denken und Dichten und Trachten soll nur dahin gehen, Ihre Liebe und Ihren Beifall zu erringen, Sie mit meinem armen unglücklichen Vater zu versöhnen und Sie dahin zu bringen, daß Sie ihm helfen, als ehrlicher Mann seinen Verbindlichkeiten gerecht zu werden und den guten Namen zu erhalten, auf welchen er von je her so ehrgeizig war!" . . .

„Mein Kind, es ist meine Pflicht, Dich in diesem Stücke zu enttäuschen, damit Du Dir keine Illusionen machst!" fiel ihr Herr Wagner schnell in die Rede. „Gustav kennt meine Gründe, warum ich auf diese Ansinnen nicht eingehen kann. Mein Vermögen ist nicht groß und meist fest angelegt. Ich trete mit dem heutigen Tage aus dem Geschäft und setze mich zur Ruhe; da bedarf ich meiner kleinen Rente zu meinem Unterhalt. Ich kann nichts für Dich thun, mein Kind! ich kann Dir nicht die glänzenden Verhältnisse bieten, wie Du sie im Hause des Herrn Franke hast. Wir reden ein ander Mal von dieser Sache, wo wir ungestörter und ruhiger sind als heute, — wo ihr bei mir eine Suppe eßt oder eine Tasse Thee trinkt, Kinder! Bis dahin überlegen wir uns beiderseitig noch die Sache."

Gustav und die beiden Mädchen standen überrascht von der neuen Wendung, welche die Sache nahm, und Leonie war eben im Begriff, den Großonkel auf das bestimmteste zu versichern, daß er ihr Unrecht thun würde, wenn er ihr irgend welche eigennützige Absichten oder selbstsüchtige Beweggründe zutraute, — als Adam Romp die Thüre des Salets von Neuem öffnete und einen älteren Herrn einließ, dem Mynheer Wagner mit solcher Beeiferung entgegen ging, daß Gustav und die beiden jungen Damen es für gerathen erachteten, sich schnell zu verabschieden, ohne abzuwarten, daß sie dem Rath Lambertus van Duyle am Obergericht noch vorgestellt würden.

36.

In dem kleinen Schweizerhäuschen an der Seelbach war am Abend des 3. Januar eine kleine Gesellschaft um den Theetisch versammelt. Es waren Adolf Gehring mit seiner Mutter und seinen Geschwister, die Herren Daueis und Beuttinger und Frau Spahlenberg, welche noch immer in Hagenbach wohnte, um die Abwicklung des Konkurses gegen ihren entwichenen Gatten abzuwarten. Man feierte ein kleines häusliches Fest voll ernster Wehmuth: den Abschied Emma's, welche morgen die Heimath verlassen wollte, um in Frankfurt, wo sie am 6. eintreffen sollte, eine Stelle als Buchhalterin in einem kaufmännischen Geschäfte von derjenigen Branche anzunehmen, worin sie später selbst ihr Heil zu versuchen gedachte. Frau Hessler sollte auch ihr letztes Kind hergeben und

in die Ferne ziehen sehen! das war die tiefergreifende Empfindung Aller, die in dem kleinen Kreise um den Theetisch gruppirt waren, dieses Gefühl lastete wie ein Alp auf jeder Brust, und doch bemühte sich jedermann, den Schmerz dieses Gedankens nicht an die Erscheinung treten zu lassen, um denjenigen, die am meisten dabei betheiligt waren, die Trennung nicht zu erschweren.

Aber gerade diejenigen Personen, welche am meisten und direktesten von diesem Ereignisse betroffen wurden, waren in Wirklichkeit die gefaßtesten. Frau Heffter hatte ihre stille Ruhe bewahrt und waltete mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit unaufdringlich geschäftig am Tische, um für ihre lieben Gäste zu sorgen. Wer sie so betrachtete, hätte sie für kühl und verschlossen gehalten, weil nichts ihre milde Heiterkeit zu stören schien. Aber in ihrer so weichen und echt weiblichen Seele war auch eine eiserne Stärke des Willens, gehoben durch jenes gläubige Gottvertrauen, welches seine Kraft nicht in sich allein findet, sondern bei dem Allmächtigen sucht: sie war stark durch die Macht ihres Glaubens, die Reinheit ihres Gewissens, die lauteren redlichen Beweggründe ihres Handelns; sie hatte so viel Stärke, daß sie noch Anderen davon mittheilen konnte, und es war keine vermessene Vermuthung, wenn man behauptete, daß der Mutter unerschütterliche Pflichttreue auch ihren beiden Töchtern die Idee eingegeben hatte, fest zuzugreifen, um sich bei Zeiten ein unabhängiges Daseyn, eine materielle Selbstständigkeit zu verschaffen. Es war anzunehmen, daß der heitere stille Gleichmuth ihrer Mutter auch Emma jene ruhige Heiterkeit gegeben hatte, die Alle an ihr bewunderten und die Allen zwar tröstlich aber auch schmerzlich war — schmerzlich wenn man an das künftige Alleinstehen der guten Frau Heffter, wenn man an Dauels dachte und an das, was er an Emma entbehren mußte, denn der Herzensbund, den Beide in aller Stille geschlossen hatten, vielleicht ohne je ihren Gedanken und Gefühlen in einem direkten wechselseitigen Geständniß, in einem Verlobungsakte Worte zu geben, — war ja für diesen Kreis kein Geheimniß mehr.

Und wie einsam und verlassen Frau Heffter sich nach Emma's Abreise fühlen mußte, das wußten auch Alle, die an diesem Abend um den kleinen Tisch saßen, — das bewies ein einziger Blick auf diese Tafelrunde selbst, denn in derselben fehlte Herr Heffter selbst, der Herr vom Hause, der Vater derjenigen, deren Abschied man feierte, fehlte in diesem Kreise, wie er überhaupt immer da fehlte, wo er Dauels, Beuttinger und Gehring zu treffen sicher war, — diejenigen Männer, welche sich doch als seine besten aufrichtigsten Freunde erwiesen und gerade in dieser schweren Zeit ihm und seinen Angehörigen treulich zur Seite standen. Ja, der Kommerzienrath fehlte auch heute wieder in dem festlichen Kreise, als ob ihn das kleine Fest nicht kümmerte, welches dem Scheiden seines Kindes voranging. Sah er denn das letzte seiner Kinder so gleichgültig aus dem Elternhause fortziehen, um sein Brod unter Fremden zu suchen? O nein, Zeuge gegen diese Annahme waren die Unterredungen welche er in der letzten Zeit mehrfach mit Emma gehabt, worin er sie gebeten hatte, dazubleiben so lange noch keine äußere Nöthigung sie aus dem Hause triebe, wogegen Emma allerdings behauptet hatte, daß genug Beweggründe bereits vorlägen und sie es nicht erst auf eine förmliche Nöthigung ankommen lassen wolle.

Allein wenn auch die Gäste vielleicht die Gesellschaft des unglücklichen Mannes nicht vermißten, welchen der Sturz von der Höhe seines einstigen Ansehens noch nicht demüthig, sondern nur herb und verbittert gemacht hatte, so empfand es doch Emma beinahe schmerzlich, daß der Vater in seinem noch ungebrochenen Stolz und seiner galligten Verhärtung die kleine anspruchslose Feier ihres Abschiedes mied, und sie stahl sich daher unter irgend einem Vorwande aus der Gesellschaft hinweg um den Vater zu holen.

Den scharf beobachtenden Augen der Liebe war es nicht entgangen, daß den Kommerzienrath schon seit den Weihnachtstagen ungewöhnliche, ernstere Gedanken und Sorgen bewegten. Er hatte sich mehrmals nach dem Bezirksgerichte führen lassen und von diesem Vorladungen und amtliche Mittheilungen erhalten. Er hatte eine Menge Briefe geschrieben und abgeschickt, eine Menge Briefe empfangen, hatte sich noch hartnäckiger als gewöhnlich in die Einsamkeit seines Zimmers zurückgezogen und mehrfach Berathungen mit seinem Anwalte und anderen Advokaten gepflogen; er war — vielleicht der beste Beweis für seinen ungewöhnlichen und gedrückten Gemüthszustand, — wo möglich noch scheuer und in sich zurückgezogener gewesen als früher, und hatte bei Tische und bei den Begegnungen mit seiner Tochter und Frau eine auffallende Schweigsamkeit, eine stumpfe Genügsamkeit mit Allem an den Tag gelegt, während ihn sonst jede Bagatelle an den nun unmöglich gewordenen früheren Glanz und Luxus, an den ehemaligen gewählten Zustand von Küche und Keller erinnerte.

Am vorletzten Abend des alten Jahres war Herr Heffter lange auf dem Bezirksgericht gewesen und in sehr gedrückter Stimmung nach Hause gekommen. Frau Louise hatte sich theilnehmend nach dem Grunde dieser tiefen Niedergeschlagenheit und bittern Wehmuth erkundigt, aber eine mürrische Antwort erhalten; und als sie ihn dann auf das Liebreichste gebeten, ihr doch den Grund seiner Entmuthigung mitzutheilen und zu erlauben, daß sie ihm sein neues Leid erleichtere, indem sie es ihm tragen helfe, hatte er gesagt: „Wozu Dich mit Dingen quälen, die Du doch nicht ändern kannst, Louise? Laß mich, ich bitte Dich; es ist vorübergehend und zufällig, ist vielleicht nur eine Drohung . . . drei bis vier Tage müssen alles entscheiden!“ Und Frau Heffter, die ihn und seine Weise kannte, war nicht weiter in ihn gedrungen — es konnte ja überhaupt kaum irgend ein Unglück mehr über ihr Haus hereinbrechen, auf welches sie nicht gefaßt gewesen wäre.

Und eben jetzt, wo um den runden Tisch im Wohnzimmer die Seinigen mit den wenigen treu verbliebenen echten und aufrichtigen Freunden versammelt waren, ging der Kommerzienrath am Stocke mühsam auf und nieder, von einer unruhigen, qualvollen Spannung umhergetrieben. Das Gehen verursachte ihm Schmerz, aber es war als ob er das unverkennbare geistige Weh, unter welchem seine Seele erbebte, durch physischen

Schmerz betäuben wolle. Wie war er verändert seit wir ihn zum ersten Mal kennen, wo er mit der neuen Equipage und dem Trakehner Gespann aus der Residenz zurückgekehrt war! Wie scharf und eckig waren seine Züge, wie finster und faltenreich seine Stirne, wie düster glühten diese eingesunkenen Augäpfel aus ihren tiefen Höhlen! Wie bebten die knöchernen, hageren gelben Hände, wie bleich und blutlos stach das Gesicht von dem sorgsam gefärbten Bart und Haar ab! Seine Haltung war nicht mehr stolz wie früher, sondern etwas seitwärts gekrümmt und eingesunken — die Haltung eines physisch gebrochenen Mannes, bei dem der Wille und der geistige Funke noch die körperliche Kraft überlebt hat!

Der Kommerzienrath war damit beschäftigt gewesen, eine kleine Kassette von Blech auszuräumen, die vor ihm auf dem Tische stand, um andere Papiere aufzunehmen. Der Schlag der Uhr hatte ihn in seinem Geschäfte unterbrochen und vom Stuhle aufgeschreckt. „Halb sieben Uhr," hatte er vor sich hin gemurmelt; „sie sind noch nicht da, um mich abzuholen. Der Stellwagen von der Eisenbahn muß längst hereingekommen seyn, und sicherlich ist Hutter mit demselben angekommen und hat für mich intervenirt, denn im andern Fall hätte der Bezirksrichter seine Drohung wahr gemacht, d. h. wenn es nicht überhaupt nur eine bloße Drohung war! . . . Vielleicht ist auch Doktor Jonas aus der Residenz gekommen und hat dem Bezirksgericht die Anzeige gemacht, daß die Mehrzahl der Gläubiger dem Akkorde zugestimmt haben, und das Gericht hebt nun den drohenden Wechselarrest auf, und . . . . Ja, so wird es seyn, entweder das eine oder das andere, sonst wären die Leute vom Gerichte bereits hier, oder ich hätte Antwort von Hutter. Käme er nicht selbst, so würde er geantwortet haben; er ist ein allzu rechtlicher Mann, um mich lange mit leeren Hoffnungen hinzuhalten, und mein letzter Brief war ja so beweglich!"

Er setzte sich wieder zum Tische und untersuchte die Papiere, die er aus der Blechkassette genommen hatte: zierliche Billets, quittirte Rechnungen, kleine Haarlocken mit Bandschleifen, Photographieen. Eine der letzteren stellte die kleine, zierliche, rundliche Gestalt der Majorin v. Reclair dar mit ihren munteren schelmischen Augen, ihrem verführerischen süßlichen Lächeln. Er starrte das Bild eine Weile an, anfangs mit einer Art Neugier und versöhnlichen Erinnerung, dann aber wurden seine Züge allmählig immer düsterer und bitterer, und schließlich zerknitterte er den steifen Karton mit dem Bilde in der Hand und schleuderte ihn von sich, zerknüllte die zarten duftenden Billets auf glänzendem Rosapapier und trat sie mit Füßen, während er sich mit der geballten Faust vor den Kopf schlug.

„Thor, Schurke der ich war!" murmelte er mit einer wilden Verwünschung und einem verzweiflungsvoll bitteren Tone; „unbegreiflich daß ich so weit sinken konnte, mich an eine solche Kreatur zu hängen! Diese elende Metze! hat sie nicht auch noch zu dem Schaden, den sie mir angethan, den Hohn hinzugefügt? Ach, und denken zu müssen, daß die Hälfte der Summe, die sie mir abgeschwindelt, mich in diesem Augenblick retten und meinem armen Weibe eine Leibrente kaufen könnte O Thor, armseliger elender Schwächling der ich war!" Und den ganzen Knäuel von Papieren und Locken und die zerknitterte Photographie vom Boden auflesend, öffnete er die Thüre des kleinen Ofens im Zimmer, warf die ganze Geschichte hinein und sah sie mit einer Art wilder Genugthuung im Feuer aufgehen. Hierauf holte er auch die übrigen Papiere, die er aus der Kassette genommen, überantwortete sie mit einer zornigen Hast dem Feuer und lauerte, bis die letzten hellen verglimmenden Funken über das schwärzliche Aschenskelett der Papiere hingelaufen waren, und die seltsamsten ernstesten Gedanken zogen ihm durch den Sinn und spiegelten sich deutlich auf seinem Gesichte. Und der Inhalt derselben war unverkennbar bittere Reue, nagende, quälende, peinvolle Selbstanklage, bittere Vorwürfe gegen sich selbst und das stille, halb ängstlich von sich gewiesene aber darum nicht minder schwer wuchtende Geständniß: was Dir jetzt Leides widerfährt, das ist nur selbst gesponnen, selbst gemacht, das ist die Heimsuchung der eigenen Thorheit und Sünde an Dir selbst und an den Deinigen!

„Wer ist da?" rief Herr Heffter plötzlich zusammenfahrend, als er eine Thüre hinter sich gehen hörte und fuhr erschrocken aus der hockenden Stellung von der Ofenthüre auf, durch welche er in die ersterbende Gluth des Feuers gestarrt hatte, als sähe er in dem raschen Verflackern der Papiergluth das Sinnbild seines eigenen Glückes. — „Ah, Du bist es, Emma?" setzte er dann leichter aufathmend hinzu.

— „Verzeih, lieber Papa, daß ich Dich erschreckte, und daß Du selbst nach dem Ofen sehen mußt!" rief Emma; „Du lieber Himmel! und das Feuer ist ausgegangen, und ich habe im Drang der Geschäfte für unsere kleine Abendgesellschaft ganz vergessen, das Feuer nachzuschüren. Aber vielleicht kommst Du nun doch, wenn es Dir im Zimmer allzu kalt wird, hinüber in die Wohnstube und gönnst uns auf ein Stündchen Deine Gesellschaft," fügte sie schüchtern und liebreich bittend hinzu, denn wie sehr auch ihre ganze Seele an dem Vater hing, so hatte dessen kalte stolze Weise von jeher ihr's nicht recht möglich gemacht, ihm all die treue aufopfernde Anhänglichkeit ihres Herzens, den ganzen Umfang und die unergründliche Tiefe ihrer kindlichen Liebe zu zeigen. „Ich würde es als einen besondern Beweis von Liebe anerkennen, wenn Du Deinen Gefühlen heute etwas Zwang anthun und zu uns hinüber kommen würdest, lieber Papa, denn es ist ja der letzte Abend meines Hierseyns, und wer weiß," fügte sie mit einem leisen unverhaltbaren Seufzer hinzu, — „wer weiß, ob ich, wenn ich einst wiederkehre, euch noch in diesen Räumen treffen werde, wo wir so manches glückliche Jahr, so manche frohe Stunde mit einander verlebt haben!"

„Weine nicht, liebes Kind! nur heute keine Thränen!" sagte Herr Heffter. „Ich werde hernach hinüber kommen, Dir zu Liebe, denn um Dir ein Opfer zu bringen, will ich sogar freundlich gegen eure Gäste seyn. Gib mir Deine Hand, Emma," fuhr er weicher fort, als er vielleicht jemals mit ihr gesprochen; „sprich, Kind, ist es Dein unerschütterlicher Entschluß, uns zu verlassen?"

— „Wie magst Du nur noch fragen, liebster Papa? Soll ich weniger thun als Leonie? Gebietet mir nicht jede Art von Pflicht, ihrem Beispiele zu folgen, mir, die ich ihr mit demselben hätte vorangehen sollen? Und gehe ich nicht freudig in der Hoffnung, zur Verbesserung eurer Lage beitragen zu können?"

„Wir wollen hierüber nicht streiten, liebe Emma," entgegnete der Kommerzienrath; „wir haben in den letzten Tagen diese Frage schon zur Genüge erörtert, ohne uns vereinigen zu können . . . ."

— „Weil wir von verschiedenen Standpunkten ausgehen, liebster Papa; weil Sie nicht mit mir fühlen wollen, daß jede Stunde, die ich länger als Leonie im elterlichen Hause blieb, ein lebendiger Vorwurf für mich ist!"

„Nein, mein Kind, nicht deßhalb, sondern weil ich noch immer zuversichtlich hoffe, daß eine Aenderung in meiner Lage eintreten kann und wird; ja," setzte er mit einem Blick auf die Wiener Wanduhr über seinem Schreibtische hinzu, — „ja vielleicht sogar schon eine Wendung eingetreten ist, welche Dein Weggehen überhaupt unnöthig macht!"

— „Wie so denn, liebster Vater? Sie sind so zuversichtlich, so hoffnungsvoll! Gott gebe, daß Sie sich nicht wieder einmal eitlen Hoffnungen hingeben! Was könnte überhaupt geschehen, das mein Vorhaben als unnöthig erscheinen lassen könnte?"

„Die Pflicht, den erschütterten Kredit Deines Vaters nicht noch tiefer zu unterwühlen, indem Du in fremden Diensten Dein Brod suchst! Wird man nicht glauben, ich könne meine Kinder nicht mehr ernähren oder stoße sie unter fremde Menschen hinaus, wenn ihr beide fort seyd?"

— „Welcher Verständige, billig Denkende kann uns und Dir daraus einen Vorwurf machen, wenn wir unsere Kräfte, Kenntnisse und guten Willen verwerthen, lieber Papa?" fragte Emma eindringlich und ergriff seine Hand. „Gehst Du hierin nicht vielleicht in Deinem Selbstgefühl zu weit, liebster Vater? Uns Kindern ziemt Demuth und guter Wille, und mögen die Leute darüber sagen was sie wollen, — wenn die gute Mutter uns entbehren kann und will, so ist es unsere Pflicht und Schuldigkeit, unser Brod selbst zu verdienen, und wir werden dieser Pflicht auch kein Tüttelchen abbrechen lassen, Papa, und Du mußt eben auch die Thoren reden lassen . . . . Aber wer läutet da? Kommt noch so spät ein Besuch?"

„Sieh nach . . . . sieh nach, wer es ist, Emma!" stammelte der Kommerzienrath erblassend und die nervöse Aufregung von vorher kehrte rasch zurück. Er hatte nicht den Muth, an's Fenster zu treten und hinauszusehen, sondern war in den Stuhl vor seinem Schreibtisch gesunken und hatte mit bebender Hand die Blechkapsel mit anderen Papieren und Schriftstücken gefüllt.

— „Es ist nur ein Expresser vom Postamt, mit zwei recommandirten Briefen, lieber Papa, deren Empfang Du bescheinigen sollst," sagte Emma zurückkehrend, lud den Knaben ein ins Zimmer zu treten und reichte Papa die Briefe und das Quittungsbuch.

„Von Hutter . . . . von Sackmann," murmelte Herr Heffter nach einem Blick auf die Adressen und seine Hand bebte so sehr, daß er nicht einmal seinen Namen zu schreiben im Stande war. „Bitte, Emma, unterschreibe Du! Ich hoffe diese Briefe bringen uns erwünschte Nachrichten!"

Emma unterschrieb und beschenkte den Knaben; als sie sich aber wieder zu ihrem Vater wandte, sah sie diesen wanken und den zerknitterten Brief von sich schleudern. „Dieser Sackmann ist ein Elender, ein undankbarer Bube!" murmelte er; „aber Hutter wird helfen, hat sicher schon geholfen!" Mit fieberischer Eile erbrach er den andern Brief, las so eilig als es das furchtbare Zittern seiner Hände erlaubte, mit athemloser Spannung, ließ dann das Papier fallen, schlug beide Hände vor das Gesicht und fiel in den Stuhl zurück. „Barmherziger Gott, auch Er, auch Er verläßt mich! Oh, nun ist Alles verloren! Alles!" stieß er aus gepreßter Brust hervor.

— „Was ist verloren? Um's Himmelswillen, bester Papa, was ist Dir?" rief Emma voll Seelenangst, warf sich vor ihrem Vater auf die Kniee nieder und zog ihm die Hände vom Gesicht. „Oh, bitte, bitte, sprich doch! Liebster Vater, was gibt es denn? welch ein neues Unglück?"

Aber der Kommerzienrath lag da wie niedergeschmettert, als ob ihm Bewegung, Bewußtseyn, Sprache versagt wären. Emma war rathlos vor Schreck, da sie die Wiederkehr eines Schlaganfalls befürchtete, um so mehr als der Vater wie mit gebrochenem Auge zieltos in's Weite starrte.

„Verzeihung, wenn ich störe! Sie scheinen mein Anpochen überhört zu haben! Guten Abend, Herr Heffter!" sprach eine tiefe Baßstimme von der Thüre her, und zwei Männer traten ein.

— „Sie sind es, Herr Aktuar?" fragte Heffter tonlos und richtete sich mühsam vom Stuhle auf, die einst so stolze, eitle Gestalt ganz in sich zusammengesunken und geknickt, den Unterkiefer herabhängend, das Auge starr und von Thränen überfluthet. „Ich hoffte bis zu diesem Augenblick auf Hülfe, allein vergebens . . ."

„Ich wartete eine halbe Stunde über den Termin auf Ihr Erscheinen und Ihre Anzeige, Herr Kommerzienrath," erwiderte Halbmeyer, der Aktuar, mit einem Ausdruck des Bedauerns. „Ich hätte so gern mir und Ihnen den unangenehmen Gang erspart, und in der That, ich erwartete kaum mehr, Sie hier zu finden; nun aber bleibt mir nichts Anderes übrig, Herr Kommerzienrath, als Ihnen im Namen des Gesetzes Ihre Verhaftung anzuzeigen. Sind Sie bereit mir zu folgen?"

Herr Heffter bejahte stumm; Emma aber stieß einen Schreckensruf aus.

„Man will Dich verhaften, Papa? man will Dich ins Gefängniß führen?" rief sie verzweiflungsvoll. „Um's Himmelswillen, lieber Vater, was soll das bedeuten?"

„Gib Dich zufrieden Kind, es ist nur Wechselarrest, nur der Schuldthurm," entgegnete Heffter bitter; „es ist das Ende von all dem Leid; lies jene beiden Briefe dort, und Du wirst Alles begreifen. Mein Spiel ist zu Ende; es gibt keine Dankbarkeit, keine Freundschaft mehr unter den Menschen. „Gib

mir meinen Pelz, liebe Emma, und rüste mir das nöthige Nachtzeug; ich muß dem Herrn Aktuar sogleich folgen!"

„Nicht doch, Herr Kommerzienrath! Sie haben Zeit," erwiderte dieser mit sichtlichem Widerwillen gegen die ihm obliegende Amtspflicht; „ich habe nur den Auftrag mich Ihrer Person zu versichern Wenn Sie mir versprechen wollen, keinen Fluchtversuch zu machen, so gebe ich Ihnen gerne noch ein Stündchen Zeit, um Ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und von den Ihrigen Abschied zu nehmen. Ich kam absichtlich so spät als möglich, um Sie nicht dem Gegaffe der Fabrikarbeiter auszusetzen. Ich bin sogar erbötig, Ihnen zu erlauben, sich durch einen Civil-Conducteur nach dem Bezirksgefängniß bringen zu lassen!"

— „Sehr gütig von Ihnen, Herr Aktuar, aber ich will Ihre Geduld nicht länger in Anspruch nehmen," versetzte Herr Heffter ganz niedergedrückt. „Was geschehen muß, soll lieber bald geschehen. Geh, Emma, hole die Mutter herüber, daß ich ihr Lebewohl sage! Geh', mein Kind! — Ich danke Ihnen für alle diese Rücksicht und Schonung, Herr Aktuar, — Ihnen und dem Herrn Gerichtsvorstand und den Herren Skabinen. Es ist ein furchtbarer Schlag für mich, und ich hoffte zuversichtlich, daß er abgewendet werde. Ich schrieb an den Besitzer des Wechsels, den Kaufmann Sackmann, er möge ihn nur noch zwei Monate stunden, bis mein Akkord eingeleitet sey; ich versprach ihm volle Deckung durch einen meiner Freunde, und jener Mensch, welcher als Agent schon seit einer Reihe von Jahren mit mir in Geschäftsverbindung stand, der bei mir und durch mich Tausende verdiente, da ich ihm jene Agentur in Baumwolle verschaffte, schreibt mir heute Abend ganz kühl: er sei nicht im Stande, meinem Wunsch zu entsprechen, da die Tratte nicht mehr in seinen Händen und er nicht in der Lage sey, für mich zu interveniren, und doch sind die Giranten nach ihm nur Strohmänner. Wie nennen Sie einen solchen Menschen, Herr Aktuar?"

„Einen K a u f m a n n, Herr Kommerzienrath," erwiderte Halbmeyer sardonisch. „Es mag in diesem Stande edle Ausnahmen geben, Herr Heffter, allein so weit meine fünfzehnjährige juristische Praxis geht, habe ich außer den Advokaten in keinem andern Stande verhärtetere Herzen und verknöchertere Geldmenschen gefunden, als in dem Stande unserer sogenannten Kaufleute. Der alte Fritz hatte meines Erachtens Recht, wenn er sagte: „Kaufleute sind Juden, und Juden sind Kaufleute', — nichts für ungut!"

„Sie haben leider nur allzu sehr Recht, Herr Aktuar, denn ich habe so eben diese Erfahrung auch an einem Manne gemacht, mit dem ich schon seit 25 Jahren und länger in Geschäftsverbindung stehe, mit einem Manne, der mich Freund nannte, wie ich ihn, einem Manne, dem ich in einem ähnlichen Falle mit einem ganzen Vermögen beigesprungen wäre, dem ich in diesen Tagen die besten Worte gab und den ich inständig beschwor, mich zu retten, was ihm eine Kleinigkeit gewesen wäre, denn ein Federzug von ihm, eine Verbürgung für meinen Akkord gegen Abtretung des ganzen Geschäfts, wobei er gar kein Risico zu tragen gehabt hätte, würde die Katastrophe abgewandt, ein Fürwort von seiner Seite den elenden Sackmann bestimmt haben, den Wechselproceß einzustellen. Aber er schreibt mir kühl, daß es nicht in seiner Möglichkeit liege mir zu helfen und empfiehlt mich der Fürsorge des lieben Gottes, versichert mich seines inbrünstigen Gebetes . . ."

„Allerdings die rascheste und wohlfeilste Art, einen befreundeten und bedrängten Bittsteller los zu werden!" versetzte Halbmeyer indignirt. „Allein so sind die meisten Menschen — reißende Thiere, schamlose Egoisten, wo es sich um Geld und Geldeswerth handelt! Wer kennt sie besser als wir Juristen . . ." Er brach ab und trat beiseite, denn er sah durch die Thüre des Nebenzimmers Frau Heffter eintreten, welcher Emma mit Adolph Gehring und Dauels auf dem Fuße folgten.

Herr Heffter ging seiner Gattin entgegen, und heiße Thränen rannen ihm über die Wange. Er stammelte einige Worte, die sie trösten sollten, allein sie tröstete ihn.

„Trag' es in Geduld, Manuel," sprach sie. „Ich habe geahnt, daß es dazu kommen werde, als ich in diesen Tagen Notar und Gerichtsboten so oft hier aus und ein gehen und Dich solch verzweifelte Anstrengungen mit Briefschreiben machen sah. Es ist nun einmal unser Verhängniß, daß der Becher des Leids und der Demüthigung bis auf die Neige geleert werden muß. Geh' mit Gott, lieber Manuel, und der Himmel gebe, daß es der letzte Schlag sey, welcher Dich trifft! Des Herrn Wille geschehe! Gesegnet sey auch diese Schickung, wenn sie nur zum Ende führt!"

„Oh mein armes gutes Weib! flüsterte Heffter, und es war als ob ihm jetzt erst die Augen aufgingen. „Daß ich es erleiden muß, ist ja verdient; daß aber Du und die Kinder... oh, das ist furchtbar, unerträglich!" und er sank laut schluchzend an die Brust seiner treuen, standhaften, ergebungsvollen Gattin.

„Herr Dauels, Papa Beuttinger! ist denn da gar nicht zu helfen?" fragte Emma in Todesangst. Die beiden Genannten beriethen sich flüsternd, und Dauels erkundigte sich nach dem Betrag der eingeklagten Wechsel, für welche der Gläubiger Sicherung durch Personalhaft verlange.

„Es sind über zweitausend Gulden," erwiderte der Aktuar, den Adolf Gehring auf die Seite genommen hatte, um von ihm das Nöthige zu erfahren.

„Das geht momentan über unsere Kräfte," sagte Dauels; „hätten wir zwei oder drei Tage Frist gehabt, das Geld herbeizuschaffen, so wäre es eher möglich geworden, aber Herr Heffter ließ uns auch nicht den mindesten Wink zukommen. Wie wäre es aber, Herr Aktuar, wenn wir drei uns solidarisch dafür verbürgen würden, um noch einen Termin von einigen Tagen zu gewinnen?

„Thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß das Aeußerste erschöpft ist, was das Gesetz gewährt — Herr Assessor Gehring weiß dieß so gut wie ich selbst," erwiderte Halbmeyer. „Und überdem haben wir heute schon wieder neue Aufträge zur Wechsel-Execution gegen den Herrn Kommerzienrath erhalten, so daß ich nicht erwartet hätte, ihn noch hier anwesend zu finden. Es wäre mir gar nicht aufgefallen, wenn er sich,

um der Wechselhaft zu entgehen, nach Luzern begeben und seine Insolvenz-Erklärung zurückgelassen hätte."

„Diese soll nun sogleich erfolgen, dann ist die Wechselhaft aufgehoben!" sagte Gehring.

„Im eoncreten Falle nicht, mein Freund," erwiderte Halbmeyer; „mit den neuen Anträgen auf Wechsel-Execution ist auch das Postulat eingelaufen, gegen den Wechselschuldner mit Personalhaft wegen der Sicherung künftig verfallender Beträge selbst dann vorzufahren, wenn er seine Insolvenz anzeige. Das Gesetz läßt ein solches Verfahren leider zu, und das Gericht kann dasselbe um so weniger vermeiden, als der Anteag von drei verschiedenen Gläubigern oder deren Vertretern gestellt ist!"

„Dann ist allerdings für den Augenblick nichts zu thun, als dem Gesetze seinen Lauf zu lassen," sagte Gehring mit einem tiefen Seufzer. „Wie unbillig und streng auch, es ist einmal Gesetz, und gibt der Gehässigkeit einzelner Gläubiger eine vorerst unbesiegbare Waffe in die Hand!" Er trat zu Herrn Heffter, den seine Frau und Emma eng umschlungen hielten, und erbat sich die Erlaubniß, ihn nach dem Bezirksgericht begleiten zu dürfen, um die Akten einzusehen, damit er weitere Schritte für ihn thun und womöglich seine Freilassung beantragen könne, was der Kommerzienrath dankbar annahm.

„Lieber Papa Dauels und Du, Emil, geht hinüber zu den Meinigen und bittet sie da zu bleiben und meine Rückkehr zu erwarten," sagte er dann zu den Beiden. „Frau Heffter und Emma sollen in dieser Stunde der härtesten Prüfung nicht allein bleiben; sie sollen sich von treuen Freunden umgeben fühlen, sollen keine Verlassenheit empfinden, nun die Katastrophe da ist!"

Der Augenblick des Abschiedes war ein furchtbar erschütternder für Gattin und Tochter, aber mitten durch das Gefühl des Schmerzes rang sich wiederum jene Regung der fürsorglichsten zärtlichsten Liebe hindurch, welche an die nächste Zukunft, an die Behaglichkeit des scheidenden Theuren denkt, und Frau Heffter vergaß für eine Viertelstunde ihres tiefen Kummers, um mit der Sorgfalt echter Weiblichkeit alles zusammen zu packen, was nur irgend dazu beitragen konnte, einstweilen ihrem Gatten einigen Ersatz für die Bequemlichkeiten im eigenen Hauswesen zu geben. Sie versprach schon am folgenden Morgen zu ihm zu kommen und ihm seine Zelle so reinlich und warm und comfortabel wie möglich zu machen; und erst als der Gehülfe des Gerichtsdieners schwer beladen hinwegging und Herr Heffter sich zu diesem herbsten und demüthigendsten Gange seines Lebens angeschickt hatte, strömten ihre heißen Thränen aufs neue.

Als Frau Louise wieder zu ihren Gästen zurückkehrte, sah sie überall feuchte Augen, bekümmerte Mienen, hörte Worte herzlicher Theilnahme und fand sich unter treuen Freunden. Frau Spahtenberg klagte sich selber an, daß ihr Erscheinen den ersten Anstoß zu dieser ganzen Katastrophe gegeben habe, die mit der Flucht ihres Gatten begonnen und nun all den Haß und die Bitterkeit der getäuschten Gläubiger auf Herrn Heffter's Haupt entladen habe. Frau Gehring aber umarmte Frau Louisen und Emma und versicherte sie, daß sie an ihr eine treue schwesterliche und mütterliche Freundin bis zu ihrem letzten Athemzuge finden würden, daß gerade dieses schwere Leid sie inniger und unauflöslicher an einander anschließen und eine Brücke über die Reihe von Jahren schlagen möge zwischen der fernen Vergangenheit und der Gegenwaet und Zukunft, daß ihr Haus und ihr Vermögen der Freundin ihrer Jugend, der Mutter ihrer künftigen Tochter, und dieser selbst zur Verfügung stehe.

Der erste wilde aufregende Schmerz war unter diesen Bezeugungen der innigsten Theilnahme vorübergegangen und verzittert, und die Saiten des Gefühls erbebten nur noch in leisen Schwingungen von bleibender Wehmuth, als der sehnlichst und beinahe bange erwartete Adolf aus der Stadt zurückkehrte.

„Herr Heffter läßt Sie alle noch herzlich grüßen, und ist gefaßt und ergeben," berichtete er. „Er hat jetzt gezwungen gethan, was er längst hätte freiwillig thun sollen, wenn es sein Selbstgefühl erlaubt hätte — er hat seine Insolvenz dem Gerichte angezeigt, wie ich ihm gerathen, und das Verhängniß wird nun seinen Weg unaushaltsam vollenden. Der arme Mann wird ruhiger werden und seine sanguinischen Hoffnungen, seine stolzen Illusionen verlieren, wenn er dem unvermeidlichen Geschick fest in's Auge sehen muß. Das wird ihm Festigkeit und Resignation geben, er wird allmählig sich selber wiederfinden, und ruhig, ohne Groll selbst an diejenigen denken lernen, die ihm jetzt weh gethan und seine Seele mit Bitterkeit erfüllt haben. Er hat heute recht augenfällig erfahren, daß der Mensch nur in Gott und seiner Kraft und nicht bei armseligen, schwachen Menschen Hülfe im Unglück findet, denn was sind die meisten Menschen anders, als schwanke Rohre im Winde oder hartherzige fühllose Thierseelen, Knechte ihrer eigenen Leidenschaften, sobald ihr eigener Vortheil in's Spiel kommt. Herr Heffter hat mir da einen Brief übergeben, den er heute von einem vieljährigen Geschäftsfreund und vermeintlichen Freunde erhalten, an den er sich in seiner verzweiflungsvollen Anstrengung um Rettung gewendet, den er beim Heiligsten beschworen hat ihm zu helfen, — einen Brief, der ihm beinahe den Glauben an die Menschheit raubt, zumal der Briefschreiber für einen frommen, gottesfürchtigen, liebreichen Mann gilt . . . ."

„Sie meinen doch nicht Herrn Hutter?" sagte Emma erschrocken.

„O ja, eben diesen — hören Sie nur seinen Bilef!" versetzte Adolf, und las dann vor: „Mein lieber alter Freund! Wie schmerzlich es auch mein Gemüth bewegt, Ihnen abermals eine abschlägige Antwort ertheilen zu müssen, so kann ich doch nicht anders. Ich vermag mit dem besten Willen nichts für Sie zu thun, als zum lieben Gott zu flehen, daß er Ihnen helfen und in Ihrer schweren Prüfung beistehen möge. Mein Fürwort bei Herrn Sackmann dürfte ganz nutzlos seyn, indem derselbe die Tratte in Kurs gegeben hat, nachdem er dem von Ihnen erbetenen Borgvergleich nicht beizutreten geneigt und im Stande war. Was meine Geschäftsfreunde in Liverpool, die Herren Zwilchenbart u. Comp. anlangt, so würde auch hier

meine Fürsprache nachgerade überflüssig seyn, da mir bekannt ist, daß dieselben dem Borgvergleich nicht beigetreten sind, vielmehr die Wahrung ihrer Interessen in die Hände eines Rechtsanwalts niedergelegt haben. Meine eigenen sehr bescheidenen Mittel, die ich nächst Gottes Gnade nur meinem angestrengten vieljährigen Fleiß und meiner Nüchternheit und Genügsamkeit verdanke, sind so fest placirt, daß ich auf das mir angesonnene Geschäft um so weniger eingehen kann, als es mein Grundsatz ist, niemals mit fremdem Geld zu arbeiten oder in eine Association zu treten; und mein Sohn Nathanael traut sich nicht die erforderliche Befähigung zur Leitung eines solch umfangreichen Etablissements zu. Unter so bewandten Umständen kann ich Sie nur meines innigsten Mitgefühls und meines herzlichen Bedauerns versichern, und wenn die abschlägige Antwort, die ich Ihnen mit blutendem Herzen und in der Pflicht der Selbsterhaltung geben muß, Ihnen auch wehe thut, so kann ich Ihnen nur rathen, die Hand des Herrn, welche Sie jetzt schläget, geduldig fest zu halten und Ihr Schicksal zu tragen als demüthiger Christ, denn der Herr hat bei allen Seinen Führungen immer unser wahres Wohl vor Augen. Werfen Sie sich an Sein Herz, wie ich Sie und die lieben Ihrigen Ihm mit der inbrünstigsten Fürbitte empfehle und mich mit herzlichem Gruß und aufrichtigen Wünschen nenne

Ihren treuergebenen Freund

Johannes Hutter."

„Nachschrift. Die fl. 53. 2 kr., welche mir noch laut unserem letzten Rechnungs-Auszug zu gute kommen, habe ich, um nicht als Liquidant gegen Sie auftreten zu müssen, dem Comité für den deutsch-protestantischen Kirchenbaufonds in Palermo geschenkt."

„Der erbärmliche schmutzige Pietist!" murmelte Beuttinger indignirt. „Der schamlose jesuitische Heuchler hat, wie ich aus zuverlässiger Quelle weiß, an Latte, mit dem er in Verbindung steht, geschrieben und diesen um die genaueste Information über die ganze Fabrik an der Seelbach gebeten, da er von einem intimen Freunde um Nachricht hierüber angegangen worden sey, weil derselbe bei allfälliger Versteigerung die Absicht habe, das Etablissement unter annehmbaren Bedingungen zu erstehen und fortzubetreiben. Er hat Latte um die strengste Discretion hierüber gebeten und dieser hat es niemand anvertraut, als der Frau Auguste, die es mir wieder unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilt und mir sogar den Brief des frommen christlichen Herrn zu lesen gegeben hat."

„Ein christlicher Ehrenmann, wie es deren viele gibt, bei denen die Gottseligkeit auch zu allen möglichen Dingen nütze seyn muß," sagte Dauels; „es ist nur gut, daß alle diese feingesponnenen Netze vor der Zeit zu Tage kommen oder zerrissen werden, da der Gott, den solche Burschen nur im Munde und nicht im Herzen haben, seiner nicht spotten läßt. Ihn können solche Heuchler nicht täuschen, wie den profanen Pöbel. Und jedenfalls ist es immerhin ein Glück, daß unser armer Herr Heffter nicht in solche Hände fällt, die noch härter als Wuchererherzen und trügerischer als Katzenpfoten sind. Ja, der Gott, den wir ohne Prunk in Herz und That verehren und dem wir ohne Wortprunk und Scheindemuth vertrauen, weil wir ihn in uns fühlen, der wird trotz aller Kabalen und Tücke von Menschen hinaushelfen, denn sein Odem weht durch unser ganzes Wesen!" — —

37.

Die nächsten Tage straften dieses Vertrauen nicht Lügen. Wenn auch Herr Heffter düster und verbittert durch die vergitterten Fenster seines Zimmers in den Hof hinunterstierte, wo der tiefe Schnee unter den kahlen Kastanienbäumen lag, — wenn er in dem selbstsüchtigen Groll und Hader mit seinem Schicksal vorerst nicht zu bemerken schien, wie schmuck und behaglich ihm Frau und Tochter die Zelle eingerichtet hatten, die er voraussichtlich lange bewohnen mußte, — so war doch gleichsam in Aller Herzen mehr Ruhe eingezogen, seitdem die unvermeidliche Katastrophe hereingebrochen war. Der Kommerzienrath hatte den Brief Hutter's ganz in derselben Weise aufgefaßt, wie Dauels und Beuttinger; er hegte eine herzliche Entrüstung und Mißachtung gegen den frömmelnden Kaufmann, der ihm momentan den Glauben an die Menschheit und somit auch die sanguinische Hoffnung und das eitle Vertrauen auf Menschenhülfe geraubt hatte. Die Einsamkeit, die gezwungene Beschränkung seines brieflichen Verkehrs, die ganze Lage des Gefangenen zwangen ihn, ruhiger zu werden und sich in das Unabwendbare zu fügen, bei sich selber einzukehren und jenen Gedanken, Erinnerungen, Empfindungen stille zu halten und Audienz zu geben, die in der Seele des Einsamen wie Schatten der Vergangenheit, wie anklagende vorwurfsvolle Gespenster aufstiegen. Der Abschied Emma's, die sich durch keinerlei Bitten zurückhalten ließ, seit sie die Mutter so demüthig gefaßt, so stark im Dulden, ja gläubigen Herzens sah, hatte den Kommerzienrath ebenfalls tief erschüttert und ihm überzeugend dargethan, wie eitel und unklar seine eigene Anschauung, wie trügerisch sein gerühmter Verstand, auf den er immer so stolz gewesen, gegenüber von der demüthigen Auffassung der Seinigen, von deren einfachem unbestechlichem Urtheile war. Allein alle diese Einsichten in seine eigenen Irrthümer und Fehler der Vergangenheit wirkten vorerst nicht läuternd, nicht erhebend auf den Gefangenen, weil er, von der eitlen Höhe seines Stolzes jach herabgestürzt, noch keine Demuth, keine Buße und Reue, keine Selbstverleugnung gefunden hatte. Es war, als ob Herrn Heffters Stolz seine Stärke gewesen sey, und als ob er sich darum nicht einmal wieder aufraffen könne. Kein wilder Schmerz, kein Ausbruch von Weinen erlöste den befangenen Geist und das gepreßte Gemüth des armen Mannes von seinem herben Drucke, sondern an die Stelle der heftigen Ausbrüche der Leidenschaft, die oft unser inneres Wesen reinigen, wie ein Gewitter die Atmosphäre, war eine dumpfe, trübe Niedergeschlagenheit, ein starres verschlossenes Hinbrüten getreten. Am meisten schien den Gefangenen der Eindruck, welchen die Kunde von seiner Wechselschuldhaft in Hagenbach machen mußte, zu bekümmern und zu drücken, und sein größtes Bedauern ging dahin, daß er sich nicht noch bei Zeiten durch Flucht der Wechselhaft entzogen habe.

Die Nachricht von der Wechselhaft des Kommerzienraths,

von der erfolgten Insolvenz-Erklärung desselben hatte jedoch in Hagenbach nicht einmal einen so tiefen Eindruck hervorgebracht. Die sogenannten Gebildeten hatten nach ihrer Versicherung dieß alles längst kommen gesehen, und den großen Haufen kümmerte die Thatsache wenig, denn es kamen keine armen Leute zu Verlust, und der Fortbetrieb der Fabriken war einstweilen gesichert. Man lobte es nun, daß die Töchter so „gescheidt" gewesen seyen, sich Stellen zu suchen, und war „nur begierig, was Frau Heffter nun beginnen werde."

Hierüber blieb die sogenannte gebildete Gesellschaft nicht lange im Ungewissen. Als die gerichtliche Inventarisation der Fahrniß des Heffter'schen Ehepaares vorgenommen wurde, ließ sich Frau Heffter durch die bestellten Pupillenbeamten eine ganz bescheidene Kompetenz ausscheiden, und diese nach dem Hause der Frau Gehring am Färbergraben bringen, wo sie sich eine kleine Wohnung von Küche und zwei Zimmern gemiethet hatte und sich unter Freunden befand, die ihr das Gefühl eines neuen Heimwesens gaben. Hier lebte sie in der tiefsten Stille und Verborgenheit, den Tag hindurch mit ihrem kleinen Hauswesen beschäftigt oder an dem Linnengeräthe arbeitend, welches zur Ausstattung ihrer Töchter bestimmt war, oder im Briefwechsel mit ihren Kindern einige Erholung suchend. Sobald aber die Dämmerung herniedersank, warf Frau Louise den Mantel um, nahm das Körbchen an den Arm und ging, ihren gefangenen Gatten zu besuchen, ihm seine Mahlzeit zu bringen und einige Stunden Gesellschaft zu leisten, da sie bald wahrgenommen hatte, daß Herrn Heffter weder Lektüre von Zeitungen und Büchern noch irgend ein anderer geistiger Genuß zerstreute, sondern daß er aus seiner trüben Versunkenheit und seinem dumpfen Hinbrüten nur aufwachte, wenn er plaudern konnte, wobei er meistens selbst die Kosten der Unterhaltung trug und Luftschlösser baute, wie er, sobald sein Konkurs vorüber sey, mit dem geretteten Vermögen seiner Gattin und seiner Kinder dieß oder jenes gewerbliche Etablissement zu begründen gedenke, welches so sehr prosperiren müsse, daß er binnen weniger Jahre wieder ein steinreicher Mann und im Stande seyn werde, mit seinen Gläubigern sich auf dem Vergleichswege abzufinden und sich zu rehabilitiren, oder wie er mit den Seinigen nach Rußland, nach Nordamerika oder irgend anderswohin auswandern und sich einen dankbarern und weitern Wirkungskreis suchen werde.

Frau Louise hatte anfangs diese Pläne zu bekämpfen und ihren Gatten darauf vorzubereiten gesucht, daß er nach der Entlassung aus seiner Haft ihr nach der Hauptstadt folge, wo sie in bescheidenster Zurückgezogenheit von ihrer kleinen Rente leben wollten, wo er nach Belieben feiern oder sich noch nützlich machen könne, wenn Emma erst ihren Plan ausgeführt und ein kleines Ladengeschäft im Tapisserie-Fache gegründet haben werde. Frau Heffter's ganzes Streben war dahin gerichtet gewesen, den unstäten, sanguinischen, vorwärts stürmenden Geist ihres Gatten zu bannen, ihm im Spiegel seiner Vergangenheit das Vergebliche solcher großartigen und weit aussehenden Unternehmungen, die Sicherheit der Mittelstraße, den gedeihlichen Erfolg anspruchsloser Mittelmäßigkeit und geregelter wirklicher Arbeit zu zeigen, ihm begreiflich zu machen, daß auch für ihn, der dem Greisenalter so nahe, noch überall leicht eine seinen Kenntnissen und Erfahrungen entsprechende, bescheidene lohnende Thätigkeit zu finden sey, welche für ihn und die Seinigen sicherer seyn würde, als ein neues Wagen und Spielen auf dem Gebiet der Industrie. Ihr frommer, klarer, nüchterner Sinn, ihre christliche Demuth, ihr Gottvertrauen liehen ihr dabei eine Beredtsamkeit, die jeden Anderen überzeugt und gewonnen haben würde, als ihren Gatten. Herr Heffter aber wollte davon nichts hören; obschon anfangs überwältigt von der Wucht der Thatsachen und der Stimme seines eigenen Gewissens, hatte er doch bald wieder auf die Stimme seines Hochmuths gehört und sich angewöhnt, die Ursachen seines Mißerfolgs in der Gewalt äußerer Umstände und Einflüsse weit eher zu suchen als in sich selbst, und sich selbst zu rechtfertigen und zu entschuldigen. Frau Louise hatte daher dieses ihr Anliegen in brünstigem Gebet dem lieben Gott an's Herz gelegt und ihren Kindern darüber geschrieben mit der Bitte, daß sie doch brieflich den armen Vater von seinen Plänen abzubringen versuchen sollten. Gustav hatte auch an den Vater deßhalb geschrieben und ihm erklärt, daß er mit Vergnügen erbötig sey, den lieben Eltern eine jährliche Rente, wie sie zu einem bescheidenen und genügenden Auskommen ausreiche, auszusetzen, wobei es dann seinem Vater freistehe, sich in irgend welcher beliebigen Weise noch nützlich zu machen; aber auch er hatte von dem Kommerzienrath eine stolze ablehnende Antwort erhalten, aus welcher das unerschütterliche zuversichtliche Vertrauen desselben auf eine ihm noch bevorstehende glänzende materielle Zukunft hervorging. Gustav hatte dann den Brief des Vaters seinen Freunden Dauels und Adolf Gehring mitgetheilt und diese um Aufbietung ihres persönlichen Einflusses gebeten, um den Kommerzienrath auf andere Gedanken zu bringen, und diese beiden hatten Herrn Heffter zu verschiedenen Malen besucht und ihn aufzurichten und zu trösten gesucht; denn jetzt war der Kommerzienrath nicht mehr so schroff gegen diese beiden Männer, einmal weil er wußte, daß die Sustentation, welche seine Gattin von dem Consortium aus als Antheil Gustav's bezog, augenblicklich die einzige Einnahmequelle der Frau Heffter und somit auch die Quelle seines eigenen Unterhaltes war, und andererseits weil er in seiner Lage froh war, überhaupt noch Besucher bei sich zu sehen, denn bei seinen Bekannten und Standesgenossen in Hagenbach — den alten Doktor Dietrich und seinen Anwalt ausgenommen — schien er ganz verschollen und vergessen zu seyn. Es rächte sich jetzt bitter an ihm, daß er ehedem es nicht verstanden sich Freunde zu erwerben, daß er nur Kameraden und Schmarotzer gefunden hatte, weil er in seinem Dünkel und vom Glücke anfangs verwöhnt, keinen Widerspruch ertragen, in Anderen nicht die Würde und Freiheit des Menschen geachtet hatte, so daß jetzt vielleicht eine Regung von Mitleid oder Neugier, nicht aber der Drang eines warmen aufrichtigen Freundschaftsgefühls ältere Bekannte zu ihm trieb.

Adolf Gehring war einer der wenigen Menschen, welche Herrn Heffter überhaupt imponirten. Die Ruhe und Sicherheit

die derselbe als ein Attribut seines Standes besaß, flößten dem Gefangenen einen gewissen Respekt vor ihm ein, welcher dadurch unwillkürlich noch höher stieg, daß Adolf und die Seinigen alles vergangene Bittere und Kränkende vergessen zu haben schienen, das sie von Herrn Heffter erfahren hatten. Dazu war Adolf nun der Anwalt Frau Louisens und der beiden Töchter geworden und vertrat deren Rechte als Gläubigerinnen der Konkursmasse mit Ruhe und Würde gegenüber dem Haufen Advokaten, die sich um diese Aktivmasse zusammengefunden hatten, wie Geier oder Wölfe um ein Aas, und sich um jeden Bruchtheil desselben zankten und stritten wie Raubthiere. Adolf hatte daher in gewissem Sinne einen größern Einfluß auf Herrn Heffter als jeder andere, und es mag zur Charakteristik der Sachlage am besten beitragen, wenn wir hier unseren Lesern einen Auszug aus einem Briefe anführen, welchen Adolf Gehring über diesen Gegenstand an seinen Freund Gustav nach Amsterdam schrieb:

„Zur Beruhigung Deiner Befürchtungen über das, was aus den etwaigen neuen Versuchen und Plänen Deines lieben Vaters an künftigen Verwickelungen hervorgehen würde, will ich Dir hier meine individuelle Anschauung über den Gemüths- und Geistes-Zustand Deines armen Vaters mittheilen. Aus mehrfachen eingehenden Unterredungen mit ihm habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ihm aus diesen sanguinischen Plänen und illusorischen Träumen von künftigem Glück und Erfolg kein Vorwurf zu machen ist. Unverkennbar hat sein Geist in dem Jahre-langen heimlichen Kampf mit Nichterfolg eine gewisse Störung erlitten, ist aus dem Gleichgewicht gerathen. Seine Spekulationswuth ist eine Art Monomanie, gleich der rücksichtslosen Leidenschaft des Spielers, der all' seine Habe versilbert und seiner Kredit erschöpft, um den Ertrag daraus an den grünen Tisch zu tragen. Wir haben es also mit einer Krankheit zu thun, die pathologisch gewerthet werden muß, deren Symptome klar auftreten und sogar schon um Jahre zurückreichen. Aus mehrfacher eingehender Unterhaltung mit Deinem lieben Vater habe ich entnommen, daß seine Pläne für die Zukunft in hohem Grade unklar, unstät und schwankend sind, daß sein Geist nur an der Zukunft und deren eventueller Gestaltung arbeitet, um die Gegenwart und Vergangenheit zu vergessen, und daß von einem klar bewußten Ziel ebenso wenig die Rede, als eine konsequente, beharrliche, zähe und vernünftige Verfolgung desselben zu hoffen ist. Diese Selbsttäuschung Deines Vaters erstreckt sich aber auch auf die Gegenwart. Er macht sich die unbegreiflichsten Illusionen über die endliche Lösung des Konkursverfahrens gegen ihn, erwartet Rücksichten und Vergünstigungen die ihm nicht eingeräumt werden, Hülfsquellen die er nicht mehr finden wird. Die Enttäuschung hierüber, schmerzlich aber heilsam, wird alle seine Pläne und Luftschlösser von selbst vereiteln, und dann erst wird der sanfte, liebreiche, erhebende Einfluß Deiner vortrefflichen Mutter zu voller Geltung kommen und etwas zur Beruhigung seines aufgeregten leidenschaftlichen Wesens, zur Verbannung jenes krankhaften Hinbrütens, zu jener Rückkehr auf den Boden des Realen, Möglichen und Nothwendigen beitragen, welche uns als so wünschenswerth für den schwergeprüften unglücklichen Mann erscheinen. Aber auch in anderer Weise wird es Deinem armen Vater unmöglich gemacht werden, seine weit aussehenden unklaren Pläne auszuführen. Gelingt es nämlich meinen beeiferten Bemühungen, den bedingten Verzicht, den Deine liebe Mutter geleistet hat, als gesetzlich ungültig darzustellen und diese Ansicht durch richterliches Urtheil sanktionniren zu lassen, gelingt es das kleine persönliche Vermögen Deiner lieben Schwestern aus dem Vermächtniß ihrer Muhme als bevorzugte Forderung der Masse zu entreißen, so müssen alle diese einzelnen Vermögenstheile, welche ohne Zweifel auf den Grundstücken radicirt bleiben werden, auf die Namen der Besitzerinnen eingeschrieben und der Verfügung Deines armen Vaters entzogen werden .... Den Verzicht Deiner Mutter fechte ich voraussichtlich mit Erfolg an; der schlaue Jonas hat sich aus lauter Pfiffigkeit einen Formfehler zu Schulden kommen lassen, der ihm nicht hätte passiren sollen, und überdem haben wir einen gerechten Grund der Beschwerde gegen ihn darin, daß er — ob absichtlich oder fahrlässiger Weise, sey dahingestellt — nicht alle ihm bekannt gegebenen Gläubiger Deines Vaters zum Beitritt zum Borgvergleiche eingeladen, sowie daß er aus bösem Willen oder unverantwortlicher Trägheit und Malversation zwei Monate lang in dem von Deinem Vater angestrebten Versuch eines Nachloß-Vergleiches gar keine Schritte gethan hat, was ich ihm bei jeder schicklichen Gelegenheit entgegenhalten werde .... Darum nur Geduld und nochmals Geduld! wie drohend auch die Aussichten sind, die Leidenschaften der Gläubiger werden allmählig verrauchen, der Groll sich legen, die Gehässigkeit erlahmen, und jene weise und milde Vorkehrung des römischen Rechts zur Geltung kommen, daß der Konkurs auch für den Schuldner eine Rechtswohlthat seyn wolle. Wenn wir erst Deinem armen Vater zur geduldigen Einsicht in diesem Punkte verhelfen können, dann wird das Herbste überstanden seyn! — Aber nicht beredt und innig genug vermag ich meine Hochachtung und Bewunderung für Deine theure treffliche Mutter auszusprechen, die unter all diesen Stürmen so fromm resignirt, so geduldig und milde, so gefaßt und klar, und so emsig bemüht ist, den linden Balsam des Trostes und der Erhebung auf die Herzenswunden und in das verletzte Gemüth und die zerschlagene Eigenliebe Deines Vaters zu legen, auf seine Monomanieen einzugehen und ihn mit Liebe und Vorsicht allmählig umzustimmen und in ihrem stillen verborgenen Wirken jeder Pflicht mit Eifer und Selbstverleugnung zu genügen. — Neulich bedauerte ich sie, daß sie unter diesen manchfachen Demüthigungen und Herbheiten ihrer gegenwärtigen Lage nicht ihre Kinder um sich habe, um ihr das Leid tragen zu helfen. Da sah sie mich erst groß an, schüttelte dann mit wehmüthigem Lächeln das Haupt und sagte: ‚Wenn irgend etwas in unserer jetzigen Lage mich dankbar gegen den lieben Gott macht, so ist es der Umstand, daß meine beiden Töchter in der Ferne und der bittern Eindrücke all dieser einzelnen Demüthigungen, Kränkungen und Herbheiten enthoben sind. Soll denn ihr jugendliches Gemüth lebenslang verbittert und ihre Achtung

vor der Menschheit erschüttert werden durch das viele Gemeine, Herzlose, Erbärmliche, was uns die Menschen gegenwärtig empfinden und entgelten lassen? Nein, glauben Sie mir, lieber Adolf, es ist besser so, wie es jetzt ist. Der ganze große Schmerz und der Gedanke, daß sie ihren Eltern zu Liebe sich Fremden verdingen, wirkt veredelnd und erhebend, während all die Einzelnheiten, die mit unserer Gegenwart verbunden sind, all der Schmutz der Gesinnungslosigkeit und starren Selbstsucht, den man über uns arme Opfer und Mitleidende eines schweren Unglücks ergießt, nur verbittern und vergällen würden! Nein, nein, es ist besser so. Die kindliche Liebe und die Neigung des Herzens zu Ihnen und Dauels sollen meinen Töchtern der freundliche Trost seyn, welcher sie durch das Trübsal der Gegenwart führt und noch inniger an euch junge Männer anschließt, die ihr ihnen als die Stützen ihrer Zukunft erscheinet!' — Und ich fühlte, daß Deine herrliche Mutter Recht hatte, lieber Gustav, — welch' eine Frau! welches treue warme Herz, welche ruhige Klarheit und Weisheit, welche kernhafte Tüchtigkeit in dieser stillen, bescheidenen anspruchslosen Frau! Welch ein Glück, eine solche Mutter zu haben! — Und fürwahr, auch hinsichtlich der beiden Mädchen hatte sie ganz Recht: Emil und ich haben es uns erst gestern gestanden, daß Emma ihm und Leonie mir noch unendlich theurer und lieber geworden sind seit der Trennung. Wir tauschen uns brieflich inniger und schrankenloser und jedenfalls ernster und ungetrübter durch Tändeln aus, als dieß jemals vielleicht unter obwaltenden Gegenständen mündlich der Fall gewesen wäre. Die Trennung, das Entbehren der leiblichen Gegenwart macht uns die lieben Mädchen werther, die Ferne verschönt, vergeistigt, der briefliche Verkehr kehrt unwillkürlich und mit Naturnothwendigkeit das geistige Wesen mehr heraus, und so lernen wir unsere lieben Mädchen von einer tieferen und idealern Seite kennen, als sich Verliebte und Verlobte gewöhnlich gegenüber treten. Die äußeren Verhältnisse bedingen, daß unser Briefwechsel nicht bloß um individuelle Empfindungen und subjektive Gefühle, sondern mehr oder weniger auch um die höchsten Interessen der Menschheit, um höhere hehrere Ziele sich dreht; und das wird dereinst durch die wechselseitig gesteigerte Achtung und Werthschätzung ein unendlicher Segen für jene Zeit seyn, wo uns vergönnt ist, Freud' und Leid des Lebens zu theilen und uns gegenseitig zum Himmel zu führen, wie unsere kirchliche Liturgie so schön sagt!"

Dieselbe idealere Auffassung des Lebens durchglühte auch die beiden Mädchen und lieh ihrem Wirken eine stille Weihe. Leonie war allerdings nicht so sehr in der Lage, über die Prosa ihres Berufes zu klagen wie Emma. Herr Franke behandelte sie mit Auszeichnung, Eliza hing an ihr mit einer beinahe schwärmerischen Liebe, Dankbarkeit und Verehrung, und Leonien selbst erschien ihr Beruf als ein innerlich lohnender und befriedigender. Ihrer Wünsche leiseste Andeutung war das Signal zu deren beeiferter Erfüllung, in welcher Vater und Tochter wetteiferten. Unter anderen Umständen wäre sie das verwöhnte Kind des Hauses geworden; aber der Druck der Gegenwart, die Erinnerung an die Verhältnisse ihrer Eltern, setzten einen heilsamen Dämpfer auf jede Regung der Eitelkeit, des Stolzes, der Selbstüberschätzung — das Schicksal erhielt Leonie demüthig und das eigene wunde Gemüth fand nur Trost und Erhebung in dem eigenen Bewußtseyn der Unschuld, in der liebreichen väterlich freundlichen Behandlung von Seiten des Herrn Franke, in der unsäglich tiefen gegenseitigen Zuneigung von Adolf und ihr, welche in dem lebhaften Briefwechsel beider einen solch beredten und vergeistigten Ausdruck fand.

Nicht so gut erging es Emma. Ihr Wirkungskreis in dem Tapisserie-Geschäft zu Frankfurt war ein unendlich prosaischerer, aber darum doch nicht uninteressanter und freudloser. Bei Tage machte sie die Verkäuferin und stand hinter dem Ladentische, am Abend besorgte sie die Buchführung des kleinen Geschäfts der Frau Morin und bemühte sich, die Bezugsquellen der hunderterlei kleinen Artikel kennen zu lernen, welche den Fonds des Lagers bildeten und durch zwei Reisende auch en gros auswärts verwerthet wurden. Und wie Emma's Anlage von jeher mehr eine praktische, ihre Lebensanschauung eine nüchternere und realere gewesen war, so vergaß sie über dem neuen Wirkungskreise so manches herbe Leid der jüngsten Vergangenheit und so manchen peinvollen Druck der Gegenwart, und gewann ihrer eigenen Lage eine interessantere versöhnliche Seite ab. Die spärliche Muße, welche ihr dieser Beruf ließ, ward durch den Briefwechsel mit ihren Eltern und Geschwistern und mit Dauels, durch die Lectüre einiger guten klassischen Werke und durch die Sorge für ihre bescheidene Garderobe völlig ausgefüllt. Madame Morin kannte die Verhältnisse und Herkunft ihrer Buchhalterin nicht; aber Emma's würdevolles und doch bescheidenes Gebahren, ihre gewissenhafte unermüdete Thätigkeit und stille Anspruchslosigkeit, ihre ängstliche Pünktlichkeit und besonnene Zurückhaltung, ihre Gewandtheit in der Korrespondenz und — vor Allem — die natürliche Beredtsamkeit und Anmuth ihrer Conversation, die ungesuchte einfache Gewähltheit ihrer Ausdrucksweise, ihre graziöse, sinnigernste, edle Erscheinung — all dieß zusammen gab Frau Morin die Ueberzeugung, daß sie es nicht mit einem gewöhnlichen Ladenmädchen, sondern mit der gutgeschulten und gründlich gebildeten Tochter aus besserem Stande zu thun hatte, und nöthigte der etwas stolzen Bürgerin der stolzen Freistadt einen unwillkürlichen Respekt vor Emma ab, der sich namentlich darin zu erkennen gab, daß sie der Buchhalterin Zutritt in ihrem häuslichen Kreise eröffnete und ihr ein Vertrauen bewies, welches sie vor ihren Kolleginnen im Allgemeinen sichtlich auszeichnete. Emma fühlte sich daher — gelegenheitliche Regungen eines stillen Heimweh's abgerechnet — ebenfalls zufrieden, und empfand nicht jenen Druck der Abhängigkeit, der namentlich den des Dienens Ungewöhnten und Neulingen so oft die gezwungene Dienstbarkeit so schmerzlich fühlbar macht und so sehr entleidet. Sie bedurfte keiner Resignation, um sich in ihrem Stande zurecht zu finden; ihre gegenwärtige Lage war in ihren Augen nur eine Lehrzeit, ein Durchgangs-Zustand zu einer spätern Unabhängigkeit, und sie dankte Gott für diese

Gelegenheit, nicht nur ihren Eltern unter diesen Verhältnissen keine Bürde zu seyn, sondern noch zur Unterstützung derselben beizutragen und ihre Lage erträglicher machen zu können.

Mit Ungeduld erwarteten die beiden Mädchen das Ende des ersten Quartals, um ihr Salär nach Hause schicken und hiedurch die Lage ihrer Lieben erleichtern zu können. Beide hatten gleichzeitig den Gedanken und die Absicht gehegt, diese erste Quote ihres Lohnes zur Befreiung ihres Vaters aus der Schuldhaft anzuwenden, waren aber von ihren beiden Freunden in Hagenbach über die Unausführbarkeit dieses Vorhabens belehrt worden, insofern vorerst kein Opfer ihrerseits hingereicht haben würde, den Vater der Schuldhaft zu entziehen, welche seine Gläubiger beantragt hatten, weil dieselben hofften, der hiedurch ausgeübte Druck werde die Verwandten des Herrn Heffter, am Ende noch den Onkel Wagner in Amsterdam zu einer Hülfeleistung in diesem Sinne veranlassen.

Wie wenig kannten jedoch diejenigen Gläubiger, die sich an diese Hoffnung anklammerten, die Lage der Dinge und den Charakter des Mannes, auf welchen sie bauten! Herrn Gottlieb Wagner lag nichts im Leben ferner als die Absicht, dem Gatten seiner Nichte auch nur mit einer geringen Summe unter die Arme zu greifen. Allerdings war jene mißtranische Regung, welche ihn am Neujahrstage bewogen hatte, Leonien gleichsam wieder abzustoßen, eben weil sie ihn anzog und weil er schwach zu werden fürchtete, — längst wieder einem günstigen Eindruck gewichen, dem er desto unwiderstehlicher verfiel, je öfter er Leonien bei sich sah. Aber seit er wegen seines geschwächten Augenlichts und seiner wankenden Gesundheit den Vertrauensposten in dem Hause der Herren Hendrik Haring en Zoonen gezwungen aufgegeben und damit sein seitheriges glänzendes Einkommen mit einer Art Ruhegehalt vertauscht hatte, fühlte der alte Herr sich unbeschreiblich unglücklich. Er hatte Zeit zum Grübeln und Nachdenken und redete sich nun ein, er habe nicht mehr genug zu leben, er müsse nothwendig sich einschränken, wenn er nicht noch in seinem Alter verhungern wolle. Er klagte sogar über Mangel und Beschränkung, er verringerte seinen Hausstand und vermiethete das obere Stockwerk — das größte Opfer, welches sich ein Holländer von Bildung auferlegt, weil jeder angesehenere Mann, zumal in der kaufmännischen Welt, seinen Stolz darein setzt, ein Haus allein zu bewohnen. Und Leonie, deren offener freier Gemüthsart gerade der Geiz eines der unbegreiflichsten Laster war, glaubte ihm und besuchte ihn beinahe jede Woche, nahm, trotz Gustav's lächelnder Zweifel und Einwürfe, des Groß-Oheims Klagen für begründete an und kam nie ohne irgend ein kleines Geschenk, ohne irgend ein freundliches, mitleidiges, tröstendes Wort. Großonkel Gottlieb waren diese Besuche immer überaus wohlthuend. Er klagte schmerzlich darüber, daß seine Mittel ihm nicht mehr erlaubten, Leonie in sein Haus zu nehmen und anständig zu besolden und sich ihre verständige, liebreiche, treue Pflege zu sichern. Er machte sogar Pläne, sein Haus in der Stadt zu verkaufen, sich auf sein Landgütchen zurückzuziehen und hiedurch so viel zu ersparen, daß er sich den Luxus gönnen könne, Leonien als Gesellschafterin um sich zu haben, der er das Versprechen abverlangte, dann zu ihm zu ziehen. Allein wenn Leonie hievon Margootje oder Gustav erzählte, lachten diese nur und meinten, sie könne Großonkel diese Zusage immerhin machen, da es doch nicht dazu komme, diesen Plon zu verwirklichen.

„Es wäre übrigens ein Unrecht von Dir, liebe Schwester, die Familie Franke nun zu verlassen, wo Eliza so sehr an Dich gewöhnt ist und mit solcher Innigkeit an Dir hängt," sagte Gustav. „So wie ich Großonkel Gottlieb in vielen Jahren kennen gelernt habe, ist er ein wunderliches Gemisch von Wankelmuth, Charakterschwäche, Selbstsucht und Mißtrauen. Ich bin überzeugt, wenn er Dich zwei Wochen gleichsam auf den Händen getragen hätte und Du ihm zu Anfang der dritten Woche Geld zur Bestreitung der häuslichen Ausgaben begehren würdest, so wäre er im Stande, Dir zu erklären, daß er Dich nicht mehr länger ernähren könne, und Dir die Thüre zu weisen, um Dich acht Tage später dann wieder von neuem holen zu lassen und beinahe kniefällig zu bitten, daß Du Dich seiner wieder annehmest, da die neue Wirthschafterin noch mehr Geld brauche als Du. Nein, nein, so wie die Sachen nun einmal stehen, bin ich herzlich froh, daß er selber unsern Plan vereitelt hat! Meinst Du nicht auch, Margarethe?"

— „Oh ganz gewiß, mein Herzens-Mof hat vollkommen Recht, liebe Leonie," versetzte die klare, scharfblickende besonnene Margarethe. „Alte Leute von habsüchtigem geizigem Wesen — und das ist nun einmal Mynheer Gottlieb Wagner ohne Widerrede — sind zuweilen gerade wie Kinder — wollen ebenfalls Alles was sie sehen, und sind des Ersehnten dann ebenso schnell überdrüssig. Und der Gedanke, Dich Du Liebe als Spielball der Laune eines engherzigen, willensschwachen, geizigen Mannes von jeglichem Verkehr mit der Welt abgeschnitten und um Deine frohe heitre Jugend zwecklos bestohlen zu wissen, würde mir tief in's Herz schneiden. — Nein, nein, es ist nicht zufällig so gekommen — es ist alles Schickung von oben. Wir werden dem alten Herrn am werthesten seyn, solange wir ihm noch Ziele des Wünschens und nicht von seinem Belieben abhängig sind; er wird uns desto höher schätzen, je länger wir uns seiner entrathen können. Es gibt nicht viele solche liebe, gute, lammfromme und mit Allem zufriedene Oheime wie mein alter guter Onkel Kornelis van der Doos!" rief sie, auf den kleinen alten Herrn zueilend und ihm um den Hals fallend. „Du lieber Himmel, wenn Er auch solch ein herber, griesgrämiger, sauertöpfischer, alter Junggeselle geworden wäre wie Mynheer Gottlieb Wagner, was wäre da aus mir geworden?"

„Daß er es nicht ist, sondern ein glücklicher alter Mann, das ist Dein Werk, Du kleines hübsches Heksje!" sagte Onkel Kornelis und klopfte ihr mit freundlichem Lächeln auf die Wangen. „Es war eben mein Glück, daß ich Dich bei Zeiten fand und im Verkehr mit Dir nicht alt ward!"

— „Und daß Du nicht ein alter reicher Filz bist, Herzens-Oomtje, denn der Mammon verdirbt die Herzen!" rief Margarethe. „Meiner Treu, mir würde es jede Umarmung verderben, wenn ich denken müßte, da belauern Dich die Leute und

werden sagen: Seht, seht, wie sie dem Alten wegen seines Vermögens um den Bart geht! — Ich könnte Dich gar nicht so herzlich lieb haben wie jetzt, Oamtje, wenn Du solch ein Nabob wärest!"

Und Onkel Kornelis nickte mit dem Haupt, rieb sich die Hände und lachte in seiner stillen Weise schlau vor sich hin. — —

Wie schnell schien die Zeit den beiden Mädchen vergangen zu seyn, als das erste Quartal um war und Frau Marin Emma ihr Salär in einem Briefcouvert über den Pult herüberreichte, Herr Franke aber Leonien das ihrige in einer eleganten kleinen Brieftasche gab, welche außerdem noch eine schöne Photographie von ihm und eine reizende Brosche von mattem Gold enthielt, worin Eliza's photographisches Bild gefaßt war. Und wie hatten die beiden Mädchen mit den heißesten Freudenthränen in den Augen nichts Eiligeres zu thun, als sich hinzusetzen, einige Zeilen an ihre Mutter zu schreiben und dieser den Erstling ihres Arbeitslohnes zuzusenden!

Der wackern Frau Louise war dieses Vierteljahr mit seinen neunzig Tagen nicht so rasch vergangen, denn beinahe jeder Tag war durch ein neues Ereigniß, durch eine Widerwärtigkeit, Demüthigung oder einen kleinen einzelnen Kummer bezeichnet gewesen — als ob der allgemeine wuchtende Gram in ihrem Lebensloose noch nicht genügt hätte, selbst ihre starke Seele demüthig zu machen und an den Allwalter über den Sternen zu verweisen! Dennoch aber feierte Frau Heffter wohl kaum in ihrem ganzen Leben je eine Stunde reineren Glückes, als die, wo Dauels im Vorübergehen in dem Hause am Färbergraben einsprach und Frau Louisen die beiden Geldbriefe behändigte, welche an ihn adressirt, wie durch einen glücklichen Zufall an demselben Tage eingetroffen waren waren! Dauels mußte da bleiben und die Briefe lesen, die beinahe gleichlautend und von der aufrichtigsten Pietät eingegeben waren. Und Frau Heffter drückte ihm im Uebermaß ihrer Rührung stumm die Hand und es dauerte lange, bevor ihre Thränen ihr die Bemerkung erlaubten:

„Die Gnade Gottes ist doch wunderbar groß an uns, lieber Dauels! sie schenkt uns Freuden, die selbst aus dem Leid herauswachsen. Wo ist heute eine Mutter so froh, so glücklich, so zufrieden mit ihren Kindern wie ich? Und wie hätte ich das Herz meiner Kinder in solcher Weise erprobt ohne diese Prüfungen, die über uns Alle hereingebrochen sind? — Ach, mein lieber Dauels, es ist schon ein Großes, Gottes Wort und sein täglich Brod haben; aber was reicht an diesen Reichthum, gute Kinder zu besitzen und solche Stunden zu erleben? Der Vater im Himmel, der unsere Herzen prüft, wird es den guten Mädchen gedenken in Zeit und Ewigkeit! — Wir brauchen das Geld nicht einmal, aber ich will es dennoch annehmen und in die Sparbank legen auf die Namen der beiden Kinder und will ihnen das freudige Bewußtseyn und die Genugthuung gönnen, zu glauben, daß sie ihre Eltern vor Noth und Kummer bewahrt haben. Und alles, was sie sich künftig abdarben, um es uns zu senden, das soll auf der lieben Mädchen Namen gemeinsam angelegt werden, denn mit Gottes Hülfe sind wir ja auch hinfort im Stande, unser Brod zu finden, wenn erst mein Herr wieder frei ist!"

— „Beneidenswerthe glückliche Mutter! Sie sind reicher als viele Königinnen und Fürstinnen!" flüsterte Dauels bewegt und küßte ihr die Hand. „Was geht über diesen Schatz, solche Kinder zu haben?"

„Nicht wahr, lieber Herr, diesem einen Glück zu Liebe kann man auch tausendfaches andres Leid hinnehmen — Armuth und Verachtung hier sind unbedeutend gegen das Gefühl Dessen, was wir da drinnen im Herzen haben," sprach Frau Heffter mit leuchtenden Augen. „Nach solchen frohen Erlebnissen kann man auch wieder herbe Erfahrungen tragen, die uns ja ebenfalls nicht erspart bleiben werden."

(Schluß folgt).

Schriftsteller-Eigenheiten.

Die Gedankenfülle Lesage's, des Verfassers des trefflichen Gil-Blas, hing von der Sonne ab. War's dunkel, so schlummerte sein Geist, er erwachte, wenn die Sonne erschien, und je höher sie stieg und je heller sie leuchtete, desto feurigere Funken sprühte er aus. Sank die Sonne, so nahmen auch seine Geistesfähigkeiten an Kraft ab.

Ein Gegenstück zu Lesage ist der Historiograph Mezeray. Dieser konnte nicht bei Tageslicht arbeiten, sondern schrieb immer, selbst am Tage, bei Kerzenlicht. In seinen Gemächern herrschte fortwährend das tiefste Dunkel, und wenn Freunde ihn besuchten, so hatte er die Gewohnheit, ihnen selbst am hellen Mittag mit der Lampe bis zur Thür zu leuchten. Ihm ähnlich war Giradet, ein guter Maler und Dichter zugleich. Seine Begeisterung erwachte des Nachts, er sprang dann plötzlich auf, ließ die Hängelüstres in seinem Atelier anzünden, setzte einen breiten Hut auf und malte nun seine trefflichsten Gemälde.

Jouy dichtete viele seiner Tragödieen in einer Allee, an deren beiden Enden sich eine Bank und auf jeder Bank Papier und Bleistift befand. Dieser Dichter, der fast alle französischen Poeten auswendig kannte, hatte für seine eigenen Gedichte so wenig Gedächtniß, daß er oft, wenn man ihm eines derselben vordeklamirte, es gar nicht erkannte.

Petrarca hatte einen ledernen Ueberwurf, auf den er beim Spazierengehen Gedichte schrieb, wenn ihm Papier oder Pergament fehlte. Dieses Kleidungsstück wurde noch im Jahre 1527 von dem Cardinal Sadolet als eine kostbare Reliquie aufbewahrt.

Verantwortl. Redakteur: Otfrid Mylius. — Stuttgart, Druck und Verlag von J. Kleeblatt & Comp.

Der Onkel von Amsterdam.

Eine Familien-Geschichte von Otfrid Mylius.

(Schluß.)

— „Lassen Sie uns hoffen, daß auch diese bald vorüber seyn werden!“ sagte Dauels; „die Zeit der Trübsal geht dem Geduldigen ebenfalls um und lehrt den Menschen die künftigen sonnigen Tage des Trostes desto mehr schätzen. Ist es doch überhaupt eine wunderbare Erfahrung im Menschenleben, daß uns zeitweiliges Entbehren den Werth eines Besitzthums höher schätzen und erkennen lehrt, als ungestörter Besitz. Wie schmerzlich habe ich z. B. anfangs die Nähe Emma's, den trauten Anblick ihrer lieben Züge, ihrer stillen Geschäftigkeit, ihrer rastlosen Fürsorge entbehrt, und wie sehr das gute Kind bedauert, welches unter Fremden in einer untergeordneten Stellung und eintönigen Beschäftigung sein Fortkommen sucht! wie erschien mir diese Dienstbarkeit beinahe als Entwürdigung! — Und wie anders denke ich jetzt hierüber! Mir räumlich ferne, ist mir Emma's ganzes Wesen geistig um so näher gerückt, denn sie erfüllt in jedem müssigen Augenblick meine Gedanken und meine Erinnerung. Ich suche tausend einzelne Züge von ihr aus meinem Gedächtniß hervor, welche mir seiner Zeit nur ganz natürlich und gewöhnlich und bedeutungslos erschienen waren, und bestrebe mir sie jetzt zu erklären und zu erläutern, und da treten dann tausend neue schöne Seiten ihres Wesens und tausend Vorzüge von Emma's Charakter in den Beweggründen ihres Handelns vor meine Seele, wie in Emma's Briefen in der schlichtesten, herzlichsten, unmittelbarsten Erscheinungsweise sich eine Tiefe und Innigkeit und Richtigkeit des Gefühls kund gibt, eine Innerlichkeit ihres ganzen Wesens, zu deren Entfaltung der alltägliche Verkehr eines Brautstandes und die Routine des täglichen Lebens wohl kaum jemals Anlaß gegeben hätten. Emma's ganzer Werth erscheint mir in einer zuvor ungeahnten Bedeutung, so rein und tief, so treu und zutraulich, so stark und richtig von Gefühl und Urtheil zeigt sie sich in ihren Briefen an mich.“

„Vielleicht nur weil Sie das alles weckten, lieber Dauels,“ antwortete ihm Frau Heffter mit stillen Freudenthränen im Auge. „Emma ist nur ein einfaches Mädchen, aber ein treues wahres Gemüth. Ihr Männer seht meist nur auf die Außenseite, und im geschäftigen Einerlei eines gewöhnlichen Frauenalltagslebens gehen tausend schöne erhabene Triebe eines Frauenherzens unter, weil sie sich nicht an die Erscheinung ringen können, weil sie bloße Instinkte, dunkle Triebe, oder Regungen, oder Ahnungen bleiben, die nicht zu Gefühlen oder zu Worten werden. Die Männer im Allgemeinen ahnen niemals, welch ein reicher unerschöpflicher Schatz von Keimen des Schönsten und Edelsten in einem richtigen reinen Frauengemüthe liegt wie Samenkörner fremder Wunderpflanzen; aber sie kommen nur selten zur Entwickelung, weil ihnen der rechte Boden fehlt, weil sie nicht durch stille Thränen des Leides und Nachdenkens, nicht durch die Sonne der Liebe zur Entfaltung gedrängt werden. Ein tändelnder Brautstand und die einfache geschäftige Routine des Lebens einer bürgerlichen Hausfrau der Mutter einer zahlreichen Familie sind nicht das Daseyn, welches der Entwickelung solcher Keime einer höhern Schönheit und Erhabenheit günstig ist. Bei vielen Frauen gehen diese Keime in dem gewöhnlichen Einerlei hausbackener Sorgen und Pflichten unter. Wenn aber die Vorsehung eine Frau innerlich ausbilden und ihr Herz und Gemüth vervollkommnen will, dann schickt sie ihr in der Jugend das läuternde Feuer der Trübsal. Und ist solch ein geläutertes Frauengemüth, mit all seinen höheren Kräften und edleren gereifteren Lebensanschauungen nicht ein unendlich höherer Schatz für den Gatten, als die schmucke Jugendfrische eines im Treibbeete ungetrübten Wohllebens und Behagens aufgewachsenen Mädchens?“

— „Sicherlich, liebe Mama,“ sagte Dauels aus voller Ueberzeugung und mit leuchtenden Augen. „Allein wir wollen auch nicht verkennen, daß neben dem Adel der Race oder Art auch noch der günstige Boden der mütterlichen Erziehung von Werth ist. Mütter wie Sie, meine verehrte Frau, können auch allein solche Töchter heranbilden.“

„Mich hat auch nur das Leben erzogen, aber ich hatte einen starken Anker in einem frommen unerschütterlichen Gottvertrauen und in der Freude am Guten,“ sagte Frau Heffter und lehnte Dauels' begeistertes Lob bescheiden ab. „Ich hatte das Unglück, meine gute Mutter früh zu verlieren, und das Glück, daß die Vorsehung mir eine Menge ernster Pflichten vor der Zeit auf schwache Schultern legte, die nur von oben ihre Stärke erhielten. Ich habe erfahren, daß eine Frau ohne innige Religiosität ein schwanker Halm ist, den der leichteste Wind knickt, die leiseste Strömung ziellos mit fort reißt, darum hab' ich meinen Kindern zunächst Eines beizubringen gesucht: Gewissenhaftigkeit, die Wurzel aller Weisheit und Tugend, ohne die auch kein lebendiger Glaube und keine wahre Frömmigkeit möglich sind, — den festen Grund jenes Seelenfriedens, welchen äußere Heimsuchungen niemals stören können. Komme daher, was da wolle, auch noch weitere Stürme werden uns geduldig, ergeben und nicht ohne Trost finden. Und ich bin überzeugt, daß wir noch Festigkeit genug brauchen, weil wir noch manche herbe Stunde zu überstehen haben!“ — —

38.

Das Vorgefühl von den künftigen stürmischen Heimsuchungen der Ihrigen, welches Frau Heffter hegte, war ein richtiges und weises: das Herbste sollte erst noch kommen, wenigstens für den unglücklichen Kommerzienrath. Das Ergebniß der Vermögensuntersuchung wies eine sehr bedeutende Ueberschuldung nach, das Gericht erkannte den Konkurs und bestellte eine Tagfahrt zur Liquidation der Ansprüche der einzelnen Gläubiger. — Es war ein schöner heller Frühlingstag, welcher in dem großen Saale des Bezirksgerichts die Gläubiger und deren Anwälte versammelte, um eine jener Scenen aufzuführen, welche zu den häßlichsten unseres heutigen Lebens gehören. Gleich als ob es nicht genug wäre, daß das Unglück

einen Menschen so heimgesucht hat, daß er in der Regel beinahe nur mit dem nackten Leben aus einer solchen tragischen Katastrophe hervorgeht, bemühen sich dann die Menschen, noch geflissentlich Alles hervorzusuchen, was es nur Kränkendes, Demüthigendes und Entwürdigendes geben kann, um es auf das gebeugte Haupt eines solchen „Gemeinschuldners" zu häufen.

Hast du jemals einer solchen sogenannten Schulden-Liquidation beigewohnt, lieber Leser und gesehen, in welcher rohen entmenschten Brutalität und Härte sich geflissentlich jene Diener der menschlichen Leidenschaften betragen, die man Anwälte, Advokaten nennt, so ist dir gewiß alles und jedes Vertrauen benommen worden, in die Hände solcher Menschen (rühmliche Ausnahmen von humanen Advokaten wird es natürlich immer geben) jemals das Schicksal von größeren Gemeinwesen wie Staaten u. s. w. zu legen; du wirst sicher nie wieder einem Advokaten deine Stimme bei der Wahl eines Abgeordneten 2c. geben, wenn du gesehen hast, wie diese Diener der Themis sich um jede Kleinigkeit herumbeißen und herumstreiten, wie Schakale um das Fleisch eines gefallenen Thiers, wie sie wetteifern, dem unglücklichen Mann, der in der Regel von diesem Schicksalsschlag am schwersten betroffen wird, jede nur irgend denkbare Bitterkeit zu sagen, jeden Schritt zu mißdeuten, jede Kleinigkeit an seiner Fahrniß oder derjenigen Kompetenz, die das Gesetz ihm und den Seinigen läßt, streitig zu machen, wie der ganze menschliche Scharfsinn, die ganze Gesetzeskenntniß und proceßsualische Uebung aufgeboten ist, um den Leidenschaften dienstbar zu werden, und wie trotz des scheinbar erbittertsten Wortgefechts der concurrirenden Anwälte der Gläubiger doch Alle wiederum Front machen gegen den Gemeinschuldner und dessen Familie, nicht nur innerhalb der gesetzlichen Befugnisse, sondern noch weit über dieselben hinaus! Hast du dieß jemals mit angesehen, mein lieber Leser, dann wird dich sicher ein unüberwindlicher Eckel vor derartigen Scenen ergriffen und du wirst dir gelobt haben, lieber etwa Unrecht zu leiden und in Person an solchen Gerichtstagen zu erscheinen, als die Zahl jener Handlanger des Rechts durch Bestellung eines Vertreters zu verstärken, — du wirst die Gerechtigkeit jenes Verlangens gewürdigt haben, welches Oeffentlichkeit und Mündlichkeit auch solcher Verhandlungen beansprucht, weil nur in der Oeffentlichkeit eine nachhaltige Wahrung jener Menschenwürde und individuellen Freiheit liegt, welche auch das strengste Gesetz achten muß.

Wenn aber selbst Derjenige, welchen äußere unverschuldete Unglücksfälle und Folgen allgemeiner Kalamitäten minder schuldig erscheinen lassen, bei solchem Anlasse zum Sündenbock, zur Zielscheibe aller Gehässigkeiten, Sarkasmen und schlimmen Leidenschaften der Anwälte der Gläubiger und dieser selbst gemacht wird, um wie viel reichlicher mußten Schimpf und Schmach, Galle und Unmuth auf das Haupt eines Mannes gehäuft werden, der, wie Immanuel Heffter, so vielen Grund zu gerechter Beschwerde derjenigen darbot, welche ihm leichtfertig Kredit gegeben hatten und durch seinen Bankerott zu Schaden gekommen waren? — Ahnungsvoll und instinktmäßig hatte Frau Heffter vor diesem Tage gebangt, welcher ihrem so stolzen Gatten die furchtbarste Demüthigung bereiten mußte. Sie hatte trotz seiner Bemühungen, gefaßt zu erscheinen, die entsetzlichsten Aengsten wahrgenommen, welche sein inneres Wesen durchschütterten; ihr waren seine geheime Furcht, sein niederschmetterndes Schamgefühl, sein verzweifeltes Ringen nicht entgangen, womit er noch immer den vergeblichen Versuch fortsetzte, einen Vergleich mit seinen Gläubigern zu Stand zu bringen, um diesen Tag zu vermeiden. Die arme Frau hatte sich vergeblich bemüht, ihren Gatten zu trösten und aufzurichten; sie hatte alles aufgeboten, ihn auf Denjenigen zu verweisen, welcher die Stärke der Schwachen und die Kraft der Unvermögenden ist; aber all dieser Same fiel bei Herrn Heffter auf steiniges Erdreich. Frau Louise, die ihrem Gatten längst all sein Unrecht gegen sie vergeben hatte, deren Herz nur von dem innigsten Mitleid für den so tief Gedemüthigten erfüllt war, mußte je länger desto deutlicher wahrnehmen, wie furchtbar rasch ihr Gatte alterte, wie seine Gestalt gebeugt ward und in sich zusammensank, wie je näher an dem verhängnißvollen Gerichtstage, desto augenscheinlicher auch die geistigen Kräfte ihres unglücklichen Gatten nachließen; sie mußte sich schaudernd sagen, daß die gewaltsame Erschütterung seines ganzen Wesens an jenem Tage ihm vielleicht verhängnißvoll werden würde.

Frau Louise war an jenem sonnigen Maimorgen schon frühe bei ihrem Gatten in der Zelle, die er noch immer bewohnte. Sie war gefaßt gekommen, denn sie hatte inbrünstig gebetet und ihr und ihres Gatten Schicksal dem Allbarmherzigen über den Sternen empfohlen; aber obschon er am Vorabend seinem Anwalte Auftrag gegeben hatte, ihn zu vertreten und sein Nichterscheinen wegen Unwohlseyns zu entschuldigen, so sah sie doch, daß er die ganze entsetzliche Bedeutung dieses Tages auch ohne sein Erscheinen vor Gericht fühlte, — daß er in der tiefsten nervösen Aufregung in Folge einer peinlich schlaflosen Nacht war. Frau Louise beschloß also bei ihm zu bleiben, ihn zu unterhalten und zu trösten. Allein wie erschrack sie, als nach 10 Uhr der Gerichtsdiener kam um Herrn Heffter vor die Schranken des Gerichts zu bescheiden, da die Mehrzahl der Anwälte dieß auf das Bestimmteste beantrage und sein Erscheinen unerläßlich sey! Sie ging selbst hinüber, ließ den Bezirksrichter herausrufen und bat ihn, ihrem armen Gatten diesen schweren Gang zu ersparen, der ihm bei seinem körperlichen und geistigen Zustande verhängnißvoll werden könne. Aber Herr Thelemann konnte ihr nur versprechen, eine Bitte für Herrn Heffter einzulegen, vermochte aber Frau Heffter nicht das Gelingen ihres Antrags zu verbürgen, indem er konstatirte, daß der Kommerzienrath wirklich hiezu verpflichtet sey, und dem Richter hierin keine discretionnäre Gewalt zu specieller Rücksichtnahme zustehe. Vor der Thüre des Gerichtssaales stehend, hörte Frau Heffter dies eindringliche Fürwort des Richters, die beredte Verwendung von Adolf Gehring, aber auch das harte stürmische Verweigern der Advokaten, das bestimmte Verlangen, den Gemeinschuldner vorzuführen. Es war einer der ernstesten Momente in Frau Heffters Leben, und Thelemann fand sie laut schluchzend, als er wieder herauskam, um ihr den Bescheid der Anwälte zu verkündigen.

„In Gottes Namen denn! unser Heiland litt ja noch mehr und unschuldig," flüsterte sie; „ist es eine unnütze Grausamkeit, so mag Gott sie ihren Urhebern verzeihen'" —

Frau Heffter kehrte dann in das Stockhaus zurück, berichtete ihrem Gatten das Fehlschlagen ihrer Verwendung und ermuthigte ihn zu ruhiger Ergebung. An ihrem Arme schritt er über den menschenvollen Marktplatz, denn es war gerade Markttag, und die halbe Stadt auf den Beinen, dem Gerichtshause zu. Er erschien halb ohnmächtig in dem Gerichtssaale, wo man ihm eine Bank an der Wand als Sitz anwies, während die Gläubiger und Anwälte an dem langen Tisch in der Mitte Platz genommen hatten. Der Unglückliche wagte nicht aufzuschauen, so fühlte er sich vernichtet und gebeugt; sein Auge wäre aber auch nur wenigen mitleidigen Blicken begegnet, denn hier stand nur der insolvente Bankerutirer, nicht der von seiner Höhe der Achtung, des Ansehens herabgestürzte, einst so einflußreiche und viel umworbene Fabrikherr.

Die momentane große Erbitterung unter den Anwälten rührte daher, daß Adolf Gehring als Vertreter der Frau Heffter in deren Namen eine Verwahrung gegen die Gültigkeit des von ihr geleisteten bedingten Verzichts eingereicht und den Protest aus dem römischen Recht wie aus einem Formfehler des hastig aufgesetzten Verzichts-Instruments selbst begründet hatte. Die Urheber dieses vermeintlich so schlau angelegten Mittels zur Sicherung der Gläubiger, die Anwälte Jonas und Hohbach, sahen sich hiedurch bloß gestellt, und ließen nun ihre ganze Wuth an dem Gemeinschuldner aus, nachdem Gehring ihnen auf die Angriffe gegen die Ehrenhaftigkeit eines solchen Verfahrens ruhig und maßvoll geantwortet und ihre Verdächtigungen gegen seine Mandantin gebührend zurückgewiesen hatte, wobei er denn allerdings auch einige Streiflichter auf die perfide Handlungsweise des Dr. Jonas gegenüber von den übrigen, nicht zum Beitritt zu der Borgfrist aufgeforderten Gläubigern und auf die fahrlässige oder absichtliche Vereitelung des von Herrn Heffter angestrebten Nachlaßvergleiches zu werfen genöthigt gewesen war.

Uebrigens war das Verlangen der Advokaten, daß der Gemeinschuldner bei dem Gerichtstage erscheine, einigermaßen in dem Umstande begründet, daß bei dieser Gelegenheit eine Menge Wechsel producirt werden mußten, welche Spahlenberg auf Heffter oder dieser auf Spahlenberg gezogen hatte, und von denen nun festzustellen war, ob sie unter die Kategorie der gefälschten gehörten, welche ebenfalls zahlreich vertreten war. Daß es bei diesem Anlasse von Seiten der Gläubiger und ihrer Anwälte, namentlich von Seiten der Inhaber solcher gefälschten Wechsel, an den rücksichtslosesten Ausfällen gegen Heffter und Spahlenberg und ihre Handlungsweise nicht fehlte, daß der Verdacht leichtsinnigen Schuldenmachens und betrügerischen Banterotts dem Kommerzienrath offen in's Gesicht geschleudert und das Gericht sogar zu einer Untersuchung hierüber aufgefordert wurde, war nur eine nothgedrungene unausbleibliche Folge des Vorangegangenen. Jedermann sah, wie furchtbar dieser Auftritt den vielgeprüften unglücklichen Mann erschütterte; niemand konnte zwar leugnen, daß derselbe sein Unglück selber verschuldet habe; aber niemand vermochte sich der Ueberzeugung zu verschließen, daß er einen kranken, gebrochenen Mann vor sich habe; allein so sehr macht die Habgier und die Selbstsucht den Menschen zur Bestie, daß beinahe jeder, und sogar die sonst so theilnahmslosen kalten Advokaten selbst, im beflissensten Wetteifer, die Genugthuung haben wollte, seinen Unmuth und Groll an dem Manne auszulassen, der hier sozusagen am Pranger stand.

Dieses Liquidations-Verfahren dauerte zwei Tage. Am Nachmittag des zweiten brach Herr Heffter unter der Wucht dieser Schmach, unter der über seine Kräfte gehenden Spannung seiner Nerven zusammen und mußte in den Schuldthurm zurückgebracht werden. Alle Anstrengungen seines Anwaltes und Gehrings, alle Vermittelungen des Richters, welcher die Verhandlung leitete, waren nicht im Stande gewesen, dem gehässigen Treiben der Gläubiger und der nutzlosen höhnischen Verfolgung durch die Advokaten Einhalt zu thun, denn diese Biedermänner, die der Mehrzahl nach ihren Klienten um's Geld alle Schleich- und Schlupfwege des Gesetzes öffnen, schienen es als ein Attribut ihres Berufes anzusehen, ihr Auftreten gegen den Gegner ihrer Mandanten bei einem Konkurs-Verfahren mit der ganzen Aetzlauge ihres Witzes, Hohns oder Geringschätzung zu würzen, und über dem Schuldner den Menschen, über der Schuld das Mitleid mit dem Unglück und die einfachsten Forderungen der Humanität zu vergessen. In einem heftigen Fieber und einem Zustande totaler Depression, welcher ein Nervenfieber befürchten ließ, langte Herr Heffter in seinem Gefängniß an, und die Frau des Schließers, ein rohes Weib, aber nicht ohne jenes warmherzige Mitleid des weiblichen Herzens, welches der menschlichen Schwäche von der Wiege bis zum Grabe sich so werkthätig annimmt, wußte sich keinen andern Rath, als die Hülfe des Arztes und den Beistand der armen Frau Heffter nachzusuchen. Frau Louise glaubte, ihr Gatte werde unter ihren Händen den Geist aufgeben; der wackere Dr. Dietrich aber, den wir schon einmal an Herrn Heffter's Krankenlager getroffen haben, ließ sogleich den Amtsphysikus herbeiholen, um den Zustand des Kranken zu constatiren, verordnete einige geeignete Mittel und suchte die arme tieferschütterte Frau Heffter zu trösten.

„Seyn Sie ruhig, beste Frau Kommerzienrath, es wird hoffentlich nicht zum Aeußersten kommen," sagte er. „Hier ist der Geist noch leidender als der Körper, und hier helfen physische Heilmittel am wenigsten. Ich begreife, was unser Patient in diesen beiden Tagen ausgestanden haben mag. Aber seine Gläubiger haben nur Ansprüche an seine Habe, nicht an sein Leben, und ich werde sogleich hier eine Vorstellung an das Gericht aufsetzen, die mein Kollege der Amtsphysikus nach Befund der Sachlage gern mit unterzeichnen wird, — die Vorstellung nämlich, daß unser Kranker wenigstens über die Dauer seiner Krankheit freigegeben und Ihrer Pflege überantwortet werden soll. Sowie ich unsern Bezirksrichter kenne, wird er diesem Antrage Folge geben und jede Rücksicht eintreten lassen, welche nur irgend mit seiner Amtspflicht vereinbar ist. Wir wollen diesen Advokaten ein Schnippchen schlagen und die

Pression vereiteln, welche sie durch die Fortdauer der Schuldhaft auf die Familie auszuüben beabsichtigen. Und falls meine Vorstellung kein Gehör findet, wollen wir die Sache nöthigenfalls vor die Oeffentlichkeit bringen."

Allein der Amtsphysikus fand den Zustand des Herrn Heffter bedenklich genug, um die Vorstellung seines Kollegen Dietrich um die zeitweilige Freigebung des Schwererkranken, eventuell gegen Bürgschaft, welche Herr Dietrich selbst für denselben angeboten hatte, unbedingt zu unterstützen, und eine Stunde nachdem der Kommerzienrath den Gerichtssaal verlassen, ward dem Bezirksrichter das Schriftstück der beiden Aerzte eingehändigt, das ihn bei der Durchlesung sichtlich frappirte.

„Meine Herren," sagte er; „ich muß die Unterhandlung auf einen Augenblick unterbrechen, um Ihnen Kenntniß von einem Schriftstück zu geben, das mir so eben eingereicht wird und dringend genug ist, um ohne Aufschub erledigt zu werden. Gestatten Sie mir, daß ich es Ihnen vorlese und Ihre Meinung darüber höre." Und Herr Theilemann verlas es, vielleicht nicht ohne eine gewisse innere Genugthuung über die Rüge des Verfahrens der Anwälte, welche der Doctor Dietrich sich erlaubt hatte und die einiges Murren, das die Beschämung verdecken sollte, hervorrief. „Was mich anbelangt, meine Herren, so habe ich keinen Grund, den mindesten Zweifel in die thatsächliche Richtigkeit und Wahrhaftigkeit des Zeugnisses der beiden achtbaren Aerzte zu setzen, und glaube auch die gesetzliche Befugniß zu haben, einen Schwererkrankten wie im vorliegenden Falle der wohlthätigen häuslichen Pflege der Seinigen zurückzugeben, da die persönliche Sicherung seiner Anwesenheit während der Dauer seiner Krankheit eben in der Heftigkeit des Krankheits-Anfalles selbst liegt und ein als wohlhabend bekannter geachteter Mann seine Bürgschaft für die Ortsanwesenheit des Schuldarrestanten einlegt. Sofern sich daher von keiner Seite her ein wohlbegründeter Protest hiegegen erhebt, bin ich geneigt, der Bitte der Frau Louise Heffter um temporäre Freilassung ihres Gatten von der Schuldhaft auf Grund der ärztlichen Begutachtung und Vorstellung zu willfahren!" Er sah sich im Kreise um und musterte die Gesichter. Die Gerichtsschöppen waren seiner Ansicht; einige Advokaten, worunter Jonas und Hohbach, zuckten zwar mit sardonisch ungläubigem Lächeln die Achseln, als ob sie sich ihr eigenes Urtheil vorbehielten oder in dem sehr gelegenen Zwischenfalle kaum etwas mehr sähen, als eine kleine Komödie. Allein jener humane Israelite, jener Dr. Stein, der obschon ebenfalls Anwalt eines starkbetheiligten Gläubigers, schon bei Gelegenheit der früheren Gläubiger-Versammlung seine Unparteilichkeit und Milde offen an den Tag gelegt hatte, erhob auch dießmal seine Stimme zu Gunsten des Antrags in beredter Weise, sprach seine Ueberzeugung aus, daß angesichts eines solch großen Unglücks kein ehrenhafter Anwalt überhaupt wünschen werde, die noch im Gesetz liegende und auf veraltetеn irrigen Rechtsbegriffen gründende, in unseren Tagen aber unmöglich gewordene Bestimmung der Anwendbarkeit der Schuldhaft gegen einen Gläubiger über die constatirte Insolvenz hinaus gegen Herrn Heffter ausgeübt zu sehen, und erklärte seinerseits, daß er mit der gänzlichen Freigebung des Gemeinschuldners einverstanden sey.

Der Antrag, welcher in dieser Erklärung des Dr. Stein lag, fand zwar vorerst nur sehr geringen Anklang, aber einige Zeilen des Bezirksrichters gaben Herrn Heffter wenigstens vorerst frei, und Frau Louise sah schon hierin eine große Gnade des Himmels, und brachte ihren armen Gatten in die kleine bescheidene Wohnung, die sie in Frau Gehring's Hause am Färbergraben inne hatte.

Da der Abend herannahte, ward die durch den eben erwähnten Zwischenfall verzögerte Verhandlung mit einer gewissen Eilfertigkeit vollends zu Ende gebracht, und das Protokoll schon zur Unterschrift herumgereicht, als der Advokat Jonas sich noch einmal das Wort erbat und ein Schriftstück verlas, welches er zu den Akten geben wolle. Es war ein förmlicher Antrag an das Konkursgericht, daß im Interesse aller Gläubiger das ganze Heffter'sche Etablissement ohne Rücksicht auf die schon genugsam gedeckten Hypothek-Gläubiger noch auf das neue Consortium, welches die Fabrik im Pachtbestand habe, zur öffentlichen Versteigerung gebracht werde, damit der etwaige Mehrerlös über die Hypothekschulden der übrigen Gläubigerschaft zu gut komme. Dieser Antrag war unterstützt von einer Anzahl der bedeutendsten Gläubiger oder ihrer Anwälte, und in den harten Zügen und grausamen dunklen Augen des Advokaten Jonas war eine gewisse Befriedigung über die Bestürzung zu erkennen, in welche dieser Antrag Herrn Adolf Gehring unverkennbar versetzte.

Gehring versuchte eine beredte Vorstellung, um darzuthun, daß dieser Antrag unverkennbar nicht zu dem gewünschten Resultate eines Mehrerlöses, sondern eher zu einer Verschlenderung der Werthobjekte, somit zu einer Verringerung der Aktiomasse führen werde, abgesehen davon, daß der zeitweilige Ertrag des Pachtzinses eine sichere Rente gewähre, und der Fortbetrieb eine große Anzahl Menschen beschäftige, die durch die beantragte Veräußerung brodlos werden würden.

„Ich gebe zu bedenken," sagte er schließlich, „daß wir angesichts eines deutschen Krieges, einer gewaltsamen Erschütterung aller unserer staatlichen und öffentlichen Zustände, eines vielleicht jahrelangen europäischen Krieges stehen, daß wir uns inmitten einer allgemeinen Panik, einer Stockung alles Handels und Verkehrs, einer Geldkrise und Arbeitslosigkeit befinden, welche eine nur dem wirklichen Werthe des Etablissements annähernd entsprechende Veräußerung des großen Etablissements jetzt und in der nächsten Zukunft unmöglich machen, — daß die Brodlosigkeit so vieler, meist verheiratheter Arbeiter gerade in diesem Moment eine öffentliche Kalamität ist, von welcher namentlich unsere Stadt schwer betroffen werden wird; und ich glaube daher aus tieferen Gründen des Rechts und der Billigkeit den Gegenantrag stellen zu müssen, daß ein solcher Verkauf der Fabrik im Ganzen und Einzelnen, falls er überhaupt beliebt wird, unbedingt auf eine Zeit verschoben werde, wo die Aussichten hiefür günstiger und die öffentlichen Zustände wieder geordnetere und normalere sind!"

— „Ich werde mich Namens meiner Mandanten diesem Gegenantrag anschließen, wenn uns Herr Gehring nur annähernd einen Zeitpunkt benennen kann, wo diese geordneteren und normaleren Zustände eintreten werden," sagte der Advokat Hohbach und heftete seine Schielaugen mit halb ironischem, halb strengem Blicke auf Gehring. „Die gegenwärtigen Zustände sind ungünstig für das Resultat eines Verkaufs, das gebe ich zu, allein wir haben dieselben nicht herbeigeführt und können nicht wissen, ob dieselben nicht durch die bevorstehenden Ereignisse noch verwickelter werden dürften. Wir haben die unausweichliche Pflicht, die Interessen unserer Mandanten zu wahren und auf dem juristischen Standpunkte stehen zu bleiben, ohne Rücksicht auf den volkswirthschaftlichen oder den persönlichen des Herrn Gehring, der soviel ich weiß, an dem dermaligen Consortium zum Betrieb der Mechanischen Baumwollenspinnerei und Kattunfabrik an der Seelbach betheiligt ist. Meine rechtliche Ansicht und Ueberzeugung geht deßhalb dahin, daß wir nur korrekt handeln, wenn wir dem Antrag meines Kollegen Jonas beitreten und so schnell wie möglich verkaufen, bevor die Realitäten durch die Macht der Ereignisse noch mehr entwerthet werden."

Adolf Gehring verwahrte sich gegen die Imputation eines persönlichen Standpunktes und versicherte, hier nur rein objektiv, im Interesse der gesammten Gläubiger, zu reden.

„Ich glaube Herrn Assessor Gehring ebenfalls von jedem Argwohn der Behauptung eines persönlichen Standpunkts freisprechen zu dürfen, denn er ist ein allzu gewiegter Jurist, um verkennen zu können, daß mein Antrag auf streng rechtlichem und gesetzlichem Boden wurzelt," wandte der Doktor Jonas ein und konnte die Befriedigung nicht verläugnen, die es ihm verschaffte, gegen Gehring sardonisch zu seyn. „Ich weiß nicht, ob Herr Assessor Gehring bei dem neuen Consortium betheiligt ist oder nicht; im ersteren Falle aber mußte er als Jurist bei Abschluß der Pachtbedingungen voraussehen, daß im Fall eines über Herrn Heffter hereinbrechenden Konkurses der Pachtvertrag von der Gläubigerschaft nicht respektirt, sondern die Mobilisirung des Aktiv-Vermögens von der letztern beantragt und die etwa beschädigten Pächter mit ihren Ansprüchen auf Entschädigung an die Masse verwiesen werden würden. Auch begreift Herr Gehring ganz gut, daß nur eine Rechtsgleichheit für alle Betheiligten in der Möglichkeit liegt, bei einer Versteigerung des Etablissements dieses zu erstehen. Ich halte auch die Herren von dem Consortium, die ihre Tüchtigkeit am deutlichsten durch den rührigen Betrieb des Geschäfts sogar in der gegenwärtigen Krise und Geschäftsstockung so glänzend bethätigten und ein solch eklatantes Zeugniß für die Lebensfähigkeit des Etablissements abgaben, für welche wir ihnen nur dankbar sein können, weil dieses Zeugniß jedenfalls einen vortheilhaften Verkauf ermöglicht, — ich halte, sage ich, diese Herren von dem Consortium, hinter denen so bedeutende Hülfsquellen im Auslande stehen müssen, für allzuklug und vorsichtig, als daß sie nicht an die Möglichkeit eines solchen Zwangsverkaufs der von ihnen betriebenen Fabrik gedacht, nicht für die Mittel gesorgt haben sollten, womit sie als Käufer derselben bei der Steigerung sich betheiligen. Finden sich daher Mitbewerber für sie, so leisten sie der Gläubigerschaft einen sehr wesentlichen Dienst, indem sie am besten in der Lage sind, das Verkaufsobjekt zu seinem wahren Werthe zu bezahlen. Ergibt sich aber keine Konkurrenz der Bewerber, so können sich die Herren vom Consortium sicher über meinen Antrag nicht beklagen, welcher sie in den Stand setzt, unter verhältnißmäßig günstigen Bedingungen zu kaufen, was sie mit solcher Energie und solchem Erfolg betreiben. Ich glaube daher annehmen zu dürfen, daß der Herr Assessor seinen Gegenantrag zurückziehen, weil derselbe keine Unterstützung finden wird. In dieser Voraussicht beantrage ich ferner, um einer weitern Entwerthung der Realitäten vorzubeugen, daß die Versteigerung in einem möglichst nahen Termin stattfinde, und bitte über meinen Antrag zuerst abstimmen zu lassen."

Dieser Antrag fand eine zahlreiche Unterstützung, aber auch die Gegenprobe für den Gehring'schen Gegenantrag, welchen Dr. Stein befürwortete, fand Anklang, obschon er die Majorität nicht erlangte. Gehring überließ es daher dem richterlichen Ermessen, in wie weit sein Antrag Berücksichtigung finden könne, ohne den Rechten und Interessen der übrigen Gläubigerschaft etwas zu vergeben, und hiemit schloß die aufregende zweitägige Verhandlung.

Adolf ging sehr gedrückt und ängstlich aus dem Gerichtssaal hinweg, denn er und der Anwalt Heffters und der Dr. Stein waren der Ansicht, daß der Antrag von Jonas einen spezielleren Zweck und eine tiefere Bedeutung habe, daß dahinter irgend ein versteckter Plan stecke, welchen unsere geehrten Leser auf die Unterredung im Eisenbahnwagen zurückführen können.

„Seyn Sie auf Ihrer Hut, Herr Assessor," sagte Stein zu diesem. „Bereiten Sie eine Gegenmine vor, denn ich fürchte, das Gericht wird dem Verlangen meines Kollegen Jonas ohne wesentliche Modifikationen nachgeben müssen, und es wäre für Sie und die Familie Heffter sehr hart, wenn ihr Plan vereitelt würde, derselben das Etablissement zu erhalten. Ihre Absicht war gut und löblich, aber Sie konnten diese schweren Zeiten der Geldnoth und Panik nicht voraussehen, und darauf fußen vielleicht Ihre Gegner, welche Jonas vertritt. Wohl Ihnen, wenn Sie die Mittel finden können, das Etablissement zu kaufen, das jetzt nur wenige Käufer finden wird!"

38.

Die Mittheilung, welche Adolf seinem Freunde Dauels über diese Angelegenheit machte, erschreckte diesen nicht weniger, als der Jonas'sche Antrag. Gehring gestand unumwunden, daß er an diese Möglichkeit kaum geglaubt habe, und klagte sich unerbittlich einer Unvorsichtigkeit und Fahrlässigkeit an, welche ihn um so mehr schmerzte, als ihm ein sehr deutliches Vorgefühl sagte, daß es für ihn und seine Geschäftstheilhaber von großem Nachtheil werden könnte, wenn sie nicht im Stande wären, die gesammten Liegenschaften und Maschinen des von ihnen betriebenen Etablissements selbst zu kaufen, — wenn sie genöthigt würden, ihren Betrieb einzustellen, wenn sie die übernommenen Aufträge von Andern nicht liefern

könnten. Ihr ganzes eigenes Vermögen, ein großer Theil des Vermögens von Adolfs Mutter und von dem alten Beutinger, sowie ein ansehnliches fremdes Kapital an Vorschüssen und Darlehen steckte bereits in dem Geschäfte und war unrettbar zum größten Theile verloren, wenn das selbst am Voeabend des Kriegs mittelst fremder überseeischer Aufträge noch so schwunghaft betriebene Geschäft plötzlich eingestellt werden mußte.

„Ich hätte an eine solche Eventualität denken und Dich darauf aufmerksam machen sollen, lieber Freund," sagte Gehring zu Dauels. „Ich werde mir dieses Versehen niemals verzeihen, wenn es uns und unsere Gläubiger in Verlust bringt. Aber ich hätte es ahnen und mich vorsehen sollen, denn es ist eine alte Erfahrung, daß Juristen und Richter meist in eigenen Angelegenheiten ihre schlechtesten Sachwalter sind, und daß nur bei älteren gewiegten Fachmänneen diese Regel eine Ausnahme findet!"

— „Laß es gut seyn, Adolf," erwiderte Dauels. „Auch ich nehme die Sache sehr ernst, aber ich kann Dich von dem größten Theile der Schuld freisprechen oder muß mich mit Dir anklagen. In meinem Kopf entsprang die Idee, ich entwarf den Plan, ich war die leitende Hand bei seiner Verwirklichung. Auch ich hätte an diese Eventualität denken sollen. Allein wer dachte noch im vorigen Spätherbst an die Möglichkeit eines deutschen Keieges? Glauben ja doch inmitten der jetzigen Kriegsrüstungen noch viele Tausende nicht daran, daß es zu einem wirklichen Kampfe kommen werde. Höhere Gewalt hat die Sachlage verändert und die Voraussetzungen umgestoßen, unter denen wir unsee Unternehmen begonnen. Es ist eine jener Kalamitäten, wie sie im Handel und Wandel nicht selten sind. Nur muthig und besonnen und den Kopf nicht verloren! Wohl geht es nicht ohne Schaden für uns ab, allein wenn wie stürzen, so soll es doch mit Ehren geschehen, und nicht ohne die äußersten Anstrengungen gemacht zu haben, daß wir als Käufer austreten und das Wagniß auf uns nehmen, welches bei einer längeren Dauer des Krieges und der Geschäftsstockung in der möglichen tiefern Entwerthung solchen Besitzes liegen kann. Es ist ja unmöglich, daß das wichtige Element der Industrie auf lange Zeit brach gelegt bleibe; es müssen bald wieder Zeiten kommen, wo die Thatkraft und das Kapital auch auf diesem Gebiete wieder ihre Geltung und ihren Wirkungskreis erlangen. Nur nicht gleich verzagt, Freund; wie schwer es auch sey, wir werden dennoch das nöthige Kapital finden, welches uns den Ankauf erlaubt!"

„Gott gebe es!" versetzte Gehring; „ich verstehe von diesen Dingen nicht genug, aber ich sollte meinen, die bedrohte Existenz unserer Arbeiter und die gute Sache unsers Unternehmens sollte uns zu Statten kommen, obschon leider die Selbstsucht des Menschen niemals einschneidender und augenfälliger sich geltend macht als in solchen Zeiten wie die gegenwärtigen, wo alle gleichmäßig bedroht sind und die Solidarität der Interessen die Einsichtsvollen humaner und milder stimmen sollte."

— „Laß mich einstweilen gewähren, Adolf, und wenigstes den Versuch machen, die erforderlichen Geldmittel herbeizuschaffen!" sagte Dauels ruhig und muthvoll. „Wir müssen sogleich ausführlich an Gustav schreiben und ihn gleichfalls hiefür engagiren. Was geschehen soll, das muß wohl erreicht werden, bevoe der Veekauf der Fabrik öffentlich ausgeschrieben wird. Aber um Eines bitte ich Dich: wenn Du vielleicht auch nicht umhin kannst, Deiner lieben Mutter einen Wink von dem zu geben, was uns droht, so nimm sie in Pflicht, damit sie gleich uns der wackern Frau Heffter nichts von der Sache sage, damit die so schwer belastete Frau nicht in diesen Tagen der Heimsuchung auch noch weitere Sorgen zu tragen habe, zu deren Abwendung sie ja nichts beitragen kann."

Adolf war damit einverstanden und wollte diese Bedingung des Verschweigens auch auf die beiden Töchter der Frau Louise ausdehnen, allein Gehring ging hierauf nicht ein. „Ich weiß daß es Leonie kränken würde, wenn ich ihr ein Ereigniß vorenthielte, welches sie nahe berührt. Es hieße ihr weit weniger Seelenstärke zutrauen, als sie in Wirklichkeit hat, und ihr das Recht vorenthalten, auch ihrerseits an dem allgemeinen Leid mitzutragen und zu dessen Abwendung mitzuwirken. Zwar ist es höchst unwahrscheinlich, daß Leonie in diesem Fall etwas zur Wendung der Dinge beitragen kann; allein die Vorsehung wählt oft ihre Weekzeuge wunderbar und ich möchte das brave Kind nicht von demjenigen Vertrauen ausschließen, dessen es so würdig ist. Und sag' selbst, Emil, hätte sie nicht einen Grund mir böse zu seyn, wenn sie von Bruder Gustav erführe, was ich ihr verhehlen will, da wir es doch nicht hindern können, daß er seiner Schwester alles mittheilt?" — —

Demgemäß schrieben Dauels und Gehring an Gustav und an Leonie über diese unerwartete Gestaltung der Dinge, welche das von ihnen allen so beglückwünschte und für unfehlbar gehaltene Auskunftsmittel über den Haufen zu werfen drohte, und verhehlten ihm weder die Schwierigkeit, unter den obwaltenden öffentlichen Zuständen die Kaufssumme aufzubringen, noch den Verlust und die Gefahr, womit die Veräußerung des Etablissements sie bedrohte. Gustav war scharfblickend genug, die ganze Tragweite dieses Schrittes einzusehen, und der Schlag kam ihm doppelt uneewartet und niederschmetternd, als er gepaart war mit der Kunde von der schweren Erkrankung seines Vaters. Nie zuvor hatte Margarethe diesen tiefen düstern Ernst der Sorge in den regelmäßigen männlich-schönen Zügen ihres Verlobten wahrgenommen wie an dem Abend nach Empfang dieser Briefe, als er zum Thee sich einfand. Gustav konnte und durfte Margarethen nicht verschweigen, was ihn besorgt und bekümmert machte, denn was ihn betraf, galt ja auch dem lieben herzigen Mädchen in jeder Hinsicht, da er auf ihren und Onkel Kornelis' deängende Bitten einen Theil ihres Vermögens als Einlage in das Consortium gesteckt hatte.

„Und das drückt Dich so schwer, mein lieber Gustav?" fragte Margarethe, als sie ihn ruhig und gefaßt angehört; „das macht Dir bange, mein Freund?"

— „Muß es nicht, meine Liebe?" erwiderte er; „welch ein peinigender lebenswieriger Vorwurf für mich, lieb Margootje, wenn ein Theil deines Vermögens verloren ginge?"

„Sonst nichts, mein Herzblatt? Oh, das soll Dich nicht kümmern. Der Herr hat's gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gepriesen! Wie kleinlich wäre es von mir, wollte ich Dir jemals auch nur Eine leise Idee von Vorwurf deßwegen machen? War es doch keine leichtsinnige Spekulation, in welcher Du es anlegtest, sondern eine löbliche Absicht, eine wohlverstandene kindliche Pflicht? Sind denn die Deinigen, um deren willen du es wagtest, mir fremd? — Nein, komme was da mag, laß uns nie wieder ein Wort darüber verlieren! Es ist ja nur Geld, das Du wieder verdienen kannst. Laß uns nicht zurückdenken, sondern vorwärts! Ich werde heute Abend mit Onkel Kornelis reden — der soll sich den Kopf zerbrechen, auf welche Weise geholfen werden kann. Er ist ein Geldmann, kennt Leute, die über Millionen verfügen, und er thut was in seinen Kräften steht; und ich weiß, auch Du wirst die Hände nicht in den Schoos legen, wo so viel auf dem Spiele steht. Unsere Bedürfnisse schaffen uns Hilfsmittel!"

— „Sehr richtig, mein theures Kind! ich werde zunächst zu Großonkel Gottlieb gehen und ihn bitten. Er läuft ja keine Gefahr, denn wir geben ihm Hypotheken, wir stehen solidarisch ein um ihn zu sichern. Und er ist seit einigen Monaten ja weit freundlicher und zutraulicher gegen uns geworden und hat sich unverkennbar dem gewinnenden sänftigenden Einfluß von Euch beiden Mädchen nicht zu entziehen vermocht."

„Nun ja, an ihn als Deinen Verwandten mußt Du dich allerdings zuerst wenden," meinte Margootje mit einem leichten Seufzer. „Und wenn er dann wieder der alte brummige Bär wird, der sich in seine Höhle zurückzieht und den Kopf in die Tatzen versteckt, so gibt es ja noch andere Leute. Was Gottes Wille ist, das geschieht jedenfalls. Nur muthig, mein Herzens-Mof, und wenn alle Stränge brechen, dann hast Du dann wenigstens die Genugthuung, nichts versäumt zu haben, und wir erwarten ergebungsvoll und bescheiden das Glück in anderer Gestalt."

Aus dieser Resignation klang ein leiser Zweifel am Erfolg, der Gustav's ernste Stimmung nicht zerstreute; aber er war sich klar und deutlich seiner Pflichten bewußt, und ging seinen Weg. Seine Bemühungen bei Herrn Gottlieb Wagner hatten nicht das gehoffte Ergebniß. So freundlich nach seiner Weise der Großonkel in der jüngsten Zeit auch gewesen war, so zog er sich sogleich in das kälteste frostigste, lauerndste Mißtrauen zurück, sobald Gustav von den Angelegenheiten seines Vaters mit ihm sprach. Halb zerstreut, halb widerwillig hörte er Gustavs Mittheilungen über dasjenige an, was dem Consortium drohte; dieser las ihm die betreffenden Stellen aus den Briefen seiner beiden Freunde vor, und knüpfte daran schließlich nur die Anfrage: ob der Großonkel nicht geneigt wäre, die erforderlichen Summe zum Ankauf der Realitäten gegen Hypothek vorzustrecken?

Herr Wagner wies dieses Ansinnen kurz und entschieden zurück, und wollte mit dieser Sache gar nichts zu thun haben. „Ich habe es geahnt, daß es so kommen werde, ich hielt diese Accommodation sogleich für eine halbe Maßregel, für einen unreifen unüberlegten Plan," sprach er in einem wegwerfenden Tone, und beglückwünschte sich zugleich, daß er dieß in seiner überlegenen Weisheit und Zweifelsucht vorausgesehen habe. „Ich wollte deßhalb schon damals nichts mit der Sache zu schaffen haben, und will es auch jetzt nicht. Es war eine wahre Selbstverblendung — um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen — von Dir, Gustav, daß Du mich damals bestürmtest, mich bei diesem Consortium zu betheiligen und demselben meinen Kredit zu leihen. Aber meine bekannte Behutsamkeit und Consequenz bewahrten mich vor dieser Enttäuschung. Du hättest es mir danken und gehorchen sollen, daß ich mit meiner reifern Erfahrung und meinem glücklichen Instinkte Dich warnte. Du hättest dadurch Dir und Anderen eine bittere Enttäuschung und einen empfindlichen Verlust erspart."

„Es wäre Frevel von mir gewesen, wenn ich keinen Versuch gemacht hätte, wenigstens noch das Mögliche von dem Etablissement meines Vaters zu retten, lieber Großonkel," sagte Gustav mit würdevoller Gelassenheit. „Der Plan an sich war nicht schlecht, und noch ist eigentlich nichts verloren oder auf das Spiel gesetzt, sofern wir die Fabrik billig kaufen können. Und hiezu kann Rath werden, lieber Großonkel, denn das Geschäft hat Chancen und Lebensfähigkeit . . . ."

— „Aber wie lange noch, wenn der Krieg zum Ausbruch kommt?" fragte Herr Wagner.

„Jenun, er kann nicht ewig währen, lieber Großonkel! die Kriege der Gegenwart sind alle kurz."

— „Zeuge dafür ist der jüngst beendigte Secessionskrieg in Amerika, nicht wahr?" versetzte Herr Wagner herb und ironisch.

„Das war ein Bürgerkrieg, Großonkel!"

— „Der bevorstehende deutsche Krieg wird es wohl auch werden, denke ich."

„Nun denn, sey es drum, lieber Großonkel! so müssen doch selbst bei einem längern Kriege diejenigen Artikel, welche zum täglichen Bedarf des Menschen gehören, wieder begehrt werden und ihre Fabrikation hat also ihre Berechtigung. Der Bedarf ist im Gegentheil bei manchen Artikeln ein gesteigerter, und wir werden uns auf solche Artikel vorzugsweise legen. Aber außerdem haben wir fremde überseeische Aufträge."

— „Die bald von selbst aufhören werden, wenn der Krieg ein europäischer wird und die Häfen gesperrt, der Seeverkehr gelähmt ist!" rief Herr Wagner.

„Mag seyn, aber dann hört auch die Konkurrenz der ausländischen Industrie auf, welche ihr Produkt auf unsere Märkte wirft!"

— „Jenun, es ist nutzlos hierüber zu streiten, mein lieber Großneffe, denn wenn Du irgend welche Hoffnungen auf mich setzest, wenn ich in Deinem Plan irgend eine Rolle spiele, so streiche mich nur sogleich aus, denn ich könnte Dir nicht zu Willen seyn, wenn ich auch möchte. Mein kleines Kapitalvermögen in Staatspapieren ist jetzt nicht realisirbar, mein übrigen Mittel sind fest angelegt; ich bin zu alt um noch einmal zu spekuliren und nicht reich genug, um einen etwaigen Verlust tragen zu können."

„Es ist von keinem Verlust die Rede, lieber Großonkel! Sie erhalten Hypotheken ....“

— „Papierfetzen ohne Werth!“ sagte Herr Wagner geringschätzig; „wird ein Etablissement unter seinem Werthe verkauft, so verlier' ich mein Kapital sammt Interessen trotz aller Hypotheken. Will ich auf Hypotheken leihen, so finde ich in den Niederlanden Gelegenheit genug; aber einem alten kränklichen Mann kann es kein billig denkender Mensch übel nehmen, wenn er ruhig schlafen und sein mühsam erspartes Geld erhalten will. Ich beklage Dich und Deine Mutter und Geschwister herzlich, und werde im Nothfall die Deinigen nicht darben lassen; aber es wäre mehr als Wahnwitz, Geld auf ein Etablissement zu wagen, das in keiner Hand gedeihen will, worauf ein sichtliches Mißgeschick ruht, das auch unter eurer Hand nicht in Glück umschlägt. Ich habe Dir schon einmal abgerathen, Dich in dieser verlornen Sache zu engagiren, und Du hast gesehen, wie richtig ich urtheilte und prophezeite; — ich warne Dich nochmals: laß die Hand davon, überlaß das Ding seinem Schicksal, welches Du nicht aufhalten wirst. Glaub mir und meiner Erfahrung, mein Sohn: so wie die Sachen stehen, kriegst Du unter den umsichtigen, bedächtigen Holländern keinen noch so reichen Kapitalisten von gesundem Menschenverstand, der Dir das Geld vorstreckt, dessen Du bedarfst! Dich nur darum zu bewerben, ist verlorene Mühe und gröbliche Selbsttäuschung!“

„Und wenn Sie sogar Recht behalten, lieber Großonkel, so muß doch jeder Versuch gemacht werden, — das gebietet mir die Pflicht der Pietät!“ erwiderte Gustav mit ruhiger bescheidener Festigkeit. „Es kann mir nichts Schlimmeres widerfahren als eine abschlägige Antwort.“

— „Na, wie Du willst, Gustav; es war von jeher so, daß das Ei klüger seyn wollte als die Henne, und wenn Du Zeit und Lust zu erfolglosen Versuchen hast, so ist es im Grunde Deine Sache und nicht die meinige,“ sagte Herr Wagner, wieder in seine herbe, kalte, sauertöpfische Weise zurückfallend. „Aber Eines muß ich mir ausbedingen, nämlich daß Du Dich nicht auf mich als Referenz beziehst, denn ich will ein für allemal gar nichts mit der Sache zu thun haben.“

Eine Röthe des Unmuths stieg Gustav in die Wangen, eine bittere Antwort lag ihm auf der Zunge, aber er hielt an sich, denn wozu auch noch Feindschaft anbahnen? war's nicht genug an Dem, was er von den Lasten und Widerwärtigkeiten zu tragen hatte? — „Seyn Sie versichert, Großonkel, daß Ihr Name in dieser Angelegenheit gar nicht genannt werden wird,“ erwiderte er; „schon die bloße Klugheit gebietet ja dies, denn würde nicht jeder Kapitalist, dem ich Sie als meinen Verwandten bezeichnen würde, von der allernatürlichsten Logik zu der Frage veranlaßt worden: Warum hilft Herr Wagner Ihnen nicht? warum wenden Sie sich nicht an ihn?“

Der alte Herr brummte einige mürrische Worte und Gustav ging; er war nicht mit großen Hoffnungen gekommen, er hatte schon im Voraus an einem Erfolg gezweifelt. Gustav wandte sich an Herrn Goll, an einige andere reiche Kaufleute, fand aber allenthalben wenig Geneigtheit, auf sein Anliegen einzugehen. Die herrschende Geldkrise, der bevorstehende Krieg, die Unsicherheit aller Verhältnisse lieferten Jedem Gründe genug, sich eines derartigen Ansinnens zu erwehren. In etwas gedrückter Stimmung erschien er am späten Abend noch bei seiner Verlobten in dem Häuschen draußen an der Leyd'schen Poort, denn nichts ist niederdrückender für Geist und Körper, als die Spannung und Aufregung solcher Gänge, bei welchen man sich durch keine abschlägige Antwort entmuthigen lassen, am wenigsten aber die Entmuthigung und Enttäuschung durch solche vergebliche Bemühungen zeigen darf. Allein der Empfang, welchen Gustav hier fand, wirkte unsäglich wohlthuend auf den Gedrückten. Margootje flog ihm entgegen, an seinen Hals, strich ihm mit sanfter Hand die trüben Falten vom Gesichte und bemühte sich, ihm durch die liebreichsten Blicke und Worte Muth und Hoffnung zu geben, denn sie ahnte wohl, was für Erfahrungen seinen Zügen diesen Ernst aufgeprägt haben mochten.

„Gott willkommen, mein lieber Gust!“ flüsterte sie; „laß Dich die Sache nicht so tief anfechten, mein Herzblättchen. Es wird ja noch Alles gut werden; das sagt' ich auch zu Leonien, welche hier war, von den Nachrichten aus der Heimath so tief erschüttert. Ich habe mit Onkel Cornelis gesprochen und ihn beschworen, sich Deines Anliegens anzunehmen, und er hat es versprochen und wird noch selbst mit Dir verhandeln. Und nun setze Dich und laß Dir den Thee munden, mein Lieber, und laß uns guter Dinge seyn und hoffen. Onkel hat heute Posttag, wo er nie vor zehn Uhr vom Comptoir kommt. Geh' nur morgen zu Leonie und tröste sie, denn sie ist tief erschüttert von all den Nachrichten, und doppelt erschrocken, weil sie Dich nicht auf Deinem Bureau traf.“

Bald darauf kam Onkel Cornelis nach Hause, reichte Gustav mit dem herzlichsten Wohlwollen die Hand und drückte ihm sein Beileid zu den betrübenden Nachrichten aus, welche er von Hause erhalten habe. „Wir sprechen nachher ausführlicher davon, mein Freund, denn ich bin aus Margootje's etwas hastiger Darstellung nicht klar geworden,“ sprach er. „Nur das Haupt immer hübsch oben behalten, mein junger Freund! nur nicht am Erfolg verzweifelt! Wir wollen der Sache auf den Grund sehen wie zwei besonnene ruhige Geschäftsmänner, und alle Momente gewissenhaft erwägen, dann kommen wir gewiß zum rechten Ziele.“

Und als der alte Herr sein frugales Abendbrod verspeist, einen Blick in seine Zeitung geworfen und sich eine Cigarre angezündet hatte, mußte Gustav ihm ausführlichen Bericht abstatten, welchen Onkel Cornelis noch durch manche eingehende Fragen und Erkundigungen über Details vervollständigte. Margootje saß dabei und hörte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, denn diese Verhältnisse schienen sie mindestens ebenso sehr zu interessiren wie den Onkel, der in seiner ruhigen bedächtigen Weise alles anhörte, sich auch einige Notizen machte, sinnend drein schaute, aber keinerlei Aeußerungen that, welche auf irgend einen Entschluß seinerseits hindeuteten.

„Wir wollen uns die Sache erwägen, lieber Gustav,“ sagte er endlich. „Ich kann mir noch immer keine ganz klare

Vorstellung machen, und das dürfen Sie mir nicht übel nehmen, denn ich bin ein Mann von langsamem Begreifen und kenne diese Sache natürlich nicht so gut wie Sie, der Sie dabei aufgewachsen sind. Lassen Sie sich von Herrn Dauels alles kommen, was zur Sache gehört: Grundrisse, Pläne, Taxationen, Bilanzen, Uebersichten. Wir Holländer sind ein bedächtiges Volk; wir wollen Alles gründlich einsehen, bevor wie auf ein Unternehmen eingehen. Und mich dünkt, Eile ist überhaupt nicht vorhanden, denn solche Besitzthümer veräußert man nicht über Nacht und wird auch nicht gleich bei der ersten Versteigerung ein Resultat erzielt. Nur gemach! — gemach kommt auch zum Ziele. Ersparen Sie sich bis auf Weiteres unnöthige Enttäuschungen, lieber Gustav; kommt Zeit, kommt Rath; Hasten hilft nicht. Sie haben vielleicht den Herrn Wagner unnützer Weise erschreckt und überrumpelt. Wir Holländer lieben das nicht."

Diese Erörterung war für Gustav nicht gerade tröstlich gewesen, aber es hatte ihm doch einigermaßen wohl gethan, sich aussprechen zu dürfen; er konnte am andern Tag wenigstens Leonien einigermaßen beruhigen und auch den Lieben daheim einigen Schimmer von Hoffnung geben, daß er mit Hilfe seiner holländischen Freunde mindestens etwas zu thun im Stande seyn werde. Dennoch verhehlte er Dauels und Gehring die großen Schwierigkeiten nicht, welche es haben werde, unter diesen Aussichten für die nächste Zukunft Deutschlands die entsprechenden Darlehen in Holland zu finden. —

* * *

Mittlerweile war Dauels daheim nicht müßig. Sobald er sich die Gewißheit verschafft hatte, daß das Gantgericht auf den Jonas'schen Antrag einging, reiste er nach verschiedenen Städten Süddeutschlands, wo größere Geld-Institute waren, und suchte, obschon vergebens, Unterhandlungen wegen einer Anleihe anzuknüpfen. Geld war allenthalben in Menge vorhanden, aber das Vertrauen fehlte, denn die nächste Zukunft war allzu umwölkt. Dauels brachte nur abschlägliche oder ausweichende Antworten oder Vertröstungen mit nach Hause. Natürlich bearbeitete und verschaffte er Gustav alle diejenigen Nachweise und Hülfsmittel einer Orientirung und Berechnung und Schätzung, welche Herr Cornelis van der Doos verlangt hatte und sandte sie nach Amsterdam. Auch versäumte er nicht, bei reichen Privaten Schritte zu thun, um sie für sein Vorhaben zu gewinnen. Aber Tag um Tag verging ohne Resultat, während inzwischen das Gantgericht seine Schritte ungehemmt und in geregelter Folge that. Das große Etablissement ward unter detaillirter Schilderung in den gelesensten öffentlichen Blättern zum Verkauf ausgeboten, der Tag der Versteigerung bestimmt, obschon es dem Unbefangenen wie Aberwitz erscheinen mochte, daß man während einer derartigen Krisis ein Objekt von solchem Umfang und Werth unter den Hammer bringe, weil mit aller Gewißheit vorauszusehen war, daß kein entsprechender Werth dafür erlöst werde. Der Termin war so nahe gerückt, daß die Versteigerung nothwendig in den ausgebrochenen Krieg hineinfallen mußte. Gehring legte Protest gegen diese Verfügung ein, aber das Obergericht bestätigte die ursprüngliche Verfügung des Gantgerichts, von der Ansicht ausgehend, daß weder der Termin der Lösung der obschwebenden politischen Wirren noch die Proportion der weitern Entwerthung abzusehen seyen. Doch verfügte das Obergericht wenigstens so viel, daß der Zuschlag nach der ersten Versteigerung nicht sogleich erfolgen dürfe, falls nicht der gerichtliche Schätzungswerth erreicht sey, und daß Nachgebote selbst dann noch innerhalb einer bestimmten Frist zugelassen werden sollen.

Auf Frau Heffter übten alle diese Ereignisse keinerlei störenden Einfluß. Ihr ganzes Dichten und Trachten war nur auf die Pflege ihres Gatten gerichtet, der an einem Typhus darnieder lag. Was kümmerte alles Andere sie, wenn nur das Leben des Armen erhalten ward? Emma hatte auf die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des Vaters hin sich erboten, nach Hause zu eilen und sich an seiner Verpflegung zu betheiligen, aber Frau Louise hatte es entschieden abgelehnt; ihre eigenen Kräfte reichten hiezu hin, und sie wollte nicht noch ein junges kräftiges Leben durch Ansteckung gefährden. Sollte ein Menschenleben zum Opfer gebracht werden, so wollte sie das ihrige hingeben, um dasjenige ihres unglücklichen Mannes zu retten, damit er nicht in seiner Verblendung und Verbitterung unversöhnt mit Gott und dem Schicksal dahinfahre. Die Hagenbacher meinten zwar, es wäre eine Wohlthat für den armen Kommerzienrath, falls er sterben dürfte und somit allen Grames und Jammers ledig würde; aber Frau Heffter wollte ihn nicht sterben sehen, bevor er nicht demüthig und reuig, bußfertig und versöhnt, als ein frommer glaubiger Christ vor seinen ewigen Richter treten könne. Frau Louise hatte noch Worte des Trostes und der Beruhigung für Dauels und Adolf, in deren ernsten sorgenvollen Mienen sie die Wirkungen der Stürme las, welche an diese beiden Männer herangetreten waren. Seit die Fabrik an der Seelbach zum Verkauf ausgeschrieben war, hatten diese beiden sehr schwere Tage. Die Kassen der Banquiers waren schon seit Monaten gesperrt, die Ausstände blieben aus, der Betrieb mußte nur auf das Nothwendigste beschränkt werden, um die Bestellungen von auswärts zu erledigen. Aber es kostete die gewaltigsten Anstrengungen, um nur hiezu die Mittel aufzubringen, und die weiteren Bestellungen blieben aus, wie Onkel Wagner prophezeit hatte, denn die allgemeine Panik hatte auch die Exporteure in Bremen und Hamburg ergriffen. Unter solchen Umständen kostete es schon verzweifelte Mühe, nur noch das Geschäft in Gang zu erhalten und die Banquiers zu vertrösten, welche seit dem öffentlichen Ausgebot der Firma auf Rückzahlung ihrer Vorschüsse drangen. An Herbeischaffung der Summen zum Ankauf war in Deutschland nicht zu denken, und auch Gustav war in Holland noch nicht glücklicher gewesen. Trotz all der Vorlagen welche er Onkel Cornelis gemacht, trotz aller Schritte welche dieser und Gustav selbst gethan hatte, lag auch noch nicht die mindeste Aussicht auf Erfolg vor, sondern allenthalben begegnete unseren drei Freunden nur ein umwölkter Horizont, allenthalben hörten sie nur heuchlerische oder aufrichtige Phrasen des Bedauerns

und sahen das Rad des Geschicks unaufhaltsam, zermalmend für sie, seine Bahn verfolgen.

So kam der Vorabend der Versteigerung heran, der denkwürdige 4. Juli, der Tag nach der Schlacht von Königsgrätz. Der Telegraph hatte die Niederlage der österreichischen Armee, ihre an Auflösung grenzende Flucht, den Vormarsch des preußischen Heeres gemeldet, und in Hagenbach, wie in den nächsten Städten des deutschen Südens, war der Eindruck dieser Nachrichten ein furchtbarer, denn selbst die vorhergehenden preußischen Siege hatten noch immer in den Gemüthern den Glauben an die Sieghaftigkeit und Ueberlegenheit der tapfern österreichischen Armee nicht zu erschüttern vermocht. Jetzt aber, am Abend des 4., war nicht mehr daran zu zweifeln, daß die Oesterreicher geschlagen und beinahe zerstreut seyen, denn selbst das eben angelangte Abendblatt des schwarzgelben Moniteurs, der Augsburger Allgem. Zeitung, konnte das Faktum nicht mehr ganz verhehlen.

Dauels und Gehring waren allein noch auf dem Comptoir, als der Laufbursche die Zeitung brachte, und sahen einander stumm an, als sie die neuesten Telegramme gelesen hatten. Die blecherne Brieskapsel hatte sonst nichts enthalten, nicht den ersehnten Brief von Gustav, daß er endlich Hilfe zu schaffen vermocht habe — gar nichts.

„Es ist vorüber mit der Hoffnung," sagte Adolf endlich, das Zeitungsblatt aus der Hand legend; „unser Schicksal ist besiegelt, denn nun sehen wir klar, daß Gustav keine Hilfe gefunden hat, und daß wir der höheren Gewalt unterliegen. In Gottes Namen denn!"

— „Amen! wir haben das Unsrige redlich gethan, aber es sollte nicht gelingen. Morgen um 11 Uhr fällt das Loos über uns," versetzte Dauels. „Ich habe nur noch zwei ganz vage Hoffnungen: Gustav kann über Nacht noch selbst kommen; das Gericht kann in Rücksicht auf die neuen politischen Ereignisse die Versteigerung verschieben!"

„Unmöglich, wir wollen uns keinen Illusionen hingeben, Freund," sagte Gehring. „Käme Gustav, so hätte er telegraphirt, und dem Amtsrichter steht die Befugniß nicht zu, eigenmächtig einen angesetzten Termin zu verschieben."

— „Und doch scheint etwas vorgefallen zu seyn, was sich auf die Versteigerung bezieht," rief Dauels lebhaft; „wenn ich mich nicht irre, so ist es der Gerichtsdiener, welcher hier über den Hof kommt, offenbar in der Absicht, uns aufzusuchen."

Und so war es auch. Der Gerichtsdiener sollte Herrn Dauels oder den Assessor Gehring oder beide zusammen zu dem Herrn Amtsrichter Thelemann bescheiden, der ihnen noch heute Abend eine Mittheilung zu machen habe. Beide folgten dieser Vorladung und der Gerichtsvorstand eröffnete ihnen, daß er vom Obergericht auf telegraphische Anfrage leider die Weisung erhalten habe, die Versteigerung morgen dennoch vorzunehmen, obschon deren Mißerfolg auf der Hand liege.

„Aber ich habe Ihnen noch eine andere Eröffnung zu machen, welche ich Ihnen gerne erspart hätte," fügte Herr Thelemann hinzu. „Auf meine dießfällige Erkundigung hat mich das Obergericht dahin instruirt, daß wenn bei den bevorstehenden Versteigerungen derjenige Preis erzielt werde, um welchen die Gläubigerschaft das Verkaufsobjekt zu erlassen gedenke, das Bezirksgericht die seitherigen Pächter sogleich auszuweisen habe, falls diese nicht ein gegentheiliges Abkommen mit dem Käufer nachweisen können. Ich weiß, daß diese Bestimmung Sie in großen Nachtheil bringen kann, aber ich kann sie nicht ändern, und halte es für meine Pflicht, Ihnen zeitig Nachricht davon zu geben, damit Sie sich vorsehen können."

Dauels und Gehring bedankten sich für diese Rücksicht, meinten jedoch, die Versteigerung werde zu keinem Ergebniß führen.

„Diese Ansicht theile ich nicht, meine Herren," erwiderte Herr Thelemann. „Ich halte mich vielmehr aus mancherlei Anzeichen zu der Annahme berechtigt, daß gewisse sichere Käufer vorhanden sind, ja daß es bei der ganzen Sache nicht lauter zugeht. Allein vorerst vermag ich leider in dieser Angelegenheit nichts zu thun, so lange das Vorgehen der Käufer innerhalb der gesetzlichen Grenzen bleibt. Verfehlen Sie nur nicht, sich auf dem Bureau des Notars Dr. Nagler zur Versteigerung einfinden und die ganze Verhandlung genau zu verfolgen, da ich jeden Verstoß gegen die gesetzliche Form benützen werde, um ein allfälliges Komplott oder eine Kabale zu vereiteln."

Am andern Morgen um die eilfte Stunde füllte sich das Lokal des Notars mit Neugierigen aller Art, denn halb Hagenbach war auf den Beinen, um die Würfel werfen zu sehen über ein Etablissement, welches einigen Hundert Arbeitern Brod gab. Gläubiger aus der Nachbarschaft, namentlich jüdische Wechsel- und eingesessene und auswärtige Hypothek-Gläubiger waren in Menge da. Auch Dauels, Gehring, Beuttinger und der Anwalt des Herrn Heffter hatten sich eingefunden, dagegen war von fremden Steigerern noch nichts zu sehen, denn auch der Agent Nassauer schien mehr nur von Neugier getrieben. Nachdem der Notar eine Viertelstunde über die anberaumte Zeit gewartet hatte, begann er den Akt mit dem Verlesen der Schilderung der zu versteigernden Realitäten und den Bedingungen der Licitation. Hierauf ward das Objekt um den Schätzungswerth „aufgethan," aber es erfolgte kein Angebot. Unsere Freunde Dauels und Gehring, deren vage Hoffnung auf das Eintreffen Gustav's getrogen, wagten etwas leichter aufzuathmen und neuen Muth zu machen, als nach der dritten Aufforderung des Notars zur Steigerung der Agent Nassauer sich erbot, das Anwesen zu sechzig Procent vom Schätzungswerthe anzukaufen und am Tage des erfolgten Zuschlags baar zu bezahlen. Ein Gemurmel der Verwunderung und Indignation durchlief die Menge, aber dennoch fand sich auf die Aufforderung des Notars niemand, der ein höheres Gebot machen konnte und wollte und die listigen Augen Nassauers funkelten vor Befriedigung, als ihm nach einem Verzug von einigen Minuten die Feder gereicht ward, um das Protokoll zu unterschreiben.

„Ich erkläre aber hiemit, daß ich nur fünfzehn Tage an mein Gebot gebunden seyn will," sagte Nassauer; „erfolgt bis dahin kein Zuschlag, so . . ."

— „So sind Sie Ihrer Pflicht entbunden, und es wird eine neue Versteigerung anberaumt, welche ohnedem nothwendig werden dürfte," entgegnete ihm der Notar kühl, denn auch er mochte den Argwohn hegen, daß all dieß nicht mit rechten Dingen zugehe.

Gustav Heffter erhielt noch am selben Abend ein Telegramm mit der Nachricht über das Ergebniß der Versteigerung, und ward dadurch noch mehr verstimmt und darniedergedrückt als er zuvor schon war, denn man kann sich leicht die Stimmung eines Mannes vergegenwärtigen, der endlich nach zahllosen fruchtlosen Anstrengungen den Tag herankommen sieht, wo das Haus seines Vaters um einen Pappenstiel an Fremde veräußert werden soll und der dieß gleichsam mit gebundenen Händen geschehen lassen muß. Mit Herzbluten und heißen glühenden Augen, denen sogar das tröstliche Naß der Thränen versagt war, nahm er seinen Hut und ging nach der Gracht, wo Großonkel Gottlieb wohnte, um einen letzten Versuch zu machen, dessen Herz zu erweichen. Die Zulässigkeit eines Nachgebots, die Gewißheit einer zweiten Versteigerung gaben ja noch Raum zur Hoffnung. Aber als er das Haus erreichte, hörte er, daß Mynheer Gottlieb Wogner im Lauf des Tages nach seinem Landsitze abgereist sey, der in der Nähe von Nymwegen lag. Gustav eilte nun nach dem Singel, um Leonien die Kunde zu bringen, und traf sie blaß, verstört, mit verweinten Augen. Sie warf sich schluchzend an des Bruders Brust und es währte lange, bis sie Worte fand.

„Ich weiß, was Du mir bringen willst, lieber Gustav," sprach sie endlich. „Die Fabrik ist verkauft, nicht wahr? und unsere Sache verloren, hoffnungslos?"

— „Noch nicht, liebe Leonie; der Verkauf ist noch nicht genehmigt, wir haben noch eine kurze Frist zu Hoffnung und Bemühungen vor uns," erwiderte er ernst und gefaßt. „Vielleicht hilft uns die Vorsehung noch. Wenn aber nicht, dann geschehe Gottes Wille; wir haben dann das Unsere gethon und müssen uns mit dem Gedanken trösten, daß Gottes Pläne nicht unsere Pläne sind! — Das ganze Geschäft ist an einen jüdischen Spekulanten um eine Summe verkauft, welche nicht die volle Hälfte des wahren Werthes ist, und kann ihm daher zu diesem Preise nicht überlassen werden. Ich will einen letzten Sturm auf Großonkel Gottlieb wagen; wenn er nun nicht helfen wird, dann verzeihe ihm Gott!"

„Erspare Dir diese Mühe, denn jenes steinerne Herz erweichst Du nicht, lieber Bruder!" rief Leonie schmerzlich. „Ich rang gestern Abend auf den Knieen vor ihm die Hände und beschwor ihn auf das inständigste, aber er war nicht zu bewegen. Er meinte, um unsertwillen und damit Du und Deine Freunde nicht ebenfalls in ihr Unglück rennten, müßte er uns seinen Beistand versagen, selbst wenn er wirklich in der Lage wäre, uns zu helfen. Er sprach mit mir kühl und ruhig von dem bevorstehenden Tod unseres Vaters, und wie er alsdann erbötig sey, unsere Mutter zu sich zu nehmen und ihr eine Versorgung zu bieten; und mich trieb ein unüberwindlicher Abscheu von diesem hartgesottenen unerbittlichen Geizhals, denn der bloße Gedanke, daß unsere gute Mutter sein Haus je betrete, erschien mir wie eine Entweihung. Oh, Gustav, wenn das Alter wirklich ein Menschenherz so in Selbstsucht verknöchert und fühllos macht, dann wäre es ein Glück, jung zu sterben, um wenigstens sündenloser vor Gottes Richterthron zu treten!"

— „Beruhige Dich, liebe Seele; komme was da wolle, unsere herrliche Mutter soll nie von den Launen und Leidenschaften jenes Mannes abhängen," sagte Gustav. „Ich begreife nun, weßhalb Großonkel auf's Land gereist ist — er fürchtete einen Besuch von mir, sey es als Bittsteller, sey es um ihm Vorwürfe zu machen, und er will der einen wie der andern Begegnung ausweichen. Er soll vor mir jedoch Ruhe haben, denn nun er das Band zerrissen hat, welches uns durch Blutsverwandtschaft mit ihm vereinigte, wollen wir ihn seinen Weg gehen lassen und ihm ein Erröthen ersparen, indem wir ihm nie wieder vor Augen treten. Mein Plan ist gefaßt."

„Und worin besteht dieser, lieber Bruder?" fragte Leonie neugierig.

— „Ich werde nach Hause reisen und selbst noch das Letzte versuchen, was uns retten kann: ich werde mich an meinen frühern Lehrherrn Hutter persönlich wenden und an ehemalige Freunde unsers Vaters. Dem Sohne des unglücklichen Heffter wird man eine solche Bitte nicht verdenken und es muß ein hartes Herz sein, das ihm die Hilfe versagt, die in seinen Kräften steht. Vielleicht ist zwar auch dieser Versuch ein vergeblicher, zumal in der jetzigen Zeit; dann aber kann ich mich wenigstens mit dem Bewußtseyn beruhigen, daß ich das Meinige gethon habe. Im schlimmsten Fall habe ich alsdann nur die Reisekosten und die Zeit verloren, und die Gelegenheit gehabt meine armen Eltern in ihren schwersten Stunden wiedergesehen, getröstet und mit der Gewißheit aufgerichtet zu haben, daß sie bei uns eine zweite Heimath finden."

„Geh' mit Gott, lieber Gustav, der theuren armen Mutter wird schon Dein Anblick ein Trost seyn," sprach Leonie unter Thränen und doch weit gefaßter. „Erzähle den Eltern, wie wir hier mit der innigsten Liebe ihre Sorgen und Kümmernisse getheilt haben und wie es unser größter Schmerz war, ihnen nicht helfen zu können .... Und dennoch meine ich, lieber Gustav, Du habest noch nicht Alles versucht: ich kann mich nicht von dem Gedanken losreißen, daß vielleicht Herr Frank uns helfen würde. Was meinst Du?"

„Ohne Zweifel wäre er in der Lage," entgegnete Gustav. „Ich habe schon früher an ihn gedacht, aber wie an ihn kommen? Und dann wagt' ich es auch nicht aus einer gewissen delikaten Rücksicht auf Dich, liebe Seele, die Du mit ihm zusammenlebst. Eine abschlägige Antwort von seiner Seite ist demüthigender und beengender als von einem Andern. Und doch wenn er wollte, so wäre es ihm ein Leichtes ...."

„Dann überlaß es mir, unsere Lage ihm bekannt zu machen und unser Anliegen vor ihn zu bringen!" rief Leonie mit sanguinischer Lebhaftigkeit. „Wie würde ich dem lieben Gott danken, wenn er mir gestattete, ein Werkzeug zu seyn um diesen Zweck zu erreichen! Sey ohne Sorgen, lieber Gustav! ich bringe es fertig!"

„Gebe Gott! von Wagniß soll ja keine Rede seyn," entgegnete Gustav, und verabschiedete sich etwas leichtern Gemüthes von der Schwester, um zu Margarethen zu gehen, welche ihn schon den ganzen Tag in namenloser Spannung erwartete, denn auch sie wußte ja wohl, was für ein ernster entscheidender Tag es gewesen war, und wie er durch die Ereignisse auf dem böhmischen Kriegsschauplatz vielleicht noch tragischer und drückender für die Familie ihres Verlobten werden konnte.

Onkel Cornelis war schon zu Hause und hörte mit Theilnahme aber in seiner gelassenen Weise den kurzen Bericht Gustav's an.

„Ich sagt' es ja, man muß nichts übereilen," meinte er; „wollen sehen, wie sich die Sache weiter macht, — und wollen den Brief Ihrer Freunde abwarten, der sich deutlicher aussprechen und uns die Sachlage klarer machen muß. Das Angebot ist einstweilen wohl nur ein Versuch, noch keine vollendete Thatsache. Es wird immer noch einige Wochen anstehen, bevor es zu einer Entscheidung kommt, und bis dahin können wir vielleicht auch vom Frieden hören."

— „Ja, Onkel hat Recht, lieber Gustav; wir wollen noch hoffen und vertrauen," sagte Margarethe liebkosend und beschwichtigend. „Ich habe mir den ganzen Tag immer gesagt: wozu denn den Ankauf der Fabrik ertrotzen wollen, wenn sie einmal nicht für uns bestimmt ist? Hängt denn unser Lebensglück so unauflöslich fest an jenes Etablissement gebunden? Hast Du nicht auch ohne dieselbe Dein Auskommen und Deine Selbstständigkeit hier gefunden, lieber Gust? Ich bin nur ein einfaches albernes Mädchen, aber ich meine, Du solltest nunmehr alle krampfhaften Anstrengungen einstellen, um ein Ziel zu erreichen, das immer von Dir zurückweicht. Hast bis jetzt reichlich Deine Schuldigkeit gethan; nun laß es in Gottes Namen an Dich kommen, was des Himmels Wille ist!"

„Wenn aber ein Theil Deines Vermögens verloren geht, liebe Margarethe? . . . ."

— „Das bricht mir das Herz nicht, Gust; laß es dahin seyn. Durch Fleiß und Arbeitsamkeit und Sparsamkeit ist die Scharte auszuwetzen. Sind wir uns noch nicht reich genug? Was meinst Du, Ormtje?"

„Gesundheit und Zufriedenheit sind der größte Reichthum, Meitje!" sagte Onkel Cornelis. „Uebrigens hat Gustav ebenfalls Recht, wenn er das Geschäft selber machen will, wo das ganze Etablissement unter seinem wahren Werth zu haben ist, und ich kann es nicht mißbilligen, daß er dieses Ziel mit solcher Zähigkeit anstrebt. Vielleicht gelingt es ihm dennoch durch seine Beharrlichkeit. Die letzte Entscheidung steht ja noch bevor."

Gustav theilte nun den Beiden mit, wie er zu dem Entschlusse gekommen sey, in den nächsten Tagen oder Wochen eine Reise in die Heimath anzutreten, theils um die Eltern zu trösten, theils um selbst einmal nach der ganzen Sache zu sehen und die letzten Anstrengungen zu machen, um die Fabrik zu kaufen. Auch diesen Plan billigte Onkel Cornelis und bedung sich nur aus, daß Gustav während seiner Abwesenheit ihn immer von Allem auf dem Laufenden erhalte, was die Angelegenheiten in Hagenbach betreffe, während er, Onkel Cornelis, dann ein Auge auf Gustav's Geschäft haben und den Commis beaufsichtigen wolle. „Sie werden leichter gehen können, wenn Sie wissen, daß jemand einstweilen für Sie zum Rechten sieht, lieber Heffter," sagte der alte Herr. „Begreiflicherweise dürfen Sie nichts übereilen, sondern müssen sich Zeit lassen, wenn Sie zu Hause sind, um jede Chance verfolgen zu können. Wir müssen ganz gewiß wissen, wie hoch das Etablissement zu stehen kommen, zu welchem festen Preis es von dem Gericht überlassen werden wird, in welchen Terminen es zu bezahlen ist u. dgl. m; dann läßt sich erst ein entschiedener Schritt für Sie thun, Gustav; und was dann zu thun nur irgend in meinen Kräften steht, das soll gewiß geschehen. Sie müssen dann eben mit dem guten Willen vorlieb nehmen!"

— „Ich danke Ihnen im Voraus, lieber Onkel," versetzte Gustav. „Schon der gute Wille, den Sie mir erzeigen, ist tröstlich für mich. Und im Uebrigen will ich Margootje's verständigem Rathe folgen und fest und vertrauensvoll meinen Weg gehen, aber ohne gewagte und verzweifelte Hilfsmittel zu benützen, ohne krampfhafte Anstrengungen, wie Margootje sagt. Die Vorsehung soll es entscheiden, ob mir das Geschäft meines Vaters bestimmt ist oder ob mich mein Schicksal auf mich selbst und meine eigenen Hülfsmittel verweist!"

Herr Cornelis van der Doos, der ihn mit feuchten Blicken inniger Theilnahme angesehen hatte, nickte billigend mit dem Kopf und sagte: „Recht so, mein junger Freund! so liebe ich Sie. Man soll sein Herz und seinen Sinn nicht hartnäckig an derlei Dinge hängen. Was man besitzt, das soll ein weiser Mann genießen, als hätt' er es nicht; was er anstrebt, das soll nicht der Angelpunkt seines ganzen Lebens sein, damit ihm vereitelte Hoffnungen nicht allzusehr den Lebensmuth nehmen und er sich nicht in vergeblichem Sehnen aufreibt. Was dem Menschen von wahrem Glück werden soll, das kommt nicht von oben allein, sondern auch aus ihm heraus!" —

Die nächsten Tage bewiesen in der That auch, daß Gustav Heffter ruhiger geworden war. Seine eigenen Geschäfte gingen ziemlich flau, denn der deutsche Krieg war auch auf das handelsfleißige Nachbarland nicht ohne empfindlichen Rückschlag geblieben. Gustav hatte daher Zeit genug, sich unter den Geldleuten, Agenten und Sensalen um einen Kapitalisten zu bewerben, welcher gegen anständigen Gewinnantheil und die nöthigen gesetzlichen Sicherungsmittel für sein Darlehen den Ankauf und Fortbetrieb des Etablissements an der Seelbach ermögliche; und Gustav that seine Schritte mit all der besonnenen Ruhe, welche einem Erfolg günstig zu seyn versprach. Allein die Prophezeihung des Großonkels schien sich an ihm zu bewähren: an wie vielen Thüren er auch mit seinem Anliegen anpochte, die Leute schienen ordentlich vor dem Gedanken zurückzubeben, ihr Geld in einem Lande anzulegen, welches unverkennbar solch tiefen Erschütterungen oder staatlichen Umwälzungen entgegen ging. Nach acht mühe- und sorgenvollen Tagen war Gustav seinem Ziele noch um keinen Schritt näher gekommen, und er hatte sich noch inniger mit dem Gedanken

vertraut gemacht, daß ihm und seinen Geschwistern jene unter so schweren Opfer gegründete Schöpfung seines Vaters nicht bestimmt sey.

Gustav's leise Hoffnung, daß Leoniens so zuversichtlich in Aussicht gestellte Bemühungen bei Herrn Franke einen günstigeren Erfolg haben werden als seine eigenen bei Anderen, schien ebenfalls zu trügen, denn er hörte in diesen acht Tagen gar nichts über diese Angelegenheit von der Schwester. Sie hatte also entweder noch keine Gelegenheit gehabt, mit Herrn Franke darüber zu reden, aber ihre Unterredung hatte zu keinem Ergebniß geführt, und Leonie scheute sich, im einen wie im andern Fall, dem Bruder die Wahrheit zu gestehen, vielleicht um ihn nicht noch mehr zu entmuthigen. Er hatte in diesen Tagen mehrmals Herrn Franke selbst an der Börse und anderwärts gesehen und wohl auch gesprochen; dieser hatte Gustav mit ungeminderter Freundlichkeit behandelt, aber niemals die Rede auf denjenigen Gegenstand gelenkt, dessen Erörterung Gustav Heffter so nahe lag; Herr Franke erschien zugleich ernster und gedankenvoller als man ihn sonst zu sehen gewöhnt war, und da Gustav nicht wußte, ob er diese Stimmung des Handelsherrn eigenen inneren Empfindungen und Sorgen, oder einer gewissen Zurückhaltung dem Anliegen gegenüber, welches Leonie ihm vorzutragen beabsichtigt hatte, zuschreiben solle, so verbot Gustav ein erklärliches Zartgefühl, Herrn Franke seinerseits ebenfalls mit einer dorthin zielenden Anfrage zu belästigen. Aber es dünkte Gustav das Sicherste, in jener Richtung sich keinerlei Hoffnungen und Illusionen zu überlassen.

Eines Morgens aber kam ein Brief von Dauels, welcher ihn bat, seine projektirte Reise in die Heimath möglichst zu beschleunigen. „Wir haben den triftigsten Grund zu der Annahme," schrieb Emil, — „daß eine Art Komplott existirt, um zu Gunsten Dritter die ungünstigen Chancen der Versteigerung auszubeuten und unter dem Schein eines ganz streng gesetzlichen Verfahrens die gesammte Liegenschaft der Heffter'schen Aktivmasse in die Hände eines neuen Consortiums zu spielen. Bei der gegenwärtigen Sachlage und den trostlosen politischen Aussichten, welche den Kriegsschauplatz nach dem südwestlichen Deutschland verlegt haben, scheint nur von Deinem persönlichen Einschreiten noch einiger Erfolg zu erwarten zu seyn. Näheres mündlich. Komm möglichst bald, denn die Advokaten des Gläubiger-Ausschusses scheinen — ob in Connivenz mit den Spekulanten oder nicht, sey dahingestellt — geneigt zu sein, eine zweite Versteigerung entweder zu vermeiden oder deren Ergebniß im Voraus zu genehmigen, nur um diese Angelegenheit unwiderruflich zu erledigen rc. rc."

„Meine Ahnung!" rief Gustav, als er dieß las; ihm hatte ja längst geschwant, daß irgend etwas Derartiges im Dunkeln vor sich gehe und daß Andere, Dritte, über die Schultern seines Vaters hinweg nach dessen Schöpfung strebten. Er eilte zu Leonien um ihr seine Abreise anzukündigen, und theilte ihr den Inhalt des Briefes mit. Sie gestand ihm nun unter Thränen, daß sie seither vergebens eine Gelegenheit erspäht habe, Herrn Franke um seine Hilfe anzugehen, da er selbst immer gedankenvoll und ungewöhnlich ernst und präokkupirt erscheine und sich seiner Familie weniger als sonst widme. Leonie machte sich jetzt bittere Vorwürfe darüber, und betrachtete es als ein Vergehen an ihrem Vater, daß sie seither geschwiegen. Die Versuche Gustavs, sie zu beruhigen, entlasteten sie dieser vermeintlichen Schuld nicht, und sie verlangte bestimmt, den Bruder auf dieser Reise begleiten zu dürfen. Gustav vermochte ihr diesen Gedanken nicht auszureden und wußte endlich kein anderes Mittel zu Leoniens Beruhigung, als das Vorgeben, daß der Moment seiner Abreise noch nicht festzusetzen sey, weil er von der Erledigung von Geschäften abhänge, und das Versprechen, sie von der Zeit des Reiseantritts in Kenntniß zu setzen. Damit verließ Gustav seine aufgeregte und vom aufrichtigsten Schmerz bewegte Schwester und eilte zu Margootje, die er weit gefaßter fand. Sie sowohl als Onkel Cornelis billigten Gustavs Plan, sogleich abzureisen und Leonien nicht mitzunehmen, denn abgesehen davon, daß der Verkehr auf dem Rhein gesperrt war, erschien es Margarethen als eine ganz überflüssige Qual, daß Leonie sich in die unmittelbare Nähe der Begebenheiten wage, die das Schicksal ihrer Familie so nahe berührten. Sie übernahm es, Leonien die Kunde von der Abreise des Bruders zu überbringen und die letztere zu rechtfertigen; sie wollte Gustav nach den Rest ihres Vermögens aufdrängen, da er möglicherweise desselben sehr bedürfen werde, und nahm ihn dann in Pflicht, ihr und Onkel Cornelis täglich zu berichten, was sich Neues in der ganzen Sachlage ergeben habe. Onkel Cornelis versicherte in seiner Weise, daß Gustav ruhig gehen könne, indem er in kritischen Augenblicken ja telegraphiren könne, und dann nicht ohne Stütze und Rückhalt seyn werde. So reiste denn Gustav am folgenden Tage mit dem Frühesten ab, und hinterließ Leonien nur einige herzliche Zeilen des Abschieds, worin er ihr die triftigen Gründe aus einander setzte, weßhalb er allein nach Hause reise.

Margarethe hatte absichtlich bis zum späten Nachmittag gesäumt, bevor sie sich als Ueberbringerin dieser Zeilen zu Leonien begab, um dieselben noch mündlich zu vervollständigen. Sie hatte Gustav einen Vorsprung von einer Tagereise sichern gewollt, um durch die Macht der Thatsachen das leidenschaftliche Mädchen desto eher zum Bleiben zu vermögen. Allein die Voraussetzung trog: Leonie geberdete sich ganz verzweifelt. Sie hatte am Morgen einen Brief von Adolf erhalten, welcher um einige Tage älter war als derjenige Brief, den Gustav von Dauels empfangen hatte, und Adolf's Brief enthielt kein Wort von den geschäftlichen Zuständen und obschwebenden Fragen, sondern nur eine vage Andeutung über das Befinden ihres armen Vaters, welcher sich unter der liebevollen Pflege der Frau Louise zwar langsam von seinem Typhus erhole aber leider befürchten lasse, daß sein Geist unter den erschütternden schmerzlichen Erlebnissen der letzten Zeit sehr gelitten habe. Kaum hatte daher Leonie des Bruders Abschiedsworte gelesen, so warf sie sich im wildesten Schmerz an Margarethens Hals und beschwor diese, ihr die ganze Wahrheit zu sagen.

„Du bist immer treu und offen gegen mich gewesen, Margarethe," rief sie schmerzlich; „Du wirst mich nicht hintergehen, nicht wahr? Darum sag' mir offen: ist mein Vater

wirklich wahnsinnig geworden? hat er sich ein Leid angethan? Ist die Mama krank oder gestorben? Ich weiß es, ich ahne es, irgend etwas ist geschehen, das ihr mir vorenthalten, dessen Gräßlichkeit ihr mir wohlmeinend ersparen wollt, ohne zu bedenken, daß die Ungewißheit mir tausendmal furchtbarer ist, als die furchtbarste Thatsache. Margarethe, liebe theure Schwester! ich bitte, ich beschwöre Dich, erbarme Dich meiner und sag' mir Alles! ich bin ja auf das Schlimmste gefaßt!"

Margootje bemühte sich vergebens, sie zu beruhigen — Leonie hing mit aller Hartnäckigkeit einer fixen Idee an diesem selbstpeinigenden Argwohn fest, und entfaltete in ihrem mächtigen trostlosen Schmerz die ganze Intensität und Lebhaftigkeit ihres Gefühls. Die lauten Aeußerungen ihres Schmerzes, ihrer Seelenangst, ihrer verzweiflungsvollen Anstrengung, die vermeintliche Wahrheit aus Margarethen herauszubringen, die stürmisch kundgegebene Absicht, dem Bruder ohne Weiteres nachzureisen und an die Seite ihrer Mutter zu eilen, — dieser ganze aufregende und desperate Auftritt beunruhigte alle Hausgenossen und rief auch Eliza herbei, welche über das Gebahren der sonst so gefaßten Freundin unbeschreiblich erschrack und nach einigen fruchtlosen Bemühungen zur Beschwichtigung von Leoniens Schmerz in ihrer Rathlosigkeit nach Herrn Franke sandte, der denn auch alsbald zur Stelle erschien und von dem unerwarteten Auftritt einen sehr tiefen Eindruck hinnahm, denn Leonie, in ihren Argwohn ganz verrannt, warf sich ihm zu Füßen und bat ihn flehentlich, ihr Reisemittel und Urlaub zu gewähren und sie ziehen zu lassen, da sie es sich niemals verziehen könnte, in den Stunden solch entsetzlicher Prüfung von ihren Eltern ferne zu seyn.

Herr Franke hatte Mühe, genau zu ermitteln, um was es sich eigentlich handle, und wäre ohne Margarethens besonnene ruhige Haltung wohl kaum zum Ziel gekommen, denn seine tief erschütterte Tochter lag ihm einerseits mit krampfhaftem Schluchzen an, Leonien zu helfen und dieselbe nicht allein ziehen zu lassen, sondern zu gestatten, daß sie, Eliza, die arme Freundin begleite; und anderseits bat Leonie ihn inständig, sie ohne Aufschub ziehen zu lassen und Eliza von ihrem Vorhaben abzuhalten, das ihr nur Ungemach oder Gefahr bringen würde. Es war ein Wetteifer der Rücksicht und Zärtlichkeit zwischen den beiden jungen Mädchen, für den Zuschauer rührend und verwirrend zugleich. Herr Franke erwehrte sich zuvörderst der beiden Mädchen durch die Versicherung, daß er Alles thun werde, was in seinen Kräften stehe, um Leonie zu helfen, und nahm nun Margarethen in Anspruch, daß sie ihm die Verhältnisse klar darlege. Zum ersten Mal erfuhr er die ganze Wahrheit über den vollen Umfang der Katastrophe, welche über die Familie Heffter hereingebrochen war, und Margootje entwickelte die ganze Beredtsamkeit treuer Liebe und verehrender Bewunderung in der Schilderung dessen, was Gustav für die Seinigen gethan und zu thun versucht habe, und von ebensoviel Achtung als aufrichtigem Mitleid ergriffen verfolgte der Handelsherr die ganze erschütternde bürgerliche Familien-Tragödie, die sich hier vor seinem innern Auge entwickelte. Verschiedene Fragen nach Einzelheiten machten ihm die Sachlage noch deutlicher, so daß er sich eine klare bestimmte Ansicht von der Sache bilden konnte.

„Geben Sie sich zufrieden, mein liebes Kind," sagte er zu Leonie im Tone des liebreichsten werkthätigsten Mitgefühls, nachdem er Margarethen für ihre anschauliche und erschöpfende Schilderung gedankt hatte. „Nach meiner innigsten Ueberzeugung ist keiner von denjenigen Unglücksfällen eingetreten, welche Sie befürchten. Ich kann es aber anderseits nur billigen, daß Ihr Bruder auf Ihre Begleitung verzichtet hat; bedenken Sie sich die Störung im gegenwärtigen Verkehr, wo wir unsere Briefe und Telegramme aus Süddeutschland nur auf Umwegen über Paris erhalten und abschicken können, wo die Eisenbahnlinien theils zerstört, theils vom Feinde besetzt sind, wo Ihr Bruder allein schon Mühe haben wird, mit außergewöhnlichen Verkehrsmitteln seine Heimath zu erreichen, wo täglich, stündlich die Nachricht erwartet werden muß, daß die Preußen als Sieger in Frankfurt a. M. einrücken, welches seit Jahren sein Möglichstes gethan hat, um Preußen zu erbittern und herauszufordern — wären Sie da für Ihren Bruder etwas Anderes als ein stetes Hemmniß in allen seinen Bewegungen, während es für ihn vom unschätzbarsten Werthe seyn muß, sein Ziel möglichst schnell zu erreichen und alles dasjenige mit eigenen Augen zu prüfen, worüber ihm auf brieflichem und telegraphischem Wege nur unvollständig oder mit bedauerlicher Verzögerung Bericht zukommen kann? Sollen und müssen Sie daher nicht wünschen, im Interesse der Sache und Ihrer ganzen Familie, daß Ihr Bruder möglichst rasch reise und sich nicht noch mit weiteren Sorgen belaste, als denjenigen für seinen Zweck? — Nein, nein liebes Kind, ich meine es allzu gut mit Ihnen, als daß ich nicht die hohe Pflicht fühlen sollte, Sie an Schritten zu hindern, welche aus einem richtigen Impulse entspringen aber von der Selbstsucht des Schmerzes irre geleitet werden können. Ich werde mit Herrn Cornelis van der Doos reden und ihn um seine Ansicht von der Sache bitten; ich verspreche Ihnen, daß wenn es sich um Tod oder schwere Krankheit Ihrer Lieben handelt, Sie schnell in Ihre Vaterstadt zurückkehren sollen, — aber nicht schutzlos und rathlos, wie Sie nun gehen wollten, sondern unter entsprechender Begleitung und mit den nöthigen Papieren und Empfehlungen versehen, welche Sie vor jedem Verdrusse schützen sollen. Und darum bitte ich Sie nun, liebes Kind, haben Sie Geduld und Vertrauen zu uns und seyn Sie überzeugt, daß wenn ich etwas Ersprießliches für die Ihrigen thun kann, Ihrem Bruder meine Empfehlung und Unterstützung nicht entstehen wird. Ich beklage nur, daß er nicht so viel Zutrauen zu mir fand, um mich schon früher in dieser Angelegenheit um Rath zu fragen."

Leonie ward unter diesem Zuspruch ruhiger und vernünftiger. Die freundliche Milde und die zuversichtliche Festigkeit des Handelsherrn imponirten ihr; sie dankte Herrn Franke für seine Theilnahme und erklärte ihm den Grund des seitherigen Schmerzes von ihrer und Gustav's Seite. Auch Margarethe dankte mit unsäglicher Freude und sichtlichem Troste dem Handelsherrn für seine Zusage, als er ihr noch vor ihrem Weggehen speziell den Auftrag ertheilt hatte, am

folgenden Tage oder Abend Herrn Cornelis van der Doos zu ihm zu senden, damit er mit ihm über diese Angelegenheiten spreche. Eliza aber umarmte ihre Freundin Leonie und bat sie, nun ganz getrost und vertrauensvoll Allem entgegen zu gehen, was die Zukunft bringe, denn wenn Papa einmal etwas versprochen habe, so halte er es auch ganz sicher, und werde schon um des Glückes und der Ruhe seines Kindes willen jedes Weh von Leonie ferne halten.

40.

Gustav Heffter war am 17. Juli in Frankfurt a. M. eingetroffen und hatte Mühe gehabt, inmitten des panischen Schreckens und der Verwirrung, welche die preußische Okkupation in der blühenden stolzen Stadt angerichtet hatte, sich ein Quartier in einem der Gasthöfe zu sichern und Emma bei ihrer Brodherrin aufzufinden. Mit welch inniger Freude aber empfing diese den so lange Jahre entbehrten Bruder! Gustav fand Emma weit ruhiger über die Zustände in der Heimath, als über das Schicksal derer, unter denen sie sich befand. Auch Emma war ungefähr derselben Ansicht, wie Margarethe, daß es sich nicht verlohnen würde, den Ankauf des väterlichen Etablissements ertrotzen zu wollen, so lange man einer solch unsichern Zukunft entgegensah. Sie beschwor den Bruder, sich keinen unnöthigen Wagnissen auszusetzen, um nicht der Familie ihre einzige Stütze zu rauben; sie bat ihn, lieber ohne Schmerz und Bedauern auf dasjenige zu verzichten, was ihm das Schicksal als unerreichbar vorenthalte.

„Ich spreche gewiß im Sinne der guten herrlichen Mutter, lieber Gustav, wenn ich Dir dieß zu bedenken gebe," sagte die sanfte Emma. „Erwäge nur, mein Lieber, welche neuen Schmerzen und Aengsten Du über die arme Mutter verhängen würdest, wenn sie es erleben müßte, auch Dich denselben Kampf um das Daseyn kämpfen zu sehen, dasselbe Ringen mit den Verhältnissen, den gleichen Zwiespalt zwischen Wollen und Nichtkönnen, wie wir ihn bei Papa jahrelang gesehen haben. Erspare der vielgeprüften theuren Mutter dieses furchtbare Schauspiel, lieber Gustav; verhäng nicht über Deine liebliche herzige Margarethe ein ähnliches Loos, wie Mama es so lange mit furchtbarem Druck auf ihrer Seele getragen hat; vergälle Dir selbst nicht Deine besten Jahre und gönne unserer treuen trefflichen Mutter noch einen ruhigen und friedlichen Lebensabend, wenn auch unter bescheidenen und sogar beschränkten Verhältnissen. Bedenke, daß Leonie und ich mit Freuden für den behaglichen Unterhalt der Eltern arbeiten, daß aber für die liebe theure Mutter alles Behagen fliehen wird, wenn sie Dich unter solchen Sorgen und verzweiflungsvollen Anstrengungen ringen sieht, wie es bei Papa der Fall war. Oh, schone, schone Mama, denn sie hat ein ruhiges friedliches Alter verdient!"

Und Gustav ward ruhiger unter diesem sanften liebreichen Zuspruch, dem er das Zeugniß geben mußte, daß er nicht nur vor dem Richterstuhle des Verstandes, sondern auch vor demjenigen des Herzens logisch und wahr sey. Emma war ihm hierin eine Art verjüngten Ebenbildes der verehrten theuren Mutter, und fühlte gewiß ganz genau so wie die letztere.

Dazu kam aber noch weiter, daß Gustav in jenen Tagen Zeuge von der allgemeinen Rathlosigkeit und Verwirrung der deutschen Zustände war; die meisten Banquiers und Geldleute in Frankfurt hatten in kopflosem Entsetzen ihre Geschäfte geschlossen und Frankfurt verlassen, und die zurückgebliebenen geberdeten sich, wenn man ihnen von Geschäften sprach, als ob der Weltuntergang gekommen sey und Deutschland sich niemals wieder aus diesen Trümmern der alten verrotteten Bundestagsperiode verjüngt und erneut erheben könne. Unter jenen Umständen mußte Gustav begreifen, daß wenn derartige Niedergeschlagenheit und Entmuthigung und pessimistische Anschauungen von den künftigen Zuständen Deutschlands auf einem Centralpunkte des Geldverkehrs wie Frankfurt vorwalteten und das verzweifelnde Mißtrauen der Banquiers die vollen Kassen zusperrte, an einen Ankauf der Fabrik mit fremden Mitteln nicht mehr zu denken sey. Frankfurt war ja seit lange das Mekka gewesen, wohin aus Süddeutschland Alle wallfahrteten, welche irgend ein großes industrielles Unternehmen gründen oder in die Höhe bringen wollten.

Großentheils mit Miethkutschen reisend, erreichte Gustav, nun beinahe ganz resignirt und an der Möglichkeit einer Erwerbung der Fabrik-Realitäten verzweifelnd, sein engeres Vaterland. Bevor er sich aber nach Hagenbach begab, besuchte er die Hauptstadt, um Herrn Johannes Hutter und einige andere ehemalige Freunde seines Vaters aufzusuchen, und um Rath und Unterstützung anzugehen.

Herr Hutter empfing Gustav mit einer erzwungenen Freundlichkeit, versicherte ihn seiner herzlichsten Theilnahme an dem Geschick der ganzen Familie Heffter, erging sich in einem Schwall süßlicher gottseliger Phrasen und hörte bei einem Glase Wein leutselig und mit sichtlichem Interesse, aber gesenktem Blicke Alles an, was Gustav ihm über seine Pläne wegen des Anwesens in Hagenbach und des Fortbetriebs desselben mittheilte. Gustav war offenherzig und vertrauensvoll gegen den Kaufmann; er hatte manch Liebes und Gutes in dessen Hause genossen zu einer Zeit, wo man die Menschen noch mit mehr Vertrauen als Kritik betrachtet, und Herr Hutter war in manchen Stücken für Gustav seither ein Vorbild, eine Art Ideal eines Geschäftsmannes gewesen. Es machte daher einen tiefen Eindruck auf ihn, als Herr Hutter, nachdem Gustav sich ihm ganz anvertraut und die Vergeblichkeit aller seiner seitherigen Versuche eingestanden hatte, ihm den ganzen Plan auszureden begann.

„Sie wissen, welch eine herzliche Liebe und Theilnahme ich von je her für Sie gefühlt habe, lieber Gustav," sagte der fromme Biedermann. „Ich darf Ihnen ja wohl gestehen, daß es einst ein stiller Lieblings-Gedanke meines Vaterherzens war, eine noch innigere Verbindung zwischen Ihrer lieben Familie und der meinigen herzustellen; Sie haben mich immer als einen ruhigen, klaren, gottesfürchtigen und demüthigen Mann kennen gelernt, und werden es daher zurecht zu legen wissen, wenn ich Ihnen anrathe, sich von dem Unternehmen ferne zu halten, da auf demselben oder vielmehr auf dem Namen Ihres unglücklichen Vaters schon eine Art — ich will nicht sagen

Fluch aber doch Verhängniß liegt. Die Thatsachen zeugen laut gegen Ihren armen Vater, und ferne sey es von mir, ihn lieblos aburtheilen zu wollen, aber Sie werden mit Schmerzen finden, daß diese Zustände bitter an Ihnen und Ihrem Kredit heimgesucht werden würden, wenn Sie im Vaterlande blieben. Ich habe daher eine wahre Fügung der göttlichen Allmacht darin gesehen, daß der liebe Gott Sie im fernen Auslande Ihr reichliches Auskommen finden ließ. Bleiben Sie dort, mein lieber junger Freund, wenn Ihnen mein herzlich wohlgemeinter, bescheidener unmaßgeblicher Rath etwas gilt. Lassen Sie sich in solch kritischen Zeiten nicht auf ein solch gewagtes großartiges Unternehmen mit fremden Mitteln ein; bleiben Sie einstweilen bescheidentlich in niedrigem Stande, als ein demüthiger und weiser Christ und überlassen Sie das allzu großartig angelegte Unternehmen Anderen mit größeren eigenen Kräften. Es mag nicht unrichtig seyn, daß sich eine Verbindung gebildet hat, um den Apropos auszubeuten und die Fabrik unter den gegenwärtig so günstigen Bedingungen anzukaufen; es mag auch wahr seyn, daß einige frühere Gläubiger Ihres Vaters dabei sind. Aber wollen Sie ihnen dieß übelnehmen, wenn ich Sie darauf hinweise, daß gerade die Verpachtung des Betriebs der Fabrik an das Consortium die Gläubiger wesentlich erbittert und argwöhnisch gemacht hat, indem man darin eine hinterlistige Akkommodation erblicken wollte ...."

— „Aber gewiß mit Unrecht, mein verehrter Herr Hutter, das versichere ich Sie!" fiel ihm Gustav lebhaft in's Wort. „Wir beabsichtigten ja nicht, die Gläubiger zu verkürzen, sondern nur den Fortbetrieb zu sichern, welcher bei einem Konkurs nothwendig hätte eingestellt werden müssen. Was wir thaten, geschah im Interesse unserer Arbeiter, sowie zur Erhaltung der Kundschaft."

„Mag seyn, mein lieber junger Freund, denn ich traue Ihnen nichts Böses oder Hinterlistiges zu," versetzte Herr Hutter mit seiner gewohnten heitern Sanftmuth. „Aber Sie werden mir zugeben müssen, daß es in diesem Fall klüger gehandelt gewesen wäre, den Gläubigern nach der Konkurs-Erklärung ein Stück Geld als Abfindung anzubieten, als zu erklären, daß die Kundschaft u. s. w. nur die Schöpfung und das Verdienst jenes Herrn Dauels, dem man auf den Kopf Schuld gibt, daß er in der ganzen Angelegenheit eine, zum Mindesten gesagt, zweideutige Rolle gespielt habe."

— „Erlauben Sie mir, meinen erprobten Freund Dauels in Schutz zu nehmen, den ich seit Jahren als einen Mann von ebenso anerkannter Rechtschaffenheit als praktischer Tüchtigkeit kenne," sagte Gustav würdevoll. „Sein Benehmen war, soviel mir bekannt, auch in diesem Falle ein tadellos rechtliches und seine Behauptung ganz richtig: daß er für ein Geschäft, das er aus eigenen Kräften und Mitteln gegründet, für eine Kundschaft, die er selbst herangezogen habe, den Gläubigern keine Abfindung schulde."

— „Lassen wir dieß auf sich beruhen, lieber Freund," erwiderte Herr Hutter milder. „Es geziemt mir nicht und widerstrebt meinem Wesen, über jemand abzuurtheilen, den ich kaum vom Sehen kenne. Was ich gegen ihn geltend gemacht habe, das ist ja nur die Ansicht Anderer, die Auffassung der Gläubiger Ihres unglücklichen Vaters, zu denen ich bekanntlich nicht gehöre, die Richtung der öffentlichen Meinung. Seyn wir aber in anderer Beziehung offen gegen einander, wie es redlichen Christen und Männern geziemt, mein lieber junger Freund in Christo," setzte er dann in treuherzig freundlichem Tone hinzu. „Gestehen Sie offen, daß Sie mich aufsuchten in der Hoffnung, mich um ein Darlehen anzugehen. Ist's nicht also, mein Lieber?"

„Offen und ehrlich gesagt: ja," erwiderte Gustav erröthend. „Ich glaubte Ihnen sowohl genügende materielle Garantieen in den zu bestellenden Hypothekn als persönliche in meinem Charakter, meinem Streben bieten zu können."

— „Sprechen wir nicht von derlei Sicherungen, mein lieber Freund und Zögling," sprach Herr Hutter mit dem freundlichsten Blicke und drückte Gustav's Hand. „Wäre ich irgendwie im Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen, so liehe ich Ihnen auf bloße Handschrift hin ohne Hypotheken und Garantieen Hunderttausende, so sehr besitzen Sie mein Vertrauen und meine Achtung. Aber Sie sind ja ein einsichtsvoller, scharfsichtiger Kaufmann. — Sie kommen von Frankfurt — sagen Sie selbst, wie haben Sie die Stimmung auf dem Geldmarkte gefunden?"

Gustav zuckte schmerzlich die Achseln. „Ich dachte an Ihren Herrn Sohn, der ja ein großes Vermögen erheirathet haben soll," sagte er.

— „Uebertreibung, pure Uebertreibung, mein Lieber! Nathanael hat seine Mittel in unserm Geschäft und wir haben keinen Gulden entbehrlich — mein Wort darauf! Leider ist ja heutzutage Jeder sich selbst der Nächste. Und überdem wollen Sie nicht verkennen, mein junger Freund, daß wie nun einmal die Stimmung gegen das Consortium ist, die Gläubigerschaft und Ihre etwaigen neuen Konkurrenten bei der Versteigerung sich gegen Sie verbinden und in einer wahren Erbitterung auf das Anwesen bieten werden, so daß Sie jedenfalls sehr theuer kaufen müßten."

Gustav sah ein, daß Herr Hutter nicht einmal geneigt war, ihm seinen Kredit zu leihen, und empfahl sich bald. Aber auch bei den anderen ehemaligen Freunden seines Vaters verlor er seine Zeit nur nutzlos, denn er fand nur erzwungene Freundschaft, heuchlerische Phrasen, geflissentliche Zurückhaltung, die man ja mit dem Druck der Zeitverhältnisse entschuldigen konnte. Er beeilte sich daher, sein Reiseziel Hagenbach zu erreichen und seine Eltern zu überraschen.

Mit welchen Empfindungen drückte Frau Hefsler ihren Sohn an's Herz, den lange entbehrten, treu erprobten! Es war in der That ein erhabener Moment, tief erschütternd und doch wieder unaussprechlich erhebend, so daß diese Thränen ebenso sehr der Freude wie der Wehmuth galten!

„Oh mein guter, mein lieber Sohn! Gott wird Dir lohnen, was Du gethan hast!" stammelte Frau Louise in seinen Armen. „Vater im Himmel, wie froh, wie glücklich und reich hast Du mich gemacht in meinen Kindern! Aber nun

komm' zu Deinem armen Vater, Gustav! Dein Anblick wird dem unglücklichen Manne wohlthun!" setzte sie mit jener echt weiblichen Uneigennützigkeit hinzu, die eher an Andere als an sich denkt, und führte ihn in das kleine Nebenstübchen, wo sich bei beider Eintritt eine abgemagerte, hohläugige, blasse Gestalt mühsam aufrichtete und aus den tief eingesunkenen Augen stumpfsinnig in die Flamme der Kerze stierte. „Welche Freude, Manuel! ich bringe Dir hier Gustav, unsern guten, wackern Gustav!" rief Frau Heffter, und ihre Stimme stockte unter Thränen.

— „Gustav? Gustav aus Amsterdam?" fragte der Kommerzienrath mühsam mit schwerer Zunge und es dauerte lange, bis er sich diesen Gedanken vertraut zu machen und ein Gefühl durch denselben erwecken zu lassen vermochte. Erst in der Umarmung seines Sohnes erwarmte er und brach in ein lautes Schluchzen aus, während dessen er Gustav unverwandt anstarrte und die gefalteten Hände bittend nach ihm ausstreckte.

„Barmherziger Himmel, was ist dem guten Vater? hat er die Sprache verloren?" rief Gustav.

— „Noch nicht ganz, mein lieber Sohn; aber der Himmel hat ihn auch in anderer Weise noch schwer heimgesucht, Gustav," entgegnete die Mutter mit tiefer Wehmuth. „Doctor Dietrich sagt, er leide an Gehirnerweichung, aber es sey vielleicht eine wohlthätige Fügung des Himmels, daß Papa den Schmerz der Demüthigung nicht mehr fühle, den er zu ertragen nicht fähig wäre. Gott sei auch für diese Schickung gepriesen!"

„Armer, armer, lieber Vater!" rief Gustav unter Thränen und schloß den stumpfsinnigen, nur leise wimmernden und kindisch weinenden Greis mit der innigsten Regung der Liebe und des Mitleids in seine Arme. „Welch eine furchtbare, intensive Lehre von der Eitelkeit und Nichtigkeit alles Irdischen!"

An diesem Abend noch sprach Gustav seine Freunde Dauels und Gehring und fand sie ruhig und gefaßt, vertraut mit dem Gedanken, im Fall eines Verkaufs der Fabrik ihr Geschäft einstellen und sich auf einen herben Verlust gefaßt machen zu müssen. Sie ergaben sich mit männlicher Stärke in die Aussicht, trotz ihres redlichsten Strebens als Opfer der Zeitverhältnisse zu fallen und lieber ihr ganzes Vermögen hinzugeben, bevor sie Anderen Verluste bereiten würden. Die drei Freunde theilten sich nun gegenseitig die Geschichte ihrer vergeblichen Bemühungen mit, und als Gustav seine jüngste Unterredung mit dem gottesfürchtigen Herrn Hutter schilderte, bemerkte er, wie ein ironisches Lächeln um Emils Lippen zuckte und er Adolph bedeutsame Blicke zuwarf.

„Hier, lies diesen Brief, um den frommen Mann von einer andern Seite kennen zu lernen," sagte dann Dauels, ihm einen Brief reichend. Herr Hutter machte darin Dauels den Antrag, in die Dienste einer neuen Commandite-Gesellschaft zu treten, welche die Hagenbacher Fabriken zu kaufen und zu betreiben gedenke und an deren Spitze er stehe; Dauels sollte einen mehrjährigen Kontrakt und einen Gewinnantheil nebst Procura erhalten, wenn er sich dazu verstehe, das Geschäft zu leiten und die Kundschaft mitzubringen; ja man stellte ihm sogar eine theilweise Entschädigung für den etwaigen Verlust in Aussicht, der ihn treffen werde, wenn das Consortium liquidiren müsse, dem er jetzt angehörte.

„Du brauchst nicht zu fragen, was ich darauf geantwortet habe, lieber Gustav," sagte Dauels; „solchen gemeinen Imputationen gegenüber ist Schweigen die beredteste Antwort."

— „Und wie steht es um den Verkauf?" fragte Gustav.

„Die zweite und unwiderruflich letzte Versteigerung ist definitiv auf den 26. Juli festgesetzt und in Allem die gesetzliche Form so streng gewahrt, daß dagegen kein Protest oder Demonstration möglich ist," gab Gehring zur Antwort. „Wir müssen nun das Gewehr strecken."

— „Armer treuer Freund! wie bereue ich, Dich in diese Verbindung gelockt zu haben!" sagte Gustav mit aufrichtigem Beileid; „Du hast ein schweres Opfer gebracht. Und was wirst Du nun beginnen?"

„Ich habe mich wieder um Verwendung im Justiz-Departement beworben und der neue Minister mir dieselbe zugesagt," erwiderte Adolf. „Man hat mich wieder zu Gnaden angenommen und das mir zugefügte Unrecht eingesehen. Aber nun kein Wort mehr von mir, liebe Freunde, angesichts der Opfer, welche diese Zeit um höherer Zwecke willen Allen auferlegt. Laßt uns schweigend dulden, tragen, zu vergessen suchen! Das Schwerste, was das Schicksal mir auferlegt, ist daß ich noch einige Jahre bedürfen werde, um mir eine Existenz zu gründen, welche mich in den Stand setzt, meine theure, so innig geliebte Leonie heimzuführen!"

— „Ergib Dich auch hierein geduldig, denn das Mädchen wird gereifter und tüchtiger, liebevoller und auch liebebedürftiger Dir alsdann zur Seite stehen, mein lieber treuer Freund Adolf!" sagte Gustav tröstend. „Ihr ganzes inneres Wesen gewinnt sichtlich an Ernst und Sammlung in der rauhen Schule des Lebens. — Was aber wirst Du beginnen, mein wackerer edler Emil, wann die Würfel über uns gefallen sind?" fragte er Dauels; „wirst Du wieder nach Holland zurückkehren?

Dauels strich sich ernst mit der Hand über die Stirne und erwiderte kopfschüttelnd: „Mit nichten, mein theurer Freund; ich bin zwar nirgends um mein täglich Brod verlegen, aber da ich um Deiner Schwester Emma willen hieher gekommen bin, deren photographisches Bild auf mich schon damals in Holland einen solch tiefen Eindruck gemacht und durch seine unwiderstehliche Anziehungskraft uns den Plan eingegeben hat, mich in Deinem elterlichen Hause einzuführen und da zum Rechten zu sehen, — da ich mich ferner aus reiner treuinniger Herzensneigung mit dem trefflichen Mädchen verlobt habe, — so liegt mir die Verpflichtung ob, aus allen Kräften dahin zu streben, daß unser Brautstand sich nicht allzu sehr in die Länge ziehe. Ich beabsichtige deßhalb dahin zu gehen, wo sich ein fleißiger umsichtiger Mann am allerschnellsten eine Existenz gründen kann: nach Nord-Amerika. Sind unsere Geschäfte hier abgewickelt und ist Emma damit einverstanden, so reise ich alsbald dorthin, und werde nicht eher ruhen noch rasten, als bis ich mein herziges treffliches Bräutchen nachkommen

lassen kann, um es in ein gesichertes, bescheidenes, freundliches Daheim einzuführen!"

„Oh, was Emma anbelangt, so wirst Du sie bereit finden, Dir bis an das Ende der Welt zu folgen, Du biederer wackerer Freund," sagte Gustav gerührt. „Es scheint ohnedem in Gottes Rath bestimmt zu seyn, daß die Familie Hesster getrennt und zerstäubt werden soll und ihr Andenken in der Heimath verschwinde und der Vergessenheit verfalle!" Dieser Gedanke erfüllte ihn wider Willen mit Wehmuth. Die drei Freunde trennten sich mit einem stummen ernsten Händedrucke, welcher mehr als Worte den unzertrennlichen Bund bestätigte, den ihre Herzen geschlossen hatten, — die Solidarität ihrer Gefühle, ihrer inneren geistigen Bezüge und Interessen.

Doktor Dietrich hatte einen Wink fallen lassen, daß es für den Kommerzienrath und seine Gattin zuträglicher seyn würde, den Aufenthalt in Hagenbach mit demjenigen auf dem Lande, etwa in Buchenberg beim Förster Hupper, zu vertauschen, und da Frau Louise diesen Wink beifällig aufgenommen hatte, so beeilte sich Gustav, seinen Eltern draußen auf Buchenberg Quartier zu verschaffen. Der biedre Forstmann, welcher an dem furchtbaren Lebensgeschick des einst so geachteten und verwöhnten Kommerzienraths einen innigen, durch keinerlei Eigennutz oder Partei-Standpunkt getrübten Antheil nahm, und seine schlichte, wackere Frau waren mit Vergnügen erbötig, die beiden alten Leutchen bei sich aufzunehmen, und nachdem Gustav einen ausführlichen, viele Seiten langen Bericht über den Verlauf seiner Reise und die Zustände in Hagenbach, wie er sie vorgefunden, an Onkel Cornelis van der Doos und Margarethen geschrieben und einige beruhigende liebreiche Zeilen an Leonie beigelegt hatte, begleitete er selbst seine Eltern hinaus nach dem Buchenberg, um in ungestörtem Verkehr mit ihnen die Tage bis zur definitiven Versteigerung der Fabrik zu verleben. Gustav war ganz ruhig und ergeben geworden; er hatte aus den Mittheilungen seiner Freunde Dauels und Gehring entnommen, daß diese schon alle Thüren aufgestoßen wo ihnen irgend eine Möglichkeit gewinkt hatte, ein Darleben zum bewußten Zwecke zu erhalten; er besuchte daher nur noch einige intimere Freunde aus früherer Zeit in derselben Absicht, jedoch nur um die Ueberzeugung mit sich zu nehmen, wie unendlich treffend und wahr das Sprüchwort sey: Freunde in der Noth geh'n Millionen auf ein Loth. Er war aber bereits so weit gekommen, sich hierüber nicht mehr zu ärgern, und ohne Haß, Bitterkeit und Geringschätzung auf das allgemeine Treiben der Menschheit herunter zu blicken. Konnte er sich doch wahrlich am wenigsten beklagen, denn ihm hatte die Vorsehung in seiner herrlichen Mutter, in seinen Schwestern, in Margarethen und dem Onkel Cornelis, in Adolf und dessen Familie, in dem uneigennützigen aufopfernden Dauels, in Kirchhoff und manchem Anderen so viele treue Herzen und redliche Freunde gegeben, daß er mit der übrigen Menschheit abschließen konnte und nicht zu hadern brauchte. Ja, noch mehr: ein einziger Blick auf seine Mutter, diese von so viel erduldetem Leid und Ungemach zwar körperlich gebrochene und kränklich gewordene, aber nicht verbitterte, nicht in ihrem treuen frommen Glauben erschütterte Frau, enthüllte ihm ein Vorbild von Seelengröße, das nicht blos seine Bewunderung, sondern auch seine Nacheiferung heischte.

„Thue Recht, scheue Niemand, genüge Deinen Pflichten und Deinem Gewissen, mein lieber Sohn, und überlaß alles Andere dem Allmächtigen, Allwissenden," sagte sie eines Abends zu ihm, als sie bei der stillen Lampe am offenen Fenster saßen und in den schönen Sternenhimmel schauten, welcher sich hier von der steilen Höhe aus weit und glorreich vor ihnen ausbreitete. „Laß Krieg und Jammer draußen stürmen, wie jetzt, mein Sohn; nur erhalte Dir in Deiner eigenen Seele den Frieden. Wie beklag' ich jetzt, daß ich in Deinen und Dauels' allerdings wohlgemeinten Vorschlag wegen der Verbindung zum Fortbetrieb des Geschäfts gewilligt habe, lieber Gustav, denn lebenslang werde ich es mir zum Vorwurf machen, durch diese Eigenmächtigkeit und Selbsthülfe unsere lieben treuen Freunde in Verlust gebracht zu haben. Ich weiß zwar wohl, daß weder Dauels noch die Familie Gehring uns jemals einen Vorwurf aus diesen Verlusten machen werden; aber ich könnte doch ruhiger und zufriedener seyn, wenn dieser Gedanke sich mir nicht aufdrängte. Der Mensch soll nicht pfiffig sich selber helfen wollen, wenn die Vorsehung ihm eine Last auferlegt, denn früher oder später erreicht ihn die Kette der Heimsuchung dennoch. Es ist etwas Großes, lieber Sohn, wenn man gelernt hat, dem Herrn stille halten. Hätte Dein unglücklicher Vater dieß bei Zeiten gelernt, wie ganz anders stünde es um den armen Mann, auf welchen nun die ganze Wucht des Elends gefallen ist!"

Diese und ähnliche Aeußerungen seiner Mutter machten einen tiefen, lehrreichen, heilsamen Eindruck auf Gustav, und gaben ihm geduldige Ergebung, frohen Lebensmuth. Anfangs hatte er jeden Morgen, wenn der Fußbote die Briefe und Zeitungen aus Hagenbach brachte, mit ungeduldiger Hast nach den letzteren gegriffen, um die neuesten Begebenheiten vom Kriegsschauplatz zu erfahren, oder es beklagt, daß ihn die Erwartung von Briefen aus Amsterdam trog. Aber allmählig lernte er gegen die kleinen Wechselfälle des Lebens, gegen die Kunde von den Fortschritten und Siegen der Preußen in Süd-Deutschland gleichgültig seyn und die unliebsame Störung in den Verkehrs-Verhältnissen und in der Verbindung mit Holland in Folge des deutschen Kriegs stoisch ertragen. Er reifte innerlich heran, wie jeder Mensch, der sich in das Unglück oder wenigstens widrige Geschick geduldig und mit ehrlicher Selbstprüfung ergibt.

So kam der Morgen des 26. Juli heran, jenes denkwürdigen, verhängnißvollen Donnerstags, wo über das Geschick der Schöpfungen seines Vaters die entscheidenden Würfel fallen sollten. Herr Hupper hatte für Gustav den Rappen des Braumeisters entlehnt, und wollte mit ihm nach Hagenbach hinein reiten, um der Versteigerung anzuwohnen. Allein kaum waren sie bis an das sogen. Chausseehaus hinab gekommen, ein Wirthshaus, welches auf halbem Wege zwischen Buchenberg und Hagenbach lag, so wurden sie von dem Wirthe angerufen um die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz

aus einem Extrablatte der Hagenbacher Zeitung zu erfahren. Es waren die ausführlichen Schilderungen der für die süddeutschen Truppen so ungünstigen Gefechte von Tauberbischofsheim, Hochhausen und Werbach am 24., und telegraphische Nachrichten über die verlorenen Gefechte bei Gerchsheim und Helmstadt — lauter Kunden welche tief in die Herzen der Leute einschnitten, da man wohl wußte, daß diese preußischen Siege nicht von dem Mangel an Tapferkeit der süddeutschen Truppen, sondern von der kopflosen Verwirrung und Unfähigkeit ihrer Führer herrührten. Der Förster war allzu sehr von diesen Nachrichten ergriffen, als daß er zu unterlassen vermocht hätte, sein Gemüth durch ein Extra-Seidel Bier und eine pipe de contenance zu stärken. Und wiewohl die beiden Reiter darnach ihre Pferde in den schärfsten Trab brachten, vermochten sie doch die verlorene halbe Stunde nicht mehr ganz einzubringen. Es schlug eilf Uhr, ehe sie noch die Stadt erreicht hatten; sie stellten die Pferde im „Engel" in der Vorstadt ein und eilten nach dem Lokale des Notars Dr. Nagler, wo eine so große Menschenmenge sich eingefunden hatte, daß die Leute noch bis auf die Treppen herab standen, aber alle in lautloser Stille lauschten. Der Förster drückte sich bahnbrechend durch das Gewühl und zog Gustav mit sich fort, aber im Vorzimmer war das Gedränge so dicht, daß beide nicht weiter vorzudringen vermochten, denn man wehrte ihnen förmlich die Annäherung, um so mehr als Aller Aufmerksamkeit auf den Vorgang da drinnen gespannt war!

Gustav fühlte, wie ihm aus dem lautklopfenden Herzen alles Blut zum Haupte drang, als er, auf den Zehen sich aufrichtend, über die Köpfe seiner Vordermänner in das Versteigerungszimmer hineinschaute, und an der einen Seite des Tisches den sanft lächelnden Herrn Johannes Hutter in seinem unmodischen, aber ängstlich reinlichen und pünktlichen schwarzen Anzug von feinem Tuche mit der halb priesterlichen weißen Halsbinde, und neben demselben die lange hoch aufgeschossene, hagere Gestalt und das gelbe unangenehme Gesicht von Nathanael Hutter, und neben diesen einige scharf markirte orientalische Physiognomieen erblickte, in welchen er die Herren Jonas und Naßauer vermuthete; — während am andern Ende des Tisches unter einer Gruppe von Hagenbacher Honoratioren die ernsten, beinahe wehmüthigen Gesichter von Dauels und Adolf Gehring sich zeigten, welche der Verhandlung mit einer begreiflichen Spannung folgten.

Der Notar hatte so eben die Verlesung der Schilderung der Kaufobjekte vollendet, und gab nun die Erklärung ab, daß die fraglichen Liegenschaften und Maschinen, gerichtlich gewerthet zu 148,500 Gulden, einstweilen um die Summe von Neunzig, sage neunzig Tausend angekauft seyen und nun zu wiederholter Versteigerung gebracht würden, deren Resultat unwiderruflich genehmigt werden sollte.

„Wird es wirklich unwiderruflich bei dem heutigen letzten Gebote bleiben, Herr Notar?" fragte der Advokat Schniegel, an dessen Seite das feiste treuherzige Gesicht des alten Beuttinger sich zeigte.

— „Ganz gewiß," entgegnete der Notar, und der Doktor Jonas warf das Kinn auf, betrachtete sich den Frager schier verwundert über die blauen Gläser seiner Klemmlorgnette hinweg, bestätigte barsch und ungeduldig die Auskunft des Notars und wandte sich dann zu Herrn Hutter, dem er die Bemerkung zuflüsterte, daß sich hier ganz unerwartet ein Konkurrent zu zeigen scheine. Der fromme Kaufmann aber hatte nur ein mitleidiges Achselzucken und ein mildes bedeutsames Lächeln, als wollte er sagen: Es handle sich ja hier nur um eine Geldfrage.

„Ich biete also das ganze, so eben im Einzelnen und Ganzen geschilderte Anwesen zum Verkauf aus um die Summe von neunzigtausend Gulden," sagte der Notar und sah sich erwartungsvoll im Kreise um. Eine Pause entstand, niemand schien bieten zu wollen, und der Auktionator der sich mit dem Hammer in der Hand lange über die runden Gläser seiner Brille hinweg umgesehen hatte, reckte den Kopf in die Höhe und rief, langsam phrasirend: „Neunzigtausend, — neunzigtausend Gulden zum Ersten!"

„Hunderttausend!" sagte Herr Schniegel halblaut und wie schüchtern, und im Nu hefteten sich Aller Blicke auf ihn. Herr Hutter hörte auf zu lächeln und flüsterte dem Doktor Jonas etwas zu, was diesen veranlaßte, den Notar mit sehr lauter Stimme zu bitten daß er doch verkündige, die Kaufssumme sey innerhalb drei Monaten baar zu erlegen und fremde Steigerer haben sich mit Vermögens-Zeugnissen auszuweisen.

„Wie üblich!" versetzte Schniegel kopfnickend und ersparte hiedurch dem Notar eine lange Rede.

„Einhundert und zweitausend," sagte Herr Hutter und versuchte wieder zu lächeln.

„Und zehntausend," sagte Schniegel.

Alle Köpfe drehten sich abwechselnd von dem Kaufmann zu dem einheimischen Advokaten und folgten dem aufregenden Spiel. Herr Hutter war der einzige Steigerer außer Schniegel; er legte anfangs immer nur zweitausend Gulden zu und ward dann jedesmal von Letzterem mit zehntausend überboten. Beim fünften oder sechsten Gebot hatte Herr Schniegel den Schätzungswerth schon erreicht; da bot Herr Hutter etwas kleinlaut, bleich und mit zusammengekniffenen Lippen: „Hundertundfünfzigtausend!"

Lautlose Stille und athemlose Erwartung, ob niemand mehr biete. Tiefes Schweigen, dann ein beifälliges Gemurmel der unbetheiligten Zuhörer, die sich freuten, daß die Spekulation auf das entwerthete Grundstück nicht gelungen sey. Fragende, herausfordernde Blicke des Auktionators gegen Herrn Schniegel hin, der kalt und etwas verlegen schwieg und auf den grünen Tisch herniederschaute; dann in der üblichen langsamen, gemessenen, von minutenlangen Pausen unterbrochenen Weise der laute Ruf: „Einhundertundfünfzigtausend Gulden zum ersten .... 150,000 zum zweiten, und 150,000 Gulden zum ...."

„Hundertundsechszig," sagte Schniegel aufblickend und maß Herrn Hutter mit ruhigem fragendem Blicke. Der fromme Kaufmann war bleich geworden und schaute wider Willen finster und enttäuscht darein. Die Hagenbacher Bürge

waren nahe daran in einen Jubel auszubrechen. Herr Hutter, Nassauer, Hohbach, Jonas und Nathanael steckten die Köpfe zusammen, und der Auktionator maß sie lange erwartungsvoll, bevor er wieder anhub: „Einhundertsechszigtausend Gulden zum ersten .... einhundertundsechszig ...

„Fünfundsechszig!" lispelte Herr Hutter beinahe tonlos, und der Auktionator verkündete mit einer Stentorstimme, welche bis auf den Rindermarkt hinuntertönte: „Einhundertfünfundsechszigtausend — 165,000 Gulden zum ... Ersten, — 165,000 zum Zweiten, und ... 165,000 Gulden ... zum ...."

„Fünfundsiebzig — einhundertfünfundsiebenzigtausend Gulden?" rief Herr Schniegel und warf dem Häuslein am andern Ende des Tisches einen herausfordernden Blick zu, als wollt' er ihm sagen: Macht fort, wenn ihr Lust habt, mich sollt ihr nicht herunterbieten!

Herr Hutter verstand diese Geberde, zuckte die Achseln, verzog seine bleichgewordenen Lippen zu einem ironischen Lächeln und nahm seinen Hut — ein Zeichen der Niederlage, das den Umstehenden deutlich genug wahrnehmbar ward und einen lauten Beifallssturm hervorrief. Es währte geraume Zeit, bevor der Notar wieder Ruhe schaffen konnte, und der Auktionator, wohl fühlend daß nun die Versteigerung zu Ende sey, seinen durchdringenden Ruf erschallen ließ: „Einhundertfünfundsiebzigtausend Gulden zum ersten, — 175,000 zum zweiten, und .... 175,000 zum dritten Mal!" Der Hammer fiel dröhnend nieder und der Schlag war kaum verhallt, als unter athemloser Stille der Notar laut fragte: „Wer ist der Käufer?"

„Der Kaufmann Jan Cornelis van der Doos in Amsterdam für Herrn Gustav Heffter von hier," rief Schniegel laut und reichte dem protokollführenden Gehülfen des Notars ein Instrument.

„Onkel Cornelis der Käufer? ... Onkel Cornelis hier? ... Allmächtiger Gott, träume ich oder wache ich?!" murmelte Gustav einer Ohnmacht nahe, aber der Förster Hupper hinter ihm rief mit seiner hellen dröhnenden Stimme:

„Hurrah! Vivat hoch! Herr Gustav Heffter soll leben — und der Onkel Dose auch daneben! hurrah!" und mit seinen kräftigen Armen packte er links und rechts die Leute und schob sie aus einander, um in das andere Zimmer zu dringen, und rief: „Platz da! bahnfrei! Platz für den Käufer, den jungen Herrn Heffter! da ist er schon! — Und Sie Millionen-Schwerenöther! mir auch kein Sterbenswörtchen davon zu sagen, daß Sie die ganze Geschichte so fein eingefädelt hatten!" rief er, sich gegen Gustav umdrehend und schlug ihm kräftig auf die Schultern. „Na, klug haben Sie es jedenfalls angefangen, junger Herr, um diese Sommerfüchse von Advokaten zu prellen! Potz Schwerenoth, wie mich das freut, daß die Kerle sich dort abschleichen wie begossene Hunde! — Gott straf' den Teufel, ich möchte für mein Leben gern meine Hundepeitsche an den Halunken probiren!" raunte er dem Dreikönigwirth zu, den er so eben auf sehr ceremoniöse Weise beiseite geschoben hatte; „was meinst Du, Gevatter, wenn wir das verd— Gesindel aus dem Fenster schmissen, gäb's hier bald Platz genug? Aber potz Millionen Schwerenoth, was ist denn das?"

Gustav lag weinend in den Armen des Onkel Cornelis, der aus einem innern Zimmer getreten war, und an Gustav's Hals warf sich mit einem Freudenruf und Freudenthränen Margootje, das holde blühende, erglühende Mädchen. Es war kein Traum, es war lautere frohe glückliche Wirklichkeit.

„Nun ja, Gust, erdrücken Sie mich nur nicht! Lassen Sie mich doch!" bat Onkelchen Cornelis halb verlegen. „Wollen zuerst das Geschäft abmachen; hernach will ich Alles erklären! Lassen Sie mich zu Mynheer Schniegel und dem Notarius!"

„Margarethe, liebes süßes Engelsherz, ist denn aber auch Alles wahr?" fragte Gustav, den alten Herrn loslassend.

„Alles, alles, mein Herzensmoi," erwiderte Margarethe und ihre Augen leuchteten von einem unbeschreiblichen Glanze des reinsten Glückes. „Onkel Cornelis war von Anfang an entschlossen, Dir zu helfen; aber er hat sogar vor mir ein Geheimniß daraus gemacht. Ich hab's jedoch errathen, seit ich ihn täglich mit Herrn Franke verkehren und die beiden Herren die Häupter zusammenstecken sah. Sobald wir Deinen Brief erhielten, sind wir von Amsterdam abgereist, mußten aber von Köln aus den Umweg über Trier und Neunkirchen machen und kamen erst gestern Abend hier an, hörten, daß Du mit Deinen Eltern auf dem Lande seyest, und blieben incognito in der Krone, wohin Onkelchen sogleich Herrn Schniegel kommen ließ und ich die Dolmetscherin machte. Aber sieh, da ist ja unser lieber trefflicher Freund Adolf Gehring! Willkommen, willkommen, Freund, und tausend Grüße von Leonie!"

„Willkommen, Fräulein Margareth! tausendfach willkommen!" rief Adolf.

„Und hier ist auch mein treuer wackerer Dauels, Margootje! auch ein alter Bekannter von Dir!" sagte Gustav, diesen vorstellend. „Und hier ist mein freundlicher biederer Förster Hupper vom Buchenberge! Und das hier, Herr Förster, ist meine liebe Braut!"

Herr Hupper gab der Jonkvrouw Margootje Voogd einen laut klatschenden Handschlag und lachte mit seinem ganzen treuherzigen Gesicht. „Donnerwetter, Mamsell, wenn alle Holländerinnen so blitzhübsch sind wie Sie und so lieb und gut, so sollte man ja bei Gott die holländischen Mädels bei uns einführen, die Race zu verbessern!" rief er; „aber meiner Seel', ihr beide seyd einander werth, denn der junge Herr ist ein grundbraver grundehrlicher Kerl! — He, Musjeh Gustav, was meinen Sie?" fuhr er dann fort; „wäre es nicht das Gescheidteste, ich liefe jetzt spornstreichs nach dem ‚Engel', setzte mich auf meinen Braunen und ritte Staffette nach Buchenberg, um der wackern Frau Mutter die gute Nachricht zu bringen und die Gäste zu melden!"

„Oh, wenn Sie das wollten thun, Herr .... Boschbewaarder!" rief Margootje entzückt.

„Wie? was? Bosch ... boschbew .... Hupper heiß' ich, Jungfer Braut, — Förster Hupper!"

„Boschbewaarder heißt auf Holländisch Förster, mein lieber Hupper!" verdolmetschte Dauels.

„Boschbewaarder heißt Förster?! potz Millionen-Donnerwetter, was für eine verrückte Sprache!" rief Hupper lautlachend und ganz muthwillig vor Freude. „Na, versteht sich, ich reite heim, daß die Haare rauchen, denn meine Alte thäte mir's lebenslang nicht verzeihen, wenn ihr die Gäste so unvermuthet über'n Hals kämen und ich hätte es zu ändern vermocht! — Also meinen herzlichen Glückwunsch und Respekt — und auch Ihnen meinen Respekt, edler Herr Dingsda!" rief er und drückte Onkel Cornelis die Hand, daß dieser die Augen verzog, worauf er Kehrt machte und die Leute beinahe über den Haufen werfend das Haus verließ und nach der Vorstadt hinauseilte, unterwegs jeden Bekannten anrufend: „He, Alter, wißt ihr's schon? der Gustav Heffter hat seines Vaters Fabrik gekauft und der alte Onkel von Amsterdam ist selber gekommen und hat ihm das Geld dazu gebracht und die Jungfer Braut dazu, Hurrah!" Und vor dem ‚Engel' angekommen, rief er nach einem Schoppen Schaffhauser, sattelte selber den Braunen, leerte den Schoppen im Sattel auf Einen Zug, schleuderte mit einem jauchzenden Freudenruf die Flasche auf das Pflaster, daß sie in tausend Scherben zerschmetterte und jagte unter Vivatruf in vollster Carriere davon, als sollt' er „Feuer reiten."

Als Onkel Cornelis und Gustav das Steigerungs-Protokoll unterschrieben und der alte Herr eine große Anzahlung in Werthpapieren auf die Kaufssumme gemacht hatte, folgten sie nebst Margarethen und Dauels der Einladung Adolfs, sie zu seiner Mutter zu begleiten, und hier erst, wohin ihnen die Freudenbotschaft schon vorangeeilt war und der herzlichste Empfang ward, löste Onkel Cornelis Ihnen das Räthsel. Er selbst war wohlhabender als Margootje und Gustav wußten, denn er hatte durch Sparsamkeit und einige glückliche Spekulationen sich ein hübsches Vermögen zusammengebracht, aber niemand diesen Besitz ahnen lassen oder eingestanden, dessen dereinstige Erbin zum größern Theil Margootje seyn sollte. Daher war es von Anfang an des alten Herrn Absicht gewesen, Gustav zur Wiedererlangung der Schöpfung seines Vaters zu verhelfen, falls derselbe nicht anderweitig Hülfe fände, Onkel Cornelis aber gegen Deponirung seiner Werthpapiere, an deren Veräußerung bei dem niedrigen Kurs der Effekten dermalen nicht zu denken war, die nöthigen Kredite oder Vorschüsse finden würde. Und zu letzterem Zweck war ihm Herr Franke behülflich gewesen, um ebenfalls sein Scherflein zur Ausbesserung des Looses der Familie Heffter beizutragen, welcher er um Leoniens willen so hoch verpflichtet war. „Ich hatte mir halb und halb gedacht, daß Gustav weder in Frankfurt noch daheim Hülfe finden werde, und darum kam ich selber auf den Platz, und sah mir gestern am späten Abend noch die Fabrik und ihre Lage an, und bin nun zu dem Entschluß gekommen mich zur Ruhe zu setzen und hier zu leben."

„Das ist ja herrlich!" jubelten Gustav und Adolf seelenvergnügt. „Gott lohne es Ihnen!"

— „Hm, da ist nicht viel Verdienst bei, Jongens," versetzte der alte Herr lächelnd. „Ihr müßt dafür eigentlich Margootje danken und nicht mir. Die Sache ist die: ich habe mich an das liebe Wesen so gewöhnt, daß ich sie nicht missen kann; dem deutschen Mof da, in den sie so zum Sterben verliebt ist, kann ich sie aber auch nicht entziehen, wenn ich ihre Liebe nicht verlieren will, und so ist mir denn keine andre Wahl geblieben, als die, daß ich gerade mit Euch ziehe und Euch um ein bescheidenes Plätzchen an Eurem Herde bitte!"

„Den besten, wärmsten Platz im Hause sollst Du haben, Du lieber, böser, herzensguter Onkel!" rief Margootje und fiel ihm mit Freudethränen um den Hals. Gustav aber umarmte ihn ebenfalls tiefergriffen unter stummem Dank.

„Ich nehme Ihre großmüthige Hülfe natürlich mit dem aufrichtigsten Danke an, bester Onkel," sprach Gustav nach einer Weile; „allein wenn Ihre Leistung in meinen Augen den rechten Werth haben soll, so willigen Sie in eine Bedingung, die ich daran knüpfen möchte!"

„Nun, laßt hören!" sagte Onkel Cornelis lächelnd und blickte neugierig auf.

„Daß das Consortium mit in den Kauf und Betrieb tritt und im Uebrigen alles verbleibe wie bisher, denn ohne Dauels und Gehring wird mir das Geschäft keine Freude machen!" rief Gustav.

„Richte das nach Deinem Belieben ein, mein Sohn, denn diese beiden gehören ja auch zur Familie und haben diese Rücksicht redlich verdient!" erwiderte Onkel Cornelis.

Frau Gehring bestand darauf, die lieben Gäste zu Tische zu behalten, und war ganz bezaubert von der frischen, rührigen, heitern Margarethe, von dem wundersam kindlichen und doch wieder so gutherzigen, besonnenen liebreichen alten Onkel Cornelis. Hätte Großonkel Gottlieb Wagner Zeuge der verschiedenen Scenen dieses Tages seyn können, wie würde er den alten Buchhalter van der Doos beneidet, wie würde er sich selbst neben diesem arm und vereinsamt gefühlt haben!

Welch glückliche Gesichter und frohe frei aufathmende Herzen sah dieser Tag! Margootje brachte die Nachricht, daß Herr Franke mit Eliza und Leonie kommen würde, sobald der Friede geschlossen und die Verbindungen wieder hergestellt seyen, da er die Absicht habe, Eliza unter Leoniens Aufsicht und in deren Familie für ein Jahr in dem ungleich gesündern Oberdeutschland zu lassen und ein reiches Kostgeld für beide zu bezahlen, da er selbst genöthigt sey, binnen Kurzem eine Reise nach Java zu machen. Herrn Franke's ältester Sohn, in Batavia mit einem reichen Liplap-Mädchen verheirathet, war nach kürzlich erhaltenen Nachrichten geisteskrank geworden und hatte sein Handelsgeschäft in einer bedauerlichen Verwirrung hinterlassen, so daß Herr Franke Vater selbst hinreisen wollte, um für die Familie zu sorgen, das Geschäft abzuwickeln und seinen unglücklichen Sohn nebst dessen Frau und Kindern nach Europa zu bringen! — Welch eine unbeschreiblich freudige Aussicht für Adolf, seine Braut in der Nähe zu haben und durch das reiche Kostgeld die edle Frau Heffter in den Stand gesetzt zu sehen, wieder ihre ganze Familie um sich zu vereinigen!

Nach Tische gingen Onkel Cornelis und Margarethe mit Gustav, Emil und Adolf nach der Fabrik, die sie bekränzt fan-

den, denn die Arbeiter waren durch diese Wendung der Dinge der Furcht enthoben, inmitten der Schrecken des Krieges brodlos zu werden. Onkel Cornelis und Margarethe waren entzückt von der reizenden Lage des Anwesens in dem stillen Thale der Seelbach und insbesondre von dem Schweizerhäuschen, das sie alsbald zu ihrem künftigen Aufenthalt erkoren. Sie durchwandelten mit Gustav alle Werkstätten und Räume des Etablissements, wurden allenthalben mit Jubelruf empfangen, sprachen den Arbeitern gegenüber die Erwartung eines langen und wechselseitig erfreulichen und gedeihlichen Zusammenwirkens aus, und hinterließen eine runde Summe Geldes, damit auch die Arbeiter diesen Tag als einen Tag des Glückes und der Freude feiern sollten.

Ein Wagen erwartete sie vor der Thüre des Schweizerhauses, um die drei Glücklichen hinauszubringen nach Buchenberg. Worte vermöchten entfernt nicht auszudrücken, was in Frau Heffters Herzen vorging, als sie Margarethen mit offenen Armen empfing und an ihr Mutterherz preßte, als sie dem alten Herrn Cornelis van der Doos stumm vor Uebermaß innerer Bewegung die Hand bot und ihn unter Thränen des Dankes und der Freude anblickte, und endlich stammelte: „Unsere Kinder, mein lieber Herr, sind und bleiben doch unser höchster Schatz, unser größtes Glück!" —

Als Onkel Cornelis mit dem jungen Brautpaar nach einigen Tagen wieder in Hagenbach erschien, wollte jedermann den „Onkel von Amsterdam" sehen, welcher die so schwer gedemüthigte und heimgesuchte Familie Heffter plötzlich wieder zu Ehre und Ansehen gebracht hatte. Er blieb aber nicht lange in Hagenbach. Sobald der Waffenstillstand die Verkehrswege wieder geöffnet hatte, kehrte er mit Gustav und Margarethen nach Holland zurück, um alle Angelegenheiten daselbst zu ordnen und die Uebersiedelung nach Deutschland vorzubereiten. Aber noch ehe diese statthatte, wurden unsere Amsterdamer Freunde durch eine Trauerkunde erschreckt: in den ersten Tagen des September war Großonkel Gottlieb Wagner auf seinem Landgütchen in der Nähe von Tiel von einem Herzschlage hingerafft inmitten von lieblosen Miethlingen gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen. Frau Louise ließ nun mit den Gläubigern ihres Gatten ein Abkommen dahin treffen, daß diesen die ganze Aktivmasse zu ratenweiser Vertheilung unter sich verbleiben sollte unter der Bedingung, das Konkursverfahren gegen Immanuel Heffter einstellen zu lassen, — ein Vorschlag welcher nach einigen Erörterungen angenommen ward. Von dem Erbtheile, welches ihr und ihren Kindern aus Herrn Wagners Verlassenschaft zufiel, kaufte Frau Louise sich ein kleines Häuschen und Gärtchen in der Vorstadt, und bezog es im Spätherbst mit ihrem kindisch gewordenen Gatten, mit Leonien und der blinden Eliza. Nach der Uebersiedelung nach Hagenbach traten an einem heitern Wintertage daselbst in der evangelischen Kirche zwei Paare vor den Altar: Gustav Heffter mit Margarethe Voogd, und Emil Dauels mit Emma Heffter, und die halbe Stadt war auf den Beinen, um dieser Doppelhochzeit anzuwohnen und die beiden Paare und den Onkel von Amsterdam und die reiche blühende holländische Erbin und die schöne seine Leonie zu sehen. Und beim Hochzeitsmahle flüsterte Herr Föhrich der Bürgermeister seinem Freunde, dem Ex-Assessor Gehring, zu: „Weißt Du schon 'was Neues, Adolf? Der junge Hutler, welcher im vergangenen Sommer die Fabrik in der Eilau aus Spahlenberg's Masse gekauft, hat Frau Spahlenberg fünftausend Gulden Reukauf geboten, um vom Kauf zurücktreten zu dürfen. Die beiden gottesfürchtigen Herren Hutler fühlen, daß sie nach dem verunglückten perfiden Anschlag auf das Anwesen an der Seelbach doch eigentlich hier neben Gustav nicht leben könnten."

„Daran haben sie recht gethan, die frommen Biedermänner, obschon wir sie nur mit stiller Mißachtung gestraft hätten," erwiderte Adolf.

„Und nun gib Acht, Assessorchen, jetzt bringe ich die zweite Neuigkeit in Gestalt eines Toasts vor," sagte Herr Föhrich, stund auf, schlug mit dem Messer an sein Glas und rief „Hochansehnliche Versammlung! Lieben Freunde! vergönnen Sie mir, einen neuen Bürger unserer Stadt in unserer Mitte zu bewillkommnen. Es ist ein Mann unter uns, dem nicht nur eine uns theure Familie hiesiger Stadt, sondern unsere ganze Gemeinde großen Dank schuldet, ein Mann, der in schwerer Zeit der Entwerthung unserer Liegenschaften durch einen großmüthigen Akt Einhalt gethan, der Hunderten von unsern Arbeitern Brod und Nahrungsstand erhalten, und das angesehenste unserer industriellen Etablissements gleichsam wieder geschenkt hat. Es gereicht mir zur innigsten Freude und Genugthuung, heute erlebt zu haben, daß unser Gemeinderath und Bürgerdeputation diesem schlichten edlen Ehrenmanne in Anbetracht seiner seltenen Verdienste als Mensch und Industrieller heute einstweilen das Ehrenbürgerrecht unserer lieben Stadt zuerkannt hat als eine Ovation, die er hoffentlich nicht verschmähen wird. Meine Damen und meine Herren! gestatten Sie mir, mit Ihnen mein Glas zu leeren auf ein langes, glückliches, fröhliches, gesundes Leben unseres neuen Mit- und Ehrenbürgers des Herrn Jan Cornelis van der Doos! Er lebe hoch!"

„Vivat hoch, hoch und abermals hoch!" erklang es im Kreise unter rauschendem Tusch, und Onkel Cornelis erhob sich feuchten Auges und bewegt und bedankte sich in seinem geradebrechten Hochdeutsch für diese hohe Ehre, die er gerührt und im Gefühl seiner Unwürdigkeit annehme und meinte:

„Der Volksmund, dessen Aeußerungen ich von jeher einen besondern Werth beimesse, hat mir bereits einen Namen geschöpft, den ich gerne behalte. Wenn daher meine lieben neuen Mitbürger, die ich dankbar und liebreich in mein Herz schließen werde, mir einen Gefallen thun wollen, so verstatten Sie mir, daß ich künftighin am liebsten heiße: Der Onkel von Amsterdam!"

Und in hundertstimmigem Echo erscholl es nun durch den weiten Saal: „Hurrah! Vivat! er lebe hoch:

„Der Onkel von Amsterdam!"

Ein Blick auf Abessinien und den König Theodor.

Von Dr. Fr. Barth.

Unter den vielen Ländern des noch wenig bekannten Ost-Afrika dürfte kaum eines gegenwärtig so sehr die Aufmerksamkeit der gebildeten Lesewelt in Anspruch nehmen, als Habesch oder Abessinien, das Reich jenes wilden sogenannten christlichen Königs Theodor, nach welchem bereits eine britische Expedition abgegangen ist, um die vierzehn unglücklichen Europäer zu befreien, die jener farbige Despot seit Jahren in seiner Hauptstadt gefangen hält und in steter Todesangst schweben läßt. Abessinien, verdorben aus dem landesüblichen Wort Habesch, unter welchem es auf unseren Landkarten gewöhnlich bezeichnet wird, ist das Aethiopia der Alten, ein Landstrich, welcher schon den alten Juden, den Griechen und Römern bekannt war, die alle mit demselben in lebhaftem Verkehr standen. Deutsche Reisende haben es in den letzten fünfzig Jahren mehrfach bereist und beschrieben, so namentlich der Frankfurter Rüppell in seinem trefflichen Werke. Es verdient sehr, den Europäern allgemein bekannt zu seyn, da es das einzige Land auf dem afrikanischen Kontinente ist, welches sich zur christlichen Religion bekennt. Das Christenthum ward daselbst nämlich schon im Jahr 320 unserer Zeitrechnung eingeführt, und unverbürgte Sagen wollen behaupten, daß schon der Apostel Matthäus und der heilige Bartholomäus dort gepredigt, daß ein von Philippus getaufter Eunuche der Königin Candace den Versuch gemacht habe, das Evangelium unter seinen dortigen Brüdern einzuführen. Und in Habesch, sowie unter den koptischen Christen, herrscht heutzutage noch ein mauerfester Glaube an die alte Sage, daß die Muttergottes mit dem Jesuskinde auf ihrer Flucht nach Egypten ebenfalls nach Habesch gekommen sey. Für uns genügt es übrigens zu wissen, daß die Bewohner von Habesch sich seit vollen 1500 Jahren zum Christenthum bekennen, daß daselbst eine Art christlicher Kirche nach dem Vorbild der griechischen besteht und wahrscheinlich nach Maßgabe ihrer Lichter gewirkt hat, welche in Anbetracht ihrer verhältnißmäßigen Abgeschiedenheit von der übrigen christlichen Welt natürlich trübe und unvollkommen seyn müssen. In der That hat aber die römische Kirche von jeher einen gelegentlichen Verkehr mit jenem entlegenen Häuflein von der Heerde Christi unterhalten. Der heilige Athanasius sandte einen Sendboten in jenes Land, welches später auch manchfach von Jesuiten-Missionären besucht wurde; und auch die mährischen Brüder haben mehrere Menschenalter hindurch eine Mission in Tigré unterhalten, ohne jedoch andere Erfolge zu erzielen, als daß sie der einheimischen Priesterschaft ein Aergerniß gaben und deren Eifersucht herausforderten. Allein alle die genannten äußern Einflüsse vermochten nicht zu verhindern, daß die Lehren und Bräuche der abessinischen Kirche allmählig starke Beimischungen von jüdischen und muhamedanischen Elementen bekamen, weil seit uralten Zeiten Bekenner dieser beiden Religionen im Lande wohnten und der Islam die nationale Religion beinahe aller Nachbarländer ist.

Habesch besteht nach seiner physischen Conformation im Allgemeinen aus einem centralen Hoch- oder Tafellande, welches auf zwei Seiten von hohen Bergen umgeben ist; diese Berge erheben sich einerseits steil aus dem beinahe flachen Küstenstrich, welcher an sie angrenzt; die centrale Hochebene aber senkt sich auf zwei anderen Seiten allmählig nach einem niedrigen ebenen Tieflande ab, welches die Heimath des eigentlichen Negers ist. Die genannte Hochebene ist wiederum von sehr verschiedenem Niveau durch mehrfache Bergreihen und Hügelzüge, welche sich aus demselben erheben, und nur theilweise dicht bewaldet. Es hat ein gemäßigtes, trockenes und gesundes Klima, während man beim Heruntersteigen in die dicht daran stoßenden Tiefländer im Gegentheile ein heißes, erschlaffendes und ungesundes Klima findet. Zwischen diesen beiden Extremen aber liegen viele ungeheure Landstriche von sehr unterschiedlichen gesundheitlichen Verhältnissen. Die gesündeste Jahreszeit ist übrigens der November, weil alsdann die Malaria aufhört, welche im Sommer durch die Austrocknung so vieler sumpfigen Niederungen während der heißen Jahreszeit entsteht und gefährliche ansteckende Fieber erzeugt.

Welches auch immer das Ergebniß der bevorstehenden englischen Expedition nach Abessinien seyn mag, so ist jedenfalls so viel sicher, daß die wissenschaftliche Forschung von derselben sehr großen Gewinn ziehen würde. Die natürlichen Erzeugnisse dieses Landes sind bis jetzt nur erst spärlich bekannt; sein Reichthum an Mineralien ist nur ein Gegenstand der Vermuthung, seine Pflanzendecke ist beinahe noch unbekannt, und von seiner Thierwelt kennt man erst einzelne Züge. Man vermuthet allgemein, daß dort noch viele Arten von Säugethieren existiren, welche der Wissenschaft noch unbekannt sind, und daß man daselbst auch alle die wilden Thiere des übrigen Afrika trifft. Der Löwe und Leopard sind ziemlich häufig; ebenso finden sich mehrere Arten von wilden Katzenthieren, worunter die Zibetkatze und eine wunderschöne Art, welche bei den Eingeborenen unter dem Namen der Nebri-Guolgual bekannt ist. Habesch besitzt zweierlei Arten von Hyänen und ebenso viele Arten von wilden Hunden, wovon der eine gestreift und gescheckt und noch an den Beinen getüpfelt ist. Diese Hundethiere jagen alle in großen Meuten und fallen sogar den Elephanten und Büffel anzugreifen wagen. Von Schakalen kennt man drei Arten. Die Niederung an den Ufern des Marebflusses und einige andere Strecken des Tieflandes beherbergen noch Büffel und Elephanten. Die Giraffe und das Nashorn finden sich in einem Theile der Provinz Tigré; der Fluß Tacazze wimmelt von Flußpferden. Die große Familie der Antelopen ist zwar nicht in solcher Menge vorhanden, wie in Südafrika, aber doch durch verschiedene Arten vertreten, die mehr oder weniger über ganz Abessinien hin zerstreut sind. Die Klasse der Vögel ist besonders zahlreich und enthält verschiedene merkwürdige Gattungen und Arten, so z. B. den häufig vorkommenden höchst merkwürdigen abessinischen Hornschnabel und einige interessante schlangenfressende Raubvögel; in den wilderen Theilen des Landes findet man Strauße und Trappen. Hiezu kommen nun noch

verschiedene Affen, Wildschweine, Hasen, Kaninchen, Feld-, Wald- und Sandhühner, Wachteln, Fasanen, Schnepfen, Wildenten u. s. w., sowie Krokodile und Schlangen

Die heutige Race der Abessinier verräth eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Typus desjenigen Volkes, welches auf den altegyptischen Hieroglyphen abgebildet ist und worunter noch der entschiedenen Meinung der Gelehrten die alten Einwohner von Ethiopien darzustellen versucht worden sein sollen. Ist dieß der Fall, so muß die Race sehr alt seyn und ihre Reinheit des Blutes viele tausend Jahre lang bewahrt haben, was der allgemeinen Sage widersprechen würde, daß die heutigen Abessinier von gemischtem Blute seyen. Sie unterscheiden sich allerdings in ihrem Aussehen wesentlich von einander; einige Stämme sind vollkommen schwarz, obschon die vorherrschende Hautfarbe ein dunkles Kupferroth ist. Die Abessinier sind meist von mittlerer Größe, selten über sechs Fuß rheinl., meist wohlgebaut und die Weiber entschieden hübsch, so daß sie in den Harems von Kairo und Konstantinopel sehr begehrt sind und dorthin in Menge ausgeführt werden, obschon man sehr häufig den Egyptern auch Weiber vom Stamme der Gallas für Abessinierinnen verkauft. Von der Tapferkeit oder Kriegstüchtigkeit der Abessinier ist nichts bekannt, obwohl schon frühere abessinische Fürsten sich deutsche Offiziere verschrieben haben, um ihre wilden Soldaten einzuüben, und der gegenwärtige König Theodor Allem aufgeboten hat, sein Heer europöisch zu organisiren; kommt es aber vielleicht zum Krieg zwischen seinen Truppen und den Briten, so ist mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß die Abessinier unterliegen, denn noch nie hat auch die tapferste barbarische oder halbbarbarische Völkerschaft, geschweige denn erst ein asiatisches oder afrikanisches Sklavenvolk, sich mit Erfolg gegen die heutige europäische Kriegskunst und deren Hülfsmittel zu widersetzen vermocht. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß in Beziehung auf Tapferkeit und Ausdauer die Abessinier immer einen hohen Ruf auf dem amerikanischen Festlande bewahrt haben, und wahrscheinlich ist das physische Material für das Heer in Abessinien ein ausgezeichnetes. König Theodor hat eine zahlreiche und meist gute Reiterei, namentlich derjenige Theil derselben, welcher unter den Gallas-Stämmen rekrutirt worden ist; aber diese Kavalerie ist armselig bewaffnet, nämlich mit Speeren, deren jeder Mann zwei trägt; dieselbe wird aber schwerlich gegen die ostindische leichte Kavalerie, die mit Revolver-Karabinern bewaffnet ist und gegen das Kartätschenfeuer der reitenden Batterieen auf die Dauer Stand halten. Das Fußvolk des Königs von Abessinien ist nur theilweise mit europäischen Perkussions-Musketen bewaffnet, welche die Engländer ihnen selbst geliefert haben; die weitaus größere Mehrzahl desselben führt schwere Luntenflinten, große plumpe und schwerfällige Waffen, deren Ladung Minuten erfordert und die im entscheidenden Augenblicke doch meist versagen. Außer diesen Gewehren führt jeder Infanterist noch ein Schwert und einen Schild; ersteres ist oft zweihändig und gegen einen Fuß lang, der Schild gewöhnlich rund und aus Büffelhaut verfertigt. König Theodor hat sich bekanntlich früher mehrere Europäer kommen lassen, welche ihm Schießpulver, Kanonen und Mörser verfertigen sollten, und einige von diesen befinden sich noch unter den zu befreienden Gefangenen. Es scheint daher mit diesen beiden Zweigen seines Kriegsmaterials nicht besonders gut bestellt zu seyn.

Dem Vernehmen noch ist die Ebene von Ailat als Oertlichkeit für ein stehendes Lager des britischen Heeres ausersehen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß daselbst die günstige Gelegenheit ist, um den Abessiniern ein Reitertreffen anzubieten. Sollte diese Wahl jedoch richtig sein, so würden wir nach unserem unmaßgeblichen Dafürhalten einen Mißgriff darin sehen, denn das Klima von Ailat ist heiß und ungesund, und die ganze umliegende Gegend dicht bewaldet und fieberschwanger. Es dürfte sich überhaupt als ein großer Fehler herausstellen, wenn man die britischen Truppen länger, als unumgänglich nöthig ist, auf der diesseitigen Abdachung der Gebirgszüge zurückhielte. Ailat selbst ist ein armseliges, nur aus etlichen zerstreuten Hütten bestehendes Nest und nur wegen einiger heißen Quellen merkwürdig; seine Bewohner sind Beduinen vom Stamme der Ballahs, welcher Viehzucht treibt und zahlreiche Heerden besitzt.

Die Umgebung der Stadt Kiaquor, welcher etwa drei Tagreisen weiter landeinwärts liegt, in einer Meereshöhe von mehreren tausend Fuß, würde unseres Erachtens eine weit günstigere Oertlichkeit für ein befestigtes Lager darbieten, falls man ein solches für nothwendig halten sollte, um die Verbindung der Engländer mit Massouah offen zu erhalten. Die Umgegend von Kiaquor bietet gutes Wasser in Menge und ein ziemlich kühles und gesundes Klima, was ja das Haupterforderniß seyn dürfte. Ist daher der Weg von Ailat nach Kiaquor auch ein ziemlich bergiger und mühsamer, und auf eine ziemliche Strecke wasserlos, so findet man, in der Umgebung des letzt genannten Ortes angekommen, doch eine schöne ausgedehnte sandige Ebene, welche jede mögliche erwünschte Gelegenheit zur Errichtung eines festen Lagers für eine größere Truppenmasse darbietet. Die Bewohner von Kiaquor sind eigentliche Abessinier, aber die Schuhus, ein anderer Viehzucht treibender nomadischer Stamm von Muhamedanern (der jedoch nach Sprache und Race gar nichts mit den Ballahs gemein hat), zieht in der Nachbarschaft im Lande umher. Hier beginnt die große Provinz Hamasée oder Amasée, eine der schönsten des Reiches Tigré, und die darüber hinausliegende Gegend ist sehr bevölkert und mit Dörfern besäet, von denen ein namhafter Theil des Provianis zu beziehen wäre. Der Boden in diesem Theil von Tigré ist außerordentlich fruchtbar und vermöchte die reichsten Ernten zu liefern, wenn nur einigermaßen ein richtiger Anbau stattfände. Allein bei dem Zustande von Anarchie, welcher schon seit Menschenaltern in Abessinien stattfindet, sind ungeheure Striche Landes, welche ehedem eine große Bevölkerung ernährten, ganz unangebaut und unbewohnt geblieben. Die Bewohner dieser Provinz gelten auch nicht für kriegerisch, weßhalb ihr Land beständig von feindlichen Einfällen ihrer wilden Nachbarn aus dem Reiche Amhara heimgesucht und verwüstet worden ist.

Von Kiaquor führt eine ziemlich begangene Straße oder vielmehr Weg nach Adowa, der Hauptstadt des Reiches Tigré, welche in der Richtung nach Magdala und Tebra Tabor liegt und wahrscheinlich das nächste Ziel der Expedition sein wird. Bevor man aber Adowa erreicht, muß man zweimal über den Fluß Mareb setzen, was im Spätjahre mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden sein wird, weil um diese Jahreszeit der Strom sein Bett sehr verschmälert hat und Furten genug darbietet. Nähert man sich Adowa, so bekommt man sehr steile Gebirge von nacktem felsigem Aussehen zu Gesicht, welche durch ihre groteske Gestaltung einigermaßen den Dolomit-Gebirgen Kärnthens gleichen. In eines der Hochthäler dieses Gebirgszuges geschmiegt, in einer Höhe von 4—5000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, ist nun die Hauptstadt des Reiches Tigré, welche man sich, wie die meisten afrikanischen Städte, nur als einen zerstreuten Haufen von armseligen Hütten und rohen Lehmhäusern denken muß, die aber einen der geeignetsten Orte für einen Halt sowohl als für die Wiedererneuerung der Vorräthe für die Truppenverpflegung sein dürfte. Die Umgebung von Adowa ist fruchtbar und erzeugt eine Menge Getraide. Die Sohle der meisten Thäler hat einen trefflichen Boden, welcher reiche Ernten von Waizen und Gerste trägt. Das Heiligthum von Medhainé Allem, das hier besteht, ist eines der angesehensten in Abessinien, und alle Personen, welche in seine Nähe kommen, müssen hier absteigen und eine Strecke weit zu Fuße gehen. Der Fürst von Tigré steht dermalen auf gespanntem Fuß mit König Theodor und würde für die Engländer einen sehr wichtigen Bundesgenossen abgeben, wenn es gelänge, seinen Beistand zu sichern. Die britischen Streitkräfte würden dann bis hieher ihren Marsch ganz unbelästigt machen und sich genügend verproviantiren können.

Hinter Adowa werden aber die Hauptschwierigkeiten für die Engländer anfangen, denn dort beginnen bald die Grenzen des Reiches Amhara, unter dessen Bevölkerung König Theodor vorzugsweise sein Heer rekrutirt. Die Stämme dieses Landes werden daher auch dem Vordringen der britischen Armee sicherlich einen energischen Widerstand entgegen setzen. Von anderen Stämmen, die gegenwärtig mit dem König Theodor verfeindet sind, z. B. den Wollo-Gallas, sowie von einzelnen einheimischen Fürsten, kann noch gar nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, wie sie sich zu den Engländern verhalten dürften, da es wahrscheinlich inzwischen dem König Theodor gelungen sein wird, mit ihnen Frieden zu machen und die altergebrachte Feindschaft zu begraben, um sich dem gemeinsamen Feinde entgegenzustellen.

Die vorstehenden Notizen und Vermuthungen über den Operationsplan der Engländer gehen von der Annahme aus, daß Massuah zum Ausschiffungsplatz für die Expedition unter dem Befehl von Sir Robert Napier gewählt werden wird. Massuah bietet für diese Zwecke mancherlei Vortheile dar durch seinen trefflichen Hafen und die Aussicht, daß die Bewohner des daran stoßenden Binnenlandes den Briten keinen Widerstand entgegensetzen werden. Allein Massuah hat andererseits ein sehr heißes ungesundes Klima, wenig und schlechtes Wasser, das aus stundenweit entfernten Brunnen geholt werden muß, und theilt mit beinahe sämmtlichen Ansiedelungen an der Küste des Rothen Meeres diese Nachtheile.

Im Interesse der Menschlichkeit wäre zu hoffen, daß König Theodor, von welchem in Anbetracht seiner Unwissenheit, seines feigen wankelmüthigen Charakters, seiner Bigotterie, seiner Hartnäckigkeit und seiner thörichten Zuversicht auf dasjenige, was er seine Artillerie zu nennen beliebt und was höchstens wilden Völkerschaften einigen Respekt einzuflößen vermag, gar keine Konsequenz der Handlungsweise zu erwarten ist, — daß König Theodor sich bei Annäherung der britischen Streitkräfte von seiner eigenen Ohnmacht überzeugte, die armen Gefangenen herausgäbe und rasch Frieden machte, denn es ist ja mit aller Sicherheit vorauszusehen, daß das Klima unter dem englischen Heere sehr viele Opfer fordern, wie anderseits die Ueberlegenheit europäischer Waffen unter den armen Schaaren der Abessinier eine furchtbare Verheerung anrichten und in Folge davon die Erbitterung und den Racenhaß gegen die Weißen dort zu Lande noch weit mehr steigern werde.

Das ganze Ansehen des Königs Theodor, auf dessen Lebensgeschichte wir weiter unten zu sprechen kommen werden, hängt von dem unglückseligen koptischen Bischof oder Patriarchen der gesammten abessinischen Christen, dem sogenannten Abuna (d. h. Unser Vater) ab, welcher in Gondar, der Hauptstadt des Reiches Amhara, residirt und dessen Person von König Theodor so sorgfältig bewacht wird, daß er denselben in irgend einem Kerker versteckt, sobald ein Ras oder Stammeshäuptling von ungewöhnlichem Muth oder Ehrgeiz sich der kaiserlichen Hauptstadt des Negus Neguſſe, d. h. Königs der Könige, von Abessinien nähert. Das Volk erkennt nämlich nur Denjenigen als Kaiser an, welchen der Abuna gesalbt hat, wie dieser mit König Theodor gethan. Der frühere Vorschlag des Dr. Speke, behufs der Befreiung der europäischen Gefangenen durch gemeinsamen Einfluß der französischen und englischen Regierung den Fürsten des Reiches Lasta, Gobazye, durch den Abuna zum Kaiser von Abessinien salben zu lassen, weil alle untergeordnete Fürsten und Lehensträger des christlichen Bekenntnisses sogleich von Theodor abfallen und dem Gobazye huldigen würden, sobald letzterer von dem Abuna gesalbt wäre; aber die Vorfrage der Ausführbarkeit jenes Projekts wäre das Mittel, Gobazye's Einwilligung zu erlangen und die Mitwirkung des Abuna zu sichern. König Theodor scheint diese Gefahr zu ahnen und läßt daher den Abuna in seinem Gefängniß zu Amba Magdala durch 600 Musketiere und tausend Speerträger bewachen, oder schleppt denselben mit sich bei seiner Armee über Berg und Thal immer herum, während er zugleich jeden Häuptling, welchem es gelingt, eine Konferenz mit dem Abuna zu halten, enthaupten oder lebendig verbrennen läßt. Der Abuna ist immer ein Ausländer, meist ein durch den armenischen Patriarchen in Jerusalem oder Konstantinopel geweihter Egypter. Er steht daher unter dem Einfluß der beiden letztgenannten Patriarchen, deren Vermittlung zu Gunsten der

armen europäischen Gefangenen daher von Seiten der britischen Regierung ouch nachgesucht und gewonnen worden ist, deren schmeichelhafte Briefe an den König Theodor aber bisher noch keine Wirkung auf den barbarischen Despoten geübt zu haben scheinen, obschon sie von reichen Geschenken und Reliquien begleitet waren.

Der König Theodor hat eine sehr romantische Geschichte; er war, bevor er die Oberherrschaft usurpirte, als Lidsch Cassai bekannt, und als der Neffe des berüchtigten Dedschas Comsu behauptete er ein Abkömmling der alten ethiopischen Könige zu seyn und scheint schon in früher Jugend den Vorsatz gefaßt zu haben, sich des Thrones zu bemächtigen. Die damaligen Zustände om koiserlichen Hofe von Habesch begünstigten seinen Plan; es gab nämlich einen Titularkaiser Namens Dschohnse, und einen wirklichen Kaiser, Râs Ali; der erstere begnügte sich mit dem Besitz der noch immer schönen Mutter des Râs Ali und überließ diesem die Herrschaft über das ganze Reich. Es gelang Lidsch Cassai, obschon er nur der Sohn einer Nahtsch oder öffentlichen Tänzerin war, die Tochter von Ras Ali zu heirathen, und rebellirte dann alsbald gegen seinen eigenen Schwiegervater. Seine Gattin war jung, hübsch, ehrgeizig, schön und herrschsüchtig wie eine zweite Tullia, und drong selber in Lidsch Cassai, daß er ihren Vater umbringe und die von ihr so heiß ersehnte Krone erlange. Viele Häuptlinge nach einander wurden gegen Lidsch Cassoi ousgeschickt, aber ihre Krieger verließen gewöhnlich, verblendet durch seine unbegrenzten Versprechungen und gewonnen von seinen einschmeichelnden Monieren, deren Heer und schaarten sich unter die Fahne des Usurpators.

Endlich brochte Ros Ali seinen Gegner in der Schlacht von Amba Chora zum Gesecht, word aber gänzlich geschlagen, floh noch dem Gollas-Londe, starb bald darauf am gebrochenen Herzen und hinterließ Lidsch Cassai als unumschränkten Herrn von Central-Abessinien. Dann folgte eine Reihe von Triumphen, denn alle zitterten vor den wilden Angriffen und der wachsenden Macht des Usurpators, bis er der oberste und souveräne Beherrscher des ganzen Gebietes von Habech war.

Wie alle illegitimen Kinder, so fühlt auch König Theodor sehr wohl den Makel seiner Geburt und suchte diese Scharte in seinem ersten Schriftstück, das er an die französischen Residenten in Abessinien richtete, auszuwetzen und zugleich dem Vorwurf zu begegnen, daß er ein Usurpator sey. Nachdem er darin behauptet, durch allgemeine Abstimmung zum Kaiser erwählt worden zu seyn, hatte er noch eine Art Stammbaum beigefügt, der reich mit Citaten aus der biblischen Geschichte durchwoben wor und seine Abkunft von König Salomo und der Königin von Sabo beweisen soll. Und weil nach dem 1. Buch der Könige, Kap. 10, Vers 19 und 20 an dem Thron Salomons „zwei Löwen an den Lehnen des Stuhls und zwölf Löwen auf den sechs Stufen zu beiden Seiten standen,“ so sucht er dem König Salomo auch darin nachzuahmen, daß er immer zwei zahme Löwen um sich hat, auf welche er sich gelegenheitlich stützt, wenn er Audienz ertheilt, während zwei andere sich auf dem Teppich vor ihm herumreckeln. Es soll dem Kaiser besonderes Vergnügen machen, Zeuge des Schreckens zu seyn, womit Diejenigen, welche er zu einer Audienz zuläßt, jene Löwen betrachten.

Mit Einschluß der vierzehn britischen Unterthanen befinden sich sechsundzwonzig Europäer mit Herrn Rassam in der Gewalt des Königs Theodor, ferner die europäischen Handwerker mit ihren Weibern und Kindern, 35 Köpfe stark, — im Ganzen also einundsechszig Personen. Die meisten der Gefangenen waren nicht bloß in eine Umzäunung eingeschlossen und eng bewacht, sondern ouch mit Handschellen und Ketten beloden. Als Theodor im Februar vorigen Jahres auf kurze Zeit in die Freigebung der Gefangenen willigte, hatten diese bereits eine Haft von sechszehn Monoten ausgestanden. Nachdem sie die felsigen Höhen von Amba Magdala verlassen hatten, mußten sie zwei Tage am Fuße des Hügels verweilen, um wieder Kroft zu sammeln. Mehrere vermochten kaum aufrecht zu stehen, geschweige denn eine größere Strecke zu reiten. Neuerdings macht sich ein Unterschied in der Behandlung zwischen der Gesellschaft des Herrn Rassam und den Uebrigen geltend; erstere werden nämlich nicht mehr in Ketten gelegt, wohl aber strenge bewacht, dürfen jedoch innerholb des Bereichs ihres Gefängnisses frei umhergehen. Die Arbeiter mit ihren Familien dagegen wurden in einen gemeinsamen Kerker geworfen und in schwere Ketten gelegt, und werden von zweihundert Soldaten bewocht. Dos Klima von Habesch muß ober für die Aklimotisirten sehr gesund seyn, denn mit Ausnahme eines einzigen Kindes ist kein Todesfall unter den Gefangenen vorgekommen.

Der Koiser hat sich angelegen seyn lassen, zu wiederholten Molen seine Beschwerden über die Gefangenen vorzubringen.

Den Consul Cameron hält er gefangen, „weil er zu den Türken ging, welche den Kaiser nicht lieben und vor welchen er über den Koiser geschimpft und denselben herabgewürdigt hat.“ Den Fronzosen Bardel hält er in Ketten, weil er „Theodor nicht mit dem Kaiser der Franzosen bekannt machte,“ und weil derselbe am Hofe des Kaisers, als ihm seine Freilassung verweigert ward, den Gürtel abnahm und sein Haupt mit seinem Kleide bedeckte“ — eine tödtliche Beleidigung in Abessinien. Die Beschwerde, welche Theodor gegen Herrn Kerens vorbringt, ist eine drollige; dieser hatte einen gewöhnlichen Teppich gekauft, dessen Muster einen Türken und einen Franzosen darstellt, welche auf einen Löwen schießen. Der auf seine Würde so eifersüchtige Kaiser legte dieses Bild alsbald so aus, als sey es eine ollegorische Anspielung auf ihn selbst, als ob der Löwe Abessynien, Frankreich und die Türkei die siegreichen Jäger vorstellen sollen. Die übrigen Gefangenen werden zurückbehalten, weil sie angeblich über den Kaiser geschimpft haben, und ein Freund doch der Schild seines Freundes seyn und daher die Europäer ihn beschützt haben sollten.

Nachdem die losgelassenen Gefangenen sich kaum drei Tage lang ihrer Freiheit erfreut hatten, wurden sie wieder ergriffen und von Neuem eingesperrt, angeblich weil sie dem Kaiser nicht ihre Aufwartung gemacht hatten, um sich mit ihm auszusöhnen, in Wirklichkeit aber, weil König Theodor der Krone England ein Kasa oder Lösegeld abpressen wollte, welches aus

Dampfmaschinen, Drehbänken, Tischler- und Zimmermanns-Werkzeugen u. s. w. im Werth von 3000 Pfd. Sterling und aus einer Anzahl Büchsenmacher, Schmiede, einem Artillerie-Offizier x. bestehen sollte. Im Verlaufe der ganzen Correspondenz mit dem Kaiser treten namentlich drei Punkte hervor. Von je her eifersüchtig auf das Ansehen, welches die Kirche beansprucht (denn er will gleich dem Kaiser von Rußland nicht nur der weltliche Herrscher, sondern auch das kirchliche Oberhaupt seiner Unterthanen sein), schreibt er an die Königin von England: „Eure Majestät kann von allen denen, welche den Herrn fürchten, erfahren, was für Schmähung und Mißhandlung Wir erfahren haben von Seiten der Europäer und des Kopten, welcher sich Metropolitan nannte, des Abuna Salama." Der Schimpf, welcher auf dem Andenken seiner Mutter lastet und vielleicht unvorsichtigerweise auch von den Europäern wiederholt wurde, brennt noch tief im Herzen des Kaisers, denn er schreibt in seinem letzten Briefe an Herrn Rassam: „Und nun laß Dir beweisen, daß meine Mutter, obschon arm, doch eine Tochter der alten Könige von Ethiopien war." — Der Kasa ist der dritte Zweck, welcher dem Despoten immer vorschwebt. „Was für eine Kasa ich verlange, will ich dir später angeben. Ich will weder Gold noch Silber, — ich brauche Leute, die mir die Augen öffnen, weil ich blind bin. Die Gefangenen jedoch schmachten zwar nach Freilassung, werden aber Sorge tragen, alle Handwerker zu warnen, welche versucht seyn möchten, die Anerbietungen des Kaisers anzunehmen, daß man sie wahrscheinlich nicht wieder in ihr Vaterland zurückkehren lasse."

Die Oertlichkeit, in welcher die Gefangenen so lange eingesperrt gewesen sind, ist gar nicht von einladendem Charakter, und wird von Dr. Belle folgendermaßen geschildert: „Man vergegenwärtige sich im Geiste einen ganz vereinsamten abgelegenen Ort, welcher sich inmitten eines wirren Haufens kegelförmiger Hügel, tiefer Schluchten, zerrissener Felsenstürze und sägeförmiger Höhenzüge erhebt, und man hat Amba Magdala. Auf dem Gipfel des Berges stehen Gruppen von strohgedeckten Hütten, in welchen etwa tausend Mann Soldaten einquartirt sind. Unweit der Kirche, welche man an einem mit dem vergoldeten Kreuz geschmückten Spitzgiebel erkennt, gewahrt man eine Masse armseliger Schuppen; tritt man noch einige Schritte näher, so sieht man eine starke Dornhecke, bewacht von Gruppen dunkelhäutiger Soldaten, und dicht bei denselben liegen, mit Ketten beladen, Haufen von den unglücklichen europäischen Gefangenen, sich in der Sonne wärmend. Dieß ist das königl. Gefängniß."

So lange König Theodor noch auf den Rath zweier Engländer, der Herren Bell und Plowden hörte, gedieh sein Reich und seine Herrschaft, und seine Unterthanen waren wenigstens zufrieden, wenn auch nicht gerade glücklich. Jetzt ist der abessinische Despot in Laster aller Art versunken und viele seiner scheußlichen Greuel und Unthaten, worunter seine eigenen Unterthanen leiden müssen, werden seinen Anfällen von Säuferwahnsinn beigemessen. Die Abessinier sehen nun in dem gegenwärtigen Usurpator nicht mehr den König Theodor der Prophezeihung, sondern warten noch auf diesen, welcher ihnen von Osten kommen soll, während Lidsch Cassal's Heimath Kwara im Westen von Habesch liegt. Seine erstaunlichen Erfolge im Anfang warfen einen Schleier über diesen Mangel an Uebereinstimmung mit den Prophezeiungen; allein seine Tyrannei, Grausamkeit und despotischer Druck, so sehr den Eigenschaften jenes christlichen Monarchen zuwider, auf welchen sie gewartet und gehofft hatten, erwarben ihm den Namen eines „Pharaoh König von Egypten", und seine Unterthanen harren seufzend auf irgend einen Moses, welcher sie aus den Händen des Unterdrückers befreie.

Reisen und Abenteuer einer Schachtel Bonbons.

Von Léou Lespés.

Das Ladenfräulein, eine schöne Dame in seidenem Gewande, mit Spitzenmanchetten, nahm das Kästchen und füllte es mit den feinsten Siraudin'schen Bonbons. Ein vornehmer Herr hatte es bestellt, und kam auch an demselben Nachmittage, um es abzuholen. „Einfach aber elegant" hatte er gesagt, und machte ihr jetzt ein Kompliment über ihren guten Geschmack. Das Kästchen, blau mit Silber, war so zierlich und zart, daß es als Brautgeschenk dienen konnte. Der Herr öffnete es und schaute hinein: rosenrothe Liqueurbonbons bildeten die Einfassung, eingemachte Veilchen, das Allerfeinste und Allerneueste aus der Siraudin'schen Offizin, lagen wie ein Bouquet in der Mitte, und rings buntfarbige Sternchen in Zuckerguß, Ananas- und Vanille-duftend . . . Der Herr musterte all' die schönen Sachen als Kenner, machte noch eine leichte Handbewegung, wie wenn er etwas, fast wie ein Papierchen, in das Kästchen hineingelegt hätte, und schloß dann schnell den Deckel. Das Ladenfräulein wickelte ein rosa Seidenband darum und schlang es dann in blendendes Atlaspapier, das in prächtigen Lettern die Adresse des berühmten Hauses trug. Der Herr legte ein Goldstück auf den Marmortisch und ging mit seinem kostbaren Paket davon.

Er eilte durch die Rue de la Paix, am Grand-Hôtel vorüber, in die Chaussee d'Antin, wo er in ein stattliches Haus trat und am Eingang der ersten Etage klingelte. Ein Kammermädchen öffnete und begrüßte ihn mit vertraulichem Lächeln, welches Lächeln sie übrigens für jeden Besucher hatte.

„Ist Madame allein?" fragte der Herr hastig.

„Für den Augenblick allein," entgegnete die Zofe verschmitzt, „aber sie hat schon viele Besuche erhalten."

Der Herr trat vor einen Spiegel, fuhr mit der Hand durch sein parfümirtes Haar, zupfte an seiner Cravatte und an seinem blitzenden Uhrgehänge auf der blauen Sammtweste und warf einen prüfenden und zugleich wohlgefälligen Blick auf seine ganze Figur. Er war ein stattlicher Mann, in den besten Jahren, übernus elegant gekleidet, vom kunstgerecht gescheitelten Wirbel bis zur glanzledernen Zehe: ein Heirathscandidat (er war vielleicht einer?) hätte nicht schmucker aussehen können. Die Kammerjungfer öffnete die Thür des Boudoirs und ließ

ihn eintreten. Die Dame ruhte in nachlässiger aber hübscher Lage auf einer chaise-longue. Sie war eine junge Wittwe, was man leicht an den Trauerkleidern erkennen konnte, die ihr trefflich standen — aber eine van jenen „unträstlichen" Wittwen, die kaum das Ende des Trauerjahres abwarten kännen, um in den Armen eines neuen Gatten den Verlust des ersten zu vergessen. Dabei war sie schän und reich. Es fehlte ihr mithin nicht an Verehrern und Prätendenten.

„Madame," sagte unser Adonis mit sanfter und etwas bewegter Stimme, indem er ihr das Kästchen höflich überreichte, „es ist morgen Neujahrstag und Sie werden aus dem verflassenen Jahre nur das Heitere nnd nicht das Traurige hinübernehmen. Auch ich bringe Ihnen mein kleines Geschenk. Es ist nicht viel; aber ich legte mein Herz mit hinein."

„Der Tausend!" lachte die Dame, — „Ihr Herz in diesem Kästchen? Und noch dazu Banbans von Siraudin, die feinsten in ganz Paris!"

„Es ist, wie ich sage," entgegnete der Anbeter, „und Sie müssen mir erlauben, nach einigen Tagen wiederzukommen, um zu erfahren, wie Sie den Inhalt meines Kästchens gefunden haben."

„Sehr gern," scherzte die Wittwe weiter. „Aber haffentlich ist Ihr Herz nicht zu graß; denn sonst bliebe gar kein Platz für die Bonbans." Sie reichte ihm dann ihre schöne Hand, auf die es so viele Bewerber abgesehen, zum Kusse. Der Freund empfahl sich und ging um eine süße Haffnung reicher nach Hause.

Gleich darauf trat ein Fränlein in das Boudair, eine Cousine der Wittwe, ein hübsches junges Mädchen, und legte einen Veilchenstrauß auf den Guéridan von Rasenhalz.

„Merci, Clarissa," sagte die Dame. „Deine Blumen sind mir lieber als die langweiligen Banbons. Dies hier ist die zweiunddreißigste Schachtel," fügte sie lachend hinzu und zeigte auf das Siraudin'sche Kästchen, „die ich in diesen drei Tagen erhalten habe, und margen wird wahl nach ein Dutzend ankammen. Nimm es, wenn du willst; ich schenke es dir gern. Ich habe nicht einmal Lust hineinzuschauen. Es ist immer dasselbe darin."

Clarissa kam hachvergnügt nach Hause: ihr kleines Veilchen-Bouquet hatte ihr ein schönes Geschenk eingetragen. Sie eilte damit zu ihrer Mutter.

„Kind," sagte diese sehr ernst, „du weißst, was die der Arzt diesen Morgen empfahlen hat: saftiges Fleisch, Bauillan und wenig Gemüse, und vor Allem weder Kuchen noch Zuckerwerk. Sei artig und folgsam und mache den albernen Kasten gar nicht auf. Alles, was van Siraudin kommt, ist dappelt gefährlich, denn seine Bonbans sind schwer wie Blei. Ich kaufe dir auch den blauen Sammtgürtel, um den du mich gestern gebeten hast."

„Wie du willst, Mama," entgegnete die Tachter, „aber dann mußt du mir erlauben, mit dem Kästchen anzufangen, was mir beliebt."

„Recht gern, und was?"

„Die gute Elise hat die halbe Nacht an meinem Ballkleide gearbeitet und war diesen Morgen so müde, daß sie fast einschlief, als sie mich frisirte. Sie wird sich freuen, wenn ich ihr die Banbans gebe."

„Thu' das, mein Kind," sagte die Mutter, und Clarissa schenkte das Kästchen ihrem Kammermädchen.

Elise war eine treue, ehrliche Persan, nicht eben häßlich, und dabei eine echte Pariserin. Als solche liebte sie über Alles in der Welt die stolze, glorreiche französische Armee, und zwar in einem ihrer nabelsten Repräsentanten. Ihr Vetter Karl diente als Corparal im zweiten Jäger-Regiment, drittes Bataillan, vierte Compagnie, und seitdem er avancirt war, hatten sie sich mit Einwilligung ihrer Eltern verlabt, und zwar schon seit ziemlich langer Zeit. Aber für die Heirath unter nahen Verwandten ist Dispens aus Ram nöthig, und der Weg nach Rom, abgleich sa viele dahin führen, ist sehr weit. Unterdessen hatten die beiden jungen Leute einander recht lieb und bauten Luftschlösser für die Zukunft. Diesem Carporal gab Elise das Kästchen. Der Carparal dankte seinem Schatz für das schöne Geschenk, das er freilich nicht nach seinem ganzen Werthe zu würdigen wußte, abwohl ihm Elise gesagt hatte, daß Bonbons in der Schachtel seien, und nach dazu sa feine, wie sein General sie nicht besser essen könne.

Aber auf dem Wege nach der Kaserne raisonnirte unser Saldat anders: Was thue ich mit den Bonbans, sagte er zu sich selber, — Leckereien für Kinder! Mir wäre eine Pfeife und ein Paket Tabak lieber gewesen. Ich bringe den Kasten der Frau meines Wachtmeisters. Man muß sich gut mit seinen Vorgesetzten stellen, man kann nicht wissen . . .

Gesagt, gethan. Die Frau Wachtmeister empfing den jungen Mann, der ihr ein sa hübsches Neujahrsgeschenk brachte, auf das Häflichste, näthigte ihn zum Sitzen und bat ihm ein Glas Liqueur an, das Karl auch bereitwillig annahm und leerte. Sie sprach nach an demselben Abend mit ihrem Gemahl zu Gunsten des Jägers; aber der Alte war nicht bei Laune, was ihm aft passirte, wenn er in der Schenke zu viel getrunken und im Rams zu viel verloren hatte. Ein anderes Mal, dachte die Frau, denn sie war sehr gutherzig. Das Kästchen Bonbons, schon nach der prächtigen Hülle zu urtheilen, schien ihr aber zu varnehm, um es zu behalten und etwa den Kindern zum Naschen zu geben. Als sie daher am nächsten Morgen in die Larenzkirche zur Frühmesse ging, nahm sie die Schachtel mit, um sie dem alten Pfarrer zu schenken, den sie sehr lieb hatte; denn sie war eine framme Frau, die in ihrer Einfalt nicht weiter bedachte, daß ein solches Geschenk für einen Priester nicht eben sehr passend sey. Der gute Pfarrer nahm das Kästchen freundlich an, schan um die Geberin nicht zu beschämen. „Feine Banbons sind darin?" fragte er lächelnd. „Schönen Dank, wenn auch nicht für mich, so dach für meine Schüler in der Kinderlehre; die werden sich freuen!" Er begab sich in die Sacristei, als ihm eine vornehme Dame entgegentrat: die Herzogin von T., sein Beichtkind. Das kundige Auge ihrer Durchlaucht fiel safort auf das Siraudin'sche Paket, das der Pfarrer arglos in der Hand hielt. „Hochwürden!"

sagte sie scherzend, „man sollte glauben, Sie machten weltliche Neujahrsgeschenke, wie wir in unsern profanen Kreisen.“

„Man hat mir dies Kästchen für meine Armen gegeben, gnädigste Frau,“ erwiderte der Pfarrer fast verlegen.

„O, dann ist es käuflich,“ sagte die Herzogin rasch und holte eine Banknote aus ihrem emaillirten Portemonnaie, froh, daß sie die Gabe, die sie schon lange ihrem Beichtvater zugedacht, ihm in so delikater Weise zuwenden konnte.

Der Pfarrer nahm das Zweihundert-Frankenbillet, überreichte der hohen Dame das Kästchen und kniete darauf still in einen nahen Betstuhl, wahrscheinlich um Gott für die glückliche Begegnung mit der Bürgersfrau und der Herzogin zu danken.

Diese fuhr in ihr Palais zurück und das vielgewanderte Kästchen schien nun an seinen wahren Bestimmungsort gekommen zu sein. Schon hatte die Herzogin das umhüllende Atlaspapier entfernt, um sich die kostbaren Bonbons (sie hatte ja zehn Louisdor dafür bezahlt) näher anzusehen, als ein Lakai in den Salon trat und den alten Mathias aus Montereau anmeldete.

Der alte Mathias war der Hauptverwalter der herzoglichen Güter, und schon sein Vater hatte bei den Eltern der Herzogin dasselbe Amt bekleidet. Er war freilich nur ein Bauer, recht und schlecht, aber er gehörte, nach Sitte der alten adeligen Häuser der nobeln Faubourgs, gewissermaßen zur Familie, und war eigens von Montereau herübergekommen, um der gnädigen Herrschaft seine Neujahrsglückwünsche darzubringen.

„Das ist hübsch von Euch, père Mathieu,“ sagte die Herzogin, indem sie ihm die Hand bot, die der Alte kaum zu berühren wagte. „Unten beim Portier liegt ein großes Paket für die Kinder. Wie geht's denn zu Hause? Hat der lange Jean endlich um die schöne Yvonne angehalten, und auf wann die Hochzeit?“

„Durchlaucht sprechen von meinem Aeltesten?“ entgegnete Mathias. „Leider hat sich der Jean noch immer kein Herz gefaßt, und das Mädchen kann sich ihm doch nicht anbieten, so gern wir sie auch zur Schwiegertochter hätten.“

„Der Jean ist ein einfältiger Tropf,“ rief die Herzogin; „sagt ihm das nur von mir und daß er sich sputen möge. Ich habe der Yvonne die Aussteuer versprochen.“ Sie wickelte darauf das Kästchen wieder in das Atlaspapier und reichte es dem Alten: „Feine Bonbons, père Mathieu, wie man sie nicht in Montereau fabrizirt; aber ich habe augenblicklich keine andern, und mir fällt ein, daß ich nicht daran gedacht habe, welche in das Paket legen zu lassen. Und nun, Adieu; und vergeßt nicht, dem Jean zu sagen, daß er im neuen Jahre dreister auftreten soll.“

Der Verwalter verneigte sich eben so unbeholfen als tief, steckte das Straudin'sche Ding in seine breite Rocktasche und ging von dannen.

Als er am Abend heimgekommen war, packte er aus und gab jedem Kinde sein Geschenk. Dann rief er seinen Aeltesten: „Jean, die gnädigste Frau Herzogin ist nicht zufrieden mit dir. Sie läßt dich grüßen und dir sagen, du seyest ein einfältiger Patron.“

„Schönen Dank, Vater, die Herzogin ist gar zu gütig.“

„Nein, sie hat Recht,“ brummte der Alte, „und du weißt schon, was ich meine. Sie will der Yvonne sogar die Aussteuer schenken, und du hast nicht den Muth, um sie anzuhalten. Ich kann gar nicht glauben, daß du sie so lieb hast, wie du sagst.“

„O Vater!“ rief der Sohn und wurde feuerroth, „ob ich sie lieb habe, wie kannst du das fragen! Hundert Mal des Tages denk' ich an sie, und hundert Mal nehm' ich mir vor, es ihr endlich zu sagen; aber wenn ich ihr gegenüber stehe, so schnürt es mir den Hals zu und ich kann kein Wort herausbringen.“

„Eben weil du ein einfältiger Tropf bist, wie die Frau Herzogin sagt,“ entgegnete der Alte barsch. Aber nach einer Pause fuhr er sanfter fort: „Da sieh, Jean, was sie mir noch gegeben hat: feine Bonbons, wie sie die vornehmen Herrschaften in Paris essen. Nimm sie und gib sie der Yvonne, oder schick' sie ihr, wenn du dich nicht getrauest, sie ihr selbst zu bringen. Die Weiber sind oft klüger als die Männer. Sie erräth vielleicht, was du auf dem Herzen hast.“

Gesagt, gethan. Aber der ehrliche verliebte Bursche zog vor, seinen jüngern Bruder mit der Commission zu beauftragen, und schärfte ihm noch ein, ja recht deutlich zu sagen, es sei ein Neujahrsgeschenk von Jean für Yvonne.

Endlich, endlich schien die Straudin'sche Schachtel in die wahren Hände gelangt zu sein, denn schon eine halbe Stunde später stellte sich Blaise, Yvonne's Vater, bei der Familie des Verwalters ein. Er war seelenvergnügt und rief laut in die Stube: „Nachbar Mathieu, das laß ich gelten. Dein Sohn Jean ist ein Pfiffikus! Ich hab' mich gleich aufgemacht, um euch unser Jawort zu bringen.“

„Pfiffikus . . . Jawort? . . .“ erwiderte Mathieu erstaunt. „Gevatter Blaise, was soll das bedeuten?“

„Was das bedeuten soll?“ lachte Blaise. „Um sie angehalten hat er, und noch dazu ganz wie ein feiner Bürgerssohn aus der Stadt. Er schickt der Yvonne einen Pariser Kasten mit zuckersüßem Kram und eine Liebeserklärung dazu, so hübsch und sauber geschrieben, wie wenn sie der Schulmeister verfaßt hätte.“

Bei diesen Worten warf Blaise ein Papier auf den Tisch. Mathieu griff hastig danach, setzte seine Brille auf und las:

„Ich habe dich seit Langem sehr lieb, und mein größter Wunsch ist, dein Gatte zu werden. Antworte mir, willst du mein Herz und meine Hand?“

„Sapristi!“ rief Mathias; „Jean, Jean, die Pariser Bonbons sind klüger als du!“

Der arme Jean saß wie verblüfft, aber er mußte sich ergeben und in sein Glück finden, als Yvonne mit ihrer Mutter eintrat und von der ganzen Familie jubelnd umringt wurde.

So spielt das Geschick mit uns. Bei Straudin in der Rue de la Paix kauft ein verliebter Elegant eine Schachtel Bonbons, legt eine Liebeserklärung hinein und bringt sie der Dame

seiner Wünsche und Hoffnungen... und nun reist die Schachtel und reist und reist, bis sie endlich in Montereau zwei treue Herzen vereinigt, die ohne sie vielleicht noch lange auf das erlösende Geständniß gewartet hätten.

Wie es dem eleganten Herrn mit der „trostlosen" Wittwe in der Chaussee d'Antin ergangen ist, wissen wir nicht, und es thut auch nichts zur Sache. Aber wir wissen sehr gut, daß Jean und Yvonne überglücklich geworden sind.

Des Freiherrn Friedrich v. Trenck letzte Stunden.

Die Trommeln der Nationalgarde rasselten vor dem Gefängnisse St. Lazare zu Paris. Eine große Menge Volks harrte vor den Pforten der unheimlichen Wohnung, um die Angeklagten zum Verhöre abführen zu sehen; ja obgleich die Blutmenschen der Schreckenszeit bereits so an Hinrichtungen gewöhnt waren, daß ein Wagen voll Schlachtopfer der Guillotine kaum noch die Aufmerksamkeit erregte, so herrschte doch heute eine ungewöhnliche Bewegung unter den Massen. Die scheußlichen Weiber, die Pikenmänner, die Patrioten in der phrygischen Mütze und schmutzigen Carmagnole mit den Sabots an den Füßen, die entarteten Kinder, deren Jugend unter Anschauung der Blutszenen verfloß, diese Alle wogten und kreischten, heulten und zeterten durcheinander am 7. Thermidor des Jahres II. der französischen Republik (9. Juli 1794). Vor den Thoren von St. Lazare, dessen verfluchte Mauern so viel Elend und Seufzer, so viel Verwünschungen und Angst bargen, als ehedem die der zerstörten Bastille, war ein von Pikenmännern errichtetes Spalier gebildet. Durch dasselbe schreitet der öffentliche Ausrufer. Eine braune Carmagnole hängt um seine Schultern, die rothe Mütze bedeckt sein struppiges Haar, ein starrer Bart umgibt das Kinn, seine Beine stecken in roth und weiß gestreiften Schifferhosen, seine Füße in plumpen, mit dicken Nägeln beschlagenen Schuhen. Er trägt einen Gürtel mit kurzen Stacheln besetzt; — die Schlachtopfer könnten ja Hand an ihn legen! In diesem Gürtel stecken zwei Pistolen, deren Hähne gespannt sind; — die Verurtheilten könnten in der Verzweiflung den Ausrufer, das Werkzeug der Peiniger, für den Ausspruch des Convents züchtigen wollen. In der Hand hält der Mann ein Papier; auf demselben sind die Namen der Gefangenen verzeichnet, die heute verhört werden sollen, was 1794 im Juli noch so viel hieß: „Ihr sollt die Stunde erfahren, in der ihr den Kopf unter die Guillotine legen müßt." Hinter dem Ausrufer schreiten zwei Pikenmänner von der Section Lombarden. Ueber einen Hof, dann durch einen von bewaffneten, spielenden, rauchenden und trinkenden Wachen besetzten Corridor schreitend, gelangen die drei Männer zu einer großen Thür. Verworrene Stimmen tönen hinter derselben. Endlich wird sie geöffnet, ein halbfinsterer Raum von großer Ausdehnung zeigt sich.

In dem Halbdunkel dieses Raumes gewahrt man eine Menge Gestalten. Es sind die Gefangenen des Convents; jedes Alter und Geschlecht, jeder Stand, jede Vermögensstufe ist vertreten; die Guillotine verschmähte keine Kost — sie fraß ohne besondere Auswahl. Als die Thür geöffnet wurde, ertönte ein ängstlicher Schrei aus vielen Kehlen kommend, dazwischen einzelne Rufe:

„Nun ist's aus!" — „Jetzt!" — „Adieu!" *c.*

Aus vielen Winkeln liefen die Gefangenen zusammen; ihre Augen hafteten auf dem öffentlichen Ausrufer und seinem verhängnißvollen Papiere. Wer wird hinausgeschleppt zum Fallbeil? Wem bringt der breite Mund des Schergen die endliche Gewißheit des Schicksals? Angstvolles Zucken in den Gesichtszügen der Einen — stumpfe Gleichgültigkeit bei den Andern. Der Ausrufer räuspert sich, überblickt die Menge und liest dann mit lauter Stimme: „André Chenier, Literat." Ein junger Mann von 22 Jahren trat aus der Menge. „Hier bin ich!" rief er mit fester Stimme. „Hinter die Barre!" rief der Ausrufer. Chenier trat hinter einen gitterartigen Verschlag, in welchem die Bezeichneten stehen mußten, bis der Zug sich in Bewegung setzte, der sie ihren Richtern überlieferte „Alexander Boucher, Excapitän der exköniglichen Marine," fuhr der Rufer fort. — „Ich bin es!" antwortete eine sonore Stimme, die einem Manne von 36—37 Jahren angehörte, der mit festem Schritte in die Barre trat. „Charles de Bart, Exoffizier der Dragoner," tönte es wieder. — „Ha! ha! habt ihr mich endlich?" lachte es aus dem Haufen, und mit den Worten: „Platz da!" stellte sich ein wunderschöner Mann dessen aristokratisches Aeußere selbst der Schmutz und das Grauen des Kerkers nicht hatten verwischen können, vor den Ausrufer hin. „Hinter die Barre!" donnerte die Stimme des Ausrufers. „Wie können Sie es wagen, einem Patrioten in's Gesicht zu sehen?" De Bart summte einen Chanson und tänzelte hinter die Barre „Friedrich, Erbaron von Trenck, früher Offizier."

Von dem Schemel, auf dem sie bisher gesessen, erhob sich die gewaltige, hagere Gestalt des Geforderten. Gleichgültig hatte er bis zur Nennung seines Namens das Schauspiel betrachtet, mit wehmüthigem Lächeln die Gestalten der schönen Frauen und Mädchen, der kräftigen jungen Männer angeblickt, die hier neben dem Greise und der Matrone in dem scheußlichen Kerker zusammengepfercht zitternd oder ergeben ihren Namen erwarteten. Ein verächtliches Zucken spielte um seine Lippen, wenn er zuweilen vor und hinter sich ein zaghaftes Schluchzen, einen leisen Schrei der Angst vernahm. Die Beine lang von sich gestreckt, die Hände in den Taschen seiner kurzen Hosen, so hatte der Baron von Trenck die Nacht vom 6. auf den 7. Thermidor in dem Gefängnisse St. Lazare zugebracht. Trenck hatte schlechtere Lagerstellen kennen gelernt. — Er war es, der Maulwurf von Magdeburg, der Abenteurer, der Liebling der Damen, der muthige Soldat, der Spötter seiner Wächter, dem keine Mauer undurchdringlich, keine Fessel zu dicht, kein Graben zu tief gewesen Sein ganzes Verlangen war von Jugend auf nach ungebundener, zügelloser Freiheit gegangen; dieser Drang führte ihn in die Kerker, dieses Verachten aller Ketten und Mauern machte ihn fähig, sie zu durchbrechen, mit beispielloser Ausdauer rüstete ihn jenes Verlangen nach Luft und Licht,

wenn er sich durch die Erde wühlte mit den erbärmlichsten Werkzeugen, und als er endlich eine ruhige Stätte finden sollte, ließ seine unzähmbare Natur ihm dennoch keine Ruhe, sie führte ihn nach Frankreich — in den Kerker von St. Lazare. Der Jüngling, der Mann hatte gezeigt, daß es für seine Kraft keine Bande gebe — der Greis mußte sich beugen unter der Wucht des Geschickes. Furchtbares Verhängniß! Trenck scheint von der Vorsehung bestimmt gewesen zu seyn, die düstere Laufbahn des Kerkerlebens zu durchwandeln, bis das Beil ihn befreite. Schrecklicher Contrast! Die glanzvollen Säle der Hofhaltungen Berlins, Petersburgs, Wiens! — im Besitze der zärtlichen Zuneigung einer hohen, edlen Dame, gesucht von vielen anderen Schönen, strahlend in der glanzvollen Uniform der fürstlichen Krieger, frei nach tausend überstandenen Gefahren, und nun — die zähneklappernde oder verzweifelte, resignirte oder freche Gesellschaft der Todescandidaten des Nationalconvents, das dumpfe, unheimliche Gewölbe als Wohnung, die fadenscheinige, besudelte Kleidung und der wurmstiche Schemel — im Gefängnisse zu St. Lazare!

Trenck's Schicksale, in Deutschland so populär geworden, waren auch in Frankreich bekannt. Zu jener Zeit, die ebenso reich an großen und bedeutenden, als scheußlichen und entwürdigenden Ereignissen war, fanden Männer wie Trenck in allen Kreisen der Gesellschaft Theilnahme. Man fragte nicht, ob sein Leben frei von jedem Vorwurfe sei, ob er sein Schicksal verdient oder verschuldet habe (und letzteres war großentheils der Fall); es genügte, daß es schrecklich genug gewesen, um den Greis, dessen Silberhaare man mit Achtung betrachtete, in Frankreich freundlich aufzunehmen. Aber er war Robespierre entgegengetreten, und das erforderte, ihn unter Anklage „der versuchten Wiederherstellung des Königthums und der Aufwiegelung der Gefangenen von St. Lazare", im Verein mit noch 29 Unglücksgefährten, zu stellen. Robespierre ging mit furchtbarer Entschiedenheit vorwärts. Ihm genügte die Anzahl der Opfer nicht mehr. Es mußten unter denselben auch Leute von Ruf sein. Was nur irgend von Bedeutung in Paris aufzufinden war, das suchte man unter die Guillotine zu bringen. Trenck erfreute sich, wie gesagt, einer großen Beliebtheit in den Stadttheilen, welche er gewöhnlich besuchte. Die Männer von Ruf fingen an selten in Paris zu werden. Er mußte fallen.

Noch 29 Namen rief der Ausrufer. Dann steckte er seine Liste in die Brusttasche, nahm eine ungeheure Prise, zog eine Glocke, deren Strang an der Seite des Gefängnißeinganges herabhing, und verließ die Halle.

Wenige Minuten später öffnete sich wieder die Thüre; auf dem Corridor gewahrte man eine doppelte Reihe von Nationalgardisten aufgestellt. Die bezeichneten Gefangenen traten aus der Barre und zwischen die Soldaten, das Commando „Marsch" ertönte, und die Gefängnißthür schloß sich vor den Zurückbleibenden. Sie sollten ihre Unglücksgefährten nicht wiedersehen.

Trenck hatte durch keine Miene irgend eine Bewegung geäußert. Als aber der Ausrufer die Halle verlassen hatte, als die Geforderten Abschied von ihren Freunden, Verwandten nahmen, die unter dem Haufen der Zurückbleibenden sich befanden, als Thränen und Seufzer auf's Neue sich zeigten und hundert zitternde Hände sich nach der Barre ausstreckten, die zwischen dem Gitter hervorkommenden Hände noch einmal zu drücken, da winkte Trenck einem feinen jungen Mane, der gedankenvoll an einem Pfeiler der Halle lehnte.

„Mein lieber Graf Baylus," flüsterte er, „nehmen Sie dieses hier, als ein Zeichen meiner Freundschaft. Es ist das letzte Geschenk der Prinzessin Amalie, meiner Wohlthäterin, meiner Freundin. Ich bewahrte es lange. Bewahren Sie es ebenso lange zum Zeichen eines ehrenvollen Andenkens für mich und für Sie." Mit diesen Worten überreichte er dem Grafen eine schöne, mit dickem Goldrande verzierte Dose von Schildplatt.

„Theuerster Baron," rief Baylus, „warum wollen Sie sich von dem werthvollen Gegenstande trennen?"

„Nehmen Sie es. Ich vermache es Ihnen. Ich bin ein Sterbender; ehren Sie meinen letzten Willen. Wir sehen uns nie wieder. Mein Kopf wird fallen."

„Aber, theurer Baron, in dieselbe Anklage wie Sie verwickelt, steht mein Kopf nicht fester als der Ihrige."

„Ich weiß es. Aber mir ahnt es, Sie werden gerettet. Ich, Graf — ich werde sterben." *)

Vor dem Gefängnisse, zwischen dem lauernden Volkshaufen angelangt, ward Trenck vor allen Andern erkannt. Man rief ihm zu. Man applaudirte ihm. „Singt das Ça ira, langer Preuße!" „Er ist ein Spion!" „Es muß sich erst zeigen, ob er ein Patriot ist!" rief der wilde Pöbel durcheinander.

Im Sitzungssaal angelangt, warf Trenck seine Augen umher. Dieselbe Begleitung wie auf der Straße. Männer, Weiber, Kinder. Auf den Galerieen Zuschauer, in den vordersten Reihen Mütter, welche ihre Kinder säugten und dabei gespannt auf die Richter blickten. Man gewahrte, vom einfachen schwarzen Kleide an bis herunter zum Hemdärmel des Sections-Mannes, alle ungeheuerlichen Trachten jener Zeit. Die Schreiber trugen rothe Mützen; rothe Mützen tauchten überall aus dem Haufen der Zuschauer auf, eine rothe Mütze trug die Büste Marat's, welche hinter dem Gerichtstische auf einer Consote prangte und das blutgierige Auditorium angrinste, und an der Spitze der über Marat angebrachten dreifarbigen Fahne hing eine rothe Mütze. Widerliche Gerüche, heisere Stimmen, eine erstickende Temperatur, die furchtbaren Gesichter — dies Alles vereinigte sich, um den Sitzungssaal zu einem noch schrecklicheren Aufenthalte als das Gefängniß selbst zu machen. Die Glocken tönten; tiefe Stille trat ein.

Der Syndicus Hermann erhob sich und verlas die Anklage. Dann wandte er sich an den ihm zunächst stehenden Gefangenen, dessen hoher Wuchs das greise Haupt weit über

*) Die Aussage ging in Erfüllung. Baylus kam nach drei Tagen frei, da Robespierre's Einfluß bereits sank. Der Graf bewahrte die Dose heilig. Er hatte nur die goldene Einfassung abgetrennt und solche seinen Wächtern gegeben, um ihre Habsucht nicht zu reizen, welche sonst die ganze Dose an sich gerissen hätten.

die Bajonnette der Wachen emporragen ließ. Dieser Kopf, dieses Antlitz, schon dem Messer verfallen, erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Keine Furchen hatte das Schicksal eingegraben. Es war wie versteinert. Diese Mundwinkel konnten nicht mehr zucken, diese Stirne runzelte sich nicht mehr, nur das Auge und die Zunge vermochten es auszudrücken, was der Mann getragen, was er jetzt empfand.

„Ihr Name, Alter und Stand?" fragte Hermann.

„Baron Friedrich von Trenck, geboren zu Königsberg im Jahre 1726; früher Offizier in preußischen und österreichischen Diensten; jetzt Literat."

„Angeklagter, Sie stehen im Verdacht, mit den Königen Europa's einen verbrecherischen Briefwechsel zu unterhalten. Eines Ihrer Schreiben ist aufgefangen worden; es wird Ihnen durch den öffentlichen Ankläger vorgelegt werden. Sie sprechen sich in diesem Schreiben sehr zweifelhaft über Ereignisse der letzten Tage aus."

„Der öffentliche Ankläger ist getäuscht worden. Kein Schreiben von mir hat die deutsche Grenze passirt. Ich bin seit langen Jahren schon kein Gast mehr in den Palästen der Fürsten. Wollen die Herrscher Europa's den Zustand Frankreichs kennen lernen, so werden sie nicht bei mir, dem Freunde des Volkes, sich Auskunft erbitten. Hier seht, Bürger, die Wundmale, welche die Kerker meinen Gliedern aufgedrückt haben, und gegen die Befreier aus Kerkern sollte ich diese Hände erheben? Das könnt, das dürft Ihr nicht glauben."

Trenck streifte den Aermel zurück. Er erhob seine immer noch muskulösen Arme hoch in die Luft. Die Zuschauer erhoben sich von den Sitzen und sie gewahrten an den Knöcheln der Arme braune Ringe. Es waren die Spuren, welche die Handschellen aus der Magdeburger Sternschanze hinterlassen hatten. Diese Vorgänge erschütterten die Richter; Trenck's Worte, mit sonorer Stimme gesprochen, brachten unter den Zuschauern ein Gemurmel des Beifalls hervor.

„Können Sie läugnen, daß Sie der Correspondent Joseph's II. gewesen sind?"

„Das war ich, ich bin es aber nicht mehr. Vergönnen Sie mir das Wort, Bürger Procurator, und ich werde die Ankläger zum Schweigen bringen."

Jetzt erhob sich, links vom Gerichtstische, schnell wie eine Natter in die Höhe fahrend, ein Individuum, dessen scheußliches Antlitz das Blut in den Adern erstarren machte. Das waren Züge, wie sie sich eigneten für die Henker jener Zeit, die man so bezeichnend „die Schreckenszeit" getauft hat. Es war, als schwebe vor dem Gesichte des Mannes nur eine aus Dunst gewobene Maske, welche in ungewissen Umrissen die Züge eines Menschenantlitzes trug, während hinter derselben Augen, Rachen und Zähne einer Hyäne zu lauern schienen. Die widernatürlich in die Höhe gezerrten, buschigen Brauen, die hervorragenden Augäpfel gaben dem Gesichte vollends den Ausdruck des Entsetzlichen. Die kreischende, bis in die fernsten Winkel verständliche Stimme begleitete ein schmatzender Ton, wie er jenen düsteren Phantasiegebilden zugeschrieben wird, welche die Volkssage mit dem Namen „Vampyre" bezeichnet. Der Mann, den die Rachegötter zu seinem fürchterlichen Handwerke gleichsam gestempelt zu haben schienen, war Fouquier Tinville, der öffentliche Ankläger, der Bauerssohn von Herouelle, der Spürhund der Guillotine. *)

„Ich thue Einspruch," kreischte das Ungeheuer, „der Angeklagte darf sich nicht in unnützen Ausschweifungen ergehen. Kostbar ist die Zeit. Bis 4 Uhr muß das Urtheil über 14 Gefangene gesprochen sein. Jetzt ist es zwölf. Keine Zeit ist zu verlieren."

„Sie haben keine Zeit zu verlieren?" donnerte Trenck. „Die paar Augenblicke, in denen es sich um die Vertheidigung eines Menschenlebens handelt, die halten Sie für verloren?"

„Sprechen Sie, Angeklagter!" rief der Syndicus Hermann.

„Bürger Procurator," heulte Tinville, „dann kann ich nicht mehr —"

„Bürger Ankläger!" fiel Hermann ein, „mir liegt die Sorge ob, das Gericht zu leiten. Lassen Sie mich die Ansprüche auf Vertheidigung ermitteln. Angeklagter, ich wiederhole, Sie können sprechen."

Jetzt erhob sich Trenck und sprach: „Bürger! zehn Jahre lang schmachtete ich in Fesseln. Endlich befreit, benutzte ich die Freiheit, wie sie der Philosoph benutzen soll, der ihre heilige Nothwendigkeit tief empfindet. Ich war ein nützlicher Bürger. Nachdem ich in Aachen die Tochter des Bürgermeisters geheirathet hatte, betrieb ich Handel, Literatur und militärische Studien. Ich war der Gründer einer Zeitung, in welcher ich die Lehren eines neuen reinen Christenthums predigte. Aus Achtung für eine Fürstin, der ich meine Freiheit verdankte, gab ich die Zeitung auf, nicht aber meine Grundsätze. Von 1774—77 bereiste ich Frankreich und England. Hier machte ich die Bekanntschaft des großen Patrioten Franklin. Ich bin es, der den auf ihn gedichteten Vers verfaßt hat:

»Eripuit fulmen coelo, sceptrumque tyrannis!«

(Dem Himmel entriß er den Blitz, den Tyrannen das Scepter.) Nach Deutschland zurückgekehrt, wollte man mir öffentliche Aemter übertragen, aber der Tod meiner Wohlthäterin, der großen Kaiserin Marie Theresia . . ."

„Sie dürfen die Ihnen gegebene Erlaubniß nicht zur Verherrlichung der Tyrannen mißbrauchen!" schrie Tinville.

„Sie werden mich nicht hindern zu sprechen, wie ich muß. Es ist doch sehr sonderbar, daß ein republikanischer Beamter die Freiheit der Vertheidigung mit dem Kreise des Popilius umgeben will. Also, als die große Kaiserin . . ."

„Wir sind hier, um Recht zu sprechen," fiel Hermann ein, „nicht aber um Lobreden auf die Feinde der Republik zu hören."

„Sagen Sie lieber: um zu verurtheilen. Aber Sie haben mir das Wort gegeben, ich werde es benutzen. Die große Kaiserin Marie Theresia . . ."

*) Fouquier-Tinville ward 1795 guillotinirt, weil er so viele Franzosen unschuldig geschlachtet habe (!) Auf dem Wege zur Richtstätte fiel er mehre Male in Ohnmacht. Er schrie: „das Blut erstickt mich!„ Er hatte die fixe Idee, er müsse durch ein Blutmeer waten.

„Entziehen Sie ihm das Wort, wenn er Tyrannen lobt," rief Tinville.

„Maria Theresia war meine Wohlthäterin," rief Trenck, „und ich muß es sagen, gerade hier, an dieser Stelle, daß sie eine große Kaiserin war. Als diese große Fürstin gestorben war, ging ich nach Ungarn und ward Landmann. Ja, Bürger, der, den Ihr als Angeklagten vor die Schranken fordert, war der Freund Franklin's und hat in den Ebenen von Zwobach die Pflugschaar geführt! 1787 ward es mir verstattet, mein Vaterland wiederzusehen. Ich ging nach Preußen, blieb aber dort nur so lange, als ich brauchte, um eine heilige Schuld der Dankbarkeit zu bezahlen. Der Gegenstand derselben verließ diese Welt, und ich entfloh von der Stätte, auf der ich so viel gelitten hatte.

„Jetzt erschienen meine Denkwürdigkeiten, welche die Aufmerksamkeit Europa's auf mich lenkten. Man machte mir glänzende Anerbietungen. Ich schlug sie aus. Ich wollte meiner freien Gesinnung nicht untreu werden und trotzte neuen Verfolgungen. Meine Begeisterung für den Sturm der Bastille trug mir in Wien eine siebenzehntägige Gefangenschaft ein. Bürger, ist das eine Aufführung, die den Patrioten Frankreichs anstößig seyn kann? Seit 1791 lebe ich in Frankreich, ich veröffentlichte Broschüren, die nicht ohne Einfluß auf die politische Erziehung des französischen Volkes gewesen sind. Wenn ich die Volksversammlungen nicht besucht habe, so geschah dies, weil ich glaubte, man werde mir, einem Fremden, das Wort entziehen. Befragen Sie, Bürger, außerdem meine Kameraden in der Section der Lombarden, der ich lange angehörte, sie werden mir das Zeugniß eines ehrlichen Mannes nicht versagen. Ich habe gesprochen und glaube bewiesen zu haben, daß ich niemals etwas gegen die Freiheit der französischen Nation unternahm."

Trenck setzte sich mit stolzer Geberde nieder. Neuer Beifall flog durch die Reihen. Da erhob sich der öffentliche Ankläger wieder. „Ich werde," heulte er, „dem Angeklagten nicht in seinen Wendungen folgen. Die Gerechtigkeit muß die Schnelle des Blitzes haben. Ich lasse sogar einen Theil der Anklage fallen, soweit dieselbe die feindlichen Beziehungen außerhalb Frankreichs betrifft. Aber der Angeklagte erwidere mir etwas auf die Beschuldigung, zu der ich jetzt übergehe: Bürger! Man hat in St. Lazare eine Verschwörung angesponnen, welche die Wiederherstellung des Königthums und den Sturz der Republik zum Zwecke hatte. Trenck, Chenier, Boucher, de Bart und Andere sind die Rädelsführer. Bürger, Ihr seid berufen, die eine Hälfte derselben zu richten, morgen steht die andere vor den Schranken. Der Abend des 6. Thermidor war zur Ausführung bestimmt, der Genius der Freiheit hat den blutigen Plan vereitelt, die Hauptschuldigen stehen vor Euch. Ihr müßt sie verurtheilen, denn das Vaterland ist in Gefahr."

„Jeder Sclave hat das Recht, seine Fessel zu sprengen," brauste Chenier auf.

„Der Strafe wollten wir entgehen, weiter nichts," rief Boucher. „Nicht Jeder paßt zum Mörder. Die Hand, die eine Feder oder ein Schwert mit Ehren führte, verschmäht den Dolch."

„Als ich aus dem Gefängnisse entflohen war," rief Trenck, „legte man mir schwerere Fesseln an, aber man strafte nicht mit dem Tode. Dem Gerichte der Republik war es vorbehalten, alles an Grausamkeit zu übertreffen."

„Wir kennen unser Schicksal," eiferte Boucher; „bergt nicht den Tiger in der Fuchshaut! unser Tod ist unwiderruflich, und wir verlassen diesen Raum nur, um das Schaffot zu beschreiten. Nichtswürdige Richter! es thront ein Richter über uns, der auch Euch richten wird. Wehe Euch! Eure Blutnrtheile werden Euch überleben und Eure Namen bis in die entferntesten Zeiten am Schandpfahle prangen."

„Im eigenen Vortheile der Angeklagten entziehe ich Ihnen das Wort," sagte Hermann.

„Entzieht es uns oder nicht," rief Chenier, „wir wollen uns nicht vertheidigen. Es wäre Hohn, einem solchen Gerichte gegenüber sich vertheidigen zu wollen. Die Richter der Revolution schänden die Freiheit."

„Bürger Präsident," rief Tinville, „machen Sie diesem Gewäsche ein Ende. Fordern Sie die Geschworenen auf, sich in das Berathungszimmer zu begeben."

„Angeklagter Trenck," sagte jetzt Hermann, „man schätzt an Ihrer Vertheidigung den Charakter der Mäßigung. Bleiben Sie dabei, daß Sie an der Verschwörung nicht Theil genommen haben?"

Trenck konnte sich mit einem Worte retten; er konnte wieder frei ausgehen. Aller Augen hafteten auf ihm. Mit einem Ruck erhob er sich. „Bürger!" rief er, „ich erkläre, daß ich die Verantwortlichkeit der von meinen Genossen gesprochenen Worte übernehme. Ihr Schicksal soll das meinige seyn. Ich will mit ihnen leben oder sterben."

Trenck war verloren; aber der große Augenblick hatte ihn groß gefunden. Alle seine Verirrungen, seine Fehler waren gesühnt durch diesen Entschluß — er war ein Märtyrer seiner Ehre. Eine schreckliche Pause entstand. Endlich traten die Geschworenen wieder ein. Alle Angeklagten, 30 an der Zahl, sind zum Tode verurtheilt, beschuldigt: „eine Verschwörung im Gefängnisse angezettelt zu haben, um durch Ermordung der Volks-Repräsentanten die Republik zu stürzen und das Königthum wieder herzustellen." Mit Gleichgültigkeit hörten die Angeklagten das Urtheil an. Man war zu jener Zeit abgestumpft gegen den Tod und seine Schrecken, denen man täglich in's Auge sah; man verabschiedete sich von einander mit den Worten: „Auf Wiedersehen, vielleicht unter der Guillotine." Um zwei Uhr war das Urtheil gesprochen, um vier Uhr brachten die Karren die Verurtheilten zum Revolutionsplatz. Fest umschlungen hatten sich die Freunde. Ein Gesang schwirrt durch die Luft, ein Gesang von festen, ergreifenden Männerstimmen. Es ist der „Chant du départ," den die Verurtheilten singen.

Man sang zu jener Zeit, auch wenn man zum Tode ging; man sang, wenn man in den Krieg zog; man sang während der Blutarbeit. Boucher und Chenier unterhielten sich von

ihren Schwärmereien, ihrer einst so rosig lächelnden Zukunft.

„Warum so frühe schon zum Tode?“ rief Chenier. „Hier war Etwas.“ Er schlug sich vor die Stirne.

„André,“ entgegnete Boucher. „Es sind Ideen, die Du verlässest — ich aber meine Kinder — mein holdes Weib. Jenseits finden wir uns; und nun enden wir edel, geben wir den Henkern nicht das Schauspiel des Zagens oder der Schwäche.“

„Ich zittre nicht,“ sagte Chenier, „aber ich bedaure, daß ich der Welt nicht noch nützen konnte.“

Mit entschiedenen Zeichen des Mitgefühls betrachtete das Volk die vorüberfahrenden Karren.

„Was wollt Ihr, was staunt Ihr?“ rief Trenck mit fester Stimme. „Dies ist nur eine Komödie à la Robespierre.“

Man war am Fuße der Guillotine angelangt. Hier erst zeigte Trenck die ganze Kraft seiner Seele, den ungebeugten, mächtigen Willen. Er verschmähte es, der Erste zu sein. Einen Kopf nach dem andern sah er fallen; ohne eine Bewegung der Unruhe stand er ruhig da, die Arme über die Brust gekreuzt, seine Augen fest auf das blutige Schauspiel gerichtet, das sich 29 Mal vor ihm wiederholte. Hoch über alle Häupter hinweg ragte seine riesige Gestalt; sein greises Haar flatterte um das energische Antlitz. Welche Gedanken wogten durch sein Gehirn?

„Bleib Er bei mir, ich will etwas Großes aus Ihm machen,“ hatte Friedrich der Große 1749 zu ihm gesagt.

Da fiel Boucher's Haupt. Er war der Vorletzte.

Die Reihe kam an Trenck. Festen Schrittes ging er auf das Schaffot zu; die Stufen der Treppe knirschten unter seinen gewichtigen Schritten. Oben angelangt übersah er die Menge.

„Franzosen,“ rief er, „wir sterben unschuldig. Unser Tod wird gerächt werden durch Euch — stellt die Freiheit her, indem Ihr die Ungeheuer opfert, die sie schänden.“

Schnell warf er sich in die Maschine. Blitzend fuhr das Beil herab, und in den Sack des Henkers rollte das Haupt des unglücklichen Abenteurers.

Dreißig Köpfe waren in fünfzehn Minuten gefallen.

Auseinander stob die Zuschauermenge.

Wie ein Oceanbrausen schallte donnernd durch die Lüfte der Ruf: „Vive la Nation!“

Die Korallen-Inseln.

Die Bauwerke der Korallenthierchen kommen am häufigsten im großen Ozeane als Riffs, Atolls und Inselgruppen vor. An der Ostküste Neu-Hollands zieht sich ein Korallenriff von 1000 englischen Meilen Ausdehnung hin. Korallenfelsen erheben sich zum Theil inselförmig, zum Theil lauern sie tückisch unter der Oberfläche. Fast alle die Küstenabdachungen tropischer Meere sind entweder von Korallenriffen eingefaßt oder weiter ins Meer hinein von Korallenfelsen umgeben. Am interessantesten sind die Atolls oder die ringförmigen Koralleninseln, die mitten im Ozeane stille Seen oder Lagunen einschließen, welche sich mit der Zeit zu vollen Inseln erheben und mit pflanzlichem, thierischem und menschlichem Leben bevölkern.

In dem großen und stillen Ozeane kann man Monate lang auf dem trägen Segelschiffe mit matt hängenden Flügeln durch die schärfste Fernröhre ringsum auf der grenzenlosen Wasserscheibe umher spähen, ohne eine Spur von Land zu entdecken. Endlich wird in weiter Ferne etwas wie ein fester Punkt aufgefunden. Und nun wird jedes Lüftchen benutzt, um das Schiff dahin zu bringen. Mit einer glücklichen Brise kommt man bald näher und das Pünktchen verwandelt sich allmälig in eine mathematisch runde Insel mit einem Rande von Cocosbäumen, die ein kleines, stilles Meer einschließen. Der Rand ist selten über vier bis fünf Fuß hoch und die Größe der eingeschlossenen Seen steigt von den kleinsten, teichartigen Rundungen bis zu fünfzig und mehr englischen Meilen Durchmesser. Der runde Uferrand hat eine Breite, die im Verhältniß zur Größe des eingeschlossenen Sees meist ganz unbedeutend erscheint. Hundert Schritte im Durchmesser sind nichts Seltenes. Und wenn dieser Rand ringsum mit hohen Cocosbäumen bewaldet ist und diese Einfassung des stillen Sees mit einem Blicke übersehen werden kann, gibt dies eine Landschaft, deren seltsame Schönheit von Augenzeugen oft mit den poetischsten Farben geschildert wird. Der stille Ozean ist manchmal auch sehr laut und die Wogen donnern dunkel von unbegrenzten Fernen gegen das schneeweiße Sandufer heran bis in die grünen Bäume hinein. Oben drüber wölbt sich der blaue Himmel und die Sonne schimmert ruhig in dem spiegelblanken, oft heiter grünen, inneren See, der auf einem weißen Sandbett schläft wie eine friedliche Göttin mitten in dem ringsum wogenden Ozean. Das ist die Koralleninsel in ihrer Schönheit.

Mit der Zeit häufen sich im Innern allerhand Abfälle, Schalen von krebsartigen, kleinen Thierchen u. s. w. an und füllen den See aus, der nun mit einem frischen, nahrungsreichen Boden unter heißer Sonne auf Samen zu Pflanzen und Blumen wartet. Diese werden vom Meere selbst gelegentlich an- und aufgeworfen, von verschlagenen und sterbenden Vögeln herbeigeschafft, von Baumstämmen Tausende von Meilen weit mitgebracht. Der sehr langsam entstandene feste Boden hebt sich und bekleidet sich hernach sehr schnell. Pflanze auf Pflanze, Blume auf Blume wächst und blüht und stirbt und bereichert den Boden für neues Leben. Die Vegetation wird immer reicher und üppiger: saftige Nahrung für allerlei Thierformen, die sich auch einfinden.

So geht die Schichtung der Erde immer ihren stillen, ungeschwächten Gang. So entstehen Inseln auf Inseln, deren Grundmauern die kleinen Korallenthierchen aus der Tiefe des Meeres herausbauen. Sind sie fertig, so entdeckt sie der Mensch und siedelt sich an und bildet Völker und Staaten, von deren Mannigfaltigkeit, Schönheit (gelegentlich auch furchtbarer Wildheit) wir erst jetzt wieder neue Wunderdinge von Entdeckern und Eroberern gehört haben. Die Tausende von Inseln im großen Ozean — Polynesien (oder der Viel-

Insel-Welttheil) — sollen großentheils den Korallenthierchen ihre Entstehung verdanken. Die Malediven im indischen Ozean und mehre andere verrathen diesen Ursprung noch ganz deutlich. Andere ältere sind bereits so verwachsen und mit Civilisation überzogen, daß die Spuren der Schöpfung nicht mehr erkennbar blieben. Auch schafft und zerstört die Erde selbst aus den Tiefen der Ozeane in ununterbrochener Arbeit, hebt hier Meeresgründe empor und versenkt und begräbt dort andere.

Die Korallenthierchen bauen immer blos bis zur Oberfläche des Meeres, da sie weder in zu großen Tiefen noch über dem Wasser leben können. Ihr Baumaterial, die Korallensubstanz, und die starken Festungen, die sie damit bauen, wissen sie aus dem Meerwasser, so spärlich es auch darin vertheilt ist, sich anzueignen. Sie haben damit nicht blos unzählige Inseln mit Millionen von Bewohnern aus dem Ozean aufgebaut, sondern auch lange vor dem ersten Erscheinen des Menschen auf der Erde große Gebirge und ganze Erdschichten zusammengehäuft. Eine große Gebirgsformation, von den Geologen die Jura-Schicht genannt, besteht nach Leopold v. Buch aus ungeheuern Korallenbänken. Da sie in vielen Millionen, ja Myriaden immer weiter bauen, Tag und Nacht, wie sie seit Jahrhunderten und Jahrtausenden schon gebaut haben, fester als alle Baumeister und Fortificationskünstler, fester als mit Granit und Porphyr, ungestört und unbesiegt unter sturmgepeitschten Wogen, welche die stärksten eisernen Kriegsschiffe wie Nußschalen zerschmettern: so müssen wir in ihnen die wunderbarsten und mächtigsten Schöpfungsbeamten verehren lernen.

Auf den Weihnachts-Büchertisch.

Die politischen Ereignisse der beiden jüngst vergangenen Jahre haben der Ueberproduktion auf dem deutschen Büchermarkte anscheinend einen heilsamen Damm gesteckt, und an die Stelle des zahlreichen Mittelmäßigen und Fabrikmäßigen, Unberechtigten, sehen wir je länger desto mehr mit Freuden gediegenere Erzeugnisse der Literatur treten. Dieß ist außer der Belletristik auf keinem Feld der Literatur so deutlich wahrnehmbar, als in der Branche der Jugend- und Kinderschriften. Hier verdrängt das Gehaltvolle, Gediegene, Künstlerisch-Vollendete, Literarisch-Werthvolle mehr und mehr jene armseligen unberufenen eigenen Kompilationen, womit jeder kleine Buchhändler die so wichtige Literatur der Jugendschriften bereichern zu dürfen wähnte. Am schlagendsten beweisen diesen höchst erfreulichen Fortschritt die Produktionen einiger wenigen intelligenten Verleger, welche sich speziell mit diesem Zweige der Literatur befassen und hierin mit Gewissenhaftigkeit, Intelligenz, Umsicht und Verständniß zu Werke gehen. Als thatsächlichen Beleg hiefür citiren wir namentlich drei Werke aus Karl Thienemann's Verlag (Julius Hoffmann) in Stuttgart, einem äußerst thätigen jungen Etablissement, dessen Erzeugnisse von Anbeginn das unverkennbare Gepräge gediegener Solidität, geläuterten Schönheitssinnes und einer strengen Gewissenhaftigkeit und sittlichen Würde trugen und von Jahr zu Jahr sich mehr in die Gunst, Achtung und das Vertrauen von Eltern und Lehrern einleben. Die genannte Firma bringt dießmal zu Weihnachten auf den Büchermarkt zunächst ein prachtvolles naturhistorisch-ethnographisches Bilderbuch:

Zonenbilder; nach Aquarellen von Heinrich Leutemann. Mit erklärenden Schilderungen für die Jugend von Hermann Wagner. 20 Tafeln in lithographischem Farbendruck mit Text. Quer-Folio. Elegant kartonnirt. Preis 2 Thlr.

Bild und Wort wetteifern in diesen ausgezeichneten Bildern mit einander, das Charakteristische und Spezifische der verschiedenen Zonen unserer fünf Erdtheile so signifikativ und anschaulich wie möglich in Landschaft, Stimmung, Charakterthieren und -Pflanzen und gelegentlich auch im Menschenleben, der reifern Jugend unserer gebildeten Stände vorzuführen und so gleichsam spielend in das ganze Gebiet der Erdkunde wie mittelst eines Anschauungs-Unterrichts einzuführen. Es ist ein Werk, das nicht nur bleibenden pragmatischen Werth, sondern auch eine unversiegbare Anziehungs- und Anregungskraft auf unsere Söhne und Töchter üben wird, und nicht allein vermittelst der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, sondern auch durch Weckung von Nachdenken, Vergleichung und Schlußfolgerung äußerst lehrreich wirkt. — Das andre Werk ist das

Unzerreißbare Bilderbuch; mit Bildern, Geschichten und Reimen; illustrirt von L. Burger, Guido Hammer, Ernst Hartmann, H. Leutemann, C. Offterdinger, Oscar Pletsch, Jul. Schnorr u. A. m. 16 Tafeln mit Text. Groß 4°. Elegant kartonnirt. Preis 1 Thlr. 15 Sgr. oder fl. 2. 30 kr.

An diesem niedlichen Buche für kleine Kinder bekundet sich nicht bloß die glückliche Idee der Herstellung und der künstlerische Sinn des Herausgebers in der reizenden Ausstattung, sondern namentlich auch das sinnige und liebevolle Eingehen auf die Bedürfnisse und Vorstellungen derjenigen Stufe der Kinderwelt, für welche das Bilderbuch bestimmt ist. Man kann in der That nichts Herzigeres und Naiveres sehen als diese reizenden Bilder aus der Kinderwelt selbst, aus der unmittelbaren Umgebung des Kindes in Haus und Hof, Stadt und Natur, gleichfalls angeordnet als erste Stufe eines Anschauungs-Unterrichts, einer kleinen ersten Umschau in der Welt durch Wort und Bild, mit der erwünschten Zugabe von Erklärungen, Geschichtchen, Reimen, Sprüchen u. s. w. zur gleichzeitigen entsprechenden Gedächtnißübung für die lieben Kleinen. — Ganz originell ist endlich die Idee zu

Rosamunde; ein Puppen-Bilderbuch. Mit 12 kolorirten Original-Radierungen von Rud. Geißler. Elegant kartonnirt mit Goldschnitt. 7½ Sgr. oder 27 kr.

In den 12 allerliebsten kleinen Bildern und dem begleitenden Texte dieses Miniatur-Bilderbuchs wird den kleinen Leserinnen die anmuthige naive Lebensgeschichte einer Puppe erzählt, welche das Christkind einbescheert hatte und die

durch Vernachlässigung ihrer kleinen Herrin schnöde vor der Zeit zu Grunde ging — ein warnendes Beispiel für die kleinen Mädchen, daß man auch auf seine Puppen hübsch Acht geben muß. — Schließlich seyen noch die ausgezeichneten artistischen Leistungen im Farbendruck in den beiden größeren vorgenannten Verlagswerken auf's Rühmendste anerkannt, welche aus der bekannten trefflich geleiteten artistischen Anstalt von Emil Hochdanz in Stuttgart herrühren.

Aus dem bekannten Verlage von Otto Spamer in Leipzig liegt uns vor die zweite vermehrte Auflage des **Illustrirten Spielbuchs für Mädchen von Marie Leske**, welches in dieser neuen Gestalt noch unendlich erweitert und vermehrt und als ein unerschöpflicher Schatz von anregender Kurzweil und belehrender Unterhaltung vorliegt und seiner Verfasserin wie dem unermüdlichen umsichtigen Verleger alle Ehre macht. Ferner erfüllen wir eine angenehme Pflicht, indem wir die besondere Beachtung der Eltern gebildeter Stände auf das allerliebste dreibändige Familienbuch desselben Verlags lenken, nämlich **Das Illustrirte Goldene Kinderbuch**, dessen erste drei Abtheilungen „Die Kinderstube" drei fortlaufende Stufen der reizendsten kleinen Bilder mit entsprechendem Texte bilden unter den Separattiteln: „I. Was man seinen Kindern erzählt, wenn sie zwei bis fünf Jahre alt sind", von Ernst Lausch; — „II. Hundert kleine Erzählungen, Gedichte und Verschen für Kinder von 4 bis 6 Jahren", von Fr. Aug. Glaß und Ernst Lausch; und III. Erstes ABC-, Lese- und Denkbuch für brave Kinder, welche leicht lesen lernen wollen, von Ernst Lausch, — jedes reich illustrirte, prächtig ausgestattete Bändchen zum Preise von 15 Sgr., was für ein solch durch und durch vortreffliches und gediegenes Kinderbuch in der That so bescheiden ist, daß man den Eltern kaum eine niedlichere Festgabe für ihre lieben Kleinen anempfehlen kann, zumal die gewissenhafte Fürsorge der Verlagshandlung für zweckgemäßen Gehalt und Inhalt ihrer Erzeugnisse genugsam anerkannt und bekannt ist.

Launiges.

Ein Naturforscher wollte einen lebenden Affen von Triest nach Wien mit sich in den Eisenbahnwaggon nehmen, aber der Zugmeister bestand darauf, daß er den Affen in den Hundestall thun solle, indem derselbe nur im Hundestall mitfahren dürfe. Als alle Gegenvorstellungen vergeblich waren, nahm der Naturforscher in höchster Entrüstung eine lebendige Schildkröte aus seiner Tasche, hielt sie dem Zugmeister vor und fragte ob dieß nicht etwa auch ein Hund sey, den er nur im Hundewagen mitnehmen dürfe. Der Zugmeister war einen Augenblick verblüfft, erwiderte dann aber: „Naa, Gnaden, däs is kaa Hunderl, däs is an Insect; däs könnas scho' mit Ihna nehmn!"

Ein ungarischer Gutsbesitzer hatte versucht, zu Pferde über die angeschwollene Waag zu setzen, war aber von den Fluthen mit fortgerissen worden und ertrunken; da man seinen Leichnam nicht auffand, so ward der Bürgermeister seiner Heimathgemeinde veranlaßt, eine Fahndung nach dem Leichnam auszuschreiben, worin folgende Einzelnheiten vorkamen: „Gesichtsfarbe dunkel, hochgewachsen; besondere Kennzeichen: stammelt beim Sprechen."

Ein ungarischer Dorfchirurg hatte die Leichenschau an einem slowackischen Bauernknecht vorzunehmen, der bei einer Rauferei mit Ungarn aus dem Dorfe erschlagen worden war. Um nun die Schuld der Letzteren minder groß erscheinen zu lassen, gab er sein Gutachten dahin ab: „dieser Mensch," sagte er, nachdem er die Leiche sorgfältig untersucht hatte, „war so kränklich, daß er, wenn man ihn nicht todtgeschlagen hätte, eine halbe Stunde vorher gestorben wäre."

Das schlechte Gewissen. Der Reisende Raikes erzählt in seinem Werke „der Engländer in Indien" folgende wahre Begebenheit: Baru, ein Elephantenhändler, kam mit einer Koppel von sechs Elephanten auf die jährliche Messe nach Herdwar und verkaufte schnell fünf davon; der sechste aber blieb ihm stehen und war in der That ein ungesundes Thier, das man mit künstlichen Mitteln zum Verkauf aufgestutzt hatte. Baru bemerkte mit Mißvergnügen, daß ein intelligent aussehender Eingeborner den Elephanten aufmerksam betrachtete und kritisch untersuchte, und sagte zu ihm: „Höre, Bruder, Du verstehst Dich, wie ich sehe, genau auf Elephanten. Sprich nichts zum Nachtheil des meinigen, und wenn ich ihn um 500 Rupieen verkaufe, will ich Dir fünfzig davon geben." — Der Eingeborne ging bereitwillig auf diesen Vorschlag ein, und als der Händler sodann den Elephanten um 500 Rupien verkaufte, händigte Baru dem Elephantenkenner das bedungene Schweiggeld ein und fragte ihn: „Nun sag' mir aber auch, mein Freund, wie Du entdeckt hast, daß mein Elephant ein ungesunder war. Ich wähnte doch seine schwachen Seiten und Fehler bestmöglich versteckt zu haben." — „Herr, ich habe nicht gewußt, daß Dein Elephant ein fehlerhafter war," erwiderte der Elephantenkenner. „Offen gestanden, ich hatte gar nie zuvor in meinem Leben ein derartiges Thier gesehen, und als Du mir das freigebige Anerbieten machtest, von dem ich Nutzen gezogen habe, versuchte ich gerade zu ermitteln, was an dem Thier der Kopf oder der Schwanz sey."

Die herrschende Leidenschaft noch im Tode stark. Die Mutter eines der bedeutendsten deutschen Banquiers der Gegenwart hatte das patriarchalische Alter von 99 Jahren und 8 Monaten erreicht. Eines Morgens fühlte sie sich sehr schwach, schickte nach dem Arzt und fragte ihn, ob er glaube, daß sie das Alter von hundert Jahren erreichen werde. — „Was mich anbetrifft, Madame," sagte dieser, „so will ich mein Möglichstes dazu thun; darauf dürfen Sie sich verlassen!" — „Ach ja, Doktor! thun Sie es," war die Antwort; „Gott, ich wünschte so sehr zu kommen auf Pari!"

Literarische Rundschau.

Künstlerroman; von **F. W. Hackländer**. 5 Bde. gr. 8°. Stuttgart, Ad. Krabbe 1866.

Das obige neueste Werk Hackländer's darf mit Recht als eine der gediegensten Leistungen seiner Muse bezeichnet werden. Mit der Wahl des Stoffes hat der Verfasser einen entschieden glücklichen Griff gethan. Was verdiente wohl mehr der Gegenstand einer vollendeten künstlerischen Schöpfung zu werden, als das freisame Leben und Treiben der deutschen Kunstjünger auf einer der gefeiertsten und fruchtbarsten Hochschulen deutscher Kunst, Freud' und Leid des deutschen Künstlers inmitten der materiellen Strömung unserer Tage? Was gäbe wohl dem fein beobachtenden Humoristen, dem geübten Sittenschilderer, einen würdigeren Vorwurf für seine anziehenden und unterhaltenden Schöpfungen, als die Wechselfälle jenes Künstlerlebens, welchem die Nation im Großen und Ganzen so selten einen entsprechenden Lohn für die humanisirenden Bestrebungen derer verabreicht, die im treuen Dienste des Schönen oft so viel von den Nachtseiten und Mühsalen des Alltagslebens zu verkosten verurtheilt sind? — Der Autor hat diese großartige Aufgabe nicht leicht genommen und mit Originalität gelöst, wenn gleich der überreiche Stoff kaum erschöpfend zu bewältigen ist. Man muß Hackländer das Verdienst vindiziren, daß er das Interesse seiner Leser durch die ganze Ausdehnung seiner fünf Bände lebhaft in Anregung und Spannung zu erhalten gewußt hat. Von einer eingehenden Analyse müssen wir hier, der großen Ausdehnung des Stoffes wegen, absehen. Die gedrängteste Uebersicht des Inhalts würde uns schon zu weit führen, da wir es mit zwei Helden zu thun haben, die mit einander um die Theilnahme des Lesers rivalisiren. Der eine davon, eine Art Künstlerfürst, ein moderner Rubens, Roderich Olfers, ist der Repräsentant des verheiratheten Künstlers, der an den petites misères de la vie mariée nahezu untergeht. Der Andere, Arthur Rodenberg, eine Art moderner Leonardo da Vinci, ist der Repräsentant jener Klasse von Künstlern, die, von großen Herren zu ihrem Spielzeug und Vergnügungsrathe ausersehen, dem angestammten innern Berufe zur Kunst entfremdet werden, um, nachdem sie eine Reihe ihrer besten Jahre dafür geopfert, müssige Hohlköpfe und Schwächlinge auf geistreiche und anregende Weise zu amüsiren, endlich durch armselige Kabalen von ihrem Posten verdrängt und in ihre frühere Laufbahn zurückgeschleudert werden, um den Beweis ihrer innern Tüchtigkeit zu liefern, indem sie sich entweder zu eifrigem, weihevollem Dienst der Kunst hindurchringen, oder an Verbitterung untergehen. Daß Rodenberg diese Probe besteht und im ernsten Schaffen das Glück des Vergessens findet, ist einer der Glanzpunkte dieses trefflichen Romans. Olfers' unglückliche Ehe, zumal nach der Trennung von der ihm durchaus unebenbürtigen aristokratischen Gattin, die ihm sogar seine Tochter stehlen läßt, ist diejenige Parthie, welche uns menschlich zumeist anmuthet, und zur vollen Befriedigung des Lesers durchgeführt. Rodenberg dagegen ist der Krystallisationskern, um welchen das ganze poetische Interesse und Leben des Buches anschießt und in tausend herrlichen Facetten strahlt, und Rodenberg und die wunderbare spanische Sängerin sind auch diejenigen Personen, in welchen wir die Träger aller Momente und jedes Pathos dieses umfangreichen Romans erkennen, und die namentlich in den drei Hauptphasen der Geschichte die Brennpunkte der ganzen Sympathie von Autor und Lesern sind. Diese drei Hauptphasen sind: ein großes Künstlerfest in Düsseldorf, der phantastische Kölner Karneval, und das Hofleben in der Residenz eines kleinern Mittelstaats. Diese drei Phasen sind brillant geschildert, die Erzählungskunst und Beobachtungs- wie Gestaltungsgabe des Verfassers haben sich darin glänzend bewährt. Man weiß nicht, wohin der Schwerpunkt des literarischen Verdienstes Hackländers fällt: ob auf die Seite der Erfindungsgabe, ob auf die drastische Kraft und Anschaulichkeit der lebensvollsten Schilderung, ob auf den sprudelnden Humor, der in den Details und Figuren sich kund gibt. Unsers Bedünkens sind die Schilderungen des Hoflebens der Kulminationspunkt von Hackländers poetischem Verdienst in diesem Roman. Diese lebenswahren, greifbaren Portraits, diese ungezwungenen Situationen, diese epigrammatischen Detailzeichnungen sind vortrefflich. Das alles hat nur ein Dichter zu schildern vermocht, welcher diese Welt der höfischen Parquets genau kennen gelernt und durchschaut hat, der diese menschlichen Holdgötter im Schlafrock und in Pantoffeln gesehen hat. Realismus und Idealität, phantastische Fiktion und fein erlauschte Lebenswahrheit sind hier innig verschwistert. Und dann diese köstlichen Figuren: neben den duftenden poetischen Gestalten der beiden spanischen Schwestern und der reizenden Margarethe die leicht karicirten typischen Figuren von Michel Angelo Schmitz, Knorz, dem kleinen Rafael, von Rüding, van der Maaßen, Bergmüller und seiner Frau und Schwiegermutter, neben dem Prinzen Heinrich und dem edlen Lytton diese Bande der fratzenhaften Schranzen und Höflinge, — kurz wo man auch das Buch erfassen möge, ein reicher Kranz der wirksamsten Kontraste und spannendsten Situationen, der unterhaltendsten Persönlichkeiten, welche mit dem feinsten Korn in Zeichnung und Colorit trefflich individualisirt sind! — Ist auch der Schluß des Ganzen: der deutsch-spanische Künstlerhof am Fuße der Alhambra, etwas phantastisch und unvermittelt, so wirkt er doch nicht störend, und involvirt eine so schöne und harmonische versöhnliche Lösung, wie sie nur einem solchen langen Bilderkreise von lebensvollster Anschaulichkeit zur Abrundung dienen kann. — Wir glauben, daß der Künstlerroman eine von Hackländers gereiftesten und vollendetsten Kunstleistungen ist, und daß er darin tiefer als jemals aus dem Borne des heutigen Lebens geschöpft hat, welcher dem Kundigen noch immer eine unerschöpfliche Fülle der bildsamsten und wirksamsten Stoffe bietet. Wir empfehlen den Roman auf das angelegentlichste der Theilnahme gebildeter Leserkreise, und wünschen nur, seinem Autor noch recht oft auf ähnlichem Gebiete zu begegnen.

Präriedlume unter den Indianern; eine Erzählung aus dem Westen Nordamerika's von **Ch. A. Murray**, für die Jugend bearbeitet von **W. Stein**. Mit acht Bildern in Farbendruck. Dritte Auflage. E. Trewendt 1867.

Das Bedürfniß einer dritten Auflage von dieser wirklich trefflich erzählten und für das Leben im fernen Westen sehr lehrreichen Jugendschrift bürgt am besten für den hohen Reiz, welchen sie auf die Einbildungskraft jugendlicher Leser übt, und wir können sie bei ihrem streng sittlichen Gehalt und ihrer gediegenen und schönen Ausstattung mit vollster Ueberzeugung als Festgeschenk empfehlen, ebenso auch

Columbus, Cortez und Pizarro; Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Amerika, nach den besten Quellen der Jugend erzählt von **Friedr. Hoffmann**. Zweite Auflage, neu bearbeitet von **F. Lichterfeld**. 3 Thle. in 1 Bd. Mit 12 Bildern in lithogr. Farbendruck. Breslau, E. Trewendt 1866.

Campe's Geschichte der Entdeckung von Amerika, ein Lieblingsbuch der Kinder in meiner Jugendzeit, ist nach Form und Gehalt längst veraltet, daher ist diese neue, ansprechende und gedrängte Bearbeitung desselben Stoffes jedenfalls eine ebenso zeitgemäße als willkommene Erscheinung zur Festzeit, und verdient die Einbürgerung in jeder gebildeten Familie.

Abende in Egelund; Erzählungen für die weibliche Jugend nach dem Norwegischen der **Hanna Winsnes**. Mit 6 Bildern in Tondruck von **Louise Thalheim**. Breslau, E. Trewendt 1866.

Die Windsbraut; ein Märchen für das reifere Kindesalter von **Marie Hagenstein**. Mit 6 bunten Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin. Breslau, E. Trewendt 1867.

Die Jugendschriften aus E. Trewendt's Verlag erfreuen sich nach Auswahl des Stoffes, nach Gehalt und Ausstattung eines verdienten vortheilhaften Rufes, wie die vielfachen wiederholten Auflagen davon am besten darthun. Jede neue Bereicherung des umfänglichen Jugendschriften-Verlages dieser geachteten Firma erweist sich daher, wenn sie zur Festzeit uns vor Augen kommt, als eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur der Jugendschriften. Dieß gilt auch von den beiden vorstehend genannten neuen Werken, welche entschieden zu dem besten gehören, was wir unseren jüngeren Töchtern bieten können. Die sechszehn kleineren Erzählungen, welche die „Abende in Egelund" bilden, sind wunderhübsch zart und warm empfunden und gemüthreich erzählt und in hohem Grade ansprechend und anregend, und ein sinnigeres und poetischeres Märchen als die „Windsbraut" ist uns seit den Märchen der Benedikte Naubert und der Amélie Godin noch nicht vorgekommen. Die reizenden kleinen Bilder konstatiren die hohe Begabung der Verfasserin noch auf einem andern Gebiete der Kunst, und lassen uns hoffen, daß die verdiente Anerkennung, welche dieser literarische Erstling sicher bei der Kinderwelt wie bei den Eltern findet, uns bald wieder neue Spenden von derselben kundigen und zarten Hand bescheren wird.

Hellas, das Land und Volk der alten Griechen. Bearbeitet für Freunde des klassischen Alterthums, insbesondere für die deutsche Jugend, von Dr. **Wilh. Wägner.** Zwei Bände mit 8 Tondrucktafeln und 270 Holzschnitten im Texte. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage Leipzig, Otto Spamer 1867.

Wir haben schon bei Anlaß der ersten Auflage dieses gediegenen Werkes, welches die dritte Serie von Spamers berühmter „Neuer illustrirter Volks- und Jugend-Bibliothek“ eröffnet, auf dessen mustergiltigen Gehalt aufmerksam gemacht, und können dieses anerkennende Urtheil nach der sorgfältigen Prüfung dieser wirklich verbesserten und vermehrten zweiten Auflage nur bestätigen. Der gesammte Schatz des geschichtlichen und archäologischen Wissens über die alten Griechen ist hier so übersichtlich gegliedert und vortrefflich angeordnet der deutschen Jugend und dem großen Leserkreise in der wirklich popularsten Darstellung geboten, daß wir kaum in der ganzen modernen Literatur diesem Buch einen ebenbürtigen Rivalen an die Seite zu setzen wüßten. Und ganz das Gleiche gilt auch von dem Werke desselben Autors über das alte Rom.

Das Amur-Gebiet und seine Bedeutung. Reisen in Theilen der Mongolei, den angrenzenden Gegenden Ost-Sibiriens, am Amur und seinen Nebenflüssen. Nach den neuesten Berichten, vornehmlich nach Aufzeichnungen von **A. Michie, G. Radde, R. Maack** u. A. Herausgegeben von Dr. **Rich. Andree.** Mit 80 Holzschnitten, 4 Tonbildern und einer Karte des asiatischen Rußlands und der angrenzenden Theile von Inner-Asien. Leipzig, Spamer 1867.

Kane, der Nordpolfahrer. Arktische Fahrten und Entdeckungen der zweiten Grinnell-Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's in den Jahren 1853—55 unter Dr. **Elisha Kaul Kane.** Beschrieben von ihm selbst. Vierte durchgesehene Auflage. Mit 126 Holzschnitten im Texte, 6 Tondrucktafeln und zwei Kärtchen. Ebendaselbst 1867.

Die verdienstvolle „Bibliothek der Länder- u. Völkerkunde“ von Otto Spamer ist durch das Buch über das Amur-Gebiet um ein neues und höchst interessantes Werk bereichert worden, welches ein seither beinahe unbekanntes und ausgedehntes Ländergebiet Hochasiens in eingehender und höchst lehrreicher und anziehender Weise schildert und die Kunde von Natur und Menschenleben im fernen Nordosten vortrefflich in Wort und Bild vermittelt. Der Herausgeber ist der Sohn des bekannten Geographen Dr. Karl Andree, welcher würdig in die Fußstapfen seines Vaters tritt und sein Talent als Reiseschilderer erst kürzlich auch durch sein reizendes Buch über einen Theil Schottlands glänzend dargethan hat. Wir können an dem vorliegenden Werk über das Amur-Gebiet namentlich die erschöpfende Bewältigung eines massenhaften Stoffs und die anschauliche lebendige Darstellung aller Bezüge der Länder- und Völker- wie der Naturkunde nicht beredt genug hervorheben, und empfehlen es den Eltern gebildeter Stände und den Lehrern auf das dringendste zur Anschaffung. Ein gleiches gilt von dem Kane'schen Werke, das nach allen Seiten hin die beste und gedrungenste Schilderung der Polarwelt enthält, und zu den werthvollsten Büchern gehört, welche wir in diesem Genre besitzen. Die reiche Illustration vermittelt ungemein das Verständniß des höchst lebendigen Textes.

Illustrirte Mythologie; Göttersagen und Kultusformen der Hellenen, Römer, Aegypter und Indier. Dargestellt für Freunde des Alterthums, insbesondere für die reifere Jugend von Dr. **Hermann Göll,** Prorektor am Gymnasium zu Schleiz. Mit einem Titelbild und 150 Holzschnitten im Text. Leipzig, Otto Spamer 1867.

Das schwierige Problem, die Götter- und Heldensagen und religiösen Bräuche der Völker des Alterthums der Jugend und dem großen Leserkreise anziehend und in reiner, unanstößiger Form vorzuführen, ist hier in der ansprechendsten Darstellung mustergültig gelöst. Das ist das höchste Lob, was wir einem solchen Buche zollen können, welches alle seine Vorgänger weit überflügelt und gerade durch ein Gesammtbild, welches den genetischen Entwickelungsgang und Zusammenhang der Mythologieen der einzelnen Völker schildert, seinen mächtigen Eindruck erzielt. Die künstlerisch vollendeten Bilder sind nicht bloses ornamentales Beiwerk, sondern unterstützen wesentlich das Verständniß. Besonders hervorzuheben ist die schöne fließende Darstellung und die bündige Kürze, welche den reichen Stoff mit ebenso viel Oekonomie wie Klarheit behandelt. Ein Buch, das in keiner Haus- und Schulbibliothek fehlen darf.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von **Rud. Virchow** und **Fr. v. Holtzendorff.** Berlin, C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung (A. Charisius) 1866.

Wir erfüllen eine durch die aufregenden Ereignisse des verflossenen Sommers leider zu lange aufgeschobene Pflicht, indem wir nun, bei ruhigerer Zeitströmung und dem Beginn der Lesezeit, auf die ganz vortrefflichen, populär-wissenschaftlichen Vorlesungen der verschiedenen deutschen Gelehrten hinweisen, welche in Berlin 2c. gehalten und im Laufe des Frühjahrs in den Druck gegeben worden sind. Wir müssen konstatiren, daß von den eilf verschiedenen Vorträgen, welche uns vorliegen, das schwierige Problem, Fragen der Zeit und Themen der Wissenschaft einem gemischten strebsamen Zuhörerkreise anregend und mundgerecht vorzutragen, auf die glänzendste Weise gelöst ward, und daß diese Vorträge beinahe ohne Ausnahme mustergültig genannt werden dürfen und Nacheiferung wecken müssen. Nicht die gefeierten Namen der Herausgeber bestechen uns, sondern wir zollen dem Verdienste der einzelnen Autoren die gebührende Anerkennung auf das bereitwilligste, und constatiren die Thatsache, daß nur eine Metropole der Intelligenz und der geistigen Bildung, welche so viele Heroen des Gedankens und Wissens in sich vereinigt, eine Serie derartiger origineller und vortrefflicher, fruchtbarster und anregendster Vorträge zu Stande bringen konnte. Möchten doch die Familienväter, Lehrer, Fabrikherren, Vorstände von Lese- und Fortbildungs-Vereinen diese Gelegenheit ergreifen und für derartige wirkliche und tief gemeinnützige Bildungsmittel die beeifertste Propaganda machen. Es genügt wohl schon, hier die Uebersicht der uns vorliegenden eilf Hefte zu geben, um das Unternehmen sich selbst empfehlen zu lassen. Es behandeln dieselbe folgende Gegenstände vom allgemeinsten und palpitantesten Interesse:

- Heft 1. Rud. Virchow: Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. $7^{1}/_{2}$ Sgr.
- Heft 2. J. C. Bluntschli: Die Bedeutung und die Fortschritte des modernen Völkerrechts. 10 Sgr.
- Heft 3. H. W. Dove: Der Kreislauf des Wassers auf der Oberfläche der Erde. $7^{1}/_{2}$ Sgr.
- Heft 4. Lette: Die Wohnungsfrage. 6 Sgr.
- Heft 5. Foerster: Zeitmaaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie. $7^{1}/_{2}$ Sgr.
- Heft 6. Eduard Osenbrüggen: Land und Leute der Urschweiz. $7^{1}/_{2}$ Sgr.
- Heft 7. G. H. Meyer (in Zürich): Ueber Sinnestäuschungen. $7^{1}/_{2}$ Sgr.
- Heft 8. Schulze-Delitzsch: Sociale Rechte und Pflichten. $7^{1}/_{2}$ Sgr.
- Heft 9. J. Rosenthal: Von den elektrischen Erscheinungen. $7^{1}/_{2}$ Sgr.
- Heft 10. Kühns: Die Bedeutung des Wechsels für den Geschäftsverkehr. $7^{1}/_{2}$ Sgr.
- Heft 11. Sigmund Rosenstein: Ueber Aberglauben und Mysticismus in der Medizin. $7^{1}/_{2}$ Sgr.

Wahn und Wahrheit; socialer Roman von **A. v. Graßmann.** 2 Bde. Leipzig, Grunow 1866.

Ein Frauenroman im vollen Sinne des Wortes, bald in der bürgerlichen Sphäre, bald in aristokratischen Kreisen spielend, verquickt mit Phantasieen über und Enthusiasmus für die bildende Kunst, mit allerliebsten trefflichen kleinen Schilderungen aus dem wirklichen Leben, von jener feinen Beobachtungsgabe für das Einzelne, wie es nur Frauen haben. An Talent fehlt es der Verfasserin nicht, aber an einem festen gegliederten Plan und einer straffen, consequenten Verfolgung desselben, welche alle Kräfte auf den einen nothwendigen Punkt concentrirt. Gelingt ihr dieß durch Studium guter Muster und ästhetische Vorschriften, so ist die deutsche Literatur um eine Schriftstellerin reicher, welche von Hause aus alle Attribute einer solchen, alle Vorbedingungen des Erfolges mitbringt, und die namentlich an Tiefe wahresten Gefühls viele ihrer neueren Rivalinnen überragt.

Druck von C. Gr[illegible]er in Stuttgart.